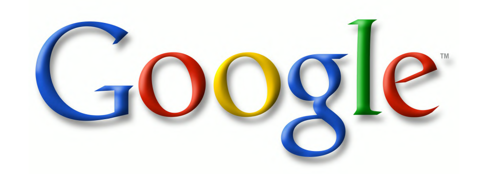


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

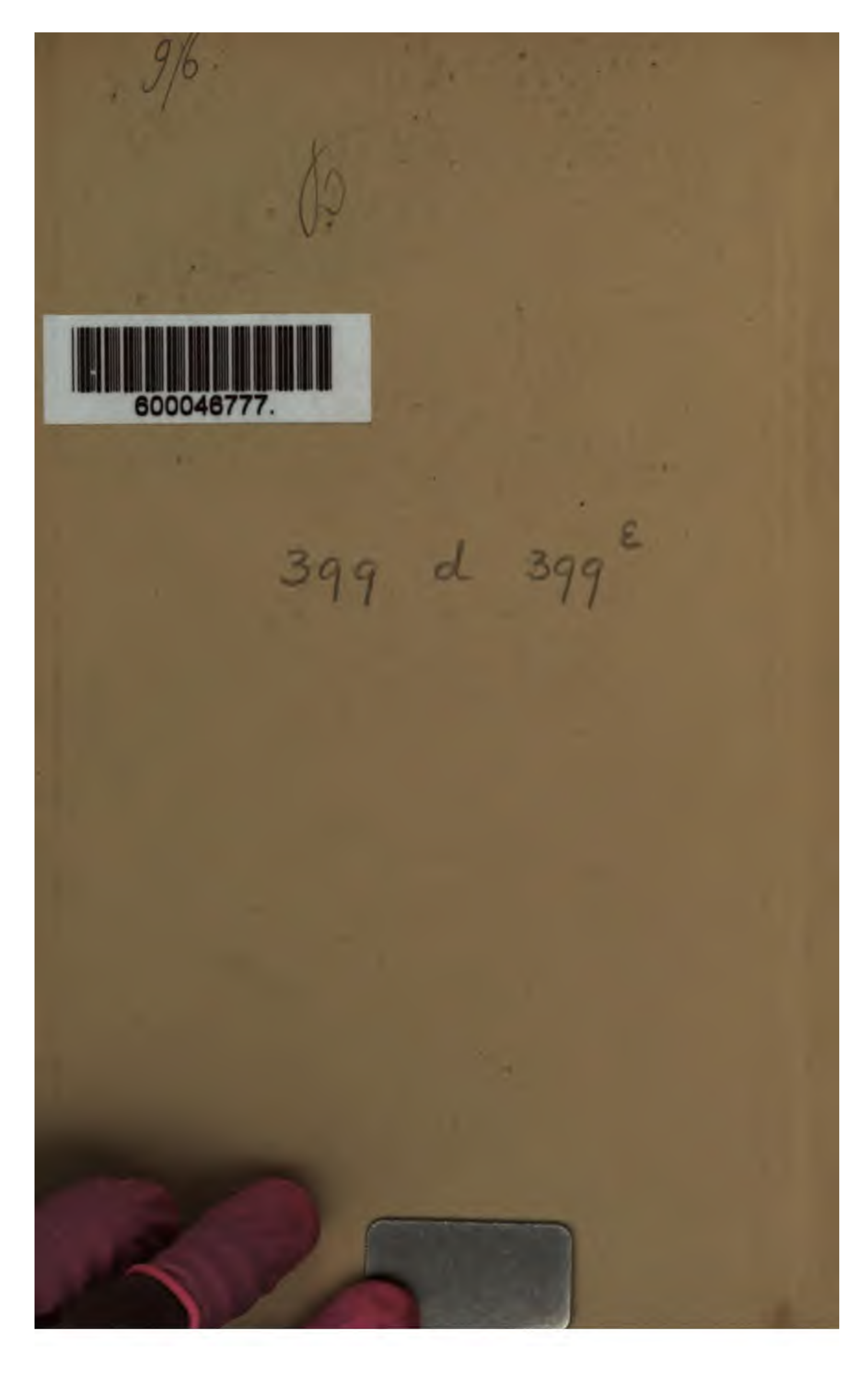
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/


600046777.
399 d 399

[illegible]



Brockhaus'

Conversations-Lexikon.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Fünfter Band.

Deidesheim — Elektra.

Holzschnitte aus der Xylographischen Anstalt,
Karten aus der Geographisch-artistischen Anstalt
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus'

Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

Fünfter Band.

Deidesheim — Elektra.





R. 1. 1e.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1883.

399. d. 399e



D.

Deidesheim, Städtchen in der bayr. Rheinpfalz, im Bezirksamt Neustadt, an der Hardt und an der Monsheim-Neustadter Eisenbahn, 7 km südlich von Dürkheim gelegen, einer der wohlhabendsten Orte der Pfalz, mit (1880) 2744 E., worunter 190 Protestanten und 40 Juden, hat eine Lateinschule, ein reich dotiertes Hospital, eine kath. Kirche und eine 1875 eingeweihte prot. Kirche. Die Wein- und Obstkultur stehen hier in höchster Blüte. Einige der dortigen Keller gehören zu den größten in Deutschland. Der in günstigen Lagen gewachsene Deidesheimer ist ein edler, weißer Wein, nächst dem Forster der vorzüglichste der pfälzer Weine. Die besten Lagen von D. sind Grain, Kränzler, Kalkofen und Kißelberg.

Deïfizieren (lat.), vergöttern; Deïfikation, Vergötterung.

Dei gratia (lat.), d. h. von Gottes Gnaden, fügten auf Grund mehrerer apostolischer Äußerungen, z. B. 1 Kor. 15,10, zuerst die Bischöfe auf der Kirchenversammlung zu Ephesus 431, später auch Äbte und Äbtissinnen, ja sogar Mönche und Kaplane, als ein demütiges Bekenntnis der Abhängigkeit vom höchsten Wesen ihren Titeln in Briefen und Urkunden bei. Nach der Mitte des 13. Jahrh., als der Papst für den Statthalter Christi auf Erden zu gelten anfing, schrieb sich die hohe Geistlichkeit «Von Gottes und des apostolischen Stuhls Gnaden» (Dei et apostolicae sedis gratia). Seit den Karolingern bedienten auch weltliche Fürsten sich dieser Formel und allmählich ging sie auf alle souveräne christliche Fürsten über.

Deiker (Hans), Tiermaler, geb. zu Wetzlar 27. Mai 1822, war anfangs in Frankfurt a. M. Bildnismaler, trat dann aber in die Dienste des Fürsten von Solms, auf dessen Gütern er den Wald und dessen Tierleben zum Gegenstande seiner Studien machte, Landschaftsstimmung und Tiercharakter gleichmäßig in seinen Kompositionen verbindend. Die meisten seiner Jagd- und Tierbilder sind im Besitz des Fürsten. Seit 1870 lebt D. in Düsseldorf.

Karl Friedrich D., der Bruder des vorigen, hat sich der gleichen Richtung gewidmet. Er wurde zu Wetzlar 3. April 1836 geboren, war Schüler der Akademie in Hanau und vollendete seine Studien unter Schirmer in Karlsruhe. Auch seine Stoffe sind fast ausschließlich dem Leben des Jägers und seiner Tierwelt entnommen und mit großer Frische und Wahrheit behandelt.

Deime, ein bei Tapiau in 1,074 m Höhe vom Pregel zum Kurischen Haff abgehender Arm, welcher 41,43 km lang ist und 1405 durch den Deutschen Orden schiffbar gemacht wurde.

Deinhardstein (Joh. Ludw. Franz), dramatischer Dichter, geb. 21. Juni 1794 zu Wien, erhielt 1827 die Lehrkanzel der Ästhetik an der Theresianischen Ritterakademie in seiner Vaterstadt. Seit 1832 wirkte er als Vizedirektor des Hofburgtheaters, sowie als Censor und Herausgeber der wiener «Jahrbücher der Litteratur». Er starb 12. Juli 1859 zu Wien. D.s Theaterstücke, meist wenig umfangreich, gefielen durch ihre Gemütlichkeit, gefällige Sprache und geschicktes bühnengerechtes Arrangement. Mit seinen «Künstlerdramen» (2 Bde., Lpz. 1845) ward er der Begründer dieses Genre. Unter seinen in den «Gesammelten dramatischen Werken» (7 Bde., Lpz. 1848—57) enthaltenen Schauspielen haben «Hans Sachs» und «Garrick in Bristol» auf der Bühne den meisten Beifall gefunden. Von Lustspielen besitzen «Die verschleierte Dame», «Das Bild der Danaë» und «Ehestandsqualen» den meisten Wert. Seine «Gedichte» (Berl. 1844) sind anmutig, wenn auch nicht tief empfunden; auch als gewandter Erzähler und Novellist machte er sich bekannt.

Deinheiro (Pfennig), bis Ende Sept. 1868 ein portug. Silberprobiergewicht, der zwölfte Teil der Einheit, des Marco, daher = 83⅓ Tausendteile oder 1⅓ Lot des frühern deutschen Silberprobiergewichts. Der D. wurde in 24 Grãos geteilt. Das nämliche Probiergewicht für Silber war bis 1874 in Brasilien üblich, wo es, wie in Portugal, durch das französische, die Feinheitsbestimmung nach Milésimos (Tausendteilen), verdrängt wurde.

De intēgro (lat.), von neuem.

Deïoces (medisch Dayaukku), nach Herodot der Gründer der medischen Dynastie, die 150 Jahre (710—560) Medien regierte, bis die Perser unter Cyrus der medischen Herrschaft ein Ende machten. Der Aussage des Herodot gemäß machte D., des Phraortes Sohn, sich unter seinen verwilderten und gesetzlosen Landsleuten durch seine richterliche Befähigung bekannt; diese benutzte er dazu, sich zum König wählen zu lassen, als seine Weigerung, ferner noch durch sein Richteramt seinen eigenen Geschäften zu schaden, das Land wieder in die frühere Anarchie zurückgeworfen hatte. Er schuf darauf eine Armee und baute die Hauptstadt Ekbatana (s. d.), die er mit sieben Mauern verschiedener Farbe umgab. Er verschloß sich dann in seinem Palaste, ließ sich vor niemand sehen, und ließ Recht sprechen durch Befehle und Regeln, die er aufstellte. Er soll dann nach 53jähriger Regierung gestorben sein. Nach dieser Angabe fällt seine Regierung von 710—657 v. Chr. Ihm folgte sein Sohn Phraortes, der zuerst die Perser unterwarf. Doch kommt der Name Dayaukku schon vor diesem D. in den assyr. Texten vor: er bedeutet «Gesetzgeber». Diodor nennt, nach Ktesias, denselben König Artäus, sowie er auch für die folgenden Könige nicht die Namen Herodots, Phraortes, Cyaxares und Astyages, sondern die Namen Artynes, Astibaras und Aspandas

hat. Dieses sind aber nur die pers. Übertragungen oder der Sinn der Namen, die der medischen Dynastie in der medischen Sprache eigen sind, während die Herodotischen Namen, die sich in den Keilinschriften wiederfinden, die Arianisierung der ursprünglichen turanischen Namen Dayaukku, Pirruvartis, Vakistarra und Jstuvegu enthalten. Diese medische Dynastie, die D. gestiftet, war nicht arisch, und ihr gehört die Sprache an, die später den Persern wichtig genug erschien, um in ihren dreisprachigen Inschriften nach der pers. und vor der assyr. Sprache zu figurieren. Die Ansicht, in den verschiedenen medischen Königslisten verschiedene Untersatrapendynastien zu erkennen, ist schon wegen der übereinstimmenden Regierungsjahre unstatthaft.

Deïphŏbe, die Tochter des Glaukos, bei Virgil Name der cumäischen Sibylle, welche als die mit Sehergabe erfüllte Priesterin des Apollo und der Trivia in einer bei dem Apollotempel in der Nähe von Cumä gelegenen Höhle ihren Sitz hatte. Durch eine andere Höhle beim Avernussee führte sie den Äneas in die Unterwelt. Nach Servius soll sie dieselbe sein, welche dem Tarquinius die Sibyllinischen Bücher verkaufte. Für ihre Gunstbezeigung hatte sie vom Apollo so viele Jahre zu leben verlangt, als sie gerade Sandkörner in der Hand hielt, aber dabei zugleich um ewige Jugend zu bitten vergessen. Sie erreichte daher zwar das hohe Alter von 1000 J., ward aber zuletzt ganz kraftlos.

Deïphŏbus (grch. Deïphobos), der Sohn des Priamos und der Hekabe (s. Hecuba), war nächst Hektor einer der tapfersten Trojaner und wurde nach dem Tode des Paris Gatte der Helena. Er war deshalb den Griechen besonders verhaßt, und sein Haus wurde nach der Eroberung Trojas zuerst erstürmt. Nach Virgil wurde er von Helena dem Menelaus verraten, der ihn grausam verstümmelte. In diesem Zustande traf ihn Äneas in der Unterwelt an.

Deipnon, bei den alten Griechen die Hauptmahlzeit zwischen Frühstück (Ariston) und Abendessen (Dorpon), wurde gewöhnlich nachmittags oder gegen Abend gehalten.

Deir el Kamer, s. Der el Kamar.

Deïsidämonie (grch.), Furcht und heilige Scheu vor Dämonen.

Deïsmus oder Theismus, im Gegensatz zum Atheismus, heißt die philos. Weltansicht, nach welcher Gott als der oberste und letzte Grund aller Dinge angenommen wird. Einige stellen den D. dem Offenbarungsglauben entgegen und verstehen unter einem Deisten denjenigen, welcher zwar an das Dasein und an die Weltregierung Gottes glaubt, aber die Offenbarung verwirft oder doch seinen Glauben an Gott und die göttlichen Dinge bloß auf Gründe der Vernunft, nicht auf das Zeugnis der Offenbarung baut. Andere unterscheiden zwischen D. und Theismus so, daß der erstere zwar eine höchste und letzte Ursache aller Dinge, die er Gott nennt, nicht aber ein freies und vernünftiges Wesen als den Urheber aller Dinge annehme, der letztere aber das Dasein eines lebendigen Gottes, eines mit Verstand und Freiheit begabten Wesens, welches der Schöpfer und Regierer der gesamten Welt sei, behaupte.

eïsmus bezeichnet in der Kirchengeschichte eine ngland im 17. und 18. Jahrh. herrschende ung des verständigen Fragens und Forschens dsicht auf die Religion mit dem Streben, alle positiven Religionen aus der Einen natürlichen Religion abzuleiten. Es ist falsch, dem D. und allen seinen Anhängern (den Deisten oder Freidenkern) Feindschaft gegen die Religion schuld zu geben. Der ungebrochene Glaube an die unmittelbar göttliche Wahrheit der positiven Lehren der christl. Religion ist allerdings nicht mehr vorhanden, an dessen Stelle tritt ein unablässiges Forschen und Suchen, hinter den als unhaltbar erkannten Dogmen das zu Grunde liegende bleibend Wahre zu finden; wie aber die Annahme unmittelbarer göttlicher Offenbarungen noch nicht in Anspruch genommen wird, so ist auch mit wenig Ausnahme der Geist des Forschens ein wahrhaft ernst religiöser. Als das Gemeinsame des im Einzelnen vielgestaltigen engl. Deismus dürfte dies Doppelte zu bezeichnen sein: als das Wertvolle an der persönlichen Religiosität erscheint nicht mehr das Fürwahrhalten der einzelnen, zum Teil unserer vernünftigen Einsicht widersprechenden und deshalb unannehmbaren Dogmen, sondern die Annahme einiger allgemeiner Sätze, welche dem vernünftigen Denken von selbst einleuchten, ein sittlich gutes Leben oder die innere Kraft des Herzens; von den verschiedenen positiven Religionen erscheint nicht mehr die christliche als allein wahre, alle übrigen als ohne jede Wahrheit, sondern hinter allen sucht man die Eine, allein ganz wahre «natürliche Religion», welche in allen positiven wenigstens zum Teil enthalten, aber in jeder durch mancherlei Zusätze abgeändert ist. Begründet durch Herbert von Cherbury (1581—1648), Thomas Hobbes (1588—1679) u. a. erreicht der englische D. seine Blüte durch John Locke (1632—1704), John Toland (1670—1722), Shaftesbury (1671—1713), Matthews Tindal (1656—1733), Thomas Morgan (gest. 1743) u. a., während Bolingbroke, David Hume (gest. 1776) u. a. seine letzten Ausläufer sind. Vgl. Lechler, «Geschichte des englischen D.» (Stuttg. u. Tüb. 1841); Pünjer, «Geschichte der christl. Religionsphilosophie seit der Reformation» (Braunschw. 1880).

Deisselberg, basaltischer Kegelberg auf dem niedern Plateau, in welches das Eggegebirge in Westfalen im O. übergeht, erhebt sich bei Trendelburg zu 386 m Höhe.

Deïsten, s. unter Deïsmus.

Deister, eine waldreiche, in ihrem Rücken öfters bis 325 m aufsteigende Bergkette zwischen der Weser und Leine, im preuß. Landdrosteibezirk Hannover, südwestlich der Stadt Hannover, zieht von Springe in nordwestl. Richtung bis Rodenberg parallel dem die Weser begleitenden Süntelgebirge, von dem sie durch ein nur 75 m hohes, von der Kaspau durchflossenes Thal geschieden ist und mit dem sie außer der Richtung auch den Steilabfall gegen Südwesten und die dammartige, hier und da durch Querthäler unterbrochene Kettenform gemeinsam hat. Ihr höchster Punkt ist der 403 m hohe Höfeler Berg oder Hübler über dem Dorfe Wennigsen; andere Kuppen sind der Beilstein (338 m) und der Ebersberg bei Springe. Beim Bade Nenndorf verflacht er sich. Seine Gesteine, hauptsächlich Kalk, gehören zur jüngsten Flözformation. Bei den genannten und andern anliegenden Ortschaften finden sich Steinkohlengruben, Sandsteinbrüche und Salzwerke. Am Nordende des D. ziehen die Bückeberge, die höchstens 341 m hoch sich erheben, südwestwärts fast bis an den Nordfuß der Weserkette.

Deistersandstein oder Wealdensandstein, ein feinkörniger, leichter Sandstein, welcher der untersten Kreideformation des nordwestl. Deutschland (Wealdenformation) angehört und von seinem hauptsächlichsten Verbreitungsbezirke, dem Deistergebirge bei Hannover, seinen Namen erhalten hat. D. ist ein ausgezeichnetes Baumaterial und enthält zugleich eine Anzahl bis zu 2 m mächtiger Steinkohlenflöze, auf welchen (bei Barsinghausen, Borglob, Obernkirchen, Osterwald) ein nicht unbedeutender Bergbau umgeht.

Deität (lat.), Gottwesenheit, Gottheit.

Dejanira (grch. Deïaneira), die Tochter des Oneus, Königs von Kalydonien in Ätolien, und der Althäa, die Schwester des Meleager, wurde die Gemahlin des Herakles, nachdem dieser den Achelous, welcher sich schon längere Zeit stürmisch um sie bewarb, in einem harten Kampfe besiegt hatte. Als der Centaur Nessos, der die D. über den Fluß Euenos trug, mitten im Fluß ihr Gewalt anthun wollte, schoß Herakles einen vom Blute der Lernäischen Schlange vergifteten Pfeil nach ihm ab. Nessos aber, der seinen herannahenden Tod fühlte, riet der D., wenn ihr Gemahl ihr untreu werden wolle, mit seinem vergifteten Blut ein Gewand für Herakles zu tränken. Denn von ihrem Gatten getragen, würde es diesen aufs neue an sie fesseln. D. nahm den Rat an, sandte später, als sie auf Jole eifersüchtig war, ihrem Gemahl ein so hergerichtetes Gewand und bereitete diesem dadurch, ohne es zu wollen, ein qualvolles Ende. Aus Verzweiflung gab sie sich selbst den Tod. Sophokles hat in seinen «Trachinierinnen» diese Sage behandelt.

Déjazet (Pauline Virginie), berühmte franz. Schauspielerin, geb. 30. Aug. 1798 zu Paris, spielte schon als fünfjähriges Kind die Fanchon auf einem Boulevardtheater und erwarb ihren ersten Ruf am Gymnase in der Rolle Bonapartes als Schüler zu Brienne. Vom Gymnase ging sie 1844 zum Palais-Royal über, wo sie 12 Jahre blieb und in einer Reihe von Vaudevillen außerordentlichen Beifall erntete. Im J. 1859 erhielt sie vom Staatsminister Fould das Privilegium des Boulevardtheaters Les Folies Nouvelles, das nun ihren Namen führte und wo sie noch 1865 in Sardous ersten Stücken lebhaft applaudiert wurde. Nach langem Schweigen erschien sie wieder 1873 in einer für sie veranstalteten Benefizvorstellung, aber ihre dramatische Kraft war geschwunden. Sie spielte noch im Dez. 1874 und Jan. 1875 im Vaudeville, ja sogar noch im Okt. 1875 bei einer Benefizvorstellung. Sie starb 1. Dez. 1875 zu Paris. In ihrer guten Zeit war sie in Bezug auf Deklamation, Ausdruck und Darstellung mustergültig. Man schrieb eigene Vaudevilles, in denen sie die Glanzrollen spielte, und die eine besondere, nach ihr benannte Gattung ausmachen. Vorzüglich gelangen ihr die «Hosenrollen», worin sie die ganze Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen und ihr jugendlich-mutwilliges Temperament entwickeln konnte. Ihre originelle, nicht kunstgerechte, doch sehr einnehmende Art, die Couplets vorzutragen, trug viel zu dem Beifall bei, der ihr stets zuteil wurde. Vgl. Lecomte, «Virginie D., étude biographique» (Par. 1866).

Dejean (Pierre François Aimé Aug., Graf), franz. Generallieutenant, berühmter Entomolog, geb. zu Amiens 10. Aug. 1780, studierte anfangs Medizin, trat indes noch jung in den Militärdienst und begleitete seinen Vater, der 1795 Kommandant des Geniekorps bei der Nordarmee unter Pichegru war. Später zeichnete er sich in Spanien als Kommandant eines Dragonerregiments aus. Sodann focht er in fast allen Schlachten des russ. Feldzugs von 1812. Bei Waterloo war er Adjutant Napoleons, nachdem er kurz vorher als kaiserl. Regierungskommissar an der Nordgrenze thätig gewesen war. Als solcher erstattete er an Napoleon polit. Berichte, die in dem «Portefeuille de Bonaparte saisi à Waterloo» abgedruckt wurden und ihm nach der zweiten Restauration Verbannung zuzogen. Doch durfte er 1818 wieder nach Frankreich zurückkehren. Er trat 1824 nach seines Vaters Tode in die Pairskammer, blieb aber bis 1830 Generallieutenant außer Dienst. Bekannter noch als durch seine militärischen Leistungen ist D. durch seine Verdienste um die Entomologie, insbesondere die Käferkunde. Von Jugend auf dieser Wissenschaft zugeneigt, benutzte er sogar seine Kriegszüge zur Vermehrung seiner Sammlungen. Durch eine während seines Exils nach Illyrien unternommene Reise, durch Ankäufe anderer Sammlungen, z. B. der von Latreille, und durch Verbindung mit fast allen namhaften Entomologen, erhob er seine Sammlung zu der größten des Kontinents. Er machte dieselbe auch nützlich durch einen die Käfer umfassenden systematischen Katalog (2. Aufl., Par. 1833—37), der allen Sammlern unentbehrlich ist; ferner durch ein System der Käfer: «Species générales des coléoptères» (6 Bde., Par. 1825—37), welches unvollendet geblieben, aber als Autorität gilt, und durch eine «Iconographie des coléoptères d'Europe» (5 Bde., 1829—36) erläutert ward. D. starb 18. März 1845. Die Entomologen haben die Mehrzahl seiner neuen Species und seine Abänderungen im System anerkannt.

Jean François Aimé, Graf D., der Vater des vorigen (geb. 6. Okt. 1749 zu Castelnaudary, gest. 12. Mai 1824 zu Paris), war 1802—9 franz. Kriegsminister und entwickelte als solcher ein bedeutendes Verwaltungstalent. Nach der ersten Restauration ernannten ihn die Bourbons zum Pair und zum Gouverneur der Polytechnischen Schule, welche Würden er jedoch wieder verlor, weil er während der Hundert Tage Napoleon Dienste geleistet. D. durfte 1819 aufs neue in die Pairskammer eintreten, wo er fortan den Konstitutionalismus verteidigte. Auch als Schriftsteller im Fache der Militärverwaltung war D. thätig.

Dejektion heißt im jurist. Sprachgebrauch die Thatsache einer gewaltsamen Besitzentziehung körperlicher Gegenstände. Ursprünglich bezeichnete das Wort nur die Verdrängung des Besitzers eines Grundstücks aus diesem (deicere) und die Voraussetzung, unter welcher allein das einzige röm. Rechtsmittel wegen gewaltsam entzogenen Besitzes, das interdictum unde vi, gewährt wurde, ist aber dann mit dem bezeichneten Rechtsmittel im Laufe der Zeit auch auf bewegliche Sachen erstreckt worden.

Dejerieren, s. Dejurieren.

Déjeûner oder Déjeûné (frz.), das erste Frühstück, wobei gewöhnlich bloß Kaffee, Chokolade oder Thee getrunken und dazu Weißbrot oder anderes Gebäck gegessen wird; D. à la fourchette, das zweite Frühstück, wobei Fleisch gegessen, also die Gabel (fourchette) benutzt wird; D.-dîner oder D.-dînatoire, ein reicheres Frühstück, welches das Mittagsessen (dîner) vertritt.

Dejizieren (lat.), herabwerfen; ausstoßen, aus dem Besitz vertreiben.

Dejotărus, in dem letzten Jahrhundert v. Chr. Geburt einer der Tetrarchen oder Vierfürsten in dem kleinasiat. Galatien (aus dem Stamm der Tolistobojer), erhielt wegen der wichtigen Dienste, die er den röm. Feldherren in den asiat. Kriegen (seit 92 v. Chr.) geleistet hatte, vom röm. Senat den Königstitel und zu seinem Fürstentum die Herrschaft über Kleinarmenien. Im Bürgerkriege nahm er Partei für Pompejus, unterwarf sich aber sodann nach der Schlacht bei Pharsalus, an welcher er selbst mit 600 Reitern teilgenommen hatte, dem Cäsar. Als der letztere nach dem Alexandrinischen Kriege nach Asien kam, um gegen den Sohn des Mithridates, Pharnakes, der in Kleinarmenien und Kappadocien eingebrochen war, selbst zu kämpfen, nachdem Cäsars Feldherr Gnäus Domitius Calvinus, von D. unterstützt, nichts ausgerichtet hatte, verzieh er zwar dem greisen Tetrarchen die Verbindung mit Pompejus, gab ihm jedoch nach der Besiegung des Pharnakes das von diesem eroberte Kleinarmenien nicht zurück und entzog ihm auch die Tetrarchie der Trokmer, die D. in widerrechtlichem Besitz hatte. Indessen behielt D. die königl. Würde und erhielt auch einen Teil des von Pharnakes eroberten Gebiets. Zwei Jahre nachher, 45 v. Chr., ward D. von seinem Enkel Castor bei Cäsar eines Versuchs gegen dessen Leben angeklagt und von Cicero in einer noch erhaltenen Rede verteidigt. Nach Cäsars Tode, 44 v. Chr., nahm D. wieder die früher besessenen Länder ein und wurde in deren Besitz durch Antonius, den er erkauft hatte, bestätigt. Doch verband er sich bald darauf mit Brutus. Seine Truppen fochten mit in der Schlacht bei Philippi, gingen aber nach des Cassius Tode zu Antonius und Octavian über. D. starb im J. 40 v. Chr.

De jure (lat.), von Rechts wegen, s. unter De facto.

Dejurieren (Dejerieren, lat.), beteuern, eidlich bekräftigen; Dejuration (Dejeration), Beteuerung.

Deka oder Deca, vom griech. δέκα, d. i. zehn, bezeichnet in abgeleiteten Wortbildungen und Zusammensetzungen die Anzahl zehn. Im Münz- und Maßwesen bezeichnet D. (in der franz. Metrologie déca) als Vorsilben der franz. Namen des metrischen Systems das Zehnfache des folgenden Maßbegriffs, daher Dekameter (décamètre) = 10 Meter, Dekastere = 10 Ster, Dekaliter = 10 Liter, Dekagramm = 10 Gramm. (Vgl. Deci...)

Deka oder Dega heißt in Abessinien die Höhenregion zwischen 3000 und 4600 m, im Gegensatze zu den niedrigern Waïna-Degas und der noch niedrigern Kollar. Die Temperatur dieser Gegenden übersteigt selten 17° C., und in den höchsten Punkten fällt oft das Thermometer unter 0°. Hier finden sich viele mit wenig Gehölz bedeckte, aber an Kleewiesen und Feldern reiche Hochebenen, deren Bewohner sich in Felle kleiden. Die Vegetation ist mager; man baut nur Roggen und bis in mehr als 4000 m Höhe Gerste. (S. Abessinien).

Dekabristen, d. h. Dezembermänner, Bezeichnung für die Teilnehmer an dem Aufstande, der 26. (14.) Dez. 1825 (dem Tage, an welchem die Garden dem Kaiser Nikolaus öffentlich huldigen sollten) in Petersburg ausbrach und durch drei geheime, unter dem jungen Militäradel weitverbreitete Gesellschaften, den Bund des Südens, den Bund des Nordens und die Vereinigten Slawen, vorbereitet worden war. Durch die in ihren Reihen herrschende Verwirrung um die Möglichkeit irgend welchen Erfolgs gebracht, wurden die Verschworenen sofort bewältigt und gefangen genommen. Die fünf Führer des Aufstands wurden 25. (13.) Juli 1826 durch den Strang hingerichtet, etwa hundert andere Teilnehmer nach Sibirien verwiesen, neun minder Kompromittierte degradiert. Die überlebenden dieser meist dem hohen russ. Adel angehörigen, großenteils von ihren heldenmütigen Frauen in die Bergwerke und Einöden Sibiriens begleiteten polit. Verbrecher wurden im Aug. 1856 vom Kaiser Alexander II., der bereits 1837 als Großfürst eine Linderung ihres Loses bewirkt hatte, vollständig begnadigt. Vgl. «Aus den Memoiren eines russischen D.» (2. Aufl., Lpz. 1873); Schnitzler, «Histoire intime de la Russie sous les empereurs Alexandre et Nicolas» (Par. 1847).

Dekachord (grch., d. i. Zehnsaiter), eine in einigen Gegenden von Frankreich gebräuchliche Guitarre von zehn Saiten, in Form und Spielart der gewöhnlichen Guitarre gleich, jedoch mit etwas größerm Körper und etwas breiterm Griffbrett.

Dekāde (grch.), eine Gesamtheit (Einheit) von zehn, eine Anzahl von zehn Stück; auch einen Zeitraum von zehn Jahren (Jahrzehnt), aber auch (besonders in der Meteorologie) von zehn Tagen.

Im republikanischen Kalender Frankreichs wurde Decade die zehntägige Woche, der ganze Kalender aber deshalb Décadrier genannt (s. unter Kalender).

Dekadik (grch.) oder dekadisches Zahlensystem nennt man unser allgemein übliches Zahlensystem, dessen Grundzahl zehn ist.

Dekaëder, ein zehnflächiges Polyeder (s. d.).

Dekagōn (grch.) oder Zehneck heißt in der geradlinigen Geometrie eine Figur von zehn Seiten.

Dekagonālzahlen nennt man die Zahlen der Reihe 1, 10, 27, 52, 85, 126, 175 u. s. w., deren Differenzen eine arithmet. Reihe der ersten Ordnung mit der Differenz 8 bilden, oder alle diejenigen ganzen Zahlen, die man erhält, wenn man irgend eine ganze Zahl mit ihrem um 3 verminderten Vierfachen multipliziert, in Zeichen $n \times (4n-3)$, z. B. $5 \times 17 = 85$, $6 \times 21 = 126$, $7 \times 25 = 175$ u. s. w.

Dekagy̆nisch, s. Decagy̆nus.

Dekalōg (grch.), s. Zehn Gebote.

Dĕkan oder Dĕkhan, s. unter Ostindien.

Dekān (lat. Decanus, frz. Doyen, engl. Dean, s. d.) bezeichnete bei den röm. Heeren der spätern Zeit einen Führer von zehn Mann, im kirchlichen Sprachgebrauch ursprünglich einen Aufseher von je zehn Mönchen. Die Vorsteherin von zehn Nonnen heißt Dekanin (Decanissa). Später wurde D. oder Dechant die Bezeichnung eines höhern kirchlichen Würdenträgers. Insbesondere nennt man so den Vorsteher eines Domkapitels oder Kollegiatstiftes. Derselbe hat die innern Angelegenheiten des Kollegiums zu beaufsichtigen und zu leiten, und folgt unmittelbar nach dem Bischofe (Domdechant). Im Kardinalkollegium führt der älteste Kardinalbischof den Titel Kardinaldekan. Bei der Landgeistlichkeit sind die Landdechanten Aufseher und Vorsteher ihres Bezirks; auch führen in einigen Ländern die evang. Superintendenten den Titel D. Auf den Universitäten heißen D. diejenigen Professoren, welche die Geschäfte der einzelnen Fakultäten zu leiten haben. Ihr Amt wechselt entweder nach der Reihe oder nach der Wahl der Mitglieder.

Dekanei oder Dechanei heißen die Gebäude und Güter zum Unterhalte des Dechanten, sein Kirchsprengel und auch seine Wohnung.

Dekandrisch, s. Decandrus.

Dekantieren oder Abgießen nennt man eine chem. Operation, welche die Trennung einer klaren Flüssigkeit von einem am Boden befindlichen Niederschlag oder Satz zum Zwecke hat. Die Trennung der Flüssigkeit geschieht entweder durch Neigen des Gefäßes, oder mittels einer Hebervorrichtung, oder endlich wie in den meisten Farbefabriken mit Hilfe eines Bottichs oder Steinzeugtopfes (Dekantiergefäße), welcher in seiner ganzen Höhe eine Reihe durch Korkpfropfen verschließbarer Öffnungen besitzt. Das D. dient hauptsächlich zum Auswaschen von Niederschlägen in den chem. Fabriken sowohl, als auch im kleinen im analytischen Laboratorium. Es wird ferner ganz allgemein bei der Lagerbehandlung der Weine vorgenommen, indem man den klaren Wein von dem im Fasse gebildeten Absatz abzieht und Flaschenweine, welche starke Niederschläge abscheiden, wie Portweine, Rotweine, namentlich Burgunder, durch Abgießen von den trübenden Teilen befreit.

Dekapolis (d. h. Zehnstadt) ist der Name eines polit. Bundes von zehn Städten mit überwiegend griech. Bevölkerung zur Zeit Jesu, welche seit der von Pompejus vollzogenen Neuordnung der Verhältnisse Palästinas (62 v. Chr.) vom jüd. Lande abgetrennt, ihre eigene Kommunalverfassung und besondere Vorrechte hatten und nur dem röm. Statthalter in Syrien unterstellt waren. Mit Ausnahme von Scythopolis lagen alle im nördl. Ostjordanlande: Philadelphia, Hippos, Gadara, Gerasa, Dion, Pella, Kanatha, Abila (östlich von Gadara) und vielleicht Capitolias. Dagegen scheinen Raphana und Damascus, welche Plinius zur D. zählt, nicht, oder wie vielleicht auch Cäsarea-Philippi erst in späterer Zeit dazu gehört zu haben.

Dekas (grch.), s. unter Vier.

Dekastichon (grch.), Gedicht oder Strophe von zehn Versen.

Dekastylon (grch.), Bauwerk mit zehn Säulen.

Dekateur oder Dekatierer (frz. décatisseur, engl. spunger), derjenige, welcher das Dekatieren (s. d.) von wollenen Zeugen, Tuchen und ähnlichen Stoffen gewerbsmäßig betreibt.

Dekatieren (frz. décatissage, engl. steaming, shrinking, spunging), ein im J. 1822 in Pars erfundenes, seitdem wesentlich modifiziertes Verfahren, das ursprünglich angewendet wurde, um halbseidenen oder seidenartigen Wollzeugen, Tuchen und tuchartigen Stoffen vor der Verarbeitung den bei der Fabrikation durch das warme Pressen erzeugten unschönen und beim Gebrauch schon durch Feuchtigkeit leicht vergänglichen Glanz (frz. cat oder cati) zu nehmen, um sie dafür mit einem der Eigentümlichkeit des Materials entsprechenden, milden und dauerhaften Glanz zu versehen. Gegenwärtig bildet das D. einen Teil der Appreturarbeiten in den Tuchfabriken selbst, und zwar wird dasselbe meist vor Beendigung des Rauhens und Scherens vorgenommen. Da hierbei zugleich die bei den vorgängigen Operationen durch energisches Recken bewirkte Spannung des Stoffs beseitigt und so ein nachträgliches Eingehen desselben verhindert wird, pflegt man das Verfahren auch als Krimpen oder Krumpen (Glanzkrumpe) zu bezeichnen. Zu diesem Zweck wird das Tuch entweder durch Eintauchen, resp. Besprengen mit Wasser oder durch Behandlung mit Wasserdampf in dem erforderlichen Grade angefeuchtet, wonach man Wasserkrumpe und Dampfkrumpe unterscheidet. Die wesentlichste Wirkung des D. beruht darauf, daß durch dasselbe das Wollhaar erweicht wird und sich infolge dessen glatt und fest an die Zeugfläche anlegt. Fast allgemein wird jetzt die Behandlung mit Wasserdampf angewendet, für welche mehrere Apparate in Gebrauch sind.

Am einfachsten benutzt man hierzu die Dekatiermaschine, auch Dekatiertisch genannt, einen flach gewölbten kastenförmigen Metallbehälter, dessen siebartig durchlöcherter Deckel mit mehrern Lagen Leinwand überzogen und dessen Innenraum durch ein Rohr mit einem Dampfkessel in Verbindung gesetzt ist. Indem man den Stoff, mit der rechten Seite aufliegend, über den in Tischhöhe angebrachten Apparat hinwegzieht, wird derselbe vom Dampf durchdrungen und nimmt so die zum D. erforderliche Feuchtigkeit auf. Nach einer andern Methode wird der Stoff fest um einen auf seiner ganzen Peripherie durchlöcherten kupfernen Hohlcylinder gewickelt, um sodann, mit grober Leinwand bedeckt und mit einem straff angezogenen Hanfgurt umwunden, in einem dicht verschlossenen Behälter der Einwirkung des Wasserdampfes ausgesetzt zu werden. Öfters ist die Kupfer- oder Messingwalze an beiden Enden geschlossen, in welchem Fall der Dampf in das Innere derselben eingelassen wird. Der Stoff erhält hierdurch einen angenehmen Glanz, den er weder durch Nässe (selbst nicht im Färbekessel), noch durch das nachfolgende letzte Rauhen und Scheren, noch auch durch das Tragen der Kleidungsstücke verliert. Auch behält das auf der Oberfläche liegende Haar besser die Lage nach dem Strich, sodaß das Tuch sich nicht rauh trägt.

In England bedient man sich einer Methode, nach welcher eine mit Tuch umwickelte Metallwalze mehrere Stunden lang stehend in einen mit siedendem Wasser gefüllten Behälter eingesenkt bleibt, wodurch der Stoff zwar weniger glänzend wird, dafür aber einen höhern Grad der Geschmeidigkeit behält. Zuweilen werden beide Behandlungsweisen, die der Wasser- und die der Dampfkrumpe, in der Art miteinander verbunden, daß man den Stoff zuerst der Wirkung des Dampfes, dann auf derselben Walze der des kochenden Wassers aussetzt.

Dekatiermaschine oder Dekatiertisch (frz. décatissoir, table à décatir, engl. apparatus for shrinking cloth by steaming), ein Apparat von verschiedenartiger Konstruktion, mittels dessen durch Anwendung von Wasserdampf wollene Stoffe, insbesondere Tuche, von dem starken Preßglanz befreit werden und zugleich ein der Beschaffenheit des Gewebes entsprechendes Einlaufen derselben bewirkt wird. (S. unter Dekatieren.)

Dekatiertisch, s. Dekatiermaschine und Dekatieren.

Dekeleia (jetzt Tatóï), im alten Attika einer der wichtigsten strategischen Punkte, um diese Landschaft und namentlich die Ebenen von Athen und die Verbindung mit Böotien zu beherrschen. Etwas über 22 km nordnordöstlich von Athen gelegen, dominiert D. den durch den östl. Teil des Gebirges Parnes führenden Paß. In den letzten neun Jahren des Peloponnesischen Kriegs wurde es für die Athener höchst nachteilig, da auf den Rat des Alcibiades die

Spartaner im April 413 auf einem Berge (jetzt Katsomyti) bei D. ein Kastell angelegt und mit bleibender Besatzung belegt hatten. Dieser Teil des Peloponnesischen Kriegs (413—404) wurde daher als **Dekeleischer Krieg** bezeichnet.

Deken (Agathe), holländ. Dichterin, geb. in der Gegend von Amstelveen 10. Dez. 1741, verlor, kaum drei Jahre alt, ihre Eltern und wurde von den Vorstehern des Waisenhauses der Kollegianten zu Amsterdam erzogen. Schon früh erwachte in ihr die Neigung zur Poesie, die besonders durch ihre Freundin Elisabeth Bekker, mit welcher sie seit 1777 bis zu ihrem Tode unzertrennlich zusammen lebte, gefördert und genährt wurde. Beide Freundinnen arbeiteten meist gemeinschaftlich, verließen nach den Ereignissen im J. 1787 auf einige Zeit ihr Vaterland und weilten in Burgund. Sie schufen für Holland den Originalroman, welche Dichtgattung bis dahin nur aus mittelmäßigen Übersetzungen franz. und engl. Romane bekannt war. Meisterhaft verstand sie es, den holländ. Volkscharakter, wie er in den verschiedensten Gestalten im Leben hervortritt, darzustellen, und ihre Charakterschilderungen können fast durchweg für musterhaft gelten. Außerdem schrieb Agathe D. auch religiöse Lieder, welche eine herzliche, werkthätige Frömmigkeit atmen; viele derselben sind in kirchliche Gesangbücher übergegangen. Auch ihre «Liederen voor den boerenstand» (1804) und «Liederen voor kinderen» werden hochgeschätzt, obgleich letztere denen van Alphens weit nachstehen. Sie starb 14. Nov. 1804.

Dékhan oder Dékan, s. unter Ostindien.

Dekhanischer Sprachstamm, s. unter Indische Sprachen.

Dekker (Eduard Douwes), niederl. Schriftsteller, geb. zu Amsterdam 2. März 1820, ging nach Beendigung seiner Gymnasialbildung 1841 mit seinem Vater, einem Schiffskapitän, nach Java, wo er bald eine Anstellung als Regierungsbeamter erhielt. Als er 1858 in Lebak, wo er Assistent-Resident war, den Erpressungen, welche die Bevölkerung von einem ihrer von der Kolonialregierung angestellten Häupter erlitt, ein Ende machen wollte, stieß er bei seinen Vorgesetzten auf Widerstand, sodaß er sich veranlaßt sah, seine Entlassung einzureichen. Nach Holland zurückgekehrt, veröffentlichte er unter dem Pseudonym Multatuli einen Roman «Max Havelaar of de koffijveilingen der Nederlandsche Handelmaatschappij» (Amsterd. 1860), in welchem Scenen aus dem ind. Leben anmutig geschildert und die Ereignisse in Lebak ergreifend erzählt waren. Der glänzende Erfolg dieses Werks ermutigte D. zu der Veröffentlichung einer Reihe von Schriften über politische, sociale, philos. Gegenstände, in erzählender, dramatischer, aphoristischer oder polemischer Form. So entstanden «Indrukken van den dag» (Arnh. 1860), «Minnebrieven» (Amsterd. 1861; 5. Ausg. 1871), «Over vrijen arbeid in Nederlandsch Indië» (Amsterd. 1862), «Ideën» (4 Bde., Amsterd. 1862—75), «De Bruid daar boven», ein Trauerspiel (Amsterd. 1864; 2. Ausg. 1872), «Bloemlezing» (Amsterd. 1865), «Herdrukken» (Amsterd. 1865), «Een en ander naar aanleiding van J. Bosscha's Pruissen en Nederland» (Amsterd. 1867), «Duizend en eenige hoofdstukken over specialiteiten» (Delft 1871), «Nog eens: vrije arbeid in Nederlandsch Indië» (Amsterd. 1871), «Millioenen Studien» (Amsterd. 1872). Das öfter aufgeführte Drama «De Vorstenschool» erschien im 4. Bande der «Ideën» (Amsterd. 1872). D.s Werke zeichnen sich aus durch einen feurigen, hinreißenden und doch sorgfältigen Stil, durch Originalität der Gedanken und durch Unabhängigkeit der Gesinnung. Seit mehrern Jahren lebt D. in Wiesbaden.

Dekker (Jeremias de), holländ. Dichter, wurde 1609 zu Dordrecht geboren. Sein Vater, Abraham D., geb. 1582 zu Antwerpen, gest. 16. Mai 1658, hatte sich dem Kriegsdienste gewidmet, den reform. Glauben angenommen und drei Jahre lang Ostende gegen den Erzherzog Albert aufs mutigste verteidigen helfen. Nach der Übergabe von Ostende verließ er die span. Niederlande und zugleich den Kriegsdienst und ließ sich erst zu Dordrecht und später zu Amsterdam nieder. Der Sohn zeigte schon früh einen scharfen, mit lebhafter Phantasie verbundenen Verstand und ein gesundes Urteil, und ein eifriges Studium der alten und neuern Litteratur bildete seinen Geschmack. Poesie war und blieb seine Lieblingsbeschäftigung, und seine Geistesprodukte zeichnen sich durch reine Sprache und kernigen Ausdruck vorzüglich aus. Das erste von ihm herausgegebene Werk war: «De Klaagliederen van Jeremias», denen bald mehrere andere, namentlich auch Übersetzungen folgten. Viele seiner Gedichte verdanken ihre Entstehung seinem warmen Gefühle für Liebe und Freundschaft, und gerade diese gehören zu den ausgezeichnetsten Früchten seiner Muse. Sein «Lof der geldzucht», eine treffende Satire, der «Goede vrijdag», Gedichte auf das Leiden Christi, stehen, gleich seinen lyrischen Gedichten, noch in wohlverdientem Ansehen, und seine Epigramme (puntdichten) gehören zum Besten, was die Litteratur jener Zeit in dieser Gattung aufzuweisen hat. Er starb 1666. Die besten Ausgaben seiner Gedichte mit beigefügter Biographie besorgten Brouerius van Nideck (2 Bde., Amsterd. 1726) und Geijsbeek (2 Bde., Amsterd. 1827).

Deklamation (vom lat. declamare, ausrufen, laut reden) heißt der kunstgerechte mündliche Vortrag vorgeschriebener Rede, durch welchen Sinn und Stimmung derselben lebendig wiedergegeben wird. Alle Recitation wird also durch die D. erst Wert und Bedeutung erhalten, und das gesprochene wie gesungene Wort muß ihren Gesetzen unterliegen. Die D. setzt die Richtigkeit des Sprechens voraus, also Deutlichkeit, Wohllaut, Reinheit desselben. Sie setzt ferner ein geschicktes, von Berücksichtigung der Interpunktion abhängiges Atemholen voraus und löst ihre eigentliche Aufgabe nur durch Anwendung der Hebungen und Senkungen der Stimme, durch deren mannigfache Beugung (Modulation), wie durch Beschleunigung und Verzögerung des Zeitmaßes (Tempo). Ihre Mittel sind also musikalischer Natur. Durch die Verwendung derselben gibt die D. der Rede die richtige Betonung (den logischen, auch rhetorischen Accent), indem sie durch unterscheidende tiefere oder höhere Tonstufen die wichtigen Redeteile und dadurch den Sinn hervorhebt; sie gibt den Worten sowohl als den Perioden die zum Verständnis notwendige Gliederung (Artikulation); sie hebt den Ausdruck der Rede hervor, indem sie die zusammengehörigen Perioden durch eine gleiche Schwebung der Stimmlage oder eine gemeinsame Steigerung, Senkung oder Abdämpfung sammelt (Phrasierung), die gegensätzlichen, folgernden, fragenden u. s. w. durch

teils allmähliche, teils sprungweise Modulationen dagegenstellt und durch einen bald langsamern, bald beschleunigten oder wechselnden Fortschritt der Rede belebt. Endlich hat die D. den Charakter, die Stimmung und allen Wechsel der Empfindung in dem Vorzutragenden durch den ganzen Umfang des Ausdrucks der menschlichen Stimme zu versinnlichen; je reicher daher die Ausdrucksfähigkeit seiner Stimme ist, desto größere und schönere Wirkungen wird der Deklamator hervorbringen. Hat nun auch die D. nach den Gesetzen einer eigentümlich oratorischen Architektonik zu verfahren, so darf sie sich doch niemals von dem Muster der lebendigen, natürlichen Rede entfernen und auch in der metrischen Rede nur ein feines Gefühl für den Rhythmus, nie aber eine Abhängigkeit von Scansion und Cäsuren bemerken lassen. Es gibt daher eine wahre und eine falsche D. Die letztere wird vornehmlich auf Ergötzung und Blendung des Zuhörers durch den Reiz mannigfaltiger Redetöne oder durch Spielerei mit den Rhythmen der Verssprache ausgehen, wohl auch in pathetischer, weinerlicher oder anderer Manier befangen sein. So gibt die sog. malende D., welche, durch eine Art von tonbildlicher Nachahmung des Darzustellenden, den Eindruck lebendiger macht, sehr oft zu Übertreibungen und Tonkunststückchen Anlaß, die freilich oft genug Beifall finden, aber von Grund aus verwerflich sind. Die wahre D. dagegen wird in ihrer kunstvollsten Anwendung, in der dramatischen Rede, nur der Natur der Sache dienen und um der Charakteristik willen selbst die Schönheit ihrer Architektonik zu verletzen bereit sein. Die musikalische D. ist viel weniger vom Sänger als vom Komponisten abhängig, der jede Betonung, Modulation, Phrasierung, Steigerung und Dämpfung, Tempo und Ausdrucksweise vorzuschreiben hat. Die wahre und schöne musikalische D. ist bei Übersetzung des Textes fast immer gefährdet, weil es große Sorgfalt erfordert, ja bisweilen unmöglich wird, Wort und Silbe wieder genau dem musikal. Accent anzupassen.

In alter und neuer Zeit hat man sich vielfach bemüht, die Kunst der D. wissenschaftlich zu begründen. Die Alten bedienten sich einer Art von Noten zu Betonungszeichen, um dadurch zu bestimmen, ob der Accent durch ein höher oder tiefer liegendes Intervall gegeben werden sollte, und so die Modulation der Stimme zugleich vorzuschreiben. Daß die theatralische D. des Altertums getragener, langsamer, feierlich stilvoller, ja fast recitativartig gewesen ist, folgt aus der engen Verbindung mit der Musik, mit der Maske, mit dem Kothurn. In neuerer Zeit haben wissenschaftliche Untersuchungen und praktische Regeln über D. veröffentlicht: Seckendorf («Vorlesungen über D. und Mimik», 2 Bde., Braunschw. 1816), Rötscher («Kunst der dramatischen Darstellung», Berl. 1844), Thürnagel («Theorie der Schauspielkunst», Heidelb. 1836), Agnese Schebest («Rede und Geberde», Lpz. 1861), Guttmann («Gymnastik der Stimme, gestützt auf physiol. Gesetze», 2. Aufl., Lpz. 1867), Benedix («Die Lehre vom mündl. Vortrag», 2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1870).

Deklaration (lat.) bedeutet im allgemeinen Erklärung und ist für die Rechtssprache kein technischer Ausdruck, wird aber vielfach verwendet, um die offizielle Kundbarmachung eines Zustandes oder einer Thatsache zu bezeichnen. So «deklariert» z. B. der Schuldner seine Insolvenz, d. h. teilt dem zuständigen Gericht mit, daß er zahlungsunfähig sei. So muß auch der Absender dem Frachtführer Kostbarkeiten, Gelder und Wertpapiere «deklarieren» (d. h. Beschaffenheit und Wert derselben angeben), damit die ausgedehnte Haftung des letztern im Falle des Verlustes oder der Beschädigung dieser Gegenstände eintrete. (Deutsches Handelsgesetzbuch, Art. 395.) Dasselbe gilt beim Seefrachtvertrage (Art. 608).

Im *zoll- und kontrollepflichtigen Warenverkehr* versteht man unter D. die bei der Zollbehörde, sei es mündlich oder schriftlich, zu bewirkende Anmeldung der Waren behufs ihrer zollamtlichen Abfertigung und nennt denjenigen, der diese Anmeldung bewirkt (deklariert), *Deklaranten*. Die Vorschriften über die formellen Erfordernisse einer solchen D. sind in den verschiedenen Staaten verschieden. Im deutschen Zollgebiete unterscheidet man zwischen *genereller* und *spezieller* D. Die generelle D., welche bei der Einfuhr auf Eisenbahnen (Ladungsverzeichnis) und seewärts (Manifest) abzugeben ist, muß die Zahl der Wagen, aus denen der Transport besteht, bei Schiffen den Namen oder die Nummer des Schiffsgefäßes, den Namen und Wohnort des Warenempfängers, die Zahl der Colli, deren Verpackungsart, Zeichen und Nummern, sowie die allgemeine Bezeichnung der Gattung der Waren, beim Eingange auf den Eisenbahnen außerdem die Angabe des Bruttogewichts derselben enthalten, im übrigen mit der Versicherung der Richtigkeit der gemachten Angaben und der Unterschrift des Deklaranten versehen sein. Ihre Abgabe erfolgt durch den Warenführer. In der speziellen D., deren es in der Regel zur weitern Abfertigung der eingegangenen Waren, sowie beim Eingange auf andern Verkehrswegen als auf Eisenbahnen und seewärts bedarf, ist außerdem die Menge und Gattung der Waren, bei verpackten Waren für jedes Collo, nach den Benennungen und Maßstäben des Zolltarifs anzugeben. Sind in einem Collo Waren zusammengepackt, welche verschiedenen Zollsätzen unterliegen, so muß in der speziellen D. die Menge einer jeden Warengattung nach dem Nettogewicht angegeben werden. Die Abgabe der speziellen D. kann sowohl durch den Warenführer als durch den Warenempfänger erfolgen. Bei generellen D. haftet der Deklarant nur für die Richtigkeit der Angaben hinsichtlich der Zahl und Art der geladenen Colli, bei speziellen D. aber auch für die Richtigkeit der Angaben hinsichtlich der Gattung und Menge der Waren. Die D. müssen in deutscher Sprache, und zwar der Regel nach schriftlich, abgegeben werden. Mündliche D. sind nur bei Ladungen, von denen der Eingangszoll weniger als 9 Mark beträgt, und bei von Reisenden eingebrachten Waren, dafern letztere nicht zum Handel bestimmt sind, nachgelassen. Waren, welche mit den Posten aus dem Auslande eingehen, müssen mit einer bereits im Auslande ausgestellten D. (*Inhaltserklärung*) versehen sein. Über Waren, welche aus dem Inlande (d. h. dem deutschen Zollgebiete) durch das Ausland nach dem Inlande mit dem Anspruch auf zollfreie Wiedereinlassung versendet werden sollen (auch *Verkehr auf kurzer Straßenstrecke, Streckenzugsverkehr, Zwischenauslandsverkehr* genannt), sind ebenfalls D. bei der Zollbehörde abzugeben. Diese D. bezeichnet man als *Deklarationsscheine* und die auf Grund derselben versendeten Güter als *Deklarationsscheingüter*. Vgl. Vereinszollgesetz vom 1. Juli 1869, §§. 22—26, 39, 92, 111.

Sendungen, welche auf dem Postwege in das Ausland gehen, sind ebenfalls mit D. zu versehen, die als **Postdeklarationen** bezeichnet werden. Dieselben enthalten eine Erklärung über den Inhalt eines Postpakets, Warencollo u. s. w., womit die betreffende Sendung bei der Zoll- oder Steuerbehörde zur Verzollung angemeldet wird. Es ist in allen Fällen Sache des Absenders, bei Paketen, die ins Ausland gehen sollen, sich vorher zu erkundigen, ob die Gegenstände nach den Zollvorschriften wirklich in das betreffende Land eingeführt werden dürfen. Die Nichtbeachtung dieser Bestimmung zieht oft schwere Nachteile, namentlich hohe Zollstrafen, unter anderm Verlust der Waren, nach sich. Sodann müssen den Postpaketsendungen, Colli u. s. w. nach dem Auslande bei der Absendung aus Deutschland Inhaltserklärungen (**Zolldeklarationen**) auf gedrucktem Formular beigefügt werden, deren Zahl im Verkehr mit den verschiedenen Ländern verschieden ist. Gegenwärtig ist das Formular für eine Zoll-Inhaltserklärung aus Deutschland genau wie folgt abzufassen:

Deklination, in der Astronomie, s. **Abweichung**. — D. der **Magnetnadel**, s. unter **Magnetismus der Erde**.

Deklination nennt man in der Grammatik die feste Verbindung eines Stammes, sei derselbe ein Nomen, d. h. Substantiv und Adjektiv, oder Pronomen, mit den Casussuffixen (Deklinationsendungen), z. B. im Lateinischen nomen (Name), Genitiv nomin-is, Dativ nomin-i, Plural nomin-a, wo der Stamm nomin- ist. Die Casussuffixe unterscheiden sich von den Ableitungssuffixen dadurch, daß sie nicht den begrifflichen Inhalt des Wortes ändern, sondern nur seine verschiedenen Beziehungen im Satze (als Subjekt, direktes oder entfernteres Objekt u. s. w.) angeben, z. B. die Ableitungsendung »chen« in »Brüderchen« fügt dagegen dem Begriffe etwas hinzu, die Vorstellung der Kleinheit; das Casussuffix »s« in »Bruders« macht nur das Wort von etwas anderm im Satze abhängig. Die ältere Grammatik ging von der Vorstellung aus, daß die Casus Veränderungen des Nominativs seien, daher der Name D. (vom lat. declinare), Abbeugung;

Zoll-Inhaltserklärung.
(Déclaration en Douane.)

Ursprungsland (Pays d'origine) — Bestimmungsland (Pays de destination)

Der unterzeichnete Absender, wohnhaft zu ..., versendet mit der Post
(L'expéditeur soussigné, domicilié à ..., déclare envoyer par la poste)

an ... in ... die nachstehend näher bezeichneten Waren 2c.
(à ... à ... les marchandises etc. ci-après détaillées)

Art der Verpackung und Bezeichnung der Sendung. (Nature de l'emballage et signature de l'envoi.)	Rohgewicht der Sendung. (Poids brut de l'envoi.)	Gesamtwert. (Valeur totale.)	Genaue Bezeichnung des Inhalts der Sendung. (Contenu détaillé de l'envoi.)	Reingewicht jeder Warengattung. (Poids net par espèce des marchandises.)	Wert jeder Warengattung. (Valeur par espèce des marchandises)	Bemerkungen. (Observations.)

Ort ..., den ...
(Lieu) ... (le)

Name des Absenders
(Nom de l'expéditeur)

Zwei D. (in franz. Sprache) sind (nach den im Jan. 1888 geltenden Vorschriften) erforderlich bei Sendungen nach Italien, Rumänien, Türkei via Triest, Frankreich direkt und franz. Kolonien, Tunis. Drei D. (eine deutsch, zwei franz.) nach Bulgarien, Frankreich via Belgien, Italien via Frankreich, Türkei via Varna, Ägypten via Neapel, Tunis via Triest. Zwei D. (deutsch) nach Montenegro, Norwegen, Schweden, Serbien. Den Paketsendungen nach Amerika (Vereinigte Staaten) müssen via Bremen oder Hamburg zwei D. mit Wertangabe, über Belgien und England drei D. nebst Faktura, via Antwerpen vier D. in franz. Sprache beigefügt sein. Nach Asien und Australien sind via Triest drei D. in deutscher oder engl. Sprache), via Hamburg zwei D.; nach Afrika (Algerien, Ägypten, Tunis) via Triest oder Hamburg drei D. erforderlich. Doch wechseln diese Vorschriften sehr häufig.

deshalb wurden in der ältern Grammatik und so meist in den Schulgrammatiken noch jetzt, die Deklinationsklassen nach den Casusendungen (namentlich des Genitivs) bestimmt, während die neuere wissenschaftliche Grammatik die Verschiedenheit des Stammes zum Einteilungsgrunde nimmt und daher unterscheidet z. B. n-Stämme (wie lat. nomen), r-Stämme (wie lat. dator) u. s. w. Mit den Deklinationsendungen sind die Elemente verbunden, welche die Zahl (Mehrzahl, Plural; Zweizahl, Dual) bezeichnen, man unterscheidet also innerhalb der Casusreihe eines Wortes Casussuffixe des Singulars, Plurals und, wo ein solcher vorhanden ist, des Duals. (S. **Casus**.)

Deklinationsboussole, s. unter **Boussole**.

Dekokt, Absud, Abkochung, nennt man in der Pharmacie und chem. Technologie eine sehr gebräuchliche Form der Auflösung, welche durch

Abkochen von Tier- oder Pflanzenstoffen mit Wasser erhalten wird. Selten wendet man auch mineralische Substanzen, doch nur in Verbindung mit Pflanzenstoffen u. s. w., an, wie es z. B. bei dem bekannten Zittmannschen D. der Fall ist. Sind in einem Arzneimittel ätherische Stoffe enthalten, welche durch Abkochen mit Wasser verflüchtigt werden würden, so geschieht das Ausziehen durch Übergießen mit siedendem Wasser oder durch Infusion (s. d.). Häufig werden auch beide Prozesse miteinander verbunden, indem man ein fertiges D. noch siedend über einen Stoff ausgießt, dessen flüchtige Bestandteile von dem Wasser ausgezogen werden sollen. Es entsteht dann das sog. Infusodekokt. Die tierischen Substanzen werden der Abkochung unterworfen, um eine Gallerte zu bereiten, zu der man dann oft noch andere Substanzen setzt. So erhält man z. B. das früher vielfach angewendete Decoctum album, indem man geraspeltes Hirschhorn mit Wasser lange Zeit kocht und dann zu der durchgeseihten Flüssigkeit Zucker und arab. Gummi setzt. Die Abkochungen der Arzneipflanzen zum Zweck der Bereitung von Extrakten und der Farbehölzer und Farbepflanzen in der Färberei und dem Zeugdruck (Färbeflotten) nennt man ebenfalls D.

Dekolletiert (frz.), mit entblößtem Halse, mit tief ausgeschnittenem Kleide.

Dekollieren (frz.), enthaupten, köpfen; in der Chemie: den Hals einer Retorte mit einem brennenden Schwefelfaden oder glühenden Draht absprengen; Dekollation, Enthauptung.

Dekolorieren (frz.), entfärben, sich entfärben, erblassen, verschießen; Dekoloration, Entfärbung u. s. w.

Dekolorimĕter nennt man Instrumente, welche dazu dienen, das Entfärbungsvermögen der Knochenkohle zu bestimmen, und in der Zuckerfabrikation vielfach benutzt werden. Bei ihrer Verwendung wird ein bekanntes Volum (100 ccm) einer Flüssigkeit von bestimmter Farbenintensität, z. B. verdünnte Melassenlösung, mit einer bestimmten Menge der zu untersuchenden Knochenkohle (10 g) behandelt, worauf die filtrierte Flüssigkeit in einem Kolorimeter (s. d.) auf ihre Farbenintensität untersucht wird. Die Größe der Verringerung der Farbenintensität gibt dann einen Vergleichsmaßstab für den Wert der Knochenkohle. Payen, Ventzke u. a. haben derartige D. konstruiert, doch ist jedes andere Kolorimeter für diesen Zweck zu gebrauchen.

Dekomponieren, das Absetzen des Musters auf die Patrone nach einem vorliegenden Gewebe. (S. unter Weberei.)

Dekomponieren (lat.), Zusammengesetztes auseinander nehmen, zerlegen, auflösen, Dekomposition, Zersetzung, Auflösung eines Körpers in seine Bestandteile.

Dekonzertieren (frz.), die Harmonie stören, aus der Fassung bringen, verwirren; auch aus der Fassung geraten.

Dekoration (lat.) in weiterm und allgemeinerm Sinne bezeichnet jede Ausschmückung eines Gegenstandes oder eines Raumes und insofern auch den geschmückten Gegenstand selbst, als dieser zur Ausstattung eines dekorierten Raumes gehört. In diesem Sinne reden die Franzosen von arts décoratifs und meinen damit das, was man im Deutschen unter Kunstgewerbe oder Kleinkünsten versteht, die man auch wohl als dekorative Künste bezeichnet. Im engern Sinne aber ist D. ein besonderer Kunstzweig für sich, die Dekorationsmalerei. Als solche hat sie ihre Geschichte für sich, welche neben der Tafelmalerei nebenher geht und das Ornament im weitesten Sinne des Wortes — geometr. Motive, Laub, Blumen, Pflanzen und Figürliches der Tier- und Menschenwelt einschließend — zum Element hat. Ihr gehören z. B. die pompejanischen Wandmalereien an, die maurischen Verzierungen der Alhambra und die Arabesken Rafaels in den Loggien des Vatikan. Ihre Motive haben sich verändert nach dem Gange der Kultur- und Kunstgeschichte oder des Geschmacks. Je nach speziellerm Sinne bezeichnet der Ausdruck D. die gemalten Vorrichtungen auf der Bühne, Coulissen, Soffiten, Versatzstücke, Hintergründe, welche dazu dienen, den täuschenden Schein der scenischen Lokalität hervorzurufen. Endlich bedeutet im modernen Leben D. auch jede Ordensauszeichnung.

Dekreditieren (frz.), den Kredit, das Ansehen, den guten Ruf schmälern.

Dekrement (lat.), Abnahme, Verfall.

Dekrepitieren, Verknistern, nennt man eine Erscheinung, welche beim Erhitzen einzelner Salze, namentlich des Kochsalzes und des Chlorkaliums, eintritt. Diese wasserfrei krystallisierenden Salze schließen bei der Abscheidung aus ihrer Lösung in kleinen Hohlräumen geringe Mengen der Flüssigkeit ein, die, da die Hohlräume gänzlich geschlossen sind, beim Trocknen der Krystalle nicht verdunsten kann. Werden solche Krystalle dann stärker erhitzt, so nimmt der eingeschlossene Wasserdampf immer stärkere Spannung an, bis der Innendruck schließlich so groß wird, daß er den Widerstand der umhüllenden Krystallmasse überwindet und diese, mit mehr oder weniger lautem Knall, zertrümmernd sich nach außen Bahn bricht, wobei die Krystallfragmente weit umhergeschleudert werden können. Das D. wird zu einer höchst lästigen Erscheinung bei der quantitativen Analyse, wo es sich um die Bestimmung dieser Salze handelt; um Verlusten vorzubeugen, darf hier die nötige Erhitzung nur in gut bedeckten Gefäßen vorgenommen werden.

Dekret (vom lat. decretum) ist, im allgemeinsten Sinne, jede von einem staatlichen Organ ausgehende Willensäußerung. So spricht man von Anstellungs-, Entlassungsdekreten, durch welche der Träger der Staatsgewalt einer Person ein Staatsamt überträgt, einen Beamten seines Amtes entläßt. So findet sich die Bezeichnung D. selbst für Gesetzgebungsakte gebraucht. So hießen im alten deutschen Reichsrecht Hofdekrete die schriftlichen Erlasse des Kaisers an den Reichstag, Kommissionsdekrete die schriftlichen Erklärungen, durch welche der kaiserliche Kommissar mit dem Reichstage verhandelte. Im besondern aber versteht man unter D. Willensäußerungen des Gerichts in Ausübung der freiwilligen wie der streitigen Gerichtsbarkeit. Dem Gebiete der freiwilligen Gerichtsbarkeit gehören z. B. die obervormundschaftlichen D. an, durch welche der Vormund zu gewissen wichtigern Rechtsgeschäften für den Mündel ermächtigt wird. Die prozessualen D. teilte die frühere gemeinrechtliche Doktrin ein in Dezisivdekrete, d. h. solche, welche einen Parteistreit entscheiden, sei es den ganzen Rechtsstreit (Endurteil), sei es einen einzelnen, materiellen oder prozessualischen, Streitpunkt, und in prozeßleitende D.; die im Laufe des Prozesses ergehenden D. wurden Interlokute genannt. Die Dezisivdekrete waren für das erkennende Gerich

unabänderlich, und selbständig durch die Appellation anfechtbar, die prozeßleitenden D. dagegen abänderlich, und anfechtbar nur insofern, als der von ihnen drohende Nachteil durch Appellation gegen das Endurteil nicht zu beseitigen war; nur die Dezisivdekrete also waren der Rechtskraft fähig, d. h. fähig, sowohl unabänderlich für das erkennende Gericht, als (bei Eintritt der die ordentlichen Rechtsmittel ausschließenden Umstände, insbesondere nach Ablauf der für die ordentlichen Rechtsmittel bestimmten Notfrist) für die Parteien unanfechtbar zu werden. Die allgemeine dem Ausdruck D. entsprechende Bezeichnung der deutschen Reichs-Civilprozeßordnung ist Entscheidung (s. d. und Urteil).

Dekretalen. Mit der steigenden Macht des römischen Papstes empfingen auch die von ihm ausgehenden rechtlichen Weisungen eine sich immer mehr erhöhende Autorität, die sich dann auch nicht mehr auf den einzelnen Fall beschränkte, dessen Entscheidung der Papst gegeben hatte, sondern auf alle analogen ausgedehnt wurde. Für solche päpstliche Schreiben war ursprünglich die Bezeichnung auctoritas, später decretalis (epistola) üblich. Schon die ältern Rechtssammlungen der Kirche zerfallen in zwei Klassen, der Konzilienbestimmungen (canones) und der D. Nachdem aber diese zuerst chronologischen, dann systematischen Sammlungen in dem Decretum Gratiani einen Abschluß gefunden hatten, begannen Rechtslehrer neue, wesentlich aus Papstbriefen bestehende zusammenzustellen, denen dann die offiziellen Sammlungen, welche Bestandteile des Corpus juris canonici wurden, folgten, und diese sind dann ganz speziell mit dem Namen D.-Sammlungen belegt worden, obgleich sie auch anderweitiges rechtliches Material enthalten. Darum sind auch die Lehrer des kanonischen Rechts Dekretisten genannt worden, im Gegensatz zu den Legisten, den Lehrern des römischen Rechts.

Dekurs (lat.), Verlauf.

Dekursion (lat.), das Herablaufen.

Del., offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Delaware.

Del., Abkürzung für das lat. deleātur, d. h. es werde gestrichen, auf Korrekturbogen mit ₰ bezeichnet; auf Kupferstichen Abkürzung für delineavit, d. h. er hat (es) gezeichnet.

De La Beche (Sir Henry Thomas), berühmter engl. Geolog, wurde 1796 zu London geboren, erhielt seine Erziehung in den königl. Militärkollegien zu Marlow und Sandhurst und trat dann in die Armee, nahm aber bald den Abschied, um sich ganz wissenschaftlichen Studien zu widmen. Eine Reise durch die Schweiz und Italien veranlaßte ihn zu Beobachtungen über die Temperatur des Genfersees, die er 1820 im edinburgher «Philosophical Journal» veröffentlichte. In Verbindung mit Conybeare stellte er Untersuchungen über brit. Gesteine an und entdeckte die Überreste eines eidechsenartigen Tiers, dem er den Namen Plesiosaurus (s. d.) gab. Bald nachher besuchte er seine Güter in Jamaica und benutzte seinen dortigen Aufenthalt zu Bemerkungen über die geognost. Struktur der Insel, die er 1825 der londoner Geologischen Gesellschaft mitteilte. Hierauf erschienen seine «Geological notes» (Lond. 1830), «Sections and views of geological phenomena» (Lond. 1830) und das «Geological manual» (Lond. 1831 u. öfter; deutsch von H. von Dechen, Berl. 1832), in welchem er die bis dahin erlangten Resultate der Wissenschaft in übersichtlicher Form zusammenfaßte. Die Arbeit, die er seit 1832 zu seiner Lebensaufgabe machte, war die geolog. Beschreibung Englands, die er teils auf eigene Kosten, teils auf die der Regierung ausführte, welche ihm den Titel eines Director of the Geological Survey und 1848 die Ritterwürde erteilte. Unter seiner Aufsicht wurde eine Reihe trefflicher geognost. Karten herausgegeben und das Museum der praktischen Geologie in London angelegt, in dem er selbst Vorträge hielt. Von seinen Schriften sind noch «Researches in theoretical geology» (Lond. 1834) und besonders «Geological observer» (Lond. 1851) zu nennen, der als treffliches Handbuch die weiteste Verbreitung fand. D. starb 13. April 1855.

Delaborde (Franz Joseph), franz. Finanzmann, [s. Laborde.

Delaborde (Henri François, Graf), franz. General, geb. zu Dijon 21. Dez. 1764, war der Sohn eines Bäckers, trat bei Ausbruch der Revolution in ein Infanterieregiment ein und war 1793 bereits Brigadegeneral. Bald darauf berief ihn Dugommier als Stabschef der Armee von Toulon. Im folgenden Jahre kämpfte D. in Spanien siegreich an der Bidassoa (25. Juli) und bei Misquiriz (16. Okt. 1794), eilte dann mit einer Division an den Rhein und besetzte den Breisgau, während Moreau in Bayern vorrückte. Nach dem Frieden von Lunéville übernahm D. die 13. Militär-Territorialdivision, ging 1807 nach Portugal und wurde dort Gouverneur der Hauptstadt. Im J. 1808 kehrte er nach Spanien zurück und wurde vom Kaiser in den Grafenstand erhoben; 1812 führte er unter Marschall Mortier eine Division. D. wurde von den Bourbons 1814 nach Napoleons Abdankung in seinem Range belassen und mit dem Befehl über die 10. Militärdivision betraut, schloß sich indessen 1815 dem von Elba zurückgekehrten Kaiser sogleich begeistert an, wurde von diesem zum franz. Pair ernannt und übernahm im W. den Oberbefehl über mehrere Divisionen. Sein Name wurde deshalb nach der zweiten Wiederherstellung des Königtums auf die Proskriptionsliste gesetzt, doch erklärte sich das im Sept. 1816 zu seiner Aburteilung berufene Kriegsgericht wegen eines formellen Versehens in der Rechtschreibung seines Namens für nicht zuständig, worauf seine Angelegenheit in Vergessenheit geraten zu sein scheint. D. lebte zurückgezogen und starb 3. Febr. 1830.

Delaborde (Henri, Vicomte), franz. Maler und Kunsthistoriker, Sohn des vorigen, geb. 2. Mai 1811 zu Rennes, bildete sich unter Delaroche und wurde 1855 Konservator, später Vizedirektor des kaiserl. Kupferstichkabinetts. Unter seinen Gemälden sind zu erwähnen: Hagar in der Wüste (1836, im Museum zu Dijon), Einnahme von Damiette (1841), Johanniterritter von Jerusalem (1845, in der Galerie zu Versailles), eine Passion (1848, in der Kathedrale zu Amiens). Bekannter sind D.s kunsthistor. Arbeiten, welche in Fachzeitschriften niedergelegt sind und zum Teil gesammelt erschienen in «Études sur les beaux arts en France et en Italie» (2 Bde., 1864) und «Mélanges sur l'art contemporain» (1866). Außerdem schrieb D.: «Ingres, sa vie, ses travaux, sa doctrine» (1870).

Delabrement (frz.), Zerrüttung, Verfall.

Delacroix (Auguste), Marinemaler, geb. 1812 zu Boulogne-sur-Mer, brachte einen großen Teil seines Lebens in Nordafrika zu, dessen Küstengegenden ihm hauptsächlichen Stoff für seine stim-

mungsvollen Marinen darboten. Aber auch Motive des Volkslebens bilden häufig den Gegenstand seiner Bilder von mehr genrehafter Auffassung. D. starb in seinem Geburtsorte 13. Nov. 1868.

Delacroix (Ferd. Victor Eugène), berühmter franz. Maler, geb. 26. April 1799 zu Charenton-St.-Maurice bei Paris, war ein Schüler von Pierre Guérin, dessen frostige akademische Kunstweise er schnell aufgab, um sich an einige andere Schüler dieses Meisters, namentlich an Géricault, anzuschließen. Sein erstes Bild: Dante und Virgil fahren mit Phlegias über den Strom der Höllenstadt, erregte in der Ausstellung von 1822 großes Aufsehen. Seine neue, von dem nüchternen Kolorit und Vortrag der Davidschen Schule ganz abweichende Art brachte D. einerseits enthusiastisches Lob, andererseits geringschätzigen Tadel ein. Das zwei Jahre später folgende: Gemetzel auf Scio, war eine förmliche Kriegserklärung gegen die Theorien der Klassiker, die jenes Bild ein «Gemetzel der Malerei» nannten. Diese zwei Werke machten Epoche in der neuern franz. Kunstgeschichte. Ihnen folgten Die Enthauptung des Dogen Marino Falieri (1826), Der Tod Sardanapals (1827), Die Ermordung des Bischofs von Lüttich (1830), drei im heftigsten Kampf der romantischen Schule gegen den Klassizismus gemalte Stücke. Trotz seines Talents fand indes D. noch immer keinen Anklang bei dem größern Publikum und wäre schwerlich durchgedrungen, wenn ihn nicht unter der Julidynastie die Regierung anhaltend beschäftigt hätte. Man übertrug ihm nicht nur die Ausschmückung öffentlicher Gebäude, die Wand- und Deckengemälde des Thronsaals und Bibliothekzimmers in der Deputiertenkammer, des Lesesaals im Luxembourgpalast, des Friedenssalons im Rathause und der Apollogalerie im Louvre, sondern bestellte auch bei ihm große Bilder für die pariser Kirchen und das histor. Museum in Versailles. In letzterm befinden sich von ihm zwei Hauptwerke, die Schlacht gegen die Engländer an der Brücke von Taillebourg an der Charente (1838) und die Einnahme von Konstantinopel durch die Kreuzritter (1841). Diese Staatsaufträge verschafften ihm auch allmählich eine ziemlich ausgedehnte Kundschaft unter Privatpersonen. Er starb in Paris 13. Aug. 1863.

D. verharrte stets in der von ihm zuerst eingeschlagenen höchst excentrischen Richtung und verfolgte dieselbe bis zum Extrem, aber er durchbrach damit siegreich die lähmenden Fesseln des klassizistischen Wesens. Im Besitz einer leichten Fassungsgabe und einer vielseitigen allgemeinen Bildung, versuchte er sich in allen Gattungen der Malerei. Er war ein Kolorist mit energischem Gefühl für imposantes Ensemble, ein Dekorationsmaler mit glänzenden Eigenschaften. Neben Illustrationen zu Shakspeare und Walter Scottschen Romanen entwarf er auch eine Folge von 17 lithographierten Blättern zur Übersetzung des Goetheschen «Faust» (Par. 1828). Diese Blätter sind indes weniger gelungen als die später (1834—43) verfertigten 13 Lithographien zur Prachtausgabe einer franz. Übersetzung von Shakspeares «Hamlet», in denen die technische Ausführung in besserm Verhältnis zu den Ideen des Dichters steht. Einen anschaulichen Begriff von seiner Art zu zeichnen erhält man aus der von Roubaut unternommenen Sammlung der «Fac-simile de dessins et de croquis d'Eugène D.» (erste und zweite Folge, 56 lithographirte Blätter, Par. 1864—65). Vgl. Moreau, «Eugène D. et son œuvre» (Par. 1873).

De Laet (Joh. Jak.), vläm. Schriftsteller, einer der Hauptförderer der vläm. Bewegung, geb. zu Antwerpen 13. Dez. 1815, studierte Medizin, die er jedoch nur wenige Jahre ausübte, gründete zu Brüssel 1844 das Blatt «Vlaemsch Belgie» (später «Vlaemsche Belgen»), gab von 1847 bis 1848 mit L. Vleeschouwer das gegen die Franzosenfreunde gerichtete satirische Blatt «Roskam» (später «Vaderland» genannt) heraus und wurde nachher Redacteur des (katholischen) «Journal d'Anvers» und der brüsseler «Émancipation». Im J. 1854 übernahm er die Leitung einer großen Brotbäckerei in Antwerpen und ließ sich 1863 zum Deputierten seiner Vaterstadt in die Zweite Kammer wählen, deren Mitglied er noch ist und wo er ebenso sehr die Interessen des Episkopats als die der Vlamingen verficht. Die hauptsächlichsten seiner litterarischen Arbeiten sind: «De Kruisvaarder» (1840), «De Vloek» (1841), «Het Huis van Wezenbeke» (1842), «Herman de Schaliedekker, eene Antwerpsche Legende» (1844), «Doktor van Droomenveldt» (1845), «Het lot, eene schets van dorpzeden» (1846), «Eene bruiloft in de XIV[de] eeuw, Antwerpsche legende» (1847), «Gedichten» (1848), «Palamedes, een Klinkdicht van Vondel» (1861), «Leven is liefde, een gedicht in spraakzang» (1874). In seinen belletristischen Arbeiten nahm er die Vornamen Johan Alfried an.

Delagoabai oder Bai von Lagoa (d. h. Sumpfland), eine der geräumigern und wichtigen Baien an der Ostküste Südafrikas unter dem 26.° südl. Br., wird vom Indischen Ocean gebildet und trennt das Land der Swazi und Zulu-Kaffern, dessen Küste britisch ist, von Umzilas Reich, an dessen Küste Sofala und Inhambane liegen. Die Bai ist voll Untiefen und Sandbänke, nimmt mehrere Flüsse auf, namentlich den Manhissa, oberhalb Krokodilfluß genannt, den Maputu und den kleinen Tembe; an der Mündung des letztern liegt das portug. Fort Lourenço Marques und diesem gegenüber beginnt die brit. Küste, welche bis zum Südende von Natal reicht. Vor der Bai liegen einige kleine Inseln, z. B. die Schefieninsel, die Elefantinsel und die größere Inyack. Ihre Umgebung ist höchst ungesund, ja für Europäer sicher tödlich, namentlich gegen Ende des Jahres, in welcher Zeit das Sumpffieber den Fremdling schon wenige Tage nach seiner Ankunft hinrafft. Die portug. Niederlassung besteht aus der Hafenstadt und dem im Anfang des 19. Jahrh. angelegten Fort Lourenço Marques, das jedoch die Bevölkerung gegen die Einfälle der wilden Amatongas nicht hat schützen können; beide zusammen zählten 1878 nur 458 weiße und etwa 2000 schwarze E. Die Portugiesen hatten das Land seit der Entdeckung durch Vasco de Gama in Besitz. Im J. 1872 erhob England, gestützt auf einen Vertrag eines Kaffernhäuptlings mit dem engl. Seekapitän Owen vom J. 1823, Ansprüche auf das Gebiet. Die portug. und engl. Regierung überließen endlich die Entscheidung über diese Angelegenheit dem Schiedsspruche des franz. Präsidenten Mac-Mahon, welcher 1875 zu Gunsten der Portugiesen entschied. Da indes das Land für England, das bald darauf das Transvaal annektierte, von größter Wichtigkeit ist, brachte es durch diplomatischen Druck Portugal zu dem Vertrage vom 28. Mai 1879, wonach die brit. Waren frei durch das portug. Gebiet der D. von und nach

Transvaal befördert werden können. Auch wurde England ermächtigt, Lagerräume in Lourenço Marques zu errichten. Diesem Vertrage widersetzte sich aber der portug. Nationalstolz, sodaß er erst nach Unterdrückung einiger Unruhen in Lissabon 10. März 1881 von der Zweiten Kammer genehmigt wurde.

Delaissement (frz.), Überlassung, Abtretung; Verlassenheit, Hilflosigkeit.

Delambre (Jean Joseph), verdienter franz. Astronom, geb. 29. Sept. 1749 zu Amiens, widmete sich zu Paris erst geschichtlichen und litterarischen, dann auch mathem. und physik. Studien. Seit 1771 Erzieher im Hause des Generalpächters d'Assy zu Paris, wandte er sich auf den Rat Lalandes vorzugsweise der Astronomie zu und stellte auf dem kleinen Observatorium, das ihm d'Assy errichten ließ, mit Erfolg Beobachtungen an. Die Entdeckung des Uranus 1781 gab ihm Gelegenheit, sich litterarisch bekannt zu machen. In der nächstfolgenden Zeit lieferte er viele mit großer Schärfe und Ausführlichkeit berechnete astron. Tafeln. Dahin gehören zunächst seine Sonnentafeln, die er später (1806) vollständig umarbeitete, dann Tafeln über Jupiter und Saturn (1789), über Uranus, insbesondere aber über die Jupitertrabanten. Diese Arbeiten bewirkten 1792 seine Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften. Er ward 1795 Mitglied des neuerrichteten Längenbureau, 1803 beständiger Sekretär des Instituts und 1807, nach Lalandes Tode, Professor der Astronomie am Collége de France. Seit 1808 Schatzmeister der kaiserl. Universität, trat er 1815 in Ruhestand und starb 19. Aug. 1822 zu Paris. D.s Hauptwerk ist die große Gradmessung von Dünkirchen nach Barcelona, die er 1792—99 mit Méchain ausführte und in der Schrift: «Base du système métrique» (3 Bde., Par. 1806—14) beschrieb. Nach Süden ist sie fortgeführt von Biot und Arago bis zur Insel Formentera. Sie sollte zur Bestimmung des neueingeführten Urmaßes, des Meter, dienen. Für diese neue Decimalteilung bearbeitete D. auch trigonometr. und andere Tafeln, doch hat dieselbe nur für die Maße, Münzen und Gewichte Bestand gehabt. Von D.s sonstigen Werken sind noch zu nennen: «Traité d'astronomie» (3 Bde., Par. 1814; neue Aufl. von Matthieu, 1817) und seine «Histoire de l'astronomie ancienne» (2 Bde., Par. 1817), «Histoire de l'astronomie au moyen-âge» (Par. 1819), «Histoire de l'astronomie moderne» (2 Bde., Par. 1821) und «Histoire de l'astronomie au 18e siècle» (herausg. von Matthieu, Par. 1827).

De lana caprina rixari, lat. Sprichwort: um Ziegenwolle (d. h. um Nichtigkeiten, um des Kaisers Bart) streiten.

Delaplanche (Eugène), franz. Bildhauer, geb. 28. Febr. 1836 in Paris, bildete sich unter Francisque Duret. Schon seine ersten Arbeiten: ein Kind auf einer Schildkröte und ein Schafhirt, erregten Aufmerksamkeit. Unter seinen folgenden Werken sind hervorzuheben: Eva nach dem Sündenfall, die Liebesbotschaft, heil. Agnes, mütterliche Erziehung, Statue der Musik u. s. w. Auch die Kirchen St.-Eustache und St.-Joseph, die Neue Oper und den Palast des Trocadero schmückte er plastisch aus.

Delaporte (Marie), franz. Schauspielerin, geb. 27. Sept. 1838 zu Paris, wurde im Konservatorium daselbst ausgebildet und war 1855—68 beim Gymnase dramatique engagiert. Seit 1868 ist sie Mitglied des Michael-Theaters in Petersburg. Zu ihren vorzüglichsten Rollen gehören Cécile in «Montjoye», Camille in «Héloïse Paranquet» und Jeannine in «Ideen der Madame Aubry».

Delaporte (Michel), franz. dramatischer Dichter, geb. im Sept. 1806 zu Paris, machte sich zuerst durch Zeichnungen und polit. Silhouetten bekannt; aber ein Augenleiden nötigte ihn, dieser Thätigkeit zu entsagen. Er schrieb nun kritische Artikel und Novellen, besonders für die «Europe monarchique», und verfaßte seit 1835 sehr viele Theaterstücke, die fast alle dem Gebiete des Vaudeville angehören: «Touchatout» (1835), «Un premier ténor» (1841), «Cabrion ou les infortunes d'un pipelet» (1845), «Toinette et son carabinier» (1856) u. s. w. Er bediente sich oft der Mitarbeiterschaft Varins, so in «Les trois fils de Cadet Roussel» (1860), «Un Hercule et une jolie femme» (1861), «Une femme qui bat son gendre» (1864) u. s. w. D. starb 30. Sept. 1872.

De la Rive (Aug. Arthur), Physiker, geb. 9. Okt. 1801 in Genf, wurde 1823 Professor der Physik an der Akademie daselbst und starb 27. Nov. 1873 in seiner Vaterstadt. Seine Untersuchungen beziehen sich meist auf Elektricität und Magnetismus; durch seine Erfindung, Silber und Kupfer in alkalischen Bädern galvanisch zu vergolden, legte er den Grund zur weitern Ausbildung der Galvanoplastik. D. redigierte 1836—41 die «Bibliothèque universelle de Genève», 1841—45 die «Archives de l'électricité», 1846—60 die «Archives des sciences physiques et naturelles». Außerdem schrieb er «Traité de l'électricité théoretique et appliquée» (3 Bde., Par. 1854—58).

Delaroche (Paul), berühmter franz. Historienmaler, geb. 17. Juli 1797 zu Paris, Schüler von Gros, blieb in seinen ersten Arbeiten den akademischen Grundsätzen seines Lehrers getreu, fühlte sich aber bald zu der neuen romantischen Richtung hingezogen. Die Ausstellung von 1827, zu welcher er die Ermordung des Präsidenten Duranti (im Louvre) und den Tod der Elisabeth von England (Luxembourg) lieferte, begründete seinen Ruf. Sodann folgten: Richelieu im Nachen auf der Rhône und Mazarin auf dem Krankenbett, zwei durch Girards Kupferstiche allgemein bekannte Gemälde; ferner Cromwell am Sarge Karls I. und die Kinder Edwards (1831). D. zeigte in diesen Bildern sorgsame Genauigkeit in der Behandlung aller Teile und eigentümliche Diskretion in der Darstellung schrecklicher Momente. Die Akademie, so abhold sie gegen alles Romantische gestimmt war, ernannte ihn 1832 zu ihrem Mitgliede. Seitdem erschienen in schneller Aufeinanderfolge: Die heil. Amalie (meisterhaft von Mercuri gestochen), Die Hinrichtung der Jane Gray (1833), Ermordung des Herzogs von Guise (1834), ein Bild von geistvoller Auffassung und dramatischem Gefühl, anerkannt das Meisterstück des Künstlers; Die heil. Cäcilie, eine Nachahmung der ital. Cinquecentisten; Karl I., von Cromwells Soldaten verhöhnt, und Lord Strafford, zu seiner Hinrichtung geführt (1836). Von der Regierung 1837 mit der Ausschmückung des Saals für die Verteilung der akademischen Preise in der pariser Kunstschule beauftragt, malte D. an der halbrunden Wand dieses Saals eine Art Kunstareopag, bestehend aus den Hauptmeistern aller Länder und Zeiten, fünf Gruppen von mehr als 80 Figuren. Seit diesem Werke, das ihn vier Jahre angestrengt beschäftigte, aber bei dem Brande von 1855 stark

beschädigt wurde, sandte er keine Bilder mehr zu den öffentlichen Ausstellungen. Von seinen spätern Arbeiten sind zu nennen: Napoleon I. nach der Abdankung zu Fontainebleau (im Museum zu Leipzig), Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal, Die Girondisten in der Conciergerie (1855), Maria bei den heiligen Frauen während der Hinführung Christi zur Richtstätte, endlich Die Apostel bei der Heiligen Jungfrau nach der Kreuzigung. Die zwei letzten Stücke gedachte D. zu einer Reihenfolge kleiner Staffeleigemälde auszudehnen, welche eine neue Art von «Stationen» abgeben und die Vorgänge auf dem Leidenswege Christi vom Richthause des Pilatus nach dem Kalvarienberge vorstellen sollten, nicht so, wie die Legende sie ausgeschmückt hat, sondern so, wie die Phantasie des Malers sich dieselben dachte. Diese kleinen Passionsdramen sind von innigem Gefühl, von zartem Kolorit und Vortrag, von gerühmter Stimmung und Wirkung und ein augenscheinlicher Beleg, daß der Künstler in eine neue Richtung einlenkte, als er 4. Nov. 1856 zu Paris starb.

D. war von Natur zwar nicht mit einem, den großen Meistern angeborenen Künstlerinstinkt, dafür aber mit einer bedeutenden Verstandesschärfe und Willenskraft begabt, welche ihn stets dem Impuls der Zeit folgen und allmählich, aber beständig vorwärts gehen ließen. Die Zeichnung, zumal in seinen frühesten Werken, ist weich, die Form schwülstig leer oder schwach, die Farbe grau oder grell und später sogar ins Tintenblaue übergehend; aber die Komposition zeigt sich immer bemerkenswert, und die aus irgend einer dramatischen Geschichte genommene Situation erscheint stets sehr geschickt angeordnet. Seltsam wählte der so schüchtern und behutsam malende Künstler zu seinen Darstellungen fast immer die schrecklichsten Dinge, Gänge zum Schafott, Metzeleien, Ermordungen, Todeskämpfe u. dgl. Freilich war es ein nur gelinde ergreifender und immer durch diskrete Auffassung und saubere Ausführung gemilderter Schauder, ohne Impasto, ohne blutrote und leichengrüne Töne, so wie ihn der Ausgang einer klassischen Tragödie oder eines halbklassischen Dramas zuläßt. D. zeigte sich als ein Mann seiner Zeit, und war der Maler der Epoche, die überall nach der «richtigen Mitte» strebte. Ein in jeder Beziehung ehrenwerter Künstler, erlangte er in England und Deutschland eben solchen Ruf wie in Frankreich. Seine gewandte Eklektik fand bei dem jüngern Künstlernachwuchs enthusiastischen Anklang, und mehr als 200 Schüler arbeiteten unter der Aufsicht des Meisters, an den sich auch von den in Paris studierenden Deutschen viele anschlossen. Die besten franz. Kupferstecher, wie Mercuri, Prévost, Gérard u. a., waren unablässig damit beschäftigt, seine Werke nachzubilden und zu verbreiten. Vgl. de Laborde, «Oeuvre de Paul D.» (86 photogr. Blätter, Fol., Par. 1858).

De la Rue (Warren), engl. Naturforscher, wurde 18. Jan. 1815 auf der Insel Guernsey geboren und in dem Collége de Ste.-Barbe in Paris erzogen. Hierauf trat er in das Geschäft seines Vaters, eines Papierwarenfabrikanten. Zugleich beschäftigte er sich eifrig mit den Naturwissenschaften, besonders mit der Astronomie, zu welchem Zwecke er in Cranford, in Middlesex, ein eigenes Observatorium errichtete. Allgemeiner bekannt machte ihn besonders seine Anwendung der Photographie auf die Beobachtung astron. Vorgänge, ein Verfahren, das sich zuerst bei Gelegenheit der von D. beobachteten Sonnenfinsternis vom 18. Juli 1860 glänzend bewährte. Die Ergebnisse der dort gemachten Experimente bildeten den Gegenstand seiner vor der königl. Gesellschaft in London im April 1862 gehaltenen und in den Verhandlungen der Gesellschaft veröffentlichten «Bakerian Lecture». Später beteiligte D. sich in hervorragender Weise an den photographischen Vorbereitungen für die Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonnenscheibe im J. 1874. In demselben Jahre errichtete er ein physik. Laboratorium mit einer elektrischen Batterie von 11 000 Zellen, die von ihm in Gemeinschaft mit Hugo Müller zu wichtigen Experimenten benutzt wurde. Mit Balfour Stewart und Loewy gab er die Resultate späterer astron. Beobachtungen unter dem Titel «Researches on Solar Physics» heraus. Mitglied der Königlichen Gesellschaft und zahlreicher auswärtiger Akademien, sowie Ritter der Ehrenlegion, bekleidete D. auch die Präsidentenposten der Astronomischen und der Chemischen Gesellschaften in London.

Delassement (frz.), «Entmüdung», Erholung; delassieren, sich erholen, ausruhen.

Delation (lat.), Berufung zur Erbschaft, bedeutet nach röm. Rechte und einzelnen neuern Gesetzgebungen die Thatsache, daß einer bestimmten Person (Delat) eine Erbschaft oder ein Vermächtnis angeboten (deferiert) wird, d. h. daß für sie bei einem Erbfall die rechtliche Möglichkeit besteht, durch ausdrückliche oder stillschweigende Erklärung (Antrittserklärung, aditio hereditatis oder pro herede gestio) in bestimmte Rechte als Erbe oder Vermächtnisnehmer einzutreten. Diese Thatsache ist vorhanden in dem Augenblicke, in welchem dem Erwerber des Nachlasses kein rechtliches Hindernis mehr im Wege steht, also nie vor dem Tode des Erblassers und auch nachher, z. B. bei bedingter Erbeinsetzung nicht eher, als bis die Bedingung erfüllt ist. Jedenfalls setzt die D. Erbfähigkeit des Delaten voraus. Durch die D. wird man nicht schon Erbe oder Vermächtnisnehmer, sondern dies geschieht erst infolge jener Erklärung. Daher hat die Unterscheidung der D. und der Erbschafts-, resp. Vermächtniserwerber in den Fällen keine Bedeutung, wo gemäß rechtlicher Vorschrift eine Erklärung überflüssig ist, sondern der zum Nachlaß Berufene in dem Augenblick der D. ohne weiteres (ipso jure) Erbe wird, wie dies nach röm. Recht bei Vermächtnissen und für die den Vater beerbenden Kinder in väterlicher Gewalt vorgeschrieben und wie es von neuern Gesetzen das Preußische Allgemeine Landrecht und das Züricher Gesetzbuch (dieses jedoch nur für gesetzliche Erben) allgemein aufgestellt haben. Hier kann dann nur durch Geltendmachung des beneficium abstinendi, durch Ausschlagung der angefallenen Erbschaft innerhalb eines bestimmten Zeitraums der erfolgte Erwerb rückgängig gemacht werden. Als Delationsgründe galten nach röm. Rechte (gewöhnlich einander ausschließend) testamentarische oder gesetzliche Anordnung, nach neuerm Rechte neben diesen, einander nicht ausschließenden Gründen noch die Einsetzung in einem Erbvertrag. Man spricht auch von Delationsgründen der Vormundschaft und von Eidesdelation (Eideszuschiebung) im Civilprozesse.

Delatōres hießen in der röm. Kaiserzeit namentlich diejenigen Ankläger, die aus unlautern Absichten, namentlich um einen Anteil an dem eingezogenen

Vermögen des Verurteilten zu erlangen, auftraten und besonders aus der Anzeige von Majestätsverbrechen ein förmliches Gewerbe machten. Von den tyrannischen Kaisern, namentlich der frühern Zeit, wurden die D. begünstigt; die bessern belegten sie in Erkenntnis ihres verderblichen Einflusses mit harten Strafen, und die spätere Gesetzgebung suchte sie ebenfalls zu beseitigen.

Delâtre (Louis Michel James Lacour), franz. Schriftsteller, geb. zu Paris 9. Mai 1815, wurde in Italien erzogen und kam 1831 nach Frankreich zurück. Seit 1834 unternahm er viele Reisen, die ihn mit verschiedenen Sprachen und Litteraturen vertraut machten. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Jacques Ortis par M. Alex. Dumas, et suivi d'une traduction inédite des œuvres d'Ugo Foscolo» (1842), «Les cinq conjugaisons de la langue française» (1851), «La langue française dans ses rapports avec le sanscrit et les autres langues indo-européennes» (1852—54), «Les verbes irréguliers de la langue persane», «Yélaguine, mœurs russes», «Hariri, sa vie et ses écrits», «L'Acropole d'Athènes» (in Versen), «Marathon», «Promenade à cheval» (1853), «Les inscriptions grecques de la Cilicie» (1855), «Mots italiens d'origine allemande» (1872), u. s. w.

Delaunay (Charles Eugène), franz. Astronom, geb. zu Lusigny bei Troyes im Depart. de l'Aube 9. April 1816, besuchte seit 1834 die Polytechnische Schule und verließ dieselbe 1836 als der vorzüglichste Schüler. Als solcher erhielt er zu besonderer Auszeichnung den zum Andenken an den großen Mathematiker Laplace gestifteten Preis. D., der erste, dem derselbe zuteil wurde, widmete sich seitdem dem Studium der «Mécanique céleste». Bald darauf machte er das Examen erster Klasse als Ingenieur des mines und vertrat 1841—48 Biot in der Astronomie an der Sorbonne. Später wurde er selbst Professor der höhern Mechanik an der Polytechnischen Schule und der Sorbonne, 1855 nach dem Tode des Astronomen Mauvais dessen Nachfolger als Mitglied der Akademie, 1862 Mitglied des Bureau des Longitudes, 1870 Direktor der Sternwarte, nachdem Leverrier die Direktion genommen war. Als Professor der höhern Mechanik und Astronomie schrieb er verschiedene Werke über diese Zweige der Wissenschaft, wie den «Cours élémentaire de mécanique» (8. Aufl., Par. 1874; deutsch von Krebs, Wiesb. 1868), den «Cours élémentaire d'astronomie» (5. Aufl., Par. 1870), den «Traité de mécanique rationnelle» (4. Aufl., Par. 1873). Kleinere Aufsätze über Variationsrechnung, über die Theorie von Ebbe und Flut u. s. w. erschienen im «Journal de l'École polytechnique», in Liouvilles «Journal» und in den «Comptes rendus» der Akademie. Für das «Annuaire du Bureau des Longitudes» verfaßte er mehrere populäre Aufsätze. D.s Hauptwerk jedoch, welches zu den hervorragendsten Leistungen der neuern Astronomie gehört, ist die «Théorie de la lune» (Bd. 1 u. 2, Par. 1860—67, unvollendet). Da er zu andern Resultaten kam als der gothaer Astronom Hansen, entstand ein lebhafter Streit, besonders mit Leverrier. Eine der Abweichungen, eine kleine Änderung in der mittlern Bewegung des Mondes, schrieb D. der Reibung zu, welche Ebbe und Flut auf die Erde ausüben, und begann nach seiner Theorie Tafeln zu berechnen, deren Publikation die Akademie in Paris übernahm. D. ertrank 5. Aug. 1872 bei einer Bootfahrt im Hafen von Cherbourg.

Delaunay (Jules Elie), franz. Maler, geb. 12. Juni 1828 zu Nantes, war Schüler von Flandrin und Lamothe und besuchte dann die École des beaux-arts, wo er 1856 für seine Rückkehr des jungen Tobias den ersten Preis erhielt. Unter seinen Bildern, die sich durch dramatische, lebensvolle Wahrheit auszeichnen, sind hervorzuheben Die Kommunion der Apostel (im Luxembourg), Der Kalvarienberg, Der Schwur des Brutus (im Museum in Tours), Pest in Rom, Tod des Nessus (beide im Luxembourg). In neuerer Zeit malte D. fast ausschließlich Porträts.

Delaunay (Louis Arsène), franz. Schauspieler, geb. 21. März 1826 zu Paris, bildete sich hier während der J. 1843—45 auf dem Konservatorium aus und debutierte im Okt. 1846 im Odeon. Für diese Bühne sogleich als erster Liebhaber engagiert, betrat er 1848 zuerst die klassischen Bretter des Théâtre Français in der Rolle des Dorante («Lügner»), fand auch hier sogleich ein Engagement und wurde bereits 1850 Societär des Theaters. D. gehört ohne Zweifel zu den besten Lustspielkräften der franz. Bühne, gleich sehr durch Wahrheit wie durch Eleganz des Spiels ausgezeichnet. Seine Sprache ist ebenso tadellos wie die Durcharbeitung seiner Aufgaben, mögen dieselben nun dem alten oder neuen Repertoire angehören. D., der die Rollen seines Fachs in Stücken Hugos, Pailletons, Mussets, Augiers u. a. geschaffen hat, ist vermählt mit der Schauspielerin Pierrette J. Favart (s. d.).

Delavigne (Jean François Casimir), geschätzter franz. Dichter, wurde 4. April 1793 in Havre geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Im Lycée Napoléon zu Paris erzogen, Mitschüler von Scribe und Salvandy, machte er sich zuerst bekannt durch seine «Messéniennes», patriotische Elegien, welche Ludwig XVIII. so wohl gefielen, daß er den jungen Dichter zum Kanzleibibliothekar ernannte. Als er diese Sinecure unter Peyronnets Ministerium verlor, weil die folgenden «Messéniennes» außer den patriotischen Gesinnungen auch liberale Tendenzen an den Tag legten, stellte ihn der damalige Herzog von Orléans in seiner Privatbibliothek an. Die Theaterstücke, die er von 1819 an erscheinen ließ: «Les vêpres siciliennes», Tragödie (1819), «Les comédiens», Komödie (1820), «Le paria», Tragödie (1821), «L'école des vieillards», Komödie (1823), «Marino Falieri», Tragödie (1829), erhöhten seinen Dichterruhm, und 1825 wurde er Mitglied der Akademie. Im J. 1830 dichtete er verschiedene revolutionäre Volkshymnen: «La Parisienne», in Musik gesetzt von Auber, «La Varsovienne, ou la Polonaise», «La Bruxelloise» u. s. w. Doch ließ er sich nicht, wie die meisten seiner Freunde, zur Teilnahme an den Staatsgeschäften verleiten, sondern blieb Litterat und setzte seine dramatischen Arbeiten fort. Die Früchte hiervon waren die Tragödien: «Louis XI», «Les enfants d'Édouard», «Une famille au temps de Luther», «La fille du Cid», sowie die Komödien: «Don Juan, ou la vocation» und «La popularité», die 1832—40 aufgeführt wurden und durchweg günstige Aufnahme fanden. Er starb auf der Reise nach dem Süden von Frankreich in Lyon 10. Dez. 1843. D. war zu seiner Zeit nächst Béranger und Scribe der populärste Dichter in Frankreich. Er repräsentiert in der modernen franz. Litteratur das poetische Juste-

Milieu, ist halb Klassiker, halb Romantiker und zeichnet sich aus durch gewählte Sprache und korrekten Versbau. Von seinen lyrischen und dramatischen Dichtungen erschienen mehrere Gesamtausgaben, die beste unter dem Titel: «Oeuvres complètes de Casimir D.» (8 Bde., Par. 1845). — **Germain D.**, des vorigen älterer Bruder, geb. 1. Febr. 1790 zu Giverny, hat Vaudevilles geschrieben und vorzüglich Operntexte gemeinschaftlich mit Scribe verfaßt (z. B. zu Meyerbeers «Robert der Teufel» und den «Hugenotten», ebenso zu Aubers «Stumme von Portici»). Er starb zu Montmorency 30. Nov. 1868.

Delaware, ein bedeutender, etwa 490 km langer und schöner Fluß Nordamerikas, mit einem Stromgebiet von etwa 29416 qkm, wird durch den Oquago oder Coquago und den Popacton gebildet, welche an der Westseite der Catskill-Gebirge, nicht weit vom Hudson im Staate Neuyork, entspringen und sich an der Grenzlinie von Neuyork und Pennsylvanien vereinigen. Von hier an in südöstl. Richtung strömend, trennt der D. diese beiden Staaten 110 km lang, bis er die Kittatinny-Gebirge bei Port-Jervis erreicht, von wo er zuerst südwestlich, von Easton an aber südöstlich fließt und den Staat Neujersey von Pennsylvanien scheidet. Vor seiner Mündung in das Meer bildet er die Delawarebai. Die Meeresflut bringt weit den D. hinauf, und bis Philadelphia ist er großen Seeschiffen zugänglich. Seine Hauptnebenflüsse sind der Lehigh und Schuylkill in Pennsylvanien. — Der D.-Hudson und der Morris-Essex-Kanal verbinden den D. mit dem Hudson (s. d.), der Union- und Schuylkill-Kanal mit dem Susquehanna (s. d.)

Delaware, einer der 13 alten und nächst Rhode-Island der kleinste der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt zwischen 38° 28′ und 38° 50′ nördl. Br. und zwischen 75° 4′ und 75° 46′ westl. L. von Greenwich, grenzt nördlich an Pennsylvanien, westlich und südlich an Maryland, östlich bis zum Kap Henlopen an den Atlantischen Ocean und von da ab an die Delawarebai und den gleichnamigen Fluß. Der Staat umfaßt drei Counties (Newcastle, Kent und Sussex) mit einem Gesamtflächeninhalt von 5309 qkm, von denen 233 Wasseroberfläche sind. Die Zahl der Einwohner belief sich 1880 auf 146608, darunter 120160 Weiße, 26442 Neger, 5 Indianer und 1 Chinese, 74108 Männer und 72500 Frauen, 137140 Eingeborne, von denen wiederum 87957 in D. selbst, der Rest in den übrigen Vereinigten Staaten geboren sind, und 9468 Ausländer, unter ihnen 5791 Irländer und 1179 Deutsche. Im J. 1790 hatte der Staat 59096, 1820: 72749, 1850: 91532 und 1870: 125015 E.

D. nimmt den nordöstl. Teil der Halbinsel ein, welche durch die Chesapeake-Bai einerseits und den Atlantischen Ocean, die Delaware-Bai und den Delaware-River andererseits gebildet wird. Im N. ist der Boden sanft hügelig, dabei schwer und sehr fruchtbar, im S. dagegen vollkommen flach, von leichterer, zum Teil sandiger Beschaffenheit. Nur an der westl. Grenze zieht sich von N. nach S. ein niedriges, schmales Plateau hin, welches stellenweise sehr sumpfig (Cypress swamp im S. des Staates) ist und die Wasserscheide für die nach O. und W. fließenden Gewässer bildet, welche sämtlich nur klein und unbedeutend sind. Das Klima ist mild und der Landwirtschaft sehr günstig, nur in den Sumpfgegenden ist es sehr ungesund. Die durchschnittliche Jahrestemperatur beträgt 53° F. D. ist reich an allen europ. Feld- und Gartenfrüchten. Besonders entwickelt ist die Obstkultur, und namentlich der Pfirsichbau steht in so hoher Blüte, daß D. das Land der Pfirsiche genannt wird. Die Zahl der Pfirsichbäume wird allein auf 5½ Mill. geschätzt, welche zusammen einen Flächenraum von über 22250 ha bedecken. Die Ernte von 1880 lieferte 4109000 Körbe (jeder etwa 35 l enthaltend), von denen 1287000 nach Baltimore, 565000 nach Philadelphia und 120000 nach Neuyork gingen, während 437000 an Ort und Stelle eingemacht oder getrocknet wurden. Trotz dieses hohen Ertrags blieb die achtziger Ernte hinter der von 1875 noch um 3 Mill. Körbe zurück. Die Hauptobstgegend liegt im County Kent in der Umgebung der Hauptstadt Dover. An sonstigen landwirtschaftlichen Erzeugnissen produzierte D. nach dem letzten Censusbericht von 1880 an Gerste 523 Bushel von 19 Ackern, an Buchweizen 5857 Bushel von 397 Ackern, an Mais 3894264 Bushel von 202120 Ackern, an Hafer 378508 Bushel von 17158 Ackern, an Roggen 5953 Bushel von 773 Ackern, an Weizen endlich 1175272 Bushel von 87539 Ackern. Die Anzahl der Farmen betrug 1850: 6063, 1860: 6658, 1870: 7615, 1880: 8749, von welch letztern 5041 durch die Eigentümer und 3708 durch Pächter bewirtschaftet wurden.

Der Handel D.s ist unbedeutend und beschränkt sich hauptsächlich auf das Inland. Die Gesamtlänge der 1880 in Betrieb befindlichen Eisenbahnen belief sich auf 358 km, deren Anlage 3854591 Doll. gekostet hatte. Die Bruttoeinnahmen betrugen 579933, die Betriebskosten 406609 Doll., sodaß ein Nettogewinn von 173324 Doll. erzielt wurde. Der Chesapeake-Delaware-Kanal im nördl. Teil des Staates verbindet die Mündungen des Susquehanna und des Delaware-River, und stellt somit die kürzeste Verbindung zwischen Baltimore und Philadelphia her. Er hat eine Länge von 22 km, eine Normaltiefe von 3,05 und eine obere Weite von 20,12 m. Der Kanal wurde 1829 eröffnet und verursachte einen Kostenaufwand von 2½ Mill. Doll. Am 30. Juni 1881 besaß der Staat 159 Segelschiffe mit einem Gehalt von 12128 t und 21 Dampfschiffe mit 4042 t Gehalt. — Die Verarbeitung von Baumwolle beschäftigte 1880: 695 Personen und lieferte 7512 Ballen. Die Zahl der Webstühle belief sich auf 823, die der Spindeln auf 48858. Die Eisenindustrie wurde 1880 in neun Etablissements betrieben, in denen 847 Arbeiter beschäftigt waren und ein Kapital von 1431469 Doll. angelegt war. Die sämtlichen gefertigten Eisen- und Stahlwaren repräsentierten ein Gewicht von 344606881 kg und einen Wert von 2347177 Doll., während der des verarbeiteten Materials einen solchen von 1214050 Doll. darstellte. Die Eisenindustrie wurde in D. schon vor dem Jahre 1730 betrieben. Der Staat selbst liefert nur wenig Eisen, und zwar im nördl. County Newcastle, wo sich etwa 20 km von Wilmington entfernt der sog. «Iron Hill» befindet.

Der Grund für das gegenwärtige Schulwesen wurde 1829 gelegt. Bis 1875 war jedoch das System ein sehr unvollkommenes und mangelhaftes. Erst am 25. März 1875 ging ein Gesetz durch, welches das Schulwesen reorganisierte und es dem der übrigen Unionsstaaten assimilierte. Im J. 1880 gab es 248 Lehrer und 175 Lehrerinnen in 512 öffentlichen Schulen, welche von 25053 Weißen (80 Proz. der Schulbevölkerung) und 2216 Negern

(70 Proz.) besucht wurden. Die Schuleinnahmen beliefen sich 1880 auf 177651 (gegen 216539 i. J. 1878), die Ausgaben auf 207281 Doll. Das Schuleigentum war 440733 Doll. wert, darunter die Schulhäuser 331260 und die Schulgrundstücke 75669 Doll. Von höhern Bildungsanstalten sind zu nennen das sich zu keiner religiösen Sekte bekennende, beiden Geschlechtern zugängliche Delaware-College zu Newark, welches 1870 eröffnet wurde (1880: 5 Lehrer, 59 Studierende) und das Lehrerseminar zu Wilmington.

Die Kolonie von D., wie die von Neujersey, wurde nach den ursprünglichen Plänen Gustav Adolfs von Schweden gegründet, und in Newcastle, einer ebenfalls von Schweden angelegten Niederlassung, steht jetzt noch die alte, von den gottesfürchtigen Kolonisten erbaute Schwedenkirche. Die Schweden traten die Kolonie an die Holländer und letztere dieselbe an die Engländer ab. D. wurde 1682 samt Pennsylvanien von Karl II. an William Penn verschenkt, 1701 aber wieder von Pennsylvanien getrennt. Mit der Unabhängigkeitserklärung von 1776 erhielt auch D. eine neue Verfassung, welche jedoch 1792 noch einmal abgeändert wurde. Die Gesetzgebende Versammlung besteht aus einem Senat von 9 und einem Repräsentantenhause von 21 Mitgliedern. Im Kongreß wird D. durch zwei Senatoren und seit dem Gesetz vom März 1881, das mit dem 3. März 1883 in Kraft tritt, auf Grund der durch den Census von 1880 beruhenden Repräsentationsbasis durch einen (früher zwei) Abgeordneten vertreten. Die Sklaverei bestand noch bis zum Ende des Bürgerkriegs, obwohl in einem sehr gemilderten Grade. Trotzdem jedoch D. Sklavenstaat war, trat es der Sezession der Südstaaten nicht bei. Die finanzielle Lage D.s ist eine vorzügliche. Die Staatsschuld betrug am 1. Juli 1881 715000 Doll. Da aber der Staat zinstragende Obligationen (Eisenbahn u. s. w.) in Höhe von 1120799 Doll. ausgegeben hat, so ist er thatsächlich schuldenfrei. An Inlandsteuern wurden 1881 311067 Doll. erhoben. D. ist zur Zeit der wenigst besteuerte Staat der Union. Die Einnahmen beliefen sich 1881 auf 155000, die Ausgaben auf 105000 Doll. Hauptstadt des Staats ist Dover, der bedeutendste Fabrik- und Handelsplatz Wilmington.

Delaware, auch Delaware-Court-House genannt, Hauptstadt des County Delaware im nordamerik. Unionsstaat Ohio, auf dem rechten Ufer des Olentangy-River, an der Cleveland-Columbus-Cincinnati- und der Indianapolis-Springfield-Eisenbahn, hat eine vielbesuchte Heilquelle und mehrere Fabriken, zählt (1880) 6894 E. und ist der Sitz der 1844 organisierten Ohio-Wesleyan-University (1879 20 Lehrer, 243 Studierende).

Delawaren heißt ein ehemals mächtiger Indianerstamm, der am Delawareflusse und am Schuylkill in Pennsylvanien seine Sitze hatte, dessen Reste jetzt aber nach dem Indianerterritorium verpflanzt sind. Sie bildeten ehemals drei Sippen, die sich nach der Schildkröte, dem Truthahn und dem Wolf benannten. Ihre Sprache ist einer der bekanntesten Algonkindialekte. Der deutsche Herrnhuter Zeisberger hat eine Grammatik derselben veröffentlicht und der Schwede Campanius den Lutherschen Katechismus in dieselbe übersetzt.

Delbrück, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Paderborn, 15 km im WNW. von Paderborn, am Haustenbach, in einer von den Ausläufern des Teutoburger Waldes durchzogenen Ebene, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1284 E., worunter 29 Protestanten. Hauptnahrungszweige der Einwohner sind Viehzucht, Wiesenbau und Kleinhandel.

Delbrück (Berthold), deutscher Sprachforscher, Neffe von Martin Friedr. Rudolf D., geb. 26. Juli 1842, vorgebildet auf dem Pädagogium in Halle, studierte Philologie, namentlich vergleichende Grammatik in Halle unter Pott und Sanskrit in Berlin unter A. Weber, habilitierte sich, nachdem er zunächst Gymnasiallehrer gewesen, in Halle und ward 1869 als Professor der vergleichenden Sprachforschung und des Sanskrit nach Jena berufen. In der vergleichenden Grammatik bewegen sich D.s Arbeiten namentlich auf dem Gebiete der vergleichenden Syntax («Syntaktische Forschungen», Bd. 1—4, Halle 1871—79). Innerhalb des Sanskrit beschäftigt ihn namentlich die Vedenforschung («Vedische Chrestomathie mit Anmerkungen und Glossar», Halle 1874, «Das altind. Verbum aus den Hymnen des Rigveda seinem Baue nach dargestellt», Halle 1874). Wertvoll für Geschichte und Methodik der vergleichenden Sprachwissenschaft ist seine «Einleitung in das Sprachstudium» (Lpz. 1880), in welcher in allgemein verständlicher Weise die Probleme der neuesten Linguistik erörtert werden.

Delbrück (Hans), Historiker, geb. 11. Nov. 1848 zu Bergen auf Rügen, besuchte das Gymnasium zu Greifswald und studierte Geschichte in Heidelberg, Greifswald und Bonn. Er machte 1870 den franz. Krieg mit und wurde nach der Schlacht bei Gravelotte Offizier. Später setzte er seine Studien in Bonn fort und wurde im Frühjahr 1874 Erzieher des Prinzen Waldemar von Preußen, dritten Sohnes des Kronprinzen. In dieser Stellung blieb er bis zum Tode des Prinzen (27. März 1879) und privatisierte darauf, bis er sich im Jan. 1881 als Privatdocent für Geschichte an der Universität Berlin habilitierte. Er schrieb außer der Dissertation «Über die Glaubwürdigkeit Lamberts von Hersfeld» und verschiedenen Studien zur engl. Verfassungsgeschichte in der Sybel'schen «Histor. Zeitschrift» und den «Preuß. Jahrbüchern» namentlich: «Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau» (Bd. 4 und 5, Berl. 1880, als Fortsetzung des von G. H. Pertz unvollendet hinterlassenen Werks) und einen Auszug daraus unter gleichem Titel (2 Bde., Berl. 1882). Seit März 1882 gibt D. gemeinsam mit Hans Edler Herr zu Putlitz die «Polit. Wochenschrift» heraus.

Delbrück (Martin Friedr. Rudolf), deutscher Staatsmann, 1867—76 Präsident des Kanzleramts des Norddeutschen Bundes, resp. Deutschen Reichs, geb. 16. April 1817 zu Berlin als Sohn des zu Zeitz verstorbenen Geh. Rats und Superintendenten Johann Friedrich Gottlieb D., welcher neun Jahre (1800—9) die Erziehung der beiden ältern Söhne Friedrich Wilhelms III. (des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Kaisers Wilhelm) geleitet hatte. Sein Vater starb schon 1830, konnte daher nur den Grund zur Entwickelung der glänzenden Gaben legen, durch die sich der Sohn auszeichnete. Dieser erhielt seine Gymnasialbildung zu Zeitz, Magdeburg und Halle, bezog 1833 die Universität Halle und widmete sich hier dem Studium der Rechtswissenschaft, welches er später in Bonn und Berlin fortsetzte. Nachdem er 1837 bei dem Land- und

Stadtgericht Halle als Auskultator in den Staatsdienst getreten war, wurde er 1839 zu der Regierung in Merseburg versetzt, 1842 als Hilfsarbeiter in die Generalsteuerverwaltung des Finanzministeriums und 1843 in die Abteilung des Finanzministeriums berufen, aus welcher später das Handelsministerium hervorging. Unter Beuths Leitung befestigte er sich in der freien Auffassung der wirtschaftlichen Verhältnisse, durch die er später auf dem Boden der Norddeutschen Bundesverfassung dem gewerblichen Leben die vollste Freiheit der Bewegung verschaffte. D. trat 1844 in das unter F. von Rönnes Leitung gestellte Handelsamt und 1848 in das damals errichtete Handelsministerium ein, in welchem er 1849 zum vortragenden Rat und 1859 zum Direktor der Abteilung für Handel und Gewerbe befördert wurde. In diesen Stellungen konnte D. die Fülle seiner Einsichten und Erfahrungen und die in seinen Beziehungen zu Kühne, Beuth und Rönne befestigten und geläuterten volkswirtschaftlichen Grundsätze nach eigenem Ermessen für den Staat verwerten und erwarb sich namentlich durch seinen Sieg über die Handelspolitik Österreichs große Verdienste. Dadurch, daß er den Steuerverein (Hannover, Oldenburg und Schaumburg-Lippe) bewog, mit Preußen einen Vertrag nach den Grundsätzen des Zollvereins einzugehen, wurden die für das österr. Interesse gewonnenen süddeutschen Staaten in eine Lage versetzt, welche sie nötigte, an die Sprengung des Zollvereins (s. d.) nicht weiter zu denken, sondern 4. April 1853 den erweiterten Zollvereinsvertrag für weitere 12 Jahre zu unterzeichnen. Ein weiteres großes Verdienst erwarb sich D. durch den Abschluß des Handelsvertrags mit Frankreich, in welchem letzteres alle England und Belgien gewährten Begünstigungen auch dem Zollvereine zugestand. Diese Begünstigungen machten es dem Zollvereine möglich, die westmächtliche Konkurrenz auf dem Weltmarkte auszuhalten. Auch diesem Vertrage gegenüber versuchte Österreich im Bunde mit den süddeutschen Staaten das alte Spiel von 1851, jedoch vergeblich.

D.s Handelspolitik, die der inzwischen (8. Okt. 1862) ins Amt getretene Ministerpräsident von Bismarck in Schutz nahm, siegte über jeden Widerstand; am 12. Okt. 1864 traten alle Zollvereinsstaaten dem von Preußen 29. März 1862 mit Frankreich im Entwurfe festgestellten Handelsvertrage bei und erneuerten im folgenden Jahre die Zollvereinsverträge. Noch in demselben Jahre brachte D. Handelsverträge mit England und Belgien zu Stande, welchen 31. Dez. 1865 der Handelsvertrag mit Italien folgte. Die zeitgemäße Umgestaltung der Zollvereinsverträge hatte nach den Erfolgen des J. 1866 keine Schwierigkeit zu überwinden; sie erfolgte 8. Juli 1867 durch die Bestimmung, daß die Angelegenheiten des Vereins hinfort von der Entscheidung der Majorität des Zollbundesrats und des Zollparlaments abhängig sein sollten. Diese Reform erleichterte die weitern Abschlüsse von Handelsverträgen, Tarifreformen u. s. w. und gab gleichzeitig D., der 12. Aug. 1867 zum Präsidenten des Bundeskanzleramts ernannt worden war, Gelegenheit, seine staatsmännische Begabung auch auf parlamentarischem Gebiete zu entwickeln und zur Anerkennung zu bringen. Als Präsident des Bundeskanzleramts hatte er zugleich als Stellvertreter des Bundeskanzlers im Reichstage und im Kabinett, sowie als sein Bevollmächtigter bei allen auf die deutsche Politik bezüglichen Fragen zu fungieren. Um die Regierung des Bundes in steter Fühlung mit der Regierung Preußens zu erhalten, wurde er 1868 zum Mitglied des preuß. Staatsministeriums ernannt, eine Stellung, die seiner Wirksamkeit einen freiern Spielraum gewährte. Außerhalb aller spezifischen Parteibestrebungen stehend, übte er durch seine klare, objektive und geschäftliche Behandlung der zur Diskussion gestellten Fragen einen entscheidenden Einfluß auf die Beschlüsse der Volksvertretung aus. Im Okt. 1870 ging D. in diplomatischer Mission an die süddeutschen Höfe, um die endliche polit. Einigung Deutschlands herbeizuführen, und seiner dortigen Thätigkeit ist der Abschluß der versailler Verträge vom 15., 23. und 25. Nov. 1870, bei deren Aufstellung er in hervorragender Weise mitwirkte, wesentlich zu danken. Als infolge des kaiserl. Erlasses vom 12. Mai 1871 das bisherige Bundeskanzleramt den Namen »Reichskanzleramt« erhielt, änderte sich dem entsprechend auch der Titel seines Präsidenten. Im Abgeordnetenhause vertrat er in den Sessionen von 1874 und 1875 den ersten Wahlkreis des Regierungsbezirks Köslin, Lauenburg-Bütow-Stolp, legte jedoch vor Abschluß der Legislaturperiode sein Mandat nieder, weil dasselbe zu sehr mit seiner Amtswirksamkeit kollidierte. Von der Universität Leipzig wurde er 1873 honoris causa zum Doktor der Rechte ernannt.

Am 1. Juni 1876 trat D. von seiner Stellung als Präsident des Reichskanzleramts zurück und veranlaßte dadurch den Fürsten Bismarck, dessen Umkehr zum Schutzzollsystem er nicht folgen mochte, selbst die Leitung der deutschen Handelspolitik in die Hand zu nehmen und dieselbe mehr und mehr in protektionistische Bahnen zu lenken. Als infolge dieser Wandlung dem Reichstage 1879 ein neuer Zolltarifentwurf vorgelegt wurde, kehrte D. noch einmal ins öffentliche Leben zurück und bekämpfte als Reichstagsabgeordneter des Wahlkreises Jena (1879—81) die neue Wirtschaftspolitik, lehnte jedoch nach Ablauf der Session jede Wiederwahl ab.

Delcredēre (ital.; im Französischen Ducroire; engl. Guarantee, Delcredere) nennt man in der Handelssprache die Gewährleistung des Kommissionärs für den Eingang einer Forderung aus dem durch ihn für Rechnung des Kommittenten abgeschlossenen Geschäfts, in der Regel also für den Eingang des Kaufpreises. Auch bei Versicherungen kommt ein D. des Kommissionärs vor, welches hier die Garantie für die Zahlungsfähigkeit und Zahlungsleistung des Versicherers (Assekuradeurs) ist. Delcredere stehen bedeutet demnach die Übernahme einer solchen Garantie. Für die Gewährleistung selbst wird dem Kommissionär eine Vergütung in Prozenten vom Werte des betreffenden Gegenstandes bewilligt und das Delcrederestehen gewinnt dadurch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Versicherungsvertrage, indem diese Vergütung wie eine Kreditversicherungsprämie erscheint. D. oder Delcredere-Provision heißt dann auch diese für das gedachte Gutsagen gewährte Entschädigung, deren Höhe je nach dem Umfang der Gefahr, d. h. nach der Länge der Kreditfrist, dem Kreditgesetze, der größern oder geringern Rechtssicherheit des betreffenden Landes und dem Vertrauen in dessen Handelsstand, abweichend ist. In Deutschland steht das D. bei Geschäften in realen Waren auf überhaupt etwa 1 Proz. Bisweilen einigen sich Kommittent und Kommissionär dahin,

daß letzterer nur für einen gewissen Teil der Forderung, z. B. bis zu 20 Proz., D. stehe, in welchem Fall er nach billiger Auslegung vom etwaigen Verlust ein Fünftel zu tragen haben würde. In England rechnet bei Lieferungsgeschäften in noch aus dem Auslande unterwegs befindlichen Produkten der Mäkler außer seiner Courtage ein mit dieser gleich hohes D. (½ Proz.) an, indem er sich für die Zahlungsfähigkeit des Käufers verbürgt. Im Wechselhandel, welcher zu sehr großem Teile Kommissionsgeschäft ist, steht der Bankier für seine Verkäufe stillschweigend (durch sein Indossament) D., ohne besondere Gebühr. Im Handel mit Obligationen und Aktien rechnet der Kommissionär das D. nicht besonders an, sondern in seine Kommissionsgebühr mit ein.

Deleātur (lat.), s. Del.

Delécluze (Étienne Jean), franz. Kunstkritiker, geb. zu Paris 1781, studierte unter David die Malerei und erhielt bei der Kunstausstellung von 1808 für ein Gemälde «Andromache» die erste Medaille. Später wandte er sich der Journalistik, insbesondere der Kunstkritik zu, war Mitarbeiter am «Lycée français», am «Moniteur», «Journal des Débats» und vielen andern Zeitungen. Von seinen Büchern sind hervorzuheben: «Précis d'une histoire de la peinture» (1828), «Notice sur la vie et les ouvrages de Léopold Robert» (1838), eine Übersetzung der «Vita nuova» und der Novelle «Romeo e Giulietta» von Luigi da Porto, «David, son école et son temps», «Souvenirs de soixante années» u. s. w. Bruchstücke einer von ihm projektierten Geschichte der Renaissance sind in Zeitschriften verstreut. D. starb 1863 zu Versailles.

Delecti (lat., «Auserlesene»), Elitetruppe im altröm. Heer, welche neben den Legionen bestand und die Leibwache der Kaiser bildete.

Delegati oder Delegati judices, für besondere Zwecke gesandte Legaten (s. d.).

Delegation heißt in der Rechtssprache diejenige Änderung eines bestehenden Schuldverhältnisses, wonach entweder der bisherige Gläubiger seinem Schuldner, den er der Verbindlichkeit gegen sich entläßt, einen andern Gläubiger anweist, an den er leisten soll, oder der bisherige Schuldner seinem Gläubiger einen andern Schuldner stellt. Der überweisende Schuldner oder Gläubiger heißt der Delegant, der überwiesene Schuldner Delegat, der Gläubiger, welchem zugewiesen wird, und zwar im erstern Falle der neue Gläubiger, Delegatar. Die D. ist entweder Zahlungsanweisung oder Kreditanweisung, je nachdem der Delegat dem Delegatar etwas geben (zahlen) oder sich ihm nur verpflichten soll. Diese Überweisung muß unter Zustimmung aller drei Beteiligten vor sich gehen. Sie bewirkt dann gänzliches Aufhören des bisherigen Verhältnisses seitens des Deleganten und unterscheidet dadurch hauptsächlich das Geschäft sowohl von der Cession (s. d.) als von der Assignation oder Anweisung (s. d.), die beide nur dem angewiesenen Gläubiger und dem angewiesenen Schuldner das Recht geben, die Zahlung der bisherigen Verbindlichkeit gültig anzunehmen und zu leisten, im übrigen aber das Rechtsverhältnis an sich nicht verändern, sodaß der Schuldner auch gegen den Cessionar alle Einreden brauchen kann, welche ihm gegen den Cedenten zustanden. Der Delegat kann dagegen gegen den Delegatar nicht das geltend machen, was er dem Deleganten entgegensetzen konnte.

D. bedeutet auch die Übertragung der Gerichtsbarkeit mittels Kommissionserteilung. Diese bewirkt nicht, daß der Delegierte der Repräsentant des Delegierenden wird, vielmehr bildet er eine eigene selbständige Instanz, von welcher an den Delegierenden appelliert werden kann. Man unterscheidet in dieser Beziehung die jurisdictio mandata von der jurisdictio delegata. Bei der erstern findet das Repräsentationsverhältnis des mandierten zum mandierenden Richter statt.

Delegation (ital. Delegazione; vom lat. delegare, abordnen, übertragen) hießen im ehemaligen Lombardisch-Venetianischen Königreiche und im ehemaligen Kirchenstaate die durch einen Delegaten (Bevollmächtigten) mit seinen Unterbeamten gebildete Regierungsbehörde einer Provinz, dann auch wohl diese selbst. In ersterm Lande bestanden bis zum Frieden von Villafranca (1859) neun solche D. in der Lombardei und acht in Venedig. Der Kirchenstaat zerfiel seit 1831 in die Comarca von Rom und 19 Provinzen. Der Delegat, welcher stets ein Prälat sein mußte und vom Papst ernannt wurde, führte die Verwaltung aller Regierungsangelegenheiten mit Ausnahme der kirchlichen, der Civil- und Kriminalrechtspflege und des Finanzwesens. War er ein Kardinal, so hieß er Legat (s. d.), und seine Provinz erhielt den Titel Legation.

Delegation ist in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie die Bezeichnung einer durch das Gesetz vom 21. Dez. 1867 zur Behandlung gemeinsamer Angelegenheiten geschaffenen parlamentarischen Institution, welche als Parlamentsausschuß durch Wahl aus den Reichsvertretungen Österreichs und Ungarns hervorgeht und abwechselnd in Wien und Budapest tagt. In die Kompetenz der D. gehören die auswärtigen Angelegenheiten, das Kriegswesen, jedoch mit Ausschluß der Rekrutenbewilligung und der Landwehr, die Reichsfinanzen und in neuester Zeit die Angelegenheiten der okkupierten Länder Bosnien und Herzegowina, deren oberster Verwaltungschef der Reichsfinanzminister ist. Die österr. und die ungar. Delegation beraten getrennt, die erstere in deutscher, die zweite in ungar. Verhandlungssprache. Die D. jeder Reichshälfte zählt 60 Mitglieder, wovon ein Dritteil dem Herrenhause (resp. Magnatentafel) und zwei Dritteile dem Hause der Abgeordneten entnommen werden. Die Wahl im österr. (cisleithanischen) Abgeordnetenhause geschieht nach Ländern. Neben den Delegierten werden noch Ersatzmänner gewählt. Die Wahl wird alljährlich erneuert. In Ungarn gilt die Wahl auf die ganze Parlamentsdauer (drei Jahre). Die Sitzungen sind öffentlich, die «gemeinsamen» Minister verantwortlich. Der Verkehr der D. ist schriftlich. Differenzen werden, wenn ein dreimaliger Schriftwechsel erfolglos geblieben ist, in gemeinschaftlicher Plenarsitzung durch gemeinschaftliche Abstimmung, doch ohne Debatte, entschieden. Den D. werden seit 1868 diplomatische Dokumente vorgelegt («Rotbuch»). Als Usus gilt, daß mindestens einer der drei gemeinsamen Minister der magyar. Reichshälfte angehört. Die «Thronrede» wird zweimal gehalten, deutsch und ungarisch, vor der deutschen und ungarischen D., und ist bisher niemals in einer Adresse beantwortet worden. Der Minister des Auswärtigen gibt im «Ausschusse» sowohl der österr. als der ungarischen D. bei Beratung seines Etats ein Exposé,

des dann in der Regel als Stand der diplomatischen Beziehungen zu betrachten ist und die Grundlage abgibt für den Referenten dieses Ausschusses. Die Anhänger der »Personalunion« bekämpfen die Einrichtung der D., in welchen sie eine, wenn auch sehr schwache Art von gemeinsamem Parlament erblicken. (S. Österreichisch-Ungarische Monarchie.)

Delegieren (lat.), übertragen (eine Schuld, ein Recht), absenden, abordnen.

Delektion (lat.), Auswahl, Aushebung (von Soldaten).

Delémont, deutsch Delsberg, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im schweiz. Kanton Bern, liegt 436 m über dem Meere, 26 km nordnordöstlich von Biel am linken Ufer der Sorne, die sich 1½ km unterhalb der Stadt in die Birs ergießt, in einem weiten fruchtbaren Kessel des bernischen Jura. Der Ort ist regelmäßig angelegt, mit breiten geraden Straßen, besitzt zwei kath. und eine prot. Kirche, ein Progymnasium, ein kath. Lehrerseminar, ein 1719 erbautes Schloß, einst Sommersitz der Fürstbischöfe von Basel, und zählt (1880) 3007 E., worunter 2208 Katholiken, 714 Protestanten, 77 Israeliten und 8 Andersgläubige. Mit Biel und Basel ist es durch die Hauptlinie der bernischen Jurabahn verbunden, von welcher hier die Linie D.-Pruntrut-Delle zum Anschluß an das franz. Bahnnetz abzweigt. Die bemerkenswertesten Punkte der Umgegend sind die wilde Klus Val des Roches, durch welche 4 km südlich von D. bei dem Dorfe Courrendlin die Birs aus dem Münsterthale in den Thalkessel von D. eintritt, und etwa 2 km nördlich von D. die Schloßruine und Kapelle Vorburg oberhalb der Schlucht, durch welche die Birs den Kessel verläßt. — Der Bezirk Delémont umfaßt 396 qkm mit 13624 E., meist franz. Zunge (16 Proz. deutsch) und kath. Konfession (10 Proz. reformiert). Die Haupterwerbsquellen sind die Land- und Alpwirtschaft, der Holzhandel und die Glasfabrikation. Zahlreiche Steinbrüche geben gute Bausteine (Kalk) und mehrere, neuerdings weniger ergiebige Bohnerzgruben liefern den Hohöfen und Eisenwerken von Choindez und Undervelier das nötige Erz.

Deleniment (lat.), Linderungs-, Besänftigungsmittel; Liebkosung; delenieren, besänftigen, liebkosen.

Delepierre (Joseph Octave), geb. 12. April 1802 in Brügge, studierte in Gent die Rechte, war dann Sachwalter in Brüssel und wurde 1849 zum belg. Konsul in London ernannt. Er legte sein Amt 1877 nieder und starb 18. Aug. 1879 in London. D. schrieb unter anderm: »Précis des annales de Bruges« (1835), »La Belgique illustrée« (1841), »Examen de ce que renferme la bibliothèque du Musée britannique« (1846), »Histoire littéraire des fous« (1860), »La parodie chez les Grecs, chez les Romains, chez les Modernes« (1870).

Delescluze (Louis Charles), franz. Journalist und sozialistischer Agitator, geb. 2. Okt. 1809 zu Dreux (Eure und Loire), studierte die Rechtswissenschaft in Paris zur Zeit der Julirevolution, an welcher er eifrig teilnahm. Sein ganzes Leben war ein rastloses Ankämpfen in Journalen, geheimen Gesellschaften, Verschwörungen und Emeuten gegen die konstitutionelle Monarchie, das zweite Kaiserreich, die zweite und dritte Republik. Infolge mißlungener demagogischer Umtriebe flüchtete er 1836 nach Belgien. Die Februarrevolution von 1848 ermöglichte ihm die Rückkehr nach Paris, wo er das Journal »La Révolution démocratique et sociale« gründete, welches nach dem 13. Juni 1848 einging; D. entzog sich als Hauptredacteur durch die Flucht nach England der Strafe der Deportation, wozu ihn der hohe Gerichtshof in Versailles in contumaciam verurteilte. Im J. 1853 kam er heimlich wieder nach Paris, wurde hier verhaftet, in den Kriminalprozeß gegen die geheime Verbindung der sog. Marianne verwickelt, zu vierjährigem Gefängnis verurteilt, zunächst nach Belle-Isle, sodann nach Brest gebracht und hier mit einer Anzahl Galeerensträflinge nach Cayenne eingeschifft. Die Amnestie von 1859 gestattete ihm nach Frankreich zurückzukehren, und als das Preßgesetz von 1868 erlaubte, ohne administrative Bewilligung ein Journal zu gründen, ließ er in Paris den »Réveil« zuerst wöchentlich, nachher täglich erscheinen. Er zeigte sich darin extrem in seinen polit. Ideen, aber gerecht in seiner Polemik. Mit mehrern Führern und Lieblingen der pariser Demagogie, wie Blanqui, Pyat, Flourens, stand er in schlechtem Einvernehmen. Auch machte er gegen die Regierung der Nationalverteidigung keine so leidenschaftliche und rücksichtslose Opposition als die andern Publizisten der Demagogie. Solange er nur als schwärmerischer Anhänger des radikalsten demokratischen Systems gekannt war, lobten alle Fraktionen der republikanischen Partei einstimmig seine Uneigennützigkeit und bezeigten ihm ihre Achtung. Doch erlitt diese Stimmung eine Veränderung, als D. nach dem 18. März 1871 sich mit wütender Leidenschaftlichkeit in die Revolution stürzte. Er wurde schnell nacheinander Mitglied der zweiten Pariser Commune, Präsident des neuen Wohlfahrtsausschusses, zuletzt Kriegsminister und fiel bei dem Straßenkampfe 28. Mai 1871 auf einer Barrikade. D. veröffentlichte das Tagebuch seiner frühern Gefangenschaftsleiden: »De Paris à Cayenne, journal d'un transporté« (1869).

Delessert (Benjamin, Baron), franz. Gelehrter, geb. 14. Febr. 1773 in Lyon, gründete in Paris ein Bankiergeschäft, war 1817—38 Mitglied der Deputiertenkammer, seit 1844 Pair von Frankreich und starb 1. März 1847 als Präsident des Handelsgerichts der Seine. D. war als Vorstand der Armenhäuser von Paris, als Mitbegründer der Sparkassen in Frankreich und durch liberale Unterstützung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen sehr verdient. Er schrieb: »Icones selectae plantarum« (5 Bde., 1820—39), »Recueil de coquilles décrites par Lamarck« (1841), »Des avantages de la caisse d'épargne« (1835) u. s. w.

Delessit (nach dem franz. Mineralogen Delesse genannt) ist ein schuppiges und kurzfaseriges Mineralaggregat, welches namentlich in den Melaphyr-Mandelsteinen als sekundäre Ausfüllung von Hohlräumen bald vollständige konzentrisch-schalige Mandeln, bald nur die äußern Krusten von andern kalkigen oder kieseligen Mandeln bildet. Die Härte ist nur 2,5, die Farbe olivengrün bis schwärzlichgrün. Chemisch besteht der D. aus Kieselsäure, Thonerde, Magnesia, Eisen, welches bald als Oxyd, bald als Oxydul, bald als beides angegeben wird, und 11—12 Proz. Wasser; schmilzt vor dem Lötrohr nur sehr schwer, wird dagegen von Säuren sehr leicht zersetzt. Die Zersetzung des augitischen Gemengteils in den Melaphyren scheint es in erster Linie zu sein, wodurch das Material zum Absatz des D. beschafft wird.

Delestage (frz.), das Ausladen des Ballastes aus einem Schiffe.

Deletion (lat.), Tilgung, Vernichtung; deleterisch, von zerstörender Wirksamkeit.

Delfino, Delvino oder Delonia (im Altertum Helicranum), Stadt im türk. Vilajet Jannina oder Südalbanien (Epirus), an einem Nebenfluß des sich in den Küstensee von Butrinto ergießenden Flusses Kalesetikas und am Abhange einer mit dem Keraunischen Gebirge zusammenhängenden Bergmasse gelegen, hat verfallene Mauern, eine Burgruine, mehrere Moscheen und 4000 E., die Ölbau und Handel treiben. Eine Straße verbindet D. mit dem Seehafen Chimára oder Khimára (in der Nähe der Ruinen der antiken Küstenfestung Chimaera), vordem berüchtigt als Raubnest der Chimarioten, welche sich noch bis in die Mitte des 19. Jahrh. von aller türk. Autorität frei zu erhalten wußten.

Delfshaven, Marktflecken an der Maas in der niederholländ. Provinz Südholland, 2 km im SW. von Rotterdam, mit dem Hafen der delfter Schiffe, mit Werften und 11800 E., welche Herings- und Stockfischfang betreiben und zahlreiche Geneverbrennereien unterhalten. D. ist der Geburtsort des berühmten Seehelden Peter Hein, dem hier 1870 ein Denkmal errichtet worden ist.

Delft, freundliche Stadt im Bezirk Rotterdam der niederländ. Provinz Südholland, zwischen Rotterdam und Haag, 9 km im Südosten von letzterm an dem Flüßchen Schie und an der Bahn Rotterdam-Amsterdam gelegen. Der Ort wird von vielen, von Linden eingefaßten Kanälen durchschnitten, ist ziemlich regelmäßig in Form eines Vierecks gebaut und zählt (1880) 26050 E. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: der Prinzenhof (jetzt eine Kaserne), worin 10. Juli 1584 Wilhelm I. von Oranien durch Balthasar Gerhard erschossen wurde; das große, 1618 erbaute Stadthaus mit vielen ausgezeichneten Gemälden; das Zeughaus, ein teilweise von Wasser umgebenes großes, finsteres Gebäude, ursprünglich das Warenhaus der Ostindischen Kompagnie, mit dem Artillerielaboratorium und den großen Pulvermagazinen außerhalb der Stadt in Verbindung stehend; die got. Alte Kirche, an Stelle eines ältern Baues im 15. Jahrh. erbaut, mit einem etwas zur Seite geneigten Turme und mit den Denkmälern der Admirale Tromp und Peter Hein und des Naturforschers Leeuwenhoek; die Neue Kirche, 1412—76 erbaut, mit einem berühmten, aus etwa 500 Glocken bestehenden Glockenspiele und einem 90 m hohen Turme, in welcher die Familiengruft des fürstl. nassau-oranischen Hauses sich befindet und die Mausoleen des Prinzen Wilhelm I. (1621 von Keyzer und Quellinus vollendet) und des zu D. geborenen Hugo Grotius. Außerdem sind noch besonders zu erwähnen: die kath. oder Jesuitenkirche, die Waffenfabrik, die Kugelgießerei, das Schauspielhaus mit Konzertsaal und das Städtische Krankenhaus mit vier Anatomiegemälden, worunter das älteste und interessanteste von Mierevelt aus dem J. 1617. Zu den wissenschaftlichen Anstalten gehören die Polytechnische Schule (mit bedeutender Modellsammlung von Schiffen, Mühlen, Maschinen u. s. w.), die Schule zur Bildung von Beamten für die ostind. Kolonien, seit 1864, als die staatliche Beamtenschule nach Leiden verpflanzt wurde, auf Stadtkosten erhalten; die 1851 eröffnete Zeichen- und Industrieschule; die Waisenstiftung der Frau van Renswoude mit Filialen im Haag und in Utrecht. An Wohlthätigkeitsanstalten für Waisen und alte Leute ist D. sehr reich. Auch hat die Stadt eine Irrenanstalt. D. war vorzeiten wegen seiner Fabriken von Fayence und Steingut berühmt, sodaß in ganz Holland derartiges Geschirr den Namen Delfter Waren oder Delfter Zeug führte. Gegenwärtig ist nur noch eine solche Fabrik im Betrieb. Auch von den früher so blühenden Bierbrauereien sind nur einige übriggeblieben. Dagegen entwickelte sich die Teppichfabrikation, welche sehr schöne, den smyrnaer Teppichen nachgeahmte Erzeugnisse liefert; außerdem die Faßbinderei, Korbflechterei und einige andere Industriezweige von geringerer Bedeutung. — D. wurde im 11. Jahrh. von dem lothring. Herzog Gottfried dem Buckeligen erbaut und kam dann in den Besitz der Grafen von Holland, die es durch Kastellane verwalten ließen; 1536 brannte es fast ganz ab. Die 1797 aus der franz.-reform. Gemeinde hervorgegangene Delfter Religionsgesellschaft (Christo sacrum), welche Vereinigung aller christl. Parteien bezweckte und anfangs viele Anhänger fand, ist jetzt erloschen.

Delftland, der fruchtbare Teil Südhollands zwischen dem Rijnland, Schieland, der Maas und dem Meere.

Delftware (frz. poterie de Delft, engl. Delftware), das Delfter Geschirr, eine Art Fayence, die namentlich um das Ende des 16. Jahrh. in der Stadt Delft in Südholland in ausgezeichneter Schönheit hergestellt wurde. (S. unter Fayence und Thonwarenfabrikation.)

Blaue Delftware nennt man auch die mit dem aus Indigo erzeugten Fayence- oder Englischblau bedruckten oder gefärbten Baumwollzeuge.

Delfzyl (spr. Delfseil), d. h. Delfschleuse, kleine, aber stark befestigte Stadt in der niederländ. Provinz Gröningen, im Bezirke von Appingadam, an der Mündung der Fivel in den Dollart, hat einen vortrefflichen Hafen und (1879) 5873 E., welche sich von Schiffahrt und Fischerei nähren. Bei D. beginnt der Lange Kanal, der aus dem Dollart zunächst durch die kanalisierte Fivel oder das Damster Diep über Appingadam nach Gröningen, dann aber über Leeuwarden und Franeker nach Harlingen an der Nordsee führt, als eine 105 km lange Schiffahrtslinie für Trekschuiten (Ziehkähne). D. gilt als der Schlüssel von Gröningen und Friesland.

Delgada (Ponta), Hauptstadt der Azoreninsel São-Miguel. (S. Ponta-Delgada).

Delgado, Kap an der Ostküste Afrikas, da, wo das Nordende des portug. Bezirks Mozambique an das Südende des vom Sultan von Zanzibar beherrschten Gebietes stößt. Das Kap ist unansehnlich und niedrig. Von diesem Kap nach S. reicht die Tonghi-Bai bis zur Insel Mionge. Etwas nördlicher mündet der Fluß Rovuma, an welchem stromaufwärts der Weg von der Küste nach dem Nyassasee führt. — Der Distrikt Cabo Delgado der portug. Kolonie Mozambique besteht aus dem Archipel von Quirimba und den Ortschaften Masimba, Pangane, Lumbo, Quisanga, Montepes, Arimba und Pomba und zählt etwa 6600 E. Die Hauptstadt Ibo liegt auf einer der Quirimba-Inseln.

Delhi, Stadt im Pendschab, s. Dehli.

Deli (türk., d. h. Wagehals, Tollkühner), in den frühern türk. Heeren Bezeichnung für einzelne

Wagehälse der türk. Kavallerie, welche, meist von Opium berauscht, blindlings auf den Feind vorgingen; auch Bezeichnung für die Soldaten der berittenen Leibwache des Großveziers, deren Befehlshaber den Namen Deli-Baschi führt.

Deli (Delhi), Hauptort eines kleinen Malaienstaats im nördl. Teile von Sumatra an der Ostküste der Insel. Das Land Deli mit einer Küstenstrecke von 30 km erstreckt sich bis in das 50 km weit von der Küste entfernte Gebirge hinein. Die von W. nach O. laufenden Flüsse teilen das Land in das eigentliche D., Langkat und Sardang. In den Handel liefert es hauptsächlich Gold und Pfeffer, und baut namentlich Tabak, Sandelholz und Muskatnüsse. Eine niederländ. Kolonisationsgesellschaft (Deli-Maatschappij) hat Chinesen und Kulis eingeführt, durch deren Arbeit 1873 schon für 2 Mill. Fl. Produkte gewonnen worden sind. Der Sultan hat 1862 die Oberherrschaft der Niederlande anerkannt; im 13. Jahrh. war das Sultanat abhängig von Atschin, im 18. von Siak. Seit 1814 nennt der Fürst sich Sultan. Im J. 1873 ließen die Niederlande, beim Tode des Sultans, seinen Nachfolger den Thron besteigen, verboten ihm aber, in Betreff des Grundbesitzes irgend welche Konzessionen zu gewähren.

Deli, Delhi oder Dilli, der portug. Hauptort an der Nordküste der Sundainsel Timor, an einer während des Südost-Monsuns leicht zugänglichen Bai, aber in ungesunder Lage. Der Ort führt Büffel aus und kann auch Schiffe mit Reis, Geflügel, Schweinen und Gemüse versehen.

Delia, Beiname der Artemis, von der ihr heiligen Insel Delos.

Delibāl (türk.), betäubender Honig, in Kleinasien von den Bienen aus dem Honigsaft des pontischen Seidelbasts (Daphne pontica) bereitet.

Delibation (lat.), Wegnahme, Verminderung.

Deliberieren (lat.), beraten, überlegen, erwägen; Deliberation, Beratschlagung, Erwägung; Deliberationsfrist, s. Bedenkzeit.

Delibes (Leo), franz. Komponist, geb. 1836 zu St.-Germain du Val im Depart. Sarthe, kam 1848 in das pariser Konservatorium, schrieb seit 1855 eine Reihe von komischen Opern, Operetten und Balletten, von denen das Ballett «Coppelia oder das Mädchen mit den Glasaugen» (1870) und die komische Oper «Le roi l'a dit» (1873) die besten und erfolgreichsten waren. Von 1865 an fungierte D. als Chordirektor an der Großen Oper, ist aber 1880 an Rebers Stelle Professor der Komposition am Konservatorium in Paris geworden.

Delibrieren (lat.), von Bast und Rinde frei machen.

Deliciae (lat.), Ergötzlichkeiten; in früherer Zeit beliebter Büchertitel für Gedichtsammlungen, z. B. D. poetarum Italorum, D. poetarum Gallorum, D. poetarum Germanorum u. s. w. (sämtlich in 14 Bdn., Frankf. 1608—19). — D. generis humani, «Zierde des Menschengeschlechts», Ehrentitel des röm. Kaisers Titus.

Delictum (vom lat. delinquĕre) ist im allgemeinen gleichbedeutend mit Verbrechen (s. d.); im engern Sinne bezeichnet man damit die Vergehen, welche nach röm. Recht nur im Civilgericht mit einer Geldstrafe zu Gunsten des verletzten Klägers belegt wurden, wie Injurien, gewöhnlicher Diebstahl. Unter dem entsprechenden Namen Délit begreift das franz. Recht die zweite Klasse aller strafbaren Handlungen, welche zwischen den geringern contraventions und den schwerern crimes die Mitte halten und rücksichtlich welcher die Zuchtpolizeigerichte auf mehr als fünf Tage Gefängnis oder 15 Frs. Geldstrafe, aber auf nicht mehr als fünfjährige Einsperrung erkennen können. (S. Kontravention.) Übrigens gibt es eine große Menge von Einteilungsgründen der Delikte. Man scheidet delicta privata und publica; juris gentium und juris civilis; ecclesiastica, secularia und mixta; atrocissima, atrocia, levia; communia und propria; delicta facti permanentis und transeuntis u. s. w. Die Deliktsklagen enthalten einen mittelbaren Schutz des Rechts der Persönlichkeit und sind nur beschränkt vererblich.

Delieren (lat.), auswischen, tilgen (vgl. Del.).

Deligation (lat.), das Verbinden einer Wunde; Deligatūr, der Verband, das Abbinden, Unterbinden.

Deligeorgis (Epameinondas), neugriech. Staatsmann, geb. 10. Febr. 1829 in Tripolis im Peloponnes, studierte die Rechte an der athener Universität. Nachdem er einige Jahre in Athen als Advokat praktizierte, wurde er 1859 als Deputierter Missolonghis in die Kammer gewählt. Sein entschiedenes Rednertalent, dessen Anziehungskraft mehr in der ausgesucht schönen Form als der Ideenfülle lag, stellte D. bald an die Spitze der Partei der Mißvergnügten, welche sich zum Losungswort die Absetzung des Königs Otto gewählt hatte. Nach der Thronbesteigung Georgs I. wurde D. mehreremal zum Deputierten gewählt, erhielt oft ein Ministerportefeuille und wurde 1865 Ministerpräsident. Diese Würde hat D. seitdem oft bekleidet und 1873 dadurch bezeichnet, daß er der Laurion-Affaire durch die Bildung einer griech. Ausbeutungsgesellschaft ein Ende bereitete und die Beziehungen Griechenlands zur Türkei durch eine Annäherungspolitik zu verbessern versuchte. Diese Tendenz D.' war auch der Grund, daß er in dem 1877 aus sämtlichen Parteiführern gebildeten Kabinett mit allen Kräften gegen das militärische Eingreifen Griechenlands in den Russisch-Türkischen Krieg auftrat und jede dahin zielende Initiative seinen Kollegen vereitelte. Nach dem Berliner Kongreß zog sich D. vom polit. Treiben zurück. Er starb 13. März 1879. D. war ein tüchtig gebildeter Staatsmann von Charakterstärke und absoluter Uneigennützigkeit. Seine polit. Reden sind in Athen (2 Bde., 1880) veröffentlicht worden.

Deligny (Eduard Jean Etienne), franz. General, geb. zu Ballan im Depart. Indre 12. Dez. 1815, besuchte die Militärschule von St.-Cyr und trat 1835 als Offizier in die Infanterie. Er diente zwei Jahrzehnte in Algerien mit Auszeichnung, wurde 1844 Kapitän, 1848 Bataillonskommandant, 1852 Oberst und 1855 Brigadegeneral. Vier Jahre danach stand er als Divisionsgeneral an der Spitze der Provinz Oran und unterdrückte erfolgreich mehrere Empörungen der Araber. Erst 1869 berief ihn der Kaiser aus dieser Stellung ab und ernannte ihn zum Kommandanten des Lagers von Châlons. Während des Deutsch-Französischen Kriegs führte D. eine Division, mit welcher er in den Schlachten um Metz kämpfte; nach der Kapitulation der Festung wurde er in Münster interniert und schrieb dort «1870. Armée de Metz» (Par. u. Brüss. 1871). D. übernahm 1873 den Befehl über das franz. 4. Armeekorps in Le Mans und wurde 1879 zum Generalinspektor der Armee ernannt, aber

[illegible]

Delila [illegible] Simson [illegible]

Delille [illegible] Sohn [illegible] Bildung [illegible] Vergils [illegible] Georgica [illegible]

[illegible]

Delimation [illegible]

Delimitieren [illegible]

Delinquieren [illegible]

Deliquium [illegible] Wärme. [illegible] **deliquescent** [illegible]

Delirium [illegible]

[illegible] Delirium [illegible]

[illegible]

Die Heilung erfolgt, indem der Kranke in einen längern Schlaf verfällt; unter Umständen ist es geraten, denselben künstlich (durch Opium, Chloralhydrat u. s. w.) herbeizuführen; doch ist hier große Vorsicht geboten. Nicht selten endet aber auch die Krankheit durch hinzugekommenen Schlagfluß oder durch Lungenentzündung tödlich, oder sie geht in bleibende Geistesstörung über. Sie wird übrigens bei jeder Wiederkehr gefährlicher, und das einzige Mittel gegen Rückfälle ist die völlige Unterlassung des Mißbrauchs der alkoholischen Getränke, zu welcher freilich die energielosen Kranken nur selten zu bewegen sind; die meisten fallen früher oder später wieder in ihr altes Laster zurück.

Delisches Problem heißt die im griech. Altertum berühmte geometr. Aufgabe, die Seite eines Würfels zu finden, dessen Inhalt doppelt so groß ist als ein gegebener Würfel. Die Veranlassung dazu wird auf verschiedene Weise angegeben. Die eine Sage erzählt, König Minos habe seinem Sohne Glaukos ein Grabmal errichten lassen wollen. Die Bauleute hätten dazu einen Würfel gewählt, der 100 (altgriech.) Fuß lang, breit und hoch war. Minos habe das Denkmal zu klein gefunden und es doppelt so groß an körperlichem Inhalt gewünscht. So sei die Frage entstanden, wie die Seiten zweier Würfel sich verhalten, deren einer doppelt so groß ist als der andere. Andere bringen die Sache mit Delos in Verbindung und erzählen, das dortige Orakel des Apollo habe als Mittel zur Beseitigung einer in Griechenland herrschenden Pest geraten, man solle den Altar des Apollo, der die Form eines Würfels hatte, noch einmal so groß machen. Man sei dem Rat gefolgt, gleichwohl habe die Pest nicht nachgelassen, und bei wiederholter Anfrage habe das Orakel erklärt, daß der Altar die Würfelform behalten müsse und die vorgenommene Vergrößerung, bei der man dies nicht beachtet, unrichtig sei. Diese Aufgabe ist bereits in der Platonischen Schule der griech. Mathematiker vielfach behandelt und mit genügender Annäherung gelöst worden. Es handelte sich dabei um eine Wurzel einer kubischen Gleichung, welche man durch einen gemeinschaftlichen Punkt von zwei geeigneten Linien konstruktiv zu bestimmen suchte. Zu diesem Zwecke wurden ein Kreis und ein Kegelschnitt, eine Gerade und eine Cissoide oder Conchoide, und andere Kombinationen erdacht.

Die Lösung des Problems, welche bei der jetzigen Ausbildung der Algebra nicht schwierig ist, geschieht nach folgender Formel. Wenn man die Seite des gegebenen Würfels als a, die des zu verdoppelnden Würfels als x bezeichnet und jener zu dieser sich wie 1 : m verhalten soll, so ist, weil ähnliche Körper im Verhältnis der Kuben ihrer gleichliegenden Kanten stehen, $1 : m = a^3 : x^3$, folglich $x = \sqrt[3]{m a^3}$, wo sich durch Anwendung der Rechnung die Seitenlänge des gesuchten Würfels leicht finden läßt. Ist die Seite des gegebenen Würfels = a, so ist die des doppelt so großen = $1{,}_{26}$ a. Aus der erhaltenen Gleichung $x^3 = m a^3$ ergibt sich zugleich, daß sie als eine vom 3. Grade sich nicht vermittelst der geraden Linie und des Kreises allein auflösen läßt.

Delisle (Guillaume), einer der Begründer der neuern Geographie, geb. 28. Febr. 1675 zu Paris, erhielt Unterricht von dem berühmten Astronomen Cassini und faßte schon früh den Gedanken, dem ganzen Gebäude der Geographie eine neue Grundlage zu geben. Im J. 1700 gab er eine Weltkarte, Karten von Europa, Asien und Afrika, einen Himmels- und einen Erdglobus von 31 cm im Durchmesser heraus. Dabei legte er, was seine meist blindlings den Längenbestimmungen des Ptolemäus folgenden Vorgänger vernachlässigt hatten, die bis zu seiner Zeit gemachten astron. Beobachtungen zu Grunde, die er aber mit den von ältern und neuern Reisenden angegebenen Ortsentfernungen sorgfältig verglich. Die Anzahl seiner Karten zur Geographie der Alten und Neuen Welt beläuft sich auf 134; unter ihnen zeigt besonders die letzte Ausgabe der Weltkarte von 1724 die Fortschritte, welche die Geographie bis dahin gemacht hatte. Er starb 25. Jan. 1726. Am geschätztesten ist die Ausgabe seines «Atlas géographique», welche Phil. Buache (1789) besorgte. — Sein Bruder, Joseph Nicolas D., geb. 4. April 1688 zu Paris, widmete sich der Astronomie und ward bereits 1715 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Im J. 1725 berief ihn Peter d. Gr. als Akademiker nach Petersburg, wo er bis 1747 verblieb und eine Schule für Astronomie begründete, die bald Berühmtheit erlangte. Im J. 1747 kehrte er wieder nach Paris zurück, wo er 11. Sept. 1768 arm und vergessen starb. Das wichtigste Werk D.s ist das «Mémoire sur les nouvelles découvertes au nord de la Mer du Sud» (Par. 1752; 2. Aufl. 1753). Dasselbe enthält das Ergebnis der Bemühungen der Russen zur Entdeckung eines Wegs aus dem Südmeere in die Gewässer im Norden von Amerika. Die «Mémoires pour servir à l'histoire et au progrès de l'astronomie, de la géographie et de la physique» (Petersb. 1738) blieben unvollendet. Sein «Avertissement aux astronomes sur l'éclipse annulaire du soleil que l'on attend le 25 juin» (Par. 1748) ist eine vollständige Übersicht aller ringförmigen Sonnenfinsternisse. — Zwei andere Brüder, Simon Claude D., geb. 1675, gest. 1708, und Louis D., bekannter unter dem Namen D. de Lacroyère, der als Astronom seinem Bruder Joseph Nicolas nach Petersburg folgte und 22. Okt. 1741 auf Awatscha starb, haben sich ebenfalls als Gelehrte, jener als Historiker, dieser durch seine Reisen nach Sibirien und Kamtschatka, sowie als Begleiter Berings (1741) verdient gemacht. — Der Vater sämtlicher Brüder, Claude D. oder De l'Isle, geb. zu Vaucouleurs bei Toul 5. Nov. 1644, gest. 2. Mai 1720 zu Paris, erwarb sich durch mehrere geogr., histor. und chronol. Werke einen geachteten Namen.

Delisle (Jacques), s. Delille (Jacques).

Delisle (Leopold Victor), franz. Historiker und Paläolog, geb. 24. Okt. 1826 zu Valognes im Depart. Manche, besuchte die Urkundenschule in Paris, erhielt dann eine Anstellung in der Abteilung der Handschriften der Nationalbibliothek und wurde 1874 Direktor dieser Abteilung. Von seinen zahlreichen histor. und bibliogr. Schriften sind hervorzuheben: «Cartulaire normand de Philippe Auguste» (1852), «Catalogue des actes de Philippe Auguste» (1856), «Recueil des jugements de l'échiquier de Normandie au XIII[e] siècle» (1860), «Rouleaux des morts du IX[e] au XV[e] siècle» (1866), «Histoire du château et des sires de Saint-Sauveur-le-Vicomte» (1867), «Chronique de Robert de Torigni, abbé du Mont Saint-Michel» (2 Bde., 1872—74), «Mandements

et actes divers de Charles V» (1874) u. s. w. Außerdem hat er die neue Ausgabe des «Recueil des historiens de la Gaule et de la France» geleitet, die Vorrede des «Monasticon Gallicanum» (2 Bde., 1871) verfaßt, eine verdienstvolle Arbeit über «Le cabinet des manuscrits de la bibliothèque nationale» (2 Bde., 1868—78) geliefert, ein «Inventaire des manuscrits du fonds latin» (5 Tle., 1863—71) aufgestellt und die Herausgabe des «Inventaire général et méthodique des manuscrits français» (Bd. 1—2, 1876—78) begonnen.

Délit (frz.), s. unter Delictum.

Deliteszenz (neulat.), das plötzliche Verschwinden oder Zurücktreten von Krankheitsstoffen.

Delitsch (Otto), deutscher Geograph, geb. 5. März 1821 zu Bernsdorf in Sachsen, studierte in Leipzig Theologie und wurde 1850 Lehrer an der dortigen Realschule. Seine Neigung wandte sich bald der Erdkunde zu; er wurde 1866 Privatdocent und 1874 außerord. Professor der Geographie an der Universität zu Leipzig, und starb daselbst 15. Sept. 1882. D. redigierte seit 1869 die illustrierte geogr. Zeitschrift «Aus allen Weltteilen»; mit Vogel veröffentlichte er «Zur Geschichte der sächs. Landkarten» (Lpz. 1858); auch bearbeitete er die 26. u. 27. Aufl. von Steins «Geographie für Schule und Haus» und bearbeitete Westindien für Steins «Handbuch der Geographie und Statistik» (Lpz. 1871).

Delitzsch, Kreisstadt der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, an der Löbber, einem Nebenflusse der Mulde, 18 km nördlich von Leipzig, 27 km östlich von Halle, an dem Kreuzungspunkte der Halle-Sorau-Gubener Bahn und der Linie Leipzig-Bitterfeld der Berlin-Anhalter Eisenbahn, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 8225 meist evang. E., welche besonders Cigarren- und Tabakfabrikation, außerdem auch Strickgarnfabrikation, Landbau, Schuhfabrikation, Bierbrauerei, Elfenbein- und Holzschnitzerei betreiben. Die Stadt hat drei evangelische und eine kleinere, 1869 erbaute kath. Kirche, ein königl. Schullehrerseminar (1873 eröffnet), ein Realprogymnasium, eine höhere Bürger- und höhere Töchterschule, zwei andere städtische Schulen und eine städtische Sparkasse. Das schon im 14. Jahrh. erbaute Schloß ist jetzt Strafanstalt für weibliche Personen. — D. ist eine alte wendische Festung, gegründet von dem sorbischen Stamme der Deleczen, und gehörte vom 12. Jahrh. an zu der Mark Landsberg. Mit der Teilung Sachsens kam es an die Albertinische Linie, die es später dem Hause Sachsen-Merseburg zuteilte. Nach dessen Aussterben 1738 fiel es an Kursachsen und wurde 1815 preußisch. D. ist der Geburtsort des Naturforschers Ehrenberg und des Nationalökonomen Schulze-Delitzsch. Vgl. Lehmann, «Chronik der Stadt D.» (2 Tle., Delitzsch 1852). — Der Kreis Delitzsch ist 756,65 qkm groß und zählt 58 664 E.

Delitzsch (Franz), namhafter deutscher Exeget und Hebraist, geb. als Kind armer christl. Eltern 23. Febr. 1813 zu Leipzig, widmete sich auf der Universität daselbst theol. und orient. Studien, habilitierte sich 1842, wurde 1846 ord. Professor der Theologie in Rostock und 1850 in Erlangen, von wo er 1867 nach Leipzig zurückberufen ward. In seinen ersten wissenschaftlichen Leistungen zeigte sich D. als ein gründlicher Kenner der nachbiblischen jüd. Literatur. Dahin gehören: «Geschichte der jüd. Poesie» (Lpz. 1836), die Ausgabe von Luzzattos hebr. Nachbildung von Guarinis «Pastor fido» («Migdal-oz», Lpz. 1837), die «Beiträge zur mittelalterlichen Scholastik unter Juden und Moslemen» (Lpz. 1841) und das sprachvergleichende Werk «Jesurun» (Lpz. 1838), worin er die in Fürsts Concordanz, an deren Bearbeitung er mitbeteiligt war, niedergelegten Ansichten über das Verhältnis der semitischen zu den indogerman. Sprachen systematisierte. Diesen Arbeiten folgte eine Reihe exegetischer und biblisch-theol. Schriften, die von Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit zeugen. Außer zahlreichen, teils monographischen, teils in Zeitschriften niedergelegten Abhandlungen gehören hierher: die Kommentare zum Propheten Habakuk (Lpz. 1843), zum Hohen Liede (Lpz. 1851), zur Genesis (Lpz. 1852; 4. Aufl. 1872), zum Psalter (2 Bde., Lpz. 1859—60; 3. Aufl. 1873—74) und innerhalb des mit Keil herausgegebenen Gesamtkommentars zum Alten Testament die Kommentare zu Jesaia (3. Aufl., Lpz. 1879), Hiob (2. Aufl. 1876), Salomonisches Spruchbuch, Hoheslied und Prediger (1875), sowie der nach Bleekschem Muster allseitig gründliche hochgeschätzte Kommentar zum Briefe an die Hebräer (Lpz. 1857); ferner die «Biblisch-theol. und apologetisch-kritischen Studien» (mit Caspari, 2 Bde., Berl. 1845—48), das «System der biblischen Psychologie» (Lpz. 1855; 2. Aufl. 1861) und «Neue Untersuchungen über Entstehung und Anlage der kanonischen Evangelien» (Bd. 1, Lpz. 1853), endlich das «System der christl. Apologetik» (Lpz. 1869). In der Schrift «Handschriftliche Funde» (Heft 1 u. 2, Lpz. 1861—62) gab D. nach Entdeckung des verloren geglaubten Codex Reuchlins handschriftliche Studien zur Textkritik der Apokalypse, und in zwei Programmen (1871 und 1878) neue Aufschlüsse über die handschriftlichen Quellen und die Entstehungsgeschichte der Complutensischen Polyglotte. Unter seinen ascetischen Schriften hat besonders das «Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi» (Dresd. 1844; 6. Aufl. 1876) Verbreitung gefunden. Die Volks- und Kulturzustände zur Zeit Jesu suchte er darzustellen in «Jesus und Hillel» (Erlangen 1867), «Jüd. Handwerkerleben zur Zeit Jesu» (Erlangen 1868; 2. Aufl. 1875), «Ein Tag in Kapernaum» (Lpz. 1871; 2. Aufl. 1873), «Durch Krankheit zur Genesung. Eine jerusalemische Geschichte der Herodierzeit» (Lpz. 1873). — Von seinen Söhnen wurde Johannes D., geb. [illegible], der Fortsetzung seines Werks «Lehrsystem der röm. Kirche» (Tl. 1, Gotha 1875), als er eben die Herausgabe der Öhlerschen «Symbolik» beendigt hatte, durch frühen Tod (3. Febr. 1876) entrissen; ein anderer, Friedrich D., geb. 3. Sept. 1850, hat sich als Assyriolog bekannt gemacht durch seine «Assyr. Studien» (Lpz. 1874), seine Bearbeitung der «Chaldäischen Genesis» von George Smith (im Verein mit Hermann Delitzsch) (Lpz. 1876), seine autographierten «Assyr. Lesestücke» (2. Aufl., Lpz. 1878), sein Werk «Wo lag das Paradies?» (Lpz. 1881). Die Professur der Assyriologie, die er in Leipzig inne hat, ist die erste dieses Namens in Deutschland.

Delius (Nikolaus), namhafter Shakspeare-Kritiker, geb. 19. Sept. 1813 zu Bremen, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, widmete sich dann zu Bonn und Berlin sprachwissenschaftlichen Studien, habilitierte sich 1841 zu Berlin, siedelte aber 1846 nach Bonn über, wo er 1855 eine außerord.

Professor erhielt und Vorlesungen über Sanskrit sowie roman. und engl. Litteratur hält und 1865 zum ord. Professor ernannt wurde. D.' erste wissenschaftliche Arbeit waren die «Radices pracriticae» (Bonn 1839), welche einen Anhang zu Lassens grammatischem Werke über die Prakritmundarten bilden. Durch seine Schriften über Shakspeare hat D. die Kritik und Erklärung der Werke des engl. Dichters nicht bloß wesentlich gefördert, sondern auch in ganz neue Bahnen gelenkt. Der großen kritischen Ausgabe der «Werke» Shakspeares (7 Bde., Elberf. 1854—61, mit Nachträgen 1865; 5. stereotypierte Aufl. in 2 Bdn., mit einer ausführlichen kritischen Vorrede, 1882) und verschiedenen kleinern Arbeiten in Zeitschriften schließen sich an: die Ausgabe des «Macbeth» (Brem. 1840), «Die Tiecksche Shakspeare-Kritik» (Bonn 1846), «Der Mythus von William Shakspeare» (Bonn 1851), «Über das engl. Theaterwesen zu Shakspeares Zeit» (Bonn 1853), das «Shakspeare-Lexikon» (Bonn 1852) u. s. w., «Colliers alte handschriftliche Emendationen zum Shakspeare gewürdigt» (Bonn 1853), die erste gegen diese Fälschungen gerichtete Polemik in Deutschland, «Der sardin. Dialekt des 13. Jahrh.» (Bonn 1868) und endlich seine Beiträge zu dem «Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft», gesammelt in seinen «Abhandlungen zu Shakspeare» (Elberf. 1878). Wertvolle Beiträge zur Kunde der roman. Litteratur des Mittelalters hat D. in der Ausgabe von Waces altfranz. Dichtung «Saint-Nicolas» (Bonn 1850) und den «Provençalischen Liedern» (Bonn 1853) geliefert.

Delle (deutsch Dattenried), Kantonshauptort im franz. Depart. Oberrhein, liegt dicht an der Grenze der Schweiz im Thale der Allaine und an der Zweigbahn Mömpelgard-Porrentruy (in der Schweiz), 22 km im SSO. von der Festung Belfort, zählt 1425 E. und besitzt die Ruine eines alten Schlosses. Der Ort wird bereits zu Anfang des 8. Jahrh. erwähnt. — Der Kanton Delle, welcher 21 Gemeinden mit 16223 ha und 18122 E. begreift, blieb in dem definitiven Frieden zu Frankfurt (10. Mai 1871) vollständig bei Frankreich.

Delligsen, Marktflecken im braunschweigischen Kreise Gandersheim, Amtsgericht Greene, in 130 m Höhe an der Wispe, zählt (1880) 1619 E., welche Garn- und Leinwandhandel treiben, Holzwaren und Schuhleisten fabrizieren. In der Nähe liegt ein Eisenwerk, die Karlshütte, und eine Glashütte.

Dellingr, in der nordischen Mythologie der dritte Gemahl der Nott (d. h. der Nacht), mit welcher er, bevor diese in ihre eisigen Gefilde hinabtaucht, den strahlenden Dag (s. d.) erzeugt. D. ist die Personifikation des Morgentaues, welcher vor Tagesanbruch von dem reifmähnigen Rosse der Nacht herabträufelt.

Dellingshausen (Nicolai, Baron von), Naturforscher, geb. 5. (17.) Okt. 1827 zu Kattentack in Estland, erhielt seine Erziehung im Pagenkorps zu Petersburg, trat als Fähnrich 1845 in das Preobrashenskische Garderegiment, nahm aber schon im Jahre darauf als Lieutenant seinen Abschied, um sich seinen philos.-naturwissenschaftlichen Neigungen ganz hingeben zu können. Von 1846 bis 1854 studierte D. in Dorpat, Leipzig und Heidelberg und trat mit dem «Versuch einer spekulativen Physik» (Lpz. 1851) hervor, worin er sich die Aufgabe stellte, von einem absoluten Anfange, dem Raume und der Zeit ausgehend, das Wesen der Materie und die Gesamtheit der Naturerscheinungen auf spekulativem Wege, aber in Übereinstimmung mit der später zur Geltung gekommenen mechan. Wärmetheorie, durch Anwendung zu konstruieren. Im J. 1854 in die Heimat zurückkehrend, übernahm D. die Verwaltung seiner Erbgüter, bekleidete verschiedene Ämter der estländ. Ritterschaft, zu deren Ritterschaftshauptmann er 1868 erwählt wurde, zog sich alsdann auf seine Güter zurück und beschäftigte sich in seinen Mußestunden eifrigst mit wissenschaftlichen Studien. Die Früchte derselben hat er in nachfolgenden Werken veröffentlicht: «Grundzüge der Vibrationstheorie der Natur» (Lpz. 1872), «Beiträge zur mechan. Wärmetheorie» (Heidelb. 1874), «Die rationellen Formeln der Chemie auf Grundlage der mechan. Wärmetheorie» (2 Bde., Heidelb. 1874) und «Das Rätsel der Gravitation» (Heidelb. 1880).

Del Lungo (Isidoro), ital. Litterarhistoriker und Kritiker, Mitglied der Akademie der Crusca zu Florenz und einer der vier Redactoren ihres Wörterbuchs, geb. 20. Dez. 1841 zu Montevarchi im obern Arnothale, erhielt seine Vorbildung zu Cortona und Florenz, studierte hierauf die Rechtswissenschaften auf den Universitäten zu Siena und Pisa, an welcher letztern er 1860 promovierte, wurde 1862 Professor am Gymnasium zu Faenza, dann zu Casale, Siena, seit 1868 zu Florenz. Sein Hauptwerk «Dino Compagni e la sua Cronaca» (3 Bde., Flor. 1879—80) verfolgt den Zweck, die Echtheit der Chronik zu verteidigen. Neben zahlreichen Arbeiten, die er im «Archivio storico», in der «Nuova Antologia» und in andern Zeitschriften veröffentlichte, gab er heraus: «Versi» (Flor. 1858), «Leggende del secolo XIV» (Flor. 1862), «Prose volgari inedite e poesie greche e latine edite ed inedite di Angelo Poliziano» (Flor. 1867), «Scritti storici di Enrico Cangini» (Flor. 1876), «La critica italiana dinanzi agli stranieri e all' Italia» (Flor. 1877), «Dell' esilio di Dante» (Flor. 1881).

Delme, Nebenfluß der Ochtum, welche bei Altenesch, unterhalb Bremens, links in die Weser mündet. Die D. entspringt bei Twistringen in der hannöv. Grafschaft Hoya, Amt Harpstedt, fließt durch die Grafschaft Delmenhorst, nimmt die aus dem Amte Wildeshausen kommende Welse auf und mündet unterhalb Hasbergen.

Delmenhorst, Stadt im Großherzogtum Oldenburg, 12 km westlich von Bremen, Hauptort des gleichnamigen Amts am Flüßchen Delme und an der Oldenburger Staatsbahn Bremen-Leer, ist Sitz des Verwaltungsamts, des Amtsgerichts und eines Nebenzollamts, hat eine höhere Bürgerschule und zählt (1880) 3178, als Gemeinde 5408 E., welche bedeutende Ziegeleien, Tabak- und Cigarrenfabriken, eine Jutespinnerei und Weberei, eine Eisengießerei, besonders aber zahlreiche und große Korkfabriken, sowie vier wichtige Pferde- und Viehmärkte unterhalten. In unmittelbarer Nähe der Stadt befinden sich auf dem Schloßberge die Überbleibsel der alten Festung und Burg D., welche 1247 vom Grafen Otto erbaut ward und jetzt zum Krankenhaus eingerichtet ist. — Im J. 1371 erhielt D. städtische Rechte und Privilegien. Drei Nebenlinien des oldenburger Hauses wurden nach D. benannt, die dritte erlosch 1647. Zur Gemeinde gehört die Ortschaft Deichhorst mit 593 E., zum Amte Delme[illegible]19 qkm mit 21680 E.) fünf ländliche Ge[illegible]runter

[illegible] zu den Odern [illegible] und [illegible], welche [illegible] und [illegible] der [illegible] der Bremer [illegible] die [illegible] mit einer ehemaligen [illegible] gehörten sehr reichen [illegible], von welcher noch [illegible] vorhanden sind. Zur alten Grafschaft D. gehörten außer der gleichnamigen Stadt und [illegible] auch die Marschvogteien Altenesch und [illegible] Amt Berne), welche das fruchtbare [illegible] (s. [illegible]) ausmachten.

Delmont [illegible], belg. Architekt, Ingenieur und Astronom, geb. 1581 zu St. [illegible], begleitete Rubens 1600—8 nach Italien und ließ sich 1608 in Antwerpen nieder, wo er 25. Nov. 1644 starb. Selbständige Gemälde von D. sind nur wenige vorhanden, wie die [illegible] im [illegible] Museum; meist war D. damit beschäftigt, von Rubens begonnene Bilder auszuführen.

Delmotte (Henri [illegible]), belg. Dichter, geb. 14. Mai 1822 [illegible], studierte die Rechte [illegible] zu [illegible] D. [illegible] unter dem Titel [illegible] 1873.

Deloche [illegible] 1817 [illegible] 1848 zum [illegible] 1871 [illegible] «[illegible] Bal[illegible] [illegible] 1873 [illegible].

Delogieren [illegible] den [illegible].

Deloime [illegible] 1806 [illegible] Wege [illegible] im [illegible] stitution [illegible] ment anglais [illegible] avec la forme répu-

blicaine et avec les autres monarchies de l'Europe» (Amsterd. 1771 [illegible]), welches er selbst ins Englische (Lond. 1775; 4 Aufl., mit Anmerkungen von [illegible], 1784; neue Ausgabe mit D.s Biographie von [illegible], Lond. 1853) und ins Deutsche ([illegible] 1776) übersetzte, und in der «Parallel between the English government and the former government of Sweden» (Lond. 1772) die [illegible] der engl. Staatsverfassung [illegible]. Auch verdient seine «History of the flagellants, or memorials of human superstition» (Lond. 1784) Erwähnung.

Delonia, s. [illegible].

Delord [illegible], franz. Schriftsteller und Rogeordneter, geb. [illegible] 1815 zu [illegible], besuchte das Gymnasium zu [illegible], war dann Redacteur des «[illegible]» und ging 1837 nach Paris, wo er Mitarbeiter an mehreren [illegible] war: «Vert-Vert» und «Messager», «[illegible]», «Siècle», «Avenir National». Nach dem [illegible] Französischen Kriege wurde er als [illegible] des Departement [illegible] in die Nationalversammlung gewählt, wo er 1871—76 [illegible] Bestimmungen [illegible]. Er starb 15. Mai 1877. D. schrieb außer [illegible] «La fin de la comédie» (1864) und andern Schriften [illegible] «Physiologie de la Parisienne» (1851), «Matinées littéraires» [illegible], sein bedeutendstes Werk, ein [illegible] «Histoire du second Empire» ([illegible] 1868—75), welches einen großen [illegible].

Delorme [illegible], berühmte franz. Courtisane [illegible] de [illegible], war [illegible] geboren [illegible] Paris, wo sie ein [illegible]. Unter ihre zahlreichen [illegible] Buckingham, der [illegible], der Unter[illegible] dem sie sich «[illegible]» nannte, der Präsident [illegible]. Der [illegible] und wollte sie [illegible] die [illegible] Meister [illegible] Verehrer der [illegible] der [illegible] Häupter [illegible] nach der [illegible] Teilnehmen [illegible] sich 1650 [illegible], verhinderte [illegible] sich die [illegible] Todes [illegible] England [illegible] sie 1706 oder [illegible] 1741 [illegible]. Victor Hugo hat [illegible] Marion de Lorme [illegible] Roman «Cinq-Mars» [illegible]. Vgl. [illegible] «Confessions de Marion D.» [illegible] 1874).

Delorme (Philibert), berühmter franz. Architekt, geb. um 1515 [illegible], gest. zu Paris 1577, [illegible] nach Rom, wo er die [illegible] Bauten [illegible] der antiken [illegible]. Am [illegible] 1537 vom [illegible] nach Paris berufen, wo ihn sein

Gönner später am Hofe Heinrichs II. einführte, lieferte er diesem Könige die Pläne zu den Lustschlössern in Anet und Meudon und baute nachher für Katharina von Medici den Palast der Tuilerien, zu dessen Gouverneur er ernannt wurde. Er wirkte sehr nachhaltig auf die Architektur dadurch, daß er zuerst nach dem Schrägschnitt der Quadersteine arbeitete. D., der alle seine Zeitgenossen im Kuppel- und Gewölbebau übertraf, schrieb «Nouvelles inventions pour bien bâtir» (1561) und «Traité de l'architecture» (1597) in neun Büchern.

Delorme (Pierre Claude François), Historienmaler, geb. 28. Juli 1783 in Paris, wo er sich bei Girodet bildete. Die Vervollkommnung seines Unterrichts fand der Künstler jedoch erst durch einen längern Aufenthalt in Italien, wo er die großen Klassiker des Cinquecento zu Vorbildern nahm, ihre Ideale jedoch im Geiste der steifen Akademik seiner Epoche sich zurechtlegte. Auf diese Weise repräsentieren seine nach der Rückkehr in Frankreich geschaffenen Arbeiten, meist Kirchenbilder, aber auch mytholog. Stoffe, den echten klassischen Stil, wie er seit der Revolution aufgekommen war. Er starb in Paris 8. Nov. 1859. Seine bedeutendsten Schöpfungen sind die Freskodekorationen in den Kirchen St.-Eustache, Loretto und St.-Gervais; für die Notre-Dame malte er einen Christus. Laugier hat einige Blätter nach seinen Originalen herausgegeben.

Delos, jetzt zusammen mit der größern westl. Nachbarinsel Rheneia Dili oder Diläs (Plural von Dilos) speziell Mikra Dilos (d. i. Klein-Delos) genannt, eine kleine, ganz aus Granit bestehende Insel des Ägäischen Meeres von etwa 3 qkm Flächeninhalt, ohne Bäume, nur mit niedrigem Gesträuch bewachsen, jetzt unbewohnt. Sie war im Altertum berühmt als die älteste und heiligste Stätte des Kultus des Apollo, der hier mit seiner Schwester Artemis von der Leto, die auf dem der Sage nach früher unstet im Meere umherschwimmenden Eilande Zuflucht suchte, geboren sein sollte, und wurde daher als der religiöse Mittelpunkt der ganzen Inselgruppe der Cykladen (s. d.) betrachtet. Etwa in der Mitte der Insel, etwas näher der Ostküste, erhebt sich ein Berg von 106 m Höhe, der Kynthos, nach welchem Apollo öfter, besonders bei röm. Dichtern, Cynthius und Artemis Cynthia genannt werden. Den Gipfel derselben krönte ein Tempel des Zeus Kynthios und der Athene Kynthios; am Aufgange dazu stand ein hochaltertümliches Heiligtum von eigentümlicher Anlage, dessen Bestimmung unklar ist. Vom Fuße des Berges zieht sich in südwestl. Richtung das jetzt meist trockene, zum Teil noch mit antiken Marmorquadern eingefaßte Bett eines Gießbachs herab, des Inopos, von dem die Alten glaubten, daß er mit dem Nil zusammenhänge. Am westl. Abhange des Berges erkennt man noch das alte Theater und unterhalb desselben, nahe dem westl. Strande der Insel, die Stelle des großen Apollotempels, der, im dor. Stile aus parischem Marmor erbaut, von Säulenhallen, verschiedenen Heiligtümern (der Leto, der Artemis u. s. w.) und sonstigen den Zwecken des Kultus dienenden Gebäuden sowie von einem Walde von Statuen umgeben, jetzt einen großen Trümmerhaufen bildet, der den Bewohnern der benachbarten Inseln jahrhundertelang als Steinbruch gedient hat. Der Plan des Tempels zeigt große Ähnlichkeit mit dem des athenischen Theseion; wie dieses war er ein Peripteros mit 6 Säulen an den Schmalseiten und 13 Säulen an den Langseiten. Nördlich von den Tempelruinen findet man ein trockenes, ovales Bassin, das im Altertum mit Wasser gefüllt und unter dem Namen des «radförmigen Sees» bekannt war. An seinem Rande sollte nach der gewöhnlichen Tradition Leto, während sie sich am Stamme eines Palmbaums festhielt, die Kinder geboren haben. Nördlich und nordöstlich davon lag die alte Stadt Delos, die, weil die Heiligkeit der Insel sie hinlänglich vor feindlichen Angriffen schützte, bis 69 v. Chr. ganz offen, ohne Ringmauern und Kastell war. Noch gegenwärtig sind die Fundamente vieler Häuser mit zahlreichen Bruchstücken von Granitsäulen, welche die innern Höfe derselben umgaben, erhalten. Östlich von der Stadt sind noch Reste des alten Gymnasion und Stadion erhalten. Nachgrabungen in den fast den ganzen Boden der Insel bedeckenden Trümmermassen sind neuerdings von Mitgliedern der École française in Athen mit Unterstützung der franz. Regierung angestellt worden, seit 1873 von A. Lebègue (vgl. dessen «Recherches sur Délos», Par. 1876), seit 1876 von Th. Homolle (vgl. Bericht «Les fouilles de Délos» in den «Monuments grecs publiés par l'association pour l'encouragement des études grecs en France», Nr. 7, Par. 1878, und die Mitteilungen in der «Revue archéologique», neue Serie, Bd. 40).

Die ganze Bedeutung der Insel beruhte auf dem Heiligtume des Apollo, welches seit früher Zeit den Mittelpunkt eines Bundes ionischer Staaten bildete, welche alljährlich Festversammlungen (Panegyreis) hier hielten, bei denen auch bedeutende Handelsgeschäfte gemacht wurden, daher sie einer der wichtigsten Handelsplätze, besonders auch für den Sklavenhandel war. Während der Blütezeit der Macht Athens war die Verwaltung des Heiligtums in den Händen der Athener. Diese verordneten 426 v. Chr., um die Heiligkeit des Ortes noch zu heben, daß niemand auf der Insel geboren werden noch sterben solle. Diese nach den Anschauungen der Alten verunreinigenden Ereignisse sollten auf der gleichsam einen Vorhof des Heiligtums bildenden Nachbarinsel Rheneia, welche auch die Gräberstätte für D. war, stattfinden. Die Insel wurde verwüstet durch Menophanes, den Feldherrn des Mithridates, dann von den Römern den Athenern als Eigentum übergeben und war in den spätern Zeiten des Altertums zwar noch bewohnt, aber sehr herabgekommen. Jetzt gehört sie zum griech. Nomos der Cykladen und wird nur zeitweise von Fischern und wandernden Hirten besucht. Die Insel Rheneia oder Megali Dilos ist 17 qkm groß und unbewohnt. Vgl. G. Gilbert, «Deliaca» (Gött. 1869).

Deloyal (frz.), unredlich, untreu; Deloyalität, Treulosigkeit, Unredlichkeit.

Delphi (grch. Delphoi), Stadt im südwestlichsten Teile der altgriech. Landschaft Phokis, gerade unterhalb der steil aufsteigenden Felsen des Parnassos (der sog. Phädriaden) an den terrassenförmigen Abhängen einer ziemlich engen und tiefen Schlucht, welche, vom Flusse Pleistos durchflossen, den Parnaß von einem südlichern Gebirgszuge, der Kirphis, trennt, gelegen. Der Ort verdankte seine Bedeutung hauptsächlich dem über einem schmalen Erdspalt, aus welchem angeblich begeisternde Dämpfe aufsteigen sollten, befindlichen Orakel, das

ursprünglich der Erdgöttin (nach andern der Themis), in der histor. Zeit aber dem Apollo gehörte. Die Gründungssage desselben erzählt, daß der Gott, nachdem er den diese Gegend verwüstenden Drachen Python getötet, in Delphingestalt sich ins Meer gestürzt und ein kretisches Schiff nach der phokischen Küste geleitet, dann als es gelandet, in Jünglingsgestalt die kretischen Männer aus demselben nach der Stelle von D. hinaufgeführt und diesen geboten habe, ihm hier einen Tempel zu gründen und den Geschlechtern der Menschen zu weissagen. Aus dieser Legende darf man schließen, daß kretische Apollondiener, wahrscheinlich im Verein mit den alten (dryopischen oder thrazischen) Anwohnern des Parnassos, den Kult des Apollo Delphinios hier begründet haben. Das Ansehen des Orakels wurde schon früh so bedeutend, daß der Bund der Amphiktyonen (s. d.) D. zu seinem zweiten Versammlungsort (neben dem Tempel der Demeter in den Thermopylen) erwählte und dadurch den Ort samt dem Heiligtum unter seinen unmittelbaren Schutz stellte. (Vgl. Bürgel, «Die pyläisch-delphische Amphiktyonie», Münch. 1877.) Daher kennen schon die Homerischen Gedichte in Pytho, wie sie den Ort nennen (der «Fragestätte»), einen mit Weihgeschenken reich versehenen Tempel, dessen Erbauung den mythischen Baumeistern Agamedes und Trophonios zugeschrieben wurde. Politisch war D. damals noch abhängig von der 6 km westlich davon gelegenen Stadt Krisa, der auch der Hafen Kirrha, in welchem die zu Schiffe nach dem Heiligtum kommenden Pilger zu landen pflegten, gehörte. Dieser Abhängigkeit wurde ein Ende gemacht durch den von den Amphiktyonen angeblich wegen Bedrückungen, welche die Krisäer gegen die Pilger geübt haben sollten, unternommenen ersten Heiligen Krieg (596—586 v. Chr.), der mit der gänzlichen Zerstörung von Krisa und Kirrha endete. Ihr Gebiet wurde dem delphischen Gotte geweiht und dessen Benutzung zu profanen Zwecken unter Androhung schwerer Strafe untersagt. Zugleich wurden die Pythischen Festspiele, die bis dahin nur aus musikalischen Wettkämpfen bestanden hatten, neu begründet und durch Hinzufügung von gymnastischen Spielen und Wagenrennen, für welche man das Stadion nordwestlich oberhalb der Stadt und den Hippodrom in der krisäischen Ebene am Meere anlegte, zu höherm Glanze erweitert. Als 548 v. Chr. der alte Tempel abgebrannt war, sammelte man in allen von Griechen bewohnten Gegenden für den Wiederaufbau. Diesen übernahm die damals aus Athen vertriebene Adelsfamilie der Alkmäoniden im Accord für die Summe von 300 Talenten (1414575 Mark) und ließ ihn durch den Architekten Spintharos von Korinth in prächtigerer Weise, als es im Accord bestimmt worden war, mit einer Façade aus parischem Marmor ausführen.

Nach den Perserkriegen, während deren D. angeblich durch unmittelbares, wunderbares Eingreifen der Gottheit von der Zerstörung durch die Perserscharen verschont blieb, wurde der Tempel durch attische Künstler mit Bildwerken in den Giebelfeldern und in den Metopen des Frieses geschmückt. Da den durch die Reichtümer, welche sich mehr und mehr in dem Tempel anhäuften, übermütig gewordenen Delphern auch das Bundesverhältnis, in welchem sie zu den übrigen Städten von Phokis standen lästig geworden, rissen sie sich 448 v. Chr. mit Hilfe der Spartaner von dem Phokischen Bunde los. Zwar wurden sie nach Abzug der Spartaner von den Athenern im sog. zweiten Heiligen Kriege den Phokern wieder unterworfen, aber in dem Frieden des Nikias (421 v. Chr.) erkannte auch Athen D. als selbständigen (autonomen) Staat an. Mit Ausnahme der Unterbrechung durch den Phokischen oder dritten Heiligen Krieg (357—346), während dessen die Phoker die bis dahin offene Stadt befestigten und den reichen Tempelschatz, sowie die kostbarsten Weihgeschenke zu Kriegszwecken verwendeten, behauptete D. seine Selbständigkeit bis in die letzten Zeiten des Römischen Reichs, wo mit dem Falle des Heidentums auch das Orakel, das schon seit geraumer Zeit nicht mehr, wie früher, in Versen, sondern nur noch in Prosa geweissagt hatte, erlosch. Gegenwärtig steht auf der Stelle des Tempels und des ihn umgebenden heiligen Bezirks (Peribolos) das Dorf Kastri, dessen Existenz bisher ausgedehntere Nachgrabungen und eine systematische Bloßlegung der Reste der alten Bauten unmöglich gemacht hat; doch sind neuerdings wiederholt partielle Ausgrabungen besonders durch franz. Gelehrte vorgenommen worden, welche zur Entdeckung sehr zahlreicher Inschriften und verschiedener Gebäudefundamente geführt haben. Man erkennt noch den Unterbau des in dor. Stil erbauten Tempels, die Mauern des Peribolos und innerhalb desselben nördlich vom Tempel die heilige Quelle Kassotis, die Lesche (Versammlungshaus), welche von den Knidiern erbaut, von Polygnotos mit großartigen Gemälden ausgeschmückt worden war, das Theater und die Fundamente einer von den Athenern erbauten, mit Schiffschnäbeln und ehernen Schilden geschmückten Stoa, außerhalb des Peribolos westlich das Stadion und den Versammlungsplatz der Amphiktyonen (die sog. Pyläa), östlich unterhalb einer Schlucht des Parnassos die Quelle Kastalia, weiterhin das Gymnasion und die Fundamente mehrerer Tempel, unter denen der der Athene Pronäa der wichtigste war.

Die große Bedeutung und der mächtige Einfluß, welchen das Orakel auf die hellenischen Staaten ausübte, beruhte hauptsächlich auf der Klugheit einer wohlorganisierten Priesterschaft, welche in allen Teilen der hellenischen Welt ihre Verbindungen hatte und daher sowohl über die innern Verhältnisse der Einzelstaaten als über die Beziehungen derselben zueinander, endlich insbesondere über die Gründung von Kolonien und Handelsplätzen im Auslande jederzeit die besten Aufschlüsse und einsichtige Ratschläge zu erteilen wußte. Sie stand besonders mit Sparta, zu dessen polit. System die mit einer gewissen Ostentation zur Schau getragene Ehrfurcht für das Delphische Orakel gehörte, später auch mit den Herrschern von Macedonien in enger Verbindung. Ein bloßes Werkzeug in den Händen dieser Priesterschaft war die Prophetin des Gottes, die Pythia (s. d.). Früher erteilte man nur einmal im Jahre, am siebenten Tage des Frühlingsmonats Bysios, regelmäßig Orakel, wovon man wohl nur für die Gesandten mächtiger Staaten oder auswärtiger Fürsten, die mit reichen Geschenken kamen, Ausnahmen machte. Später fanden allmonatliche Orakelverkündigungen statt. Vgl. Hüllmann, «Würdigung des Delphischen Orakels» (Bonn 1837); Götte, «Das Delphische Orakel in seinem polit., religiösen und sittlichen Einfluß

auf die Alte Welt» (Lpz. 1839); Foucart, «Mémoire sur les ruines et l'histoire de Delphes» in den «Archives des missions scientifiques et littéraires» (2. Serie, Abteil. 1, Par. 1865); Mommsen, «Delphika» (Lpz. 1878).

Delphin (Delphinus) heißt eine sehr artenreiche Familie der Waltiere oder Cetaceen, welche sich durch kegelförmige, in beiden Kiefern ringsherum stehende Zähne unterscheidet und von den Systematikern je nach dem Vorhandensein oder Fehlen der Rückenflosse, nach der Gestalt des Kopfes, der Anzahl der Zähne und der Länge der Kiefern in mehrere Gattungen (Meerschwein, D., Schnabeldelphin, Narwal, Dögling, Nacktdelphin) getrennt worden ist. Die D. haben einen cylindrischen, oft sehr großen Körper und mehr oder minder schnabelförmige Kinnladen ohne deutlichen Gelenkkopf, welche aber auch bei manchen ganz kurz und abgerundet sind. Sie leben in allen Meeren verbreitet, zeigen sich als gefräßige, den Menschen indes ungefährliche Raubtiere, kommen meist gesellig vor und schwimmen mit großer Schnelligkeit und Ausdauer. Ihr Fleisch ist schlecht und wird nur von rohen Völkern und armen Strandbewohnern gegessen. Thran enthalten sie in ziemlicher Menge; auf einige Arten findet eine regelmäßige Jagd statt. Am bekanntesten ist der gemeine D. (D. Delphis), der auch von allen am weitesten, in allen Meeren der nördl. Halbkugel verbreitet gefunden wird; er wird 2 m lang und trägt eine gegen 45 cm hohe Rückenflosse, wenig hinter der Mitte des Rückens. Die Schnauze ist durch einen Wulst von der Stirn geschieden. Dies ist der D. der Alten, der allerdings sogar einigermaßen zähmbar ist. Ihm nahe steht der weit größere Tümmler (D. tursio), mit rasch abfallender Stirn, der besonders im Atlantischen Ocean vorkommt. Das Meerschwein oder der Braunfisch (Phocaena communis) ist im Mittelmeere selten, sonst in allen europ. Meeren, wo er herdenweise lebt, der häufigste D., wird 1—1,5 m lang, hat einen stumpfen Kopf und trägt eine 9 cm hohe Rückenflosse. Seine Oberseite ist schwärzlich und seine Unterseite weiß. Sein schwärzliches Fleisch ist thranig und von widrigem Fischgeruche; dennoch galt es einstmals in England für einen Leckerbissen. Der weiße D. oder Beluga (Delphinapterus Leucas) zeichnet sich durch seine weißgelbe Färbung und den Mangel der Rückenflosse aus. Er lebt in kleinen Gesellschaften nur in den hochnordischen Meeren und besonders in fischreichen Flußmündungen. Die Grinde oder Butzköpfe (Globiocephalus), von schwarzer Farbe, mit kurz abgestutztem Kopfe und weit auseinander stehenden Hakenzähnen, bis 6 m lang, bewohnen die nördl. Meere und werden besonders an den Färöern gejagt. Die Döglinge (Hyperoodon) sind große D., die bis zu 6 m lang werden und die Zähne des dünnen, schnabelartigen Mauls ganz verlieren, während im Gegenteile die noch größern, die Nordsee bewohnenden Schwertfische (Orca) einen so furchtbar bewaffneten Rachen haben, daß sie den Kampf mit Haifischen und selbst Finn- und Walfischen mit Erfolg aufnehmen. Eine eigentümliche Gruppe bilden dann die Schnabeldelphine der großen Flüsse, von denen eine Gattung (Platanista) den Ganges, eine andere (Inia) den Amazonenstrom und Orinoco bewohnen. Griech. und röm. Schriftsteller erwähnen oft der D., die in fabelhafter Gestalt abgebildet wurden, während man ihre Naturgeschichte mit Märchen ausstattete.

Delphin, früher gebräuchliche Bezeichnung für die Henkel der Geschützrohre, die häufig eine fischförmige Gestalt hatten; im Altertum ein schweres Stück Eisen in Form eines Delphins, welches auf Kriegsschiffen an den Endpunkten der Raaen gehißt wurde, um auf die feindlichen Schiffe beim Entern geworfen zu werden.

Delphin, Sternbild von $20^h\,12^m$ bis $20^h\,53^m$ Rektascension und zwischen $+5°$ und $+19°$ Deklination, kenntlich an vier Sternen dritter und vierter Größe, die einen kleinen Rhombus bilden. Es besteht aus 31 (nach Heis) dem bloßen Auge sichtbaren Sternen, von denen aber 26 schwächer als vierter Größe sind. Drei von den vier Rhombussternen sind doppelt und dreifach, indem sie schwache Begleiter haben.

Delphinät, s. Dauphiné.

Delphinion, s. Delfino.

Delphinium *Tourn.*, Rittersporn, Pflanzengattung aus der 13. Klasse (Polyandria Trigynia) des Linnéschen Systems und der Familie der Ranunkelgewächse. Ihre Arten sind ein- oder mehrjährige Gewächse mit abwechselnden, gestielten, handteiligen und gespaltenen Blättern und zu Ähren, Trauben oder Rispen gesammelten Blüten von vorherrschend blauer oder violetter Farbe. Die Blumen besitzen einen fünfblätterigen, unregelmäßigen, kronartigen Kelch, dessen oberes, unpaariges Kelchblatt gespornt ist, und eine vier- oder verwachsenblätterige Blumenkrone mit honigtragender Nebenkrone im Sporn. Die Frucht ist eine ein- bis vielsamige Balgkapsel. Zu dieser Gattung, deren Arten vorzugsweise in Europa und Asien heimisch sind, gehören mehrere unserer beliebtesten Gartenzierpflanzen, z. B. D. Ajacis *L.*, der in den Umgebungen des Mittelmeers wildwachsende Gartenrittersporn, und D. Consolida *L.*, der in Deutschland häufig als Unkraut unter dem Getreide vorkommende Feldrittersporn. Von beiden einjährigen Sommergewächsen sind in den Gärten zahllose Sorten mit einfachen, halb- und ganzgefüllten Blumen in den verschiedensten Farben entstanden. Bei D. Ajacis stehen die Blumen in einer reichen, dichten Traube. Von seiner gewöhnlichen, gefüllt blühenden Form unterscheidet sich der Hyacinthenrittersporn durch stärker gefüllte, in sehr dichter, oben abgerundeter Traube stehende Blumen, der Ranunkelrittersporn durch spitzere Trauben und äußerst zahlreiche, schmalere, spitze Blumenblätter. Außer diesen beiden besitzen die Gärten auch eine zwergwüchsige Form (Zwergrittersporn). Aus dem Feldrittersporn, dessen Blumen in rispigen, armblütigen Trauben stehen, haben sich als besonders schöne Formen der Kaiser-, der Bismarck- und der Kandelaberrittersporn entwickelt.

Außer diesen und andern Einjährigen werden in den Gärten ziemlich viele perennierende Rittersporn-Arten von ausgezeichneter Schönheit kultiviert. Von ihnen sind zu nennen: D. formosum *Hort.*, dessen Flor leider nur zu häufig durch Meltau zerstört wird, D. grandiflorum *L.* und D. elatum *L.*, alle drei mit großen, prächtig azur- oder indigoblauen Blumen, vor allem aber D. hybridum *Hort.*, der Bastardrittersporn, in vielen Varietäten mit einfachen oder gefüllten, in den verschiedensten blauen Nuancen strahlenden, D. cardinale *Hook* und D. nudicaule *Torr. et Gr.*, beide mit scharlachroten

[illegible]

Delphine [illegible]

[illegible]

Delpit [illegible] Romanschriftsteller und [illegible] 1849 zu [illegible] [illegible] Mitarbeiter der von Mer. [illegible] Akademie mit einem Preis [illegible] Éloge de Lamartine [illegible] [illegible] Jean-Nu-Pieds 1877 [illegible] [illegible] Les chevaliers de [illegible] Les Compagnons du [illegible] Jean-Nu-Pieds [illegible] Le dernier gentilhomme [illegible]

Delprat [illegible] niederländ. General [illegible] Rotterdam [illegible] Militärschule [illegible] [illegible] Jahre [illegible] 1814 [illegible] militärischen Unterrichts [illegible] Reise [illegible] [illegible] Genieschule zu Delft [illegible] Militärakademie zu [illegible] 1828 [illegible] [illegible] Breda.

[illegible] Akademie [illegible] [illegible]

Delta. [illegible] der Abfluß der [illegible] [illegible] Meeresboden an der Flußmündung [illegible] [illegible] Meeresufern [illegible] Flußmündungsstelle durch [illegible] [illegible] Meeresflächen [illegible] [illegible] Rhein, der Rhône, der Po haben ihre Deltas, der Ganges und Brahmaputra [illegible] D., 82584 [illegible] qkm [illegible] Sut. [illegible] »Die Delta« [illegible] Petermanns Mitteilungen« Gotha 1870.

Deltamuskel [illegible] (musculus [illegible]), dreieckig gestalteter Muskel, welcher [illegible] mit breiter Basis am obern Rande der Achsel entspringt und sich [illegible] an der Mitte des Oberarmknochens ansetzt. Durch seine Zusammenziehung hebt er den Arm horizontal in die Höhe.

Delzons [illegible] franz. Schriftsteller, geb. zu [illegible] 1828, besuchte das Gymnasium [illegible] dann die Normalschule, war Lehrer an verschiedenen [illegible] in Paris, wurde 1871 zum Akademieinspektor ernannt, war dann

unter Masson Kabinettschef im Ministerium des öffentlichen Unterrichts (1875—78) und erhielt hierauf den Posten als Generalinspektor des niedern Unterrichtswesens. D. veröffentlichte «Les ennemis de Racine au XVIIe siècle» (1857; 3. Aufl. 1879).

Deltuf (Paul), franz. Schriftsteller, geb. zu Paris 1825, gest. 1871, hat sich als Lyriker und Romanschriftsteller einen Namen gemacht. Hervorzuheben sind von seinen Arbeiten: «Idylles antiques» (1851), «Contes romanesques» (1852), «Récits dramatiques» (1853), «Les pigeons de la Bourse» (1857), «Les petits malheurs d'une jeune femme» (1860), «Mademoiselle Fruchet» (1860), «Jacqueline Voisin» (1861), «La femme incomplète» (1863), «La comtesse de Silva» (1864), «Fides» u. s. w.

Delūbrum (lat.), in den röm. Tempeln der Ort, wo das Bild eines Gottes oder einer Göttin stand; dann Tempel, Heiligtum überhaupt.

Deluc (Jean André), namhafter Geolog und Meteorolog, geb. 8. Febr. 1727 zu Genf, stand bei den unruhigen Bewegungen in seiner Vaterstadt seit 1766 auf seiten des Volks den Anhängern des Rats gegenüber, wurde 1768 nach Paris entsendet und 1770 zum Mitglied des Großen Rats ernannt. Um seine Studien fortzusetzen, verließ er bald darauf Genf und ging nach London, wo er 1773 Vorleser der Königin von England wurde. Im J. 1798 wurde er zum Professor der Philosophie in Göttingen ernannt, kam aber nicht dorthin, sondern lebte bis 1806 in Berlin, Hannover und Braunschweig, worauf er nach England zurückkehrte. Er starb zu Windsor 8. Nov. 1817. D. durchreiste zu verschiedenen malen die Schweiz, das Harzgebirge und die Rheingegenden. Bedeutende Verdienste erwarb er sich durch die Verbesserung des Barometers und durch seine Untersuchungen über das Thermometer. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben die «Recherches sur les modifications de l'atmosphère» (2 Bde., Genf 1772; deutsch von Gehler, Lpz. 1776), wodurch er seinen Ruf zuerst begründete; «Lettres physiques et morales sur l'histoire de la terre et de l'homme» (6 Bde., Haag 1779—80), zum Teil die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Reisen enthaltend; «Nouvelles idées sur la météorologie» (2 Bde., Lond. 1786; deutsch von Wittekopp, Berl. 1788); «Introduction à la physique terrestre par les fluides expansibles» (2 Bde., Par. 1803); «Elementary treatise on geology» (Lond. 1809), in welchen letztern Schriften er sein geolog. System darlegte, und endlich «Geological travels in some parts of France etc.» (2 Bde., Lond. 1813).

Deludieren (lat.), verspotten, täuschen, äffen.

Déluge (frz.), Überschwemmung, Sintflut; vgl. Après nous le déluge.

Delusion (lat.), Verspottung, Täuschung; delusorisch, täuschend, trügerisch.

Delvau (Alfred), franz. Schriftsteller, geb. 1825 zu Paris, war 1848 Privatsekretär Ledru-Rollins, des damaligen Ministers des Innern, widmete sich dann litterarischer Thätigkeit und gab eine «Histoire de la révolution de Février» (2 Bde.) und eine Sammlung der Wahlprogramme, Dekrete, Anzeigen u. s. w. der letzten Republik: «Les murailles révolutionnaires» (2 Bde., 1851) heraus. D. war Mitarbeiter an vielen Zeitungen, wie «Figaro», «Siècle» u. s. w. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: Romane, wie «Histoire d'un vieux sou», «Les chimères», «Françoise»; geschichtliche und litterarische Werke, die aber keinen besondern Wert beanspruchen: «Histoire anecdotique des cafés et cabarets de Paris», «Les Cythères parisiennes», «Gérard de Nerval, sa vie et ses œuvres», «Histoire anecdotique des barrières de Paris», «Henry Murger et la Bohême», «Dictionnaire de la langue verte», dessen Inhalt größtenteils dem kurz vorher erschienenen Werke Lorédan Lareheys: «Excentricités du langage français», entlehnt war, u. s. w. Er starb zu Paris 2. Mai 1867.

Delvaux (Lorenz), belg. Bildhauer, geb. zu Gent 1695, erlernte seine Kunst vom 18. Jahre an bei Dionysius Plumier in Brüssel und begab sich 1717 nach London, wo er neun Jahre verweilte und für Kirchen und Schlösser verschiedene Werke ausführte. Später hielt er sich eine Zeit lang in Italien auf, kehrte 1733 ins Vaterland zurück und erhielt den Titel eines Bildhauers Kaiser Karls VI. Nachdem er 1736 nochmals in England gewesen war, heiratete er die Witwe seines Meisters Plumier und nahm seinen Wohnsitz in Nivelles, wo er bis zu seinem Tode, 24. Febr. 1778, eine außerordentliche Thätigkeit entwickelte. Die namhaftesten seiner in Belgien ausgeführten und daselbst befindlichen Werke sind: die Kanzel in der Kathedrale zu Gent, halb Eichenholz, halb Marmor, Fall und Erlösung darstellend, mit einer allegorischen Gruppe: die Zeit und die Wahrheit (aufgestellt 1745); die Kanzel und eine Gruppe: Bekehrung Pauli, in der Gertrudiskirche zu Nivelles; der heil. Antonius und das Jesuskind, in der St. Albinuskirche zu Namur; ein heil. Lievinus (für die Jesuitenkirche in Gent, jetzt im dortigen Museum), endlich ein kolossaler Hercules mit dem Eber, in der Eintrittsrotunde des brüsseler Museums. D.' Arbeiten zeichnen sich mehr durch kräftige Auffassung als durch Zartheit und Korrektheit der Zeichnung aus. — Der Landschaftsmaler Eduard D., geb. zu Brüssel 1806, gest. 1862, von dem das Museum in Brüssel mehrere geschätzte Bilder enthält, war der Enkel des vorigen.

Delvenau, Fluß in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, mündet bei Lauenburg rechts in die Elbe. Die D. ist von Mölln bis zu ihrer Mündung kanalisiert und durch den 1390—98 von lübecker Kaufleuten erbauten Stecknitzkanal mit der ebenfalls kanalisierten Stecknitz, einem Nebenfluß der Trave, verbunden. Doch können die Flüsse und Kanäle nur von kleinen Fahrzeugen benutzt werden.

Delvigne (Henri Gustave), franz. Kapitän, bekannt durch den ersten Anstoß zur Herstellung gezogener, für die Infanterie brauchbarer Gewehre. D. war 1799 zu Hamburg geboren; als Souslieutenant der königl. Garde schlug er in der Schrift «Recherches sur le feu de l'infanterie par un officier de voltigeurs de la garde royale» 1826 die Kammerbüchsen mit Geschoßstauchung vor. Bei der Expedition gegen Algier wurde er mit dem Kommando von 100 auserwählten Schützen betraut, die teils mit Gewehren seines Systems, teils mit Wallbüchsen bewaffnet waren. Die von D. 1836 herausgegebenen Schriften «Exposé d'un nouveau système d'armement pour l'infanterie» und «Observations sur un nouveau modèle de carabin rayée et sur le feu des tirailleurs en Afrique» erregten die Aufmerksamkeit des Herzogs von Orléans und bewirkten, daß bei der Formation des ersten Chasseurbataillons 1838 dasselbe mit Gewehren à la Delvigne bewaffnet wurde und diese Gewehre auch den später errichteten Chasseurbataillonen gegeben

wurden. Der von D. gegebene Anstoß hat die Entwickelung der Handfeuerwaffen bis zu ihrem heutigen Standpunkte vorbereitet und überhaupt ermöglicht. Außer den genannten Schriften veröffentlichte D.: «Sur l'emploi des balles cylindro-coniques évidées» (Par. 1843) und «L'emploi des balles cylindro-coniques évidées» (Par. 1849). Beim Ausbruch der Julirevolution verließ er den Militärdienst und lebte dann in Toulon. Außer den Kammerbüchsen hat D. viele andere Erfindungen gemacht: Explosionsgeschosse, Revolver, Zimmergewehre, Rettungsapparate u. s. w.; in den zehn letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich besonders mit der Benutzung der Feuerwaffen zu Zwecken der Rettung Schiffbrüchiger, nach welcher Richtung hin man ihm die Erfindung der Flèches porte-amarres (Rettungsraketen) verdankt. Er starb 18. Okt. 1876 zu Toulon.

Délvino, Stadt im türk. Vilajet Jannina, s. Delfino.

Delwig (Anton Antonowitsch, Baron von), russ. Dichter, geb. 1798, erhielt seine Erziehung im Zarsko-Seloschen Lyceum, wo er einer der nächsten Freunde Puschkins wurde. Später war er bekannt als einer der Dichter der Puschkinschen Gruppe und Herausgeber einer guten litterarischen Zeitschrift. Er starb im Jan. 1831. Seine «Gedichte» erschienen 1829 (Petersb.; 2. Ausg. 1850). Eine ausführliche Biographie D.s verfaßte B. Gajewski im «Sowremennik» (1853—54).

Dema (spr. Djóma) oder Dim, Fluß im russ. Gouvernement Orenburg, entspringt auf dem Obschtschy Syrt, auf einer flachen mit Laubwald bedeckten Erhebung, aus einer Bodenvertiefung, die mit Schilf bestanden ist, an der Grenze der Kreise Belebejewsk und Sterlitamak, beschreibt in ihrem obern Laufe einen Bogen nach Süden, worauf sie eine nordnordöstl. Richtung annimmt, die sie bis zu ihrer Mündung in die Bjelaja, in der Nähe von Ufa, beibehält. Der Fluß ist 406 km lang, aber wasserarm und nicht schiffbar. Die Ufer bestehen aus lockern, geschichteten Sandsteinen, in welchen sich Kupfererze finden. Die bedeutendsten Bergwerke an der D. sind bekannt unter dem Namen der Karkalinskischen Werke. Auch finden sich hier alte Gruben, die von dem verschwundenen Volke der Tschuden herrühren sollen. In den Alluvionen an den Ufern der D. werden Mammutknochen gefunden.

Demādes, athenischer Redner, ein Mann von niederer Herkunft, erlangte in der Zeit des Demosthenes durch seine Rednergabe eine einflußreiche polit. Stellung. Er war ein eifriger Anhänger der macedon. Partei gegenüber dem großen Demosthenes und ließ sich diese polit. Haltung reichlich mit Philipps Gold bezahlen. Dabei war er zugleich auch für das Gold seiner polit. Gegner empfänglich und trat, wenn im Verlauf der Kämpfe Athens gegen Macedonien die nationale Partei zeitweise das Feld räumen mußte, wirksam als Vermittler zwischen seiner Vaterstadt und den macedon. Machthabern auf. Nach Alexanders d. Gr. Tode vermittelte er noch im Spätsommer 322 nach dem unglücklichen Lamischen Kriege zwischen Athen und Antipater einen für Athen höchst nachteiligen Frieden und veranlaßte in Athen den Gemeindebeschluß, welcher nach dem Befehle Antipaters die Häupter der Nationalpartei ächtete. Aber nicht lange nachher intriguierte D. mit Antipaters Gegner, dem Reichsverweser Perdikkas in Asien, und erregte dadurch Antipaters Wut in solchem Grade, daß dieser den D. gegen Ende des J. 320 in Pella niederhauen ließ, obgleich derselbe als Gesandter Athens gekommen war.

Demagōg (grch., d. h. Volksführer) nannte man in den griech. Demokratien, besonders in Athen, einen Mann, welcher durch sein Ansehen beim Volke und durch seine Redegabe einen entscheidenden Einfluß auf die Entschließungen der Volksversammlungen und dadurch auf die Leitung der Staatsangelegenheiten ausübte. Ein solcher D. war also in der That eine Art von Diktator, wenn auch ohne gesetzliche Autorität, freilich nur so lange, als die Gunst der Menge ihm treu blieb. Am längsten besaß eine derartige Macht und am edelsten gebrauchte sie Perikles (s. d.), der daher vorzugsweise mit dem Titel D. geehrt wird. Von D., die durch Selbstsucht ihren Einfluß mißbrauchten und den Namen D. in Mißkredit brachten, sind namentlich Kleon in Athen und Clodius in Rom zu nennen.

In neuerer Zeit sind die Bezeichnungen D. und Demagogische Umtriebe in Deutschland, aber unter ganz andern Verhältnissen und in wesentlich anderer Bedeutung, wieder in Brauch gekommen. Als nach den Befreiungskriegen in weiten Kreisen des deutschen Volks, namentlich in der von den Idealen deutscher Einheit, Freiheit und Größe begeisterten Jugend Mißvergnügen und Verbitterung gegenüber der Gestaltung der deutschen Verhältnisse sich geltend machte, wollte man darin von seiten der meisten Regierungen eine planmäßige Aufregung des Volks durch einzelne, wohl gar Verschwörungsversuche zu hochverräterischen Zwecken erblicken. Einzelne Übertreibungen des jugendlichen Enthusiasmus, wie die Vorgänge beim Wartburgfeste (s. d.), einzelne Verirrungen eines schwärmerischen Fanatismus, wie die blutige That Sands (s. d.), Lönings Mordversuch gegen den nassauischen Präsidenten von Ibell, gaben den Anlaß zu einem energischen Vorgehen gegen sogenannte D. und demagogische Umtriebe, welches 1819 begann und durch die nächsten Jahrzehnte hindurch mit immer wieder angefachtem Eifer fortgesetzt ward. In Preußen zuerst, bald auch in Darmstadt, Nassau, Baden, Weimar, Mecklenburg wurden Immediat-Untersuchungskommissionen zu diesem Zwecke niedergesetzt. Nicht bloß die seit 1816 auf den meisten Universitäten entstandenen Burschenschaften (s. d.), sondern auch patriotische Vereine, die vor oder während des Befreiungskriegs zum Zwecke der Abschüttelung der Fremdherrschaft und der Kräftigung des vaterländischen Geistes entstanden waren, wie der Tugendbund (s. d.), der Deutsche Bund, die Deutschen Gesellschaften, ferner Einrichtungen, die mit offener Genehmigung, Gutheißung der Regierung ins Leben getreten waren, wie das Turnwesen, wurden jetzt Gegenstände der Beargwöhnung, Anklage und Verfolgung von seiten offizieller und nichtoffizieller Denunzianten. Nicht bloß junge Leute, namentlich Studenten, sondern auch hochgeachtete Gelehrte und Universitätslehrer, wie Arndt, F. L. Jahn, Welcker u. s. w., wurden als D. verfolgt, auf völlig unbegründete Anklagen hin in langwierige Untersuchungen verstrickt, ihrer Stellen entsetzt und von der öffentlichen Wirksamkeit ausgeschlossen. Der Bundestag selbst nahm, infolge der Karlsbader Beschlüsse (s. d.), die Sache in die Hand und setzte nebst Maßregeln zur Überwachung der Universitäten und der parlamentarischen Versammlungen eine

«Central-Untersuchungskommission» zu «weiterer Untersuchung der in mehrern Bundesstaaten entdeckten revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen» ein, die ihren Sitz in Mainz nahm. Nach den Erschütterungen der Julirevolution von 1830 wiederholte sich nahezu dasselbe, was nach dem Befreiungskriege geschehen war. Die Nichtbefriedigung und gewaltsame Unterdrückung der berechtigten Forderungen der Nation brachten abermals eine teils im geheimen gärende, teils in offenen Ausbrüchen sich Luft machende Aufregung hervor. Es lag offen am Tage, daß das Gefühl dieser Unzufriedenheit im Volke ein allgemein verbreitetes, kein künstlich erzeugtes sei. Dasselbe beschränkte sich nicht mehr auf akademische Kreise, sondern der eigentliche Angelpunkt der Bewegung lag jetzt weit mehr in den parlamentarischen Versammlungen und in der Tagespresse, die nun eine weit unmittelbarere praktische Richtung auf die konkreten Verhältnisse des öffentlichen Lebens nahmen. Es war daher auch nicht ferner von demagogischen Umtrieben, sondern einfach von einem «gegen den Bestand des Bundes und die öffentliche Ordnung in Deutschland gerichteten Komplott» die Rede, als infolge des Frankfurter Attentats (s. d.) vom 3. April 1833 der Bundestag eine neue Central-Untersuchungskommission in Frankfurt einsetzte und in 23 Bundesstaaten besondere Untersuchungsbehörden aufgestellt wurden. Mehr als 1800 Angeschuldigte wurden inquiriert und Verurteilungen ausgesprochen, die zu den etwaigen Vergehungen in keinem Verhältnis standen und daher auch nur in geringerem Maßstabe zur Vollziehung gelangten.

Demanchieren (frz.), beim Spiel von Streichinstrumenten aus einer Lage in die andere übergehen, mit der linken Hand am Hals (manche) des Instruments hinauf- oder heruntergleiten.

Demandieren (lat.), einem etwas auftragen, übertragen; Demandation, Auftrag.

Demanova (ungar. Deményfalva, d. i. Damiansdorf), Dorf im ungar. Komitat Liptau, Bezirk Szent-Miklos, mit 340 E., durch seine Tropfsteinhöhlen berühmt, von denen die Drachen- oder Czerna-(Schwarze)Höhle die bekannteste ist. Eine halbe Stunde davon entfernt ist die ebenfalls merkwürdige Höhle Benikowa.

Demant, s. Diamant.

Demantelieren (frz.), die Ringmauern einer Stadt schleifen.

Demaratus, König von Sparta, gehörte der Linie der Prokliden an und war der Sohn des Königs Ariston. Etwa 520 (oder 510) v. Chr. zur Regierung gelangt und Kollege Kleomenes' I., steigerte sich bei ihm der traditionelle Gegensatz zu dem Könige der andern Linie zu unversöhnlicher Feindschaft. Kleomenes verband sich mit Leotychides, dem Vetter des D., zum Sturze des letztern. Man verdächtigte die Abkunft des D. von König Ariston, und die durch Kleomenes erkaufte Pythia Perialla in Delphi entschied gegen D., der nunmehr den Thron dem Leotychides räumen mußte. D. begab sich nach Susa und erscheint seit 487 in der Umgebung des pers. Großkönigs und als Pensionär des pers. Hofs. Er begleitete den Xerxes auf dem Kriegszuge gegen Griechenland, bemühte sich aber vergeblich und zum Schaden für Xerxes, auf letztern durch seine Ratschläge, die auf die Schwächen seiner Landsleute berechnet waren, einzuwirken. Seine Nachkommen werden noch 399 als Dynasten in Äolis erwähnt.

Demarche (frz.), Gang, Schritt, Maßregel.

Demarchos (grch.), Vorsteher eines Demos (s. d.).

Demarkationslinie (Begrenzungslinie, vom deutschen «Mark») nennt man im Völkerrecht die von zwei streitenden Parteien vertragsmäßig festgestellte Grenze zwischen ihren Besitzungen oder (im Kriege) zwischen den von keiner derselben militärisch zu überschreitenden Landesteilen. So zog z. B. im 15. Jahrh., als Portugiesen und Spanier um die neuentdeckten Länder stritten, der Papst Alexander VI. nach friedlichem Vergleich eine D. 2700 km westlich von den Azoren durchs Weltmeer; was östlich davon liegt, sollte den Portugiesen gehören. Im J. 1848 ließ die preuß. Regierung eine D. zwischen den überwiegend poln. und deutschen Teilen der Provinz Posen ziehen, in der Absicht, beide in Verfassung und Verwaltung vollständig zu trennen. Im J. 1871 wurde in den Friedenspräliminarien von Versailles die D. genau festgestellt, indem Frankreich auf alle Rechte und Ansprüche auf diejenigen Gebiete verzichtete, welche östlich von dieser Linie lagen.

Demarteau (Gilles), Kupferstecher, geb. zu Lüttich 1729 (nach andern 1722), wurde 1764 oder 1767 Mitglied der pariser Akademie, welcher er damals sein Blatt: Tod des Lykurg einreichte, zugleich das vorzüglichste Werk seines äußerst fruchtbaren Stichels. Er soll gegen 700 Blätter gestochen haben, deren Originale er aus den Werken des Boucher, Stellaert, Cochin, Doyen u. a. wählte. Er vervollkommnete die Manier des zeichnenden Vortrags im Stiche beträchtlich, wenn er auch nicht der erste war, welcher sich der sog. Crayonmanier befleißigte. Seine Blätter ahmen den Charakter von Kreidezeichnungen vortrefflich nach. Er selbst hat den Katalog seiner «Oeuvres» herausgegeben. D. starb als königl. Pensionär in Paris 1776 am Schlagflusse. — Sein Neffe, D. der Jüngere, welcher bei ihm gelernt hatte, arbeitete in derselben Technik. Er erhielt den Titel eines königl. Kupferstechers.

Demaskieren (frz.), die Maske abnehmen; im militärischen Sinne: von einer Batterie die Blendung entfernen.

Demat, ein älteres Feldmaß in Schleswig-Holstein, welches bis Ende 1871 gesetzlich galt und noch vielfach vorkommt. Dasselbe hatte örtlich verschiedene Größe: In den Landschaften Eiderstedt und Nordstrand für Marschland 216 Quadratruten, für Geestland 324 Quadratruten; im Amte Bredstedt für Marschland 180, für Geestland 300 Quadratruten; im Amte Tondern 227 $^{13}/_{16}$ Quadratruten, auf den zu diesem Amte gehörigen Inseln Sylt und Föhr aber 180 Quadratruten; auf den Halligen 432, in der Landschaft Stapelholm 360 Quadratruten. Die zu Grunde liegende Quadratrute ist die alte hamburger Quadrat-Geestrute von 256 Quadratfuß = 21,023 qm. (S. Diemat.)

Demawend, Berg im nördl. Persien, der höchste Gipfel des Elbursgebirges und ganz Persiens, dessen Höhe nach St.-John 5669, nach andern sogar 6558 m beträgt. Er liegt in der Provinz Masenderan im NO. von Teheran und ist ein erloschener Vulkan, dessen mit Schnee ausgefüllter Krater beständig Schwefeldämpfe entsendet. Die Schneegrenze beginnt in 4300 m Höhe. An den Abhängen und am Fuße finden sich heiße Quellen.

Das Dorf Demawend liegt am Fuße des Berges, doch schon in der Provinz Irak-Adschmi, in gesunder Lage, hat vorzügliches Wasser und gute Früchte und zählt 500 E.; hier hat in den Sommermonaten der pers. Hof sein Zeltlager.

Dembéa, der nördl. Teil der 1942 m hohen Hochebene des innern Abessinien, auf welcher der Tsanasee liegt; der südlich und östlich vom See gelegene Teil ist Amhara; beides sind Teile des alten Begemeder (Meder heißt Ebene), des an Schafen reichsten Alpenlandes Abessiniens. In der fruchtbaren, wasserreichen, zum Teil mit Getreide und Zwiebeln gut bestellten, mit Kräutern bedeckten und an Herden reichen Ebene liegt in 2100 m Höhe Gondar, die Hauptstadt Abessiniens.

Dembe wielke, Dorf in Polen, bei Praga, rechts an der Weichsel, bekannt durch das Gefecht 31. März 1831, in welchem die Polen unter Skrzynecki die Russen unter Diebitsch besiegten.

Dembinski (Heinr.), poln. General und Anführer im ungar. Revolutionskriege von 1848 bis 1849, geb. 3. Mai 1791 in oder bei Krakau, wurde nach dem Tode seines Vaters durch seine Mutter, eine Tochter des sächs. Oberhofmeisters Grafen Moszynski, trefflich erzogen, kam 1807 mit zweien seiner Brüder in die wiener Ingenieurakademie, kehrte jedoch nach dem Großherzogtum Warschau zurück und trat als Soldat in das 5. reitende Jägerregiment. Bei Eröffnung des Feldzugs gegen Rußland im Sommer 1812 war er Lieutenant und wurde für sein Verhalten bei Smolensk von Napoleon auf dem Schlachtfelde zum Kapitän ernannt. Während des Feldzugs in Deutschland stand D. in der Division Sokolnicki beim 4. Kavalleriekorps, kämpfte bei Leipzig mit, kehrte aber 1815 nach Polen zurück, heiratete und lebte zurückgezogen auf einem Landgute. Beim Ausbruch der Revolution von 1830 wurde er Major, erhielt den Oberbefehl über die mobile Nationalgarde von Krakau und später das Kommando einer Kavalleriebrigade. An der Spitze derselben hielt er bei Kuflew mit ungefähr 4000 Mann sieben Stunden lang den 60000 Mann starken, vom Feldmarschall Diebitsch geführten Feind auf. Nach dieser Waffenthat stieg er zum Brigadegeneral auf. Als Skrzynecki gegen die russ. Garden vorrückte, erhielt D. den Befehl, die Russen von der Brücke bei Ostrolenka zu vertreiben, was ihm nach 14stündigem Kampfe gelang. Hierauf zu Gielguds Korps versetzt, teilte er nach der Schlacht bei Ostrolenka, an der er nicht teilnehmen konnte, dessen Schicksale. Nur als jener auf das preuß. Gebiet überzugehen beschloß, trennte sich D. von ihm, faßte den kühnen Plan, sich mitten durch das vom Feinde besetzte Land durchzuschlagen, und erschien Anfang Aug. 1831 mit seiner kleinen Schar in Warschau, wo er im Triumph empfangen, zum Gouverneur der Stadt, bald darauf zum Oberbefehlshaber ernannt wurde. Nach Warschaus Fall trat D. mit Rybinskis Korps auf preuß. Gebiet über und ging von hier nach Frankreich, wo er, mit Ausnahme einer kurzen Zeit (1833 im Dienst des Pascha Mehemed-Ali von Ägypten, dessen Truppen in Syrien D. organisierte), bis 1848 zurückgezogen lebte.

Nach der Februarrevolution von 1848 verließ er Frankreich, beteiligte sich zunächst an den Slawenkongressen zu Breslau und Prag, suchte eine Versöhnung der Magyaren und Slawen zu bewirken und folgte dem Rufe zur Übernahme eines Kommandos in Ungarn. Ende Jan. 1849 traf er in Debreczin, dem damaligen Sitz der ungar. Regierung, ein und ward mit größter Auszeichnung 5. Febr. zum Oberkommandanten der ungar. Hauptarmee ernannt. Doch entsprach er nicht den gehegten Erwartungen. Die Eifersucht Görgeis, seine Unkenntnis des Landes und Volkscharakters sowie die Abneigung der Truppen vor dem schroffen, hochfahrenden Ausländer untergruben seine Stellung. Nach der Niederlage bei Kápolna (26. bis 28. Febr. 1849) und dem Rückzug hinter die Theiß legte er auf Verlangen des gesamten Offizierkorps den Oberbefehl nieder; doch wurde noch der Frühlingsfeldzug größtenteils nach den von ihm entworfenen Plänen ausgeführt. D. blieb mehrere Monate in der Operationskanzlei zu Debreczin beschäftigt und wurde im Juni 1849, beim Herannahen der Russen, mit dem Kommando der ungar. Nordarmee betraut, welches er jedoch vor Eröffnung des Sommerfeldzugs niederlegte, weil sein Plan, in Galizien einzufallen, von der ungar. Regierung nicht gebilligt wurde. Er wurde dann als Generalquartiermeister dem neuen Oberfeldherrn Mészáros beigegeben und leitete den Rückzug der Theißarmee bis Szegedin sowie die Schlacht bei Szöreg (5. Aug.). Vor Temesvár, wohin er sich zurückgezogen, wurde er endlich von der vereinigten österr.-russ. Macht geschlagen und sein Heer völlig aufgelöst. D. rettete sich mit Kossuth und den andern Revolutionshäuptern auf türk. Gebiet und ging erst nach Widdin, von da nach Schumla, wo er als nationalisierter Franzose den Schutz der franz. Gesandtschaft in Anspruch nahm. Im Juli 1850 begab er sich nach Paris, wo er sich mit der Ausarbeitung seiner «Denkwürdigkeiten über den ungar. Feldzug, 1848 und 1849» beschäftigte und 13. Juni 1864 starb. Über die poln. Revolution hat er früher in seinen «Mémoires» (Par. 1833), sowie in der Schrift «Mein Feldzug nach und in Litauen und mein Rückzug von Kurszany nach Warschau» (herausg. von Spazier, Lpz. 1832) Bericht erstattet. Vgl. Danzer, «D. in Ungarn. Nach den hinterlassenen Papieren des Generals» (2 Bde., Wien 1873).

Demegorie (grch.), Rede in einer Volksversammlung.

Démêlé (frz.), Handgemenge, Streit; demelieren, Verwirrtes entwirren, lösen.

Demembrieren (frz.), zergliedern, zerstückeln; Demembrement, Zerstückelung, Vereinzelung.

Demen (grch.), Plural von Demos (s. d.).

Demenagieren (frz.), ausziehen (aus der Wohnung), umziehen; Demenagement, Umzug.

Demenieren (frz.), sich lebhaft bewegen.

Démenti (frz.), das Lügenstrafen; Behauptungen, Gerüchten ein D. entgegensetzen, sie als Lügen erklären; jemand ein D. geben, ihn Lügen strafen; sich ein D. geben, sich in Widerspruch verwickeln. Dementieren, der Unwahrheit zeihen, Lügen strafen; auch ableugnen, in Abrede stellen.

Dementia (lat.), s. unter Blödsinn.

Demer, Fluß in Belgien, entspringt in Limburg bei Berg-lez-Tongres, berührt Bilsen und Hasselt, empfängt rechts die Herck, die Gente (63 km lang) und die Velpe (frz. Fleppe) und mündet nach einem Lauf von 93 km in die Dyle, einem Zufluß der Schelde.

Demerara oder Demeráry, die mittlere der drei Grafschaften des brit. Gouvernements Guaiana im nordöstl. Südamerika, umfaßt die Küstengegend zwischen Essequibo im Westen und Berbice im Osten. Das kolonisierte Land liegt zu beiden Seiten des umwaldeten Stroms Demerara, der aus dem innern Hochlande mit Wasserfällen und Stromschnellen hervorbricht, die Außenterrasse in nördl. Richtung, parallel dem größern Essequibo, etwa

360 km weit durchfließt, für kleine Seeschiffe 115 km weit bis zum Katarakt bei Lucky-Spot, für Boote aber jenseit dieser Stromschnellen noch viel weiter hinauf fahrbar ist und mit einer über 3 km breiten Mündung in den Atlantischen Ocean geht, wo aber eine Barre nur Schiffen von 6 m Tiefgang die Einfahrt erlaubt. Die Feuchtigkeit des Klimas, die Fruchtbarkeit des Bodens, die tropische Fülle der Vegetation teilt D. mit dem übrigen Guaiana. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 80–90000, ohne die Eingeborenen; 68 Proz. sind Neger, 14 Proz. Mischlinge, 11 Proz. Weiße, 6 Proz. Kulis, 1 Proz. ansässige Indianer. Die Hauptstadt von D. und dem ganzen brit. Guaiana ist Georgetown (s. d.).

Demerieren (lat.), sich verdient machen.

Démérite (frz.), Vergehen, Verschuldung; demeritieren, sich etwas zu Schulden kommen lassen.

Demeritenhäuser heißen in der heutigen kath. Kirche geistliche Gefängnisse, in welchen Geistliche, welche sich gegen die kirchlichen Satzungen verfehlt haben, in Haft gehalten und zu allerlei geistlichen Übungen genötigt werden. Dieselben sind auf Grund der betreffenden Konkordate und Konventionen staatlich anerkannt, aber auch der staatlichen Aufsicht unterworfen. Die preuß. Maigesetzgebung hat die D. nicht aufgehoben, sondern nur die (vom Oberpräsidenten zu übende) Aufsicht verschärft.

Demersion (lat.), Untertauchung, Versenkung.

Demeter, griech. Göttin, s. Ceres.

Demeter (Dimitrije), südslaw. Dichter, geb. 21. Juli 1813 zu Agram, studierte in Wien und Padua Medizin. Die ärztliche Praxis behagte ihm aber nicht; er trat bald in den Staatsdienst und wurde Redacteur der amtlichen Zeitung »Narodne Novine«. Später redigierte er das belletristische Blatt »Danica«. Im J. 1848 gab er die »Südslawische Zeitung« heraus. Als Dramatiker steht D. unter den ersten Dichtern da. In den J. 1838–46 dichtete er das Schauspiel »Liebe und Pflicht«, das pathet. Drama »Die Blutrache« und die histor. Tragödie »Teuta«. Im J. 1846 schrieb er den Text zu Lisinskis Oper »Liebe und Kabale«. Seit 1862 lebte er zurückgezogen als pensionierter Statthaltereibeamter in Agram, wo er 24. Juni 1872 starb. Seine dramatischen Gedichte sind 1838 und 1848 in zwei Bänden erschienen.

Demotika, auch Dimótika genannt, Stadt im türk. Wilajet Edirneh (Adrianopel) am rechten Ufer der von der Mündung bis hierhin für kleine Dampfer befahrbaren Mariza, zugleich Stationspunkt einer Zweiglinie der Konstantinopel-Adrianopeler Eisenbahn, die letztere mit dem Hafen Dede Agatsch am Ägäischen Meere in Verbindung setzt, hat 5000 E., die Ackerbau, Handel, Fischerei und Schiffahrt treiben. Neuerdings ist hier der Bau einer großen Kaserne begonnen worden, die gleichzeitig vier Bataillone aufzunehmen im Stande sein wird. Eine histor. Bedeutung hat das Städtchen durch den König Karl XII. von Schweden erhalten, der während seines fünfjährigen Aufenthalts in der Türkei zu D. angeblich volle zwei Jahre im Bett zubrachte.

Demetrias, alte Stadt in Thessalien, wurde in der Nähe des alten Jolkos auf der nordöstl. Seite des innersten Teils des Pagasäischen Golfs durch Demetrios Poliorketes angelegt, und diente seit jener Zeit den macedon. Antigoniden oft als Residenz, stets aber als eine Hauptfestung zur Beherrschung Griechenlands. Blühende Handelsstadt blieb D. bis zum J. 896, wo kretische Sarazenen unter dem Korsarenführer Damianos von Tyra die reiche Stadt eroberten und zerstörten. Für die folgende Zeit ging die Blüte von D. auf Halmyros an der Westseite des Golfs über, später auf das neugriech. Volo (nahe bei den in der Nähe von Goritza zu suchenden Ruinen von D.).

Demetrius, ein in der Geschichte des Macedonischen und des Syrischen Reichs mehrfach erscheinender Name. Unter den macedon. Antigoniden dieses Namens sind die wichtigsten: D. II., Enkel des D. Poliorketes (s. d.), Sohn des Antigonus Gonatas, der 239 seinem Vater als König von Macedonien folgte und 229 v. Chr. in einer unglücklichen Schlacht gegen die Dardaner den Tod fand, und der unglückliche Prinz Demetrios, König Philipps V. Sohn, welcher durch die schlaue Politik der Römer auf Kosten seines Vaters begünstigt, dadurch aber seinem Vater so verdächtig wurde, daß letzterer 181 v. Chr. dem Antriebe des andern Sohnes Perseus folgte und den D. durch Gift aus dem Wege räumte.

Unter den syr. Seleukiden treten hervor: D. I. Soter (der Sohn Seleukus' IV.), der schon unter sehr schwierigen Umständen in seinem bereits allenthalben zerbröckelnden Reich zur Herrschaft gelangte (162—161) und im blutigen Kampfe (150—149 v. Chr.) gegen einen Prätendenten, Alexander Balas, Krone und Leben verlor; D. II. Nikator, Sohn D.' I., vertrieb 147—146 mit ägypt. Hilfe den Usurpator; freilich nur, um in heißen Fehden gegen die verschiedensten Prätendenten und gegen die Makkabäer sich zu erschöpfen. Im J. 139 wurde er von den Parthern in Medien total geschlagen. Parthischer Gefangener, erreichte er Syrien erst wieder im J. 128, als auch sein Bruder Antiochus 129 den Untergang gefunden, und fiel 126 v. Chr. durch Mörderhand, als er gegen einen Prätendenten, Alexander II. Zabino, bei Damascus eine Schlacht verloren hatte.

Demetrius Phalereus, so genannt von seinem Geburtsort Phaleron, einer der Hafenstädte Athens, berühmter attischer Gelehrter und Staatsmann, war von niederer Herkunft, geb. um 345. Er schloß sich dem Aristoteliker Theophrast als Schüler an und gewann als Redner und Anhänger der macedon. Partei bedeutenden Einfluß in Athen, wo ihn Antipaters Sohn, Kassander, 318 an die Spitze der Verwaltung der Stadt als deren »Verweser« stellte. Zehn Jahre leitete er diese aufs tüchtigste; die Athener erwiesen ihm die größten Ehren und sollen ihm so viel Statuen als Tage im Jahre errichtet haben. Als er aber im J. 307 beim Anzug des D. Poliorketes die Stadt verlassen mußte, warf die siegende demokratische Partei jene Statuen um, ja es ward sogar ein Todesurteil gegen ihn erlassen. Er flüchtete sich zuerst nach Theben und begab sich hernach nach Macedonien, und von dort 297 nach Kassanders Tode zu Ptolemäus I. nach Ägypten, der sich seiner als Ratgeber bediente; auch legte er den ersten Grund zu der Alexandrinischen Bibliothek. Bei Ptolemäus II. Philadelphus dagegen war er von Anfang an in Ungnade. D. starb nicht lange nach 283 v. Chr. in der Verbannung in Oberägypten. Er war als Redner ausgezeichnet, obwohl er sich bereits von der strengen Weise des Demosthenes entfernte; auch

gehörte er zu den gelehrtesten Peripatetikern. Er verfaßte an 50 Schriften histor., polit., philos., rhetorischen und grammatischen Inhalts; die Schrift über den rednerischen Vortrag, die sich unter seinem Namen erhalten hat, gehört einem spätern Zeitalter an; sie ist von Göller (Lpz. 1837), am besten in den «Rhetores Graeci» von Walz (Bd. 9, Stuttg. 1836) herausgegeben. Die Fragmente seiner histor. Schriften und Reden sind in den «Fragmenta historicorum Graecorum» und den Ausgaben der «Oratores Attici» gesammelt. Vgl. Ostermann, «De Demetrii Phalerei vita etc.» (Bd. 1 u. 2, Hersfeld 1847; Fulda 1857).

Demetrius Poliorketes, d. i. der Städteeroberer, der Sohn des Antigonus (s. d.), war unter den macedon. und syr. Königen dieses Namens, zunächst im Zeitalter der Diadochen und Epigonen, durch seine hervorragende Begabung, seine Thaten und den Wechsel seiner Schicksale der bedeutendste. Geboren 337 v. Chr., zeichnete er sich schon frühzeitig durch Tapferkeit und Feldherrntalent in den Kriegen seines Vaters gegen Eumenes, Seleukus und Ptolemäus aus, obwohl er 312 gegen letztern die Schlacht bei Gaza verlor. Im J. 307 sendete ihn Antigonus nach Griechenland, um dort die Herrschaft des macedon. Kassander zu zerstören; er eroberte Megara und nahm Athen ein, dessen Bewohner ihn als ihren Befreier mit Ehren überhäuften. In Cypern schlug er 306 Menelaus, den Bruder des Ptolemäus, zu Lande und letztern selbst, der zum Entsatz der Stadt Salamis mit Truppen und einer Flotte herbeigeeilt war, in einer Seeschlacht. Antigonus nahm nun den Königstitel an und erteilte ihn auch seinem Sohne. Rhodus dagegen ward von diesem 305–304 vergeblich belagert, obwohl er sich damals durch seine kunstvoll neu erfundenen, großartigen Belagerungsmaschinen vorzugsweise seinen Beinamen erwarb. Dagegen entsetzte er 304 Athen, das Kassander belagerte, und vertrieb 303 dessen Truppen aus Hellas und dem Peloponnes. Als nun Kassander, Lysimachus, Seleukus und Ptolemäus gegen Antigonus sich verbanden (302), eilte er dem letztern zu Hilfe nach Asien, eroberte Ephesus, ward aber durch die Schlacht bei Ipsus 301, in der Antigonus selbst fiel, in die schwierigste Lage versetzt. Die Athener, die sich früher in Schmeicheleien gegen ihn überboten hatten, ließen ihn jetzt nicht ein; bald aber gelang es D., der im Besitz einer Flotte und einer Anzahl Städte geblieben war, während Seleukus, der mit seinen frühern Bundesgenossen sich entzweit hatte, jetzt (300) seine Tochter Stratonike heiratete, seine Streitkräfte wieder zu verstärken, worauf er seit 298 Griechenland aufs neue zu gewinnen suchte. Athen ergab sich ihm 295 und erhielt Verzeihung. Im Peloponnes schlug D. den spartan. König Archidamus IV. und war nahe daran, Sparta selbst einzunehmen, als er sich plötzlich nach Macedonien wendete, um sich in den Streit, der dort zwischen Kassanders Söhnen, Antipater und Alexander, ausgebrochen war, zu mischen. Nachdem er in Dion den letztern 294 hatte ermorden lassen, ward er selbst von den Macedoniern zum König ausgerufen, unterwarf die abtrünnigen Böoter nach der Einnahme von Theben (290) und versöhnte sich mit Pyrrhus (s. d.) von Epirus, der mit den Ätoliern gegen ihn kämpfte, um nunmehr womöglich seines Vaters Reich und seine eigenen Besitzungen in Asien, die indessen verloren gegangen waren, wiederzugewinnen. Noch ehe er doch seine ungeheuern Rüstungen vollendet hat ward er durch den Einfall des Lysimachus, der mit Seleukus und Ptolemäus verbunden hatte, Macedonien beschäftigt; er zog gegen ihn, aber Macedonier, bei denen er sich durch Schwelger Erpressungen und Hochmut verhaßt gemacht hat gingen (287) zu Pyrrhus über, der sich nun ebe falls dem Bündnisse seiner Gegner angeschlos hatte. D. floh nach Griechenland, wo sein So Antigonus Gonatas seine Herrschaft behauptet nur die Athener hatten sich erhoben und die Tru pen des D. aus dem Kastell auf dem Museion ve trieben. Noch aber war der Piräus im Besitz d D., der nun nach Asien eilte, um hier den Lysimach anzugreifen. Anfangs glücklich, ward er du Agathokles, den Sohn des Lysimachus, bald so b drängt, daß er sich nach Cilicien auf das Geb des Seleukus zurückziehen mußte. Diesem erg er sich, nachdem ihn bei einem letzten Angriff se Soldaten verlassen hatten (286). D. starb, zule ganz in Schwelgerei versunken, 283 zu Apamea a Orontes, wohin ihn Seleukus hatte bringen lass Eine (noch erhaltene) Biographie des D. schri Plutarch.

Demetrius ist der Name mehrerer russ. Gro fürsten. — D. I., ein Sohn des Großfürsten Alexa der Newskij, lebte mit seinem Bruder Andreas na des Vaters Tode in fortwährendem Kriege und a wechselnd vom Glück begünstigt, bis er 1294 starb. — D. II., ein Sohn des Großfürsten Michael, g langte nach des Vaters Ermordung 1320 in d Besitz des Fürstentums Twer, wurde aber du Georg III. bekriegt und sah sich genötigt, zu d Tataren seine Zuflucht zu nehmen. Als er h Georg III., der sich ebenfalls zum Tataren-Ch begeben hatte, erdolchte, ward er 15. Sept. 13 hingerichtet. — D. III., ein Sohn Konstantins v Susdal, 1360 durch die Tataren als Großfürst e gesetzt, wurde 1362 entthront und starb 5. J 1383. — Ihm folgte D. IV., mit dem Beinam Donskoi, ein Sohn Iwans, geb. 12. Okt. 1350, d schon als unmündiges Kind im Besitze des Fürste tums Moskau gewesen war und sich 1367 mit d Tochter seines Vorgängers vermählte. Er ve legte seine Residenz von Wladimir nach Moska erbaute den Kreml von Stein und war glücklich i Kriege gegen die Fürsten von Twer, die Litaue die Fürsten von Rjäsan und selbst gegen die T taren. Wegen der siegreichen Schlacht gegen d letztern am Don (8. Sept. 1380) erhielt er den B namen Donskoi. Im erneuerten Kampfe a gegen dieselben unterlag er; Moskau wurde nied gebrannt, und die Russen sahen sich genötigt, un die Zinspflichtigkeit der Tataren zurückzukehr D. starb 18. Mai 1389. — D. V., ein Sohn Iwa des Schrecklichen, geb. 19. Okt. 1583, ward du seinen Stiefbruder, den Zaren Feodor Iwan witsch, mit seiner Mutter Marfa nach Uglitsch ve wiesen und auf Befehl Boris Godunows wa scheinlich 15. Mai 1591 ermordet.

Im J. 1603 trat der erste sog. falsche Dem trius auf. Er gab sich für den Sohn Iwa aus und behauptete, den Mördern entkommen sein, war aber wahrscheinlich von kosakischer A stammung; daß er ein Mönch aus dem Klos Tschudow, Namens Gregor Otrepjew, gewesen s ist nicht nachgewiesen, mindestens von ältern u neuern Historikern für zweifelhaft erklärt word

Er entdeckte sich zuerst dem Fürsten Wisniowezki in Litauen, bei dem er in Diensten stand, und dann dem Wojwoden von Sandomir, Mniszek, durch den er dem poln. Könige Sigismund III. vorgestellt wurde. Die Polen erkannten in ihm ein willkommenes Werkzeug, um Einfluß auf Rußland zu gewinnen. Da die Republik als solche ihn zufolge des mit Rußland geschlossenen Friedens nicht unterstützen konnte, bildeten seine Freunde, die Mniszek und Wisniowezki, eine poln. Freiwilligen-Armee, die sich rasch durch kosakische und russ. Zuzügler verstärkte. Boris Godunow starb, nachdem er mehrere Niederlagen erlitten und den Übertritt seines Feldherrn Basmanow erlebt; sein Sohn Feodor, der ihm folgte, geriet in Gefangenschaft. Hierauf zog D. 1605 in Moskau ein, bestieg den Thron und ließ Feodor erdrosseln. Er regierte mit Kraft und Umsicht, doch brachte er das Volk gegen sich auf, als seine Braut, die kath. Marina Mniszek, die Tochter des Wojwoden von Sandomir, mit 2000 Polen in Moskau erschien. Während der Hochzeitsfeier entstand ein Aufstand in Moskau; das Volk, von dem Fürsten Wasilij Schuiskij geleitet, dem D. verziehen hatte, als er eines Plans, ihn vom Throne zu stürzen, überführt worden war, brach in den Kreml. D. und viele Polen wurden 17. Mai 1606 ermordet, Marina, die mit Mühe dem Tode entging, ward ins Gefängnis geworfen. Die Berichte der Zeitgenossen über diesen ersten Pseudo-D. sind von Usträlow (5 Bde., Petersb. 1831—34) gesammelt worden; neue Untersuchungen über ihn gaben Mérimée (1853), in der russ. Litteratur Pogodin, Kostomarow (1864), Ssolowjow u. a. m. Unter den zahlreichen Dichtungen, zu welchen sein Schicksal den Stoff geliefert, ragt Schillers als Torso zurückgebliebenes Meisterwerk hervor. — Schon 1607, nachdem Wasilij Schuiskij den Thron bestiegen, trat der zweite falsche D. (der sog. Dieb von Tuschino) auf. Er gab sich für eine Person mit dem ersten aus, behauptete, sich aus Moskau gerettet zu haben, war aber nach einer Angabe ein Jude, nach einer andern der Sohn des Fürsten Andrei Kurbskij. Er fand besonders Anhang, als die herrschsüchtige Marina nach ihrer Befreiung ihn für ihren Gemahl anerkannte. Die Polen unterstützten ihn ebenfalls, verließen ihn aber nachher. Der poln. Hetman Zolkiewski nahm nach Wasilijs Sturze die russ. Hauptstadt für Sigismunds III. Sohn, Wladyslaw, in Besitz, ohne sie lange behaupten zu können. D. hatte sich nach Kaluga geflüchtet und ward 11. Dez. 1610 ermordet. — Ein dritter falscher D. war der angebliche Sohn des Otrepjew. Er fand Unterstützung bei Wladyslaw IV. von Polen, flüchtete, als dieser gestorben, erst nach Schweden, dann nach Holstein, wo ihn der Herzog 1648 an den Zaren Alexei Michailowitsch auslieferte, der ihn erdrosseln ließ. — Ein vierter falscher D. war der Diakon Sidor. Er bemächtigte sich der Stadt Pskow, wurde aber von den Einwohnern vertrieben, von Kosaken nach Moskau gebracht und dort 1613 hingerichtet.

Demetz (Frédéric Auguste), Reformator des franz. Gefängniswesens, geb. 12. Mai 1796, studierte die Rechte in Paris, war zuerst Advokat, ging aber später in die richterliche Laufbahn über. D. wurde 1832 Appellrat und schied 1840 aus dem Staatsdienst aus, nachdem er vier Jahre zuvor im Auftrage der franz. Staatsregierung die Vereinigten Staaten von Amerika besucht hatte, um die Berichterstattungen von Tocqueville und Beaumont über dortige Strafanstalten zu vervollständigen. Durch die Gründung der Besserungsschule zu Mettray bei Tours war D. inzwischen zu hohem Ansehen gelangt. Diese auf landwirtschaftlicher Arbeit und auf geschickter pädagogischer Verwertung eines Systems von Belohnungen beruhende Anstalt erfreute sich eines europ. Rufs und ward weitaus bekannter als das früher entstandene Rauhe Haus in Hamburg. D. hatte bei seiner Gründung diejenige Klasse jugendlicher Delinquenten ins Auge gefaßt, welche wegen mangelnden Unterscheidungsvermögens in Gemäßheit des Gesetzes freigesprochen werden und einer Straferziehung gleichzeitig bedürftig erscheinen. Anfangs nur 10 Kinder zählend, erreichte Mettray später einen Bestand von 700 Insassen. Als Schriftsteller hat D. einige Berichterstattungen über Gefängniswesen geliefert, unter denen seine «Rapports à monsieur le comte de Montalivet sur les pénitenciers des États-Unis» (1839) obenan stehen. Diese Schriften waren jedoch weitaus weniger beachtenswürdig als die einfachen Rechenschaftsberichte über die zu Mettray erreichten Erfolge, wodurch nicht nur in Frankreich selbst, sondern auch in andern europ. Staaten, vornehmlich England, zahlreiche ähnliche Gründungen hervorgerufen wurden. Als Ratgeber vielfach in Anspruch genommen und von den franz. Verwaltungsorganen nachdrücklichst unterstützt, entfaltete D. eine segensreiche Wirksamkeit, der erst sein 15. Nov. 1873 erfolgter Tod ein Ende machte.

Demeublieren (frz.), die Möbel aus einem Zimmer u. s. w. entfernen; Demeublement, Ausräumung.

Demidow, eine durch ihren außerordentlichen Reichtum, ihre Wohlthätigkeit und ihre Originalität berühmte russ. Familie, gelangte zu Ansehen durch Nikita D., einen Bauer aus dem tulaschen Gouvernement, der, um 1665 geboren, bereits 1694 als einfacher Arbeiter in der Gewehrfabrik zu Tula durch seine Geschicklichkeit die Aufmerksamkeit Peters d. Gr. auf sich zog. Schon zur Zeit des anbrechenden Schwedischen Kriegs hatte er durch befriedigende und dabei verhältnismäßig außerordentlich wohlfeile Lieferung von Kanonen, Musketen und Pulver in der Gunst des Zaren sich festgesetzt. Im J. 1702 schenkte ihm Peter die erste von D. auf Kronkosten drei Jahre zuvor auf der osturalischen, asiat. Seite des jetzigen permschen Gouvernements zu Newiansk im werchoturischen Kreise angelegte Eisenhütte nebst zugehörigen Ländereien, wobei er ihm zugleich das Recht verlieh, diese Besitzungen durch Ankauf nach Belieben weiter auszudehnen. Das war die Grundlage von den unermeßlichen Reichtümern, die D. und seiner Nachkommenschaft aus den großenteils schon von ihm hier entdeckten und nach dem Muster von Newiansk in Betrieb gesetzten, sehr ergiebigen Metallgruben zuflossen. Er wurde 1720 in den Adelstand erhoben und hinterließ zwei Söhne, Akinfii und Grigor. Durch erstern, der es im Dienstrang bis zum Staatsrat brachte, wurde 1725 am Fuße des Magnetbergs im Gouvernement Perm das Eisenwerk Nishnitagilsk angelegt, welches noch gegenwärtig das blühendste unter den sibir. Hüttenwerken ist. Vgl. Spasskij, «Shisneopissanie Akinfija D.» (Petersb. 1833).

Dessen ältester Sohn, Prokopii D., gest. 1786, einer der excentrischsten Charaktere seiner Zeit, ver-

[illegible] zur Gründung des Waisenhauses [illegible] von Katharina II. [illegible] ernannt, obgleich er nie in [illegible] gestanden hatte, der jüngere, Nikita, that viel für die [illegible] der Wissenschaften in Rußland, [illegible] im Ausland, deren [illegible] in Moskau [illegible] ließ, und [illegible] — Paul Grigorjewitsch D., geb. [illegible] zu Moskau, erhielt seine [illegible] und Ausbildung zu Reval, Göttingen [illegible] und der Freiberger Bergakademie. Auf dem [illegible] im westl. Europa, [illegible] in Stockholm mit Linné, dessen [illegible] in nähere Beziehung. Nachmals hat er in Moskau neben seinem Palast einen [illegible] Garten angelegt, ein herrliches Kunst- und [illegible] gesammelt, das er der dortigen Universität schenkte [illegible] und ihm [illegible] in [illegible] gestiftet. — Nikolai [illegible] in Petersburg geboren, [illegible] und ward später Geheim- [illegible] des Kaisers. Als Freund der [illegible] unternahm er eine Reise [illegible] Frankreich und England [illegible] [illegible]

1841 vermählte er sich in Florenz mit der Prinzessin Mathilde von Montfort, der Tochter des Hieronymus Bonaparte (s. d.). Weil er hierbei als Bekenner der griech. Kirche das Versprechen gab, alle aus dieser Ehe entspringenden Kinder römisch-katholisch erziehen zu lassen, wurde D. aus dem russ. Staatsdienste entlassen und nach Petersburg zur Verantwortung gezogen. Hier gelang es ihm bald wieder, die Gunst des Kaisers zu gewinnen, sodaß er die Erlaubnis erhielt, nach Paris zurückzukehren. Doch trennte er sich schon 1845 von seiner Gemahlin, der er eine ansehnliche Leibrente aussetzen mußte, die bis zur Errichtung des zweiten Kaiserreichs zum Unterhalt ihrer Familie diente. Mathilde, später von ihrem Vetter Ludwig Napoleon zur kaiserlichen Prinzessin von Frankreich ernannt, blieb in Paris, D. aber kehrte nach San-Donato zurück. Beim Ausbruch des Orientkriegs schenkte er dem russ. Staatsschatz 1 Mill. Silberrubel, worauf ihm Nikolaus 1854 den Titel eines Wirkl. Staatsrats verlieh; den eines Fürsten von San-Donato hatte er schon früher vom Großherzog von Toscana erhalten. Er starb 29. April 1870 zu Paris, ohne Kinder zu hinterlassen. Vgl. [illegible] Geschichte des russ. hohen Adels (Basel 1877).

Demi-Monde [illegible] die Bezeichnung [illegible] besonders [illegible] Klasse von [illegible] die Sitten [illegible] nachzuahmen [illegible] Kluft ge- [illegible] in Auf- [illegible] 1855 [illegible] Gegensatz [illegible] Welt.

Demi[illegible] [illegible]

Demi[illegible] [illegible]

[illegible]

Schöpfer der Sinnenwelt. Die Meinung, daß der höchste Gott als reiner Geist mit der Materie in gar keine Berührung zu treten vermöge, führte zur Annahme eines untergeordneten, geistig und sittlich beschränkten Mittelwesens, welches in Verbindung mit den seiner Herrschaft untergebenen Planetengeistern aus dem Chaos die Körperwelt geschaffen habe. Am ausgebildetsten erscheint die Lehre vom D. bei den Valentinianern. Nach ihnen ist er der Sohn der aus dem Lichtreiche gefallenen «Sophia» und der Vorsteher (Archon) des Sternenhimmels. Er vermochte den von ihm geschaffenen Menschen nur sein eigenes schwaches Prinzip, die Psyche, mitzuteilen, daher legte seine Mutter Sophia in die Menschennatur zugleich den geistigen Samen, das Pneuma. Allein die Macht des Bösen in den materiellen Leibern wie die Gegenwirkung des nur psychischen D. ließ jenes höhere Element nicht zur Entwickelung kommen. Indem er sich selbst für den höchsten Gott hielt, konnte er auch die Seinigen nicht zur Erkenntnis der wahrhaften Gottheit hinführen; er gab ihnen das unvollkommene mosaische Gesetz (daher der Judengott), das nur ein sinnliches, nicht einmal erreichbares Glück verheißt, und sandte gegen die Geister der Hyle bloß einen psychischen, also unkräftigen Messias, den Menschen Jesus.

Bei den Kirchenvätern heißt D. zuweilen auch der Logos, sofern er als Organ Gottes bei der Schöpfung gedacht wurde.

In der ältesten Ständeverfassung Attikas hieß D. [(δημιουργοί)] derjenige Teil des Volks, welcher, im Gegensatz zu den Eupatriden (Adel) und Geomoren (Landbauern), Gewerbe betrieb.

Demjansk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Nowgorod, 203 km südöstlich von Nowgorod, an beiden Ufern des Flüßchens Jawon, einem Nebenflusse der Pola, mit 1471 E. D. wird zuerst im J. 1471 erwähnt und zwar unter dem Namen Demona, bei Gelegenheit der Eroberung durch Iwan III. Bis 1824 war D. nur ein Kirchdorf, erhielt aber dann den Rang einer Kreisstadt.

Demme (Herm. Christoph Gottfr.), ein als geistlicher Liederdichter und Romanschriftsteller bekannter Theolog, geb. zu Mühlhausen in Thüringen 7. Sept. 1760, 1796 Superintendent daselbst, führte seit 1801 als Generalsuperintendent und Konsistorialrath die oberste Leitung der Kirchen- und Schulangelegenheiten des Herzogtums Sachsen-Altenburg und starb daselbst 26. Dez. 1822. Unter dem Namen Karl Stille trat D. mit der Schrift «Pächter Martin und sein Vater» (2 Bde., Lpz. 1792—93; 3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1802) hervor, worin Wieland einen echt sokratischen Geist erkannte. Gleichzeitig erschienen die mit gleichem Beifall aufgenommenen «Erzählungen» (2 Bde., Lpz. 1792—93; 2. Aufl. 1797). Unter seinen übrigen Schriften sind, außer einigen Predigtsammlungen, noch hervorzuheben: «Sechs Jahre aus Karl Burgfelds Leben» (Lpz. 1793), «Abendstunden im Kreise gebildeter und guter Menschen» (2 Bde., Gotha 1804—5), und «Gebete» (Gotha 1818). Durch edle Sprache, geschicktes Individualisieren und lebenswarme Frömmigkeit zeichnen sich D.s Schriften aus. — Wilhelm Ludwig D., Sohn des vorigen, geb. 20. März 1801 zu Mühlhausen, studierte 1820—23 zu Jena und Leipzig die Rechte, ward 1826 Advokat zu Altenburg und machte sich besonders durch die Fortsetzung der Hitzigschen «Annalen für deutsche und ausländische Kriminalrechtspflege» (von 1837 bis 1845) und durch das «Buch der Verbrechen» (4 Bde., Lpz. 1851; neue Folge, 4 Bde., 1852—53) litterarisch bekannt. Seit 1837 in eine langwierige Untersuchung verwickelt, nahm er 1849 seinen Wohnsitz zu Jena und 1850 zu Würzburg, wo er 26. März 1878 starb. — Der Neffe des letztern, Karl Hermann D., geb. um 1831, praktischer Arzt zu Bern, hat sich litterarisch durch einige mediz. Schriften bekannt gemacht. Ende Okt. 1864 wegen Giftmordes vor die Assisen gestellt, ward er zwar freigesprochen, doch verließ er Bern nebst seiner Braut, mit der er sich Ende Nov. 1864 zu Nervi bei Genua tötete. Vgl. «Der Neue Pitaval» (Neue Serie, Bd. 8, Lpz. 1873).

Demmin, altertümliche Kreisstadt im Regierungsbezirk Stettin der preuß. Provinz Pommern, 45 km südlich von Stralsund, an der Linie Berlin-Stralsund der Preußischen Staatsbahn, in dem von niedrigen Höhen umgebenen Thale der Peene, welche nahe oberhalb die Tollense und unterhalb die Trebel aufnimmt und bis hierher für kleine Seeschiffe fahrbar ist. D. ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium und zählt (1880) 10507 gewerbthätige E., welche Tuch- und Ledermanufakturen, Strumpfwirkerei, drei Eisengießereien und Maschinenfabriken, Bleichen u. s. w. unterhalten, auch Fischerei, Schiffahrt und Handel mit Getreide und Holz treiben. — D. ist eine der ältesten der von den Slawen erbauten Städte Pommerns; schon vor Karls d. Gr. Zeiten (540) geschieht ihrer Erwähnung, und 800 war sie bekannt als ein wichtiger Handelsplatz. Im J. 1148 wurde sie von einem deutschen Kreuzheere belagert. Heinrich der Löwe erstürmte und verheerte sie 1164, nachdem er den slaw. Fürsten Pribislaw besiegt hatte. Nach ihrer Wiederherstellung wurde sie von dem König Waldemar II. von Dänemark erobert, der sich in ihrem Besitze bis zu seiner Niederlage bei Bornhövede 1227 behauptete. Seit dieser Zeit hatte D. gleiches Geschick mit Pommern. Im Dreißigjährigen Kriege stritten sich die Schweden und Kaiserlichen seit 1627 bis 1639 vielfach um ihren Besitz, und noch nachdem sie im Westfälischen Frieden mit Vorpommern an Schweden gekommen, hatte sie vielfache Kriegsdrangsale zu erdulden, besonders in den Kriegen zwischen dem Großen Kurfürsten, der sie 11. Nov. 1659, und den Schweden, welche sie 12. Okt. 1676 eroberten. Im Stockholmer Frieden von 1720 wurde sie nebst dem am rechten Ufer der Peene gelegenen Teile Vorpommerns an Preußen abgetreten. Ihre feste Burg, das sog. Haus D., war längst abgetragen, und nach der Kapitulation der Schweden unter Oberst Lilienberg an die Preußen unter Dohna 17. Jan. 1759 wurden auch die übrigen Festungswerke geschleift. Am 16. April 1807 wurde sie von den Franzosen besetzt, die in der Umgegend mehrere Gefechte zu bestehen hatten. — Der Kreis Demmin zählt auf 983,66 qkm 48454 E.

Demmin (Aug.), verdienter Kunstschriftsteller, geb. 1. April 1823 zu Berlin, begab sich in seinem 17. Jahre nach Paris, wo er die Universitätsstudien beendigte und ohne Unterbrechung bis 1872 ansässig war; er lebt seitdem in Wiesbaden. Einen großen Teil jeden Jahres verwandte er zu Reisen in Europa und Asien behufs Kunststudien und Ausgrabungen. Mitarbeiter der bedeutendsten Kunstzeitschriften, Mitglied vieler artistischer Kommissionen

und Kunstakademien, hat er sich besondere Verdienste um die Keramik und Waffenkunst erworben. Für die von Charles Blanc herausgegebene «Histoire des peintres de toutes les Écoles» (14 Bde., 1849—75) war D. Hauptmitarbeiter, besonders für die deutsche Schule. Das hervorragendste seiner zahlreichen Werke ist die «Encyclopédie des beaux-arts plastiques» (5 Bde., 1872—80, mit 6000 Abbild.; deutsch als «Handbuch der bildenden und gewerblichen Künste», Heft 1—12, Lpz. 1877—79). Ferner veröffentlichte er unter anderm: «Encyclopédie céramique monogrammatique» (4. Aufl., Par. 1873), «Encyclopédie d'armurerie avec monogrammes» (1869, deutsch unter dem Titel: «Die Kriegswaffen in ihrer histor. Entwickelung», 4 Lfgn., Lpz. 1869), «Keramik-Studien» (1. Folge, Lpz. 1881).

Demmler (Georg Adolf), hervorragender Architekt und sozialdemokratischer Politiker, geb. 22. Dez. 1804 in Güstrow (Mecklenburg), studierte das Baufach auf der Bau- und Kunstakademie und der Universität zu Berlin, trat nach Ablegung seiner Examina, nachdem er 1823 bei der potsdamer Regierung als Feldmesser vereidigt worden, als Baukondukteur in den mecklenb. Staatsdienst, wurde bald zum Baumeister und 1837 zum Hofbaumeister befördert und erhielt 1841 den Charakter als Hofbaurat. Als solcher führte er eine Reihe hervorragender Bauwerke aus, insbesondere das großherzogl. Residenzschloß zu Schwerin, das Theater, den Marstall, das Zeughaus. Bei der Ausführung dieser Bauten erwarb er sich gleichzeitig dadurch ein großes Verdienst, daß er als einer der ersten einen erfolgreichen Versuch machte, das schwierige volkswirtschaftliche Problem einer Gewinnbeteiligung der Arbeiter zu lösen. Unbekümmert um die strengen Zunftgesetze seines Landes vergab er die Bauarbeiten direkt an die Arbeiter und führte ihnen durch ein eigentümliches Löhnungssystem den Gewinn zu, der sonst den Meistern als Unternehmern zugefallen wäre. Auch auf andern Gebieten der Volkswirtschaft und Politik kämpfte er mit Energie gegen die mittelalterlichen Zustände seiner Heimat. Als er im Febr. 1850 als Repräsentant der schweriner Bürgerschaft für das bedrohte Staatsgrundgesetz vom 10. Okt. 1849 eintrat, geriet er mit seiner Dienstbehörde, dem Staatsrat von Brock, in Konflikt und wurde 1851 ohne Pension aus seiner Stellung entlassen. Er ging ins Ausland, durchstreifte England, Schottland, Frankreich, die Schweiz, Italien, Sicilien und kehrte endlich nach sechsjähriger Abwesenheit verbittert in seine Heimat zurück, wo er seine Wirksamkeit nun vorzugsweise dem polit. Gebiete zuwendete. Im J. 1859 Mitbegründer des Nationalvereins, kehrte er 1866 seinen Freunden, die in den Erfolgen des Preußisch-Österreichischen Kriegs den ersten wesentlichen Schritt zur Erfüllung ihres Programms begrüßten, den Rücken und schloß sich 1868 in Stuttgart der Deutschen Volkspartei an, welche damals mit dem von Bebel geleiteten Verbande der deutschen Arbeitervereine in engster Fühlung stand. Die hier angeknüpften persönlichen Beziehungen und seine Teilnahme für die arbeitenden Klassen führten D. allmählich ganz in die Reihen der sozialdemokratischen Partei; von demagogischem Treiben hielt er sich jedoch fern. Im J. 1877 wurde er vom Landkreise Leipzig zum Mitglied des Reichstags gewählt; er schloß sich hier der sozialdemokratischen Fraktion an, fühlte sich aber bald fremd unter seinen Genossen, deren Auftreten seiner Natur widersprach, und verzichtete auf eine Wiederwahl, als 1878 die Auflösung des Reichstags seinem Mandat ein Ende machte. Seitdem hat er sich vom öffentlichen Leben vollständig zurückgezogen.

Demobilmachung nennt man die Zurückführung des mobilen Heeres auf den Friedensfuß. Wird der Befehl zur D. erlassen, so werden sämtliche, erst bei der Mobilmachung (s. d.) oder während des Kriegs aufgestellten Truppenkörper (die man unter dem Namen «Kriegsformationen» zusammenfaßt) aufgelöst, die Reservisten entlassen, die Mobilmachungspferde verkauft und die über den Bedarf des auf Friedensfuß gesetzten Heeres vorhandenen Waffen nebst der zugehörigen Munition an Depots und Magazine abgegeben. Die Desarmierung der Festungen findet erst auf Grund besonderer Anordnung statt, ebenso der Wiederzusammentritt der nur im Frieden bestehenden und infolge der Mobilmachung aufgelösten Lehrtruppen, Militärbildungsanstalten und Kommissionen.

Demodökos, in der Odyssee ein Sänger am Hofe des Königs der Phäaken, wo er epische Lieder singt, von denen das eine einen Streit zwischen Achilles und Odysseus, ein anderes die Eroberung Trojas durch das hölzerne Pferd zum Gegenstande hat, während ein drittes schwankartiges erzählt, wie Hephästos den Ares und die Aphrodite mit unsichtbaren Fesseln band.

Demogeot (Jacques Claude), franz. Schriftsteller, geb. 5. Juli 1808 zu Paris, war Lehrer der Litteratur in Beauvais, Rennes, Bordeaux, Lyon und Paris (1843), und eine Zeit lang Professor an der Sorbonne. Außer vielen Artikeln in Fachzeitschriften, wie im «Journal de l'instruction publique», schrieb D. Studien über Ausonius und Plinius den Jüngern (1845—50), ein «Tableau de la littérature française au XVII[e] siècle» (1859); einen Band Novellen (1862), unter dem Pseudonym Jacques; eine metrische Übersetzung der «Pharsalia» des Lucanus (1866), zwei geschätzte Berichte an den Minister des öffentlichen Unterrichts über die Erziehung in den Anstalten Englands und Schottlands (1868 und 1870) u. s. w. Sein bedeutendstes Werk, welches durch den warmen fließenden Stil, durch den Glanz der Darstellung viele Leser erworben und viele Auflagen erlebt hat, ist seine «Histoire de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours» (zuerst 1852). Nicht so viel Erfolg hatte D.s «Histoire des littératures étrangères considérée dans leurs rapports avec le développement de la littérature française» (2 Bde., 1880); sie hat wenig Wert.

Demogeronten (grch.) heißen namentlich in den homerischen Gedichten die Volksältesten, neben denen die Könige, wie Priamus in Troja, Alkinoos bei den Phäaken als Erste unter Gleichen regieren.

Demographie (grch.), d. h. Beschreibung des δῆμος, worunter die Griechen das Volk in seiner Beziehung zum Staate verstanden, im Gegensatz zu ἔϑνος, dem Volk in Beziehung auf gemeinschaftliche Abstammung. Das Wort D. wurde zuerst von Achille Guillard in «Éléments de statistique humaine ou Démographie comparée» (Par. 1855) gebraucht, aber mehr in dem Sinne von Demologie (s. d.). Rümelin bezeichnet mit D. die historische (Achenwall-Schlözersche) Richtung der Statistik, im Gegensatz zu der mathematischen (Süßmilch-Queteletschen) Richtung, wofür er den Namen

»Statistik« (im engern Sinne) beibehält. Hiernach ist D. positive Volks- und Staatskunde, und wird in dieser Begrenzung nach den bisherigen Methoden sowohl in »geographischen« als »statistischen« Büchern gelehrt. Engel faßt den Begriff D. weiter; er erkennt einen prinzipiellen Unterschied zwischen den genannten beiden Richtungen der Statistik nicht an und nennt D. die Wissenschaft, welche die Schilderung der sozialen und polit. Eigenschaften und Fähigkeiten des Volks, namentlich der staatlichen und andern menschlichen Gemeinschaften, zum Zweck hat. Vgl. »Zeitschrift des Preußischen Statistischen Bureau« (11. Jahrg., Berl. 1871).

Demoiselle, s. Damoiselle.

Demokedes, griech. Arzt aus Kroton, war zuerst bei den Pisistratiden in Athen, dann bei Polykrates in Samos thätig. Nach dem Sturz des letztern kam er als Sklave an den pers. Hof nach Susa, wo er bald Leibarzt und Günstling des Königs Darius wurde. Als er um 510 v. Chr. eine pers. Expedition zur Rekognoszierung der griech. Küste begleitete, gelang es ihm, nach Kroton zu entkommen. Bei dem Aufstand gegen die Pythagoreische Aristokratie, der auch D. angehörte, wurde er 504 v. Chr. erschlagen. D. ist mit Alkmäon das Haupt der ältesten mediz. Schule Griechenlands.

Demokratie (grch.) bedeutet nach dem eigentlichen Wortsinne Volksherrschaft. Die griech. Schriftsteller, insbesondere Aristoteles (»Politik«, III, Kap. 5), unterscheiden drei Grundformen der Staatsverfassung: die Monarchie, bei welcher ein einzelner Mensch, die Aristokratie, bei welcher eine bevorrechtete Klasse und die D., bei welcher die Gesamtheit der freien Bürger die Staatsherrschaft ausübt. Diese Aristotelische oder hellenische Einteilung ist in die Schriften der Römer (Cicero, »De republica«, I, 26), ferner in die publizistische Litteratur des Mittelalters und in die polit. Doktrin der neuern Zeit übergegangen und spielt auch gegenwärtig noch in der Wissenschaft des allgemeinen Staatsrechts eine erhebliche Rolle. Allein für die jurist. Bestimmung und Charakterisierung der Staatsverfassung erweist sich diese Dreiteilung als nicht brauchbar; für die Rechtsformen, in denen das staatliche Leben zur Erscheinung kommt, ist vielmehr nur der Gegensatz von maßgebender Bedeutung, ob ein einzelner, individuell bestimmter Mensch oder ob eine, gleichviel in welcher Art zusammengesetzte Vielheit von Personen das Subjekt der staatlichen Hoheitsrechte ist, und demgemäß ist seit dem 16. Jahrh. die Zweiteilung der Staatsform in monarchische und republikanische in der staatsrechtlichen Litteratur üblich geworden und ist heute die herrschende. Wenn zuweilen die republikanische Verfassungsform mit der D. identifiziert wird, so beruht dies auf einer Begriffsverwechselung. Obgleich nun aber vom Standpunkt des Staatsrechts aus die D. nicht als ein charakteristisches Kriterium einer Staatsverfassung zu erachten ist, so kommt doch in polit. Beziehung jener Aristotelischen Einteilung allerdings eine entscheidende Bedeutung zu. Für die gesellschaftlichen Interessen, welche durch den Staat Befriedigung finden und welche in dem Ausbau des Staatsorganismus sich wirksam erweisen, ist der Umstand ausschlaggebend, ob die Staatsgewalt das Besitztum einer einzelnen Familie ist, deren hervorragende Thätigkeit bei der histor. Entwickelung des betreffenden Staats ihr eine überragende Stellung geschaffen und gesichert hat, oder ob dasjenige Interesse, welches in einer bestimmten Klasse vertreten ist, z. B. Priestertum, kriegerischer Beruf, Großgrundbesitz, Kapitalreichtum u. s. w., als das dominierende anerkannt ist und in dem Verfassungsleben des Staats prävaliert, oder endlich ob die verschiedenartigen Interessen der sozialen Klassen und Berufsstände und die dadurch hervorgerufenen individuellen Anschauungen und Bestrebungen gleichberechtigte Geltung erlangt haben. Letzteres kann man treffender das demokratische Prinzip nennen. Die Verwirklichung desselben läßt sich bei jeder Verfassungsform denken, sowie andererseits die republikanische Verfassungsform keine Garantie für die Durchführung desselben gewährt.

Selbst in den Stadtstaaten der Griechen, welche Aristoteles als D. bezeichnet, war nicht nur ein sehr großer Teil der Bevölkerung gänzlich der Rechtsfähigkeit beraubt und zur Sklaverei verdammt, sondern auch unter den mit polit. Rechten ausgestatteten Staatsbürgern bestand keineswegs eine völlige Gleichberechtigung. In der röm. Republik herrschte nach Beseitigung der alten Königsherrschaft das aristokratische Prinzip vor und die staatliche Macht befand sich in den Händen der Patrizier, d. h. einer Anzahl historisch gegebener Familien. Erst im Laufe einer mehrhundertjährigen Entwickelung und infolge heftiger Kämpfe kam das demokratische Prinzip durch das Emporsteigen der Plebejer und durch die Erweiterung der polit. und rechtlichen Machtbefugnisse der Volksversammlung zu größerer Verwirklichung, keineswegs aber zu vollständiger Durchführung. Die Beseitigung der republikanischen Verfassung durch die Cäsaren aber bedeutete nicht eine Reaktion gegen das demokratische Prinzip, sondern half ihm im Gegenteil zu freierer Entfaltung, da sich die Imperatoren gerade auf die Volksmassen im Gegensatz zu den aristokratischen Elementen der Gesellschaft zu stützen suchten. (Vgl. Cäsarismus.)

In der ältesten Verfassung der Germanen findet eine weitverbreitete Ansicht das demokratische Prinzip durchgeführt. In der That gab es in den Hundertschaften Volksversammlungen, welche über alle wichtigen Angelegenheiten, über Gesetz und Recht, über Krieg und Frieden die endgültige Entscheidung zu treffen hatten, und da alle freien waffenfähigen Volksgenossen zur Teilnahme daran berufen waren, so gewinnt man den Eindruck, daß der Grundzug der altgerman. Verfassung ein demokratischer gewesen sei. Dies ist aber nur unter großen Einschränkungen richtig und nur insoweit, als die sehr niedrige Kultur der Gesamtheit eine große Einfachheit der Lebensbedürfnisse und eine große Gleichartigkeit der Lebensstellung und der Interessen mit sich brachte. Wenn man selbst von der Auffassung ausgeht, welche namentlich seit Justus Möser, Eichhorn und Waitz herrschend geworden ist, daß in den altgerman. Staaten alle freien Volksgenossen gleiches polit. Recht und gleiche Pflicht hatten und daß der Schwerpunkt der ganzen Verfassung in der souveränen Volksversammlung ruhte, so kann man doch nicht verkennen, daß diese Volksversammlung ihrem Wesen nach eine Gemeinschaft der grundbesitzenden Hausväter war und daß es neben ihnen nicht nur einen zahlreichen Stand rechtloser Unfreier und politisch einflußloser Halbfreier gab, sondern daß auch unter der Masse der freien Volksgenossen nicht die Individuen, sondern

die an der Spitze der Haus- und Hofgenossenschaften stehenden Bauern die staatliche Macht besaßen. Hierzu kommt aber, daß bei vielen german. Völkern schon in der frühesten Zeit, über welche wir Kunde haben, das Königtum bestand und daß diese Institution, insbesondere bei den got., suev. und fränk. Völkerschaften schon frühzeitig einen so dominierenden und die polit. Geschicke bestimmenden Einfluß ausübte, daß sich neben dem demokratischen Prinzip der Urzeit das monarchische nicht nur Geltung, sondern sehr bald sogar das völlige Übergewicht verschaffte. Andererseits treten schon in der ältesten Periode der german. Geschichte neben den freien Bauernschaften adelige, durch Großgrundbesitz, zahlreiche Scharen von Knechten und Gefolgsleuten und durch überwiegenden Einfluß hervorragende Geschlechter auf, welche ein sehr erhebliches aristokratisches Element bilden und die soziale und rechtliche Gleichheit der freien Volksgenossen bedeutend modifizieren; ja man kann es als ziemlich sicher bezeichnen, daß diese aristokratischen Bestandteile der Bevölkerung und die von ihnen getragenen Interessen für die geschichtliche Entwickelung der german. Staaten von viel eingreifenderm und wirksamerm Einfluß gewesen sind als die demokratischen Überlieferungen von der allgemeinen und gleichen Freiheit der Volksgenossen.

Auch im spätern Mittelalter zeigt sich in allen polit. Gebilden ein buntes und wechselvolles Durcheinanderspielen monarchischer, aristokratischer und demokratischer Prinzipien. Die Staatsform ist fast durchweg die monarchische; an der Spitze der großen Nationen stehen Könige, die sich im Vollbesitz der souveränen Gewalt befinden oder wenigstens rechtlichen Anspruch darauf haben. Dies aristokratische Prinzip findet man vorzugsweise im Lehnswesen und den feudalen Institutionen durchgeführt; obgleich dies eine einseitige und oberflächliche Anschauungsweise ist, da die aristokratischen Elemente der mittelalterlichen gesellschaftlichen und polit. Bildungen teils tiefer liegende, teils überhaupt andere Grundlagen hatten als die Einrichtungen des Lehnswesens. Für die Bethätigung des demokratischen Prinzips endlich weist man, abgesehen von den verhältnismäßig wenig zahlreichen freien Bauernschaften, die sich in einigen Gegenden erhalten haben, namentlich auf die Städte und deren Entwickelung hin. Allein auch hier muß man sich wohl hüten, aus dem Bestehen einer republikanischen Verfassung auf die Verwirklichung demokratischer Prinzipien zu schließen. In den ersten Zeiten der sog. Städtefreiheit, d. h. nach Beseitigung der landesherrlichen Gewalt des geistlichen oder weltlichen Fürsten war sowohl die soziale Gliederung der städtischen Bevölkerung wie die rechtliche Ordnung der städtischen Verfassung eine durchaus aristokratische, und eine Anzahl patricischer Geschlechter, großenteils hervorgegangen aus Vasallen und Ministerialen des ehemaligen fürstl. Herrn der Stadt, waren im ausschließlichen Besitz polit. Macht und es bedurfte einer langen, fast überall mit schweren Kämpfen verbundenen Entwickelung, um allmählich auch andere Elemente der städtischen Bevölkerung, namentlich die Handwerker, an der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten und an dem polit. Einfluß zu beteiligen. Der Gang dieser Entwickelung bietet vielfache Vergleichungspunkte dar mit dem Kampfe der Plebejer gegen die Patricier im alten Rom: keineswegs führte er aber überall zu gleichen Resultaten; in vielen Städten ist das aristokratische Element das siegreiche geblieben oder hat sich nach vorübergehenden Niederlagen regeneriert, wofür es genügt, auf das berühmteste Beispiel, auf Venedig, zu verweisen, dessen Verfassung stets eine aristokratische war. Aber auch da, wo die Handwerker oder Neubürger vollständig durchdrangen, wurde das demokratische Prinzip insofern und in höchst unvollkommener Art verwirklicht, als eben nur die Handwerker und ihre Vereinigungen (Zünfte) neben den Patriciern oder an Stelle derselben das Regiment der Stadt erlangten, keineswegs aber wurde den tiefer stehenden sozialen Schichten, die doch in jeder Stadt an Zahl weitaus überwiegend waren, die polit. und soziale Gleichberechtigung zugestanden. Durch den Grundsatz aber, daß es in der Stadt keine Unfreiheit gebe und daß die Verwaltungsthätigkeit der städtischen Behörde auf das Wohl der Gesamtheit gerichtet sei und die Interessen aller Klassen der städtischen Bevölkerung umfasse, wurde ein Begriff des Stadtbürgertums hervorgerufen, welches eine vollkommene Analogie zu dem spätern «Staatsbürgerrecht» darbietet.

Was die Durchführung demokratischer Grundsätze anlangt, so kann man im allgemeinen die Beobachtung machen, daß dieselbe mit dem fortschreitenden Wohlstande der untern Klassen gleichen Schritt hält und daß sie auch da am nachhaltigsten, eingreifendsten und wohlthätigsten wirkt, wo sie auf dieser Grundlage ruht, während gewaltsame, oft gerade durch die Not der niedern Bevölkerungsschichten herbeigeführte Erschütterungen der gesellschaftlichen Ordnung meistens einen nur scheinbaren und vorübergehenden Sieg demokratischer Tendenzen herbeiführen. In der Blütezeit des Mittelalters, bei dem wachsenden Wohlstande der Bauern und Bürger vollzieht sich langsam, aber in ausgedehntem Maße ein Aufsteigen der untern Klassen, eine Erleichterung der Leibeigenschaft und Gutsunterthänigkeit, eine Milderung der Rechtsungleichheit; infolge der Kämpfe des 16. und 17. Jahrh. tritt mit der Verarmung und Niederdrückung der Bauern und dem wirtschaftlichen Verfall der Städte zugleich ein Rückfall der niedern Klassen in Knechtschaft und Rechtlosigkeit ein, der teilweise durch die Rezeption des röm. Rechts verschärft wurde. Die wilde Wut des Bauernkriegs brachte keine Abhilfe, sondern im Gegenteil eine dauernde Verschlimmerung. Erst nach Beendigung des Dreißigjährigen Kriegs treten die ersten Anzeichen einer sehr langsam fortschreitenden Besserung hervor. Jetzt waren es vorzugsweise die Landesherren der größern Territorien, welche den Privilegien der höhern Stände entgegentraten und sich die Hebung der niedern Volksklassen angelegen sein ließen, um dadurch die monarchische Gewalt von den durch die landsässige Aristokratie geschlungenen Fesseln zu befreien und die Leistungsfähigkeit des Staats zu fördern.

Zu einem großartigen und gewaltigen Durchbruch kamen die demokratischen Prinzipien durch die Französische Revolution, welche an die Stelle der historisch gegebenen gesellschaftlichen Gliederung und der ständischen Vorrechte die Prinzipien der Freiheit und Gleichheit setzte. Unter der Einwirkung dieser völligen Umwälzung der franz. Staats- und Gesellschaftsordnung kamen auch in den andern europ. Staaten insbesondere auch in

Deutschland, dieselben Tendenzen in der Gesetzgebung und Verwaltung zur Geltung und die Verwirklichung demokratischer Prinzipien hat im Laufe dieses Jahrhunderts in Deutschland durch die gesetzlichen Beschränkungen der monarchischen Gewalt, durch die Aufhebung der Privilegien des Adels und der Kirche, durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts, durch die Umgestaltung des Gerichts-, Steuer- und Militärwesens u. s. w. größere Fortschritte gemacht als in dem vorhergehenden Jahrtausend. Hierdurch wurden aber sofort viel weiter gehende Bestrebungen hervorgerufen. Die Freiheit und Gleichheit des Rechts gibt dem Individuum nur die Möglichkeit, sich den andern gleichzustellen, und schafft nur eine formale Gleichwertigkeit der Staatsbürger; in Wirklichkeit bestehen die Unterschiede des Vermögens, der ererbten Lebensstellungen, der geistigen Befähigung und der körperlichen Kraft und Gesundheit fort, ja sie machen sich nach dem Wegfall der durch das frühere Recht gezogenen Schranken infolge der freien Konkurrenz vielfach in verstärktem Maße geltend. Die breiten Schichten der Volksmassen fühlen sich daher durch die bloße jurist. Freiheit und Gleichheit nicht befriedigt; sie finden in der mit der Französischen Revolution beginnenden Umgestaltung der Rechtsordnung nur einen Sieg der bürgerlichen Kapitalisten, der sog. Bourgeoisie, über die historisch bevorrechteten Stände (Fürsten, Adel und Kirche), und behaupten, nicht wirkliche Freiheit und Gleichheit erlangt, sondern nur den Herrn gewechselt zu haben. Sie übertrugen daher das Verlangen nach Gleichheit von dem Gebiete des Rechts und der Staatsverfassung auf das der Wirtschaft und der sozialen Ordnung und begannen den Kampf gegen die Herrschaft des Kapitals. In dieser Färbung erscheinen die demokratischen Prinzipien als sozialdemokratische oder sozialistische. Als eine besondere Form ihrer Durchführung ist der Kommunismus zu erwähnen; als der wesentliche Zielpunkt ist aber nicht die Gemeinschaft des Nationalvermögens, sondern die gleichmäßige Verteilung desselben, insbesondere mittels einer Veränderung der Erwerbsbedingungen anzusehen.

Der Begriff der D. hat nach einer ganz andern Richtung hin eine große polit. Bedeutung, und die vielfach herrschende Unklarheit und Ungewißheit darüber, was «echt demokratischen Grundsätzen» entspreche, beruht auf der weitverbreiteten Verwechselung dieser Bedeutungen. Es handelt sich hierbei um den Gegensatz zwischen der Machtsphäre des Staats und der Freiheitssphäre des Individuums. An und für sich gewährt die Durchführung demokratischer Prinzipien dem Einzelnen keine Garantie persönlicher Freiheit; die völlige Demokratisierung des athenischen Staats unter Klisthenes vernichtete dieselbe vielmehr und die Geschichte bietet zahllose ähnliche Beispiele hierfür. In einem nach den Lehren J. J. Rousseaus organisierten Staate ist die souveräne Volksversammlung omnipotent und der einzelne hat kein Recht und keinen Schutz gegenüber der volonté générale, d. h. gegenüber der nach der Kopfzahl berechneten und der Regel nach von Demagogen geleiteten Majorität. Die Freiheit des einzelnen erschöpft sich in dem Recht, zur Bildung der Majorität mitzuwirken; sie verschwindet und wird zur Rechtlosigkeit für den, welcher sich in Wirklichkeit in der Minorität befindet. Trotzdem hat man mit dem Ausdruck D. gerade diejenige Einrichtung des Staats bezeichnet, welche dem Individuum einen großen Bereich von Lebensinteressen zu eigener und freier Gestaltung zuweist und den Staat auf ein eng begrenztes Gebiet der Thätigkeit einschränkt. Es erklärt sich dies historisch daraus, daß die demokratische Bewegung von Anfang gegen das Übermaß der landesherrlichen Machtvollkommenheit, der polizeilichen Bevormundung, der bureaukratischen Verwaltung gerichtet war; man glaubte, daß, wenn man die Machtbefugnisse der gegenwärtigen Träger und Organe der Staatsgewalt beschränke, man zugleich Inhalt und Umfang der Staatsgewalt selbst vermindere, und man erblickte in der Anteilnahme der Individuen an der Erzeugung des Staatswillens eine natürliche Garantie dafür, daß sich der Staatswille nicht in Gegensatz zu den Bedürfnissen und Freiheitsrechten der Individuen setze. Hiernach verband man mit dem Ausdruck «demokratische Verfassung» die Vorstellung von einer polit. Gestaltung, welche die Rechte des Staats und seiner Organe zu Gunsten individueller, lokaler, kommunaler Selbstbestimmung möglichst einschränkt und demgemäß auch die Machtmittel des Staats entsprechend verringert. Auf dieser Bedeutung, welche dem Worte D. beigelegt worden ist, beruht zum großen Teil der Gegensatz der **demokratischen Partei** und des **Liberalismus**. Von besonderer Wichtigkeit ist diese Bedeutung in Nordamerika geworden; dort stehen sich als die beiden großen, sich lebhaft bekämpfenden Parteien die **republikanische** und die **demokratische** gegenüber; die erstere tritt für die Rechte des Staats, der Gesamtheit, gegenüber der Willkür und Ungebundenheit des Individuums, die letztere für die Freiheit und Selbstbestimmung des Menschen gegenüber den Herrschaftsrechten des Staats ein. Das Zerrbild der demokratischen Prinzipien in diesem Sinne, welche bis zur Verleugnung jeder Ordnung und jeder das Individuum bindenden Gewalt geht, ist der **Nihilismus** (s. d.), wie er in neuester Zeit namentlich in Rußland zu Tage getreten ist.

Demokritos aus Abdera, geb. gegen 460 v. Chr., ein griech. Philosoph, der den von seinem Landsmanne Leukippos zuerst aufgestellten Atomismus weiter ausbildete. Von seinem Leben ist wenig bekannt. Daß er durch Magier und Chaldäer, welche Xerxes bei seinem Durchzuge durch Abdera zurückgelassen, für die Philosophie gewonnen worden sei, ist ebenso unglaubwürdig als die Nachricht, er habe über die Thorheiten der Menschen immer gelacht, während Heraklit über sie geweint habe. Verbürgt dagegen sind seine weiten Reisen durch einen großen Teil Asiens, die er aus Wißbegierde unternommen hat. Von seinem vielseitigen Sammlerfleiße ebenso wie von seinen Versuchen, sich über die verschiedenen Naturerscheinungen Rechenschaft zu geben, legen selbst die wenigen Fragmente Zeugnis ab, welche wir von seinen zahlreichen physischen, mathem., ethischen, musikalischen und technischen Schriften noch besitzen. Den Mittelpunkt seiner philos. Naturansicht bildet der Versuch, zur Erklärung der verschiedenen Naturerscheinungen sich nicht, wie die ältern ion. Philosophen, auf ein ursprünglich qualitativ Bestimmtes zu berufen, sondern dieselben lediglich aus quantitativen Verhältnissen abzuleiten. Er nahm daher als die letzte elementare Grundlage der Natur eine unendliche Menge körperlicher und unteilbarer Urbestandteile, Atome,

an, und legte denselben eine ursprüngliche, aus keinem höhern Prinzip abzuleitende Bewegung bei. Durch diese begegnen sich infolge ihrer verschiedenen Gestalt und Schwere die Atome und bilden je nach ihrer Gestalt, Lage und Ordnung ins Unendliche hin verschiedene und wechselnde Aggregate, wie sie eben die Natur uns vor Augen legt. Bei dieser Ansicht ist zwar der Begriff der Zweckmäßigkeit, aber nicht der Gesetzmäßigkeit ausgeschlossen, wie denn D. den Zufall ausdrücklich nur eine Ausrede menschlicher Unwissenheit nennt. Die Verschiedenheit der Naturphänomene scheint er hauptsächlich auf die Gestalt der Atome und die dadurch bedingte größere oder kleinere Beweglichkeit derselben zurückgeführt zu haben. Namentlich das geistige Leben suchte er sich aus den Aus- und Einströmungen höchst feiner Atome zu erklären; die Vorstellungen der uns umgebenden Sinnendinge waren ihm Eindrücke, Bilder der durch die Poren der Organe einströmenden Atome. So materialistisch diese Ansicht, ist sie doch für seinen Standpunkt ebenso konsequent als seine Ansicht von den Göttern, welche er ebenfalls für Aggregate von Atomen erklärte, die nur mächtiger und lebenskräftiger seien als der Mensch. Seine ethischen Aussprüche, die auf uns gekommen sind, enthalten neben schönen und kräftigen Gedanken über Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, gesetzliche Ordnung, die Pflichten der Herrscher u. s. w. vorherrschend die Hinweisung auf ein ruhiges Wohlbefinden als das höchste Gut. Die Zeit seines Todes ist ungewiß; er scheint erst um 362 gestorben zu sein. Die von ihm zuerst einigermaßen ausgebildete materialistische und mechan. Naturansicht hat bis auf die neuesten Zeiten herab, wenn auch in verfeinerter Gestalt, auf die empirische Naturforschung großen Einfluß gehabt. Wieland hat in den «Abderiten» eine Darstellung des Lebens und der Lehre des D. gegeben. Am vollständigsten sammelte Mullach die Fragmente der Schriften D.s (Berl. 1843). Vgl. H. Ritters Artikel «Demokrit» in der Encyklopädie von Ersch und Gruber; L. Liard, «De Democrito philosopho» (Par. 1873); A. Lange, «Geschichte des Materialismus» (4. Aufl., Iserlohn 1882).

Demokritos oder Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen ist der Titel eines unvollendet gebliebenen Werks von Karl Jul. Weber (s. d.).

Demokritus (Christian), Schriftstellername des Chemikers Joh. Konr. Dippel (s. d.).

Demolieren (frz.), soviel wie Zerstören, wird in der Militärsprache namentlich für das Zerstören von Mauerbauten in Festungen, wie Bekleidungsmauern, Kaponnièren, Reduits, durch Geschützfeuer oder durch Minen gebraucht, doch zieht man, wenn es sich um regelrechte Erzeugung von Sturmlücken in Bekleidungsmauern durch Geschützfeuer handelt, das Wort «Breschelegen» vor. Während der eigentliche Breschschuß durch Erschießen eines horizontalen und mehrerer vertikaler Einschnitte in der Mauer gewissermaßen ein Stück derselben vom übrigen abtrennt, das nunmehr durch den Erddruck in den Graben geschleudert wird, werden beim D. die Schüsse mehr regellos auf der abzulösenden Mauerfläche verteilt. Da Mauerbauten in Festungen nach außen gedeckt angelegt werden sollen, so ist der Demolitionsschuß gewöhnlich ein indirekter. Man verwendet dazu kurze Kanonen großen Kalibers, welche in den Demolitionsbatterien der zweiten Artillerieaufstellung stehen, insbesondere kurze 15- und 21-cm-Kanonen mit Langgranaten. Demolitionsminen dienen dazu, Werke, deren weitere Verteidigung man aufgibt, in die Luft zu sprengen. (S. Festungskrieg.)

Demölogie (grch.), d. h. die Lehre vom Volk (s. Demos), ist nach Engel die Lehre von der Entstehung, dem innern einheitlichen Wesen und der Veränderung der staatlichen und andern menschlichen Gemeinschaften. Die Scheidung der Begriffe D. und Demographie (s. d.) ist analog derjenigen von Ethnographie und Ethnologie, sowie Geographie und Geologie (von welcher letztern Unterscheidung Engel die jetzige «Geographie», soweit sie sich auf menschliche Einrichtungen, Staaten, Städte u. s. w. ausdehnt, zur Demographie rechnet, während er der Geologie die jetzt Geognosie genannte Wissenschaft als eigentliche Geographie gegenüberstellt). Eine besondere Darstellung seines demolog. Systems gibt Engel im 11. Jahrg. der «Zeitschrift des Preußischen Statistischen Bureau» (Berl. 1871). Da er die menschlichen Gemeinschaften aus der Bestimmung und den Lebenszwecken des einzelnen Menschen entwickelt und die Förderung dieser Zwecke als das entscheidende Nützlichkeitsmerkmal jener Gemeinschaften ansieht, so verlangen Bau und Inhalt dieses Systems dessen Teilung in drei Abschnitte: philosophische, positive und praktische D. Die philosophische D. behandelt den Menschen in der ihn umgebenden Natur, die menschlichen Gemeinschaften (des Blutes, wie in der Ehe, Familie, im Geschlecht, Stamm, in der Nation, Rasse; ferner des Raums, wie in der Haushaltung, dem Hause, der Ortsgemeinde, dem Kreise, der Provinz, dem Staat; endlich der Religion, der persönlichen Interessen), betrachtet sodann das Leben und die Lebensäußerungen der menschlichen Gemeinschaften in physischer, wirtschaftlicher, geistiger, sittlicher, politischer und sozialer Beziehung, ferner die Organisation und Verfassung, die Lebensstörungen, Krankheiten, den Tod und Untergang. In letzterm Abschnitt ist die sog. mathematische Statistik untergebracht; die positive D. ist entweder konkret oder vergleichend oder pragmatisch. Die praktische D. behandelt die Statistik als Methode. Die Aufgabe der D. ist eine dreifache. Zunächst werden die Thatsachen beobachtet und die Ergebnisse dieser Beobachtungen gesammelt, dann die beobachteten Thatsachen untereinander verglichen, schließlich wird auf analytischem Wege das Maß des Einflusses der Thatsachen, welche die beobachteten Veränderungen verursacht haben, bestimmt. (S. Statistik.)

Demönax, griech. Philosoph der cynischen Schule, lebte zu Athen in der zweiten Hälfte des 1. und der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., und verband, weit entfernt von den Einseitigkeiten der sonstigen Cyniker, mit dem Streben nach einem natur- und vernunftgemäßen Leben eine sokratische Milde und Wahrheitsliebe. Daher feierte ihn der sonst den Cynismus so herb verspottende Lucian in seiner Biographie derartig, daß ernsthafte, aber später widerlegte Zweifel entstanden sind, ob ein D. je existiert habe und ob nicht die Schrift Lucians nur ein Idealbild des Philosophen entwerfen solle; berechtigter scheint es, wenn in neuerer Zeit die Autorschaft der Vita Demonactis dem Lucian abgesprochen wird. Vgl. Recknagel, «Commentatio de Demonacte» (Nürnb. 1857); Fritzsche, «De fragmentis Demonactis» (Rost. 1866); J. Bernays, «Lucian und die Cyniker» (Berl. 1879).

Demonesi (Prinzen- oder Prinzessinnen-inseln), türk. Inselgruppe im Marmarameer, südöstlich von Skutari, besteht aus neun kleinen, sehr fruchtbaren Inseln und hat Landsitze vieler reichen Konstantinopolitaner.

Demonetisierung ist die Aufhebung der einer Münze zustehenden unbeschränkten oder beschränkten gesetzlichen Zahlungskraft. Man spricht auch von der D. eines Edelmetalls überhaupt und es ist darunter zu verstehen, daß ein Staat dieses Metall von der Verwendung zu Münzen mit voller Zahlungskraft (Währungsgeld) gänzlich ausschließt. So demonetisierte Holland 1850 (übrigens in Ausführung eines schon von 1847 datierenden Gesetzes) das Gold, und M. Chevalier empfahl unter dem Eindruck der californ. und austral. Goldentdeckungen dieselbe Maßregel auch für Frankreich. Seit 1871 dagegen ist umgekehrt die D. des Silbers in mehrern der wichtigsten Staaten in Angriff genommen und teilweise verwirklicht worden. Namentlich haben Deutschland, die Staaten des lat. Münzbundes und Holland die weitere Ausprägung von Silberkurantmünzen eingestellt, wenn auch die früher vorhandenen Münzen dieser Art noch teilweise oder gänzlich in Umlauf geblieben sind.

Demonstrandum (lat.), zu beweisend. Quod erat demonstrandum, was zu beweisen war; die lat. Übersetzung des Satzes «ὅπερ ἔδει δεῖξαι», den der griech. Mathematiker Euklides am Schluß der Beweisführung (abgekürzt Q. e. d.) hinzufügte.

Demonstration (vom lat. demonstrare, zeigen, darlegen) nennt man in den empirischen Wissenschaften die anschauliche Darstellung eines Gegenstandes oder Ereignisses. So spricht man z. B. von einer D. am Leichnam, oder der D. einer physik. Erscheinung mittels des Experiments. Im philos. Sprachgebrauche bedeutet das Wort den Beweis, welcher entweder durch eine Aufklärung der fraglichen Begriffe oder durch die Einsicht in die Unmöglichkeit des Gegenteils erfolgt. Ferner versteht man unter D. auch eine öffentliche Kundgebung, welche von einer Regierung, einer Partei, einer öffentlichen Körperschaft, einem Vereine ausgeht, um den Standpunkt des oder der Demonstrierenden in auffallender Weise kundzugeben, so z. B. dadurch, daß die Mitglieder einer parlamentarischen Oppositionspartei an der Eröffnung der Kammer nicht teilnehmen, durch eine Ovation, einen öffentlichen Aufzug u. dgl.

Im Kriegswesen versteht man unter D. eine Scheinmaßregel, um den Gegner über die eigenen Absichten zu täuschen. D. kommen hauptsächlich beim Angriff vor, um die Verteidigung über die Richtung desselben, also auch über den Angriffspunkt irre zu führen und den Verteidiger zu veranlassen, seine verfügbaren Streitkräfte nach unrichtigen Stellen zu dirigieren, sodaß sie später an den angegriffenen Punkten fehlen. D. kommen bei allen Gefechten vor, sie sind aber besonders am Platze, wenn es sich um den Angriff auf weit ausgedehnte Stellungen handelt, wie z. B. Flußlinien, wo am eigentlichen Übergangspunkt häufig ein Brückenschlag stattzufinden hat, über dessen Stelle der Feind im unklaren erhalten werden muß. Im Festungskriege muß man durch Scheinmaßregeln den Verteidiger über die anzugreifenden Fronten und später über den Sturm möglichst lange im Unklaren zu erhalten suchen. Auch schon in den einleitenden Perioden eines Kriegs kann durch demonstrative Maßregeln der Gegner über den strategischen Aufmarsch im Unklaren erhalten werden, wozu noch Aussprengen falscher Nachrichten, selbst durch Zeitungskorrespondenzen gehört (1882 Demonstration der engl. Flotte gegen Abukir, um die Abfahrt nach Ismailia zu verschleiern). An den Stellen, wo die D. stattfinden, wird man nur schwache Kräfte, aber in breiter Front und mit möglichster Ostentation entfalten. Es entsteht so das demonstrative Verhalten, von von Scherff schlechtweg Demonstrative (im Gegensatz zur Decisive) genannt. Die Kämpfe der Vortruppen, die Gefechte der Avantgarden und Arrièregarden tragen vorherrschend diesen Charakter. Ganz besonders eignet sich die Kavallerie bei der Schnelligkeit ihrer Bewegungen für demonstrative Maßregeln.

Demonstrative (militärisch), s. unter Demonstration.

Demonstrieren (lat.), beweisen, erweisen; ad hominem demonstrieren, mit einem argumentum ad hominem beweisen (s. Ad hominem und Argument); ad oculos demonstrieren, etwas klar vor Augen legen (s. Ad oculos).

Demontage, vom franz. démontage (engl. dismounting), das Auseinandernehmen (Demontieren) der einzelnen Teile einer Maschine u. s. w.

Demonte, Flecken in der ital. Provinz und im Bezirk Cuneo, an der zum Po gehenden Stura, hat ein Spital und zählt (1881) als Gemeinde 5854 E.; dabei Ruinen von Befestigungen auf zwei Hügeln.

Demontieren (frz.) heißt im allgemeinen feindliche Geschütze und Geschützaufstellungen durch Artilleriefeuer zerstören. Man spricht daher vom D. von Geschützen, Scharten, Erdbrustwehren. Im Festungskriege wird dabei vorausgesetzt, daß die Aufstellung frontal gegenüber den feindlichen Geschützen genommen wird (im Gegensatz zum Enfilieren und Ricochettieren). Beim Angriff heißen die betreffenden Batterien Demontierbatterien und sind mit mittlern und schweren Kanonen, insbesondere 12 und 15 cm, besetzt. Der Demontierschuß ist im Festungskriege das Hauptmittel, die gegnerische Artillerie zum Schweigen zu bringen, da der Grundriß der neuern Festungen und die Traversierung der Linien enfilierenden Aufstellungen hinderlich ist, resp. ihre Wirkung beeinträchtigt. Bei kleinen Zielobjekten demontiert man nur bis auf 1600 m. Der Demontierschuß der Kanonen findet eine willkommene Unterstützung im Vertikalfeuer der schweren (gezogenen) Mörser, die insbesondere gegen Brustwehren, Batteriehof und Eindeckungen wirksam sind. (S. unter Festungskrieg.)

Demontieren, auseinandernehmen, s. Demontage.

Demophon oder eigentlich Demophöon heißt im Homerischen Hymnus auf Demeter der Sohn des eleusinischen Königs Keleos, den die Göttin, als sie wegen des Raubes der Persephone auf der Erde weilte, in Gestalt einer alten Frau pflegte und durch Ambrosia und Läuterung im Feuer unsterblich gemacht haben würde, wenn sie nicht durch dessen Mutter Metaneira belauscht und gestört worden wäre. Außerdem ist in der attischen Sage D. Name eines Sohnes des Theseus. Als Menestheus sich der Herrschaft über Athen bemächtigt hatte und Theseus selbst nach der Insel Skyros ging, sandte er seine Söhne D. und Akamas nach Euböa. Von dort zogen sie nach der nachhomerischen Dichtung in den Krieg gegen Troja, wo sie nach der Zerstörung der Stadt Theseus' Mutter

Äthra wiederfanden, welche einst von den Dioskuren mit ihrer von Theseus geraubten Schwester Helena nach Sparta gebracht und dann von Helena als Sklavin mit nach Troja genommen worden war. Da unterdessen Menestheus gestorben war, kehrten sie nun mit der Großmutter nach Athen zurück. Als die Herakliden (s. d.) nach Attika flüchteten, kam ihnen D. zu Hilfe.

Demoralisieren (frz.), entsittlichen, sittlich herunterbringen; Demoralisation, sittliche Verwilderung, Sittenverderbnis; **demoralisiert**, sittlich heruntergekommen.

De mortuis nil nisi bene, lat. Sprichwort: Von Toten (rede) nur Gutes.

Demos, einerseits der griech. Ausdruck für «Volk», Gemeinde überhaupt, gegenüber den «Geschlechtern», dem regierenden Adel, andererseits, insbesondere in Attika die Benennung für die einzelnen Gemeinden oder Ortschaften, in welche ganz Attika, mit Einschluß der Hauptstadt Athen, auf die Weise eingeteilt war, daß auf jede Phyle (s. d.) eine ungefähr gleiche Anzahl (nach einer nicht ganz sichern Überlieferung ursprünglich je zehn) Demen kamen. Diese neue politische, administrative Organisation des Volks nach zehn «Stämmen» und zahlreichen Gemeinden (nämlich «Samtgemeinden») führte zu größerer Stärkung des demokratischen Elements Kleisthenes 509 v. Chr. an Stelle der uralten, nur auf religiöse Geschäfte beschränkten Einteilung in vier nach Geschlechterverbänden und Geschlechtern gegliederte Phylen ein. Die Demen der neuen Phylen bildeten keine geschlossenen Territorien, sondern jeder Phyle waren Demen aus verschiedenen Teilen des Landes zugeteilt. Dieselben erscheinen in mehrfacher Beziehung als selbständige Korporationen, mit eigenen religiösen Kulten, Behörden, Einkünften und Versammlungen. Jeder D. hatte neben eigenen Rechnungsbeamten seinen Vorsteher Demarchos, der das Interesse seiner Gemeinde vertreten mußte, die Versammlungen berief, die Beschlüsse vollzog, die Gemeindebücher führte und in einzelnen Fällen eine Art polizeilicher Gewalt handhabte. Die Gesamtzahl der Demen soll um die Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. 174 betragen haben. Es sind jetzt über 180 den Namen nach bekannt, darunter freilich viele, deren Lage auch nicht einmal annähernd zu bestimmen ist. Vgl. Roß, «Die Demen von Attika» (herausg. von Meier, Halle 1846). Eine Zusammenstellung gibt Gelzer in Hermanns «Griech. Staatsaltertümer» (5. Aufl., Heidelb. 1875).

Demosthĕnes, der ausgezeichnetste Redner des griech. Altertums, wurde 384 v. Chr. zu Athen geboren. Sein dem Sohne gleichnamiger Vater, der Besitzer einer bedeutenden Waffenfabrik, hinterließ bei seinem Tode dem damals siebenjährigen Knaben den größten Teil eines für die damaligen Verhältnisse bedeutenden Vermögens (nach D.' eigener Angabe über 13 Talente = etwa 62000 Mark), dessen Verwaltung er drei Vormündern übertragen hatte, die jedoch das anvertraute Gut gewissenlos verwalteten. Dieser Umstand wirkte nicht nur auf die frühzeitige ernste Lebensanschauung des D. und sein strenges Gefühl von Rechtlichkeit, sondern auch auf seine Berufswahl entschieden ein; denn er selbst führte, nachdem er einige Zeit bei dem berühmten Redner Isäos Unterricht in der Beredsamkeit genossen, im J. 363 den Prozeß gegen seine Vormünder und gewann ihn. Er schrieb dann auch als Anwalt in Privatprozessen für andere die von ihnen zu haltenden Reden und trat später auch als Gerichtsbeistand in öffentlichen Sachen auf. Seinem Auftreten als öffentlicher Redner hatte die Natur große Hindernisse entgegengestellt; namentlich Kurzatmigkeit und eine undeutliche, etwas stotternde Stimme. Über die bewunderungswürdige Energie, mit der D. diese angeborenen Hemmnisse beseitigte, sind verschiedene Geschichten und Sagen überliefert. Am besten beglaubigt ist, daß er mit kleinen Kieseln im Munde und laufend und bergesteigend sich zu reden gewöhnte, sowie daß er vor einem hohen Spiegel Bewegungen und Geberdenspiel studierte. Nach mühevollen Vorbereitungen und mehrjähriger Thätigkeit als Anwalt trat er als Staatsmann seit 354 v. Chr. auch vor der Volksversammlung auf und hielt jene meisterhaften Reden, von denen seine Gegner zwar sagten, daß sie nach der Lampe röchen, welchen aber die Nachwelt den ersten Platz unter den Werken der Beredsamkeit angewiesen hat, Reden, in denen er die Athener mit wachsender Energie und praktischer Klugheit zu Mut, Ehrgefühl und Vaterlandsliebe, hauptsächlich aber zum entschiedensten Widerstande gegen den König Philipp von Macedonien entflammte, dessen für die Freiheit und Selbständigkeit Athens und der griech. Staaten überhaupt verderbliche Pläne er (namentlich seit 346) vollkommen durchschaut hatte.

Die erste seiner unter dem Namen der Philippischen berühmten Reden hielt er 351 v. Chr.; seit dem olynthischen Kriege trieb er bei jedem neuen Anlaß zum entschlossenen, konsequenten Widerstand gegen Philipp und zur Unterstützung der von diesem bedrohten und angegriffenen Städte. Aber lange Jahre gelang es ihm nicht, die kurzsichtige, zum Teil selbst verräterische Partei des «Friedens um jeden Preis» von der Staatsleitung zu verdrängen und die Athener wirklich durch seinen Feuergeist fortzureißen; sie führten seine Ratschläge lange gar nicht oder doch nicht mit der erforderlichen Energie und Konsequenz oder zu spät aus. Im J. 346 ging D. selbst zweimal als Gesandter an den Hof Philipps, aber nicht allein, sondern mit zehn andern, die Philipp meist für sich gewann (346 v. Chr.). Der damals vereinbarte, für Athen ohnehin ungünstige Friedensvertrag ward durch die Pflichtversäumnis der Gesandtschaft noch nachteiliger für die Stadt. Als sich dies aber bald herausstellte, als Philipp, verbündet mit den Thebanern, die Phoker niedergeworfen und an Stelle derselben sich zum Mitgliede des Amphiktyonenbundes gemacht hatte, da raffte sich Athen seit 345 unter Führung des D. zu thatkräftigerm Widerstande auf. Es fehlte nicht an Erfolgen für Athen, und namentlich der Krieg gegen Perinth und Byzantion (340 und 339) endete für Philipp nicht glücklich. Als aber Philipp inzwischen (339) durch Äschines einen neuen sog. heiligen Krieg in Delphi gegen die ozolischen Lokrer angezettelt und dann, von den Amphiktyonen herbeigerufen, in Phokis eingedrungen war und zu Elateia eine drohende Stellung zu Anfang des J. 338 eingenommen hatte, gelang es dem D., der schon 340 einige Staaten bewogen hatte, sich zu einem Bunde mit Athen zu vereinigen, selbst Theben und Athen auszusöhnen und zu gemeinsamer Kriegführung gegen Philipp zu bestimmen. Auch wurde eine zahlreiche Kriegsmacht gegen Philipp zusammengebracht, die anfangs nicht ohne Glück operierte, bis sie in der Schlacht bei Chäronea (s. d.), in welcher die Frei-

heit Griechenlands den Todesstoß erhielt, der wohlgeschulten macedon. Armee unterlag (2. Aug. 338 v. Chr.). Unmittelbar nach der Schlacht wurde dem D. der ehrenvolle Auftrag vom Staat erteilt, die Leichenrede zum Andenken an die bei Chäronea gefallenen Athener zu halten, und später wurde ihm auf den schon im J. 336 gestellten, aber infolge einer Klage des Äschines wegen Gesetzwidrigkeit suspendierten Antrag des Ktesiphon vom athen. Volke eine Bürgerkrone zuerkannt, nachdem D. 330 mit seiner berühmten Rede «Über den Kranz» die Zurückweisung der Klage des Äschines (s. d.) und dessen Verurteilung herbeigeführt hatte. Als Philipp im Aug. 336 ermordet ward, wirkte D. im Verein mit andern Patrioten mit allen Kräften für eine Erhebung gegen Macedonien; aber Alexanders schreckliche Rache an Theben (im Herbst 335) setzte die Athener so in Schrecken, daß sie um Gnade flehten. Nur mit Mühe war Alexander zu bewegen, von seinem Verlangen abzustehen, daß ihm der von den Macedoniern gefürchtete D. und einige andere Redner ausgeliefert würden. Später (324) von der macedon. Partei beschuldigt, vom Harpalos bestochen worden zu sein, wurde er unschuldig zu einer Geldbuße von 50 Talenten (235 761 Mark) verurteilt und, da er sie nicht bezahlte, ins Gefängnis geworfen, aus dem er jedoch entkam und nach Ägina floh, wo er bis nach Alexanders Tode blieb. Dann ehrenvoll zurückberufen und von der ganzen Bürgerschaft am Hafen empfangen (Ende des J. 323), unterstützte er aufs lebhafteste die von dem Feldherrn Leosthenes und dem Redner Hypereides vertretene Politik des Kriegs gegen Antipater. Als aber der lamische Krieg im Sommer 322 eine für Athen unglückliche Wendung nahm und Antipater auf seiner Auslieferung bestand, floh er in den Tempel des Poseidon auf der Insel Kalauria, an der Küste von Argolis, und tötete sich hier, wo er von den Schergen des Antipater ergriffen werden sollte, 12. Okt. 322 v. Chr. durch Gift, das er stets bei sich trug.

Unter seinem Namen sind noch 61 (oder eigentlich 60) Reden erhalten, unter denen mehrere jedoch schon von alten Kritikern als ihm nicht angehörig erkannt worden sind, ferner 56 jedenfalls zum Teil nicht von D. herrührende Eingänge und 6 Briefe, welche, nach den neuesten Untersuchungen jedoch mit Unrecht, sämtlich für unecht galten. Unter den Gesamtausgaben sind zu erwähnen die in den «Oratores Attici» von Bekker (Oxf. 1823 und Berl. 1824) und von Sauppe und Baiter (Zür. 1841 fg.), die von Vömel (2 Bde., Par. 1843 u. 1845; neue Ausg. 1868) und von Dindorf (9 Bde., Oxf. 1846—51), sowie die Textausgaben von Bekker (Lpz. 1854—55) und Dindorf (3. Aufl., Lpz. 1855—56); unter den Ausgaben mehrerer Reden die kritischen der Reden I—XVII und XVIII—XX von Vömel (Halle 1856—57 und Lpz. 1862 u. 1868), von denen mit erklärenden Anmerkungen die von Westermann und Rehdantz (je 3 Bde., in wiederholten Auflagen, die eine Berl. 1860 fg., die andere Lpz. 1865 fg.) und die mit kritischen und exegetischen Anmerkungen ausgestattete der «Harangues» von Weil (Par. 1873); außerdem sind als Herausgeber verschiedener Reden F. A. Wolff, Buttmann, Ammersfoordt, Dissen, Franke, Weber, Vömel, Rüdiger, Arnold zu nennen. Unter den Übersetzungen sind die der Staatsreden von Jacobs (2. Aufl., Lpz. 1833) und die der ausgewählten Reden von Westermann (Stuttg. 1859 fg.) wie von Rauchenstein und Döderlein (Stuttg. 1854 fg.) hervorzuheben. Von einer Ausgabe der Werke des D., griechisch und deutsch zum Teil von Köchly und Benseler, sind 10 Teile erschienen (Lpz. 1842 fg.). Für das Leben des D. ist das Hauptwerk: A. Schäfer, «D. und seine Zeit» (3 Bde., Lpz. 1856—58; 2. Aufl. 1882 fg.); über D.' oratorischen und ethischen Charakter vgl. Girard, «Études sur l'éloquence attique» (Par. 1874); Croiset, «Des idées morales dans l'éloquence politique de Demosthène» (Par. 1874).

Demosthĕnes, Sohn des Alkisthenes, war einer der ausgezeichnetsten athen. Heerführer in der ersten Hälfte des Peloponnesischen Kriegs; er trat seit 426 v. Chr. in den Vordergrund. Eine Schlappe, die er dann durch die Ätolier erlitt, machte er sofort gut durch den bedeutenden Sieg bei Olpa über Spartaner und Ambrakioten, und durch einen zweiten noch bedeutendern über die Ambrakioten allein. Seine Hauptthat aber war (425) die Occupation und Verschanzung von Pylos in Messenien, das er dann in der glänzendsten Weise gegen die Übermacht der Spartaner verteidigte, um zuletzt diese Episode durch die Erstürmung der Insel Sphakteria zu krönen. D. versuchte es zuletzt im J. 413, mit frischen Truppen die Athener aus ihrer schwierigen Lage vor Syrakus zu retten. Als dieses nicht mehr gelang, wurde er durch das Zaudersystem des Nikias in die allgemeine Niederlage der Athener auf dem Rückzuge von Syrakus (413) verwickelt, gefangen genommen und durch die Syrakusier ermordet.

Demotisch (grch.), gemein, volkstümlich; demotische Schrift, s. unter Hieroglyphen.

Demours (Pierre), franz. Augenarzt, geb. 1702 zu Marseille, studierte in Avignon und Paris und wurde dann Assistent des Anatomen Duverney in Paris. Seit 1732 widmete er sich ausschließlich der Augenheilkunde. Er starb 26. Juni 1795. D. ist hauptsächlich durch seine anatom. Untersuchungen des Auges verdient. Er schrieb: «Observations sur le crapaud mâle accoucheur de la femelle» (1741), «Observations sur la structure cellulaire du corps vitré» (1741), «Observations sur la cornée» (1741). Nach D. heißt die hintere elastische Grenzmembran der Hornhaut auch Membrana Demoursii.

Demter, Stadt in der niederländ. Provinz Overyssel, s. Deventer.

Demtis demendis (lat.), nach Wegnahme des Wegzunehmenden.

Demulcierende Mittel (Demulcentia), besänftigende, lindernde, einhüllende Heilmittel, wirken teils dadurch, daß sie den schmerzhaften Reiz durch Abhaltung der atmosphärischen Luft mildern, wie die fetten Öle und balsamischen Stoffe bei Verbrennungen und Verwundungen, teils durch chem. (neutralisierende) Veränderung des betreffenden Reizes (Wirkung des Essigs bei Ätzungen mit Ätzkali, des Kochsalzes bei Ätzungen mit Höllenstein u. dgl.). Von den innerlich wirkenden Mitteln werden namentlich die zucker-, gummi- und schleimhaltigen Substanzen, sowie die narkotischen Heilmittel (Belladonna, Opium und seine Präparate) ihrer demulcierenden Eigenschaften wegen benutzt. — Demulcieren, beruhigen, besänftigen, mildern.

Demut, als das Gegenteil von Hochmut, ist die Herabsetzung oder Erniedrigung der eigenen Person unter andere. Beruht die D. auf einem Verkennen der eigenen Kräfte und auf einer Zaghaftigkeit, von denselben im Wetteifer mit andern vollen Gebrauch zu machen, so ist sie eine tadelnswerte

moralische Schwäche. Beruht sie hingegen auf der Gewohnheit, in der Beurteilung seiner selbst strenger zu verfahren als in der Beurteilung anderer, weil man den Triebfedern seiner eigenen Handlungen auf den Grund sehen kann, den Triebfedern von Handlungen anderer aber nicht, so ist sie als Zeichen eines gewissenhaften Zartgefühls der Gegenstand moralischer Hochachtung. Besteht sie endlich in der praktischen Bereitschaft zur Selbstverleugnung, d. h. zum wirklichen Aufgeben eigener wohlberechtigter Ansprüche gegen die minderberechtigten Ansprüche anderer, so gehört sie zu den entschiedenen Tugenden, wofern eine solche Selbstverleugnung aus der reinen Rücksicht auf das allgemeine Beste geübt wird und sich nicht die Triebfedern des Kleinmuts, der Trägheit oder sonstiger Nebenrücksichten einmischen. Verächtlich aber ist die D., welche nur als Maske der Heuchelei auftritt.

Denain, Stadt im franz. Depart. Nord, 10 km im NO. von Bouchain, in 35 m Höhe, am Schelde-Kanal und an der Lokalbahn Anzin-Somain, zählt (1876) 11849, als Gemeinde 14419 E. (1851 erst 1714) und hat Kohlengruben, große Eisenwerke, Maschinenfabriken, Schiffbau, Glas- und Zuckerfabriken und Destillationen. Ein Graf Ostrevent gründete hier 764 eine Abtei für Edelfrauen. Unfern an der Straße nach Cambrai steht ein 12 m hoher monolithischer Obelisk zum Andenken von Villars' Sieg über Lord Albemarle 24. Juli 1712.

Denār (Denarius) hieß in der röm. Republik eine anfangs nur in Silber ausgeprägte Münze. Dieselbe wurde zuerst 269 v. Chr. im Werte von 10 Assen ausgeprägt. Als durch die Lex Papiria das As verringert wurde, erhielt sie den Wert von 16 Assen, und erst Augustus stellte den alten Wert von 10 Assen wieder her. Die Wertbezeichnung wurde auf der Vorderseite neben dem Kopfe der Roma, Bellona oder Pallas durch X oder XVI angedeutet. Als Silbermünze bestand der D. bis zur Zeit Konstantins d. Gr. Golddenare, im Werte von 10 Silberdenaren, wurden seit 207 v. Chr. eingeführt und erhielten sich weit länger als die Silberdenare, bis in das späte Mittelalter. Von den Römern ging der D., wenigstens dem Namen nach, zu andern Völkern und in andere Länder über. In Frankreich und Deutschland findet er sich unter den Karolingern und bildete damals den 12. Teil eines Solidus. (S. Denier und Denaro.) Den röm. Golddenar nahmen von den Byzantinern die Araber an und nannten ihn Dinar (s. d.). Von den Arabern ging der Dinar zu den meisten Völkern des Morgenlandes über. — D. ist ferner der Name eines Gewichts. Im alten Rom war der Denarius des Papirius oder der Republik der 84. Teil, der des Nero der 96. Teil des röm. Pfundes.

Denāro (entsprechend dem franz. Denier, s. d.) war in den frühern nordital. Staaten die kleinste Geldrechnungseinheit (in Toscana auch Picciolo genannt), $^1/_{12}$ des Soldo oder $^1/_{240}$ der Lira, an Wert verschieden wie die Lira (s. d.), auch in Kupfer ausgeprägt. Überhaupt aber bezeichnete D. $^1/_{240}$ (wie Soldo $^1/_{20}$) der betreffenden Geldrechnungseinheit, überhaupt der Maßeinheit, und daher war in Toscana D. auch der Name von $^1/_{240}$ der bis auf die neueste Zeit im livorneser Seidenhandel üblich gewesenen Goldpezza (P. di oro), sowie der Silberpezza (P. di argento), dann des Courantthalers (Scudo, S. corrente) oder Ducato, sowie des Goldthalers (Scudo di oro); diese besondern D.-Arten waren demnach von dem gewöhnlichen oder dem D. der Lira (D. di lira) wohl zu unterscheiden. — Bis zur Einführung des franz. metrischen Systems (Juli 1861) war D. der Name des kleinsten Längenmaßes in Toscana, $^1/_{240}$ des Braccio oder der Elle und = 2,432 mm.

Im ehemaligen Lombardisch-Venetianischen Königreich seit 1803 und während der franz. und österr. Herrschaft war D. der Name des Gramm, welches aber, wie das zu jener Zeit eingeführte franz. metrische System überhaupt, nur bei den Behörden gesetzlich in Anwendung kam; unter der österr. Herrschaft galt indes als Zollgewicht das frühere wiener Gewicht. — D. heißt auch eine bei der Numerierung (Probe, probino) des Seidengarns in Piemont (Turin) und der Lombardei (Mailand) übliche Gewichtsgröße. Nach dem Reglement der Handelskammer zu Turin vom 27. Dez. 1853 hat das Gebinde eine Länge von 450 m. Die Numerierung gibt das Gewicht eines solchen Gebindes in halben Decigramm (also in Zwanzigstel Gramm) an, welche letztern im Verkehr mißbräuchlich noch Denari genannt werden (wie die vormalige Gewichtsnorm für die Numerierung). Vor dem Jahre 1854 war der Haspelumfang (Faden) eine alte pariser Aune = 1,188446 m = 526$^5/_6$ pariser Linien, und die Numerierung gab das Gewicht von 400 Faden in alten Denari an, welche Denari den Grana des vormaligen sardin. Gold- und Silbergewichts gleich waren, oder 1 Seidengarn-D. = $^1/_{24}$ D. Handelsgewicht, sodaß 1 Seidengarn-D. = 0,0533629 g. In Mailand war die Norm bis auf die neueste Zeit ganz wie vor 1854 in Piemont (Turin). Die mailänder Denari sind aber etwas anders, und zwar ein wenig leichter als die alten turiner Denari. In Krefeld nimmt man 70 mailänder Denari = 67 turiner Denari an, was genau genug ist. In Mailand ist nämlich der «Denaro» dem Grano des alten mailänder Gold- und Silbergewichts gleich, welcher = 0,050998 g, wofür man noch jetzt in Krefeld 0,051 g rechnet. Wegen der entsprechenden franz. Numerierung nach Deniers s. unter Denier.

Denaturalisieren (frz.), des Heimatsrechts berauben; davon Denaturalisation.

Denaturierung nennt man eine an steuerpflichtigen Waren vorgenommene qualitative Veränderung, durch welche dieselben für gewisse Zwecke unbrauchbar und infolge davon ganz oder teilweise steuerfrei werden. Am wichtigsten ist die D. bei Salz und Spiritus, da diese Verbrauchsgegenstände in der Regel nur sofern sie für die menschliche Konsumtion bestimmt sind, einer Besteuerung unterliegen, bei der Verwendung für landwirtschaftliche und gewisse gewerbliche Zwecke dagegen frei bleiben oder eine Steuervergütung erhalten. Im Deutschen Reich wird Viehsalz durch Beimischung von Rötel und Wermutpulver, Gewerbesalz durch Mischung mit Glaubersalz oder mit Kiserit und Holzasche, Spiritus namentlich mit Holzgeist denaturiert.

Denbigh (spr. Dennbi), engl. Grafschaft in Nordwales, grenzt im N. an die Irische See, im W. an Carnarvon, im S. an Merioneth und Montgomery, im O. an Shrop, Flint und Chester, im NO. an Flint und zählt (1881) auf 1586,3 qkm 108931 E. Der größte Teil des Landes wird von kahlen, der silurischen Bildung angehörigen Hügeln und Bergen eingenommen, die im S. des Deethals bis zu den 827 m hohen Kalkrücken der Berwyn-Hills aufsteigen. Doch haben diese Berge schon

sanftere Formen als im übrigen Nordwales, und die Thäler breiten sich in geräumigen Gründen aus, sind überaus fruchtbar und gut bebaut. Das schönste dieser Thäler ist das des Clwyd. Die übrigen Flüsse sind der Conway, der Elwy und der Dee mit dem Ceiriog. Das Klima von D. ist gesund, mild, aber regnerisch. Etwa 23 Proz. der Grafschaft besteht aus Ackerboden, der reichlich Getreide trägt, 53 Proz. aus Gras- und Weideland, das zu Schaf- und Rinderzucht benutzt wird, 13 Proz. aus unbenutztem Gemeindeland, und 8 Proz. nehmen Häuser und Gärten ein. Ein reiches Kohlenfeld liegt im O., auf welchem über 3000 Bergleute beschäftigt sind; außerdem wird auch viel Eisen, Blei, Silber, etwas Kupfer, Schiefer- und Mühlsteine gewonnen. Die übrige Industrie ist hauptsächlich auf Wollzeugfabrikation und Flanell gerichtet und liefert Handschuhe und Schuhe. Die Grafschaft schickt zwei, die Hauptstadt einen dritten Abgeordneten in das Parlament. Hauptstadt ist Ruthin (s. d.).

Die Stadt Denbigh, alte Municipalstadt und Parlamentsborough, im Thale des Clwyd an der Eisenbahn, liegt am Abhange eines steilen Hügels, auf dem die Ruinen eines Schlosses stehen, das ehemals das Thal beherrschte. Außerdem besitzt die Stadt die Ruinen einer um 1289 erbauten Kirche, ein Grafschaftshaus, eine Irrenanstalt, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut und zählt (1881) 6481 E., welche Leder, Schuhe und Handschuhe verfertigen und Handel mit Vieh und Getreide treiben.

Dender, Fluß in Belgien, entsteht bei Ath im Hennegau aus Ost- und West-D. Der erstere, auch Kambron genannt, entspringt in 85 m Höhe und fließt über Lens; der zweite, auch Irchanvelz genannt, entspringt in 60 m Höhe und berührt Leuze. Der D. hat die Richtung von SW. nach NO. Er berührt Lessines, tritt in Ostflandern ein, fließt an Geertsbergen, Ninove, Aelst vorbei und geht bei Dendermonde in die Schelde. Seine Wasserfülle und seine Nebenflüsse sind unbedeutend, obwohl er in seinen Windungen 165 km durchmißt; seine Breite ist nur 10 bis 20 m. Von Aelst bis zur Mündung ist er kanalisiert.

Dender, Fluß in Senaar, kommt als Bolassa vom westl. Gehänge Abessiniens, aus den westlich vom Tsanasee gelegenen Bergen, fließt zuerst nach S., dann nach NW. und mündet, 400 km lang, rechts unterhalb Abu Sukrah in den Bahr-el-Asrak.

Dendera, ein Dorf in Oberägypten, welches eine Tagereise nördlich von Theben, am linken Ufer des Nil liegt. In geringer Entfernung stromaufwärts liegen die Ruinen der alten Stadt Tentyris oder Tentyra, mit einem der besterhaltenen Tempel des ganzen Landes. In Tentyris, der Hauptstadt des nach ihr benannten Nomos, wurde vorzugsweise die Göttin Hathor (Aphrodite) verehrt. Ihr war der große Tempel geweiht (83 m lang und 43 breit), welcher seit der franz. Expedition unter Bonaparte hauptsächlich durch die beiden Tierkreise berühmt wurde, die sich unter seinen Deckenbildern fanden. Der eine von ihnen, im Pronaos, ist in zwei Hemisphären von länglich-viereckiger Form geteilt; der andere, in Form einer Scheibe, befand sich an der Decke eines Zimmers im obern Stock und wurde 1820 von einem Franzosen ausgesägt und nach Paris geschafft. Das Interesse knüpfte sich vornehmlich an die griech. Zodiakalzeichen, die man hier den ägypt. Sternbildern eingereiht fand. Man glaubte eine Verschiebung dieser Zeichen gegen ihren jetzigen Stand zur Sonne zu bemerken, woraus einige Gelehrte auf ein ungeheueres Alter dieser Kompositionen und des Tempels schließen wollten. Hierüber bildete sich in kurzer Zeit eine ganze Litteratur von Streitschriften, die aber durch die Entdeckungen Champollions längst völlig wertlos geworden sind. Letzterer las auf mehrern ägypt. Tempeln, namentlich auch in den hieroglyphischen Inschriften des Pronaos und der übrigen Teile des Tempels von D., die Namen der Kaiser Augustus, Tiberius, Claudius, Nero, Domitian u. a. Es ging daraus die späte Erbauung des Tempels unzweifelhaft hervor. Die Frage über die Zodiakaldarstellungen nahm seitdem eine erfolgreichere Richtung, an welcher sich besonders Letronne, Biot, A. W. von Schlegel, Ideler, in späterer Zeit Lepsius beteiligten. Der Bau des großen Hathortempels war von Ptolemäus XIII. Neos Dionysos zuerst angelegt, wie die Krypten des Unterbaues lehren, dann aber, mit Ausnahme der Vorhalle, ausgeführt und teilweise mit Darstellungen versehen unter der Regierung der Königin Kleopatra. Sie ist nebst ihrem Sohne Cäsarion auf der äußern Hinterwand des Tempels in 4 m hoher Gestalt abgebildet, und es erscheint wahrscheinlich, daß sich die Konstellation des runden Tierkreises sowie die Ausführung des ganzen Tempels auf die Geburt des Cäsarion (46 v. Chr.) bezog. Die Vorhalle des Tempels, welche den zweiten Tierkreis enthält, wurde nach der griech. Dedikationsinschrift über dem Eingange unter dem Kaiser Tiberius zwischen 32 und 37 n. Chr. von den Tentyriten errichtet. Die Wandskulpturen des hintern Tempels sind unter Kleopatra und Augustus, die des Pronaos unter Tiberius, Caligula, Claudius und Nero ausgeführt worden. Strabo berichtet, daß hinter dem Tempel der Aphrodite der Tempel der Isis, dann die Typhonien sich befänden. Beide Tempel sind ebenfalls noch jetzt ziemlich wohl erhalten. Der erstere, sehr klein, steht hinter der Westecke des großen Tempels und ist der Isis und Hathor zugleich geweiht; er wurde unter Augustus gebaut und ausgeschmückt. Der zweite größere liegt nördlich vom Tempel der Hathor und ward unter Trajan errichtet. Einige Darstellungen wurden noch von Hadrian und Antoninus Pius hinzugefügt.

Dendermonde, franz. Termonde, Stadt und Festung in der belg. Provinz Ostflandern, an dem rechten Ufer der Schelde, über welche seit 1825 eine Brücke führt, an beiden Seiten der hier in dieselbe einmündenden schiffbaren Dender und an der Bahn Brüssel-Terneuzen, ist Sitz einer Bezirksverwaltung und eines Gerichts erster Instanz und zählt 8544 E. Die Hauptindustriezweige sind Seifensiedereien, Baumwollweberei (namentlich Decken), Seilerei und Leinwandbleicherei. Außerdem bestehen in D. mehrere wissenschaftliche Institute, z. B. eine Akademie der Zeichen- und Baukunst, eine öffentliche Bibliothek, Gemäldegalerie und sehr ansehnliche Anstalten der Wohlthätigkeit. Die Liebfrauenkirche enthält schätzbare Bilder von van Dyck, de Crayer und Teniers dem Ältern. Die Herrschaft Dendermonde, anfangs reichsunmittelbar, wurde 1264 der Grafschaft Flandern einverleibt. Der Belagerung Ludwigs XIV. (1667) widerstand die Stadt durch Öffnen der Schleusen. Im J. 1706 wurde sie von Marlboroughs Bruder, dem General Churchill, belagert und eingenommen. Die Franzosen unter dem Marschall von Sachsen eroberten sie 1745. Joseph II. ließ 1784 die Festungswerke schleifen, die jedoch 1822 wiederhergestellt wurden.

Dendriten (vom griech. δένδρον, der Baum) werden die baum-, strauch- oder moosförmigen zartverästelten Zeichnungen auf den Kluftflächen mancher Gesteine genannt, welche durch Ausscheidung gewisser Metalloxyde (meist derer des Mangans und Eisens) aus zufällig auf jenen Klüften eingedrungenen Lösungen entstanden sind und von Laien fälschlicherweise oft für organischen Ursprungs und zwar für Abdrücke von Pflanzen gehalten werden. Am gewöhnlichsten finden sie sich auf den Schichtungsflächen der plattigen Kalksteine, z. B. von Solnhofen.

Dendrobium *Sw.*, Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen. Man kennt gegen 200 Arten, die größtenteils in den Tropengegenden Asiens einheimisch vorkommen. Es sind epiphytisch lebende Pflanzen mit meist knolligen Stämmen und fleischigen Blättern. Die Blüten stehen einzeln oder in traubenförmigen Blütenständen, sie sind sehr ansehnlich und lebhaft gefärbt. Viele Arten von D. werden ihrer schönen Blüten halber in Gewächshäusern kultiviert, so z. B. D. fimbriatum *Lindl.*, aus Java, D. amoenum *Wall.* aus Ostindien, D. nobile *Lindl.* aus China, D. secundum *Wall.* aus Java und Sumatra.

Dendrolithen, fossile von Kieselsäure imprägnierte oder in solche verwandelte Stämme und Strünke von Bäumen, Cycadeen und Baumfarnen. Sie kommen vorzüglich im Rotliegenden vor und bilden, sobald sie häufig auftreten, die sog. Versteinerten Wälder, so am Kyffhäuser, bei Chemnitz, bei Radowenz in Böhmen. Der Versteinerte Wald bei Kairo stammt aus einer viel jüngern Periode, der Tertiärzeit.

Dendrologie, d. h. Baumkunde oder Gehölzkunde, wird derjenige Teil der systematischen Botanik genannt, welcher sich ausschließlich mit der Naturgeschichte der Holzgewächse (Bäume, Sträucher und Halbsträucher), besonders mit deren Beschreibung und genauer Unterscheidung beschäftigt. Die D. beschränkt sich in der Regel auf geographisch mehr oder weniger scharf abgegrenzte Gebiete, ähnlich wie die Floren der einzelnen Länder. Während letztere meist nur die von Natur in dem Gebiete heimischen Pflanzen behandeln, zieht die D. auch fremde, das örtliche Klima vertragende Gehölze mit in den Bereich ihrer Betrachtungen. Zahlreiche neue Arten und Varietäten werden ihr deshalb fast jährlich zugeführt. Da die Gehölze meist erst in späterm Alter blühen und Frucht tragen, Bäume oft erst nach mehrern Jahrzehnten, da sie vielfach variieren und Kreuzungen (Bastardformen) bilden, so sind die Aufgaben der D. schwerer zu lösen als die der gewöhnlichen Floren. Jahrelange Beobachtungen, wiederholte Nachzuchten durch Aussaat sind oft notwendig, um über die Artrechte gewisser Formen Klarheit zu schaffen. Diese Schwierigkeiten sind um so größer, als das Ziel der Gärtner oft gerade darin besteht, Varietäten und Kreuzungen zu züchten, um sog. neue Arten auf den Markt bringen zu können. Schon in sehr alter Zeit pflegte man die Baumzucht zu Zwecken der Landschaftsgärtnerei. Erst der neuern Zeit blieb es aber vorbehalten, die D. zu einer Wissenschaft zu gestalten. Die ersten dendrologischen Werke, z. B. «Traité des arbres et arbustes, qui se cultivent en France en plaine terre» von Duhamel (2 Bde., Par. 1755), neu bearbeitet von E. Michel (7 Bde., 1800—19), «Dendrologie» von Knoop (Leeuwarden 1763, Amsterd. 1790), «Die Harbkesche wilde Baumzucht» von Düroi (2 Bde., Braunschw. 1771—72), mit Vermehrungen und Veränderungen von Pott (3 Bde., 1791—1800), «Verzeichnis ausländischer Bäume des Lustschlosses Weißenstein» von Mönch (Lpz. und Frankf. 1785), die inländischen (9 Hfte., Stuttg. 1783—92) und ausländischen Gehölze (4 Hfte., Lpz. 1796) von Kerner, «Wilde Baumzucht» von Willdenow (1796; 2. Aufl. 1811), «Österreichische Baumzucht» von Schmidt (4 Bde., Wien 1792—1822), «Dendrologische Flora der Umgegend und der Gärten Berlins» von Hayne (Berl. 1822), «Arboretum et Fruticetum britannicum» von Loudon (8 Bde., Lond. 1838) u. s. w. bieten zum Teil nur noch histor. Interesse. Neue Bahnen eröffnete in dieser Wissenschaft Koch (s. d.), namentlich durch seine «Dendrologie» (2 Tle. in 3 Bdn., Erlangen 1869—73), in welcher er Bäume, Sträucher und Halbsträucher, welche in Mittel- und Nordeuropa im Freien kultiviert werden, kritisch beleuchtet, ferner durch seine in Berlin gehaltenen «Vorlesungen über D.» (Stuttg. 1875). Von neuern Schriften sind noch besonders zu nennen: Hartwig und Rümpler, «Illustriertes Gehölzbuch» (Berl. 1875), Lauche, «Deutsche D.» (Berl. 1880).

Die Forstbotanik kann insofern als Zweig der D. betrachtet werden, als sie sich vorzugsweise mit Gehölzen beschäftigt. Die forstbotan. Arbeiten von Burgsdorf, Borkhausen, Bechstein u. s. w. sind meist veraltet, auch das sehr interessante Buch von Wangenheims, «Beytrag zur teutschen holzgerechten Forstwissenschaft, die Anpflanzung nordamerik. Holzarten mit Anwendung auf teutsche Forsten betreffend» (Gött. 1787) ist in der Hauptsache nur von histor. Wert. Aus neuerer Zeit verdienen vorzugsweise Beachtung: Hartig, «Vollständige Naturgeschichte der forstlichen Kulturpflanzen Deutschlands» (Berl. 1840); Willkomm, «Forstliche Flora von Deutschland und Österreich» (Lpz. 1875); Nördlinger, «Deutsche Forstbotanik» (Stuttg. 1874—75); J. Booth, «Die Naturalisation ausländischer Waldbäume in Deutschland» (Berl. 1882).

Die Anzahl der von der D. zu behandelnden Arten und Spielarten ist in neuerer Zeit bedeutend gewachsen. Während Duhamel 1755 erst 250 Gehölze aufzählt, Willdenow 1811 deren 770, beschreibt Koch 1873 schon 1400 Arten, ja unter Hinzurechnung aller Spielarten kann man jetzt in der Gärtnerei über 3000 verschiedene Gehölze zählen. Einen so bedeutenden Aufschwung hat die Gehölzkunde neuerer Zeit infolge der sich mehr und mehr verbreitenden Landschaftsgärtnerei genommen. Gewöhnliche Baumschulen vermochten das gesteigerte Bedürfnis nicht mehr zu befriedigen, und es entstanden ausgedehnte Gärtnereien, welche sich fast ausschließlich mit Gehölzzucht beschäftigen. In Deutschland entstanden die ersten derartigen dendrologischen Gärten von hervorragender Bedeutung in Kleinflottbeck bei Hamburg (von J. Booth u. Komp.) und in dem berühmten Park zu Muskau in der Niederlausitz. Auch Holland und Belgien pflegen diesen Zweig der Gärtnerei in besonders ausgedehnter Weise.

Dendrometer (Baummesser) kann jedes Instrument genannt werden, welches zur Messung der Höhe und Stärke stehender Bäume verwendet wird. Die Bestimmung der Höhe erfolgt mit Hilfe von Höhenmessern, deren Konstruktion sich auf Ähnlichkeit und Proportionalität der Dreiecke oder auf trigonometrische Berechnung stützt, z. B. das D. von

Winkler, Faustmanns Spiegelhypsometer, Preßlers Meßknecht u. s. w. Die Durchmesser (Stärken) werden mit Meßband, Kluppe als «Baumzirkel» gemessen. Der kubische Inhalt des Baums berechnet sich dann als Produkt aus Höhe, Grundstärke und «Formzahl», d. h. einer Zahl, welche das Verhältnis des Bauminhaltes zu einem Cylinder von gleicher Stärke und Höhe ausdrückt. Auch andere Verfahren werden angewendet, so namentlich mit gutem Erfolg die von Preßler erfundene «Richtpunkts-Methode», bei welcher es notwendig ist, die Höhe des sog. Richtpunktes zu bestimmen, wo des Stammes Durchmesser halb so groß ist, wie die unten gemessene Grundstärke. D., mit denen Stammdurchmesser in beliebiger Höhe gemessen werden können, sind zwar konstruiert worden, finden aber sehr selten praktische Anwendung.

Deneb, Stern zweiter Größe im Sternbild des Schwan (s. d.).

Denegatio actionis (lat., Verweigerung des Klageformulars) bedeutete im röm. Civilprozeß, daß der Magistrat die Ausfertigung der von einer Partei erbetenen Klagformel verweigerte, weil die Klage rechtlich nicht, resp. nicht mehr zulässig, weil das Klageformular zur Ergänzung des bisherigen Rechts nicht notwendig, weil die Klagerhebung gegen den Anstand verstieß oder weil die Verweigerung der Formel als Zwangsmittel gegen einen im Prozeß Ungehorsamen dienen sollte.

Deneschka, kleine russ. Münze, s. Denga.

Denfert-Rochereau (Pierre Marie Aristide), franz. Oberst, bekannt durch seine tapfere Verteidigung von Belfort, geb. 11. Jan. 1823 zu St.-Maixent im Depart. Deux-Sèvres, besuchte die polytechnische Schule und die Applikationsschule zu Metz, aus welcher er 1847 als Lieutenant in das 2. Genieregiment eintrat. Bei Ausbruch des Orientkriegs war er bereits Kapitän, wurde vor Sewastopol beim ersten Sturm auf den Malakow durch Gewehrschüsse in die Schulter und das Bein schwer verwundet und nach Frankreich zurückgebracht, wo er dann als Lehrer an der Applikationsschule zu Metz wirkte. Im J. 1860 wurde er nach Algerien versetzt und 1863 dort zum Bataillonskommandeur ernannt. Im J. 1864 wurde D. Geniekommandant der Festung Belfort, stieg dort zum Oberstlieutenant und 17. Okt. 1870 zum Obersten auf und entwickelte bei der Verteidigung des Platzes große Zähigkeit. Abweichend von dem Verhalten fast aller übrigen franz. Kommandanten, setzte D. schon der Einschließung der Festung durch Ausfälle hartnäckigen Widerstand entgegen und erreichte schließlich eine ehrenvolle Kapitulation. (S. Belfort.) Seine Thätigkeit und die Geschichte der Verteidigung beschrieb er in «La défense de Belfort» (Par. 1871) und nahm nach dem Friedensschlusse den Abschied, obgleich er die vorgeschriebene Altersgrenze noch nicht erreicht hatte. Am 2. Juli 1871 wurde D. von drei Departements zum Deputierten gewählt und vertrat später das 6. Arrondissement von Paris in der Deputiertenkammer, welches ihn auch nach der Auflösung der Kammer im Okt. 1877 wiederwählte. D. schloß sich dem republikan. Verein an. Er starb 11. Mai 1878 zu Versailles und wurde, nachdem zu Versailles sein Leichenbegängnis auf Staatskosten stattgefunden, zu Montbéliard bestattet. Dem Fort Bellevue bei Belfort wurde 15. Mai 1878 sein Name beigelegt; in Montbéliard ward ihm 21. Sept. 1879, in seinem Geburtsort St.-Maixent 16. Mai 1880 ein Standbild errichtet.

Denga (vom tatar. tenga, Silbermünze, Geld) oder Denuschka, auch Deneschka genannt, eine kleine russ. Münze, die Hälfte der Kopeke oder $1/_{200}$ Rubel, geprägt seit 1867 in Bronze, früher in Kupfer. Die Mehrzahl des Wortes, Dengi (s. d.), bedeutet überhaupt Geld.

Dengelgeist, in Schwaben der sagenhafte Sensenmann, der als bärtiger Greis auf dem Kirchhofe sitzt und seine Sense «dengelt» (schärft), um die zum Tode Bestimmten niederzumähen, also die Personifikation des Todes selbst, wie er mit seinem Attribute auch sonst in der Sage und bildenden Kunst des Mittelalters, freilich mehr noch als Gerippe, erscheint. Der alamannische Dichter Hebel gestaltet ihn als Engel mit goldenen Flügeln, in weißem Gewande, das ein rosenfarbener Gürtel umgibt. Befragt gibt der D. an, er mähe nur Futter für den Esel des Christkindchens und für die Kühe des heil. Fridolin; aber er kennzeichnet sich doch als Todesbote, verwandt in seiner Thätigkeit mit dem griech. Hermes Psychopompos.

Dengeln, Dängeln oder Tängeln (frz. chapeler, engl. sharpening, beating out scythes), die durch den Gebrauch stumpf gewordene Schneide der Sensen durch Hämmern auf einem kleinen Amboß dünn austreiben, wozu man sich öfters einer kleinen maschinellen Vorrichtung, des Dengelgeschirrs oder Dengelstocks, bedient.

Dengi (die Mehrzahl von Denga) ist im Russischen die allgemeine Bezeichnung für Geld. Die älteste Bezeichnung (11. Jahrh.) für Vermögen, Habe, Geld im Russischen war skot (d. i. Vieh; wie im Lateinischen pecunia von pecus), dann (in der kiewer Periode) kuny (d. i. Biberfelle). Daneben kursierten ausländische Münzen, endlich Silberbarren (griwny; 50 kuny = 1 griwna). Eine regelmäßige Münzprägung findet in Rußland erst von der Mongolenherrschaft an statt. Man prägte Silbermünzen, dengi, von denen 100 auf $1/_4$ Pfd. Silber (eine durchgeschlagene griwenka oder rublj) gingen, die sich aber auf die Hälfte des Werts verschlechterten. Für die verbesserte Münze kam die Bezeichnung kopejka auf (von kopje, Spieß, den der auf dem Avers abgebildete Krieger trug), die unter Alexej Kupfermünze wurde. Die ältern Kupfermünzen hießen puly.

Dengler (Leop.), Forstmann, geb. 17. Nov. 1812 zu Karlsruhe, besuchte das Lyceum zu Karlsruhe und studierte auf der 1832 gegründeten Forstschule des Polytechnikums daselbst 1832—34 Forstwissenschaft. Nach verschiedener praktischer Thätigkeit wurde er 1848 zweiter Forstlehrer (für Waldbau, Wegebau u. s. w.) am Polytechnikum, und 1864 zum Forstrath ernannt. Er starb 27. Jan. 1866 zu Karlsruhe. D. war eine vorzugsweise praktische Kraft; namentlich im Gebiete des Wegebaues hat er sich Verdienste erworben. Seit 1. Jan. 1858 war er Redacteur der 1857 von von Gwinner gegründeten «Monatsschrift für Forst- und Jagdwesen»; auch gab er in neuer Bearbeitung die 4. Aufl. von Gwinners «Waldbau» (Stuttg. 1863) heraus und schrieb «Weg-, Brücken- und Wasserbaukunde für Land- und Forstwirte» (2. Aufl., Stuttg. 1868) u. s. w.

Denham (Dixon), Afrikareisender, geb. 1. Jan. 1786 zu London, erhielt seine Ausbildung in der dortigen Kriegsschule, diente dann im span. Kriege gegen Napoleon und machte den Feldzug in den Niederlanden mit. Er erhielt 1821 die Erlaubnis, sich der Expedition von Clapperton und Oudney

nach Innerafrika anzuschließen. Die Reisenden brachen im Februar 1822 von Tripolis nach Mursuk in Fesân auf und erreichten am 4. Nov. den Tschadsee. D. bestimmte die Lage dieses Sees, begab sich nach Kukaua, der Residenz des Sultans von Bornu, und wohnte einem Kriegszuge gegen die Fellata bei, wurde dabei gefangen, entfloh aber und kam mit der geschlagenen Armee nach Bornu zurück. Später reiste er nach dem im S. in den See mündenden Schari, vermochte aber nicht weiter zu gelangen. Mit Clapperton wieder vereinigt, ging er mit diesem nach Sokoto im Fellatareiche und kehrte im April 1824 über Tripolis nach Italien, Frankreich und England zurück. Er wurde zum Oberstlieutenant und Intendanten der Negerkolonie Sierra Leone ernannt und ging im Dezember 1826 nach diesem Lande ab. Später wurde er zum Statthalter dieser Kolonie ernannt, starb aber schon 9. Juni 1828 in Sierra Leone am Fieber.

Denham (Sir John), engl. Dichter, geb. zu Dublin 1615, führte auf der Universität zu Oxford ein ungeregeltes Leben und ließ sich später in London durch leidenschaftlichen Hang zum Spiele von seinen jurist. Studien abziehen. Um seinen erzürnten Vater zu versöhnen, schrieb er gegen die Spielsucht sein «Essay on gaming». Sein Trauerspiel «The Sophy» (1641) erhob sich nicht über das Mittelmäßige. D. ging mit dem Hofe nach Oxford, wo er 1643 das Gedicht «Cooper's Hill» herausgab, das sich durch Zierlichkeit des Versbaues und durch gelungene Naturschilderungen auszeichnet. Später wurde D. zu mehrern Staatsgeschäften gebraucht und seine Anhänglichkeit an das Haus Stuart durch Würden und Ämter belohnt. Eine unglückliche Ehe machte ihn einige Zeit irrsinnig. Er starb 19. März 1668 und wurde in der Westminster-Abtei neben Chaucer, Spenser und Cowley begraben. Seine Werke wurden zuerst 1684 gesammelt (6. Aufl., Lond. 1719).

Dénia, alte, aber herabgekommene Ciudad in der span. Provinz Alicante, liegt malerisch am Fuße eines mit einem starken Kastell gekrönten Felsens in einer fruchtbaren Huerta, 18 km nordwestlich des Cabo de la Nao, unweit der Mündung des Verger, hat einen kleinen Hafen mit Leuchtfeuer, einige römische Altertümer, eine große Zuckermühle, ist Hauptstadt eines Marquisats und zählt (1877) 8623 E., welche Handel treiben und namentlich getrocknete Weintrauben nach England und Amerika exportieren. D. wurde von den Massiliensern angelegt und nach einem Tempel der Artemis Artemisium, von den Römern Dianium genannt. Jakob I. von Aragonien eroberte es 1253.

Denier (frz., das lat. denarius, Pfennig), die kleinste frühere franz. Geldrechnungsstufe. Der D. (D. Tournois) war $^1/_{12}$ Sou (Sol) oder $^1/_{240}$ Livre Tournois und sein Wert daher = $^1/_3$ jetziger deutscher Pfennig. Der besondere sog. Gold-D. (D. d'or) oder Liard war $^1/_{12}$ Gold-Sou oder $^1/_{240}$ Thaler (Ecû) = 3 D. Tournois. In einigen Orten Belgiens kommt bei der Stellung der Getreidepreise der D. noch als kleine Geldrechnungsstufe vor, $^1/_{12}$ des Sou oder Stübers, $^1/_{240}$ des alten brabanter Courant-Guldens. Da 7 brabanter Courant-Gulden = 6 Gulden niederländ. Courant, so ist der betreffende D. = etwas reichlich $^2/_3$ deutsche Pfennig zu schätzen. Der besondere D. de gros oder Pfennig vläm., Grot vläm. war = $^1/_2$ Stüber (Sou) vläm. oder $^1/_{40}$ Gulden oder Livre brabanter Courant = 3,645 deutsche Pfennige. — D. war ferner die kleinste der frühern Geldrechnungsstufen in mehrern schweizer Kantonen, namentlich in der franz. Schweiz, aber von sehr verschiedenem Werte, zum Teil durch Kupfermünzen vertreten.

D. hieß auch ein kleines franz. Gewicht, $^1/_3$ des Gros oder der Drachme, $^1/_{192}$ der Mark oder $^1/_{384}$ des Pfundes Markgewicht = 1,27475 g, auch in der franz. Schweiz üblich gewesen; sodann ein franz. Silberprobiergewicht, auch in der Schweiz in Gebrauch gewesen, $^1/_{12}$ der Mark, daher = $1^1/_3$ Lot früheres deutsches Silberprobiergewicht oder $83^1/_3$ Millièmes oder Tausendteile nach der jetzt fast allgemein üblichen Feinheitsnorm; ferner eine bei der Numerierung (Probe) des Seidengarns in Frankreich gebräuchliche Gewichtsgröße. Diese Numerierung erfolgt dort in der Art, daß man die Anzahl D. nennt, d. h. die Anzahl von Grän (Grains zu $^1/_{24}$ Gewichts-D.) alten pariser Markgewichts, welche ein altes Strähn von 476 m wiegt (diese Meterzahl wird für die ursprünglichen 400 alten pariser Aunes gerechnet, welche = $475^3/_8$ m). Die Seidentrocknungsanstalt (Condition) in Lyon legt dagegen ein Strähn von 500 m Länge zu Grunde, und die darauf ruhende Numerierung wird nouveau titre (de Lyon, neue Feinheitsbestimmung) genannt, im Gegensatze hierzu die auf der Strähnlänge von 476 m ruhende Numerierung ancien titre (alte Feinheitsbestimmung); in runden Zahlen sind 20 neue D. = 21 alte D.; ferner sind 22 neue D. = 23 turiner Denari Feinheit, sowie 250 alte D. = 249 turiner D. Der zu Grunde liegende D. (d. h. das alte Gewichtsgrän) ist = 0,0531148 g. Nach dem Obigen ist eine Feinheit (ein titre) von 10 D. eine solche, bei welcher bezüglich 500 oder 476 m der betreffenden Seide 10 alte Grän oder 0,531148 g wiegen. Noch um das Jahr 1850 drückte in Lyon die Nummer der Seide die Anzahl D., d. h. die Anzahl von Grän (zu $^1/_{24}$ Gewichts-D.) des alten Pfundes von Montpellier aus, welche ein altes Strähn wog, welches Strähn 400 alte pariser Aunes erhielt, wofür man 475 m rechnete; das Pfund von Montpellier wurde dabei = 414,65 g angenommen, sodaß das betreffende Gewichtsgrän oder der bei der Seidennumerierung sog. D. = 0,0449924 g war, wofür man in der Praxis genau genug 0,045 g oder 45 mg rechnete.

Denifle (Friedr. Heinr. Suso), einer der bedeutendsten Schriftsteller und Gelehrten unter den Dominikanern der Gegenwart, geb. 16. Jan. 1844 zu Imst im Oberinnthal in Tirol, war Zögling des Cassianeums in Brixen in Tirol, trat 1861 in Gratz in den Dominikanerorden und legte 1862 die Profeß ab. Im gratzer Kloster vollendete er seine Studien an der dortigen Hauslehranstalt, fortwährend beschäftigt mit dem Studium des Aristoteles wie der Werke des heil. Thomas von Aquino. Er erhielt 1866 die priesterliche Weihe, setzte darauf 1867—69 das Studium der griech. Philosophie, namentlich des Plato und Aristoteles fort und bearbeitete eine Schrift «Über den Aristotelischen Substanzbegriff in der Scholastik». Im J. 1869 vollendete er am Collegium Sancti-Thomae de Urbe in Rom seine Studien und legte im großen Dominikaner-Studienhause St.-Maximin in Marseille die Lektoratsprüfung ab, wodurch er das Recht erhielt, den Studenten des Ordens Vorträge über die theol. Fächer zu halten. Hierauf wirkte D. seit 1870 in Gratz, teils im dortigen Dominikanerkloster

als theol. Lehrer, teils als gesuchter Kanzelredner in Graz. Seine gelehrten Studien bezogen sich damals vor allem auf die «Summa» des Thomas von Aquin, die er mit einem historischen, die Quellen, aus denen Thomas geschöpft, heranziehenden Kommentar herauszugeben beabsichtigte. Allein der [illegible] Mangel an Teilnahme bestimmte ihn, das Unternehmen aufzugeben. Er wandte sich nun dem Studium der mittelalterlichen Mystiker zu, mit denen er sich bis dahin nur nebenbei hatte beschäftigen können. Schon diese doch mehr gelegentlichen Beschäftigungen hatten ihn zu der Überzeugung geführt, daß diese Mystiker im engsten Zusammenhange mit den Scholastikern wahrscheinlicherweise sogar in einem deutlichen Abhängigkeitsverhältnis zu ihnen stehen. Mehrjährige Reisen ermöglichten ihm die ausgebreitetste Kenntnis des handschriftlichen Materials, sodaß D. jetzt zu den größten Kennern der mittelalterlichen Mystik gehört. D., welcher sodann in hervorragender Weise sich an der von Papst Leo XIII. angeordneten Ausgabe der Werke des heil. Thomas von Aquino beteiligte, indem er die Bibliotheken des europ. Kontinents und Großbritanniens zu diesem Zweck durchforschte, ist im J. 1880 zu der einflußreichen Stellung eines Generaldefinitors des Dominikanerordens für Deutschland nach Rom berufen worden, wo er für die neue Ausgabe der Schriften des Thomas thätig ist und wohl eigentlich an der Spitze dieses großartigen Unternehmens steht, von dem der erste Band (Rom 1882) erschienen ist.

Außer Predigtschriften D.s sind (außer seiner Ausgabe von «H. Susos Schriften», Abteil. 1, Bd. 1—3, Augsb. 1878—80, und vielen wissenschaftlichen Aufsätzen, namentlich in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum») folgende: «Die kath. Kirche und das Ziel der Menschheit» (Graz 1872), «Das geistliche Leben. Eine Blumenlese aus den deutschen Mystikern des 14. Jahrh.» (Graz 1873; 3. Aufl. 1880), «Der Gottesfreund im Oberlande und Nikolaus von Basel» (Münch. 1875), «Bekehrung Taulers kritisch untersucht» (Straßb. 1879), «Zu Susos ursprünglichem Briefbuch» (Graz 1875), «Das Buch von geistlicher Armut» (mit dem Nachweise, daß Tauler nicht der Verfasser desselben ist, Münch. 1877).

Dénigrement (frz.), Anschwärzung, Verleumdung; insbesondere die strafbare Verleumdung und Herabsetzung eines Konkurrenten, in diesem Sinne der höchste Grad dessen, was der Franzose als **Concurrence déloyale** (unlautere, unsaubere Konkurrenz) bezeichnet.

Denigrieren (frz.), anschwärzen, verleumden. **Denigration**, Anschwärzung; **Denigrant**, Verleumder.

Deniliquin, Stadt im Distrikt Riverina der austral. Kolonie Neusüdwales, am Edward-River, 730 km südwestlich von Sydney belegen, ist sowohl mit Sydney wie mit Melbourne durch Eisenbahn verbunden und zählt 3000 E. Der Deniliquindistrikt wurde früher ausschließlich für Weideland gehalten, doch wird neuerlich auch Getreide mit Erfolg in demselben gebaut.

Denina (Carlo Giovanni Maria), ital. Schriftsteller, geb. 28. Febr. 1731 zu Revello bei Saluzzo in Piemont, studierte in Saluzzo und zu Turin Theologie und die schönen Wissenschaften, trat 1754 in den geistlichen Stand und wurde im gleichen Jahre Professor an der Schule zu Pignerol, wo eine von ihm gedichtete Komödie bei der Geistlichkeit Anstoß erregte und seine Entfernung veranlaßte. D. wurde 1756 zu Mailand Doktor der Theologie und schrieb in ital. Sprache ein theol. Werk, welches ihm die Professur der Rhetorik in Turin verschaffte. Wegen [illegible] 1777 angeregt, wurde er in das Seminar zu Vercelli geschickt und dann nach seiner Heimat verwiesen. Seit 1782 erhielt er die Erlaubnis zur Rückkehr nach Turin. Seine [illegible] und der Umstand, daß ihm die Zensur [illegible] verschafften ihm einen Ruf nach Berlin, wo er als Mitglied der Akademie von 1782 an lebte. Im J. 1800 wurde er [illegible] in Turin, 1804 kaiserl. Bibliothekar in Paris, wo er 5. Dez. 1813 starb. D. ist einer der Hauptvertreter des franz. Einflusses in der ital. Litteratur des 18. Jahrh. Sein «Discorso sopra le vicende della Letteratura» (4 Bde., Tur. 1760 u. öfter) wurde viel gelesen und in mehrere europ. Sprachen übersetzt (deutsch von Seebek, 2 Bde., Berl. 1785—88). Sein Hauptwerk: «Delle rivoluzioni d'Italia libri XXIV» (3 Bde., Tur. 1769 u. öfter; beste Ausg., Mail. 1820; deutsch von Vollmann, 3 Bde., Lpz. 1771 fg.), kann als die erste lesbare allgemeine Geschichte Italiens gelten, ist aber ohne alle eigene Forschung. Seine übrigen zahlreichen histor. Arbeiten, sowie sein theoretisches linguistisches Werk «La clef des langues» (3 Bde., Berl. 1805) und sein in Prosa abgefaßtes Epos «La Russiade» (Berl. 1799 fg.) sind wertlos. Eine gute Biographie D.s von F. Reina findet sich im 1. Bande der mailänder Ausgabe der «Rivoluzioni d'Italia».

Denis (Joh. Michael Cosmas Peter), deutscher Bibliograph und Dichter, geb. 27. Sept. 1729 zu Schärding am Inn, wurde auf dem Jesuitengymnasium zu Passau gebildet und trat 1747 in den Jesuitenorden, dem er stets große Anhänglichkeit bewies. Nachdem er seit 1759 Lehrer an dem Collegium Theresianum in Wien gewesen war, erhielt er 1773 unter dem Titel eines Vorstehers die Aufsicht über die jener Lehranstalt vermachte, später nach Lemberg gebrachte Garellische Bibliothek. Dieses Amt führte ihn zu einem gründlichen Studium der Bibliographie, als dessen Frucht seine «Merkwürdigkeiten der Garellischen Bibliothek» (2 Bde., Wien 1780) erschienen. Bei der Aufhebung des Theresianums 1784 wurde D. vom Kaiser Joseph zum zweiten, 1791 zum ersten Custos bei der Hofbibliothek, zugleich mit dem Titel eines Wirkl. Hofrats, ernannt. In dieser Stellung wirkte er mit großem Erfolge. Er starb 29. Sept. 1800. Um die Hebung der Bibliographie erwarb sich D. unbestreitbare Verdienste, und ebenso trug er zur Bildung des Geschmacks und Veredlung der deutschen Sprache in Österreich bei. Sein Studium des Ossian, von dessen Werken er zuerst in Deutschland eine Übersetzung in Hexametern verfaßt hatte, wirkte auf seine eigenen unter dem anagrammatischen Namen des «Barden Sined» gedichteten Lieder wesentlich ein, in denen er, ohne hervorstechende Eigentümlichkeit, der durch Klopstock eingeführten Bardenpoesie huldigte. Er gab heraus: «Die Gedichte Ossians» (3 Bde., Wien 1768—69), «Die Lieder Sineds des Barden» (Wien 1773), «Ossians und Sineds Lieder» (5 Bde., Wien 1784—85; 2. Aufl., 6 Bde., Wien 1791—94, deren 6. Bd. seine, auch allein erschienenen, in guter Sprache verfaßten lat. «Carmina» enthält). Seinen «Litterarischen Nachlaß» gab J. Fr. von Retzer (Wien 1802) heraus. Von seinen zahlreichen und

bezüglich der Bibliographie sehr zuverlässigen Schriften sind noch zu nennen: »Grundriß der Bibliographie und Bücherkunde« (Wien 1774), »Grundriß der Litterargeschichte« (Wien 1776), »Einleitung in die Bücherkunde« (Wien 1777—78; 2. verbesserte Aufl. 1795—96), »Wiens Buchdruckergeschichte bis MDLX« (Wien 1782; »Nachtrag«, 1793), »Annalium typographicorum Mich. Maittaire supplementum« (2 Bde., Wien 1789) und »Lesefrüchte« (2 Bde., Wien 1797). Vgl. Baumgarten, »D.' Leben« (Linz 1852); P. von Hoffmann-Wellenhof, »Michael D. Ein Beitrag zur deutsch-österr. Litteraturgeschichte des 18. Jahrh.« (Innsbr. 1882).

Denis (Paul Camille), Ingenieur, geb. 26. Juni 1795 in Mainz, studierte in der Polytechnischen Schule in Paris und trat 1817 in den bayr. Staatsdienst. Er wurde Inspektionsingenieur zu Kaiserslautern, 1825 Bauinspektor in Zweibrücken. Nach einem einjährigen Aufenthalt in Nordamerika wurde er 1834 Mitglied der Ministerialkommission für den Bau des Donau-Main-Kanals und legte 1835 die Nürnberg-Fürther Eisenbahn an, die erste in Deutschland. Außerdem baute er 1838—40 die Taunusbahn und 1844—49 die Pfälzische Ludwigsbahn. Er wurde 1840 Regierungs- und Kreisbaurat in Speier, 1841 Vorstand der Kommission für den Bau der bayr. Staatsbahnen in Nürnberg und 1849 Direktor der Pfälzischen Ludwigsbahn. D. starb 2. Sept. 1872 in Dürkheim.

Denisli oder Denjislu oder Ladikiye, Stadt im westl. Kleinasien, im türk. Vilajet und Sandschak Aidin, 225 km im OSO. von Smyrna, in einem Seitenthale des zum Mäander fließenden Tschürük-ssu, in 410 m Höhe am nördl. Fuße des Baba-Dagh, des Kadmus der Alten. Viele Gebirgsströme verleihen der Umgegend eine Frische der Vegetation, welche an Damascus erinnert. Etwa 5 km nördlicher bei Eski-Hissar (d. h. Altes Schloß) liegen die Ruinen von Laodicea (s. d.).

Denk (Joh.), Wiedertäufer des 16. Jahrh. Über Ort und Zeit der Geburt wie über seine Jugend ist Sicheres nicht bekannt. Im J. 1522 lebte D. als Korrektor zu Basel in freundschaftlichem Verkehr mit Ökolampadius und ward 1523 auf dessen Empfehlung Rektor der St. Sebaldusschule zu Nürnberg. Wegen wiedertäuferischer Irrlehren Ende 1524 aus der Stadt verbannt, begab sich D. nach kurzem Aufenthalt in St. Gallen nach Augsburg, und als er auch hier vertrieben wurde, 1526 zu seinem Gesinnungsgenossen Hetzer nach Straßburg. Beide zusammen übersetzten die Psalmen ins Deutsche (Worms 1527). Auch aus Straßburg vertrieben, irrte D. längere Zeit in Süddeutschland und der Schweiz herum, bis Ökolampadius ihm sichern Aufenthalt in Basel auswirkte. Hier starb er im Nov. 1527 an der Pest. D. drang im Gegensatz zu der Lehre von dem Vertrauen auf das Verdienst Christi besonders auf persönliche Aneignung des göttlichen Geistes, welcher den Menschen zur Erfüllung des Gesetzes fähig mache. Deshalb ließ er bei der Wiedertaufe den Täufling (nach Jes. 11, 2) entsagen den sieben bösen Geistern, Menschenfurcht, Menschenweisheit, Menschenverstand, Menschenrat, Menschenkünste, Menschenstärke und Menschengottseligkeit, und dagegen annehmen die sieben guten Geister, Gottesfurcht, Gottesweisheit u. s. w.

Denken bezeichnet als die rein innerliche Bewegung der Vorstellungen diejenige seelische Thätigkeit, welche die Empfindungen zu Begriffen, Urteilen und Schlüssen verarbeitet. Während wir unter Empfindung eine Funktion der Vorstellung verstehen, die wir nicht anders als durch eine Beziehung auf eine vom Bewußtsein verschiedene Realität erklären können, erscheint das Denken als die verbindende Funktion, welche, wenn einmal ihr Inhalt gegeben ist, sich in dem abgeschlossenen Innern des Bewußtseins, worin jene Elemente erhalten bleiben und reproduziert werden, nach eigenen Gesetzen abspielt. Freilich setzt das D. als eine vorarbeitende Funktion, immer ein durch Empfindungen gegebenes Material voraus, und ein »reines D.« als ein solches, welches seinen Inhalt selbst erzeugte, gibt es für den Menschen nicht; andererseits aber sind die Beziehungen, in welche das D. die Elemente der Empfindung setzt, weder in diesen selbst noch in ihrem bloßen Nebeneinandersein enthalten, sondern sie entspringen eben aus der gesetzmäßigen Funktion des D. selbst, welche nur an dem gegebenen Material zum Bewußtsein kommen kann, ohne aus jenem selbst herzustammen. Unter den Gesetzen des D. sind aber die Naturgesetze und die Normalgesetze zu unterscheiden. Jene, deren Behandlung Sache der Psychologie ist, enthalten die Formen der Association und Reproduktion, nach denen sich unter allen Umständen das wirkliche D. vollzieht (s. Ideenassociation); diese, deren System die Logik (s. d.) entwickelt, enthalten die Vorschriften, nach denen sich das D. richten soll, wenn sein Resultat auf den Wert der Wahrheit Anspruch erheben will.

Denkendorf, Dorf im württemb. Neckarkreise, Oberamt Eßlingen, 6 km im SSO. von diesem Orte, an der Kersch, zählt (1880) 1517 E., welche Frucht-, Futter-, Kraut-, Flachs- und Hanfbau treiben. Gegenüber, auf einem Hügel, steht das ehemalige Kloster Denkendorf zum Heiligen Grabe, jetzt eine Fabrik für Senf, Liqueure, Punschessenzen und Chokolade mit Gewürzmühle. Die aus dem 12. Jahrh. stammende interessante Kirche roman. Stils hat eine schöne Krypta des Heiligen Grabes, kunstreiche Chorstühle und Kanzel.

Denklingen, Landgemeinde in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, Kreis Waldbröl, mit (1880) 3424 E. in 59 Wohnplätzen, darunter das Dorf Denklingen mit 121 E.; dasselbe liegt 5 km im NNO. von Waldbröl, unfern der Wiehl, und hat eine Ackerbauschule, Pulver- und Papierfabrik, Bleierzgrube und hält Märkte.

Denklingen, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Kaufbeuren, 20 km ostnordöstlich von Kaufbeuren, hat eine kath. Pfarrkirche und (1880) 772 E. Südlich liegt der große Heiliggeistwald.

Denkmale, s. Monumente.

Denkmünze, s. Medaille.

Denkspruch, s. Apophthegma.

Denkübungen waren früher ein besonderer Gegenstand des Volksschulunterrichts, dazu bestimmt, das logische Denken, wie überhaupt die Erkenntniskräfte anzuregen und zu entwickeln. Die D. entstanden als Gegensatz zu dem einseitigen, gedächtnismäßigen Lernen und wurden namentlich durch Basedow, Rochow, Wilmsen in Berlin, Junker in Braunschweig, Zerrenner in Magdeburg, Natorp in Münster u. a. eingeführt. Doch arteten diese Übungen bald in ganz abstrakte und trockene Verstandesoperationen aus, bei welchen die Kinder mit schwierigen Begriffsentwickelungen (z. B. wesentlich, notwendig, zufällig, möglich u. s. w.) gequält wurden.

Fruchtbarer gestalteten sie sich, als sie nach Pestalozzischer Methode auf dem Fundament der Anschauung aufgebaut wurden. In dieser Beziehung waren namentlich thätig Männer wie Harnisch, Graßmann, Scholz, Spieß, Denzel, Diesterweg, Graser, Curtman u. a. Nachdem ein halbes Jahrhundert hindurch besondere Denkübungsstunden in den Schulen gehalten und die Vorteile derselben gepriesen worden waren, kam man in neuerer Zeit zu der Überzeugung, daß sie als ein besonderer Unterrichtszweig abzuschaffen seien. Man behauptete mit Recht, daß formales Denken ohne einen besondern materialen Stoff nicht möglich sei, und daß man an jedem Unterricht, wenn man ihn nur recht betriebe, das Denken fördern könne. Verbunden werden die D. noch jetzt namentlich mit dem Anschauungs- und dem Lese- und Sprachunterricht.

Denkverse (Versus memoriales), Verse, die zur Erleichterung des Festhaltens von Regeln und Thatsachen im Gedächtnis bestimmt sind; sie werden namentlich in lat. Grammatiken angewendet.

Denkwürdigkeiten, s. Memoiren.

Denne-Baron (Pierre Jacques René), franz. Dichter, geb. zu Paris 6. Sept. 1780, besuchte das Collège de Navarre und vervollständigte durch Selbststudium seine durch die Revolution unterbrochenen Studien. Im J. 1806 veröffentlichte er ein episches Gedicht in vier Gesängen: «Héro et Léandre», 1813 eine metrische Übersetzung der Elegien des Properz, 1822 «Fragments de Virgile, Lucain et Claudien», 1823 «La Nymphe Pyrène», eine Ode, nebst andern Gedichten; 1825 eine Idyllensammlung «Les fleurs poétiques». D. hat auch Properz, Anakreon u. s. w. in Prosa übersetzt; er war ein Mitarbeiter der Nisardschen Sammlung der lat. Klassiker und des «Dictionnaire de la conversation». D. starb 5. Juni 1854. Seine Dichtungen sind voll mytholog. Personen und fanden deshalb wenig Beifall; doch sind dieselben nach dem Urteil Sainte-Beuves klassisch ohne Plattheit und nicht ohne eine gewisse Eigentümlichkeit. D. war ein Sonderling und in Paris unter Ludwig Philipp wegen seines wunderlichen Wesens sehr bekannt.

Denner (Balthasar), ausgezeichneter Porträtmaler, geb. zu Hamburg 15. Nov. 1685, lernte die Kunst bei untergeordneten Malern, anfangs zu Altona und Danzig, dann an der berliner Akademie; bessere Lehre und gediegenere Vorbilder fand er in der Natur. Neigung und äußere Verhältnisse trieben ihn der Porträtmalerei zu. Mit seinem 24. Jahre ward sein Name berühmt, und die Fürsten, die Vornehmen und Reichen in Norddeutschland, in Dänemark, Holland und England überhäuften ihn mit Aufträgen. Es war sein Stolz, möglichst getreue Spiegelbilder der Natur zu liefern. Einzelne Köpfe von alten Leuten hat er mit großer technischer Vollendung bis auf die feinsten Poren, Äderchen und Furchen des Gesichts durchzuführen gewußt, und diese Bilder werden in den Galerien als seltene Schätze aufbewahrt. Wenn auch die feinste Ausführung derselben, die zugleich mit einer guten Totalwirkung verbunden ist, bewundert wird, so fehlt ihnen doch Tiefe der Stimmung und der geistigere Gehalt. D. starb zu Rostock 14. April 1749. Seine besten Bilder: ein alter Mann und eine alte Frau, besitzt die kaiserl. Galerie zu Wien.

Denner (Joh. Christoph), Instrumentenmacher, Erfinder der Klarinette (s. d.), geb. zu Leipzig 13. Aug. 1655, kam früh mit seinen Eltern nach Nürnberg und widmete sich hier der Verfertigung der Flöten und der Holzblasinstrumente überhaupt. Die von ihm gebauten Instrumente zeichneten sich durch saubere Arbeit und sorgfältige Intonation aus. Besonders machte er sich um die Tonkunst dadurch verdient, daß er das Chalumeau (eine Art Schalmei) seinem Tonumfange und Klange nach erweiterte und veredelte und dadurch um 1700 auf die Erfindung der Klarinette kam, die sich freilich erst seit 1740 in der praktischen Musik einbürgerte, dann aber bald in allen Orchestern ein wichtiges Instrument wurde. D. starb zu Nürnberg 20. April 1707; die von ihm begründete Instrumentenfabrik nahm unter seinen Söhnen einen noch größern Aufschwung.

Dennery oder d'Ennery (Adolphe Philippe), franz. dramatischer Dichter, geb. 17. Juni 1811 zu Paris, war zuerst Schreiber bei einem Notar, versuchte sich dann in der Malerei und als Journalist, und wandte sich dann der dramatischen Dichtung zu mit dem Stück «Emile, ou le fils d'un pair de France» (1831, im Verein mit Ch. Desnoyer). D. entwickelte eine ungemeine Produktivität und schrieb teils allein, teils mit andern Dramatikern eine große Zahl von Volksstücken, Lustspielen, Vaudevilles und Dramen. Bedeutende Bühnenerfolge erzielten namentlich: «Le changement d'uniforme» (1836), «Le dernier oncle d'Amérique», «L'amour en commandite» (1840), «Marjolaine», «Paris voleur», «Colin Tampon» (1844), «Le marché de Londres» (1845), «L'Angelus» (1846), «La duchesse de Marsan» (1847), «Le chemin de traverse» (1848), «Les Mémoires de Richelieu» und «La case de l'oncle Tom» (1853), «Les oiseaux de proie» (1854) u. s. w. Im Verein mit Anicet-Bourgeois schrieb er «Le portefeuille», «Gaspard Hauser», «Jeanne Hachette», «L'étoile du berger», «Le maréchal Ney», «Les sept péchés capitaux» u. s. w.; mit Dumanoir: «Tiburce», Pierre d'Arezzo», «Don César de Bazan» u. s. w.; mit Gust. Lemoine: «La Grâce de Dieu» (in Deutschland unter dem Titel «Fanchon, das Leiermädchen» bekannt), «Les pupilles de la garde»; mit Grangé: «Les bohémiens de Paris», «Le donjon de Vincennes»; mit Cormon: «La journée d'une jolie femme», «Castibelza ou le fou de Tolède», «Les deux orphelines», wohl das mit dem größten Erfolg aufgeführte Stück D.s, «Le premier jour de bonheur»; mit Mallian: «Marie Jeanne où la femme du peuple» (in Deutschland unter dem Titel «Marie Anne, eine Mutter aus dem Volke» bekannt); mit Dugué: «Le paradis perdu», «Cartouche», «Le marchand de coco», «Le château de Pontalec», «Les mystères du vieux Paris»; mit Ch. Desnoyer: «La bergère des Alpes»; mit Foucher: «La bonne aventure», «Faust», «Les fiancés d'Albano», «Le naufrage de la Pérouse», «Le savetier de la rue Quincampoix»; mit Clairville: «Rothomago»; mit H. Crémieux: «Aladin ou la lampe merveilleuse»; mit Ch. Edmond: «L'aïeule»; mit Thiboust: «Les amours de Paris» u. s. w. D.s Stücke sind namentlich bei den untern Volksklassen sehr beliebt. Sie sind geschickt und mit großer Kenntnis der auf der Bühne wirksamen Effekte geschrieben und die Handlung ist spannend verknüpft.

Dennewitz, kleines Dorf mit 320 E. im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, 4 km südwestlich von Jüterbog, wurde denkwürdig durch die Schlacht

vom 6. Sept. 1813, an welche hier ein eisernes Denkmal erinnert. Nachdem der franz. Marschall Oudinot bei Großbeeren (s. d.) geschlagen war, erhielt Marschall Ney den Auftrag, mit dessen Armee (4., 7. und 12. Korps) Berlin zu erobern. Ney rückte 5. Sept. von Wittenberg auf der Straße nach Jüterbog vor und warf bei Zahna die Vorhut des preuß. 4. Korps (Tauenzien) unter Dobschütz nach tapferm Widerstande zurück, worauf dies Korps bei Jüterbog lagerte. General Bülow (s. d.), der mit dem 3. Korps dem franz. Lager vor Wittenberg gegenüber gestanden, brach auf die Nachricht vom Vormarsch der Franzosen auf, um dem Feinde bei weiterm Vordringen in Flanke und Rücken zu fallen; nur die Brigade Borstell wurde auf Befehl des Kronprinzen von Schweden bei Kropstädt zurückgelassen. Bülows Truppen biwakierten 4 km vom Feinde ohne Wachtfeuer. Am Morgen des 6. Sept. ließ Ney, welcher keine Schlacht erwartete, seine Korps getrennt gegen Jüterbog aufbrechen. Tauenzien bemerkte den Staub der Marschkolonnen und marschierte rechts ab, um sich Bülow zu nähern, mußte aber Front gegen das 4. franz. Korps (Bertrand) machen, das schon die Aa bei Rohrbeck und D. überschritten hatte. So begann die Schlacht; 4 Stunden lang hielt sich Tauenzien gegen die Übermacht. Als er zu weichen begann, erschien Bülow bei Niedergersdorf in der linken Flanke des Feindes. Ney warf das gerade herankommende 7. Korps (Reynier) von Rohrbeck nach Niedergersdorf gegen Bülow. Hier entspann sich nun ein heftiger Kampf, der sich immer mehr nach D., später nach Gölsdorf hinzog. Tauenzien hatte unterdessen durch seine ganze Kavallerie einen erfolgreichen Angriff machen lassen und die feindliche geworfen; Bertrand wurde gegen die Aa zurückgedrängt, wo man um Rohrbeck und D. heftig kämpfte. Auch das 7. franz. Korps begann zurückzugehen, als das 12. (Oudinot) hier eintraf. Nun standen bei Gölsdorf 47 franz. und sächs. Bataillone gegen 11 preußische und die Schlacht schien verloren. Da rückte preußischerseits General Borstell, dem Befehle des Kronprinzen von Schweden entgegen, zur Unterstützung an und griff Gölsdorf an. Noch war die Übermacht des Feindes groß; aber Ney, der beim 4. Korps sich befand, rief das 12. im entscheidenden Augenblick vom linken Flügel ab, um das geschlagene 4. aufzunehmen. Die Verteidigung von Gölsdorf wurde den Sachsen überlassen, die nach einem kurzen, blutigen Kampfe daraus verdrängt wurden, da Bülow noch von den Russen 2 Husarenregimenter, 2 Jägerbataillone und 2 Batterien, sowie eine schwedische Batterie zur Verstärkung erhalten hatte. Das 12. franz. Korps wurde in die Flucht des 4. verwickelt, die franz. Kavallerie, die noch einmal zur Deckung des Rückzugs vorgehen mußte, geworfen und der Rückzug des Heeres wurde zur Flucht. Für den Sieg erhielt General Bülow den Beinamen «von Dennewitz».

Dennis (John), engl. Dramatiker und Kritiker, geb. 1657 zu London, empfing seine Bildung zu Harrow und Cambridge und reiste dann durch Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr schloß er sich den hervorragendsten polit. und litterarischen Kreisen Londons an und zählte Dryden, Congreve, Wycherley, Addison u. a. zu seinen Freunden, verdarb es aber mit den meisten derselben durch seine schonungs- und maßlose Kritik. Doch gebührt ihm das Verdienst, daß er zuerst der Kritik zu einer selbständigen Stellung in der engl. Litteratur verhalf. Hervorragend sind unter seinen Kritiken namentlich diejenigen über Addisons «Cato» und über Popes «Essay on Criticism», in welchem letztern er zuerst angegriffen und dadurch zu scharfer Erwiderung herausgefordert worden war. Pope rächte sich, indem er ihm eine Stelle in der «Dunciade» anwies. Seine Dramen («Plays», Lond. 1697—1720) erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit und sind teilweise nur Bearbeitungen älterer Stücke; so «The comical gallant» und «The invader of his Country» (nach Shakspeares «Lustigen Weibern» und «Coriolan»). Seine «Select Works» erschienen 1718 in zwei Bänden. Im Alter erblindet, starb er 6. Jan. 1734 in Dürftigkeit.

Denobilitieren (neulat.), des Adels berauben; Denobilisation, Entziehung des Adels.

Denominatio (lat., Denomination, Benennung, Ernennung zu einem Amte), in der Rhetorik ein Tropus, welcher entsteht, wenn eine Person, statt mit ihrem eigenen Namen, mit dem Gentilnamen, dem Patronymicum u. dgl., bezeichnet wird, z. B. der Macedonier statt Philippus, der Pelide statt Achilles. Im kirchlichen Sinne versteht man, besonders in Nordamerika, unter Denomination eine kirchliche Partei oder Sekte. Denominieren, benennen, ernennen.

Denon (Dominique Vivant, Baron), franz. Künstler und Kunstkenner, geb. 4. Jan. 1747 zu Châlons-sur-Saône, wurde in Paris, wohin er sich in der Absicht begeben, die Rechte zu studieren, durch Talente und Neigung dem Studium der bildenden Künste zugeführt. Er machte Glück in der Gesellschaft und schrieb ein Lustspiel «Le bon père» (1769), das insbesondere den Damen gefiel. Ludwig XV., der ihn lieb gewonnen hatte, ernannte ihn zum Gentilhomme ordinaire du roi und gab ihn der Gesandtschaft zu Petersburg bei. Sodann erhielt er eine Sendung in die Schweiz, wo er Voltaires Porträt und das bekannte «Le déjeûner de Ferney» zeichnete. Hierauf bekleidete er sieben Jahre hindurch eine Stelle bei der franz. Gesandtschaft zu Neapel. Während seines Aufenthalts in Süditalien verband er sich mit dem Abbé Saint-Non zur Herausgabe der «Voyage pittoresque de Naples et de Sicile» (Par. 1788) und schrieb noch eine besondere «Voyage en Sicile» (Par. 1788). Nachdem er die diplomatische Laufbahn aufgegeben, lebte er eine Zeit lang in Venedig, dann in Florenz und in der Schweiz, worauf er nach Frankreich zurückkehrte und sich besonders der Kupferstecherei widmete. Als Bonaparte nach Italien und später nach Ägypten ging, begleitete er diesen und bearbeitete dann das verdienstliche Werk «Voyage dans la Basse- et la Haute-Égypte» (2 Bde., Par. 1802, und 3 Bde. mit einem Atlas in Fol.; nachgedruckt in London mit verbessertem Text, 2 Bde.). Auch hatte er als Mitglied des Ägyptischen Instituts bedeutenden Anteil an der von diesem herausgegebenen «Description de l'Égypte». Von Bonaparte zum Generalinspektor der Museen ernannt, entwickelte er in dieser Stellung eine große Thätigkeit. Besonders erhielt er den Auftrag, in den eroberten Ländern die Kunstschätze auszuwählen, welche als Siegestrophäen nach Paris geführt werden sollten. Nach der ersten Restauration behielt er seine Ämter, die er nach der zweiten verlor, weil er sich 1815 dem zurückkehrenden Kaiser wieder genähert hatte; doch blieb er Mitglied des Instituts. Seitdem lebte er zurückgezogen und beschäftigte sich mit der Heraus-

gabe der «Monuments des arts du dessin chez les peuples tant anciens que modernes» (beendet von Amaury Duval, 4 Bde., Par. 1829, mit 315 Tafeln in Fol.). D. starb zu Paris 27. April 1825.

Dénouement (frz.), Entwickelung, Lösung (namentlich im Drama).

De novo (lat.), von Neuem.

Densiméter oder Dichtenmesser nennt man diejenigen Aräometer (s. d.), deren Skalen die Dichten direkt anzeigen, ohne daß man diese erst, wie bei den andern Aräometern, zu berechnen braucht.

Dent, d. h. Zahn, ist in der franz. Schweiz und in Savoyen der charakteristische Name scharfkantiger, kegelförmiger Berggipfel, welche oft mit nadelähnlicher Spitze endigen und dann auch wohl Aiguilles (s. d.), Nadeln (wie in Skandinavien Tinde), genannt werden, während man sie in der deutschen Schweiz als Hörner bezeichnet. Die bekanntesten dieser Spitzen sind die D. de Jaman (1879 m) an der Grenze der Kantone Waadt und Freiburg mit herrlicher Rundsicht auf die Alpen und den Genfersee; die D. de Morcles (2980 m), der südwestl. Eckpfeiler der berner Alpen am Rhônedurchbruch von St. Moritz, gegenüber der D. du Midi (3185 m); die D. du Nivolet (1558 m), 7 km nordöstlich von Chambéry; die D. d'Oche (2434 m) in der savoyischen Landschaft Chablais südlich vom Genfersee; die D. Parassée (3700 m) nördlich von Lans le Bourg in der savoyischen Landschaft Maurienne; die D. de Vaulion im Jura (1486 m), mit prachtvoller Aussicht über das Waadtland, den Genfersee, den Montblanc u. s. w. Die höchsten Felszähne enthalten die Penninischen oder Walliser Alpen, wie die D. d'Hérens (4180 m) und die D.-Blanche (4364 m); letztere ward 18. Juli 1862 zum erstenmal erstiegen von den Engländern Kennedy und Wigram; erstere 12. Aug. 1863 von Hall, Grove, Macdonald und Woodmaß.

Dentágra (lat.-grch.), Zahngicht.

Dentáles (vom lat. dens, d. i. Zahn), Zahnlaute, s. unter Laut.

Dentátus (Manius Curius) s. Curius Dentatus.

Dentelieren (frz.), auszahnen, auszacken; dentelierte Arbeit (dentelure), ausgezackte Arbeit, Spitzen, Kanten (dentelles).

Dentilia, Landschaft der Mandingo (s. d.).

Dentist (frz. und engl.), Zahnarzt.

Dentition (lat.), Zahndurchbruch, s. u. Zahn.

Denton, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, 4 km südlich von Ashton-under-Lyne, nahe dem Flusse Tame, an der Eisenbahn Manchester-Sheffield, mit (1881) 7660 E. Man gewinnt Steinkohlen und fabriziert Hüte.

Denture (frz.), Zahnwerk, Gebiß.

Denudieren (lat.), entblößen; Denudation, Entblößung.

Denunziat (lat.), s. unter Inkulpat.

Denunziation heißt die einem Gericht gewöhnlich ohne dessen Aufforderung gemachte Anzeige (s. d.), daß der Thatbestand eines Verbrechens oder Spuren eines solchen vorliegen, ingleichen daß eine bestimmte Person der Thäter oder wenigstens verdächtig sei. Von der Anklage (s. d.) im ältern Sinne unterscheidet sich die D. dadurch, daß sie das Gericht zur selbsteigenen Weiterverfolgung der angegebenen Spuren bestimmt, während bei der Anklage die Beibringung der Beweise durch den Ankläger abgewartet wird. In diesem Sinne ist die D. schon im kanonischen Recht als genügender Veranlassungsgrund eines besondern Verfahrens ex officio betrachtet. Rücksichtlich der notwendigen Prüfung der Glaubwürdigkeit der D. sind von Wichtigkeit die Unterscheidungen der D. in öffentliche, resp. amtliche, und Privatanzeigen, in notwendige (z. B. Anzeige bevorstehender schwerer Verbrechen, Reichsstrafgesetzbuch §. 139) und freiwillige, namentliche und anonyme. Allgemeine Regel für die anzuratende zweckmäßige Verwendung der D., besonders dafür, ob der Denunziant als Zeuge zu gebrauchen, ob er sofort zu vereiden, ob ihm Verschweigung seines Namens zuzusichern u. s. w., lassen sich nicht aufstellen. Jedenfalls hat der Denunziant als solcher keine prozessualischen Parteirechte noch Pflichten. Die wissentlich falsche D. bildet ein besonders hervorgehobenes Vergehen (Reichsstrafgesetzbuch §§. 164, 165). Vgl. Ortloff, «Lehrbuch der Kriminalpolizei» (Lpz. 1881).

Im röm. Strafprozesse kam die denuntiatio testimonii seitens des Anklägers und Angeklagten vor. Im Civilrechte spricht man bei Entwährungsansprüchen (Eviktion) einer gekauften Sache von der in vielen Fällen notwendigen denuntiatio litis (Streitverkündigung) an den Verkäufer (Auktor), ebenso von der Verbindlichkeit des Cessionars zu D. an den debitor cessus, wenn der letztere nicht noch rechtsgültig soll an den ursprünglichen Gläubiger (Cedenten) zahlen dürfen, und endlich nach röm. Rechte von D. des Pfandgläubigers an den Pfandschuldner, er werde bei ausbleibender Zahlung den Verkauf des Pfandobjekts bewirken, welcher Verkauf jedoch erst zwei Jahre nach geschehener denuntiatio geschehen durfte.

Denuschka, russ. Münze, s. Denga.

Denver, Hauptstadt des County Arapahoe und zugleich des Staates Colorado in den Vereinigten Staaten von Amerika, in prachtvoller und gesunder Lage an der Mündung des Cherry-Creek in den Plattefluß, 19 km östlich vom Fuße der Felsengebirge, 1592 m über dem Meere, entstand aus einem Lagerplatze von Goldgräbern, die seit 1858 dorthin geströmt waren, und hat sich durch die Entdeckung reicher Gold- und Silberminen in den nahen Bergen zu einer der bedeutendsten Städte des Westens erhoben. Die Einwohnerzahl, welche 1870 erst 4759 Seelen betrug, war 1880 auf 35 629 gestiegen (21 539 Männer und 14 090 Frauen; 26 924 Inländer und 8705 Ausländer; 34 344 Weiße, 1046 Neger, 238 Chinesen und 1 Indianer). Dieselbe hatte sich mithin 1870—80 um 614 Proz. vermehrt. D. hat regelmäßige, breite Straßen, zahlreiche öffentliche Gebäude und stattliche Geschäftshäuser. Fünf Eisenbahnen treffen hier zusammen: die Kansas-Pacific, die D.-Pacific, die Colorado-Central, die Boulder-Valley und D. und Rio Grande. D. ist der Mittelpunkt des Handels für den ganzen Bergwerksbezirk, hat bereits eine Wasserleitung, Kanalisation (seit 1881) und Gasbeleuchtung, eine Zweigmünze der Vereinigten Staaten, mehrere Kirchen, Zeitungen und Banken, ein Theater und eine Bibliothek.

Denzel (Bernh. Gottlieb), Pädagog, geb. zu Stuttgart 29. Dez. 1773, studierte Theologie, war zuerst Hauslehrer und wurde schon als solcher mit Pestalozzi bekannt; 1806 wurde er Pfarrer in Pleidesheim am Neckar und begann dort seine hervorragende, der Volksschule gewidmete Thätigkeit. Im J. 1811 wurde er Vorstand des neuerrichteten Schullehrerseminars in Eßlingen, 1816 zur Einrichtung einer gleichen Anstalt nach Idstein berufen,

kehrte aber bald in seine Heimat zurück und erhielt dort 1832 den Titel eines Prälaten. Seine Hauptschrift ist die «Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichtslehre» (3 Bde., Stuttg. 1814—22). Er starb 13. Aug. 1838.

Denzinger (Franz Joseph), Architekt, geb. 24. Febr. 1821 in Lüttich, wo sein Vater, welcher 1831 nach Deutschland zurückkehrte, längere Zeit Universitätsprofessor war. D. studierte in Würzburg, dann an der Polytechnischen Schule und an der Akademie in München und ergänzte seine architektonischen Studien auf mehrern größern Reisen durch Österreich, Deutschland, Belgien und Frankreich, welche er zum Zwecke der Erforschung der mittelalterlichen Bauweise unternahm. Er trat dann in den bayr. Staatsbaudienst und wurde 1854 als Civilbauingenieur bei der königl. Kreisregierung in Regensburg angestellt. Als sich Ende der fünfziger Jahre ein Verein zum Ausbau des Doms zu Regensburg unter dem Protektorat des Königs von Bayern bildete, wurde D. zum Dombaumeister ernannt und leitete die Dombauarbeiten von 1859 bis 1872. Der Ausbau der Türme, welche nur die Höhe des Kirchendaches erreicht hatten, als im Anfang des 16. Jahrh. der Dombau ins Stocken geriet, ist sein Werk. Auch das Kreuzschiff, dem die Dachgiebel fehlten, hat D. fertig gestellt. Als 1869 die Türme des Doms zu Regensburg vollendet waren, wurde D. von der Stadt Frankfurt a. M. zur Wiederherstellung des durch Brand zerstörten Kaiserdoms und zur Vollendung des unfertigen Pfarrturms berufen. Später trat er wieder in den bayr. Staatsdienst zurück und lebt seit 1880 als Regierungs- und Kreisbaurat in Bayreuth. Außer den genannten Bauten zählen noch zu den Werken D.s: die Wiederherstellung der eingestürzten Kirche in Burghausen, das Chemische Laboratorium der Universität in Erlangen, das Gebäude für ein städtisches Archiv und die Kunstsammlung in Frankfurt a. M., die Dreikönigskirche in Sachsenhausen bei Frankfurt a. M., die Badebauten auf der Saline Kissingen, die Restauration der Kirche in Kiedrich (Rheingau), die Restauration der Stiftskirche in Aschaffenburg und der Georgskirche in Nördlingen.

Denzlingen, Dorf im Großherzogtum Baden, Amt Emmendingen, an der Glotter und der Eisenbahn Heidelberg-Basel, zählt (1880) 1466 E., welche guten Wein (Glotterthäler) bauen. In der Nähe liegt auf einem Hügel die alte Burg Hachberg.

Deo annuente, oder **favente,** oder **juvante** (lat.), mit Gottes Segen oder Hilfe.

Deoband, Stadt in den indobrit. Nordwestprovinzen, Distrikt Saharanpur, an der Eisenbahnlinie Agra-Lahore, zählt 19868 E.

Deodand (von Deo dandum, d. h. Gott zu geben, Gott anheimgefallen) hieß im ältern engl. Recht ein wegen eines verursachten Schadens verfallenes Gut, z. B. das Tier, welches einen Menschen getötet, das Haus, bei dessen Einsturz jemand getötet worden war. Der betreffende Gegenstand wurde zu einem wohlthätigen Zweck (daher der Name) früher der Krone, später dem Beschädigten oder dessen Erben zugesprochen.

Deodaraceder oder indische Ceder, s. **Ceder.**

Deo favente, s. Deo annuente.

Deo gratias (lat.), Gott sei Dank!

Deo juvante, s. Deo annuente.

Déols, Bourg de Déols oder Bourg Dieu, Flecken im franz. Depart. Indre, Arrondissement Châteauroux, 1 km nördlich von diesem, das die Indre davon trennt, am Zusammenflusse dieser und des Angolin oder Fontainesbaches, zählt (1876) 2334, als Gemeinde 2650 E. Der Ort hat noch Reste von Befestigungen aus dem 14. Jahrh. und von einer Abtei aus dem 10. Jahrh.; in der Krypta ist das Grab des heil. Ludre oder Lusor, mit Basreliefs, angeblich aus dem 5. Jahrh. D. ist das alte Dolum, welches schon im 3. Jahrh. vorhanden war; im 9. Jahrh. war es Hauptstadt von Niederberri. Ebles der Ältere gründete 917 die Abtei; sein Sohn Raoul baute seine Residenz Château-Raoul auf dem andern Ufer der Indre. Nach dem Aussterben der Déols 1176 nahmen die ihnen nachfolgenden Chauvigny den Namen Grafen von Châteauroux an. Nachdem die Normannen die Abtei zerstört hatten, ward dieselbe 992 neu erbaut; sie war der Lieblingsaufenthalt der Päpste, wenn dieselben in Frankreich waren; der Prinz von Condé ließ sie 1622 eingehen und setzte an die Stelle ein Kapitel, das bis 1790 Bestand hatte. Vgl. Grillon des Chapelles, «Notice sur l'abbaye de D.» (1857).

Deontologie (grch.), die Lehre von dem Rechten, Erforderlichen, Pflichtenlehre.

Deoprag oder eigentlich Dewaprayaga, Stadt im indobrit. Tributstaat Garhwal, unter 30° 8′ nördl. Br. und 78° 39′ östl. L. von Greenwich, an dem Zusammenflusse des Alakhaude und des Bhagiratti, in 690 m Meereshöhe gelegen, hochberühmt wegen ihres sehr alten großartigen Tempels des Ramaschandra. Der Tempel soll, den brahminischen Überlieferungen nach, schon vor 10000 Jahren erbaut sein. Derselbe liegt im obern Teile der Stadt, auf einer 1,8 m hohen, 9 m langen und 6 m breiten Terrasse und besteht aus schwarzen behauenen, ohne allen Mörtel allein durch das eigene Gewicht zusammengehaltenen Steinen und zeigt die Gestalt einer in einer Kuppel endigenden Pyramide. Das Ganze wird von einem vorspringenden, viereckigen Dache umgeben. Der Eingang in das Innere ist an der Westseite. Ihm gegenüber, an der Ostseite der Tempelhalle, befindet sich das 2 m hohe, aus Stein gehauene Standbild von Ramaschandra, welches mit Ausnahme des Gesichts rot gefärbt ist, und vor diesem ein ehernes Bild der Garuda in der Haltung eines die Gottheit Anbetenden. Der ganze Tempelbau ist 24 m hoch. Unterhalb der Terrasse befindet sich ein Tempel des Mahadewa. D. ist ein sehr berühmter, für heilig gehaltener, von zahlreichen Pilgern besuchter Wallfahrtsort, einer von den fünf, in den Shastras aufgezählten Prayags oder Stromeszusammenflüssen. Hauptzweck der Wallfahrt nach D. ist die Entsündigung durch Baden in drei in den Fels gehauenen Kundas genannten Bassins, die etwas unter dem Niveau des Flusses gelegen sind, welcher hier zu reißend ist, um das Baden in ihm zu verstatten.

Deosai, d. h. Götterebene, ein unbewohntes, merkwürdiges Hochland, welches Kaschmir von Balti oder Kleintibet trennt. Es ist eine wellige Ebene, aus welcher sich runde Granitköpfe erheben, umzogen von einem 4800—5000 m hohen Kranze von Schneegipfeln. Auf dieser 3660—4000 m hohen Ebene findet sich keine Spur von Vegetation. Die aus den Becken innerhalb der Schneelager und Gletscher kommenden smaragdgrünen Wasser durchfließen die Hochebene in gewundenen Rinnen und vereinigen sich zu einem Strome, dem Schigar, welcher an der Südostseite durch eine Depression austritt, um

in den Indus zu fließen. Wahrscheinlich ist das Thal ein altes Seebecken. Belebt ist es nur von zahllosen Murmeltieren. Aus ihm führt nach N. in Balti hinein ein 4757 m hoher, nach Kaschmir ein [illegible] m hoher Paß zur großen Handelsstraße von Iskardo nach Sirinagar.

Depa, *Depoh*, *Dipoh*, Längenmaß in Benkulen im niederländ. Sumatra = 1 engl. Fathom oder 6 engl. Fuß = 1,8288 m; ferner ein kleines Feldmaß auf der britisch-hinterind. Insel Pinang oder Prince of Wales' Island von 4 Quadrathastas oder Quadratellen = 2¼ engl. Quadratfuß = 0,209 qm.

Departement (frz.) bedeutet zunächst die Abteilung, den Geschäftskreis, das Verwaltungsfach namentlich der Ministerien, sodaß man von einem D. des Kultus, der Justiz u.s.w. spricht und den ersten Beamten des Verwaltungszweigs den Departementschef nennt. Demnächst wendet man das Wort an zur Bezeichnung eines Landesdistrikts. Als es 1790 sich darum handelte, Frankreich zu einem administrativen Ganzen zu machen und die alten Provinzen, welche eigene Verfassungen, Rechte und Verwaltungen besaßen, aufzuheben, wurde das ganze Land auf Sieyès' Vorschlag in D. geteilt, welche die Grenzen der Provinzen nicht berücksichtigten und den Namen von Flüssen, Gebirgen, Küsten u. s. w. erhielten. Anfangs gab es 83 D., später, infolge der Vergrößerung Frankreichs, 140, nach der Restauration 86, seit 1860, durch Einverleibung von Savoyen und Nizza, 89, seit 1871 nach der Abtretung von Elsaß-Lothringen wieder 86 nebst einem Territorium (Belfort). Seit 1878 wird indessen das Territorium Belfort offiziell Département du Haut-Rhin genannt, sodaß Frankreich jetzt 87 D. hat.

Departieren (frz.), verteilen; *Departition*, Verteilung.

Depascieren (lat.), abweiden, abfressen.

Depauperieren (neulat.), verarmen; *Depauperation*, Verarmung.

Depeculation (lat.), Kassendiebstahl. (S. Peculat.)

Depellieren (lat.), vertreiben, verstoßen.

Dependieren (lat.), von jemand abhängen, abhängig sein; *Dependenz*, Abhängigkeit, Zubehör; *Dependenzen* (*Dependenzien*), soviel wie Pertinenzien (s. d.).

Depennieren (ital.), eine Rechnung mittels Durchstreichen austhun.

Dépense (frz.), Ausgabe, Kosten, Aufwand; *depensieren*, ausgeben, Aufwand machen.

Deperdieren (lat.), verlieren, verderben; *Deperditen*, Einbuße.

Depeschen (frz.) heißen zunächst die Schreiben, welche zwischen dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und den ihm unterstellten diplomatischen Agenten (Botschaftern, Gesandten, Konsuln u. s. w.) gewechselt werden. Einerseits sind sie Instruktionen, welche der Minister den Agenten erteilt, andererseits Berichte der Agenten an den Minister über alle Ereignisse von einiger Wichtigkeit, die auf das Verhältnis des Staats, von welchem der Agent gesandt ist, zu dem, in welchem er residiert, von Einfluß erscheinen, Mitteilungen über die Stimmung, Tendenzen und Lage der fremden Regierung u. s. w. Die D. vertreten auch zum großen Teil die Korrespondenz zwischen zwei Höfen, indem der Minister seine für den andern Hof bestimmten Mitteilungen an seinen Gesandten bei diesem Hofe richtet und den Gesandten zugleich beauftragt, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten am fremden Hofe die D. vorzulesen, oft auch in Abschrift mitzuteilen (dépêches à communiquer). Die Bezeichnung D. (Eilbrief, Eilbotschaft) empfingen diese diplomatischen Schreiben davon, daß sie auf schleunigstem Wege (durch Kuriere u. s. w.) befördert werden. Enthalten die D. geheime Mitteilungen, so pflegt man Geheimschrift zu verwenden (*chiffrierte D.*). Der Transport von D. an den Feind steht der Kriegskontrebande gleich und setzt insbesondere ein neutrales Schiff der Wegnahme und Konfiskation aus. In neuerer Zeit nennt man auch andere, auf schnellem Wege beförderte amtliche Schreiben sowie alle Mitteilungen auf telegr. Wege D. über diese *Telegraphischen Depeschen* (*Telegramme*) s. unter *Telegraphie*.

Depeuplieren (frz.), entvölkern.

Dephlegmator, s. unter *Dephlegmieren*.

Dephlegmieren nennt man in der Spiritusfabrikation eine Operation, durch welche bei der Destillation der vergorenen Maische dem Dampfgemisch durch partielle Kondensation ein großer Teil des Wassers und Fuselöls (welche zusammen das *Phlegma* oder den Lutter bilden) entzogen wird, während nur ein geringer Teil des Alkoholdampfes dabei verdichtet wird. Es geschieht in eigenen Apparaten, *Dephlegmatoren*, welche mit dem Destillationsapparat (s. d.) so verbunden werden, daß der Dampf, nachdem sein relativer Alkoholgehalt bereits durch Rektifikation angereichert worden ist, in diese eintritt, ehe er in den Kondensator gelangt. Die Dephlegmatoren werden in zwei verschiedenen Formen konstruiert: 1) Das *Pistoriussche Becken*, ein aus Kupferblech angefertigter, großer, linsenförmiger Hohlkörper, an seiner nach oben gekehrten Seite mit einem flachen Rande umgeben, wodurch hier ein flaches, zur Aufnahme von Wasser bestimmtes Becken gebildet wird. Der Dampf tritt unten durch einen Rohrstutzen ein, wird durch ein über dessen Öffnung befestigtes Diaphragma gezwungen, die ganze Wandfläche zu bespülen, und gelangt durch einen oben angebrachten Rohrstutzen entweder in ein zweites Pistoriussches Becken oder in den Kondensator. Teils durch Ausstrahlung, teils durch Ableitung an das das Becken bedeckende Wasser wird dabei dem Dampfgemisch Wärme entzogen, wodurch der beabsichtigte Zweck erreicht wird. Dabei ist aber die Abkühlung so zu regeln, daß der Dampf immer eine etwas über dem Siedepunkt des Alkohols liegende Wärme behält, weil sonst zu viel Spiritus verdichtet werden würde, der mit dem niedergeschlagenen Lutter rektifiziert werden müßte. 2) Der *Röhrendephlegmator*, auf gleichem Prinzip wie der vorige Apparat beruhend, besteht aus einem System vertikaler Röhren, welche von einem Wassermantel umhüllt sind. Das Dampfzuleitungsrohr tritt oben in das Röhrensystem ein, der Dampf kommt mit einer sehr großen Kühlfläche in Berührung, der sich dabei niederschlagende Lutter fließt in den Röhren herab und in den Destillationsapparat zurück, während der angereicherte Dampf zum Kondensator strömt. Bezüglich der Innehaltung der Temperatur des Kühlwassers gilt hier dasselbe wie beim Pistoriusschen Becken.

Dephlogistisieren heißt von Phlogiston befreien, s. *Phlogiston*.

Depilieren nennt man in der Gerberei die Entfernung der Haare von der zu gerbenden Haut. Es geschieht entweder durch Einweichen in Kalkmilch,

oder durch das sog. Schwitzen, oder durch Behandlung mit Rhusma, d. i. eine Lösung von Schwefelcalcium, welche erhalten wird, indem man 9 Teile Kalk und 1 Teil Operment (gelbes Schwefelarsen) mit Wasser anrührt.

Depingieren (lat.), abmalen, schildern.

Deplacieren (Verdrängen), eine in der pharmaceutischen Technik, bei der Anfertigung der Extrakte, häufig angewendete Methode, welche eine möglichst vollständige Erschöpfung der zu extrahierenden Substanz unter Anwendung relativ geringer Mengen des Lösungsmittels gestattet. Namentlich die ätherischen Extrakte lassen sich vorteilhaft nach diesem Verfahren gewinnen. Der dazu dienende Apparat ist in nachstehender Figur dargestellt. Ein solcher Deplacier-Apparat besteht aus einem länglichrunden, trichterförmigen Gefäß,



dessen durch einen Baumwollbausch locker verstopftes Ablaufrohr mittels eines durchbohrten Korkes auf der zur Aufnahme des Extraktes bestimmten Flasche befestigt ist. Ein in denselben Kork eingesetztes enges Rohr läßt die eingeschlossene Luft entweichen; steht eine Saugvorrichtung zur Verfügung, so ist dies Rohr zweckmäßig mit derselben zu verbinden. Die zu extrahierende Substanz wird mit Äther zum dünnen Brei angerührt, in das Trichtergefäß gespült, worauf man das erste Extrakt abtropfen läßt, eventuell unter Zuhilfenahme der Saugvorrichtung, und dann frischen Äther in kleinen Anteilen nachgießt, bis der letzte Aufguß ungefärbt abläuft oder nichts Lösliches mehr aufnimmt; zweckmäßig markiert man von vornherein an der Sammelflasche das Volumen der darzustellenden Extraktmenge, um sicher zu sein, bei der Extraktion nicht zu weit zu gehen.

Deplaisance (frz.), Abneigung, Widerwille; deplaisant, unangenehm, widerwärtig. Deplaisir (frz.), Unlust, Mißvergnügen.

Deplanieren (lat.), ebnen; De plano, obenhin, kurzweg, ohne Umstände.

Deplantieren (lat.), verpflanzen; Deplantation, Verpflanzung.

Deplorabel (lat.), bejammernswert.

Deployement, Deployieren, heißt die Entwickelung aus aufgeschlossener Kolonne zur Linie. Bei einigen Armeen wird aber auch jeder Aufmarsch als D. bezeichnet. Das Deployieren geschieht auf eine bestimmte Abteilung der Kolonne; diese bleibt stehen, die übrigen bewegen sich durch einen Flankenmarsch parallel der Grundlinie fort und rücken, eine nach der andern, sowie sie ihre Plätze erreichen, in die Linie ein. Infanterie deployierte früher, wenn sie eine Salve abgeben wollte; bei dem heute vorherrschenden Feuergefecht in zerstreuter Ordnung muß sie viel zeitiger aus der Kolonne zur Linie übergehen. Die Kavallerie deployiert zur Attacke stets, ebenso deployiert die Artillerie, wenn sie zur Eröffnung des Feuers, das sie nur in Linie abzugeben vermag, vorgezogen wird.

Deployieren, s. Deployement.

Depōnens heißt in der lat. Sprachlehre ein Zeitwort, welches zwar passive Form, aber aktive Bedeutung hat, sei diese nun transitiv (wie hortor, ich ermahne) oder intransitiv (wie morior, ich sterbe). Der Name stammt von deponere, d. i. ablegen, weil das D. gleichsam seine der passiven Form entsprechende Bedeutung abgelegt hat. Diese Zeitwörter hatten ursprünglich reflexive Bedeutung, wie das griech. Medium, z. B. aversor, ich verabscheue, eigentlich: ich wende mich (mit Abscheu) weg, proficiscor, ich reise fort, eigentlich: ich mache mich fort.

Deponent, s. unter Depositum.

Depopularisieren (frz.), dem Volk entfremden, der Volksgunst berauben.

Depopulieren (frz.), entvölkern; Depopulation, Entvölkerung.

Deport (frz.) ist im weitesten Sinne der Vorsprung, den zweitweise der Tageskurs eines Börsenpapiers im Bargeschäft vor dem Lieferungskurse desselben im Zeitgeschäft aufweist. Eine besondere Bedeutung hat der D., der an einem Liquidationstage mit Bezug auf die nächste Liquidation hervortritt. Derselbe fällt zusammen mit der Vergütung, welche die Verkäufer, die selbst die betreffenden Papiere gar nicht besitzen, denen zu entrichten haben, welche für sie eintreten und die Stücke liefern, indem sie dieselben für die nächste Liquidation billiger zurückkaufen. Der D. in diesem Sinne ist also eine Art von Leihgeld für Effekten, welches die Blanco-Verkäufer, die Spekulanten à la baisse, entrichten, um nicht vor der Zeit ihre Position aufgeben zu müssen. Den Gegensatz zum D. bildet der Report (s. d. und Differenzgeschäfte).

Deportation heißt die Wegführung von Verurteilten an einen entfernten, schwer zugänglichen Aufenthaltsort, welcher noch zu den Besitzungen des verurteilenden Staats gehört, unter Aberkennung der Ehren- und Bürgerrechte. Sie trat unter den röm. Kaisern an die Stelle des alten Exils (s. d.). Von den neuern Staaten hat namentlich England seit den Zeiten der Königin Elisabeth die vorübergehende oder lebenslängliche D. nach überseeischen Provinzen ausgebildet. Das nur auf sich bedachte Mutterland ersparte den Bau von Zuchthäusern und Gefängnissen, wenn es seine Verbrecher nach Nordamerika oder seit der Parlamentsakte von 1784 nach Vandiemensland und Neusüdwales (Botanybai) brachte, und konnte überdies die Entsendung von Zwangsarbeitern in die Kolonien, wo sie sich eine neue Lebensstellung zu gründen vermöchten, für eine menschenfreundliche Maßregel ausgeben. Mit der Zeit stieß jedoch das System bei den freien Einwanderern auf erbitterten Widerstand, da die Deportierten in jenen weiten, menschenleeren Gegenden schwer zu überwachen waren und bald ein höchst gefährliches Bevölkerungselement bildeten. Ein Gesetz vom 20. Aug. 1853 ließ daher statt 7—14jähriger D. Zwangsarbeit in England (personal servitude) eintreten und ermächtigte die Gerichte, selbst die lebenslängliche D. in gleiche Strafe zu verwandeln. Seit 1858 ward endlich die Transportation der Verbrecher nach den überseeischen Besitzungen Großbritanniens förmlich abgeschafft. Nur die Übersiedelung einer geringen Zahl von Sträflingen (convicts) nach Bermuda blieb stehen. Dem franz. Strafrechte war die D. schon vor der Revolution nicht fremd. Die Revolution brachte sie als vorübergehendes Sicherungsmittel für die Republik in entschiedene Aufnahme. Im Code pénal von

1810 erscheint hierauf die D. mit unter den schweren Strafen besonders für Verbrechen gegen die Sicherheit des Staats, gelangte aber während der Zeit des ersten Kaiserreichs wegen der Kriege mit England und dessen Übergewicht zur See nicht zur Anwendung. Nach Wiederherstellung des Königtums blieb die Strafe zwar bestehen, kam jedoch ebenfalls nicht zur Ausübung. Selbst nach der Julirevolution, bei der Revision des Strafgesetzes im J. 1832, ward die Strafe der D. nicht aufgehoben, sondern ihre Ausführung nur bis zur Gewinnung oder Einrichtung eines geeigneten Ortes verschoben.

Die republikanische Regierung von 1848 brachte die D. nach der Insurrektion vom 23. Juni als Sicherheitsmittel wieder in Aufnahme, und ein Gesetz vom 8. Juni 1850 substituierte sie der Todesstrafe. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 machte Ludwig Napoleon von der Maßregel in größter Ausdehnung Gebrauch. Ein Dekret vom 8. Dez. verhing die D. auch über alle Mitglieder von geheimen Gesellschaften und Verschwörungen und diejenigen, welche sich der wider sie ausgesprochenen Polizeiaufsicht entziehen würden. Im Jan. 1852 erfolgte auf eine zweite Verfügung des Präsidenten, ohne allen Richterspruch, die Wegführung einer großen Anzahl franz. Bürger, darunter die radikalsten Mitglieder der aufgelösten Nationalversammlung und andere Führer der Demokratie, nach Algier. Ein Dekret vom 27. März 1852 und das Gesetz vom 31. Mai 1854 substituierten hierauf der Zwangsarbeit in den Bagnos die Wegführung in die Strafkolonien Lambessa in Algier, Cayenne in Guayana und Neucaledonien, nach letzterm namentlich 1864—66 und besonders seit 1871. Eine Rückkehr nach Frankreich ist den Deportierten für immer untersagt; sie galten bis 1850 für bürgerlich tot, während jetzt, namentlich nach dem Gesetz vom 25. März 1873, ihre Lage nicht ungünstig zu nennen ist. Dieses Gesetz gestattet der Regierung, die déportés simples ganz oder teilweise von den Folgen der dégradation civique, die déportés dans une enceinte fortifiée von denjenigen der interdiction légale zu befreien. Es kann ihnen Vermögensverwaltung, auch Ausübung sonstiger bürgerlicher Rechte am Deportationsorte, sowie Ansiedelung außerhalb desselben, auch Landerwerb für sich und die zum Teil auf Staatskosten hinübergeschafften Angehörigen gewährt werden. Arbeitszwang findet nur bei den sog. Transportierten (Gesetz vom 30. Mai 1854) statt; diese müssen bei Verurteilung bis zu acht Jahren eine gleiche Zeit hindurch in der Kolonie bleiben, während alle andern dauernd daselbst verbleiben. Seit neuester Zeit befürwortet man auch die Ausdehnung der Transportationsstrafe auf unverbesserliche Rückfällige.

Über die in Rußland übliche D. nach Sibirien lauten die Urteile sehr verschieden. Einzelne halten sie für unbrauchbar als Strafe, unsittlich als Mittel der Kolonisation, im Widerspruch mit der Aufgabe der Besserung und dem Wesen der Rechtspflege, dem Mutterstaate keine Sicherheit gewährend, die Sicherheit der Kolonie gefährdend und höchst kostspielig. Spanien beabsichtigt, nach den afrik. Presidios und nach den Philippinen zu deportieren, Portugal nach Mozambique. Der deutschen Gesetzgebung ist die D. fremd; doch hat man sich in Deutschland, ähnlich wie in Italien, neuerdings vielfach für die D. ausgesprochen. Sehr geteilt waren die Meinungen über Vorzüge und Nachteile der D. auf dem stockholmer Kongreß von 1878.

Litteratur: Holtzendorff, «Die D. als Strafmittel in alter und neuerer Zeit» (Lpz. 1859); «Vicomte d'Haussonville, «Les établissements pénitentiaires en France et aux colonies» (Par. 1875); Fabri, «Bedarf Deutschland der Kolonien?» (Gotha 1879); Desportes und Lefébure, «La science pénitentiaire au congrès de Stockholm» (Par. 1880); Foinitzki, «Die D. im Westen in ihrer geschichtlichen Entwickelung und ihrem gegenwärtigen Zustande» (russisch; Petersb. 1881); Bertheau, «De la transportation des récidivistes incorrigibles» (Par. 1882).

Deportgeschäft, s. unter Zeitkauf.

Depositar, s. unter Depositum.

Depositenbanken heißen im Gegensatze zu den ältern reinen Girobanken (s. d.) und den Notenoder Emissionsbanken diejenigen Kreditvermittelungsanstalten, welche ihrerseits Kredit nehmen, indem sie «Depositen zur Benutzung» (irreguläre Depositen) annehmen, über deren Beträge die Einleger entweder zu jeder Zeit, namentlich durch Checks (s. d.), oder nach vereinbarten kurzen Kündigungsfristen verfügen können. Die Einzahlungen erfolgen übrigens keineswegs bloß in Bar, sondern auch durch Gutschrift von Wechseln und Checks. Man kann gegenwärtig zur Klasse der D. alle Handelsbanken rechnen, die nicht das Recht der Notenausgabe besitzen. (S. Banken.)

Depositenwesen bezeichnet diejenigen Einrichtungen der Staatsverwaltung, welche sich auf Annahme, Aufbewahrung, Verwaltung und Zurückgabe der Depositen bei öffentlichen Kassen beziehen. Die Gründe, welche zur Hinterlegung von Wertobjekten bei öffentlichen Kassen führen, sind überaus zahlreich und von höchst mannigfacher Natur. (S. Deposition.) In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle sind es privatrechtliche Ansprüche oder Verpflichtungen, welche zur Deposition Anlaß geben, und daraus erklärt es sich, daß vorzugsweise die Gerichte als Behörden der Depositalverwaltung bestimmt worden sind. Eine umfassende Regelung hat dieser Geschäftszweig der Gerichte durch die preuß. Depositalordnung vom 15. Sept. 1783 erhalten, deren schwerfällige und auf übertriebenem Mißtrauen beruhende Vorschriften durch die Verordnung vom 18. Juli 1849 vereinfacht worden sind. Nach diesen Gesetzen gab es bei den Gerichten zwei getrennte Depositorien, das Judizialdepositorium und das Pupillardepositorium. Bei dem erstern wurden alle Wertobjekte verwaltet, deren Hinterlegung durch einen Rechtsstreit oder durch Ungewißheit des wahren Eigentümers einer Sache oder Forderung veranlaßt wurde; bei dem letztern alle Vermögensstücke, welche der Eigentümer nicht selbst verwalten oder verrechnen konnte oder durfte, insbesondere das Vermögen der Mündel. Gegenstände der Depositalverwaltung sind Gelder, Wertpapiere, Kostbarkeiten und Urkunden. Die Verwaltung erfolgte teils in getrennter Rechnung und Buchführung für den einzelnen Hinterleger (Spezialdepositorium) oder im Namen und für Rechnung des gesamten bei diesem Gericht vorhandenen Judizial- oder Pupillardepositenfonds (Generaldepositorium). Die Verwaltung war drei Beamten übertragen, nämlich zwei Kuratoren und einem Rendanten, von denen jeder einen Schlüssel zu dem mit drei verschiedenen Schlössern versehenen eisernen Depositalschranke

führte. Jährlich fand eine ordentliche und mindestens eine außerordentliche Kassenrevision statt. Für Verluste hafteten die Beamten, wenn sie dieselben durch genaue Beobachtung der Vorschriften über die Depositenverwaltung und Anwendung der gewöhnlichen Aufmerksamkeit hätten abwenden können; den zufälligen Schaden, der trotz pflichtmäßiger Anwendung aller Vorsicht entstand, trug der Eigentümer. Eine Haftung des Fiskus bestand nicht. Die zum Depositorium gelangenden Gelder mußten zinsbar angelegt werden, entweder durch Belegung bei der königl. preuß. Bank, oder durch Ankauf depositalmäßiger Wertpapiere, oder durch Ausleihung gegen depositalmäßige (pupillarisch sichere) Hypotheken nach Maßgabe der hierüber erlassenen sehr detaillierten Bestimmungen. In andern deutschen Staaten war das gerichtliche D. in ähnlicher Art geordnet. Mit diesem System waren schwerwiegende Nachteile verbunden. Den Gerichten war eine umfangreiche Vermögensverwaltung übertragen, zu welcher sie ungeeignet waren; den mit diesen Geschäften betrauten Richtern war eine pekuniäre Verantwortlichkeit auferlegt, die sie unter Umständen wirtschaftlich zu Grunde richtete und in allen Fällen schwer drückte; die Verwaltung war schwerfällig, weitläufig und schablonenhaft, dabei verhältnismäßig sehr kostspielig.

In vollem Gegensatz hierzu steht das französische System des D. Durch Art. 110 des Gesetzes vom 28. April 1816 wurde für ganz Frankreich eine allgemeine Depositenkasse (caisse des dépôts) eingerichtet, deren Befugnisse und Organisation durch die Ordonnanz vom 3. Juli 1816 geregelt wurden. In diese Kasse sind einzuzahlen alle Gelder, deren Hinterlegung aus irgend einem gesetzlichen Grunde verlangt oder angeordnet werden kann, mag der Grund ein civilrechtlicher, prozessualischer oder verwaltungsrechtlicher sein. Durch eine besondere Ordonnanz vom gleichen Tage wurde die Depositenkasse ermächtigt, freiwillige Hinterlegungen von Geld von Privatleuten anzunehmen, und es wurde den Verwaltungskörpern, Gemeinden und allen gemeinnützigen Anstalten die Befugnis erteilt, bei der Depositenkasse die Gelder zu hinterlegen, welche auf Grund der jährlichen Finanz- und Steuergesetze zur Verfügung stehen, sowie auch Beträge, welche von ihren ordentlichen und außerordentlichen Einkünften, Einnahmeüberschüssen und andern ähnlichen Ursachen herrühren. Die staatliche Depositenkasse ist für die von ihren Beamten in Empfang genommenen Summen verantwortlich; sie trägt alle Kosten und Gefahr in Betreff der Bewachung, Bewahrung und Verwaltung der deponierten Gelder. Bei gesetzlich vorgeschriebenen Hinterlegungen werden für die ersten 60 Tage, bei freiwilligen Hinterlegungen für die ersten 30 Tage keine Zinsen gezahlt; von da ab werden für die hinterlegten Beträge 3 Proz. jährlicher Zinsen vergütet. Die Rückzahlung erfolgt zehn Tage, nachdem das Zahlungsbegehren bei dem Vorsteher der Kasse gestellt ist. Die Verwaltung der Depositenkasse steht unter der Aufsicht der durch Art. 99 des Gesetzes vom 28. April 1816 eingesetzten Kommission und ressortiert vom Finanzministerium. Durch ein Gesetz vom 31. März 1837 wurden ihr auch die Sparkassengelder zugewiesen, durch Gesetz vom 15. Juli 1850 die Gelder der Hilfsgenossenschaften auf Gegenseitigkeit, wenn sie den Betrag von 1000, resp. 3000 Frs. übersteigen. Dieses franz. System gilt zur Zeit in Elsaß-Lothringen mit der Maßgabe, daß an die Stelle der caisse des dépôts die Aktiengesellschaft für Boden- und Kommunalkredit in Straßburg unter Kontrolle der Landesregierung und Haftung der Staatskasse getreten ist. Die Vorteile dieses Systems bestehen in seiner ungemeinen Einfachheit und Bequemlichkeit, in der Entlastung aller Gerichte und Verwaltungsbehörden von Geschäften der Vermögensverwaltung, in der Konzentrierung aller zur Hinterlegung gelangender Kapitalien. Dagegen besteht die Sicherheit der hinterlegten Beträge ausschließlich in dem Kredit des Staats, und die deponierten Summen bilden eine schwebende Schuld von enormer und stets wachsender Höhe. Das ganze Vermögen der Kommunalverbände, der Gemeinden, der Sparkassen und Hülfskassen, der gemeinnützigen Anstalten steht in Gefahr, bei finanziellen Schwierigkeiten des Staats in Mitleidenschaft gezogen zu werden und verloren zu gehen, und alle gesetzlichen Vorschriften, die eine Hinterlegung von Geldern anordnen, enthalten zugleich eine gesetzliche Nötigung, dem Fiskus einen ungedeckten Kredit zu gewähren.

Unter dem Einfluß dieses franz. Systems ist in neuerer Zeit auch in Preußen das D. umgestaltet worden. Durch die Vormundschaftsordnung vom 5. Juli 1875 hörte die Hinterlegung der Mündelgelder beim Gericht auf; mit dem 1. Jan. 1876 wurden die sämtlichen Pupillardepositorien aufgelöst und die Vermögensbestände aller Generaldepositorien gingen in das Eigentum des Staats über. Die Staatskasse haftete dem zum Empfang hinterlegter Gelder Berechtigten für das Kapital und die Zinsen. Die Rückzahlung durfte seitens des Staats vom 1. Jan. 1876 ab erfolgen. Mündelgelder, welche zu laufenden Ausgaben nicht erforderlich sind, welche aber in eigentlichen Anlagepapieren nach den obwaltenden Umständen nicht sofort angelegt werden können, sind nunmehr bei der Reichsbank oder bei öffentlichen, obrigkeitlich bestätigten Sparkassen vorläufig zinsbar zu belegen. Infolge der Einführung der Reichsjustizgesetze erwies sich auch eine Reform der sog. Judizialdepositorien erforderlich; dieselbe ist erfolgt durch die Hinterlegungsordnung vom 14. März 1879, welche an Stelle der Depositalordnung von 1783 getreten ist. Ihre Tendenz ist darauf gerichtet, die Depositalverwaltung den Gerichten soviel als möglich abzunehmen. Sie schreibt deshalb vor, daß bares Geld, Wertpapiere, die an den Inhaber bezahlt werden können, und Kostbarkeiten bei der Verwaltungsbehörde hinterlegt werden und daß die Verwaltung dieser Depositen den Bezirksregierungen obliegt; andere Gegenstände, also Mobilien, die nicht Kostbarkeiten sind, und Urkunden sind bei den Amtsgerichten zu hinterlegen. Außerdem kann in dringenden Fällen statt der Hinterlegung bei der Regierung die «vorläufige Verwahrung» beim Gericht gestattet werden. Die «Verwahrung» erfolgt auch bei barem Gelde ohne Vermischung mit anderm Gelde, woraus sich ergibt, daß keine Verzinsung stattfindet.

Deposition, eigentlich der Akt der Hinterlegung beweglicher Sachen im Hinterlegungsvertrag (s. Depositum), wird im engern Sinne als technischer Ausdruck für die Hinterlegung bei einer öffentlichen Behörde oder Anstalt verwendet. Rechtsgrund und Zweck der D. sind sehr verschieden; entweder hat der Schuldner ein Recht zur D., um sich von einer Verpflichtung zu befreien, oder es besteht eine Pflicht zur D. zum Zweck der Sicherheitsleistung

führte. Jährlich fand eine ordentliche und mindestens eine außerordentliche Kassenrevision statt. Für Verluste hafteten die Beamten, wenn sie dieselben durch genaue Beobachtung der Vorschriften über die Depositenverwaltung und Anwendung der gewöhnlichen Aufmerksamkeit hätten abwenden können; den zufälligen Schaden, der trotz pflichtmäßiger Anwendung aller Vorsicht entstand, trug der Eigentümer. Eine Haftung des Fiskus bestand nicht. Die zum Depositorium gelangenden Gelder mußten zinsbar angelegt werden, entweder durch Belegung bei der königl. preuß. Bank, oder durch Ankauf depositalmäßiger Wertpapiere, oder durch Ausleihung gegen depositalmäßige (pupillarisch sichere) Hypotheken nach Maßgabe der hierüber erlassenen sehr detaillierten Bestimmungen. In andern deutschen Staaten war das gerichtliche D. in ähnlicher Art geordnet. Mit diesem System waren schwerwiegende Nachteile verbunden. Den Gerichten war eine umfangreiche Vermögensverwaltung übertragen, zu welcher sie ungeeignet waren; den mit diesen Geschäften betrauten Richtern war eine pekuniäre Verantwortlichkeit auferlegt, die sie unter Umständen wirtschaftlich zu Grunde richtete und in allen Fällen schwer drückte; die Verwaltung war schwerfällig, weitläufig und schablonenhaft, dabei verhältnismäßig sehr kostspielig.

In vollem Gegensatz hierzu steht das französische System des D. Durch Art. 110 des Gesetzes vom 28. April 1816 wurde für ganz Frankreich eine allgemeine Depositenkasse (caisse des dépôts) eingerichtet, deren Befugnisse und Organisation durch die Ordonnanz vom 3. Juli 1816 geregelt wurden. In diese Kasse sind einzuzahlen alle Gelder, deren Hinterlegung aus irgend einem gesetzlichen Grunde verlangt oder angeordnet werden kann, mag der Grund ein civilrechtlicher, prozessualischer oder verwaltungsrechtlicher sein. Durch eine besondere Ordonnanz vom gleichen Tage wurde die Depositenkasse ermächtigt, freiwillige Hinterlegungen von Geld von Privatleuten anzunehmen, und es wurde den Verwaltungskörpern, Gemeinden und allen gemeinnützigen Anstalten die Befugnis erteilt, bei der Depositenkasse die Gelder zu hinterlegen, welche auf Grund der jährlichen Finanz- und Steuergesetze zur Verfügung stehen, sowie auch Beträge, welche von ihren ordentlichen und außerordentlichen Einkünften, Einnahmeüberschüssen und andern ähnlichen Ursachen herrühren. Die staatliche Depositenkasse ist für die von ihren Beamten in Empfang genommenen Summen verantwortlich; sie trägt alle Kosten und Gefahr in Betreff der Bewachung, Bewahrung und Verwaltung der deponierten Gelder. Bei gesetzlich vorgeschriebenen Hinterlegungen werden für die ersten 60 Tage, bei freiwilligen Hinterlegungen für die ersten 30 Tage keine Zinsen gezahlt; von da ab werden für die hinterlegten Beträge 3 Proz. jährlicher Zinsen vergütet. Die Rückzahlung erfolgt zehn Tage, nachdem das Zahlungsbegehren bei dem Vorsteher der Kasse gestellt ist. Die Verwaltung der Depositenkasse steht unter der Aufsicht der durch Art. 99 des Gesetzes vom 28. April 1816 eingesetzten Kommission und ressortiert vom Finanzministerium. Durch ein Gesetz vom 31. März 1837 wurden ihr auch die Sparkassengelder zugewiesen, durch Gesetz vom 15. Juli 1850 die Gelder der Hilfsgenossenschaften auf Gegenseitigkeit, wenn sie den Betrag von 1000, resp. 3000 Frs. übersteigen. Dieses franz. System gilt zur Zeit in Elsaß-Lothringen mit der Maßgabe, daß an di
der caisse des dépôts die Aktiengesellschaft f
den- und Kommunalkredit in Straßburg unt
trolle der Landesregierung und Haftung der
kasse getreten ist. Die Vorteile dieses S
bestehen in seiner ungemeinen Einfachheit u
quemlichkeit, in der Entlastung aller Gerich
Verwaltungsbehörden von Geschäften der
gensverwaltung, in der Konzentrierung al
Hinterlegung gelangender Kapitalien. D
besteht die Sicherheit der hinterlegten Beträ
schließlich in dem Kredit des Staats, und
ponierten Summen bilden eine schwebende
von enormer und stets wachsender Höhe. Da
Vermögen der Kommunalverbände, der Gem
der Sparkassen und Hülfskassen, der gemein
Anstalten steht in Gefahr, bei finanziellen S
rigkeiten des Staats in Mitleidenschaft gez
werden und verloren zu gehen, und alle gese
Vorschriften, die eine Hinterlegung von Geld
ordnen, enthalten zugleich eine gesetzliche Nö
dem Fiskus einen ungedeckten Kredit zu gew

Unter dem Einfluß dieses franz. Systems
neuerer Zeit auch in Preußen das D. umg
worden. Durch die Vormundschaftsordnun
5. Juli 1875 hörte die Hinterlegung der M
gelder beim Gericht auf; mit dem 1. Jan
wurden die sämtlichen Pupillardepositori
gelöst und die Vermögensbestände aller G
depositorien gingen in das Eigentum des
über. Die Staatskasse haftete dem zum E
hinterlegter Gelder Berechtigten für das
und die Zinsen. Die Rückzahlung durfte seit
Staats vom 1. Jan. 1876 ab erfolgen.
gelder, welche zu laufenden Ausgaben nich
derlich sind, welche aber in eigentlichen
papieren nach den obwaltenden Umstände
sofort angelegt werden können, sind nunm
der Reichsbank oder bei öffentlichen, obri
bestätigten Sparkassen vorläufig zinsbar zu b
Infolge der Einführung der Reichsjustizge
wies sich auch eine Reform der sog. Judizialde
rien erforderlich; dieselbe ist erfolgt durch die
legungsordnung vom 14. März 1879, we
Stelle der Depositalordnung von 1783 getre
Ihre Tendenz ist darauf gerichtet, die De
verwaltung den Gerichten soviel als möglic
nehmen. Sie schreibt deshalb vor, daß bares
Wertpapiere, die an den Inhaber bezahlt
können, und Kostbarkeiten bei der Verwal
behörde hinterlegt werden und daß die Verw
dieser Depositen den Bezirksregierungen
andere Gegenstände, also Mobilien, die nic
barkeiten sind, und Urkunden sind bei den
gerichten zu hinterlegen. Außerdem kann in d
den Fällen statt der Hinterlegung bei der Re
die «vorläufige Verwahrung» beim Gericht
werden. Die «Verwahrung» erfolgt auch bei
Gelde ohne Vermischung mit anderm Gelde
aus sich ergibt, daß keine Verzinsung stattfin

Deposition, eigentlich der Akt der Hinter
beweglicher Sachen im Hinterlegungsvertrag
positum), wird im engern Sinne als tec
Ausdruck für die Hinterlegung bei einer öffe
Behörde oder Anstalt verwendet. Rechtsgru
Zweck der D. sind sehr verschieden; entwe
der Schuldner ein Recht zur D., um sich vo
Verpflichtung zu befreien, oder es bestel
Pflicht zur D. zum Zweck der Sicherheits

(Kaufen). Das erstere ist der Fall, wenn der Gläubiger mit Empfang der Leistung im Verzug ist oder wegen Verfügungsunfähigkeit an ihn nicht mit Sicherheit geleistet werden kann, oder wenn er oder sein Aufenthalt unbekannt ist, insbesondere wenn Wechsel oder Inhaberpapiere (z. B. Zinscoupons) dem Schuldner zur Verfallzeit nicht zur Einlösung vorgelegt werden. Das Verhältnis des Deponenten zur Hinterlegungsstelle richtet sich in diesen Fällen im allgemeinen nach den Grundsätzen des Depositum. Wird die D. dagegen zum Zweck der Sicherheitsleistung vorgeschrieben, was sowohl aus prozessualischen wie aus verwaltungsrechtlichen Gründen in überaus zahlreichen Fällen geschieht, so hat die Hinterlegungsstelle (der Fiskus) ein Faustpfand an den deponierten Wertobjekten und es ist denn in der Regel auch angeordnet, daß die Kautionen in barem Gelde oder in inländischen öffentlichen Wertpapieren hinterlegt werden muß. Endlich ist die D. von Wertobjekten bisweilen vorgeschrieben, um die Eigentümer vor Verlust zu schützen, namentlich zu Gunsten der bevormundeten Personen; alsdann erfolgt die D. nicht lediglich zum Zweck der Aufbewahrung, sondern häufig auch zum Zweck der Verwaltung, und das Rechtsverhältnis bestimmt sich nach den Regeln von der Geschäftsführung (Mandat, Quasimandat u. s. w.).

Deposition (lat.), kirchliche Strafe, s. unter Degradation.

Deposition, studentische Sitte, s. unter Pennalismus.

Depositorium (neulat.), Ort zum Aufbewahren, besonders ein Schrank für Akten und andere wichtige Papiere, auch soviel wie Archiv. (S. Depositenwesen.)

Depositum (lat.), Verwahrungs-(Hinterlegungs-)Vertrag, bezeichnet den Vertrag über Hinterlegung einer beweglichen Sache, zufolge dessen die eine Partei, der Depositar, das von der andern, dem Deponenten, Hinterlegte zu bewahren und ihr auf Verlangen zurückzugeben übernimmt. Das D. gehört zu den Realkontrakten, weil die gegenseitigen Pflichten erst durch die wirkliche Übergabe der Sache zur Verwahrung begründet werden. Der Depositar haftet für getreue und sorgfältige Aufbewahrung und muß dem Deponenten die Sache auf Verlangen augenblicklich zurückgeben. Er hat den Schaden zu tragen, welchen er durch grobes Versehen oder vorsätzlich veranlaßt, der Deponent hingegen muß ihm die darauf gewandten Auslagen ersetzen. Gebrauchen darf der Depositar die Sache nicht. Wenn jedoch vertretbare Sachen unversiegelt oder unverschlossen hinterlegt werden, so kann dem Verwahrer das Recht des Verbrauchs gestattet sein. Alsdann hat derselbe seinerzeit nur eine gleiche Summe oder Menge von Sachen derselben Gattung und Güte zurückzugeben. In manchen Fällen, z. B. bei unverschlossenem D. von Geldsummen, spricht sogar eine Rechtsvermutung für dieses D. mit Verbrauchsbefugnis, welches man aber zum Unterschied von dem gewöhnlichen Falle als unregelmäßiges D. bezeichnet. Wo eine solche Vermutung nicht besteht, kommt es auf die Umstände des Falles an, ob anzunehmen ist, daß der Verbrauch dem Verwahrer gestattet sein soll. Es entstehen in dieser Beziehung öfters Streitigkeiten bei Effekten, die Bankiers in Depot gegeben sind; z. B. die, ob der Bankier, welcher als Einkaufskommissionär für einen Kunden Effekten angekauft, demselben davon Anzeige gemacht, auch wohl dabei bemerkt hat, er habe die betreffenden Effekten in Depôt genommen, von da ab als Depositar bezüglich dieser Effekten zu betrachten und zur Veräußerung derselben auf eigene Rechnung nicht mehr befugt sei; das Reichsoberhandelsgericht hat entschieden, daß in jener Veräußerung des Kommissionärs eine Vertragsverletzung nicht gefunden werden könne, solange der Kommissionär in der Lage bleibe, dem Kommittenten in dem Zeitpunkte, in welchem dieser zur Erstattung der Auslagen und zur Zahlung der Provision bereit ist, ebenso viele gleichwerte Sachen zu übergeben. Die große Wichtigkeit dieses Satzes für den Geschäftsverkehr leuchtet ein, da danach der Kommittent nur eine Forderung auf dergleichen Effekten, nicht aber das Eigentum daran hat, was sich insbesondere bei einem Konkurs über das Vermögen des Bankiers sehr bemerkbar macht. Besondere Fälle des D. sind, d. h. einer besondern rechtlichen Behandlung unterliegen: das D. im Falle der Not, z. B. bei Feuersbrunst, Plünderung, Schiffbruch (sog. D. miserabile), und die Hinterlegung der Effekten von Reisenden in den Wirtshäusern, wo dieselben Logis genommen haben (sog. receptum cauponis stabularii). Hier wird dem Deponenten ein besonderer Rechtsschutz zuteil. Bei Anvertrauung unbeweglicher Sachen spricht man nicht von D., sondern von Sequestration (s. d.).

Depossedieren (frz.) heißt jemand ohne seinen Willen des Besitzes entsetzen, wobei die Frage nicht in Betracht gezogen wird, ob der fragliche Besitz oder die Besitzentsetzung dem Rechte gemäß ist.

Depossedierte nennt man in neuerer Zeit besonders Monarchen, welche ihrer Kronen verlustig gingen, namentlich die ital. Fürsten, die zu Gunsten der Einheit Italiens depossediert wurden, und diejenigen deutschen Fürsten, deren Länder 1866 von Preußen annektiert worden sind. Eine solche Besitzentsetzung hat völkerrechtlich den Verlust der Ebenbürtigkeit nicht zur Folge. Auch bleiben den Depossedierten im allgemeinen alle diejenigen Rechte, welche nicht durch ihre spezielle Stellung als wirklich Regierende bedingt sind.

Depostieren (frz.), jemand von einem Posten verdrängen.

Depôt (frz.), in der Kriegssprache im allgemeinen eine Niederlage von Kriegsmaterial. Auch die Ersatztruppen werden D. genannt (Depôt-Bataillone, Depôt-Escadrons u. s. w.), ebenso die Orte, woselbst sie für den Kriegsdienst ausgebildet werden.

Dépôt de la guerre heißt die im franz. Kriegsministerium unter Louvois 1688 errichtete Sammelstelle für Kriegsberichte, Feldzugspläne, militärische Entwürfe und kriegswissenschaftliche, namentlich kriegsgeschichtliche Schriften. Im J. 1720 besaß das D. bereits 3900 Foliobände Urkunden aus ältester Zeit, 1761 wurde dasselbe von Paris nach Versailles verlegt und durch Überweisung des bis dahin selbständig verwalteten Dépôt des cartes et plans erweitert. Unter Leitung des Generals de Vault veröffentlichte das D. die Geschichte der von 1677 bis 1763 geführten Kriege Frankreichs in 125 Bänden. Das D. wurde 1791 nach Paris (Place Vendôme) zurückverlegt und von Ludwig XVI. unter dem 25. April 1792 mit sehr erweiterten Befugnissen ausgestattet. Im folgenden Jahre überwies der Konvent die bisher im Observatoire bearbeitete berühmte Karte Frankreichs von Cassini dem D. zur Vollendung, bald darauf empfing dasselbe eine vom Wohlfahrtsausschuß zusammengebrachte,

wertvolle Sammlung von 10000 Karten. Die bedeutendste Leistung des D. in neuerer Zeit ist die Herstellung der Carte de France im Maßstabe von 1:80000, deren Aufnahme 1817 begann; die ersten 12 Blätter dieser in Kupferstich ausgeführten, sog. Generalstabskarte, welche 1875 vollendet worden ist, wurden 1833 veröffentlicht, und in neuester Zeit wird eine sehr billige, mit Nachträgen versehene und durch Umdruck der Kupferstiche auf Stein hergestellte Ausgabe (sog. 1-Franc-Blätter) dem Publikum zugänglich gemacht. Das D. besitzt in seinem Mémorial eine reiche Sammlung von Schriften aus dem Bereiche der militärischen und geogr. Wissenschaften, darunter die Akten und Denkschriften aus den Kriegen der Republik und des ersten Kaiserreichs. Die Erlasse vom 19. Sept. 1850 und 14. Juni 1852 regeln die jetzige Organisation des D., welches die fünfte Abteilung des État-major général des Kriegsministeriums bildet und in zwei Sektionen zerfällt. Die erste Sektion bearbeitet alles auf die Aufnahme und Veröffentlichung von Karten Bezügliche und besitzt eigene Werkstätten für Kupferstich, Photographie, Steindruck, Heliogravure und Druck; dieselbe verwaltet auch die Kartenbestände. Die zweite Sektion bearbeitet Kriegsgeschichte, Militärstatistik und verwaltet die Bibliothek, das Archiv und die Plankammer.

Depotenzieren (neulat.), entkräften, schwächen.

Depôtplätze werden solche Festungen genannt, welche, ohne Fähigkeit, in den Gang der Operationen einzugreifen, wesentlich zur Erzeugung und Niederlage von Kriegsmaterial dienen, auf welches die operierende Armee zurückgreifen kann. (S. Festung.) D., welche behufs Anlage von Batterien, Trancheen als Niederlagen des nötigen Materials und Schanzzeugs eingerichtet werden, heißen Batterie-, beziehungsweise Tranchéedepôts. Artilleriedepôts heißen im Deutsche Reiche die in Festungen und größern offenen Plätzen vorkommenden Behörden zur Verwaltung des Artillerie- und gesamten Waffenmaterials. Remontedepôts nehmen die auf den Märkten aufgekauften jungen Pferde auf, bis sie das zur Einstellung in die Truppe geeignete Alter erreicht haben.

Depôtwechsel oder Kautionswechsel heißt ein solcher Wechsel (Tratte oder in der Regel trockener Wechsel), welcher nur ausgestellt wird, um dem Berechtigten als Sicherheit (Kaution) für anderweitige Forderungen gegenüber dem Aussteller zu dienen, ein Wechsel also, welcher gleichsam nur bei ihm «deponiert» wird, bei ihm «in Depôt» liegen soll, bis jene Forderungen bezahlt sein würden. Diese Absicht der Parteien hindert indessen keineswegs, daß der D. wie jeder andere Wechsel sowohl durch Indossament (s. d.) weiter begeben, als auch von dem Berechtigten (Remittent, Indossatar, Nehmer des eigenen Wechsels) in gewöhnlicher Weise nach Wechselrecht eingeklagt werden kann. Allerdings kann der Aussteller wenigstens die Indossierung des Wechsels unwirksam machen durch die in den Kontext desselben aufzunehmende Klausel: «nicht an Ordre» (sog. Rektawechsel, die bloße Überschrift Rektawechsel oder D. genügt nicht); aber auch dann bleibt dem Remittenten, beziehungsweise Nehmer stets die Befugnis, die Rechte aus dem Wechsel bei Verfall geltend zu machen. Es ist also ein Rechtsirrtum, wenn die übliche kaufmännische Auffassung dahin geht, daß ein D. nicht wechselmäßig verpflichte.

Deppe (Ludw.), Musiker, geb. 7. Nov. 1828 zu Alverdissen in Lippe-Detmold, war Schüler von Marxsen in Hamburg, später von Lobe in Leipzig und ließ sich 1860 als Musiklehrer in Hamburg nieder. Hier begründete er eine Gesangsakademie und gab Konzerte, namentlich treffliche Aufführungen Händelscher Oratorien. Seit 1870 lebt er in Berlin, wo er nach Jul. Sterns Rücktritt 1871 allein die Direktion der Symphoniekapelle übernahm; auch dirigierte er die von dem Grafen Hochberg 1876 gegründeten Schlesischen Musikfeste.

Depping (Georg Bernh.), bekannt als Geschichtschreiber in franz. und deutscher Sprache, geb. 11. Mai 1784 zu Münster, ging 1803 mit einem franz. Emigranten nach Frankreich, um dieses Land, insbesondere Paris, kennen zu lernen. Er entschied sich bald für den bleibenden Aufenthalt in der franz. Hauptstadt, wirkte längere Zeit hindurch an verschiedenen Erziehungsanstalten und beschäftigte sich dann als Privatgelehrter mit litterarischen Arbeiten, bis er 6. Sept. 1853 starb. Außer zahlreichen Beiträgen zu verschiedenen deutschen und franz. Zeitschriften, zu Encyklopädien, verfaßte er eine Reihe geogr., besonders histor. Werke, von denen mehrere von der Akademie gekrönt wurden und auch im Auslande die verdiente Anerkennung gefunden haben. Dahin gehören: «Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au 10e siècle» (2 Bde., Par. 1826; 2. Aufl. 1844; deutsch, Hamb. 1829), «Histoire de commerce entre l'Europe et le Levant depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies d'Amérique» (2 Bde., Par. 1832), «Les Juifs du Moyen-âge» (Par. 1834; deutsch, Stuttg. 1834), «Histoire de la Normandie sous le règne de Guillaume le Conquérant et de ses successeurs» (2 Bde., Rouen 1835), «Geschichte des Kriegs der Münsterer und Kölner im Bündnis mit Frankreich gegen Holland» (Münst. 1840). In der ersten Zeit seines Aufenthalts in Frankreich beschäftigte er sich auch viel mit Studien über die Geschichte und Litteratur Spaniens, als deren Früchte die unvollendet gebliebene «Histoire générale de l'Espagne» (2 Bde., Par. 1811) und die «Sammlung der besten alten histor. spanischen Romanzen» (Lpz. 1817; zweite Bearbeitung unter dem Titel «Romancero castellano», 2 Bde., Lpz. 1844; Bd. 3, von Wolf, 1846) erschienen. Beiträge zu seiner Lebensgeschichte gab er in «Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris» (Lpz. 1832).

Deprädieren (lat.), berauben, plündern; Deprädation, Beraubung, Plünderung.

Depravieren (lat.), verschlechtern, verderben, auch schlechter werden; Depravation, Verschlechterung.

Deprecatür (mittellat.), das bei einer Schenkung an Kirchen und Klöster von dem Schenkenden reservierte Recht auf die Einkünfte Zeit seines Lebens; auch ein bis ins dritte Glied dauernder Erbpacht.

Deprehension, Ergreifung eines Verbrechers, ist der hauptsächlich neben dem forum delicti commissi (Ort und Gerichtsstand der begangenen That) zur Anwendung kommende Kompetenzgrund für Aburteilung eines Verbrechens. Dieser Kompetenzgrund kam auf mit der Entstehung der Landeshoheit als eines eigenen Rechts, mit dem völkerrechtlichen Abschluß der Territorien, der unabhängigen, von pekuniären Interessen geleiteten Stellung der Landesherren gegenüber den einzelnen Gerichten und

hr und mehr verschwindenden Staatseinheit. n neuern Gesetzgebungen erkennen einige das delicti commissi, domicilii und deprehen- ebeneinander als Kompetenzgründe für alle n Handlungen an, andere kennen für im begangene Verbrechen nur das forum de- missi und domicilii, andere nur ersteres, e die Zuständigkeit des Richters des Wohn- d der Ergreifung auf die im Ausland be- n Delikte beschränken, wobei dann das forum nsionis für Delikte der Ausländer gilt. Die Strafprozeßordnung, §. 9, bestimmt, daß, e strafbare Handlung im Auslande began- ein sonstiger Gerichtsstand nicht begründet enige Gericht zuständig sein soll, in dessen e Ergreifung erfolgt. Gleiches soll gelten, e strafbare Handlung im Inland begangen h weder der Gerichtsstand der begangenen h der des Wohnsitzes ermittelt ist. (S. un- lieferung.)

ekation, soviel wie Abbitte (s. d.).

rès, Komponist, s. Josquin Desprez.

ession (lat.), Niederdrückung, Geistesab- g, gedrückte Gemütsstimmung.

ession (astronomisch), auch negative t der unter dem Horizont fortgesetzte Bogen nkreises eines Objekts. Man kann daher einen Stern, der sich 1° unter dem Hori- ndet, sagen, seine D. betrage 1°, ebenso wie, he sei —1°. Rechnet man nach Zenith- , so wird die Zenithdistanz des betreffenden 91° betragen, indem die Zenithdistanz im gerade 90° ist. Von besonderer Wichtig- e D. des Horizonts in der Nautik; sie leichbedeutend mit Kimmtiefe (s. d.).

ession (geographische) nennt man einen h, welcher tiefer gelegen ist als das Meeres- es mag diese Lage das Resultat einer Sen- r einer Absperrung vom Meere sein. Die öhte solcher D. ist die des Kaspischen Meers t an dasselbe angrenzenden Landschaften; egel dieses Sees liegt 25,6 m tiefer als der des rzen Meers; dazu kommt ein im N. und NO. gendes tiefliegendes Gebiet, dessen Umfang 0000 qkm zu schätzen ist, sodaß sich hier eine Muldenaushöhlung von der Größe der Skan- chen Halbinsel oder von der doppelten Größe ch. Staats vorfindet. Noch tiefer erscheint kung, in welcher das Tote Meer in Pa- iegt. Der Spiegel dieses 1283 qkm großen egt 392 m unter dem des Mittelländischen der Boden des 398,6 m tiefen Sees also unter dem Spiegel des Mittelländischen Auch die letzten 392 km des Jordanlaufs efer als das Mittelmeer, und der 170 qkm iberias- oder Genezarethsee liegt 208 m m Spiegel des Mittelmeers.

n des östl. Teils vom Nordrande Afrikas südlich vom Plateau von Barka und dem Plateau ein Depressionsgebiet durch 10 Län- e, in welchem Sokna 284,27 m, Sella 190,33, am 104, Audschila 35,36, Dschald 16, Nadi ah und Aghermi 52, Bir-Morharha 50 m em Meeresspiegel liegen sollen. In der -Küstenebene am Roten Meer liegt im SO. fillabai der Aosa- oder Abhebbadsee 59 m m Spiegel des Roten Meers in der etwa m großen Arrataebene, deren Niveau eben- gen 60 m unter dem Meeresspiegel ist. Im südöstl. Algerien und dem südöstl. Tunis liegt die langausgedehnte Region der salzigen Schotts oder Sumpfseen, welche, in 23—30 m unter dem Spiegel des Mittelmeers gelegen, im ganzen eine Fläche von fast 6000 qkm bedecken. Die Franzosen beabsichti- gen, diese Fläche mittels eines Kanals vom Meere her in eine Wasserfläche zu verwandeln.

Im Gebiete des Unterlaufs des Westcolorado in Nordamerika liegt in der nördl. Verlängerung des Busens von Californien die Coloradowüste, auf 80 km weit 90 m unter dem Meeresspiegel. Im nördl. Ende derselben findet sich zwischen den San-Jacinto- und den Chocolatebergen die im Som- mer fast trockene Schlammfläche des 48 km langen und 22—29 km breiten Trockensees im Totenthale, welches 67 m unter dem Meeresspiegel liegt.

Depression nennt man auch eine in die Länge gedehnte Strecke zwischen zwei Hochlandschaften, in welcher die Höhe beider ansehnlich herabsinkt, wenn auch nicht bis unter die Meereshöhe.

Depression (physikalisch) infolge der Kapillari- tät (s. d.) heißt der niedrigere Stand oder die Sen- kung von Flüssigkeiten in Haarröhrchen, verglichen mit dem Spiegel (Niveau) der Flüssigkeit, in welche jene Röhrchen getaucht sind, z. B. für Quecksilber in engen Glasröhrchen, welche in Quecksilber tauchen. Die Kapillaritätsdepression muß bei der Beobach- tung an gewöhnlichen Barometern, weil ihre Röh- renweite zu gering ist, mittels eigener Tabellen in Rechnung gezogen werden. D. des Eis- oder Null- punktes an Quecksilberthermometern heißt der tie- fere Quecksilberstand, den solche Instrumente zeigen, wenn sie nach einer höhern Erwärmung, etwa nach der Bestimmung ihres Siedepunktes, in schmelzen- des Eis getaucht werden, verglichen mit ihrem Quecksilberstande in auftauendem Eise, bevor sie er- hitzt worden sind. Diese D. rührt von einer nach- dauernden Ausdehnung des Thermometergefäßes her und ist eine so große Fehlerquelle, daß sie für genaue Beobachtungen berichtigt werden muß, am besten nach der Methode von Pernet. Vgl. Pernet, «Beiträge zur Thermometrie» (Münch. 1875).

In der Meteorologie bezeichnet man mit D. den niedrigen Barometerstand, welcher infolge ge- ringen Drucks der Atmosphäre eintritt.

Depressionsschuß heißt ein Schuß mit stark nach abwärts geneigter Achse des Geschützrohrs, wie er in Bergfestungen zur Bestreichung der Abhänge von oben her vorkommt, wodurch eine besondere Lafettierung bedingt wird. (S. Lafette.)

Depretiieren (lat.), entwerten, herabsetzen; Depretiation, Herabsetzung, Unterschätzung.

Depretis (Agostino), ital. Staatsmann, geb. 31. Jan. 1813 zu Mezzana-Corte-Bottaroni bei Stradella in Piemont, studierte in Turin Juris- prudenz und ließ sich später als Advokat in seiner Heimat nieder. Er nahm thätigen Anteil an den Bestrebungen zur Einigung Italiens, wirkte dafür in verschiedenen Zeitschriften und wurde 1849 zum Civilgouverneur der Provinz Brescia ernannt, nachdem er im Jahre vorher zum Deputierten von Broni erwählt worden war. Diesen Wahl- kreis hat er seitdem immer im Parlament vertre- ten. Im Abgeordnetenhause saß er immer auf den Bänken der gemäßigten Linken als ein Verteidiger des Fortschritts. Im J. 1860 ernannte ihn Gari- baldi zum Prodiktator von Sicilien, in welcher Ei- genschaft er für die Annexion Siciliens an Piemont thätig war. Am 3. März 1862 übernahm

Kabinett Rattazzi die Leitung des Bautenministeriums. Ricasoli berief ihn 20. Juni 1866 in sein Ministerium, übertrug ihm zuerst die Verwaltung der Marine und später die der Finanzen. Nach dem Rücktritte Ricasolis 10. April 1867 trat auch D. aus dem Ministerium, widmete sich aber nach wie vor mit großem Eifer als Deputierter den Angelegenheiten seines Landes und wurde nach Rattazzis Tode zum Führer der Oppositionspartei gewählt. Als das Ministerium Minghetti 18. März 1876 in der Minderheit blieb, wurde D. mit der Bildung eines Kabinetts der Linken beauftragt, in dem er außer der Präsidentschaft die Verwaltung der Finanzen übernahm. Nach dem Austritt Nicoteras 16. Dez. 1877 war D. im Ministerium Depretis-Crispi Minister des Äußern. Vom 24. März bis zum 19. Dez. 1878, als Cairoli zum ersten mal am Ruder war, hatte D. keinen Anteil an den Staatsgeschäften, während er von letztgenanntem Tage an bis zum 3. Juli 1879 als Ministerpräsident die Portefeuilles des Äußern und des Innern für sich behielt. Als Cairoli sein zweites Ministerium bildete, hielt sich D. mehrere Monate zurück, bis ihn die parlamentarischen Verhältnisse wieder in den Vordergrund drängten. Im November mußte ihm Cairoli das Ministerium des Innern übertragen, welches er auch, nachdem sein minder glücklicher Nebenbuhler der tunesischen Angelegenheiten wegen zurückgetreten war, in dem nach ihm benannten vierten Kabinett (29. Mai 1881) verwaltete. Durch ihn oder mit seiner Mitwirkung kam auch ein wichtiges Gesetz über den Ausbau des Eisenbahnnetzes, die Erhöhung des Militärbudgets, die Abschaffung des Zwangskurses und das Wahlgesetz zu Stande.

Deprezieren (lat.), abbitten, auch ablehnen.

Deprimieren (lat.), herabdrücken, niederdrücken, herabspannen.

Deprivation (lat.), Beraubung, besonders Absetzung eines Geistlichen von seiner Pfründe.

De profundis (lat., «Aus der Tiefe»), die Anfangsworte des 130. Psalms, eines in der kath. Kirche oft gesungenen Bußpsalms.

Deptford, ehemals Westgreenwich, da es bis unter Heinrich VIII. ein an Greenwich westlich angrenzendes Fischerdorf war, dann Deep-Ford-Strand genannt, ist jetzt ein südöstl. Teil Londons, am rechten Ufer der Themse teils in der Grafschaft Surrey, teils in Kent gelegen, zwischen dem Surreykanal und dem Flüßchen Ravensbourne, über welchen eine Brücke nach Greenwich führt, das durch den Fluß von D. getrennt wird. Es grenzt an die nördlich davon gelegenen Commercialdocks. Der an der Themse gelegene Teil hat enge, krumme Straßen, der obere dagegen ist besser gebaut und hat viele schöne Häuser. Seit Heinrichs VIII. Zeit bis 1869 befanden sich hier ein 12,4 ha umfassendes Werft, sowie zwei Armenhäuser für alte Lotsen und eine Lotsenschule, die aber 1787 nach Tower-Hill verlegt wurden. Jetzt ist D. der Fleischmarkt für London, zum Anlanden, Schlachten und zum Verkauf des von auswärts eingeführten Viehes. Außerdem befindet sich dort das Proviantamt, zu welchem ausgedehnte Bäckereien, Brauereien, Schlachthäuser, Pökelhäuser u. s. w. gehören, eine Thonwarenfabrik, eine Kugelgießerei, Laboratorium und Öfen zum Feinmachen der edeln Metalle, eine Schwefelsäurefabrik u. s. w. Die Eisenbahn nach Greenwich führt auf Bogen durch die obere Stadt. Peter d. Gr. wohnte zu D. während seiner Anwesenheit in London.

Depurantia (lat.), s. Blutreinigende Mittel.

Deputät (vom. lat. deputare, anweisen, bestimmen) ist ein veralteter Ausdruck für Abgaben, namentlich für solche, welche in Naturalien bestehen. Der Jagdberechtigte hatte nach älterm Rechte öfters dem Grundeigentümer ein Wilddeputat; der Weideberechtigte ein D. von den Erträgen der Herde zu entrichten; ebenso wurden Holzdeputate von den Erträgen eines Forstes abgeliefert. Auch von den Diensteinkünften der Beamten, Lehrer, Geistlichen, welche in Naturalien bestanden und von den Gemeinden oder einzelnen Gütern zu entrichten waren, wurde der Ausdruck angewendet. Endlich bezeichnet man damit auch die Apanagen, welche der Besitzer des Hausfideikommisses oder Stammgutes den nächsten Verwandten zu zahlen hat.

Deputation (lat.), Entsendung, Abordnung einiger Mitglieder einer größern Vereinigung, welche im Auftrage und in Vertretung der letztern handeln sollen; auch Bezeichnung für die so «Deputierten» selbst, so z. B. die zur Begrüßung eines Monarchen oder einer auszuzeichnenden Person von einer Gemeinde Entsendeten, die Überbringer von Adressen und Bittschriften an die Regierung im Namen einer Versammlung, die Vertreter eines polit., kirchlichen, wissenschaftlichen Vereins bei einer allgemeinen Zusammenkunft derartiger Vereine u. s. w. Vorzugsweise gebräuchlich ist der Ausdruck Deputierte für die vom Volke gewählten Mitglieder der polit. Vertretung eines Landes, in Deutschland gewöhnlich Abgeordnete genannt. In Frankreich führt die aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene zweite Kammer den Namen Deputiertenkammer (Chambre des députés). In der preuß. Kreisverfassung kommen Kreisdeputierte als Vertreter des Landrats vor. Deputationen oder Kommissionen nennt man ferner in manchen deutschen Kammern die zur Vorberatung von Gesetzesvorlagen niedergesetzten Ausschüsse. (S. Ausschuß.)

Zur Zeit des alten Deutschen Reichs gab es sog. Reichsdeputationen (s. d.) in der Zeit zwischen den Reichstagen, Ausschüsse, welche von letztern mit Erledigung gewisser Geschäfte beauftragt wurden. Die bekannteste und geschichtlich denkwürdigste ist diejenige, welche 1802 niedergesetzt ward, um die Entschädigungsansprüche der Eigentümer der an Frankreich abgetretenen deutschen Landesteile auf dem linken Rheinufer zu regulieren, und sich dieses Auftrags in dem 1803 zu Stande gebrachten Reichsdeputationshauptschluß (s. d.) entledigte. — Nach der preuß. und andern Städteordnungen gibt es in den Gemeinden ständige Verwaltungsdeputationen, welchen einzelne Verwaltungszweige (Schul-, Armen-, Bau-, Steuer-, Einquartierungswesen u. s. w.) teils zur Vorbereitung für die entscheidende Beschußfassung der städtischen Organe, teils auch zur eigenen Anordnung und Ausführung innerhalb gewisser Schranken überwiesen sind.

De Quincey (Thomas), engl. Schriftsteller, geb. zu Manchester 15. April 1785, entlief seinen Vormündern, studierte zu Oxford und schloß sich 1808 einige Zeit den Seedichtern oder Lakisten (s. d.) an, indem er das vorher von Wordsworth bewohnte Haus zu Rydal Mount bezog. Später wandte er sich nach Schottland und schlug seinen Wohnsitz in Laßwade bei Edinburgh auf, wo er in ziemlich dürftigen Verhältnissen und von seinen Freunden unterstützt, bis zu seinem Tode verblieb, welcher

1859 während eines zeitweiligen Aufent-
Edinburgh erfolgte. Gleich das erste Werk,
em er auftrat, begründete seinen Ruf,
t es später nicht zu überbieten vermocht;
 autobiographischen «Confessions of an
pium Eater», 1821 im «London Maga-
1822 als Buch erschienen. Das Opium
ei Coleridge das Verhängnis seines Le-
rotz alles Ankämpfens konnte er sich nie
lig frei davon machen. Abgesehen von
tobiographic Sketches» (1853) und den
autobiographischen «Suspiria», bewegen
brigen Schriften sämtlich auf dem Felde
 und des Essayismus. Stets geistvoll
ich ausgezeichnet, verfallen sie doch öfters
htfertigte und übelwollende Tadelsucht,
t die Freunde des Verfassers nicht ver-
ben; auch verbreiten sie sich über so außer-
weit auseinander liegende Gegenstände,
ründliche Sachkenntnis nicht überall er-
den kann. Auch mit der deutschen Litte-
sich D. beschäftigt und als litterarischer
zwischen Deutschland und England ge-
e Stellung ähnelt in dieser Hinsicht der-
rlyles. Gesamtausgaben seiner Werke
zu Boston (20 Bde.) und zu Edinburgh
1862 fg.). Vgl. H. A. Page, «De Quin-
ife and writings» (2 Bde., Lond. 1877).

nitis (grch.), Halsdrüsenentzündung.

chat, der fruchtbarste, bestbewässertste
aute Teil des Landstrichs Damar (s. d.),
estlich von dem Indus bespült und trägt
men von den drei Hauptstädten Dera-
an, Dera-Futti-Chan und Dera-Ghasi-
ßer welchen noch eine Anzahl anderer
d großer Dörfer in dem D. gelegen sind.
eine Division der indo-brit. Lieutenant-
urschaft Pendschab, welche auf 38866 qkm
1251 E. zählt.

ieh, Dereya oder Deri'a, Stadt in
 bis 1817 Hauptsitz der wahabitischen
nd des Sultans von Nedschd, 10 km im
von Riad, der jetzigen Hauptstadt des Wa-
eichs, hatte vor ihrer Zerstörung durch
ter (1817) gegen 60000 E., in den Ruinen
liegen jetzt fünf Dörfer, jedes von einer
ten Mauer umgeben, mit zusammen
0 E.

Ismail-Chan, Hauptstadt der Division
at im Pendschab, nahe am rechten Indus-
gen, ein wichtiger Durchgangspunkt für
el mit Afghanistan, zählt (1871) 24906 E.

to (lat.), nach Beschluß.

nennt man ein Mineralvorkommen unge-
 Haselnußdicke oder größerm Umfange,
nach allen drei Dimensionen ziemlich gleich-
ntwickelt, innerhalb einer fremdartigen
gewachsen ist, und selbst ein Aggregat un-
g gestalteter, durch gegenseitige Hemmung
usgebildeter kleiner Individuen darstellt.
röße eine geringere, so spricht man von
ngesprengten Vorkommnis. Als derb
 man aber auch oft jedes, von einer grö-
ße abgeschlagene und aus Individuen der-
r bestehende Stück Mineral.

, im Altertum befestigte Stadt in Lykao-
 des Tyrannen Antipater und des Amyn-
 der Tradition Geburtsort des Timo-
nes Schülers des Apostels Paulus, lag
wahrscheinlich bei dem heutigen Diwle im Vilajet und Sandschak Konia.

Derbend (türk. «Thor-Band»), Gebirgspaß; Derbendschi, Paßwächter.

Derbent oder Derbend, feste Hafenstadt in der russ.-kaukas. Landschaft Daghestan (s. d.), am Kaspischen Meere, war früher Hauptstadt des gleichnamigen Chanats, wurde jedoch 1813 Hauptort einer besondern russ. Provinz, 1840 Kreisstadt des Kaspischen Gebietes, 1846 Hauptstadt eines Gouvernements und bildet jetzt als solche im russ. Gebiet Daghestan mit der Umgegend eine Stadthauptmannschaft mit 17730 E., wovon 16552 im Stadtrevier selbst. Von alten Mauern und zahlreichen Gärten umgeben, steigt die Stadt von der Hafenbucht, die ziemlich offen, namentlich den Ost-, Nord-, und Nordwestwinden ausgesetzt ist, in Viereckgestalt terrassenartig an der Lehne eines waldbedeckten Bergrückens empor, dessen Gipfel die Citadelle krönt. Dort oben liegt auch die Residenz des Gouverneurs von Daghestan, der Palast der ehemaligen orient. Herrscher. Der mittlere Teil des Amphitheaters, die eigentliche Stadt, enthält die schöne russ. Kirche, die armen. Kirche, die jüd. Synagoge, fünf Moscheen und den Hauptbazar. Der untere Teil besteht aus Fischerhütten und Weideplätzen. Nördlich von D. ist das seiner mehrenteils arab. Inschriften wegen berühmte Denkmal der Kirk-Lar oder Vierzig Helden, welche im Kampfe gegen die Araber bei Daghestans Eroberung fielen. In der Nähe von D. beginnt die große, durch die daghestanische Landschaft Tabasseran sich hinziehende Mauer. Dieselbe wird die Derbendsche, auch Kaukasische Mauer oder Sedd-Eskender, d. i. Alexanders Mauer, genannt. Sie war ursprünglich 9 m hoch und 3 m dick und lief über Berge und Thäler 150 km gegen Westen. Mit eisernen Thoren, Wachttürmen und Kastellen versehen, diente sie zum Schutze Persiens gegen die nördl. Volksstämme. Es ist unbekannt, wer die Stadt und die Mauer erbaut hat; genannt werden als Erbauer Alexander d. Gr. und der Sassanide Nuschirvan, der Begründer des Chanats D. im 6. Jahrh. Im J. 728 entrissen die Araber D. den Chasaren. Um 1220 wurde es von den Mongolen erstürmt und diesen so der Weg zur Eroberung des russ. Tieflandes im Norden des Kaukasus eröffnet. Im J. 1722 entrissen die Russen D. den Persern, gaben es aber 1736 wieder an Schah Nadir zurück, der einen Sultan von D. einsetzte. Nachdem 1796 die Russen unter Subow die Stadt vorübergehend eingenommen, wurde dieselbe 1813 förmlich übergeben und durch Kaiser Alexander I., nach Vertreibung des Chans, dem russ. Kaukasien einverleibt.

Derborence (Lac de), ein kleiner Bergsee am Südabhang der westl. berner Alpen im schweiz. Kanton Wallis, liegt 1432 m über dem Meere, 3 km östlich von der Höhe des Chevillepasses in einem tiefen Felskessel am Südfuße der Diablerets, ist 500 m lang, bis 350 m breit und verdankt seine Entstehung einem ungeheuren Bergsturz der Diablerets, der 1749 die Alp Derborence mit 40 Hütten verschüttete und durch seinen Trümmerwall die von den Diablerets, dem Chevillepaß und dem Derbonthale kommenden Bäche aufstaute. Der stille, smaragdgrüne Spiegel des Sees, umrahmt von mächtigen mit Nadelholz bewachsenen Blockwällen, überragt von den Felsmauern der Diablerets, der Tête Pegnat und der Pointe de Flore, macht einen

melancholischen Eindruck. Dem südl. Ende entlang zieht sich der Saumweg des Pas de Cheville.

Derby (zusammengezogen von Derwent-by, d. h. am Derwentflusse), Grafschaft Nordenglands, im nördl. Bergwerks- und Fabrikbezirk, zählte 1881 auf 2655,6 qkm 461141 E. Der nordwestlichste Teil, in welchem mit dem High-Peak oder Ober-Peak die bis zum Cheviotgebirge reichende Central- oder Penninische Kette Nordenglands beginnt, ist ein düsteres, unfruchtbares Bergland, mit gerundeten, im Kinderscaut-Peak bis 604 m, im Pendle-Hill 558 m, im Axe-Edge-Hill (Dovequelle) 552 m hoch steil ansteigenden, meist kahlen Höhen und weiten Mooren, von tiefen Thälern durchschnitten. Die ebenfalls hügelige, aber minder hohe Mitte heißt Nieder-Peak. Beide bergen große Mineralschätze und entwickeln pittoreske Landschaften. Der Osten und Süden gegen den Trent hin ist flach, leichtwellig, meist fruchtbar und angebaut. Ein ausgedehntes Kohlenfeld liegt an der Ost-, ein kleineres an der Südgrenze. Wegen der zahlreichen Schluchten, seltsamen Durchbrüche, unterirdischen Flußläufe, wunderbaren Tropfsteinhöhlen ihrer Kalkberge gehört die Grafschaft zu den interessantesten Englands. Besonders berühmt sind die Poolshöhle bei Burton und die 750 m weit ins Innere ziehende Peakshöhle oder Höhle von Castleton (s. d.). Die fruchtbaren Thäler bewässern die Flüsse Trent mit der Dove und dem Derwent, in den die Wye fließt, der Sheaf und der Rother, die in den Don, einen Zufluß der York-Ouse, fallen. Zahlreiche Kanäle, wie der Grand-Trunk und mehrere seiner Seitenzweige, verbinden die Flüsse miteinander und beleben mit den Eisenbahnen Handel und Verkehr. Der Ackerbau ist in D. wenig vorgeschritten, dagegen die Viehzucht erheblich, besonders im Norden. Wichtig und zahlreich sind die Mineralquellen und Gesundbrunnen, wie die von Bakewell, Burton, Matlock, Ilkeston, Keddlestone sowie die intermittierende Quelle Tideswelle. An Mineralien gewinnt man Steinkohlen (die wichtigsten Lager im nordöstl. Teile bei Chesterfield und Alfreton), Eisen, Blei, Zink, Kupfer, Mangan, Baryt, Thonerde, Bau- und Mühlsteine, schwarzen Marmor, Gips, Flußspat u. s. w. Der Tropfstein der Höhlen wird vielfach zu Zieraten verarbeitet. Sehr bedeutend ist neben dem Bergbau die Industrie. Hervorzuheben sind die Baumwoll-, Seiden- und Maschinenfabriken, Eisengießereien, Nagelschmieden, Drahtziehereien, Nähnadelfabriken, Spitzenklöppeleien, Papiermühlen u. s. w. Die Grafschaft ist in sechs Hundreds geteilt und schickt vier, die Hauptstadt zwei Abgeordnete ins Parlament. Vgl. Bemrose, «Guide to Derbyshire» (Lond. 1878).

Derby ist Hauptort der Grafschaft, Municipalstadt und Parlamentsborough mit 80410 E., Mittelpunkt der Eisenbahnen, und liegt 212 km im NW. von London, in einem romantischen und fruchtbaren Thale, am westl. Ufer des Derwent gelegen. Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt verdienen Erwähnung: das Stadthaus mit dem Gerichtshof, die Grafschaftshalle, die Markthalle, das Gefängnis, die Irrenanstalt, das Kranken- und das Versorgungshaus; unter den Kirchen die Allerheiligenkirche mit sehr schönem got. Turme von 54,2 m Höhe, die St.-Alkmundskirche mit 69,1 m hohem Turme und die röm.-kath. Kathedrale. Die Stadt hat eine Lateinschule (eine der ältesten in England vom J. 1162), eine Philosophische Gesellschaft (1783 von Erasmus Darwin gegründet) mit Museum und Bibliothek, ein Athenäum, ein Museum, ein Handwerkerinstitut, ein Theater und einen öffentlichen Park («Arboretum»). Die sehr lebhafte Industrie der Stadt unterhält zahlreiche Seidenfabriken (1718 die erste in England gegründete), Kattun-, Strumpf-, Porzellan-, Kutschenfabriken, Spitzenklöppelei, Eisengießerei, Fabrikation von Goldwaren, Nadeln, Pfeifen, Papier, von Schmucksachen aus Flußspat, von Vasen aus Marmor. Auch fertigt man Schrot, Bleiweiß, Bleiröhren und andere Artikel, mit welchen, sowie mit den in der Umgegend gewonnenen Mineralien (Kohlen und Marmor) starker Handel getrieben wird. In der Nähe von D. liegt der herrliche Landsitz Chatsworth (the palace of the Peak) unweit Bakewell (s. d.).

Derby (Edward Geoffrey Smith Stanley, Graf von), brit. Staatsmann, bis zum Tode seines Großvaters (1834) als Mr. Stanley, dann bis zu dem seines Vaters (30. Juni 1851) als Lord Stanley bekannt, wurde 29. März 1799 zu Knowsley-Park in Lancashire als Sprößling einer alten, historisch berühmten Familie geboren. Er studierte zu Eton und Oxford und begann 1821 die öffentliche Laufbahn, indem er für Stockbridge ins Unterhaus trat. Später vertrat er Preston, Windsor und die Grafschaft Lancaster. Allgemeinere Aufmerksamkeit erregte er zuerst 1824 durch eine Rede, in welcher er gegen Humes Antrag den Bestand der Hochkirche in England mit Mut und Gewandtheit verteidigte. Nach einer kurzen Reise in den Vereinigten Staaten verheiratete er sich im Mai 1825 mit einer Tochter Lord Skelmersdales und wurde 1827 von Canning zum Unterstaatssekretär für die Kolonien ernannt, ging aber nach der Bildung des Ministeriums Wellington zur liberalen Opposition über. Seine Kenntnisse, seine feste Haltung und die kräftige, feurige Beredsamkeit, welche er im Parlament entwickelte, machten ihn zu einer der Hauptstützen der Whigregierung, in der er 1830 als Obersekretär für Irland angestellt wurde. Wiewohl er durch die große Strenge, womit er sein Amt verwaltete, die irische Partei heftig erzürnte, begünstigte er doch in Irland die Verbesserung der Geschworenengerichte und des öffentlichen Unterrichts, die Beschränkung der Orangelogen und die Entfaltung der materiellen Hilfsquellen des Landes. Auch that er nach Durchführung der Reformbill von 1832, die er mit großer Energie gegen Peel verteidigen half, die ersten Schritte zur Ablösung der irländ. Zehnten. In der Session von 1833 übernahm Stanley mit dem Ministerium der Kolonien die schwierige Aufgabe, die Abschaffung der Negersklaverei im Parlament durchzusetzen, eine Aufgabe, welche er glücklich löste. Als jedoch die Majorität des Kabinetts beschloß, den Überschuß des irischen Kirchenvermögens für weltliche Zwecke zu verwenden, geriet er in Widerspruch mit seinen Kollegen und legte im Mai 1834, zugleich mit Sir James Graham, dem Grafen Ripon und dem Herzoge von Richmond, seine Stelle nieder. Trotzdem bemühte bei der Entlassung der Whigs im Nov. 1834 Peel sich vergebens, Stanley zum Eintritt in das Torykabinett zu bewegen. Erst als im April 1835 die Tories wegen der die Integrität des prot. Kirchenguts in Irland verletzenden Appropriationsklausel, welche Lord Russell im Unterhause zur Annahme brachte, den Whigs wieder weichen mußten, trennte er sich völlig von seinen

rteigenossen und stimmte fortan mit den
Tories. Er bekämpfte nun das Mini-
elbourne und trug viel zu dessen Sturze
841 bei. Hierauf trat er als Staats-
die Kolonien in das neue Ministerium
n Maßregeln er mit großer Gewandtheit
. Als ein eifriger Verteidiger der aristo-
nteressen erklärte er sich jedoch gegen die
g der Schutzzölle auf Getreide und Zucker,
it Peel, als dieser sich für die Freihan-
erklärte, zerfiel und bei der Ministerkri-
v. 1845 seine Entlassung nahm. Mit
tigkeit und Hartnäckigkeit widersetzte er
n der Parlamentssession von 1846 der
ng der Maßregeln, die ihn zum Rück-
aßt hatten.

844 war er, noch bei Lebzeiten seines
Lord Stanley ins Oberhaus getreten,
ner zahlreichen Partei unterstützt, berei-
als Führer der Protektionisten seinen
nden, den Whigs, harte Kämpfe und
ie seit 1848 von ihnen befolgte auswär-
leidenschaftlich an. Als im Febr. 1851
nach mehrern Niederlagen ihre Entlas-
chten, ward Stanley von der Königin
g eines Ministeriums beauftragt, das
zu Stande kam, weil namhafte Staats-
einem protektionistischen Kabinett nicht
wollten. Erst nach dem Rücktritte der
Febr. 1852 gelang es dem nunmehrigen
allerdings nicht kraft eines Siegs sei-
n, sondern infolge der Uneinigkeit sei-
, ein konservatives Kabinett zu Stande
das er selbst als erster Lord der Schatz-
tete. Um sich aber am Ruder zu erhal-
ß er sich jetzt, den Protektionismus fal-
n, blieb aber trotzdem bei den Neuwahlen
orität und mußte schon im Dezember
Zur Entschädigung erwählte ihn seine
Wellingtons Stelle zum Kanzler der
Oxford. Während des Orientkriegs un-
r teilweise die Regierung und lehnte die
dem Rücktritt Aberdeens 1855 angetragene
eines neuen Ministeriums ab. Dagegen
er die Politik des Ministeriums Palmer-
hines. Kriege und benutzte Palmerstons
im der Konspirationsbill 20. Febr. 1858,
weiten mal an die Spitze der Regierung
n. In dieser Stellung machte er dem
en China durch den für England höchst
Vertrag von Tien-Tsin ein Ende, setzte
mpfung des ind. Aufstandes getroffenen
mit Erfolg fort und erledigte die mit
ber das Durchsuchungsrecht entstandenen
eiten. Indessen erregte seine in der ital.
dgegebene Parteilichkeit für Österreich die
nheit des engl. Volks, und da auch die von
llegen Disraeli eingebrachte Reformbill
eralen verworfen wurde, mußte er 17. Juni
rmals aus dem Ministerium scheiden.
egnügte er sich jahrelang mit einer mehr
den Rolle, ohne das auf die Erhaltung
squo hinzielende System des alternden
n ernstlich zu bekämpfen. Eine entschie-
ltung nahm er nach der Bildung des Mi-
ussell-Gladstone (Nov. 1865) an. Die
es eingebrachte Reformbill von 1866
hon im Unterhause an dem Widerstande
rvativen, und D. gelangte infolge davon
von neuem an die Führung der Geschäfte (Juli 1866). Aber die mächtige Reformbewegung, die sich während der folgenden Monate über ganz England verbreitete, überzeugte ihn, daß es unmöglich sei, dem engl. Volke eine Reform der parlamentarischen Vertretung länger vorzuenthalten. Mit dem für ihn charakteristischen Ungestüm ging er daher plötzlich von dem schroffen Widerstande gegen die Parlamentsreform zu Zugeständnissen über, welche die konservative Reformbill von 1867 zu einer radikalern Maßregel machten als die liberale Reformbill von 1866. Die Reformbill von 1867 war der letzte wichtige Akt seines polit. Lebens. Wegen überhand nehmender gichtischer Leiden legte er im Frühling 1868 seinen Posten als Premierminister und Führer der konservativen Partei nieder. Während der Session von 1868 erschien er nur bei einigen seltenen Gelegenheiten im Parlament, um die Lords in ihrem Widerstande gegen die von Gladstone angeregte Politik in Betreff der irischen Kirche zu bestärken. Er starb auf seinem Stammsitze Knowsley 23. Okt. 1869. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch eine Übertragung der Ilias in reimlosen Jamben (2 Bde., Lond. 1864; 5. Aufl. 1866), die sich durch Treue und poetischen Geist auszeichnet. In Preston (1873) und in London auf dem St.-Margaret Square (1874) wurden ihm Statuen errichtet. Vgl. Althaus, «Graf D.» (in «Unsere Zeit», 1870, II).

Derby (Edward Henry Stanley, Graf von), brit. Staatsmann, Sohn des vorigen, bis zum Tode seines Vaters (1869) als Lord Stanley bekannt, geb. 21. Juli 1826 zu Knowsley, besuchte die Schule zu Rugby, dann die Universität zu Cambridge und bewarb sich schon im Frühjahr 1848 um einen Parlamentssitz für Lancaster, doch ohne Erfolg. Hierauf unternahm er eine Reise nach Nordamerika und Westindien und widmete den dortigen Zuständen ein ernstes Studium. Noch vor seiner Rückkehr erhielt er die Nachricht von seiner Wahl zum Parlamentsmitglied für den Flecken Kings-Lynn. Er nahm demnach im Frühjahr 1850 seinen Sitz im Unterhause und zog alsbald durch eine Rede über die Zustände der westind. Kolonien die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Im folgenden Jahre machte er eine Reise in die Levante und nach Ostindien, um sich eine tiefere Kenntnis auch der dortigen Verhältnisse und der orient. Interessen Englands anzueignen. Noch befand er sich in Indien, als die Nachricht von dem Sturze der Whigs, der Bildung eines Toryministeriums durch seinen Vater und seiner eigenen Ernennung zum Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte ihn erreichte. Nach seiner Rückkehr wurde er wieder zum Parlamentsmitglied für Kings-Lynn gewählt; da aber das Toryministerium schon im Dez. 1852 gestürzt wurde, fand er keine Gelegenheit, von seiner Tüchtigkeit als Vertreter der auswärtigen Politik im Unterhause Proben abzulegen. Während der Session von 1853 befürwortete er mit großer Sachkenntnis einen Antrag auf vollständige Reform der ind. Verwaltung. In den folgenden Jahren dagegen nahm seine öffentliche Thätigkeit eine andere Richtung. Ohne das konservative Parteiinteresse irgendwie zu betonen, widmete er sich der Beförderung von Arbeitervereinen, öffentlichen Bibliotheken, Volkserziehung, ökonomischen und andern gemeinnützigen Verbesserungen und errang dadurch den Ruf eines aufgeklärten und einsichtigen sozialen

Reformers. Seine Haltung war eine so entschiedene freisinnige, daß man sich gewöhnte, seine Parteiverbindung mit den Tories als einen Zufall der Geburt zu betrachten, und seinen baldigen offenen Übertritt zur polit. Reformpartei erwartete. Lord Palmerston suchte daher den jungen Staatsmann für sein Ministerium zu gewinnen und trug ihm 1855 den Posten des Kolonialministers an. D. wies indessen diesen Vorschlag zurück.

Als Anfang 1858 die Tories unter der Leitung seines Vaters ans Staatsruder zurückkehrten, übertrug ihm dieser das Ministerium für Indien, in welcher Stellung er mit Nachdruck und Erfolg die großen polit. Veränderungen durchführte, welche nach der ind. Rebellion zum Beschluß gekommen waren. Nach dem Sturze der Tories 1859 trat er zwar wieder in die Reihen der Opposition, bewahrte aber immer eine maßvolle Haltung. Während des amerik. Bürgerkriegs gehörte er zu den wenigen engl. Staatsmännern, welche der leidenschaftlichen Parteinahme für die Südstaaten wenigstens eine vorurteilsfreie Würdigung der Verhältnisse entgegensetzten. Einen Stoß erlitt sein Ansehen in den Reformdebatten von 1866, da er sich, wie es schien gegen seine wahre Überzeugung, im Unterhause zur Unterstützung der toryistischen Opposition hergab, welche durch Parteimanöver den Fortgang der Parlamentsreform zu hemmen suchte. Als die Debatten über die Reformbill im Juli 1866 den Sturz des Ministeriums Russell herbeiführten, wurde ihm in dem neuen Ministerium seines Vaters der Posten des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten übertragen. Hier wußte er durch Festigkeit und Klugheit der auswärtigen Politik Englands Ansehen zu verleihen, wie unter anderm der Depeschenwechsel mit der amerik. Regierung in der Alabama-Angelegenheit, die Verhandlungen mit Spanien wegen der Wegnahme engl. Schiffe, sein Verhalten in der luxemb. Frage und seine Behandlung der abessin. Frage bewiesen. An den Reformdebatten von 1867 nahm er keinen Anteil. Als im Febr. 1868 sein Vater sich zurückzog und der bisherige Schatzkanzler Disraeli die Neubildung des konservativen Kabinetts übernahm, behielt D. das Ministerium des Auswärtigen, da es sich nur um einen Personenwechsel, nicht um eine prinzipielle Veränderung handelte. Der Ausgang der nach dem Wahlgesetz von 1867 vorgenommenen allgemeinen parlamentarischen Neuwahlen, die eine liberale Majorität von mehr als hundert Stimmen ergaben, führte indes schon im Dez. 1868 den Fall des Ministeriums Disraeli herbei. Nach seines Vaters Tode (23. Okt. 1869) nahm D. in der Session von 1870 seinen Sitz im Oberhause. Schon vorher hatte man ihm die durch jenes Ereignis erledigte Führerschaft über die konservativen Lords angeboten; doch hatte er den Vorschlag abgelehnt und blieb auch später, als die Bitte mehrfach wiederholt wurde, seinem ersten Entschlusse treu. Nach dem Sturze des Ministeriums Gladstone im Febr. 1874 kehrte er in dem neuen Ministerium Disraeli an seinen frühern Posten als Minister des Auswärtigen zurück. Als solcher vertrat er die wesentlich durch Disraelis Einfluß bestimmte Politik Englands in den bald ausbrechenden orient. Wirren, bis im Frühjahr 1878 der Beschluß, die engl. Flotte nach Konstantinopel zu schicken und durch ein von Ostindien herangezogenes Truppenkorps von der Insel Cypern Besitz zu ergreifen, seinen Rücktritt aus dem Ministerium veranlaßte. Na den allgemeinen Neuwahlen von 1880 und be Sturz des konservativen Ministeriums erklärte offen seinen Anschluß an die liberale Partei u trat am 13. Dez. 1882 als Staatssekretär der K lonien in das Kabinett Gladstone. Seit Juli 18 ist er mit Mary Catherine, Witwe des 1868 g storbenen Marquis von Salisbury, verheiratet.

Derby-Rennen (Derby-races), das großartig engl. Pferderennen, welches von einem Graf Derby 1780 ins Leben gerufen wurde und am Mi woch vor Pfingsten (Derby-day) zu Epsom (s. d.) der Grafschaft Surrey stattfindet.

Dere-Begs (Thalfürsten), s. u. Anatolien.

Derecske (spr. Deretschke), Marktflecken i Biharer Komitat (Ungarn), zählt (1880) 7630 meist Magyaren reform. und kath. Religion, ne zahlreichen Juden mit eigenem Tempel. D. Sitz eines Bezirksgerichts und hat ein Untergy nasium. Der Ort besitzt ein Areal von bedeute der Ausdehnung; sieben Pußten (Ereßledö, Ke gyeles, Kocsilapos, Morgó, Musliczás, Berge und Sósvölgy) gehören hierher. Haupterzeugnis des sehr ergiebigen Ackerbaues sind Weizen, Taba Zwiebeln; vortrefflich ist auch die Viehzucht.

Der el bachri (Deir el Baheri), ein Thal Oberägypten, am linken Nilufer, 1—2 km v Gurnah, mit Ruinen des alten Theben (s. d.).

Derelinquieren (lat.), verlassen, den Be einer Sache aufgeben; Dereliktion, das fr willige Aufgeben einer Sache, ohne dieselbe a einen bestimmten andern zu übertragen.

Der el Kamar oder Deir el Kamr (d. Mondkloster), Hauptort des asiat.-türk. Mutessarif Libanon, im SSO. von Beirut, am Abhange d Libanon, 900 m über dem Meere, in sehr gesund und schöner Lage, von fruchtbarem und treffli bebautem Terrassenland umgeben, zählt 8000 welche Weinbau und Seidenzucht treiben, au Seidengewebe und Stickereien verfertigen. D Einwohner sind meist Maroniten, auch Drusen u Juden. Im J. 1860 wurden in D. an 1000 chris Maroniten von den Drusen ermordet.

Derenbourg (Joseph), namhafter Oriental auf dem Gebiete der jüd.-rabbinischen und ara Litteratur, geb. zu Mainz 21. Aug. 1811, erhie von seinem Vater, H. Derenburg, dem väterlich Großvater von Heinrich und Friedrich Dernbu (s. d.), den ersten Unterricht in der hebr. Sprac Da er sich zum Rabbinatsfach vorbereiten woll besuchte er die Talmudschule und das Gymnasiu zu Mainz, studierte auf den Universitäten v Gießen und Bonn, wo er namentlich Freitag hör und promovierte 1834 auf ersterer Hochschule. nahm in einer reichen jüd. Familie zu Amsterda eine Lehrerstelle an, ging jedoch 1839 nach Pari wo er zuerst unter Et. Quatremère, Reina Caussin de Perceval und Burnouf Persisch, Ar bisch und Sanskrit hörte, dann sich aber mit groß Erfolge dem Erziehungsfache widmete, indem eine, unter seinen Nachfolgern noch blühende höhe Schule für Knaben jüd. Konfession gründete. Se 1852 allgemeiner, seit 1856 durch J. Mohls Em pfehlung besonderer Korrektor der orient. Publik tionen, machte er sich für die Ausgaben orie Schriftsteller verdient, und nahm 1864, nachde er seine Lehranstalt abgetreten hatte, seine wisse schaftlichen Studien mit voller Hingebung wied auf. Er hatte schon 1846 die Fabeln des Lokma

herausgegeben und später mit Reinaud zusammen die Makamen des Hariri («Séances de Hariri», Par. 1847—58), auch an Abr. Geigers «Zeitschrift für jüd. Theologie» mitgearbeitet; 1867 veröffentlichte er sein Hauptwerk: «Essai de l'histoire et de géographie de la Palestine», nach dem Talmud und den andern rabbinischen Quellen. Hierauf wurde er Mitglied des Instituts, wo er als Nachfolger Caussin de Percevals in die Akademie der Inschriften am 22. Dez. 1871 aufgenommen wurde. Die politischen Schwierigkeiten, die damals die Wahl eines Deutschen unmöglich machten, wurden durch den Umstand beseitigt, daß D. als Franzose geboren war, weil 1811 Mainz der Hauptort des franz. Departements des Donnersbergs war. Im J. 1876 wurde er mit dem Lehrstuhl der talmudischen Wissenschaften an der École pratique des hautes études betraut. Trotz seines Alters liefert er noch wertvolle Beiträge in dem «Journal asiatique» und andern Journalen, sowie er die Herausgabe der himjaritischen Texte in dem «Corpus inscriptionum semiticarum» übernommen hat.

Derenbourg (Hartwig), Sohn des vorigen, geb. zu Paris 17. Juni 1844, absolvierte die Licence ès-Lettres 1863, und studierte dann in Leipzig unter Fleischer und zu Göttingen unter Ewald, wo er Doktor der Philosophie und wegen einer Preisschrift gekrönt wurde. Nachdem er an der École des langues orientales vivantes die arab. Sprache gelehrt hatte, ward er 1879 zum Professor an dieser Schule ernannt. Sein Hauptwerk ist die Herausgabe des arab. Grammatikers Sibaweihi, zu welcher er 1880 den Escorial besuchte («Le livre de Sibaweihi, texte arabe», Par. 1881). Außerdem hat er kleinere Aufsätze über arab. und himjaritische Gegenstände veröffentlicht.

Derenburg, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Halberstadt, 8 km im WSW. von Halberstadt, an der in die Bode gehenden Holzemme, durch Zweigbahn nach Langenstein mit der Halberstadt-Blankenburger Eisenbahn verbunden, hat ein Hospital und zählt (1880) 2868 E., welche eine Zuckerfabrik unterhalten, Lederwaren und Tapeten fertigen. Die ehemalige Herrschaft D. hatte Heinrich II. dem Stifte Gandersheim in Braunschweig verliehen, aber 1451 gab dieses sie unter die Lehnshoheit Brandenburgs.

Derewnja, russ. Name für ein Dorf ohne Kirche, während ein Dorf mit Kirche Sseló heißt.

Derfflinger (Georg, Reichsfreiherr von), auch Dörfling genannt, brandenb. Generalfeldmarschall, einer der bedeutendsten deutschen Reiterführer und Hauptbegründer der preuß. Militärmacht unter dem Großen Kurfürsten, geb. 10. März 1606 zu Neuhofen in Österreich ob der Ens als der Sohn eines armen prot. Bauern, verließ wegen religiöser Bedrückung als Kind mit den Eltern die Heimat und kam nach Böhmen, trat dort 1620 in das Gefolge des Grafen Thurn ein, nahm 8. Nov. 1620 an der Schlacht am Weißen Berge teil und begleitete den Grafen Thurn nach Siebenbürgen, wo er dem Fürsten Bethlen Gábor mehrere Jahre diente, sowie späterhin nach Brandenburg. D. kam, wahrscheinlich 1627 nach Zersprengung des Heeres durch die Kaiserlichen, in schwed. Dienste. Damals war D. Schneidergeselle, wie dies vielfach verbreitet worden ist. Im J. 1635 wurde er Oberstleutnant, 1638 Oberst zu Pferd, 1642 Generalmajor. Er focht vom Jahre 1630 ab unter Gustav Adolf, Banér und Torstenson, that sich wiederholt durch kühne Handstreiche (1636 bei Halle und der Moritzburg, 1637 in Thüringen) hervor und überbrachte 1642 der Königin Christine die Botschaft vom Siege zu Breitenfeld. Seine Beförderung zum General verdankte er Torstensons Empfehlung und seiner Leistung gelegentlich einer geheimen Sendung nach Siebenbürgen. Nach dem Westfälischen Frieden nahm D. seine Entlassung, wohnte anfänglich in Berlin, dann in Gusow, welches er gekauft hatte und mit Eifer wirtschaftlich in die Höhe zu bringen wußte, und trat 16. Aug. 1655 als Generalwachtmeister in brandenb. Dienste, wo er sich durch Klugheit und Tapferkeit in den Kriegen gegen Polen, Dänen, Schweden und Franzosen auszeichnete und rasch weiter aufstieg. Er wurde 1657 Generallieutenant und Wirkl. Geh. Kriegsrat, 1658 Generalfeldzeugmeister, 1670 Generalfeldmarschall, 1677 Obergouverneur der pommerschen Festungen, 1678 Statthalter von Hinterpommern und Kammin.

Seine hervorragendsten Waffenthaten sind die Schlacht bei Warschau (im Juli 1656) und die Schlacht bei Fehrbellin, welche er an der Spitze von 6500 Reitern entschied (Juni 1675), sowie der vorhergehende Überfall von Rathenow, dann die Befreiung Berlins, Pommerns und der Neumark von den poln. Tatarenhorden (1656), die Eroberung von Stralsund (1678) und der Winterfeldzug gegen die Schweden 1678—79. Die Aufbringung und Schulung der brandenb. Reiterei war großenteils D.s Verdienst, auch bildete er die Dragoner für die Doppelverwendung als leichte Reiter und Fußkämpfer aus. Der Große Kurfürst bediente sich D.s auch mehrfach zu Gesandtschaften. Im J. 1672 nahm D., welcher sich zurückgesetzt glaubte, den Abschied, trat indes im folgenden Jahre wieder in den Dienst des Kurfürsten, wurde auf Antrag des letztern vom Kaiser in den Reichsfreiherrenstand erhoben (10. März 1674) und begleitete denselben als Feldmarschall in diesem und dem folgenden Jahre in den franz. Krieg. Für seine Leistungen dort und bei Fehrbellin empfing er eine Dotation im Betrage von 140000 Thlrn. D. war zweimal verheiratet: 1646 mit Margarete von Schaplow, 1655 mit Barbara von Beeren (gest. 1665), und hatte zwei Söhne und vier Töchter. Er starb 4. Febr. 1695 zu Gusow (bei Küstrin) und wurde in der dortigen Kirche bestattet. Der jüngere Sohn fiel 25. Juni 1686 vor Ofen, der ältere starb 1724 zu Gusow als Generallieutenant ohne Nachkommen. D.s vier Töchter verehelichten sich mit höhern brandenb. Offizieren, und seine Enkel zweigten sich in die Familien Graf Podewils, Graf Schönburg, Graf Haugwitz, Graf Stolberg, von Bismarck, von Bonin. D.s Stammgüter Gusow und Platkow kamen 1804 in die gräflich Schönburgsche Verwandtschaft. Vgl. Varnhagen von Ense, «Biographische Denkmale» (Bd. 2, Berl. 1826; 2. Aufl., Bd. 1, Lpz. 1872) und Graf zur Lippe-Weißenfeld, «Derfflinger» (Berl. 1880).

Derg (Lough), See in Irland, zwischen den Grafschaften Tipperary einerseits und Galway und Clare andererseits, die bedeutendste Erweiterung des Shannon, ist 37 km lang und 3,2 bis 9,6 km breit. Seine Tiefe beträgt nahe am Ufer 3—4,6 m, im mittlern Wasserlaufe 21,3 bis 24,4 m. Im untern Teile begrenzen ihn prächtige Berge, und die in der Nähe von Killaloe, ehe der See sich ansehnlich

[illegible]

Derkyllidas, [illegible] der Spartaner, hatte [illegible] Peloponnesischen Kriegs [illegible] eine namhafte Rolle in den Kämpfen der Spartaner in Kleinasien mit den Persern. An Stelle des unfähigen [illegible] erhielt D. zu Ende des J. 399 v. Chr. den Befehl in Kleinasien und machte sich bis zu dem Waffenstillstande im Juni 397 den Satrapen Pharnabazos und Tissaphernes als Diplomat wie als Feldherr sehr gefährlich, wurde jedoch nachher durch den König Agesilaos ersetzt. Als nachher im Spätsommer und Herbst 394 nach dem pers. Seesiege bei Knidos die Besitzungen der Spartaner in Asien fast sämtlich verloren gingen, behauptete D. doch Sestos und Abydos, bis er 390 als Befehlshaber durch Anaxibios ersetzt wurde.

Derma (grch.), Haut; **Dermatalgie**, Hautschmerz; **dermatisch**, die Haut betreffend, häutig;

...titis, Hautentzündung; **Dermatologie** ...ologie), Hautlehre (s. u. Haut); **Der**...athie, Hautkrankheit; **Dermatopatho**... Lehre von den Hautkrankheiten.

...**bach**, Marktflecken und Hauptort eines ...ngsbezirks im Großherzogtum Sachsen-... 32 km südsüdwestlich von Eisenach, am ...ße der Vorderrhön, an der Felda und an ...bahn (Salzungen-Kaltennordheim, einer ...rigen Secundärbahn), deren Betriebsver-...hier ihren Sitz hat, zählt (1880) 1142 E., ...deutende Korkschneiderei und Fabrikation ...nen Pfeifenköpfen betreiben.

... fand 4. Juli 1866 ein **Gefecht** der ...vision Goeben gegen die bayr. Divisionen ...d Hartmann statt. Beim Vormarsch der ...ee hatte die Division Goeben 3. Juli D. ...nd besetzt. Ihr gegenüber stand die bayr. ...Zoller bei Zella, Neidhartshausen und ..., die Division Hartmann bei Wiesenthal, ...es bayr. Heeres in der Nähe, östlich von ...den 4. Juli erhielt die Division Goeben ...l vorzugehen, etwa anrückende feindliche ... durch einen kurzen Vorstoß zurückzuwer-...t aber das Gefecht abzubrechen und den ...h D. anzutreten. General Goeben mar-...n zwei getrennten Kolonnen, Brigade ... gegen Zella, Brigade Wrangel gegen ...l, vor, nahm Wiesenthal, Zella und ...hausen, auch die starke Position auf dem ...e und ging dann nach D. zurück; die bei ...stehende bayr. Brigade blieb unthätig, ...n die Dörfer gekämpft wurde, rückte dann ...rf vor und zog sich nach Abgabe einiger ...chüsse wieder zurück.

...**oplastik** (Dermatoplastik, grch.), eine ...ungsmethode, s. unter Taxidermie.

...**n**, Stadt im afrik. Hochlande Barka (s. d.).

...**burg** (Heinr.), Lehrer des röm. und preuß. ...s, wurde 3. März 1829 zu Mainz gebo-...ierte in Gießen und in Berlin Jurispru-...d habilitierte sich 1851 in Heidelberg. Von ...rde er 1852 als außerord. Professor nach ...berufen und dort im Frühjahr 1855 zum ...fessor ernannt. Im J. 1862 folgte er in ... Eigenschaft einem Rufe an die Univer-...le. Auf Grund der Präsentation der letz-...de er 1866 ins Herrenhaus berufen, wo er ...amals kleinen Fraktion liberaler Mitglie-...loß, welche die nationale Politik Bismarcks ...te. Im J. 1873 erhielt er den Lehrstuhl ..., und preuß. Rechts an der Universität ...nd im November desselben Jahres wurde ...eue ins Herrenhaus berufen, aus welchem ...e seiner Versetzung von Halle ausgeschie-... D. veröffentlichte: «Geschichte und Theo-...ompensation nach röm. Recht mit Rücksicht ...euern Gesetzbücher» (Heidelb. 1852; 2. Aufl. ...«Das Pfandrecht nach den Grundsätzen des ... röm. Rechts» (2 Bde., Lpz. 1860—64), ...titutionen des Gajus» (Halle 1869), «Das ...schaftsrecht der preuß. Monarchie» (Berl. ...Aufl. 1876). Am wichtigsten ist sein «Lehr-...preuß. Privatrechts und der Privatrechts-...des Reichs» (3 Bde., Halle 1871—80; die ... Bände sind in wiederholten Auflagen er-... Charakteristisch für dies Werk, welches ... die gemeinrechtliche Wissenschaft eine her-...de Bedeutung besitzt, ist die scharfe Gegen-überstellung der röm. und antiken Rechtsgedanken einerseits und der modernen und deutschen Rechtsbildungen andererseits.

Dernburg (Friedr.), Bruder des vorigen, Publicist, geb. 3. Okt. 1833 zu Mainz, widmete sich ebenfalls der Jurisprudenz und wurde dann Hofgerichtsadvokat in Darmstadt. Der für Hessen-Darmstadt unglückliche Krieg von 1866 und die unvorteilhafte Stellung des Landes, das nur halb dem Norddeutschen Bunde angehörte, besonders aber die unter dem Minister von Dalwigk in Regierung und Volk geltend gemachte preußenfeindliche Stimmung hatten für D. die Folge, daß er eine entschieden nationale und preußenfreundliche Stellung einnahm und als Landtagsabgeordneter und als Mitführer der hess. Fortschrittspartei in kräftiger Weise die Dalwigksche Politik bekämpfte, die mit den ultramontanen Bestrebungen des Bischofs von Ketteler Hand in Hand ging. Als im März 1871 nach der Begründung des Deutschen Reichs die ersten Wahlen zum Reichstage stattfanden, wurde D.s Wahl zum Reichstagsabgeordneten für Offenbach-Dieburg gegen die vereinigten Anstrengungen der ultramontanen und der sozialistischen Partei durchgesetzt. Er war bis 1881 Mitglied des Reichstags, in welchem er der nationalliberalen Partei angehörte. Inzwischen war D. vielfach auch journalistisch thätig gewesen. Im Jan. 1875 wurde er Chefredacteur der berliner «Nationalzeitung».

Dernburg (Jos.), Oheim der beiden vorigen, Orientalist, und D. (Hartwig), dessen Sohn, ebenfalls Orientalist, s. Derenbourg.

Derogation (lat.) heißt die Aufhebung einer Norm des bestehenden Rechts durch ein entgegengesetztes neueres Recht (lex posterior derogat priori). In einem engern Sinne versteht man unter D. die nur teilweise, unter Abrogation die vollständige Entkräftung eines Gesetzes. Eine völlige Aufhebung findet nur statt, wenn die einander widersprechenden Gesetze von der nämlichen Qualität, also gleich allgemein oder gleich speziell sind. Deshalb beseitigt ein neues, allgemeines Gesetz wohl die entgegenstehende Regel des ältern Rechts, nicht aber auch selbstverständlich die davon gemachten Ausnahmen. Hierin ist namentlich die Ursache zu suchen, weshalb neue Grundrechte und Verheißungen in Verfassungsurkunden meistens erst mittels besonderer Ausführungsgesetze in Kraft treten. (S. Abrogieren.)

Derosne (Charles), geb. 1780, erlernte die Pharmacie, erwarb dann in Paris eine Apotheke und begründete 1824 daselbst mit Jean François Cail (s. d.) eine großartige Fabrik von Lokomobilen, Werkzeugmaschinen u. s. w. Er machte sich bereits 1803 durch eine Arbeit über das Opium bekannt. In dieser Abhandlung wurde das Narkotin (s. d.) zuerst als ein alkalisch reagierendes Salz beschrieben, ohne daß aber die Natur dieser Pflanzenbase erkannt worden wäre; vielmehr wurde die alkalische Reaktion einem Reste des zur Abscheidung verwandten Alkalis zugeschrieben. In einer weitern, gemeinschaftlich mit seinem Bruder Bernard ausgeführten Untersuchung über die Destillationsprodukte des Grünspans entdeckte er den später als Acetön bezeichneten Körper. Die größten Verdienste erwarb er sich jedoch im Verein mit Cail um die Branntweinbrennerei und Zuckerindustrie. Er starb im Sept. 1846 zu Paris.

Derosnes Salz ist Narkotin (s. d.)

Déroulède (Paul), franz. Dichter, bekannt durch seinen fanatischen Deutschenhaß, geb. 2. Sept. 1848 zu Paris, studierte die Rechte, nahm als Freiwilliger 1870 an dem Kriege gegen Deutschland teil, wurde bei Sedan verwundet, entkam aber nach Belgien. Er verdankt seinen Ruf als Dichter hauptsächlich den patriotischen «Chants d'un soldat» (1872) und den «Nouveaux chants d'un soldat» (1875), welche viele Auflagen erlebten. Außerdem veröffentlicht er mehrere Schauspiele, wie «Juan Streuner» (1869), «L'Hetman» (1877) und das katholisierende «La Moabite». Als Vorstand der patriotischen Liga in Paris agitiert er leidenschaftlich für Revanche gegen Deutschland und erregte namentlich im Herbst 1882 Aufsehen durch sein brüskes Vorgehen gegen den deutschen Turnverein in Paris. Ende Jan. 1883 wurde er in einem Duell von Octave Mirbeau verwundet, der seine maßlosen Angriffe im «Gaulois» verspottet hatte.

Déroute (frz.), Abweg, Zerrüttung, Verwirrung, besonders wirre Flucht eines geschlagenen, zersprengten Heeres; deroutieren, in D. bringen, irreleiten, zersprengen.

Deroy (Bernh. Erasmus), bayr. General der Infanterie, entstammte einem alten Geschlechte der franz. Picardie und wurde 11. Dez. 1743 zu Mannheim geboren; sein Vater war damals kurpfälz. General. D. nahm im pfälz. Kontingente am Siebenjährigen Kriege teil, trat dann in pfalz-bayr. Dienst und verteidigte 1794 die Rheinschanze von Mannheim mit nur 3000 Mann 70 Tage hindurch (bis 25. Dez.) gegen die Franzosen. Als Führer der 1. Brigade des Subsidienkorps focht D. im J. 1800 unter Generallieutenant von Zweibrücken bei Gutenzell, Neuburg an der Donau und in der Schlacht bei Hohenlinden, wo er verwundet in Gefangenschaft geriet, und bearbeitete gemeinsam mit Wrede das neue bayr. Dienstreglement. Im J. 1805 befehligte D. als Generallieutenant anfänglich das bayr. Hilfskorps, dann unter Marschall Bernadotte eine Division, mit der er Salzburg besetzte und in das nördl. Tirol einfiel. Bei Erstürmung der Strubpässe bei Lofer wurde D. 2. Nov. abermals verwundet, übernahm nach erfolgter Genesung den Oberbefehl in Tirol und Vorarlberg, focht 1806 als Divisionskommandeur unter Prinz Jérôme, blockierte im November die preuß. Festung Glogau, bombardierte dieselbe 23. bis 25. Nov., sowie Breslau 20. bis 23. Dez. und Brieg im Januar, schloß Kosel ein, wurde im März 1807 Kommandant von Breslau, eroberte im Juni Glatz und belagerte dann bis zum Eintritt der Waffenruhe Silberberg. Anfang November kehrte D. nach Bayern zurück, übernahm 24. Dez. dort das Generalkommando und Febr. 1809 die 3. Division, mit der er im April bei Abensberg und Eckmühl gegen die Österreicher kämpfte, dann unter Lefebvre nach Innsbruck rückte, aber Ende Mai nach Kufstein zurückgehen mußte. D. verstärkte im Juni Salzburg und zog Anfang Juli nach Linz, kehrte jedoch bald zurück, stand 10. Aug. wieder vor Innsbruck, focht dort am folgenden Tage und 13. Aug. auf dem Berge Isel, mußte sich jedoch wieder über Kufstein nach Rosenheim zurückziehen. Am 16. Okt. rückte D. abermals in Tirol ein und kehrte, nachdem dort jeder Widerstand aufgehört hatte, zu Ende des Jahres nach München zurück. [illegible] 1812 führte er unter Gouvion St.-Cyr eine [illegible] des 6. Korps nach Rußland, focht am 16. und 17. Aug. bei Polozk und wurde, als er an der Spitze seiner siegreichen Division die Verfolgung begann, durch einen Gewehrschuß tödlich verwundet. D. starb 23. Aug. 1812 zu Polozk und wurde auf dem Kirchhofe St.-Xaver, zwischen Polozk und dem Dorfe Spaß, bestattet. D. war der Reformator der bayr. Infanterie, wegen seiner Gerechtigkeit und Fürsorge für den Soldaten allgemein als «Vater D.» verehrt, und noch heute lebt sein Name in den bayr. Soldatenliedern fort.

Derr, Dêr oder Deir (d. h. Kloster), Hauptort von Unternubien, rechts am Nil, etwa 200 km oberhalb Assuan, mit 1000—1200 E., welche das Kensi oder Berber sprechen. Hier befinden sich Reste eines altägypt. Tempels aus der Zeit des Ramses-Meïamun oder des Großen Sesostris aus dem 14. Jahrh. v. Chr. Die sehr fruchtbare Umgebung liefert Datteln zur Ausfuhr nach Ägypten.

Derry, irländ. Grafschaft, s. Londonderry.

Derschäwin (Gawril Romanowitsch), lyrischer Dichter Rußlands, geb. zu Kasan 14. Juli 1743, war der Sohn eines von dem tatar. Mursa Bagrim abstammenden Offiziers und diente, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, seit 1762 als Soldat im Preobrashenskischen Garderegiment. Hier zeichnete er sich, besonders 1774 gegen den Rebellen Pugatschew, aus. Die Kaiserin Katharina lernte bald sein Talent würdigen und beförderte ihn zu höhern Staatsämtern. Er wurde 1793 Geheimrat und Staatssekretär, unter Paul 1800 Reichsschatzmeister, unter Alexander I. 1802 Justizminister, zog sich jedoch schon 1804 von allen öffentlichen Geschäften zurück. Früh schon entwickelte D. selbständiges poetisches Talent, und jedenfalls ist er als der hervorragendste Dichter aus der Zeit Katharinas anzusehen. Von seinen Oden ist die «An Gott» (1784) die bekannteste; sie ward in die meisten Sprachen übersetzt (vgl. Poltorazky, «Dieu, hymne du poëte russe D.», Lpz. 1855), ist aber nicht frei von Reminiscenzen, z. B. an Youngs «Nachtgedanken». Origineller sind «Feliza», unter welchem Namen er Katharina feierte, «Der Wasserfall», die Ode auf den Tod Meschtscherskijs u. a. Im allgemeinen sind D.s Dichtungen nicht selten reich an wahren dichterischen Schönheiten; doch artet in einigen die orient. Bildersprache bisweilen in Bilderprunk aus. Der größte Teil seiner Gedichte hat eine nahe Beziehung zu Ereignissen seines Lebens oder seiner Zeitepoche. Indem er sich in der Person Katharinas II. sein menschliches Ideal vorstellte, verhielt er sich zugleich satirisch zu denen von ihrer Umgebung, deren Leben sich von diesem Muster entfernte. Keiner der damaligen russ. Schriftsteller wußte so glücklich volkstümliche Wendungen anzuwenden wie er. Daher werden einige seiner Gedichte noch jetzt in russ. Schulen gelesen und gelernt. D. starb am 21. Juli 1816 auf seinem Landgute Swanka im Nowgorodischen. Seine sämtlichen Schriften erschienen in Petersburg (5 Bde., 1810—15 u. öfter; zuletzt herausg. von der Akademie der Wissenschaften durch Jak. Grot, 7 Bde., 1864—72). Die von ihm hinterlassenen Memoiren wurden erst lange nach seinem Tode veröffentlicht («Zapiski D.», Mosk. 1860). Vgl. Grot, «Žizn' Deržavina» (Petersb. 1880).

Derval, Flecken im franz. Depart. Untere Loire, Arrondissement Châteaubriant, an der Linie Châteaubriant-Redon der Französischen Westbahn, hat

(1876) 633, als Gemeinde 2993 E. und 3 km entfernt Ruinen eines Schlosses aus dem 14. Jahrh.

Derwas oder Darwas, Chanat von Turkestan (Land, s. d.)

Derwent, vier Flüsse in England. Der erste, ein linker Nebenfluß des Trent, entspringt im nördlichen Teile der Grafschaft Derby aus den Mooren des High-Peak, fließt östlich neben dem Dove nach SSO., anfangs in engem Thale von außerordentlicher Schönheit zwischen steilen Felsmassen, wird bei Derby schiffbar, läuft nach OSO. und mündet nach einem Laufe von 80 km links in den Trent an der Grenze von Leicester. Er nimmt den Wye auf. Der zweite entspringt unfern der Ostküste in den Yorkshire-Moors, läuft nach S. in die Ebene Pickering, wendet sich nach W. in die Ebene von York, geht über New-Malton, wo er schiffbar wird, nach SSW., bis er nach einem Laufe von etwa 100 km links in die Ouse mündet. Der dritte D. entspringt in Cumberland, mitten in den cumbrischen Gebirgen, an den Grenzen von Westmoreland, entwässert mehrere der kleinen Gebirgsseen (Derwentwater und Bassenthwaite-Water), wendet sich nach W., berührt Cockermouth und mündet nach einem Laufe von etwa 55 km bei Workington in den Anfang des Solwaybusens. Der vierte Fluß D. entspringt bei Alleneheads in den nördl. Heckmoors, trennt Durham von Northumberland und ergießt sich oberhalb von Newcastle, nach einem Laufe von 50 km, rechts in den Tyne.

Derwenthafen, s. unter Hobarttown.

Derwisch, d. h. arm, ein pers. Wort, ist in sämtliche neuorient. Sprachen zunächst (wie das sinnverwandte arab. Fakir) in der Bedeutung eines der Gnade Gottes bedürftigen, der Welt entsagenden, frommen Menschen und sodann eines Mitgliedes gewisser mystisch-religiöser Brüderschaften des Islam übergegangen. Solcher durch das Band besonderer Ascese und gnostisch-theosophischer Lehren unter sich vereinigter Brüderschaften gibt es viele; das Zusammenleben der ehelosen Teilnehmer in ihren Tekkjes oder Chanegahs, denen, wie den christl. Klöstern der Prior, ein Scheich oder Pir, d. h. ein Ordensalter, vorsteht, gemeinschaftliche Andachtsübungen und äußere Abzeichen in der Tracht geben ihnen eine gewisse Ähnlichkeit mit den christl. Mönchsorden, von denen wieder die Nichtausschließlichkeit des Cölibats, das Erfordernis, für die Lebensbedürfnisse teilweise oder ganz durch eigene Arbeit zu sorgen, und die völlige Beziehungslosigkeit zu dem geistlichen Stande sie scheidet. Die bekanntesten Derwischorden, die heulenden (Rufâi, seit 1182) und die tanzenden (Mewlewi, seit 1273) D. ergänzen sich vorzugsweise aus den wohlhabenden Gewerbezünften der orient. Städte. Außer diesen sind die Begtaschi (seit 1357) zu erwähnen, denen das Janitscharentum affiliiert war, weil ihr Stifter diese gewaltige Schöpfung des Sultans Orchan eingesegnet hatte. Die Begtaschi, welche von der Erlaubnis zu betteln einen schamlosen Gebrauch machten, standen bei dem mohammed. gemeinen Volke in großem Ansehen, wurden aber 1826 vom Sultan Mahmud II. nach der Vernichtung der Janitscharen ausgerottet. Ursprünglich in dem schiitischen Mysticismus wurzelnd und in Ali, dem Schwiegersohn Mohammeds, seinen Begründer verehrend, dann aber auch außerstaatliche Verbrüderungen umfassend, ist das Derwischtum sowohl den orthodoxen Ulema wie auch der Pfortenregierung von jeher verhaßt gewesen. Jedoch ließ die fanatische Vorliebe der ungebildeten Massen den Gedanken an dagegen zu ergreifende allgemeine Maßregeln nicht aufkommen. Seine Beseitigung ist nur von der fortschreitenden Bildung zu erhoffen.

Derwisch Pascha, türk. General und Staatsmann, geb. um 1816 zu Leskowatz (seit 1878 serbisch), trat früh in die Armee und war beim Ausbruch des Krimkriegs (1853) bereits Oberst. Als Divisionsgeneral übernahm er 1862 das Kommando über ein Operationskorps gegen Montenegro und wurde nach Beendigung des Feldzugs zum Muschir (General) ernannt. Später war er mehrmals gleichzeitiger Chef der militärischen und Civiladministration von Albanien und Syrien. In letzterer Stellung unterdrückte er einen Aufstand der Drusen im Hauran und drang in die Bedscha, einen schwer zugänglichen Distrikt des Gebirges, siegreich ein. Unter dem Seraskier Hussein-Awni Pascha wurde D. 1873 in eine aus Anlaß der damaligen Reorganisation der osmanischen Armee eingesetzte Spezialkommission als Mitglied derselben berufen und bald darauf zum Generalgouverneur und Militärkommandanten von Bosnien und der Herzegowina ernannt. Da er aber in der Bekämpfung des Aufstandes 1875 kein Glück hatte, wurde er abberufen und befand sich danach längere Zeit in Ungnade und ohne selbständige Verwendung. Erst bei Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs wurde ihm der Oberbefehl über das bei Batum aufgestellte Korps übertragen, und hier gelang es ihm, mit schwächern Kräften und ohne sich auf eigentliche starke Befestigungen stützen zu können, einen mit zahlreicher Artillerie versehenen Gegner in Schach zu halten.

Im Frühjahr 1879 kehrte D. nach Konstantinopel zurück, nachdem er kurze Zeit die Stelle eines kommandierenden Generals des 4. Armeekorps in Erzerum bekleidet hatte. Er gewann bald das Vertrauen des Sultans und wurde im Frühjahr 1881 zum Pfortenkommissar für Albanien ernannt mit der Aufgabe, die dortige Ligue aufzulösen und die Autorität der Centralregierung wiederherzustellen. Durch Verbindung von List und Gewalt gelang es ihm, nicht nur des ihm entgegenstehenden Widerstandes Meister zu werden, sondern sich auch aller namhaften albanes. Chefs zu bemächtigen und dieselben gefangen nach Konstantinopel einzuliefern. Als im April 1882 die Verhältnisse in Ägypten sich zu verwickeln begannen, berief der Sultan D. aus Albanien zurück und betraute ihn mit einer wichtigen Mission nach Kairo, die er in den letzten Maitagen antrat. Indes hatte er bei dieser Sendung nicht den erwarteten Erfolg und wurde Mitte Juli nach Konstantinopel zurückberufen. Er war für das Kommando des Expeditionskorps bestimmt, das die Pforte nach Ägypten zu senden beabsichtigt hatte. Nachdem dieser Plan aufgegeben worden war, wurde D. wiederum in einstweilige Disponibilität gestellt.

Des (ital. re bemolle; frz. ré bémol; engl. d flat), in der Musik der nächste unterhalb D liegende halbe Ton; er wird durch D und ein vorgezeichnetes ♭ bezeichnet.

Desabusieren (frz.), einem eine Täuschung, einen Irrtum benehmen, ihn enttäuschen; Desabusage, Enttäuschung, Zurechtweisung.

Desaguadero, d. h. der Entwässerer, Fluß in Südamerika, führt das Wasser des Titicacasees in

Peru nach dem südöstlich davon gelegenen See Aullagas in Bolivia. Das Bett dieses Flusses liegt in einem 3800 m hohen Thale eines Hochplateau, zwischen parallelen Gebirgszügen. Er hat einen reißenden Lauf von 300 km Länge. Bei der Brücke des Dorfes Nasacara, etwa 65 km von und 40 m unter dem Titicacasee, hat er 45 m Breite und 9 m Tiefe. — Desaguadero heißt auch ein Fluß in der Argentinischen Republik, welcher den Lago Silverio mit dem Lago Bebedero verbindet und zum Teil die Grenze der Provinzen Mendoza und San-Luis bildet.

Desaignes, Flecken im franz. Depart. Ardèche, Arrondissement Tournon, 5 km westlich von Lamastre, an dem rechts zum Rhône gehenden Doux, hat eine auf den Resten eines altröm. Tempels aufgebaute Kirche und zählt (1876) 564, als Gemeinde 3508 E., welche Seidenfabriken unterhalten. In der Nähe sind Ruinen eines alten Schlosses und eine Mineralquelle.

Desaix de Voygoux (Louis Charles Antoine), General der ersten Französischen Republik, geb. 17. Aug. 1768 zu St.-Hilaire d'Ayat in Auvergne, wurde auf der Militärschule zu Effiat vorbereitet, trat 1783 in ein Infanterieregiment und wurde 1792 als Adjutant des Generals Victor zur Rheinarmee versetzt. Reich an Kenntnissen und Mut, ein aufrichtiger Anhänger der revolutionären Ideen, stieg er schnell empor, war bereits 1793 bei der Moselarmee Brigadegeneral und wurde 1794 zum Divisionsgeneral befördert. Im J. 1795 diente er unter Jourdan, 1796 unter Moreau. Im September unterstützte er als Befehlshaber des linken Flügels den berühmten Rückzug des Heeres, worauf er den Brückenkopf zu Kehl lange gegen den Erzherzog Karl verteidigte, bis er ihn 9. Jan. 1797 endlich übergeben mußte. Bei dem kühnen Rheinübergange von Diersheim wurde D. am 20. April verwundet, dann nach Italien geschickt, wo er sich mit Bonaparte befreundete, der ihm 1798 den Befehl über eine Division des nach Ägypten bestimmten Heeres übertrug. D. wirkte bei der Eroberung von Malta mit, führte bei dem Marsche nach Kairo die Vorhut und erwarb sich neuen Ruhm bei Chebrisseh und den Pyramiden und verfolgte Murad Bei nach Oberägypten, das er unterwarf. Bei Bonapartes Abreise blieb er mit Kleber in Ägypten zurück. Nach der Landung der Engländer und Türken bei Abukir wurde er von Kleber beauftragt, die Konvention von El-Arisch 24. Jan. 1800 zu vollziehen. Demzufolge schiffte er sich, mit Pässen versehen, nach Frankreich ein, wurde aber von einer engl. Fregatte aufgebracht und zu Livorno von dem Admiral Keith einen Monat hindurch gefangen gehalten. Nach seiner Befreiung erhielt er von Bonaparte zwei Divisionen im Centrum der franz. Armee in Italien. Am 14. Juni 1800, als Bonaparte bei Marengo (s. d.) die Schlacht schon verloren hatte, traf D., der entsendet gewesen war, mit einer frischen Division ein, brachte den Rückzug zum Stehen und ging sogleich zum Angriff über, wurde aber dabei an der Spitze der «unvergleichlichen» 9. Halbbrigade erschossen. Bonaparte ließ den jugendlichen Helden, dem er den Sieg verdankte, im Kloster auf dem St. Bernhard beisetzen und ihm auch zwei Denkmale zu Paris und eins zu Straßburg errichten. Vgl. Becker, «Le général Desaix» (Par. 1852).

De Sanctis (Francesco), ital. Staatsmann Schriftsteller, geb. 28. März 1817 zu Morra Irpino im Salernitanischen, wurde in seinem 18. Jahre Lehrer an einer militärischen Anstalt in Neapel und gründete zwei Jahre später eine eigene Schule, in der er moderne Wissenschaft und Vaterlandsliebe in einer Weise lehrte, die dem bourbonischen Regiment Anlaß zu allerlei Verfolgung gab. Im J. 1848 war er Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium in Neapel; im Frühling 1850 wurde er in Cosenza verhaftet und drei Jahre in Castel dell' Ovo ohne Untersuchung in enger Haft gehalten. Zur Verbannung nach Amerika bestimmt, gelang es ihm, nach Malta zu entkommen, von wo aus er sich nach Turin begab, und 1856 kam er als Professor der ital. Litteratur an das Polytechnikum in Zürich. Im J. 1860 übertrug ihm Garibaldi die Verwaltung einer Provinz, hierauf wurde er neapolit. Unterrichtsminister. Der ital. Kammer gehört er seit 1861 an, zweimal bekleidete er eine der Vizepräsidentenstellen derselben; auf dem linken Centrum sitzend gehört er seit langer Zeit zu denjenigen Politikern, welche in einer Verschmelzung der liberalen Elemente der Rechten und der Linken mit Ausschluß der radikalen Elemente die einzig mögliche Grundlage einer starken und dauernden Regierung erblicken. Dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts im Königreich Italien stand er dreimal vor, zuerst unter Cavour und Ricasoli vom 22. März 1861 bis zum 3. März 1862, dann unter Cairoli vom 24. März bis zum 11. Dez. 1878, schließlich im Ministerium Cairoli-Depretis vom 25. Nov. 1879 bis zum Ende des J. 1880. Während seines dritten Ministeriums wurde er von einem schweren Augenleiden befallen, woraus sich die Schwäche seiner Verwaltung erklärt. Als Redner und als Schriftsteller steht De Sanctis im heutigen Italien in erster Linie; seine Angriffe im «Diritto» gegen die unlautern Elemente seiner Partei, die Thatsache, daß er als gewesener Minister wieder auf seinen Lehrstuhl an der Universität zurückkehrte und sein ganzes Leben idealen Interessen widmete, zeigen ihn als einen lautern Charakter. Von seinen vielen Arbeiten sind zu nennen: «Saggi critici» (Neap. 1868; 4. Aufl. 1881), «Studio o saggio critico sul Petrarca» (Neap. 1869), «Storia della letteratura italiana» (3. Ausg., 2 Bde., Neap. 1879), «Nuovi saggi critici» (2. Ausg., Neap. 1879).

Desappointieren (frz.), eine Erwartung, Hoffnung täuschen, vereiteln, jemand in Verlegenheit setzen; Desappointement, fehlgeschlagene, enttäuschte Hoffnung.

Desarmieren (frz.), der Armierung berauben, Gegensatz zu Armieren (s. d.).

Desâtir, Grundzüge, Normen (arab. Plural des persischen destûr), ist der Name eines theol. Machwerks aus dem spätern Mittelalter, welches das Religionsbuch einer parsischen Sekte, der Sipasian, sein soll. Das Buch ist in einer augenscheinlich fabrizierten Sprache abgefaßt, die die Anhänger desselben die mahabadische nennen. Es soll der letzte der 15 Propheten, Sasan V., die dem Buche beigegebene neupers. Übersetzung angefertigt haben; aber zur Zeit Mohammeds und Omars existierte dieselbe noch nicht in der in dem Werke gebrauchten Form. Aus der entlegensten Urzeit stammend, sollen die «Normen» der «mahabadischen» Religion die Gesetze der 15 Propheten sein, zu denen noch als 16. Buch die Belehrung Sekenders, d. i. Alexander d. Gr., kommt. Diese 15 Propheten sind: Abad, der Stifter, Djafram, Schaikilio, Yasan,

[illegible], Siamek, Hoscheng, Tahmuras, Djemschid, Feridun, Minotschehr, Kai Kosru, Zirtuscht (Zoroaster), dann Sekender, Sasan I. und Sasan V. Sie preisen das höchste Wesen, welches Mazdan (persisch), Schemta (semitisch: Name) und Läreng (arabisch) genannt wird. Die Namen der Propheten, von denen die letztern dem pers. Sagenkreise angehören, von denen die erstern aber zum Teil erdichtet sind, verweisen das Buch unter die Reihe der litterarischen Fabrikate, an denen der mittelalterliche Orient nicht arm ist: die astrol., kosmologischen und eschatologischen Aussprüche sind ein Gemisch neuplatonischer, gnostischer, manichäischer, ind. Vedanta- und sufischer Ansichten. Der D. wird schon im Dabistan, Sittenbuch, des Mohsan Fani von Kaschmir (1645) citiert, wurde aber erst 1778 wieder aufgefunden von dem Parsen Kaus, der ihn von Ispahan nach Bombay brachte, wo sein Sohn Mullah Firuz ihn im Urtext und pers. Übertragung, mit einer engl. Übersetzung von Erskine zuerst veröffentlichte («D., the sacred writings of the ancient Persian prophets, in the original tongue», 2 Bde., Bombay 1818; später auch in Kalkutta herausg.). Erskine und Silvestre de Sacy hielten sofort das Buch für unecht, für dessen Authentie mit naiver Energie Mullah Firuz und mit unkritischer Übereilung Joseph von Hammer eintraten, der alles Ernstes das Machwerk dem fabelhaften pers. Propheten Mahabad vindizierte, als dem Urheber der mahabadischen Religion und Sprache. Später hat auch David Shea, der Herausgeber des «Dabistan» (Lond. 1843), die Echtheit des D. ohne irgend welchen Erfolg zu retten gesucht.

Desaugiers (Marc Antoine), Komponist, geb. 1742 zu Fréjus, komponierte mehrere Opern, machte sich aber besonders bekannt durch die Cantate «La prise de la bastille», welche 1790 beim Bundesfest in der Notre-Dame-Kirche zu Paris aufgeführt wurde. Er starb 10. Sept. 1793 zu Paris.

Désaugiers (Marc Antoine Madeleine), franz. Chansonnier und Vaudevillist, geb. 17. Nov. 1772 zu Fréjus, war anfangs kath. Seminarist, fühlte sich jedoch weniger zur Theologie als zur profanen Litteratur hingezogen und ging nach Paris, wo die Revolutionsereignisse ihm den Aufenthalt verleideten und seine Pläne vereitelten. Er begab sich zu Verwandten in San-Domingo, kam hier aber in Lebensgefahr und wurde nur durch glücklichen Zufall aus den mörderischen Händen der Neger gerettet. Er verweilte sodann eine Zeit lang in Philadelphia als Musiklehrer, kehrte 1797 nach Paris zurück und widmete sich seitdem ganz der Litteratur, von welcher er vorzüglich zwei niedere Gattungen mit vielem Erfolg bearbeitete. Er verfaßte (gewöhnlich in Gesellschaft mit andern) mehr als hundert Vaudevilles, meistens Gelegenheitsstücke oder kleine Possenspiele; sie gefielen wegen ihres leichten Witzes und ihrer satirischen Anspielungen auf Vorfälle, Geschichten und Personen des Tags; gegenwärtig sind nur einige noch im Ansehen und Andenken geblieben, wie: «Monsieur Dumolet», «Les petites Danaïdes», «Le diner de Madelon», «Monsieur Vautour» u. s. w. Die größte Berühmtheit und Beliebtheit erwarb jedoch D. durch seine zahlreichen Chansons, die selbst durch die Chansons seines noch berühmtern Nachfolgers Béranger nicht ganz in Vergessenheit gebracht worden sind: «Monsieur et Madame Denis», «La manière de vivre cent ans», «Quand on est mort, c'est pour longtemps», «Vivent les grisettes», «Pierre et Pierrette», «Paris à cinq heures du matin». Die joviale Laune, die leichte, gewandte Sprache stellen jene Chansons dem Besten, was die Franzosen in dem so reichen Genre ihrer leichten Lyrik besitzen, an die Seite, während «Le tableau du jour de l'an», «La Halle», «Le Palais-Royal», «Les plaisirs du dimanche», «Le Carnaval» und andere poetische Kleingemälde durch die anspruchslose Heiterkeit und die Wahrheit, womit Leben und Sitten der damaligen pariser Volks- und Bürgerklasse darin geschildert sind, einen bleibenden Wert haben. Béranger lobt in der schönen Chanson «L'Académie et le Caveau» D. als Präsidenten des Caveau (einer 1730 von Piron, Collé u. a. in einem Weinkeller gestifteten und 1808 wieder erneuerten litterarischen Gesellschaft). D. starb 9. Aug. 1827 als Direktor des Vaudevilletheaters in Paris. Seine «Chansons», von ihm selbst gesammelt in drei Bänden (1808—16), wurden 1823 und öfters neu aufgelegt.

Desault (Pierre Jos.), berühmter franz. Wundarzt, geb. 6. Febr. 1744 zu Magny-Vernais in der ehemaligen Franche-Comté, erlernte anfangs die Chirurgie bei einem Bader, bis er in das Kriegshospital zu Belfort kam, wo er sich namentlich in der Behandlung der Schußwunden übte. Im J. 1764 begab er sich nach Paris, hörte hier den berühmten Petit und erhielt schon zwei Jahre nachher den Lehrstuhl der Anatomie. Sodann wurde er Professor an der École pratique, 1782 erster Chirurg an der Charité und 1788 am Hôtel-Dieu, wo er bis an seinen Tod, der 1. Jan. 1795 erfolgte, mit großem Erfolg wirkte. D. ist der Stifter einer neuen chirurgischen Schule, in welcher sich viele der vorzüglichsten Wundärzte Europas mittelbar oder unmittelbar gebildet haben. Sein Verdienst besteht vorzüglich darin, daß er Genauigkeit und Methode in das Studium der Chirurgie brachte, die Behandlung der Knochenbrüche durch Angabe verbesserter Verbandarten vervollkommnete und zuerst die klinische Behandlung der Wundarzneikunst in Frankreich einführte. In seinen Operationen zeichnete er sich durch Kühnheit und Vereinfachung der Handgriffe aus. D. selbst hat nur zwei kleine Abhandlungen hinterlassen; seine Lehre findet sich aber in den von seinen Schülern im Hôtel-Dieu gemachten und im «Journal de chirurgie» (1791—95; deutsch, 12 Bde., Frankf. 1791—1806) mitgeteilten Beobachtungen, sowie in den von Bichat unter D.s Namen herausgegebenen «Oeuvres chirurgicales» (1798; deutsch von Wardenburg, 4 Bde., Gött. 1799—1800). Vgl. Labrune, «Étude sur la vie et les travaux de D.» (Besançon 1868).

Desavouieren (frz.), in Abrede stellen, ableugnen, verleugnen, nicht anerkennen, die Vertretung von etwas ablehnen; Desaveu, Verleugnung, Nichtanerkennung u. s. w.

Desbordes-Valmore (Marceline Félicité Josèphe), franz. Schriftstellerin, geb. zu Douai 20. Juni 1786, war die Tochter eines Wappenmalers, welchen die Revolution um sein Vermögen brachte. Sie war erst Schauspielerin, mußte aber wegen eines Nervenleidens der Bühne entsagen. Im J. 1818 gab sie ihre ersten Gedichte heraus: «Élégies et romances», worin man den unbefangenen Ausdruck ihres Liebens und Leidens bewunderte. In der Idylle, in der Romanze, in der Erzählung, in der Fabel hat sie sich versucht; ihre Idyllen sind

Dantes «Divina Commedia» ist seine wesentlichste litterarische Leistung. Außerdem sind noch seine «Etudes sur l'Italie» zu erwähnen. Im J. 1841 sammelten die beiden Brüder die vorher von ihnen veröffentlichten Poesien in einem Bande. Ihre Gedichte unterschieden sich nicht bedeutend in der Form; hinsichtlich des Inhalts haben die von Emile D. den Vorzug der Klarheit und Kraft vor denen seines Bruders, welche zum Teil mystisch angehaucht sind. D. starb 29. Okt. 1869 zu Passy in Paris.

Deschanel (Emile Augustin Etienne Martin), franz. Publizist und Politiker, geb. zu Paris 14. Nov. 1819, besuchte das Gymnasium Louis-le-Grand und die Normalschule (1839—42), und war dann Lehrer der Rhetorik in Bourges und in Paris. Schon damals wendete er sich journalistischen Arbeiten zu; er war Mitarbeiter der «Revue indépendante», der «Revue des Deux Mondes», des «National», der «Liberté de penser»; in letzterer Zeitschrift veröffentlichte er polit. und sozialökonomische Artikel «Catholicisme et socialisme» (1850), welche ihn um seine Lehrerstelle brachten. Er war nun an republikanischen Blättern thätig, wurde aber beim Staatsstreich des 2. Dez. 1851 verhaftet und verbannt. D. lebte hierauf in Belgien, wo er litteraturgeschichtliche Vorlesungen hielt, kehrte dann 1859 nach Paris zurück und war aufs neue journalistisch thätig. Bei den Deputiertenwahlen von 1876 und 1877 wurde er vom Bezirk Courbevoie im Depart. Seine gewählt; 1881 zum Professor der neuern Litteratur am Collége de France ernannt, unterlag er bei der Neuwahl für die Deputiertenkammer, wurde aber im selben Jahre zum Senator auf Lebenszeit ernannt. D.s Schriften sind: «Les courtisanes de la Grèce» (1854), «Le mal qu'on a dit des femmes», «Le bien qu'on a dit des femmes», «Histoire de la conversation» (1855—58), «Christophe Colomb» (1861), «Physiologie des écrivains et des artistes ou essai de critique naturelle» (1864), «Études sur Aristophane» (1867), «A bâtons rompus» (1868).

Des Cloizeaux (Alfred Louis Olivier), hervorragender franz. Mineralog, geb. 17. Okt. 1817 zu Beauvais im Depart. Oise, wurde zuerst Repetent an der Kunst- und Gewerbeschule, dann an der Normalschule in Paris, darauf Professor an der Sorbonne, zugleich Mitglied der pariser Akademie. Sein Hauptverdienst liegt in der äußerst sorgfältigen Erforschung der krystallographischen und optischen Verhältnisse einer großen Menge von Mineralien; so hat er für viele derselben die ersten, für andere die besten und zuverlässigsten Messungen der Krystallwinkel, der Winkel und Lage der optischen Achsen gegeben und namentlich auch mit zuerst gezeigt, wie die optischen Beziehungen zur Feststellung der Krystallsysteme verwandt werden können. Über die Dispersion der optischen Achsen in ihren verschiedenen Modalitäten hat er gleichfalls grundlegende Beobachtungen ausgeführt. Quarz, Calcit, Axinit, Wöhlerit, Hureaulit, Tephroit, Zoisit, Zinnober (an welchem er die Cirkularpolarisation auffand), Jodsilber, Kryolith, Wolframit, Uranit, Adamin, Amblygonit, Homilit, Humit, Orthit, Hypersthen, Harmotom sind einige der Mineralien, zu deren genauer Kenntnis er wesentlich beigetragen hat. Großes Interesse erregte 1876 seine Entdeckung [illegible]s Mikroklins, des triklinen Kalifeldspats. Außer [illegible]eichen Mitteilungen in Zeitschriften veröffent[illegible] er: «Nouvelles recherches sur les propriétés optiques des cristaux» (Par. 1867) und das ausgezeichnete, noch nicht vollendete «Manuel de minéralogie» (Bd. 1, Par. 1862; Bd. 2, Heft 1, 1874).

Descoudres (Louis), Historienmaler, geb. in Kassel 1820, begann daselbst seine künstlerische Laufbahn, zunächst aber mit der Absicht Architekt zu werden. Die ungenügende Art des Unterrichts, der ihm zuteil wurde, sowie eine angeborene Lust am Malerischen führte ihn zur Palette. Er begab sich nach München, wo damals Cornelius, Schnorr, Heß und andere Meister eine neue Welt der Kunst geschaffen hatten. Nach einer ital. Reise 1845 trat er in die Schule Düsseldorfs, wo er bei Schadow als Schüler eintrat. Schirmer, welcher ihn schon früher geschätzt hatte, bewirkte 1854 seine Berufung an die junge karlsruher Schule, an der D. nun eine eifrige Thätigkeit entfaltete. Sein Tod erfolgte daselbst 23. Dez. 1878. Die Richtung des Künstlers ist eine ernste, ideale. Schon sein erstes bedeutenderes Werk: Francesca da Rimini (1850), dann Die Anbetung der Hirten, Die Flucht nach Ägypten (1858), stellen sich als würdige Arbeiten dar. In der karlsruher Galerie befindet sich eine schöne Grablegung Christi, für die hamburger Nikolaikirche entwarf er 1863 das Gemälde der Frauen beim Kreuze. Im Genre ist er weniger bedeutend.

Des-dur (ital. re bemolle maggiore; frz. ré bémol majeur; engl. d flat major oder des major), die Dur-Tonart, bei welcher h, e, a, d und g um einen halben Ton erniedrigt werden, also 5 ♭ vorgezeichnet sind; die parallele Moll-Tonart ist B-moll. (S. unter Ton und Tonarten.)

Desê, Insel an der abessin. Küste, s. Dessi.

Deseilligny (Alfred Nicolas Pierrot), franz. Staatsmann, geb. zu Paris 9. Mai 1828, war Direktor eines Hüttenwerks in Creusot unter seinem Oheim Eugène Schneider, dessen Tochter er heiratete. Durch seinen Schwiegervater in bonapartistische Kreise gezogen, kam er 1869 als Regierungskandidat in den Gesetzgebenden Körper. Seit 1871 Mitglied der Nationalversammlung, gehörte er daselbst dem linken Centrum an und trug 1873 mit zum Sturze Thiers' bei. Hierauf trat er als Minister der öffentlichen Arbeiten in das Kabinett Broglie, wurde 26. Nov. 1873 Handelsminister, nahm aber 17. Mai 1874 mit dem ganzen Kabinett seine Entlassung. Er starb 14. April 1875 zu Paris.

Desenchantement (frz.), das Freimachen oder Freiwerden von einer Bezauberung, Entzückung u.s.w.; desenchantieren, von einer Leidenschaft heilen, ernüchtern.

Desenrollieren (frz.), aus der Liste streichen (Soldaten), verabschieden.

Desenzāno, Stadt in der ital. Provinz Brescia am südwestl. Ufer des Gardasees, 64 m über dem Meere, herrlich gelegen, Station der Eisenbahn Verona-Brescia und der Dampferlinie D.-Salo-Gargnano-Riva. Der Ort besitzt ein altes Schloß, ein Gymnasium, ein Theater, mehrere Kirchen und zählt (1881) 4220 E. Der Hafen ist der wichtigste am Südende des Sees und hat bedeutenden Getreideverkehr mit Tirol. Sehenswert ist der aus rotem veroneser Marmor erbaute, 15 Bogen zählende, 400 m lange Bahnviadukt der Stadt. Ungefähr 5 km östlich von D. ragt in den See die 4 km lange, kaum 1 km breite Halbinsel Sermione, welche das Südende desselben in die beiden Becken von D. und Peschiera (s. d.) teilt, das alte Sirmio, von Catull besungen, von dessen Landhaus die am

Ende liegenden Gewölbe «Grotte di Catullo»
te sein sollen. Am Westufer der Halbinsel,
wie D. eine prachtvolle Aussicht auf den
d seine Randgebirge gewährt, erhebt sich
ächtige vieltürmige Burg (Castello), im
rh. von den Scaligern von Verona erbaut.

ret, d. h. Honigbiene, in der heiligen Sprache
rmonen Name von Utah (s. d.).

ricius (Joh. Innocenz), ungar. Geschichts-
, geb. zu Neutra 1702, war Piarist und
heologie in Raab. Später ging er als Ge-
istent seines Ordens nach Rom, wo er die
ng Papst Benedikts XIV. gewann, der ihn
en Beauftragten an den Wojwoden der Wa-
tsendete. In sein Vaterland zurückgekehrt,
zu Waizen gelehrten Studien und litterari-
beiten. Er starb daselbst 1765. Von seinen
sind beachtenswert: «De initiis ac majori-
garorum commentaria» (5 Bde., Pest 1748)
istoria episcopatus dioecesis et civitatis
is» (Pest 1763).

rtas, Gruppe von drei Inseln südöstlich
deira (s. d.).

rtion (lat., d. i. eigentlich Verlassung;
Militärsprache: Fahnenflucht) begeht
at, wenn er ohne Urlaub von seiner Heeres-
g entweicht, um seiner gesetzlichen oder von
ernommenen Verpflichtung zum Dienste
sich zu entziehen (Reichs-Militär-Straf-
, §. 69). In frühern Zeiten wurde dies
en meist mit dem Tode bestraft; so bei den
und Römern, wenigstens in Kriegszeiten,
en bei den alten Deutschen (heerisliz). Im
ter dagegen, wo von Kriegszucht oft wenig
war, ist zuweilen die D. ganzer Scharen,
bleibendem Solde, ungestraft geblieben.
egsordnungen des 15. und 16. Jahrh.
gegen die D. wieder die Strafen. Im
h. kam die D. bei dem Werbesystem und
strengen Behandlung sehr häufig vor. Ka-
posten bewachten deshalb die Lager, und in
ungen standen Lärmkanonen bereit, deren
die umliegenden Ortschaften auf Deser-
(vom franz. déserter) fahnden ließ. Spieß-
oder Gassenlaufen war die gewöhnliche
dafür. Jetzt ist die D. seltener, weil die
us Landeskindern bestehen, die bei kür-
enstzeit humaner behandelt werden. Die
rkeit der D. ist davon abhängig, ob das
en im Frieden oder im Kriege (zum Feinde,
er belagerten Festung oder vom Posten
Feinde), ob dasselbe zum ersten mal oder
erholungsfalle verübt ward und ob der
r in einer bestimmten Frist freiwillig zu-
t ist oder nicht. Je nach der Verschie-
es Falles wird D. und die Anstiftung dazu
ängnis, Zuchthaus, Todesstrafe, Ver-
n die zweite Klasse des Soldatenstandes,
tion bedroht.

r Rechtssprache bezeichnet man mit D.
liche Verlassung oder den Weggang eines
n von dem andern in der Absicht, die Ehe
en. Der hierauf von dem Verlassenen zum
r Scheidung anzustellende Prozeß heißt der
ionsprozeß. In der ältern, jetzt nicht
bräuchlichen Sprache des gemeinen Pro-
annte man D. auch das Versäumnis an
oceßualischen Handlung, am Beweise, an
ellation u. s. w.

Desertoria sententia (lat.) hieß in der Sprache des vormaligen gemeinen Prozesses das Urteil, durch welches ein Rechtsmittel, als nicht innerhalb der Notfrist eingelegt, verworfen wurde.

Déserts (Les), Flecken im franz. Depart. Savoyen, Arrondissement Chambéry, 14 km im NO. von dieser Stadt, in 940 m Höhe, auf einem begrasten Plateau, nahe bei der 1555 m hohen Dent de Nivolet, mit 1360 E.

Deservieren (lat.), jemandem dienen, Dienste leisten, ihn pflegen, warten; **deserviert**, für geleisteten Dienst bezahlt.

Deserviten (lat.), die Gebühren, welche dem Rechtsanwalt für seine Thätigkeit zukommen. Die Grundsätze hierüber s. unter Rechtsanwalt.

Deservitenjahr. Falls der Inhaber einer kirchlichen Pfründe stirbt, muß eine Auseinandersetzung bezüglich der ihm noch nicht ausgezahlten Einkünfte des letzten Dienstjahres (annus deservitus) zwischen der Pfründe und den Erben des Verstorbenen vorgenommen werden. Diese Teilung erfolgt in der Weise, daß die von dem letztern schon verdienten, weil er in der betreffenden Periode funktioniert hat, aber noch nicht bezogenen Früchte die Masse des Deservitenjahrs ausmachen.

Desèze (Raymond, Graf), einer der Verteidiger Ludwigs XVI. vor den Schranken des Nationalkonvents, geb. 24. Sept. 1748 zu Bordeaux, wo sein Vater Parlamentsadvokat war, widmete sich der Advokatur, wurde durch die Verteidigung der Marquise Anglure dem Minister Vergennes bekannt und durch diesen veranlaßt, sich in Paris niederzulassen. Sein Ruf war schon gegründet, als ihm das gefährliche Geschäft übertragen wurde, die Verteidigung Ludwigs XVI. mit zu übernehmen, da die beiden andern Verteidiger des Königs, Malesherbes und Trouchet, die Unmöglichkeit erkannten, dieselbe allein zu besorgen. Er lieferte in der Verteidigungsrede, welche er 26. Dez. 1792 vor den Schranken des Konvents hielt, ein Meisterstück advokatorischer Beredsamkeit. In der Folge wurde D. als verdächtig verhaftet; der 9. Thermidor brachte ihn aber wieder in Freiheit. Nach der Rückkehr der Bourbons überhäufte ihn Ludwig XVIII. mit Ehrenbezeigungen. D. wurde 1814 zum ersten Präsidenten des Kassationshofs, zum Großschatzmeister der königl. Orden und, nachdem er während der Hundert Tage dem Hofe nach Gent gefolgt war, nach dessen Zurückkunft 1815 zum Pair von Frankreich, 1817 zum Grafen und Mitglied der Akademie ernannt. Er starb zu Paris 2. Mai 1828.

Desfontaines (Pierre François Guyot), franz. Litterarhistoriker, geb. zu Rouen 1685, wurde in seinem 15. Jahre in den Jesuitenorden aufgenommen und durch diesen zum Professor der Rhetorik zu Bourges befördert. In seinem 30. Jahre verließ er den Orden, um sich ganz der Litteratur zu widmen. Wegen eines entehrenden Vergehens in Bicêtre eingesperrt, wurde er durch Voltaires Einfluß zwar freigelassen, jedoch aus Paris verwiesen. Erst 1731 erlaubte man ihm die Rückkehr. Mit Voltaire geriet er, nachdem er denselben in seinen «Observations sur les écrits modernes» (1735) getadelt, in Streitigkeiten, die, von beiden Seiten mit Heftigkeit und unter Schmähungen geführt, nicht wenig dazu beitrugen, D. als Litterarhistoriker einen Namen zu schaffen. Wenn Voltaire hierbei die Lacher auf seine Seite zog, so befand er sich doch keineswegs im Rechte. Die Kritiken D.' waren

zwar streng, aber nicht ungerecht, wiewohl er sich sonst in kritischen Urteilen häufig von Parteisucht leiten ließ. Viel Anteil hatte D. namentlich an dem von Voltaire mit besonderer Erbitterung angegriffenen «Dictionnaire néologique» (7. Aufl., Amsterd. u. Lpz. 1753), welches nicht ohne Erfolg die Reinheit der franz. Sprache in der Art, wie die großen Schriftsteller des 17. Jahrh. sie ausgebildet hatten, zu verteidigen unternahm. D. starb zu Paris 16. Dez. 1745.

Desfontaines (René Louiche), franz. Botaniker, geb. 14. Febr. 1750 zu Tremblay im Depart. Ille-et-Vilaine, studierte zu Paris Medizin, unternahm 1783—86 botan. Forschungsreisen in den Küstenländern Nordafrikas und wurde später Professor am Jardin des Plantes zu Paris. Er starb 16. Nov. 1833 zu Paris. Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Flora atlantica sive historia plantarum quae in Atlante, agro Tunetano et Algeriensi crescunt» (2 Bde., Par. 1798—1800), «Voyage dans les régences de Tunis et d'Alger» (nach dem Tode des Verfassers erschienen Par. 1838).

Desfontaines-Lavallée (Guillaume François), eigentlich Fouques des Hayes, franz. Dramatiker, geb. zu Caen 1733, war vor 1789 königl. Censor, dann Bibliothekar und Sekretär des Grafen von Provence. Er verfaßte viele jetzt in Vergessenheit geratene Lieder und eine große Anzahl amüsanter Vaudevilles und Lustspiele, entweder allein oder in Gemeinschaft mit Barré und Radet; darunter: «La dot» (1785), «Le dîner imprévu» (1792), «Arlequin afficheur» (1792), ein Stück, welches einen ungemeinen Erfolg hatte, «Le divorce» (1793), «L'union villageoise» (1793), «Les vieux époux» (1794), «Monsieur Guillaume ou le voyageur inconnu» (1800) u. s. w. D. war auch Mitarbeiter der «Nouvelle bibliothèque des romans». Er starb 21. Nov. 1825.

Desfosses (Romain Joseph), franz. Admiral, geb. 8. Dez. 1798, trat 1807 in den Seedienst und wurde 1830 Schiffskapitän. Er brachte 1844 einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit Maskat zu Stande und knüpfte im Auftrage der franz. Regierung 1846 Handelsverbindungen an der afrik. Ostküste an. Nach der Februarrevolution wurde er Kontreadmiral und war 31. Okt. 1849 bis 10. Jan. 1851 Marineminister. Hierauf wurde er 1853 Vizeadmiral und Mitglied des Admiralitätsrats, 1854 Vorsitzender im Rat für Marinebauten, 1855 Senator. Nachdem er im Nov. 1859 als Kommandeur der Mittelmeerflotte die Forts von Tetuan wegen einer Beleidigung der franz. Flagge durch die Marokkaner bombardiert hatte, wurde er 1860 Admiral. Er starb 26. Okt. 1864 zu Paris.

Desgodins (Abbé), franz. Missionar in Osttibet, wirkt seit 1855 in der Station Bonga am Lohit, welcher am Ostende Assams auf der linken Seite in den Brahmaputra mündet, also in einer durchaus unbekannten Gegend, und studierte auf häufigen Ausflügen Flora und Fauna sowie Land und Leute; die Resultate veröffentlichte er in Berichten im «Bulletin de la société de géographie de Paris», dieselben hat sein Neffe zusammengefaßt in dem Werke «La mission du Tibet» (1872).

Desh., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Deshayes.

[illegible]**shabillé** (frz.), bequemes Hauskleid für Da[illegible] [illegible]eshabillieren, entkleiden.

Deshayes (Gérard Paul), namhafter Konchyliolog, geb. 13. Mai 1795 in Nancy, gest. auf seinem Landgute in Boran (Depart. Oise) 9. Juni 1875 als Professor am Jardin des Plantes in Paris, welche Stelle er erst wenige Jahre vor seinem Tode erhielt. Seine bedeutendsten Arbeiten beziehen sich auf die Muscheln des pariser Tertiärbeckens, infolge deren er mit Lyell die noch jetzt großenteils gültige Einteilung der Tertiärschichten in Eocän, Miocän und Pliocän aufstellte. Er war Mitglied der ersten wissenschaftlichen Mission nach Algerien und lebte seit 1819 in Paris als Privatgelehrter. Seine Hauptwerke sind: «Description des coquillages fossiles des environs de Paris» (3 Bde., 1824—37), «Traité élémentaire de conchyliologie avec l'application de cette science à la géognosie» (2 Bde., Par. 1839), «Description des animaux sans vertèbres découverts dans le bassin de Paris» (50 Lief., Par. 1856—67).

Deshoulières (Antoinette), franz. Dichterin, geb. 1634, eine Tochter De Ligier de Lagardes, der am Hofe der Königin Anna von Österreich angestellt war, verband mit einem einnehmenden Äußern und einem edeln Charakter ein vorzügliches dichterisches Talent. Sie verstand Lateinisch, Italienisch und Spanisch; in den spätern Jahren ihres Lebens, wo sie anhaltend krank war, beschäftigte sie sich mit der Philosophie. Verschiedene gelehrte Gesellschaften nahmen sie unter ihre Mitglieder auf. Im Alter von 18 J. heiratete sie Guillaume de La Fon de Boisguerin D., der in den Unruhen der Fronde die Partei des Prinzen Condé ergriffen hatte und deshalb bald nach seiner Vermählung Frankreich verlassen mußte. Später folgte sie ihm an den Hof des Prinzen nach Brüssel, wo sie eine ausgezeichnete Stellung einnahm. Weil sie von der span. Regierung heftig die Auszahlung des ihrem Gemahl schuldigen Soldes forderte, wurde sie jedoch in das Schloß Vilvorden eingesperrt, aus welchem sie, nach achtmonatlicher harter Gefangenschaft, ihr Gatte entführte. Beide kehrten hierauf nach Frankreich zurück. Ihren Ruf als Dichterin verdankt sie vorzüglich ihren Idyllen, deren beste aber, «Les moutons», fast wörtlich dem 1580 verstorbenen, wenig bekannt gewordenen Dichter Antoine de Coutel nachgebildet ist. Weniger bedeutend sind ihre Oden, das Trauerspiel «Genseric» und ihre Episteln. Wahres poetisches Gefühl lebt in ihren kleinern Gedichten, besonders in den Madrigalen. Für die Kinder des Grafen Artois wurden ihre «Vers allégoriques» gedruckt, die überhaupt, vorzüglich aber in der zweiten, mit Versen von Racine vermehrten Auflage eine bibliogr. Seltenheit sind. Sie starb zu Paris 17. Febr. 1694, nachdem sie 3. Jan. 1693 Witwe geworden war. Die vollständigste Ausgabe ihrer Werke, vereinigt mit den Gedichten ihrer Tochter, Antoinette Therese D., geb. 1659, gest. 8. Aug. 1718, ist die von Crapelet (2 Bde., Par. 1799). Einen Auszug aus ihren und Chaulieus Gedichten gab Friedrich II. heraus (Berl. 1777).

Desiccation (lat.), Austrocknung.

Desiderata, Tochter des Longobardenkönigs Desiderius (s. d.), wurde 770 mit Karl d. Gr. vermählt, von diesem aber schon 771 verstoßen.

Desiderieren (lat.), etwas vermissen, nach etwas verlangen; Desiderāt (Desideratum, Mehrzahl Desiderata), etwas als fehlend Vermißtes, Wünschenswertes, Mangel, Lücke; Desideration

wissen von, das Verlangen nach etwas; rativ, Verlangen ausdrückend.

derium (lat.), Wunsch, Verlangen, Be- m desiderium, frommer Wunsch, der keine auf Verwirklichung hat.

erius, Herzog von Tuscien, warf sich Tode des Königs Aistulf im Nov. 756 ige der Longobarden auf und erlangte, der Bruder des Verstorbenen, Rachis, eine it ihm das Königtum streitig gemacht rch päpstl. und fränk. Einfluß die Aner- des Volks. Der Verlauf seiner Regierung das Verhältnis zu diesen beiden unter ndeten Mächten bedingt. Schon Aistulf ch Pippin den Kleinen gezwungen wor- berungen auf Kosten des Papstes heraus- und den Franken Tribut zu zahlen, und wurde durch sie zur Einhaltung des frühern genötigt. Dagegen gelang es ihm, die hängigen Herzogtümer Spoleto und Bene- r mit seinem Reiche zu verknüpfen, und sich weiter gehenden Ansprüchen des Pap- hrte, ein freundliches Verhältnis zu den u gewinnen: die Söhne Pippins, Karl- Karl d. Gr., vermählten sich mit seinen Gerberge und Desiderata. Der Bruch d. Gr. erfolgte jedoch, als Karl 771 seine rstieß und, als Karlmann 4. Dez. 771 dessen Witwe und Kinder zu ihrem Va- hten zwang, der, seine Macht überschätzend, die Ansprüche derselben gegen Karl ver- dern sich sogleich auch auf dessen Verbün- Papst Hadrian I., warf und Rom selbst Das gerade machte die Franken willig, ebote Karls gegen die Longobarden Folge D. versuchte 773 ihnen an den Clusen lpen den Eingang nach Italien zu ver- wurde aber umgangen, zum Rückzuge auf ptstadt Pavia genötigt und dort von Karl ssen. Im Juni 774 mußte er sich ergeben, fränk. Sitte mit seiner Gemahlin Ansa en Töchtern als Staatsgefangene in ver- en Klöstern des Nordens eingesperrt zu Die Versuche seines beizeiten nach Kon- pel geflüchteten Sohnes Adelchis, mit Hilfe antiner die Selbständigkeit des Longo- ichs herzustellen, scheiterten sämtlich, die veranlaßten Aufstände (zuletzt 786) wur- Karl unterdrückt, Adelchis selbst 788 ge- nd getötet. Nur Benevent, wo eine Toch- D., Adalperga, mit dem Herzoge Arichis et war, erhielt sich anfänglich frei; doch auch Arichis 787 Karl d. Gr. Eine an- chter des D., Luitberge, war mit dem erzoge Tassilo vermählt. Daß eine Toch- D., in Liebe zu Karl entbrannt, ihm Pa- net, also den Vater verraten habe, jedoch Hufen der fränk. Rosse im Thore zertreten sei, gehört der Sage an, die überhaupt rgang des Longobardenreichs und seines önigs umsponnen hat. Vgl. Sigurd Abel, ang des Longobardenreichs in Italien« 859).

iosus (lat.), müßig, träge, lässig.

gnation (lat.), d. h. Anweisung oder Be- , nennt man die vorläufige Berufung zu mte, dessen wirkliche Übertragung dann anderweite Bedingungen geknüpft ist. Auch bisweilen im Sinne von Verzeichnis (von Kosten, von Waren, z. B. zollamtliche Designation u. dgl.) oder von Spezifikation gebraucht.

Designatores, bei den alten Römern Be- amte, welche bei festlichen Aufzügen und Vorstel- lungen die Ordnung zu überwachen hatten.

Designolles' Pulver, ein Sprengpulver, be- steht aus pikrinsaurem Kali, Salpeter und Kohle. Es soll die zehnfache Sprengkraft des gewöhnlichen Schießpulvers haben und wird in Frankreich für Torpedos angewandt.

Desikkation (lat.), Austrocknung.

Desima, holländ. Faktorei, s. unter Nagasaki.

Desinenz (neulat.), Ende, Ausgang, namentlich Wortendung.

Desinfektion ist die Unschädlichmachung der Krankheiten erregenden Ansteckungsstoffe oder Kon- tagien (s. d.). Seitdem man die Ursache einer gan- zen Reihe der verschiedensten und gerade der gefähr- lichsten und verheerendsten Krankheiten, wie Pocken, Diphtheritis, Tuberkulose, Typhus, Pyämie, Hospi- talbrand, in dem Auftreten gewisser niederer, zu den Bacterien, Spaltpilzen oder Schizomyceten (s. d.) gehörender Organismen erkannt hat, deren Verbrei- tung die Übertragung der Krankheit von einem Indi- viduum auf das andere, oder die Ansteckung, ver- anlaßt, ist die Möglichkeit gewährt, mit mehr oder weniger Erfolg der Ausbreitung solcher Krankheiten entgegenzuwirken. Es ist dies Aufgabe der D., welche demnach mit der Heilung der Krankheiten direkt nichts zu schaffen hat, sondern die vorhan- dene Krankheit auf die möglichst geringe Zahl von Individuen zu beschränken und ganz vorzugsweise als prophylaktische Maßregel zu gelten hat. Die günstigen Erfolge, welche bislang durch die D. er- zielt sind, gründen sich auf die Erkenntnis der mei- sten Ansteckungsstoffe als Lebewesen, als Spalt- pilze. Ob aber einer jeden Krankheit eine besondere Art dieser Pilze eigen, wie es von vielen angenom- men wird, oder aber ob es nur eine oder wenige Arten von Spaltpilzen gibt, die je nach Umständen die eine oder andere Form der Krankheiten hervor- rufen, darüber sind die Ansichten noch kontrovers. Solange dieses aber der Fall ist, solange man nicht die Lebensbedingungen eines jeden Ansteckungs- stoffes genau kennt, muß man sich damit begnügen, bei der D. auf empirischem Wege vorzugehen und solche Mittel in Anwendung zu bringen, von denen erfahrungsmäßig festgestellt ist, daß sie der Ver- mehrung der kleinsten lebenden Organismen im allgemeinen hinderlich sind.

Da zwischen den Krankheitsbacterien und den Fäulnisbacterien große Analogien bestehen, so sind beide vielfach als identisch betrachtet und man ist geneigt, alles was zur Unterdrückung von Fäul- nisprozessen geeignet ist, auch als wirksames Des- infektionsmittel gelten zu lassen, ja man glaubt oft sogar mit der Beseitigung äußerer Fäulniserschei- nungen, wie übler Gerüche, auch zugleich das Ur- sächliche der Krankheitserregung zu vernichten. Wenn auch ersteres in vielen Fällen richtig ist, wenn man mit der Unterdrückung von Fäulnis- prozessen zugleich die meisten Krankheitserreger, wenn solche vorhanden sind, vernichten kann, so ist doch noch nicht erwiesen, ob letztere alle in dieser Beziehung sich gleich verhalten, und daß in dieser Beziehung sehr erhebliche Verschiedenheiten vorkom- men können, erhellt am besten aus der ungleichen Widerstandsfähigkeit der kleinsten Organismen gegen Erhitzung. Während den bei weitem meisten

durch Erwärmen auf 50 bis 60° C. in Flüssigkeiten sicherer Tod gebracht wird, gehen andere aus Stunden lang fortgesetztem Kochen ungeschädigt hervor. Es sei dieses nur erwähnt, um zu beweisen, daß ein Mittel, welches unter gewissen Umständen sichern Erfolg gewährt, unter andern Umständen erfolglos bleiben kann. Sicher erfolglos ist das Vorgehen, wenn man sich darauf beschränkt, die sekundären Wirkungen der Fäulnis und mancher Krankheiten, wie verdorbene Luft, Gestank, sei es durch Verbreitung stärkerer Gerüche (Verbrennen von Räucherkerzen in Krankenzimmern, Essigräucherungen), sei es durch Absorptionsmittel (Eisenvitriol, Zinkvitriol) nicht mehr wahrnehmbar zu machen. In einem von Gestank erfüllten Raume bleibt derselbe Gestank, wenn auch alle Wohlgerüche der Welt darin verbreitet werden, er ist uns nur nicht wahrnehmbar, weil jene einen größern Reiz auf die Geruchsnerven ausüben. In einer Abtrittsgrube kann der durch die Fäulnis hervorgerufene Gestank des Schwefelwasserstoffs, des Ammoniaks durch Eisenvitriol, Zinkvitriol, Manganchlorür gebunden werden, ohne daß das Leben der Spaltpilze im geringsten dadurch beeinträchtigt würde. Diese Stoffe sind daher unbedingt aus der Reihe der Desinfektionsmittel zu streichen.

Bei der praktischen D. hat man zwei Ziele ins Auge zu fassen: 1) Die Verhütung der Ansammlung größerer Mengen von Ansteckungsstoffen und 2) die möglichste Vernichtung derselben. Die Übertragung der Ansteckungsstoffe geschieht in den meisten Fällen dadurch, daß diese in der Luft schwebend den Körper erreichen und sich in diesem mit äußerster Geschwindigkeit vermehren. Je größerer Zahl die Organismen in einem gegebenen Luftraume enthalten sind, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit der Übertragung auf die darin Weilenden, bei steter Wiederaufnahme eines Krankheitsstoffes wird die Genesung verzögert, die Gefahr der Ansteckung durch die sich mehr und mehr ansammelnden Organismen vergrößert. Diesem ist durch kräftigste Ventilation vorzubeugen. Mit jedem Volum Luft, das aus einem Krankenzimmer hinausgeschafft wird, entweichen Millionen von Organismen, die hier nur Verderben bringen können. Nichts ist schädlicher als die aus Unkenntnis so vielfach vorgenommene hermetische Absperrung der frischen Luft in Krankenräumen; je mehr reine Luft hier zugeführt wird, um so eher ist auf Genesung zu hoffen, um so geringer auch die Gefahr für die mit der Pflege des Patienten Betrauten. Die an das Wunderbare grenzenden Erfolge des Barackensystems sind die deutlichsten Beweise für diese Thatsache. Diese natürlichste Art der D. ist aber nicht allein auf Krankenräume, sondern ganz besonders auch für die zum dauernden Aufenthalt von gesund zu erhaltenden Menschen bestimmten Räume anzuwenden. Es gilt dies insbesondere von Schulräumen, in denen die für Krankheiten empfänglichen Kinder täglich viele Stunden zu verweilen haben. Ein einziges Kind kann in seinen Kleidern, wie an seinem Körper, die Aussaat zur Krankheit mitschleppen, welche bei genügender Ventilation sich zerstreuen, in der stagnierenden Atmosphäre aber Masern, Scharlach u. dgl. verbreiten kann.

Die Vermehrung aller niedern Organismen kann nur bei Gegenwart von Feuchtigkeit, von leicht zersetzbarer organischer Substanz und bei gewisser Wärme erfolgen. Bei der Bekämpfung der Ansteckungsstoffe sind daher diese Existenzbedingungen derselben ins Auge zu fassen. Die beim zu frühen Beziehen neugebauter Wohnungen fast regelmäßig ausbrechenden Krankheiten werden nicht, wie irrtümlich angenommen, durch einen zu hohen Feuchtigkeitsgehalt der Luft oder durch mangelnde Wärme herbeigeführt, sondern dadurch, daß die Organismen an den mit Wasser gesättigten Wänden sich üppig vermehren können und von da aus sich in der Luft verbreiten. Die gründliche Austrocknung, sowie das Verbot des Bewohnens von feuchten Kellerwohnungen sind beide nicht genug zu beachtende desinfektorische Maßnahmen.

Überall, wo leicht zersetzbare organische Substanz, d. i. Unrat aller Art sich ansammelt, ist eine Brutstätte für Spaltpilze gegeben, die als harmlose Fäulniserreger auftreten können, und sich dann durch den von ihnen verbreiteten Geruch zu erkennen geben, andererseits aber auch Krankheitsträger sein können. Man dulde daher in keinem Teile der Wohnung die Ansammlung irgend welcher Materialien dieser Art. Man kann im allgemeinen sagen, daß die Gesundheit einer Wohnung direkt proportional dem in ihr herrschenden Reinlichkeitsgrade sei. Aber selbst in der reinlichsten Wohnung kann es verderbenbringende Räume, ja ganz bestimmt umschriebene Stellen geben, von denen sich Krankheiten, wie Typhus u. dgl., verbreiten. Die Ursache hiervon liegt nicht selten an Stellen, die dem sorgsamsten Auge verborgen, der reinlichsten Wirtschafterin nicht zugängig sind. Es sind dies die durch den Belag der Fußböden verdeckten Räume zwischen den Etagen, zu deren Ausfüllung manchmal, statt eines reinen Sandes oder sonstigen von organischen Stoffen freien Materials, alter Bauschutt u. dgl. verwandt wird. Ist solcher Schutt, wie nicht selten, schon mit Krankheitsträgern beladen, oder ist er mit organischen Substanzen imprägniert, so kann von solchen Stellen und durch lange Zeiten hin der Ausgangspunkt von Krankheiten sich entwickeln, ohne daß man ihre Ursache wahrnimmt.

Die Vernichtung vorhandener Ansteckungsstoffe kann durch starke Erhitzung, der, wenn sie genügend weit getrieben wird, kein lebendes Wesen zu widerstehen vermag, oder durch Anwendung solcher Substanzen, **Desinfektionsmittel**, die sich als Gifte für die Spaltpilze erwiesen haben, erfolgen. Der D. durch Hitze sind am leichtesten alle leinenen oder baumwollenen Stoffe, die Bekleidungsstücke, Bettwäsche der Kranken zu unterziehen, indem man sie unmittelbar nach dem Gebrauch in einen mit siedendem Wasser gefüllten Kessel wirft und sie einige Zeit kochen läßt. Steht ein Apparat zur Verfügung, in welchem das Kochen unter höherm Drucke, bei etwa 2 Atmosphären Spannung erfolgen kann, so gewährt dieser noch größere Sicherheit. Zur Erhitzung von Wollstoffen, Bettdecken, Matratzen, Kissen sind mancherei Vorrichtungen konstruiert, von denen die der berliner Charité wohl am meisten zu empfehlen sind. Sie bestehen aus doppelwandigen Metallbehältern, in welche die zu desinfizierenden Gegenstände auf geeigneten Gestellen gebracht werden, während in den Mantel des Behälters gespannter Wasserdampf geleitet wird, sodaß eine dauernde Durchwärmung auf 120° C. erhalten bleibt. Bei dieser Art der D. ist zu berücksichtigen, daß die derselben zu unterziehenden Gegenstände sämtlich schlechte Wärmeleiter sind, wodurch eine gleichmäßige Durchdringung der

Wärme, und diese ist für den Erfolg durchaus wesentlich, verzögert wird. Die Erhitzung muß daher mehrere Stunden lang fortgesetzt werden, auch dürfen Decken u. dgl. nicht dicht auf einander gepackt, sondern müssen lose aufgehängt werden. Epidemisch auftretende Puerperalfieber hat man mit Erfolg unterdrückt, indem man die Räume, in denen dasselbe herrschte, längere Zeit hindurch bis zu einer Temperatur von 60° C. heizte.

Jeder Raum, in dem ein an ansteckenden Krankheiten Leidender verweilt hat, sollte nach dem Verlassen desselben einer D. unterzogen (desinfiziert) werden, ehe er wieder bewohnt wird. Hierzu eignen sich die gasigen Desinfektionsmittel am besten, als Chlor, Brom, schweflige Säure, salpetrige Säure, von denen Chlor und schweflige Säure am leichtesten anwendbar sind. Nur begnüge man sich nicht damit, in dem betreffenden Raume eine leichte Räucherung mit diesen Gasen vorzunehmen, wodurch absolut nichts erreicht wird, sondern man entwickele diese Gase in solchen Mengen, daß der Aufenthalt für Menschen während der Räucherung unmöglich gemacht wird, und lasse sie längere Zeit, etwa 24 Stunden lang, andauern. (S. unter Chlorräucherung.) Zur D. mit schwefliger Säure entzünde man Schwefel in einem eisernen Gefäße, wobei für einen Raum von 6 × 5 qm Grundfläche und 4 m Höhe etwa 2 kg Schwefel zu verwenden sind. Daß während der Durchräucherung alle Thüren und Fenster des Raumes geschlossen zu halten sind, ist selbstverständlich. Will man im Krankenzimmer während des Verweilens des Patienten eine D. der Luft vornehmen, und dies ist sehr empfehlenswert, so sind die genannten Stoffe nicht verwendbar, wohl aber läßt sich der beabsichtigte Zweck durch Verbreitung von Carbolsäuredampf erreichen. Zu diesem Behufe stelle man chemisch reine Carbolsäure, auf einem flachen Teller ausgebreitet, an einen mäßig warmen Ort, z. B. in die Nähe des Ofens, wobei eine genügende Menge verdunstet, ohne dem Kranken nachteilig zu werden.

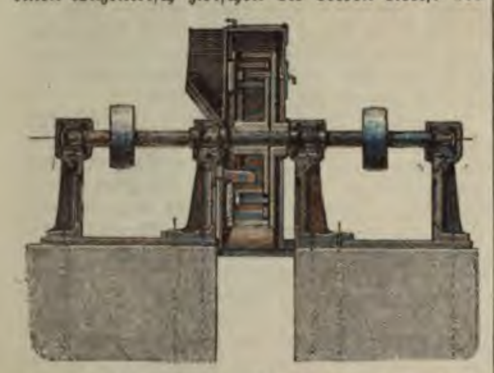
Die gefährlichsten Träger der Ansteckungsstoffe sind in vielen Fällen die Auswürfe und Entleerungen der Kranken; werden diese ohne weiteres in die Aborte geschüttet, so können die bedenklichsten Folgen daraus entstehen. Die Krankheitsorganismen finden dort alles, was sie zu ihrer reichlichsten Vermehrung bedürfen: Feuchtigkeit, eine gewisse Wärme, zersetzbare organische Substanz in reichlichster Fülle, durch den in den Abfallschloten herrschenden Zug können sie durch alle Stockwerke des Hauses verbreitet werden. Es sollten daher die zur Aufnahme der Entleerungen bestimmten Gefäße stets vor dem Gebrauch bereits ein wirksames Desinfektionsmittel enthalten, um die Organismen sofort zu töten. Hierzu, sowie zur D. der Abtrittsgruben, sind die verschiedensten Stoffe empfohlen worden, von denen viele nur als Desodorisationsmittel Bedeutung haben, viele für die Verwendung zu kostspielig, viele ganz wirkungslos sind und viele nur der Gewinnsucht ihrer Fabrikanten ihre Empfehlung verdanken. Von all diesen Stoffen bleiben nur wenige von erprobter Wirksamkeit übrig und von diesen empfiehlt sich durch ihre leichte Anwendbarkeit und billigen Preis die Carbolsäure (s. d.). Diese kann für diesen Zweck in roher Form verwendet werden, da die darin enthaltenen Unreinigkeiten ebenfalls desinfizierende Eigenschaften haben. Da wo nicht Waterclosets vorhanden sind, sollte jede Abortsgrube einer regelmäßigen D. unterzogen werden, zu welchem Behufe etwa ½ l Carbolsäure in eine Gießkanne voll Wasser verteilt, in die Grube zu schütten ist, sobald sich ein fauliger Geruch wahrnehmen läßt. Bei einer richtig ausgeführten D. sollte auf dem Abort stets ein deutlich wahrnehmbarer Geruch nach Carbolsäure herrschen. Namentlich bei im Hause vorhandenen ansteckenden Krankheiten ist dies nie außer Acht zu lassen.

Von größter Bedeutung ist die D. bei chirurgischen Operationen und bei der Behandlung von Wunden geworden. Unsere Atmosphäre ist erfüllt von Spaltpilzen. Kommen diese mit einer offenen Wundfläche, mit einer Schnittfläche in Berührung, so haften sie dort, vermehren sich, bringen Entzündungen, Eiterungen, Blutvergiftungen hervor. Es ist daher ungemein wichtig, hier diese verderblichen Organismen, möglichst schon ehe sie zur Wirksamkeit gelangen konnten, zu vernichten, oder sie in ältern Wunden zu zerstören. Ersteres geschieht bei der von Lister eingeführten antiseptischen Operationsmethode, letzteres ist durch Umschläge und Waschungen mit wässerigen Lösungen von Carbolsäure, Salicylsäure, Thymol zu erreichen. In der Wundbehandlung ist in neuester Zeit noch das Jodoform mit günstigstem Erfolge zur Verwendung gekommen. Auch die Geburtshilfe bedient sich neuerdings der desinfizierenden Mittel mit bestem Erfolge zur Verhütung des **Kindbettfiebers** und anderer schwerer Infektionskrankheiten.

Von der höchst umfangreichen, die D. betreffenden Litteratur sind hier nur vor allen hervorzuheben die zahlreichen Abhandlungen von Pettenkofer, insbesondere: «Beziehungen der Luft zu Kleidung, Wohnung und Boden» (Braunschw. 1872), «Über den Wert der Gesundheit für eine Stadt» (Braunschw. 1873), und «Was man gegen die Cholera thun kann» (Münch. 1873); ferner: Reichardt, «D. und desinfizierende Mittel» (Erlang. 1867; 2. Aufl., Stuttg. 1881); Smith, «Disinfectans and Disinfection» (Edinb. 1869); Budd, «Cholera and Disinfection» (Bristol 1871); Lex und Roth, «Handbuch der Militär-Gesundheitspflege» (Berl. 1872); Steudener, Über pflanzliche Organismen als Krankheitserreger» (Lpz. 1872); Cohn, «Über Bacterien» (Berl. 1872); Küchenmeister, «Handbuch der Cholera» (Erlang. 1872); Virchow, «Die Fortschritte der Kriegsheilkunde, besonders im Gebiete der Infektionskrankheiten» (Berl. 1874); Fischer, «Verwertung der städtischen Industrie- und Abfallstoffe» (Lpz. 1875); Rothe, «Die Carbolsäure in der Medizin» (Berl. 1875); Wernich, «Desinfektionslehre» (2. Aufl., Wien 1882).

Desintegrator oder Schleudermühle, ein von Carr konstruierter Apparat zum Zerkleinern der verschiedensten Materialien, in umstehender Figur im Vertikaldurchschnitt dargestellt. Das zu zerkleinernde Material wird durch Centrifugalkraft durch ein System von vier, aus kantigen Eisenstäben gebildeten, runden, in rascher Rotation begriffenen Körben geschleudert und dabei durch zahlreiche, kräftige Schläge derart bearbeitet, daß es beim Verlassen des letzten Schlagkorbes genügende Feinheit besitzt. Die Böden der vier Schlagkörbe werden von zwei sich gegenüberstehenden, von je einer Welle getragenen und von einem eisernen Mantel umhüllten, eisernen Scheiben gebildet, die jede mit zwei konzentrischen Kreisen von dicht aneinander gestellten kantigen Stäben so besetzt sind, daß die

Stäbe der einen Scheibe die Fläche der andern fast berühren, ferner sind auf der einen Scheibe die Stäbe so angeordnet, daß die beiden Kreise der einen konzentrisch zwischen die beiden Kreise der



andern fallen, wodurch also vier Kreise von Stäben gebildet werden, endlich ist der Abstand der Stäbe in den einzelnen Kreisen so bemessen, daß die einzelnen Stäbe des innersten Kreises am weitesten voneinander entfernt sind, während der Abstand derselben von Kreis zu Kreis immer geringer wird. Die beiden Wellen werden durch Riemenscheiben, mit einer Geschwindigkeit von 400 Touren in der Minute, im entgegengesetzten Sinne gedreht, infolge dessen nimmt der innerste und der dritte Schlagkorb die gleiche, der zweite und vierte aber entgegensetzte Drehung an. Das zu zerkleinernde Material fällt aus einem Rumpf durch eine centrale Öffnung des Mantels in den innersten Schlagkorb, wird hier durch die Stäbe gröblich zerschlagen, passiert durch die Zwischenräume der Stäbe, gelangt in den zweiten umgekehrt rotierenden Schlagkorb, wo eine weitere Zertrümmerung stattfindet, fliegt dann in den dritten, wieder entgegengesetzt umlaufenden Schlagkorb u. s. f., bis es den vierten verläßt und als Pulver aus einer untern Öffnung des Mantels herausfällt.

Desio, Flecken in der ital. Provinz Mailand, 7 km im NW. von Monza, an der Oberitalienischen Eisenbahn Mailand-Como, zählt (1881) 6347 E. und hat eine Zeugdruckerei. Die nahe gelegene Villa Traversi ist ihres köstlichen Gartens wegen berühmt. Historisch bekannt ist D. durch das Treffen, in welchem 21. Jan. 1277 der ghibellinische Erzbischof Otto Visconti den Führer der Guelfen Napoleone Torriano gefangen nahm.

Desipĕre in loco (lat., vollständiger: Dulce est desipere in loco), d. h. «(Süß ist es,) zur rechten Zeit thöricht (ausgelassen, fröhlich) zu sein», Citat aus Horaz' «Oden» (IV, 12, 28).

Désirade (La), franz. Insel in der Reihe der Kleinen Antillen, unter dem Kolonialgouverneur von Guadeloupe stehend, liegt 14 km im NO. von der Pointe-des-Châteaux, der Ostspitze der Grande-Terre von Guadeloupe, wovon sie durch einen immer unruhigen Kanal getrennt ist. Sie ist 18 km lang, 3—4 km breit, 27,2 qkm groß und zählt (1879) 1607 E. Die Insel ist hoch, trägt einen Leuchtturm, hat aber weder Hafen noch Reede. Eine ganz vulkanisch aussehende Berggruppe mit vielen Höhlen bedeckt die Insel, auf einer Seite steil abfallend, auf der andern sich allmählich senkend. Mehrere reichlich fließende Quellen liefern ausgezeichnetes Trinkwasser. Die Luft ist sehr gesund. Der nur zum Teil kultivierte sandige Boden eignet sich nur für den Anbau von Baumwolle; die hier gewonnene gilt für die beste auf den Antillen. Haupterwerbszweig der Bewohner ist der Fischfang. Die Insel hat zwei Salinen, eine Heilquelle und ein Spital für Aussätzige. — D. war die erste Insel, welche Columbus auf seiner zweiten Reise 3. Nov. 1493 entdeckte; er nannte sie Deseada, d. h. die Ersehnte. Franzosen ließen sich zuerst hier nieder; 1762 nahmen die Engländer dieselbe, gaben sie aber schon im folgenden Jahre zurück. Seit 1815 ist sie dauernd französisch.

Desistieren (lat.), von etwas ablassen, es aufgeben.

Desjardins (Abel), franz. Geschichtschreiber, geb. 1814 zu Paris, war Professor in Angers, Dijon, Caen und (seit 1857) in Douai, wo er außerdem Dekan der dortigen Fakultät ist. Er schrieb: «L'empereur Julien» (1844), «Études sur Saint-Bernard» (1849), «Vie de Jeanne d'Arc» (1854), «L'esclavage dans l'antiquité» (1857), «Charles IX, deux années de règne» (1874), «Corneille historien», u. s. w.

Desjardins (Ernest), franz. Archäolog und Geschichtschreiber, Bruder des vorigen, geb. 30. Sept. 1823 zu Noisy-sur-Oise, war Lehrer der Geschichte in Angers, Dijon, Alençon, Mâcon und Paris und wurde 1861 Professor der Geographie an der Normalschule. Seit 1875 ist er Mitglied der Akademie der Inschriften. D. verfaßte: «La topographie du Latium» (1854), «Voyage d'Horace à Brindes» (1855), «Aperçu historique sur les embouchures du Rhône» (1867), «Géographie historique et administrative de la Gaule» (2 Bde., 1870—78), «Les monuments épigraphiques de Bavai et du Musée de Douai» (1874), «Desiderata du Corpus inscriptionum latinarum de l'Académie de Berlin» (1874—75) u. s. w. D. hat auch die «Table de Peutinger» (1869 fg.) herausgegeben. Seit 1881 vertritt er Léon Renier am Collége de France als Professor der röm. Archäologie.

Desjätine, russ. Feldmaß, s. Dessätin.

Desl., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Deslongchamps, Zoolog und Geognost in Lüttich, der sich um die Kenntnis der Zoophyten verdient gemacht hat.

Deslys (Charles), franz. Romanschriftsteller, geb. 1. März 1821 zu Paris, war erst Schauspieler und schrieb dann eine große Zahl Novellen und Romane, unter denen hervorzuheben sind: «La millionnaire» (1852), «La dernière grisette» (1853), «Les compagnons de minuit» (1857), «Le canal Saint-Martin» (1862), «Le roi d'Yvetot» (1866), «Les récits de la Grève» (1866, mit einem Preis der Franz. Akademie ausgezeichnet), «Les compères du roi» (1867), «Le serment de Madeleine» u. s. w. Er versuchte sich auch auf dem dramatischen Gebiet («Le pont rouge», «Le casseur de pierres» u. s. w.).

Desm., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Desmarest (Anselm Gaëten, Vater und Sohn) und für Desmoulins (C.), Anatom in Bordeaux, welcher sich um die Kunde der Schiniden verdient gemacht hat.

Desmalgie (grch.), Schmerz in den Gelenkbändern.

Desman, s. unter Bisamspitzmaus.

Desmarées (George), Maler, geb. zu Stockholm 29. Okt. 1697, wo P. Meytens sein Meister wurde. Im J. 1724 begab er sich nach Amsterdam, dann nach Venedig und vollendete seine Studien

daselbst unter Pinzetta. Endlich faßte er in München seit 1731 festen Fuß und wurde daselbst zum Hofmaler ernannt. Seine reiche Thätigkeit umfaßte beinahe sämtliche Zweige der Malerkunst, indem er die Miniatur-, die Email-, Porträt-, kirchliche und histor. Malerei fast gleichzeitig kultivierte. Am häufigsten sind seine Bildnisse, unter ihnen besonders wieder solche des bayr. Hauses. Er starb zu München 1776.

Desmarest (Anselm Gaëten), franz. Geolog, geb. 16. März 1784 in Paris, gest. 4. Juni 1838 als Professor der Zoologie in Alfort; er schrieb: «Histoire naturelle des oiseaux» (12 Lief., Par. 1806), «Histoire naturelle des crustacés fossiles» (Par. 1815), «Mammaliologie» (2 Tle., Par. 1820—23). — Sein gleichnamiger Sohn hat sich ebenfalls Verdienste um die Kenntnis der Krebstiere und Vögel erworben.

Desmarets de Saint-Sorlin (Jean), franz. Schriftsteller, geb. 1595 zu Paris, war Generalsekretär der Marine der Levante, Kanzler der Französischen Akademie seit ihrer Begründung und starb 28. Okt. 1676. Er schrieb, vom Kardinal Richelieu angeregt, zwei Komödien und fünf Tragikomödien in den J. 1636—42, unter denen das als «inimitable comédie» von seinen Zeitgenossen geschätzte Lustspiel «Les Visionnaires» (1637), eins der ersten Charakterlustspiele in Frankreich, dem selbst Molière einige komische Figuren entnahm, hervorzuheben ist. Er verfaßte außerdem den Roman «Ariane» (1632), das Epos «Clodwig» (1654), religiöse Gedichte, und eine Anzahl antiquarischer und polemischer Abhandlungen.

Desmarres (Louis Auguste), franz. Augenarzt, geb. 22. Sept. 1810 zu Evreux, übte seit 1839 in Paris eine ausgedehnte augenärztliche Praxis aus. Er erfand ein Ophthalmoskop und veröffentlichte außer zahlreichen Artikeln für die «Gazette des Hôpitaux» namentlich einen «Traité théorique et pratique des maladies des yeux» (1847; neue Aufl., 3 Bde., 1852—55). D. starb 22. Aug. 1882.

Desmitis (grch.), Entzündung der Gelenkbänder.

Desmodium *Desv.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt gegen 100 Arten, die größtenteils in den Tropengegenden vorkommen; sie haben dreizählige Blätter mit ganzrandigen Blättchen und in Dolden, Trauben oder Ähren gestellte Blüten mit zweilippig-fünfspaltigem Kelch, rundlicher Fahne und einem stumpfen Schiffchen, das kürzer als die Flügel ist; die Frucht ist eine Gliederhülse. Alle können in Deutschland nur im Warmhause gezogen werden. Die bekannteste Art ist das in Ostindien wachsende D. gyrans *DC.*, dessen Blätter eigentümliche Bewegungen zeigen. Dieselben bestehen aus einem langgestielten, bis 8 cm langen Endblättchen und zwei viel kleinern kurzgestielten Seitenblättchen. Das Endblättchen schwankt unaufhörlich auf und nieder, während die Seitenblättchen mit ihrer Spitze eine rotierende Bewegung machen, und zwar ist diese Bewegung eine so schnelle (wenigstens bei lebhaftem Wachstum der Pflanze), daß man sie sehr leicht beobachten kann; denn bei einer Temperatur von 35° C. machen die Seitenblättchen einen vollständigen Umlauf in etwa 1½ Minuten. Es gehören diese Bewegungen in die Kategorie der Nutationskrümmungen, deren Ursache jedenfalls in dem Wechsel der Turgescenzverhältnisse in den sog. Blattgelenken zu suchen ist. (S. Nutation.)

Des Moines, einer der vom W. in den Mississippi mündenden Flüsse mit einer Länge von etwa 480 km und einem Stromgebiet von ungefähr 38000 qkm, entsteht aus der Vereinigung der in der Seenkette des südwestl. Minnesota entspringenden Arme East- und West-Fork, durchströmt, ohne nennenswerte Zuflüsse zu empfangen, von NW. nach SO. den Staat Iowa in diagonaler Richtung und ergießt sich, auf seinem untern Laufe, die Grenze zwischen den Staaten Missouri und Iowa bildend, bei Keokuk in den Mississippi. Der D. ist für die Dampfschiffe bis zur gleichnamigen Stadt schiffbar und liefert eine vorzügliche Wasserkraft für industrielle Zwecke. Die Des Moines-Valley-Eisenbahn erschließt auch den nicht schiffbaren Teil seines Thales dem Verkehr.

Des Moines, die Haupt- und zugleich die bevölkertste Stadt des nordamerik. Unionsstaates Iowa, in schöner Umgebung im County Polk am Flusse Des Moines gelegen, wo dieser von W. her den Raccoon aufnimmt, zählte 1850 erst 502, 1860 schon 3965, 1870 bereits 12035, 1880 endlich 22408 E., darunter 4203 Ausländer. D. ist weit und regelmäßig gebaut und weist viele schöne Gebäude auf. Der Des Moines teilt es von N. nach S. fließend in einen östlichen und westl. Teil, während der Raccoon letztern wieder durchschneidet. Die genannten Flüsse werden von acht Brücken überspannt. Die Chicago-Rock-Island-Pacific und die Des Moines-Valley-Eisenbahn kreuzen sich hier. D. hat zahlreiche Wollfabriken, Eisengießereien, Brauereien, Dampf- und Wassermühlen, eine Wasserleitung und Gaswerke. Für das Schulwesen ist gut gesorgt. Von höhern Bildungsanstalten ist die 1866 organisierte University of Des Moines zu nennen. Eine hier befindliche Staatsbibliothek zählt 14000 Bände. — D. wurde 1846 angelegt, 1857 als Stadt inkorporiert und im selben Jahre zur Hauptstadt des Staates Iowa erhoben.

Des-moll (ital. re bemolle minore; frz. ré bémol mineur; engl. d flat minor oder des minor), die Moll-Tonart, welche mit sechs einfachen und einem doppelten ♭ bezeichnet werden müßte, für welche man daher die gleichlautende Tonart Cis-moll (mit nur vier ♯) wählt. (S. unter Ton und Tonarten.)

Desmologie, die Lehre von den Verbänden und Bandagen, s. unter Chirurgie, Bd. IV, S. 313.

Desmoncus *Mart.*, Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, deren Arten in den Tropengegenden Südamerikas einheimisch vorkommen. Es sind teils kletternde, teils mit aufrechtem Stamm versehene Gewächse von geringer Höhe. Ihre Blätter sind gefiedert und mit Stacheln versehen. Die Blüten sind monöcisch, die weiblichen und männlichen stehen in demselben Kolben. Die Frucht ist eine einsamige eiförmige Steinfrucht. Die Früchte einiger Arten werden in Südamerika gegessen, so von D. prunifer *Poepp.*, die in Peru wächst, und von der brasil. Art D. macracanthus *Mart.*; von der letztern werden in Brasilien die Stämme und Blattstiele zur Herstellung von Küchengerätschaften benutzt.

Desmopathie (grch.), Krankheit der Gelenkbänder; Desmopathologie, Lehre von den Krankheiten der Gelenkbänder.

Desmophlogōsis (grch.), Entzündung und entzündliche Reizung der Gelenkbänder.

Desmoulins (Bénoit Camille), einer der hervorragendsten Charaktere der Französischen Revo-

lution, geb. 1760 zu Guise in der Picardie, studierte auf dem Collège Louis-le-Grand die Rechte, verließ jedoch die jurist. Laufbahn und ward, von seiner angesehenen Familie halb aufgegeben, in Paris ein litterarisches Talent dritten Ranges. Für die polit. Verfassungen der Alten schwärmend, suchte er in der beginnenden Staatsumwälzung seine klassischen Ideale geltend zu machen. In diesem Sinne schrieb er: «La France libre» (Par. 1789). Nach der Entlassung Neckers entflammte er 12. Juli 1789 im Palais-Royal die Volksmenge durch die heftigsten Reden und unter der Aufforderung zur Ergreifung der Waffen, was bald darauf zur Erstürmung der Bastille führte. Dann begann er die Herausgabe der Zeitschrift «Révolutions de France et de Brabant», die durch ihre extremen Lehren und pikanten Ton, mit dem sie D. auszusprechen wußte, einen ungeheuern Erfolg hatte. Von Malouet in der Konstituierenden Versammlung 2. Aug. 1790 als Aufwiegler angeklagt, entging er nur durch die Flucht der Verhaftung. In dieser Zeit heiratete er Lucile Duplessis, ein junges, schönes, reiches Mädchen, das er leidenschaftlich liebte. Bei den Vorgängen vom 10. Aug. 1792 spielte er dieselbe aufwiegelnde Rolle wie sein Freund Danton; während der Septembermorde hielt er mit Danton und seinen Genossen ein prunkendes Festmahl ab. Von der Hauptstadt in den Konvent gewählt, stimmte er für Ludwigs XVI. Tod, unter Hinzufügung der Worte: «vielleicht zu spät für die Ehre des Konvents». Auch an dem Kampfe gegen die Gironde beteiligte er sich noch mit ungeminderter Heftigkeit. In einer Flugschrift: «Histoire des Girondins», überschüttete er die Gemäßigten mit tödlichem Spotte. Nach deren Katastrophe jedoch von Robespierre mit Danton in den Hintergrund gedrängt, begann er selbst einzulenken. Gegen Ende 1793 ließ er die ersten Nummern seines Blattes «Le vieux Cordelier» erscheinen, worin er, im Einverständnisse mit Danton, den revolutionären Ausschweifungen entgegentrat. Hébert, den er besonders angriff, klagte ihn an, die Herstellung des Königtums zu beabsichtigen, und Robespierre trug in voller Versammlung, nachdem er seinen Freund anscheinend verteidigt hatte, auf die Verbrennung aller Nummern der Zeitschrift an. «Verbrennen», rief D., «ist nicht widerlegen», und bald darauf erschien die siebente Nummer des Blattes, in der die Männer des Terrorismus und die Jakobiner noch heftiger angegriffen wurden, mit den Schlußworten: «Die Götter haben Durst.» Sofort ließ Robespierre 30. März 1794 D. und Danton verhaften. Saint-Just, der D. persönlich feind war, betrieb besonders seine Verurteilung. Am 5. April wurde er mit Danton und vielen andern hingerichtet. D. war, wie Danton, von häßlichem Äußern, aber ein Mann von großen Fähigkeiten und edelm Kern, wie sehr auch seine polit. Ausschweifungen diese Eigenschaften verdunkelten. Seine Gattin, Lucile D., die alles aufgeboten hatte, um ihn zu retten, bestieg 13. April 1794 mit großer Fassung das Blutgerüst. Claretie gab heraus: «Oeuvres de Camille D.» (2 Bde., Par. 1874), und schrieb auch: «Camille D., Lucile D.» (Par. 1875).

Desna, ein linker Nebenfluß des Dnjepr, entspringt aus einem von Höhen umgebenen Sumpfe im russ. Gouvernement Smolensk, im Kreise Jelnja, durch die Gouvernements Smolensk, Orel Tschernigow, und hat eine Länge von 816 km; ihre Richtung ist bis Brjansk im Gouvernement Orel im allgemeinen eine südliche, dann im allgemeinen eine südwestliche, bis zu ihrer Einmündung in den Dnjepr, etwas oberhalb Kiew. In ihrem obern Laufe fließt die D. zwischen abschüssigen Ufern durch eine ebene Gegend, in einem engen, feuchten Thale; an der Grenze des Gouvernements Orel werden die Ufer höher und steiler, steigen bis zu 80—90 m und sind mit Nadelwald bedeckt. Hierauf senkt sich aber das linke Ufer und bleibt auch fernerhin flach, ist von Wiesen, Wäldern, bisweilen auch von Sümpfen bedeckt, und wird im Frühlinge bei Hochwasser oft auf mehrere Kilometer hin überschwemmt; das rechte Ufer bleibt jedoch hoch. Im Gouvernement Smolensk hat die D. eine Breite von 17—70 m, im Gouvernement Orel 70—93 m, weiter unterhalb wächst die Breite bis zu 200 m. In ihrem obern Laufe besitzt die D. eine Tiefe von ½—4 m, in den übrigen Teilen schwankt sie zwischen 4—8 m. Von Brjansk an ist der Fluß schiffbar.

Desna, linker Nebenfluß des Südlichen Bug, entspringt im russ. Gouvernement Kijew von einem Ausläufer der Awratynschen Höhen, fließt in ihrem obern Teile durch einige kleine Seen, hat im allgemeinen einen südwestl. Lauf und erreicht den Südlichen Bug etwas oberhalb Strischowsky. Die D. hat eine Länge von 68 km und ist nicht schiffbar.

Desnoiresterres (Gustave), franz. Schriftsteller, geb. 20. Juni 1817 zu Bayeux im Depart. Calvados, verfaßte mehrere Romane: «La chambre noire» (1843), «Jarnowick» (1844), «Un amour en diligence» (1853), «Les talons rouges» (1854), begründete und leitete eine monatliche Zeitschrift «La province à Paris» (1841—42), und schrieb ein einaktiges Lustspiel «Monsieur Prosper» (1861). Namentlich aber ist er durch seine Forschungen auf dem Gebiet der franz. Litteratur des 18. Jahrh. bekannt. Sein Werk «Voltaire et la société française au XVIIIe siècle» (8 Bde., 1867—76) wurde von der Französischen Akademie preisgekrönt. Demselben Gebiete gehören an seine «Iconographie voltairienne» (1878), «Gluck et Piccinni» (1872); «Grimod de la Reynière et son groupe» (1877), «Epicuriens et lettres» (1879).

Desnoyers (Auguste Gaspard Louis Boucher, Baron), ausgezeichneter franz. Kupferstecher, geb. 20. Dez. 1779 zu Paris, übte sich von frühester Jugend in der Kupferstecherkunst, und machte dieselbe zu seinem Lebensberuf, als seine Familie in ihren Vermögensumständen einen harten Schlag erlitt und durch den Wechsel der polit. Verhältnisse zur Auswanderung gezwungen ward. Er trat im J. 1799 bei Alexandre Tardieu als Lehrling ein und betrieb zwei Jahre lang das Stechen mit Grabstichel und Radiernadel. Der 1804 für den Salon eingeschickte und von Lucien Bonaparte, damaligem Minister des Innern, bestellte Stich nach Rafaels Belle Jardinière gründete seinen Ruf. Rafael blieb sein Lieblingsmeister, nach dem er, außer jenem Stiche, noch folgende Blätter geliefert hat: die Madonna von Foligno (1810), die Vierge au linge, die Vierge au berceau, die Madonna della Sedia, die Vierge au poisson (1822), die Madonna aus dem Hause Tempi, die Heimsuchung der Maria, die heil. Katharina von Alexandria, die Madonna aus dem Hause Alba (1827), die heil. Margarete, die Madonna aus dem Hause Orléans (1838), die Transfiguration (1839), sein vorzüglichstes Blatt, und zuletzt die Madonna di San-Sisto (1846). D. wurde

1816 Mitglied des Instituts, 1825 erster Hofkupferstecher und 1828 zum Baron ernannt. Er starb zu Paris 16. Febr. 1857. Als Künstler gehört D. zur großen franz. Kupferstecherschule. Seine Blätter sind im Vortrage einfach und gediegen, in Wirkung und Gesamthaltung breit und kräftig. Wenn er die ältern Meister bisweilen in modern verschönernder Weise auffaßt, so ist doch dieser Verstoß gegen den alten Stil weniger dem Künstler, als dem Geschmacke seiner Zeit beizumessen.

Desnoyers (Jules Pierre François Stanislas), franz. Geolog und Geschichtschreiber, geb. 8. Okt. 1800 zu Nogent-le-Rotrou, widmete sich früh dem Studium der Geologie und der Archäologie, und wurde Sekretär der Geologischen Gesellschaft und der Gesellschaft für die franz. Geschichte. Seit 1834 ist er Bibliothekar des Museums für Naturgeschichte; seit 1862 Mitglied der Akademie der Inschriften. Seine geolog. Arbeiten sind: «Mémoire sur la craie et les terrains tertiaires du Cotentin» (1825), «Sur quelques systèmes de la formation oolithique du Nord-Ouest de la France» (1825), «Sur les cavernes et brèches à ossements des environs de Paris» (1842), «Observations sur les terrains tertiaires du Nord-Ouest et de l'Ouest de la France» (1852—53) u. s. w.; seine histor. Arbeiten: «Topographie ecclésiastique de la France jusqu'en 1790» (1853—54), «Instructions pour les recherches à faire en Orient sur les colonies grecques de l'Asie Mineure» (1855), «Sur le sort des enfants trouvés en France, antérieurement à Saint-Vincent de Paul» (1856), u. s. w.

Desnoyers (Louis Claude Joseph Florence), franz. Schriftsteller, geb. 1805 zu Replonges im Depart. Ain, besuchte das Gymnasium zu Autun und zu Mâcon und ging dann nach Paris, wo er sich journalistischen Arbeiten widmete. Er war Mitarbeiter des «Figaro» und des «National» und Chefredacteur des «Corsaire», der «Caricature», des «Charivari», des «Siècle» und begründete die franz. Schriftstellergesellschaft (Société des gens de lettres). Zwei Werke von D.: «Aventures de Jean Paul Choppart» und «Robert Robert», für die Jugend bestimmt, haben viele Auflagen erlebt. D. starb zu Paris 17. Dez. 1868.

Desobligeante (frz., von désobliger, unfreundlich behandeln), schmaler Wagen für zwei Personen.

Desobstructiva (neulat.), Heilmittel gegen Hartleibigkeit.

Desoccupiert (frz.), unbeschäftigt, nichtsthuend.

Desodorisationsmittel nennt man, im Gegensatz zu Desinfektionsstoffen, solche Substanzen, welche die Bindung von übelriechenden, bei der Fäulnis entstehenden Gasen bewirken, ohne aber desinfizierende Eigenschaften zu haben. Hierher gehört Eisenvitriol, Zinkvitriol, Manganchlorür, welche Schwefelwasserstoff und kohlensaures Ammoniak in nicht riechende Körper verwandeln, Gips und schwefelsaure Magnesia, welche sich mit flüchtigen Ammoniaksalzen zu nicht riechendem schwefelsaurem Ammoniak umsetzen, Einstreu von Holz- und Torfkohle, Erde, Torf u. s. w., die mancherlei Gase zu absorbieren vermögen.

Desolation-Land nannte Narborough die westlichste der Inseln des Feuerland-Archipels: Sarmientos Santa-Ines. Die Insel bildet die Südküste vom westl. Teile der Magellanstraße, von WNW. nach OSO. Im SO. trennt sie der Santa-Barbarakanal von der Clarence-Insel. Die Nordwestecke des Hochlandes bildet das Kap Pillar, in 52° 42' südl. Br. Gegen die Magellanstraße bietet sie gute Ankerplätze, unter denen beim Eingange der Straße der Mercyhafen einer der besten ist. Die Küste gegen den Antarktischen Ocean ist in zahllose Baien, Inselchen und Straßen zerrissen. Die Insel gehört nach dem chilen.-argentin. Grenzvertrag vom 23. Juli 1881 zu Chile.

Desolieren (frz.), verwüsten; betrüben; desolant, betrübend; desolat, verwüstet, öde; traurig, trostlos.

Desor (Eduard), ausgezeichneter Geolog, geb. 1811 in der Hugenotten-Kolonie Friedrichsdorf im Hessen-Homburgischen, besuchte das Gymnasium zu Hanau und studierte dann zu Gießen und Heidelberg die Rechte. Wegen seiner Teilnahme am Hambacher Feste in Untersuchung gezogen, ging er 1832 nach Paris, wo er seine litterarische Laufbahn mit der Übersetzung von Ritters «Erdkunde» begann, von der jedoch bloß der erste Band erschien. Durch die vergleichende Erdkunde wurde D. auf die Geologie geführt, welcher er sich unter Leitung von Elie de Beaumont und Prévost bald ausschließlich widmete. In der Schweiz, wohin er von Paris aus ging, lernte er Vogt und Agassiz kennen und nahm nun, nachdem er einige Monate im Hause des erstern zu Bern verlebt, seinen bleibenden Aufenthalt in Neuchâtel. D. beteiligte sich jetzt an Agassiz' Untersuchungen im Gebiet der Geologie und Paläontologie. Aus dieser Zeit stammen seine Monographien über die Seeigel sowie die «Geolog. Alpenreisen» (deutsch von Vogt, 2. Aufl., Frankf. 1847). Nachdem er noch Skandinavien bereist und dort besonders die erratischen Erscheinungen untersucht, folgte er 1847 Agassiz nach Amerika, trennte sich aber bald wieder von demselben. Er trat hierauf in den Dienst der Coast-Survey und beteiligte sich dann unter Whitneys und Fosters Leitung an der geolog. Aufnahme der Mineraldistrikte am Obersee und zuletzt 1850 und 1851 mit Rogers an der des Staates Pennsylvanien. D. kehrte 1852 nach Neuchâtel zurück und übernahm daselbst die Professur der Geologie. Einige Jahre später verlieh ihm die Gemeinde Ponts das Bürgerrecht, und die Stadt Neuchâtel erwählte ihn zum Abgeordneten in den Großen Rat, von dem er zum Präsidenten ernannt ward. Er starb 23. Febr. 1882 in Nizza. Von den wissenschaftlichen Arbeiten, die er seit seiner Rückkehr aus Amerika veröffentlichte, sind die «Synopsis des échinides» (Par. 1858), die geolog. Beschreibung des neuchâteler Jura (mit Greßly verfaßt) und «Der Gebirgsbau der Alpen» (Wiesb. 1865) insbesondere hervorzuheben. Im Winter 1863—64 unternahm er mit seinen Freunden Escher von der Linth und Martins eine wissenschaftliche Reise nach Algier und der Sahara. Hierauf bezieht sich seine Schrift: «Aus Sahara und Atlas. Vier Briefe an J. von Liebig» (Wiesb. 1865). Außerdem widmete er sich der Untersuchung der Pfahlbauten in der Schweiz, Italien und Deutschland und brachte eine reichhaltige Sammlung von Altertümern zu Stande. Von seinen spätern wissenschaftlichen Arbeiten sind zu erwähnen: «Die Pfahlbauten des Neuenburgersees» (deutsch von Mayer, Frankf. a. M. 1867); im Verein mit Loriol schrieb er: «Echinologie helvétique» (Wiesb. 1872), zusammen mit Favre: «Le bel âge du bronze lacustre en Suisse» (Neuchâtel 1874).

Desorganisation (frz.), Zerstörung der Lebensthätigkeit eines Organs.

Desoxydation ist ein chem. Prozeß, welcher den Zweck hat, einem mit Sauerstoff verbundenen Körper (einem Oxyd) den Sauerstoff zu entziehen. Dies kann geschehen in einzelnen Fällen durch Erhitzen bei Abschluß der Luft, wie z. B. beim Quecksilberoxyd, meist aber dadurch, daß man den oxydierten Körper mit einem andern zusammenbringt, der eine größere Verwandtschaft zum Sauerstoff hat. Die zur D. oder Reduktion benutzten Körper sind meist Kohle und Wasserstoff. Die Ausbringung zahlreicher Metalle aus ihren Erzen im großen durch Schmelzprozesse mittels Kohle und geeigneter Zuschläge läuft auf D. hinaus, so z. B. die Gewinnung des Eisens aus dem Eisenstein, der vorzugsweise aus Eisenoxyd besteht. Wird Eisenoxyd mit Kohle einer genügend hohen Temperatur ausgesetzt, wie es im Hohofen geschieht, so entzieht die Kohle dem Eisenoxyd seinen Sauerstoff, unter Bildung von Kohlensäure und Kohlenoxyd, während metallisches Eisen abgeschieden, das Eisenoxyd desoxydiert wird. Bei den sämtlichen metallurgisch ausgeführten D. bedient man sich nur der Kohle, oder der bei der Zersetzung der Kohle gebildeten Kohlenwasserstoffe als Desoxydations- oder Reduktionsmittel, im chem. Laboratorium kann es dagegen vorteilhaft sein, Wasserstoff zu verwenden, teils weil hierdurch der beabsichtigte Vorgang leichter verläuft, teils weil bei der Anwendung von Kohle sekundäre Prozesse eintreten können. Wird Eisenoxyd durch Kohle desoxydiert, so verbindet sich das Eisen im Moment seiner Entstehung mit dem vorhandenen Kohlenstoff zu Kohlenstoffeisen, welches in dieser Form als Gußeisen bezeichnet wird. Dieser sekundäre Prozeß ist in der metallurgischen Gewinnung des Eisens erwünscht; will man aber chem. reines Eisen herstellen, so hat man die Möglichkeit der Bildung des Kohlenstoffeisens auszuschließen und reduziert daher das Eisenoxyd durch Glühen in einem Strom von Wasserstoff, wobei letzterer sich mit dem Sauerstoff zu Wasser verbindet, während das Metall abgeschieden wird.

Despekt (lat.), Verachtung, Entehrung, Schimpf; despektieren, verachten.

Despeñaperros (Felsenberge von), s. unter Sierra Morena.

Desperados (span., «Verzweifelte»), die sich außerhalb der Gesetze stellenden Mitglieder einer extrem-radikalen, anarchistischen Partei.

Desplaces (Louis), franz. Kupferstecher, geb. in Paris 1682, wo er auch 1739 starb. Er arbeitete in der Art des Audran, ohne dessen Kraft und malerische Wirkung indes ganz erreichen zu können. Doch sind seine zahlreichen Blätter ausgezeichnet in der Technik und besonders durch die kenntnisreiche Behandlung des Plastischen. Er hat nach mehr als 50 verschiedenen Malern gestochen, vorzugsweise histor. Stoffe, seltener Porträts. Sein bedeutendstes Blatt ist der Triumphzug des Titus und Vespasian nach Giulio Romano, die Anbetung der heiligen Drei Könige, nach demselben, sowie endlich die prachtvollen Stiche nach Jouvenet: die Kreuzabnahme, Heilung des Gichtbrüchigen und der heil. Bruno im Gebet. Anderes fertigte er nach den Carracci, Rafael, Paolo Veronese, Parrocel u. a.

Despoblado (span.), Einöde, unbewohntes Land. Los Despoblados de Murcia, in Spanien, eine zwischen der Sagra und Segura sich ausbreitende, meist ebene, weite, zum Plateau von Murcia gehörende Hochfläche aus buntem Sandstein, gänzlich von Heiden immergrünen Gebüsches bedeckt und unbewohnt, eine der stillsten Einöden der span. Hochlande. Ähnlich ist das Despoblado de Sechura in Peru, das D. im Osten von Atacama, von der Größe Englands, u. s. w.

Despois (Eugène André), franz. Schriftsteller, geb. 25. Dez. 1818 zu Paris, besuchte die Normalschule, war dann Lehrer der Rhetorik in Bourges und Paris, reichte aber beim Staatsstreich des 2. Dez. 1851 seine Entlassung ein und widmete sich litterarischen Arbeiten. Seit 1870 war er Unterbibliothekar an der Sorbonne. Er starb 23. Sept. 1876 zu Paris. Seine Schriften sind, außer vielen Übersetzungen aus dem Lateinischen und journalistischen Artikeln: «La Révolution d'Angleterre» (1861), «Les lettres et la liberté» (1865), «Le vandalisme révolutionnaire» (1868, ein Werk, welches nicht den Vandalismus der Revolution, wie man es nach dem Titel vermuten möchte, sondern die bedeutenden Reformen des Konvents darstellt), «Le Théâtre français sous Louis XIV» (1874). Auch hat er die drei ersten Bände des Molière in der «Collection des grands écrivains de la France» herausgegeben und mit einer gediegenen Einleitung und Kommentar versehen.

Despoliieren (lat.), berauben, plündern; Despoliation, Beraubung, Plünderung.

Desponsatus (lat.), der Verlobte; Desponsata, die Verlobte; Desponsatio, Verlobung; Desponsatio beatae Mariae virginis, Fest der Verlobung Mariä, in der röm.-kath. Kirche am 23. Jan. gefeiert und seit 1416 eingeführt.

Desportes (Alexandre François), franz. Porträt- und Tiermaler, geb. zu Champigneul am 24. Febr. 1661 als Sohn eines Bauern, soll im Alter von 13 Jahren durch das zufällige Abzeichnen eines Kupferstichs während einer Rekonvalescenz Lust zur künstlerischen Thätigkeit gewonnen haben. Er begab sich zu dem Tiermaler Bernaert, einem Schüler Snyders', zeichnete nach Antiken, besonders aber nach der Natur. Sein Selbstporträt verschaffte ihm die Aufnahme in die Akademie. Später ging er an den Hof des poln. Königs Joh. Sobieski, den er samt zahlreichen Personen des königl. Hofs porträtierte. In die Heimat zurückgekehrt, gelangte er in große Gunst bei Ludwig XV., fertigte Jagd- und Tierstücke, zeichnete Kartons für Gobelins und lieferte schöne Blumenstücke. Er starb in Paris 15. April 1743. Le Bas, Joullain, Demarteau u. a. stachen nach ihm.

Desportes (Philippe), franz. Dichter, geb. 1546 zu Chartres, war Vorleser des Königs Heinrich III., den er nach Polen begleitet hatte, lebte aber meist auf den zahlreichen, einträglichen Abteien, die ihm die Gunst dieses Fürsten und Karls IX. verschaffte. Er starb am 5. Okt. 1606. An den Dichtern der Pleiade (s. d.) und den ital. Lyrikern gebildet, verfaßte er mehrere Sammlungen erotischer Gedichte («Les amours de Diane», «Les amours diverses» u. s. w.), worin er, die sprachlichen und metrischen Ausschreitungen der Ronsardisten vermeidend, als ein Vorläufer von Malherbe erscheint, und durch gemütvolle Heiterkeit, feinen Witz, Sinn für die Schönheit der Natur und geistreiche Gedankenwendung den Stil der Lyrik des 17. Jahrh. inauguriert. Seine 24 «Élégies» trugen ihm den Namen des franz. Tibull ein,

ihnungen von Teilen von Ariosts «Or-
loso» und seine geistlichen Dichtungen
chrétiennes» stellen ihn gleichfalls den
ten Dichtern des 16. Jahrh. an die Seite.
Gesamtausgabe seiner Gedichte ver-
A. Michills (Par. 1858).

ie, s. Despotismus.

ismus, Despotie (Gewaltherrschaft,
δεσπότης, Gebieter, unumschränkter
altherrscher) nennt Aristoteles diejenige
Einherrschaft (Monarchie), welche haupt-
n Vorteil des Alleinherrschers anstrebt.
ärung haben die meisten Staatsrechts-
ehalten. Montesquieu dagegen betrach-
als eine nicht bloß in der Praxis, son-
dem Prinzip nach von der Monarchie
e Regierungsart. Monarchie, bemerkt
vorhanden, wo ein einzelner nach fest-
Gesetzen durch dieselben herrscht; D. da,
einherrscher ohne Gesetze, lediglich nach
llkür und Laune durch den Schrecken re-
r neuere staatsrechtliche Sprachgebrauch
wieder Aristoteles, indem man für die
unumschränkten Alleinherrschaft gewöhn-
men absolute Monarchie, Absolutismus
die Worte despotisch, D. mehr in Bezug
Geist gebraucht, in welchem die unum-
inherrschaft geübt wird. Mit dem Aus-
ird demnach bezeichnet, daß ein abso-
cher seine durch keine Gesetze gebundene
ch nicht durch sittliche Motive, durch
auf das Gemeinwohl und auf die Rechte
st beschränkt, vielmehr dieselbe schran-
seiner Laune, wirken läßt. Jede despo-
chaft ist stets eine absolute (denn in der
Monarchie ist die Willkür des Regen-
hlossen); nicht notwendig muß aber jeder
rrscher ein Despot sein.

aux, s. Boileau-Despréaux.

uches (Giuseppe), Fürst von Galati,
tsmann, Gelehrter und Dichter, geb.
alermo, studierte daselbst Philosophie
issenschaft, wurde Präsident der königl.
t für Kunst und Altertumskunde, Bür-
von Palermo und Mitglied des ital.
s. Mit 17 Jahren begann er seine
Thätigkeit, indem er verschiedene Ar-
ehrern Revuen veröffentlichte. Seinen
ichter begründete er mit seiner Über-
«König Ödipus» des Sophokles («Edipo
rmo 1838). Seine übrigen zahlreichen
rfallen in archäol.-litterarische, poetische
en und Originaldichtungen in griech.,
l. Sprache. Zur ersten Klasse gehören:
filologici» (Palermo 1860), «Lettere
di una greca Iscrizione trovata in
(Palermo 1863), «Epigrafi inedite ed
ti archeologici» (Palermo 1865), «Di
greco-siculi e d'alcune greche Iscri-
lermo 1866), «Relazione di alcuni og-
eologici» (Palermo 1871), «Sull' Epi-
a della chiesa di San Decenzo in Pe-
lermo 1877), «Alcuni scritti» (Palermo
Von poetischen Übersetzungen sind zu er-
«Medea, Ippolito, la Fenice, Ecuba,
Ciclope di Euripide» (Neap. 1871) und
versioni dal greco» (Palermo 1878).
ten Originaldichtungen sind beachtens-
Carmina latina et graeca» (Palermo
1877), «De Adele Burgoniensi, aut Berengarii excidio» (Palermo 1880), «Poesie» (Neap. 1868; neue Aufl., Palermo 1880). Die letztgenannte Sammlung stellt D. den formgewandtesten unter den lebenden Dichtern Italiens an die Seite.

Despumieren (lat.), abschäumen; Despumation, Abschäumung.

Desquamation, s. Abschuppung.

Dessalines (Johann Jakob), Kaiser von Haiti, ein um 1760 in Afrika geborener Neger, welcher jung als Sklave nach San-Domingo gebracht wurde und sich dort unter Toussaint l'Ouverture in den Kämpfen gegen die Franzosen auszeichnete. Als Oberbefehlshaber gegen die Eingeborenen schlug er wiederholt Leclerc im westl. Teile der Insel und unterwarf 1802 die Franzosen vollständig. D. zwang 19. Nov. 1803, unterstützt durch eine engl. Flotte, den franz. Obergeneral Rochambeau zur Kapitulation und Räumung der Insel, ließ sich zu Beginn des Jahres 1804 von den Truppen zum Generalgouverneur der Republik Haiti ausrufen und vernichtete erbarmungslos die noch zurückgebliebenen Franzosen. Den span. Teil der Insel zu unterwerfen, gelang nicht, da die Stadt Domingo sich hielt. Anfang Dez. 1804 stürzte D. die Republik und ließ sich 8. Dez. als Jakob I. zu Port-au-Prince zum Kaiser krönen. Er regierte äußerst despotisch, wurde jedoch 17. Okt. 1806 infolge einer Verschwörung der Mulatten unter Pétion mit den Negern unter Christof ermordet.

Dessätin (Desjatine, russ. desjatina), das russ. Feldmaß, begreift 2400 russ. Quadratsaschen oder 117600 russ. oder engl. Quadratfuß = $109\frac{1}{4}$ Ar = 4,2788 frühere preuß. Morgen = 1,8985 frühere wiener Joch = 2,6997 engl. Acres.

Dessau, Haupt- und Residenzstadt des Herzogtums Anhalt, liegt an der Mulde, 3 km von der Mündung derselben in die Elbe, und an der Linie Wittenberg-Köthen der Preußischen Staatsbahn, die hier nach Bitterfeld abzweigt, und zählt (1880) 23266 meist evang. E. Von den Thoren der Stadt ist nur das Zerbster Thor mit den Standbildern Ottos des Reichen und Albrechts des Bären noch vorhanden. D. hat drei Vorstädte: die 1706 angelegte Wasserstadt jenseit der Mulde, die Leipziger Vorstadt und die Vorstadt vor dem frühern Akenschen Thore, und ist Sitz der obersten Landesbehörden, der Kreisdirektion, eines Land- und eines Amtsgerichts, der herzogl. Domänenkammer und des Oberjägermeisteramts. Die bemerkenswertesten öffentlichen Gebäude sind: das herzogl. Schloß, 1748 teilweise neu gebaut, mit schönem Lust- und Schloßgarten und Gemäldegalerie, 1872—74 mit einem schönen Treppenhaus geschmückt, das erbprinzliche Palais, das 1856 neu erbaute Theater mit dem Konzertsaal, das großartig angelegte Behördenhaus, das Direktionsgebäude der Deutschen Kontinental-Gasgesellschaft, die Kaserne und die Anhaltische Landesbank. An Kirchen hat die Stadt die Schloß- und Stadtkirche zu St. Marien mit der herzogl. Gruft und Gemälden der beiden Cranach; außerdem zwei prot. und eine kath. Kirche sowie eine schöne Synagoge. An Denkmälern sind zu erwähnen: die Statue des Herzogs Leopold Friedrich Franz (von Kiß), die des Fürsten Leopold (nach Schadow von Kiß), das Denkmal zur Erinnerung an die 1863 erfolgte Wiedervereinigung der anhalt. Landesteile (von Schubert) und das Denkmal für die im Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 gefallenen Anhaltiner. Unter

den zahlreichen Unterrichtsanstalten sind erwähnenswert: das neue Gymnasium, Realgymnasium, die herzogl. höhere Töchterschule, die Normalschule der gymnastischen Anstalt, das früher Braunesche Erziehungsinstitut, eine Bürgerschule und zwei neue Volksschulen und das Lehrerinnenseminar. Für die Kunst wirken das Hoftheater, die Kapelle und die von Fr. Schneider gegründete Musikschule. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten sind das Hospital zu St. Georg, das Leopoldsdankstift und die Amalienstiftung hervorzuheben. Verkehr und Industrie der Bevölkerung sind in stetem Steigen begriffen, besonders seitdem die Eisenbahnen und der neuerrichtete Walwitzhafen an der Elbe beide unterstützen. Die Anhaltische Landesbank, 1847 begründet, sowie die nach 1848 entstandene Wollgarn-Aktienspinnerei haben einen blühenden Aufschwung erreicht, ebenso die Deutsche Kontinental-Gasgesellschaft. D. hat Fabriken für Maschinen nebst Eisengießereien, für Tuch und Tapeten, Wollspinnerei, Zuckerraffinerie, Bierbrauereien, Dampfschneidemühlen, eine Gasanstalt u. s. w. Die Umgebungen der sehr saubern und freundlichen Stadt, namentlich die Gegend, durch welche die Straße nach Wörlitz (s. d.) führt, gleichen einem einzigen großen Garten. In der Nähe der Stadt liegen die beiden herzogl. Lustschlösser Georgium und Luisium mit schönen Gärten, sowie der Sieglitzer Berg an der Elbe.

D. (ursprünglich Dissouwe) wurde wahrscheinlich von Albrecht dem Bären durch einwandernde Flamländer gegründet; doch wird es erst 1213 urkundlich als Stadt erwähnt. Nachdem sie durch Feuersbrünste und Kriegsnot, besonders im Dreißigjährigen Kriege in ihrer Entwickelung gehemmt worden war, hob sich die Stadt, als den Juden (1686) und den Lutheranern (1690) freie Religionsübung gestattet wurde. Großen Ruf erlangte D. am Ende des 18. Jahrh. durch das 1774 von Basedow gegründete Philanthropin wie durch die Buchhandlung der Gelehrten und die Chalkographische Gesellschaft. Es ist Geburtsort des Dichters Wilh. Müller (1794), des Philosophen Moses Mendelssohn (1729—86). Am meisten geschah zur Vergrößerung und Verschönerung der Stadt unter dem Herzog Leopold Friedrich Franz, dann durch Herzog Leopold Friedrich, desgleichen neuerdings unter Herzog Friedrich. — Der Kreis Dessau zählt auf 424 qkm 53002 E. Vgl. Siebigk, «Ein Bild aus D.s Vergangenheit» (Dessau 1864); Würdig, «Chronik der Stadt D.» (Dessau 1876).

Dessauer Marsch, eine Marschmelodie ital. Ursprungs, die nachweislich zuerst bei der Siegesfeier der Schlacht bei Cassano 1705 geblasen wurde. Nach der Erstürmung von Turin 1706 wurde Fürst Leopold von Anhalt-Dessau bei seinem Einzug in die Stadt mit diesem Marsch empfangen, welcher seitdem sein Lieblingsmarsch blieb und nach ihm benannt wurde.

Dessert (frz.) oder Nachtisch nennt man den aus Zuckerwerk, Früchten und verdauungsreizenden Speisen, z. B. Käse, bestehenden Schluß eines Gastmahls. Aufsätze, Blumen, Konfitüren, Früchte verleihen diesem Nachmahl einen eigenen Reiz; dasselbe wird auf kleinen Tellern, Desserttellern, serviert, und Dessertweine werden dazu gegeben. In Deutschland ist es Gebrauch, zum D. süße ausländische Weine, z. B. Champagner, Muskat, Tokayer u. s. w., zu geben. In England trinkt man zum Nachtisch Portwein, Sherry und Claret (franz. Rotwein), in Frankreich alte feine Bordeauxweine oder Burgunder. Das D. entspricht dem alten Bankett (franz. banquet), welches ursprünglich gleichfalls bloß den Nachtisch, nicht die ganze Mahlzeit bedeutete. Es bestand aus Früchten und Zuckerwerk, und man lud zu demselben, nicht zum vorausgehenden Mahl, meistens nur diejenigen ein, denen man besondere Achtung erweisen wollte. War die eigentliche Mahlzeit vorbei, so stand die Gesellschaft auf und genoß in einem andern Zimmer das Bankett. Dieser Gebrauch hat sich in England noch teilweise erhalten und in Frankreich dem Namen D. (d. h. Verlassen des Eßtisches) Entstehung gegeben.

Desservant (frz.), in Frankreich ein ohne Mitwirkung der Staatsbehörde vom Bischof ernannter Unterpfarrer.

Desset, Insel an der abessin. Küste, s. Dessi.

Dessewffy (spr. Deschöffi), altes ungar. Adelsgeschlecht, welches 1666 den Freiherrenstand, 1775 die österr. Grafenwürde erlangte und gegenwärtig in drei Zweigen blüht. Graf Joseph D., geb. 13. Febr. 1771 zu Krevian im Saroser Komitat, zeichnete sich als Landtagsdeputierter aus und erwarb sich auch durch mehrere Schriften, sowie als Freund Kazinczys, des Wiedererweckers der neuern ungar. Litteratur, in der Geschichte derselben einen geachteten Namen. Er starb 2. Mai 1843 mit Hinterlassung dreier Söhne. — Der älteste derselben, Graf Aurel D., geb. 27. Juli 1808, gest. 9. Febr. 1842, war seit 1833 Führer der konservativen Partei sowohl auf den Landtagen als auch in der Journalistik. — Dessen jüngerer Bruder, Graf Emil D., geb. 17. Aug. 1814 zu Eperies, wirkte im öffentlichen Leben zuerst in Verbindung mit seinem Bruder und vertrat die Interessen der Konservativen bis 1848. Während der Revolutionszeit zog er sich ins Privatleben zurück, entwickelte aber später eine bedeutende polit. und soziale Wirksamkeit. So unterschrieb er die Denkschrift von 1850, welche einige Altkonservative dem Kaiser überreichten. Eine andere wichtige Denkschrift verfaßte er 1857, in welcher der Kaiser gebeten wurde, die neuen Anordnungen in Ungarn mit Rücksicht auf die gewonnenen Erfahrungen einer neuen Erwägung unterziehen zu lassen. Unmittelbar vor dem 20. Okt. 1860 war er als einer der sog. Oktobermänner sehr thätig. Man erwählte ihn 1856 zum ersten Präsidenten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und diese Wahl wurde seitdem jedes dritte Jahr erneuert. In dieser Stellung entwickelte D. eine sehr erfolgreiche Thätigkeit. Namentlich suchte er ausreichende Fonds teils zur Errichtung eines eigenen Gebäudes, teils für litterarische Unternehmungen der Akademie zu beschaffen. Die Statuten der Akademie wurden auf sein Verwenden 20. Nov. 1858 vom Kaiser aufs neue bestätigt. Der Bau des akademischen Palastes, im März 1862 begonnen, war im April 1865 vollendet. Ein großes Verdienst um sein Vaterland erwarb sich D. außerdem durch Begründung einer Bodenkreditanstalt, deren Statuten 1862 die Genehmigung der Regierung erhielten, und die unter seiner Leitung sich des besten Fortgangs erfreute. Als Repräsentant auf dem Reichstage 1865 neigte er zu der polit. Auffassung Deáks, starb aber bereits 10. Jan. 1866 in Preßburg. — Ein dritter Bruder, Graf Marcell D., geb. 24. März 1813, hat sich in weitern Kreisen beson-

ders durch die Schrift: «Der polit.-soziale Radikalismus der Neuzeit» (Wien 1851) bekannt gemacht.

Dessi, auch Desset, eigentlich Dêsê, bei Kiepert Dissi, auf engl. Karten Valentia genannt, eine ungefähr 9 km lange, aber schmale Insel am Eingange der Ansleybai oder Bai von Adule an der Küste von Abessinien, 26 km im SO. von Massaua und 18 km im SW. des Dahlak-Archipels, ist durch einen 4—5 km breiten Kanal von der nördlichsten Spitze der Halbinsel Buri getrennt und hat derselben gegenüber einen geräumigen, gegen alle Winde geschützten Hafen von 2—6 m Tiefe. An dem Hafen befindet sich eine Niederlassung (einige 20 Hütten) von Danakil (s. d.), genauer von Saho (Schiho), des Stammes Herto oder Hazorta. Die Insel ist sehr gebirgig, hat reichliches Wasser, dichten Graswuchs und bis auf die höchsten Gipfel wuchernde Euphorbienvegetation. D. wurde im Nov. 1859 von den Franzosen besetzt, welche sie als ihr «Territorium Adulis» bezeichneten, aber bald wieder aufgaben.

Dessin (frz.), d. h. Zeichnung, ist im kunstgewerblichen Sinne die Bezeichnung für das in regelmäßigen Abständen wiederkehrende Muster der Gewebe, Tapeten; der Dessinateur ist ihr Schöpfer, der Musterzeichner, der heute eine Klasse von Künstlern bildet, die aus dieser Thätigkeit Beruf machen. Das D., als Spezialität des Ornaments, hat seine eigene, von der hohen Kunst unabhängige Geschichte gehabt. Es stammt von alters her aus dem Orient, hat von Babylon her den Weg durch die byzant. Kunst genommen und im Mittelalter ein reichentwickeltes Leben gehabt, sowohl in der sarazen.-arab. wie in der christl. Industrie. Die Dessinmuster des spätern Mittelalters, gewöhnlich die gotischen genannt, obwohl sie mit diesem Baustil nichts weiter zu thun haben, als daß sie eben gleichzeitig sind, gingen in die Renaissance über und wurden von dieser in der Zeichnung umgewandelt, ohne ihren Flächencharakter zu verlieren. Im Laufe des 17. Jahrh. nahmen sie mehr naturalistischen, blumigen Charakter an, mit dem sich allerlei Ornamente aus der Architektur vermischten. Dann traten im 18. Jahrh. persische und chines. Motive hinzu, welche zur Zeit des Rokoko eine große Rolle spielen. Sie kamen mit den Papiertapeten und den pers. und ind. Glanzstoffen von Baumwolle, den Zitzen. Die Zeit des ersten franz. Kaiserreichs vermochte sie wenig zu ändern. Dagegen erwachte im 19. Jahrh. die Nachahmung von Blume und Pflanze aufs neue, um dasselbe Jahrhundert bis auf die Gegenwart zu beherrschen. Diese bemüht sich, obwohl nicht mit vollständigem Erfolge, das Muster auf den alten Flächencharakter zurückzuführen. Vgl. Böttichcr, «Dessinateurschule» (Berl. 1839); Fischbach, «Stilistische Flachornamente» (Hanau 1878); Hoffmann und Kellerhoven, «Recueil des dessins» (Par. 1858); Dupont-Auberville, «L'ornement des tissus» (Par. 1875).

Dessinateur und **Dessinateurschulen**, s. Musterzeichner.

Dessinierungsmaschine (frz. machine à lire, machine à percer, liseur et perceur mécanique, engl. punching-machine, reading- and stamping-machine), auch Kartenloch-, Ausschlag- oder Vorstechmaschine genannt, eine bei der Musterweberei zur Anwendung kommende Vorrichtung, welche zur Anfertigung der nach Maßgabe des Musters durchlöcherten Karten oder Pappen dient.

Dessinmaschine (frz. métier à l'armure, engl. figuring-machine), auch Hebemaschine, Mustermaschine genannt, eine zum Weben gemusterter Stoffe dienende maschinelle Vorrichtung, die mittels eines einzigen Tritts bewegt wird.

Dessoff (Felix Otto), Musiker, geb. 14. Jan. 1835 zu Leipzig und am dortigen Konservatorium gebildet, war an verschiedenen Theatern Musikdirektor, bis er 1860 Hofopernkapellmeister in Wien wurde, welche Stellung er 1875 mit einer ähnlichen in Karlsruhe vertauschte. Er veröffentlichte mehrere Kammermusikwerke, hat sich aber namentlich als Dirigent bemerklich gemacht.

Dessoir (Ludw., eigentlich Leop. Dessauer), hervorragender deutscher Schauspieler, geb. 15. Dez. 1810 zu Posen als Sohn eines jüd. Kaufmanns, erschien schon 1825 als Nanky in Körners «Toni» auf dem Stadttheater seiner Vaterstadt und machte sich demselben bis zum Bankrott des Direktors Couriol als Schauspieler, Sekretär, Billeteur und Rollenschreiber nützlich. Dann ging er nach Spandau, durchreiste darauf mit Wandertruppen Pommern, Sachsen und Schlesien und fand endlich in Lübeck wenigstens für einen Winter Engagement an einer festen Bühne. Im J. 1831 engagierte ihn Direktor Haake, der sich in der Folge um seine Ausbildung sehr verdient machte, für die vereinigten Theater Mainz und Wiesbaden, wo er mit Erfolg jugendliche Helden und Liebhaber spielte. Auch als er 1834 einem Rufe nach Leipzig Folge leistete, blieb ihm dieser Erfolg treu, ebenso in Breslau, wohin er sich nach seiner Vermählung (1835) mit Therese Reimann gewandt hatte. Doch mußte die Ehe schon nach zwei Jahren getrennt werden; eine später (1844) geschlossene zweite Verbindung mit Helene Pfeffer aus Pest löste der Wahnsinn, in den die letztere verfiel. D. nahm 1837 sein altes Wanderleben wieder auf, gastierte in Prag, Brünn, Wien und Pest, und erst hier ließ er sich bis 1839 wieder fesseln. In diesem Jahre ging er als Nachfolger Karl Devrients nach Karlsruhe und begründete hier als Charakterdarsteller seinen Ruf, der die Ursache seines Engagements am Hoftheater zu Berlin wurde, wo er schon 1847 mit großem Erfolg gastiert hatte. Seitdem zählte er zu den bedeutendsten Mitgliedern des berliner Schauspiels und wirkte vorzugsweise als Vertreter des klassischen Dramas. In den Tragödien Schillers und Goethes, namentlich aber auch Shakspeares, erwarb er sich durch die Tiefe der Auffassung, die innere Kraft der Darstellung und die Energie des leidenschaftlichen Pathos allgemeine Anerkennung. Nicht minder zeichnete er sich in den Werken neuerer Dichter aus, wie als Caligula in Halms «Fechter von Ravenna» und als Narciß im gleichnamigen Stück Brachvogels. Ein hartnäckiges Nervenleiden nötigte den Künstler 1872, um seine Pensionierung nachzusuchen, die er jedoch nicht lange genießen sollte, denn sein Tod erfolgte bereits 30. Dez. 1874 zu Berlin.

Dessoir (Therese, geborene Reimann), Gattin des vorigen, geb. 12. Juni 1810 zu Hannover, debutierte hier schon 1827 in «Die kleine Zigeunerin» und gehörte dem Hoftheater bis 1832 an, in welchem Jahre sie als erste Liebhaberin für das leipziger Stadttheater engagiert wurde. Sie vermählte sich dort 1835 mit Ludwig Dessoir und begleitete ihn nach Breslau, kehrte aber nach ihrer Trennung wieder nach Leipzig zurück, wo sie nun

acht Jahre lang von Publikum und Kritik in heroischen und muntern Liebhaberrollen gefeiert wurde und durch Gastspiele auch nach außen hin ihren Ruf stets vergrößerte. Im J. 1845 folgte sie einer Berufung an das Nationaltheater in Mannheim, dem sie bis zu ihrem daselbst am 7. April 1866 erfolgten Tode angehörte, die Jahre (1846—49) ausgenommen, während welcher sie Mitglied des Hoftheaters zu Stuttgart war.

Dessoir (Ferd.), Schauspieler, Sohn Ludwig D.s, geb. 29. Jan. 1836 zu Breslau, war erst Landwirt, bildete sich dann in Mannheim für die Bühne aus und begann seine theatralische Laufbahn unter Franz Wallner zu Freiburg i. Br. als Fürst in «Dorf und Stadt» im J. 1852. In demselben Jahre schloß er sich einer Truppe, welche Schlesien bereiste, an und war bis zu seinem Engagement in Leipzig, das er 1857 antrat, Mitglied der Bühnen in Mainz, Heidelberg und Stettin. Im J. 1861 ging D. nach Riga, von da nach Bremen und 1863 an das Hoftheater nach Weimar, dem er auch nach Verlauf seines Engagements am berliner Hoftheater (1864—67) wieder einige Zeit angehörte. Im J. 1869 trat D. in den Verband des breslauer Lobe-Theaters, 1870 in den der Hofbühne zu Dresden. Hatte D. früher besonders auf dem Gebiete der Liebhaber und Naturburschen sich bewegt, so gab er später erste, namentlich aber humoristische Charakterrollen, wie Falstaff, Bansen u. s. w., mit feinem Verständnis und gut wirksam. Im J. 1877 spielte D. am hamburger Thaliatheater und übernahm im folgenden Jahre die Leitung des dresdener Residenztheaters, die er jedoch schon 1879 wieder aufgab, um sich zunächst ausschließlich dem Gastspiel zu widmen. Im J. 1880 nahm D. ein Engagement in Prag an.

Dessolles (Jean Jos. Paul Augustin, Marquis), franz. Generallieutenant, Pair und Staatsminister, geb. 3. Okt. 1767 zu Auch, trat 1792 in die Freiwilligenlegion der Westpyrenäen und wurde Kapitän und Adjutant des Generals Reynier. Als Adeliger ward er hierauf kurze Zeit aus der Armee verwiesen, im Okt. 1793 aber als Generaladjutant wieder angenommen, worauf er 1796 und 1797 unter Bonaparte in der ital. Armee diente. Er überbrachte 1797 die Urkunde des Vertrags von Leoben dem Direktorium. Bald darauf zum Brigadegeneral ernannt, erhielt er das Kommando gegen die Österreicher im Veltlin. Nach dem Siege bei Sta.-Maria (25. März 1799) trat er als Divisionsgeneral und Stabschef in die ital. Armee unter Moreau, wo er sich besonders im Treffen bei Novi (15. Aug. 1799) auszeichnete. Als Moreau im Frühjahr 1800 den Oberbefehl über die Rheinarmee erhielt, folgte ihm D. als Chef des Generalstabes und zeichnete sich in der Schlacht von Hohenlinden, beim Übergange über den Inn und bei der Einnahme von Linz aus. Seine Berichte über die Vorgänge bei der Rheinarmee sind Muster einer klaren und anschaulichen Darstellung. D. war dann einige Zeit hindurch Höchstkommandierender in Hannover. Napoleon I. ernannte ihn 1804 zum Großoffizier der Ehrenlegion, gab ihm 1805 das Gouvernement von Versailles und schickte ihn 1808 als Divisionsgeneral nach Spanien, wo er sich durch Mäßigung selbst die Zuneigung der feindlichen Bevölkerung erwarb. Nach zweijähriger Zurückgezogenheit ward D. 1812 als Chef des Generalstabes der Armee des Vizekönigs von Italien im russ. Feldzuge beigegeben, verließ aber, weil seine Ansichten über den Feldzug mit denen des Kaisers nicht stimmten, bei Smolensk das Heer und kehrte nach Paris zurück. Im März 1814 als Gegner Napoleons zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt, wurde D. nach der Restauration der Bourbons zum Staatsrate und Staatsminister, Pair, Generallieutenant und Kommandanten aller franz. Nationalgarden unter dem Grafen von Artois erhoben. Er war mit Talleyrand in Verbindung getreten und hatte in der Nacht vom 5. zum 6. April mit diesem vereint den Kaiser Alexander zu Gunsten der Bourbons umgestimmt, wofür er mit Gnaden überhäuft wurde. In der Pairskammer gehörte er der Opposition und den Verteidigern der konstitutionellen Verfassung an. Am 28. Dez. 1818 trat er in das von Decazes gebildete Ministerium als Präsident und Minister des Äußern, zog sich aber 17. Nov. 1819 wieder zurück, weil er das Wahlgesetz vom 5. Febr. 1817 aufrecht erhalten wissen wollte. Der König hatte ihn während dieser Zeit zum Marquis erhoben. Er starb zu Paris 4. Nov. 1828.

D'Ester (Karl Ludw. Joh.), demokratischer Politiker, geb. 1811 zu Vallendar bei Koblenz, war bis 1848 Arzt in Köln. Im J. 1848 wurde er in das Vorparlament und vom Kreise Mayen in die preuß. Nationalversammlung gewählt, wo er demokratische Prinzipien vertrat. Später war er Mitglied des demokratischen Centralausschusses und der preuß. Kammer vom Febr. 1849, nach deren Auflösung er im April 1849 bei der provisorischen Regierung der bayr. Pfalz Beamter wurde und sich auch am pfälz.-bad. Aufstand beteiligte. Nach Unterdrückung desselben floh er in die Schweiz und praktizierte als Arzt zu Châtel St.-Denis im Kanton Freiburg. Er starb 11. Juni 1859.

Desterro (Nossa Senhora do), auch Santa Catharina genannt, Hauptstadt der brasil. Provinz Sta.-Catharina, überaus schön an der Westküste der Insel Sta.-Catharina gelegen, ist gut gebaut, hat ein Lyceum, Theater, Arsenal und Hospital und zählt 9000 E., welche lebhaften Handel treiben. Der Hafen, an dessen südl. Eingang seit 1860 ein Leuchtturm steht, wird durch mehrere Forts geschützt. Der Wert der Einfuhr betrug 1880: 4,1, der der Ausfuhr 2,1 Mill. Mark. Ausgeführt werden Thonwaren, künstliche Blumen, Maniokmehl, Reis, Gemüse, Fische, Kaffee, Zucker. D. wurde 1640 durch Francisco Diaz Velho Monteiro gegründet und erhielt 1823 Stadtrechte.

Destillation ist eine im chem. Laboratorium, wie in der Technik vielfach vorgenommene Operation, welche darin besteht, daß man unzersetzt flüchtige Körper in geeigneten Apparaten in Dampf verwandelt und die Dämpfe wieder verdichtet. Der Zweck der D. ist immer die Trennung eines flüchtigen Körpers von einem nicht flüchtigen, oder die Zerlegung eines Gemenges von verschieden flüchtigen Körpern in seine Komponenten. Der dazu dienende Apparat besteht aus drei Hauptteilen, dem eigentlichen Destillationsgefäß, welches die zu destillierende Flüssigkeit aufnimmt (Retorte, Kolben, Blase), dem Kühlapparat, in welchem die Dämpfe verdichtet werden (Kühler, Kondensator) und dem zur Aufnahme der destillierten Flüssigkeit (Destillat) bestimmten Behälter (Vorlage, Recipiend).

Man unterscheidet zwischen einfacher D. und fraktionierter D. Erstere wird ausgeführt,

wenn es sich um die Trennung von flüchtigen von nicht verdampfbaren Stoffen handelt; z. B. bei der Darstellung der reinen Essigsäure bringt man essigsaures Natron und eine äquivalente Menge Schwefelsäure in eine Retorte, mischt und destilliert; es entsteht dabei freie Essigsäure und saures schwefelsaures Natron, von denen die erstere abdestilliert (übergeht), während das letztere in der Retorte zurückbleibt. Im gewöhnlichen Brunnenwasser sind Erden, Salze, organische Materien gelöst, wodurch es für manche Zwecke unbrauchbar wird. Um das Wasser von diesen Bestandteilen zu befreien, unterwirft man es der D., wobei jene als Rückstand verbleiben. Würde man hierbei die D. so lange fortsetzen, bis alles Wasser verdampft wäre, so würden die organischen Substanzen durch die größere Wärme zersetzt werden, die Zersetzungsprodukte würden sich dem Destillat beimengen und dieses wieder verunreinigen. Um dies zu vermeiden, unterbricht man in diesem und in ähnlichen Fällen die D., ehe alle verdampfbare Flüssigkeit übergegangen ist, destilliert nicht «zur Trockne». Als ein Beispiel für die fraktionierte D. möge die des Braunkohlenteers zum Behuf der Gewinnung von Leuchtölen und Paraffin dienen. Bei der D. läßt man das Übergehende in eine Vorlage fließen, bis ein Tropfen des Destillats Zeichen des Erstarrens gibt, und leitet das dann Nachkommende in eine andere Vorlage. Die erste Fraktion bezeichnet man als Rohöl, die zweite als Paraffinmasse. Durch weitere Fraktionierung wird das Rohöl in Leichtöl und Schweröl zerlegt. Bei nochmaliger Fraktionierung liefert das Leichtöl zuerst Benzin und dann Photogen, während das Schweröl Solaröl und Paraffinmasse gibt. Die Absonderung der einzelnen Fraktionen wird hier nach ihren äußern Eigenschaften und nach dem spezifischen Gewicht des Destillats bewirkt, sehr häufig regelt man dieselbe nach der Temperatur des Dampfes. Man habe z. B. ein Gemisch zweier Flüssigkeiten, von der die eine bei 80°, die andere bei 150° C. siede. Hat man in dem Dampf ein Thermometer angebracht, so beobachtet man, wie der Stand desselben längere Zeit zwischen 80 und 90° stationär bleibt, alsdann beginnt ein plötzliches Steigen, bis zwischen etwa 140 und 150° wieder ein Stillstand des Quecksilberfadens eintritt. Wechselt man die Vorlage, sobald man eine plötzlich eintretende Steigerung des Thermometers beobachtet, so ist die Substanz in eine Fraktion von niederm und eine von hohem Siedpunkt getrennt. Auf gleiche Weise werden dann beide Fraktionen für sich wieder behandelt, wodurch es gelingt die beiden Substanzen voneinander zu trennen und beide in chem. Reinheit darzustellen.

Die zweite D. einer bereits einmal destilliert gewesenen Flüssigkeit bezeichnet man vielfach als *Rektifikation* oder das *Rektifizieren*. Hiervon macht man in umfangreichstem Maße in der Spiritusfabrikation Gebrauch, um den in der vergorenen Maische enthaltenen Alkohol von dem Wasser und seinen sonstigen Begleitern zu trennen, und konstruiert die dazu bestimmten Apparate so, daß beide Operationen vereint werden. Obgleich Alkohol bei 78° und Wasser bei 100° C. siedet und obgleich Alkohol weit weniger Wärme bedarf als Wasser, um aus dem flüssigen in den dampfförmigen Zustand verwandelt zu werden, so würde doch nur eine sehr unvollkommene Gewinnung des Alkohols erzielt werden, wenn man die Temperatur des Gemisches auf dem Siedepunkt des Alkohols erhielte, man muß vielmehr, um seinen Zweck zu erreichen, die Flüssigkeit sehr anhaltend kochen, wobei aber neben dem Alkoholdampf eine Menge von Wasserdampf gleichzeitig gebildet wird. Erfahrungsgemäß muß man zur Abscheidung des Alkohols aus gewöhnlichen Maischen denselben eine solche Menge von Wärme zuführen, daß acht Neuntel der Gesamtwärme des Dampfgemisches als Wasserdampf vorhanden ist, während der Alkoholdampf nur ein Neuntel der Wärme enthält. Ist der Alkohol aus der Flüssigkeit abgeschieden und in Dampfform übergeführt, so kann man dem Dampfgemisch eine große Menge von Wärme entziehen und dadurch eine partielle Kondensation herbeiführen, eine Operation, welche man die Dephlegmation (s. *Dephlegmieren*) nennt. In der hierbei resultierenden Flüssigkeit (Phlegma, Lutter) ist aber das Verhältnis von Alkohol und Wasser nicht dasselbe wie in dem vorher vorhandenen Dampfgemisch, sondern es ist gerade umgekehrt, das Phlegma ist reich an Wasser, aber arm an Alkohol, das verbleibende Dampfgemisch wird dadurch relativ an Alkohol angereichert. Zur Gewinnung des in dem Lutter kondensierten Alkohols muß diese Flüssigkeit von neuem destilliert oder rektifiziert werden und dies erreicht man so, daß die im Dephlegmator verdichtete Flüssigkeit in einen besondern Teil des Apparats, den *Rektifikator*, geleitet wird, in welchen die aus der siedenden Flüssigkeit kommenden Dämpfe zuerst eintreten. Indem letztere den Lutter durchströmen, nehmen sie den darin enthaltenen Alkohol wieder auf, während zugleich ein entsprechender Teil ihres Wassers verdichtet wird.

Viele Stoffe haben die Eigenschaft, weit unter ihrem Siedepunkt zu destillieren, wenn gleichzeitig andere Dämpfe vorhanden sind. So sieden die meisten der ätherischen Öle bei sehr hohen Temperaturen, etwa in den Grenzen von 150 und 200° C. Ist aber Wasserdampf vorhanden, so gehen sie mit diesem zusammen schon beim Siedepunkt des Wassers in reichlichster Menge über. Dieses benutzt man bei der Fabrikation der ätherischen Öle derart, daß man die zu verarbeitende Pflanzensubstanz in zerkleinertem Zustande in den Destillierapparat bringt und nun Wasserdampf durch das Material strömen läßt; das in der Pflanzensubstanz enthaltene Öl dunstet dabei in dem Wasserdampf ab und wird mit diesem zugleich verdichtet.

Die D. derjenigen Körper, welche aus dem dampfförmigen Zustand unmittelbar in den festen krystallinischen übergehen, bezeichnet man als Sublimation (s. d.).

Von der gewöhnlichen unterscheidet man die *trockene* D., welche angewandt wird, um aus unzersetzt nicht flüchtigen Verbindungen durch Einwirkung der Wärme, unter Umlagerung ihrer Atome, neue Verbindungen herzustellen. Eins der bekanntesten hierher gehörenden Beispiele ist die trockene D. der Steinkohlen, bei welcher dieselben zersetzt werden und Coks, Teer, Ammoniakwasser und Leuchtgas liefern.

Irrtümlich wird das Wort *Destillieren* im gewöhnlichen Leben bisweilen für die Bereitung gewisser Extrakte angewandt. «Man destilliert gewisse Kräuter mit Branntwein in einer verschlossenen Flasche eine Woche lang an der Sonne.» Der richtige Kunstausdruck dafür ist Macerieren (s. d.).

Die zum Destillieren benutzten Apparate haben die verschiedenste Form und werden aus dem verschiedensten Material hergestellt. Die Tafel: Destillation sowie die nachstehenden Figuren geben eine Anzahl typischer Formen.



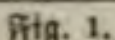

Fig. 1.

Fig. 1 stellt einen Destillationsapparat vor, wie er im chem. Laboratorium vielfach für die Ausführung von fraktionierten D. gebraucht wird. a ist die zur Aufnahme der Flüssigkeit bestimmte Retorte, die, im flachen Sandbade ruhend, mittels eines kleinen Kohlen- oder Gasofens erhitzt wird, ihr Hals ist aufwärts gerichtet, um die sich darin verdichtenden Dämpfe zurückfließen zu lassen und dadurch eine Absonderung der flüchtigsten Anteile des Destillats zu erleichtern. b ist ein Liebigscher Röhrenkühler, ein von einem Blechmantel umhülltes Glasrohr, in dessen oberes Ende der in der Retorte gebildete Dampf eintritt; letzterer wird dadurch abgekühlt, daß aus dem Behälter c kaltes Wasser in den Blechmantel geleitet wird. Das untere Ende des Kühlrohrs ist durch ein gebogenes Glasrohr (Vorstoß) mit der Vorlage d verbunden.

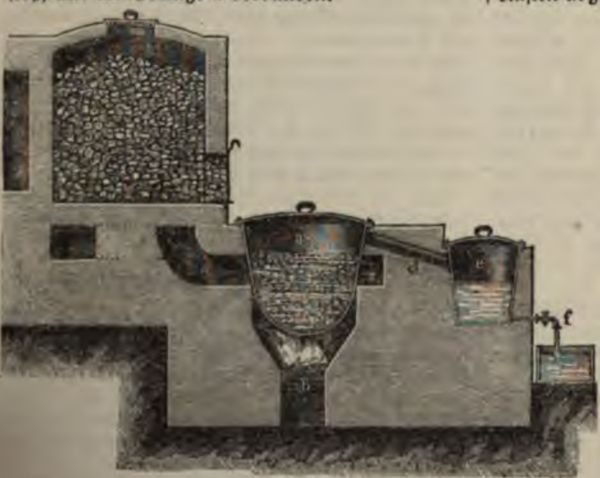


Fig. 3.

Der in Fig. 2 dargestellte Destillationsapparat dient für im größern Maßstab auszuführende D., z. B. der Darstellung der Essigsäure oder überhaupt von Verbindungen von hohem Siedepunkt. Die Retorte ist hier in einen eisernen [...] Aufnahme des Halses mit einem Ausschnitt [...] sehenen Kessel (Sandkapelle), der über einer [...] rung eingemauert ist, versenkt. Der Retorten[...] ist abwärts gerichtet, um die kondensierte Flüss[...]

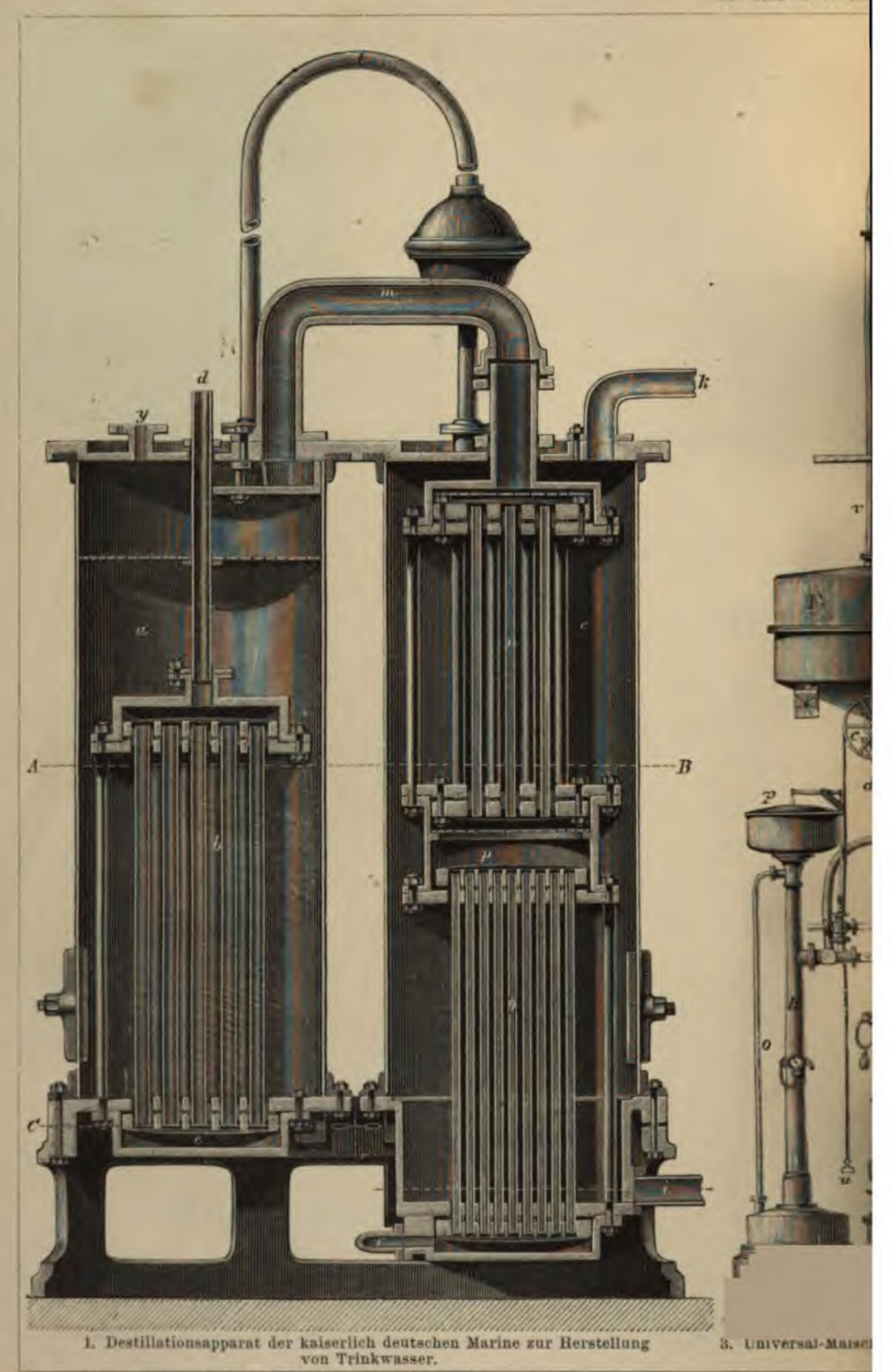

Fig. 2.

direkt in die Vorlage abfließen zu lassen. Von [...] Retortenhals und der äußern Fläche der Vor[...] findet genügende Wärmeausstrahlung statt, [...] durch die Einschaltung eines besondern Küh[...] unnötig wird.

Fig. 3 stellt einen Apparat zur D. des [...] schwefels, um diesen von beigemengtem Ge[...] Sand u. dgl. zu trennen, dar. Derselbe besteht [...] einem geräumigen Kessel a, der durch einen [...] verschließbar ist und über einer Feuerung b, [...] Züge seine Wandung rings umstreichen, e[...] mauert ist. Die Schwefeldämpfe entweichen [...] ein nahe am Rande des Kessels befindliches R[...] in eine eiserne Vorlage e, in welcher sie sich z[...] schmolzenem Schwefel verdichten, der durch e[...] am Boden derselben angebrachten Hahn f in [...] Kasten abgezapft wird, um hier entweder zu [...] starren oder in Formen zu Sta[...] gegossen zu werden.

Fig. 4 (Tafel: Destillation) [...] einen Apparat zur D. des Br[...] kohlenteers für Solaröl und Para[...] gewinnung dar. Hier besteht di[...] torte aus einem großen gußeise[...] Kessel, welcher von einem flach[...] wölbten Deckel mit einem Ableitu[...] rohr überspannt ist. Der Kessel [...] dem Deckel ist rings von Mauer[...] umgeben, nur in der Mitte [...] Deckels befindet sich eine freie [...] nung zum Füllen und Entleeren, [...] tere wird, nachdem sie verschl[...] ist, noch mit einer starken Lage [...] Asche bedeckt, um alle Wärmever[...] durch Ausstrahlung zu verhüten. [...] Feuerung ist von einem Gewölbe [...] spannt, durch welches der Boden [...] Kessels vor dem unmittelbaren [...] prall der Hitze geschützt wird. [...] seitlich um den Kessel geführter F[...] zug wird nur anfangs, solange der Kessel [...] gefüllt ist, benutzt, später gegen Ende der D. [...] dieser Zug durch einen Schieber abgesperrt [...] die Hitze, nachdem sie den Boden bestrichen [...]

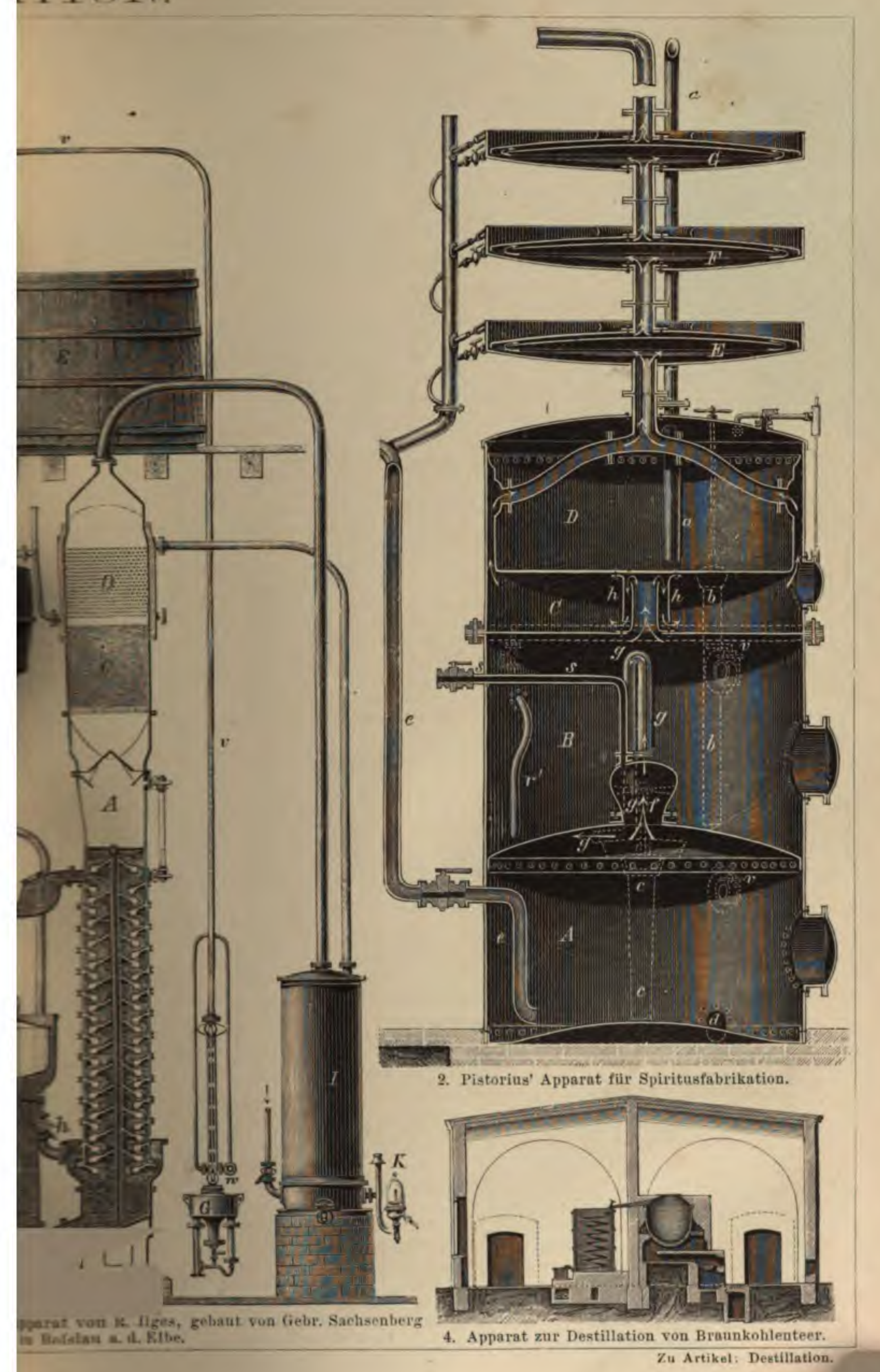




1. Destillationsapparat der kaiserlich deutschen Marine zur Herstellung von Trinkwasser.

3. Universal-Maise

.TION.

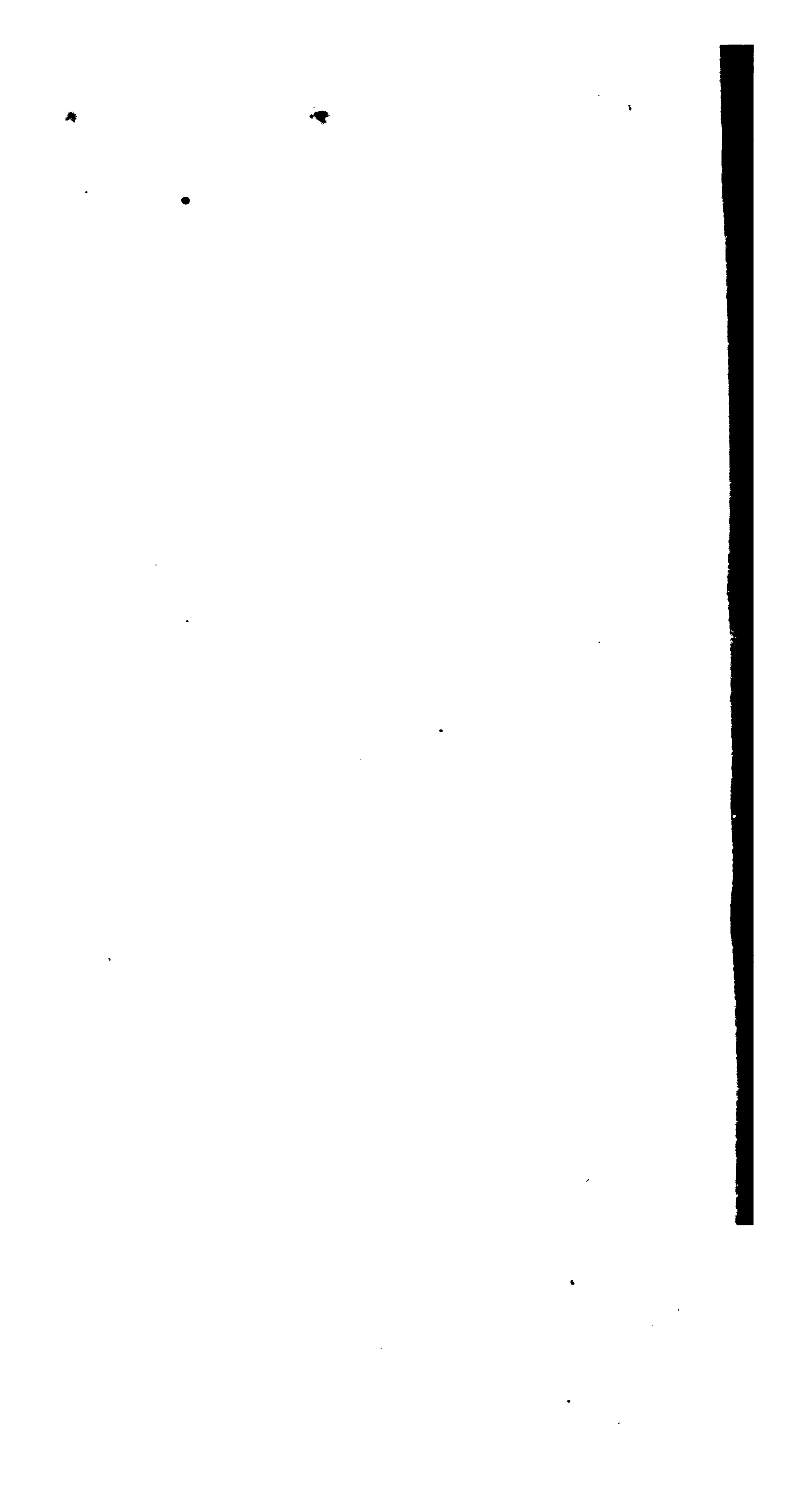


…pparat von R. Ilges, gebaut von Gebr. Sachsenberg in Roßlau a. d. Elbe.

2. Pistorius' Apparat für Spiritusfabrikation.

4. Apparat zur Destillation von Braunkohlenteer.

Zu Artikel: Destillation.



auf anderm Wege in den Schornstein geführt. Bei der großen Feuergefährlichkeit dieser Art der D. sind die Kondensationsvorrichtungen durch eine Brandmauer von dem Raume, in welchem die Destillierapparate sich befinden, getrennt, beide Räume sind ganz massiv gebaut, ihre Decken bilden starke Gewölbe. Die Kühlvorrichtung besteht aus einem Schlangenrohr, welches in einem großen mit Wasser gefüllten Behälter liegt. Das Kühlwasser wird während der D. nicht gewechselt, es muß sich vielmehr allmählich erwärmen, um die in den spätern Stadien der D. übergehende Paraffinmasse geschmolzen zu erhalten, weil diese sonst im Kühlrohr erstarren und dann Verstopfung desselben herbeiführen könnte.

Fig. 1 der Tafel ist ein Apparat zur D. des Seewassers. Dieser zur Herstellung von Trinkwasser auf den Schiffen der deutschen Marine angewandte Apparat besteht aus dem Destilliergefäß a und dem Kondensator c. Das erste wird zu drei Viertel seiner Höhe mit Meerwasser gefüllt. Die Erhitzung geschieht durch gespannten Dampf, der in einem eigenen Kessel erzeugt und durch das Rohr d in das Heizröhrensystem b geleitet wird. Das sich hier kondensierende Wasser fließt von e in einen Dampftopf, dem es siedend heiß entnommen werden kann. Der in a entwickelte Dampf tritt durch das Rohr m in den Kondensator, der durch i mit kaltem Wasser gespeist wird. Der Dampf verteilt sich zunächst in dem System von Kondensationsröhren n und aus diesem fließt das noch heiße Wasser durch das Röhrensystem o, um abgekühlt zu werden, worauf es durch r abgeleitet wird. Der Deckel des Kondensators ist mit dem Deckel des Dampfentwicklers noch durch das gebogene Rohr t verbunden und dieses hat einen wichtigen Zweck zu erfüllen. Dem destillierten Wasser fehlt das Wohlschmeckende und das Erfrischende, welches dem Brunnenwasser durch die darin gelösten gasigen Bestandteile Sauerstoff, Kohlensäure und Stickstoff erteilt wird. Um diesem Übelstande abzuhelfen, werden die im Kondensator bei der Erwärmung frei werdenden, sich oben sammelnden Gase durch das Rohr t in den Dampfraum des Siedegefäßes geleitet, wo sie sich mit dem Dampf mischen und sich bei der Kondensation und Abkühlung in dem Wasser lösen.

Fig. 2 der Tafel zeigt Pistorius' Apparat für Spiritusfabrikation. Wie schon oben erwähnt, ist es bei der D. der vergorenen Maischen erforderlich, diesen das Vielfache an Wärme zuzuführen, als der darin enthaltene Alkohol zur Verdampfung erfordert. Diesen Überschuß an Wärme nutzbar zu machen und zugleich den Alkohol von dem größten Teile des darin enthaltenen Wassers zu trennen, bezweckt der von Pistorius erdachte Apparat, der das Vorbild zu einer Fülle von andern Konstruktionen gewesen ist. Derselbe besteht aus zwei, ursprünglich nebeneinander, später, wie in unserer Zeichnung, übereinander gestellten Blasen A und B. In den Inhalt von A strömt Dampf durch das Rohr e und erhitzt denselben zum Sieden. Das hier gebildete Gemisch von Wasser- und Alkoholdampf wird durch f und das bis auf den Boden von B geführte Rohr g in den Inhalt der zweiten Blase geführt, der dadurch ebenfalls zum Kochen kommt und einen Teil seines Alkohols an das Dampfgemisch, welches ihn durchstreicht, abgibt. Gleichzeitig kondensiert sich dabei eine entsprechende Menge des Wassers, der Dampf wird also relativ und absolut an Alkohol angereichert. Der von B kommende Dampf gelangt in einen doppelwandigen Behälter C, in diesem hängt ein Kessel D, der Vorwärmer, der, ebenso wie die beiden Blasen, mit Maische gefüllt ist. Indem der Dampf diesen Kessel umspült, gibt er einen Teil seiner Wärme an den Inhalt desselben ab und erleidet dadurch eine partielle Dephlegmation. Der sich dabei kondensierende Lutter sammelt sich auf dem Boden des Rektifikators C und wird durch die nachströmenden Dämpfe beständig durchkocht, rektifiziert. Der vom Rektifikator kommende Dampf geht nacheinander durch drei Pistoriussche Dephlegmationsbecken EFG, in denen er immer mehr Wärme abgibt, um endlich oben durch i in einen Kondensator zu gelangen. Der in den Becken niedergeschlagene Lutter rieselt an den Wandungen derselben herab, kommt dabei mit immer heißer werdendem Dampf in Berührung, wodurch eine partielle Wiederverdampfung des darin enthaltenen Alkohols erfolgt, die schließlich in dem Rektifikator C zu Ende geführt wird. Sammelt sich hier zu viel Flüssigkeit, so kann diese durch das Rohr r' in die Blase B abgelassen werden. Die Füllung des Apparats erfolgt von einem hochstehenden Reservoir durch das Rohr a, welches am Boden des Vorwärmers D endet. Die erste Füllung des Vorwärmers läßt man durch Öffnen des Ventils b in die zweite Blase B und von hier durch das Ventil c in die erste Blase A ab. Die zweite Füllung des Vorwärmers gelangt auf gleiche Weise in die Blase B, worauf der Vorwärmer zum dritten mal gefüllt wird. Hierauf wird der Dampf in die Blase A geführt, so lange, bis die Flüssigkeit, die dann Schlempe genannt wird, keinen Alkohol mehr abgibt, was man an dem Probehahn s erkennt. Die Schlempe wird nun durch das Abflußrohr d entleert, worauf der Inhalt von B in die leer gewordene erste Blase, der des Vorwärmers in die zweite Blase kommt und der Vorwärmer wieder gefüllt wird.

Fig. 3 der Tafel gibt den Universal-Maisch-Destillierapparat von R. Ilges, gebaut von Gebrüder Sachsenberg in Roßlau a. d. Elbe. Dieser Apparat, an dem sich alle Verbesserungen der Neuzeit vereint finden, ist dadurch charakteristisch, daß er einen kontinuierlichen Betrieb gestattet, derart, daß ein ununterbrochener gleichmäßiger Zufluß von Maische und ein ebenso ununterbrochener Abfluß von Schlempe stattfindet. In demselben ist E das hochstehende, durch eine Pumpe mit Maische gefüllte Reservoir. Dieses steht durch ein weites Rohr und den Zweiweghahn c mit dem Maischzuflußregulator F in Verbindung. Dieser Regulator hat eine solche Kapazität, daß er die während einer Stunde zu destillierende Menge von Maische aufzunehmen vermag. Derselbe ist allseitig geschlossen, sein höchster Punkt kommuniziert durch das lange gebogene Rohr v, dessen unteres Ende aus einem Glasrohr besteht, mit dem Wasserbehälter G, durch dessen Inhalt v abgesperrt ist. Stellt man nun den Zweiweghahn c so, daß seine Öffnung mit dem Trichter d kommuniziert, so wird zunächst nichts ausfließen, da keine Luft eindringen kann und das Gewicht der darin enthaltenen Maische durch eine durch den Luftdruck in die Höhe getriebene Wassersäule, deren Stand an dem Glasrohr v sichtbar wird, paralysiert wird. Bei entsprechender Öffnung des

Luftventil e bringt Luft in die Leitung und hierdurch kommt dann die Maische zum ganz gleichmäßigen Ausfluß und gelangt durch den Trichter d in die Destillationssäule A. Diese ist aus einzelnen cylindrischen Teilen zusammengeschraubt und enthält im Innern an jeder Verschraubung einen trichterförmigen Ring, über welchem eine konische Haube so angebracht ist, daß die Maische stets auf geneigten Flächen nach unten fließt, ohne durch irgend welchen Rand oder sonst vorstehenden Körper aufgehalten zu werden. Der Dampfeintritt erfolgt durch den am untern Teile der Säule befindlichen Hahn h, dem der Dampf (Retourdampf der Maschine oder direkter Dampf) durch den Regulator H stets in genau bemessener Menge zugeführt wird. Der Dampfregulator besteht aus zwei durch eine Säule verbundenen Wassergefäßen und einem Dampfverteiler. Das untere Gefäß ist halb mit Wasser gefüllt und ist durch ein bis zum Boden desselben reichendes Rohr o mit dem obern Gefäß p verbunden. In letzterm befindet sich ein Schwimmer, der seine Bewegungen durch einen Hebel auf einen Dampfverteilungsschieber überträgt. Die in die Säule des Regulators geleiteten Retourdämpfe der Maschine, mit den durch den Dampfverteiler eintretenden direkten Dämpfen vereinigt, drücken auf das Wasser im untern Gefäß und treiben dasselbe in das Schwimmergefäß. Der Schwimmer wird dadurch gehoben und stellt, sobald der Druck ein gewisses Maß übersteigt, den direkten Dampf ab. Wird die Spannung im Regulator schon durch den Retourdampf zu stark, dann hebt sich der Schwimmer noch etwas mehr und entläßt den überschüssigen Dampf durch eine Zweigleitung, sodaß der Destillationssäule immer Dampf von gleicher Spannung zugeführt wird.

Die Maische wird in der Destillationssäule durch den ihr entgegenströmenden Dampf bei ihrem Herabfließen von Teller zu Teller in mächtigster Bewegung erhalten, alle Teile derselben kommen mit dem Dampf in innigste Berührung, sodaß sie, im untersten Teile angekommen, völlig entgeistet ist. Von hier tritt die Schlempe durch den Verbindungskanal f in den Schlempeausflußregulator B über. Der im obern Teile desselben befindliche Schwimmer überträgt seine Bewegungen auf einen Hebel, dessen anderes Ende durch eine Kette mit dem durch ein Gewicht belasteten Arm des Schlempeabflußhahnes g verbunden ist, wodurch der Schwimmer beim Steigen den Abflußhahn weiter öffnet, beim Sinken ihn dagegen absperrt.

Die aus der Maischsäule entweichenden Dämpfe treten zunächst in den Rektifikator C, einen mit einer sehr großen Zahl von Porzellankugeln gefüllten Behälter, in welchem der in dem darüber befindlichen Dephlegmator verdichtete Lutter sich über die große Fläche der rings von dem Dampf umspülten Kugeln in dünnen Schichten verbreitet, wodurch eine wirksame Rektifikation erzielt wird. Der Dephlegmator D, in welchen die aus dem Rektifikator C kommenden Dämpfe eintreten, ist äußerst sinnreich konstruiert. Er besteht aus einem viereckigen doppelwandigen Gehäuse, dessen Innenraum ein System von horizontal gelagerten [illegible] kupfernen Röhren enthält. Diese Röhrensysteme münden mit ihren beiden offenen Enden in den Zwischenwandungen des Gehäuses; in [illegible] das im Kondensator bereits vorgewärmte Wasser ein und wird durch Verteilungsvorrichtungen gezwungen, die einzelnen Röhrenlagen schichtenweis von oben nach unten zu durchströmen. Der von unten aufsteigende heiße Dampf kommt dadurch mit immer kühler werdenden Röhren zusammen und wird dadurch dephlegmiert. Der entstehende Lutter rieselt von den Wasserröhren an deren tiefsten Stellen angelöteten Blechstreifen herab, fällt auf immer wärmer werdende Wasserröhren, gibt dabei wieder Alkohol ab und gelangt zuletzt in den Dephlegmator, von den Blechstreifen auf die Porzellankugeln abtropfend.

Nach genügender Dephlegmation treten die Spiritusdämpfe in den Kondensator J über, wo sie vollständig verdichtet und abgekühlt werden. Der Kondensator ist ein Röhrenkühler von gleicher Konstruktion, wie bei der D. des Seewassers beschrieben. Die Spiritusdämpfe treten in die von, unten eintretendem, kaltem Wasser umspülten Röhren und fließen unten durch einen, von einer Glasglocke bedeckten Alkoholometerständer aus.

Destillation ist auch eine ziemlich gebräuchliche Bezeichnung für Spirituosenhandlung, sowie Destillateur für Liqueurfabrikant.

Destinieren (frz.), bestimmen, bestimmend anordnen; Destination, Bestimmung, Endzweck; Destinatär, der Empfänger von Frachtgütern.

Destituieren (lat.), absetzen, entsetzen (des Amtes); Destitution, Amtsentsetzung.

Destouches (André-Cardinal), franz. Opernkomponist, geb. 1672 zu Paris, war zuerst Militär, wandte sich aber später der Musik zu und brachte seine erste und glücklichste Oper, «Issé», welcher bis 1726 noch andere folgten, 1697 aufs Theater. Obgleich seine musikalische Bildung keineswegs gründlich war, wurde D. von Ludwig XIV. doch sehr geschätzt. Im J. 1713 wurde er Intendant der Hofmusik und Oper und starb in Paris 1749.

Destouches (Philippe Néricault), franz. Lustspieldichter, geb. zu Tours 22. Aug. 1680 und in Paris erzogen, wurde der Gesandtschaft in der Schweiz beigegeben, die der Marquis de Puysieux bekleidete. Hier fand er Muße, sein Talent der dramatischen Poesie zuzuwenden, und mehrere Schauspiele, die er hier schrieb, fanden großen Beifall. Zugleich erwarb er sich durch seine diplomatische Gewandtheit die Gunst des Regenten, des Herzogs von Orléans, der ihn 1717 mit dem Abbé Dubois nach England sandte, um diesen in den Geschäften zu unterstützen. Als Dubois nach Frankreich zurückkehrte, blieb D. an dessen Stelle in London, wo er eine geheime Ehe einging, die ihm nachher zu dem Lustspiele «Le philosophe marié» (1727) den Stoff gab. Er wurde 1723 Mitglied der Akademie. Durch ausgezeichnete Geschäftsführung erwarb er sich das volle Vertrauen des Regenten, nach dessen Tode er sich indes, im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, auf sein Landgut nach Melun zurückzog, wo er sich mit Landbau und Philosophie beschäftigte und vieles für das Theater schrieb, z. B. «Le Glorieux» (1732), «Le dissipateur» (1753), «La fausse Agnès», «Le médisant» u. s. w. Er starb 4. Juli 1754. Sein Sohn besorgte auf Befehl Ludwigs XV. eine Ausgabe der Werke des Vaters (4 Bde., Par. 1757), eine andere Salgues (6 Bde., Par. 1811; 4 Bde., Par. 1820). Die Stücke von D. sind in einem einfachen und korrekten Stile geschrieben. Sie verdanken den Beifall, den sie gefunden haben, mehr ihrem Reichtume an interessanten Situationen als einer richtigen Charakterzeichnung.

Destouches (Joseph Anton von), deutscher Dramatiker, geb. 12. März 1767 zu München, studierte 1785—87 in Ingolstadt, trat 1788 als innerer Rat und Patricier der Stadt München in den Staatsdienst, wurde 1790 Rentkammerrat in Amberg, später Regierungsrat und Kronfiskal und kehrte 1818 nach München zurück, wo er 13. Mai 1832 starb. In seinen Dramen bekundet er sich als Vertreter des bayr. Partikularpatriotismus, mithin als Gleichgesinnter der von Babo, von Törring, Nagel u. a. Er schrieb: «Schauspiele», mit einer Abhandlung über das Theater der Alten (Münch. 1790), «Friedrich IV., Kurfürst von der Pfalz», mit einer Geschichte der Religionsveränderungen in der Oberpfalz (Sulzb. 1794), «Alix, Gräfin von Toulouse» (Sulzb. 1795), «Der Bürgerfreund» (Sulzb. 1798), «Die Rache Alberts III.» (2. Tl. von Törrings «Agnes Bernauer», Augsb. 1804), «Graf Arco. Vaterländisches Schauspiel» (Sulzb. 1805), «Arnulph, König von Bayern» (Münch. 1820), «Zenger. Vaterländisches Schauspiel» (Sulzb. 1822). — Auch sein Sohn, Ulrich von D., geb. 14. Okt. 1803, gest. 27. Jan. 1863 als Stadtbibliothekar und Stadtchronist in München («Erzählungen und Gedichte», Münch. 1839), und sein Enkel, Ernst von D., geb. 1. Jan. 1843 zu München («Aus der Jugendzeit. Gedichte», Münch. 1866), sind als Schriftsteller aufgetreten. Letzterer, königl. bayr. Geheimsekretär und Archivar und Chronist der Stadt München, setzt die von seinem Vater im Auftrag der Stadt München begonnene Stadtchronik fort und hat eine größere Reihe histor. Denkschriften über die Lokalgeschichte Münchens publiziert.

Destouches (Franz Seraph von), Bruder von Joseph Anton von D., deutscher dramatischer Komponist, geb. in München 21. Jan. 1772, kam 1787 nach Wien, wo er Haydns Schüler wurde und seine erste Oper, «Die Thomasschlacht», 1791 aufführte. Derselben folgte später eine Reihe ähnlicher Werke, besonders komischer Opern und Musikstücke zu Schauspielen von Schiller, Kotzebue, Werner u. a., die damals gefielen, ohne sich auf die Dauer in der Gunst des Publikums zu behaupten. Im J. 1797 wurde er Musikdirektor in Erlangen und bekleidete später an verschiedenen süddeutschen Orten ähnliche Stellen, bis er sich zuletzt in seine Vaterstadt München zurückzog, wo er 10. Dez. 1844 starb.

Destouches (Paul Emile), franz. Historienmaler, geb. zu Dampierre 16. Dez. 1794, ein Schüler der Hauptvertreter der akademisch-klassischen Richtung: David, Gros und Guérin, deren Bahn er indes später verließ, indem er das pathetische Historienbild mit Darstellungen aus dem Bürgerleben vertauschte. Zu Anfang jedoch beschäftigten ihn höher. Themen, wie die erzählende Scheherezade, Marie Stuart, sowie kirchliche Stoffe: Christus am Ölberg (Dom von Vannes) u. a. Zu Ende der zwanziger Jahre und in der Folgezeit trat D. mit Schilderungen des Alltagslebens hervor, denen er tragische oder rührende Motive zu Grunde legte. So in der Heimkehr der Entehrten, in der unterbrochenen Verlobung, Die Liebe als Arzt (1831). Diese Kompositionen, womit D. einen ganz ähnlichen Ton wie die gleichzeitigen wiener Genremaler Danhauser, Ritter, Fendi u. s. w. anschlug, errangen große Popularität. Seit den [illegible] Jahren versiegte die Thätigkeit des Künstlers fast gänzlich. Er starb in Paris 11. Juli 1874.

Destra (ital., zu ergänzen mano, abgekürzt d. oder d. m.), in Musikstücken: mit der rechten Hand (zu spielen).

Destutt de Tracy (Antoine Louis Claude, Graf), bedeutender philos. Schriftsteller Frankreichs, geb. 20. Juli 1754 zu Paris, war bei Ausbruch der Französischen Revolution Oberst der Infanterie und Deputierter bei den Generalstaaten für den Adel von Bourbonnais. Er zeigte sich als Freund der liberalen Ideen und stimmte für die Abschaffung der Adelsprivilegien. Als sein Freund und Gesinnungsgenosse Lafayette 10. Aug. 1792 Frankreich verließ, folgte er demselben, kehrte aber nach einiger Zeit heimlich wieder zurück und wurde 2. Nov. 1793 in Haft genommen. Erst der Sturz Robespierres verschaffte ihm die Freiheit wieder. Während der Dauer der Herrschaft Napoleons war D. Senator, obschon er keineswegs zu den Schmeichlern des Kaisers gehörte. Nach der Rückkehr der Bourbons wurde er 1814 zum Pair ernannt. Seit der Gründung des Nationalinstituts war er Mitglied desselben. Er starb 10. März 1836. D., welcher von den Franzosen für einen der besten Metaphysiker gehalten wird, gehört der Schule des Sensualismus, insbesondere der Richtung Condillacs (s. d.) an, dessen Lehre er zu dem sog. Ideologismus entwickelte. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung sind die «Éléments d'idéologie» (5 Bde., Par. 1801—15; neue Aufl., Par. 1824—25), die unter anderm auch in das Italienische und Spanische übertragen wurden. Die beiden letzten Teile dieses Werks, den «Traité de la volonté et de ses effets» enthaltend, bilden eine Darstellung der polit. Ökonomie. Von D.s übrigen Schriften ist noch der ebenfalls vielfach übersetzte «Commentaire sur l'Esprit des lois de Montesquieu» (zuerst engl., Philad. 1811; franz., Par. 1819; deutsch von Morstadt, 2 Bde., Heidelb. 1820—21) zu erwähnen, der besonders in Nordamerika lange in großem Ansehen stand. — Sein Sohn, Graf Antoine César Victor D. de Tracy, geb. 9. Sept. 1781, nahm als Offizier unter dem ersten Kaiserreich an den Feldzügen in Spanien und 1813 in Deutschland teil, schied aber 1818 aus dem Militärdienst, um sich der Bewirtschaftung seiner Güter zu widmen. Seit 1827 ununterbrochen Kammermitglied bis zur Februarrevolution, gehörte er stets zur Opposition. Im Kabinett vom 20. Dez. 1848 erhielt er vom Prinz-Präsidenten das Portefeuille der Marine, das er jedoch im Okt. 1849 niederlegte. Seitdem lebte er auf seinen Gütern zu Paray, wo er 13. März 1864 starb. Litterarisch hat er sich besonders durch agronomische und nationalökonomische Arbeiten bekannt gemacht. — Des letztern Gattin, Gräfin Marie de Tracy, aus der Familie Newtons, geb. 30. Nov. 1789 zu Stockport, gest. 27. Okt. 1850, war eine geistvolle, hochgebildete Frau, deren «Essais divers, lettres et pensées» (3 Bde., Par. 1855), darunter der vorzügliche Roman «Martha» und ein «Essai sur le mariage», erst nach ihrem Tode veröffentlicht wurden.

Desudieren (lat.), schwitzen; Desudation, das Schwitzen.

Desultoren, bei den alten Römern Kunstreiter, die im Cirkus im vollen Rennen von einem Pferde auf das andere sprangen; daher desultorisch, abspringend, unstät, der Beh[illegible] und Ausdauer ermangelnd.

Desumieren (lat.), entn[illegible]en, herleiten; Desumtion, die H[illegible]nung.

Desvergers (Des Vergers, Marie Joseph Adolphe Noël), franz. Orientalist, geb. zu Paris 1805, widmete sich dem Studium der orient. Sprachen, besonders des Arabischen, und ward Mitglied der asiat. Gesellschaft in Paris und korrespondierendes Mitglied der Akademie der Inschriften. Er veröffentlichte namentlich: «Vie de Mohammed d'Aboulfeda», mit dem arab. Text und einer franz. Übersetzung (1837), «Histoire de l'Afrique sous la domination musulmane, d'Ebn Kaaldoun» (Text und Übersetzung, 1841), «Étude biographique sur Horace» (1855; steht in der Ausgabe des Dichters von Didot), «L'Étrurie et les Etrusques ou Dix ans de fouilles» (2 Bde., 1864). Für das «Univers pittoresque» schrieb er den Teil über Abessinien und Arabien. D. starb in Nizza 2. Jan. 1867.

Desvres, Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrondissement Boulogne, 18 km im OSO. von diesem, am Fuße der 207 m hohen Pelé- und Hulinberge, und an der Eisenbahn Boulogne-St.-Omer, zählt (1876) 3265, als Gemeinde 3356 E., welche Gerberei, Töpferei, Tuch- und Cementfabrikation treiben. D. war früher ein fester Platz, der 1215 von Philipp August, 1346 von den Engländern genommen wurde. In der Nähe ist eine Mineralquelle.

Detachement (vom frz. détacher, abtrennen) heißt eine zu einem bestimmten Zweck gebildete, von einem größern Verband abgezweigte Truppenabteilung, welche meist aus gemischten Waffen besteht und nach Erfüllung ihres Auftrags wieder in ihr ursprüngliches Verhältnis zurücktritt. Die Zwecke sind unter anderm: Deckung des Aufmarsches, des Rückzugs, der Flanken, der Etappenlinien, Sicherung von Requisitionen, von Transporten, kleinere Unternehmungen zur Schädigung des Gegners. Man pflegt die betreffende Art der Kriegführung auch Detachementskrieg zu nennen. Detachierte heißen die kleinern Entsendungen im Aufklärungs- und Kundschaftsdienst.

Detachementsübungen, die den Manövern der Divisionen und größerer Abteilungen vorhergehenden Übungen kleinerer, aus gemischten Waffen zusammengesetzter Truppenkörper.

Detachierte Forts sind Werke mit selbständiger Verteidigung, welche auf angemessene Entfernung vor eine Festung, einen Gürtel um dieselbe herum bildend, vorgeschoben sind, um den Angriff vom Kern der Festung fern zu halten, die Belagerung in die Länge zu ziehen und das Zustandekommen größerer Offensivunternehmungen seitens der Besatzung zu sichern. Man schiebt sie der weittragenden Wirkung der gezogenen Kanonen halber jetzt auf 4—5 km vor die Festung und legt sie etwa 2,5 km auseinander. Alle größern Festungen werden daher in entsprechendem Sinne umgebaut (Köln, Mainz, Straßburg, Metz, Posen u. s. w.). (S. Festung.)

Detail (frz., das Einzelne, die Einzelheit) ist die Bezeichnung für die einzelnen Teile eines größern Ganzen, die genauern Umstände einer Sache, daher man mit dem Ausdrucke: ins D. gehen oder detaillieren, die eingehende Er- ng von Einzelheiten bezeichnet. Dem De- ndel ist in der Kaufmannssprache der Han- os entgegengesetzt, dem Detaillisten der — In der Kunst heißt Studium oder ung des D. die Aufmerksamkeit, welche der dem Einzelnen, meist Unwesentlichen und Untergeordneten zuzuwenden hat, z. B. der Gewandung, dem Schmuck, dem Gerät, der besondern Formation oder Erscheinung der einzelnen Naturobjekte u. s. w.

Detaille (Edouard Jean Baptiste), franz. Schlachtenmaler, geb. 5. Okt. 1848 zu Paris, war Schüler Meissoniers. Seine ersten bedeutendern Gemälde waren der Halt der Tamboure (1868) und eine Gruppe rastender Grenadiere (1869). Im J. 1869 trennte er sich von seinem Lehrer und gründete ein eigenes Atelier. Nachdem er noch das Bild: Kampf zwischen Kosaken und Ehrengarden 1814, vollendet, trat er bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs 1870 in ein Mobilgardebataillon. Der Krieg lieferte ihm den Stoff zu seinen besten Bildern, wie Begrüßung der verwundeten Feinde, Auf dem Rückzug (1873), das defilierende Regiment (1874), Auf Rekognoszierung (1876), Schlacht von Champigny im Dez. 1870 (1879).

Detectiv (vom lat. detegere, entdecken) ist die erst neuerlich in England und Nordamerika aufgekommene und von da auch in Deutschland hier und dort eingeführte Bezeichnung des offen oder heimlich vorgehenden Polizeibeamten für die Aufdeckung entweder nur erst geplanter oder bereits verübter Verbrechen. Wenn schon der Franzose das Wort détecter als Schullatinismus abweist und dafür découvrir oder révéler gebraucht, auch für den D. nur wegwerfende Spitznamen hat, so ist doch der Ursprung des Detectivwesens in Frankreich zu suchen, woselbst namentlich Kardinal Richelieu, besonders als Prinzipalminister (1629), die Spionage für seine Pläne auszubilden verstand. (Vgl. Polizei.)

Detector, vom engl. detector (frz. délateur), Entdecker oder Angeber, im allgemeinen ein bei verschiedenen Verschlußvorrichtungen angewendeter Apparat, durch welchen jeder Versuch, dieselben unbefugt zu öffnen, verraten oder vereitelt wird. (S. Chubbschloß unter Schloß.)

De tempore (lat.), rechtzeitig.

Detention (lat.), das Innehaben eines Besitztums (s. unter Besitz); auch Vorenthaltung und dann Gefangenhaltung, Haft.

Detentor, einer, der etwas vorenthält; auch einer, der ein Besitztum innehat.

Detergentia (lat.), Reinigungsmittel für Wunden.

Deterior (lat.), schlechter, geringer; deterioris conditionis, von schlechterer, geringerer Beschaffenheit; deteriorieren, verschlechtern, verderben.

Determinanten sind Formeln aus gegebenen Größen auf eine bestimmte Art gebildet, wichtig für die Zwecke der Algebra.

Determination (lat.), d. i. die Bestimmung, heißt in der Logik die der Abstraktion (s. d.) entgegengesetzte, logische Operation, vermöge deren einem Allgemeinbegriffe bestimmende Merkmale hinzugefügt werden, wodurch man zu einem dem Inhalte nach reichern, dem Umfange nach engern Begriffe gelangt. So z. B. verengert sich der Begriff des Menschen durch Hinzufügung des Merkmals «alt» zum Begriff des Greises.

Im allgemeinen Sprachgebrauch bezeichnet man dagegen als D. Entschlossenheit des Willens, und als ein determiniertes Wesen das Gegenteil von einem schwankenden und ratlosen Wesen.

Determination (einer mathem. Aufgabe), s. unter Aufgabe.

Determinato (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: bestimmt, scharf markiert.

Determinismus bezeichnet die Ansicht, nach welcher die Willensakte durch notwendig wirkende Ursachen bestimmt sind, sodaß sie unter Voraussetzung dieser Ursachen nicht anders ausfallen können, als sie ausfallen, während die entgegengesetzte Ansicht des Indeterminismus das Wollen und Handeln in dem Sinne für frei erklärt, daß es von vorhergehenden Ursachen nicht notwendig bestimmt wird und also auch möglicherweise eine den vorhandenen Ursachen entgegengesetzte Richtung nehmen kann. Der D. kann sich sehr verschieden gestalten, je nach den Meinungen über die Beschaffenheit und den Zusammenhang der Ursachen, welche als den Willen bestimmend gedacht werden. Die rohesten Formen desselben sind der Fatalismus, der die Willensakte von einer allgemeinen, blind wirkenden Notwendigkeit beherrscht werden läßt, und der materialistische D., der das geistige Leben nur für den Ausdruck der Bewegungen der Bestandteile des körperlichen Organismus erklärt und den Menschen als eine bloße Maschine betrachtet. Wesentlich davon verschieden ist die von Augustinus und Calvin aufgestellte theol. Prädestinationslehre, welche die Handlungen des Menschen von einem unbedingten Ratschlusse Gottes abhängen läßt. Noch anders gestaltet sich der D., wo das Wollen als der Ausdruck und die Folge der innern Gesetzmäßigkeit des geistigen Lebens selbst betrachtet wird, sodaß die Kausalität, die das Wollen bestimmt, in der Regsamkeit des eigenen geistigen Lebens liegt. Dieser D. läßt sich sehr wohl mit dem Satze vereinigen, daß trotz der Abhängigkeit von Motiven überhaupt das Wollen an bestimmte Motive nicht dergestalt gebunden ist, daß nicht andere Motive Einfluß zu gewinnen im Stande wären. In diesem Sinne haben namentlich Leibniz und Herbart den D. verteidigt. Hiergegen hat Kant den Indeterminismus in dem Sinne der transscendentalen Freiheit oder des intelligibeln Charakters behauptet, wonach zwar in der Erscheinung jeder Willensakt durch empirische Beweggründe determiniert ist, diese Erscheinung aber in ihrem ganzen Verlaufe durch die Freiheit des Dings an sich bedingt sein soll.

Deterrieren (lat.), abschrecken; Deterrition, Abschreckung durch Strafandrohung.

Detersiva (lat.), reinigende oder Unreinigkeiten von kranken Stellen entfernende Heilmittel.

Detestieren (lat.), verwünschen, verfluchen, verabscheuen; Detestatio, Anrufung (besonders Gottes) zum Zeugen bei einer feierlichen Verwünschung.

Detinieren (lat.), zurück-, vorenthalten; gefangen halten.

Detlef (Karl), Pseudonym der Romanschriftstellerin Klara Bauer (s. d.).

Detmold, Haupt- und Residenzstadt des Fürstentums Lippe, am Fuße des Teutoburgerwaldes, an der Werre und an der Linie Herford-Detmold der Preußischen Staatsbahn, ist aus einer um 1300 gegründeten Altstadt und einer seit 1709 angelegten Neustadt entstanden, zählt (1880) 8053 meist evang. E. und ist Sitz sämtlicher obern Landesbehörden, sowie eines Land- und eines Amtsgerichts. Zu den öffentlichen Gebäuden gehören drei Kirchen, das fürstl. Residenzschloß im Renaissancestil aus dem 16. Jahrh., mit dem Marstall, das 1708—18 erbaute und 1850 vergrößerte Neue Palais mit Lustgarten, ein Theater, ein großes Landkrankenhaus, Taubstummenanstalt, eine Landesstrafanstalt, ein Gymnasium und Rathaus. D. besitzt eine ansehnliche öffentliche Bibliothek von 50000 Bänden, ein Naturwissenschaftliches Museum, ein Landschullehrerseminar, Militärhospital, Gewerbeschule, vortreffliche Armenanstalten und milde Stiftungen, darunter die Pflegeanstalt und die neuere Paulinenanstalt. Die Stadt hat ausgedehnte Waldpromenaden und Anlagen, besonders in der Richtung des frühern Lustschlosses Friedrichsthal; 5 km südwestlich von D. ist die Grotenburg (388 m über dem Meere, 254 m über Detmold) mit dem kolossalen Hermanns-Denkmal (s. d.) von Bandel. D. ist der Geburtsort von Freiligrath und Grabbe. D. wird unter dem Namen Thiatmelli und als Ort einer 783 von Karl d. Gr. den Sachsen gelieferten Schlacht schon von den fränk. Chronisten viel genannt. Vgl. Thorbecke, «Reisehandbuch für den Teutoburgerwald, D., Hermanns-Denkmal u. s. w.» (Detm. 1882).

Detmold (Joh. Herm.), Mitglied der Deutschen Nationalversammlung von 1848 bis 1849 und feiner Kunstkenner, geb. 24. Juli 1807 zu Hannover, besuchte das Gymnasium daselbst und widmete sich dann zu Göttingen und Heidelberg jurist. Studien. Im J. 1830 ließ er sich zu Hannover als Advokat nieder. Zum Deputierten der Stadt Minden gewählt, beteiligte er sich an allen Schritten zur Aufrechterhaltung des Grundgesetzes. In der Bewegung von 1848 wählte ihn ein osnabrückischer Wahlbezirk in die Deutsche Nationalversammlung, in welcher er anfangs zu der nachmaligen Centrumspartei (Dahlmann, Gagern, Bassermann u. s. w.) hielt. Doch trat er dieser bald entschieden gegenüber und bildete unter der nach dem 18. Sept. 1848 eingetretenen schärfern Parteisonderung mit Radowitz, Vincke u. a. die kleine Fraktion der sog. äußersten Rechten. Als Mitglied des Verfassungsausschusses gehörte D. zu den wenigen, die sich der Aufstellung der Grundrechte und dem Verfassungsentwurfe widersetzten, wie er überhaupt einer Reorganisation Deutschlands durch die Nationalversammlung feindlich gesinnt war. Als im Mai 1849, nach Gagerns Rücktritt, alle Versuche des Reichsverwesers zur Herstellung eines neuen Ministeriums scheiterten, entschloß sich D. zur Bildung desselben und übernahm das Portefeuille der Justiz, wozu er nach Grävells Austritt auch noch das des Innern erhielt. Allen Versuchen, ihn und den Reichsverweser zum Rücktritt zu bewegen, setzte er beharrlichen Widerstand entgegen, bis endlich der Reichsverweser selbst 21. Dez. 1849 seine Vollmacht der Bundescentralkommission übergab. D. ging nach Hannover zurück, wurde aber bald vom Könige zum Bevollmächtigten bei der provisorischen Bundescentralkommission, nachher zum Gesandten beim reaktivierten Bundestage ernannt, wo er eifrig im Sinne der Restauration wirkte. Durch das Ministerium Münchhausen von seinem Posten abberufen, kehrte er im Juli 1851 nach seiner Vaterstadt zurück. Hier starb er plötzlich 17. März 1856. Litterarisch hat sich D. durch die kleinen Schriften: «Anleitung zur Kunstkennerschaft» (Hannov. 1833; 2. Aufl. 1845), «Randzeichnungen» (1. u. 2. Aufl., Braunschw. 1843) und «Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeier» (Frankf. 1849) bekannt gemacht, die ein bedeute[illegible]satirisches Talent bekunden.

Detonation oder Verpuffung nennt man eine chem. Trennung oder Verbindung, welche plötzlich und von einem mehr oder weniger heftigen Knalle begleitet vor sich geht. Wenn man mehr die begleitenden, mechanisch zerstörenden Wirkungen ins Auge faßt, bezeichnet man den Vorgang als Explosion. So detoniert das sog. Knallgas, ein Gemisch von 1 Teil Sauerstoff- und 2 Teilen Wasserstoffgas, beim Anzünden; ein Gemisch von gleichen Teilen Chlorgas und Wasserstoffgas, sobald man ein damit gefülltes Glasgefäß in das Sonnenlicht bringt; Jodstickstoff beim Erwärmen oder Erschüttern; Knallsilber und Knallquecksilber durch einen Schlag; gewisse Nitrokörper, wie der Nitromannit, der Knallmannit und das pikrinsaure Kali ebenfalls. Man nennt auch D. die beim Entzünden eintretende, mit lebhaftem Geräusch verbundene Verbrennung eines Gemenges von einem brennbaren Körper mit chlorsauren oder salpetersauren Salzen, wie z. B. des Schießpulvers, oder gewisser nitroglycerinhaltiger Präparate, wie des Dynamits und des Lithofrakteurs.

Detonieren oder Distonieren wird bei dem Gesange ein mehr oder minder bemerkbares Abweichen von der richtigen Tonhöhe genannt. Verschiedene Ursachen können dies bewirken, z. B. die Schwächung der Stimmorgane, durch Krankheit oder Überanstrengung hervorgerufen, wodurch leicht ein Sinken des Tons entsteht, oder auch ein von Natur mangelhaftes oder infolge einer schlechten Lehrmethode verdorbenes Gehör, wodurch öfter eine Erhöhung des Tons stattfindet.

Detonsion (neulat.), Scheren der Tonsur (s. d.).

Detorquieren (lat.), beugen, von sich abwenden; den Sinn verdrehen; Detorsion, Wortverdrehung, Zuschiebung der Schuld.

Detour (frz.), Umweg, Abweg; Umschweif, Winkelzug, Ausflucht; detournieren, ablenken, abschweifen.

Detractis detrahendis (lat.), nach Abzug des Abzuziehenden.

Detractis expensis (lat.), nach Abzug der Kosten.

Detrahieren (lat.), abziehen; verkleinern, verleumden; Detraktion, Wegnahme, Entziehung, Verkleinerung, Verleumdung.

Detrekö (d. i. «Dietrichstein»), mehrere Ortschaften im Preßburger und Neutraer Komitat Ungarns. Am bekanntesten ist die Burg Detrekö (deutsch Blasenstein, Plasenstein), eine malerische Ruine oberhalb des Dorfes Detrekö-Váralja (d. i. Unter der Burg Dietrichstein). Die alte Burg wurde auf einer steilen Höhe im 16. Jahrh. von den Fuggern erbaut; diese verkauften sie an Ferdinand I., der sie dem Meinhard Balassa verlieh. Später erwarb dieselbe vom Fiskus der Palatin Graf Paul Pálffy und jetzt gehört sie mit dem darunter befindlichen ansehnlichen Schlosse, Wildpark und Herrschaft der fürstl. Pálffyschen Familie. Unter dem malerischen Schloßberge befindet sich eine sehenswerte Tropfsteinhöhle; östlich davon, in dem rauhen Seitenthale von D.-Szent-Miklos liegt eine nicht minder merkwürdige Knochenhöhle. Sie hat ihren Eingang hoch an der Thalwand; ihr gegenüber ist in der entgegengesetzten Bergwand eine dritte Höhle. — Auch Dittersdorf (s. d.) führt im Ungarischen den Namen «Detrekö».

Detrektieren (lat.), verkleinern, schmälern, [beei]nträchtigen; Detrektation, Verkleinerung, [Schm]älerung, Beeinträchtigung.

De tripŏde dictum (lat.), vom Dreifuß (der Pythia in Delphi) herab gesprochen, d. h. wie ein Orakel entscheidend gesprochen.

Detrītus (lat.), Gerölle.

Détroit (frz.), Enge, namentlich Meerenge.

Detroit, die bedeutendste Stadt des nordamerik. Unionsstaats Michigan im County Wayne am Westufer des Detroitflusses, 11 km vom St.-Clair- und 29 km vom Eriesee gelegen, hat den besten Hafen an den großen Canadischen Seen und steht durch Dampferlinien und acht Eisenbahnen in direkter Verbindung mit allen Teilen der Vereinigten Staaten. D. zählte 1830 nur 2222 E., 1850 schon 21019, 1870 aber 79577, 1880 endlich 116340 E., darunter 45645 Ausländer, von denen die Mehrzahl Deutsche sind. Als Fort Ponchartrain wurde es schon 1701 von dem Franzosen de la Motte-Cadillac angelegt; seinen gegenwärtigen Namen erhielt es später von der Straße (le détroit), welche den Huron- mit dem Eriesee verbindet. Früher nur als Militärposten wichtig, entfaltete es erst seit Eröffnung der Dampfschiffahrt auf den canadischen Seen seine Bedeutung als Stapel- und Handelsplatz. Diese zeigt sich namentlich im Holz-, Getreide-, Woll-, Vieh- und Häutehandel, während bei der Nähe der Eisenregionen am Obern See und der bequemen Wasserverbindung mit denselben die Eisenindustrie von D. sich sehr rasch entwickelt hat. Die wichtigsten Handelsartikel, welche zum Verkauf nach D. gebracht werden, sind Weizen, Mais, Hafer, Häute, Wolle, Rindvieh und Schweine. Im J. 1880 bestanden in D. 875 gewerbliche Betriebe, in denen ein Kapital von 14202159 Doll. angelegt war. Dieselben lieferten Fabrikate im Werte von 28303580 Doll. und beschäftigten 15062 Arbeiter. Die Pulmannsche Eisenbahnwagen-Gesellschaft, deren Hauptwerkstätten sich hier befinden, liefert allein jährlich für 4½ Mill. Doll. Wagen. D. hat zahlreiche Kirchen, Zeitungen und Theater; für das Schulwesen ist gut gesorgt.

Detrompieren (frz.), den Irrtum benehmen, enttäuschen; Detrompement, Enttäuschung.

Detrudieren (lat.), hinunterstoßen, wegstoßen; verdrängen.

Detrunkieren (lat.), durch Abhauen stutzen, abkappen; Detrunkation, das Abhauen, Stutzen.

Detrusōrium (lat.), Schlundstößer, ein fadenförmiges Instrument aus Fischbein mit einem an seiner Spitze befestigten Schwämmchen, vermittelst dessen verschluckte und in der Speiseröhre feststehende fremde Körper, welche nicht nach oben herausbefördert werden können, in den Magen hinabgestoßen werden.

Detta, Marktflecken im ungar. Komitat Temes, an der Eisenbahn Temesvár-Bazias, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt 3000 E., größtenteils kath. Deutsche, welche lebhaften Handel mit Landesprodukten treiben.

Dette (frz.), Schuld, besonders Staatsschuld.

Dettelbach, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Kitzingen, rechts am Main, 8 km nördlich von Kitzingen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein schönes Rathaus im altgot. Stil vom J. 1485 und eine 1613 im neugot. Stil erbaute Wallfahrtskirche und zählt (1880) 2217 kath. E., welche sich durch Landwirtschaft, Weinbau und Weinhandel ernähren. Dabei liegt ein Franziskanerkloster mit berühmter Wallfahrtskirche. Der Bahnhof Dettelbach der Bayrischen Staatsbahn

bahn Regensburg-Würzburg ist 6 km von der Stadt entfernt und gehört zur Gemeinde Effeldorf.

Dettingen, Dorf im Bezirksamt Alzenau des bayr. Kreises Unterfranken und Aschaffenburg, am rechten Mainufer, 15 km unterhalb Aschaffenburg und an der Hessischen Ludwigsbahn, mit 777 E., einer alten kath. Kirche und einer Zündholzfabrik, ist denkwürdig durch den am 27. Juni 1743 von der pragmatischen Armee unter König Georg II. von England über die Franzosen unter Marschall Noailles erfochtenen Sieg.

Dettingen an der Erms, schönes Dorf im württemb. Schwarzwaldkreis, Oberamt Urach, an der Ermsthalbahn, zählt (1881) 3119 E., welche Obst- und Weinbau, Baumwollweberei, Leimsiederei und Papierfabrikation treiben. Hier beginnt das Uracher Thal, das alle Schönheiten der Schwäbischen Alp-Natur in sich vereinigt. D. wird von dem Dettinger Roßberg (703 m) überragt.

Dettmer (Georg Wilhelm), Bassist, geb. 29. Juni 1808 zu Breinum bei Hildesheim, besuchte das Schullehrerseminar in Alfeld, schloß sich aber 1828 einer Schauspielertruppe an. Er versuchte sich zuerst auf kleinern Bühnen, später gelang es ihm, auch auf größern, wie in Hannover, Breslau, Kassel, Frankfurt a. M. u. s. w. Erfolge zu erzielen. Nachdem Spohr in Kassel D.s musikalische Ausbildung gefördert hatte, vervollkommnete er sich in seinem 1842 angetretenen dresdener Engagement noch unter Reißigers Leitung und stand hier im Zenith seiner künstlerischen Leistungsfähigkeit. Gefeiert als Gast zahlreicher Bühnen und vieler Musikfeste, verließ D. 1849 den dresdener Wirkungskreis, um in den Verband des frankfurter Stadttheaters einzutreten, dem er nun bis 1874, seinem Rücktrittsjahr von der Bühne, angehörte. In demselben Jahre am 28. Mai starb D. in Frankfurt a. M. D. verfügte über eine sehr kräftige und umfangreiche Stimme, die er mit großem Fleiß ausgebildet hatte, den er übrigens auch für die Darstellung aufwandte. Seine Hauptrollen, wie Sarastro, Rocco, Figaro, Falstaff, Bartolo, Kaspar, Osmin, Bertram u. s. w., waren gesanglich und darstellerisch einheitliche Leistungen.

Dettmer (Friedr.), Sohn des vorigen, Schauspieler, geb. 25. Sept. 1835 zu Kassel, gab bereits als Knabe Klavierkonzerte. Die Bühne lockte ihn jedoch mehr als die Musik, und gegen die Absicht seines Vaters wandte er sich jener zu und debütierte 1852 als Ruben in «Uriel Acosta» in Hanau. Im J. 1853 fand er ein Engagement an dem Stadttheater zu Danzig, das er 1855 mit dem Hoftheater in Weimar vertauschte. Noch in demselben Jahre wandte er sich nach Hamburg, ging aber schon im folgenden an das Hoftheater nach Dresden, wo er mit kurzer Unterbrechung bis zu seinem 24. Okt. 1880 erfolgenden Tode eine erfolggekrönte Thätigkeit entfaltete. Die meisten größern und kleinern deutschen Bühnen haben den an Emil Devrient erinnernden Darsteller als Gast auf ihren Brettern gesehen. Seine Mittel, unter denen besonders das volle sonore Organ hervorgehoben zu werden verdient, hoben noch sein feines, durch Natürlichkeit ausgezeichnetes Spiel. Außer ersten Helden und Liebhabern gab er auch erste Bonvivants, und wie als Bolz glänzte er auch als Faust, Posa, Petruchio, Bolingbroke, Richard II., Tell, Graf Essex, Percy u. s. w. In frühern Zeiten war D. auch ein gern gehörter Baritonist.

Detto, s. Dito.

Dettva, Marktflecken im ungar. Komitat Sohl, mit Glashütten, Sägemühlen, starker Rindvieh- und Schafzucht, zählt (1880) 10320 E., meist Slowenen.

Detumescenz (lat.), Abnahme einer Geschwulst.

Detunata-Gola und **Detunata-Flokoásza**, zwei Basaltberge im Abrudbányaer Zweig des siebenbürg. Erzgebirges. D.-Gola (d. i. der kahle Donnerer) ist eine etwa 90 m hohe Basaltkuppe, deren westl. Seite sich einer riesigen Kirchenfront gleich steil vom Boden erhebt, von unzähligen Säulen und Säulchen geziert. Man kann sie einer riesigen Orgel vergleichen, deren massenhafte Pfeifen übereinander ragen. Die Basaltsäulen sind fast von gleicher Stärke, vier-, sechs- oder achteckig, bogenförmig geneigt. Am Fuße der Steinwand liegen zahlreiche Trümmer herabgestürzter Säulen, deren Sturz stets ein donnerähnliches Getöse erzeugt, daher der rumän. Name dieser Kuppe. Auf der Ostseite ist D.-Gola bewachsen, hier zeigen sich die Basaltsäulen auch nicht so deutlich. Nordwestlich von dem kahlen steht der bewaldete Donnerer, D.-Flokoásza, eine regelmäßige Bergkuppe, die mit Wald bedeckt ist.

Dētur (lat.), es werde gegeben, auf Rezepten meist abgekürzt: D.

Deuben, Dorf im Königreich Sachsen, Regierungsbezirk Dresden, Gerichtsamt Döhlen, 12 km im SW. von Dresden, an der Weißeritz und an der Linie Dresden-Chemnitz der Sächsischen Staatseisenbahn, zählt (1880) 6115 E. (1834 erst 252), welche Steinkohlengruben bearbeiten, Glashütten und Dampfziegeleien unterhalten und Samt-, Schmirgel-, Wasserglas-, Schmelzstahl-, Hufeisen-, Cigarren-, Kochgeschirr-, Papierfabrikation und Scharlachfärberei betreiben.

Deukalion, der mythische Vater des Hellen und der Stammvater der Hellenen, Sohn des Prometheus, Enkel des Japetos und Gemahl der Pyrrha. Als Zeus das Menschengeschlecht durch Wasser zu vertilgen beschlossen hatte, verfertigte D. auf den Rat seines Vaters einen hölzernen Kasten, in welchem er mit seiner Gattin während der neuntägigen Flut auf dem Gewässer umhergetrieben wurde und endlich, als sich das Wasser verlief, auf einem Berge landete. Hier bildete er mit Pyrrha auf den Rat der Themis oder des Zeus Phyrios Menschen, sodaß er Stammvater des neuen Menschengeschlechts wurde. Auf seine Frage, wie er die Erde wieder bevölkern könne, erhielt er die Antwort: sie sollten die Gebeine ihrer Mutter hinter sich werfen. Diesen dunkeln Ausspruch deuteten sie dahin, daß ihre Mutter die Erde, deren Gebeine aber die Steine seien. Aus den von D. geworfenen Steinen wurden Männer, aus den von Pyrrha geworfenen Weiber. Die Kinder, welche ihm Pyrrha gebar, waren Hellen, Amphiktyon und Protogeneia. In Bezug auf den Ort der Landung weichen die Angaben ab. In den ältern Fassungen der (in den Homerischen Gedichten noch nicht erwähnten) Sage war es der Othrys in Thessalien, später wurde, wohl unter dem Einfluß der delphischen Priesterschaft, gewöhnlich der Parnaß genannt. Hygin nennt den Ätna als den Berg, auf dem sich D. zuerst niedergelassen, Servius den Athos. Nach Pindar baute D. seine erste Wohnung in Opus. Auch die Gründung des alten Heiligtums des Olympischen Zeus in Athen ward ihm zugeschrieben und daselbst sein Grabmal gezeigt.

Deûle, Fluß im nördl. Frankreich, beginnt bei Albain-St.-Nazaire, 10 km oberhalb Flers im Depart. Pas-de-Calais unter dem Namen Carency, heißt weiterhin Souchez, und unterhalb von Lens D. Unterhalb von Courrières stößt er rechtwinkelig auf den von Douai kommenden Kanal Obere D. und tritt in Verbindung mit dem Airekanal in das Norddepartement. Die D. fließt darauf nach Lille, heißt dann Untere D., berührt Marquelle, wo die Marcq mündet, dann Quesnoy-sur-D. und fließt bei Deulemont in die Lys. Auf ihrem 85 km langen Laufe hat sie nur 10 m Gefälle. Früher war die D. deshalb wichtig, weil durch sie die Umgebung von Lille im Kriege unter Wasser gesetzt werden konnte. Schon im 12. Jahrh. hat man angefangen, die Obere D. zu kanalisieren, und Vauban beendete 1693 dieses Werk. Die lange Wasserlinie ist in dieser industriellen Gegend für den Transport von Kohlen, Getreide, Alkohol und Ölen wichtig.

Deulino, Dorf, 3 km nördlich von dem Kloster Troizky im russ. Gouvernement Moskau, an der Grenze des Gouvernements Wladimir. In D. wurde 1. Dez. 1618 ein fünfzigjähriger Waffenstillstand zwischen den Polen und Russen abgeschlossen.

Deurer (Peter Ferd.), Maler, geb. in Mannheim 1779, bildete sich auf den Kunstschulen von Düsseldorf und Kassel, von wo er nach Mannheim zurückkehrte. Er wurde Inspektor der Gemäldegalerie in Augsburg und Professor an der Kunstschule, legte aber 1826 alle Stellen nieder, um Italien zu bereisen. Kurz vor seinem 9. Jan. 1844 in Kissingen erfolgten Tode kehrte er nach Deutschland zurück. D.s hauptsächlichste Leistungen sind Werke der Porträtkunst. — Sein Sohn Ludwig, geb. in Mannheim 16. Juli 1806, gest. daselbst 30. Dez. 1847, hatte sich ebenfalls in Rom gebildet, und widmete sich besonders dem histor. Fache.

Deus (João de), der bedeutendste unter den modernen Lyrikern Portugals, geb. 8. März 1830 in San-Bartolomeu de Messines (Provinz Algarve), studierte seit 1849 zehn Jahre die Rechte in Coimbra. Erst 1859 machte er sein Baccalaureatsexamen, blieb aber noch weitere drei Jahre in Coimbra, geliebt von der studentischen Jugend, die in ihm einen zweiten Camões, den Begründer einer neuen Ära in der Geschichte der portug. Poesie, verehrte. Im J. 1862 nahm er in Beja Aufenthalt, wo er kurze Zeit ein Journal «O Bejense» redigierte, und ging dann in seine Vaterstadt, welche ihn 1868 als Abgeordneten nach Lissabon wählte. D.s Gedichte füllen wenige Bändchen: «Flores do Campo» (Lissab. 1870), «Ramo de Flores» (Porto 1870) und «Folhas soltas» (Porto 1876), doch ist fast jedes seiner Lieder ein Kleinod. Etwas Ursprüngliches, Naives, volkstümlich Schlichtes spricht aus ihnen, und doch ist ihre Ausdrucksweise von ausgesuchter Reinheit. Eine neue Lesemethode, welche D. aus Rücksicht auf die 50 Proz. Analphabeten seines Vaterlandes erdachte und die er selbst tagtäglich an Lernbegierigen erprobt, ward dargelegt in seiner «Cartilha Maternal» (Porto 1878) und «A Cartilha maternal e o apostolado» (Lissab. 1879).

Deusdedit (d. h. Gott hat ihn gegeben), auch Deodatus oder Adeodatus genannt, röm. Papst geb. zu Rom, nach einigen als Sohn eines Subdiakon Stephanus, ward 615 nach dem Tode Bonifacius IV. zum Papst gewählt, und lebte bis 618. Er soll durch einen Kuß einen Aussätzigen geheilt haben. Der ihm zugeschriebene Brief an den Bischof Gordianus von Sevilla ist unecht. Später wurde er unter die Heiligen versetzt; als sein Gedächtnistag wird der 8. Nov. gefeiert.

Deus ex machina (lat., «Gott aus der Maschine») ist der Ausdruck für die durch plötzliches Dazwischentreten einer Person oder eines Zufalls bewirkte und unerwartet günstige Lösung eines tragisch geschürzten Knotens im Drama. In der antiken Tragödie geschah es häufig, daß die Katastrophe durch einen mittels der Maschinen herabgelassenen helfenden Gott plötzlich gelöst wurde; dahin gehört z. B. die Erscheinung des Herakles im «Philoktet» und der Diana in der «Iphigeneia». Im modernen Lustspiel nennt man den Eintritt eines unerwarteten Ereignisses, wodurch die Verwickelung gelöst wird, auch einen Deus ex machina. Gegenwärtig bedient man sich des Ausdrucks meist im humoristischen Sinne und hat ihn auch auf den Roman und auf plötzlich eintretende Ereignisse im gewöhnlichen Leben übertragen.

Deuske, ein altes, bis 1821 üblich gewesenes niederländ. kleines Gold-, Silber- und Münzgewicht von 2 As = 9,61265 cg.

Deus omen avertat (lat.), Gott wende die üble Vorbedeutung ab; das wolle Gott verhüten.

Deut (holländ. Duit) ist der Name einer seit dem 17. Jahrh. und bis 1816 ausgeprägten holländ. Scheidemünze von Kupfer zu zwei Pfennigen. Acht D. galten einen Stüber, 160 einen Gulden. Gesetzmäßig wurden aus dem holländ. Troypfund 160 Stück hergestellt, sodaß ein Stück 64 holl. As oder 3,076 g wog. Als Teilstücke des Guldens repräsentierte der D. einen Wert von etwa 1 1/11 jetzigen deutschen Pfennigen oder 5/9 jetzigen österr. Kreuzern. D. wurden nicht nur in Holland als Landesmünze, sondern auch von den einzelnen Provinzen, z. B. Geldern, Utrecht, Seeland, Overyssel u. s. w., ausgeprägt und von den Niederländern für Ostindien und die Kapstadt geschlagen. Die große Verbreitung und die Menge dieser Münzen gab Veranlassung, daß man D. auch bildlich für etwas gebraucht, das wenig oder gar keinen Wert hat.

Deuteragonist (grch.) oder Deuterolog, im altgriech. Drama der zweite Schauspieler, wie Protagonist (Protolog) der erste und Tritagonist (Hysterolog) der dritte.

Deuterogamie (grch.), zweite Ehe, Wiederverheiratung.

Deuterokanonische Bücher (der Bibel), s. unter Kanon (theol.).

Deuterolog, s. Deuteragonist.

Deuteronomion (grch.), d. i. das zweite Gesetz, wird von den griech. Übersetzern das fünfte Buch Mosis genannt. Die Tendenz des Buchs, die ältern Gesetzesbestimmungen den Bedürfnissen einer veränderten Zeit anzubequemen und soviel wie möglich mit sittlichem Inhalt zu erfüllen, würde auch ohne die zahlreichen Beziehungen auf den Tempel zu Jerusalem, auf das Königtum, das Prophetentum und andere Verhältnisse einer weit spätern Zeit die nachmosaische Abfassung sicherstellen. Das Buch kann nur verfaßt sein in einer Zeit, in welcher das Königtum längst in Israel bestanden, der Prophetismus bereits eine lange, den alten Nationalglauben vergeistigende und verinnerlichende Entwickelung durchlaufen hatte. Während die Ansicht Hengstenbergs und seiner Schule von der Abfassung des D. durch Moses selbst nur noch als Kuriosum Erwähnung verdient, ist die neuere Kritik darüber verschiedener Ansicht, ob das neue

...buch zur Zeit der Kultusreform unter Hiskia
... erst unter Josia verfaßt sei. Letztere Ansicht
...e wahrscheinlichste. Vgl. Knobel, «Erklärung
...ücher Numeri, Deuteronomium und Josua»
... 1861); Kleinert, «Untersuchungen zur alt-
...mentl. Rechts- und Litteraturgeschichte» (Bd. 1:
... D. und der Deuteronomiker», Bielef. 1872).

...euterosis (grch.), Wiederholung; Deutero-
...der Juden, Erklärungen und Ergänzungen
...schriebenen jüd. Gesetzes.

...euteroskopie, s. Zweites Gesicht.

...eutsch, got. thiudisk, althochdeutsch diutisc,
...lhochdeutsch diutsch, stammt von dem got.
...antivum thiuda, Volk, grch. ἔϑνος, und be-
...t also eigentlich soviel wie volkstümlich. Das
... findet sich zuerst in einer Stelle (Gal. 2, 14)
...ot. Bibelübersetzung des Ulfilas: «jabai thu
...us visands thiudiskô libais» (wenn du, ein
...seiend, heidnisch lebst), und entspricht genau
...m Grundtexte stehenden griech. ἐϑνικῶς (d. h.
...lich volkstümlich, dann bei christl. Schrift-
...n: heidnisch, wie ἔϑνος auch die Heiden be-
...et). Ähnlich bedeutet auch in den folgenden
...underten das althochdeutsche Beiwort diutisc
...latinisiert theotiscus) «das, was dem Volke
...rt», und mithin, von der Sprache gebraucht
...es vorzugsweise geschieht), entweder «die
...he des Gesamtvolks» überhaupt oder, dem
...n gegenüber, «die Sprache des ungelehrten
...s». Mit dem Überwiegen der Reichseinheit
... die Sonderung der Stämme und mit dem
...lühen einer über den Mundarten stehenden
...rsprache im 12. und 13. Jahrh. hob sich auch
...deutung des mittelhochdeutschen diutsch zur
...ein gültigen, oft mit edelm Selbstgefühle
...sprochenen Benennung unserer Muttersprache
...upt und des gesamten sie redenden Volks.
... Bedeutung des Wortes hat sich seitdem un-
...dert erhalten; auch die Form desselben er-
...nur die geringe, durch das neuhochdeutsche
...setz bedingte Veränderung des Vokals. Das
...chgefühl aber erkennt noch die ursprüngliche
...utung von deutsch als einer dem gesamten
...e geläufigen und mehr als irgend eine andere
...er Mitteilung verständlichen Sprache in Aus-
...n wie: «mit jemand deutsch reden», und in
...erwandten Wörtern: deuten, deutlich, bedeu-
... Bedeutung u. s. w. Die Schreibart teutsch
...ich auf unhaltbare Gründe und widerstreitet
...Konsonantengesetze der deutschen Sprachent-
...ung, dem Gesetze der sog. Lautverschiebung,
...h der gehauchte Zahnlaut th (die dentale
...ata) der got. Stufe auf der althochdeutschen
... in den weichen Zahnlaut (die dentale Media)
...rückt und dann bestehen bleibt; denn die aller-
... auch vorkommende mittelhochdeutsche Schrei-
... tiutsch ist aus dem Einflusse des roman.
... hervorgegangen und mit diesem wieder ver-
...nden. Vgl. Hattemer, «Über Ursprung, Be-
...ng und Schreibung des Wortes Teutsch»
... 1847); Grimm, «Deutsche Grammatik»
...1, Gött. 1840; neue Ausgabe von Scherer,
... 1870); derselbe «Geschichte der deutschen
...che» (2 Bde., Lpz. 1848; 4. Aufl. 1880).

...eutsch, Maler, s. Manuel (Nikolaus).

...eutsch (Immanuel Oskar Menahem), Orien-
..., geb. 28. Okt. 1829 zu Neisse von jüd. Eltern,
...hte das Gymnasium seiner Vaterstadt und
...ierte dann zu Berlin Philologie und Philoso-
phie. Er ging 1855 nach England, wo er an der Bibliothek des Britischen Museums eine Anstellung fand. D. starb 12. Mai 1873 in Alexandria, wohin er sich zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit begeben hatte. Die Resultate seiner Forschungen legte er meist in Zeitschriften nieder, besonders in der «Quaterly Review»; auch in Smiths «Bibellexikon». Nach seinem Tode erschien «The literary remains of the late Emanuel D.» (Lond. 1874). In deutscher Übersetzung erschienen seine Artikel: «Der Islam» (Berl. 1874) und «Der Talmud» (Berl. 1869).

Deutsch (Rudolf von), Historienmaler, geb. 27. Okt. 1835 zu Moskau, bildete sich seit 1855 auf der dresdener Kunstakademie zum Maler aus. Seit 1863 unternahm er fast jährlich Reisen nach Italien und 1866 ließ er sich bleibend in Berlin nieder. Seine bedeutendsten Kartons sind der antiken Mythologie entlehnt: Fesselung des Prometheus, die siegreiche Germania und die Entführung der Helena (in der berliner Nationalgalerie). Sie zeigen blühendes Kolorit und reizende Lichtwirkung bei strenger Stilisierung der Zeichnung.

Deutsch-Altenburg, Dorf am Südufer der Donau im Bezirke Bruck des österr. Kronlandes Niederösterreich, 45 km unterhalb Wien und 15 km von der ungar. Grenze, hat (1880) 965 E., ein schönes Schloß mit einem Garten und ein Museum zahlreicher, in der Umgegend ausgegrabener Altertümer, sowie warme, in Hautkrankheiten sehr wirksame Schwefelquellen, welche schon den Römern bekannt waren. Vor dem Dorfe steht auf einem Felsenhügel die Kirche zu St. Peter und Paul, eins der interessantesten Denkmäler des spätromanischen und Übergangsstils in Niederösterreich, 1235 gegründet und im 14. Jahrh. umgebaut; neben derselben eine merkwürdige und schöne Rotunde im byzant. Stile, welche 1822 restauriert worden ist. Von D. westlich bis Petronell, östlich bis Hainburg reichen die ausgedehnten Trümmer und Grundmauern von Befestigungswerken, Straßen, Wasserleitungen, Kloaken, Bädern u. s. w. der kelt. Stadt und röm. Festung Carnuntum in Oberpannonia. Von ihr aus unternahm schon Tiberius 6 n. Chr. seinen Feldzug gegen Marbod; sehr gehoben ward sie durch Marc Aurels dreijährigen Aufenthalt während des Markomannenkriegs (172—175), der hier einen Teil seiner Selbstgespräche schrieb. Sie war das gewöhnliche Winterlager röm. Heere, der Standort der Legio XIV. Gemina und einer Donauflotte, hatte eine Waffenfabrik, sah 193 den Septimius Severus und 307 den Licinius zu Imperatoren ausrufen, wurde im 4. Jahrh. von Deutschen zerstört, erholte sich wieder unter Valentinianus und scheint erst im Mittelalter durch die Ungarn völlig zu Grunde gerichtet worden zu sein.

Deutschbleiberg, Dorf in Kärnten, s. Bleiberg.

Deutsch-Brod (czech. Německý Brod, d. i. deutsche Furt), Stadt im östl. Böhmen an der Sazawa, die hier von Nord und Süd Zuflüsse erhält, und an der Österreichischen Nordwestbahn, mit (1880) 5436 E. czech. Nationalität, die neben städtischen Gewerben sich vornehmlich mit Feldwirtschaft befassen. D. ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, die zwei Gerichtsbezirke umfaßt, hat ein Kommunal-Realgymnasium und eine schöne, im 13. Jahrh. dem Deutschen Ritterorden zuständige Pfarrkirche, die trotz der Verwüstung durch die

Hussiten 1422 noch die got. Bauform bewahrt hat. Mit dieser Verwüstung, nach welcher die Stadt viele Jahre verödet blieb, schwand aber ihr alter Ruhm als Bergstadt. Von deutschen Bergleuten, vielleicht schon im 11. Jahrh., gegründet, lieferte sie eine bedeutende Ausbeute an Silber. Zur Bergstadt erhoben wurde sie vom Könige Johann 1321, zerstört durch den Hussitenführer Ziska im obengenannten Jahre. Die Neubesiedelung geschah durch Czechen; jedoch alle Bemühungen, den alten Bergbau wieder in Gang zu bringen, blieben fruchtlos. D. ist der Geburtsort des Michael de Causis, eines der eifrigsten Gegner des Huß auf dem Konzil zu Konstanz.

Deutsch-Dänischer Krieg von 1848 bis 1850. König Christian VIII. hatte durch seinen Offenen Brief vom 8. Juli 1846 die Erbfolgeordnung aufgehoben, um das Auseinanderfallen des Dänischen Staats bei dem zu erwartenden Aussterben des Mannsstammes zu verhüten, und dadurch in den Herzogtümern Schleswig und Holstein große Erregung hervorgerufen. Am 20. Jan. 1848 starb der König, und vergeblich versuchte sein Sohn Friedrich VII. den Sturm durch Zugeständnisse zu beschwören. Die Februarrevolution und die Märztage brachten die Bewegung zum Ausbruch. In Kopenhagen fand eine Erhebung statt, deren Führer die Festhaltung der Eiderlinie verlangten, während die zu Kiel versammelten Stände sich jeder Trennung Schleswigs von Holstein widersetzten. Nachdem mehrere Vermittelungsversuche gescheitert waren, konstituierte sich in der Nacht zum 24. März in Kiel eine Provisorische Regierung, welche sich am folgenden Tage der Festung Rendsburg durch Überraschung bemächtigte; die deutschen Truppenteile schlossen sich, meist ohne Offiziere, der Bewegung an und das ganze Land erhob sich, soweit es deutsch war. Aus Deutschland strömten Freischaren herzu und Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg übernahm die Leitung der militärischen Organisation. Am 5. April war bereits Flensburg besetzt und an demselben Tage trafen die ersten preuß. Truppen in Rendsburg ein, denen eine preuß. Division und eine Division des 10. Bundesarmeekorps nach Holstein mit dem Auftrage folgten, unter Umständen auch in Schleswig einzurücken.

Dänemark mobilisierte sehr schnell Heer und Flotte und die dän. Vorhut rückte von Kolding her schon am 29. März in Schleswig ein, während Kriegsschiffe vor Apenrade und Flensburg sowie im Alsensunde erschienen. Am 9. April siegten die Dänen bei Bau (s. d.) über die Schleswig-Holsteiner und rückten bis nach Schleswig und dem Danewerk (s. d.) vor, während die Truppen der Provisorischen Regierung hinter die Eider zurückgingen und nur ihre Nachhut an der Sorge und am Wittensee stehen ließen. Am 18. April fanden bei Sorgbrück, Husum und Altenhof-Holtsee Gefechte statt, worauf der preuß. General von Wrangel zum Oberbefehlshaber aller in Holstein befindlichen deutschen Truppen ernannt und ermächtigt wurde, die Eider zu überschreiten. Wrangel traf 21. April in Rendsburg ein und trat zwei Tage darauf mit der preuß. Division Fürst Radziwill (13000 Mann und 22 Geschütze) nebst den schleswig-holstein. Truppen unter Prinz Friedrich (10000 Mann und 22 Geschütze) den Vormarsch an, welcher die Dänen unter General Hedemann (11500 Mann, 42 Geschütze) in der Stellung am Danewerk überraschte und unerwartet

das blutige Treffen bei Schleswig herbeiführ
Dänen räumten am Abend die Stadt und
bis Ahrenholz, am folgenden Tage, an welch
linker Flügel von Freikorps bedroht wur
Flensburg zurück, wobei es zu einem Gef
Oversee und Bilschaukrug kam. Die den
Truppen folgende Division Hallett des 10. B
korps wurde westlich der Hauptstraße vor
und 25. April wurde Flensburg ohne Kampf
Die Dänen zogen sich nach Alsen, ihre Ka
nach Apenrade zurück, auch räumten sie Ecker
General Wrangel ließ die Bundesdivision
am Sundewitt gegen Alsen stehen und rü
den übrigen Truppen in breiter Front üb
dern und Apenrade nach Norden vor, üb
2. Mai die Königsau, besetzte tags darauf d
den Dänen verlassene Fridericia und nahm
östl. Teil von Jütland in Besitz als Pfand
durch die dän. Flotte dem deutschen Hand
ziehungsweise den Küstenplätzen zugefügten S

Es trat nun eine Pause in den Operation
während welcher die Diplomatie allein wir
dessen sammelte sich ein schwed. Heer von
Mann bei Malmö, von welchem gegen Mit
5000 Mann nach Fünen übersetzten, wodurch
Dänen ermöglicht wurde, ihre gesamte Ma
Alsen zu versammeln und die rückwärtige
dung des in Jütland stehenden deutschen Heer
lich zu gefährden. General Wrangel räum
25. Mai ab Jütland, und die Bundesdivisio
kett wurde 28. Mai von den Dänen im Su
zurückgedrängt, während von Alsen her dän
pen nach Jütland geschafft wurden und dort
Lygumkloster und Apenrade wieder in Be
men. General Wrangel griff die im östl.
witt verbliebenen Dänen 5. Juni mit den
Truppen und dem größten Teile der Bundes
bei Nübel, Düppel (s. d.) und Satrup an u
sie nach Alsen zurück; doch stand schon 21. J
dän. Heer 17000 Mann stark wieder nördl
Flensburg im Felde, wohin dasselbe mit H
Flotte geschafft worden war. Am 28. Ju
General Wrangel von Flensburg her nach
vor und gelangte bis zur Königsau, von
ein Teil der Bundesdivision nach dem Su
zurückkehrte; die Dänen gingen, der überma
chend, zurück, und nur bei Hadersleben kam
Juni zu einem Gefecht gegen die schleswig-
Truppen unter Prinz Friedrich. Am 26. A
unter Garantie Großbritanniens ein Wa
stand in Malmö zu Stande, nachdem 8. J
dän. Dampfer Odin bei Arösund durch ein
wig-holstein. Strandbatterie zerstört word
und dän. Schiffe 18. Aug. bei Holdenäs im
gegen deutsche Artillerie unterlegen waren.
der Übereinkunft sollten die Herzogtümer Sch
Holstein von deutschen und dän. Truppen
werden und nur 2000 Mann Deutsche in
und 2000 Dänen auf Alsen zurückbleiben; di
wig-holstein. Truppen durften im Lande ver
die vorhandenen Befestigungen blieben beste
die Blockade der deutschen Küste durch d
Flotte wurde aufgehoben. Der Waffen
war auf die Dauer von 7 Monaten mit ein
ger Kündigung abgeschlossen.

Am 22. Okt. trat die infolge des Waffenstil
vertrags eingesetzte gemeinschaftliche Regier
Herzogtümer an die Stelle der Provisorisc
gierung, und der preuß. General von Bon

efehl über die schleswig-holstein. Trup-
dän. Seite wurden die für den Waffen-
reinbarten Bedingungen nicht erfüllt,
Teil des Heers blieb auf Alsen. Der
roßmächte, namentlich Englands, stei-
ermut der in Kopenhagen herrschenden
veranlaßte schließlich die Kündigung des
ands zum 26. März 1849. Dänemark
22. Febr., wo die Kündigung erfolgt
und Flotte, sammelte die Hauptmacht
n) auf Alsen und 10000 Mann hinter
ru, die Flotte größtenteils bei Alsen,
Deutsche Bund die Entsendung eines
starken Bundesheers unter dem preuß.
Prittwitz nach Schleswig beschloß, zu
15000 Mann schleswig-holstein. Trup-
eneral von Bonin hinzukamen. Das
bestand aus einer preuß. Division, je
und hannöv. Brigade und drei aus
aller Bundeskontingente bunt zusam-
Brigaden; später wurde aus nachge-
stärkungen noch eine Reservedivision
aß mit Einschluß der Schleswig-Hol-
f Divisionen und einer Brigade rund
Feldtruppen gegen die Dänen zur
anden, außerdem einige vom Bunde,
ise von Schleswig-Holstein ausge-
nete Fahrzeuge. Die wichtigsten Kü-
sbesondere auch Eckernförde, waren
en geschützt.

n Prittwitz übernahm 24. März 1849
l und befahl die Versammlung der
en bei Flensburg, wo die schleswig-
ppen unter General von Bonin be-
und hatte dort 5. April 18 Bataillone
en beisammen, mit denen er nach Nor-
ckte. General von Bülow hatte zwar
er jüt. Grenze und dem Alsensunde her
h gegen Flensburg angetreten, wagte
griff nicht und ging, gefolgt von den
uppen, nach Jütland zurück. Die Deut-
n 20. April Kolding und nahmen 13.
ren Werke der Düppelstellung, deren
er die Verbindung mit Alsen sichernde
, indessen im Besitz der Dänen blieb.
r See traf die Dänen Mißgeschick; ein
en Eckernförde (s. d.) unternommener
g gänzlich fehl und hatte den Verlust
iffe zur Folge. Ein großer Teil der
findlichen dän. Truppen wurde nun-
iff nach Jütland geschafft und 23. April
änen mit Übermacht die Deutschen bei
wurden jedoch abgeschlagen und durch
griff übergehenden jungen schleswig-
ppen nach Veile und Fridericia zurück-
In den nächsten beiden Wochen fanden
erte Ereignisse nicht statt, doch wurden
iegsschiffe dem deutschen Handel und
üsten lästig und General von Prittwitz
alb zum Einmarsch nach Jütland er-
m 6. Mai überschritt derselbe mit einer
r aus bayr. und hess. Truppen zusam-
, sowie der schleswig-holstein. Division
die Grenze und schlug an den beiden
den Tagen die Dänen bei Alminde,
und Gudsö, schloß Friedericia mit den
lstein. Truppen ein und rückte mit den
gen Divisionen bis Aarhuus vor, wel-
ni besetzt wurde. Eine sächsisch-hannöv.

Division stand als Reserve bei Apenrade und Flensburg, die Reservedivision im Sundewitt zur Beobachtung von Alsen und eine Reservebrigade bei Kiel und Eckernförde zum Küstenschutz. Die dän. Feldarmee war inzwischen bis auf 40000 Mann verstärkt worden und konnte mit Hilfe der Flotte ziemlich unbemerkt von Friedericia nach Alsen verlegt werden, um von einem dieser beiden Punkte aus zum Angriff vorzugehen; trotz numerischer Überlegenheit befand sich deshalb das deutsche Heer in keineswegs günstiger Lage. Gegen Ende Juni stand die dän. Kavallerie an den Straßen von Randers und Viborg, 6000 Mann Infanterie nebst Artillerie auf der Halbinsel Holgenäs, wo Transportschiffe bereitlagen, 5000 Mann in Friedericia, 18000 Mann auf Fünen, 10000 Mann auf Alsen. Als man am 4. Juli im deutschen Hauptquartier erfuhr, daß die Truppen auf Holgenäs nach Fünen gebracht worden und von Alsen eine Flotte in nördl. Richtung gesegelt sei, wurde die Versammlung der deutschen, in Jütland stehenden Truppen bei Kolding und Veile angeordnet und der vor Friedericia stehende General von Bonin hiervon verständigt. Letzterer empfing diese Nachricht erst 6. Juli morgens, nachdem ein in der vorhergehenden Nacht von den Dänen mit großer Übermacht aus Friedericia (s. d.) unternommener Ausfall völlig geglückt war; die schleswig-holstein. Truppen mußten sich zurückziehen und trafen gegen Abend bei Veile ein.

In Berlin wurden nunmehr Friedenspräliminarien vereinbart und zunächst ein sechsmonatiger Waffenstillstand mit sechswöchiger Aufkündigung abgeschlossen, welcher folgende militärische Festsetzungen enthielt. Schleswig wurde durch eine südlich von Flensburg nach Westen gezogene Demarkationslinie, welche Tondern südlich liegen ließ, geteilt; das nördl. Schleswig sollte durch neutrale Truppen (2000 Schweden und Norweger), der südliche durch deutsche Truppen (6000 Mann) besetzt werden; Alsen und Aarö blieben in dän. Besitz. Der schleswig-holstein. Truppen wurde nicht gedacht; dieselben wurden nach Holstein zurückgezogen. So endete das zweite Kriegsjahr für die Dänen noch günstiger als das erste, weil Deutschland ohnmächtig zur See war und Preußen den Krieg zu beendigen wünschte, um ernstern Verwickelungen mit auswärtigen Mächten aus dem Wege zu gehen.

Seit 17. Jan. 1850 schwebten zwischen Dänemark einerseits und Preußen (für sich und im Namen des Deutschen Bundes) Friedensverhandlungen, welche 2. Juli zu Berlin zum Abschluß kamen. Es wurde vereinbart, daß die neutralen Truppen das nördl. Schleswig und die preuß. Truppen die Herzogtümer Schleswig und Holstein verlassen, Schleswig dagegen von den Dänen besetzt werden sollte. Der Statthalterschaft war der Verlauf der Verhandlungen nicht unbekannt geblieben und man hatte sich darauf vorbereitet, selbständig den Krieg gegen Dänemark fortzusetzen. Preußen hatte schon im März den General von Bonin und alle preuß. Offiziere, welche nicht aus dem Verbande des preuß. Heers ausscheiden wollten, zurückgerufen und 10. April übernahm der preuß. General von Willisen den Befehl über die schleswig-holstein. Truppen, deren Offizierkorps sich durch viele sehr tüchtige deutsche, namentlich preuß. Offiziere ergänzte (von der Horst, Gerhardt, Wissel, von der Tann, Wyneken). Das Heer wurde auf die Stärke von 27000 Mann gebracht und bestand aus 40 Halbbataillonen (zu

600 Mann), 10 Schwadronen Dragoner und 11 Batterien (84 Geschütze). Als die preuß. Truppen vom 13. bis 17. Juli Schleswig räumten, versammelte General von Willisen das ganze Heer in der Stellung von Idstedt (8 km nördlich von der Stadt Schleswig), verabsäumte jedoch, diese Stellung zu befestigen. Die dän. Armee stand 18. Juli unter General von Krogh, 38000 Mann und 96 Geschütze stark, bei Flensburg und rückte am 23. vor, bestand am folgenden Tage ernste Gefechte bei Sollbrück und Helligbek, in denen die Schleswig-Holsteiner nachhaltig Widerstand leisteten, und griff 25. Juli die Stellung von Idstedt (s. d.) an. Die Schlacht dauerte bis zum Abend und der Sieg verblieb den Dänen; doch führte General von Willisen seine Truppen ohne weitern Verlust nach Fahrdorf und Missunde zurück. Der Ausgang des Kriegs war mit dieser Schlacht entschieden, obschon das schleswig-holstein. Heer bald wieder schlagfertig war und sogar auf 37000 Mann gebracht wurde. Missunde und Eckernförde wurden aufgegeben, das wichtige Friedrichstadt ging 7. Aug. ohne ernsten Widerstand verloren, doch wurde ein Vorstoß der Dänen gegen die Linie der Sorge am folgenden Tage zurückgewiesen. Widerwillig entschloß sich auf Verlangen der Statthalterschaft General von Willisen zur Aufnahme der Offensive und unternahm Vorstöße, welche sämtlich unglücklich verliefen, gegen Missunde (12. Sept.) sowie gegen Friedrichstadt (28. Sept. bis 5. Okt.). Am 7. Dez. legte von Willisen den Oberbefehl nieder und General von der Horst trat an seine Stelle; doch kam es nicht zu weitern Kämpfen, da die Warschauer Konferenz (3. Nov.) und die Konvention von Olmütz (28. Nov.) über das Schicksal der Herzogtümer entschieden hatten. Am 12. Jan. 1851 unterwarf sich die Statthalterschaft den namens des Deutschen Bundes durch Kommissare Österreichs und Preußens gestellten Bedingungen. Österreichische Truppen gingen bei Artlenburg über die Elbe und besetzten im Verein mit preußischen Holstein. General von der Horst mußte das bis auf 43000 Mann angewachsene Heer ($5\frac{1}{4}$ Proz. der Bevölkerung) auflösen und das gesamte Kriegsmaterial an Dänemark ausliefern. Die Herzogtümer hatten 50 Mill. Mark vergeblich in dem dreijährigen Kriege aufgewendet und verfielen durch Deutschlands Schwäche und die Mißgunst des Auslandes, namentlich Großbritanniens und Rußlands, der Fremdherrschaft aufs neue, aus welcher sie erst 1864 durch die Wiederaufnahme der nationalen Politik durch den inzwischen militärisch gekräftigten preuß. Staat befreit worden sind.

Vgl. Graf Baudissin, «Geschichte des schleswig-holstein. Kriegs» (Hann. 1862); Streckfuß, «Feldzug in Schleswig-Holstein 1848 bis 1849» (Berl. 1851); Beihefte zum «Militär-Wochenblatt»; darmstädter «Allgemeine Militärzeitung»; «Wehrzeitung». Im «Militär-Wochenblatt» findet sich ein Nachweis der einschlägigen (auch Broschüren-)Litteratur.

Deutsch-Dänischer Krieg von 1864. Am 15. Nov. 1863 war der letzte dän. König aus dem Mannsstamme des Hauses Oldenburg, Friedrich VII., gestorben und drei Tage danach unterzeichnete der Nachfolger, Christian IX., einen Verfassungsentwurf, nach welchem Schleswig zu Dänemark geschlagen werden sollte. Der Deutsche Bund erhob Einsprache und beschloß die Bundesexekution gegen Dänemark; 12000 Mann Hannoveraner und Sachsen rückten in den letzten Tagen des Dezember in

Holstein ein, welches die Dänen, ohne Wider
zu leisten, räumten. Bei Hamburg sammelte
eine österr., bei Lübeck eine preuß. Brigade, z
men 10000 Mann, als Reserve für die in Ho
befindlichen Bundestruppen. Es handelte sich da
auch Schleswig vor widerrechtlicher Vergewalti
zu schützen, was dem Bunde nicht möglich wa
Schleswig nicht zum Deutschen Bunde gehört
beiden deutschen Großmächte gingen daher bald
ständig gegen Dänemark vor und ließen 1.
1864 ihre inzwischen auf 45000 Mann verst
Truppen, über welche der preuß. Generalfel
schall von Wrangel den Oberbefehl führte, die
überschreiten. Der Einmarsch erfolgte in dr
lonnen: rechts ein preuß. Armeekorps unter
Friedrich Karl gegen Missunde (von Kiel her),
Mitte ein österr. Armeekorps unter Feldmar
lieutenant von Gablenz gegen Schleswig
Rendsburg her) und links eine aus den neuer
ten Garderegimentern zusammengestellte preu
vision. Die Dänen standen hinter der Schle
dem Danewerk (s. d.) in starker, für ihre S
macht jedoch zu weit ausgedehnter Stellung
General de Meza. Ein 2. Febr. gegen Mis
unternommener Vorstoß ließ erkennen, daß do
Übergang über die Schlei nur mit großem Ve
zu erreichen sein würde, weshalb Prinz Frie
Karl sein Korps weiter östlich 6. Febr. bei A
und Kappeln auf Fähren und einer unter gr
technischen Schwierigkeiten geschlagenen Po
brücke diesen Meeresarm überschreiten ließ.
österr. Korps hatte 3. Febr. in siegreichen Gef
bei Oberselk und Jagel die dän. Vortruppen z
geworfen und stand vor der Danewerk-Stel
als die Dänen diese in der Nacht vom 5. zum 6.
räumten, was zunächst unbemerkt blieb; doch g
es den Österreichern, 6. Febr. die dän. Nach
Oversee (s. d.) einzuholen und zu schlagen.
Dänen gingen in die stark befestigte Düppelst
und nach Alsen zurück, das preuß. Armeekorps
Prinz Friedrich Karl folgte dorthin, währen
österr. Armeekorps nebst der preuß. Gardedi
bis an die Nordgrenze Schleswigs vorrückte
zunächst bei Kolding stehen blieben. Am 23.
wurde vor Düppel (s. d.) die Belagerung er
und 18. April die Stellung unter Mitwirkun
preuß. Gardedivision erstürmt. Die Dänen g
nach Alsen zurück und räumten 23. April
Fridericia, welches seit 9. März von dem
Korps eingeschlossen war und nunmehr von d
besetzt wurde. Auch Jütland war von Teile
preuß. Gardedivision bis zum Limfjord besetzt
den. Inzwischen war ein österr. Geschwader
Nordsee erschienen und hatte sich mit zwei
Kanonenbooten vor der Elbemündung vere
Dies Geschwader lieferte 9. Mai bei Helg
den dänischen, zur Blockade der Nordseeküs
stimmten Schiffen ein Gefecht, in welchem
den Dänen der Sieg verblieb, doch mußten
stark beschädigten Schiffe die Nordsee verlasse
die Blockade aufgeben.

Vom 12. Mai bis 26. Juni trat Waffenstill
zwischen den kriegführenden Mächten ein, wä
dessen in London Verhandlungen unter Zuzie
eines Vertreters des am Kriege nicht betei
Deutschen Bundes stattfanden. Diese Ver
lungen blieben erfolglos, da Dänemark tro
militärischen Mißerfolgs die Anerkennung der
der Herzogtümer hartnädig verweigerte. Auf

Farben, und namentlich in Süddeutschland erhoben sich wiederum viele Stimmen zu Gunsten der sog. alten deutschen Reichsfarben, des Schwarz-Rot-Gold. Diese angeblichen Reichsfarben beruhen jedoch auf einem Irrtum. Bis zu Ende des Mittelalters war das deutsche Reichsbanner ein schwarzer einköpfiger Adler im goldenen Felde, was somit Schwarz und Gelb als Reichsfarben gibt. Daneben gab es aber noch andere Reichsfahnen in zum Teil andern Farben; so die Reichssturmfahne (Kriegsfahne), welche durch Verleihung Kaiser Ludwigs des Bayern im J. 1336 von Württemberg dem Heere vorangetragen werden sollte. Die Reichssturmfahne von damals bestand in einem an einer roten Stange mit silberner Spitze wehenden langgestreckten goldenen Banner mit dem der Stange mit dem Kopfe zugewendeten schwarzen Adler und war noch mit einem roten Schwenkel geziert, der wahrscheinlich als Blutfahne das Recht des Kaisers über Leben und Tod andeuten sollte. Auf einem Fahnentuche waren also Schwarz-Rot-Gold nicht vereinigt. In einem Bilderkodex aus der ersten Hälfte des 14. Jahrh. erscheint Kaiser Heinrich VII. nur mit dem einköpfigen schwarzen Adler im goldenen Felde, als dem Reichswappen auf seinem Schilde, während das Reichsbanner die Farben Rot und Gold senkrecht gestellt zeigt. Auch bis zur Auflösung des Deutschen Reichs waren die Reichsfarben nur Schwarz und Gelb. Die schwarz-rot-goldene Trikolore ist erst durch die deutsche Burschenschaft nach 1815 aufgekommen und seitdem auch von andern patriotischen Vereinigungen als das Symbol nationaler Gesinnung aufgefaßt worden. Die Regierungen freilich verpönten diese Farben als Zeichen der Demagogie, und ein Bundesgesetz vom 5. Juli 1832 untersagte den Gebrauch aller nationalen Abzeichen außer den Landesfarben. Dieses Ausnahmegesetz wurde durch Bundesbeschluß vom 2. April 1848 aufgehoben, nachdem kurz vorher 9. März jene sog. deutschen Farben mit dem Reichsadler vom Bundestage als die Symbole deutscher Einheit anerkannt und als solche bei den deutschen Truppenkörpern eingeführt worden waren. Mit Eintritt der Reaktion wurde das Schwarz-Rot-Gold wieder beseitigt und als Zeichen nationaler Gesinnung fast allgemein aufs neue polizeilich verfolgt. Nach Ausbruch des Deutschen Kriegs von 1866 erhielt das unter Befehl des Prinzen Alexander von Hessen stehende 8. Armeekorps (die sog. Reichsarmee) als Erkennungszeichen eine schwarz-rot-goldene Armbinde. In gewisser Hinsicht können indes Weiß-Rot als ehemalige Reichsfarben betrachtet werden; dies waren auch die Farben sämtlicher Reichsstädte und sind noch jetzt die Farben aller Städte, welche ehemals reichsunmittelbar waren, z. B. der drei Hansestädte, Regensburgs, Nürnbergs, Frankfurts a. M., Straßburgs u. a. Erst 1871, nachdem die inzwischen eingeführten norddeutschen Bundesfarben Schwarz-Weiß-Rot (eine Vereinigung der Farben des Königreichs Preußen und der frühern Reichsunmittelbarkeit) auch von dem neuen Deutschen Reiche angenommen waren, wurde das Schwarz-Rot-Gold für immer offiziell beseitigt. Vgl. «Zeichen, Fahnen und Farben des Deutschen Reichs historisch erörtert» (Frankf. 1848); Bernd, «Die drei deutschen Farben und ein deutsches Wappen» (Bonn 1848); Fürst Hohenlohe, «Die deutschen Farben Schwarz, Gold, Rot» (Stuttg. 1866); Hildebrandt, «Wappen und Banner des Deutschen Reichs» (Berl. 1870); Pallmann, «Zur Geschichte der deutschen Fahne und ihrer Farben» (Berl. 1870); «Die Kaiserfarben» (Wiesb. 1871).

Deutsche Festungen, s. unter Deutsches Heerwesen, S. 116.

Deutsche Flotte, s. unter Deutschland und Deutsches Reich: Handelsflotte S. 214, Kriegsflotte S. 228.

Deutsches Heerwesen. I. Vor 1816. Das Kriegswesen der Germanen beruhte auf der allgemeinen Wehrpflicht im umfassendsten Sinne des Wortes; Volk und Heer waren identisch, Recht und Pflicht des Kriegsdienstes (nach Waitz) an den freien Grundbesitz gebunden. Im Alter von 14 oder 15 Jahren wurde der Jüngling in der Volksversammlung wehrhaft gemacht und damit ein Glied des Staats. Größere kriegerische Unternehmungen, namentlich Angriffskriege, mußten von der Volksversammlung beschlossen werden, zur Verteidigung gegen feindlichen Angriff war jedermann ohne einen solchen Beschluß verpflichtet, und besondere Boten riefen den Heerbann auf. Man diente zu Fuß oder zu Roß und stand im Kampfe nach Geschlechtern und Stämmen zusammen. Die Hauptwaffe war die Frame, ein langschäftiger, zu Stoß und Wurf geeigneter Speer mit kurzer Spitze, zur Zeit der Völkerwanderung kamen daneben Lanzen mit langer, breiter Spitze, sowie Schwerter aus Eisen oder Bronze in Gebrauch, im Norden bediente man sich schon vorher kurzer, messerartiger Schwerter, auch sind in den Gräbern Streithämmer und Keulen gefunden worden. Als Schutzwaffe dienten buntbemalte, den ganzen Mann deckende Schilde aus Holz oder Flechtwerk, welche mit Leder überzogen, in späterer Zeit mit Metallstreifen besetzt waren; die nördl. Stämme führten kleine, runde Schilde, bei den östlichen kommen Panzer vor, Helme aus Erz oder Leder besaßen nur einzelne.

Einzelne Stämme, wie die Tenkterer, Chauken, Alamannen und Vandalen, besaßen eine starke Reiterei, doch lag die Hauptkraft im Fußvolke. Charakteristisch ist die Zusammenstellung von Reiterei und Fußvolk zu besondern Korps, welche in der Schlacht das Vortreffen bildeten und aus der jüngsten Mannschaft bestanden (im Heere Ariovists je 6000 Mann Reiterei und Fußvolk). Das Hauptheer stand in keilförmiger Ordnung, welche dem Angriffe große Kraft verlieh, doch war der Heerbann auch geübt, in zerstreuter Ordnung zu kämpfen, und bediente sich derselben mit Geschick in bewaldetem oder sumpfigem Gelände. Der Angriff erfolgte mit lautem Kriegsruf, das Vorrücken unter Schildgesang; hinter der Schlachtlinie stand die Wagenburg, welche die Frauen verteidigten. Der König oder ein auf die Dauer des Feldzugs gewählter Herzog führten den Oberbefehl über das Heer; bei größern, aus mehrern Völkerschaften zusammengesetzten Heeren sind zuweilen zwei oberste Führer bestellt worden. An Könige und Fürsten schloß sich eine Gefolgschaft junger Männer freien, oft edeln Standes an, welche im Frieden mit ihnen lebten und sie im Kampfe umgaben; den Gefolgsherrn zu überleben, wenn derselbe im Kampfe gefallen, galt als Schimpf für das ganze Leben.

Das Heerwesen des Deutschen Reichs beruhte im Mittelalter nicht mehr auf dem aus der allgemeinen Dienstpflicht hervorgegangenen Heerbanne,

den gesteigerten militärischen Anforderun-
t mehr genügen konnte. Die Durchführung
nswesens bildete im Rittertume einen be-
ngen Kriegerstand heraus. Zwar wurde
die allgemeine Dienstpflicht ausdrücklich
en, doch bediente man sich des Aufgebotes
ausnahmsweise für die Landesverteidi-
emals zu Angriffskriegen. Die von Kaiser
I. zur Abwehr gegen die Slawen geschaf-
nrichtungen erhielten sich jedoch in Sachsen
s 11. Jahrhundert, wo deshalb noch mehr-
Aufgebot zu Roß dienender Bauern vor-
n ist, und in Holstein kämpften noch im
h. Bauern mit Ritterwaffen zu Roß. Seit-
wieder berufsmäßige Krieger, welche nicht
erstande angehörten (Servientes, Sarjan-
bançons, s. d.), aufgetreten. Zur Reichs-
waren nicht mehr alle Freien, sondern
erpflichtet, welche vom Reiche unmittelbar
pfangen hatten, also die Fürsten, freien
nd Reichsdienstleute. Später leisteten die
teten nicht mehr ohne Entgelt Kriegsdienst,
rspruchte stipendium, d. i. Sold und Na-
flegung; das Stipendium war jedoch so
nessen, daß die Leistung des Kriegsdienstes
ürsten eine schwere Last blieb.

n die Mitte des 11. Jahrh. war der König
alt im Aufgebote der Heerfahrt; Ungehor-
n das Aufgebot konnte den Verlust des
s herbeiführen. Seit Heinrich IV. durfte
hrt nur mit Zustimmung der auf einem
versammelten Fürsten angesagt werden;
ese den Antrag ab, so standen dem Kö-
die unmittelbar belehnten Vasallen und
ten zu Gebote, deren Streitmacht für
nternehmungen unzulänglich war. Wurde
hrt angenommen, so verpflichteten sich die
bis 1240 durch einen besondern Eid) zu
r Zeit an dem bestimmten Sammelplatze
nen, auch wurde über die Höhe der von
s Feld zu stellenden Kontingente Bestim-
troffen. Zuweilen verstattete der Kaiser
n Fürsten ein Ablaufen der Heerfahrt, auch
eine Anzahl deutscher Fürsten der Heerfahrt
zweites Aufgebot. Zwischen der Ansage
Antritte der Heerfahrt blieb eine ange-
frist, welche für Romfahrten 1 Jahr 6 Wo-
3 Tage, für andere Heerfahrten gewöhn-
ger, häufig jedoch kürzer bemessen wurde.
ne bei Augsburg war der gewöhnliche
platz für Romfahrten, und vor dem Be-
Feldzugs fand eine Musterung des Heeres
Romfahrten unter besonders feierlichen
n der Regel auf der Ebene von Roncaglia.
fahrten waren die Fürsten verpflichtet, mit
uppen bis zur Kaiserkrönung im Felde zu
bei Heerfahrten «binnen deutscher Zunge»
auf eigene Kosten; unter mächtigen Kö-
erte die Heerfahrt jedoch so lange, bis der
das Heer entließ.

das 14. Jahrh. bestanden die deutschen
rzugsweise aus schwerer Reiterei, welche
ert, Lanze, Wurfspeer und Schild bewaff-
Daneben trug man vom 10. Jahrh. ab
nd Beinschienen, Handschuhe und Dolche,
Jahrhundert an Helm und Harnisch; von
es 13. Jahrh. ab waren auch die Streit-
anzert. Neben den geharnischten Rittern
n Mannen gab es leichte, mit Pfeil und
Bogen bewaffnete Reiter. Die Ritter führten mehrere Schlachtrosse mit und ritten auf dem Marsche Klepper; Saumtiere und Wagen, zuweilen Schiffe, schafften die Verpflegung nach, ein sehr zahlreicher Troß folgte dem Heere, nebst Handwerkern und Kaufleuten. Man lagerte unter Zelten oder Baracken, im Lager sorgte der Marschall für die nötige Ordnung. Das Heer stellte sich in mehrern Treffen zur Schlacht, seit dem 11. Jahrh. standen die Schwaben im «Vorstritt» (1. Treffen), weshalb Württemberg später die Reichssturmfahne führte. Die Fürsten führten ihre Banner und befehligten persönlich oder durch Stellvertreter ihre Mannschaft, das Banner des Königs wurde in der Regel von einem Fürsten getragen. Diese Reiterheere vermochten festen Plätzen wenig anzuhaben, und selbst kleine Burgen konnten oft erst nach monatelanger Einschließung durch Aushungerung bezwungen werden. Das schmähliche Scheitern der Romfahrt Ruprechts von der Pfalz 1401, die Einführung von Feuerwaffen, der Verfall des Rittertums und die Not der Hussiten- und Türkenkriege zwangen im Laufe des 15. Jahrh. zu Reformen, welche aber erst unter Kaiser Karl V. auf dem Reichstage vom Jahre 1521 zum Abschluß gelangt und dann drei Jahrhunderte hindurch maßgebend für das Heerwesen des Deutschen Reichs geblieben sind.

Seit dem Reichstage zu Worms, 1521, bestand die persönliche Dienstpflicht nur noch für die Reichsritter, doch zahlten dieselben dem Kaiser an Stelle der Leistung, welche niemals mehr beansprucht worden ist, Geld (Charitativsubsidien). Dagegen waren die Reichsstände verpflichtet, bestimmte Kontingente im Falle eines Reichskriegs zum Heere zu stellen, deren Aufbringung durch Werbung, Aushebung oder sonstwie ihrem Ermessen überlassen blieb. Die Erklärung eines Reichskriegs konnte nur durch übereinstimmenden Beschluß der Kurfürsten, Fürsten und Städte mit Genehmigung des Kaisers stattfinden; daneben war seit dem Westfälischen Frieden jeder Reichsstand zu selbständiger Kriegführung berechtigt. Das Simplum des zum Reichsheere zu stellenden Kontingents betrug seit 1521 für Österreich und Burgund 240 Reiter und 1200 Mann Fußvolk, für Böhmen 400 Reiter und 600 Mann, für die übrigen Kurfürsten je 60 Reiter und 277 Mann; nahezu ebenso hoch war dasselbe für Lothringen, Bayern, Hessen, Württemberg, Holstein, Lüttich, Utrecht, Würzburg, sowie für die Städte Ulm, Nürnberg, Frankfurt a. M., Straßburg im Elsaß, Köln und Lübeck bemessen, und die kleinern Stände hatten einen Reiter und wenige Mann Fußvolk zu stellen. Nach Maßgabe des Bedarfs wurde durch Reichsschluß das Duplum, Triplum u. s. w. des Kontingents bewilligt. Der Reiter empfing 12, der Fußsoldat 4 Gulden monatliche Löhnung, und die Gesamtsumme der hiernach von jedem Stande zu zahlenden Löhnung hieß «Römermonat» und bildete die Grundlage für alle Geldbewilligungen.

Im J. 1681 wurde eine neue Reichsmatrikel aufgestellt, welche die Lasten etwas gerechter auf die einzelnen Stände verteilte. Man bestimmte das Simplum der Reichsarmee auf 40000 Mann (12000 Reiter und 28000 Mann Fußvolk) und verteilte dasselbe auf die 10 Reichskreise, denen die weitere Verteilung auf die einzelnen Stände überlassen blieb. Die Kreise hatten auch die leichte Feldartillerie aufzubringen und gemeinsam das

schwere Geschütz nebst Pontontrain, sowie die erforderlichen Ingenieure und Pioniere zu stellen. Ein stehendes Heer besaß das Reich nicht, wohl aber unterhielten die größern Reichsstände seit dem Westfälischen Frieden stehende Truppen und seit 1700 auch der südwestl. Reichskreis Kreistruppen.

Trat das Reichsheer zusammen, so wurde es für Kaiser und Reich vereidigt, erhielt Kriegsgesetze (Artikelbrief) und trat unter Befehl der Reichsgeneralität. Die Truppen jedes Kreises standen unter dem Kreisobersten, meist einem im Kreise angesessenen Fürsten, seit dem Westfälischen Frieden unter den vom Reichstage bestellten Generalfeldmarschällen und Generalen. Die Offiziere der Truppen ernannte der Kontingentsherr. Seit 1727 waren die Stellen der Reichsgeneralität auch im Frieden besetzt und zwar in den einzelnen Rangstufen zu gleichen Teilen mit Protestanten und Katholiken, doch erhielten deren Inhaber im Frieden keinen Sold. Ein Reichskriegsrat trat bis 1750 einigemal, später jedoch nicht mehr in Thätigkeit, und jeder Stand trug alle Kosten für das von ihm gestellte Kontingent, das Reich nur die Kosten des Oberbefehls und der Centralleitung (höhere Stäbe, Nachrichtenwesen u. s. w.), zu deren Bestreitung eine Anzahl Römermonate bewilligt wurde. Die Gelder wurden kreisweise in sog. «Legestädten» gesammelt und an die Reichspfennigmeister abgeführt; später führte die Kämmerei der Stadt Regensburg die Verwaltung der Reichskriegskasse und zahlte an die Reichsgenerale oder auf deren Anweisung.

Diese Heeresverfassung ist nie vollständig zur Durchführung gekommen, bestand jedoch gesetzlich. In Österreich und Burgund blieb die Kreisverfassung unausgeführt, in Niedersachsen ging 1677 der Kreistag ein, und größere Reichsstände stellten ihre Truppen lieber als selbständige Korps ins Feld als zu den Kreiskontingenten. So kam es, daß man nur auf 20000 Mann rechnen konnte, wenn ein Triplum, d. i. 120000 Mann, bewilligt worden war, und daß der Ertrag eines Römermonats von 128000 Gulden auf 50000 Gulden herabsank. Die Kontingente der kleinern Stände waren militärisch völlig wertlos; das Fuggersche Reiterregiment des schwäbischen Kreises bestand 1732 aus 58 Kontingenten, deren stärkstes (von Augsburg) 48 Mann zählte, während 17 Stände nur je einen Reiter dazu stellten. Die Offiziere hatten keine Aussicht auf Beförderung; denn in einer Kompagnie schwäbischer Kreistruppen ernannte z. B. die Stadt Gmünd den Hauptmann, Rotweil den ersten, die Äbtissin von Rotenmünster den zweiten Lieutenant, und der Abt von Gengenbach den Fähnrich. Ein ungeheurer Troß (jedes Kontingent hatte sich selbständig zu verpflegen) verhinderte schnelle Bewegungen; auch war keine Fürsorge für Krankenpflege getroffen. Bekleidung und Bewaffnung waren sogar innerhalb der Regimenter ungleichartig; Mannszucht fehlte diesen Truppen gänzlich. So kam es, daß die Reichsarmee im 18. Jahrh. das Gespött Europas war, während die Truppen Preußens, Sachsens und Hannovers damals auf vielen Schlachtfeldern die alte Kriegstüchtigkeit der Deutschen bewährten und unvergänglichen Ruhm gewannen.

Litteratur: Weiland, «Deutsche Reichsheerfahrt von Heinrich V. bis Heinrich VI.» (in «Forschungen zur deutschen Geschichte», Bd. 7, Gött. 1867); Mone, «Kriegswesen im 13. bis 17. Jahrh.» (in «Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins», Karlsr. 1852 fg.); San-Marte, «Zur Waffenkunde des ältern deutschen Mittelalters» (Quedlinb. 1868); M. Jähns, «Zur Geschichte der Kriegsverfassung des Deutschen Reichs» (in «Preuß. Jahrbücher», Jahrg. 39, Berl. 1877); Lünig, «Corpus juris milit. des Heiligen Römischen Reichs» (Lpz. 1723); von Peucker, «Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten» (Berl. 1860—64).

II. Zur Zeit des Deutschen Bundes (1816—66). Nachdem auf Grund der vom Wiener Kongreß beschlossenen Wiedervereinigung der deutschen Staaten der Deutsche Bund errichtet worden war, fanden mehrere Jahre hindurch Vorberatungen der Bundesversammlung statt, deren Ergebnis die Grundsätze für die Kriegsverfassung des Bundes feststellte. Diese Grundsätze sind niedergelegt in den Plenarbeschlüssen der Bundesversammlung vom 9. April 1821 und den Beschlüssen des engern Rats vom 12. April 1821 und 11. Juli 1822, von denen die zuletzt erwähnten die nähern Bestimmungen enthalten. Der Bundesversammlung stand die oberste Leitung aller, auch der militärischen, Bundesangelegenheiten zu; eine aus sieben stimmführenden höhern Offizieren zusammengesetzte Militärkommission war ihr unterstellt für die Beratung rein militärischer und technischer Angelegenheiten. Der Vertreter Österreichs war Vorsitzender dieser Kommission, in welcher nur Preußen und Bayern noch einen ständigen Vertreter hatten. Die vier übrigen stimmführenden Mitglieder wurden mit je einjährigem Wechsel gestellt von Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt — Sachsen, Kurhessen, Holland — Hannover, Mecklenburg, Dänemark, beziehungsweise den übrigen Bundesstaaten. Die nicht stimmführenden Staaten konnten ihre Vertreter an den Sitzungen der Militärkommission teilnehmen lassen. Sämtliche für die Bundesfestungen und das Bundesheer aufzubringenden Gelder wurden nach Maßgabe der im J. 1818 erhobenen Bevölkerungszahl auf die einzelnen Bundesstaaten verteilt. Diese Matrikel erlitt späterhin sechsmal Berichtigungen, zuletzt im J. 1860.

Das Bundesheer bestand aus den Kontingenten der Bundesstaaten und einer Reserve. Der Oberfeldherr sollte nur bei einer Aufstellung des Heeres und für deren Dauer gewählt werden; derselbe war der Bundesversammlung verantwortlich. Die Vereinigung der Kontingente verschiedener Staaten war unzulässig. Die Stärke des Bundesheeres sollte an Streitbaren 1 Proz. der Matrikel betragen, die des Reservekontingents ½ Proz. Die Reiterei sollte ein Siebentel des Kontingents ausmachen und auf je 1000 Mann zwei Geschütze vorhanden sein; 1 Proz. des Kontingents entfiel auf Pioniere, und ein Zwanzigstel der Fußtruppen sollten Scharfschützen sein. Für die Bildung eines Belagerungstrains nebst Mineur- und Sappeurtruppen waren besondere Bestimmungen erlassen, ebenso über die Einteilung des Heers, die Gliederung der Truppenkörper, die Bereithaltung der Truppen im Frieden, die Mobilmachung, das Rangverhältnis der Befehlshaber verschiedener Kontingente, die Rechte und Pflichten des Bundesfeldherrn und der Armeekorpskommandeure, die Zusammensetzung des Hauptquartiers, die Verpflegung und die Gerichtsbarkeit. Das Heer sollte

rmeekorps bestehen, von denen Österreich
ßen je drei, Bayern eins zu stellen hatten.
ingente von Württemberg, Baden, Hes=
bei Rhein, Hohenzollern, Liechtenstein,
mburg und Frankfurt a. M. bildeten
die von Sachsen, Kurhessen, Nassau,
g, Sachsen=Weimar, den drei sächsischen
tern, Reuß, Anhalt und Schwarzburg
nd die Kontingente von Hannover, Hol=
Lauenburg, Braunschweig, Mecklen=
denburg, Lübeck, Bremen, Hamburg,
Schaumburg=Lippe und Lippe bildeten
rmeekorps.
1830 wurden die kleinen Kontingente aus
ande der Armeekorps genommen und zu
rvedivision vereinigt, welche dazu be=
r, die Kriegsbesatzung der Bundesfestun=
rstärken; nur über das Kontingent von
a. M. blieb dem Bundesfeldherrn beson=
mmung vorbehalten. Im J. 1839 wurde
daß ¼ Proz. der Matrikularbevölkerung
ontingent stets bereit zu halten sei, und
en nur ⅓ Proz. für die erst beim Aus=
Hauptkontingents aufzustellende Reserve.
desbeschluß vom 27. April 1861 wurde
des Ersatzkontingents auf ⅓ Proz. er=
as Reservekontingent zum Hauptkontin=
gen, wodurch dieses auf 1½ Proz. der
bevölkerung gebracht wurde. Das Bun=
faßte mithin einschließlich der Ersatz=
Proz. der Bevölkerung.
ndern Verhältnisse der kleinen Kontin=
gten mannichfache Abweichungen von
Bundeskriegsverfassung niedergelegten
über die Organisation der Truppen.
division bestand aus den Kontingenten
sischen, anhaltischen, hohenzollernschen,
lippeschen Staaten, sowie Waldecks,
burgs, Liechtensteins und der Stadt
a. M.; diese Kontingente bestanden ledig=
fanterie. Nassau und Mecklenburg=Stre=
n von der Stellung von Reiterei entbun=
en dagegen mehr Artillerie; Luxemburg
burg stellten keine Artillerie, dafür aber
terei. Im J. 1840 wurde sodann ange=
s diejenigen Kontingente, welche kein voll=
Bataillon aufstellten, zu kombinierten
n zusammengestellt werden sollten. Im
Juni 1846 wurden allgemeine Vorschrif=
Musterung der Bundestruppen erlassen;
erungen wurden sodann in Zeiträumen
7 Jahren angeordnet. Zur Zeit des
traf man einige Vorkehrungen zur Ver=
s Bundesheers. Man erhöhte das Haupt=
auf 1⅙ Proz. und verfügte die ständige
ung des Reservekontingents; die Zahl
00 Mann bereit zu haltenden Geschütze
2½ erhöht. Durch den bereits erwähn=
sbeschluß vom 27. April 1861 erfolgte
völlige Verschmelzung des Haupt= und
tingents unter gleichzeitiger Verdoppe=
rsatzkontingents. Von diesem Zeitpunkte
die Stärke des Heeres bis zur Auflösung
es 553028 Mann, von denen 452474
das Hauptkontingent und 100554 auf
kontingent entfielen, nebst 1134 Feld=
Die Verteilung nach Waffengattungen
r, auf der Matrikel vom Jahre 1860 be=
Tabelle zu entnehmen:

Waffengattung	Gesamt= stärke	Haupt= Kontingent	Ersatz= Kontingent
Scharfschützen.	28 438	23 268	5170
Infanterie ...	398 197	325 797	72 400
Reiterei......	69 218	56 630	12 588
Feldartillerie .	50 254	41 118	9136
Pioniere.....	6921	5661	1260

Die Stärke der von den einzelnen Bundesstaaten zu stellenden Kontingente zeigt folgende Tabelle:

Armee= korps	Staat	Gesamt= stärke	Haupt= Kontingent	Ersatz= Kontingent
1.—3.	Österreich	173 841	142 233	31 608
4.—6.	Preußen	147 170	120 412	26 758
7.	Bayern	65 268	53 400	11 868
8.	Württemberg	25 585	20 933	4652
8.	Baden	18 334	15 000	3334
8.	Großherzogtum Hessen	11 357	9293	2064
9.	Sachsen	22 000	18 000	4000
9.	Kurhessen	10 413	8519	1894
9.	Nassau	6720	5498	1222
9.	Limburg	1064	870	194
9.	Luxemburg	1913	1565	348
10.	Hannover	23 933	19 581	4352
10.	Braunschweig	3842	3144	698
10.	Holstein=Lauenburg	6600	5400	1200
10.	Mecklenburg=Schwerin	6564	5370	1194
10.	Mecklenburg=Strelitz	1317	1077	240
10.	Oldenburg	4114	3366	748
10.	Lübeck	747	611	136
10.	Bremen	823	673	150
10.	Hamburg	2379	1947	432
Reservedivision	Sachsen=Altenburg	1802	1474	328
Reservedivision	Sachsen=Coburg=Gotha	2046	1674	372
Reservedivision	Sachsen=Meiningen	2110	1726	384
Reservedivision	Sachsen=Weimar	3685	3015	670
Reservedivision	Anhalt=Dessau	1564	1280	284
Reservedivision	Anhalt=Bernburg	677	555	122
Reservedivision	Hessen=Homburg	366	300	66
Reservedivision	Waldeck	953	779	174
Reservedivision	Lippe	1297	1061	236
Reservedivision	Schaumburg=Lippe	385	315	70
Reservedivision	Schwarzburg=Sondershausen	826	676	150
Reservedivision	Schwarzburg=Rudolstadt	989	809	180
Reservedivision	Liechtenstein	100	82	18
Reservedivision	Reuß	1365	1117	248
Reservedivision	Frankfurt	879	719	160

Über die Festungen des Bundes s. Deutsche Bundesfestungen.

Über die Küstenverteidigung waren trotz wiederholter Anregung von preuß. Seite gemeinsame Bestimmungen nicht getroffen und die Bundesküste war schutzlos gegen den Angriff fremder Flotten, soweit nicht Österreich und Preußen auf ihrem Gebiete Verteidigungseinrichtungen getroffen hatten; nicht einmal die Mündungen der Elbe und Weser waren durch Befestigungen gesichert. Die Anfänge einer deutschen Flotte aus den J. 1848—50 waren 1852 wieder verkauft worden und, soweit sie seetüchtig waren, in preuß. Besitz übergegangen.

III. Seit Begründung des Norddeutschen Bundes, resp. des Deutschen Reichs (1866, resp. 1871). Nach den im Frieden zu Prag 23. Aug. 1866 getroffenen Bestimmungen vereinigte Preußen alle nördlich des Mains gelegenen ehemaligen deutschen Bundesländer mit Ausschluß von Luxemburg und Limburg, aber mit Einschluß der preuß. Provinzen Ost= und Westpreußen und Posen, sowie des Herzogtums Schleswig zum Norddeutschen Bunde, dessen erster Reichstag am 24. Febr. 1867 in Berlin zusammentrat und die Verfassung beriet; letztere erhielt 1. Juli 1867 Gesetzeskraft. Die Verfassung stellte das gesamte Militär= und Marinewesen unter die Bundesgesetzgebung; dem Bundespräsidium (der Krone Preußen) stand allein das Recht zu, Krieg zu erklären und Frieden oder Bündnisse zu schließen. Solche Bündnisse waren mit den süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden gelegentlich der Friedensverhandlungen bereits zum Abschlusse gelangt, wurden jedoch zunächst

[illegible]

[illegible] ausgezeichnet und nimmt [illegible]

Übungen teil, welche zusammen die Dauer von 18 Wochen (10, 4, 2 und 2 Wochen) nicht überschreiten sollen. Das Prinzip vollständiger militärischer Freizügigkeit ist in dem Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst ausgesprochen.

Das in Krieg und Frieden unter dem Oberbefehle des Kaisers stehende Reichsheer wird aus dem stehenden Heere und der Landwehr gebildet. Nach dem Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874 betrug die Friedenspräsenzstärke des Heers an Unteroffizieren und Mannschaften für die Zeit vom 1. Jan. 1875 bis zum 31. Dez. 1881 ohne Anrechnung der Einjährig-Freiwilligen 401 659 Mann. Die Infanterie wurde damals in 469 Bataillone, die Kavallerie in 465 Schwadronen, die Feldartillerie in 300 Batterien, von welchen je 2 bis 4 eine Abteilung bildeten, die Fußartillerie in 29, die Pioniertruppe und der Train in je 18 Bataillone und die Eisenbahntruppe in 2 Bataillone und 1 (bayr.) Kompagnie formiert. Die Bataillone haben 4, die des Trains 2 (einige 3) Kompagnien. Bei der Infanterie wurde aus 3 Bataillonen (ein großherzoglich hess. Regiment bestand aus nur 2 Bataillonen), bei der Kavallerie aus 5 Schwadronen, bei der Feldartillerie aus 2—3 Abteilungen, bei der Fußartillerie aus 2 Bataillonen ein Regiment formiert; 2 oder 3 Regimenter werden zu einer Brigade, 2 oder 3 Brigaden Infanterie und Kavallerie zu einer Division vereinigt; aus 2—3 Divisionen mit den entsprechenden Artillerie-, Pionier- und Trainformationen wird ein Armeekorps gebildet, sodaß die Heeresmacht des Deutschen Reichs im Frieden aus 18 Armeekorps (einschließlich des preuß. Gardekorps) besteht. Zwei Armeekorps werden von Bayern, je eins von Sachsen und Württemberg gestellt, während Preußen mit den übrigen Staaten 14 Armeekorps formiert. Für je 3—4 Armeekorps besteht eine Armee-Inspektion. Das Gebiet des Deutschen Reichs wird in 17 Armeekorpsbezirke geteilt, in denen die kommandierenden Generale, unbeschadet der Souveränetätsrechte der einzelnen Staaten, die Militärbefehlshaber sind. Als Grundlage für die Organisation der Landwehr, sowie zum Zweck der Heeresergänzung werden die Armeekorpsbezirke in Divisions- und Brigadebezirke und diese, je nach Umfang und Bevölkerungszahl, in Landwehrbataillons- und Kompagniebezirke eingeteilt.

Das preuß. Gardekorps hat keinen Territorialbezirk, da es sich aus der ganzen preuß. Monarchie, sowie aus Elsaß-Lothringen ergänzt. Die Territorialbezirke der übrigen Armeekorps sind die folgenden: 1. Korps (Hauptquartier Königsberg) die Provinzen Ostpreußen und Westpreußen (außer den westlichsten Kreisen). 2. Korps (Stettin) die Provinz Pommern, Regierungsbezirk Bromberg und die westlichsten Kreise der Provinz Westpreußen. 3. Korps (Berlin) die Provinz Brandenburg. 4. Korps (Magdeburg) die Provinz Sachsen, die Herzogtümer Anhalt und Sachsen-Altenburg, die Fürstentümer Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt, die Fürstentümer Reuß ältere und jüngere Linie. 5. Korps (Posen) die Regierungsbezirke Posen und Liegnitz. 6. Korps (Breslau) die Provinz Schlesien (außer dem Regierungsbezirk Liegnitz). 7. Korps (Münster) die Provinz Westfalen (außer den südlichsten Kreisen) und der Regierungsbezirk Düsseldorf (außer den südwestl. Kreisen), die Fürstentümer Lippe und Schaumburg-Lippe. 8. Korps (Koblenz) die Rheinprovinz (außer dem zum 7. Korps gehörenden Teile des Regierungsbezirks Düsseldorf und dem Kreise Wetzlar), das oldenb. Fürstentum Birkenfeld. 9. Korps (Altona) die Provinz Schleswig-Holstein, die Landdrostei Stade, die Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz, das oldenb. Fürstentum Lübeck, die drei Hansestädte. 10. Korps (Hannover) die Provinz Hannover (außer der Landdrostei Stade), Kreis Rinteln des Regierungsbezirks Kassel, Herzogtum Oldenburg, Herzogtum Braunschweig. 11. Korps (Kassel) die Provinz Hessen-Nassau (außer dem Kreise Rinteln) und der Kreis Wetzlar vom Regierungsbezirk Koblenz, die nicht zum 7. Korps gehörigen südlichsten Kreise Westfalens, das Großherzogtum Sachsen-Weimar, die Herzogtümer Sachsen-Coburg-Gotha und Sachsen-Meiningen, das Fürstentum Waldeck; dazu das Großherzogtum Hessen, welches als Bezirk der 25. Division teilweise (namentlich in Ersatzangelegenheiten) die Selbständigkeit eines Korpsbezirks hat. 12. Korps (Dresden) das Königreich Sachsen. 13. Korps (Stuttgart) das Königreich Württemberg. 14. Korps (Karlsruhe) das Großherzogthum Baden und Hohenzollern. 15. Korps (Straßburg) das Reichsland Elsaß-Lothringen. (Die Truppenteile des Korps, die von Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg gestellt sind, ergänzen sich aus den Bezirken, aus denen sie stammen, während die Ersatzmannschaften des Bezirks auf die Truppenteile anderer Korps verteilt werden.) Die beiden letzten Armeekorpsbezirke bildet Bayern, die Generalkommandos derselben befinden sich in München und Würzburg.

Mit dem 1. April 1881 ist die Novelle zum Reichsmilitärgesetze vom 6. Mai 1880 in Kraft getreten und dadurch die Organisation des Reichsheers verändert worden. Die Truppenteile des stehenden Heers wurden um 34 Bataillone Infanterie (11 Regimenter und 1 Bataillon), 40 fahrende Batterien Feldartillerie, 1 Regiment Fußartillerie (2 Bataillone) und 1 Pionierbataillon vermehrt, jedoch keine höhern Stäbe errichtet; sämtliche Infanterieregimenter besaßen nunmehr 3 Bataillone.

Wie sich in der Zeit vor und nach dem 1. April 1881 die Truppenteile des stehenden Heers auf die vier selbständigen Militärverwaltungen von Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg verteilten, zeigt folgende Tabelle:

Truppen	Bis zum 31. März 1881 standen unter der Militärverwaltung von				Vom 1. April 1881 ab standen unter der Militärverwaltung von			
	Preußen	Bayern	Sachsen	Württemberg	Preußen	Bayern	Sachsen	Württemberg
Bataillone Infanterie	344	54	27	24	369	57	33	24
» Jäger	14	4	2	—	14	4	2	—
Regimenter Kürassiere	10	—	—	—	10	—	—	—
» schwere Reiter	—	2	2	—	—	2	2	—
» Dragoner	26	—	—	2	26	—	—	2
» Husaren	18	—	2	—	18	—	2	—
» Ulanen	19	2	2	2	19	2	2	2
» Chevaulegers	—	6	—	—	—	6	—	—
Feldbatterien, fahrende	196	28	16	14	228	32	18	16
» reitende	38	6	2	—	38	6	2	—
Bataillone Fußartillerie	22	4	2	1	24	4	2	1
» Pioniere	14	2	1	1	15	2	1	1
» Eisenbahntruppen	2	1/4	—	—	2	1/4	—	—
Trainkompagnien	31	4	2	2	31	4	2	2
Sanitätskompagnien	—	2	—	—	—	—	—	—

Die den bayr. Trainbataillonen bis zum Jahre 1880 zugeteilten beiden Sanitätskompagnien sind aufgelöst worden.

Die unter preuß. Militärverwaltung stehenden Bundesstaaten stellen folgende Kontingente: Baden 6 Infanterie-, 3 Dragoner-, 2 Feldartillerieregimenter (zusammen 15 fahrende und 1 reitende Batterien stark), sowie je 1 Bataillon Fußartillerie, Pioniere und Train; Hessen 4 Infanterie-, 2 Dragoner- und 1 Feldartillerie- (5 fahrende und 1 reitende Batterien) Regimenter, nebst 1 Trainkompagnie; Mecklenburg-Schwerin 2 Infanterie- (zusammen 5 Bataillone) und 2 Dragonerregimenter nebst 3 fahrenden Batterien; Mecklenburg-Strelitz 1 Infanteriebataillon und 1 fahrende Batterie; Oldenburg 1 Infanterie- und 1 Dragonerregiment; Braunschweig 1 Infanterie- und 1 Husarenregiment nebst 1 fahrenden Batterie; Anhalt 1 Infanterieregiment; Thüringen 3 Infanterieregimenter; Lübeck, Bremen und Hamburg zusammen 2 Infanterieregimenter. Die Friedensstärke des Reichsheers beläuft sich 1883 auf 18128 Offiziere, 427274 Mannschaften (darunter 51586 Unteroffiziere, 13429 Spielleute, 345848 Gefreite und Gemeine, 5532 Lazarettgehilfen, 10091 Ökonomiehandwerker und 788 Zahlmeisteraspiranten) und 81629 Dienstpferde, sowie 1698 Ärzte, 784 Zahlmeister, 624 Roßärzte, 656 Büchsenmacher und 93 Sattler. Der Friedensstand an Offizieren, Mannschaften und Dienstpferden verteilt sich auf die vier selbständigen Militärverwaltungen beziehungsweise auf die einzelnen Waffengattungen folgendermaßen:

Militärverwaltung	Offiziere	Mannschaft	Dienstpferde
Preußen	14004	330629	64167
Bayern	2214	50224	8886
Sachsen	1137	27606	5133
Württemberg	773	18815	3443
Waffengattung			
Stäbe, nichtregimentierte Offiziere	2014	4	—
Infanterie	9532	278826	—
Jäger	424	11120	—
Landwehr	348	4763	—
Kavallerie	2358	64699	62581
Feldartillerie	1801	34817	16591
Fußartillerie	726	16349	—
Pioniere und Eisenbahntruppen	412	10838	—
Train	200	4905	2457
Besondere Formationen	313	953	—

Zu den «besondern Formationen» gehören die Schloßgardekompagnie in Berlin, die Garde-Unteroffizierkompagnien in Stuttgart und Darmstadt, die Leibgarde der Hartschiere in München, das reitende Feldjägerkorps in Berlin, die Festungsreserveabteilungen, Halbinvalide, die Militärturnanstalt, die Militärerziehungs- und -Bildungsanstalten.

Auf dem **Kriegsfuß** besteht die Armee aus den Feldtruppen, den Ersatztruppen und den Besatzungstruppen. Die Friedenskadres werden aus dem Beurlaubtenstande auf die Kriegsstärke ergänzt, erhalten die noch erforderlichen Pferde und bespannen ihre Munitions- und Trainwagen. Jedes Linieninfanterieregiment bildet ein Ersatzbataillon, jedes Jäger-, Pionier- und Trainbataillon eine Ersatzkompagnie, jedes Feldartillerieregiment 2 Ersatzbatterien. Von den Kavallerieregimentern, die nur mit 4 Schwadronen ins Feld rücken, bleibt die 5. Schwadron als Ersatzschwadron zurück. Die Fußartilleriebataillone werden auf Kriegsstärke ergänzt, außerdem wird eine entsprechende Anzahl Fußartilleriebataillone der Landwehr gebildet. An Feldreserve- und Besatzungstruppen werden 66 Besatzungsbataillone, 293 Landwehrbataillone, 20 Jägerkompagnien, 36 Kavallerieregimenter, 54 Reservebatterien und 48 Pionierkompagnien aufgestellt. Dadurch werden, ohne den Landsturm und die besondern Formationen folgende Kriegsstärken erreicht:

	Offiziere	Unteroffiziere u. Gemeine	Geschütze
für die Feldarmee	19391	744031	2040
» » Ersatztruppen	4796	296614	444
» » Feldreserve- und Besatzungstruppen	11240	416032	324
für die gesamte Armee	35427	1456677	2808

Hierzu kommen noch 27000 Köpfe an Ärzten, Zahlmeistern, Roßärzten, Büchsenmachern, Sattlern, Beamten und sonstigem Hilfspersonal, sowie 312731 Pferde (ohne die Feldmunitionsreserve und die Bespannungen des Belagerungsparks). Für die Infanterie und Jäger der Feldarmee wird in der Regel die im Frieden bestehende Einteilung in Brigaden, Divisionen und Armeekorps beibehalten. Jeder Infanteriedivision wird ein Kavallerieregiment zu 4 Schwadronen, sowie eine Feldartillerieabteilung zu 4 Batterien zugeteilt. Die übrigen Kavallerieregimenter werden unter Zuteilung von reitenden Batterien in Kavalleriedivisionen zusammengestellt und diese den Armeekorps oder den aus mehrern Korps zu bildenden Armeen überwiesen. Die nicht den Infanterie- und Kavalleriedivisionen zugeteilten Batterien bilden die Korpsartillerie. Die Feldartillerie stellt außerdem bei jedem Korps eine Anzahl von Infanterie- und Artilleriemunitionskolonnen auf. Von den Pionierbataillonen werden je 3 Kompagnien mobil und mit den Brücken- und Schanzzeugkolonnen den Infanteriedivisionen, resp. der Korpsartillerie, zugeteilt. Aus den Trainbataillonen werden die Proviantkolonnen, die Feldlazarette und Sanitätsdetachements für die Korps und Divisionen gebildet. Die Besatzungstruppen werden, je nach Bedarf, zu Reservekorps oder -Divisionen vereinigt oder zu Etappenzwecken oder zu Festungsbesatzungen verwendet.

Bei der **Bewaffnung** der Infanterie und der Fußtruppen ist das Zündnadelgewehr im Laufe des Jahres 1882 überall durch das Gewehr Modell 71 (Mauser) ersetzt worden. Für die Kavallerie ist ein Karabiner Modell 71 bestimmt, mit dem sämtliche leichte Kavallerieregimenter und von jeder Schwadron der Ulanen- und schweren Reiterregimenter 32 Mann bewaffnet sind. Die Feldartillerie ist mit ummäntelten gußstählernen Röhren von großer Schußrasanz und Präcision auf Lafetten von Stahlblech ausgerüstet, und zwar haben die reitenden Batterien das 8-Centimetergeschütz Konstruktion von 1873, die fahrenden Batterien das 9-Centimetergeschütz Konstruktion von 1873. Für die Festungs-, Belagerungs- und Küstenartillerie bestehen mehrere Kaliber gezogener Geschütze und gezogener Mörser; die glatten Geschütze sind nur noch für wenige Zwecke erhalten.

Das **Festungssystem** des Deutschen Reichs ist nach den Erfahrungen des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71 neu geordnet. Die neugewonnenen Festungen Metz, Straßburg, Diedenhofen, Bitsch (als Eisenbahnsperrfort) und Neubreisach sind erweitert und ausgebaut, die übrigen in Elsaß-

Lothringen aufgegeben; letzteres ist auch mit Landau, Minden, Erfurt, Wittenberg, Kosel, Graudenz, Stettin, Kolberg und Stralsund, letztere beide ausschließlich der Werke an der Küste und auf Rügen, geschehen; bei Graudenz sind einige Befestigungen zum Schutze der Eisenbahnbrücke erhalten. Dagegen sind beibehalten und großenteils erweitert worden Köln, Koblenz, Mainz, Rastatt, Ulm, Ingolstadt, Magdeburg, Spandau, Küstrin, Posen, Thorn, Danzig, Königsberg, Glogau, Neisse, Memel, Pillau, Swinemünde, Friedrichsort, Sonderburg-Düppel, die Befestigungen an der untern Elbe (Cuxhaven) und Weser (Geestemünde), Wilhelmshaven; bei Kiel sind Befestigungen der Stadt und des Hafens gegen Angriffe von der Landseite her im Bau begriffen. Ferner sind beibehalten, ohne Erweiterungen erfahren zu haben: die Festungen Feste Boyen, Glatz, Torgau, Wesel, Saarlouis, Königstein und Germersheim, sowie die Brückenbefestigungen von Marienburg, Dirschau und Düsseldorf.

Deutsche Herren, s. Deutsche Ritter.

Deutscher Kaffee, gleichbedeutend mit Cichorien (s. d.).

Deutscher Kaiser ist der Name, welchen nach Artikel 11 der Deutschen Reichsverfassung (s. unter Deutschland und Deutsches Reich, S. 225) der an der Spitze des Deutschen Reichs als Präsident des Bundes stehende König von Preußen führt. Über die amtliche Bezeichnung der frühern Kaiser s. unter Deutscher König.

Deutsche Karten nennt man diejenigen Spielkarten (s. d.), bei denen die vier Farben als Eichel, Grün, Rot und Schellen unterschieden sind.

Deutscher König, eine Bezeichnung der Herrscher Deutschlands in frühern Jahrhunderten, die zwar oft gebraucht wird, aber nie von diesen als Titel angewendet worden ist. Die karolingischen Könige Deutschlands nannten sich «König der Franken», ihre Nachfolger aber schlechtweg «König», oder wenn sie die röm. Kaiserkrönung erlangt hatten, bloß «Kaiser» (imperator augustus). Erst Otto III. fügte 996 dem Kaisertitel und erst Heinrich V. 1106 dem Königstitel das später gebliebene Romanorum hinzu. Friedrich I. nahm auch in letztern das augustus auf, wozu man bald noch semper setzte, sodaß die amtliche Bezeichnung der deutschen Könige oder Kaiser, und zwar bis ans Ende des alten Reichs, lautete: Romanorum rex (imperator) semper augustus, und in deutschen Urkunden: «Römischer König (Kaiser) zu allen Zeiten Mehrer des Reichs». (Vgl. auch den Art. König.) Der erste Deutsche Kaiser ist Kaiser Wilhelm I.

Deutscher Krieg von 1866. Österreich und Preußen waren durch den Frieden von Wien (30. Okt. 1864) in den Besitz der Elbherzogtümer gekommen und über deren gemeinsame Verwaltung, noch mehr aber die endgültige polit. Stellung von Schleswig-Holstein, in ernste Zerwürfnisse geraten, welche durch den Vertrag von Gastein (14. Aug. 1865), der die Überlassung Lauenburgs an Preußen gegen Geldentschädigung von $1\frac{1}{2}$ Mill. Thlrn. sowie eine getrennte Verwaltung für Schleswig und Holstein bestimmte, für kurze Zeit beschwichtigt wurden, zu Anfang 1866 sich jedoch wieder verschärften. Die grundsätzliche Verschiedenheit der polit. Ziele beider Mächte ließ einen Krieg zwischen Österreich und Preußen, der überhaupt über ihre Stellung in Deutschland entscheiden mußte, mehr und mehr als unvermeidlich erscheinen. Österreich warb insgeheim Bundesgenossen in Deutschland und verstärkte die Truppen in Böhmen und Mähren, wodurch Preußen sich bedroht und Ende März zu Gegenrüstungen veranlaßt sah. Ein darüber entstandener Notenwechsel nahm einen immer gereiztern Ton an; die Rüstungen wurden fortgesetzt. Vom 3. bis 12. Mai erfolgten die Befehle zur Mobilmachung der preuß. Armee, welche in 14 Tagen planmäßig vollendet war. Am 5. Juni war der Aufmarsch an der sächs.-böhm. Grenze beendet. Zwischen Preußen und Italien führte Ende April das gemeinsame Interesse zu einem Schutz- und Trutzbündnis. Österreich hatte zwar (Note vom 26. April) den Schwerpunkt seiner Rüstungen, um den Schein der durch Note vom 18. April vorgeschlagenen und von Preußen unter dem 21. April angenommenen Entwaffnung zu wahren, nach Venetien verlegt, doch konnten die Streitkräfte von dort mittels der Schienenwege schnell wieder nach dem Norden geschafft werden. Diese Maßregel erregte in Berlin tiefes und allgemeines Mißtrauen. Unter dem 30. April erklärte dann das österr. Kabinett, es müsse die Unterhandlungen über die gleichzeitige Abrüstung für erschöpft halten. Am 27. Mai versuchten die Großmächte den drohenden Bruch noch durch den Vorschlag einer Konferenz zu verhindern, welche Preußen annahm, Österreich jedoch durch die Forderung, daß auf derselben nicht über Venetien verhandelt werde, unmöglich machte. Am 1. Juni brachte Österreich die schlesw.-holstein. Frage zur Entscheidung an den Bund und berief zum 11. die holstein. Stände nach Itzehoe. Darauf hin erklärte Preußen den Gasteiner Vertrag für gebrochen, beantragte 2. Juni die Zurückziehung der preuß. und österr. Truppen aus den Bundesfestungen und ließ 7. Juni die Truppen aus Schleswig unter General von Manteuffel in Holstein einrücken, aus welchem Lande der österr. Statthalter, Feldmarschalllieutenant von Gablenz, die einzige Brigade, welche hier stand (General Kalik), abmarschieren ließ. Österreich stellte hierauf beim Bunde den Antrag auf Mobilmachung der ganzen Bundesarmee, mit Ausschluß des preuß. Kontingents, und dieser Antrag, obgleich Preußen ihn als Kriegserklärung bezeichnete, wurde 14. Juni von der Majorität angenommen. Noch bot Preußen den Königen von Hannover und Sachsen und dem Kurfürsten von Hessen 15. Juni die Garantie ihrer Souveränetät an, wenn sie neutral bleiben und sich den in den preuß. Cirkulardepeschen vom 24. März und 11. April aufgestellten und 10. Juni an den Bund gebrachten Reformvorschlägen für die Bundesverfassung anschließen würden. Diese Forderungen wurden jedoch abgelehnt, worauf unmittelbar die Kriegserklärung an die drei Staaten erfolgte. Mit Österreich betrachtete Preußen sich schon durch dessen Vorgehen am Bunde als thatsächlich im Kriegszustande befindlich und ließ dies 21. Juni nur noch vermittelst eines Schreibens, das den österr. Vorposten übergeben wurde, förmlich erklären.

Österreich hatte gegen Preußen eine sog. Nordarmee unter Feldzeugmeister von Benedek, gegen Italien eine Südarmee unter Erzherzog Albrecht aufgestellt. Die Nordarmee umfaßte sieben Armeekorps (1. bis 4., 6., 8. und 10.), jedes bestehend aus 4 Brigaden (zu 6 Infanterie- und 1 Jägerbataillon, 1 Escadron und 1 Batterie), einer Geschützreserve von 6 Batterien, 2 leichten und 3 schweren Reserve-Kavalleriedivisionen, die erstern zu 6 und 4, die letztern zu 6 Regimentern mit je 2 Batterien. Die

Gesamtstärke der Nordarmee betrug, einschließlich des sächs. Korps (24000 Mann), 271000 Kombattanten. Dazu kamen noch die Besatzungen von Krakau, Olmütz, Theresienstadt, Josephstadt und Königgrätz, etwa 54000 Mann, und 1 Brigade (7000 Mann) bei der süddeutschen Bundesarmee. Die Feldtruppen seiner Bundesgenossen betrugen: Bayern 52000 (und 10000 Besatzungstruppen), Württemberg 16250, Baden 10850, Hessen 9400, Nassau 5400, Hannover 18400, Kurhessen 7000 Kombattanten. Preußens Streitkräfte waren in drei Armeen formiert. Die Erste Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl (2., 3., 4. Armeekorps nebst 1 Kavalleriekorps) stand rechts von der Elbe an der sächs. Grenze bis Görlitz (93300 Kombattanten); ihr war zuerst noch das Gardekorps zugeteilt, das Mitte Juni zur Zweiten Armee abrückte. Diese Zweite Armee unter dem Kronprinzen, anfangs in weitläufigen Kantonnierungen bei Landshut und Hirschberg stehend, war jetzt bei Neisse konzentriert (1., 5., 6. Korps und die Garden, zusammen 115000 Kombattanten). Die Elbarmee unter General Herwarth von Bittenfeld, 1 Division vom 7., das 8. Armeekorps (zusammen 46000 Kombattanten), sowie ein aus Landwehr bei Berlin neugebildetes Reservekorps (24300 Kombattanten), stand auf dem linken Elbufer gegen Sachsen. Im ganzen kann man diese drei Armeen, ohne das Reservekorps, auf 254000 Mann berechnen. Diese Kriegsmacht zählte nur völlig ausgebildete Soldaten in ihren Reihen und stand seit 6. Juni schlagfertig, was bei der österreichischen, trotz der längern Rüstung, noch nicht vollständig der Fall war. Außerdem stand die 13. Division (14300 Mann) bei Minden, das Korps Manteuffel (14100 Mann) bei Hamburg und die Division Beyer (19600 Mann) bei Wetzlar zur Bekämpfung der deutschen Bundesarmee bereit, aus denen später die Mainarmee (48000 Kombattanten) zusammengestellt worden ist. Im ganzen bezifferten sich die Feldtruppen Preußens auf 326600, die seiner Gegner auf 397000 Kombattanten, abgesehen von den gegen Italien aufgestellten drei österr. Armeekorps (5., 7. und 9). Im Osten war somit Preußen um 7600 Kombattanten stärker, im Westen aber um 78000 Kombattanten schwächer als die gegenüberstehenden Streitkräfte. Es ist hierbei das preuß. Reservekorps, welches nicht zur Verwendung im Feldkriege gekommen ist, mitgerechnet.

1. Feldzug in Böhmen. Für Preußen war nun kein längeres Verharren auf der Defensive statthaft. Unbedingt feindlich waren die vier Königreiche (von denen Bayern 14. Juni in Olmütz einen besondern Vertrag mit Österreich geschlossen), beide Hessen, Nassau, durch seine Lage genötigt auch Baden, schwankend die meisten kleinern Staaten; nur Coburg-Gotha und Lippe erwiesen sich gleich anfangs als seine Bundesgenossen. Die mit Österreich verbündeten Bundestruppen konnten sich zwischen die östl. und westl. Teile Preußens einschieben und deren Verbindung unterbrechen, die bayr. Armee von Franken her sich rasch mit der hessischen und hannöverschen zu einer Feldarmee von etwa 80000 Mann vereinigen und die sächsische mit der rasch nach Sachsen geworfenen österr. Hauptmacht gegen Berlin vordringen. Um diesem allem zuvorzukommen und der beschlossenen Offensive gegen Österreich eine gesicherte Basis mit freien Verbindungen zu geben, rückten, nachdem Hannover, Kurhessen und Sachsen das preuß. Ultimatum verworfen, gleichzeitig am 16. Juni die Preußen in die genannten Staaten, von Holstein aus das Korps Manteuffel, bald durch Landwehrtruppen verstärkt, von Minden aus General Vogel von Falckenstein mit der 13. Division (General von Goeben) in Hannover, die Division Beyer von Wetzlar aus in Kurhessen, endlich die Elbarmee und ein Teil der Ersten Armee in Sachsen ein. Die sächs. Truppen sprengten die Elbbrücken bei Riesa und Meißen und zogen sich 18. Juni nach Böhmen zurück, wohin der König von Sachsen folgte; sie nahmen bei Chlumetz-Pardubitz Stellung. Auf die Nachricht, daß Harburg besetzt (15. Juni mittags), wurde die hannöv. Armee bei Göttingen versammelt, wohin der König mit dem Kronprinzen folgte. Die Kurhessen räumten Kassel und versammelten sich bei Hanau, während der Kurfürst von Hessen, welcher zurückgeblieben war und jede Nachgiebigkeit verweigerte, in Wilhelmshöhe gefangen genommen wurde.

Nach diesen Erfolgen wurde die weitere Bekämpfung der Gegner auf dem westl. Kriegstheater einer aus den obenerwähnten drei Divisionen gebildeten Mainarmee unter General Vogel von Falckenstein, zu welcher noch ein in der Errichtung begriffenes zweites Reservekorps stieß, überlassen, und die gegen Österreich aufgestellten drei Armeen konnten die Offensive ergreifen, zu welcher General von Moltke als Chef des Generalstabes der Armee den Operationsplan entworfen hatte. Die Zweite Armee, welche bei Neisse stand, erhielt 19. Juni Befehl, hier nur ein Korps (das 6. Armeekorps) stehen zu lassen, mit den übrigen aber in Böhmen einzurücken und mit der Ersten Armee Verbindung zu suchen; ein zweiter Befehl, 22. Juni eingetroffen, erteilte beiden Armeen die Marschrichtung auf Gitschin. Die Erste Armee sollte aus der sächs. und preuß. Oberlausitz über Reichenberg, die Elbarmee von Dresden aus über Gabel (weil die nähere Straße im Elbthal durch den von den Sachsen noch besetzten Königstein gesperrt war) vorrücken. Die Sicherung der oberschles. Grenze blieb zwei Detachements (General von Knobelsdorff und General Graf Stolberg) überlassen, welche hier den Parteigängerkrieg führten. Unterdessen hatte aber auch Feldzeugmeister Benedek bereits 17. Juni seine Hauptmacht von Olmütz nach Böhmen abrücken lassen, wahrscheinlich um den Prinzen Friedrich Karl in der Lausitz zu schlagen und dann gegen Berlin vorzudringen. Die gutkombinierten, rasch ineinandergreifenden Bewegungen der Preußen kamen diesem Unternehmen jedoch zuvor. Die preuß. Armeen standen zwar noch 225 km voneinander getrennt, vereinigten sich aber dennoch rechtzeitig zur Hauptschlacht. Die Armee des Kronprinzen war während des Durchzugs durch die Grenzgebirge zumeist gefährdet, wenn Benedek sich mit vereinten Kräften auf sie geworfen hätte. Um ihren Vormarsch zu erleichtern, begann der Einmarsch der beiden andern preuß. Armeen um drei Tage früher (23. Juni). Man traf zunächst auf das 1. österr. Korps (Clam-Gallas), dessen Gros bei Münchengrätz stand und die sog. »eiserne Brigade« Poschacher gegen Reichenberg, die Brigade Leiningen nach Hühnerwasser vorgeschoben hatte. Nach einigen kleinern Gefechten und einer Kanonade bei Liebenau (25. Juni) rückten die Vortruppen des Prinzen Friedrich Karl am 26. gegen Podol, welches Dorf nebst der Iserbrücke in einem hartnäckigen Nachtgefecht, bei welchem es vielfach zum Handgemenge kam, durch General von

Besitz den Österreichern entrissen wurde. In diesem Gefecht wurde zum ersten mal die viergliederige Salve angewendet. Am 27. Juni hatte auch die Vorhut der Elbarmee bei Hühnerwasser ein glückliches Gefecht. Beide Armeen vereinigten sich am 28., worauf Prinz Friedrich Karl deren Oberbefehl übernahm und an demselben Tage den österr. General Clam-Gallas in dem blutigen Gefecht bei Münchengrätz (s. d.) schlug, worauf die Österreicher und Sachsen nach Gitschin zurückgingen. Auch hier wurden dieselben 29. Juni von zwei preuß. Divisionen angegriffen und aus einer steilen Felsposition nach der Stadt gedrängt, welche der Prinz Friedrich Karl noch in der Nacht nach erbittertem Straßenkampfe besetzte. Während die geschlagenen Truppen nach Horsitz zur Vereinigung mit der österr. Hauptarmee wichen, wurde Clam-Gallas, infolge einer ihm ungünstigen Meldung des Oberbefehlshabers nach Wien, seines Kommandos enthoben, das auf den General Grafen Gondrecourt überging.

Die österr. Hauptarmee stand damals mit dem Gros bei Königinhof und hatte, als der Rechtsabmarsch der preuß. Zweiten Armee bekannt geworden, das 6. Korps (Ramming) mit der Kavalleriedivision Holstein 27. Juni nach Skalitz, das 10. (Gablenz) gegen Trautenau und das 8. Korps (Erzherzog Leopold) gegen Jaromierz vorgeschoben. Von der schles. Armee rückte das 1. Korps (Bonin), gefolgt von der Kavalleriedivision Hartmann, über den Paß von Trautenau, das 5. (Steinmetz) über den Paß von Nachod nach Böhmen ein; das Gardekorps (Prinz August von Württemberg) hielt zwischen beiden Verbindung und marschierte über Braunau. Die Spitze des Gardekorps überschritt 26. Juni die Grenze, die beiden andern am 27. Das 6. Korps (Mutius), das zunächst bei Habelschwerdt gegen das 2. österreichische (Thun) stehen blieb, sollte baldmöglichst dem 5. folgen. Das 1. Korps stieß bei Trautenau, etwas unvorsichtig vorgehend, auf österr. Truppen. Die Vorhut nahm zwar den Ort, konnte aber nicht weiter vordringen. Das Gros traf ein, griff an und erreichte einigen Erfolg, weshalb General Bonin die ihm angetragene Unterstützung der Garden ablehnte. Gablenz zog jedoch frische Brigaden zum Gegenangriff vor und nötigte nach längerm verlustreichen Kampfe die Preußen zum Rückzuge in das Gebirge. Verfolgung fand nicht statt. Dagegen war an demselben Tage das 6. Korps (Ramming) bei Nachod durch das Erscheinen der Preußen überrascht worden. Die Vorhut derselben (General Löwenfeld) wurde gleichwohl mit Übermacht angegriffen und konnte sich nur mit höchster Anstrengung vor dem Passe behaupten. Die Lage war sehr kritisch. General Steinmetz entwickelte indessen allmählich sein ganzes Korps und ging dann zum Angriff über. General Wnuck warf in glänzender Attacke mit dem 1. Ulanen- und 8. Dragonerregiment zwei österr. Kürassierregimenter, welche dabei ihre Standarten verloren; die Infanterie leitete mit verheerendem Feuer ihre Bajonettangriffe ein. Von Stellung zu Stellung gedrängt, mußten die Österreicher weichen, und Feldmarschallleutnant Ramming erklärte sein Korps (die Meldung wurde aufgefangen) für nicht verwendbar am nächsten Tage. Feldzeugmeister Benedek verstärkte dasselbe durch das 8. Armeekorps, aber beide, unter Erzherzog Leopold, wurden 28. Juni von Steinmetz bei Skalitz geschlagen, indem sie aus allen Stellungen, zuletzt noch mit dem Bajonett aus der hinter dem Eisenbahndamme, geworfen worden, wobei auch die Stadt verloren ging. An demselben Tage griffen die preuß. Garden das 10. österr. Korps, welches durch seinen Erfolg sorglos gemacht war, bei Soor und Altrognitz an. Die Garden hatten anfangs gegen überlegene Artillerie zu kämpfen (12 gegen 64 Geschütze), gingen aber mit unwiderstehlichem Andrang bei Burgersdorf und Altrognitz vor und erstürmten Trautenau. Gablenz wurde vollständig geschlagen, auch ging eine Fahne verloren. Nun konnte auch das 1. Armeekorps unbehindert vorrücken. Am 29. Juni nahmen die Garden nach hartem Gefecht noch Königinhof, während Steinmetz bei Schweinschädel (Jaromierz) noch das 4. österr. Korps (Festetics) schlug. Jetzt traf auch das 6. preuß. Korps ein und vereinigte sich 30. Juni mit dem 5. bei Gradlitz; das 1. war den Garden gefolgt. Benedek ging nach diesen Unfällen der vorgeschobenen Korps (1., 6., 8. und 10.) über die Bistritz zurück und konzentrierte seine ganze Armee westlich der Festung Königgrätz. Prinz Friedrich Karl entsendete das 1. Garde-Dragonerregiment, um Verbindung mit dem Kronprinzen zu suchen, und dieses kam 30. Juni nach einem Gewaltmarsche bei Arnau auf dem rechten Flügel der Zweiten Armee an. Am 1. Juli erreichten Truppen dieser Armee Miletin, womit die Verbindung der gesamten preuß. Streitmacht vollkommen gesichert war.

König Wilhelm von Preußen, welcher auf die Nachricht von den ersten Siegen in Böhmen Berlin verlassen hatte, traf 2. Juli in Gitschin bei seinem Heere ein und übernahm dessen Oberbefehl. In seinem Gefolge befanden sich der General von Moltke, der Kriegsminister von Roon, der Ministerpräsident von Bismarck, außerdem viele fürstl. Personen. Man gedachte der Armee einen oder zwei Ruhetage zu geben; aber die abends 11 Uhr durch den General von Voigts-Rhetz, Generalstabschef der Ersten Armee, überbrachte Meldung, die Österreicher hätten den Abschnitt der Bistritz bei Sadowa überschritten, veranlaßte den Entschluß, am folgenden Tage eine Hauptschlacht zu liefern. Der Befehl dazu ging in dreifacher Ausfertigung in der Nacht an den Kronprinzen, und 3. Juli wurde bei Königgrätz die österr. Nordarmee nebst dem sächs. Korps entscheidend geschlagen. (S. Königgrätz.) Die unmittelbare Benutzung des Siegs, der schon 4 Uhr nachmittags entschieden war, erreichte nicht das große Vorbild Gneisenaus bei Waterloo. Die Infanterie war nach dem Riesenkampfe allerdings erschöpft, die zahlreiche Kavallerie aber, von der verhältnismäßig nur wenige Regimenter, diese allerdings mit glänzendem Erfolg, zum Einhauen gekommen waren, hätte, mit Anstrengung aller Kräfte, von beiden Flügeln in entscheidender Richtung vorgeführt, den fluchtartigen Rückzug des feindlichen Heers zur Elbe wahrscheinlich bis zur Zertrümmerung desselben steigern können. Am 4. Juli nachmittags 4 Uhr erst begann die preuß. Armee ihre unausgesetzte Verfolgung. Dieselbe überschritt die Elbe auf mehrern Punkten und erhielt nun, indem im Hauptquartier des Königs ein aufgefangenes Marschtableau Benedeks den fernern Operationsplan bestimmte, neue Befehle. Benedek nämlich hatte seine Hauptmacht eiligst seitwärts nach Olmütz geführt und nur das 10. Korps, die drei schweren und Edelheims leichte Kavalleriedivision nach Wien geschickt; das 8. Korps und die Sachsen bildeten zunächst die

Nachhut und blieben einen Marsch hinter der Armee zurück. Benedek hoffte dadurch die ganze preuß. Armee von der Hauptstadt abzuziehen und dieselbe bei Olmütz festzuhalten. Aber nur die preuß. Zweite Armee erhielt Befehl, ihm zu folgen, während die Erste Armee auf Brünn, die Elbarmee auf Iglau vorrückten, also in der geraden Richtung nach Wien. Der Kaiser von Österreich hatte nach der Schlacht bei Königgrätz Venetien an den Kaiser Napoleon abgetreten, in der Hoffnung, daß dieser Italien damit beschwichtigen, vielleicht auch selbst als Bundesgenosse für Österreich gewonnen werde. Der größte Teil der Südarmee wäre dadurch gegen Preußen verfügbar gewesen. Auch wurden bereits vom 7. Juli an das österr. 3. und 5. Korps mit der Südbahn nach Wien befördert und der Erzherzog Albrecht erhielt das Oberkommando über alle österr. Streitkräfte, das er 12. Juli übernahm. Benedek wurde angewiesen, mit der Nordarmee von Olmütz nach Wien zu rücken. Bei Floridsdorf waren inzwischen zur Verteidigung der Kaiserstadt provisorische, mit den schwersten Geschützen armierte Verschanzungen angelegt worden. Am 14. Juli setzte Benedek sein Heer in Marsch. Zu dieser Zeit befand sich das Hauptquartier des Königs von Preußen bereits in Brünn. Von der Zweiten Armee sollte das 1. Korps (Bonin) die Eisenbahn bei Prerau, also die Verbindung zwischen Olmütz und Wien, zerstören. Die Kavalleriedivision Hartmann nebst der Infanteriebrigade Malotki wurden 15. Juli dahin entsendet und stießen bei Tobitschau auf die Vorhut des österr. 8. Korps. Es kam zu einem lebhaften Gefecht, in welchem das 5. Kürassierregiment 20 feindliche Geschütze nahm. Die Benutzung der Eisenbahn nach Wien wurde aber den Österreichern (16. Juli) inzwischen durch General Horn, welcher Lundenburg besetzte, entzogen. Benedek mußte deshalb links der March über die Kleinen Karpaten nach Wien marschieren. Vor Josephstadt und Königgrätz war nur eine schwache preuß. Division (12.), vor Olmütz die 1. Division zurückgeblieben. Das Detachement des Generals Knobelsdorff hatte Österreichisch-Schlesien besetzt und marschierte auf Brünn. Die übrigen Korps der Zweiten Armee folgten in zwei Kolonnen über Brünn und Lundenburg der Ersten Armee, welche auf Wien marschierte, ebenso die Elbarmee, während die Garde-Landwehrdivision des nachgerückten 1. Reservekorps (Mülbe) Prag besetzt hatte.

Am 18. Juli verlegte der König Wilhelm sein Hauptquartier nach Nikolsburg, und das preuß. Heer stand nun im Marchfelde im Angesicht von Wien, noch 194000 Mann stark, hinter welchen in Böhmen, Mähren und Oberschlesien weitere 49600 Mann mobiler Feldtruppen in zweiter Linie verfügbar waren. Der Zahl nach mochte Erzherzog Albrecht über ungefähr dieselbe Truppenzahl verfügen, doch war der Zustand der österr. Armee, nach franz. Gesandtschafts- und andern glaubwürdigen Berichten, einer zweiten Schlacht nicht mehr gewachsen. Für das preuß. Heer dagegen wurden noch bedeutende Verstärkungen, namentlich 4. Bataillone der Infanterieregimenter, herangezogen, wodurch dasselbe vor Wien später eine größere Stärke erreichte als zu Beginn der Operationen. Es kam aber nicht mehr zum Äußersten. Kaiser Napoleon hatte nach Annahme Venetiens den kriegführenden Mächten seine Vermittelung angeboten, welche Österreich nicht ablehnen konnte. So wurden Verhandlungen angeknüpft, und als der Kaiser Franz Joseph in die vorgeschlagenen Friedensbedingungen gewilligt hatte, wurde 22. Juli mittags in Eibesbrunn zwischen General von Podbielski und dem österr. General von John zunächst eine fünftägige Waffenruhe abgeschlossen. Tags vorher hatte aber Prinz Friedrich Karl die 7. Division (Fransecky) mit der Kavalleriedivision Horn der bereits 17. Juli über die March gegen Preßburg vorgeschobenen 8. Division folgen lassen, um durch Einnahme dieser Stadt Benedek von Wien abzuschneiden und den spätern Rückzug der österr. Hauptarmee nach Ungarn zu erschweren. Dies führte 22. Juli zu dem Gefecht bei Blumenau, in welchem der Frontalangriff Franseckys durch eine Umgehung der Brigade Bose über die Berge unterstützt werden sollte. Diese Umgehung war bereits geglückt, als der Kampf um Mittag durch Bekanntwerden der Waffenruhe abgebrochen wurde. Der Waffenruhe folgte 26. Juli zu Nikolsburg zwischen General Freiherrn von Moltke und dem österr. Feldzeugmeister Grafen Degenfeld der Abschluß einer Konvention für einen förmlichen Waffenstillstand auf vier Wochen; gleichzeitig wurde daselbst von den Ministern der Präliminarfriede abgeschlossen. Noch vor Ablauf des Waffenstillstandes wurde 23. Aug. der Friede zu Prag (s. d.) zwischen Österreich und Preußen geschlossen, welchem der Abschluß der Friedensverhandlungen mit den deutschen Südstaaten, 13. Aug. mit Württemberg, 17. mit Baden, 22. mit Bayern, auf Grund der Nikolsburger Präliminarien vorausgegangen war. (S. Deutschland und Deutsches Reich.)

II. **Feldzug in West- und Süddeutschland.** Zu den letzterwähnten Friedensschlüssen hatten die preuß. Siege auf dem westl. Kriegstheater geführt. Die hannöv. Armee, welche sich beim unerwarteten Einmarsch der Preußen bei Göttingen versammelte und dort ihre Feldausrüstung vervollständigte, marschierte 21. Juni nach Eisenach und hätte wohl über den Thüringerwald durchbrechen und sich mit den Bayern vereinigen können. Unentschlossenheit und zwecklose Hin- und Hermärsche der Hannoveraner ließen aber den Preußen Zeit, von Berlin, Erfurt und Torgau Truppen bei Gotha mit dem dortigen verbündeten Kontingent zu vereinigen. König Georg stand noch in Verhandlungen mit Preußen, ohne indes die ihm gestellten Bedingungen anzunehmen, weil er noch immer auf einen Vorstoß der Bayern hoffte, während der bayr. Oberfeldherr mit Recht kein Hindernis für die Hannoveraner sah, sich durchzuschlagen. Die Hannoveraner waren im Abstand eines Tagemarsches von sehr überlegenen Kräften umstellt und wurden 27. Juni bei Langensalza vom preuß. General von Flies mit nur 9000 Mann angegriffen, um sie festzuhalten, bis die Einschließung vollendet sein würde. Der Angriff wurde, trotz anfänglicher Erfolge der Preußen, von der Übermacht (18000 Mann) zurückgeschlagen. Obschon die Hannoveraner mit ausgezeichneter Tapferkeit kämpften, namentlich ihre vortreffliche Kavallerie, mußten sie doch, nachdem sie 28. Juni vollständig eingeschlossen worden, eine Kapitulation eingehen, durch welche ihre Armee aufgelöst wurde. Jetzt erst konnte General Vogel von Falckenstein mit jenen drei Divisionen, welche sich zu einer Mainarmee (nunmehr 53000 Mann stark) vereinigten, die Operationen gegen die süddeutschen Armeekorps, zu denen noch die kurhess. und nassauischen Kontingente und später auch eine österr. Division (Neipperg) stießen, beginnen. Das 8. Bun-

er dem Prinzen Alexander von Hessen Mann, die bayr. Armee 52000, ob= m Etat auf 80000 Mann berechnet. der letztern, Prinz Karl von Bayern, den Oberbefehl über alle Bundes= lten und sollte in nordwestlicher Rich= operieren. Die Zusammensetzung des ps, das Truppen von sechs Kriegs= lt, hinderte schon dessen einheitliche ließ, der Entschlossenheit und Energie alckensteins gegenüber, keine Erfolge ieser zog seine drei Divisionen (Man= n, Beyer) 1. Juli bei Eisenach zusam= iff sogleich die Offensive, um sich zwi= n noch getrennten feindlichen Armeen as 8. Bundeskorps stand nördlich von M. Das bayr. Heer stand im Fulda= visionen vorgeschoben nach Dermbach; avalleriekolonne sollte links die Ver= dem 8. Korps aufsuchen. Diese stieß ünfeld auf die Vorhut der preuß. Di= welche auf der großen Straße nach lte, während Goeben links gegen die Dermbach abbog und Manteuffel bei= e folgte; sie wurde durch unerwarte= euer in Unordnung gebracht und ging löst zurück. Bei Dermbach griff an ge Goeben die Bayern an, zog jedoch Truppen zurück und beide Teile schrie= Sieg zu. Als dann die bayr. Armee g, um sich dem 8. Korps zu nähern, jes sich bei Frankfurt versammelte, inarmee den Vormarsch über Fulda schritt 9. Juli die bayr. Grenze und n. Am 10. Juli hatte die Division efecht bei Kissingen, an welchem das pe=Detmold rühmlichen Anteil nahm. urde von den Preußen, nachdem die schritten, in einem heftigen Straßen= die dahinter liegenden Höhen erstürmt Stellung gegen die Angriffe der bayr. uptet. Beyer kämpfte an demselben mmelburg, Manteuffel, der gefolgt war, bach und Hausen. Der bayr. Feldherr e Operationen in dieser Richtung auf nach Schweinfurt zurück, Vogel von agegen wandte sich von der fränk. Saale egen Aschaffenburg. Zur Deckung dieses inübergangs entsandte Prinz Alexander on Frankfurt aus die österr. und die hess. Division. Letztere hatte 13. Juli n und Laufach ein ungünstiges Gefecht, ich auf diesem Kriegsschauplatze zuerst erlegenheit des Zündnadelgewehrs in ngen zeigte. Auch die österr. Division, r Aschaffenburg aufgestellt hatte, wurde geschlagen, nachdem um den vorliegen= t heftig gekämpft und die Stadt erstürmt . Darauf räumten die Bundestruppen o 16. Juli Vogel von Falckenstein einzog. ch und Darmstadt wurden von den Preu= d der Armee einige Ruhetage bewilligt. lshaber der preuß. Mainarmee wurde n Generalgouverneur von Böhmen er= rch das Oberkommando auf General überging. Das 8. Bundeskorps hatte it der bayr. Armee bei Würzburg ver= Mainarmee war inzwischen durch die eatische Brigade, ein Bataillon Waldeck, ein Bataillon Schwarzburg=Sondershausen und einige nachgerückte preuß. Truppen bis auf 65000 Mann angewachsen und begann 21. Juli den Vormarsch auf Würzburg. Der Feind zog sich ostwärts hinter die Tauber, gefolgt von der Mainarmee, wobei zwei coburg=gothaische Bataillone 23. Juli bei Hundheim gegen eine bad. Brigade ins Gefecht kamen. Am 24. Juli wurden die Übergänge der Tauber, welche bei Wertheim von der hessischen, bei Tauberbischofsheim von der württembergischen und bei Werbach von der bad. Division besetzt waren, durch die Preußen genommen. Oldenburger und Hanseaten erstürmten Hochhausen und Werbach (Bataillon Bremen) mit großer Entschlossenheit. Bei Tauberbischofsheim befehligte der württemb. Kriegsminister v. Hardegg und versuchte fünfmal vergeblich den von den Preußen genommenen Ort wiederzuerobern. Das 8. Bundeskorps besetzte darauf eine Gefechtsstellung bei Gerchsheim, an welche sich die bayr. Armee bei Helmstadt und Üttingen anschloß. Gegen diese Position ging 25. Juli die Mainarmee vor. Goeben griff bei Gerchsheim die Bundestruppen, Beyer bei Helmstadt die Bayern an; die Division Flies (vormals Division Manteuffel) wurde zunächst in Reserve gehalten und traf erst gegen Abend ein. In beiden Gefechten wurde der Feind zurückgedrängt. Prinz Karl von Bayern wollte 26. Juli selbst angreifen und rechnete dabei auf die Mitwirkung des 8. Bundeskorps. Diese erwartete Unterstützung blieb indessen aus. Da außer der Division Beyer auch die Division Flies vorrückte, so kam es 26. Juli bei Helmstadt und Roßbrunn zum Zusammenstoß mit der bayr. Armee. Die Verbündeten zogen sich hinter den Main zurück und nahmen östlich von Würzburg Stellung. Am 27. Juli rückte die preuß. Mainarmee auf der ganzen Linie gegen Würzburg vor und beschoß die Bergfeste Marienberg aus Feldgeschützen. Die aus Böhmen eintreffende Nachricht vom Waffenstillstande beendete die Operationen. Das in Leipzig gebildete 2. Reservekorps, bestehend aus mecklenb., altenb. und preuß. Truppen unter Befehl des Großherzogs von Mecklenburg=Schwerin, war 23. Juli über Hof in Bayern eingerückt, besetzte 27. Juli Kulmbach und die Plassenburg, 28. Juli Bayreuth, hatte 29. Juli kleine Gefechte gegen bayr. Infanterie bei Kolmdorf und Seubottenreut und erreichte 31. Juli Nürnberg, während die Mainarmee in Würzburg eingezogen war. Der Waffenstillstand begann 2. Aug. auch hier, und die Friedensschlüsse mit den einzelnen süddeutschen Staaten, welche zugleich ein zunächst geheimgehaltenes Schutz= und Trutzbündnis mit Preußen eingingen, folgten bald, zuletzt noch mit dem Großherzogtum Hessen 3. Sept. Österreich schied infolge der Friedensbedingungen aus Deutschland, behielt aber, wie Sachsen, seinen Besitzstand und willigte in die Errichtung eines Staatenbundes nördlich des Main unter Preußens Führung, sowie in die Einverleibung von Schleswig=Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M. in den preuß. Staat. Bayern und Hessen traten einige Grenzbezirke ab, der Großherzog von Hessen überdies die ihm kürzlich zugefallene Landgrafschaft Hessen=Homburg. Außerdem trat Hessen mit seinen nördlich des Main gelegenen Landesteilen dem Norddeutschen Bunde bei. Alle Preußen feindlich gegenüber gestandenen deutschen Staaten (Sachsen=Meiningen ausgenommen) mußten Kriegskosten zahlen, in der Gesamtsumme über 48 Mill. Thlr. Der

Friede mit Sachsen wurde 21. Okt., der mit Sachsen-Meiningen 8. Okt., der mit Reuß ältere Linie schon 26. Sept. geschlossen. So endete der Krieg, der für Deutschlands Zukunft von der weittragendsten Bedeutung war. Seine nächste Folge war die Errichtung des Norddeutschen Bundes.

Litteratur: Unter den zahlreichen Schriften über den Krieg von 1866 sind besonders hervorzuheben: «Der Feldzug von 1866 in Deutschland» (redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes, Berl. 1868); «Österreichs Kämpfe im J. 1866» (nach den Feldakten bearbeitet durch das k. k. Generalstabs-Büreau, Wien 1868 u. 1869); «Der Anteil des königl. sächs. Armeekorps am Feldzuge 1866 in Österreich» (nach den Feldakten des Generalstabes, Dresd. 1869); Borbstädt, «Preußens Feldzüge gegen Österreich und dessen Verbündete im J. 1866» (5. Aufl., Berl. 1867); W. Menzel, «Der Deutsche Krieg im J. 1866» (2 Bde., Stuttg. 1867); Heinr. Blankenburg, «Der Deutsche Krieg von 1866» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1866, Bd. 2; Jahrg. 1867, Bd. 1 u. 2; als selbständiges Werk, Lpz. 1867); Hiltl, «Der Böhmische Krieg und der Mainfeldzug» (Bielef. 1867; 4. Aufl. 1876); «Preußens Feldzug 1866 vom militärischen Standpunkte» (Berl. 1867); Dragomirow, «Abriß des österr.-preuß. Kriegs im J. 1866» (aus dem Russischen übersetzt, Berl. 1868); Hozier, «Der Feldzug in Böhmen und Mähren» (Berl. 1866); die von der topogr. Abteilung des preuß. Generalstabes bearbeiteten «Pläne der Schlacht- und Gefechtsfelder von 1866»; Verdy du Vernois, «Die Teilnahme der Zweiten Armee am Feldzuge von 1866» (Berl. 1866); von Kirchbach, «Die Teilnahme des 5. Armeekorps an den kriegerischen Ereignissen gegen Österreich in den Tagen vom 27. Juni bis 3. Juli 1866» (Beiheft zum «Militärischen Wochenblatt», Berl. 1867); «Offizieller Bericht über die Kriegsereignisse zwischen Hannover und Preußen» (2 Tle., Wien 1867, vom hannöv. Standpunkte); Kühne, «Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preuß. Armee in Böhmen 1866» (5 Hefte mit 17 Plänen, Berl. 1874 u. 1875); Knorr, «Der Feldzug des J. 1866 in West- und Süddeutschland» (Hamb. 1867); «Ursachen und Wirkungen der bayr. Kriegführung im Feldzuge 1866» (Münch. 1866); «Der Bundesfeldzug in Bayern» (1. bis 3. Aufl., Wenigen-Jena 1867); «Feldzugsjournal des Oberbefehlshabers des 8. Bundesarmeekorps» (2. Aufl., Darmst. 1867); «Anteil der königl. bayr. Armee am Kriege des J. 1866» (bearbeitet vom Generalquartiermeister Stabey, Münch. 1868).

Deutsche Kriegsmarine, s. unter Deutschland und Deutsches Reich, S. 228.

Deutsche Kunst. Dem german. Volke war im Verein mit den roman. Nationen eine eigentümliche und großartige Aufgabe beschieden, die Kunstelemente der Antike in ein neues Bett überzuleiten. Als das Christentum und die german. Nationalität die Weltbühne betraten, war schon der Verfall auch der letzten Blüte antiker Kunst, wie sie sich in der Kaiserzeit äußerte, eingetreten. Vom Christentume erfüllt, die bildnerische Darstellung des Gottes anfangs als heidnisch meidend, wandte sich der abendländ. Geist zunächst dahin, sich Gebäude für seinen Gottesdienst zu schaffen. Man bediente sich anfangs, dem ersten Bedürfnisse genügend, einfach der durch die Römer überlieferten Basilikenform. (S. Christliche Kunst.) Die großartigen Bauunternehmungen Karls d. Gr., besonders in Aachen, lehnten sich noch nachahmend an die altchristl. Vorbilder in Italien, sowie an die Motive des Byzantinismus an. Eine wesentliche Fortbildung dieser einfachern Elemente begann erst im 10. Jahrh. in der Entwickelung des sog. romanischen Stils (s. Baustile), dessen Schwerpunkt, was seine Ausbildung betrifft, in Frankreich liegt, in Deutschland aber in die Zeit vom Eintritt des sächs. Herrschergeschlechts bis zum Ausgange der Hohenstaufen fällt. Das 10. Jahrh. charakterisiert sich zunächst als die Zeit der Übergänge, Versuche und Einleitungen, das 11. sodann als die Zeit der ersten großartigen Entfaltung der Kunst des roman. Stils. Das Bauwerk gestaltet sich zu einem fester in sich zusammenhängenden Ganzen nach den Bedürfnissen des Kultus um. Bedeutend sind die Monumente des Nieder- und Mittelrheins, die Dome zu Trier, Mainz, Speier, in Sachsen der zu St. Michael in Hildesheim, der Dom von Goslar, die Schloßkirche zu Quedlinburg. Im 12. Jahrh. bildet die deutsche Architektur das bauliche Detail und die Dekoration um, was sich im Äußern durch das System der Bogenfriese und Lisenen kundgibt. Das durchgeführte Wölbungssystem kommt zunächst vereinzelt, durchgängig in Westfalen zur Anwendung, bis es gegen das Ende der Periode die flache Decke ganz verdrängt und sich zum Kreuzgewölbsystem ausbildet. Der Spitzbogen dringt schon in das Innere ein und findet in fortschreitend erhöhtem Maße Anwendung. Von den vorhandenen Denkmälern ist das bedeutungsvollste Werk für die erste künstlerische Gestaltung des Kreuzgewölbebaues die Abteikirche zu Laach (1110—56). Der Dom zu Worms wurde schon zu Anfang des 12. Jahrh. gebaut, aber erst in der Schlußepoche des roman. Stils vollendet. In Franken erscheint noch der schlichte Basilikenbau ohne Gewölbe als vorherrschend. Die sächs. Architektur des 12. Jahrh. folgt fast ausschließlich dem reinen Basilikensystem, teils mit Säulen, teils mit Pfeilern. In den österr. Landen sind St. Peter zu Salzburg, die Dome zu Seckau und Gurk großartige Basilika-Anlagen; in Schlesien der Dom zu Breslau. In den flachen Nordlanden herrscht statt des Hausteins der Backstein, und das früheste der in solcher Art ausgeführten Monumente ist der Dom zu Lübeck. Deutschland ist reich an Bauten der spätroman. Epoche, vorzüglich das Gebiet von Köln nebst den angrenzenden Distrikten (Köln, Heisterbach, Brauweiler, der Münster von Bonn, Koblenz, Andernach u. s. w.). Auch der Umbau des Doms von Trier gehört dieser Zeit an. Am Mittelrhein fallen in diese Epoche die jüngern Teile der Dome von Speier, Worms und Mainz. In den westfäl. Bauten tritt der Spitzbogen (Dom zu Münster u. s. w.) auf; auch in den sächs. Bauten kommt er als charakteristisches Element hinzu. Der bildnerische Trieb dieser Zeiten wird von der vorherrschenden Baukunst zurückgedrängt. Doch findet ein lebhafter Anstoß in der Regierungsepoche Kaiser Heinrichs II. statt, der Prachtarbeiten zur Ausstattung geistlicher Stiftungen veranstaltete. Um Bischof Bernward sammeln sich tüchtige Kräfte; von ihm datieren die Erzthüren am Dom zu Hildesheim und die eherne Säule beim Dom. Diese Arbeiten zeigen bei primitivem Standpunkte der Darstellung einen großen Ernst des künstlerischen

s. Aus dem Anfange des 12. Jahrh.
die Thorflügel zu Augsburg und Gnesen
dieselbe Zeit ist das erste bedeutendere
deutscher Steinskulptur zu setzen: das
ief an den Externsteinen bei Horn in West-
ie Malerei äußert sich in Wandbildern
chwarz-Rheindorf) und Miniaturen. In
Periode des roman. Stils kommt die
kunst zu einer freiern Entfaltung ihrer
ierher gehören die österr. Klosterbauten
genkreuz, Klosterneuburg u. s. w. Die
llen Skulpturen zu Wechselburg (Kanzel,
d Freiberg (Goldene Pforte) am Ende
hrh. sind von höchster Bedeutung. Auch
lerei herrscht eine umfassende, sehr ge-
Thätigkeit, von der die Miniaturen in
schriften der Bibliotheken (zu Bamberg,
Berlin, München, Heidelberg), sowie die
ereien in den niederrhein. Gegenden, West-
sächs. Landen und Süddeutschland zeugen.
Gotik, die sodann auftritt, bildet die
unst von neuem die aus Frankreich er-
Motive selbständig um. Immer noch
Baukunst vor, ordnet sich die beiden
nste unter und spricht in der vollendeten
g des Spitzbogenstils den von einer
Hierarchie auf das Jenseits gewiesenen
Sinn aus. Der got. Stil idealisiert
uktive auf hochpoetische Weise, konzen-
Last der Gewölbe in die Kraft der Pfei-
dadurch die Wände zu großen, lichten
faßt an der Westfaçade im Turmbaue,
bildet, alle seine Kraft zusammen und
die Thürme am energischsten nach oben,
in am ganzen Baue durch die Zuspitzung
des zu einer Fiale geschieht. Deutsch-
n den neuen Stil spät und zögernd auf,
aber dafür die konsequenteste Entwicke-
Durchbildung. Man unterscheidet drei
dieses Stils: den strengen, den freien, den
n; oder nach der Zeit: den des 13., des
des 15. Jahrh. Der strenge ist spärlicher
schland vertreten, aber der freie hat sich
hier zur schönsten Vereinigung von Anmut
heit ausgebildet. Damals war Deutsch-
chaus an der Spitze der architektonischen
g, und seine Baumeister wurden nach
nd Spanien gerufen. Der blühende Stil
in Deutschland in ruhiger Mitte und stei-
nicht zur üppigen Verschwendung, noch zur
Auflösung der Formenwelt in ein phan-
Spiel, wie in England. Die Denkmäler
ich in die beiden Gruppen der Haustein-
steinbauten. Letztere im nördl. Tieflande,
stenländern, Preußen (Kolberg, Danzig),
n (Stralsund), Mecklenburg (Rostock, Wis-
bberan), den brandenb. Marken (Bran-
, westlich vom Niederrhein bis nach Han-
übeck. An Hausteinbauten sind zu nen-
Münster zu Freiburg, Straßburg (Erwin
nbach), Regensburg, Prag, Kuttenberg,
zu Meißen, die nürnberger Kirchen St.
nd Sebald, der Stephansdom und Maria
de in Wien, die Liebfrauenkirche zu Mün-
Marktkirche in Halle. Seinen Höhepunkt
der Stil in dem Dome von Köln. Die
r wird in der frühgot. Zeit von der Bau-
spärlich zugelassen. Von allen Kirchen-
n ragen hervor die Arbeiten im Westchor
zu Naumburg (Kruzifix, Fries mit Passionsscenen u. s. w.). Als merkwürdigstes Denkmal selbständiger frühgot. Plastik steht die Reiterstatue Kaiser Ottos I. auf dem Alten Markte zu Magdeburg. In der spätern got. Zeit drückt die Hegemonie der Architektur auf den Stil der von ihr stark in Anspruch genommenen Skulptur. Von selbständigen Werken sind außer den unzähligen Grabdenkmälern, von denen besonders der Dom in Mainz eine reiche Sammlung enthält, zu nennen: der Schöne Brunnen zu Nürnberg, die Reiterstatue des heil. Georg in Prag (Martin und Georg von Clusenbach). In der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. beginnen die Altarschreine aus Holz als künstlerisch bedeutende Werke hervorzutreten.

Der Malerei boten die aufs äußerste reduzierten Wände der got. Kirche keine großen Flächen dar. Dafür warf sie sich auf die Fenster und schmückte diese durch die Technik der Glasmalerei, zunächst mit vorwiegend dekorativem Zweck. Die Miniaturmalerei beginnt die Handschriften deutscher Dichtung zu illustrieren (Gottfrieds «Tristan» in München u. s. w.). Die Malerei geht von Wand und Buch auf die Tafel über, und die erste namhafte deutsche Malerschule ist die von Böhmen in Prag, welche im 14. Jahrh. unter der Regierung von Karl IV. in Blüte stand. Als Hauptmeister gelten Kunze und Theodorich von Prag, Nikolaus Wurmser von Straßburg, vielfach mit ital. Einflusse. Eine zweite bedeutende Schule läßt sich um die Mitte des 14. Jahrh. in Nürnberg nachweisen (Tuchersches Altarwerk). Das plastische Element herrscht hier wesentlich vor. Das malerische Element dagegen tritt auf in der dritten und bedeutendsten Schule, der von Köln (Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrh.). Hauptmeister sind Meister Wilhelm und Stephan Lochner. Die Werke der Schule vereinen fromme Herzinnigkeit und Anmut des Ausdrucks mit Schönheit, Klarheit und Schmelz der Farben und Weichheit des Vortrags. Als das Hauptwerk gilt das sog. Kölner Dombild (1426). Aber die hohe Vollendung der Architektur des got. Stils in Deutschland hat hier ein längeres Festhalten an demselben Stile auch in der bildenden Kunst zur Folge. Die moderne Richtung in der deutschen Malerei entwickelte sich zunächst unter dem Einflusse der unter den Brüdern van Eyck glänzend hervorgetretenen Flandrischen Schule. Dies gilt besonders von den niederdeutschen Schulen zu Calcar (zweite Hälfte des 15. Jahrh.) und in Westfalen. Freier halten sich die oberdeutschen Schulen, deren Meister weniger auf den flandr. Realismus, auf die miniaturartige Vollendung der Nebendinge ausgehen, auch die Landschaft und den architektonischen Prospekt nicht eben pflegen, dafür aber die sittlichen und gemütlichen Beziehungen reiner und klarer aussprechen, mehr Intensivität des Ausdrucks haben. Diese Schulen waren die zu Ulm (Barth. Zeitblom), zu Colmar (Martin Schongauer), zu Augsburg, beginnend mit Holbein, dem Vater, die fränk. Schule, die mit Michel Wohlgemuth anfängt und ihre Spitze in Albrecht Dürer findet. Neben diesem ist Hans Holbein der Jüngere als der größte deutsche Maler zu nennen. Zu Dürers besten Genossen und Schülern gehören Hans Burgkmair, Hans Kulmbach, Hans Schäuffelin, die beiden Behaim, Glockendon, Altdorfer, Matth. Grunewald, Heinr. Aldegrever. Die Richtung der fränk.

Schule verbreitete sich nach Sachsen durch Lukas Cranach. Kupferstich und Holzschnitt bildeten sich aus und trugen zur Verbreitung der Kunstwerke bei. In der Bildhauerei blühten zu Nürnberg in jener Zeit die Meister Adam Kraft, Veit Stoß, Peter Vischer. Im nördlichen Deutschland wirkte Hans Brüggemann, berühmt durch seinen herrlichen Schnitzaltar im Dom zu Schleswig. Doch schafft die Mehrzahl der Genannten bereits unter dem Eindrucke der aus Oberitalien herübergekommenen Impulse.

Die altdeutsche Kunst, unter welchem Namen man im allgemeinen die Kunstleistungen bis etwa zum Eintritt der Kirchenreformation zusammenzufassen pflegt, hatte ihre wesentliche Aufgabe auf dem Gebiete der kirchlichen, der christl. Baukunst gefunden. Wie vorzüglich, namentlich wie tiefsinnig aber auch ihre Leistungen in den andern Zweigen der bildenden Künste dabei gewesen, so war doch inzwischen die Verwirklichung des Ideals der christl. Skulptur und Malerei dem italischen Kunstgeiste zugefallen. Zugleich entstand in Italien um die Mitte des 15. Jahrh. in der Baukunst, in Anlehnung an den antik-römischen, der Renaissancestil. Deutschland nahm seitdem eine lange Zeit, besonders von der Mitte des 16. Jahrh. bis zur Mitte des 18., keinen national selbständigen Anteil an der Fortentwickelung der Kunst. Die Kirchenreformation mit dem Dreißigjährigen Kriege im Gefolge war der Kunst nicht günstig. Der sich über ganz Europa verbreitende Renaissancestil und seine Nachfolger, Barocke und Rokoko, drangen alsbald auch in Deutschland ein. Zu dem Tüchtigern, was in jener übrigens fruchtbaren Zeit aus deutschem Geiste entsprang, gehören an Renaissancebauten das Belvedere zu Prag, der Otto-Heinrich-Bau im Heidelberger Schlosse (1556—59), die Kirche St. Michael zu München (1583), das nürnberger Rathaus (1616—18) von Holzschuher, das Zeughaus in Berlin (1685—95) von Nering und de Bodt, das königl. Schloß daselbst (1699—1706) von Andreas Schlüter, der als der größte Künstler seiner Zeit hervorragt und als solcher auch als Bildhauer gilt. Ein bedeutender Zeitgenosse von ihm ist in der Architektur Fischer von Erlach, der in Wien wirkte. Neumann baute (1720—44) die fürstbischöfl. Residenz in Würzburg, von Knobelsdorf führte die Bauten Friedrichs d. Gr. mit reinem Schönheitssinn aus. Von Rokokobauten sind der Zwinger in Dresden (Pöpelmann) und das Belvedere in Wien (Hildebrandt) Hauptbeispiele. In der Bildhauerei muß neben Schlüter mit Ehren Rafael Donner von Wien genannt werden, in der Malerei Joachim von Sandrart (1606—88). Im 18. Jahrh. zeichnen sich als deutsche Maler aus: B. Denner, Dietrich, ein Nachahmer fremder Darstellungsweisen, Mengs, der an der Pforte der Wiedergeburt steht, aber aus dem Streben nach einem einheitlichen Eklektizismus nicht herauskam; ferner Gran, Altomonte u. a. in Österreich. Schon Gran hatte in seinen großen Fresken sich den klassischen Italienern zugewendet; Donner kehrte zum Studium der reinen Natur zurück und begeisterte seinen Schüler Öser, der wieder auf Winckelmann wirkte. Rafael Mengs, später Lessing und Goethe sind die konsequenten Etappen der neuen, für Antike und Naturstudium begeisterten Richtung.

Dann wendet sich die Bewegung von der Natur in die Tiefe des Gemüts, die Mystik und Romantik des Mittelalters zurück, bis die neueste Zeit die Vereinigung beider Prinzipien zu erstreben sich anschickt. Diesen Weg durch den Klassizismus und Romantizismus nehmen in Deutschland alle Künste. Für die bildenden Künste ist Winckelmann mit seinem energischen Hinweis auf die griech. Kunst Bahnbrecher, und ihm zur Seite steht Lessing. In Hinsicht auf die Ausübung ist es in der Malerei Carstens, der zuerst die alten griech. Formen mit deutschem Geist erfüllte. Zu seinen Mitstrebenden und Nachfolgern gehören Joseph Anton Koch, E. von Wächter, Gottlieb Schick. Thorwaldsen, der Carstens seinen Lehrer nennt, vollzog die Regeneration in der Plastik. Derselbe ließ die für die heutige Skulptur so wichtige Frage der angemessenen Darstellung der Porträtstatue ungelöst, wofür erst G. Schadow in gesundem, auf die Natur gerichtetem Geiste das Prinzip aufstellte. Inzwischen äußerte die Romantische Schule der Dichtkunst ihren tiefen Einfluß auf die bildende Kunst. Friedr. Schlegel, der Hauptvertreter jener Schule, bestimmte die Gebrüder Boisserée zu den großartigsten Sammlungen der altdeutschen Kunstwerke. In der ausübenden Kunst tritt als eine merkwürdige Figur der hamburger Maler Ph. Runge hervor. Als die eigentlichen Häupter der romantischen Malerschule aber sind zu nennen: Overbeck, Veit und Cornelius. Der Schauplatz ihrer Thätigkeit ist Rom, das überhaupt aufs neue die hohe Schule für die Künstler wurde. Overbeck wandte sich mit Scheffer von Leonhardshoff und andern Genossen dahin, von der wiener Akademie wegen ihres Enthusiasmus für das deutsche Mittelalter verwiesen. Außerdem sandte Deutschland J. Schnorr und W. Schadow nach Rom. An diese Namen knüpft sich die Weiterentwickelung der deutschen Kunst.

In der Baukunst kehrte Deutschland zwar am spätesten, dann aber in tiefer und richtiger Auffassung zur Antike zurück, besonders nachdem die antiquarische Thätigkeit der Engländer die griech. Baukunst ins Licht gestellt hatte. Diese That knüpft sich an den Namen Karl Friedrich Schinkel, zu dessen hervorragendsten Schülern Persius, Bötticher, Knoblauch, Strack, Stüler u. a. gehören. In der Gotik, als dem prägnantesten Ausdruck des romantischen Mittelalters, verharrte man besonders am Rhein. Man ging darin so weit, daß man keine Kunst gelten lassen wollte als die des 13. Jahrh. In der Malerei blieben der religiös-romantischen Richtung, welche zu der Kunst und Art des Fiesole (daher die Bezeichnung: Prärafaeliten) zurückführt, getreu: Overbeck, Schnorr, Veit, der sich nach Frankfurt wandte, und in dessen Fußstapfen Steinle trat, Jos. Führich, der in Wien an der Spitze der religiösen Schule stand. Cornelius dagegen arbeitete sich aus der romantisch-religiösen Richtung heraus. Derselbe neigt mehr zur Form als zur Farbe, mehr zur Erhabenheit als zur Anmut, sodaß in ihm die Vereinigung des Klassischen und Romantischen nach Ausdruck ringt. Dieser Anlage kamen der Sinn und die Ideen des Königs Ludwig I. von Bayern entgegen, der, für das Klassische begeistert, zugleich eine innige Liebe für deutsche Kunst und Art hegte. Nachdem er schon als Kronprinz der ausübenden Kunst Gelegenheit zur Entfaltung gegeben, wurde mit seinem Regierungsantritt München der Schauplatz der umfassendsten Kunstthätigkeit.

Die hiermit erstehende Münchener Schule hat in allen bis dahin ausgebildeten Baustilen Gottes-

Paläste und Staatsgebäude, ja Bauwerke mit rein idealen Zwecken (Walhalla bei Regensburg, Ruhmeshalle bei Kehlheim) geschaffen. Klenze, Gärtner, Ziebland, Ohlmüller waren die vorzüglichsten Baumeister. Auch Restaurationen alter und schöner Kirchen wurden vorgenommen. Zudem schmückte man die Wände mit dem reichen Inhalt der Religion (H. Heß, Schraudolph, Koch, Müller) und der Geschichte aus. Es entstand in der Ludwigskirche zu München, die eigens dazu erbaut war, den Raum für die bildliche Darstellung der That des Christentums abzugeben, eins der größten Gemälde der Welt: Cornelius' Jüngstes Gericht. Selbst für landschaftliche Fresken fand sich Raum (Rottmann). Außerdem veranlaßte König Ludwig, als Freund der Dichtkunst, die malerische Darstellung der deutschen Heldensagen, namentlich des Nibelungenliedes, und zwar durch Schnorr, der sich, wie Cornelius, aus der romantisch-religiösen Richtung herausarbeitete. Durch alle diese Schöpfungen wurde Deutschland, zunächst München, die Pflegestätte der Freskomalerei, und manche Erfindungen deutscher Künstler legten diesem Kunstzweige noch diejenigen Vollkommenheiten bei, welche ihm bis dahin fehlten. Auch ist der Glasmalerei zu erwähnen, der durch eine eigene Anstalt ein großartiger Aufschwung unter Ainmillers tüchtiger Leitung möglich gemacht ward. Die Skulptur war besonders in Ludwig Michael Schwanthalers vielbeschäftigter Werkstatt vertreten.

Die Düsseldorfer Schule, welche mit dem als Lehrer so hochbegabten und wirksamen Wilh. Schadow 1826 ihren Aufschwung begann, gab besonders zwei Seiten des deutschen Charakters den künstlerischen Ausdruck: der Sentimentalität und dem Humor. Im vielseitigen Besitz von allem, was die Malertechnik betrifft, Reinheit, Glut, Frische, leuchtendem Halbdunkel, Zauber der Karnation u. s. w., wandten sich die Künstler doch im allgemeinen nicht, wie es inzwischen in Frankreich und Belgien geschah, der Quelle großer Stoffe, der Geschichte zu. Zum Teil wurzelten sie noch, wie Schadow selbst, im Mythischen, dessen Darstellung letzterer durch symbolische Zuthaten zu vertiefen suchte, durch welche die Bilder, aus ihrer Naivetät gerissen, förmliche Glaubensbekenntnisse wurden. Zum Teil entnahm man die Stoffe der Poesie und malte Scenen nach Dramen und Balladen; zum Teil auch kultivierte man die idyllische Landschaftsmalerei. K. F. Lessing trat (1830) mit dem Trauernden Königspaare, Bendemann (1832) mit den Trauernden Juden hervor. Hildebrandt und J. Hübner kultivierten die Dichterstoffe. A. Schrödter repräsentierte den Humor. Sohn glänzte als Porträt- und Situationsmaler. In ihren neuern Werken erst hat die Düsseldorfer Schule sich der eigentlichen Geschichtsmalerei zugewendet, und zwar namentlich durch Lessings großartige Schöpfungen aus der Geschichte der Reformation. Andere echte Profan-Historienmaler sind Rethel und [illegible], während Deger, ganz der religiösen Richtung ergeben, auf diesem Gebiete das Höchste leistete. Das histor. Genre (Camphausen), das Sittenbild (Jordan, Hasenclever, Tidemand u. s. w.), Landschaft (A. und O. Achenbach, Gude u. s. w.) haben sich frei und zu großer Vollkommenheit entwickelt. Von Düsseldorf wandte sich Bendemann 1837 nach Dresden, wo er Gelegenheit erhielt, im Königsschlosse großartige geschichtliche Fresken zu malen. Zugleich mit ihm gingen J. Hübner und der Dichter-Maler Reinick, und 1846 folgte auch Schnorr, der hier als sein Hauptwerk 240 Zeichnungen zur Bibel lieferte, die in Holz geschnitten wurden. Unter L. Richter als Zeichner und Gaber und Bürkner als Formschneider erblühten in Dresden tüchtige Schulen der Holzschneidekunst, während die Architektur Semper vertrat, der einer edeln Renaissance huldigte. In der Bildhauerei trat Rietschel als Hauptmeister auf. Neben ihm behauptet Hähnel, in gemäßigter Weise auf die Antike zurückgehend, einen ausgezeichneten Rang. Eine Berliner Malerschule seit der Wiedergeburt der Künste hat sich nicht gebildet; nur als Ansatz dazu sind die Bestrebungen Wachs zu bezeichnen. Dagegen entwickelte sich in Berlin die bedeutendste Bildhauerschule der modernen Zeit, als deren Stifter Rauch anzusehen, welcher das klassische und romantische, das ideale und realistische Element vereinigte. Rauch hat mehr als 200 Schüler gebildet, unter denen Rietschel obenan steht. Außerdem sind von seinen Schülern zu nennen: Drake, Kiß, Schievelbein, Schadow, Bläser, A. Wolff, Haagen u. a. Im J. 1841 wurde Cornelius nach Berlin berufen, wo er für das beabsichtigte Campo santo seine berühmten Kartons schuf. Sein Schüler Kaulbach, ein Künstler von ungemeiner Thätigkeit, zierte das Museum mit Fresken, die als philos.-histor. Cyklus zu bezeichnen sind. In Wien trat mit Rahl eine große Künstlernatur auf, welche auch eine Schule hinterlassen hat. Schwind vereinigte die deutsche Romantik und Sentimentalität auf wundersame Weise mit österr. Humor und gemütlichem Wesen.

Ein zusammenfassender Blick auf die deutsche Kunst der Gegenwart zeigt zunächst in der Baukunst, daß alle Elemente, welche Schinkel in sich vereinigte, in neuester Zeit Reformen aller Art weichen mußten. Im Geiste seiner Antike wird wenig mehr geschaffen. Für den Kirchenbau hält sich das romanische und das got. Element die Wage. Hübsch in Baden ging auf die Formen der altchristl. Basiliken zurück, die er bei prot. und kath. Kirchen zur Anwendung brachte, während Eisenlohr in seinen bad. Bauten einen edeln roman. Stil mit den modernen Bedürfnissen in Einklang zu bringen wußte. Als einer der vorzüglichsten Gotiker muß Schmidt in Wien genannt werden. Auch in Berlin wurden neben italienisch-romanischen got. Kirchen gebaut. In Wien hat Ferstl in der Votivkirche einen got. Bau unternommen, während Hansen daselbst in dem riesigen Arsenaibau den roman. Stil anwandte. Sonst gilt gegenwärtig für öffentliche Gebäude meistens der Renaissancestil (Börse, Museum, Oper in Wien von Ferstl, Hansen, Hasenauer u. a., in Berlin von Hitzig), dessen Hauptvertreter Semper (Theater und Museum in Dresden) war. Wien wendet sich neuestens sichtlich seiner heimischen Barocke wieder zu. Im Privatbau geht Hitzig bis an die Grenzen einer reichen Renaissance. Die Frage nach der Zukunftskunst ist zugleich in der Musik und der Architektur in Deutschland hervorgetreten. In München, wo auch König Maximilian der Baukunst seine besondere Gunst zuwandte, wurde der Baustil der Zukunft bei Gelegenheit der Konkurrenz für das Athenäum förmlich begehrt. Die nicht glücklichen Versuche der Maximiliansstraße können als Experimente gelten, Neues zu finden.

Die Skulptur hat in Düsseldorf seit 1854, mit Wittig an der Spitze, eine neue Schule erhalten. In dieser Kunst gelangte auf dem Gebiete der Porträtstatue der Realismus zu seinem Rechte. Schadow deutete an, Rauch folgte, Rietschel vollendete in dieser Beziehung. Alle drei aber halten zugleich an einem edeln Idealismus fest. Neuerdings kommt aber die Skulptur der Renaissance mehr zur Geltung und damit die Zukunftskunst, deren Hauptgrundzug in starker Hinneigung zum Malerischen besteht. Der monumentalen Malerei wurden in München durch die Bauten König Maximilians die größten und meisten Aufgaben gestellt, und auch im Arsenalbau zu Wien geschah durch C. Blaas ein Gleiches. In Düsseldorf sorgt der Rheinisch-Westfälische Kunstverein, der bedeutendste in Deutschland, für monumentale Aufgaben. Die Tafelmalerei betreffend, so besteht für die Pflege der histor. Kunst eine besondere Verbindung in Deutschland, während die zahlreichen Kunstvereine mit ihren Ausstellungen, auf denen Landschaft, Genre und Porträt vorzuherrschen pflegen, auf diesem Gebiete vermittelnd zwischen Künstler und Publikum wirken. Piloty in München hat einen weitreichenden Ruf erworben. Als Historien- wie als Genremaler bedeutend und beliebt, leidet er nur zu sehr an einem allzu großen Abhängigkeitssinn vom Äußerlichen und setzt die Kostümmalerei früherer Periode in der deutschen Kunst der Neuzeit bedenklich fort. Makart in Wien hat eine neue, aber abschüssige Bahn eingeschlagen. Er verbindet mit hypermodernen Ideen Stoffe der sog. gesunden Sinnlichkeit und Weltlust des 19. Jahrh., eine den Venetianern des 16. Jahrh. nachgeahmte Technik, der nur die ebenbürtige Festigkeit in der Zeichnung mangelt.

Zahlreiche Vereine und Gesellschaften lassen sich die Kunde der Vorzeit deutscher Kunst und die Erhaltung ihrer Denkmäler angelegen sein. Großen Aufschwung nahm in neuester Zeit das deutsche Kunstgewerbe, indem die Pflege desselben allerorts seitens des Staats in Verbindung mit den Sammlungen alter Kunstwerke eingeleitet wurde. Nach dem Muster des Kensington-Museums ging in dieser Beziehung Österreich mit dem Museum und der Kunstgewerbeschule zu Wien voraus. Andere bedeutende Institute dieser Art besitzen Nürnberg, München, Dresden, Stuttgart, Berlin. Neue Lehrschulen sind in Karlsruhe (1854) und in Weimar (1860).

Litteratur: Zur Geschichte der deutschen Kunst sind die betreffenden Werke von Schnaase, Lübke, Förster, Kugler, Springer u. a. hervorzuheben. Außerdem vgl. Riegel, «Deutsche Kunststudien» (Hannov. 1868); derselbe, «Geschichte der deutschen Kunst seit Carstens und G. Schadow» (Bd. 1, Hannov. 1876); Reber, «Geschichte der deutschen Kunst» (Stuttg. 1874 fg.).

Deutsche Litteratur. Obschon aus der Zeit vor der Völkerwanderung kein schriftliches Denkmal in deutscher Sprache auf die Nachwelt gekommen ist, so ergibt sich doch aus der «Germania» des Tacitus und andern Andeutungen, daß sich, bei größter Sitteneinfachheit und gänzlichem Mangel an wissenschaftlicher Bildung, schon früh bei den Germanen das natürliche poetische Gefühl in verschiedenen Formen geltend machte und bereits im 1. Jahrh. unserer Zeitrechnung in Deutschland epische Lieder gesungen wurden. Es werden Gesänge erwähnt zu Ehren des erdgeborenen Nationalgottes
Tuisco, sowie auf dessen Sohn Mannus un
drei Söhne. Diese Dichtungen waren we
mytholog. Art. Auch lebte in geschichtlich
sängen das Andenken des Arminius und
Volkshelden fort. Vor dem Beginne der
wurde ein Gesang angestimmt (Barditus
nach dem Schilde [altnordisch bardhi], d
zur Verstärkung des Klangs vor den Mund
andere frohe Gesänge bei festlichen Gelagen,
beiden darf man die ersten Anfänge lyrisch
tung erblicken. Während es an sichern Na
über die Sagen fehlt, welche bei den e
Stämmen dichterische Gestalt gewannen, ist
noch zweifelhaft, daß bis in diese älteste
allgemeines deutsches Volkseigentum die Ent
der Siegfriedssage und der Tiersage zurü
Jene, ursprünglich mytholog. Beschaffenheit,
schon früh und zu verschiedenen Zeiten mit g
lichen Elementen versetzt; diese, in ihrer Ent
durchaus nicht satirischer Richtung, hatte de
Reinhart und den Wolf Isegrim zu ihren
helden. Es läßt sich für diese älteste Zeit
mündliche Überlieferung des poetischen
unter fortwährenden Umgestaltungen der Fo
nehmen. Eine abgeschlossene Sängerkaste
nicht; irrtümlich hat man die kelt. Barden
nach Deutschland versetzen wollen.

Die Völkerwanderung verdrängte fast all
schen Stämme aus ihren frühern Sitzen, ver
viele von ihnen gänzlich. So verschwanden a
alten poetischen Stoffe zum Teil, zum Teil
sie umgestaltet durch Beimischung neuer g
licher Elemente aus den Zeiten der Völkerwa
selbst. Namentlich waren es die Gestalten
tila, des großen Ostgotenkönigs Theodorich
des Burgundenkönigs Gunther, welche aufs
in die mytholog. Grundzüge der Siegfriedss
einverwebt wurden. Die Völkerwanderung
aber auch das Christentum und die mit de
bereits engverbundene griech.-röm. Bildung
deutschen Völkerschaften, und beide übten de
tigsten Einfluß auf die Anfänge der deutsch
ratur. Indem nämlich die christl. Priester d
Volksgesänge als eine Hauptstütze des Heid
aufs eifrigste verfolgten und zu vertilgen s
waren sie zugleich darauf bedacht, einen Er
dieselben zu schaffen, und riefen dadurch eine
Dichtungsweise hervor, deren Inhalt durcha
christlich-kirchlichen Ideen getragen und er
Nachdem in den neuentstandenen german.
das Christentum überall Staatskirche geword
wandten sich die Höfe, an denen der Klerus al
bildetste Stand einen in jeder Beziehung über
den Einfluß besaß, entschieden der neuen ge
Kunstpoesie zu, und dasselbe mußte fast bei jed
Fall sein, der höhere Bildung besaß oder erstre
diese nur in den von Geistlichen geleiteten
schulen erworben werden konnte, wie sie nam
durch Bonifacius und die ersten Karolinger
Gallen, in Mainz und besonders in Fulda
Hrabanus Maurus errichtet waren. Neben
geistlichen Kunstpoesie lebte in der bildun
Volksmenge die uralte Volkspoesie fort; do
den aus ihr die entschieden heidnischen Zü
mählich entfernt, welche bei tieferm Eindrin
Christentums in die Gemüter auch aus dem
bewußtsein schwanden. Zuerst unter allen de
Völkern empfanden den Einfluß des Christe
und der röm. Bildung die Goten, beim Beg

berung an der untern Donau seßhaft.
f Ulfilas (s. d.), geb. 311, gest. 381, über=
großen Teil der Bibel in das Gotische.
Teile dieses Werks haben sich erhalten
außer unbeträchtlichen Bruchstücken, das
kmal der got. Mundart, welche bald mit
selbst in den Stürmen der Zeit unter=
Deutsche Sprache.)

eriode: Die althochdeutsche Zeit, von
bis zu Anfang des 12. Jahrh. — Die
des Christentums und der griech.=röm.
f die Entwickelung des deutschen Volks=
die Trennung der Volkspoesie und der
begann allgemein durchgreifend erst seit
So sehr dieser Fürst einerseits deut=
tum ehrte, die deutsche Sprache auszu=
üht war, alte deutsche Volksgesänge
o drang doch zugleich mit seiner gewalt=
hrung des Christentums eine auf fremd=
Grundlage beruhende Bildung bei den
Ständen mehr und mehr ein, und in
n Grade war dies der Fall unter seinen
chfolgern. Erst die Trennung des eigent=
chland von dem durch und durch roma=
rankreich ließ die eigentümlich deutsche
ung sich wieder etwas freier entfalten.
n althochdeutscher Volkspoesie, deren
ie in die lat. Geschichtswerke des Goten
nd des Langobarden Paulus Diakonus
Sagenstoffe ahnen lassen, ist kein voll=
halten, da hier mündliche Überlieferung
die Regel blieb. Doch verdienen Er=
ie nach ihrem Fundort so genannten
er Gedichte», Zaubersprüche, deren Ent=
iewohl sie erst im 10. Jahrh. aufge=
, unbedingt der heidnischen Zeit ange=
das «Hildebrandslied», im Anfange des
iedergeschrieben. Sie sind in allitterieren=
erfaßt. Merkwürdig ist es, daß in dieser
Stoffe der Volkspoesie in lat. Sprache
wurden. So der «Waltharius manu-
on einem Mönch in St. Gallen um das
welcher einen Abschnitt aus den mit der
sage verschmolzenen Sagen von Attila
Burgundenkönig Gunther behandelt; so
», der «Isengrimus» und der «Reinar-
he sämtlich der Tiersage angehören. Der
Kunstpoesie gehört an die Evangelien=
des weißenburger Mönchs Otfried, etwa
J. 868, das älteste gereimte Gedicht in
Sprache. Noch älter ist das unter dem
«Wessobrunner Gebets» bekannte Bruch=
christl.=religiösen Gedichts, und wohl auch
ent über das Jüngste Gericht, «Muspilli»
ine eigentümliche Erscheinung ist die um
ahrzehnte vor Otfrieds Werke verfaßte
nharmonie in niederdeutscher Sprache,
, dadurch, daß hier der christl. Stoff in
ger Weise bearbeitet auftritt. Das «Lud=
dagegen feiert einen Sieg Ludwigs III.
reich über die Normannen bei Saucourt
er Auffassung eines Geistlichen, doch in
ger Form. Die deutsche Prosa dieses Zeit=
chränkt sich auf die Übersetzung religiöser
schaftlicher, namentlich philos. Werke aus
chischen und Lateinischen, welche in Klö=
kers in St. Gallen, entstanden, auf kate=
stücke und kirchliche Formeln. Noch weit
als aus der karoling. Zeit sind die Über=
reste und die Nachrichten über die deutsche Litteratur aus den Zeiten der sächs. Kaiser. Zwar wird von Sagen berichtet, die sich über Otto d. Gr., Herzog Ernst von Bayern, Graf Hoyer von Mansfeld gebildet hatten, aber ohne daß Näheres darüber erhalten wäre. Dagegen gibt es noch ein halb deutsches, halb lat. Lobgedicht geistlichen Ursprungs auf Otto d. Gr. und eine poetische Schilderung von Himmel und Hölle, die dadurch merkwürdig ist, daß sie des Reims entbehrt. Aus dem Anfange des 11. Jahrh. ist unter dem Namen «Merigarto» ein Bruchstück einer Weltbeschreibung überliefert. Bedeutend an Zahl und zum Teil auch an innerm Wert sind die Geschichtswerke, die während dieser Zeit von Deutschen, meist an den Ereignissen selbst nahe beteiligten Männern in lat. Sprache verfaßt wurden.

Eine wesentliche Umgestaltung in der Strömung des deutschen Volksgeistes machte sich in dem letzten Jahrhundert dieses Zeitraums, den Zeiten der fränk. Kaiser, geltend, wenn sie sich auch erst in den litterarischen Erzeugnissen der folgenden Periode entschieden aussprach. Je festere Wurzeln das Christentum in dem deutschen Volke schlug und je mehr es bei ihm eine innerliche Heimat fand, wie bei keinem andern Volke, desto mehr wurde die deutsche Gesamtbildung eine wesentlich auf christl. Grundsätzen beruhende, und dieser Geist durchdrang auch die ganze deutsche Litteratur, ohne daß es dazu speziell geistlicher Leitung und Überwachung bedurfte. Im Gegenteil, die Ausartung der päpstl. Kirche und des Klerus, die Mishelligkeiten, welche zwischen jener und der deutsch-kaiserl. Gewalt ausbrachen, entfremdeten die Menge des Volks der geistlichen Herrschaft und legten schon früh den Grund zu den spätern reformatorischen Ideen. Die von Karl d. Gr. hauptsächlich gegründeten und von einzelnen seiner Nachfolger gepflegten Bildungsanstalten waren dem weltlichen Sinne der Geistlichkeit und den häufigen innern Unruhen in Deutschland erlegen, und es wurde so geistige Bildung immer mehr das Eigentum einzelner durch Geburt, Geist oder Glück bevorzugter Männer, der Gegensatz zwischen ihrer Bildung und der Roheit der Massen, die zugleich mehr und mehr der vollständigsten Leibeigenschaft verfielen, aber immer schroffer. In dieser Zeit fand sich in den österr. Klöstern, namentlich in Kärnten und Steiermark, ein reges Interesse an deutscher Poesie. Die kostbare, im steir. Stifte Vorau aufbewahrte Handschrift legt davon Zeugnis ab; die in ihr enthaltenen Dichtungen geistlichen Inhalts gehören dem 11. oder Anfang des 12. Jahrh. an. Einige weisen auf das mittlere Deutschland als ihre Heimat hin: so die Bearbeitung der «Judith». Das umfangreichste Denkmal österr. Poesie ist die gereimte Bearbeitung der ersten beiden Bücher Mose. Die Volkspoesie, das Eigentum der Massen, geriet zu jener Zeit in Verfall und Misachtung. Inzwischen hatten sich seit Heinrich I. ein Ritterstand und ein Bürgertum zu bilden begonnen, von welchen der erstere zahlreiche Vorrechte genoß, das letztere sie mehr und mehr erstrebte. Stützte sich der Ritterstand neben der Gewalt auf Lebenserfahrung und eine Gewandtheit, die auf Heereszügen in ferne Länder, nach Italien, dann in das Morgenland erworben waren, so gaben dem Bürgertum Betriebsamkeit, Gewerbfleiß und sittlicher Ernst einen tüchtigen Halt. Für dichterische Thätigkeit boten die bürgerlichen Verhältnisse noch wenig Anregung; um so mehr war dies der Fall bei den Rittern,

deren Phantasie aus einer abenteuervollen Lebensweise reiche Nahrung zog und veredelt wurde durch religiöse Gesinnung, durch, wenigstens in der Theorie, zarte Frauenliebe und durch oft mit dem Blute besiegelte Lehnstreue. Dies wurden die leitenden Ideen einer neuen Kunstpoesie, die nun an die Stelle der bisherigen geistlichen Richtung derselben trat.

Zweite Periode: Die mittelhochdeutsche Zeit, von den Hohenstaufen bis zur Mitte des 14. Jahrh. — Die Zeit der Hohenstaufen, wiewohl in ihrem Ausgange traurig für das Geschlecht selbst und für ganz Deutschland, war doch glanzvoll genug, um einen poetischen Schimmer nicht nur um jenes Fürstenhaus zu verbreiten, sondern auch unter den Deutschen vielfache poetische Thätigkeit anzuregen, zumal sie eigentlich die ersten deutschen Fürsten waren, welche mit feinerm Verständnis die schönen Künste begünstigten, pflegten und zum Teil selbst ausübten. Die fortwährenden, wenn auch nicht immer siegreichen, doch ruhmvollen Kriege, welche die Staufenkaiser namentlich in Italien führten, erhielten die deutsche Ritterschaft in Aufregung und brachten sie mit fremden Völkern in mannigfaltige Berührung. Noch wirkungsreicher zeigten sich die Kreuzzüge. In begeisterter, ja schwärmerischer Stimmung ausziehend, waren die Kreuzfahrer doppelt empfänglich für die üppige, farbenreiche Natur des Morgenlandes, für die abweichenden Sitten und die wenigstens teilweise feine Bildung der dortigen Völker, für die ganze Märchenwelt, die man von alters her in den Palmenwäldern Asiens verborgen glaubte, und welche die abenteuervolle Wirklichkeit kaum Lügen strafte. Überdies führten diese Züge zur engsten Gemeinschaft mit dem Kern der engl., franz., span., ital. Ritterschaft, die an äußerm Glanze, feiner Sitte und Weltbildung der deutschen entschieden überlegen war. Alle erlebten Wunder steigerten sich noch in dem Munde der Rückkehrenden und erweckten bei den Zurückgebliebenen die Sehnsucht, wenigstens in dichterischem Abbilde Ähnliches zu genießen. So bildete sich die deutsche Ritterschaft ebenfalls zu einem in sich abgeschlossenen Stande oder vielmehr Orden aus, der, wenn auch häufig nicht in der Wirklichkeit, so doch in der Idee, wie sie sich poetisch widerspiegelte, durchaus von einem höhern Geiste getragen wurde. Gottesdienst, Herrendienst und Frauendienst waren die drei Ideale desselben, um deren, nicht um der eigenen Ehre willen der Ritter auf Abenteuer auszog. Was aber diesem Rittertume im allgemeinen abging, war das Nationalitätsgefühl. Dieses ideale Rittertum beherrschte die Kunstpoesie jenes Zeitraums ebenso ausschließlich, als es früher mit christlich-kirchlichen Ideen der Fall gewesen war, und von der mittelalterlichen Bezeichnung für zarte Frauenliebe ist diese ganze Periode die Zeit des Minnesangs (s. **Minnesinger**) genannt worden, welche Benennung im engern Sinne wieder besonders auf die ritterliche Lyrik angewandt wird. Da diese Dichtweise an den deutschen Höfen, besonders bei Landgraf Hermann von Thüringen (gest. 1216) und Leopold VII. von Österreich (gest. 1230) Schutz und Pflege fand, so nennt man sie auch höfische Poesie. Zu ihren zahlreichen epischen Dichtungen wurden die Stoffe fast ausnahmslos dem Auslande entlehnt; denn die alteinheimischen Heldensagen entsprachen weder hinreichend den ritterlichen Ideen dieser Zeit, noch konnten sie auf die Dauer dem Zwecke phantastischer Unterhaltung, dem die Poesie mehr und mehr zu
dienen begann, genügen. In Frankreich waren
fassende Ritterepopöen längst vorhanden, die
teils aus einheimischen, teils aus brit., südeu
und selbst morgenländ. Quellen geschöpft wa
diese begannen die ritterlichen Sänger in Deu
land mit größerer oder geringerer Freiheit na
ahmen. Gleichzeitig ließen sich dieselben vielfa
lyrischen Weisen vernehmen, die auch zum Tei
Lieder der nordfranz. Trouvères und der südf
Troubadours zum Vorbilde hatten. Aus
wurde diese dichterische Thätigkeit sowohl
Männern ritterlichen Standes, welche dann He
als bürgerlichen Standes, welche Meister gen
werden. Diese Dichter zogen von Burg zu
von Hof zu Hof und erwarben sich hier durch
Geschenke, die ihnen ihre Gesänge eintrugen,
Lebensunterhalt, und deshalb preisen sie au
den Fürsten ihrer Zeit keine Tugend so sehr a
Milde, d. h. die Freigebigkeit. Mit diesem
dringen fremder Dichtstoffe und Dichtweisen
die alte deutsche volksmäßige Poesie, die in
ginne dieses Zeitraums schön erblüht war,
und mehr in den Hintergrund verwiesen un
bei den höhern Ständen immer geringere Teiln
Nur der Bürgerstand hegte sie in treuem Herze
sorgte für ihre Erhaltung und Erneuerung, a
Ritterpoesie längst verschwunden und vergessen

Was die einzelnen aus diesem Zeitraum er
nen Dichtwerke betrifft, so sind auf dem G
der volksmäßigen Poesie die beiden großen
pöen: das «Nibelungenlied» und die «Gu
zu erwähnen. Beide Dichtungen sind so
ästhetischer als in nationaler Beziehung
größten Kleinodien des deutschen Volks zu
Weitere Bearbeitungen von einzelnen Abs
der altdeutschen Heldensage (s. d.), die zum
in der veränderten Gestalt der nächstfolgend
hunderte überliefert sind, geben fast al
Mangel an künstlerischem Werte Zeugnis
Verfall, der sich der Volkspoesie schon in dies
raum bemächtigt hatte. Für den Einfluß,
Rittertum und die Kreuzzüge auch auf die
ausübten, spricht eine Reihe von Gedichte
die Sagen von Dietrich von Bern, d. h. T
dem Ostgoten, mit den spätern Kämpfe
Lombardei, im griech. Kaisertum und im
lande versetzen. Von deutschen Bearbeitu
Tiersage ist aus diesem Zeitraum nur
halten, darunter «Reinhart Fuchs» von
dem Glichesäre, einem Elsässer; von volkst
Lyrik gehören hierher die Strophen des Kür
die Lieder Dietmars von Eist und die
Spervogels. Dem vollständig ausgebildete
lichen Kunstepos gingen in der ersten Häl
12. Jahrh. verschiedene Dichtungen vorau
dem Charakter der Volkspoesie noch ziemli
stehen, obgleich sie ihre Stoffe schon aus der
erhalten hatten. So die «Kaiserchronik» u
«Annolied», wundersame Verknüpfungen ge
licher, sagenhafter und legendenartiger Erzähl
zu je einem Ganzen; eine Bearbeitung der zur
gewordenen Geschichte Alexanders d. Gr. von
Pfaffen Lamprecht, über dessen Person sichere
richten fehlen; das «Rolandslied», ein Teil ka
Sage vom Pfaffen Konrad. Als Vater des
lichen Ritterepos gilt Herr Heinrich vom V
der in seiner bald nach 1184 vollendeten «
nach franz. Vorbilde die Äneassage so bearb
daß er sie ganz und gar in Geist und Wes

mittelalterlichen Rittertums übersetzte. Unter seinen überaus zahlreichen Nachfolgern ragen als Geister ersten Ranges hervor: Herr Hartmann, Dienstmann zu Aue um 1200, ein lieblicher, milder Dichter; Herr Wolfram von Eschenbach, um 1220 gestorben, der ernsteste, tiefsinnigste, eigentümlichste, deutscheste aller dieser Dichter; Meister Gottfried von Straßburg, etwas jünger als Wolfram, eine durch und durch poetische Natur und Meister der Form wie kein zweiter. Von den übrigen Dichtern verdient noch Meister Konrad von Würzburg, um 1280, Erwähnung wegen der Kunstfertigkeit, mit welcher in seinen zahlreichen Dichtungen Sprache und Versmaß behandelt sind.

Die ganze Fülle der hierher gehörigen Dichtungen läßt sich am leichtesten an den verschiedenen Stoffen, welche für dieselben benutzt wurden, übersehen. Von antiken Stoffen wurden, aber durchaus in mittelalterlichem Gewande, wiederholt bearbeitet der trojanische Krieg und die Alexandersage. Der Sagenkreis von Karl d. Gr. stellte nach franz. Vorbildern und in durchaus ungeschichtlicher Weise den Kaiser teils als Vorfechter des Christentums, teils als Lehnsherrn im Kampfe gegen seine Dienstmannen, also in zwei Hauptbeziehungen des Rittertums dar. Die eigentümlichsten Schöpfungen des Rittertums sind die Sagen von Artus (s. d.) und der Tafelrunde (s. d.) und die vom Heiligen Gral (s. d.), von denen die zweite stets in Verbindung mit der ersten erscheint. Die Artussage ist das vollständigste Bild des weltlichen Rittertums und schildert die Abenteuer, welche der altbrit. sagenhafte König Artus und die an seiner Tafelrunde versammelten Ritter als höchste Zierden ihres Ordens bestehen. Weit tiefsinniger, recht eigentlich romantisch ist die Sage vom Heiligen Gral, welche in ihren ersten Anfängen aus dem Morgenlande stammt. Der Zusammenhang der ursprünglich voneinander ganz unabhängigen Grals- und Artussage wird so vermittelt, daß die Ritter von der Tafelrunde bei ihren Fahrten das Aufsuchen des Grals zum letzten Zweck haben. Erst spätere Bearbeiter setzen diese Sage ganz oder teilweise auf deutschen Boden und verschmelzen sie mit einheimischer Sage und Geschichte; so im «Lohengrin», von einem unbekannten Verfasser. Die Gralssage behandelt die geistliche Seite des Rittertums, und alle bessern Bearbeitungen derselben sind als religiöse Allegorien anzusehen. Am deutlichsten tritt dies hervor in dem vollendetsten aller Gralsgedichte, dem tiefernsten «Parcival» von Wolfram von Eschenbach; von einem andern, nahe verwandten Epos: «Titurel», hat derselbe nur ein kleines Fragment vollendet. Das Hauptgedicht der weltlichen Artussage ist Gottfrieds von Straßburg «Tristan und Isolde», eine der reichsten und lebensvollsten poetischen Verherrlichungen irdischer Liebe, die es gibt. Auch geschichtliche Stoffe wurden von diesen Dichtern in epischer Form behandelt, und zwar teils als umfassende Weltchroniken voll fabelhafter Beimischungen, teils als Darstellungen der Zeitgeschichte. So die «Reimchronik» von Ottokar aus Steiermark, welche für die österr.-steir. Geschichte [illegible]–1309 eine nicht unwichtige Quelle ist, [illegible] «Frauendienst» von Ulrich von Lichtenstein, [illegible]er des Dichters eigenes Leben unter Bei[illegible]r lyrischer Gedichte schildert. Als meist [illegible]ungen sind zahlreiche poetische Erzählungen ernsten und heitern Inhalts zu betrachten, welche zu den größern Epopöen in etwa gleichem Verhältnis stehen wie die Novelle zum Roman; unter ihnen befindet sich die schönste Dichtung Hartmanns zu Aue, nämlich: «Der arme Heinrich». Eine besondere Gattung bilden endlich die meist von Geistlichen verfaßten Legenden und legendenartigen Erzählungen, deren Stoff der Bibel, den Heiligengeschichten und andern Quellen entlehnt ist. Fast alle diese epischen Dichtungen sind in den sog. «kurzen Reimpaaren» abgefaßt, einem aus der alten Langzeile entstandenen, zu epischer Darstellung vorzüglich geeigneten Versmaß von zwei je viermal gehobenen und durch den Reim verbundenen Zeilen.

Mannigfaltiger und kunstvoller ist die Form der ritterlichen Lyrik oder des Minnegesangs im engern Sinne, da es hier als Regel galt, daß der Dichter mit dem Liede auch die Singweise erfand, und jedes Lied auch eine neugebaute Strophe, «Ton» genannt, erheischte. Der Hauptinhalt dieser Dichtungen ist die Liebe oder Minne in den mannigfaltigsten Auffassungen, für welche die Gesetze des Rittertums bestimmte konventionelle Normen aufgestellt hatten, z. B. daß nie der Name der Geliebten genannt werden durfte. Außerdem sind besonders zahlreich Naturlieder und Bilder, alle Jahreszeiten umfassend; seltener sind Kriegs-, Jagd- und Trinklieder; ebenfalls selten die Lieder, welche die öffentlichen Angelegenheiten der Zeit zum Gegenstande haben. Wo das letztere aber der Fall ist, geschieht es immer, was das Weltliche betrifft, in streng nationalem und dem Papsttum gegenüber in reformatorischem Sinne. Die Lieder der überaus zahlreichen Minnesinger wurden schon im Mittelalter zu größern Sammlungen vereinigt. Unbedingt der erste Rang unter allen diesen Liederdichtern gebührt durch Wohllaut, tiefen poetischen Gehalt, Vielseitigkeit und würdige Gesinnung, sowie durch die Zahl der erhaltenen Lieder Walther von der Vogelweide. Ihm zunächst stehen an Innigkeit, seelenvoller Tiefe und süßem Wohllaut Heinrich von Morungen und Reinmar der Alte. Durch Frische, zuweilen derb volksmäßige Eigentümlichkeit ausgezeichnet sind die Reihen und Tanzweisen Neidharts von Reuenthal, welche das bäuerliche Leben und Treiben und den Verkehr der Ritter mit den Dorfschönheiten schildern. Wie schon viele der ritterlichen Epopöen sich durch symbolische Auffassung und allegorische Deutung ihrer Stoffe dem Lehrgedichte nähern, so bildete sich auch eine ziemlich umfassende eigentlich didaktische Dichtweise namentlich in der zweiten Hälfte dieses Zeitraums aus. Diese umfangreichen Gedichte bestehen zum Teil in einfacher Aneinanderreihung volkstümlicher Sittensprüche und Weisheitssprüche; so «Freidanks Bescheidenheit» aus dem J. 1229. Das große Ansehen, in dem dies Buch lange Zeit stand, verschaffte ihm den Beinamen der «weltlichen Bibel». Andere didaktische Gedichte bilden ein systematisch durchgeführtes Ganzes; so der «Welsche Gast» von Thomasin von Zerclar aus Friaul (1216). Wieder andere kleiden ihre Lehren in die Form der Erzählung oder des Zwiegesprächs ein. Dazu kommen Fabeln in poetischer Form; ihrer hundert enthält der «Edelstein» von Boner. Auch eine selbständige deutsche Prosa begann sich in diesem Zeitraum zu entwickeln, welche entweder unter geistlichem Einflusse stand oder dem Bedürfnisse des praktischen Lebens diente. Neben Übersetzungen geistlicher Schriften finden sich freie und volkstümliche Predig

unter denen die des Bruders Berthold von Regensburg die wertvollsten sind. Die deutsche Sprache begann in öffentlichen Urkunden und Gesetzbüchern an die Stelle der lateinischen zu treten. Friedrich II. erließ 1235 einen Landfrieden, 1236 einen Reichsabschied in deutscher Sprache. Außer einzelnen Stadtrechten u. dgl. entstanden zwei umfassende Gesetzsammlungen: der «Sachsenspiegel» von dem sächs. Ritter Eike von Repgowe, um 1230, und der «Schwabenspiegel», gegen 1270.

So reich und glänzend die Blüte war, deren sich die ritterliche Poesie in diesem Zeitraum erfreute, so kurz war doch die Dauer derselben, der ein rascher und völliger Verfall folgte. Die Zeiten des Interregnums hatten die äußerste Verwilderung aller sittlichen und bürgerlichen Verhältnisse zur Folge, und so verlor sich notwendig der Sinn für Pflege und Ausübung schöner Künste. Das in Roheit und Räuberei entartete Rittertum vermochte keine Bilder idealer Herrlichkeit mehr hervorzubringen, noch die vorhandenen zu würdigen. Aber auch abgesehen von diesen äußern Hemmnissen, trug die höfische Poesie den Keim raschen Verfalls in sich. Die ritterlichen Epopöen mußten den Kreis von Abenteuern, aus deren Aufzählung sie bestanden, bald erschöpfen und konnten somit den Reiz der Neuheit nicht länger bieten, den man von derartigen Erzeugnissen verlangte; mit dem absterbenden Rittertum verlor sich auch das Interesse an dessen dichterischer Verherrlichung. Die ritterliche Lyrik wurde durch die Forderung, zu neuen Liedern stets neue Formen zu schaffen, bald von der Kunst zur Künstelei fortgerissen, indem sie Versmaße von einer Ausdehnung und Künstelei schuf, die mit wahrer dichterischer Schönheit nicht bestehen konnten. Der Ideenkreis, in dem sie sich bewegte, war an sich ein ziemlich enger und durch mancherlei konventionelle Gesetze noch mehr beschränkt, sodaß auch hier eine lebens- und kunstvolle Fortentwickelung unmöglich wurde. Es kam hinzu, daß die von den Rittern und Herren vernachlässigte Poesie mehr und mehr dem Bürgerstande anheimfiel, welcher bei allen bürgerlichen und häuslichen Tugenden doch weder die Bildung, noch den freien Blick, noch endlich nur die Zeit hatte, ihr eine wahrhaft künstlerische Thätigkeit zuzuwenden, und dadurch das freie Geistesspiel zu handwerksmäßiger Arbeit herabzog. So kam es, daß am Ende dieses Zeitraums die deutsche Litteratur nach herrlicher, aber kurzer Blüte die künstlerische Vollendung der Form ebenso wie den leitenden Gehalt höherer Ideen auf lange Zeit verloren hatte.

Dritte Periode: Von der Mitte des 14. bis zum Ende des 16. Jahrh. — Die öffentlichen Zustände in Deutschland entbehrten vor der Reformation alles dessen, was der nationalen Dichtung hätte förderlich sein können: nach außen geschah wenig Ruhmwürdiges und Anregendes, im Innern herrschten Rechtlosigkeit und Faustrecht. Namentlich waren es die beiden bevorrechteten Stände, Geistlichkeit und Adel, die an Ansehen und allgemeinem Einfluß, zugleich auch an geistiger und sittlicher Bildung mehr und mehr verloren. Ihnen gegenüber erhob sich zu gesteigerter Tüchtigkeit und Bedeutsamkeit der Bürgerstand. Hauptsächlich aus seiner Mitte gingen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., als die Eroberung Konstantinopels durch die Türken und die dadurch veranlaßte Auswanderung zahlreicher griech. Gelehrten nach Italien der Entwickelung der Wissenschaften, na-

mentlich der Altertumswissenschaft, im
lande neues Leben verliehen hatte, e
neuer Stand, der der Gelehrten hervor.
deutschen Fürsten, mit fast einziger A
Maximilians I., fand die heimische Litter
nerlei Aufmunterung; Adel und Geistlic
sagten fast aller thätigen Teilnahme an d
So ging dieselbe in die Pflege des Bürg
über. Hier wurde sie allerdings mit Eifer
wissenhaftigkeit gepflegt, gewann auch dab
der an Volkstümlichkeit, die der ritterlic
tung des vorhergehenden Zeitraums gefe
zugleich aber büßte sie die ideale Richtun
verlor sich in handwerksmäßigem Form
vermischt mit etwas Rücksicht auf hausbac
liche Belehrung. Diese bürgerliche Dichtun
jetzt an die Stelle der zuerst geistlichen, da
lichen Kunstpoesie tritt, führt den aussch
Namen des «Meistergesangs» im Gegen
den frühern Minnegesang. (S. Meister
Der vielseitigste und gesündeste Vertret
bürgerlichen Dichtung ist Hans Sachs.
entstandene Gelehrtenstand endlich, berufe
des Volks zu sein, vertiefte sich so in
erschlossenen Schätze griech. und röm.
daß sich die meisten Mitglieder desselben
vaterländischen Sprache und Litteratur en
abwandten. Wohl wurde hier und da ei
Klassiker in das Deutsche übersetzt, viel
aber zogen es die Gelehrten vor, nicht nu
lehrten Schriften lateinisch zu schreiben,
auch ihr etwaiges dichterisches Talent
Sprache anzuwenden. So vermochten si
Reformation nur wenige Zweige deutscher
in einiger Blüte zu erhalten; die meisten
in Unbedeutendheit oder Roheit. Ein glei
fall kam auch über die Sprache selbst,
grammatischen Korrektheit und stilistische
dung verlustig ging. Indem sich jedoch de
stand zu höherer Bedeutung und größer
stande erhob, eignete er sich (durch die
der Buchdruckerkunst wesentlich gefördert
eine höhere Verstandesbildung an, und
wiederum hatte eine auffallend rasche Ent
der deutschen Prosa an äußerm Umfang un
Gehalt zur Folge.

In solche Zustände nun fiel das weltersc
Ereignis der Reformation. Das grun
Wesen Luthers hatte zunächst zur Folge, d
auch für die deutsche Sprache ein Re
wurde. Von seinen Schriften, namentlich v
Bibelübersetzung, geht die neuhochdeutsche
bildung als maßgebend für die deutsche
sprache aus, die in allen ihren Hauptzü
für unsere jetzige Sprache die nächste Grun
det, anfangs jedoch mehr in der Prosa als
dener Rede Anwendung fand, und nur da
Geltung kam, wo die Kirchenverbesserung
genommen wurde, während sie in den T
Deutschland, welche der alten Kirche treu
erst ein Jahrhundert später zur Herrschaft
Im übrigen war die unmittelbare Fö
welche die deutsche Litteratur von der Ref
empfing, nur eine geringe. Die allgeme
merksamkeit war den ernstesten Fragen
verwickeltsten Kämpfen viel zu sehr zugewe
daß viel Zeit und Sinn für heitere Spiele
stes hätte übrigbleiben können. Zwar
Menge der belehrenden, polemisierenden u

iften außerordentlich groß, welche durch
zstreit in Versen sowohl als in Prosa her-
n wurden, aber der bestimmte Zweck
as allgemein Menschliche und dessen rei-
ruck in der Poesie in den Hintergrund.
große Errungenschaft, diese aber auch
ätzbarem Werte, war die poetische Frucht
mation: das prot. Kirchenlied, welches
entstehen konnte, aber auch entstehen
s jeder einzelne sich wieder als freies und
tigtes Mitglied der christl. Gemeinde
dieses Gefühl der Gemeinsamkeit sich in-
s Kampfes in den großartigsten Weisen
Aber das Blütenalter der Reforma-
war ein rasch vorüberziehendes. Mit Lu-
e brach nicht bloß der blutige Kampf um
ragen aus, sondern auch die Erörterung
rt und Schrift hörte auf, Volkssache zu
wurde lediglich zum Gegenstande wider-
Gezänke unter pedantisch-gelehrten und
en Schultheologen gemacht. Die Schuld
m bei weitem größten Teile auf seiten
Theologen, die endlose Wortklaubereien
ndigkeiten dem Heile der Kirche und des
zogen. Das Volk zog sich von der im
en Sinne begonnenen Bewegung zurück.
e Elend innerer Kriege kam hinzu, und
die volkstümliche Dichtung immer mehr
Armut, Verwilderung und folglich auch
ung, während sich für die gebildeten
eren geistige Leitung der exclusive Ge-
d mehr und mehr übernahm, eine ganz
ichtung ohne alle nationale Anknüpfung,
gebildeten Geschmack und ohne innere
gkeit entwickelte.
n Stoffe der deutschen Heldensage und
denen Zweige des ritterlichen Kunstepos,
in dieser Periode teils in kleinern Ge-
e mancherlei Umänderungen und oft dur-
he enthielten, oder die ganzen Sagen-
en ähnlich wie bei den cyklischen Dich-
Epochen in ebenso umfassenden als leb-
s langweiligen Dichtungen behandelt: so
he Heldensage im sog. «Heldenbuch» Ka-
n der Rhön um 1472. Einen verunglückten
ur Wiederbelebung des ritterlichen Epos
aximilian I., als er durch Melchior Pfin-
Nürnberg die Abenteuer seines eigenen
bens in dem «Teurdank» 1517 bearbeiten
ches Werk aber aus einer ununterbroche-
e von frostigen und sich wiederholenden
n nicht herauskommt. Diesem Werke zur
t, ebenfalls vom Kaiser veranlaßt, ein
an ähnlichen Inhalts und gleicher Be-
weise, der «Weißkunig» von Marx Treiz-
von Ehrentreiz (1512). In allem jedoch,
epische Poesie gilt, herrscht die Neigung
ktischen und zur allegorischen Form ent-
or. So erscheint die altdeutsche Tiersage
m niederdeutschen, aus dem Niederländi-
rsetzten «Reineke Vos» mit durchgehends
Färbung; eine Nachahmung desselben
ich der Homerischen Batrachomyomachie
Froschmeuseler» von Georg Rollenhagen
609). Noch entschiedener tritt das Humo-
daktische hervor in des gelehrten Sebastian
s Straßburg (1458—1521) seinerzeit sehr
«Narrenschiff». Ebenfalls auf sittliche
g abgesehen, aber dabei doch reich an

wahrhaft dichterisch-plastischer Gestaltung einzelner Figuren und ganzer Situationen, aus einer ebenso reichen als mannigfaltigen Lektüre geschöpft und doch lebensvoll gezeichnet sind die poetischen Erzählungen des nürnberger Schuhmachers Hans Sachs. Durch und durch ein deutscher Bürger, feuriger Anhänger der Reformation, von unglaublicher Fruchtbarkeit, ist er unbedingt der größte Dichter seiner Zeit, den nur die allgemeinen Mängel derselben an freierm und höherm Aufschwunge hemmten. Auch in die epische Poesie drang die prosaische Form in diesem Zeitraume mit Macht ein und gründete so die Gattungen des Romans und der Novelle. Es entstanden eine Menge sog. «Volksbücher», teils Auflösungen älterer epischer Gedichte, teils Märchen und Anekdotensammlungen. Schöpfer des eigentlichen Romans ist Johann Fischart, der sich in seinen zahlreichen Schriften als unübertroffener, witzreicher Sprachbildner und als scharfer Satiriker zeigt.

Unter den lyrischen Gedichten dieses Zeitraums sind diejenigen nicht ohne Wert, welche, der modernen Ballade ähnlich, geschichtliche Stoffe in Liederform erzählen; so die Schlacht bei Sempach (1386), das Glarnerlied (1388) und die «Burgund. Kriegslieder» Veit Webers aus Freiburg i. Br. (1476). Weit zahlreicher treten die vielen echt volkstümlichen Liebes-, Wander-, Trink-, Soldaten- und Jägerlieder auf, die in oft rauher Form einen kräftigen Kern naturwüchsiger Volkspoesie enthalten. Ihnen gegenüber steht die bürgerliche Kunstlyrik, der eigentliche Meistergesang. Derselbe entwickelte sich aus dem ritterlichen Minnegesang, als dieser mehr und mehr in das Bürgertum überging. Dieser Übergangsperiode gehören namentlich schon Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob (gest. 1318 in Mainz), der Schmied Regenbogen, Peter Suchenwirt, ein Österreicher (nach 1350), und der noch spätere Meister Muscatblut an. Als solche Dichtweise mehr und mehr in den freien Reichsstädten des südl. Deutschland einheimisch wurde, nahm sie, wie jede gewerbliche Thätigkeit, strenge Zunftform an. Von eigentlichen Meistergesängen wurde nur wenig gedruckt. Auch alle gedruckten Sachen von Hans Sachs sind solche, die er ganz unabhängig von seiner sonstigen Teilnahme an der nürnberger Singschule gedichtet hat. Von seinen lyrischen Arbeiten zeichnet sich ganz besonders sein Lob Luthers: «Die wittenbergisch Nachtigall», aus. Die einzig vollendete Blüte der lyrischen Poesie bleibt aber in diesem Zeitraume das prot. Kirchenlied. Schöpfer desselben war Luther, dessen «Ein' feste Burg» mit der Geschichte des Protestantismus unauflöslich verbunden ist. In seine Fußstapfen traten unter andern Nikolaus Decius um 1524 zuletzt Prediger in Stettin, gest. 1541; Nikolaus Hermann; Nikolaus Selneccer, 1532—92, geb. in Hersbruck bei Nürnberg, gest. als Professor in Leipzig; Bartholomäus Ringwaldt aus der Mark Brandenburg; Philipp Nicolai, 1556—1608, geb. im Waldeckischen, gest. als Pastor in Hamburg. Mit dem Zurücktreten der reformatorischen Thätigkeit aus dem Volksleben begann aber auch diese poetische Quelle zu stocken und zu versiegen. Lyrisch der Form nach ist auch die Mehrzahl der polemischen und satirischen Schriften, welche in gebundener Rede mit der Reformation auftauchten. Auf seiten des Protestantismus war hier der kühnste Vorfechter der Ritter Ulrich von Hutten. Die Mehrzahl seiner

Schule verbreitete sich nach Sachsen durch Lukas Cranach. Kupferstich und Holzschnitt bildeten sich aus und trugen zur Verbreitung der Kunstwerke bei. In der Bildhauerei blühten zu Nürnberg in jener Zeit die Meister Adam Kraft, Veit Stoß, Peter Vischer. Im nördlichen Deutschland wirkte Hans Brüggemann, berühmt durch seinen herrlichen Schnitzaltar im Dom zu Schleswig. Doch schafft die Mehrzahl der Genannten bereits unter dem Eindrucke der aus Oberitalien herübergekommenen Impulse.

Die altdeutsche Kunst, unter welchem Namen man im allgemeinen die Kunstleistungen bis etwa zum Eintritt der Kirchenreformation zusammenzufassen pflegt, hatte ihre wesentliche Aufgabe auf dem Gebiete der kirchlichen, der christl. Baukunst gefunden. Wie vorzüglich, namentlich wie tiefsinnig aber auch ihre Leistungen in den andern Zweigen der bildenden Künste dabei gewesen, so war doch inzwischen die Verwirklichung des Ideals der christl. Skulptur und Malerei dem italischen Kunstgeiste zugefallen. Zugleich entstand in Italien um die Mitte des 15. Jahrh. in der Baukunst, in Anlehnung an den antik-römischen, der Renaissancestil. Deutschland nahm seitdem eine lange Zeit, besonders von der Mitte des 16. Jahrh. bis zur Mitte des 18., keinen national selbständigen Anteil an der Fortentwickelung der Kunst. Die Kirchenreformation mit dem Dreißigjährigen Kriege im Gefolge war der Kunst nicht günstig. Der sich über ganz Europa verbreitende Renaissancestil und seine Nachfolger, Barocke und Rokoko, drangen alsbald auch in Deutschland ein. Zu dem Tüchtigern, was in jener übrigens fruchtbaren Zeit aus deutschem Geiste entsprang, gehören an Renaissancebauten das Belvedere zu Prag, der Otto-Heinrich-Bau im Heidelberger Schlosse (1556—59), die Kirche St. Michael zu München (1583), das nürnberger Rathaus (1616—18) von Holzschuher, das Zeughaus in Berlin (1685—95) von Nering und de Bodt, das königl. Schloß daselbst (1699—1706) von Andreas Schlüter, der als der größte Künstler seiner Zeit hervorragt und als solcher auch als Bildhauer gilt. Ein bedeutender Zeitgenosse von ihm ist in der Architektur Fischer von Erlach, der in Wien wirkte. Neumann baute (1720—44) die fürstbischöfl. Residenz in Würzburg, von Knobelsdorf führte die Bauten Friedrichs d. Gr. mit reinem Schönheitssinn aus. Von Rokokobauten sind der Zwinger in Dresden (Pöpelmann) und das Belvedere in Wien (Hildebrandt) Hauptbeispiele. In der Bildhauerei muß neben Schlüter mit Ehren Rafael Donner von Wien genannt werden, in der Malerei Joachim von Sandrart (1606—88). Im 18. Jahrh. zeichnen sich als deutsche Maler aus: B. Denner, Dietrich, ein Nachahmer fremder Darstellungsweisen, Mengs, der an der Pforte der Wiedergeburt steht, aber aus dem Streben nach einem einheitlichen Eklektizismus nicht herauskam; ferner Gran, Altomonte u. a. in Österreich. Schon Gran hatte in seinen großen Fresken sich den klassischen Italienern zugewendet; Donner kehrte zum Studium der reinen Natur zurück und begeisterte seinen Schüler Oser, der wieder auf Winckelmann wirkte. Rafael Mengs, später Lessing und Goethe sind die konsequenten Etappen der neuen, für Antike und Naturstudium begeisterten Richtung.

Dann wendet sich die Bewegung von der Natur in die Tiefe des Gemüts, die Mystik und Romantik des Mittelalters zurück, bis die neueste Zeit die Vereinigung beider Prinzipien zu erstreben sich anschickt. Diesen Weg durch den Klassizismus und Romantizismus nehmen in Deutschland alle Künste. Für die bildenden Künste ist Winckelmann mit seinem energischen Hinweis auf die griech. Kunst Bahnbrecher, und ihm zur Seite steht Lessing. In Hinsicht auf die Ausübung ist es in der Malerei Carstens, der zuerst die alten griech. Formen mit deutschem Geist erfüllte. Zu seinen Mitstrebenden und Nachfolgern gehören Joseph Anton Koch, E. von Wächter, Gottlieb Schick. Thorwaldsen, der Carstens seinen Lehrer nennt, vollzog die Regeneration in der Plastik. Derselbe ließ die für die heutige Skulptur so wichtige Frage der angemessenen Darstellung der Porträtstatue ungelöst, wofür erst G. Schadow in gesundem, auf die Natur gerichtetem Geiste das Prinzip aufstellte. Inzwischen äußerte die Romantische Schule der Dichtkunst ihren tiefen Einfluß auf die bildende Kunst. Friedr. Schlegel, der Hauptvertreter jener Schule, bestimmte die Gebrüder Boisserée zu den großartigsten Sammlungen der altdeutschen Kunstwerke. In der ausübenden Kunst tritt als eine merkwürdige Figur der hamburger Maler Ph. Runge hervor. Als die eigentlichen Häupter der romantischen Malerschule aber sind zu nennen: Overbeck, Veit und Cornelius. Der Schauplatz ihrer Thätigkeit ist Rom, das überhaupt aufs neue die hohe Schule für die Künstler wurde. Overbeck wandte sich mit Scheffer von Leonhardshoff und andern Genossen dahin, von der wiener Akademie wegen ihres Enthusiasmus für das deutsche Mittelalter verwiesen. Außerdem sandte Deutschland J. Schnorr und W. Schadow nach Rom. An diese Namen knüpft sich die Weiterentwickelung der deutschen Kunst.

In der Baukunst kehrte Deutschland zwar am spätesten, dann aber in tiefer und richtiger Auffassung zur Antike zurück, besonders nachdem die antiquarische Thätigkeit der Engländer die griech. Baukunst ins Licht gestellt hatte. Diese That knüpft sich an den Namen Karl Friedrich Schinkel, zu dessen hervorragendsten Schülern Persius, Bötticher, Knoblauch, Strack, Stüler u. a. gehören. In der Gotik, als dem prägnantesten Ausdruck des romantischen Mittelalters, verharrte man besonders am Rhein. Man ging darin so weit, daß man keine Kunst gelten lassen wollte als die des 13. Jahrh. In der Malerei blieben der religiös-romantischen Richtung, welche zu der Kunst und Art des Fiesole (daher die Bezeichnung: Präraffaeliten) zurückführt, getreu: Overbeck, Schnorr, Veit, der sich nach Frankfurt wandte, und in dessen Fußstapfen Steinle trat, Jos. Führich, der in Wien an der Spitze der religiösen Schule stand. Cornelius dagegen arbeitete sich aus der romantisch-religiösen Richtung heraus. Derselbe neigt mehr zur Form als zur Farbe, mehr zur Erhabenheit als zur Anmut, sodaß in ihm die Vereinigung des Klassischen und Romantischen nach Ausdruck ringt. Dieser Anlage kamen der Sinn und die Ideen des Königs Ludwig I. von Bayern entgegen, der, für das Klassische begeistert, zugleich eine innige Liebe für deutsche Kunst und Art hegte. Nachdem er schon als Kronprinz der ausübenden Kunst Gelegenheit zur Entfaltung gegeben, wurde mit seinem Regierungsantritt München der Schauplatz der umfassendsten Kunstthätigkeit.

Die hiermit erstehende Münchener Schule hat in allen bis dahin ausgebildeten Baustilen Gottes-

häuser und Staatsgebäude, ja Bauwerke mit rein idealen Zwecken (Walhalla bei Regensburg, Ruhmeshalle bei Kehlheim) geschaffen. Klenze, Gärtner, Ziebland, Ohlmüller waren die vorzüglichsten Baumeister. Auch Restaurationen alter und schöner Kirchen wurden vorgenommen. Zudem schmückte man die Wände mit dem reichen Inhalt der Religion (H. Heß, Schraudolph, Koch, Müller) und der Geschichte aus. Es entstand in der Ludwigskirche zu München, die eigens dazu erbaut war, den Raum für die bildliche Darstellung der That des Christentums abzugeben, eins der größten Gemälde der Welt: Cornelius' Jüngstes Gericht. Selbst für landschaftliche Fresken fand sich Raum (Rottmann). Außerdem veranlaßte König Ludwig, als Freund der Dichtkunst, die malerische Darstellung der deutschen Heldensagen, namentlich des Nibelungenliedes, und zwar durch Schnorr, der sich, wie Cornelius, aus der romantisch-religiösen Richtung herausarbeitete. Durch alle diese Schöpfungen wurde Deutschland, zunächst München, die Pflegestätte der Freskomalerei, und manche Erfindungen deutscher Künstler legten diesem Kunstzweige noch diejenigen Vollkommenheiten bei, welche ihm bis dahin fehlten. Auch ist der Glasmalerei zu erwähnen, der durch eine eigene Anstalt ein großartiger Aufschwung unter Ainmillers tüchtiger Leitung möglich gemacht ward. Die Skulptur war besonders in Ludwig Michael Schwanthalers vielbeschäftigter Werkstatt vertreten.

Die Düsseldorfer Schule, welche mit dem als Lehrer so hochbegabten und wirksamen Wilh. Schadow 1826 ihren Aufschwung begann, gab besonders zwei Seiten des deutschen Charakters den künstlerischen Ausdruck: der Sentimentalität und dem Humor. Im vielseitigen Besitz von allem, was die Malertechnik betrifft, Reinheit, Glut, Frische, leuchtendem Halbdunkel, Zauber der Karnation u. s. w., wandten sich die Künstler doch im wesentlichen nicht, wie es inzwischen in Frankreich und Belgien geschah, der Quelle großer Stoffe, der Geschichte zu. Zum Teil wurzelten sie noch, wie Schadow selbst, im Mythischen, dessen Darstellung letzterer durch symbolische Zuthaten zu vertiefen suchte, durch welche die Bilder, aus ihrer Naivetät gerissen, förmliche Glaubensbekenntnisse wurden. Zum Teil entnahm man die Stoffe der Poesie und malte Scenen nach Dramen und Balladen; zum Teil auch kultivierte man die idyllische Landschaftsmalerei. K. F. Lessing trat (1830) mit dem Trauernden Königspaare, Bendemann (1832) mit den Trauernden Juden hervor. Hildebrandt und J. Hübner kultivierten die Dichterstoffe. A. Schrödter repräsentierte den Humor. Sohn glänzte als Porträt- und Situationsmaler. In ihren neuern Werken erst hat die Düsseldorfer Schule sich der eigentlichen Geschichtsmalerei zugewendet, und zwar namentlich durch Lessings großartige Schöpfungen aus der Geschichte der Reformation. Andere echte Profan-Historienmaler sind Rethel und [illegible], während Deger, ganz der religiösen Richtung ergeben, auf diesem Gebiete das Höchste leistete. Das histor. Genre (Camphausen), das Genrebild (Jordan, Hasenclever, Tidemand u. s. w.), Landschaft (A. und O. Achenbach, Gude u. s. w.) haben sich frei und zu großer Vollkommenheit entwickelt. Von Düsseldorf wandte sich Bendemann 1838 nach Dresden, wo er Gelegenheit erhielt, im Königsschlosse großartige geschichtliche Fresken zu malen. Zugleich mit ihm gingen J. Hübner und der Dichter-Maler Reinick, und 1846 folgte auch Schnorr, der hier als sein Hauptwerk 240 Zeichnungen zur Bibel lieferte, die in Holz geschnitten wurden. Unter L. Richter als Zeichner und Gaber und Bürkner als Formschneider erblühten in Dresden tüchtige Schulen der Holzschneidekunst, während die Architektur Semper vertrat, der einer edeln Renaissance huldigte. In der Bildhauerei trat Rietschel als Hauptmeister auf. Neben ihm behauptet Hähnel, in gemäßigter Weise auf die Antike zurückgehend, einen ausgezeichneten Rang. Eine Berliner Malerschule seit der Wiedergeburt der Künste hat sich nicht gebildet; nur als Ansatz dazu sind die Bestrebungen Wachs zu bezeichnen. Dagegen entwickelte sich in Berlin die bedeutendste Bildhauerschule der modernen Zeit, als deren Stifter Rauch anzusehen, welcher das klassische und romantische, das ideale und realistische Element vereinigte. Rauch hat mehr als 200 Schüler gebildet, unter denen Rietschel obenan steht. Außerdem sind von seinen Schülern zu nennen: Drake, Kiß, Schievelbein, Schadow, Bläser, A. Wolff, Haagen u. a. Im J. 1841 wurde Cornelius nach Berlin berufen, wo er für das beabsichtigte Campo santo seine berühmten Kartons schuf. Sein Schüler Kaulbach, ein Künstler von ungemeiner Thätigkeit, zierte das Museum mit Fresken, die als philos.-histor. Cyklus zu bezeichnen sind. In Wien trat mit Rahl eine große Künstlernatur auf, welche auch eine Schule hinterlassen hat. Schwind vereinigte die deutsche Romantik und Sentimentalität auf wundersame Weise mit österr. Humor und gemütlichem Wesen.

Ein zusammenfassender Blick auf die deutsche Kunst der Gegenwart zeigt zunächst in der Baukunst, daß alle Elemente, welche Schinkel in sich vereinigte, in neuester Zeit Reformen aller Art weichen mußten. Im Geiste seiner Antike wird wenig mehr geschaffen. Für den Kirchenbau hält sich das romanische und das got. Element die Wage. Hübsch in Baden ging auf die Formen der altchristl. Basiliken zurück, die er bei prot. und kath. Kirchen zur Anwendung brachte, während Eisenlohr in seinen bad. Bauten einen edeln roman. Stil mit den modernen Bedürfnissen in Einklang zu bringen wußte. Als einer der vorzüglichsten Gotiker muß Schmidt in Wien genannt werden. Auch in Berlin wurden neben italienisch-romanischen got. Kirchen gebaut. In Wien hat Ferstl in der Votivkirche einen got. Bau unternommen, während Hansen daselbst in dem riesigen Arsenalbau den roman. Stil anwandte. Sonst gilt gegenwärtig für öffentliche Gebäude meistens der Renaissancestil (Börse, Museum, Oper in Wien von Ferstl, Hansen, Hasenauer u. a., in Berlin von Hitzig), dessen Hauptvertreter Semper (Theater und Museum in Dresden) war. Wien wendet sich neuestens sichtlich seiner heimischen Barocke wieder zu. Im Privatbau geht Hitzig bis an die Grenzen einer reichen Renaissance. Die Frage nach der Zukunftskunst ist zugleich in der Musik und der Architektur in Deutschland hervorgetreten. In München, wo auch König Maximilian der Baukunst seine besondere Gunst zuwandte, wurde der Baustil der Zukunft bei Gelegenheit der Konkurrenz für das Athenäum förmlich begehrt. Die nicht glücklichen Versuche der Maximiliansstraße können als Experimente gelten, Neues zu finden.

Bestandteil höherer Bildung; auf italienischen und niederländ. Universitäten erwarb man sich gelehrtes Wissen, in London, Madrid, vor allem aber in Paris und Versailles sog. Weltbildung, die in Verachtung der vaterländ. Zucht, Sitte, Tracht und Sprache bestand. Alles, was nicht zu den bevorzugten Ständen gehörte, lag in tiefster Verachtung und meist grenzenlosem Elend, das mit sittlicher Versunkenheit Hand in Hand ging. Bei diesem Zustande des öffentlichen Lebens trat der Gegensatz zwischen der Litteratur der gebildeten und der der niedern Stände, zwischen Kunstpoesie und Volkspoesie, den das Reformationszeitalter einigermaßen gemildert hatte, greller als je hervor. Die Volkspoesie dieses Zeitraums hat nur wenig Nennenswertes aufzuweisen, statt epischer Dichtungen dienten die zahlreichen prosaischen Volksbücher, in denen die früher genannten Stoffe immer wieder neu verarbeitet, aber meist in das Rohe herabgezogen wurden. Nur Ein großer volkstümlicher Roman stammt aus der Mitte des 17. Jahrh., der «Simplicissimus» von Christoph von Grimmelshausen, ein treues Bild des Zustandes und der Entsittlichung, die sich im Dreißigjährigen Kriege unter Bürgern und Bauern verbreitet hatte. Das Volkslied erhielt sich in lebendiger Ausbildung, die aber auch das Bild der Zeit an sich trägt. Kriegslieder herrschen vor; histor. Lieder, oft als fliegende Blätter mit Holzschnitten gedruckt, wurden statt Zeitungen verbreitet; mit seltenen Ausnahmen aber ist auch der kernhafteste Inhalt in äußerst rohe Form gegossen. Nur das Kirchenlied erhob sich als Trost im Unglück zu neuer Blüte, und hier steht ebenbürtig neben Luther Paul Gerhardt aus Gräfenhainichen; ferner zeichneten sich auf diesem Gebiete aus: Luise Henriette von Brandenburg, Gemahlin des Großen Kurfürsten, geborene Prinzessin von Oranien (1627—67); Joh. Rist aus Pinneberg (1607—67), Pfarrer zu Wedel an der Elbe, dessen litterarische Thätigkeit und zahlreiche didaktische und weltlich-lyrische Gedichte wertlos sind im Vergleich zu seinen Kirchenliedern; Joachim Neander oder Neumann aus Bremen (1610—80), Prediger in seiner Vaterstadt, am ersten mit Gerhardt zu vergleichen; Gottfr. Arnold aus Annaberg (1655—1714), auch als Kirchenhistoriker und Ascet in Spenerschem Sinne bedeutend; Wolfg. Deßler aus Nürnberg (1660—1722), Lehrer daselbst. Viel minder volkstümlich sind wegen ihrer Hinneigung zu bilderspielender Mystik Christian Knorr von Rosenroth aus Altrauden in Schlesien (1636—89), zuletzt Kanzler in Sulzbach, und Joh. Scheffler, genannt Angelus Silesius aus Breslau (1624—77), der anfangs Arzt, dann katholisch und Priester wurde.

Das volksmäßige Drama erlebte zunächst die Veränderung, daß es fast durchaus in die Hände berufsmäßiger, meist wandernder Schauspieler überging, denen äußerlich und innerlich gewöhnlich nur geringe Hilfsmittel zu Gebote standen, und deren Aufkommen den Verlust nicht aufwog, daß die dramatische Dichtung und Darstellung aus dem engen Zusammenhange mit dem Volksleben herauskam. Gedruckt wurde von den eigentlichen Volksschauspielen wenig, da die Theaterdirektoren sich ihr Repertoire durch handschriftliche Aufbewahrung zu sichern suchten, viele Stücke auch gar nicht in vollständiger Ausführung, sondern nur in Scenarien vorhanden waren, nach welchen die Schauspieler im einzelnen Falle extemporierten. Stoffe dieser Schauspiele waren zum Teil noch biblische Erzählungen, ferner alte Volkssagen, die man aber stets mehr oder weniger in das Niedrig-Komische herabzog, Fastnachtsspiele sehr derber Art. Auch geschichtliche und rein erdichtete Stoffe wurden dramatisch behandelt, wobei die Dichter der herrschenden Neigung für schaudererregende Darstellungen entgegenkamen; doch auch in ihnen vermißte man die komische Person unter dem Namen Hanswurst, Pickelhering, Harlekin u. s. w. ungern. Besonders berühmte Schauspielergesellschaften waren die von Magister Joh. Veltheim, der von 1669—94 besonders zwischen Nürnberg, Breslau, Berlin und Hamburg umherzog, und Jos. Ant. Stranitzky, geb. in Schweidnitz um 1675, gest. als Direktor des Kärntnerthor-Theaters in Wien 1727. Ersterer näherte sich den Höfen und gab geregeltere Darstellungen, letzterer setzte zahlreiche Volksschauspiele aus den verschiedensten Quellen mit mehr Geschick und Wirkung als dichterischer Kunst zusammen. Übrigens arbeiteten auch manche sonst der Kunstpoesie huldigende Gelehrte für das volksmäßige Lustspiel. So vornehmlich Andreas Gryphius, Christian Weise (1642—1708) aus Zittau, Rektor daselbst, der durch zahlreiche Dramen, die Pedanterie und Genialität aufs wunderlichste mischen, mit großem Ernst die Hebung dieser Dichtart bezweckte; Joh. Georg Schoch aus Leipzig, Jurist in Naumburg a. d. S. («Comoedia vom Studentenleben», 1657); Christian Friedr. Henrici aus Stolpen, Steuerbeamter in Leipzig (1700—64). Gegen Ende dieses Zeitraums verschmolzen Volksdrama und Kunstdrama mehr und mehr, da die Erbauung großer Schauspielhäuser und die Einrichtung bleibender Gesellschaften ein immer gemischteres Publikum heranzogen; zugleich wurden äußerer Glanz, Dekorationen und Maschinerien mehr und mehr zur Hauptsache und das recitierende Schauspiel durch Oper und Ballett verdrängt.

Die Kunstpoesie des 17. Jahrh. stand mit der gelehrten Bildung in engster Verbindung und wurde meist von Gelehrten gepflegt. Dies hatte wenigstens die gute Folge, daß die bei den höhern Ständen verachtete Dichtung wieder zu Achtung gelangte und selbst hochgestellte Männer sich ihr widmeten. Diese Teilnahme äußerte sich zunächst in zahlreichen Gesellschaften für deutsche Sprache und Poesie. Zweck derselben war Reinerhaltung der Sprache und Ausbildung ihrer poetischen Anwendung. Bedeutender Nutzen zeigte sich davon nicht, da Spielereien mit Ordenszeichen und symbolischen Zeichen in jenen Gesellschaften mehr und mehr um sich griffen und vornehme Protektion gegen Bürgerliche und kriechende Schmeichelei gegen Hochstehende herrschender Ton wurden. Zu den angesehensten Vereinen der Art gehörte die Fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden (1617—80), von Kaspar von Teutleben in Weimar gegründet, von sächs. und anhaltin. Fürsten gefördert. Die Deutschgesinnte Genossenschaft, von Philipp von Zesen 1643 gegründet, übertrieb den sprachlichen Purismus. Der Gekrönte Blumenorden oder die Hirten an der Pegnitz, von Harsdörfer und Clajus in Nürnberg 1644 gestiftet, war dichterisch thätig, aber in einseitig spielender Richtung. Schon ein Vorläufer späterer wissenschaftlicher Vereine war die von B. G. Mencken in Leipzig 1697 gestiftete Poetische Gesellschaft. Außerdem zeigte sich der Einfluß der herrschenden Gelehrsamkeit in dem

n Anschluß an fremdländische Vorbilder.
llten die griech. und röm. Klassiker nach-
den, ohne daß man jedoch über das Buch-
ndnis derselben erheblich hinauskam,
hauptsächlich durch die in ihrer Art
ind. Philologen gefördert wurde. Ganz
nte man, daß die ital. und franz. Poesie
eit höhern Stufe ununterbrochener Ent-
ände als die deutsche, irrte aber, wenn
e, deren Vorzüge ohne weiteres auch der
einimpfen zu können, welche einen we-
ern Bildungsgang durchgemacht hatte
er Vernachlässigung der letzten Jahr-
rchaus nicht fähig war, die dort vor-
deen und Formen unvermittelt so auf-
daß sie hier innere Wahrheit, Leben und
innen konnten. So entstand eine Dicht-
e einen ihr innerlich fremden Gedanken-
einer dem Auslande ungeschickt nach-
orm umhüllte und deshalb notwendig
rgerer Übertreibung, ja Karikatur aus-
e. Man ahmte die künstlichen Formen
elche die lyrische Poesie des Südens sich
e deren Wohllaut und Sprachgewandt-
erreichen zu können. Aus Frankreich
nte man den für die deutsche Sprache
ngeeigneten Alexandriner, der bald in
arten, mit Ausschluß des eigentlichen
e andern Versmaße völlig verdrängte.
es in dem Wesen dieser ganzen gelehr-
g, daß nicht Gefühl und Phantasie ihre
ten, sondern nüchterne Reflexion und
näßige Kühle des Urteils; nicht dem in-
e dichterischen Drangs entsprang sie,
eist äußerm Anstoße. So überwog auch
rhafte Charakter, nur nicht wie früher
s-sittliche, sondern ein rationalistisch-
licher. Die lyrische Poesie aber be-
sich größtenteils auf das Gelegenheits-
engsten Sinne, welches Geburten, Hoch-
Todesfälle ohne poetischen Gehalt besang.
der neuen poetischen Richtung waren
von Spee (1592—1635), ein gelehrter Je-
Georg Rudolf Weckherlin aus Stuttgart
1653). Spee, der einzige bedeutende kath.
ieser Zeit, benutzte seine gelehrte Bildung
ller und doch einfacher Behandlung der
welcher er seine tiefsinnigen religiösen
esammelt unter dem Titel «Trutz-Nachti-
faßte. Weckherlin führte das Sonett ein
einer der ersten, welche den franz. Alexan-
Deutschen zur Anwendung brachten. In
gelenker Form spricht er ernste und kräftige
, namentlich auch eine damals seltene
ische Gesinnung aus. Der eigentlich
hende Dichter für diese Zeit und auch
von mächtiger Nachwirkung ist der
Martin Opitz von Boberfeld (1597—
Opitz war durchaus keine reiche und eigen-
Dichternatur, da auch in ihm die nüchterne
die Oberhand hatte. Dennoch hat er sich
Verdienste um die deutsche Litteratur er-
Er vollendete die von Luther begonnene
er deutschen Sprache, indem er ihr durch
, welche er auch bei der kath. Partei durch
schluß an dieselbe sich erworben hatte, den
in die ihr bisher verschlossenen kath. Lan-
eröffnete und den von Luther fast nur für
iche Darstellung praktisch gemachten An-
fang systematisch und durchgreifend auch auf die Dichtung übertrug. Namentlich stellte er zuerst wieder feste Gesetze für Rhythmus und Versmaß auf, die in den letzten Jahrhunderten nur in mechan. Silbenzählung bestanden hatten. Diese Grundlage der noch jetzt gültigen deutschen Metrik und Prosodik enthält sein Büchlein «Von der Teutschen Poeterey». Opitz' vielseitige Thätigkeit wirkte auf seine Zeitgenossen äußerst anregend; namentlich war es das östl. und nordöstl. Deutschland, wo sie Anklang fand. Es zog sich so die durch die Reformation nach Mitteldeutschland verpflanzte litterarische Thätigkeit immer mehr, aber nicht zum Vorteil der Poesie, nach dem Osten und Norden: Schlesien, die Marken, Preußen, Hamburg wurden für längere Zeit ihre Hauptsitze.

Alle die Dichter, welche ihre Thätigkeit im unmittelbaren Anschluß an Opitz übten, begreift man unter dem Namen der Ersten schles. Dichterschule. Von ihnen sind namentlich zu erwähnen: Paul Flemming, der ausschließlich Lyriker war und der nüchternen Form seines Vorbildes Leben und Wärme einhauchte wie kein anderer Dichter seiner Zeit. Andreas Gryphius hat neben weniger bedeutenden lyrischen Gedichten durch seine Dramen dieser Dichtungsart ihren weitern Entwickelungsgang vorgezeichnet. Seine fünf Trauerspiele haben zuerst die feste Einteilung in fünf Aufzüge, führen das noch jetzt herrschende tragische Pathos ein und erkennen, mit einziger Ausnahme von «Cardenio und Celinde», einer Art von bürgerlichem Trauerspiel, nur fürstl. Personen und ihnen entsprechende Handlungen als tragischen Stoff an; eine Art von Chor, welche er anwandte, fand nur vorübergehend Nachahmung. Würde, Kraft und wirklich dramatische Anlage sind diesen Stücken nicht abzusprechen. Noch höher stehen seine Lustspiele «Peter Squenz», in welchem die Episode aus Shakspeares «Sommernachtstraum» aus dritter Hand verarbeitet ist, und «Horribilicribrifax»; beide sind reich an echtem Witz und Humor und frischen Sitten- und Lebensbildern ihrer Zeit. Vortrefflich ist das in schles. Mundart und Prosa geschriebene Scherzspiel «Die geliebte Dornrose» (1660). Für das Trauerspiel ist der von Gryphius ausgehende Einfluß bis auf die Gegenwart vielfach maßgebend geblieben; im Lustspiel hat er aber weniger Nachfolger gefunden. Friedrich von Logau aus Schlesien beschränkte sich auf das Epigramm, das er in großer Fülle zu scharfer Züchtigung seiner Zeitgenossen, namentlich in Bezug auf den Verfall vaterländischer Sitte und Gesinnung ausbeutete. In Königsberg in Preußen fand Opitz gelehrige Schüler an Simon Dach aus Memel, Professor der Dichtkunst, und dem Organisten Heinrich Albert aus dem reuß. Vogtlande. In Weimar wirkte in gleichem Sinne der vielseitige Georg Neumark aus Mühlhausen. Gleichzeitige Dichter, die zwar in formeller Beziehung auch meist Opitz' Einfluß sich unterworfen zeigten, ihre Stoffe aber selbständiger wählten und behandelten, sind: Jakob Schwieger, genannt Philidor der Dorferer, aus Altona, dessen unstetes Leben etwa zwischen 1630 und 1670 fällt. Außer den feurigsten Liebesliedern dieser ganzen Zeit hat er heitere Schauspiele geschrieben, die sich durch ihre ital. und span. Mustern nachgebildete Intrigue auszeichnen. Rist wurde schon bei den Kirchenliedern erwähnt. Philipp von Zesen aus Priorau bei Dessau, zuletzt in Hamburg (1619—89),

[illegible]

... Noch sind zwei Dichter als Vorboten einer bessern Zeit zu erwähnen, die in ihrer Zeit ziemlich allein standen: Barthold Heinrich Brockes aus Hamburg und Johann Christian Günther. Letzterer besaß eine wahrhaft dichterische Natur, verkam aber als ein unverstan-

iuser dessen, was sich erst ein halbes
t später verwirklichen sollte.
rschaftliche deutsche Prosa dieses Zeit-
von den Einflüssen der herrschenden
nicht unberührt, indem sie zwischen steif-
Pedantismus und schwülstiger Schön-
und herschwankte, auch an der Ent-
h eingemischte Fremdwörter teilnahm
t den günstigen Einfluß der Philoso-
eologen Leibniz, Wolf, Thomasius u. a.
oh. Jakob Mascov, in seiner «Geschichte
n», und Heinrich Graf von Bünau, in
schen Kaiser- und Reichshistorie», för-
die geschichtliche Forschung als die Ge-
ung. Hauptwerke sind in Bezug auf
eibung der unter besonderer kaiserl.
enene «Spiegel der Ehren des Erzhauses
on Sigmund von Birken oder Betulius
chen- und Ketzerhistorie» von Gottfried
eine der ersten lesbaren Reisebeschrei-
zu erwähnen, welche Adam Olearius
ein. Gesandtschaftsreise nach Persien
der auch Paul Flemming teilnahm.
entümlich als philos.-religiöser Stilist
er Sprache ist der görlitzer Schuh-
Theosoph Jakob Böhme. Als Asceten
Redner sind die schon erwähnten J.
Spener, A. H. Francke zu nennen,
lich noch eine einsame und seltsame
Ulrich Megerlin, bekannter als Pater
Sancta-Clara, anschließt. Die reichen
letzterer in den verschiedensten Schrif-
n, Romanen, Satiren u. s. w. offen-
einer harmonischen Durchbildung nicht
halb sich Kraft, Klarheit, echter Witz
loser Possenreißerei, verzerrter und
rstellung mischen. Die deutsche Sprache
vielfach in Grammatiken, Anleitungen
hetorik, zum Briefstil u. dgl. behandelt;
erk bildet «Ausführliche Arbeit von der
uptsprache», von Justus Georg Schottel
, Prinzenerzieher und Konsistorialrat
and (1612—76).
Periode: Von der Mitte des 18. Jahrh.
e und Schiller. — In ihren Anfängen
tig mit den letztgenannten Dichtern
henden Periode erstanden zwei lyrisch-
ichter, welche, ohne sich an kritischen
bst zu beteiligen, doch durch ihre Thä-
ben Gegensatz darlegten, der bald auch
handelt wurde. Der eine, Friedrich
n, 1708—54, schrieb Lieder, Fabeln
Erzählungen, in denen er zuerst die
e mit Freiheit und Geschmack nach-
Form anmutig veredelte, eine heitere
t niederlegte. Der andere, Albrecht von
8—77, einer der gelehrtesten Männer
Schöpfer der Physiologie, war als Dich-
ernst, ja streng, sein Vorbild, außer
ie Engländer. Außer Oden, Liedern
omanen verfaßte er das große beschrei-
lehrende Gedicht «Die Alpen». Sitt-
und äußerst sorgsam behandelte Form
en seine Dichtungen. Diese beiden
die Vorläufer und gleichsam Weg-
ächsten Zeit. Die von Chr. von Wolf
Leibnizsche Philosophie führte zu rei-
fung und Würdigung auch der Poesie.
d mehr sich entwickelnde Journalismus

verbreitete dieselbe in immer weitern Kreisen; zugleich aber machten sich Hauptrichtungen geltend, vertreten einerseits durch Gottsched in Leipzig, andererseits durch die Schweizer Bodmer und Breitinger. Joh. Christoph Gottsched, 1700—66, gebildet durch die Wolfsche Philosophie, besaß sehr vielseitige Kenntnisse, die er, von nicht geringer Eitelkeit und Herrschsucht getrieben, ganz vorzugsweise der deutschen Litteratur zuwandte. Unterstützt durch verschiedene Zeitschriften, die teils von ihm selbst, teils von seinen Anhängern herausgegeben wurden, erlangten seine zahlreichen Lehrbücher, z. B. die «Kritische Dichtkunst», die «Redekunst», die «Deutsche Sprachkunst», eine äußerst einflußreiche Verbreitung und verschafften ihrem Verfasser ein Ansehen, wie es bis dahin kaum ein einzelner Gelehrter in Deutschland besessen hatte. Sein Ziel war im wesentlichen dasselbe, wie es ein Jahrhundert früher Opitz im Auge gehabt hatte: regelrechte Nüchternheit, wasserhelle Klarheit, peinliche Genauigkeit in Beobachtung konventioneller Formen stellte er als die höchsten Anforderungen an die Poesie hin. Vorbild waren ihm die klassischen Dichter Frankreichs und die sie nachahmenden Engländer. Ganz besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Drama, wobei er an der Schauspieldirektorin Karoline Neuber wirksame Hilfe fand. An die Stelle der glücklich verdrängten Oper und des aus dem Lustspiel vertriebenen Hanswurst setzte er als Muster des Trauerspiels seinen «Sterbenden Cato», der von 1732—57 zehn Auflagen erlebte. Durch Originalarbeiten und Übersetzungen unterstützte ihn seine geistreiche Frau, Luise Adelgunde Victorie geborene Kulmus aus Danzig (1713—62). Weniger versuchte und vermochte er seine Reformpläne auf epischem Gebiete geltend zu machen, da das Heldengedicht «Hermann» von Christoph Otto von Schönaich aus Amtitz in der Niederlausitz (1725—1807) trotz Gottscheds Lobpreisungen und Schönaichs feierlicher Dichterkrönung bei allen Unbefangenen nur Gelächter erregte. Es kam hinzu, daß Gottsched, durch raschen Beifall verwöhnt, in einem Grade anmaßend wurde und auf dem litterarischen Gebiete diktatorisch verfuhr, der vielfach abstieß und verletzte. Dennoch sind seine großen Verdienste nicht zu verkennen. Abgesehen davon, daß auch er, wie Opitz, die Beschäftigung mit vaterländischer Litteratur äußerlich zu Ehren brachte, so war es wesentlich sein Werk, daß der bisher herrschende Lohensteinsche Geschmack in seiner ganzen Wertlosigkeit erkannt wurde. Er reinigte die Sprache, unterwarf die Poesie, namentlich in formaler Beziehung, wieder den Forderungen und Gesetzen des gesunden Menschenverstandes und schuf so den Boden, auf welchem eine neue poetische Blüte aufkeimen konnte. Seine Einseitigkeit, vermöge deren er glaubte, diese Blüte selbst schon in seinen und seiner Anhänger wässerig-glatten Reimereien darzustellen, fand bald genug Widerspruch.

Johann Jakob Bodmer, 1698—1783, und Johann Jakob Breitinger, 1701—76, beide als Dichter nicht bedeutend, gaben seit 1721 ein moralisch-ästhetisches Wochenblatt: «Discourse der Mahlern», heraus, in welchem sie vor der Nachahmung der franz. Dichter warnten, auf engl. Vorbilder, namentlich Milton, hinwiesen, überhaupt statt einer gekünstelten Form, in deren Verachtung sie nicht so weit gingen, daß sie den Reim ganz und gar verwarfen, einen belebten, kräftigen, sittlich-gediegenen

Inhalt als das Wesen der Poesie bezeichneten, wobei sie freilich vielfach fehlten, indem sie z. B. geneigt waren, die Fabel wegen ihres sittlichen Zwecks als die vollendetste Dichtgattung anzuerkennen, und das Epos, sowie Gottsched das Drama, bevorzugten. Natürlich traten so die Schweizer in entschiedenen Gegensatz gegen Gottscheds Schule, und das anfangs gegenseitig anerkennende Verhältnis verwandelte sich bald in die bitterste Feindseligkeit, welche um 1740 ihren Höhepunkt erreichte und in zahlreichen Streitschriften ihren Ausdruck fand. Aus diesem, für die Fortentwickelung der deutschen Litteratur äußerst folgenreichen Streite gingen die Schweizer für den Augenblick insofern als Sieger hervor, als Gottscheds bisher ungebührlich gehandhabte Diktatur plötzlich gebrochen ward und alle, welche unter seinen frühern Schülern von Bedeutung waren, sich nach und nach von ihm emanzipierten. In der That aber konnte keiner der beiden Parteien der Sieg bleiben, da beide in Einseitigkeiten und Vorurteilen durch die Hitze des Streites nur immer befangener wurden. Der Erfolg jedoch blieb, daß das Richtige von beiden Seiten neu aufgefaßt und zu einem Ganzen verarbeitet wurde. Dies geschah durch die Schöpfung einer ganz neuen Wissenschaft, der Ästhetik, als deren Begründer Alexander Gottlieb Baumgarten (1714—62), anzusehen ist. Auf seinen Grundlagen baute zunächst der hallische Professor Georg Friedr. Meier (1718—77) fort.

Unterdessen hatte man in verschiedenen Dichterkreisen angefangen, thatsächliche Früchte jenes litterarischen Kampfes aufzuweisen. Einzeln steht der geistvolle Satiriker und treffliche Prosaist Christian Ludwig Liscow (1701—60) da, in seinem Kampfe gegen seichte Schriftstellerei. Größere Genossenschaften waren die Sächsische Schule, bestehend aus ehemaligen Schülern Gottscheds, welche allmählich freiere Bahnen einschlugen. Unter ihnen steht obenan der gemütreiche Christian Fürchtegott Gellert, der sich durch seine geistlichen Lieder, die wertvollsten des ganzen Jahrhunderts, unendliche Verdienste erwarb, als Fabeldichter noch jetzt unerreicht ist, weniger aber im Drama und Roman leistete. Ferner der Satiriker und Verfasser anmutiger Briefe Gottlieb Wilhelm Rabener; Joh. Elias Schlegel, der das Drama von Gottscheds Fesseln befreite; Friedrich Wilhelm Zachariä, der das komische Epos in Deutschland einbürgerte; Johann Andreas Cramer, Verfasser wertvoller Kirchenlieder, auch als Prosaist bedeutend; Abraham Gotthelf Kästner, scharfsinniger Epigrammatiker, und Karl Christian Gärtner, der, selbst weniger Dichter, sich als Kritiker und Ordner wesentliche Verdienste um die Werke seiner Freunde erwarb. Nicht zu übersehen ist, daß diese Männer, fast alle Zöglinge der sächs. Fürstenschulen, das stärkste Zeugnis für den Wert und die Einwirkung der altklassischen Studien ablegen. Vereinigungspunkt dieser Dichter waren seit 1744 die von Gärtner herausgegebenen «Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes» (gewöhnlich «Bremer Beiträge» genannt), welche Zeitschrift eine gemäßigte Opposition gegen Gottscheds Schule machte. Korrekte Einfachheit, anmutige Naturwahrheit und sittliche Reinheit ist ihnen allen eigen. Da diese Männer nach ihrer Universitätszeit weit über Deutschland sich verteilten, zum Teil sich später an dem Carolinum in Braunschweig zusammenfanden, so verbreitete sich dadurch auch ihre geistige Richtung weithin.

Ein anderer Kreis, die Hallische Schule, ging in ähnlicher Weise von den Schweizern aus, wie die Sächsische von Gottsched. Unmittelbare Schüler der Ästhetiker Baumgarten und Meier waren: Samuel Gotthold Lange aus Halle, Pfarrer in Laublingen (1711—81), und Jakob Immanuel Pyra aus Kottbus, Konrektor in Berlin (1715—44). Beide waren in Deutschland die ersten entschiedenen Verfechter der schweiz. Grundsätze gegen Gottsched; wichtiger als ihre eigene Thätigkeit blieb jedoch die Anregung, die jüngere Zeitgenossen von ihnen empfingen. Letzteres gilt besonders von Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Die eigene dichterische Thätigkeit desselben, Lieder, Oden, poetische Briefe, Lehrgedichte u. s. w. umfassend, ist jetzt bis auf die echt volkstümlichen «Preuß. Kriegslieder von einem Grenadier» vergessen. Merkwürdig wußte sich Gleim bis in sein hohes Alter mit jeder neuen Richtung, welche die deutsche Poesie annahm, zu verständigen, und unermüdlich blieb er in Förderung und reichlichster Unterstützung jugendlicher Talente. Schon auf der Universität in Halle schlossen sich ihm an: Johann Peter Uz und Johann Nikolaus Götz. Ihre dauernde Freundschaft, deren Kreise sich mehr und mehr erweiterten, gab Anlaß zu zahlreichen poetischen Episteln, in denen der Kultus der Freundschaft oft ins Maßlose überging. Sonst gingen aus diesem Kreise noch leichte heitere Lieder und poetische Lehren eines anmuthigen Lebensgenusses hervor, wie überhaupt franz. Bildung und heitere Weltanschauung in ihm vorherrschten. Dichterisches von bleibendem Werte leisteten erst spätere Angehörige des geistig fortwährend verbundenen Kreises, der in Halberstadt seinen Mittelpunkt hatte. So Ewald Christian von Kleist, dessen Lieder, Oden und Elegien von zarten und innigen Gefühlen, lebhafter Freude an der Natur erfüllt sind, die großartiger sein Hauptgedicht «Der Frühling» ausspricht. Karl Wilhelm Ramler ahmte in seinen zahlreichen Oden die antiken Versmaße in noch nicht dagewesener Meisterschaft nach und machte sie zum Ausdruck eines lebhaften preuß. Patriotismus. Auch die aus armseligen Verhältnissen emporstrebende Anna Luise Karsch gehörte diesem Kreise an, dem noch ein Geistesverwandter in Christoph August Tiedge und dessen «Urania» erwuchs. Als verwandt diesem Kreise möge hier auch der Idyllendichter Salomon Geßner genannt werden.

Der Kampf zwischen Gottsched und den Schweizern hatte das allgemeine Interesse der gebildeten Stände auf die litterarische Bewegung hingelenkt und das Bedürfnis nach bessern Zuständen geweckt; die bisher genannten Dichter waren bedeutend genug, um einem reinern Geschmack und dem Verständnisse echter Poesie wieder Eingang zu verschaffen. Zahlreiche Zeitschriften gaben fortwährend fördernde Anregung. Zugleich war die Wissenschaft über die tote Polyhistorie des 17. Jahrh. hinausgegangen; großenteils war dies das Verdienst der 1737 gegründeten Universität Göttingen. Während es hier nicht an Männern von der umfassendsten Gelehrsamkeit, wie A. von Haller, fehlte, betrachtete man doch nicht die Abrichtung für irgend einen praktischen Beruf als Hauptsache, sondern man vergeistigte die Wissenschaft zu allgemein menschlicher Bildung. Vor allem war es die Altertumswissenschaft, welche sich nicht mehr auf Grammatik und dürre Worterklärung beschränkte, sondern, indem sie das Leben und die Kunst der Alten in ihren

Zürich zog, für geistige Aufklärung wirkte. Meister derselben in ihrer neuen Gestalt waren Johann Joachim Winckelmann und später Christian Gottlob Heyne. Dieser neue wissenschaftliche Geist ging dann auch auf andere Universitäten und selbst in die Gymnasien über und wurde unterstützt durch die freiere Erhebung der theol. Wissenschaft, zu welcher Joh. David Michaelis in Göttingen, Joh. Salomon Semler in Halle den Grund legten. Ein wesentliches Moment des frischen Geisteslebens war es auch, daß seit dem Regierungsantritt Friedrichs II. von Preußen den Deutschen endlich wieder ein Gegenstand patriotischen Stolzes und patriotischer Bewunderung geboten ward. Fast gleichzeitig traten nicht nur zwei echte Dichter in Deutschland auf, sondern diese fanden auch ein Publikum, welches ihnen durch den lebhaftesten Beifall Mut zu entschiedenem Schaffen verlieh und jüngere Talente zur Nacheiferung ermutigte. Ein nicht geringeres Glück war es, daß Klopstock und Wieland in sich selbst zwei wesentlich verschiedene Richtungen als berechtigt und anregend darstellten. Ein Zufall machte einige Freunde, die dem sächs. Dichterkreise angehörten, mit den drei ersten Gesängen des «Messias» bekannt, welche nun in den «Bremer Beiträgen» 1748 zuerst erschienen und schnell ungemeines Aufsehen erregten; das ganze Werk wurde nach mehrern Unterbrechungen erst 1773 vollendet. Den ersten Gesängen des «Messias» folgten bald die schönsten Oden Klopstocks, seine geistlichen Lieder, später drei biblische Trauerspiele, ebenso viele vaterländische Schauspiele («Bardiete»), prosaische Schriften über deutsche Rechtschreibung und Grammatik, endlich die «Deutsche Gelehrtenrepublik».

Das Große an Klopstock ist vornehmlich, daß er nichts als deutscher Dichter sein wollte, daß er die poetische Form und Sprache wundersam hob und vervollkommnete, und daß alle seine Dichtungen von den großartigsten Grundgedanken erfüllt und getragen waren. Während es allerdings nicht an Gegnern seiner Dichtweise, namentlich unter den Anhängern der absterbenden Gottschedschen Schule fehlte, die sich in Schmäh- und Spottschriften ergossen, riß das richtige Gefühl, daß hier eine gewaltige Kraft der vaterländischen Poesie neue Würde verlieh, die Mehrheit zur lautesten Begeisterung hin. Für die Gegenwart haben viele von Klopstocks Oden, deren Verständnis grammatische Dunkelheit und eine gänzlich willkürlich geschaffene nordisch-deutsche Mythologie sehr erschweren, ebenso auch der «Messias» wenig Anziehendes mehr; aber dadurch wird das Verdienst, welches Klopstock als sittlicher und ethischer Lehrer seiner Zeit hatte, nicht vermindert. Klopstock fand nicht wenige Nachahmer. Im Epos die Verfasser von «Patriarchaden» alttestamentlichen Stoffes, deren keine ihrem Vorbild nahe kam; in der Ode, der sog. «Bardendichtung», zeichneten sich aus Mich. Denis und Karl Friedr. Kretschmann. Weit wichtiger als diese direkte Nachahmung war die allgemeine Bewegung der Geister, welche von Klopstock ausging und der deutschen Litteratur eine bisher vermißte Würde, Ernst, Hoheit und Richtung auf das Vaterländische gab.

Christoph Martin Wieland tastete schon auf der Schule in Kloster-Bergen und in Tübingen in dunkeln poetischen Drange nach verschiedenen Stoffen umher. Durch Klopstock angeregt, versuchte er sich in biblischen und religiösen Epopöen, kam hierdurch mit Bodmer in Berührung und lebte bis 1759 teils in Zürich, teils in Bern, wo er sich eine umfassende Kenntnis der verschiedenen Litteraturen und eine Lebenserfahrung erwarb, die sein poetisches Talent auf die ihm gemäße Richtung hinwiesen. Seinen eigentlichen Dichterberuf erfaßte Wieland erst dann, nachdem er eine Mischung von altgriech. und neufranz. Bildung in sich aufgenommen hatte, deren Resultat für ihn eine bisher in Deutschland unbekannte Anmut, Gewandtheit und Leichtigkeit der Darstellung und eine lebensfrohe Weltweisheit war, die er in Versen und in Prosa, in der kleinen Erzählung, im Epos, im Roman und im Lehrgedicht gleichmäßig aussprach. Zugleich führte er der deutschen Litteratur eine Menge neuer Stoffe zu, indem er einerseits den Geist des Altertums in modernem, etwas französisch zugeschnittenem Gewande dem allgemeinen Geschmack anbequemte: so in dem komischen Roman «Die Abderiten» und in den mit Lebensphilosophie versetzten Romanen «Agathon», «Peregrinus Proteus», «Aristipp». Noch wichtiger aber war es, daß er das Mittelalter als dichterische Fundgrube entdeckte und so der Romantik vorarbeitete: dies nämlich im «Neuen Amadis», in «Liebe um Liebe» und in seinem vollendetsten Werke: «Oberon». Einen eigenen Reiz aller dieser Dichtungen bildet die feine Ironie, welche sie überall durchdringt. Neben den genannten Werken verfaßte er zahlreiche, zum Teil anmutsvolle Erzählungen kleinern Umfangs in poetischer Form, lehrhafte histor. Romane in morgenländ. Einkleidung, Gespräche, lyrische und dramatische Dichtungen, welche beiden letztern ohne große Bedeutung sind. Seine jeden Stoff aufnehmende und weiter fördernde Natur zeigte sich auch in zahlreichen geschmackvollen Übersetzungen, darunter Horaz, Lucian, Cicero, und bei weitem am wirkungsreichsten die erste Verdeutschung Shakspeares (1762—66), die später Eschenburg vollendete. Auch für Vermittelung der verschiedenen litterarischen Bestrebungen war Wieland bei seinem wohlwollenden und duldsamen Geiste äußerst thätig durch seine Monatsschrift «Der Teutsche Merkur» (1773—1810). Wieland war weit entfernt von der Würde Klopstocks, aber er bewahrte durch Anmut, Vielseitigkeit und Beweglichkeit vor der einseitigen Erhabenheit und der oft dunkeln Tiefsinnigkeit, welche eine unbedingte Herrschaft des Klopstockschen Geschmacks zur Folge gehabt haben würde. Er wies auf unzählige neue Stoffe und neue oder doch vergessene Formen hin, und war es so, der den neuen, durch Klopstock geweckten Geist in Fluß brachte und eine allseitige Ausbildung der deutschen Poesie ermöglichte. Auch er fand zahlreiche Nachahmer, von denen jedoch keiner sich mit Wielands umfassendem Geiste messen kann, indem sie entweder seine feine Ironie zu grober Travestie herabzogen, wie z. B. Aloys Blumauer, oder nicht über mechan. Verarbeitung ihrer Stoffe hinauskamen, wie die zahlreichen Verfasser von Rittergedichten, z. B. Johann Baptist von Alxinger, oder Wielands spielende Anmut in lüsterne Frivolität entstellten, wovon selbst der sonst auch echt deutsch gemütliche Verfasser der «Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich», Moritz August von Thümmel, nicht frei ist.

Daß aber Klopstocks und Wielands poetisches Schaffen nicht unfruchtbar blieb, sondern die erste Stufe zu weit höherer Vollendung wurde, ist ganz eigentlich Gotthold Ephraim Lessings unsterbliches Verdienst, indem seine Kritik das begründete und

zum Gesetze erhob, was jene, durch poetische Anlage geleitet, praktisch versucht hatten. Von Lessing gilt es wie von wenigen Menschen, daß sein ganzes Leben der rücksichtslosesten, uneigennützigsten, unermüdlichsten Erforschung der Wahrheit gewidmet war. Als Dichter schlug er sich selbst gering an, und doch würde sein Dichterruhm hinreichen, ihn groß zu machen, wäre nicht sein Ruhm als Kritiker noch bedeutend größer. Seine «Miß Sara Sampson» (1755) war das erste bürgerliche Trauerspiel in Deutschland nach engl. Vorbilde, und noch vollendeter bildete er diese Dichtart in «Emilia Galotti» aus. «Minna von Barnhelm» begründete ein deutsch-nationales Lustspiel, welches nur zu wenig Nachfolger gefunden hat. «Nathan der Weise» schuf ein didaktisches Drama und führte zugleich den fünffüßigen Jambus als dramatisches Versmaß ein. Alle drei Werke brachen entschieden mit dem franz. Einfluß, gaben das erste Beispiel von individueller Charakterzeichnung und feiner Anlage der Handlung: sie blieben lange Zeit Musterstücke, gegen welche Lessings Jugendarbeiten in diesem Fache verschwinden. Unter seinen Liedern, die alle seiner Jugend angehören, ist viel Anmutiges, nichts Großartiges; bedeutender sind seine Fabeln und Epigramme, denen er scharfsinnige Abhandlungen über das Wesen beider Dichtungsarten beifügte.

Die eigentliche Größe Lessings liegt indessen in seiner Kritik. Er besaß ganz die umfassende Gelehrsamkeit, welche das Ideal des vorhergehenden Zeitraums gewesen war; aber indem er selbst die Wertlosigkeit des toten, massenhaften Wissens aussprach, stürzte er für immer die Herrschaft und das Ansehen jener Polyhistorie und vernichtete die letzten Vertreter derselben, z. B. den arroganten und frivolen Philologen Christian Adolf Klotz in Halle, durch eine schonungslose Kritik, die er ebenso gegen die Überreste der Gottschedschen Richtung, gegen einseitige Verehrer der Schweizer, gegen die verknöcherte Orthodoxie u. s. w. anwandte. Von außerordentlicher Wichtigkeit für die Neugestaltung der Altertumswissenschaft waren seine zum Teil unter Winckelmanns Einfluß entstandenen Schriften «Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie» (1766), «Briefe antiquarischen Inhalts» (1768), und die meisterhafte Abhandlung «Wie die Alten den Tod gebildet» (1769), welche alle aber zugleich reich sind an den fruchtbarsten ästhetischen Grundgedanken.

Die deutsche Dichtung, welche durch Klopstock und Wieland eine besondere Neigung für das Epische erhalten hatte, ohne auf diesem Gebiet schöpferisch wirken zu können, wies Lessing mit aller Entschiedenheit auf das Drama hin. Eine große Fülle der feinsten Bemerkungen enthält seine «Hamburgische Dramaturgie» (1767—68), welche der Nachahmung der Franzosen für immer ein Ende machte und zuerst Shakspeares ganze Bedeutung zur Geltung brachte. Viele andere Fächer des Wissens bereicherten die Forschungen, welche er in den Schätzen der wolfenbütteler Bibliothek anstellte. Das meiste Aufsehen darunter machten die von Lessing 1774—78 herausgegebenen «Fragmente des wolfenbüttelschen Ungenannten», deren Verfasser, ein Vorläufer des spätern Rationalismus, der hamburger Professor Herm. Samuel Reimarus (1694—1768) ist. Durch sie wurde Lessing in bittere Streitigkeiten mit dem kraß orthodoxen hamburger Hauptpastor J. Melchior Goeze verwickelt, welchen seine polemischen Aufsätze «Anti-Goeze», aber auch der «Nathan» und als eine der reichsten Früchte seines Geistes, die theol.-philos. «Erziehung des Menschengeschlechts» (1780) zu verdanken sind. Auch abgesehen von dem Inhalt, sind alle diese Werke Meisterstücke einer prosaischen Darstellung, welche mit der größten Klarheit und Einfachheit klassische Schönheit verbindet.

Lessing ist der eigentliche Befreier des deutschen Geistes, der Chorführer der neuen Nationallitteratur, welche den Jahrhunderte alten Gegensatz zwischen Kunstpoesie und Volkspoesie möglichst auszugleichen bemüht war. Auch unter seinen Freunden und Genossen gab es solche, die dem Fluge seines Geistes nicht zu folgen vermochten, sondern auf halbem Wege stehen blieben; so namentlich die sog. «Popular-Philosophen», welche die allgemeine Erkenntnis höherer Wahrheiten nicht besser fördern zu können glaubten, als indem sie nur den gesunden Menschenverstand als Erkenntnisquelle anerkannten. Ihr geistvollstes Haupt war Moses Mendelssohn. Diesem schlossen sich eng an Johann Georg Sulzer, als Ästhetiker durch seine «Theorie der schönen Künste» bedeutend, Thomas Abbt, trefflicher Prosaist, und der Buchhändler Friedrich Nicolai in Berlin. Auf wohlwollende und vielfach belehrende Weise wirkten in aufklärendem Sinne Johann Jakob Engel, der kleine Dramen, Romane, theoretische Schriften u. s. w., das Beste in seinem «Philosoph für die Welt», verfaßte, und Christian Garve, der zahlreiche kleine Aufsätze, Übersetzungen alter Klassiker und treffliche Briefe schrieb. Ihnen schlossen sich dann wieder nüchterne Aufklärer namentlich auf theol. Gebiete an, unter denen sich Karl Friedrich Bahrdt durch sein abenteuerliches Leben und seine Angriffe auf die bestehende Kirchenlehre einen Namen machte. Auf dramatischem Gebiete teilten Lessings Streben, teilweise durch ihn angeregt, Johann Friedrich von Cronegk, Joachim Wilhelm von Brawe, Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, Johann Anton Leisewitz, vor allen Christian Felix Weiße, der, Lessings Universitätsfreund und Teilnehmer seiner frühesten dramatischen Versuche, später selbständiger, doch ohne großen Erfolg die Gesetze des franz. und engl. Dramas in seinen Verarbeitungen Shakspearescher Dramen zu vermitteln suchte, auch Opern und Lyrisches dichtete, sein Hauptverdienst aber sich dadurch erwarb, daß sein berühmter «Kinderfreund» den Grund legte zu der ganzen modernen Jugendlitteratur. Die gleichzeitige wissenschaftliche Prosa haftete zwar noch vielfach an dem alten Schlendrian; doch erhoben sich fast in allen Fächern außer den schon genannten Gelehrten einzelne Männer, die den neuen bessern Geist in jeder Weise fortbildeten. So als Historiker Justus Möser aus Osnabrück, einer der wenigen Männer, die durch die engste Verbindung eines gediegenen Charakters mit großen Kenntnissen äußerst segensreich wirkten, und der sich besonders die sittliche und geistige Hebung des Volks durch seine «Patriotischen Phantasien» angelegen sein ließ. Ferner als Geschichtschreiber der wittenberger Professor Joh. Matthias Schröckh, sodann der ebenfalls als Geschichtschreiber und Publizist ausgezeichnete Aug. Ludwig Schlözer. Ein freisinniger Politiker von Energie und scharfem Witz war Friedr. Karl von Moser aus Stuttgart. Als populäre Theologen sind berühmt der Stifter der Brüdergemeine Nikolaus Ludwig Graf

nzendorf; der Redner uno Kirchenhistoriker
orenz von Mosheim; Joh. Friedr. Wilh.
em, hochverdient um das deutsche Erzie-
esen; Joh. Joachim Spalding.
ewaltige litterarische Thätigkeit rief gegen
1770 eine allgemeine Gärung der Geister
welche nicht bloß die gelehrt Gebildeten, son-
ch den höhern Bürgerstand berührte. Auch
langer Zeit für die Nationallitteratur kaum
enen süddeutschen Gegenden, Schwaben
terreich, wo Josephs II. reformatorischer
offnung und Leben erweckte, beteiligten sich
an derselben. Die ganze Bewegung warf
um so ausschließlicher auf das ästhetische
je weniger ein öffentliches polit. Leben vor-
war. Das rasch erstarkte Gefühl für deut-
kstümlichkeit fand einen fast leidenschaftlich
en Ausdruck. Jugendliche Talente wurden
mführer und warfen rücksichtslos alle bis-
igen Schranken nieder. Dieses titanische
nach oft nur unklar erkannten Idealen be-
die «Sturm- und Drangperiode» (so ge-
ach einem Drama Klingers), welche, bis
90 reichend, eine vollständige litterarische
ion einschließt. An ihrem Eingange steht
ttinger Dichterbund» oder «Hainbund».
Christian Boie, selbst wenig dichterisch
sammelte um sich einen Kreis jüngerer
en, deren dichterisches Schaffen in dem er-
schen «Musenalmanach» seit 1770 nieder-
rde. Als leidenschaftliche Verehrer Klop-
geisterten sie sich in ihren Jugendarbeiten
ch für deutsches Volkstum, gingen aber
den verschiedensten Richtungen ausein-
Das größte Talent dieses Kreises war der
ltere Gottfried August Bürger. Eine ruhe-
ur, stets von Leidenschaften hingerissen,
nie zu ruhiger Vollendung, leistete aber
wahrhaft Großes in der Ballade und Ro-
in der er zuerst den echten Volkston mit
rer Wirkung anschlug, ebenso im Liede.
gehören hierher der milde, sentimentale
Heinrich Christoph Hölty, und der kernig-
Johann Heinrich Voß. Der letztere, ausge-
t als Übersetzer namentlich des Homer, hält
seinen eigenen Dichtungen an die treueste Na-
rheit; das Gelungenste unter denselben ist
ylle «Luise». Von andern hierher gehöri-
htern bildete Johann Martin Miller später
s den sentimentalen Roman aus; nament-
hmt ist sein «Siegwart». Christian Graf
berg und sein Bruder Friedrich Leopold,
ifriger Katholik, schrieben zahlreiche Lieder
schwärmerischem Patriotismus und Trauer-
antiker Form. Zwar nicht äußerlich jenem
ngehörig, steht ihm doch geistig nahe Mat-
laudius. Als Liederdichter und volksmäßig
der Prosaist in seinem «Wandsbecker Boten»
te er eine seltene Fülle von christl. Innigkeit,
Gefühl und gutmütigem Humor; viele sei-
er gingen in das Volk über.
chen war, vielfach angeregt durch den
eln, bald humoristischen, bald tiefernsten
hen Johann Georg Hamann, den «Ma-
Norden» (1730—88), als Lehrer Deutsch-
getreten Johann Gottfried von Herder.
ht der Verkündiger der Humanität genannt,
durch litterarhistor. und kritische Schriften
ch Neubelebung wertvoller Dichtungen

zur Erkenntnis der Natur- und Volkspoesie zurück, deren Erfordernis ebenso sehr geniale Originalität als individuelle Nationalität ist. In diesem Sinne sammelte Herder in seinen «Volksliedern», die in seinen «Werken» den Titel «Stimmen der Völker» erhielten, Volkslieder aller Völker und Zeiten und bearbeitete die altspan. Romanzen vom Cid. Seine eigenen Dichtungen, treffliche Legenden, geistliche Lieder, poetisch reiche Fabeln und Paramythien, tragen durchweg den Charakter sittlicher und religiöser Belehrung bei würdig schwungvoller Form an sich. Noch weit höher steht er in seinen prosaischen Werken, da er hier alle wahrhaft bildenden Disciplinen umfaßt und mit ebenso großer Schärfe des Urteils als liebevoller Vertiefung in den Gegenstand überall neue anregende Gesichtspunkte hervorhebt. Unmittelbar auf die Entwickelung der gleichzeitigen Nationallitteratur wirkten seine «Fragmente über die neuere deutsche Litteratur» (1767) und die «Kritischen Wälder» (1769), welche im Anschluß an Lessings Arbeiten der freien und nationalen Richtung mächtig das Wort redeten. Seine «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit» (1784—91) legten zu einer neuen Wissenschaft den Grund. Als Theolog hält er fest am Geiste des Christentums, erhebt sich über den toten Buchstaben, kämpft ebenso gegen seichte Aufklärer wie gegen starre Orthodoxie; so in seinen Predigten und den «Briefen, das Studium der Theologie betreffend» (1780). Noch allgemeiner haben die «Briefe zur Beförderung der Humanität» (1793—97) Menschenbildung zum Ziel. Herder gehört zu den großen Geistern, deren Ideen in die Gesamtbildung ihrer und der folgenden Zeit aufgenommen sind und einen wesentlichen Teil derselben auch da ausmachen, wo ihre eigenen Schriften wenig oder gar nicht gelesen werden.

Sechste Periode: Von Goethe und Schiller bis zu der Julirevolution von 1830. — Genährt und befruchtet durch alles Große, was dem Beginn der eigenen Thätigkeit kurz vorausgegangen war, und zugleich durchweg auf eigener Geistesgröße ruhend, steht der größte Name da, welchen die gesamte deutsche Nationallitteratur aufzuweisen hat, der größte, weil kein anderer Mann so weite Gebiete geistigen Lebens selbständig schaffend umfaßt, keiner einen so ungemessenen Einfluß auf Zeitgenossen und Nachgeborene geübt hat: Joh. Wolfgang von Goethe. Entwickelt unter günstigen, allseitig bildenden und anregenden Verhältnissen, blieb ihm kaum irgend ein Zweig der Wissenschaft und der Kunst, noch irgend eine Anschauung und Erfahrung des Lebens fremd. Schon als Student zu Leipzig beschäftigte er sich mit lyrischen und dramatischen Dichtungen und gewöhnte sich, jede tiefe Erregung seines Innern durch poetische Gestaltung abzuschließen und sich so über dieselbe zu erheben. Insofern wird Goethe mit Recht ein subjektiver Dichter genannt, indem er in jeder Dichtung einen Teil seines eigenen Selbst niederlegte. Da er aber dieses Selbst vollständig außer sich zu setzen weiß, da er die reiche Fülle seines erfahrungsvollen Lebens in freiester Gestaltung in allen seinen Werken wiedergibt, da er nie von einer abstrakten Idee ausgeht, sondern solche nur als das unabsichtliche Endresultat sichtbar werden läßt: so ist er mit gleichem Recht als objektiver Dichter der realen Wahrheit und des wirklichen Lebens zu bezeichnen. Sein leidenschaftlich und unstät wogender Drang nach

poetischem Schaffen erhielt eine festere Richtung zuerst in Straßburg, wo näherer Umgang mit Herders klarem, kritischem Verstand mäßigend und ordnend auf ihn einwirkte. Indem er sich viel mit den großen Dichtwerken des Homer, Ossian und Shakspeare beschäftigte, zugleich durch Betrachtung der altdeutschen Kunst und den frühen Einfluß Klopstocks für deutsches Volkstum begeistert wurde, entstand als sein erstes großes Dichtwerk «Götz von Berlichingen» (1773), formlos, aber voll ursprünglicher Kraft und Frische. Bald folgten 1774 die «Leiden des jungen Werther», der leidenschaftliche Ausdruck jugendlicher Sentimentalität und des Ringens nach geistiger Freiheit. Gleichzeitig entstanden die seelenvollsten und wohllautendsten Lieder und Balladen, welche die deutsche Litteratur aufzuweisen hat. Indem er sich an den von J. G. Schlosser seit 1772 herausgegebenen «Frankfurter gelehrten Anzeigen» beteiligte, übte er auch theoretische Kritik gegen alles Überlieferte und jedes konventionelle Gesetz in der Litteratur, wurde sich aber eben dadurch der höhern Gesetze, auf welche alles poetische Schaffen basiert sein muß, mehr und mehr bewußt. So unternahm er zwar in den nächsten Jahren zahlreiche Dichtungen, vollendete jedoch, in Weimar auch durch Geschäfts- und Hofleben abgezogen, nur wenig Umfangreiches. Zahlreich waren die Genossen, die sich ihm auf diesem Wege anschlossen, ohne später wieder den Weg zu formeller Schönheit zurückfinden zu können. Der Kritiker dieser «Sturm- und Dranggenossen», für Goethe ein unschätzbarer Ratgeber, war Joh. Heinr. Merck aus Darmstadt, ein vielseitig thätiger, scharfer Kopf. Am grellsten zeigte sich die Zerfahrenheit, zu welcher jene Richtung ungezügelt führen mußte, in dem genialen, aber schon früh dem Wahnsinn nahen, später demselben ganz verfallenen Livländer Jak. Michael Reinhold Lenz und seinen formwidrigen Dramen. Ähnlichem Schicksal entging durch sittliche Kraft und gestählten Charakter Friedr. Maximilian von Klinger, der in Schauspielen und Romanen («Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt») anfangs die ganze Überschwenglichkeit seiner Jugend, später die bitterste Menschenverachtung aussprach. Aus Mangel an sittlicher Kraft brachte dagegen Christian Friedr. Daniel Schubart sein reiches Talent nie zu harmonischer Ausbildung. Durch Hinwendung auf die Natur und deren Schilderung wurde von ähnlicher Richtung aus der Maler Friedr. Müller ein Vorläufer der spätern Romantik. Auch Schiller kämpfte in seinen drei ersten Trauerspielen und seinen frühesten lyrischen Dichtungen seinen Anteil an der Sturm- und Drangperiode selbständig durch. Außerhalb der eigentlichen Dichtung offenbarte sich der revolutionäre Umschwung der Ideen in der Theologie namentlich an dem schwärmerischen und eiteln Joh. Kaspar Lavater aus Zürich, 1741—1801, am bekanntesten durch seine «Physiognomischen Fragmente»; in der Pädagogik an dem geistreichen, aber unpraktischen Philanthropen Joh. Bernh. Basedow, 1723—90, und dem ruhiger verständigen Joachim Heinr. Campe, 1746—1818, der sich namhafte Verdienste um die wissenschaftliche Behandlung der deutschen Sprache, größere noch durch seine zahlreichen Jugendschriften erwarb.

Während die Wogen der einmal aufgeregten litterarischen Bewegung noch hoch schlugen, ging Goethe 1786 nach Italien, hauptsächlich getrieben von dem Drange nach innerer Sammlung. Er vertiefte sich dort in die reiche Natur und das bunte Volksleben. Ernstes Studium der vollendetsten Werke der antiken Plastik und der ital. Malerschulen lehrte ihn auch für die Poesie den Wert der Form wieder richtiger würdigen, wovon sich die Früchte bald in «Egmont», «Iphigenia» und «Tasso» zeigten. Wenige Jahre nach seiner Rückkehr trat er bei zufälligem Zusammentreffen in nähern Verkehr mit Schiller, und es entstand seit 1794 zwischen ihnen ein dauernd inniger Freundschaftsbund, der durch die herrlichsten Früchte gemeinsamen poetischen Schaffens ausgezeichnet dasteht.

Bei Friedr. von Schiller war es außer der Zeitbewegung noch persönlicher, seinem angeborenen Idealismus doppelt unerträglicher Druck, der ihn in seinen Jugendarbeiten («Räuber», «Fiesco», «Kabale und Liebe») zur schärfsten, die Grenzen des Schönen und Wahren oft überschreitenden Opposition gegen jede Art von äußerm Zwang, jede glänzend übertünchte Unsittlichkeit, jede heuchlerische Unwahrheit trieb. Bald überzeugte ihn ernsteres Studium der Geschichte und Philosophie, daß die Poesie nicht unmittelbar mit den Mißständen der Außenwelt zu kämpfen habe, und so legte er seinen reinen Idealismus, außer in lyrischen Gedichten, im «Don Carlos» (1787) nieder, dessen künstlerischer Vollendung nur die unterbrochene Arbeit einigen Eintrag that. Gerade als Goethe und Schiller sich einander zu nähern begannen, brach sich die kritische Philosophie Immanuel Kants Bahn. Schiller widmete ihr das ernsteste Studium, und seine kleinen Aufsätze enthalten meistenteils eine durch den poetischen Idealismus des Dichters vielfach modifizierte und gemilderte Anwendung derselben auf Geschichte und Ästhetik. In spezieller, aber großartiger Anwendung auf die Altertumswissenschaft wirkten in gleichem Sinne Friedr. August Wolf, und später Gottfried Hermann, sodaß auch die Erkenntnis des Altertums von neuem bedeutsam in die allgemeine deutsche Bildung eingriff. Goethe hielt sich persönlich von systematischer Philosophie fern, ohne sich jedoch ihren Strömungen ganz entziehen zu können. Zu diesen Einwirkungen kam endlich noch als mächtigste die der Französischen Revolution hinzu. Während Goethe sich von Anfang an abwehrend gegen dieselbe verhielt, knüpfte die Mehrzahl des deutschen Volks, knüpften seine edelsten Häupter die schönsten Hoffnungen an ihren Beginn: so Schiller selbst, ferner bis zur Aufopferung der geistvolle Naturforscher und Prosaist Joh. Georg Adam Forster, 1754—94. Im allgemeinen jedoch äußerte sich, bei dem immer noch vorherrschend ästhetischen Interesse, sowie bei dem Umschlage, welchen die zerstörende Wirkung der Revolution in der öffentlichen Stimmung hervorbrachte, der Einfluß der Ereignisse nur in untergeordneten Schichten der deutschen Litteratur: erst allmählich bildete sich auch in Deutschland eine gehaltreiche Publizistik aus. Desto Vollendeteres rief in den nächsten Jahren Goethes und Schillers dichterisches Wirken hervor. Der erstere baute das heitere Singspiel mit Vorliebe an, verfaßte zahlreiche lyrische Dichtungen, besonders seine schönsten Balladen, den Roman «Wilhelm Meisters Lehrjahre» (1796) und das Epos «Hermann und Dorothea» (1797), das als die vollkommenste Vereinigung von Kunst- und Volkspoesie gelten kann. Schiller schuf in dieser Zeit die ganze Reihe seiner großartigen Balladen im regsten Wetteifer mit Goethe, und seine reifsten Dramen: «Wallenstein» (1799), «Maria

Stuart» (1800), «Jungfrau von Orleans» (1801), «Braut von Messina» (1803), «Wilhelm Tell» (1804). Hier erschien zum ersten mal die Schaubühne als Erziehungsanstalt für Sitte und Geschmack des Volks, wurden die höchsten Ideale, die ernstesten Lehren der Geschichte in hinreißender Form dem ganzen Volke vor Augen gestellt. Beiden Männern gemeinsam waren, außer einigen journalistischen Unternehmungen, die «Xenien» (1796), ein epigrammatischer Nachklang jugendlichen Übermuts, aber gestützt auf die Reife männlichen Urteils. Von Schillers frühem Tode aufs tiefste ergriffen, wandte sich Goethe seitdem von dichterischem Schaffen mehr und mehr ab. Zwar erschienen noch 1809 die «Wahlverwandtschaften», eroberte er im «Westöstlichen Divan» 1819 ein ganz neues Gebiet für die Lyrik, schloß er das größte Werk seines ganzen Lebens, den «Faust», ab und ermüdete nicht im Hervorbringen kleinerer Gedichte; im ganzen aber widmete er sich jetzt mehr der Kunstbetrachtung, der Naturwissenschaft und der erzählenden Darstellung, als deren Meisterwerk «Dichtung und Wahrheit» dasteht.

Goethe und Schiller haben die deutsche Litteratur in allen Teilen der Erde zu einer geehrten erhoben, und indem sie selbst, namentlich der vielseitigere Goethe, keine Regung des menschlichen Geistes, wann und wo dieselbe auch aufgetaucht, übersahen, haben sie der deutschen Nationallitteratur den Charakter einer Weltlitteratur aufgeprägt, ohne doch das Eigentümliche des deutschen Volkstums irgend zu beeinträchtigen. Durch sie ist der frühere Gegensatz zwischen Kunst- und Volkspoesie soweit als möglich ausgetilgt. Sie haben dadurch die Gesamtbildung Deutschlands auf eine Stufe gebracht, von der man bei ihrem Auftreten keine Ahnung haben konnte; sie sind bis auf den heutigen Tag so maßgebend für den weitern Verlauf der deutschen Litteratur geblieben, daß derselbe fast in jedem neuen Schriftsteller nachweisbar ist und alle andern als Schüler jener größten Meister zu betrachten sind.

Neben diesem höchsten Aufschwunge fehlte es freilich auch fortwährend nicht an Schriftstellern, die dem ungebildeten Geschmacke der Massen huldigten und deren Beifall in hohem Maße gewannen. Goethe und Schiller selbst gaben, wenn auch ohne Absicht, die Veranlassung zu solchen Richtungen. «Götz von Berlichingen», die «Räuber» und «Der Geisterseher» wurden die Quelle endloser Ritter-, Geister- und Räuberromane und Dramen. Derartige Dramatiker waren Joseph Marius von Babo und der später als Novellist und Geschichtschreiber verdienstvolle Joh. Heinr. Daniel Zschokke (1771—1848), mit seinem zuerst als Roman erschienenen, dann aber dramatisierten «Abällino». Der erste große Räuberroman, «Rinaldo Rinaldini», erschien 1797 von Christian Aug. Vulpius, und neben ihm befriedigten besonders Christian Heinr. Spieß und Karl Gottlob Cramer Ritter-, Geister- und Räuberromane. — Schillers lyrischen Gedichten eiferten mit schwächerer Kraft und sentimentaler Schwärmerei nach Friedr. von Matthisson (1761—1831), und Joh. Gaudenz von Salis-Seewis (1762—1834). Geistvolle, aber überschwengliche Künstlerromane schrieb Joh. Jak. Wilh. Heinse (1749—1803), während der komische Sittenroman von Joh. Gottwerth Müller von Itzehoe ausgebildet wurde. Im Drama produzierte der große Schauspieler Aug. Wilh. Iffland zwar nach Schiller, aber ohne dessen großartige Idealität, bühnengerechte, rührende bürgerliche Schauspiele. Ein viel größeres Talent, aber ohne sittlichen Gehalt, besaß August von Kotzebue, dessen zahlreiche Lustspiele immer noch zu dem Bessern gehören, was die deutsche Litteratur auf diesem Gebiete aufzuweisen hat.

Der bedeutendste unter den damaligen Schriftstellern, welche eine isolierte Stellung einnahmen, war der geniale Humorist Jean Paul Friedr. Richter, gewöhnlich Jean Paul genannt, als dessen Vorläufer, namentlich in den barocken Wunderlichkeiten des Stils und der Komposition, Theod. Gottfried von Hippel zu betrachten ist. Jean Paul gehört zu den geistigen Größen der deutschen Nation, obwohl seinen Schriften die künstlerische Vollendung der Form fehlt. Seine humane und große Gesinnung, seine edle Begeisterung für das sittliche Ideal, der unerschöpfliche Reichtum seiner Phantasie und seines Humors, die ihm zuströmende Gedanken- und Bilderfülle, sein wenn auch bisweilen gesuchter, doch meistens schlagender Witz sind Vorzüge, welche bei weitem seine Fehler, den oft geschmacklosen Stil, die gestaltlose Sentimentalität und den Mangel an Erfindung überwiegen. Namentlich sind seine Idyllen: «Wuz», «Die Flegeljahre», «Fibel», von unübertroffenem Reiz. Doch auch in seinen größern Romanen, wie im «Titan», findet sich ein glänzender Schwung der Darstellung. Jean Paul ist oft mit jener neuen Dichterschule in Verbindung gebracht worden, welche sich am Anfange des Jahrhunderts unter dem Namen der Romantischen bildete. Doch nur seine Abneigung gegen die geschlossene Kunstform und sein Gegensatz gegen die antike Bildung weisen auf dieselbe hin; in seinem sittlichen Ernst steht er ihrer meist haltlosen Ironie, in seiner Vorliebe für moderne Stoffe ihrem auf das Mittelalter zurückgewendeten Sinn fremd gegenüber. Größern Einfluß auf die Bildung der Schule übten dagegen zwei Philosophen aus, Joh. Gottlieb Fichte und Friedr. Wilh. Jos. von Schelling, der erstere durch seine Theorie des weltschöpferischen Ich, welche die Romantiker in ihrer Lehre von der freispielenden Ironie poetisch umwandelten, letzterer durch die geniale Form seiner Inspirationen, durch seine Vertiefung in das Naturleben und durch seine Verherrlichung der Kunst. Die Romantiker wandten sich gegen unsere Klassiker, namentlich gegen Schiller, verurteilten die Vorliebe für das Antike als nichtigen Aberglauben, suchten durch die Naturwüchsigkeit Shakspeares die klassische Form zu sprengen und durch die roman. Litteraturen unserer Lyrik gekünstelte und üppige Formen, unserer ganzen Poesie einen katholisierenden Geist einzuimpfen. Das Mittelalter mit seiner Gläubigkeit, seinem Rittertum, seiner Weltpoesie, seinen Legenden, Märchen und Sagen wurde die Hauptstoffquelle ihrer Dichtung. Doch indem sie mit gutem Recht eine volkstümliche Verjüngung unserer Litteratur aus dem nationalen Geiste anstrebten, die für die Wissenschaft später so fruchtbringende Anregungen zum Studium des deutschen Altertums und zu den Wechselwirkungen einer Weltlitteratur gaben, schädigten sie wieder den Fortschritt der Dichtkunst durch die falsche Auffassung des Volkstümlichen, durch ihre dem Zeitgeist abgewendeten Tendenzen, durch die Formlosigkeit ihrer eigenen Dichtungen und durch die barocke Willkür ihrer zu harmonischen Schöpfungen unfähigen Ironie. Die Doktrinäre der Schule, welche das Programm derselben entwarfen, und

ihre Apostel waren die Brüder August Wilh. von Schlegel und Friedr. von Schlegel, letzterer in seinen Wandlungen an sich selbst die Mannigfaltigkeit ihrer Standpunkte zur Schau tragend. Das «Athenäum» und die «Europa» waren die journalistischen Organe dieser Wirksamkeit, die symbolische und christl. Kunst, die Urpoesie, die neue Mythologie, der religiöse Kultus der Sinnlichkeit und die christl. Philosophie ihre wechselnden Stichwörter. Verdienstreich als Übersetzer und Kritiker, in der Lyrik nur glücklich als Nachahmer fremdländischer Formen, im Drama schülerhaft, haben die Brüder Schlegel vorzüglich durch die Keckheit ihrer Anregungen und durch die Größe der von ihnen eröffneten Perspektiven gewirkt. Auf die Abwege der Romantischen Schule, welche zu Friedr. Schlegels «Lucinde», einem die Sinnlichkeit verherrlichenden Romane, führten, geriet auch Friedr. Schleiermacher, der feinste Dialektiker unter den deutschen Theologen, der Schüler Platos und der Apostel des Johanneischen Christentums, während Friedr. Solger im «Erwin» der romantischen Ironie eine tiefere wissenschaftliche Begründung zu geben versuchte.

Der Prophet der Romantischen Schule war Friedr. von Hardenberg, genannt Novalis, der Verfasser des «Heinrich von Ofterdingen», ein schwunghafter Mystiker, der die «blaue Blume» zum Symbol der Romantik machte. Der namhafteste Dichter derselben ist Ludw. Tieck, aus der klassischen Zeit hineinragend bis in die moderne, der Romantik abgewendete Gegenwart, in der Lyrik geschmackverderbend und ungenießbar, im Märchen- und Sagendrama formlos und ungeheuerlich, bei vielen glänzenden, sinnigen und witzigen Einzelheiten bizarr, wenn auch geistreich in der phantastisch-satirischen Komödie. In den frühern Romanen wüst und sinnlich, obgleich fesselnd durch phantasievolle Darstellung, zeigt er sich in den spätern Novellen als ein Meister feiner Ironie und Satire gegenüber mannigfachen Auswüchsen des modernen Lebens. Verdienstlich als Übersetzer und Erläuterer Shakspeares, als gründlicher und tiefeinschneidender dramaturgischer Kritiker, war er doch unfähig, Schillers Größe und wahrhafte Volkstümlichkeit zu begreifen, ohne Instinkt für das Wesen und die Anforderungen des modernen Theaters, hochgestellt von den Zeitgenossen, vergöttert von seinen Jüngern, aber in seinen Hauptwerken verschollen für die Gegenwart. Neben ihm bilden die Phalanx der Romantischen Schule Clemens Brentano, ein im Drama und Epos nach großen Zielen strebender Dichtergeist, gedankenreich, aber unklar, mehr grotesk als groß, nachhaltig wirkend nur in volkstümlicher Erzählung und inniger Liederdichtung; Ernst Theod. Amadeus Hoffmann, Vertreter des Fratzenhaften und Gespenstigen bei tüchtiger realistischer Darstellung und bei scharfem Blick für Menschen- und Tierleben; Achim von Arnim, von edlerm Aufschwung in den «Kronenwächtern» und der «Gräfin Dolores», sonst in Roman und Drama bizarr und verschnörkelt; Friedr. de la Motte-Fouqué, altertümlich und nordisch-reckenhaft, ein Sänger im veralteten Minneton, nur in seiner «Undine» von poetischem Reiz. Der bedeutendste dramatische Dichter der Schule ist Heinr. von Kleist, dessen Schauspiele erst nach seinem Tode zur Aufführung kamen, von der Gegenwart anerkannt und oft überschätzt, von großem, ursprünglichem Talent, doch durch einen krankhaften Zug des Denkens und Fühlens gehemmt, neben kräftiger Gestaltung oft von schwächlichster Empfindung, bei großen Tendenzen oft von kleinlichster Motivierung. Ein liebenswürdiges Talent der romantischen Schule ist Jos. von Eichendorff, meisterhaft im innigen Liede, anmutend in der Erzählung. Etwas ferner steht der Schule der franz. Emigrant, Naturforscher und Weltumsegler Adalbert von Chamisso mit Gedichten von markigem Gepräge oder drollig-schalkhafter Färbung. Auch die mystische Schicksalstragödie Zacharias Werners lehnt sich an die Romantik an, während ihre spätern Ausläufer, die sentimentalen Schicksalsstücke Houwalds, des sonst als Kritiker bekanntern Adolf Müllner kriminalistisch geartete «Schuld» und Grillparzers gespenstige «Ahnfrau» nur noch im lockern Zusammenhange mit den Tendenzen der Schule stehen. Grillparzer zeigte später, namentlich in seiner «Sappho» und «Medea», einen Adel der Form, der ihn unsern Klassikern am nächsten stellt. Den Übergang von den Dichtern zu den Philosophen der Romantik bildet Henrich Steffens, Physiker, Anthropolog und Novellist, als Denker enthusiastisch, als Dichter farbenreich in seinen histor. Romanen, oder polemisch gegen die Zeitrichtung, wie auch in seiner Autobiographie und seinen theol. Tendenzschriften. Gotthilf Heinr. von Schubert, der Apostel der Nachtseiten der Natur und der Geisterwelt, Franz Xaver von Baader, ein bedeutender spekulativer Kopf aus der Schule Jak. Böhmes, von mystischer Tiefe und kühnen und genialen Gedankenbewegungen, brachten, wie Steffens, romantische Tendenzen auf dem Gebiete der Philosophie zur Geltung, während der polit. Agitator Jos. Görres, nach den glühenden Parteischriften seiner Jugend, eine Politik mit mystischen Weltperspektiven trieb, Urweltliches und Modernes phantastisch vermischte und sich zuletzt vollständig in den Schoß der Kirche zurückzog, als deren begeisterter Anwalt er gegenüber dem Staate und den Deutschkatholiken auftrat. An Görres schließen sich die polit. Romantiker an, der frivole Lebemann und vorzügliche Stilist der Reaktion, Friedr. von Gentz; der Vertreter des theol. Staats, Adam Müller; der Restaurator der Staatswissenschaft, Karl Ludw. von Haller.

Wenn die Konsequenzen der Romantik auf polit. Gebiete unerquicklich und einer gesunden Entwickelung wenig förderlich waren, so erwiesen sich ihre Anregungen desto fruchtbringender für die german. und universelle Philologie. Die Brüder Jak. Grimm und Wilh. Grimm schufen die deutsche Sprachwissenschaft und Altertumsforschung, welche seitdem zahlreiche Blüten trieb. Neben ihnen sind Friedr. Heinr. von der Hagen, Georg Friedr. Benecke, Karl Lachmann, Joh. Andreas Schmeller, Moritz Haupt und Franz Pfeiffer als die hervorragendsten Förderer dieser Wissenschaft zu nennen. Die vergleichende Sprachwissenschaft wurde durch die Leistungen Wilh. von Humboldts, eines ästhetisch feinfühlenden, politisch freidenkenden, vielseitig gebildeten Gelehrten und Staatsmanns, und durch Franz Bopp zu einer maßgebenden Bedeutung erhoben, während die orient. Studien, nach dem Vorgange der Schlegel, durch Bopp, Lassen, Hammer-Purgstall, Ewald u. a. an Vertiefung und Geltung gewannen. Die Übersetzungen und Aneignungen aus den verschiedensten Litteraturen bildeten, durch formgewandte Talente gepflegt, innerhalb der deutschen eine sich stets weiter ausbreitende Strömung. Namentlich

n Tieck und die Schlegel eine lange Reihe
peare-Kritikern an, während eine über-
s Briten die andere verdrängte. Die
ik, welcher auch noch Goethe im «West-
» huldigte, schöpfte ihre Begeisterung
d., perf., arab. und türk. Dichtern. Ihr
ist Friedr. Rückert. Mit einer umfassen-
kenntnis und ebenso seltenen Sprach-
g ausgerüstet, hat sich derselbe in allen
lyrischen Formen und Tönen versucht,
rtesten Liebeslied bis zu den kunstreichen
nd Makamen des Orients, hat ebendaher
Gedichte größern und kleinern Umfangs
d als ernst-sittlicher Lehrdichter ruhige
in die Gottheit gepredigt. Nächst ihm
fliche Nachdichter orient. Muster, meist
mischen Tendenz, die Lebensweisheit des
eine Lehre des Lebensgenusses der abend-
se gegenüberzustellen, Daumer, Boden-
ls Übersetzer aus dem Russischen und Eng-
rragend, Julius Hammer u. a. zu nennen.
e Nachwirkungen der Romantik auf die-
n sich bis in die neueste Zeit verfolgen
hat auch die Erweckung des National-
elche zu den Verdiensten dieser Schule
den muß, einen oft energisch hervortre-
nachhaltigen Einfluß auf die gesamte
sche Litteratur ausgeübt. Schon Heinr.
atte in begeisterter Lyrik den patrioti-
hlen des damals unterjochten Vater-
druck gegeben. Ihren Höhepunkt er-
atriotische Lyrik zur Zeit der Befreiungs-
genügt, an Theod. Körner, Ernst Mor.
m energischen Geist von ausdauerndem
das Franzosentum, an den in klassischer
dichtenden Friedr. August von Stäge-
Max von Schenkendorf zu erinnern. An
tische Lyrik schließt sich Ludw. Uhland
hen Gedichten an, der Gründer der
en Dichterschule, in Lied und Ballade
äftig. von gediegener Meisterschaft, doch
tische Energie in seinen Schauspielen.
n sind der feingebildete, doch in der Lyrik
tische Gust. Schwab, der Geisterseher
erner, der bald wehmütige, bald derb-
he Klänge anschlägt, Eduard Mörike, ein
tergeist von Feinheit der Empfindung,
frei von Anklängen der modernen Zer-
und Gust. Pfizer, voll, aber etwas breit
ischen Schwung austönend, zu nennen.
zen jedoch übte der Aufschwung der Be-
ege keinen nachhaltig erhebenden Einfluß
utsche Litteratur. Im Gegenteil, die
r polit. Reaktion lastete auf den Gemü-
Sinn für das Flache und Triviale über-
der Lyrik herrschte eine sentimentale
, Tiedges «Urania» war ein Lieblings-
ebildeten Publikums, Mahlmanns und
Gelegenheitsgedichte verbreiteten sich in
Kreisen. Von den Erzählern war mehr
r phantasievolle van der Velde, als der
K. A. F. von Witzleben, genannt von
Karl Heun beliebt, der unter dem Autor-
uren in zahlreichen Romanen auf die
der Menge spekulierte. Die gegen diesen
Geschmack eintretende Reaktion, als deren
ämpfer Wilh. Hauff zu betrachten, brachte
u einer durchgreifenden Geltung. Der
nn, der sich künstlerischen Bestrebungen

zuwendete, wurde durch die Breitspurigkeit der Epen eines Ladislaus Pyrker zurückgeschreckt und fand in den romantischen Dichtungen eines Ernst Schulze doch nur teilweise Befriedigung. Wer aber einer gesündern Unterhaltungslitteratur nachstrebte, war an die farbenreichen Romane von Karl Spindler, an die mit Glück in die Fußstapfen Walter Scotts tretenden Erstlingswerke von Wilibald Alexis und allenfalls an Karoline Pichler gewiesen. Auf der Bühne herrschte neben den Schicksalstragöden Raupach, in Trauerspiel und Lustspiel bühnengewandt, nicht ohne dichterischen Hauch, doch ohne den geistigen Nerv tieferer Weltanschauung. Er beherrschte lange Zeit fast ausschließlich das berliner Hoftheater, namentlich mit seinen Hohenstaufentragödien. Auf süddeutschen Bühnen machte ihm Freiherr von Auffenberg den Vorrang streitig, ein Dramatiker von idealem Streben, von Schwung und Kraft der Phantasie, doch ebenfalls ohne originelle Tiefe, und dabei zerflossen und maßlos, ohne künstlerische Beschränkung. Immermann krankte in seinen ersten Dramen an der Shakspearomanie; auch später vermochte sein ernster, auf das Tüchtige und Würdige gewendeter Sinn nie die Sprödheit des Ausdrucks zu überwinden. In seinen Romanen, besonders im «Münchhausen», gehört er als ein in vieler Hinsicht tonangebender Dichter bereits der Neuzeit an. Den Übergang zu dieser bildet einer der formvollendetsten deutschen Poeten, August Graf von Platen, meisterhaft in der aristophanischen Litteraturkomödie, in Sonett und Ode, die aber bei ihm an allzu gekünstelter metrischer und strophischer Bildung leidet, im energischen polit. Liede, doch ohne Gestaltungskraft in Drama und Epos.

Die deutsche wissenschaftliche Prosa machte in diesem Zeitraume großartige Fortschritte. In der Geschichtschreibung galt lange als Muster Johs. von Müller, dessen manierierter Stil jetzt nur noch wenige Bewunderer findet. An ihn lehnten sich an: Arnold Herm. Ludw. Heeren und Ludw. Wachler. Oberflächlich in seinen Darstellungen erscheint Karl Ludw. von Woltmann, während Friedr. von Raumer tiefere Quellenforschung mit Formgewandtheit verbindet. Als Stifter der kritischen Schule ist Georg Niebuhr anzusehen, während Friedr. Christoph Schlosser durch die Unbestechlichkeit seiner Gesinnung und seines Verstandes und durch die Frische und Schlichtheit seiner Darstellung wirkte. Als Biograph ragt Varnhagen von Ense hervor, ein feinsinniger Meister des Stils, vielseitig gebildet und bis zu seinem Tode anregend nach allen Seiten hin. Hauptvertreter der objektiven Historik ist Leopold von Ranke, ausgezeichnet in künstlerischer Gruppierung des Stoffs und formvollendeter Darstellung. In der Darstellung der Natur und des Völkerlebens ist unerreicht der größte Gelehrte des Jahrhunderts, die Zierde und der Stolz von Europa, Alexander von Humboldt. Als Kanzelredner zeichnen sich neben Schleiermacher Franz Volkmar Reinhard, Joh. Heinr. Bernh. Dräseke, Klaus Harms aus. Die Altertumswissenschaft fand fortwährend eifrige Pflege; ihre allgemein bildende Seite hoben namentlich hervor Aug. Böckh und Otfried Müller. Die Erziehungskunst hatte eine völlige Umgestaltung zur Volksbildung erfahren durch Heinr. Pestalozzi. Die litterarische Kritik erhob sich gegen Ende dieses Zeitraums aus langjähriger Schlaffheit zu neuem Leben und bereitete die Bewegungen der folgenden Zeit vor.

Unter den Dichterinnen nimmt Annette Freiin von Droste-Hülshoff durch originelles Darstellungstalent den ersten Rang ein.

Außer Gutzkow, Laube, Hebbel, Prutz, Gottschall und Freytag sind noch mehrere auf den deutschen Repertoiren eingebürgerte Dramatiker zu nennen. Bedeutender, durch dichterische Mittel errungener Erfolge darf sich Freiherr Münch-Bellinghausen, genannt Friedrich Halm, rühmen. Seine bekanntesten ältesten Dramen: «Griseldis» und «Der Sohn der Wildnis», haben große lyrische Schönheiten, doch einen schwächlich-sentimentalen Zug. Höher steht durch patriotischen Schwung und energische Charakteristik «Der Fechter von Ravenna». Minder erfolgreich waren die Dramen von Jul. Mosen, der sich auch als gediegener Lyriker hervorgethan, trotz ihres dichterischen Schwunges. Dagegen errang einen über Deutschland hinausreichenden Erfolg Mosenthal mit seiner «Deborah». Unter den wiener Dramatikern verdient der talentvolle Joseph Weilen Erwähnung. Der Grabbe-Hebbelschen Richtung schlossen sich an: Otto Ludwig, energisch in Charakterdarstellung und dramatischem Ausdruck, doch verschroben in der Komposition, Rob. Griepenkerl, J. L. Klein u. a. Ein glänzendes Effektstück war Brachvogels «Narciß». Gekrönte Preisstücke, wie Albert Lindners «Brutus und Collatinus», Geibels «Sophonisbe», Schaufferts «Schach dem König», haben sich nicht auf der Bühne behauptet. Eleganten Dialog und treffliche scenische Schulung beweisen Paul Lindaus Lustspiele, denen sich die harmlosen, heitern Stücke von G. von Moser, J. B. von Schweitzer, Jul. Rosen u. a. in Bezug auf den Bühnenerfolg anschließen. Im Lustspiel wie im Trauerspiele talentvoll, doch ungleich in Bezug auf Stil und Verdienst der einzelnen Stücke erscheint Adolf Wilbrandt, der besonders das Repertoire des wiener Burgtheaters beherrscht, und in dessen Fußstapfen in neuester Zeit Ernst von Wildenbruch getreten ist. Als Vertreterin der Bühnenproduktion ohne künstlerische Ziele steht die überaus produktive Charlotte Birch-Pfeiffer da. Ihr schließen sich als Pfleger des Konversationsstücks der in bühnenwirksamen Erfindungen und Kombinationen geschickte Roderich Benedix, Eduard Bauernfeld, ein Meister witzigen Dialogs, die Nachfolger Kotzebues im kecken Wurf der Komposition, Karl Töpfer, Karl Blum u. a. an. Den feinern Salonton trafen namentlich die Prinzessin Amalie von Sachsen, Feodor Wehl und Gustav zu Putlitz, welcher letztere auch im ernstern Drama Talent bekundete. Einer Wiedergeburt ebenso bedürftig wie fähig ist die deutsche Posse, die bei aller Verwilderung Keime einer bessern Zukunft in sich trägt. Hauptvertreter derselben waren in Berlin Louis Angely, in Wien Nestroy und die beiden Schöpfer der Zauberposse, Adolf Bäuerle und Ferdinand Raimund.

Die Romandichtung der jüngsten Zeit spiegelt die verschiedensten Tendenzen und Richtungen wieder. Ihre Bedeutung ist bei dem in Deutschland herrschenden Lesebedürfnis nicht zu unterschätzen. Die Masse des kaum verarbeiteten Rohstoffs droht indes die bessern Muster zu verdrängen. Der moderne Kulturroman, von Gutzkow, Freytag und Prutz mit künstlerischen Tendenzen kultiviert, wurde ebenso tüchtig durch den feinen Charakter- und Sittenmaler Levin Schücking, durch Fanny Lewald u. a. vertreten. Dem Salonroman, mit glänzender Virtuosität von Alexander Freiherrn von Sternberg, mit poetischem Reiz, doch kapriziös nach Inhalt und Form von der zuletzt ins ultramontane Lager übergegangenen Gräfin Ida Hahn-Hahn behandelt, trat der Volksroman gegenüber, die realistische Dorfgeschichte, oft poesielos, oft kokett, doch als Reaktion gegen die Überschwenglichkeiten des Salons nicht ohne Berechtigung. In derb-praktischem Sinne bäuerlicher Moral bildete ihn Jeremias Gotthelf aus, während Auerbach ihm mancherlei glänzende Lichter der Empfindung und Reflexion aufsetzte. Friedr. Spielhagen, ein Autor von feingeistigem Gepräge und lebendigem Darstellungstalent, der in allen seinen Romanen bestimmte gesellschaftliche Tendenzen verfolgt, erregte zuerst Aufsehen mit den «Problematischen Naturen». Die beliebte Novellistin E. Marlitt fesselt ein ausnehmend großes Publikum durch glückliche Erfindung und lebendige Darstellung. Unter den humoristischen Romanschriftstellern nimmt Hackländer den ersten Rang ein, den als Novellisten Paul Heyse, neuerdings auch mit größern geistreichen Romanen erfolgreich, und Edmund Hoefer behaupten. Der histor. Roman wurde durch Wilibald Alexis, den Walter Scott der Mark Brandenburg, durch den geistvollen Heinrich Koenig, durch Levin Schücking und Felix Dahn in künstlerischer Weise behandelt. Wennschon früher bei Spindler und Ludw. Storch das Stoffartige überwog, so findet dies in noch erhöhtem Grade in dem modernen Memoirenroman statt, als dessen Hauptvertreterin die sehr produktive Luise Mühlbach gelten kann, welche den von Frau von Paalzow noch künstlerisch gepflegten histor. Roman der prinziplosen Verwilderung preisgab und zahlreiche Nachfolger fand. Auch der phantasievolle Brachvogel schließt sich in seinen Romanen dieser Richtung an. Die rohe Mischung des Geschichtlichen und frei Erfundenen ist nur darauf berechnet, das Lesebedürfnis des Publikums zu befriedigen. Einen höhern Ton schlug Alfred Meißner in den spannenden zeitgeschichtlichen Romanen «Schwarzgelb» und «Babel» an. Als eine besondere Gattung kann der fremdländische Reise- und Seeroman gelten, dessen genialster Vertreter Charles Sealsfield ist, während sich Gerstäcker größerer Volkstümlichkeit erfreut. Philol. Studien wurden, nach dem Vorgange C. A. Böttigers («Sabina») und Beckers («Charikles» und «Gallus»), dem Publikum in Romanform zugänglich gemacht besonders durch Georg Ebers («Eine ägypt. Königstochter», «Uarda», «Die Schwestern»).

Der in den Ausläufern des Leihbibliothekenromans entarteten belletristischen Prosa trat eine gediegene wissenschaftliche Prosa gegenüber. Der Philosoph Arthur Schopenhauer, ein geistvoller Vertreter des Pessimismus, ist Meister eines klaren und scharfen Stils. Dasselbe gilt von Eduard von Hartmann, dessen «Philosophie des Unbewußten», eine Konkordanz von Hegel und Schopenhauer, eins der bedeutendsten philos. Werke der neuesten Zeit ist. Von andern Philosophen verdienen Herm. Lotze, der Anhänger Herbarts, die Vermittelungsphilosophen des theistischen Pantheismus, wie Immanuel Herm. Fichte und Herm. Ulrici, der glänzende Historiker der neuern Philosophie, Kuno Fischer, auch als Meister des stilistischen Ausdrucks auszeichnende Erwähnung. Von den Historikern hielten sich nur wenige von

en an die geschraubte Würde eines Joh. von
frei. Dies gilt von Friedrich Dahlmann,
ann Gustav Droysen und von Georg Gott-
rvinus, dessen «Geschichte des 19. Jahrh.»
ründlichkeit und Lebendigkeit der Darstel-
n hervorragenden Rang behauptet. Ausge-
urch seinen Pragmatismus ist Leopold von
nd einer der gründlichsten Forscher, Georg
Pertz. Außerdem sind Theodor Momm-
nrich von Sybel, der die Französische Re-
in gänzlich neuem Lichte darstellte, Max
der enthusiastische und geistvolle Histo-
Altertums, Ludwig Häusser, Wilhelm
ht, der rhetorisch schwunghafte Darsteller
chen Kaiserzeit, Heinr. Beitzke u. a. zu
Mit dem Aufschwunge der Geschicht-
hängt die Entwickelung einer vielseiti-
lizistik zusammen. Ebenso bedeutend regte
erte sich das Streben, die großen Resul-
naturwissenschaftlichen Forschungen un-
t in die allgemeine Bildung aufzunehmen
höherer und geläuterter Lebensanschauung
beiten. Einen mächtigen Anstoß hierzu
ander von Humboldt durch die «Ansichten
r» und den «Kosmos». Auf Populari-
er Naturwissenschaften wirkten ganz be-
Lorenz Oken, Karl Friedr. Burdach, der
emiker Justus Freiherr von Liebig, C. G.
Bernh. von Cotta, M. J. Schleiden,
urmeister, E. A. Roßmäßler, Karl Vogt,
nr. Haeckel u. a. Eine sorgfältigere Be-
fand endlich auch seit längerer Zeit die
nzlich vernachlässigte Volkslitteratur. Die
itik litt unter den Einflüssen der Revolu-
e, hat aber später einen außerordentlichen
ng genommen. Ungeachtet der ausgezeich-
hetischen Leistungen Friedrich Vischers, der
vollen Schriften Moritz Carrieres und der
ichtigen Forschungen Adolf Zeisings, denen
dramaturgischem Gebiete Theodor Rötscher
t, leidet die litterarische Kritik an Zersplit-
und läßt einen tonangebenden Mittelpunkt
en. Im ganzen aber zeigt die deutsche Litte-
er Gegenwart einen erfreulichen Aufschwung,
tigkeit nach allen Richtungen hin und viele
gende Talente.
itteraturgeschichte erfreut sich der eifrigsten
große Nationalbibliotheken deutscher und
scher Litteratur, kritische Ausgaben der
, regelmäßig erscheinende Shakspeare-,
nd Goethe-Jahrbücher, neue Auflagen der
rwerke von Gervinus, Koberstein, Vilmar,
Julian Schmidt, Gottschall, zahlreiche An-
n aus alter und neuer Zeit beweisen den An-
Publikums und halten ihn beständig wach.
s, so einseitig seine ästhetischen Anschauun-
behauptet in Bezug auf zusammenhängende
ung der deutschen Nationallitteratur durch
gende Gruppierungen und Charakteristiken
mer einen hervorragenden Platz; Kober-
ist der fleißigste und unbefangenste Samm-
ecke tritt ihm hierin ebenbürtig zur Seite;
geschmackvolle Darstellung wird durch die
theol. Richtung beeinträchtigt; Julian
t und Gottschall behandeln die neuere Lit-
jener mit ausgesprochener Abneigung ge-
idealen Tendenzen, dieser mit warmer
ung derselben. Ein wichtiges großes Lit-
werk ist L. Kleins «Geschichte des Dramas»
(Bd. 1—13, Lpz. 1865—76), das, ebenso fleißig und geistvoll wie geschmacklos überladen und abschweifend in der Form, einen für das Lesepublikum nicht mehr zu bewältigenden Umfang angenommen hat und in diesen dreizehn Bänden das griech. und röm. Theater, das Theater des Orients, die ital., span. und engl. Bühne behandelt. Hervorzuheben ist auch R. Prölß' «Geschichte des neuern Dramas» (3 Tle., Lpz. 1881—82).

Vgl. Wachler, «Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur» (2 Bde., Frankf. 1818—19; 2. Aufl. 1834); Koberstein, «Grundriß der deutschen Nationallitteratur» (Lpz. 1827; 5. Aufl., von Bartsch, 5 Bde., Lpz. 1872—74); Gervinus, «Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen» (5 Bde., Lpz. 1835—42; 5. Aufl., von Bartsch, 1871—74); Vilmar, «Geschichte der deutschen Nationallitteratur» (Marb. 1847; 20. Aufl. 1881); W. Wackernagel, «Geschichte der deutschen Litteratur» (Bas. 1851—53; 2. Aufl., von E. Martin, Bd. 1, Bas. 1879); Goedeke, «Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung» (3 Bde., Dresd. 1857—82); Heinr. Kurz, «Geschichte der deutschen Litteratur» (3 Bde., Lpz. 1851—59; 6. Aufl., 4 Bde., 1873—74); Cholevius, «Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen» (2 Bde., Lpz. 1854—56); O. Roquette, «Geschichte der deutschen Dichtung» (2 Bde., Stuttg. 1862—63; 3. Aufl. 1878—79); von Leixner, «Illustrierte Geschichte des deutschen Schrifttums» (2 Bde., Lpz. 1880—81). Die deutsche Litteratur der neuern und neuesten Zeit insbesondere behandeln: Gruppe, «Geschichte der deutschen Poesie in den letzten drei Jahrhunderten» (5 Bde., Münch. 1865—70); Löbell, «Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode» (Bd. 1—3, Braunschw. 1856—65); Hillebrand, «Die deutsche Nationalliteratur des 18. Jahrh.» (3 Bde., Gotha 1845—47; 3. Aufl. 1875); Hettner, «Litteraturgeschichte des 18. Jahrh.» (4 Bde., Braunschw. 1862—72; 3. Aufl. 1870—76); Biedermann, «Deutschland im 18. Jahrh.» (4 Bde., Lpz. 1875—80); Julian Schmidt, «Geschichte der deutschen Litteratur im 19. Jahrh.» (2 Bde., Lpz. 1853; 5. Aufl., 3 Bde., 1866—67) und «Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod» (2 Bde., Lpz. 1861—64); Gottschall, «Geschichte der deutschen Nationallitteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrh.» (2 Bde., Bresl. 1855; 5. Aufl., 4 Bde., 1881); Prutz, «Die deutsche Litteratur der Gegenwart» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1860); Brandes, «Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrh.» (aus dem Dänischen übersetzt von A. Strodtmann; Bd. 2: «Die romantische Schule in Deutschland», Berl. 1873); W. Scherer, «Geschichte der deutschen Litteratur» (Berl. 1881 fg.); C. Lemcke, «Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit» (Bd. 1: von Opitz bis Klopstock, Lpz. 1871; neue Ausg. 1882).

Deutsche Marine, s. unter Deutschland und Deutsches Reich: Handelsmarine S. 214, Kriegsmarine S. 228.

Deutsches Meer, s. Nordsee.

Deutsche Mundarten. Den ersten Spuren eines Auseinandergehens der Laute in der deutschen Sprache begegnet man in den durch röm. Schriftsteller überlieferten Eigennamen. Es finden sich z. B. die cheruskischen Fürsten aus der

Familie des Arminius Segimêrus, Inguiomêrus, Actumêrus neben den freilich um 300 Jahre spätern Alamannenkönigen Chrodomârius, Vadomârius (vom got. mêrjan: verkündigen; got. mêrs, althochdeutsch mâri, mittelhochdeutsch märe: berühmt); ferner aus derselben cheruskischen Familie einen Chariomêrus, neben dem Alamannenkönige Hariobaudus (vom got. harjis, althochdeutsch hari: das Heer): also bereits anhebende Unterschiede in Vokalen und Konsonanten bei zwei Völkerschaften, von denen die eine später entschieden dem niederdeutschen, die andere dem hochdeutschen Sprachgebiete zugehörte. Durchgreifend weichen sodann von allen diesen Eigennamen die Lautverhältnisse der durch Ulfilas (um 350) in die Litteratur tretenden got. Sprache ab, indem sämtliche stumme Konsonanten nach dem Gesetze der Lautverschiebung (s. d.) um eine Stufe fortgerückt sind, und sogar innerhalb der got. Sprache lassen sich wieder mundartliche Färbungen unterscheiden. Mit dem 7. Jahrh. beginnen darauf die erhaltenen Sprachdenkmäler der übrigen deutschen Stämme, aus denen sich zunächst die Trennung sämtlicher deutscher Völkerschaften in zwei große Sprachgebiete, das oberdeutsche und das niederdeutsche, als vollendete Thatsache ergibt. Eigentümlich dem Oberdeutschen zeigt sich die Vollendung der Lautverschiebung durch Fortrücken der stummen Konsonanten auf die dritte Stufe, die Vorliebe für vollere, härtere Laute und das Überwiegen der tiefer liegenden Sprachorgane, Brust und Kehle; während die niederdeutschen Dialekte auf der zweiten (got.) Konsonantstufe verharren, breitere und weichere Laute lieben und die Vorderorgane vorherrschen lassen. Die geogr. Grenze zwischen beiden Sprachgebieten scheint schon damals die heutige Linie, von der Mündung der Ruhr und Sieg in den Rhein bis zum Harze, ziemlich eingehalten zu haben. Zur oberdeutschen Sprachgestaltung gehörten die Alamannen (Schwaben), Bayern und Langobarden; zur niederdeutschen die Westfalen, Sachsen, Friesen, Goten und Skandinavier. Vermittelnd zwischen beiden standen die auf der Sprachgrenze wohnenden Hessen und Thüringer und die vom Niederrhein aufwärts gezogenen Franken. Unsicher ist noch die Einreihung der Burgunder, deren Sprache nach den wenigen erhaltenen Eigennamen und Glossen dem Gotischen näher gestanden haben mag als dem Hochdeutschen; doch können sie in den spätern Sitzen des Volks (von der westl. Schweiz hinein nach Frankreich) bedeutende hochdeutsche Einflüsse erfahren haben. Über der weitern Entwickelung der Mundarten dieser Stämme waltete ein sehr verschiedenes Schicksal. Ganz zu Grunde gingen außer den Goten und Burgundern auch die Langobarden, ohne andere Sprachreste zu hinterlassen als einige Eigennamen und spärliche Glossen. Dagegen traten die Skandinavier und die Friesen ganz aus dem Kreise der gemeinen niederdeutschen Form heraus und schufen sich eine eigene Litteratur und Schriftsprache. Doch erzeugte die fries. Sprache nur weniges und sank später wieder zu einer auch geographisch in immer engere Grenzen gedrängten Mundart herab. Die Sprache der Skandinavier entfaltete zunächst in Norwegen und auf Island eine reiche und bedeutungsvolle Litteratur (die sog. altnordische oder isländische), während sich etwas später in Schweden und in Dänemark zwei neue Schriftsprachen, die dänische und die schwedische, entwickelten. Ferner erwuchs a[...]
einem andern schwachen niederdeutschen Zwe[...]
der gewaltige Baum einer Weltsprache, der e[...]
lischen. Endlich ging noch eine selbständige Lit[...]
ratur- und Schriftsprache aus der niederdeutsch[...]
hervor, die niederländische, welche sich später [...]
zwei wenig unterschiedene Zweige, das Vlämis[...]
und das Holländische, spaltete.

Die übrigen, im eigentlichen Deutschland v[...]
harrenden Stämme änderten nun zwar seit [...]
karolingischen Zeit ihre Sitze im wesentlichen ni[...]
mehr, aber wohl keiner mochte selbst damals se[...]
ursprüngliche Mundart noch rein und ungetrü[...]
besitzen. Denn durch die gewaltige Bewegung [...]
vorangegangenen Jahrhunderte hatten sich [...]
Völkerverhältnisse so vielfach verschoben, daß [...]
Benennungen Alamannen, Franken u. s. w. ne[...]
dem herrschenden und wohl auch der Zahl n[...]
überwiegenden Bestandteile der Bevölkerung n[...]
notwendig auch die vielen kleinern, in der G[...]
schichte verschollenen Stämme und die zurück[...]
bliebenen Reste der frühern Bewohner unter [...]
begreifen mußten. Dem entsprechend zeigen a[...]
die Sprachdenkmäler Oberdeutschlands in der a[...]
hochdeutschen Periode zwar eine reiche Fülle di[...]
lektischer Verschiedenheiten, aber doch auch wied[...]
so zahlreiche, so mannigfach sich kreuzende, so u[...]
merklich verfließende Übergänge, daß es der Gram[...]
matik noch nicht gelungen ist, die unterscheidend[...]
Merkmale der einzelnen Dialekte vollständig zu [...]
winnen und ihre gegenseitigen Grenzen festzustell[...]
So vertritt den fränk. Dialekt des 8. Jahrh. [...]
Übersetzung der Abhandlung Isidors «De nati[...]
tate domini»; den bayrischen des 9. Jahrh. d[...]
Gedicht «Muspilli»; den alamannischen [...]
8. Jahrh. die sanctgallische Übersetzung der Be[...]
diktinerregel und eine Interlinearversion Ambr[...]
sischer Hymnen, und den schon ziemlich ab[...]
schliffenen und verblaßten alamann. Dialekt d[...]
11. Jahrh. eine Reihe von Übersetzungen aus [...]
Feder sanctgallischer Mönche, namentlich Notke[...]
Das bedeutendste Werk des Zeitraums, das Eva[...]
gelienbuch Otfrieds, zeigt eine zwar in der Grun[...]
lage oberdeutsche, aber durch niederdeutschen Ei[...]
fluß weicher und wohllautender gestimmte Sprac[...]
die man als südfränkische bezeichnen kann. A[...]
das Mittelland Hessen hat ein unschätzbares De[...]
mal aufzuweisen im Hildebrandsliede. Der n[...]
derdeutschen Mundart endlich, über deren be[...]
Zweige, den westfälischen und sächsischen, in die[...]
Periode anderweite Quellen fehlen, gehört [...]
«Hêliand» an, dem man das Münsterland als H[...]
mat anweisen darf. Vgl. Piper, «Deutschlan[...]
Dialekte bis zum J. 1300» (Lahr 1880).

Keiner deutschen Mundart war es in die[...]
ersten Periode gelungen, Werke aufzustellen, wel[...]
ihr die Herrschaft über andere Dialekte verscha[...]
hätten. Vielmehr waltet in jedem der erhalten[...]
Denkmäler die Mundart des Verfassers oder au[...]
des Schreibers, die nicht nur nach Ort, sonde[...]
auch nach Zeit eine verschiedene war. Dabei v[...]
blieb es im großen und ganzen auch in der mitt[...]
hochdeutschen Periode, denn das früher behaupt[...]
und allgemein geglaubte Übergewicht, welches [...]
schwäb. Mundart während der Regierung d[...]
Staufen über die andern oberdeutschen Dialek[...]
soll gehabt haben, hat niemals bestanden. Zw[...]
waren, nachdem die deutsche Sprache im Laufe d[...]
Jahrhunderte den Reichtum an Lauten mehr u[...]

mehr eingebüßt und namentlich hier mehr dort wenig die alten tönenden Flexionsvokale a o u vollständig zu e abgeschwächt hatte, die Unterschiede zwischen den einzelnen deutschen Mundarten nicht mehr so groß wie früher, aber völlig wurden sie niemals aufgehoben, und vollends von einer Herrschaft des Schwäbischen kann keine Rede sein. (Vgl. Pfeiffer, «Über Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit», Wien 1861.) Eine merkwürdige und folgenreiche Veränderung vollzog sich seit Mitte des 13. Jahrh. in der bayr.-österr. Mundart, indem hier î zu ei, û und ou zu au, iu zu eu und später, durch die regensburger Reichstage und die kaiserl. Kanzlei an Ausbreitung gewinnend, die Hauptgrundlage wurden für die Bildung der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Die niederdeutsche Sprache schien ihre beste Kraft an die aus ihr hervorgegangenen und zu voller Selbständigkeit erwachsenen Litteratursprachen, die angelsächsische (englische), niederländische und die skandinavischen, abgegeben zu haben. Was von ihr im engern Sinne deutsch geblieben war, die schlechthin so genannten niederdeutschen Mundarten, standen an Zahl und Gehalt ihrer Erzeugnisse weit hinter der oberdeutschen Fülle zurück. Daß sie auf das Oberdeutsche irgend erheblichen Einfluß geübt, ist schon aus diesem Grunde unwahrscheinlich und kaum nachzuweisen. Wohl aber fand das Umgekehrte statt, und hier war die Einwirkung eine starke und nachhaltige. Recht anschaulich zeigt sich die überlegene Macht des Oberdeutschen gerade an dem wichtigsten und am meisten verbreiteten niederdeutschen Werke, dem im 13. Jahrh. verfaßten Sachsenspiegel. Dieser wurde nicht nur bald nach seiner Entstehung ins Oberdeutsche umgeschrieben, sondern erlangte gerade in dieser neuen Gestalt den größern Beifall. Vorzugsweise dem Sachsenspiegel und den zahlreichen andern sich daranknüpfenden Rechtsbüchern, welche in den magdeburgischen, meißnischen und schles. Ländern entstanden und bis nach dem westpreuß. Kulm sich hinzogen, verdankte die obersächs. Mundart ihre wachsende Ausbildung und Verbreitung, durch die sie später berechtigt wurde, in Verbindung mit der österr.-bayrischen eine Hauptgrundlage für die Sprache Luthers abzugeben. Mit Luther aber erlosch die Geltung der Dialekte für die Litteratur und die höhern Bildungskreise. Sehr bald wichen vor der neuen hochdeutschen Schriftsprache die oberdeutschen Dialekte zurück, und auch die niederdeutschen überließen ihr allmählich die Alleinherrschaft in Litteratur, Kirche und Schule.

Wenn von da ab Schriftsteller sich der Dialekte bedienten, so geschah das mit bestimmtem Bewußtsein und in der Absicht, bestimmte Wirkungen zu erreichen. Als eins der frühesten Beispiele mag Andreas Gryphius gelten, der (1660) sein Lustspiel «Das verliebte Gespenst» mit einer dramatisierten Idylle: «Die geliebte Dornrose», in schles. Dialekt durchwebte, nachdem schon in den J. 1593–94 Herzog Heinrich Julius von Braunschweig in seinen Stücken Bauern und Lustigmacher sich des schwäb., thüring., niedersächs. Dialekts hatte bedienen lassen. Häufiger wurden die Versuche in den verschiedenen Mundarten, und selbst umfassenden Sammlungen mundartlicher Gedichte erschienen in nicht geringer Anzahl, seit in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. alle Dichtungsarten in der hochdeutschen Litteratur sich entfaltet hatten. Aber nur wenige Schriftsteller vermochten in mundartlicher Fassung Befriedigendes zu erreichen. Das Höchste in dieser Darstellung gelang Hebel in seinen «Alamann. Gedichten». Nächst ihm zeichnen sich aus Franz Kobell, der sich in der bayr. wie der pfälz. Mundart mit gleicher Gewandtheit bewegt, und Franz Stelzhamer, der mehrere Gedichtsammlungen in oberösterr. Mundart veröffentlicht hat. Unter den Dichtern, welche sich des Niederdeutschen bedienten, haben sich in jüngster Zeit besonders Klaus Groth und Fritz Reuter einen gefeierten Namen erworben. Von andern Versuchen in deutschen Mundarten sind noch besonders hervorzuheben: die bayr. Stücke in Buchers «Werken» (6 Bde., Münch. 1819–22), Grübels «Gedichte in nürnberger Mundart», G. Dan. Arnolds Lustspiel «Der Pfingstmontag» in straßburger Dialekt; die frankfurter Lokalpossen von K. Malß und W. Sauerwein; die Gedichte Nadlers in pfälzer Mundart; die Dichtungen Castellis und Seidls in niederösterreichischer, die Kaltenbrunners und Schlossers in oberösterr. Mundart; Holteis «Schles. Gedichte»; die Schriften und Poesien von Sebastian Sailer und C. Weitzmann in schwäb. Dialekt; Usteris «Gedichte in zürcherischer Mundart»; endlich die Gedichte Bornemanns in märkischer und die Predigten Jobst Sackmanns in kalenbergischer Mundart. Ein Verzeichnis niederdeutscher Werke lieferte Scheller in der «Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache» (Braunschw. 1826); eine Auswahl von Dichtungen der verschiedensten deutschen Dialekte gibt die Schrift: «Die deutschen Mundarten im Liede» (Lpz. 1875).

Eine vorurteilsfreie, allseitige und begründete Würdigung der Mundarten ward erst möglich durch die junge Wissenschaft der deutschen Philologie. Nur die histor. Grammatik konnte die Rätsel der mundartlichen Formen und Wortbedeutungen mit Erfolg zu lösen suchen und aus dem hier noch vorhandenen ursprünglichen Leben manche Lücke der ältern und neuern Schriftsprache ergänzen, manche verdunkelte Beziehung wieder aufhellen; nur die deutsche Altertumswissenschaft konnte jene zahlreichen Goldkörner entdecken und verwerten, welche oft aus grauestem Altertume her sich unter dieser unscheinbaren Hülle erhalten hatten. Wie lohnend solche Studien sind, hat schon früher, seit 1821, Schmeller bewiesen in seiner musterhaften grammatischen und lexikalischen Behandlung der bayr. Mundarten (neue Ausgabe seines bayr. Wörterbuchs von Frommann, 2 Bde., Münch. 1872 fg.). Nächst den bayrischen haben die schweiz. Mundarten fleißige Bearbeitung erfahren durch Stalder («Versuch eines schweiz. Idiotikon», 2 Bde., Aarau 1812; «Die Landessprachen der Schweiz», Aarau 1819) und Tobler («Appenzellischer Sprachschatz», Zür. 1837). Für die übrigen Mundarten sind unter den ältern Werken als noch unentbehrlich hervorzuheben: «Das westerwäldische Idiotikon» von K. Ch. L. Schmidt (Hadamar und Herborn 1800); Reinwalds «Hennebergisches Idiotikon» (2 Bde., Berl. u. Stett. 1793–1801); J. Ch. Schmids «Versuch eines schwäb. Idiotikon» (Berl. u. Stett. 1795) und «Schwäb. Wörterbuch» (Stuttg. 1845); Höfers «Etymolog. Wörterbuch der in Österreich üblichen Mundart» (3 Bde., Linz 1815) und «Die Volkssprache in Österreich, vorzüglich ob der Ens» (Wien 1800); der «Versuch eines bremisch-niedersächs. Wörterbuchs» (5 Bde.,

Familie des Arminius Segimêrus, Inguiomêrus, Actumêrus neben den freilich um 300 Jahre spätern Alamannenkönigen Chrodomârius, Vadomârius (vom got. mêrjan: verkündigen; got. mêrs, althochdeutsch mâri, mittelhochdeutsch märe: berühmt); ferner aus derselben cheruskischen Familie einen Chariomêrus, neben dem Alamannenkönige Hariobaudus (vom got. harjis, althochdeutsch hari: das Heer): also bereits anhebende Unterschiede in Vokalen und Konsonanten bei zwei Völkerschaften, von denen die eine später entschieden dem niederdeutschen, die andere dem hochdeutschen Sprachgebiete zugehörte. Durchgreifend weichen sodann von allen diesen Eigennamen die Lautverhältnisse der durch Ulfilas (um 350) in die Litteratur tretenden got. Sprache ab, indem sämtliche stumme Konsonanten nach dem Gesetze der Lautverschiebung (s. d.) um eine Stufe fortgerückt sind, und sogar innerhalb der got. Sprache lassen sich wieder mundartliche Färbungen unterscheiden. Mit dem 7. Jahrh. beginnen darauf die erhaltenen Sprachdenkmäler der übrigen deutschen Stämme, aus denen sich zunächst die Trennung sämtlicher deutscher Völkerschaften in zwei große Sprachgebiete, das oberdeutsche und das niederdeutsche, als vollendete Thatsache ergibt. Eigentümlich dem Oberdeutschen zeigt sich die Vollendung der Lautverschiebung durch Fortrücken der stummen Konsonanten auf die dritte Stufe, die Vorliebe für vollere, härtere Laute und das Überwiegen der tiefer liegenden Sprachorgane, Brust und Kehle; während die niederdeutschen Dialekte auf der zweiten (got.) Konsonantstufe verharren, breitere und weichere Laute lieben und die Vorderorgane vorherrschen lassen. Die geogr. Grenze zwischen beiden Sprachgebieten scheint schon damals die heutige Linie, von der Mündung der Ruhr und Sieg in den Rhein bis zum Harze, ziemlich eingehalten zu haben. Zur oberdeutschen Sprachgestaltung gehörten die Alamannen (Schwaben), Bayern und Langobarden; zur niederdeutschen die Westfalen, Sachsen, Friesen, Goten und Skandinavier. Vermittelnd zwischen beiden standen die auf der Sprachgrenze wohnenden Hessen und Thüringer und die vom Niederrhein aufwärts gezogenen Franken. Unsicher ist noch die Einreihung der Burgunder, deren Sprache nach den wenigen erhaltenen Eigennamen und Glossen dem Gotischen näher gestanden haben mag als dem Hochdeutschen; doch können sie in den spätern Sitzen des Volks (von der westl. Schweiz hinein nach Frankreich) bedeutende hochdeutsche Einflüsse erfahren haben. Über der weitern Entwickelung der Mundarten dieser Stämme waltete ein sehr verschiedenes Schicksal. Ganz zu Grunde gingen außer den Goten und Burgundern auch die Langobarden, ohne andere Sprachreste zu hinterlassen als einige Eigennamen und spärliche Glossen. Dagegen traten die Skandinavier und die Friesen ganz aus dem Kreise der gemeinen niederdeutschen Form heraus und schufen sich eine eigene Litteratur und Schriftsprache. Doch erzeugte die fries. Sprache nur weniges und sank später wieder zu einer auch geographisch in immer engere Grenzen gedrängten Mundart herab. Die Sprache der Skandinavier entfaltete zunächst in Norwegen und auf Island eine reiche und bedeutungsvolle Litteratur (die sog. altnordische oder isländische), während sich etwas später in Schweden und in Dänemark zwei neue Schriftsprachen, die dänische und die schwedische, entwickelten. Ferner erwuchs a
einem andern schwachen niederdeutschen Zwe
der gewaltige Baum einer Weltsprache, der e
lischen. Endlich ging noch eine selbständige Lit
ratur- und Schriftsprache aus der niederdeutsch
hervor, die niederländische, welche sich später
zwei wenig unterschiedene Zweige, das Vlämis
und das Holländische, spaltete.

Die übrigen, im eigentlichen Deutschland v
harrenden Stämme änderten nun zwar seit
karolingischen Zeit ihre Sitze im wesentlichen n
mehr, aber wohl keiner mochte selbst damals se
ursprüngliche Mundart noch rein und ungetr
besitzen. Denn durch die gewaltige Bewegung
vorangegangenen Jahrhunderte hatten sich
Völkerverhältnisse so vielfach verschoben, daß
Benennungen Alamannen, Franken u. s. w. ne
dem herrschenden und wohl auch der Zahl n
überwiegenden Bestandteile der Bevölkerung n
notwendig auch die vielen kleinern, in der G
schichte verschollenen Stämme und die zurück
bliebenen Reste der frühern Bewohner unter
begreifen mußten. Dem entsprechend zeigen a
die Sprachdenkmäler Oberdeutschlands in der a
hochdeutschen Periode zwar eine reiche Fülle d
lektischer Verschiedenheiten, aber doch auch wie
so zahlreiche, so mannigfach sich kreuzende, so u
merklich verfließende Übergänge, daß es der Gra
matik noch nicht gelungen ist, die unterscheidend
Merkmale der einzelnen Dialekte vollständig zu
winnen und ihre gegenseitigen Grenzen festzustell
So vertritt den fränk. Dialekt des 8. Jahrh.
Übersetzung der Abhandlung Isidors «De nati
tate domini»; den bayrischen des 9. Jahrh. d
Gedicht «Muspilli»; den alamannischen
8. Jahrh. die sanctgallische Übersetzung der Be
diktinerregel und eine Interlinearversion Amb
sischer Hymnen, und den schon ziemlich ab
schliffenen und verblaßten alamann. Dialekt
11. Jahrh. eine Reihe von Übersetzungen aus
Feder sanctgallischer Mönche, namentlich Notke
Das bedeutendste Werk des Zeitraums, das Ev
gelienbuch Otfrieds, zeigt eine zwar in der Gru
lage oberdeutsche, aber durch niederdeutschen E
fluß weicher und wohllautender gestimmte Sprac
die man als südfränkische bezeichnen kann. A
das Mittelland Hessen hat ein unschätzbares De
mal aufzuweisen im Hildebrandsliede. Der n
derdeutschen Mundart endlich, über deren be
Zweige, den westfälischen und sächsischen, in die
Periode anderweite Quellen fehlen, gehört
«Hêliand» an, dem man das Münsterland als H
mat anweisen darf. Vgl. Piper, «Deutschlan
Dialekte bis zum J. 1300» (Lahr 1880).

Keiner deutschen Mundart war es in die
ersten Periode gelungen, Werke aufzustellen, wel
ihr die Herrschaft über andere Dialekte versch
hätten. Vielmehr waltet in jedem der erhalten
Denkmäler die Mundart des Verfassers oder a
des Schreibers, die nicht nur nach Ort, sonde
auch nach Zeit eine verschiedene war. Dabei v
blieb es im großen und ganzen auch in der mitt
hochdeutschen Periode, denn das früher behaupt
und allgemein geglaubte Übergewicht, welches
schwäb. Mundart während der Regierung d
Staufen über die andern oberdeutschen Diale
soll gehabt haben, hat niemals bestanden. Zw
waren, nachdem die deutsche Sprache im Laufe d
Jahrhunderte den Reichtum an Lauten mehr u

mehr eingebüßt und namentlich hier mehr dort wegen die alten tönenden Flexionsvokale a o u durchweg zu e abgeschwächt hatte, die Unterschiede zwischen den einzelnen deutschen Mundarten nicht mehr so groß wie früher, aber völlig wurden sie niemals aufgehoben, und vollends von einer Herrschaft des Schwäbischen kann keine Rede sein. (Vgl. Pfeiffer, «Über Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit», Wien 1861.) Eine merkwürdige und folgenreiche Veränderung vollzog sich seit Mitte des 13. Jahrh. in der bayr.-österr. Mundart, indem hier î zu ei, û und ou zu au, iu zu eu und später, durch die regensburger Reichstage und die kaiserl. Kanzlei an Ausbreitung gewinnend, die Hauptgrundlage wurden für die Bildung der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Die niederdeutsche Sprache schien ihre beste Kraft an die aus ihr hervorgegangenen und zu voller Selbständigkeit erwachsenen Litteratursprachen, die angelsächsische (englische), niederländische und die skandinavischen, abgegeben zu haben. Was von ihr im engern Sinne deutsch geblieben war, die schlechthin so genannten niederdeutschen Mundarten, standen an Zahl und Gehalt ihrer Erzeugnisse weit hinter der oberdeutschen Fülle zurück. Daß sie auf das Oberdeutsche irgend erheblichen Einfluß geübt, ist schon aus diesem Grunde unwahrscheinlich und kaum nachzuweisen. Wohl aber fand das Umgekehrte statt, und hier war die Einwirkung eine starke und nachhaltige. Recht anschaulich zeigt sich die überlegene Macht des Oberdeutschen gerade an dem wichtigsten und am meisten verbreiteten niederdeutschen Werke, dem im 13. Jahrh. verfaßten Sachsenspiegel. Dieser wurde nicht nur bald nach seiner Entstehung ins Oberdeutsche umgeschrieben, sondern erlangte gerade in dieser neuen Gestalt den größern Beifall. Vorzugsweise dem Sachsenspiegel und den zahlreichen andern sich daranknüpfenden Rechtsbüchern, welche in den magdeburgischen, meißnischen und schles. Ländern entstanden und bis nach dem westpreuß. Culm hin zogen, verdankte die obersächs. Mundart ihre wachsende Ausbildung und Verbreitung, durch die sie später berechtigt wurde, in Verbindung mit der österr.-bayrischen eine Hauptgrundlage für die Sprache Luthers abzugeben. Mit Luther aber erlosch die Geltung der Dialekte für die Litteratur und die höhern Bildungskreise. Sehr bald wichen vor der neuen hochdeutschen Schriftsprache die oberdeutschen Dialekte zurück, und auch die niederdeutschen überließen ihr allmählich die Alleinherrschaft in Litteratur, Kirche und Schule.

Wenn von da ab Schriftsteller sich der Dialekte bedienten, so geschah das mit bestimmtem Bewußtsein und in der Absicht, bestimmte Wirkungen zu machen. Als eins der frühesten Beispiele mag Andreas Gryphius gelten, der (1660) sein Lustspiel «Das verliebte Gespenst» mit einer dramatisierten Idylle: «Die geliebte Dornrose», in schles. Dialekt durchwebte, nachdem schon in den J. 1593—94 Herzog Heinrich Julius von Braunschweig in seinen Stücken Bauern und Lustigmacher sich des schwäb., thüring., niedersächs. Dialekts hatte bedienen lassen. Häufiger wurden die Versuche in den verschiedenen Mundarten, und selbst umfassenden Sammlungen mundartlicher Gedichte erschienen in nicht geringer Anzahl, seit in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. alle Dichtungsarten in der hochdeutschen Litteratur sich entfaltet hatten. Aber nur wenige Schriftsteller vermochten in mundartlicher Fassung Befriedigendes zu erreichen. Das Höchste in dieser Darstellung gelang Hebel in seinen «Alamann. Gedichten». Nächst ihm zeichnen sich aus Franz Kobell, der sich in der bayr. wie der pfälz. Mundart mit gleicher Gewandtheit bewegt, und Franz Stelzhamer, der mehrere Gedichtsammlungen in oberösterr. Mundart veröffentlicht hat. Unter den Dichtern, welche sich des Niederdeutschen bedienten, haben sich in jüngster Zeit besonders Klaus Groth und Fritz Reuter einen gefeierten Namen erworben. Von andern Versuchen in deutschen Mundarten sind noch besonders hervorzuheben: die bayr. Stücke in Buchers «Werken» (6 Bde., Münch. 1819—22), Grübels «Gedichte in nürnberger Mundart», G. Dan. Arnolds Lustspiel «Der Pfingstmontag» in straßburger Dialekt; die frankfurter Lokalpossen von K. Malß und W. Sauerwein; die Gedichte Nadlers in pfälzer Mundart; die Dichtungen Castellis und Seidls in niederösterreichischer, die Kaltenbrunners und Schlossers in oberösterr. Mundart; Holteis «Schles. Gedichte»; die Schriften und Poesien von Sebastian Sailer und C. Weitzmann in schwäb. Dialekt; Usteris «Gedichte in zürcherischer Mundart»; endlich die Gedichte Bornemanns in märkischer und die Predigten Jobst Sackmanns in kalenbergischer Mundart. Ein Verzeichnis niederdeutscher Werke lieferte Scheller in der «Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache» (Braunschw. 1826); eine Auswahl von Dichtungen der verschiedensten deutschen Dialekte gibt die Schrift: «Die deutschen Mundarten im Liede» (Lpz. 1875).

Eine vorurteilsfreie, allseitige und begründete Würdigung der Mundarten ward erst möglich durch die junge Wissenschaft der deutschen Philologie. Nur die histor. Grammatik konnte die Rätsel der mundartlichen Formen und Wortbedeutungen mit Erfolg zu lösen suchen und aus dem hier noch vorhandenen ursprünglichen Leben manche Lücke der ältern und neuern Schriftsprache ergänzen, manche verdunkelte Beziehung wieder aufhellen; nur die deutsche Altertumswissenschaft konnte jene zahlreichen Goldkörner entdecken und verwerten, welche oft aus grauestem Altertume her sich unter dieser unscheinbaren Hülle erhalten hatten. Wie lohnend solche Studien sind, hat schon früher, seit 1821, Schmeller bewiesen in seiner musterhaften grammatischen und lexikalischen Behandlung der bayr. Mundarten (neue Ausgabe seines bayr. Wörterbuchs von Frommann, 2 Bde., Münch. 1872 fg.). Nächst den bayrischen haben die schweiz. Mundarten fleißige Bearbeitung erfahren durch Stalder («Versuch eines schweiz. Idiotikon», 2 Bde., Aarau 1812; «Die Landessprachen der Schweiz», Aarau 1819) und Tobler («Appenzellischer Sprachschatz», Zür. 1837). Für die übrigen Mundarten sind unter den ältern Werken als noch unentbehrlich hervorzuheben: «Das westerwäldische Idiotikon» von K. Ch. L. Schmidt (Hadamar und Herborn 1800); Reinwalds «Hennebergisches Idiotikon» (2 Bde., Berl. u. Stett. 1793—1801); J. Ch. Schmids «Versuch eines schwäb. Idiotikon» (Berl. u. Stett. 1795) und «Schwäb. Wörterbuch» (Stuttg. 1845); Höfers «Etymolog. Wörterbuch der in Österreich üblichen Mundart» (3 Bde., Linz 1815) und «Die Volkssprache in Österreich, vorzüglich ob der Ens» (Wien 1800); der «Versuch eines bremisch-niedersächs. Wörterbuchs» (5 Bde.,

Brem. 1767—71); Schützes «Holstein. Idiotikon» (3 Bde., Hamb. 1800—2); Richeys «Idioticon Hamburgense» (Hamb. 1755); Ritters «Grammatik der mecklenb.-plattdeutschen Mundart» (Rost. 1832); Dähnerts «Plattdeutsches Wörterbuch» (Stralf. 1781) und Strodtmanns «Idioticon Osnabrugense» (Lpz. u. Altona 1756). Von neuern Arbeiten sind zu nennen: «Schweiz. Idiotikon» von Staub und Tobler (Frauenfeld 1881 fg.); «Schwäb.-augsburgisches Wörterbuch» von Birlinger (Münch. 1864); «Tirolisches Idiotikon» von Schöpf (Innsbr. 1865); «Kärntisches Wörterbuch» von Lexer (Lpz. 1862); «Beiträge zu einem schles. Wörterbuch» von Weinhold (Wien 1855); «Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen» von Schambach (Hannov. 1858); «Wörterbuch der altmärk.-plattdeutschen Mundart» von Danneil (Salzwedel 1859); «Ostfries. Wörterbuch» von Stürenburg (Aurich 1857); «Die nordfries. Mundart nach der föhringer und amrumer Mundart» von Johansen (Kiel 1862); «Wörterbuch der ostfries. Sprache» (Norden 1877 fg.). Endlich Weinholds «Alamann. Grammatik» und «Bayr. Grammatik» (Berl. 1863—67) und die vortreffliche Zeitschrift von Frommann: «Die deutschen Mundarten» (Nürnb. u. Nördl., 6 Jahrg., 1854—59; neue Reihe 1875). Auch Arbeiten, die sich über sämtliche ober- oder niederdeutsche Mundarten, wie auch über beiderlei Dialekte zugleich verbreiteten, hatte man früher bereits versucht, sowohl in theoretischer Fassung als in Gestalt von Idiotiken und Quellensammlungen. Gegenwärtig haben sie fast nur noch Wert durch die mitgeteilten Proben. So die Werke von Fulda, Kinderling und Radlof. Alle frühern Sammlungen übertrifft an Vollständigkeit das Werk Firmenichs, «Germaniens Völkerstimmen» (Bd. 1—3, Berl. 1843—66, Nachträge 1867). Die Litteratur der deutschen Mundarten stellten zusammen Hoffmann von Fallersleben in seiner «Deutschen Philologie» (Berl. 1836) und Trömel (Halle 1854). Versuche, sämtliche deutsche Mundarten nach ihrer Verbreitung graphisch darzustellen, sind Kieperts «Nationalitätskarte von Deutschland» (Weim. 1848), Bernhardis «Sprachkarte von Deutschland» (Kassel 1843; 2. Aufl. 1849) und die Karten von Berghaus in dessen «Physik. Atlas» (Abteil. 8, Gotha 1852); endlich Wenkers «Sprachatlas von Nord- und Mitteldeutschland» (Straßb. 1881 fg.). Zwar ist es gelungen, die Sprachgrenze gegen fremde Zungen überallhin genau zu bestimmen, doch wird eine Abgrenzung der Mundarten im Innern des Sprachgebiets erst nach genauern Einzelforschungen möglich sein.

Das Gesamtgebiet des Oberdeutschen scheidet sich sehr bestimmt in zwei Hälften, eine rein oberdeutsche, welche man als die süddeutsche bezeichnen kann, und eine mitteldeutsche, die bei wesentlich oberdeutschem Charakter doch mehr oder minder starke Einmischung niederdeutscher Elemente zeigt. Als Grenze beider Hälften kann man sich etwa eine durch Karlsruhe und Regensburg gelegte, westlich bis an die Vogesen, östlich bis an den Böhmerwald verlängerte gerade Linie denken. Unter den süddeutschen Mundarten nun zeigt die älteste Gestalt die alamannische, ausgedehnt über die deutsche Schweiz, Vorarlberg, Baden und Elsaß (zwischen Schwarzwald und Vogesen) bis nördlich gegen Rastatt und Hagenau. Am altertümlichsten und rauhesten lautet sie in der Schweiz, am meisten durch fremde und neue Bestandteile gestört in und um Straßburg. Östlich von ihr reicht bis an den Lech mit etwas jüngern Bildungen die schwäb. Mundart. Wiederum östlich breitet sich die bair. Mundart vom Lech bis über die Grenze Ungarns, gleich der ober- und niedersächsischen ihre große Ausdehnung dem Umstande verdankend, daß bei der Wiedereroberung östl. Länder nicht Deutsche unterworfen wurden, deren abweichende Redeform die Mundart gestört haben würde, sondern Slawen, deren fremde Sprache ohne sonderliche Rückwirkung erlosch. In einzelnen Punkten scheidet sich das Bayrische von der österr. Sprachweise. Noch gehören zu den süddeutschen Mundarten einige Gemeinden mit etwa 7000 E. südlich vom Monte-Rosa, wahrscheinlich einst durch den Goldbergbau dorthin geführt, dem Ursprunge nach vielleicht Burgunder und jetzt zum alamann. Dialekt zu rechnen; ferner in den venedischen Alpen die sog. 13 Kommunen mit ungefähr 9000 E., von denen noch gegen 1800 die deutsche Sprache auch zum häuslichen Gebrauche reden, und die 7 Kommunen mit 30000 Seelen, beide möglicherweise einst durch den Silber- und Kupferbau der Bischöfe von Trient in diese Gegend gebracht und in ihrem gegenwärtigen Dialekt dem Hochdeutschen des 12. und 13. Jahrh. noch ziemlich nahestehend. Endlich wohnen auf einer Sprachinsel mit dem Hauptorte Gottschee im wendischen Krain unter Laibach gegen 23000 Deutsche, wahrscheinlich Nachkommen von Kolonisten freisingischer Klostergüter. Nicht rein oberdeutsch, sondern mit niederdeutschen Bestandteilen vielfach gemischt, ist die Sprache der von Einwanderern verschiedener Zeiten und Gegenden abstammenden Deutschen oder der sog. Sachsen in Siebenbürgen, die auf 10737 qkm zusammen etwa 250000 Seelen betragen, und ähnlich auch der Dialekt von etwa 50000 Deutschen in der Zips, welche wahrscheinlich von Bergleuten abstammen, die seit dem 12. Jahrh. eingewandert sein mögen. Vgl. Schott, «Die deutschen Kolonien in Piemont» (Stuttg. 1842); Schmeller, «Cimbr. Wörterbuch» (Wien 1855); Schröer, «Beitrag zu einem Wörterbuche der deutschen Mundarten des ungar. Berglandes» (Wien 1858—59), «Versuch einer Darstellung der deutschen Mundarten des ungar. Berglandes» (Wien 1864), «Ein Ausflug nach Gottschee» (Wien 1869) und «Wörterbuch der Mundart von Gottschee» (Wien 1870).

Die Grenzlinie zwischen den mittel- und niederdeutschen Mundarten wird ungefähr durch folgende Punkte bestimmt: Aachen, Bonn, Kassel, Nordhausen (mit der vorgeschobenen oberdeutschen Sprachinsel Clausthal), Kalbe, Dessau, Wittenberg, Lübben, Krossen, Meseritz. Im Westen dieses Gebietes, namentlich gegen den Rhein hin, wo einst zahlreiche kleinere und größere Stämme in langen Wanderungen und Kämpfen durcheinander geworfen wurden, herrscht die bunteste Mannigfaltigkeit der Dialekte, sodaß es bei dem Mangel an Einzelforschungen hier noch durchaus unthunlich ist, charakteristische Merkmale und sichere Begrenzungen aufzustellen. Deutlich aber wird das Ganze durch Thüringerwald und Erzgebirge in zwei Hauptmundarten geschieden, eine östliche, die obersächsische, und eine westliche, welche die fränkische genannt und wiederum in Ost- und Westfränkisch gesondert werden mag. Ost- und West-

[illegible] scheidet sich etwas östlich der Regnitz, ungefähr in der Richtung von Eichstätt nach dem Fichtelgebirge. Das Ostfränkische, dem in Bayern das Nabgebiet, in Böhmen das obere Egerthal und vielleicht in Schlesien das Riesengebirge zugehört, steht den süddeutschen Dialekten näher und bleibt freier von niederdeutschen Einflüssen, weil es von diesen durch das zwischenliegende Obersächsische getrennt ist. Die obersächs. Mundart hat sich von Thüringen und Meißen mit der Eroberung der Slawenländer ostwärts bis über den Grenzsaum des Großherzogtums Posen ausgedehnt. Slawisch geblieben sind in diesen östl. Strichen das Kesselland von Böhmen, der größte Teil von Mähren, die östl. Hälfte von Oberschlesien und die Sprachinsel der Wenden in der Lausitz, längs der Spree von Bautzen bis Luckau. Wegen dieses gleichmäßigen Fortschreitens über das Gebiet einer fremden Sprache hin erfuhr das Obersächsische auch nur geringe Abweichungen, die sich meist auf höhere oder tiefere, vollere oder dünnere Aussprache von Vokalen und im Osten (durch slaw. Einwirkung) von einigen Konsonanten beschränken. Im Bau und den Lautverhältnissen ist die obersächs. Mundart durchaus oberdeutsch.

Das übrige deutsche Flach- und Tiefland gehört der niederdeutschen Sprache, deren charakteristisches Merkmal die zweite Stufe der Lautverschiebung ist. (S. **Deutsche Sprache.**) Weil ihr die Mehrzahl der aspirierten Konsonanten und der Doppellaute abgeht, klingt sie zwar weicher als das Oberdeutsche, ist auch für syntaktischen Gebrauch hinreichend ausgerüstet, aber sie kann die Kraft, das Kernhafte, den mannigfaltigen Wechsel des Oberdeutschen nicht erreichen. In den Städten wird sie meist durch Einflüsse der hochdeutschen Schriftsprache entstellt, und auch ihre reinen Dialekte verlaufen, wegen der gleichen Armut an Lauten, weit mehr ineinander als die hochdeutschen. Vorzugsweise heben sich zwei Hauptglieder heraus, der niedersächs. und der westfäl. Dialekt. Jener hat seinen Hauptsitz im Norden der Elbe, in Holstein, und geht östlich ziemlich rein bis durch Brandenburg und Pommern; im Hannoverschen und Braunschweigischen aber beginnt schon Westfälisches sich einzumischen. Die östl. Grenze läuft über Thorn, Graudenz, Rastenburg, Insterburg bis Labiau; links der Weichsel aber zieht sich, das Niederdeutsche durchbrechend, ein slaw. Strich wechselnder Breite von Posen bis an die Ostseeküste. Entschieden westfäl. Dialekt herrscht vom Westen der Niederweser bis gegen den Rhein hin. Außerdem besteht noch ein kleines, durch Jülich, Köln, Elberfeld, Wesel bestimmtes Gebiet (denn Kleve zählt bereits zur holländ. Sprache), das niederrheinische, dessen Mundart schon im 13. Jahrh. einen günstigen Eindruck machte. Diese Mundart besteht aus einem Gemisch ober- und niederdeutscher Laute und Formen, wozu noch niederländ. Einfluß tritt; selbst ihr Bau gehört weder der einen noch der andern Mundart entschieden an. Die niederländ. Dialekte Belgiens und Hollands sowie die kümmerlichen Reste des Friesischen im Nordwesten Hollands, im saterländischen Moore westlich von Oldenburg und in Schleswig dürfen bei dem ganz abweichenden Gange, den jene Sprachen schon seit dem Mittelalter genommen haben, nicht mehr zum deutschen Sprachgebiete gerechnet werden. (S. **Deutsches Volk.**)

Deutsche Musik. In der Musik haben die Deutschen das Höchste errungen, sowohl im Vergleich zu andern Künsten wie auch zu andern Nationen. Schon in der Musik unserer heidnischen Vorfahren traten einige Eigentümlichkeiten zu Tage, welche stets vorherrschend geblieben sind: die Beteiligung der Menge oder des Chors an den in der Form sehr knappen Gesängen und der Hinzutritt vielfacher Instrumente, zarter und starker, je nach den verschiedenen Stimmungen. Die Sänger waren als die Überlieferer der geschichtlichen Erinnerungen selbst an den Fürstenhöfen hochgeachtet und durch Gesang und Dichtung mit dem Leben der Nation eng verwachsen. Wenn auch nicht in demselben Grade als ein besonderer Stand ausgebildet, wie bei den Angelsachsen, kann doch das, was von der Übung des Gesangs und Saitenspiels bei jenem Volke berichtet wird, auch für die alte deutsche Heimat desselben gelten. Das Christentum verfolgte diese Gesänge, in denen der Kern der heidnischen Lehre enthalten war, und wurde zugleich der Lehrmeister des Volks in den ausgebildetern griech.-antiken Formen und dem kunstvoll edeln Sologesang. Der Kern der alten Melodien wurde zu kirchlichen Texten verwandt; und kaum war die Bekehrung allgemein durchgeführt und der Hauptschatz der altheidnischen Gesänge in Vergessenheit geraten, so äußerte sich der musikalische Trieb des deutschen Volks in neuen volksmäßigen Liedern, welche nach und nach entstanden im Anschluß an verschiedene christl. Lehren oder Feste und die in Worten und Tönen die Formen der alten Vorzeit erneuerten. Die Zeiten der Kreuzzüge brachten insofern eine Wendung, als die Musik nunmehr als unerläßliches Bildungsmaterial aller vornehmen Stände betrachtet wurde; die Sänger oder «Spielleute», deren Stand vom 8. bis 12. Jahrh. durch den Einfluß der Geistlichkeit tief herabgedrückt worden war, gelangte von neuem zu Ansehen. Der lebhafte Verkehr unter allen christl. Völkern tauschte die poetisch-musikalischen Formen aus, die Musik wurde kunstvoller ausgebildet, hauptsächlich nach der weltlichen Seite hin, die Geistlichkeit konnte in dem Zeitalter des Minnegesangs nicht mehr tonangebend sein. Neben dem volkstümlich kirchlichen Liede bildete sich von den Kreuzzügen bis zur Reformation das weltliche Lied aus als Niederschlag der vielen in- und ausländischen Weisen, die der Minnegesang in Schwung brachte; der durch die Reformation Luthers hervorgerufene Kirchengesang ist das gemeinsame Produkt beider. Diese verhältnismäßig einfachen Bildungen waren bis dahin die bemerkenswertesten musikalischen Thaten der Deutschen, denn im Bereich der kunstvollern Verbindung der Töne sind sie seit den frühesten Zeiten wohl stets eifrige und glückliche Mitarbeiter, aber nie allgemein Tonangeber gewesen, und selbst im alten Liedergesang überragen sie nur auf geistlichem, nicht aber auf weltlichem Gebiete das von andern Nationen Geleistete.

Unter den Begründern der musikalischen Harmonie oder des mehrstimmigen Satzes nimmt Franco von Köln im 12. Jahrh. eine angesehene Stellung ein, wie der kaiserl. Kapellmeister Heinrich Isaac im 15. Jahrh. unter den kunstvollen Tonsetzern, doch mußten bis zum Ende des 16. Jahrh. auch die Deutschen sich den Niederländern und Italienern unterordnen. Der größte Musiker der Niederländer, Orlando Lasso, wirkte in Deutschland,

welches er von München aus beherrschte; die Schule der Niederländer faßte daher unter den Deutschen auch tiefer Wurzeln, als die des Palestrina und anderer Italiener, und hat ihnen bei ihrem tiefen Sinne für harmonisch-kontrapunktische Künste diejenige Grundlage gegeben, auf welcher in der Folgezeit ihr musikalisches Leben sich entwickelte. Es lag bei aller Kunst etwas formell Unfreies oder Gebundenes in der Musik der Niederländer, wenn man sie mit der italienischen vergleicht; aber dieses Element entsprach den Bedürfnissen der Deutschen, welche durch die Reformation auf lange Zeit an das Kirchlich-Religiöse gebunden waren. Während hierbei die übrigen Künste in Deutschland verkümmerten, hatte die Musik in dem neugewonnenen Gemeindegesang, dem Choral, eine Nährquelle von so reichem Gehalt, daß die Gebundenheit daran durch Kunstgebilde von unerschöpflicher Mannigfaltigkeit belohnt wurde. Ebenso verhielt es sich mit der Orgel, dem Mittelpunkt aller Musik in der prot. Kirche. Hieraus wird es auch erklärlich, warum das lutherische Norddeutschland es war, welches in der Musik zuerst zur Selbständigkeit gelangte. Eine ganze Reihe von Tonsetzern hat seit Luther dieses Gebiet mit emsigem Fleiße kultiviert und schöne Resultate erzielt; Johannes Eccard am Ende des 16., Heinrich Schütz in der Mitte des 17. Jahrh. sind die bemerkenswertesten, bis endlich Johann Sebastian Bach auf den meisten Gebieten alle seine Vorgänger überragte. Wie sehr dieser Weg der Choral- und Orgelkunst bei aller scheinbaren Enge und Gebundenheit dennoch der richtige Ausgangspunkt war zur höchsten künstlerischen Freiheit, zeigt auf andere Weise Georg Friedrich Händel, welcher die Formen der ital. Kunst mit deutschem Gehalt erfüllte. Beide Meister, Händel und Bach, die eine lange Entwickelung abschließen als die höchste Höhe derselben, jeder in seiner Weise, werden in patriotischer Hinsicht auch immer noch deshalb verehrungswürdig bleiben, weil in ihnen zum ersten mal und in mächtigster Weise das musikalische Übergewicht der Deutschen über andere Nationen an den Tag kam.

Indes blieben, trotz der an die Orgel sich lehnenden Kirchen- und Instrumentalmusik Bachs und der nach Form und Gehalt vollendeten Gesänge Händels, doch noch immer zwei Formen in dem mehr oder weniger ausschließlichen Besitz der Italiener und Franzosen: die Bühnenmusik oder Oper und die freie vielgestaltige Instrumental- oder Orchestermusik. Hier war es nun der südl. kath. Teil Deutschlands, welcher auf diesen beiden Gebieten die Oberherrschaft erlangen sollte. Der Aufschwung ging von Wien aus, wo die bisher bevorzugten Italiener den Sinn für schöne Melodie erschlossen und die außerdeutschen Nationen der österr. Krone den reichsten Zufluß neuer Quellen der Instrumentalmusik lieferten. Die Oper war um 1600 in Italien entstanden und bald auch nach Deutschland gedrungen, wo sie namentlich um 1700 auf dem musikalischen Gebiete die Herrschaft erlangte und alle musikalischen Formen von Grund aus umbildete. Dennoch gelang es nicht, trotz eines Tonsetzers wie Reinhard Keiser, der hauptsächlich für Hamburg seine mehr als 100 Opern schrieb, in diesem Gebiete eine solche Bedeutung zu erlangen, wie die gleichzeitige franz. Oper, welche schon um 1680 der italienischen in völliger Selbständigkeit ebenbürtig zur Seite trat. Deutschland sank vielmehr seit 1720 in der Oper so gänzlich wieder zur Abhängigkeit von Italien herab, daß selbst die Norddeutschen nur noch italienisch komponierten, unter ihnen als die hervorragendsten Karl Heinrich Graun und Johann Adolf Hasse, ersterer der Hofkomponist, letzterer der Liebling Friedrichs d. Gr. und der angesehenste ital. Tonsetzer seiner Zeit. In der Instrumentalmusik schuf ebenfalls Italien alle Hauptformen, von der franz. Ouverture abgesehen, und Italiener wie Franzosen nahmen überall die ersten Plätze in unsern Kapellen ein. Das Genie Joseph Haydns brachte hierin eine plötzliche Wandlung hervor und gab durch Werke von höchster Originalität auf dem Gebiet der Sonate, des Quartetts und der Symphonie den Ton an. Gleichzeitig reformierte Christoph Willibald Gluck die Oper, und der Genius Wolfgang Amadeus Mozarts verklärte mit seinem Schönheitssinn beide Gebiete, die Oper wie die Instrumentalmusik, mit überwiegender Kraft der erstern, doch nach seinem innersten musikalischen Gestaltungstriebe der letztern sich zuneigend. Seine Opern sind in musikalischer Hinsicht das vollendetste Erzeugnis der Bühnenmusik, aber im Dramatischen wie auch im rein Gesanglichen haben andere Komponisten zum Teil noch Vorzüglicheres geleistet, und hieraus erklärt sich die Entwickelung, welche die Oper seit Mozart genommen hat. Ludwig van Beethoven wurde der Vollender der Instrumentalmusik, und Franz Schubert steigerte das deutsche Lied, welches mit der neuerwachten Dichtung seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Gemeingut der deutschen Nation geworden war, zu höherm Ausdruck. Alle diese Männer, in der einen Stadt Wien heimisch, folgten so schnell einander fast sämtlich als Zeitgenossen und sind von so vielen Tonsetzern zweiten Ranges mitstrebend umgeben, daß der Glanz dieser Epoche oder der sog. Wiener Schule den der 50 Jahre ältern norddeutschen noch überstrahlte, wenn sie dieselbe auch an Tiefe und Allgemeingültigkeit nicht völlig erreichte. Durch diese beiden Schulen zusammen, durch die Errungenschaften eines einzigen Jahrhunderts, haben die Deutschen alle übrigen Völker in allen Hauptgebieten der Tonkunst überflügelt, sodaß dieser nationale Siegeslauf von hundert Jahren kaum seinesgleichen auf einem andern Kunstgebiet findet.

Seit dieser Zeit trägt die gesamte Kunstmusik der gebildeten Völker den deutschen Stempel, was aber erst nach und nach erkennbar wurde. Die dritte Periode, welche noch unabgeschlossen bis in die Gegenwart reicht, hat ihren musikalischen Schwerpunkt nicht mehr an einem bestimmten Ort und vereinigt die verschiedenartigsten Bestrebungen: die Romantik Robert Schumanns, welcher sich hauptsächlich auf Schubert stützt, den Eklekticismus Felix Mendelssohn-Bartholdys, welcher namentlich an Bachsche Formen und Ideale anzuknüpfen sucht, die Reinigung und Erneuerung der verschollenen oder durch spätere Hand entstellten Werke der frühern Meister, namentlich Bachs und Händels; besonders aber wird sie charakterisiert durch die Neuerungen in der dramatisch-theatralischen Musik. Deshalb steht Karl Maria von Weber, der Komponist des «Freischütz», an der Spitze dieser Epoche; denn alles, was von ihm und später, außer vielen andern, besonders von Giacomo Meyerbeer und Richard Wagner zur Änderung

icherung der Bühnenmusik ausging, hat
genwart eine ungleich größere allgemeine
e erweckt, als die gleichzeitigen musika-
eistungen auf andern Gebieten. Der
ervon liegt zunächst in der einseitig be-
Stellung der Bühnenmusik, welche an
utenden Orten in prachtvoll hergerichte-
mit verschwenderischem Aufwand unter-
Theatern eine möglichst vollendete Dar-
ndet, während die übrigen Zweige der
fast ausschließlich auf die Pflege privater
ngen angewiesen sind. Ein anderer
eser besondern Teilnahme für die Oper
dem Zustande des deutschen Theaters.
n deutschen Tonsetzer und Dichter hatten
Werke geschaffen, aber nicht ein geschlosse-
n Ausland unabhängiges Repertoire.
fand, nachdem schon Weber im Musika-
eigt hatte, daß in der deutschen Sprache
ebhafterer theatralischer Ausdruck mög-
s selbst Mozart ihn erreicht hatte, Richard
eine so vielseitige und andauernde Teil-
s er es unternahm, das deutsche Theater
Musik aus auf einen neuen Grund zu
hierbei kam ihm die Richtung der Zeit
dekorative ebenso sehr zu statten, wie die
der Gesangmusik auf recitativisch-lyrische
ung, die Richtung der Instrumentation
alerei und die Vorliebe der Zeitgenossen
tsche Sagenstoffe. Sein großes Geschick,
enstand im Mittelpunkt zu erfassen und
erdenklichen Künsten theatralisch wirksam
n, unter Anwendung eines ziemlich ein-
hema und mit dem Aufwand geringer
musikalischer Kunstmittel, hat ihm einen
nden Einfluß auf die Produktion der Ge-
erschafft. Dieser Einfluß ist an sich be-
da fast alle, die in demselben Felde ar-
f seinem Niveau stehen. Unberechtigt da-
Wagners verheerender Eingriff in eine
, die durch höhere musikalische Kräfte
wurde, als der Jetztzeit zu Gebote stehen,
e als ein unersetzlicher nationaler Kunst-
n bewahrt werden muß. Den mit der
usik an Bedeutung rivalisierenden Schöp-
uf dem Gebiete der Oratorien, Sym-
und der sonstigen Konzertmusik diejenige
im öffentlichen Leben zu verschaffen,
Bühnenmusik in Deutschland bereits be-
ie eigentliche und heilsamste musikalische
der Gegenwart, deren Lösung aber nur
e gemeinsame Förderung der bürger-
staatlichen Organe erreicht werden kann.
Artikel **Kammermusik**, **Konzert**,
usik, **Oper**, **Oratorium**, **Sonate**,
onie.)

tsche **Litteratur** ist sehr reich an gedie-
oretischen und histor. Schriften über Mu-
r den zahlreichen Biographien der hervor-
n Komponisten (s. die betreffenden Artikel)
sondere zu nennen: Forkel, «Allgemeine
der Musik» (2 Bde., Lpz. 1788—1801);
Die Hausmusik in Deutschland im 16., 17.
ahrh.» (Lpz. 1840); derselbe, «Zusammen-
er Tonwerke des 16. und 17. Jahrh.»
47); Winterfeld, «Der evang. Kirchen-
3 Bde., Lpz. 1843—47); derselbe, «Zur
heiliger Tonkunst» (2 Bde., Lpz. 1850—
nwetter, «Geschichte der europ.-abendlän-
dischen Musik» (2. Aufl., Lpz. 1846); Naumann, «Die Tonkunst in der Kulturgeschichte» (Bd. 1, Berl. 1870); derselbe, «Illustrierte Musikgeschichte» (Stuttg. 1880 fg.); derselbe, «Deutsche Tondichter von Seb. Bach bis auf die Gegenwart» (5. Ausg., Berl. 1882); Brendel, «Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich» (6. Aufl., Lpz. 1878—79); Dommer, «Handbuch der Musikgeschichte» (2. Aufl., Lpz. 1878); Wasielewski, «Geschichte der Instrumentalmusik» (Berl. 1878); Köstlin, «Geschichte der Musik im Umriß» (2. Aufl., Tüb. 1880); Ambros, «Geschichte der Musik» (2. Aufl., 4 Bde. mit Notenbeilagen und Register, Lpz. 1880—82); derselbe, «Geschichte der Musik der Neuzeit in Studien und Kritiken aus dem Nachlasse» (Preßb. 1882 fg.); Reißmann, «Illustrierte Geschichte der deutschen Musik» (Lpz. 1881); Langhans, «Die Geschichte der Musik des 17., 18. und 19. Jahrh. Im chronol. Anschlusse an die Musikgeschichte von Ambros» (Lpz. 1882 fg.). Von Encyklopädien sind hervorzuheben die von Gerber (4 Bde., Lpz. 1790—1814), Schilling (7 Bde., Stuttg. 1834—42), Bernsdorf (3 Bde., mit Nachtrag, Offenb. 1856—61), Dommer (Heidelb. 1865), Gathy (3. Aufl., Berl. 1871), Schuberth (8. Aufl., Lpz. 1871), Paul (2 Bde., Lpz. 1873), vor allen aber Mendel, «Musikalisches Conversations-Lexikon» (vollendet von Reißmann, 11 Bde., nebst Ergänzungsband, Lpz. 1880—83).

Im Bau der Instrumente haben andere Nationen zum Teil Vorzüglicheres geleistet; der deutsche Musikstich und -Druck ist jetzt der beste.

Deutsche Mythologie ist die Wissenschaft von den religiösen Vorstellungen und Gebräuchen der heidnischen Deutschen. So wie zwischen diesen und den Nordgermanen (Skandinaviern) eine genaue Stammverwandtschaft besteht, so stimmt auch der deutsche und der skandinav. Heidenglaube in der Grundlage und in vielen Einzelheiten überein. Indes hat die frühe Trennung der Völker Eigentümlichkeiten auch im Religiösen erzeugt, sodaß deutsche und skandinav. Mythologie zwar sich ergänzen, aber nicht völlig decken. Die skandinav. Mythologie hat den großen Vorteil außerordentlich reicher Quellen; die deutsche schöpft aus einzelnen Angaben der Römer, aus den mittelalterlichen Kirchen- und Profanhistorikern, aus altdeutschen Schriftwerken, aus dem altdeutschen Wortschatz, manchen Bildwerken der Vorzeit und aus den noch lebenden Sagen, Märchen und Gebräuchen. Die Begründung der Wissenschaft einer deutschen Mythologie ist eins der großen Verdienste Jakob Grimms.

Die Deutschen verehrten dieselben Hauptgottheiten wie die Skandinavier. Die erste Stelle behauptete bei den meisten Stämmen Wuotan oder, wie die Niederdeutschen aussprachen, Wôdan, der nordische Odhin, d. h. der im Sturm Daherbrausende. Die Römer deuten ihn als Merkur, was mittelalterliche Schriftsteller beibehielten. Wuotan war der Vater der Götter und in erster Linie Luft- und Himmelsgott, und als solcher Gebieter über das Gedeihen der Erde. In dieser Eigenschaft berührt er sich sehr oft mit Donar. Anfang Sommer und Winter beging man seine Hauptfeste, an welchen man Segen für das neue Halbjahr erflehte und ihm für das verflossene dankte. Als Himmels- und Sonnengott ist er auch der Gott der Weisheit und als solcher Erfinder und Gott der Dichtkunst. Er kann auch in die Zukunft schauen und ist Erfinder

der Runen. Als Wettergott stürmt er daher mit der brausenden Jagd und ist überall, wo es Krieg und Kampf gibt. Als Kriegsgott ist er Herr der Walkyrien, der göttlichen Schlachtjungfrauen, welche auf seinen Befehl den Sieg verleihen. Die in der Schlacht gefallenen Helden kommen zu ihm nach Walhalla, wo sie an seiner Seite unter Jagen und Zechen die Zeit verbringen. Man stellte sich ihn vor als mächtige Gestalt, in weitem bunten Mantel, unter breitem Hute, einäugig (das eine Auge ist die Sonne), reitend auf dem weißen, achtfüßigen Rosse Sleipnir, in der Hand einen mächtigen Speer führend, begleitet von zwei Hunden und Raben. In den Sagen von bergentrückten Königen und Helden, von künftigen großen Schlachten, von dem Wütenden Heere (d. h. dem Heere Wuotans) und der Wilden Jagd, von dem Schimmelreiter, in einer Menge von Weihnachts- und Erntegebräuchen leben die Erinnerungen an Wuotan noch am meisten fort. Sein Name klingt im Schwäbischen «'s Muotes-Heer», in dem Namen «Wutach», einem Nebenflusse des Rheins, und dem niedersächs. Namen des wilden Jägers «Wod» noch nach.

Von sehr alter und tiefer Bedeutung ist neben Wuotan Donar, altsächs. Thunar, der nordische Thor. Er ist wahrscheinlich mit dem Hercules des Tacitus identisch, da er, wie dieser die Keule, den Hammer Mjölnir stets bei sich führt; spätere Schriftsteller übertrugen ihn durch Jupiter. Er ist Gewitter- und Donnergott, und wenn es blitzt, schleudert er seinen Hammer, den Donnerkeil im Volksglauben, nach den Riesen. Aus der befruchtenden Wirkung des Gewitters folgt Donars Eigenschaft als Gott des Feldbaues und Pfleger des Viehstandes; als Gott des Feuers ist er Beschützer des häuslichen Herdes und der Familie. Die Eiche und die Rotbeere waren ihm heilig; unter den Tieren die Böcke, die Füchse, das Eichhörnchen, das Rotkehlchen und einige andere, welche durch ihre rote Farbe zu seinem roten Bart und zum Gewitter in Bezug standen. Die Donnersberge erinnern noch gegenwärtig an seinen Kult.

Der dritte große deutsche Gott wird von Tacitus als Mars bezeichnet; er ist der eigentliche Gott des Kriegs. Sein germanischer Name war nach den Völkerschaften verschieden: die Schwaben hießen ihn Ziu, die Sachsen Tiu, die Bayern Eru. Am klarsten überliefern sein Bild die nordischen Quellen, wo er Tyr heißt. Dieser landschaftliche Unterschied tritt noch heute hervor, indem der dritte Tag in der Woche, welcher dem alten Kriegsgotte geweiht war, bei den Bayern und Österreichern Ertag, bei den Schwaben und Schweizern Ziestag oder Zinstag, bei den Niederdeutschen Tiestag, bei den Nordländern Tirsdag heißt. (S. **Dienstag**.) Der Name des Ziu geht auf denselben Stamm zurück wie das griech. Ζεύς, und daher war der Gott in seiner ursprünglichsten Bedeutung ebenfalls ein Himmelsgott. Sein Symbol ist das Schwert; deshalb ist der altsächs. Saxnot nur ein anderer Name für Ziu. Der nordische Mythus läßt ihn im Kampfe mit dem Fenriswolfe die eine Hand verlieren.

Aus dem ursprünglichen Wuotansmythus zweigte sich eine besondere Verehrung des Sonnengottes ab, und diese neue Erscheinungsform nannten die Deutschen und Dänen Baldr, die Skandinavier Freyr, und erst später kam auch der Name Baldr zu den Nordländern. Daher findet sich in Deutschland von Freyr, welcher bei uns Frô heißen müßte, keine Spur, wohl aber ist der Baldrkultus, schon durch den einen merseburger Spruch, sicher belegt. Ein anderer Name für Baldr ist Phol. Baldr, d. h. der Leuchtende, war ein milder, aber auch ein kriegerischer Gott. Am Julabend, d. h. am Feste der Wintersonnenwende, feiert man noch jetzt in Dänemark sein Andenken. Baldr lebt in der deutschen Heldensage fort, und der schöne Siegfried ist der vermenschlichte Gott. Nach nordischer Mythe hatte Baldr einen Sohn mit Namen Forseti; derselbe wurde als Fosite auf der fries. Insel Helgoland verehrt, die davon Fositesland hieß. Dies sind die bis heute mit Namen bekannten Götter unserer Vorfahren.

Unter den weiblichen Gottheiten tritt überwiegend eine große mütterliche Göttin hervor, die verschiedene Namen führte, aber ein und dasselbe Wesen ist. Tacitus hat ihre Verehrung bei den Ostseevölkern unter dem Namen Nerthus (Hertha, wonach der Herthasee auf Rügen genannt ist, ist willkürliche Verstümmelung eines Philologen des 16. Jahrh.) lebendig geschildert; ihr Stammheiligtum lag dort auf einer Insel, unter der man Rügen oder Femern zu suchen haben wird. Den Binnenvölkern war sie nicht minder bekannt. Die Mitteilung des Tacitus über die Verehrung der Isis bei einem Teil der Sueven ist auf sie zu beziehen. Hier war ein Schiff ihr Symbol, wie an der Küste der Wagen und wie anderwärts der Pflug. Gedacht ward sie als mütterlich sorgende, über Haus und Feld wachende, die Ehe schirmende, die Kinder gebende und hütende Göttin. So ist ihr die Spindel geweiht und in den zwölf Nächten besucht sie die Spinnstuben der Frauen. Andererseits gebietet sie aber auch über die dunkle Seite der Natur, die Welt der Toten, und zu ihr kommen nach dem Tode alle, welche nicht auf dem Schlachtfelde gestorben sind. Sie war glänzend, daher bei den Bayern Perchta genannt, hold, daher Holda (Holle) bei den Franken, Hessen und Thüringern, frei und freundlich, daher bei den Niederdeutschen Fria geheißen. Von diesem letztern Namen ist auch unser «freien» abgeleitet. Diese Namen leben noch heute in jenen Landschaften in den verblichenen Erinnerungen fort. Wie die nordische Mythe Frigg als Gemahlin Odins zeigt, s spricht der niederdeutsche Bauer noch von Fru Fri oder Frede als Gattin des wilden Jägers Wod und von Mecklenburg und Pommern zieht sich durch die Marken bis zum Harz ihr Name Fru Gode. Auch ihr in der Ukermark und im Havellande herrschender Name Fru Harke ist uralt. Die Sage von der Weißen Frau bewahrt einen bedeutsamen Mythus von dieser Göttin. Der merseburger Zauberspruch, der sie Fria nennt, gibt ihr eine Schwester Volla, dem Namen nach eine Göttin der Fülle od des Reichtums; nach der Edda war sie Dienerin d Frigg. In denselben Versen werden die Göttinn Sunna, die Sonne, und ihre Schwester Sinthgu d. h. die Weggenossin, genannt. Letztere ist als stirngöttin aufzufassen. Außerdem kannten auch Deutschen jene Schicksalsgöttinnen, welche die dinavier Nornen hießen. Besonders südde Sagen erzählen viel auf uralter Grundlage den drei schicksalkündenden Schwestern, deren weiß und gut sind, während die dritte bös halbschwarz erscheint. Der Glaube an die S und Schlachtjungfrauen wurzelte in Deuts ebenso tief, als in Skandinavien der an die rien. Sie hießen in Deutschland unter andern und sind mit der Heldensage stark verwebt.

re Götterstaat bestand aus Riesen,
wergen. Die Riesen sind zum Teil die
örperungen der rohen Naturgewalten
ser, Feuer und Erde. Sie sind ur-
ls die Götter, und nachdem von diesen
neration vertilgt, leben sie mit den-
unterbrochenem Streite, bis sie zur
rung das Göttergeschlecht vernichten.
zeigen sie sich den Menschen freundlich
iben Achtung vor menschlichem Fleiße.
age leben sie noch in allen Gegenden
fort.
Zwerge sind verwandt. Die Elben
er Luft zumal, ferner im Wasser so-
Wald und im Hause; die Zwerge wal-
rgen und im Schoße der Erde. Die
utsch Elve) dachte man sich glänzend,
führerisch, die Zwerge dunkel, häßlich
tet. Beide Geschlechter können durch
fte den Menschen nützen oder schaden
n im Verkehr mit ihnen.
ng der Welt war eine große Öde,
rch die Wechselwirkung von Wärme
e Welt entstand. Der Schöpfungs-
ur klar in den nordischen Quellen
rch das Machtwort der Götter ent-
Menschen, höchst wahrscheinlich aus
n einer großen Flut (sinfluot, entstellt:
ßten auch die heidnischen Germanen;
er Menschheit, sondern dem Riesen-
t dieselbe, und ein Riese war es, der
bte. Der in Skandinavien sehr aus-
be an den Untergang der bestehenden
ötterordnung durch einen Weltbrand
hem zu schließen, auch den Deutschen
en. Der Heroenglaube war auf dem
gebildeter als im Norden. Nament-
lösung des Heidentums flüchteten sich
Gestalten in die sagenhaften Helden.
ietrich von Bern, von Siegfried und
en gesungen und gesagt ward, beruht
ingsten Teil auf mythischem Grunde.
n Überzeugungen durchdrangen das
ers Volks und fanden in ausgebil-
hen ihren Ausdruck. Das öffentliche
liche Leben war reich an Übungen des
bestimmten Zeiten des Jahres wurden
egangen, die aus dem Naturleben ent-
Mittwinter und Mittsommer, den Be-
dbestellung und die Ernte, den ersten
s Viehs verherrlichten Feierlichkeiten,
fer, Lied und Aufzug gebildet wurden.
chen Kultusstätten lagen in geweihten
n denen die Symbole der Götter auf-
urden. An Bergen, an gewissen Quellen
hern haftete auch eine besondere religiöse
. Tiefe des Gemüts, lebhafte geistige
s, sinniges Naturgefühl leuchten noch aus
a unsers Heidentums hervor.
ndgrube für deutsche Mythologie bleibt
gende Werk Jakob Grimms: «Deutsche
» (Gött. 1835; 4. Aufl., Bd. 1—3, Berl.
. Ein popularisierender Auszug daraus
«Deutsche Götterlehre» (Gött. 1852).
e Bearbeitungen gaben: W. Müller,
und System der altdeutschen Religion»
; Simrock, «Handbuch der deutschen
» (Bonn 1855; 4. Aufl. 1874); Mann-
Götterwelt der deutschen und nordischen
Völker» (Berl. 1860); Adolf Holtzmann, «Deutsche Mythologie» (herausg. von Holder, Lpz. 1874). Manchen neuen, aber nicht durchaus sichern Stoff brachten Wolfs «Beiträge zur deutschen Mythologie» (2 Bde., Gött. 1852—54). Von Bedeutung sind die Untersuchungen Adalbert Kuhns, der die vergleichende Mythenforschung mit Glück pflegte. Unter den zahlreichen Sagensammlungen zeichnen sich die von Jak. Grimm, von Kuhn, zum Teil mit Schwartz veranstalteten durch Sorgfalt und lehrreiche Anmerkungen aus. Über den Wert der noch lebendigen Volksüberlieferungen gibt Aufschluß Schwartz, «Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum» (Berl. 1862), und Rochholz, «Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit» (2 Bde., Berl. 1867). Vgl. auch Bratuscheck, «German. Göttersage» (2. Aufl., Berl. 1873); Henne-Am Rhyn, «Die deutsche Volkssage» (Lpz. 1874).

Deutscher Orden, s. Deutsche Ritter.

Deutsche Philologie, s. Deutsche Sprache.

Deutsche Philosophie. Die deutsche Nation hat in verschiedenen Zeitaltern einen selbstthätigen Anteil an der Entwickelung der Philosophie genommen und namentlich seit dem Ende des 18. Jahrh. durch den Umstand, daß die durch Kant eingeleitete gänzliche Umwälzung der philos. Studien fast ausschließlich auf deutscher Erde vorgegangen ist, die leitende Stellung auf dem Gebiete dieser Wissenschaft errungen. Als die deutsche Nation in die kirchliche Civilisation des Mittelalters eintrat, begann allmählich auch in den deutschen Klöstern die Arbeit jener scholastischen Philosophie, welche bei großer logischer Schärfe des Gedankens die Ideen des Altertums und des religiösen Dogmas kombinatorisch verwertete, ohne dieselben durch eigenes Wissen oder originelle Schöpfungen bereichern zu können. Da somit die Entwickelung der Scholastik wesentlich von der successiv wachsenden Bekanntschaft mit dem klassischen Altertum und speziell mit den Schriften des Aristoteles abhing, so war es eine der bedeutsamsten Förderungen derselben, daß Albert von Bollstädt durch sein umfassendes Studium, namentlich der arab. Kommentatoren des Aristoteles, den bis dahin sehr engen Gesichtskreis des scholastischen Denkens bedeutend erweiterte und dadurch seinem Schüler Thomas von Aquino den Weg zu höhern Leistungen bahnte.

Ist somit einer der wichtigsten Wendepunkte in der Geschichte der Scholastik durch den Namen eines Deutschen bezeichnet, so hatte andererseits an der Entwickelung der neuen lebenskräftigen Elemente, durch welche in der Renaissance die mittelalterliche Philosophie verdrängt werden sollte, die deutsche Nation auch einen wichtigen Anteil. Zwar verhielt sie sich in der Neubelebung der humanistischen Studien wesentlich empfangend und nachfolgend. Aber dafür hatte in den tiefern, religionsbedürftigen Schichten des deutschen Volks seit dem Auftreten des Meister Eckhart in immer größern Dimensionen jene Mystik um sich gegriffen, welche die äußerlichen Formen des religiösen Lebens abzustreifen und in den Tiefen des gläubigen Gemüts, unabhängig von allem Verstandeswissen, die Geheimnisse aller Erkenntnis zu durchdringen hoffte, jene Mystik, welche auch der siegreichen Thätigkeit der deutschen Reformatoren unmittelbar zu Grunde lag. Zugleich regten sich die ersten Keime eines selbständigen, der Natur zugewandten Philosophierens in den unklaren, phantastisch-abenteuerlich gärenden Gedanken

von Männern wie Agrippa von Nettesheim und Paracelsus. Als dann die deutsche Reformation in ihrer Kirche bildenden Tendenz sich nach einer wissenschaftlichen Philosophie umsehen mußte, bequemte man sich unter der Führung Melanchthons dazu, den philologisch gereinigten Aristotelismus zu einer prot. Philosophie umzubilden, welche als ein Nachbild der Scholastik auf den deutschen Universitäten sich zu einem unfruchtbaren Formalismus befestigte. Inzwischen ging die mystische Bewegung im Volke fort, fand gelegentlich auch, wie bei Taurellus, eine gelehrtere Form und gestaltete sich, indem sie sich mit den naturphilos. Spekulationen des Paracelsus verschmolz, schließlich zu dem tiefsinnig grübelnden Gedankensysteme des Jakob Böhme, der mit Gedanken und Sprache gewaltig ringend, an den höchsten Problemen alles Denkens sich abmühte.

Der trostlose Kulturzustand, welchen die Religionskriege in Deutschland herbeiführten, erklärt es, daß in der Folgezeit die Neubegründung einer wissenschaftlichen Philosophie, welche sich in England, in Frankreich, in den Niederlanden vollzogen, bei den Deutschen nur geringen Widerhall fanden. Erst in Leibniz sah Deutschland seinen ersten philos. Genius. Aber das tief gedachte und originelle System dieses Mannes von selten universalistischer Bildung und Thätigkeit trat nur in der losen Form genialer Hypothesen, in kleinen Gelegenheitsaufsätzen, Briefen und Entwürfen auf, und es blieb seinem Schüler Wolf, welcher durch Gründlichkeit und methodische Strenge ersetzte, was ihm an Originalität und Tiefsinn abging, überlassen, den Ideenreichtum des Meisters zu einem weitschichtigen encyklopäd. Wissenschaftsbau zu verarbeiten, der von den deutschen Kathedern des 18. Jahrh. als der wesentliche Lehrgehalt vorgetragen wurde und das Denken der Deutschen in der erfolgreichsten Weise formal für die Aufnahme der großen Ideen der folgenden Periode vorbereitete. So wurde Wolf der logische Schulmeister der deutschen Nation, während die von ihm vorgetragenen Gedanken Leibniz' den Grundstock der Überzeugungen bildeten, zu welchen sich das «Zeitalter der Aufklärung» bekannte. Wie er, arbeitete Thomasius daran, den Bildungsgehalt der Philosophie als ein Mittel der Aufklärung in die weitesten Schichten des Volks zu tragen, und beiden gleichmäßig gebührt das Verdienst, daß sie die Philosophie zuerst gelehrt haben, deutsch zu sprechen. Von den Schülern Wolfs beschränkten sich die einen darauf, sein System allseitig auszuarbeiten und es, wie z. B. Baumgarten durch die Begründung der Ästhetik, systematisch zu ergänzen; andere verschmolzen seine Lehren in eklektischer Weise mit denjenigen der nunmehr eifrig studierten Engländer und Franzosen, und dies geschah namentlich in der Richtung der empirischen Psychologie, welche durch die vielseitigen Arbeiten eines Reimarus, Tetens, Feder, Platner, Moritz, G. E. Schulze u. a. ein Lieblingsgegenstand des Zeitalters wurde; noch andere endlich suchten mit origineller Kraft eigene Wege des Denkens und schufen in einem an keine besondere Schule gebundenen Wahrheitsbestreben Standpunkte der Weltauffassung, welche zwischen der strengen Wissenschaftlichkeit und der allgemeinen Bildung die Mitte hielten, so Mendelssohn, Crusius, Lambert, Friedr. Heinr. Jacobi, Lessing, Herder und andere namhafte Denker. Auf diese Weise verschmolz die philos. mit der litterarischen Bewegung jener Tage: ihr verdankte die Wissenschaft die reiche

lebenskräftige Fülle ihres Inhalts, ihr die Di
die Tiefe und die Erhabenheit ihrer Ideen, un
dieser gegenseitigen Durchdringung des poe
und des philos. Lebens ergab sich jener glä
Aufschwung des deutschen Geistes, durch w
die Entwickelung desselben um die Wende d
und des 19. Jahrh. zu einer der größten E
der gesamten Kulturgeschichte geworden ist.

Alle Bestrebungen der Aufklärung, ihre Ri
auf Selbständigkeit der wissenschaftlichen For
und Befreiung vom Aberglauben, ihre Anerke
der Menschenwürde, ihr Humanismus und ih
bürgertum haben ihre Vollendung in Imm
Kant gefunden. Durch die Schule des de
Rationalismus und der engl. Erfahrungs
sophie gleichmäßig hindurchgegangen, suchte
Philosophie durch eine Kritik der Erkenntnis
keit, welche den Erzeugungsprozeß unserer ge
Vorstellungen bis in ihre letzten Triebfedern
bloßlegte, zu einer zweifellos begründeten
sich begrenzten Wissenschaft zu machen, und
er die Metaphysik von allem dogmatischen
werk befreite, die wissenschaftliche Erkenntn
die systematische Verarbeitung der Erfahru
schränkte, gewann er desto mehr Raum, die
zeugungen einer reinen, von allem Eudämoni
befreiten Moral aus der innersten Tiefe der
nunft abzuleiten. Wie er bestrebt war, sein V
einem wirklich aufgeklärten, d. h. selbständig
sophierenden zu machen, so suchte er über
Philosophie mit dem Leben zu verbinden
Schwerpunkt aus dem Theoretischen ins Pr
zu verlegen und die philos. Moral zur o
Richtschnur aller menschlichen Bestrebungen
heben. Da jedoch die seit dem J. 1781 rasch
einander erschienenen «Kritiken» Kants den ge
Thatbestand der Vernunftthätigkeit des Me
in einer Reihe einzeln für sich bestehender
suchungen nur analytisch gewissermaßen v
Peripherie aus behandelten, so machte sich,
sehen von den eigentlichen Kantianern, den
bei Bouterwek und Krug seine tiefsinnige Leh
zu einem trockenen Schematismus wurde,
Nachfolgern des großen Königsbergers zunä
Bestreben geltend, die Kantschen Resultat
einer schulmäßigen Methode aus einem einhe
Prinzip zu entwickeln. Diese einheitliche B
lung suchten Jakob Friedrich Fries und seine S
aus welcher besonders Apelt zu nennen ist,
daß sie dem Kantschen Kritizismus eine system
anthropol.-philos. Begründung unterzubauen
nahmen, während die sog. Identitätsphilo
von dem Gedanken ausgehend, daß die form
den Prinzipien der menschlichen Vernunft a
jenigen der real existierenden Weltvernun
müßten, nach dem gemeinsamen Grundprin
Seins und des Denkens suchte, aus welchen
durch dialektische Entwickelung alle einzelne
men des gesetzmäßigen Systems der Vernu
geleitet werden sollten. Nachdem auf diese
zuerst Karl Leonhard Reinhold mit Entschie
hingewiesen hatte, stellte zunächst Johann G
Fichte als dieses Prinzip im «Ich» die Identi
Subjekts und des Objekts auf, woraus sich,
die theoretischen Thätigkeiten der Vernunft a
absoluten moralischen Triebe ableitete, der
liche Idealismus entwickelte. Anfänglich sein
ler, suchte später Schelling die Fichtesche
schaftslehre durch eine Naturphilosophie zu erg

r die Natur als ein der Verwirklichung des
entgegenstrebendes System von Organisa-
en begriffen werden sollte, eine philos. Vor-
g der darwinistischen Prinzipien, bei deren
rung Schelling sich von zahlreichen Schü-
Steffens, Oken, Schubert u. a. unterstützt
einer weitern Phase seiner Entwickelung,
n Namen des Identitätssystems gab, stellte
, wesentlich unter dem Einflusse der roman-
ewegung, die ihm in Männern wie Nova-
n Schlegel auch philosophisch nahetrat, die
aftslehre und die Naturphilosophie als die
sten Teile eines neuen Systems dar, wel-
Begriffe des Absoluten als der Identität
len und des Realen ausging und in der
n der unbewußt-bewußten Genialität, in
tphilosophie, seinen Abschluß finden sollte.
Identitätssystem stand Joh. Jak. Wagner
nen, Troxler gab demselben eine anthropo-
Karl Christian Friedrich Krause durch Er-
g cartesianischer Gedanken eine theistische
g. Gleichfalls von romantischen Anfängen
itete sich Schleiermacher zu einer eigenen
durch, welche vom Begriffe des Wissens
ideale und die reale Welt in ihren gegen-
Beziehungen darstellte. Ihren großartigen
fand endlich diese Entwickelung durch den
reund Schellings, Hegel, welcher mit um-
er Gelehrsamkeit und eindringendem Scharf-
ästhetischen in einen logischen Idealismus
e, indem er die Welt der Natur und die-
s Geistes mit methodischer Strenge aus
nzip der absoluten Idee zu entwickeln und
mächtig angelegten Plane eines völlig in
lossenen Systems der Philosophie allen ein-
Wissenschaften den gebührenden Platz ihrer
anzuweisen suchte. Auf diese Weise gingen
em System eine Anzahl äußerst befruchten-
regungen und prinzipieller Gesichtspunkte
besondern Wissenschaften aus, welche dann
en zahlreichen Schülern im Sinne des ge-
Systems bearbeitet wurden. So haben die
gie gefördert Daub und Marheineke, Baur,
Strauß, die Politik Gans und Ruge, die
Hotho und Vischer, die Psychologie Rosen-
nd Erdmann, die Ethik Michelet, die Ge-
der Philosophie Feuerbach, Zeller, Kuno
Einen späten Nachsprößling endlich der
hen Identitätsphilosophie bildeten die Leh-
delenburgs, der die Konstruktion der realen
idealen Welt aus dem Grundbegriffe der
g unternehmen wollte.

end aber die Hegelsche Philosophie teils
e abschließende Verarbeitung aller Grund-
jener systembildenden Periode, teils durch
rrichtung fast aller philos. Katheder zur ton-
den Macht im Bereiche der philos. Studien
ands wurde, begann allmählich das ge-
Interesse, mit welchem das gebildete Publi-
e Entwickelungen begleitet hatte, zu schwin-
schließlich fast gänzlich zu erlöschen, und je
n sich überzeugte, daß das allzuhoch ge-
el dieser kühnen Bestrebungen nicht erreicht,
überhaupt nicht zu erreichen sei, um so
ndete sich der Rest des philos. Interesses
n Bestrebungen zu, welche einer mehr nüch-
nd bescheidenern Arbeit der Erfahrungs-
aften näher standen. Unter den Gegnern
itätsphilosophie ragte aber neben Friedrich
Heinrich Jacobi, welcher schon gegen Kant mit der ganzen Emphase seiner nicht eigentlich wissenschaftlichen Gefühlsphilosophie polemisiert hatte, hauptsächlich Herbart durch den strengen Ernst seiner einschneidenden Kritik und durch die straffe, methodische Form seiner Untersuchungen hervor. Je mehr die Identitätsphilosophie mit der psychol. Flüssigkeit der Vorstellungen gespielt hatte, um so energischer drang Herbart auf eine wissenschaftliche Feststellung der Begriffe und auf die Reinigung derselben von den im gewöhnlichen Denken umlaufenden Widersprüchen. Er bezeichnete deshalb die Philosophie als Bearbeitung der Begriffe. Seine eigene Weltansicht suchte die Kantsche Lehre von den Dingen an sich mit der Leibnizschen Monadologie zu verbinden und legte den so gewonnenen metaphysischen Begriff der «Realen» namentlich der Naturphilosophie und der Psychologie zu Grunde, sodaß er auch in die letztere den mathem. Kalkül einzuführen dachte. Seine ganze Lehre war jedoch zu streng methodisch und zu formell wissenschaftlich, als daß sie von seinen Schülern aus sich in die weitern Kreise der allgemeinen Bildung schnell hätte verbreiten können: unter seinen Anhängern haben hauptsächlich Drobisch die Logik, Strümpell die Metaphysik, Volkmann die Psychologie, Zimmermann die Ästhetik mit Erfolg behandelt; nach der völkerpsychol. und der sprachwissenschaftlichen Seite haben Lazarus und Steinthal seine Gedanken weiter entwickelt. Gleichzeitig mit Herbart bildete Beneke wesentlich auf Grundlage der innern Erfahrung eine eigene psychol. Grundansicht aus, auf welche er alle übrigen philos. Disciplinen zu stützen dachte; seine Ansichten sind später von K. Fortlage durch den Grundbegriff des Triebes der Fichteschen Wissenschaftslehre genähert worden.

Mehr aber noch als durch die Polemik dieser Gegner, fiel die Herrschaft der Hegelschen Schule durch ihre eigene Zerspaltung und Zerbröckelung, welche sich während der dreißiger Jahre des 19. Jahrh. wesentlich an theol. Streitfragen entwickelte. Während die Schule selbst sich in die «Rechten und Linken» und das «Centrum» teilte, schlugen auf der einen Seite mit einer gewissen freiern Anlehnung an die dialektische Methode eine Anzahl von Forschern, wie Christian Herm. Weiße, Imman. Herm. Fichte, Chalybäus, K. Ph. Fischer u. a. selbständigere Wege zur Begründung einer theistischen Weltanschauung ein, auf der andern Seite bildete sich bei Ludwig Andreas Feuerbach im wachsenden Kampfe mit der idealistischen Philosophie eine sensualistische Popularphilosophie aus, deren Tendenz sich bei ihm und verwandten Geistern, schließlich auch bei David Strauß, zum völligen Materialismus entfaltete.

War nun auf diese Weise während des fünften Jahrzehnts des 19. Jahrh. eine Stagnation in der philos. Bewegung eingetreten, so wurde das Interesse an philos. Fragen zuerst wieder durch den Materialismusstreit in weitern Kreisen wachgerufen. Die extremen Versuche, welche zum Teil im Anschluß an Feuerbach von Männern wie Vogt, Büchner und Moleschott gemacht wurden, die Weltauffassung der franz. Materialisten des 18. Jahrh. zu erneuern, riefen namentlich von seiten der Psychologie eine lebhafte Gegenbewegung hervor, hatten jedoch den sehr günstigen Einfluß, daß man sich der Notwendigkeit, die physiol. Grundlagen des psychischen Lebens aufzusuchen, immer mehr bewußt wurde, in welcher Richtung hauptsächlich Waitz,

Jessen, Domrich, Fechner u. a. thätig waren. Die wichtigste Stimme aber in diesem Streit führte Hermann Lotze, welcher von Herbart und Hegel gleichmäßig angeregt, mit eingehendster Benutzung des naturwissenschaftlichen Materials ein System des teleologischen Idealismus begründete, in welchem die Grundgedanken der deutschen Philosophie sich noch einmal zu einem originellen und umfassenden Systeme zusammenschlossen.

Den meisten Einfluß jedoch im sechsten und siebenten Jahrzehnt auf die Hebung des philos. Interesses übte zweifellos ein anderes System aus, dessen Entstehung tiefer in die Vergangenheit zurückgeht, das sich aber erst um diese Zeit in der allgemeinen Anerkennung Bahn brach. Teilweise im Anschluß an die Fichtesche Lehre vom praktischen Ich, teilweise unter dem Einflusse des von Franz Xaver von Baader neu hervorgehobenen Jak. Böhme hatte bereits 1809 Schelling seine sog. «Freiheitslehre» aufgestellt, in welcher er den Grund der Dinge im Willen suchte; später bildete er dann, gefolgt von Eschenmaier u. a., auf demselben Boden seine «positive Philosophie» aus, in welcher er in mystisch-scholastischer Weise den Ursprung des Bösen aus dem an sich unvernünftigen Urwillen ableitete. In etwas verschobener Weise stellten sich nun dieselben Gedanken bei Arthur Schopenhauer dar. Indem sich dieser an den Kantschen Dualismus von Ding und Erscheinung hielt, suchte er im Willen das Ding an sich nachzuweisen, welches der phänomenalen Welt der Vorstellung zu Grunde liege, und mit dieser Lehre verband sich dann auf das innigste die pessimistische Weltauffassung des Mannes, welche in der Verneinung des Willens zum Leben das höchste sittliche Ideal erblickte. Zwar mangelte dieser Philosophie mit voller Absicht die wissenschaftliche Methode, aber sie erschien in so vollkommener Darstellung, in einer so glücklichen und glänzenden Verwebung tiefsinniger und großartiger Gedanken, daß sie, nachdem sie erst angefangen hatte bekannt zu werden, sich außerordentlich schnell verbreitete, und es gebührt ihr das große Verdienst, auf diese Weise das Interesse der Deutschen an der Philosophie neu belebt zu haben. Diesem neu geweckten Interesse verdankte dann der Versuch Eduard von Hartmanns, die Schopenhauersche Lehre unter ausdrücklicher Beziehung auf die letzten Lehren Schellings mit der Hegelschen Evolutionslehre zu verschmelzen, seinen glücklichen Erfolg.

Die wissenschaftliche Philosophie der unmittelbaren Gegenwart ist in Deutschland wesentlich mit erkenntnistheoretischen Untersuchungen beschäftigt, und es findet dies seinen nächsten Ausdruck in dem vielfach hervortretenden Zurückströmen der Geister zu Kant, welcher, nachdem namentlich bedeutende Naturforscher wie Helmholtz, Rokitansky u. a. sich zu ihm bekannt hatten, der Gegenstand erneuter und vielseitiger Studien geworden ist und dessen Geist auch jetzt wieder dazu berufen scheint, die empiristischen und positivistischen Theorien zu überwinden, welche man aus England und Frankreich neu zu importieren sucht. In den mannigfachsten Nuancen stellt sich zur Zeit dieses Suchen nach einer Verknüpfung der Kantschen Erkenntnistheorie mit den Resultaten der Naturwissenschaften, besonders der Physiologie der Sinnesorgane dar: wie denn überhaupt durch die auch jetzt fortwährend versuchten Neubildungen der Logik, z. B. bei Ueberweg, Lotze, Sigwart, überall das Bestreben hervortritt, für die Naturerkenntnis diejenigen prinzipiellen Formen zu entwickeln, welche in der alten, mehr auf Disputierkunst angelegten Gestalt der Logik keine Stelle fanden. Vgl. Zeller, «Geschichte der deutschen Philosophie» (Münch. 1873; 2. Aufl. 1875); weitere Litteraturangaben s. unter Philosophie.

Deutsches Recht ist im weitern Sinne das Recht des gesamten german. Volksstammes, darunter auch das Recht der skandinav. oder nordischen Völker, das Recht der Angelsachsen, die normann.-fränk. und longobard. Rechte von Frankreich und Italien. Im engern und gewöhnlichen Sinne bedeutet deutsches Recht das in Deutschland selbst hervorgebrachte und den daselbst eingebürgerten fremden Rechten, besonders dem röm. und kanonischen gegenüberstehende Recht. Der Satz, daß die Rechte eines Volks dessen staatlichen und gesellschaftlichen Zustand, dessen Sitten und Interessen, dessen Verfall und Erneuerung widerspiegeln, findet in Deutschland seine unwidersprechliche Bestätigung. Bei dem ersten Zusammentreffen der Römer mit den vereinzelten Stämmen und Gemeinden der Deutschen befanden sich letztere schon im Besitz einer gewissen Gesittung. Sie bauten das Land (was trotz der widersprechenden Angaben bei Cäsar und Tacitus über die Art der Ackerverteilung auf privates Grundeigentum schließen läßt), verstanden die nötigsten Handwerke, unterhielten einen Tauschverkehr und hatten Obrigkeiten und Versammlungen, welche jedoch Blutrache und Selbsthilfe bei ihrer Gerichtspflege nicht ausschlossen. In Ermangelung von Gesetzen waren Herkommen und Sitte maßgebend, die auch den Unfreien nicht zur bloßen Sache herabsinken ließen. Bezeichnend ist noch für das Recht jener ältern Zeit die Unverletzlichkeit der regelmäßig monogamischen Ehe, die enge Verbindung der Blutsfreunde, die Häufung der formalen Erfordernisse bei wichtigen Akten, um deren Zweck symbolisch zu versinnlichen, und die Seltenheit peinlicher Strafen, indem Verbrechen gewöhnlich nur durch Dahingabe von Wertstücken (compositio) gebüßt werden.

Eine öffentliche, wiewohl nicht erschöpfende Fixierung dieser Rechtsgewohnheiten erfolgte erst, nachdem die wichtigsten Stämme das Königtum angenommen und teils german. Reiche auf den Trümmern der röm. Weltherrschaft errichtet, teils die Hegemonie der Franken anerkannt hatten. Es entstanden so vom 5. bis zum 9. Jahrh. unserer Zeitrechnung die in unbeholfenem Latein niedergeschriebenen Leges barbarorum oder Volksrechte, unter denen die Gesetze der salischen und ripuarischen Franken, der Alamannen und Bayern besonders hervortreten. (S. Germanische Volksrechte.) In ihrer Eigenschaft als von jedem Stamme selbst erzeugtes Recht bildeten die leges barbarorum kein territoriales, in bestimmte äußere Grenzen der Gültigkeit eingeschlossenes Gesetz, sondern ein Privilegium der betreffenden Stämme, welches jedem Mitgliede derselben allenthalben hin folgte, sodaß der Franke auch außerhalb seiner heimischen Sitze nach fränk., der Sachse nach sächs. Rechte beurteilt wurde (Persönlichkeit des Rechts). Als eigentliche Gesetze, d. h. als für das ganze Reich berechnete Erlasse einer ihrer Macht und Zwecke bewußten Staatsgewalt, sind erst die Kapitularien (s. d.) der fränk. Könige, besonders Karls d. Gr., anzusehen. Sie beschäftigen sich überwiegend mit dem öffentlichen Rechte, der Verwaltung und der Kirche. Nur einzelne derselben enthalten Abänderungen der

ntgeltenden Volksrechte, ersetzen z. B. Kom-
en in vielen Fällen durch öffentliche Strafen.
Verfassung des Fränkischen Reichs beruhte
r Einteilung in Grafschaften oder Gaue,
Vorstand der Graf war. Die Gaue zerfielen
in Hundertschaften, denen die Schultheißen
nden. Ihre Aufgabe war wesentlich die Ge-
erwaltung. Über mehrere Grafschaften ge-
Herzöge und Markgrafen; die Rechte des Kö-
rtraten im ganzen Reiche besondere Königs-
der Sendboten. Herzöge und Grafen waren
entlichen noch Beamte des Königs, die Freien
in einem direkten Unterthanenverband zum
Den Übergang von diesen gesunden Grund-
der karolingischen Monarchie zu dem Lehns-
nd zu der Zersplitterung und Schwäche des
Deutschen Reichs vermittelte das An-
großen Grundbesitzes in den Händen Ein-
Der kleine Grundbesitz verlor dem gegen-
ine Unabhängigkeit und konnte den Heeres-
erichtsdienst nicht mehr tragen, sodaß sich
reie in den Schutz und die Abhängigkeit von
großen Grundbesitzer begaben und dessen
n wurden. Die Herren (seniores) vertraten
re Hintersassen (homines) im Heeres- und
dienst und gewannen über sie obrigkeitliche
Zu den persönlichen Verbindungen der
tät und des Seniorats kam die Verleihung
ütern als Benefizien, d. h. zu zeitlich be-
tem Nutzungsrecht. Der König gewährte
en und Grafen Benefizien, die Herzöge und
übergaben wieder ihren Vasallen und
efohlenen Güter zu Benefizien. So entstand
nsverhältnis, welches den Unterthanenver-
die direkte Unterordnung der Freien unter
nig auflöste, die königl. Rechte empfindlich
e und aus Beamten des Reichs Inhaber
Herrschaftsrechte machte. Die Ausbildung
ndeshoheit der Territorien im Deutschen
war die Folge dieser Entwickelung. Bereits
Jahrh. wird die Landeshoheit reichsgesetz-
ationiert. Das Deutsche Reich ist ein Wahl-
nd der König dadurch abhängig von den ihn
nden Fürsten. Die Fürstentümer und landes-
chen Territorien sind dagegen erblich, was die
ng und Mehrung ihrer Rechte durch eine
amilienpolitik zur Folge hat. Der Gedanke
ichs und unabhängiger Bürger desselben
noch einmal in den aufblühenden Städten
er freien Verfassung eine feste Gestalt zu er-
die Hansa vertrat auf der See das Deutsche
aber auch die Städte verfielen später einer
igen Territorialpolitik.

e es schon einer über den Dingen stehenden
ng und Gesetzgebung hätte schwer fallen
der raschen gesellschaftlichen Wandlung zu
welche sich im Mittelalter durch das Empor-
der Städte, die Entfaltung von Handel
werbe und die noch heute nachwirkende
ng der Stände nach Beruf und Lebensweise
so mußte dies innerhalb jener widerspensti-
territoriale Teilung Deutschlands herbei-
en Verfassung noch weniger zu erreichen
ches Glied in den Kreisen, aus welchen das
ch aufbaute, suchte sich die ihm zusagenden
ungen zu sichern, und die Rechtsbildung
durch ein mehr oder weniger freies Pak-
aber durch Gewährung von Ansprüchen mit-
s Herkommens. Der Entstehung von Rechtsgewohnheiten war förderlich, daß im Gericht der Vorsitzende (Richter) bloß die Verhandlung leitete (das Gericht «hegte»), das Urteil aber von Schöffen aus den Rechtsgenossen der Beteiligten gefunden oder auf sonstige Anfrage «gewiesen» wurde. So gewähren denn die Rechtsquellen des Mittelalters den Anblick des buntesten Partikularismus. Neben den in Landrechte sich umwandelnden Volksrechten gibt es mannigfaltige Stadt-, Lehn-, Hof- und Dienstrechte, deren anfangs zerstreute oder nur aus der Überlieferung mittels sog. «Weistümer» bezeugte Bestandteile weiterhin gesammelt und teilweise von den Lehns- oder Schutzherren ausdrücklich bestätigt werden. Daran, daß die erwählten Oberhäupter der Nation auf die Gesetzgebung nicht verzichtet, erinnerten wenigstens einzelne lehn-, straf- und polizeirechtliche Erlasse sowie die «Landfrieden», durch welche die Kaiser von Zeit zu Zeit dem Mißbrauch des Fehderechts zu steuern suchten. Wenn dennoch in jener Vielheit von Sonderrechten eine bemerkenswerte Übereinstimmung herrscht, so erklärt sich dies aus der Gleichheit der Volksart und der Zustände, rücksichtlich der Stadtrechte im besondern aus dem Verfahren, daß jüngere Städte entweder gleich bei der Gründung mit der Verfassung einer ältern Stadt versehen wurden, oder sich die dortigen Rechte selbständig zum Muster nahmen und in zweifelhaften Fällen, oder wenn sich das Bedürfnis einer Fortbildung herausstellte, bei der Mutterstadt als ihrem «Oberhofe» die nötige Belehrung suchten. Auf diese Weise erlangten z. B. die Stadtrechte von Köln, Freiburg, Lübeck, Hamburg in Deutschland und darüber hinaus, in der Schweiz und in den Ostseeprovinzen, in Sachsen und Schlesien das von Magdeburg eine weithin reichende Gültigkeit. Die Ähnlichkeit der Stammes- oder Landrechte erklärt es auch, weshalb die vor 1235 erschienene Schrift eines anhalt. Landgerichtsschöffen, Eike von Repgow, welche eine Art dogmatischer Übersicht des sächs. Rechts zu geben versuchte, von den Zeitgenossen als Formulierung der allen gemeinsamen Rechtsbegriffe willkommen geheißen wurde. Dieses unter dem Namen Sachsenspiegel (s. d.) weitverbreitete Buch diente bereits im 13. Jahrh. als Unterlage für ausgedehntere umschreibende Bearbeitungen, unter denen der Schwabenspiegel (s. d.) vorzugsweise zu nennen ist. Die Art des gerichtlichen Verfahrens veranschaulichten besondere Rechtsgangbücher, z. B. der «Richtsteig» des Landrechts und Lehnrechts. Mit den Stadtrechten bringen den Sachsenspiegel in Verbindung das «Sächs. Weichbild» und das «Rechtsbuch nach Distinktionen», während sich das «Kleine Kaiserrecht», das «Landrechts- und Stadtrechtsbuch» von Ruprecht von Freysing an den Schwabenspiegel anschließen. Daneben ist der von Ficker auf der innsbrucker Universitätsbibliothek gefundene «Spiegel deutscher Leute» zu erwähnen, welcher unter Benutzung des Sachsenspiegels und anderer Quellen nicht bloß Stammesrecht, sondern gemeines deutsches Recht zu lehren beabsichtigte und im Schwabenspiegel umgearbeitet wurde.

Das in dieser Fülle von Materialien und überdies in zahlreichen Urkunden vor uns ausgebreitete reindeutsche Recht ist Gegenstand bald wegwerfender Kritik, bald romantischer Bewunderung gewesen. Eine objektiv wissenschaftliche Betrachtung muß sich gegen beides aussprechen. Wer von jener Periode keinen vorgreifenden Fortschritt verlangt, wird auch

rohe Institutionen, wie Fehden und Gottesurteile, desgleichen die Unbeholfenheit der alten Rechte erklärlich finden, daneben aber bei allem Abscheu vor Zuständen und Verhältnissen, an denen sich nur selbstsüchtige Reaktion erfreut, das Edle, Einsichtige und Zukunftsvolle in den Satzungen der Vorfahren herauserkennen. Bemerkenswert ist namentlich der darin hervortretende Zug, wirtschaftliche und rechtliche Besserung in dem Zustande der unfreien und abhängigen Leute herbeizuführen und sich der Unfreiheit allmählich zu entledigen. Sagt doch bereits der Sachsenspiegel zu einer Zeit, wo die Hörigkeit noch allgemein verbreitet war, daß alle Leibeigenschaft von Zwang, Gefängnis und unrechter Gewalt ausgehen. Diesem Sinne entspricht nicht nur der Grundsatz, daß den Geringern die Last mit einer Gegenleistung, die Beschwerde mit einer Ergötzlichkeit zu vergelten sei (was den «Dorfweistümern» und «Bauernsprachen» einen so anmutenden Ton der Befriedigung und des schwankhaften Behagens verleiht), sondern auch das System, welches die Unfreien durch eine Reihe von immer günstigern Zwischenzuständen hindurchgehen und zuletzt mit ihrem Gute frei werden läßt.

Vor dem röm. Familienrechte hat das deutsche unbedingt den Vorzug sittlicher Veredlung. An die Stelle der äußerst strengen Hausgewalt des Familienoberhauptes setzt es ein pflichtmäßiges Schutzrecht (Mundium). Die Ehefrau ist dem Manne zur Seite stehende Wirtin, nicht wie bei den verfeinerten Römern kostspielige Hausgenossin, der eine mißtrauisch bewachte Mitgift den Anspruch auf Absonderung sichert. Spätere Stadt- und Provinzialrechte bringen sogar die eheliche Gütergemeinschaft und die Mitverpflichtung der Frau für die Schulden des Hauses zur Geltung. Während das röm. Recht die Kinder der ersten Ehe für den Fall der Wiederverheiratung ihres Parens mittels ängstlicher Vorbehalte gegen stiefelterliche Selbstsucht zu schützen strebt, stellen in Deutschland zweite Gatten mittels der Einkindschaft die Vorkinder ihrem eigenen Fleisch und Blute gleich. Eine Universalsuccession auf den Todesfall in der Weise, daß der Erbe den Nachlaß als ein Ganzes übernimmt und den Verstorbenen in jeder vermögensrechtlichen Beziehung vertritt, ist dem deutschen Recht fremd. Dasselbe verteilt die Güter nach ihrer verschiedenen rechtlichen oder wirtschaftlichen Bestimmung, und die Erben haben für die Schulden der unzulänglich befundenen Hinterlassenschaft nicht aus eigenen Mitteln aufzukommen. Weil Gemeindeberechtigung und Heerbannpflicht mit dem Grundeigentum zusammenhing und dessen Bewirtschaftung größere Kraft beansprucht, geht der unbewegliche Besitz auf den Mannsstamm über, während Hausrat und Schmuck an die Töchter oder sonstigen weiblichen Verwandten gelangen. Dabei sind der Witwe besondere Gebührnisse vorbehalten. Den Hinsiechenden und Sterbenden entlockte Testamente konnten trotz aller Bemühungen des Klerus keine Geltung erlangen; nur wer noch gewisse Kraftproben bestand, z. B. ein Pferd ohne Hilfe bestieg, durfte Vergabungen auf den Todesfall mittels Erbvertrags vornehmen. An die Herleitung des deutschen Rechts aus den Anschauungen und Bedürfnissen einer ursprünglich nur ackerbauenden Bevölkerung erinnert das Bestreben, einen dem Eigentümer und seiner Familie nicht zu entreißenden Grundbesitz herzustellen. Das in demselben Geschlechte weiter vererbte Gut konnte nur mit Zustimmung der Blutsfreunde, vor der ganzen Gerichtsgemeinde (wie überhaupt bei Überlassung von Grund und Boden), unter umständlichen Feierlichkeiten veräußert werden. Ein Eigentumserwerb im Wege der Ersitzung binnen bestimmter kürzerer Zeit war undenkbar, da das deutsche Recht keine derartige Acquisitiv-, sondern nur eine Extinktivverjährung, das «Sichverschweigen an seinem Rechte», und außerdem bloß das unvordenkliche Herkommen anerkennt. (S. **Verjährung.**) Pfand-, Renten- und Obereigentumsrechte an Grundstücken sowie Renten gewährende Schutzherrlichkeit (Vogtei) und Gerichtsbarkeit über bestimmte Bezirke konnten ebenfalls wie Immobilien nur durch öffentliche Einweisung in den Genuß des Rechts (Gewere) erworben oder weiter übertragen werden. Hieraus hat sich in der Folge die für den Kredit so wichtige Einrichtung der Grund- und Hypothekenbücher entwickelt. Umgekehrt war hinsichtlich der beweglichen Sachen dem Verkehre keine Fessel angelegt, vielmehr ihr unbesehener Erwerb dadurch gebilligt, daß eine widerrechtlich veräußerte (nur nicht gestohlene oder geraubte) Mobilie bei dem dritten gutgläubigen Besitzer nicht vindiziert werden durfte. Das Recht der Verträge (Gedinge) findet eine reichere Entwickelung erst mit dem Aufblühen des städtischen Verkehrs. Die Verträge wurden durch Hingabe eines Symbols rechtskräftig. Ein wichtiger Vertrag ist der Rentenkauf, der das von der Kirche verbotene zinsbare Darlehn ersetzte.

Innerhalb der höhern Lebensformen, wie sie sich in den Städten und den besser verwalteten Territorien seit dem 14. Jahrh. entwickelten, begann ein festerer Staatsbegriff wieder aufzuleben, ohne daß die Rechtsentwickelung dem wirtschaftlichen und polit. Aufschwung zu folgen gewußt hätte. So fand sich Raum für die merkwürdige Aufnahme des röm. Rechts in Deutschland. In Italien waren die röm. Gesetze vermöge der obengedachten Persönlichkeit der Rechte nie völlig verloren gegangen. Der siegreiche Germane hatte daselbst sein heimatliches, longobard. oder fränk. Gesetz bewahrt und die besiegten Romanen nach ihrem Herkommen fortleben lassen. Auch die kath. Kirche lebte überall nach röm. Rechte. Diese Überlieferung gelangte zu allgemeinerer Verbreitung, als im 12. Jahrh. die Justinianeischen Rechtsbücher aufgefunden und durch die Universitätsvorträge zu Bologna wieder aufgeschlossen wurden. Von den Deutschen verwandten die Kaiser Friedrich I. und II. die neue Lehre zu Gunsten ihrer Politik. Im Anschluß an die verbreitete Auffassung des Römischen Reichs als eines von der Gottheit auf die Welt gelegten Herrscheramts, das seit Karl d. Gr. von den deutschen Königen verwaltet werde, ließ sich das röm. Recht als ältestes Weistum über die in der ganzen Christenheit geltenden Ordnungen und über die unbegrenzte Machtvollkommenheit des Kaisers ausgeben. Die Kaiser sahen sich als Nachfolger der röm. Imperatoren an und beriefen sich auf die Sätze des röm. Rechts als ausgegangen von ihren Vorfahren im Reiche. Es war aber nicht allein die kaiserl. Vorliebe, welche diesem Rechte die Bahn brach, sondern auch der Einfluß der jetzt zum erstenmal sich hervorthuenden humanistischen Gelehrsamkeit. Junge Deutsche, welche auf den ital. Universitäten die neue Lehre in sich aufgenommen, wußten dieselbe mit um so größerm Erfolge zur Geltung

en, als sie angesichts der damaligen or=
ischen Ratlosigkeit auf die unwiderleg=
zzüge des röm. Rechts hinweisen konnten.
inianeische Sammlung offenbarte den gan=
nismus eines in sich fertigen Großstaats
n Rechtsvorrat, der nicht bloß von einer be=
Politik geschaffen, sondern mehr noch durch
ferische Logik einer glänzenden Doktrin be=
war. So faßten die Verkündiger der «ge=
en», der «kaiserlichen und gemeinen Rechte»
der Fürsten und der Städte, auf den Uni=
n und in den Gerichten festen Fuß. Die
wichen vor ihrer Unduldsamkeit und die
n Gewohnheiten sanken, wo sie nicht völlig
t oder entstellt wurden, zu partikularen
nebestimmungen herab. Die Ansicht, welche
. Recht als weltliche Ordnung des «Reichs»
erlich aber auch dem Kanonischen Rechte
ine Ansprüche auf Gemeingültigkeit, da es
Kirche und dem geistlichen Oberhaupte der
eit ausging. Zu einer vollständigen und
mmerten Geltung gelangten indes die frem=
te nie. Sie standen eben in Beziehung zu
ntralgewalt, welche ihre Erlasse nur so
chführen konnte, als der gute Wille der
nde dazu behilflich war. Außerdem wurde
. Recht bei der Anwendung teils unbewußt
hem Sinne ausgelegt, teils planmäßig dem
rfnisse anbequemt. Dazu kam, daß nicht
pus juris (s. d.), sondern eigentlich mehr
Recht, wie es in den Schriften der Glossa=
d der nachfolgenden Praktiker vorgetragen
r longobard.=german. Einfluß vielfach um=
war, als gemeines Recht galt und zur An=
gebracht wurde. Auch konnten die Kaiser
und Zustimmung der Reichsstände neue
nd Ordnungen erlassen, und so enthalten
setze, wie die Goldene Bulle 1356, die
gerichtsordnungen 1495 und 1555, die No=
nung 1512, die peinliche Halsgerichts=
1532, die Reichspolizeiordnungen 1530,
1577, der jüngste Reichsabschied 1654,
fende Abänderung des Staats=, Prozeß=
rechts. Noch weitern Einschränkungen
s gemeine Recht in den einzelnen Terri=
urch die Landesgesetzgebung und infolge
rrlichkeit unterworfen, mit welcher die
gewisse rein deutsche Institutionen fort=
e, wie z. B. die gerichtliche Mitwirkung
ußerung und Verpfändung von Grund=
e Ordnungen für bäuerliche Besitzverhält=
Vormundschaft, ein abweichendes Erb=
s eheliche Güterrecht. Außerdem bildeten
neben und nach der Aufnahme des röm.
ue Satzungen besonders für solche Ver=
und Zustände, die, wie das Lehn= und
n, der Wechsel= und sonstige Handelsver=
Römern entweder unbekannt waren oder
eine andere Bedeutung hatten.
Mißstand, daß die größte Mehrzahl der
r Recht aus der verworrenen Menge von
Statuten, Landes= und Reichsgesetzen, den
r Sprache redenden Corpora juris civilis
nici und dem vielfach bestrittenen Inhalte
unübersehbaren Litteratur nicht heraus=
nnte, suchte die Territorialgesetzgebung
assendere in deutscher Sprache geschriebene
her bereits seit dem 16. und 17. Jahrh. zu
. Zu erwähnen sind die Nürnberger Re=

formation von 1479, verbessert 1522 und 1564, die Frankfurter Reformation von 1509, verbessert 1578 und 1611, ferner die Tiroler Landesordnungen von 1532 und 1573, das Württembergische Landrecht von 1555, revidiert 1567 und 1610, die Konstitutionen Kurfürst Augusts von Sachsen von 1572, die Codices Maximilianei Bavarici von 1751—56. In Preußen wurden 1794 und 1795 unter dem Einflusse reformatorischer Theorien ein allgemeines (Privat=, Staats=, Kirchen=, Strafrecht enthaltendes) Landrecht und eine Allgemeine Gerichtsordnung erlassen. Österreich folgte mit einem Bürgerlichen Gesetzbuch von 1811, das vielfach, namentlich in der Schweiz, Nachahmung fand. Die Rheinlande wußten den Code Napoléon, welchen die vorübergehende Herrschaft der Franzosen im Anfange des 19. Jahrh. daselbst eingebürgert, als wertvollen Nachlaß fortzubehaupten, und während in Hessen (1842) und Bayern (1861 fg.) nur Vorarbeiten zu Stande kamen, bekam Sachsen 1863 ein Bürgerliches Gesetzbuch. Andern Staaten brachte die Neuzeit außer einer Vielheit von Einzelgesetzen Gesetzbücher über Strafrecht, Strafprozeß, Civilrecht und das bürgerliche Rechtsverfahren. Das Unfertige unserer öffentlichen Zustände wurde freilich durch derartige Kodifikationen insofern bloßgelegt, als sie das deutsche Rechtsbewußtsein zwar in sachgemäßer Allgemeinheit, aber lediglich zur Befriedigung des partikularistischen Bedarfs ausdrückten. Hiermit erwarben sich diese legislativen Schöpfungen wenigstens das Verdienst, daß sie das Bedürfnis einer einzigen deutschen Gesetzgebung klar machten. Die Allgemeine Wechselordnung vom 26. Nov. 1848 und das 1861 vollendete Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch waren als erste Früchte dieser Erkenntnis zu betrachten.

Die großen Veränderungen in der polit. Stellung Deutschlands, wie sie zuerst durch die Errichtung des Norddeutschen Bundes, später des Deutschen Reichs eintraten, konnten nicht ohne Einfluß auf das allseitig gefühlte Bedürfnis einer einheitlichen Reichsgesetzgebung für bestimmte Rechtsgebiete bleiben. Die ursprünglich ziemlich beschränkte Kompetenz der Reichsgesetzgebung durch die betreffenden legislativen Faktoren wurde immer weiter ausgedehnt und umfaßt jetzt das ganze Gebiet des Civil=, Civilprozeß=, Straf= und Strafprozeßrechts. Als wichtigste Gesetze dieses einheitlichen deutschen Rechts sind zu nennen: Gesetz über Freizügigkeit vom 1. Nov. 1867, über Erwerb und Verlust der Bundes= und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870, über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870, über Gewährung der Rechtshilfe vom 21. Juni 1869, über das Urheberrecht an Schriftwerken u. s. w. vom 11. Juni 1870, über das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste vom 9. Jan. 1876, an Mustern und Modellen vom 11. Jan. 1876, über den Schutz der Photographien vom 10. Jan. 1876, über Markenschutz vom 30. Nov. 1874, über die Verbindlichkeit zum Schadenersatz für die bei dem Betriebe von Eisenbahnen, Bergwerken u. s. w. herbeigeführten Tötungen und Körperverletzungen vom 7. Juni 1871, die verschiedenen Gesetze über die Bank= und Münzverfassung, die Maß= und Gewichtsordnung vom 17. Aug. 1868, die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 mit Abänderung vom 8. April 1876, die Gesetze über das Post= und Telegraphenwesen, das Reichseisenbahnamt u. s. w., besonders aber das Strafgesetzbuch

vom 15. Mai 1871 (in neuer Redaction vom 26. Febr. 1876), das Militärstrafgesetzbuch vom 20. Juni 1872, das Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874, das Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874, das Reichsgesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Febr. 1875, das Reichsbeamtengesetz vom 31. März 1873 u. s. w.

Von größter Bedeutung ist die umfassende gesetzgeberische Reform, die durch die sog. Reichsjustizgesetze im Deutschen Reich begründet wurde. Durch das Gesetz vom 27. Jan. 1877 wurde eine einheitliche Gerichtsverfassung, durch das Gesetz vom 30. Jan. 1877 eine Civilprozeßordnung, durch Gesetz vom 1. Febr. 1877 eine Strafprozeßordnung, durch Gesetz vom 10. Febr. 1877 eine Konkursordnung für das ganze Deutsche Reich verkündigt. Diese Gesetze sind, wie auch das Gerichtskostengesetz vom 18. Juni 1878 und die Rechtsanwaltsordnung vom 1. Juli 1878, am 1. Okt. 1879 in Kraft getreten. Durch das Reichsgericht, welches seinen Sitz in Leipzig hat (Gesetz vom 11. April 1877), ist diesen wie den andern Reichsgesetzen auch die einheitliche Auslegung und Anwendung gesichert. Für die Ausarbeitung des Deutschen Civilgesetzbuchs wurde eine aus hervorragenden Juristen bestehende Kommission ernannt. (S. unter Civilrecht.)

Litteratur: Die Darstellungen der deutschen Rechts- und Staatsgeschichte von Eichhorn (5. Aufl., 4 Bde., Gött. 1843—44), Phillips (4. Aufl., Münch. 1859), Zöpfl (4. Aufl., 3 Bde., Braunschw. 1871—72), Walter (2. Aufl., 2 Bde., Bonn 1857), Hillebrand (Lpz. 1856), von Daniels (4 Bde., Tüb. 1859—63), von Schulte (5. Aufl., Stuttg. 1881); ferner Sohm, «Die altdeutsche Reichs- und Gerichtsverfassung» (Weim. 1871); Waitz, «Deutsche Verfassungsgeschichte» (Bd. 1—8, Bd. 1 u. 2 in 3. Aufl., Kiel 1844—82); Stobbe, «Geschichte der deutschen Rechtsquellen» (2 Bde., Braunschw. 1860—64); die Lehrbücher des deutschen Privatrechts von Bluntschli (3. Aufl., Münch. 1864), Beseler (3. Aufl., Berl. 1873), von Gerber (14. Aufl., Jena 1882); die Handbücher von Stobbe (Bd. 1—3, Bd. 1 u. 2 in 2. Aufl., Berl. 1871—83) und von Roth (Bd. 1—2, Tüb. 1880—81); endlich das unter Mitwirkung anderer hervorragender deutscher Juristen von K. Binding herausgegebene Werk: «Systematisches Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft» (ungefähr 45 Bde., Lpz. 1883 fg.).

Deutsche Rechtsaltertümer nennt man die Disciplin der deutschen Altertumskunde, welche zu ihrem Gegenstand die rechtlichen Einrichtungen und Zustände der deutschen Vergangenheit hat. Sie unterscheidet sich von der deutschen Rechtsgeschichte nicht durch ihren Inhalt, sondern durch die Art der Behandlung. Der Zweck der Rechtsgeschichte ist es, eine das Verständnis des bestehenden praktischen Rechts vermittelnde geschichtliche Grundlage zu gewähren, die zugleich der Reform der Rechtsverfassung als Ausgangspunkt und Maß dienen kann. Der Zweck der Rechtsaltertümer ist, die rechtlichen Einrichtungen um ihrer selbst willen und ohne Beziehung zur Gegenwart zu schildern. Eine klassische Darstellung hat der Gegenstand gefunden in Jakob Grimms «Deutsche Rechtsaltertümer» (3., gegenüber der 1. unveränderte Ausg., Gött. 1881). Vgl. noch Gengler, «Deutsche Stadtrechtsaltertümer» (Erlang. 1882). (S. Deutsches Recht.)

Deutsches Reich, s. Deutschland und Deutsches Reich.

Deutsche Reichspartei, Name der gemäßigt konservativen Partei im Deutschen Reichstag, deren Programm demjenigen der freikonservativen Partei des preuß. Abgeordnetenhauses entspricht. (S. Freikonservative.)

Deutscher Reichstag, s. unter Deutschland und Deutsches Reich, S. 226.

Deutsche Reichsverfassung, s. u. Deutschland und Deutsches Reich, S. 222.

Deutsche Reiter nannte man eine eigentümliche Waffengattung, welche sich während des Schmalkaldischen Kriegs neu gebildet hatte. Die gemischten Reiterstandarten hatten vorher aus Lanzierern, Kyrissern und Karabinierern bestanden. Die Deutschen Reiter ritten leichtere Pferde als die Lanzierer und Kyrisser und wurden namentlich in der norddeutschen Ebene westlich der Oder angeworben; sie hießen auch «Ringerpferde», weil sie geringere Pferde ritten, und trugen offene Eisenhüte (Hundskappen), leichte Brustharnische (corsolets) oder Lederkoller mit eiserner Halsberge anstatt der geschlossenen Helme und schweren Eisenpanzer der übrigen Kavallerie. Das Eisenzeug der Deutschen Reiter wurde meist schwarz angestrichen, weshalb man dieselben auch als die «Schwarzen» bezeichnete. Sie waren mit Schwert und Faustrohr bewaffnet und pflegten in tiefen Haufen bis auf Pistolenschußweite an den Feind heranzutraben, gliederweise zu feuern und sich karakolierend um die Flügel hinter den Haufen zurückzuziehen, sodaß ihre Front ein unaufhörliches Feuer unterhielt. Diese Fechtweise erschütterte die schweren Eisenreiter, und dann brachen die Deutschen Reiter auch mit dem Schwerte ein. Die große Beweglichkeit dieser Deutschen Reiter erleichterte ihre Verpflegung und befähigte sie zu selbständigen Unternehmungen; in den Deutschen Reitern entwickelte sich zuerst der Reitergeist im heutigen Sinne dieses Wortes, sie konnten ohne Fußvolk weite Züge unternehmen, waren geschickt im kleinen Kriege und lieferten selbständige Schlachten, z. B. bei Sievershausen. Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg und Kurfürst Moritz von Sachsen förderten die Ausbildung der Deutschen Reiter, und im Auslande wußten dieselben sich bald gefürchtet zu machen. Während der Hugenottenkriege fochten in jedem Treffen auf beiden Seiten Deutsche Reiter, und Frankreich wurde damals mit Recht der «Kirchhof des deutschen Adels» genannt; denn ein großer Teil des märkischen und hess. Adels ist dort gefallen. Namhafte Führer verblieben auch dauernd im franz. Dienste, z. B. Schomberg, Betzstein (Bassompierre), Degenfeld. Die hohe Achtung vor dieser tapfern Kavallerie bezeugt der noch jetzt in Frankreich übliche Ausdruck: «C'est un vieux reitre.»

Deutsche Ritter oder Deutscher Orden, auch Deutsche Herren nannte sich der zur Zeit der Kreuzzüge entstandene dritte christl. Ritterorden. Nachdem schon um 1128 ein Deutscher in Jerusalem, gerührt von dem Elende so mancher hilfloser deutscher Pilgrime, ein Hospital nebst Bethaus gegründet und andere Deutsche zur Wartung und Pflege ihrer Kranken sich mit ihm vereinigt hatten, traten 1190 während der Belagerung von Acca einige Bürger aus Bremen und Lübeck, die unter dem Grafen Adolf von Holstein nach dem Heiligen Lande gezogen waren, mit den Brüdern des Hospitals in der Absicht zusammen, nach dem Vorbilde der Johanniter und der Templer einen

mit dem doppelten Zwecke der Pflege
ng erkrankter Pilgrime und der Vertei-
Heiligen Landes durch Kampf und
gründen. Der Plan erhielt den Bei-
rzogs Friedrich von Schwaben, der als-
stiftung des Ordens beschloß, welcher
das Jahr darauf die Bestätigung des
lemens III. und Kaiser Heinrichs VI.
Acca wurde, nachdem es erobert, die
t des Ordens; zugleich erhielt derselbe
l. Bestätigung gleiche Rechte mit den
und Johannitern. Seine Mitglieder
n weißen Mantel mit schwarzem Kreuze
kleid tragen und sich Brüder des Hospi-
utschen nennen. Nur Männer deutscher
n freiem, edelm Stamme sollten aufge-
erden. Seiner doppelten Bestimmung
der Orden zwei Klassen von Mitgliedern,
Barmherzige Brüder, zu denen erst nach
hren zur Besorgung des Gottesdienstes
er hinzugefügt wurden. Erst später,
amen noch, ähnlich den Frères servants
i den beiden andern Orden, die sog.
hinzu, die, aus nichtadeligem Geschlechte
m Teil in ihren weltlichen Verhältnissen
urften. Der erste Ordensmeister des
rdens war Heinrich Walpot von Bas-
n Ritter aus den Rheinlanden. Zwar
h unter ihm und seinen beiden Nachfol-
von Kerpen und Herm. Barth, der Or-
mächtig und einflußreich wurde derselbe
dem vierten Ordensmeister, Hermann
(s. d.). Dieser, durch das Vertrauen
s und des Kaisers Friedrich II. gleich
von dem letztern für sich und seine Nach-
Meisteramte zum Reichsfürsten erhoben,
Orden großes Ansehen zu verschaffen
Einkommen und Besitzungen so bedeu-
hren, daß die letztern bald über ganz
bis nach Ungarn, Italien und Sici-
rkien. Salza war es auch, an den
Konrad von Masovien sich mit der Bitte
gegen die heidnischen Preußen wendete.
ch des Papstes und nach erhaltener Zu-
ines bestimmten Landstrichs, des Cul-
, als Wohnplatzes des Ordens, sendete
Herzoge den Landmeister Herm. Balk
Anzahl Ordensritter und Knappen, die
lutigen Kampf gegen die Urbewohner
begannen, der, nachdem sie sich 1237
rden der Schwertbrüder (s. d.) in Liv-
igt, 1283 mit der Besiegung und Be-
Preußen endigte.

begann der Orden 1284 den Krieg mit
n, der sich länger als ein Jahrhundert
n dieser Zeit waren die berühmtesten
r Meinhard von Querfurt, welchem un-
das Land Preußen die Eindämmung
l und Nogat verdankt, Siegfried von
en, der 1309 die Regierung des Ordens
nburg verlegte, und Weinrich von Knip-
am längsten und glücklichsten regierte
und in der Schlacht bei Rudau 1370
besiegte und zum Frieden zwang. Er
e Männer aus Deutschland an seinen
urch sie die Ordensbrüder unterrichten
in jedem Dorfe von 60 Bauern eine
zu Marienburg und Königsberg ge-
len. Auch gründete er einen im Aus-
lande berühmten Gerichtshof und beförderte Handel und Gewerbe. Unter seiner und seines Nachfolgers Regierung hatte der Orden den höchsten Gipfel seiner Macht erreicht. Seine Besitzungen erstreckten sich von der Oder bis zum Finnischen Meerbusen; seine Einkünfte waren zu einer bedeutenden Höhe gestiegen. Bald nach dieser Zeit begann der Verfall des Ordens, der besonders durch die Schlacht bei Tannenberg (1410) gegen die Polen, in welcher 40000 Mann vom Ordensheere fielen, noch mehr aber durch Schwelgerei, Verschwendung und die im Orden entstandenen Parteiungen und Zwistigkeiten beschleunigt wurde. Der Adel und die Städte des Landes benutzten die Schwäche der Regierung, um sich der immer drückender gewordenen Herrschaft des Ordens zu entziehen, und unterwarfen sich dem Schutze Kasimirs II. von Polen, infolge dessen ein 13jähriger verheerender und blutig-grausamer Krieg (1454—66) entstand, welcher damit endigte, daß der Hochmeister Ludw. von Erlichshausen im Frieden zu Nessau Westpreußen an Polen abtreten und Polens Lehnshoheit anerkennen mußte. Um durch Familienverbindungen dem Orden Hilfe gegen Polen zu verschaffen, wählten nun die Ritter deutsche Fürsten zu Hochmeistern. So wurde 1511 Albrecht (s. d.) von Brandenburg gewählt, der nach einem unglücklichen Kriege mit König Sigismund von Polen 1525 das Ordensland Preußen in ein von Polen lehnbares und in seiner Familie erbliches Herzogtum verwandelte. Seit 1527 hatte der Hochmeister seinen Hauptsitz zu Mergentheim in Schwaben und war geistlicher Reichsfürst. Die elf Balleien aber, Provinzen des Ordens, unter denen Mergentheim mit 32000 E. auf 550 qkm die bedeutendste, hatten einen Gesamtflächeninhalt von 2200 qkm mit 88000 E. und waren in Komtureien abgeteilt, denen ein Landkomtur vorstand, lagen aber in verschiedenen Ländern zerstreut. Durch den Preßburger Frieden erhielt 1805 der Kaiser von Österreich die Würde, Rechte und Einkünfte eines Großmeisters des Deutschen Ordens. Der Orden wurde zwar von Napoleon 24. April 1809 zu Regensburg aufgehoben und dessen Güter fielen den Fürsten anheim, in deren Gebiet dieselben lagen; aber er wurde durch kaiserl. Verfügung vom 28. Juni 1840 in Österreich wieder errichtet. Seitdem führen österr. Erzherzöge (seit dem Tode des Erzherzogs Maximilian [1. Juni 1863] der Erzherzog Wilhelm) den Titel als Großmeister des Deutschen Ordens im Kaisertum Österreich fort. Ebenso besteht noch in den Niederlanden die seit dem J. 1537 von dem Orden getrennte Ballei Utrecht unter dem Protektorat des Königs und unter der Oberleitung eines Landkomturs. Zur Aufnahme ist dort die reform. Konfession und der Nachweis von 4 Ahnen erforderlich, während in Österreich das kath. Bekenntnis und 16 Ahnen verlangt werden. Das Ordenszeichen besteht in einem länglichen schwarzen Kreuze mit weißer Einfassung, oben von einem mit drei weißen Federn geschmückten silbernen Helme überragt, und wird an einem schwarzen gewässerten Bande getragen. Vgl. Voigt, «Geschichte des Deutschen Ritterordens» (2 Bde., Königsb. 1857—59) und dessen Werke über die Geschichte Preußens. Die «Scriptores Rerum Prussicarum» (5 Bde., Lpz. 1861—74) sind von Hirsch, Töppen und Strehlke herausgegeben, und viele Fragen aus der Geschichte des Ordens in einer reichen Litteratur

eingehend behandelt worden; vgl. außerdem Nedopil, «Deutsche Adelsproben aus dem Deutschen Ordens-Centralarchive» (3 Bde., Wien 1868).

Deutsche Sprache. Die ältesten Denkmäler der deutschen Sprache, welche nebst den übrigen german. Sprachen einen Zweig des großen indogerman. oder indoeurop. Sprachstammes bildet, bestehen bis herab auf die Zeiten der Völkerwanderung nur in Eigennamen, welche röm. und griech. Schriftsteller aufbewahrt haben. Obschon die alten Germanen im 1. Jahrh. unserer Zeitrechnung nach den Berichten des Tacitus bereits nationale Gesänge besaßen, so ist davon doch schriftlich nichts auf die Nachwelt gekommen, da sie ihre Schrift, die Runen (s. d.), nur in sehr beschränktem Maße, zu geheimnisvollem Gebrauch für Los und Weissagung, benutzten, ihre Gesänge aber nur durch mündliche Überlieferung fortpflanzten. Die Form jener Orts- und Personennamen zeigt die deutsche Sprache schon ziemlich weit in lebendiger Entwickelung vorgeschritten, über den Abschluß der Flexionen hinaus, bis zur Angleichung und Schwächung der Vokale und bis zum Beginn einer mundartlichen, von da ab stets entschiedener sich ausbildenden Trennung in zwei Hälften, eine oberdeutsche und eine niederdeutsche.

Der edelste unter allen deutschen Stämmen waren die Goten (s. d.). Wie sie durch eigene Bildung hervorragten, zeigten sie sich auch anerkennend und empfänglich für griech. und röm. Wissenschaft und Kunst und handelten eben deshalb später am mildesten und gerechtesten gegen die Besiegten. Schon im 3. Jahrh. dem christl. Glauben gewonnen, wagte bereits im 4. ihr Bischof Ulfilas (s. d.) die Lösung der gewaltigen Aufgabe einer vollständigen Bibelübersetzung. Vorbereitet freilich war die Sprache, denn die Goten besaßen nicht nur eine Reihe auf die Geschichte ihres Stammes bezüglicher und mündlich fortgepflanzter Heldenlieder, sondern sogar, wie Jordanes berichtet, auch geschriebene Gesetze oder vielleicht richtiger Spruchgedichte sittlichen und polit. Inhalts; vorbereitet war auch der Übersetzer durch seine Kenntnis und Fertigkeit in der griech. und lat. Sprache. Dennoch bleibt es bewundernswert, mit welcher Meisterschaft er sich seiner Aufgabe entledigte. So weise und geschickt er das Alphabet der morgenländ. Kirchensprache, das griechische, den Lauten der got. Sprache anpaßte, indem er es teils aus dem Lateinischen, teils aus den alten Runenzeichen ergänzte, ebenso gewandt wußte er auch dem griech. Texte zu folgen, ohne (soviel wir wenigstens beurteilen können) bei der höchsten Treue seiner Sprache Gewalt anzuthun. So war wie mit Einem Schlage eine mustergültige Prosa geschaffen, welche auch in andern Schriften theol., histor. und geogr. Inhalts Anwendung fand. Zwar ist von dieser Litteratur nur wenig auf uns gekommen: ein ziemlicher Teil des Neuen Testaments nebst geringen Trümmern aus dem Alten und ein Bruchstück einer paraphrasierten Evangelienharmonie (alles Erhaltene zusammengefaßt nebst Wörterbuch und Grammatik in den Ausgaben des Ulfilas von von der Gabelentz und Löbe, 2 Bde., Lpz. 1836—46; von Stamm, Paderb. 1858; 7. Aufl., von Heyne besorgt, 1878; von Bernhardt, Halle 1875, Glossar allein von E. Schulze, Magdeb. 1848); aber dieses Wenige reicht aus, um die ganze Herrlichkeit und Eigentümlichkeit der Sprache erkennen zu lassen, welche ausgestattet war mit dem

schöpferischen Reichtum einer aus sich
Ursprache, mit einer Fülle von Wurzeln u
aber geregelter Mannigfaltigkeit in Wortb
Ableitungen und Zusammensetzungen.
Vokale a, i, u herrschen noch vor, und di
vokalischen wie konsonantischen Laute
noch in ungetrübter Reinheit erhalten,
haupt die meisten got. Formen sich durch
Durchsichtigkeit und Bestimmtheit auszeich
werden durch besondere Casusendungen
tiv, Accusativ und Vocativ auseinande
noch unterscheiden sich Dual und Plural,
es Formen für das Passiv. Dadurch wi
ein freierer und leichterer Satzbau möglic
dem griech. Vorbilde ungezwungen a
Zwar hat auch die got. Sprache, wie al
nischen, nur zwei Zeiten für das Verbum
und Präteritum, dagegen besitzt sie, gleic
Ersatz, einen Wohllaut befördernden u
gesetzmäßigen Vokalwechsel, den Ablaut
nicht allein in der Wurzel selbst waltend
Konjugation beherrscht, sondern alle Fle
Ableitungsverhältnisse durchdringt. Ei
charakteristische Eigenschaft der got. wie de
Sprachen überhaupt ist die schwache Flexi
bereits in dieser Zeit neben der ältern st
gleich ihr in mehr als einer Gestaltung v
ausgebildet erscheint. Sie umfaßt eine b
Zahl von Haupt- und Zeitwörtern, kommt
wörtern zugleich mit der starken zu und i
genwärtig in der deutschen Sprache nicht
ten, sondern (dies aber freilich zum Nach
auf eine größere Anzahl von Worten a
Eigentümlich ist endlich der got. und all
deutschen Sprachen ein gleichmäßiges
der stummen Konsonanten, die Lautver
Auch mundartlichen Abweichungen begegn
den erhaltenen Resten der got. Sprache,
in beschränktem Maße. Auffallender da
sich bereits hier die den Deutschen eig
Nachgiebigkeit gegen das Ausländische
nicht geringen Anzahl von Wörtern,
Goten aus den Sprachen der Slawen,
und Römer entlehnt haben.

Ungefähr in derselben Zeit, als Ulfilas
übersetzte, erfolgte der Einbruch der H
Europa, und mit ihm eine neue allgeme
gung der deutschen Völkerschaften, welche
Süd- und Westgrenze durchbrechend,
römische Reich überfluteten. Mit der Be
über den Raum, innerhalb dessen die
ihre weltgeschichtliche Bestimmung, die
einer neuen und höhern europ. Bildung z
erfüllen sollten, erwuchs ihnen zugleich
gewaltigen Kämpfen eine große Fülle
Stoffs, der aber nicht zur künstlerisch ab
nen Gestaltung und zur Aufzeichnung
Überdies gingen gerade die edelsten St
seit der röm. Grenzen bald völlig unter
andern beugten sich der noch weit ü
Macht der Bildung der Alten Welt. Fre
ster, welche die Sprache ihrer neuen H
barbarisch verachteten, ihre Poesie als
Greuel verabscheuten, brachten ihnen
Christentum die lat. Kirchensprache, und
gebildete Staats- und Rechtswesen in d
ten Provinzen nötigte Latein auf als R
Hofsprache. So mußte jenseit des R
der Alpen deutsche Sprache und mit

lkstum bald verschwinden; doch er-
nicht gänzlich, sondern wandelte sich
m in einen wesentlichen Bestandteil
oman. Lebens, dessen Spuren die ro-
prachen (s. d.) noch jetzt deutlich zeigen.
achsen (s. d.) allein gelang es, ihre
Volkstümlichkeit zu retten. Es blieb
Bestand und die Fortbildung der deut-
he im wesentlichen auf die schon früher
Völkern bewohnten Länder beschränkt;
n in der polit. Geschichte zunächst nur
re und zunehmende Sonderung der
wahrt, so zerklüftet sich auch die Sprache
ahlreichere und tiefer geschiedene Dia-
e sich im eigentlichen Deutschland unter
Hauptdialekte, den hochdeutschen und
eutschen, gruppierten, von denen jener
nd erlangte und behauptete. Der Zeit-
ältesten, aus schriftlichen Denkmälern
Gestaltung des Hochdeutschen, die alt-
che Periode, reicht von der Festigung
Herrschaft in Oberdeutschland bis zum
Kreuzzüge, oder vom 6. bis zu Ende
rh., und wird vorherrschend durch die
der Geistlichen bedingt. Vgl. R. von
Die Einwirkung des Christentums auf
eutsche Sprache» (Stuttg. 1845).

rsten Hälfte dieses Zeitraums, während
nd 8. Jahrh., bildete das Bekehrungs-
Mittelpunkt der Thätigkeit der Geist-
die meisten erhaltenen Litteraturreste
hm in engster Beziehung. Sie be-
h auf das Allernotdürftigste, auf Kate-
meln für das Bedürfnis der Laien und
he Glossen, mit deren Hilfe ausländische
ten deutsch und die heranwachsende ein-
eistlichkeit lateinisch zu lernen versuchte.
rchlichen Zwecke dienten auch Inter-
en und Übersetzungen. Die Predigt
der niedern Geistlichkeit verboten und
chöfen vorbehalten, teils überhaupt in
Sprache noch kaum möglich, weil selbst
r, allein an epischen Gesang gewöhnt,
em prosaischen Vortrage wohl schwer-
hätte folgen können. Gegen diesen epi-
g aber richtete sich wegen seines heid-
alts der Eifer der Belehrer, und auch
ische Schrift erfuhr gleiche Verfolgung,
orzugsweise heidnischem Brauche diente.
nicht nur die Runen durch das lat.
verdrängen, sondern selbst die uralte
g rizan (reißen, ritzen, vom Einschneiden
er Rinde, engl. to write) auszurotten
e Stelle das Fremdwort scriban (lat.
mit so nachdrücklichem Erfolge zu setzen,
gar die starke Biegungsform des ver-
hm (rizе, reiz, gerizzen: scribe, screip,

Gr. gewaltige Persönlichkeit übte nicht
s Staatsleben einen mächtigen Einfluß,
ch auf deutsche Wissenschaft, Kunst,
nd Litteratur. Um die Einführung
Predigt bemühte er sich zwar, wie es
olglos, und das Latein blieb auch noch
nd Rechtssprache; doch begann das
n gerichtlichen Handlungen jetzt wenig-
r Fuß zu fassen, und der neu eröffnete
r antiken Litteratur und Kunst erwei-
Gesichtskreis überhaupt. Des Kaisers
Liebe zur Muttersprache, welche sich unter an-
derm in dem eigenen ersten Versuche einer deut-
schen Grammatik und in der Sammlung alter epi-
scher Lieder kundgab, trug ferner wesentlich dazu
bei, die Stellung der Geistlichen zur deutschen Dich-
tung dahin zu ändern, daß sie ihr von da ab we-
nigstens nicht mehr durchaus feindselig und ab-
weisend gegenübertraten, was sogleich unter der
Regierung seines Sohnes und unmittelbaren Nach-
folgers von größter Wichtigkeit wurde. Während
nämlich Ludwig der Fromme so wenig geneigt
war, des Vaters Bestrebungen fortzusetzen, daß
er selbst die in der Jugend gelernten deutschen
epischen Lieder verachtete und verwarf und nur
geistliche Dichtung berücksichtigte, war es gerade
ein Geistlicher, Hrabanus Maurus (s. d.), wel-
cher durch seine folgenreiche Wirksamkeit als Vor-
steher der damals berühmtesten und besuchtesten
Klosterschule zu Fulda und später als Erzbischof
von Mainz Liebe und Studium der Muttersprache
erhielt, verbreitete und in mehrern Klöstern für
die Dauer begründete. Von sehr wesentlichem
Nutzen wurde später der wissenschaftlichen Sprach-
forschung namentlich die durch ihn eingeführte pein-
liche Genauigkeit der Schreiber, welche nun die
einzelnen Wörter sogar mit sorgfältigen Accenten
und Quantitätszeichen versahen.

In diese Zeit fallen zwei Ereignisse, welche für
die fernere Entwickelung der deutschen Sprache von
bestimmender Wichtigkeit wurden. Das erste war
die Teilung des Reichs im Vertrage von Verdun
(843), durch welche die nationale Trennung Deutsch-
lands von dem bereits romanisierten überrhein.
Frankenreiche auch ihre polit. Bestätigung erhielt
und die deutsche Sprache in der Heimat vor dem
zweiten drohenden Feinde, der roman. Hofsprache,
gerettet wurde, die ihr in Verbindung mit der lat.
Kirchen- und Gelehrtensprache leicht allzu über-
mächtig hätte werden können. Das zweite Ereig-
nis vollzog sich innerhalb der poetischen Form
selbst, welche jetzt die Allitteration entschieden gegen
den in der lat. Kirchendichtung üblichen Endreim
vertauschte und damit zugleich die vierzeilige Strophe
herübernahm, deren einzelne Verse sich wiederum
auch in die vier dort gebräuchlichen Hebungen um
so williger fügten, als schon unter der Herrschaft
der Allitteration der deutsche Vers sich den vier He-
bungen augenscheinlich zugeneigt hatte. In allen
wesentlichen Eigenschaften fest begründet, erscheint
diese neue Form bereits in Otfrieds Bearbeitung der
evang. Geschichte. Obschon von geringem dichterischen
Werte und anscheinend nur in einem kleinen Kreise
verbreitet, hat dies Werk doch ohne Zweifel einen
bedeutenden Einfluß auf die Befestigung der neuen
poetischen Form geübt. Die Wirkungen dieser neuen
Reimweise können nicht hoch genug angeschlagen
werden. Der Allitteration nämlich, weil sie auf den
Anfangsbuchstaben derjenigen Worte ruht, welchen
der höchste grammatische und logische Wert im
Verse zukommt, steht nur ein sehr geringer Vorrat
von Reimwörtern zu Gebote; es ist also die Ge-
fahr unvermeidlich, daß sich eine bedeutende Anzahl
feststehender Redensarten bilde, welche, zumal bei
ihrem Übergewicht im Satze, nicht nur die freie
Bewegung des Gedankens aufheben, sondern seinen
Inhalt selbst verkümmern, mithin die Dichtkunst
zur Armut und Erstarrung führen müssen, wie es
in der nordischen Poesie auch wirklich der Fall war.
Der Endreim dagegen gestattet einerseits eine freie

[illegible] Gewand gekleidet. [illegible] deutscher Sprache aber blieb gänz[illegible] überlassen. Nur die deutsche Prosa, [illegible] unter den Karolingern sich zu heben be[illegible] hatte, fand Pflege in den Klöstern als ein [illegible] Mittel des Unterrichts. Namentlich [illegible] die Mönche zu St. Gallen (unter ihnen [illegible] Notker III. Labeo, deshalb auch [illegible] genannt) eine ganze Reihe von Über[illegible] und Erläuterungen, die sich vor allen [illegible] Erzeugnissen ähnlicher Art sehr vor[illegible] auszeichnen; und auch die deutsche Predigt [illegible] sich nun wieder vernehmen, um seitdem keine [illegible]terbrechung mehr zu erfahren. Trauriger stand [illegible] um Litteratur, Bildung und Sprache in der [illegible] Zeit der fränk. Kaiser, wo die Schulen [illegible] tief verfielen, daß selbst die Geistlichen höhere Bildung in Frankreich aufsuchen mußten. Nur in [illegible] österr. Klöstern findet sich um diese Zeit eine [illegible]haftere Pflege deutscher Dichtung und Sprache.

Zu engster Beziehung zum Gange der Litteratur [illegible]wegte sich auch der Verlauf der Sprachwandlung. Während die niederdeutsche Sprache, welche gleich[illegible] nur wenig Schriftwerke erzeugte, darunter frei[illegible] den Hêliand (s. d.), im ganzen auf der frühern german.-got. Lautstufe verharrte, war die hochdeutsche [illegible] ein Bedeutendes darüber hinausgegangen. Ihre stummen Konsonanten waren in der Lautverschiebung um einen Schritt weiter gerückt, sodaß [illegible] german.-got. Tenuis in Aspiration, die frühere Aspiration in Media, die ältere Media in Tenuis umgewandelt erschien, z. B. got. kalds (kalt), althochdeutsch chald; got. brothar, althochdeutsch bruoder; doch gelangte dieser Wechsel nur in der strengsten althochdeutschen Mundart, der alamannischen, zu ganz entschiedener Geltung. Unter den Vokalen griffen Lautschwächungen und Angleichungen weiter um sich und vermehrten deren Anzahl durch Umlaute und Trübungen. An die Stelle der drei kurzen got. Vokale (a, i, u) traten sechs althochdeutsche (a, e, ë, i, o, u); zu den drei ursprünglichen Längen (ê, ô und ei, das wie î gesprochen wurde) traten nun noch zwei andere hinzu (â, û); und während die got. Sprache auf drei Doppellaute (ai, au, iu) beschränkt war, entwickelte die althochdeutsche deren eine sehr bedeutende Fülle, die aber freilich nicht alle zu gleicher Zeit und in sämtlichen Dialekten gebraucht wurden. So war die althochdeutsche Sprache zwar an Lauten bedeutend reicher geworden, aber an Flexionen hatte sie verloren. Vocativ, Dual und Passiv waren fast gänzlich verschwunden, der Accusativ dem Nominativ gleich geworden, die Reduplikation zu einer Verwandlung des Wurzelvokals in ia zusammengeschrumpft (z. B. got. halda, haihald, althochdeutsch haltu, hialt, neuhochdeutsch halte, hielt). In der Wortbildung waltete Fülle und Gelenkigkeit; zahlreiche neue Ausdrücke, besonders Abstrakta, wurden durch das Bedürfnis hervorgerufen, den Begriffen der christl. Lehre Ausdruck zu verleihen. Auch der Satzbau bewegte sich frei und verständlich. Zur vollsten Entwickelung ihrer Vorzüge war die althochdeutsche Sprache fast zugleich mit der Litteratur im karoling. Zeitalter gelangt; doch schon im 9. Jahrh. begannen die Verluste. Es erfuhren die Wurzeln Einbuße durch das Schwinden der Aspiraten in den Anlauten hl, hn, hr, hw (z. B. got. hlaupan, althochdeutsch hlaufan, später loufan, neuhochdeutsch laufen), und noch mehr die Endungen, deren Vokale sich teils in ein unbetontes e abschwächten, teils ganz verloren gingen.

Neues Leben zündeten in der Nation und damit auch in Litteratur und Sprache die Kreuzzüge und die ruhmvolle Herrschaft der staufischen Kaiser. Mit ihnen hob der **mittelhochdeutsche Zeitraum** an, welcher bis in das 15. Jahrh. herabreicht. Bereits im 11. Jahrh. hatten im Südosten des Reichs, in Österreich, Steiermark, Kärnten, Geistliche angefangen, biblische und kirchliche Stoffe zu bearbeiten in einer Form, die sich an die otfriedische viermal gehobene Reimzeile anlehnt. Ziemlich aus denselben Landstrichen stammen auch die ersten Versuche in der Lyrik. Zugleich trat auch der gebildete Laienstand, also nach damaligen Bildungsverhältnissen der Ritterstand, in die Litteratur ein und gab ihr binnen wenig Jahrzehnten ein durchaus verändertes Gepräge. Wiege und Herd des Rittertums und ein Mittelpunkt der in voller Blüte stehenden altfranz. Poesie war Flandern. An seiner Grenze, am Niederrhein, und unter seinem bestimmenden Einflusse entwickelte sich gegen Ende des 12. Jahrh. die mittelhochdeutsche Poesie mit überraschender Schnelligkeit zur Vollendung; und eben dort, wo einst auch der Name der Germanen aufgekommen war, gelangte jetzt der Ausdruck »deutsch« zur allgemein gültigen und ehrenvollen Bezeichnung der Gesamtsprache und des Gesamtvolks. Bald erschollen Hof und Kloster von deutscher Dichtung und deutschem Gesange. Spielleute und Fahrende trugen die neue Kunst, die unter den Händen des Adels aus einer gelehrten zur höfischen wurde, über das ganze hochdeutsche Sprachgebiet, ja weiter hinaus auf niederdeutschen Boden und selbst über die Grenzen des Reichs. Fürsten und Herren schützten, beförderten und übten sie. Namentlich zeichneten sich aus die Höfe Welfs VI., des freigebigen Bayernherzogs zu Memmingen, Bertholds V., Herzogs von Zähringen zu Freiburg, und besonders des thüring. Landgrafen Hermann zu Eisenach und des österr. Herzogs Leupold VII. zu Wien, an welchem letztern Orte auch die volksmäßigere Dichtung Pflege fand. Durch Heinrich von Veldeke und die drei großen Meister, welche allen übrigen ein Vorbild wurden, den klaren Hartmann von Aue, den sprachgewandten Gottfried von Straßburg, den tiefsinnigen Wolfram von Eschenbach, gedieh nach franz. Muster, doch in der heimischen Form des strophenlos fortschreitenden, viermal gehobenen Verses das kunstmäßige Epos zur Vollendung. Die Lyriker, unter denen Walther von der Vogelweide die erste Stelle behauptet, lernten von den Franzosen den kunstmäßigen Gebrauch der dreiteiligen Strophe, welche der Grundform des uralten deutschen allitterierenden Verses entsprach, und mancherlei Einzelheiten in Inhalt und Form; doch verwandelten sie alles in echtes deutsches Eigentum, an Reichtum des Inhalts und der Formen ihre Meister bald weit übertreffend. Auch das alte Volks-

die Wandlungen, welche sie in diesem Zeit-
e erlitt, an Altertümlichkeit, an sinnlicher
und an Wohlklang, gewann aber an Ge-
digkeit und Beweglichkeit des Tons und des
rucks; sie erhob sich aus der Verwilderung des
ahrh. zur Litteratursprache, deren Wesen, ge-
er den Volksmundarten, darin besteht, daß sie
Flexionen das Altertümliche abgestreift und
eichmäßiges modernes Gepräge angenommen
In den Wurzelsilben dagegen lebte noch die
Mannigfaltigkeit kurzer und langer, ein-
und diphthongischer Vokale fort, und durch
nehmen der Umlaute war stets ein größerer
weicherer Töne hinzugetreten. Auch die
nanten wurden milder. Nachdem sie in der
deutschen Sprache die dritte und letzte mög-
Stufe der Lautverschiebung erreicht hatten,
sie in der mittelhochdeutschen entweder
, oder wichen auch um einen Schritt zu-
Anlautendes p und k wandelte sich in b und
den Liquiden ging t gern über in d, und
die Anlaute verlangten durchaus harte Buch-
, p, c, t, f, ch. Waren endlich schon im
Jahrh. die vollern Vokale der Vor-, Ablei-
und Flexionssilben in e abgeschwächt wor-
so behielt dies e doch jetzt noch in vielen Fällen
, während es im Neuhochdeutschen
tonlos wurde. Diese Bestimmtheit
bei so großer Mannigfaltigkeit erlaubte
einen höchst vollendeten, feinen und
Gesetzen unterworfenen Versbau. Wesent-
wirkte zwar auch auf diesen franz. Vorbild,
seine Grundsätze blieben echt deutsch. Nicht
Zählung der Silben wurde oberstes Gesetz, ob-
das welsche Muster und namentlich auch die
der gesungenen lyrischen Strophe darauf
, sondern noch behauptete der Accent (die
) das Übergewicht, und neben ihm bean-
die Quantität ihr Recht. In strophenloser
galten beide allein; noch durfte dort die
fehlen oder in festbestimmten Fällen auch
sein, doch nur mit dem Tonwerte einer
. Ein genaueres Festhalten der Silbenzahl
freilich die strophische lyrische Dichtung

gegen allmählich auch immer mehr das Bewußtsein von dem etymologischen Gehalte der Worte und dem Sinne der Formen.

Mit dem Untergange der Hohenstaufen erlosch des Reiches Herrlichkeit, das höfische Leben, die höfische Kunst. Was davon noch übrig war, flüchtete an die Grenzen des Reichs, ja selbst darüber hinaus, nach Belgien, Böhmen, Dänemark. Der letzte höfische Dichter, Konrad von Würzburg, einer bessern Zeit würdig, starb 1287. Lehrhafte Dichtung und die im 13. Jahrh. zurückgedrängte Prosa traten nun wiederum in den Vordergrund. Im 14. und 15. Jahrh. endlich kam die von dem Adel aufgegebene Kunst gänzlich in die Hände der mittlern Stände, vorzugsweise der Bürger, welche sie nach ihrer Weise liebevoll, aber handwerksmäßig pflegten, als Herolds- und Geschichtsdichtung, als Meistergesang, als Volks- und Bänkelsängerlied, als geistliches Drama oder Fastnachtsspiel. Daneben gingen in prosaischer Einkleidung Erbauungsschriften, Chroniken und Rechtsbücher. Ein buntes, geschäftiges Treiben, aber ohne höhere Idee, ohne Mittelpunkt und Gesetz! Nur die Mystiker des 14. Jahrh., welche mit ihrer halb spekulativen, halb praktischen und erbaulichen Religionsphilosophie die Thätigkeit der Franziskanerprediger des 13. Jahrh. fortsetzten und später auch auf Luther Einfluß übten, machten eine wohlthuende und auch die Sprachentwickelung fördernde Ausnahme. Im ganzen aber wurde auch die Sprache in den allgemeinen Verfall gezogen. Die Mannigfaltigkeit der Quantitätsverhältnisse schwand; aus dem Nordosten kam der Grundsatz, alle betonten Kürzen vor einfachen Konsonanten lang zu sprechen (z. B. väter, löben, mir, jetzt Väter, löben, mir). Die Trübung und Verdunkelung griff weiter um sich. Die Anlaute sl, sm, sn, sw wurden zu schl, schm, schn, schw (slägen: schlägen; swimmen: schwimmen; sniden: schneiden; slôz: schloß); selbst sp, st begannen in schp, scht überzugehen, obschon sie in der Schrift sich bis heute erhalten haben (sprechen: schprechen; stehen: schtehen). Nicht minder litten Flexion und Satzbau. Viele Feinheiten und Genauigkeiten gingen verloren. Mit dem Schwinden der Litte-

tigen [illegible] in den schulgerechten und meisterlichen [illegible] Dichtungen [illegible] [illegible]

Mit Ereignissen [illegible] [illegible] und in Deutschland begonnen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Werke von der höchsten Bedeutung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] Ausdrücke zu [illegible] zu erklären; bald ten solche Hilfsmittel des Verständnisses Bedürfnis geworden. Die Niederdeutschen anfangs [illegible] noch einer Übersetzung in [illegible] bart. Das Neue Testament erschien in [illegible] halt zuerst 1523, die ganze Bibel 1534; drei kaum volle hundert Jahre dauerte dieses Be[illegible] [illegible] ward die letzte nieder[illegible] [illegible] gebracht. So hatte [illegible] über ganz Deutsch[illegible] [illegible] Bibel ersetzte nicht nur [illegible] Hauptstadt; sie [illegible] die Quelle, aus der alle [illegible] Schriftsteller bewußt [illegible] wesentlichen Teil [illegible], und aus ihr ging [illegible] Gebete und andern Bü[illegible] [illegible] Stil nicht nur [illegible] aller Konfessionen der [illegible] hervor. Vgl. Hopf, [illegible] der lutherischen Bibelverdeutschung [illegible]

[illegible] erreichte Luther in [illegible] noch [illegible] einzelne ihm [illegible] nach ihm. Wenn auch [illegible] Kunstwerke zu Tage [illegible] ein regsames Streben [illegible] Kräfte, Talente [illegible] aus dem bunten Gewimmel [illegible] in Prosa und Versen, [illegible] Reformation begleiteten, [illegible] Leben, ein offener, [illegible] und das Prak[illegible] [illegible] scharfkantige Zorn[illegible] [illegible] Einfalt, Murners [illegible] fast der Ästhetik [illegible] durch gleiche strotzende [illegible] Gegensatz hierzu [illegible] Jahrhunderts mit ihrer [illegible] Theologen war das [illegible] wieder abhanden gekom[illegible] [illegible] zu verkündigen, haderten [illegible] um Dogmen. [illegible] auf ihre Mutter[illegible] [illegible] selbstgefällig ihrer [illegible] Phrasen. Die [illegible] Frankreich, um dort die [illegible] zu bewundern. Die poet[illegible] [illegible] des Schmalkal[illegible] [illegible] Folgen gleichfalls Hilfe [illegible] Der kaiserl. Hof gab [illegible] [illegible] Raum. Ein neuer Riß begann die [illegible] zu scheiden und klaffte in den [illegible] Jahrhunderten nur weiter und weiter [illegible]. Nur das geistliche Lied, in dem noch die [illegible] Luthers [illegible], bildete noch auf längere Zeit ein gemeinschaftliches Band.

[illegible] hervor auf der Grenze des 16. [illegible] ein Stern erster Größe leuchtend am Himmel der deutschen Litteratur: Johann Fischart [illegible] ein Mann, vorzugsweise berufen, der Zeit als Satiriker den Spiegel vorzuhalten. Er that es mit vollendeter Meisterschaft, mit un[illegible] Laune und Komik und mit einer [illegible] über die Sprache, wie sie nach ihm durch [illegible] Jahrhunderte niemand erreichte. In ihm war alles, was einst das alte heilige Rö[illegible] Reich in Ernst und Scherz, in Trauer und [illegible] bewegt hatte, gleichsam noch einmal zu höherer Verklärung gesammelt. Kaum 30 Jahre nach seinem Tode ward er von dem jungen Dichtergeschlechte als veraltet beiseite geschoben und vergessen. Denn eine neue Kunst mußte wohl entstehen, weil die fort[illegible] gänzliche Umgestaltung des Staats- und Ge[illegible] sellschaftslebens eines Ausdrucks in der Litteratur

ichter Heinsius, der neulat. Mustern folgende
rd nebst Schule und die Poetik des Scaliger)
ten, führte er mit sicherm und feinem Gefühle
ers unter das Gesetz abwechselnder Hebung
Senkung zurück und lehrte die Sprache so
hen, daß sie mit Beachtung der vollen und
, durch Luther erlangten Ausbildung sich
und wohllautend in den Rhythmus fügte.
vertauschte er dabei den für die jetzigen me-
n Verhältnisse der Sprache allerdings nicht
geeigneten viermal gehobenen Vers der mit-
deutschen Epopöe gegen den womöglich noch
tern, aus seinen Vorbildern herübergenom-
Alexandriner, der nachher über ein Jahr-
t die Herrschaft behauptete.

Opitz die Reinheit der deutschen Sprache für
chtergebrauch zu wahren suchte, so bildeten
ziemlich um dieselbe Zeit mehrere Gesell-
mit dem Zwecke, die Muttersprache gegen
allen Wegen immer mächtiger hereindrin-
Ausländerei zu schützen. Die älteste, ange-
e und wirksamste unter ihnen war die Frucht-
nde Gesellschaft oder der Palmenorden, gestif-
617 zu Weimar und bis 1650 geleitet von dem
chen Fürsten Ludwig von Anhalt. Sie hob
Ansehen der neuen Kunstpoesie, brachte sie dem
... und spornte zu höhern Leistungen. Auch
... und förderte sie unmittelbare Bestre-
gen für die Sprachwissenschaft, wie die gelehr-
grammatischen Werke des fleißigen Forschers
t Georg Schottel, dessen «Ausführliche Arbeit
der Deutschen Haubtsprache» (Braunschw.
), sodann die mehr für den praktischen Ge-
h berechnete «Sprachlehre» und «Rechtschrei-
» des Chr. Gueintz. Selbst auf Universitäten
Schulen fand durch Opitz' Freunde und Be-
erer Unterricht in deutscher Sprache und
unst eine Stätte. Aber das alles konnte den
ll der Litteratur und Sprache nicht hemmen.
Dreißigjährige Krieg vollendete das Übel; er
gte den Einfluß der Fremden auf Deutsch-
zuletzt gar durch Vertrag und Gesetz. Die
wurde jetzt zum bloßen Spielwerk müßiger
en, zum Zeitvertreibe herabgedrückt. Da

allein gültigen Mittel schriftlicher wie mündlicher Mitteilung für alle Gebildeten des Vaterlandes zu machen. Als Vorbild diente ihm aber wiederum das Ausland, die seiner trockenen Verständigkeit so ganz zusagende korrekte Nüchternheit der französischen sog. Klassiker und die Thätigkeit der pariser Akademie. Für die Erreichung seines Zwecks setzte er alle Hilfsmittel in Bewegung. Er bekämpfte die schwülstige Manier der Zweiten schles. Schule und ebenso sehr die platte Natürlichkeit und Ungezwungenheit ihrer an Christian Weise sich lehnenden Gegner, erläuterte seine Ideen in Lehr- und Schulbüchern, benutzte zu ihrer Verbreitung eine sehr ausgedehnte Korrespondenz und weitverzweigte persönliche Verbindungen, stellte Muster auf in Übersetzungen und eigenen Erzeugnissen, zog Schüler heran, die in seinem Sinne schriftstellern sollten, ergriff die seit Thomasius in Anwendung gekommene Form der Zeit- und Wochenschriften, um auch auf den der Litteratur noch ferner stehenden Mittelstand zu wirken, und dehnte seine theoretischen Studien selbst bis auf die altdeutsche Litteratur aus. Wie sehr er nun auch über die Richtigkeit des Ziels und den Wert der Mittel sich täuschte, immerhin bleibt ihm das Verdienst, zuerst die Idee einer deutschen Gesamtlitteratur gefaßt und der bevorstehenden Erhebung der Litteratur und Sprache wesentlich vorgearbeitet zu haben.

Etwas näher schon kamen der Wahrheit in verschiedenen wichtigen Punkten der Theorie die Schweizer Bodmer und Breitinger. Sie wiesen endlich wieder auf die über alle Regeln hinausliegende Unmittelbarkeit der Poesie, auf angeborene Dichtkraft, und verlangten für die Dichtung eine große Aufgabe, einen lebendigen Inhalt. Ihre Forderung ging rasch in Erfüllung. Nach Brockes, Haller, Hagedorn nahm plötzlich Klopstock seinen erhabenen Dichterflug und schuf, aus Luthers Quelle genährt, mit Einem Schlage eine neue, wahrhaft poetische Diktion (1748). Und was ihm im Rausche der Begeisterung gelungen war, was er selbst (in einem Aufsatze über die poetische Sprache 1758) noch nicht ganz zu begreifen wußte, das brachte Herder zum klaren Bewußtsein in seinen «Fragmenten zur deutschen Litteratur» (1767). Nach-

[illegible] der
[illegible] Schrift-
[illegible] Stellungen
[illegible] im
[illegible] den
[illegible] Jahrh.
[illegible] zahl-
[illegible] poeti-
[illegible] war
[illegible] und Reim
[illegible] höhern An-
[illegible] Sieg aus
[illegible] die Stelzen
[illegible] Ausdrücke,
[illegible] worauf
[illegible] Poeten,
[illegible] allen
[illegible] Stile
[illegible] als
[illegible] dagegen
[illegible] oder
[illegible] und
[illegible] dann
[illegible] nach
[illegible] war
[illegible] erreicht
[illegible] des 18.
[illegible] höhern
[illegible] In diesem
[illegible] 18. Jahrh.
[illegible] Würde,
[illegible] Zahl der
[illegible] wünschte
[illegible] die gelehrter
[illegible] wendete, be-
[illegible] Wochenschriften,
[illegible] nahmen.
[illegible] 18. Jahrh.
[illegible] Junius,
[illegible] Liebhaberei,
[illegible] der Rechts-

Grundsätze der deutschen Sprache» (Cölln
ee 1690; zuletzt Berl. 1746). Beide Rich-
urden in Gottscheds Zeit mit erneutem
der aufgenommen und seitdem ununter-
rtgesetzt; aber sie blieben noch unvermit-
die Grammatik bei ihrem beschränkten
rrte, nur die neuhochdeutsche Sprache in
n zu fassen. Vgl. Reichard, «Versuch einer
er deutschen Sprachkunst» (Hamb. 1747).
mittelalterlichen Sprachdenkmäler wirkten
selbst, Bodmer und Breitinger, welche die
ger und die Nibelungen aus der Vergessen-
rgezogen; Ch. H. Müller durch Heraus-
bedeutendsten Epopöen («Eneid», «Parci-
istan», «Iwein»); Oberlin als fleißiger
er des Scherzschen altdeutschen Glossars;
chaeler, Adelung, Eschenburg, Gräter,
Zahn u. a. Die neuhochdeutsche Gram-
Lexikographie erfuhr fleißige Bearbeitung
tsched, Adelung, Campe. Schon Möser,
lopstock, Herder, Wieland waren auch auf
Litteratur und Sprache vielfach eingegan-
gerechtere und tiefere Würdigung aber er-
st durch die Romantiker Tieck, Schlegel,
rnim und Brentano, und zugleich mach-
r wie Docen, Büsching, von der Hagen
um der altdeutschen Litteratur und
einer Hauptaufgabe ihres Lebens.
einer Wissenschaft wurde die **deutsche**
gie sogleich nach dem Ende der Freiheits-
Benecke, die Gebrüder Grimm und Lach-
ben. Benecke begründete das philol. Ver-
er mittelhochdeutschen Litteratur. Er hob
genauesten Studium einzelner Dichter
gte endlich zur Herrschaft über den mittel-
en Wortschatz, den er bis in die feinsten
ngen der Wortbedeutung darlegt im
ch zu Hartmanns Iwein» (Gött. 1833).
artig angelegtes «Mittelhochdeutsches
ch» (3 Bde., Lpz. 1847—66) blieb nur
dessen Ausführung, zum Teil im Verein
ke, später Wilh. Müller übernahm. Die
akob und Wilhelm Grimm (s. d.) umfaß-
Ganze der deutschen Philologie, brachen

Weiter schreitend in das Gebiet der Litteratur, erörterte Wilh. Grimm die Anfänge der Schrift («Deutsche Runen», Gött. 1821), die Verzweigung und Gestaltung des Volksepos («Deutsche Heldensage», Gött. 1829; 2. Aufl. 1867), Jak. Grimm die Tiersage («Reinhart Fuchs», Berl. 1834), und beide in zahlreichen Ausgaben und Abhandlungen die verschiedensten Aufgaben der deutschen Philologie. Selbst das Unscheinbarste gewann unter den Händen der beiden Brüder Leben und hohe Bedeutung, wie die Volkssagen und die Märchen. Hierzu kommt noch das «Deutsche Wörterbuch» (fortgeführt von Hildebrand, Weigand und Heyne, Bd. 1—7, Lpz. 1852—82), das der Thätigkeit beider die Krone aufgesetzt haben würde, wenn es nicht durch ihren Tod unterbrochen worden wäre. Lachmann (s. d.) wandte die an der klassischen Philologie gelernten Grundsätze der Kritik auf die deutsche an und entdeckte auf histor. Wege die Grundsätze der Metrik nebst ihren dem Gange der Sprache folgenden Abwandlungen, während die theoretischen Bemühungen von Klopstock seit 1756, Moritz' «Versuch einer deutschen Prosodie» (Berl. 1786) und Voß' «Zeitmessung der deutschen Sprache» (Königsb. 1802; 2. Aufl. 1831) gescheitert waren, weil sie im neuhochdeutschen Gebiete allein und im Wahne der Quantität befangen blieben. Hatten doch selbst Goethe und Schiller nicht zu klarer Einsicht über ihr eigenes metrisches Verhalten gelangen können und ohne andere theoretische Hülfsmittel als das Buch von Moritz sich fast gänzlich nur auf ihr Gefühl verlassen müssen.

Zahlreiche Mit- und Nachstrebende führten die neue Wissenschaft rüstig und erfolgreich weiter. Den got. Wortschatz sammelten und erläuterten, außer den schon genannten Gabelentz und Löbe, Schulze, Stamm, L. Diefenbach; den altsächsischen J. A. Schmeller im Glossar zum «Hêliand» (1840); den angelsächsischen Ettmüller und Grein; den althochdeutschen Graff («Althochdeutscher Sprachschatz», 6 Bde., Berl. 1834—42; alphabetischer Index von Maßmann, 1846); den mittelhochdeutschen, außer den schon erwähnten W. Müller und Zarncke, Ziemann («Mittelhochdeutsches Wörterbuch», Quedlinb. u. Lpz. 1837) und Lexer («Mittelhochdeutsches Handwörterbuch», 2 Bde., Lpz. 1872—76). Eine kom-

Grimms grammatische Entdeckungen verschmolzen mit den Ergebnissen anderer Forscher und dem Ertrage eigener Studien: Karl Wilhelm Ludwig Heyse, Rumpelt («Deutsche Grammatik», Bd. 1, Berl. 1860), Heyne («Kurze Grammatik der altgerm. Sprachstämme», Bd. 1, Paderb. 1862; 3. Aufl. 1874) und Holtzmann (in seiner unvollendet gebliebenen «Altdeutschen Grammatik», Lpz. 1870—75). Dieselben nach der neuern Zeit hin zu ergänzen waren bemüht: Kehrein in seiner «Grammatik der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrh.» (3 Tle., Lpz. 1854) und Vernaleken in der «Deutschen Syntax» (2 Bde., Wien 1861—63). Von einer «Sammlung kurzer Grammatiken german. Dialekte» sind erschienen eine gotische von Braune (Halle 1880), eine mittelhochdeutsche von Paul (Halle 1881) und eine angelsächsische von Sievers (Halle 1882). Eine «Mittelhochdeutsche Grammatik» lieferte Weinhold (Paderb. 1877). In weiterm Fortschritt suchten die Bedeutungen und Ursachen der grammatischen Erscheinungen aufzuhellen: Holtzmann («Über den Umlaut», Karlsr. 1843; «Über den Ablaut», Karlsr. 1844), Jacobi («Beiträge zur deutschen Grammatik», Berl. 1843, und «Untersuchungen über die Bildung der Nomina», Bd. 1, Bresl. 1848) und Leo Meyer («Über die Flexion der Adjektiva im Deutschen», Berl. 1863). Gleichfalls in mehr oder minder selbständiger Bearbeitung faßten die Ergebnisse der neuen Sprachwissenschaft für den Gebrauch der Gebildeten zusammen Götzinger («Die deutsche Sprache und ihre Litteratur», 3 Bde., Stuttg. 1836) und Schleicher («Die deutsche Sprache», Stuttg. 1860; 4. Aufl. 1879). Auf einem dem historischen entgegengesetzten Wege, von seiten der Logik her, suchten in die Grammatik einzudringen: K. F. Becker, Herling («Syntax der deutschen Sprache», 2 Bde., Frankf. 1830—32) und Schmitthenner, ohne indes andere als vorübergehende Erfolge zu erringen. Als belebende Mittelpunkte auch für die Sprachforschung dienen Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum» (Bd. 1—26, Lpz. u. Berl. 1841—82), Franz Pfeiffers «Germania» (Bd. 1—13, Stuttg. u. Wien 1856—68, fortgesetzt von Bartsch, 1868—82), Zachers «Zeitschrift für deutsche Philologie» (Bd. 1—14, Halle 1868—82) und die «Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur» von Paul und Braune (Bd. 1—9, Halle 1873—82). Die gewonnene sichere Ausbeute für den Gebrauch der hohen und niedern Schulen und ihrer Lehrer hat K. A. Hahn in einer Reihe grammatischer Arbeiten zu verwerten gesucht. Vielfache Bereicherung endlich erhielt die deutsche Sprachforschung durch die auf dem Gesamtgebiet der Linguistik oder dem indogerman. Felde sich bewegenden Untersuchungen von W. von Humboldt, Bopp, Pott, Kuhn, Leo Meyer, Schleicher u. a. Auch ein eigenes Organ hat der lebhafte Betrieb dieser Studien in Kuhns «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung» (Berl. 1851 fg.) hervorgerufen. Die Herausgabe und Erklärung altdeutscher Litteraturwerke förderten außer den weiter oben Genannten: Bartsch, Bech, Bechstein, Behaghel, Diemer, Ettmüller, Frommann, Hahn, Haupt, Homeyer, Hoffmann von Fallersleben, Holtzmann, von Keller, Freiherr von Laßberg, Martin, Maßmann, Mone, Müllenhoff, W. Müller, Paul, Franz Pfeiffer, Rieger, H. Rückert, Schade, Scherer, Sim[illegible]lmar, W. Wackernagel, Zarncke, Zinge[illegible]r Einführung in die Kenntnis der d[illegible]r und Sprache dienen K. Goedekes «Deutsche Dichtung im Mittelalter» (Hannov. 1854) und eine große Anzahl von Lesebüchern, von denen nur Weinhards «Mittelhochdeutsches Lesebuch» (3. Aufl., Wien 1875), Schades «Altdeutsches Lesebuch» (Bd. 1, Halle 1862) und Ph. Wackernagels «Edelsteine deutscher Dichtung und Weisheit» (4. Aufl., Frankf. a. M. 1874) genannt sein mögen. Für die neuere lieferte sehr reichhaltige und gründliche Zusammenstellungen Goedeke in den «Elf Büchern deutscher Dichtung» (2 Bde., Lpz. 1849) und «Deutschlands Dichter von 1813—43» (Hannov. 1844); über die ganze Litteratur aber reichen das Lesebuch von Frommann und Häußer (2 Bde., Heidelb. 1847), die «Deutsche Litteraturgeschichte in Biographien und Proben» von Scholl (3. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1852—55), die «Denkmäler der deutschen Sprache» von Pischon (6 Tle., Berl. 1838—51) und, an Wert obenanstehend, das Lesebuch von W. Wackernagel (5. Aufl., 3 Bde., Bas. 1873 fg.). Eine ziemlich vollständige Bibliographie der Litteraturgeschichte und Grammatik von den ältesten Zeiten bis 1836 gibt Hoffmanns von Fallersleben «Die deutsche Philologie im Grundrisse» (Bresl. 1836); eine geschichtliche Darstellung von R. von Raumer, «Geschichte der german. Philologie» (Münch. 1870). Die Geschichte der deutschen Sprache behandelten am besten Koberstein in seinem «Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur» und W. Wackernagel in seiner «Geschichte der deutschen Litteratur» (Bd. 1, 2. Aufl., Bas. 1879). Die unentbehrlichste Grundlage endlich für das Studium der neuhochdeutschen Periode schuf in trefflichster Weise Karl Hartwig Gregor Freiherr von Meusebach, indem er mit rastlosem Eifer, vollendeter Sachkenntnis und sehr bedeutenden Kosten alle ihm erreichbaren Werke und deren verschiedene Ausgaben zusammenbrachte, die für die deutsche Litteratur und Sprache von Erfindung der Buchdruckerkunst bis herab auf Goethe irgend welche Bedeutung haben. Diese unschätzbare, an innerm Gehalt und äußerer Vollständigkeit einzig dastehende Sammlung ist in den Besitz der königl. Bibliothek zu Berlin gelangt. Sprachgeschichtlich behandelte diese Periode H. Rückert in seiner «Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache» (2 Bde., Lpz. 1875).

Deutsches Theater. Wie in Griechenland hatte das Theater der Abendländer seinen Ursprung in den dramatischen Formen des Gottesdienstes. Die christl. Kirche gestaltete allmählich alle Hauptmomente der Erlösungsgeschichte zu dramatischen Darstellungen, welche die Priester in der Kirche ausführten. Bis zum 12. Jahrh. waren, auch in Deutschland, die Kirchenfeste des ganzen Jahres durch solche dramatische Veranschaulichungen der Geheimnisse des Erlösungswerks geschmückt. Für diese Mysterien (s. d.), wie man sie deshalb nannte, wurde jedoch bei ihrer weitern Ausbildung der Raum in der Kirche zu eng, wie auch die lat. Sprache, deren man sich dabei neben dem recitativischen Ritualgesang bediente, dem populären Verständnis nicht genügte. Man schlug daher die Mysterienbühne auf Kirch- und Klosterhöfen, bald auch auf Straßen und Plätzen der Städte auf, und die lat. Sprache wurde nur noch für die Bibelworte, welche Christus, die Apostel, Engel, Heiligen und Gott Vater zu sprechen hatten, beibehalten. Auch komische Elemente mischten sich diesen Kirchenspielen bei, wozu nicht nur der in den Passionsspielen erscheinende Quacksalber

[illegible]), im-
ie Teufel [illegible]. Das Personal dieser
schen Mysterienaufführungen wuchs zu
mehreren hundert. Die Geistlichen, un-
für den Gesang, beschränkten sich die
r heiligen Personen, wogegen die an-
n profanern Personen in die Hände gelegt
So behielt das geistliche Drama bis
n der Reformation eine nicht zu unter-
[illegible]bedeutung.
ischen geistlichen Schauspielen entstanden
wesentlich komischer Gattung, ebenfalls
kirchliche Veranlassung, nämlich in der
Mummereien, possenhafte und fest-
züge mit Dialogen, Spottliedern auf Ta-
heiten oder bekannte Personen waren
wickelnd die Fastnachtsaufzüge bei den
(den die Quelle der antiken Komödie) die
den Fastnachtsspielen, welche in der be-
ädter, namentlich in Nürnberg und
sich ausbildeten. Anfangs wurden diese
Stegreif von jungen Handwerkern ge-
ichter entstanden unter ihnen auch mit
er, und es bildeten sich förmliche Zünfte
chtspieler, die sich dann mit denen der
er verbanden. Welcher Art ihre Spiele
gen die getreuesten von Rosenblüt, Folz,
d Hans Sachs. Der letztere führte die
es mittelalterlichen Volksdramas und
e des eigentlich dramatischen Lebens
ei. Während die Mysterien und die
hervorgegangenen Moralitäten (s. d.)
e und bewegte Bilder, die ältern Fast-
nur Gespräche in [illegible] Erschei-
en, ging in Hans Sachs' Gedichten der
lebendiger Menschendarstellung auf,
uch, über die enge Grenze des Fastnacht-
ind, auf das ganze Gebiet der heiligen
nen Geschichte übertrug. Lokalitäten,
zur Aufführung von Bühnenstücken
eben waren, kannte man vor dem
h nicht. Besonders häufig wurde in
m gespielt, so 1615 in Danzig, 1628 in
, wo früher die Theatergeschichtschrei-
mäßlich schon 1540 vollzogene Errich-
[illegible] mythischen ersten deutschen Na-
[illegible] herausfinden ließ.
lehrtenstand bethätigte seinen Anteil am
ch die Schulkomödien, welche zu Ende
lich. zuerst zur Übung der lat. Sprache
wurden. Man wählte zunächst Stücke
s und Terenz dazu, bildete ihnen aber
nach, wobei Männer wie Reuchlin,
Celtes u. a. thätig waren. Die Refor-
eitigkeiten, welche die Fastnachtspiele zu
n Angriffen gegen Papst und Klerus
veranlaßten die Schulkomödie, sich noch
ie Kontroverse zu mischen und, um sich
tändlich zu machen, die deutsche Sprache
n. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.
diese Schulkomödien, besonders in Sach-
ingen, Schlesien, weiteste Ausbreitung.
lte mit Vorliebe alttestamentliche Stoffe
[illegible]dem stifteten die Studenten an Uni-
schlossene Korporationen für Schau-
ngen; ebenso spielten die Bürger der
ogar die Bauern, besonders in den
ern, heilige und Profankomödien. Der-
uernspiele leben in abgeschlossenen Gegen-
den noch fortdauernd fort, wovon die Oberammergauer Passionsspiele ein beredtes Zeugnis ablegen. (S. Bauernspiele und Passionsspiele.)

Das kirchliche Drama selbst, durch die Reformationskämpfe ins Stocken geraten, lebte in den Jesuitenspielen wieder auf. In den Sälen und Höfen der Jesuitenstifte, selbst wieder auf offener Straße (wie 1597 in München zur Weihung der Michaelskirche) errichteten die frommen Väter ihre Bühnen, die sie mit allen blendenden Mitteln des Dekorations- und Maschinenwesens, allem Reiz der Oper ausstatteten, welche in Italien gegen Ende des 16. Jahrh. ausgebildet wurde.

Während so, bis zum Dreißigjährigen Kriege, diese von Geistlichen, Gelehrten, Studenten, Schülern, Bürgern und Bauern gepflegten Dilettantenschauspiele die deutsche Dramatik repräsentierten, gewannen vereinzelte Banden wandernder Berufsschauspieler allmählich an Bedeutung, zunächst solche, die aus England kamen und daher »engl. Komödianten« genannt wurden. Das Erscheinen der ersten derartigen Truppe in Deutschland läßt sich auf [illegible] festsetzen. Im 17. und 18. Jahrh. stellten sich dann auch »niederländ. Komödianten« ein. Die engl. Gesellschaften gaben ihre Vorstellungen zuerst zwar in engl. Sprache, aber nach Mischung mit deutschen Elementen und nach längerm Aufenthalt gaben sie auch Vorstellungen »in guter deutscher Sprache«. Die fremden Truppen machten Deutschland mit Stücken und Spielweise fremder und mehr ausgebildeter Theater bekannt und brachten eine ungewohnte Bewegung in das theatralische Leben, wie dies besonders die davon ergriffenen Stücke des Herzogs Julius von Braunschweig und mehr noch Jak. Ayrers deutlich kundgeben. Welcher Art die Spiele dieser sogenannten engl. Komödianten waren, ist aus einer 1620 in Druck erschienenen Sammlung ihrer Stücke (»Engl. Komödien und Tragödien«) zu ersehen, wenngleich der größte Teil der Texte unzuverlässig und korrumpiert wiedergegeben ist. Die Darstellungsweise muß zwischen höfischer, gespreizter Zierlichkeit und jener wilden, haarsträubenden engl. Manier, welche Shakspeare im »Hamlet« geißelt, geschwankt haben. Nach Beendigung des Dreißigjährigen Kriegs aber übernahmen diese Wanderbühnen die Entwickelung des deutschen Theaters vollständig. Unter den deutschen Komödiantenbanden zeichneten sich bald solche aus, welche teilweise aus Studenten bestanden (wie die des Dr. Lassenius), die, durch die Universitätsspiele angeregt, sich eine Zeit lang dem künstlerischen Wanderleben ergaben. Wenngleich nun das Komödiantenwesen durch vollständig zunftmäßige Einrichtungen, durch die Leitung eines sachverständigen Prinzipals, auch Komödiantenmeister genannt, eine innere feste Ordnung und eine feste, wiewohl mehr handwerksmäßige als künstlerische Regel besaß, auch durch den Zutritt der Studenten eine gebildetere und achtungswertere Haltung gewann, so vermochte dies doch nicht die Teilnahme der in dieser Periode berühmten Dichter M. Opitz, Gryphius, Lohenstein der Volksbühne zuzuwenden. Ihre Dramen, nach fremdländischen und antiken Mustern, mit gelehrter Prätension entstanden, ohne Rücksicht auf den volkstümlichen Geist und Geschmack, konnten keinen Einfluß auf das Theater ausüben. Schon der Mangel eines Spaßmachers in ihren Stücken, der dem Volk selbst in den M[illegible] [illegible]ehrlich

[illegible]dien aus der Schle- [illegible] ungeeignet. Große [illegible] Shakspeare, Lope de [illegible] den Possenreißer fast in [illegible] Stücke fehlen lassen. Deutsch- [illegible] mit keinem Dichter von wahr- [illegible] Kraft und echt poetischem, volks- [illegible] beglückt; unsere gelehrten Poeten [illegible] nur das unfruchtbare Bücherdrama und [illegible] Spaltung zwischen der Dicht- und Schauspielkunst auf, welche der Entwickelung des deutschen Theaters bis auf die neueste Zeit tief verderblich geworden ist. Der Erfindungskraft der Schauspieler blieb demnach bis ins 18. Jahrh. hauptsächlich das deutsche Drama überlassen, dessen Stoffe aus dem Alten Testament, aus der reichen dramatischen Litteratur der Spanier, auch der Franzosen, ja selbst der Zeitgeschichte entlehnt, mit abenteuerlichen, Zauber-, Schreckens- und Blutscenen, mytholog. und allegorischen Personen, Gesängen und Tänzen bereichert waren und die sog. Hauptaktion des Abends hergaben. Dieselben wurden später auch zu besserer Empfehlung Haupt- und Staatsaktionen genannt. In ihnen durfte der Possenreißer nicht fehlen, der in den Nachspielen die Hauptperson war, das Recht der zügellosesten Improvisation genoß und seinen alten Namen Hans Wurst (s. d.) wie seine Gestalt aufs mannigfachste veränderte. Jan Posset (Johan Bouset bei Julius von Braunschweig), Pickelhering, Curtisan und Harlekin sind von ihnen die bekanntesten. Die Verworrenheit dieser Periode wurde nicht wenig durch den Einfluß der Oper (s. d.) vermehrt, die seit Anfang des 18. Jahrh. von den Höfen verschwenderisch gepflegt ward und der man bald auch in den bedeutendsten Städten besondere Pflege zuteil werden ließ. An den Höfen verdrängte die ital. Oper bald die deutsche, welche indessen durch Dichter, wie Postel, Bressand, Hunold, König, und Komponisten, wie Theil, Kayser, Telemann, Hasse, Händel, besonders in Hamburg, wo Gerhardt Schott 1678 die denkwürdige erste deutsche Oper begründete, eine merkwürdige Bedeutung gewann. Zu Anfang des 18. Jahrh. aber ging sie an der Überbietung aller der Kunstmittel zu Grunde, welche der sinnliche Reiz der Musik nicht nur, sondern auch des Dekorations- und Maschinenwesens der neuen ital. Bühneneinrichtung darbot.

Den vorteilhaftesten Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Theaters hatte im 17. Jahrh. die kursächs. Komödiantenbande des Magisters Velthen, welche nicht nur die Improvisation aufs höchste trieb, sondern auch die charakterisierende Schauspielkunst durch Benutzung der Molièreschen Komödien förderte. Aus dieser sog. berühmten Bande erwuchs der Stammbaum derjenigen Wandertruppen, welche einen bessern Geschmack zum Durchbruch brachten. Unter ihnen zeichnete sich die der Karoline Neuber (s. d.) besonders aus, welche die besten Talente, unter ihnen Kohlhardt, Fabrizius, Suppig u. a., vereinigte und 1727 in Leipzig die Darstellung regelmäßiger, memorierter Alexandrinertragödien von Corneille und Racine begann. Die beharrliche Ausdauer bei diesem Unterneh[illegible] Gottsched (s. d.) angelegentlich unter[illegible]e vollständige Reform des Theater[illegible]achte eine neue Regel, wenngleich ei[illegible]e, in die deutsche Schauspielkunst. Mehrere der gelehrten Dichter, selbst der fromme Gellert, wandten sich nun dem Theater zu. Holbergs derbe Charakteristik hielt den affektierten Schäferspielen das Gegengewicht, und des jungen Lessing dramatische Erstlinge wurden von Karoline Neuber ebenfalls ins Bühnenleben eingeführt. Wenngleich letztere der improvisierten Stücke noch nicht ganz entbehren konnte, namentlich der Burlesken nicht, so vertrieb sie doch, auf Gottscheds Anraten, die typische Maske des Possenreißers und seine privilegierte Entartung 1737 auf ihrem leipziger Theater in einem von ihr gedichteten Gelegenheitsspiel öffentlich von der Bühne. Dieses Beispiel der Neuber bewirkte, daß der Harlekin in Norddeutschland wenigstens dem Namen, nicht immer dem Charakter nach verschwand und nur aufgeschriebene Stücke aufgeführt wurden. Viel später gelang das in Süddeutschland, namentlich in Wien, wo der Humor der alten Fastnachtspiele tiefe Wurzeln in dem Volksleben geschlagen hatte. Hier hatte der Schauspieler Stranitzky seit 1708 das erste stabile Volkstheater errichtet, dem Possenreißer, den er spielte, den alten Namen Hans Wurst zurückgegeben und ihn in dauernde Gunst bei seinem Publikum gesetzt, die auch sein Nachfolger Prehauser zu erhalten verstand. Eine glückliche Vereinigung von Talenten brachte hier die Stegreifburleske zu ihrer eigentümlichen Vollkommenheit, gestaltete die Hauptaktion zur Zauber- und Maschinenkomödie, bildete die Liederposse aus und ließ den Hanswurst, als auch hier sein Einerlei zu ermüden anfing, in neuen Gestalten, als Bernardon, Jackerl, Leopoldel, Lipperl, Burlin u. s. w. erscheinen. Der erste Versuch, welcher 1747 mit einem studierten Stück gemacht wurde, entzündete einen heftigen Widerstreit der Stegreifspieler gegen diese Neuerung, der 23 Jahre lang, an ein und derselben Bühne, mit allen Waffen der Erfindungskraft und der Intrigue geführt wurde, bis Maria Theresia sich des guten Geschmacks mit Entschiedenheit annahm, Jos. von Sonnenfels leitenden Einfluß gewann und die Improvisation auch vom wiener Theater verbannt wurde.

In Norddeutschland hatte indes die Nachahmung der franz. Kunst bei der Schönemannschen und Kochschen Truppe fortgewirkt. Das konventionelle Pathos und die tanzmeisterliche Zierlichkeit wurden durch die rührende Komödie der Franzosen, durch die Familienstücke der Engländer zur Natürlichkeit des bürgerlichen Dramas hingeleitet, für welches auch Lessing sich, als eine dem deutschen Theater natürliche und angemessene Gattung, durch seine «Miß Sarah Sampson» 1756 erklärte. Der mächtige Einfluß seiner Kritik wie seiner spätern dramatischen Gedichte wandte von hier an das deutsche Theater vom franz. Einfluß ab, verwies es auf Shakspeare und auf die Entfaltung eigener nationaler Dichterkraft, gab damit der Schauspielkunst den Maßstab einer edeln Natürlichkeit und brachte so das deutsche Theater zum Bewußtsein nationaler Eigentümlichkeit. Wenn schauspielerische Talente, wie die Frauen Neuber, Hensel-Seyler, Brandes, wie Koch, Brückner u. a., in der franz. Manier glänzten, so machte sich dagegen Konrad Ekhof von derselben frei, drang zu unabhängiger Meisterschaft durch und errang sich den Namen des Vaters der deutschen Schauspielkunst. Unter seinem und des regsamen Ackermann Einfluß erstand in Hamburg die naturtreue, echt

hule in Lessings Geist. Hier wurde
der erste, freilich verunglückte Versuch
n Nationaltheater zu gründen, wobei
Dramaturgie» entstand, und hier auch
ine Reihe großer Talente, wie Brock-
necke, die Schwestern Ackermann; na-
r Friedr. Ludw. Schröder, welcher von
780 das Theater seiner Mutter leitete
s folgenreiche Verdienst erwarb, Shak-
der deutschen Bühne heimisch zu machen.
zte die hamburger Schule, im Verein
ann und Frau Sacco, nach Wien und
r die Schwestern Jaquet und andere
ente. Reinecke machte diese Schule bei
ng der kursächs. Gesellschaft geltend.
von 1771 an in Berlin mit dem bessern
durchgedrungen war, kultivierte die
he gegen 1750, anfangs als Liederspiel,
nden war und sich mit Kompositionen
zer, Hiller, Dittersdorf, Salieri u. a.
ere Gunst gewann. Ekhof, der später
n bei der Seylerschen Truppe spielte,
och in seinen drei letzten Lebensjahren
richtete Hoftheater zu Gotha.
r Zeit an datiert eine große Verände-
Theaterverhältnisse. Bis dahin waren
ielerprinzipale, die alten Komödianten-
ener andere Privatunternehmer, unter
Cavaliere, wie in Wien und München,
er Spitze der Theaterunternehmungen
nen die Höfe nur zeitweilige Unter-
Oberaufsicht zuwandten; von jetzt an
nen die Fürsten ital. Oper und franz.
bzuschaffen und deutsches Theater in
ttelbaren Schutze zu unterhalten. Diese
g wirkte um so vorteilhafter, als die
rch vom Erwerb unabhängig gemacht,
r kunstverständigen Leitung noch nicht
rde. Kaiser Joseph II., welcher 1776
r Schauspiel übernahm und ihm den
Nationaltheaters mit der musterhaften
gab: es solle nur zur Verbreitung des
macks und zur Veredlung der Sitten
die Einsetzung der künstlerischen
von der Wahl der Theatermitglieder
daß bald ein Ausschuß von Schauspie-
einzelne, wie Stephanie, dann Brock-
Direktion führten. Dalberg, welcher
annheim ein kurfürstl. Nationaltheater
adoptierte die Josephinische Organisa-
ese junge Bühne, der die besten Talente
nach Ekhofs Tode wieder aufgelösten
theaters, unter ihnen Beil, Iffland und
ten, wurde zu einer neuen Schulstätte,
aupt Iffland zu betrachten ist, welcher
als Dramatiker der Schauspielkunst
Aufgaben bot.
wuchs die Kunst auch an poetischer
ethes «Götz von Berlichingen» gab der
f Natürlichkeit einen solchen Nachdruck,
bei den Aufführungen in Berlin und
773 eine entschiedene Reform des Thea-
, besonders des Kostüms, zu Gunsten
Treue herbeigeführt wurde. Klingers
erstenbergs «Ugolino», Schillers «Räu-
co» und «Kabale und Liebe» hoben das
f die höchste Woge der Bewegung, die
tionäre Geist jener Epoche auch der
n Sturm- und Drangperiode der Kunst

mitteilte. Während Goethes «Götz» ein langes Gefolge von Ritterstücken nach sich zog, als deren Verfasser neben andern Babo und Mayer sich auszeichneten, wurde das bürgerliche Drama, nach Lessings Vorbild, besonders von Iffland, Schröder, Gotter und Gemmingen kultiviert. Immer mehr Shakspearesche Stücke wurden dem deutschen Repertoire, die brauchbaren französischen in deutschen Formen (nationalisiert nannte man es) gewonnen. Das deutsche Theater hatte damals mehr als je vorher ein Nationaldrama. Reichlich strömte die dichterische Produktion; Schauspieltalente, wie sie später nicht übertroffen wurden, zierten nicht nur, sondern leiteten auch die Bühnen. Die Dichter suchten das engste Einverständnis mit der Schauspielkunst, und die Oper erhielt durch Glucks und Mozarts Werke ihre höchste Bedeutung.

Die nationale Glanzepoche verfiel durch die schnelle Entartung der beiden echt deutschen Gattungen: des bürgerlichen Dramas und des Ritterdramas. Dieses versank in brutale Derbheit und faustrechtliche Barbarei, jenes in platte Alltäglichkeit und falsche Empfindsamkeit, welcher letztern Kotzebue mit «Menschenhaß und Reue» 1789 die Bahn brach. Das hervorragende, aber gefährliche Talent dieses Schriftstellers beherrschte sodann wohl ein Vierteljahrhundert lang das Repertoire. Bald wurden im Kampfe gegen die Richtung auf das Alltägliche die volkstümlichen Gattungen abermals aufgegeben und die idealistische Reaktion der beiden größten deutschen Dichter verlieh dem Theater eine völlig veränderte Richtung. Goethe hatte die Direktion des 1791 errichteten weimarischen Hoftheaters übernommen. Bald wandte auch Schiller demselben seine belebende Teilnahme zu, und von Weimar ging nunmehr eine neue Schule der Dicht- und Schauspielkunst aus, welche ein entscheidendes Ansehen mit der Aufführung von Schillers Wallenstein-Trilogie, vom Okt. 1798 bis April 1799, gewann. Was Schröder auch während seiner zweiten hamburger Direktion, 1785—98, der Dichter Engel als Direktor des 1786 in Berlin errichteten königl. Nationaltheaters, Iffland in Mannheim und seit 1796 in Berlin, Brockmann in Wien, Liebich in Prag für die Naturtreue gewirkt, sollte nun seine Geltung verlieren. Der poetische Gedanke und seine schöne Form, die Ausbildung des Verses, das Streben nach dem griech. Ideal, die Neigung zu ausländischen Mustern trat überwiegend hervor. Der Leitung wie den Werken der weimarischen Dichterfreunde verdankt das deutsche Theater ohne Zweifel all seinen Adel, seine Würde und Schönheit, die es den Bühnen der andern Nationen gleichgestellt hat. Doch führte auch diese Richtung Gefahren mit sich, die in den Werken der Nachahmer zu Tage traten; die Jünger Schillers brachten vielfach hohle Parade- und Deklamationsstücke auf die Bühne. Auf Goethes «Iphigenia», «Tasso» und «Natürliche Tochter» gestützt, sollte alles, was poetisch war oder sich so geberdete, auch für dramatisch gelten. So wurde der Schauspielkunst eine Menge von Gedichten aufgedrängt, der sie kein dramatisch lebendiges Blut einzuflößen vermochte. Heinrich von Kleists Kraftgenie konnte nur spät und in Verstümmelungen sich geltend machen; Zacharias Werner drang mit der in Schillers «Braut von Messina» angeregten Schicksalsidee in seinem «Vierundzwanzigsten Februar» noch bestimmter in das moderne

tigen; in den schulgerechten und meistersängerischen Dichtungen zählte man bloß die Silben, mit gänzlicher Vernachlässigung des Accents und der Quantität. Auf Reinheit des Reims achtete niemand mehr.

Alle Ereignisse, welche den Eintritt der neuern Zeit vorbereiteten, hatten zwar auch in Deutschland begonnen die Geister zu erregen; auf die deutsche Litteratur und Sprache aber waren sie ohne entscheidenden Einfluß geblieben. Da kam Luther (s. d.) mit der Bibelübersetzung, einem Werke von der höchsten Bedeutung, das er unermüdet, in 23jähriger Arbeit, bis an sein Lebensende verbesserte. Sein Werk steht wie ein Angelstern da in der deutschen Litteratur und Sprache. Durchdrungen von dem Wunsche, allen verständlich und deutlich zu werden, legte er keine bestimmte Mundart, auch nicht die ihm angeborene, zu Grunde, sondern wählte hierzu mit bewunderungswürdiger Einsicht die Kanzleisprache, wie sie sich im 15. Jahrh. bei den Reichstagsverhandlungen und am kaiserl. wie am kurfürstl. sächs. Hofe herausgebildet hatte. «Ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache im Deutschen», sagt er hierüber, «sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächs. Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich haben im Römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.» Diese Sprache nun bildete er weiter aus dem frischen Leben heraus, indem er fleißig aufmerkte, wie Leute von beiden Geschlechtern und den verschiedensten Berufskreisen, die nicht unter dem Einflusse fremdländischer Schul- und Sprachbildung standen, dachten und sprachen. Aber mit poetischem Sinne und musikalisch gebildetem Ohre faßte er ihre Rede auf und strebte nach immer größerer Vollendung. Veraltete, unedle und triviale Ausdrücke merzte er in den spätern Drucken immer sorgfältiger aus, mangelhafte Bezeichnungen und Wendungen ersetzte er durch bessere, unbeholfenen Satzbau richtete er leichter und wohllautender ein, ohne jedoch der Kraft, Lebendigkeit und Wahrhaftigkeit des Ausdrucks Abbruch zu thun; selbst die Orthographie führte er immer erfolgreicher auf Einfachheit, Sparsamkeit und Gesetzmäßigkeit zurück. Nicht buchstäbliche sklavische Treue war sein Ziel, aber gewissenhaftes Festhalten und Wiedergeben des Sinns: daher große Deutlichkeit im Satzbau und bei aller Einfachheit doch reiche Mannigfaltigkeit in Wendungen und Ausdrücken, und wo die Gelegenheit sich darbot, ungesuchte Kürze. Am 21. Sept. 1522 war, nach verschiedenen Übersetzungsversuchen kleinerer Stücke, das Neue Testament zuerst erschienen, 1534 folgte die ganze Bibel und 1545 die letzte (zehnte oder elfte) echte, von Luther selbst besorgte Ausgabe des Gesamtwerks, ungerechnet die zahlreichen Auflagen des Neuen Testaments und anderer einzelner Bücher, sowie die Menge der Nachdrucke. In den ersten dieser Nachdrucke hatten die oberdeutschen Buchhändler noch die Notwendigkeit gefühlt, einzelne Ausdrücke zu ändern oder zu erklären; bald aber waren solche Hilfsmittel des Verständnisses gänzlich überflüssig geworden. Die Niederdeutschen bedurften anfangs freilich noch einer Übersetzung in ihre Mundart. Das Neue Testament erschien in solcher Gestalt zuerst 1523, die ganze Bibel 1534; doch kaum volle hundert Jahre dauerte dieses Bedürfnis, denn schon 1622 ward die letzte niederdeutsche Bibel zu Lüneburg gedruckt. So hatte Luthers Sprache die Herrschaft über ganz Deutschland errungen, und seine Bibel ersetzte nicht nur den Mangel einer tonangebenden Hauptstadt: sie ward weit mehr, sie ward die Quelle, aus der alle nachfolgenden bedeutendern Schriftsteller bewußt oder unbewußt einen großen, wesentlichen Teil ihrer Sprachbildung schöpften, und aus ihr ging der in Agenden, Gesangs-, Gebet- und andern Büchern kirchlichen Zwecks gebrauchte Stil nicht nur der protestantischen, sondern aller Konfessionen der gesamten deutschen Kirche hervor. Vgl. Hopf, «Würdigung der Lutherschen Bibelverdeutschung» (Nürnb. 1847).

Keiner von den Zeitgenossen erreichte Luther in Sprache und Darstellung; doch traten einzelne ihm nahe, und viele bildeten sich nach ihm. Wenn auch nicht Werke von besonderm Kunstwerte zu Tage kamen, so zeigte sich doch ein anziehendes Streben und Treiben mannigfach abgestufter Kräfte, Talente und Neigungen, und aus dem bunten Gewimmel von Schriften und Schriftchen in Prosa und Versen, welche die Bewegung der Reformation begleiteten, spricht durchgehends ein frisches Leben, ein offener, auf die unmittelbare Gegenwart und das Praktische gerichteter Blick. Huttens scharfkantige Zornsprache, Hans Sachs' redselige Einfalt, Murners urwüchsiger Witz: sie alle schlagen fast der Ästhetik ins Gesicht, aber sie reizen durch gleiche strotzende Gesundheit. Doch im schroffen Gegensatz hierzu steht die letzte Hälfte jenes Jahrhunderts mit ihrer Leere und Frostigkeit. Den Theologen war das kaum erweckte Evangelium wieder abhanden gekommen; statt es dem Volke zu verkündigen, haderten sie mit gehässiger Verfolgungssucht um Dogmen. Die Humanisten sahen vornehm auf ihre Muttersprache herab und schmeichelten selbstgefällig ihrer Eitelkeit mit zierlich gedrehten lat. Phrasen. Die Juristen wanderten nach Frankreich, um dort die «elegante» Jurisprudenz zu bewundern. Die prot. Höfe suchten in der Bedrängnis des Schmalkaldischen Kriegs und seiner Folgen gleichfalls Hilfe bei den franz. Königen. Der kaiserl. Hof gab span. Einfluß willig Raum. Ein tiefer Riß begann die Gesellschaft in zwei Lager zu scheiden und klaffte in den folgenden Jahrhunderten nur weiter und weiter auf. Nur das geistliche Lied, in dem noch die Sprache Luthers nachklang, bildete noch auf längere Zeit ein gemeinschaftliches Band.

Einer jedoch ragt mächtig hervor auf der Grenze des 16. Jahrh., als Stern erster Größe leuchtend am Himmel der deutschen Litteratur: Johann Fischart (s. d.), ein Mann, vorzugsweise berufen, der Zeit als Satiriker den Spiegel vorzuhalten. Er that es mit vollendeter Meisterschaft, mit unübertrefflicher Laune und Komik und mit einer Herrschaft über die Sprache, wie sie nach ihm durch beinahe zwei volle Jahrhunderte niemand erreichte. In ihm war alles, was einst das alte Heilige Römische Reich in Ernst und Scherz, in Trauer und Lust bewegt hatte, gleichsam noch einmal zu höherer Verklärung gesammelt. Kaum 30 Jahre nach seinem Tode ward er von dem jungen Dichtergeschlechte als veraltet beiseite geschoben und vergessen. Denn eine neue Kunst mußte wohl entstehen, weil die fortrückende gänzliche Umgestaltung des Staats- und Gesellschaftslebens eines Ausdrucks in der Litteratur

bedurfte. Aber ebenso notwendig mußte dieses Neue zunächst noch auf lange hin nur mehr ein Äußerliches und Fremdes sein, kein frisches, von innen heraus selbständig treibendes Leben, da durch das ganze 17. und bis tief ins 18. Jahrh. hinein die negativen Elemente, die zersetzenden, tilgenden und niederdrückenden Kräfte und die Macht des Auslandes in den polit. wie sozialen Verhältnissen das Übergewicht behaupteten. Für dieses also geartete litterarische Bedürfnis die entsprechende und schon seit Jahren tastend gesuchte Form zu finden, gelang dem Schlesier Martin Opitz. Indem er nämlich die deutsche Metrik zu gleicher eleganter Korrektheit erheben wollte, als seine Muster (der neulat. Dichter Heinsius, der neulat. Mustern folgende Ronsard nebst Schule und die Poetik des Scaliger) verboten, führte er mit sicherm und feinem Gefühle den Vers unter das Gesetz abwechselnder Hebung und Senkung zurück und lehrte die Sprache so brauchen, daß sie mit Beachtung der vollen und reinen, durch Luther erlangten Ausbildung sich leicht und wohllautend in den Rhythmus fügte. Nur vertauschte er dabei den für die jetzigen metrischen Verhältnisse der Sprache allerdings nicht mehr geeigneten viermal gehobenen Vers der mittelhochdeutschen Epopöe gegen den womöglich noch schlechtern, aus seinen Vorbildern herübergenommenen Alexandriner, der nachher über ein Jahrhundert die Herrschaft behauptete.

Wie Opitz die Reinheit der deutschen Sprache für den Dichtergebrauch zu wahren suchte, so bildeten sich auch ziemlich um dieselbe Zeit mehrere Gesellschaften mit dem Zwecke, die Muttersprache gegen die auf allen Wegen immer mächtiger hereindringende Ausländerei zu schützen. Die älteste, angesehenste und wirksamste unter ihnen war die Fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden, gestiftet 1617 zu Weimar und bis 1650 geleitet von dem trefflichen Fürsten Ludwig von Anhalt. Sie hob das Ansehen der neuen Kunstpoesie, brachte sie dem Adel nahe und spornte zu höhern Leistungen. Auch veranlaßte und förderte sie unmittelbare Bestrebungen für die Sprachwissenschaft, wie die gelehrten grammatischen Werke des fleißigen Forschers Justus Georg Schottel, dessen «Ausführliche Arbeit von der Deutschen Haubtsprache» (Braunschw. 1663), sodann die mehr für den praktischen Gebrauch berechnete «Sprachlehre» und «Rechtschreibung» des Chr. Gueintz. Selbst auf Universitäten und Schulen fand durch Opitz' Freunde und Bewunderer Unterricht in deutscher Sprache und Verskunst eine Stätte. Aber das alles konnte den Verfall der Litteratur und Sprache nicht hemmen. Der Dreißigjährige Krieg vollendete das Übel; er befestigte den Einfluß der Fremden auf Deutschland zuletzt gar durch Vertrag und Gesetz. Die Kunst wurde jetzt zum bloßen Spielwerk müßiger Stunden, zum Zeitvertreibe herabgedrückt. Da große Ideen mangelten, die Erste schles. Schule aber doch überboten werden sollte, geriet die Zweite in schwülstige Übertreibung, in hohles Phrasenwerk. Schon aber brach ein neuer Morgenstrahl hervor, noch ehe das Jahrhundert ganz zur Neige ging, als der Große Kurfürst von Brandenburg für innern und äußern Frieden wirkte. Bald folgte unter Friedrich I. die Gründung der Universität Halle, wo Thomasius durch Lehre und Schrift in deutscher Sprache die Wissenschaften mit dem Leben in Wechselwirkung zu setzen suchte und auch die Mehrzahl seiner Kollegen zum Gebrauch derselben in ihren Vorträgen bewog. Durch Leibniz und Wolf, durch Spener und Francke kam neues Leben in Philosophie und Theologie, die jetzt auch wieder nach verständiger Darstellung in deutscher Sprache trachteten. So erhob sich zuerst die lehrende Prosa von ihrer durch das ganze 17. Jahrh. mit wenigen Ausnahmen bestandenen traurigen Vernachlässigung und Verkümmerung. In Leipzig war unterdes Gottsched zu großem Ansehen gelangt, ein Mann, der mit mäßigem Verstande und nicht geringer Eitelkeit, aber mit bestem Willen und rastlosem Eifer das Ziel verfolgte, die deutsche Sprache in einer nach festen Regeln bestimmten Gestalt zum allein gültigen Mittel schriftlicher wie mündlicher Mitteilung für alle Gebildeten des Vaterlandes zu machen. Als Vorbild diente ihm aber wiederum das Ausland, die seiner trockenen Verständigkeit so ganz zusagende korrekte Nüchternheit der französischen sog. Klassiker und die Thätigkeit der pariser Akademie. Für die Erreichung seines Zwecks setzte er alle Hilfsmittel in Bewegung. Er bekämpfte die schwülstige Manier der Zweiten schles. Schule und ebenso sehr die platte Natürlichkeit und Ungezwungenheit ihrer an Christian Weise sich lehnenden Gegner, erläuterte seine Ideen in Lehr- und Schulbüchern, benutzte zu ihrer Verbreitung eine sehr ausgedehnte Korrespondenz und weitverzweigte persönliche Verbindungen, stellte Muster auf in Übersetzungen und eigenen Erzeugnissen, zog Schüler heran, die in seinem Sinne schriftstellern sollten, ergriff die seit Thomasius in Anwendung gekommene Form der Zeit- und Wochenschriften, um auch auf den der Litteratur noch ferner stehenden Mittelstand zu wirken, und dehnte seine theoretischen Studien selbst bis auf die altdeutsche Litteratur aus. Wie sehr er nun auch über die Richtigkeit des Ziels und den Wert der Mittel sich täuschte, immerhin bleibt ihm das Verdienst, zuerst die Idee einer deutschen Gesamtlitteratur gefaßt und der bevorstehenden Erhebung der Litteratur und Sprache wesentlich vorgearbeitet zu haben.

Etwas näher schon kamen der Wahrheit in verschiedenen wichtigen Punkten der Theorie die Schweizer Bodmer und Breitinger. Sie wiesen endlich wieder auf die über alle Regeln hinausliegende Unmittelbarkeit der Poesie, auf angeborene Dichtkraft, und verlangten für die Dichtung eine große Aufgabe, einen lebendigen Inhalt. Ihre Forderung ging rasch in Erfüllung. Nach Brockes, Haller, Hagedorn nahm plötzlich Klopstock seinen erhabenen Dichterflug und schuf, aus Luthers Quelle genährt, mit Einem Schlage eine neue, wahrhaft poetische Diktion (1748). Und was ihm im Rausche der Begeisterung gelungen war, was er selbst (in einem Aufsatze über die poetische Sprache 1758) noch nicht ganz zu begreifen wußte, das brachte Herder zum klaren Bewußtsein in seinen «Fragmenten zur deutschen Litteratur» (1767). Nachdem nun zu gleicher Zeit durch Lessing auch die Prosa befreit und geadelt worden war, eilte die Sprache, unaufhaltsam fortschreitend, der höchsten Veredlung und Vollendung entgegen. Wie rasch ihre Kräfte und ihre Befähigung wuchsen, zeigen bis auf einen gewissen Grad recht anschaulich die Schriften des fremden Einflüssen leicht nachgebenden Giseke. Selbst erneutes Anlehnen an die verschiedenen neuern und ältern ausländischen Litteraturen gefährdete jetzt nicht mehr weder Sprache noch Litteratur, da beide in sich hinreichend erstarkt waren,

um das Fremde mit der Kraft des eigenen Lebens zu durchdringen. So standen nun Poesie und Prosa nebeneinander in höchster Blüte, was zu keiner frühern Zeit unserer Litteratur der Fall gewesen war, ja sie wurden (eine nicht minder neue Erscheinung) beide zugleich von denselben Männern, und zwar beide in ihren verschiedenen Gattungen, als Lyrik, als Drama, als Erzählung, als Abhandlung mit gleicher Meisterschaft geübt: von Goethe und von Schiller. Die Sprache zeigte sich jeder Anforderung gewachsen: sie folgte der Spekulation in ihre Höhen, der Mystik in ihre Tiefen, gab jede Gemütsbewegung, jede Regung der Leidenschaft mit feinster, treffendster Nuancierung wieder, sobald ein Meister ihre Töne hervorlockte. Es schien das Höchste erreicht, und doch ward ein noch Höheres verlangt: die Romantiker wollten hinaus über Goethe und Schiller. Und in der That, sie fanden noch eine Steigerung, aber freilich nur da, wo sie noch zulässig war, eine einseitige, eine teilweise, über der das bereits zur Vollendung Gediehene ihren Händen wieder entschlüpfte.

Der Anfang der neuhochdeutschen Periode hatte seine unverwüstliche Kraft gewonnen aus und an der Bibel; die Vollendung schöpfte einen großen, sehr wesentlichen Teil der ihrigen aus den Alten. Es nährte sich aber die Litteratur des 18. Jahrh. nicht bloß an den Gedanken und den in plastischen Formen auftretenden Kunstideen der Griechen und Römer: sie lernte auch unmittelbar von ihren Formen der Rede, indem sie diese in deutscher Sprache nachzubilden sich bemühte. So ward, was Opitz schon früher mit unzureichenden Mitteln und ohne Nachfolger versucht hatte, jetzt Voß der Urheber einer neuen Übersetzungskunst, die der Sprache neben verschwindenden Nachteilen unermeßlichen Gewinn brachte. Und die Fortsetzung dieser Bestrebung nebst dem, was daran sich knüpfte, war das Hauptverdienst der Romantiker. Den großen unmittelbar vorangehenden Meistern an eigener Schöpferkraft weit nachstehend, vermochten sie doch gleich ihnen das Schöne zu begreifen und in jeder Gestalt zu erkennen; und in dem Bestreben, auch andern solche Erkenntnis zu vermitteln, übten sie eine meisterhafte positive Kritik und eine ebenso meisterhafte, alle bisherigen heimischen wie ausländischen Leistungen weit hinter sich zurücklassende Übersetzungskunst, welche die Sprache bis an die Grenze des Möglichen führte. Dadurch vollendeten sie den Kreis der dem deutschen Charakter von Natur vorgesteckten und dem Prinzip nach bereits in den Meistern der Litteratur waltenden kosmopolitischen Bildung, indem sie nicht weniger als alles Erreichbare in das Gebiet ihrer Wirksamkeit zogen. Zugleich aber wandten sie sich rückwärts nach dem Mittelalter, Litteratur, Sprache, Kunst, Glauben und Wissenschaft der eigenen deutschen Vergangenheit zuerst wieder an das lebendige Bewußtsein der Gegenwart anknüpfend. So sehr sie nun auch in ihrer Vorliebe für das Mittelalter das Maß überschritten, so weckten sie doch die Liebe, den Sinn für des Vaterlandes große Vergangenheit, und unter dem Drucke der Fremdherrschaft, unter dem Aufschwunge der Freiheitskriege erwuchs daraus eine neue Wissenschaft, die deutsche Philologie.

Ein so langer und ereignisreicher Weg der Litteratur von Luther bis Goethe mußte auch auf die Sprache tiefgreifende Wirkung üben und hat sie geübt, obschon eine Dichtung aus der Reformationszeit unserm Verständnis von seiten der Sprache höchst wahrscheinlich näher steht, als den oberflächl. Zeitgenossen Luthers ein Gedicht etwa aus dem Anfange des 14. Jahrh. stehen mochte. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß das sprachliche Material, die Wörter und Wortformen nur eine verhältnismäßig geringe, langsam und in derselben Richtung fortschreitende Veränderung erfuhren. Denn wenn auch eine Anzahl von Wörtern veraltete, andere aus den Dialekten in die Schriftsprache nachrückten, andere durch neue Ableitungen oder Zusammensetzungen entstanden, auch wohl aus fremden Sprachen entlehnt wurden, andere endlich ihre Bedeutung änderten; und wenn ferner die Umlaute und Brechungen zunahmen, die Endungen sich weiter abschliffen, die Hilfswörter größern Spielraum erlangten: so ist das doch nur eine Fortsetzung genau desselben Ganges, den man auch schon in der Textgeschichte der Lutherschen Bibelübersetzung von 1522—45 bemerkt. Ja diese Übersetzung selbst trat einer raschern Sprachwandlung hemmend entgegen, da sie bei ihrem innern Werte, ihrem kirchlichen Ansehen und ihrer großen Verbreitung den Protestanten, die bis nach der Mitte des 18. Jahrh. fast ganz allein litterarisch wirkten, mustergültig blieb und immer wieder die Quelle wurde, aus der sie ihre Sprache und ihren Stil erfrischten. Desto entschiedener dagegen tritt die Veränderung und der Fortschritt zu Tage in dem Gebrauche, den die Schriftsteller von dem Sprachmaterial machten.

Die Dichter des 17. Jahrh. brachten es trotz zahlreicher Poetiken doch nicht zu einer wirklich poetischen Diktion. Denn Opitz' poetischer Stil war kaum etwas mehr als eine in Metrum und Reim gekleidete korrekte Prosa, und die Zweite schles. Schule, welcher eine Ahnung von den höhern Anforderungen der Poesie aufdämmerte, stieg aus Mangel innerer erhebender Kraft auf die Stelzen abenteuerlicher Zusammensetzungen, Kraftausdrücke, malender Beiwörter und Worthäufungen, worauf dann Christian Weise und die «galanten» Poeten, nach dem natürlichen Gesetz des Gegenstoßes, allen Unterschied des poetischen und prosaischen Stils leugneten und eine möglichst einfache Redeweise als höchstes Erfordernis aufstellten. Die Prosa dagegen verlor sich entweder in unerträgliche Breite, oder haschte nach dem Flitter ausländischer Worte und Wendungen, gegen welchen buntscheckigen Stil dann wieder Philipp von Zesen und seine Sprachgesellschaft sich auflehnten, mit puristischem Eifer nach der andern Seite hin ausschweifend. Doch war durch diese Bemühungen wenigstens so viel erreicht worden, daß die Sprache sich zu Anfang des 18. Jahrh. mit ungezwungener Gelenkigkeit in alle damals gebrauchten Formen fügte und selbst höhern Anforderungen zu folgen weder durch Schwerfälligkeit noch Sprödigkeit gehindert wurde. In diesem Zustande verharrte sie bis Mitte des 18. Jahrh., und gewann wohl gar noch, wenn nicht an Würde, so doch an Deutlichkeit, da die zunehmende Zahl der Schriftsteller auch einen größern Leserkreis wünschte und sich deshalb mehr als zuvor an die gelehrter Bildung ermangelnden Mittelklassen wendete, besonders in der Form moralischer Wochenschriften, die den engl. «Spectator» zum Muster nahmen.

Schon im 17. und dem beginnenden 18. Jahrh. hatten einzelne Männer, wie Goldast, Junius, Schilter, Scherz, Eccard, teils aus Liebhaberei, teils durch das praktische Bedürfnis der Rechts-

Wissenschaft getrieben, die Quellen der deutschen mittelalterlichen Litteratur aufgesucht, verschiedene poetische und prosaische Erzeugnisse derselben herausgegeben und mit gelehrten Erläuterungen begleitet, auch Wörterbücher über die alte Sprache anzulegen begonnen. Neben ihnen ging die deutsche Grammatik, zunächst nur auf das Bedürfnis der neuhochdeutschen Sprache gerichtet, anhebend mit Val. Ickelsamers «Teutscher Grammatika» um 1522 (neue Ausg., Freiburg 1881), auf Luthers Schriften weiter gebaut durch J. Clajus' «Grammatica Germanicae linguae» (Lpz. 1578; letzte Ausg., Nürnb. u. Prag 1720), dann fortgeführt durch Gueintz und Schottel, und das vielgebrauchte Schulbuch J. Bödikers, «Grundsätze der deutschen Sprache» (Cölln a. d. Spree 1690; zuletzt Berl. 1746). Beide Richtungen wurden in Gottscheds Zeit mit erneutem Eifer wieder aufgenommen und seitdem ununterbrochen fortgesetzt; aber sie blieben noch unvermittelt, weil die Grammatik bei ihrem beschränkten Ziele beharrte, nur die neuhochdeutsche Sprache in feste Regeln zu fassen. Vgl. Reichard, «Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst» (Hamb. 1747). Für die mittelalterlichen Sprachdenkmäler wirkten Gottsched selbst, Bodmer und Breitinger, welche die Minnesänger und die Nibelungen aus der Vergessenheit hervorgezogen; Ch. H. Müller durch Herausgabe der bedeutendsten Epopöen («Eneid», «Parcival», «Tristan», «Iwein»); Oberlin als fleißiger Herausgeber des Scherzschen altdeutschen Glossars; ferner Michaeler, Adelung, Eschenburg, Gräter, [illegible], Hahn u. a. Die neuhochdeutsche Grammatik und Lexikographie erfuhr fleißige Bearbeitung durch Gottsched, Adelung, Campe. Schon Möser, Lessing, Klopstock, Herder, Wieland waren auch auf die ältere Litteratur und Sprache vielfach eingegangen; eine gerechtere und tiefere Würdigung aber erfuhr sie erst durch die Romantiker Tieck, Schlegel, Görres, Arnim und Brentano, und zugleich machten Männer wie Docen, Büsching, von der Hagen das Studium der altdeutschen Litteratur und Sprache zu einer Hauptaufgabe ihres Lebens.

Zum Rang einer Wissenschaft wurde die **deutsche Philologie** sogleich nach dem Ende der Freiheitskriege durch Benecke, die Gebrüder Grimm und Lachmann erhoben. Benecke begründete das philol. Verständnis der mittelhochdeutschen Litteratur. Er hob es mit dem genauesten Studium einzelner Dichter und gelangte endlich zur Herrschaft über den mittelhochdeutschen Wortschatz, den er bis in die feinsten Schattierungen der Wortbedeutung darlegt im «Wörterbuch zu Hartmanns Iwein» (Gött. 1833). Sein großartig angelegtes «Mittelhochdeutsches Wörterbuch» (3 Bde., Lpz. 1847—66) blieb nur Entwurf, dessen Ausführung, zum Teil im Verein mit Zarncke, später Wilh. Müller übernahm. Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm (s. d.) umfaßten das Ganze der deutschen Philologie, brachen Bahn nach allen Seiten hin und schufen den meisten Disciplinen derselben sichere Grundlagen. Nach den neuen Grundsätzen der Sprachvergleichung, welche Bopp gleichzeitig auf die indogerman. Sprachen überhaupt in Anwendung brachte, gab Jak. Grimm in seiner «Deutschen Grammatik» (Bd. 1, Gött. 1819; 3. Aufl. 1840; Bd. 2—4, 1826—37) mit umfassender Gelehrsamkeit und meisterhafter Klarheit die Geschichte der Wortwandlung und des einfachen Satzes durch sämtliche Zeiträume aller german. Sprachen. Nun erst war wirkliches wissenschaftliches Begreifen der Sprache möglich, und das von hier ausstrahlende Licht verbreitete über das ganze Gebiet des german. Lebens eine solche Klarheit, daß dem forschenden Auge sich überall Thatsachen und nachweisbarer Zusammenhang darboten, wo zuvor kaum Ahnungen erlaubt waren oder ganz undurchdringliches Dunkel herrschte. Es traten hervor die Verhältnisse und Zustände der alten Volksstämme («Geschichte der deutschen Sprache», 2 Bde., Lpz. 1848; 4. Aufl. 1880), der alte Götterglaube («Deutsche Mythologie», Gött. 1835; 4. Aufl. 1875—78), die Anfänge und uralten Grundsätze des Rechts («Deutsche Rechtsaltertümer», Gött. 1828). Weiter schreitend in das Gebiet der Litteratur, erörterte Wilh. Grimm die Anfänge der Schrift («Deutsche Runen», Gött. 1821), die Verzweigung und Gestaltung des Volksepos («Deutsche Heldensage», Gött. 1829; 2. Aufl. 1867), Jak. Grimm die Tiersage («Reinhart Fuchs», Berl. 1834), und beide in zahlreichen Ausgaben und Abhandlungen die verschiedensten Aufgaben der deutschen Philologie. Selbst das Unscheinbarste gewann unter den Händen der beiden Brüder Leben und hohe Bedeutung, wie die Volkssagen und die Märchen. Hierzu kommt noch das «Deutsche Wörterbuch» (fortgeführt von Hildebrand, Weigand und Heyne, Bd. 1—7, Lpz. 1852—82), das der Thätigkeit beider die Krone aufgesetzt haben würde, wenn es nicht durch ihren Tod unterbrochen worden wäre. Lachmann (s. d.) wandte die an der klassischen Philologie gelernten Grundsätze der Kritik auf die deutsche an und entdeckte auf histor. Wege die Grundsätze der Metrik nebst ihren dem Gange der Sprache folgenden Abwandlungen, während die theoretischen Bemühungen von Klopstock seit 1756, Moritz' «Versuch einer deutschen Prosodie» (Berl. 1786) und Voß' «Zeitmessung der deutschen Sprache» (Königsb. 1802; 2. Aufl. 1831) gescheitert waren, weil sie im neuhochdeutschen Gebiete allein und im Wahne der Quantität befangen blieben. Hatten doch selbst Goethe und Schiller nicht zu klarer Einsicht über ihr eigenes metrisches Verhalten gelangen können und ohne andere theoretische Hülfsmittel als das Buch von Moritz sich fast gänzlich nur auf ihr Gefühl verlassen müssen.

Zahlreiche Mit- und Nachstrebende führten die neue Wissenschaft rüstig und erfolgreich weiter. Den got. Wortschatz sammelten und erläuterten, außer den schon genannten Gabelentz und Löbe, Schulze, Stamm, L. Diefenbach; den altsächsischen J. A. Schmeller im Glossar zum «Hêliand» (1840); den angelsächsischen Ettmüller und Grein; den althochdeutschen Graff («Althochdeutscher Sprachschatz», 6 Bde., Berl. 1834—42; alphabetischer Index von Maßmann, 1846); den mittelhochdeutschen, außer den schon erwähnten W. Müller und Zarncke, Ziemann («Mittelhochdeutsches Wörterbuch», Quedlinb. u. Lpz. 1837) und Lexer («Mittelhochdeutsches Handwörterbuch», 2 Bde., Lpz. 1872—76). Eine kompendiöse, musterhaft angelegte lexikalische Arbeit ist W. Wackernagels «Wörterbuch zum altdeutschen Lesebuch» (zweite Bearbeitung, Berl. 1861) und Schades «Altdeutsches Wörterbuch» (2. Aufl., Halle 1873—82). Unter den neuhochdeutschen Wörterbüchern sind neben den Werken der Brüder Grimm zu nennen: Sanders' «Wörterbuch der deutschen Sprache» (2 Bde., Lpz. 1860—65), Weigands «Deutsches Wörterbuch» (3. Aufl., 3 Bde., Gieß. 1877—78) und desselben «Wörterbuch der deutschen Synonymen» (2. Aufl., 3 Bde., Mainz 1852). Jak.

Grimms grammatische Entdeckungen verschmolzen mit den Ergebnissen anderer Forscher und dem Ertrage eigener Studien: Karl Wilhelm Ludwig Heyse, Rumpelt («Deutsche Grammatik», Bd. 1, Berl. 1860), Heyne («Kurze Grammatik der altgerm. Sprachstämme», Bd. 1, Paderb. 1862; 3. Aufl. 1874) und Holtzmann (in seiner unvollendet gebliebenen «Altdeutschen Grammatik», Lpz. 1870—75). Dieselben nach der neuern Zeit hin zu ergänzen waren bemüht: Kehrein in seiner «Grammatik der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrh.» (3 Tle., Lpz. 1854) und Vernaleken in der «Deutschen Syntax» (2 Bde., Wien 1861—63). Von einer «Sammlung kurzer Grammatiken german. Dialekte» sind erschienen eine gotische von Braune (Halle 1880), eine mittelhochdeutsche von Paul (Halle 1881) und eine angelsächsische von Sievers (Halle 1882). Eine «Mittelhochdeutsche Grammatik» lieferte Weinhold (Paderb. 1877). In weiterm Fortschritt suchten die Bedeutungen und Ursachen der grammatischen Erscheinungen aufzuhellen: Holtzmann («Über den Umlaut», Karlsr. 1843; «Über den Ablaut», Karlsr. 1844), Jacobi («Beiträge zur deutschen Grammatik», Berl. 1843, und «Untersuchungen über die Bildung der Nomina», Bd. 1, Bresl. 1848) und Leo Meyer («Über die Flexion der Adjektiva im Deutschen», Berl. 1863). Gleichfalls in mehr oder minder selbständiger Bearbeitung faßten die Ergebnisse der neuen Sprachwissenschaft für den Gebrauch der Gebildeten zusammen Götzinger («Die deutsche Sprache und ihre Litteratur», 3 Bde., Stuttg. 1836) und Schleicher («Die deutsche Sprache», Stuttg. 1860; 4. Aufl. 1879). Auf einem dem historischen entgegengesetzten Wege, von seiten der Logik her, suchten in die Grammatik einzudringen: K. F. Becker, Herling («Syntax der deutschen Sprache», 2 Bde., Frankf. 1830—32) und Schmitthenner, ohne indes andere als vorübergehende Erfolge zu erringen. Als belebende Mittelpunkte auch für die Sprachforschung dienen Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum» (Bd. 1—26, Lpz. u. Berl. 1841—82), Franz Pfeiffers «Germania» (Bd. 1—13, Stuttg. u. Wien 1856—68, fortgesetzt von Bartsch, 1868—82), Zachers «Zeitschrift für deutsche Philologie» (Bd. 1—14, Halle 1868—82) und die «Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur» von Paul und Braune (Bd. 1—9, Halle 1873—82). Die gewonnene sichere Ausbeute für den Gebrauch der hohen und niedern Schulen und ihrer Lehrer hat K. A. Hahn in einer Reihe grammatischer Arbeiten zu verwerten gesucht. Vielfache Bereicherung endlich erhielt die deutsche Sprachforschung durch die auf dem Gesamtgebiet der Linguistik oder dem indogerman. Felde sich bewegenden Untersuchungen von W. von Humboldt, Bopp, Pott, Kuhn, Leo Meyer, Schleicher u. a. Auch ein eigenes Organ hat der lebhafte Betrieb dieser Studien in Kuhns «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung» (Berl. 1851 fg.) hervorgerufen. Die Herausgabe und Erklärung altdeutscher Litteraturwerke förderten außer den weiter oben Genannten: Bartsch, Bech, Bechstein, Behaghel, Diemer, Ettmüller, Frommann, Hahn, Haupt, Homeyer, Hoffmann von Fallersleben, Holtzmann, von Keller, Freiherr von Laßberg, Martin, Maßmann, Mone, Müllenhoff, W. Müller, Paul, Franz Pfeiffer, Rieger, H. Rückert, Schade, Scherer, Simrock, Vilmar, W. Wackernagel, Zarncke, Zingerle u. a. Zur Einführung in die Kenntnis der ältern Litteratur und Sprache dienen K. Goedekes «Deutsche Dichtung im Mittelalter» (Hannov. 1854) und eine große Anzahl von Lesebüchern, von denen nur Weinhards «Mittelhochdeutsches Lesebuch» (3. Aufl., Wien 1875), Schades «Altdeutsches Lesebuch» (Bd. 1, Halle 1862) und Ph. Wackernagels «Edelsteine deutscher Dichtung und Weisheit» (4. Aufl., Frankf. a. M. 1874) genannt sein mögen. Für die neuere lieferte sehr reichhaltige und gründliche Zusammenstellungen Goedeke in den «Elf Büchern deutscher Dichtung» (2 Bde., Lpz. 1849) und «Deutschlands Dichter von 1813—43» (Hannov. 1844); über die ganze Litteratur aber reichen das Lesebuch von Frommann und Häußer (2 Bde., Heidelb. 1847), die «Deutsche Litteraturgeschichte in Biographien und Proben» von Scholl (3. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1852—55), die «Denkmäler der deutschen Sprache» von Pischon (6 Tle., Berl. 1838—51) und, an Wert obenanstehend, das Lesebuch von W. Wackernagel (5. Aufl., 3 Bde., Bas. 1873 fg.). Eine ziemlich vollständige Bibliographie der Litteraturgeschichte und Grammatik von den ältesten Zeiten bis 1836 gibt Hoffmanns von Fallersleben «Die deutsche Philologie im Grundrisse» (Bresl. 1836); eine geschichtliche Darstellung von R. von Raumer, «Geschichte der german. Philologie» (Münch. 1870). Die Geschichte der deutschen Sprache behandelten am besten Koberstein in seinem «Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur» und W. Wackernagel in seiner «Geschichte der deutschen Litteratur» (Bd. 1, 2. Aufl., Bas. 1879). Die unentbehrlichste Grundlage endlich für das Studium der neuhochdeutschen Periode schuf in trefflichster Weise Karl Hartwig Gregor Freiherr von Meusebach, indem er mit rastlosem Eifer, vollendeter Sachkenntnis und sehr bedeutenden Kosten alle ihm erreichbaren Werke und deren verschiedene Ausgaben zusammenbrachte, die für die deutsche Litteratur und Sprache von Erfindung der Buchdruckerkunst bis herab auf Goethe irgend welche Bedeutung haben. Diese unschätzbare, an innerm Gehalt und äußerer Vollständigkeit einzig dastehende Sammlung ist in den Besitz der königl. Bibliothek zu Berlin gelangt. Sprachgeschichtlich behandelte diese Periode H. Rückert in seiner «Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache» (2 Bde., Lpz. 1875).

Deutsches Theater. Wie in Griechenland hatte das Theater der Abendländer seinen Ursprung in den dramatischen Formen des Gottesdienstes. Die christl. Kirche gestaltete allmählich alle Hauptmomente der Erlösungsgeschichte zu dramatischen Darstellungen, welche die Priester in der Kirche ausführten. Bis zum 12. Jahrh. waren, auch in Deutschland, die Kirchenfeste des ganzen Jahres durch solche dramatische Veranschaulichungen der Geheimnisse des Erlösungswerks geschmückt. Für diese Mysterien (s. d.), wie man sie deshalb nannte, wurde jedoch bei ihrer weitern Ausbildung der Raum in der Kirche zu eng, wie auch die lat. Sprache, deren man sich dabei neben dem recitativischen Ritualgesang bediente, dem populären Verständnis nicht genügte. Man schlug daher die Mysterienbühne auf Kirch- und Klosterhöfen, bald auch auf Straßen und Plätzen der Städte auf, und die lat. Sprache wurde nur noch für die Bibelworte, welche Christus, die Apostel, Engel, Heiligen und Gott Vater zu sprechen hatten, beibehalten. Auch komische Elemente mischten sich diesen Kirchenspielen bei, wozu nicht nur der in den Passionsspielen erscheinende Quacksalber

und Knecht (der erste Lustigmacher), son-
die Teufel dienten. Das Personal dieser
haften Mysterienaufführungen wuchs zu
mehrere Hundert. Die Geistlichen, im-
sser der Gedichte, bewahrten sich die
r heiligen Personen, wogegen die an-
n profanen Personen in die Hände gelegt
So bekam dies geistliche Drama bis
m der Reformation eine nicht zu unter-
Ausbildung.
ieſen geistlichen Schauspielen entstanden
lkstümlich komischer Gattung, ebenfalls
kirchliche Veranlassung, nämlich in der
Mummereien, possenhafte und sati-
züge mit Dialogen, Spottliedern auf Ta-
heiten oder bekannte Personen waren
riechenland die Phallusaufzüge bei den
esten die Quelle der antiken Komödie) die
den Fastnachtspielen, welche in den be-
ädten, namentlich in Nürnberg und
sich ausbildeten. Anfangs wurden diese
Stegreif von jungen Handwerkern ge-
päter entstanden unter ihnen nach und
er, und es bildeten sich förmliche Zünfte
chtspieler, die sich dann mit denen der
ger verbanden. Welcher Art ihre Spiele
gen die gedruckten von Rosenblüt, Folz,
d Hans Sachs. Der letztere führte die
des mittelalterlichen Volksdramas und
ge des eigentlich dramatischen Lebens
bei. Während die Mysterien und die
hervorgegangenen Moralitäten (s. d.)
e und bewegte Bilder, die ältern Fast-
nur Gespräche in maskenhaften Erschei-
ten, ging in Hans Sachs' Gedichten der
individueller Menschendarstellung auf,
uch, über die enge Grenze des Fastnacht-
us, auf das ganze Gebiet der heiligen
nen Geschichte übertrug. Lokalitäten,
zur Aufführung von Bühnenstücken
rden waren, kannte man vor dem
nicht. Besonders häufig wurde in
m gespielt, so 1615 in Danzig, 1628 in
, wo früher die Theatergeschichtschrei-
tümlich schon 1540 vollzogene Errich-
gänzlich mythischen ersten deutschen Na-
ters stattfinden ließ.
lehrtenstand bethätigte seinen Anteil am
rch die Schulkomödien, welche zu Ende
ahrh. zuerst zur Übung der lat. Sprache
wurden. Man wählte zunächst Stücke
us und Terenz dazu, bildete ihnen aber
nach, wobei Männer wie Reuchlin,
Celtes u. a. thätig wären. Die Refor-
itigkeiten, welche die Fastnachtspiele zu
n Angriffen gegen Papst und Klerus
veranlaßten die Schulkomödie, sich noch
ie Kontroverse zu mischen und, um sich
tändlich zu machen, die deutsche Sprache
n. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.
diese Schulkomödien, besonders in Sach-
ingen, Schlesien, weiteste Ausbreitung.
lte mit Vorliebe alttestamentliche Stoffe
ßerdem stifteten die Studenten an Uni-
geschlossene Korporationen für Schau-
rungen; ebenso spielten die Bürger der
sogar die Bauern, besonders in den
ern, heilige und Profankomödien. Der-
uernspiele leben in abgeschlossenen Gegen-
den noch heutigentags fort, wovon die oberammer-
gauer Passionsspiele ein beredtes Zeugnis ablegen.
(S. Bauernspiele und Passionsspiele.)

Das kirchliche Drama selbst, durch die Reformationskämpfe ins Stocken geraten, lebte in den Jesuitenspielen wieder auf. In den Sälen und Höfen der Jesuitenstifte, selbst wieder auf offener Straße (wie 1597 in München zur Weihung der Michaelskirche) errichteten die frommen Väter ihre Bühnen, die sie mit allen blendenden Mitteln des Dekorations- und Maschinenwesens, allem Reiz der Oper ausstatteten, welche in Italien gegen Ende des 16. Jahrh. ausgebildet wurde.

Während so, bis zum Dreißigjährigen Kriege, diese von Geistlichen, Gelehrten, Studenten, Schülern, Bürgern und Bauern gepflegten Dilettantenschauspiele die deutsche Dramatik repräsentierten, gewannen vereinzelte Banden wandernder Berufsschauspieler allmählich an Bedeutung, zunächst solche, die aus England kamen und daher «engl. Komödianten» genannt wurden. Das Erscheinen der ersten derartigen Truppe in Deutschland läßt sich auf 1591 festsetzen. Im 17. und 18. Jahrh. stellten sich dann auch «niederländ. Komödianten» ein. Die engl. Gesellschaften gaben ihre Vorstellungen zuerst zwar in engl. Sprache, aber nach Mischung mit deutschen Elementen und nach längerm Aufenthalt gaben sie auch Vorstellungen «in guter teutscher Sprache». Die fremden Truppen machten Deutschland mit Stücken und Spielweise fremder und mehr ausgebildeter Theater bekannt und brachten eine ungewohnte Bewegung in das theatralische Leben, wie dies besonders die davon ergriffenen Stücke des Herzogs Julius von Braunschweig und mehr noch Jak. Ayrers deutlich kundgeben. Welcher Art die Spiele dieser sogenannten engl. Komödianten waren, ist aus einer 1620 in Druck erschienenen Sammlung ihrer Stücke («Engl. Komödien und Tragödien») zu ersehen, wenngleich der größte Teil der Texte unzuverlässig und korrumpiert wiedergegeben ist. Die Darstellungsweise muß zwischen höfischer, graziöser Zierlichkeit und jener wilden, haarsträubenden engl. Manier, welche Shakspeare im «Hamlet» geißelt, geschwankt haben. Nach Beendigung des Dreißigjährigen Kriegs aber übernahmen diese Wanderbühnen die Entwickelung des deutschen Theaters vollständig. Unter den deutschen Komödiantenbanden zeichneten sich bald solche aus, welche teilweise aus Studenten bestanden (wie die des Dr. Lassenius), die, durch die Universitätsspiele angeregt, sich eine Zeit lang dem künstlerischen Wanderleben ergaben. Wenngleich nun das Komödiantenwesen durch vollständig zunftmäßige Einrichtungen, durch die Leitung eines sachverständigen Prinzipals, auch Komödiantenmeister genannt, eine innere feste Ordnung und eine feste, wiewohl mehr handwerksmäßige als künstlerische Regel besaß, auch durch den Zutritt der Studenten eine gebildetere und achtungswertere Haltung gewann, so vermochte dies doch nicht die Teilnahme der in dieser Periode berühmten Dichter M. Opitz, Gryphius, Lohenstein der Volksbühne zuzuwenden. Ihre Dramen, nach fremdländischen und antiken Mustern, mit gelehrter Prätension entstanden, ohne Rücksicht auf den volkstümlichen Geist und Geschmack, konnten keinen Einfluß auf das Theater ausüben. Schon der Mangel eines Spaßmachers in ihren Stücken, der dem Volk selbst in den Mysterien unentbehrlich

geworden war, machte die Tragödien aus der Schlesischen Schule zur Aufführung ungeeignet. Große volkstümliche Dichter, wie Shakspeare, Lope de Vega, Calderon, hatten den Possenreißer fast in keinem ihrer ernsten Stücke fehlen lassen. Deutschland hingegen war mit keinem Dichter von wahrhaft dramatischer Kraft und echt poetischem, volkstümlichem Geist beglückt; unsere gelehrten Poeten erschufen nur das unfruchtbare Bücherdrama und rissen die tiefe Spaltung zwischen der Dicht- und Schauspielkunst auf, welche der Entwickelung des deutschen Theaters bis auf die neueste Zeit tief verderblich geworden ist. Der Erfindungskraft der Schauspieler blieb demnach bis ins 18. Jahrh. hauptsächlich das deutsche Drama überlassen, dessen Stoffe aus dem Alten Testament, aus der reichen dramatischen Litteratur der Spanier, auch der Franzosen, ja selbst der Zeitgeschichte entlehnt, mit abenteuerlichen, Zauber-, Schreckens- und Blutscenen, mytholog. und allegorischen Personen, Gesängen und Tänzen bereichert waren und die sog. Hauptaktion des Abends hergaben. Dieselben wurden später auch zu besserer Empfehlung Haupt- und Staatsaktionen genannt. In ihnen durfte der Possenreißer nicht fehlen, der in den Nachspielen die Hauptperson war, das Recht der zügellosesten Improvisation genoß und seinen alten Namen Hans Wurst (s. d.) wie seine Gestalt aufs mannigfachste veränderte. Jan Posset (Johan Bouset bei Julius von Braunschweig), Pickelhering, Curtisan und Harlekin sind von ihnen die bekanntesten. Die Verworrenheit dieser Periode wurde nicht wenig durch den Einfluß der Oper (s. d.) vermehrt, die seit Anfang des 18. Jahrh. von den Höfen verschwenderisch gepflegt ward und der man bald auch in den bedeutendsten Städten besondere Pflege zuteil werden ließ. An den Höfen verdrängte die ital. Oper bald die deutsche, welche indessen durch Dichter, wie Postel, Bressand, Hunold, König, und Komponisten, wie Theil, Kayser, Telemann, Hasse, Händel, besonders in Hamburg, wo Gerhardt Schott 1678 die denkwürdige erste deutsche Oper begründete, eine merkwürdige Bedeutung gewann. Zu Anfang des 18. Jahrh. aber ging sie an der Überbietung aller der Kunstmittel zu Grunde, welche der sinnliche Reiz der Musik nicht nur, sondern auch des Dekorations- und Maschinenwesens der neuen ital. Bühneneinrichtung darbot.

Den vorteilhaftesten Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Theaters hatte im 17. Jahrh. die kursächs. Komödiantenbande des Magisters Velthen, welche nicht nur die Improvisation aufs höchste trieb, sondern auch die charakterisierende Schauspielkunst durch Benutzung der Molièreschen Komödien förderte. Aus dieser sog. berühmten Bande erwuchs der Stammbaum derjenigen Wandertruppen, welche einen bessern Geschmack zum Durchbruch brachten. Unter ihnen zeichnete sich die der Karoline Neuber (s. d.) besonders aus, welche die besten Talente, unter ihnen Kohlhardt, Fabrizius, Suppig u. a., vereinigte und 1727 in Leipzig die Darstellung regelmäßiger, memorierter Alexandrinertragödien von Corneille und Racine begann. Die beharrliche Ausdauer bei diesem Unternehmen, von Gottsched (s. d.) angelegentlich unterstützt, führte eine vollständige Reform des Theaters herbei und brachte eine neue Regel, wenngleich eine fremdländische, in die deutsche Schauspielkunst. Mehrere der gelehrten Dichter, selbst der fromme Gellert, wandten sich nun dem Theater zu. Holbergs derbe Charakteristik hielt den affektierten Schäferspielen das Gegengewicht, und des jungen Lessing dramatische Erstlinge wurden von Karoline Neuber ebenfalls ins Bühnenleben eingeführt. Wenngleich letztere der improvisierten Stücke noch nicht ganz entbehren konnte, namentlich der Burlesken nicht, so vertrieb sie doch, auf Gottscheds Anraten, die typische Maske des Possenreißers und seine privilegierte Entartung 1737 auf ihrem leipziger Theater in einem von ihr gedichteten Gelegenheitsspiel öffentlich von der Bühne. Dieses Beispiel der Neuber bewirkte, daß der Harlekin in Norddeutschland wenigstens dem Namen, nicht immer dem Charakter nach verschwand und nur aufgeschriebene Stücke aufgeführt wurden. Viel später gelang das in Süddeutschland, namentlich in Wien, wo der Humor der alten Fastnachtspiele tiefe Wurzeln in dem Volksleben geschlagen hatte. Hier hatte der Schauspieler Stranitzky seit 1708 das erste stabile Volkstheater errichtet, dem Possenreißer, den er spielte, den alten Namen Hans Wurst zurückgegeben und ihn in dauernde Gunst bei seinem Publikum gesetzt, die auch sein Nachfolger Prehauser zu erhalten verstand. Eine glückliche Vereinigung von Talenten brachte hier die Stegreifburleske zu ihrer eigentümlichen Vollkommenheit, gestaltete die Hauptaktion zur Zauber- und Maschinenkomödie, bildete die Liederposse aus und ließ den Hanswurst, als auch hier sein Einerlei zu ermüden anfing, in neuen Gestalten, als Bernardon, Jackerl, Leopoldel, Lipperl, Burlin u. s. w. erscheinen. Der erste Versuch, welcher 1747 mit einem studierten Stück gemacht wurde, entzündete einen heftigen Widerstreit der Stegreifspieler gegen diese Neuerung, der 23 Jahre lang, an ein und derselben Bühne, mit allen Waffen der Erfindungskraft und der Intrigue geführt wurde, bis Maria Theresia sich des guten Geschmacks mit Entschiedenheit annahm, Jos. von Sonnenfels leitenden Einfluß gewann und die Improvisation auch vom wiener Theater verbannt wurde.

In Norddeutschland hatte indes die Nachahmung der franz. Kunst bei der Schönemannschen und Kochschen Truppe fortgewirkt. Das konventionelle Pathos und die tanzmeisterliche Zierlichkeit wurden durch die rührende Komödie der Franzosen, durch die Familienstücke der Engländer zur Natürlichkeit des bürgerlichen Dramas hingeleitet, für welches auch Lessing sich, als eine dem deutschen Theater natürliche und angemessene Gattung, durch seine «Miß Sarah Sampson» 1756 erklärte. Der mächtige Einfluß seiner Kritik wie seiner spätern dramatischen Gedichte wandte von hier an das deutsche Theater vom franz. Einfluß ab, verwies es auf Shakspeare und auf die Entfaltung eigener nationaler Dichterkraft, gab damit der Schauspielkunst den Maßstab einer edeln Natürlichkeit und brachte so das deutsche Theater zum Bewußtsein nationaler Eigentümlichkeit. Wenn schauspielerische Talente, wie die Frauen Neuber, Hensel-Seyler, Brandes, wie Koch, Brückner u. a., in der franz. Manier glänzten, so machte sich dagegen Konrad Ekhof von derselben frei, drang zu unabhängiger Meisterschaft durch und errang sich den Namen des Vaters der deutschen Schauspielkunst. Unter seinem und des regsamen Ackermann Einfluß erstand in Hamburg die naturtreue, echt

Schule in Lessings Geist. Hier wurde 67 der erste, freilich verunglückte Versuch , ein Nationaltheater zu gründen, wobei «Dramaturgie» entstand, und hier auch n eine Reihe großer Talente, wie Brock- Reinecke, die Schwestern Ackermann; na- aber Friedr. Ludw. Schröder, welcher von 5 1780 das Theater seiner Mutter leitete das folgenreiche Verdienst erwarb, Shak- f der deutschen Bühne heimisch zu machen. lanzte die hamburger Schule, im Verein kmann und Frau Sacco, nach Wien und ihr die Schwestern Jaquet und andere Talente. Reinecke machte diese Schule bei itung der kursächs. Gesellschaft geltend. r von 1771 an in Berlin mit dem bessern k durchgedrungen war, kultivierte die elche gegen 1750, anfangs als Liederspiel, rstanden war und sich mit Kompositionen weitzer, Hiller, Dittersdorf, Salieri u. a. rößere Gunst gewann. Ekhof, der später dern bei der Seylerschen Truppe spielte, noch in seinen drei letzten Lebensjahren 5 errichtete Hoftheater zu Gotha.

iefer Zeit an datiert eine große Verände- r Theaterverhältnisse. Bis dahin waren spielerprinzipale, die alten Komödianten- seltener andere Privatunternehmer, unter h Cavaliere, wie in Wien und München, n der Spitze der Theaterunternehmungen denen die Höfe nur zeitweilige Unter- und Oberaufsicht zuwandten; von jetzt an annen die Fürsten ital. Oper und franz. abzuschaffen und deutsches Theater in mittelbaren Schutze zu unterhalten. Diese rung wirkte um so vorteilhafter, als die adurch vom Erwerb unabhängig gemacht, r der kunstverständigen Leitung noch nicht wurde. Kaiser Joseph II., welcher 1776 ner Schauspiel übernahm und ihm den es Nationaltheaters mit der musterhaften ung gab: es solle nur zur Verbreitung des Geschmacks und zur Veredlung der Sitten , machte die Einsetzung der künstlerischen de vor der Wahl der Theatermitglieder ig, sodaß bald ein Ausschuß von Schauspie- aß einzelne, wie Stephanie, dann Brock- die Direktion führten. Dalberg, welcher Mannheim ein kurfürstl. Nationaltheater r, adoptierte die Josephinische Organisa- diese junge Bühne, der die besten Talente nach Ekhofs Tode wieder aufgelösten Hoftheaters, unter ihnen Beil, Iffland und traten, wurde zu einer neuen Schulstätte, n Haupt Iffland zu betrachten ist, welcher uch als Dramatiker der Schauspielkunst ne Aufgaben bot.

en wuchs die Kunst auch an poetischer Goethes «Götz von Berlichingen» gab der auf Natürlichkeit einen solchen Nachdruck, rch bei den Aufführungen in Berlin und g 1773 eine entschiedene Reform des Thea- ats, besonders des Kostüms, zu Gunsten r. Treue herbeigeführt wurde. Klingers , Gerstenbergs «Ugolino», Schillers «Räu- iesco» und «Kabale und Liebe» hoben das auf die höchste Woge der Bewegung, die olutionäre Geist jener Epoche auch der chen Sturm- und Drangperiode der Kunst mitteilte. Während Goethes «Götz» ein langes Gefolge von Ritterstücken nach sich zog, als deren Verfasser neben andern Babo und Mayer sich auszeichneten, wurde das bürgerliche Drama, nach Lessings Vorbild, besonders von Iffland, Schröder, Gotter und Gemmingen kultiviert. Immer mehr Shakspearesche Stücke wurden dem deutschen Repertoire, die brauchbaren französischen in deutschen Formen (nationalisiert nannte man es) gewonnen. Das deutsche Theater hatte damals mehr als je vorher ein Nationaldrama. Reichlich strömte die dichterische Produktion; Schauspieltalente, wie sie später nicht übertroffen wurden, zierten nicht nur, sondern leiteten auch die Bühnen. Die Dichter suchten das engste Einverständnis mit der Schauspielkunst, und die Oper erhielt durch Glucks und Mozarts Werke ihre höchste Bedeutung.

Die nationale Glanzepoche verfiel durch die schnelle Entartung der beiden echt deutschen Gattungen: des bürgerlichen Dramas und des Ritterdramas. Dieses versank in brutale Derbheit und faustrechtliche Barbarei, jenes in platte Alltäglichkeit und falsche Empfindsamkeit, welcher letztern Kotzebue mit «Menschenhaß und Reue» 1789 die Bahn brach. Das hervorragende, aber gefährliche Talent dieses Schriftstellers beherrschte sodann wohl ein Vierteljahrhundert lang das Repertoire. Bald wurden im Kampfe gegen die Richtung auf das Alltägliche die volkstümlichen Gattungen abermals aufgegeben und die idealistische Reaktion der beiden größten deutschen Dichter verlieh dem Theater eine völlig veränderte Richtung. Goethe hatte die Direktion des 1791 errichteten weimarischen Hoftheaters übernommen. Bald wandte auch Schiller demselben seine belebende Teilnahme zu, und von Weimar ging nunmehr eine neue Schule der Dicht- und Schauspielkunst aus, welche ein entscheidendes Ansehen mit der Aufführung von Schillers Wallenstein-Trilogie, vom Okt. 1798 bis April 1799, gewann. Was Schröder auch während seiner zweiten hamburger Direktion, 1785—98, der Dichter Engel als Direktor des 1786 in Berlin errichteten königl. Nationaltheaters, Iffland in Mannheim und seit 1796 in Berlin, Brockmann in Wien, Liebich in Prag für die Naturtreue gewirkt, sollte nun seine Geltung verlieren. Der poetische Gedanke und seine schöne Form, die Ausbildung des Verses, das Streben nach dem griech. Ideal, die Neigung zu ausländischen Mustern trat überwiegend hervor. Der Leitung wie den Werken der weimarischen Dichterfreunde verdankt das deutsche Theater ohne Zweifel all seinen Adel, seine Würde und Schönheit, die es den Bühnen der andern Nationen gleichgestellt hat. Doch führte auch diese Richtung Gefahren mit sich, die in den Werken der Nachahmer zu Tage traten; die Jünger Schillers brachten vielfach hohle Parade- und Deklamationsstücke auf die Bühne. Auf Goethes «Iphigenia», «Tasso» und «Natürliche Tochter» gestützt, sollte alles, was poetisch war oder sich so geberdete, auch für dramatisch gelten. So wurde der Schauspielkunst eine Menge von Gedichten aufgedrängt, der sie kein dramatisch lebendiges Blut einzuflößen vermochte. Heinrich von Kleists Kraftgenie konnte nur spät und in Verstümmelungen sich geltend machen; Zacharias Werner drang mit der in Schillers «Braut von Messina» angeregten Schicksalsidee in seinem «Vierundzwanzigsten Februar» noch besti[...] in das moderne

Drama; Müllners «Schuld» schmückte sie mit den beliebt gewordenen span. Formen und dem krankhaften Reiz der damaligen neuromantischen Modestimmung, von welcher selbst Grillparzers blühendes Talent in seiner «Ahnfrau» fortgerissen wurde. Die falsche Sentimentalität dieser Richtung verlief sich in Houwald, die konventionell spanische, bloß theatralische Ausdrucksweise in Dichtern wie E. Schenk. Das Lustspiel blieb in der von Kotzebue verfolgten Bahn und gewann die Kraft der Charakteristik, auf die es durch Lessings «Minna» verwiesen worden, nicht wieder. Nur der Reiz der Situation und einer witzigen Sprache galten als seine wesentlichsten Stützen. Die volkstümliche Posse aber hatte in Wien ihr gesundes und reiches Leben, besonders auf dem seit 1781 errichteten Leopoldstädter Theater fort und fort entfaltet und von dem Kasperl Laroche bis zu dem Staberl Ignaz Schuster und dem genialen Raimund eine Reihe merkwürdiger Talente besessen.

Die Einbuße, welche das deutsche Theater an lebenswarmer Kernhaftigkeit erlitt, mehrte sich in dem Maße, als die großen Talente der naturtreuen Schule starben oder altersschwach wurden. Männer wie Schröder, Fleck, Beil, Iffland, Schwarz, Beschort, Koch-Eckardt, Weidmann, Brockmann, Lange, Ochsenheimer, Christ, Opitz, Liebich; Frauen wie die Unzelmann-Bethmann, Adamberger, Renner u. a. opferten der schönen Form noch nichts von der innern Wahrheit auf. Große, in der idealistischen Periode erwachsene Talente, wie Eßlair, Sophie Schröder und das Ehepaar Wolff, wußten allerdings die Kraft der Rhetorik mit inniger Lebenswärme oder mit anmutsvollem Geist zu durchdringen, und die geniale, in unserer Kunstgeschichte einzige Schöpfungskraft Ludwig Devrients lehrte, zu welcher selbständigen Lebendigkeit der Schauspieler jede Dichteraufgabe zu erhöhen vermöge, ohne ihr doch untreu zu werden. Wäre jetzt nur durch geeignete Einrichtungen gesorgt worden, daß die allgemeine Bildung des Schauspielerstandes nicht hinter seinen so weit vorgeschrittenen Aufgaben zurückgeblieben, daß die innere Harmonie der künstlerischen Thätigkeit erhalten worden, so hätte die Klage über den Verfall des deutschen Theaters nicht so allgemein werden können. Diese Erfordernisse wurden indessen bei der veränderten Organisation, welche die tonangebenden Bühnen, die Hoftheater, allmählich erhielten, aus den Augen gelassen. Die reichlichern Geldmittel, welche die Höfe ihren Bühnen zuwandten, dehnten nach und nach die Verantwortung der Intendanten über den ganzen Umfang der theatralischen Leistungen aus. Vornehmlich bemächtigte sich die 1815 begonnene berliner Theaterverwaltung des kunstsinnigen Grafen von Brühl ganz der Leitung der künstlerischen Angelegenheiten. Da Brühl die Erbschaft der Ifflandschen Schöpfung übernommen hatte, der Intendanz die reichsten Mittel geboten waren, in Dekoration und besonders im Kostüm ungewohnten Glanz und systematisch histor. Treue zu entfalten, so empfahl sich diese Führung in den ersten Jahren außerordentlich und gab den Anstoß zu einer allgemeinen Veränderung in der Organisation der Theaterangelegenheiten. Der Name «Nationaltheater» machte überall dem «Hoftheater» Platz. Die künstlerischen Kapazitäten wurden fast überall von der Leitung der künstlerischen Angelegenheiten entfernt, und die Hofintendanten, Kammerherren, Hofmarschälle, Oberstall- und Oberjägermeister, Offiziere u. s. w. zugleich zu künstlerischen Direktoren erhoben. Das braunschweig. Hoftheater unter Aug. Klingemann, das hannöversche unter Franz von Holbein, das kasseler unter Feige machten hiervon eine Zeit lang, das wiener Burgtheater aber unausgesetzt eine rühmliche Ausnahme. Man war hier in der Wahl von den Schauspielern zu den Schauspieldichtern übergegangen, unter denen Schreyvogel (West) 1814—32 das Burgtheater musterhaft leitete, wobei die vollständige Trennung von der Oper 1821 ein wichtiges Moment abgab. An den meisten übrigen Hoftheatern nahm das Bureau die künstlerische Leitung an sich. Die natürliche Folge war, daß die künstlerischen Vorstände zu bloßen ausführenden Beamten herabgedrückt wurden und die ausgezeichnetsten Künstler sich zu dieser Stellung nicht mehr hergeben mochten. Darüber verfiel die künstlerische Zucht, der innere Zusammenhang, die Harmonie der Darstellungen. Der junge künstlerische Nachwuchs wurde nicht mehr hinzugebildet; jeder war sich selbst überlassen und suchte sich für sich geltend zu machen. Der genossenschaftliche Geist, die Hingebung aller an den einen gemeinsamen Zweck verflüchtigte sich vollständig. Das selbstsüchtige Sonderinteresse begann zu dominieren und erschuf sich die Vereinzelung der Effekte, das Virtuosenspiel.

An dichterischer Nahrung litt auch in dieser Periode das Theater nicht Mangel. Raupach beherrschte von 1824 an das Repertoire über zehn Jahre durch überreiche Produktion und erwarb sich wenigstens das unleugbare Verdienst, deutsche Art und deutsche Interessen gegen den überflutenden Schwall der pariser Erzeugnisse eine Zeit lang gehalten zu haben. Grillparzer und seine Nachfolger Friedr. Halm, M. Beer, Houwald, selbst Immermann wirkten noch unter dem Einfluß der span. Dramatiker fort. Die bürgerlichen Stücke der Prinzessin Amalie von Sachsen, Benedix' und Eduard Devrients erweckten dem Familiendrama wieder Interesse. Holteis Bemühen, ein deutsches Liederspiel zu schaffen, die Lustspiele Schalls und Bauernfelds, der echt poetische Humor in Raimunds volkstümlichen Possen, diese und noch viele andere anerkennenswerte Arbeiten erhielten die Hoffnung auf gedeihliche Entwickelung des Nationaldramas. Zu tief hatte aber schon wieder der franz. Einfluß gegriffen, und ein wahrer Schwarm von melodramatischen Schauerstücken, von Lustspielen, ebenso flach als geschickt gearbeitet, oft tief unsittlich in ihrer Tendenz, bedeckte das deutsche Repertoire. Was Kotzebue den Franzosen geschickt abgelernt hatte, machte eine Menge von deutschen Autoren sich zu Nutze. Frau Birch-Pfeiffer hatte durch ihre Geschicklichkeit in der dramatischen Ökonomie das Repertoire der Neuzeit einige Zeit in Besitz genommen, freilich aber dadurch vielem Französischen den Platz abgeschnitten. Indessen gab die Wendung, welche das europ. Leben mit dem J. 1830 nahm, das deutsche Theater nur um so mehr dem Einfluß des franz. Geistes hin. Talent- und geistvolle Schriftsteller, wie Gutzkow und Laube, wußten sich diesem Einfluß nicht zu entziehen, so wenig zu verkennen ist, daß die Bühne durch Aufnahme der die Zeit bewegenden Ideen einen neuen geistigen Inhalt gewann. Oft freilich wurde die Tagesdebatte in zu unmittelbarer

uf die Bühne gebracht, und auch die Ten=
h dem effektvoll überraschenden trat bei
ielern und Dichtern hervor. Gleichwohl
nicht an bedeutenden Darstellern von ver=
rtiger Physiognomie, welche den moder=
t auf der Bühne zur Geltung brachten und
der jüngern Litteraturepoche waren; an
mann und Emil Devrient schlossen sich die
gendsten schauspielerischen Kräfte der Neu=
Dawison, Dessoir, Döring, Marie Seebach,
e Goßmann u. a. Die Oper trug indes
irrung des Geschmacks bei. Spontinis
m leidenschaftlicher Ausdruck mußte auf
ten Opernkompositionen nach ihm einwir=
it Rossini war der verweichlichende Reiz
gen ital. Melodie wieder zu uns gedrun=
d weder Beethovens und Webers Meister=
noch Spohrs, Marschners und Mendels=
ühnenwerke vermochten diese Einflüsse zu
ieren. Endlich hatte sich eine neue Rich=
er Benutzung und möglichsten Steigerung
hern Effekte aufgethan, die Meyerbeer mit
Takt und allgemeinem Erfolg ausgebildet.
riöse Pflege des Ballets hatte außerdem
ringen Teil daran, daß sinnliche Verweich=
nd Überreizung, daß Prunk und Pracht
ern Ausstattung die innere Echtheit der
rringerten. Die nationale Bewegung des
sollte keine veränderte Richtung hierin
ngen; sogar ließ die seitdem immer auf=
wachsende Zahl der Bühnen die indu=
ichtung ihres Betriebes immer entschie=
vortreten. Das Reichsgesetz, welches die
reiheit sanktionierte, rief besonders in den
tädten eine Konkurrenz hervor, welche der
ht zum Heil gereichen konnte. Daß aber
emeine Zustand wesentlich in dem Man=
achgemäßer Organisation des Bühnen=
seinen Grund hat, beweist der bessere
er wenigen Theater, welche sich, von den
Forderungen des Tages unabhängig, unter
er künstlerischer Führung erhalten.
er Zahl der Schriftsteller, die sich den Rei=
des großen Publikums dienstbar gemacht
erhoben sich immer noch Dichter von edler
ündiger Gesinnung, wie Hebbel, Freytag,
wig, Gottschall u. a. Unsere größten klas=
ichter, Goethe, Schiller, finden bei der
Masse des deutschen Theaterpublikums nach
o begeisterte Aufnahme, daß selbst der ge=
rsuch, den ganzen «Faust» auf die Bühne
n, mit Beifall begrüßt wurde, und der
re-Kultus hat gerade in den letzten Jahr=
en höchsten Grad erreicht. Auch auf dem
iete hat sich der Geschmack für unsere
Tonkünstler erhalten in Verbindung mit
ennung Richard Wagners, der auf Ver=
mung des ganzen Theaterwesens hinstrebt.
llenden Talenten ist Deutschland reicher als
n anderes Land Europas, und was auch
gen Kräften an einheitlicher Darstellung
erischer Wirkung erreicht werden kann, hat
schender Weise das meininger Hoftheater
Die Mittel also sind alle vorhanden, un=
erland ein Theater zu schaffen, welches
entlicher Bestimmung und dem Bildungs=
Nation entspricht. Was geschehen müßte,
Ziel zu erreichen, ist bis in die neueste
er allgemeiner erkannt und ausgesprochen
worden: es ist die Errichtung von Theaterschulen, staatliche Regelung und Beaufsichtigung der bürgerlichen Verhältnisse der Theateranstalten, künstlerische Führung derselben. Wenn den Bestrebungen der dramatischen Dichter schon durch die seit 1845 teilweise eingeführte Tantième auch ein materieller Lohn zuteil wurde, so haben sich diese Verhältnisse in jüngster Zeit durch die Bildung der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten, die ihren Sitz in Leipzig hat, die Aufführungen kontrolliert, unbefugte Darstellungen auf Grund des Urhebergesetzes vom Juni 1871 verfolgt und den Verkehr mit den Direktionen in einer für die Autoren vorteilhaften Weise regelt, noch wesentlich gebessert. Für die materiellen und Standesinteressen der Schauspieler wirkt die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, während der Bühnenverein der Direktionen der deutschen Kartellbühnen bei allen Bemühungen, wenigstens praktische Fragen zu lösen, doch ziemlich bedeutungslos geblieben ist. Vgl. Ed. Devrient, «Geschichte der deutschen Schauspielkunst» (5 Bde., Lpz. 1848—74); Genée, «Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels» (Berl. 1882).

Deutsche Union oder die Gesellschaft der 22 verbündeten Männer hieß der Bund, welchen Dr. Karl Friedr. Bahrdt (gest. 23. April 1792) errichtete. Dieser Bund, gestiftet und geleitet durch anonyme Briefe nach dem Tode Friedrichs d. Gr. von Preußen in der angeblichen Absicht, dem wachsenden Obskurantismus entgegenzuwirken, löste sich auf, als der Gründer desselben bekannt wurde, und brachte diesen auch als Verfasser eines Lustspiels, «Das Religionsedikt», worin eine damals erschienene königl. preuß. Verordnung verhöhnt wurde, in Untersuchung und längere Haft. Vgl. Mehr, «Noten als Text oder die Union der Zweiundzwanziger» (Lpz. 1789).

Deutsche Universitäten, s. u. Deutschland und Deutsches Reich, S. 215.

Deutsches Volk. Unter den Völkern der weißen Rasse, welche die Gemeinschaft der indogerman. Sprachen als eine große Gesamtheit kenntlich macht, bilden die Deutschen zusammen mit den Engländern und Skandinaviern eine Stammesgruppe, die wiederum zunächst mit der kelt.-kymrischen Gruppe verwandt ist, welche letztere ihr einst bei der Besetzung der europ. Länder voranschritt. Stämme beider Nationen finden sich in den ersten Angriffen auf das wachsende und zur Weltherrschaft reifende Römische Reich vereinigt. Während die Kelten nachmals mit Ausnahme weniger Landstriche nicht nur der röm. Eroberung erlagen, sondern auch in dem Romanentum aufgingen, leisteten die Germanen der röm. Welt dauernd Widerstand, und selbst in dem Teile Westgermaniens, welcher auf vier Jahrhunderte der röm. Herrschaft unterworfen wurde, scheint das deutsche Volkstum nicht in gleicher Weise wie das benachbarte keltische den Fremden unterlegen zu sein. Nur im Lande an der mittlern Maas, wo Cäsar die deutschen Stämme der Nervier und Eburonen ausrottete, hat das deutsche Volk einen Teil seines alten Gebiets verloren, auf welchem später das Mischvolk der Wallonen sich bildete. Andererseits hatte auch die nachmalige Überflutung des Römischen Reichs durch die deutschen Stämme nach Westen hin nur eine geringe Vorschiebung der eigentlichen deutschen Volksgrenze zur Folge, teils in der Besitznahme verwüsteter Landstriche, teils in der Zurückschiebung der benachbarten Stämme (so in den G[illegible]

[illegible] Stämme [illegible] Namen [illegible] [illegible] Stämme [illegible] [illegible] Stämme [illegible] Stämme [illegible] Römertum der Franken [illegible] Franken [illegible] Franken und Burgunder [illegible] Selbst die Angeln und Sachsen [illegible] England [illegible] Romanentums nicht [illegible], denn auch ihre Sprache und [illegible] den german. Ursprung nirgends verkennen läßt.

Der größere Teil [illegible] ging durch die Völkerwanderung verloren; [illegible] den aus ihren Stammsitzen [illegible] hielten sich ein [illegible] slaw. und finn. Völkerschaften [illegible] Donaugebiet [illegible] über die Enns. [illegible] der Burgunder rechts der Oder, der [illegible] und der Longobarden von da bis zur Elbe, [illegible] Vandalen und Quaden [illegible] (in Böhmen) [illegible] slaw. Völkerschaften offen, welche [illegible] der Hermunduren an der Saale [illegible]. Seit Karl d. Gr. wandte sich die german. Strömung langsam nach Osten zurück, wobei [illegible] gewonnenen deutschen Herrschaft, [illegible] slaw. und magyar. Herrschern der Deutsche die ehemaligen Wohnsitze seiner Väter aufs neue besetzte und pflegte. Die vorderen slaw. Völkerschaften verschwanden fast spurlos oder hielten sich nur an wenigen Stellen Jahrhunderte hindurch, den letzten bedeutenden Rest zeigt heute die Sprachinsel der Sorbenwenden in der Lausitz; nur zwei Slawenstämme wuchsen auf dem altgerman. Boden zu eigentlichen Nachbarnationen der Deutschen auf, die Polen und die Czechen. Auch das altgerman. Gebiet selbst hat sich durch die Absonderung der nordgerman. Stämme und ihre Entwickelung zu einer selbständigen Nation in zwei große Teile gespalten, Skandinavien, dessen nordgerman. Bevölkerung sich zweier Schriftsprachen, der dänischen und schwedischen, bedient, und Deutschland, auf dessen Boden sich im Laufe der Zeit gleichfalls zwei Schriftsprachen, die niederdeutsche und die hochdeutsche, entwickelt haben; in der dritten german. Nation, der englischen, sind neben den vorwiegenden [illegible] deutschen Stämmen, welche ihr diesen Namen gegeben haben, auch Teile der skandinav. Völker [illegible]. Innerhalb der Flußgebiete, in denen sich die german. Völkerschaften beim Beginn unserer Zeitrechnung befinden, bildet heute das Sprachgebiet des deutschen Volks eine nach West und Süd [illegible] und Osten zu vielfach gezackte Masse. Es nimmt [illegible] qkm, über ein Fünftel [illegible] von Europa; auf demselben wohnen (für 188[illegible] berechnet) 57,8 Mill. [illegible] deutschen [illegible] Wanderungen [illegible] über 5 Mill.), teils über [illegible].

Das deutsche Sprachgebiet beginnt im Westen [illegible], von welchem es das [illegible] Stück der bei Frankreich [illegible] Teile Flanderns einnimmt. Die [illegible] Bevölkerung, welche sich hier auf [illegible] bewohnten Küste über [illegible] die Wasserscheide hinaus [illegible] verbreitet hatte, hat heute [illegible] Flandern (der westliche Teil Flanderns, in welchem das D wie J gesprochen wird) ihre Sprache erhalten. Von den [illegible] (1866) 222 500 E. sind [illegible] Arrondissements Dünkirchen [illegible] noch ganz oder überwiegend [illegible]. Die Stadt Dünkirchen selbst ist [illegible]. Grevelingen und die [illegible] sind der Sprache nach [illegible].

In Belgien [illegible] die Sprachgrenze die Lys [illegible] in ihrer östl. Richtung nahezu mit der [illegible] der Provinzen West- und Ostflandern [illegible] Arrondissements Brüssel [illegible]. Vom Hennegau ist die nördliche [illegible] niederdeutsch; von der Provinz [illegible] Spitze (von Wamont ab); [illegible] die Sprachgrenze mit der Südgrenze der [illegible] zusammen und geht an dem Flüßchen [illegible] zur Maas. Rechts der Maas [illegible] die Sprachgrenze längs der Berwinne nach [illegible] über Aubel und Baelen zur preuß. Grenze auf dem Hohen Veen. Dieser Grenzzug teilt [illegible] in zwei fast gleiche Hälften, [illegible] jedoch um ein Drittel mehr bevölkert [illegible]. Die Sprachgrenze ist sehr [illegible], [illegible] derselben ist fast nur die Stadt Brüssel mit den Vorstädten stark gemischt (zu zwei [illegible] französisch). Die niederdeutsche Hälfte Belgiens enthält 13 760 qkm, 1141 Gemeinden mit (nach der Zählung von 1866) 2 770 000 E.; in der [illegible] Hälfte lebten nur etwa 65 000 Nieder- und Oberdeutsche. In dem Hohen Veen geht die franz. [illegible] Sprache etwas auf preuß. Gebiet über, indem das vormalige Gebiet der Abtei Malmedy (160 qkm mit 11 000 E.) französisch spricht. Von der Amblève ab hält sich die Sprachgrenze teils auf der belg. Grenze, teils etwas westlicher, sodaß hier noch 19 belg. Gemeinden (auf 400 qkm mit 28 500 E.), namentlich fast der ganze Kreis Arlon, ganz oder überwiegend deutsch sind; das ganze Großherzogtum Luxemburg spricht deutsch.

Von der luxemb. Grenze ab fällt die Sprachgrenze zunächst mit der Grenze des Reichslandes Elsaß-Lothringen gegen Frankreich zusammen; dank der nachträglichen Änderung der im Frieden bestimmten Grenze ist, wie es scheint, nicht Eine deutschredende Gemeinde Lothringens unter franz. Herrschaft verblieben, wogegen etwa 2000 qkm altfranz. Sprachgebiet mit 265 Gemeinden und (1866) 199 000 E.

mit dem Reichslande verbunden worden sind; hierher gehören in Lothringen insbesondere Metz und das Pays Messin, sowie Château-Salins und Umgebung, ferner auf der elsässer Seite eine Anzahl Ortschaften in den Vogesenthälern, im Breuschthal, Albrechtsthal, Leberthal, Weißbachthal, welche letztere teilweise Reste der einst von den Germanen zurückgedrängten kelt. Bevölkerung enthalten, sowie einige Ortschaften beim Rhône-Rhein-Kanal (Münsterol u. s. w.). Die alte Sprachgrenze hatte sich im Oberelsaß wahrscheinlich schon in Cäsars Zeit, in Lothringen im 5. Jahrh. (im Luxemburgischen erst später) festgestellt. Abgesehen von diesen altfranz. Teilen gehören im Reichslande noch weitere 1500 qkm mit 162 Gemeinden und 104000 E. heute ganz oder überwiegend der franz. Sprache an, der wenig rühmliche Erfolg der 120jährigen Sprachknechtung, welche die franz. Regierungen über Deutsch-Lothringen übten, wogegen 11140 qkm mit 1270 Gemeinden und 1295500 E. auch unter franz. Herrschaft deutsch oder überwiegend deutsch verblieben sind. Die heutige Sprachgrenze überschreitet die Mosel bei Gingen, geht an der deutschen Nied aufwärts bis Füllingen, dann über Maiweiler, Mörchingen, Altdorf, Lauterfingen und westlich von Saarburg (Kaufmanns-Saarbrück) auf Lützelhausen an der Breusch. Erst vom Weißen See ab fällt sie mit der Wasserscheide zusammen, auf welcher sie ziemlich genau und seit Jahrhunderten unverändert bis zur schweiz. Grenze und längs derselben über Oberlarg und Lüxdorf fortgeht.

In der Schweiz überschreitet die Sprachgrenze bei Saugeren die Birs, sie umgeht in östl. Bogen über Schelten und Seehof das Münsterthal, welches jedoch ebenso wie das St. Immerthal infolge der fortschreitenden Einwanderung stark deutsch gemischt ist, sodaß hier bereits acht Gemeinden mehr deutsche als franz. Einwohner zählen; unterhalb Neuenstadt geht sie zum Bielersee und folgt dann der Zihl mit geringem Übergreifen in den Kanton Neuenburg, von dessen Einwohnern 24 Proz. deutsche Muttersprache sind. Den Kanton Freiburg durchschneidet sie in südöstl. Richtung von der Grenze des Waadtlandes am Murtensee über die überwiegend franz. Orte Grissach, Bärfischen und die Stadt Freiburg und geht westlich vom Ärgerenthal und Jaunthal zur Grenze zwischen Waadtland und Bern; nur 31 Proz. der Einwohner des Kantons Freiburg sind Deutsche. In Wallis ist Siders der unterste deutsche Ort; von da geht die Grenze zum Matterhorn aufwärts; nach der Einwohnerzahl ist noch nicht ein Drittel von Wallis deutsch, nach dem Areal die Hälfte. Hier im Hochgebirge umgibt eine Gruppe deutscher (altburgund.) Ansiedelungen auf ital. Boden den Monte-Rosa; sie reichte vormals mit der Gemeinde Issime zwischen Franzosen und Italienern bis zum Ausgange des Aostathals hinab. Noch östlicher greift von Wallis aus im Formazzathal (bis Bosco) das deutsche Volksgebiet auf die Südseite der Alpen hinüber; andererseits hat die Gotthardbahn eine starke ital. Mischung nach Uri hinübergeführt. Während sich die deutsche Westgrenze in der Schweiz schon bei der ersten Besetzung des zum Teil noch unkultivierten, zum Teil verödeten Landes durch die Burgunder und Alamannen festgestellt und seitdem nur wenig verändert hat, ist Rätien erst allmählich durch deutsche Zuwanderungen germanisiert worden. Die deutschen Niederlassungen am Hinterrhein, die in Avers und Obersaxen, in Davos und Churwalden werden in das 12. bis 14. Jahrh. gesetzt. Neben der deutschen Bevölkerung haben sich in 120 Gemeinden mit 40800 E. die Nachkommen der Urbewohner bei ihrer Sprache erhalten, sowohl am Vorderrhein (im obern Bund) bis Trins hinab, an der Albula unterhalb Schmitten und vom Einfluß derselben abwärts am Hinterrhein bis Ems hinab (Romanen), wie andererseits im Engadin mit dem anschließenden Münster (Ladiner). Von dem Gesamtgebiet der Eidgenossenschaft (41400 qkm mit 3186 Gemeinden und [1880] 2846000 E.) gehören etwa 23300 qkm mit 1847 Gemeinden und 1970000 E. vorwiegend der deutschen Sprache an, während etwa 94000 Deutsche in franz., beziehungsweise roman. und ital. Ortschaften leben.

In Tirol entspricht die Sprachgrenze schon seit dem 6. Jahrh. im wesentlichen der Nordgrenze des Trentino (Mezzo-Tedesco, Mezzo-Lombardo); doch ist in neuerer Zeit durch Zuwanderung das Italienische längs der Etsch gegen Bozen aufwärts vorgedrungen, sodaß hier schon mehrere Dörfer italienisch, andere gemischt sind. Südlich dieser Völkergrenze liegen die Reste einer Anzahl deutscher Enclaven, teils zwischen Pergine und dem Fleimserthal südlich der Brentaquellen, teils im venet. Gebiet (die sette und tredici Communi, angeblich Nachkommen der alten Teutonen). Nördlicher, im eigentlichen Tirol, enthält dagegen das Grödner und das Enneberger Thal die Reste der alten rhätischen (ladinischen) Bevölkerung, 9000 E. auf 500 qkm; im ganzen zählt das Kronland Tirol neben 361000 ital.-roman. Einwohnern 432000 deutsche. Weiter östlich (an der kärntnischen Grenze) greift das Deutsche mit den Gemeinden Sapada, Sauris und Timau auf die Südseite der Alpen in ital. Gebiet über; die Zahl aller im Königreich Italien in ursprünglich deutschen Dörfern befindlichen Einwohner deutscher Sprache ist höchstens auf 14000 anzunehmen, da hier die deutsche Sprache fortwährend zurückgeht. Am Mittagskofel in den Karnischen Alpen beginnt die Sprachgrenze zwischen den Deutschen und Slowenen (Südwenden). Das Gailthal unterhalb St. Hermagor und das östlich anschließende Drauthal unterhalb Villach, sowie das Gurkthal unterhalb St. Gregor ist slowenisch gemischt. Doch ist Tarvis mit Umgebung bis Weißenfels in Krain ganz deutsch; von den Bezirken Klagenfurt und Völkermarkt ist der südlich der Drau belegene Teil größtenteils slowenisch, wogegen nördlich der Drau nur einzelne slowen. Ortschaftsgruppen liegen, das Lavantthal ist rein deutsch; 1880 wurden in Kärnten neben 241000 Deutschen 102000 Slowenen gezählt. Schärfer und wahrscheinlich seit dem 12. Jahrh. konstant ist die Sprachgrenze in Steiermark, unter dessen 1186000 E. 388000 Slowenen sind; hier bildet der Posruck die Grenze, dann geht diese über Leutschach nach Spielfeld an der Mur und südlich derselben über Wölling auf Ratkersburg, von wo sie in nördl. Richtung auf ungar. Gebiet übertritt; 17 gemischte Gemeinden liegen längs der Sprachgrenze, auch südlicher sind eine Anzahl Gemeinden und namentlich die Städte stark deutsch gemischt. In Krain ist die bedeutendste deutsche Ansiedelung die alte Sprachinsel Gottschee, in den nordwestlicher gelegenen Gemeinden Zarz und Deutsch-Ruth, sowie in Laibach ist das Deutsche im Rückgange. Im ganzen wurden in Krain 29400, in Triest und dem Küstenlande 12600 Deutsche gezählt. Der Gesamt-

anteil der Deutschen an der Bevölkerung der österr. Kronländer (südlich der Thaya) beträgt 4620000 unter überhaupt (1880) 6597000 E., also 7 Zehntel.

Fast umgekehrt ist das Verhältnis in den vormals böhm. Kronländern Österreichs, von deren 8219000 E. nur 2952000, also 36 Proz., Deutsche sind. Die Sprachgrenze zwischen der deutschen und der czech. Nation wird von Preßburg ab durch die March gebildet, dann schneidet sie (nordwärts der Zaya) einige Gemeinden der niederösterr. Bezirke Zistersdorf und Feldsberg ab; in Mähren geht sie über Auspitz, Selowitz, Kanitz auf Znaim und von da in nordwestl. Richtung über Freimersdorf, Pulitz und Datschitz auf das von deutschen Gemeinden umgebene Neuhaus und bis Neudeck, von wo sie auf die Grenze von Niederösterreich und südwestlich von Litschau selbst über dieselbe zurücktritt. Von Böhmen ist ein mehr und weniger breiter Streifen in Anlehnung an die Grenzgebirge deutsch; die Sprachgrenze geht von Tannenbruck aus südwestlich auf Kaplitz, dann nordwestlich auf Nettolitz und über Winterberg, Schüttenhofen, Neugedein zum Cerkowberge, dann nordöstlich um das slaw. Tauß meist rechts der Radbuza auf Pilsen, von da nordwestlich auf Manetin, dann im östl. Bogen über Krekowitz auf Laun und nach Theresienstadt, von da auf dem rechten Elbufer bis Liboch aufwärts und in östl. Bogen über Grupai zum Jeschkenberge. Von hier zieht sie sich in vielen Windungen südöstlich, wobei das deutsche Gebiet bis Liebenau, Neu-Paka, Königinhof, Benatek, Schildberg, Littau und Wistornitz bei Olmütz vorspringt, dann in östl. Richtung mehrfach gezackt über die Oder bis Litschau, Stramberg, Freiberg und Königsberg, worauf sie in westl. Bogen zurücktretend oberhalb Troppau die Grenze des preuß. Schlesien erreicht. Auf dem bezeichneten Raume von zusammen 24800 qkm liegen in Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien mehr als 5000 fast durchweg deutsche Ortschaften, welche etwa 5 Sechstel der deutschen Bevölkerung dieser Kronländer enthalten. In das so umzogene czech. Gebiet springt bei Schildberg das Schönhengstler Ländchen im böhm.-mähr. Gebirge südwestlich vor, wahrscheinlich eine uralte deutsche Ansiedelung, ungefähr 1000 qkm mit etwa 170 Ortschaften und über 130000 deutschen Einwohnern enthaltend, und zwischen diesem und der Gegend von Neuhaus bewirkt die über 50 km lange deutsche Sprachinsel um Iglau gleichsam eine Verbindung des deutschen Sprachgebiets rings um die czech. Hochebene Böhmens. Andere deutsche Sprachinseln zwischen den Czechen sind Olmütz, Brünn, Austerlitz-Wischau und Budweis mit der Umgebung, wogegen in dem vormals größtenteils deutschen Prag und in vielen andern böhm. Städten die Deutschen jetzt in der Minderheit und diese sowie eine Anzahl im czech. Gebiet gegründeter deutscher Dörfer (bei Chrudim) in der Czechisierung begriffen sind. Im ganzen stammt die Grenze zwischen den Deutschen und Slawen hier wie in den südl. Kronländern Österreichs aus dem 11. bis 13. Jahrh., sowie auch die meisten deutschen Sprachinseln in diesen Landesteilen bis auf diese Zeit zurückgehen.

Wenn in den böhm. Kronländern die deutsche Nationalität sich in den Sprachinseln und in gemischten oder aus beiden Nationen zusammengesetzten Bezirken der czech. Obmacht kaum erwehren kann, so befinden sich dagegen im angrenzenden Königreich Ungarn mit Siebenbürgen mindestens 1860000 (oder bei Einrechnung von Kroatien und Slawonien 1900000) Deutsche unter dem äußersten, gegen das geltende Landesgesetz konsequent durchgeführten Drucke einer fremden Nationalität, des der Abstammung nach zur gelben Rasse gehörigen Volks der Magyaren, welchem die Deutschen selbst seinerzeit die Freiheit von der Herrschaft des ihnen blutsverwandten türk. Volks zurückerobert haben. Die Deutschen, welche 136 Promille der Einwohner von Ungarn und Siebenbürgen ausmachen, wohnen nur zum kleinern Teil im Anschluß von Österreich und Steiermark in ihrem geschlossenen Sprachgebiet, welches sich bis St. Gotthard, Körmönd und Güns zum Südende des Neusiedlersees und ostwärts bis Leiden und bis an die Kleine Donau erstreckt und nördlich derselben die Stadt Preßburg umfaßt; meist sind sie in größern und kleinern Gruppen von Ansiedelungen zwischen den andern Nationalitäten verteilt. Der an Deutschland grenzende Streifen von etwa 5500 qkm Fläche mit mehr als 400000 E., das Land der Hienzen, ist bereits im 10. Jahrh. von diesen besiedelt worden. Die Gründung der in Nordungarn (der Slowakei) liegenden deutschen Ansiedelungen fällt zum Teil in das 13. Jahrh.; ungefähr ein Dritteil derselben ist bereits als slowakisiert zu betrachten; die wichtigste der noch deutschen Gruppen ist die der zipser Städte am Poprad und um Leutschau, kleinere Gruppen sind die der Metzenseifer und Gründner, der Krickehäuer (um Kremnitz), Hochwiesen und Deutsch-Proben, sowie verschiedene Ortschaften nahe Preßburg; auch die Städte Kremnitz, Kaschau, Neusohl und Dobschau sind überwiegend deutsch. Im ruthen. Teile ist nur eine kleine Anzahl deutscher Ansiedelungen (namentlich bei Munkacz); im ganzen wohnen im slow.-ruthen. Teile Ungarns gegen 200000 Deutsche. Dagegen beträgt die Zahl der im magyar. Sprachgebiet wohnenden Deutschen über 600000, und bei Einrechnung der deutschen Ansiedelungen in den rumänisch gemischten Komitaten mindestens 670000. Sie wohnen hauptsächlich in zwei großen Landstrichen, von denen der obere gegen Ende des 17. Jahrh., der untere im Anfange des 18. Jahrh. von Deutschen besiedelt worden ist. Der erstere erstreckt sich über den ganzen Bakonywald von der Südgrenze des Komitats Veszprim bis an die Donau bei Süttö und Wissegrad und längs dieser hinunter bis über die Insel Czepel mit Soroksarz; in der vormals überwiegend deutsch redenden Hauptstadt Ofen-Pest hat sich nur noch ein Drittel der Einwohner zur deutschen Muttersprache bekannt. Die zweite große Gruppe erstreckt sich rechts der Donau durch die Komitate Tolna und Baranya (auch Somogy) bis Esseg, wo sie nach Slawonien übergreift. Außerdem liegen links der Donau eine Anzahl kleinerer Ansiedelungen (namentlich zwischen Arad und Gyula und an der Kraszna) meist schon im Anschlusse des rumän. Sprachgebiets zerstreut. Dagegen liegen im südl. Anschlusse des magyar. Sprachgebiets in dem vormaligen Kronlande der Wojwodina (der Baczka) und des Temeser Banats die deutschen Ansiedelungen so massenhaft, daß hier die deutsche Bevölkerung kaum einer der drei andern Nationen nachsteht; man rechnet in diesen Teilen, deren deutsche Kultur Maria Theresia und Joseph verdankt wird, etwa 450000 Deutsche. Die Baczka hinab liegen längs der Donau und des Franzkanals die deutschen Kolonien in verschiedenen Gruppen bis Peterwardein; im Banat bilden sie zwischen Temes und Maros von Morawicza und Lippa bis

...ßar und Verlas herab eine zusammen-
...e Masse, über welche hinaus südlich bis zur
...d östlich gegen die siebenbürger Grenze noch
...ahl kleinerer Gruppen zerstreut sind. Als
...ältesten großen Niederlassungen im Ungar-
...endlich das Land der siebenbürger Sachsen
...n, von den Deutschen in der Zeit von 1141
... besiedelt; seine drei Hauptteile sind der
...den (hauptsächlich im Kreise Hermann-
...as Burzenland (um Kronstadt) und das
...nd (um Bistritz); auch Klausenburg und
...g sind überwiegend deutsch. Über 230000
...zählen diese ehrwürdigen Stätten deutscher
...gegen welche heute der Magyarismus die
...de Art schwingt. Die Zahl der Deutsch-
..., welche in den österr. Kronländern nörd-
...Karpaten unter Rumänen, Ruthenen und
...ohnen, ist 1880 auf 433000 ermittelt wor-
...erhin gehören etwa 20 deutsche Ortschaften
...wina, meist unter Kaiser Joseph angelegt,
... Ortschaften in Ostgalizien, 40 in West-
... auch bilden in den größern Städten,
...ch in Czernowitz, Lemberg und Krakau, die
...n einen großen Teil der Bevölkerung.
...ördl. Hälfte der Ostgrenze der deutschen
...iegt auf dem Boden des Deutschen Reichs.
... im J. 1880 gezählten 45234000 E. des
...d ungefähr der dreizehnte Teil Nichtdeutsche.
... 1861 und in einzelnen Teilen später statt-
...en Ermittelungen würde das Deutsche Reich
... 2650000 Polen, 70000 Czechen, 130000
... 143000 Litauer und Preußen, 156000
...nd 327000 Franzosen enthalten, von wel-
...en oben die Rede war. Im ganzen waren
...30 Ortschaften auf etwa 53000 qkm ganz
...wiegend von Slawen bewohnt, ein kleiner
...Verhältnis zu dem Ländergebiet, welches
...weiten Hälfte des ersten Jahrtausends die
...auf altdeutschem Boden besetzt hatten. Die
...ne Sprachgrenze, welche heute die geschlos-
...se der deutschen Ansiedelungen umzieht,
...Troppau auf Zauditz, indem sie das deutsche
...n [illegible] Gebiet (südlich der Zinna) trennt,
...[illegible]lich auf Oberglogau und Zülz, und
...r Grenze des falkenberger Kreises zur Oder,
...n Stoberau an der Oder auf Namslau,
... Wartenberg, Mittelwalde, Goschütz und
...Kreis Militsch. Im Großherzogtum Posen
...sie die Städte Krotoschin und Jutroschin,
...rchschneidet sie von der schles. Grenze aus
...s Kröben auf Sarne und Punitz, geht wei-
...Storchnest und Schmiegel und weiter west-
...ch bis zur schles. Grenze bei Scharne, dann
...ch über Rakwitz und Grätz nach Neustadt,
...d Zirke, die Warthe aufwärts über Samter
...rnik, an der Welna auf Rogasen, Wongro-
...rgonin, östlich über Gollancz, Exin, Schu-
...itschin und Johannisdorf zur Reichsgrenze,
... die Weichsel überschreitet. Rechts der
... geht sie längs der Niederung bis gegen
...dann östlich auf Briesen, Dorf Lemberg,
...werder, Osterode, Langgut an der Passarge,
...nahe der Nordgrenze des Kreises Allenstein
...ofsburg und in vielen Windungen über
...Lötzen, Marggrabowo zur Landesgrenze.
...nze gegen das Litauische zieht sich anfangs
...s Niemen, dann in Windungen rechts des-
...n Haff, an dessen Nordende Memel und
...ng deutsch ist. Diesseit dieser Hauptsprach-

grenze liegen zwei ziemlich umfangreiche slaw. oder stark slawisch gemischte Gebiete, erstens das Gebiet der Wenden in der Lausitz, welches teils im Königreich Sachsen (um Bautzen), teils in den Provinzen Schlesien und Brandenburg (um Hoyerswerda, Spremberg und Kottbus) 694 überwiegend slaw. Ortschaften auf 325 qkm begreift; zweitens der slaw. Teil Pomerellens, welcher nur teilweise zusammenhängend etwa drei Fünftel der diesseit der oben angegebenen Grenze wohnenden (1861) 460000 Polen und zwei Drittel der diesseit derselben belegenen 2430 überwiegend poln. Ortschaften enthält. Dagegen wohnten (1861) etwa 470000 Deutsche jenseit der angegebenen Grenze, teils in den Städten, welche fast ausnahmslos überwiegend deutsch sind, teils in den zahlreichen deutschen Dörfern, welche namentlich im Großherzogtum Posen (hier besonders die Hauländereien) über den slaw. Boden verstreut sind; 1420 Ortschaften reden jenseit dieser Sprachgrenze überwiegend deutsch. Das preußisch-litauische Element ist südwärts des Niemen, wo die preuß. Dörfer in einzelnen Gruppen liegen, in entschiedenem Rückgange; 1861 wurden noch 990 Ortschaften mit insgesamt 136000 E. als überwiegend litauisch bezeichnet.

Die Grenze der Deutschen gegen die stammverwandten Skandinavier, welche seit 1864 den Reichsboden des Herzogtums Schleswig durchschneidet, nähert sich der Linie Tondern-Flensburg, welche zwei Jahrhunderte lang auch in der Landesverwaltung des Herzogtums die Sprachgrenze bildete. Südlich dieser Linie geht das Dänische, welches vormals auf der Geest bis Viöl reichte, dauernd zurück, während nördlich derselben Hadersleben und Christiansfeld deutsche Enklaven zwischen der dän. Landbevölkerung bilden.

Kaum in Berührung mit dem deutschen Sprachgebiet längs der Reichsgrenze ist ferner eine große Masse Deutscher im Osten des Reichs und der österr. Länder in zahlreichen Gruppen und deutschen Ortschaften, sowie auch in Städten unter fremder Bevölkerung über das Russische Reich verbreitet; die Zahl der Deutschen in Rußland ist für 1880 auf etwa 1250000 anzunehmen, abgesehen von den zahlreichen deutschredenden Juden. Schon allein in denjenigen Teilen des vormaligen Polenreichs, welche vorübergehend unter preuß. und österr. Herrschaft standen, beträgt die Zahl der Deutschen (ohne die Juden) 400000; über 300 überwiegend deutsche Ortschaften liegen gruppenweise oder vereinzelt im Königreich Polen, die Hauptgruppen erstrecken sich einerseits an der Weichsel aufwärts bis um Warschau und sind am zahlreichsten im Kreise Lipno, andererseits liegen die deutschen Ortschaften in der Gegend der halbdeutschen Fabrikstadt Lodz und von da aus teils südwärts um Piotrkow und Tomaszew bis Czenstochau, teils gruppenweise gegen die Prosna sowie um Kolo und Gostynin; die ländlichen Ansiedelungen datieren zum großen Teil aus der südpreuß. Zeit. Wenn auch numerisch nicht so bedeutend, so ist doch die deutsche Bevölkerung der vormals Deutschen Ordensländer als ein zweiter wichtiger Bestandteil der deutschen Nation im Russischen Reiche hervorzuheben, da in ihr, seitdem im 13. und 14. Jahrh. die deutschen Städte Kurlands, Livlands, Estlands gegründet worden, die geistige und materielle Kultur dieser ausgedehnten Landstriche ihren Ursprung und ihre Pflege gefunden hat. Noch jetzt sind die Städte Kurlands und die Stadt Riga über-

wiegend, die übrigen Städte Livlands und Estlands zu erheblichem Teile deutsch, sie enthielten 1871 130500 Deutsche. Auf dem Lande ist die deutsche Bevölkerung im wesentlichen auf die Großgrundbesitzer und sonstigen gebildeten Klassen beschränkt; dagegen hat sich in Samogitien deutsche Einwanderung über die Grenze Preußens auch unter die Landbevölkerung verbreitet. Die Gesamtzahl der Deutschen in den Ostseeprovinzen und Litauen wird etwa 220000 betragen. Von den Deutschen im eigentlichen Rußland schließen sich die deutschen Bewohner Petersburgs (1869 46500) und der in der Umgebung dieser Stadt in der Zeit von 1765 bis 1812 gegründeten 31 Kolonien, im ganzen jetzt wohl 66000 Deutsche gewissermaßen an die vorerwähnte Gruppe an. Die Hauptmasse der deutschen Kolonien liegt dagegen bei Ssaratow zu beiden Seiten der Wolga, 173 Dörfer, seit 1768 angelegt, 1867 mit 252000 E. Südlicher liegt vereinzelt Sarepta, dann einige Dörfer in Georgien (um Tiflis und bei Elisabethpol); hier wohnen 9000 Deutsche. Die zweite bedeutende Masse deutscher Kolonien, 1867 mit 157000 E., zieht sich durch das sog. Neurußland vom Asowschen Meere bis an die Grenze Rumäniens; ihre Hauptbestandteile sind die 88 deutschen Dörfer an der Molotschna, seit 1804 gegründet, mit der Gruppe an der Brda und im Kreise Marienfeld 20 Dörfer, 1822 angelegt, die Kolonien bei der Insel Chortitz, 23 Dörfer, seit 1789 angelegt, und die Kolonie um Jekaterinoslaw, 11 einzelne Dörfer auf der Krim, eine Gruppe von 13 Dörfern rechts des Bug bei Beresow, 33 Dörfer, welche links des Dnjestr bis gegen Odessa hinabliegen, und 27 Dörfer in Bessarabien, die letztern 1814—22 angelegt. Außerdem finden sich 36 deutsche Ansiedelungen in Volhynien mit etwa 29000 E. und vereinzelte in verschiedenen Teilen Kleinrußlands; die deutsche Städtebevölkerung ist (abgesehen von Petersburg) numerisch am bedeutendsten in Moskau (10000). Zum größten Teile bisher in geschlossenen Gemeinden lebend und durch das abweichende Religionsbekenntnis vor der Russifizierung geschützt, sind erst seit dem Anfange der sechziger Jahre die Deutschen in Rußland mehr in ihrer Nationalität gefährdet, wobei die Versuche der Russifizierung zunächst gegen die alten Ordensländer gerichtet sind, in welchen deutsche Sprache und Kultur kraft der Landesgesetze die Herrschaft haben.

Während Deutschland so seine mächtige Kolonisation nach Osteuropa längs der Ostsee bis über den Wolchow und bis Wiborg, und längs der Donau und des Schwarzen Meers die Wolga aufwärts bis zum Irgis erstreckt hat, sind die Versuche deutscher Kolonisation in Südwesteuropa ebenso wieder verschwunden, wie einst die ganzen großen deutschen Stämme, die in diese Länder zogen, fremder Nationalität anheimgefallen sind; als solche vergangene deutsche Ansiedelungen sind die in Andalusien (1769 gegründet) und die bei Limerick (Irland) zu erwähnen. Nur in den größern Städten Westeuropas finden sich Deutsche in beträchtlicher Zahl, namentlich in Frankreich, wo (abgesehen von den 130000 Vlamen nordwärts der Lys) die Zahl derselben auf 300000 geschätzt werden kann, verhältnismäßig die meisten in Paris, dann in Lille und dessen Umgebung (Vlamen). Um noch die sonstigen Länder Europas zu erwähnen, so sind in Großbritannien (abgesehen von den 2000 Bewohnern der unter engl. Botmäßigkeit stehenden deutschen Insel Helgoland) etwa 50000 Deutsche, in Rumänien etwa 39000, in den größern Städten Italiens gegen 15000; ungefähr ebenso viel wohnen in den drei skandinavischen Reichen.

Unter den Deutschen, welche jenseit des Oceans angesiedelt sind, kommt die ungeheure Masse auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die ersten Ansiedelungen von deutschem Stamm waren dort die der Holländer in Neuniederland (Neu-Amsterdam, jetzt Neuyork), gegründet zu Anfang, durch deutsche Zuwanderungen verstärkt gegen Ende des 17. Jahrh. Der Zug deutscher Auswanderer nach Pennsylvanien fand nach 1680 in großen Massen statt, weitere starke Einwanderungen in diesen und die benachbarten Staaten fallen in die Mitte des 18. Jahrh. und in die siebziger Jahre desselben; zur Zeit der Trennung von England war die Hälfte der Bevölkerung Pennsylvaniens deutsch. Im 19. Jahrh. hat die deutsche Auswanderung nach Nordamerika hauptsächlich seit 1840 größern Umfang gewonnen; sie hatte zunächst ihren Höhepunkt 1854, dann hat sie in den J. 1867—73 und wiederum im J. 1880 einen bedeutenden Umfang gewonnen. Unter den 10½ Mill. Einwanderern in die Vereinigten Staaten kam mehr als der dritte Teil aus Ländern deutscher Zunge; 1870 wurden 1900000 aus deutschen Ländern Gebürtige gezählt. Berechnet man die Zahl aller Deutschen und ihrer Nachkommen, so ergibt sich, daß ungefähr ein Viertel der weißen Bevölkerung der Vereinigten Staaten (also 10,8 Mill.) von deutschem Blute ist; jedenfalls ist jedoch ein großer Teil derselben bereits englisiert, da die deutsche Sprache daselbst mit seltenen Ausnahmen als fremde Sprache behandelt wird; nimmt man an, daß die deutsche Sprache sich im Durchschnitt nur in der nächsten Generation erhält, so würden 1880 etwa 6¾ Mill. Deutschredende vorhanden sein. Die Mehrheit bilden die Deutschen wohl in keinem Staate der Union; am größten ist der Anteil der Einwohner deutscher Abstammung in Ohio, Wisconsin und Illinois (wahrscheinlich über zwei Fünftel), dann in Pennsylvanien, Indiana, Iowa, ferner in Maryland, Minnesota, Westvirginien, Kansas, Michigan und Neuyork (annähernd ein Viertel der Bevölkerung). Im engl. Nordamerika ist Neubraunschweig die älteste deutsche Niederlassung; von dem Strom deutscher Einwanderer, welcher in diesen Gegenden landet, bleibt nur ein geringer Teil zurück; dennoch wurden 1871 in den canad. Provinzen 235000 E. deutscher Abkunft gezählt. In den mittlern Teilen Amerikas sind die Niederlassungen deutscher Nationalität im wesentlichen auf die niederländ. Besitzungen beschränkt, deren weiße Einwohner hier und noch mehr im niederländ. Australien nur in ganz geringem Maße fremde Elemente enthalten; die gesamten Besitzungen Niederlands begreifen etwa 140000 Niederdeutsche. Eine Anzahl deutscher (herrnhuter) Kolonien findet sich ferner in den dän. Besitzungen auf Grönland und in Westindien, meist im letzten Viertel des 18. Jahrh. gegründet. Von den südamerik. Ländern mit span. Bevölkerung enthält Chile die größte deutsche Gruppe in den Provinzen Valdivia und Chiloë (Osorno, Puertomontt), in Chile überhaupt sind 7000 Deutsche. Demnächst ist der Anteil deutscher Bevölkerung in Buenos-Ayres und den anschließenden Gebieten der Argentina zu erwähnen (über 10000); einzelne deutsche Kolonien enthalten Uruguay, Peru und Venezuela. Eine ausgedehnte deutsche Kolonisation zog sich seit 1818

nach Brasilien und nahm zu ungeachtet der Hindernisse, die von seiten der preuß. Regierung der Auswanderung gerade in diese Teile fortdauernd bereitet worden sind. Die ersten Niederlassungen fanden in den mittlern Provinzen statt, sie begannen mit der nördlichsten, der Kolonie Leopoldina am Mucury. Die bedeutendste dieser Ansiedelungen ist Petropolis bei Rio. Nachmals wandte sich die Auswanderung mit Recht immer weiter nach Süden; es liegen jetzt in der Provinz Sta.-Catarina eine Reihe deutscher Kolonien vom 26. bis zum 28.° südwärts gereiht, von Annaburg bis Theresiopolis, eine noch größere Gruppe erstreckt sich in der Provinz Rio-Grande um den 30.°, von San-Leopoldo bis San-Angelo längs des Jakuhyflusses. Die Masse der deutschen Einwohner Brasiliens wird auf 150000 geschätzt. In Australien ist die Zahl der Deutschen verhältnismäßig gering, sie verteilt sich auf die verschiedenen engl. Kolonien, in denen die Zahl der aus Deutschland Gebürtigen, welche wohl die Mehrzahl der dortigen Deutschen begreift, 1871 auf 36000 ermittelt wurde. Ein bedeutenderes deutsches Kolonialland ist dagegen Südafrika; hier macht noch jetzt in der Kapkolonie die zurückgebliebene niederdeutsche Bevölkerung einen namhaften Teil der Einwohner aus, und das deutsche Element ist seitdem durch weitere Einwanderungen verstärkt, welche sich nach Natal und Kaffraria gewendet haben; im Anschluß dieser Kolonialgebiete liegen die von Niederdeutschen gegründeten und erhaltenen Staaten des Oranje und Transvaal, sodaß in diesen Teilen sich über 200000 deutsche Ansiedler zusammen befinden. Von den Kolonisten in Algier stammten angeblich etwa 10000 aus deutschen Ländern, welche Zahl durch die der elsässer Ansiedler wahrscheinlich noch übertroffen wird.

Der Bestand aller Deutschen läßt sich für 1880 auf 70½ Mill. schätzen, eine Zahl, welche bisjetzt schwerlich von einer andern Nation weißer Rasse erreicht ist. Da die deutsche Nation in der natürlichen Vermehrung andern nicht nachsteht, indem im Vergleich mit den Slawen die geringere Fortpflanzungsziffer durch die günstigern Sterblichkeitsverhältnisse ausgeglichen wird, so würde ihr dieser Vorrang voraussichtlich bleiben, wenn nicht der Bevölkerungszuwachs durch die fortschreitenden Entnationalisierungen beeinträchtigt würde, welche in erster Stelle der engl. Nation, dann aber auch den Nationen des östl. Europa zugute kommen. Und sofern die Gleichgültigkeit fortdauert, mit welcher die große Masse der Deutschen die Zurücksetzung und Unterdrückung der deutschen Sprache in ihren Kolonialgebieten betrachtet, so ist zu besorgen, daß die deutsche Nation mit der Zeit hinter der englischen und russischen der Zahl nach zurückbleiben werde. Kaum vier Fünftel der Deutschredenden leben in Staaten mit deutscher Landessprache, nämlich im Deutschen Reich (592 Dezimille), Niederland mit Dependenzen (62), der Schweiz (29) und den deutsch-slaw. Ländern Österreichs (114), während die übrigen, welche in ihrer Nationalität mehr oder weniger gefährdet erscheinen, hauptsächlich unter der Herrschaft der engl. Sprache stehen (etwa 104), der französischen (49, namentlich in Belgien), dann, wo das Deutschtum am meisten bedroht ist, der magyarischen (27) und der russischen (18, mit Einschluß der Ostseeprovinzen, deren gesetzliche Landessprache bisher die deutsche gewesen ist). Von den deutschen Ländern nimmt Niederland mit den Kolonien insofern eine Sonderstellung ein, als daselbst das Holländische die geltende Schriftsprache ist; in ähnlicher Weise wurde von den Niederdeutschen in Belgien, nach der Trennung dieses Königreichs von Nordniederland, das Vlämische als besondere Schriftsprache kultiviert, während seit einiger Zeit die Vlamen sich bestreben, ihre Schriftsprache dem Holländischen anzuschließen. Der mit der niederländ. Landesgrenze zusammenfallende Gegensatz zwischen niederdeutscher und hochdeutscher Schriftsprache entspricht keineswegs dem der westgerman. (germanischen) und ostgerman. (suevisch-alamannischen) Abstammung, wie von niederdeutschen Partikularisten behauptet worden ist, da außer den Friesen auch der ganze große Frankenstamm westgermanisch ist; ebenso wenig entspricht er dem Hauptunterschiede zwischen den deutschen Volksdialekten, dem der niederdeutschen und der ober- und mitteldeutschen Dialekte, da die Deutschen sächs. Abstammung, sowie die mit solchen gemischten Franken gleichfalls niederdeutsche Volksmundarten reden, welche da, wo sie nicht als Landessprache gelten, als plattdeutsch bezeichnet werden, allerdings in reiner Mundart meist nur auf dem Lande, indes die Mundarten der Städter durch das Hochdeutsche modifiziert sind. Die Grenze der niederdeutschen Dialekte beginnt auf dem Hohen Veen, geht südwärts Bonn zum Rhein, über das Rothaargebirge und den Habichtswald zum Harz, unter Ausschließung des Oberharzes (Klausthal), von der Saalemündung bis Wittenberg längs der Elbe und auf Luckau, und östlicher von Guben auf Meseritz; weiterhin wird die Begrenzung unsicher, da niederdeutsche Dialekte bis zu der großen Sprachinsel östlich von Posen reichen, andererseits längs der Netze, im Ermelande und in andern Teilen Preußens sich oberdeutsche Dialekte erhalten haben.

Ganz rein hat sich der fries. Stamm in denjenigen Teilen erhalten, welche noch jetzt die vom Hochdeutschen am meisten abweichenden fries. Mundarten reden, im eigentlichen Friesland mit Gröningen und in Nordfriesland (um Husum bis Sylt). Doch ist der fries. Volkstypus ebenso der herrschende auf dem dazwischenliegenden Küstenstriche, namentlich in Ostfriesland und dem nordwestl. Oldenburg, sowie in Westfriesland (nördlich des Y). Ebenfalls vorherrschend fries. Abkunft sind die eigentlichen Holländer; dagegen sind die Bewohner von Overyssel sächsisch, die des Gelderlandes bereits fränkisch gemischt. Unter dem großen Sachsenstamme, der von hier aus östlich ganz Norddeutschland einnimmt, haben den am stärksten sächs. Typus die Westfalen, während in Ostfalen und Nordsachsen, dem Gebiete des niedersächs. Dialekts, hier und da abweichende Volksart hervortritt, das letztere namentlich in Angeln, dessen Bewohner noch jetzt die eigentümliche Erscheinung ihres Volksstammes behalten haben, wie solche in England selbst neben der sächsischen bestimmt hervortritt. Unter den Volksstämmen, welche östlicher auf vorwiegend sächs. Grundlage sich gebildet haben, ist der pommersche am wenigsten mit andern deutschen Elementen gemischt, stärker der preußenländer, in dessen Wohnsitzen außer den noch nicht verschmolzenen oberdeutschen zwei niederdeutsche Mundarten unterschieden werden, des Gebiets, auf dem die Deutschen mit Slawen zusammen sich niederließen, und des ausschließlich preuß. Gebiets; ebenso sind die Deutschen in den balt. Provinzen ein vorwiegend sächsischer, dem preußenländer in Erscheinung und Mundart ähnlicher Stamm. Eine stark fränk., hier

und da auch oberdeutsche Beimischung hat der Brandenburger, und eine ähnliche, aber in ihrer Entstehung weit ältere Volksmischung haben die Bewohner des Magdeburgischen zu beiden Seiten der Elbe. Mit allen diesen Stämmen, sowie schon mit den östl. Niedersachsen sind hier und da Slawenreste verschmolzen, jedoch in so geringer Zahl, daß dieselben nicht vermocht haben, ihren Einfluß bis auf die Volksmundart zu erstrecken (abgesehen von der Übernahme einzelner Worte). Verhältnismäßig die stärkste slaw. Beimischung hat, wie schon der Volkstypus zeigt, der östlichste Teil der Mitteldeutschen, Schlesien, dessen deutsche Bewohner vorwiegend thüring.-fränk. Abstammung, jedoch auch mit Teilen anderer Stämme gemischt sind. In dem schles. Gebirgsbewohner überwiegt dagegen, vielleicht auf älteste deutsche Elemente gestützt, das oberdeutsche Element, wie auch mundartlich der Sudetenbewohner vom hirschberger Thal ab dem bayr.-österr. Stamm zugezählt wird. Vorwiegend thüringisch, jedoch in dem Volkstypus deutlich die sächs. Beimischung zeigend, ist der Meißener (Obersachse, Osterländer), dessen Gebiet von der untern Saale bis über das nördl. Deutsch-Böhmen reicht; seine Mundart ist die Grundlage des heutigen Hochdeutschen. Das kleine Gebiet westlich der mittlern Saale bis in den Thüringerwald enthält den unvermischten Teil des Thüringerstamms, an der obern Saale ist der Vogtländer schon ein Gemisch von Thüringern und Franken.

Die größte Mannigfaltigkeit des Volkstums zeigt der an Volkszahl dem sächsischen ungefähr gleiche deutsche Stamm der Franken, dessen Glieder in ihren Mundarten je nach der Beimischung anderer deutscher Stämme vom Niederdeutschen bis ins Oberdeutsche reichen. Zu den Niederdeutschen werden der Vlame und der Niederrheiner (Rifländer, Ripuarier) gerechnet, eine Vermittelung zwischen beiden bildet der Brabanter, insofern dessen Mundart schon als ein Teil der vlämischen gerechnet wird; auch der eigentliche Niederrheiner ist vorherrschend Franke, aber an Körpergröße schon dem Sachsen ähnlich, zu dem seine Mundarten (von denen die aachener und von manchen auch die kölner zu den mitteldeutschen gerechnet wird) einen Übergang bilden, aber lebhafter als dieser und wohl nicht ganz frei von roman. Beimischung. Von den Franken, welche mitteldeutsche Mundarten reden, wird der Hesse nördlich des Vogelsbergs, der Nachkomme der alten Katten, ebenso wie der ganze Thüringerstamm Norddeutschland noch zugerechnet; den Kern des Frankenstammes bilden die Rheinfranken mit der westerwälder, mittelrhein. und pfälzer Mundart, westlich schließen sich die Mosellländer oder Lothringer an, von deren Mundart auch das Lützelburgische eine Unterart bildet, vielleicht mit etwas kelto-roman. Beimischung, östlich die Ostfranken (auf einstmaligem thüringer Gebiet). Stark mit Bayern gemischt sind die Franken des Egerlandes und des Nordgaues, deren Mundarten oft schon zu den oberdeutschen gezählt werden. Das Gebiet des Frankenstammes geht südlich bis zum Arber, bis gegen Eichstätt, Dinkelsbühl, Heilbronn, Rastatt und Finstingen an der Saar.

Die Oberdeutschen enthalten im Osten die große Gruppe des bayr. Stamms, in welchem durch die hinzukommende Volksmischung neben dem eigentlich Bayrischen der Oberösterreicher, Niederösterreicher, der Kärntner mit dem Steiermärker und der Tiroler unterschieden werden; in den östl. Stämmen ist namentlich fränk. Beimischung (an einzelnen Stellen sind auch Slawenreste in der Bevölkerung a
gegangen), der Tiroler ist schon alamannisch
mischt. Westlich des Lech ist der Hauptgegensatz
Volk wie in der Mundart der des Schwäbischen
des Alamannischen; der schwäb. Volkstypus un
scheidet sich von dem Alamannen ebenso scharf
vom Franken, welche beiden in der Erscheinung
ander näher stehen; doch ist die Grenze des Vo
tums nach Südwest nicht scharf geschlossen, wie a
der Dialekt Übergänge aufweist. Das alamann.
biet begreift die schwarzwälder, elsässer und sch
zer Mundarten, von denen namentlich die le
eine große Zahl Unterarten aufweist, da sich inf
der Verschiedenheit der Volksmischung vom Ober
bis zum Monte-Rosa und der Geschiedenheit der
zelnen Landesteile das Volkstum in seiner Beson
heit ebensowohl entwickeln, wie in seiner Eigent
lichkeit erhalten konnte. Im Westen, namentlich
walliser, berner und solothurner Land, scheint
burgund. Stamm am reinsten erhalten, während
untere Aargau schon den Übergang zum alaman
schen bildet. Ist die Mundart des schwäb. Vo
stammes in dem alten Stammlande auf einen en
Raum beschränkt, so hat sie sich dagegen in den
siedelungen der Deutschen in Osteuropa, zu der
dieser große Wanderstamm mehr als die Hälfte
getragen, vorzugsweise erhalten; sie bildet auch
Grundlage des pennsylvan. Dialekts, dessen Deut
mit zahlreichen engl. Worten gemischt ist. (
Deutsche Mundarten.)

Der Reichtum der Gliederung, welcher sich in
Stammes- und Dialektverschiedenheit der Deuts
kundgibt, ist eine wertvolle dauernde Eigentüml
keit der Germanen. Sie ist dem german. Geiste
mäß, welcher seine kleinern und größern Kr
ziehend, die Entwickelung des Individuellen
Haus, Ort, Gau und Stamm pflegt und damit
Regenerierung des eigenen Volkstums aus sich s
ermöglicht. Dieser im engsten Kreise schaffen
Urkraft bedarf der german. Stamm um so m
als der Germane, wenn auch heimatliebend,
ein Wandervolk ist und ein solches sein muß, da
gedeihliche Entwickelung des deutschen Famil
lebens notwendig auch die Vergrößerung der Vo
menge und damit die Verbreitung derselben u
andere Völker bedingt. Wenn so Germanien v
seiner Söhne verloren hat, welche dem Frem
gegenüber, dessen Wertschätzung dem Deutschen n
fehlt, die angeborene Art nicht zu bewahren
mochten, so lebt doch in der großen Menge des
gegliederten deutschen Volks die alte Urkraft wei
seine Ursprünglichkeit wird schon durch die Kör
größe, in der die drei german. Nationen allen
dern voranstehen, wie durch die physische Bild
in der mehr als bei andern Völkern die Zeichen
ster Rasse in Farbe der Haut, der Haare und Au
erscheinen, bezeugt. Der deutsche Geist, auf die
wickelung des Individuums aus sich heraus,
die deutsche Bildung gerichtet, lebt nicht minder
kleinen Kreise des deutschen Hauses, wie in den
zeugnissen der edelsten Männer der Nation.
Innerlichkeit, die dem Deutschen eigentümliche F
des Idealismus ist es, welche ebenso befruchtend
die Arbeit des Volks einwirkt wie auf die gei
Kultur. Sie birgt in sich die immer neuen K
der deutschen Geistesfreiheit; in keiner Nation
die Freiheit des Glaubens, der individuellen Ü
zeugung, deren richtige Konsequenz die Duld
Andersgläubiger ist, einen so reichen und an

…den gefunden wie in der deutschen; auch …chen Kämpfen um die äußere Selbstän… …t die deutsche Geschichte glänzendste Bei… …l aus den stillen Kreisen der deutschen …ner und des Friesenstammes längs der …, wie aus dem Zusammenwirken deutscher …derschaft, welche mehr als einmal die …ingherrschaft zertrümmerte und die aus …n hereinbrechende Barbarei von Deutsch… …den zurückschlug. Wie die deutsche Arbeit …r die Grenzen Deutschlands hinaus zur …g der Bodenkultur mitwirkt, zeigen die …siedelungen der Deutschen, vor allem des …nd des Sachsenstammes; in der Seefahrt …ie Friesen den besten gleich; in den Ge… …aben vor allem die westl. Stämme Deutsch… …t Jahrhunderten mit den Romanen gewett… …n der Dichtung lebt die deutsche Nation in …ten Blütezeit, gleichmäßig durch nieder-, …und oberdeutsche Genien begründet; das Lied ist ihr Eigentum und in der Musik …ayern, Thüringer, Franken die schönsten …ezeitigt. In großen und eigenartigen Lei… …auf dem Gebiete der bildenden Künste ist …r großen deutschen Stämme zurückgeblie… …n auch die besondere Richtung wie die Zeit …schiedene gewesen ist; ebenso wird in den …genden Leistungen auf den Gebieten der …aften und der Erfindung kein deutscher … vermißt, wenngleich namentlich in den …issenschaften das größere oder geringere …er Beteiligung durch das der religiösen …beeinflußt erscheint.

…ratur. Vortrefflich sind die Eigentümlich… …r einzelnen deutschen Stämme in E. M. «Versuch in vergleichenden Völkergeschich… … 1843) charakterisiert; reichhaltig ist auch …ths «Geschichte deutscher Nationalität» … Braunschw. 1860), welche zugleich die aus …lnen deutschen Stämmen hervorgegange… …n Männer anführt; in letzterer Beziehung … mit L. Diefenbachs «Vorschule der Völker… …und der Bildungsgeschichte» (Frankf. 1864) …en; die reichste Sammlung der deutschen …ten gibt Firmenichs «Germaniens Völker… …» (3 Bde., Berl. 1846—66; Nachträge 1867). …g auf die Wohnsitze der Deutschen ist in …e auf Stricker, «Verbreitung des deutschen …ber die Erde» (Lpz. 1845); Nabert, «Über …ungen» (Hannov. 1853); R. Böckh, «Der …n Volkszahl und Sprachgebiet in den europ. …» (Berl. 1870), hinzuweisen, sowie für Öster… … Czörnigs «Ethnographie» (3 Bde., Wien …57) und Fickers «Völkerstämme der österr.-…Monarchie» (Wien 1869); an Nationalitäts… …uchkarten sind die von C. Bernhardi (Kass. … 1849, mit ausführlichem Text), H. Berg… …otha 1843 und im «Ethnogr. Atlas», 1852), …rt für Deutschland und Österreich (Weim. … Berl. 1867), Czörnig für Österreich (Wien … R. Böckh für Preußen (Berl. 1864), A. F. …r Rußland (Petersb. 1875) anzuführen.

…sches Wappen, s. unter Deutschland …utsches Reich, S. 230.

…scher Zollverein, s. Zollverein.

…sch-Eylau, s. Eylau.

…sch-Französischer Krieg von 1870 …871. Als Napoleon III. im Juli 1870 …m tiefsten Frieden, der auf lange Zeit gesichert schien, unter nichtigen Vorwänden den Krieg an Preußen erklärte, befand sich König Wilhelm, nichts von dem beabsichtigten Friedensbruche ahnend, im Bade Ems, während Bismarck, der Kriegsminister von Roon, der General von Moltke Erholung auf ihren Landsitzen suchten. Als Vorwand zur Kriegserklärung benutzte Napoleon die span. Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, und als dieser freiwillig zurücktrat, erklärte sich Frankreich dennoch nicht befriedigt, sondern verlangte (13. Juli) vom Könige von Preußen eine demütigende Erklärung, die ihm von dem franz. Gesandten Benedetti zu Ems in aufdringlichster Weise angesonnen wurde. (S. Frankreich, Geschichte.) Der König wies diese Zumutung mit Würde und Festigkeit zurück und verließ Ems, um in Berlin die Maßregeln für den Krieg, welcher in Paris unzweideutig in Aussicht gestellt war, zu treffen. Überall wurde der greise Monarch mit Begeisterung empfangen; die ihm, dem mächtigsten Fürsten Deutschlands, dem Schirmherrn des Norddeutschen Bundes, dem Oberfeldherrn der gesamten Streitkräfte Deutschlands, widerfahrene Beleidigung wurde vom ganzen Volke mit gerechtem Zorne empfunden. Auf dem Bahnhofe zu Brandenburg, bis wohin ihm der Kronprinz mit dem Bundeskanzler und den Generalen von Roon und von Moltke entgegengefahren war, erhielt der König die Nachricht von der in der franz. Kammer an demselben Tage (15. Juli) abgegebenen Erklärung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Herzogs von Gramont, der Bewilligung der Kreditforderung für Armee und Flotte, sowie der Einberufung der nächsten Altersklasse und der gesamten Mobilgarde. König Wilhelm befahl nun sofort noch in Brandenburg die Mobilmachung der gesamten norddeutschen Armee.

Am 16. Juli trat der Bundesrat zusammen und erklärte sich mit den Eröffnungen des Kanzlers völlig einverstanden. Zum 19. wurde der Reichstag berufen. Die Thronrede, mit welcher ihn der König eröffnete, wurde in ganz Europa als ein Muster edler Würde und Mäßigung anerkannt. Unmittelbar nach der Feierlichkeit empfing Graf Bismarck die franz. Kriegserklärung, deren Mitteilung in der sogleich folgenden ersten Sitzung des Reichstags mit einem wahren Jubel aufgenommen wurde. Die Lage war nun geklärt, der Würfel gefallen, es galt, den Kampf für des Vaterlandes Ehre und Unabhängigkeit mit allem Nachdruck zu führen. Auch in Süddeutschland flammte das deutsche Nationalgefühl mächtig auf; alle bisherige Parteiung war bei dem Gewaltschritte Frankreichs wie durch einen Zauberschlag verstummt. Die süddeutschen Fürsten befahlen die Mobilmachung ihrer Truppen, der König von Bayern schon 16. Juli, ebenso der Großherzog von Baden, der König von Württemberg 17. Juli. So war die gesamte deutsche Heereskraft, vertragsmäßig unter dem einheitlichen Oberbefehl des Königs von Preußen, gegen den Feind aufgeboten. Napoleon hatte erwartet, daß die süddeutschen Staaten neutral bleiben würden. Durch das einmütige Zusammenstehen von ganz Deutschland hatte er eine furchtbare Macht zu bekämpfen, welcher die seinige, die nicht einmal die des Norddeutschen Bundes erreichte, durchaus nicht gewachsen war.

Der frühere Beginn der franz. Rüstungen und die ohne vorhergegangene Verhandlungen erfolgte

Kriegserklärung ließen in Deutschland die Besorgnis entstehen, daß die franz. Armee noch vor Beendigung der deutschen Mobilmachung die Grenze überschreiten würde. Alle Traditionen der franz. Kriegführung deuteten auf ungesäumten Angriff; aber dieser blieb aus; vierzehn Tage vergingen in Unthätigkeit, was besonders in Paris Staunen und Unwillen erregte. Die franz. Armee hatte zwar ihren Aufmarsch vollendet, war aber keineswegs operationsfähig, namentlich fehlte es noch an den erforderlichen Trains und an Feldgerät für die Truppen. Der Kriegsplan war zu Anfang Juli dahin festgestellt worden, daß zunächst 150000 Mann um Metz, 100000 Mann bei Straßburg und 50000 Mann als allgemeine Reserve bei Châlons versammelt und die Mobilmachung dieser Truppen während des Aufmarsches durchgeführt werden sollte. Demnächst sollten die sieben in erster Linie stehenden Korps von Metz und Straßburg her in die bayr. Pfalz einrücken und den Rhein bei Maxau überschreiten. Der weitere Vormarsch sollte zwischen Rastatt und Germersheim hindurch in der Richtung auf Frankfurt a. M. stattfinden, wo man der norddeutschen Armee eine Schlacht zu liefern gedachte, deren günstiger Ausgang die dauernde Neutralität Süddeutschlands und die aktive Teilnahme mehrerer auswärtiger Mächte (namentlich Österreichs und Dänemarks) am Kriege gegen den Norddeutschen Bund, wie man hoffte, herbeiführen würde. Man rechnete darauf, alsdann durch das Vorrücken des franz. Heers nach Mitteldeutschland, durch Insurgierung der neu erworbenen preuß. Provinzen und einen durch Landtruppen unterstützten Angriff der deutschen Küsten, namentlich der großen Handelsstädte, einen hinreichenden Druck auf die preuß. Regierung auszuüben, um dieselbe zum Abschuß des Friedens und zur Abtretung linksrhein. Landesteile auch ohne eine zweite Hauptschlacht zu veranlassen.

Politisch wie militärisch war die Kriegführung auf franz. Seite durchaus leichtfertig vorbereitet. Das deutsche Heer war aber dem französischen in jeder Hinsicht überlegen schon durch seine Grundelemente einer gesunden Volkskraft, sowohl in physischer als moralischer und intellektueller Beziehung. Die allgemeine Wehrpflicht, verbunden mit einer guten Volksschule, hatte im norddeutschen Heere durch alle Grade eine Intelligenz verbreitet, mit der sich keine andere Armee messen konnte; in Süddeutschland sollte sie ihre Früchte erst später tragen. Durch die vortreffliche Heeresorganisation war die ganze Volkskraft zur unerschöpflichen Quelle des Ersatzes für das Heer geworden, dem immer nur vollständig ausgebildete Mannschaften zugeführt wurden; gute Militärschulen, das Institut der Einjährig-Freiwilligen und die Einführung von Reserveoffizieren sorgten für den Ersatz des Offizierkorps und bewirkten eine umsichtige Führung auch der kleinsten Abteilungen im Gefecht; die Feldverwaltung war nach den Erfahrungen von 1866 auf das zweckmäßigste eingerichtet und hat sich auch 1870 unter den schwierigsten Verhältnissen bewährt; der Generalstab stand auf der Höhe seiner Bestimmung; vor allem aber war es die meisterhafte obere Heeresleitung, welche den Sieg in einer bisjetzt in der Kriegsgeschichte beispiellosen Weise an die deutschen Fahnen fesselte, und die feste, umsichtig vorbereitete Politik des Bundeskanzlers, welche fremde Einmischung fern zu halten und die Waffenerfolge auszunutzen wußte.

Im Gegensatz zu Frankreich, wo die Tru
unausgerüstet nur schleunigst an die Grenze b
dert wurden und dort 14 Tage stehen blieben
erst mit Kriegsmaterial versehen zu werden, gi
Deutschland die Mobilmachung planmäßig vo
Die einberufenen Reservisten und Wehrleute
kriegsmutig zu den Fahnen, viele noch ehe f
Einberufung empfangen hatten, zahlreiche Fr
lige meldeten sich zum Eintritt, jeder Trupp
wurde aber in seinen Friedensstandquartieren
bil gemacht und nicht eher nach dem Kriegs
platze geschickt, als bis er vollständig kriegsfertig
Dank der höchst zweckmäßigen Organisation
der außerordentlichen Leistungen der deutsche
senbahnen konnten die Truppensendungen b
wenige Tage nach dem Mobilmachungsbefehl
ginnen, und nach Ablauf der zweiten Woche
den schon deutsche Heere an der Grenze.

Süddeutschland blieb in dem allgemeinen
schwunge, der Begeisterung für den National
nicht zurück; das ganze deutsche Volk wußte, d
kein Kabinetts-, sondern ein Nationalkrieg
König Wilhelm von Preußen übernahm vert
mäßig den Oberbefehl über die gesamte Kriegs
Deutschlands, aus welcher drei Feldarmeen geb
wurden: 1) Die Erste Armee unter General
Steinmetz, bestehend aus dem 1. Armeekorps (M
teuffel, anfangs noch bei Berlin zurückbeha
bald aber nachgeschickt), dem 7. (Zastrow) u
(Goeben) nebst der 1. und 3. Kavalleriedivi
wurde bei Trier als rechter Flügel aufge
2) Die Zweite Armee unter Prinz Friedrich
bestehend aus dem Gardekorps (Prinz August
Württemberg), dem 2. Armeekorps (Fransecki
fangs auch bei Berlin zurückgehalten), dem 3
vensleben II.), dem 4. (General der Infanteri
Alvensleben), dem 9. (Manstein), dem 10. (V
Rhetz), dem 12. (sächs., Kronprinz von Sa
und der 5. und 6. Kavalleriedivision, sammel
in der bayr. Rheinpfalz. 3) Die Dritte Armee
dem Kronprinzen von Preußen, alle süddeu
Truppen und drei preuß. Korps, nämlich d
(Kirchbach), das 6. (Tümpling, ebenfalls erst f
nachgerückt) und das 11. (Bose), das 1. und 2.
(von der Tann und Hartmann) und das württ
bad. (Werder) Armeekorps nebst der 2. und 4.
valleriedivision, wurde am rechten Mainuf
Baden von Mannheim bis Rastatt zusamm
zogen. Die Aufstellung von Kavalleriedivisi
welche nicht mehr den einzelnen Armeekorps,
dern erst den Armeen zu selbständiger Verwen
zugeteilt wurden, hat sich im Laufe des Kriegs
züglich bewährt; jeder Infanteriedivision war a
dem, wie bisher, ein leichtes Kavalleriereg
überwiesen, was bei den Franzosen nicht der
war. Zum Schutze des Landes, sowohl auf der
front wegen Österreichs noch unklarer Haltung
der norddeutschen Küstenlande, welche durc
mächtige franz. Flotte bedroht waren, bliebe
fangs die drei obengenannten Korps (1., 2
und eine dem Befehle des Generals Vogel
Falckenstein unterstellte Küstenarmee zurück,
aus der 17. (zum 9. Korps gehörigen und in d
durch die 25. [großherzogl. hess.] ersetzten) I
teriedivision und Landwehrtruppen bestand. Di
Korps rückten aber bald nach, und als die G
einer feindlichen Landung im September gä
beseitigt war, auch die Truppen der Küstena
sowie mehrere aus Besatzungstruppen der

und Landwehr zusammengestellte Reservedivisionen. Die Kriegsmacht Deutschlands betrug: in erster Aufstellung zu den Operationen 447000 Mann, in Deutschland als erste Reserve zum Nachrücken bereit 188000 Mann, als zweite Reserve 160000 Mann Landwehr und 226000 Mann Ersatztruppen, im ganzen 1021000 Mann. Die größte Effektivstärke des deutschen Heers betrug, und zwar gegen Ende des Kriegs (1. März 1871) mit Einschluß der Ärzte und Beamten 1350787 Mann, von denen auf franz. Boden 464221 Mann Infanterie, 55562 Reiter und 1674 Geschütze an Feldtruppen, sowie 105072 Mann Infanterie, 5681 Reiter und 68 Geschütze an Besatzungstruppen standen.

Ende Juli standen sich die Heere schlagfertig gegenüber, nachdem die Feindseligkeiten schon am 19. durch kleine Vorpostengefechte begonnen hatten. Die Franzosen waren über die Stärke des Feindes an der Grenze nur wenig unterrichtet, da ihre Reiterei sich fast völlig unthätig verhalten hatte. Sie glaubten schon bedeutende Massen vor sich zu haben und gaben die beabsichtigte Offensive auf. Man gedachte zunächst den Angriff des deutschen Heers in einer starken Stellung zu erwarten und rechnete auf den Sieg wegen der bessern Bewaffnung der Infanterie und der sehr überschätzten Wirkung der Mitrailleusen. Am 28. Juli verließ der Kaiser mit seinem 14jährigen Sohne Paris und begab sich nach Metz, um den Oberbefehl zu übernehmen. Er erließ eine Proklamation an die Armee, welche einiges Befremden erregte, denn sie verkündigte einen langen und mühevollen Krieg gegen eine der besten Armeen Europas. Doch folgte gleich die Beruhigung: «Aber andere Armeen schon, welche ebenso tüchtig waren, konnten eurer Tapferkeit nicht widerstehen.» Die hochtönenden Phrasen zum Schlusse: «Das Weltall hat seine Augen auf euch gerichtet, von unserm Erfolge hängt das Schicksal der Freiheit und Civilisation ab», sind seitdem dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen. Einen erhebenden Eindruck machten dagegen die Proklamationen des Königs Wilhelm, welche derselbe an sein Volk und an seine Armee richtete, sie werden in ihren einfachen mannhaften Worten bleibende histor. Dokumente sein: «Mein Volk weiß mit mir, daß Friedensbruch und Feindschaft wahrhaftig nicht auf unserer Seite sind. Aber herausgefordert, sind wir entschlossen, gleich unsern Vätern und in fester Zuversicht den Kampf zu bestehen zur Errettung des Vaterlandes.» Diese Ansprache wurde am Tage der Abreise von Berlin 31. Juli erlassen, die an die Armee 2. Aug. von Mainz aus, wo der König zunächst sein Hauptquartier nahm, während Prinz Friedrich Karl das seinige von da nach Kaiserslautern verlegte. Ebenfalls am 2. Aug. setzte Kaiser Napoleon die militärische Komödie in Scene, mit einem ganzen Armeekorps (Frossard) von 3 Divisionen die kleine Besatzung von Saarbrücken (s. d.), kaum 1300 Mann stark, anzugreifen und zu vertreiben, woraus franz. Berichte einen großartigen Sieg über eine bedeutende Truppenmacht machten. Die Preußen, 3 Füsilierkompagnien des 40. Regiments, 2 Geschütze und 3 Schwadronen des 7. Ulanenregiments, zogen sich nach dreistündigem Gefecht über die Saarbrücke nach dem angrenzenden St. Johann zurück und wurden hier nicht weiter verfolgt; die Franzosen besetzten Saarbrücken nicht, sondern besuchten es nur aus ihrem Lager, das sie auf den Höhen vor der Stadt nahmen. Der Kaiser kehrte nach Metz zurück. In Deutschland machte dies Gefecht einen übeln Eindruck, weil dasselbe auf deutschem Boden stattgefunden und mit einem Rückzuge geendigt hatte.

Anfang August traten die drei deutschen Armeen den Vormarsch an. Als Grundgedanken für die Heeresleitung Moltkes hat man 1866 erkannt: «Getrennt marschieren und vereint schlagen.» Derselbe trat auch bei dem Kriegsplane von 1870 wieder hervor. Nachdem der Feind es verabsäumt hatte, den rechten Flügel der deutschen Armeen mit überlegenen Kräften zurückzuwerfen und in das Rheinland einzudringen, mußte er in seinem Centrum an der Mosel mit vereinter Heereskraft angegriffen, dort durchbrochen und damit die kürzeste Operationslinie nach Paris gewonnen werden. Dazu war aber nach dem Aufmarsche der drei Armeen eine strategische Rechtsschwenkung gegen die Mosellinie nötig, und die Dritte Armee, welche dabei den weitesten Weg hatte, mußte den Vormarsch zuerst beginnen, um den rechten franz. Flügel gegen die Mitte zu drängen. Am 4. Aug. früh morgens brach die Armee aus ihren Lagern zwischen Landau und dem Rhein auf und marschierte gegen den Grenzfluß, die Lauter. Als die bayr. Vorhut sich Weißenburg näherte, wurde sie beschossen; sie ging sogleich zum Angriff der Stadt über, und so kam es bei dem ernstlichen Widerstande der Division Douay zu dem blutigen Treffen bei Weißenburg (s. d.), welches nach fünfstündigem Kampfe mit der Erstürmung der starken feindlichen Stellung auf dem Gaisberge und dem Rückzuge der Franzosen endigte. Das Werdersche Korps hatte Lauterburg unbesetzt gefunden. Sämtliche deutsche Truppen der Dritten Armee biwakierten auf den Höhen südlich der Lauter auf franz. Gebiete. Mac-Mahon hätte nach der Niederlage seiner vorgeschobenen Division wissen können, daß ihm eine ganze Armee gegenüberstand; er konnte 5. Aug. unbelästigt links abmarschieren, um sich der franz. Hauptmacht zu nähern, nahm aber bei Wörth Stellung und ließ es auf eine Schlacht ankommen. Am 5. Aug. rückte die Dritte deutsche Armee bis Sulz vor, wobei die Korps aufschlossen und das 5. Korps seine Vorposten weiter vorschob, sodaß diese die französischen bei Wörth bemerkten. Meldungen ergaben, daß der Feind bei Wörth auf dem hohen linken Ufer der Sauer Stellung genommen habe, doch war seine Stärke nicht genau bekannt. Der Kronprinz beschloß am 6. Aug., seine Korps zur Schlacht zu versammeln und 7. Aug. anzugreifen.

Bei Tagesanbruch des 6. Aug. waren die Armeekorps bereits im Marsch, um die befohlenen Stellungen einzunehmen, die Vorhut des 2. bayr. Korps kam bei Görsdorf, nordwestlich von Wörth, an und drang gegen die linke feindliche Flanke vor. Bald begann das Artilleriefeuer und ein lebhaftes Schützengefecht: mit ihm die Schlacht bei Wörth (s. d.). Der Kronprinz wollte den gegen seine Absicht begonnenen Kampf abbrechen lassen, doch gelang dies nur unvollständig, zumal die Franzosen zum Angriff übergingen. Man nahm daher den Angriff wieder auf und beschleunigte den Anmarsch der rückwärtigen Korps, welche gegen beide Flügel der feindlichen Stellung vorgeführt wurden. Um 4 Uhr nachmittags war die Schlacht gewonnen. Der Rückzug der geschlagenen Franzosen artete in Flucht aus, deren Hauptstrom nach dem Vogesenpasse von Zabern (Saverne) flutete, um von da

Ausfälle (27. Sept. und 7. Okt.),
ern Durchbruchsversuch unternom-
gen Mangel an Lebensmitteln (s.
Metz), am 27. Okt. kapituliert.
Marschälle, 6000 Generale und Of-
) Mann) wurde auf die Bedingung
egsgefangen, die Festung, der stärkste
ankreichs, mit allem Kriegsmaterial
Adler, 541 Feld- und 800 Festungs-
Mitrailleusen und 300000 Gewehre
eliefert. Es war ein Erfolg, so groß-
die Kriegsgeschichte noch nicht kannte.
eldarmee Frankreichs war vernichtet;
s Prinzen Friedrich Karl wurde ver-
e Bekämpfung der neuformierten Feld-
nördl. und südl. Frankreich, welche der
mee vor Paris bereits sehr lästig wur-
önig ernannte am 28. Okt. den Kron-
den Prinzen Friedrich Karl zu Feld-
was bisher im Hause Hohenzollern
gewesen war, und erhob den General
n den Grafenstand.

r der Einschließung von Paris hatte
der franz. Regierungsmitglieder als
nach Tours begeben; ihnen war Gam-
in einem Luftballon gefolgt und hatte
ung übernommen. Er übte thatsäch-
he Gewalt aus, um die ganze Volks-
n Krieg bis zum Äußersten anzuspan-
rden Waffen, Bekleidung und Aus-
Auslande, namentlich in England,
ben den Linientruppen, Mobil- und
en wurden zum Volkskriege auch
Francs-Tireurs aufgerufen, über-
vée en masse angeordnet. In großen
n sollten die Departementaltruppen
eingeübt werden. Garibaldi kam
herbei; aus allen Ländern strömten
n. Im Süden waren die Rüstungen
September so weit gediehen, daß
n Entsatz von Paris gedacht werden
Loire-Armee war gebildet, von der

nahm General von Manteuffel das Oberkommando der Ersten Armee; das 7. Armeekorps und die Division Kummer blieben zur Besetzung von Metz und Lothringen sowie zur Belagerung der Festungen an der belg. Grenze zurück, das 1. und 8. setzten sich in nordwestl. Richtung nach der Picardie in Bewegung. Von der Zweiten Armee wurde das 2. Korps nach Paris herangezogen, mit den übrigen, dem 3., 9. und 10., trat der Prinz Friedrich Karl den Marsch nach Süden an, um hier den Oberbefehl zu übernehmen. Der erneute Feldkrieg wurde demnach auf drei Schauplätzen geführt, jedoch ohne daß die Operationen untereinander in Verbindung gestanden hätten.

An der Loire hatte sich die Lage, ehe der Prinz trotz angestrengter Märsche dahin gelangen konnte, verschlimmert. Die feindliche Armee war bis auf 150000 Mann verstärkt, und an ihre Spitze General Aurelle de Paladines gestellt worden, der Anfang November auf dem rechten Loire-Ufer gegen Orléans vorrückte. General von der Tann bezog eine vorher ausgewählte Stellung bei Coulmiers (s. d.), wo er, am 9. angegriffen, sich in heißem Kampfe bis zum Abend behauptete, dann aber am 10. einen geordneten Rückzug antrat und sich bei Toury mit der Division Wittich und der Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht vereinigte. Orléans (s. d.) wurde geräumt. Zu weiterer Verstärkung wurde demnächst der Großherzog von Mecklenburg mit der 17. Division und der Kavalleriedivision Rheinbaben herangezogen. Dieser nahm Aufstellung an der Eure, die 17. Division auf dem rechten, das Tannsche Korps auf dem linken Flügel, die 22. Division in der Mitte, die Flanken gedeckt durch die drei Kavalleriedivisionen. Der erwartete Angriff des Feindes blieb jedoch aus, Aurelle begnügte sich mit der Wiederbesetzung von Orléans. Der Großherzog ging nunmehr selbst zum Angriff vor. Die 17. Division, welche für den erkrankten Kommandeur der Generaladjutant des Königs und Chef des Militärkabinetts von Tresckow führte, schlug 17. Nov. 7000 Mobilgar-

nach Nancy zu gelangen. Die deutsche Kavallerie verfolgte und machte dabei noch eine reiche Beute, namentlich wurde von den Württembergern noch eine Kriegskasse und mehrere Kanonen genommen; doch verlor man die Fühlung mit dem in großer Auflösung zurückgehenden Gegner und konnte denselben am folgenden Tage nicht mehr einholen. Das Korps Mac-Mahons, welches gegen Ende der Schlacht eine Division vom 5. Korps zur Unterstützung erhalten und außerdem durch eine Division des 7. Korps sowie die Reserve-Kavalleriedivision Bonnemain verstärkt war, wurde für die nächste Zeit ganz kampfunfähig. Der Kronprinz konnte nach diesem entscheidenden Siege die bereits begonnene Schwenkung fortsetzen und die Vogesen ohne Widerstand zu finden überschreiten. Er ließ im Elsaß nur die bad. Division (Beyer) von dem kombinierten Werderschen Korps zurück, welche schon 7. Aug. den Marsch gegen Straßburg antrat.

An dem Tage der Schlacht bei Wörth, 6. Aug., wurde von Teilen der Ersten und Zweiten Armee, ebenfalls ein Sieg errungen, verhältnismäßig mit noch größern Opfern, aber nicht minder wichtig, weil er die überlegene, jedes Hindernis überwindende moralische und physische Kraft der deutschen Truppen glänzend bekundete und den Feind zum Rückzuge nach der Mosel zwang. Es war die Schlacht bei Spicheren. Die Erste Armee (Steinmetz) war an die Saar vorgerückt, die Zweite (Prinz Friedrich Karl) stand mit ihr schon in engster Verbindung. General Frossard hielt seine verschanzte Stellung auf den Höhen von Spicheren (s. d.) südlich von Saarbrücken mit dem 2. Korps der Rheinarmee besetzt; der unmittelbar vor der Stadt gelegene Exerzierplatz und der Winterberg waren geräumt worden. Diese Stellung war sehr stark und konnte fast für sturmfrei gelten, zumal dieselbe fast gänzlich dem Feuer der Angriffsartillerie entzogen und mit ausreichenden Kräften besetzt, sowie durch Feldbefestigungen verstärkt war.

Am 6. Aug. traten die Erste und Zweite Armee den Vormarsch an. Die Vorhut der Ersten Armee 14. Division (Kameke) vom 7. Korps, besetzte Saarbrücken und erhielt von zwei vorgeschickten Husarenschwadronen die Meldung, daß der Feind mit ansehnlichen Streitkräften die jenseitigen Höhen besetzt habe, jedoch im Abzuge begriffen sei. General von Kameke beschloß anzugreifen, um den Gegner festzuhalten, bis die Spitzen der Zweiten Armee ihn umgangen haben würden. Der Sturm auf die Höhen von Spicheren war einer der schwierigsten und blutigsten, welche die Kriegsgeschichte kennt; unter ungeheuern Verlusten einzelner Regimenter wurde stundenlang darum gerungen; die Division Kameke erhielt nach und nach Unterstützung durch die 16. und 5. Division, sodaß auch die Zweite Armee in das mörderische Gefecht eingriff. Die Höhe wurde bei Einbruch der Dunkelheit genommen, worauf General Frossard unter dem Schutze seiner starken Artillerie den Rückzug zunächst nach Ötingen antrat. Mehrere in der Nähe des Schlachtfeldes lagernde franz. Divisionen waren unthätig stehen geblieben und haben dadurch den Verlust der Schlacht großenteils verschuldet. Außer 1500 unverwundeten Gefangenen fiel auch das Lagergerät einer Division, ein Pontontrain und große Magazine (zu Forbach) infolge dieser Schlacht in deutsche Hand. Alle drei Armeen standen nun auf franz. Boden und setzten ihre Bewegungen unter einheitlicher Leitung des Großen Hauptquartiers fort, das ihnen von Mainz aus über Homburg (8.), Saarbrücken (10.), St.-Avold (11.) nach Herny, einem großen Dorfe an der Eisenbahn nach Metz, folgte. Die bad. Division nahm in ihrem Vorrücken gegen Straßburg 7. Aug. Hagenau durch einen Handstreich ihrer Kavallerie und erschien am 9. vor Straßburg. General von Beyer forderte den Kommandanten Uhrich zur Übergabe auf, welche dieser ablehnte; die Festung wurde darauf eingeschlossen. Die Dritte Armee überschritt die Vogesen. Am 9. Aug. wurde Lützelstein, welches unter Zurücklassung von Geschütz u. s. w. geräumt war, besetzt, Lichtenberg kapitulierte am 10. nach kurzer Beschießung, Bitsch wurde am 11. eingeschlossen, Pfalzburg am 13. von einer Division des nunmehr eingetroffenen 6. Armeekorps vergeblich aus Feldgeschütz beschossen und später eingeschlossen. Am 11. Aug. standen die deutschen Vortruppen vor der Mosellinie, die Armeen selbst hatten sich auf einer Frontlinie von 52 km zusammengezogen.

Ein Telegramm aus dem Großen Hauptquartier zu Saarbrücken meldete vom 10. Aug.: «Die franz. Armee setzt ihren Rückzug gegen die Mosel auf allen Punkten fort. Von unsern sämtlichen Armeen folgt ihr die Kavallerie auf dem Fuße.» Seit diesem Zeitpunkte begann die selbständige, damals neuartige Verwendung der Reiterei, welche dieser Waffe die Anerkennung ihrer hohen Bedeutung für die Kriege der Gegenwart wieder verschafft hat. Sie ging den vorrückenden Heeren weit voraus, verschleierte alle Bewegungen und verschaffte der eignen Heerführung schnell und zuverlässig Aufklärung über den Verbleib und die Maßregeln des Gegners; sie überzog weite Landstrecken, überfiel feindliche Transporte, trieb Lebensmittel und Kontributionen ein und war zum Gefecht wieder rechtzeitig zur Stelle, um wirksam in den Kampf einzugreifen. Das Gros der Dritten Armee erreichte Nancy am 17. Aug. und wurde auf dem linken Moselufer angehalten, um den Ausgang der bei Metz begonnenen Kämpfe zunächst abzuwarten. Die feindliche Hauptarmee hatte zunächst die Linie der franz. Nied halten wollen, diese Stellung jedoch bereits 12. Aug. verlassen, als preuß. Kavallerie in der Richtung auf Pont-à-Mousson vorging und das Heer des Prinzen Friedrich Karl weiter vorrückte. Bis auf 15 km von Metz war die Kavallerie der Ersten Armee vorgedrungen, während die der Zweiten vor Pont-à-Mousson und die der Dritten vor Nancy erschienen war.

Am 14. Aug. stand die ganze Erste Armee (Steinmetz) östlich vor der Festung Metz; ihre Vortruppen meldeten, daß die rechts der Mosel im Lager stehenden franz. Divisionen abzumarschieren begönnen. Marschall Bazaine hatte 12. Aug. infolge der Ereignisse zu Paris den Oberbefehl der Armee an Stelle des Kaisers übernommen; sein (das 3.) Korps führte nunmehr Decaen. Cousin-Montauban, Graf von Palikao, wurde an Stelle Leboeufs Kriegsminister. Marschall Bazaine war vom Kaiser angewiesen, die Armee hinter die Maas zurückzuführen, um sich mit dem bei Châlons aus den Resten des Heeres Mac-Mahons und neuen Formationen (wie den für die Flotte bestimmt gewesenen Landungstruppen, der Besatzung von Rom, dem Reste des 7. Korps, Marineregimentern und Marschregimentern) zusammengestellten Hilfsheere zu vereinigen. Marschall Bazaine ließ am 13. die

ber die Mosel vermehren, sandte an dem-
e einen Teil des Trains bis Gravelotte
d wollte 14. Aug. mit der ganzen Armee
un abrücken. Nur eine Infanteriedivision
pet) sollte zur Verstärkung der Garnison
eiben. Als am 14. die auf dem rechten
stehenden Korps (2., 3. und 4.) abzu-
annen, wurde die Nachhut, 3. Korps,
rsten Armee angegriffen, worauf das 2.
orps zurückkehrten und an der Schlacht
nbey-Nouilly (s. Colombey) teilnah-
Schlacht dauerte sieben Stunden, endete
Rückzuge der Franzosen und hatte das
rgebnis, Bazaines Abmarsch um fast
zu verzögern, wodurch die Zweite deut-
Zeit gewann, vorher die Mosel zu über-
Auf die Meldung von dem Siege vor
e im königl. Hauptquartier befohlen, daß
rsten Armee nur das 1. Armeekorps
el) mit den beiden Kavalleriedivisionen
und Gröben) auf dem rechten Mosel-
n, das 7. und 8. (Zastrow und Goeben)
abmarschieren und, wie auch die Zweite
n Fluß südlich von Metz überschreiten
er König verlegte 16. Aug. sein Haupt-
ach Pont-à-Mousson. Bazaine hatte seine
ee, 170000 Mann, auf das linke Mosel-
n. Sie bestand aus dem 2. Korps (Fros-
3. (Decaen), dem 4. (L'Admirault), dem
Canrobert) und den Garden (Bourbaki).
ug., wo noch die Straße nach Verdun
at die Armee auch den Marsch auf zwei
ßen an, kam aber mit den Spitzen nur
rt auf der nördlichen und Vionville auf
n; die Hauptmassen lagerten um Gra-
auch das Hauptquartier sich befand.
befand sich noch bei der Armee, verließ
am nächsten Morgen und begab sich
n nach dem Lager von Châlons.
nd des 15. Aug. begann von der Zwei-
n Armee das 3. Korps (Alvensleben II.)
u überschreiten. Der Marsch wurde bis
nördlich gegen die Straße Metz-
s Gorze und Orville fortgesetzt. Nach
f, schon um 5 Uhr morgens, traten die
nnen des 3. Korps, gefolgt von der
riedivision ihren Vormarsch gegen die
z-Verdun wieder an, in der Richtung
a-Tour und Vionville. Die Kavallerie
m General von Alvensleben, daß sie
Vorposten und dahinter große Zeltlager
be; der General beschloß den Angriff,
e zweite Meldung kam, daß der Feind
gern rücke, wahrscheinlich um abzumar-
d die Kavalleriedivision auf dem Pla-
mmen war, erhielten die beiden Divi-
3. Korps um 10 Uhr Befehl, vorzugehen.
er Beginn der Schlacht von Vionville–
Tour. (S. Vionville.) Fast fünf Stun-
e das 3. Korps allein gegen die stets er-
griffe der feindlichen Übermacht bei Vion-
Flavigny. Gegen 4 Uhr nachmittags traf
rps ein, gleichzeitig Prinz Friedrich Karl,
itung der Schlacht übernahm. Ein An-
en feindlichen rechten Flügel, westlich von
Tour, mißlang, doch wurde der nachdrin-
nd durch die Garde-Dragonerbrigade, die
nergisch entgegenwarf, aufgehalten und
liche linke Flügel durch eine andere Bri-

gade umgangen. Hierbei kam es zu einem großartigen Reitergefecht (ungefähr 5000 Reiter beiderseits), in welchem schließlich die deutsche Kavallerie siegte. Auf dem rechten Flügel trafen gegen Abend Teile des 8. und 9. Armeekorps ein und griffen in die Schlacht ein, welche erst mit Einbruch der Nacht, nach 12stündiger Dauer, ihr Ende erreichte. Der Abmarsch der Franzosen nach Verdun war durch die Schlacht von Vionville unmöglich geworden, da für den folgenden Tag auf deutscher Seite beträchtliche Verstärkungen zur Stelle sein mußten; beide Heere biwakierten auf dem Schlachtfelde. Am 17. Aug. ging die franz. Armee in die Stellung St.-Privat-La-Montagne–Jussy, also dicht vor Metz, zurück und verstärkte diese von Natur starke Stellung durch alle Mittel der Feldbefestigung. Auf deutscher Seite hatte man für den 17. Aug. die Wiederaufnahme des Kampfes vorausgesetzt, und König Wilhelm ließ dazu alle Korps der Zweiten Armee, die zum Teil noch auf dem rechten Moselufer waren, heranrücken. Da der feindliche Angriff jedoch ausblieb, wurde für den 18. Aug. der weitere Vormarsch beschlossen, um den Feind, dessen Verbleib nicht zuverlässig bekannt war, aufzusuchen und demselben eine Hauptschlacht zu liefern.

Der König traf 18. Aug. morgens 6 Uhr aus Pont-à-Mousson auf der Höhe südlich von Flavigny ein. Die Zweite Armee war um 5 Uhr angetreten und ging in nördl. Richtung mit Staffeln, jedes Korps in sich aufgeschlossen, vor, das 8. Korps schloß sich ihr an, das 7. Korps blieb bei Gravelotte zur Deckung gegen Metz hin stehen. Bald nahm man wahr, daß die feindliche Armee vor Metz Stellung genommen habe, worauf eine allgemeine Rechtsschwenkung befohlen wurde und die Schlacht von Gravelotte–St.-Privat (s. Gravelotte) begann. Diese Schlacht entschied über das Schicksal der franz. Rheinarmee und der Festung Metz. Im Centrum griff das 9. Korps (Manstein) bei Verneville und Amanvilliers die franz. Stellung an. Von Gravelotte geschah der Angriff der Ersten Armee. Gegen St.-Privat, wo die Entscheidung lag und der Kampf am blutigsten wurde, ging die Garde vor, während die Sachsen die feindliche Stellung in der rechten Flanke umgingen und dann ebenfalls St.-Privat angriffen. Eine Zeit lang wurde die Schlacht nur durch Artillerie geführt: 270 deutsche Geschütze standen im Feuer. Am wenigsten Vorteil konnte die Erste Armee gegen den franz. linken Flügel gewinnen, bis das Eintreffen und der Angriff des von Moltke persönlich herangeführten 2. Armeekorps (Fransecky) abends auch hier den Sieg entschied. Der rechte Flügel der Franzosen (6. Korps, Canrobert) war bei St.-Privat völlig geschlagen und eilte in wilder Flucht nach Metz zurück, der linke Flügel hielt hingegen noch während der Nacht seine Stellung und räumte dieselbe erst am Morgen des 19. Aug., ohne einen neuen Angriff abzuwarten. Die Kaisergarde hatte an der Schlacht fast gar nicht teilgenommen, ebenso die Reserveartillerie der franz. Armee, dagegen hatte das preuß. Gardekorps sehr schwere Verluste erlitten. Am Morgen des 19. wurde die Bahnverbindung mit Diedenhofen durch deutsche Kavallerie unterbrochen. Die geschlagene Armee wurde im Lager von Metz eingeschlossen, wozu die Erste und Zweite Armee daselbst zurückblieben, nachdem von letzterer 3 Korps (Garde, 4. und 12.) unter dem Befehle des Kronprinzen von Sachsen abgezweigt

und als selbständige Vierte (Maas-)Armee zu fernerer Verwendung im freien Felde bestimmt worden waren. Vereint mit der Dritten Armee sollte die Maasarmee gegen die bei Châlons formierte Feldarmee des Marschalls Mac-Mahon, bei welcher sich Napoleon befand, operieren. (Vgl. die Tafel: Die Kämpfe um Metz zu Art. Metz.)

Prinz Friedrich Karl, der den Oberbefehl vor Metz übernahm, erhielt die bereits operationsfähige 4. Reservedivision (Kummer), welche größtenteils aus Landwehr, verstärkt durch Linientruppen aus den Festungsbesatzungen, bestand, zugewiesen; auch traf 1. Sept. ein Teil der Küstenarmee (17. Division) unter dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin vor Metz ein. Die feindliche Flotte kreuzte zwar noch in den deutschen Meeren, eine Landung stand aber nicht mehr bevor; die dazu bestimmten Truppen, auch die Marinesoldaten, waren zur Verteidigung des eigenen Landes unentbehrlich. Vor Metz blieben $8\frac{1}{2}$ Armeekorps und $2\frac{1}{2}$ Kavalleriedivisionen. Das Oberkommando der Ersten Armee wurde dem Prinzen Friedrich Karl direkt unterstellt und General von Steinmetz zum Generalgouverneur im Bezirke des 5. und 6. Armeekorps ernannt. Die Dritte Armee bestand aus $5\frac{1}{2}$, die Maasarmee aus 3 Korps. Dazu gehörten 4 preuß. Kavalleriedivisionen, die sächs. Reiterdivision und die süddeutsche Kavallerie. Die beiden letztgenannten Heere begannen ihre Operationen gegen die Armee von Châlons mit ihrer Vorhut schon am 19., dem Tage nach der Schlacht bei Gravelotte. Die Maasarmee nördlich als rechter Flügel trat mit ihrem Gros den Marsch nach der Maas 20. Aug. an, während die Dritte Armee diesen Fluß schon am 19. und 20. überschritt, ohne auf Widerstand zu stoßen, und auf Bar-le-Duc vorrückte. Eine Brigade vom 2. bayr. Korps (Hartmann) blieb vor Toul stehen, da eine Division des 4. Korps, welche erfolglos die Festung mittels gewaltsamen Angriffs zu nehmen versucht hatte, zur Maasarmee herangezogen worden war. Das Hauptquartier des Kronprinzen kam nach Ligny, wo auch der König erwartet wurde. Da lief die wichtige Meldung ein, daß der Feind das Lager von Châlons verlassen habe. Mit dieser Nachricht empfing der Kronprinz den General Moltke, welcher mit dem Großen Hauptquartier dem Könige vorausgegangen war, und hatte mit den beiden Generalstabschef Moltke und Blumenthal eine lange Besprechung über die Sachlage, ehe der König kam. Es war zweifelhaft, ob Mac-Mahon sich ganz nach Paris zurückgezogen oder eine Flankenstellung gegen die Marschlinien der beiden deutschen Armeen bezogen oder sonst etwas unternommen hatte. In den nächsten Tagen, während die Heere ihren Marsch nach Châlons fortsetzten, gingen weitere Nachrichten von der vorgeschobenen Kavallerie ein. Mac-Mahon hatte sich nach Rheims gewendet und dann, auch dies verlassend, in nördl. Richtung nach Rethel, also nicht nach Paris. Nun erkannte man, daß der Versuch gemacht werden sollte, die in Metz eingeschlossene Armee zu entsetzen. Dieser Gefahr zu begegnen, wurde im deutschen Hauptquartier unverzüglich die Rechtsschwenkung beider Feldarmeen und deren Vormarsch in nördl. Richtung angeordnet, und trotz großer Schwierigkeiten ermöglichte die Marschfähigkeit der Truppen und die zweckmäßige Leitung der Stäbe die vollständige und schnelle Ausführung dieser Operation ohne Beeinträchtigung der Schlagfähig[keit ...]
Mahons Armee bestand a[us ...]
unter Ducrot), dem 5. (Fa[illy ...]
und dem neuformierten 12. [...]
betrug 135000 Mann. Da[s ...]
14. Korps (Vinoy) sollte na[ch ...]
Schlacht bei Sedan zu spät [...]
Paris zurück. Der Kriegsmi[nister ...]
ban hatte wirklich dem Fel[d...]
fertigt, Bazaine zu Hilfe zu [...]
Norden abzumarschieren, um [...]
gedeckt durch die Reihe der [...]
Metz zu gelangen. Die Opera[tion ...]
nur gelingen, wenn sie mit An[...]
ohne Zeitverlust ausgeführt [...]
man gebrauchte von Rheims b[is ...]
Tage und ließ sich von den [...]
holen und vernichten.

Am 26. Aug. wurde deutsche[...]
angetreten; die Maasarmee, [...]
aus, war dem Feinde zunächst, [...]
quartier kam nach Clermont. [...]
ßungsarmee vor Metz wurden [...]
bei Étain zu etwaiger weitere[r ...]
gestellt. Eine Abteilung der säc[hs. ...]
(unter dem Grafen Lippe) sti[eß ...]
zancy (s. d.) auf feindliche [...]
sprengte diese. Damit war [...]
Feinde gewonnen. Die Armee [...]
sich zwischen Ardennen und [...]
versammelt und brach von hi[er ...]
Hauptmacht nach Beaumont, [...]
rechts davon nach Stenay. [...]
Kolonne stieß die zur Aufkläru[ng ...]
Kavallerie, erhielt freilich Ar[...]
teriefeuer und mußte sich zurü[ck...]
mit Bestimmtheit über den Ma[...]
richten. Darauf erhielt der Kr[onprinz ...]
29. Aug. aus dem königl. Hau[ptquartier ...]
nes den Befehl, mit der Maasa[rmee ...]
Maasufer eine Verteidigungs[...]
der Vorstoß beider Armeen war [...]
beabsichtigt, doch wurde der K[...]
mächtigt, falls er nicht einen [...]
Gegner vor sich habe, schon am [...]
Vouziers nach Stenay zu beset[zen ...]
daher seine drei Korps gegen di[e ...]
die Vorhut des 12. (sächs.) Ko[rps ...]
(s. d.) auf die Nachhut der nach [...]
den franz. Kolonne, und es e[...]
fecht, das bis zum Abend dau[erte ...]
fangenen Generalstabsoffizier [...]
die Operationen des franz. Ko[...]
Tagen gefunden, worauf die Be[...]
deutschen Armeen zum 30. Aug. [...]
Die Maasarmee auf dem rech[ten ...]
nach an der Straße nach Sten[ay ...]
vorrücken, unterstützt von dem [...]
den rechten Flügel der Dritten [...]
tere sollte mit drei Korps und [...]
vision auf Le-Chêne-Populeux [...]
rend das 6. Korps hinter den [...]
einen Marsch zurückbleibend, n[...]
Le-Chêne und Beaumont vermi[...]
stärke des Feindes.

Am 30. Aug. überraschten d[ie ...]
rückenden deutschen Kolonnen [...]
(Failly) im Lager, welches [...]
maßregeln getroffen hatte, w[...]

und als selbständige Vierte (Maas-)Armee zu fernerer Verwendung im freien Felde bestimmt worden waren. Vereint mit der Dritten Armee sollte die Maasarmee gegen die bei Châlons formierte Feldarmee des Marschalls Mac-Mahon, bei welcher sich Napoleon befand, operieren. (Vgl. die Tafel: Die Kämpfe um Metz zu Art. Metz.)

Prinz Friedrich Karl, der den Oberbefehl vor Metz übernahm, erhielt die bereits operationsfähige 4. Reservedivision (Kummer), welche größtenteils aus Landwehr, verstärkt durch Linientruppen aus den Festungsbesatzungen, bestand, zugewiesen; auch traf 1. Sept. ein Teil der Küstenarmee (17. Division) unter dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin vor Metz ein. Die feindliche Flotte kreuzte zwar noch in den deutschen Meeren, eine Landung stand aber nicht mehr bevor; die dazu bestimmten Truppen, auch die Marinesoldaten, waren zur Verteidigung des eigenen Landes unentbehrlich. Vor Metz blieben 8½ Armeekorps und 2½ Kavalleriedivisionen. Das Oberkommando der Ersten Armee wurde dem Prinzen Friedrich Karl direkt unterstellt und General von Steinmetz zum Generalgouverneur im Bezirke des 5. und 6. Armeekorps ernannt. Die Dritte Armee bestand aus 5½, die Maasarmee aus 3 Korps. Dazu gehörten 4 preuß. Kavalleriedivisionen, die sächs. Reiterdivision und die süddeutsche Kavallerie. Die beiden letztgenannten Heere begannen ihre Operationen gegen die Armee von Châlons mit ihrer Vorhut schon am 19., dem Tage nach der Schlacht bei Gravelotte. Die Maasarmee nördlich als rechter Flügel trat mit ihrem Gros den Marsch nach der Maas 20. Aug. an, während die Dritte Armee diesen Fluß schon am 19. und 20. überschritt, ohne auf Widerstand zu stoßen, und auf Bar-le-Duc vorrückte. Eine Brigade vom 2. bayr. Korps (Hartmann) blieb vor Toul stehen, da eine Division des 4. Korps, welche erfolglos die Festung mittels gewaltsamen Angriffs zu nehmen versucht hatte, zur Maasarmee herangezogen worden war. Das Hauptquartier des Kronprinzen kam nach Ligny, wo auch der König erwartet wurde. Da lief die wichtige Meldung ein, daß der Feind das Lager von Châlons verlassen habe. Mit dieser Nachricht empfing der Kronprinz den General Moltke, welcher mit dem Großen Hauptquartier dem Könige vorausgegangen war, und hatte mit den beiden Generalstabschef Moltke und Blumenthal eine lange Besprechung über die Sachlage, ehe der König kam. Es war zweifelhaft, ob Mac-Mahon sich ganz nach Paris zurückgezogen oder eine Flankenstellung gegen die Marschlinien der beiden deutschen Armeen bezogen oder sonst etwas unternommen hatte. In den nächsten Tagen, während die Heere ihren Marsch nach Châlons fortsetzten, gingen weitere Nachrichten von der vorgeschobenen Kavallerie ein. Mac-Mahon hatte sich nach Rheims gewendet und dann, auch dies verlassend, in nördl. Richtung nach Rethel, also nicht nach Paris. Nun erkannte man, daß der Versuch gemacht werden sollte, die in Metz eingeschlossene Armee zu entsetzen. Dieser Gefahr zu begegnen, wurde im deutschen Hauptquartier unverzüglich die Rechtsschwenkung beider Feldarmeen und deren Vormarsch in nördl. Richtung angeordnet, und trotz großer Schwierigkeiten ermöglichte die Marschfähigkeit der Truppen und die zweckmäßige Leitung der Stäbe die vollständige und schnelle Ausführung dieser Operation ohne Beeinträchtigung der Schlagfähigkeit der Korps. Mac-Mahons Armee bestand aus dem 1. Korps (jetzt unter Ducrot), dem 5. (Failly), dem 7. (Douay) und dem neuformierten 12. (Lebrun); seine Stärke betrug 135000 Mann. Das in Paris gebildete 14. Korps (Vinoy) sollte nachrücken, kam aber zur Schlacht bei Sedan zu spät und kehrte eiligst nach Paris zurück. Der Kriegsminister Cousin-Montauban hatte wirklich dem Feldherrn den Befehl zugefertigt, Bazaine zu Hilfe zu kommen und dazu nach Norden abzumarschieren, um längs der belg. Grenze, gedeckt durch die Reihe der kleinen Festungen, nach Metz zu gelangen. Die Operation nach Metz konnte nur gelingen, wenn sie mit Anspannung aller Kräfte ohne Zeitverlust ausgeführt worden wäre; aber man gebrauchte von Rheims bis nach Beaumont 10 Tage und ließ sich von den deutschen Armeen einholen und vernichten.

Am 26. Aug. wurde deutscherseits der Vormarsch angetreten; die Maasarmee, von der nördl. Straße aus, war dem Feinde zunächst, das königl. Hauptquartier kam nach Clermont. Von der Einschließungsarmee vor Metz wurden das 3. und 9. Korps bei Etain zu etwaiger weiterer Unterstützung bereit gestellt. Eine Abteilung der sächs. Kavalleriedivision (unter dem Grafen Lippe) stieß 27. Aug. bei Buzancy (s. d.) auf feindliche Chasseurs und zersprengte diese. Damit war die Fühlung mit dem Feinde gewonnen. Die Armee Mac-Mahons hatte sich zwischen Ardennen und Maas bei Vouziers versammelt und brach von hier 28. Aug. auf, die Hauptmacht nach Beaumont, eine Nebenkolonn[e] rechts davon nach Stenay. Auf die letztgenannt[e] Kolonne stieß die zur Aufklärung vorgehende sächs[.] Kavallerie, erhielt freilich Artillerie- und Infan[t]teriefeuer und mußte sich zurückziehen, konnte ab[er] mit Bestimmtheit über den Marsch des Feindes b[e]richten. Darauf erhielt der Kronprinz von Sachse[n] 29. Aug. aus dem königl. Hauptquartier zu Bare[n]nes den Befehl, mit der Maasarmee auf dem link[en] Maasufer eine Verteidigungsstellung zu beziehe[n;] der Vorstoß beider Armeen war erst auf den 30. Au[g.] beabsichtigt, doch wurde der Kronprinz Albert [er]mächtigt, falls er nicht einen an Zahl überlegen[en] Gegner vor sich habe, schon am 29. die Straße [von] Vouziers nach Stenay zu besetzen. Der Prinz l[ieß] daher seine drei Korps gegen diese Straße vorrück[en;] die Vorhut des 12. (sächs.) Korps traf bei Nou[art] (s. d.) auf die Nachhut der nach Stenay marschier[en]den franz. Kolonne, und es entspann sich ein G[e]fecht, das bis zum Abend dauerte. Bei einem [ge]fangenen Generalstabsoffizier wurde der Befehl [für] die Operationen des franz. Korps an den näch[sten] Tagen gefunden, worauf die Bewegungen der bei[den] deutschen Armeen zum 30. Aug. angeordnet wur[den.] Die Maasarmee auf dem rechten Flügel sollt[e] nach an der Straße nach Stenay gegen Beau[mont] vorrücken, unterstützt von dem 1. bayr. Korps[, das] den rechten Flügel der Dritten Armee bildete; [letz]tere sollte mit drei Korps und der württemb[. Di]vision auf Le-Chêne-Populeux marschieren, [wäh]rend das 6. Korps hinter dem linken Flügel [um] einen Marsch zurückbleibend, nachfolgte. Zw[ischen] Le-Chêne und Beaumont vermutete man die [Haupt]stärke des Feindes.

Am 30. Aug. überraschten die gefechtsbere[it vor]rückenden deutschen Kolonnen zunächst das 5. [Korps] (Failly) im Lager, welches keinerlei Siche[rheits]maßregeln getroffen hatte, warfen dasselbe

e inzwischen aufmarschierenden Korps an. Nach längerm Kampfe wurde d.) und die dahinter liegenden Höhen der Feind zum Rückzuge nach Ca- igt, von wo derselbe am folgenden Sedan zurückging. Damit war der z zu entsetzen, aufgegeben. Auf die erlangten Vorteile befahl der König lug., daß die Maasarmee den feind- Flügel an einem Ausweichen in östl. Metz hin) hindern, die Dritte Armee enn er noch auf dem linken Ufer der lte, angreifen und, gleichzeitig gegen Flügel operierend, in den engen en dem Flusse und der belg. Grenze ngen sollte. Als Mac-Mahon einen ebenso ein Entweichen über die belg. mäht und bei Sedan Stellung zur nmen hatte, wurde der deutsche Ope- ahin erweitert, daß die franz. Armee iten umfaßt und, sowohl von Me- n der belg. Grenze abgeschnitten, zur wungen wurde. Der Marschall Mac- rtete den Hauptangriff von Osten, ine stärkste Macht Front; der rechte Marine-Infanteriedivision) war bei die Maas gelehnt, ebenso der linke der Ostfront bildete der Givonnebach Abschnitt.

t bei Sedan (s. d.) begann am 1. Sept. iff des 1. bayr. Korps auf Bazeilles ich nordwärts durch das allmähliche Sachsen und des Gardekorps bis , während von der Dritten Armee . Korps schon bei Tagesanbruch west- n über die Maas gingen und, deren gend, den linken franz. Flügel an- 2. bayr. Korps nahm südlich von ner großen Geschützmasse Aufstellung, ttemberger nebst Kavallerie standen Sedan an der Maas zur Abwehr ge- ières her erwartete Abteilungen be- ahon, gleich im Anfang der Schlacht atte das Kommando an Ducrot über- mußte es aber an den erst zwei Tage lgier angelangten General von Wim- , welcher einen dahin lautenden Be- gsministers besaß. Nach langwieri- Dorf- und Waldgefechten drangen die Maasarmee unaufhaltsam vor, das reichte um Mittag dem linken Flügel Armee die Hand, Illy und das Pla- ing wurden genommen, die letzte Lücke ng gegen 3 Uhr geschlossen und alle Franzosen zurückgeschlagen. 500 Ge- en ihre Geschosse von allen Seiten her n Sedan zusammengedrängten feind- , welche nach einem letzten heroischen, lten Reiterangriff sich in die Festung blieb nichts übrig, als zu kapitulieren, ng nicht einmal verproviantiert war. s Armeefuhrwerk erfüllten alle Stra- änge zu den Thoren, es herrschte eine he Verwirrung in dem kleinen Platze. hatte sich, als alles verloren war, in geben und ließ die weiße Fahne auf- r seiner Adjutanten, General Reille, dem König Wilhelm, als schon die Beschießung von Sedan bereit standen, ein Schreiben, in welchem er aussprach: «Da ich nicht habe an der Spitze meiner Truppen sterben können, so übergebe ich meinen Degen Ew. Majestät.» Der König antwortete, daß er den Degen annehme und um Absendung eines Bevollmächtigten zur Unterhandlung über die Kapitulation ersuche. Am andern Morgen (2. Sept.) in aller Frühe verließ Napoleon Sedan und ersuchte den deutschen Kanzler um eine Unterredung. Bismarck ritt ihm entgegen und hatte mit Napoleon bei Donchery in dem Hause eines Webers an der Landstraße eine Besprechung, die aber kein Ergebnis lieferte, weil der Kaiser über den Friedensschluß oder die Kapitulation der Armee nicht unterhandeln wollte. König Wilhelm hatte dann mit seinem Gefangenen eine kurze Zusammenkunft in dem Schlößchen Bellevue bei Frenois. Der König in seiner ritterlichen Großmut wies Napoleon das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt an. Die Unterhandlungen über die Kapitulation wurden zu Donchery zwischen Moltke und Wimpffen unter folgenden Hauptbedingungen abgeschlossen: Die Armee ergibt sich kriegsgefangen; alle Offiziere, welche ihr Ehrenwort schriftlich abgeben, bis zur Beendigung des Kriegs die Waffen nicht wieder zu ergreifen und in keiner Weise den Interessen Deutschlands zuwiderzuhandeln, erhalten ihre Freiheit; Feldzeichen, Waffen und Kriegsmaterial werden in Sedan deutschen Kommissaren überliefert; die Festung wird in ihrem gegenwärtigen Zustande übergeben. Dadurch wurden 50 Generale, 5000 Offiziere, 83000 Mann kriegsgefangen, 419 Feldgeschütze, darunter 70 Mitrailleusen, 139 Festungsgeschütze, 66000 brauchbare Chassepotgewehre und 6000 Pferde nebst bedeutendem Kriegsmaterial, unter anderm 1072 Armeefahrzeuge, den Siegern abgeliefert. Gegen 28000 Gefangene waren in den vorhergegangenen Schlachten gemacht, 14000 Verwundete lagen in Sedan, nur 3000 Mann waren über die belg. Grenze entkommen und wurden dort entwaffnet. Es war also, die Toten mit in Anschlag gebracht, eine Armee von 135000 Mann vernichtet.

Die Gefangennehmung des Kaisers der Franzosen erregte in Deutschland den begeistertsten Jubel. In Frankreich hatte die Nachricht von der Kapitulation bei Sedan den Umsturz des Kaiserreichs, die Ausrufung der Republik (4. Sept.) und die Errichtung der «Regierung der Nationalverteidigung» zur Folge. (S. Frankreich.) Alle Hoffnungen auf einen baldigen Frieden, die man vielfach an die Gefangennehmung des Kaisers geknüpft hatte, zerfielen damit in sich; denn es war kein berechtigtes Organ mehr vorhanden, mit welchem man Frieden hätte schließen können, auch ließ sich nicht übersehen, ob die neue Regierung im eigenen Lande anerkannt würde. Deshalb hatte die Heeresleitung des Königs Wilhelm, nachdem für die Fortschaffung der Gefangenen von Sedan nach Deutschland Sorge getragen war, unverzüglich die Heere der beiden Kronprinzen gegen Paris in Marsch gesetzt. Gleichzeitig mit der Schlacht bei Sedan war ein tags zuvor (31. Aug.) vor Metz unternommener Ausfallsversuch des Marschall Bazaine von den auf dem rechten Moselufer stehenden Truppen (namentlich 1. Armeekorps unter General von Manteuffel) zurückgeschlagen worden. Diese Kämpfe, welche unter der Benennung Schlacht von Noisseville (s. d.) zusammengefaßt zu

werden pflegen, waren der letzte größere Versuch, die Rheinarmee von der Einschließung zu befreien. König Wilhelm hielt schon 5. Sept. seinen Einzug in Rheims, die alte franz. Krönungsstadt, während die Armeen weiter vorrückten und die Reiterei denselben wieder vorauseilte. Die Kavalleriedivision Herzog Wilhelm von Mecklenburg, verstärkt durch das 4. Jägerbataillon, rückte vor Laon (s. d.), dessen Kommandant kapitulierte; beim Einzug in die Citadelle (9. Sept.) wurde aber noch verräterischerweise der Pulverturm gesprengt, wodurch viele Menschen getötet oder verstümmelt wurden. Ohne auf Widerstand zu stoßen, kamen die deutschen Heere bis in die Nähe von Paris. General Trochu, der Gouverneur, hatte die Bevölkerung der nächsten Umgegend aufgefordert, mit ihren Lebensmitteln in die Stadt zu kommen; was nicht fortzuschaffen gewesen, war vernichtet, viel Eigentum in den Häusern auch von Francs-Tireurs, ja selbst von Linientruppen geplündert oder zerstört worden. Die Häuser fand man großenteils verlassen und verschlossen, die Umfassungen der Grundstücke zerstört, Kellerräume vermauert; die Straßen waren zum Teil abgegraben und viele Brücken zerstört.

Am 15. Sept. waren die Vortruppen der beiden Heere bis auf 3 Stunden an die Ostfront von Paris herangekommen und umfaßten die Stadt in einem großen Halbkreise. General Ducrot, einer der Wortbrüchigen von Sedan, suchte 19. Sept. durch einen heftigen Ausfall die Einschließung der südl. Front links der Seine zu hindern, wurde aber bei Sceaux (s. d.) zurückgeschlagen. Die Dritte Armee umfaßte die Süd- und Südostfront von Sèvres bis zur Marne, die Maasarmee die Nordost- und Nordfront; die Westfront, wo die Krümmungen der Seine eine unmittelbare Einschließung nicht gestatten, wurde zunächst in größerm Abstande durch Kavallerie abgesperrt. Der Kronprinz von Preußen nahm sein Hauptquartier in Versailles, wohin 5. Okt. auch das des Königs von Ferrières, dem Schlosse Rothschilds, verlegt wurde. Hier war am 19. Okt. der franz. Minister des Äußern, Favre, erschienen, um über den Abschluß eines Waffenstillstandes, eventuell über die Friedensbedingungen, zu verhandeln. Diese Zusammenkunft verlief resultatlos, da der franz. Bevollmächtigte ablehnte, in die deutscherseits geforderte Gebietsabtretung zu willigen und überhaupt jede Abtretung franz. Gebiets für unannehmbar erklärte. Unter diesen Umständen konnte durch einen Waffenstillstand lediglich der Stärkung der franz. Wehrkraft gedient und die Beendigung des Kriegs verzögert werden. Für die deutsche Heerführung handelte es sich darum, die beiden Hauptpunkte der feindlichen Macht, Metz mit der dort eingeschlossenen Rheinarmee und Paris mit den dort versammelten zahlreichen Streitkräften, zu unterwerfen. Erst wenn dies erreicht worden, ließ sich die Annahme der deutschen Friedensbedingungen erwarten, namentlich, wenn inzwischen die abzutretenden Gebietsteile thatsächlich unterworfen, d. h. die Festungen im Elsaß genommen wären.

Vor dem Eintreffen des Belagerungsparks mußte Paris möglichst eng eingeschlossen und aller Zufuhr, überhaupt jeder Verbindung mit außen beraubt werden; es kam darauf an, die dazu geeigneten Stellungen zu nehmen und sich in denselben so zu befestigen, daß jeder Ausfall zurückgewiesen werden konnte. Das Verhalten der deutschen Armeen war also in der ersten Zeit lediglich abwehrend. Erst nach Ankunft des vollständigen Belagerungsparks konnte der förmliche Angriff beginnen. Dieser Zeitpunkt lag ziemlich fern, denn die vorhandenen Belagerungsgeschütze wurden zunächst im Elsaß gebraucht und konnten erst dann vor Paris geschafft werden, wenn mindestens eine Bahnlinie dorthin völlig zur Verfügung stand, d. h. nach Einnahme der Festung Toul. Erst 30. Sept. fand vor Paris ein zweiter Ausfall statt von 10000 Mann unter General Vinoy, der mit seinem Korps auf dem Marsche nach Sedan schleunigst umgekehrt und nach Paris entkommen war. Der Ausfall kam wieder aus der Südfront und wurde nach sechsstündigem Kampfe vom 6. Armeekorps zurückgewiesen. Dann verging der halbe Oktober, ehe ein neuer unternommen wurde, nur die Forts schossen unausgesetzt, oft auf kleine Abteilungen und einzelne Reiter. Vorzüglich war es das hochgelegene, mit schwerem Marinegeschütz armierte Fort auf dem Mont St.-Valérien, das die Stellungen des linken Flügels der Dritten Armee, 5. Korps, beunruhigte. Auf der Südseite lagen die Forts Issy, Vanvres, Montrouge, Bicêtre und Ivry, im Südwesten zwischen Seine und Marne das Fort Charenton, auf der Ostfront, die bei der Erbauung am stärksten bedacht worden, weil von Osten her ein Angriff vorzugsweise zu erwarten war, die Forts Nogent, Rosny, Noisy und Romainville, dahinter als Waffenplatz und Arsenal das Schloß von Vincennes, jenseit des Ourcqkanals nach Nordwesten das Fort Aubervillers und im Norden das stark befestigte St.-Denis mit den drei vorliegenden Forts De l'Est, Double-Couronne und La-Briche, letzteres, wo die Seine ihren Bogen nach Süden wendet. Zwischen diesen Forts lagen noch mehrere Schanzen, Batterien und Feldwerke, welche ein Kreuzfeuer möglich machten und das Vorterrain sehr wirksam bestrichen. Innerhalb des befestigten Raums hinter den Forts konnten bedeutende Truppenmassen zu den Ausfällen gesammelt werden, von dort überraschend hervorbrechen und im ersten Anlaufe die vorderste Linie der deutschen Vorposten zurückdrängen. Erst in der dahinterliegenden und durch Feldwerke verstärkten Hauptstellung sollten größere Ausfälle zurückgewiesen werden. Zwei solcher Ausfälle fanden kurz hintereinander statt. Der erste geschah 13. Okt. mit 10 Bataillonen gegen Süden, wurde aber vom 2. bayr. Korps leicht abgeschlagen, ebenso der zweite am 21. vom Mont-Valérien her, durch 12 Bataillone mit 40 Geschützen unter General Vinoy unternommen, von den Vortruppen des 5. Korps, zuletzt unterstützt durch die Garde-Landwehr, welche nach der Kapitulation von Straßburg nach Versailles herangezogen war, abgewiesen. Straßburg (s. d.) war 27. Sept. nach siebenwöchiger Verteidigung erlegen. Von den kleinern Festungen hatte Marsal schon 15. Aug., Vitry am 25. ohne Widerstand kapituliert, Toul (s. d.) mit 2400 Mann und 120 Geschützen dagegen erst am 23. Sept. nach wiederholter heftiger Beschießung, Soissons (s. d.) am 16. und Schlettstadt (s. d.) am 24. Okt. sich ergeben. Neu-Breisach und Verdun wurden noch belagert, Pfalzburg eingeschlossen, Bitsch (s. d.) blieb unbezwungen bis zum Frieden. Am Tage des Ausfalls gegen den linken deutschen Flügel, 21. Okt., schossen die Franzosen vom Mont-

kleinere Ausfälle (27. Sept. und 7. Okt.), en größern Durchbruchsversuch unternom- te, wegen Mangel an Lebensmitteln (s. e und Metz), am 27. Okt. kapituliert. ee (3 Marschälle, 6000 Generale und Of- 73000 Mann) wurde auf die Bedingung an kriegsgefangen, die Festung, der stärkste latz Frankreichs, mit allem Kriegsmaterial n; 53 Adler, 541 Feld- und 800 Festungs- , 102 Mitrailleusen und 300000 Gewehre ausgeliefert. Es war ein Erfolg, so groß- e ihn die Kriegsgeschichte noch nicht kannte. te Feldarmee Frankreichs war vernichtet; ee des Prinzen Friedrich Karl wurde ver- r die Bekämpfung der neuformierten Feld- im nördl. und südl. Frankreich, welche der Armee vor Paris bereits sehr lästig wur- r König ernannte am 28. Okt. den Kron- und den Prinzen Friedrich Karl zu Feld- len, was bisher im Hause Hohenzollern lich gewesen war, und erhob den General ltke in den Grafenstand.

vor der Einschließung von Paris hatte Teil der franz. Regierungsmitglieder als en nach Tours begeben; ihnen war Gam- äter in einem Luftballon gefolgt und hatte gsleitung übernommen. Er übte thatsäch- atorische Gewalt aus, um die ganze Volks- r den Krieg bis zum Äußersten anzuspan- Es wurden Waffen, Bekleidung und Aus- g im Auslande, namentlich in England, uft. Neben den Linientruppen, Mobil- und algarden wurden zum Volkskriege auch von Francs-Tireurs aufgerufen, über- e Levée en masse angeordnet. In großen lagern sollten die Departementaltruppen und eingeübt werden. Garibaldi kam lien herbei; aus allen Ländern strömten rler zu. Im Süden waren die Rüstungen e des September so weit gediehen, daß einen Entsatz von Paris gedacht werden eine Loire-Armee war gebildet, von der eilung 5. Okt. bei Toury die vorgeschobene leriedivision (Prinz Albrecht) angriff. Der begann von neuem. Von dem 14. Ar- s (Werder) war nach der Eroberung von rg eine fliegende Kolonne entsendet wor- die Vogesen vom Feinde zu säubern; das orps, mit Ausnahme der neuangekomme- rvedivision Schmeling, welche zur Belage- n Schlettstadt und Neu-Breisach im Elsaß ch, rückte Anfang Oktober nach Burgund Gleichzeitig wurde von Paris her das Korps (von der Tann) mit der 22. Divi- on Wittich) und der 2. Kavalleriedivision Stolberg) gegen die Loire-Armee entsendet, nahm General von Manteuffel das Oberkommando der Ersten Armee; das 7. Armeekorps und die Division Kummer blieben zur Besetzung von Metz und Lothringen sowie zur Belagerung der Festungen an der belg. Grenze zurück, das 1. und 8. setzten sich in nordwestl. Richtung nach der Picardie in Bewegung. Von der Zweiten Armee wurde das 2. Korps nach Paris herangezogen, mit den übrigen, dem 3., 9. und 10., trat der Prinz Friedrich Karl den Marsch nach Süden an, um hier den Oberbefehl zu übernehmen. Der erneute Feldkrieg wurde demnach auf drei Schauplätzen geführt, jedoch ohne daß die Operationen untereinander in Verbindung gestanden hätten.

An der Loire hatte sich die Lage, ehe der Prinz trotz angestrengter Märsche dahin gelangen konnte, verschlimmert. Die feindliche Armee war bis auf 150000 Mann verstärkt, und an ihre Spitze General Aurelle de Paladines gestellt worden, der Anfang November auf dem rechten Loire-Ufer gegen Orléans vorrückte. General von der Tann bezog eine vorher ausgewählte Stellung bei Coulmiers (s. d.), wo er, am 9. angegriffen, sich in heißem Kampfe bis zum Abend behauptete, dann aber am 10. einen geordneten Rückzug antrat und sich bei Toury mit der Division Wittich und der Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht vereinigte. Orléans (s. d.) wurde geräumt. Zu weiterer Verstärkung wurde demnächst der Großherzog von Mecklenburg mit der 17. Division und der Kavalleriedivision Rheinbaben herangezogen. Dieser nahm Aufstellung an der Eure, die 17. Division auf dem rechten, das Tannsche Korps auf dem linken Flügel, die 22. Division in der Mitte, die Flanken gedeckt durch die drei Kavalleriedivisionen. Der erwartete Angriff des Feindes blieb jedoch aus, Aurelle begnügte sich mit der Wiederbesetzung von Orléans. Der Großherzog ging nunmehr selbst zum Angriff vor. Die 17. Division, welche für den erkrankten Kommandeur der Generaladjutant des Königs und Chef des Militärkabinetts von Treskow führte, schlug 17. Nov. 7000 Mobilgarden, die sich bei Dreux gesammelt hatten, aus der Stadt und besetzte dieselbe; die 22. Division siegte am 18. bei Châteauneuf; im weitern Vorrücken gegen Südwesten wurde am 22. Nogent-le-Rotrou besetzt, wodurch die linke Flanke der bei Orléans stehenden feindlichen Armee bedroht war. Inzwischen traf auch die Zweite Armee nach einem dreiwöchigen Marsche an der Loire ein. Das 10. Korps (Voigts-Rhetz), das ihren linken Flügel bildete, stieß zuerst auf den Feind; zwei Brigaden warfen das 20. franz. Korps 24. Nov. bei Ladon und Maizières zurück. Aurelle, der bereits den Vormarsch gegen Paris auf Verlangen Gambettas begonnen hatte, wandte sich nun mit dem größten

Teile seiner Armee, 70000 Mann, gegen den Prinzen Friedrich Karl und griff das 10. Korps bei Beaune-la-Rolande (s. d.) an, erlitt jedoch eine Niederlage; er zog sich nach Orléans hin zurück und nahm Stellung vor dem Walde. Gegen den Großherzog waren das 15. und 16. Korps stehen geblieben, die 2. Dez. bei Bazoches-les-Hautes (s. d.) zum Angriff schritten, aber auf Artenay zurückgeworfen wurden. Prinz Friedrich Karl warf 3. Dez. mit dem 3. und 9. Korps die franz. Hauptarmee in den Wald von Orléans hinein und schlug sie entscheidend am 4., worauf Aurelle Orléans, dessen Bahnhof und nördl. Vorstadt bereits vom 9. Korps erstürmt worden war, räumte; 14000 Gefangene, 77 Geschütze, 4 armierte Kanonenboote auf der Loire und vieles Kriegsmaterial fielen in den Kämpfen der letzten Tage und der zweitägigen Schlacht bei Orléans (s. d.) in die Hände der Deutschen. Die Loire-Armee, deren Korps sich in verschiedener Richtung zurückgezogen hatten, teils über die Loire, teils auf Blois, wurde hierauf in zwei Armeen geteilt, deren erste unter Bourbakis, die zweite unter Chanzys Befehl gestellt wurde. Bourbaki, der frühere Kommandant der Kaisergarde, war aus Metz in polit. Auftrage 25. Sept. zur Kaiserin nach England gereist und von dort nicht nach Metz, sondern nach Tours zurückgekehrt, um sich der Regierung der Nationalverteidigung zur Verfügung zu stellen, von welcher er anfangs mit den Rüstungen im Norden beauftragt, dann aber zur Loire-Armee versetzt worden war. General Aurelle nahm seine Entlassung; Gambetta hatte ihn zum Standhalten bei Orléans gezwungen, während er der Übermacht hatte ausweichen wollen.

Auch die deutschen Streitkräfte teilten sich zur Verfolgung; Prinz Friedrich Karl wandte sich mit dem größten Teile der Zweiten Armee östlich gegen Bourbaki, der Großherzog westlich gegen Chanzy. Als aber klar wurde, daß Chanzy die Hauptmacht befehlige und schon bei Beaugency wieder Stellung genommen habe, ließ der Prinz das Heer Bourbakis, welches bei Bourges abwartend stand, nur beobachten und unterstützte den Großherzog mit dem 9. und 10. Korps. Von Chanzys Armee griff 7. Dez. das von der sog. Westarmee zu ihm gestoßene 21. Korps (Camau) bei Meung die 17. Division an, wurde aber zurückgetrieben und am 8. Chanzy selbst mit drei Armeekorps bei Beaugency (s. d.) vom Großherzog geschlagen. Er suchte sich 9. Dez. noch in einer starken Stellung am Walde von Marchenoir zu halten, ergriff sogar am 10. nochmals die Offensive, wurde aber in einem bis zum Abend, hauptsächlich durch Artillerie geführten Kampfe abgewiesen, worauf er am 12. plötzlich und unerwartet abzog. Ihm wurde das 10. Korps nachgeschickt, das auf dem Marsche viele Nachzügler gefangen nahm und 13. Dez. Blois ohne Widerstand besetzte. Der größte Teil der feindlichen Armee hatte sich westlich nach Vendôme zurückgezogen; hier wurde unter dem Vorsitz Gambettas, der sich beim Heer befand, ein Kriegsrat gehalten und in demselben beschlossen, auch Vendôme zu räumen und sich nach Le Mans zurückzuziehen. Tours, den Sitz der Regierungsdelegation, zu decken, war nicht mehr nötig, da sich diese nach Bordeaux zurückzog. So konnte auch Vendôme 16. Dez. fast ohne Kampf besetzt werden, nachdem am 15. die Avantgarde des Großherzogs von Mecklenburg bei Morée, nördlich davon, ein glückliches Gefecht gehabt hatte. Die Verfolgung des Feindes wurde in zwei Richtungen vom 10. Korps fortgesetzt, auf Le Mans und auf Tours. Hier schien Widerstand geleistet werden zu sollen, nach einigen Granatwürfen wurde aber die weiße Fahne aufgezogen. Die preuß. Division besetzte jedoch Tours nicht, sondern zerstörte nur die Eisenbahn nach Le Mans und bezog Kantonnierungen. Prinz Friedrich Karl hatte schon früher, um gegen Chanzy mit aller Kraft operieren zu können, das 3. Korps aus seiner Stellung gegen Bourbaki mit Zurücklassung eines bayr. Detachements abberufen und bei Beaugency als Reserve aufgestellt; nach der Einnahme von Vendôme wurde es mit dem 9. Korps wieder die Loire aufwärts geschickt. Von der Armee-Abteilung des Großherzogs war das von der Tannsche Korps, das stark gelitten hatte, nach Orléans zurückgesandt worden, wo es vorläufig als Besatzung verblieb. Am 31. Dez. ergriff Chanzy noch einmal die Offensive, wurde aber bei Vendôme von der 19. Division (Kraatz-Koschlau) zurückgeschlagen.

Im Norden hatte General Faidherbe, der an Bourbakis Stelle getreten war, eine Nordarmee organisiert, welche indessen noch wenig innern Halt erlangt hatte und nicht operationsfähig war. Gegen diese richtete die Erste Armee unter General von Manteuffel mit zwei Korps 7. Nov. von Metz aus ihre Operationen; das 7. Korps (Zastrow) blieb, wie schon erwähnt, in und bei Metz (13. Division) und zur Belagerung der nächsten Festungen (14. Division) zurück. General von Kameke zwang durch Bombardement Diedenhofen, das seither nur beobachtet worden war, am 24. Nov. mit 4000 Mann und 200 Geschützen, und Montmédy 14. Dez. (3000 Mann und 65 Geschütze) zur Kapitulation; inzwischen hatte sich 27. Nov. auch La Fère mit 2000 Gefangenen und 70 Geschützen nach zweitägiger Beschießung einer Brigade des 1. Korps ergeben. Kameke war im Dezember zur Leitung des Ingenieurangriffs nach Paris berufen worden und General von Senden an seine Stelle getreten. Dieser nahm 15. Jan. Rocroy durch einen Handstreich (200 Gefangene und 70 Geschütze), nachdem Mezières (2000 Gefangene und 70 Geschütze) 2. Jan. sich ergeben. Longwy wurde nach neuntägiger Beschießung 25. Jan. vom Oberst von Krenski genommen (4000 Gefangene und 200 Geschütze). Von den übrigen, rückwärts der Heere seit deren Vormarsch noch belagerten Festungen hatte Verdun 8. Nov. kapituliert (4000 Mann und 136 Geschütze) und Pfalzburg sich 12. Dez. ergeben (1900 Gefangene und 65 Geschütze). Die Zahl der in diesen Festungen eroberten Geschütze überstieg also 900. General von Manteuffel erreichte mit der Nordarmee, deren beide Korps sich auf zwei Hauptstraßen, auf Laon-Noyon das 1., auf Reims-Compiègne das 8., bewegten, am 20. Nov. die Oise und erhielt durch die vorausmarschierende Kavalleriedivision Stolberg die Nachricht, daß sowohl bei Amiens als bei Rouen stärkere feindliche Streitkräfte ständen. Um diese einzeln zu schlagen, wurde der Marsch zunächst auf Amiens (s. d.) gerichtet, wo der Feind 27. Nov. die Schlacht annahm. Sie dauerte bis zum Abend; die Franzosen wurden vom 8. und Teilen des 1. Korps gegen die Somme und auf ihre verschanzte Stellung vor Amiens zurückgeworfen, die sie jedoch nicht verteidigten, sondern sich in ziemlicher Auf-

lösung nach Lille und Arras zurückzogen. Amiens wurde 28. Nov. besetzt; auch die Citadelle ergab sich, nachdem sie durch Schützen der Infanterie beschossen und der Kommandant dabei getötet worden war. General von Manteuffel wandte sich darauf gegen den andern Teil der Nordarmee, der bei Rouen stand, und ließ nur einige Truppen zur Beobachtung des bei Amiens geschlagenen Gegners zurück; der Feind, etwa 30000 Mann stark, nahm jedoch bei Rouen den Kampf nicht an, sondern wich nach dem linken Seine-Ufer und nach Havre aus, sodaß Rouen 6. Dez. vom 8. Korps (Goeben) besetzt wurde und eine Abteilung bis an den Kanal (nach Dieppe) vorging. Die feindliche Nordarmee war wie die Loire-Armee in zwei Teile zersprengt, welche allerdings mit Hilfe der Flotte jederzeit ohne erhebliche Schwierigkeit vereinigt werden konnten. Faidherbe hatte an den Festungen Arras, Douai, Cambrai, Valenciennes und dahinter als Hauptpunkt Lille eine starke Operationsbasis, in welcher sein Heer nach jeder Niederlage reorganisiert werden konnte. Er beabsichtigte hinter der gegen ihn vorgegangenen Ersten Armee mit der etwa 30000 Mann starken Nordarmee gegen Paris durchzubrechen; Manteuffel kehrte jedoch rasch zurück und schlug ihn 23. Dez. zum zweiten mal in der Gegend von Amiens in der Schlacht an der Hallue (s. d.). Faidherbe ging auf Arras zurück und wich 25. Dez. seitwärts auf Douai aus, von wo er schon Anfang Jan. 1871 zum dritten mal die Offensive ergriff. Seine Vorhut stieß 2. Jan. bei Sapigny auf die preuß. Brigade Strubberg, von welcher sie zurückgewiesen wurde; am 3. griff er mit gesamter Macht den General von Goeben an, der ihn mit nur der 15. Division (nunmehr Kummer) und einer Truppenabteilung, welche Prinz Albrecht Sohn von Paris herbeigeführt hatte, in neunstündigem Kampfe bei Bapaume (s. d.) aufhielt, worauf er wiederum den Rückzug in der Nacht antrat. Auch an der untern Seine, wo das 1. Korps, geführt vom General von Bentheim, gegen die sog. Armee von Hâvre (General Briand) stand, wurden Vorteile errungen; Bentheim überfiel 3. Jan. den General Roye bei Moulineaux-Caloud und zersprengte seine Truppen am 4. bei Bourgachard. Dem General von Goeben ergab sich 10. Jan. Peronne mit 3000 Mann, ein wegen der Lage dieser Festung strategisch bedeutsamer Erfolg. Faidherbe rückte bald darauf zum vierten mal vor, um sich die Straße nach Paris zu öffnen. General von Manteuffel war inzwischen zum Oberbefehlshaber der neugebildeten Südarmee ernannt worden, welche dem schwer bedrohten 14. Korps (Werder) im äußersten Südosten zu Hilfe kommen sollte, und General von Goeben hatte das Oberkommando der Ersten Armee übernommen. Dieser trat Faidherbes Vorrücken entgegen, warf 18. Jan. seine Vortruppen von Beauvois auf St.-Quentin (s. d.) zurück, griff am 19. die Nordarmee in ihrer Stellung an und brachte ihr eine entscheidende Niederlage bei. Damit war im Norden der letzte Entsatzversuch von Paris gescheitert und Faidherbes Armee in einen Zustand der Auflösung versetzt, daß dieselbe für längere Zeit nicht im Felde erscheinen konnte. An demselben Tage wurde auch der letzte große Ausfall von Paris, welchen Trochu unternommen hatte, entscheidend zurückgeschlagen und dadurch das Schicksal der belagerten Stadt entschieden. Im Süden stellte sich in denselben Tagen die Unmöglichkeit einer Hilfe ebenfalls heraus, und auch der neuersonnene Operationsplan Gambettas, durch einen Marsch der Armee Bourbakis nach Osten Belfort zu entsetzen, die Verbindungslinien der pariser Belagerungsarmee zu durchbrechen und das obere Rheinthal zu bedrohen, um auf diesem Wege Paris zu retten, scheiterte und hatte den Untergang der dazu verwandten Armee zur Folge.

Als der Abmarsch Bourbakis nach Osten bekannt wurde, traf das Große Hauptquartier unverzüglich Gegenmaßregeln. Eine neue Armee, die Südarmee genannt, wurde aus dem 7. Korps, das in Lothringen abkömmlich war, und dem 2. Korps, das erst kürzlich vor Paris angekommen war, gebildet und nach Südosten in Marsch gesetzt; General von Manteuffel erhielt deren Oberbefehl. Von Orléans wurde das 1. bayr. Korps (von der Tann), das einiger Erholung bedurfte, nach Paris zurückgerufen. Prinz Friedrich Karl mit dem 3., 9. und 10. Korps, der 17. und 22. Division (Großherzog von Mecklenburg) und der 2., 4. und 6. Kavalleriedivision konnte nun mit ganzer Macht, nur fünf hess. Bataillone in Orléans zurücklassend, gegen Chanzy operieren. Es fand vom 6. Jan. 1871 an eine Reihe von Gefechten statt, die bei Vendôme begannen und den Feind, der das schwierige Gelände trefflich zu benutzen verstand, von Abschnitt zu Abschnitt zurückdrängten. Die kurzen Wintertage gestatteten dem Gegner dabei stets, den Rückzug erst mit Einbruch der Dunkelheit anzutreten und sich dadurch der unmittelbaren Verfolgung durch die deutsche Reiterei zu entziehen. Es war diese Kriegsperiode wohl die anstrengendste des ganzen Feldzugs, und nur kriegsgewohnte Kerntruppen vermochten der hier der Armee des Prinzen gestellten Aufgabe zu genügen. Der Großherzog ging mit seinen beiden Divisionen und der ihm zugeteilten Kavallerie von Chartres vor, warf ebenso die Franzosen unter heftigen Kämpfen aus ihren Stellungen, 12. Jan. aus der bei Corneille und Ste.-Croix, wobei 4000 Gefangene gemacht wurden, während an demselben Tage das 3. und 10. Korps bei Le Mans das Gros der franz. Westarmee in entscheidender Schlacht besiegte und daselbst bedeutende Kriegsvorräte erbeutete. In den letzten Tagen waren 20000 Gefangene, 12 Geschütze, 200 Wagen und 6 Lokomotiven genommen worden. Der Widerstand der franz. Westarmee war trotz aller Anstrengungen ihres energischen Feldherrn gebrochen; sie zog sich in voller Auflösung auf Laval und Mayenne zurück, wurde aber durch die 6. Kavalleriedivision (Schmidt), der noch andere Abteilungen von andern Waffen beigegeben waren, verfolgt und verlor noch viele Gefangene. Das mit so gewaltigen Kosten erbaute Lager von Conlie wurde auch aufgegeben. Der Großherzog erhielt Befehl, gegen Alençon zu gehen, wohin Verstärkungen für Chanzy von Cherbourg aus unterwegs waren; diese wurden dadurch von der Vereinigung abgehalten. Auch die Abteilung des Großherzogs machte noch viele Gefangene, besetzte 15. Jan. Alençon nach kurzem Gefecht und wurde dann nach der Normandie abgerufen. Im Westen war der Krieg beendigt; Chanzy sammelte und organisierte vorerst nur die Trümmer seiner Armee, doch kam es hier zu keinen weitern Gefechten.

Dagegen drohte noch ernste Gefahr im Südosten. Dort war General von Werder mit dem 14. Ar-

meekorps Anfang Oktober durch die Vogesen vorgegangen und hatte die früher entsandte fliegende Kolonne Degenfeld an sich gezogen. Letztere hatte 6. Okt. bei Epinal den General Cambriels mit zwei Divisionen der franz. Ostarmee nach siebenstündigem Kampfe zum Rückzug gezwungen, worauf das Armeekorps in vier Kolonnen seinen Vormarsch fortsetzte und den Feind überall zurückwarf. Am 18. Okt. wurde Vesoul besetzt. Cambriels hatte darauf Stellung am Ognon genommen, wurde aber 22. Okt. von den Badenern unter General von Beyer in mehrern Gefechten geschlagen und wich auf Besançon zurück. Ohne Belagerungspark war ein Angriff dieser starken Festung aussichtslos; Werder wandte sich daher westlich auf Dijon, das 30. Okt. nach schwerem Kampfe eingenommen wurde. Garibaldi war in dem nahen Dôle noch mit Organisation seines Korps beschäftigt und konnte Cambriels nicht unterstützen. Sein Sohn Ricciotti hatte aber inzwischen einen glücklichen Handstreich gegen die Verbindungslinie der deutschen Armeen gemacht und 19. Okt. in Châtillon ein Landwehrbataillon und zwei Schwadronen Reservehusaren überfallen. Durch Befehl der Regierung wurde Garibaldi nach Autun zurückgezogen, um dort ungefährdet die Organisation seiner Freischaren zu vollenden. Im Laufe des November glaubte er, einen Angriff auf Dijon, wo General von Werder seit Ende Oktober stand, unternehmen zu können. Er überraschte 26. Nov. die bad. Vorposten und drängte sie zurück, wurde jedoch von deren Reserve mit starkem Verlust abgewiesen, worauf seine Mannschaften in wilder Flucht zurückgingen. General von Werder verfolgte ihn 27. Nov. mit zwei Brigaden, holte aber nur die Arrièregarde unter Menotti Garibaldi ein, der er ein paar hundert Gefangene abnahm. Er nahm darauf seine frühern Stellungen wieder ein. General Cremer näherte sich Mitte Dezember mit 15000 Mann den bad. Stellungen, wurde aber am 18. bei Nuits (s. d.) von Werder angegriffen und geschlagen. Vom 14. Armeekorps war die Landwehrdivision Treskow vor Belfort gerückt, hatte dasselbe 3. Nov. eingeschlossen und die Belagerung der Festung begonnen, die unter den größten Schwierigkeiten den Winter hindurch bis zum 16. Febr. 1871 fortgesetzt wurde. (S. Belfort.)

Auch die Festung Langres sollte belagert werden. Die Brigade Goltz, welche dazu bestimmt war, überfiel im Vorrücken die Franzosen 15. Dez. in vier Kantonnierungen und warf sie in den Platz hinein. Doch erhielt General von Werder bald darauf die Nachricht, daß bedeutende franz. Heereskräfte von Westen im Anmarsch seien; es war die Armee des Generals Bourbaki, die von der Loire herkam. Ob sie gegen das 14. Armeekorps und zum Entsatz von Belfort oder mehr in nördl. Richtung auf Nancy zur Unterbrechung der deutschen Verbindungslinien gehen würde, war zweifelhaft; auf keinen Fall durfte aber General von Werder seine weit vorgeschobene Stellung bei Dijon länger festhalten. Er räumte dieselbe 27. Dez. und erreichte in Gewaltmärschen Vesoul, wo er seine Truppen versammelte und auch die Brigade Goltz von Langres wieder an sich zog. Als die Absicht Bourbakis klar wurde, auf Belfort zu marschieren, [illegible]h Werder schnell auf, um ihm den Weg zu ver[illegible] Dabei stieß er 9. Jan. 1871 bei Villersexel [illegible] Flanke der im Marsch befindlichen franz. Armee und griff sie an. Bourbaki wurde dadurch aufgehalten und entwickelte sich am folgenden Tage zur Schlacht; General von Werder aber setzte seine Truppen schleunigst wieder in Bewegung und eilte ihnen mit seinem Stabe voraus, um eine Stellung vor Belfort und Mömpelgard hinter der Lisaine zu suchen und zur Verteidigung einzurichten. Hier nahm er mit seinem durch Entsendungen nicht einmal ganz vollständigen Armeekorps die Schlacht gegen eine Macht von 150000 Mann [illegible]tig an. (S. Lisaine.) Es kam darauf an, die Belagerung von Belfort und den Eingang zum Elsaß (die trouée de Belfort) zu decken. Die Südarmee unter Manteuffel war zwar im Anmarsch, aber doch noch fern, Werder mußte also vorläufig allein standhalten. Die Anerkennung von ganz Deutschland wurde ihm und seinen tapfern Truppen dafür zuteil, König Wilhelm nannte diesen Verteidigungskampf «eine der ausgezeichnetsten Waffenthaten aller Zeiten». In dreitägiger Schlacht, 15. bis 17. Jan., suchte Bourbaki mit seiner ganzen Armee in wiederholten stürmischen Angriffen das kleine heldenmütige Korps zu überwältigen, wurde jedoch abgeschlagen und mußte sich endlich, als er die Annäherung Manteuffels erfuhr, zum Rückzug entschließen, wodurch seine ohnehin locker gefügten Truppen bald in völlige Auflösung gerieten. Die Schmach der erlittenen Niederlage und Gambettas kränkende Erlasse veranlaßten ihn zu dem Versuche, sich das Leben zu nehmen; doch war die Verletzung nicht tödlich. Den Oberbefehl der Armee übernahm darauf General Clinchant; doch wurde der Rückzug viel zu säumig ausgeführt, vielleicht weil die verfolgende Vorhut des 14. Armeekorps mit Absicht nicht heftig drängte. General von Manteuffel hatte inzwischen die Côte-d'Or überschritten und richtete jetzt seine Operationen gegen Flanke und Rückzugslinie des Feindes, also gegen den Doubs. Garibaldi, der bis Dijon vorgerückt war, stand hier noch, verhielt sich indes völlig unthätig. Die preuß. Südarmee fand die Übergänge des Doubs unbesetzt und verlegte bis zum 25. Jan. den franz. Korps die Rückzugslinie südlich von Besançon. Mit dem 14. Armeekorps, das sich rechts nach Rioz geschoben, trat man in Verbindung, wodurch Manteuffel Gewißheit erlangte, daß die vier franz. Korps noch bei Besançon verweilten. Gegen Dijon war die Brigade Kettler vom 2. Armeekorps detachiert; diese griff dort kühn an, um Garibaldi festzuhalten, wobei ein Bataillon in einem Waldgefecht seine Fahne einbüßte, nachdem deren Träger und mehrere Offiziere, welche sie nach diesem ergriffen, erschossen worden, sodaß sie auf dem Kampfplatz unter Leichen liegen blieb. Garibaldi räumte indes Dijon 1. Febr., als eine Division unter Hann von Weyhern heranrückte, und verließ dann den Kriegsschauplatz. Das Schicksal Frankreichs hatte sich unterdessen vor Paris auch schon fast vollständig entschieden.

Die franz. Ostarmee war im Abmarsch von Besançon, sie zog sich östlich nach der schweizer Grenze, um längs derselben zu entkommen. Als General von Manteuffel dies erfuhr, beschloß er, sie zur Schlacht oder zum Übertritt auf das neutrale schweizer Gebiet zu nötigen. Mit dem 2. Armeekorps verlegte er dem Feinde südlich von Pontarlier die letzten Straßen im Gebirge; das 7. Korps nahm die gerade Straße auf Pontarlier, wo die

...ucht des Gegners zu erwarten war; von
drängte vom 14. Armeekorps die 4. Re-
sion (Schmeling) und das kürzlich hinzu-
ene Detachement Debschitz, das vorher bei
verwendet worden war. So drängte alles
gegen Pontarlier, wohin der Feind sich ge-
nur die schweizer Grenze stand ihm noch
Am 29. Jan. erreichte vom 7. Armeekorps
Division die Nachhut der franz. Armee und
auf Pontarlier zurück, wobei 4000 Gefan-
Geschütze und 2 Mitrailleusen genommen
am 30. nahm vom 2. Korps die 7. Brigade
und machte 2000 Gefangene.

...rweile war 28. Jan. zu Versailles ein
illstand auf drei Wochen geschlossen, von
n aber ausdrücklich der Schauplatz in den
partements ausgenommen worden. Die
enerale waren über letztern Umstand nicht
tet und beanspruchten sofort Einstellung
dseligkeiten; General von Manteuffel gab
erlangen keine Folge und nötigte dadurch
t zum Übertritt nach der Schweiz. Schon
age vorher hatten bezüglich dieser Even-
Verhandlungen mit dem Befehlshaber der
ischen Armee an der Grenze, General Her-
ttgefunden. Der Übertritt erfolgte bei
er, wo zur Deckung des Abzugs eine starke
stehen blieb. Diese wurde von der 7. Bri-
u Trossel) angegriffen; sie verließ zwar
er, leistete aber in heftigen Gefechten Wi-
, besonders am Paß La Cluse. Am
überschritt die franz. Armee, noch 84000
mit 10000 Pferden stark, die Grenze der
, wo sie entwaffnet und bis zum Frieden
t wurde. Die deutsche Südarmee rückte
dwestlich gegen Lons-le-Saulnier vor, um
sprengten des Feindes noch zu fangen
vertreiben; die Division Schmeling vom
ps und das Detachement Debschitz räumten
Gegend von Pontarlier auf. Das 14. Ar-
ps hatte in den Kämpfen bei Belfort und
Verfolgung etwa 3000 Gefangene gemacht,
darmee bei ihren Gefechten 15000 nebst 28
ützen. Jetzt wurden die Truppen in Kanton-
gen verlegt. Eine vierte franz. Feldarmee
r den Krieg verloren. Eine dritte, die pari-
Zahl die stärkste von allen, hatte sich schon
. kriegsgefangen ergeben.

Paris war nach der Einnahme des Mont-
29. Dez. 1870 die Beschießung der östl.
aus den errichteten Batterien fortgesetzt und
er derselben 1. Jan. 1871 vorläufig zum
en gebracht worden. Am 5. Jan. begann
hießung der Südfront, zugleich wurde auch
und Nordfront und Paris also von allen
ebhaft beschossen. Die Geschosse der schwe-
agerungsgeschütze aus den südl. Batterien
hon in die Stadt, doch fand ein eigentliches
rdement derselben nicht statt, denn es stan-
mehr als 12 Geschütze zu diesem Zweck im
Einige Tage konnte des starken Nebels
mer nur mäßig geschossen werden, und die
ng machte 13., 14. und 15. Jan. in ver-
en Richtungen zugleich heftige Ausfälle;
rden diese überall zurückgeschlagen. Die
chs auch in anderer Beziehung mit jedem
n Paris. Trochu hatte die letzten Ausfälle,
e bei Nacht und immer mit ungenügenden
n, gegen das Gardekorps, die Sachsen, das
11. Korps und die Bayern, also aus allen Fronten unternommen, um die Richtung des großen Ausfalls, den er noch einmal 19. Jan. versuchte, zu verschleiern. Dieser geschah vom Mont-Valérien aus gegen den äußersten linken Flügel der deutschen Südarmee, das 5. preuß. Armeekorps (Kirchbach); 100000 Mann waren dazu bestimmt, franz. Angaben versteigen sich sogar zu 150000, es sind aber wieder nur 49 Bataillone zum Gefecht gekommen. Die Franzosen nennen dasselbe die Schlacht am Mont-Valérien. Der Stoß galt Versailles, dem Hauptquartier des Deutschen Kaisers, zu welchem König Wilhelm am Tage vorher proklamiert worden war (s. Deutschland und Deutsches Reich); der Durchbruch sollte über die Höhen, welche den Seinebogen von Sèvres bis Bougival abschließen, erzwungen werden. Der Kampf war auf allen Punkten wieder ein sehr hartnäckiger und endigte mit dem Rückzug der Franzosen. Damit mußte in Paris alle Hoffnung aufgegeben werden. Trochu trat zurück, Leflô übernahm das Gouvernement und Vinoy den Oberbefehl der Truppen. Die Umsturzpartei erhob sich aufs neue, wurde aber nochmals unterdrückt, doch die Stimmung in der Hauptstadt war eine so verzweifelte, daß sich die Regierung nicht mehr der Überzeugung verschließen konnte, die Kapitulation sei nunmehr unabwendbar. Am 23. Jan. abends kam der Minister des Auswärtigen, Favre, zu Unterhandlungen nach Versailles. Diese nahmen noch einige Tage in Anspruch und führten am 28., nachdem tags vorher das Feuer eingestellt worden war, zum Abschluß der Kapitulation und eines dreiwöchigen Waffenstillstandes behufs der Wahl und des Zusammentritts einer gesetzmäßigen Nationalversammlung, welche über Krieg und Frieden entscheiden sollte. Die wichtigsten Bestimmungen der Kapitulation waren: Sämtliche Forts, mit Ausnahme des von Vincennes, werden sogleich mit allem Kriegsmaterial übergeben; die Linien- und Marinetruppen, auch die Mobilgarde sind kriegsgefangen, liefern ihre Waffen, Feldartillerie und Fahnen ab, bleiben aber in Paris bis zum Frieden interniert; die Nationalgarde übernimmt den Sicherheitsdienst in Paris, zu ihrer Unterstützung bleibt eine Liniendivision von 12000 Mann bewaffnet; die Stadtumwallung wird entwaffnet, die Geschützrohre verbleiben den Franzosen, die Lafetten werden den Deutschen überliefert; nach Ablieferung der Waffen kann sich Paris von außerhalb verproviantieren; während des Waffenstillstandes werden die Deutschen Paris nicht betreten; die Stadt zahlt eine Kontribution von 200 Mill. Frs.; die Feldarmeen behalten ihre besetzten Landstrecken inne mit einer Neutralitätszone zwischen sich; nur für die Depart. Côte-d'Or, Doubs und Jura tritt der Waffenstillstand erst ein, wenn darüber ein Verständnis erzielt ist. Belfort hielt sich noch bis zum 16. Febr.; dann kapitulierte der Kommandant, Oberst Denfert, auf Weisung seiner Regierung, da der Widerstand nur noch wenige Tage hätte fortgesetzt werden können. Die Garnison, 12000 Mann stark, erhielt in Anerkennung der tapfern Verteidigung freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren; 18. Febr. wurde Belfort von den Deutschen besetzt, die dadurch 240 Geschütze erhielten. Der Waffenstillstand war 16. Febr. auch auf den südöstl. Kriegsschaur ausgedehnt worden.

weitesten vor, geht über den Rhein eine kurze Strecke ostwärts, dann nordwärts bis in die Nordsee unter 53¾° nördl. Br. Von hier ab unter 24° 19′ östl. L. wird die Nordgrenze von der Nordsee, zuerst ostwärts bis 26½° östl. L., dann nördlich laufend gebildet, wobei die westlichste Insel bis 25° 66′ reicht; es folgt in der Richtung nach O. die Landgrenze zwischen Schleswig und Dänemark, in ihrem nördlichsten Punkte 55° 27′ nördl. Br. erreichend, und daran schließt sich endlich die Ostseeküste, anfänglich südostwärts, darauf in mehrern Bogen bis über den 54. Breitengrad hinabgehend nach O. und zuletzt nach NO. bis 38¾° östl. L. ausgebogen. Im ganzen mißt die Außengrenze des Deutschen Reichs etwa 7350 km, und zwar nach O. und SO. 3210, nach S. 817,5, nach W. 1290, nach N. 2032,5; daran sind Preußen mit 4777,5, Bayern mit 1027,5, Elsaß-Lothringen mit 510, Sachsen mit 442,5, Baden mit 300, Mecklenburg-Schwerin mit 135, Oldenburg mit 105, Württemberg und Hamburg mit je 22,5, Lübeck mit 7,5 km beteiligt. Insbesondere beträgt die Grenzlänge gegen Österreich 2257, die Ostsee 1492, Rußland 1357, Holland 607, Nordsee 472, Frankreich 390, die Schweiz 322, Luxemburg 180, Belgien 112, den Bodensee 90 und Dänemark 75 km. Inmitten des vielgliederigen Atlantischen Oceans und der breitflächigen östl. Kontinentalmassen sind die deutschen Gaue nicht verschleiert von dem nebeligen Grau des oceanischen Westen, aber auch nicht ausgetrocknet vom schneidenden Luftzuge des kontinentalen Osten. Deutschland ist kontinental und oceanisch gleichzeitig; es ist berufen, eine glückliche Mitte zu halten zwischen dem starr zusammenhaltenden kontinentalen und dem zerstreuenden universellen oceanischen Element. Es schaut südlich in den geschlossenen Schauplatz des klassischen Altertums und hinüber zum Orient, es steht aber auch in freier Verbindung mit dem jugendkräftigen Amerika. (Hierzu eine Karte: **Deutsches Reich. Politische Übersichtskarte.**)

Die Gestade der zwei Meere Deutschlands sind verschieden beschaffen. Der pommersche Küstenstrich der Ostsee ist eigentümlich charakterisiert durch die Haffbildungen, welche ostwärts der Odermündungen zwar nur in Form kleinerer Strandseen vorkommen, aber oberhalb der drei Mündungsarme Peene, Swine und Divenow und im südl. Hintergrunde der zwischenliegenden Inseln Usedom und Wollin durch die Ausweitungen der Oder zu dem 627,7 qkm bedeckenden Kleinen und Großen (Stettiner) Haff großartigere Vertretung finden. Dieser Teil der Ostseeküste würde mit zu den reizlosesten Gegenden gehören, wenn nicht der vorpommerschen Küste die Insel Rügen als größtes deutsches Eiland vorgelagert wäre, das mit seinen Naturschönheiten zugleich die Wiege deutscher Mythologie umschließt. Westwärts von Rügen gliedert die pommersche Küste noch das tiefe Eingreifen des Grabow im Süden der Insel Zingst und des Saaler Bodden südlich und östlich der Halbinsel Dars, während an der Küste von Mecklenburg der flache Golf von Warnemünde und die tiefer gehende Bucht von Wismar zu bemerken ist. Den südwestlichsten Eingriff in Deutschlands Festland bildet die Ostsee durch die Lübecker Bucht, und den besten Stationspunkt für eine deutsch-baltische Flotte gewährt sie in der Bucht von Kiel. Die schlesw. Ostküste ist ausgezeichnet durch vorherrschend hohe Ufer und weit eingreifende Fjorde mit großenteils sehr günstigen Tiefen. So die Buchten von Eckernförde, Flensburg und Apenrade, während die Schlei und die Haderslebener Bucht weniger tief sind. Die Inseln Femern und Alsen vermehren die reiche Gliederung der holstein-schlesw. Küste. Obgleich die Ostsee durch den dän. Archipel zu einem Binnenmeere herabgedrückt ist, so haben doch ihre Stürme und Klippen, ihre Eisschollen und Nebel ein abgehärtetes und kühnes Schiffervolk erzogen; und wie die baltischen Gestade einst phöniz. Schiffe anlockten und ihre Häfen die Wiege der mächtigen Hansa waren, so verkehren auch noch heute ihre bedeutendsten Handelsstädte, und vor allen Stettin, Lübeck, Kiel und Flensburg, mit allen Flaggen handeltreibender Nationen. Ganz anders ist der Ufersaum der Nordsee gestaltet. An die Stelle der baltischen Haffe treten tiefeinschneidende Busen; sei es, daß sie mittelbar durch breite Flußmündungen gebildet werden, wie bei Elbe und Weser, oder daß sie als unmittelbare Meeresglieder erscheinen, wie im Jadebusen und Dollart. Der tiefen und vor dem Einbrechen der Fluten künstlich geschützten Küste liegt die amphibische Zone der Watten vor, d. i. eines von tiefern Meeres- und Flußbahnen durchschnittenen Gürtels sandig-thoniger Bänke, welche zur Zeit der Ebbe trocken gelegt und von Mensch und Tier unbehindert überschritten, von der Flut aber mit Wasser überschüttet und von flachgehenden Schiffen übergleitet werden. Aus dem Labyrinthe der Watten taucht, durchschnittlich 7 km abwärts der Küste, die Reihe der kleinen, langgestreckten und dünenbesetzten fries. Inseln, unter denen Römö, Sylt, Föhr, Amrum, Pellworm, Nordstrand, Neuwerk, Wangeroge und Norderney am bedeutendsten. Die der Küste anliegende Watte hebt sich allmählich höher. Sie ist von fruchtbarem Meeresschlamm überdeckt, wird immer seltener überflutet, überkleidet sich mit üppig wuchernder Vegetation, indem sie die kühne Hand des Menschen durch Eindeichungen zur weidereichen Marsch umgestaltet. An einer Stelle wächst der Boden des Festlandes in das Meer hinaus; an einer andern raubt die Sturmflut einer einzigen Nacht das Werk hundertjähriger Arbeit wieder zurück und versenkt es in das Grab einer neuentstandenen Meeresbucht.

Bodenbildung. Wirft man den Blick auf das Innere Deutschlands und zunächst auf seine Gebirgsverhältnisse, so tritt zwar eine große Mannigfaltigkeit des Bodenreliefs hervor, aber dennoch trifft man beim Vorschreiten von S. nach N. eine regelmäßige Aufeinanderfolge derjenigen drei Hauptformen an, welche die selbständige und vollständige Ausbildung eines Erdindividuums bedingen. Südwärts einer Linie von Passau nach Bregenz fällt ein ansehnlicher Strich deutschen Bodens dem alpinischen Hochgebirge zu, bis zu einer Linie von Oberberg nach Rheine an der Ems erfüllt das Stufenland der Mittelgebirge einen Raum von 278670 qkm und nordwärts sinken 250540 qkm in die Fläche des Tieflandes herab. Die **deutschen Mittelgebirge** kann man zusammenfassen in sechs Gruppen. In dem weiten Raume zwischen dem Alpenfuße und der Stromrinne der Donau entfaltet sich die Form der Hochebene am ungestörtesten in den bayr. Plateaux zwischen Bodensee und Inn, und die 518 m hohe Lage von München gibt einen mittlern Ausdruck für die immer noch erheblichen Niveauverhältnisse. Westlich und östlich der mit Moosen und Rieden vielbedeckten bayr. Ebenen setzen



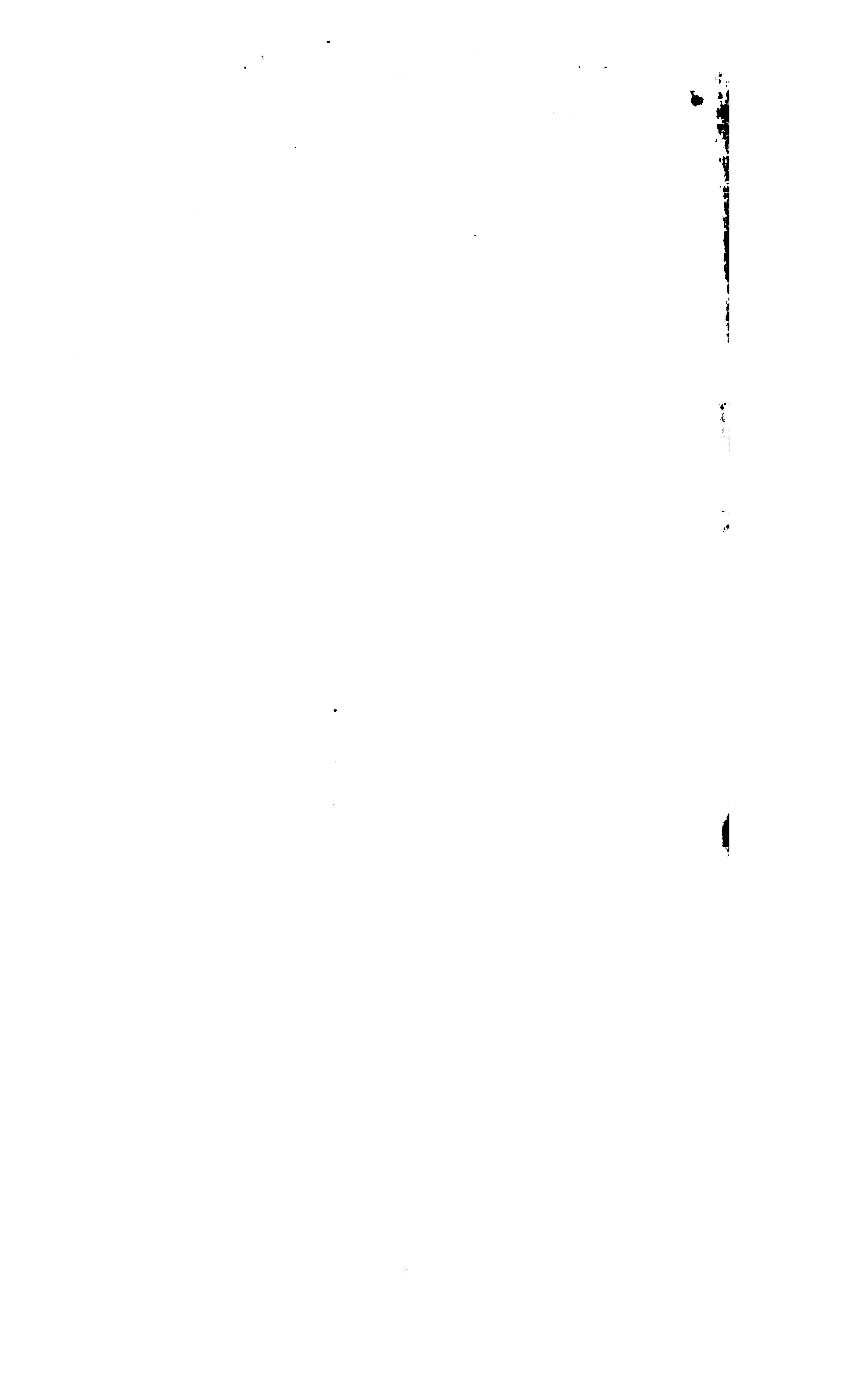
POLITISCHE ÜBERSICHTSK



ES DEUTSCHEN REICHES.



Zu Artikel: Deutschland und Deuts



ssegebilde Schwabens und Österreichs
h gruppierte Berglandschaften zusammen.
S. der Donau bis zu den Alpen breitet
der tiefsten Stelle 341 m hohe schwäb.-
ebene in drei Stufen aus, einer untern
ningen 610 m) mit vielen Mooren, einer
it großen Bergrücken (bei Eschers 702 m)
obern (Thalerhöhe bei Staufen 1146 m)
Seebecken. Von den Salzburger Alpen
ilweise zu Deutschland das Königssee-
Watzmann 2714 m), das Traungebirge
1750 m) und das Priengebirge (Geigel-
m). In den eigentlich Bayrischen Alpen
Inn und Lech unterscheidet man das
ebirge (Schinderberg 1826 m), das Estern-
rottenkopf 2097 m), das Isarwinkel- und
gebirge (Großer Solstein 2540 m), das
irge (Schlichtspitz 2459 m), das Leizach-
othwand 2488 m), das Tegernseegebirge
howeid 1330 m), das zum Hauptzuge
Wettersteingebirge mit dem höchsten
utschlands (Zugspitze 2900 m); das Iller-
n die Algauer Alpen (Hochvogel 2589 m).
Gruppen sind:
oberrheinisch-bayrische oder die Jura-
it zwei ziemlich parallelen Reihen, östlich
h von der oberrhein. Tiefebene und einer
r umgebogenen Juralinie. Diese Gruppe
h vom Main und der Nahe, bis an die
anreichend. Nachdem die Kalkbänke des
Jura im Rheinthale bei Schaffhausen un-
und nordwärts desselben im Hegau
el 684 m, Hohe Randen 928 m) in ihrem
hange vielfach gestört worden sind durch
sbrechen vielkuppiger plutonischer Fels-
elangen sie wieder zu ungehemmtem Zu-
nge jenseit der obern Donau. Aber der
Jura bildet nicht mehr jenes charakte-
ttensystem wie in der Schweiz, sondern
dte kahle Plateauflächen von 660 m Höhe
nberg 1010 m), wie sie in den einzelnen
elantaten Plateaumassen Schwabens un-
iedenen Namen, als Rauhe Alp, Albuch
entgegentreten, und wie sie selbst jenseit
bruchsthals der Altmühl im fränk. Jura
Mainthale nördlich von Bamberg noch an-
werden, wenn auch hier, bei angenom-
eridianrichtung, in einer viel geringern
Höhe. Vor dem nördl. steilen Rande die-
b. Jura erhebt sich eine Reihe isolierter
wie der Hohenzollern 850 m, der Hohen-
2 m, der Rechberg 756 m, die Teck 778 m,
n 701 m u. s. w. In Fortsetzung dieses
t östlich, von der Wörnitz an, der wenig
ende fränk. Jura, der das Regnitzthal
Ostseite mit hohem Rande säumt (Hessel-
m), und zwischen welchem und dem Böh-
das Plateau der Oberpfalz liegt. Im
W. des deutschen Jura breiten sich die
landschaften Schwabens und Frankens
ihnen tritt die Unterlage des Jurakalks
d. i. zunächst in schmaler Zone die Lias-
nd in weiter Verbreitung nach W. und N.
Keuper, Muschelkalk und buntem Sand-
hende Triasformation, und Hand in Hand
n mannigfachen Gesteinswechsel steht auch
iedenheit der äußern Bodenformen und
schaftlichen Charakters. Die von N. nach
de Wasserscheide zwischen Neckar und Reg-

nitz, die Frankenhöhe, heißt bei der Regnitz- und Altmühlquelle Burgbernheimer Wald, nördlicher, nach dem Main hin, Steiger Wald (Großer Knetzberg 499 m). Main und Neckar sammeln die Gewässer der anmutigen Gefilde und führen sie dem Rhein zu; aber diese Landschaften selbst treten nur zwischen Neckar und Pfinz mit erniedrigter Stufe an die oberrhein. Tiefebene, denn im N. und S. jener Flüsse erheben sich wieder meridiane Gebirgsschwellen. Zwischen der Pfinz und dem Rhein oberhalb Basel ist es der Schwarzwald, dessen krystallinischer Gebirgskern zu 1000—1300 m hohen kuppelförmigen Gipfeln (Feldberg 1493 m hoch) aufsteigt, und dessen waldschattige Steilwände der Rheinebene zugekehrt sind. Er reicht bis an die Enz bei Pforzheim, und von da bis Heidelberg wird er durch das nur bis 468 m (im Stromberg) hohe Neckarbergland fortgesetzt, das die Höhen der östlicher gelegenen schwäb. Terrassen nicht erreicht; nur der Königstuhl an der Nordwestecke des Neckarberglandes, oberhalb Heidelberg, erhebt sich zu 568 m. Nördlich vom Neckardurchbruche bei Heidelberg breitet sich fast plateauartig der Odenwald aus (Katzenbuckel 627 m), an dessen Westseite die Bergstraße von N. nach S. läuft. Der Main bei Aschaffenburg schneidet ein dazu gehöriges Stück ab, welches den Namen Spessart führt (Geiersberg 609 m). Die dritte, dieser zweiten ganz analog gebildete Linie auf der Westseite der oberrhein. Tiefebene kehrt ebenso dieser Rheinebene die steile, waldige und unterhalb mit Reben bedeckte Seite zu, wie es die östliche thut, und ist ebenso im südlichsten Teile am höchsten. Hier ist der Wasgauwald, nach dem franz. Worte les Vosges (lat. Vosägus) auch wohl mit dem unrichtig gebildeten Worte Vogesen genannt (Sulzer oder Gebweiler Belchen 1426 m). Nördlicher liegend, entspricht dem Neckarberglande die Hardt (Kalmit 681 m) und dem Odenwalde das Pfälzer Gebirge (Donnersberg 691 m).

2) Die böhm. Gruppe, mit einer Linie auf der Südwest-, Nordwest- und Nordostseite Böhmens; die vierte, im SO., liegt auf der Grenzlinie des Deutschen Reichs. Im N. von Linz an der Donau erheben sich die Karlsberge, welche auf der Wasserscheide zwischen Elb- und Donaugebiet in nordwestl. Richtung alsbald anschwellen zu den 600 und 1000 m hohen breiten Waldrücken des Böhmerwaldgebirges, von nackten Felskuppen um mehr als 300 m überragt und durch die tiefe Querspalte des Chambflusses zwischen Cham und Furth in zwei Hauptteile gegliedert. Das Gebirge sinkt südlich von Eger in das tiefeingeschnittene Passagethal der Wondreb (540 m hoch) herab und steht ebenso wenig in äußerlich unmittelbarem Zusammenhange mit dem Fichtelgebirge wie der fränk. Jura, wie solches veraltete Ansichten annahmen. Der Böhmerwald trägt im südl. Teile die höchsten Gipfel (der Große Arber 1453 m, die Rachelspitze 1447 m). Das Thal des obern Regen schneidet von ihm im W. den lieblichen Bayerwald ab (Dreitannenriegel 1216 m). Die nordwestl. Hälfte des 240 km langen Zugs ist der schmale, walzenförmige, granitische Ceskyles oder Oberpfälzerwald, der eigentliche Böhmerwald (Cerchov 1037 m, Silberhuttenberg 920 m, Tillenberg 915 m). Beim Plateau von Waldsassen tritt er der Steinwaldkette des Fichtelgebirges gegenüber. Das kleine Massengebirge des Fichtelgebirges, größtenteils zusammengesetzt aus krystallinischem Gestein, bildet das Quellgebiet der Saale, Eger, Naab

und des Main, und ist gleichsam das von Gebirgswällen eingefaßte Hochbassin der Eger, an deren Ursprung der Schneeberg bis zu 1055 m aufsteigt. Die Nordwestseite dieser Gruppe bildet zunächst das vom Fichtelgebirge nach ONO. streichende sächs. Erzgebirge, welches seine größtenteils krystallinischen Felsmassen zu einer von S. prallig aufsteigenden, 660—800 m hohen Mauer mit beinahe 1250 m hohen Höhepunkten aufbaut (der Keilberg 1238 m); nach N. senkt es sich im sächs. Berglande allmählich zur Tiefebene. Nach O. geht das Erzgebirge in das Elbsandstein-Gebirge über, das links und rechts vom Elbdurchbruche liegt (Kahlenberg 898 m, der Große Winterberg 556 m). Östlicher ist der Sandstein vielfach mit Basalt-, Phonolith- und Granitkuppen besetzt, welche das Lausitzer Bergland bilden (die Lausche 796, der Hochwald von Oybin 768, die Landskrone 429 m). Die Nordostseite der böhm. Gruppe wird von dem Gebirgssystem der Sudeten gebildet. Das Thal der zur March gehenden Beczwa ist die Lücke, welche von den deutschen Mittelgebirgen die karpatischen trennt. Hier steigen die Thonschiefer- und Grauwackeplateaus des mähr. Gesenkes (von Jesnik, d. h. die Esche) allmählich aufwärts zur Anlehnung an die schieferig-krystallinischen Gebirgsmassen im Quellgebiete der Oppa, March und Glatzer Neiße, welche im hohen Altvater (1490 m) und Glatzer Schneeberge (1424 m) majestätische Kulminationspunkte erreichen. Im weitern Nordwesten löst sich das kompakte Gebirgsmassiv auf zu einer kettenartigen Umwallung des Glatzer Gebirgskessels. Die Nordostseite desselben bildet das Reichensteiner oder Schlesische Grenzgebirge (Heidelberg 958 m) und durch den Paß von Wartha und die Neiße davon getrennt, das Eulengebirge (Hohe Eule 1000 m). Die Südwestseite besteht aus dem Habelschwertergebirge und den westlich daneben streichenden böhm. Kämmen, am Nordende mit der 1085 m hohen Hohen Mense; und durch den Paß von Reinerz und Nachod davon getrennt, aus dem Heuscheuergebirge (Große Heuscheuer 920 m). Nördlich davon führt der Politzer Kamm zu den Adersbacher und Weckelsdorfer Sandsteinfelsen. Der Nordwestabschluß, das Waldenburger Kohlengebirge, sinkt zur Gebirgslücke des Bober bei Landshut ab. Aus ihr erheben sich plötzlich die krystallinischen Gesteinsmassen zu den 1000 und 1300 m hohen Ketten des Riesen- und Isergebirges, und im Quellgebiete der Elbe thront die Schneekoppe bei 1601 m Erhebung als der höchste Gipfel aller deutschen Mittelgebirge. Im Isergebirge hat die Tafelfichte 1124 m Höhe.

3) Die thüring. Gruppe. Im NW. des Fichtelgebirges begleitet das linke Saale-Ufer das Schieferplateau des Frankenwaldes (Döbraberg 799 m) als Übergang zum Thüringischen Berglande. Dasselbe erhält seinen Nordwestschluß durch den Thüringerwald, welcher sich vom Quellgebiete der Werra bis in die Gegend von Eisenach keilförmig zuspitzt, seinen Gesteinsinhalt mannigfach zwischen krystallinischen und schieferigen, Porphyr- und Konglomeratmassen wechselt, und im Beerberg zur größten Höhe von 983 m aufsteigt. Das niedere Thüringer Bergland wird durch eine Hochfläche vertre[illegible] zwischen Saale und Werra alle Glie[illegible]ormation entfaltet und durch das [illegible]t und Gera in seiner Mitte zu tie[illegible]gesenkt, wie überhaupt mehrfach [illegible]ulden des Thüringerwaldes sanft gewellt wird. Der Frankenwald geht nach O. in die Saalplatte und das sächs. Vogtland über (Großer Rammelsberg 951 m); von ihm ganz nördlich liegt das Oschatzer Gebirge (Kollm 312 m). Mit dem sächs. Berglande hängt das thüringische (Wilroder Forst 349 m) zusammen, worin als deutliche Ketten die Finne und Schmücke (Kinsels 384 m), inselförmig der Kyffhäuser (Tannenberg 455 m) hervorragen, und das in ein Hochplateau, das Eichsfeld, übergeht; hier steigen als Bergkette die Hainleite (Possen 461 m) und gruppenförmig die Ohmberge (523 m) auf.

4) Das hess. und fränk. Bergland. Im W. von Thüringen und im N. von Franken, umgeben von den Thalfurchen der Werra, Fränkischen Saale, des Main, der Nidda, Wetter, Lahn (zwischen Gießen und Marburg), Diemel und Weser (zwischen Karlshafen und Münden) tritt ein vielfacher Wechsel von hoch und tief in dem hess. Berg- und Hügellande auf, vorzugsweise hervorgerufen durch das Herausbrechen basaltischer Massen aus der vorherrschenden Sandsteindecke. So im S. das 660 m hohe Plateau der Hohen Rhön mit der 950 m hohen Großen Wasserkuppe, dem Heil. Kreuzberge (930 m) und dem Pferdskopfe (900 m), und vielfach umstanden von isolierten Kegelbergen, und die Basaltgruppe des Vogelsbergs (Taufstein 772 m). Nördlicher liegt der 750 m hohe Meißner, bei Münden der Kaufungerwald (Bilstein 640 m), westlich von der Fulda der Habichtswald (595 m) und nördlicher der Reinhardswald (Staufenberg 467 m).

5) Der Harz und die Wesergebirge. Im N. des thüring. Berglandes ist das Massengebirge des Harzes weithin sichtbar: eine von NW. nach SO. gerichtete erhöhte Ellipse von 112 km Länge bei 30—38 km Breite. Die höchsten Punkte im südwestl. Teile des Unterharzes sind der 576 m hohe Auersberg oder die Josephshöhe bei Stolberg und der 537 m hohe Rammberg oder die Victorshöhe, während im mittlern Granitgebiete der Brocken sich 1141 m hoch erhebt und der sich daranschließende Oberharz nicht seine höchste, aber seine bemerkenswerteste Kuppe im Rammelsberge (630 m) besitzt. Einzelne Erhebungen und Bergreihen setzen dies Gebirgssystem in der Hauptrichtung nach NW. bis zur Weser fort, namentlich die Siebenberge und der Sackwald (Tafel 420 m), Solling (Moosberg 494 m), Hils (Bloßzelle 464 m), Osterwald, Deister (Höfeler 403 m), Süntel (Hohe Egge 441 m), die Portakette des Wesergebirges (Paschenburg 352 m) und ein letzter Rücken im N. (Bückeberg 332 m). Von Karlshafen bis Minden erhält die Weser romantische Ufer durch die zu beiden Seiten ausgebreiteten vielgliederigen Höhen des Weser-Berglandes. Am mannigfachsten gruppiert in einzelne abgerundete Plateaumassen, scharfgekantete Berginseln und niedere Bergrücken, das Gestein wechselnd im Gebiete der Trias- und Juraformation, erscheint das Bergland im S. von Hildesheim und Hannover; dagegen tritt es geschlossener auf am linken Ufer der Weser im Muschelkalk- und Keuperplateau südlich und nördlich von Pyrmont (Köterberg 502 m). Doch je weiter nach NW., löst sich auch hier das Bergland in einzelne zungenförmige Ausläufer auf: so die vielzerstückelte Bergmauer des Teutoburgerwaldes (Barnaken 452 m). Ihm fast parallel streicht nach NW. das Wiehengebirge (Rödinghäuserberg 335 m). Am Südostende des Teutoburgerwaldes, dem 464 m hohen Völmerstod,

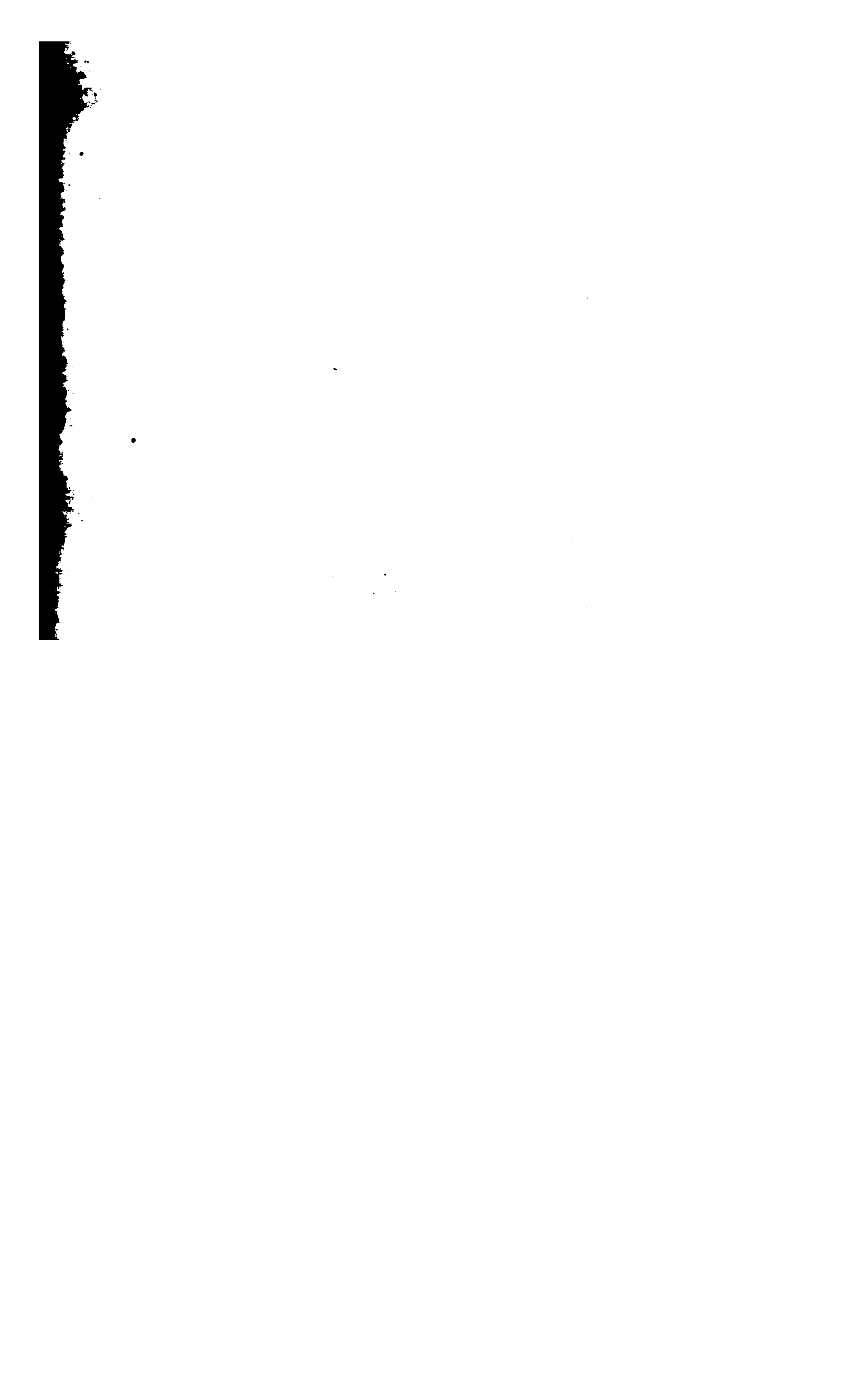


[illegible] über den Rhein eine kurze Strecke [illegible] nordwärts bis in die Nordsee unter [illegible] Von hier ab unter 24° 19′ östl. L. [illegible] grenze von der Nordsee, zuerst ost- [illegible] östl. L. dann nördlich laufend ge- [illegible] westlichste Insel bis 25° 66′ reicht; [illegible] Richtung nach O. die Landgrenze [illegible] und Dänemark, in ihrem nörd- [illegible] 27′ nördl. Br. erreichend, und [illegible] endlich die Ostseeküste, anfänglich [illegible] in mehreren Bogen bis über [illegible] hinabgehend nach O. und zu- [illegible] 38¾° östl. L. ausgebogen. Im [illegible] Außengrenze des Deutschen Reichs [illegible] und zwar nach O. und SO. 3210, [illegible] nach W. 1900, nach N. [illegible]; daran [illegible] mit [illegible], Bayern mit 1027, [illegible] mit 310, Sachsen mit [illegible], Baden [illegible] Mecklenburg-Schwerin mit 136, Olden- [illegible] mit 100. Württemberg und Hamburg mit [illegible] [illegible]

[illegible]

stigen Tiefen. So die Buchten von [illegible] Flensburg und Apenrade, während die [illegible] die Haderslebener Bucht weniger tief sind. [illegible] Inseln Femern und Alsen vermehren die [illegible] Gliederung der holstein-schlesw. Küste. Ob [illegible] die Ostsee durch den dän. Archipel zu einem [illegible] nenmeere herabgedrückt ist, so haben doch [illegible] Stürme und Klippen, ihre [illegible] ein abgehärtetes und kühnes [illegible] und wie die baltischen Gestade [illegible] anlockten und ihre Häfen die [illegible] Hansa waren, so verkehren [illegible] deutendsten Handelsstädte, und [illegible] Lübeck, Kiel und Flensburg, [illegible] handeltreibender Nationen. [illegible] Ufersaum der Nordsee gestaltet. [illegible] baltischen Haffe treten tiefein[illegible] es, daß sie mittelbar durch [illegible] gebildet werden, wie bei Elbe [illegible] sie als unmittelbare Meeresglie[illegible] im Jadebusen und Dollart. [illegible] dem Einbrechen der Fluten [illegible] Küste liegt die amphibische Zone [illegible] d. i. eines von tiefern Meeres- [illegible] durchschnittenen Gürtels sandig [illegible] welche zur Zeit der Ebbe trocken [illegible] Mensch und Tier unbehindert [illegible] der Flut aber mit Wasser über[illegible] [illegible] Schiffen übergleitet [illegible] dem Labyrinthe der Watten taucht, [illegible] 7 km abwärts der Küste, die Reihe [illegible] langgestreckten und dünenbesetzten [illegible] [illegible] denen Römö, Sylt, Föhr, Amrum, [illegible] Nordstrand, Neuwerk, Wangeroge und [illegible] am bedeutendsten. Die der Küste [illegible] [illegible] sich allmählich höher. Sie ist [illegible] Meeresschlamm überdeckt, wird [illegible] überflutet, überkleidet sich mit üppig [illegible] [illegible]

[illegible]



weitesten vor, geht über den Rhein eine kurze Strecke ostwärts, dann nordwärts bis in die Nordsee unter $53\frac{3}{4}$° nördl. Br. Von hier ab unter 24° 19′ östl. L. wird die Nordgrenze von der Nordsee, zuerst ostwärts bis $26\frac{1}{2}$° östl. L., dann nördlich laufend gebildet, wobei die westlichste Insel bis 25° 66′ reicht; es folgt in der Richtung nach O. die Landgrenze zwischen Schleswig und Dänemark, in ihrem nördlichsten Punkte 55° 27′ nördl. Br. erreichend, und daran schließt sich endlich die Ostseeküste, anfänglich südostwärts, darauf in mehrern Bogen bis über den 54. Breitengrad hinabgehend nach O. und zuletzt nach NO. bis $38\frac{3}{4}$° östl. L. ausgebogen. Im ganzen mißt die Außengrenze des Deutschen Reichs etwa 7350 km, und zwar nach O. und SO. 3210, nach S. 817,5, nach W. 1290, nach N. 2032,5; daran sind Preußen mit 4777,5, Bayern mit 1027,5, Elsaß-Lothringen mit 510, Sachsen mit 442,5, Baden mit 300, Mecklenburg-Schwerin mit 135, Oldenburg mit 105, Württemberg und Hamburg mit je 22,5, Lübeck mit 7,5 km beteiligt. Insbesondere beträgt die Grenzlänge gegen Österreich 2257, die Ostsee 1492, Rußland 1357, Holland 607, Nordsee 472, Frankreich 390, die Schweiz 322, Luxemburg 180, Belgien 112, den Bodensee 90 und Dänemark 75 km. Inmitten des vielgliederigen Atlantischen Oceans und der breitflächigen östl. Kontinentalmassen sind die deutschen Gaue nicht verschleiert von dem nebeligen Grau des oceanischen Westen, aber auch nicht ausgetrocknet vom schneidenden Luftzuge des kontinentalen Osten. Deutschland ist kontinental und oceanisch gleichzeitig; es ist berufen, eine glückliche Mitte zu halten zwischen dem starr zusammenhaltenden kontinentalen und dem zerstreuenden universellen oceanischen Element. Es schaut südlich in den geschlossenen Schauplatz des klassischen Altertums und hinüber zum Orient, es steht aber auch in freier Verbindung mit dem jugendkräftigen Amerika. (Hierzu eine Karte: **Deutsches Reich. Politische Übersichtskarte.**)

Die Gestade der zwei Meere Deutschlands sind verschieden beschaffen. Der pommersche Küstenstrich der Ostsee ist eigentümlich charakterisiert durch die Haffbildungen, welche ostwärts der Odermündungen zwar nur in Form kleinerer Strandseen vorkommen, aber oberhalb der drei Mündungsarme Peene, Swine und Divenow und im südl. Hintergrunde der zwischenliegenden Inseln Usedom und Wollin durch die Ausweitungen der Oder zu dem 627,7 qkm bedeckenden Kleinen und Großen (Stettiner) Haff großartigere Vertretung finden. Dieser Teil der Ostseeküste würde mit zu den reizlosesten Gegenden gehören, wenn nicht der vorpommerschen Küste die Insel Rügen als größtes deutsches Eiland vorgelagert wäre, das mit seinen Naturschönheiten zugleich die Wiege deutscher Mythologie umschließt. Westwärts von Rügen gliedert die pommersche Küste noch das tiefe Eingreifen des Grabow im Süden der Insel Zingst und des Saaler Bodden südlich und östlich der Halbinsel Dars, während an der Küste von Mecklenburg der flache Golf von Warnemünde und die tiefer gehende Bucht von Wismar zu bemerken ist. Den südwestlichsten Eingriff in Deutschlands Festland bildet die Ostsee durch die Lübecker Bucht, und den besten Stationspunkt für eine deutsch-baltische Flotte gewährt sie in der Bucht von Kiel. Die schlesw. Ostküste ist
durch vorherrschend hohe Ufer und
ende Fjorde mit großenteils sehr günstigen Tiefen. So die Buchten von Eckernförde, Flensburg und Apenrade, während die Schlei und die Haderslebener Bucht weniger tief sind. Die Inseln Femern und Alsen vermehren die reiche Gliederung der holstein-schlesw. Küste. Obgleich die Ostsee durch den dän. Archipel zu einem Binnenmeere herabgedrückt ist, so haben doch ihre Stürme und Klippen, ihre Eisschollen und Nebel ein abgehärtetes und kühnes Schiffervolk erzogen; und wie die baltischen Gestade einst phöniz. Schiffe anlockten und ihre Häfen die Wiege der mächtigen Hansa waren, so verkehren auch noch heute ihre bedeutendsten Handelsstädte, und vor allen Stettin, Lübeck, Kiel und Flensburg, mit allen Flaggen handeltreibender Nationen. Ganz anders ist der Ufersaum der Nordsee gestaltet. An die Stelle der baltischen Haffe treten tiefeinschneidende Busen; sei
es, daß sie mittelbar durch breite Flußmündungen
gebildet werden, wie bei Elbe und Weser, oder da
sie als unmittelbare Meeresglieder erscheinen, wi
im Jadebusen und Dollart. Der tiefen und vo
dem Einbrechen der Fluten künstlich geschützte
Küste liegt die amphibische Zone der Watten vo
d. i. eines von tiefern Meeres- und Flußbahne
durchschnittenen Gürtels sandig-thoniger Bänk
welche zur Zeit der Ebbe trocken gelegt und vo
Mensch und Tier unbehindert überschritten, vo
der Flut aber mit Wasser überschüttet und vo
flachgehenden Schiffen übergleitet werden. A
dem Labyrinthe der Watten taucht, durchschnittl
7 km abwärts der Küste, die Reihe der klein
langgestreckten und dünenbesetzten fries. Inseln,
ter denen Römö, Sylt, Föhr, Amrum, Pellwo
Nordstrand, Neuwerk, Wangeroge und Norder
am bedeutendsten. Die der Küste anliegende W
hebt sich allmählich höher. Sie ist von fruchtba
Meeresschlamm überdeckt, wird immer selt
überflutet, überkleidet sich mit üppig wucher
Vegetation, indem sie die kühne Hand des Mens
durch Eindeichungen zur weidereichen Marsch
gestaltet. An einer Stelle wächst der Boden
Festlandes in das Meer hinaus; an einer an
raubt die Sturmflut einer einzigen Nacht das
hundertjähriger Arbeit wieder zurück und ver
es in das Grab einer neuentstandenen Meeres

Bodenbildung. Wirft man den Blick auf
Innere Deutschlands und zunächst auf seine
birgsverhältnisse, so tritt zwar eine große Man
faltigkeit des Bodenreliefs hervor, aber der
trifft man beim Vorschreiten von S. nach N.
regelmäßige Aufeinanderfolge derjenigen drei H
formen an, welche die selbständige und vollst
Ausbildung eines Erdindividuums bedingen.
wärts einer Linie von Passau nach Bregenz
ein ansehnlicher Strich deutschen Bodens dem
nischen Hochgebirge zu, bis zu einer Linie von
berg nach Rheine an der Ems erfüllt das S
land der Mittelgebirge einen Raum von 27867
und nordwärts sinken 250540 qkm in die
des Tieflandes herab. Die **deutschen Mi**
gebirge kann man zusammenfassen in sechs
pen. In dem weiten Raume zwischen dem
fuße und der Stromrinne der Donau entfalt
die Form der Hochebene am ungestörtesten i
bayr. Plateaux zwischen Bodensee und Inn
die 518 m hohe Lage von München gibt einen
lern Ausdruck für die immer noch erheblich
veauverhältnisse. Westlich und östlich der mit
sen und Rieden vielbedeckten bayr. Ebenen



von Trier 1844 den ungenähten Rock Christi ausstellen ließ und viele Tausende gläubiger Katholiken dahin wallfahrteten, brachten die «Sächsischen Vaterlandsblätter» vom 15. Okt. 1844 «das Urteil eines kath. Priesters über den heiligen Rock», einen Brief an den Bischof. Es war ein energischer Protest gegen «das Götzenfest» zu Trier, gegen die Verführung des unwissenden Volks u. s. w. in etwas schwülstiger Sprache, voll der alltäglichen Schlagwörter von Freiheit, Fortschritt und Menschenwürde, und unterschrieben: Joh. Ronge, kath. Priester. Der Brief fand großen Beifall und aus allen Teilen Deutschlands liefen Adressen und andere Zeichen der Zustimmung ein. In mehrern Flugschriften: «An meine Glaubensgenossen und Mitbürger», «An die niedere Geistlichkeit», «An die kath. Lehrer», forderte Ronge jetzt offen und entschieden zum Austritt aus der röm. Kirche auf und wurde 4. Dez. 1844 feierlich degradiert und exkommuniziert. Schon im Nov. 1844 war Ronge nach Breslau gegangen. Hier schloß sich ihm der Domkapitular Regenbrecht an, nachdem er aus einer Kirche ausgetreten war, «deren Bestrebungen er mit dem Geiste Jesu nicht zu vereinigen wisse». Es bildete sich eine zahlreiche christ- oder deutschkath. Gemeinde, welche Ronge zu ihrem Prediger wählte und 9. März 1845 ihren ersten Gottesdienst hielt. Auch hier war ein Glaubensbekenntnis aufgestellt, das aber weit entschiedener mit den Lehren und Einrichtungen der kath. Kirche brach als dasjenige der Christkatholiken zu Schneidemühl. Als Quelle des Glaubens wurde die Schrift bezeichnet, aber ihr sofort die Vernunft, d. h. die von der christl. Idee bewegte und durchdrungene Vernunft zur Seite gestellt und ihre Auslegung von jeder äußern Autorität befreit. Als Bekenntnis nahm man nach langen Verhandlungen eine Änderung des apostolischen an: «Ich glaube an Gott, den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt geschaffen hat und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert. Ich glaube an Jesum Christum, unsern Heiland, der uns durch seine Lehre, sein Leben und seinen Tod von der Knechtschaft der Sünde erlöst hat. Ich glaube an das Walten des Heiligen Geistes auf Erden. Ich glaube an eine heilige allgemeine christl. Kirche, Gemeinschaft der Gläubigen, Vergebung der Sünden und an ein ewiges Leben.»

Somit war man fast gleichzeitig völlig unabhängig voneinander an zwei verschiedenen Orten zur Bildung von Gemeinden geschritten, aber einig war man doch nur in dem Gegensatz gegen Rom, nicht in der Grundlage der eigenen Gemeindegründung. Dennoch kam es ohne Schwierigkeit zu einem vorläufigen Zusammengehen, da Czerski, obgleich ohne Frage die gediegenere und innerlich frömmere Persönlichkeit, dem agitatorischen Talent Ronges, der trotz mangelhafter Bildung durch sein Wort die Massen fortzureißen wußte, sich willig unterordnete. In allen größern Städten Deutschlands bildeten sich Gemeinden, welche sich von Rom lossagten und in ihrem Bekenntnis bald dem breslauer, bald dem schneidemühler näher standen. Um die einzelnen Gemeinden enger miteinander zu verbinden, wurde auf Ostern 1845 das erste allgemeine Konzil nach Leipzig ausgeschrieben, und schon in der ersten Sitzung am 27. März waren 27 Gemeinden durch Abgeordnete vertreten. Je weniger man die Glaubensfreiheit des einzelnen beschränken wollte, desto schwieriger war die Aufstellung eines gemeinsamen Bekenntnisses. Endlich einigte man sich über die Formel: «Ich glaube an Gott den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt geschaffen hat und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert; ich glaube an Jesum Christum unsern Heiland, an den Heiligen Geist, eine heilige allgemeine christl. Kirche, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben.» Daneben ward es jedem zur Pflicht gemacht, sich den Inhalt der Glaubenslehre zur lebendigen Erkenntnis zu bringen, und betont, daß Verschiedenheit in der Auffassung dieser Lehre kein Grund zur Trennung sei, da es vor allem darauf ankomme, den Glauben durch Werke christl. Liebe zu bethätigen. Vergebens verlangte Czerski das Bekenntnis zur Gottheit Christi, fügte sich aber alsdann dem Majoritätsbeschluß.

Nachdem wenigstens vorläufig eine Einigung erzielt war, wuchs die Zahl der Gemeinden rasch. Ronge machte große Agitationsreisen durch Deutschland und die Schweiz, Ende 1845 bestanden bereits 298 Gemeinden, auch an wissenschaftlichen Kräften fehlte es nach dem Übertritt Theiners in Schlesien und Schreibers in Freiburg nicht mehr, sogar von einflußreichen Protestanten wurde die Bewegung als Zeichen einer Wiedergeburt der kath. Kirche mit freudiger Hoffnung begrüßt, z. B. von Gervinus: «Die Mission der D.» (Heidelb. 1845). Auch daß die staatlichen Gewalten sich im ganzen abwartend verhielten, hinderte die Ausbreitung nicht, wohl aber das wiederholte Hervortreten innerer Differenzen. Die berliner Gemeinde sagte sich von dem leipziger Bekenntnis los (daher Protestkatholiken genannt) und nahm das apostolische Symbol an, um «das Band des Glaubens mit der christl. Urkirche und den christl. Kirchenparteien aller Jahrhunderte» nicht aufzugeben. Czerski erklärte zunächst privatim in einem Briefe an den Konsistorialrat Romberg zu Bromberg, er «verabscheue alle, die nur scheinbar sich auf die Bibel stützen und ihre Entscheidung über das Wort Gottes, über die göttliche Offenbarung, wie sie in der Heiligen Schrift enthalten ist, in höchster Potenz ihrer schwachen Vernunft, als dem ursprünglichen Licht, übertragen». Bald nachher bezeichnete er es auch öffentlich in dem «Sendschreiben an alle christ-apostolisch-kath. Gemeinden» (vom 18. Mai) als ein Ärgernis, «daß bei einem christl. Bekenntnis das eben, weshalb es ein christl. Bekenntnis genannt wird, mit Stillschweigen übergangen wird, d. i. Christus selbst». Ronge wandte sich in der Schrift «Neue und doch alte Feinde» (Herbst 1845) mit Heftigkeit gegen Czerski: die Reformation erkenne ihn nicht mehr als ihren Streiter an, denn eine Reformation, welche nicht weiter gehe als Luther vor 300 Jahren, sei unnötig. Freilich kam es auf einem Zusammentreffen zu Rawicz (3. Febr. 1846) zu einer oberflächlichen Versöhnung der Führer, aber die Einigkeit reichte doch nur so weit als die Opposition gegen Menschensatzungen, und der angeregte Zwiespalt erschütterte fast alle Gemeinden.

Die Bewegung des J. 1848 war den D. günstig, sofern alle staatliche Beaufsichtigung und Beschränkung wegfiel, ungünstig, sofern das polit. Interesse jedes andere zurückdrängte. Jetzt zeigte sich auch, daß die Mehrzahl der D. unter Ronges Führung der radikalen, revolutionären Richtung zugethan war. In Halle vollzog sich zuerst die Vereinigung der D. mit den prot. Lichtfreunden zu einer «Christlichen freien vereinigten Gemeinde», und im Mai 1850 sprach ein nach Leipzig berufenes, dort polizeilich

gehindertes und deshalb nach Köthen verlegtes gemeinsames Konzil die Vereinigung zu einer «Religionsgesellschaft freier Gemeinden» förmlich aus. Daraus erklärt es sich, daß nach Niederwerfung der freiheitlichen Bewegung von 1848 die Regierungen immer mißtrauischer gegen die D. wurden, ihre Versammlungen teils verboten, teils unter polizeiliche Überwachung stellten oder sonstwie erschwerten. Erst 1858 trat einige Milderung ein. Darauf wurden die D. und die Freien Gemeinden zu Gotha 16. und 17. Juni 1859 völlig verschmolzen zu einem «Bunde freireligiöser Gemeinden», um auf der Grundlage «freier Selbstbestimmung in allen religiösen Angelegenheiten das religiöse Leben zu fördern.» Aus dem gemeinsamen Bekenntnis ist der positive Inhalt so weit entfernt, daß das Konzil von 1865 es sogar ablehnte, sich zum Glauben an den persönlichen Gott zu bekennen. Jede Einzelgemeinde hat die vollste Freiheit. Seitdem sind die D. ohne Bedeutung und fristen in den allmählich absterbenden Freien Gemeinden nur noch ein kümmerliches Dasein.

Vgl. Kampe, «Das Wesen des Deutschkatholizismus» (Tüb. 1850); derselbe, «Geschichte der religiösen Bewegungen der neuern Zeit» (Bd. 4, Lpz. 1860).

Deutschkonservative Partei. Dieselbe wurde begründet auf einer am 7. Juni 1876 in Frankfurt a. M. abgehaltenen Versammlung, welche zu dem Zweck berufen war, die Sammlung der konservativen Elemente aller verschiedenen Schattierungen zunächst in Preußen, dann weiter im ganzen Reiche zu versuchen. Das Programm der Partei, welches in der Form eines «Aufrufs zur Bildung einer deutschen konservativen Partei» niedergelegt wurde, formuliert die Grundsätze derselben in sechs Punkten dahin: 1) Ausbau der deutschen Einheit auf dem Boden der Reichsverfassung im nationalen Sinne unter Wahrung der berechtigten Selbständigkeit der einzelnen Staaten und Provinzen; 2) Stetigkeit der Entwickelung des öffentlichen und privaten Rechts durch Festhalten an den geschichtlich gegebenen Grundlagen; 3) Stärkung der Regierungsgewalt auf monarchischer Grundlage, Beteiligung der Nation an der Gesetzgebung und Selbstverwaltung der kommunalen Verbände nicht auf Grund des allgemeinen Wahlrechts, sondern auf Grund der organischen Gliederungen des Volks; 4) Forderung der christlich-konfessionellen Volksschule, Verurteilung des «Kulturkampfs» und Regelung der kirchlich-polit. Verhältnisse durch Gesetz, aber ohne Gewissenszwang und ohne Übergriffe auf das Gebiet des innern kirchlichen Lebens; 5) Bekämpfung der Begünstigungen des Großkapitals, gesetzliche Organisation der landwirtschaftlichen und kleingewerblichen Verhältnisse, insbesondere durch Revision des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz und der Gewerbeordnung; 6) Bekämpfung der Sozialdemokratie durch gesetzlichen Schutz der redlichen Erwerbsarbeit gegen Ausbeutung auf dem Wege der Fabrikgesetzgebung. Das Programm trug die Unterschrift von 28 meist dem Reichstage und den Einzellandtagen angehörigen Mitgliedern, die zum Teil gleichzeitig der Vereinigung der Steuer- und Wirtschaftsreformer beitraten, ohne hierdurch ein festes Verhältnis zwischen beiden Organisationen herbeizuführen. Im Reichstage zählte die Deutschkonservative Partei unmittelbar nach ihrer Konstituierung 40 Mitglieder; 1883 ist die Fraktion, einschließlich zweier Hospitanten, 49 Mann stark. Im preuß. Abgeordnetenhause stieg die Partei durch die Wahlen von 1882 auf 130 Mitglieder.

Deutsch-Krawarn, Dorf im Regierungsbezirk Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, Kreis Ratibor, an der Oppa, unmittelbar an der österr. Grenze, zählt (1880) 2903 überwiegend mährisch redende und kath. E., welche eine Brennerei, eine Brauerei und eine Käsefabrik unterhalten. Dabei liegt ein Rittergut mit stattlichem Schloß und schönem Park.

Deutsch-Krone, Kreisstadt in der preuß. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, zwischen dem Schloß- und Radunsee, welche sich in die Kuddow entleeren, an der Linie Schneidemühl-Deutsch-Krone der Preußischen Staatsbahn, hat ein Landratsamt, ein Amtsgericht, ein Gymnasium (ehemaliges Jesuitenkolleg), eine höhere Töchterschule und eine Baugewerkschule und zählt (1880) 6568 E., welche Handel, Kleingewerbe und viel Ackerbau treiben. In den schönen Waldungen der Stadt befindet sich eine der stärksten Eichen Deutschlands von 3 m Durchmesser. Die Stadt ist 1303 von dem Markgrafen von Brandenburg angelegt. — Der Kreis Deutsch-Krone ist 2156,77 qkm groß und zählt (1880) 67063 E.

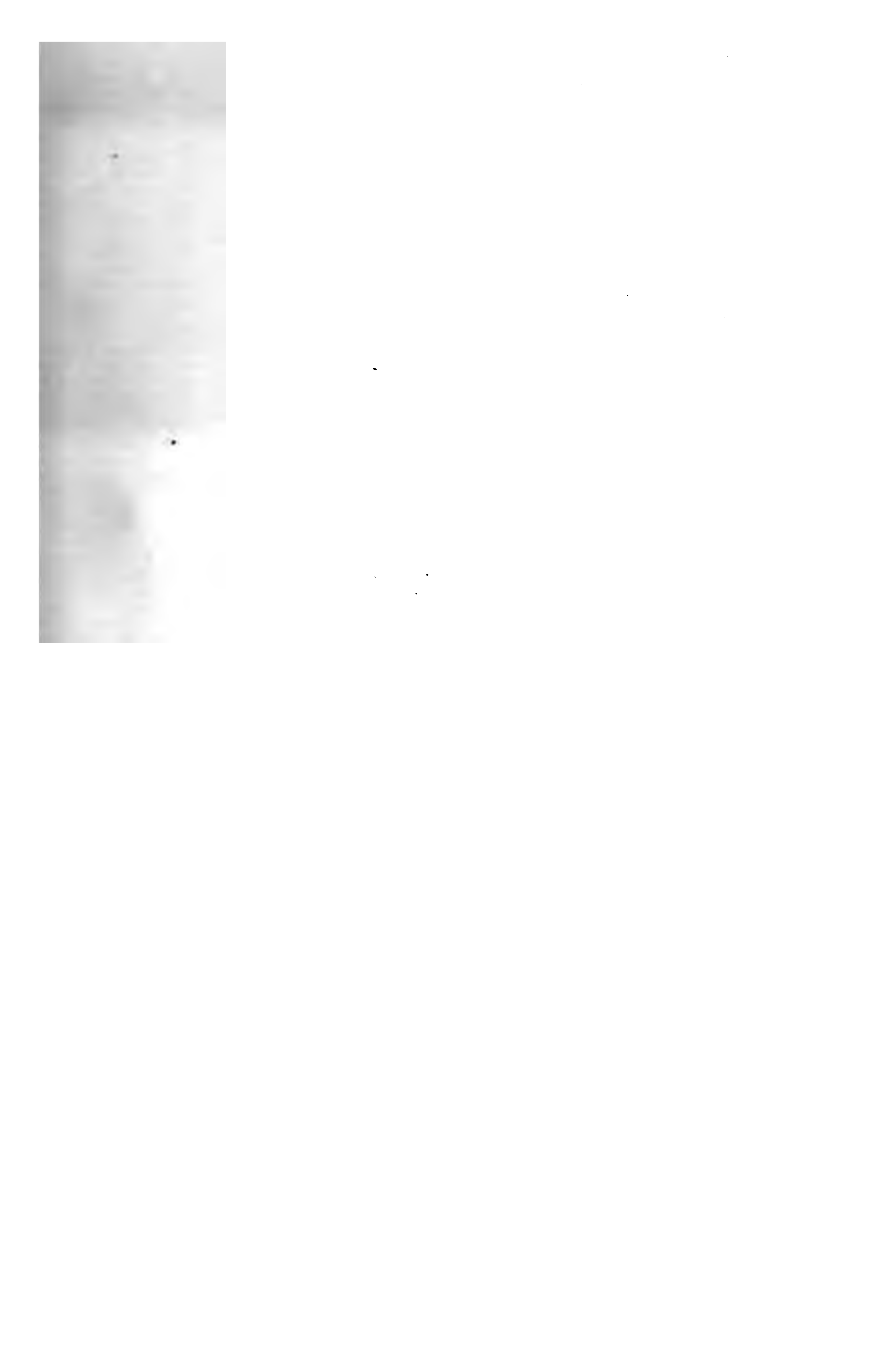
Deutschland und Deutsches Reich (geographisch-statistisch). Das seit 1870 politisch wie wirtschaftlich geeinigte Deutsche Reich entbehrt ohne Nachteil für seine Macht auf lange Strecken sowohl der natürlichen Grenzen wie der territorialen Kompaktheit, welche andere Staatengebiete auszeichnet. In Europa gehen ihm an Flächeninhalt (540496,74 qkm, ohne die Küstengewässer an der Nord- und Ostsee und den deutschen Anteil am Bodensee, 309,2 qkm) Rußland (5008962 qkm; mit dem Asowschen Meere 5045784,3 qkm) und die Österreichisch-Ungarische Monarchie (624254,11 qkm), an Volksmenge (45234061 E.) nur Rußland (ohne Finland 72519927 E.) vor; an Dichtigkeit der Bevölkerung (83,7 E. auf 1 qkm) steht es Belgien (188), den Niederlanden (123), Großbritannien (112) und Italien (96) nach.

Grenzen. Der nördlichste Punkt liegt bei Nimmersatt unter 55° 53′ 46″ nördl. Br. an der Ostsee und der russ. Grenze, welche von da aus südwärts mit einer starken Ausbuchtung im preuß. Litauen bei Schirwindt bis zum östlichsten Punkte unter 40° 33′ 12″ östl. L. (von Ferro) reicht; der am weitesten südlich vorspringende Punkt liegt unter 47° 16′ in den Algauer Alpen. Die österr. Grenze streicht größtenteils auf oder nahe an Gebirgskämmen westwärts, überschreitet in Einbiegung nach N. den 51. Breitengrad und erreicht nordwärts vom 50. Breitengrad 29¾° östl. L. da, wo Sachsen und Bayern zusammentreffen. Mit einer neuen Ausbuchtung nach O. hin bis 31° 30′ östl. L. der Wasserscheide zwischen Elbe und Donau südwärts folgend und letztern Strom überschreitend, endigt die Ostgrenze des Reichs in den Alpen. Die Südgrenze gegen Österreich, den Bodensee und die Schweiz zieht sich in ziemlich gerader Richtung von 30¾ bis 24¾ östl. L. nach W. hin und trifft bei Sackhofen im bayr. Schwaben den südlichsten Punkt unter 47° 16′ nördl. Br. Die Westgrenze läuft gegen Frankreich mit einer Einbiegung nordnordwestlich bis 49½° nördl. Br., dann eine kurze Strecke südlich von Luxemburg ostwärts, wendet sich an diesem Großherzogtum, Belgien und den Niederlanden in ziemlich gerader Linie nordwärts, tritt hier bis 23° 31′ 50″ östl. L. bei Altenweert am

weitesten vor, geht über den Rhein eine kurze Strecke ostwärts, dann nordwärts bis in die Nordsee unter 53¾° nördl. Br. Von hier ab unter 24° 19′ östl. L. wird die Nordgrenze von der Nordsee, zuerst ostwärts bis 26½° östl. L., dann nördlich laufend gebildet, wobei die westlichste Insel bis 25° 66′ reicht; es folgt in der Richtung nach O. die Landgrenze zwischen Schleswig und Dänemark, in ihrem nördlichsten Punkte 55° 27′ nördl. Br. erreichend, und daran schließt sich endlich die Ostseeküste, anfänglich südostwärts, darauf in mehrern Bogen bis über den 54. Breitengrad hinabgehend nach O. und zuletzt nach NO. bis 38¾° östl. L. ausgebogen. Im ganzen mißt die Außengrenze des Deutschen Reichs etwa 7350 km, und zwar nach O. und SO. 3210, nach S. 817,5, nach W. 1290, nach N. 2032,5; daran sind Preußen mit 4777,5, Bayern mit 1027,5, Elsaß-Lothringen mit 510, Sachsen mit 442,5, Baden mit 300, Mecklenburg-Schwerin mit 135, Oldenburg mit 105, Württemberg und Hamburg mit je 22,5, Lübeck mit 7,5 km beteiligt. Insbesondere beträgt die Grenzlänge gegen Österreich 2257, die Ostsee 1492, Rußland 1357, Holland 607, Nordsee 472, Frankreich 390, die Schweiz 322, Luxemburg 180, Belgien 112, den Bodensee 90 und Dänemark 75 km. Inmitten des vielgliederigen Atlantischen Oceans und der breitflächigen östl. Kontinentalmassen sind die deutschen Gaue nicht verschleiert von dem nebeligen Grau des oceanischen Westen, aber auch nicht ausgetrocknet vom schneidenden Luftzuge des kontinentalen Osten. Deutschland ist kontinental und oceanisch gleichzeitig; es ist berufen, eine glückliche Mitte zu halten zwischen dem starr zusammenhaltenden kontinentalen und dem zerstreuenden universellen oceanischen Element. Es schaut südlich in den geschlossenen Schauplatz des klassischen Altertums und hinüber zum Orient, es steht aber auch in freier Verbindung mit dem jugendkräftigen Amerika. (Hierzu eine Karte: **Deutsches Reich. Politische Übersichtskarte.**)

Die Gestade der zwei Meere Deutschlands sind verschieden beschaffen. Der pommersche Küstenstrich der Ostsee ist eigentümlich charakterisiert durch die Haffbildungen, welche ostwärts der Odermündungen zwar nur in Form kleinerer Strandseen vorkommen, aber oberhalb der drei Mündungsarme Peene, Swine und Divenow und im südl. Hintergrunde der zwischenliegenden Inseln Usedom und Wollin durch die Ausweitungen der Oder zu dem 627,7 qkm bedeckenden Kleinen und Großen (Stettiner) Haff großartigere Vertretung finden. Dieser Teil der Ostseeküste würde mit zu den reizlosesten Gegenden gehören, wenn nicht der vorpommerschen Küste die Insel Rügen als größtes deutsches Eiland vorgelagert wäre, das mit seinen Naturschönheiten zugleich die Wiege deutscher Mythologie umschließt. Westwärts von Rügen gliedert die pommersche Küste noch das tiefe Eingreifen des Grabow im Süden der Insel Zingst und des Saaler Bodden südlich und östlich der Halbinsel Dars, während an der Küste von Mecklenburg der flache Golf von Warnemünde und die tiefer gehende Bucht von Wismar zu bemerken ist. Den südwestlichsten Eingriff in Deutschlands Festland bildet die Ostsee durch die Lübecker Bucht, und den besten Stationspunkt für eine deutsch-baltische Flotte gewährt sie in der Bucht von Kiel. Die schlesw. Ostküste ist aus[illegible] durch vorherrschend hohe Ufer und w[illegible]de Fjorde mit großenteils sehr günstigen Tiefen. So die Buchten von Eckernförde, Flensburg und Apenrade, während die Schlei und die Haderslebener Bucht weniger tief sind. Die Inseln Femern und Alsen vermehren die reiche Gliederung der holstein-schlesw. Küste. Obgleich die Ostsee durch den dän. Archipel zu einem Binnenmeere herabgedrückt ist, so haben doch ihre Stürme und Klippen, ihre Eisschollen und Nebel ein abgehärtetes und kühnes Schiffervolk erzogen; und wie die baltischen Gestade einst phöniz. Schiffe anlockten und ihre Häfen die Wiege der mächtigen Hansa waren, so verkehren auch noch heute ihre bedeutendsten Handelsstädte, und vor allen Stettin, Lübeck, Kiel und Flensburg, mit allen Flaggen handeltreibender Nationen. Ganz anders ist der Ufersaum der Nordsee gestaltet. An die Stelle der baltischen Haffe treten tiefeinschneidende Busen; sei es, daß sie mittelbar durch breite Flußmündungen gebildet werden, wie bei Elbe und Weser, oder daß sie als unmittelbare Meeresglieder erscheinen, wie im Jadebusen und Dollart. Der tiefen und vor dem Einbrechen der Fluten künstlich geschützten Küste liegt die amphibische Zone der Watten vor, d. i. eines von tiefern Meeres- und Flußbahnen durchschnittenen Gürtels sandig-thoniger Bänke, welche zur Zeit der Ebbe trocken gelegt und von Mensch und Tier unbehindert überschritten, von der Flut aber mit Wasser überschüttet und von flachgehenden Schiffen übergleitet werden. Aus dem Labyrinthe der Watten taucht, durchschnittlich 7 km abwärts der Küste, die Reihe der kleinen, langgestreckten und dünenbesetzten fries. Inseln, unter denen Römö, Sylt, Föhr, Amrum, Pellworm, Nordstrand, Neuwerk, Wangeroge und Norderney am bedeutendsten. Die der Küste anliegende Watte hebt sich allmählich höher. Sie ist von fruchtbarem Meeresschlamm überdeckt, wird immer seltener überflutet, überkleidet sich mit üppig wuchernder Vegetation, indem sie die kühne Hand des Menschen durch Eindeichungen zur weidereichen Marsch umgestaltet. An einer Stelle wächst der Boden des Festlandes in das Meer hinaus; an einer andern raubt die Sturmflut einer einzigen Nacht das Werk hundertjähriger Arbeit wieder zurück und versenkt es in das Grab einer neuentstandenen Meeresbucht.

Bodenbildung. Wirft man den Blick auf das Innere Deutschlands und zunächst auf seine Gebirgsverhältnisse, so tritt zwar eine große Mannigfaltigkeit des Bodenreliefs hervor, aber dennoch trifft man beim Vorschreiten von S. nach N. eine regelmäßige Aufeinanderfolge derjenigen drei Hauptformen an, welche die selbständige und vollständige Ausbildung eines Erdindividuums bedingen. Südwärts einer Linie von Passau nach Bregenz fällt ein ansehnlicher Strich deutschen Bodens dem alpinischen Hochgebirge zu, bis zu einer Linie von Oderberg nach Rheine an der Ems erfüllt das Stufenland der Mittelgebirge einen Raum von 278670 qkm und nordwärts sinken 250540 qkm in die Fläche des Tieflandes herab. Die **deutschen Mittelgebirge** kann man zusammenfassen in sechs Gruppen. In dem weiten Raume zwischen dem Alpenfuße und der Stromrinne der Donau entfaltet sich die Form der Hochebene am ungestörtesten in den bayr. Plateaux zwischen Bodensee und Inn, und die 518 m hohe Lage von München gibt einen mittlern Ausdruck für die immer noch erheblichen Niveauverhältnisse. Westlich und östlich der mit Moosen und Rieden vielbedeckten bayr. Ebenen setzen



POLITISCHE ÜBERSICHTSKAR



F. A. Brockhaus' Geo

DES DEUTSCHEN REICHES.



Staaten des Deutschen Reichs.

	Q.Kilom.
Preussen	348257,6
Bayern	75863,5
Württemberg	19503,7
Sachsen	14992,9
Baden	15081,1
Mecklenb.-Schwerin	13303,8
H. Hessen	7680,5
O. Oldenburg	6420,2
S.W. Sachsen-Weimar	3592,6
Str. Mecklenburg-Strelitz	2929,5
B. Braunschweig	3690,4
S.M. Sachsen-Meiningen	2468,4
A. Anhalt	2347,4
C.G. Sachs.-Cobg. u. Gotha	1968,1
S.A. Sachsen-Altenburg	1323,8
L. Lippe	1222,0
W. Waldeck	1121,0
S.R. Schwarzb.-Rudolst.	940,4
S.S. Schwarzb.-Sondersh.	862,1
R. Reuss jüngere Linie	825,7
S.L. Schaumburg-Lippe	339,7
R. Reuss ältere Linie	316,4
Freie Städte:	
Hamburg	409,8
Lübeck	297,7
Bremen	255,6
Reichsland:	
Elsass-Lothringen	14508,1
	540521,8

die Molassegebilde Schwabens und Österreichs mannigfach gruppierte Berglandschaften zusammen. Hier im S. der Donau bis zu den Alpen breitet sich die an der tiefsten Stelle 341 m hohe schwäb.-bayr. Hochebene in drei Stufen aus, einer untern (bei Memmingen 610 m) mit vielen Mooren, einer mittlern mit großen Bergrücken (bei Eschers 702 m) und einer obern (Thalerhöhe bei Staufen 1146 m) mit vielen Seebecken. Von den Salzburger Alpen gehören teilweise zu Deutschland das Königsseegebirge (Watzmann 2714 m), das Traungebirge (Hochgern 1750 m) und das Briengebirge (Geigelstein 1811 m). In den eigentlich Bayrischen Alpen zwischen Inn und Lech unterscheidet man das Mangfallgebirge (Schinderberg 1826 m), das Esterngebirge (Krottenkopf 2097 m), das Isarwinkel- und Karwendelgebirge (Großer Solstein 2540 m), das Ampergebirge (Schlichtspitz 2459 m), das Leizachgebirge (Rothwand 2488 m), das Tegernseegebirge (Gindelalphoweid 1330 m), das zum Hauptzuge gehörende Wettersteingebirge mit dem höchsten Gipfel Deutschlands (Zugspitze 2900 m); das Illergebiet füllen die Algauer Alpen (Hochvogel 2589 m). Die sechs Gruppen sind:

1) Die oberrheinisch-bayrische oder die Juragruppe, mit zwei ziemlich parallelen Reihen, östlich und westlich von der oberrhein. Tiefebene und einer dritten, der umgebogenen Juralinie. Diese Gruppe liegt südlich vom Main und der Nahe, bis an die Donau heranreichend. Nachdem die Kalkbänke des Schweizerjura im Rheinthale bei Schaffhausen unterbrochen und nordwärts desselben im Hegau (Hohentwiel 684 m, Hohe Randen 928 m) in ihrem Zusammenhange vielfach gestört worden sind durch das Herausbrechen vielkuppiger plutonischer Felsmassen, gelangen sie wieder zu ungehemmtem Zusammenhange jenseit der obern Donau. Aber der deutsche Jura bildet nicht mehr jenes charakteristische Kettensystem wie in der Schweiz, sondern langgestreckte kahle Plateauflächen von 660 m Höhe (Oberhohenberg 1010 m), wie sie in den einzelnen scharf abgekanteten Plateaumassen Schwabens unter verschiedenen Namen, als Rauhe Alp, Albuch u. s. w., entgegentreten, und wie sie selbst jenseit des Durchbruchsthals der Altmühl im fränk. Jura bis zum Mainthale nördlich von Bamberg noch angetroffen werden, wenn auch hier, bei angenommener Meridianrichtung, in einer viel geringern absoluten Höhe. Vor dem nördl. steilen Rande dieses schwäb. Jura erhebt sich eine Reihe isolierter Kalkkegel, wie der Hohenzollern 850 m, der Hohenstaufen 682 m, der Rechberg 756 m, die Teck 778 m, die Achalm 701 m u. s. w. In Fortsetzung dieses Jura folgt östlich, von der Wörnitz an, der wenig hervortretende fränk. Jura, der das Regnitzthal auf der Ostseite mit hohem Rande säumt (Hesselberg 718 m), und zwischen welchem und dem Böhmerwalde das Plateau der Oberpfalz liegt. Im NW. und W. des deutschen Jura breiten sich die Terrassenlandschaften Schwabens und Frankens aus. In ihnen tritt die Unterlage des Jurakalks zu Tage, d. i. zunächst in schmaler Zone die Liasgruppe und in weiter Verbreitung nach W. und N. die aus Keuper, Muschelkalk und buntem Sandstein bestehende Triasformation, und Hand in Hand mit diesem mannigfachen Gesteinswechsel steht auch die Verschiedenheit der äußern Bodenformen und des landschaftlichen Charakters. Die von N. nach S. gehende Wasserscheide zwischen Neckar und Regnitz, die Frankenhöhe, heißt bei der Regnitz- und Altmühlquelle Burgbernheimer Wald, nördlicher, nach dem Main hin, Steiger Wald (Großer Knetzberg 499 m). Main und Neckar sammeln die Gewässer der anmutigen Gefilde und führen sie dem Rhein zu; aber diese Landschaften selbst treten nur zwischen Neckar und Pfinz mit erniedrigter Stufe an die oberrhein. Tiefebene, denn im N. und S. jener Flüsse erheben sich wieder meridiane Gebirgsschwellen. Zwischen der Pfinz und dem Rhein oberhalb Basel ist es der Schwarzwald, dessen krystallinischer Gebirgskern zu 1000—1300 m hohen kuppelförmigen Gipfeln (Feldberg 1493 m hoch) aufsteigt, und dessen waldschattige Steilwände der Rheinebene zugekehrt sind. Er reicht bis an die Enz bei Pforzheim, und von da bis Heidelberg wird er durch das nur bis 468 m (im Stromberg) hohe Neckarbergland fortgesetzt, das die Höhen der östlicher gelegenen schwäb. Terrassen nicht erreicht; nur der Königstuhl an der Nordwestecke des Neckarberglandes, oberhalb Heidelberg, erhebt sich zu 568 m. Nördlich vom Neckardurchbruche bei Heidelberg breitet sich fast plateauartig der Odenwald aus (Katzenbuckel 627 m), an dessen Westseite die Bergstraße von N. nach S. läuft. Der Main bei Aschaffenburg schneidet ein dazu gehöriges Stück ab, welches den Namen Spessart führt (Geiersberg 609 m). Die dritte, dieser zweiten ganz analog gebildete Linie auf der Westseite der oberrhein. Tiefebene kehrt ebenso dieser Rheinebene die steile, waldige und unterhalb mit Reben bedeckte Seite zu, wie es die östliche thut, und ist ebenso im südlichsten Teile am höchsten. Hier ist der Wasgauwald, nach dem franz. Worte les Vosges (lat. Vosägus) auch wohl mit dem unrichtig gebildeten Worte Vogesen genannt (Sulzer oder Gebweiler Belchen 1426 m). Nördlicher liegend, entspricht dem Neckarberglande die Hardt (Kalmit 681 m) und dem Odenwalde das Pfälzer Gebirge (Donnersberg 691 m).

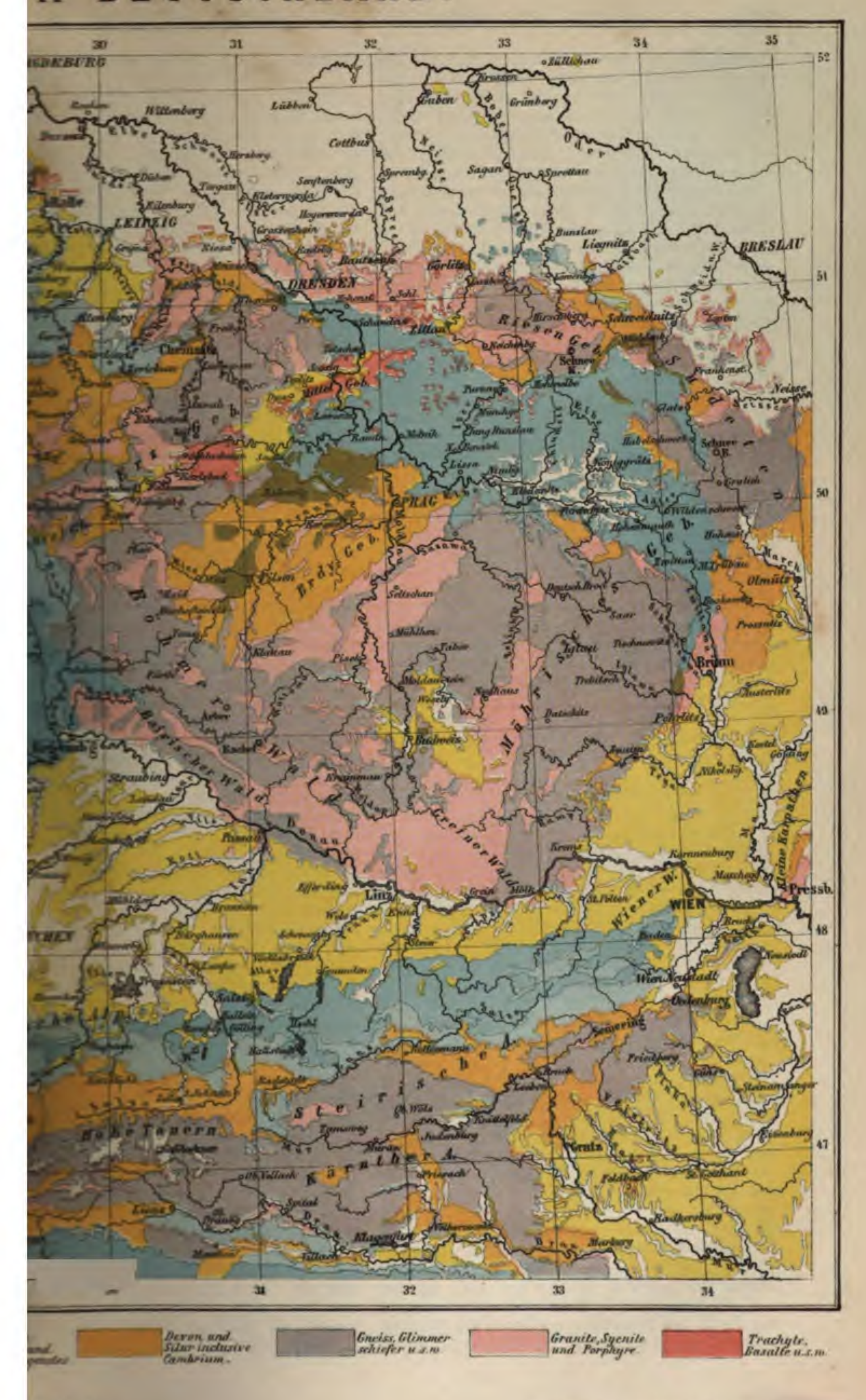
2) Die böhm. Gruppe, mit einer Linie auf der Südwest-, Nordwest- und Nordostseite Böhmens; die vierte, im SO., liegt auf der Grenzlinie des Deutschen Reichs. Im N. von Linz an der Donau erheben sich die Karlsberge, welche auf der Wasserscheide zwischen Elb- und Donaugebiet in nordwestl. Richtung alsbald anschwellen zu den 600 und 1000 m hohen breiten Waldrücken des Böhmerwaldgebirges, von nackten Felskuppen um mehr als 300 m überragt und durch die tiefe Querspalte des Chambflusses zwischen Cham und Furth in zwei Hauptteile gegliedert. Das Gebirge sinkt südlich von Eger in das tiefeingeschnittene Passagethal der Wondreb (540 m hoch) herab und steht ebenso wenig in äußerlich unmittelbarem Zusammenhange mit dem Fichtelgebirge wie der fränk. Jura, wie solches veraltete Ansichten annahmen. Der Böhmerwald trägt im südl. Teile die höchsten Gipfel (der Große Arber 1453 m, die Rachelspitze 1447 m). Das Thal des obern Regen schneidet von ihm im W. den lieblichen Bayerwald ab (Dreitannenriegel 1216 m). Die nordwestl. Hälfte des 240 km langen Zugs ist der schmale, walzenförmige, granitische Ceskyles oder Oberpfälzerwald, der eigentliche Böhmerwald (Cerchov 1037 m, Silberhuttenberg 920 m, Tillenberg 915 m). Beim Plateau von Waldsassen tritt er der Steinwaldkette des Fichtelgebirges gegenüber. Das kleine Massengebirge des Fichtelgebirges, größtenteils zusammengesetzt aus krystallinischem Gestein, bildet das Quellgebiet der Saale, Eger, Naab

und des Main, und ist gleichsam das ...
wällen eingefaßte Hochbassin ...
Ursprung der Schneeberg bis ...
Die Nordwestseite ...
das vom Fichtelgebirge ...
Erzgebirge, welche ...
schen Felsmassen ...
den, 600–...
hohen ...

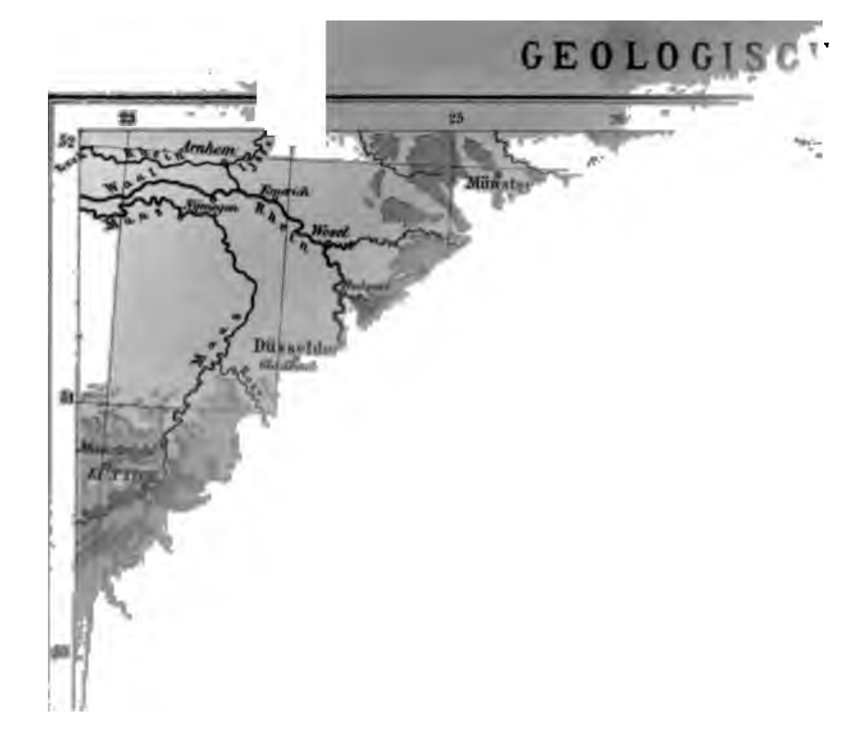
GEOLOGISCHE KART

...uartär | Tertiär | Kreide und Jura | Trias und Dyas

F. A. Brock...



N DEUTSCHLAND.
BRESLAU
DRESDEN
LEIPZIG
PRAG
WIEN
Linz
Brünn
Olmütz
Pressb.
Chemnitz
Bautzen
Görlitz
Liegnitz
Cottbus
Guben
Grünberg
Sagan
Lübben
Zittau
Pilsen
Budweis
Passau
Straubing
St. Pölten
Baden
Wien.Neustadt
Oedenburg
Semmering
Leoben
Judenburg
Gratz
Marburg
Klagenfurt
Villach
Oder
Elbe
Neisse
Donau
March
Riesen Geb.
Brdy Geb.
Mittel Geb.
Bayrischer Wald
Greiner Wald
Wiener W.
Hohe Tauern
Steirische A.
Kärnther A.
Kleine Karpathen
Devon und Silur inclusive Cambrium.
Gneiss, Glimmer schiefer u.s.w.
Granite, Syenite und Porphyre.
Trachyte, Basalte u.s.w.



GEOLOGISC
Arnhem
Emmerich
Münster
Wesel
Düsseldorf

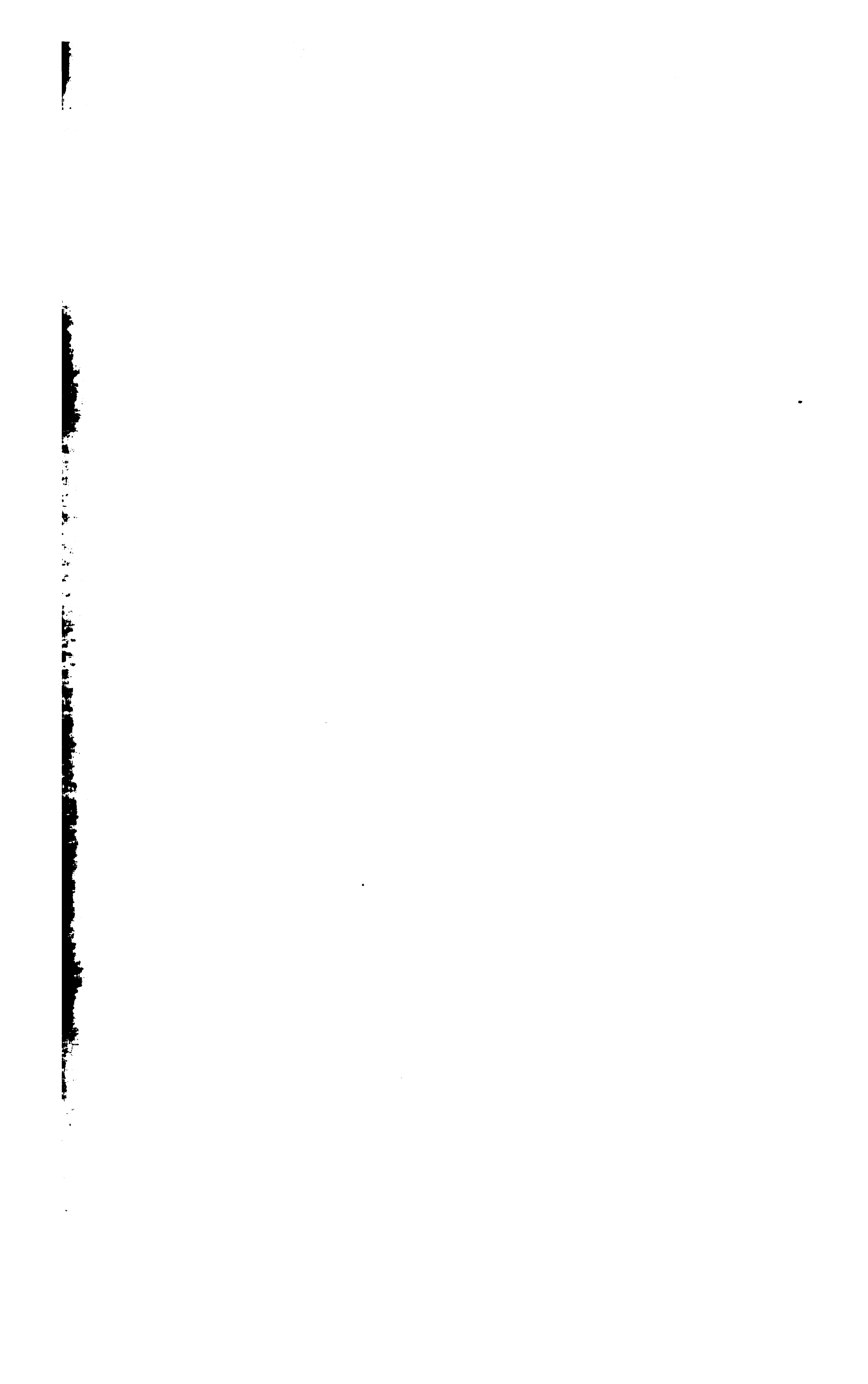
ne Fortsetzung in südl. Richtung als Egge
Ostseite der paderborner Hochfläche.
s niederrhein. Schiefergebirge. Im SW.
oburgerwaldes greift im Gebiet der obern
westfäl. Tiefland weit nach O. ein und
der Lippe aufwärts bis in die Nähe von
rn. Im S. dieser Tieflandsbucht, nahe
en Ufer der Ruhr und Möne, erhebt sich
nim allmählich wieder, zwar nur zu der
Höhe von 260—160 m, aber wichtig als
lle des niederrhein. Schieferplateau und
enter dem Namen Haarstrang. Er besteht
lben Schichten der Kreideformation, welche
Tieflande Westfalens zugekehrten Ketten
oburgerwaldes zusammensetzen, steigt im
en 4—500 m hohen Plateaus zwischen
rn und Brilon an und geht westlich zu dem
Kohlengebirge von Dortmund über. Das
ein. Schieferplateau bildet den westlichsten
Schlußstein des norddeutschen Berglan-
wird durch das Rheinthal und die bis Bonn
s ziehende niederrhein. Tiefebene in eine
westl. Hauptgruppe und durch die tiefen
er Nebenflüsse des Rheins wieder in mehrere
Plateaumassen zerlegt. Ostwärts erhebt
bern Ruhr- und Diemelgebiet das Sauer-
5—600 m, im Plateau von Winterberg
682 und dem Kahlen Astenberge zu 830 m.
ne durchbricht das Lenne- und Ebbegebirge
lle 663 m). Zwischen Sieg und Lahn steigt
teau des Westerwaldes empor (Salzburger
der Fuchskauten 657 m), mit den Gipfeln
erischen Siebengebirges dicht an den Rhein
(Löwenburg 464 m, Drachenfels 325 m).
von der Eder erhebt sich der Kellerwald
te 654 m). Zwischen Lahn und Main
ch der Taunus aus und gibt der oberrhein.
e einen herrlichen Nordschluß mit seinen
chmückten Terrassen und waldgekröntem
ande, welcher im Großen Feldberge sogar
880 m aufragt. Jenseit des Rheins, vom
Moselufer bis zum Thale der Ourthe, wer-
ie kahlen, 5—600 m hohen Plateauflächen
fel mehrfach durchbrochen von vulkanisch ge-
r Gipfelmassen, unter denen die Hohe Acht
760 m aufsteigt, und westlicher, in der Schnee-
em Kirchesroth 693 m, sowie nördlicher, im
Been, der Botrange 695 m; südlich der Mo-
fehlen dergleichen im Plateau des Hunds-
elches bis zum Saar- und Nahethale reicht,
reckte Bergrücken auf seiner 5—600 m
Scheitelfläche trägt und im Erbeskopfe die
m 818 m erreicht; in dem Soonwald ge-
Teile hat der Simmerer Kopf 663 m, im
lde der Idarkopf 771 m.
inwirkung einstmals flüssig-feuriger Massen,
n Erdinnern heraufgetrieben zur Empor-
und teilweisen Umwandlung (Metamor-
lterer, im Wasser niedergeschlagener Schich-
dimentgesteine), läßt sich im allgemeinen in
ischen Gebirgssystemen nicht schwer erken-
och nirgends tritt diese Einwirkung so zu
d zeugt stellenweise von so offener vulkani-
tätigkeit, wie in der Mitte Deutschlands,
nie entlang von der Mitte der Eifel bis
htenberg in Schlesien (718 m). Es wird
tonische Achse signalisiert durch die Krater
vulkanischen Massen der Eifel, die Trachyte
engebirges, die Basalte des Westerwaldes,
des Vogelbergs, der Rhön und ihrer Umgebung, des nördl. Böhmen, und vorzugsweise dicht gedrängt im böhm. Mittelgebirge östlich von Teplitz (Milleschauer Donnersberg 835 m), durch die zahlreichen Basaltkegel im Lausitzer Berglande und endlich in Mittelschlesien. Eine andere kreuzende Hebungslinie streicht von S. nach N. und wird bezeichnet durch die Phonolithkegel des Hegaus im N. von Schaffhausen, durch die trachytischen Gesteine des Kaiserstuhls bei Freiburg (558 m), die Basalte Südhessens und zahlreiche Basaltkegelreihen in Nordhessen, besonders im Habichts- und Reinhardswalde. In Begleitung dieser geologisch merkwürdigen Gegenden treten die zahlreichen Mineral- und warmen Quellen auf, denen Deutschland den Besitz weitberühmter Badelandschaften zu verdanken hat. So von W. nach O. die Bäder von Aachen, das Revier der Taunusbäder (Ems, Schlangenbad, Wiesbaden u. s. w.), die nordfränk. Badelandschaft (Kissingen, Brückenau), Alexanderbad auf dem Fichtelgebirgsplateau und das Revier der schles. Bäder (Warmbrunn, Reinerz, Salzbrunn u. s. w.); von S. nach N. die Schwarzwaldbäder Baden, Wildbad, Zellerbad, das hess. Hofgeismar und in der Weserlandschaft Driburg, Pyrmont und Eilsen.

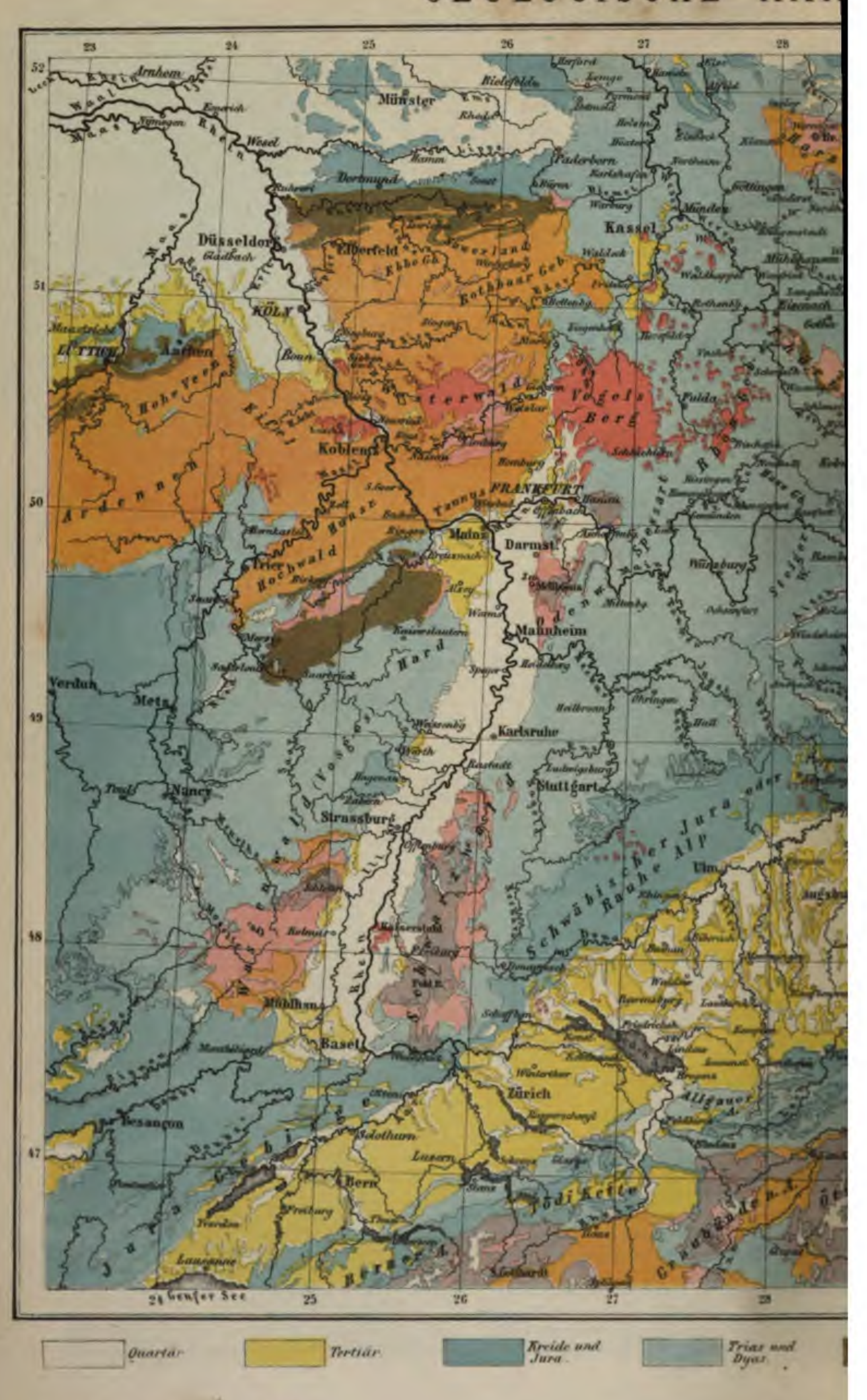
Das **norddeutsche Tiefland** gleicht weder in seiner Oberflächenform noch in seinem Material einer einförmig gestalteten Ebene; es erfährt vielmehr durch mannigfachen Höhenwechsel eine reiche landschaftliche Gliederung und ist in neuerer Zeit durch wichtige geognost. Forschungen als das Produkt mehrerer geolog. Bildungsepochen erkannt worden. Das Bodenrelief des Tieflandes wird namentlich näher bestimmt durch zwei große Terrainschwellen. Die eine liegt in geringer Entfernung von der Ostküste. Sie steigt in Westpreußen aus dem Durchbruchsthale der Weichsel schnell zu hohen Plateaus auf, hat in der masurischen Seenplatte (in den Seesker Bergen) 309,3 m Höhe, im N. des Wysztyter Sees 285 m, im Pillnakalnis 278 m, im Goldapperberge 275,5 m, im Galtgarben 110,5 m; im pommerellischen Plateau im Turmberge 332 m Höhe; in der seenreichen hinterpommerschen Scheitelfläche 255—293 m Höhe, und sinkt erst wieder zu einer vollständigen Tieflücke herab im Oderthale südlich von Stettin. Das Kreidegebirge der Insel Rügen ist in der Herthaburg 159 m hoch. Auch westlich der Oder in der Ukermark und Mecklenburg erreicht die seereiche Höhenplatte im Helpterberg 180 m und im schlesw.-holstein. Geestlande im Bungsberge 159 m. Im Holsteinischen ist in der östl. Landschaft Wagrien das Dasein einer nördl. Bodenanschwellung durch 159 m hohe Punkte bezeichnet, und in Schleswig tritt eine vielfach gewellte, von kräftigen Buchenwäldern geschmückte, thonreiche Höhenplatte als östl. Vorstufe der mittlern Heideebenen dicht an die Küste. Die zweite große, wenn auch öfter unterbrochene Höhenwelle des Tieflandes beginnt in Oberschlesien mit dem Tarnowitzer Plateau (St. Annaberg nahe der Oder, 430 m), auf der Wasserscheide zwischen Warthe und Oder der Lubschauerberg 361 m, und wird in der fortgesetzten Streichungslinie signalisiert durch die Trebnitzer Höhen oder das Katzengebirge nördlich von Breslau (310 m Höhe im Weinberge); links von der Oder setzt sich der Höhenzug als Katzenberge fort und zieht sich westwärts durch die Niederlausitz als Grünberger, Sorauer und Muskauer Hügelgruppen (Rückenberg 228 m), als Fläming

[illegible] und
[illegible] hannov.
Erst jenseit
[illegible] untern Weser
[illegible] ungestör-
[illegible] breitete Moore
[illegible] großem Teil noch
[illegible] terrain ist vielfach
[illegible] vertreten, welche
[illegible] begleiten. Die Bil-
[illegible] erscheinen oft auf wei-
[illegible] verbreitet als Geschiebe-
[illegible] in den Marken der Pro-
[illegible] als Geschiebethon und
[illegible] für das Ansehen der nordi-
[illegible] in diese Periode die weite Ver-
[illegible] Felsblöcken (Erratische Blöcke), deren
[illegible] unverkennbar in Skandinavien, Finland,
[illegible] und in Ingermanland zu suchen ist,
[illegible] die Spuren eines weiten Transports
[illegible] (Eisschollen) an sich tragen. Der Tertiärfor-
[illegible] ist durch neuere Einsichten ein weites Ter-
[illegible] eingeräumt worden, seitdem man die feinern
[illegible] (plastischer Thon) und Sandarten (Form-
sand) von den diluvialen gröbern ähnlichen Gebil-
den unterschieden und die außerordentlich große
Verbreitung der Braunkohlen vielorts aufgeschlos-
sen hat. Auch ältere Felsbildungen ragen hier und
da hervor (bei Lüneburg, Segeberg, 85 m, Köpnick,
Kammin, auf Wollin, Usedom, Rügen u. s. w.) und
verraten die Unterlage eines festen Felsgerüstes,
dessen Thalspaltensysteme durch eine gewisse Sym-
metrie der Flußläufe und Seelagerungen ausge-
sprochen sind. Der allgemeine Überblick der deut-
schen Bodengestalt zeigt, daß Deutschland einen
mannigfachen Wechsel der äußern und innern Bo-
denbeschaffenheit besitzt. Es hat seine eisgekrönten
Hochgebirge, seine waldschattigen Mittelgebirge,
sanften Hügelgelände, seine erhaben und tief liegen-
den Ebenen; aber keine der Formen bedeckt in ein-
seitigem Charakter große Räume, keine ist durch
abschreckende Schranken von der andern getrennt,
sodaß menschliche Kultur auf natürlichen Bahnen
überall einzieht. Deutschland besitzt eine große
Mannigfaltigkeit landschaftlicher Gliederung, ohne
die Vereinigung zu einem schönen Naturganzen aus-
zuschließen. (Hierzu zwei Karten: **Deutsches Reich, Geologische Karte. Deutsches Reich und Deutsch-Österreich, Berg- und Flußkarte.**)

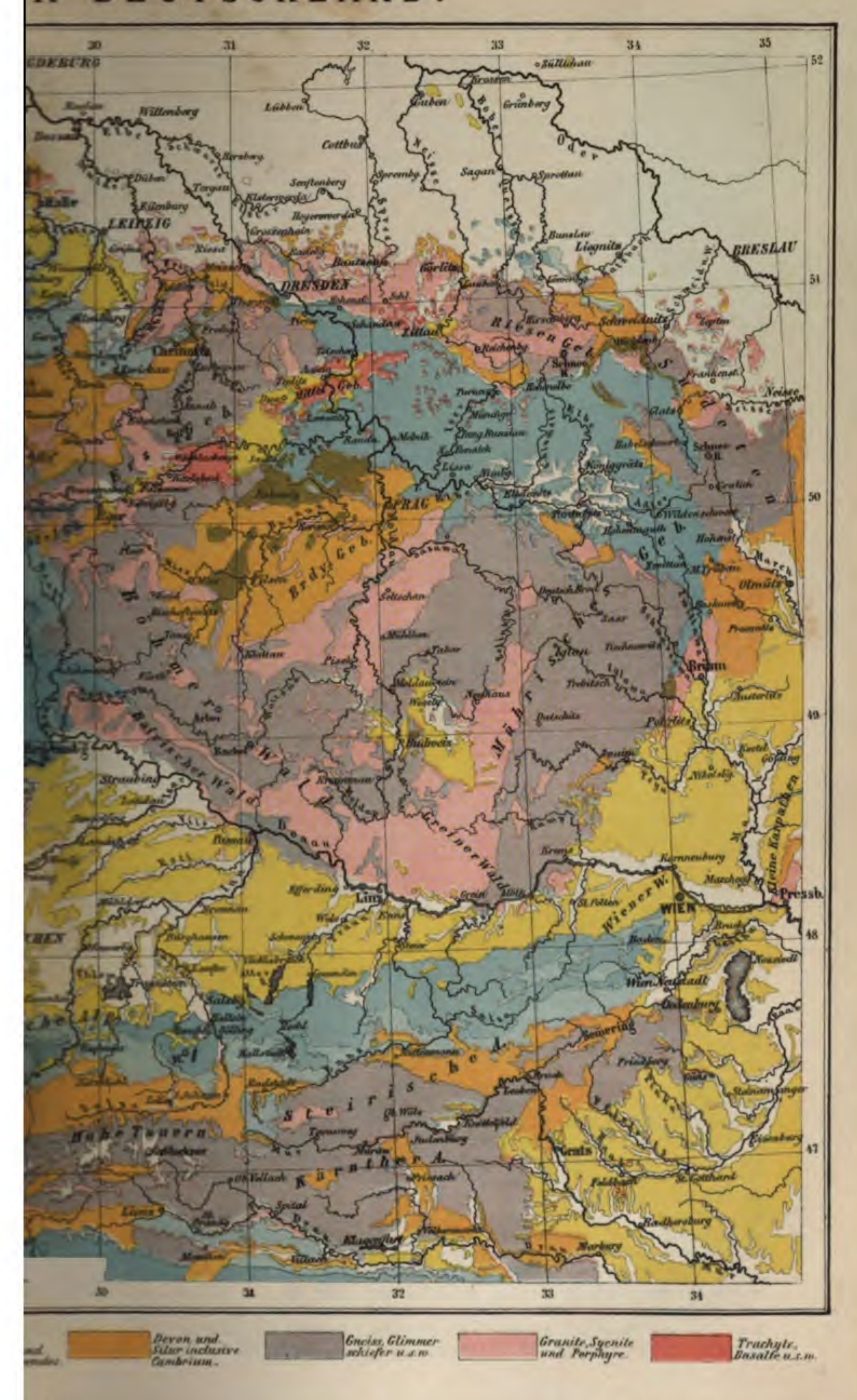
[illegible] **...serungsverhältnisse.** Die Vielsei-
[illegible] Bodenform übt auf die Bewässerung
[illegible] den günstigsten Einfluß. Derselbe
[illegible] aus in einem wohlverteilten Reichtum
[illegible] er, in der Mannigfaltigkeit der Ab-

[illegible] einem vielseitigen Ineinan
[illegible] enen Gebiete, sodaß die d
[illegible] Flüsse ihrer natürlichen Aufg
[illegible] ung des Verkehrs und Verviel
[illegible] Kultur auf eine vollständige Weise
Das Deutsche Reich gehört zu den Be
[illegible] (104619 qkm), der Nordsee (325970 q
[illegible] Schwarzen Meers. Außer den preuß.
[illegible] in der Ost- und Nordsee besitzen nur Meck
[illegible] eine (Pöl) in der Ostsee und Oldenburg a
Wangeroge zwei ganz kleine Inseln im Jadeb
der Nordsee. Von den Flüssen sind nur diejen
erwähnenswert, die einen mehr als 150 km lan
oder einen von Schiffen mehr als 40 km lang r
lich befahrenen Lauf haben. Außer mehrern Kü
flüssen, welche demselben nordöstlichsten Str
gebiet von zusammen 6167 qkm hinzuzurech
sind, ist zunächst im Ostseebecken die Memel
der Njemen zu erwähnen, welcher mit seinem
zesten Delta-Arme von der russ. Grenze ab schiff
112,6 km lang, bei Schmalleningken 9,85 und
der Gabelung 2,57 m hoch über dem Wasserspie
der Ostsee liegt und in das Kurische Haff mün
Sein Stromgebiet umfaßt in Preußen 9542 q
Der ins Frische Haff, mit der Deime ins Kur
sich ergießende Pregel ist 200 km lang, 177,3
ab Insterburg schiffbar, hier 9,7 m hoch und
breit, in Königsberg 226 m breit; sein Stromge
enthält einschließlich der samländischen Küste
des Passargegebiets 15060 qkm; linke Nebenf
sind die aus dem Mauersee abfließende 240
lange Angerapp und die 270 km lange und
Schippenbeil 91,3 km schiffbare Alle. Die Wei
gehört dem preuß. Staate im Oberlaufe teilw
und im Unterlaufe völlig an, zusammen auf 2
km Länge, wovon über 246 km einschließlich
in den Danziger Meerbusen mündenden Ha
arms schiffbar sind; von ihrem rechten, in
Frische Haff fließenden Hauptarme, der Nogat,
51,7 km schiffbar; ihr Stromgebiet mißt innerh
des Deutschen Reichs 34300 qkm; rechts fließt
die Drewenz von 178 (11,3 km schiffbar), links
Brahe von 163 km (15,07 km schiffbar) Länge
das ebenso lange Schwarzwasser zu. Unter
Küstenflüssen zwischen Weichsel und Oder, de
Gebiet 15470 qkm beträgt, sind Persante u
Rega die längsten (188,3 und 148 km). Die Od
welche in das zum Pommerschen Haff gehör
Papenwasser mündet, hat von der österr. Gre
ab eine Länge von 893 km, darunter 772 ab R
bor schiffbar; der Nullpunkt des Pegels liegt
180,46, bei Krossen 39 m über der Ostsee, und
Breite beträgt bei Ratibor 30, bei Breslau 176
im Oderbruche 250 m; das Stromgebiet mißt
nerhalb des Reichs 109830 qkm; die Mündun
des Haffs in die Ostsee heißen Dievenow, Sw
(18,5 km) und Peene; rechts fließen ihr die 163
lange Bartsch, die mit einem Arme in die Wa
mündende Obra, die 690 km lange Warthe,
von 300 km auf deutschem Boden, und die
Stargard 56 km lang etwas schiffbare 107
lange Ihna, links die 168 km lange Glatzer Nei
die 203 km lange Lausitzer Neisse und dem H
becken die vom Kummerowsee ab 112 km la
schiffbare 180 km lange Peene zu; ein rechter A
der untern Oder, die Große Reglitz und
Dammsche See, ist 48 km lang schiffbar.
Warthe kommt schiffbar aus Polen über die Gr
und ist in Preußen noch 300 km lang; der





Brockhaus Conversations-Lexikon. 13. Aufl. F. A. Brockha



Zu Artikel: Deutschland und Deutsches Reich.



ne Fortsetzung in südl. Richtung als Egge
Ostseite der paderborner Hochfläche.
s niederrhein. Schiefergebirge. Im SW.
toburgerwaldes greift im Gebiet der obern
s westfäl. Tiefland weit nach O. ein und
t der Lippe aufwärts bis in die Nähe von
rn. Im S. dieser Tieflandsbucht, nahe
en Ufer der Ruhr und Möne, erhebt sich
rain allmählich wieder, zwar nur zu der
Höhe von 260—160 m, aber wichtig als
elle des niederrhein. Schieferplateau und
unter dem Namen Haarstrang. Er besteht
elben Schichten der Kreideformation, welche
Tieflande Westfalens zugekehrten Ketten
toburgerwaldes zusammensetzen, steigt im
en 4—500 m hohen Plateaus zwischen
rn und Brilon an und geht westlich zu dem
n Kohlengebirge von Dortmund über. Das
ein. Schieferplateau bildet den westlichsten
Schlußstein des norddeutschen Berglan-
wird durch das Rheinthal und die bis Bonn
s ziehende niederrhein. Tiefebene in eine
westl. Hauptgruppe und durch die tiefen
er Nebenflüsse des Rheins wieder in mehrere
Plateaumassen zerlegt. Ostwärts erhebt
obern Ruhr- und Diemelgebiet das Sauer-
5—600 m, im Plateau von Winterberg
682 und dem Kahlen Astenberge zu 830 m.
ne durchbricht das Lenne- und Ebbegebirge
elle 663 m). Zwischen Sieg und Lahn steigt
ateau des Westerwaldes empor (Salzburger
der Fuchskauten 657 m), mit den Gipfeln
lerischen Siebengebirges dicht an den Rhein
(Löwenburg 464 m, Drachenfels 325 m).
von der Eder erhebt sich der Kellerwald
hr 654 m). Zwischen Lahn und Main
sich der Taunus aus und gibt der oberrhein.
e einen herrlichen Nordschluß mit seinen
schmückten Terrassen und waldgekröntem
ande, welcher im Großen Feldberge sogar
880 m aufragt. Jenseit des Rheins, vom
Bajesaser bis zum Thale der Ourthe, wer-
ie kahlen, 5—600 m hohen Plateauflächen
ifel mehrfach durchbrochen von vulkanisch ge-
n Gipfelmassen, unter denen die Hohe Acht
760 m aufsteigt, und westlicher, in der Schnee-
em Kirchesroth 693 m, sowie nördlicher, im
Veen, der Botrange 695 m; südlich der Mo-
r fehlen dergleichen im Plateau des Hunds-
elches bis zum Saar- und Nahethale reicht,
reckte Bergrücken auf seiner 5—600 m
Scheitelfläche trägt und im Erbeskopfe die
on 818 m erreicht; in dem Soonwald ge-
n Teile hat der Simmerer Kopf 663 m, im
alde der Idarkopf 771 m.

Einwirkung einstmals flüssig-feuriger Massen,
em Erdinnern heraufgetrieben zur Empor-
g und teilweisen Umwandlung (Metamor-
älterer, im Wasser niedergeschlagener Schich-
edimentgesteine), läßt sich im allgemeinen in
tschen Gebirgssystemen nicht schwer erken-
Doch nirgends tritt diese Einwirkung so zu
nd zeugt stellenweise von so offener vulkani-
hätigkeit, wie in der Mitte Deutschlands,
inie entlang von der Mitte der Eifel bis
obtenberg in Schlesien (718 m). Es wird
utonische Achse signalisiert durch die Krater
t vulkanischen Massen der Eifel, die Trachyte
bengebirges, die Basalte des Westerwaldes,
des Vogelbergs, der Rhön und ihrer Umgebung, des nördl. Böhmen, und vorzugsweise dicht gedrängt im böhm. Mittelgebirge östlich von Teplitz (Milleschauer Donnersberg 835 m), durch die zahlreichen Basaltkegel im Lausitzer Berglande und endlich in Mittelschlesien. Eine andere kreuzende Hebungslinie streicht von S. nach N. und wird bezeichnet durch die Phonolithkegel des Hegaus im N. von Schaffhausen, durch die trachytischen Gesteine des Kaiserstuhls bei Freiburg (558 m), die Basalte Südhessens und zahlreiche Basaltkegelreihen in Nordhessen, besonders im Habichts- und Reinhardswalde. In Begleitung dieser geologisch merkwürdigen Gegenden treten die zahlreichen Mineral- und warmen Quellen auf, denen Deutschland den Besitz weitberühmter Badelandschaften zu verdanken hat. So von W. nach O. die Bäder von Aachen, das Revier der Taunusbäder (Ems, Schlangenbad, Wiesbaden u. s. w.), die nordfränk. Badelandschaft (Kissingen, Brückenau), Alexanderbad auf dem Fichtelgebirgsplateau und das Revier der schles. Bäder (Warmbrunn, Reinerz, Salzbrunn u. s. w.); von S. nach N. die Schwarzwaldbäder Baden, Wildbad, Zellerbad, das hess. Hofgeismar und in der Weserlandschaft Driburg, Pyrmont und Eilsen.

Das **norddeutsche Tiefland** gleicht weder in seiner Oberflächenform noch in seinem Material einer einförmig gestalteten Ebene; es erfährt vielmehr durch mannigfachen Höhenwechsel eine reiche landschaftliche Gliederung und ist in neuerer Zeit durch wichtige geognost. Forschungen als das Produkt mehrerer geolog. Bildungsepochen erkannt worden. Das Bodenrelief des Tieflandes wird namentlich näher bestimmt durch zwei große Terrainschwellen. Die eine liegt in geringer Entfernung von der Ostküste. Sie steigt in Westpreußen aus dem Durchbruchsthale der Weichsel schnell zu hohen Plateaus auf, hat in der masurischen Seenplatte (in den Seesker Bergen) 309,3 m Höhe, im N. des Wysztyter Sees 285 m, im Pillnakalnis 278 m, im Goldapperberge 275,5 m, im Galtgarben 110,5 m; im pommerellischen Plateau im Turmberge 332 m Höhe; in der seenreichen hinterpommerschen Scheitelfläche 255—293 m Höhe, und sinkt erst wieder zu einer vollständigen Tieflücke herab im Oderthale südlich von Stettin. Das Kreidegebirge der Insel Rügen ist in der Herthaburg 159 m hoch. Auch westlich der Oder in der Ukermark und Mecklenburg erreicht die seereiche Höhenplatte im Helpterberg 180 m und im schlesw.-holstein. Geestlande im Bungsberge 159 m. Im Holsteinischen ist in der östl. Landschaft Wagrien das Dasein einer nördl. Bodenanschwellung durch 159 m hohe Punkte bezeichnet, und in Schleswig tritt eine vielfach gewellte, von kräftigen Buchenwäldern geschmückte, thonreiche Höhenplatte als östl. Vorstufe der mittlern Heideebenen dicht an die Küste. Die zweite große, wenn auch öfter unterbrochene Höhenwelle des Tieflandes beginnt in Oberschlesien mit dem Tarnowitzer Plateau (St. Annaberg nahe der Oder, 430 m), auf der Wasserscheide zwischen Warthe und Oder der Lubschauerberg 361 m, und wird in der fortgesetzten Streichungslinie signalisiert durch die Trebnitzer Höhen oder das Katzengebirge nördlich von Breslau (310 m Höhe im Weinberge); links von der Oder setzt sich der Höhenzug als Katzenberge fort und zieht sich westwärts durch die Niederlausitz als Grünberger, Sorauer und Muskauer Hügelgruppen (Rückenberg 228 m), als Fläming

nördlich von Wittenberg (Hagelsberg 201 m). Westlich von der Elbe streichen nach NW. die Neuhaldenslebenerberge (Zichtauerberg 151 m), die Hellberge bei Gardelegen (160 m) und endlich die bis 171,2 m aufragenden Kulminationspunkte der Lüneburger Heide. Zwischen diesen beiden Dämmen liegt ein breiter Tiefstreifen, jedoch auch nicht ohne mannigfachen Niveauwechsel, wie namentlich bei Freienwalde an der Oder, zwischen Frankfurt und Berlin an der Spree und bei Potsdam an der Havel, während die Bahnen einzelner Flußläufe oder Bruchstriche als markierte Tiefrinnen auftreten. Die bedeutendsten Niederungen sind das Thal und Delta der Memel, der Weichsel, der Netze- und Warthe- samt Obrabruch, das Mündungsgebiet der Oder, die Torfmoore des Spree- und Havelgebietes, die schlesw.-holstein. und hannov. Marschen, das Münsterland u. s. w. Erst jenseit der Lüneburger Heide im Gebiete der untern Weser und Ems sinkt die Bodenfläche zu einem ungestörten tiefen Niveau herab, durch ausgebreitete Moore genügend bezeichnet. Das sich zu großem Teil noch gegenwärtig bildende Alluvialterrain ist vielfach und besonders in den Torfmooren vertreten, welche die bezeichneten Tiefrinnen begleiten. Die Bildungen der Diluvialperiode erscheinen oft auf weiten Flächen gar mächtig verbreitet als Geschiebesand, wie am verrufensten in den Marken der Provinz Brandenburg, oder als Geschiebethon und Mergel. Eigentümlich für das Ansehen der nordischen Ebenen fällt in diese Periode die weite Verbreitung von Felsblöcken (Erratische Blöcke), deren Heimat unverkennbar in Skandinavien, Finland, am Onegasee und in Ingermanland zu suchen ist, und welche die Spuren eines weiten Transports (durch Eisschollen) an sich tragen. Der Tertiärformation ist durch neuere Einsichten ein weites Terrain eingeräumt worden, seitdem man die feinern Thon- (plastischer Thon) und Sandarten (Formsand) von den diluvialen gröbern ähnlichen Gebilden unterschieden und die außerordentlich große Verbreitung der Braunkohlen vielorts aufgeschlossen hat. Auch ältere Felsbildungen ragen hier und da hervor (bei Lüneburg, Segeberg, 85 m, Köpnick, Kammin, auf Wollin, Usedom, Rügen u. s. w.) und verraten die Unterlage eines festen Felsgerüstes, dessen Thalspaltensysteme durch eine gewisse Symmetrie der Flußläufe und Seelagerungen ausgesprochen sind. Der allgemeine Überblick der deutschen Bodengestalt zeigt, daß Deutschland einen mannigfachen Wechsel der äußern und innern Bodenbeschaffenheit besitzt. Es hat seine eisgekrönten Hochgebirge, seine waldschattigen Mittelgebirge, sanften Hügelgelände, seine erhaben und tief liegenden Ebenen; aber keine der Formen bedeckt in einseitigem Charakter große Räume, keine ist durch abschreckende Schranken von der andern getrennt, sodaß menschliche Kultur auf natürlichen Bahnen überall einzieht. Deutschland besitzt eine große Mannigfaltigkeit landschaftlicher Gliederung, ohne die Vereinigung zu einem schönen Naturganzen auszuschließen. (Hierzu zwei Karten: **Deutsches Reich, Geologische Karte. Deutsches Reich und Deutsch-Österreich, Berg- und Flußkarte.**)

Bewässerungsverhältnisse. Die Vielseitigkeit der Bodenform übt auf die Bewässerung Deutschlands den günstigsten Einfluß. Derselbe spricht sich aus in einem wohlverteilten Reichtum der Gewässer, in der Mannigfaltigkeit der Abdachungen und in einem vielseitigen Ineinandergreifen der verschiedenen Gebiete, sodaß die deutschen Ströme und Flüsse ihrer natürlichen Aufgabe der Vermittelung des Verkehrs und Vervielfältigung der Kultur auf eine vollständige Weise entsprechen. Das Deutsche Reich gehört zu den Becken der Ostsee (104619 qkm), der Nordsee (325970 qkm) und des Schwarzen Meers. Außer den preuß. Inseln in der Ost- und Nordsee besitzen nur Mecklenburg eine (Pöl) in der Ostsee und Oldenburg außer Wangeroge zwei ganz kleine Inseln im Jadebusen der Nordsee. Von den Flüssen sind nur diejenigen erwähnenswert, die einen mehr als 150 km langen oder einen von Schiffen mehr als 40 km lang wirklich befahrenen Lauf haben. Außer mehrern Küstenflüssen, welche demselben nordöstlichsten Stromgebiet von zusammen 6167 qkm hinzuzurechnen sind, ist zunächst im Ostseebecken die Memel oder der Njemen zu erwähnen, welcher mit seinem kürzesten Delta-Arme von der russ. Grenze ab schiffbar 112,6 km lang, bei Schmalleningken 9,95 und an der Gabelung 2,57 m hoch über dem Wasserspiegel der Ostsee liegt und in das Kurische Haff mündet. Sein Stromgebiet umfaßt in Preußen 9542 qkm. Der ins Frische Haff, mit der Deime ins Kurische sich ergießende Pregel ist 200 km lang, 177,3 km ab Insterburg schiffbar, hier 9,7 m hoch und 22 breit, in Königsberg 226 m breit; sein Stromgebiet enthält einschließlich der samländischen Küste und des Passargegebiets 15060 qkm; linke Nebenflüsse sind die aus dem Mauersee abfließende 240 km lange Angerapp und die 270 km lange und ab Schippenbeil 91,3 km schiffbare Alle. Die Weichsel gehört dem preuß. Staate im Oberlaufe teilweise und im Unterlaufe völlig an, zusammen auf 251,8 km Länge, wovon über 246 km einschließlich des in den Danziger Meerbusen mündenden Hauptarms schiffbar sind; von ihrem rechten, in das Frische Haff fließenden Hauptarme, der Nogat, sind 51,7 km schiffbar; ihr Stromgebiet mißt innerhalb des Deutschen Reichs 34300 qkm; rechts fließt ihr die Drewenz von 178 (11,3 km schiffbar), links die Brahe von 163 km (15,07 km schiffbar) Länge und das ebenso lange Schwarzwasser zu. Unter den Küstenflüssen zwischen Weichsel und Oder, deren Gebiet 15470 qkm beträgt, sind Persante und Rega die längsten (188,3 und 148 km). Die Oder, welche in das zum Pommerschen Haff gehörige Papenwasser mündet, hat von der österr. Grenze ab eine Länge von 893 km, darunter 772 ab Ratibor schiffbar; der Nullpunkt des Pegels liegt hier 180,46, bei Krossen 39 m über der Ostsee, und ihre Breite beträgt bei Ratibor 30, bei Breslau 176 und im Oderbruche 250 m; das Stromgebiet mißt innerhalb des Reichs 109830 qkm; die Mündungen des Haffs in die Ostsee heißen Dievenow, Swine (18,5 km) und Peene; rechts fließen ihr die 163 km lange Bartsch, die mit einem Arme in die Warthe mündende Obra, die 690 km lange Warthe, wovon 300 km auf deutschem Boden, und die ab Stargard 56 km lang etwas schiffbare 107 km lange Ihna, links die 168 km lange Glatzer Neisse, die 203 km lange Lausitzer Neisse und dem Haffbecken die vom Kummerowsee ab 112 km lang schiffbare 180 km lange Peene zu; ein rechter Arm der untern Oder, die Große Reglitz und der Dammsche See, ist 48 km lang schiffbar. Die Warthe kommt schiffbar aus Polen über die Grenze und ist in Preußen noch 300 km lang; der linke



BERG- UND FLUSSKARTE VON D



D UND DEN NACHBARLÄNDERN.



Nebenfluß, die 122 km lange Prosna, bildet auf einer großen Strecke die Grenze des Reichs; die Netze, ein Nebenfluß auf der rechten Seite, ist 228 km weit von Nakel ab schiffbar. Das Gebiet der Ostsee westlich vom Odergebiet ist 14977 qkm groß und in ihm sind zwei Küstenflüsse hervorzuheben: die Warnow, 160 km lang, von Bützow ab 45,7 km weit schiffbar bis zur Mündung in den Breitlingsee, und die in das Pöcknitzer Wyk mündende Trave von 100 km Länge.

Zu dem Nordseebecken gehören zunächst im N. rechts vom Elbegebiete 8424 qkm, woselbst die Eider eine Straße von 202,3 km Länge bildet. Die Elbe tritt schiffbar aus Böhmen bei Herrnskretschen in Sachsen ein, liegt hier 112, bei Magdeburg 41,8 und bei Harburg 0,03 m über dem Meeresspiegel, wird von der Flut noch bei Geesthacht auf 165 km von der Mündung erreicht und bei Hamburg um 1⅞, bei der Roten Tonne um 3½ m über den Ebbestand gehoben; innerhalb des Reichs bis Cuxhaven 760 km lang, mißt sie in der Breite bei Dresden 216, bei Torgau 316, bei Magdeburg 242, bei Wittenberge 503 m, bei Blankenese 4 und unterhalb Brunsbüttel 7,5 km; ihr Stromgebiet hat 144044, auf deutschem Gebiete 96305 qkm Fläche. Auf der rechten Seite empfängt sie die 209 km lange Schwarze Elster, die 361 km lange Havel, die durch den Plauersee fließende 199,6 km lange schiffbare Elde, die gleichfalls als Wasserstraße benutzte Delvenau und die 25 km weit schiffbare Stör, auf der linken Seite die 285 km lange Mulde, die Saale, die von Salzwedel auf 37,6 km schiffbare Jetze und die 79 km weit schiffbare Oste. Der bedeutendste Nebenfluß, die Havel, ist 361 km lang, an der mecklenb. Grenze 53,3, bei Potsdam 30 und an der Mündung 20,4 m hoch; rechts fließt ihr der 38,7 km weit schiffbare Rhin zu, links die Spree, welche 365 km lang, davon 180,7 km ab Leibsch schiffbar ist und im Schwielugsee 42,7, am Nullpunkt des berliner Unterbaums 30,8 m hoch liegt. Die Saale hat einen Lauf von 442 km, wovon 180 km ab Naumburg schiffbar sind, fällt von Jena mit 159 m Höhe bis Halle auf 77 und an der Mündung auf 50 m und nimmt rechts die 266 km lange Weiße Elster, links die ab Brettleben 76,7 km schiffbare und 189 km lange Unstrut auf. Aus dem Zusammenfluß der Werra, von deren 285 km Länge 57 ab Wanfried schiffbar sind, und der Fulda von 195 km ganzer und 100 km ab Mecklar schiffbarer Länge entsteht die noch 520 km lange Weser; dieselbe hat eine Pegelhöhe von 117,5 m bei Münden, 38,3 bei Minden und 1,88 bei Bremen, während die Flut bis 90 km oberhalb der Mündung reicht; ihr Flußgebiet mißt 47000 qkm. Von den Zuflüssen der rechten Seite ist die Aller 259 km lang und davon 11,3 ab Celle schiffbar, deren linker Nebenfluß, die Leine, 191 km lang und 100 ab Hannover schiffbar. In den Dollart mündet die 341,3 km lange und ab Greven 309 km lang schiffbare Ems, deren Gebiet einschließlich desjenigen der fries. Küste 13500 qkm mißt und deren Wasserspiegel bei Lingen 17, an der Hasemündung 9,8 m ch liegt. Ein besonderes Flußgebiet von 6000 qkm mt der Vechte zu, welche mit einem Rheinarme inigt in den niederländ. Zuydersee mündet. r mächtigste deutsche Strom hat im Deutschen che weder Quelle noch Mündung: von Konstanz auf 398 m Meereshöhe bildet der Rhein 105 km , worunter 22 schiffbar, die Grenze gegen die Schweiz, wendet sich dann, wiederum schiffbar, 331 km lang nördlich bis Mainz auf 81 m Höhe, 30,1 km westlich und nun teils in nördlicher, teils in nordwestl. Richtung 333 km bis zur niederländ. Grenze bei 10,5 m Spiegelhöhe; seine Breite beträgt bei Kehl 270, bei Mainz 522, bei Köln 369 und bei Emmerich 400 m, sein Stromgebiet innerhalb des Deutschen Reichs 185400 qkm. Von den Nebenflüssen auf der rechten Rheinseite sind der Neckar 358 km lang und ab Cannstatt 185,6 schiffbar, der Main 518 km lang und vom Zutritte der 165 km langen Regnitz ab 387,3 km weit schiffbar, die Lahn 235 km lang und ab Gießen 142 schiffbar, die Ruhr 235 km lang und 75 davon mittels Schleusen von Witten an schiffbar, die Lippe 237 km lang und über 226 schiffbar. Zuflüsse des Rheins auf der linken Seite sind die 188 km lange und ab Ladhof bei Colmar 104,6 km schiffbare Ill, und die Mosel, welche 320 km lang schiffbar dem Deutschen Reiche angehört, beim Eintritt in dasselbe 173, bei Konz 127 und bei Koblenz 58 m hoch liegt und rechts die Saar, links die Sauer aufnimmt; jene ist 215 km lang und 127 davon schiffbar, während die Sauer ab Wallendorf 43,6 km lang schiffbar ist. Zu dem mit dem Rheingebiete zusammenhängenden 29000 qkm großen Gebiete der Maas gehören etwa 4950 qkm deutschen Landes, aber nur ein längerer Fluß, die Roer.

Die zum Schwarzen Meere abfließenden Gewässer werden von der Donau gesammelt, deren oberer Lauf 570 km lang dem Deutschen Reiche angehört; in Ulm, wo sie nach 185 km Laufs schiffbar wird, liegt sie 465, bei Regensburg 328, an der Innmündung 288 m über dem amsterdamer Pegel; sie ist bei Ulm 78 und bei Passau 237 m breit; ihr Stromgebiet enthält 56109 qkm deutschen Landes. Von der linken Seite fließen ihr zu: die Altmühl von 195, die Naab von Kallmünz auf 22 km schiffbar, von 152 und der Regen von 165 km Länge; von der rechten: 165 km lang die ab Kempten flößbare Iller, der in Bayern 187 km lange und ab Schongau flößbare Lech, die in Bayern 330 km lange und von Tölz ab flößbare Isar und der schiffbar in Bayern eintretende und hier noch 280 km lange Inn mit der Salzach, welche auf 75 km schiffbar die Grenze gegen Österreich bildet.

Obgleich den deutschen Gewässern durch die winterlichen Einflüsse der Schiffsverkehr jährlich drei bis vier Monate entzogen wird, so sind doch die genannten Bahnen der sechs Hauptströme mit etwa 60 zum Teil schiffbaren Neben- und Küstenflüssen ein großes Hilfsmittel für die Erleichterung des Verkehrs, und zur Erhöhung dieses Vorteils sind auch wichtige Kanäle angelegt, wenn auch nicht in einer der Naturmöglichkeit entsprechenden Zahl. Am wertvollsten erscheint im N. der 57,8 km lange Finow- und Müllroserkanal, als zur Verbindung der Oder mit dem Elbegebiete angelegt; ferner zu Abkürzungen im Havelgebiete der 15,4 km lange Ruppiner- und 33 km lange Plauesche Kanal; zwischen Stecknitz und Trave der 186 km lange Stecknitzkanal; zwischen der Eider und Kieler Bucht der 172,7 km lange Eider- oder Schleswig-Holsteinsche Kanal und der Kanal von Bremervörde von der Oste zur Schwinge; im S. der 174 km lange Ludwigskanal, welcher mittels Regnitz und Altmühl den Main mit der Donau verbindet, der 134 km lange Rhein-Rhône- und der (preußischerseits) 107 km lange Rhein-Marne-Kanal. Zur

Verbindung von Rhein, Weser und Elbe sind Kanalisierungen projektiert. Auch an Seen ist Deutschland nicht arm; sie sind fast alle Flußseen und bilden zwei Hauptzonen. Die eine im N. ist die baltische Seezone, gebildet durch die dichte Seegruppierung auf der Scheitelfläche des pommerschen, mecklenb. und holstein. Plateau, am großartigsten repräsentiert durch die mecklenb., 136,6 qkm große Müritz. Die andere Seezone ist die alpinische, beim Austritt vieler Alpenflüsse aus dem Hochgebirge bezeichnet durch eine Reihe schön gelegener Hochseen, vom Bodensee an über den Ammer-, Würm- und Chiemsee bis zum Atter- und Traunsee. Da der Bodensee mit der Schweiz geteilt wird, so erscheint als echt deutscher See der Chiemsee oder das Bayrische Meer bei 85,3 qkm Flächeninhalt als größter im S. Auch zwischen diesen beiden Zonen trifft man hier und da Seen an. So im Brandenburgischen die Reihe der Havelseen, die Seen des Spreegebietes, in der Altmark der Arendsee, in Hannover der Dümmersee, im Schaumburg-Lippeschen das Steinhudermeer, im Mansfeldischen der Salzige und Süße See, auf der Eifel der Laacher See, kleine Seegruppen in Oberschlesien.

Ein Rückblick auf die Bewässerungsverhältnisse zeigt zwar nicht die Großartigkeit amerikanischer, aber auch nicht die teilweise Kargheit afrik. Natur. Die deutschen Fluren sind nicht ertränkt unter dem Überfließen verschwenderischer Wasserfülle, aber auch nicht verdorrt zu sterilen Flächen. Überall tritt das wässerige Element zum Nutzen menschlicher Civilisation auf, und mit ihren erfrischenden Adern zieht oceanische Natur bis in die Herzgegenden des Landes und leitet die Thatkraft seiner Bewohner nach allen Weltgegenden hin.

Klima. Durch seine natürlichen Grundlagen bezeichnet sich Deutschland als ein Land der glücklichen Mitte, und so verhält es sich auch in klimatischer Beziehung. Die Thermalverhältnisse zeigen eine merkwürdige Gleichförmigkeit, obwohl es natürlich an feinern Abschattierungen nicht fehlen kann, wie dies wenige Zahlenanführungen darthun. Für den mittlern Meridian Deutschlands ergibt sich die Mitteltemperatur des Jahres zu + 8,3°, des Winters zu —1,0°, des Sommers zu + 17,0° C. Die reichhaltigen meteorolog. Beobachtungen ergeben folgende interessante Resultate für die mittlern Jahrestemperaturen: ein westl. Meridianstrich (Rheinthal) 9,8°, ein mittlerer (Reichenhall bis Stralsund) 8,3° und ein östlicher (Ratibor bis Danzig) 8,4°; die nördl. Küstenzone (54° Br.) 8,3°; die mittlere Breitenzone (50° Br.) 9,3°; die südl. Plateauzone (48° Br.) 7,6°. Hiernach stellt sich ein Durchschnittswert für ganz Deutschland von 8,6° heraus, welcher sich von keinem der angeführten Daten weit entfernt. Eine höhere Wärme des Südens wird gemindert durch die absolut höhere Lage. Auch von W. nach O. findet eine Wärmeabnahme statt und wird durch den Einfluß oceanischer Nähe im W. und kontinentaler Anlagerung im O. und das bedeutende Übergewicht der West- und besonders Südwestwinde über Ost- und Nordwinde genügend erklärt, sodaß die Regenmenge im W. eine größere ist als im O. In die Eisregion ragen nur diejenigen Alpenhöhen, welche über 2500 m aufsteigen; die Schneekoppe liegt noch 500 m unter derselben. Die Vegetation erstirbt also nur an wenigen und alsdann an Stellen, die an und für sich schon unzugänglich sind. Deutschland ist entfernt von solchen Temperaturextremen, welche die Thätigkeit des Menschen vernichten oder auf ein Minimum beschränken; seine Natur zeigt nichts von den scharfen Gegensätzen der Tropenwelt, von der kärglichen Einförmigkeit der Polarsphäre. Die geringern Gegensätze des deutschen Klimas werden vermittelt durch milde Epochen des allmählichen Übergangs, durch die schönen Zeiten des Säens und des Erntens. Die deutschen Gaue prangen nicht in der üppigen Fülle paradiesischer Gefilde, verkümmern dagegen auch nicht unter der Macht verheerender Naturgewalten; aber sie kleiden sich in das Gewand eines ansprechenden bunten Wechsels und gewähren segensreichen Lohn, wenn seine Bewohner die Winke der Natur zu benutzen verstehen. Das sind die Grundzüge deutscher Natur, welche auf das Denken und Sein des deutschen Volks von so tief eingreifendem Einflusse sind.

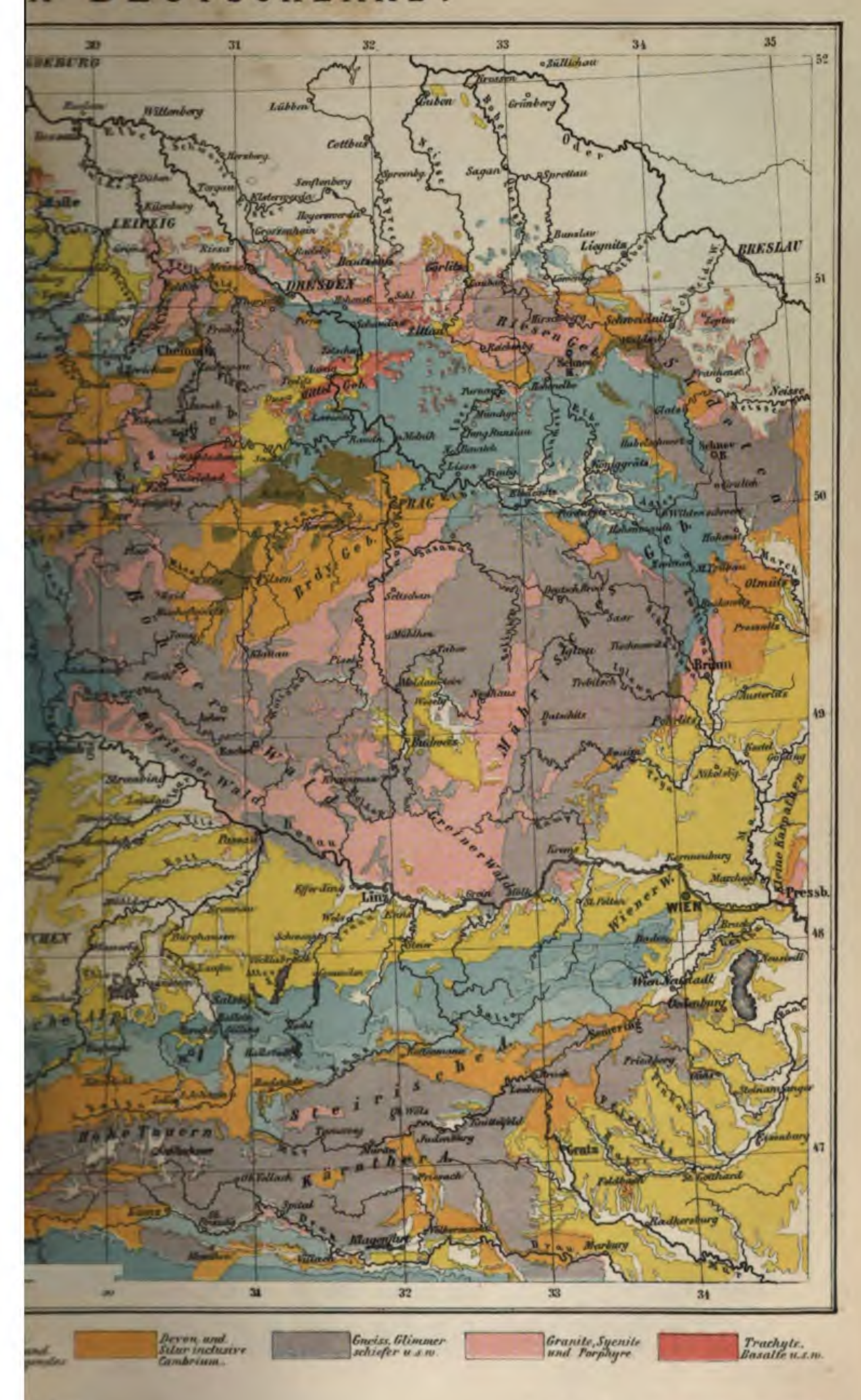
Bevölkerungsverhältnisse und Nationalcharakter. Die Zahl der Einwohner des Deutschen Reichs belief sich am 1. Dez. 1880 auf 45234061, wonach auf einem Quadratkilometer 83,7 Menschen leben, während im J. 1801 noch nicht volle 44, 1816 erst 48 und noch 1837 kaum 60 auf den Quadratkilometer kamen. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist jedoch eine sehr verschiedene: denn in der preuß. Rheinprovinz findet man 151, im Königreich Sachsen sogar 198,3 E. auf 1 qkm, in einzelnen Landschaften Schlesiens, Westfalens, Rheinhessens, Badens, Württembergs zwischen 168 und 221 Menschen, in vielen Strichen von Hannover, Oldenburg, Mecklenburg, Pommern aber nur 33—63 auf 1 qkm. Im allgemeinen stellt sich heraus, daß die lichteste Bevölkerung dem südl. Hochlands- und nördl. Tieflandsgürtel, die dichteste der mittlern Berg- und Hügellandszone angehört, und daß die Menschen sich am dichtesten zusammendrängen am Fuße und in den untern Thälern der Mittelgebirge oder in den fruchtbaren Thallandschaften altcivilisierter Landstriche. Von den Bewohnern des Deutschen Reichs sind deutschen Stammes: 39000000; slaw. Ursprungs: 2640000; Romanen und romanisierte: 220000; Dänen 180000; Litauer: 150000; Juden: 512000; mehrere tausend gemischter und fremder Nationalität, die zum großen Teil ihren Aufenthalt nur vorübergehend in Deutschland haben. Der slaw. Volksstamm ist nur dem Osten Deutschlands eigen, und zwar vertreten durch den poln. Volkszweig in Hinterpommern (Kassuben) und Schlesien, die Wenden in der preuß. und sächs. Lausitz. Roman. Stammes sind Franzosen in Elsaß-Lothringen und Wallonen im Kreise Malmedy der preuß. Rheinprovinz. Die jüd. Bevölkerung ist am stärksten in Hamburg, Elsaß-Lothringen, Hessen, Baden und Schlesien, am schwächsten in Württemberg, Mecklenburg, Sachsen und Thüringen. Der Religion nach gehören 62,50 Proz. der evang., 36 der röm.-kath. Kirche an. Daneben befinden sich, außer den Juden, etwa 90000 andern christl. Konfessionen Angehörige. In Süddeutschland leben doppelt soviel Katholiken als Protestanten, in Norddeutschland dagegen 2½ mal soviel Protestanten als Katholiken. Die auf 540521,8 qkm lebenden 45234061 E. (1. Dez. 1880) verteilen sich auf 5631803 Wohngebäude in 9652036 Haushaltungen, mithin kommen auf 1 Wohngebäude durchschnittlich 8 E., auf 1 Haushaltung 4,7 E. Von der am 1. Dez. 1880 ortsanwesenden Bevölkerung



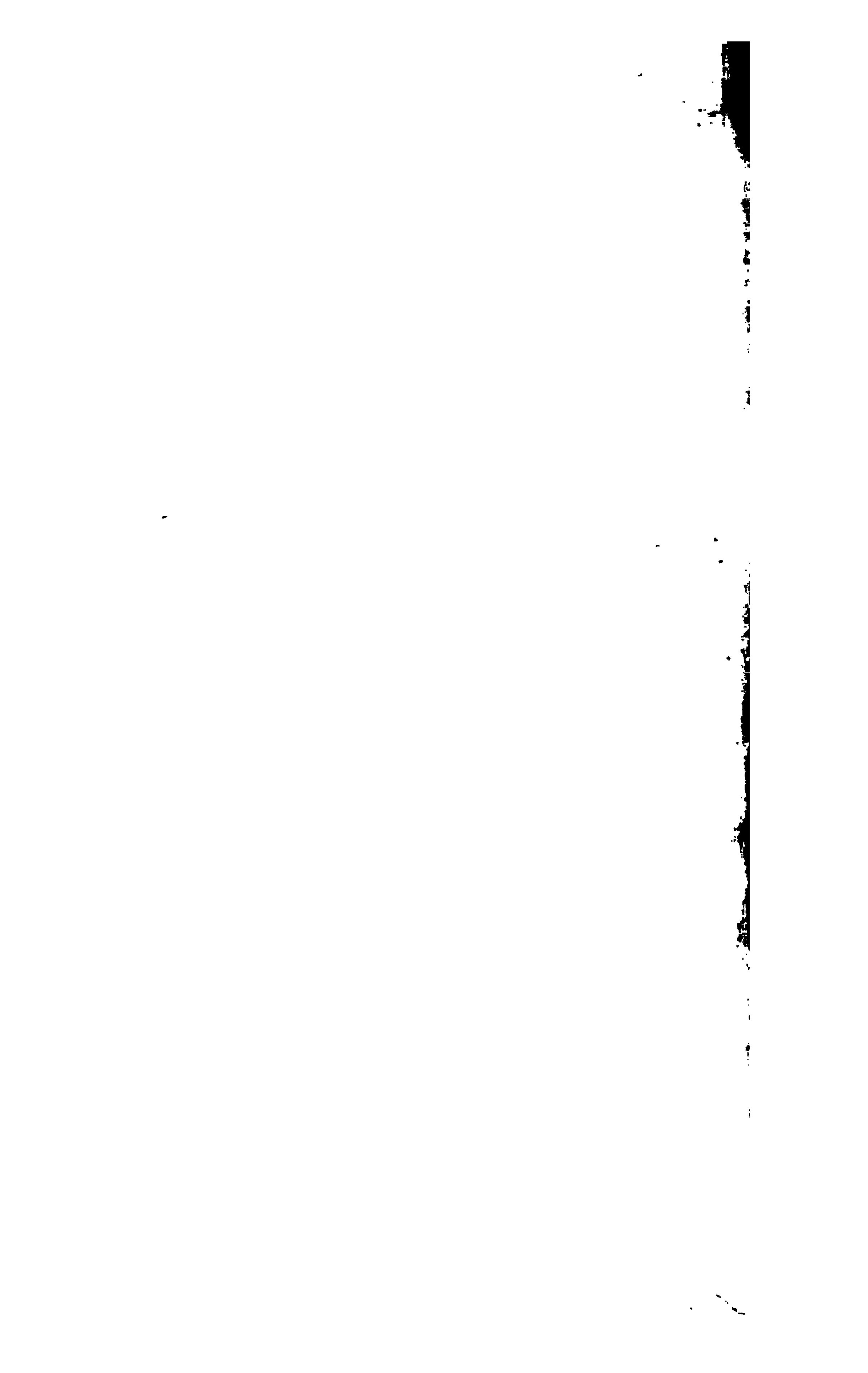
GEOLOGISCHE KART



N DEUTSCHLAND.



Zu Artikel: Deutschland und Deutsches Reich.



Nebenfluß, die 122 km lange Prosna, bildet auf einer großen Strecke die Grenze des Reichs; die Netze, ein Nebenfluß auf der rechten Seite, ist 228 km weit von Nakel ab schiffbar. Das Gebiet der Ostsee westlich vom Odergebiet ist 14977 qkm groß und in ihm sind zwei Küstenflüsse hervorzuheben: die Warnow, 160 km lang, von Bützow ab 45,2 km weit schiffbar bis zur Mündung in den Breitlingsee, und die in das Pöcknitzer Wyk mündende Trave von 100 km Länge.

Zu dem Nordseebecken gehören zunächst im N. rechts vom Elbegebiete 8424 qkm, woselbst die Eider eine Straße von 202,3 km Länge bildet. Die Elbe tritt schiffbar aus Böhmen bei Herrnskretschen in Sachsen ein, liegt hier 112, bei Magdeburg 41,8 und bei Harburg 0,93 m über dem Meeresspiegel, wird von der Flut noch bei Geesthacht auf 165 km von der Mündung erreicht und bei Hamburg um $1\frac{3}{4}$, bei der Roten Tonne um $3\frac{1}{2}$ m über den Ebbestand gehoben; innerhalb des Reichs bis Cuxhaven 760 km lang, mißt sie in der Breite bei Dresden 216, bei Torgau 316, bei Magdeburg 242, bei Wittenberge 503 m, bei Blankenese 4 und unterhalb Brunsbüttel 7,5 km; ihr Stromgebiet hat 144044, auf deutschem Gebiete 96305 qkm Fläche. Auf der rechten Seite empfängt sie die 209 km lange Schwarze Elster, die 361 km lange Havel, die durch den Plauersee fließende 199,6 km lange schiffbare Elde, die gleichfalls als Wasserstraße benutzte Delvenau und die 25 km weit schiffbare Stör, auf der linken Seite die 285 km lange Mulde, die Saale, die von Salzwedel auf 37,6 km schiffbare Jetze und die 79 km weit schiffbare Oste. Der bedeutendste Nebenfluß, die Havel, ist 361 km lang, an der mecklenb. Grenze 53,3, bei Potsdam 30 und an der Mündung 20,4 m hoch; rechts fließt ihr der 38,7 km weit schiffbare Rhin zu, links die Spree, welche 365 km lang, davon 180,7 km ab Leibsch schiffbar ist und im Schwielugsee 42,7, am Nullpunkt des berliner Unterbaums 30,8 m hoch liegt. Die Saale hat einen Lauf von 442 km, wovon 180 km ab Naumburg schiffbar sind, fällt von Jena mit 150 m Höhe bis Halle auf 77 und an der Mündung auf 50 m und nimmt rechts die 266 km lange Weiße Elster, links die ab Brettleben 76,7 km schiffbare und 189 km lange Unstrut auf. Aus dem Zusammenfluß der Werra, von deren 285 km Länge 57 ab Wanfried schiffbar sind, und der Fulda von 195 km ganzer und 100 km ab Mecklar schiffbarer Länge entsteht die noch 520 km lange Weser; dieselbe hat eine Pegelhöhe von 117,5 m bei Münden, 38,1 bei Minden und 1,88 bei Bremen, während die Flut bis 90 km oberhalb der Mündung reicht; ihr Flußgebiet mißt 47000 qkm. Von den Zuflüssen der rechten Seite ist die Aller 259 km lang und davon 11,3 ab Celle schiffbar, deren linker Nebenfluß, die Leine, 191 km lang und 100 ab Hannover schiffbar. In den Dollart mündet die 411,3 km lange und ab Greven 309 km lang schiffbare Ems, deren Gebiet einschließlich desjenigen der fries. Küste 13500 qkm mißt und deren Wasserspiegel bei Lingen 17, an der Hasemündung 9,8 m hoch liegt. Ein besonderes Flußgebiet von 6000 qkm kommt der Vechte zu, welche mit einem Rheinarme vereinigt in den niederländ. Zuydersee mündet. Der mächtigste deutsche Strom hat im Deutschen Reiche weder Quelle noch Mündung: von Konstanz auf 398 m Meereshöhe bildet der Rhein 105 km lang, worunter 22 schiffbar, die Grenze gegen die Schweiz, wendet sich dann, wiederum schiffbar, 331 km lang nördlich bis Mainz auf 81 m Höhe, 30,1 km westlich und nun teils in nördlicher, teils in nordwestl. Richtung 333 km bis zur niederländ. Grenze bei 10,5 m Spiegelhöhe; seine Breite beträgt bei Kehl 270, bei Mainz 522, bei Köln 369 und bei Emmerich 400 m, sein Stromgebiet innerhalb des Deutschen Reichs 185400 qkm. Von den Nebenflüssen auf der rechten Rheinseite sind der Neckar 358 km lang und ab Cannstatt 185,6 schiffbar, der Main 518 km lang und vom Zutritte der 165 km langen Regnitz ab 387,3 km weit schiffbar, die Lahn 235 km lang und ab Gießen 142 schiffbar, die Ruhr 235 km lang und 75 davon mittels Schleusen von Witten an schiffbar, die Lippe 237 km lang und über 226 schiffbar. Zuflüsse des Rheins auf der linken Seite sind die 188 km lange und ab Ladhof bei Colmar 104,6 km schiffbare Ill, und die Mosel, welche 320 km lang schiffbar dem Deutschen Reiche angehört, beim Eintritt in dasselbe 173, bei Konz 127 und bei Koblenz 58 m hoch liegt und rechts die Saar, links die Sauer aufnimmt; jene ist 215 km lang und 127 davon schiffbar, während die Sauer ab Wallendorf 43,6 km lang schiffbar ist. Zu dem mit dem Rheingebiete zusammenhängenden 29000 qkm großen Gebiete der Maas gehören etwa 4950 qkm deutschen Landes, aber nur ein längerer Fluß, die Roer.

Die zum Schwarzen Meere abfließenden Gewässer werden von der Donau gesammelt, deren oberer Lauf 570 km lang dem Deutschen Reiche angehört; in Ulm, wo sie nach 185 km Laufs schiffbar wird, liegt sie 465, bei Regensburg 328, an der Innmündung 288 m über dem amsterdamer Pegel; sie ist bei Ulm 78 und bei Passau 237 m breit; ihr Stromgebiet enthält 56109 qkm deutschen Landes. Von der linken Seite fließen ihr zu: die Altmühl von 195, die Naab von Kallmünz auf 22 km schiffbar, von 152 und der Regen von 165 km Länge; von der rechten: 165 km lang die ab Kempten flößbare Iller, der in Bayern 187 km lange und ab Schongau flößbare Lech, die in Bayern 330 km lange und von Tölz ab flößbare Isar und der schiffbar in Bayern eintretende und hier noch 280 km lange Inn mit der Salzach, welche auf 75 km schiffbar die Grenze gegen Österreich bildet.

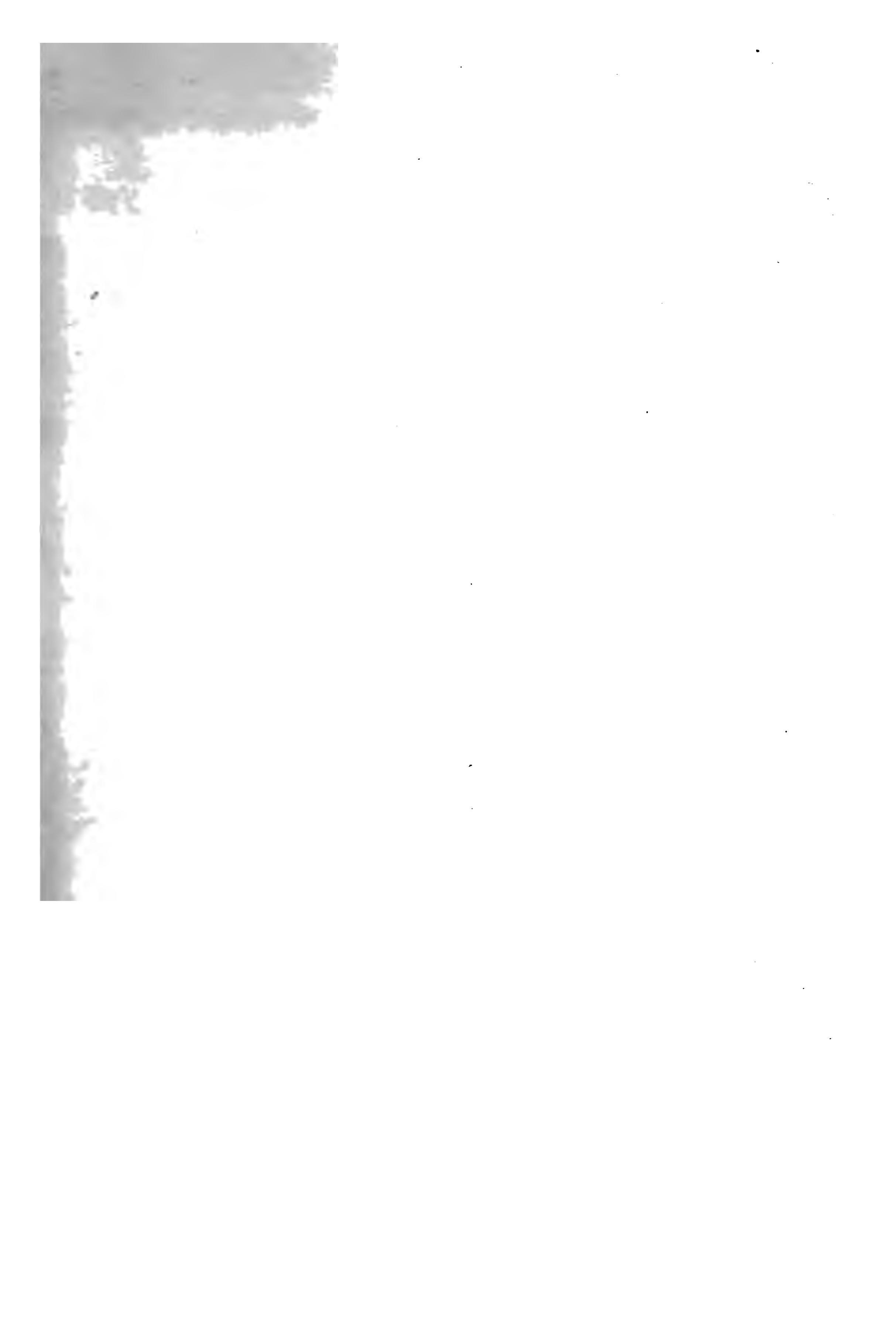
Obgleich den deutschen Gewässern durch die winterlichen Einflüsse der Schiffsverkehr jährlich drei bis vier Monate entzogen wird, so sind doch die genannten Bahnen der sechs Hauptströme mit etwa 60 zum Teil schiffbaren Neben- und Küstenflüssen ein großes Hilfsmittel für die Erleichterung des Verkehrs, und zur Erhöhung dieses Vorteils sind auch wichtige Kanäle angelegt, wenn auch nicht in einer der Naturmöglichkeit entsprechenden Zahl. Am wertvollsten erscheint im N. der 57,8 km lange Finow- und Müllroserkanal, als zur Verbindung der Oder mit dem Elbegebiete angelegt; ferner zu Abkürzungen im Havelgebiete der 15,4 km lange Ruppiner- und 33 km lange Plauesche Kanal; zwischen Stecknitz und Trave der 186 km lange Stecknitzkanal; zwischen der Eider und Kieler Bucht der 172,7 km lange Eider- oder Schleswig-Holsteinsche Kanal und der Kanal von Bremervörde von der Oste zur Schwinge; im S. der 174 km lange Ludwigskanal, welcher mittels Regnitz und Altmühl den Main mit der Donau verbindet, der 134 km lange Rhein-Rhône- und der (preußischerseits) 107 km lange Rhein-Marne-Kanal. Zur

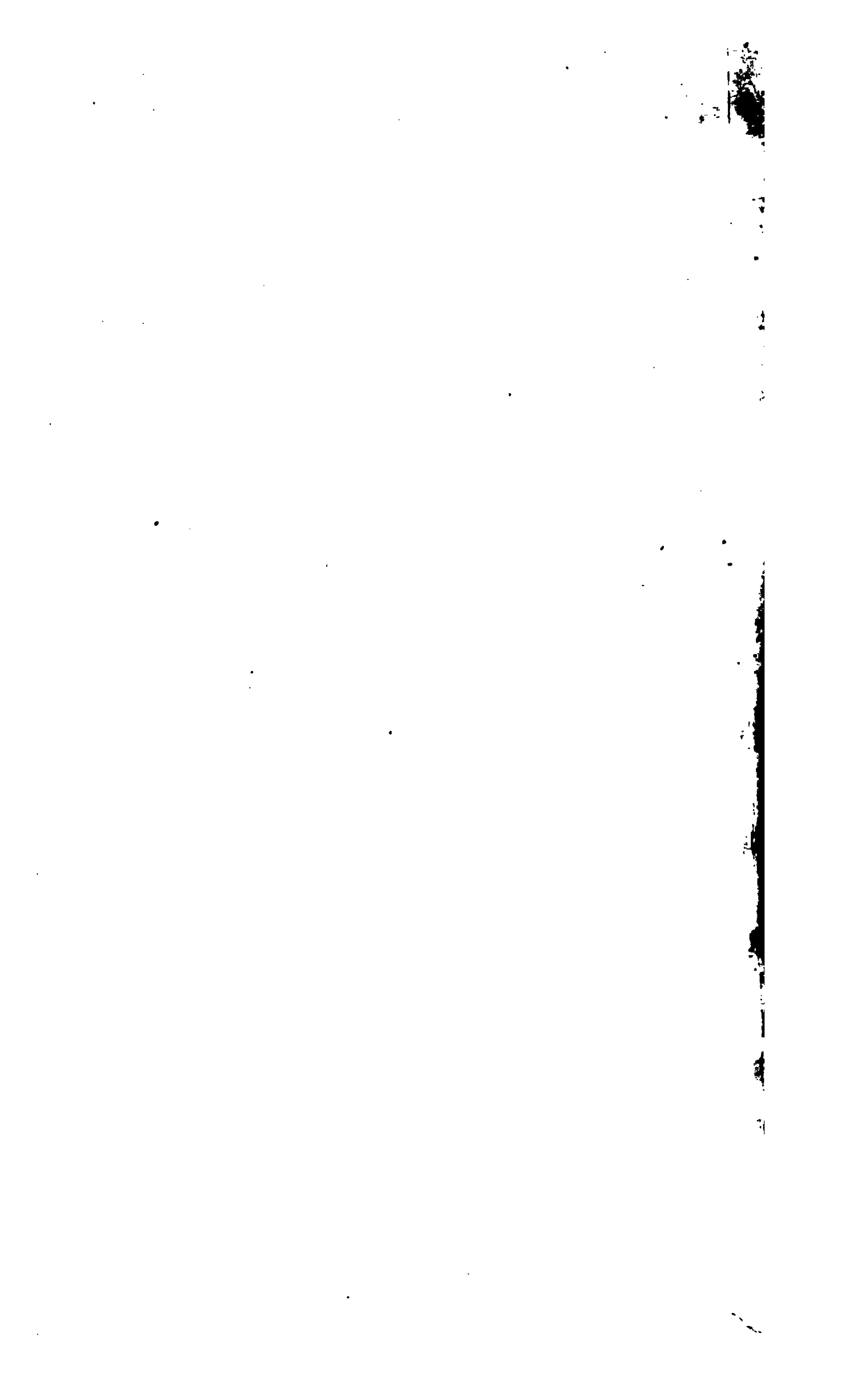
Verbindung von Rhein, Weser und Elbe sind Kanalisierungen projektiert. Auch an Seen ist Deutschland nicht arm; sie sind fast alle Flußseen und bilden zwei Hauptzonen. Die eine im N. ist die baltische Seezone, gebildet durch die dichte Seegruppierung auf der Scheitelfläche des pommerschen, mecklenb. und holstein. Plateau, am großartigsten repräsentiert durch die mecklenb., 136,6 qkm große Müritz. Die andere Seezone ist die alpinische, beim Austritt vieler Alpenflüsse aus dem Hochgebirge bezeichnet durch eine Reihe schön gelegener Hochseen, vom Bodensee an über den Ammer-, Würm- und Chiemsee bis zum Atter- und Traunsee. Da der Bodensee mit der Schweiz geteilt wird, so erscheint als echt deutscher See der Chiemsee oder das Bayrische Meer bei 85,3 qkm Flächeninhalt als größter im S. Auch zwischen diesen beiden Zonen trifft man hier und da Seen an. So im Brandenburgischen die Reihe der Havelseen, die Seen des Spreegebietes, in der Altmark der Arendsee, in Hannover der Dümmersee, im Schaumburg-Lippeschen das Steinhudermeer, im Mansfeldischen der Salzige und Süße See, auf der Eifel der Laacher See, kleine Seegruppen in Oberschlesien.

Ein Rückblick auf die Bewässerungsverhältnisse zeigt zwar nicht die Großartigkeit amerikanischer, aber auch nicht die teilweise Kargheit afrik. Natur. Die deutschen Fluren sind nicht ertränkt unter dem Überfließen verschwenderischer Wasserfülle, aber auch nicht verdorrt zu sterilen Flächen. Überall tritt das wässerige Element zum Nutzen menschlicher Civilisation auf, und mit ihren erfrischenden Adern zieht oceanische Natur bis in die Herzgegenden des Landes und leitet die Thatkraft seiner Bewohner nach allen Weltgegenden hin.

Klima. Durch seine natürlichen Grundlagen bezeichnet sich Deutschland als ein Land der glücklichen Mitte, und so verhält es sich auch in klimatischer Beziehung. Die Thermalverhältnisse zeigen eine merkwürdige Gleichförmigkeit, obwohl es natürlich an feinern Abschattierungen nicht fehlen kann, wie dies wenige Zahlenanführungen darthun. Für den mittlern Meridian Deutschlands ergibt sich die Mitteltemperatur des Jahres zu + 8,3°, des Winters zu —1,0°, des Sommers zu + 17,0° C. Die reichhaltigen meteorolog. Beobachtungen ergeben folgende interessante Resultate für die mittlern Jahrestemperaturen: ein westl. Meridianstrich (Rheinthal) 9,8°, ein mittlerer (Reichenhall bis Stralsund) 8,3° und ein östlicher (Ratibor bis Danzig) 8,4°; die nördl. Küstenzone (54° Br.) 8,3°; die mittlere Breitenzone (50° Br.) 9,3°; die südl. Plateauzone (48° Br.) 7,6°. Hiernach stellt sich ein Durchschnittswert für ganz Deutschland von 8,6° heraus, welcher sich von keinem der angeführten Daten weit entfernt. Eine höhere Wärme des Südens wird gemindert durch die absolut höhere Lage. Auch von W. nach O. findet eine Wärmeabnahme statt und wird durch den Einfluß oceanischer Nähe im W. und kontinentaler Anlagerung im O. und das bedeutende Übergewicht der West- und besonders Südwestwinde über Ost- und Nordwinde genügend erklärt, sodaß die Regenmenge im W. eine größere ist als im O. In die Eisregion ragen nur diejenigen Alpenhöhen, welche über 2500 m aufsteigen; die Schneekoppe liegt noch 500 m unter derselben. Die Vegetation erstirbt also nur an wenigen und alsdann an Stellen, die an und für sich schon unzugänglich sind. Deutschland ist entfernt von solchen Temperaturextremen, welche die Thätigkeit des Menschen vernichten oder auf ein Minimum beschränken; seine Natur zeigt nichts von den scharfen Gegensätzen der Tropenwelt, von der kärglichen Einförmigkeit der Polarsphäre. Die geringern Gegensätze des deutschen Klimas werden vermittelt durch milde Epochen des allmählichen Übergangs, durch die schönen Zeiten des Säens und des Erntens. Die deutschen Gaue prangen nicht in der üppigen Fülle paradiesischer Gefilde, verkümmern dagegen auch nicht unter der Macht verheerender Naturgewalten; aber sie kleiden sich in das Gewand eines ansprechenden bunten Wechsels und gewähren segensreichen Lohn, wenn seine Bewohner die Winke der Natur zu benutzen verstehen. Das sind die Grundzüge deutscher Natur, welche auf das Denken und Sein des deutschen Volks von so tief eingreifendem Einflusse sind.

Bevölkerungsverhältnisse und Nationalcharakter. Die Zahl der Einwohner des Deutschen Reichs belief sich am 1. Dez. 1880 auf 45234061, wonach auf einem Quadratkilometer 83,7 Menschen leben, während im J. 1801 noch nicht volle 44, 1816 erst 48 und noch 1837 kaum 60 auf den Quadratkilometer kamen. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist jedoch eine sehr verschiedene: denn in der preuß. Rheinprovinz findet man 151, im Königreich Sachsen sogar 198,3 E. auf 1 qkm, in einzelnen Landschaften Schlesiens, Westfalens, Rheinhessens, Badens, Württembergs zwischen 168 und 221 Menschen, in vielen Strichen von Hannover, Oldenburg, Mecklenburg, Pommern aber nur 33—63 auf 1 qkm. Im allgemeinen stellt sich heraus, daß die lichteste Bevölkerung dem südl. Hochlands- und nördl. Tieflandsgürtel, die dichteste der mittlern Berg- und Hügellandszone angehört, und daß die Menschen sich am dichtesten zusammendrängen am Fuße und in den untern Thälern der Mittelgebirge oder in den fruchtbaren Thallandschaften altcivilisierter Landstriche. Von den Bewohnern des Deutschen Reichs sind deutschen Stammes: 39000000; slaw. Ursprungs: 2640000; Romanen und romanisierte: 220000; Dänen 180000; Litauer: 150000; Juden: 512000; mehrere tausend gemischter und fremder Nationalität, die zum großen Teil ihren Aufenthalt nur vorübergehend in Deutschland haben. Der slaw. Volksstamm ist nur dem Osten Deutschlands eigen, und zwar vertreten durch den poln. Volkszweig in Hinterpommern (Kassuben) und Schlesien, die Wenden in der preuß. und sächs. Lausitz. Roman. Stammes sind Franzosen in Elsaß-Lothringen und Wallonen im Kreise Malmedy der preuß. Rheinprovinz. Die jüd. Bevölkerung ist am stärksten in Hamburg, Elsaß-Lothringen, Hessen, Baden und Schlesien, am schwächsten in Württemberg, Mecklenburg, Sachsen und Thüringen. Der Religion nach gehören 62,50 Proz. der evang., 36 der röm.-kath. Kirche an. Daneben befinden sich, außer den Juden, etwa 90000 andern christl. Konfessionen Angehörige. In Süddeutschland leben doppelt soviel Katholiken als Protestanten, in Norddeutschland dagegen 2½ mal soviel Protestanten als Katholiken. Die auf 540521,8 qkm lebenden 45234061 E. (1. Dez. 1880) verteilen sich auf 5631803 Wohngebäude in 9652036 Haushaltungen, mithin kommen auf 1 Wohngebäude durchschnittlich 8 E., auf 1 Haushaltung 4,7 E. Von der am 1. Dez. 1880 ortsanwesenden Bevölkerung





Nebenfluß, die 122 km lange Prosna, bildet auf einer großen Strecke die Grenze des Reichs; die Netze, ein Nebenfluß auf der rechten Seite, ist 228 km weit von Nakel ab schiffbar. Das Gebiet der Ostsee westlich vom Odergebiet ist 14977 qkm groß und in ihm sind zwei Küstenflüsse hervorzuheben: die Warnow, 160 km lang, von Bützow ab 45,2 km weit schiffbar bis zur Mündung in den Breitlingsee, und die in das Pöcknitzer Wyk mündende Trave von 100 km Länge.

Zu dem Nordseebecken gehören zunächst im N. rechts vom Elbegebiete 8424 qkm, woselbst die Eider eine Straße von 202,3 km Länge bildet. Die Elbe tritt schiffbar aus Böhmen bei Herrnskretschen in Sachsen ein, liegt hier 112, bei Magdeburg 41,8 und bei Harburg 0,03 m über dem Meeresspiegel, wird von der Flut noch bei Geesthacht auf 165 km von der Mündung erreicht und bei Hamburg um $1^3/_4$, bei der Roten Tonne um $3^1/_2$ m über den Ebbestand gehoben; innerhalb des Reichs bis Cuxhaven 760 km lang, mißt sie in der Breite bei Dresden 216, bei Torgau 316, bei Magdeburg 242, bei Wittenberge 503 m, bei Blankenese 4 und unterhalb Brunsbüttel 7,5 km; ihr Stromgebiet hat 144044, auf deutschem Gebiete 96305 qkm Fläche. Auf der rechten Seite empfängt sie die 209 km lange Schwarze Elster, die 361 km lange Havel, die durch den Plauersee fließende 199,6 km lange schiffbare Elde, die gleichfalls als Wasserstraße benutzte Delvenau und die 25 km weit schiffbare Stör, auf der linken Seite die 285 km lange Mulde, die Saale, die von Salzwedel auf 37,6 km schiffbare Jeetze und die 79 km weit schiffbare Oste. Der bedeutendste Nebenfluß, die Havel, ist 361 km lang, an der mecklenb. Grenze 53,3, bei Potsdam 30 und an der Mündung 20,4 m hoch; rechts fließt ihr der 58,7 km weit schiffbare Rhin zu, links die Spree, welche 365 km lang, davon 180,7 km ab Leibsch schiffbar ist und im Schwielugsee 42,7, am Nullpunkt des berliner Unterbaums 30,8 m hoch liegt. Die Saale hat einen Lauf von 442 km, wovon 180 km ab Naumburg schiffbar sind, fällt von Jena mit 150 m Höhe bis Halle auf 77 und an der Mündung auf 50 m und nimmt rechts die 266 km lange Weiße Elster, links die ab Brettleben 76,7 km schiffbare und 189 km lange Unstrut auf. Aus dem Zusammenfluß der Werra, von deren 285 km Länge 57 ab Wanfried schiffbar sind, und der Fulda von 196 km ganzer und 100 km ab Mecklar schiffbarer Länge entsteht die noch 520 km lange Weser; dieselbe hat eine Pegelhöhe von 117,5 m bei Münden, 38,2 bei Minden und 1,88 bei Bremen, während die Flut bis 90 km oberhalb der Mündung reicht; ihr Flußgebiet mißt 47000 qkm. Von den Zuflüssen der rechten Seite ist die Aller 259 km lang und davon 11,3 ab Celle schiffbar, deren linker Nebenfluß, die Leine, 191 km lang und 100 ab Hannover schiffbar. In den Dollart mündet die 41[illegible],3 km lange und ab Greven 309 km lang schiffbare Ems, deren Gebiet einschließlich desjenigen der [illegible] Küste 13500 qkm mißt und deren Wasser[spie]gel bei Lingen 17, an der Hasemündung 9,8 m [hoch] liegt. Ein besonderes Flußgebiet von 6000 qkm [komm]t der Vechte zu, welche mit einem Rheinarme [verei]nigt in den niederländ. Zuydersee mündet. [De]r mächtigste deutsche Strom hat im Deutschen [Re]iche weder Quelle noch Mündung: von Konstanz auf 398 m Meereshöhe bildet der Rhein 105 km [lang], worunter 22 schiffbar, die Grenze gegen die Schweiz, wendet sich dann, wiederum schiffbar, 331 km lang nördlich bis Mainz auf 81 m Höhe, 30,1 km westlich und nun teils in nördlicher, teils in nordwestl. Richtung 333 km bis zur niederländ. Grenze bei 10,5 m Spiegelhöhe; seine Breite beträgt bei Kehl 270, bei Mainz 522, bei Köln 369 und bei Emmerich 400 m, sein Stromgebiet innerhalb des Deutschen Reichs 185400 qkm. Von den Nebenflüssen auf der rechten Rheinseite sind der Neckar 358 km lang und ab Cannstatt 185,6 schiffbar, der Main 518 km lang und vom Zutritte der 165 km langen Regnitz ab 387,8 km weit schiffbar, die Lahn 235 km lang und ab Gießen 142 schiffbar, die Ruhr 235 km lang und 75 davon mittels Schleusen von Witten an schiffbar, die Lippe 237 km lang und über 226 schiffbar. Zuflüsse des Rheins auf der linken Seite sind die 188 km lange und ab Ladhof bei Colmar 104,6 km schiffbare Ill, und die Mosel, welche 320 km lang schiffbar dem Deutschen Reiche angehört, beim Eintritt in dasselbe 173, bei Konz 127 und bei Koblenz 58 m hoch liegt und rechts die Saar, links die Sauer aufnimmt; jene ist 215 km lang und 127 davon schiffbar, während die Sauer ab Wallendorf 43,6 km lang schiffbar ist. Zu dem mit dem Rheingebiete zusammenhängenden 29000 qkm großen Gebiete der Maas gehören etwa 4950 qkm deutschen Landes, aber nur ein längerer Fluß, die Roer.

Die zum Schwarzen Meere abfließenden Gewässer werden von der Donau gesammelt, deren oberer Lauf 570 km lang dem Deutschen Reiche angehört; in Ulm, wo sie nach 185 km Laufs schiffbar wird, liegt sie 465, bei Regensburg 328, an der Innmündung 288 m über dem amsterdamer Pegel; sie ist bei Ulm 78 und bei Passau 237 m breit; ihr Stromgebiet enthält 56109 qkm deutschen Landes. Von der linken Seite fließen ihr zu: die Altmühl von 195, die Naab von Kallmünz auf 22 km schiffbar, von 152 und der Regen von 165 km Länge; von der rechten: 165 km lang die ab Kempten flößbare Iller, der in Bayern 187 km lange und ab Schongau flößbare Lech, die in Bayern 330 km lange und von Tölz ab flößbare Isar und der schiffbar in Bayern eintretende und hier noch 280 km lange Inn mit der Salzach, welche auf 75 km schiffbar die Grenze gegen Österreich bildet.

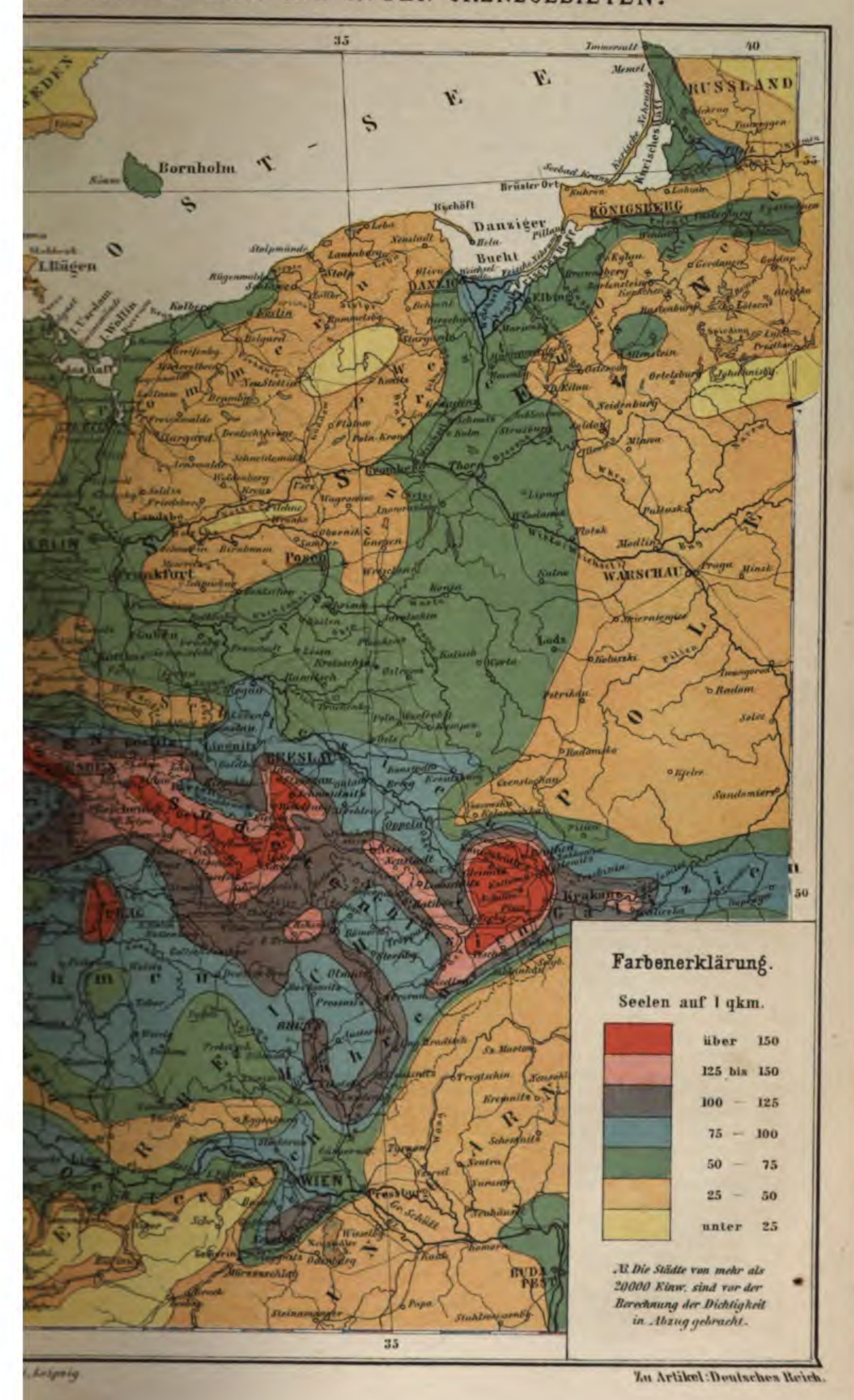
Obgleich den deutschen Gewässern durch die winterlichen Einflüsse der Schiffsverkehr jährlich drei bis vier Monate entzogen wird, so sind doch die genannten Bahnen der sechs Hauptströme mit etwa 60 zum Teil schiffbaren Neben- und Küstenflüssen ein großes Hilfsmittel für die Erleichterung des Verkehrs, und zur Erhöhung dieses Vorteils sind auch wichtige Kanäle angelegt, wenn auch nicht in einer der Naturmöglichkeit entsprechenden Zahl. Am wertvollsten erscheint im N. der 57,8 km lange Finow- und Müllroserkanal, als zur Verbindung der Oder mit dem Elbegebiete angelegt; ferner zu Abkürzungen im Havelgebiete der 15,4 km lange Ruppiner- und 33 km lange Plauesche Kanal; zwischen Stecknitz und Trave der 186 km lange Stecknitzkanal; zwischen der Eider und Kieler Bucht der 172,7 km lange Eider- oder Schleswig-Holsteinsche Kanal und der Kanal von Bremervörde von der Oste zur Schwinge; im S. der 174 km lange Ludwigskanal, welcher mittels Regnitz und Altmühl den Main mit der Donau verbindet, der 134 km lange Rhein-Rhône- und der (preußischerseits) 107 km lange Rhein-Marne-Kanal. Zur



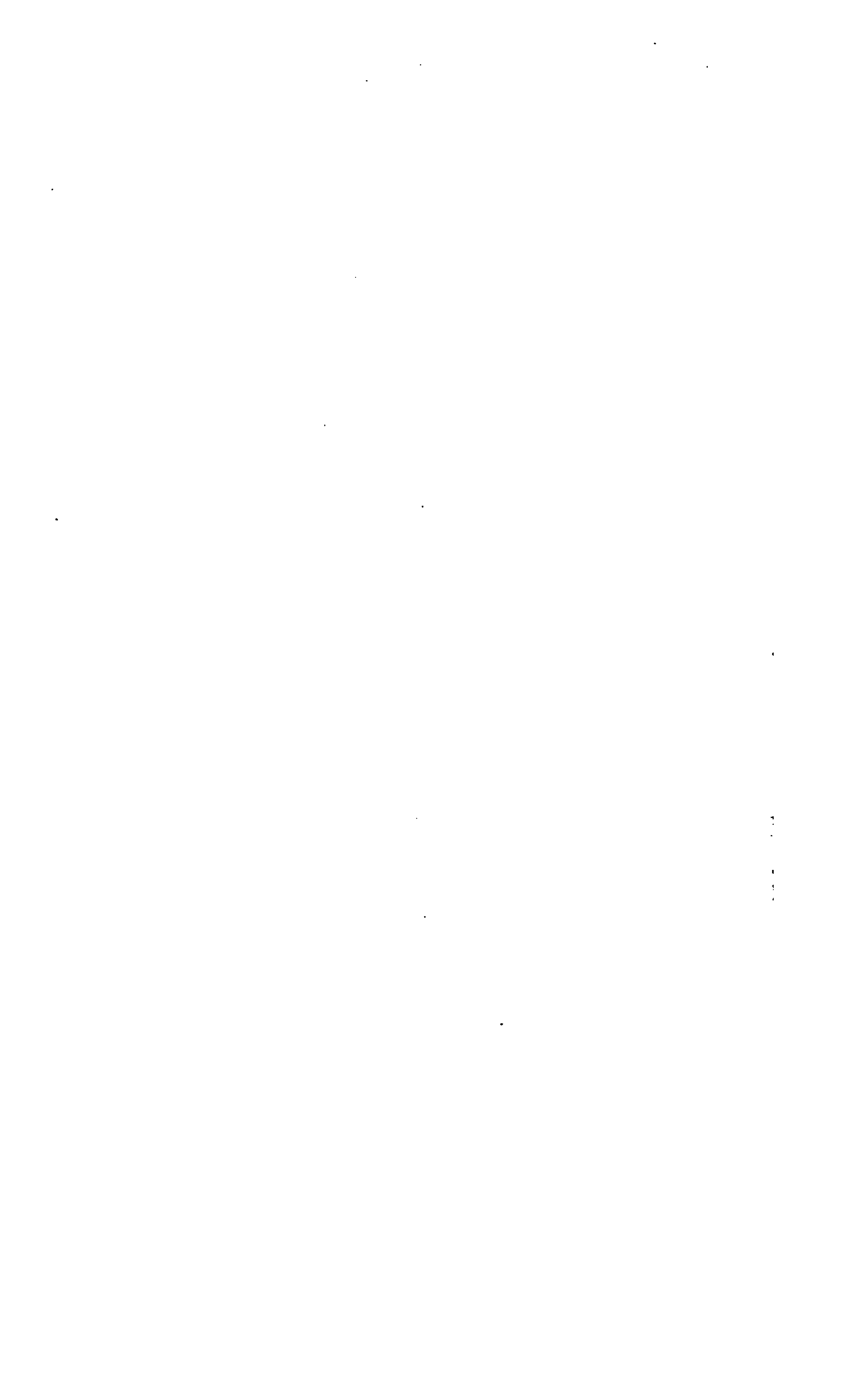
BEVÖLKERUNGSDICHTIGKEIT IM DEUTSCHEN REICH



ÄHLUNG VON 1880) UND IN DEN GRENZGEBIETEN.



Zu Artikel: Deutsches Reich.



waren 275856 Reichsausländer. Was die **Verteilung der Bevölkerung nach Größenklassen der Wohnorte** anbetrifft, so zählte man 1880: 116 Orte von 20000 E. und darüber mit einer Bevölkerung von 7300229 E., 641 Orte von 5000—19999 E. mit 5671325 Seelen, 1950 Orte von 2000—4999 E. mit 5,748976 Seelen; die übrigen 26513531 Seelen verteilen sich auf Ortschaften von weniger als 2000 E., sonach kommen von 100 E. überhaupt auf Orte von 2000 E. und darüber 41,4, auf solche von weniger als 2000 E. 58,6 E. (Hierzu eine Karte: Deutsches Reich. Bevölkerungsdichtigkeit.)

Im J. 1880 fanden im gesamten Umfang des Deutschen Reichs 337342 **Eheschließungen** statt. Die Zahl der **Geborenen** (einschließlich der Totgeborenen) betrug 1764096, die der **Gestorbenen** (einschließlich der Totgeborenen) 1241126; es wurden also mehr geboren als starben: 522970 Individuen. Von der mittlern Bevölkerung des Deutschen Reichs im J. 1880, 45092882, kommen mithin auf 1000 Seelen der mittlern Bevölkerung 7,48 Eheschließungen, 39,12 Geborene, 27,52 Verstorbene, also wurden auf 1000 E. 11,60 mehr geboren als starben. Von den im J. 1880 Geborenen waren 908579 Knaben und 855511 Mädchen, 67921 waren Totgeborene, 158709 Außereheliche; sonach kamen auf 100 Mädchen 106,2 Knaben, auf 100 Geburten 9 uneheliche und 3,85 Totgeburten. Von den 1241126 Verstorbenen des J. 1880 waren 647787 männliche und 593333 weibliche; auf 100 weibliche Verstorbene kamen also 109,2 männliche.

Im J. 1880 wurden im Deutschen Reiche durch **Naturalisation** nach §. 8 des Gesetzes vom 1. Juni 1870 aufgenommen 2821 männliche, 2055 weibliche, überhaupt 4876 Personen, und zwar 963 Familien mit 3870 Personen und 1006 einzelne Personen, aufgenommen aus andern deutschen Staaten nach §. 7 desselben Gesetzes 6619 männliche, 5469 weibliche, überhaupt 12088 Personen, und zwar 2858 Familien mit 10898 Personen und 1190 einzelne Personen; entlassen nach §. 15 des Gesetzes vom 1. Juni 1870 28780 Personen (19951 männliche, 8829 weibliche), nämlich 3680 Familien mit 17130 Personen und 11650 einzelne Personen. Die Zahl der 1880 von Bremen, Hamburg, Stettin und Antwerpen aus nach überseeischen Ländern beförderten deutschen **Auswanderer** betrug 106190 (63778 männliche, 42412 weibliche), davon gingen nach den Vereinigten Staaten von Amerika 103115, nach Brasilien 2119, nach andern Staaten Amerikas 761, nach andern Weltteilen 195. Außerdem sind in demselben Jahre 10757 Personen als von Havre direkt befördert nachgewiesen worden.

Man hat es mehrfach unternommen, den **Nationalcharakter** des deutschen Volks mit wenig Worten zu bezeichnen. Man hat deutsche Tugenden aufgezählt und dabei Treue, Redlichkeit des Sinns, Tiefe des Gemüts, Würde im Haus- und Familienleben, religiöses Vertrauen, Gründlichkeit im geistigen Forschen, Beharrlichkeit in den Unternehmungen u. s. w. an die Spitze gestellt, aber auch beklagt, daß vor der überwiegenden Neigung zu einem innerlichen Leben es dem Deutschen fehle an dem raschen Handeln des Italieners, der Liebenswürdigkeit des Franzosen und der berechnenden Politik des Engländers. Ebenso hat man in der Toleranz wie in der Aufmerksamkeit des Deutschen für alles Fremde Mangel an Nationalsinn finden wollen. Solche Urteile sind im ganzen nur einseitige, oft sehr engherzige Aussprüche. Die sichersten Dokumente zur Beurteilung des Nationalcharakters baut sich ein Volk selbst in seiner Geschichte und seinen Werken auf. Die deutsche Geschichte ist reich genug, um die Kraft des deutschen Volks aus ihr lesen zu können; die Schöpfungen deutschen Geistes und deutscher Thatkraft liegen offen zur Schau, um den Bildungsstand der Nation in allen Stufen der Kultur, der physischen, technischen und geistigen, beurteilen zu können.

Physische Kultur. In der Förderung und ersten Pflege der rohen Naturprodukte steht die Landwirtschaft obenan; beinahe zwei Drittel der deutschen Bevölkerung widmen sich ihr, je nach den Naturlokalitäten mit mehr oder minderm Erfolg. Den reichsten Ertrag bieten die Tieflandschaften der Provinz Preußen, die Vorlandschaften der Alpen in Bayern, der Fuß der großen Gebirgsdiagonale von der obern Oder bis zur Maas, die fetten Marschen der Nordsee, der unmittelbare Küstenstrich der Ostsee, die breiten Flußbahnen und anmutigen Thäler des sanftern Mittelgebirges. Im gesamten Deutschen Reiche mit alleinigem Ausschluß vom Fürstentum Lippe, wo keine Aufnahme stattfand, nahmen im J. 1878 ein: Ackerland, Gartenland und Weinberge 26133516 ha, Wiesen und Weiden 10510411 ha, Forstland 13838856 ha, Haus- und Hofräume, Wege, Ödland, Unland und Gewässer 3394109 ha. Von je 100 ha der Gesamtfläche des Deutschen Reiches (exklusive Lippe) kamen daher auf Acker, Garten und Weinberge 48,5, von Wiesen und Weiden 19,5, von Forstland 25,7, von Haus- und Hofräumen, Wegen, Ödland, Unland und Gewässer 6,3. Was die Ernteflächen der wichtigsten Nährfrüchte für Menschen und Vieh anbelangt, so betrug im J. 1880 die Erntefläche von Roggen 5920668 ha, von Weizen 1815230 ha, von Spelz 386417 ha, von Gerste 1623999 ha, von Kartoffeln 2762934 ha, von Hafer 3743252 ha, von Wiesenheu 5910040 ha. Der Ernteertrag der wichtigsten Nährfrüchte für Menschen und Vieh verteilte sich 1880 in folgender Weise. Es betrug die gesamte Erntemenge in Tonnen (zu 1000 kg): von Roggen 4952525, Weizen 2345278, Spelz 489340, Gerste 2145617, Hafer 4228128, Kartoffeln 19466242, Wiesenheu 19563388; mithin wurden 1880 vom Hektar durchschnittlich geerntet: Roggen 0,84 t, Weizen 1,29 t, Spelz 1,27 t, Gerste 1,32 t, Kartoffeln 7,05 t, Hafer 1,13 t, Wiesenheu 3,31 t. Mais wird nur im Süden Deutschlands im großen kultiviert; Weizen, Roggen, Gerste und Hafer überall; im Süden besonders neben dem Weizen auch Spelz; im Norden häufig der Buchweizen; die Kartoffel in ganz Deutschland und am vielfältigsten im norddeutschen Tieflande; ebenso die verschiedenen Hülsenfrüchte; Ölgewächse (Raps, Mohn, Anis, Kümmel) vorzüglich in den fetten mittlern und nordwestl. Gegenden; Flachs und Hanf am meisten im Revier der Mittelgebirgszone; Färbepflanzen (Krapp, Safran, Waid) mehr in Süd- als Norddeutschland; Tabak am Oberrhein, im Werrathal, Oderthal, der Ukermark u. s. w. (im Erntejahr 1880/81 gewannen im ganzen Zollgebiet 220994 Tabakpflanzer von 24259 ha 51947 t getrockneter Tabaksblätter, also durchschnittlich per Hektar 2,14 t. Der Brutto-Geldertrag der Tabakernte betrug 36827000 Mark, mithin im Durchschnitt per Hektar 1518 Mark);

Hopfen am besten in Bayern und Braunschweig; Cichorien am häufigsten in Mitteldeutschland zwischen Elbe und Weser; Runkelrüben im preuß. Elb- und Saalegebiete, bei Darmstadt und München. Der Anbau von Gartengewächsen ist am ausgezeichnetsten in Schwaben, Franken und Thüringen, die Obstkultur ausgebreitet in Mittel- und Süddeutschland und am einträglichsten in Sachsen und Franken. Der Weinbau wird betrieben bis zu einer nördl. Grenzlinie von Trier das Moselthal entlang, nordwärts bis Köln, dann südlich gebeugt zum Mainthale, nördlich springend zur untern Saale, selbst vorgeschoben bis nach Potsdam und dann südlich geneigt nach Niederschlesien, und mit seinem Produkt im größten Rufe stehend am Rhein, an der Mosel, in Schwaben und Franken. Der Walnußbaum ist über ganz Deutschland verbreitet, jedoch am meisten im Westen; echte Kastanie und Mandel sucht die wärmsten Gegenden auf und, nächst der Pfirsiche und Aprikose, vorzugsweise das geschützte Oberrheinthal u. s. w. Mit der Ausdehnung des Ackerbaues sind die Wälder Deutschlands immer mehr gelichtet worden. Dennoch bedecken sie durchschnittlich noch den vierten Teil der Bodenfläche, und zwar im nördl. Tieflande desto ausgedehnter, je weiter ab vom rechten Elbeufer. Die nordwestl. Ebenen sind waldleer und gleichen den Holzmangel nur durch ihre reichen Torflager aus. Ferner finden sich umfangreiche Wälder auf den Berg- und Hügellandschaften Mitteldeutschlands, sparsamer aber auf den Plateauflächen, endlich wieder reichhaltig in den Alpen. Während der Boden der deutschen Wälder bedeckt ist von den verschiedensten Beeren und Futterpflanzen, treten auf als charakteristische Baumarten derselben in den Gegenden der Ostseeküste besonders Eichen und Buchen, im norddeutschen eigentlichen Tieflande namentlich Kiefern, aber auch vielverbreitet Birken und Erlen, und in den Gebirgslandschaften Kiefer, Fichte und Tanne, viel gemischt mit Eiche und Buche; je weiter südlich, um so häufiger die Lärche, an den mildern Terrassen des Schwarz- und Odenwaldes, Taunus und Spessart bereits die Kastanie. Die Forstkultur ist ausgezeichnet; dieselbe verdankt Deutschland ihre erste wissenschaftliche Bearbeitung, gleichzeitig aber auch ihre praktische Anwendung.

In enger Beziehung mit dem erfolgreichen Betriebe des Ackerbaues, in mehrern Gegenden (an der fries. Küste, in höhern Gebirgs-, zumal Alpenlandschaften u. s. w.) aber auch selbständig gepflegt, steht die Viehzucht als ein wahrer Nationalreichtum Deutschlands da und wird in einzelnen Zweigen von keinem andern Lande übertroffen. Am ausgezeichnetsten ist die Zucht der Pferde in der Provinz Preußen, im Mecklenburgischen, Holsteinischen und Hannoverschen; die des Rindviehs in den fetten Marschländern der Nordsee, im Vogtlande und Franken und in den Alpenlandschaften. Die Schafzucht ist am ausgebildetsten und liefert die vortrefflichste Wolle in Sachsen, demnächst Schlesien und Brandenburg, während die Heidschnucken Lüneburgs viel, aber harte Wolle geben. Die Schweinezucht steht im höchsten Rufe in Westfalen, demnächst in einzelnen Gegenden Mecklenburgs, Pommerns, auch Bayerns und in der preuß. Provinz Sachsen (Nordhausen). Ziegen in größerer Anzahl werden gepflegt in den Alpengegenden und einigen Bergländern, Maultiere und Esel im allgemeinen wenig, und alsdann mehr im Süden wie im Norden. Am 10. Jan. 1873 wurden im Deutschen Reiche gezählt: 3352231 Pferde, 15776702 Stück Rindvieh, 24999406 Schafe, 7124088 Schweine und 2320002 Ziegen, mithin kamen damals auf je 100 E. 8,2 Pferde, 38,4 Stück Rindvieh, 60,9 Schafe, 17,4 Schweine und 5,7 Stück Ziegenvieh. Der Federviehzucht widmet der deutsche Landmann mehr Aufmerksamkeit, und berühmt ist die pommersche Spickgans im Norden wie der welsche Hahn und Kapaun im Süden Deutschlands. Die Pflege der Seidenraupe geschieht spärlich; die Bienenzucht ist nur noch in den nordwestl. Heidestrecken von Bedeutung. Unter den wilden Säugetieren findet sich der Bär nur in den Alpen, der Wolf ebendaselbst und als Überläufer von den Ardennen auf dem westniederrhein. Schiefergebirge; beide sind Gegenstand hartnäckiger Verfolgung. Die in Deutschland auch oft als beiläufige Liebhaberei betriebene Jagd hat zum Ziele überall Rehe, Hirsche, Hasen, wilde Kaninchen, wilde Schweine und Füchse, Gemsen in den Alpen, sehr selten den dortigen Steinbock, den Luchs noch in einzelnen Sudetenteilen, während man dem Marder, Wiesel, Dachs und der Fischotter fast überall, dem Hamster aber besonders nur in den thüringer und Harzgegenden nachstellen kann. Die Ufer der vielen Seen und Flüsse, die Wälder und bebauten Felder sind Wohnsitze verschiedener Vogelarten. Lämmergeier und Steinadler kommen nur in den höhern Alpen vor; Rebhühner, Schnepfen, Drosseln, Wachteln, Lerchen finden sich überall; Trappen, Störche, wilde Gänse und Enten lieben vorzugsweise die nördl. Ebenen. Eine große Vogelschar verläßt im Winter Deutschland und zieht nach dem wärmern Süden. An froschartigen Amphibien und an Schlangen ist Deutschland arm, sowohl in Art wie Zahl; aber einen großen Gewinn bieten (der Quantität nach) die zahlreichen Fische der deutschen Gewässer dar und besonders die der nordischen Meere, Seen und Flüsse. Der Heringsfang beschäftigt viele Hände an der Nord- und Ostsee; weit versendet wird der hamburger Schellfisch, die bremer und lüneburger Bricke. Bekannt ist der Stör und Wels der Elbe, der Lachs des Rheins, der Weser und Elbe, der Aal Pommerns und der Spree; Salme, Hechte und Karpfen fast überall; die Forelle der Gebirgsflüsse und Bäche, selbst die Muräne einiger pommerscher Seen u. s. w. Austern liefert Schleswig; Perlenmuscheln finden sich in mehrern deutschen Flüssen.

Der Bergbau ist von alters her in Deutschland mit Vorliebe und Sorgfalt betrieben worden; er beschäftigt eine Menge Menschen und bietet der Industrie unberechenbare Hebel. Gold wird nur in geringer Menge (1880: 463 kg = 1292000 Mark), Silber vielleicht mehr als in irgend einem andern Lande Europas gewonnen (186000 kg = 28608000 Mark), namentlich im sächs. Erzgebirge (44600 kg = 6890000 Mark), Oberschlesien (Tarnowitz, (9700 kg = 1501000 Mark), im Mansfeldischen (51600 kg = 7949000 Mark); Zinn, nächst England das beste und meiste in Europa, namentlich in Sachsen am Erzgebirge (154 Ctr.). An Blei ist Überfluß (89,9 Mill. kg = 26513000 Mark), vorzüglich in der Provinz Rheinland (43,8 Mill. kg = 12931000 Mark), in Oberschlesien (14,1 Mill. kg = 4144000 Mark), Hessen-Nassau (10,3 Mill. kg = 3069000 Mark) und Sachsen (6,5 Mill. kg = 2003000 Mark). Kupfer ist vielfach verbreitet



INDUSTRIEKARTE DE



EUTSCHEN REICHS.



Zu Artikel: Deutschland und Deutsches Reich.



1000 Mark) und wird am
ansfeldischen (9,8 Mill. kg
s. w. Am ausgedehntesten
isens (2468,3 Mill. kg =
nders ausgezeichnet in West-
39138000 Mark) und der
7,9 Mill. kg = 59932000
,4 Mill. kg = 19315000
(292,7 Mill. kg = 12368000
nd Zink (99,7 Mill. kg =
erschlesien (65,4 Mill. kg =
heinland (23,1 Mill. kg =
ickel Preußen (102804 kg
nigreich Sachsen (42212 kg
Kobalt Sachsen (Schnee-
ndgrube. Der mit jedem
wertvollere Steinkohlen-
g = 245665000 Mark, ist
der preuß. Rheinprovinz
638000 Mark), in West-
= 67816000 Mark) und
Mill. kg = 57187000
lich in Sachsen (Zwickau,
2,8 Mill. kg = 25407000
144,5 Mill. kg = 36710000
Sachsen (7436,6 Mill. kg
Von Edelsteinen hat nur
eine geringe Auswahl auf-
eichtum Deutschlands ist
72,3 Mill. kg = 1805000
aufgeschlossen in Württem-
37000 Mark), den preuß.
hönebeck, Staßfurt, Halle,
24,3 Mill. kg = 613000
Mill. kg = 335000 Mark),
= 86000 Mark) u. s. w.;
(665,9 Mill. kg = 6783000
Sachsen (400,5 Mill. kg =
Anhalt (265,4 Mill. kg =
An Steinarten, Braun-
Mineralquellen ist Deutsch-

Bezüglich der technischen
Volk auf einer seiner Civi-
Stufe. Dieselbe hat sich
t und, trotz mancher und
se, den Produkten deutschen
Märkten der Welt Zugang
Abgesehen von den In-
meistens mit der Landwirt-
wie Brennereien (26801),
lbereitung, Rübenzuckerfa-
wovon 251 preußische, lie-
415000 kg Rohzucker und
sse; 79 Zuckerraffinerien
ler und 2865120 Ctr. Rü-
brikation (220994 Tabaks-
259 ha Land 51947000 kg,
e gewogen; dazu eine Ein-
; Ausfuhr 1272000 kg),
hen Ausbildung gekommen,
Bezirke, in denen die Fabri-
n Gegenstände einen großen
chließlich beschäftigt. Für
24830 Betriebe mit 164085
gezeichnetsten Schlesien, die
er und Braunschweig, West-
gegend, die schwäb. Land-
des Schwarzwaldes. Die

Wollmanufaktur (37328 Betriebe mit 183668 Arbeitern) ist von hoher Bedeutung in Niederschlesien, der Lausitz, Königreich und preuß. Provinz Sachsen, Südhannover, in der preuß. Rheinprovinz (Aachen), in Baden zu Pforzheim, in Württemberg zu Ludwigsburg. Die Baumwollindustrie (104619 Betriebe mit 296827 Arbeitern), vielfach in die beiden erstgenannten Bezirke eingedrungen und durch Maschinenbetrieb auf außerordentliche Höhe gehoben, ist vielorts ausgezeichnet, aber nirgends so wie im Elsaß (Mülhausen), im Wupperbezirke Preußens (Elberfeld und Barmen) und im Königreich Sachsen (Chemnitz und Plauen). An der Spitze der Seidenmanufaktur (35810 Betriebe mit 77324 Arbeitern), welche erst in neuerer Zeit größere Fortschritte gemacht hat, stehen Berlin, Elberfeld und Krefeld. Die fast ausschließlich zu städtischem Gewerbszweige gewordene Lederfabrikation (13554 Betriebe mit 44037 Arbeitern) deckt den eigenen Bedarf nicht, ist aber vielfach verbreitet und von besonderer Wichtigkeit in Malmedy und Umgegend. Die Metallindustrie (2609 Betriebe mit 196546 Arbeitern) fesselt ihre Werkstätten zum größten Teil an die Bergwerksbezirke, durchdringt daher Deutschland in allen Richtungen und hat Weltruf erlangt durch die Eisen- und Stahlwaren der preuß. Rheinprovinz u. s. w. Das Holz wird (140048 Betriebe mit 253605 Arbeitern) zu den ausgezeichnetsten Tischlerwaren verarbeitet, besonders in Berlin, und zu weltbekannten Spielwaren in Nürnberg und Fürth, im Thüringerwalde (Sonneberg), im sächs. Erzgebirge (Grünhainichen) u. s. w. Schles. Glaswaren (1850 Betriebe mit 33613 Arbeitern), meißner und berliner Porzellan (1354 Betriebe mit 24464 Arbeitern), zöblitzer Serpentingefäße, die Musikinstrumente (4332 Betriebe mit 15904 Arbeitern) des Vogtlandes, schwarzwälder Uhren, regensburger Bleistifte, münchener Fernrohre sind Gegenstände ausgebreitetsten Handels. Alle diese Aufzählungen können jedoch nur als beispielsweise Anführungen für die in allen Zweigen mit Fleiß und Geschick arbeitende deutsche Industrie gelten. Als solche Reviere, in denen die Industrie am konzentriertesten, großartigsten und für die Existenz einer dichten Bevölkerung entscheidend auftritt, stellen sich namentlich heraus: Schlesien, das höher gelegene Sachsen, Südthüringen, die Harzlandschaft, die Gebirgsreviere Westfalens, die nördlichsten Teile und Vorlandschaften des niederrhein. Schiefergebirges, Franken und Oberschwaben. Abgesehen von einzelnen isolierten Punkten (besonders größern Städten), folgt also die reichste Industriezone den Vorstufen der Gebirge, und da hier in der Regel auch die fruchtbarsten Landstriche vorhanden sind, so ist der Zusammenfall mit der dichtesten Bevölkerung erklärlich. (Hinsichtlich der Details der verschiedenen Industriezweige vergleiche man die Spezialartikel der einzelnen Bundesstaaten.) (Hierzu eine Karte: Deutsches Reich. Industriekarte.)

Deutschland ist von jeher durch natürliche Reichtümer und beharrlichen Gewerbfleiß wie durch seine vermittelnde Lage einer regen **Handelsthätigkeit** ergeben gewesen. Zu den wichtigsten Ausfuhrartikeln gehören: Getreide, Holz und Holzwaren, Vieh, Häute, Horn, Knochen, Leinen, Woll- und Baumwollwaren, Glas- und Thonwaren, Eisen- und Stahlwaren, Blei, Zink, Kobalt, Galmei, Pottasche, Kalk, Gips, Vitriol, Mühlsteine,

[illegible] und Honig, Butter, Eier und [illegible]. [illegible] Kolonialwaren [illegible] Kaffee, Thee, Kakao, Reis, [illegible] und [illegible], Sämereien und [illegible]. Seide, Wolle, Tabak, [illegible]. Baumwolle, Seide, [illegible] Mode- und Galanteriewaren [illegible] und [illegible]. [illegible] des deutschen Handels im Auslande immer umfangreicher, ist doch im Laufe des Jahrhunderts durch die Entfesselung des Handels von hindernden Zöllen, die Gründung des Zollvereins, die Entwickelung der Verkehrsanstalten, des Straßen- und Eisenbahnbaues, durch die Förderung des Bankwesens, der Aktienbanken und Handelsgesellschaften u. s. w. namentlich für den innern Verkehr Bedeutendes geleistet worden. Ein in den Hauptlinien beinahe vollständig ausgeführtes Eisenbahnnetz verbindet bereits die mehr oder weniger bedeutenden Verkehrspunkte Deutschlands miteinander. Ebenso ist ein großartiges und vielverzweigtes Netz von Telegraphenlinien ausgeführt worden. Die wichtigsten Handelsplätze des Binnenverkehrs sind: Augsburg, Nürnberg, Stuttgart und Straßburg für den Südwesten, Breslau für den Osten, Frankfurt a. M. und Köln für den Westen, Magdeburg, Leipzig und Berlin für den Norden. Die bedeutendsten Messen werden abgehalten in Leipzig und Frankfurt a. O., minder bedeutende in Braunschweig und Frankfurt a. M. Die wichtigsten Seehandelsplätze sind an der Ostsee: Stettin, Rostock, Lübeck, Kiel und Flensburg; an der Nordsee: Hamburg, Bremen und Emden. Was den Wert des Verkehrs wie überhaupt den Umfang des deutschen Handels betrifft, so ist der Warenverkehr innerhalb des Reichs aus Mangel einer Güterstatistik der Eisenbahnen nicht festzustellen; der Verkehr mit dem Auslande ergibt sich teilweise aus der Höhe der Ein- und Ausgangszölle (s. weiter unten Finanzen). Das deutsche Bankwesen ist durch das Gesetz vom 14. März 1875 reorganisiert worden.

An Eisenbahnen besaß 15. Mai 1882 das Deutsche Reich 52 Bahnverwaltungen mit 34727 km. Hierin teilten sich die Staatsbahndirektionen mit 25952 km, die Privatbahnen unter Staatsverwaltung mit 2609 km, die Privatbahndirektionen mit 6166 km. Von Staatsbahnen besitzt Preußen 14843, Bayern 4290, Sachsen 2084, Württemberg 1541, Elsaß-Lothringen 1240 und Baden 1222 km. Mit Ausnahme einiger Lokal- und Industriebahnen gehören sämtliche Eisenbahnen Deutschlands und Österreich-Ungarns dem 10. Nov. 1846 gegründeten Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen an, zu dessen Gebiet auch alle Eisenbahnen der Niederlande und Luxemburgs, Russisch-Polens und Rumäniens, sowie einige belg. Privatbahnen gehören. Er umfaßt (1882) 98 Bahnverwaltungen mit 57939 km Bahnlinien. Das Telegraphennetz des Deutschen Reichs umfaßte Ende 1881 an Länge der Linien 72577 km, wovon 61656 km auf die Reichstelegraphen, 8172 auf Bayern, 2749 auf Württemberg kommen; an Länge der Drähte 260790 km, wovon 218089 auf die Reichstelegraphen, 35436 auf Bayern, 7265 Württemberg kamen. Die Gesamtzahl der [illegible]ionen war 10308 (8770 Reichstelegraphen[illegible]men, 1147 in Bayern, 391 in Württemberg).

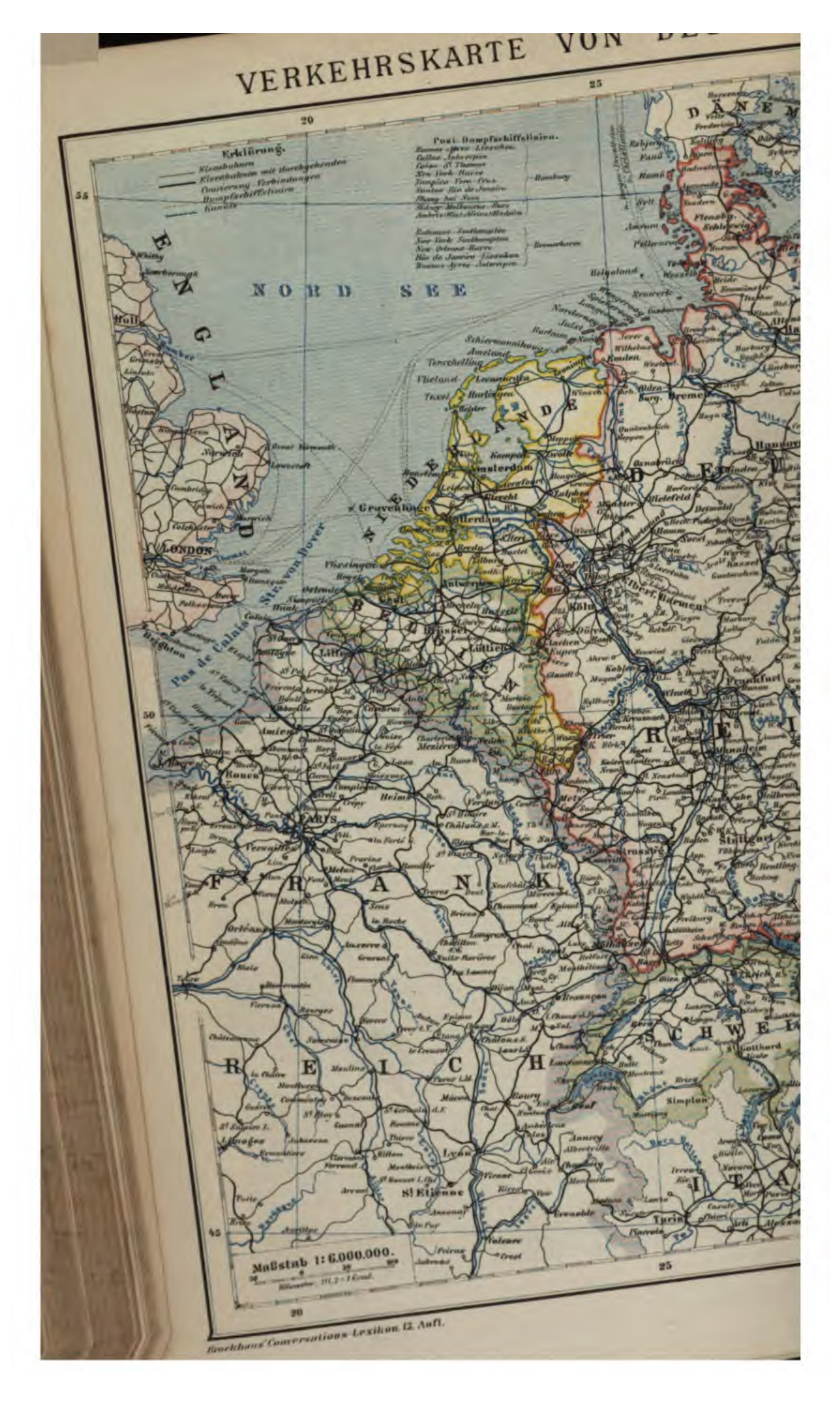
Die Gesamtzahl der Telegr.-Depeschen belief sich 1881 auf [illegible] im Reiche, [illegible] in Bayern, [illegible] in Württemberg. Darunter waren [illegible] interne aufgegebene Privatdepeschen, [illegible] amtliche, [illegible] international aufgegebene, [illegible] international angekommene und [illegible] Transitdepeschen. Der Deutsch-Österreichische Postverein umfaßt das Deutsche Reich und die Österreichisch-Ungarische Monarchie. Der größte Teil des Deutschen Reichs hat gemeinsame Reichspostverwaltung; nur Bayern und Württemberg haben selbständige Postverwaltungen behalten, aber auch in diesen Staaten steht dem Reiche ausschließlich die Gesetzgebung über die rechtlichen Verhältnisse der Post und Telegraphen dem Publikum gegenüber, über Portofreiheiten und Posttaxwesen u. s. w. zu. Im J. 1881 war die Zahl der Postämter [illegible]: Reichspost 9143, Bayern 1410, Württemberg [illegible]. Expediert wurden Briefe [illegible], durch die Reichspost 555694350, in Bayern [illegible], Württemberg 28274800; Postkarten [illegible], durch die Reichspost [illegible], in Bayern 5386700, in Württemberg [illegible]; Warenproben wurden versandt [illegible], durch die Reichspost 12369310, in Bayern 1314900, in Württemberg 330400); Drucksachen 154[illegible], durch die Reichspost 142616100, in Bayern [illegible], in Württemberg 6532300. Zeitungen einschließlich der außergewöhnlichen Zeitungsbeilagen [illegible], und zwar durch die Reichspost [illegible], in Bayern 81067300, in Württemberg 33462963; also in Summa Sendungen 1449712315, wovon 1260628252 durch die Reichspost, 164133700 in Bayern, 74950363 in Württemberg. Dazu kommen Paketerei- und Geldsendungen 150857714: Reichspost 120017727, Bayern 23454537, Württemberg 7385450. Eingenommen hat die Reichspost (in Mark) 145860743, ausgegeben 124654536; Überschuß 21206207; Bayern: Einnahme 11363971, Ausgabe 10611551, Überschuß 752420; Württemberg: Einnahme 7034658, Ausgabe 5467434, Überschuß 1567224 Mark. (Hierzu eine Karte: Deutsches Reich und Deutsch-Österreich. Verkehrskarte.)

Schiffahrt. Am 1. Jan. 1881 besaß das Deutsche Reich an Kauffahrteischiffen 4660, und von dieser Zahl kamen 1911 auf das Gebiet der Ostsee und 2749 auf das der Nordsee. Darunter befanden sich 161 Vollschiffe von 169923 t mit 3172 Mann Besatzung, 960 Barken von 471058 t mit 12657 Mann Besatzung, 110 Schonerbarken und dreimastige Schoner von 29688 t mit 1026 Mann Besatzung, 462 Briggs von 111757 t mit 4315 Mann Besatzung, 190 Schonerbriggs und Brigantinen von 37642 t mit 1453 Mann Besatzung, 571 Schoner von 64798 t mit 3165 Mann Besatzung, 351 Schonergalioten, Galeassen und Galioten von 27627 t mit 1524 Mann Besatzung, 41 Gaffelschoner und Schmacken von 2631 t mit 165 Mann Besatzung, 671 andere zweimastige Schiffe von 26439 t mit 1876 Mann, 729 einmastige Schiffe von 24204 t mit 1650 Mann.

Von den Seeschiffen gehörten 3079 mit 474923 t zu Preußen, 381 mit 112328 t zu Mecklenburg-Schwerin, 345 mit 69720 t zu Oldenburg, 42 mit 9729 t zu Lübeck, 325 mit 270260 t zu Bremen, 488 mit 244565 t zu Hamburg.

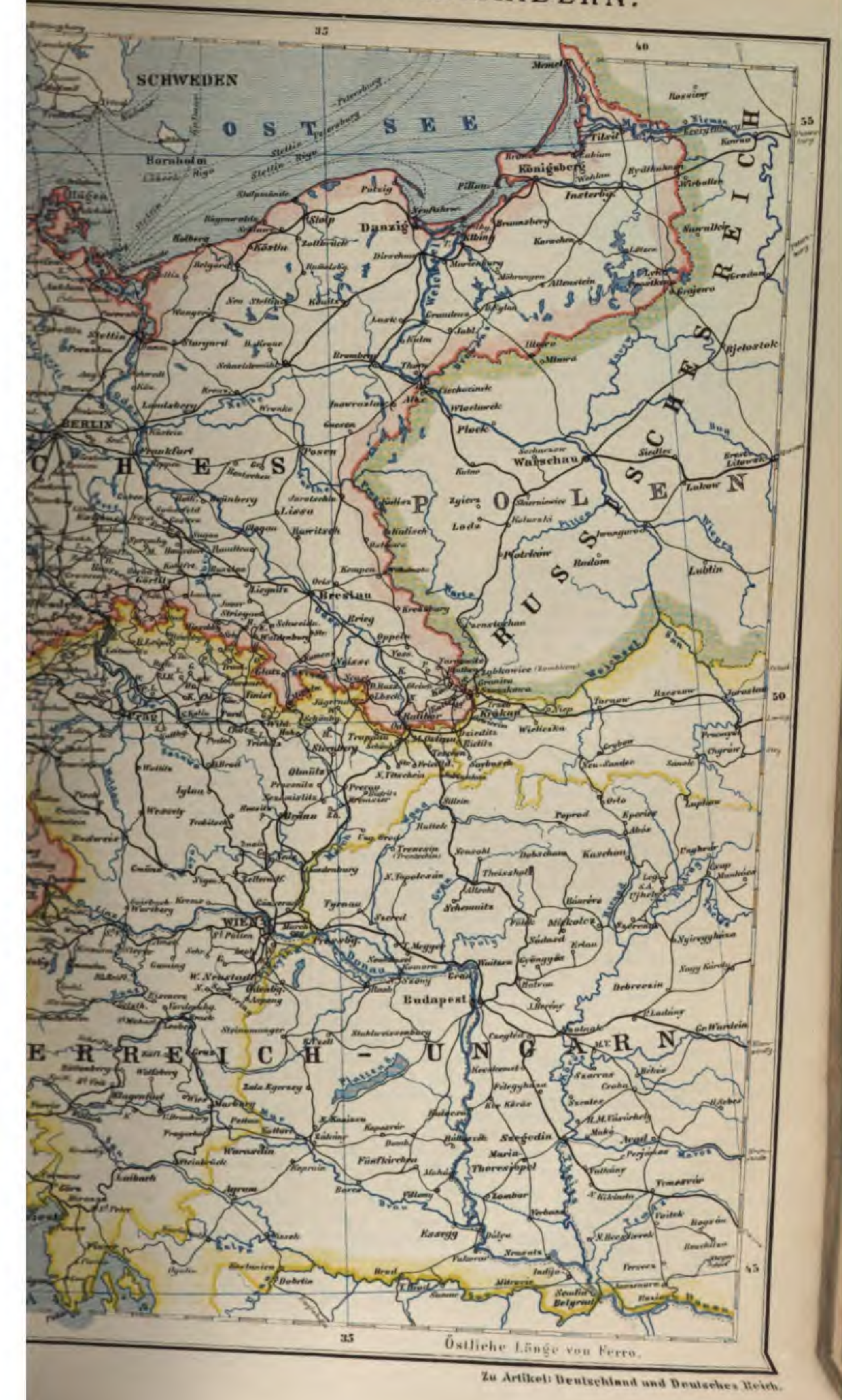
Nachstehende Tabelle zeigt den Bestand der deutschen Handelsmarine im J. 1881:





VERKEHRSKARTE VON DE
Erklärung.
Eisenbahnen
Eisenbahnen mit durchgehenden Courierzug-Verbindungen
Dampfschifflinien
Kanäle
Post-Dampfschifflinien.
NORD SEE
ENGLAND
LONDON
Norwich
Cambridge
Brighton
Pas de Calais
Str. von Dover
NIEDERLANDE
Rotterdam
Utrecht
Vlissingen
Antwerpen
BELGIEN
Brüssel
Lüttich
Lille
Amiens
Rouen
PARIS
Versailles
Reims
Orléans
FRANKREICH
Troyes
Langres
Dijon
Lyon
St Etienne
Grenoble
Besançon
Mülhausen
Strassburg
Metz
Köln
Frankfurt
Mannheim
Stuttgart
Bremen
Hannover
Helgoland
Bern
Genf
Simplon
St Gotthard
Turin
DÄNEM
Flensburg
Schleswig
Kiel
Bielefeld
Osnabrück
Münster
Barmen
Koblenz
Maßstab 1:6.000.000.
Brockhaus' Conversations-Lexikon 13. Aufl.

UND DEN NACHBARLÄNDERN.



Zu Artikel: Deutschland und Deutsches Reich.

	Schiffe		t		Mann		Segelsch.		t		Dampfer		t
. .	325 Schiffe v.		270 260 t mit		6665 Mannsch., darunter		256 Segelsch. v.		211 575 t, und		69 Dampfer v.		58 685 t.
. .	488	» »	244 565 »	»	7630	» »	361	» »	145 253 »	»	127	» »	99 312 »
. .	942	» »	182 829 »	»	7218	» »	873	» »	166 215 »	»	69	» »	16 614 »
erin	381	» »	112 328 »	»	3887	» »	370	» »	107 839 »	»	11	» »	4 489 »
. .	345	» »	69 720 »	»	2115	» »	345	» »	69 720 »	»	—	» »	— »
ener	656	» »	60 328 »	»	3167	» »	652	» »	59 891 »	»	4	» »	437 »
ig- . .	330	» »	57 161 »	»	2290	» »	263	» »	36 834 »	»	67	» »	20 327 »
t . .	474	» »	48 695 »	»	1697	» »	469	» »	48 072 »	»	5	» »	623 »
m .	115	» »	45 717 »	»	1779	» »	100	» »	41 345 »	»	15	» »	4 372 »
wig- . .	461	» »	44 692 »	»	2015	» »	453	» »	43 193 »	»	8	» »	1 499 »
. .	101	» »	35 501 »	»	1044	» »	90	» »	33 190 »	»	11	» »	2 311 »
. .	42	» »	9 729 »	»	453	» »	14	» »	2 640 »	»	28	» »	7 089 »
Staat	3079	» »	474 923 »	»	18 910	» »	2900	» »	428 740 »	»	179	» »	46 183 »
che ...men	4660	» »	1 181 525 »	»	39 660	» »	4260	» »	965 767 »	»	414	» »	215 758 »

Verhältnis der Dampfer zu den Segel-
ar 1:10,28; 90 Proz. der Dampfer wa-
anbenschiffe. Die Besatzung der Handels-
stand aus 39660 Mann. Der Gesamt-
alt belief sich auf 1181505 Registertons.
sseegebiete sind 1880 angekommen 42203
von 3588097 t, abgegangen 43676
von 5540516 t; im Ostseegebiete ange-
12079 Schiffe von 4187462 t, und
en 11345 Schiffe von 2222521 t. Über-
mpfer angekommen 12963 von 4564866 t,
egangen 11189 von 3616804 t. Ver-
en in Hamburg 5462 Schiffe, in Kiel 3257,
01, Stettin 3508, Flensburg 1680, Pillau
fahrwasser 1841, Königsberg 1344, Bre-
1397, Memel 898, Bremen 953, Swine-
44 u. s. w.

ige Kultur. In der geistigen Bildung
deutsche Volk anerkanntermaßen allen
Nationen voran. Besonders ist es für
nd bezeichnend, daß hier die geistige Bil-
t bloß Monopol einzelner Stände, son-
entum des ganzen Volks geworden ist.
schulunterricht ist in keinem andern Lande
gt, und besonders leuchtet Norddeutsch-
der Fürsorge für eine auf Geistesaufklä-
ründete Kultur voran. Von den einge-
Rekruten waren ohne Schulbildung 1875:
80: 1,39 und 1881 nur 1,54 Proz. Die
r Volks- und Elementarschulen ist außer-
h groß (in runder Zahl im ganzen 10000
a 6 Mill. Schülern) und eine Menge von
t sorgt für die Ausbildung der Volksschul-
Bildungsanstalten für Lehrkräfte hat
201; darunter befinden sich 108 Schul-
inare (davon sind 31 katholische und 4 jü-
9 im übrigen Deutschland; 55 Lehrerin-
are, darunter 4 katholische und 15 pri-
38 Präparandenanstalten. Preußen hat
0 Taubstummen-Lehranstalten mit 2351
n; 13 Blinden-Lehranstalten mit 88 Leh-
341 Knaben, 219 Mädchen (1875 waren
en überhaupt 6591 taubstumme und 1050
inder in schulpflichtigem Alter). Den Un-
ür höhere bürgerliche Gewerbe und Be-
ngen erteilen: 47 preuß. und 19 außer-
ürgerschulen; in Preußen 27 Realschulen,
ußische 22; Oberrealschulen 15 preußische
ußerpreußische (erster Klasse); 276 höhere
hulen in Preußen. Für höhere und ge-
ildung: in Preußen 251 Gymnasien,
mnasien, 88 Realgymnasien und 78 Real-
nasien; im übrigen Deutschland 88 Gym-
d Progymnasien. Von den 20 Universi-
men 9 auf Preußen, 3 auf Bayern, 1 auf
greich Sachsen, 1 auf Württemberg, 2 auf
Baden, 1 auf Hessen, 1 auf die sächs. Herzogtümer, 1 auf Mecklenburg, 1 auf Elsaß-Lothringen; dieselben sind (unter Angabe des Jahres ihrer Gründung sowie ihres Personalbestandes an Lehrern und wirklich immatrikulierten Studenten im Wintersemester 1882/83) folgende: Berlin (1810, 211 Lehrer und 4678 Studenten), Königsberg (1544, 91 L. und 856 S.), Breslau (1702, 123 L. und 1495 S.), Greifswald (1456, 66 L. und 662 S.), Halle (1694, 107 L. und 1416 S.), Bonn (1818, 110 L. und 973 S.), Marburg (1527, 78 L. und 756 S.), Kiel (1665, 72 L. und 354 S.), Göttingen (1737, 119 L. und 1063 S.), München (1472, 141 L. und 2229 S.), Erlangen (1743, 62 L. und 568 S.), Würzburg (1582, 68 L. und 1034 S.), Leipzig (1409, 171 L. und 3314 S.), Tübingen (1477, 79 L. und 1207 S.), Heidelberg (1386, 109 L. und 698 S.), Freiburg (1454, 64 L. und 551 S.), Gießen (1607, 54 L. und 447 S.), Jena (1558, 73 L. und 507 S.), Rostock (1419, 42 L. und 239 S.), Straßburg (1567, erneuert 1872, 104 L. und 828 S.). Einschließlich der nur mit zwei Fakultäten ausgestatteten Akademie zu Münster (1780, 33 L. und 304 S.) zählte man im Wintersemester 1882/83 an den deutschen Universitäten ungefähr 2046 Docenten und gegen 25000 Studenten und Hörer.

Territorialentwickelung. Während die Deutschen durch die Völkerwanderung ihre Sitze weit nach Westen ausgedehnt hatten, waren die zum Teil wohl durch den Abzug ihrer deutschen Bevölkerung leer gewordenen Länder jenseit Elbe, Saale und Böhmerwald und selbst Landstrecken diesseit dieser Linie an die Slawen verloren gegangen, denen gegenüber erst Karl d. Gr. die Grenzgebiete militärisch zu sog. Marken unter Markgrafen organisierte, von der Eider bis zum Adriatischen Meere. Im Norden war unter ihm und dann durchs ganze Mittelalter die Eider die Grenze, welche nur kurze Zeit durch die unter Heinrich I. (934) gegründete, aber unter Kaiser Konrad II. (1027) wieder aufgegebene Mark Schleswig (Limes Danicus) überschritten wurde. Die Westgrenze ist ebenfalls, seitdem Lotharingien durch Heinrich I. (923) fest mit Deutschland verknüpft war, viele Jahrhunderte dieselbe geblieben: Gent, Cambrai, Sedan, Bar-le-Duc und Chatillon waren deutsch; ebenso die Quellgebiete der Maas und der Mosel. Von letzterm aus zog sich die Grenze gegen Burgund an den Jura, dann nordöstlich unterhalb Basel an den Rhein, diesen aufwärts zur Mündung der Aar, dann diese bis zum Einflusse der Reuß und diese letztere aufwärts bis zur Südwestecke des Vierwaldstättersees und von hier südlich etwa bis zur Furka (der Aargau zwischen Reuß im O., Aar im S. und W. und Rhein im N. war 922 an Burgund abgetreten worden). Die Südgrenze läßt

sich nicht so genau bestimmen, da sicher bis ins 13. Jahrh. ein großer Teil der Alpenthäler außer denen, durch welche die hauptsächlichsten Verkehrsstraßen führten, noch Wildnis war. Jedoch wurden seit dem 11. Jahrh. auch bedeutende Striche südwärts vom Hauptzuge der Alpen zu Deutschland gerechnet, wie Chiavenna (Cläven), das Bistum Trient, Friaul mit dem Patriarchate von Aquileja und die Markgrafschaft Istrien.

Was innerhalb dieser Grenzen lag, war im Karolingischen Reiche in zahlreiche Gaue (vgl. Spruner-Menke, «Handatlas für die Geschichte des Mittelalters», Karte 31—36) zerlegt gewesen, welche von königl. Beamten, den Gaugrafen, verwaltet wurden und als rein geogr. Bezeichnungen ihre Namen vielfach bis auf die Neuzeit gebracht haben. Ihre polit. Bedeutung aber schwand allmählich, als durch königl. Gnade die größern geistlichen und weltlichen Grundherren für ihre Besitzungen Exemtionen von der gräfl. Gewalt erwarben und die Grafen selbst in dem so geschmälerten Amtsbezirk sich in erbliche Dynasten verwandelten, sodaß fortan in einem Gau mehrere im Namen und durch Verleihung des Königs Gerichtsbarkeit übten, die Gaue selbst aber vollkommen zersplittert wurden. Diese Zersplitterung, gegen welche auch das von Karl d. Gr. zur Oberaufsicht über mehrere Gaue bestimmte Institut der Sendboten (missi) nichts half (denn dieses kam unter seinen schwachen Nachfolgern in Abgang) und die Ohnmacht der Krone, welche in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. gegen die von allen Seiten andringenden Feinde (Normannen, Slawen und Ungarn) keinen Schutz zu gewähren vermochte wurden einigermaßen dadurch ersetzt, daß die einzelnen Stämme aus ihrer Mitte durch Besitz, berühmte Abstammung und persönliche Tapferkeit ausgezeichnete Männer als Herzöge an die Spitze stellten, womit freilich die Gefahr verknüpft war, daß das Deutsche oder, wie es noch hieß, das Ostfränkische Reich in ebenso viele kleinere Reiche zerfiel, als es Stammesherzogtümer gab. Solche bildeten sich in Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben und Lothringen, neben welchen wieder einzelne Markgrafschaften, besonders Thüringen, ähnliche Selbständigkeit erstrebten, während die Bischöfe mehr auf Erhaltung der königl. Gewalt und der Einheit bedacht waren. Erst Otto I. wurde jener Herzöge wieder Meister, aber zu beseitigen hat er sie doch nicht vermocht. Sie wurden nur die obersten Beamten des Königs und in ihrer Bedeutung dadurch gemindert, daß die Bischöfe unmittelbar unter die Krone gestellt und bei jedem Stamme dem Herzoge zur Seite ein Pfalzgraf eingesetzt wurde. Endlich waren die einem Herzoge unterstehenden Markgrafen und Grafen stets geneigt, sich seinem Gebote zu entziehen. Unmittelbar unter der Krone stehende Gebiete (im Egerlande, Elsaß, Schweiz u. s. w.) wurden durch Reichsvögte, Reichsburgen mit den bei ihnen erwachsenden Städten und ihrem Umkreise durch königl. Burggrafen verwaltet. So war die Zahl der Verwaltungs- und Gerichtsbezirke, in welche Deutschland im 10. und 11. Jahrh. zerfiel, immerhin schon eine beträchtliche, aber ihre Inhaber (die Großen oder, wie man später sagte, die Fürsten, principes) waren Beamte des Königs und wurden, auch die Bischöfe, von ihm ernannt und oft genug auch wieder abgesetzt.

Eine große Umwandlung trat in allen diesen Beziehungen unter den staufischen Königen ein. Zunächst ist der äußere Umfang des Reichs beträchtlich gewachsen. Der Herzog von Böhmen, 1158 zum König erhoben, gehörte schon seit Otto I. zu den ersten Reichsfürsten; die Kriege mit den Wenden jenseit der alten Grenzen führten zur Gründung einer ganzen Reihe neuer Fürstentümer (Brandenburg, Ostmark, Meißen, Lausitz) und Bistümer oder zur Aufnahme einheimischer Großen (der Grafen von Mecklenburg, der Herzöge von Pommern) in den Reichsverband, welchem seit Ende des 13. Jahrh. auch die poln. Fürsten Schlesiens durch ihre Lehnsbeziehungen zu Böhmen beitraten. Die Eroberungen des Deutschen Ordens in Preußen und Livland dehnten die Grenze des Reichs bis über Dorpat (seit 1346 bis an den Finnischen Meerbusen) aus. Aber die Konsistenz des Reichs wuchs mit dem Umfange keineswegs. Das Verhältnis der Fürsten zum Könige nahm seit dem Investiturstreit immer mehr den Charakter eines Lehnsverhältnisses an und selbst dieses lockerte sich dadurch, daß der Grundsatz der Erblichkeit durchdrang und der König diesen erblichen Vasallen nach und nach die wichtigsten Hoheitsrechte überlassen mußte. Dazu kam, daß die alten Herzogtümer entweder durch Aussterben oder absichtlich aufgelöst wurden. Lothringen war schon seit dem 10. Jahrh. in Ober- und Niederlothringen zerfallen, aber jenes war wieder zwischen dem Herzoge, dem Grafen von Bar und den Bistümern Metz, Toul und Verdun geteilt und in diesem hatte wohl der Erzbischof von Köln seit Bruno I. die herzogl. Würde, aber neue mächtige Geschlechter, welche dort emporgekommen waren, die Herzöge von Brabant und Limburg, die Grafen von Berg, Luxemburg, Flandern und Geldern waren ebenso unmittelbar wie der Erzbischof von Trier und der Bischof von Lüttich. In dem früher zu Lothringen gerechneten Friesland gab es freie Bauernschaften neben Gebieten der Grafen von Holland und Geldern und des Bischofs von Utrecht. Der Sturz Heinrichs des Löwen führte die Auflösung des sächs. Herzogtums herbei. Die Herzogswürde in Westfalen kam an den Erzbischof von Köln (1180), die von Ostsachsen und Engern an das askan. oder anhalt. Haus (Sachsen-Lauenburg), und endlich wurde 1235 das Hausgut der Welfen (Braunschweig und Lüneburg) auch noch zu einem Herzogtume gemacht. Neben diesen neuen Herzögen auf dem Boden des alten Sachsenlandes gab es hier noch die geistlichen Fürstentümer von Münster, Paderborn, Minden, Osnabrück, Bremen, Verden, Hildesheim und Halberstadt, zahlreiche Grafschaften (z. B. Mark, Tecklenburg, Oldenburg, Holstein, Anhalt) und die großen vom Herzogtum ganz abgelösten Marken an der Elbe (s. oben), welche ebenso wie Thüringen vielfach von fremden Gebieten durchsetzt waren, so von den Gebieten der Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg, der Bischöfe von Merseburg, Naumburg und Meißen, der Grafen von Mansfeld, Orlamünde, Schwarzburg u. s. w. Franken hat seit dem Tode des hohenstaufischen Herzogs Konrad von Rotenburg (1196), Schwaben seit Konradin (1268) keinen Herzog gehabt. Die Bischöfe in beiden Ländern, der Erzbischof von Mainz, die Bischöfe von Würzburg, Bamberg, Worms, Speier, Straßburg, Basel und Konstanz waren stets reichsunmittelbar gewesen, ebenso der rhein. Pfalzgraf mit seinem vom Neckar bis an den untern Rhein verzweigten Besitz; jetzt wurden es auch die früher unter den Herzögen

nden, die Abteien Fulda, Hersfeld u. a., der graf von Hessen (1265 von Thüringen abge- nt), die Grafen von Hohenlohe und Henneberg, Burggraf von Nürnberg (Ansbach-Bayreuth) dem Hause Zollern, und in Schwaben der Abt St. Gallen, die Grafen von Kiburg und Lenz- , welche von den auch die Landgrafschaft im besitzenden Habsburgern beerbt wurden, die en von Freiburg, Urach, Württemberg, die ge von Teck, die Markgrafen von Baden u. s. w. kommen gerade in diesen beiden früher staufi- Herzogtümern zahlreiche Reichsstädte, Reichs- r, Stifter und kleine weltliche Dynasten. Am en bewahrte noch Bayern seinen ursprünglichen after. Allerdings gab es auch hier neben dem ge mächtige geistliche Fürsten (Salzburg, au, Regensburg, Eichstätt, Freising, Brixen, nt, Aquileja) und es waren auch hier die Marken bständigen weltlichen Fürstentümern erwachsen. alte, von Karl d. Gr. gegründete und aus dem rnsturme des 10. Jahrh. wiedererstandene Ost- war seit 1156 ein Herzogtum unter den Ba- rgern, welche 1196 auch die steirische Mark ; in Kärnten herrschten die Ortenburger als ge und in Krain und Südtirol waren die en von Görz sehr mächtig. Aber das eigent- Bayern war auch bei dem Übergange dieses gtums von den Welfen auf die Wittelsbacher zersplittert worden, ja durch die letztern noch , da sie die Güter zahlreicher ausster- er Grafengeschlechter für sich einziehen konnten. t nun aber fast unmöglich, die Zahl der Herr- en, in welche Deutschland in einem bestimm- ugenblicke zerfiel, sicher anzugeben, da diese seitdem einmal die Vererbung auch der Reichs- zugelassen war, durch Erlöschen einzelner Fa- n, Heirat u. s. w. fortwährend sich veränderte. es z. B. am Ende des 12. Jahrh. noch etwa eltliche Reichsfürsten im eigentlichen Sinne ben (die Grafen wurden damals nicht mehr zu n gerechnet), so waren deren im Interregnum noch etwa 12; aber ihre Zahl mehrte sich seit- sehr rasch wieder, da man nun die Fürsten- er zu teilen anfing. Die geistlichen Fürsten- r erhielten sich natürlich in ihrem Bestande.

as nun Fürstentum hieß, war übrigens etwas anderes als in der ältern Zeit, kein Amts- , sondern eine Anzahl von Gebieten der ver- denen Rechtsnatur: Eigengut (Allod) des In- s, Lehn vom Reiche oder von andern, beson- geistlichen Fürsten, Pfandschaften, Gerichts- ten u. s. w., und meistens waren sie ziemlich eut gelegen. Aber die Fürsten und ebenso übrigen Stände bemühten sich, die Lücken in Gebieten durch neue Erwerbungen auszu- n und so geschlossene Territorien herzustellen, welche sie allmählich die Gesamtheit ihrer r gleichmäßig ausdehnten. Die Reichsgesetz- g besonders unter Friedrich II. und seinem Heinrich VII. war dieser Ausbildung von torialherrschaften besonders günstig und die hie des Interregnums förderte sie.

dieser Zeit heben sich auch aus der Gesamt- der Reichsstände einige wenige als bevorrech- ennus, die vornehmlich bei der Wahl des Kö- thätig sind und daher Kurfürsten oder elec- n heißen. Im «Sachsenspiegel» werden sie t genannt und bei der Wahl Rudolfs von burg (1273) ist das Kollegium schon vollkom- men ausgebildet; Kurfürsten waren die drei rhein. Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der Pfalzgraf am Rhein, der König von Böhmen, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg, und diese wurden in ihren Würden und Rechten durch die Goldene Bulle Karls IV. (1356) bestätigt und gehoben, indem zugleich die Unteilbarkeit der Kurfürstentümer verfügt wurde. In den übrigen Territorien machte die Zersplitterung um so größere Fortschritte, sodaß bei der Masse der kleinen und kleinsten Stände im 15. Jahrh. es geradezu unmöglich wurde, das Ganze zu überblicken und den einzelnen zu den Leistungen für das Reich, Heerdienst und Steuer, heranzuziehen. Man hat deshalb unter Maximilian I. 1500 und vollständiger 1512 eine Verteilung aller Reichsstände in zehn Kreise vorgenommen: Franken, Schwaben, Bayern, (Nieder-)Sachsen, Kurrhein (Mainz, Trier, Köln, Pfalz), (Ober-)Sachsen mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, Westfälischer oder Niederrheinischer Kreis, endlich Österreich und Burgund. Das böhm. Königreich mit seinem Zubehör in Mähren und Schlesien blieb außer Ansatz. Was nun das Reich bedurfte, wurde durch die Kreise selbst auf die Mitglieder umgelegt und erhoben, kam aber trotzdem meist nur langsam und unvollständig zusammen.

Die fortschreitende Schwächung der Centralgewalt und die übergroß gewordene Zersplitterung waren die Ursache, daß Deutschland seit dem 15. Jahrh. an seine erstarkenden Nachbarn immerfort Land verlor. So mußte der Deutsche Orden in Preußen 1466 Westpreußen und Ermeland an die Polen abtreten; für den Rest wurde der Hochmeister Albrecht von Brandenburg 1525, als er sich in einen weltlichen Herzog verwandelte, Vasall von Polen; 1561 gingen auch die livländ. Provinzen an Polen, Russen und Schweden verloren. Der Zusammenhang der schweiz. Eidgenossenschaft mit Deutschland war schon 1499 durch den Frieden von Basel nach einem von Maximilian I. unglücklich geführten Kriege thatsächlich gelöst. Philipp II. als Erbe Karls V. verband die Freigrafschaft Burgund und die Niederlande mit der Krone Spanien, und Frankreich behielt im Waffenstillstande zu Vaucelles 1556 die 1552 Karl V. entrissenen Bistümer Metz, Toul und Verdun. Der Dreißigjährige Krieg brachte den Franzosen den größten Teil des Elsaß, den Schweden das Herzogtum Bremen, das Fürstentum Verden, Wismar, Rügen, Vorpommern und Stettin, welche Länder allerdings im Reichsverbande blieben. Diese Abtretungen aber hatten die Folge, daß die von ihnen betroffenen Fürsten in Deutschland selbst entschädigt werden mußten, durch Einziehung geistlicher Fürstentümer (Säkularisation), sodaß der Besitzstand nach außen und im Innern sich 1648 bedeutend veränderte. Die Eroberungskriege und Reunionen Ludwigs XIV. (Straßburg 1681) haben weiter die Grenze im Westen beeinträchtigt, Lothringen mehr und mehr umspannt, bis es 1738 ganz an Frankreich abgetreten wurde. Das einzige, was in dieser Zeit zwar nicht für das Deutsche Reich, aber doch für das Deutschtum zurückgewonnen wurde, war das Herzogtum Preußen, das 1660 durch den Großen Kurfürsten von Brandenburg von der poln. Hoheit befreit wurde. Der Nordische Krieg brachte ebenfalls Stettin an Brandenburg und Bremen-Verden an Braunschweig-Lüneburg (Hannover), welches 1708 die Kurfürstenwürde erworben hatte.

[illegible] Kollegium waren die Reichsstädte, deren es 1792 noch 51 gab. [illegible] machen wollen, nicht bloß [illegible] dem Kriege, welchen die französische Revolution 1792 begann, erlagen. Nachdem Preußen 1795 zu Basel, Österreich 1797 zu Campo-Formio Frieden mit Frankreich abgeschlossen, brachte dieses im Frieden zu Lunéville 1801 [illegible] Q.-Mln. mit [illegible] E. auf dem linken Ufer des Rheins, der so zum erstenmal seit der Römerzeit wieder Grenze wurde. In dem immer noch sehr beträchtlichen Reste (etwa 11000 Q.-Mln. mit etwa 26 Mill. E.) wurde dann unter dem drückenden Drucke von Frankreich und Rußland durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 gründlich aufgeräumt, um die Mittel zur Entschädigung für die verlierenden deutschen und außerdeutschen Fürsten zu beschaffen. Die geistlichen Fürsten verschwanden bis auf den Erzbischof von Mainz und den Deutschordensmeister in Mergentheim, die Reichsstädte bis auf Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg, die freien Herren und Ritter zum großen Teil, die Reichsdörfer ganz von der Landkarte. Dadurch wurde denn auch die Reichsverfassung eine andere, nicht bloß, weil drei neue Kurfürstentümer (Württemberg, Baden, Kassel) errichtet wurden, sondern weil der Reichstag sich sehr vereinfachte und das kath. Element aus demselben so gut wie ganz ausgeschieden war. Indessen eine wirkliche Kräftigung des Reichs ist weder versucht worden, noch lag sie im Plane Napoleons. Infolge des franz.-österr. Kriegs im J. 1805, welcher durch den Preßburger Frieden beendet wurde, gewannen Bayern, Württemberg und Baden auf Kosten Österreichs von neuem an Gebiet und an souveräner Macht, aber gegen das Interesse Deutschlands, da sie den Stamm bildeten für den am 1. Aug. 1806 erklärten Rheinbund (s. d.) unter dem Protektorat Napoleons I. Einen ähnlichen Bund wollte Preußen für den Norden begründen, wurde aber daran unter der Hand von Napoleon gehindert. Von nun ab war [illegible] gesamten Deutschland [illegible]. Am 6. Aug. 1806 legte der Kaiser Franz die Deutsche Kaiserkrone nieder und erklärte das Reich für aufgelöst. Infolge des unglücklichen Krieges Preußens mit Frankreich traten noch mehrere kleinere Fürsten dem Rheinbunde bei. Napoleon traf in Deutschland willkürliche Anordnungen und errichtete 1807 ein neues Königreich Westfalen aus Bestandteilen der nicht beigetretenen Häuser (Kurfürstentum Hessen-Kassel, Nassau-Oranien [Fulda und Korvei], Braunschweig-Wolfenbüttel) sowie des [illegible] preuß. Gebietes zwischen Elbe, Weser und Ems [illegible], welches er dem Rheinbunde einverleibte. Im Frieden zu Tilsit 1807 und dem zu Wien 1809 mußten Preußen und Österreich neue Gebietsteile abtreten, welche teils dem Rheinbunde, teils unmittelbar Frankreich zugute kamen. Als Preußen und Österreich [illegible] länger denn einem Jahrhundert [illegible] deutscher Macht an den Ostgrenzen Deutschlands, zurückgedrängt waren, entzog Napoleon dem Rheinbunde 1810 das Gebiet nordwestlich einer Linie von der Lippe zur Travemündung (etwa [illegible] Q.-Mln. mit über 1 Mill. E.) und fügte es im Interesse des Kontinentalsystems dem unmittelbaren franz. Territorium. Demnach umfaßte der [illegible] Rheinbund 1811: [illegible] Q.-Mln. mit fast 13500000 E., sodaß kaum [illegible] Q.-Mln. und 12 Mill. E. des weiland Deutschen Reichs der franz. Herrschaft entrückt verblieben. Dieser Höhepunkt Napoleonischen Glanzes und zugleich deutscher Ohnmacht sollte nicht lange dauern. Die Schlacht bei Leipzig 1813 befreite Deutschland von der Fremdherrschaft. Der Rheinbund ward aufgelöst, und seine Mitglieder wurden zur kräftigen Fortsetzung des Kriegs in ein Bündnis aufgenommen. Ausgeschlossen blieben natürlich der König von Westfalen, die Großherzöge von Berg und von Frankfurt, deren Länder zum größten Teil wieder an die frühern Besitzer gelangten. Die Siege des J. 1814 brachten Deutschland die durch den Lunéviller Frieden verlorenen Länder wieder ein, mit Ausnahme des Bistums Lüttich und des vormaligen Burgundischen Kreises, der zum Königreich der Niederlande kam, während eine kleine Erweiterung der Westgrenze (zwischen Queich und Lauter mit Landau) stattfand. Durch den zweiten Pariser Frieden (20. Nov. 1815) kamen dann noch Saarbrücken, Saarlouis, St. Arnual, [illegible] und andere Ortschaften an der mittlern Saar von Frankreich an Deutschland zurück, welche Preußen überlassen wurden.

Der Deutsche Bund. Die Territorialbildung Deutschlands hat, seitdem es 1815 durch ein einheitliches Band wieder zu einem staatlichen Ganzen vereinigt wurde, mehrfache wesentliche Umgestaltungen erfahren. Zunächst folgte die Vereinigung zu einem Deutschen Bunde. Auf dem 1814—15 abgehaltenen Wiener Kongreß (s. d.) wurden die staatlichen Verhältnisse Deutschlands durch eine Beratung Österreichs, Preußens, Bayerns, Hannovers und Württembergs, dann mit Hinzuziehung (25. Mai 1815) der übrigen Beteiligten geordnet und die Zahl der selbständigen Staaten durch den Entwurf einer Bundesakte auf folgende beschränkt: 1) Kaisertum Österreich; 2) Königreich Preußen; 3) Königreich Bayern; 4) Königreich Sachsen; 5) Königreich Hannover; 6) Königreich Württemberg; 7) Kurfürstentum Hessen; 8) Großherzogtum Baden; 9) Großherzogtum Hessen (bei Rhein);

Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin; 11) herzogtum Mecklenburg-Strelitz; 12) Großherzogtum Oldenburg; 13) Großherzogtum Sachsen-mar-Eisenach; 14) Großherzogtum Luxemburg Personalunion mit dem Königreich der Niederl); 15) Herzogtum Holstein und Lauenburg (in onalunion mit dem Königreich Dänemark); Herzogtum Nassau; 17) Herzogtum Braung; 18) Herzogtum Sachsen-Gotha; 19) Herm Sachsen-Coburg; 20) Herzogtum Sachsen-ingen; 21) Herzogtum Sachsen-Hildburgn; 22) Herzogtum Anhalt-Dessau; 23) Herm Anhalt-Köthen; 24) Herzogtum Anhalt-burg; 25) Fürstentum Waldeck; 26) Fürsten-Lippe-Detmold; 27) Fürstentum Schaum-Lippe; 28) Fürstentum Schwarzburg-Rudol-; 29) Fürstentum Schwarzburg-Sonders-en; 30) Fürstentum Reuß ältere Linie; 31) entum Reuß jüngere Linie; 32) Fürstentum zollern-Hechingen; 33) Fürstentum Hohen-n-Sigmaringen; 34) Fürstentum Liechten-35) Freie Stadt Frankfurt a. M.; 36) Freie Bremen; 37) Freie Stadt Hamburg und reie Stadt Lübeck.

h langen Verhandlungen ward die Deutsche es-Akte, bestehend aus 20 Artikeln, unterzeichd dadurch der neue Bund definitiv geschaffen. Bund war hiernach keine Union, kein Bunat, wie z. B. die Vereinigten Staaten von rika, sondern eine Föderation, ein Staaten-, in welchem alle Bundesglieder als solche e Rechte hatten; sein ausgesprochener Zweck die Erhaltung der äußern und innern Sicher-Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unbarkeit der einzelnen deutschen Staaten. Dem-h versprachen alle Mitglieder des Bundes, soganz Deutschland als den einzelnen Bundesgegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen, und tierten sich gegenseitig ihre sämtlichen unter Bunde begriffenen Besitzungen. Bei einmal rtem Bundeskriege durfte kein Mitglied eine Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, einseitig Waffenstillstand oder Frieden schließen. Bundestag (eröffnet 5. Nov. 1816) hatte seinen n Frankfurt a. M. und bestand aus den bevolltigten Gesandten der 38 Staaten. Österreich bei der Bundesversammlung das Präsidium. Bundesversammlung bestand in doppelter : 1) als allgemeine Versammlung, voller Rat Plenum genannt, in welcher jedes Mitglied tens eine Virilstimme, die größern Staaten mehrere Stimmen hatten, nämlich Österreich die fünf Königreiche jedes vier (24), Baden, ssen, Hessen-Darmstadt, Holstein und Luxemjedes drei (15), Braunschweig, Mecklenburgerin und Nassau jedes zwei (6), die übrigen en Mitglieder jedes eine Stimme, sodaß mit 5 Stimmen das Plenum 70 Stimmen ; 2) als Engerer Rat, Bundesregierung ge-, bei welchem die Stimmen der Bundesmit-r auf 17 Kuriatstimmen reduziert waren. ich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, temberg, Baden, Kurhessen, Hessen-Darmdst Hessen-Homburg, Holstein und Luxemführten hierbei jedes eine Einzelstimme (11). übrigen hatten Gesamt- oder Kuriatstimmen. ursprünglich in der Bundesakte festgesetzte mmenverhältnis erlitt jedoch insofern einige nderung, als im Laufe der Zeit infolge eingetretener Territorialveränderungen die Zahl der Virilstimmen im Plenum von 70 auf 65 (im J. 1865) herabgesunken war. Im Plenum durfte keine Beratung und Erörterung, sondern nur Abstimmung stattfinden, und ein gültiger Beschluß setzte hier eine Mehrheit von zwei Dritteilen voraus. Der Engere Rat entschied, inwiefern gewisse Gegenstände für das Plenum geeignet, und bereitete die Vorlagen bis zur Annahme oder Verwerfung im Plenum vor. Die Beschlußnahme in dem Engern Rate, wo die absolute Stimmenmehrheit galt, sollte die Regel sein, das Plenum aber nur in den von der Bundesakte ausdrücklich bezeichneten Fällen eintreten. Eine gemeinsame Vertretung dem Auslande gegenüber, gemeinsames Wappen und gemeinsame Farben hatte der Deutsche Bund nicht. Durch die Ereignisse von 1848 wurde der Deutsche Bund selbst zwar nicht aufgelöst; doch der Bundestag mußte 12. Juli 1848 der Provisorischen Centralgewalt Platz machen. Nach den mißlungenen Versuchen aber, Deutschland eine neue Gesamtverfassung zu geben, kam in der Zeit von 1850 bis 1851 die Wiederherstellung des Bundestags und seine Wiederbeschickung durch sämtliche Bundesglieder zu Stande. Außer der «Sammlung der Protokolle der Bundesversammlung» (16 Bde., Frankf. 1816—24) vgl. Meyer, «Corpus juris Confoederationis Germanicae oder Staatsakten für Geschichte und öffentliches Recht des Deutschen Bundes» (2 Bde., Frankf. 1822—24; 3., bis zur Auflösung des Deutschen Bundes von Zöpfl fortgeführte Aufl., 3 Bde., 1847—69); Michaelis, «Corpus juris publici Germanici academicum» (Tüb. 1825); Klüber, «Quellensammlung zu dem öffentlichen Rechte des Deutschen Bundes» (4. Aufl., Erlangen 1840) und desselben «Öffentliches Recht des Deutschen Bundes und der Bundesstaaten» (Frankf. 1818; 4. Aufl., von Morstadt, 1840); Zachariä, «Deutsches Staats- und Bundesrecht» (3. Aufl., 2 Bde., Gött. 1865—67).

Seit der Stiftung des Bundes traten folgende Territorialveränderungen ein: 1) Nach außen (abgesehen von dem vorübergehenden Anschluß der preuß. Provinzen Preußen und [teilweise] Posen im Frühjahr 1848): der 1839 definitiv erklärte Hinzutritt des niederländ. Herzogtums Limburg gegen den Belgien zugefallenen Anteil Luxemburgs, und der Hinzutritt von Schleswig durch den Wiener Frieden im J. 1864. 2) Im Innern: die Aufnahme der Landgrafschaft Hessen-Homburg als Bundesstaat (1817); das Aussterben der gothaischen Herzogslinie 1825, in dessen Folge (1826) Gotha an Coburg und Hildburghausen an Meiningen fiel und der Herzog von Hildburghausen das früher gothaische Altenburg als eigenes Herzogtum übernahm; ferner die Abtretung des coburg. Fürstentums Lichtenberg an Preußen (1834); das Aussterben der anhalt-köthenschen Herzogslinie 1847 und die darauf erfolgte Personalunion Köthens mit Anhalt-Dessau, sowie auch das Aussterben der anhalt-bernburg. Linie 1863 und die hierauf erfolgte Zusammenfassung der anhalt. Staaten in ein einziges Herzogtum Anhalt; die 1849 erfolgte Abtretung der beiden hohenzoll. Fürstentümer an die Krone Preußen; das im März 1866 erfolgte Aussterben der hessen-homburg. Landgrafenlinie, worauf die Landgrafschaft an das Großherzogtum Hessen fiel. Hiernach wurde der Deutsche Bund bei seinem Zerfallen im Juni 1866 aus folgenden

Staaten gebildet: 1) Kaisertum Österreich ($3588\frac{1}{3}$ Q.-Mln., 12800000 E.); 2) Königreich Preußen (3390 Q.-Mln., 14700000 E.); 3) Königreich Bayern (1385 Q.-Mln., 4800000 E.); 4) Königreich Hannover ($698\frac{3}{4}$ Q.-Mln., 1900000 E.); 5) Königreich Württemberg ($354\frac{1}{4}$ Q.-Mln., 1750000 E.); 6) Großherzogtum Baden (278 Q.-Mln., 1434000 E.); 7) Königreich Sachsen ($271\frac{3}{4}$ Q.-Mln., 2343000 E.); 8) Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin (244 Q.-Mln., 552000 E.); 9) Kurfürstentum Hessen ($173\frac{3}{4}$ Q.-Mln., 745000 E.); 10) Großherzogtum Hessen bei Rhein ($157\frac{1}{4}$ Q.-Mln., 884000 E.); 11) Großherzogtum Oldenburg ($114\frac{1}{4}$ Q.-Mln., 301000 E.); 12) Herzogtum Nassau ($85\frac{1}{2}$ Q.-Mln., 468000 E.); 13) Großherzogtum Luxemburg und Herzogtum Limburg ($86\frac{3}{4}$ Q.-Mln., 421000 E.); 14) Herzogtum Braunschweig (67 Q.-Mln., 293000 E.); 15) Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach (66 Q.-Mln., 280000 E.); 16) Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz (50 Q.-Mln., 99000 E.); 17) Herzogtum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen (45 Q.-Mln., 178000 E.); 18) Herzogtum Anhalt ($48\frac{1}{4}$ Q.-Mln., 193000 E.); 19) Herzogtum Sachsen-Coburg-Gotha (36 Q.-Mln., 164000 E.); 20) Herzogtum Sachsen-Altenburg (24 Q.-Mln., 142000 E.); 21) Fürstentum Lippe (-Detmold) ($20\frac{1}{2}$ Q.-Mln., 111300 E.); 22) Fürstentum Waldeck ($20\frac{1}{4}$ Q.-Mln., 59100 E.); 23) Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt ($17\frac{1}{2}$ Q.-Mln., 73000 E.); 24) Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen ($15\frac{1}{2}$ Q.-Mln., 66000 E.); 25) Fürstentum Reuß jüngere Linie (15 Q.-Mln., 86500 E.); 26) Fürstentum Schaumburg-Lippe (8 Q.-Mln., 31000 E., 27) Fürstentum Reuß ältere Linie ($6\frac{3}{4}$ Q.-Mln., 44000 E.); 28) Fürstentum Liechtenstein (3 Q.-Mln., 7200 E.); 29) Freie Stadt Hamburg ($6\frac{1}{2}$ Q.-Mln., 230000 E.); 30) Freie Stadt Lübeck (6 Q.-Mln., 50000 E.); 31) Freie Stadt Bremen ($3\frac{1}{2}$ Q.-Mln., 104600 E.); 32) Freie Stadt Frankfurt ($1\frac{3}{4}$ Q.-Mln., 91000 E.). Insgesamt umfaßte 1866 der Bund $11461\frac{1}{2}$ Q.-Mln. (631103 qkm) mit 46059329 E. Hierzu kamen noch die Herzogtümer Schleswig (166 Q.-Mln., 410000 E.), Holstein (155 Q.-Mln., 545000 E.) und Lauenburg (19 Q.-Mln., 50200 E.), deren Stellung damals noch nicht entschieden war.

Über das damalige deutsche Bundesheer s. Deutsches Heerwesen; über die Bundesfestungen s. Deutsche Bundesfestungen.

Der Norddeutsche Bund, welcher von der Krone Preußen und unter deren Präsidium gegründet wurde, umfaßte sämtliche deutsche Bundeslande nördlich vom Main, außer Luxemburg und Limburg, wogegen die nicht zum vormaligen Deutschen Bunde gehörigen preuß. Provinzen Preußen, Posen und Schleswig hinzukamen. Zunächst vereinigten sich durch Vertrag vom 18. Aug. 1866 zu dieser Bundesgenossenschaft: 1) Preußen, 2) Sachsen-Weimar, 3) Oldenburg, 4) Braunschweig, 5) Sachsen-Altenburg, 6) Sachsen-Coburg-Gotha, 7) Anhalt, 8) Schwarzburg-Sondershausen, 9) Schwarzburg-Rudolstadt, 10) Waldeck, 11) Reuß jüngere Linie, 12) Schaumburg-Lippe, 13) Lippe, 14) Lübeck, 15) Bremen und 16) Hamburg. Am 21. Aug. schlossen sich an: 17) Mecklenburg-Schwerin und 18) Mecklenburg-Strelitz. Außerdem traten kraft der später abgeschlossenen Friedensverträge dem Bunde bei: 19) der Großherzog von Hessen für sämtliche nördlich des Main gelegene Gebietsteile, 3. Sept.; 20) Reuß ältere Linie, 26. Sept.; 21) Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, 8. Okt., und 22) Königreich Sachsen, 21. Okt. 1866. Nach der Größe ihres Gebietes hatten die Bundesstaaten nachstehende Reihenfolge (wobei die Bevölkerung, außer Mecklenburg-Strelitz, Lübeck und Hamburg, nach der Volkszählung vom 3. Dez. 1864 angegeben ist): 1) Königreich Preußen (jetzt in seinem vollen Umfange, unter Hinzuziehung der beiden nordöstl. Provinzen Preußen und Posen und vergrößert durch das Königreich Hannover, das Kurfürstentum Hessen, das Herzogtum Nassau, die Herzogtümer Schleswig und Holstein, die ehemalige Freie Stadt Frankfurt nebst Gebiet und mehrere von Bayern und dem Großherzogtum Hessen abgetretene Gebietsteile, sowie in Personalunion mit dem Herzogtum Lauenburg) $6392\frac{3}{4}$ Q.-Mln., 23577939 E.; 2) Königreich Sachsen $271\frac{3}{4}$ Q.-Mln., 2343994 E.; 3) Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin 244 Q.-Mln., 552612 E.; 4) Großherzogtum Oldenburg (mit den neuen Erwerbungen) 117 Q.-Mln., 314416 E.; 5) Herzogtum Braunschweig 67 Q.-Mln., 293388 E.; 6) Großherzogtum Sachsen-Weimar 66 Q.-Mln., 280201 E.; 7) Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz $49\frac{1}{2}$ Q.-Mln., 99060 E.; 8) Herzogtum Anhalt $48\frac{1}{4}$ Q.-Mln., 193046 E.; 9) Herzogtum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen 45 Q.-Mln., 178065 E.; 10) Herzogtum Sachsen-Coburg-Gotha $35\frac{3}{4}$ Q.-Mln., 164527 E.; 11) Herzogtum Sachsen-Altenburg 24 Q.-Mln., 141839 E.; 12) Fürstentum Lippe (-Detmold) $20\frac{1}{2}$ Q.-Mln., 111336 E.; 13) Fürstentum Waldeck $20\frac{1}{4}$ Q.-Mln., 59143 E.; 14) Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt $17\frac{1}{2}$ Q.-Mln., 73752 E.; 15) Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen $15\frac{1}{2}$ Q.-Mln., 66189 E.; 16) Fürstentum Reuß jüngere Linie 15 Q.-Mln., 86472 E.; 17) Fürstentum Schaumburg-Lippe 8 Q.-Mln., 31382 E.; 18) Fürstentum Reuß ältere Linie $6\frac{3}{4}$ Q.-Mln., 43924 E.; 19) Freie und Hansestadt Hamburg $6\frac{1}{2}$ Q.-Mln., 229941 E.; 20) Freie und Hansestadt Lübeck 6 Q.-Mln., 50614 E.; 21) Freie und Hansestadt Bremen $3\frac{1}{2}$ Q.-Mln., 104066 E.; 22) die nördlich vom Main belegenen Gebietsteile des Großherzogtums Hessen und bei Rhein $59\frac{1}{2}$ Q.-Mln. mit 252427 E. Im ganzen umfaßte der Norddeutsche Bund 7537,76 geogr. Q.-Mln. (415029 qkm) mit 29318722 E., welche bei der Volkszählung vom 3. Dez. 1867 auf 29906092 E. gestiegen waren.

Der Nationalität nach war die gesamte Bevölkerung der Mittel- und Kleinstaaten (mit Ausnahme von ungefähr 50000 Wenden im Königreich Sachsen) rein deutsch, während sich in Preußen die Zahl der Nichtdeutschen (Polen in den Provinzen Preußen, Posen und Schlesien, Wenden in den Provinzen Schlesien und Brandenburg, Czechen in der Provinz Schlesien, Litauer und Preußen, Kurer in der Provinz Preußen, Dänen in der Provinz Schleswig-Holstein, Wallonen im Regierungsbezirk Aachen) auf rund 2800000 Seelen belief, sodaß also auf den Norddeutschen Bund ungefähr 27060000 (90,48 Proz.) Deutsche und etwa 2850000 (9,52 Proz.) Nichtdeutsche kamen. Unter der Gesamtbevölkerung befanden sich 21450000 (71,[illegible] Proz.) Protestanten, 8040000 (26,88 Proz.) Katholiken, 68000 (0,22 Proz.) Angehörige anderer christl. Bekenntnisse und 352000 (1,18 Proz.) Israeliten. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes datierte vom 25. Juni 1867 und war wesentlich dieselbe

die spätere Verfassung des Deutschen Reichs
16. April 1871 (s. weiter unten). Der Bun-
at zählte 43 Stimmen (und zwar für Preußen
ür Sachsen 4, für Mecklenburg-Schwerin und
Braunschweig je 2, für alle übrigen Staaten je
der Reichstag bestand aus 297 Abgeordneten
on auf Preußen 235, auf Sachsen 23, auf
lenburg-Schwerin 6, auf Hessen, Weimar, Ol-
rg, Braunschweig und Hamburg je 3, auf
ingen, Coburg-Gotha und Anhalt je 2, auf
rigen Staaten je 1 kam). Der Sitz des Prä-
s, der Centralbehörden (mit Ausnahme des
es-Oberhandelsgerichts zu Leipzig), des Bun-
ts und des Reichstags war zu Berlin. Be-
h des Heeres des Norddeutschen Bundes s.
sches Heerwesen. Das Wappen des Nord-
hen Bundes war ein großes und ein kleines.
große enthielt in der Mitte für Preußen den
. heraldischen Adler, um welchen die Wappen-
r der übrigen 21 Bundesstaaten in zwei Krei-
ruppiert waren. Das kleine Wappen zeigte
Schild, quergestreift mit den Bundesfarben
rz-weiß-rot, auf welchem die preuß. Königs-
ruhte und an dessen Seiten die mit Keulen
neten wilden Männer des preuß. Wappens
Schildhalter standen. Die Flagge war dieselbe
ie des wiedererrichteten Deutschen Reichs (s.
unten). Hinsichtlich der Beziehungen des
eutschen Bundes zu den vier, damals keinem
n Staatenbunde angehörigen süddeutschen
ten (Bayern, Württemberg, Baden und die
mainischen und linksrhein. Gebietsteile Hessens)
den zwischen Preußen einerseits und diesen
en andererseits besondere, im Aug. 1866 und
1867 abgeschlossene, vorerst noch geheimzu-
haltende Bündnisverträge zur gegenseitigen Ge-
währleistung des Staatsgebietes, auf Grund deren
im Fall eines Kriegs diese Staaten ihre volle
Kriegsmacht zur Verfügung stellten und die Herr-
scher der süddeutschen Staaten den Oberbefehl über
ihre Truppen dem Könige von Preußen übertrugen.
Ebenso gehörten auch diese vier Staaten mit ihren
sämtlichen Gebietsteilen dem am 8. Juli 1867 er-
neuerten Deutschen Zoll- und Handelsvereine an
(dessen Parlament aus dem Reichstage des Nord-
deutschen Bundes und den Abgeordneten der vier
süddeutschen Staaten bestand, und in dessen Bun-
desrat Bayern 6, Württemberg 4, Baden 3, Hessen
3 Stimmen hatte). Der Deutsch-Französische Krieg
von 1870 und 1871 hatte die am 18. Jan. 1871
erfolgte Proklamierung der Wiedererrichtung des
Deutschen Reichs unter einem Deutschen Kaiser
und die Wiedererwerbung des entrissenen Reichs-
landes Elsaß sowie eines Teils von Lothringen
zur Folge. (S. **Deutsch-Französischer Krieg von 1870 und 1871**.)

Das neue **Deutsche Reich**, welches aus der
Vereinigung des Norddeutschen Bundes mit den
vier süddeutschen Staaten auf Grund der versailler
Verträge vom 15., 23. und 25. Nov. 1870 hervor-
ging, umfaßt nun wieder das gesamte Deutschland,
wie es unter dem Deutschen Bunde bestand, mit
Ausschluß der deutschen Kronländer von Österreich
sowie des Großherzogtums Luxemburg und des
Fürstentums Liechtenstein, jedoch vergrößert durch
die preuß. Provinzen Preußen und Posen, das
Herzogtum Schleswig und das Reichsland Elsaß-
Lothringen. Der Flächenraum und die Bevölke-
rung des Reichs wie der einzelnen Bundesstaaten
sind aus folgender Tabelle zu entnehmen:

Staaten	Fläche qkm	Bevölkerung am 1. Dezember		
		1871	1875	1880
Königreich Preußen	348 257,6	24 691 085	25 771 853	27 279 111
» Bayern	75 863,5	4 863 450	5 042 832	5 284 778
» Sachsen	14 992,9	2 556 244	2 760 416	2 972 805
» Württemberg	19 503,7	1 818 539	1 881 505	1 971 118
Großherzogtum Baden	15 081,1	1 461 562	1 506 531	1 570 254
» Hessen	7680,3	852 894	882 349	936 340
» Mecklenburg-Schwerin	13 303,8	557 707	553 734	577 055
» Sachsen-Weimar	3592,6	286 183	292 933	309 577
» Mecklenburg-Strelitz	2929,5	96 982	95 648	100 269
» Oldenburg	6420,2	314 591	319 314	337 478
Herzogtum Braunschweig	3690,4	312 170	328 352	349 367
» Sachsen-Meiningen	2468,4	187 957	194 463	207 075
» » Altenburg	1323,8	142 122	145 844	155 036
» » Coburg-Gotha	1968,1	174 339	182 673	194 716
» Anhalt	2347,4	203 437	213 689	232 592
Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt	940,4	75 523	76 676	80 296
» » Sondershausen	862,1	67 191	67 480	71 107
» Waldeck und Pyrmont	1121,0	56 224	54 673	56 522
» Reuß älterer Linie	316,4	45 094	46 985	50 782
» » jüngerer Linie	825,7	89 032	92 375	101 330
» Schaumburg-Lippe	339,7	32 059	32 941	35 374
» Lippe	1122,0	111 135	114 254	120 246
Freie Stadt Lübeck	297,7	52 158	56 912	63 571
» » Bremen	255,6	122 402	142 645	156 723
» » Hamburg	409,8	338 974	388 618	453 869
Reichsland Elsaß-Lothringen	14 508,1	1 549 738	1 529 408	1 566 670
Deutsches Reich	540 521,8	41 058 792	42 757 103	45 234 061

[illegible] Abgesehen von der Vertretung Preußens im Bundesrate sind gewisse Funktionen der Reichsgewalt dem Könige von Preußen, welcher den Namen »Deutscher Kaiser« führt, ausschließlich übertragen (Art. 11—19 der Reichsver-

[illegible] zu Verordnungen [illegible] des Reichs, als [illegible] für aufgeho- [illegible] dieselben mit [illegible] vereinbar [illegible] verbind- [illegible] durch ihre Ver- [illegible] vermittelt [illegible] bedarf [illegible] durch [illegible] weniger [illegible] Die Reichs- [illegible] Art. 2 [illegible] Staats- [illegible] Daß die [illegible] Reichs- [illegible] des [illegible] den Par- [illegible] zu- [illegible] als auch die [illegible] des Grund- [illegible] sowohl durch [illegible] gewöhnliche [illegible] Insbesondere [illegible] die [illegible] durch die [illegible] oder ab- [illegible] in einem [illegible] eine Be- [illegible] streitig- [illegible] entsteht, [illegible] dem Bun- [illegible] auszuglei- [illegible] verfassung). [illegible] das Recht der über- [illegible] und der [illegible] der Einzelstaaten [illegible] gehörigen An- [illegible] Hierin ist nicht nur [illegible] Kenntnisnahme und [illegible] sondern auch die Be- [illegible] der Einzel- [illegible] denselben die [illegible] aufzugeben, auch [illegible] Wege der Reichs- [illegible]

[illegible] des Deutschen Reichs hat den [illegible] «Bundesstaates» [illegible] der vormalige Deutsche Bund [illegible] «Staatenbundes» hatte. [illegible] dem Reiche eine wirkliche [illegible] und ein in dieser geeinigtes Volk, [illegible], was den wesentlichen Unterschied des Bundesstaats von dem bloßen Staatenbunde ausmacht. Das Reich besitzt innerhalb der Sphäre seiner Zuständigkeit die gesetzgebende Gewalt und die Beschlüsse seiner gesetzgebenden Organe werden wirkliche Gesetze, welche die Reichsgewalt mit der Wirkung erläßt, daß sie die Angehörigen der Staaten des Reichs unmittelbar durch die von Reichs wegen erfolgte Publikation verbinden.

Es besteht also eine unmittelbare Beziehung der Reichsgewalt zu den Reichsangehörigen und nicht eine bloße Herrschaft der Reichsgewalt über die Staatsgewalten der Einzelstaaten. Auch steht der Reichsgewalt hinsichtlich der ihrer Zuständigkeit überwiesenen Gegenstände ein erheblicher Teil selbständiger Regierungs- und Verwaltungsbefugnisse zu, welche sie selbst, ohne Vermittelung der Regierungen der Einzelstaaten und zum Teil sogar durch ihre eigenen Beamten ausübt (Art. 4, 11, 18, 36, 48, 50, 53, 56, 63, 64 der Reichsverfassung). Das Reich besitzt nicht allein seine eigenen Finanzquellen, sondern auch das Recht der direkten Besteuerung seiner Angehörigen (Art. 70). Das Volk des Reichs, welches als solches durch das gemeinschaftliche Reichsindigenat (Art. 3) politisch geeinigt ist, nimmt als einheitlicher staatlicher Körper durch die gemeinsame von ihm gewählte Volksvertretung (Art. 5, 20 fg.) an der Gesetzgebung und an der Leitung der Reichsangelegenheiten Anteil und wird auch nach außen hin (Art. 11) als einheitliche polit. Macht durch die Reichsgewalt vertreten. Eben diese Organisation des Reichs aber ist es, welche demselben den Charakter eines wirklichen Bundesstaats gibt. Die beiden süddeutschen Staaten Bayern und Württemberg haben sich jedoch in mehrern wichtigen Beziehungen, insbesondere hinsichtlich des Heer-, Post- und Telegraphenwesens, innerhalb des Bundes vorläufig noch Sonderrechte vorbehalten, deren Beseitigung erst von der weitern Entwickelung des Reichs gehofft werden darf.

Die Staatsgewalt des Deutschen Reichs äußert sich, wie jede Staatsgewalt, formell in doppelter Beziehung, nämlich teils als gesetzgebende, teils als vollziehende Gewalt; ihrem Gegenstande nach aber beziehen sich die materiellen Rechte der Reichsgewalt teils auf die innern Verhältnisse des Reichs, teils auf dessen äußere (auswärtige) Angelegenheiten. Das Recht der Gesetzgebung übt die Reichsgewalt innerhalb des Reichsgebietes nach Maßgabe des Inhalts der Reichsverfassung. Dieses Recht aber steht der Reichsgewalt teils ausschließlich, teils unter Konkurrenz der Einzelstaaten zu. In Betreff einer großen Anzahl von Angelegenheiten hat das Reich zwar nicht das ausschließliche, wohl aber ein mit dem Gesetzgebungsrechte der Einzelstaaten konkurrierendes und der Landesgesetzgebung vorgehendes Recht der Gesetzgebung, und zwar in der Art, daß, sobald und insoweit die Reichsgewalt von ihrem Gesetzgebungsrechte über eine solche Angelegenheit Gebrauch macht, hierdurch das Gesetzgebungsrecht der Einzelstaaten beseitigt wird, indem alsdann das betreffende Reichsgesetz nicht nur den Landesgesetzen vorgeht, sondern auch durch die Landesgesetzgebung nicht abgeändert werden darf.

Die vollziehende oder Regierungsgewalt des Reichs bezieht sich teils auf die innern, teils auf die auswärtigen Angelegenheiten desselben. Auf dem erstgenannten Gebiete steht der Reichsgewalt teils ein ausgedehntes Recht der Überwachung und Oberaufsicht, teils ein unmittelbares Recht der Verordnung und der Verwaltung zu. In denjenigen Angelegenheiten, in welchen das Recht der Gesetzgebung dem Reiche nicht ausschließlich, sondern nur dergestalt gebührt, daß die Reichsgesetze den Vorrang vor den Landesgesetzen haben, hat die Reichsgewalt, zufolge der Bestimmungen im Eingange des Art. 4 und im Art. 17 der Reichsverfassung, das Recht der Beaufsichtigung und Überwachung, und daher unterliegt auch, insoweit die Ausführung der erlassenen Reichsgesetze und Verordnungen den Behörden der Einzelstaaten zukommt, deren betreffende Thätigkeit der Überwachung von seiten der Reichsgewalt. Eine unmittelbare Verwaltung hat die letztere hinsichtlich mehrerer, zugleich auch der Gesetzgebung des Reichs unterliegenden Gegenstände, nämlich in Betreff des Militär- und Marinewesens, der Erhebung und Verwaltung der gemeinschaftlichen Zölle und Verbrauchssteuern, der Reichsanleihen und übernommenen Reichsgarantien, des Post- und Telegraphenwesens; indes steht dieses Recht bezüglich einiger der gedachten Gegenstände der Reichsgewalt nicht ausschließlich, sondern nur unter Mitwirkung der Regierungen der Einzelstaaten zu. Ausschließlich der Reichsgewalt gebührt die Regelung und Leitung der auswärtigen Verhältnisse des Reichs.

Bezüglich der Zuständigkeit der der Reichsgewalt unterliegenden Gegenstände kommt hauptsächlich Folgendes in Betracht:

1) Die *auswärtigen Verhältnisse* des Reichs. Die völkerrechtliche Vertretung des Reichs gebührt ausschließlich dem Kaiser, der das Recht hat, im Namen des Reichs Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen. Zur Erklärung des Kriegs im Namen des Reichs ist jedoch die Zustimmung des Bundesrats erforderlich, es sei denn, daß ein Angriff auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten erfolgt. Was die Verträge mit fremden Staaten betrifft, so bedarf es hinsichtlich solcher, die sich auf zum Bereiche der Reichsgesetzgebung gehörige Gegenstände beziehen, zu ihrem Abschlusse der Zustimmung des Bundesrats und zu ihrer Gültigkeit der Genehmigung des Reichstags (Art. 11 der Reichsverfassung).

2) Die Grundzüge der *Reichskriegsverfassung* sind in der Reichsverfassung festgestellt, namentlich im Abschn. 11, der von dem Reichskriegswesen, und im Abschn. 9, der von der Reichskriegsmarine handelt. Die Vorschriften des Abschn. 11 kommen jedoch in Bayern nur nach näherer Bestimmung des Bündnisvertrags vom 23. Nov. 1870 unter III, §. 5, und in Württemberg nur nach näherer Bestimmung der Militärkonvention vom 21./25. Nov. 1870 zur Anwendung. Mit Sachsen, Baden, Großherzogtum Hessen und den Staaten des frühern Norddeutschen Bundes, mit Ausnahme Braunschweigs, hat Preußen besondere Militärkonventionen über die Ausführung der Bestimmungen der Reichsverfassung über das Reichskriegswesen abgeschlossen, durch welche in allen wesentlichen Beziehungen die Einheitlichkeit mit den preuß. Heereseinrichtungen herbeigeführt worden ist. Die gesamte Landmacht des Reichs bildet ein einheitliches Heer (Art. 63, Abschn. 1). Da die Durchführung dieses Grundsatzes durch die Herstellung der Einheitlichkeit in der Militärgesetzgebung und in der Organisation des Reichskriegswesens bedingt wird, so hat auch der Art. 4, Nr. 14 der Reichsverfassung vorgeschrieben, daß das Militärwesen des Reichs und die Kriegsmarine der Beaufsichtigung des Reichs und der Gesetzgebung desselben unterliegen, und auf dem Gebiete der Militärgesetzgebung ist die verfassungsmäßig vorgesehene Einheitlichkeit durch das Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874 nebst dem Gesetz vom 6. Mai 1880,

betreffend Ergänzungen und Abänderungen des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874, hergestellt werden, an welche Gesetze sich das Gesetz über den Landsturm vom 12. Febr. 1875, und das Gesetz vom 15. Febr. 1875, betreffend die Ausübung der militärischen Kontrolle über die Personen des Beurlaubtenstandes, die Übungen derselben, sowie die gegen sie zulässigen Disciplinarstrafmittel, anschließen. Auch ist das Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 20. Juni 1872 ergangen. Die Kosten und Lasten des gesamten Kriegswesens sind, nach Art. 58 der Reichsverfassung, von allen Staaten und deren Angehörigen gleichmäßig zu tragen; von Bayern soll jedoch dieser Verpflichtung nur in der Art entsprochen werden, daß dasselbe die Kosten und Lasten seines Kriegswesens ausschließlich und allein trägt. Den Oberbefehl über die gesamte Landmacht des Reichs im Kriege und Frieden hat die Reichsverfassung (Art. 63, Abschn. 1) dem Kaiser übertragen. Diese Bestimmung findet indes, zufolge der Vereinbarungen mit Bayern und Württemberg, auf Bayern keine Anwendung, dessen Heer danach einen in sich geschlossenen Bestandteil des Reichsheers mit selbständiger Verwaltung, unter der Militärhoheit des Königs von Bayern, und nur im Kriege unter dem Befehle des Kaisers bildet; was aber Württemberg betrifft, so bilden dessen Truppen ein in sich geschlossenes Armeekorps des Reichsheers; für den Fall des Kriegs gebührt jedoch auch über die württemb. Truppen dem Kaiser der Oberbefehl. Die Grundlage des gesamten Reichskriegswesens bildet übrigens der verfassungsmäßig für das ganze Reichsgebiet festgestellte Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht (Art. 57 der Reichsverfassung). Die Kriegsmarine des Reichs ist, gleich der Landmacht desselben, eine einheitliche unter dem Oberbefehl des Kaisers, welchem die Organisation und Zusammensetzung derselben obliegt und welcher die Offiziere und Beamten derselben ernennt (Art. 53, Abschn. 1 der Reichsverfassung). Der kieler Hafen und der Jadehafen sind Reichskriegshäfen (Art. 53, Abschn. 2). Der Aufwand für die Kriegsflotte und die damit zusammenhängenden Anstalten wird aus der Reichskasse bestritten (Art. 53, Abschn. 3).

3) Das **Reichsfinanzwesen** hat die Reichsverfassung dergestalt geregelt, daß zuvörderst (im Art. 69) vorgeschrieben ist, daß alle Einnahmen und Ausgaben des Reichs für jedes Jahr veranschlagt und auf den Reichshaushaltsetat gebracht werden müssen, welcher vor Beginn des Etatsjahres durch ein Gesetz festzustellen ist. Zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen Ausgaben dienen zunächst die etwaigen Überschüsse der Vorjahre sowie die aus den Zöllen, den gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern und aus dem Post- und Telegraphenwesen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen; insofern aber hierdurch die Ausgaben nicht gedeckt werden, müssen, solange Reichssteuern nicht eingeführt sind, die fehlenden Beträge durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung (Matrikularbeiträge) aufgebracht und sollen durch den Reichskanzler ausgeschrieben werden (Art. 70 der Reichsverfassung). Als eine zur Reichskasse fließende Steuer ist demnächst auch die durch das [illegible]anzen Reichsgebiete eingeführte Gesetz vom [illegible]ni 1869 angeordnete Wechselstempelsteuer, [illegible]dert durch das Gesetz vom 4. Juni 1879, [illegible]tt. Auch gehören die durch das Gesetz vom 1. Juni 1881, betreffend die Erhebung von Reichsstempelabgaben, sowie die durch das Gesetz vom 3. Juli 1878, betreffend den Spielkartenstempel, erzielten Erträge zu den dem Reiche zustehenden Einnahmen. Die gemeinschaftlichen Ausgaben werden in der Regel nur für ein Jahr, können jedoch in besondern Fällen auch für eine längere Dauer bewilligt werden (Art. 71 der Reichsverfassung). In Fällen eines außerordentlichen Bedürfnisses kann im Wege der Reichsgesetzgebung auch die Aufnahme von Anleihen sowie die Übernahme von Garantien zu Lasten des Reichs erfolgen (Art. 73). Über die Verwendung aller Einnahmen des Reichs muß durch den Reichskanzler dem Bundesrate und dem Reichstage zur Entlastung jährlich Rechnung gelegt werden (Art. 72).

4) Besonders wichtig sind die Bestimmungen, welche die Reichsverfassung über die Thätigkeit der Reichsgewalt für die Förderung von **Handel und Verkehr** getroffen hat. Zunächst hat die Reichsverfassung den auf dem Vertrage vom 8. Juli 1867 beruhenden Zoll- und Handelsverein, welchem auch das Großherzogtum Luxemburg angehört, aufrecht erhalten. Demzufolge bildet, in Gemäßheit der Bestimmungen der Art. 33—40 der Reichsverfassung, das ganze Deutsche Reich ein einheitliches Zoll- und Handelsgebiet, umgeben von gemeinschaftlicher Zollgrenze. Doch hat der Art. 34 der Reichsverfassung bestimmt, daß die Hansestädte Bremen und Hamburg mit einem dem Zwecke entsprechenden Bezirke ihres oder des umliegenden Gebietes als Freihäfen außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze bleiben, bis sie ihren Einschluß in dieselbe selbst beantragen. Nachdem die Stadt Hamburg ihren Anschluß an das deutsche Zollgebiet beantragt hat, hat das Gesetz vom 16. Febr. 1882 bestimmt, daß auf dasjenige Freihafengebiet der Stadt Hamburg, welches durch den Antrag derselben auf Einschluß in die gemeinschaftliche Zollgrenze nicht berührt wird, der Art. 34 fortdauernd Anwendung findet. (S. **Zollverein**.) Nach den Bestimmungen der Art. 35 und 38 der Reichsverfassung besteht Gemeinschaftlichkeit der Gesetzgebung über die innern Steuern von dem im Umfange des Reichs gewonnenen Salze und Tabak, bereitetem Branntwein und Bier und aus Rüben oder andern inländischen Erzeugnissen dargestelltem Zucker und Sirup, und es fließt der Betrag dieser Steuern, gleich demjenigen der Zölle, in die Reichskasse; jedoch ist in den Staaten Bayern, Württemberg und Baden die Besteuerung des inländischen Branntweins und Biers vorläufig noch der Landesgesetzgebung vorbehalten, wogegen dieselben aber auch an dem in die Reichskasse fließenden Ertrage dieser beiden Steuern keinen Anteil haben. Zufolge der Bestimmung der Art. 4, Nr. 2 der Reichsverfassung steht ausschließlich der Reichsgewalt die Zoll- und Handelsgesetzgebung zu. Sowie das Zoll- und Handelsgebiet des Reichs ein einheitliches ist, bilden auch die Kauffahrteischiffe aller Bundesstaaten eine einheitliche Handelsmarine und werden in den Seehäfen und auf allen natürlichen und künstlichen Wasserstraßen der einzelnen Bundesstaaten gleichmäßig zugelassen und behandelt (Art. 54 der Reichsverfassung). Sie haben als Nationalflagge ausschließlich die schwarz-weiß-rote Reichsflagge (Art. 55) zu führen, worüber durch das Reichsgesetz vom 25. Okt. 1867 und die Verordnung von demselben Tage die nähern Vorschriften erteilt sind. Zum

Zwecke der Durchführung des Grundsatzes der Einheitlichkeit der Handelsmarine und im gleichmäßigen Interesse der deutschen Schiffahrt aber hat die Reichsverfassung bestimmt, daß die Organisation eines gemeinsamen Schutzes der deutschen Schiffahrt und ihrer Flagge zur See, ferner die Herstellung von Wasserstraßen im Interesse des allgemeinen Verkehrs, endlich der Flößerei- und Schiffahrtsbetrieb auf den mehrern Staaten gemeinsamen Wasserstraßen und der Zustand der letztern, sowie die Fluß- und sonstigen Wasserzölle, der Gesetzgebung des Reichs und der Beaufsichtigung durch dasselbe unterliegen (Art. 4, Nr. 7—9 der Reichsverfassung). Auch das Konsulatswesen des Reichs, welches gleichfalls der Gesetzgebung des Reichs und der Beaufsichtigung durch das Reich unterliegt, ist ein einheitliches und die gemeinsame konsularische Vertretung wird vom Reiche ausgestattet (Art. 4, Nr. 7). Dasselbe steht unter der Aufsicht des Kaisers, welcher die Konsuln, nach Vernehmung des Ausschusses des Bundesrats für Handel und Verkehr, anstellt (Art. 56). Zur Ausführung dieser Bestimmungen ist das für das ganze Reich in Kraft getretene Gesetz vom 8. Nov. 1867, betreffend die Organisation der Bundeskonsulate sowie die Amtsrechte und Pflichten der Bundeskonsuln, ferner das Gesetz vom 25. März 1880, betreffend die Schiffsmeldungen bei den Konsulaten des Deutschen Reichs, und das Gesetz vom 10. Juli 1879 über die Konsulargerichtsbarkeit ergangen.

5) Das **Post- und Telegraphenwesen** sind für das gesamte Gebiet des Reichs einheitliche Staatsverkehrsanstalten und werden als solche verwaltet (Art. 48 der Reichsverfassung). Sie unterliegen der Beaufsichtigung des Reichs und der Gesetzgebung desselben (Art. 4, Nr. 10). Die obere Leitung gehört dem Kaiser an (Art. 50). Auf Bayern und Württemberg finden indes diese Bestimmungen keine volle Anwendung, sondern es gelten statt derselben in diesen beiden Staaten die einschränkenden Vorschriften des Art. 52 der Reichsverfassung, durch welche denselben insbesondere hinsichtlich des innern Verkehrs und bezüglich des Verkehrs mit den angrenzenden, dem Reiche nicht angehörenden Nachbarstaaten eine gewisse Selbständigkeit vorbehalten ist. Übrigens ist das Postwesen durch das Gesetz über das Postwesen vom 28. Okt. 1871 nebst Gesetz über Abänderung desselben vom 20. Dez. 1875 und die Posttaxgesetze vom 28. Okt. 1871, 17. Mai 1873 und 3. Nov. 1874 geordnet.

6) Das **Eisenbahnwesen** stellt der Art. 4, Nr. 8 der Reichsverfassung unter die Beaufsichtigung des Reichs und der Gesetzgebung desselben und die Art. 41—47 erteilen nähere Bestimmungen darüber, die jedoch noch der Ausführung durch ein in Aussicht genommenes Reichseisenbahngesetz entbehren.

An der Spitze des Deutschen Reichs steht als Präsident des Bundes der König von Preußen, welcher den Namen **Deutscher Kaiser** führt (Art. 11, Abschn. 1 der Reichsverfassung). Ihm steht die Ausfertigung und Verkündigung der Reichsgesetze und die Überwachung der Ausführung derselben zu; seine Anordnungen und Verfügungen werden im Namen des Reichs erlassen und bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt (Art. 17). Der Kaiser ernennt die Reichsbeamten, läßt dieselben für das Reich vereidigen und verfügt erforderlichenfalls deren Entlassung (Art. 18). Die vom Kaiser ernannten Behörden und Beamten sind als kaiserliche zu bezeichnen (Erlaß vom 3. Aug. 1871). Das kaiserl. Wappen und die kaiserl. Standarte sind durch denselben Erlaß festgestellt worden. Über die Beilegung der Würde «Kronprinz des Deutschen Reichs» mit dem Prädikat «Kaiserliche Hoheit» an den jedesmaligen Thronfolger an der preuß. Krone hat der kaiserl. Erlaß vom 18. Jan. 1871 bestimmt.

Die **Gesetzgebung** des Reichs wird durch den Bundesrat und den Reichstag gemeinschaftlich und zwar dergestalt ausgeübt, daß zu jedem Reichsgesetze, einschließlich des Reichshaushalts-Etatsgesetzes (Art. 69 der Reichsverfassung), die Übereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse beider Versammlungen erforderlich und ausreichend ist (Art. 5, Abschn. 1). Bei Gesetzesvorschlägen über das Militärwesen, die Kriegsmarine und die nach Art. 35 der Reichsverfassung zur Reichskasse fließenden Abgaben gibt jedoch, wenn im Bundesrate eine Meinungsverschiedenheit stattfindet, die Stimme des Präsidiums den Ausschlag, wenn sie sich für die Aufrechthaltung der bestehenden Einrichtungen ausspricht (Art. 5, Abschn. 2). Dasselbe gilt bei der Beschlußnahme über die zur Ausführung der gemeinschaftlichen Gesetzgebung des Art. 35 dienenden Verwaltungsvorschriften (Art. 37). Abgesehen hiervon, gebührt übrigens dem Kaiser kein Veto. Es können zwar auch Veränderungen der Verfassung im Wege der Reichsgesetzgebung erfolgen, sie gelten indes als abgelehnt, wenn sie im Bundesrate 14 Stimmen gegen sich haben, und diejenigen Vorschriften der Reichsverfassung, durch welche bestimmte Rechte einzelner Bundesstaaten in deren Verhältnis zur Gesamtheit festgestellt sind, können nur mit Zustimmung des berechtigten Bundesstaats abgeändert werden (Art. 78).

Der **Bundesrat** besteht aus den Vertretern der Mitglieder des Bundes und es führen in demselben Preußen 17, Bayern 6, Sachsen und Württemberg je 4, Baden und Hessen je 3, Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je 2 Stimmen und jeder der übrigen Staaten je 1 Stimme, sodaß im ganzen 58 Stimmen bestehen, und es kann jedes Mitglied des Bundes so viel Bevollmächtigte zum Bundesrate ernennen, wie es Stimmen führt, doch kann die Gesamtheit der zuständigen Stimmen nur einheitlich abgegeben werden (Art. 6 der Reichsverfassung). Der Bundesrat beschließt: a) über die dem Reichstage zu machenden Vorlagen und die von demselben gefaßten Beschlüsse; b) über die zur Ausführung der Reichsgesetze erforderlichen allgemeinen Verwaltungsvorschriften und Einrichtungen, sofern nicht durch Reichsgesetz etwas anderes bestimmt ist; c) über die Mängel, welche bei der Ausführung der Reichsgesetze oder der vorstehend erwähnten Vorschriften oder Einrichtungen hervortreten. Die Beschlußfassung erfolgt, vorbehaltlich der Bestimmungen in den Art. 5, 37 und 78, mit einfacher Mehrheit. Nicht vertretene oder nicht instruierte Stimmen werden nicht gezählt. Bei Stimmengleichheit gibt die Präsidialstimme den Ausschlag. Jedes Mitglied des Bundesrats hat das Recht, im Reichstage zu erscheinen, und muß daselbst auf Verlangen jederzeit gehört werden, um die Ansichten seiner Regierung zu vertreten, auch dann, wenn dieselben von der Majorität des Bundesrats nicht adoptiert worden sind. Niemand kann gleichzeitig Mitglied des Bundesrats und des Reichstags

sein (Art. 9). Der Vorsitz im Bundesrate und die Leitung der Geschäfte steht dem Reichskanzler zu, welchen der Kaiser ernennt; der Reichskanzler kann sich durch jedes andere Mitglied des Bundesrats vermöge schriftlicher Substitution vertreten lassen (Art. 15). Die erforderlichen Vorlagen werden nach Maßgabe der Beschlüsse des Bundesrats im Namen des Kaisers an den Reichstag gebracht, wo sie durch Mitglieder des Bundesrats oder durch besondere, von letzterm zu ernennende Kommissarien vertreten werden (Art. 16).

Der Reichstag geht aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor; in jedem Bundesstaate wird auf durchschnittlich 100000 Seelen der Bevölkerungszahl Ein Abgeordneter gewählt. Die Gesamtzahl der Abgeordneten beträgt 397. Die Verhandlungen des Reichstags sind öffentlich (Art. 22 der Reichsverfassung). Derselbe hat das Recht, innerhalb der Zuständigkeit des Reichs Gesätze vorzuschlagen und an ihn gerichtete Petitionen dem Bundesrate, resp. Reichskanzler zu überweisen (Art. 23). Seine Legislaturperiode dauert drei Jahre; zur Auflösung während derselben ist ein Beschluß des Bundesrats unter Zustimmung des Kaisers erforderlich (Art. 24). Im Falle der Auflösung müssen innerhalb eines Zeitraums von 60 Tagen nach derselben die Wähler und innerhalb eines Zeitraums von 90 Tagen nach der Auflösung der Reichstag versammelt werden (Art. 25). Ohne Zustimmung des Reichstags darf dessen Vertagung die Frist von 30 Tagen nicht übersteigen und während derselben Session nicht wiederholt werden (Art. 26). Der Reichstag prüft die Legitimation seiner Mitglieder und entscheidet darüber; er regelt seinen Geschäftsgang und seine Disciplin durch eine Geschäftsordnung und erwählt seinen Präsidenten, seine Vizepräsidenten und seine Schriftführer (Art. 27). Er beschließt nach absoluter Stimmenmehrheit, zur Gültigkeit der Beschlußfassung ist jedoch die Anwesenheit der Mehrheit der gesetzlichen Anzahl der Mitglieder erforderlich (Art. 28). Die Mitglieder des Reichstags sind Vertreter des gesamten Volks und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden (Art. 29). Sie dürfen als solche keine Besoldung oder Entschädigung beziehen (Art. 32).

Die Berufung, Eröffnung, Vertagung und Schließung des Bundesrats und des Reichstags steht dem Kaiser zu (Art. 12). Die Berufung findet alljährlich statt und kann der Bundesrat zur Vorbereitung der Arbeiten ohne den Reichstag, letzterer aber nicht ohne den Bundesrat berufen werden (Art. 13). Die Berufung des Bundesrats muß erfolgen, sobald sie von einem Drittel der Stimmenzahl verlangt wird (Art. 14).

Reichsbehörden. Das Deutsche Reich hat kein verantwortliches Ministerium von kollegialischer Zusammensetzung, sondern nur einen verfassungsmäßig verantwortlichen Minister: den Reichskanzler, welchen der Kaiser ernennt und welchem der Vorsitz im Bundesrate und die Leitung der Geschäfte zusteht (Art. 15 und 17). Derselbe ist also der oberste Beamte des Kaisers, für dessen Regierungshandlungen er allein verantwortlich ist. Über die Zulässigkeit der Stellvertretung des Reichskanzlers hat das Gesetz vom 17. März 1878 die nähern Bestimmungen erteilt. Die Stellvertretung kann sich hiernach sowohl auf den ganzen Umfang des betreffenden Ressorts, als auf einzelne Teile seines Geschäftkreises beziehen, durch welche letztere Bestimmung die Möglichkeit weiterer Spezialisierung der Reichscentralbehörden offen gehalten ist. Verantwortliche Reichscentralstellen sind jetzt: 1) der Reichskanzler, 2) dessen Generalstellvertreter (der Vizekanzler), 3) der Staatssekretär des Auswärtigen, 4) der Chef der Admiralität, 5) der Staatssekretär für das Finanzwesen (Reichsschatzsekretär), 6) der Staatssekretär für das Post- und Telegraphenwesen, 7) der Staatssekretär für das Justizwesen, 8) der Staatssekretär für die Verwaltung der Reichseisenbahnen, 9) der Staatssekretär für das Innere. Das System der Reichsbehörden ist folgendes: 1) In unmittelbarer Unterordnung unter dem Reichskanzler bestehen für sämtliche Verwaltungszweige des Reichs Centralstellen, welche sich gegenseitig koordiniert sind, und von welchen einzelne als Stellvertretungsämter des Reichskanzlers bestellt sind, wogegen bei mehrern derselben der Gesichtspunkt der Aufsicht überwiegt. Diese Centralstellen sind folgende: a) das Reichsamt des Innern (früher Reichskanzleramt) zufolge der Erlasse vom 12. Aug. 1867, 12. Mai 1871 und 24. Dez. 1879; b) das Auswärtige Amt, c) die Admiralität, d) das Reichspostamt (Verordnung vom 22. Dez. 1875 und Erlaß vom 23. Febr. 1880, e) das Reichsjustizamt, f) das Reichsamt für die Verwaltung der Reichseisenbahnen (Erlaß vom 27. Mai 1878), g) das Reichseisenbahnamt (Gesetz vom 27. Juni 1873), h) das Reichsschatzamt (Erlaß vom 11. Juli 1879), i) das Reichsbankdirektorium (Bankgesetz vom 14. März 1875, §§. 26—28). 2) Die Centralfinanzbehörden, welche zwar als selbständige Finanzbehörden der obern Leitung des Reichskanzlers untergeordnet sind, deren Geschäftsgang jedoch von demselben nicht beeinflußt werden darf, nämlich: a) der Rechnungshof des Deutschen Reichs, b) das Reichsbankkuratorium und die Reichsbankkommissare (Bankgesetz vom 14. März 1875, §§. 25 und 36), c) die Reichsschuldenverwaltung und Reichsschuldenkommission (Gesetz vom 10. Juni 1868), d) die Verwaltung des Reichsinvalidenfonds (Gesetze vom 23. Mai 1873, 23. Febr. und 11. Mai 1876, und vom 30. März 1879). 3) Die Richterbehörden des Reiches, nämlich a) Civil- und Strafgerichtsbarkeit: α) das Reichsgericht in Leipzig (Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877, §§. 125—141, Gesetz vom 11. April 1877), β) die Reichskonsulargerichte (Gesetz vom 10. Juli 1879), b) die Disciplinargerichte (Gesetz vom 31. März 1873, §§. 86 ff., und Gesetz vom 5. Nov. 1874), c) die Verwaltungsgerichte, nämlich: α) das Bundesamt für Heimatswesen (Gesetz vom 6. Juni 1870, §§. 42 ff.), β) das verstärkte Reichseisenbahnamt (Gesetz vom 27. Juni 1873, §. 5, Ziffer 4), γ) das Reichspatentamt (Patentgesetz vom 25. Mai 1877, §§. 13 ff., und Verordnung vom 18. Juni 1877), δ) das Reichsoberseeamt (Gesetz vom 27. Juli 1877, §§. 29 ff.), ε) die Reichsrayonkommission (Gesetz vom 21. Dez. 1871, §§. 11, 14, 23, 30, 31). — Die Rechtsverhältnisse der Reichsbeamten sind durch das Reichsgesetz vom 31. März 1873 geordnet.

Auf Grund der Reichsverfassung, beziehungsweise zur Ausführung derselben in Betreff der der Gesetzgebung des Reichs unterliegenden Gegenstände, sind teils schon zur Zeit des Bestehens des Norddeutschen Bundes, teils nach der Errichtung des an dessen Stelle getretenen Deutschen Reichs eine große Anzahl von Bundes-, beziehungsweise Reichs-

zen ergangen und die erstern zum großen Teil
Gesetzen für das Reich erklärt worden. Die
tigsten dieser Gesetze sind, abgesehen von den
its in dem Vorstehenden erwähnten, folgende:
e zur Ausführung des ein gemeinsames Reichs-
errecht, die Freizügigkeit und den freien Ge-
ebetrieb im Reiche begründenden Art. 3 der
sverfassung ergangenen Gesetze, nämlich das
z über das Paßwesen vom 12. Okt. 1867, das
z über die Freizügigkeit vom 1. Nov. 1867,
Gesetz über die Gleichberechtigung der Konfes-
n in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Be-
ng vom 3. Juli 1869, das Gesetz wegen Be-
ung der Doppelbesteuerung vom 13. Mai
, das Gesetz über die Erwerbung und den Ver-
der Reichs- und Staatsangehörigkeit vom
uni 1870 nebst dem Gesetze vom 20. Dez. 1875,
ffend die Naturalisation von Ausländern,
e im Reichsdienste angestellt sind, und die
erbeordnung vom 21. Juni 1869, nebst dem
e vom 8. April 1876, betreffend die Abände-
des Tit. VIII der Gewerbeordnung, den Ge-
vom 17. Juli 1878 und vom 18. Juli 1881,
ffend Abänderungen der Gewerbeordnung, und
Gesetze vom 7. April 1876 über die ein-
riebenen Hilfskassen, welche als Gesetze für
ganze Reich gelten, wogegen das gleichfalls
er gehörige, die Verpflichtung zur Armenpflege
nde Gesetz über den Unterstützungswohnsitz
6. Juni 1870 für Bayern und das Reichsland
s-Lothringen und die Gewerbeordnung in El-
Lothringen noch nicht in Kraft getreten sind;
e Maß- und Gewichtsordnung für den Nord-
chen Bund vom 17. Aug. 1868, welche im
n Reiche Geltung erlangt hat, nebst den Er-
ngsgesetzen vom 10. März 1870, 7. Dez. 1873
20. Juli 1881, sowie das Münzgesetz vom
li 1873 nebst Abänderungsgesetz vom 20. April
; 3) das Gesetz vom 11. Juni 1870, betreffend
Urheberrecht von Schriftwerken, Abbildungen,
alischen Werken und Kompositionen, die Ge-
vom 9. und 10. Jan. 1876, betreffend das Ur-
errecht von Werken der bildenden Künste und
effend den Schutz der Photographien gegen un-
gte Nachbildung, das Gesetz vom 11. Jan. 1876,
ffend das Urheberrecht von Mustern und Mo-
, und das Gesetz vom 30. Nov. 1874 über
Markenschutz; 4) das gleichfalls als Reichs-
geltende Gesetz vom 21. Juni 1869, betreffend
ewährung der Rechtshilfe; ferner 5) die auf
d des Art. 4, Nr. 13 der Reichsverfassung er-
en Gesetze, nämlich das Gesetz vom 14. Nov.
, betreffend die vertragsmäßigen Zinsen; die
e vom 29. Mai 1868 über die Aufhebung der
ldhaft, vom 1. Juli 1868, betreffend die Schlie-
und Beschränkung der öffentlichen Spielban-
das Gesetz vom 4. Juli 1868, betreffend die
atrechtliche Stellung der Erwerbs- und Wirt-
ftsgenossenschaften; das Gesetz vom 5. Juni
, betreffend die Einführung der Deutschen
selordnung, der Nürnberger Wechselnovellen
des Deutschen Handelsgesetzbuchs als Reichs-
, und die Gesetze vom 21. Juni 1869, be-
nd die Beschlagnahme des Arbeits- und Dienst-
, und vom 11. Juni 1870, betreffend die
manditgesellschaften auf Aktien und die Aktien-
llschaften; desgleichen das Reichsgesetz vom
uni 1871, betreffend die Verbindlichkeit zum
adenersatz für die bei dem Betriebe von Eisen-
bahnen, Bergwerken u. s. w. herbeigeführten Tötungen und Körperverletzungen, sowie das Gesetz vom 17. Febr. 1875, betreffend das Alter der Großjährigkeit; das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 15. Mai 1871 nebst den Ergänzungsgesetzen vom 10. Dez. 1871, 26. Febr. 1876 und 24. Mai 1880; ferner 6) das Bankgesetz vom 14. März 1875 nebst Statut der Reichsbank vom 21. Mai 1875; 7) das Gesetz vom 6. Febr. 1875 über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung, und 8) das Impfgesetz vom 8. April 1874. Ganz besonders hervorzuheben sind endlich die Reichsgesetze über die Gerichtsverfassung und das gerichtliche Verfahren, nämlich das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877, nebst dem Gesetze vom 11. April 1877 über den Sitz des Reichsgerichts, die Civilprozeßordnung vom 30. Jan. 1877, die Strafprozeßordnung vom 1. Febr. 1877, die Konkursordnung vom 10. Febr. 1877, die Rechtsanwaltsordnung vom 1. Juli 1878, nebst der Gebührenordnung für Rechtsanwälte vom 7. Juli 1879, das Gerichtskostengesetz vom 18. Juni 1878 und die Gebührenordnung für die Gerichtsvollzieher vom 24. Juni 1878, nebst dem Gesetze vom 29. Juni 1881, betreffend die Abänderung von Bestimmungen des Gerichtskostengesetzes und der Gebührenordnung für die Gerichtsvollzieher.

Das **Reichs-Verfassungsrecht** war bereits ausführlich behandelt in der Schrift L. von Rönnes: «Das Verfassungsrecht des Deutschen Reichs, historisch-dogmatisch dargestellt» (Lpz. 1871), welche in zweiter, völlig umgearbeiteter Auflage unter dem Titel «Das Staatsrecht des Deutschen Reichs» (2 Bde., Lpz. 1876—77) erschienen ist und das gesamte Reichsstaatsrecht in systematischer Bearbeitung darstellt. Seitdem sind ferner erschienen: Laband, «Das Staatsrecht des Deutschen Reichs» (3 Bde., Tüb. 1876—82); Ph. Zorn, «Das Staatsrecht des Deutschen Reichs» (Bd. 1, Berl. u. Lpz. 1880); H. Schulze, «Lehrbuch des Deutschen Staatsrechts» (Lpz. 1880 fg.); G. Meyer, «Lehrbuch des Deutschen Staatsrechts» (Lpz. 1878). Vgl. auch Held, «Die Verfassung des Deutschen Reichs vom staatsrechtlichen Standpunkt aus beurteilt» (Lpz. 1872). Von den das Reichsverfassungsrecht nur kommentierenden Schriften sind besonders hervorzuheben: Hiersemenzel, «Die Verfassung des Norddeutschen Bundes, erläutert mit Hilfe und unter vollständiger Mitteilung ihrer Entstehungsgeschichte» (Berl. 1867; Tl. 2 unter dem Titel «Das Verfassungs- und Verwaltungsrecht des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Zollvereins», 2 Bde., Berl. 1868—69). Brauchbare Materialiensammlungen sind: Glasers «Archiv des Norddeutschen Bundes. Sammlung aller Gesetze, Verträge und Aktenstücke, die Verhältnisse des Norddeutschen Bundes betreffend» (4 Hefte, Berl. 1867); Kollers «Archiv des Norddeutschen Bundes und des Zollvereins» (Berl. 1868 fg.) und ganz besonders Hirths «Annalen des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Zollvereins für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik» (Berl. 1868 fg.; seit 1871 unter dem Titel «Annalen des Deutschen Reichs»); ferner E. Bezold, «Materialien der Deutschen Reichsverfassung» (3 Bde., Berl. 1872). Eine mit Ergänzungen und Anmerkungen versehene Textausgabe der Reichsverfassung besorgte von Rönne (4. Aufl., Berl. 1882). Unter den Schriften, welche einzelne Teile des deutschen Reichsstaatsrechts behandeln, sind hervorzuheben: R. von Mohl, «Das

deutsche Reichsstaatsrecht» (Tüb. 1873); Hänel, «Studien zum deutschen Staatsrecht» (Erste Studie, Lpz. 1873; Zweite Studie, Lpz. 1880). Wertvolle Abhandlungen endlich über einzelne Teile des Reichsstaatsrechts enthalten Holtzendorffs «Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reichs» (Lpz. 1871 fg.); Hartmann, «Zeitschrift für Gesetzgebung und Praxis» (Berl. 1874 fg.).

Die **Finanzen** des Deutschen Reichs werden gleich allen übrigen Reichsangelegenheiten vom Bundesrate, beziehungsweise dessen Ausschüssen geleitet und beaufsichtigt. Im Ressort des Reichsschatzamtes arbeiten die Verwaltung des Reichskriegsschatzes, die vom Bundesrate und Reichstage beschickte Reichsschuldenverwaltung und die Reichshauptkasse als Comptoir der Deutschen Reichsbank, welche letztere die finanziellen Angelegenheiten des Reichs besorgt. Eine besondere Behörde ist die Verwaltung des Reichsinvalidenfonds, der auch andere schon vorhandene, aber erst nach Jahren zur Verausgabung kommende Fonds anvertraut sind. Überwacht und im einzelnen geprüft werden die Einnahmen und Ausgaben sämtlicher Reichsbehörden durch den Rechnungshof des Deutschen Reichs, den die preuß. Oberrechnungskammer zu Potsdam bildet. Die Ausgaben und Einnahmen werden durch ein vor Beginn des Kassenjahres zu erlassendes Gesetz für jedes Jahr festgestellt; bis 1876 fiel das Etats- mit dem Kalenderjahr zusammen; aus Rücksicht auf die Geschäftsdauer der gesetzgebenden Körperschaften ist der Anfang desselben von 1877 ab jedoch auf 1. April verlegt worden.

Die fortdauernden **Ausgaben** sind mit dem Ausbau der Reichseinrichtungen nach und nach immer größer geworden. Sie betragen zufolge des Haushaltsetatsgesetzes vom 15. Febr. 1882 für das Etatsjahr 1882/83 531829228 Mark in folgenden Haupttiteln: 1) Reichstag 407670, 2) Reichskanzler und Reichskanzlei 125770, 3) Auswärtiges Amt und Konsulate 6676775, 4) Reichsamt des Innern 2775422, 5) Verwaltung des Reichsheeres 342493325, 6) Marineverwaltung 27565856, 7) Reichsjustizverwaltung 1707667, 8) Reichsschatzamt 86317566, 9) Reichseisenbahnamt 303150, 10) Reichsschuld 13702500, 11) Rechnungshof 528673, 12) Allgemeiner Pensionsfonds 19095287 (darunter Militärpensionen 18266829, Marinepensionen 449733, Civilpensionen 378725), Reichsinvalidenfonds 30129567 Mark. — Zu diesen fortdauernden Ausgaben treten einmalige von wechselnder Höhe, für 1882/83 im Gesamtbelaufe von 78908479 Mark, und zwar: für das Auswärtige Amt und die Konsulate 183800 (einschließlich eines durch Gesetz vom 26. Juni 1882 bewilligten Nachtragkredits von 10500), für das Reichsamt des Innern 9240072, für die Post- und Telegraphenverwaltung 3053000, für die Reichsdruckerei 15000, für die Verwaltung des Reichsheers 28033931, für die Marineverwaltung 8728800, für die Reichsjustizverwaltung 200000, für das Reichsschatzamt 3595825, für die Reichsschuld 227300, für die Eisenbahnverwaltung 4400000 und Ausgaben infolge des Krieges gegen Frankreich 18283 Mark. Für Betriebsfonds sind sodann noch 9150000 und zur Deckung des Ausfalls des Etatsjahres 1880/81 12062468 Mark in Ausgabe gestellt. Rechnet man zu den hier angeführten 610737707 Mark die auf Einnahmezweigen lastenden Ausgaben (bei der Wechselstempelsteuer 302200, beim Spielkartenstempel 820, bei Post und Telegraphie 123864000, bei der Reichsdruckerei 2203880, bei den Reichseisenbahnen 27397300 und bei der statistischen Gebühr 36000) hinzu, so erhält man die Summe des Voranschlags mit 764541907 Mark.

Aus den eigenen **Einnahmen** des Deutschen Reichs erfolgt, soweit möglich, die Deckung der Ausgaben. Zunächst treten 1) die Zölle und Verbrauchssteuern ein, deren Reinertrag von den Einzelstaaten, beziehungsweise Verbänden an die Reichskasse abzuführen ist; für 1882/83 sind veranschlagt: die Zölle auf 186466150, die Rübenzuckersteuer auf 47421460, die Salzsteuer auf 36709570, die Tabakssteuer auf 11029240, die Beiträge der von der Zolllinie ausgeschlossenen Landesteile auf 6843060, die Branntweinsteuer nebst Übergangsabgabe und Beiträgen der Zollausschlüsse auf 35517630 (wovon Bayern, Württemberg und Baden eximiert sind, dagegen höhere Matrikularbeiträge leisten), die Braumalzsteuer ebenso auf 15111170 (woran auch Elsaß-Lothringen nicht teilnimmt), zusammen auf 339098280 Mark. Ferner liefern: 2) die Wechselstempelsteuer einen Reinertrag von 6009800; 3) der Post- und Telegraphenbetrieb 21264000; 4) die Reichseisenbahnen 12686400; 5) das Bankwesen 1506425; 6) der Spielkartenstempel 1036300; 7) die Stempelabgabe für Wertpapiere, Schlußnoten, Rechnungen und Lotterielose 12066000; 8) die statistische Gebühr 464000; 9) die Reichsdruckerei 1051240; 10) verschiedene Einnahmen 6007267; 11) der Reichsinvalidenfonds an Zinsen und Kapitalzuschuß 30129567; 12) andere belegte Reichsgelder an Zinsen 3062953 Mark. Hierzu treten als außerordentliche Einnahmen: Überschuß aus Vorjahren 10558350, aus der franz. Kriegsentschädigung 18283, aus dem Festungsbaufonds 9077600, aus dem Eisenbahnbaufonds 2400000, aus dem Reichstagsgebäudefonds 7775000, aus der Anleihe 30674405 und Rübenzuckersteuer aus 1881/82 zur Deckung des Fehlbetrags 1880/81 mit 12062468 Mark. Was noch fehlt, wird von den Einzelstaaten durch Matrikularbeiträge in Gesammthöhe von (für 1882/83) 103684369 Mark aufgebracht. Außer den für die Verwaltung nötigen Gebäuden und ihrer Ausstattung, den Armeevorräten u. dgl., den Betriebsfonds einzelner Verwaltungszweige, dem Kriegsschatze und den für bestimmte Zwecke angewiesenen und belegten Fonds besitzt das Reich als werbendes Vermögen die mit Elsaß-Lothringen erworbenen und seitdem weiter ausgeführten Eisenbahnen. Von dem Rechte, Anleihen aufzunehmen, ist bisher sehr sparsam Gebrauch gemacht worden, sodaß sich die **Schulden** des Reichs im Grunde auf die zur Ablösung des Papiergeldes der Einzelstaaten nach dem Gesetze vom 30. April 1874 auszugebenden und allmählich auf 120 Mill. Mark zurückzuführenden 152164210 Mark in Reichskassenscheinen, welche am 1. April 1882 in Cirkulation gewesen sind, und 298951500 Mark bis zum 1. Nov. 1881 begebene Anleihen beschränken.

Bezüglich des Deutschen Reichsheeres s. unter **Deutsches Heerwesen**.

Die **Kriegsmarine** des Deutschen Reichs steht unter dem Oberbefehl des Deutschen Kaisers. Ihre Organisation liegt dem letztern ob, die Kosten für Neubeschaffung und Erhaltung bestreitet das Reich. Die Entwickelung der Marine erfolgt nach einem

den gesetzgebenden Gewalten des Reichs fest-
ellten Flottengründungsplane, der im J. 1882
en Abschluß erreicht. Die Benennung der Schiffe
Fahrzeuge der Reichsflotte bestimmt sich auf
nd eines kaiserl. Erlasses nach folgenden allge-
nen Regeln: 1) Für Panzerfregatten sind die
nen deutscher Fürsten und Männer, die auf die
ichtliche Gesamtentwickelung des Vaterlandes
entscheidendem Einfluß gewesen sind, zu wäh-
2) die Panzerkorvetten sollen die Namen der
orragendsten, zum Reich gehörenden Staaten
ten; 3) die größern gedeckten Korvetten sollen
Namen der ruhmreichsten und entscheidendsten
achten der von Deutschland geführten Kriege
en; die kleinern Schiffe dieser Gattung sind
den Namen hervorragender deutscher Feld-
en, Admirale und Staatsmänner zu benennen;
e Glattdeckskorvetten erhalten die Namen weib-
r Mitglieder deutscher Fürstenhäuser; 5) die
pfkanonenboote sollen aus dem Tierreich ent-
e Namen führen, und zwar die Panzerkanonen-
vornehmlich nach Reptilien und Insekten, die
nenboote der Albatrosklasse nach den Namen
ller Vögel und die kleinen Kanonenboote nach
n vierfüßigen Raubtieren benannt werden;
r die Dampfavisos sind als Name den speziellen
t dieser Schiffsklasse bezeichnende Haupt- und
nschaftswörter in Vorschlag zu bringen; 7) für
Dampfyachten behält sich der Kaiser die jedes-
ige Benennung vor; 8) sämtliche Transport-
e sollen Namen deutscher Ströme führen;
lle Schleppdampfer sind nach den Namen der
de zu benennen; 10) die größern, zu selbstän-
Aktion bestimmten Torpedoboote führen die
en hervorragender Reitergenerale der Gegen-
und Vergangenheit, die kleinern sind nach den
hiedenen Truppenteilen, beziehungsweise Waf-
ttungen der deutschen Armee zu benennen.
ch ist hierbei zu bemerken, daß das Namen-
m nicht immer innegehalten ist.

ie deutsche Marine besaß Anfang 1883 an Schif-
und Fahrzeugen: a) Schlachtschiffe: 7 Panzer-
atten, 5 Panzerkorvetten (eine sechste soll gebaut
den); b) Kreuzer: 12 gedeckte Korvetten (davon
m Bau), 10 Glattdeckskorvetten (davon 2 im
), 4 Kanonenboote der Albatrosklasse, 5 Ka-
nboote erster Klasse; c) Küstenverteidigungs-
zeuge: 1 Panzerfahrzeug, 13 Panzerkanonen-
e (darunter 2 im Bau), 11 Torpedoboote,
inenleger, 2 Kanonenboote zweiter Klasse;
isos 8 (darunter 2 im Bau); e) Transport-
zeuge 2; f) Schulschiffe 11 (darunter 4 Segel-
); g) Fahrzeuge für den Hafendienst: 11 Dam-
8 Lotsenfahrzeuge und Feuerschiffe.

ie oberste Behörde der Marine bildet die Ad-
lität mit dem Sitz in Berlin, deren Chef in
mandoangelegenheiten dem Kaiser, in Verwal-
sachen dem Reichskanzler verantwortlich ist.
Admiralität teilt sich in 1) die Centralabteilung
Büreau des Chefs), 2) militärische Abteilung
Leitung des Chefs des Stabes (Personalien,
endung der Schiffe, Unterricht und General-
geschichte), 3) Marinedepartement mit einem
rtementsdirektor (technische Angelegenheiten,
ruktionsbüreau), 4) Gruppe selbständiger De-
te, direkt dem Minister unterstellt (Verwal-
, Justiz, Medizinalwesen, Hafenbau), 5) Hydro-
phisches Amt. Außerdem ressortiert die Deutsche
warte von der Admiralität.

Die beiden Kriegshäfen des Reichs sind Kiel und Wilhelmshaven, zugleich Sitz der Marinestationskommandos der Ost-, beziehungsweise Nordsee, deren Wirkungskreis dem eines Divisionskommandos der Armee entspricht. An der Spitze dieser Stationen steht ein Admiral. Das den Stationen unterstellte Personal teilt sich in je eine Matrosen- und eine Werftdivision. Außerdem befindet sich noch in Kiel ein Seebataillon und in Friedrichsort eine Schiffsjungenabteilung. Vom Seebataillon sind Teile nach Wilhelmshaven detachiert. Jede Matrosendivision hat fünf Abteilungen, von denen die fünfte die Matrosen-Artillerieabteilung umfaßt, welche die Festungsgeschütze der Kriegshäfen bedient. Die übrigen vier Abteilungen bestehen aus Seeleuten von Beruf, die Werftdivisionen aus dem Maschinen- und Handwerkerpersonal. Während die Befestigungen von Wilhelmshaven nahe der Stadt erbaut sind, liegen sie in Kiel 11 km entfernt von der Mündung der ebenso langen Kieler Förde; jedoch liegt es in der Absicht, auch die Stadt Kiel und den innern Kriegshafen mit einem Kranze von Befestigungen zu umgeben.

Die Divisionen werden von Kapitänen zur See befehligt; ihre Abteilungen, welche Bataillonen entsprechen, zerfallen in Kompagnien. An seemännischem Personal wirft der Etat für 1882/83 aus: 1 Admiral (Chef der Admiralität von Stosch), 1 Vizeadmiral, 4 Kontreadmirale, 27 Kapitäne zur See, 53 Korvettenkapitäne, 95 Kapitänlieutenants, 155 Lieutenants zur See, 128 Unterlieutenants zur See, 100 Seekadetten (Kadetten in unbestimmter Zahl, da sie als Gemeine fungieren), 7000 Unteroffiziere und Gemeine bei den Matrosendivisionen, 2100 Maschinen-, Handwerker- und Lazarettgehilfen, Personal bei den Werftdivisionen. Das aus 30 Offizieren und 860 Köpfen bestehende Seebataillon bildet die Garnison der Kriegshäfen und besetzt die Panzerfregatten mit 70—110 Mann bei deren Indienststellung. Auf den übrigen Schiffen werden keine Seesoldaten eingeschifft. Das Schiffsjungeninstitut (jährlicher Ersatz 150 Köpfe) erzieht Knaben für den Marinedienst, speziell für die verschiedenen Unteroffiziersbranchen. Sowohl in Wilhelmshaven wie in Kiel und in Danzig befinden sich Kriegswerften mit allen zu Bau, Reparatur und Ausrüstung der Schiffe notwendigen Etablissements. Diese Werften, an deren Spitze ein Seeoffizier als Oberwerftdirektor und unter ihm sieben Direktoren (Ausrüstung, Navigation, Artillerie, Schiffbau, Maschinenbau, Hafenbau und Verwaltung) stehen, ressortieren von der Admiralität. Neben den Stationskommandos fungieren noch die Stationsintendanturen mit einem ähnlichen Wirkungskreise wie die Korpsintendanturen der Armee. Schließlich ist noch das Torpedowesen zu erwähnen. Die Leitung desselben befindet sich in der Admiralität, die Depots für das Material und die Mannschaften sind in Wilhelmshaven und Friedrichsort stationiert. In Kiel haben die Bildungsanstalten, die Marineakademie und -Schule (erstere für ältere Offiziere, letztere für jüngere Offiziere und Kadetten), sowie die Maschinisten-, Steuermanns- und Torpedoschule (für Unteroffiziere) ihren Sitz.

Die Besatzungsstärke der Schiffe beträgt für «König Wilhelm» 723, für «Kaiser» und «Deutschland» 600, für die übrigen vier Panzerfregatten je 500, für die Panzerkorvetten 318 («Hansa» allein 375), für gedeckte Korvetten 373—414, für Glatt-

deckskorvetten 228—247, für Avisos 57—120, für Holzkanonenboote 40—105, Panzerkanonenboote 64, Torpedoboote 10—20 Köpfe.

Sämtliche Panzerschiffe der Reichsmarine haben zusammen 134 Geschütze (21, 24, 26 und 30,5 cm), die Panzerkanonenboote haben 30,5 cm-Geschütze und zusammen 6500 Mann Besatzung. Die ungepanzerten, hauptsächlich für den auswärtigen Dienst bestimmten Korvetten 250 Geschütze (12, 15, 17 und 21 cm) und 7000 Mann Besatzung. Die durchschnittliche Maschinenkraft der Panzerschiffe beträgt 7000, die der Korvetten 4000, die der Panzerfahrzeuge 1500 Pferde. Die kriegsmäßige Bemannung der Flotte erfordert 15000 Köpfe. Die **Flagge** der Reichsmarine ist weiß, von einem schwarzen Kreuz geteilt, in dessen Mitte sich der preuß. schwarze Adler befindet; der obere innere Winkel enthält die deutschen Farben Schwarz, Weiß, Rot mit dem Eisernen Kreuz. Die deutsche Marine hat verschiedene Phasen durchgemacht. Im J. 1848 als preußische in das Leben gerufen, blieb sie bis 1866 in sehr bescheidenen Grenzen; 1867 wurde sie Marine des Norddeutschen Bundes und nahm einen bedeutenden Aufschwung. Mit der Errichtung des Deutschen Reichs 1871 ging sie in dessen Besitz über.

Das **Wappen** des Reichs ist nach kaiserl. Erlaß vom 3. Aug. 1871 der heraldische, schwarze, einköpfige, rechts sehende Adler mit rotem Schnabel, Zunge und Klauen ohne Scepter und ohne Reichsapfel; auf seiner Brust liegt der königl. preuß. Wappenschild. (S. **Adler** [Symbol].) Die Farben des Deutschen Reichs sind Schwarz, Weiß und Rot. (S. **Deutsche Farben**.)

Litteratur. Gutsmuths und Jacobi, «Deutsches Land und deutsches Volk» (2 Bde. in 7 Tln., Gotha 1820—32); Hoffmann, «Deutschland und seine Bewohner» (4 Bde., Stuttg. 1834—36); Mendelssohn, «Das german. Europa» (Berl. 1836); Winderlich, «Deutschland» (Lpz. 1852); von Reden, «Deutschland und das übrige Europa» (Wiesb. 1854); Cotta, «Deutschlands Boden» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1858); Brachelli, «Deutsche Staatenkunde» (Wien 1857); derselbe in Wappäus' «Handbuch der Geographie und Statistik» (begründet durch Stein und Hörschelmann, 4 Bde., enthaltend: «Der Deutsche Bund, Österreich, Preußen, die deutschen Mittel- und Kleinstaaten und die Schweiz», Lpz. 1860); Steinhard, «Deutschland und sein Volk» (Gotha 1857); Berghaus, «Deutschland seit hundert Jahren» (5 Bde., Lpz. 1859—62); Neumann, «Das Deutsche Reich in geogr., statist. und topogr. Beziehung» (2 Bde., Berl. 1872—74); Daniel, «Deutschland nach seinen physischen und polit. Verhältnissen» (5. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1878); Brachelli, «Statist. Skizze des Deutschen Reichs» (4. Aufl., Lpz. 1878); «Statistik des Deutschen Reichs, herausg. vom Kaiserlichen Statistischen Amt» (Bd. 1—52, Berl. 1873—82); «Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich» (Berl., seit 1880); Kutzen, «Das deutsche Land» (3. Aufl., herausg. von Koner, Bresl. 1880); Delitsch, «Deutschlands Oberflächenform» (Bresl. 1880). Unter den Karten sind besonders zu nennen: Reymann, «Topogr. Spezialkarte von Deutschland», fortgesetzt von Oesfeldt und Handtke, Maßstab 1:200000 in 423 Nummern (Glogau 1825 fg., noch nicht vollendet); Stieler, «Atlas von Deutschland», Maßstab 1:750000 in 25 Blatt (Gotha 1836—65); Liebenow, «Spezialkarte von Mitteleuropa», Maßstab 1:300000 in 164 Blatt (Hannov. 1869 fg.); Dechen, «Geolog. Karte von Deutschland», Maßstab 1:1400000 in 2 Blatt (Berl. 1870); Ravenstein, «Spezialkarte von Deutschland, der Schweiz und benachbarten Ländern», Maßstab 1:850000 in 12 Blatt (Lpz. 1875); «Post- und Eisenbahnkarte des Deutschen Reichs», bearbeitet im Kursbüreau des kaiserl. Generalpostamts, Maßstab 1:600000 in 12 Blatt (Berl. 1873—76); Liebenow, «Eisenbahnkarte vom Deutschen Reich», Maßstab 1:1250000 in 4 Blatt (Berl. 1882); Handtke, «Post- und Reisekarte von Deutschland und den Nachbarstaaten» (Glogau 1882); «Karte des Deutschen Reichs», herausg. von der kartogr. Abteilung der königl. preuß. Landesaufnahme, Maßstab 1:100000 (Berl. 1880 fg.).

Geschichte. Die gesamten deutschen Völkerstämme, die im heutigen Deutschland bis hinauf in den skandinav. Norden ihre Sitze hatten, wurden von den Römern unter dem Namen Germanen (s. d.) zusammengefaßt. In ihren Sitzen vollzogen sich jedoch durch die sog. Völkerwanderung große Umwandlungen, indem die german. Völker nach Südwesten drängten und slaw. Stämme, aus Osten hervorbrechend, sich bis an die Elbe, Saale, den obern Main und das Böhmerwaldgebirge vorschoben. Die Germanen warfen sich mit Macht auf die von den Römern beherrschten Länder links vom Rhein und im südl. Deutschland; zu neuen Verbindungen, den Sachsen, Franken, Alamannen, Thüringern und Bayern, vereinigt, gründeten sie im 5. Jahrh. neue Reiche. Die Salischen Franken verdrängten die röm. Herrschaft besonders in Gallien und legten sodann unter Chlodwig, durch ihre Vereinigung mit den übrigen westl. und östl. Franken, den Grund zum Fränkischen Reiche (s. d.). Wiewohl dieses Reich unter dem meroving. Herrscherstamme mehrfacher Teilung unterlag, zog es doch allmählich alle übrigen deutschen Völker in seinen Bereich und umspannte endlich zu Anfang des 9. Jahrh. unter Karl d. Gr., der auch Form und Namen des röm. Kaisertums wieder aufleben ließ, alle Länder von der Schlei und der Nordsee im Norden bis zum Garigliano im Süden, und von den Südabhängen der Pyrenäen im Westen bis zur Leitha und Elbe im Osten. Auch die slaw. Stämme zwischen der untern Oder und Elbe waren in eine abhängige Stellung versetzt. Allein schon nach dem Tode von Karls d. Gr. Sohne, Ludwig I. oder dem Frommen, ward diese lose Monarchie durch des letztern Söhne 843 auf Grund des Vertrags zu Verdun in drei Ländermassen geteilt. Karl der Kahle nahm Westfranken, den größten Teil des heutigen Frankreich; Lothar erhielt Italien nebst einem schmalen Strich (Mittelfranken) von der Nordsee her an der Schelde, Maas und Mosel, auf dem linken Rheinufer (doch einschließlich Frieslands und verschiedener Gaue rechts vom Rhein stromaufwärts bis auf das linke Ufer der Sieg) und am Rhône hin bis zum Mittelländischen Meer; Ludwig der Deutsche aber trat die Herrschaft der östl. Länder an und legte somit den Grund zu einer selbständigen Entwickelung des Deutschen Reichs.

I. Von der Teilung zu Verdun bis auf Rudolf von Habsburg, 843—1273. (Hierzu drei historische Karten: Tafel I, 1. **Zeit der Karolinger.** 2. **Deutschland unter den sächsischen und fränkischen Kaisern.** 3. **Deutschland unter den Hohenstaufen.**) Die Teilung von Verdun wies Ludwig dem Deutschen die

karoling. Besitzungen östlich vom Rhein mit Ausnahme Frieslands zu; auf dem linken Stromufer erhielt er Mainz, Worms und Speier samt ihren Gauen. Zwischen dem Rhein, der Elbe, der Saale und dem Böhmerwaldgebirge eingeschlossen, enthielt das so begrenzte Gebiet die meisten german. Bestandteile des Reichs von Karl d. Gr., jedoch bei weitem nicht alle. Die Alamannen im Elsaß, die Franken und Friesen im Niederlande gehörten dem Staate Lothars an. Auch war es keineswegs im Sinne der Teilung von Verdun gelegen, national gesonderte Reiche zu bilden; vielmehr behielt die karoling. Familie den Gedanken immer im Auge, die Reichseinheit im frühern Umfange, soviel es thunlich war, zu erhalten. Aber die Verhältnisse waren mächtiger als dieses Bestreben, denn die natürlichen Verschiedenheiten, welche die einzelnen nationalen Gruppen des Karolingischen Reichs trennten, machten ihre Rechte geltend; daher ist die Zeit nach dem Vertrage von 843 die Periode der Sonderung der Staateneinheit Karls d. Gr., die Epoche des Übergangs zur Gestaltung der nachher getrennt hervortretenden Staatengruppen. Das Reich Ludwigs des Deutschen (gest. 876) trug noch den Namen Ostfranken, wie Frankreich den Namen Westfranken behielt. Erst im 10. Jahrh., namentlich nach Heinrich I., wird die Bezeichnung eines Deutschen Reichs im polit. und nationalen Sinne die vorherrschende. Das Aussterben des Lotharschen Zweigs der Karolinger (s. d.) brachte in der Teilung von Mersen (870) an Ludwigs Reich auch noch die Besitzungen links vom Rhein, deren größter Teil von überwiegend deutscher Nationalität war. Die Maas aufwärts bis Lüttich und die Mosel (im mittlern Laufe) wurden jetzt ungefähr die Westgrenze des Ostfränkischen Reichs; die Städte und Diöcesen Basel, Straßburg, Metz, Trier, Köln, Utrecht und die kaiserl. Residenz Aachen wurden damit vereinigt. König Ludwig, der rüstigste unter den Enkeln Karls d. Gr., war seine ganze Regierung hindurch mit Erfolg beschäftigt, die Nord- und Ostgrenzen gegen Normannen und Slawen zu schützen, deren Einfällen das Ostfränkische Reich ausgesetzt blieb.

Nach einem vergeblichen Versuche Karls des Kahlen, des westfränk. Königs, den Tod Ludwigs des Deutschen zur Schwächung des Ostfränkischen Reichs zu benutzen, teilten sich die Söhne des letztern, Ludwig, Karlmann und Karl, in der Weise in das väterliche Reich, daß der älteste Franken, Sachsen und Thüringen, Karlmann Bayern und Karl (der Dicke) Alamannien erhielt. Der schnelle Tod der beiden ältern Brüder (Karlmann starb 880, Ludwig 882) vereinigte in der Hand Karls des Dicken nicht nur alle ostfränk. Besitzungen, sondern, da von Karls des Kahlen Stamm nur ein Kind übrig war, welches das Reich nicht gegen die Normannen beschützen konnte, auch das Westfränkische Reich und die Kaiserkrone mit Italien. Diese zufällige Wiederherstellung der Reichseinheit Karls d. Gr. war aber von sehr kurzer Dauer. Die physische und geistige Schwäche Karls des Dicken, seine Unfähigkeit, sich Ansehen im Innern zu erwerben und die Grenzen, wie man gehofft hatte, vor den Normannen zu schützen, verschafften seinen Sturz (887) und die neue dauernde Trennung des Karolingischen Reichs. Während der westfränk. Anteil sich einen eigenen König wählte, sich neben dem cisjuranischen Burgunderreiche nun auch ein transjuranisches bildete und um die italische Krone sich verschiedene Dynasten stritten, hatte das Ostfränkische Reich den unebenbürtigen Sohn Karlmanns, den bisherigen Herzog Arnulf von Kärnten, zum Könige gewählt. Arnulf (887—899) tilgte die von den Normannen erlittene Schmach in dem Siege an der Dyle (891), schützte die Grenzen gegen das Slawische Reich in Böhmen und Mähren, freilich durch die bedenkliche Verbindung mit den Magyaren; allein seine Bestrebungen, die Kaisermacht Karls d. Gr., den frühern Einfluß über die westfränk. und italischen Gebiete wiederherzustellen, hatten nur einen vorübergehenden Erfolg. Unter seinem unmündigen Sohne und Nachfolger Ludwig dem Kinde (900—911) war es nicht einmal möglich, eine notdürftige Autorität im Innern aufrecht zu halten und das Reich vor den verwüstenden Streifzügen der Magyaren zu schützen. Die Aristokratie war wieder mächtig emporgewachsen; die Stammesherzogtümer hatten sich von neuem ausgebildet. Sachsen namentlich war wieder zu einer Selbständigkeit und Macht gelangt, die ihm bald den Vorrang unter den deutschen Stämmen sichern mußten. Die karoling. Verwaltung war aufgelöst und das Aussterben der Karolinger machte die Wahl eines Königs nötig, welchem jedoch die ererbte Autorität fehlte. Unter diesen Verhältnissen war es dem König Konrad I. (911—918), aus einem fränk. Geschlecht, das noch mit den Karolingern zusammenhing, außerordentlich schwer, einen anerkannten Einfluß zu gewinnen. Nur von dem fränk. Element unterstützt, von dem Widerstand der Großen und des Stammespartikularismus in Sachsen, Bayern und Schwaben bekämpft, durch die äußern Feinde angegriffen, war er bei aller persönlichen Tüchtigkeit nicht im Stande, die Auflösung im Innern und die Schwäche nach außen zu hindern. Indessen war das Gefühl der Gefahren, welche dem Reiche vom dän., slaw., magyar. Element im Norden und im Osten, von den Franzosen im Westen drohten, doch lebendig genug, um nach dem Tode Konrads die Franken und Sachsen zu einer einträchtigen Wahl des mächtigsten deutschen Fürsten, des Sachsenherzogs Heinrich, zu bestimmen.

Heinrich I. (919—936) ist der Wiederhersteller des gefährdeten Ostfränkischen Reichs und dadurch der Gründer eines selbständigen deutschen Staats geworden. Gegenüber den Stammesherzögen richtete er die königl. Autorität wieder auf, knüpfte Lothringen, das sich von Deutschland losgemacht, wieder fest ans Reich (923), stellte das frühere Übergewicht über Dänen und Slawen wieder her und bereitete den Magyaren (933) eine empfindliche Niederlage. Auch nach innen, für die künftige Entwickelung der Nation, ist Heinrichs friedliche und aufbauende Thätigkeit epochemachend geworden, wenngleich man mit Unrecht ihn als den Begründer des Städtewesens wie des Rittertums dargestellt hat. Sein Sohn Otto I. d. Gr. (936—973) überwand glücklich den aufs neue sich regenden Widerstand der Stammesherzöge, verteilte die Herzogtümer an Verwandte und Freunde, breitete jenseit der Elbe und Saale den christl. und deutschen Einfluß glücklicher als irgend einer seiner Vorgänger aus, brachte (951) mit der lombard. Krone die Herrschaft in Italien an die Deutschen und übte auch Frankreich gegenüber ein Übergewicht aus wie kein deutscher Herrscher nach ihm. Die Magyaren wurden durch die Niederlage am Lech (955) von weitern Einfällen abgeschreckt. Auch die röm. Kirche, die damals tief zerrüttet war, brachte er, nachdem die Kaiserkrone

Karls d. Gr. wiedererworben, in die frühere Unterordnung zurück (962, 963); die Heirat seines Nachfolgers mit einer byzant. Prinzessin sollte auch den Einfluß seines Hauses auf Süditalien ausbreiten. Neben der äußern Macht des Deutschen Reichs ward auch die innere Entwickelung wirksam gefördert. Italienische und byzant. Einflüsse wirkten auf Deutschland herüber und machten sich sowohl in der geistlichen Litteratur der Zeit als auf dem Gebiete der bildenden Kunst fühlbar. Unter Otto II. (973—983), der in Süditalien im Kampfe gegen die Sarazenen eine schwere Niederlage erlitt, und Otto III. (983—1002), der den Schwerpunkt seiner Macht mehr in Italien als in Deutschland zu suchen schien, konnten die Festigkeit des Reichs und der Einfluß nach außen nicht mit gleichem Erfolg behauptet werden; doch stellte Heinrich II. (1002—24), der Enkel von Ottos I. Bruder Heinrich, das Ansehen der Krone her, trat den Slawen im Osten kraftvoll entgegen und erneute die herrschende Stellung in Italien.

Auf der so gewonnenen Grundlage konnte Konrad II. (1024—39), aus einem alten, mit den karoling. und sächs. Königen verwandten Grafengeschlecht in Rheinfranken, eine bedeutende Kraft entfalten. Er trat dem Widerstande der Vasallen mit Ernst und Erfolg gegenüber, suchte die Herzogtümer in seiner Familie zu vereinigen, machte in Oberitalien das königl. Ansehen mit Erfolg wieder geltend und vereinigte das Königreich Burgund, dessen Fürstengeschlecht 1032 ausgestorben war, mit dem Deutschen Reiche. Sein Sohn Heinrich III. (1039—56), schon als Kind gewählt und gekrönt, verstärkte den Einfluß der deutschen Politik auf die Slawen in Polen und Böhmen, breitete ihn nach Ungarn aus und führte im Innern ein strenges und gerechtes Regiment, dessen längere Dauer der königl. Macht den vollständigen Sieg über die Aristokratie verschaffen mußte; doch versäumte er es, durch bleibende Einrichtungen den gesetzlichen Zustand zu regeln, und nahm bei der Herstellung des Landfriedens seine Zuflucht zu kirchlichen Mitteln. Persönlich tüchtig und tapfer, im Innern und nach außen gefürchtet, auch in den Wirren der röm. Kirche als Schiedsrichter und Ordner thätig, schien Heinrich dem Ziele seines Hauses, einer erblichen und einheitlichen Monarchie, nahe genug gekommen zu sein, als sein früher Tod diese Aussicht vereitelte. In seines Sohnes Heinrich IV. (1056—1106) Minderjährigkeit wußte die geistliche und weltliche Aristokratie, im Besitz der Gewalt, sich zu entschädigen für die Verluste, die ihr der Vater beigebracht. Zur Selbstregierung gelangt, begann Heinrich mit Ungestüm und Leidenschaft den Kampf gegen die Fürsten und den Stammespartikularismus, auf den sich die Aristokratie stützte, und diese benutzte die mit neuer Macht hervorgetretene hierarchische Richtung in der Kirche, durch Papst Gregor VII. vertreten, zur Schwächung Deutschlands und seines Königtums. Die ganze Lebenszeit Heinrichs IV. ist mit diesem Kampfe zwischen Kirche und Staat, Fürstentum und Königtum, Feudalität und Bürgertum ausgefüllt. Heinrich führte den Kampf unter aller Ungunst der Verhältnisse mit Kraft und Ausdauer, wenn auch mit wechselndem Erfolge. Sein Sohn Heinrich V. (1106—25), erst von der Kirche gegen den Vater aufgehetzt, zeigte sich bald als den rücksichtslosen Verfechter der ererbten Politik seines Hauses. Erst glücklich im Kampfe gegen die deutschen Fürsten und gegen Rom, ward er zuletzt durch die vereinigte Kraft seiner Feinde gehindert, sein Ziel zu erreichen, und mußte auf die Investitur, d. i. die Einsetzung der Bischöfe, verzichten; doch sicherte ihm das Wormser Konkordat (1122) bei derselben größern Einfluß, als Gregor VII. dem Könige hatte lassen wollen. Mit Heinrich V. ging das fränk. Geschlecht zu Ende, doch hatte dessen Politik in den Hohenstaufen (s. d.), deren Mutter die Tochter Heinrichs IV. war, ihre natürlichen Vertreter.

Es war den fränk. Kaisern nicht gelungen, die fürstl. Gewalt zu brechen; vielmehr hatte diese sich befestigt und geeinigt. In dem langen Kampfe war die Macht und der Besitz der Fürsten auf Kosten des Königtums gewachsen, indes auch die Kirche aus den Verlegenheiten der Monarchie unberechenbaren Vorteil gezogen hatte. Dagegen waren die Städte in dem Kampfe zu einer polit. Geltung gelangt und die natürlichen Verbündeten des Königtums geworden; wie denn im allgemeinen, wenn auch die Künste des Friedens daniederlagen, der lange Kampf auf die Spannung und Anregung der verschiedenen Kräfte in der Nation fördernd gewirkt hatte. Der von den Fürsten jetzt gewählte König Lothar II. (1125—37), aus dem Geschlechte der Grafen von Supplinburg und bisher Herzog in Sachsen, vertrat die den Fürsten und der röm. Kirche gegenüber nachgiebige Politik. Seine Tochter, mit dem Welfen Heinrich dem Stolzen von Bayern vermählt, brachte diesem auch eine reiche Erbschaft in Norddeutschland zu, wodurch damals die Welfen (s. d.) die begütertsten Fürsten in Deutschland geworden sind. Ihre Hoffnung, Lothar auf dem Throne zu folgen, ward aber durch die Wahl des Hohenstaufen Konrad III. (1138—52) vereitelt. Aus den Wirren, welche dieser Übergang von einem Hause zum andern hervorrief, hat Konrad sich nie zu einer freien Regententhätigkeit zu erheben vermocht, und seine Teilnahme an dem unglücklichen Kreuzzuge 1147 vermehrte die Verwirrung. Sein Neffe Friedrich I. (1152—90) meinte die Welfen dauernd zu versöhnen, indem er Bayern an Heinrich den Löwen zurückgab. Auch die Auflehnung der lombard. Städte bekämpfte er anfangs mit Erfolg, aber die Kirchenspaltung verwickelte ihn in Schwierigkeiten, welche ihn nach der unglücklichen Schlacht von Legnano nötigten, 1177 im Frieden von Venedig seinen Gegner Alexander III. als Papst anzuerkennen. Dagegen überwältigte er den übermächtig und ungehorsam gewordenen Heinrich den Löwen und gewann in dem Konstanzer Frieden 1183 eine gesicherte Oberherrschaft in der Lombardei. Die Vermählung seines Nachfolgers mit der Erbtochter der normann. Könige in Neapel und Sicilien eröffnete ihm zugleich die Aussicht, sein Ziel der Herrschaft in Italien auf einem andern Wege als dem früher versuchten zu erreichen. So schloß seine Regierung, nach Niederlagen, mit vielverheißenden Erfolgen. Die Persönlichkeit Friedrichs I., der selbst der sprechende Ausdruck des ritterlichen und kriegerischen Geistes der Zeit war, das Zusammentreffen mit den Kreuzzügen und ihren Einwirkungen auf das materielle, geistige und religiöse Leben der Christenheit, die großen Kriege, in denen die Kraft der Nation geübt ward: dies alles machte diese Regierung bei allen Schwächen zur glänzendsten, die Deutschland gehabt hat. Die Nation befand sich in ihrer größten kriegerischen Kraft; aber auch die friedlichen Künste, von dem Aufschwung des bürgerlichen und gewerblichen Lebens bis zur epischen Dichtung, waren in hoher Blüte.

Als Friedrich I. auf dem Kreuzzuge umgekommen war (1190), hatte sein kraft- und geistvoller Sohn Heinrich VI. (1190—97) die Regierung bereits übernommen. Seine Pläne, die Krone Deutschlands wie die Siciliens durch Vertrag erblich zu machen, die Macht der Kirche sich ganz zu unterwerfen und auch nach Osten hin die Gewalt des Kaisertums auszubreiten, gingen über das Maß des Erreichbaren hinaus, und mit ihnen kontrastiert sehr, was seinem frühen Tode folgte. Die Unmündigkeit seines Sohnes, Friedrichs II., die Doppelwahl in Deutschland, wo die eine Partei Heinrichs VI. Bruder, Philipp von Schwaben, die andere den Sohn Heinrichs des Löwen, Otto von Braunschweig, als König wählte, die Überlegenheit eines Papstes wie Innocenz III. minderten nicht nur die Macht des Königtums, sondern auch den Reichtum der hohenstauf. Familie. Nachdem Philipp, der allmählich mit großen Opfern das Übergewicht errungen, durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordet worden (1208), fand sein Gegner Otto IV. allgemeine Anerkennung. Aber, obgleich von der päpstl. Partei aufgestellt, sah doch auch er sich zur Auflehnung gegen die hierarchischen Ansprüche genötigt, und schon 1212 willigte sein bisheriger Beschützer Innocenz ein, daß die Fürsten den jungen Friedrich von Sicilien, Heinrichs VI. Sohn, dem schon als Kind die deutsche Krone zugesagt war, als Gegenkönig aufstellten. Friedrich II. (1212—50) wußte mit Geschick und Glück seine Stellung in Deutschland zu befestigen. Nachdem er aber 1220 zum Kaiser gekrönt war, schlug er seinen Sitz in seinem Erbkönigreiche Sicilien auf und gründete dort ein bewunderungswürdiges Gebäude monarchischer Staatsweisheit. Deutschland dagegen geriet durch die Auflehnung seines Sohnes, des schon als Kind zum König gewählten Heinrich, in eine innere Zerrüttung, die vornehmlich der Selbständigkeit landesfürstl. Gewalten zugute kam. Zwar zeugten die gleichzeitigen Unternehmungen des Deutschen Ordens in Preußen und der Sieg, den die norddeutschen Fürsten und das holstein. Volk bei Bornhöved (1227) gegen Dänemark erfochten, ebenso wie die großen Germanisationen im frühern Wendenlande für die Fülle der noch vorhandenen Kräfte, aber das Reich geriet in Auflösung; innere Fehden, blutige Ketzergerichte und der Vernichtungskrieg gegen die Stedinger waren die Zeichen der Zeit. Auch die vorübergehende Anwesenheit Friedrichs (1235), als sich Heinrich gegen ihn empört hatte, brachte keine dauernde Änderung hervor; er mußte den Fürsten alle Bewilligungen Heinrichs bestätigen, und von einer wirklichen Königsgewalt konnte kaum noch die Rede sein. Friedrich wurde außerdem durch die immer wiederholte Auflehnung der lombard. Städte und die Feindschaft der Päpste geschwächt, welche eine Herrschaft über ganz Italien mit aller Anstrengung verhinderten. Gregor IX. (gest. 1241) wie Innocenz IV. führten den Streit gegen den Kaiser mit den äußersten Mitteln und hatten mächtige Verbündete an dem Glauben und Aberglauben der Zeit, welcher der geniale, weltlich gesinnte, durchaus mehr moderne als mittelalterliche Friedrich als Ketzer und Ungläubiger galt. In Deutschland behauptete sich sein Sohn Konrad IV. nur noch mit Mühe, und die Verwirrung stieg dort aufs höchste, seit Friedrich mitten im unentschiedenen Kampfe gestorben war (1250). Gegen Konrad IV. war 1246 von der päpstl. Partei Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen, dann Graf Wilhelm von Holland (1247—56) als Gegenkönig gewählt worden, ohne daß der eine oder der andere eine königl. Autorität hätte behaupten können. Konrad IV. aber zog in sein Erbkönigreich Sicilien, das sein unebenbürtiger Halbbruder Manfred, Friedrichs II. begabtester Sohn, mit Erfolg beschützt hatte. Nach Konrads IV. Tode (1254) übernahm Manfred selbst dort die Regierung, unterlag aber (1266) den Franzosen unter Karl von Anjou, die Rom gegen ihn herbeigerufen. Der letzte Sproß der Hohenstaufen, Konradin (s. d.), der jugendliche Sohn Konrads IV., suchte vergebens sein väterliches Erbe Sicilien (1268) zu erobern; er ward nach einer unglücklichen Schlacht gefangen und in Neapel enthauptet.

Für Deutschland war die folgenschwere Zeit eingetreten, die man gewöhnlich das Zwischenreich (Interregnum) nennt, weil keiner der gewählten Parteikönige, weder Konrad noch Wilhelm, weder Alfons X. von Castilien noch Richard von Cornwallis (1257—72) im Stande war, eine königl. Autorität auszuüben. Die monarchische Verfassung des Reichs ward so für alle Zeiten zerstört; Deutschland gestaltete sich zu einer losen Verbindung fürstlicher, ritterlicher und städtischer Einzelgewalten, die unter sich meist im Kampfe lagen. Das aristokratische Element der Verfassung, in den landesfürstl. Gewalten, hatte über die Krone einen dauernden Sieg errungen, dessen Genuß ihm allein noch durch die Städte streitig gemacht wurde. Auch die Städte hatten in der allgemeinen Verwirrung an Macht und Unabhängigkeit gewonnen, durch Handel und Gewerbe sich bereichert und wußten sich durch Bündnisse zu schützen. Unter diesen Verbindungen ist außer dem Rheinischen Städtebunde, der im Zwischenreich zeitweise eine mächtige polit. Stellung einnahm und den Fürsten zum Trotz die monarchische Einheit wenigstens im Prinzip festhielt, besonders der Hansabund (s. Hansa) zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangt. Dies Zergliedern des Reichs in fürstl., ritterliche und städtische Gruppen mußte indessen die Wiederherstellung einer königl. Einheit um so mehr gefährden, als sich während des Interregnums alle Bande gemeinsamer Ordnung und Justiz vollends lösten und das verderbliche Unwesen des Fehde- und Faustrechts schrankenlos um sich griff. Das Rittertum hatte mit dem Verfall des Kaisertums eine schwere Niederlage erlitten, wofür es in den Raubfehden gegen Fürsten und Städte keinen Ersatz finden konnte. Nur wo es noch als eine feste Korporation auftrat und, wie der Deutsche Orden an der Ostsee durch die Bekehrung und Unterwerfung der Preußen (seit 1230), dem deutschen Einfluß ein neues wichtiges Gebiet eröffnete, vermochte es sich vor dem unvermeidlichen Schicksal zu schützen, von der landesfürstl. Gewalt immer mehr eingeengt zu werden.

II. **Von Rudolf von Habsburg bis zur Reformation**, 1273—1517. (Hierzu Historische Karte: Tafel I, 4. **Deutschland um die Mitte des 14. Jahrhunderts.**) Der neugewählte König Rudolf I. (1273—91), bisher Graf von Habsburg, machte der Anarchie des Interregnums ein Ende, aber er konnte zunächst nicht daran denken, die frühere Macht fränk. und hohenstauf. Könige wiederherzustellen. Die hohe Reichsaristokratie geistlichen und weltlichen Standes, die städtischen Autoritäten, selbst die Reichsritterschaft waren in der Ausübung ihrer territorialen und lokalen Gewalt

viel zu sehr befestigt, als daß sich in Deutschland ohne eine gewaltsame Erschütterung die Art von monarchischer Macht und Einheit hätte wieder ausbilden können, die in andern Staaten, namentlich in Frankreich, so gut wie vollendet war. Die vorangegangene Geschichte, die Wahlmonarchie, der Kampf mit Italien, das Ringen mit der Hierarchie hatten an diesem Ergebnis ebenso großen Anteil wie die Selbstsucht der partikularen Gewalten. Dem Deutschen Reiche war nur die Entwickelung angewiesen, die es seitdem jahrhundertelang durchgemacht hat: lose und schwache Verbindung der einzelnen Teile zu einer Gesamtheit, aber desto vielseitigere und reichere Entwickelung der einzelnen Glieder und Teile. Rudolf suchte zu erreichen, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich war. Er verzichtete thatsächlich darauf, die weltgebietende Stellung geltend zu machen, die bisher mit dem Königtum und Kaisertum verknüpft gewesen. Er überließ die ital. und kirchlichen Dinge sich selbst, gab die Römer- und die Kreuzzüge auf und war um so eifriger bemüht, im Innern des Reichs Gesetz und Ordnung wiederherzustellen, den Landfrieden zu handhaben und die Integrität des Reichs zu erhalten. Daß er überhaupt zu Geltung und Ansehen kam, verdankte er dem kühnen und glücklichen Kampfe gegen Ottokar von Böhmen (1276 und 1278), der sich in der Verwirrung der letzten Zeiten der österr. Lande bemächtigt hatte und ihm die Anerkennung versagte. Infolge des Siegs gelang es ihm, Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain an sein Haus zu bringen. Dagegen vermochte er nicht, die Wahl seines Sohnes Albrecht bei den Kurfürsten, welche während des Zwischenreichs das Wahlrecht an sich gerissen hatten, durchzusetzen. Diese, vor allem der Herstellung der königl. Autorität und Erblichkeit abgeneigt, wählten vielmehr den armen Grafen Adolf von Nassau (1292—98), und erst als auch dieser ihnen unbequem wurde, blieb ihnen nichts anderes übrig, als den früher verschmähten Albrecht I. (1298—1308) zu erwählen. Albrecht behielt sein Herzogtum Österreich, die Hausmacht, welche von nun an der Angelpunkt der Politik der habsburg. Könige wird. Nicht glücklich in den Bemühungen, sie zu vergrößern, demütigte Albrecht mit Erfolg die rhein. Kurfürsten, ward aber von seinem Neffen Johann ermordet. Nun gelang es Balduin von Trier, die Wahl auf seinen Bruder Heinrich VII. von Luxemburg (1308—13) zu lenken, dem die Vermählung seines Sohnes Johann mit der böhm. Erbtochter ein unverhofftes Ansehen erwarb. Dem Papsttum ergeben, hoffte er durch die Kaiserkrone seine Macht zu befestigen, konnte jedoch in Italien weder die angestrebte Stellung über den Parteien behaupten, noch der Verfeindung mit dem Papste entgehen. Im Begriff, den Kampf als Führer der Ghibellinen ernstlich zu beginnen, starb er.

Bei der neuen Königswahl spaltete sich die kurfürstl. Oligarchie in eine luxemb. und habsburg. Partei. Jene wählte Herzog Ludwig von Bayern, diese Friedrich III. oder den Schönen von Österreich, den Sohn König Albrechts I. In dem Kriege, welcher sich darüber entspann, fand der österr. Prätendent an der fürstl. und ritterlichen Aristokratie, der bayrische an dem bürgerlichen Element eifrige Verbündete. Ludwigs Sieg bei Ampfing (1322) brachte den Gegner in seine Hände, was er später zu einem ritterlichen Versöhnungsakt benutzte, in welchem sich de über eine gemeinsame Regierung verständigten. Dieser Streit gab aber Veranlassung zu der merkwürdigsten Verwickelung in der Regierungszeit Ludwigs IV. (1313—47). Das röm. Papsttum war nach dem Sturze der Hohenstaufen einem raschen und schmählichen Verfall entgegengegangen; seit dem Anfang des 14. Jahrh. befand es sich in franz. Gewalt zu Avignon, und die päpstl. Autorität, meist an Franzosen übertragen, mußte zur Förderung der polit. Interessen Frankreichs dienen. So maßte sich denn Papst Johann XXII. eine schiedsrichterliche Gewalt über die deutsche Krone an, welche in diesem Umfang und mit dieser Dreistigkeit selbst die gewaltigsten Kirchenfürsten vor ihm nicht beansprucht hatten. Obwohl Ludwig IV. in dem Streite die ganze Nation und gelehrte Juristen und Geistliche, auch unter den Mönchsorden, auf seiner Seite hatte, bewies er doch weder Mut noch Konsequenz, sondern strebte mit würdeloser Unterwürfigkeit nach der Absolution. Die Kurfürsten selbst nahmen sich zuletzt der nationalen Sache an und erklärten in dem Kurverein von Rense (1338), daß jeder rechtmäßig gewählte König seine Gewalt von Gott allein habe und auch ohne Genehmigung von seiten Roms ihm die Ausübung aller seiner herkömmlichen Rechte und der Kaisername zustehe. Dennoch ließ sich später wieder Ludwig vom Papste Clemens VI. einschüchtern und verfuhr zugleich in Ausbreitung seiner Hausmacht so eigenmächtig und rücksichtslos, daß sich eine polit. Partei, die Luxemburger an der Spitze, im Reiche gegen ihn bildete. Doch wäre es dem Gegenkönig, den diese Partei im Einverständnis mit Frankreich und dem Papste wählte (1346), dem Markgrafen Karl von Mähren, Enkel Kaiser Heinrichs VII., so leicht nicht geworden, sich zu behaupten, wenn nicht Ludwig 1347 gestorben wäre. Der Anhang des Kaisers wählte nun den Grafen Günther von Schwarzburg zum König, verließ ihn aber, von Karl erkauft, und Günther (gest. 1349) selbst ließ sich, schon erkrankt, bewegen, durch einen ehrenvollen Vertrag abzudanken.

Karl IV. (1349—78) griff im allgemeinen nur wenig in die innern Verhältnisse Deutschlands ein und wendete fast seine ganze Thätigkeit der Ordnung und der Ausbildung seines Erbreichs zu. Sein böhm. Reich, zu dem jetzt Mähren, Schlesien, die Lausitz, später Brandenburg und ein großer Teil der Oberpfalz gehörten, empfand die Wohlthaten einer geordneten und regsamen Regierung, das übrige Deutschland nicht. Auch sein berühmtestes Werk, die Goldene Bulle von 1356, entsprang wenigstens zum Teil aus dem Bestreben, seinem Hause und der Kurstimme von Böhmen eine sichere und bevorzugte Stellung zu erwerben. Die Goldene Bulle erteilte (im Gegensatz zu den jüngsten päpstl. Anmaßungen) den sieben Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg das Recht der ausschließlichen Königswahl, deren Modalitäten und Ceremonien mit skrupulöser Sorgfalt bestimmt waren. Die landesfürstl. Vorrechte der Kurfürsten, namentlich das Reichsvikariat und die Befreiung von jeder Gerichtsbarkeit des Reichs (das jus de non evocando), waren darin ausdrücklich festgestellt, ebenso die Unteilbarkeit der weltlichen Kurfürstentümer. Die Kurfürsten, denen in dem Gesetz sogar eine regelmäßige Mitregierung eingeräumt war, bildeten von nun an eine festgeschlossene fürstl. Oligarchie, deren Rang und Vorrechte sie durchaus über die andern Fürsten und dem Kaiser beinahe gleichstellten. Deutschland war im



viel zu sehr befestigt, als daß sich in Deutschland ohne eine gewaltsame Erschütterung die Art von monarchischer Macht und Einheit hätte wieder ausbilden können, die in andern Staaten, namentlich in Frankreich, so gut wie vollendet war. Die vorangegangene Geschichte, die Wahlmonarchie, der Kampf mit Italien, das Ringen mit der Hierarchie hatten an diesem Ergebnis ebenso großen Anteil wie die Selbstsucht der partikularen Gewalten. Dem Deutschen Reiche war nur die Entwickelung angewiesen, die es seitdem jahrhundertelang durchgemacht hat: lose und schwache Verbindung der einzelnen Teile zu einer Gesamtheit, aber desto vielseitigere und reichere Entwickelung der einzelnen Glieder und Teile. Rudolf suchte zu erreichen, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich war. Er verzichtete thatsächlich darauf, die weltgebietende Stellung geltend zu machen, die bisher mit dem Königtum und Kaisertum verknüpft gewesen. Er überließ die ital. und kirchlichen Dinge sich selbst, gab die Römer- und die Kreuzzüge auf und war um so eifriger bemüht, im Innern des Reichs Gesetz und Ordnung wiederherzustellen, den Landfrieden zu handhaben und die Integrität des Reichs zu erhalten. Daß er überhaupt zu Geltung und Ansehen kam, verdankte er dem kühnen und glücklichen Kampfe gegen Ottokar von Böhmen (1276 und 1278), der sich in der Verwirrung der letzten Zeiten der österr. Lande bemächtigt hatte und ihm die Anerkennung versagte. Infolge des Siegs gelang es ihm, Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain an sein Haus zu bringen. Dagegen vermochte er nicht, die Wahl seines Sohnes Albrecht bei den Kurfürsten, welche während des Zwischenreichs das Wahlrecht an sich gerissen hatten, durchzusetzen. Diese, vor allem der Herstellung der königl. Autorität und Erblichkeit abgeneigt, wählten vielmehr den armen Grafen Adolf von Nassau (1292—98), und erst als auch dieser ihnen unbequem wurde, blieb ihnen nichts anderes übrig, als den früher verschmähten Albrecht I. (1298—1308) zu erwählen. Albrecht behielt sein Herzogtum Österreich, die Hausmacht, welche von nun an der Angelpunkt der Politik der habsburg. Könige wird. Nicht glücklich in den Bemühungen, sie zu vergrößern, demütigte Albrecht mit Erfolg die rhein. Kurfürsten, ward aber von seinem Neffen Johann ermordet. Nun gelang es Balduin von Trier, die Wahl auf seinen Bruder Heinrich VII. von Luxemburg (1308—13) zu lenken, dem die Vermählung seines Sohnes Johann mit der böhm. Erbtochter ein unverhofftes Ansehen erwarb. Dem Papsttum ergeben, hoffte er durch die Kaiserkrone seine Macht zu befestigen, konnte jedoch in Italien weder die angestrebte Stellung über den Parteien behaupten, noch der Verfeindung mit dem Papste entgehen. Im Begriff, den Kampf als Führer der Ghibellinen ernstlich zu beginnen, starb er.

Bei der neuen Königswahl spaltete sich die kurfürstl. Oligarchie in eine luxemb. und habsburg. Partei. Jene wählte Herzog Ludwig von Bayern, diese Friedrich III. oder den Schönen von Österreich, den Sohn König Albrechts I. In dem Kriege, welcher sich darüber entspann, fand der österr. Prätendent an der fürstl. und ritterlichen Aristokratie, der bayrische an dem bürgerlichen Element eifrige Verbündete. Ludwigs Sieg bei Ampfing (1322) brachte den Gegner in seine Hände, was er später zu einem ritterlichen Versöhnungsakt benutzte, in welchem sich beide über eine gemeinsame Regierung verständigten. Dieser Streit gab aber Veranlassung zu der merkwürdigsten Verwickelung in der Regierungszeit Ludwigs IV. (1313—47). Das röm. Papsttum war nach dem Sturze der Hohenstaufen einem raschen und schmählichen Verfall entgegengegangen; seit dem Anfang des 14. Jahrh. befand es sich in franz. Gewalt zu Avignon, und die päpstl. Autorität, meist an Franzosen übertragen, mußte zur Förderung der polit. Interessen Frankreichs dienen. So maßte sich denn Papst Johann XXII. eine schiedsrichterliche Gewalt über die deutsche Krone an, welche in diesem Umfang und mit dieser Dreistigkeit selbst die gewaltigsten Kirchenfürsten vor ihm nicht beansprucht hatten. Obwohl Ludwig IV. in dem Streite die ganze Nation und gelehrte Juristen und Geistliche, auch unter den Mönchsorden, auf seiner Seite hatte, bewies er doch weder Mut noch Konsequenz, sondern strebte mit würdeloser Unterwürfigkeit nach der Absolution. Die Kurfürsten selbst nahmen sich zuletzt der nationalen Sache an und erklärten in dem Kurverein von Rense (1338), daß jeder rechtmäßig gewählte König seine Gewalt von Gott allein habe und auch ohne Genehmigung von seiten Roms ihm die Ausübung aller seiner herkömmlichen Rechte und der Kaisername zustehe. Dennoch ließ sich später wieder Ludwig vom Papste Clemens VI. einschüchtern und verfuhr zugleich in Ausbreitung seiner Hausmacht so eigenmächtig und rücksichtslos, daß sich eine polit. Partei, die Luxemburger an der Spitze, im Reiche gegen ihn bildete. Doch wäre es dem Gegenkönig, den diese Partei im Einverständnis mit Frankreich und dem Papste wählte (1346), dem Markgrafen Karl von Mähren, Enkel Kaiser Heinrichs VII., so leicht nicht geworden, sich zu behaupten, wenn nicht Ludwig 1347 gestorben wäre. Der Anhang des Kaisers wählte nun den Grafen Günther von Schwarzburg zum König, verließ ihn aber, von Karl erkauft, und Günther (gest. 1349) selbst ließ sich, schon erkrankt, bewegen, durch einen ehrenvollen Vertrag abzudanken.

Karl IV. (1349—78) griff im allgemeinen nur wenig in die innern Verhältnisse Deutschlands ein und wendete fast seine ganze Thätigkeit der Ordnung und der Ausbildung seines Erbreichs zu. Sein böhm. Reich, zu dem jetzt Mähren, Schlesien, die Lausitz, später Brandenburg und ein großer Teil der Oberpfalz gehörten, empfand die Wohlthaten einer geordneten und regsamen Regierung, das übrige Deutschland nicht. Auch sein berühmtestes Werk, die Goldene Bulle von 1356, entsprang wenigstens zum Teil aus dem Bestreben, seinem Hause und der Kurstimme von Böhmen eine sichere und bevorzugte Stellung zu erwerben. Die Goldene Bulle erteilte (im Gegensatz zu den jüngsten päpstl. Anmaßungen) den sieben Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg das Recht der ausschließlichen Königswahl, deren Modalitäten und Ceremonien mit skrupulöser Sorgfalt bestimmt waren. Die landesfürstl. Vorrechte der Kurfürsten, namentlich das Reichsvikariat und die Befreiung von jeder Gerichtsbarkeit des Reichs (das jus de non evocando), waren darin ausdrücklich festgestellt, ebenso die Unteilbarkeit der weltlichen Kurfürstentümer. Die Kurfürsten, denen in dem Gesetz sogar eine regelmäßige Mitregierung eingeräumt war, bildeten von nun an eine festgeschlossene fürstl. Oligarchie, deren Rang und Vorrechte sie durchaus über die andern Fürsten und dem Kaiser beinahe gleichstellten. Deutschland war im

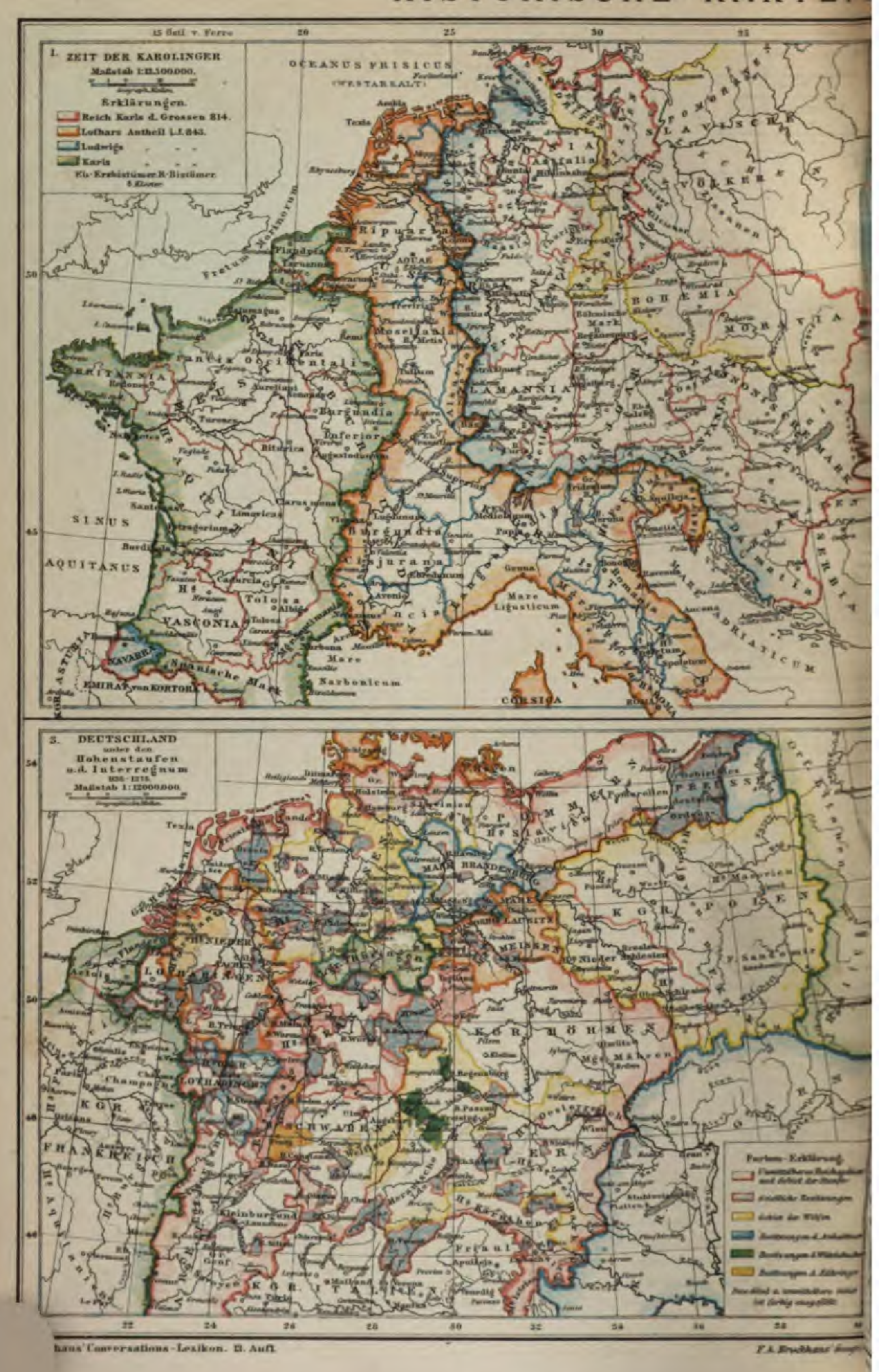


viel zu sehr befestigt, als daß sich in Deutschland ohne eine gewaltsame Erschütterung die Art von monarchischer Macht und Einheit hätte wieder ausbilden können, die in andern Staaten, namentlich in Frankreich, so gut wie vollendet war. Die vorangegangene Geschichte, die Wahlmonarchie, der Kampf mit Italien, das Ringen mit der Hierarchie hatten an diesem Ergebnis ebenso großen Anteil wie die Selbstsucht der partikularen Gewalten. Dem Deutschen Reiche war nur die Entwickelung angewiesen, die es seitdem jahrhundertelang durchgemacht hat: lose und schwache Verbindung der einzelnen Teile zu einer Gesamtheit, aber desto vielseitigere und reichere Entwickelung der einzelnen Glieder und Teile. Rudolf suchte zu erreichen, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich war. Er verzichtete thatsächlich darauf, die weltgebietende Stellung geltend zu machen, die bisher mit dem Königtum und Kaisertum verknüpft gewesen. Er überließ die ital. und kirchlichen Dinge sich selbst, gab die Römer- und die Kreuzzüge auf und war um so eifriger bemüht, im Innern des Reichs Gesetz und Ordnung wiederherzustellen, den Landfrieden zu handhaben und die Integrität des Reichs zu erhalten. Daß er überhaupt zu Geltung und Ansehen kam, verdankte er dem kühnen und glücklichen Kampfe gegen Ottokar von Böhmen (1276 und 1278), der sich in der Verwirrung der letzten Zeiten der österr. Lande bemächtigt hatte und ihm die Anerkennung versagte. Infolge des Siegs gelang es ihm, Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain an sein Haus zu bringen. Dagegen vermochte er nicht, die Wahl seines Sohnes Albrecht bei den Kurfürsten, welche während des Zwischenreichs das Wahlrecht an sich gerissen hatten, durchzusetzen. Diese, vor allem der Herstellung der königl. Autorität und Erblichkeit abgeneigt, wählten vielmehr den armen Grafen Adolf von Nassau (1292—98), und erst als auch dieser ihnen unbequem wurde, blieb ihnen nichts anderes übrig, als den früher verschmähten Albrecht I. (1298—1308) zu erwählen. Albrecht behielt sein Herzogtum Österreich, die Hausmacht, welche von nun an der Angelpunkt der Politik der habsburg. Könige wird. Nicht glücklich in den Bemühungen, sie zu vergrößern, demütigte Albrecht mit Erfolg die rhein. Kurfürsten, ward aber von seinem Neffen Johann ermordet. Nun gelang es Balduin von Trier, die Wahl auf seinen Bruder Heinrich VII. von Luxemburg (1308—13) zu lenken, dem die Vermählung seines Sohnes Johann mit der böhm. Erbtochter ein unverhofftes Ansehen erwarb. Dem Papsttum ergeben, hoffte er durch die Kaiserkrone seine Macht zu befestigen, konnte jedoch in Italien weder die angestrebte Stellung über den Parteien behaupten, noch der Verfeindung mit dem Papste entgehen. Im Begriff, den Kampf als Führer der Ghibellinen ernstlich zu beginnen, starb er.

Bei der neuen Königswahl spaltete sich die kurfürstl. Oligarchie in eine luxemb. und habsburg. Partei. Jene wählte Herzog Ludwig von Bayern, diese Friedrich III. oder den Schönen von Österreich, den Sohn König Albrechts I. In dem Kriege, welcher sich darüber entspann, fand der österr. Prätendent an der fürstl. und ritterlichen Aristokratie, der bayrische an dem bürgerlichen Element eifrige Verbündete. Ludwigs Sieg bei Ampfing (1322) brachte den Gegner in seine Hände, was er später zu einem ritterlichen Versöhnungsakt benutzte, in welchem sich beide über eine gemeinsame Regierung verständigten. Dieser Streit gab aber Veranlassung zu der merkwürdigsten Verwickelung in der Regierungszeit Ludwigs IV. (1313—47). Das röm. Papsttum war nach dem Sturze der Hohenstaufen einem raschen und schmählichen Verfall entgegengegangen; seit dem Anfang des 14. Jahrh. befand es sich in franz. Gewalt zu Avignon, und die päpstl. Autorität, meist an Franzosen übertragen, mußte zur Förderung der polit. Interessen Frankreichs dienen. So maßte sich denn Papst Johann XXII. eine schiedsrichterliche Gewalt über die deutsche Krone an, welche in diesem Umfang und mit dieser Dreistigkeit selbst die gewaltigsten Kirchenfürsten vor ihm nicht beansprucht hatten. Obwohl Ludwig IV. in dem Streite die ganze Nation und gelehrte Juristen und Geistliche, auch unter den Mönchsorden, auf seiner Seite hatte, bewies er doch weder Mut noch Konsequenz, sondern strebte mit würdeloser Unterwürfigkeit nach der Absolution. Die Kurfürsten selbst nahmen sich zuletzt der nationalen Sache an und erklärten in dem Kurverein von Rense (1338), daß jeder rechtmäßig gewählte König seine Gewalt von Gott allein habe und auch ohne Genehmigung von seiten Roms ihm die Ausübung aller seiner herkömmlichen Rechte und der Kaisername zustehe. Dennoch ließ sich später wieder Ludwig vom Papste Clemens VI. einschüchtern und verfuhr zugleich in Ausbreitung seiner Hausmacht so eigenmächtig und rücksichtslos, daß sich eine polit. Partei, die Luxemburger an der Spitze, im Reiche gegen ihn bildete. Doch wäre es dem Gegenkönig, den diese Partei im Einverständnis mit Frankreich und dem Papste wählte (1346), dem Markgrafen Karl von Mähren, Enkel Kaiser Heinrichs VII., so leicht nicht geworden, sich zu behaupten, wenn nicht Ludwig 1347 gestorben wäre. Der Anhang des Kaisers wählte nun den Grafen Günther von Schwarzburg zum König, verließ ihn aber, von Karl erkauft, und Günther (gest. 1349) selbst ließ sich, schon erkrankt, bewegen, durch einen ehrenvollen Vertrag abzudanken.

Karl IV. (1349—78) griff im allgemeinen nur wenig in die innern Verhältnisse Deutschlands ein und wendete fast seine ganze Thätigkeit der Ordnung und der Ausbildung seines Erbreichs zu. Sein böhm. Reich, zu dem jetzt Mähren, Schlesien, die Lausitz, später Brandenburg und ein großer Teil der Oberpfalz gehörten, empfand die Wohlthaten einer geordneten und regsamen Regierung, das übrige Deutschland nicht. Auch sein berühmtestes Werk, die Goldene Bulle von 1356, entsprang wenigstens zum Teil aus dem Bestreben, seinem Hause und der Kurstimme von Böhmen eine sichere und bevorzugte Stellung zu erwerben. Die Goldene Bulle erteilte (im Gegensatz zu den jüngsten päpstl. Anmaßungen) den sieben Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg das Recht der ausschließlichen Königswahl, deren Modalitäten und Ceremonien mit skrupulöser Sorgfalt bestimmt waren. Die landesfürstl. Vorrechte der Kurfürsten, namentlich das Reichsvikariat und die Befreiung von jeder Gerichtsbarkeit des Reichs (das jus de non evocando), waren darin ausdrücklich festgestellt, ebenso die Unteilbarkeit der weltlichen Kurfürstentümer. Die Kurfürsten, denen in dem Gesetz sogar eine regelmäßige Mitregierung eingeräumt war, bildeten von nun an eine festgeschlossene fürstl. Oligarchie, deren Rang und Vorrechte sie durchaus über die andern Fürsten und dem Kaiser beinahe gleichstellten. Deutschland war im




1. ZEIT DER KAROLINGER
Erklärungen.
Reich Karls d. Grossen 814.
Lothars Antheil i. J. 843.
Ludwigs
Karls
OCEANUS FRISICUS
SINUS
AQUITANUS
Mare
Narbonicum
Mare
Ligusticum
CORSICA
BOHEMIA
MORAVIA
3. DEUTSCHLAND
unter den
Hohenstaufen
u.d. Interregnum
Farben-Erklärung
KGR. FRANKREICH
KGR. ITALIEN
KGR. BÖHMEN
K. GR. POLEN

VON DEUTSCHLAND. I.



Begriff, sich ganz in fürstl., ritterliche und städtische Föderationen zu sondern, als König Wenzel (1378—1400) seinem Vater folgte. Selbst eine weniger indolente Natur als der neue König hätte es nicht vermocht, in dieser allgemeinen Verwirrung den Landfrieden zu handhaben und über die verschiedenen Parteigruppen eine sichere Autorität zu üben. Wenzel zog sich aber bald ganz nach Böhmen zurück und legte die größte Gleichgültigkeit gegen die Lage des Reichs an den Tag. Indessen ward in Deutschland ein wichtiger Entscheidungskampf gefochten zwischen der fürstl. Aristokratie und dem Bürgertum, das, in den rhein. und schwäb. Bünden geeinigt, eine ähnliche Stellung zu erlangen strebte wie die Bürger und Bauern der oberalamann. Eidgenossenschaft. Während aber diese letztere durch die Siege bei Sempach und Näfels zur völligen Unabhängigkeit gelangte, wurden gleichzeitig bei Döffingen (1388) die schwäb. Städte völlig geschlagen und so dem fürstl. Einfluß das Übergewicht verschafft. Nur in Niederdeutschland wuchs das Bürgertum durch die Hansa zu immer größerer polit. Macht. Als Wenzel endlich Anstalt machte, der von Frankreich vorgeschlagenen Neutralität zur Beseitigung der Kirchenspaltung beizutreten, bewirkte Bonifaz IX. durch die rhein. Kurfürsten die Absetzung Wenzels. Einer der Urheber der Absetzung, Ruprecht, Kurfürst von der Pfalz, ward der Nachfolger Wenzels (1400—10), der jedoch bis zu seinem Tode (1419) den deutschen Königstitel fortführte. Ruprecht, in seinem Fürstentum als tüchtiger Regent geachtet, konnte im Reich nichts erreichen, wie auch sein Kriegszug gegen den Visconti von Mailand mißlang.

Nach Ruprechts Tod war eine Doppelwahl erfolgt: ein Teil der Fürsten hatte Wenzels Bruder, Sigmund von Ungarn, ein anderer Jobst von Mähren zum Könige gewählt. Der baldige Tod Jobsts verschaffte Sigmund (1410—37) die Anerkennung. Indessen waren die Kirchenangelegenheiten in den Vordergrund getreten. Die kirchliche Spaltung sowohl als die seit dem Exil in Avignon wachsende Entartung der Kirche, ihre Käuflichkeit und Zuchtlosigkeit machten eine «Reformation an Haupt und Gliedern» dringend nötig. König Sigmund bewies nach dieser Richtung eine außerordentliche Thätigkeit und es gelang ihm, das große Konzil zu Konstanz zusammenzubringen (1414). Die Kirchenversammlung, in ihrer Mehrheit von der Notwendigkeit einer Reform lebhaft durchdrungen, verfehlte indessen dieses Ziel dadurch, daß sie zunächst durch die Verdammung und Hinrichtung des Johann Huß (1415) jede dogmatische Reform abschnitt und nach Absetzung der schismatischen Päpste einen neuen (Martin V.) wählte, bevor selbst die Reform der Kirchenverfassung festgestellt war. Die Deutschen, welche ihre Beschwerden in den Avisamentis nationis Germanicae niederlegten, kamen allmählich in eine isolierte Stellung, und es gelang dem Papste, die einzelnen Nationen zu trennen und mit ihnen besondere Konkordate abzuschließen. Auch mit Deutschland ward (1418) ein solcher Vertrag abgeschlossen, der aber nie zur vollständigen Geltung gekommen ist. Die einzige bittere Frucht der Kirchenversammlung war der gewaltige Aufstand in Böhmen, der sog. Hussitenkrieg, dessen verheerende Wirkungen zunächst auf Deutschland fielen. Die Ohnmacht des Reichs als Gesamtheit trat in den furchtbaren Einfällen der Böhmen, denen Deutschland nicht zu widerstehen vermochte, grell zu Tage, und Sigmund suchte vergebens vermittelst einer allgemeinen Umlage («Gemeiner Pfennig») eine allgemeine Rüstung zu Stande zu bringen. Er selbst war in unausgesetzten Geldnöten, mußte bedeutende Fürstentümer, wie Kurbrandenburg an die Hohenzollern, veräußern und vermochte nicht zu hindern, daß sich im Westen des Reichs auf Kosten Deutschlands die neuburgund. Macht ausbreitete. Inzwischen hatte die Kirchenversammlung zu Basel (seit 1431) die kirchliche Verfassungsreform wieder aufgenommen und war im Widerstand gegen Rom mit einer Reihe von Verbesserungen vorgeschritten, die auch Deutschland zugute kommen konnten. Der nach Sigmunds Tode gewählte König Albrecht II. (1438—39), aus dem österr. Zweige der Habsburger, schien auch geneigt, die Durchführung dieser Reformen zu übernehmen. Dieselben scheiterten aber nach Albrechts raschem Tode an König Friedrich IV. (1440—93), aus der steiermärk. Linie der Habsburger. Der letztere zog eine Verständigung mit Rom den Reformen des Konzils vor, wich Schritt vor Schritt, durch Zusagen und Gewährungen Roms erkauft, zurück und ließ es schließlich geschehen, daß durch das sog. Aschaffenburger Konkordat (1448) die Nation auch um den wesentlichsten Teil der von Rom gegebenen Zusagen gebracht ward. In seinen Erblanden gefährdet und einflußlos, war Friedrich wenig geeignet, der Kaiserwürde ihren erblichenen Glanz wiederzugeben. Er ließ die Fürsten, Städte und Ritter im Reiche ungehindert schalten. Im Westen durch die wachsende Macht Frankreichs gefährdet, im Osten von den immer näher herandringenden Türken bedroht, bedurfte Deutschland dringend eines Schutzes gegen die weitere Auflösung des Reichs. Dies Gefühl sprach sich immer allgemeiner aus, namentlich seit Friedrich, um die Wahl seines Sohnes zum Nachfolger durchzusetzen, gegen die Bedürfnisse Deutschlands sich weniger ablehnend verhielt. Die Erwählung Maximilians zum röm. Könige (1486) förderte die lange fruchtlosen Beratungen über den Landfrieden und das Kammergericht, sowie den Abschluß des Schwäbischen Bundes, der die Stütze des Landfriedens war. Die Reichstage seit 1487 beschäftigten sich mit der Ausführung der polit. Reformentwürfe, denen freilich Friedrich IV. widerstrebte.

Mit besserm Erfolg, wenn auch nicht ohne Opposition, nahm man die Sache nach Maximilians I. (1493—1519) Thronbesteigung wieder auf. Maximilian I. hatte nicht allein schon früher durch die Heirat mit der Erbtochter Karls des Kühnen von Burgund (1477) seinem Hause die Aussicht auf den wichtigen Besitz des neuburgund. Ländergebiets eröffnet, sondern er selbst weckte auch für die Entwickelung des Reichs die lebhaftesten Hoffnungen. In der That ward auf dem Reichstage zu Worms 1495 ein großer Teil der ersehnten Reformen durchgesetzt. Das Fehderecht ward unbedingt aufgehoben, ein «ewiger» Landfriede hergestellt (1495) und das Reichskammergericht eingerichtet, an dessen Zusammensetzung die Reichsstände teilnehmen sollten. Für alle unmittelbaren Reichsstände sollte dieser Gerichtshof erste Instanz sein, mittelbare dahin appellieren können. Dem Kaiser wurde dafür als Reichshilfe die allgemeine Umlage, der sog. Gemeine Pfennig, bewilligt. Auch sollte der Reichstag alljährlich auf einen Monat zusammenkommen, um über Vollziehung des Landfriedens, der kammergerichtlichen Urteile und über die Verwendung der aufgebrachten Steuern zu wachen. Statt des letzten

Punktes hatten die Stände vergeblich versucht, ein ständiges Reichsregiment neben dem Kaiser durchzusetzen. Die territoriale Macht war gegenüber dem Kaisertum zu solcher Bedeutung gelangt, daß der Reichstag, auf dem jetzt die drei Körperschaften der Kurfürsten, Fürsten und Städte ausgebildet erschienen, offen daran denken konnte, den größten Teil der Regierungsgewalt selbst an sich zu nehmen und der Verfassung auch rechtlich die ständisch-aristokratische Form zu geben, die in dem territorialen Zustande Deutschlands faktisch ausgeprägt war. Indem Maximilian versuchte, den Rest von monarchischer Mitwirkung sich zu erhalten, geriet er mit jenen reichsständischen Bestrebungen in einen Kampf, der sich durch seine ganze Regierung hindurchzog. Sein Mißgeschick in den auswärtigen Unternehmungen, namentlich in dem sog. Schwabenkriege gegen die Schweizer (1499), und das Bedürfnis einer thätigern Reichshilfe zwangen ihn, auf dem Reichstage zu Augsburg (1500) die Einsetzung eines permanenten Reichsregiments zuzugeben. Doch trat dasselbe nie recht ins Leben; vielmehr nahm der Kaiser nun eine immer feindseligere Stellung zu den neuen reichsständischen Institutionen ein. Der Bayrisch-Pfälzische Erbfolgekrieg (1503—4) gab ihm in einem Augenblick, wo die Spannung zwischen ihm und den Reichsständen auf einen hohen Grad gestiegen war, die gewünschte Gelegenheit, in den innern Reichsangelegenheiten wieder eine einflußreiche Stellung zu gewinnen und sich die Reichsstände willfähriger zu machen. Gelang es zwar nicht, über den Ausbau der Reichsverfassung sich zu verständigen, so wurde doch auf dem Reichstage zu Köln (1512) noch eine wichtige Anordnung getroffen, welche die Handhabung des Landfriedens erleichtern sollte: die Einteilung des Reichs in zehn Landfriedenskreise. Es sollte damit der lose Verband der einzelnen Stücke des Reichs fester zusammengekittet und der Zersplitterung in zahllose Landeshoheiten ein Gegengewicht geschaffen werden. Freilich war der größere Teil der Hoheitsrechte an die Territorialgewalten übergegangen und die Landesfürsten waren durch die Landstände, die nun fast allgemein zur Ausbildung gelangt, fest mit ihren Territorien verwachsen. Maximilians spätere Thätigkeit ward größtenteils durch den Krieg in Anspruch genommen, der sich an die Liga von Cambrai (1508) knüpfte und aus dem allmählich eine Verwickelung der meisten europ. Staaten erwuchs. Blieb in diesem Kampfe der Erfolg gering, so war doch der Kaiser um so glücklicher in der friedlichen Ausdehnung der Macht seines Hauses. Durch die Heirat seines Sohnes Philipp mit Johanna von Castilien wurden seinem Enkel Karl, dem Sprößling dieser Ehe, die span. Kronen erworben, während durch den Heiratsvertrag, den Maximilian im Namen seines Enkels mit dem Königshause von Böhmen und Ungarn schloß, dem Hause Habsburg die Aussicht auf den Besitz auch dieser Kronen eröffnet ward. So bereitete sich jenes Übergewicht der habsburg. Hausmacht vor, deren zahlreiche Besitzungen nach des Kaisers Tode von Karl V. vereinigt wurden.

III. **Von der Reformation bis zum Westfälischen Frieden, 1517—1648.** (Hierzu Historische Karte: Tafel II, 5. **Deutschland zur Zeit der Reformation.**) Noch in die letzten Jahre Maximilians fielen die Anfänge der Reformation, die sich in einer Reihe von vorbereitenden Erscheinungen angekündigt hatte. Seit den Kirchenversammlungen von Konstanz und Basel war für die Kirchenverbesserung nicht nur nichts geschehen, sondern die Mißbräuche hatten sich gemehrt. Der Umschwung der gesellschaftlichen Verhältnisse, das Wiederaufleben der antiken Litteratur, die Erfindung der Buchdruckerkunst hatten die Schranken der mittelalterlichen scholastischen Bildung durchbrochen und der schon vorhandenen Opposition in der Kirche selbst einen mächtigen Rückhalt gegeben. Die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrh. zeigen die größte Gärung in allen Kreisen des deutschen Lebens; namentlich kündigt sich auf dem litterarischen Gebiete der Entscheidungskampf zwischen der neuen Bildung und der alten mönchischen aufs heftigste an. Der skandalöse Ablaßhandel Tezels war für Luther der Anlaß (31. Okt. 1517), in seinen 95 Thesen den Kampf gegen die röm. Kirche zu beginnen. Der Eindruck dieses Schrittes war ungeheuer. Die Ungeschicklichkeit der litterarischen Verfechter Roms, der mißlungene Versuch des Kardinals Cajetan zu Augsburg (1518), Luther zum Schweigen zu bringen, gaben dem Kampf eine wachsende Bedeutung, während Luther selbst seit der Disputation zu Leipzig (1519) in immer bewußtern Gegensatz zur ganzen röm. Kirchenautorität gedrängt ward. Die Versuche Roms, durch den Kirchenbann das Feuer auszulöschen, schlugen fehl und vergrößerten nur die Niederlage des Papsttums. Inzwischen hatte nach Maximilians Tode die Kaiserwahl zwischen Franz I. von Frankreich und Karl von Spanien, dem Enkel des Kaisers, eine Zeit lang geschwankt, bis es gelang, dem habsburg. Bewerber die Erwählung zu sichern (28. Juni 1519).

Eine Wahlkapitulation, die der neue Kaiser Karl V. (1519—56) beschwören mußte, sollte einerseits das drohende Übergewicht seiner auswärtigen Macht von Deutschland abhalten, andererseits die unter Maximilian verkümmerten Reformen der Reichsverfassung, namentlich das Reichskammergericht und Reichsregiment, in ungeschmälerten Vollzug setzen. Karl V., von dem ein großer Teil der Nation eine volkstümliche Ordnung der Kirchenangelegenheiten erwartete, war in zu viele auswärtige, Deutschland fremde Interessen verwickelt, als daß er die nationalen Hoffnungen gebührend hätte würdigen können. Er sprach in der Absicht, bei den bevorstehenden Kämpfen mit Frankreich sich die Freundschaft des Papstes zu sichern, auf dem Reichstage zu Worms (1521) über Luther die totgeborene Reichsacht aus, und widmete dann seine ganze Thätigkeit dem Kriege mit Frankreich. Seinem Bruder Ferdinand trat er die deutsch-österr. Besitzungen ab. Die Reichsregierung überließ er dem Reichsregiment, das der reformatorischen Lehre freien Spielraum ließ. Dagegen mißlangen die Versuche der Ritterschaft und der Bauern, die religiöse Bewegung zu einer durchgreifenden sozialpolit. Umwälzung zu benutzen: der Krieg der Fürsten gegen Franz von Sickingen (1523) und das Scheitern des großen Bauernaufstandes von 1525 gaben diesen Bestrebungen den Todesstoß. Indessen breitete sich die neue Lehre immer weiter aus, und der Reichstag zu Speier (1526) setzte fest, daß bis zur Erledigung der Glaubenssache durch ein Generalkonzil jeder «für sich also leben und regieren solle, wie ein jeder solches gegen Gott und kaiserl. Majestät zu verantworten sich getraue». Die röm.-kath. Partei hatte sich indessen auch fester

zusammengeschlossen, und es gelang ihr, nachdem die reformatorische Lehre immer mächtigern Anhang gewann, auf dem Reichstage zu Speier (1529) eine Zurücknahme der frühern Gewährungen durchzusetzen. Die Anhänger der neuen Lehre setzten dagegen eine Protestation auf, die den Angehörigen des luth. Bekenntnisses den Namen «Protestanten» erwarb. Der Kaiser hielt jetzt die Zeit für geignet, im Einverständnis mit Rom das neue Bekenntnis zu unterdrücken; aber der Reichstag von Augsburg (1530), wo die Protestanten ihm ihr Bekenntnis vorlegten, zeigte ihm erst die Stärke des Widerstandes, während die Verhältnisse zu Frankreich und zu den Türken es nicht ratsam machten, den Zwiespalt im Innern des Reichs zu vergrößern. Als darauf die protestierenden Stände sich zum Schmalkaldischen Bunde zusammenschlossen, mit Bayern gegen die Wahl Ferdinands zum röm. König, die der Kaiser der Mehrheit der Kurfürsten 5. Jan. 1531 in Köln abgewann, protestierten, und mit Frankreich, Ungarn und Dänemark Verbindung suchten, so gewährte Karl ihnen 1532 zu Nürnberg den ersten Religionsfrieden, der bis zu einem allgemeinen Konzil dem neuen Bekenntnis Duldung verhieß. Während den Kaiser die auswärtigen Verhältnisse in Anspruch nahmen, erlangte der Schmalkaldische Bund, auf den gestützt Philipp von Hessen Württemberg für den von Habsburg vertriebenen Herzog Ulrich zurückgewann, das entschiedenste Übergewicht im Reich. Der Versuch eines kath. Gegenbündnisses, des Nürnberger Bundes, scheiterte trotz der Begünstigung durch Kaiser und Papst. Durch seine franz. und türk. Feldzüge gehindert, mußte Karl es geschehen lassen, daß die Schmalkaldener ihren Bund immer weiter ausdehnten, den eifrigsten kaiserl. Fürsten, Heinrich von Braunschweig, verjagten, und daß auch diejenigen Stände, welche außerhalb des Bundes blieben, Brandenburg, das Albertinische Sachsen, das Erzstift Köln, Pfalz-Neuburg u. a. protestantisch wurden. Aber durch diese Nachsicht glückte es dem Kaiser andererseits, die Hilfe der deutschen Protestanten im Kriege gegen Frankreich zu erlangen, und als er diesen mit dem Frieden von Crespy (Sept. 1544) siegreich beendigt hatte, knüpfte er mit Rom einen Offensivbund zu dem Zweck, die neue Lehre gewaltsam niederzudrücken. Es gelang ihm 1546 Oberdeutschland zu unterwerfen, 1547 den Kurfürsten von Sachsen bei Mühlberg zu überwinden und durch listige Unterhandlungen den Landgrafen Philipp von Hessen zur kampflosen Unterwerfung zu bringen. Beide wurden seine Gefangenen. Die Übermacht, die Karl jetzt in Deutschland entfaltete, erregte bei seinen bisherigen Verbündeten, besonders Moritz von Sachsen und dem Papst, nicht geringere Unruhe, als ein Versuch, durch das Augsburger Interim (1548) den Rücktritt der Protestanten zur alten Kirche herbeizuführen, die Protestanten im Reiche aufregte und erbitterte. Die Reformpläne aber, die Karl V. selbst in Bezug auf die Kirche hegte, fanden nicht nur bei den Parteien, sondern auch auf dem seit 1545 eröffneten Tridentiner Konzil den heftigsten Widerstand. Die Behandlung, die er den gefangenen Fürsten zuteil werden ließ, ward der Vorwand für Moritz von Sachsen und die ihm verbündeten deutschen Fürsten, im Einverständnis mit Frankreich den Kaiser zu überfallen und seinen Bruder Ferdinand zu dem Friedensvertrag von Passau zu nötigen (1552). Vergebens versuchte Karl, den Franzosen die drei lothring. Bistümer, deren dieselben sich in dieser Krisis bemächtigt hatten, wieder zu entreißen; die Belagerung von Metz führte nicht zum Ziele.

Karl V. übergab indessen die Leitung der Reichsangelegenheiten seinem Bruder und dieser verstand sich 1555 zu dem Augsburger Religionsfrieden. Nach Karls V. freiwilliger Abdankung (1556) übernahm er als Ferdinand I. (1556—64) die Kaiserwürde. Der Religionsfriede von 1555 gewährte den Ständen, welche sich bisher und in Zukunft zum Protestantismus bekannt und bekennen würden, vollen Frieden, erhielt aber in der «Deklaration» des «geistlichen Vorbehalts», der den zukünftig zur neuen Lehre übertretenden geistlichen Fürsten die Evangelisierung ihrer Stifter und die Weiterführung ihres Amtes untersagte, einen Keim zu zahllosen Streitigkeiten, die alles öffentliche Interesse verwirrten. Die Reichsverfassung, schon vor der Reformation ein Ausdruck der vielköpfigen Territorialgewalt, war jetzt wesentlich zu einer Fürstenaristokratie geworden, welche die religiösen Angelegenheiten wie alle andern in ihrem partikularen Interesse ausbeutete. Es fehlte der einigende Mittelpunkt, von dem, wie in Schweden, Dänemark und England, die religiöse Frage hätte geleitet werden können; auch auf diesem wie auf allen andern Gebieten verfiel Deutschland der Entwickelung des Partikularismus. Während bis dahin der Katholizismus dem stürmischen Andrängen der prot. Religionsformen nirgends nachhaltig hatte widerstehen können, begann er jetzt, wo auf dem Trientiner Konzil die röm. Kirche neu organisiert wurde, durch die rastlose Arbeit der Jesuiten und der jesuitenfreundlichen Fürsten in Deutschland wieder feste Wurzeln und neuen Boden zu gewinnen, was ihm um so leichter werden mußte, als die neue Lehre im Gegensatz zu der straffen Einheit Roms in unfruchtbarem Sektenhader ihre Kräfte zersplitterte. Dennoch bewährte diese auch jetzt noch ihre populäre Kraft, und wären nicht die altgläubigen Bischöfe durch die genannte Klausel des Religionsfriedens an den Papst, und die deutschen Habsburger durch ihr Hausinteresse an Spanien gefesselt gewesen, so wäre die Protestantisierung Deutschlands auch jetzt noch wahrscheinlich gelungen. Aber diese kirchlichen Zerwürfnisse ließen für Verfolgung gemeinsamer nationaler Interessen keinen Raum. Nicht nur daß im Osten die Türken, im Westen die Franzosen auf das Reich drückten, auch in anderer Hinsicht machte sich die Schwäche und Zerrissenheit fühlbar. Die frühere kommerzielle Blüte war durch den seit der Entdeckung von Amerika erfolgten Umschwung der Handelsverhältnisse zerstört; die Macht der Hansestädte, namentlich Lübecks, war dem Übergewicht der skandinav. Königreiche erlegen; die Niederlande waren durch die undeutsche habsburg. Hauspolitik erst an Spanien gefallen, dann zu einer eigenen polit. Existenz auf Kosten Deutschlands gelangt; die Ostseeprovinzen drohten dem slaw. Einfluß, der sie umdrängte, zu unterliegen.

Maximilian II. (1564—76) der seinem Vater auf dem Kaiserthrone folgte, suchte vergebens durch vermittelnde Taktik die Parteien im Frieden zu erhalten; die Entzweiung nahm nur zu. Seine Politik, welche der Ausbreitung des Protestantismus in Österreich und Böhmen doch wesentlichen Vorschub

leistete, fand unter seinem Sohne Rudolf II. (1576—1612) ihr Ende. Der neue Kaiser stand unter dem Einfluß der Jesuiten, und die Tendenz der gewaltsamen Gegenreformation wurde jetzt unverhüllter verfolgt, zumal zwei der bedeutendsten jüngern Fürsten, Ferdinand von Steiermark und Maximilian von Bayern, mit Eifer für diese Richtung wirkten. Die Übergriffe, die sich der letztere gegen die Reichsstadt Donauwörth erlaubte, gaben das Signal zu der Union, welche eine Anzahl prot. Fürsten (1608) abschloß, und die im folgenden Jahre die Stiftung einer schon vorher eingeleiteten kath. Liga hervorrief. Bei der Spannung, welche die jülicher Erbfrage erregte, wäre es ohne die Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich schon damals zum Kampf gekommen. Indessen war Kaiser Rudolf in seinen eigenen Erblanden gefährdet, hatte den Böhmen in dem sog. Majestätsbrief (1609) freie Religionsübung gewähren müssen und wurde nur durch den Tod vor der Schmach bewahrt, allmählich alle seine Kronen verloren zu geben. Sein Bruder und Nachfolger Matthias (1612—19) bisher in Opposition gegen den Kaiser, war nicht im Stande, die Erbitterung der Parteien zu zähmen oder auch nur auf eine der beiden Parteien Einfluß zu üben. Verletzungen des Majestätsbriefs riefen in Böhmen (im Frühjahr 1618) eine Revolution hervor, welche der äußere Anstoß zu dem Dreißigjährigen Kriege (s. d.) in Deutschland ward. Bald nach dessen Ausbruch starb Matthias und hinterließ als Nachfolger in seinen Erblanden den Jesuitenfreund Ferdinand von Steiermark.

Es gelang Ferdinand II. (1619—37), nicht allein unter den schwierigsten Verhältnissen sich in Österreich zu behaupten, sondern auch, während ihn die Böhmen für abgesetzt erklärten, die Wahl zur deutschen Kaiserwürde zu erlangen (Aug. 1619). Von der Liga unterstützt, warf er den böhm. Aufstand nieder, besiegte (Nov. 1620) den dort gewählten Gegenkönig Friedrich von der Pfalz und nötigte die Union sich aufzulösen. Sofort begann nun die Politik der gewaltsamen Gegenreformation wie in Böhmen und Österreich, so auch in den übrigen occupierten Teilen Deutschlands rücksichtslos zu walten, sodaß dem Auslande, erst der dän. Krone (1625—29), dann Schweden und Frankreich Anlaß geboten ward, sich in die deutschen Angelegenheiten einzumischen. Ferdinand II. hatte indessen die Abhängigkeit von der Liga abzuschütteln gewußt und durch Wallenstein einen selbständigen militärischen Einfluß im Reiche erlangt; er ließ sich aber (1630) bewegen, denselben zu entlassen, nachdem er kurz zuvor mit dem Führer der Liga sich entzweit und zugleich durch das höchst unkluge Restitutionsedikt (1629) das prot. Interesse gegen sich herausgefordert hatte. Dies erleichterte dem schwed. Könige Gustav Adolf sein Unternehmen auf Deutschland, das einerseits der Herstellung des bedrohten Protestantismus galt, andererseits die schwed. Herrschaft auch an den deutschen Ufern des Baltischen Meeres begründen sollte. Unter schwierigen Verhältnissen brach sich Gustav Adolf Bahn nach Sachsen, warf die ligistische Macht bei Breitenfeld (1631) nieder, drang siegreich nach dem Rhein, nach Schwaben und Bayern und schlug die Kaiserlichen unter dem wieder eingesetzten Wallenstein bei Lützen (1632), fiel aber selbst in dieser Schlacht. Aber auch Wallenstein trug sich mit ehrgeizigen Ent-[illegible], denen man in Wien nur durch seine Absetzung und Ermordung (1634) glaubte begegnen zu können. Nachdem Schweden und Frankreich sich einmal in die deutschen Verhältnisse eingemischt, war die Herstellung des Friedens so leicht nicht möglich. Zwar gelang es dem Kaiser, nach dem Siege bei Nördlingen (1634) wenigstens einen Teil der Protestanten durch den Frieden von Prag zu gewinnen (1635); aber solange die Grundsätze des Restitutionsedikts nicht unbedingt aufgegeben wurden, war es der auswärtigen Intervention leicht, den Krieg zu verlängern. So wütete auch nach Ferdinands Tode unter Ferdinand III. (1637—57) der furchtbar verheerende Krieg noch fort. Der Wohlstand und die Bevölkerung eines Teils von Deutschland gingen darüber zu Grunde; die blühendsten Gegenden, z. B. am Rhein, Main und Neckar, wurden zur Einöde. Noch dauerte der Krieg fort, als man bereits zu Münster und Osnabrück den Friedenskongreß eröffnet hatte, der nach langen Unterhandlungen (1648) zu dem Westfälischen Frieden führte. Den Protestanten, auch denen des reform. Bekenntnisses, ward jetzt die religiöse Gleichstellung gewährt, die vertriebenen Fürsten wurden wieder eingesetzt, freilich um den hohen Preis der völligen polit. Ohnmacht des Reichs. Die intervenierenden Mächte, Schweden und Frankreich, ließen sich mit deutschem Lande reichlich bezahlen, und im Innern ward die volle Selbständigkeit der Landesfürsten gesetzlich festgestellt.

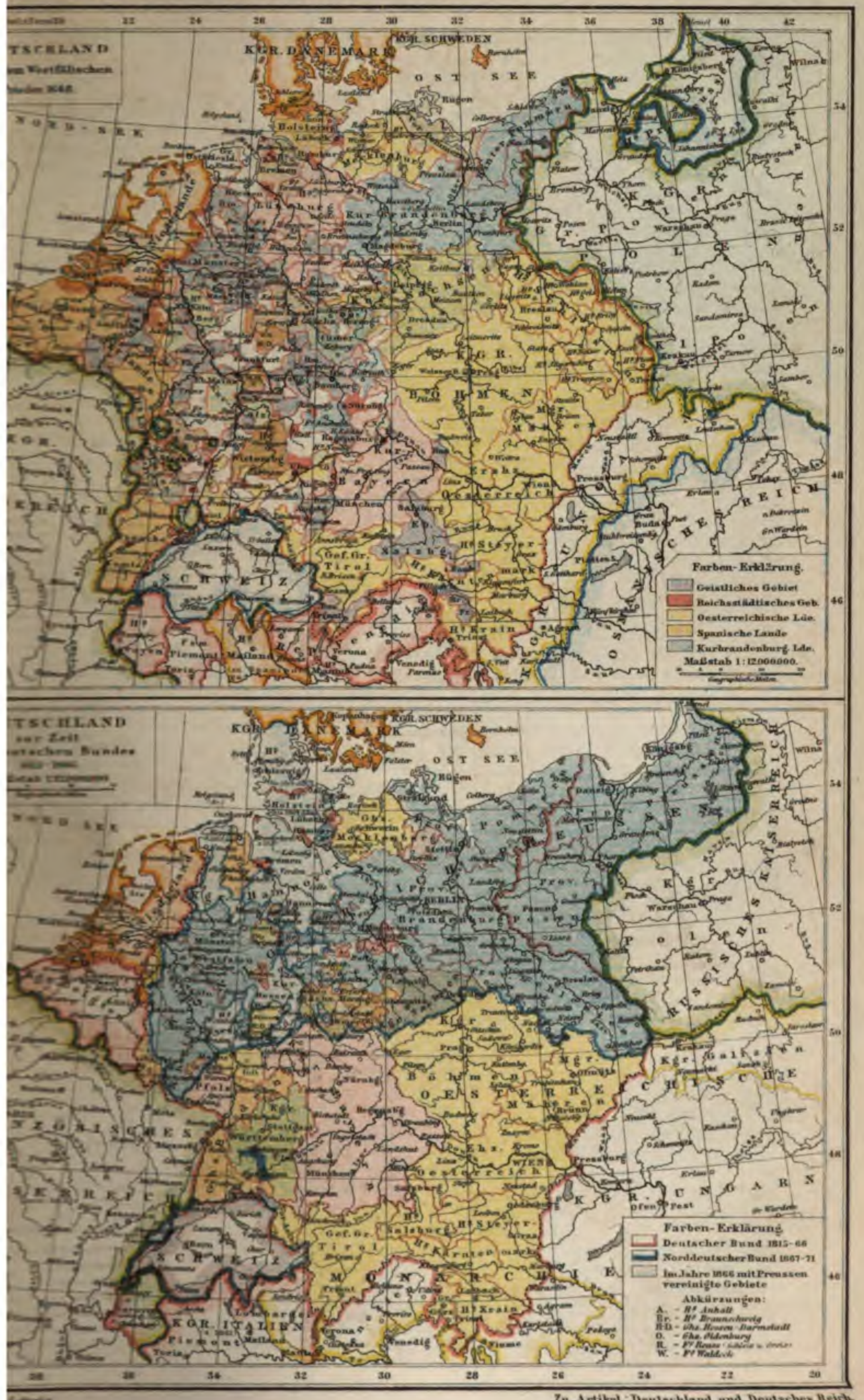
IV. **Vom Westfälischen Frieden bis zur Gründung des Deutschen Bundes, 1648—1815.** (Hierzu zwei Historische Karten: Tafel II, 6. **Deutschland nach dem Westfälischen Frieden.** 7. **Deutschland zur Zeit Friedrichs d. Gr. und bis zum Reichsdeputationshauptschluß 1803.**) Durch den Abschluß des Westfälischen Friedens war die einheitliche Autorität des Kaisertums zu einer leeren Form, das Reich in einen losen Staatenbund umgewandelt und die landesfürstl. Gewalt aller Schranken entledigt worden. Die Reichstage waren schon seit der Reformation nicht mehr regelmäßig von den Fürsten besucht worden; nach dem Westfälischen Frieden kam nur noch einer in alter Weise zu Stande und der «jüngste Reichstagsabschied» vom 17. Mai 1654 blieb der letzte. Statt dessen begann seit 1663 der beständige Reichstag zu Regensburg, auf dem die Fürsten, welche durch ihre Abgeordneten sich vertreten ließen, nicht mehr persönlich erschienen. Die Verhandlungen wurden mit so pedantischer Umständlichkeit gepflogen, daß für alle dringenden Angelegenheiten hier keine Hilfe mehr zu erwarten war. Der Kaiser zog sich fast ausschließlich auf seine Erblande zurück und wurde dem Reiche immer fremder; dagegen steigerte sich der Einfluß des Auslandes in einem unheilvollen Maße. Nicht nur wurden fast alle europ. Kriege in Deutschland ausgefochten, sondern auch auf Bildung und Gesittung der Nation übten die Fremden, namentlich Frankreich, einen beklagenswerten Einfluß. So ward es ein Segen für das Ganze, daß sich in einzelnen deutschen Territorien Gewalten von europ. Bedeutung ausbildeten, namentlich seit dem Großen Kurfürsten in Brandenburg-Preußen. Das Reich als solches, zwischen Türken, Franzosen und Schweden eingeengt, nahm in den folgenden Verwickelungen nur eine passive Stellung ein, zumal ein großer Teil der westdeutschen Fürsten mit Frankreich im Bunde war, und es deshalb sogar Mühe kostete, nach Ferdinands III.

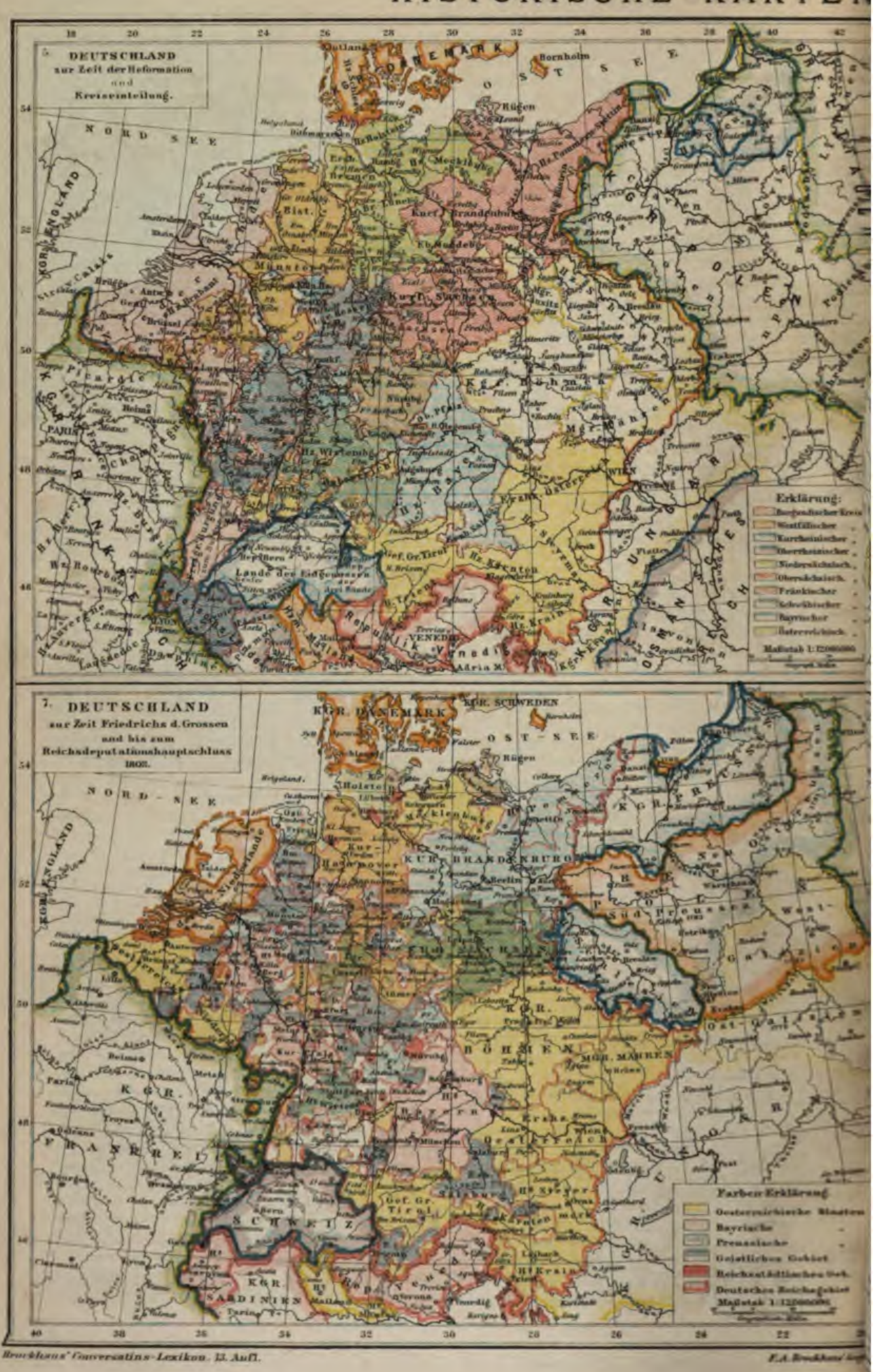




F.A. Brockhaus

N DEUTSCHLAND. II.




6. DEUTSCHLAND
zur Zeit der Reformation
und
Kreiseinteilung.
NORD SEE
OSTSEE
DÄNEMARK
Bornholm
Rügen
Kurf. Brandenburg
Kurf. Sachsen
Kgr. Böhmen
Mähren
WIEN
Hz. Wirtemberg
Lande der Eidgenossen
Republik Venedig
VENEDIG
Adria M.
PARIS
KGR. POLEN
UNGARN
Erklärung:
Burgundischer Kreis
Westfälischer
Kurrheinischer
Oberrheinischer
Niedersächsisch.
Obersächsisch.
Fränkischer
Schwäbischer
Bayrischer
Österreichisch.
Maßstab 1:12000000
7. DEUTSCHLAND
zur Zeit Friedrichs d. Grossen
und bis zum
Reichsdeputationshauptschluss
1803.
KGR. DÄNEMARK
KGR. SCHWEDEN
OST-SEE
NORD-SEE
Rügen
Holstein
Meklenburg
Hannover
KUR BRANDENBURG
Berlin
KGR. BÖHMEN
MGR. MÄHREN
Oesterreich
Wien
KGR. FRANKREICH
Paris
SCHWEIZ
Bern
Gef. Gr. Tirol
KGR. SARDINIEN
Süd Preussen
West-Galizien
Ost-Galizien
Farben Erklärung
Oesterreichische Staaten
Bayrische
Preussische
Geistliches Gebiet
Reichsstädtisches Geb.
Deutsches Reichsgebiet
Maßstab 1:12000000

N DEUTSCHLAND. II.



Zu Artikel: Deutschland und Deutsches Reich.

rwählung von dessen zweitem Sohne
(1658—1705) durchzusetzen. Selbst die
Ludwigs XIV. waren lange nicht im
as deutsche Gemeingefühl zu einem
zu entflammen. Anfangs (1672) trat
eldenmütige Große Kurfürst für die
e ein. Als dann (1673 fg.) der Kaiser
auch das Reich den Krieg aufnahmen,
Eifersucht der deutschen Mächte jeden
folg; um die ungar. Insurgenten und
bekämpfen zu können, willigte der
en Frieden von Nimwegen (1678) und
drich Wilhelm, im Frieden von St.-Ger-
) die den Schweden abgerungenen bal-
vinzen wieder preiszugeben. Die hier-
kte völlige Lähmung der deutschen Ein-
Ludwig XIV. zu der Beraubung der
in den Reunionen und der Wegnahme
(30. Sept. 1681) benutzen, bis endlich
Erbansprüche in dem zweiten Koali-
die neue Einigung der deutschen Mächte
rung Englands zu Stande brachten.
g es trotz des Sieges Deutschland nicht,
von Ryswijk (1697) die geraubten Pro-
ckzuerhalten; nur Freiburg und Brei-
e Ludwig herauszugeben.
das Kaiserhaus durch seine Kämpfe
ürken und Ungarn in Anspruch genom-
uchte Ludwig XIV., wiewohl erschöpft,
ussterben des span. Zweigs der Habs-
) die span. Krone an sein Haus zu brin-
darüber ausbrechende Spanische Erb-
urde wieder zum großen Teil auf deut-
en ausgekämpft, während zugleich im
Osten der Nordische Krieg auf Deutsch-
e. Doch gelang es in jenem Ringen,
Ludwigs XIV. zu brechen, und es schien
nblick, als werde der neue Kaiser Jo-
06—11) in einem rühmlichern Frieden
Verluste des Reichs wieder gut machen.
ber nach Josephs I. Tode derselbe Prinz,
Ansprüche auf die span. Erbschaft die
gebildet war, als Karl VI. (1711—40)
würde erhalten hatte und somit die Macht
zu erneuern drohte, trat England unter
Bolingbrokes im Frieden von Utrecht
f zurück und somit mußte das Deutsche
Frieden von Rastatt auf den Wieder-
s Raubes verzichten. Inzwischen hatte
ng des Nordischen Kriegs zwar die Über-
wedens gebrochen, aber dafür war Ruß-
e europ. Politik eingetreten. Der Ab-
schen dem Ende des Spanischen Erb-
und dem Tode Karls VI. ist für Deutsch-
llem dadurch bedeutend, daß in dieser
it 1701 zum Königreiche erhobene bran-
. Staat durch König Friedrich Wil-
e militärische und administrative Orga-
rhielt, auf deren Grundlagen nachher
II. die preuß. Großmacht schuf. Die
des Reichskörpers tritt auch in dieser
r mehr hervor. In den Kämpfen mit
(1733—35) blieb Deutschland abermals
, so wenig auch der Gegner seine frühere
eit bewahrt hatte. Im Innern des
r die Regierungsweise Ludwigs XIV.
geworden; die franz. Günstlings- und
wirtschaft fand an den meisten deutschen
gang; auch Bildung, Sitte und Mode
ward in den herrschenden Kreisen der Gesellschaft nach franz. Vorbildern gestaltet. Von den deutschen Staaten stand fast nur das junge Königreich Preußen in einem Gegensatze zu dieser Entartung und bot unter einer despotisch-militärischen Form das Bild einer fürsorglichen und sparsamen Regierung, die alle schlummernden Kräfte des Volks zu wecken und dem kleinen Staat eine moralische Bedeutung zu schaffen wußte, welche dessen territorialen Umfang weit überstieg. Schon aber regte sich in den vor allem im Bürgertum wurzelnden, gebildeten Schichten der Nation die Reaktion gegen die geistige Herrschaft der höfisch-franz. Bildung, welche bald zu dem goldenen Zeitalter unserer Litteratur unter Klopstocks, Lessings und Herders Vorgang erstarkte.

Kaiser Karl VI. starb 1740, und mit ihm erlosch der habsburg. Mannsstamm. Um seiner Tochter Maria Theresia das Erbe des Hauses zu sichern, hatte er die Pragmatische Sanktion (s. d.) aufgerichtet, die freilich gegen den Ehrgeiz der Nachbarn und Prätendenten kein zureichender Schutz war. Vor andern war Friedrichs II., der wenige Monate vorher den preuß. Thron bestiegen hatte, Augenmerk darauf gerichtet, dem jungen Staate auch äußerlich die Machtstellung zu erwerben, zu der er die innere Kraft durch seines Vaters organisatorisches Genie vollauf besaß. Auch Bayern und Sachsen machten Erbansprüche, welche von der franz. Politik benutzt wurden, um die Macht Österreichs zu schwächen. Karl Albert von Bayern wurde durch franz. Protektion als Kaiser Karl VII. (gest. 1745) gewählt, während Friedrich II. Schlesien occupierte. In dem Kriege, der nun mit geringer Unterbrechung bis zum Aachener Frieden (1748) fortdauerte, gewann wesentlich nur Preußen, das den Besitz Schlesiens durch eine Reihe blutiger Siege erkämpfte. Gegen die übrigen Feinde hatte sich Maria Theresia mit Erfolg behauptet, und auch für ihren Gemahl, Franz von Lothringen, als Franz I. die Erwählung zum deutschen Kaiser durchgesetzt. Wetteifernd suchten jetzt der König und die Kaiserin durch eine straffe und geordnete Verwaltung den Flor ihrer Staaten zu heben, aber während Friedrich nichts sehnlicher wünschte als Frieden, war für Maria Theresia jede Mehrung ihrer Macht ein Schritt vorwärts zu dem Ziel, dem sie mit aller Anstrengung nachstrebte, Schlesien wiederzugewinnen und die junge preuß. Macht wieder zu der frühern Bedeutungslosigkeit herabzudrücken. Dies Bestreben, die Abneigung der alten europ. Mächte gegen den preuß. König und der parallele unversöhnliche Gegensatz der beiden Kolonialmächte England und Frankreich führten zu dem Siebenjährigen Kriege (1756—63), in welchem Preußen, nur von England unterstützt, den Kampf gegen Rußland, Frankreich, Österreich, Schweden und das Deutsche Reich glücklich bestand. Die alten Formen des Reichs wurden in diesem Riesenkampfe vollends bedeutungslos; nur noch auf dem Schlachtfelde zwischen Preußen und Österreich konnte, das zeigte er unwidersprechlich, die Zukunft Deutschlands entschieden werden.

Für Deutschland wurde dieser Umschwung, der einen rein deutschen Staat zu einer europ. Macht erhob, um so bedeutender, je mächtiger zugleich der Geist der Nation durch die Umgestaltung der ganzen Bildung angeregt worden war. Österreich gab indessen den Gedanken nicht auf, seine Stellung in

Deutschland wiederzuerringen. Als Joseph II. (1765—90) seinem Vater Franz I. in der Kaiserwürde gefolgt war, versuchte er zunächst in seiner kaiserl. Stellung wieder einen Einfluß auf Deutschland zu erlangen, was freilich bei der Gestaltung des Reichs und seiner Verfassung, und bei dem Gegengewicht, das in Preußen lag, sich als unausführbar erwies. In seinen Erblanden begann dann Joseph, freilich ohne die staatsmännische Ruhe und Besonnenheit des preuß. Monarchen, ein ähnliches System der Regierung durchzuführen wie das preußische, nur viel gewaltsamer und durchgreifender und im völligen Widerspruch mit den polit., religiösen und nationalen Überlieferungen der unter seiner Krone vereinigten Gebiete. Um in Deutschland wieder eine überwiegende Stellung zu erlangen, gab es kein besseres Mittel als die Versuche Josephs, sich durch Bayern zu vergrößern. Allein sowohl sein Plan, nach dem Aussterben der jüngern Wittelsbachschen Linie (1777) einen Teil ihres Besitzes als Erbe anzusprechen, als auch der Gedanke eines Ländertausches mit Karl Theodor von Pfalzbayern ward durch Friedrich II. vereitelt. Das erstemal griff Friedrich zu den Waffen (1778) und nötigte Joseph in dem Teschener Frieden (1779), sich mit einer kleinen Abtretung von Bayern zu begnügen; das andere mal stiftete er (1785) den Fürstenbund, der die meisten kleinern Fürsten an Preußen knüpfte und zugleich den freilich nicht ausgeführten Gedanken enthielt, eine engere Staatenverbindung unter Preußens Führung zu gründen. Glücklicher waren Österreich und Preußen in dem Bestreben, ihren Umfang zu vergrößern durch die Teilung Polens (1772), die sie im Einklange mit Rußland und vorzugsweise auch zum Vorteil Rußlands vornahmen. Joseph II. hatte das Schicksal, die Reformen, welche sein aufgeklärter Geist gewaltsam ins Leben rief, in allen Provinzen scheitern zu sehen. Von tausend Schwierigkeiten umringt und während eines Kriegs mit den Türken starb er in dem Augenblicke (1790), wo die Französische Revolution den ganzen Bestand Europas zu erschüttern drohte. Die Übergriffe der Revolutionäre auf das Reichsgebiet, der Sturz der franz. Monarchie, die Aufstachelungen der Emigranten, mehr aber noch die Entwickelung der türk. und poln. Frage brachten eine Annäherung zwischen Preußen und Österreich in dem Moment zu Stande, wo sie schon wieder gegeneinander in Waffen waren (Konvention von Reichenbach 28. Juli 1790 und Pillnitz 27. Aug. 1791), und dies Verhältnis verwandelte sich in ein Angriffsbündnis gegen Frankreich, als die Gironde, um sich selbst in der Herrschaft zu behaupten, beiden Mächten den Krieg erklären ließ. (S. *Französischer Revolutionskrieg*.) Kaiser Leopold II. (1790—92) erlebte den Ausbruch des Kampfes nicht mehr; er war seinem Sohne und Nachfolger Franz II. (1792—1835) als Erbteil beschieden. In Preußen war auf Friedrich d. Gr. dessen Neffe, Friedrich Wilhelm II. (1786—97), gefolgt, dessen äußere und innere Politik sich mehr eignete, die moralische und materielle Macht seines Vorgängers zu vergeuden als zu vermehren. Der erste Feldzug nach Frankreich endete ruhmlos. Die Kriege der folgenden Jahre wurden trotz der militärischen Überlegenheit der deutschen Großmächte durch ihren alten Zwiespalt gehemmt. Wie dann Preußen, da es sich in Polen von der Eifersucht Österreichs bedroht sah, in dem Frieden von Basel sich mit der Französischen Republik aussöhnte und gegen die Preisgebung des linken Rheinufers sich selbst Vorteile zusagen ließ, folgten diesem Beispiele erst mehrere kleine Fürsten, dann, nach erfolglosen Kämpfen in Italien und Deutschland, auch Österreich in dem Frieden von Campo-Formio (1797). Der Rastatter Friedenskongreß zeigte Deutschland in seiner innern Zerrissenheit und beherrscht durch fremden Einfluß. Nachdem ein neuer Krieg, den Österreich mit Rußland, England und Neapel gegen Frankreich führte (1798—1801) erfolglos geblieben, bestätigte der Friede von Lunéville die Beraubung Deutschlands. Unter russ. und franz. Vermittelung nahm man das Entschädigungsgeschäft vor (1802—3), und durch die Säkularisationen wurden die geistlichen Fürstentümer beseitigt.

Der Reichsdeputationshauptschluß (s. d.) genehmigte die Umänderungen, wodurch das Kaisertum thatsächlich bereits beseitigt, der deutsche Süden und Westen an das Interesse Frankreichs und Napoleon Bonapartes geknüpft ward. Die schattenhafte Ohnmacht des Reichs, dessen Formen auch jetzt noch erhalten blieben, gab sich bald in neuen, unerhörten Gewaltthaten der Franzosen kund, wie der Besetzung Hannovers (1803) und der Wegführung des Herzogs von Enghien von deutschem Boden. Die Errichtung des Napoleonischen Kaisertums, die Übergriffe des neuen Imperators in der Schweiz, Italien und Holland, die Beherrschung des Südens und Westens von Deutschland durch franz. Einfluß riefen eine neue Koalition hervor (1805), in welcher Österreich gegen Napoleon, die süddeutschen Fürsten mit ihm standen. (S. *Französisch-Österreichischer Krieg von 1805*.) Der unglückliche Ausgang des Kriegs vergrößerte in dem Preßburger Frieden (Dez. 1805) Bayern, Württemberg und Baden mit den von Österreich vollends losgerissenen Besitzungen im deutschen Süden und schuf aus ihnen eine Mittelmacht, wie sie Frankreich im Kampfe gegen Österreich und Preußen bedurfte. Dieselbe erhielt (Juli 1806) auch äußerlich eine Form in dem Rheinbund (s. d.), welcher ein Drittel des deutschen Territoriums in ein Vasallenverhältnis zu Frankreich brachte. Franz II., der schon 1804 mit Rücksicht auf die Bedeutungslosigkeit der deutschen Kaiserwürde den Titel eines Kaisers von Österreich als Franz I. angenommen hatte, legte nun die deutsche Kaiserwürde förmlich nieder (Aug. 1806), nachdem das Reich bereits thatsächlich aufgehört hatte zu existieren. Durch den Rheinbund war eine große Anzahl kleiner Reichsfürsten vermittelst der Mediatisierung verschwunden und auch andere Reichsstände, wie namentlich die Städte und die Ritterschaft, ihrer Selbständigkeit beraubt worden. Die Folge war die Vereinigung zu größern und gleichförmigern Staatskörpern wenigstens in kleinern Kreisen. In dem darauf ausbrechenden Kriege (s. *Französisch-Preußisch-Russischer Krieg von 1806 und 1807*) zerschlugen der Doppelsieg Napoleons bei Jena und Auerstädt (14. Okt. 1806) und die Schlachten bei Friedland und Preußisch-Eylau auch den Fridericianischen Staat, der in dem Frieden von Tilsit (9. Juli 1807) die Hälfte seiner Provinzen verlor. (Vgl. hierzu die Karte im Artikel *Rheinbund*.)

Indessen wurde gerade diese Katastrophe der Anfang einer bessern Zeit. Die Nation hatte durch die Bildung des 18. Jahrh. eine innere

Umgestaltung erlebt, die jetzt anfing sich auch auf dem polit. Gebiete geltend zu machen und der Fremdherrschaft entgegenzuwirken. Auch drängte der Umsturz der letzten Zeiten von selbst darauf hin, einen neuen und bessern Bau aufzurichten. So gab in Preußen die Katastrophe von Tilsit den Anstoß zu einer vollständigen Reorganisation des alten Staatswesens durch Stein, Scharnhorst und Hardenberg; so begann man auch in Österreich unter dem Ministerium Stadion reformierend einzugreifen und neue Kräfte im Staate und im Volke zu erwecken. Zwar gelang es nicht, in dem Kriege von 1809 (s. **Französisch-Österreichischer Krieg von 1809**) die Napoleonische Herrschaft zu brechen, vielmehr vergrößerte der Wiener Friede (14. Okt. 1809) die Macht der rheinbündischen Vasallen Frankreichs, und es konnte nicht gehindert werden, daß selbst die ganze Nordseeküste Deutschlands durch ein kaiserl. Machtgebot (1810) mit Frankreich vereinigt ward. Aber die Volkserhebungen in Tirol und Norddeutschland gaben bereits von der Umwandlung des öffentlichen Geistes ein überraschendes Zeugnis ab, während der gesteigerte Druck des Napoleonischen Systems und die blutige Bestrafung und Verfolgung aller Gegner und Mißliebigen die innere Gärung steigerte. Die Vernichtung der franz. Armee in Rußland 1812 gab endlich das Zeichen zur Erhebung. Nach Yorks Kapitulation, nach dem Beispiel patriotischer Aufopferung der Ostpreußen brach der nicht mehr zu bändigende Geist des Hasses gegen die Fremden und die Begeisterung für nationale Unabhängigkeit hervor und riß erst Preußen, dann auch das übrige Deutschland mit sich fort. (S. **Russisch-Deutsch-Französischer Krieg.**) Zweimal besiegt, mußte Frankreich in den beiden Pariser Friedensschlüssen die seit 1792 von Deutschland losgerissenen Besitzungen zurückgeben, behielt jedoch gegen die Erwartung der deutschen Patrioten die früher auf Kosten Deutschlands gemachten Eroberungen. Die von Napoleon vertriebenen Fürsten waren wieder eingesetzt worden. Preußen ward für seine Verluste mit Schwedisch-Pommern, dem Rheinlande und einem Teil von Sachsen entschädigt; Hannover kam an die Welfen zurück; Lauenburg ward wie Schleswig-Holstein mit Dänemark verbunden, das zum Großherzogtum erhobene Luxemburg den Niederlanden angeschlossen. Österreich erhielt Salzburg, Tirol und Vorarlberg zurück, während die Rheinbundstaaten ihre Besitzungen behielten oder mit geringen Abtretungen arrondiert blieben. Nur das Königreich Westfalen, die Großherzogtümer Berg, Würzburg und Frankfurt, die Fürstentümer Isenburg und Leyen verschwanden, und Sachsen verlor die Hälfte seines Gebietes. Mecklenburg, Weimar und Oldenburg wurden zu Großherzogtümern, die Städte Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck zu Freien Städten erhoben. In dem Deutschen Bunde, dessen Vertretung ein ständiger Gesandtenkongreß der deutschen Staaten unter Österreichs Präsidium in Frankfurt a. M. bilden sollte, ward der Regensburger Reichstag zu neuem Leben erweckt (8. Juni 1815).

V. Von der Gründung des Deutschen Bundes, 1815, bis zum Jahre 1848. (Hierzu historische Karte: Tafel II, 8. **Deutschland zur Zeit des Deutschen Bundes.**) Die neue Bundesverfassung blieb hinter den Erwartungen weit zurück, mit welchen man im Laufe der großen Kämpfe sich getragen hatte. Es waren damals weit kühnere und durchgreifendere Vorschläge einer Reorganisation Deutschlands gemacht worden. Namentlich waren in allen frühern Entwürfen größere Garantien des Rechtsschutzes aufgestellt; aber man hatte sich darüber so wenig einigen können wie über die andern Detailbestimmungen einer Bundesverfassung; es blieb vorerst bei Grundzügen, über die man sich 8. Juni 1815 verständigte. Was so mit Mühe zu Stande gekommen, war sehr unvollkommen, und einzelne der beitretenden Glieder erklärten selbst, daß sie es nur als den Anfang einer weiter gehenden Reform betrachteten. Hielt man diesen Gedanken einer Verbesserung fest, ging man in der Handhabung der neuen Verfassung aufrichtig zu Werke, so war immerhin gegenüber der letzten Periode des alten Reichs ein großer Fortschritt gemacht und ein Boden gewonnen worden, auf dem sich eine gedeihliche Ordnung aufrichten ließ. Das Gefühl des Mißbehagens steigerte sich, als die Wiederherstellung der alten Autoritäten immer mehr auch zu einer Herstellung verhaßter Mißbräuche benutzt ward, und die Regierungen mit Gewährung der verheißenen Freiheiten entweder zurückhielten oder ihre Zusagen nur karg und langsam erfüllten. Zwar traten mehrere deutsche Regierungen, wie Nassau (1814), Sachsen-Weimar (1816), Bayern und Baden (1818), Württemberg (1819), mit konstitutionellen Verfassungen hervor; aber gerade die größern Staaten, namentlich Preußen, das in der Verordnung vom 22. Mai 1815 eine allgemeine Nationalvertretung in Aussicht gestellt hatte, zögerten mit der Erfüllung. Die reaktionäre Partei verfehlte nicht, durch Anklagen und Denunziationen gegen die nationale und freisinnige Richtung die vorhandene Spannung zu steigern. Die Regierungen begannen mit Mißtrauen erfüllt zu werden. Einzelne Extravaganzen der studierenden Jugend, namentlich auf dem Wartburgfest (1817), wurden benutzt, die Gefahren des in Deutschland vorhandenen revolutionären Geistes in übertriebenem Lichte darzustellen. Die Ermordung Kotzebues durch Sand (23. März 1819) schien diese Auffassung zu bestätigen. Die Karlsbader Beschlüsse vom 20. Sept. 1819, die erste Erniedrigung des Bundestags, stellten die Universitäten unter polizeiliche Aufsicht, führten die Censur zurück, erklärten den konstitutionellen Verfassungen den Krieg und schufen die Central-Untersuchungskommission zu Mainz, deren Aufgabe es war, die geheimen Verbindungen und die in ihnen versteckten demagogischen Umtriebe aufzuspüren. Noch in demselben Jahre trat auch in Preußen durch den Austritt der freisinnigen Minister W. von Humboldt und Boyen aus dem Ministerium ein Wechsel in reaktionärem Sinne ein. Inzwischen war die Bundesverfassung durch die Wiener Schlußakte vom 8. Juni 1820 ergänzt worden; aber diese hauptsächlich gegen die landständischen Verfassungen gerichteten Ergänzungen gipfelten in dem Satze, daß die souveränen Bundesfürsten durch keine landständische Verfassung in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen behindert oder beschränkt werden durften. Eine Zeit lang bekämpften sich noch im Bundestage die beiden entgegengesetzten Richtungen, bis es dem Fürsten Metternich, welcher durch den Bundestag die Mittel- und Kleinstaaten zu beherrschen beabsichtigte, gelang, auch aus ihm die Vertreter einer freiern

Politik zu entfernen und ihn zum unbedingten Träger der von Österreich gehegten antinationalen und antiliberalen Bestrebungen zu machen. Preußen ließ sich immer williger von dieser Politik beeinflussen, während die mittlern und kleinern Staaten noch kurze Zeit den konstitutionellen Gegensatz gegen den Absolutismus der Großmächte festzuhalten suchten. Aber die allgemeine Strömung der europ. Reaktion, von den Regierungen solidarisch gefördert, von den frisch erwachten adeligen und hierarchischen Tendenzen unterstützt, war in siegreichem Fortschreiten und brachte auch die liberale Opposition der Kleinstaaten allmählich zum Schweigen. Erst die franz. Julirevolution von 1830 wirkte erschütternd und entmutigend auf die reaktionären Bestrebungen, auf die Vertreter des Liberalismus aber mächtig anregend ein. In Deutschland trat jetzt der oppositionelle Geist mit unerwarteter Stärke hervor: teils durch stürmische Agitation, teils durch gewaltsame Auflehnung wurden die kleinern deutschen Regierungen zu Konzessionen gezwungen, während die Großmächte durch die in Polen ausgebrochene Revolution im Schach gehalten waren. Jetzt erhielten Kurhessen, Braunschweig, Hannover und Sachsen Repräsentativverfassungen. In andern Staaten wurde die freie Presse eingeführt und die Gesetzgebung im Sinne des Liberalismus umgestaltet. Einzelne Übertreibungen, wie sie sich z. B. auf dem Hambacher Feste kundgaben, wurden sehr bald für die Regierungen Handhaben, energisch einzuschreiten und die gemachten Konzessionen durch Bundesmaßregeln wieder aufzuheben (1832). Was dann weiter folgte, diente, wie das Frankfurter Attentat vom 3. April 1833, nur dazu, die polizeiliche und präventive Thätigkeit des Bundestags zu steigern. Den Schlußstein dieser Thätigkeit bildeten die auf den Ministerkonferenzen in Wien gefaßten geheimen Konferenzbeschlüsse von 1834, welche direkt gegen die einzelnen Repräsentativverfassungen gerichtet waren und deren Befugnisse beschränken sollten.

Einen Wendepunkt in diesen reaktionären Bestrebungen brachte das J. 1837 hervor. Der Tod Wilhelms IV. von England hob die Personalunion zwischen Großbritannien und Hannover auf und rief den Bruder des Verstorbenen, Ernst August, als König auf den hannöv. Thron. Derselbe begann seine Regierung damit, die in anerkannter Wirksamkeit bestehende Verfassung von 1833 aufzuheben und die alte Verfassung von 1819 herzustellen. Der legale Widerstand, den er im ganzen Lande fand, wurde zwar allmählich mit gewaltsamen Mitteln überwältigt, aber der Eindruck dieses Ereignisses war außerordentlich groß, besonders seit der Bundestag, zum Schutze der Verfassung angerufen, sich für inkompetent erklärte. Von diesem Augenblicke an war das moralische Vertrauen auf den Bundestag aufs tiefste erschüttert, und man sah in ihm nur noch ein polizeiliches Institut. Der gleichzeitig ausgebrochene Streit des Erzbischofs von Köln, Clemens von Droste-Vischering, mit der preuß. Regierung trug ebenfalls dazu bei, die Gärung zu unterhalten, zumal derselbe zum Erstaunen vieler enthüllte, welche Macht allmählich die röm.-hierarchische Partei in Deutschland erlangt hatte. Mitten in diese Widerwärtigkeiten fiel die wichtigste und wohlthätigste Veränderung, welche die ganze Friedensperiode von 1815 bis 1848 bezeichnet: die Gründung des Preußisch-Deutschen Zollvereins. Nachdem die in der Bundesverfassung von 1815 in dieser Richtung gegebenen Zusagen unerfüllt geblieben, hatten sich die einzelnen Staaten durch gesonderte Verbindungen zu helfen gesucht; aber weder das Zoll- und Sperrsystem, das Preußen 1818 eingeführt, noch die zehn Jahre später zwischen Bayern und Württemberg und zwischen Preußen und Hessen-Darmstadt geschlossene Übereinkunft, noch der (1828) zwischen Hannover, Oldenburg, Sachsen, Braunschweig, Kurhessen, Nassau und den thüring. Landen geschlossene mitteldeutsche Handelsverein genügte dem allgemeinen Bedürfnisse. Erst als Preußen 1833 mit Bayern und Württemberg sich verständigte und einige kleinere Staaten bewog, seinem Zollsystem beizutreten, ward der Preußisch-Deutsche Zollverein ermöglicht, dem sämtliche mittel- und süddeutsche Staaten außer Österreich beitraten. War schon die materielle Wirkung des Vereins eine sehr wohlthätige, indem sie in Verbindung mit den neugegründeten Verkehrsmitteln, namentlich den nun allerwärts begonnenen Eisenbahnen, eine neue Periode des deutschen Handels und der Industrie hervorrief, so stellten sich die polit. Folgen als nicht minder wichtig heraus. Der Zollverein (s. d.) beseitigte viele materielle Mißstände, überzeugte die einzelnen Staaten und Stämme von der Notwendigkeit einer einträchtigen Verbindung und leistete dem Drange nach nationaler Einheit Vorschub.

Das J. 1840 schien die alten Kriegs- und Eroberungsgelüste Frankreichs neu anfachen zu wollen; wenigstens schlug das Ministerium Thiers, als es sich in der ägypt.-syr. Frage isoliert sah, diesen Ton drohend an. Der Eindruck, den das franz. Kriegsgeschrei in Deutschland machte, war überall der gleiche. Mit ungewohnter Energie sprach man sich im Westen und im Osten Deutschlands gegen jede Wiederbelebung Napoleonischer Tendenzen aus, und wie die deutschen Regierungen, so waren auch die Bevölkerungen diesmal einmütig in Abwehr fremder Ungebühr. Die Entwickelung des Nationalgeistes hatte wesentliche Fortschritte gemacht, und es war darum die Aufgabe der Regierungen, diesen erstarkten vaterländischen Sinn zu pflegen und durch eine freiere Bewegung in öffentlichen Dingen die vorhandenen Mißverhältnisse auszugleichen. Zwar diente der Kriegslärm von 1840 dazu, manche lange versäumte Maßregel zur Sicherheit Deutschlands zu beschleunigen, namentlich den Bau der zwei neuen Bundesfestungen in Rastatt und Ulm; aber die wichtigsten Verstärkungen und Befestigungen waren auf dem Gebiete der innern Politik aufzurichten. Es galt jetzt, das unselige System des Mißtrauens und der polizeilichen Bevormundung aufzugeben, dem öffentlichen Geiste der Nation einen freien Spielraum zu schaffen, damit nicht die schon vorhandene Entfremdung zwischen Regierung und Regierten weiter greife und in den Tagen einer neuen Krisis die Gefahr einer allgemeinen Erschütterung bereite. Das J. 1840 war insofern die letzte Frist, welche zu einer friedlichen Lösung der Dinge den deutschen Regierungen gesetzt war. Hierzu kamen die Hoffnungen, welche man an den im Juni 1840 erfolgten Thronwechsel in Preußen knüpfte.

Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. schien diese Hoffnungen zu rechtfertigen; manches Bedenken, das, solange der Vater lebte, Zurückhaltung auferlegt hatte, schien beseitigt. Die neue

Regierung begann versöhnend. Der mehrjährige Streit mit der kath. Kirche ward durch eine die Interessen seines Staats preisgebende Nachgiebigkeit geschlichtet, verfolgte Patrioten aus der Befreiungszeit, wie Arndt, Jahn, Boyen, wurden rehabilitiert; den aus Hannover verbannten Brüdern Grimm ward ein Asyl in Berlin geboten; die Äußerungen des Königs bei der Huldigungsfeier in Königsberg, auch wenn sie den Erwartungen auf eine Verfassung nicht entgegenkamen, machten durch den Schwung und die Frische, die aus ihnen heraussprachen, einen Eindruck, der nicht verloren blieb. Das Daniederliegen des polit. Geistes war gewichen, neue Gedanken und Bedürfnisse wach geworden. Der Gegensatz einer frömmelnden Richtung, die mit der neuen Regierung fühlbarer hervortrat, trug gleichfalls dazu bei, die lebhaftere Bewegung der Geister zu wecken. Noch hatte die beginnende Opposition Vertrauen auf eine entgegenkommende Politik der Regierung und auf eine konstitutionelle Umbildung des Staats nicht aufgegeben. In dem Verlangen nach einer Verfassung ließ sich überhaupt damals die ganze polit. Opposition in Preußen zusammenfassen. Dem Beispiele einzelner Städte und Körperschaften, die ihr Verlangen um freiere polit. Formen an den Thron gebracht, folgte unter den 1841 einberufenen Provinziallandtagen insbesondere der rheinische, allerdings ohne etwas zu erreichen. Die Regierung legte vielmehr gegen solche Bitten eine zunehmende Empfindlichkeit an den Tag. Indessen war doch jenes polit. Stillleben, das unter Friedrich Wilhelm III. geherrscht, gründlich gestört; es fehlte nicht an immer erneuten Anregungen; auch wurde durch einzelne Maßregeln, z. B. die periodische Berufung der Provinziallandtage, die Vereinigung der ständischen Ausschüsse (Herbst 1842), die Hoffnung auf neue Gewährungen rege gemacht und der Opposition ein erweiterter Spielraum eröffnet. Auf der andern Seite aber trat die polizeilich überwachende Tendenz der Bureaukratie, die exklusive Richtung des «christl. Staats» immer offener hervor. Es war das eigentümliche Schicksal der neuen Regierung, die alte Starrheit der Verhältnisse in eine frische Strömung zu bringen, Wünsche und Erwartungen überall rege zu machen und doch nie genug und nie zur rechten Zeit zu deren Befriedigung beizutragen. Das Maß von freier Bewegung, das man für zulässig hielt, überstieg zwar beträchtlich die Schranken, welche die frühere Regierung gezogen hatte, war aber lange nicht mehr ausreichend, dem inzwischen gewachsenen Bedürfnis Genüge zu leisten. Daneben fiel man in die Praxis des frühern Systems zurück. Das bureaukratische Sicheinmischen in alle Kreise des bürgerlichen und kirchlichen Lebens; die wieder strenger gewordene Handhabung der Censur; das Verfahren gegen mißliebige Personen in der Kirche, der Schule, selbst in dem Richterstande; der gereizte Ton gegen das regere Leben einzelner Provinziallandtage im J. 1843; die von oben unterstützte schroffere Scheidung zwischen Civil und Militär; dies alles verursachte allgemeine Unzufriedenheit. Friedrich Wilhelm IV. hatte bei mehrern Anlässen seinen persönlichen Widerwillen gegen die «konstitutionelle», seine Vorliebe für die «ständische» Monarchie an den Tag gelegt; das auf allen polit. Gebieten unfruchtbare Bemühen der Landtage von 1841, 1843 und 1845 diente aber nur dazu, die ständische Form stufenweise abzunutzen und das Verlangen nach einer repräsentativen Entwickelung zu steigern. Ohnedies hemmte die Verhandlung mit so vielen verschiedenen Versammlungen die Staatsmaschine mit jedem Tage mehr und legte das Bedürfnis einer einheitlichen Vertretung immer näher.

Blickt man auf den Zeitraum der ersten sechs Jahre der neuen Regierung zurück, so bieten sich seltsame Gegensätze dar. Es war die alte Staatsmaschine im wesentlichen nicht umgestaltet worden, und doch war eine Fülle neuer Forderungen und Bedürfnisse geweckt und der Opposition gegen die alten Formen immer größerer Spielraum, immer neue Nahrung gewährt worden. Man hatte sich noch immer mit der Politik, die Österreich und Rußland vertraten, in engem Einverständnis zu erhalten gesucht; man hatte ihr zu Liebe z. B. bei der Auflösung der Republik Krakau dem Wohlstande Schlesiens eine tiefe Wunde schlagen lassen: und doch war man dem Kreise der Tendenzpolitik, welche die Heilige Allianz geltend gemacht, unvermerkt immer fremder geworden. Man hatte die Staatskirche auszubilden gesucht und nur eine Menge von einzelnen Oppositionen, Sonderungen und Sektenbildungen innerhalb der prot. Kirche vorbereitet. Man hatte die ständische Monarchie im Gegensatz zur konstitutionellen auszubilden unternommen, und es war doch mit jedem Tage die Opposition gegen die rein ständische Vertretung mehr und mehr gewachsen. Man hatte durch Censur, Polizei, Überwachung von Gesinnungen und Meinungen die unbequeme Opposition zum Schweigen bringen wollen, und es war durch den persönlichen und oft animosen Anteil, den die Regierung an den Kämpfen der Zeit genommen, die Autorität der Regierung und das Vertrauen auf ihre Unbefangenheit nur erschüttert worden. Einzelne Symptome der Gärung in Schlesien und am Rhein, auch wenn sie an sich kein polit. Gepräge trugen oder, wie die poln. Verschwörung von 1846, auf nationalen Gegensätzen beruhten, deuteten doch auf Schäden in der polit. Gesellschaft hin, die das herrschende System zu heilen nicht im Stande war.

Diese Verhältnisse übten eine ungemeine Wirkung auf das öffentliche Leben der gesamten deutschen Staaten. Die Politik des Ministeriums Abel in Bayern, Blittersdorf in Baden, Hassenpflug und du Thil in beiden Hessen zog eine Opposition groß, die zwar fürs erste sich noch in der Minderheit befand, deren Einfluß im Volke aber mit jedem Tage zunahm und, wie namentlich in Baden, weit über den Kreis des eigenen Landes hinauswirkte. Zwar gelang es nirgends, die unverkümmerte Entwickelung des Verfassungslebens zur Geltung zu bringen, aber ebenso wenig gewannen die Tendenzen des herrschenden Systems an Macht und Anerkennung. Vielmehr erweiterte sich der Riß zwischen den Regierungen und dem Volke immer mehr. Der polit. Bewegung wurde auch von dem kirchlichen Gebiete reiche Nahrung zugeführt. Außer den Spaltungen innerhalb des Protestantismus, welche das System des christl. Staats in Preußen hervorrief, waren es namentlich die röm.-kath. Tendenzen, welche die öffentliche Aufmerksamkeit wach erhielten. Seit dem Ausgange des kölner Kirchenstreits moralisch verstärkt, in Bayern durch Abel in Besitz des regierenden Einflusses, durch eine Reihe jüngerer thatkräftiger Kirchenhäupter geführt,

nahm die ultramontane Richtung des Katholizismus gegen die Protestanten eine immer feindseligere Haltung an. Die Kniebeugungsangelegenheit, das Verbot des Gustav-Adolf-Vereins in Bayern, das herausfordernde Verhalten eines Teils der Geistlichkeit auf den Kanzeln waren die Vorboten des Kampfes gewesen; weitaus die größte Sensation machte aber der Bischof Arnoldi von Trier durch die Ausstellung des ungenähten Rockes Christi (1844). Im Katholizismus selbst entstand dagegen Opposition, für welche Ronges offener Brief an den Bischof das Feldzeichen ward. Teils wirklicher Widerwille gegen die trierer Rockfahrt, teils polit. Opposition wirkte zusammen, diese Bewegung über einen großen Teil von Deutschland auszubreiten und das Erstehen der Deutschkatholiken (s. d.), der «christkatholischen» und «lichtfreundlichen» Gemeinden zu befördern. Das Einschreiten einzelner Regierungen steigerte die Aufregung und wandelte die Angelegenheiten der neuen Sekten zur polit. Parteisache um.

Mitten in diese Bewegungen fiel eine nationale Streitfrage von größerer Bedeutung, die Angelegenheit Schleswig-Holsteins. Seit der Däne Algreen-Ussing auf dem Roeskilder Reichstage (Okt. 1844) einen Antrag durchgesetzt, der eine Erklärung über die Einheit und Unteilbarkeit der dän. Gesamtmonarchie bezweckte, war nicht nur in den beiden Herzogtümern Schleswig und Holstein der Widerstand gegen solche Inkorporierungsversuche gewachsen, sondern auch in Deutschland fing man an, der Lage der Deutschen jenseit der Elbe eine lebhafte Teilnahme zuzuwenden. Mehrere Ständeversammlungen gaben darüber einstimmige Erklärungen an die Regierungen ab; Männer der verschiedensten polit. Meinungen waren in dieser nationalen Frage gleicher Ansicht. Der «Offene Brief», den König Christian VIII. 8. Juli 1846 erließ, erklärte dem guten Rechte der Herzogtümer geradezu den Krieg und suchte die Streitfrage im einseitig dän. Sinne zu lösen. Der tiefe Eindruck, den in Deutschland dieser Schritt und die entschlossene Haltung der Herzogtümer machte, sprach sich in wiederholten Beschlüssen der Ständeversammlungen und einem Adressensturm aus, an dem sich alle Teile und Parteien Deutschlands beteiligten. Selbst der Bundestag sah sich genötigt, auf die Beschwerde der holstein. Stände einen Bescheid zu geben (17. Sept.), der zwar den nationalen Forderungen nicht genügte, aber doch das Recht der Herzogtümer nicht preisgab.

Waren die Gebiete der Politik von den verschiedensten Seiten angeregt und aufgeregt, so fehlte es nicht an mächtigen Hebeln materieller Art, die vorhandene Bewegung zu steigern. Es war in den Jahren des Friedens auf dem materiellen Gebiete vieles gebessert worden. Der Zollverein hatte, wie allmählich von allen Beteiligten zugestanden ward, eine im allgemeinen durchaus wohlthätige Wirkung geübt, wenn sich auch in ihm die mehr freihändlerischen Tendenzen des Nordens und Ostens mit den überwiegend schutzzöllnerischen des Südens und Westens unversöhnt bekämpften. Diese Händel hatten die gute Wirkung, daß sich auch auf diesem Gebiete eine lebhaftere Teilnahme für die eigenen Interessen, selbst in Vereinen und in der Presse kundgab. Die von dem Gedeihen des Handels unzertrennliche Erweiterung der Verkehrsmittel, namentlich der Eisenbahnen, war in Deutschland wirksamer gefördert worden, als es die kleinstaatliche Zersplitterung erwarten ließ. Dennoch waren materielle Notstände nicht zu verkennen. Sie gaben sich in der immer zunehmenden Auswanderung, in der traurigen Lage der schles. Weber kund und steigerten sich in bedenklichem Maße durch Mißwachs und Teuerung der Lebensmittel. Die Jahre dieser materiellen Krisis (1845 und 1846) trafen mit den bewegten polit. Stimmungen zusammen und halfen den polit. Mißmut auch in Kreise übertragen, die bisher noch solchen Anregungen fremd geblieben waren.

An allen diesen Bewegungen Deutschlands nahm Österreich infolge der dortigen Absperrungspolitik einen nur mittelbaren Anteil. Aber es waren dort andere Gärungsstoffe gesammelt. Die alte Regierungsmaschine stockte; an die Stelle eines selbstthätigen Regiments war ein geistloser Mechanismus getreten, der den Bedürfnissen des Kaiserstaats gegenüber sich auf allen Gebieten als unzureichend erwies. Die finanziellen Zustände waren immer schlimmer geworden, und statt der Heilung alter Wunden mußte man eine allgemeine Krisis des Staatkredits erwarten. Die mit großer Virtuosität getriebene Kunst der Censur, der Bücherpolizei, der Überwachung fing an, der Regierung mehr Gehässigkeit und Opposition als Nutzen zu stiften; die Ideen und Anregungen, die man bannen wollte, fanden nichtsdestoweniger ihren Weg in die Bevölkerung. Der Zusammenhang des Kaiserstaats war in der langen Friedensperiode gelockert, nicht befestigt worden. Magyaren, Slawen, Italiener erhoben sich gegen die nivellierende Tendenz der wiener Kabinettsregierung, und es wollte die alte Klugheit, eine Nationalität durch die andere in Schach zu halten, sich nicht mehr bewähren. Man mußte, namentlich in Ungarn, Konzessionen machen, die der Anstoß zu immer lebhaftern Forderungen wurden. Selbst in den feudalistisch gebildeten Provinzialständen erwachte allmählich eine Opposition, die zwar zunächst nur auf aristokratisch-ständischen Grundlagen beruhte, deren moralische Wirkungen aber weit über diesen Kreis hinausgingen, und denen zu begegnen das alte System sich offenbar als unvermögend erwies.

War Österreich aus seiner deutschen Stellung mehr zurückgetreten und an Preußen der leitende moralische Einfluß übergegangen, so mußte auch jeder bedeutende Schritt, der in Preußen geschah, von doppeltem Gewicht für die gesamte deutsche Entwickelung sein. Insofern bezeichnet das Verfassungspatent vom 3. Febr. 1847 einen neuen Abschnitt deutscher Geschichte. Das Patent schloß sich ganz an die bisherigen Tendenzen der Krone an: es sollte den Ausbau der ständischen Institutionen vermitteln, wie er durch die Belebung der Provinzialstände war vorbereitet worden. Ein aus den gesamten Provinzialständen vereinigter Landtag mit sehr beschränkten und abgewogenen Befugnissen, mit dem überall scharf betonten Gegensatze gegen eine konstitutionelle Staatsverfassung, ohne Wiederkehr in bestimmten Perioden u. s. w.: das war das Werk, welches der 3. Febr. als Erfüllung der Verfassungshoffnungen gewährte. Dem reinen Absolutismus schien auch diese Gewährung zu groß, den Anhängern einer konstitutionellen Verfassung durchaus unzureichend. Fürchtete jener, und zwar nicht mit Unrecht, es würden dadurch neue Gärungsstoffe in die alten

Verhältnisse hineingeworfen und neue weiter gehende Forderungen geweckt, so sahen diese in dem Patent eine Verkümmerung der in den Gesetzen vom 1815 und 1820 verheißenen Rechte einer Nationalrepräsentation, und rieten alles Ernstes, die neue Gewährung geradezu zurückzuweisen. Es begegnete der preuß. Politik abermals, daß sich keine Partei zufriedengestellt zeigte. Die Eröffnung des Vereinigten Landtags (11. April 1847), namentlich die alle konstitutionellen Erwartungen zurückweisende Rede des Königs, mußte jene Mißstimmungen nur noch vermehren. Die Beratungen des Landtags erwiesen ein unverkennbares moralisches Übergewicht der konstitutionellen Opposition und machten in Preußen nicht allein, sondern in ganz Deutschland einen Eindruck, der über die allgemeine Lage und Stimmung der Nation keinen Zweifel mehr übrig ließ. Die Haltung des Landtags war jedoch durchaus loyal und royalistisch; alles ungestüme Drängen ward vermieden, um jedem Schein eines Drucks auf die freie königl. Entschließung zu begegnen. Es findet sich in der Geschichte wohl kein Beispiel, daß in einem so bewegten und entscheidenden Augenblick eine große polit. Versammlung sich in so bescheidenen Grenzen gehalten hätte. Dennoch erfolgten sowohl in der königl. Botschaft vom 24. Juni als in dem Landtagsabschiede meist ablehnende Bescheide auf die Wünsche der Versammlung. Der Landtag schloß unter gegenseitigem Mißbehagen. Der Eindruck dieser Vorgänge war überall ein sehr großer, zumal auch in andern Teilen Deutschlands Zeichen des Umschwungs zu Tage traten. In Bayern fiel (Febr. 1847) das Ministerium Abel und die ultramontane Partei unter Vorgängen, welche das moralische Ansehen der bestehenden Gewalt tief erschütterten. In andern Ländern, wo vorher das landständische Leben völlig bedeutungslos gewesen, regte sich ein frischerer Geist. In Baden war schon im Laufe des J. 1847 ein überwiegend liberales Ministerium gebildet worden. Der allenthalben neuerwachte öffentliche Geist gab sich nicht allein in Sänger- und Turnvereinen kund, auch wissenschaftliche Versammlungen, wie die der Germanisten (im Sept. 1846 zu Frankfurt a. M., 1847 in Lübeck), trugen durch Besprechung praktischer Fragen dazu bei, das öffentliche Interesse zu erwecken. Die bundestägische Politik, die konsequenterweise dies alles hätte unterdrücken müssen, hatte das Vertrauen zu sich selbst verloren; unthätig ließ man geschehen, was früher für unduldbar galt.

Neben den Bestrebungen, die staatsbürgerliche und konstitutionelle Freiheit fester aufzurichten, regte sich allmählich auch fühlbarer die Tendenz einer nationalen Reform. Auch auf diesem Gebiete hatte Friedrich Wilhelm IV. anregend gewirkt. Schon bald nach seiner Thronbesteigung war er, wiewohl fruchtlos, in Wien für die Reform des Bundes thätig gewesen, und später hatte er am Bundestag bei verschiedenen Anlässen in gleicher Richtung gewirkt. Ein Gutachten, das Radowitz dem Könige (20. Nov. 1847) vorlegte und dessen Genehmigung erhielt, faßte die Grundzüge einer Bundesreform zusammen, die auf dem polit., militärischen und materiellen Gebiete eine straffere Einheit herstellen sollte. Doch blieb dieser Versuch ohne jeden Erfolg. Der polit. Bewegung in Deutschland kam die allgemeine europ. Lage mächtig zu Hilfe. Die Schweiz focht ihre innere Krisis gegen die Einreden fast aller Großmächte siegreich durch. In Frankreich war die Entzweiung zwischen der Krone und den parlamentarischen Parteien auf einen Grad gediehen, der eine gewaltsame Krisis wahrscheinlich machte. Die ital. Halbinsel hatte sich mit Erfolg gegen das alte System erhoben und den erschreckten Regierungen überraschende Konzessionen abgenötigt. In Dänemark starb (20. Jan. 1848) Christian VIII., ein Todesfall, der den gewaltsamen Konflikt zwischen den dän. und deutschen Interessen in unmittelbare Nähe rückte. Die Vorgänge in München, die mit einem Studentenauflauf 7. Febr. 1848 begannen, waren ein charakteristisches Symptom, wie weit die Aufregung selbst in den ruhigsten Teilen Deutschlands gediehen war. Zu den bedeutungsvollsten Symptomen gehörte die Versammlung in Heppenheim, welche eine Volksvertretung am Bundestag verlangte, und der Antrag, den Bassermann 12. Febr. in der bad. Kammer auf Berufung eines deutschen Parlaments stellte.

VI. **Von der Bewegung des Jahres 1848 bis zum Jahre 1866.** Die Botschaften aus Westen, welche in rascher Folge den Sturz Guizots, Ludwig Philipps und des Königtums verkündigten, wirkten elektrisch auf Deutschland. Schon am 27. Febr. 1848 wurden in Mannheim Beratungen gepflogen über die vier Forderungen: Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung, Nationalvertretung, welche rasch ihren Weg durch ganz Deutschland machten. Am 1. März wurden diese Forderungen durch Massendeputationen der bad. Zweiten Kammer übergeben, noch an demselben Tage die Censur in Baden aufgehoben und wenige Tage nachher auch die Gewährung noch anderer von der Kammer ausgegangener Vorschläge zugesagt, welche die Aufhebung der Ausnahmegesetze, den Verfassungseid beim Heere, polit. Gleichstellung aller Konfessionen, Verantwortlichkeit der Minister, Unabhängigkeit der Richter, Aufhebung der Reste des Feudalwesens verlangten. Wie ein Lauffeuer gingen ähnliche Sturmpetitionen durch ganz Deutschland, und binnen wenigen Tagen hatten sämtliche deutsche Regierungen, mit Ausnahme von Österreich und Preußen, die Erfüllung der Forderungen gewährt, meistens auch die alten Ministerien liberalen Nachfolgern Platz gemacht. Widerstand war fast nirgends versucht worden, oder es war dem Versuche rasch die Nachgiebigkeit gefolgt. In Bayern endigten die zum Teil stürmischen Bewegungen mit der freiwilligen Abdankung König Ludwigs (20. März). Der Bundestag hatte nicht nur keinen Versuch gemacht, das alte System zu behaupten, sondern war ohne Widerstand dem Strome der neuen Bewegung gefolgt. Eine Proklamation vom 1. März wandte sich vertrauensvoll an die deutschen Regierungen und das deutsche Volk und versprach alles aufzubieten, um gleich eifrig für die Sicherheit Deutschlands nach außen wie für die Förderung der nationalen Interessen und des nationalen Lebens im Innern zu sorgen. Am 3. März stellte ein Bundesbeschluß jedem Bundesstaate frei, die Censur aufzuheben und unter den nötigen Garantien Preßfreiheit einzuführen; am 10. beschloß die Bundesversammlung, Vertrauensmänner zur Revision der Bundesverfassung einzuberufen; wenige Tage später ward die schwarz-rot-goldene Fahne auf dem Bundespalais aufgepflanzt. Inzwischen versuchte man von anderer Seite der Bewegung eine einheitliche Richtung zu geben; es

galt, der nationalen Reform der Bundesverfassung die Wege zu ebnen. In diesem Sinne trat (5. März) eine aus Führern der bisherigen Kammeroppositionen bestehende Versammlung in Heidelberg zusammen, welche dafür wirkte, daß baldmöglichst eine größere Versammlung von Männern des Vertrauens zusammentrete, und die Einleitung dazu einem Ausschuß von sieben ihrer Mitglieder übertrug. Dieser Ausschuß lud am 12. März alle frühern und gegenwärtigen Mitglieder landständischer und gesetzgebender Versammlungen sowie eine Anzahl anderer durch das Vertrauen des Volks ausgezeichneter Männer auf den 30. März nach Frankfurt am Main ein.

Jetzt wurden auch die beiden deutschen Großstaaten von der Bewegung ergriffen, die hier die Gestalt einer gewaltsamen Krisis annahm. In Österreich war die Furcht vor dem altersschwachen System spurlos verschwunden. Nicht Italien, Ungarn, Böhmen allein zeigten sich aufs tiefste erregt, auch die Hauptstadt ward der Schauplatz nie geahnter Erschütterungen. Aus Petitionen, die in der ersten Märzwoche auftauchten, erwuchs die Revolution vom 13. bis 15. März, die Entlassung Metternichs und Sedlnitzkys, die Bewilligung der Preßfreiheit und einer Nationalgarde, die Einberufung von Abgeordneten «zum Behuf der vom Kaiser beschlossenen Konstitution des Vaterlandes». Wenige Tage später wurden die Forderungen der Ungarn gewährt und ein neues verantwortliches Ministerium gebildet. In Preußen war, zu spät um den Sturm zu beschwören, 5. März die früher verweigerte Periodicität des Landtags bewilligt worden; die Agitation für die konstitutionellen Forderungen hatte bereits das Land und die Hauptstadt ergriffen. Berlin war seit dem 13. März der Schauplatz unruhiger Auftritte, die das Vorspiel ernsterer Konflikte bildeten. In den zwei Patenten vom 18. März bewilligte der König die Volkswünsche. Aber, mochte Mißverständnis oder böser Wille die Schuld tragen, mitten in der Freude über das Errungene erfolgte der blutige Zusammenstoß zwischen Militär und Volk und gestaltete sich zu einem hartnäckigen Straßenkampfe, der sich bis zum 19. März verlängerte. An diesem Tage erließ der König einen Aufruf zur Versöhnung und berief an die Stelle der entlassenen Minister die Grafen Arnim-Boitzenburg, Max Schwerin und den Freiherrn Heinrich von Arnim in die oberste Verwaltung; am 21. März hielt er mit der deutschen Fahne einen öffentlichen Umzug und verkündigte, er werde sich an die Spitze der deutschen Bewegung stellen. Am 29. März ward nach des Grafen Arnim Austritt das Ministerium unter Camphausens Vorsitz vollends erneuert, A. von Auerswald und Hansemann traten in dasselbe ein, Schwerin und H. von Arnim blieben. Der Vereinigte Landtag sollte 2. April zusammentreten, um das Wahlgesetz für die zu berufende «Nationalversammlung» zu prüfen und zu genehmigen.

Inzwischen war es auch an der äußersten Nordgrenze Deutschlands zum Bruch gekommen. Aus den Herzogtümern ging (21. März) eine Deputation nach Kopenhagen ab, um eine gemeinsame Verfassung für Schleswig-Holstein, die Einverleibung Schleswigs in den Deutschen Bund, Preßfreiheit, Volksbewaffnung und die Abberufung des Regierungspräsidenten zu fordern. In Kopenhagen war jedoch die Volksbewegung im demokratischen und nationaldän. Sinne dem Ausbruch nahe. Man zwang den König Friedrich VII. ein neues Ministerium im Sinne dieser Bewegung zu berufen (23. März) und die Forderungen der Herzogtümer abzuschlagen. Die erste Nachricht von dem Umschwunge hatte in Schleswig-Holstein die unblutige Revolution vom 24. März zur Folge, indem an die Stelle des «unfreien Herzogs» eine Provisorische Regierung (Beseler, Prinz Friedrich, Reventlow, M. T. Schmid, Bremer) und eine gemeinsame Versammlung für beide Herzogtümer berufen ward. Gleichzeitig hatte der Herzog von Augustenburg in Berlin vom König Friedrich Wilhelm IV. die Zusage erlangt, daß Preußen die Rechte der Herzogtümer, ihre Selbständigkeit, ihre Verbindung und das Erbrecht des Mannsstammes schützen werde.

Unter diesen Erschütterungen kam der Tag heran, an welchem die nach Frankfurt a. M. berufene Versammlung, das sog. Vorparlament, zusammentreten sollte. Es schien dringend geboten, die Bewegung in eine feste Bahn zu leiten und den drohenden Gefahren rasch eine einheitlichere Gestaltung Deutschlands entgegenzustellen. Denn seit den Ereignissen in Wien und Berlin waren die Geister mächtig aufgeregt; republikanische Tendenzen begannen sich, namentlich im Südwesten, den konstitutionellen gegenüberzustellen. Am 31. März wurden die Verhandlungen des Vorparlaments unter dem Vorsitz des heidelberger Professors Mittermaier eröffnet. Struves republikanisches Programm ward abgewiesen und die Beratung richtete sich zunächst auf die Berufung des künftigen Parlaments. Die Versammlung beschloß, Schleswig, Ost- und Westpreußen seien in den Deutschen Bund aufzunehmen und in dem künftigen Parlament durch Abgeordnete zu vertreten. Auf je 70000 Seelen sollte ein Vertreter kommen. Wahlberechtigt sollte jeder nach den Gesetzen seines Landes Volljährige sein, ohne Rücksicht auf Census und Konfession; die Frage des mittelbaren oder unmittelbaren Wahlmodus blieb den einzelnen Staaten überlassen; am 1. Mai sollte die Versammlung in Frankfurt zusammentreten. Eine schärfere Scheidung der Parteien machte sich bei der Frage geltend, ob die gegenwärtige Versammlung bis zum Beginn des Parlaments permanent bleiben oder nur einen Ausschuß zurücklassen solle; dann bei dem Antrage, der Bundestag möge, bevor er die Berufung der konstituierenden Versammlung in die Hand nehme, sich von den Ausnahmebeschlüssen lossagen und die Elemente, die dazu mitgewirkt, aus seinem Schoße entfernen. Darüber schied sogar die republikanische Minderheit einen Moment aus der Versammlung aus, weil es nicht nach ihrem Sinne ging. In Bezug auf die erste Frage beschloß die Versammlung, einen Ausschuß von 50 Personen zu wählen, der über die Durchführung der gefaßten Beschlüsse wachen sollte. In Betreff der zweiten Frage beeilte sich der Bundestag, ehe noch die Versammlung (3. April) auseinander ging, die Ausnahmebeschlüsse aufzuheben, während zugleich die daran beteiligten Mitglieder ihre Entlassung eingaben. Von den übrigen Beschlüssen des Vorparlaments war noch die Annahme des Soironschen Antrags bemerkenswert: daß die deutsche Verfassung einzig und allein von der Nationalversammlung ausgehen sollte.

Am 4. April trat der Fünfziger-Ausschuß zusammen. Von der ausgetretenen Minorität war keiner hineingewählt worden, wohl aber mehrere

von denen, welche für die Permanenz gestimmt hatten, namentlich Robert Blum, Raveaux und Joh. Jacoby von Königsberg. Der Ausschuß stellte sich zunächst die Aufgabe, die Vollziehung der Beschlüsse des Vorparlaments in Betreff der Wahlen zu sichern. Dies war nicht ohne Schwierigkeit, besonders Preußen, Österreich und Bayern gegenüber. Von den größern Regierungen sträubte sich Österreich am offensten, die Autorität des Ausschusses und seiner Beschlüsse anzuerkennen. Mitten in diese Thätigkeit fiel die Kunde, daß Hecker und Struve (13. April) im bad. Oberlande eine republikanische Schilderhebung versucht hätten. Der Fünfziger-Ausschuß mahnte in einem Aufrufe von jeder Beteiligung an dem Unternehmen ab und suchte, freilich vergeblich, durch eine Abordnung an Hecker die friedliche Unterwerfung zu erlangen. Die Heckerschen Freischaren wurden bei Kandern (20. April) geschlagen, jedoch der Anführer der bad. Truppen, General Friedrich von Gagern, gleich beim Beginn des Kampfes getötet. Freiburg, wohin sich ein Teil der Freischaren warf, wurde (24. April) erstürmt, und die unter Herwegh von Frankreich herübergekommenen deutschen Arbeiter wurden bei Dossenbach zersprengt (27. April). Der Aufstand hatte die Wirkung, daß er die Parteien heftig entzweite und den alten Autoritäten Gelegenheit gab, wieder zu Kräften zu kommen. Gleichzeitig wütete in Posen ein heftiger Kampf, der auf Lostrennung der poln. Nationalität von Preußen abzielte, aber von den preuß. Truppen niedergeschlagen ward. Inzwischen hatte der Kampf in Schleswig-Holstein begonnen. Die dän. Truppen waren in Schleswig vorgedrungen, bis Preußen ein Armeekorps unter Wrangel entsendete, das (23. April) das Danewerk erstürmte, Schleswig einnahm und rasch bis an die Grenzen Jütlands vordrang. (S. **Deutsch-Dänischer Krieg von 1848 bis 1850.**)

Die Verfassungsangelegenheit war indes von den Vertrauensmännern (Schmerling, Sommaruga, Dahlmann, Todt, Zachariä, Uhland, Bassermann, Bergk, Langen, Droysen, Willmar, von der Gabelentz, Luther, M. von Gagern, Stever, Albrecht, Jaup, Petri, Gervinus), die der Bundestag einberufen hatte, in Beratung genommen und 26. April der Bundesversammlung der sog. Siebzehner-Entwurf überreicht worden, nach welchem ein erblicher Kaiser, ein Oberhaus aus den regierenden Fürsten und Vertretern der einzelnen Staaten, ein Unterhaus aus gewählten Abgeordneten, von denen einer auf je 100000 Seelen kam, und ein oberstes Reichsgericht eingesetzt werden sollten.

Der Zusammentritt der Deutschen Nationalversammlung (18. Mai) fand ganz Deutschland in einer zerrütteten Lage. In den kleinern Staaten Mittel- und Süddeutschlands regten sich republikanische Elemente; die deutschen Großstaaten befanden sich mitten im Zustande der Revolution. In Wien war (25. April) eine oktroyierte Verfassung verkündet worden, die den Anstoß zu neuen Bewegungen gab. Man zwang das Ministerium Ficquelmont zum Rücktritt, und abermalige Unruhen (15. Mai) veranlaßten den Kaiser Ferdinand nach Innsbruck zu flüchten. Gleichzeitig war in Berlin die Zurückberufung des Prinzen von Preußen der Vorwand zu unruhigen Auftritten geworden, und der Zusammentritt der zur Vereinbarung über die preuß. Verfassung berufenen Versammlung vermehrte die Verlegenheiten, statt sie zu heben. Die Berufung dieser Versammlung veranlaßte das frankfurter Parlament, nachdem es Heinrich von Gagern zum Präsidenten gewählt, zu dem ersten wichtigen Beschlusse über sein Verhältnis zu den in den einzelnen deutschen Staaten versammelten Landesvertretungen. Es erklärte 27. Mai, infolge eines von Raveaux gestellten Antrags, daß alle Bestimmungen einzelner deutscher Verfassungen, welche mit dem von ihm zu gründenden allgemeinen Verfassungswerke nicht übereinstimmten, nur nach Maßgabe des letztern als gültig zu betrachten seien. Hatte es sich in diesem Beschlusse, übereinstimmend mit der Antrittsrede seines Präsidenten, in der Verfassungssache die souveräne Gewalt beigelegt, so wies es gleichzeitig, bei Anlaß der mainzer Vorfälle, durch einfache Tagesordnung das Ansinnen zurück, sich in das Gebiet der Verwaltung und Regierung einzumischen.

Unter der Menge von schwierigen Fragen, die sich an die Versammlung herandrängten, war keine dringender als die, worüber sich Bundestag und Fünfziger-Ausschuß nicht hatten einigen können: die Errichtung einer provisorischen Centralgewalt. In dem dafür bestellten Ausschusse überwog die Ansicht, es entspreche den Verhältnissen am meisten, ein Bundesdirektorium von drei Personen zu bestellen, dessen Mitglieder von den deutschen Regierungen unter Zustimmung der Nationalversammlung ernannt würden und durch Minister, die der Versammlung verantwortlich sein sollten, ihre Gewalt ausübten. Diesem Vorschlage der konstitutionellen Mehrheit standen die Anträge der demokratischen Fraktionen entgegen, welche einen Vollziehungsausschuß oder einen Präsidenten begehrten, den das Parlament zu wählen hätte, und der diesem verantwortlich wäre. Aber auch unter den Konstitutionellen verlor das Direktorium allmählich an Anhang, und es gewann hier die Meinung Boden, es sei am zweckmäßigsten, durch die Regierungen einen Reichsverweser zu bestellen aus der Reihe der nichtregierenden Fürsten. Nachdem die Debatte sich viele Tage um diese verschiedenen Anschauungen bewegt, trat (14. Juni) H. von Gagern mit dem überraschenden Antrage hervor: die Nationalversammlung selbst solle die Centralgewalt schaffen und auf die nachträgliche Zustimmung der Regierungen rechnen. Mit großer Mehrheit wurden sowohl die Anträge verworfen, welche den Regierungen eine Teilnahme bei der Bestellung des Oberhaupts einräumen wollten, als auch andererseits die Vorschläge der Linken, welche aus dem fürstl. und unverantwortlichen Reichsverweser einen verantwortlichen Präsidenten zu schaffen trachteten. Das Gesetz über die Provisorische Centralgewalt, welches dem Reichsverweser und seinen verantwortlichen Ministern die vollziehende Gewalt übertrug, die Entscheidung über Krieg und Frieden und über Verträge mit auswärtigen Mächten durch ihn im Einverständnisse mit der Nationalversammlung ausüben ließ, aber die Errichtung des Verfassungswerks von der Wirksamkeit der Centralgewalt ausschloß und zugleich den Bundestag für aufgelöst erklärte, ward 28. Juni angenommen. Am 29. Juni wurde von 436 Stimmen (unter 548 Anwesenden) der Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser gewählt.

Die Erwählung des Reichsverwesers war in dem Moment, wo man sie vornahm, populär. Am 12. Juli erschien der Erzherzog in der Nationalver-

sammlung, versprach, sich dem Werke, wozu man ihn berufen, ungeteilt zu widmen, und berief Schmerling, Peucker und Heckscher zu Ministern. Am 9. Aug. ward dann das Reichsministerium in der Art modifiziert und vervollständigt, daß Fürst Leiningen Präsident wurde, Heckscher mit den beiden Unterstaatssekretären M. von Gagern und Biegeleben das Auswärtige, Schmerling mit den Unterstaatssekretären Bassermann und Würth das Innere übernahm. Beckerath trat an die Spitze der Finanzen (Mathy Unterstaatssekretär); Duckwitz ward Handelsminister (Mevissen und Fallati Unterstaatssekretäre); R. Mohl erhielt das Justizministerium (mit Wiedenmann als Unterstaatssekretär); Peucker behielt die Leitung des Kriegswesens. Das Reichsministerium verordnete, daß in allen Staaten Deutschlands die Garnisonen 6. Aug. ausrücken und, nach Verlesung der vom Reichsverweser erlassenen Proklamation an das deutsche Volk, die Truppen demselben als Zeichen der Huldigung ein dreimaliges Hurrah ausbringen sollten. Die Anordnung erregte vielfache Mißstimmung bei den Regierungen; namentlich ward sie in Preußen der Anlaß zu einer Agitation des preuß. militärischen Selbstgefühls gegen den Reichsverweser und die Nationalversammlung. Auch beschränkte man sich in Preußen darauf, durch einen Armeebefehl bekannt zu machen, daß der Reichsverweser den Oberbefehl über die deutschen Truppen übernommen habe. Bei der Zusammenkunft, welche der Reichsverweser bei Gelegenheit des kölner Dombaufestes mit dem Könige von Preußen in Köln hatte (Mitte August), schien diese Mißstimmung ausgeglichen; doch richtete der König an die Deputation der Nationalversammlung unter andern die bedeutsamen Worte: «Sie werden nicht vergessen, daß es in Deutschland Fürsten gibt und ich zu diesen gehöre.»

Indessen hatte die Nationalversammlung die Verfassungsarbeiten begonnen und sich in die Beratung der Grundrechte vertieft. Der Wunsch, den im Anfang der Märzbewegung laut gewordenen Freiheitsbegehren zu genügen, und das Bestreben, vor allem die freiheitlichen Garantien vor jedem Rückschlag sicherzustellen, traf hier zusammen mit der Erwägung, daß es für den Moment sehr schwierig sei, den Ausbau der staatlichen Ordnung für das gesamte Deutschland vorzunehmen. Aber die Beratung nahm Dimensionen an, welche die Versammlung selbst wie die Nation ermüdeten und die kostbarste Zeit und Gelegenheit für die Hauptaufgabe verloren machten. Der Kampf, der überall zwischen konstitutionellen und republikanischen Richtungen entbrannte, drang auch immer mehr in die Nationalversammlung ein und schwächte ihre Kraft und ihr Ansehen. Die Regierungen aber mieden es, teils aus ratloser Schwäche, teils aus berechnender Politik, sich in irgend ein bestimmtes Verhältnis zu der Versammlung zu setzen, insbesondere sie bei der Verfassungsarbeit selbst zu unterstützen oder über ihr eigenes Verhältnis ins Klare zu stellen. Während der ersten Zeit der Nationalversammlung zeigten nicht nur die Kleinstaaten ihre natürliche Schwäche, sondern auch Österreich und Preußen waren von revolutionären Zuckungen heimgesucht. Österreich besonders schien sich auflösen zu wollen. Dem Abfall Italiens war die slaw. Agitation in Böhmen gefolgt, die seit Mai 1848 eine bedrohliche Gestalt annahm und im Juni zu blutigen Konflikten führte, über welche der Gouverneur, Fürst Windischgrätz, erst nach mehrtägigem Kampfe (15. bis 17. Juni) durch rücksichtslose Energie Meister ward. Während Kaiser Ferdinand in Innsbruck eine Zuflucht gesucht und der Versuch des Ministeriums, die akademische Legion aufzulösen, zu neuen Unruhen führte (26. Mai), denen die machtlose Regierung nachgab, bereitete sich in Ungarn eine ernste Krisis vor. Gegen die Tendenz magyar. Selbständigkeit, die in dem ungar. Ministerium (Batthyányi) vertreten war, erhob sich Jellachich, der Banus von Kroatien. Der Widerstand desselben ward erst vom Kaiser gemißbilligt und er selbst abgesetzt; dann bestätigte ihn ein neues kaiserl. Schreiben in seinen Würden. Alles ließ sich zu einem blutigen Konflikt zwischen Slawen und Magyaren an, zu dem beide Teile rüsteten. Der Kaiser hatte indessen die oktroyierte Verfassung fallen lassen und einen konstituierenden Reichstag bewilligt; aber noch ehe dieser (22. Juli) vom Erzherzog Johann eröffnet wurde, erlag das Ministerium Pillersdorf (8. Juli) der Opposition des Sicherheitsausschusses und ward durch ein neues ersetzt, dem Wessenberg, Doblhof, Latour, Kraus, Bach, Hornbostel und Schwarzer angehörten. Am 12. Aug. war der Kaiser auf wiederholte Einladung nach Wien zurückgekehrt. Die wachsende Aufregung in der Hauptstadt, die ungar.-kroat. Krisis ließen jedoch neue Erschütterungen voraussehen. Inmitten dieser vielen Gefahren stieg als einziger Lichtpunkt der Sieg von Custozza auf, den Radetzky über König Karl Albert (25. Juli) erfocht, und den man als den Anfang einer Restauration der österr. Verhältnisse betrachten konnte.

Preußen befand sich ebenfalls in bedenklicher Gärung, insbesondere die Hauptstadt. Rührige Agitatoren verfügten über die Massen, und es fehlte an zureichenden Mitteln, die demagogische Bewegung zu zügeln. Die Zurückberufung des Prinzen von Preußen diente nur dazu, die Stellung des Ministeriums Camphausen zu schwächen, statt, wie man gehofft, sie zu befestigen. Am 22. Mai ward die «Versammlung zur Vereinbarung der preuß. Verfassung» eröffnet, aber die Verfassungsarbeit kam nur sehr langsam in Gang. Das Ministerium, dessen Stellung schon vorher schwer erschüttert war, trat, nachdem wiederholte Straßentumulte stattgefunden hatten, zurück und erhielt als Nachfolger (26. Juni) eine Verwaltung, deren Vorsitz Rudolf von Auerswald übernahm, und welcher Hansemann, Milde, Rodbertus, Märker, Gierke, Kühlwetter und Schreckenstein angehörten. Diese neue Verwaltung kündigte sich als ein «Ministerium der That» an und schien auch anfangs diese Verheißung zu rechtfertigen. Aber bald erhoben sich neue Verlegenheiten, die auch dieses Ministerium nicht bemeistern konnte. Während sich die verschiedenen liberalen Fraktionen gegenseitig aufbrauchten, und die Straßendemagogie eine Reaktion im Volke hervorrief, begann sich zugleich das aristokratische und militärische Element des vormärzlichen Preußen wieder zu sammeln und in einzelnen Fällen bereits seine Macht zu zeigen. An dieses schlossen sich alle Monarchischgesinnten an, die an sich nicht reaktionär, aber durch die revolutionäre Bewegung erbittert und von der Unfähigkeit der Regierung wie der Versammlung ermüdet waren. Zu diesen innern Verlegenheiten, die eine Krisis erwarten ließen, kam der schlesw.-holstein. Krieg, in dem sich die Schwäche der preuß. Politik jener Tage am

sprechendsten kundgab. Anfang Mai hatten die Preußen die Grenze Jütlands überschritten und schienen den Krieg energisch führen zu wollen. Gleichzeitig hatte Preußen erklärt, daß es außer den schon früher betonten Rechten der Herzogtümer die Aufnahme Schleswigs in den Bund fordern werde, und der Bundestag hatte zugestimmt. Aber Dänemark fand Schutz bei Rußland, das seine Flotte in die Ostsee gehen ließ, während Schweden die dän. Inseln besetzte. Auf Grund des engl. Einflusses schlug Preußen 18. Mai einen Waffenstillstand vor, dessen Vorbedingung der Rückzug Wrangels war, und räumte, ohne sich der Gegenleistung zu versichern, Ende Mai Jütland und das nördl. Schleswig. Dann zeigte sich, daß Dänemark auf die Waffenruhe nicht einzugehen willens war; vielmehr griff es im Vertrauen auf den Rückhalt Schwedens und Rußlands seinerseits Schleswig an. Wohl rückte nun Wrangel wieder vor und schlug die Dänen (29. Juni) bei Hadersleben zurück; aber es begannen neue Waffenstillstandsunterhandlungen, die Preußen auf das Andrängen der Großmächte im Namen des Deutschen Bundes, nicht unter Vorbehalt der Genehmigung des Reichsverwesers, wie es anfangs begehrt, in Malmö (26. Aug.) zu Ende führte. Auf sieben Monate wurde ein Stillstand verabredet. Alsen blieb von den Dänen, ein Teil Holsteins von deutschen Truppen besetzt; die Blockade wurde aufgehoben; die Gefangenen und die weggenommenen Schiffe wurden herausgegeben. Zugleich setzte man eine gemeinschaftliche Regierung für die Herzogtümer (aus fünf Eingeborenen bestehend, darunter der als Träger des dän. Systems verhaßte Graf Moltke) ein, deren Mitglieder teils von Dänemark, teils vom Deutschen Bunde ernannt wurden, und hob alle seit 17. März erlassenen Gesetze auf.

Damit trat für die Deutsche Nationalversammlung ein Wendepunkt ein. Die schlesw.-holstein. Frage war die erste große auswärtige Angelegenheit, welche mit dem Anspruche einer nationalen Lösung an das neue Deutschland herantrat. Nach den stolzen und kriegerischen Erklärungen, welche das Reichsministerium 31. Juli über die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten im Parlament abgegeben hatte, machte der Waffenstillstand den niederschlagendsten Eindruck, um so mehr, als das Reichsministerium selbst zugab, daß er von den Bedingungen mehrfach abweiche, zu deren Feststellung es Preußen ermächtigt hatte. Dieser Eindruck gab sich auch in der Nationalversammlung kund, als sie 5. Sept. auf den Bericht Dahlmanns mit 238 gegen 221 Stimmen beschloß, die Ausführung des Waffenstillstands zu sistieren. Das Reichsministerium gab schon seine Entlassung, und der Reichsverweser beauftragte Dahlmann mit der Bildung eines Ministeriums; ein solches konnte in diesem Augenblicke nur aus der Linken gebildet werden. Dahlmann brachte kein neues Ministerium zu Stande, weil keine Partei den Gegensatz gegen Preußen nicht verschärfen und er aus seinen bisherigen Gegnern nicht seine Ministerkollegen auswählen wollte. Am 14. Sept. begannen dann von neuem die Beratungen über den Waffenstillstand, und da eine Fortsetzung des Kriegs ohne Preußen unmöglich erschien, wurde 16. Sept. mit 258 gegen 237 Stimmen der Waffenstillstand genehmigt. Die Erbitterung hierüber benutzte die radikale Partei, um die Nationalversammlung zu sprengen und die Revolution zu eröffnen. Am 17. Sept., einem Sonntag, fand auf der Pfingstweide bei Frankfurt eine große Volksversammlung statt, an der sich auch einzelne Mitglieder des Parlaments, z. B. Zitz und Schlöffel, beteiligten, und wo zu offenem Kampfe aufgefordert wurde. In der Nacht traf das Reichsministerium, das durch die Abstimmung vom 16. Sept. wieder befestigt war, die nötigen Maßregeln und ließ Truppen von Mainz herbeikommen, um das Parlament gegen etwaige Überfälle zu schützen. In der That kam es 18. Sept. zu einem Aufstand, in welchem zwei Abgeordnete des Parlaments, General von Auerswald und Fürst Felix Lichnowsky, schmachvoll ermordet wurden, die Centralgewalt jedoch Siegerin blieb. Wenige Tage später brach Struve mit einer Schar von Flüchtlingen in das Oberland ein (21. Sept.) und proklamierte in Lörrach die Republik. Schon 24. Sept. wurde er jedoch in Staufen vom bad. Militär unter General Hoffmann angegriffen, seine Schar zersprengt und er selbst auf der Flucht gefangen genommen. Der Versuch, den Rau in Württemberg machte, ging gleichzeitig ohne gewaltsame Erschütterung vorüber.

In Frankfurt war durch die jüngsten Vorgänge die gegenseitige Erbitterung der Parteien beträchtlich gestiegen, das Ansehen der Versammlung selbst sichtbar erschüttert. Wohl drang jetzt allerwärts die Einsicht durch, daß das zu lange verzögerte Verfassungswerk rascher betrieben werden müsse; aber es war die Frage, ob das Parlament die Macht noch habe, es zum Ziele zu führen. Denn eben jetzt begannen die alten Autoritäten in Österreich wie in Preußen ihre ersten Erfolge zu erringen. In Österreich war es zum Bruch zwischen den Magyaren und Kroaten gekommen. Die Deputation des ungar. Reichstags erhielt in Wien (9. Sept.) nicht den erwünschten Bescheid, während Jellachich sich mit Heeresmacht gegen Ungarn in Bewegung setzte. Jetzt trat in Ungarn der Erzherzog-Palatin zurück; Kossuth übernahm die Leitung des Ministeriums und begann mit aller Energie zu rüsten. Die kaiserl. Manifeste vom 25. Sept., welche dem Grafen Lamberg das Oberkommando in Ungarn übergaben und die Truppen zur Sistierung aller Feindseligkeiten aufforderten, vermehrten die Aufregung. Graf Lamberg wurde auf der pester Brücke ermordet (28. Sept.), und die Insurrektion ergriff das Land. Dem Banus Jellachich ward nun die oberste Gewalt übertragen und das Martialgesetz verkündet, welche Maßregeln zunächst ohne Wirkung blieben. Vielmehr wirkte jetzt die ungar. Gärung auch nach Wien hinüber, und als 6. Okt. kaiserl. Truppen nach Ungarn abziehen sollten, kam es zum Aufstand. Das Zeughaus ward erstürmt, der Kriegsminister Latour ermordet; die kaiserl. Familie floh nach Olmütz; der Reichstag trat in Permanenz. In kurzer Zeit waren ansehnliche Truppenmassen um die Hauptstadt vereinigt, deren Kommando Fürst Windischgrätz übernahm. Nach mehrtägigem Kampfe ward (31. Okt.) die Stadt von den Truppen genommen. Mehrere der Führer wurden kriegsrechtlich erschossen; mit ihnen auch (9. Nov.) der deutsche Reichstagsabgeordnete R. Blum, der sich im Auftrage der Linken mit J. Fröbel nach Wien begeben hatte. An die Spitze des neuen Ministeriums der Restauration trat Fürst Felix Schwarzenberg. Seine Kollegen waren Graf Stadion, Bach, Bruck, Kraus, Cordon, Thinnfeld. Der Reichstag wurde nach Kremsier berufen und

dort 22. Nov. eröffnet. Ein weiterer bedeutungsvoller Schritt war die Abdankung des Kaisers Ferdinand und die Resignation seines Bruders, des Erzherzogs Franz Karl, dessen ältester Sohn Franz Joseph (2. Dez.) den Thron bestieg.

Auch in Preußen hatte inzwischen die Kontrerevolution ihren ersten Sieg erfochten. Die wachsende Entzweiung zwischen Bürgertum und Heer, der zunehmende Widerwille über das wüste Treiben der berliner Straßendemagogie, das wieder lauter werdende Auftreten der eigentlich reaktionären Partei ließen erwarten, daß dem 7. Sept. zurücktretenden Ministerium Auerswald-Hansemann ein reaktionäres Ministerium folgen werde, und die Namen der am 21. Sept. ernannten Minister: Pfuel, Eichmann, Bonin, Dönhoff, Kisker, schienen dies zu bestätigen. Doch trat das Ministerium versöhnlich auf. Einzelne Beschlüsse der preuß. Nationalversammlung, wie z. B. die Abschaffung des Zusatzes «von Gottes Gnaden», die Abschaffung des Adels, erweiterten indessen die Kluft, die sie bereits vom Hofe trennte. Die Vorgänge in Wien wirkten auf die preuß. Hauptstadt zurück und riefen einen Antrag Waldecks hervor, das Ministerium solle zum Schutz der in Wien bedrohten Volksfreiheit einschreiten. Der Antrag wurde zwar (31. Okt.) verworfen und ein gemäßigterer angenommen, dem Pfuel zustimmte, aber die Verhandlung entzündete alle Leidenschaften außerhalb und ward der Anlaß zu neuen Excessen der aufgewiegelten Massen. Dies alles, im Zusammenhang mit den Botschaften aus Wien, beschleunigte die Entscheidung. Am 2. Nov. erhielt das Ministerium Pfuel seine Entlassung, und Graf Brandenburg ward mit der Bildung eines neuen beauftragt. Vergebens suchte die preuß. Nationalversammlung durch eine Deputation an den König davon abzumahnen; das Auftreten Jacobys bei diesem Anlaß vollendete nur den Bruch. Das neue Ministerium Brandenburg-Manteuffel-Ladenberg-Strotha war 8. Nov. gebildet. Es sprach die Vertagung der Nationalversammlung und ihre Verlegung nach Brandenburg aus, indessen die um Berlin konzentrierten Truppen sich der Stadt näherten und der zum Gouverneur der Marken ernannte General von Wrangel den Belagerungszustand proklamierte. Die Versammlung erklärte die Schritte des Ministeriums für ungesetzlich, mußte aber der Gewalt weichen, und suchte vergebens, aus ihrem Sitzungslokale verdrängt, ihre Beratungen an verschiedenen Orten fortzusetzen. Es schien anfangs, als werde sich die Mehrzahl der Bevölkerung auf seiten der Volksvertreter stellen; aber die Militärgewalt setzte ihre Maßregeln ohne thätlichen Widerstand durch, und die Versammlung wandte durch ihren Steuerverweigerungsbeschluß vom 15. Nov. die Stimmung vieler von sich ab. Das Zusammentreten der Versammlung in Brandenburg enthüllte nur ihre innere Zwietracht und beschleunigte die Schritte der Regierung. Am 5. Dez. wurde die Versammlung für aufgelöst erklärt, eine Verfassung oktroyiert, welche auf freisinniger Grundlage ruhte und den beiden neuzuwählenden Kammern zur Prüfung und Bestätigung vorgelegt werden sollte.

Alle diese Vorgänge wirkten fühlbar auf die Stellung der Deutschen Nationalversammlung zurück. Die Beschlüsse, welche dieselbe über die österr. wie über die preuß. Krisis faßte, genügten keiner der streitenden Parteien, und die Versuche der Vermittelung durch Absendung von Reichskommissaren enthüllten nur die thatsächliche Machtlosigkeit des Parlaments. Inzwischen hatte man die (28. Dez. 1848 als Reichsgesetz verkündigten) Grundrechte zu Ende beraten, und es begann die Debatte über die wichtigsten Teile der Verfassung. Von Bedeutung waren hier zunächst die §§. 2 und 3, worin es hieß, daß kein Teil des Deutschen Reichs mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein solle, und wenn ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen ein gemeinsames Oberhaupt habe, das Verhältnis zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen sei. Mit großer Mehrheit wurden diese, speziell Österreich berührenden Bestimmungen votiert, in dem Augenblicke, wo sich dort die Restauration vorbereitete. Das Ministerium Schwarzenberg-Stadion nahm in einer seiner ersten Kundgebungen zu Kremsier Gelegenheit, auch seine Ansicht über die deutsche Frage auszusprechen. Es ward darin als Antwort auf die §§. 2 und 3 jede Zerreißung oder Schwächung Österreichs bekämpft und dessen Fortbestand als ein deutsches wie europ. Bedürfnis bezeichnet. Indem aber Österreich auf der Einheit seiner Monarchie bestand, mußte entweder die erzielte bundesstaatliche Verfassung Deutschlands eine Modifikation erfahren, oder Österreichs Eintritt in dieselbe unmöglich werden. Diese Alternative schuf eine neue Gruppierung der Parteien. Die Folge war, daß Schmerling (15. Dez.) aus dem Reichsministerium ausschied, Heinr. von Gagern an Schmerlings Stelle trat. Das Programm, welches Gagern (18. Dez.) der Nationalversammlung vorlegte, ging von dem Gedanken aus, daß Österreich in den zu gründenden Bundesstaat nicht eintreten könne; dagegen sei «sein Unionsverhältnis zu Deutschland mittels einer besondern Unionsakte zu ordnen und darin alle verwandtschaftlichen, geistigen, polit. und materiellen Bedürfnisse nach Möglichkeit zu befriedigen, welche Deutschland und Österreich von jeher verbunden haben und im gesteigerten Maße verbinden könnten». In diesem Programm war die Frage über das künftige Reichsoberhaupt mittelbar beantwortet: es führte zu einer bundesstaatlichen Einheit mit der erblichen Oberhauptswürde Preußens. Während sich einzelne Kundgebungen kleinerer Fürsten und Kammern für das Programm aussprachen, erklärte das österr. Kabinett (28. Dez.), daß sein Programm zu Kremsier nicht den Sinn gehabt habe, auf Österreichs Eintritt in den deutschen Bundesstaat zu verzichten. In der Deutschen Nationalversammlung aber standen sich fortan zwei Parteien gegenüber: die Anhänger des Bundesstaats mit preuß. Führung, meist aus der bisherigen konstitutionellen Mehrheit bestehend, und die Gegner dieser Politik, aus dem größten Teil der Linken, den Österreichern, den Partikularisten und andern Schattierungen gebildet.

Die Nationalversammlung gab nach einer ihrer bewegtesten Verhandlungen 13. Jan. 1849 mit 261 gegen 224 Stimmen ihre Genehmigung zu dem Gagernschen Programm. Unmittelbar darauf begannen die Beratungen über die Oberhauptsfrage. In der Sitzung vom 19. Jan. wurden sowohl die Anträge auf ein fürstl. Direktorium (mit 361 gegen 97 Stimmen) als auf einen sechsjährigen Turnus zwischen Österreich und Preußen (mit 377 gegen 80 Stimmen) und auf einen aus allen Deutschen wählbaren Präsidenten (mit 339 gegen 122 Stimmen) verworfen, dagegen mit 258 gegen 211

der Antrag angenommen: die Würde des
erhaupts wird einem der regierenden deut-
sten übertragen. Zwar erlangte in der
om 23. Jan. keiner der verschiedenen Vor-
ber die Dauer der Würde eines Reichs-
s die Mehrheit, und auch der Antrag auf
ward mit 263 gegen 211 Stimmen ver-
agegen wurde 25. Jan. mit 214 gegen
men beschlossen, daß das Reichsoberhaupt
Kaiser der Deutschen erhalten solle. Die
dung trat unter solchen Umständen in
mmlung immer greller hervor. Der erb-
d bundesstaatlichen Partei, deren Mit-
n mit dem Spottnamen der Kleindeut-
te, stand die verbundene Opposition der
d der verschiedenen, gegen die preuß.
würde vereinigten Fraktionen, die sich
ßdeutschen nannten, entgegen und bot
die Gestaltung der Reichsverfassung im
Sinne zu hindern. So ward das Wahl-
h ein Zusammenwirken von links und
er weitestgehenden Form angenommen
nschränkungen, welche die Erbkaiserlichen
n, verworfen; so ward das absolute Veto
urch die Koalition der Linken und der
en Fraktionen partikularistischer und
mer Färbung.
lb der Versammlung standen die Kon-
n meist auf seiten der Erbkaiserlichen;
aten agitierten dagegen. In Nord- und
hland war die erbkaiserl. Richtung über-
m Süden, namentlich Bayern, die ent-
e Meinung. Von den Regierungen hat-
lmählich alle kleinern von Baden an ab-
das preuß. Erbkaisertum erklärt; die
e, Preußen ausgenommen, entschieden
Preußen hatte in einer Cirkularnote vom
1849 die Regierungen aufgefordert, zum
ner redlichen Verständigung ihre Erklä-
ber die Verfassung vor deren zweiter
abzugeben, um so dem Prinzipienkampfe
nbarung oder Nichtvereinbarung zu be-
Für sich selbst begehrte Preußen keine
rößerung, erklärte die Kaiserwürde nicht
, sprach sich aber beifällig über den Plan
n engern Bundesstaat aufzurichten. Öster-
gen erließ 4. Febr. eine Note, worin es
eden gegen den Bundesstaat erklärte, den-
einen Einheitsstaat bezeichnete und sich
ichste verwahrte gegen eine Unterordnung
Kaisers unter die von irgend einem an-
chen Fürsten gehandhabte Centralgewalt.
ern gab eine Erklärung gegen den engern
at (16. Febr.), während Preußen im Ein-
mit beiden Hessen, Baden, Braun-
xemburg, Oldenburg, den thüring. Staa-
en, Mecklenburg, Schleswig-Holstein,
mburg, Hohenzollern, Anhalt, Waldeck,
den Hansestädten eine Kollektiverklärung
) erließ, welche das Wesentliche der Ver-
nerkannte, aber einzelne Abänderungen
die teils den Zweck hatten, das Recht der
ten schärfer zu begrenzen, teils die Reichs-
verstärken. Österreich, von den Vertretern
ltik in Frankfurt dringend um positive
angegangen, schlug in einer Instruktion
ung ein Direktorium von sieben Fürsten
n zwischen Österreich und Preußen alter-
Reichsstatthalter an der Spitze vor.

Da trat die Verfassungsfrage unerwartet in ein neues Stadium ein; Welcker, der bis dahin Gegner des Bundesstaats ohne Österreich gewesen war, brachte, empört durch die 4. März oktroyierte österr. Verfassung, welche, mit Nichtachtung Deutschlands, Österreich einheitlich konstituierte, 12. März den Antrag ein: die Verfassung in Bausch und Bogen anzunehmen, die erbliche Kaiserwürde dem Könige von Preußen zu übertragen und diesen zum sofortigen Antritt der kaiserl. Gewalt einzuladen. In der Sitzung vom 21. März wurde der vom Verfassungsausschuß zur Annahme empfohlene Welckersche Antrag mit 283 gegen 252 Stimmen verworfen, infolge dessen das Reichsministerium seine Entlassung nahm. Doch sollte die zweite Lesung der Verfassung unverweilt und in abgekürzter Form erfolgen. In derselben ward der Entwurf mannigfach im demokratischen Sinne verändert, 27. März mit 267 gegen 263 Stimmen die erbliche Kaiserwürde angenommen und 28. März, nachdem die Beratung der Verfassung in zweiter Lesung beendet war, mit 290 Stimmen Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser gewählt; 248 Mitglieder hatten sich der Wahl enthalten. Eine große Deputation begab sich nach Berlin, erhielt aber (3. April) vom Könige eine Antwort, die als bedingte Ablehnung gelten mußte. Er berief sich auf die Vereinbarung der Regierungen und auf seinen erklärten Willen, nicht ohne das freie Einverständnis der Fürsten und Freien Städte einen Entschluß fassen zu können. Die Deputation stattete alsbald der Nationalversammlung Bericht ab, worauf diese (11. April) die Erklärung abgab, an der Verfassung unverändert festzuhalten; zugleich wählte sie einen Ausschuß von 30 Mitgliedern, welcher die Maßregeln der Durchführung berathen sollte. Während im Volke die Agitation für die Verfassung vom 28. März lebhafter begann und einen der widerstrebenden Fürsten, den König von Württemberg, zur Nachgiebigkeit zwang, erklärte Österreich die Sendung seiner Abgeordneten für beendet. In der Nationalversammlung drang die Linke auf durchgreifende Maßregeln, wie Beeidigung der Beamten und des Heeres, Ausschreiben der Wahlen. Doch ward noch der gemäßigte Beschluß gefaßt, daß die Regierungen zur Annahme der Verfassung aufgefordert und zugleich veranlaßt werden sollten, dem Volke die gesetzlichen Mittel, seinen Willen kundzugeben, in diesem Augenblicke nicht durch Vertagung oder Auflösung der Kammern zu schmälern oder zu entziehen. Vergebens hatte man indessen versucht, in Berlin zur Nachgiebigkeit zu stimmen; am 27. April erfolgte dort die Auflösung der Zweiten Kammer. Zwei Tage zuvor war dasselbe in Hannover geschehen, und es ließ sich danach erwarten, welchen Erfolg die Sendungen nach Berlin, Dresden, Hannover und München haben würden. Eine Erklärung Preußens vom 28. April lehnte die Reichsverfassung, wie sie war, unbedingt ab, und zugleich erging die Aufforderung an die Regierungen, Bevollmächtigte zur Beratung über die Reichsverfassung nach Berlin zu senden.

In der Nationalversammlung mußten sich nun die gemäßigten Elemente, die sich auf friedliche und legale Agitation beschränken wollten, sehr bald scheiden von den demokratischen und radikalen Meinungen, namentlich seitdem (3. Mai) in Dresden, in der Pfalz, am Niederrhein und in Baden die Agitation für die Reichsverfassung in republikanische Schilderhebungen ausschlug. Am 10. Mai trat Gagern

definitiv aus dem Reichsministerium. Der Reichsverweser wählte die neuen Minister Grävell, Detmold, Merck, General Jochmus aus der äußersten Rechten: eine Kombination, die nur eine österr. Intrigue war und jedes Zusammengehen mit der Nationalversammlung ausschloß. Am 14. Mai rief Preußen seine Abgeordneten ab, ein Beschluß, den die Versammlung für ungesetzlich erklärte. Auch die Zurückgebliebenen von der gemäßigten Richtung sahen durch einige Beschlüsse die Linie, die sie einhalten wollten, überschritten und erklärten 21. Mai zum größten Teil ihren Austritt; die übrigen folgten binnen wenig Tagen nach. Der Rest, aus Mitgliedern der Linken bestehend, beschloß 30. Mai nach Stuttgart überzusiedeln, während Preußen den Aufstand in Dresden bewältigt hatte und sich in Bewegung setzte, gegen die Schilderhebung im Süden und Westen das Gleiche zu thun. In Stuttgart eröffnete das «Rumpf-Parlament» (103 Mitglieder) 6. Juni seine Sitzungen und wählte eine Reichsregentschaft (Raveaux, Vogt, Schüler, H. Simon, Becher); aber schon 18. Juni ward es von dem württemb. Ministerium mit Waffengewalt an der Fortsetzung seiner Beratungen gehindert. Eben jetzt fanden auch die Aufstände in der Pfalz und in Baden rasch ihr Ende. Nachdem die Versuche, die Nachbarländer hereinzuziehen, gescheitert waren, näherte sich vom Rhein her ein ansehnliches preuß. Heer der Pfalz, während eine aus kleinern Kontingenten gemischte Armee unter Peucker die bad.-hess. Grenze besetzt hielt und die Neckarlinie verteidigte. In wenigen Tagen war die Pfalz besetzt, und 21. Juni wurden die bad. Insurgenten bei Waghäusel, nach anfänglichen Erfolgen, geschlagen. Am 25. ward Karlsruhe von den Preußen besetzt, 14 Tage später das ganze Land occupiert bis auf die Festung Rastatt, die 23. Juli kapitulierte.

Während die republikanische Partei überwältigt war, ihre Führer flüchtig oder durch standgerichtliche Urteile getroffen wurden, hatte Preußen sich 26. Mai mit Sachsen und Hannover geeinigt, dem deutschen Volke eine Verfassung zu gewähren und deren Entwurf «einer zu diesem Zwecke berufenen Reichsversammlung vorzulegen». Der Entwurf vom 28. Mai schloß sich in den Grundzügen an die frankfurter Verfassung an, nur waren in den Grundrechten sowohl als in den Befugnissen der Reichsgewalt und in der Wahlordnung die demokratischen Bestimmungen durch konservative ersetzt, der Kaiser in einen Reichsvorstand umgewandelt und diesem ein Fürstenkollegium an die Seite gestellt. Die in Gotha (26. bis 29. Juni) zusammengetretenen Mitglieder der erbkaiserl. Partei des Parlaments beschlossen, die dargebotene Verfassung anzuerkennen, vorausgesetzt, daß sie als eine der Nation erteilte unverbrüchliche Zusage betrachtet würde. Die militärische Stellung, die Preußen damals einnahm, die Bedrängnis Österreichs, das zur Bewältigung des ungar. Aufstandes die Russen zu Hilfe rief, die Isolierung der Mittelstaaten und die Bereitwilligkeit der kleinern versprach dem preuß. Einigungsversuche Erfolg, wenn die günstige Lage rasch und nachdrücklich benutzt ward.

Von dem Maße der zu erwartenden Energie gab freilich der Verlauf der schlesw.-holstein. Sache eine bedenkliche Probe. Nach Kündigung des Waffenstillstandes von Malmö hatte im Frühjahr der Krieg wieder begonnen. Die Reichsgewalt hatte eine ansehnliche Macht abgesandt, und die Anfänge waren günstig. Ein Versuch der Dänen, im Eckernförder Meerbusen einzulaufen, ward durch die deutschen Strandbatterien (5. April 1849) glücklich abgeschlagen, das dän. Linienschiff Christian VIII. vernichtet und die Fregatte Gefion (später «Eckernförde») von den Deutschen genommen. Auch zu Lande rückten die Truppen siegreich vor und schlugen sich mit Erfolg bei Düppel und bei Kolding. Dann traten ähnliche diplomatische Lähmungen ein wie im Jahre zuvor. Doch drang man allmählich in Jütland ein, schlug die Dänen bei Gudsöe und begann Fredericia zu belagern. Aber die Diplomatie begleitete überall die Bewegungen der Armee. Während die neuen Unterhandlungen dem Abschluß nahe waren, überfielen die Dänen mit Übermacht das Belagerungsheer bei Fredericia und brachten ihm (6. Juli) empfindliche Verluste bei. Am 10. Juli schloß Preußen, von Rußland und England gedrängt, zu Berlin einen Waffenstillstand mit Dänemark auf 6 Monate, wonach eine Demarkationslinie gezogen, Jütland geräumt, die Blockade der Häfen aufgehoben, Schleswig von 6000 Preußen besetzt und durch eine Landesverwaltung regiert werden sollte.

In seinen Bemühungen für die Erweiterung des Bündnisses vom 26. Mai war Preußen nicht glücklicher, besonders seit Österreich Frieden mit Sardinien geschlossen und mit Görgeis Kapitulation bei Világos (13. Aug.) den Widerstand Ungarns gebrochen hatte. Da die Voraussetzungen weggefallen waren, welche die Reichsverweserschaft und das Reichsministerium ins Leben gerufen, so schlossen Österreich und Preußen (30. Sept.) einen Vertrag über ein sog. Interim, wonach bis zur definitiven Ordnung der deutschen Frage eine gemeinschaftliche Kommission die Verwaltung der Bundesangelegenheiten übernehmen sollte. Am 20. Dez. trat diese Kommission in Thätigkeit; 1. Jan. 1850 verließ der Reichsverweser Frankfurt. Die veränderte Situation gab sich deutlich in der Entwickelung des preuß. Bundesstaatsprojekts kund. Hannover und Sachsen beriefen sich auf einen beim Abschluß des Vertrags gemachten Vorbehalt und wollten, bevor nicht alle Staaten außer Österreich beigetreten, keine weitern Schritte unternommen wissen. Als gleichwohl (Okt. 1849) die Einleitungen zu einem zu berufenden Reichstag in Erwägung gezogen wurden, traten die beiden Mitglieder des Dreikönigsbundes dem entschieden entgegen, und als man die Wahlen wirklich anordnete, enthielten sie sich der Teilnahme. Ihre Opposition fand an den Verwahrungen Österreichs eine wirksame Ermutigung. Am 20. März 1850 sollte das Parlament der «Union», wie der künftige Bundesstaat in der Additionalakte genannt ward, in Erfurt zusammentreten.

Waren jetzt die äußern Verhältnisse dem Gelingen ungünstig, so trug die innere Lage Preußens gleichfalls nicht dazu bei, für die Union Propaganda zu machen. Die neuen Wahlen, bei denen die Demokratie unbeteiligt geblieben, ergaben eine durchaus konservative Kammer. Die Revision der oktroyierten Verfassung erfolgte im Sinne der Reaktion, genügte aber der Regierung noch nicht; denn sie trat nach vollendeter Revision mit neuen Forderungen hervor (Jan. 1850), die gleichfalls zum größten Teil gewährt wurden. In Mecklenburg stellte sich überdies Preußen in dem Verfassungsstreit auf die feudale Seite. In Kurhessen trat (Febr. 1850) ein folgenschwerer Wechsel ein, da das Märzministerium entlassen und unter dem Präsidium

Hassenpflugs (vom Volke «Hessenfluch» genannt) ein neues Kabinett gebildet wurde, welchem Umschwung die Restaurationstendenzen in Preußen nicht fremd waren. Bevor das Unionsparlament zusammenkam, hatten Bayern, Württemberg und Sachsen in München 27. Febr. einen Vertrag abgeschlossen, welcher eine Direktorialregierung und eine aus den Landständen aller deutschen Staaten gebildete Nationalvertretung mit beschränkten Befugnissen verhieß; auch Österreich zeigte sich dem Entwurf geneigt. Die Mehrheit des in Erfurt versammelten Parlaments bestand teils aus den Anhängern des Bundesstaats, die zu Gotha getagt hatten, teils war sie durch eine Anzahl konservativer preuß. Mitglieder gebildet, die dem Bundesstaate geneigt waren und an deren Spitze Bodelschwingh stand. In beiden Häusern überwog die Ansicht, es sei am zweckmäßigsten, um den Regierungen den Vorwand des Rückzugs zu benehmen, die Vorlagen en bloc anzunehmen und eine Revision des einzelnen folgen zu lassen. Obwohl die Kommission und die Mitglieder des preuß. Ministeriums sich dagegen erklärten, nahm das Parlament (das Volkshaus am 13., das Staatenhaus 17. April) die Verfassung doch im ganzen an und schritt dann zu einer kurzen Revision. Nachdem die Versammlung (29. April) geschlossen war, berief der König von Preußen die Mitglieder des Bundes zu einem Kongreß nach Berlin, der fruchtlos verlief. Man erklärte zwar die Union als zu Recht bestehend und bildete das provisorische Fürstenkollegium, allein im übrigen stockte die Unionssache, während die Gegner sich zum Angriff rüsteten. Sachsen und Hannover waren bereits ausgeschieden, beide Hessen unsicher geworden, während Österreich eine offensivere Haltung annahm, die Suspendierung der Union verlangte, 26. April den «engern Rat» des alten Bundes nach Frankfurt berief und in einem Rundschreiben vom 14. Aug. sämtliche frühern Bundestagsmitglieder einlud, auf den 1. Sept. den Bundestag wieder zu beschicken. In der That trat 1. Sept. das Plenum des Bundestags zusammen, von Österreich, Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, beiden Hessen, Dänemark, Holland, Schaumburg-Lippe, Liechtenstein und Hessen-Homburg beschickt, während Preußen die Rechtmäßigkeit der Wiederherstellung des Bundestags bestritt. Aber Preußen stand fast ganz allein: viele Unionsfürsten folgten dem Rufe Österreichs, und Kaiser Nikolaus von Rußland sprach sich bei einer Zusammenkunft, die im Juni 1850 der Prinz von Preußen und Fürst Schwarzenberg mit ihm in Warschau hatten, für die österr. Pläne aus, welche den russ. Interessen weit mehr entsprachen, als ein unter Preußens Führung stehendes geeinigtes Norddeutschland.

Unterdessen hatten sich die deutschen Angelegenheiten durch die schlesw.-holstein. Sache und durch die Krisis in Kurhessen noch mehr verwickelt. Schleswig-Holstein hatte, nachdem Preußen 2. Juli 1850 mit Dänemark Frieden geschlossen, sich selbst überlassen, den preuß. General von Willisen an die Spitze der Armee berufen und den Krieg gegen Dänemark auf sich allein genommen. Willisen lieferte (25. Juli) bei Idstedt den Dänen eine blutige Schlacht, räumte aber nach tapferm Kampfe dem Feinde das Schlachtfeld, zog sich auf Rendsburg zurück und überließ den Dänen Schleswig. Auch General von der Horst, welcher nun den Oberbefehl übernahm, konnte die verlorene Sache nicht mehr retten. Die auswärtigen Mächte drangen auf eine friedliche Lösung der Verwickelung und unterzeichneten (2. Aug.) zu Gunsten der Integrität der dän. Monarchie das Londoner Protokoll, welchem sich Österreich anschloß. In Kurhessen hatten sich noch bedenklichere Verwickelungen ergeben. Das Ministerium Hassenpflug hatte bei der Kammer den entschiedensten Widerstand gefunden und war deshalb (Juni 1850) zur Auflösung der Ständeversammlung geschritten. Die neue Versammlung, die 22. Aug. eröffnet ward, enthielt nicht Einen Anhänger der Hassenpflugschen Politik; sie weigerte sich, mit Berufung auf die Verfassung, die Forterhebung der Steuern ohne Vorlage des Budgets zu genehmigen. Hassenpflug legte diesen Beschluß als eine Steuerverweigerung aus und löste (2. Sept.) auch diese Kammer auf. Eine Verordnung (4. Sept.) befahl die Forterhebung der Steuern ohne landständische Genehmigung, während Hassenpflug zugleich bei dem Bundestage in Frankfurt auf eine Intervention hinwirkte. Die hess. Beamten weigerten sich, die Maßregel zu vollziehen, und das Ministerium verhängte den Kriegszustand über das Land (7. Sept.). Als auch dessen Ausführung an den Bedenken der Beamten und höhern Offiziere scheiterte, verließ der Kurfürst mit dem Ministerium (13. Sept.) Kassel, indem er seine Residenz nach Wilhelmsbad verlegte. In Frankfurt erwirkte dann Hassenpflug den Beschluß vom 21. Sept., wonach «die Bundesversammlung sich vorbehielt, alle zur Sicherung und Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes erforderlichen Anordnungen zu treffen». Die vom Ministerium erlassenen Ordonnanzen fanden indessen fortgesetzt Widerstand in der richterlichen Unabhängigkeit, und auch ein wiederholter Versuch, durch Generallieutenant von Haynau den Kriegszustand durchführen zu lassen (Oktober), scheiterte an den Offizieren, die in dem Konflikt zwischen ihrem Verfassungseid und den ihnen aufgegebenen Befehlen fast sämtlich ihren Abschied forderten. Kurhessen ward nun das Schlachtfeld, wo der Konflikt zwischen Österreich und Preußen, zwischen Bundestag oder Bundesstaat ausgefochten werden mußte. Anfangs schien es nicht zweifelhaft, welche Stellung Preußen zu der kurhess. Angelegenheit einnehmen werde. Die offiziellen Noten des preuß. Ministeriums (Radowitz hatte 27. Sept. die auswärtigen Angelegenheiten übernommen) wie die halboffiziellen Äußerungen ministerieller Organe ließen erwarten, daß man die kurhess. Verfassung und mit ihr zugleich die Union beschützen werde. Als preuß. Truppen in Kurhessen einrückten, sah man darin nur den Beweis, wie man preußischerseits das Vorgehen der in Frankfurt als Bundestag vereinigten Regierungen gewaltsam zu hindern entschlossen sei.

Damals verständigte sich der Kaiser von Österreich in Bregenz mit den Königen von Bayern und Württemberg, im Notfall durch bewaffnetes Einschreiten in Kurhessen dem restaurierten Bundestage Geltung zu erkämpfen, und in der That setzten sich gleich nachher österr. und bayr. Streitkräfte in Bewegung. Preußen kam auf den unglücklichen Gedanken, den russ. Kaiser als Schiedsrichter anzurufen. Kaiser Franz Joseph nebst Fürst Schwarzenberg, welch letzterer das Wort ausgesprochen hatte: «Il faut avilir la Prusse et après la démolir» (Man muß Preußen erniedrigen und dann zerschmettern), und der preuß. Ministerpräsident Graf Brandenburg kamen in Warschau mit Nikolaus zusammen und

verhandelten 26. bis 28. Okt. über die deutsche Frage. Graf Brandenburg erlitt dort von Nikolaus eine so demütigende Behandlung, daß er krank nach Berlin zurückkam und dort am 6. Nov. starb. Die österr. und bayr. Truppen rückten 1. Nov. 1850 in Hanau ein, eine preuß. Abteilung besetzte Kassel (2. Nov.); ein Konflikt schien unabwendbar. Aber das Programm des Widerstandes, welches Radowitz vorlegte, drang nicht durch, und dieser nahm als Minister seine Entlassung. Sein Nachfolger im Auswärtigen Amte, Freiherr Otto von Manteuffel, begann mit Konzessionen. Zwar kam es (8. Nov.) beim Vorrücken der Exekutionstruppen bei Bronnzell (s. d.), in der Nähe von Fulda, zu einem unbedeutenden Zusammenstoß mit den Preußen, allein man wies die letztern von Berlin aus an, sich zurückzuziehen und nur die Etappenstraßen besetzt zu halten. Dennoch wurde die Mobilmachung der gesamten preuß. Heereskraft (6. Nov.) beschlossen, aber gleich nachher die Union aufgelöst. Als Österreich in einem Ultimatum (25. Nov.) bestimmte Bedingungen stellte, suchte Manteuffel eine persönliche Besprechung mit dem Fürsten Schwarzenberg, die zu Olmütz stattfand und den diplomatischen Sieg der österr. Politik vollendete. Nach der dort getroffenen Verabredung sollte die Regelung der kurhess. und holstein. Sache durch eine gemeinsame Entscheidung aller deutschen Regierungen, d. h. des Bundestags, herbeigeführt werden. Preußen ließ die Exekution in Hessen gewähren und versprach, in Holstein durch einen Kommissar, nötigenfalls mit Waffengewalt, mitzuwirken. Zur Erledigung der Verfassungsfragen sollten alsbald in Dresden Ministerialkonferenzen zusammentreten.

In Hessen ward indessen die Exekution im Sinne des restaurierten Bundestags vollzogen. Das Land wurde mit Exekutionstruppen gefüllt, Richter, Beamte und überhaupt mißliebige Personen durch Zwangseinquartierung bestraft, die verfassungsmäßigen Garantien aufgehoben. Die gesetzliche Justiz ward durch formlose Kriegsgerichte ersetzt und im ganzen ein Zustand begründet, wie er auch in den traurigsten Zeiten deutscher Geschichte kaum ein Seitenstück findet. Im übrigen Deutschland bildeten sich Unterstützungsvereine für die verfolgten hess. Beamten und Offiziere. Das Land selbst wurde drei Vierteljahre durch die Occupation ausgesogen; eine Menge der achtbarsten Personen sahen sich genötigt, ihre Heimat zu verlassen. Auch in Holstein nahm man die Bundesexekution vor, indem man eine neue provisorische Verwaltung einsetzte, das Land entwaffnete, das Heer auflöste. Die entlassenen Offiziere ersetzte man später durch dänische. Eine österr.-preuß. Besatzung besetzte Rendsburg, während das Kronwerk an die Dänen überging und in Schleswig eine harte Beamten- und Militärdiktatur der Dänen die deutsche Bevölkerung heimsuchte. Die Bemühungen, eine definitive Ordnung in den Herzogtümern herzustellen, führte jetzt so wenig wie nachher zu einem leidlichen Ergebnis.

Am 23. Dez. 1850 begannen die **Dresdener Konferenzen**, ohne daß man im Laufe dreier Monate zu einem Ergebnis kam. Von seiten Österreichs und der ihm verbündeten Staaten wurde versucht, eine Exekutive in der Bundesverfassung herzustellen, deren Mitgliederzahl beschränkter, deren Befugnisse jedoch ausgedehnter sein sollten als bisher. Aber weder die Bemühung, die Bundesorgane und ihre Kompetenz im Sinne Österreichs und seiner Verbündeten zu reformieren, noch der Plan, den Eintritt der österr. Gesamtmonarchie durchzusetzen, noch die handelspolit. Projekte führten zu einem definitiven Resultat. So blieb denn nichts übrig, als die Rückkehr zum alten Bundestage, der seit Mai 1851 auch von Preußen und den Unionsstaaten wieder beschickt ward. Der Gesamteintritt Österreichs in den Deutschen Bund wurde zwar nicht ausgeführt, aber die Einsprachen der auswärtigen Mächte dagegen als unberechtigt zurückgewiesen. Auch die beiden östlichen Provinzen Preußens traten wieder aus dem Bunde.

Daß die in Olmütz zwischen Österreich und Preußen getroffenen Verabredungen die Einigkeit beider Mächte nicht wiederhergestellt hatten, gab sich bei vielen Anlässen auch am Bundestage kund. Am meisten Eintracht zeigte sich noch in dem Wetteifer einer reaktionären Politik. Der Bund hob die Grundrechte und die aus diesen abgeleiteten Verfassungsbestimmungen auf. In Österreich wurde die nie ins Leben eingeführte Verfassung vom 4. März 1849 durch die kaiserl. Erlasse vom 26. Aug. 1851 außer Wirksamkeit gesetzt und nur dasjenige beibehalten, was die Centralisierung der Monarchie begünstigte. Ein späteres Statut (Jan. 1852) hob dann die noch übrigen konstitutionellen Formen, die freilich nur auf dem Papier standen, förmlich auf und stellte die absolute Monarchie auch äußerlich wieder her. In Preußen blieb zwar die Verfassung vom 31. Jan. 1850 bestehen, allein die Wiederbelebung der Provinzialstände, die geringe Rücksicht auf die Konsequenzen einzelner Verfassungsbestimmungen, sowie die tiefeingreifenden Pläne einer weitern Revision deuteten an, daß, wenn nicht die volle Rückkehr, doch die Annäherung zur altständischen Monarchie erstrebt ward. In den meisten übrigen Staaten ersetzte man die liberalen Ministerien von 1848 durch reaktionäre, löste die Kammern jener Zeit auf, veränderte die Wahlgesetze oder oktroyierte neue, und die Reaktion entwickelte überall eine ungeduldige und rührige Thätigkeit. Sein merkwürdigstes Probestück legte der wiederhergestellte Bundestag an Kurhessen ab. Im Juli 1851 wurde durch einfache Verordnungen die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit der Staatsdiener aufgehoben, die vormärzliche Verwaltung wiederhergestellt, die Zusammenberufung der Stände bis zur völligen Regulierung der Verfassungsverhältnisse für unzulässig erklärt, die Gerichtsorganisation umgestaltet und schließlich (März 1852) die ganze Verfassung von 1831 samt den Erläuterungen und Abänderungen sowie dem Wahlgesetze von 1849 durch Bundesbeschluß außer Wirksamkeit gesetzt. Dem Kurfürsten blieb es dann überlassen, eine neue Verfassung zu publizieren, was auch im April 1852 geschah. Freilich zeigte sich bald, daß diese Regierung auch mit einer von ihr selbst oktroyierten Verfassung und den unter ihrer Inspiration gewählten Ständen nicht regieren konnte. Bald begannen zwischen dem herrschenden Willkürregiment und der Scheinvertretung, die es sich berufen, neue Konflikte, während Beschränkungen, Verfolgungen und Tendenzprozesse fortdauerten und das Land an Bevölkerung und Wohlstand immer mehr abnahm. Zu der massenhaften Auswanderung, die in den J. 1852—54 ihren Höhepunkt erreichte, stellte Kurhessen ein beträchtliches Kontingent.

Das Seitenstück zu diesem Siege der Restauration bildete der Ausgang der schleswig-hol-

steinischen Verwickelung. Dänemark, sobald ihm die Herzogtümer wieder ausgeliefert worden waren, zeigte sich unnachgiebig. Die beiden deutschen Großmächte erklärten gleichwohl ihre Bereitwilligkeit, sich zufriedenzugeben und sich selbst an einer Garantie der dän. Integrität zu beteiligen, wenn nur die Verhältnisse Holsteins zum Bunde gesetzlich geregelt, Schleswig weder ausdrücklich noch thatsächlich in Dänemark inkorporiert und Provinzialstände in beiden Herzogtümern hergestellt würden. Als dann das neue dän. Gesamtministerium (28. Jan. 1852) zwar die Verbindung der verschiedenen Teile der Monarchie zu einem wohlgeordneten Ganzen und die Herstellung einer gemeinsamen Verfassung als sein Programm verkündigte, im übrigen für Schleswig und Holstein-Lauenburg besondere Ministerien, eine ständische Vertretung mit beschließender Autorität und Gleichberechtigung der deutschen und der dän. Nationalität verhieß, fanden sich Österreich und Preußen damit befriedigt, zogen ihre Truppen heraus und erklärten dem Bundestag, jene dän. Bekanntmachung vom 28. Jan. entspreche nach ihrer Ansicht den Gesetzen und Rechten des Bundes, eine Ansicht, der auch der Bundestag 29. Juli seine Sanktion gab. Indessen hatte die europ. Konferenz zu London, ohne Rücksicht auf die alten Rechte der Herzogtümer und ohne diese selbst zu hören, über Schleswig und Holstein verfügt und in dem Protokoll vom 8. Mai ein neues Erbrecht aufgestellt, das der Glücksburger Linie die Thronfolge zusprach und die Herzogtümer für immer an Dänemark ketten sollte. Zwar nicht der Deutsche Bund, aber Österreich und schließlich auch Preußen hatten zugestimmt. Auch die deutsche Flotte, deren Anfänge die J. 1848 und 1849 geschaffen, wurde der Restaurationspolitik geopfert. Nach langen Beratungen, die nach keiner Richtung zu einer Einigung führten, wurde die Auflösung (März 1852) beschlossen. Einige der größern Schiffe kaufte Preußen, der Rest ward versteigert.

Inzwischen waren auch die handelspolit. Verhältnisse in eine eigentümliche Krisis getreten. Am 7. Sept. 1851 hatte Preußen mit Hannover einen Vertrag abgeschlossen, dem zugleich die übrigen Mitglieder des Steuervereins beitraten. Preußen kündigte nun (Nov. 1851) den Zollverein, aber, wie es zugleich offiziell erklärte, nur um auf den (Frühjahr 1852) nach Berlin einberufenen Zollkonferenzen die Wiederherstellung des Vereins auf erweiterten Grundlagen vorzunehmen. Unterdessen war Österreich aus seiner bisherigen Passivität herausgetreten. Auf dem wirtschaftlichen Gebiete regte sich auch dort das Bedürfnis, das bestehende Prohibitivsystem zu mildern und einen engern Anschluß an die übrigen deutschen Staaten vorzubereiten, ein Streben, welches durch den Eintritt Brucks in das Ministerium einen bedeutenden Vertreter erhielt. Politisch verfolgte das österr. Restaurationsministerium, namentlich Fürst Felix Schwarzenberg, den Gedanken, in Deutschland wieder festern Fuß zu fassen, Preußens alleiniges Übergewicht in der Handelspolitik zu brechen und jener «mitteleuropäischen» Machtstellung Österreichs, die durch die Erfolge in Olmütz und Frankfurt politisch gewonnen schien, in einer engern wirtschaftlichen Verknüpfung eine feste Stütze zu schaffen. Der Versuch, diese Frage am Bundestag zur Entscheidung zu bringen, gelang jedoch nicht, und so berief denn das österr. Ministerium einen Zollkongreß der deutschen Staaten nach Wien (Jan. 1852), an dem, außer Preußen, Hannover und einigen kleinern Staaten, die Mehrzahl der Zollvereinsglieder teilnahm, wobei sie sich verpflichtete, die Annahme der österr. Entwürfe auf den (19. April) in Berlin zu eröffnenden Konferenzen zu vertreten. Eine ähnliche Verabredung, mit dem Anschluß des Steuervereins an den Zollverein gleichzeitig auch eine Annäherung des letztern an Österreich zu begehren, hatten schon vorher (6. April) auf dem Kongreß zu Darmstadt die Regierungen von Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, beiden Hessen und Nassau miteinander getroffen. Eben diese Regierungen, die sog. Darmstädter Koalition, trugen denn auch auf den Berliner Konferenzen darauf an, daß während der Verhandlungen über Erneuerung und Erweiterung des Zollvereins zugleich die Verhandlungen über die in Wien beratenen Entwürfe zu einem Zoll- und Handelsvertrage mit Österreich beraten würden, während Preußen darauf bestand, diese Verhandlungen erst zu beginnen, wenn der Zollverein rekonstituiert sei. Nach fruchtlosen Diskussionen ward die Zollkonferenz (20. Juli) vertagt. Die Koalition pflog nun zu Stuttgart neue Beratungen und übergab auf der wiedereröffneten Konferenz zu Berlin (21. Aug.) die Erklärung, daß sie bereit sei, auf Grund modifizierter Bedingungen dem Vertrage beizutreten, den Preußen mit dem Steuerverein geschlossen, aber daß gleichzeitig mit der Ratifikation ein Zoll- und Handelsvertrag mit Österreich geschlossen werden müsse. Preußen erklärte sich zu letzterm geneigt, jedoch erst nach der Wiederherstellung des Zollvereins; eine Erklärung, der sich Hannover, Braunschweig, Oldenburg und die thüring. Staaten anschlossen. Nachdem die Konferenz abermals vertagt worden und die Koalition (September) in München neue Sonderberatungen gehalten, schien die Verständigung ferner als je. Preußen brach, weil es die verlangten Erklärungen nicht erhalten, die Konferenzen ab. Die Koalition beriet noch einmal in Wien, wo Österreich (30. Okt.) erklärte, den Zerfall des Zollvereins nicht zu wünschen, aber wenn derselbe sich auflöse, einen neuen Zollverband zu knüpfen, der eine Bevölkerung von 48 Mill. umfassen würde. Indessen gab Preußen doch so weit nach, daß es, mit Ausschluß des Prinzips einer Zolleinigung, sich bereit zeigte, über einen Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Österreich in Unterhandlung zu treten. Am 19. Febr. 1853 wurde derselbe dahin abgeschlossen, daß der gegenseitige Verkehr nicht durch Ein-, Aus- oder Durchfuhrverbote gehemmt, dritte Staaten nicht günstiger behandelt werden sollten als die beiden Kontrahenten, und gegenseitige Verkehrserleichterungen eintreten sollten. Die Gültigkeit des Vertrags wurde auf 12 Jahre festgesetzt. Im J. 1860 sollten Kommissarien zusammentreten, um über eine Zolleinigung oder, falls diese noch nicht möglich, über weiter gehende Verkehrserleichterungen und möglichste Annäherung der beiderseitigen Zollkreise zu verhandeln.

Erst durch diesen Vertrag hatte die Annäherung zwischen Österreich und Preußen einen unzweideutigen Ausdruck erhalten. In der innern Politik waren beide bemüht, durch Tendenzprozesse, Preßzwang und bureaukratische Willkür das System einer durchgreifenden Restauration zu begründen. In Österreich war Centralisation und Absolutismus das Ziel der innern Politik, und Italien wie Ungarn sollten sich diesem System unterwerfen. In Preußen

fuhr man fort, an der Verfassung im reaktionären Sinne zu ergänzen und zu revidieren. Die definitive Bildung der Ersten Kammer erfolgte im März 1853 in dem Sinne, daß der König deren Mitglieder mit erblicher Berechtigung oder auf Lebenszeit zu berufen hatte, und die Versammlung selbst sollte nach einer spätern Bestimmung (Febr. 1855) das Herrenhaus, die Zweite Kammer das Haus der Abgeordneten heißen. Das Beispiel der beiden Großstaaten äußerte natürlich seine Wirkung auch auf die übrigen. Als König Ernst August von Hannover (Nov. 1851) starb, berief sein Nachfolger, Georg V., alsbald ein neues Ministerium, und die früher Privilegierten sahen sich durch den Regierungswechsel plötzlich der Erreichung ihrer Wünsche näher gebracht. Daß mit der verfassungsmäßigen Landesvertretung eine Verständigung im Sinne der aristokratischen Ansprüche nicht erzielt werden würde, zeigten die Erfahrungen von 1852 bis 1853; das Einschreiten des Bundestags und die Oktroyierung war also auch hier vorauszusehen. In den süddeutschen Staaten regte sich neben der polit. Reaktion, die in Baden an dem Tendenzprozeß gegen Gervinus (1853) ein charakteristisches Probestück ablegte, zugleich der Anspruch der hierarchischen Gewalten, eine möglichst souveräne Stellung im Staate zu erlangen. Die Revolutionsfurcht der Regierungen, die Meinung, mit kirchlicher Macht sei auch die politische wirksam zu fördern, und die dumpfe Gleichgültigkeit der Bevölkerungen kamen diesem Streben zu statten. So stellten die Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz eine Reihe von Forderungen auf (Dez. 1851), die mit den Befugnissen der Staatsgewalt unverträglich waren, wie selbständige Besetzung der Pfründen, Erziehung, freie Prüfung und Gerichtsbarkeit über den Klerus, Verwaltung des Kirchenvermögens, kirchliche Strafgewalt über Laien u. s. w. Vergebens traten die süddeutschen Regierungen diesem Begehren entgegen. Der Erzbischof von Freiburg protestierte, und die übrigen Bischöfe erklärten es für geboten, die weltlichen Anordnungen als widerkatholisch und widerrechtlich auf das entschiedenste zu bekämpfen.

Diese innern Verwickelungen traten einigermaßen zurück neben den folgenreichen Begebenheiten, die sich gleichzeitig auf dem Gebiete der europ. Politik zutrugen. Schon der Staatsstreich, den Ludwig Napoleon 2. Dez. 1851 in Frankreich vollführte, und die im nächsten Jahre erfolgte Wiederherstellung des Kaisertums gestalteten die europ. Verhältnisse wesentlich anders, als sie seit 1815 geregelt waren. Die Verwickelungen mit Rußland vollendeten den Umschwung, der die Traditionen der Heiligen Allianz vollends beseitigte und der Einwirkung, die bisher die russ. Politik auf die Entwickelung Deutschlands geübt, ein Ziel setzte. Als aus der Differenz über die heiligen Stätten sich ein Konflikt entspann, aus dem später der Orientkrieg (s. d.) hervorging, suchten Österreich und Preußen beschwichtigend einzuwirken und schlossen sich vorsichtig den abmahnenden und vermittelnden Schritten an, auf welche auch Frankreich und England anfangs ihre Thätigkeit beschränkten. Auch die Begegnung des russ. Kaisers mit den Monarchen von Österreich und Preußen in Warschau (Herbst 1853) führten zu keinem andern Ergebnis. Österreich bezeichnete die strikte Neutralität als die Richtschnur seiner Politik, solange nicht die Interessen der eigenen Monarchie bedroht seien, und Preußen wahrte sich die Freiheit der Entschließung, um für den Frieden zu wirken. Noch einmal suchte der Zar wenigstens ein Neutralitätsbündnis mit Österreich und Preußen zu erlangen, das aber als verdeckte Hilfsleistung abgelehnt ward. Österreich war sogar geneigt, falls Preußen teilnehme, eine Konvention mit Frankreich und England abzuschließen. Dies wies man zwar in Berlin zurück, schloß sich aber doch dem Begehren der Westmächte im wesentlichen an und verlangte namentlich die Räumung der Donaufürstentümer durch die Russen. So war die Lage, als (27. und 28. März 1854) Frankreich und England an Rußland den Krieg erklärten.

Die Stimmung im deutschen Volke war weit überwiegend gegen Rußland, die Bruchteile reaktionärer und feudaler Parteien abgerechnet, die im Zaren den Hort ihrer konservativen Interessen erblickten. Sonst kam überall der lange verhaltene Groll über die Stellung zu Tage, welche Rußland seit 40 Jahren den deutschen Dingen gegenüber eingenommen. Man richtete die Aufmerksamkeit namentlich auf Österreich, das unverkennbar der Politik der gegen Rußland Krieg führenden Mächte am nächsten stand; während Preußen, wenn auch mit den Ansprüchen des Zaren nicht einverstanden, doch die Fühlung mit Rußland nicht vollständig preisgeben mochte. In dieser eigentümlichen Lage ward auch dem Deutschen Bunde, im Widerspruch mit den Tendenzen seiner Begründer, die Zumutung gemacht, eine aktive Stellung in der auswärtigen Politik einzunehmen. Preußen schloß 20. April 1854 mit Österreich einen Vertrag, der zunächst nur die gegenseitige Garantie gegen jeden Angriff enthielt und die Hoffnung auf eine friedliche Ausgleichung noch nicht aufgab. Die Aufforderung an den Bund, diesem Vertrage beizutreten, gab der Koalition der Mittel- und Kleinstaaten Anlaß, ähnlich wie in der Zollfrage, sich als dritte Macht geltend zu machen. Doch erfolgte der Beitritt zum österr.-preuß. Vertrage (24. Juli), allein Österreich und Preußen selbst waren in der Deutung des Aprilvertrags nicht ganz gleicher Meinung. Österreich dachte daran, die Mobilmachung der Bundeskontingente zu beantragen; Preußen widerstrebte. Österreich ließ, als Rußland die Donaufürstentümer räumte, dieselben besetzen und schloß sich den vier Punkten vollkommen an, welche damals von den kriegführenden Mächten als unumgängliche Basis jeder Friedensverhandlung bezeichnet wurden. Preußen hielt jenen Akt für bedenklich und wollte sich nicht verpflichten, die vier Punkte Rußland zur Annahme zu empfehlen. Nach lebhaften diplomatischen Erörterungen wurde zwar 26. Nov. 1854 ein Zusatzartikel zu dem Aprilvertrage unterzeichnet, wonach sich beide Mächte verpflichteten, die vier Punkte als Grundlage für künftige Friedensverhandlungen anzuerkennen, und im Fall Österreich in den Donaufürstentümern angegriffen würde, sollte Preußen den Angriff abwehren helfen. Dieser Zusatzartikel ward auch vom Bunde genehmigt, mit Ausnahme Mecklenburgs, dem dafür vom russ. Kabinett eine ausdrückliche Belobung erteilt ward. Allein die Differenz in der Stellung beider Mächte war damit nicht gehoben. Österreich schloß (2. Dez.) ein Bündnis mit den Westmächten, dem Preußen den Beitritt versagte, und suchte (Jan. 1855) am Bunde die Mobilmachung der halben Bundeskontingente und die Wahl des Bundesoberfeldherrn zu betreiben, und als Preußen dem entgegenwirkte, wandte es sich vertraulich

von Bethmann-Hollweg. Das Präsidium übernahm der kath. Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen. Die nun in voller Freiheit vorgenommenen Neuwahlen zum Abgeordnetenhaus ergaben eine große Mehrheit für die Liberalen und reduzierten das reaktionäre und feudale Element auf eine schwache Minderheit. Die Wirkung dieses Wechsels war weithin durch Deutschland zu fühlen. In Bayern endete der mehrjährige Konflikt zwischen Regierung und Volksvertretung mit dem Rücktritt von der Pfordtens und der Modifikation des Ministeriums im liberalen Sinne (9. April 1859).

Die Bedeutung dieser Ereignisse erhöhte sich durch die drohende Wendung der europ. Politik. Der Neujahrsgruß des franz. Kaisers und die Thronrede König Victor Emanuels ließen kaum einen Zweifel, daß sich für Österreich ein kriegerischer Konflikt in Italien vorbereite. Die Versuche, durch diplomatische Unterhandlung dem Bruch vorzubeugen, mißlangen; Österreich verlangte vor allem eine vorgängige Entwaffnung. Das Ultimatum, das es in diesem Sinne 19. April 1859 an Sardinien richtete, ward abgelehnt und damit der Krieg erklärt, der, von Österreich unglücklich gegen die verbündeten Franzosen und Sardinier geführt, in den Friedenspräliminarien von Villafranca (11. Juli) mit der Abtretung der Lombardei außer Mantua endigte. (S. Italienischer Krieg von 1859.) In Deutschland rief der Verlauf dieses Kriegs die mächtigste Bewegung hervor. Sardinien, Frankreich und Österreich bewarben sich um die Unterstützung Preußens. Graf Cavour suchte dasselbe zur Allianz oder wenigstens zur Einhaltung einer wohlwollenden Neutralität zu bewegen. Napoleon sicherte dem Prinz-Regenten die Zustimmung Frankreichs zur Einverleibung Hannovers, Holsteins und Kurhessens in Preußen zu, falls jener Frankreich in dem ital. Krieg unterstütze. Beide Anträge wurden zurückgewiesen mit der Erklärung, daß Preußen bei seiner Politik der freien Hand beharre. Österreich verlangte bei der Absendung des Erzherzogs Albrecht (April 1859) und anderer Unterhändler, daß Preußen seine Armee am Rhein aufstellen und dadurch Napoleon es unmöglich machen solle, zur Unterstützung Sardiniens Truppen nach Italien zu schicken. Dadurch wäre der österr.-italienische Krieg in einen deutsch-französischen übergegangen, jener zur Nebensache, dieser zur Hauptsache geworden und der größte Teil der Kriegslast auf Preußen und das übrige Deutschland gefallen. Preußen war zur Übernahme einer bewaffneten Vermittelung bereit, jedoch nur als durchaus selbständige, nach keiner Seite hin verpflichtete Macht. Der Prinz-Regent gab den Befehl zur Mobilisirung der preuß. Armee, beantragte beim Bundestage die Mobilmachung von vier Armeekorps (Süddeutschland, Sachsen, Hannover), verlangte aber für Preußen den Oberbefehl über sämtliche deutschen Heere und die unbeschränkte Verfügung über dieselben. Darauf ging Österreich nicht ein. Es wollte dem Prinz-Regenten zwar den Oberbefehl überlassen, zugleich aber ihn von den Instruktionen und Befehlen des Bundestags, in welchem Österreich der Mehrheit unbedingt sicher war, abhängig machen. Da dies thatsächlich darauf hinauskam, daß der Prinz-Regent den Krieg als österr. General zu führen hatte, und zwar einen Krieg für Österreichs ital. Interessen, welche den Interessen Deutschlands durchaus fremd waren, so blieb es bei der Mobilmachung, obgleich besonders in Süddeutschland viel Sympathie für die Sache Österreichs und große Kriegslust herrschte. Österreich aber, dessen Heere unter unfähigen Feldherren standen und durch die vereinigten Truppen Frankreichs und Sardiniens bei Magenta und bei Solferino (4. und 24. Juni) schwere Niederlagen erlitten, schloß 11. Juli rasch den Präliminarvertrag von Villafranca und trat lieber die Lombardei an Sardinien ab, als daß es Preußen die selbständige Führung der deutschen Bundesarmee überließ.

Die Schuld des mißlungenen Feldzugs legte der Kaiser von Österreich in einem Manifest seinen «natürlichen Bundesgenossen» bei, was Preußen zu nachdrücklichen Verwahrungen veranlaßte. Tiefer entzweit als vorher standen die beiden Großmächte einander gegenüber, und die Versuche der mittlern und kleinern Staaten, sich als dritte Gruppe dazwischenzustellen, förderten die Verwickelung nur noch mehr. Nur Eins ergab sich aus allen diesen Verhältnissen: die Unzulänglichkeit der Bundesverfassung in jeder einigermaßen ungewöhnlichen Lage. So war es denn auch die bleibende Wirkung des ital. Kriegs, diese Erkenntnis in weite Kreise zu tragen und das schlummernde Interesse an der Reform des Bundes neu zu erwecken. In diesem Sinne traten (17. Juli) zu Eisenach eine Anzahl früherer Parlamentsabgeordneter und Mitglieder der liberalen Partei zusammen, um sich über ein gemeinsames nationales Programm zu verständigen, dessen Grundlage ein deutscher Bundesstaat unter preuß. Führung mit einer parlamentarischen Verfassung sein sollte. Eine zweite Versammlung (14. Aug.) that weitere Schritte in der Richtung, die verschiedenen liberalen Elemente, mit Beseitigung der alten Zerwürfnisse zwischen Demokraten und Konstitutionellen, zu Einer nationalen Partei zu vereinigen. Eine dritte Versammlung zu Frankfurt (16. Sept.) konstituierte dann diese Partei in dem deutschen Nationalverein. Die Aufnahme, welche dieser Schritt bei der preuß. Regierung selbst fand, war kühl und zurückhaltend. Entschlossener zeigte sich dagegen Preußen in einer andern Frage, die zu den traurigen Erbschaften der Restaurationszeit gehörte. Es trat in einer Denkschrift (10. Okt.) für die Wiederherstellung der kurhess. Verfassung von 1831 auf und stellte einen dahin gerichteten Antrag beim Bunde. Wenige Wochen später sprach sich auch die aus den oktroyierten Gesetzen hervorgegangene Zweite Kammer in Kurhessen beinahe einmütig für die Wiederherstellung der rechtmäßigen Verfassung aus und beschloß, sich deshalb an den Bund zu wenden. Hier freilich überwog noch die Tendenz, die oktroyierte Verfassung von 1852 zu retten und diese höchstens durch einzelne Bestandteile der Verfassung von 1831 zu ergänzen. Gegen den in diesem Sinne am Bunde gefaßten Mehrheitsbeschluß legte aber Preußen Verwahrung ein (März 1860), weil er die Kompetenz des Bundes überschreite. Die kurhess. Regierung jedoch, auf diesen Bundesbeschluß gestützt, oktroyierte (30. Mai) eine neue Verfassung und ließ danach Wahlen ausschreiben. Dieselben erfolgten allgemein unter Vorbehalt der Rechtsbeständigkeit der Verfassung von 1831, und auch die im November eröffnete Kammer leistete den Eid nur unter der gleichen Verwahrung und erklärte sich selbst für inkompetent. Die Antwort

war (8. Dez.) die Auflösung. Es ließ sich erwarten, daß der Bund in dieser Frage eine schwere Niederlage erleiden würde, zumal Preußen es bitter empfand, sich auf diese Weise am Bund «majorisiert» zu sehen. Wie in der kurhess. Frage, so sah es sich (Mai) gleichfalls überstimmt in seinen Anträgen auf Reform der Bundeskriegsverfassung, die auf eine Teilung der Leitung zwischen Österreich und Preußen und auf Anschluß der kleinern Kontingente an diese beiden Mächte abzielten. In den einzelnen Ländern und Kammern trat an die Stelle der Gleichgültigkeit der Reaktionsjahre ein regeres Interesse für die nationalen Angelegenheiten. In einigen Ländern, wie in Baden, trat ein völliger Umschwung ein. Dort war das mit Rom geschlossene Konkordat von der Kammer verworfen (März 1860), das Ministerium entlassen und ein liberales aus der Majorität des Landtags gebildet worden, das sich den freisinnigen Fortschritt im Innern und die Förderung der nationalen Interessen als Ziel setzte. Im folgenden Jahre erfolgte die Ablehnung des Konkordats in der württemb. Kammer.

Die auswärtige Lage blieb auch nach dem Ausgange des ital. Kriegs unsicher, und die Sorge vor weitern kriegerischen Konflikten war allgemein. Der von Frankreich begehrte Anschluß von Savoyen und Nizza erweckte in Deutschland alte Sorgen und Antipathien gegenüber einer möglichen Tendenz, an die Überlieferungen Napoleons I. wieder anzuknüpfen. So wurde die von dem franz. Kaiser gewünschte Zusammenkunft mit dem Prinz-Regenten von Preußen zu einer Demonstration deutscher Einigkeit, indem (16. bis 18. Juni 1860) nicht der Prinz-Regent allein, sondern mehrere deutsche Fürsten in Baden-Baden erschienen. Um die Differenzen mit Österreich auszugleichen und namentlich in der Behandlung der kurhess. und holstein. Sache eine Gemeinsamkeit zu erzielen, traf der Prinz-Regent (26. Juli) in Teplitz mit dem Kaiser von Österreich zusammen. Auch die Begegnungen mit der Königin von England in Koblenz (12. Okt.) und mit dem russ. Kaiser in Warschau (Ende Oktober), an welcher auch Kaiser Franz Joseph teilnahm, entsprangen dem Bestreben, durch Verständigungen einem weitern Übergreifen der Napoleonischen Politik zu begegnen. Wenn in allen diesen Fällen Preußen in erster Linie auch die Interessen Deutschlands vertrat, so erklärte sich dies durch die peinliche Lage Österreichs. Die Notwendigkeit, nach den Erfahrungen des Kriegs einen Wechsel im Innern vorzunehmen, war wohl durchgedrungen, aber es brauchte Zeit, bis dieser Wechsel nicht nur Personen, sondern auch die Prinzipien berührte. Gleich nach dem Kriege hatten Bach und Kempen ihre Entlassung erhalten. Rechberg (seit Mai 1859 Buols Nachfolger) war geblieben, Bach durch Goluchowski, Kempen durch Hübner ersetzt worden. Dies genügte jedoch nicht. Vielmehr zeigte sich nach dem Schwinden des Nimbus, welchen das gestürzte System umgeben, allerwärts sehr bald, daß der Staatsbau im Schwanken begriffen, und daß das Mißvergnügen auch die loyalsten Teile der Monarchie ergriffen. Das Protestantenpatent vom 1. Sept. 1859, als ein Gegenschlag gegen die Konkordatspolitik erlassen, erweckte in Ungarn nur das Bestreben, das aufgehobene alte Verfassungsrecht in seinem ganzen Umfang wieder zu erringen. Die Schöpfung eines verstärkten Reichsrats, der periodisch berufen werden sollte (5. März 1860), mit beschränkten Befugnissen in der Gesetzgebung und der Kontrolle des Staatshaushalts, ohne Initiative und ohne Öffentlichkeit, vermochte gleichfalls nicht zu befriedigen. Die einzelnen Konzessionen, womit man Ungarn zu beschwichtigen suchte, erwiesen sich als unzulänglich, und der Widerstand der Ungarn wirkte ermutigend auf die übrigen Länder der Monarchie. Auch die Verhandlungen des verstärkten Reichsrats (Juni bis September) bekundeten das tiefe Mißvergnügen mit den bestehenden Ordnungen und die Unmöglichkeit, mit kleinen Konzessionen abzuhelfen. So erfolgte 20. Okt. 1860 die Verkündigung eines Staatsgrundgesetzes für die gesamte Monarchie und besonderer Statute für die einzelnen Kronländer. Der Reichsrat wurde in seiner Zusammensetzung wie in seiner Kompetenz erweitert, auf den Einheitsstaat in der bisherigen Form verzichtet, die ungar. und siebenbürg. Hofkanzlei und die alte ungar. Komitatsverfassung wiederhergestellt. Aber auch dieser Akt vermochte die Wünsche und Bedürfnisse nicht zu befriedigen, vielmehr erweckten die auf überwiegend feudalen Grundlagen aufgebauten Landesstatute fast allerwärts unverhohlenes Misvergnügen. Da der Versuch als gescheitert zu betrachten war, so trat Goluchowski (Dez. 1860) zurück; sein Nachfolger, Schmerling, erließ 26. Febr. 1861 das «Februarpatent», wodurch für die deutsch-slaw. Länder ein engerer Reichsrat, für die Angelegenheiten des Gesamtreichs ein weiterer, aus zwei Kammern bestehender Reichsrat eingerichtet werden sollte.

Während so Österreich langsam anfing, sich zu reorganisieren, erwuchsen dem liberalen Regiment in Preußen die Schwierigkeiten, an denen es scheitern sollte. Die Umgestaltung der Heeresverfassung war, wie die Vergangenheit lehrte und die Folgezeit bewies, eine unerläßliche Notwendigkeit. Schon Anfang 1860 war daher ein Gesetzentwurf zum Zweck der Militär-Reorganisation an die Kammern gebracht worden, der darauf beruhte, daß zur Erzielung einer höhern Kriegsstärke auch die Friedensstärke erhöht, eine größere Anzahl von Mannschaft zur Fahne einberufen, der Dienst in der Reserve verlängert, der in der Landwehr verkürzt werden sollte. Dieser Plan war des Prinz-Regenten eigenstes Werk; sein bedeutendster Gehilfe dabei war der an Bonins Stelle getretene Kriegsminister von Roon. Die Vorlage war übrigens auf die Voraussetzung gebaut, daß das Herrenhaus der Grundsteuerreform zustimmen werde. Als diese Hoffnung sich nicht erfüllte, brachte die Regierung (Mai 1860) einstweilen den Vorschlag ein, einen außerordentlichen Militärkredit von 9 Mill. Thlrn. zu bewilligen. In diesem Sinne wurde die Forderung bewilligt, worauf das Ministerium sich beeilte, aus dem Reorganisationsplan eine vollendete Thatsache zu machen, was im Juli 1860 der Fall war. In der nächsten Session gelang es, den Widerstand des Herrenhauses in der Grundsteuerfrage zu überwinden, und daraufhin ward der Plan der Heeres-Reorganisation wieder aufgenommen. Das Haus der Abgeordneten bewilligte die Summe mit einigen Abstrichen, jedoch nur als Extraordinarium (Mai 1861). Inzwischen war (2. Jan. 1861) König Friedrich Wilhelm IV. seinen langen und schweren Leiden erlegen, und der Prinz-Regent bestieg als Wilhelm I. den

Thron. In manchem einzelnen Zuge machte sich bald ein schärferes Betonen der königl. Prärogative bemerkbar. Bei der Krönung (Okt. 1861) ward dem Königtum von Gottes Gnaden eine Bedeutung vindiziert, neben der das konstitutionelle Recht des Landes beinahe verschwand. Im Abgeordnetenhause bildete sich eine scharfe Opposition, nachdem sich (Juni) aus der frühern liberalen Partei die «deutsche Fortschrittspartei» gebildet hatte, die den freisinnigen Ausbau der Verfassung, die gesetzliche Verantwortlichkeit der Minister, die Selbstverwaltung in Gemeinde, Kreis und Provinz, die Reform der Ehegesetzgebung, die möglichste Sparsamkeit für den Militäretat und die durchgreifende Umgestaltung des Herrenhauses als preußische, die feste Einigung Deutschlands mit Volksvertretung und einer Centralgewalt in der Hand Preußens als deutsche Forderung in ihr Programm aufnahm. Die Wahlen vom 6. Dez. 1861 gaben der Fortschrittspartei die Mehrheit im Abgeordnetenhause; sowohl die Feudalen als die Altliberalen, aus welch letztern das Ministerium hervorgegangen war, erlitten eine Niederlage.

In den deutschen Angelegenheiten war indessen kein sichtbarer Fortschritt erfolgt. In Kurhessen setzte die Regierung, aller Mahnungen Preußens ungeachtet, ihren Widerstand gegen die rechtmäßige Verfassung fort und ließ dreimal nacheinander Wahlen auf Grund der oktroyierten Ordnungen vornehmen, um dreimal vom Lande die Antwort einer Inkompetenzerklärung zu empfangen. Die Bemühung, die norddeutschen Küstenstaaten zu einer gemeinsamen Flottenschöpfung unter Preußens Leitung zu bewegen und ein gemeinsames Verteidigungssystem für sämtliche deutschen Küstenstaaten aufzustellen, wofür Moltke, Chef des preuß. Generalstabes, dem Bundestag Pläne vorlegte, scheiterte an dem übelwollen Österreichs und an der Mißgunst Hannovers. Wohl aber that Preußen für sich mehr als bisher, um seine maritime Stellung zu verstärken, und auch der Deutsche Nationalverein unterstützte mit Wort und That dies Bestreben. Die Versuche Preußens, sich mit Österreich über die Reform der Bundeskriegsverfassung zu verständigen, schlugen fehl; dagegen schlossen sich Österreich und die Mittelstaaten wieder enger zusammen. Im Okt. 1861 trat der sächs. Minister von Beust mit einem Reformprojekt hervor, worin er vorschlug, den Bundesvorsitz zwischen Österreich und Preußen halbjährlich wechseln zu lassen, den Bundestag auf 47 Mitglieder zu erweitern, von Zeit zu Zeit (nicht periodisch) eine Versammlung von Delegierten der Landesvertretungen (je 30 für Österreich und Preußen, 68 für die übrigen Staaten) zur Ausarbeitung allgemeiner Gesetze zu berufen und eine Exekutive im Sinne der Trias einzurichten. Als nun das österr. Kabinett dagegen hauptsächlich nur das Bedenken erhob, es könne auf sein bleibendes Präsidialrecht nur dann verzichten, wenn dafür sein Gesamtbesitz, auch der außerdeutsche, fest verbürgt würde: sprach sich der preuß. Minister des Auswärtigen, Graf Bernstorff, der im Oktober auf Schleinitz gefolgt war, in einer Depesche an die sächs. Regierung (20. Dez.) im Sinne eines engern Bundesstaats aus, wie er ein Jahrzehnt vorher durch die preuß. Politik erstrebt worden war.

Dies rief in Form identischer Noten (Febr. 1862) einen Protest Österreichs und der Mittelstaaten hervor, worin sie den Bundesstaat als unvereinbar mit dem Wesen des Deutschen Bundes und ein darauf gerichtetes Bündnis als einen Subjektionsvertrag zurückwiesen. Nur Baden und Weimar sprachen sich für die Reform im bundesstaatlichen Sinne aus. Österreich und die Mittelstaaten blieben indes nicht bei der Negation stehen, sondern kamen mit positiven Vorschlägen (August) an den Bund. Es sollten aus den einzelnen Kammern Delegierte nach Frankfurt berufen werden, welchen Gesetzentwürfe über Civilprozeß und Obligationenrecht zur Beratung vorzulegen wären. Die verschiedenen liberalen Fraktionen veranlaßten hierauf (September) den aus Mitgliedern der Kammern und ehemaligen Reichstagsabgeordneten gebildeten Abgeordnetentag in Weimar, der sich gegen solche Vorschläge aussprach; ebenso verhielt sich der Nationalverein ablehnend und wies auf die Reichsverfassung vom März 1849 zurück. Dagegen sammelten sich aus Österreich, den mittlern und kleinern Staaten die großdeutschen Elemente zu einer Parteiversammlung, die 28. und 29. Okt. zu Frankfurt tagte, sich für das Delegiertenprojekt aussprach und zugleich beschloß, als Gegengewicht gegen den Nationalverein eine «großdeutsche» Vereinigung unter dem Namen «Reformverein» zu gründen. Das Verhältnis Österreichs und der Mittelstaaten zu Preußen war nach dem allen ein ziemlich gespanntes, wie sich bald nachher auch bei Behandlung der handelspolit. Frage zeigte. Indes hatte Preußen endlich Österreich vermocht, mit ihm gemeinsam (März 1862) am Bunde die Wiederherstellung der rechtmäßigen Verfassung in Kurhessen zu beantragen, und der Bund nahm auch (10. Mai) diesen Antrag an. Es brauchte übrigens, um den Kurfürsten, welcher den preuß. Spezialgesandten in beleidigender Weise behandelt hatte und keine Genugthuung dafür geben wollte, zum Nachgeben zu bewegen, des Befehls zur Mobilmachung von zwei preuß. Armeekorps. Es wurde ein neues Ministerium berufen und die Verfassung von 1831 publiziert. Als der Kurfürst bald darauf von neuem autokratisch vorging, genügte die Absendung einer neuen Drohnote durch einen preuß. Feldjäger, um den Kurfürsten zu vermögen, die bereits verfügte Entlassung seiner Minister zurückzunehmen und die vertagte Ständeversammlung einzuberufen.

Inzwischen hatte Preußen im Namen des Zollvereins 29. März 1862 einen Handelsvertrag mit Frankreich unterzeichnet, den die preuß. Kammern im August genehmigten. In der Handelspolitik war im Laufe des verflossenen Jahrzehnts ein bedeutungsvoller Umschwung vorgegangen, namentlich seit Frankreich mit dem alten System des Schutzzolls gebrochen und mit England sowie mit den kleinern Nachbarstaaten Verträge auf Grund freisinniger Tarife abgeschlossen hatte. Auch auf Deutschland hatte dieser Umschwung nachhaltigen Einfluß, und die im Zollverein sich lange bekämpfenden Tendenzen des Schutzzolls und Freihandels führten zu einer Wendung im Sinne des letztern. Dahin neigte auch die öffentliche Meinung in einem großen Teile von Deutschland. Auch in andern Zweigen des wirtschaftlichen Gebiets waren einheitliche Reformen im Laufe des letzten Jahrzehnts zu Stande gekommen, wie die Münzkonvention (1856), der Postverein, die Wechselordnung, das Handelsgesetzbuch. Die gewerblichen und volkswirtschaftlichen

Vereine und Versammlungen, der deutsche Handelstag: dies alles waren sprechende Zeugnisse der eingetretenen Veränderung. Der Handelsvertrag vom 29. März gab, trotz seiner Mängel im einzelnen, dem Sieg der freiern Prinzipien einen Ausdruck und näherte den Zollverein der handelspolit. Entwickelung, die das westl. Europa eingeschlagen hatte. Weckte schon dies den heftigen Widerstand der schutzzöllnerischen Richtungen, so bot die polit. Seite noch reichern Stoff zum Hader. Der Vertrag entfernte den Zollverein um einen bedeutenden Schritt von Österreich und schlug die Hoffnungen nieder, die man dort an den Vertrag vom Febr. 1853 geknüpft hatte. Bei der polit. Entzweiung trat jedoch der handelspolit. Gegensatz beinahe in den Hintergrund neben den politischen, dynastischen und selbst konfessionellen Elementen, die sich in den Streit einmischten. Von den Mittelstaaten waren anfangs nur Sachsen und Baden bereit, dem Handelsvertrag mit Frankreich beizutreten. Österreich remonstrierte lebhaft und beantragte (10. Juli) den Gesamteintritt seiner Monarchie in den Zollverein, natürlich auf Grund des bestehenden Tarifs. Bayern und Württemberg lehnten (August) den Beitritt zum Vertrag ab; Hannover schien das Gleiche zu beabsichtigen; Darmstadt und Nassau wiesen, freilich im offenen Gegensatz zu ihrer Volksvertretung, den Vertrag gleichfalls zurück. Der deutsche Handelstag, der im Mai 1861 zum ersten mal in Heidelberg zusammengetreten war und im Okt. 1862 sich zu München versammelte, sprach sich trotz starken österr. und bayr. Zuzugs mit kleiner Majorität für den Vertrag aus, während die großdeutsche Versammlung in Frankfurt a. M. fast einmütig für Ablehnung votierte. Preußen erklärte den opponierenden Regierungen, es werde die Ablehnung des Vertrags zugleich als die Erklärung betrachten, den Zollverein mit Preußen nicht länger fortzusetzen.

Nächst dieser allgemeinen Angelegenheit nahm nichts so sehr die Teilnahme in Anspruch, wie der wegen der Militärfrage in Preußen ausgebrochene Verfassungskonflikt. Ungünstig für die Möglichkeit einer Lösung desselben war der Umstand, daß die Regierung der Kammer keine Aufschlüsse über die Stellung, die sie in der Frage der Bundesreform gegenüber Österreich und dem Deutschen Bunde einnahm und über die Napoleonischen Vergrößerungsprojekte geben konnte und daß die Kammer für Zwecke, die sie nicht kannte, das Militärbudget nicht weiter belasten wollte. Die Regierung hatte dem Beschlusse der letzten Session, die Militärforderung als eine außerordentliche zu bewilligen, eine definitive Deutung gegeben und schien entschlossen, von der einmal begonnenen Umgestaltung nicht mehr abzugehen. Die Frage der Spezialisierung des Budgets gab den Anlaß zu dem Bruche, indem gegen die bestimmte Erklärung des Ministeriums ein darauf bezüglicher Antrag Hagens (6. März 1862) im Abgeordnetenhause angenommen ward. Die Kammer ward (11. März) aufgelöst und (18. März) das Ministerium Auerswald-Schwerin-Patow durch ein konservatives unter dem Prinzen von Hohenlohe ersetzt. Aber die neuen Wahlen verschafften der Fortschrittspartei eine noch stärkere Mehrheit. In der Verhandlung über den Militäretat, die im September stattfand, lehnte das Haus der Abgeordneten das geforderte Militärbudget und damit die Reorganisation mit großer Mehrheit ab. Jetzt ward (23. Sept.) Bismarck (seit 1851 preuß. Gesandter in Frankfurt, seit 1859 in Petersburg, seit Frühjahr 1862 in Paris) in das Ministerium berufen, um 8. Okt. den Vorsitz und die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen. Gleich die ersten Verhandlungen schoben die Aussicht auf eine Ausgleichung noch mehr in die Ferne. Die Regierung suchte sich für ihre Behandlung der Budgetfrage auf die Genehmigung des Herrenhauses zu stützen, die Abgeordneten erklärten aber dessen Beschluß für nichtig. Dies war der letzte Akt vor dem Schlusse der Session (13. Okt. 1862). Die neue Session, 10. Jan. 1863 eröffnet, zeigte die Lage nicht verändert. Zunächst wurde eine Adresse des Abgeordnetenhauses, welche in scharfen Zügen die Beschwerden des Landes rückhaltlos darlegte, vom König persönlich nicht angenommen. Der Konflikt verschärfte sich durch die Debatten über die preuß.-russ. Konvention, über die schlesw.-holstein. Frage und durch den Kompetenzstreit zwischen dem Kriegsminister und dem Kammerpräsidium. Der Schluß der Session erfolgte 27. Mai 1863, ohne daß das Budget erledigt war. Eine Preßordonnanz vom 1. Juni, welche das System der Verwarnungen einführte und die Entscheidung darüber den Verwaltungsbehörden in die Hand legte, und mehrfache Maßregelungen folgten den Abgeordneten nach, während diese selbst in ihren heimischen Bezirken mit Ovationen empfangen wurden. Als die Regierung im Herbst die Kammer aufs neue auflöste, kehrten die Oppositionsparteien in gleicher Stärke zurück.

Die Fortdauer dieser peinlichen Zustände mochte Österreich Mut machen, einen kühnen Schritt in der deutschen Verfassungsfrage zu thun. Der Versuch, eine Delegiertenversammlung einzuberufen zur Beratung von Civilprozeß und Obligationenrecht, war gescheitert; auch der Bundestag hatte den Antrag (22. Jan. 1863) mit kleiner Majorität abgelehnt. Aber eine bittere Spannung namentlich zwischen Österreich und Preußen war geblieben, welcher Bismarcks Unterredungen mit dem österr. Gesandten Grafen Károlyi und seine Cirkulardepesche vom 24. Jan. 1863 einen bezeichnenden Ausdruck gab. So reifte der Plan der österr. Regierung, die Bundesreform in größerm Maßstabe anzugreifen. Anfang Aug. 1863 lud Kaiser Franz Joseph sämtliche Fürsten des Bundes zu einem Kongreß nach Frankfurt, der 17. Aug. wirklich eröffnet ward. Außer einigen Fürsten der Kleinstaaten fehlte vor allen der König von Preußen, der auch wiederholtem Drängen unzugänglich blieb. Der von Österreich vorgelegte Entwurf einer Reformakte stellte an die Spitze des Bundes ein Direktorium von fünf Fürsten, in welchem Österreich den Vorsitz führte, ließ den Bundestag für die Behandlung der laufenden Geschäfte fortbestehen und wollte der Forderung eines deutschen Parlaments durch eine Versammlung von Delegierten der Landtage der einzelnen Staaten entsprechen. War Österreich, wie es der Fall war, der Mittelstaaten sicher, so hatte es sowohl im Direktorium als in der Delegiertenversammlung die Mehrheit und konnte, da über die wichtigsten Fragen, sogar über Krieg und Frieden, mit einfacher Stimmenmehrheit entschieden wurde, über Preußens Kräfte gegen dessen Willen verfügen; Preußen galt dann nicht mehr als Bayern oder ein anderes im

Direktorium vertretenes Königreich. Hatte anfangs der Entschluß zu einer gründlichen Reform in einem großen Teile von Deutschland Freude und Teilnahme erweckt, so mäßigte sich doch diese Stimmung bei genauer Betrachtung des einzelnen. Nicht wenig trug dazu der 21. Aug. gleichfalls in Frankfurt zusammentretende Abgeordnetentag bei, der zwar die Initiative der Regierungen nicht zurückwies, aber in einer eingehenden Kritik des österr. Entwurfs dessen Mängel und Gefahren für die Einheit wie für die Freiheit nachwies. Die Fürstenversammlung wurde 1. Sept. geschlossen und der amendierte Entwurf verkündet; aber bei dem Widerstand Preußens war seine Ausführung eine Unmöglichkeit. In seinem Bericht an den König kritisierte Bismarck das österr. Reformprojekt und stellte folgende Forderungen auf: ein Veto Preußens und Österreichs gegen jeden Bundeskrieg, welcher zur Verteidigung nichtdeutschen Gebiets unternommen werden sollte; die Gleichstellung Preußens mit Österreich hinsichtlich des Vorsitzes und der Leitung des Bundes; eine nicht aus Delegationen der Landtage, sondern eine aus direkten Wahlen nach dem Maßstab der Bevölkerung der einzelnen Staaten hervorgehende Volksvertretung mit reichlicher zugemessenen Befugnissen, als dies bei dem österr. Projekt der Fall war.

Inzwischen gedieh eine große praktische Angelegenheit zur Reife, an der sich die nationale Thatkraft der deutschen Regierungen erproben konnte. Die schlesw.-holstein. Frage war während des verflossenen Jahrzehnts ungelöst geblieben. Dänemark hatte nicht allein die Verabredungen von 1852, für welche es das Londoner Protokoll erlangt, nicht erfüllt, sondern auch namentlich in Schleswig ein System von Gewaltthätigkeiten und Demoralisation gegen die deutsche Bevölkerung ins Werk gesetzt, das jeden Gedanken an Versöhnung ausschloß. Aber auch Holstein mußte seine Rechte und Interessen sowohl durch die Verordnung vom Juni 1854 über die holstein. Angelegenheiten als durch die Gesamtstaatsverfassung vom Okt. 1855 verletzt sehen und sprach es, wiewohl fruchtlos, durch das Organ seiner Ständeversammlung aus. Die beiden deutschen Großmächte, welche die Verabredungen von 1851 und 1852 getroffen, beschwerten sich im Laufe des J. 1856 bei Dänemark über Nichterfüllung der eingegangenen Verpflichtungen. Dänemark strebte, teils durch Ausflüchte die Sache hinzuziehen, teils die auswärtigen Großmächte für sein Interesse zu gewinnen und die Frage als eine europäische hinzustellen. Als indessen Österreich und Preußen die Angelegenheit an den Bund zu bringen drohten, versprach man in Kopenhagen, den holstein. Ständen einen revidierten Verfassungsentwurf vorzulegen, damit sich dieselben frei und ungehindert über die Abgrenzung ihrer ständischen Kompetenz äußern könnten. Die im Aug. 1857 berufene Ständeversammlung vermochte jedoch auf die dän. Vorschläge nicht einzugehen, und so kam die Angelegenheit doch wieder an den Bund. Im Febr. 1858 erklärte der Bundestag, daß er die dän. Verordnungen von 1854 und 1856 nicht als in verfassungsmäßiger Wirksamkeit bestehend anerkenne, auch die Gesamtstaatsverfassung mit den Grundsätzen des Bundesrechts nicht vereinbar finde, überhaupt in den seither erlassenen Gesetzen und Anordnungen die Beachtung der 1851 und 1852 eingegangenen Verpflichtung vermisse. Demgemäß wurde Dänemark aufgefordert, einen Zustand herzustellen, der den Bundesgesetzen und den frühern Zusagen entspreche. Die dän. Regierung suchte teils durch willkürliche Auslegung dem Bundesbeschlusse die Spitze abzubrechen, teils mit neuen Ausflüchten Zeit zu gewinnen, und sah sich hierin durch die matte Haltung der Mehrheit am Bunde einigermaßen unterstützt. Dieselbe wies zwar auf Exekution gegen Dänemark hin, suchte aber sichtlich der Notwendigkeit eines solchen Verfahrens sich zu entziehen. Indem Dänemark (Nov. 1858) die Gesamtstaatsverfassung für Holstein und Lauenburg außer Kraft setzte und einen Teil der angefochtenen Verordnungen aufhob, glaubte es sich mit dem Bunde abgefunden zu haben und erklärte den europ. Mächten, daß es damit an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegangen sei. Der Bund wollte aber den Ausgang der Verhandlung mit den auf Jan. 1859 einberufenen holstein. Ständen abwarten, ehe er weitere Maßregeln ergriff. Die Stände rügten die Verfassungswidrigkeit des Verfahrens gegen Holstein, berührten den Sprachenzwang in Schleswig und die Aufhebung der legislativen und administrativen Verbindung Holsteins und Schleswigs und begehrten Gleichberechtigung und Selbständigkeit für alle Teile der Monarchie. Die Regierung wies die Anträge zurück, erklärte, die Stände hätten ihre Kompetenz überschritten, und schloß die Versammlung. Inzwischen war der Umschwung in Preußen eingetreten, der eine energischere Behandlung der Sache hoffen ließ, und auch im deutschen Volk regte sich wieder ein frischeres Interesse für die Herzogtümer. In Schleswig, dessen Stände im Jan. 1860 zusammentraten, war es trotz aller vieljährigen Mißhandlung nicht gelungen, das deutsche Element zu überwältigen; in der Ständeversammlung überwog dasselbe entschieden. Es wurden Gewaltthätigkeiten des bestehenden Regiments, der rechtlose Zustand, die Auflösung der Verbindung mit Holstein, die nationale Unterdrückung nachdrücklich zur Sprache gebracht und gegen die Einverleibungsgelüste Protest eingelegt. Die Antwort der Regierung bestand in der Auflösung (März) der Versammlung und in gehässigen persönlichen Verfolgungen. Selbst die Unterzeichnung von Petitionen ward mit hohen Geld- und Freiheitsstrafen belegt, das Finanzgesetz für die Gesamtmonarchie ohne ständische Zustimmung in Vollzug gesetzt (Juli). Der Deutsche Bund hatte unterdessen in einem neuen Beschluß (8. März 1860) auf die Erfüllung der Zusagen von 1851 und 1852 gedrungen, und die deutschen Ständeversammlungen, namentlich auch das preuß. Abgeordnetenhaus, erhoben sich nachdrücklich für die Rechte der Herzogtümer. Es schien, als werde es diesmal zu der seit Sommer 1858 drohenden Exekution wirklich kommen. Wenigstens deutete ein Bundesbeschluß vom 7. Febr. 1861 darauf hin, das Exekutionsverfahren wieder aufzunehmen, wenn Dänemark nicht binnen sechs Wochen in vollkommen sichernder Weise den Forderungen des Bundes Genüge leiste. Ehe die Frist ablief, wußte indes Dänemark abermals den aufgehobenen Arm des Bundes aufzuhalten. Es legte den holstein. Ständen den neuen Entwurf einer Gesamtstaatsverfassung und einen Gesetzentwurf über die provisorische Stellung Holsteins zu der Gesamtmonarchie vor. Beide Vorlagen

wurden von den Ständen einstimmig abgelehnt; allein der Bund hatte die Exekution suspendiert.

Die holstein-lauenburg. Angelegenheit, wie sie am Bunde hieß, war allmählich wieder zur schleswig-holsteinischen erwachsen und damit der Kern der Streitfrage wieder berührt worden. Nicht nur die preuß. Kammer, auch das Ministerium hatte die Verhältnisse Schleswigs, ungeachtet der Verwahrungen Dänemarks, in den Kreis der Erörterung gezogen. Wenn die Bundestags-Kompetenz sich auch nur auf die Verhältnisse Holstein-Lauenburgs beschränkte, ward doch in den Erklärungen Österreichs und Preußens nach Kopenhagen seit Ende 1861 nachdrücklich daran erinnert, daß Dänemark in den Verabredungen von 1851 und 1852 auch bestimmte Verpflichtungen in Bezug auf Schleswig und dessen Verbindung mit Holstein eingegangen sei. Ein Versuch, den England damals machte (1862), gerade über Schleswig ein vermittelndes Übereinkommen zu treffen, fand wohl bei Österreich und Preußen Gehör, selbst bei Rußland Unterstützung, aber nicht bei Dänemark. Die Aufrechterhaltung der gemeinsamen Verfassung für das Königreich und Schleswig, hieß es in der Erwiderung, sei eine Frage über Leben und Tod für Dänemark. Wer den Vorgängen in Kopenhagen aufmerksam folgte, konnte nicht daran zweifeln, daß die herrschende Partei in Dänemark zur gewaltsamen Entscheidung hindränge. Die Eiderdänenpartei agitierte wieder lebhafter für die Einverleibung Schleswigs, wiewohl die europ. Großmächte und selbst England dies für unzulässig erklärt hatten. Im dän. Landsthing ward (Jan. 1863) ein Antrag in dieser Richtung gestellt und durch Volksdemonstrationen der Kasinopartei unterstützt. Die Frucht war ein Patent vom 30. März 1863, welches Holstein aus der Gemeinsamkeit mit der Gesamtmonarchie ausschied, das Normalbudget von 1856 zum definitiven erhob und nur für die darüber hinausgehenden Forderungen die Zustimmung der Stände für notwendig erklärte. Dieser Maßregel folgte die Errichtung einer holstein. Landesregierung in Plön; polit. Versammlungen wurden verboten. Gleichwohl regte sich in Holstein und in Schleswig der Widerstand, und Österreich und Preußen legten Protest ein. Der Bund forderte (9. Juli) die dän. Regierung auf, das Patent aufzuheben, widrigenfalls er sich genötigt sehe, das bereits 12. Aug. 1858 eingeleitete Exekutionsverfahren wieder aufzunehmen und in Betreff Schleswigs alle geeigneten Mittel zur Geltendmachung der Rechte desselben in Anwendung zu bringen. Dänemark gab dieser Aufforderung keine Folge. So beschloß denn der Bundestag die Einleitung des Exekutionsverfahrens (1. Okt.), und Dänemark die Einverleibung Schleswigs. Am 13. Nov. 1863 ward die zu diesem Zweck vorgelegte neue Verfassung für Dänemark-Schleswig vom dän. Reichsrat beschlossen und ihre Einführung auf den 1. Jan. 1864 festgesetzt. Für Holstein ward zwar, als künftige Konzession, die ständische Zustimmung zum ganzen Budget versprochen, aber Schleswig sollte auf immer davon getrennt sein. Zwei Tage später starb König Friedrich VII. (15. Nov.), und mit ihm erlosch der Mannsstamm der Königslinie.

In Dänemark bestieg nach dem Londoner Vertrag Christian IX. den Thron, der alsbald die neue Verfassung und damit die Einverleibung Schleswigs proklamieren mußte (18. Nov. 1863). Auf die Herzogtümer erhob aber der bisherige Erbprinz von Augustenburg als Herzog Friedrich VIII. Anspruch. Während sich in Schleswig und in Holstein der Widerspruch gegen die Erbfolge des Londoner Protokolls regte und in Holstein sofort Körperschaften und Einzelne den Eid verweigerten, wurde auch im übrigen Deutschland vom Volk und von Regierungen die Bedeutung des Moments rasch erkannt. Die versammelten Kammern, der Nationalverein, die bedeutendsten Städte sprachen sich sofort für das Recht der Herzogtümer aus. Die thüring. Regierungen, Baden, Braunschweig erkannten den Herzog Friedrich an. München veranlaßte die Rückkehr des in Rom weilenden Königs. In Nürnberg traten (6. Dez.) die Führer der bisher sich bekämpfenden Parteien, Großdeutsche und Anhänger des preuß.-deutschen Bundesstaats, zusammen, um ein gemeinsames Handeln vorzubereiten. Die Regierungen Österreichs und Preußens, jetzt trotz aller Zerwürfnisse plötzlich geeinigt, verhielten sich ihrerseits ablehnend gegen jedes Drängen. Sie erklärten, das Londoner Protokoll nach wie vor anzuerkennen und alles Recht Deutschlands auf Holstein und Schleswig auf die Verabredungen von 1851 und 1852 zu stützen. Damit der Bundestag nicht dem Druck der Agitation nachgebe, wurden in identischen Noten fast drohend die einzelnen Regierungen aufgefordert, lediglich die schon früher beschlossene Exekution ins Werk zu setzen, nicht, wie der Ausschußantrag am Bunde vorschlug, nunmehr Maßregeln «zum Schutz aller Rechte, deren Wahrung dem Deutschen Bunde unter den gegenwärtigen Verhältnissen obliegt, sofort in Vollzug zu setzen». Mit acht gegen sieben Stimmen wurde 7. Dez. 1863 vom Bundestag die Exekution im Sinne Österreichs und Preußens beschlossen. Überall bildeten sich Vereine für Schleswig-Holstein. Am 21. Dez. versammelten sich in Frankfurt gegen 500 Mitglieder deutscher Landesvertretungen und erklärten sich einmütig für die Loslösung der Herzogtümer von Dänemark, für die Nichtigkeit des Londoner Vertrags, den weder die Volksvertretung, noch die Agnaten, noch der Bund anerkannt habe, und für das Erbfolgerecht Herzog Friedrichs VIII. Ein Ausschuß von 36 Mitgliedern, den die Versammlung wählte, sollte den Mittelpunkt der gesetzlichen Thätigkeit des deutschen Volks in dieser Frage bilden. Einen Tag später traten in Hamburg die Mitglieder der holstein. Ständeversammlung zusammen und erklärten sich, mit Ausnahme einer kleinen Minderheit, für die Rechte der Herzogtümer und Herzog Friedrichs. Am 23. Dez. überschritten die Bundestruppen, Sachsen und Hannoveraner, die Grenze Holsteins. Die Exekution diente zunächst dazu, Holstein frei zu machen und überall Demonstrationen für Herzog Friedrich hervorzurufen. Am 30. Dez. traf dieser selbst in Kiel ein. In Preußen ward der Antrag des Abgeordnetenhauses auf Rücktritt vom Londoner Protokoll (27. Dez.) von Bismarck ablehnend beantwortet und wiederholt betont, daß alles Recht Deutschlands auf Schleswig auf den Verabredungen von 1851 und 1852 beruhe. Der preuß. Premierminister erklärte, es handle sich hier nicht um Rechts-, sondern um Machtfragen; der Bund sei hier nicht kompetent, und Preußen könne sich von demselben nicht majorisieren lassen. Die Bewilligung einer Anleihe von 12 Mill. Thlrn. wurde

22. Jan. 1864 vom Abgeordnetenhause abgelehnt. Die geordneten Finanzen Preußens erlaubten der Regierung, auch ohne Kriegsanleihe den Krieg zu führen. Das Ausland ließ inzwischen seine Stimme auch vernehmen. England hatte sich vergebens bemüht, durch die Sendung des Lord Wodehouse wie durch diplomatische Noten den Frieden zu vermitteln. Frankreich, seit Englands Zurückhaltung in der poln. Verwickelung verstimmt, widerstand allen Zumutungen von London aus, benahm den Dänen die Hoffnung auf Hilfe und zeigte sich in seinen diplomatischen Eröffnungen an die deutschen Regierungen den Rechtsansprüchen Deutschlands mehr geneigt als dem «ohnmächtigen Werke» des Londoner Vertrags (Jan. 1864). Am Bunde hatten Österreich und Preußen vor Schluß des Jahres den Antrag gestellt, auf Grund der Vereinbarungen von 1851 und 1852 Schleswig in Pfand zu nehmen. Als am 14. Jan. 1864 der Antrag mit 11 gegen 5 Stimmen abgelehnt war, erklärten die beiden Großmächte, daß sie nun, in Anbetracht ihrer Stellung und der Dringlichkeit der Sache, die Angelegenheit in ihre eigenen Hände nehmen müßten. Das rief zwar Verwahrungen von seiten der Bundesmehrheit hervor, aber die beiden «Vormächte», wie ein wiener Blatt Österreich und Preußen damals nannte, ließen sich dadurch nicht beirren, ihren besondern Weg zu gehen und der Majorisierung durch den Bund thatsächlich entgegenzutreten. Von Dänemark verlangten sie (16. Jan. 1864) die Aufhebung der Novemberverfassung, und falls dieselbe nicht sofort erfolge, war mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen gedroht. Als die Dänen die Forderung ablehnten, rückten die Österreicher und Preußen, ohne sich weiter mit den betreffenden Regierungen oder den Bundeskommissaren zu verständigen, rasch in Holstein vor, um an Stelle der «Exekution» zur «Occupation» zu schreiten. Ein Versuch, die mittlern und kleinern Staaten zu gemeinsamem Verfahren gegen die Eigenmächtigkeit Österreichs und Preußens zu vereinigen, mißlang. Die deshalb (Febr. 1864) in Würzburg gehaltene Beratung hatte keinen praktischen Erfolg.

Inzwischen fand in dem Auftreten Österreichs und Preußens eine folgenreiche Wendung statt. Während noch in der zweiten Hälfte Jan. 1864 der Vorschlag einer Personalunion der Herzogtümer mit Dänemark als Programm der beiden Großmächte aufgestellt ward, überwog seit Ende des Monats der Entschluß zu ernstem kriegerischen Vorgehen, das von selbst alle jene halben Maßregeln beseitigen mußte. Am 30. Jan. verlangte Wrangel, der Oberbefehlshaber der Österreicher und Preußen, die Räumung Schleswigs, welche die Dänen verweigerten. Am 1. Febr. ward sodann die Grenze überschritten und in einem siegreichen Feldzug (s. *Deutsch-Dänischer Krieg von 1864*), den die Londoner Konferenz nicht abzuhalten vermochte (s. unter *Schleswig-Holstein*), Schleswig, Jütland und selbst die Insel Alsen erobert. Es blieb daher Dänemark nichts übrig, als den Frieden zu suchen. Am 15. Juli ward von Österreich und Preußen ein Waffenstillstand gewährt, dem sofort eine Unterhandlung über Friedenspräliminarien folgen sollte. Nachdem dieselbe 26. Juli in Wien eröffnet worden, ward daselbst 1. Aug. ein Vertrag geschlossen, in welchem Dänemark die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an Österreich und Preußen abtrat, und 30. Okt. 1864 der definitive Frieden unterzeichnet. Die Kriegskosten hatten die Herzogtümer an Österreich und Preußen zu zahlen; ihr Anteil an der Staatsschuld war auf 29 Mill. Thlr. dänisch festgesetzt. Das künftige Schicksal der Herzogtümer jedoch lag noch im Dunkel. Während die öffentliche Meinung in Deutschland und den Herzogtümern dem Herzog von Augustenburg zugewandt blieb, hatte sich noch vor dem Ende des Kriegs, auf angebliche alte Rechte und einen russ. Verzicht gestützt, Oldenburg als Prätendent erhoben und seine Ansprüche auch beim Bunde begründet. Neben diesen streitenden Prätendenten trat nun auch das Bemühen Preußens hervor, die Herzogtümer entweder für sich zu erwerben oder wenigstens die unbedingte Verfügung über die Land- und Seemacht der Herzogtümer zu erhalten. Zwischen den beiden Großmächten und den Mittelstaaten blieb das Verhältnis gespannt. Zuerst waren (Juli 1864) in Rendsburg Reibungen mit den Exekutionstruppen entstanden, die Preußen zum Einmarsch bewogen; dann entstand nach dem Friedensabschluß ein neuer Konflikt. Preußen sah die Aufgabe der Exekution als beendigt an und forderte den Rückmarsch der Hannoveraner und Sachsen. Auf der andern Seite wollte man erst einen Bundesbeschluß abwarten. Es kam zu scharfen diplomatischen Erörterungen, die jedoch mit dem raschen Abmarsch der Exekutionstruppen endigten. Die Allianz Österreichs und Preußens, deren Folge die Ohnmacht und Herabdrückung des Bundes war, schien zwar mit Rechbergs Rücktritt (Ende Oktober) und der Ernennung des Grafen Mensdorff zu dessen Nachfolger eine Lockerung zu erfahren, doch war Österreichs Situation nicht so beschaffen, daß es die preuß. Allianz leichthin missen konnte. Seine Stellung in Italien blieb nach wie vor eine gespannte, und auch mit Ungarn war keine Verständigung hergestellt. Die finanzielle Lage ließ noch immer nicht die Herstellung des Gleichgewichts zwischen Einnahmen und Ausgaben absehen, während sich in den innern Reformen mehrfach eine Stockung kundgab. Das Mißbehagen darüber sprach sich denn auch in dem 14. Nov. 1864 eröffneten Reichsrate aus, der die äußere wie die innere Politik einer scharfen Kritik unterzog. Inzwischen pflog Österreich mit Preußen über das Schicksal der Elbherzogtümer Verhandlungen, die sich von Monat zu Monat hinzogen. Preußen sprach (22. Febr. 1865) seine Forderungen für den Fall einer selbständigen Konstituierung der Herzogtümer aus, aber Österreich ging darauf nicht ein. Bald darauf (27. März) stellten, mit Zustimmung Österreichs, Bayern, Sachsen und Großherzogtum Hessen am Bundestage den Antrag, es möge Österreich und Preußen gefallen, Holstein dem Herzog Friedrich von Augustenburg in eigene Verwaltung zu geben und über ihre in Betreff Lauenburgs getroffene Vereinbarung der Bundesversammlung Eröffnung zu machen. Obwohl von Preußen als eine Überschreitung der Befugnis des Bundestags abgewiesen, ward dieser Antrag 6. April 1865 mit neun gegen sechs Stimmen angenommen, blieb aber ohne jede Folge. Am Tage vor der Abstimmung am Bunde (5. April) hatte der preuß. Kriegsminister bei Gelegenheit außerordentlicher Geldforderungen für die Flotte im Abgeordnetenhause die Erklärung gegeben, daß Preußen entschlossen sei, im Besitz des Hafens von Kiel zu bleiben, und daß ein Teil des Geldes zur Begründung und Befestigung des Hafenetablissements in der Kieler Bucht verwendet werden solle.

Diese Erklärung rief von seiten Österreichs, als Mitbesitzers der Herzogtümer, Reklamationen hervor. Die Lage wurde immer verwickelter, und eine gewaltsame Krise schien unvermeidlich, als die Konvention von Gastein (14. Aug.) noch einmal den Ausbruch verhinderte. Danach sollte, unbeschadet der Rechte beider Großmächte auf beide Herzogtümer, Österreich die Regierung in Holstein, Preußen die in Schleswig übernehmen, Kiel Bundeshafen und Rendsburg Bundesfestung werden, Lauenburg aber gegen Zahlung von 2½ Mill. dän. Reichsthalern (1875000 deutsche Vereinsthaler) von Österreich an Preußen abgetreten werden.

Indes hatte Preußen nach wie vor die Fortdauer des innern Konflikts zu beklagen. In der Session von 1863—64 lehnte das Abgeordnetenhaus die Kosten für die Armee-Reorganisation ab, das Herrenhaus verwarf das von jenem aufgestellte Budget und stellte die Regierungsvorlage wieder her; das Abgeordnetenhaus erklärte diesen Beschluß für null und nichtig und beschuldigte die Staatsregierung eines offenen Verfassungsbruches. Der Landtag wurde 25. Jan. 1864 geschlossen, und aufs neue mußte Bismarck ohne verfassungsmäßiges Budget die Regierung leiten. In der folgenden Session (Jan. bis Juni 1865) gab sich zwar auf beiden Seiten das Gefühl kund, daß ein Abschluß des langen Konflikts dringend wünschenswert sei; es blieb jedoch ohne Wirkung, da beide Teile in der Militär- und der Budgetfrage auf ihren frühern Standpunkten verharrten; das Abgeordnetenhaus verwarf unter schärfster Beurteilung der Regierungspolitik (Mai und Juni) die drei hauptsächlichsten Gesetzvorlagen, die Marineanleihe, die Militärnovelle und das Regierungsbudget. Dagegen war es der Regierung gelungen, auf dem handelspolit. Gebiete große und tiefgreifende Erfolge zu erringen. Im J. 1863 schien die Auflösung des Zollvereins bevorzustehen. Bayern und die gleichgesinnten Staaten, namentlich Hannover, Württemberg, die beiden Hessen und Nassau, die im Juni Sonderkonferenzen in München abhielten, wollten erst die Unterhandlung mit Österreich erledigt wissen, ehe sie dem franz. Handelsvertrage zustimmten; Preußen forderte vor allem die Rekonstruierung des Zollvereins. Die Generalkonferenzen des Zollvereins, im Frühjahr zu München, im November zu Berlin gehalten, führten sowenig zu einer Verständigung, wie die Unterhandlungen, die Preußen mit Österreich pflog. Mit den schlesw.-holstein. Erfolgen Preußens bahnte sich aber auch in dieser Frage eine Wendung an. Es gelang ihm, im Laufe des J. 1864 erst Sachsen, die thüring. Staaten, Baden, Kurhessen, Braunschweig, Oldenburg, Frankfurt, dann auch Hannover zu einer Wiederherstellung des Zollvereins auf den neuen Grundlagen zu vereinigen und dadurch endlich auch Bayern, Württemberg, Hessen-Darmstadt und Nassau zu bestimmen, daß sie noch vor der festgestellten Frist (1. Okt.) ihren Beitritt erklärten. Nachdem so der Zollverein rekonstituiert war, wurden mit Frankreich einzelne Modifikationen verabredet und die Einführung der neuen Tarife auf 1. Juli 1865 festgestellt. Nun begannen neue Unterhandlungen mit Österreich, die nach langem Kampfe 11. April 1865 zur Unterzeichnung eines Handelsvertrags zwischen Österreich und dem Zollverein führten, welcher dem frühern Vertrage von 1853 im wesentlichen nachgebildet war. Hieran reihten sich auf den neuen Grundlagen Unterhandlungen des Zollvereins mit den auswärtigen Staaten, die zunächst (Mai 1865) zur Abschließung von Handelsverträgen mit Belgien, England und Italien gediehen. Eine neue wirtschaftliche Epoche war damit für Deutschland angebrochen.

Der durch die Gasteiner Konvention nur mit Mühe beschwichtigte Konflikt loderte schon in den ersten Monaten des J. 1866 mit aller Gewalt wieder auf. Daß der österr. Statthalter in Holstein die offenen Kundgebungen der Bewohner dieses Landes für die Sache «ihres Herzogs Friedrich» duldete, gab Bismarck Veranlassung zu einer sehr gereizten Depesche vom 26. Jan. an die österr. Regierung. Die Antwort des Grafen Mensdorff vom 7. Febr. gab an Entschiedenheit nichts nach. Man sprach gegenseitig bereits offen von dem Bruch der Allianz, und in Berlin wie in Wien wurde die Kriegsfrage erörtert. Beide Teile suchten Bundesgenossen zu gewinnen. Österreich fand sie in den süddeutschen Mittelstaaten, in Hannover, Sachsen und Hessen-Kassel, denen zu Liebe es die Entscheidung der schlesw.-holstein. Sache wieder dem Bunde zuweisen wollte; Preußen hatte, trotz seines Antrags auf Einberufung eines deutschen Parlaments, nur die in seiner Machtsphäre liegenden nord- und mitteldeutschen Kleinstaaten für sich, schloß aber mit Italien am 8. April eine Allianz. Nicht bloß die deutschen Mittelstaaten, sondern auch die auswärtigen Mächte, vor allen Napoleon suchten den Ausbruch des Kriegs zu verhindern. Letzterer unterhandelte im Mai mit Bismarck über den Abschluß eines Defensiv- und Offensivbündnisses zwischen Frankreich und Preußen, dessen Spitze gegen Österreich gerichtet war, und als Bismarck die franz. Vorschläge ablehnte, trat Napoleon mit Österreich in Verhandlungen. So kam es zu der franz.-österr. Proposition vom 9. Juni, wonach Österreich Venetien an Frankreich, beziehungsweise an Italien abtreten und dafür Schlesien erhalten sollte. In seinem Schreiben vom 11. Juni enthüllte Napoleon sodann sein deutsches Programm, das die Rivalität Österreichs und Preußens in Deutschland bestehen ließ, Süddeutschland Frankreich in die Arme trieb und letzterm freie Hand am Rhein und in Italien ließ. Die Einberufung der holstein. Ständeversammlung seitens der österr. Statthalterschaft führte zur Besetzung Holsteins durch die Preußen, zur Verdrängung der österr. Truppen aus Holstein und zur entscheidenden Bundestagssitzung vom 14. Juni, wo der österr. Antrag auf Mobilisierung des Bundesheers gegen Preußen mit neun gegen sechs Stimmen angenommen wurde. Der preuß. Gesandte erklärte infolge dessen den Bundesvertrag für gebrochen und erloschen und legte ein Bundesreformprojekt vor.

Der Krieg begann und führte die Preußen zu raschen, glorreichen Siegen. (S. **Deutscher Krieg von 1866.**) Die Präliminarien von Nikolsburg 26. Juli und der Friede von Prag 23. Aug. machten dem Kriege mit Österreich, die Friedensverträge zu Berlin den Kämpfen mit den süddeutschen Staaten ein Ende. Durch jene verlor Österreich seine Stellung in Deutschland, Preußen bekam freie Hand zu Annexionen und neuen Bundesgestaltungen, die vier süddeutschen Staaten erhielten eine internationale, unabhängige Existenz und die Ermächtigung zur Gründung eines Südbundes, der mit dem Norddeutschen Bunde in

Verbindung treten konnte; die teilweise von Dänen bewohnten nördl. Distrikte Schleswigs sollten durch freie Abstimmung über ihre etwaige Wiedervereinigung mit Dänemark entscheiden dürfen. Die süddeutschen Staaten hatten Kontributionen zu bezahlen, Bayern und Hessen auch kleinere Gebiete abzutreten; Bayern, Württemberg und Baden schlossen vorerst noch geheimgehaltene Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen, worin sie sich verpflichteten, im Kriegsfall ihre Truppen unter preuß. Oberbefehl zu stellen; Hessen-Darmstadt schloß eine Militärkonvention mit Preußen, nahm in die Festung Mainz eine preuß. Besatzung auf und ließ Oberhessen am Norddeutschen Bunde teilnehmen. Die Geneigtheit der süddeutschen Staaten zum Abschluß dieser Bündnisse war die Folge der ihnen von Bismarck gemachten Enthüllungen über Napoleons Kompensationsforderungen. Letzterer, welcher bei den Friedensunterhandlungen seinen Einfluß nicht in dem Grade geltend zu machen vermochte, als er wünschte, und sein deutsches Programm bedeutend überholt sah, hatte 5. Aug. Bismarck einen Vertragsentwurf zuschicken lassen, worin er für Frankreich die Grenzen von 1814, Rheinbayern und Rheinhessen nebst Mainz und Auflösung jeder polit. und militärischen Verbindung Luxemburgs mit Deutschland forderte, jedoch eine abschlägige Antwort erhalten. Die offizielle Auflösung des Deutschen Bundes fand 24. Aug. 1866 in Augsburg statt, wohin sich 14. Juli die Bundesversammlung zurückgezogen hatte.

VII. **Von der Gründung des Norddeutschen Bundes bis zur Errichtung des Deutschen Kaiserreichs** (1866—1871). Für Deutschland brach jetzt eine neue Ära an. Vorerst bestand noch die Teilung zwischen Nord und Süd, indes war dies nur ein vierjähriges Übergangsstadium. Preußen annektierte Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt, Schleswig-Holstein, berief die Bevollmächtigten sämtlicher nördlich vom Main gelegenen Staaten 15. Dez. nach Berlin und vereinbarte mit diesen die neue Verfassung des zu gründenden Norddeutschen Bundes. Darauf wurde dieselbe dem Konstituierenden Reichstag, welcher auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechts und der geheimen Abstimmung gewählt und 24. Febr. 1867 eröffnet worden war, zur Beratung vorgelegt. Der Entwurf wurde mit geringen Abänderungen 16. April vom Reichstag angenommen und am folgenden Tage die Gültigkeit der Verfassung verkündigt. In die starke Hand der Präsidialmacht Preußen wurde durch dieselbe die Leitung des Militärwesens und der Diplomatie gelegt, das Recht der Gesetzgebung zwischen dem Bundesrat, dem Vertreter der einzelnen Staaten, und dem Reichstag, dem Vertreter der einzelnen Volksstämme, geteilt und auf allen Gebieten des staatlichen Lebens den nationalen Bestrebungen freie Bahn geöffnet. Einer engern Verbindung Nord- und Süddeutschlands suchte Napoleon hindernd entgegenzutreten. Um welchen Preis seine Zustimmung zu gewinnen war, sah man aus dem von ihm vorgelegten neuen Vertragsentwurf zu einem Defensiv- und Offensivbündnis zwischen Preußen und Frankreich, wonach Preußen die käufliche Erwerbung Luxemburgs seitens Frankreichs unterstützen und letzterm beistehen sollte, falls Napoleon Belgien erobern wollte. Für diesen Dienst versprach Napoleon die preuß. Annexionen anzuerkennen und der Aufnahme der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund sich nicht zu widersetzen. Dieser 1870 wiederholte Antrag wurde von Bismarck «dilatorisch» behandelt. Napoleon aber, der den durch «Sadówa» (die preuß. Siege von 1866) zur Eifersucht aufgestachelten Franzosen etwas Reelles bieten wollte, schloß 22. März 1867 mit dem König Wilhelm von Holland einen Kaufvertrag über Luxemburg ab. Bevor derselbe ratifiziert war, protestierte Preußen und wandte sich an die Unterzeichner der die polit. Verhältnisse Luxemburgs festsetzenden Verträge von 1839. Die franz. Kriegsdrohungen wurden mit der Veröffentlichung der süddeutschen Allianzverträge (denen Hessen ebenfalls beitrat) beantwortet, und da die Heeresverfassung Frankreichs eine gründliche Verbesserung bedurfte, so war Napoleon einem friedlichen Ausgleich durchaus nicht abgeneigt. Durch die Vermittelung Rußlands kam eine Konferenz zu London zu Stande, und diese unterzeichnete 11. Mai einen Vertrag, wonach Luxemburg als neutraler Staat bei Holland blieb, Preußen sein Garnisonsrecht aufgab, die Festung geschleift wurde, das Land im Zollverein blieb.

Zur weitern Einigung mit den süddeutschen Staaten schloß Bismarck mit diesen den Zollvertrag vom 8. Juli 1867, wodurch die Gesetzgebung über das gesamte Zollwesen durch die Mehrheitsbeschlüsse des Norddeutschen Bundesrats und Reichstags, in welche für diesen Fall die Vertreter Süddeutschlands einzutreten hatten, festgestellt werden sollte. Daß die süddeutsche Bevölkerung für solche Einigungspläne nur teilweise empfänglich war, erhellte aus der Beratung der süddeutschen Landtage über den Allianz- und Zollvereinsvertrag. In Baden und Hessen wurden dieselben ohne Anstand angenommen. In Bayern sträubte sich die Reichsratskammer, in Württemberg die Abgeordnetenkammer. Nur mit Mühe wurde die Annahme der Verträge durchgesetzt. Auch die Einführung der preuß. Heereseinrichtungen fand Schwierigkeiten, obgleich sie eine einfache Konsequenz des Allianzvertrags war. Eine Versammlung der Kriegsminister der vier süddeutschen Staaten in Stuttgart 5. Febr. 1867 war hierfür maßgebend. Doch schloß sich nur Baden, das treu zur nationalen Fahne hielt und dem preuß. General Beyer das Kriegsministerium übertrug, vollständig an das preuß. System an; in Bayern und Württemberg machten die Landtage Schwierigkeiten; Hessen hatte nach Abschluß seiner Militärkonvention keine Wahl mehr. Ebenso konnte sich die süddeutsche Festungskommission nicht zu einer deutschen aufschwingen. Die unter ungeheurer Agitation und Aufregung vollzogenen Zollparlamentswahlen vom Febr. und März 1868 waren ein Maßstab für die polit. Stimmung Süddeutschlands. In Hessen siegte die nationale Partei, in Baden gleichfalls, jedoch mit geringer Mehrheit, in Württemberg wurde infolge der Koalition der Regierung mit Demokraten und Ultramontanen auch nicht ein einziger nationaler Kandidat gewählt, in Bayern errangen die antinationalen Parteien eine bedeutende Mehrheit. Daraus ergab sich von selbst folgendes Programm des Zollparlaments: strenges Festhalten an der Kompetenz, energische und unerbittliche Zurückweisung jedes Antrags auf Ausdehnung derselben, jeder Debatte über rein polit. Gegenstände. Dies hat denn auch die aus Ultramontanen und Demokraten zusammengesetzte «süddeutsche Fraktion» konsequent durchgeführt und in den drei Sessionen des

Zollparlaments, welche 27. April 1868, 3. Juni 1869 und 21. April 1870 eröffnet wurden, sich als den eifersüchtigsten Wächter des Buchstabens des Zollvertrags gezeigt. Weit heftiger noch war der Widerstand in den Landtagen gegen einen engern Anschluß an den Norddeutschen Bund. Die aus Demokraten und Großdeutschen bestehende Mehrheit der württemb. Abgeordnetenkammer forderte im März 1870, nachdem die «Volkspartei» einen Adressensturm organisiert hatte, die Abschaffung des Kriegsdienstgesetzes und agitierte für Einführung eines Milizheeres. Die Folge war ein partieller Ministerwechsel in Württemberg, der aber nicht jener Partei zugute kam. In Bayern errangen bei den Abgeordnetenwahlen von 1869 die Klerikalen die Mehrheit; der Rücktritt des nationalgesinnten Ministerpräsidenten Fürsten Hohenlohe wurde zur Notwendigkeit, und die «Patrioten»-Mehrheit machte den Versuch, das ganze Militärwesen umzugestalten und Milizeinrichtungen einzuführen. Die Kammermehrheit in beiden Ländern hatte bei diesem Bestreben den Zweck, den Allianzvertrag völlig wertlos zu machen, dem Süden vollständige Unabhängigkeit von Preußen zu verschaffen und für die Errichtung eines Südbundes einzutreten. Das umgekehrte Bestreben war in Baden sichtbar, wo man es schmerzlich empfand, daß der Eintritt des Landes in den Norddeutschen Bund aus polit. Gründen noch nicht möglich war. Im Norddeutschen Reichstag nahm die Arbeit an der freiheitlichen und nationalen Entwickelung der Bundesstaaten ihren ungestörten Fortgang. Die Errichtung eines Bundesoberhandelsgerichts in Leipzig, die Einführung eines neuen Strafgesetzbuchs, die Unterstützung des Baues der Gotthardbahn wurden in den Sessionen von 1869 und 1870 beschlossen. Frankreich gegenüber, das die Reorganisation seiner Armee aufs eifrigste betrieb, wurde eine maßvolle, aber entschlossene Sprache geführt. Eine Depesche Bismarcks vom 7. Sept. 1867 wies jede Einmischung in das Verhältnis zwischen Nord- und Süddeutschland aufs bestimmteste zurück, und ein franz. Versuch, die nordschleswig. Frage zu stellen, erhielt die gebührende Antwort. Die Agitationen der depossedierten Fürsten von Hannover und Hessen-Kassel führten zur Beschlagnahme ihres Vermögens.

Die polit. Situation im Sommer 1870 war für die vollständige Lösung der deutschen Frage keine günstige. Das Zollparlament, dessen Thätigkeit auf Beratungen über Handelsverträge und Vereinszolltarife beschränkt blieb, hatte die nationalen Hoffnungen nicht erfüllt, Bayern und Württemberg schienen einer Lossagung von dem Norden näher zu stehen als einem Anschluß an denselben, und die extremen Elemente unter den Antinationalen scheuten sogar eine Verbindung mit Frankreich nicht. Der 1866 so frisch eröffnete Einigungsprozeß war ins Stocken geraten und zu einer raschen Besserung der Verhältnisse nirgends Aussicht. Die das deutsche Nationalgefühl verletzende Weise, mit der das franz. Kabinett die hohenzoll. Frage behandelte, die Kriegserklärung vom 19. Juli und der glorreiche Krieg selbst (s. **Deutsch-Französischer Krieg von 1870 und 1871**) veränderten die Sachlage wie mit einem Schlage, räumten die der Einigung Deutschlands entgegenstehenden Hindernisse weg und führten zum Abschluß der Versailler Verträge. Nachdem das deutsche Volk gesehen hatte, welch große Resultate durch die militärische Einheit Deutschlands unter Preußens Führung errungen wurden, sträubte es sich auch im Süden nicht länger mehr, der polit. Einigung beizustimmen, und forderte den Anschluß an den Norddeutschen Bund. Die feindlichen Parteien in Bayern und Württemberg wagten keinen Widerstand. Die bad. Regierung sprach sich zuerst für den Anschluß Süddeutschlands aus; die bayr. Minister besprachen sich in München mit Delbrück und stellten hohe Forderungen. Die Konferenzen in Versailles, welche Ende Oktober eröffnet wurden, hatten einen günstigern Verlauf. Am 15. Nov. wurde mit Baden und Hessen, am 23. mit Bayern, am 25. (in Berlin) mit Württemberg der Verfassungsvertrag, zugleich auch mit Baden und Württemberg eine Militärkonvention abgeschlossen. Die Reservatrechte, welche Bayern sich ausbedungen hatte, waren erheblich: es behielt seine eigene Diplomatie, die Verwaltung des Heerwesens, der Post, der Telegraphen und Eisenbahnen, besondere Besteuerung des Biers und Branntweins und wollte von den Bundesgesetzen über Heimats- und Niederlassungsverhältnisse nicht berührt werden. Minder wichtig waren die Bestimmungen über den diplomatischen Ausschuß und das Verfassungsveto. Das bayr. Heerwesen hatte sich übrigens den Bestimmungen der Bundeskriegsverfassung gemäß einzurichten und der Bundesfeldherr hatte das Recht der Anordnung der Mobilisierung und der Inspektion des bayr. Kontingents. Die Reservatrechte der drei andern süddeutschen Staaten waren bescheidener ausgefallen. (S. oben **Staatsrechtliches**, S. 223—225.)

So bedauernswert auch einzelne dieser Sonderbestimmungen den Nationalgesinnten erschienen, so glaubten sie doch die Einheit Deutschlands durch solche Konzessionen nicht zu teuer zu erkaufen, hofften auch, durch die gemeinsame parlamentarische Arbeit in der Zukunft manches verbessert oder gemildert zu sehen. In dieser Voraussetzung genehmigten der Norddeutsche Reichstag und die Landtage in Hessen, Baden und Württemberg (wo die antinationale Kammer aufgelöst und durch die Neuwahlen eine nationale Kammer zu Stande gekommen war) die Versailler Verträge. In Bayern wurden dieselben von der Reichsratskammer mit überwiegender Mehrheit 30. Dez., von der Abgeordnetenkammer aber erst 11. Jan. 1871 nach elftägiger Debatte mit 102 gegen 48 Stimmen genehmigt.

VIII. **Von der Errichtung des Deutschen Reichs bis auf die Gegenwart.** Die amtliche Verkündigung der Gründung des «Deutschen Reichs» fand 1. Jan. 1871 statt. Nachdem König Ludwig von Bayern unter Zustimmung sämtlicher deutscher Regierungen dem König von Preußen als dem obersten Regenten des Deutschen Reichs den Titel eines «Deutschen Kaisers» angetragen hatte, erfolgte 18. Jan. im versailler Schloß die feierliche Proklamierung der Kaiserwürde. Es folgten 28. Jan. die Kapitulation von Paris, 26. Febr. die Friedenspräliminarien von Versailles, 10. Mai der definitive Friedensschluß zu Frankfurt a. M. Die Wiedergewinnung von Elsaß und Deutsch-Lothringen mit Straßburg und Metz war eine militärische Notwendigkeit und entsprach den laut ausgesprochenen nationalen Wünschen des deutschen Volks. Nachdem von der Kriegskontribution von 5 Milliarden Frs. die letzte Rate 5. Sept. 1873 abgezahlt worden war, begann die vollständige Räumung der noch occupierten Gebiete Fran

22. Jan. 1864 vom Abgeordnetenhause abgelehnt. Die geordneten Finanzen Preußens erlaubten der Regierung, auch ohne Kriegsanleihe den Krieg zu führen. Das Ausland ließ inzwischen seine Stimme auch vernehmen. England hatte sich vergebens bemüht, durch die Sendung des Lord Wodehouse wie durch diplomatische Noten den Frieden zu vermitteln. Frankreich, seit Englands Zurückhaltung in der poln. Verwickelung verstimmt, widerstand allen Zumutungen von London aus, benahm den Dänen die Hoffnung auf Hilfe und zeigte sich in seinen diplomatischen Eröffnungen an die deutschen Regierungen den Rechtsansprüchen Deutschlands mehr geneigt als dem «ohnmächtigen Werke» des Londoner Vertrags (Jan. 1864). Am Bunde hatten Österreich und Preußen vor Schluß des Jahres den Antrag gestellt, auf Grund der Vereinbarungen von 1851 und 1852 Schleswig in Pfand zu nehmen. Als am 14. Jan. 1864 der Antrag mit 11 gegen 5 Stimmen abgelehnt war, erklärten die beiden Großmächte, daß sie nun, in Anbetracht ihrer Stellung und der Dringlichkeit der Sache, die Angelegenheit in ihre eigenen Hände nehmen müßten. Das rief zwar Verwahrungen von seiten der Bundesmehrheit hervor, aber die beiden «Vormächte», wie ein wiener Blatt Österreich und Preußen damals nannte, ließen sich dadurch nicht beirren, ihren besondern Weg zu gehen und der Majorisierung durch den Bund thatsächlich entgegenzutreten. Von Dänemark verlangten sie (16. Jan. 1864) die Aufhebung der Novemberverfassung, und falls dieselbe nicht sofort erfolge, war mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen gedroht. Als die Dänen die Forderung ablehnten, rückten die Österreicher und Preußen, ohne sich weiter mit den betreffenden Regierungen oder den Bundeskommissaren zu verständigen, rasch in Holstein vor, um an Stelle der «Exekution» zur «Occupation» zu schreiten. Ein Versuch, die mittlern und kleinern Staaten zu gemeinsamem Verfahren gegen die Eigenmächtigkeit Österreichs und Preußens zu vereinigen, mißlang. Die deshalb (Febr. 1864) in Würzburg gehaltene Beratung hatte keinen praktischen Erfolg.

Inzwischen fand in dem Auftreten Österreichs und Preußens eine folgenreiche Wendung statt. Während noch in der zweiten Hälfte Jan. 1864 der Vorschlag einer Personalunion der Herzogtümer mit Dänemark als Programm der beiden Großmächte aufgestellt ward, überwog seit Ende des Monats der Entschluß zu ernstem kriegerischen Vorgehen, das von selbst alle jene halben Maßregeln beseitigen mußte. Am 30. Jan. verlangte Wrangel, der Oberbefehlshaber der Österreicher und Preußen, die Räumung Schleswigs, welche die Dänen verweigerten. Am 1. Febr. ward sodann die Grenze überschritten und in einem siegreichen Feldzug (s. Deutsch-Dänischer Krieg von 1864), den die Londoner Konferenz nicht abzuhalten vermochte (s. unter Schleswig-Holstein), Schleswig, Jütland und selbst die Insel Alsen erobert. Es blieb daher Dänemark nichts übrig, als den Frieden zu suchen. Am 15. Juli ward von Österreich und Preußen ein Waffenstillstand gewährt, dem sofort eine Unterhandlung über Friedenspräliminarien folgen sollte. Nachdem dieselbe 26. Juli in Wien eröffnet worden, ward daselbst 1. Aug. ein Vertrag geschlossen, in welchem Dänemark die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an Österreich und Preußen abtrat, und 30. Okt. 1864 der definitive Frieden unterzeichnet. Die Kriegskosten hatten die Herzogtümer an Österreich und Preußen zu zahlen; ihr Anteil an der Staatsschuld war auf 29 Mill. Thlr. dänisch festgesetzt. Das künftige Schicksal der Herzogtümer jedoch lag noch im Dunkel. Während die öffentliche Meinung in Deutschland und den Herzogtümern dem Herzog von Augustenburg zugewandt blieb, hatte sich noch vor dem Ende des Kriegs, auf angebliche alte Rechte und einen russ. Verzicht gestützt, Oldenburg als Prätendent erhoben und seine Ansprüche auch beim Bunde begründet. Neben diesen streitenden Prätendenten trat nun auch das Bemühen Preußens hervor, die Herzogtümer entweder für sich zu erwerben oder wenigstens die unbedingte Verfügung über die Land- und Seemacht der Herzogtümer zu erhalten. Zwischen den beiden Großmächten und den Mittelstaaten blieb das Verhältnis gespannt. Zuerst waren (Juli 1864) in Rendsburg Reibungen mit den Exekutionstruppen entstanden, die Preußen zum Einmarsch bewogen; dann entstand nach dem Friedensabschluß ein neuer Konflikt. Preußen sah die Aufgabe der Exekution als beendigt an und forderte den Rückmarsch der Hannoveraner und Sachsen. Auf der andern Seite wollte man erst einen Bundesbeschluß abwarten. Es kam zu scharfen diplomatischen Erörterungen, die jedoch mit dem raschen Abmarsch der Exekutionstruppen endigten. Die Allianz Österreichs und Preußens, deren Folge die Ohnmacht und Herabdrückung des Bundes war, schien zwar mit Rechbergs Rücktritt (Ende Oktober) und der Ernennung des Grafen Mensdorff zu dessen Nachfolger eine Lockerung zu erfahren, doch war Österreichs Situation nicht so beschaffen, daß es die preuß. Allianz leichthin missen konnte. Seine Stellung in Italien blieb nach wie vor eine gespannte, und auch mit Ungarn war keine Verständigung hergestellt. Die finanzielle Lage ließ noch immer nicht die Herstellung des Gleichgewichts zwischen Einnahmen und Ausgaben absehen, während sich in den innern Reformen mehrfach eine Stockung kundgab. Das Mißbehagen darüber sprach sich denn auch in dem 14. Nov. 1864 eröffneten Reichsrate aus, der die äußere wie die innere Politik einer scharfen Kritik unterzog. Inzwischen pflog Österreich mit Preußen über das Schicksal der Elbherzogtümer Verhandlungen, die sich von Monat zu Monat hinzogen. Preußen sprach (22. Febr. 1865) seine Forderungen für den Fall einer selbständigen Konstituierung der Herzogtümer aus, aber Österreich ging darauf nicht ein. Bald darauf (27. März) stellten, mit Zustimmung Österreichs, Bayern, Sachsen und Großherzogtum Hessen am Bundestage den Antrag, es möge Österreich und Preußen gefallen, Holstein dem Herzog Friedrich von Augustenburg in eigene Verwaltung zu geben und über ihre in Betreff Lauenburgs getroffene Vereinbarung der Bundesversammlung Eröffnung zu machen. Obwohl von Preußen als eine Überschreitung der Befugnis des Bundestags abgewiesen, ward dieser Antrag 6. April 1865 mit neun gegen sechs Stimmen angenommen, blieb aber ohne jede Folge. Am Tage vor der Abstimmung am Bunde (5. April) hatte der preuß. Kriegsminister bei Gelegenheit außerordentlicher Geldforderungen für die Flotte im Abgeordnetenhause die Erklärung gegeben, daß Preußen entschlossen sei, im Besitz des Hafens von Kiel zu bleiben, und daß ein Teil des Geldes zur Begründung und Befestigung des Hafenetablissements in der Kieler Bucht verwendet werden solle.

ärung rief von seiten Österreichs, als
s der Herzogtümer, Reklamationen her-
Lage wurde immer verwickelter, und eine
e Krise schien unvermeidlich, als die Kon-
n Gastein (14. Aug.) noch einmal den
verhinderte. Danach sollte, unbeschadet
beider Großmächte auf beide Herzog-
erreich die Regierung in Holstein, Preu-
Schleswig übernehmen, Kiel Bundeshafen
burg Bundesfestung werden, Lauenburg
Zahlung von 2½ Mill. dän. Reichs-
875000 deutsche Vereinsthaler) von
n Preußen abgetreten werden.
atte Preußen nach wie vor die Fortdauer
Konflikts zu beklagen. In der Session
–64 lehnte das Abgeordnetenhaus die
die Armee-Reorganisation ab, das Herren-
warf das von jenem aufgestellte Budget
die Regierungsvorlage wieder her; das
tenhaus erklärte diesen Beschluß für null
g und beschuldigte die Staatsregierung
en Verfassungsbruches. Der Landtag
Jan. 1864 geschlossen, und aufs neue
marck ohne verfassungsmäßiges Budget
ung leiten. In der folgenden Session
Juni 1865) gab sich zwar auf beiden Sei-
fühl kund, daß ein Abschluß des langen
dringend wünschenswert sei; es blieb
Wirkung, da beide Teile in der Militär-
dgetfrage auf ihren frühern Standpunk-
rten; das Abgeordnetenhaus verwarf
ffter Beurteilung der Regierungspolitik
Juni) die drei hauptsächlichsten Gesetzvor-
Marineanleihe, die Militärnovelle und
ungsbudget. Dagegen war es der Re-
lungen, auf dem handelspolit. Gebiete
tiefgreifende Erfolge zu erringen. Im
schien die Auflösung des Zollvereins
jen. Bayern und die gleichgesinnten
namentlich Hannover, Württemberg, die
ssen und Nassau, die im Juni Son-
gen in München abhielten, wollten erst
handlung mit Österreich erledigt wissen,
em franz. Handelsvertrage zustimmten;
forderte vor allem die Rekonstruierung
vereins. Die Generalkonferenzen des
s, im Frühjahr zu München, im No-
Berlin gehalten, führten sowenig zu
ändigung, wie die Unterhandlungen, die
it Österreich pflog. Mit den schlesw.-
rfolgen Preußens bahnte sich aber auch
rage eine Wendung an. Es gelang ihm,
des J. 1864 erst Sachsen, die thüring.
Baden, Kurhessen, Braunschweig, Olden-
nkfurt, dann auch Hannover zu einer
tellung des Zollvereins auf den neuen
n zu vereinigen und dadurch endlich auch
Württemberg, Hessen-Darmstadt und
bestimmen, daß sie noch vor der festge-
t (1. Okt.) ihren Beitritt erklärten. Nach-
r Zollverein rekonstituiert war, wurden
reich einzelne Modifikationen verabredet
nführung der neuen Tarife auf 1. Juli
stellt. Nun begannen neue Unterhand-
t Österreich, die nach langem Kampfe
1865 zur Unterzeichnung eines Handels-
wischen Österreich und dem Zollverein
elcher dem frühern Vertrage von 1853 im
n nachgebildet war. Hieran reihten sich
auf den neuen Grundlagen Unterhandlungen des Zollvereins mit den auswärtigen Staaten, die zunächst (Mai 1865) zur Abschließung von Handelsverträgen mit Belgien, England und Italien gediehen. Eine neue wirtschaftliche Epoche war damit für Deutschland angebrochen.

Der durch die Gasteiner Konvention nur mit Mühe beschwichtigte Konflikt loderte schon in den ersten Monaten des J. 1866 mit aller Gewalt wieder auf. Daß der österr. Statthalter in Holstein die offenen Kundgebungen der Bewohner dieses Landes für die Sache «ihres Herzogs Friedrich» duldete, gab Bismarck Veranlassung zu einer sehr gereizten Depesche vom 26. Jan. an die österr. Regierung. Die Antwort des Grafen Mensdorff vom 7. Febr. gab an Entschiedenheit nichts nach. Man sprach gegenseitig bereits offen von dem Bruch der Allianz, und in Berlin wie in Wien wurde die Kriegsfrage erörtert. Beide Teile suchten Bundesgenossen zu gewinnen. Österreich fand sie in den süddeutschen Mittelstaaten, in Hannover, Sachsen und Hessen-Kassel, denen zu Liebe es die Entscheidung der schlesw.-holstein. Sache wieder dem Bunde zuweisen wollte; Preußen hatte, trotz seines Antrags auf Einberufung eines deutschen Parlaments, nur die in seiner Machtsphäre liegenden nord- und mitteldeutschen Kleinstaaten für sich, schloß aber mit Italien am 8. April eine Allianz. Nicht bloß die deutschen Mittelstaaten, sondern auch die auswärtigen Mächte, vor allen Napoleon suchten den Ausbruch des Kriegs zu verhindern. Letzterer unterhandelte im Mai mit Bismarck über den Abschluß eines Defensiv- und Offensivbündnisses zwischen Frankreich und Preußen, dessen Spitze gegen Österreich gerichtet war, und als Bismarck die franz. Vorschläge ablehnte, trat Napoleon mit Österreich in Verhandlungen. So kam es zu der franz.-österr. Proposition vom 9. Juni, wonach Österreich Venetien an Frankreich, beziehungsweise an Italien abtreten und dafür Schlesien erhalten sollte. In seinem Schreiben vom 11. Juni enthüllte Napoleon sodann sein deutsches Programm, das die Rivalität Österreichs und Preußens in Deutschland bestehen ließ, Süddeutschland Frankreich in die Arme trieb und letzterm freie Hand am Rhein und in Italien ließ. Die Einberufung der holstein. Ständeversammlung seitens der österr. Statthalterschaft führte zur Besetzung Holsteins durch die Preußen, zur Verdrängung der österr. Truppen aus Holstein und zur entscheidenden Bundestagssitzung vom 14. Juni, wo der österr. Antrag auf Mobilisierung des Bundesheers gegen Preußen mit neun gegen sechs Stimmen angenommen wurde. Der preuß. Gesandte erklärte infolge dessen den Bundesvertrag für gebrochen und erloschen und legte ein Bundesreformprojekt vor.

Der Krieg begann und führte die Preußen zu raschen, glorreichen Siegen. (S. Deutscher Krieg von 1866.) Die Präliminarien von Nikolsburg 26. Juli und der Friede von Prag 23. Aug. machten dem Kriege mit Österreich, die Friedensverträge zu Berlin den Kämpfen mit den süddeutschen Staaten ein Ende. Durch jene verlor Österreich seine Stellung in Deutschland, Preußen bekam freie Hand zu Annexionen und neuen Bundesgestaltungen, die vier süddeutschen Staaten erhielten eine internationale, unabhängige Existenz und die Ermächtigung zur Gründung eines Südbundes, der mit dem Norddeutschen Bunde in

von Schlözer mit dem Kardinal-Staatssekretär Jacobini in Rom hatte, führten sämtlich, soweit es sich um die eigentliche Streitfrage handelte, zu keinem Resultat. Die päpstl. Kurie verlangte vom Staate die wichtigsten Konzessionen, ohne selbst irgend welchen Preis dafür zu bieten. Nur zur Ernennung von Bistumsverwesern und Bischöfen, welche die preuß. Regierung wünschte, um eine regelmäßige Diöcesanverwaltung wiederherzustellen, bot die Kurie ihre Mitwirkung an, jedoch nur in denjenigen Bistümern, welche durch den Tod ihres geistlichen Hauptes verwaist waren, nicht in denen, welche durch das Absetzungsurteil des Gerichtshofs ihres Bischofs beraubt waren, da sie die Rechtmäßigkeit dieses Gerichtshofs nicht anerkannte. Die Bistümer Trier und Hildesheim wurden 1881, die Bistümer Breslau, Fulda, Osnabrück und Paderborn 1882 mit Bischöfen besetzt.

Es war eine bedenkliche Konzession der preuß. Regierung, daß sie in diesen Fällen den zum Gehorsam gegen die Staatsgesetze verpflichtenden Eid den Bischöfen erließ. Sofort wurde in diesen Diöcesen das Sperrgesetz außer Wirksamkeit gesetzt. Um jedoch zu zeigen, daß sie unter allen Umständen bereit sei, etwaige Mißstände zu beseitigen und besonders dem durch die vielen erledigten Pfarrstellen geschaffenen Notstande abzuhelfen, legte die Regierung 1880 und 1882 dem preuß. Landtage neue Kirchengesetze vor, um sich hinsichtlich der Ausführung der Kirchengesetze und der Wiedereinsetzung der abgesetzten Bischöfe diskretionäre Vollmacht übertragen zu lassen. Kultusminister wurde nach dem Rücktritt Falks, der nach so langen und so heftigen Kämpfen sich nicht für den zu einer Friedensmission geeigneten Mann hielt, seit 13. Juli 1879 von Puttkamer, und als dieser 1881 das Ministerium des Innern übernahm, von Goßler. Das erste Kirchengesetz wurde durch ein zwischen den Konservativen und National-Liberalen abgeschlossenes Kompromiß, in welchem der Bischofsparagraph fallen gelassen wurde, das zweite durch einen zwischen den Konservativen und dem Centrum abgeschlossenes Kompromiß, in welches auch der Bischofsparagraph und die Beseitigung des sog. Kulturexamens aufgenommen wurden, genehmigt. Die Regierung machte von der ihr erteilten Vollmacht, abgesetzte Bischöfe wiedereinsetzen zu dürfen, vorderhand keinen Gebrauch; das mit den Prinzipien der Toleranz und des Anstandes unvereinbare Vorgehen des eben erst eingesetzten Fürstbischofs Herzog von Breslau in der Frage der gemischten Ehen zeigte ihr (1882), daß alles Entgegenkommen gegen die Kurie dem Staate nichts nütze, wenn nicht die unbedingte Unterwerfung ausgesprochen sei. (Vgl. Preußen, Geschichte.)

Einen weitern Kampf hatte die Reichsregierung mit der bald größere Bedeutung gewinnenden Sozialdemokratie zu führen. Nach Niederwerfung der pariser Commune hatte die europ. Sozialdemokratie ihren Vorort von Frankreich nach Deutschland verlegt, bis durch die Amnestie von 1880 die Rückkehr der verurteilten Communarden ermöglicht wurde. Anfangs ausschließlich von Bebel und Liebknecht geleitet, hatte diese Partei zuerst ihre festesten Bollwerke in Berlin und in Sachsen, später in Hamburg und Altona. Im Reichstage von 1871 saßen nur 2 Sozialdemokraten, in dem von 1874 9, in dem von 1877 13, in dem von 1878 9, in dem von 1881 12. Bei den Wahlen von 1877 erhielten sie nahezu eine halbe Million Stimmen. Die Regierung wollte schon 1875 bei der Vorlegung der Strafnovelle durch einen besondern Gesetzesartikel der sozialdemokratischen Agitation Einhalt thun. Aber der Reichstag lehnte 1876 den Artikel ab. Die Liberalen gingen von der Ansicht aus, daß diese Bewegung nur durch das Mittel der Belehrung geregelt und gezügelt werden könne. Die Sozialdemokratie gewann indes immer mehr Boden. Die Folge hiervon waren die Attentate Hödels und Nobilings auf Kaiser Wilhelm 11. Mai und 2. Juni 1878, von welchen das zweite dem Kaiser mehrere Wunden beibrachte. Das nach dem ersten Attentat dem Reichstage sofort vorgelegte Sozialistengesetz wurde 24. Mai abgelehnt. Nach dem zweiten Attentat wurde dem Kronprinzen die Stellvertretung übertragen, der Reichstag aufgelöst und dem neugewählten Reichstag ein neues, präziser abgefaßtes Sozialistengesetz vorgelegt, das 19. Okt. mit einigen Modifikationen angenommen wurde.

Nun wurde gegen die Vereine und die Presse der Sozialdemokraten energisch eingeschritten, der kleine Belagerungszustand über Berlin und dessen Umgebung (später auch über Hamburg, Altona und Leipzig) verhängt und die Agitatoren ausgewiesen. Der Kaiser, welcher inzwischen die Bäder von Teplitz, Gastein, Baden-Baden und Wiesbaden gebraucht hatte, kehrte 5. Dez. nach Berlin zurück und übernahm wieder die Regierung. An die Stelle der offenen Agitation trat nun die geheime Propaganda. Aus dem Auslande, besonders aus Zürich, wo der «Sozialdemokrat» gedruckt wurde, und aus London, wo die von Most redigierte Zeitung «Die Freiheit» erschien, wurden sozialdemokratische Schriften in Deutschland eingeführt. Man sprach zwar von einem gemäßigten und einem extremen Teil, deren Organe die ebengenannten Zeitungen waren; da aber beide Teile nicht auf gesetzlichem, sondern auf revolutionärem Wege ihre Ziele erreichen wollten, so lag der Unterschied mehr in der Form. Das zunächst nur auf drei Jahre genehmigte Sozialistengesetz wurde vom Reichstage 1880 auf weitere drei Jahre verlängert.

Um die Arbeiterbevölkerung, aus welcher hauptsächlich die Sozialdemokratie sich rekrutierte, nicht bloß durch Repressivmaßregeln in Schranken zu halten, sondern auch, soweit es möglich war, in ihrer Not zu unterstützen, legte die Reichsregierung Entwürfe zu einer Steuer- und Zollreform und zu einer Verbesserung der sozialen Gesetzgebung vor. Zunächst handelte es sich darum, dem Reiche durch Schaffung eigener Steuerquellen die finanzielle Selbständigkeit zu verschaffen, die drückenden Matrikularbeiträge überflüssig zu machen und dem daniederliegenden inländischen Verkehr durch Erhöhung der Zölle aufzuhelfen. Der Übergang vom Freihandelssystem zum Schutzzollsystem, das die nordamerik. und franz. Republik bereits angenommen hatten, sollte dadurch angebahnt werden. Die Liberalen, welche in der Bewilligung höherer Einnahmen eine Verminderung ihres Rechts der Bewilligung der Staatsausgaben sahen und teilweise dem Freihandelssystem huldigten, verhielten sich meist negativ zu diesen Vorlagen; die Konservativen dagegen schlossen mit dem Centrum, dessen Mitglieder großenteils in industriellen, also den Schutzzöllen zugeneigten Wahlbezirken gewählt waren, ein Kompromiß und setzten die Annahme des Zolltarifs in einer zwar modifizierten, aber von der Regierung angenommenen Form 12. Juli 1879 durch.

n aber die ärmern Klassen von Steuern
rfreit, einzelne Steuerbeträge den Gemein-
ewiesen und Zuschüsse aus der Reichskasse
iale Zwecke bestimmt werden sollten, so
weitere Hilfsquellen eröffnet werden. Kein
schien der Regierung ausgiebiger und für
nzelnen minder drückend zu sein als das
monopol, von dessen Einführung sie sich,
rechnung der zu zahlenden Entschädigungen,
trag von etwa 160 Mill. Mark versprach.
te diese Frage zuerst dem preuß. Volks-
ftsrat vor, welcher, durch königl. Verord-
m 17. Nov. 1880 ins Leben gerufen, aus
liedern bestand und in drei Sektionen: für
für Gewerbe, für Land- und Forstwirtschaft,
Zuerst hatte diese Sachverständigenver-
ng das Unfallversicherungsgesetz und das
gsgesetz und 1882 den Gesetzentwurf über
abaksmonopol zu begutachten. Wider Er-
lehnte sie 21. März mit 33 gegen 32 Stim-
Monopol ab, sprach sich aber mit 48 gegen
men für eine höhere Besteuerung des Ta-
. Darauf wurde das Tabaksmonopol vom
ge 14. Juni 1882 mit 276 gegen 43 Stim-
worfen. Das Unfallversicherungsgesetz, bei
die am schwierigsten zu lösende Frage war,
ategorie von Arbeitern keine Versicherungs-
ahlen und ob dafür der Landarmenverband,
Einzelstaat, oder das Reich eintreten solle,
m Reichstage 15. Juni 1881 in einer für
rung unannehmbaren Fassung angenom-
halb der Bundesrat dieses Votum nicht be-
Dasselbe wurde in einer neuen Redaction
folgenden Reichstage vorgelegt, kam aber
Beratung. Der Plan der Regierung, den
olkswirtschaftsrat in einen deutschen um-
n, fand bei dem Reichstage keinen Bei-
lehnte die für die Einsetzung eines solchen
forderte Summe zweimal, 10. Juni und
881, ab. Ein großer Erfolg der Thätigkeit
hsregierung war es, daß sie mit den Bevoll-
ten des hamb. Senats 25. Mai 1881 einen
über Hamburgs Anschluß an den Deut-
llverein abschloß, der 15. Juni die Bestäti-
er hamb. Bürgerschaft erhielt. Diesem
gemäß wurde der Eintritt des Zollan-
auf 1. Okt. 1888 festgestellt, der Stadt
ein für die Zwecke des Großhandels und
rtindustrie bestimmter Freihafenbezirk vor-
und zu den durch den Zollanschluß veran-
auten ein Reichsbeitrag von 40 Mill. Mark
t. Diese Summe wurde vom Reichstage
1882 genehmigt. Mit der Hansestadt
die nun von allen deutschen Bundes-
llein noch außerhalb der Zollgrenze stand,
leichfalls Unterhandlungen angeknüpft. Am
1882 fand eine Vertagung des Reichstags
30. Nov. statt.

tellung des Deutschen Reichs zum Aus-
ar nach den Siegen von 1870 und 1871
der Wiederherstellung eines guten Ein-
ns mit Österreich-Ungarn eine sehr gün-
mittelbar nach dem Abschluß der Versailler
wurde 14. Dez. 1870 von Bismarck die
zur Aufrichtung eines Freundschafts-
mit Österreich getroffen. In Ischl und
fand 1871 eine Zusammenkunft des Kai-
lhelm mit Kaiser Franz Joseph statt. Die
g des Grafen Beust und die Ernennung des Grafen Andrássy zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erleichterte die vollständige Versöhnung der Regierungen beider Reiche. Die Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Berlin, 5. bis 11. Sept. 1872, an welcher die Kaiser des Deutschen Reichs, Österreichs und Rußlands nebst ihren leitenden Ministern teilnahmen, bedeutete die Anerkennung des Deutschen Reichs und Kaisertums, die Billigung der deutschen Reichspolitik und das Bestreben der drei Kaiser, in allen großen Fragen der Politik im Einvernehmen miteinander handeln zu wollen. König Victor Emanuel von Italien, welcher 1870 um den Preis der Überlassung Roms bereit gewesen war, den Kaiser Napoleon im Kriege gegen Deutschland zu unterstützen, machte 1873, als er sich durch die klerikal-bourbonische Agitation in Frankreich bedroht sah, von zwei Ministern begleitet, einen Besuch in Wien und in Berlin. Kaiser Wilhelm machte dem Könige 1875 einen Gegenbesuch in Mailand und wurde von der Bevölkerung mit großer Begeisterung aufgenommen.

Das Ansehen und der Einfluß der deutschen Reichsregierung zeigte sich hauptsächlich während der orient. Krisis von 1877/78: in ihren Bemühungen, den Ausbruch eines Kriegs zwischen Rußland und Österreich und zwischen Rußland und England zu verhindern, in ihrem maßvollen und doch entschiedenen Auftreten beim Berliner Kongreß (s. d.) und bei dem nachherigen Konflikt der Pforte mit Montenegro und mit Griechenland, in ihrer bevorzugten Stellung zu Konstantinopel als gesuchtester Ratgeber des Sultans. (S. Osmanisches Reich und Russisch-Türkischer Krieg.)

Rußland sah jedoch das Resultat des Berliner Kongresses als eine Demütigung und als eine Beeinträchtigung seiner Interessen an. Die russ. Presse machte Deutschland die heftigsten Vorwürfe, daß es Rußland zu wenig und Österreich zu sehr unterstützt habe. Starke Truppenansammlungen an der preuß.-russ. Grenze, die deutschfeindliche Haltung der Minister Gortschakow und Miljutin, der lebhafte Verkehr hervorragender Russen mit franz. Staatsmännern: alles dies deutete darauf hin, daß eine russ.-franz. Allianz, deren Spitze gegen Deutschland gerichtet war, geplant wurde. Um Deutschland gegen die Möglichkeit, nach zwei Seiten hin zugleich Front machen zu müssen, sicherzustellen, verhandelte Bismarck im Sept. 1879 in Gastein und Wien mit dem Grafen Andrássy und dessen Nachfolger, Baron Haymerle, über den Abschluß eines Defensivbündnisses zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn, und beide Kaiser unterzeichneten den Vertrag. Dadurch wurde der 1872 in Berlin zwar nicht formell, aber faktisch geschlossene Drei-Kaiser-Bund in einen Zwei-Kaiser-Bund umgewandelt, dessen entschiedener Ernst sowohl in Rußland als in Frankreich erkannt wurde.

Seitdem herrschte in allen Phasen der orient. Krisis, vom montenegr. bis zum ägypt. Konflikt, das innigste Zusammengehen zwischen Deutschland und Österreich. Nach der Ermordung des russ. Kaisers Alexander II. suchte dessen Sohn und Nachfolger, Alexander III., trotz der fortwährenden Aufreizungen des Panslawismus, die Freundschaft des alten Bundesgenossen auf. Die Zusammenkunft, welche er 9. Sept. 1881 mit dem Kaiser Wilhelm in Danzig hatte, und die Konferenzen, welche dort die russ. Staatsmänner mit Bismarck hielten, w
ren deutliche Symptome der Friedens- und Allia

bedürftigkeit des im Innern schwer erschütterten russ. Staats. Die Anziehungskraft der deutschen Politik war eine so starke, daß sogar König Christian von Dänemark, obgleich die 11. Okt. 1878 zwischen Deutschland und Österreich abgeschlossene Konvention ihm auch die letzte Hoffnung auf Wiedergewinnung Nordschleswigs benahm, den seit seiner Thronbesteigung von ihm gemiedenen berliner Hof 1879 besuchte, und daß König Oskar II. von Schweden, dessen Bruder und Vorgänger, Karl XV., seinen franz. Sympathien 1870 offenen Ausdruck gegeben hatte, sofort nach der Übernahme des Thrones freundschaftliche Beziehungen zum deutschen Kaiserhause einleitete und bei einem Besuche in Berlin 1875 die wärmsten Wünsche für die Einigkeit Deutschlands und Schwedens aussprach. Wo nur deutsche Interessen beeinträchtigt oder bedroht wurden, zeigte die Reichsregierung ihren Sinn für nationale Pflicht und Ehre. Die Erschießung des 1874 in der Schlacht bei Estella gefangenen preuß. Hauptmanns a. D. Albert Schmidt, welche auf Befehl des span. Prätendenten Don Carlos erfolgte, beantwortete sie durch eine mahnende Note an die die Karlisten begünstigende franz. Regierung und durch ein Rundschreiben an die Großmächte, das die Anerkennung der gesetzmäßigen Regierung des Marschalls Serrano bezweckte; für die Ermordung des deutschen Konsuls in Salonichi 1876, für das auf den deutschen Konsul in Nicaragua gemachte Attentat 1878, für die Mißhandlung und Plünderung deutscher Schiffbrüchiger an der liberischen Küste 1881 verschaffte sie sich durch Absendung von Kriegsschiffen volle Genugthuung. Die belg. (klerikale) Regierung, welche die Aufreizungen der bischöfl. Hirtenbriefe gegen die deutsche Regierung duldete und das von dem Kesselschmied Duchesne gegen Bismarck geplante Attentat ungeahndet ließ, wurde an ihre internationalen Pflichten erinnert.

Mit Frankreich wurde 1871 der diplomatische Verkehr wiederhergestellt. Deutschland suchte jede Hervorrufung eines Konflikts zu vermeiden, hielt sich reserviert, gab aber bei etwaiger Gelegenheit zu verstehen, daß es einem neuen Kampfe nicht ausweichen werde. Die Ermordung zweier deutscher Soldaten durch franz. Bürger, die Freisprechung der Mörder durch die Geschworenen von Melun und von Paris, die Weigerung der franz. Regierung, die Mörder auszuliefern, beantwortete die deutsche Reichsregierung mit der Note vom 7. Dez. 1871, welche eine Drohung mit scharfen Repressalien enthielt, mit der Verhängung des Belagerungszustandes über sämtliche von den deutschen Truppen besetzten Departements und mit der standrechtlichen Erschießung zweier Franzosen, welche einen deutschen Soldaten ermordet hatten. Maßlos waren die Angriffe, welche franz. Bischöfe 1873 in ihren Hirtenbriefen auf die Person und die Regierung des Kaisers sich erlaubten. Die franz. Regierung wurde in einer Note aufmerksam darauf gemacht, daß die franz. Gesetze zur Bestrafung solcher Vergehen vollständig ausreichten, und daß, falls keine Bestrafung erfolge, die Regierung sich zum Mitschuldigen der Bischöfe mache. Das klerikal-monarchische Regiment unter der Präsidentschaft Mac-Mahons erschien der Reichsregierung so sehr den Frieden bedrohend, daß sie in einem Rundschreiben erklärte, sie werde, falls der Zusammenstoß unvermeidlich sei, den Zeitpunkt, welcher für Frankreich je nach dem Stande seiner militärischen Rüstungen zum Losschlagen der passendste sei, nicht erst abwarten. Das Vorgehen Frankreichs in Tunis 1881 wurde von Deutschland, das die franz. Gloiresucht gern anderswo beschäftigt sah, unterstützt. Die gewaltigen militärischen Rüstungen Frankreichs, die mannigfachen Kundgebungen eines unversöhnlichen Hasses, die Revanchereden offizieller Personen (Kammerpräsident Gambetta in Cherbourg) nötigten, zumal da auch Rußland seine Armee ungeheuer vermehrte, die deutsche Reichsregierung, nicht bloß beständig die Hand am Schwert zu halten, sondern auch das Reichsheer qualitativ und quantitativ zu verstärken. Bei der Vorlegung des neuen Reichsmilitärgesetzes, das vom 1. April 1881 bis zum 31. März 1888 Geltung hat, verlangte die Reichsregierung eine Vermehrung der Friedensstärke um etwa 25 000 und der Kriegsstärke um etwa 80 000 Mann. Dadurch wurde die bisherige Friedenspräsenzstärke von 401 659 auf 427 250 Mann erhöht und die Infanterie in 503 Bataillone, die Feldartillerie in 340 Batterien, die Fußartillerie in 31 Bataillone, die Pioniere in 19 Bataillone formiert. Die Vorlage wurde vom Reichstage 16. April 1880 genehmigt.

Die polit. Situation war Anfang 1883 folgende: in der auswärtigen Politik hatte die Reichsregierung das größte Ansehen und den größten Einfluß unter allen Großmächten Europas; in der innern Politik sah sie sich in ihren wirtschaftlichen Bestrebungen durch den Ausfall der Wahlen von 1881 gehemmt und in ihren Versuchen zur Herstellung des kirchlichen Friedens durch die unversöhnliche Haltung der ans Herrschen gewöhnten Kurie und des Centrums so wenig begünstigt, daß ein Zusammengehen der Regierung mit den Konservativen und den gemäßigten Liberalen und ein Stillstand der neuen Steuerpolitik für das Wahrscheinlichste galt. Daß übrigens die deutsche Industrie in den letzten Jahren zu einer bedeutenden Höhe sich aufschwang und neue Absatzgebiete sich schuf, darüber klagten am meisten die aus denselben verdrängten franz. Industriellen.

Der am 30. Nov. 1882 wieder zusammengetretene Reichstag verbesserte in dritter Lesung seine Abstimmung vom 16. Juni. Der Antrag der elsaß-lothring. Abgeordneten, wonach der Präsident des elsaß-lothring. Landesausschusses den der deutschen Sprache unkundigen Mitgliedern desselben den Gebrauch der franz. Sprache ausnahmsweise sollte gestatten dürfen, wurde, nachdem er 16. Juni in zweiter Lesung mit schwacher Mehrheit angenommen worden war, 30. Nov. mit 153 gegen 119 Stimmen abgelehnt. Der von württemb. Demokraten unterstützte sozialdemokratische Antrag, wonach der Reichstag erklären sollte, daß er die Motive zu der vom Bundesrat beschlossenen Verlängerung des sog. kleinen Belagerungszustandes über Berlin, Leipzig, Hamburg-Altona nicht als eine ausreichende Begründung dieser Maßregel erkennen könne, wurde vom Reichstag 14. Dez. mit großer Mehrheit abgelehnt. Der sozialdemokratische Antrag (Liebknecht), wonach sämtliche Ausnahmegesetze (Jesuitengesetz, Gesetz über Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern, Sozialistengesetz, elsaß-lothring. Diktaturparagraph) aufgehoben werden sollten, wurde 11. Jan. 1883 durch die Annahme des Antrags Lipke, über den gestellten Antrag zur Tagesordnung überzugehen, beseitigt. Die Beratung des Etats, wobei der Militäretat viele Streichungen erfuhr, wurde vor

ermaligen Vertagung des Reichstags (vom
br. bis 3. April) erledigt. Die Regierung hatte
tats, für 1883/84 und für 1884/85, vorgelegt,
r Reichstag lehnte 11. Dez. 1882 das Eingehen
n letztern mit 224 gegen 48 Stimmen ab. Die
n Überschwemmungen im Stromgebiete des
s, durch welche ausgedehnte Landstriche ver-
, ganze Dörfer zerstört, viele Menschenleben
tet wurden, erweckten die werkthätige Teil-
nicht bloß Deutschlands, sondern besonders
r in Amerika wohnenden Deutschen. Fürst
rck kündigte 9. Jan. 1883 im Reichstage an,
r Kaiser auf dessen Bericht zur Linderung
genblicklichen Notstandes aus seinem Dis-
nsfonds bei der Reichshauptkasse 600000
bewilligt habe. Davon wurden, auf Grund
zwischen dem Reichskanzler und einigen
tagsabgeordneten veranstalteten Besprechung,
ssen, Pfalz und Preußen je 100000 Mark,
saß, Baden und Bayern je 40000, für
mberg 20000 Mark bestimmt, schon am
en Tage an die Centralunterstützungsstellen
ortigen Verteilung abgesandt und der Rest
serve zurückbehalten, um binnen wenigen
gleichfalls verteilt zu werden. Für die
dlungen der Reichsregierung mit der päpstl.
war das vom Reichskanzler gegengezeichnete
ben des Kaisers vom 22. Dez. 1882 an
Leo XIII. von hervorragender Bedeutung.
lbe war die Antwort auf ein päpstl. Schreiben
. Dez. und gipfelte in dem Ausdruck der Er-
ng, daß der Papst das seitherige Entgegen-
n der Reichsregierung, welches die Wieder-
g der Mehrzahl der Bischofssitze ermöglicht
durch eine entsprechende Annäherung er-
werde; als eine solche wurde die Anerken-
r Anzeigepflicht seitens des Papstes und der
bezeichnet und für den Fall der Gewährung
Konzession eine weitere, die Aufhebung der
tze bezweckende Vorlage an den preuß. Land-
Aussicht gestellt. In der vom 30. Jan.
atierten Erwiderung Leos XIII. auf die Ant-
des Kaisers erklärte sich der Papst in Betreff
nzeigepflicht bereit, den Bischöfen zu gestatten,
gierung diejenigen Personen zu notifizieren,
zu Pfarrern der Parochien ernannt werden
; gleichzeitig verlangte er jedoch von der Re-
eine Milderung der Maßregeln, welche die
ung der geistlichen Macht und des geistlichen
sowie den Unterricht und die Ausbildung
rus verhinderten. Die bereits am 18. Febr.
nde Entgegnung des Kaisers hielt an dem
unkte des Schreibens vom 22. Dez. fest und
ellt davon, daß die Erfüllung der Anzeige-
auch nach röm. Ansicht den Grundsätzen der
nicht widerspreche. (S. Preußen.)
Feier der Silbernen Hochzeit des deutschen
inzenpaares, welche 25. Jan. 1883 unter
Teilnahme des ganzen Reiches stattfinden
wurde durch den am 21. Jan. erfolgten Tod
inzen Karl, des noch einzig lebenden Bruders
aisers, gestört, daher sie nur im stillen
enkreise begangen wurde, während die
Feier, nach der Anordnung des Kaisers,
br. stattfand. Die Ernennung des Grafen
zum Staatssekretär des Auswärtigen,
Stelle derselbe bereits seit einem Jahre pro-
h bekleidet hatte, erfolgte 13. Okt. 1882.
achfolger als Botschafter in Konstantinopel,
von Radowitz, überreichte 14. Nov. dem Sultan
seine Beglaubigungsschreiben.

Die auswärtige Politik des Deutschen Reichs hatte sich im J. 1882 hauptsächlich nach drei Richtungen zu entfalten: nach dem Orient, nach Rußland und nach Frankreich. In der orient. Frage, welche ihre Spitze in der ägypt. Krisis fand, stellte sich, gegenüber den Bestrebungen der Ministerien Gambettas und Freycinets, eine ausschließlich westmächtliche Aktion herbeizuführen, Ägypten gemeinschaftlich zu besetzen und den dominierenden Einfluß der Westmächte dort zu befestigen, die deutsche Reichsregierung auf den Standpunkt einer europ. Aktion oder vielmehr auf den eines europ. Mandats, das nicht den Westmächten, sondern dem gesetzmäßigen Lehnsherrn, der Pforte, zu übertragen wäre. Erst als diese durchaus nicht gesonnen schien, ein solches anzunehmen, und ihre Entscheidung von Woche zu Woche hinausschob, ließ die Deutsche Reichsregierung auch das isolierte Vorgehen Englands geschehen, ohne indeß die formelle Berechtigung desselben in irgend welcher Weise anzuerkennen. Bedenklich erschien das feindselige Auftreten des Panslawismus gegen das Deutsche Reich. Fast die ganze russ. Presse äußerte sich voll Deutschenhaß und verlangte vor allem Krieg mit Österreich, das die aufständischen Slawen in der Herzegowina zu Anfang des Jahres niedergeschlagen hatte. Das Deutsche Reich glaubte man für diesen Fall durch die Haltung Frankreichs festgebannt. Denn wenn auch die längst geplante russ.-franz. Allianz noch nicht abgeschlossen war, so zweifelten doch die Panslawisten nicht, daß, sobald einmal die russ. Truppen die Grenzen überschritten hätten, Gambetta, welcher mit den Häuptern des Panslawismus in der engsten Verbindung stand, das Staatsruder wieder ergreifen und durch seine kriegerische Haltung das Deutsche Reich von der Unterstützung Österreichs abhalten oder geradezu selbst den ersehnten Revanchekrieg beginnen werde. An der Durchführung dieser Pläne arbeitete im russ. Ministerium Graf Ignatiew, Minister des Innern, unter den Militärs General Skobelew, Besieger der Teke-Turkmenen. Diese beiden Männer waren als die leidenschaftlichsten Panslawisten, als die fanatischsten Deutschenfeinde, als die Vertreter der frivolsten Abenteurerpolitik zu betrachten. In einer am 24. (12.) Jan. in Petersburg gehaltenen Rede sprach Skobelew seine Teilnahme für die «leidenden slaw. Brüder in der Herzegowina und Süddalmatien, welche für ihren Glauben und für ihre Unabhängigkeit gegen Österreich kämpften», offen aus. War man über derartige Agitationen eines kommandierenden Generals und Generaladjutanten des Kaisers Alexander III. schon sehr verwundert, so stieg das Staunen, als Skobelew, der eine Reise nach Paris gemacht hatte, dort im Februar in einer Anrede an die in Paris studierenden Serben offen die Deutschen als die Bedränger der Slawen bezeichnete, den Kampf zwischen Slawen und Teutonen als unvermeidlich darstellte und den Triumph der Slawen, wenn auch erst nach langem und blutigem Kampfe, in sichere Aussicht stellte. Das Staunen wuchs, als Skobelew auf den Befehl des Zaren zwar nach Rußland zurückreiste, unterwegs aber in Warschau in einem öffentlichen Lokal eine neue Rede hielt, in welcher er die Polen zur Verbrüderung mit den Russen gegen den gemeinschaftlichen Feind, die Deutschen, aufforderte, b

Kaiser indeß den General zwar zu sich nach Gatschina beschied, aber nicht, wie zu erwarten war, zur Disposition stellte, sondern zu seinem Armeekorps nach Minsk beorderte. Die offiziöse russ. Presse that zwar alles, um den übeln Eindruck, den diese Vorgänge in Deutschland machten, zu verwischen, und war voll von Friedensversicherungen. Um aber vollständig zu beruhigen, bedurfte es eklatanter Thatsachen. Als eine solche konnte die Entscheidung über die Person desjenigen, welcher dem von der Leitung des Ministeriums des Auswärtigen zurücktretenden Fürsten Gortschakow in diesem Amt folgen sollte, angesehen werden. Das ganze Streben des Grafen Ignatiew ging dahin, diesen Posten zu erhalten. Geschah dies, so folgten in nächster Zeit Verwickelungen mit dem Deutschen Reich, mit Österreich und mit der Pforte. Der Kaiser ernannte 3. April den Staatssekretär Giers, welcher schon seit längerer Zeit thatsächlich der Leiter des Auswärtigen Amts gewesen war, zum Minister des Äußern und entließ 11. Juni den Grafen Ignatiew als Minister des Innern. Bald darauf, 7. Juli, starb Skobelew in Moskau bei einer Orgie. Dies waren für den Panslawismus zwei schwere Verluste; das Deutsche Reich und Österreich hatten sie als günstige Fügungen zu verzeichnen. Doch konnte im Deutschen Reiche keine rechte Beruhigung aufkommen, da man wußte, daß an der Westgrenze Rußlands mit allem Eifer an der Errichtung neuer Befestigungen, an dem Bau militärischer Eisenbahnen gearbeitet, daß Reiterei und Artillerie umgeformt und vermehrt, daß bedeutende Reitermassen an der deutschen und österr. Grenze angesammelt wurden. An Gegenmaßregeln ließ das in solchen Sachen übrigens sehr still verfahrende deutsche Oberkommando es nicht fehlen. Höhere Generalstabsoffiziere wurden zur Kommandantur von Königsberg und von Posen versetzt, stärkere Besetzung des Grenzgebiets und Legung zweiter Eisenbahngleise wurden in Aussicht genommen. Aufs neue waren in der deutschen Presse Alarmnachrichten zu lesen, und zugleich wurde auf die Natur des deutsch-österr. Defensivbündnisses vom J. 1879, das in einem von beiden Kaisern unterzeichneten Schriftstück vorliege und zunächst auf fünf Jahre geschlossen sei, hingewiesen und als dessen wesentlichster Inhalt angegeben, daß, wenn eins der beiden Reiche von zwei Seiten zugleich angegriffen würde, das andere Reich zur Hilfeleistung verpflichtet sei, wobei übrigens nicht ausgeschlossen sei, daß, wenn das eine Reich auch nur von einer Seite angegriffen werden sollte, das andere ihm doch Hilfe leiste. Die Erwähnung dieses Bündnisses war zunächst auf die russ. Panslawisten und auf die franz. Chauvinisten berechnet. Von erstern machte bald darauf Katkow in seiner «Moskauer Zeitung» eine auffallende Schwenkung, indem er mit seiner bisherigen panslawistischen Politik brach und offenen Anschluß der russ. Politik an Deutschland verlangte. Noch bedeutungsvoller war der Besuch, welchen der Minister Giers auf einer Reise nach Italien 17. Nov. 1882 dem Fürsten Bismarck in Varzin machte, und der viertägige Aufenthalt, welchen derselbe auf der Rückreise von Italien 24. bis 28. Jan. 1883 in Wien nahm. Mit diesen Vorgängen stimmte eine aus Petersburg eintreffende Nachricht überein, wonach die Politik des russ. Kaisers eine entschiedene Wendung im Sinne des Einvernehmens mit Deutschland genommen habe.

Die Beziehungen Deutschlands zu Frankreich waren im J. 1882 ziemlich dieselben geblieben. Jenes verharrte in seiner reservierten Stellung, ging seinen Weg ruhig weiter, ohne zu provozieren, war aber der aufmerksamste Beobachter des Ganges der franz. Politik. Frankreich dagegen ließ sich beständig von dem Revanchegedanken beherrschen, zeigte den bittersten Haß gegen Deutschland, sah den Beleidigungen, welchen in Paris wohnende Deutsche ausgesetzt waren, mehr billigend als mißbilligend zu und überschüttete Gambetta mit Beifallssalven, wenn er, wie er am Schlusse seiner Rede vom 26. Jan. 1882 that, von der «Wiederaufrichtung des Vaterlandes» sprach. Und doch bedeutete dies nichts anderes als die Zurückeroberung Elsaß-Lothringens, womöglich mit Hinzunahme des linken Rheinufers. Gambetta war die Verkörperung des Revanchegedankens. Wie in den sechziger Jahren den Sturz des Napoleonischen Throns, so setzte er sich jetzt den Revanchekrieg zum Ziel, den er nach der Reorganisation der Armee und bei der Massenhaftigkeit der franz. Heere sich nur als einen glücklichen denken konnte. Als Oberbefehlshaber der Revanchearmee war von ihm General Chanzy bestimmt, da dieser im letzten Kriege am meisten Talent und Widerstandskraft gezeigt hatte. Es war in Frankreich offenes Geheimnis, daß diese zwei Männer die Revanche durchführen sollten. Gambetta wurde als die Seele, Chanzy als der Arm oder das Schwert der Revanche betrachtet. Indeß Gambetta starb 31. Dez. 1882, Chanzy 4. Jan. 1883. Der Tod Gambettas galt zunächst als ein für den Frieden günstiges Ereignis und schob, falls keine neuen akuten Fälle hinzukamen, den Revanchekrieg hinaus, daher die pariser Börse die Nachricht hiervon mit einer Hausse begrüßte. Insofern konnte Deutschland diese Personenveränderungen in Frankreich, ebenso wie die in Rußland, als eine dem Frieden günstige Fügung betrachten.

Litteratur zur deutschen Geschichte. Die frühesten Nachrichten über Deutschland und die Deutschen finden sich beiläufig und vereinzelt bei Griechen und Römern, bei Cäsar, Vellejus, Dio Cassius. Nur Tacitus gibt in seiner «Germania» ein umfassendes und interessantes Bild von den damaligen Zuständen der Deutschen. Über einzelne deutsche Völkerstämme im frühen Mittelalter sind dann reichhaltige Quellen des Jordanes «Geschichte der Goten», Gregors von Tours «Geschichte der Franken» und des Paulus Diakonus «Geschichte der Longobarden». Die Reihe der eigentlichen deutschen Quellenschriftsteller beginnt unter Karl d. Gr. In den Geschichtswerken dieser Zeit bis hinab zum 10. Jahrh. treten vornehmlich zwei Richtungen, die annalistische und die biographische, in den Vordergrund. Die annalistische Aufzeichnung entsprang aus sehr bescheidenen Anfängen. An den Rand der Ostertafeln, deren man für die beweglichen Feste bedurfte, wurden in den Klöstern kurze Aufzeichnungen histor. Inhalts eingetragen. Aus diesen dürftigen Notizen erwuchs allmählich die Vereinigung verschiedener Nachrichten zu einem geschichtlichen Ganzen, nebst ausführlicher gleichzeitiger Fortführung. Das Bedeutendste, welches die ältere Zeit in dieser Art hervorgebracht, sind die Annalen, welche wohl mit Unrecht Einhard (s. d.) zugeschrieben werden. Dieser ist es, welcher in seinem «Leben Karls d. Gr.» der biographischen Darstellung ein erstes frühes Vorbild geliefert hat. Im allgemeinen teilte sich die

phische Erzählung dem Stoffe nach in welt-
nd kirchliche; in der ersten Gattung hat Ein-
nur wenig Nachahmer gefunden. Thegan,
ischof von Trier, schrieb eine «Vita Hludo-
mperatoris» bis 835 in annalistischer Form,
aber der «Vita» desselben Kaisers von der
eines Unbekannten nachsteht. Nithards, eines
Karls d. Gr., vier Bücher «Geschichten über
reitigkeiten Ludwigs des Frommen» bis 843
ten eine Aufzeichnung der Zeitgeschichte durch
er Mitwirkenden selbst. Unter den kirchlichen
phien, die an Zahl die weltlichen weit über-
, steht die «Vita Bonifacii» vom Presbyter
ld, 754 verfaßt, den übrigen an Alter voran;
gleiche Zeit fällt die «Vita S. Galli» (um
historisch wertvoll sind ferner die «Vita
» des fuldaer Mönchs Eigil, gest. 822; die
Liudgeri», Bischofs von Münster, gest. 809,
nach seinem Tode von Altfrid; die «Vita
ehadi», Bischofs von Bremen, von Ansgar,
5; die «Vita S. Ansgarii», von Rimbert,
8. Eine besondere Gruppe bilden noch einige
in metrischer Abfassung, wie des Poeta Saxo
De gestis Caroli Magni» und des Ermoldus
s (des Zeitgenossen Ludwigs des Frommen)
n elegiacum in honorem Hludowici im-
ris», deren geschichtlicher Gehalt den dichte-
überwiegt. Vom 10. Jahrh. ab überwiegt
chliche Biographie fast ausschließlich und hat
htlichen Wert, weil überhaupt die Geistlichkeit
rdergrunde steht. Auch die Annalen gewinnen
hl und Bedeutung; die ausführlichern und im
ick auf einen längern Zeitraum gearbeiteten
pflegt man Chroniken zu nennen. Sie errei-
ren Höhepunkt im 12. Jahrh. In diesem be-
auch deutsche Chroniken, anfangs in poeti-
orm und von geringem geschichtlichen Wert,
ich im 13. auch prosaische Werke anreihen.
der Zeit der sächs. Kaiser sind drei Schrift-
als besonders wichtig hervorzuheben. Liut-
(s. d.), Bischof von Cremona, gest. um 971,
«De rebus gestis Ottonis Magni imperato-
eine «Relatio de legatione Constantinopoli-
und die «Antapodosis», sechs Bücher über
gebenheiten seiner Zeit. An Korrektheit der
he, Ruhe und Klarheit der Darstellung über-
hn bei weitem Widukind (s. d.) von Korvei,
drei Büchern die Thaten Heinrichs I. und
I. bis 973 beschrieb. Eine andere Haupt-
dieser Zeit ist der ungenannte Fortsetzer der
l des Regino. Thietmars (s. d.) von Merse-
gest. 1019, «Chronicon» bildet eine Haupt-
für die Geschichte Sachsens und der slaw.
ben über der Elbe. Von den wenigen Bio-
en verdienen aufgeführt zu werden die «Vita
nis», Erzbischofs von Köln, von Ruotger 967
st, und die poetische «Panegyris» der Ottonen
r Nonne Roswitha (s. d.) zu Gandersheim.
den salischen Kaisern nimmt Lambert von
ld mit seinen Annalen (bis 1077) eine her-
ende Stellung ein, wenn auch seine Unpartei-
lange überschätzt worden ist. Derselben Zeit
Hermann von Reichenau (Contractus), gest.
an, dessen «Chronicon» durch Fleiß und Ge-
eit unter den großen Weltchroniken eine der
Stellen einnimmt. Ferner Adam von Bre-
(s. d.), dessen «Gesta Pontificum Hammen-
sium» (788—1072) nicht nur eine fleißige
bendige Darstellung der Geschichte seiner Zeit,
soweit der Norden Deutschlands damit verflochten war, sondern auch sehr wertvolle Mitteilungen über den baltischen Norden enthalten. Unter den Biographen der fränk. Zeit ist Wipo, der Darsteller Konrads II., zu nennen und Cosmas von Prag (s. d.), gest. 1125, mit seinem «Chronicon Bohemorum». Unter den Weltchroniken dieser spätern fränk. Zeit nimmt die erste Stelle die von Ekkehard (gest. nach 1125) ein, in sorgfältiger Sammlung und Bearbeitung das bedeutendste Werk dieser Art, an Ruhm und Verbreitung noch übertroffen durch Sigebert von Gembloux. Otto von Freising mit seinem «Chronicon» bis 1153, fortgesetzt von Otto von St. Blasien, Helmold mit seinem «Chronicon Slavorum» bis 1170, fortgesetzt von Arnold von Lübeck, Albert von Stade, gest. nach 1260, und der Petersberger Mönch in dem «Chronicon Montis Sereni», 1124—1255, sind die vorzüglichsten Historiker der hohenstauf. Zeit. Die Thaten Kaiser Friedrichs I. beschrieb Otto von Freising, fortgesetzt von Ragewin (Radevicus). Poetisch behandelte die Thaten desselben ein ungenannter Dichter in seinem «Ligurinus, seu de rebus gestis Friderici I.» mit Geschick und Talent. Daran reihen sich zahlreiche Annalen und Chroniken aus den verschiedensten Teilen Deutschlands, die entgegengesetzten Standpunkte und Parteirichtungen der Zeit vertretend. Seit den Zeiten des Interregnums sank die Geschichtschreibung von ihrem Höhepunkt immer tiefer herab; bis zum 15. Jahrh. hin gibt es von allgemeinern Geschichtswerken nur wenige, die außer in Bezug auf ihren Inhalt noch in anderer Hinsicht genannt zu werden verdienten. So etwa Heinrichs von Rebdorf «Chronicon» von 1295—1363, Heinrichs von Herford (gest. 1370) Schrift «De temporibus memorabilibus», des Gobelinus Persona (gest. 1420) «Cosmodromium», Herm. Corners «Chronicon» bis 1435 und Werner Rolevinks «Fasciculus temporum». Von Wert sind noch einige Spezial- und Städtechroniken, welche seit Anfang des 14. Jahrh. zum Vorschein kamen und, weil sie gewöhnlich über die gesteckten Grenzen hinausgehen, zum Teil allgemeineres histor. Interesse besitzen. Dies gilt unter andern von Ottokars «Österr.-steirischer Chronik», um 1300 in deutschen Reimen verfaßt, Jak. Twingers von Königshofen «Elsass. Chronik», um 1386, und Johs. Rothes «Thüring. Chronik», um 1442 abgefaßt. Die sehr wichtigen Städtechroniken werden unter der Leitung von Karl Hegel herausgegeben («Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrh.», Bd. 1—18, Lpz. 1862—82). Vgl. Dahlmann, «Quellenkunde der deutschen Geschichte» (4. Aufl. durch Prof. Waitz, Gött. 1875); Wattenbach, «Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter» (Berl. 1858; 4. Aufl., 2 Bde., 1877—78; daran schließt sich die Fortsetzung von O. Lorenz, 2. Aufl., Berl. 1876—77).

Schon im 15. Jahrh. begann man die Quellenschriftsteller der ältern Zeit zu sammeln und im Druck zu veröffentlichen; die vielen im 16. und 17. Jahrh. erschienenen Sammlungen bildeten aber endlich ein Chaos, dessen kritische Sichtung und systematische Ordnung dringendstes Bedürfnis wurde. Nachdem schon Männer wie Rösler, Krause, Joh. von Müller u. a. den Plan zu einer kritischen Sammlung der deutschen Quellenschriftsteller gefaßt, bildete sich auf Anregung des preuß. Staatsministe[r] von Stein 20. Jan. 1819 zu Frankfurt a. M. [d]
«Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschi[chts-]

kunde», die das frühere Vorhaben endlich glücklich ins Werk setzte. Nach dem festgesetzten Plane soll das Werk in fünf Hauptabteilungen zerfallen: 1) Scriptores, 2) Leges, 3) Diplomata, 4) Epistolae, 5) Antiquitates. Die Redaction des Werks wurde Georg Heinrich Pertz (s. d.) übertragen. Bis 1882 waren als «Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 usque ad annum 1500» (Hannov. 1826 fg.) 30 Bände erschienen, und zwar 24 Bände Scriptores (Bd. 1—13 und 16—26), 5 Bände Leges, 1 Band Diplomata, während einzelne Schriftsteller auch besonders unter dem Titel «Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum» (Hannov. 1839 fg.) herausgegeben wurden. Eine neue Ausgabe umfaßt bis 1882: «Diplomatum regum et imperatorum Germaniae» (Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, Bd. 1, Hannov. 1879—82), «Scriptores rerum Langobardicarum» (Bd. 1, Hannov. 1878), «Scriptores qui vernacula lingua usi sunt» (Bd. 2, Hannov. 1876), «Auctores antiquissimi» (Bd. 1—5, Berl. 1877—82), «Leges» (Bd. 1, Hannov. 1881), «Poëtae latini» (Bd. 1, Berl. 1881). Auch Übersetzungen erschienen unter dem Titel «Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung» (Lfg. 1—67, Berl. 1846—82). Als Vorarbeit zu der dritten Abteilung, den Diplomata, hat Johann Friedrich Böhmer (s. d.) eine Reihe von Urkunden und Regesten der Kaiserzeit bearbeitet; zugleich sammelte derselbe in den «Fontes rerum Germanicarum» (4 Bde., Stuttg. 1843—68), sowie neuerdings Jaffé in der «Bibliotheca rerum Germanicarum» (Bd. 1—6, Berl. 1864—73) deutsche Schriftsteller des Mittelalters. Neben den «Monumenta» erschien das «Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde» (Bd. 1—4, herausg. von Büchler, Lambert und Dümge, Frankf. 1820—22; Bd. 5—12, von Pertz, Hannov. 1824—74), in welchem Untersuchungen über einzelne Schriftsteller nebst Verzeichnissen von Handschriften u. s. w. niedergelegt sind. Im J. 1873 legte Pertz die Leitung des großen Unternehmens nieder, worauf eine aus mehrern Gelehrten zusammengesetzte Centraldirektion unter dem Vorsitz von G. Waitz dieselbe übernahm. Sie versammelt sich regelmäßig in Berlin; ihr Organ ist das «Neue Archiv». Der durch die Thätigkeit der Frankfurter Gesellschaft in ganz Deutschland neu erwachte Eifer für vaterländische Geschichtsforschung rief bald eine Anzahl spezieller Historischer Vereine (s. d.) hervor, die sich einesteils die Sammlung, andernteils die Nutzbarmachung des gesamten Materials für die Geschichte einzelner Provinzen und Gaue zum Ziel setzten. Eine lebhaftere Verbindung unter denselben suchte schon früher P. Wigand durch seine «Jahrbücher der Vereine für Geschichte und Altertumskunde» (12 Hefte, Lemgo 1831—32) zu vermitteln; von 1844—48 erhielten sie in Schmidts «Zeitschrift für Geschichte», seit 1859 in Sybels «Histor. Zeitschrift» (Bd. 1—48, Münch. 1859—82) ein kritisches Organ. Ein näheres Zusammentreten und gemeinsameres Wirken der 70, in allen Ländern deutscher Zunge blühenden Vereine suchten die Versammlungen der Germanisten 24. Sept. 1846 zu Frankfurt a. M. und 27. Sept. 1847 zu Lübeck anzubahnen; doch haben diese Bemühungen nur wenig Erfolg gehabt. Von ganz anderer Bedeutung ist die unter den Auspizien des verstorbenen Königs Max II. von Bayern 1858 gebildete und dotierte Historische Komission, der die namhaftesten Historiker angehören und die sich eine Reihe umfassender Aufgaben gestellt hat. Dazu gehört die schon erwähnte Sammlung der deutschen Städtechroniken im Mittelalter, die Ausgabe der Reichstagsakten und der hanseatischen Rezesse, sowie die Sammlung geschichtlich merkwürdiger Korrespondenzen aus dem 16. und 17. Jahrh., von welchen schon die wertvollsten Publikationen vorliegen.

Von den neuern Bearbeitungen der deutschen Geschichte sind außer den Werken von Karl Adolf Menzel, Heinrich Luden, Johann Christian von Pfister, Johann Georg August Wirth, Friedrich Wilhelm Benjamin von Giesebrecht, Karl Friedrich Eichhorn, Heinrich Leo und Georg Waitz zu nennen: K. A. Mayer, «Deutsche Geschichte» (2 Bde., Lpz. 1858); Souchay, «Geschichte der deutschen Monarchie» (4 Bde., Frankf. 1861—62); Sugenheim, «Geschichte des deutschen Volks und seiner Kultur» (Bd. 1—3, Lpz. 1866—67); Arnold, «Deutsche Geschichte» (1. und 2. Bd., 1. Hälfte, Gotha 1880—81); Erler, «Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters» (Lpz. 1882 fg.); die Arbeiten zur deutschen Kulturgeschichte von Jak. und Joh. Falke u. a. in «Deutsches Leben. Eine Sammlung abgeschlossener Schilderungen aus der deutschen Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte» (Lpz. 1858 fg.). Von Werken über einzelne Perioden der deutschen Geschichte sind zu nennen:

1) Zeit bis auf Karl d. Gr.: J. Grimm, «Geschichte der deutschen Sprache» (2 Bde., Lpz. 1848; 4. Aufl. 1880); Zeuß, «Die Deutschen und die Nachbarstämme» (Münch. 1837); F. Müller, «Die deutschen Völker und ihre Fürsten» (Bd. 1—4, Berl. 1840—44); Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands» (Bd. 1 u. 2, Gött. 1845—48); Pallmann, «Die Geschichte der Völkerwanderung» (Bd. 1 u. 2, Weim. 1862—64); Kaufmann, «Deutsche Geschichte bis auf Karl d. Gr.» (2 Bde., Lpz. 1879—81).

2) Vom Vertrag zu Verdun bis auf Rudolf von Habsburg: Dümmler, «Geschichte des Ostfränkischen Reichs» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1862—65); Wenck, «Das Fränkische Reich nach dem Vertrage zu Verdun» (Lpz. 1851); Gfrörer, «Geschichte der ost- und westfränk. Karolinger» (2 Bde., Freiburg 1848); Ranke, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem sächs. Hause» (Bd. 1—3, Abteil. 1, Berl. 1837—40); Stenzel, «Geschichte Deutschlands unter den fränk. Kaisern» (2 Bde., Lpz. 1827); Gervais, «Polit. Geschichte Deutschlands unter den Kaisern Heinrich V. und Lothar III.» (2 Bde., Lpz. 1841—42); F. von Raumer, «Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit» (5. Aufl., 6 Bde., Lpz. 1878); die monographischen Arbeiten von Köpke und Dümmler über Otto I. (Lpz. 1876), von Floto über Heinrich IV. (2 Bde., Stuttg. 1855—57), von Jaffé über die Geschichte Lothars des Sachsen (Berl. 1843) und Konrads III. (Berl. 1845), von Prutz über Friedrich I. (3 Bde., Danz. 1871—74), von Töche über Heinrich VI. (Lpz. 1867), von Abel über Philipp von Hohenstaufen (Berl. 1852), von Winkelmann (2 Bde., Berl. 1863—65) und von Schirrmacher über Friedrich II. (4 Bde., Gött. 1859—65), von Hurter über Papst Innocenz III. (4 Bde., Hamb. 1834—42), von Schirrmacher über die letzten Hohenstaufen (Gött. 1871); ferner Nitzsch, «Ministerialität und Bürgertum im 11. und 12. Jahrh.» (Lpz. 1859) und Winkelmann, «Acta inedita seculi XIII, Urkunden und Briefe zur Geschichte des Kaiserreichs 1198—1273» (Innsbr. 1880).

über die Zeit von Rudolf von Habsburg bis
eformation: Lorenz, «Deutsche Geschichte im
d 14. Jahrh.» (Bd. 1 und 2, Wien 1864—67);
iges, «Geschichte des deutschen Kaisertums im
ahrh.» (2 Tle., Berl. 1841—42); Werunsky,
ichte Kaiser Karls IV. und seiner Zeit» (Bd.
2, 1. Abteil., Innsbr. 1880—82); Lindner,
ichte des Deutschen Reichs vom Ende des
hrh. bis zur Reformation» (1. Abteil.: «Kö-
enzel», 2 Bde., Braunschw. 1875—80); Asch-
«Geschichte Kaiser Sigismunds» (4 Bde.,
1838—45); Chmel, «Geschichte Kaiser Fried-
V.» (2 Bde., Hamb. 1840—43); Unger,
ichte der deutschen Landstände» (2 Bde., Gött.
Kopp, «Geschichte der eidgenössischen Bünde»
—5, Berl. 1845—82); Barthold, «Geschichte
utschen Städte» (4 Bde., Lpz. 1850—52);
, «Verfassungsgeschichte der deutschen Frei-
(2 Bde., Gotha 1854); Heusler, «Ursprung
tschen Stadtverfassung» (Weim. 1872).
on der Reformation bis zum Westfälischen
: Ranke, «Deutsche Geschichte im Zeitalter
ormation» (6 Bde., Berl. 1839—47; 6. Aufl.,
80—82); Hagen, «Deutschlands litterarische
igiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter»
e., Erlangen 1841—44); Maurenbrecher,
V. und die deutschen Protestanten» (Düsseld.
Janssen, «Geschichte des deutschen Volks
m Ausgang des Mittelalters» (1. und 2. Bd.,
l., Freiburg 1881—82, 3. Bd. [bis 1555]
Ranke, «Zur deutschen Geschichte vom Reli-
rieden bis zum Dreißigjährigen Kriege» (Lpz.
Ritter, «Geschichte der deutschen Union»
, Schaffh. 1867—73); Bucholtz, «Geschichte
nds I.» (9 Bde., Wien 1831—38); Barthold,
hte des großen deutschen Kriegs» (2 Bde.,
1841—43); Gindely, «Rudolf II. und seine
2 Bde., Prag 1862—63; 2. Aufl. 1868);
, «Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs»
—4, Prag 1869—80); Hurter, «Geschichte
Ferdinands II.» (11 Bde., Schaffh. 1851—
roysen, «Geschichte der preuß. Politik» (Bd.
Berl. 1855—81), letzteres Werk auch für die
de Periode bis auf Friedrich d. Gr.
Über die Zeit vom Westfälischen Frieden bis
richtung des Deutschen Bundes: außer Schlos-
Geschichte des 18. Jahrh.», den Werken von
und Ranke über die Geschichte des preuß.
und den Arbeiten von Preuß über Friedrich
Hanser, «Deutschland nach dem Dreißig-
n Kriege» (Lpz. 1862); Arneth, «Prinz Eugen
voyen» (3 Bde., Wien 1858—59; neue Ausg.
und «Maria Theresia» (10 Bde., Wien 1863
Huschberg, «Die drei Kriegsjahre 1756, 1757
58 in Deutschland» (Lpz. 1856); Schäfer,
hte des Siebenjährigen Kriegs» (2 Bde.,
867—74); Ranke, «Die deutschen Mächte
Fürstenbund» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1875);
«Denkwürdigkeiten oder Beiträge zur Ge-
von 1778—1806» (5 Bde., Lemgo 1814—
erthes, «Das deutsche Staatsleben vor der
tion» (Hamb. 1845); von Hoff, «Das Deutsche
er der Französischen Revolution» (2 Bde.,
1801—5); Perthes, «Polit. Zustände und
n in Deutschland zur Zeit der franz. Herr-
2 Bde., Gotha 1862—69); Ad. Schmidt,
ens deutsche Politik» (Berl. 1850; 3. Aufl.
derselbe, «Geschichte der preuß.-deutschen
bestrebungen» (2 Abteil., Berl. 1851); Bie-
dermann, «Deutschland im 18. Jahrh.» (4 Bde., Lpz. 1854—80, Bd. 1 und 2, 2. Aufl. 1881); Häusser, «Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes» (4 Bde., Berl. 1854—57; 4. Aufl. 1869); von Sybel, «Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800» (5 Bde., neue Ausg., Frankf. 1882); Lucchesini, «Geschichte des Rheinbundes» (3 Bde., Lpz. 1821—25); die biographischen Werke von Pertz über den Minister von Stein (6 Bde., Berl. 1849—55; «Aus Steins Leben», 2 Bde., Berl. 1856) und über Gneisenau (3 Bde., Berl. 1864—69), sowie von Droysen über York (3 Bde., Berl. 1851—52; 8. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1878); die Werke von Droysen (2 Bde., Kiel 1846—47) und Beitzke (4. Aufl., Brem. 1881 fg.) über die deutschen Freiheitskriege.

6) Über die Ereignisse der neuern Zeit: Treitschke, «Deutsche Geschichte im 19. Jahrh.» (Bd. 1 und 2, Lpz. 1882); Welcker, «Urkunden über den Rechtszustand der deutschen Nation» (Mannh. 1845); Mucke, «Die polit. Bewegungen in Deutschland von 1830—35» (2 Bde., Lpz. 1875); Biedermann, «Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaisertums» (2 Bde., Bresl. 1882); Droysen, «Die Verhandlungen des Verfassungsausschusses der Deutschen Nationalversammlung» (Bd. 1, Lpz. 1849); Jürgens, «Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerks» (2 Bde., Braunschw. 1850—56); Haym, «Die Deutsche Nationalversammlung» (3 Bde., Frankf. u. Berl. 1848—50); Aegidi, «Die Schlußakte der wiener Ministerialkonferenzen» (Berl. 1860); Ilse, «Geschichte der deutschen Bundesversammlung» (3 Bde., Marb. 1860—62), «Geschichte der polit. Untersuchungen» (Frankf. 1860) und «Protokolle der deutschen Ministerialkonferenzen zu Wien 1819 und 1820» (Frankf. 1860—61); Fischer, «Die Nation und der Bundestag» (Lpz. 1880); Hahn, «Zwei Jahre preuß.-deutscher Politik 1866—67» (Berl. 1868); Klüpfel, «Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung 1848—71» (2 Bde., Berl. 1872—73); Linel, «Das neue deutsche Kaiserreich u. s. w.» (Bd. 1, Frankf. 1873); Treitschke, «Zehn Jahre deutscher Kämpfe 1865—74» (Berl. 1874). S. auch die Litteratur zu den Artikeln «Deutscher Krieg von 1866» und «Deutsch-Französischer Krieg von 1870 und 1871».

Deutsch-Landsberg, Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft im mittlern Steiermark, an der Laßnitz und an der Linie Lieboch-Wies der Graz-Köflacher Eisenbahn, am Fuß der Koralpe gelegen, hat eine schöne Pfarrkirche, eine Schloßruine, Papier- und Zündwarenfabrikation und zählt (1880) 1149 E.

Deutsch-Lothringen, eine vielfach gebräuchliche, aber nicht offizielle Bezeichnung für denjenigen Teil von Lothringen, welcher 1871 durch den Versailler Präliminarfrieden vom 26. Febr., resp. den Frankfurter Definitivfrieden vom 10. Mai von seiten Frankreichs an das Deutsche Reich abgetreten und durch Gesetz vom 9. Juni mit dem letztern vereinigt wurde, in welchem es auf Grund des Verwaltungsorganisationsgesetzes vom 30. Dez. 1871 den nordwestlichsten der drei Bezirke des Reichslandes Elsaß-Lothringen (s. d.) bildet. (S. unter Lothringen.)

Deutsch-Matrei, s. Matrei.

Deutsch-Orawitza, Bergstadt im ungar. K
mitat Krassó-Szörény, an der österr. Staatsb
Jaszenova-Anina, ist Sitz einer Berghauptm

Dévaványa (auch »Dévabánya«, d. i. Bergwerk Déva), Marktflecken im ungar. Komitat Jazygien-Groß-Kumánien-Szolnok mit (1880) 10184 E., meist Magyaren, welche große Viehzucht treiben. Auf dem ausgedehnten Areal des Marktfleckens sind die vier bevölkerten Pußten: Gabonás, Ecseg, Kérsziget und Hegyesbor.

Devecser, Flecken im Komitat Veszprim (s. d.).

Developpabel heißt eine Fläche, welche, wenn sie biegsam ist, auf eine Ebene ausgebreitet werden kann, ohne Ausdehnungen (Risse) und ohne Verdichtungen (Falten). Eine Cylinderfläche, eine Kegelfläche ist developpabel, eine Kugelfläche ist nicht developpabel.

Developpieren, soviel wie Deployieren (s. d.).

Deventer, auch Demter, altertümliche, aber saubere und wohlhabende Stadt in der niederländ. Provinz Overyssel auf der Grenze von Gelderland, 28 km südlich von Zwolle, am rechten Ufer der Yssel, über welche hier eine Schiffbrücke führt, an der Mündung der Schipbeek und an der Niederländischen Staatsbahn (Linie Zütphen-Leeuwarden) gelegen, zählt (1880) 20100 E. Die wichtigsten Baulichkeiten sind: die reform. Haupt- oder St. Lebuinuskirche (spätgot. Stils), auch Groote Kerk genannt, mit schönen Glasmalereien, einem hohen Turm und roman. Krypta (Ende des 11. Jahrh.); die Broerekirche (eine der zwei katholischen) mit drei merkwürdigen, der Sage nach vom heil. Lebuinus geschriebenen Evangelienbüchern; das große Rathaus mit einem schönen Gemälde von Gerard Terburg, welches das Ratszimmer mit den Bürgermeistern und Räten der Stadt darstellt; auf dem Brink, dem größten der vier öffentlichen Plätze, das got. Wagegebäude; das Justiz- und Haftgebäude und die neugebaute Kavalleriekaserne. D. besitzt ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, in welche seit 1864 das 1630 gestiftete Athenäum verwandelt wurde, eine Handwerker-, eine Zeichen- und Bau-, eine Musik-, eine Gymnastik- und Fechtschule, eine Bibliothek, eine Sternwarte, eine Sammlung physik. Instrumente, eine Gesellschaft für Chemie und Naturwissenschaften sowie viele Wohlthätigkeitsanstalten, namentlich Stiftungen für alte Leute, ein Krankenhaus und eine Irrenanstalt. Erheblich ist die Industrie der Stadt. Es bestehen zwei Teppichfabriken, eine große Eisengießerei, eine Fabrik für Strickwaren, eine Kattundruckerei, eine Leimfabrik und Armenarbeitsanstalt mit 500 Arbeiterinnen. Auch treibt D. bedeutenden Handel mit Getreide, Vieh, Leinwand, Schinken und Butter. Eigentümlich und in ganz Holland berühmt ist der Deventerkuchen, eine Art Honigkuchen, den fünf Fabriken liefern. D., ursprünglich Daventre oder Daventria im Gau Hamaland, wurde 778 von den Sachsen zerstört, 883 von den Normannen verheert, 1123 als kaiserl. Feste vom Sachsenherzog Lothar und von Bischof Dietrich von Münster belagert, aber von Kaiser Heinrich V. entsetzt. Es gehörte seit der Hohenstaufenzeit zum Bistum Utrecht, war Hansestadt und kam 1528 an Karl V. Unter König Philipp II. wurde hier 1559 ein Bistum errichtet, das aber nur bis 1591 bestand, wo der Prinz Moritz von Oranien die Stadt den Spaniern, in deren Hände sie durch den Verrat des Kommandanten Stanley 1587 gefallen war, wieder entriß. D. ist Geburtsort des Philologen Jakob Gronov (1645); der obengenannte Maler G. Terburg, welcher während der letzten Jahre seines Lebens Bürgermeister der Stadt war, starb hier 1681. — Etwa 10 km im O. von D. liegt das Dorf Bathmen, dessen Kirche 1870 entdeckte Fresken aus dem 14. Jahrh. besitzt.

Devereux, engl. Adelsfamilie, s. unter Essex [(Adelstitel).

Devéria (Achille), Maler, geb. 6. Febr. 1800 in Paris, wo er 23. Dez. 1857 starb. Er verfolgte eine süßliche Manier in religiösen Darstellungen, welche aber sehr beliebt und in Mode waren. Außerdem war er als Lithograph thätig und gab sehr gezierte Frauenporträts, Typen, Modeblätter u. s. w. heraus.

Sein Bruder, Eugène D., geb. in Paris 1805, hat viel höhere Bedeutung. Schüler Girodets, betrat er den Weg der histor. Romantik. Er schuf zahlreiche Geschichtsbilder, religiöse Kompositionen (Kapelle Sainte-Geneviève in Notre-Dame), Porträts. Sein Kolorit ist sehr effektvoll, die Technik sehr sorgfältig, am vorzüglichsten aber die geschickte Komposition. Dies bewies schon D.s Erstlingsbild: Geburt Heinrichs IV. (Galerie Luxembourg in Paris). Weitere sehr tüchtige Schöpfungen sind: Der Tod der Johanna Seymour, Die Schlacht an der Marsaille (in Versailles), Die Rückkehr des Columbus. Nachdem D. zum Protestantismus übergetreten war, wurde er zu Pau 1836 evang. Geistlicher, was ihn an der Fortsetzung seiner künstlerischen Thätigkeit nicht hinderte. Er starb 5. Febr. 1868 in Paris.

Deverra, eine altital. und röm. Göttin, von welcher man Schutz der Wöchnerinnen gegen Silvanus (s. d.) hoffte. Es war nämlich Brauch, nach einer Geburt die Schwellen der Hausthüren zu Ehren der Intercidona mit einem Beile, zu Ehren des Pilumnus mit einem Mörser zu schlagen und zu Ehren der D. mit einem Besen abzufegen (deverrere heißt fegen). Nach Varro sind diese Bräuche, durch welche das Behauen der Bäume, das Stoßen des Getreides im Mörser und das Zusammenfegen der Feldfrüchte angedeutet sein sollte, als sinnbildliche Zeichen der Kultur aufzufassen, welche Silvanus, den wilden Gott des Waldes, verhindern sollten, in das Haus einzudringen.

Deverfieren (frz.), sich neigen, senken, eine schiefe Richtung haben, annehmen. [berge.

Deversorium (lat.), Einkehr, Wirtshaus, Her-

Devès (Pierre Paul), franz. Staatsmann, geb. zu Aurillac im Depart. Cantal 3. Nov. 1837, studierte die Rechte und ließ sich in Béziers, im Depart. Hérault, als Advokat nieder. Bei den Generalwahlen von 1876, 1877 und 1881 wurde er von dem zweiten Bezirk des Arrondissements Béziers in die Deputiertenkammer gewählt; er gehörte zu der republikanischen Linken und war eine Zeit lang Präsident dieser parlamentarischen Gruppe. Am 14. Nov. 1881 trat er als Minister des Ackerbaues in das Ministerium Gambetta, dessen Rücktritt auch den seinigen zur Folge hatte; inzwischen hatte er dem Béziersschen Wahlkreis entsagt und von dem Arrondissement Bagnères de Bigorre ein Mandat für die Deputiertenkammer angenommen. In dem am 7. Aug. 1882 gebildeten Ministerium Duclerc wurde er Justizminister und Siegelbewahrer, trat zwar infolge der Ministerkrisis, welche nach dem Tode Gambettas durch das am 15. Jan. 1883 vom Prinzen Napoleon erlassene Manifest veranlaßt wurde, mit dem ganzen Kabinett 28. Jan. zurück, übernahm jedoch 29. Jan. in dem neugebildeten Kabinett Fallières sein Portefeuille wieder.

Devestieren (lat.), entkleiden, namentlich in Bezug auf die Investitur gebraucht im Sinne von: einen seines Lehns berauben; Devestitur, die Entziehung des Lehns.

Devex (lat.), abwärts geneigt, abschüssig; Devexität, Abschüssigkeit, Abhang.

Deviation (frz.) bedeutet wörtlich ein Abweichen vom Wege. Im Seerecht versteht man darunter jede vom Schiffer willkürlich hervorgerufene Änderung der normalen Reiseroute. Eine D. liegt also nicht vor, wenn das Schiff durch Sturm oder Strömung vom Kurs abgedrängt, verschlagen wurde. Der Schiffer kann zur D. berechtigt, ja verpflichtet sein, wenn das Interesse des Schiffs, der Ladung oder der Mannschaft es gebietet, z. B. um Wasser oder Proviant einzunehmen, um das Schiff zu reparieren, um feindlichen Kriegsschiffen oder Seeräubern zu entgehen, um bei drohendem Unwetter einen Nothafen zu erreichen u. dgl.; auch ein Gebot der Humanität (Rettung Schiffbrüchiger) kann D. gerechtfertigt erscheinen lassen. Liegt dagegen keiner von diesen Gründen vor, so ist die D. eine widerrechtliche, und Schiffer wie Reeder werden denjenigen, welche dadurch einen Schaden erlitten haben, zum Ersatze desselben verpflichtet: so den Ladungsinteressenten und Passagieren, insbesondere aber dem Bodmereigläubiger (s. Bodmerei) wegen D. von der vertragsmäßig festgesetzten sog. Bodmereireise. Hat der Reeder die D. angeordnet, so verliert er sogar sein Benefiz der beschränkten Haftung und wird unbeschränkt haftbar, d. h. mit seinem ganzen Vermögen, nicht bloß mit seiner Fortune de mer (s. Reeder). Eine besonders wichtige Bedeutung hat endlich die D. noch für das Seeversicherungsrecht; durch dieselbe verletzt der versicherte Schiffseigentümer seine Pflicht, alles zu unterlassen, was geeignet wäre, eine Vergrößerung oder Veränderung der den versicherten Objekten drohenden Gefahr herbeizuführen, und infolge dessen haftet der Assekuradeur nicht, wenn und soweit der schließlich entstandene Schaden durch die D. verursacht wurde. (Vgl. Deutsches Handelsgesetzbuch, Art. 451, 478 fg.; 694, 696; 818.) Nach ausländischen Rechten hebt die widerrechtliche D. sogar jede Schadenersatzpflicht des Assekuradeurs auf.

Devil, s. unter Dasyurus.

Deville (Charles), franz. Geolog, s. Sainte-Claire Deville.

Deville (Jean Achille), franz. Gelehrter, geb. 1789 zu Paris, ist besonders durch mehrere Schriften über die Normandie bekannt; er schrieb die Geschichte der Abtei Saint-Georges de Bocherville (1825), des Château Gaillard (1829), des Schlosses und der Herren von Tancarville (1834) und des Schlosses Arques (1839); dem Dom zu Rouen widmete er zwei Werke, das eine über die Gräber des Münsters (1833), das andere über die Baumeister des Gebäudes bis zum Ende des 16. Jahrh. (1848). D. starb zu Paris 10. Jan. 1875.

Deville-lès-Rouen, Stadt im franz. Depart. Untere Seine, Arrondissement Rouen, 3 km südlich von Maromme, an dem zur Seine gehenden Cailly, hat eine Eisengießerei, Maschinenbauanstalten, Baumwollspinnerei und Weberei, Bleiwalzerei und chem. Fabriken und zählt (1876) 4183, als Gemeinde 4458 E.

Devils-Bridge (engl., d. h. Teufelsbrücke), eine Brücke in Wales, am 753 m hohen Plynlimmon, an der Nordostecke von Cardigan. Sie liegt 5 km entfernt von der Eisenbahnstation Pont-Erwyd, wo das großartige Hafod-Hotel steht und der Mynach seine Wasserfälle bildet. Der untere Bogen der Brücke soll zur Zeit König Wilhelms II. Rufus von den Mönchen der Strata-Florida-Abtei (Ystradfleer), welche 11 km südlicher liegt, gebaut worden sein; der obere stammt aus dem J. 1753.

Devise, aus dem mittellat. divisa, d. i. Abzeichnung, heißt ein durch ein Sinnbild (s. d.) ausgedrückter und dargestellter Wahlspruch. Dergleichen Wahlsprüche gingen aus den Sinnbildern selbst hervor, denen später der größern Deutlichkeit wegen Aufschriften beigefügt wurden. Die D. bestehen aus zwei Teilen, einer sinnbildlichen Figur (Emblem), welche man den Körper, und einem beigefügten Wahlspruche, den man die Seele der D. nennt. Schon in des Äschylos Tragödie «Die sieben Helden vor Theben» erscheinen alle diese Helden mit D. auf ihren Schilden, und ein Gleiches erzählt Xenophon von den Schilden der Lacedämonier und Sicyonier. Im Mittelalter wurden die D. auf den Wappenschilden zur förmlichen Sitte. Bei Festen aller Art sah man sie auf Triumphbogen, Fahnen und Tapeten wie auf Schiffen. Besonders häufig wurden sie später an Gebäuden, z. B. an Thüren und Decken, in Italien, Frankreich, Deutschland u. s. w. angebracht. Zahlreich sind sie noch in alten Stammbüchern erhalten. In der neuesten Zeit hat sich der Gebrauch fast verloren. Berühmte D. sind: Suum cuique (Preußen), Viribus unitis (Österreich), Dieu et mon droit (England) u. s. w. Vgl. J. von Radowitz, «Die Devisen und Motto des spätern Mittelalters» (Stuttg. 1850).

In der Konditorei ist D. die Bezeichnung für eingebackene oder überzuckerte Zettelchen mit Denksprüchen; in der kaufmännischen Sprache für Wechselbriefe auf einen auswärtigen Wechselplatz.

Devisengeschäft (der Banken), s. unter Banken (Bd. II, S. 440).

Devitrifizieren, s. Entglasen.

Devizes oder The Vize, Stadt in der engl. Grafschaft Wilts, 34 km im NNW. von Salisbury, am Avon-Kennet-Kanal, an der Great-Western-Bahn, hat ein schönes Stadthaus, eine Irrenanstalt, Seidenspinnereien und Tabaksmanufaktur und zählt (1881) 6645 E.

Devoilieren (frz.), entschleiern, enthüllen.

Devoir (frz.), Pflicht, Schuldigkeit.

Devol, Fluß im türk. Albanien, entsteht aus einem östlichen und einem westlichen Quellfluß. Ersterer entspringt auf dem bis 1600 m hohen Neretschka Planina, welches sich 35 km südlich von Bitolia von SO. nach NW. zieht; letzterer entspringt am Ostabhange des Grammosgebirges, nördlich von Jánina und östlich von Argyrokastro. Beide vereinigen sich etwa in 35 km von ihrer Quelle. Der D. läuft nun nach W., durch den See von Swrina, und nimmt den Abfluß des Malitisees auf. Nach der Aufnahme des Usumi heißt der Fluß Semeni oder Ergent, als welcher er 45 km weiter sein Delta, im S. des Sees von Karawashi, betritt und sich in das Adriatische Meer ergießt.

Devolution (lat.) heißt in der Rechtssprache der in gewissen Fällen kraft des Gesetzes eintretende Übergang eines Rechts oder Besitztums auf einen andern. Im Kirchenrechte versteht man unter D den Übergang der Befugnis zur Vornahme ein Handlung von dem kompetenten kirchlichen Beam auf die ihm vorgesetzte Behörde, z. B. der (au

Bischof oder das Konsistorium übergehenden) Befugnis, eine erledigte geistliche Stelle, deren Besetzung von dem Inhaber des Patronatsrechts versäumt oder hinsichtlich welcher etwas versehen worden war, nach einer gewissen Frist selbst zu besetzen. Rücksichtlich der Bischofssitze nimmt der Papst das Besetzungsrecht in Anspruch, wenn sich das Domkapitel nach der Erledigung des Bistums über die Wahl eines Nachfolgers nicht einigt. Rechtsmittel bewirken im Prozeß eine D. der Befugnis, in einem Rechtsstreite zu erkennen, von der untern Instanz auf die höhere; sie haben Devolutiveffekt.

Im Civilrecht bezeichnet man mit Devolutionsrecht (jus devolutionis) das früher an mehrern Orten, namentlich in Ländern des fränk. Rechts, bestehende Recht, wonach bei dem Tode des einen Ehegatten das Eigentum an dem beiden Gatten gemeinschaftlichen Vermögen auf die Kinder überging (die Güter den Kindern «verfangen» waren, daher auch Verfangenschaftsrecht genannt), so jedoch, daß der überlebende Ehegatte den Nießbrauch davon behielt. Kraft dieses Rechts der D. beanspruchte Ludwig XIV. nach dem Tode seines Schwagers Philipp IV. von Spanien, daß von der span. Erbschaft die burgund. Grenzlande an seine Gemahlin fallen sollten. (S. Devolutionskrieg.)

Devolutionseffekt, s. unter Devolution.

Devolutionskrieg, der erste, gegen die span. Niederlande gerichtete Raubkrieg Ludwigs XIV., hat seinen Namen von dem in einigen niederländ. Provinzen gebräuchlichen Recht der Devolution (s. d.), aus welchem die offiziellen Staatsrechtslehrer Ludwigs folgerten, daß jene Provinzen seiner Gemahlin, als der ältern Schwester des span. Kronprinzen Karl II., zufallen müßten. Noch bei Lebzeiten des alten Philipp IV. wagte die franz. Diplomatie von Spanien die Anerkennung des Anspruchs zu fordern. Als nach dem Tode des span. Königs der Antrag erneut und einmütig abgelehnt wurde, begann Ludwig XIV. im Sommer 1667 den Krieg, für den er alles vorbereitet und besonders diplomatisch den kaum gerüsteten Gegner völlig isoliert hatte. So gerieten die Unternehmungen, an denen der junge König mit dem ganzen Hof teilnahm, überaus leicht. Charleroi, Tournay, Douay, Oudenaarde und endlich Lille fielen nach geringem Widerstande, während Brüssel und Dendermonde sich hielten. Schon war Ludwig entschlossen den Feldzug von neuem zu beginnen, als Holland und England, die eben selbst Frieden geschlossen hatten, zusammen mit Schweden unter Jans de Witt Leitung sich zur Triple-Allianz zusammenthaten (Jan. 1668), welche dem König den status quo bewilligte, aber weitere Eroberungen verbot. Während Spanien selbst noch zögerte, in den Verlust des von Frankreich eroberten Teils der Niederlande zu willigen, verstärkte Ludwig XIV. seine Stellung Febr. 1668 durch die rasche Eroberung der Franche Comté, acceptierte aber trotzdem die Forderung der Triple-Allianz, zu der auf dem Kongreß zu Aachen, April 1668, auch der Hof von Madrid sich verstand.

Devolutionsrecht, s. unter Devolution.

Dévoluy, ein Gebirgsstock im obern Dauphiné, in den Depart. Isère, Drome und Obere Alpen, liegt zwischen den Thälern des Ebron im NW., des Drac im NO. und O., des Buech im SO., S. und W. und gilt für die ödeste Gegend Frankreichs. Die links in den Drac gehende Souloise ist der Hauptfluß. An ihr liegt St.-Etienne-en-Dévoluy, der Hauptflecken der Gegend, mit 750 E. Die höchsten Gipfel sind der 2793 m hohe Obiou, der 2715 m hohe Aurouze, der 2715 m hohe Pic von Bure, der 2761 m hohe Mont-Ferrand und der 2560 m hohe Faraud. Von Grenoble aus kann man nur im Thale der Souloise, von Gap aus über den Col de la Cluse in diese Landschaft vordringen. Die Bewohner, etwa 3000, gelten für Abkömmlinge der Sarazenen, welche seit dem 8. Jahrh. fast die gesamten Obern Alpen eingenommen hatten. Dieselben sind mäßig, anhänglich an ihren vaterländischen, obwohl traurigen Boden, und leben von ihren Herden, welche die Weiden mit den wandernden Schafherden der Provence teilen.

Devolvieren (lat.), abwälzen, etwas von einer Person auf die andere, namentlich eine Rechtssache vor ein höheres Forum bringen. (S. Devolution.)

Devomieren (lat.), wegspeien, wieder ausbrechen.

Devon, zwei Flüsse in Schottland, welche sich unterhalb Alloas in den Firth of Forth ergießen; der eine (der Weiße D.) gehört der Grafschaft Perth an und ist etwa 40 km lang; der andere (der Schwarze D.), in der Grafschaft Fife, ist nur 20 km lang.

Devon, engl. Grafschaft, s. Devonshire.

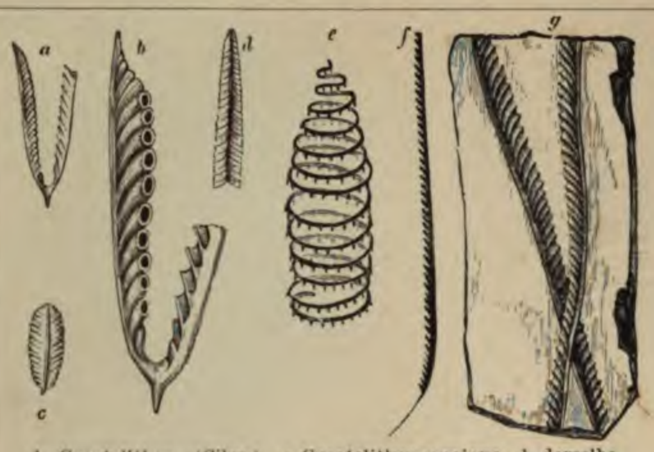
Devonische Formation heißt diejenige stellenweise über 3000 m mächtige Schichtenreihe, welche auf der silurischen Formation aufruht und von der Steinkohlenformation überlagert wird. Sie besteht zuunterst meist aus Sandsteinen und Quarziten, in den mittlern und obern Etagen hingegen aus Kalksteinen und Thonschiefern, sowie aus dem charakteristischen Kramenzelkalk (einem Thonschiefer voll von Kalksteinnieren und -Linsen. Der devonischen Formation gehören die Dachschiefer des Rheines und Harzes, das berühmte Erzlager des Rammelsberges bei Goslar, die großartigen unterirdischen Petroleumreservoirs im nördlichen Pennsylvanien, viele Eisenerzlager des Harzes und Westfalens an. Die fossilen Pflanzen der devonischen Formation besitzen eine große Ähnlichkeit mit denjenigen der Steinkohlenformation, deren Vorläufer sie repräsentieren. Es sind Sigillarien, Lepidodendren, Calamiten und Farne. Von Tieren sind namentlich zahlreiche Korallen (unter andern die charakteristische Deckelkoralle Calceola), Crinoideen (unter andern Cupressocrinus), Brachiopoden (vorzüglich Spiriferen), Cephalopoden (die charakteristischen Clymenien und Goniatiten), endlich Trilobiten vorhanden. (Hierzu Tafel: Fossile Tiere aus der Silur- und Devonformation.)

In Deutschland gehören der devonischen Formation an: 1) das rheinische Schiefergebirge, also ein großer Teil der Rheinprovinz, Westfalens und Nassaus; 2) ein großer Teil des Unter- und namentlich des Oberharzes; 3) Teile des Vogtlandes, des Fichtelgebirges, sowie des angrenzenden Thüringen; ferner sind bei Freiburg in Schlesien und Ebersdorf in der Grafschaft Glatz devonische Ablagerungen nachgewiesen. Eine sehr große Verbreitung haben dieselben in Rußland, England, Nordamerika. Hier ist jedoch lokal die ganze oder wenigstens die obere Abteilung der devonischen Formation durch eine Sandsteinbildung vertreten, welche statt der oben angeführten Fauna nur Fische und zwar die höchst seltsam gestalteten Panzerganoiden führt (z. B. Pterichthys, Cocosteus, Holoptychius, s. die Tafel). Diese



FOSSILE TIERE AUS DER

SILURFORMATI



1. Graptolithen. (Silur.) *a* Graptolithus geminus. *b* derselbe vergröfsert. *c* Diplograptus folium. *d* Retiolites Geinitzianus. *e* Graptolithus turriculatus. *f* Graptolithus Beckii. *g* Graptolithus latus. *a b c* Aus Norwegen. *d e f* Aus Böhmen. *g* Aus England.



2. Phragmoceras ventri



3. Phragmo



7. Pentamerus Knighti. (Silur.) ½ nat. Gröfse.



8. Halysites catenularia. (Silur.)



9. Calamopora polymorpha. (Silur.)

10.

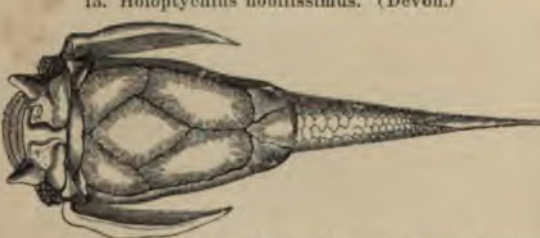


13. Holoptychius nobilissimus. (Devon.)



15. Cyathophyllum flexuosum. (Devon.)

16. Go
(Dev



14. Pterichthys cornutus. (Devon.) ½ nat. Gröfse.



21. Coccosteus decipiens. (Devon.)

22. Clyme
(D

…R- UND DEVONFORMATION.

…FORMATION: 10—25.



…¼ nat. Gröfse.



4. Paradoxides bohemicus. (Silur.)



5. Orthoceras laterale. (Silur.)



6. Calymene Blumenbachi. (Silur.) ½ nat. Gröfse.

…Silur.)



…ina. (Devon.)



11. Spirifer speciosus. (Devon.) Nat. Gröfse.



12. Murchisonia angulata. (Devon.)



18. Receptaculites Neptuni. (Devon.)



19. Euomphalus rugosus. (Devon.)

…nnsi. …ifse.



17. Bronteus flabellifer. (Devon.)





20. Cypridina serrato-striata. (Devon.). *a* Gruppe in Stein eingeschlofsen, nat. Gröfse. *b* Ein Exemplar vergröfsert.





23. Spirifer calcaratus. (Devon.)



24. Goniatites costulatus. (Devon.)



25. Cupressocrinus crassus. (Devon.)

Zu den Artikeln: Devonische Formation und Silurische Formation.

Ausbildungsweise der devonischen Formation wird als **Old-red-sandstone** bezeichnet.

Devonport, Municipalstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Devon, durch Stonehouse von Plymouth (s. d.) getrennt, an der Mündung des Tamer in den Plymouth-Sund, war bis 1824 als Plymouth-Dock bekannt. Die Stadt ist regelmäßig befestigt, wird durch die Festung Mount-Wise zwischen ihr und dem Hafen und durch zwei Forts gegen die See verteidigt und ist eins der Haupt-See-Arsenale Englands. Als Sitz der Militärbehörden enthält D. große Kasernen, Werfte und Bassins, ein großes Seehospital für 1200 Kranke, ein bedeutendes Militärhospital, ein Militärgefängnis, ein großes Viktualienamt und ein Arsenal, welches über 30 ha bedeckt und alles umfaßt, was zum Bau und zur Ausrüstung von Kriegsschiffen nötig ist, und außerdem bei Keyham große Schiffswerfte. Die Stadt zählt (1881) 48 745 E., hat sieben Kirchen, worunter die kath. Kirche St.-Mary and St.-Boniface, eins der schönsten Bauwerke D.s, ein Stadthaus, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut und eine Bibliothek.

Devonshire oder **Devon**, Grafschaft im südwestl. England, zwischen dem Meere im N. und S., Somerset und Dorset im O., Cornwall im W. gelegen und 6698 qkm mit (1881) 604 397 E. umfassend, außer York und Lincoln also die größte in England, ist von den höchsten Massen des Devonischen oder Cornischen Gebirgszugs erfüllt, von niedrigen, breiten und flachen Berg- und Hügelreihen und Gruppen, die von tiefen, engen, spaltenähnlichen Thälern oder Coombs mit senkrechten Wänden durchfurcht sind. Am höchsten und rauhesten ist, zwischen Exeter und Plymouth, das [illegible]50 m hohe, aus Granit bestehende Tafelland Dartmoor-Forest, ein unregelmäßiges, unwegsames, teils mit Felstrümmern, teils mit weichen Sumpf- und Moorgründen bedecktes, im Yes-Tor 622 m, Cawsand-Beacon 512 m, High-Wilhays 583 m hoch aufsteigendes Plateau von 1210 qkm. Am steilsten fällt dieses Plateau gegen O. und S. nach der 257 km langen Küste des Britischen Kanals ab, welche von hohen, treffliche Häfen und Reeden bildenden Felsriffen eingeschlossen ist. (Die Küste am Bristol-Kanal hat 155 km Länge.) Vor den rauhen Nordwinden geschützt, treten hier fruchtbare Strecken, South-Hams genannt, mit üppigem Pflanzenwuchs auf, die der Umgegend von Exeter, in dem tiefen und warmen Exthal, und von Sidmouth (wo selbst die Myrte im Freien gedeiht) den Namen der «westl. Gärten Englands» erworben haben. Ist der W. mit seinen Moorgründen rauh und ungesund, der O. romantisch, der S. fruchtbar und wie das Innere mild und gesund, so zeigt sich dagegen der N. und NO. mit seinen trockenen Sand- und Heideländern feucht und unfreundlich. Unter den Flüssen sind die namhaftesten der Tamer, Tavy, Plym, Dart, Teign und Ex, welche in den Kanal fallen, und der Tawe, Torridge und Parret, die in die Bai von Bristol sich ergießen. Die Berge liefern namentlich Zinn, Kupfer (über 35 280 t jährlich), Mangan- und Eisenerz, Blei, Silber (53 000 Unzen), [illegible] Steinkohlen, Bausteine, Schiefer und besonders Porzellanerde und andere Thonarten. Von dem feinen Thon von Kingsteignton, Bovey u. s. w. gehen jährlich 28 000 t nach Staffordshire und andern Orten, welche Porzellanfabriken besitzen. Mineralquellen gibt es zu Gubbs-Wall bei Cleave, zu Bella-Marsh, Ilsington, Brook und Bampton. Das Pflanzenreich liefert Getreide, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Hanf und Obst, aus welchem letztern viel Cider bereitet wird. Die früher blühende Tuchmanufaktur ist zurückgegangen; außer den gewöhnlichen Gewerben sind Eisenindustrie und Schiffbau zu nennen. Die Grafschaft D. schickt 4 Abgeordnete ins Parlament, 18 andere werden von 10 Städten geschickt. Die Hauptstadt ist Exeter (s. d.). Vgl. Worth, «Tourist's guide to D.» (Lond. 1880).

Devonshire oder **Devon** hat seit Heinrich I. mehrern engl. Geschlechtern den Grafen- und Herzogstitel gegeben. Der erste Graf von D. war Richard de Redvers, zu Anfang des 12. Jahrh., dessen Enkelin Hawise sich mit Reginald de Courtenay, Abkömmling der alten franz. Familie dieses Namens vermählte und den Grafentitel auf ihren Gatten übertrug. Im Kriege der beiden Rosen wurde Thomas, der sechste Graf von D., 1466 hingerichtet; sein Bruder und Nachfolger, John, fiel 14. April 1471 bei Tewkesbury. Die Familie ward geächtet und aller ihrer Titel und Güter für verlustig erklärt. Nach der Schlacht von Bosworth ernannte jedoch Heinrich VII. den aus einer Seitenlinie stammenden Edward Courtenay 1485 zum Grafen von D. Dessen Enkel Henry war anfangs ein Günstling Heinrichs VIII., der ihn 1525 zum Marquis von Exeter erhob, 9. Jan. 1531 aber hinrichten ließ. Sein Sohn Edward ward nach der Thronbesteigung Marias wieder als Graf von Devon oder D. anerkannt und sollte erst die Königin selbst, dann ihre Schwester Elisabeth heiraten, starb aber unverehelicht 4. Okt. 1556 zu Padua, worauf der Titel als erloschen betrachtet und erst an Charles Blount, Lord Mountjoy, dann an das Haus Cavendish verliehen wurde. Ein weitläufiger Verwandter des letzten Grafen, Sir Philip Courtenay auf Powderham-Castle, pflanzte jedoch das Geschlecht fort, und ein Nachkomme von ihm, William, wurde 1762 zum Viscount Courtenay ernannt. Nachdem es sich aus dem von Maria unterm 3. Sept. 1553 an Edward Courtenay verliehenen Patent ergeben hatte, daß die Würde eines Grafen von Devon auch auf die Kollateralerben in männlicher Linie ausgedehnt worden, setzte das Oberhaus durch Beschluß vom 15. März 1831 die Familie Courtenay in ihre alte Würde wieder ein. Der jetzige Graf, **William Reginald**, geb. 14. April 1807, saß seit 1841 für South-Devon im Unterhause, war Kanzler des Herzogtums Lancaster und Präsident der Armenverwaltung und folgte seinem Vater 1859 in der Peerage.

Von der Familie Cavendish (s. d.) war **William**, Baron Cavendish von Hardwick, gest. 1625, der erste, der 1618 von König Jakob I. den Titel eines **Grafen von D.** erhielt. — Sein Urenkel **William, vierter Graf von D.**, Lord-Lieutenant der Grafschaft Derby, war ein eifriger Anhänger des Prinzen von Oranien, wofür ihn König Wilhelm III. 1694 zum Marquis von Hartington und **Herzog von D.** erhob. Dem ersten Herzog, der als Oberhofmeister der Königin Anna 18. Aug. 1707 starb, folgte als **zweiter Herzog von D.** und auch in der Hofwürde, die seitdem in dieser Familie fast erblich ward, sein ältester Sohn **William**. Dieser, der 15. Juni 1729 starb, hinterließ aus seiner Ehe mit Rachel Russell, der Tochter des enthaupteten Lord William Russell, drei Söhne, von denen der jüngste, Charles, der Vater des berühmten Chemikers Henry Cavendish (s. d.) wurde. —

Der älteste Sohn, William, geb. 1698, dritter Herzog von D., war 1737—45 Vizekönig von Irland, Lord-Lieutenant von Derbyshire, und starb 5. Dez. 1755. — Sein ältester Sohn, William, vierter Herzog von D., geb. 1720, wurde 1754 Lord-Lieutenant der Grafschaft Cork in Irland, 1755 Vizekönig von Irland, 1756 erster Kommissar des Schatzamtes und Lord-Lieutenant von Derbyshire, 1757 auch Oberkammerherr, welche Würde er jedoch unter dem Ministerium Bute niederlegte, und starb 29. Sept. 1764 zu Spaa. — Sein ältester Sohn, William, fünfter Herzog von D., geb. 14. Dez. 1748, blieb wie die ganze Familie, den Whigs treu und befand sich daher während des größten Teils der Regierung Georgs III. in der Opposition, ohne jedoch persönlich eine hervorragende Rolle zu spielen. Seine erste Gemahlin, Georgiana, Tochter des Grafen Spencer, geb. 9. Juni 1757, glänzte ebenso sehr durch Schönheit und Liebenswürdigkeit wie durch Geist und Bildung und erlangte auch durch ihr lebhaftes Interesse an den Parteikämpfen der Zeit Ruhm und Einfluß. In der Geschichte und Litteratur bewandert und selbst poetisch begabt, schrieb sie unter anderm auf einer Reise in die Schweiz ein den Übergang über den St. Gotthard schilderndes Gedicht, das sich durch Reinheit und Eleganz der Form sowie durch lebhafte Phantasie auszeichnete. Mit einer franz. Übersetzung wurde dasselbe von Delille (Par. 1802) herausgegeben. Sie starb 30. März 1806. In zweiter Ehe vermählte sich der Herzog 1809 mit Elisabeth Hervey, Tochter des vierten Grafen von Bristol. Diese war zuerst mit John Thomas Foster verheiratet, dem sie zwei Kinder gebar; ihre zweite Ehe blieb kinderlos. Sie verließ indes 1815 nach ärgerlichen Familienauftritten London und wendete sich nach Rom, wo ihr Haus bald der Sammelplatz aller ausgezeichneten Männer, besonders der Künstler und Gelehrten, wurde. Die Übersetzung der »Äneide« des Virgil von Annibale Caro ließ sie mit einer Reihe von den bedeutendsten Künstlern entworfener Kupferstiche in 150 Exemplaren drucken (2 Bde., 1818), die sie an Freunde, Fürsten und große Bibliotheken verschenkte. Auf gleiche Weise erschienen durch sie die Illustrationen der fünften Satire des Horaz und des Gedichts der Herzogin Georgiana. Sie starb 30. März 1824, als sie mit Illustrationen zum Dante beschäftigt war.

Dem Herzoge, der 11. Juli 1811 gestorben war, folgte als sechster Herzog von D. sein ältester Sohn William Spencer Cavendish, geb. 21. Mai 1790, der ebenfalls die whiggistischen Traditionen seiner Familie aufrecht hielt. Vom Mai 1827 bis Febr. 1828 und zum zweiten mal 1830—31 bekleidete er das Hofamt des Lord-Kämmerers. Seine Kunstsammlungen gehörten zu den ausgezeichnetsten in England. Einzig in ihrer Art waren seine Treibhäuser in Chatsworth, dem Landsitz der Familie in Derbyshire, die unter Leitung von Paxton (s. d.) erbaut wurden. — Da er unvermählt geblieben war, folgte ihm nach seinem Tode (18. Jan. 1858) als siebenter Herzog von D. sein Vetter William Cavendish, Graf von Burlington, der [illegible] Lord George Cavendishs, eines jüngern [illegible] des vierten Herzogs, der 1831 die Grafen-[illegible] [illegible]rhalten hatte. Derselbe wurde 27. April [illegible] [illegible]boren, studierte auf der Universität Cam-[illegible] die er 1829—30 im Unterhause vertrat, und war nachher Parlamentsmitglied für Nord-Derbyshire, bis er 1834 beim Ableben seines Großvaters ins Oberhaus gelangte. Von der Universität London, zu deren Gründung er durch Rat und That beigetragen, war er 1836 zum Kanzler erwählt worden, welche Stellung er bis 1856 einnahm. Nach dem Tode des Prinzen Albert folgte er demselben als Kanzler der Universität Cambridge.

Eine bedeutendere polit. Rolle spielte sein ältester Sohn, Spencer Compton Cavendish, Marquis von Hartington. Geb. 23. Juli 1833, trat dieser, nachdem er in Eton und Cambridge seine Erziehung empfangen, 1857 als Mitglied für Nord-Lancashire ins Parlament und machte sich zuerst bekannt durch Beantragung des Mißtrauensvotums, welches 7. Juni 1859 den Sturz des Ministeriums Derby herbeiführte. Nachdem er den Posten eines Lords der Admiralität bekleidet, war er 1863—66 unter Lord Palmerston Unterstaatssekretär im Kriegsministerium, dann unter dem Ministerium Russell-Gladstone Kriegsminister (bis Juli 1866). Nach dem Falle der Konservativen im Dez. 1868 kehrte er unter Gladstone als Generalpostmeister ins Amt zurück, welche Stellung er Jan. 1871 mit der des Hauptsekretärs für Irland vertauschte. Ohne weder als Politiker noch als Redner Talente ersten Ranges zu offenbaren, hatte er sich doch durch seine parlamentarische Laufbahn eine so angesehene Stellung geschaffen, daß er, als Gladstone nach dem plötzlichen Sturze seines Ministeriums im Febr. 1874 die Führerschaft der liberalen Partei niederlegte, fast einstimmig an dessen Stelle gewählt wurde. In dem schwierigen Posten, der ihm so als Führer einer geschlagenen, entmutigten Partei zufiel, entwickelte Hartington nun von Jahr zu Jahr immer bedeutendere staatsmännische Gaben, die, von Freunden und von Gegnern gleichmäßig anerkannt, ihm die Aussicht auf die höchsten Würden in dem kommenden liberalen Ministerium öffneten. In der That wurde, nach dem Sturz des Ministeriums Beaconsfield im April 1880, zuerst Hartington in Gemeinschaft mit Lord Granville, dem liberalen Führer des Oberhauses, von der Königin mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt; doch ordnete er ohne Bedenken seine Ansprüche dem unverkennbaren Übergewicht Gladstones unter, der inzwischen wieder in die polit. Arena zurückgekehrt war. In dem Ministerium Gladstone bekleidete er seitdem das wichtige Amt des Ministers für Indien und bethätigte in demselben seine überlegene staatsmännische Tüchtigkeit durch die Entschiedenheit und Kraft, womit er den von seinem Vorgänger ihm hinterlassenen Krieg gegen die Afghanen beendete und die zerrütteten Finanzen des großen Ostreichs herstellte.

Sein jüngerer Bruder, Lord Frederick Cavendish, geb. 1836, studierte im Trinity-College zu Cambridge, war von 1859 bis 1864 Privatsekretär bei Lord Granville, dem damaligen Präsidenten des Staatsrats, und wurde 1865 für den Westriding von Yorkshire ins Unterhaus gewählt. Im J. 1872 ernannte Gladstone ihn zu seinem Privatsekretär und 1873 zum Lord der Schatzkammer, eine Stelle, die er indes schon 1874 bei dem Fall des Ministeriums Gladstone wieder verlor. In dem zweiten Ministerium Gladstone (April 1880) zum Finanzsekretär der Schatzkammer befördert, entwickelte Cavendish ein so glänzendes administratives Talent und zugleich eine so edle

unermüdliche Pflichttreue, daß Gladstone ihn 4. Mai 1882 zum Nachfolger Forsters in dem wichtigen und gerade um jene Zeit besonders schwierigen Posten des Generalsekretärs für Irland ernannte. Doch schon 6. Mai fiel er, während eines Spaziergangs im Phönix-Park in Dublin mit Mr. Burke, dem permanenten Unterstaatssekretär für Irland, durch die Messerstiche gedungener Mörder, welche dann auf einem bereit gehaltenen Wagen entflohen. Lord Frederick Cavendish war seit 1864 mit Lucy Caroline, Tochter Lord Littletons, verheiratet, starb jedoch ohne Nachkommenschaft.

Devorieren (lat.), verschlingen; **Devoration**, das Verschlingen, Verschlucken.

Devot (lat.), ergeben, ehrfurchtsvoll, demütig; andächtig, fromm; **Devote**, Gottergebene, Nonne, Betschwester.

Devotion hieß bei den alten Römern der feierliche Akt, wenn jemand mit bestimmten feierlichen Worten und Gebräuchen zum Wohle des Staats oder eines andern sich durch einen freiwilligen Tod den unterirdischen Göttern weihte, wie Publius Decius (s. d.) und sein gleichnamiger Sohn sich und durch ihren Opfertod zugleich das feindliche Heer den Unterirdischen geweiht haben sollen. Auch konnte der Feldherr feindliche Städte und Heere den unterirdischen devovieren, ohne sich denselben zugleich mit für sein Heer und Volk zu weihen. Nur mußte die **Evocation** oder die Aufforderung an die Schutzgötter einer Stadt, dieselbe zu verlassen und überzugehen, vorausgegangen sein. Solche Evocationen und D. fanden z. B. bei Gabii, Veji, Korinth und Karthago statt. Unter Caligula weihte ein Mann aus dem Volke sich für das Leben des erkrankten Kaisers dem Tode und mußte dann sein Gelübde auf Befehl des genesenen Kaisers wirklich ausführen. In religiöser Beziehung hat der Ausdruck D. den Begriff der Weihe behalten, daher bedeutet D. in der Kirchensprache die hingebende Verehrung Gottes und der Heiligen, oder auch ein Gelübde. Im gewöhnlichen Leben gebraucht man D. in der Bedeutung von Ergebenheit, Ehrfurcht, Andacht, Frömmigkeit oder von Unterwürfigkeit gegen Höhergestellte.

Devrient (Ludw.), der genialste unter den deutschen Schauspielern neuerer Zeit, geb. 15. Dez. 1784 zu Berlin, wurde von seinem Vater, einem Seidenhändler, für den Kaufmannsstand bestimmt, begab sich aber, während eines Aufenthalts in Leipzig durch Ochsenheimers Spiel mächtig ergriffen, zu der wandernden Schauspielertruppe des Direktors Lange (eigentlich Bode) und betrat 18. Mai 1804 in Gera zum ersten mal die Bühne unter dem Namen Herzberg als Bote in der «Braut von Messina». Später zog er mit dieser Truppe in mehrern sächs. Städten umher, bis er 1805 in Dessau ein festeres Engagement erhielt. Schon hier fand er in Charakterrollen vielen Beifall. Die 1807 mit Margarete Neefe eingegangene Ehe löste bereits im folgenden Jahre der Tod. Später war er noch zweimal vermählt. Als ihn drückende Schulden nötigten, sich 1809 heimlich zu entfernen, begab er sich zu der Bühne in Breslau, wo er fortwährend mit dem größten Beifall spielte. Hier lernte ihn Iffland kennen, der ihn für die berliner Bühne gewann, da er D. für den einzigen Schauspieler hielt, der ihn ersetzen könnte. Im J. 1815 betrat D. in der Rolle des Franz Moor zum ersten mal die berliner Bühne und wurde und blieb von nun an der gefeierte Liebling des Publikums. Eine ungeregelte Lebensweise und der übermäßige Genuß geistiger Getränke, dem er sich im Verkehr mit gleichgesinnten Freunden, wie E. T. A. Hoffmann und andern, hingab, zerrüttete allmählich seinen Körper. Zu früh für die Kunst starb er 30. Dez. 1832 in Berlin.

Als Schauspieler steht D. einzig da, indem bei ihm die Inspiration bei weitem mächtiger war als die bloße Reflexion und das Studium, wodurch er insbesondere den Gegensatz gegen Iffland und jüngere Schauspieler von Bedeutung, wie Seydelmann, bildet, und indem ein ursprünglicher poetischer Humor seine Leistungen von innen heraus verklärte. Er war eine dämonische Künstlernatur, und dieses Dämonische prägte sich auch in seiner gesamten äußern Erscheinung, in seiner Gesichtsbildung, seinem Organ aufs frappanteste aus, die, wie seine ganze Auffassungsgabe, seine Mimik und Deklamation, mehr charakteristisch ergreifend wirkten, als in idealem Sinne schön zu nennen waren. Das höchste Komische, wie das höchste Tragische, aber auch das zwischen beiden Extremen liegende Gemütlich-Humoristische, insofern es nur dem charakteristischen, nicht dem idealen Genre angehörte, gelang ihm gleich ausgezeichnet. Er war geschaffen nicht für das bloß Heroisch-Deklamatorische, sondern für das mehr rein Menschliche, welches über die platte Wirklichkeit hinausreicht und entweder ein Versinken in das Dämonisch-Psychische oder ein Überspringen in das Gebiet der phantastischen Humoristik nötig oder möglich macht. Daher wurde er Norm für viele Shakspearesche Figuren, für Shylock, Lear, Richard III., Mercutio, Falstaff; Vorbild für Franz Moor, den Mohren in «Fiesco», Schewa, Lorenz Kindlein und eine Menge kleiner Charakterrollen, die erst durch ihn Leben und Bedeutung erhielten. D.s Tochter aus erster Ehe, **Emilie** (1808—57), ist auch als Schauspielerin aufgetreten und vermählte sich mit dem Schauspieler Höffert.

Vgl. Z. Funck, «Aus dem Leben zweier Schauspieler: Ifflands und D.s» (Lpz. 1838); Ed. Devrient, «Geschichte der deutschen Schauspielkunst» (Bd. 4, Lpz. 1861). Eine ausführliche Biographie D.s von Gerold findet sich in Heft 13 der «Berlinischen Chronik» (Berl. 1876). — Novellistisch hat ihn H. Smidt in seinen «Devrient-Novellen» (3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1882) behandelt. Eine treffliche Schilderung von D.s Eigentümlichkeit findet sich in dem zweiten Bande von Holteis Roman «Die Vagabunden» und in R. Springers Roman «D. und Hoffmann oder Schauspieler und Serapionsbrüder» (3 Bde., Berl. 1873).

Devrient (Karl Aug.), ausgezeichneter deutscher Schauspieler, Neffe des vorigen, geb. 5. April 1797 zu Berlin, war, wie sein Oheim und seine Brüder, für den Kaufmannsstand bestimmt. Nachdem er den Feldzug von 1815 mitgemacht, debütierte er 28. Juli 1819 in Braunschweig als Rudenz und erhielt 1821 ein Engagement als erster Liebhaber am Hoftheater in Dresden, wo er 1823 mit der berühmten Sängerin Wilhelmine Schröder (s. **Schröder-Devrient**) eine Ehe einging, die jedoch 1828 wieder aufgelöst wurde. Seit 1835 Mitglied der Hofbühne zu Karlsruhe, folgte er 1839 einer Berufung nach Hannover und wandte sich nun mit großem Erfolge dem ältern Helden- und Charakterfach zu. D. starb zu Lauterberg am Harz 3. Aug. 1872. D.s Spiel zeichnete sich aus durch

ng Dämon erhal-
en unzählige; die
t sind den guten
.), entgegengesetzt:
ibehescht, Akoman
ad, Zairitscha dem
darmad (im Zend
en wir den Dew
a, den Dämon des
a, Wihanga, den
gibt es weibliche,
Pairika (neupers.
ntergeordnete Dä-
im Zend Drukhs,
monen bewohnen
upersisch duzekh).
eberecht), hervor-
t aus einer alten
Zu Ulla bei Wei-
g er 1799 die Uni-
als Privatdocent
Professor der Phi-
edelte D. als ord.
elberg, 1810 nach
idenkende Theolog
Reaktion bald ver-
ihn zu beseitigen.
riefe, welchen D.
rsönlich bekannte
Er verurteilte die
suchte sie aber der
Lichte darzustellen.
aufgeklärte Weise
ände gespielt und
ng seines Amtes
eimar und folgte
ier ward er 1829
lehrte bis an sein
ologe hat D. sich
stematischen Wis-
erworben. Die
Alte Testament»
die kritischen Un-
g der biblischen
gebracht wurden
hen Einleitung in
aments» (2 Bde.,
alttestamentlichen
869; 6. Aufl. des
on Meßner und
ndnis des Alten
hrbuch der hebr.-
Aufl. von Räbiger
er die Psalmen»
über sämtliche
verbreitet sich das
zum Neuen Te-
1839—48, später
etzt wegen seiner
schätzt. Für wei-
zusammen unter-
n Schrift» (3 Bde.,
derselben erleich-
D. in philos. Be-
und Fries an, wie
hrift «Über Reli-
15) beweist; das
in ihrer histor.
Dogmatik», Berl.

1813; 2. Aufl. 1818; Tl. 2: «Kirchliche Dogmatik», Berl. 1816; 2. Aufl. 1821) hält sich dagegen rein historisch. Die Ethik behandeln die «Christl. Sittenlehre» (3 Bde., Berl. 1819—23), «Vorlesungen über die Sittenlehre» (2 Bde., Berl. 1823—24) und das «Lehrbuch der christl. Sittenlehre» (Berl. 1833). Außerdem sind zu nennen die «Briefe, Sendschreiben und Bedenken Luthers» (5 Bde., Berl. 1825—28), die beiden romanartigen Werke «Theodor oder des Zweiflers Weihe» (2 Bde., Berl. 1822; 2. Aufl. 1828) und «Heinrich Melchthal, oder Bildung und Gemeingeist» (2 Bde., Berl. 1829), sowie Sammlungen von Predigten. Vgl. Hagenbach, «Wilh. Martin Leberecht D.» (Lpz. 1850), Wiegand, «Wilh. Martin Leberecht D.» (Erfurt 1879).

De Winne (Levin), Maler, geb. zu Gent 1821, gest. zu Brüssel 13. Mai 1880, ein durch Nüchternheit der Auffassung und meisterhafte Behandlung der grauen Töne ausgezeichneter Porträtist. Die Historische Ausstellung zu Brüssel von 1880, welche die Blüten der Kunstprodukte der belg. Schule seit 1830 zu sammeln bestimmt war, brachte 17 Porträtbilder namhafter Persönlichkeiten von D., darunter das König Leopolds I. in ganzer Figur, welches vorzüglich seinen Ruf begründet hatte (im Brüsseler Museum), ferner die des Grafen und der Gräfin von Flandern, des Kammerpräsidenten Guillery und des amerik. Gesandten Sanford.

De Witte (Johann), russ. Architekt, geb. 17. (29.) Okt. 1790 zu Riga, studierte an der Ingenieurschule und an der Akademie der Künste zu Petersburg und lebte, nachdem er 1812—14 am Kriege gegen Frankreich teilgenommen, abwechselnd in Petersburg und Moskau. Zu seinen bedeutendsten Bauten gehören: das kaiserl. Militärhospital in Riga, die luth. Kirche in Windau, der Umbau des Schlosses zu Riga und die Einrichtung der Badeanstalten zu Kemmern. D. starb zu Charkow im Aug. 1854.

De Witts Land hieß früher ein Teil der Nordwestküste Australiens zwischen Tasmansland und Eendrachtsland, nach seinem Entdecker De Witt 1628 genannt.

Dewletschâh (bin Alâ-ud-daulah ul-Bachtischâh al-Ghâzi), aus Samarkand, pers. Litterarhistoriker, verfaßte im J. 1487 die chronologisch geordnete, mit zahlreichen Citaten versehene, aber nicht immer zuverlässige «Tazkirat usch-schu'arâ» oder Biographien von (140) Dichtern in sieben Büchern und einem Anhang mit Biographien zeitgenössischer Poeten. Er dedizierte sein Werk dem Mir Ali Schir (1440—1500), Vezier der Timuriden Abû Sa'id und Sultân Husain, und selbst Dichter. D. starb 1495. Das Werk ist nicht gedruckt, wurde aber auszugsweise von Silvestre de Sacy übersetzt in den «Notices et Extraits des manuscrits etc.» (Bd. 4) und von Hammer für die Bearbeitung seiner «Schönen Redekünste Persiens» (Wien 1818) excerpiert. Vullers gab in pers. Original und lat. Übersetzung die Biographien des Firdusi («Fragmente über die Religion des Zoroaster», Bonn 1831), des Hâfiz (Gieß. 1839) und des Anwari (Gieß. 1858) heraus. Handschriftlich ist das Werk D.s in mehrern Bibliotheken, in Oxford, Wien, Petersburg, im Britischen Museum vorhanden. Vgl. Rieu, «Catalogue of Persian manuscripts».

Dewsbury (spr. Djuhsböri), Stadt in der engl. Grafschaft York, Westriding, 13 km im SSW. von Leeds, auf einer Anhöhe, welche den rechts zur Aire

[illegible] nur von [illegible]

[illegible] weder [illegible]

[illegible] wird, [illegible]

[illegible] kann, i[illegible]

[illegible] Starten

[illegible]

(Dextrinsirup, Gummisirup) vorkommt, wird hauptsächlich in Frankreich in der feinen Bäckerei und in der Bierfabrikation angewendet. Das durch die Einwirkung der Wärme oder der verdünnten Säuren auf Stärke erhaltene D. braucht man als Surrogat für das ungleich teurere arab. Gummi zum Appretieren für Gewebe, als Kettenschlichte, zum Drucken von Tapeten, zum Glasieren von Karten und Papier, als Verdickungsmittel der Beizen in der Druckerei auf Seide und Wolle, als Mundleim u. s. w. In neuerer Zeit hat es auch als Heftmittel beim Verbinden in der Chirurgie Anwendung erhalten. Das D. macht ferner einen charakteristischen Bestandteil des Biers aus und entsteht auch beim Backen des Brotes auf dessen Oberfläche; es bildet zum Teil die Kruste des Gebäcks.

Dextrose ist gleichbedeutend mit Glukose, Traubenzucker, Stärke-, Krümel-, Harnzucker. (S. Traubenzucker.)

Dey (türk.), soviel wie Dei (s. d.).

Dezember, der zwölfte und letzte Monat im Jahre, war bei den alten Römern (vor Julius Cäsar), die ihr Jahr mit dem März anfingen, der zehnte, daher der Name des Monats (vom lat. decem, d. i. zehn). Der altdeutsche, von Karl d. Gr. vorgeschlagene Name des Monats ist Heilmond und bezieht sich auf die in denselben fallende Geburt des Heilands; später erhielt er den Namen Christmonat. Vor Cäsar hatte der Monat, gleich dem Januar und August, nur 29 Tage, Cäsar aber legte jedem derselben noch zwei zu. In dem D. (21. oder 22.) fällt Wintersanfang (Wintersolstitium). Während der ersten zwei Drittel des D. steht die Sonne im Zeichen des Schützen, während des letzten in dem des Steinbocks. Die Veränderungen des Barometerstandes betragen im D. für Deutschland 28—32 mm. In Feld und Garten läßt dieser Monat bei günstiger Witterung Brachackerung und Düngerfuhren zu; im Forste beginnt die Holzabfuhr; die Niederjagdzeit geht zu Ende. Der 1. D. gilt bei Abergläubischen für einen Unglückstag: wer an ihm geboren ist, stirbt eines schlimmen Todes.

Dezembristen wurden die Anhänger Ludwig Napoleons genannt, die ihn beim Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 unterstützten.

Dezobry (Charles Louis), franz. Schriftsteller und Buchhändler, geb. 1798 zu Saint-Denis im Depart. Seine, verfaßte unter andern erwähnenswerten Schriften «Rome au siècle d'Auguste ou Voyage d'un gaulois à Rome» (4 Bde., 1835; 4. Aufl. 1874), mit Bachelet «Dictionnaire général de biographie et d'histoire» (2 Bde., 1857; 4. Aufl. 1866) und «Dictionnaire général des lettres, des beaux-arts et des sciences morales et politiques» (1862). Mit Magdeleine hatte er 1829 eine dem Verlag der klassischen Werke, Schulausgaben, geogr. und histor. Publikationen bestimmte Buchhandlung begründet, welche später in die Hände Charles Delagraves überging. D. starb zu Paris 16. Aug. 1871.

Dhafâr, Dafar oder Zhafâr, mehrere alte Ortschaften im südl. Arabien. Eine derselben wird in der Genesis als Saphar erwähnt. Saphar heißt bei Plinius, im Periplus des Erythräischen Meeres, und bei Ptolemäus die Hauptstadt der Homeriten, ebenso auch noch im 6. Jahrh., als der König von Axum sich ihrer bemächtigte und ihr das Christentum brachte. Zu Edrisis Zeit, im 12. Jahrh., war sie sehr verfallen und statt ihrer war Saná Königsstadt geworden. Seetzen entdeckte (1810) in dem nahen Dorfe Mankat himjaritische Inschriften auf Porphyrquadern in den Ruinen auf dem dabei gelegenen Berge. — Ein anderes Dhafâr liegt an der Südostküste Arabiens, am Ostende Hadramauts gegen Omân, in einer der fruchtbarsten und bevölkertsten Strecken dieser Küste, wo sich zahlreiche Gebirgswässer und Ortschaften vorfinden. Dieses Land, von dem Beduinenstamm der Beni Gharrah bewohnt, ist als Tehamah oder Ebene von D. bekannt. Hinter diesem gesunden Küstenstriche erhebt sich der 1600 m hohe Absturz des innern Hochlandes, und hier allein in den Thaleinschnitten des Abhanges wächst der beste arab. Weihrauch. Die Stadt war groß und blühend, bis sie 1526 von den Portugiesen zerstört wurde. Ausgedehnte Reste derselben sind als el-Balad oder H'arkâm, d. h. die Stadt, noch vorhanden. Der jetzige kleine Ort D. zählt 1500 E., die an den Ankerplätzen, namentlich zu Mirbâth, das schon in alter Zeit Haupthafen war, Weihrauch, Kopalgummi, Aloë und Drachenblut verhandeln.

Dhammapadam, s. Pâli.

Dhar, ein kleiner maharattischer Staat in der Provinz Centralindien des Britisch-Ostindischen Reichs, mit welchem Amand-Ras-Puas, der Stifter der maharattischen Dynastie Puas, 1740 von dem Peischwa der Maharatten Baji-Ras belehnt wurde. Mina-Bai, die Witwe des Nachfolgers von Amand-Ras, wußte sich durch Klugheit gegen die Angriffe und Annexionsgelüste des Scindia und des Holkar 20 Jahre zu schützen, bis die engl. Regierung 10. Jan. 1819 den Staat D. unter ihre Protektion nahm. Im J. 1857 ward D. wegen Rebellion gegen die engl. Regierung von dieser annektiert und ein Teil von D., die Paryanas von Bainsea, an die Begum von Bhopal übertragen. Den Rest erhielt jedoch der junge Häuptling Amand-Ras-Puas später wieder zurück mit dem Rechte der Adoption seines Nachfolgers. D. hat ein Areal von 5416 qkm, eine Bevölkerung von 125000 E., eine Revenue von 43700 Pfd. St., von denen der Radscha von D. 1965 Pfd. St. zu der Unterhaltung der Malwa-Bhil-Polizeitruppen kontribuieren muß. Die Hauptstadt, gleichfalls D. genannt, liegt auf dem Wege von Mau nach Baroda, ist 5 km lang und 0,8 km breit, von einer Erdmauer umgeben und besitzt mehrere bemerkenswerte Gebäude, wie namentlich zwei große, aber verfallene Moscheen aus rotem Stein und ein Fort aus eben dem Material, welches westlich außerhalb der Stadt liegt und durch zwei große viereckige Türme verteidigt wird. In dem größern derselben befindet sich der Palast des Radscha. Die Stadt wird aus zwei kleinern und acht größern Teichen wohl bewässert, zeigt aber überall zunehmende Spuren des Verfalls. Während die Stadt in ihrer Blütezeit 100000 E. gehabt haben soll, wird die Zahl derselben jetzt auf höchstens 20000 geschätzt.

Dharwar, Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts der westl. Division der Präsidentschaft Bombay in Britisch-Ostindien, unter 15° 28′ nördl. Br. und 75° 4′ östl. L. von Greenwich in einer Ebene gelegen, hat Festungswerke, welche, obschon hauptsächlich aus Erde bestehend, noch zu Anfang des 19. Jahrh. von nicht unbedeutender Stärke waren, jetzt aber mehr und mehr verfallen sind. Das Fort wird von einem äußern und einem innern 8—9 m

[illegible]

[illegible], [illegible]

[illegible] el [illegible] [illegible] m [illegible] km [illegible] km [illegible] [illegible].

[illegible] km im [illegible] im [illegible], an der Thüne, mit [illegible] E., [illegible] Tuchfabriken und Hammerwerken arbeiten.

[illegible] über...

[illegible] Insel, [illegible] von [illegible]dia oder [illegible] 13 qkm [illegible].

[illegible] [illegible] von dunkelgrüner [illegible] gemein[illegible] bezeichnet), [illegible] Gemenge [illegible] [illegible]rit) und [illegible]. Magneteisen, [illegible] Quarz [illegible] gesellen. Ein [illegible] verbindet die Be[illegible]. [illegible] finden [illegible] neues Mineral ent[illegible] auf[illegible] Kalkspat; [illegible] und ein Teil [illegible] Umwandlungspro[illegible] Gemengteils. [illegible] Feldspatleisten ge[illegible] Struktur (Dia[illegible] Mobi[illegible] mit aus[illegible] oder [illegible]krystallen [illegible] mit [illegible] [illegible]ration [illegible] [illegible]mandel[illegible]. [illegible] Grauwacken [illegible] mit Eisenstein[illegible] im Vogtlande und Fichtel[illegible] und im Harz, in [illegible]. [illegible] die [illegible] von Tuffen [illegible] ehemaligen aschen[illegible], welche ab[illegible] der massigen [illegible].

[illegible] [illegible]. Übergang.

[illegible] [illegible] oder Polyuria [illegible] eine meist chronische Krank[illegible] bedeutende, das ge[illegible] übersteigende Men[illegible]. Gewöhnlich ist damit [illegible] Polydipsia) verbun[illegible] des [illegible] Wasserverlustes. [illegible] gehören der sog. [illegible] oder Zuckerkrankheit, Honig[illegible] Diabetes mellitus, Gly[illegible] dem reichlich abgeson[illegible] eine mehr oder weniger [illegible] bis 1 kg und dar[illegible] Menge von Zucker (Harnzucker, [illegible]) entleert. Die [illegible] ist noch nicht genügend er[illegible] so viel sicher zu sein, daß die [illegible] Vorgänge in der Leber stattfinden, in[illegible] dem der aus den Nahrungsmitteln stammende, durch die [illegible] der Pfortader zugeführte Zucker nicht, wie dies unter normalen Verhält[illegible] in der Leber in sog. Glycogen um[illegible] wird, sondern als solcher unverändert in das Blut und den Harn übergeht. Wahrschein[illegible]lich geschieht dies unter dem Einflusse des centralen Nervensystems, wenigstens gelingt es, wie zuerst

der pariser Physiolog Claude Bernard nachwies, bei Tieren durch einen Nadelstich in einer bestimmt umschriebenen Stelle des Kleinhirns in den Boden des sog. vierten Hirnventrikels künstlich D. zu erzeugen. Am häufigsten findet sich die Krankheit in den Blütejahren, häufiger bei Männern, verhältnismäßig häufig bei Fettleibigkeit; bisweilen scheinen heftige Gemütsbewegungen, fortgesetzte übermäßige Anstrengungen sowie erbliche Anlage ihren Ausbruch zu veranlassen; in andern Fällen läßt sich die Krankheit auf einen erlittenen heftigen Schlag, Stoß oder Fall auf den Kopf oder auf die Magen- und Lebergegend zurückführen. Versagt man dem Diabetiker alle zuckerhaltige oder zuckerbildende (mehlige, schleimige) Kost, so hört er auch meist bald auf, Zucker mit dem Harn zu verlieren.

Symptome der Krankheit sind, daß die Kranken ohne eine nachweisbare Ursache immer blässer, kraftloser und magerer werden, trotzdem daß sie reichlich essen und auffällig viel trinken. Ihr Atem wird eigentümlich riechend, ihr Zahnfleisch geschwollen und aufgelockert, ihre Haut trocken und schilferig, da die Schweißproduktion infolge des beträchtlichen Wasserverlustes durch die Nieren ganz aufgehoben ist, ihre Stimmung trübe, die Geschlechtsverrichtungen liegen oft ganz danieder. Alle Gewebe der Diabetiker besitzen infolge ihrer reichlichen Durchtränkung mit zuckerhaltiger Blutflüssigkeit eine große Neigung zu Entzündungen mit Ausgang in Eiterung und Brand, sodaß die Kranken oft monatelang von Furunkeln und ausgedehnten Zellgewebsentzündungen geplagt werden. Sicher zu erkennen ist die Zuckerkrankheit nur durch den chem. Nachweis von Zucker im Harn, wozu man sich verschiedener Untersuchungsmethoden (sog. Zuckerproben) bedient. Die gebräuchlichste ist die Trommersche Probe, nach welcher man eine Portion des betreffenden Harns mit Ätzkali oder Natronlauge versetzt und hierauf eine schwache Lösung von Kupfervitriol hinzufügt. Scheidet sich beim Erwärmen dieser Flüssigkeit rotes Kupferoxydul aus, so ist hiermit der sichere Nachweis von Zucker geliefert. Bei geringern Graden der Krankheit sind im Harn oft nur 1—2, bei höhern häufig 6—10 Proz. und noch mehr Zucker enthalten.

Man kann die Krankheit oft lange in Schranken halten, wenn man den Kranken die zuckerige und mehlige Kost entzieht und sie vorzugsweise mit Fleischspeisen, Eiern u. dgl., sowie mit dem zu diesem Zweck erfundenen Kleberbrot ernährt. Da eine konsequent durchgeführte diätetische Behandlung für alle Diabetiker von der größten Bedeutung ist, mag hier ausführlicher mitgeteilt werden, welche Nahrungsmittel ihnen zuträglich sind und welche sie am besten ganz zu meiden haben. **Erlaubt** sind frisches, gepökeltes und geräuchertes Fleisch von Säugetieren, von Vögeln, Fischen und Schaltieren (Krebsen, Austern u. dgl.), ferner Butter, Speck und Öl, Eier (das Weiße mehr als der Dotter), Sahne, Quark und Käse (magerer mehr als fetter), von den Vegetabilien die zu Salaten dienenden grünen Blätter und Kräuter, Spinat, Blumenkohl und andere Kohlarten, Spargel, Rettich; ferner Kleberbrot, Mandelbrot (allenfalls auch etwas geröstetes Brot); Mandeln, Nüsse und Gewürze. Von den Getränken sind Wasser, Soda-, Selters- und alle Mineralwässer, Thee, Kaffee und Kakao, sowie alle ungefälschten Spirituosen (Cognak, Rum, Sherry, Bordeaux- und Burgunderweine sowie Rhein- und Moselweine) zu gestatten. Streng **zu verbieten** sind dagegen Zucker und Honig, gewöhnliches Brot, Mehl und alle Mehlspeisen, alle süßen und eingemachten Früchte, von den Wurzelgemüsen Mohrrüben, gelbe Rüben, Sellerie, Gurken, Radieschen, weiterhin Milch, Molken, Chokolade, Bier, Champagner und moussierende Weine und Limonaden, endlich Portwein, Madeira und ähnliche süße Weine und Liqueure. Außer dieser streng diätetischen Behandlung ist besonders wichtig, daß man die Haut der Diabetiker durch Flanellkleidung auf dem bloßen Leibe, häufige warme Bäder, Thermalbäder, Schwefelbäder u. dgl. in Thätigkeit versetze. Von den empfohlenen spezifischen Mitteln hat sich karlsbader Wasser am meisten bewährt. Vor gewaltsamen Kuren mit eingreifenden Arzneimitteln müssen sich übrigens solche Kranke durchaus hüten.

Vgl. Seegen, «Der Diabetes mellitus» (Lpz. 1870); von Düring, «Ursache und Heilung des Diabetes mellitus» (Hannov. 1880); Cantani, «Der Diabetes mellitus» (aus dem Ital. von Hahn, Berl. 1877).

Diable (frz.), Teufel; **Diablerie**, Teufelei, Hexerei, Teufelsspiel; in der dramatischen Kunst eine Art der Moralitäten und Farcen, worin der Teufel und die Personifikation des Lasters (vice) auftraten; wenn vier Teufel auftraten, nannte man das Stück eine grande diablerie; **Diablesse**, Teufelswerk; **Diablotin**, Teufelchen, eine Art Chokoladenplätzchen.

Diablerets (Les), ein Bergstock der westl. Berneralpen an der Grenze der schweiz. Kantone Waadt, Wallis und Bern, erstreckt sich als 25 km langer, schmaler Keil vom Rhônethal bei Bex mit zunehmender Breite nordöstlich bis zu der Hochebene des Sanetschpasses (2234 m), wird nördlich von der Gryonne, dem Col de la Croix (1734 m), dem obern Ormontthale, dem Col de Pillon (1550 m) und dem obern Saanenthale begrenzt, und südlich von dem Massiv des Grand Moeveran (3061 m) durch den Avançon und den Chevillepaß, von der Kette des Mont-Gond oder der Pointe de Flore (2701 m) durch die obere Lizerne geschieden. Die herrschenden Gesteine sind Kalkstein der Kreideformation und Schiefer, Sand- und Kalksteine der untern Tertiärformation. Die Spitze des Keils zwischen der Gryonne und dem Avançon, die sich unweit Bex in den Rhône ergießen, wird von den bewachsenen 1000—1800 m hohen Rücken und Kuppen der Berge von Gryon gebildet; weiter nordöstlich schwingt sich die Kette mit den Felsgräten und Zacken der Rochers du Vent, der Pointes de Châtillon und des Culant zu 2000—2800 m Höhe auf und erreicht ihre größte Erhebung in der mächtigen Felswand der eigentlichen D., welche über der Alp Anzeindaz und dem Pas de Cheville aufsteigt. Hier erheben sich an der Kante des mehr als 1000 m hohen schroffen Absturzes die Tête d'Enfer (2769 m), die Tête Ronde (3043 m), die beiden Spitzen (3217 und 3201 m) der Mitre (Bischofsmütze) und hinter diesen etwas zurücktretend die höchste Firnkuppe, der Dôme (3246 m). Weiter östlich weist die Kette keine nennenswerten Gipfel mehr auf als die Tour de St.-Martin (2913 m), welche als schroffer Felskegel aus der firngekrönten Kante der Südwand emporragt.

Vom Dôme zieht sich ein 3000 m hoher, meist vergletscherter Kamm nach NO. und verbindet die eigentlichen D. mit dem **Oldenhorn** (3124 m),

... daß mit seinen Nachbarn, dem Sex Rouge (2917 m) ... und dem Sanetschhorn (2917 m) ... bildet. Während auf dem steilen ... Absturzes der Schnee kaum haften kann, ... Nord- und Ostabhang stark vergletschert. Der größte Gletscher ist der Glacier de Zanfleuron, ... das Hochthal zwischen den eigentlichen D. und ... Kette des Oldenhorns ausfüllt, fast 5 km lang, durchschnittlich 2 km breit ist und sich ... gegen den Sanetsch senkt. Nördlich stehen mit ihm in Verbindung der kleine Oldengletscher ... und der Glacier du Dard ... du Sex Rouge, der mit dem ... östlich geht gegen den Pillon herab ... gletscher über, der Zanfleuron ... cirkus Ziffaz der vom Dôme der D. ... Kante abstürzender ... geneigt ist und ... kleinen Gletscher ... und NW. senken ... vier kleine Gletscher ... stäubenden Sturzbächen ... hinab, dessen gewaltiger, ... mauern gebildeter Cirkus ... Nordwestseite des Massivs ... ähnliches Cirkusthal ist auch ... des Oldenhorns. Unge... und Trümmerfelder und zahl... beweisen, daß am Südabsturz ... ablösungen und Bergstürze statt... Stürze in histor. Zeit waren ... welcher 15 Menschen mit Herden begrub, und der von 1749, der die ... und Weiden von Derborence verschüt... kleinen See gleichen Namens auf... Alle Hauptgipfel der D. sind zugänglich ... werden meist vom Sanetsch, vom Creux de ... und von Anzeindaz aus bestiegen.

Diabole (grch.), falsche Beschuldigung, Verleumdung.

Diabŏlos (grch., eigentlich «Widersacher»), Teufel; daher diabŏlisch, teuflisch; Diabolismus, Teufelswerk, Teufelsherrschaft; Diabologie, Lehre vom Teufel; Diabolog, Anhänger derselben.

Diabrōsis (grch.), Durchfressung; daher heißt in der Heilkunde eine Blutung per diabrosin soviel wie eine Blutung aus einem durch ein Geschwür angefressenen Gefäß.

Diachenium, Doppelachene, s. Achene.

Diachorēsis (grch.), Darmentleerung, Stuhlgang; diachoretische Mittel, den Stuhlgang befördernde Mittel.

Diachylonpflaster, s. unter Bleipflaster.

Diacŏnus, s. Diakŏnen.

Diadelphisch (grch.), in der botan. Terminologie soviel wie zweibrüderig, von Staubfäden, die in zwei Bündel verwachsen sind. Daher Diadelphia, die 17. Klasse des Linnéschen Systems, diejenigen Pflanzen enthaltend, deren Blüten zweibrüderig sind.

Diadēm (grch.) hieß die aus Seide, Wolle oder Garn gefertigte Stirnbinde, welche im Altertum den Fürsten und angesehenen Personen zum Schmuck diente. Sie war schmal und nur in der Mitte über der Stirn breiter. Das D. der ägypt. Gottheiten und Könige war mit dem Symbol der heiligen Schlange (Uräusschlange) versehen. Das bacchische D., gewöhnlich Kredemnon genannt, das man oft in antiken Darstellungen, zumal des ind. Bacchus, sieht, bestand aus einer die Stirn und Schläfe um... gefalteten Binde, hinten geknüpft, mit ... hängenden Enden. Bei den Persern war das D. um die Tiara oder den Turban geschlungen und von blauer Farbe, mit Weiß durchwirkt. Die ersten röm. Kaiser enthielten sich dieses Schmuckes, um nicht dem Volke zu mißfallen, da er an die verhaßte Königswürde erinnerte. Erst Diocletian führte das D. wieder ein, und Konstantin d. Gr. schmückte es noch mehr aus. Seit dieser Zeit wurde es mit einer einfachen oder doppelten Reihe von Perlen und Edelsteinen verziert. Auch Königinnen findet man auf Münzen mit D. und Schleier abgebildet. Durch Justinian wurde es zu einer Krone erhöht, die anfangs einer Stirnbinde gleich aus einer Anzahl gleichbreiter Metallplatten zusammengesetzt war. Die beistehenden Abbildungen zeigen vier, sechs und acht solcher Platten. So ist die alte ungar. Krone und die deutsche Kaiserkrone, welche erst durch Konrad II. einen Bügel über dieselbe erhielt. Das D., zur metallenen Krone geworden, setzte in dieser seine formelle Geschichte fort. D. blieb nur symbolischer Ausdruck (s. Krone) und ist gegenwärtig Damenschmuck vornehmer Häupter. Diademartiger Bronzeschmuck ist auch in den german. und skandinav. Gräbern gefunden worden, doch herrscht über Bedeutung und Träger noch vollständiger Zweifel.


Fig. 1. Byzantinisches Diadem (Kaiser Justinian).


Fig. 2. Fränkisches Diadem (Kaiser Lothar).


Fig. 3. Deutsche Kaiserkrone.

Diadoche (grch.), Nachfolge; in der Arzneikunst Übergang einer Krankheit in eine andere.

Diadochen (grch., d. i. Nachfolger) nannten die spätern griech. und röm. Geschichtschreiber die Feldherren Alexanders d. Gr., welche sich nach dem Tode des Königs in dessen Weltreich teilten. Von den bedeutendsten dieser Männer behielt Antipater Macedonien mit Griechenland, Lysimachus erhielt Thrazien mit einigen benachbarten Landschaften, Antigonus Lycien, Pamphylien und Phrygien, Ptolemäus Ägypten, Seleucus Babylonien. Nach vieljährigen blutigen Kämpfen der D. untereinander zuerst um die Oberherrschaft, dann um die Ausdehnung ihres Besitzes, welche einen vorläufigen Abschluß mit dem Untergange des Antigonus in der Schlacht bei Ipsus (301 v. Chr.) erhielten, bildete sich unter den «Epigonen», d. i. den Söhnen und Enkeln der den Kampf überlebenden, siegreichen D., etwa seit 280 v. Chr., ein neues, auf griech. Bildung und Kriegskunst begründetes System von

großen Staaten, welche man unter dem Namen der «hellenistischen» zusammenzufassen pflegt. Die wichtigsten darunter waren Ägypten unter der Dynastie der Ptolemäer, Syrien unter den Seleuciden, und Macedonien unter den Nachkommen des Antigonus, zu denen später noch als Mittelstaat das Reich von Pergamum unter Herrschaft der Attaliden kam. Nachdem Macedonien bereits 146 und Pergamum seit 133 v. Chr. dem Römischen Reiche einverleibt worden, hatten später auch Syrien (64) und Ägypten (30 v. Chr.) dasselbe Schicksal. Vgl. Droysen, «Geschichte des Hellenismus» (2 Bde., Hamb. 1836—43; 2. Ausg., Gotha 1878).

Diadŏsis (grch.), Verteilung, namentlich der Nahrungsstoffe durch den Körper; auch das Nachlassen einer Krankheit.

Diadumĕnos (grch.), d. i. jemand, der sich eine Binde umlegt. Einen Jüngling, der damit beschäftigt ist, stellten namentlich die Bildhauer Phidias, Polyklet, dieser als Gegenstück zu dem noch berühmtern, Doryphoros, einem speertragenden Jüngling, sowie Praxiteles dar. Von den beiden Statuen des Polyklet sind Nachbildungen erhalten.

Diaglyphisch (grch.), vertieft gestochen, gemeißelt; Diaglypten, in der Fläche einwärts gearbeitete Figuren, im Gegensatz zu den Anaglypten, den erhaben gearbeiteten Figuren (Basreliefs).

Diagnōse (grch.) bedeutet im allgemeinen die Erkenntnis eines Gegenstandes durch Unterscheidung von andern ihm ähnlichen, daher die Sammlung der charakteristischen Merkmale einer Sache und die daraus hervorgehende Bestimmung der Gattung und Art, zu welcher dieselbe gehört. So stellt man in der Naturkunde die D. über ein Tier, eine Pflanze, ein Mineral, d. h. man faßt die allgemeinen und die eigentümlichen Merkmale eines solchen Naturprodukts zusammen, um durch die sich daraus ergebenden Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten in Bezug auf Gegenstände derselben Art in den Stand gesetzt zu werden, die Klasse, Familie, Gattung und Art des zu untersuchenden zu bestimmen. Viele wichtige Hauptwerke in der Naturgeschichte (z. B. Linnés oder Sprengels «Systema vegetabilium») bestehen fast nur aus einer Sammlung der D., d. h. der in Worte gefaßten Unterschiede der Naturwesen.

Von besonderer Wichtigkeit ist die D. in der Heilkunde, wo sie dazu dient, eine Krankheit von andern ähnlichen Krankheiten zu unterscheiden und auf diese Unterscheidung das richtige Heilverfahren zu gründen. Sie folgt hier aus den objektiven Symptomen (s. d.), besonders aus den sogenannten physik. Zeichen (Auskultation, Perkussion, Thermometrie u. s. w.), aus der chem. und mikroskopischen Untersuchung der Sekrete und Säfte des Körpers, aus dem Verlauf des Übels, den vorausgegangenen Umständen, der Körperkonstitution u. s. w., und beruht auf dem durch Erfahrung sowohl als durch Schlüsse wahrscheinlich gemachten Zusammenhange zwischen diesen Umständen. Die Kunst, eine D. zu stellen und so die Krankheiten richtig zu erkennen, heißt Diagnostik; sofern sie sich zur Erkennung der Krankheiten gewisser physik. Untersuchungsmittel bedient, wird sie auch als physikalische Diagnostik bezeichnet.

Die D. ist entweder eine symptomatische, d. h. sie begnügt sich mit der Hervorhebung der hervorragendsten Symptome (z. B. Fieber, Husten, Schmerz, Wassersucht), ohne auf die Ursache dieser Zustände weiter einzugehen, oder eine anatomische, welche die jenen Erscheinungen zu Grunde liegenden anatom. Veränderungen der Organe zu erforschen sucht. Im allgemeinen hat die symptomatische D. bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nur noch in denjenigen Fällen eine Berechtigung, in welchen die anatomischen Störungen der Krankheitszustände unbekannt sind, wie z. B. bei Diabetes.

Um zu einem diagnostischen Urteil zu gelangen, stehen dem Arzte drei Wege zu Gebote, welche freilich von ungleichem Werthe und ungleicher Sicherheit sind. Der erste Weg ist die Diagnostik in Distanz, die Erkennung der Krankheiten auf den ersten Blick. Nicht selten kann der erfahrene und geübte Arzt schon aus dem ersten Gesamteindruck eines Kranken, aus seiner Gesichtsfarbe, aus dem Ausdruck seiner Mienen, aus seiner Haltung und seiner Art zu atmen, zu sprechen und sich zu bewegen, treffende und wertvolle Schlüsse auf die Art und Entwickelung seiner Krankheit machen. Der zweite Weg, eine D. zu stellen, ist die Diagnostik aus der Anamnese, d. h. aus den Mitteilungen, die der Kranke selbst über seinen Zustand macht. Da jedoch diese Schilderungen gewöhnlich nur Gefühle und subjektive Empfindungen der verschiedensten Art betreffen, so befähigen sie den Arzt nur selten zu einem sichern und begründeten Urteil über die vorliegende Krankheit. Der dritte und bei weitem zuverlässigste diagnostische Weg, auf den sich ein gewissenhafter Arzt nur allein verläßt, ist die objektive Untersuchung, bei der man sich mit Hilfe aller Sinne und aller durch die moderne Medizin angegebenen Untersuchungsmittel von den Abweichungen zu überzeugen sucht, welche der erkrankte Organismus darbietet. Differentialdiagnose nennt man die Unterscheidung derjenigen Krankheiten voneinander, welchen gewisse sehr ähnliche Symptome gemeinsam sind. Oft ist es sehr schwierig, ja zuweilen, besonders im Anfange der Krankheiten, unmöglich, die richtige D. zu stellen, wo dann der Arzt darauf angewiesen ist, nur nach vorliegenden Krankheitsäußerungen zu handeln, um nicht durch eine voreilig gestellte D. zu einem unangemessenen Verfahren verleitet zu werden.

Diagnostizieren, eine Sache, besonders eine Krankheit, aus ihren Merkmalen erkennen, eine D. stellen; diagnostisch, die Unterscheidung und Erkennung begründend.

Diagomēter (grch.), Werkzeug zum Messen der elektrischen Leitungsfähigkeit von Körpern.

Diagonalbau (im Bergbau), s. unter Bergbau (Bd. II, S. 804).

Diagonālcylindermaschine, s. Diagonalschermaschine.

Diagonāle heißt in der ebenen Geometrie eine gerade Linie, welche zwei nicht folgende Ecken einer geradlinigen Figur verbindet. Das Dreieck hat keine D., das Viereck zwei, das Fünfeck fünf, das Sechseck neun u. s. w. Um die Anzahl der D. einer geradlinigen Figur zu finden, zieht man von der Seitenzahl derselben drei ab, multipliziert den Rest mit der Seitenzahl selbst und nimmt vom Produkt die Hälfte; so erhält man z. B. beim Sechseck $\frac{3 \times 6}{2} = 9$. Will man die D. so ziehen, daß sie einander nicht schneiden, so kann man immer nur drei weniger, als die Figur Seiten hat, ziehen, sie mögen nun alle von einer Ecke ausgehen oder

breiten und ebenso tiefen Graben umgeben. Südlich an dasselbe lehnt sich die Pettah oder Stadt an, umgeben von einem Graben und einem niedrigen Erdwall, mit (1872) 27136 E. Bis 1778 den Maharatten gehörend, wurde D. im genannten Jahre von dem Sultan von Mysore, Hyder-Ali, erobert, letzterm aber 1791 von den Engländern, damals den Maharatten verbündet, wieder abgenommen. Nach dem Sturze des Peischwa fiel mit den übrigen Besitzungen desselben auch D. in die Gewalt der Engländer. Im J. 1837 war D. der Schauplatz von Feindseligkeiten zwischen den Verehrern von Brahma und den Lingamiten, welche eine solche Höhe erreichten, daß die Zwischenkunft engl. Truppen notwendig wurde. — Der Distrikt Dharwar zählt (1872) auf 12600 qkm 988037 E.

Dhawalagiri oder Dhaulagiri (d. h. Weißer Berg), einer der höchsten Gipfelpunkte des Himalaja-Gebirges, liegt 29° nördl. Br. und 83° östl. L. von Greenwich, in Nepal. Seine Höhe beläuft sich nach Angabe der von der engl.-ind. Regierung herausgegebenen Generalkarte der durch sie veranstalteten trigonometr. Aufnahme von Indien, vom 1. Mai 1873, auf 26826 engl. Fuß oder 8177 m. Während der D. früher als höchster Berg der Erde galt, steht jetzt fest, daß zwei östlichere Gipfel derselben Kette, der Gaurisankar, engl. Mount-Everest, und der Kantschindschinga, den D. noch an Höhe übertreffen.

Dheune, Fluß im östl. Frankreich, kommt von den Bergen, welche sich oberhalb vom Abgange des Canal du Centre, im OSO. von Creusot, erheben, und fließt nach NO., zunächst im Depart. Saône-et-Loire, scheidet dann dieses Departement von dem der Côte-d'Or und mündet in die Saône gegenüber von Verdun und der Doubsmündung, nach einem Laufe von 65 km. Ihr Bett wird fast im ganzen Oberlaufe bis Chagny vom Canal du Centre benutzt.

Dhioliba, der obere Lauf des Niger (s. d.).

Dhlb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Dahlbom (Anders Gustav).

Dholera oder Dholarra, Handels- und Küstenort in dem zu der nördl. Abteilung der indobrit. Präsidentschaft Bombay gehörenden Kollektorats Ahmedabad, auf dem sich westlich vom Golf von Cambay ausbreitenden sumpfigen Küstenstrich der Halbinsel Kattywar. Der günstig gelegene, gegen Stürme geschützte und auch für größere europ. Handelsschiffe zugängliche Hafen ist 6,5 km von der Stadt entfernt, aber mit ihr durch eine im Mai 1851 eröffnete Pferdebahn verbunden. D., ein früher kaum gekannter und selten genannter Ort, ist erst in neuester Zeit, seitdem in Ahmedabad das Spinnen von Garn und das Weben von Zeugen aus Baumwolle mittels Dampfmaschinen eine große Ausbreitung gewonnen hat und die Ausfuhr dieser Industrieerzeugnisse, sowie auch die von roher Baumwolle aus der Halbinsel Kattywar hauptsächlich über D. geschieht, allgemeiner bekannt geworden und zählt (1871) 12468 E.

Dholpur, Schutzstaat der Dschats (s. d.).

Dhor-el-Chodib heißt die höchste Spitze des Libanon (3067 m) im nördl. Teile der Gebirgskette, 30 km im SO. von Tripoli, 6 km im NO. der Cedern.

Dhünn, Dorf in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Lennep, Bürgermeisterei Dabringhausen, 5 km im ONO. von letzterm Orte, an der Dhüne, mit 250 E., welche in Tuchfabriken und Hammerwerken arbeiten.

Di..., griech. Vorsilbe, bedeutet zwei.

Di, chem. Zeichen oder Symbol für Didym.

Dia..., griech. Vorsilbe, entspricht dem deutschen Durch..., Zer..., Ent..., Über...

Dia, Istandia oder Standia, kleine Insel, 15 km nordöstlich von dem Hafen von Candia oder Megalokastron auf Kreta, bis 265 m hoch, 13 qkm groß, mit Marmor- und Alabasterbrüchen.

Diabās ist ein Eruptivgestein von dunkelgrüner bis grünlichgrauer Farbe (daher früher gemeinschaftlich mit Diorit als Grünstein bezeichnet), welches aus einem krystallinisch-körnigen Gemenge von triklinem Feldspat (meist Labradorit) und Augit besteht, wozu sich Chlorit, Magneteisen, Titaneisen, Apatit und bei einer dann Quarzdiabas genannten Varietät Quarz gesellen. Ein wesentlicher Gehalt an Olivin begründet die Bezeichnung als Olivindiabas. Accessorisch finden sich namentlich Hornblende (die dieses Mineral enthaltenden Diabase werden als Proterobas aufgeführt), Enstatit, Epidot, Biotit, Pyrit, Kalkspat; der letztere ist, wie auch der Chlorit und ein Teil des Quarzes, ein sekundäres Umwandlungsprodukt insbesondere des augitischen Gemengteils. Durch Parallellagerung der Feldspatleisten gewinnt das Gestein eine schieferige Struktur (Diabasschiefer). Seine feinkörnigen bis dichten Modifikationen werden Diabasaphanit, solche mit ausgeschiedenen großen Feldspat- oder Augitkrystallen Diabasporphyr und endlich diejenigen mit Mandeln von Kalkspat (also mit durch Infiltration ausgefüllten Blasenräumen) Diabasmandelstein genannt. Der D. bildet Einlagerungen zwischen den paläozoischen Thonschiefern, Grauwacken und Kalksteinen und ist dann oft mit Eisensteinlagerstätten verknüpft, so im Vogtlande und Fichtelgebirge, in Nassau, Westfalen und im Harz, in Norwegen. Vielfach werden die Diabase von Tuffen und Konglomeraten begleitet, ehemaligen aschen- und sandähnlichen Auswurfsmassen, welche abwechselnd mit lavaartigen Ergüssen der massigen Diabase zur Eruption gelangten.

Diabāsis (grch.), Durchgang, Übergang.

Diabētes (grch.), Harnruhr oder Polyuria (Vielharnen) nennt man eine meist chronische Krankheit, bei welcher die Leidenden bedeutende, das gewöhnliche Maß oft unglaublich übersteigende Mengen von Harn entleeren. Gewöhnlich ist damit heftiger Durst (Durstsucht, Polydipsia) verbunden, als Folge des übermäßigen Wasserverlustes. Die meisten Fälle von Harnruhr gehören der sog. Zuckerruhr oder Zuckerkrankheit, Honigharnruhr, Meliturie (Diabetes mellitus, Glycosuria) an. Hier wird mit dem reichlich abgesonderten Urin fortwährend eine mehr oder weniger beträchtliche, zuweilen täglich bis 1 kg und darüber betragende Menge von Zucker (Harnzucker, dem Traubenzucker chemisch gleich) entleert. Die Ursache dieses Übels ist noch nicht genügend erforscht, doch scheint so viel sicher zu sein, daß die diabetischen Vorgänge in der Leber stattfinden, indem der aus den Nahrungsmitteln stammende, durch die Chylusgefäße der Pfortader zugeführte Zucker nicht, wie dies unter normalen Verhältnissen geschieht, in der Leber in sog. Glycogen umgewandelt wird, sondern als solcher unverändert in das Blut und den Harn übergeht. Wahrscheinlich geschieht dies unter dem Einflusse des centralen Nervensystems, wenigstens gelingt es, wie zuerst

der pariser Physiolog Claude Bernard nachwies, bei Tieren durch einen Nadelstich in einer bestimmt umschriebenen Stelle des Kleinhirns in den Boden des sog. vierten Hirnventrikels künstlich D. zu erzeugen. Am häufigsten findet sich die Krankheit in den Blütejahren, häufiger bei Männern, verhältnismäßig häufig bei Fettleibigkeit; bisweilen scheinen heftige Gemütsbewegungen, fortgesetzte übermäßige Anstrengungen sowie erbliche Anlage ihren Ausbruch zu veranlassen; in andern Fällen läßt sich die Krankheit auf einen erlittenen heftigen Schlag, Stoß oder Fall auf den Kopf oder auf die Magen- und Lebergegend zurückführen. Versagt man dem Diabetiker alle zuckerhaltige oder zuckerbildende (mehlige, schleimige) Kost, so hört er auch meist bald auf, Zucker mit dem Harn zu verlieren.

Symptome der Krankheit sind, daß die Kranken ohne eine nachweisbare Ursache immer blässer, kraftloser und magerer werden, trotzdem daß sie reichlich essen und auffällig viel trinken. Ihr Atem wird eigentümlich riechend, ihr Zahnfleisch geschwollen und aufgelockert, ihre Haut trocken und hülserig, da die Schweißproduktion infolge des beträchtlichen Wasserverlustes durch die Nieren ganz aufgehoben ist, ihre Stimmung trübe, die Geschlechtsverrichtungen liegen oft ganz danieder. Alle Gewebe der Diabetiker besitzen infolge ihrer reichlichen Durchtränkung mit zuckerhaltiger Blutflüssigkeit eine große Neigung zu Entzündungen mit Ausgang in Eiterung und Brand, sodaß die Kranken oft monatelang von Furunkeln und ausgedehnten Zellgewebsentzündungen geplagt werden. Sicher zu erkennen ist die Zuckerkrankheit nur durch den chem. Nachweis von Zucker im Harn, wozu man sich verschiedener Untersuchungsmethoden (sog. Zuckerproben) bedient. Die gebräuchlichste ist die Trommersche Probe, nach welcher man eine Portion des betreffenden Harns mit Ätzkali oder Natronlauge versetzt und hierauf eine schwache Lösung von Kupfervitriol hinzufügt. Scheidet sich beim Erwärmen dieser Flüssigkeit rotes Kupferoxydul aus, so ist hiermit der sichere Nachweis von Zucker geliefert. Bei geringern Graden der Krankheit sind im Harn oft nur 1—2, bei höhern häufig 6—10 Proz. und noch mehr Zucker enthalten.

Man kann die Krankheit oft lange in Schranken halten, wenn man den Kranken die zuckerige und mehlige Kost entzieht und sie vorzugsweise mit Fleischspeisen, Eiern u. dgl., sowie mit dem zu diesem Zweck erfundenen Kleberbrot ernährt. Da eine konsequent durchgeführte diätetische Behandlung für alle Diabetiker von der größten Bedeutung ist, mag hier ausführlicher mitgeteilt werden, welche Nahrungsmittel ihnen zuträglich sind und welche sie am besten ganz zu meiden haben. **Erlaubt** sind frisches, gepökeltes und geräuchertes Fleisch von Säugetieren, von Vögeln, Fischen und Schaltieren (Krebsen, Austern u. dgl.), ferner Butter, Speck und Öl, Eier (das Weiße mehr als der Dotter), [illegible], Quark und Käse (magerer mehr als fetter), [illegible] Vegetabilien die zu Salaten dienenden [illegible] Blätter und Kräuter, Spinat, Blumen- [illegible] andere Kohlarten, Spargel, Rettich; ferner [illegible], Mandelbrot (allenfalls auch etwas ge- [illegible] Brot); Mandeln, Nüsse und Gewürze. [illegible] Getränken sind Wasser, Soda-, Selters- [illegible] Mineralwässer, Thee, Kaffee und Kakao, sowie alle ungefälschten Spirituosen (Cognak, Rum, Sherry, Bordeaux- und Burgunderweine sowie Rhein- und Moselweine) zu gestatten. Streng **zu verbieten** sind dagegen Zucker und Honig, gewöhnliches Brot, Mehl und alle Mehlspeisen, alle süßen und eingemachten Früchte, von den Wurzelgemüsen Mohrrüben, gelbe Rüben, Sellerie, Gurken, Radieschen, weiterhin Milch, Molken, Chokolade, Bier, Champagner und moussierende Weine und Limonaden, endlich Portwein, Madeira und ähnliche süße Weine und Liqueure. Außer dieser streng diätetischen Behandlung ist besonders wichtig, daß man die Haut der Diabetiker durch Flanellkleidung auf dem bloßen Leibe, häufige warme Bäder, Thermalbäder, Schwefelbäder u. dgl. in Thätigkeit versetze. Von den empfohlenen spezifischen Mitteln hat sich karlsbader Wasser am meisten bewährt. Vor gewaltsamen Kuren mit eingreifenden Arzneimitteln müssen sich übrigens solche Kranke durchaus hüten.

Vgl. Seegen, «Der Diabetes mellitus» (Lpz. 1870); von Düring, «Ursache und Heilung des Diabetes mellitus» (Hannov. 1880); Cantani, «Der Diabetes mellitus» (aus dem Ital. von Hahn, Berl. 1877).

Diable (frz.), Teufel; **Diablerie**, Teufelei, Hexerei, Teufelsspiel; in der dramatischen Kunst eine Art der Moralitäten und Farcen, worin der Teufel und die Personifikation des Lasters (vice) auftraten; wenn vier Teufel auftraten, nannte man das Stück eine grande diablerie; **Diablesse**, Teufelswerk; **Diablotin**, Teufelchen, eine Art Chokoladenplätzchen.

Diablerets (Les), ein Bergstock der westl. Berneralpen an der Grenze der schweiz. Kantone Waadt, Wallis und Bern, erstreckt sich als 25 km langer, schmaler Keil vom Rhônethal bei Bex mit zunehmender Breite nordöstlich bis zu der Hochebene des Sanetschpasses (2234 m), wird nördlich von der Gryonne, dem Col de la Croix (1734 m), dem obern Ormontthale, dem Col de Pillon (1550 m) und dem obern Saanenthale begrenzt, und südlich von dem Massiv des Grand Moeveran (3061 m) durch den Avançon und den Chevillepaß, von der Kette des Mont-Gond oder der Pointe de Flore (2701 m) durch die obere Lizerne geschieden. Die herrschenden Gesteine sind Kalkstein der Kreideformation und Schiefer, Sand- und Kalksteine der untern Tertiärformation. Die Spitze des Keils zwischen der Gryonne und dem Avançon, die sich unweit Bex in den Rhône ergießen, wird von den bewachsenen 1000—1800 m hohen Rücken und Kuppen der Berge von Gryon gebildet; weiter nordöstlich schwingt sich die Kette mit den Felsgräten und Zacken der Rochers du Vent, der Pointes de Châtillon und des Culant zu 2000—2800 m Höhe auf und erreicht ihre größte Erhebung in der mächtigen Felswand der eigentlichen D., welche über der Alp Anzeindaz und dem Pas de Cheville aufsteigt. Hier erheben sich an der Kante des mehr als 1000 m hohen schroffen Absturzes die Tête d'Enfer (2769 m), die Tête Ronde (3043 m), die beiden Spitzen (3217 und 3201 m) der Mitre (Bischofsmütze) und hinter diesen etwas zurücktretend die höchste Firnkuppe, der Dôme (3246 m). Weiter östlich weist die Kette keine nennenswerten Gipfel mehr auf als die Tour de St.-Martin (2913 m), welche als schroffer Felskegel aus der firngekrönten Kante der Südwand emporragt.

Vom Dôme zieht sich ein 3000 m hoher, meist vergletscherter Kamm nach NO. und verbindet die eigentlichen D. mit dem **Oldenhorn** (3124 m),

das mit seinen Nachbarn, dem Sex Rouge (2977 m) und dem Sanetschhorn (2917 m) den Nordrand des Massivs bildet. Während auf den steilen Wänden des südl. Absturzes der Schnee kaum haften kann, sind der Nord- und Ostabhang stark vergletschert. Der größte Gletscher ist der Glacier de Zanfleuron, der das Hochthal zwischen den eigentlichen D. und der Kette des Oldenhorns ausfüllt, fast 5 km lang, durchschnittlich 2 km breit ist und sich östlich gegen den Sanetsch senkt. Nördlich stehen mit ihm in Verbindung der Kleine Oldengletscher und der Glacier du Sex Rouge, der mit dem Glacier du Dard gegen den Pillon herabhängt. Südwestlich geht der Zanfleuron in den Diableretsgletscher über, der vom Dôme der D. gegen den Felscirkus Ziffaz geneigt ist und durch seine über die Kante abstürzenden Eistrümmer den einzigen kleinen Gletscher der Südseite speist. Nach N. und NW. senken sich von den eigentlichen D. vier kleine Gletscher und senden ihre Wasser in stäubenden Sturzbächen zum Creux de Champ hinab, dessen gewaltiger, von fast senkrechten Felsmauern gebildeter Cirkus halbkreisförmig in die Nordwestseite des Massivs eingeschnitten ist. Ein ähnliches Cirkusthal ist auch die Oldenalp am Ostfuße des Oldenhorns. Ungeheure Blockwälle und Trümmerfelder und zahlreiche Schuttkegel beweisen, daß am Südabsturz der D. häufig Felsablösungen und Bergstürze stattfinden. Die größten Stürze in histor. Zeit waren der von 1714, welcher 15 Menschen mit Herden und Hütten begrub, und der von 1749, der die Alphütten und Weiden von Derborence verschüttete und den kleinen See gleichen Namens aufstaute. Alle Hauptgipfel der D. sind zugänglich und werden meist vom Sanetsch, vom Creux de Champ und von Anzeindaz aus bestiegen.

Diabŏle (grch.), falsche Beschuldigung, Verleumdung.

Diabŏlos (grch., eigentlich «Widersacher»), Teufel; daher diabŏlisch, teuflisch; Diabolismus, Teufelswerk, Teufelsherrschaft; Diabologie, Lehre vom Teufel; Diabolog, Anhänger derselben.

Diabrōsis (grch.), Durchfressung; daher heißt in der Heilkunde eine Blutung per diabrosin soviel wie eine Blutung aus einem durch ein Geschwür angefressenen Gefäß.

Diachenium, Doppelachene, s. Achene.

Diachorēsis (grch.), Darmentleerung, Stuhlgang; diachoretische Mittel, den Stuhlgang befördernde Mittel.

Diachylonpflaster, s. unter Bleipflaster.

Diacŏnus, s. Diakŏnen.

Diadelphisch (grch.), in der botan. Terminologie soviel wie zweibrüderig, von Staubfäden, die in zwei Bündel verwachsen sind. Daher Diadelphia, die 17. Klasse des Linnéschen Systems, diejenigen Pflanzen enthaltend, deren Blüten zweibrüderig sind.

Diadēm (grch.) hieß die aus Seide, Wolle oder Garn gefertigte Stirnbinde, welche im Altertum den Fürsten und angesehenen Personen zum Schmuck diente. Sie war schmal und nur in der Mitte über der Stirn breiter. Das D. der ägypt. Gottheiten und Könige war mit dem Symbol der heiligen Schlange (Uräusschlange) versehen. Das bacchische D., gewöhnlich Kredemnon genannt, das man oft an antiken Darstellungen, zumal des ind. Bacchus, sieht, bestand aus einer die Stirn und Schläfe umwindenden gefalteten Binde, hinten geknüpft, mit herabhängenden Enden. Bei den Persern war das D. um die Tiara oder den Turban geschlungen und von blauer Farbe, mit Weiß durchwirkt. Die ersten röm. Kaiser enthielten sich dieses Schmuckes, um nicht dem Volke zu mißfallen, da er an die verhaßte Königswürde erinnerte. Erst Diocletian führte das D. wieder ein, und Konstantin d. Gr. schmückte es noch mehr aus. Seit dieser Zeit wurde es mit einer einfachen oder doppelten Reihe von Perlen und Edelsteinen verziert. Auch Königinnen findet man auf Münzen mit D. und Schleier abgebildet. Durch Justinian wurde es zu einer **Krone** erhöht, die anfangs einer Stirnbinde gleich aus einer Anzahl gleichbreiter Metallplatten zusammengesetzt war. Die beistehenden Abbildungen zeigen vier, sechs und acht solcher Platten. So ist die alte ungar. Krone und die deutsche Kaiserkrone, welche erst durch Konrad II. einen Bügel über dieselbe erhielt. Das D., zur metallenen Krone geworden, setzte in dieser seine formelle Geschichte fort. D. blieb nur symbolischer Ausdruck (s. Krone) und ist gegenwärtig Damenschmuck vornehmer Häupter. Diademartiger Bronzeschmuck ist auch in den german. und skandinav. Gräbern gefunden worden, doch herrscht über Bedeutung und Träger noch vollständiger Zweifel.

Fig. 1. Byzantinisches Diadem (Kaiser Justinian).



Fig. 2. Fränkisches Diadem (Kaiser Lothar).

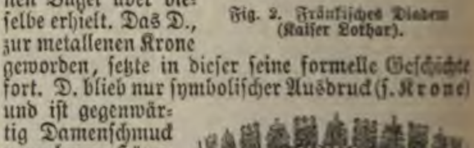




Fig. 3. Deutsche Kaiserkrone.

Diadoche (grch.), Nachfolge; in der Arzneikunst Übergang einer Krankheit in eine andere.

Diadochen (grch., d. i. Nachfolger) nannten die spätern griech. und röm. Geschichtschreiber die Feldherren Alexanders d. Gr., welche sich nach dem Tode des Königs in dessen Weltreich teilten. Von den bedeutendsten dieser Männer behielt Antipater Macedonien mit Griechenland, Lysimachus erhielt Thrazien mit einigen benachbarten Landschaften, Antigonus Lycien, Pamphylien und Phrygien, Ptolemäus Ägypten, Seleucus Babylonien. Nach vieljährigen blutigen Kämpfen der D. untereinander zuerst um die Oberherrschaft, dann um die Ausdehnung ihres Besitzes, welche einen vorläufigen Abschluß mit dem Untergange des Antigonus in der Schlacht bei Ipsus (301 v. Chr.) erhielten, bildete sich unter den «Epigonen», d. i. den Söhnen und Enkeln der den Kampf überlebenden, siegreichen D., etwa seit 280 v. Chr., ein neues, auf griech. Bildung und Kriegskunst begründetes System von

großen Staaten, welche man unter dem Namen der «hellenistischen» zusammenzufassen pflegt. Die wichtigsten darunter waren Ägypten unter der Dynastie der Ptolemäer, Syrien unter den Seleuciden, und Macedonien unter den Nachkommen des Antigonus, zu denen später noch als Mittelstaat das Reich von Pergamum unter Herrschaft der Attaliden kam. Nachdem Macedonien bereits 146 und Pergamum seit 133 v. Chr. dem Römischen Reiche einverleibt worden, hatten später auch Syrien (64) und Ägypten (30 v. Chr.) dasselbe Schicksal. Vgl. Droysen, «Geschichte des Hellenismus» (2 Bde., Hamb. 1836—43; 2. Ausg., Gotha 1878).

Diadŏsis (grch.), Verteilung, namentlich der Nahrungsstoffe durch den Körper; auch das Nachlassen einer Krankheit.

Diadumĕnos (grch.), d. i. jemand, der sich eine Binde umlegt. Einen Jüngling, der damit beschäftigt ist, stellten namentlich die Bildhauer Phidias, Polyklet, dieser als Gegenstück zu dem noch berühmtern, Doryphoros, einem speertragenden Jüngling, sowie Praxiteles dar. Von den beiden Statuen des Polyklet sind Nachbildungen erhalten.

Diaglyphisch (grch.), vertieft gestochen, gemeißelt; Diaglypten, in der Fläche einwärts gearbeitete Figuren, im Gegensatz zu den Anaglypten, den erhaben gearbeiteten Figuren (Basreliefs).

Diagnōse (grch.) bedeutet im allgemeinen die Erkenntnis eines Gegenstandes durch Unterscheidung von andern ihm ähnlichen, daher die Sammlung der charakteristischen Merkmale einer Sache und die daraus hervorgehende Bestimmung der Gattung und Art, zu welcher dieselbe gehört. So stellt man in der Naturkunde die D. über ein Tier, eine Pflanze, ein Mineral, d. h. man faßt die allgemeinen und die eigentümlichen Merkmale eines solchen Naturprodukts zusammen, um durch die sich daraus ergebenden Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten in Bezug auf Gegenstände derselben Art in den Stand gesetzt zu werden, die Klasse, Familie, Gattung und Art des zu untersuchenden zu bestimmen. Viele wichtige Hauptwerke in der Naturgeschichte (z. B. Linnés oder Sprengels «Systema vegetabilium») bestehen fast nur aus einer Sammlung der D., d. h. der in Worte gefaßten Unterschiede der Naturwesen.

Von besonderer Wichtigkeit ist die D. in der Heilkunde, wo sie dazu dient, eine Krankheit von andern ähnlichen Krankheiten zu unterscheiden und auf diese Unterscheidung das richtige Heilverfahren zu gründen. Sie folgt hier aus den objektiven Symptomen (s. d.), besonders aus den sogenannten physik. Zeichen (Auskultation, Perkussion, Thermometrie u. s. w.), aus der chem. und mikroskopischen Untersuchung der Sekrete und Säfte des Körpers, aus dem Verlauf des Übels, den vorausgegangenen Umständen, der Körperkonstitution u. s. w., und beruht auf dem durch Erfahrung sowohl als durch Schlüsse wahrscheinlich gemachten Zusammenhange zwischen diesen Umständen. Die Kunst, eine D. zu stellen und so die Krankheiten richtig zu erkennen, heißt Diagnostik; sofern sie sich zur Erkennung der Krankheiten gewisser physik. Untersuchungsmittel bedient, wird sie auch als physikalische Diagnostik bezeichnet.

Die D. ist entweder eine symptomatische, d. h. sie begnügt sich mit der Hervorhebung der hervorragendsten Symptome (z. B. Fieber, Husten, Schmerz, Wassersucht), ohne auf die Ursache dieser Zustände weiter einzugehen, oder eine anatomische, welche die jenen Erscheinungen zu Grunde liegenden anatom. Veränderungen der Organe zu erforschen sucht. Im allgemeinen hat die symptomatische D. bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nur noch in denjenigen Fällen eine Berechtigung, in welchen die anatomischen Störungen der Krankheitszustände unbekannt sind, wie z. B. bei Diabetes.

Um zu einem diagnostischen Urteil zu gelangen, stehen dem Arzte drei Wege zu Gebote, welche freilich von ungleichem Werthe und ungleicher Sicherheit sind. Der erste Weg ist die Diagnostik in Distanz, die Erkennung der Krankheiten auf den ersten Blick. Nicht selten kann der erfahrene und geübte Arzt schon aus dem ersten Gesamteindruck eines Kranken, aus seiner Gesichtsfarbe, aus dem Ausdruck seiner Mienen, aus seiner Haltung und seiner Art zu atmen, zu sprechen und sich zu bewegen, treffende und wertvolle Schlüsse auf die Art und Entwickelung seiner Krankheit machen. Der zweite Weg, eine D. zu stellen, ist die Diagnostik aus der Anamnese, d. h. aus den Mitteilungen, die der Kranke selbst über seinen Zustand macht. Da jedoch diese Schilderungen gewöhnlich nur Gefühle und subjektive Empfindungen der verschiedensten Art betreffen, so befähigen sie den Arzt nur selten zu einem sichern und begründeten Urteil über die vorliegende Krankheit. Der dritte und bei weitem zuverlässigste diagnostische Weg, auf den sich ein gewissenhafter Arzt nur allein verläßt, ist die objektive Untersuchung, bei der man sich mit Hilfe aller Sinne und aller durch die moderne Medizin angegebenen Untersuchungsmittel von den Abweichungen zu überzeugen sucht, welche der erkrankte Organismus darbietet. Differentialdiagnose nennt man die Unterscheidung derjenigen Krankheiten voneinander, welchen gewisse sehr ähnliche Symptome gemeinsam sind. Oft ist es sehr schwierig, ja zuweilen, besonders im Anfange der Krankheiten, unmöglich, die richtige D. zu stellen, wo dann der Arzt darauf angewiesen ist, nur nach vorliegenden Krankheitsäußerungen zu handeln, um nicht durch eine voreilig gestellte D. zu einem unangemessenen Verfahren verleitet zu werden.

Diagnostizieren, eine Sache, besonders eine Krankheit, aus ihren Merkmalen erkennen, eine D. stellen; diagnostisch, die Unterscheidung und Erkennung begründend.

Diagomēter (grch.), Werkzeug zum Messen der elektrischen Leitungsfähigkeit von Körpern.

Diagonalbau (im Bergbau), s. unter Bergbau (Bd. II, S. 804).

Diagonālcylindermaschine, s. Diagonalschermaschine.

Diagonāle heißt in der ebenen Geometrie eine gerade Linie, welche zwei nicht folgende Ecken einer geradlinigen Figur verbindet. Das Dreieck hat keine D., das Viereck zwei, das Fünfeck fünf, das Sechseck neun u. s. w. Um die Anzahl der D. einer geradlinigen Figur zu finden, zieht man von der Seitenzahl derselben drei ab, multipliziert den Rest mit der Seitenzahl selbst und nimmt vom Produkt die Hälfte; so erhält man z. B. beim Sechseck $\frac{3 \times 6}{2} = 9$. Will man die D. so ziehen, daß sie einander nicht schneiden, so kann man immer nur drei weniger, als die Figur Seiten hat, ziehen, sie mögen nun alle von einer Ecke ausgehen oder

nicht. — In der Stereometrie versteht man unter der D. eines eckigen Körpers oder eines Polyeders eine solche gerade Linie, welche zwei Ecken eines Körpers verbindet, aber weder mit einer Kante, noch mit der D. einer Seitenfläche zusammenfällt. Um die Anzahl der D. eines Körpers zu finden, zieht man von der Zahl der Ecken desselben eins ab, multipliziert den Rest mit der Zahl der Ecken selbst und halbiert das Produkt; von der so erhaltenen Zahl zieht man erstens die Zahl sämtlicher Kanten, zweitens die der D. sämtlicher Seitenflächen ab. Dies gibt z. B. beim Würfel $\frac{7 \times 8}{2} - 12 - 6 \times 2 = 28 - 12 - 12 = 4$ D.

Diagonālmaschinen nennt man Apparate, welche dazu dienen, um in der Mechanik den Fundamentalsatz vom Bewegungsparallelogramm experimentell nachzuweisen, wobei es darauf ankommt zu zeigen, daß, wenn auf einen beweglichen Körper zwei durch gerade Linien dargestellte Kräfte unter einem Winkel wirken, der Körper in der Diagonale des Parallelogramms, welches aus jenen zwei Kräften konstruiert worden ist, sich bewegt. Die D. aus früherer Zeit sind so eingerichtet, daß mittels eines gemeinsamen Zugs zwei unter einem Winkel gegeneinander liegende Eisenstäbe sich parallel zu ihrer ursprünglichen Lage verschieben und dadurch eine im Winkel beider Kräfte liegende Kugel in der Diagonale bewegen. Bei den neuern D. wirken gleichzeitig unter einem Winkel zwei Elfenbeinkugeln durch Stoß auf eine dritte, bewegliche, welche infolge dessen in der Diagonale sich bewegt.

Diagonalmethode, s. unter Feldmeßkunst.

Diagonāls sind dichte wollene Köpergewebe mit schräg verlaufenden feinen Streifen, die zu Herrenröcken und Damenmänteln verarbeitet werden.

Diagonālschermaschine (frz. tondeuse diagonale, engl. diagonal shearing-machine), auch Diagonalcylindermaschine genannt, weil die Lage des Schercylinders eine diagonale ist, eine in England aufgekommene, wenig gebräuchliche Schermaschine, bei welcher der Schnitt in diagonaler Richtung erfolgt.

Diagonalschichtung, eine zuweilen in den Sandsteinbänken vorkommende Erscheinung, welche darin besteht, daß sich innerhalb einer von parallelen Schichtungsflächen begrenzten Sandsteinbank eine Querschichtung und Streifung zeigt, welche die Bank schräg durchsetzt und wahrscheinlich der Wirkung von Ebbe und Flut zuzuschreiben ist.

Diagŏras aus Jalysos auf der Insel Rhodos, war gegen die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. als Faustkämpfer einer der glänzendsten Sieger auf allen größern hellenischen Festspielplätzen, welchen Pindar in einem seiner Gesänge preist. Auch erlangten Söhne und Enkel des D. ähnlichen Ruhm, sodaß zu Ehren des D. und seiner Nachkommen fünf Siegerstatuen in Olympia standen, von deren Basen ein Rest wieder aufgefunden worden ist. Als die zwei ältern Söhne des D. dort gesiegt hatten, trugen sie den Vater auf ihren Schultern durch die Festversammlung, was ein höchstes Glück nach griech. Anschauung war. Ein Lacedämonier soll bei dieser Gelegenheit ausgerufen haben: «Stirb D., denn in den Himmel kannst du nicht steigen.»

Diagŏras aus Melos, ein griech. Lyriker (Dithyrambendichter) im 5. Jahrh. v. Chr., nach einigen ein Schüler des Demokrit (s. d.), soll ein gottesfürchtiger Mann gewesen, aber durch die Erfahrung, daß ein ihm zugefügtes großes Unrecht von den Göttern ungestraft blieb, zur Gottesleugnung verleitet worden sein. Wegen seines offen zur Schau getragenen Atheismus wurde er von den Athenern zum Tode verurteilt und als er floh, auf seine Einlieferung ein Preis gesetzt. Auf der Flucht soll er in einem Schiffbruch umgekommen sein.

Diagramm (grch.), eine Figur oder geometr. Zeichnung, welche zum Beweise eines Lehrsatzes oder zur Lösung einer Aufgabe angewendet wird, dann ein Entwurf oder Abriß überhaupt. Sonst bezeichnete man damit in der Musik das Liniensystem oder die Vorzeichnung der Tonleiter, zuweilen auch die Partitur. — In der Mysteriengnosis der Ophiten bedeutet D. die Zeichnung der Weltkreise, in denen der böse Geist herrscht, und aus denen die Geister oder Lichtteile durch Christus zurückgeführt werden. Es galt nicht nur als Symbol der ophitischen Lehre, sondern auch als magisches Mittel, das unter gewissen mystischen Gebeten gebraucht wurde.

Diagraph (grch.), Instrument zum Zwecke perspektivischer Aufnahmen.

Diahot (d. h. im Kanakischen «großer Fluß»), Hauptfluß der franz. Insel Neucaledonien im Großen Ocean. Er entspringt in dem centralen Gebirgsstocke Tao, fließt von SO. nach NW. und mündet am Nordende, vor der Insel Pam, in die Harcourtbai. Auf etwa 40 km ist er schiffbar; seine Länge ist 150 km, seine Breite ist bei Bandu 100 m, an der Mündung 1500 m. Der D. bewässert das eigentliche Minengebiet, wo man bei Manghine Gold gewinnt (seit 1870) und sich (seit 1872) ein großer Kupferreichtum zeigt; 4 km von D., beim Dorfe Wégoa, von wo eine Pferdebahn zum Flusse führt, baut die Bergwerkskompagnie von Balade die Kupferschätze ab. Vgl. Lemire, «La colonisation française en Nouvelle-Calédonie» (1878).

Diakaustische Flächen und Linien entstehen bei der Brechung des Lichts durch Linsen, wie man sie z. B. als Brenngläser (s. d.) anwendet. Läßt man durch eine runde Öffnung im Fensterladen in ein verdunkeltes Zimmer ein Bündel Sonnenstrahlen eintreten, indem man zugleich den Gang dieses Strahlenbündels in der Luft durch aufgewirbelten Staub oder Tabaksqualm sichtbar macht, und stellt man dann in den Weg der Strahlen eine Glaslinse, so gehen die Strahlen nach dem Durchgange durch das Glas nicht mehr als ein gerades cylindrisches Bündel weiter, sondern sie laufen alle kegelförmig nach einem ungefähr um die Brennweite (s. d.) von der Linse abstehenden Raume. Sie vereinigen sich aber nicht alle in derselben Entfernung von der Linse, sondern die mehr nach dem Rande zu durch die Linse gehenden Strahlen vereinigen sich früher als die in der Nähe der Mitte hindurchgehenden Strahlen, was man besonders bei stark gekrümmten Linsen wahrnehmen kann, indem der Strahlenkegel dadurch eine einwärts geschweifte Oberfläche gewinnt. Diese eigentümlich konkave Lichtfläche nennt man diakaustische Fläche. Jeder Durchschnitt durch letztere, welcher die Längenachse jenes Lichtkegels enthält (Meridianschnitt), gibt eine eigentümlich hohl geschweifte Lichtlinie, welche diakaustische Linie heißt. Bei der Spiegelung des Lichts auf stark gekrümmten Hohlspiegeln entstehen die ganz ähnlichen katakaustischen Flächen und Linien.

soviel wie Diachylonpflaster, s. unter
er. [wasser.
na (grch.), Mundspülwasser, Gurgel-
s (grch., d. i. Diener) heißen schon im
ment die Gemeindebeamten, welche
lung und Verteilung der Opfergaben
waren. Nach der Apostelgeschichte
hlte die Gemeinde zu Jerusalem sieben
r. Indem man in diesen die spätern
d, übertrug man auch letztern die Ar-
rankenpflege und bestimmte ihre Zahl
n jeder Gemeinde. Später bekamen
andere amtliche Geschäfte, und schon
erweiterte sich ihr Wirkungskreis so,
ung der Geschäfte unter einen Archi-
d.) und mehrere D. und Subdiakonen
. Nun durften die D. beim Abend-
nd Wein ausspenden, aber nicht selbst
Sie hatten die Oblationen und Ge-
n Bischof in Empfang zu nehmen, die
ite zu verwahren, beim Gottesdienste
en Formeln, z. B. das Oremus (Laßt
nd das Sursum corda (Die Herzen in
s. w., abzusingen, die Ordnung zu
die Aufsicht über die kirchlichen Unter-
über die Sitten der Gemeindeglieder
d durften in manchen Fällen mit Er-
Bischofs predigen und taufen, auch
die Kirchengemeinschaft aufnehmen.
der Archidiakonen und D. gehörten
alten Kirche, das der Subdiakonen
seit dem 12. Jahrh. zu den höhern
lines majores). Bei der Ordination
D. die heiligen Gefäße als Symbol
en Amtsthätigkeit dargereicht. Die
ümliche Kleidung ist die Dalmatika
Die D. oder Helfer in der evang.-
verrichten alle geistlichen Handlungen,
ch das Taufen und Einsegnen der
hat es in neuerer Zeit nicht an Ver-
t, das Amt der D. im altkirchlichen
innen dem geistlichen Amt zur Seite
uf der kirchlichen Armen- und Kran-
erneuern. Namentlich die Innere Mis-
die Ausbildung solcher D. angelegen
Bei den Maroniten gehören die D.
en Stande an, verwalten die Ein-
Kirche, legen Streitigkeiten bei und
Unterhandlungen mit den Türken für
der Abgaben.
ssinnen (ancillae, ministrae), d. i.
, waren in der altkath. Kirche mit der
Krankenpflege betraut. Zwar nicht
aber die Sache begegnet uns zuerst
Sie standen den Diakonen zur Seite,
en Versammlungen den Frauen den
isteten bei der Taufe von Personen
chts Hilfe, belehrten solche Täuflinge
der Taufe zu gebenden Antworten und
chtende Verhalten, richteten die Aga-
pflegten Kranke. Im 3. Jahrh. ge-
zu ihren Pflichten, fremde Frauen zu
ngene Christinnen im Kerker zu be-
der ersten Zeit wurden sie durch die
wie sie bei den Geistlichen stattfand,
ngeweiht; späterhin begnügte man sich
ihe durch geeignete Gebete ohne Hand-
Ob die «Witwen» oder Presbyterissen,
. 5, 9 fg. erwähnt werden, mit jenen
D. identisch waren, ist zweifelhaft. Jedenfalls wurden sie frühzeitig mit ihnen verwechselt. Bis in das 4. Jahrh. mußten die D. entweder Jungfrauen oder Witwen, die nur einmal verheiratet waren, und 60 Jahre alt sein; seit dem Konzil von Chalcedon war das Alter auf 40 Jahre bestimmt. Ihre Gehilfinnen hießen Subdiakonissinnen. Seit dem 9. Jahrh. hörte das Amt der D. auf; in der kath. und prot. Kirche hat es sich indes in veränderter Gestalt erhalten. In den Klöstern führen jetzt die Nonnen, welche den Altar zu besorgen haben, den Namen D.; in dem reform. Teile der Niederlande heißen ältere Frauen D., welche die Pflege von Wöchnerinnen und armen Frauen übernommen haben. Nach dem Muster der Barmherzigen Schwestern der kath. Kirche hat der Pastor Fliedner (s. d.) in Kaiserswerth eine Diakonissenanstalt gegründet (1836), deren Glieder sich vorzugsweise mit Krankenpflege, aber auch mit Kindererziehung, Lehrerinnenbildung u. s. w. beschäftigen. Die «Schwestern», welche sich nach einer halbjährigen Probezeit auf fünf Jahre zum Dienste verpflichten, stehen durchaus zur Verfügung der Anstalt, die sie aussendet und ihnen ihre Bestimmung anweist.

Seitdem sind ähnliche evang. Diakonissenanstalten in vielen Städten Deutschlands entstanden, zu Dresden (1842), Straßburg (1842), Ludwigslust (1847), Berlin (1847, mit dem großen Krankenhause «Bethanien» und der Mägdeherberge «Marthashof»), Breslau (1850), Königsberg (1850), Stuttgart (1854), Neuendettelsau bei Nürnberg (1854), in Karlsruhe, Stettin, Danzig, Darmstadt, Speier, Bielefeld, Braunschweig, Hannover, Eisenach, aber auch in Frankreich (Paris), England (London), Schweden (Stockholm), den Niederlanden (im Haag, in Utrecht, Groningen, Amsterdam), der Schweiz (Echellens im Waadtlande und Riehm bei Basel), Amerika (Pittsburg), in Konstantinopel, Smyrna, Jerusalem, Beirut, Alexandria u. s. w. Im J. 1879 zählte man 51 Mutterhäuser (davon 33 in Deutschland), 3708 Schwestern in 1079 Stationen. Ähnliche Zwecke verfolgen in England die Schwestern der Barmherzigkeit. Ebenso wie die kath. Barmherzigen Schwestern haben sich auch die protestantischen D. durch aufopfernde Thätigkeit, namentlich in Kriegszeiten wie 1866 und 1870, große Verdienste erworben. In neuerer Zeit ist in Deutschland und der Schweiz unternommen worden, weltliche Krankenpflegerinnen ins Leben zu rufen. Die bedeutendste dieser Vereinigungen ohne jeden kirchlich konfessionellen Charakter sind die Schwestern vom roten Kreuz.

Diaköpe (grch.), Hiebwunde, namentlich im Schädel; Längsbruch eines Knochens.

Diákovár (slaw. Djakovo, d. i. Studentenort), Marktflecken im kroat.-slawon. Komitat Virovititz (Veröcze), mit (1880) 3755 E., ist Sitz eines röm.-kath. Bischofs (Bischof von D. und Syrmien) und hat eine schöne Kathedrale, die 1. Okt. 1882 eingeweiht wurde, einen prächtigen bischöfl. Palast, Kapitelgebäude, ein Nonnenkloster, Gymnasium, Seminar und eine Kavalleriekaserne. Der Bischof von D. führt auch den Titel eines Bischofs von Bosnien. Die Umgebung von D. ist reizend und fruchtbar; das ehemalige feste Schloß liegt in Ruinen.

Diakrise (grch.), Sonderung, Scheidung, Unterscheidung, namentlich von Krankheiten.

Diakritische Zeichen, Unterscheidungszeichen für die richtige Aussprache der Wörter (wie z. B.

im Hebräischen der Punkt, welcher das Sin vom Schin unterscheidet), sowie zur Vermittelung des Verständnisses (wie alle Interpunktionszeichen).

Diaktinismus, die Durchdringbarkeit der Körper für chemisch wirksame (aktinische) Lichtstrahlen; sie ist sehr verschieden von dem Grade der Durchsichtigkeit und am vollkommensten bei Wasser und Eis, Bergkrystall, farblosem Flußspat und Steinsalz.

Diakustik (grch.), Lehre von der Fortpflanzung des Schalls.

Dialekte nennt man die innerhalb einer als einheitlich angesehenen Sprache vorkommenden sprachlichen Unterschiede zwischen den verschiedenen Teilen des Sprachgebiets und den verschiedenen Stämmen, aus welchen das Volksganze zusammengesetzt ist. Jede einigermaßen ausgedehnte Sprache hat D., es ist aber fast unmöglich, zwischen D. und selbständiger Sprache eine scharfe Grenze zu ziehen: man kann einerseits das Niederländische einen deutschen D. nennen, wenn man nur auf das sprachliche Verhältnis Rücksicht nimmt, andererseits eine selbständige Sprache, wenn man die polit. Selbständigkeit des Volks und die besondere niederländ. Litteratur im Auge hat. Indem man alle german. Sprachen zu einer Familie zusammenfaßt, lassen sich Deutsch, Englisch, Dänisch u. s. w. auch als D. derselben bezeichnen; und es ist z. B. ganz einerlei, ob man die slaw. Sprachen so nennt oder als D. bezeichnet. Das letztere kann man sehr wohl, da sie sich sprachlich näher stehen als z. B. Plattdeutsch und Hochdeutsch, sodaß man diese beiden auch zwei verschiedene Sprachen nennen könnte. Es läßt sich somit eine genaue Definition von D. nicht geben, man wird nur im allgemeinen sagen können, D. seien die Sprachvarietäten eines sich als einheitlich fühlenden und so betrachteten Volks. Hat ein solches Volk eine allgemein angenommene Schriftsprache ausgebildet, die gewöhnlich so entsteht, daß ein einzelner D. von allen Schreibenden und den Gebildeten in Schrift und Rede angewendet wird, so gelangen die übrigen D. entweder gar nicht zu einer Litteratur, oder wenn eine solche vorhanden war, wird sie aufgegeben. In Griechenland wurde anfangs in mehrern D. eine Litteratur entwickelt (äolische, ionische, dorische), später wurde der attische D. allgemeine Schriftsprache. Die Anfänge der deutschen Litteratur waren ebenfalls dialektisch; erst seit der Reformation gibt es eine allgemein anerkannte gleichmäßige deutsche Schriftsprache, die dialektisch wesentlich Mitteldeutschland angehört.

Wo eine Schriftsprache herrscht, verlieren die übrigen D. leicht die Fähigkeit zu höherm und feinerm Gedankenausdruck, und man empfindet sie in einem gewissen Gegensatz zur Schriftsprache als etwas weniger Edles; die D. erscheinen als patois, und man versteht deswegen auch in der gewöhnlichen Rede unter D. zuweilen nur die lokale Abweichung von der Schriftsprache, die Volkssprache. Diese bewahrt aber in der Regel eine größere Frische, Sinnlichkeit und Unmittelbarkeit als die Schriftsprache, und es ist daher ein Glück für die Sprache und Litteratur eines Volks, wenn kein zu schroffer Gegensatz zwischen der Schriftsprache und den übrigen D. besteht, sodaß die Schriftsprache gelegentlich aus dem Vorrat der Volkssprache schöpfen kann. Das Vorurteil, als sei der D. an sich etwas Gemeineres als die Schriftsprache und aus dieser nur verderbt und verdreht, hat die neuere Sprachwissenschaft beseitigt, jeder D. ist vielmehr nach bestimmten erkennbaren Gesetzen aus einem ältern Zustande der Sprache heraus entwickelt und bildet ein notwendiges Glied zur Erkenntnis der Gesamtsprache eines Volks, daher in der neuern histor. und vergleichenden Grammatik die **Dialektologie** (Dialektkunde) eine besondere Rolle spielt. Ein größeres Sprachgebiet hat gewöhnlich zahlreiche D., die sich wieder nach gewissen gemeinsamen Eigentümlichkeiten in Hauptdialekte zusammenfassen lassen; die Unterschiede innerhalb dieser pflegt man dann als Unter- oder Lokaldialekte zu bezeichnen. Als deutschen Ausdruck für D. braucht man wohl «Mundart», unterscheidet diese Bezeichnungen aber bisweilen so, daß man unter «Mundart» diejenigen Sprachvarietäten einer Gesamtsprache versteht, die gar nicht zu litterarischen Produktionen verwendet sind, unter «Dialekten» die schriftmäßig früher oder gelegentlich noch verwendeten; die Unterscheidung ist aber willkürlich, da es kaum eine Mundart gibt, in der nicht gelegentlich auch geschrieben wäre. (S. **Deutsche Mundarten**.)

Dialektik, seiner griech. Ableitung nach die Kunst der Unterredung und Gesprächführung, bezeichnete in dem Sprachgebrauche der Philosophie anfangs die Kunst eines regelmäßigen wissenschaftlichen Verfahrens mit Begriffen. In diesem Sinne ist die D. dem Plato die Methode des spekulativen Denkens, welches seinen Gegenstand mit reinen Begriffen vollständig durchdringen zu können glaubt. Schon Aristoteles verließ aber diese Bedeutung des Wortes, indem er wissenschaftliche Schlüsse von dialektischen unterschied und unter letztern bloße Wahrscheinlichkeitsschlüsse verstand. Allmählich bildete sich der Sprachgebrauch dahin um, daß man unter D. die Kunst des logischen Scheins, die Fertigkeit, den Gegner durch die falsche Anwendung logischer Formen, versteckte Fehlschlüsse u. s. w. zu täuschen, verstand. Das Dialektische wurde daher fast gleichbedeutend mit dem Sophistischen. Hierauf gründet sich der Sprachgebrauch Kants, wenn er von einer transscendentalen D. spricht, als einem Widerstreit der Vernunft mit sich selbst in Beziehung auf alle die der Erkenntnis unzugänglichen Fragen, welche die Welt als Ganzes betreffen. Indes ist man in neuerer Zeit zu einer der Platonischen verwandten Bedeutung des Wortes zurückgekehrt; namentlich hat der Begriff der D. und des Dialektischen in der Hegelschen Philosophie die größte und umfassendste Bedeutung gewonnen. Es ist hier nämlich zur Bezeichnung einer spekulativen Methode geworden, welche in die Gegenstände ihrer Erkenntnis dadurch eindringt, daß sie in jedem Begriffe die darin enthaltenen Widersprüche aufzuweisen und durch die auf diese Weise gestellte Aufgabe zu immer höhern Begriffsbildungen fortzuschreiten sucht. Die Methode der Hegelschen Philosophie wird daher die **dialektische Methode** genannt. Als das freilich nie zu erreichende Ideal derselben hat zuletzt Lotze die Aufgabe bezeichnet, zu begreifen, weshalb der absolute Weltgrund sich gerade in diejenigen Erscheinungen entwickelt, welche die Erfahrung festzustellen im Stande ist.

Dialemma (grch.), Unterbrechung, besonders bei Wechselfiebern die fieberfreie Zwischenzeit.

Diallag, ein braunes, graues oder schmutziggrünes Mineral, in zuweilen mehrere Zoll großen,

gen Individuen ausgebildet, welches zur
des Augits gehört und, obschon es mit
entlichen Augit isomorph (monoklin) ist,
dadurch unterscheidet, daß es prismatisch
ollkommen, sehr ausgezeichnet aber nach
Pinakoid spaltet, welcher Fläche zugleich
elige Zusammensetzung entspricht. Die
ernste Spaltungsfläche ist meist vertikal
oder gefasert, dabei metallartig, oft schil-
erlmutterglänzend. Mancher D. enthält
mikroskopische dunkelbraune Krystall-La-
nd-Nädelchen in seiner Masse eingelagert.
. Zusammensetzung stimmt bis auf einen fast
n kleinen Wassergehalt wesentlich mit dem
erein, auch das Verhalten vor dem Löt-
gegen Säuren ist dasselbe. Der D. bildet
entlichen Gemengteil des Gabbro (s. d.).
ele (grch.), Kreisschluß oder Cirkelschluß,
r zu beweisende Satz zugleich als Beweis-
braucht wird.
g (grch., die Unterredung, das Zwiege-
edeutet mündliche Unterredung zwischen
Personen; dialogisieren, etwas in die
form einkleiden. Die Philosophen der
esonders die Griechen, liebten diese Dar-
orm und bedienten sich ihrer zur Mittei-
Untersuchungen über wissenschaftliche Ge-
. Der sog. Sokratische D. ist ein in
und Antworten dergestalt eingekleidetes
, daß der Befragte durch die Fragen be-
ird, diejenigen Vorstellungen selbst zu ent-
welche der Fragende in ihm hervorbringen
d die philosophischen D. des Plato sind
philos. Dramen, welche die Sokratische
ungsweise auf Gegenstände der Meta-
wenden. Von den Neuern ahmten diese
ch unter den Deutschen Erasmus von
n, später Lessing, Moses Mendelssohn,
erder, Klinger, A. G. Meißner, Jacobi,
und Solger. Im komischen und satiri-
lovierte Wieland mit Glück den Satiriker
Unter den Italienern haben sich Petrarca,
elli, Gelli, Algarotti und Gasp. Gozzi
chnet, bei den Franzosen Malebranche,
und Fontenelle. Unter den Engländern
G. Berkeley und Rich. Hurd dem Plato,
arris dem Cicero. Der kunstgemäße D.
eichtum an Ideen, Lebendigkeit der Ein-
kraft und Gewandtheit des Geistes in
hem Grade. Gehen die Gedanken durch
e in That über, sodaß das Gespräch die
er handelnden Personen darlegt und zur
g drängt, so entsteht der dramatische
welchem in dem Gedankengange leben-
egung und Spannung auf den Ausgang
Im Drama wird der D. im engern Sinne
nolog entgegengesetzt; im Singspiele den
en, wo er dann die Redepartien bedeutet.
se, eine von Graham zuerst angewandte
zur Trennung verschiedener gelöster Stoffe
der, welche darauf beruht, daß manche Kör-
eichtigkeit durch Membranen gegen Wasser
en (s. Diffusion), während andere Kör-
eber weit langsamer oder gar nicht diffun-
iffusionsfähig sind unter andern alle Kör-
e aus wässerigen Lösungen krystallisieren,
nicht krystallisierende auch meist nicht dif-
hig sind. Die D. bietet daher ein Mittel
Körper der einen Gruppe von denen der
andern zu trennen, und findet daher vielfach zu die-
sem Behufe Verwendung. Zweckmäßig läßt sie sich
z. B. benutzen, um bei dem Nachweis von Vergif-
tungen die Trennung von Alkaloidsalzen von dem
sonstigen Inhalt des Magens zu bewirken. Man
hat zu dem Behufe nur die zu untersuchende Flüssig-
keit in einen geeigneten Apparat, den Dialysator,
zu bringen, in welchem nach Ablauf von 24 Stun-
den die Alkaloidsalze in das Wasser übergegangen
sind, während die fremden Stoffe zurückbleiben.



Der Dialysator Grahams ist in vorstehender Figur dargestellt. Er besteht aus einem Ringe von Guttapercha, dessen untere Öffnung mit einer Scheibe von Pergamentpapier überspannt ist, sodaß ein wasserdichter Verschluß hier erzielt wird. Läßt man den Ring in einem andern Gefäße auf Wasser schwimmen und gießt man die zu dialysierende Flüssigkeit in den Ring, so treten die diffundierbaren Stoffe durch die Pergamentpapiermembran zum Wasser hinüber. In einfacherer Form erhält man den Dialysator, indem man die Ränder eines viereckigen Pergamentpapierblattes kastenförmig in die Höhe biegt und die übereinandergeschlagenen Ecken oben durch einen durchgezogenen Faden befestigt. Der so gebildete Kasten ersetzt den Ring vollständig.

Dialyse (grch.), Auflösung; in der Grammatik und Rhetorik soviel wie Diäresis und Asyndeton; in der Medizin das zum Tode führende Schwinden der Kräfte; in der Chemie eine besondere Art der Analyse, s. unter Diffusion.

Dialytische Fernrohre oder Dialyten, s. unter Achromatisch.

Diamagnetismus nennt man die abstoßende Einwirkung von Magneten auf alle nichtmagnetischen Stoffe. Schon seit dem Ende des 18. Jahrh. kannte man oberflächlich einige hierher gehörige Thatsachen, wie die von stärkern Magnetpolen sich äußernde Abstoßung gegen Wismut und Antimon (Brugmans 1778, Le Baillif 1827) und gegen eine Holznadel (Coulomb 1802, Becquerel 1827). Allein erst nachdem man durch Hilfe galvanischer Elektricität sehr starke Magnete (Elektromagnete) herstellen gelernt hatte, war die Möglichkeit gegeben, die diamagnetischen Erscheinungen genauer wahrnehmen und studieren zu können. Hauptsächlich verdankt man ihre Kenntnis den in die J. 1845 und 1847 fallenden Veröffentlichungen des berühmten Engländers Faraday. Doch hat auch der deutsche Physiker Plücker wichtige Aufschlüsse über das Wesen dieser Erscheinungen gegeben (1848). Hängt man ein

Eisenstückchen in der Nähe eines Magnetpols an einem feinen Faden auf, so wird das Eisen kräftig von dem Magnetpole angezogen. Auch Nickel und Kobalt werden angezogen, aber bedeutend schwächer, und noch viel weniger geschieht dies mit Mangan, Chrom, Cer, Titan, Palladium, Platin und Osmium. Diese Stoffe nennt man «paramagnetische» oder «magnetische». Alle andern Stoffe aber werden, neben einem Magnetpole aufgehängt, nicht angezogen, sondern abgestoßen; man nennt sie «diamagnetische Stoffe» oder «Diamagnetica». Am besten läßt sich erfahren, ob ein fester Stoff magnetisch oder diamagnetisch sei, wenn man aus dem zu untersuchenden Stoffe ein Stäbchen formt und dieses (s. beistehende Fig. 1) an einem feinen Faden so in seiner Mitte aufhängt, daß es horizontal schwebt, und es dann zwischen die beiden Pole eines aufwärtsstehenden, hufeisenförmigen Magnets bringt. Ist das Stäbchen aus magnetischem Stoffe, so stellt es sich so, daß es (Fig. 2) seine beiden Enden nach den Magnetpolen N und S hinkehrt; ist es aber ein Diamagneticum, so dreht es sich so, daß es wie ab senkrecht auf der Verbindungslinie NS der beiden Magnetpole steht. Die erste Lage NS nennt man «axial», die andere ab «äquatorial». Die axiale Lage kommt dadurch zu Stande, weil das Stäbchen, von beiden Magnetpolen gleichzeitig angezogen, die äquatoriale Lage, weil es von beiden Polen gleichzeitig abgestoßen wird. Im ersten Falle werden in dem Stäbchen magnetische Pole erregt, welche mit den induzierenden Magnetpolen ungleichnamig, im zweiten Falle solche, welche mit letztern gleichnamig sind.

Fig. 1.

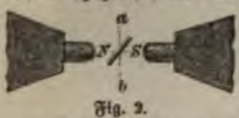
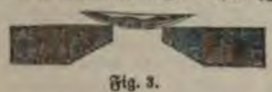
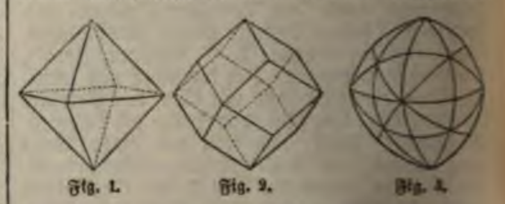


Fig. 2.

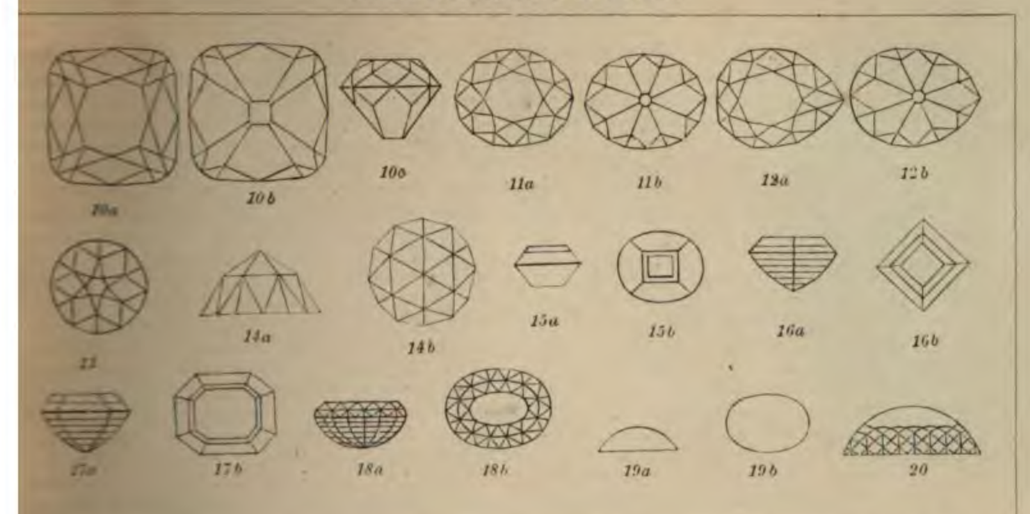
An der Spitze der diamagnetischen Stoffe steht Wismut, dann folgen: Antimon, Zink, Zinn, Silber, Kupfer, Gold und viele andere Metalle; ferner organische Stoffe, wie Pflanzen- und Tierteile; überhaupt erweisen sich bisher die Stoffe mehr dia- als paramagnetisch, so z. B. sehr viele Salze, Mineralien, eisenfreies Glas, Flintglas und viele andere. Plücker kam (1847) zuerst darauf, daß Krystalle, welche nicht zum regelmäßigen System gehören, ähnlich den drei Hauptachsen der Elasticität auch drei Hauptachsen der para- oder diamagnetischen Einwirkung zu besitzen scheinen; die hierher gehörigen Erscheinungen behandelt die Physik in der Lehre vom Krystallmagnetismus. Flüssigkeiten werden nach Faraday (1847) bei den diesbezüglichen Untersuchungen in eisenfreie, höchst dünnwandige Glasröhrchen eingeschlossen und wie Stäbchen aufgehängt (Fig. 1). Nach Plücker (1848) bringt man von der fraglichen Flüssigkeit ein wenig auf ein Uhrglas (auch Glimmerblatt) und setzt dieses (Fig. 3) auf die einander genäherten Halbanker eines kräftigen Hufeisenelektromagnets. Für magnetische Flüssigkeiten zeigt sich dann, infolge der Anziehung seitens der beiden Pole, eine Anhäufung der Flüssigkeiten über letztern und ein Thal in äquatorialer Richtung; bei diamagnetischen Flüssigkeiten treten, infolge der Abstoßung von den Polen, ein Bergrücken in äquatorialer Richtung und oberhalb der Pole Vertiefungen auf. Von Flüssigkeiten erwiesen sich diamagnetisch: Wasser, Alkohol, Äther, Schwefelkohlenstoff, Öle, Säuren, die meisten organischen Säfte, sogar das eisenhaltige Blut. Gase werden, wenn sie brennbar sind, flammend oder allgemein als Ströme zwischen den einander sehr nahe gebrachten Magnetpolen geprüft, und aus der Formänderung der Flammen, oder aus der Richtung (Fig. 3), wo chem. Reagentien von den Gasströmen getroffen werden, geschlossen, ob das betreffende Gas von beiden Polen angezogen oder abgestoßen wird. Außer dem magnetischen Sauerstoff sind die andern Gase diamagnetisch. Feste und tropfbarflüssige durchsichtige Diamagnetica, welche gewöhnlich die Ebene der Polarisation (s. d.) nicht drehen, werden cirkularpolarisierend, wenn auf dieselben kräftige galvanische Ströme oder Magnete einwirken. Polarisieren jedoch die durchsichtigen Diamagnetica schon ursprünglich cirkular, so bewirken die magnetischen Kräfte die algebraische Summe beider Drehungen. Über den eigentlichen Grund der diamagnetischen Abstoßungen sind die Meinungen der Physiker geteilt. Verschiedene Theorien darüber wurden aufgestellt von Faraday, Hankel, Reich, Tyndall und Weber.

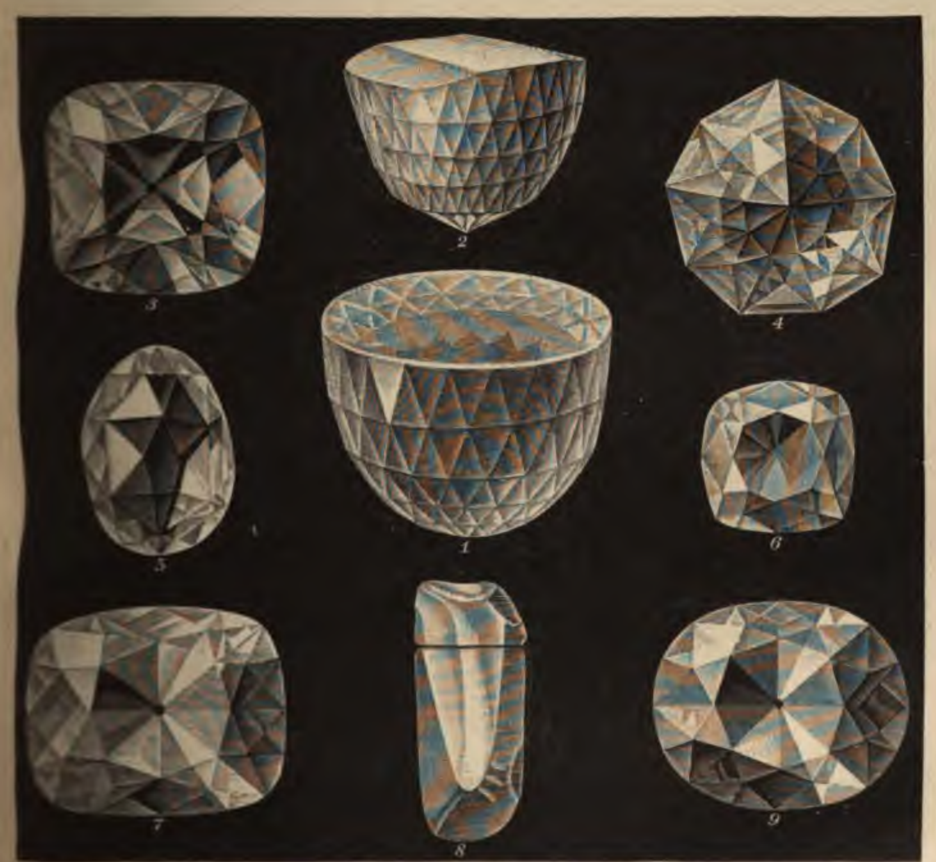

Fig. 3.

Diamant oder Demant (vom griech. ἀδάμας), der wertvollste unter den Edelsteinen, krystallisiert in der tetraëdrisch-hälftflächigen Abteilung des regulären Systems, ist indessen meist scheinbar holoëdrisch ausgebildet, als Oktaëder (Fig. 1) (eine Kombination zweier, im Gleichgewicht befindlicher Tetraëder), auch im Rhombendodekaëder (Fig. 2) und in andern regulären Formen, welche gewöhnlich krummflächig (Fig. 3), oft mehr oder weniger der Kugelform genähert sind. Auf Grund einer Zwillingsdurchwachsung zweier Tetraëder mit parallelen Achsensystemen erscheinen die Kanten des Oktaëders wie eingekerbte Rinnen. Sehr selten findet sich der D. derb, in feinkörnigen, porösen, rundlich contourierten Aggregaten von bräunlich-schwarzer Farbe (sog. Carbonat der Steinschleifer). Eine deutliche Spaltbarkeit geht der Oktaëderfläche parallel, eine Eigenschaft, welche beim Bearbeiten von Belang ist. Im reinsten Zustande ist der D. farblos und wasserhell, doch ist er auch oft gefärbt, meist verschiedentlich weiß, grau und braun, sogar grün, gelb, rot und blau, selten schwarz. Der sehr lebhafte Glanz (sog. Diamantglanz), das Farbenspiel, welches auf sehr intensiver Lichtbrechung (Brechungskoeffizient = 2,42) und Farbenzerstreuung beruht, die höchste Härte im Mineralreich zeichnen ihn aus. Im polarisierten Licht untersucht, gibt sich bisweilen die anomale Erscheinung der ihm nicht zukommenden Doppelbrechung zu erkennen, welche meist nachweisbar durch innerliche Spannungsdifferenzen herbeigeführt wird. Die Angabe, daß in einigen D. organisches Zellgewebe vorhanden sei,


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.

DIAMANTEN.





1. Großmogul. 2. Orlow. 3. Regent. 4. Florentiner. 5. Sancy. 6. Polarstern. 7. Südstern. 8. Schah. 9. Kohinoor. 10. Dreifacher Schnitt; *a* Ansicht von oben, *b* von unten, *c* von der Seite. 11. Ovaler Schnitt; *a* Ansicht von oben, *b* von unten. 12. Birnförmiger Schnitt; *a* Ansicht von oben, *b* von unten. 13. Sternförmiger Schnitt; Ansicht von oben. 14. Rosettenschnitt; *a* Ansicht von der Seite, *b* von oben. 15. Tafelschnitt; *a* Ansicht von der Seite, *b* von oben. 16. Treppenschnitt (Viereck); *a* Ansicht von der Seite, *b* von oben. 17. Treppenschnitt (Achteck); *a* Ansicht von der Seite, *b* von oben. 18. Schnitt mit doppelten Facetten; *a* von der Seite, *b* von oben. 19. Mugliger Schnitt; *a* Ansicht von der Seite, *b* von unten. 20. Mugliger Schnitt mit Facetten; Ansicht von der Seite.

ht wohl auf einer Verwechselung mit minera-
en, zart verästelten Dendriten. In andern
man unzweifelhafte mikroskopische Einwachsun-
von Rutil oder Eisenkies, von Eisenglanz- oder
neisen-Lamellen wahrgenommen. Das spezi-
e Gewicht schwankt zwischen 3,5 und 3,6. In
er chem. Natur weicht der D. von allen andern
lsteinen wesentlich ab, indem er nicht wie diese
Silikaten oder Erden besteht, sondern reiner
lenstoff ist, weshalb er auch in starker Glühhitze
r Zutritt des Sauerstoffs der Luft ohne Rück-
verbrennt und dabei in kohlensaures Gas
andelt wird; letzteres wurde zuerst durch La-
er entdeckt, nachdem schon 1649 auf Veran-
ng von Cosmus III. durch florentiner Akade-
r die ersten D. in einem großen Tschirnhausen-
Brennspiegel verflüchtigt worden waren.
Rose fand, daß der D., bei Abschluß der Luft
stark erhitzt, in die andere Modifikation des
lenstoffs, in Graphit, übergeht. Der D. findet
besonders im aufgeschwemmten Lande und im
Sande, gewöhnlich mit andern Edelsteinen
as, Chrysoberyll, Granat, Hyacinth), auch mit
gen Gold und Platin; so in Ostindien an der
nte des Plateau von Dekan; in Brasilien,
zumal in Minas-Geraes bei Tejuco oder Dia-
tina, auch bei La-Chapada; außer im losen
ande in den sog. Seifengebirgen hat er sich
hier eingewachsen in dem sog. Cascalho,
m durch Brauneisen verkitteten Quarzkonglo-
at, sowie in einem glimmerigen Sandstein,
sog. Itacolumit, gefunden; auch auf Borneo,
matra, am Ural bei Krestowodwischensk, in
dcarolina und Georgia; in Australien, wo er
Silatlory bis zum Gewicht von 150 Karat vor-
mt. Reichliche und schöne D. (bis 288 Karat
richt) wurden in neuerer Zeit im südöstl. Afrika,
Transvaal, an vielen Orten bis an den Lim-
n gewonnen, wo ihr ursprüngliches Mutter-
ein eine bisweilen olivinreiche diabasische oder
itische Felsart ist. Das Gesamtgewicht aller
menschlichen Händen befindlichen D. wird auf
r 100 Ctr. angegeben.

Im J. 1456 erfand Louis von Berguem aus
rügge die Kunst, den D. in Facetten zu schleifen,
e Technik, die heute fast einzig in Amsterdam
sgeführt wird. Man schleift ihn zu **Brillan-**
n (d. i. zwei abgestumpfte Kegel mit zusammen-
enden Grundflächen), zu **Rosetten** (mit plat-
Grundfläche, über welche sich Reihen von trian-
lären Facetten erheben), zu Tafelsteinen, Dick-
inen u. s. w. Die wertvollste Art ist der
illant (s. d.). Über die Technik des Schleifens
unter **Steinschleiferei.**

Die größten und darum auch seltensten sind bei
em kolossalen Werte geschichtliche Merkwürdig-
en, so der Großmogul, der Orlow, der Regent,
Florentiner, der Stern des Südens, der Kohi-
r, der Schah, der Sancy, der Polarstern (s. Ta-
Diamanten). Von ihnen schmückt der sog.
ow (194¾ Karat) die Spitze des russ. Scepters;
wurde 1794 für eine Leibrente von 4000 Rubel
die bare Summe von 450000 Rubel nebst
m Adelsbrief von der Krone gekauft, nachdem
orher das Auge einer Brahmastatue gewesen.
der Kohinoor stammt aus Indien, wo noch
e die fürstlichen wie die Tempelschätze vorzugs-
e in D. und andern Edelsteinen bestehen. Er
im Besitz des Rajah von Lahore und gehört
jetzt der Königin Victoria von England. Zugeschliffen in Amsterdam, wiegt er nur noch 106 Karat. Der größte brasilianische D., der Stern des Südens, wog ursprünglich 247½ Karat und hat deren, nachdem er zum Brillanten zugeschliffen, nur noch 125. Der Regent, auch Pitt genannt, wurde durch den Engländer an den Herzog von Orléans verkauft, kam später in den Besitz Napoleons I. und als Beute der Schlacht bei Waterloo in den preuß. Kronschatz, wo er sich noch befindet. Der größte aller vorhandenen D. ist derjenige des Rajah von Mattan auf Borneo, welcher 363 Karat wiegt. Die meisten und seltsamsten Schicksale hat wohl der «Sancy» gehabt, welcher ursprünglich aus Indien gekommen. In Europa war sein erster Besitzer Karl der Kühne von Burgund. Dieser trug ihn in der Schlacht bei Nancy, wo er fiel. Ein schweiz. Soldat fand den D. und verkaufte ihn für einen Gulden an einen Geistlichen. Im J. 1489 kam er an Anton, König von Portugal, der ihn aus Geldnot für 100000 Frs. an einen Franzosen verkaufte, durch den er an Sancy kam, von welchem er den Namen erhalten hat. Als Sancy als Gesandter nach Solothurn ging, befahl ihm König Heinrich III., ihm als Pfand jenen D. zu schicken. Der Diener, welcher ihn überbringen sollte, wurde aber unterwegs angefallen und ermordet, nachdem er den D. verschluckt hatte. Sancy ließ den Leichnam öffnen und fand den Edelstein im Magen. Jakob II. von England besaß diesen D. 1688, als er nach Frankreich kam. Später war er im Besitze Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., der ihn bei seiner Krönung trug. Im J. 1835 wurde er für ½ Mill. Rubel von dem Oberjägermeister des Kaisers von Rußland, Fürst Paul Demidow, erkauft, 1836 aber in Paris für 625000 Frs. wieder verkauft. Er hat die Gestalt einer Birne, wiegt 53½ Karat und ist vom reinsten Wasser.

Über die Schätzung des Wertes der D. finden mehrfache Abweichungen unter den Juwelieren und auch unter den Schriftstellern statt; man kann aber im allgemeinen ungefähr den Wert eines Karats bei einem zum Schnitte tauglichen rohen D. im Durchschnittspreise auf etwa 50 Mark und bei einem geschliffenen (Brillant) auf 180—270 Mark setzen. Der Preis schwerer Steine wird nach der gewöhnlichen Regel dadurch bestimmt, daß man die Zahl Karate, welche der Stein wiegt, mit sich selbst und das Produkt mit dem Preise eines Karats multipliziert; sodaß ein 2-, 3-, 4-, 10karatiger D. das 4-, 9-, 16-, 100fache eines 1karatigen von derselben Schönheit kostet. Über 20 Karat hinaus werden jedoch die so sich ergebenden Preise imaginär, weil zu sehr teuern Stücken sich wenig Käufer finden.

Verfälschungen der D. sind die sog. halben Brillanten, bei denen an das echte Oberteil ein Unterteil von andern Steinen mit Mastix angeklebt ist. Schwach geglühte Saphire, Hyacinthe und Topase werden nicht selten für D. ausgegeben; doch sind die beiden ersten schwerer als echter D., und der letztere wird durch Erwärmen elektrisch, was bei dem D. nicht stattfindet. Bergkrystalle und durch Straß nachgeahmte D. sind weit leichter und minder hart und glänzend. (Vgl. **Edelsteine** [künstliche] und **Edelstein-Imitationen.**) Das beste Kennzeichen für echte D. ist jedoch immer die Härte; ein echter D. darf weder von Schmirgel noch von einem andern Körper außer seinem eigenen Pulver angegriffen werden.

[illegible] der D. aus nichts anderm [illegible] es als möglich erschei- [illegible] Wege zu bilden, in- [illegible] darum handeln würde, [illegible] verbreitete Substanz (Kohlen- [illegible] kristallinischen Zustand zu ver- [illegible] Bemühungen haben jedoch [illegible] brauchbares Resultat geliefert; [illegible] Despretz zu Paris 1853 [illegible] Berücksichtigung von Zuckerkohle [illegible] elektrischen Stroms an den Platin- [illegible] Kristalle erhalten, welche die [illegible] des D. zu zeigen schienen; dieselben [illegible] so klein, daß sie nur durch das Mikro- [illegible] genommen werden konnten, auch nahm [illegible] Darstellung mehr als einen Monat in Anspruch. [illegible] bessern, aber praktisch ebenfalls noch nicht [illegible] Resultate kam in neuester Zeit Ballan- [illegible] Hannay in Glasgow.

In den Zeiten der Renaissance faßte man den D. in Gold und gab ihm, sein Feuer zu erhöhen, wie Benvenuto Cellini in seinem «Trattato» berichtet, eine schwarze Folie. Heute faßt man ihn in Silber und à jour, denn der D. hat für sich ganz allein die echteste und schönste Wirkung, das Gold der Fassung aber gibt ihm einen leichten gelben Schein, wie wenig derselbe auch sich bemerklich macht. Die moderne Juwelierkunst irrt in anderer Weise, indem sie den D. gewissermaßen naturalistisch behandelt, d. h. Blumen und Blumensträuße in den unregelmäßigen Formen der Natur daraus zusammensetzt. Bei der Rose z. B. schiebt sich Blatt über Blatt. Das ist darum verkehrt, weil die Strahlen sich gewissermaßen aufheben und nur ein unruhiges, ungewisses Gefunkel hervorbringen. Rationell und daher auch künstlerisch muß der D., wenn ihrer viele zu größern Gebilden vereinigt werden, nach seiner eigenen Natur, nach der Natur seiner feurigen Strahlen verwendet werden, d. h. zu sternförmigen oder ähnlich gestalteten Figuren.

Diamant, einer der kleinsten Grade von Buchdruckschriften auf Halbpetit oder vier typographische Punkte (s. unter Schriftarten).

Diamant oder Diamantgraben (fortifikatorisch), ein schmaler Graben von geringer Tiefe, auf der Sohle häufig spitz zulaufend, welcher am Fuß einer mit Schießscharten versehenen Holzwand oder Mauer ausgehoben ist, um die Höhe der Schartensohle über dem unmittelbar vorliegenden Terrain zu vergrößern und so den Angreifer zu verhindern, sein Gewehr in die Scharten zu stecken und in das Innere der Verteidigungsstellung hineinzufeuern. Solche Gräben finden sich besonders vor Verteidigungspalissadierungen, Blockhäusern, krenelierten Mauern, Reduits u. s. w.

Diamante, Flecken in der ital. Provinz Cosenza, etwa 52 km im NNW. von Paola, am Meere, auf einer kleinen Halbinsel bei der Mündung des kleinen Flusses Diamante, zählt (1881) 2271 E., welche berühmte Weine gewinnen.

Diamante (Juan Bautista), span. Theaterdichter, von dessen Lebensumständen man nur weiß, daß er 1626 zu Madrid geboren wurde, Ritter des Ordens des heil. Johannes von Jerusalem war und gegen Ende des 17. Jahrh. in religiöser Zurückgezogenheit starb. Ein Teil seiner dramatischen Werke erschien zu Madrid 1670 und 1674 in zwei Quartbänden; mehrere Komödien erschienen in Einzeldrucken, in Sammlungen, andere sind bisjetzt noch ungedruckt. Obwohl unter dem Einfluß des ältern Calderon stehend, sind doch gerade seine besten Stücke noch im Geiste Lope de Vegas gedichtet. D. liebt es, gleich diesem, seine Stoffe aus dem Volksleben, der Volkssage und der Nationalgeschichte zu wählen und im volksmäßigen Tone zu reden. Sagen aus dem Leben des Nationalhelden, des Cid, liegen zweien seiner berühmtesten Stücke zu Grunde, wovon das eine, «El honrador de su padre», die Pietät des Cid gegen seinen Vater zum Gegenstande hat. Da ganze Scenen darin genau, ja wörtlich mit Corneilles «Cid» zusammenstimmen, andererseits beide an denselben Stellen von ihrem gemeinsamen ältern Vorbilde, Guillen de Castros «Mocedades del Cid», abweichen, so entstand die Frage, wer hier Nachahmer sei. Sie wurde früher zu Gunsten Corneilles entschieden, wogegen sich Schack («Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien») erklärte. D.s Abhängigkeit von dem 1636 bereits aufgeführten «Cid» Corneilles wird indessen schon durch D.s in neuerer Zeit festgestelltes Geburtsjahr erwiesen. Das andere Stück D.s vom Cid behandelt dessen Thaten bei der Belagerung von Zamora («El cerco de Zamora»). Noch verdienen erwähnt zu werden D.s «Maria Stuart» und «Die Jüdin von Toledo». Er dichtete auch mehrere geistliche Schauspiele, wie z. B. «Die heil. [illegible]» und «Magdalena de Roma», und eine Art von Singspielen (Zarzuelas), unter denen «Alpheus und Arethusa» am beliebtesten geworden ist. Vier Dramen, darunter «El honrador de su padre», sind wieder abgedruckt in Bd. 49 der «Biblioteca de Autores Españoles» (Madr. 1859).

Diamantene Hochzeit, s. unter Hochzeit.

Diamantgraben, s. Diamant (fortifikatorisch).

Diamantina, ehemals Tejuco, Stadt in der brasil. Provinz Minas-Geraes, 235 km im NNO. von Ouro-Preto, in 1223 m Höhe, westlich von der Serra do Espinhaço und durchflossen von Bächen, welche nach Osten zu dem ins Meer mündenden Jequitinhonha gehen. Die Häuser der Stadt, welche 14000 E. zählt, sind am Abhange eines Hügels hinauf gebaut. Der Handel ist ansehnlich; der mit den hier ausgewaschenen Diamanten beläuft sich jährlich auf 3—4 Mill. Mark. Juwelierarbeit und Lederbereitung beschäftigt einen Teil der Bewohner. D. ward 1730 gegründet und 1831 zur Villa erhoben.

Diamantino, Stadt von 5000 E. in der brasil. Provinz Matto-Grosso, etwa 140 km im N. von Cuyabá, bei den Quellen des Paraguay.

Diamantschleifapparat (frz. appareil à tailler les diamants, engl. diamond-cutting-apparatus), eine horizontale Stahlscheibe, die mit Diamantstaub und Öl bestrichen und gegen welche, während der schnellen Rotation derselben, der zu schleifende Diamant gehalten wird.

Diamantspat, s. unter Korund.

Diamantsteinschärfmaschine (frz. machine à rhabiller les meules au moyen d'un diamant rotatif, engl. apparatus for edging millstones by means of a rotating diamond), ein zum Schärfen der Mühlsteine auf mechan. Wege dienender Apparat, dessen wirkender Teil in einem auf einer sehr schnell rotierenden Welle befestigten Diamanten besteht, welcher den Stein gewissermaßen ausfräst. Die bekanntesten und besten Konstruktionen dieser Art sind die von Golay, Puhlmann, Millot, Adler u. Rivenc und von Fossey.

hende Abbildung zeigt die Golay'sche einschärfmaschine, der alle andern hnlich sind. Die Welle mit dem Scheibchem der Diamant befestigt ist, macht Touren pro Minute. Diese Welle ist



pport gelagert, welchem die zur Her- der Furchen und Sprengschläge erfor- ngen- und Querbewegungen durch den s selbstthätig erteilt werden, sodaß der rbeiter die Maschinen nur einzustellen rwachen braucht. Die Maschine hat n Rahmen, mit welchem sie auf den wird. Die vertikale Hauptwelle in er Maschine wird durch eine Schnur nsmission aus angetrieben und trägt chnurscheibe, von welcher aus sowohl twelle in Rotation gesetzt wird, als schiedenen Bewegungen der Maschine erden. Ein tüchtiger Arbeiter kann chen Maschine täglich zwei Steinpaare bei der Aufwand an Diamanten durch- Mark pro Steinpaar beträgt, und auch er Hinsicht liefert die Arbeit der mei- re Resultate als die Handarbeit.

, Diyamir, Deyamir, Dayamus rdensprache) oder Nanga-Parbat Hindusprache Kahler Berg), eine der ge- ergmassen der Erde im westl. Himalaja, . Der D. steht auf der linken Seite des leicher geogr. Breite mit Skardo, un- dlich von der Einmündung des Astor- r Westgrenze von Kaschmir, unfern von Indus. Er hat nächst dem Kailasch die Gipfelgestalt im ganzen Himalaja.

igosis (grch.), die jährliche Geißelung chen Knaben oder Jünglinge (Epheben) r Artemis Orthia, eingeführt von Ly- lle der früher gebräuchlichen Menschen- h als Mittel der Abhärtung. Wer die standhaftesten aushielt, wurde mit dem geschmückt, wer den Streichen erlag, egeskranz öffentlich begraben.

r, s. Durchmesser.

al, auf den Diameter, Durchmesser, be- gehörig; D. entgegengesetzt, um esser voneinander entfernt, also mög- chnurstracks entgegengesetzt.

Diametralzahl, das Produkt p zweier Zahlen m und n, deren Quadrat addiert (m^2+n^2) wieder ein Quadrat q^2 bildet; also $p=mn$ und $q^2=m^2+n^2$. Ein solches Produkt drückt den Inhalt eines Rechtecks aus, dessen Diagonale (Diameter) zu den Seiten ein rationales Verhältnis hat.

Diamorphōse (grch.), Durchbildung zu einer bestimmten Form.

Diamōrum (vom grch. διὰ μόρων, «aus Maulbeeren»), Maulbeerdicksaft.

Diana, eine altital. Licht- und insbesondere Mondgöttin (ursprünglich wohl die weibliche Seite des Licht- und Sonnengottes Janus), die von verschiedenen ital. Völkerschaften, namentlich von den Äquern und Latinern verehrt wurde. Ihre angesehensten Kultstätten waren ein heil. Hain am See von Nemi, wo neben ihr ein männlicher Dämon Virbius (später mit dem griech. Hippolytos verschmolzen) verehrt ward, und der von Servius Tullius gestiftete Tempel auf dem Aventinischen Hügel in Rom, ein gemeinsames Bundesheiligtum der Latiner. Wie andere ital. Gottheiten wurde auch D. mit einer griechischen identifiziert: mit der Artemis, deren Kult gleich dem ihres Bruders Apollon (s. d.) frühzeitig in Rom Eingang fand. Artemis, nach der gewöhnlichen Tradition eine Tochter des Zeus und der Leto, ist ebenfalls ursprünglich Licht- und Mondgöttin, daher sie, wie andere Lichtgottheiten, Bogen und Pfeile, und als Göttin des nächtlichen Lichts insbesondere die Fackel als Attribut hat. Mit Rücksicht auf die Unfruchtbarkeit des Mondlichts ward sie als Jungfrau aufgefaßt. In manchen Teilen Griechenlands, wie namentlich in Arkadien und Ätolien, galt sie jedoch für eine besonders in Wäldern, Flüssen und Quellen wirksame, schaffende Naturgottheit von allgemeinerer Bedeutung und Wirksamkeit. Als die mit Pfeil und Bogen bewaffnete Jungfrau ist sie die Gefährtin der Nymphen, welche jede Verletzung der Keuschheit streng bestraft, die Schutzgöttin der Jäger (daher Elaphebolos, «die Hirschschießende», benannt), aber auch die Hegerin und Pflegerin des Wildes. In Gemeinschaft mit Apollon tritt sie als Rächerin des Übermuts und der Überhebung über die den Menschen von den Göttern gesteckten Schranken auf, wie bei der Tötung der Kinder der Niobe. Wie Apollon rafft sie durch einen Pfeilschuß die Menschen, und zwar besonders Frauen und Jungfrauen, plötzlich aus dem Leben hinweg, und sendet auch Seuchen unter Menschen und Tiere.

Die bildende Kunst stellte Artemis als kräftige, blühende Jungfrau dar, in langen Frauengewändern oder auch mit aufgeschürztem Chiton, wie es einer Jägerin bequem ist. Dabei trägt sie gewöhnlich den Köcher, geschlossen oder geöffnet, und führt in den Händen Fackeln oder den Bogen, oder auch beides. Oft sieht man bei ihr eine Hirschkuh, wie z. B. bei der bekanntesten unter den erhaltenen Statuen der Göttin, der sog. D. von Versailles (vermutlich das Werk eines griech. Künstlers, im letzten Jahrhundert der Republik zu Rom gearbeitet, in der Villa Hadrians bei Tibur gefunden, ins Museum nach Versailles gebracht, gegenwärtig im Louvre zu Paris, s. Tafel: Bildnerei III, 12), oder der D. von Gabii in München, ebenso bei der D. von Jean Goujon (aus dem 16. Jahrh., ebenfalls im Louvre, s. Tafel: Bildnerei VI, 2). Auf einzelnen Denkmälern reitet die Göttin auf einer Hirschkuh, auf manchen fährt sie auf einem von Hirschen

[illegible] mit Apollon) [illegible] vom [illegible]. [illegible] ursprünglich verschie- [illegible] verschmolzen sind die [illegible] Artemis, zwei altasiat., [illegible] wieder tötende Naturkraft [illegible] Gottheiten, welche die Griechen in [illegible] Artemis wiederzufinden glaubten. Die erstere, [illegible] Kappadocien und der Pontus ist, ver- [illegible] mehr die dem Leben abgewandte und feindliche Seite der großen Naturgottheit und wurde hauptsächlich in Brauron und Halä in Attika, wohin Iphigenia (ursprünglich ein Beiname der «zeugungskräftigen» Göttin selbst) ihr Bild aus dem taurischen Chersones gebracht haben sollte, als Artemis Brauronia oder Tauropolos, in Sparta als Artemis Orthia, in Unteritalien als Artemis Phakelitis verehrt, überall mit Gebräuchen, in welchen sich noch deutliche Spuren alter Menschenopfer erhalten hatten. (S. Diamastigosis.) Die ephesische Artemis, deren von verschnittenen Priestern und Tempelsklavinnen (Hierodulen) bedienter, angeblich von den Amazonen gegründeter Tempel eine der angesehensten Kultusstätten Kleinasiens war, war in dem Kultbilde daselbst, das sein Altertum auch durch die mumienartig eingewickelte Gestalt der Göttin bekundete, als eine Gottheit der Fruchtbarkeit mit zahlreichen weiblichen Brüsten dargestellt. Auch die ursprünglich den arischen Völkerschaften des innern Asien, den Persern, Baktrern, Medern und Armeniern, angehörige Göttin Anahita wurde im griech. Kleinasien vielfach als «Persische Artemis» oder Anaïtis verehrt. — D. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Diana (oder Luna), in der ältern Chemie Bezeichnung für Silber.

Diana (frz. diane, vom span. dia, d. h. Tag), seemännischer Ausdruck für die Tagwache von 4 Uhr bis 8 Uhr morgens; D. schlagen, die Tagwache schlagen, soviel wie Reveille schlagen.

Diana-Orden (Ordine di Diana Cacciatrice), von neapolit. Edelleuten zur Veredelung und Ausbildung des Jagdwesens gestiftet und auch nach Deutschland verbreitet, ging gegen Ende des 18. Jahrh. ein.

Dianassologie (grch.), Lehre vom Ausstopfen der Tierkörper.

Diandrus (grch., d. i. zweimännig) oder diandrisch nennt man eine Blüte (flos diandrus), die zwei Staubgefäße besitzt. Die 2. Klasse des Linnéschen Systems umfaßt alle diejenigen Pflanzen, deren Blüten mit zwei freien, d. h. nicht miteinander und auch nicht mit dem Gynäceum verwachsenen Staubfäden versehen sind; sie heißt demnach Diandria.

Diane (seemännischer Ausdruck), s. Diana.

Diane de France, Herzogin von Montmorency und Angoulême, geb. in Piemont 1538, war die illegitime Tochter Heinrichs von Orléans, nachmals Heinrich II. von Frankreich. Ihre Mutter war nicht, wie man wohl gemeint hat, Diane de Poitiers, sondern eine junge Piemontesin, deren Gunst der Prinz im Feldzuge von 1537 gewonnen hatte. Diane de France ward 1547 legitimiert, heiratete 1553 den Herzog von Castro, Horazio von Farnese, der schon nach wenigen Monaten im Kampfe gegen die Spanier fiel, und 1557 Franz von Montmorency, den Sohn des großen Connétable, den sie 1579 verlor. Die stolze und kluge Frau spielte in den Religionswirren eine hervorragende Rolle, die auf Versöhnung der Parteien hinauslief. Im J. 1588 half sie zu dem Ausgleich zwischen Heinrich III. und Heinrich von Navarra, dem sie auch nach seiner Thronbesteigung als Heinrich IV. sehr nahe stand. Sie starb 3. Jan. 1619.

Diane de Poitiers, Geliebte Heinrichs II. von Frankreich, geb. 3. Sept. 1499, aus einer alten Adelsfamilie im Dauphiné, heiratete mit 13 Jahren den Grand-Sénéchal der Normandie Louis von Brézé, ward 1531 Witwe und erwarb trotz eines Altersvorsprungs von 20 Jahren die Gunst des Thronerben, Herzogs Heinrich von Orléans, die sie nach dessen Thronbesteigung auf den Gipfel persönlichen Ansehens und polit. Macht brachte. Unvermindert erhielt sie sich ihren Einfluß, den auch Katharina von Medici als rechtmäßige Gemahlin des Königs nicht zu brechen vermochte, bis zu dessen Tode (1559). In den Konflikten zwischen der kath. und prot. Partei bewies sich D. als Hauptstütze der streng kath. Richtung. Der Tod ihres königl. Freundes war das Ende ihrer Macht. Von Katharina des Hofes verwiesen, von ihren Freunden und Schmeichlern verlassen, lebte sie auf ihrem Schlosse Anet bis an ihren Tod (22. April 1566). Man hat ihr nachgerühmt, daß sie das Herz des Königs nicht bloß durch körperliche Reize, sondern mehr noch durch ihren künstlerischen und litterarischen Geschmack gewonnen und gefesselt habe, und da sie demselben keine Kinder geschenkt, hat man sogar annehmen wollen, daß das Verhältnis nur ein freundschaftliches gewesen sei.

Dianenbaum (Arbor Dianae) nennt man eine sich mehr oder weniger baumförmig gestaltende Abscheidung von metallischem Silber, welche man erhält, indem man in ein mit einer Lösung von salpetersaurem Silber gefülltes Gefäß ein Stück Zink so aufhängt, daß letzteres sich gerade unter dem Spiegel der Flüssigkeit befindet. Das salpetersaure Silber wird dabei zersetzt, die Salpetersäure tritt an das Zink und löst dasselbe, während eine äquivalente Menge von Silber metallisch abgeschieden wird. Findet dabei keine Bewegung der Flüssigkeit statt, so erscheint das Silber in blattähnlichen, zusammenhängenden Lamellen, die bis auf den Boden des Gefäßes hinabwachsen können.

Diano-marina, Seestadt in der ital. Provinz Porto-Maurizio (des Compartimento Ligurien), an der Eisenbahn Genua-Ventimiglia, zählt (1881) 2040 E., welche lithogr. Steine brechen. Dabei liegt ein altes Schloß (Diano Castello).

Dianöologie (grch., von διάνοια, Verstand), Denklehre (bei Schopenhauer).

Dianthus, Pflanzengattung, s. Nelke.

Diantre (frz., euphemistisch für diable), in Ausrufungen: Teufel! Verteufelt! Potztausend!

Dianucum (grch.-lat.), Nußdicksaft.

Diapalma (grch., «Palmensalbe»), Pflaster aus Olivenöl, Blei, schwefelsaurem Zink und weißem Wachs; es wirkt zusammenziehend und auflösend.

Diapasma (grch.), wohlriechendes Streupulver, Kräuterpulver.

Diapason ist in der Musik der griech. Name für die Oktave oder den achten Ton, welcher die Wiederholung des Grundtons ist. Weil diese Oktave durch Verkürzung der Saiten- und Rohrlängen entsteht, haben die Franzosen das Wort D. beim Instrumentenbau und in weiterer Ausdehnung sogar bei der Stimmung der Instrumente angewandt, so daß D. nicht nur Mensur und Orgelregister, sondern auch Kammerton und Stimmgabel bezeichnen kann.

dēsis (grch.) heißt in der pathol. Anatomie
chsickern oder Durchwandern der weißen
rchen durch die unverletzte Wandung der
Blutgefäße hindurch, worin nach den Unter-
n von Cohnheim das eigentliche Wesen der
ung (s. d.) beruht; bei abnorm gesteigertem
k können auch die roten Blutkörperchen
intakten Gefäßwandungen hindurchsickern
Anlaß zu mehr oder minder umfangreichen
matösen Blutungen geben.

nte, s. Quinte.

hän (grch.) heißt so viel als transparent
scheinend. So werden Diaphanbilder
liche Darstellungen genannt, welche beim
sehen gegen helles Licht ihre Effekte zeigen.
enommen trifft dies bei Glasgemälden auf
u. dgl. zu; gewöhnlich aber bezeichnet man
n Namen Nachahmungen derselben, be-
illuminierten oder buntfarbig gedruckten
phien, welche mittels eines klaren Firnisses
anlack) durchscheinend gemacht und auf
stafel oder zwischen zwei Glastafeln ge-
. Auch die Lithophanien oder Porzellan-
r (unglasierte Porzellanplatten, auf wel-
h die ungleiche Dicke verschiedener Stellen
oder landschaftliche Zeichnungen mit Licht
tten erscheinen) kommen zuweilen unter
nnung Diaphanbilder vor.

hanradierungen, den von Kupfer ab-
n radierten Zeichnungen ähnlich, sind ein
s der Photographie, wozu man auf einer
rund überzogenen und durch Anräuchern
ten Glasplatte beliebig mit der Radier-
den Überzug zeichnet, um durch die Striche
zu entblößen, und dann diese auf pho-
ch präpariertem Papier liegende Platte
geslichte aussetzt, sodaß die Radierung
piert wird wie das negative Glasbild einer
chen Photographie.

hanomēter ist ein von Saussure ange-
Apparat zur Vergleichung der Grade der
tigkeit der atmosphärischen Luft.

hanorama (grch.), eine Art Diorama, gibt
spektivische Darstellung gemalter Landschaf-
künstlicher Beleuchtung.

hōnicum (grch.), Datteldicksaft.

honie (grch.), bedeutet in der Musik die
s (im Gegensatz zur Symphonie oder Kon-
and wurde im Mittelalter bei den ersten
n der Mehrstimmigkeit zur Bezeichnung der
chen Harmonie gebraucht, weil Harmonie
chkeit nur dadurch entstand, daß anfäng-
Stimmen in verschiedenen Tönen aus-
gingen.

hŏra (grch.), eigentlich die Verschiedenheit,
etorische Figur, die darin besteht, daß in
atze dasselbe Wort mit verschiedener Be-
wiederholt wird, z. B.: »Die Geschichte
um einen größern Bösewicht als diesen
, wenn man ihn noch einen Menschen
will.«

horēse (grch.), die Hautausdünstung, das
. (S. Ausdünstung und Schweiß.)

horetische Mittel (Diaphoretica),
treibende Mittel, werden gegen ver-
rtige krankhafte Zustände mit großem Vor-
ht. Namentlich leistet das diaphore-
urverfahren bei allen Erkältungskrank-
nd rheumatischen Affektionen, bei chroni-
schen Hautleiden, bei Fettleibigkeit, bei übermäßi-
gen Darmentleerungen und manchen Formen der
Wassersucht, sowie als beruhigend und erschlaffend
wirkendes Mittel bei krampfhaften Affektionen der
verschiedensten Art recht ersprießliche Dienste, doch
erfordert seine Anwendung bei allen schwächlichen,
sehr erregbaren, sowie mit Lungen- und Herzleiden
behafteten Kranken große Vorsicht. Das einfachste
und sicherste Mittel, Schweiß hervorzurufen, besteht
in Einhüllungen in wollene Decken oder Betten und
dem gleichzeitigen Genuß von reichlichem warmen
Getränk (Wasser, Flieder-, Linden- oder Kamillen-
thee). Von den medikamentösen Mitteln werden zu
dem gleichen Zweck das essigsaure Ammoniak, manche
ätherisch-ölige und spirituöse Mittel, die Ipeca-
cuanha sowie das Opium und seine Präparate be-
nutzt; eine besonders intensive und anhaltende
Schweißabsonderung bewirkt das erst neuerdings
entdeckte Pilokarpin, ein Alkaloïd, welches in
den Blättern der brasil. Jaborandipflanze (Pi-
locarpus pinnotus *Lam.* aus der Familie der Ru-
taceen) enthalten ist. Zu den kräftigsten diaphore-
tischen Mitteln gehören endlich auch die warmen
Bäder, feuchtwarmen Einpackungen, die irisch-röm.
Bäder und die Dampfbäder, welche letztern sich
namentlich gegen alle Erkältungskrankheiten einen
wohlverdienten Ruf erworben haben.

Diaphragma oder Blendung nennt man in
der Optik den kreisförmigen schwarzen Ring, womit
man die Glaslinsen so bedeckt, daß nur ihr best
wirksamer, d. i. ihr centraler Teil die Lichtstrahlen
durchlassen kann. Das D. hält also die störenden
Randstrahlen von ihrer Mitwirkung bei der Ent-
stehung der Linsenbilder ab und gestattet nur den
durch seine Mitte gehenden Strahlen, auf die Lin-
sen zu fallen. (Vgl. Abweichung [in der Optik]
und Linse.)

Diaphragma heißt auch in den konstanten,
einfachen Voltaischen Ketten oder Elementen die
poröse Scheidewand, welche die beiderlei Flüssig-
keiten voneinander trennt, den elektrischen Strom
aber durchläßt. (S. Galvanismus.) Es be-
steht meist aus einem porösen Cylindergefäß aus
Pfeifenthon.

Diaphthŏra (grch.), Verderbnis (besonders der
Luft), Fäulnis, Absterben; Diaphthoroskop,
Apparat zur Untersuchung der Luftverderbnis.

Diaphȳse (grch.), in der Anatomie das Mittel-
stück der langen röhrenförmigen Knochen, welches
aus kompaktem Knochengewebe besteht und in sei-
nem Innern die mit Fett oder Markmasse ausge-
füllte Markhöhle enthält, im Gegensatz zu den bei-
den Gelenkenden, den sog. Epiphysen oder Apo-
physen, welche von schwammiger Knochensubstanz
gebildet werden und die überknorpelten Gelenk-
flächen tragen. Nach vollendetem Wachstum ver-
schmelzen die bis dahin durch eine Knorpelschicht
voneinander getrennten Dia- und Epiphysen völlig
miteinander.

Diaplāse oder Diaplăsis (grch.), die Einrich-
tung eines verrenkten oder gebrochenen Gliedes.

Diaplasma (grch.), Breiumschlag, Bähung oder
Salbung des Körpers.

Diapnōē (grch.), Hautausdünstung, leichte
Transspiration; Diapnoica, gelinde schweiß-
treibende Mittel.

Diaporēsis (grch.), Verlegenheit, Unentschlossen-
heit, Zweifel, namentlich als rhetorische Figur, z. B.:
Wo soll ich Worte finden? u. s. w.

Diapsalma (grch.), Zwischengesang, womit der Chor in der Liturgie in den Gesang des Geistlichen einfällt.

Diapsephisis, im alten Athen ein Verfahren, durch welches dem Eindringen oder Einschleichen Unberufener in das attische Bürgerrecht begegnet werden sollte. Unter Umständen nämlich wurde im Auftrage des Staats von einem einzelnen Demos oder auch von sämtlichen attischen Bürgern demenweise eine allgemeine Durchstimmung vorgenommen. Unter Verlesung der Namen aller aktiven Gemeindeglieder wurde bei jedem gefragt, ob er ein echter attischer Bürger sei oder nicht. Wurden Bedenken erhoben, so erfolgte nach ausreichender Erörterung für und wider die Abstimmung. Fiel sie gegen den zweifelhaften Bürger aus, so mußte dieser in den Stand der Metöken oder Schutzverwandten zurücktreten. Doch konnte er noch an den Spruch eines ordentlichen Gerichtshofs appellieren, riskierte aber, als Sklave verkauft zu werden, wenn er auch hier den Prozeß verlor.

Diaptōse (grch.), Irrtum; in der Heilkunde: [Zwischenfall.

Diapȳēm (grch.), Eiterung, Geschwür, besonders in den Lungen; **Diapytica**, Eiterung befördernde Mittel.

Diarbekr, früher von den Türken **Kara Amid** genannt, arab. **Amid**, die Hauptstadt des gleichnamigen asiat.-türk. Vilajets, Sitz des Generalgouverneurs (Waly), die eigentliche räumliche Mitte des gesamten heutigen türk. Asien, gleichweit entfernt von Basra (Bassorah) im Mündungsgebiet des Euphrat-Tigris (Schatt el Arab) und Konstantinopel, als vom nächsten Küstenpunkt des Mittelmeers (dem innern Winkel des Meerbusens von Alexandrette) und von der jetzigen russ. Grenze. Sehr pittoresk auf einer über 30 m hohen basaltischen Felsmasse gelegen, welche steil zum rechten Ufer des von einer Steinbrücke überspannten Tigris abfällt, von alten Mauern und außerhalb derselben von ausgedehnten Blumengärten umgeben, ist es seit lange der bedeutendste Ort auf der weiten Hochebene, die das Quellgebiet des Tigris umfaßt. D. hat 6 Kirchen, gegen 20 Moscheen, viele (darunter einige größere) Bäder, aus alter Zeit stammende, zum Teil ausgedehnte Bazare, zählt noch 40000 E. (früher viel mehr) und ist der Sitz mehrerer Häupter der armen. und griech. Geistlichkeit, eines engl. Konsuls und franz. Konsularagenten, besitzt in neuester Zeit eine armen. Schule und ein wöchentlich ein- bis zweimal erscheinendes, in arab. und türk. Sprache gedrucktes Journal, das den Namen der Stadt (»Diarbekr«) führt. In dem im Frühjahr 1882 festgestellten Entwurf für ein türk.-asiat. Eisenbahnnetz figuriert D. als ein Hauptpunkt. Seine Lage bestimmt es nicht nur zum Durchgangspunkt des künftigen Verkehrs auf Schienenwegen zwischen Kleinasien und Mesopotamien, sondern zugleich auch zur Vermittelung zwischen Armenien und Syrien. Endlich wird von hier aus auch der Tigris (Schatt) stromabwärts mit aus aufgeblasenen Hammelfellen zusammengesetzten Flößen, sog. Keleks, bis Bagdad befahren. Die Fabrikate D.s sind zwar größtenteils durch europ. Manufakturen verdrängt, haben aber immer noch eine gewisse Bedeutung. Namentlich fabriziert man noch gelben und roten Maroquin, Baumwoll- und Seidenstoffe, kupferne Gefäße, Pfeifenköpfe und Sebils.

D. ist an der Stelle des alten **Amida** erbaut, welches, seit etwa 230 röm. Kolonie, schon seit 325 als christl. Bischofssitz genannt, im 4. Jahrh. von Kaiser Konstantinus erweitert und befestigt wurde. Nachdem die Stadt die wechselvollsten Schicksale erfahren, war sie ein Jahrhundert hindurch Sitz der turkoman. Ortokidendynastie, welche sie 1183 an Saladin und 1232 an dessen Neffen Malak al Kamel von Ägypten verlor. Seit 1375 gehörte sie der Turkomanendynastie vom Schwarzen Hammel. Nachdem sie 1394 von Timur erobert und verheert worden, kam sie nach dessen Tode (1405) an die Turkomanen vom Weißen Hammel, denen sie 1507 vom Schah Ismael Sofi von Persien entrissen wurde. Im Okt. 1515 eroberte Sultan Selim I. die Stadt; seitdem verblieb sie unter türk. Scepter.

Diarchie (grch.), das gleichzeitige Herrschen von Zweien, entweder als Nebenregenten, wie die Könige in Sparta, oder als Gegenregenten (Gegenkaiser, Gegenpäpste).

Diärĕsis (grch., d. h. Teilung) nennt man in der Grammatik die Auflösung eines Diphthongen in zwei Einzelvokale, z. B. Orpheus in Orpheüs. Die Form mit aufgelösten Diphthongen ist sprachgeschichtlich meist die ursprünglichere, aus der die Form mit Diphthong erst durch Kontraktion entstand, z. B. lateinisch coepi aus coëpi (ich fing an). Man bezeichnet die D. durch zwei übergesetzte Punkte, puncta diaereseos, die als Lesezeichen verhindern sollen, daß man zwei nebeneinander stehende Vokale, von denen jeder eine Silbe ausmacht, als Diphthong liest, z. B. Reïmpression (d. i. Wiederdruck). In der Metrik ist D. eine bestimmte Art der Cäsur; in der Rhetorik der Teil der Rede, in dem die Einteilung der Rede vorläufig angegeben wird.

Diarium (lat.), Tagebuch, Kladde; **Diaria** (zu ergänzen **febris**), tägliches (oder Quotidian-)Fieber.

Diarrhöe, s. **Durchfall.**

Dias (Bartolommeo), s. **Diaz.**

Dias (Antonio Gonçalves), ausgezeichneter brasil. Dichter, geb. 10. Aug. 1823 zu Caxias in der brasil. Provinz Maranhão, erhielt seine wissenschaftliche Bildung in Portugal und widmete sich auf der Universität zu Coimbra der Rechtswissenschaft. Nach seiner Rückkehr nach Brasilien ward er Staatsanwalt zu Maranhão, entsagte aber nach kurzer Zeit dieser Stellung, um sich zu Rio de Janeiro seiner Neigung für Poesie und litterarische Beschäftigung hinzugeben. Er beteiligte sich mehrfach an Zeitschriften, besonders im Interesse des Theaters, und trat selbst mit mehrern Dramen auf: »Leonor de Mendoça«, »Boabdil«, »Beatrice Cenci«, die jedoch von geringer Bedeutung sind. Seinen Ruf als Dichter begründeten die »Primeiros cantos« (Rio de Janeiro 1846). Hierauf wurde er zum Lehrstuhl für brasil. Geschichte in Rio de Janeiro berufen und von der Regierung 1850 nach Europa gesendet, um die wissenschaftlichen Anstalten Deutschlands und Frankreichs kennen zu lernen. Nachdem D. eine Reihe von Jahren besonders in Deutschland verweilt, wo er auch mehrere seiner Werke veröffentlichte, kehrte er 1858 nach Brasilien zurück. Hier ward er als Historiker und Ethnograph der Gesellschaft von Gelehrten beigegeben, welche auf Kosten der Regierung die Provinz Ceará und die Uferlandschaften des Amazonenstroms zu bereisen hatte. Doch fand er sich durch die Beschwerden dieser Expedition so angegriffen, daß er 1862 zur Wiederherstellung seiner Gesundheit abermals nach Europa reiste. Er lebte erst in Dresden und Teplitz, den Winter 1863—64 in Lissabon, dann in Savoyen,

ſmus und Paris. Hinfälliger als zuvor, ſchiffte er ſich im Sept. 1864 wieder nach Braſilien ein, ſtarb aber auf dieſer Reiſe gerade in dem Moment, wo das Schiff angeſichts der Küſte von Maranhão Schiffbruch litt, 3. Nov. 1864. D. hatte ſich mit der franz., engl. und deutſchen Litteratur vertraut gemacht und iſt als der bedeutendſte Lyriker zu bezeichnen, welchen Braſilien bisher aufzuweiſen hat. Er verſtand es, eine ſtark ausgeprägte Subjektivität mit einer durchaus nationalen Färbung zu vereinigen und ſeine ſchwungvollen Ergüſſe doch in edler Einfachheit, ſeine vaterländiſchen Schilderungen im volksmäßigen Balladenton, ſeine erotiſchen Empfindungen in vollendet muſikaliſchen Rhythmen auszuſprechen. Daß Garrett, Espronceda und Zorrilla ſeine Vorbilder geweſen, iſt nicht zu verkennen. Eine Geſamtausgabe ſeiner lyriſchen Poeſie, welche außer den erwähnten «Primeiros cantos» auch die «Segundos cantos» (1848) und «Ultimos cantos» (1851) umfaßt, hat er in Deutſchland ſelbſt veranſtaltet unter dem Titel «Cantos» (4. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1865). Von ſeinen übrigen Werken ſind noch die vier erſten Geſänge eines amerik. Epos: «Os Timbyras» (Lpz. 1857), und das «Diccionario da lingua Tupy» (Lpz. 1858) zu nennen. Nach ſeinem Tode erſchienen ſeine hinterlaſſenen Werke als «Obras Posthumas» (mit Biographie, Rio de Janeiro 1866). Vgl. Wolf, «Le Brésil Littéraire» (Berl. 1863); Balbas Pato, «Sob os Ciprestes» (Liſſab. 1877) und «Almanaque de lembranças de 1873» (Liſſab.).

Diaſenna, Abführmittel von Sennesblättern.

Diaſkeuaſe (von διασκευάζειν, d. h. herrichten, bearbeiten) nennt man die Thätigkeit der Diaſkeuaſten, d. h. derer, welche den verdorbenen, unvollſtändigen oder durch Einſchaltungen entſtellten Text eines Schriftſtellers, ſo namentlich den der Homeriſchen Gedichte, durch Ordnen, Änderungen, Ergänzungen und Streichungen herzuſtellen unternahmen. (S. Homer.) Auch bezeichnet man mit D. die Bearbeitung oder Umarbeitung namentlich dramatiſcher Werke durch die Dichter ſelbſt oder andere.

Diaſoſtik (grch.), Geſundheitspflege, ſoviel wie Diätetik.

Diaſpaſma (grch., «Trennung»), in der Muſik Ruhepunkt oder Pauſe zwiſchen zwei Verſen eines Geſangs.

Diaſpōr, Thonerdehydrat, ſ. u. Aluminiumverbindungen.

Diaſpŏra (grch., d. i. Zerſtreuung) heißt bei den griechiſch redenden Juden und im Neuen Teſtament zunächſt die Geſamtheit der ſeit den Zeiten des Babyloniſchen Exils außerhalb Paläſtinas unter den heidniſchen Völkern, beſonders in Ägypten und Kleinaſien zerſtreut lebenden Juden, wurde aber im 1. Jahrh. unſerer Zeitrechnung auch von den Judenchriſten auf die außerhalb der bereits geſchloſſenen Gemeinden des Heiligen Landes zerſtreut lebenden Glaubensgenoſſen übertragen. In neuerer Zeit wurde dieſe Bezeichnung von den Herrnhutern wieder in Aufnahme gebracht, welche unter D. alle außerhalb der Gemeindeorte wohnenden Glieder der Brüdergemeinen zuſammenfaſſen. Gegenwärtig wird das Wort auch vielfach zur Bezeichnung der in kath. Ländern und anderwärts zerſtreut lebenden prot. Gemeinden gebraucht.

Diaſtaltiſch (grch.), ſich ausdehnend; Gegenſatz ſyſtaltiſch, ſich zuſammenziehend.

Diaſtāſe, Diaſtās, nennt man ein hydrolytiſches Ferment, welches ſich ganz allgemein bei der Keimung Stärkemehl führender Samen bildet und zuerſt 1833 von Perſoz und Payen im Malz, der gekeimten Gerſte, beobachtet wurde. Es hat die Eigenſchaft, bei Gegenwart von Waſſer Stärkemehl zu löſen, und fungiert daher beim Keimungsakt als Mittel, durch welches das unlösliche Stärkemehl von ſeiner Ablagerungsſtelle zur Verbrauchsſtätte transportiert werden kann. Eine minimale Menge des Ferments genügt zur Verflüſſigung ſehr großer Mengen von Stärkemehl. Von dieſer Eigenſchaft der D. macht man in der Bierbrauerei und Spiritusfabrikation Gebrauch. Das dabei angewandte und zu dieſem Zweck bereitete Malz dient nur als Träger der D. Letztere löſt dabei nicht allein das im Malz enthaltene Stärkemehl, ſondern kann noch eine weit größere Menge von Stärkemehl, welches in Form von zerkleinerten Kartoffeln, Roggen, Mais oder ſonſtigen Stoffen zugeſetzt iſt, in Löſung bringen. Dies geſchieht unter den günſtigſten Bedingungen bei zwiſchen 60 und 65° C. liegenden Temperaturen; über 65° C. hinauszugehen iſt nicht rätlich, wenn man den höchſten Effekt erzielen will, da bei 75° C. Zerſtörung der D. eintritt. Die Produkte, welche bei der Einwirkung der D. auf Stärkemehl entſtehen, ſind in letzter Inſtanz Maltoſe (nicht Traubenzucker, wie man früher annahm) und Maltodextrin; zwiſchen dieſen Endprodukten liegt aber eine Reihe von Übergangsprodukten. (S. Dextrin.) Ganz analoge Wirkung wie die D. üben andere hydrolytiſche Fermente aus, ſo das im Mundſpeichel enthaltene Ptyalin, das im Bauchſpeichel enthaltene Pankreatin; außerdem ſcheinen ſich auch bei der Fäulnis der Eiweißkörper, Fleiſch, Blut u. ſ. w. ähnliche Fermente zu bilden.

Diaſtăſis (grch.), das krankhafte Auseinanderweichen von Knochen und Knorpel.

Diaſtēma (grch.), Zwiſchenraum; in der Muſik der alten Griechen ſoviel wie Intervall; diaſtematiſch («mit Zwiſchenräumen») ausgehalten, lang anhaltend.

Diaſtimēter, Entfernungsmeſſer, ſ. Diſtanzmeſſer.

Diaſtŏle, auch Ektăſis (grch., eigentlich das Auseinanderziehen), heißt in der Metrik die durch die Kraft des rhythmiſchen Accents (der Arſis) bewirkte Dehnung oder Verlängerung einer Silbe, im Gegenſatze zur Syſtole oder Verkürzung einer langen Silbe. In der Phyſiologie iſt D. Erweiterung der Herzkammer. Die D. folgt auf die Syſtole, d. h. auf die aktive Zuſammenziehung des Herzkammermuskels. (S. unter Herz.)

Diaſtŏlik (grch.) nannten die ältern Muſiktechniker die Lehre von den Ab- und Einſchnitten (Inciſionen und Interpunktionen) und wiederum von den Verbindungen (Konjunktionen) der muſikaliſchen Perioden in der melodiſchen Setzkunſt.

Diaſtremma oder Diaſtrŏphe (grch.), Verrenkung, beſonders die Verziehung der gelähmten Geſichtsmuskeln nach der geſunden Seite hin.

Diaſtylos (grch., weitſäulig), Bezeichnung für eine Säulenſtellung, bei welcher der Abſtand von Säule zu Säule drei untere Säulendurchmeſſer oder mehr beträgt.

Diaſyrmos (grch.), das Durchziehen, Durchhecheln; die rhetoriſche Figur der Verkleinerung im Gegenſatz zur Hyperbel (ſ. d.).

Diät (vom grch. δίαιτα) heißt eigentlich Lebensweiſe, doch verſteht man darunter insbeſondere die geſundheitsgemäße Lebensweiſe, und entſprechend unter Diätetik die Lehre oder Kunſt, geſundheitsgemäß zu leben. Sehr häufig wird jedoch die

Bedeutung des Wortes D. noch enger gefaßt und darunter nur der gesundheitsgemäße Gebrauch der Speisen und Getränke, und unter Diätetik die Anweisung zu einem solchen verstanden. Hinsichtlich der richtigen Ernährung fragt es sich zunächst, wie, wie oft, wie viel und was man essen solle. Die Antwort wird selbst für Gesunde je nach dem Lebensalter, dem Geschlecht, dem Berufe, der Konstitution, dem Wohnort, dem Klima und der Jahreszeit verschieden ausfallen; für Kranke aber werden je nach der Art der Krankheit ganz besondere Vorschriften nötig sein. Im allgemeinen ist es von großer Wichtigkeit, daß man langsam esse und alles gehörig klein kaue. Einerseits ist es notwendig, daß die Speisen sich recht innig mit dem Speichel mischen, welcher eine höchst wichtige Rolle bei der Verdauung spielt, insofern er die Eigenschaft hat, Stärkemehl in Dextrin und Zucker zu verwandeln, in welcher Form es allein ins Blut gelangen und nahrhaft werden kann. Alles Gebäck und alle Mehlspeisen aber enthalten Stärkemehl. Andererseits ist das längere Kauen auch nötig, um die Speisen gehörig zu zerkleinern, weil größere Stücke von den Verdauungssäften nicht vollständig durchdrungen und aufgelöst werden können, daher teilweise unverdaut wieder abgehen, nachdem sie überdies den Magen und Darm belästigt und nur allzu oft Verdauungsstörungen veranlaßt haben. Wer keine gesunden Zähne hat, muß alles vor dem Essen gehörig klein schneiden und wenigstens so lange kauen, bis der Bissen gehörig eingespeichelt ist. Man soll nicht essen, während man liest oder sonst etwas nebenbei thut; auch ist es unzweckmäßig, kurz vor oder kurz nach dem Essen anstrengende Arbeit zu verrichten oder rasch zu gehen. Ein Mittagsschläfchen paßt nur für kleine Kinder und bejahrte Leute; die übrigen sollen nach dem Essen einige Zeit ruhen, aber nicht schlafen. Man esse nicht zu heiß und nicht zu kalt, am wenigsten das eine rasch hinter dem andern; beides verdirbt die Zähne und überreizt den Magen. Für Erwachsene, welche keine sehr anstrengende Beschäftigung haben, genügen neben einem leichten Frühstück, welches bald nach dem Aufstehen zu nehmen ist, zwei Hauptmahlzeiten, wobei es ziemlich gleichgültig ist, ob die größere gegen Mittag oder gegen Abend genommen wird. Später als drei oder höchstens zwei Stunden vor dem Schlafengehen soll man nicht essen. Kinder, welche noch im Wachsen sind, bejahrte Leute, Schwache und solche, welche anstrengende Arbeit zu verrichten haben, sei sie körperlich oder geistig, thun gut, zwischen Frühstück und Mittagessen sowie zwischen diesem und dem Abendessen noch einen leichten Imbiß zu nehmen. Vor dem Essen rauche man nicht Tabak, weil man sich dadurch, wie durch vieles Rauchen überhaupt, leicht den Appetit verdirbt. Ferner esse man nicht zu viel auf einmal, da die gewohnheitsmäßige Überfüllung des Magens nicht nur belästigt, sondern mit der Zeit sicher den Magen verdirbt, oft auch akute Krankheiten des Magens oder des Darms und chronische Krankheiten der Unterleibsorgane überhaupt zur Folge hat. Selbstverständlich hat man sich besonders bei den schwerverdaulichen und blähenden Speisen vor dem Übermaß zu hüten. Ebenso wenig trinke man zu viel während des Essens, und wäre es auch nur Wasser, denn dadurch werden die Verdauungssäfte zu sehr verdünnt, um noch gehörig auf die genossenen Speisen einwirken zu können.

Hinsichtlich der einzelnen Nahrungsmittel ist als oberster Grundsatz zu betonen, daß der Mensch weder bei ausschließlich tierischer, noch bei ausschließlich pflanzlicher Nahrungsweise, welche letztere die Vegetarianer (s. d.) verlangen, dauernd leistungs- und widerstandsfähig bleiben kann, sondern vermöge der ganzen Organisation seines Verdauungsapparats auf eine gemischte Kost angewiesen ist, deren einzelne Bestandteile je nach den individuellen Verhältnissen zu modifizieren sind. Um einen Erwachsenen ausschließlich mit reinem fettfreien Fleisch zu ernähren, bedürfte es der täglichen enormen Menge von 2—2,5 kg, welche sehr bald die Verdauungsorgane nicht mehr würden bewältigen können; zudem macht eine übermäßige Fleischnahrung das Blut zu reich an Eiweißstoffen und disponiert dadurch zu Vollblütigkeit, zu Kongestionen, Entzündungen, Gicht, Bildung harnsaurer Steine u. dgl. Andererseits bedingt ein Übermaß von pflanzlichen, stickstoffarmen Nahrungsmitteln (Kartoffeln, Brot, Gemüse u. s. w.) ohne genügenden Eiweißzusatz zur Nahrung eine Verarmung des Körpers an Eiweiß und Fetten und damit einen erhöhten Wassergehalt der Gewebe, der dieselben für krankhafte Zersetzungen zugänglicher macht, und belästigt überdies durch die *Menge* der unverdaulichen, hauptsächlich aus *Cellulose* (s. d.) gebildeten Bestandteile die Verdauungsorgane, wodurch leicht Stuhlträgheit und Unterleibsstockungen entstehen. Die verschiedenen Lebensalter des Menschen verlangen eine durchaus verschiedenartige Diät. Für das Säuglingsalter ist unstreitig die Muttermilch und im Notfalle Tiermilch die naturgemäßeste Nahrung; erst gegen das Ende des ersten Jahres soll man Fleischbrühe und mehlhaltige Speisen geben. (Vgl. Auffütterung der Kinder.) Im Kindesalter und in der Jugend, solange der Körper noch wächst, ist wegen des Wachstums und des größern Bedürfnisses nach Bewegung das Nahrungsbedürfnis verhältnismäßig groß; gleichwohl dürfen nicht allzu viel Fleisch- oder Eierspeisen gegeben, auch müssen starke Gewürze, alle geistigen Getränke, Kaffee und Thee gemieden werden. Leichtverdauliche grüne Gemüse und Obst sind den Kindern sehr zuträglich, viel Zuckerbackwerk und Kartoffeln schädlich. Als Getränk diene Wasser oder Wasser mit *Fruchtsäften* (Limonaden) sowie Milch. Bejahrte Leute haben sich vorzugsweise an Fleisch und leichte Eierspeisen sowie leichtes, zuckerreiches, grünes Gemüse (Möhren, Pastinaken, Schoten u. s. w. zu halten, hingegen fettes, gepökeltes und geräuchertes Fleisch, schweres Brot, fette Mehlspeisen, Hülsenfrüchte, blähende grüne Gemüse (Kraut, Kohl) zu meiden. Dagegen ist ihnen mäßiges Gewürz, kräftiges Bier, guter Wein, Kaffee und Thee, mäßig genossen, meist sehr zuträglich, weil die schlaffer gewordenen Verdauungsorgane eine etwas reizendere Kost verlangen. Im mittlern Alter ist die Auswahl der erlaubten Speisen am größten, doch machen auch hier die Konstitution und das Geschlecht besondere Rücksichten nötig. Männer bedürfen im allgemeinen eine kräftigere und reichlichere Kost als Frauen, doch haben sich vollblütige, leicht erregbare und zu Blutwallungen geneigte Naturen, Männer sowohl als Frauen, vor zu reichlicher Kost und vor erhitzenden Speisen und Getränken zu hüten. Stubensitzer, zu Verstopfung und Hämorrhoiden Geneigte müssen sich vor schwerverdaulichen, blähenden Speisen hüten. Wer zum Dickwerden neigt, hat besonders fette, mehl- und zuckerhaltige Speisen zu meiden.

(S. Bantingkur.) Wer dagegen anstrengende Arbeit, besonders im Freien, zu verrichten hat, darf ungestraft die schweren Speisen wählen, und ihm, aber auch nur ihm ist der Genuß von etwas Branntwein im Winter und bei kühler oder feuchter Witterung zuträglich. Wer dagegen vorzugsweise geistige Beschäftigung hat, bedarf zwar eine ebenso nahrhafte, aber eine leichtverdauliche Kost, also gebratenes Fleisch, Eierspeisen, leichte Gemüse und leichtes Brot. Im Winter bedarf man, weil der Körper mehr Wärme erzeugen muß, eine reichlichere und kräftigere Kost als im Sommer. Besonders fette Speisen und Spirituosen sind im Winter viel angemessener als im Sommer. Daher ist auch für Nordländer die animalische Kost, Fleisch, Fett, Milch und Eier, ein bei weitem größeres Bedürfnis als für Südländer, welche mit vorwiegend vegetabilischer Kost ausreichen und sich dabei wohler befinden. (Vgl. auch Ernährung und Nahrungsmittel.)

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist die Wahl der Nahrungsmittel bei allen Krankheitsfällen, da ohne eine vernünftige Regulierung der D. oft selbst die kräftigsten Heilmittel erfolglos bleiben, während umgekehrt ohne Zweifel viele Krankheiten, vor allem die des Magens und Darmkanals, allein durch ein zweckmäßiges diätetisches Verhalten geheilt werden können. Man unterscheidet in dieser Hinsicht hauptsächlich zwei Formen der D.: die entzündungswidrige oder Fieberdiät und die roborierende oder stärkende D. Auch für den Fieberkranken ist infolge seines gesteigerten Stoffwechsels eine zweckmäßige Ernährung dringend notwendig, doch verbietet sich bei ihm eine reichliche Zufuhr von Eiweißsubstanzen, die für ihn wegen ungenügender Absonderung der Verdauungssäfte nicht verdaulich sind und zudem eher eine allgemeine Steigerung des Stoffumsatzes und damit des Fiebers bewirken würden; man beschränke sich deshalb auf reichliches Darreichen von Wasser, kühlen und säuerlichen Getränken, Limonaden, allenfalls Milch und Schleimsuppen aus dünnem Gerstenschleim, Hafergrütze und ähnlichen leichtverdaulichen, vorzugsweise sog. Kohlenhydrate enthaltenden Nahrungsmitteln, welche auch ohne Einwirkung der Verdauungssäfte einfach durch den Milchsäuregärungsprozeß schließlich gelöst und in die Säftemasse aufgenommen werden können, somit die Thätigkeit der Verdauungsorgane wenig in Anspruch nehmen. Nur ganz allmählich und mit Vorsicht gehe man zu kräftigern Nährstoffen über. (S. Fieber.) Diese kühle, reizlose D. eignet sich auch bei allen Entzündungen, Kongestionszuständen, bei Neigung zu Hämorrhoiden, Gicht, Fettleibigkeit und ähnlichen durch Blutüberfüllung entstehenden Krankheiten, ist dagegen entschieden schädlich bei Schwächezuständen und allen auf allgemeiner Blutarmut beruhenden Ernährungsstörungen. Zu der roborierenden D. gehören alle Sorten von Fleisch und die verschiedenen Fleischpräparate, wie die Fleischextrakte, welche hauptsächlich durch ihren hohen Gehalt an Kalisalzen als ein vortreffliches Reizmittel auf das Nervensystem wirken, die Leubesche Fleischsolution, bei welcher durch Behandlung von Fleisch vermittelst starker Hitze und eines Pepsin-Salzsäuregemisches, unter luftdichtem Verschluß schon außerhalb des Magens ein Teil der Magenverdauung vollzogen ist, ferner Eier, Milch, Chokolade, Brot, Wein, besonders die süßen Ungarweine, kräftige Biere; diese D. paßt für alle Personen, deren Ernährung durch Anstrengungen, Entbehrungen und Säfteverluste herabgesetzt ist, für Blutarme, Geschwächte und Rekonvalescenten. Freilich erfordert gerade hier die Wahl der D. außer einer genauern Kenntnis der physiol. Ernährungsgesetze ein sorgsames Individualisieren und ist deshalb am besten dem ärztlichen Ermessen anheimzustellen.

Litteratur: Wiel, «Tisch für Magenkranke» (2. Aufl., Karlsb. 1876); derselbe, «Diätetisches Kochbuch» (5. Aufl., Freiburg 1881); Uffelmann, «Tisch für Fieberkranke» (Karlsb. 1882).

Diät (frz. la diète), bezeichnet im polit. Sprachgebrauch die Sessionszeit des Land- oder Reichstags, die Land- oder Reichstagsperiode.

Diäten (vom lat. dies, der Tag), Tagegelder, nennt man die nach Tagen berechnete Entschädigung für geleistete außerordentliche Dienste. Sie werden teils an nicht dauernd angestellte, sondern nur zeitweise bei Behörden beschäftigte Personen, sog. Diätarien, gezahlt, teils an wirkliche Beamte neben dem Gehalt, wenn denselben außerordentliche Arbeiten übertragen werden, mit denen Reisen verbunden sind, Aufenthalt an andern Orten u. s. w. D. empfangen auch die Reisenden von Kaufleuten, Fabrikanten u. s. w. Ferner werden durch D. den Abgeordneten zu den gesetzgebenden Versammlungen die Kosten ersetzt, welche ihnen durch den Aufenthalt an dem Versammlungsort entstehen. Ein Verzicht der Abgeordneten auf gesetzmäßig ihnen zustehende D. ist gewöhnlich für unstatthaft erklärt. Es sind fast allerwärts solche D. üblich, ausgenommen beim engl. und ital. Parlament und beim Deutschen Reichstag.

Diätenklasse. Die Höhe der den Beamten bei Dienstreisen zu gewährenden Tagegelder bestimmt sich teils nach dem Range der Beamten, teils nach dem Range der Behörden, bei welchen sie angestellt sind. Diejenigen Beamten, welche auf Diäten von gleicher Höhe Anspruch haben, bilden eine D. Die Abstufung der Diäten und die Einteilung der Landesbeamten in Klassen ist Sache der Autonomie der Einzelstaaten; hinsichtlich der etatsmäßig angestellten Reichsbeamten werden nach der Verordnung vom 21. Juni 1875 (Reichs-Gesetzblatt, S. 249) sieben Klassen unterschieden: 1) die Chefs der obersten Reichsbehörden (30 Mark), 2) die Direktoren der obersten Reichsbehörden (24 Mark), 3) die vortragenden Räte der obersten Reichsbehörden (18 Mark), 4) die Mitglieder der übrigen Reichsbehörden (12 Mark), 5) die Sekretäre der höhern Reichsbehörden (9 Mark), 6) die Subalternen der übrigen Reichsbehörden (6 Mark), 7) die Unterbeamten (3 Mark). Für einzelne Kategorien von Beamten, z. B. Eisenbahn-, Post-, Konsularbeamte, bestehen teilweise abweichende Vorschriften.

Diatessaron (grch.), bei den alten Griechen und den Musikern des Mittelalters Name der reinen Quarte.

Diätetik (grch.), s. unter Diät.

Diatheke (grch.), Bund, der griech. Name für Testament (Altes und Neues).

Diathermän (grch.) nennt man diejenigen Stoffe, welche die Wärmestrahlen durch sich hindurchlassen, und diese Eigenschaft selbst heißt Diathermanität oder Diathermansie. Diese Ausdrücke wurden zuerst von dem ital. Physiker Melloni angewendet, welcher viele Untersuchungen über diesen Gegenstand angestellt hat; später thaten dies auch andere, besonders Knoblauch. Die Diathermanität ist für einen Stoff in Bezug auf die

Wärme dasselbe, was die Diaphanität (Durchsichtigkeit) in Bezug auf das Licht ist. Aber nicht alle Körper, welche für das Licht diaphan erscheinen, sind auch in gleichem Maße diatherman. So sind z. B. Luft, farbloses Glas, Wasser und Eis, ferner die Krystalle von Steinsalz, Kalkspat, Gips (Glimmer) und Alaun für Lichtstrahlen nicht auffallend verschieden diaphan, aber ihre Diathermansie für nicht leuchtende oder dunkle Wärmestrahlen zeigt große Unterschiede. Da es nur einerlei Strahlung gibt, welche im Spektrum (s. d.) je nach dem Grade der Brechung und Art der Wirkung, mittels nicht leuchtender oder dunkler Wärmestrahlen vor dem Rot, mittels farbiger Strahlen im sichtbaren Teile des Spektrums und mittels chemisch besonders wirksamer Strahlen vom Blau bis über das Violett hinaus auftritt, so folgt daraus, weil im leuchtenden Teile des Spektrums die Licht- und Wärmestrahlen identisch sind, daß für leuchtende Strahlen die Durchsichtigkeit (Diaphanität) und Durchwärmigkeit (Diathermanität) in eins zusammenfallen. Die Verschiedenheit beider kann also nur für dunkle Wärmestrahlen, welche im vorroten Teile des Spektrums fächerartig, je nach dem Grade der Brechung, sich ausbreiten, gelten. In der That gibt es Stoffe, welche nur dunkle Wärmestrahlen einer gewissen Brechungsgröße durchlassen, sich also beim Durchlassen der Farbe auswählend verhalten; man sagt dann, sie besitzen eine bestimmte Wärmefarbe. Im Spektrum für dunkle Wärmestrahlen liegen, je nach dem Grade ihrer Brechung, diese wärmegefärbten Strahlen auseinander gebreitet.

Die Wärmefärbung oder Thermochrose wurde von Melloni («La thermochrose, ou la coloration calorifique», Neap. 1850) entdeckt, indem er beobachtete, daß die Wärmestrahlen, welche von verschiedenen Körpern ausgehen, von einem und demselben diathermanen Stoffe nicht in demselben Maße durchgelassen werden.

Unter den festen Körpern ist das krystallisierte Steinsalz am vollkommensten diatherman, denn es läßt alle Arten von Wärmestrahlen, leuchtende wie dunkle, gleich gut durch; viel weniger und in verschiedenem Grade diatherman für dunkle Wärmestrahlen sind farbloses Glas, Alaun und Eis. Von Flüssigkeiten ist das Wasser für dunkle Wärmestrahlen nur wenig diatherman. Schwarzes Glas und schwarzer Glimmer sind für dunkle Wärmestrahlen sehr diatherman, und noch mehr eine Lösung von Jod in Schwefelkohlenstoff; sie verschlucken oder absorbieren die leuchtenden Wärmestrahlen und lassen die dunkeln in großer Menge durch. Von gasförmigen Körpern sind die atmosphärische Luft und, nach Tyndall, auch Sauer-, Stick- und Wasserstoff im hohen Grade diatherman, sodaß man ihre Verschluckung oder Absorption der dunkeln Wärmestrahlen für dünne Schichten vernachlässigen kann; dagegen absorbiert Leuchtgas bedeutend die dunkeln Wärmestrahlen, und ist daher weniger diatherman; ebenso nach Tyndall der Wasserdampf, was jedoch von Magnus bestritten wurde. Wenn man (nach Melloni) die Strahlen einer gut brennenden Lampe zunächst nur durch eine kurze Strecke Luft und dann durch Platten von verschiedenen festen Stoffen von einigen Millimeter Dicke gehen läßt, so ergibt sich, daß die Luft nahezu alle (100 Proz.) Wärmestrahlen durchläßt, Steinsalz 92 Proz., farbloses Glas 39 Proz., Alaun 9 Proz., Eis [illegible] Proz., während schwarzes, also für das Licht undurchsichtiges Glas noch 26 Proz. Wärmestrahlen durchläßt. Stoffe, welche wenig oder gar keine Wärmestrahlen durchlassen, heißen atherman. Wollte man ein Brennglas konstruieren, welches die Wärmestrahlen möglichst ungeschwächt durchläßt, so müßte man dasselbe (nach den obigen Angaben) nicht aus Glas, sondern aus Steinsalz schleifen. Um die dunkeln Wärmestrahlen, z. B. beim Sonnen- oder photoelektrischen Mikroskop, von den Objekten, welche durch Hitze verderben, abzuhalten, leitet man vorher alle Strahlen durch eine farblose Alaunlösung, in welcher der größte Teil dunkler Wärmestrahlen verschluckt (absorbiert) wird. Je mehr Wärmestrahlen ein Stoff zurückwirft und verschluckt, desto weniger diatherman ist er. Die polierten Metalle reflektieren die meisten Wärmestrahlen, sodaß sie nur einen kleinen Teil absorbieren und so wenig durchlassen, daß man sie für atherman gelten läßt; überhaupt sind die Metalle nahezu atherman.

Diathēse (grch.), Anordnung, Anlage, besonders körperliche Anlage zu einer Krankheit. (S. unter Disposition.)

Diatit, ein Kitt aus Gummilack und feiner [Kieselsäure.

Diatōm (grch.), in der Mineralogie soviel wie nach einer Richtung hin leicht teilbar.

Diatomēen oder Diatomacēen, auch Bacillarien oder Bacillariacēen genannt, eine Gruppe der Algen (s. d., Bd. I, S. 401 b).

Diatomīn, gelblicher Pflanzenfarbstoff, eine Vermengung des Chlorophyll mit Phycoxanthin (s. unter Algen, Bd. I, S. 401 a).

Diatōnisch heißt eine Fortschreitung durch solche Stufen der Tonleiter, die aus fünf ganzen und zwei halben Tönen besteht. Diese Tonfolge zeichnet sich dadurch aus, daß sie in wenigen Tönen eine verhältnismäßig große Anzahl harmonischer Intervalle enthält, d. h. solcher Intervalle, bei denen die Verhältnisse der Schwingungszahlen sich durch kleine ganze Zahlen ausdrücken lassen, nämlich außer der Oktave (1:2) die Quinte (2:3), Quarte (3:4), große Terz (4:5), kleine Terz (5:6), große Sexte (3:5) und kleine Sexte (5:8). Auch schließt sich die Folge der Töne und Intervalle in gewisser Weise derjenigen an, welche man in der natürlichen Tonreihe, der sog. harmonischen Oberreihe einer Saite oder Pfeife, beobachtet. So enthält der in der diatonischen Tonleiter vorkommende Dreiklang c, e, g die beiden Intervalle große Terz und kleine Terz, welche zusammen eine Quinte bilden, in derselben Reihenfolge, wie die harmonische Oberreihe. Die Griechen bezeichneten mit diesem Worte das erste ihrer drei Klanggeschlechter, und es bestand bei ihnen aus einem halben und zwei ganzen Tönen: hcde—efga. Dieses Klanggeschlecht ist das einzige, das, ohne seine Natur zu verändern, aus der griech. in die abendländ. Musik übergetragen worden ist.

Diatrēsis (grch.), Durchbohrung, Durchbohrtsein; diatrētisch, durchbohrt, durchstochen; gedreht, gedrechselt.

Diatrībe (grch.) bedeutet ursprünglich eine gelehrte Unterhaltung, eine gelehrte Schrift, namentlich eine Schulschrift. Der neuere Sprachgebrauch aber verknüpft damit den Begriff einer in scharfen Ausdrücken verfaßten, besonders litterarisch-kritischen Streitschrift.

Diatrimma (grch.), das Wundsein durch Reibung beim Gehen oder Reiten, Wolf, Frett u. s. w.

Diatypōsis (grch.), in der Rhetorik die Veranschaulichung durch Vorbilder.

Diaulos (grch.) hieß der Doppellauf bei den griech. Wettkämpfern, wobei das Stadium zweimal durchlaufen wurde und zwar bis zur Grenzsäule hin und, um dieselbe biegend, von da auf der andern Seite der Bahn wieder zurück. Der D. wurde nicht nur ledig, sondern auch in Waffenrüstung ausgeführt. Dieser Waffenlauf behauptete lange sein Ansehen in den olympischen Spielen. Der ledige D. wurde zu Olympia in der 14. Olympiade den übrigen Kampfarten angefügt, der Waffendoppellauf wahrscheinlich erst nach der 65.

Diavoletti, Diavolini (ital., «Teufelchen»), überzuckerte Gewürzkörner (als Aphrodisiakum).

Diavōlo (ital.), Teufel.

Diaz (Bartolommeo), einer der berühmtesten Seefahrer des 15. Jahrh., wurde etwa um 1450 geboren. Einer alten portug. Familie der Provinz Algarve entstammend, kam D. noch jung an den Hof König Johanns II. und erwarb sich durch frühzeitige Studien und durch den Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Männern, besonders mit dem deutschen Kosmographen Martin Behaim, einen Namen. Vom Könige beauftragt, mit zwei Fahrzeugen die Entdeckungen früherer portug. Seefahrer an der afrik. Westküste zu verfolgen, erreichte er bald die Grenze des bekannten Gebietes und ging jenseit derselben (25° 50′ südl. Br.) zuerst an das Land, um von diesem Besitz zu ergreifen, umsegelte dann, vom Sturm verschlagen, ohne es zu ahnen, die Südspitze Afrikas und lief in die jetzige Algoabai ein, wo er auf der Insel Ste.-Croix ein Kreuz errichtete. Eine Meuterei seiner Mannschaft zwang ihn vor der Mündung des Großen Fischflusses umzukehren. Diesen nannte er nach einem seiner Kapitäne Rio del Infante. Auf der Rückreise bekam er, längs der Küste hinsegelnd, die Südspitze von Afrika in Sicht und nannte sie zum Andenken an das Erlittene Cabo de todos los tormientos, ein Name, den der König später in Cabo de buena esperanza, d. i. Kap der Guten Hoffnung, abänderte. Nach Lissabon heimgekehrt, wo er im Dez. 1487 anlangte, wurde er mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Bald aber sah er den Seefahrer Vasco de Gama sich vorgezogen und mußte 1497 unter diesem befehligen. Als Vasco de Gama ihn bei dem Vorgebirge Mina nach Portugal zurückschickte, schloß er sich der Fahrt des Entdeckers von Brasilien, Cabral, an, fand aber 29. Mai 1500 mit vier Schiffen aus der Flotte nebst sämtlicher Mannschaft in der Sturmflut sein Grab. Camoens hat in der «Lusiade» D.' Verdienste verewigt.

Diaz (Gonçalvez), s. Dias.

Diaz (Miguel), Entdeckungsreisender, aus Aragonien gebürtig, war ein Begleiter des Columbus auf dessen zweiter Reise. Derselbe erhielt 1495 den Auftrag, die Goldminen von Hispaniola oder Haiti zu untersuchen. Er ging dorthin und erhielt an Ort und Stelle Nachricht davon, daß am Flusse Hayna reiche Goldlager vorhanden seien, und wurde aufgefordert, sich dort niederzulassen. Er teilte die Nachricht dem Vizegouverneur der Insel, Bartolomeo Columbus, dem ältern Bruder des Christoph, mit, und dieser veranlaßte darauf die Gründung der Stadt Santo-Domingo. Als Befehlshaber in derselben, verweigerte D. dem nach der Insel gesandten Bobadilla die Übergabe des Ortes, und fiel deshalb in Ungnade, wie Columbus. Diego Columbus, der Sohn des großen Entdeckers, damals Admiral und Gouverneur von Indien, stellte ihn 1509 als Stellvertreter des Gouverneurs von Puerto-Rico an; indes wurde er bald gefangen nach Spanien zurückgeführt. Er starb 1512, als er eben nach Westindien zurückkehren wollte.

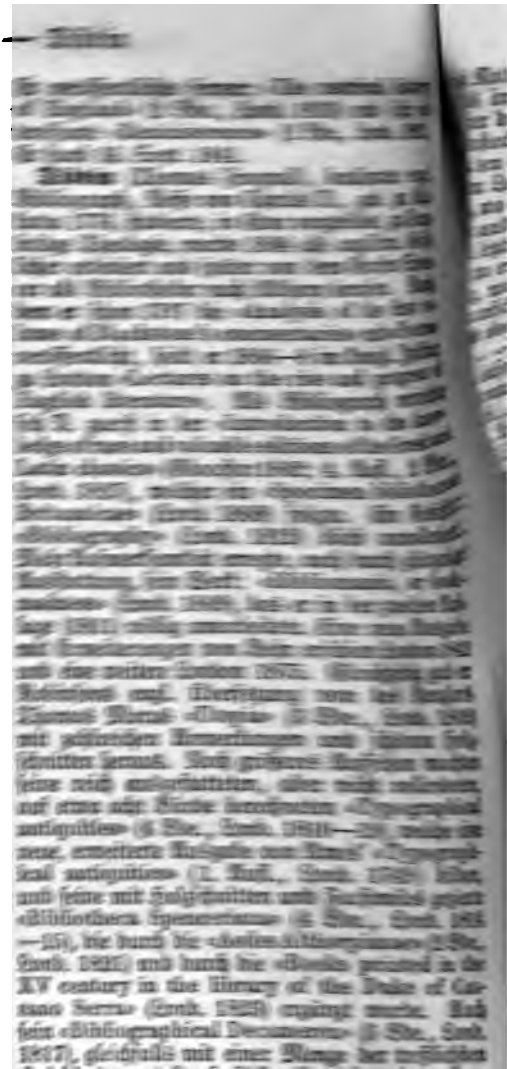
Diaz (Porfirio), mexik. General und Staatsmann, machte sich zuerst als Gegner des Kaisers Maximilian bekannt, indem er als Anführer republikanischer Truppen vom Norden her gegen die Hauptstadt zog, ferner Puebla durch Belagerung einschloß, während Maximilian sich in Queretaro aufhielt, und dann den zum Entsatz Pueblas heranrückenden kaiserl. General Marquez schlug. Nachdem D. 2. April 1867 Puebla erstürmt hatte, rückte er gegen die Hauptstadt vor und belagerte dieselbe zwei Monate lang, worauf diese sich auf die Nachricht vom Schicksale Maximilians 20. Juni auf Gnade und Ungnade ergab. Im J. 1871 trat er, jedoch vergeblich, als Mitbewerber um die Präsidentschaft (gegen Juarez) auf. Nach dem Tode des letztern suchte er 1872 dadurch die Gewalt an sich zu reißen, daß er eine Reihe militärischer Pronunciamentos hervorrief und sich an die Spitze dieses Militäraufstandes stellte. Nachdem indes die revolutionären Führer die vom interimistischen Präsidenten Lerdo de Tejada (s. d.) erlassene Amnestie angenommen hatten, sah sich D. ohne Anhang und unterwarf sich ebenfalls demselben 23. Okt. 1872, worauf Tejada 27. Okt. zum definitiven Präsidenten gewählt wurde. Im Frühjahr 1873 zum Präsidenten des Obersten Gerichtshofs von Mexiko erwählt (womit zugleich die Vizepräsidentschaft der Bundesregierung verbunden ist), wurde er jedoch von dem im Mai 1873 zusammengetretenen Kongreß als solcher nicht anerkannt und begab sich nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Von dort kehrte D. im Juli 1876 zurück, als Iglesias einen Militäraufstand gegen den Präsidenten Lerdo de Tejada erregt hatte, sammelte seine Anhänger im Nordosten des Staatsgebietes, schlug die Truppen des Präsidenten 12. Nov. 1876 bei Huamantla entscheidend, zog 23. Nov., nachdem Lerdo de Tejada zwei Tage zuvor geflohen, in der Hauptstadt ein und übernahm am 30. Nov. provisorisch die Leitung der Staatsverwaltung. D. schlug 3. Dez. bei Guanaxuato die Truppen des Prätendenten Iglesias, wurde im Febr. 1877 für die Zeit bis zum 30. Nov. 1880 zum Präsidenten der Republik erwählt und 5. Mai 1877 als solcher proklamiert. Er stellte die Ruhe im Lande wieder her und wurde auch vom Auslande, insbesondere von den Vereinigten Staaten von Amerika, als rechtmäßiger Präsident anerkannt. Nach Ablauf der gesetzlichen Dauer seiner Präsidentschaft legte D. die Regierung in die Hände seines polit. Freundes General Manuel Gonzalez, für dessen Wahl er gewirkt hatte, nieder und leitete zunächst bis zum Juli 1881 das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, um mehrere große Eisenbahnbauten zu Ende zu führen. Dann übernahm er als Gouverneur die Verwaltung der Provinz Oaxaca.

Diaz de la Pena (Narcisse), franz. Genremaler, geb. 20. Aug. 1807 zu Bordeaux, gest. 19. Nov. 1876 zu Mentone, entlehnte seine Stoffe meist dem Reich der Mythologie und Phantasie; hervorragend sind: Orientalin im Serail (1844), der Liebesgarten (1846), Venus und Adonis (1848), Badende Mädchen (1849), Schlafende Nymphe (1854), Ende eines schönen Tags (1855) u. s. w.

[illegible]

Dibdin (Charles), engl. Komponist, Theaterdichter und Schauspieler, geb. zu Southampton 15. März 1745, [illegible] neue Ausgabe mit Zeichnungen von Cruikshank, Lond. 1841) Beifall fanden. Seine bekannteste Operette war «The Quaker» (1777). Viel Glück machten seine [illegible] musikalischen Unterhaltungen («Readings and music»). Unter dem Titel «Professional life» (2 Bde., Lond. 1802) veröffentlichte er eine Autobiographie; auch schrieb er eine ziemlich oberflächliche «History of the English stage» (5 Bde., Lond. 1795). Er starb 25. Juli 1814 in großer Dürftigkeit.

Von seinen beiden Söhnen, Charles (gest. 1833) und Thomas, machte sich namentlich letzterer als Theater- und Gelegenheitsdichter bekannt. Im J. 1771 geboren, trat er schon im vierten Jahre in Kinderrollen auf und ward 1799 am Covent-Garden-Theater angestellt, für welches er eine große Menge Melodramen, Possen, Singspiele u. s. w. schrieb, von denen «The cabinet» das bekannteste ist.



[illegible] D. unternahm 1818 in Begleitung des [illegible] George Lewis eine Reise durch Frankreich und das südl. Deutschland, deren Beschreibung: «A bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany» (3 Bde., Lond. 1821), sich durch typographischen und artistischen Luxus auszeichnet. Gegen [illegible], der in der Übersetzung dieses Werks (Par. 1821) viele Irrtümer berichtigte, sowie gegen Crapelet und andere Beurteiler desselben kämpfte D. sehr heftig an in der zweiten Ausgabe (Lond. 1829). Die Resultate einer 1836 durch das nördl. England und einen Teil von Schottland unternommenen Reise legte er in «A bibliographical, antiquarian and picturesque tour in the northern counties of England and Scotland» (Lond. 1838) nieder. D., welcher zuletzt königl. Kaplan in Kensington und Inhaber der Pfründe von St.-Marys war, starb 18. Nov. 1847. Er war der Gründer des berühmten Roxburgh-Klub, einer Gesellschaft von Bücherfreunden, welche sich die Aufgabe stellt, alte, seltene Bücher in wenigen Exemplaren neu drucken zu lassen. Seine «Reminiscences of a literary life» (2 Bde., Lond. 1836)

Notizen über die litterarischen Zu-
im ersten Viertel des 19. Jahrh.
r der drei großen Ströme, welche
stecke der ind.-brit. Provinz Assam
en Brahmaputra zu bilden. Man
Laufe nur die untersten 80 km;
wo er Dimba heißt, scheint er von
us 29½° nördl. Br., in Tibet zu
etzte Strecke seines Laufs ist nach
o er unmittelbar nördlich von der
westlich von Sadiya, sich an den
nschließt.

oder **Pyrrhichius** heißt der aus
◡) bestehende Versfuß, z. B. lat.
sem Fuß gebildete Reihen (Verse)
r. [Traubensirup.
eingedickte Fruchtsäfte, namentlich
tikel, welche man hier vermißt,
.. zu suchen.

a (als röm. Kolonie Puteoli),
Pozzuoli (s. d.).

(grch. Dikaiarchos) aus Messana,
osoph, der ungefähr 300 v. Chr.
der Lehre des Aristoteles an, die
nach ihrer psychol. und ethischen
elte, wobei er die Substantialität
elen leugnete und nur eine allge-
ft annahm, welche abwechselnd in
rganismen mit verschiedener Voll-
individualisiere. Außerdem schrieb
ograph. Werk über Griechenland
und, wie es scheint, auch Biogra-
gen Reste seiner Schriften sammelte
1841); vgl. darüber F. Schmidt
ßerdem A. Buttmann (Berl. 1842).

t.), beißender Witz, Stichelei.

s, Abteilung der Picten (s. d.).

ure, s. unter Carbonsäuren.

, s. Dikasterion.

oder **Spruchkollegium** hieß
nossenschaft von Rechtsgelehrten,
erichtsbarkeit über einen bestimm-
te, sondern nur auf Ersuchen von
Privatpersonen Rechtssprüche ab-
n waren vormals die Schöppen-
enfakultäten in Deutschland. Nach
utschen Reiche geltenden Gerichts-
zur Rechtsprechung ausschließlich
ng der Gerichtsbarkeit eingesetzten
efugt und verpflichtet. (S. Alten-

? (lat.), Sage, wozu bist du hier?
en Zweck deines Hierseins.

s (mittellat.), Schwätzer; Dicen-
orte, Geschwätz.

. Diclytra.

Diceratenkalk, ein Kalkstein, angefüllt von den dicken Schalen von Diceras arietina (s. beistehende Abbildung), gehört der obern Juraformation an und besitzt seine Hauptverbreitung in Frankreich und in der Schweiz.

Dicey (Edward), engl. Journalist, geb. im Mai 1832 als Sohn eines Handelsmanns in Claybrook Hall in Leicestershire, studierte in Cambridge, wo er 1854 als Baccalaureus promovierte, und widmete sich dann der Journalistik. Eine Reihe von Jahren war er besonders Mitarbeiter und Specialkorrespondent der londoner Zeitung «Daily Telegraph», in deren Auftrag er unter anderm über den Italienischen Krieg von 1859, den Amerikanischen Bürgerkrieg, den Schleswig-Holsteinischen Krieg von 1864, den Preußisch-Österreichischen Krieg von 1866, sowie über eine Reise nach Rußland im J. 1867 Bericht erstattete. Außerdem lieferte er Beiträge zu der «Fortnightly Review», «Macmillan's Magazine», «Spectator», «Nineteenth Century» und andere Zeitschriften. Von vielseitiger Bildung, umfassenden Kenntnissen und einer hervorragenden Darstellungsgabe, war D. auch im Stande, seine journalistischen Erfahrungen in größern Werken zu verwerten, die als gediegene Beiträge zur Zeitgeschichte einen weiten Leserkreis fanden. So veröffentlichte er «Rome in 1860», «A memoir of Cavour», «Six months in the Federal States» (2 Bde., 1863), «The Schleswig-Holstein war» und «The Battlefields of 1866». Nachdem er zu Anfang des J. 1870 eine Reise in den Orient gemacht hatte, die er in «The Morning Land» beschrieb, wurde er nach seiner Rückkehr als Redacteur der einflußreichen liberalen Sonntagszeitung «The Observer» angestellt.

Dichasium, Form der monopodialen Blütenstände, s. unter Blütenstand.

Dichogamen nennt man in der Botanik diejenigen Pflanzen, in deren Blüten die Reife der männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane nicht zu derselben Zeit eintritt, sondern entweder die Empfänglichkeit der weiblichen Sexualorgane eher vorhanden ist als die Zeugungsfähigkeit der männlichen, oder umgekehrt das Andröceum eher zur Reife gelangt als das Gynäceum. Den letztern Fall bezeichnet man als Proterandrie, den erstern dagegen als Proterogynie; beide faßt man unter dem Namen Dichogamie zusammen. Über die Bedeutung, welche die Dichogamie für die Bestäubung hat, s. unter Bestäubung.

Dichord (grch., Zweisaiter) ward das einzige antike Griffbrettinstrument genannt, das sich auf bildlichen Darstellungen nachweisen läßt und dessen eigentlicher Name unbekannt ist. Es war in Assyrien und Ägypten in Gebrauch.

Dichoreus (grch.), seltnere Bezeichnung des Ditrochäus (s. d.).

Dichotomie (grch.), Teilung in zwei Teile.

Dichroïsmus bezeichnet die Eigenschaft mancher farbigen, optisch einachsigen Krystalle, zwei verschiedene Farben im durchfallenden Lichte zu zeigen, je nachdem das Licht parallel zur Achse oder senkrecht dazu durch den Krystall gegangen ist. Im ersten Falle durchdringt das Licht die beiden Grundflächen, die man sich senkrecht zur Achse gelegt denken kann, und die entsprechende Färbung heißt «Basisfarbe»; im zweiten Falle spricht man von der «Achsenfarbe». Zu den dichroitischen Krystallen gehören viele Turmalinarten, deren beiderlei Farben sehr verschieden sind; so z. B. zeigt nach Haidinger eine Turmalinvarietät aus Sibirien die Basisfarbe schwarz, die Achsenfarbe ölgrün, während jene bei einem Turmalin aus Brasilien indigblau, diese blaß-berggrün erscheint. Am auffallendsten

tritt der D. am Pennin hervor, wo die Basisfarbe blaugrün, die Achsenfarbe braungelb ist. Der D. ist die Folge einer ungleich starken Absorption der verschiedenfarbigen Strahlen nach je andern Richtungen. Zerlegt man die Achsenfarbe mittels der von Haidinger erfundenen dichroskopischen oder dichroitischen Lupe, deren wesentlichster Teil ein langer Kalkspatrhomboëder ist, welcher in einer eigentümlichen Hülse gefaßt wird, so erscheint jene Achsenfarbe zerlegt in die ordentlich gebrochenen Strahlen mit der Basisfarbe und in die außerordentlich gebrochenen Strahlen mit der Achsenfarbe. Um also die Basisfarbe zu erfahren, braucht man keine senkrecht zur Achse geschnittene Krystallplatte, sondern man kann sie mittels der dichroskopischen Lupe an einer parallel zur Achse geschliffenen Krystallplatte (Turmalin, Rauchtopas, Rubin, Beryll, Apatit, Zirkon u. a. m.) erkennen.

Dem D. analoge Erscheinungen zeigen farbige, optisch zweiachsige Krystalle, nur erscheinen sie in dreierlei Farben, und zwar je nach den drei Hauptelasticitätsachsen (a, b, c), mittels des parallel mit diesen durchfallenden Lichts, verschieden. So z. B. erscheint der Axinit im durchfallenden Lichte nach der Richtung a perlgrau, nach b olivengrün, nach c zimtbraun. Diese Farben sind Mischfarben und werden mit Hilfe der dichroskopischen Lupe so zerlegt, daß die Farbe von a sich in jene von b und c trennt; ferner die Farbe von b in jene von a und c sich auflöst u. s. w. Weil demnach farbige zweiachsige Krystalle in drei verschiedenen Farben nach den drei verschiedenen Hauptrichtungen, und nach Zwischenrichtungen auch noch in andern Farben, bei durchfallendem Lichte, wahrgenommen werden, so bezeichnet man nach Haidinger, der diese Studien zuerst eingehender betrieben hat, die hierher gehörige Erscheinung als **Trichroismus** oder **Pleochroismus**.

Dichroït, s. unter **Cordierit**.

Dichromatisch (grch.), zweifarbig.

Dichromsäure und **Dichromate**, s. unter **Chrom** (-Verbindungen, 6).

Dichromsaures Kali, s. u. **Chrom** (-Verbindungen, 8).

Dichte oder **Dichtigkeit** eines Körpers ist das Verhältnis seiner Masse zu seinem Rauminhalt (Volumen); sie wird ausgedrückt durch die Division seiner Masse durch sein Volumen. Je größer also bei demselben Rauminhalte die Masse eines Körpers, oder je kleiner, bei derselben Masse, sein Volumen ist, desto bedeutender ist auch die D. des Körpers. Im dichtern Körper derselben Materie liegen also durchschnittlich seine kleinsten Teilchen (Moleküle) einander näher als im minder dichten, so z. B. im massiven Platin enger aneinander als im Platinschwamm. Die D. der Körper ist bei demselben Volumen proportional ihrer Masse, also auch ihrem Gewicht. Dagegen sind bei gleicher Masse, mithin auch bei gleichem Gewicht, die D. umgekehrt proportional den Volumen der Körper. Weil (abgesehen von den scheinbaren Ausnahmen) mit jeder Temperaturerhöhung eine Volumsvergrößerung der Körper, folglich auch eine Verminderung ihrer D. verbunden ist, und weil umgekehrt in der Regel die D. der Körper mit ihrer Erkaltung wächst (s. **Ausdehnung**), so muß man die Ermittelung der D. auf eine bestimmte Temperatur der Körper beziehen.

Die Berechnung der D. aus dem Verhältnis der Masse eines Körpers zu seinem Volumen bietet so große Schwierigkeiten, daß man es vorgezogen hat, die D. durch relative Zahlen auszudrücken. Zu diesem Behuf wendet man das oben angegebene Gesetz an, wonach sich, bei gleichem Volumen, die D. direkt wie ihre Gewichte verhalten. Nimmt man nun für dasselbe Volumen die D. des chemisch reinen Wassers bei 4° C., wo diese D. ihr Maximum besitzt, als Einheit an, so ergibt sich für jeden Körper die relative D. (gemeinhin D. genannt), wenn man sein Gewicht durch das Gewicht eines gleichgroßen Wasserkörpers dividiert. Zur experimentellen Auffindung der D. fester und tropfbarflüssiger Körper dienen die Pyknometer (s. d.), die hydrostatische Wage (s. d.) und die Aräometer (s. d.). Die D. der Gase und Dämpfe (s. **Dampf**) wird ebenfalls nach diesem Prinzip ermittelt, indem man ihr Gewicht mittels eines dünngeblasenen, etwa 1/2 l fassenden Glasballons bestimmt, wobei die D. der atmosphär. Luft bei 0° C. und 760 mm als Einheit angenommen ist, sodaß man die D. numerisch erhält, wenn man das Gewicht des fraglichen Gases oder Dampfes durch jenes des gleichen Luftvolumens (immer mittels desselben Glasballons) dividiert. Bei Berechnung der D. der Gase und Dämpfe muß wie bei der Luft für eine Reduktion auf die Normaltemperatur (0° C.) und auf den Normalbarometerstand (760 mm) gesorgt werden. Die D. der Gase und Dämpfe wird auf die D. der atmosphär. Luft als Einheit bezogen, weil bei Annahme der Wasserdichte als Einheit die Dichteunterschiede der Gase und Dämpfe zu gering erscheinen würden.

Die D. darf mit dem spezifischen Gewicht (s. d.) nicht verwechselt werden; beide sind wohl einander proportional, aber nicht gleich. Im metrischen Gewichtssystem sind sogar die Zahlen, welche beide ausdrücken, dieselben; aber diese Zahlen sind für die D. nur unbenannte Verhältniszahlen, während sie für die spezifischen Gewichte benannte Zahlen bedeuten, und zwar bildet, bei Zugrundelegung von 1 ccm als Volumseinheit, Gramm die Benennung. So z. B. ist 19,3 die D. des Goldes, während 19,3 g sein spezifisches Gewicht bezeichnet, wenn 1 ccm die Volumseinheit bildet. Die Dichte und das spezifische Gewicht bilden ein charakteristisches physik. Erkennungszeichen vieler Stoffe, z. B. des Platins, Goldes u. a. m. Die Zahlen, welche die D. der Materien bezeichnen, sind in den Decimalen immer etwas schwankend, und man hat dieselben in Tabellen zusammengestellt. Aus letztern mag hier beispielsweise herausgehoben sein: Die D. des gewalzten Platins mit 22, d. h. derartiges Platin wiegt 22mal soviel als das gleiche Volumen Wasser. Die D. des geschmolzenen Goldes ist 19,2, des Bleies 11,3, des Diamanten 3,5, des Quecksilbers 13,6, des Alkohols 0,79, der Luft 0,0013, des Chlors 0,0032 und des Wasserstoffs 0,00009. Nimmt man wie gewöhnlich die D. der Luft als Einheit an, dann beträgt die D. des Chlors 2,5 und des Wasserstoffs 0,07. Die D. des Wasserstoffs ist die kleinste aller bekannten Stoffe, sie beträgt nur 1/14 von jener der atmosphär. Luft, während die D. der letztern nur 1/770 von jener des Wassers ausmacht.

Man spricht übrigens bildlich auch von einer magnetischen und elektrischen D. und versteht darunter die Menge des auf der Flächeneinheit angehäuft gedachten Magnetismus, beziehungsweise der Elektricität. Ferner nennt man in der Optik ein Mittel optisch dichter als ein zweites, wenn es das Licht stärker bricht als letzteres.

nmesser, s. unter Aräometer.

gkeit der Bevölkerung, s. unter Be-
ung.

unst, s. Poesie.

ung, Liderung oder Packung (frz.
, étoupage; engl. leathering, packing),
inenwesen im allgemeinen das Mittel,
en zwei Metallflächen (Flanschen u. s. w.)
ten Abschluß herzustellen. Über die D.
rleitungen und im besondern der Dampf-
unter Dampfleitung. Soll die D.
Öffnen des zwischen den Metallflächen
n Verschlusses gestatten, was bei den
deckeln der Dampfkessel, bei Verschluß-
n Dampfkochgefäßen u. s. w. notwendig
wendet man als Dichtungsmaterial mit
nkte Hanfzöpfe, Ringe oder Schnur aus
tem Kautschuk, Blei, Pappe, mit Mi-
ermengtes Werg. Am schwierigsten ist
gegeneinander bewegten Metallflächen,
lben in Dampfcylindern, in Pumpen-
ifecylindern, sowie der Kolbenstange in
üchse. Vielfach bezeichnet man die Kol-
g als Liderung, während man bezüg-
topfbüchsen von der Packung spricht.
nliderung benutzt man umgelegte, mit
änkte Hanfzöpfe, Lederstulpen (bei Pum-
in neuerer Zeit besonders selbstspannende
er Bronzeringe in Verbindung mit einer
nden Schmierung der gleitenden Teile
Als Stopfbüchsenpackung dient meist
Talg, mit Speckstein (Talk) durchmengte
lzöpfe, sowie die sog. Metallpackung.
pfbüchsen.)

causa oder Dicis (vom grch. δίκης)
at.), zum Scheine, nur der Form wegen.

rm, s. unter Darm.

s (Charles), früher bekannt unter dem
m Boz, berühmter engl. Romanschrift-
b. 7. Febr. 1812 zu Landport bei Ports-
urde zuerst in Chatham, wo sein Vater bei
nenverwaltung angestellt war, dann in Lon-
gen. Als er zehn Jahre alt war, brachte
ratt seines Vaters und seine Haft in dem
fängnisse die Familie in die größte Not,
der kleine D. selbst zum Gelderwerb ge-
und als Gehilfe in eine Schuhwichsefabrik
urde. Nachdem er hier 1822—24 gear-
suchte er, da seines Vaters Verhältnisse
chen gebessert, 1824—26 wieder eine Pri-
in London und trat 1827 als Schreiber
Advokaten in Dienste, in welcher Stellung
nheit hatte, Volkstypen zu studieren, und
n Britischen Museum litterarische Studien
Seine schriftstellerische Laufbahn begann er
Reporter bei den londoner Gerichtshöfen
s später als parlamentarischer Bericht-
ür «The True Sun», wurde aber bald zur
ion des «Parlamentsspiegel» und dann
beit an der «Morning Chronicle» heran-
In letzterer veröffentlichte er zuerst die
izzen, in denen er das bunte Treiben der
t mit scharfen Umrissen zeichnete und die
melt als «Sketches of London» (2 Bde.,
) mit Illustrationen von Cruikshank her-
Bald darauf erschienen in monatlichen
ne «Pickwick papers» (1837—38), durch
sich in die Reihe der tonangebenden Ro-
nglands aufschwang. Er entwickelte in
diesem Werke eine ursprüngliche Kraft, die in sich selbst und dem reichen Volksleben, besonders der mittlern und niedern Klassen, Quell, Nahrung und Muster fand und dies Volksleben mit einer Schärfe der Anschauungskraft schilderte, die nur von seiner harmlosen Gemütlichkeit und dem verschwenderischen Reichtum seines heitern Humors überboten ward. Mit den «Pickwick papers» war D.' Ruhm begründet, zu dem seine nachfolgenden Romane: «Oliver Twist» (1837), «Nicholas Nickleby» (1839), «Master Humphrey's clock» (1840), «Barnaby Rudge» (1841) und «Martin Chuzzlewit» (1843—44), wiewohl sie als in sich abgeschlossene Dichtungen künstlerisch mehr ausgebildet waren, wenig hinzufügen konnten.

Ein neues Genre bildeten die von D. so genannten Weihnachtsschriften, mit denen er seit 1843 in dem «Christmas carol» auftrat und in welchen er einen phantastischen Gegenstand mit einem moralischen Zweck verknüpfte. Auf «Christmas carol» folgten «Chimes» (1844), «Cricket on the hearth» (1845) und «Battle of life» (1846). Dann begann er wieder ein größeres Werk in Heften: «Dombey and son», welches 1848 vollendet wurde. Seine «Notes on America» (1842), die Frucht einer Reise dahin, voll scharfer, geistvoller Anschauung, fanden doch nicht die warme Teilnahme wie seine Romane, weil der spröde Stoff den Dichter nicht mit dem Humor begeisterte, den ihm sein Altengland auf jedem Schritte lieferte. Auch in seinen «Pictures from Italy» (1846) muß man weniger eine eigentliche Reisebeschreibung als eine Reihe von Darstellungen suchen, in welchen die Subjektivität des Verfassers auf anziehende Weise hervortritt. Sie erschienen zuerst teilweise in den «Daily News», einer von D. in Verbindung mit dem ältern Dilke u. a. gegründeten polit. Zeitung, welche die Interessen der entschieden liberalen Partei verfechten sollte, von der aber D. sich bald zurückzog, um 1850 die Herausgabe einer Wochenschrift: «Household Words», zu unternehmen, welche den Zweck hatte, Unterhaltung mit Belehrung zu verbinden. Auch diese fand großen Anklang und wurde von ihm bis 1859 fortgesetzt, als er eine neue: «All the Year round», an ihre Stelle treten ließ. Außerdem schrieb er die ausdrücklich für Kinder bestimmte «A Child's history of England» (3 Bde., 1852—53) und nahm eifrigen Anteil an der Literary Guild, einer 1851 gestifteten Anstalt zum Besten altersschwacher Schriftsteller und Künstler. Im Fache des Romans erschienen von ihm in dieser Zeit: «David Copperfield» (1849—50), «Bleak House» (1853) und «Little Dorrit» (1856), von denen besonders das erste seinen vorzüglichsten Leistungen zuzuzählen ist. Auch die «Tale of two cities» (1859), in der er die Französische Revolution zum Thema wählte, zeigt seine ganze Frische und Kraft. Ihr folgten die Romane: «Great expectations» (1861) und «Our mutual friend» (1864 fg.). Nach der Vollendung des letztern veröffentlichte D. längere Zeit nur kleinere Arbeiten in «All the Year round», wie die Weihnachtserzählungen: «Dr. Marigold's prescriptions» (1865), «Mugby Junction» (1866) u. a.

Im Nov. 1867 folgte er wiederholten dringenden Einladungen nach Amerika, um auch dort, wie er in England seit fast fünfzehn Jahren gethan, öffentliche Vorlesungen aus seinen Werken zu halten. Seine Leistungen auf diesem Gebiete waren ebenso vortrefflich als seine schriftstellerischen Schöpfungen,

und er fand auch in Amerika enthusiastischen Beifall. Es war dort seit 1843 eine neue Generation herangewachsen, welche mit den Traditionen der von D. bekämpften Sklaverei gebrochen hatte. D. selbst fand sich bewogen, seiner Anerkennung der großen Fortschritte, welche inzwischen in Amerika stattgefunden, einen Ausdruck zu geben, indem er bestimmte, daß eine dahin gehende Erklärung in Zukunft allen Ausgaben der beiden Bücher, in denen er sich früher über Amerika ausgesprochen, hinzugefügt werden sollte. Nach seiner Rückkehr eröffnete er, im Herbst und Winter 1868—69, auch in England eine neue Reihe von Vorlesungen, die als «Farewell readings» angekündigt wurden. Sein leidender Gesundheitszustand nötigte ihn jedoch, dieselben im Mai 1869 abzubrechen, und erst im März 1870 konnte er den beabsichtigten Kursus vollenden. Zu Anfang April 1870 erschien das erste Monatsheft eines neuen Romans: «The mystery of Edwin Drood». Derselbe erregte die altgewohnte lebhafte Teilnahme und schließt sich in Kraft der Darstellung wie in phantasievoller Fülle der Erfindung D.' besten Leistungen würdig an. Allein noch ehe er vollendet war, starb D. auf seinem Landhause Gads-Hill bei Rochester 9. Juni 1870. Seine Leiche wurde in der Poetenecke der Westminster-Abtei beigesetzt.

D. ist der gerade Gegensatz zu Edward Bulwer (s. Lytton of Knebworth). Alles verkörpert sich bei ihm in lebendigen Gestalten, während seinem Stil die übersprudelnde Fülle des Humors den eigentümlichsten Reiz verleiht. Dabei sind seine Stoffe jedem verständlich und es haben diese echten, ebenso unterhaltenden als belehrenden Volksromane, wie England sie vorher noch nicht besessen, auch einen moralischen Einfluß auf alle Stände gewonnen. Mit den charakteristischen, freilich oft auch karikierten Illustrationen von Cruikshank und Phiz (H. K. Browne) sind sie in zahllosen Abdrücken in England und Amerika verbreitet, in Nachdrucken und Übersetzungen aber in Deutschland und ganz Europa. Gesamtausgaben seiner Schriften erschienen als: «Library edition» (30 Bde., Lond. 1866 fg.), «Charles D. edition» (19 Bde., Lond. 1867) und auch in Tauchnitz' «Collection of British authors».

Vgl. Forster, «The life of Charles D.» (3 Bde., Lond. 1872—74; Lpz. 1872—74; deutsch von Friedr. Althaus, Berl. 1872—75) und «The letters of Charles D.» (herausg. von seiner ältesten Tochter, Lond. 1880). Zur Erläuterung von D.' Schriften dient Pierces «The Dickens Dictionary (Bost. 1872).

Dickgroschen nannte man ursprünglich die ersten zweilötigen deutschen Silbermünzen, welche der Erzherzog von Österreich seit 1484 in Tirol ausgeben ließ und die im Werte den Goldgulden gleichgestellt wurden, weshalb sie auch Güldengroschen hießen. Sie waren von ganz feinem Silber und gingen acht Stück auf die Kölnische Mark. Das Gepräge der Vorderseite stellt den Erzherzog entweder in ganzer Figur mit der Krone bedeckt und zwei Schilder zu beiden Seiten haltend oder im Brustbild mit Scepter und Schwert dar, das der Rückseite zeigt einen Ritter auf einem Turnierpferde im vollen Laufe mit fliegender Fahne. Diese Dick- oder Güldengroschen waren die Vorläufer der eigentlichen Thaler, durch welche sie aber schon Anfang des 16. Jahrh. ganz verdrängt wurden.

Dickhäuter oder Vielhufer (Pachydermata oder Multungula) nannte man bisher eine große …pe meist großer und plumper Säugetiere, deren schwerfälliger Rumpf auf dicken, verhältnismäßig kurzen, massiven Füßen ruht, deren Zehen mit ihrem Endgliede in hornigen Hufen stecken und einzig die Erde berühren. Die Zahl der Zehen wechselt insofern, als fünf bis zwei Zehen den Boden berühren können; in letzterm Falle finden sich aber stets noch rudimentäre Zehen, sog. Afterklauen, die in einiger Höhe über dem Boden schweben und denen stets unverschmolzene Knochen in der Mittelhand und dem Mittelfuße entsprechen. Überall dienen die Füße nur zum Gehen, nie zum Festhalten, Klettern oder Graben, aber nichtsdestoweniger finden sich in den äußern Formen sehr viele Verschiedenheiten vom säulenförmigen Fuße des Elefanten bis zum gespaltenen Hufe des Schweins. Auch das Zahnsystem ist außerordentlich wechselvoll und nur insofern übereinstimmend, als meist alle drei Arten von Zähnen, Schneide-, Eck- und Backenzähne, vorkommen, deren Ausbildung aber in allen möglichen Formen spielt. Die Haut ist dick, fest, schwielig oder faltig und meist nur mit steifen Borsten besetzt. Man faßte in dieser sehr unnatürlichen Ordnung die Schweine, Flußpferde, Nashörner, Tapire, Rüsseltiere, Klippdachse und häufig auch die Einhufer zusammen, während man andererseits die Wiederkäuer als besondere Ordnung trennte. Jetzt hat man, namentlich in Berücksichtigung der fossilen, äußerst zahlreichen Typen, deren Verwandtschaft mit diesen D. man anerkennen mußte, vor allen Dingen die Rüsseltiere einerseits und die Klippdachse (Hyrax) andererseits, ausgeschieden und innerhalb der andern zwei Reihen anerkannt, die sich wesentlich durch die Struktur der Füße unterscheiden. Die eine Reihe, die der Gleichzeher (Artiodactyla), zeichnet sich durch paarige Zehen aus, beginnt mit den vierzehigen Anoplotherien der ältern Tertiärzeit und läuft in der jetzigen Schöpfung in den Nilpferden, Schweinen und Wiederkäuern aus. Die andere, die der Ungleichzeher (Perissodactyla), mit unpaar gebildeten Zehen, beginnt ebenfalls in den ältern Tertiärschichten mit Palaeotherium und setzt sich durch die Tapire und Nashörner bis in die Einhufer fort. Bei beiden Reihen ist die fortschreitende Reduktion der Zehen merkwürdig, die allmählich bei den Gleichzehern auf zwei (Mittel- und vierter Finger) schwinden, wie bei den Wiederkäuern, während bei den Ungleichzehern nur der Mittelfinger (Pferde) übrigbleibt.

Dickinson (William Howship), engl. Arzt und mediz. Schriftsteller, geb. 9. Juni 1832 in Brighton, studierte in Cambridge und London und wurde 1861 Kurator am pathol. Museum des St.-Georgs-Hospitals zu London. Seit 1869 ist D. Oberarzt am londoner Kinderhospital. Außer zahlreichen Abhandlungen in Fachzeitschriften veröffentlichte er: «On the action of digitalis upon the uterus» (1855), «On the pathology of the kidney» (1861), «On the function of the cerebellum» (1865), «On the nature of the amyloid or lardaceous degenerations» (1867), «On the nature of the enlargement of the viscera, which occurs in rickets» (1869), «Kidney and urinary diseases» (Bd. 1, 1876).

Dickinson (Anna Elisabeth), amerik. Rednerin, geb. 28. Okt. 1842 im County Ross des Staats Ohio, veröffentlichte schon mit 14 Jahren einen Aufsatz gegen die Sklaverei und trat zum ersten mal mit 18 Jahren als Rednerin über das Thema «Woman's rights and wrongs» erfolgreich in Philadelphia auf.

Sie behandelt in ihren Vorträgen meist polit. Gegenstände und die Frauenrechtsfrage und hat fast die ganzen Vereinigten Staaten als Rednerin bereist. Als Schriftstellerin ist sie weniger erfolgreich gewesen.

Dickkopf, Fischart, s. unter Döbel.

Dickmünzen nennt man überhaupt alle Münzen, die dicker als andere oder insbesondere dicker als die von derselben Gattung oder demselben Werte, übrigens aber von gleichem Schrot und Korn, mithin als gemeine Münzen für den Verkehr bestimmt sind. So gibt es z. B. Dickthaler, welche mehr oder weniger unter dem gewöhnlichen Maße sind, und breite Thaler, welche dasselbe überschreiten, beide aber genau den Gehalt eines Thalers besitzen; oder Thaler, die einfach bloß wegen ihrer Unförmlichkeit und ungewöhnlichen Dicke Dickthaler genannt wurden, wie die span.-burgund. Philippsthaler des 16. Jahrh., oder man kann auch als D. die doppelten oder mehrfachen Stücke der nämlichen Gattung bezeichnen, wie z. B. die fünffachen Dukaten, Thaler u. s. f., die nicht größer, nur so viel dicker und schwerer sind als die einfachen.

Insbesondere aber versteht man unter D. gewisse Münzen, welche sich durch ihr Gepräge, oft auch durch die Aufschrift selbst als Courantmünzen ankündigen, aber weit dicker und schwerer, mehrmals auch von feinerm Korn als die einfachen Stücke derselben Gattung sind und auch in keinem genauen und beabsichtigten Wertverhältnisse zu diesen stehen. Nach der Ansicht Maders haben diese Münzen, die man namentlich in Böhmen häufig gefunden hat, und zwar schon seit Anfang des 14. Jahrh., als Stempelproben, als erste Abschläge oder als Muster für die künftigen, also als Richtmünzen dienen sollen, die nicht für den Verkehr bestimmt waren. Aus dem letztern Grunde, und damit sich diese Probestücke von den gewöhnlichen Münzen derselben Gattung desto auffallender unterscheiden, aber auch, damit sie sich nicht so leicht verlieren möchten, hat man zuweilen den neuen Stempel zu einer kleinen Münze auf ein größeres Stück Metall von ungewöhnlicher Form abzudrücken versucht oder Metall anderer Art dazugenommen. Vgl. Mader, «Kritische Beiträge zur Münzkunde des Mittelalters» (6 Bde., Prag 1803—15).

Dickson (Oskar von), hochverdient um die Polarfahrten Nordenskiölds (s. d.), geb. 2. Dez. 1823 zu Gothenburg, besuchte das Handelsinstitut in Gothenburg und die Handelslehranstalt in Lübeck, trat 1841 in das Comptoir von James Dickson u. Comp. zu Gothenburg, 1846 in das von Dickson Brothers u. Comp. in London, war seit 1847 Disponent für die Dicksonschen Besitzungen in Norrland, wurde 1850 Teilhaber der Firma und kehrte 1856 dauernd nach Gothenburg zurück. Im J. 1866 war er Mitglied des Komitees für die Skandinavische Ausstellung in Stockholm und 1867 des Komitees für die pariser Weltausstellung. Er ist Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften in Schweden und im Auslande, wurde 1877 von der Universität Upsala zum Doktor der Philosophie honoris causa ernannt und 1880 in den Adelsstand erhoben. Veranlassung zu diesen Auszeichnungen [illegible] reiche pekuniäre Unterstützung, die er den [illegible]fahrten Nordenskiölds in den J. 1868, 1870, [illegible], 1875 und 1878 zuwandte, wodurch sich D. [illegible] Verdienste um die Förderung der Kennt[illegible]er Polargegenden erworben hat.

[illegible]ickthaler, s. unter Dickmünzen.

Dickzüngler, s. unter Echsen.

Diclinus, diklin oder diklinisch (grch., d. i. zweibettig) nennt man in der Botanik diejenigen Blüten, die nicht beiderlei Geschlechtsorgane besitzen, sondern entweder bloß männliche oder bloß weibliche enthalten. (S. Blüte.)

Dielytra (wohl für Dielytra, Doppelbehälter) nannte De Candolle eine zur Familie der Fumariaceen (Erdrauchgewächse) gehörige Pflanzengattung, welcher schon früher von Barkhausen der Name Dicentra beigelegt worden war. Sie umfaßt perennierende Gewächse Nordamerikas und Nordostasiens und hat röhrige Stengel, mehrfach dreizählige Blätter und zu Trauben geordnete Blumen, deren zwei äußere Blumenblätter nach unten sackförmig auslaufen. Staubgefäße vier bis sechs. Die Frucht ist eine mehrsamige Schote. Von den zu ihr gehörigen Arten ist die bekannteste und vielleicht auch die schönste D. spectabilis *DC.*, vom Volke Jungfernherz genannt, mit lebhaft rosenroten Blumen, welche an den Spitzen der Stengel und Zweige zu prächtigen, graziös gebogenen Trauben gesammelt sind. Sie bildet einen bis 1 m hohen, hellgrünen Busch von edelm Anstand und blüht vom Mai bis Juni, im Topf und mäßig warm gestellt schon im März und noch früher. Kaum minder wertvolle Gartenzierpflanzen sind D. eximia *DC.* und D. formosa *DC.* Man vermehrt sie mit Leichtigkeit aus Wurzelschößlingen und durch Stockteilung. Am besten gedeihen sie in durchlassendem, dabei etwas frischem Boden und in einer Lage, die ebensowohl gegen heiße Mittagssonne wie gegen heftigen Wind geschützt ist. In den Sommermonaten erfordern sie reichliches Gießen.

Dict..., Artikel, welche hier vermißt werden, sind unter Dikt... aufzusuchen.

Dicta (lat.), Mehrzahl von Dictum (s. d.), Sprüche, Schriftstellen, besonders Bibelsprüche.

Dictamnus *L.*, Diptam, eine zu der Familie der Rutaceen gehörige Pflanzengattung, gekennzeichnet durch einen fünfteiligen, abfallenden Kelch, fünf genagelte, etwas ungleiche Blumenblätter, zehn niedergebogene, oben drüsige Staubfäden und fünf nach innen aufspringende, zweisamige Balgkapseln. Es ist nur eine Art bekannt, die im südl. Europa und Mittelasien vorkommt, zugleich eine sehr beliebte Gartenzierpflanze D. Fraxinella *Pers.* (D. albus *L.*), der weiße Diptam, eine stattliche, bis 60 cm hohe Staude mit weißer Wurzel, einfachen Stengeln und unpaar gefiederten, denen der Esche ähnlichen Blättern. Die Stengel sind mit starkriechenden Drüsenhaaren, die Blütenteile mit freiliegenden, ein flüchtiges, balsamisch-ätherisches Öl enthaltenden Bläschen besetzt, welche sich an einer genäherten Kerze entzünden. Die in einer großen Traube stehenden Blumen sind weiß. Einen noch höhern Zierwert haben eine Gartenform mit rosenroten, dunkler gestreiften Blumen (var. flore rubro) und eine andere von robustem Wuchse und mit größern roten Blumen (var. grandiflorus). Die sehr bitter schmeckende Wurzel war früher unter dem Namen Spechtwurzel offizinell. Man vermehrt diese Gewächse durch Stockteilung und durch Aussaat.

Dictando (lat.), diktierend.

Dictum (lat., Mehrzahl Dicta), Spruch, Ausspruch, Sprichwort; D. de omni (D. de exemplo) et nullo (D. de diverso), ein logischer Grundsatz, welcher besagt: Was der Gattung zukommt oder widerspricht, kommt zu oder widerspricht auch

allen Arten und Individuen derselben; D. de reciproco, ein logischer Grundsatz, welcher besagt: Wenn etwas dieses oder jenes Ding ist oder nicht ist, so gibt es auch dieses oder jenes Ding, welches die Eigenschaft von jenem Etwas hat, und umgekehrt; z. B.: wenn Figuren aus krummen Linien gebildet werden können, so gibt es auch krummlinige Dinge, welche Figuren sind; oder: wenn kein organisches Wesen ohne Leben ist, so ist auch kein lebloses Ding ein organisches Wesen.

Dictum factum (lat.), gesagt, gethan; wie gesagt, so geschehen.

Dicypellium *Nees*, Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen. Man kennt blos eine Art, D. caryophyllatum *Nees*, die in Brasilien einheimisch ist. Es ist ein Baum mit lederartigen Blättern und diöcischen, meist in Trauben stehenden Blüten. Die Frucht ist eine trockene Beere. Die Rinde dieses Baums kommt unter dem Namen Nelkenzimt (Cortex Dicypellii, Cravo do Maranhão) in den Handel; sie hat einen nelkenartigen Geruch und Geschmack und wird ebenso wie der echte Zimt verwendet. Das Holz wird in der Kunsttischlerei benutzt.

Didaktik (grch.), d. i. Unterrichtslehre oder Unterrichtswissenschaft, heißt der Teil der Erziehungslehre, welcher die Gesetze und Regeln für den Unterricht darlegt. Die D. umfaßt die Lehre von dem Zwecke des Unterrichts, von dem Unterrichtsstoffe, von der Anordnung und von der Methode des Unterrichts. Daher ist sie der Methodik als einem ihrer Hauptteile übergeordnet, während sie selbst einen Hauptteil der Pädagogik ausmacht.

Didaktische Poesie, s. Lehrgedicht.

Didam, Dorf in der niederländ. Provinz Geldern, Bezirk Arnheim, zählt (1879) 3661 E., die Ackerwirtschaft und Handel treiben. In der Nähe lag der 1609 abgebrochene Meurseturm, in dem angeblich des Drusus Asche aufbewahrt war.

Didaskalien (grch., wörtlich «Belehrungen, Unterweisungen») hießen bei den Griechen teils die Einübungen und Aufführungen eines theatralischen Stücks oder Chors, teils die Stücke selbst, gewöhnlich aber die Verzeichnisse der aufgeführten Dramen, mit Angabe der Verfasser, der Zeit und des Erfolgs, mit welchem sie aufgeführt wurden. Diese in Athen auf Steintafeln, von denen noch manche Bruchstücke erhalten sind, öffentlich aufgestellten Verzeichnisse wurden später in besondern Schriften gesammelt und wahrscheinlich mit eigenen Bemerkungen und Erläuterungen der Sammler begleitet. Der erste, der eine solche Schrift verfaßte, war Aristoteles, dem bald andere, wie Dikäarchos, Kallimachos, Eratosthenes u. s. w. folgten. Doch sind diese Schriften sämtlich untergegangen, obwohl sie von den spätern Grammatikern und Scholiasten in den Inhaltsverzeichnissen und Kommentaren der alten Tragödien und Komödien noch benutzt wurden. Auch bei den Römern wurden dergleichen Verzeichnisse, besonders von Attius, angefertigt, wie die Angaben vor den Lustspielen des Terenz zeigen.

Diday (François), hervorragender schweiz. Landschaftsmaler, geb. 1812 in Genf, erhielt seine Ausbildung in Paris und ließ sich dann in seiner Vaterstadt nieder. D. war später Lehrer von Guigon und Calame und wirkte bahnbrechend auf dem von Calame dann mit so großem Erfolge betretenen Gebiete der Alpenlandschaft, indem er die Naturscenerien seiner Heimat zum ersten mal in wahrer und großartiger Auffassung zum Vorwurf nahm. Mit Vorliebe behandelte er stürmische Ereignisse der Natur in den Wildnissen der Hochgebirge (z. B. Die Fischer im Sturm); aber auch ruhige Bilder voll idyllischer Stimmung, wozu er die Motive gern den Umgebungen des Genfersees entlehnte, gelangen ihm trefflich. Sein Baumschlag ist meisterhaft, seine Lichtwirkungen sind voll Effekt und Wahrheit. Seine bedeutendsten Gemälde sind: Die Mühle von Montreux (1832), Sennhütte im Meyringer Thal (1834) und der Rosenlaui-Gletscher (1841). D. gab auch unter dem Titel «Croquis» (Genf 1844) acht lithogr. Landschaftsbilder in Großquerfolio heraus. Er starb 28. Nov. 1877 in Genf.

Didekaëdrisch, mit zweimal zehn Flächen.

Didelphen (grch.), Unterklasse der Säugetiere, s. unter Beuteltiere.

Diderot (Denis), einer der berühmtesten unter den franz. Encyklopädisten (s. d.), geb. 5. Okt. 1713 zu Langres in Champagne, wurde bei den Jesuiten erzogen und erhielt die Tonsur. Infolge seiner Abneigung gegen den geistlichen Stand für die jurist. Laufbahn bestimmt, beschäftigte er sich jedoch lieber mit Belletristik als mit seiner Fachwissenschaft, studierte zugleich Mathematik, Physik, Philosophie und erwarb bald unter den glänzenden Geistern von Paris einen Namen. Den Grund zu seinem Ruhm legte er durch die «Pensées philosophiques» (Par. 1746), später unter dem Titel «Étrennes aux esprits forts» wieder abgedruckt, eine gegen die christl. Religion gerichtete Flugschrift, die durch Beschluß des Parlaments vom Scharfrichter verbrannt wurde. Die «Lettres sur les aveugles à l'usage de ceux qui voient» (Lond. 1749) zogen ihm ein Jahr Gefängnis im Turm zu Vincennes zu. Gleichzeitig mit der ersten Schrift hatte er im Verein mit Eidous und Toussaint ein «Dictionnaire universel de médecine» (6 Bde., Par. 1746) herausgegeben. Der Beifall, mit welchem dieses mangelhafte Werk aufgenommen wurde, brachte ihn auf den Gedanken, ein encyklopädisches Lexikon herauszugeben, zu dessen Ausführung er sich 1751 mit Daubenton, Rousseau, Marmontel, Leblond, Lemonnier und d'Alembert vereinigte. D. selbst unterzog sich der Ausarbeitung aller in die Künste und das Gewerbewesen einschlagender Artikel. (S. Encyklopädie.) Der Gewinn der 20jährigen Anstrengung war aber so unbedeutend, daß er sich genötigt sah, seine Bibliothek zu veräußern. Die Kaiserin von Rußland kaufte sie für 500000 Livres, überließ sie ihm aber zum Gebrauch auf Lebenszeit. Auf ihre Einladung ging D. nach Petersburg, mißfiel jedoch durch ein zweideutiges Quatrain, sodaß er bald wieder abreiste. Während er mit der «Encyclopédie» beschäftigt war und viele Unannehmlichkeiten, die den Druck derselben oft jahrelang hemmten, zu erfahren hatte, machte er sich zugleich als Romanschriftsteller und Lustspieldichter bekannt durch den sinnreichen, aber schlüpfrigen Roman «Les bijoux indiscrets» und die beiden Lustspiele «Le fils naturel» (1757) und «Le père de famille» (1758), welche letztern als «Théâtre de D.» (2 Bde., Par. 1758; deutsch von Lessing, 2 Bde., Berl. 1781) erschienen. Außerdem schrieb er eine Menge philos.-ästhetischer Werke. D. starb 31. Juli 1784.

D.s Freunde schildern ihn als einen offenen, uneigennützigen, biedern Mann; seine Feinde legen ihm Hinterlist und Eigennutz zur Last. Wenigstens war er sehr empfindlich. Vorzüglich war es dieser

Charakterfehler, welcher die Spannung mit dem nicht minder empfindlichen Rousseau herbeiführte. Aus D.s Nachlasse erschienen sein «Essai sur la peinture» (deutsch von Cramer, 2 Bde., Riga 1797); ein schon 1772 geschriebener Dithyramb «Abdication d'un roi de la fève», welcher äußerst demokratische Gesinnungen verrät, und die Romane «La religieuse» (deutsch von Cramer, 2 Bde., Berl. 1792), «Jacques le fataliste et son maitre» (deutsch von Mylius, 2 Bde., Berlin 1792) und «Rameaus Neffe», den Goethe übersetzte (Lpz. 1805), noch ehe das Original erschien. Auch hat D. hervorragenden Anteil an der Abfassung von Holbachs «Système de la nature» (2 Bde., Lond. 1770). D.s Stil hat nicht die flüssige Klarheit und Schönheit des Rousseauschen; er fiel leicht ins Deklamatorische und haschte nach Effekt. Dagegen dachte er scharf und war im Urteilen außerordentlich gewandt. Besonders war es ihm um Ausbreitung der naturalistischen, die Moral auf die Anlagen der Menschennatur gründenden Ansichten, welche das 18. Jahrh. erzeugt hatte, zu thun. In der Poesie verbreitete er die Richtung des moralisch Rührenden und der gefälligen Natürlichkeit. Noch mehr als seine Darstellungsgabe in Schriften wird von den Zeitgenossen seine strömende, hinreißende Beredsamkeit im Gespräche gerühmt. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke mit einer Einleitung besorgte Naigeon (15 Bde., Par. 1798 u. öfter). Eine andere erschien 1821 (22 Bde., Par.), der sich die «Correspondance littéraire, philosophique et critique de Grimm et D.» (15 Bde., Par. 1829), die viel vollständiger und besser geordnet ist als in der frühern Ausgabe, namentlich alle von der Censur unter Napoleon gestrichenen Stellen enthält, und die «Mémoires et correspondance et ouvrages inédits de D.» (4 Bde., Par. 1830—32) anschlossen. Eine neuere Gesamtausgabe von D.s Werken besorgt Assezat (Bd. 1, Par. 1875 fg.). Interessante Beiträge zu D.s Biographie enthalten auch seiner Tochter, der Madame de Vandeuil, «Mémoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de feu D.» Die gründlichste Würdigung von D.s Leben, philos. und litterarischen Verdiensten lieferte Rosenkranz in «D.s Leben und Werke» (2 Bde., Lpz. 1866). Vgl. Morley, «D. and the encyclopaedists» (Lond. 1878).

Didion (Isidor), franz. General und Mathematiker, geb. zu Diedenhofen 22. März 1798, trat 1817 in die Polytechnische Schule, aus welcher er 1819 als Offizier in die Applikationsschule zu Metz übertrat; 1822 wurde er im 1. Artillerieregiment angestellt. Von 1825 bis 1830 war D. thätig an der Feuerwerksschule zu Metz, wurde hierauf zur Waffenfabrik in Mutzig, 1834 nochmals zur Feuerwerksschule in Metz, 1835 als Lehrer zur Applikationsschule in Metz kommandiert und 1837 zum Professor der Artilleriewissenschaft ernannt; 1846 erfolgte seine Beförderung zum Stabsoffizier, und bald darauf wurde D. Assistent der Direktion der Pulverfabriken, sowie zwei Jahre danach (1848) Direktor der Zündhütchenfabrik zu Paris. D. wurde 1854 Oberst und 1858 Brigadegeneral, übernahm das Kommando über die Artillerie in der 5. Militärdivision zu Metz und trat aus dieser Stellung 1860 zur Reserve der Generalität. Er starb 3. Juli 1878 in Nancy. D. war einer der gelehrtesten Offiziere und Mitglied des Instituts. Seine Schriften über Ballistik gelten für klassisch; seine berühmtesten Werke sind: «Expériences sur la justesse comparée du tir des balles sphériques, plates et longues» (Par. 1839) und «Mémoire sur la Balistique» (Par. 1848).

Didius, vollständig Marcus D. Salvius Julianus Severus, röm. Kaiser, war ein Abkömmling des berühmten Juristen Salvius Julianus. In jüngern Jahren als Offizier und Statthalter bewährt, in späterer Zeit mehr als reicher Schwelger bekannt, erkaufte sich D., durch seinen eigenen und seiner Familie Ehrgeiz getrieben, nach der Ermordung des Kaisers Pertinax (28. März 193) von den Prätorianern durch große Geschenke und Versprechungen das röm. Kaisertum. Seine ephemere Herrschaft nahm ein Ende, als Septimius Severus, einer der drei Feldherren, die in den Provinzen als Rächer des Pertinax und als Kronprätendenten sich erhoben hatten, von Pannonien her gegen Rom vorrückte. Als auch die Prätorianer die Sache des D. aufgaben, verurteilte der Senat denselben zum Tode, und der als Kaiser anerkannte Severus erfuhr schon zu Interamna, daß D. 1. Juni 193 durch Soldaten in der Hofburg niedergehauen war.

Dido oder Elissa, die berühmte Gründerin von Karthago, ist eine Gestalt, deren Geschichte, wie sie in den Erzählungen der Alten vorliegt, aus religiösen Mythen und Religionsvorstellungen entsprungen ist. Sie war danach eine Tochter des tyrischen Königs Mutton und die Gemahlin von dessen Bruder, einem Priester des Melkart, welchen Gott die Griechen mit ihrem Herakles verglichen, und der auch die Namen Acerbas oder Sicharbaal führte, bei Virgil aber Sichäus genannt wird. Sie sollte mit ihrem Bruder Pygmalion den Thron teilen. Als aber dieser herangewachsen war, tötete er ihren Gemahl, worauf D. mit dessen Schätzen, begleitet von vielen Tyriern, entfloh, um einen neuen Wohnsitz zu suchen. Sie landete in Afrika, unweit der schon bestehenden phöniz. Pflanzstadt Ityke (Utika), und baute auf dem Boden, den sie von dem numidischen Könige Hiarbas gekauft hatte, eine Burg Byrsa (das Fell). Die Bedeutung dieses Wortes stimmt zu der Sage: D. habe so viel Land gekauft, als mit einer Rindshaut belegt werden könne, dann aber listig die Haut in dünne Streifen zerschnitten und damit einen weiten Raum umgrenzt. An die Burg schloß sie hierauf die Stadt Karthago (s. d.) an. Hier ward D. nach ihrem Tode, den sie sich selbst auf dem Scheiterhaufen gab, um dem Begehren des Hiarbas nach ihrer Hand zu entgehen, göttlich verehrt, wie denn ihre mythische Gestalt offenbar der der großen Mondgöttin der Semiten entspricht, welche auch den Namen D. führte. Virgil läßt, wie es schon Nävius gethan, den Äneas zur D. kommen und gibt dessen Untreue als die Ursache ihres Todes an.

Didodekaëder oder dihexagonale Pyramide, eine dem hexagonalen System angehörige, von 24 ungleichseitigen Dreiecken umschlossene Krystallgestalt, deren Mittelkanten in einer Ebene liegen und ein Dihexagon (d. h. ein gleichseitiges, aber nur abwechselnd gleichwinkeliges Zwölfeck) bilden. Sie besitzt 12 längere schärfere und 12 kürzere stumpfere Polkanten sowie 12 gleiche Mittelkanten; die Ecken sind gleichfalls dreierlei: 2 Polecken sowie 6 spitzere und 6 stumpfere Mittelecken. Man hat diese Gestalt wohl nie selbständig, immer nur in Kombination mit andern hexagonalen Formen beobachtet, z. B. beim Apatit, Beryll.

Didot, berühmte franz. Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie. Ahnherr derselben war François D., geb. 1689 zu Paris, gest. 2. Nov. 1757, von dessen elf Kindern François Ambroise und Pierre François die von ihm 1713 in Paris begründete Buchdruckerei und Buchhandlung fortführten.

François Ambroise D., geb. 7. Jan. 1730, vervollkommnete die Schriftschneide- und Schriftgießekunst in hohem Grade, sodaß die aus seiner Schriftgießerei hervorgegangenen und nach ihm benannten Typen die bis dahin in Frankreich bekannten bei weitem übertrafen. Nach vielfachen Versuchen gab er 1777 der Buchdruckerpresse eine vollkommenere Einrichtung, und ihm gebührt die ihm mit Unrecht von dem Buchdrucker Anisson Duperron streitig gemachte Erfindung der Pressen mit Einem Zuge. Auch war er bemüht, in den franz. Papiermühlen eine verbesserte Bereitungsart des Druckpapiers einzuführen, und der erste in Frankreich, der auf das nach seinen Angaben verfertigte Velinpapier druckte. Unter den aus seinen Pressen hervorgegangenen Werken, die zum Teil typogr. Seltenheiten geworden, zeichnen sich aus die Ausgabe des Longus (2 Bde., 1778), Tassos «Gerusalemme liberata» (2 Bde., 1784) und Bitaubés franz. Übersetzung des Homer (12 Bde., 1787—88). Auf Korrektheit des Textes seiner Druckwerke wendete er große Sorgfalt. Er starb 10. Juli 1804.

Pierre François D., Bruder des vorigen, geb. 9. Juli 1732, übernahm das väterliche Buchhändlergeschäft und erkaufte später auch eine Buchdruckerei. Er hat ebenfalls zu den Fortschritten der Buchdruckerkunst, insbesondere der Schriftgießerei beigetragen und sich um Verbesserung der Papierfabrikation in seiner Papierfabrik zu Essonne Verdienste erworben. Unter den aus seiner Offizin hervorgegangenen Drucken ist Fénélons «Télémaque» (1783) hervorzuheben. Er starb 7. Dez. 1795.

Pierre D., der Ältere, ein Sohn François Ambroise D.s, geb. im Jan. 1760, übernahm 1789 von seinem Vater die Druckerei. Er strebte nach dem Ruhme, Frankreichs Bodoni zu werden, und faßte 1795 den Plan zu Prachtausgaben klassischer Schriftsteller in Folio. Er scheute keine Kosten, dieselben mit allem Glanze und allen Zierden der zeichnenden Kunst, wozu er die ersten Meister berief, auszustatten, und opferte selbst einen Teil seines Vermögens. Seine Folioausgaben des Virgil (1798) und des Horaz (1799) waren dieser Anstrengungen würdig, noch mehr aber die des Racine (3 Bde., 1801—5). Unter den andern aus seinen Pressen hervorgegangenen Werken sind besonders Lafontaines «Fables» (2 Bde., 1802), Denons «Voyage dans la Basse- et la Haute-Égypte» (2 Bde., 1802), Viscontis «Iconographie grecque» (3 Bde., 1808 u. 1811) und dessen «Iconographie romaine» (4 Bde., 1817—33) hervorzuheben. Der Verbesserung der Lettern widmete er mehrjährige Anstrengungen. Mit ganz neuen, von ihm angegebenen Schriftarten druckte er 1819 Boileaus «Oeuvres» (2 Bde.) und Voltaires «Henriade». Auf die Korrektheit und Reinheit des Textes, auf vollkommene Gleichheit in der Orthographie wendete er nicht geringere Sorgfalt als auf typographische Schönheit. Auch als Schriftsteller hat er sich bekannt gemacht, und unter mehrern Schriften, die er zum Teil gemeinschaftlich mit seinem Bruder Firmin schrieb, ist der «Essai de fables nouvelles» (1786) wegen der zahlreichen Anmerkungen für die Geschichte der Buchdruckerkunst wichtig. Er lieferte ferner metrische Übersetzungen des ersten Buchs der Horazischen Oden (1796) und eines Fragments der Äneis. Vor den Ausgaben des Virgil und Horaz stehen lat. Vorreden von ihm. Er starb 31. Dez. 1853. — Sein Sohn, Jules D., geb. 5. Aug. 1794, gest. 18. Mai 1871, übernahm nach ihm das Geschäft und hat ebenfalls eine Reihe großer und prachtvoll ausgestatteter Werke erscheinen lassen.

Firmin D., der Bruder Pierre D.s, geb. 14. April 1764, erhielt von seinem Vater 1789 die Leitung der Schriftgießerei, die er bald vielfach bereicherte. Später legte er auch eine eigene Buchdruckerei an. Als er, im Begriff Callets Logarithmen zu drucken, auf Mittel sann, den bei dem Gebrauche beweglicher Lettern oft vorkommenden Nachteilen abzuhelfen, kam er auf ein neues Verfahren im Stereotypendruck, den er bei diesem Werke anwendete (1795). Unter den Werken seiner Presse zeichnen sich aus Souza-Botelhos Ausgabe der «Lusiade» des Camoens (1817) und Daunous Ausgabe der «Henriade» (1819). Er hat mehreres aus dem Griechischen und Lateinischen übersetzt und schrieb auch die Tragödien «La reine de Portugal» und «La mort de Hannibal». Im J. 1827 trat er sein Geschäft seinem Sohne ab und widmete sich nun dem öffentlichen Leben. Als Deputierter gehörte er zu den 221, die 1830 gegen die Juliordonnanzen protestierten. Er starb 24. April 1836. — Henri D., der älteste Sohn Pierre François D.s, geb. 1765, gest. 1852, zeichnete sich schon früh als Schriftschneider aus und vervollkommnete das Gießen der Lettern auch durch Erfindung eines neuen Gießinstruments. — Sein Bruder D. Saint-Léger, der die Papierfabrik zu Essonne leitete, erfand das endlose Papier. — Ein dritter Bruder, D. Jeune, setzte die Druckerei seines Vaters fort.

Ambroise Firmin-D., der Sohn Firmin D.s, geb. 20. Dez. 1790, vermehrte den altbegründeten Ruf der Druckerei durch zahlreiche neue Verbesserungen und erwarb sich auch als Gelehrter, besonders als Hellenist ein so bedeutendes Ansehen, daß er im J. 1873 zum Mitgliede der Académie française ernannt wurde. Unter Boissonade und Caray widmete er sich dem Studium der griech. Sprache, verbrachte dann mehrere Jahre als Gesandtschaftsattaché in Konstantinopel und auf Reisen in Griechenland, Palästina und Kleinasien und berichtete darüber in den «Notes d'un voyage dans le Levant en 1816 et 1817» (anonym 1826 in Paris erschienen). Später trat er in das väterliche Geschäft ein, das er 1827 mit seinem Bruder Hyacinthe übernahm und bis zu seinem am 22. Febr. 1876 erfolgten Tode als erster Chef leitete. Von seinen zahlreichen Werken sind besonders hervorzuheben: franz. Übersetzungen des Thucydides (4 Bde., 1833) und der Oden des Anakreon (1864), dann «Essai sur la typographie» (1852), «Essai typographique et bibliographique sur l'histoire de la gravure sur bois» (1863), «Observations sur l'orthographe française» (2. Aufl. 1868), «Étude sur Jean Cousin» (1872), «Alde Manuce et l'Hellénisme à Venise» (1875). Beteiligt war er bei der Herausgabe von folgenden Werken: «Nouvel biographie universelle» (46 Bde., 1855—66 «L'univers pittoresque» (67 Bde., 1835 fg.), [illegible] Cange, «Glossarium mediae et infimae latinitati (7 Bde., 1840—50) und bei der neuen Ausgabe des «Thesaurus linguae graecae» von Henricus

Stephanus (9 Bde., 1831 fg.). Nach seinem Tode erschienen die von ihm im Manuskript hinterlassenen Werke: «Les graveurs de portraits en France» (2 Bde., 1877) und «Les Drevet (Pierre, Pierre-Imbert et Claude). Catalogue raisonné de leur œuvre, précédé d'une introduction» (1876). — Sein Bruder, Hyacinthe (Firmin) D., geb. 11. März 1794, gest. 7. Aug. 1880 auf seinem Schlosse Dandon im Depart. Orne, war seit 1827 Teilhaber des Geschäfts, zog sich aber 1876 zurück, ebenso auch dessen Sohn Paul Firmin D. (geb. 1826), welcher einige Zeit Mitinhaber der Firma gewesen war und sich auch als Chemiker, besonders um die Papierfabrikation verdient gemacht hat. Er schrieb: «Nouveau mode de blanchiment des chiffons par l'adjonction de l'acide carbonique» (1855). — Ein zweiter Bruder von Ambroise D., Frédéric Firmin-D., geb. 1799, welcher der Papierfabrik des Vaters in Mesnil vorstand, starb 1836 wenige Tage vor seinem Vater. — Die gegenwärtigen Besitzer des Geschäfts unter der Firma «Firmin Didot u. Co.» sind Alfred Firmin-D. (geb. 1828), Sohn von Ambroise D., und Edmond Magimel (geb. 1833), Neffe desselben.

Litteratur. Werdet, «Études bibliographique sur la famille des D.» (Par. 1864); Brunet, «Firmin D. et sa famille» (Par. 1871); Pawlowski im «Polybiblion, revue bibliographique universelle» (April 1876).

Didron (Adolphe Napoléon), franz. Archäolog, geb. 13. März 1806 zu Hautvillers (Depart. Marne), beschäftigte sich seit 1830, auf V. Hugos Anraten, mit den kirchlichen Kunstaltertümern des Mittelalters und widmete sich nachher ausschließlich dem Studium derselben. Er wandte sich nachdrücklich gegen die in der Französischen Akademie herrschenden Vertreter der klassischen Kunstarchäologie. Reisen in der Normandie, im Centrum und Süden Frankreichs, nach Griechenland, Deutschland, England, Spanien und Italien erweiterten seine Kunstanschauungen in umfassendem Maße, und das gewonnene Ergebnis seiner neuen Einsichten und Kenntnisse wurde von ihm rasch und kühn auf die mittelalterliche Kunstarchäologie angewandt. Er wurde 1835 Sekretär des «Historischen Komitee der Künste und Denkmale», dessen geschätztes «Bulletin archéologique» (4 Bde., 1840—47) ganz von ihm abgefaßt wurde. Von 1836—43 hielt er öffentliche Vorlesungen über Nationalarchäologie an der großen pariser Bibliothek und 1844 stiftete er die «Annales archéologiques». Wenn er auch seine Verdienste mit andern teilt, kommen ihm doch die Forschungen über altchristl. Ikonographie ausschließend zu. Eine Frucht hiervon war die «Histoire de Dieu, iconographie des personnes divines» (Par. 1843, mit Holzschnitten) und das «Manuel d'iconographie chrétienne grecque et latine» (Par. 1845), zwei Schriften, die wesentlich dazu beigetragen haben, in den über Wiederherstellung und Ausbesserung früherer Denkmale herrschenden Ansichten eine erfolgreiche Änderung zu bewirken. Zu gleichem Behufe gründete D. 1845 einen speziellen Verlag für archäol. Werke, 1849 eine Manufaktur für gemalte Kirchenfenster, 1858 eine Fabrik von Bronzen und Goldschmiede-Arbeiten in mittelalterlichem Stil. Von D.s sonstigen Schriften sind noch die «Iconographie des chapiteaux du palais ducal de Venise» (Vened. 1857) und «Manuel des objets de bronze et d'orfévrerie» (mit Burges, Par. 1859) zu nennen. D. starb zu Paris 13. Nov. 1867.

Diduzieren (lat.), auseinanderziehen, dehnen, trennen; Diduktion, das Ausziehen, die Trennung, Sonderung.

Didym oder Didymium (chem. Zeichen oder Symbol Di, Atomgewicht des zweiwertig angenommenen Metalls 96, wahrscheinlich richtiger aber dreiwertig mit dem Atomgewicht 144,78 oder 147) begleitet stets das Cerium (s. d.) in den im Artikel «Cerium» benannten Mineralien, in denen außerdem immer noch Lanthan enthalten ist. Die Trennung der drei Metalle voneinander ist äußerst schwierig und nur durch umständliche chem. Operationen zu erreichen. Das Didymoxyd ist eine starke Base, die mit Säuren meist gut krystallisierbare Salze von roter Farbe gibt; nur das Nitrat tritt in blauen Krystallen auf. Manche seiner Salze neigen zur Bildung von Doppelsalzen. Charakteristisch für die Didymsalze ist das Auftreten sehr zahlreicher Absorptionsstreifen im Spektrum des durch die Lösung gegangenen Lichtstrahls. Allgemeineres Interesse besitzen dieselben nicht. Die versuchte Verwendung des Didymoxyd zur Anfertigung optischer Gläser verbietet sich durch das sparsame Vorkommen des Materials.

Didyma, alte Ortschaft im Gebiete von Milet, ungefähr vier Stunden südlich von dieser Stadt, eine Stunde von dem Hafen Panormos gelegen, mit einem sehr alten und hochberühmten Heiligtum (Tempel und Orakel) des Apollon, dessen Verwaltung in älterer Zeit in dem Geschlechte der Branchiden erblich war. (Vgl. Gelzer, «De Branchidis», Lpz. 1869). In den Kämpfen der kleinasiat. Jonier gegen die Perser um den Beginn des 5. Jahrh. v. Chr. wurde der Tempel geplündert und verwüstet, einige Zeit nach den Perserkriegen aber unter der Leitung der Architekten Daphnis und Päonios in erweiterter und prächtigerer Gestalt wiederhergestellt und erhielt sich bis in die letzten Zeiten des Heidentums als Orakelstätte wie als Zufluchtsort für Verfolgte. Unter den aus der Nähe des Dorfes Geronta stammenden Überresten des Heiligtums sind besonders eine Anzahl hochaltertümlicher sitzender Statuen bemerkenswert, welche zu beiden Seiten der von dem Hafen Panormos nach dem Tempel führenden heiligen Straße standen und sich jetzt in dem Britischen Museum in London befinden. Neuerdings sind dort von dem Engländer Ch. T. Newton auf Kosten der engl. Regierung und von den Franzosen O. Rayet und A. Thomas auf Kosten der Brüder G. und E. von Rothschild weitere Nachforschungen und Ausgrabungen veranstaltet worden, über deren Resultate die beiden Prachtwerke Bericht erstatten: Ch. T. Newton, «A history of discoveries at Halicarnassus, Cnidus and Branchidae» (Lond. 1862) und O. Rayet und A. Thomas, «Milet et le golfe Latmique, Tralles, Magnésie du Méandre, Priène, Milet, Didymes, Héraclée du Latmos» (Par. 1880 fg.).

Didymisch (grch.), «gezwillingt», doppelt.

Didymus, berühmter alexandrinischer Grammatiker aus der Schule des Aristarchus, lebte im Zeitalter des Julius Cäsar und Augustus und soll 3500 Schriften verfaßt haben, weshalb er auch infolge seines wahrhaft eisernen Fleißes den Beinamen Chalkenteros erhielt. Seine Thätigkeit war vorzugsweise auf die Kritik und Erklärung der ältern griech. Dichter und Prosaiker gerichtet, insbesondere

unternahm er auch eine genaue Durchsicht der von Aristarchus durchgeführten Textrecension der Homerischen Gedichte und faßte überhaupt in seinen zahlreichen Werken die litterarische Thätigkeit der alexandrinischen Philologen zusammen. Erhalten sind nur noch wenige Bruchstücke von ihm, die Schmidt gesammelt hat (Lpz. 1854); doch stammt auch ein großer Teil der wertvollern auf uns gekommenen Scholien (s. d.) zu griech. Autoren aus seinen Schriften.

Didymus der Blinde, Schüler des Origenes, einer der letzten Vorsteher der Alexandrinischen Katechetenschule, ward 308 zu Alexandria geboren. Obgleich im fünften Lebensjahre erblindet, wußte er sich eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung anzueignen und wirkte über 50 Jahre, bis 395, als Lehrer. Von seinen Schriften ist wenig erhalten. Mit Origenes galt auch D. 553 als Ketzer.

Didymus (Gabriel), einer der ersten Anhänger Luthers, geb. 1487 zu Joachimsthal in Böhmen, studierte in Prag, dann in Wittenberg, ward 1502 Augustinereremit, 1513 Priester und schloß sich sofort der Neuerung an. Während Luthers Abwesenheit von Wittenberg betrieb D. mit Karlstadt zusammen die Änderung des Gottesdienstes mit allzu großem Eifer, erkannte jedoch hernach seinen Irrtum und wurde Pfarrer in Torgau. Dies Amt verlor er 1549 wegen Widerstandes gegen das Leipziger Interim und starb 1558 als Privatmann in ärmlichen Verhältnissen. Vgl. Terne, «Nachricht von des Gabriel D. fatalem Leben» (Lpz. 1737).

Didynama stamina, zweimächtige Staubgefäße, nennt man in der Botanik die Staubgefäße, die in einer Blüte in der Vierzahl vorhanden sind und von denen zwei länger sind als die andern beiden. Eine solche Ausbildung des Andröceums haben alle Gewächse, welche die 14. Klasse (Didynamia) des Linnéschen Systems bildeten, also die meisten Arten aus den Familien der Labiaten und Scrophularineen.

Die (Dea Augusta Vocontiorum), Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Drôme im Dauphiné, 61 km im SO. von Valence, in 294 m Höhe, liegt malerisch am Fuße des steilen, 2025 m hohen Mont-Glandaz oder Glandasse, in dem Thale der hier den Mérosse aufnehmenden Drôme, welches reich an Getreide und Früchten jeder Art ist, besonders an vortrefflichem weißen Muskatweine (Clairette de Die). Der Ort ist altertümlich gebaut, zum Teil noch mit alten, betürmten Mauern und altem Schlosse, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines prot. Konsistoriums und zählt (1876) 3427, als Gemeinde 3841 E., welche starke Seidenzucht, Wein- und Melonenbau treiben, sich mit Papier-, Leder- und Tuchfabrikation, sowie mit Seidenweberei beschäftigen und mit ihren Fabrikaten, mit Wein, Holz und Vieh, besonders mit Maultieren handeln. D. hat eine Kathedrale mit einem 81 m langen Schiff, mit schönen Granitsäulen eines antiken Cybeletempels und eine prot. Kirche, einen ehemals bischöfl. Palast, viele Überbleibsel aus der Römerzeit, namentlich Reste einer Wasserleitung und auf dem Wege nach Gap einen wohlerhaltenen Triumphbogen, la Porte St.-Marcel genannt. Vor der Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) hatten hier die Calvinisten eine Universität. In der Umgegend von D. finden sich Bergkrystalle und mehrere Mineralquellen, 8 km entfernt die Ruinen der Cistercienserabtei Valcroissant aus dem 12. Jahrh. Bei dem Dorfe St.-Julien en Quint, 10 km entfernt, liegt der Berg Forduries mit einer merkwürdigen Eisgrotte; bei dem Berge Solore eine große Tropfsteinhöhle, und in der Entfernung einiger Stunden der sog. Unersteigliche Berg (Montagne inaccessible) und der Mont-Aiguille, welcher letztere die Form einer umgestürzten Pyramide hat.

Dié (Saint-) oder Saint-Diey (St.-Diez), Stadt im franz. Depart. Vogesen in Lothringen, an der Meurthe, in einem herrlichen Thale am Fuße des Ornion, durch eine Zweigbahn nach Lunéville mit der Französischen Ostbahn verbunden, Hauptort eines Arrondissements und Sitz eines Bischofs, eines Gerichtshofs und einer Gewerbekammer. Die Stadt hat eine alte Domkirche, eine hübsche prot. Kirche, ein Seminar für Geistliche, ein Kommunal-Collége, eine öffentliche Bibliothek, einen Triumphbogen von 1757, schöne malerische Promenaden und (1876) 12020, als Gemeinde 14511 E., welche sich mit Weberei von Baumwollwaren und Teppichen, mit Baumwollspinnerei, Gerberei, Färberei, Buchdruckerei und Bierbrauerei beschäftigen und starken Handel mit Getreide, Holz, Vieh, Lein, Hanf, kurzen Waren u. s. w. treiben.

Die hier befindliche Abtei (um 660 gestiftet durch Dieudonné oder Dié, Deodatus), der die Stadt ihren Ursprung verdankt und deren Prior Papst Leo IX. war, wurde 1625 in ein Stift umgewandelt und 1777 in ein Bistum, welchem König Stanislaus Leszczynski die Grafschaft Diez überließ. Ebenderselbe sorgte nach dem Brande der Stadt im Juli 1757 für deren Aufbau, errichtete Wohlthätigkeits- und Bildungsanstalten, legte Kanäle und Springbrunnen an, und seitdem hat sich der Ort weiter verschönert. Bei D. finden sich drei Mineralquellen, Marmorbrüche, Kupfer- und Eisenminen.

Diebesdaumen, ein im Volksaberglauben eine große Rolle spielender Gegenstand. Alles, was von einem Hingerichteten herrührt, gilt für glückbringend: ein Fingerglied oder ein anderes Knöchelchen eines «armen Sünders», in dem Geldbeutel aufbewahrt, mehrt das Geld und läßt den Beutel nie leer werden; es schützt den Dieb, daß der Bestohlene nicht aufwacht, bewahrt vor Ungeziefer, schafft, unter der Hausschwelle vergraben, beständigen Haussegen u. dgl. m. Letzteres bewirkt vor allem ein Daumen eines gehängten Diebes, der auch dem Kaufmanne unveränderliches Glück bringt, wenn derselbe neben oder unter die Waren gelegt wird. Für solche Reliquien entstand daher unter Abergläubischen eine starke Nachfrage, die nicht immer befriedigt werden konnte. Deshalb wurden auch wohl aus Bein und sonstigem Material geschnitzte sog. D. als glückbringende Amulette getragen.

Diebessichere Schränke, s. Feuerfeste Schränke.

Diebitsch-Sabalkanskij (Iwan Iwanowitsch, Graf), berühmter russ. Feldmarschall, wurde geboren 13. Mai 1785 auf dem Rittergute Groß-Leippe in Schlesien und hieß eigentlich Hans Karl Friedrich Anton von Diebitsch und Narden. Er erhielt seine Bildung seit 1797 in dem Kadettenhause zu Berlin, nahm aber 1801 seine Entlassung aus preuß. Diensten, um in russische zu treten, und wurde als Fähnrich dem Ssemenowschen Garderegiment zugezählt, mit dem er den Feldzug von 1805—7 gegen Napoleon mitmachte. In der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz 2. Dez. 1805 wurde

rechten Hand verwundet, für seine Tapfer-
mit dem goldenen Degen belohnt und
für Rußland unglücklichen Schlacht von
14. Juni 1807 außer der Reihe zum
befördert. Im J. 1812 kam D. als Ober-
meister zum Generalstab des Wittgenstein-
rps und zeichnete sich bei Polock 18. und
1812 durch Deckung einer Brücke während
ugs der Franzosen rühmlichst aus. Zum
major befördert, war er gezwungen, sich
aus Mitau sich zurückziehenden preuß.
unter York zu wenden, und bewog letztern,
den Franzosen nahezu abgeschnitten war,
ll von Napoleon. Mit York hielt D. am
1813 als russ. Generalquartiermeister sei-
g in Berlin. Nach der Schlacht bei Lützen
813 wurde er zu Barclay de Tollys Ar-
nach Schlesien versetzt und nahm teil an
achten bei Dresden, Kulm und bei Leip-
auf ihn der Kaiser zum Generallieutenant
nd zog mit den Verbündeten 31. März
Paris ein. Bei Napoleons Rückkehr von
März 1815 sandte ihn Alexander vom
zu Wien als Chef des Generalstabes zur
rmee, welche unter Barclay de Tolly in
stand, an dessen Seite mit den Verbün-
7. Juli 1815 seinen zweiten Einzug in
hielt. Als Generaladjutant des Kaisers
m Chef des Großen kaiserl. Generalstabes
, begleitete er Alexander I. fast auf allen
und war Zeuge seines Todes am 1. Dez.
Taganrog. Nach Unterdrückung der Mi-
lution der Dekabristen von 1825 wurde
Grafenstand erhoben.
rk. Feldzuge von 1828 beteiligte D. sich
rst Menschikow II. und Admiral Greigh II.
. bei der Erstürmung der Festung Varna,
1829 den Oberbefehl über das 2. Armee-
Stelle Wittingsteins, schlug 11. Juni den
er Kapudan Pascha in den Engpässen von
ha, eroberte 30. Juni die Festung Silistria
ute sich den Übergang über den Balkan.
en von Paliabano überschreitend, langte
trab unter General Roth 22. Juli bei dem
rketsch am südl. Abhange des Gebirges an,
rk. Detachements überwältigend. Sieg-
en Abdul-Rahman Pascha vordringend,
D. 23. Juli mit Sturm das befestigte
Mesambri und nahm 30. Juli nach hart-
Gegenwehr Aidos, welches mit allen
rräten in die Hände der Sieger fiel. Für
ge am Balkan erhielt er 11. Aug. den Bei-
Sabalkanskij» (Übersteiger des Balkan)
ien mit seinen siegreichen Truppen 19. Aug.
anopel, welches mit bedeutenden Vorrä-
Kanonen, 25 Fahnen und 5 Roßschweifen
Aug. sich ihm ergab. In den nächstfolgen-
en ließ D. Kirklissa, Iniadi und die Straße
stantinopel besetzen und schloß 14. Sept.
Frieden zu Adrianopel. Nach dem so
beendeten Kampfe, der dem russ. Handel
heit der Schiffahrt im Schwarzen Meere
Straße der Dardanellen wiedergab und
der Industrie Rußlands neue Quellen er-
erhielt D. am 4. Okt. 1829 den General-
schallsrang. Nach Ausbruch der poln.
on wurde ihm der Oberbefehl über das
r von neuem anvertraut. Am 5. Febr.
kte er mit 150000 Mann in Polen ein; doch sein gewohntes Glück schien hier von ihm gewichen. Zwar siegte er 25. Febr. bei Grochow, doch wagte er den Angriff von Warschau nicht. Bald nach der siegreichen Schlacht bei Ostrolenka (26. Mai) verlegte er sein Hauptquartier nach Kleczewo bei Pultusk, wo er, von der Cholera befallen, am 10. Juni 1831 starb. Vgl. Belmont (pseudonym für Schümberg), «Graf D.-S.» (Dresd. 1830); Th. Stürmer, «Der Tod des Grafen D.» (Berl. 1832); H. Doering, «Rußlands Helden» (Lpz. 1835); Bantysch-Kamenskij, «Biographien der russ. Feldmarschälle» (Bd. 4, Petersb. 1841).

Diebsinseln, Inselgruppe im Großen Ocean, s. Ladronen.

Diebssprache, s. Rotwelsch.

Diebstahl ist die in der Absicht rechtswidriger Zueignung von fremden beweglichen Sachen erfolgende Wegnahme derselben aus fremder Innehabung, ohne daß, wie bei dem Raube, Gewalt wider die Person des Inhabers zum Besitze verhilft. Von der Unterschlagung unterscheidet sich der D. dadurch, daß das Objekt des Verbrechens dem Thäter nicht bereits anvertraut gewesen ist. Obschon sich Beispiele von Gesetzgebungen vorfinden, die den D. unter Umständen gestatteten (so die Lykurgische in Sparta) oder den Dieb nur zu mehrfacher Entschädigung des Bestohlenen anhalten, so entschieden sich doch die meisten Rechtssysteme für eine öffentliche Bestrafung. Selbst das röm. Recht, das jede habsüchtige Beeinträchtigung eines fremden Besitzes, also außer dem eigentlichen D. auch die widerrechtliche Benutzung, die Unterschlagung, früher selbst den Raub, unter den Begriff des furtum stellte und den Urheber regelmäßig bloß zur Erstattung des mehrfachen Werts an den Verletzten anhielt, bedrohte wenigstens gewisse ausgezeichnete Formen des furtum, wie die Beraubung noch unangetretener Erbschaften und von Grabstätten, den bei Nacht oder mittels Einbruchs oder Einsteigens (Direktariat), an Vieh auf der Weide (Abigeat), an den Sachen der Badenden oder an öffentlichen Geldern verübten D., ingleichen wenn sich der Dieb zu seiner persönlichen Sicherheit bewaffnet hatte, mit schweren Strafen und gestattete späterhin den Antrag auf kriminelle Ahndung wegen jeder Art von furtum. Am strengsten waren die alten deutschen Rechte, welche den D. als ein feiges und verächtliches Verbrechen ansahen, deshalb aber, während sie selbst den Totschläger mit Buße sich lösen ließen, gegen Diebe mit Leibes- oder Lebensstrafen verfuhren. Die Bedrohungen der öffentlichen Sicherheit durch allerlei fahrendes Volk, besonders die Zigeuner, bestärkten diese Strenge des Urteils, und wenn auch die Carolina (s. d.) den «kleinen D.» bei einem Werte unter 5 Fl. bloß bürgerlich durch doppelten Ersatz und eine Geldbuße bestrafte, so stellte sie doch für den großen, den wiederholten oder mit Steigen, Brechen oder Waffen verübten D. sowie für den Kirchenraub (s. d.) Leibes- und Lebensstrafen in Aussicht, welche erst die Praxis durch Freiheitsstrafen ersetzte.

Die neuern deutschen Gesetzgebungen gaben ebenfalls dem Grundsatze, daß die Verfolgung von Ansprüchen wegen Vermögensbeeinträchtigung Sache des Verletzten sei, hinsichtlich des D. in der Regel keine Statt, ebensowenig das Reichsstrafgesetzbuch, das jedoch einen D. gegen Angehörige, Vormünder, Erzieher oder solche Personen, zu denen er im Lehrlingsverhältnisse steht, oder in deren häuslicher

Gemeinschaft er als Gesinde sich befindet, nur auf Antrag verfolgen und einen D., der von Verwandten aufsteigender Linie gegen Verwandte absteigender Linie oder von einem Ehegatten gegen den andern begangen worden ist, straflos läßt. (S. Antragsvergehen.)

Gegenwärtig zieht der D., welchen das Deutsche Strafgesetzbuch im 19. Abschnitt (§§. 242—248) behandelt, meistens einfache oder geschärfte Freiheitsstrafen nach sich, letztere besonders, wenn das Verbrechen durch erschwerende Umstände zu einem ausgezeichneten oder qualifizierten wird. Es kommen hier, nach §. 243 des Reichsstrafgesetzbuchs, in Betracht: die Eigenschaften der entwendeten Sachen, namentlich Transportgegenstände, welche auf öffentlichen Wegen, Straßen, auf der Eisenbahn oder in einem Postgebäude mittels Abschneidens oder Ablösens der Befestigungsmittel, oder durch Anwendung falscher Schlüssel oder anderer zur ordnungsmäßigen Eröffnung nicht bestimmter Werkzeuge gestohlen werden; ferner die Heiligkeit des Ortes, wo die Entwendung erfolgte (Gotteshäuser); eine Zeit, wo die Aufsicht über das Eigentum erschwert ist (nächtlicher D.); die besonders gefährliche und eine große Energie des verbrecherischen Willens offenbarende Art der Verübung (unter Beisichführen von Waffen, in Verbindung mit mehrern, mittels Nachschlüssels, durch Einschleichen, Einsteigen, Einbrechen). Wenn ein mit Waffen versehener Dieb davon Gebrauch macht, um ein der Ausführung des D. entgegentretendes Hindernis zu beseitigen oder um sich der Ergreifung auf frischer That zu entziehen und dabei einen Menschen tötet, so wird er nach dem Reichsstrafgesetzbuch, §. 214, mit Zuchthaus nicht unter 10 Jahren oder mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft. Mit noch größerer Härte tritt der franz. Code pénal dem D. entgegen, ebenso das engl. Recht; nur werden in letzterm die gestohlenen Sachen meist sehr niedrig geschätzt, was bei der Strafausmessung zugute kommt.

Vgl. Ullmann, «Über den dolus beim D.» (Mannh. 1871); Temme, «Über den Betrag des D.» (Erlangen 1867); Schwarze, «Das Verbrechen des ausgezeichneten D.» (Erlangen 1863); Desjardins, «Traité du vol» (Par. 1881).

Dieburg, Kreisstadt in der großherzogl. hess. Provinz Starkenburg, an der Gersprenz und der Hessischen Ludwigsbahn gelegen, Sitz eines Kreisamtes, mit einer besuchten Marien-Wallfahrtskapelle, einer Strafarbeitsanstalt und (1880) 4250 meist kath. E., welche Landbau und Gewerbe, namentlich Blechwarenfabrikation, Gerberei, Schuhmacherei und Töpferei treiben. Für den röm. Ursprung der Stadt sprechen die verschiedenen hier ausgegrabenen Altertümer, sowie ihre Lage an einer röm. Straßenkreuzung.

Dieckhoff (Aug. Wilh.), luth. Theolog der streng konfessionellen Richtung, geb. 5. Febr. 1823 zu Göttingen, wirkte hier als Repetent und Privatdocent, seit 1854 als außerord. Professor für histor. und systematische Theologie und ward 1860 als ord. Professor der histor. Theologie nach Rostock berufen. Mit dem Oberkirchenrat Kliefoth gab er 1860—64 zu Schwerin die «Theol. Zeitschrift» heraus. Von seinen Schriften seien als die bedeutendsten genannt: «Die Waldenser im Mittelalter» (Gött. 1851), «Die evang. Abendmahlslehre im Reformationszeitalter» (Bd. 1, Gött. 1854), «Schrift und Tradition. Widerlegung der röm. Lehre vom unfehlbaren Lehramt» (Rostock 1870), «Die obligatorische Civilehe» (Lpz. 1873), «Die kirchliche Trauung, ihre Geschichte im Zusammenhange mit der Entwickelung des Eheschließungsrechts und ihr Verhältnis zur Civilehe» (Rostock 1878), «Civilehe und kirchliche Trauung» (Rostock 1880), «Die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Ein Votum über die Theologie Ritschls» (Rostock 1882), «Justin, Augustin, Bernhard und Luther. Der Entwickelungsgang christl. Wahrheitserfassung in der Kirche als Beweis für die Lehre der Reformation» (Lpz. 1882).

Diede (Charlotte), bekannt durch die von W. von Humboldt an sie gerichteten klassischen «Briefe an eine Freundin» (11. Aufl., Lpz. 1883), wurde 1769 geboren. Von ihrem Vater, dem Pfarrer Hildebrand in Lüdenhausen im Fürstentum Lippe-Detmold, erhielt sie eine gründliche Bildung. Im J. 1798 verheiratete sie sich mit dem Dr. jur. Diede in Kassel. Die Ehe wurde nach einigen Jahren getrennt. Da sie ihr nicht unbedeutendes Vermögen während der Freiheitskriege verloren hatte, suchte sie durch Verfertigung künstlicher Blumen zuerst in Göttingen, dann in Kassel ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Im J. 1814 wandte sie sich an W. von Humboldt, welcher damals als preuß. Staatsminister auf dem Kongreß in Wien thätig war, um ihn zu bitten, ihr zur Wiedererlangung ihres in braunschweig. Papieren angelegten Vermögens behilflich zu sein. Charlotte D. hatte Humboldt 1788 in Pyrmont kennen gelernt. Dies war die Veranlassung zu einem Briefwechsel, der von 1822 bis zum Tode Humboldts (1835) regelmäßig fortgeführt wurde. Ihre an Humboldt gerichteten Briefe sind nicht erhalten. Später erhielt sie durch König Friedrich Wilhelm III. eine jährliche Unterstützung. Sie starb 16. Juli 1846 in Kassel. Mit einer Einleitung von Lothholz erschienen (Lpz. 1883) «Briefe von Charlotte D., der Freundin W. von Humboldts, an Karl Schulz», dem Bruder von Humboldts Sekretär.

Diedenhofen (franz. Thionville, im Mittelalter Theodonis villa), Festung, Kreis- und Kantonshauptort im reichsländischen Bezirk Lothringen, am linken Ufer der hier 120 m breiten Mosel, von welcher oberhalb der Stadt ein kanalisierter, 2 km langer Arm abzweigt und sich unterhalb derselben wieder mit dem Hauptstrome vereinigt, 28 km nördlich von Metz, 16 km von der franz. und 12 km von der luxemb. Grenze entfernt, ist Knotenpunkt der Eisenbahnen von Metz, Trier, Saargemünd, Luxemburg und Mézières, Sitz einer Kreisdirektion, eines Amtsgerichts und eines Hauptzollamts und zählt (1880) 7155 meist kath. E. D. hat ein Realgymnasium im ehemaligen Augustinerkloster, eine Töchterschule, mehrere ansehnliche Militärgebäude, eine steinerne, mit Stauvorrichtung versehene Moselbrücke, welche zu den Forts auf dem rechten Moselufer führt, mehrere Bohr-, Säge- und Ölmühlen, Bierbrauereien und Gerbereien und lebhaften Wein-, Getreide-, Gemüse-, Obst- und Viehhandel. D. ist von großer strategischer Bedeutung. Die Werke bestehen aus der Stadtbefestigung auf dem linken Moselufer und einem doppelten Kronenwerke auf der von der Mosel und dem kanalisierten Arme gebildeten Insel; dieselben rühren in ihrer jetzigen Gestalt von Condé um 1690 her. Sehr gefährlich für die Festung liegen an beiden Moselufern Höhen, welche auf dem linken Ufer 2—4000 m von der Festung entfernt bleiben, auf dem rechten hingegen

ganz nahe an die Werke herantreten und dieselben beherrschen. Auf diesen Höhen sollen Forts angelegt werden. Nach 1875 wurde das Mosel-Kronenwerk, welches auf dem rechten Ufer lag, eingeebnet, auch vereinfachte man die Stadtbefestigung. In D. hielt schon Pipin der Kleine Hof; Reichstage wurden hier 805, 816, 821 und 835 gehalten. Im J. 870 brachte der Vertrag von Mersen D. an Deutschland. Später kam es an Luxemburg, erhielt 1357 durch Kaiser Karl IV. städtische Rechte, wurde 1443 durch Philipp von Burgund, 1639 durch die Franzosen erfolglos belagert, jedoch 1558 und 1643 (unter Condé) von letztern eingenommen. D., das inzwischen burgundisch und mit den Niederlanden österreichisch und spanisch geworden war, kam durch den Pyrenäischen Frieden (1659) an Frankreich und 1871 an das Deutsche Reich. Belagert wurde es 1705, 1792, 1814 und 1815. Im Deutsch-Französischen Kriege wurde D. von General von Kameke 10. Nov. 1870 eingeschlossen und 22. und 23. bombardiert, worauf es 24. Nov. kapitulierte. Vgl. Teissier, «Histoire de Thionville» (Metz 1828); Spohr, «Die Cernierung, Belagerung und Beschießung von Thionville im Deutsch-Französischen Kriege 1870/71» (Berl. 1875). — Der Kreis Diedenhofen besteht aus den Kantonen D., Fontoy, Kattenhofen, Metzerwiese und Sierck mit insgesamt 947 qkm und (1880) 75 974 E.

Diefenbach (Lorenz), ausgezeichneter deutscher Sprachforscher und Ethnolog, geb. 29. Juli 1806 zu Ostheim im Großherzogtum Hessen, wo sein Vater, Johann Georg D. (geb. 1. Sept. 1757, gest. 8. Dez. 1831), seiner Zeit als freisinniger theol. Schriftsteller bekannt, als Prediger wirkte, bezog schon im 15. Jahre die Universität Gießen, wo er sich bis 1823 theol. und philol. Studien widmete, und beschäftigte sich dann in Frankfurt a. M. mit Musik und den modernen Sprachen. Nach mannigfachen Wanderungen lebte er 12 Jahre hindurch als Pfarrer und Bibliothekar zu Solms-Laubach, wo er einen großen Teil seiner Thätigkeit der Volksbildung zuwandte. Behufs seiner wissenschaftlichen, besonders sprachlichen Studien unternahm er von dort aus mehrere Reisen und legte endlich seine Stelle ganz nieder. Er lebte hierauf an verschiedenen Orten Deutschlands, besuchte auch die Schweiz, Belgien und Frankreich und trat 1845 zu Offenbach zu der von ihm daselbst mitbegründeten deutsch-kath. Gemeinde über. Letztere Stadt erteilte ihm 1848 das Ehrenbürgerrecht und sandte ihn in das Vorparlament nach Frankfurt a. M. Er nahm nun seinen bleibenden Wohnsitz in Frankfurt a. M., wo er 1865 zum zweiten Stadtbibliothekar ernannt wurde. D.s litterarische Thätigkeit ist eine ungemein vielseitige. Seinen Ruf als Sprachforscher begründete er mit den Schriften: «Über die roman. Schriftsprachen» (Gieß. 1837), «Über Leben, Geschichte und Sprache» (Gieß. 1835) und «Über eine mittelhochdeutsche Bearbeitung der Sage von Barlaam und Josaphat» (Gieß. 1836). Seine Hauptwerke sind: die «Celtica» (3 Bde., Stuttg. 1839—42), denen sich später die «Origines Europaeae» (Frankf. 1861) anschlossen, ferner das «Vergleichende Wörterbuch der got. Sprache» (2 Bde., Frankf. 1846—51) und die «Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte» (Frankf. 1864). Hierzu kommen noch die «Pragmatische deutsche Sprachlehre» (Stuttg. 1847; 2. Aufl. 1854), «Mittellat.-hochdeutsch-böhm. Wörterbuch» (Frankf. 1846), «Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis» (Frankf. 1857), welches ein Supplement zu dem Werke des Ducange bildet; dessen Fortsetzung «Novum Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis» (Frankf. 1867), «Hoch- und niederdeutsches Wörterbuch», in Verbindung mit E. Wülcker (4 Bde., Frankf. 1874 fg.). Außer zahlreichen zerstreuten wissenschaftlichen, kritischen und polit. Aufsätzen und religiösen, zum Teil den Deutschkatholizismus betreffenden Gelegenheitsschriften hat D. auch eine Reihe belletristischer Werke veröffentlicht. Dahin gehören: «Gedichte» (2 Bde., Gieß. 1840—41), «Novellen» (2 Cyklen, Lpz. 1856—65) und mehrere Romane, wie «Die Aristokraten» (Frankf. 1843), «Ein Pilger und seine Genossen» (Frankf. 1851), «Eschenburg und Eschenhof» (Frankf. 1851), «Der Vertauschte» (Lpz. 1858), «Die Pfarrerskinder» (Frankf. 1867), «Margarete» (Berl. 1868), «Arbeit macht frei» (Brem. 1873) und viele Novellen in Zeitschriften. D. legte 1876 seine Bibliothekarstelle nieder und siedelte nach Darmstadt über, wo er noch veröffentlichte: «Völkerkunde Osteuropas» (2 Bde., Darmst. 1880) und «Der Zögling der Ursulinerinnen» (Novelle, Darmst. 1881).

Dieffenbach (Ant.), Genremaler, geb. in Wiesbaden 4. Febr. 1831, erlernte zuerst in Straßburg die Bildhauerkunst, worin er sich später in Paris unter der Leitung Pradiers weiter ausbildete. Seit 1856 wandte er sich jedoch der Malerei zu und bezog zu diesem Zwecke die düsseldorfer Akademie, welche er dann mit dem Atelier R. Jordans vertauschte. Von 1864 bis 1870 setzte D. seine Studien in Paris fort; seit 1871 lebt er in Berlin. Seine Stoffe sind gewöhnlich dem Leben des Landvolks entlehnt und gemütvoll durchgeführt. Als die bekanntesten sind zu nennen: Jägerlatein (1863), Ein Tag vor der Hochzeit (1862), Weihnachtsabend (1865) und Der Besuch der Amme (1869).

Dieffenbach (Georg Christian), Liederdichter und theol. Schriftsteller, geb. 4. Dez. 1822 zu Schlitz im Großherzogtum Hessen, studierte 1840—43 zu Gießen Theologie, besuchte das Predigerseminar zu Friedberg, wurde 1845 Institutslehrer in Darmstadt, 1847 Pfarrvikar in Kirchberg, später zu Wielbrunn im Odenwalde. Im J. 1855 von dem Grafen von Schlitz nach seiner Vaterstadt Schlitz berufen, wirkt er seit 1871 als Oberpfarrer daselbst. D. schrieb: «Kinderlieder» (Mainz 1852; 2. Aufl. 1873; ins Holländische übersetzt; 50 Kinderlieder D.s von Kern komponiert, erschienen in 3. Aufl., Mainz 1877), «Gedichte» (Berl. 1857; neue Auflage unter dem Titel «Lied und Leben», 1879), «In der deutschen Frühlingszeit. 17 Lieder aus 1870/71» (Hannov. 1871), «Aus dem Kinderleben» (1878; 2. Aufl. 1881; 2. Abteil. 1881), und die Erbauungswerke: «Evang. Hausagende» (4. Aufl., Mainz 1878), «Zum Geburtstag» (2. Aufl., Gotha 1877), «Ein Hochzeitsstrauß. Aus Gottes Garten und von den Wiesen der Welt gesammelt» (Gotha 1874; 3. Aufl. 1879), «Evang. Krankenblätter zur Unterstützung der Kranken-Seelsorge und zum Verteilen an Leidende» (4 Hefte, Mainz 1868 fg.; zum Teil mehrmals aufgelegt), «Evang. Trostblätter» (Mainz 1877), «Wort und Sakrament für Konfirmanden» (2. Aufl., Gotha 1873; ins Schwedische und Norwegische übersetzt), «Bibelandachten» (3 Bde., Gotha 1876—82), «Christl. Gedenkbuch» (Wolfenb. 1879; 2. Aufl. 1880), «Evang. Hausandachten» (unter der Presse).

Dieffenbach (Joh. Friedr.), berühmter Chirurg, geb. 1. Febr. 1794 zu Königsberg, erhielt seine Erziehung zu Rostock und studierte seit 1810 erst auf der Universität dieser Stadt, dann zu Greifswald Theologie. Nachdem er 1813 als Freiwilliger am Befreiungskriege teilgenommen, kehrte er anfangs wieder zu seinen theol. Studien zurück, vertauschte aber dieselben 1816 mit den medizinischen, unter denen ihn vorzüglich die Chirurgie ansprach. Er widmete sich letzterer erst in Königsberg, dann seit 1820 unter Walther in Bonn. Nach Vollendung seiner Studien ging er 1822 nach Berlin und wurde 1830 dirigierender Wundarzt an der Charitee, 1832 außerord., 1840 ord. Professor und Direktor der chirurgischen Klinik. Er starb 11. Nov. 1847 plötzlich im Operationssaale. Neben der eminenten Fertigkeit, mit welcher D. bei den gewöhnlichen Operationen das Messer handhabte, bekundete er auch sein bedeutendes chirurgisches Talent durch Verbesserung vieler alter und Erfindung mancher neuer Verfahrungsweisen, die besonders in das Gebiet der plastischen und restituierenden Chirurgie gehören, wie die künstliche Bildung von Nasen, Lippen, Augenlidern, Wangen u. s. w., der Muskelschnitt bei Schielenden, bei Stammelnden. Dabei war er eifrig bemüht, die Technik soviel als möglich zu vereinfachen. Von seinen Schriften verdienen hervorgehoben zu werden: «Chirurgische Erfahrungen» (4 Abteil., Berl. 1829—34); die Fortsetzung des Scheelschen Werks: «Die Transfusion des Blutes und die Einspritzung der Arzneien in die Adern» (Berl. 1828), «Über die Durchschneidung der Sehnen und Muskeln» (Berl. 1841), «Die Heilung des Stotterns» (Berl. 1841), «Über das Schielen und die Heilung desselben durch die Operation» (Berl. 1842), «Die operative Chirurgie» (2 Bde., Lpz. 1844—48), sein Hauptwerk, das mehrfach übersetzt wurde; «Der Äther gegen den Schmerz» (Berl. 1847). Seine «Chirurgischen Vorträge» wurden von Meyer (Berl. 1840) und französisch von Philipp (Berl. 1840) herausgegeben.

Ein Verwandter D.s, Ernst D., geb. 7. Jan. 1811 zu Gießen, widmete sich mediz. und naturwissenschaftlichen Studien, bereiste seit 1839 Neuseeland und habilitierte sich später zu Gießen, wo er 1850 eine außerord. Professur der Geologie erhielt, aber 1. Okt. 1855 starb. Litterarisch hat er sich besonders durch seine «Travels in New-Zealand» (2 Bde., Lond. 1843) und die deutsche Bearbeitung von De la Beches «Vorschule der Geologie» (Braunschw. 1853), sowie von Darwins «Naturwissenschaftlichen Reisen» (2 Bde., Braunschw. 1844) bekannt gemacht.

Diège, Fluß in Frankreich, Dep. Corrèze, entspringt auf dem 920 m hohen Plateau de Millevache. Auf ihrem Laufe nach SO. wird ihr Thal allmählich zu einer 200 m tiefen gewundenen Schlucht; in diesem Abgrunde tritt sie in 375 m Höhe rechts in die Dordogne, welche hier in einem ebensolchen tiefen, von Felsen eingefaßten Schlunde fließt. Sie ist nur 50 km lang.

Diegēsis (grch., lat. narratio, d. h. Erzählung) ist in der Rhetorik der Alten derjenige Teil einer Rede, besonders Gerichtsrede, in dem das zur Verhandlung Anlaß gebende Ereignis erzählt wird. Man verlangte von der D. vor allem, daß sie bündig, deutlich, beweisend sei.

Diego Garcia, die größte der Chagos-Inseln (s. d.).

Diego-Ramirez-Inseln, s. u. Feuerland.

Diego Rodriguez oder bloß Rodriguez (engl. Rodriguez-Island), die östlichste der Mascarenhas-Inseln, im Indischen Ocean, etwa 546 km östlich von Mauritius (Isle de France) gelegen, gehört, wie letztere Insel, zu England. D., 32,4 km lang und 7,4 km breit, 110 qkm groß, besitzt einen sich an einzelnen Stellen hügelartig erhebenden, reich bewässerten, sehr fruchtbaren, Reis, Mais und tropische Früchte erzeugenden Boden. Das Klima ist sehr mild und gesund, nur wehen während der Regenzeit häufig heftige, lange anhaltende Stürme. Die Fauna ist dürftig, doch gibt es vorzügliche Austern und Schildkröten in großer Menge. Ratten sind so häufig, daß sie eine Landplage bilden. Die Bewohner sind zum größten Teile Ansiedler aus Mauritius. Ihre Zahl stieg in den J. 1843—51 von 250 auf 1190 und belief sich 1871 auf 1108. Auf der Nordseite befindet sich ein geräumiger und sicherer Hafen, wo Ostindienfahrer Lebensmittel und Erfrischungen einnehmen. Die Insel wurde 1645 von den Portugiesen entdeckt, kam später an die Holländer, dann an die Franzosen. Die Engländer nahmen sie 1810 den Franzosen ab und behaupteten sie auch im Pariser Frieden von 1814.

Die hodierno (lat.), am heutigen Tage.

Diekirch, Stadt und Hauptort eines *Kantons*, Distrikts und Gerichtsbezirks im Großherzogtum Luxemburg, in reizender Gegend, an dem linken Ufer der Sauer, eines Nebenflusses der Mosel, 28 km nördlich von Luxemburg, zählt (1880) 3254 E., ist Sitz eines Bezirksgerichts und Endstation der Luxemburger Wilhelms- und Prinz Heinrichsbahn, hat ein Progymnasium, eine Rübenzuckerfabrik mit Raffinerie, eine Aktienbierbrauerei und sehr lebhaften Handel. Die Herrschaft D. gehörte früher der mächtigen Familie von Esch an der Sauer; Robert von Esch trat 1221 einen Teil davon an Wallram, den Grafen von Luxemburg, ab; 1266 verkaufte Gottfried von Esch den übrigen Teil an Heinrich von Luxemburg. Johann der Blinde ließ 1330 D. mit Befestigungen umgeben, die jetzt beseitigt sind.

Diel (Aug. Friedr. Adrian), einer der verdienstvollsten Förderer der Obstbaumzucht in Deutschland, geb. 4. Febr. 1756 zu Gladenbach in Oberhessen, widmete sich zu Gießen und Straßburg mediz. Studien und ward 1782 Amtsphysikus zu Gladenbach. Im J. 1790 vertauschte er diese Stellung mit der eines Physikus zu Dietz und Brunnenarztes zu Ems, welche er 1830 niederlegte. Zum nassauischen Geheimrat ernannt, starb er 21. April 1839. D. hat mehrere mediz. und balneologische Schriften (über Bad Ems) veröffentlicht. Sein Hauptverdienst besteht in seinen pomologischen Werken, die meistenteils auch für die Gegenwart noch ihren großen Wert behaupten. Dahin gehören: der «Versuch einer systematischen Beschreibung der in Deutschland gewöhnlichen Kernobstsorten» (21 Bdchn., Frankf. 1799—1819), die «Systematische Beschreibung der in Deutschland vorhandenen Kernobstsorten» (6 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1821—32) und das «Systematische Verzeichnis der vorzüglichsten, in Deutschland vorhandenen Obstsorten» (Frankf. 1818; Fortsetzung 1 u. 2, Lpz. 1829—33). Die von ihm aufgestellte Klassifikation der Obstsorten hat allgemeine Annahme gefunden. Mit Recht hat man D. den pomologischen Linné genannt.

Diele nennt man im allgemeinen jeden aus Brettern gebildeten Fußboden oder im besondern

die hierzu verwendeten Bretter selbst. Für Wohn- und Arbeitsräume benutzt man zur Dielung die 2,5—3,5 cm starken Spündebretter und Mittelbretter von 25—30 cm Breite und 3,5—5 m Länge. Sie werden auf den Dielenlagen resp. Balken befestigt und entweder stumpf zusammengestoßen oder auf Nut und Feder verbunden (gespündet). Bisweilen werden zwei oder drei Bretter zu breitern Tafeln verleimt, um die vielen Fugen gewöhnlicher Dielenfußböden zu vermeiden, und diese wieder unter sich durch Nut und eingeschobene Federn verbunden (Tafeldiele). Im niedersächs. Bauerhause sowie in Norddeutschland bedeutet D. soviel wie Hausflur, Flur oder Tenne.

Dielektrische Körper nennt man, nach Faraday, die Isolatoren (s. d.) in Bezug auf ihr eigentümliches Verhalten bei der elektrischen Verteilung oder elektrischen Influenz (s. Elektricität), wo sie als Zwischenkörper, gleichsam durch sich hindurch, die elektrische Einwirkung eines elektrischen Leiters auf einen entfernten unelektrischen Leiter gestatten. Je nach der materiellen Beschaffenheit des dielektrischen Körpers oder Dielektrikums erfolgt, unter sonst gleichen Umständen, die elektrische Influenz in stärkerm oder schwächerm Maße so, daß Faraday den dielektrischen Körpern ein «spezifisches Verteilungsvermögen» zugeschrieben hat. Das Verhältnis der verschiedenen Ladungsmengen an der Zuleitungsplatte eines elektrischen Kondensators für verschiedene Dielektrika (unter sonst gleichen Umständen) heißt ihre Dielektricitätskonstante. Man nimmt hierbei die Dielektricitätskonstante D trockener Luft als Einheit an, wo sich dann ergibt für Harz D = 1,77, Glas D = 1,90, Hartgummi D = 3,15, Glimmer = 5. Die D für verschiedene Gase sind, unter sonst gleichen Verhältnissen, so äußerst wenig verschieden, daß man sie nahezu alle gleich jener der Luft, mithin = 1 setzen darf. Die Bestimmung der D ist sehr schwierig, und es haben sich damit bisher nur wenige Physiker (Faraday, Siemens, Gibson, Barklay und Bolzmann) beschäftigt. Die theoretischen Ansichten über das Verhalten der dielektrischen Körper bei der elektrischen Influenz lassen sich in zwei Hauptklassen gruppieren. Nach der einen gibt es keine eigentlichen Nichtleiter, sondern letztere sind nur äußerst schlechte Leiter; bei der Influenz erfolgt auch in diesen eine elektrische Verteilung, aber, wegen der schlechten Leitungsfähigkeit, viel langsamer und unvollkommener, derart, daß die extremsten Schlechtleiter bei geringen Spannungsdifferenzen wie vollkommene Nichtleiter (Isolatoren) sich verhalten. Nach der zweiten Anschauung, welche von Faraday ausging und jetzt gewichtige Freunde zählt, verhalten sich bei der elektrischen Influenz die dielektrischen Körper ganz anders als die Leiter; nur innerhalb ihrer Moleküle allein wird eine elektrische Verteilung angenommen, ohne daß die Elektricitäten von diesen sich trennen und, wie bei den Leitern, im ganzen Körper sich in verschiedenen Partien anhäufen können. Bei der Influenz treten dann im Dielektrikum ganz ähnliche, an die Moleküle gebundene elektrisch polare Zustände auf, wie bei der magnetischen Induktion (s. d.); dieser elektrisch polare Molekularzustand heißt «dielektrische Polarisation».

Dielenkopf (mutulus), eine bei der dorischen Bauweise vorkommende Verzierung des untern Teils der Hängeplatte am Hauptgesims.

Dielytra, Pflanzengattung, s. Diclytra.

Dielmann (Jak. Fürchtegott), Genremaler, geb. 1809 in Sachsenhausen bei Frankfurt a. M., besuchte das Städelsche Kunstinstitut und seit 1835 die Akademie in Düsseldorf, wo er ein ihm ganz eigenes Genre verfolgte. Es ist die Welt des häuslichen Stilllebens, der D. sich am liebsten widmet. Im J. 1842 nahm er seinen Aufenthalt wieder in Frankfurt. D.s Technik ist von außerordentlicher Delikatesse und Zierlichkeit, seine Aquarelle haben eine fast miniaturenartige Feinheit. Von seinen vielen Arbeiten, zu denen auch Ansichten und Interieurs gehören, sind besonders zu erwähnen: Die Kinder an der Kirchenpforte, Kirchweihfest, die Schmiede, der Pfarrer und die Kinder und das hess. Landmädchen in der Hausthür mit dem Strickzeug stehend.

Dielmann (Joh.), Bildhauer, geb. zu Frankfurt a. M. 1819, war ein Schüler Schwanthalers in München, wo er anfangs meistenteils dekorative Arbeiten im Dienste der Architektur zu besorgen hatte. Ein monumentales Werk von Bedeutung ist seine Statue Schillers, welche zuerst 1859 beim Feste des Dichters aufgestellt war, dann aber 1864 in Erz gegossen als Schiller-Denkmal für seine Vaterstadt Frankfurt erworben wurde.

Diemat, ein früheres Feldmaß in der hannöv. Landdrostei Aurich (um Emden u. s. w.) von 400 preuß. Quadratruten oder 57600 preuß. Quadratfuß = 56,73833 a oder ziemlich genau $2\frac{1}{6}$ ehemaliger hannöv. Morgen. Außer diesen gewöhnlichen Feld-D. kam ein von demselben abweichendes größeres Moor-Diemat vor, welches = 450 größere Quadratruten (die Längenrute zu 15 preuß. Fuß) oder 101250 preuß. Quadratfuß war, = 99,73535 a = etwas reichlich $3\frac{4}{5}$ ehemalige hannöv. Morgen. Es waren 512 Moor-D. = 900 gewöhnliche D. (S. Demat.)

Dieme, s. Feime.

Diemel, Fluß in Preußen, welcher auf dem 850 m hohen Hohen Pön in Waldeck, hart an der westfäl. Grenze, entspringt, ein ziemlich tiefes Thal in Waldeck, Westfalen und Hessen-Nassau durchströmt und in 95 m Höhe bei Karlshafen links in die Weser mündet. Die D. nimmt rechts oberhalb Warburg die Twiste (in welche die Erpe fließt), bei Liebenau die Warme und bei Trendelburg die Esse auf; links die Hoppcke, welche oberhalb Marsbergs in 773 m Höhe entspringt.

Diemen (Anton van), Generalgouverneur der niederländ. Besitzungen in Ostindien, geb. 1593 in Cuylenburg, wurde 1625 Mitglied des Hohen Rats der Ostindischen Kompagnie, 1632 Generaldirektor und 1636 Generalgouverneur des niederländ. Ostindien. Er sandte 1642 eine Entdeckungsexpedition unter Abel Tasman aus, auf welcher dieser einen Teil des austral. Kontinents und die jetzt Tasmanien (s. d.) genannte Insel entdeckte und beide Vandiemensland nannte. D. starb 1645.

Diemermeer oder Watergraafsmeer, Dorf in der niederländ. Provinz Nordholland, am Zuydersee bei Amsterdam, innerhalb eines der am tiefsten liegenden Polder (5 m unter dem Meeresspiegel) in Holland, Vergnügungsort der Amsterdamer, mit einer Schule für Gartenbau und Blumenzucht und (1880) 1012 E.

Diem perdidi (lat.), d. h. Ich habe einen Tag verloren, nach Sueton («Leben des Titus», Kap. 8) ein Ausspruch des röm. Kaisers Titus, als er eines Abends daran dachte, daß er an jenem Tage noch keinem Menschen etwas Gutes gethan hatte.

Dienende Brüder heißen diejenigen, welche die häuslichen Besorgungen für die Bewohner eines Mönchsklosters verrichten; in Nonnenklöstern wird ihre Stelle durch dienende Schwestern vertreten. Sie stehen den Laienbrüdern gleich. In den geistlichen Ritterorden des Mittelalters bezeichnete man damit besonders die als gemeine Soldaten Kämpfenden. Bei den Freimaurern heißen so diejenigen Mitglieder, welche die Aufwartung verrichten.

Diener (Franz), Tenorist, geb. 19. Febr. 1849 zu Dessau, wurde in der anhaltisch-dessauischen Hofkapelle zum Musiker ausgebildet, nahm dann eine Stelle als erster Geiger bei Bilse in Liegnitz an und trat daselbst 1867 auch zum erstenmal als Konzertsänger auf. Vom Professor Dorn in der Gesangskunst des weitern unterwiesen, machte D. einen theatralischen Versuch auf dem Luisenstädtischen Theater zu Berlin und nahm 1871 in Mainz ein festes Engagement als Bühnensänger an. Während der Saison 1872/73 gehörte er dem kölner Theater an, wirkte zugleich auch erfolgreich bei den Konzerten der Wagner-Society in London mit, kam im nächsten Jahre ans berliner Hoftheater, im darauffolgenden nach Nürnberg, von wo er 1875 nach Köln zurückkehrte, um jedoch schon 1877 Mitglied des hamburger Stadttheaters zu werden. Im J. 1878 folgte er einem Ruf an das Hoftheater zu Dresden, starb aber schon 15. Mai 1879 zu Dessau. Ausgestattet mit den besten Mitteln, im Besitz einer vorzüglich geschulten Stimme, seelenvoll im Vortrag, auch ein tüchtiger Darsteller, war D. ein besonders glücklicher Vertreter Wagnerscher Helden, so des Lohengrin, Tanhäuser, Rienzi, Stolzing.

Diener der heiligen Jungfrau, geistlicher Orden, s. Serviten.

Dienger (Jos.), Mathematiker, geb. 5. Nov. 1818 zu Hausen an der Möhle bei Freiburg i. Br., bildete sich für das Lehrfach aus und ward bereits 1838 an die kath. Kantonsschule Graubündens, die damals in Disentis war, berufen. Nach dreijährigem Aufenthalte daselbst wandte er sich nach Genf. Nachdem er noch Vorlesungen am Polytechnikum zu Karlsruhe besucht, wurde er Lehrer an den höhern Bürgerschulen zu Ladenburg und Sinsheim, 1849 Vorstand der höhern Bürgerschule in Ettenheim und 1850 Professor der Mathematik am Polytechnikum zu Karlsruhe, an welchem er auch als Vorstand der Mathematischen Schule wirkte. Infolge einer Krankheit sah er sich genötigt, Ende 1868 seine Stelle niederzulegen; seit 1879 ist er Direktor der «Allgemeinen Versorgungsanstalt» in Karlsruhe (Lebens- und Rentenversicherung). In weitern Kreisen ist D. durch seine Lehrbücher über einzelne Zweige der Mathematik bekannt geworden. Dahin gehören: «Handbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie» (3. Aufl., Stuttg. 1867), «Die Differential- und Integralrechnung» (3. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1868), «Integration der partiellen Differentialgleichungen» (Stuttg. 1862), «Theorie und Auflösung der höhern Gleichungen» (Stuttg. 1866), «Theorie der elliptischen Integrale und Funktionen» (Stuttg. 1865), «Grundriß der Variationsrechnung» (Braunschw. 1867), «Studien zur analytischen Mechanik» (Stuttg. 1863), «Ausgleichung der Beobachtungsfehler nach der Methode der kleinsten Quadratsumme» (Braunschw. 1857), «Abbildung krummer Oberflächen aufeinander und Anwendung derselben auf höhere Geodäsie» (Braunschw. 1858).

Dienstag, der Name des zweiten Wochentags, ist nicht von dem Worte «Dienst» hergeleitet, sondern durch Einschaltung eines n aus der in Mitteldeutschland noch gegenwärtig üblichen Form Diestag (angelsächs. Tivesdäg, altfries. Tysdei, altnord. Tysdagr) entstanden und bedeutet demgemäß: der dem Kriegs- oder Siegesgott der alten heidnischen Deutschen, dem Zio (altnord. Tyr), geweihte Tag. Ähnlich erklärt sich auch die lat. Benennung: Dies Martis. Unmittelbar an die lautverschobene althochdeutsche Namensform Zio (im Genitiv Ziwes) lehnt sich die noch in oberdeutschen (alamannischen) Mundarten gebräuchliche Form Zistag, Zistig. In Bayern hieß der Kriegsgott Er, weshalb der D. dort noch jetzt auch Erchtag oder Ertag heißt.

Dienstalter ist die von einer Militärperson im Soldatenstande zugebrachte Zeit, die meist nach vollendeten vollen Jahren berechnet wird, wobei diejenigen Jahre, in denen Feldzügen beigewohnt wurde, doppelt, diejenigen, in denen Festungshaft verbüßt wurde, oder die in nicht ganz unverschuldeter Kriegsgefangenschaft zugebracht wurden, gar nicht veranschlagt werden. Nach dem D. wird bei Unteroffizieren und Offizieren meist die Reihe der Beförderung bestimmt, wobei freilich das Avancement besonders Empfohlener außer der Reihe nicht ausgeschlossen ist; innerhalb ein und derselben Charge bestimmt stets das D. die Reihenfolge.

Dienstansprüche sind diejenigen Ansprüche, welche eine Militärperson infolge geleisteter Dienste zu erheben berechtigt ist. Sie sind verschiedenartiger Natur, werden aber hauptsächlich in Bezug auf die Pensionierung geltend gemacht, deren Verhältnisse in den Pensionsgesetzen der verschiedenen Staaten geregelt worden sind. In manchen Heeren gewährt eine bestimmte in einer Charge geleistete Dienstzeit Anspruch auf eine Dienstzulage, ebenso gewährt in den meisten Heeren die Zurücklegung bestimmter Perioden den Anspruch auf Dienstauszeichnungen, d. h. von Dekorationen. Letztere bestehen in verschiedener Form, in Frankreich z. B. für die Unterchargen in Chevrons, in Deutschland in auf der Brust zu tragenden Zeichen. Preußen hat ein Dienstkreuz für 25jährige Dienstzeit von Offizieren, Dienstauszeichnungen in Schnallenform für 9-, 15- und 21jährige Dienstzeit von Mannschaften des aktiven Dienststandes und die Dienstauszeichnung für die Landwehr in zwei Klassen, ein Kreuz für 20jährige Dienstzeit von Offizieren und eine Schnalle für Offiziere und Mannschaften der Landwehr nach erfüllter Dienstpflicht, wenn sie einen Feldzug mitgemacht haben oder wenigstens drei Monate zum aktiven Dienste bei außerordentlicher Veranlassung einberufen waren. Bayern verleiht den Ludwigs-Orden für 50jährige Dienste, Dienstkreuze für 40-, resp. 24jährige Dienstzeit in zwei Klassen, Dienstauszeichnungen und Landwehr-Dienstauszeichnungen analog den preußischen. Sachsen hat sich seit 1874 hierin den preuß. Einrichtungen angeschlossen.

Dienstauszeichnungen, s. unter Dienstansprüche.

Dienstbarkeit, s. Servitut.

Dienstboten, s. Gesinde.

Dienste (in der Architektur), s. unter Säule.

Dienste (persönliche) sind menschliche Arbeitsleistungen, welche als solche die direkte Befriedigung persönlicher Bedürfnisse anderer gewähren

und auf Grund dieses ihres Gebrauchswerts auch nen Tauschwert und dadurch neben den Sachgütern und der auf die Erzeugung und Bewegung an Sachgütern gerichteten menschlichen Arbeitskraft die Bedeutung von tauschwirtschaftlichen Gütern erlangen. Manche persönlichen D. sind auch mit sachlichen Arbeiten verbunden, so namentlich in der Hauswirtschaft. Andere dagegen dienen ausschließlich der immateriellen Produktion und ein Teil, wie namentlich die D. der Staatsbeamten, der Geistlichen, Ärzte u. s. w., bildet eine unentbehrliche Grundlage der Kultur. Der Betrieb der persönlichen D., der höhern wie der niedern, ist, auch abgesehen von den Beamten, im ganzen noch weit mehr der staatlichen Regelung unterworfen als die materielle Güterproduktion. Es hängt dies damit zusammen, daß bei den erstern Person und Person sich unmittelbar gegenüberstehen, daher hier die Gefahr einer persönlichen Schädigung durch den Unberufenen vorliegt, und auch leicht persönliche Reibungen entstehen. Daher wird auch in Staaten mit hoch entwickelter Gewerbefreiheit von denjenigen, welche als Lehrer, Advokaten, Ärzte, Hebammen u. s. w. wirken wollen, ein Befähigungsnachweis verlangt; die Befugnis zu künstlerischen Schaustellungen wird meistens im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit von einer besondern Konzession abhängig gemacht, und noch weitergehenden Beschränkungen unterliegen solche Aufführungen, die ein höheres künstlerisches Interesse gar nicht besitzen. Personen, die auf der öffentlichen Straße ihre D. anbieten, wie Droschkenkutscher und Dienstmänner (s. Dienstmanninstitute), stehen ebendeswegen unter der oft weitgehenden Ordnungsgewalt der Polizei und es können namentlich auch Taxen für sie vorgeschrieben werden. Auch die Verhältnisse der häuslichen Dienstboten, des sog. Gesindes, stehen vielfach noch unter besondern gesetzlichen Vorschriften. Diese «Gesindeordnungen» enthalten in Deutschland hier und da noch Anklänge an die Leibeigenschaft, aus der das Gesindewesen teilweise hervorgegangen ist. Doch hat man auch in durchaus modernen «Dienstbotengesetzen» auf die besonders engen häuslichen Beziehungen, die zwischen der Dienstherrschaft und den Dienstboten bestehen, einige Rücksicht nehmen müssen.

Dienstgratial heißt in Österreich eine Abfindungssumme, welche gewesenen Militärpersonen, vom Feldwebel und Wachtmeister abwärts, die auf Invalidenversorgung Verzicht leisten, bei ihrem Austritt aus dem Militär gewährt wird; die Höhe der Summe richtet sich nach der Waffengattung und nach dem bekleideten Grade.

Dienstkreuz, s. unter Dienstansprüche.

Dienstleute, als Bezeichnung der Gefolgschaft (družina) der ältesten russ. Fürsten, aus welcher sich später die dworäne (d. h. Hofleute), überhaupt der russische Adel entwickelten. Die Gefolgschaft stand zu dem Fürsten in einem Vertragsverhältnis; sie war ihm zum Dienst verpflichtet, er aber mußte die Interessen der Gefolgschaft wahren. Mit dieser Gefolgschaft und dem Kriegerfürsten an ihrer Spitze tritt ein neues, staatenbildendes Element in die russ. Geschichte ein. Der Fürst wurde unabhängig von den unmittelbaren (Handels-)Interessen der Landschaft, in der er saß. Je mächtiger seine Gefolgschaft war, um so mehr konnte er der Landschaft seine Interessen aufzwingen. Berufen als Friedensbewahrer zum Schutz gegen feindliche Nachbarn und Räuber, verwandelt er sich allmählich in einen Herrn, der darauf ausgeht, sein Gebiet durch Eroberungen zu vergrößern. Der Unterhalt (korm), der ihm ursprünglich geliefert wurde oder den er einsammelte, verwandelt sich in eine Abgabe (danj), die er beitreibt. In der ersten Zeit der Teilfürstentümer, solange das Hauptstreben der Fürsten darauf gerichtet war, ein möglichst großes und reiches Fürstentum (wolost), vor allem Kiew und die großfürstl. Würde zu erlangen, führt die Gefolgschaft mit dem Fürsten ein warägisches Kriegerleben und zieht mit ihm aus einem Fürstentum in das andere; in Beziehung auf ihren Unterhalt ist sie auf die Abgaben gewiesen.

Seit dem 13. Jahrh., wo die Fürsten, zuerst im Norden, ansässig werden, verliert die Gefolgschaft ihren bisherigen Charakter. Sie wird gleichfalls ansässig. Die fürstl. Mannen verschmelzen mit den Großgrundbesitzern und Großhändlern, welche in den Landschaften die Macht in den Händen haben. An Stelle der Gefolgschaft tritt der Hof (dwor), an Stelle der Mannen (muži) die Hofleute (dworäne). Die vornehmen Hofbeamten werden des Fürsten nächste Ratgeber: der dworski, später dworezki (Hausmeier), der konjuszi (Marschall), der stolnik (Truchseß), der peczatnik (Siegelbewahrer) u. a. Zum Teil werden sie aus den Bojaren (s. d.) gewählt, wo nicht, so stehen sie ihnen fast gleich. Der Dienst wird eine Pflicht des Grundbesitzers. Die Glieder der Gefolgschaft (družinniki) haben sich in Unterthanen verwandelt, wenn auch die Bojaren noch längere Zeit ihre Freizügigkeit sich zu erhalten bestrebt sind. Die D. (sluzilyje ljudi) zerfallen in Klassen, welche ihre Ausbildung im moskauischen Großfürstentum erhalten. Hier entwickelt sich auch das Dienstgüter-System. Wer auf seinem Erb- und Eigentum (otczina oder wotczina, von otez, d. h. Vater) saß, war dem Großfürsten zu Dienst verpflichtet, der Großfürst verlieh Leuten, die ihm dienen wollten, Land (Dienstgut, pomĕstje), von dem sie den Dienst zu leisten hatten. Je mehr Teilfürstentümer eingezogen wurden, über desto mehr Land verfügte der Großfürst, sodaß die Zahl der Dienstgüter bald die der Erbgüter überstieg.

Im moskauischen Zarentum (16. Jahrh.) finden sich folgende Klassen der D.: 1) Die Bojaren. 2) Die Okólniczije (abgeleitet von okolo, in der Nähe), eine Klasse, die sich aus einem Hofamt entwickelt hat; sie sind Mitglieder des Bojarenrats. 3) Dumnyje dworäne, eine Klasse, die von Iwan IV. errichtet ward, um neue Elemente in den Bojarenrat einzuführen. 4) Keine eigentliche Klasse bilden, aber thatsächlich eine Stellung über der nächstfolgenden Klasse nehmen ein: die Sekretäre des Bojarenrats (dumnyje djaki) und die Sekretäre (djaki) der moskauischen Behörden (prikasy), ferner die höhern Hofbeamten, soweit sie nicht aus den Bojaren und Okólniczije gewählt waren. Es sind folgende: dworezki, konjuszi, krawczi (Schenk), peczatnik (Siegelbewahrer), kasnaczei (Schatzmeister), oružniczi (Waffenträger), jasselniczi (Stallmeister), ssokolniczi (Falkenier), lowczi (Jägermeister), postelniczi (Kammerherr), zarizyn dworezki (Haushofmeister der Zarin), sträpczi s kljuczom (Hofmeister). Die beiden ersten Ämter galten als so bedeutend und solche Macht verleihend, daß sie in späterer Zeit gar nicht mehr besetzt wurden, die Titel wurden einzelnen Bojaren als

Auszeichnung verliehen und die Ämter durch andere Beamte verwaltet. 5) Stolniki, ursprünglich ein Hofamt. Abkömmlinge vornehmer Familien treten mit dieser Klasse in den Dienst, während die Abkömmlinge niederer Dienstklassen es höchstens bis zu dieser Klasse brachten. 6) Moskowskije dworäne, die alten eingesessenen moskauischen D. 7) Sträpczije, niedere Hofbeamte. 8) Gorodowyje dworäne, Provinzial-D., d. h. Dienstleute der frühern Teilfürstentümer. 9) Deti bojarskije, Bojarenknappen. (S. unter Bojar.)

Die Mitglieder der drei obersten Dienstklassen bildeten den Rat des Zaren und seine unmittelbare Umgebung, sie hatten sich täglich bei Hofe einzufinden und verbrachten den größten Teil des Tags daselbst, indem sie am Gottesdienst des Zaren und der Erledigung der Staatsgeschäfte teilnahmen. Aus diesen drei Klassen wurden die wichtigsten Hof- und Staatsämter besetzt, die Mitglieder derselben wurden zu Chefs der moskauischen Behörden (prikas), zu Statthaltern, später Wojwoden in den großen Provinzen ernannt, endlich zu Heerführern. Die vierte Klasse bildeten die eigentlichen Hofbeamten und Bureaukraten. Die fünfte und sechste Klasse gehören zu den mittlern Klassen; aus ihnen wurden Verwaltungsbeamte, Statthalter resp. Wojwoden und Anführer von Truppenteilen (etwa Regimentern entsprechend) gewählt. Die siebente, achte und neunte Klasse gehören zu den niedern D. Die D. wurden also zur Besetzung der verschiedensten Ämter gebraucht, doch waren die niedern Klassen der dworäne und besonders der deti bojarskije so zahlreich, daß nur die Minderzahl hierbei Verwendung fand. Sämtliche Dienstklassen waren zum Kriegsdienst verpflichtet und leisteten denselben von ihren Gütern, sie selbst mit einer der Größe des Gutes entsprechenden Anzahl Bauern, bewaffnet und mit Fourage und Pferden versehen. Wer kein Erbgut oder ein zu kleines besaß, hatte Anspruch auf ein Dienstgut in einem nach der Klasse verschiedenen Landmaß. Nach Feldzügen oder einer Reihe von Dienstjahren erhielten die D. ein gewisses Landmaß zu ihren Gütern zugeteilt. Wer nicht selbst den Dienst leisten konnte, hatte einen Stellvertreter zu stellen (datocznyje ljudi), ebenso die Geistlichkeit von ihren Gütern. In der ältern Zeit hatten sämtliche Bischöfe ihre D., unter deren Anführung ihre Leute den Fürsten und Großfürsten Heeresfolge leisteten und welche ihre Güter verwalteten. Besonders groß und bedeutend war der Hof des Bischofs, später Erzbischofs von Nowgorod. In späterer Zeit hatte nur der Patriarch noch seine eigenen D., sogar seine Bojaren.

Da die D. sich selbst unterhalten mußten, so konnten die Feldzüge meist nur kurz sein, dauerten dieselben länger, so wurde das Heer vom Zaren unterhalten. In der frühern Zeit bildeten die D. mit ihren Bauern das Heer. Seit dem 16. Jahrh. kamen stehende Truppen, Strelitzen (s. d.), Artilleristen (puszkasi) und angeworbene fremde Söldner auf. Peter d. Gr. organisierte das Heer nach europ. Muster. Er machte die auf dem Lande (den Dienst- und Erbgütern) liegende Dienstpflicht zu einer persönlichen. Alle Dienstklassen vereinigte er zu einem Stande, dem Adel, zuerst szlächetstwo, dann dworänstwo genannt. Jeder Edelmann war persönlich zu lebenslänglichem Militärdienst verpflichtet, ganz unabhängig von seinem Grundbesitz. Den Unterhalt übernahm der Staat. Zugleich sollte der Adel die örtliche Verwaltung führen, doch sollte der Civildienst vom Militärdienst nicht befreien; so absorbierte der Kriegsdienst fast alle Kräfte. Der Adel sollte erblich sein, aber durch den Militär- und Civildienst auch erworben werden können. Die Civil- und Militärämter wurden in 16 Klassen (czin, d. i. Rangtafel) geteilt.

Erst unter der Kaiserin Elisabeth wurde der Tschin von den Ämtern getrennt und in einen Titel verwandelt. Nachdem die Kaiserin Anna die lebenslängliche Dienstpflicht der Edelleute auf 25 Jahre beschränkt hatte, hob Peter III. die zwangsweise Dienstpflicht auf. Dem Adel wurde der Eintritt in den Dienst als ein Recht freigestellt. Die Kaiserin Katharina II. führte 1775 eine geordnete Verwaltung der Provinzen (die sog. Statthalterschaftsverfassung, uczreshdenije o gubernijach) ein und übertrug die Handhabung der Justiz und Polizei in den Landschaften dem Adel und in den Städten den Bürgern und den von ihnen zu wählenden Organen. Im J. 1785 erließ sie den Adelsbrief (shalowannaja dworänstwu gramota), welcher dem einzelnen Freiheit von der Körperstrafe, freie Wahl des Dienstes, das Recht, nur von seinesgleichen gerichtet zu werden, das Recht, ins Ausland zu reisen und in fremden Staats- und Militärdienst zu treten, zusicherte und dem Adel einer jeden Provinz (Gouvernement genannt) Korporationsrechte verlieh. Die Vertreter derselben, die Gouvernements- und Kreis-Adelsmarschälle, hatten die Rechte der Staatsbeamten.

Die auf breitester Grundlage geplante und angebahnte Selbstverwaltung schlug nicht Wurzel. Die Wohlhabenden und Gebildeten zogen es vor, sich um die einflußreichen Stellen am Hofe und bei der Centralverwaltung zu bemühen, und überließen die Richter- und Landpolizeiposten den kleinen Leuten, welche sich von denselben nähren wollten, sodaß die Wahlbeamten bald ebenso durch Bestechlichkeit berüchtigt waren wie die Beamten der Krone. Dazu kam, daß die Vornehmen an der Spitze des Staates, ferner die Günstlinge der Kaiserin, ja selbst die zur Durchführung der neuen Organisation ernannten Statthalter oder Generalgouverneure ihren Einfluß und ihre Willkür nicht beschränken lassen wollten und bei der Einführung der Organisation sie derart abzuschwächen wußten, daß jene gewahrt blieben. Immerhin waren Justiz und Polizei in der Hand des Adels und derselbe der bedeutendste Stand, der einzige, welcher eine gewisse Bedeutung im Staate hatte. Diese Bedeutung beruhte darauf, daß die Hälfte aller Bauern seine Leibeigenen waren, die völlig von seinem Ermessen abhingen, die seine Unterthanen waren. Das Recht, Leibeigene zu besitzen, war am Ende des 18. Jahrh. ein ausschließliches Recht des Adels geworden. Den Kriegsdienst betrachtete er als eine Art Vorschule, welche ihm den Zutritt zu den höhern Ämtern öffnete.

Während Katharina II. auf J. J. Sivers Anregung den Schwerpunkt der Verwaltung in die Provinzen hatte legen wollen, was dann freilich durch Willkür aller Art gehindert und illusorisch gemacht wurde, so zeigte sich seit Gründung und Organisation der Ministerien unter Alexander I. ein entgegengesetztes Bestreben: in die Ministerien war nicht bloß der Schwerpunkt der Verwaltung gelegt, sie zogen allmählich die Entscheidung auch

fragen an sich. Die Selbstverwaltung
and des Adels verlor auch die geringe
g, die sie noch gehabt hatte. Gegen Ende
rung des Kaisers Nikolaus wurden die
el gewählten Kreispolizeichefs (semski
k) durch Regierungsbeamte ersetzt. Durch
ebung der Leibeigenschaft (1861) verlor der
materielle Grundlage seiner Bedeutung,
Unterthanen; durch die Art und Weise
führung wurde er auch ökonomisch schwer
, ja in einzelnen Gegenden geradezu
Dabei sind die dem Adel auferlegten
Opfer wesentlich nutzlos gebracht worden.
s Gesetz über die Landschaftsinstitutionen
a uczreždenija) wurden die Angelegen-
r Selbstverwaltung in den Kreisen und
ments dem Adel entzogen, wenn auch sei-
etern, den Adelsmarschällen, der Vorsitz in
chaftsversammlungen vorbehalten wurde.
die Gerichtsordnungen (ssudebnyje
vom 20. Nov. 1864 wurde dem Adel die
Richter entzogen. Jetzt wählt der Adel
n Versammlungen, abgesehen von den
ments- und Kreis-Adelsmarschällen
itel dworänstwa), nur noch einen Beisitzer
spolizeibehörde, den Ehrenkurator des
ementsgymnasiums, die Mitglieder der
Vormundschaftsverwaltung (dworänskaja
deren Vorsitzer der Kreismarschall ist. Die
rschälle sind ipso jure Mitglieder einer
omitees, denen Angelegenheiten der ört-
elbstverwaltung übertragen sind, z. B. der
e, Gefängniskomitees u. a. Der peters-
del wählt neben der petersburger Kauf-
ft eine Anzahl Glieder in den Rat der
itanstalten (ssowet gossudarstwennych
ch ustanowleni), der unter dem Vorsitz
identen des Reichsrats steht, aber ohne
liche Bedeutung ist, da die Verwaltung
Kreditanstalten thatsächlich in der Hand
nzministers liegt und der Rat dessen Bericht
unehmen, aber nicht zu kritisieren hat.
nzig wichtige Recht, welches den Adels-
nnen, abgesehen von dem Einfluß, den sie
och durch ihre Vertreter, die Adelsmar-
uszüben, geblieben ist, ist das Recht, durch
teingaben sich direkt und mit Umgehung
terien an die kaiserl. Majestät zu wenden,
, das den neuen Organen der Selbstver-
nicht verliehen und in einem absoluten
m nicht zu unterschätzender Bedeutung ist,
r selten ausgeübt werden kann und von der
atie dem Adel möglichst verkümmert wird.

mannininstitute nennt man Einrichtun-
che den Zweck verfolgen, dem Publikum
d Arbeitsleute zur Besorgung von Boten-
Transport kleinerer Lasten u. s. w. gegen
einem bestimmten, von der Ortspolizei-
genehmigten Tarif festgesetzte Geldent-
g zur Verfügung zu stellen. Die Berech-
r polizeilichen Taxen beruht in Deutsch-
§. 76 der Gewerbeordnung. In den
Städten fand man auch früher schon Leute,
n Straßen bereit standen, um dergleichen
u verrichten, so unter andern die sog.
r zu Berlin. Die Aufgabe der D. ist,
sen Dienst organisieren, daß sie zuverläs-
t dazu heranziehen, Garantie für ihre Zu-
eit dem Publikum gegenüber leisten, durch
eine saubere gleichmäßige Kleidung die Dienstmänner kenntlich machen. Neben den D. haben sich auch einzelne selbständige Dienstmänner diesem Geschäfte gewidmet. Am besten sind wenige große Institute mit Gesamtbürgschaft, die sich das Vertrauen durch gute Haltung erwerben, derart, daß man auf ihre Kleidung und Abzeichen hin unbedenklich die Dienste jedem einzelnen anvertraut. Diese Institute brauchen nicht notwendig die Unternehmung eines Kapitalisten zu sein; sie können ebenso gut Genossenschaften durch die Vereinigung einer größern Anzahl tüchtiger Dienstmänner bilden. Für jede übernommene Bestellung übergibt der Dienstmann dem Besteller eine Marke des Instituts, die auf den Betrag des für die Bestellung empfangenen Lohns und auf die Höhe der Garantie lautet und so zugleich als Kontrolle für die D. und als Garantieschein für den Auftraggeber dient.

Dienstpferd, jedes dem Staate gehörige, im Dienste der Truppen befindliche Pferd, vorzugsweise das dem eigentlichen Truppendienste angehörige, aber auch das einem Offizier oder Beamten zu seiner speziellen Benutzung gelieferte Pferd.

Dienstreglement, die Zusammenstellung derjenigen Vorschriften, nach denen in einer Armee die dienstlichen Verrichtungen jeglicher Art ausgeführt werden sollen. Die meisten Armeen besitzen dergleichen D. und zum Teil sehr eingehende und ausführliche, die deutsche Armee besitzt ein solches nicht. Zwar bestehen in Deutschland für einzelne Dienstzweige Reglements oder Instruktionen, der Mangel eines allgemeinen D. macht sich aber weniger fühlbar, da das Herkommen, die geschichtliche Entwickelung, die stete Überwachung durch die Vorgesetzten, sowie der Ideenaustausch die notwendige Übereinstimmung in der Ausführung des Dienstes gewährleisten.

Dienstverpflichtung, die Pflicht jedes körperlich tauglichen Staatsbürgers, während einer bestimmten Zeitperiode der bewaffneten Macht seines Vaterlandes anzugehören; diese Pflicht muß nach den meisten modernen Heerverfassungen persönlich abgeleistet werden, da dieselben hierbei die früher gestattete Stellvertretung ausschließen. Die Gesamtleistung der D. wird teils im aktiven Heere, teils in der Reserve, teils in der Landwehr (Territorialarmee) zugebracht und ist in den verschiedenen Staaten sowohl die Gesamtdienstzeit als auch die Dienstzeit in den einzelnen genannten Hauptheeresteilen eine verschiedene. (S. Freiwillige.)

Dienstzeit, im weitern Sinne die Dauer der Gesamtverpflichtung eines Staatsbürgers zum Heeresdienst, im engern Sinne die Dauer seiner Anwesenheit bei den aktiven Teilen der bewaffneten Macht. Letztere, auch Präsenzzeit genannt, ist in den einzelnen Staaten verschieden. Im allgemeinen wird angenommen, daß Fußtruppen drei bis vier Jahre, berittene Truppen vier bis fünf Jahre präsent sein müssen, wenn sie eine kriegsmäßige Ausbildung, wie sie die heutige Kampfweise erfordert, erhalten und nicht nur im Exerzieren mechanisch gedrillt, sondern für den Krieg erzogen werden sollen. (Vgl. die Artikel Staatsdienst und Deutsches Heerwesen, S. 114.)

Dienstzulage, s. unter Dienstansprüche.

Dienstzwang, s. Bauernzwang.

Dienten, Dorf im Salzburger Pinzgau, zum Gerichtsbezirke Taxenbach der Bezirkshauptmannschaft Zell am See gehörig, im obern Teile des an

landschaftlichen Reizen sehr reichen, aber wenig besuchten Dientner Thals, das von der Übergossenen Alpe oder Ewiger Schnee (im Hochkönig 2938 m hoch) in südl. Richtung, teils zwischen steil abstürzenden Felsen zur Salza zieht und oberhalb Lend in dieselbe mündet. Das Dorf zählt (1880) ohne die auf den Thalhängen zerstreuten Häuser 118, mit denselben 443 E. Einst war es der Mittelpunkt der Eisenproduktion im Lande; das ganze Thal entlang trifft man noch die verlassenen Gruben, aus denen einst auch die Erwerbsquelle für die bedürftigen Bergbewohner floß. In der neuesten Zeit wurden einzelne Baue wieder eröffnet.

Diepenbeck (Abraham van), auch Dieppenbeek, Diepenbeke geschrieben, ausgezeichneter niederländ. Maler, Schüler von Rubens, wurde um 1607 zu Herzogenbusch geboren und widmete sich anfänglich ausschließlich der Glasmalerei. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiete sind die Fenster der Kirche der Minimen zu Antwerpen, welche etwa 40 Bilder aus dem Leben des heil. Franciscus von Paula enthielten, die sich gegenwärtig aber in England befinden. Ferner sind als D.s Werk zu nennen die Glasmalereien der dortigen Frauenkirche (1635), der Dominikaner u. s. w. Das häufige Springen der Glastafeln, das er nicht zu überwinden wußte, verleidete ihm die Beschäftigung mit der Glasmalerei und führte ihn der Schule von Rubens zu, dessen spätere Weise er in der Ölmalerei mit besonderm Geschick im Helldunkel wiederzugeben lernte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Italien erwählte ihn 1641 die Akademie zu Antwerpen zu ihrem Vorsteher. D. malte auch sehr viel auf Tapeten und Zimmergetäfel. Zuletzt zeichnete er fast nur, und zwar so, daß er die Umrisse mit der Feder zog, sie leicht übertuschte, den Schatten mit der Feder und weiße Erhöhungen mit dem Pinsel hineintrug. Nach diesen Zeichnungen wurde auch gestochen. Als bedeutendstes Kupferwerk, nach ihnen gefertigt, erschienen 1655 zu Paris «Tableaux du Temple des Muses». Die darin enthaltenen, zum Teil auch von D. gemalten Bilder waren aus dem Kabinett Favernau genommen. Der Abbé Marolles lieferte hierzu den Text, die vorzüglichsten Stecher der Zeit die Kupfer, deren das Werk 59 enthielt. Diese Originalausgabe ist nicht mit der 1735 in Amsterdam in 60 Blättern erschienenen, etwas veränderten Ausgabe von B. Picart zu verwechseln. Von seinen Ölgemälden sind anzuführen: die Kopie der Rubensschen Kreuzabnahme in der Castorkirche zu Koblenz, eine Madonna mit dem Kinde und der Elisabeth, sowie eine Clölia mit ihren Gefährtinnen über die Tiber setzend, letztere beide im berliner Museum, Abraham mit den Engeln in der münchener Pinakothek. D. starb in Antwerpen 1675 (nach Waagen schon 1657).

Diepenbrock (Melchior, Freiherr von), Fürstbischof von Breslau, geb. 6. Jan. 1798 zu Bocholt in Westfalen, trat 1814 in das von seinem Vater errichtete Landwehrbataillon und focht die deutschen Freiheitskämpfe mit. Nach dem Frieden von 1815 lebte er eine Zeit lang im elterlichen Hause und lernte hier den nachmaligen Bischof Sailer, einen Freund seines Vaters, kennen. Er folgte diesem 1818 auf die Universität Landshut, wo er zunächst kameralistischen Studien oblag, sich aber bald der Theologie zuwandte. Bei Sailers Eintritt in das Domkapitel zu Regensburg begleitete er ihn dorthin und empfing hier 27. Dez. 1823 die Priesterweihe. Als jener Bischof zu Regensburg geworden, wirkte D. erst als bischöfl. Sekretär, seit 25. Febr. 1830 als Domkapitular, in seltener Harmonie der Gesinnung mit Sailer, und verwaltete, seit 11. Febr. 1835 Domdechant, unter des letztern Nachfolger mit vieler Umsicht das regensburger Generalvikariat. Die 15. Jan. 1845 auf ihn gefallene Wahl zum Fürstbischof zu Breslau erhielt durch päpstl. Breve vom 21. April die Bestätigung, worauf D. 27. Juni 1845 inthronisiert wurde. Ein Breve vom 24. Okt. 1849 ernannte ihn zum provisorischen apostolischen Delegaten für die königl. preuß. Armeen, und im geheimen Konsistorium vom 30. Sept. 1850 wurde er von Pius IX. zur Kardinalswürde erhoben. Doch starb er bereits 20. Jan. 1853 auf dem Schlosse Johannesberg bei Jauernig in Österreichisch-Schlesien. Der Hirtenbrief, welchen er bei dem Antritte seines bischöfl. Amtes erließ, wurde in vielen Auflagen verbreitet und in mehrere Sprachen übersetzt. Außer von seinem Wirken als Kirchenfürst, das infolge der deutschkath. Bewegung einerseits, der Umgestaltung der Verhältnisse zwischen Kirche und Staat in Preußen andererseits mit vielfachen Schwierigkeiten und Verwickelungen verbunden war, hat sich D. in mehrern Schriften, wie «Geistlicher Blumenstrauß» (Regensb. 1826; 4. Aufl. 1862), und den Übertragungen mehrerer Werke des vläm. Dichters Hendrik Conscience («Vläm. Stillleben», 3. Aufl., Regensb. 1849) als Kenner und Freund der neuern Sprachen und Litteraturen bethätigt. Von seinen sonstigen Arbeiten verdient noch die über «Heinrich Susos, genannt Amandus, Leben und Schriften» (2. Aufl., Regensb. 1837) besondere Erwähnung. Seine Predigten nehmen in der kath. homiletischen Litteratur eine vorzügliche Stelle ein. Biographien D.s schrieben sein Amtsnachfolger Fürstbischof Förster (Bresl. 1859; 3. Aufl., Regensb. 1878) und Reinkens (Lpz. 1881).

Diepholz, ursprünglich eine Grafschaft, jetzt ein Kreis von 1506 qkm, im Landdrosteibezirk Hannover der preuß. Provinz Hannover, besteht großenteils aus Moor-, Torf- und Heidestrecken, ausgenommen das in 56 m Höhe gelegene Amt Freudenberg, und hat nur hier und da Hanf-, Flachs-, Kartoffel- und Getreidefelder und in der Gegend des Sees fette Weiden. Die 52288 E. treiben, außer Vieh- besonders Gänsezucht, Ackerbau, namentlich aber starken Flachsbau, und beschäftigen sich hauptsächlich mit Leinweberei. Viele der ärmern Bewohner verdienten früher während des Sommers in Holland durch Torfstechen, Moorgraben und Heumachen ihren Unterhalt, was man das «Hollandsgehen» nannte. Nach dem Aussterben der Grafen von D., deren Residenz seit 1356 D. war, kam das Ländchen 1585 an die Cellische, 1679 an die Kalenbergische Linie des braunschw.-lüneburg. Hauses und, nachdem es 1806—10 einen Teil des westfäl. Depart. Aller, dann des franz. Depart. Wesermündungen und Oberems gebildet, 1814 an Hannover. Nur die Amtsvogtei Auburg gehörte seit 1585 zu Hessen-Kassel, wurde aber 1816 zurückgegeben.

Der Marktflecken Diepholz an der Hunte und an der Linie Wanne-Bremen der Preußischen Staatsbahn, 52 km im NNO. von Osnabrück, von weitläufigen Mooren umgeben, ist Kreisort, Sitz eines Kreisamts und eines Amtsgerichts, hat ein altes Schloß und zählt (1880) 2799 E., welche Fabrikation von Cigarren, landwirtschaftlichen Maschinen

und Sensen, Gerberei, Schweinezucht und Flachsbau treiben. Nur 3,7 km im NO. von D. liegt das Pfarrdorf Mariendrebber mit einer das Erbbegräbnis der Grafen von D. enthaltenden Kirche.

Dieppe, fester Seehafen vierter Klasse und Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Nieder-Seine (Normandie), 55 km nördlich von Rouen, 168 km von Paris, in 51 m Höhe, an der franz. Westbahn, zwischen den weißen Klippen zweier Kreiderücken, im Hintergrunde einer Bucht des Kanals gelegen, in welche das Flüßchen Arques mündet, ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer, hat eine Hydrographische Schule und eine Schule für Spitzenmanufaktur und zählt (1876) 19471, als Gemeinde 20333 E., welche Stockfisch- und andern Fischfang betreiben, schöne Elfenbeinwaren verfertigen, Schiffbau, Spitzen- und Uhrmanufakturen, Böttchereien, Tau-, Anker-, Tabaks- und andere Fabriken, sowie ansehnliche Handelsgeschäfte mit Fischen, Austern, Ölsaat, Holz, Mehl, Wein u. s. w. unterhalten. Die Stadt steht durch regelmäßige Dampfschiffahrt in Verkehr mit England (Newhaven und Grimsby), dessen Küste ein scharfes Auge von dem höchsten Punkte der Stadt erblicken kann. Ausgezeichnet ist D. durch seine reichen Austernparks, in denen jährlich über 100000 Ctr. Austern gemästet werden, besonders aber durch die seit 1822 in Aufnahme gekommenen Seebäder, deren Wirksamkeit, verbunden mit vortrefflichen Einrichtungen und geschmackvollen Gartenanlagen, alljährlich eine große Menge bade- und vergnügungslustiger Fremder namentlich aus England herbeizieht. Die Stadt besitzt viele Springbrunnen, mehrere öffentliche Plätze, deren größter seit 1844 mit dem bronzenen Standbilde des Admirals Duquesne geziert ist, fünf Kirchen, wobei eine protestantische und eine englisch-bischöfliche, zwei Hospitäler, eine Börse, schöne Quais und Promenaden und im Rathause Bibliothek und Museum, Collége, Bibliothek von 15000 Bänden, und Theater. Die sehenswertesten Gebäude sind die Kirche St.-Remy mit einer reichverzierten Marienkapelle; die sehr große Kirche St.-Jacques in altgot. Stil aus dem 13. bis 16. Jahrh., mit einem 47 m hohen Turme, einem bemerkenswerten Portal aus dem 14. Jahrh. und einer ausgezeichneten Aussicht von der Plattform. Das 1433 erbaute altertümliche feste Schloß mit vier Türmen und Bastionen, jetzt Kaserne, beherrscht, malerisch auf hohem Felsufer sich erhebend, die Stadt, das Thal und das Meer. Der vortreffliche Hafen, der sicherste und tiefste am Canal la Manche, von zwei schönen Dämmen und ummauerten Quais umschlossen, mit zwei schwimmenden Bassins, durch ein festes Schloß und eine Citadelle gedeckt, ist für Kauffahrer von 1200 t brauchbar. Derselbe kann 200 Schiffe von 60—600 t und ebenso viele Schifferboote aufnehmen. Im J. 1877 liefen ein: 1451 Schiffe von 391279 t, und aus: 986 Schiffe von 214539 t. Westlich dem alten Schlosse gegenüber und mit der Stadt durch eine Brücke über das Flüßchen Arques verbunden, liegt die Fischervorstadt Le Pollet, unansehnlich durch ihre größtenteils aus Feuerstein zusammengesetzten Häuserchen, aber interessant durch die Eigentümlichkeit ihrer Bewohner, welche sich in Sprache, Tracht und Sitten wesentlich von dem übrigen Volk der Landschaft Caux (Ober-Normandie) unterscheiden und vielleicht Abkömmlinge jener Sachsen sind, welche sich zur Zeit der Merovinger vielfach an der franz. Küste ansiedelten, angeblich aber venet. Ursprungs sind.

D. tritt in der Geschichte erst 1195 auf, wo Philipp August es zerstörte, und war seit der Mitte des 14. Jahrh., anfangs unter engl., seit 1433 unter franz. Hoheit, als See- und Handelsplatz berühmt und mächtig. Vor der Entstehung von



Topographische Lage von Dieppe.

Havre das bedeutendste franz. Seehandels-Entrepôt am Kanal, erreichte es seine höchste Blüte unter Franz I. Im J. 1364 fuhren seine Schiffe bis Guinea, wo lange das Etablissement Klein-Dieppe bestand. In den Hugenottenkriegen diente D. den Protestanten zum Bollwerk. Die Blüte D.s sank mit Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) und wurde 17. Juli 1694 durch das Bombardement der Engländer und Holländer, deren Flotte 1690 auf der Höhe von D. durch Tourville geschlagen worden war, völlig vernichtet. Zwar ward die Stadt nach dem Frieden von Ryswijk auf königl. Befehl wieder aufgebaut; aber den hohen Unternehmungsgeist ihrer Bürger, welcher mit den Hugenotten ausgewandert war, konnte man nicht wieder hervorrufen. Im Deutsch-Französischen Kriege war D. die erste Seestadt, welche (9. Dez. 1870) von deutschen Truppen der Ersten Armee besetzt wurde. Es behielt eine deutsche Besatzung, bis es nach Zahlung eines Teils der Kriegskontribution vertragsmäßig im Juli 1871 geräumt wurde. Vgl. Asseline, «Les antiquités et chroniques de la ville de D.» (herausg. von Hardy, Guérillon und Sauvage, 2 Bde., Dieppe 1874).

Dieppenbeek (Abraham van), niederländ. Maler, s. Diepenbeck.

Diepraam (Abraham), Maler der holländ. Schule im 17. Jahrh.; sein Geburts- und Todesdatum ist nicht bekannt. Er war anfangs Glasmaler und als solcher in der Werkstätte des Stoop beschäftigt, dann trat er zu dem Genremaler H. Zorg über. Einige behaupten auch, daß er Brouwers Schüler gewesen sei. Jedenfalls hatte die Richtung des letztern großen Einfluß auf seine Malweise; außerdem bildete er sich auch nach Teniers. Er erscheint 1648 in die Malerinnung in Dordrecht aufgenommen, war um 1670 daselbst noch thätig und soll infolge von Ausschweifungen nach 1676 im Spital von Rotterdam gestorben sein. Die Liechtenstein-Galerie in Wien hat von ihm: Bauern im Wirtshaus, einem Zeitungsleser zuhörend.

Dierdorf, Flecken in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied, 21 km im NW. von Neuwied, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1455 E., welche Gerberei und Hopfenbau treiben. D. war 1692—1824 Residenz der Grafen von Wied-Runkel.

Diergardt (Friedr., Freiherr von), deutscher Industrieller, geb. 25. März 1795 in Mörs, gründete 1813 mit seinem Schwager Th. Küntzeler zu St. Tönis bei Krefeld eine Fabrik für Samt und Samtband, welche 1816 nach Viersen verlegt wurde. Nach dem Tode seines Schwagers leitete D. das Geschäft allein und brachte es auf eine solche Höhe, daß es 1863 gegen 3200 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigte. Daneben erwarb sich D. um die kommerzielle Entwickelung der preuß. Rheinprovinz die größten Verdienste, namentlich auch um den Ausbau des Eisenbahnnetzes dieser Gegend. D. war 1847 Mitglied des Vereinigten preuß. Landtags, später des preuß. Abgeordnetenhauses, seit 1860 lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses. Nachdem er 1860 in den erblichen Freiherrenstand erhoben worden, starb er 3. Mai 1869.

Dieringer (Franz Xaver), kath. Theolog, geb. 22. Aug. 1811 zu Rangendingen im ehemaligen Fürstentum Hohenzollern-Hechingen, erhielt seine Gymnasialbildung in Sigmaringen und Konstanz und machte seine theol. Studien in Tübingen. Im J. 1835 in Freiburg i. Br. zum Priester geweiht, wurde er an dem dortigen Seminar als Lehrer der geistlichen Beredsamkeit und Bibliothekar angestellt, ging aber 1840 als Professor der dogmatischen Theologie an das bischöfl. Seminar zu Speier, 1843 an die Universität zu Bonn, wo auf seine Veranlassung ein akademischer Gottesdienst sowie ein homiletisch-katechetisches Seminar für Katholiken eingerichtet und D. selbst zum Direktor des letztern und zum Universitätsprediger ernannt wurde. Später wurde er auch geistlicher Rat des Erzbischofs von Köln und Domkapitular. Seine litterarische Thätigkeit begann er zu Freiburg mit Abhandlungen in die tübinger «Theol. Quartalschrift» und dann im «Katholik», den er später, zuerst mit dem Bischof Weis gemeinschaftlich, dann eine Zeit lang allein redigierte. In Bonn gründete und leitete er die «Kath. Monatsschrift für Wissenschaft und Kunst», die nur einige Jahre bestand. Seine Hauptwerke sind: «System der göttlichen Thaten des Christentums» (2 Bde., Mainz 1841; 2. Aufl. 1857), das «Lehrbuch der kath. Dogmatik» (Mainz 1847; 5. Aufl. 1865) und «Das Epistelbuch der kath. Kirche theologisch erklärt» (3 Bde., Mainz 1863); ferner «Kanzelvorträge an gebildete Katholiken» (2 Bde., Mainz 1844), «Der heil. Borromäus und die Kirchenverbesserung seiner Zeit» (Köln 1846) und «Laienkatechismus» (Mainz 1865; 2. Aufl. 1868). Nach dem Vatikanischen Konzil zog sich D., unzufrieden mit der päpstl. Politik, auf die Pfarrei Veringendorf in Hohenzollern zurück, wo er 8. Sept. 1876 starb.

Diersburg, Dorf im Großherzogtum Baden, Kreis Offenburg, 4 km im SO. von Niederschopfheim, in der ehemaligen Ortenau, zählt 1076 E., welche geschätzten Wein bauen und unbedeutenden Steinkohlenbergbau treiben.

Diersheim, Dorf im Großherzogtum Baden, Kreis Offenburg, Amtsbezirk Kork, 2 km im WSW. von Rheinbischofsheim, unweit des Rheins, mit 857 E. Hier gingen 1703, 1705 und 1799 die Franzosen über den Rhein, und 20. April 1797 besiegte hier Moreau die Österreicher.

Diervilla *Tourn.*, zu Ehren des franz. Wundarztes und Pflanzensammlers Dierville benannte, zur Familie der Geißblattgehölze (Caprifoliaceae) gehörige Gattung. Die ihr nahe verwandte Gattung Weigela wird oft und mit Recht mit ihr vereinigt, denn die Unterschiede zwischen beiden bestehen nur darin, daß bei D. zahlreiche einfache Stengel aus der Wurzel kommen und die in einer hautartigen Kapsel geborgenen Samen kein Anhängsel haben, während Weigela einen verästelten Stamm, etwas lederartige Kapseln und Samen mit häutigen Anhängseln besitzt. Während die Diervillen aus Nordamerika stammen, sind die Weigelen in Asien einheimisch, vorzugsweise in Japan und China. Alle aber sind Blütensträucher ersten Ranges. Sie haben längliche oder elliptische, gesägte Blätter, eine trichterförmige, drei- bis fünfspaltige, meistens etwas unregelmäßige Blumenkrone, fünf Staubgefäße, eine knopf- oder schildförmige Narbe und eine zweifächerige Kapsel, in jedem Fache mit zwei Reihen von Samenknospen. Die Blumen sind achsel- oder endständig und oft zu umfangreichen Blütenständen vereinigt.

D. canadensis wird nur 30 cm hoch und trägt ihre goldgelben Blumen in den Blattachseln. D. rosea *Lindl.* erreicht eine Höhe von 1,50—2 m und

nrote, bei ziemlich zahlreichen Garten-ße, dunkelrote, rosa-karminrote, blut-estreifte Blumen. Ihr ähnlich ist D. *Carr.*, doch sind die Blumen etwas klei- zu dreien auf einem Stiele in den Blatt- erscheinen oft im Herbst zum zweiten floribunda *Sieb. et Zucc.* trägt an zahl-zen Ästchen je fünf bis sechs hängende Blumen. Sie blühen im Mai und Juli und verlangen kräftigen Boden und tandort. Am besten entwickeln sie sich m Gartenrasen. Man vermehrt sie durch Weichholzstecklinge und Aussaat.

er Tag, besonders auch der Gerichtstag in, wurde bei den Römern und in spä-n gewissen Zusammensetzungen, Redens-Formeln gebraucht, deren man sich häufig wärtig bedient. So bezeichnete man im sleben mit dies ater oder dies religiosus n Tag, an welchem dem Staate irgend begegnete. Dergleichen Unglückstage, an nichts Wichtiges unternahm, hießen spä-es nefasti, aber ungenauerweise, da dies mehr im Gegensatze zu den dies fasti und strenggenommen nur solche Tage waren, die Prätoren nicht Recht sprechen und itien gehalten werden durften. Ein dies namentlich der dies Alliensis, d. i. der an dem die Römer an der Allia im Sabi-durch die Gallier eine furchtbare Nieder- v. Chr.) erlitten. In der Heilkunde wird cus (Krisistag) der entscheidende Tag der genannt. Außerdem findet man oft a die, em Tage an; a dies vitae, auf Lebenszeit; rno, heutigen Tags, und sprichwörtlich docet, ein Tag belehrt den andern.

rf, Dorf in der preuß. Provinz Sach-rungsbezirk Magdeburg, Kreis Wanz-der Schrote, 6 km westlich von Magde-(1880) 2309 E., welche Ackerbau treiben, uch in den Fabriken Magdeburgs arbeiten.

ist der franz. Ausdruck für das Kreuz rhöhungszeichen in der Musik und wird chnung des erhöhten Tons dem Namen angehängt, wie ut dièse (cis), ré dièse ièse (fis) u. s. w. — Die ital. Bezeich-r ist diesis, also do diesis (cis), re), fa diesis (fis) u. s. w.

rae (lat., d. i. Tag des Zorns) heißt nach gsworten der lat. Hymnus auf das Welt-em wegen der Großartigkeit der darin ten Ideen und wegen der Wahrheit und e der Empfindung, die sich in ihm aus-on frühzeitig in dem liturgischen Rituale eine bestimmte Stelle (im Requiem) an- wurde. Derselbe stammt aus dem 13. d ist wahrscheinlich von dem Franziskaner on Celano (s. d.) verfaßt. Im 14. Jahrh. wurde der Hymnus zuerst von der Kirche men, die ihn als Sequenz (s. d.) dem Re-der Messe anreihte. Frühzeitig und sehr rde er ins Deutsche übersetzt: von Ring-yphius, Hiller, Clodius, A. W. Schlegel, ollen, Wessenberg, Swoboda, Harms, Knapp, Daniel u. a. Unter den Kompo-esselben sind besonders die von Pale-rante, Pergolese, Haydn, Cherubini und ervorzuheben Vgl. Lisco, «Dies irae, uf das Weltgericht» (Berl. 1840).

Diēsis, die ital. Bezeichnung für das Erhöhungszeichen in der Musik (♯). (S. unter Dièse.)

Dieskau (Karl Wilh. von), preuß. Generallieutenant und Generalinspekteur der Artillerie, geb. 9. Aug. 1701 zu Dieskau bei Halle, trat 1721 in die preuß. Artillerie, nahm 1736 als Volontär in der österr. Armee am Türkenkriege teil und wurde von König Friedrich dem Großen wiederholt mit der Begutachtung neuer Erfindungen betraut. D. stand bei dem König in hohem Ansehen, wurde 1755 mit Übergehung vieler älterer Majors zum Oberstlieutenant und 1757 zum Oberst und Generalinspekteur der Zeughäuser, der Artillerieschule und des gesamten Artilleriematerials ernannt und wirkte in dieser, vorher stets von einem General bekleideten, wichtigen Stellung während des ganzen Siebenjährigen Kriegs, wo ihm die Vorbereitung und Ausführung aller auf den Ersatz der Bewaffnung, Ausrüstung und Munition bezüglichen Maßregeln oblag. D. nahm an zehn Feldschlachten und neun Belagerungen teil und zeichnete sich namentlich bei der Belagerung von Schweidnitz 1762 aus. Er wurde 1768 Generallieutenant und Ritter des Schwarzen Adlerordens und starb 14. Aug. 1777 zu Berlin.

Die auf den Befehl König Friedrichs des Großen von D. konstruierten und nach ihm benannten «Dieskauschen Geschütze» waren sehr leichte Kanonen. Die ersten Modelle erwiesen sich zu schwach, doch sind in den J. 1754—71 neun verschiedene Modelle, durchweg Kammergeschütze, in der preuß. Artillerie eingeführt worden, und zwar Dreipfünder von 1754, 1758 und 1768, Sechspfünder von 1754, 1761, 1762 und 1771, Zwölfpfünder von 1757 und 1759. Die Zwölfpfünder besaßen kurze, nur 14 Kaliber lange Rohre und sollten Granaten schießen.

Diespĭter (lat.), poetisch soviel wie Jupiter.

Dießbacher Blau, s. Berlinerblau.

Dießen, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Landsberg, 14 km im NW. von Wilzhofen, am südl. Ende des Ammersees, in 560 m Höhe, mit 1257 E. und einem ehemaligen Chorherrenstift, 815 von den Grafen von Andechs gestiftet, im 10. Jahrh. von den Hunnen zerstört, aber bald wiederhergestellt und in neuerer Zeit säkularisiert. Die schöne Stiftskirche ist noch in Gebrauch. Im 12. Jahrh. hatten die Grafen von D. hier ihren Sitz.

Dießenhofen, freundliches, wohlhabendes Städtchen, Hauptort des gleichnamigen Bezirks des schweiz. Kantons Thurgau, liegt 407 m über dem Meere, 9 km östlich von Schaffhausen am linken Ufer des Rheins, zählt (1880) 1964 E., worunter 1448 Protestanten, 469 Katholiken, 46 Israeliten, besitzt eine große Simultankirche, eine Rheinbrücke, mehrere Färbereien und Gerbereien, eine Spielkartenfabrik u. s. w., unterhält einen wichtigen Vieh- und Weinhandel und ist Station der Dampferlinie Konstanz-Schaffhausen. Etwa 1 km westlich von D. liegt am Rhein das ehemalige Nonnenkloster St. Katharinenthal, jetzt Greisenasyl. Schon 757 urkundlich erwähnt, wurde D. 1178 von den Grafen von Kyburg mit Mauer und Graben befestigt, kam 1264 beim Erlöschen des Kyburgischen Mannsstammes an Habsburg-Österreich, wurde diesem 1460 durch die Eidgenossen entrissen und blieb seither bei der Eidgenossenschaft, 1460—1798 als halb selbständige Republik unter dem Schutz der acht alten Orte und Schaffhausens, seit 1798 als Teil des Kantons

Thurgau. Im J. 1799 fanden hier mehrere Gefechte zwischen den Franzosen und den verbündeten Österreichern und Russen statt, infolge deren sich die Franzosen zum Rückzug über den Rhein genötigt sahen. — Der Bezirk Dießenhofen umfaßt 42 qkm mit 3977 E., worunter 2901 Reformierte, 1011 Katholiken, 47 Israeliten und 18 Andersgläubige. Die Haupterwerbsquellen sind Acker-, Obst- und Weinbau.

Diest, Stadt und Festung im Bezirk Löwen der belg. Provinz Brabant, auf beiden Seiten des Demer, ist Station der Eisenbahn Aachen-Antwerpen (Grand Central Belge) und der Linie Tirlemont-Moll der Belgischen Staatsbahnen, hat mehrere Kirchen und Klöster, Hospitäler und mildthätige Anstalten, eine Mittelschule, ein von Geistlichen geleitetes Gymnasium und eine Zeichenschule und zählt 7399 E., welche Hüte, Leder und Strümpfe verfertigen und sehr bedeutende Brauereien und Brennereien unterhalten. In der Hauptkirche befindet sich ein Grabmal des 1618 gestorbenen Sohnes Wilhelms des Schweigsamen. Im Mittelalter war die Stadt das Besitztum der Herren von D., nach deren Aussterben sie durch Heirat an den Grafen Johann von Nassau-Saarbrücken und nach dessen Tode 1472 an Wilhelm, Herzog von Jülich, kam. Dieser überließ sie 1499 durch Tausch an Engelbert von Nassau, Stammvater der Linie von Oranien, bei der sie bis zu König Wilhelms III. Tode 1702 verblieb. Nach mehrfachem Streite mit Friedrich I. von Preußen, der auf D. Anspruch machte, wurde sie endlich mit den übrigen oranischen Gütern und Würden dem deutschen Zweige Nassau-Dietz zuerkannt. An der Stelle der alten Wälle und Mauern erhebt sich eine 1837—53 gebaute großartige Festung, die jedoch infolge des neuen belg. Verteidigungssystems bedeutungslos geworden ist.

Diestel (Ludw. von), prot. Theolog, geb. 28. Sept. 1825 zu Königsberg, studierte seit 1844 in Königsberg und nach Absolvierung des theol. Kandidatenexamens 1847 in Berlin und Bonn Theologie. An letzterer Universität habilitierte er sich 1851 für das Fach der alttestamentlichen Wissenschaften. Im Herbst 1854 zum Inspektor des neugegründeten evang.-theol. Stifts ernannt, ward er 1858 außerord. Professor zu Bonn, 1862 ord. Professor zu Greifswald, 1867 zu Jena, 1872 zu Tübingen, wo er 15. Mai 1879 starb. Er schrieb eine Reihe religionsgeschichtlicher und alttestamentlicher Abhandlungen, manche Artikel für Herzogs «Real-Encyklopädie» und Schenkels «Bibellexikon», sowie die «Geschichte des Alten Testaments in der christl. Kirche» (Jena 1868).

Diesterweg (Friedr. Adolf Wilh.), ein besonders um das Volksschulwesen hochverdienter Pädagog, geb. 29. Okt. 1790 zu Siegen, studierte auf den Universitäten Herborn und Tübingen Philosophie, Mathematik und Geschichte, ging hierauf 1810 als Haus- und Privatlehrer nach Mannheim, wurde 1812 zweiter Lehrer der Sekundärschule in Worms, 1813 Lehrer an der Musterschule zu Frankfurt a. M., 1818 zweiter Rektor an der Lateinschule zu Elberfeld und 1820 Direktor des Schullehrerseminars in Mörs, wo er seinen Ruf als Lehrer, Pädagog und Schriftsteller begründete. D. folgte dann 1832 einem Rufe als Direktor des Seminars für Stadtschulen nach Berlin, wo er trotz mächtiger Gegenstrebungen ununterbrochen wirkte, bis er endlich 1847 vom Ministerium Eichhorn außer Aktivität gesetzt und 1850 definitiv quiesziert ward. Seitdem lebte er als Privatmann in Berlin, wo er 1858 in den Landtag gewählt wurde und 7. Juli 1866 an der Cholera starb. Sein Denkmal zu Mörs wurde 7. Okt. 1882 enthüllt.

D.s Thätigkeit war hauptsächlich auf Bildung tüchtiger Lehrer und zeitgemäße Reformen der Schule und der Pädagogik gerichtet. Davon zeugen seine vielen Schriften, unter andern die «Rhein. Blätter für Erziehung und Unterricht» (1827 begründet, fortgesetzt von Lange) und sein mit andern bearbeiteter «Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer» (5. Aufl., 3 Bde., Essen 1873—79). Was D. in Betreff der Fortbildung der Methode Pestalozzis praktisch geleistet, läßt namentlich seine «Populäre Himmelskunde und astron. Geographie» (10. Aufl., herausg. von Strübing, Berl. 1879) erkennen. In Berlin geriet D. in mancherlei Kämpfe. Die heftigsten entstanden durch seine Broschüre «Über das Verderben auf deutschen Universitäten» (Essen 1836), sowie durch sein vernichtendes Urteil über die «wechselseitige Schuleinrichtung», welches sich in seinen «Bemerkungen und Ansichten auf einer pädagogischen Reise nach den dän. Staaten» (Berl. 1836) befindet. In den spätern Jahren (1841—44) wurde D. von Emmerich, Pieper, Richter u. s. w. angegriffen. Gegen den zweiten Theologen trat er durch seinen «Wiedererstandenen Hauptpastor Melchior Göze» (Essen 1844) auf, während er seinen Freunden und Schülern die beiden andern überließ.

D.s pädagogische Überzeugungen vertreten den Standpunkt Pestalozzis, Rousseaus, Rochows, Wilbergs u. a. Um die Wiedererweckung der fast vergessenen Ideen Pestalozzis hat er sich durch den erfolgreichen Aufruf zur 100jährigen Geburtsfeier des Genannten (12. Jan. 1846), durch welche viele Stiftungen zu Pestalozzis Andenken veranlaßt wurden, ein anerkanntes Verdienst erworben. Seit seiner Entlassung setzte D. seine Bestrebungen für Selbständigkeit der Schule, für Leitung derselben durch Fachkundige, für Erziehung des Menschen zu Selbstbestimmung und Freiheit nach den Grundsätzen des Humanismus um so thätiger fort, und zwar in seinem «Pädagogischen Jahrbuch für Lehrer und Schulfreunde» (Frankf. a. M. 1851—66). Im J. 1854 wurden die Raumerschen Schulregulative erlassen. Sofort trat D. in drei geharnischten Broschüren mit der ganzen Energie seines Wesens gegen dieselben auf und verlangte 1860 in einer seiner inhaltsvollsten Kammerreden die Abschaffung derselben. Von D.s zahlreichen Schriften sind außer den genannten noch hervorzuheben: «Das pädagogische Deutschland der Gegenwart» (2 Bde., Berl. 1835 u. 1836), «Leitfaden für den Unterricht in der Formen- und Größenlehre» (4. Aufl., Gütersloh 1845), «Praktisches Rechenbuch für Elementar- und höhere Bürgerschulen» in Verbindung mit Heuser (24., von Langenberg neu bearbeitete Aufl., 5 Bde., Gütersloh 1874), «Methodisches Handbuch für den Gesamtunterricht im Rechnen», ebenfalls in Verbindung mit Heuser (6. Aufl., teilweise neu bearbeitet von Langenberg, Gütersloh 1866), «Elementare Geometrie für Mittelschulen» (neu herausg. von Langenberg, 5. Aufl., Frankf. a. M. 1875), «Praktischer Lehrgang für den Unterricht in der deutschen Sprache» (3 Bde., Bielef. 1852), «Pädagogisches Wollen und Sollen»

sg. von W. Lange, Lpz. 1875). Vgl.
, «Adolf D. Sein Leben und seine
(3 Bde., Frankf. a. M. 1867—68); der=
s D.s Tagebuch 1818—22» (Frankf.
elbe, «D.s Selbstbeurteilungen» (Mörs
elbe, «Lichtstrahlen aus D.s Schriften
iographischen Einleitung» (Lpz. 1875);
veröffentlichte auch D.s «Ausgewählte
(4 Bde., Frankf. a. M. 1877—78).

weg (Wilhelm Adolf), Bruder des vori=
ter Mathematiker, geb. 27. Nov. 1782
studierte Theologie und nebenbei die
issenschaften, habilitierte sich 1809 als
t in Heidelberg und wurde in demsel=
Professor der Mathematik und Physik
in Mannheim. Im J. 1819 folgte er
als ord. Professor der Mathematik an
ründeten Hochschule in Bonn, wo er
35 starb.

orf, Dorf im sachsen=goth. Amte Ich=
am Flüßchen Apfelstädt und an der
ungen=Halle der Preußischen Staats=
ier nach Ilmenau abzweigt, 12 km im
rfurt, umfaßt zwei Gemeinden, Die=
rechts an der Apfelstädt, 660 E., und
erkolonie Neudietendorf, links an
dt, 654 E., welche 1743 vom Grafen
gegründet wurde. Die Kolonie wurde
erkannt, doch unter der Bedingung, sich
er Beziehung ganz der luth. Landeskirche
nen; erst 1849 hörte dieses Verhältnis
t 330 E. sind Herrnhuter. Die Kolonie
r der Kirche, in welcher sich auch die
nung befindet, ein Brüderhaus, mit
unden, ein Schwesternhaus und eine
iehungsanstalt mit großem Park. Eine
Industrie hat sich in Neudietendorf ent=
mentlich in der Lilliendahlschen Fabrik
er, Siegellack, Rohrstäbe für Geflecht,
be, zwei Bierbrauereien u. s. w.

ci (Karl Friedr. Wilh.), Statistiker und
nom, geb. 23. Aug. 1790 zu Berlin,
09 seine Studien auf der Universität
und setzte dieselben 1812 zu Berlin
er als Erzieher im Hause des Staats=
n Klewitz gelangt war. Er widmete sich
igny, Eichhorn und Rühs jurist. und
dien und kam zu Joh. Gottfried Hoff=
he Beziehung. Nachdem er hierauf den
1813—15 erst als Ingenieur=Geograph,
Offizier der Armee im Hauptquartiere
igewohnt, wurde er Referendar bei der
16 Assessor und 1818 Regierungsrat bei
ner Regierung, 1820 Hülfsarbeiter im
sterium, 1823 Geh. Regierungsrat und
Oberregierungsrat. Mit Beibehaltung
ung im Ministerium erhielt D. 1834
rofessur für die Staatswissenschaften an
Universität und 1844, nach dem Aus=
anns, auch die Direktion des Statisti=
aus. Später zum Wirkl. Geh. Ober=
at befördert, wirkte er in jenen Stel=
an seinen Tod, welcher 29. Juli 1859
D.s erste Schrift von Bedeutung war:
enser und ihre Verhältnisse zum bran=
. Staat» (Berl. 1831), der sich eine
he und statist. Übersicht der Universitäten
Staate» (Berl. 1836) anschloß. Sein
r Ruf gründete sich jedoch vorzugsweise
auf seine statist. Arbeiten. Dahin gehören vor allem die «Statist. Übersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preuß. Staate und im deutschen Zollverbande» (Berl. 1838; Fortsetzung 1—5, 1841—57) und «Der Volkswohlstand im preuß. Staate» (Berl. 1846; auch ins Französische übertragen). Als Direktor des Statistischen Büreaus veröffentlichte er die «Tabellen und Nachrichten über den preuß. Staat» (seit 1851) und die «Mitteilungen des Statistischen Büreaus» (seit 1848). In den «Tabellen», die in der preuß. Verwaltung als die sog. «Blaubücher» bekannt sind, hat D. den eigentlichen Grund für die Entwickelung der amtlichen und Verwaltungsstatistik Preußens gelegt. Den Schlußstein seiner gesamten Wirksamkeit sollte das «Handbuch der Statistik des preuß. Staats», fortgeführt von seinem Sohne Karl D. (Berl. 1861), bilden, an dessen Vollendung ihn jedoch der Tod hinderte. Als Mitglied der berliner Akademie (seit 1847) lieferte er auch eine Reihe nationalökonom. und statist. Abhandlungen für deren Denkschriften.

Dieterici (Friedr.), Orientalist, der älteste Sohn des vorigen, geb. 6. Juli 1821 zu Berlin, studierte zu Halle und Berlin Theologie, widmete sich aber später unter Rödiger in Halle und Fleischer in Leipzig ausschließlich dem Studium der orient. Sprachen. Nachdem er sich 1846 in Berlin habilitiert, wandte er sich Anfang 1847 über London, Paris und Marseille nach dem Orient, wo er zunächst in Kairo über ein Jahr lang den Unterricht eines gelehrten Scheichs im Arabischen genoß. Sodann besuchte er Oberägypten, den Sinai, Jerusalem und Damascus und kehrte über Konstantinopel, Athen und Triest nach Deutschland zurück. Seit 1850 lehrt er als außerord. Professor an der Universität zu Berlin. Als Orientalist hat sich D. vorzugsweise um die arab. Sprache und Litteratur verdient gemacht. Nachdem er die Schrift: «Mutanabbi und Seifeddaula» (Lpz. 1847) veröffentlicht, gab er zunächst den arab. Text der «Alfiyyah» (Lpz. 1851), einer arab. Originalgrammatik mit dem Kommentar des Ibn=Akil, dann eine deutsche Übersetzung (Lpz. 1852) derselben heraus. Diesen Werken folgten die Ausgabe der Werke des Mutanabbi, des berühmtesten Kunstdichters der Araber, mit dem Kommentar des Al=Wahidi (Berl. 1858—61). Dann bearbeitete er die Philosophie der Araber im 10. Jahrh. Seine Quellenwerke darüber sind: «Die Propädeutik der Araber» (Berl. 1865), «Die Logik und Psychologie der Araber» (Lpz. 1868), «Die Naturanschauung und Naturphilosophie der Araber im 10. Jahrh.» (2. Aufl., Lpz. 1876), «Der Streit zwischen Mensch und Tier» (Berl. 1858), «Die Anthropologie der Araber im 10. Jahrh.» (Lpz. 1871). «Die Lehre von der Weltseele» (Lpz. 1873). Das System der arab. Philosophie stellte D. dar in: «Die Philosophie der Araber im 10. Jahrh.» (Bd. 1: «Makrokosmos», Lpz. 1876; Bd. 2: «Mikrokosmos», 1879). «Tier und Mensch» erschien in arab. Ausg. (Lpz. 1879) und ein «Arabisch=deutsches Handwörterbuch zum Koran und Tier und Mensch» (Lpz. 1881). Im J. 1882 publizierte D. die (pseudonyme) Theologie des Aristoteles arabisch, als ersten Versuch, ein für die Geschichte der Philosophie höchst wichtiges, aber verlorenes griech. Buch aus dem Arabischen zu retten. Vgl. die «Verhandlungen des Orientalisten=Kongresses» (Bd. 2, Berl. 1881). Unter seinen sonstigen litterarischen Arbeiten sind noch «Chrestomathie Ottomane» (Berl. 1854), «Reise=

bilder aus dem Morgenlande» (2 Bde., Berl. 1853) und «Der Darwinismus im 10. und 19. Jahrh.» (Lpz. 1878) hervorzuheben.

Diëtëris (grch.), Zeit von zwei Jahren, Biennium; diëtërisch, zweijährig, biennal.

Dietfurt, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Hemau, an der Laber, unweit der Mündung derselben in die Altmühl und des Ludwigskanals, 12 km im NW. von Riedenburg, hat vier Kirchen, eine Papiermühle, Drahtstiftfabrik und Bierbrauereien und zählt 1130 E. Hier siegten 4. März 1703 die Österreicher über die Bayern.

Dietharz, Dorf im Herzogtum Sachsen-Gotha, Landratsamt Ohrdruf, dicht bei Tambach, zählt (1880) 622 E. und hat Holzschleifereien. Dabei liegt der prächtige Dietharzer- oder Schmalwassergrund mit dem 90 m hohen, fast überhängenden Porphyrfelsen Falkenstein.

Diether von Isenburg, Erzbischof von Mainz 1459—63 und 1475—82, war während seiner ersten Amtsführung ein eifriger Vorkämpfer für Reformen im Reiche und in der Kirchenverfassung und zog sich dadurch die Feindschaft des Kaisers Friedrich III. sowie des Papstes Pius II. zu, welcher ihn 1461 absetzte und für seine Stelle den Domherrn Adolf von Nassau ernannte. Da D. nicht weichen wollte, kam es zur Fehde, welche das ganze südwestl. Deutschland in Mitleidenschaft zog. Obwohl aber D.s Verbündeter, der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, 30. Juni 1462 seine Gegner, den Bischof von Metz, den Markgrafen Karl von Baden und den Grafen Ulrich von Württemberg, bei Seckenheim besiegte und gefangen nahm, zog D. selbst schließlich in jener Fehde den kürzern und mußte in dem Zeitlsheimer Vertrage 5. Okt. 1463 zu Gunsten seines Nebenbuhlers entsagen, der ihm eine Rente und Höchst als ein besonderes Fürstentum gewährte. Durch diese Erfahrungen belehrt, hat D., als er nach dem Tode Adolfs von Nassau 1475 nochmals zum Erzbischof von Mainz erwählt worden war, sich nicht mehr auf Opposition gegen das bestehende kaiserliche und päpstliche System eingelassen, vielmehr letzteres gestützt, wie der Ketzerprozeß des Johann von Wesel zeigt, und im übrigen sein Fürstentum fruchtbringend regiert. Die Stadt Mainz, welche schon sein Vorgänger ihrer reichsstädtischen Selbständigkeit beraubt hatte, entschädigte er durch große Bauten, Fürsorge für ihren Handel und durch die Stiftung einer Universität (1477), welche bis in die Revolutionszeit bestanden hat. Er starb 7. Mai 1482.

Dietleib von Steier, Held einer Dichtung aus dem Kreise der deutschen Heldensage («Biterolf und Dietleib»), Sohn des Königs Biterolf von Toledo, der, als D. noch ein kleines Kind war, zu Etzel gezogen war. D., zum Jüngling erwachsen, geht heimlich vom Hause fort, um den Vater zu suchen; er wird unterwegs von Gunther, dem König der Burgunden, und dessen Mannen angegriffen, verwundet sie, trifft in Polen seinen auf einer Heerfahrt mit Etzel begriffenen Vater, nachdem er unerkannt mit ihm gekämpft hat, und zieht nun mit ihm gegen Gunther. Etzel gibt beiden das Land Steiermark. Eine kritische Ausgabe des Gedichts ist im «Deutschen Heldenbuch» (Bd. 1, Berl. 1866).

Dietmar oder **Dithmar,** Bischof von Merseburg, s. Thietmar.

Dietmar von Aist, Minnesänger des 12. Jahrh., aus einem Rittergeschlecht in Österreich ob der Ens, in der Riedmark, benannt nach dem Bache Aist, früher Agast, Agist. Er kommt in Urkunden seiner Heimat von 1143 bis 1170 vor; 1171 war er sicher schon tot. Die Lieder, die unter seinem Namen überliefert sind, tragen zum Teil einen höchst altertümlichen Charakter, hohe Einfachheit und Naivetät. Andere haben ein kunstvolleres Gepräge und sind schwerlich von ihm, sondern einem jüngern Dichter, der schon Einfluß von roman. Poesie erfuhr. Man findet sie beisammen in «Des Minnesangs Frühling» von Lachmann und Haupt; die ältern in «Deutsche Liederdichter» von Bartsch.

Dietrich (frz. crochet, rossignol, fausse clef; engl. pick-lock, double key, skeleton key), ein Nachschlüssel oder eigentlich ein Sperrhaken, um ohne Anwendung des zugehörigen Schlüssels ein Schloß durch Zurückschieben des Riegels zu öffnen.

Dietrich (Albert Herm.), Komponist, geb. 28. Aug. 1829 in einem Forsthaus bei Meißen, besuchte die Kreuzschule in Dresden, erhielt dann Musikunterricht bei Julius Otto in Dresden, 1847—51 bei Rietz und Moscheles in Leipzig. Hierauf ging er nach Düsseldorf zu Robert Schumann, bei dem er bis zum Ausbruch von dessen Gemütskrankheit blieb. Im J. 1855 wurde er Dirigent der Abonnementskonzerte in Bonn und 1861 Hofkapellmeister in Oldenburg. D. ist einer der bedeutendsten Schüler Schumanns. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: eine Symphonie in D-moll, die Ouverture «Normannenfahrt», die Oper «Robin Hood», sowie mehrere Chorwerke, Konzerte für Violine und Cello u. s. w.

Dietrich (Christian Wilh. Ernst), auch Dietrici oder Dietricy, geschätzter deutscher Maler, geb. zu Weimar 30. Okt. 1712, erlernte die Anfangsgründe der Kunst bei seinem Vater und bildete sich später in Dresden unter dem Landschaftsmaler A. Thiele. Dort erregte er bald Aufmerksamkeit und fand an dem Grafen Brühl einen Beschützer. In seinem 30. Jahre bereiste er auf königl. Kosten Italien. Vorzüglich studierte er in Rom und Venedig die niederländ. Meister, vor allen Rembrandt, Ostade und Poelenburg. In der Nachahmung des zuerstgenannten besonders leistete er Treffliches, wie er denn überhaupt ein eigenes Talent besaß, die Malweise anderer Meister wiederzugeben. Nach seiner Rückkehr nach Dresden wurde er Hofmaler, dann Professor an der Akademie. Am selbständigsten und fruchtbarsten erscheint seine Thätigkeit im Fache der Landschaft. D. ging von der franz.-theatralischen Manier seiner Zeitgenossen ab und bestrebte sich, den Geschmack auf die realistische Richtung der Niederländer zurückzulenken, blieb indes ebenfalls nicht frei von Manier. Außer seinen Gemälden hat er auch eine beträchtliche Anzahl radierter Blätter geliefert. Er starb zu Dresden 24. April 1774. Dresden besitzt von seinen Arbeiten die reichhaltigste Sammlung an Gemälden (34) und an Handzeichnungen mehrere hundert. Seine nachgelassenen Kupferplatten, 82 an der Zahl, wurden von seinen Erben herausgegeben. Eine Anzahl seiner Handzeichnungen ꝛc. gab Ch. Otto (Lpz. 1810) in Kreidemanier auf Stein heraus. Wille, Darnstedt, A. Zingg, Weirotter, Levasseur und viele andere haben nach ihm gestochen. Vgl. Linck, «Monographie der von D. radierten, geschabten und in Holz geschnittenen malerischen Vorstellungen» (Berl. 1846).

Dietrich (Franz), Theolog und Sprachforscher, geb. 2. Juli 1810 zu Strauch bei Großenhain, studierte in Halle und Berlin und war dann einige

...slehrer, bis er sich 1839 zu Marburg ...te. Im J. 1844 wurde er außerordentlicher, ... Professor in der philos. Fakultät, 1859 ...fessor der alttestamentlichen Theologie. ...27. Jan. 1883 zu Marburg. Unter seinen ...sind hervorzuheben: «Altnord. Lesebuch. ... skandinav. Poesie und Prosa bis zum ...h. mit litterarischer Übersicht, Grammatik ...sar» (Lpz. 1843; 2. umgearbeitete Aufl. ...Abhandlungen für semit. Wortforschung» ...4), «Abhandlungen zur hebr. Grammatik» ...46), «Codicum syriacorum specimina» ...g 1855), «Zwei sidonische Inschriften» ...g 1855), «Kynewulfi poetae aetas» (Mar... ...0), «Über die Aussprache des Gotischen» ...g 1862), «De Sanchoniathonis nomine» ...872).

...ich der Bedrängte, Markgraf von Mei... ... zweite Sohn des Markgrafen Otto des ...(s. d.) und Hedwigs, einer Tochter des ...en Albrecht des Bären von Brandenburg, ...t seinem ältern Bruder, dem nachmaligen ...en Albrecht dem Stolzen (s. d.), dadurch ... daß seine Mutter den Vater gegen dessen ...sgesprochenen Willen bestimmte, die Erb...in abzuändern, daß D. die Markgrafschaft ...Albrecht dagegen, obschon der ältere Sohn, ...Grafschaft Weißenfels erhalte. Nachdem ...echt den Vater mit Gewalt gezwungen ...ursprünglich beabsichtigte Erbfolgeordnung ...rzustellen, und ihm 1190 in der Markgraf...ssen gefolgt war, griff er seinen Bruder ...ißenfels an; doch erhielt dieser Hilfe vom ...en Hermann I. von Thüringen, dessen ...Jutta er 1194 heiratete. Albrecht ward bei ...geschlagen, worauf er nach Italien eilte, ...en Kaiser wegen seines Landfriedensbruchs ...men. Als D. dann 1195 eine Wallfahrt ...lästina machte, starb Albrecht kinderlos, ...ar unbezweifelt dessen Nachfolger. Darauf ...iser Heinrich VI. die Markgrafschaft Mei...t in Besitz, sodaß D. nur verkleidet im ...st 1196 in die Heimat zurückkehren und ... des Kaisers Tode 1197 sich mit Gewalt ...er in den Besitz seines Erbes setzen konnte. ... Kampfe der Gegenkönige Philipp von ...n und Otto von Braunschweig stand D. ...ipps Seite. Nach dem Tode desselben ... sich zwar mit Otto aus, fiel aber dann ...on ihm ab und wendete sich den Hohen...n. Viel Verdruß hatte er mit den Leipzigern, ...n er sich zunächst wegen des Baues des ...losters 1212 verfeindete. Nachdem sie sich ...n Teile des meißnischen Adels, der dem ...en wegen seiner übergroßen Anhänglichkeit ...önche ebenfalls nicht hold war, zum Auf...reinigt hatten, belagerte er 1216 Leipzig ...h, verstand sich dann zwar zu einem Ver..., bemächtigte sich aber durch List Leipzigs, ...stadtmauern niederreißen und drei Burgen ... um die Bürger im Zaume zu halten, die ...dem Adel mit harten Strafen belegte. Auf ...ise konnte aber der Haß seiner Unterthanen ... sich nur mehren, und wohl mag der Ver...t unbegründet sein, daß auf Anstiften der ... und des Adels ihm durch seinen Leibarzt ...gebracht worden sei, an dem er 17. Febr. ...6. Von seinen Söhnen folgte ihm in der ...g der jüngste, Heinrich der Erlauchte (s. d.).

Dietrich der Jüngere, Landgraf von Thüringen, s. Diezmann.

Dietrich von Bern ist der Name, unter welchem der Ostgotenkönig Theodorich d. Gr. in die deutsche Heldensage verflochten erscheint. Unter Bern oder Welsch-Bern ist dessen Hauptstadt Verona zu verstehen. Schon im 7. Jahrh. war er zum Helden eines wahrscheinlich selbständigen Sagenkreises geworden. Wenig später wurde er gänzlich mit den Sagen von Attila oder Etzel in Verbindung gebracht. Hiernach soll D. vor Ottacher (Odoaker) oder Ermanarich aus Italien geflohen sein, mit seinen Mannen, namentlich dem alten Hildebrand, bei Etzel gastliche Aufnahme gefunden, nach vielen Jahren aber sich wieder in Besitz seines Reichs gesetzt haben. Die Niederlage der Burgunder durch die Hunnen hatte zur Folge, daß wie Etzel selbst, so auch D. in die burgund. und in die fränk. Siegfriedssage verflochten wurde, und so erscheint er, mit sichtlicher Vorliebe behandelt, im zweiten Teile der Nibelungen an Etzels Hofe. Überhaupt ragt D. als der treueste, bescheidenste und doch zugleich der gewaltigste über alle Sagenhelden empor, als eigentlicher deutscher Volksheld, von dem spät noch die Bauern singen und sagen. So ist er allmählich der Herr und Mittelpunkt der deutschen Heldensage geworden, und als solcher erscheint er in zahlreichen selbständigen Dichtungen. Höchst wahrscheinlich das Fragment einer solchen ist das «Hildebrandslied» aus dem 8. Jahrh. Sonst sind nur späte Bearbeitungen dieser Sagen erhalten, z. B. «Ecken Ausfahrt» (13. Jahrh.), «Sigenot» (13. Jahrh.), «Schlacht vor Raben» (Ravenna) aus dem 13. Jahrh., «Alpharts Tod» (13. Jahrh.), «Zwerg Laurin, oder der Rosengarten», «D.s Ahnen und Flucht», «D.s erste Ausfahrt» oder «D.s Drachenkämpfe» (auch «D. und seine Gesellen» oder «Virginal» betitelt). Über die mytholog. Grundlage von D.s Gestalt, in welcher man eine Vermenschlichung des Gottes Donar erblickt, vgl. E. Meyer, «Die Dietrichssage in ihrer geschichtlichen Entwickelung» (Basel 1868) und Uhland in Pfeiffers «Germania», Bd. 1.

Dietrichs Ahnen und Flucht, Dichtung der deutschen Heldensage, besteht aus einer Vorgeschichte, die aus dem cyklischen Bestreben, verschiedene Sagenkreise genealogisch zu verbinden, hervorging, und der Hauptdichtung, welche die Flucht Dietrichs vor seinem Oheim Ermanrich, der ihn zu fangen sucht, erzählt. An der Spitze eines Heeres aus Hunnenland heimkehrend, besiegt er Ermanrich und heiratet Herrat, die Schwester von Etzels Gemahlin Helche. Zum zweiten mal zieht er gegen Ermanrich aus, um das durch Wittichs Verrat verlorene Raben (Ravenna) zu erobern; als Sieger kehrt er nach Mailand zurück. Der Verfasser nennt sich Heinrich der Vogler, ein Fahrender aus Österreich, der den Stil der höfischen Poesie nachahmt. Eine kritische Ausgabe findet sich im «Deutschen Heldenbuch» (Bd. 2, Berl. 1866).

Dietrichs Drachenkämpfe, nach einer andern Redaction Dietrichs erste Ausfahrt, Dichtung der deutschen Heldensage, erzählt die ersten Abenteuer, welche Dietrich besteht, nachdem er, im Kreise von Frauen nach seinen Abenteuern gefragt, beschämt gestehen muß, nicht zu wissen was Abenteuer sei, und erst von Hildebrand belehrt werden. Mit Hildebrand ausziehend, befreit er die Königin Virginal von Tirol, die von einem Heiden Orkise bedrängt ist. Er besiegt den Gegner, wird von der

Königin auf ihre Burg eingeladen, will aber vorher die Drachen im Gebirge vertilgen, kämpft mit zwölf Stieren und kehrt als Sieger zurück; das Ganze schließt mit Ritterfesten und Turnieren. Die sehr weitläufige Komposition, die sich in zahlreichen Wiederholungen bewegt, ahmt den Stil der höfischen Dichtung nach. Herausgegeben wurde es durch von der Hagen («Heldenbuch», Bd. 2, Berl. 1855), Stark (Stuttg. 1860) und Zupitza («Deutsches Heldenbuch», Bd. 5, Berl. 1870).

Dietrichson (Lorentz Henrik Segelcke), norweg. Litterarhistoriker, Ästhetiker und Dichter, geb. in Bergen 1. Jan. 1834, studierte zu Kristiania, siedelte 1859 nach Schweden über, erhielt zuerst eine Anstellung als Docent an der Universität Upsala (1861), dann als Amanuensis bei dem Nationalmuseum (1866) und Lehrer der Kunstgeschichte an der Akademie der freien Künste zu Stockholm (1868), später auch als Oberlehrer an der Gewerbeschule (1870—73). Im J. 1875 ward er zum außerord. Professor der Kunstgeschichte an der Universität zu Kristiania ernannt. D. hat eine bedeutende, durch zahlreiche Studienreisen (nach Italien, Griechenland, Kleinasien, Ägypten u. s. w.) belebte litterarische Thätigkeit entwickelt. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: «Indledning i Studiet af Danmarks Litteratur» (1861), «Indledning i Studiet af Sveriges Litteratur» (1862), «Omrids af den norske Poesies historie» (1866—69); ferner die Schauspiele: «En arbetare» (1872) und «Karl Folkunge» (1874); die Dichtungen: «Olaf Liljekrans» (1857) und «Kivleslätten» (1879); Monographien über Runeberg (1864) und Tidemand (1878—79); die Reisestudien «Från min vandrnigstid» (Bd. 1—3, Stockh. 1873—75). Im J. 1863 redigierte er die «Nordisk Tidskrift for Litteratur og Kunst» und 1875—76 «Tidskrift for bildande Konst och Konstindustri». — D.s Frau, Johanne Mathilde, geborene Bonneir (geb. zu Kristiania 12. Juli 1837), hat, nach Studien in Düsseldorf, Rom, München und Paris, als Malerin von Genrebildern einen Namen erworben.

Dietrichstein, ein altes gräfl., in einer Linie später fürstl. Geschlecht, das aus Kärnten stammt und besonders in Böhmen, Mähren und Niederösterreich reich begütert war. Das Geschlecht zerfiel im 16. Jahrh. in zwei Hauptlinien, die Weichselstätt-Rabensteinische und die Hollenburg-Finkensteinische. Sigismund von D., der Gründer der Hollenburgischen Hauptlinie, geb. 1484, gest. 20. Mai 1540, war ein Liebling Maximilians I. und focht mit Auszeichnung an der Seite Georgs von Frundsberg gegen die Venetianer. Maximilian erhob ihn 1514 in den Freiherrenstand und befahl, daß D. in einem Grabe mit ihm zu seinen Füßen beigesetzt werden solle. Zu Gratz stiftete D. 1517 den Orden des heil. Christoph wider das Laster des Trinkens und Fluchens. Mehrmals kämpfte er in den damals ausbrechenden Bauernunruhen. Seine beiden ältesten Söhne, Sigmund Georg von D. (gest. 1593) und Karl von D., wendeten sich dem Protestantismus zu, der dritte, Adam von D., blieb Katholik. Der letztere und Sigmund Georg teilten die Hollenburgische Hauptlinie in zwei Äste, in den ältern Hollenburgischen oder Österreichischen, welcher 1651 in den Reichsgrafenstand erhoben ward und 1684 die Reichsfürstenwürde erhielt, aber 1825 im Mannsstamm erlosch, und in den Nikolsburgischen oder fürstlichen Ast.

Der Begründer des letztern, der genannte Adam von D., geb. 7. Okt. 1527, der sich nach der 1575 von ihm erworbenen Herrschaft Nikolsburg D.-Nikolsburg nannte, galt als einer der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit. Er war bei dem Passauer Vertrage von 1552 und bei dem Religionsfrieden zu Augsburg von 1555 mit thätig. Auch befand er sich zweimal als Botschafter des Kaisers Maximilian II. am Hofe Philipps II., und sein Bericht über das unglückliche Ende des Infanten Don Carlos ist vielleicht die zuverlässigste Nachricht über diese Begebenheit. Seine frühere Sendung 1561 nach Rom an Pius IV., dem der damalige Erzherzog, nachmalige Kaiser Max II., vorschlug, zur Verhütung blutiger Religionskriege solle die Kirche in den österr. Landen auch den Laien den Genuß des Abendmahls in beiden Gestalten zugestehen und den Cölibat aufheben, blieb erfolglos. Auf seinem Schlosse zu Nikolsburg widmete sich D. den Wissenschaften. Er schrieb über die Erblichkeit der ungar. Krone und führte mit seinem Freunde Hugo Blotius, erstem Vorsteher der kaiserl. Bibliothek, einen vertrauten Briefwechsel über Gegenstände des Altertums und der damaligen Zeitgeschichte. Auch war er der Lehrer Kaiser Rudolfs II., der seine Linie 1587 in den Grafenstand erhob. Adam starb 5. Febr. 1590.

Sein Sohn, Franz von D., Kardinal, Bischof zu Olmütz und Statthalter in Mähren, geb. zu Madrid 22. Aug. 1570, war Gesandter in Rom, dann Botschafter an mehrern Höfen, endlich Präsident des kaiserl. Staatsrats. Standhaft verweigerte er die Ausdehnung des Majestätsbriefs und der Toleranz auf Mähren, schlug durch eigene Kraft den ungar. Rebellen Bocskay aus Mähren hinaus, wurde aber später von den mähr. Insurgenten geächtet. Als nach dem entscheidenden Siege Tillys auf dem Weißen Berge (1620) Böhmen dem Kaiser Ferdinand II. wieder unterworfen wurde, unterdrückte D. den Protestantismus in Mähren. Durch Ferdinand II. ward D. 26. März 1621 nach Erwerbung der Herrschaften Leipnik und Weißkirch, die ihm der Kaiser schenkte, und der Herrschaften Kanitz, Polna, Steinabrunn, Libochowitz u. s. w., die er erkaufte, in den Reichsfürstenstand erhoben, mit dem Rechte, diese Würde auf einen von ihm erwählten Sprößling seines Geschlechts zu vererben. Der Kardinal starb zu Brünn 19. Sept. 1636, und die Besitzungen desselben sowie die Fürstenwürde kamen durch Testament als Fideikommiß an seinen Neffen Maximilian von D., der vom Kaiser bestätigt und als Personalist mit Virilstimme in den Reichsfürstenrat aufgenommen wurde.

Fürst Franz Joseph von D., Urenkel Maximilians, geb. 28. April 1767, diente früher in der österr. Armee, ward aber nachher zu diplomatischen Sendungen nach Petersburg, Berlin und München verwandt und schloß mit Moreau den Parsdorfer Waffenstillstand ab. Nach dem Frieden von Campo-Formio verließ er 1797 die diplomatische Laufbahn, nach dem Lunéviller Frieden 1801 auch die militärische. Er wurde 1808 Majoratsherr und erwarb die uralte Stammburg in Kärnten wieder, verkaufte hingegen Neuravensburg an die Krone von Württemberg. Im J. 1809 war er Hofkommissar in dem vom Feinde besetzten Teile Galiziens, wo er bis zum Wiener Frieden blieb. Er residierte teils in Wien, teils auf seinem prächtigen Schlosse Nikolsburg und starb 8. Juli 1854.

Graf **Moritz von D.**, der letzte D. im Mannsstamme, geb. 19. Febr. 1775, war 1798 und 1805 Adjutant Macks und wurde 1815 Oberhofmeister des Herzogs von Reichstadt. Später war er Präfekt der Hofbibliothek und Hoftheaterintendant, bis er im Dez. 1848 in den Ruhestand trat. Er starb 27. Aug. 1864. Durch Familienvertrag hatte er schon 1862 auf den ihm nach dem Tode seines Bruderssohnes, des Fürsten Joseph von D. (gest. 10. Juli 1858), gebührenden Fürstentitel und auf die Succession in den fürstl. Fideikommissen Verzicht geleistet. Mit dem Grafen Moritz erlosch die Nikolsburger oder fürstl. Linie des Hauses im Mannsstamm. Der Titel Fürst D. zu Nikolsburg ging nun durch Diplom vom 20. März 1869 auf den Grafen Alexander von Mensdorff-Pouilly (s. d.), den Schwiegersohn des Fürsten Joseph von D., über.

Die zweite Hauptlinie des Geschlechts, die Grafen D.-Weichselstätt-Rabenstein, blühte bis auf neuere Zeit herab in zwei Speziallinien, die aber 1859 und 1861 ebenfalls ausgestorben sind. Die zahlreichen Besitzungen gingen auf die Töchter des letzten D., die Gräfinnen Mensdorff, Clam-Gallas, Herberstein und Hatzfeld, über. Vgl. Feyfar, «Die erlauchten Herren auf Nikolsburg» (Wien 1879).

Dietrichswalde, Dorf in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Allenstein, zählt 864 meist kath. E. und wurde 1877 wegen angeblicher Wundererscheinungen viel von Wallfahrern besucht.

Dietrici oder Dietricy, Maler, s. Dietrich (Christian Wilh. Ernst).

Dietsch oder Dietzsch, Künstlerfamilie zu Nürnberg im 18. Jahrh. — Das Haupt der Familie war Johann Israel D., geb. 1681, gest. 1754. Derselbe hatte sechs Söhne und vier Töchter, die sich größtenteils der Malerei widmeten. Die Söhne waren zumeist im Fache der Landschaft thätig; unter ihnen zeichnete sich besonders aus Johann Christoph D., geb. 1710, gest. 1769. Den meisten Ruhm jedoch erwarben die beiden den Vater überlebenden Töchter, die mit großem Geschick und Fleiß kleinere Naturgegenstände mit Wasserfarben zu malen wußten. — Barbara Regina D., geb. 1706, gest. 1783, malte besonders Blumen und Vögel, die außerordentlich gesucht waren. Nach ihren Darstellungen inländischer Vögel erschien ein in Kupfer gestochenes und sauber koloriertes Werk (Nürnb. 1770—75). Sie erhielt den Ruf als Kabinettsmalerin an mehrere Höfe, konnte sich jedoch nie entschließen, ihre freie Existenz aufzugeben. — Margareta Barbara D., geb. 8. Nov. 1726, gest. 12. Okt. 1795, malte ähnliche Gegenstände und stach dergleichen auch mit eigener Hand geschickt in Kupfer. In solcher Art gab sie ein großes Werk, die Stauden und Bäume der Umgegend von Nürnberg in illuminierten Kupferstichen, mit Text von Schreber, heraus. — Auch noch eine dritte Künstlerin derselben Familie, Susanna Maria D., Tochter Joh. Christoph D.s, erwarb sich in ähnlichen Darstellungen einen Namen.

Dietz (Stadt), s. Diez.

Dietz (Feodor), Historien- und Schlachtenmaler, geb. 29. Mai 1813 zu Neunstetten im Badischen, begann seine Studien auf dem Polytechnikum in Karlsruhe (1827—32), bis sein Hang zur Malerei so überwiegend wurde, daß er sich ganz der Kunst widmete. Nachdem er Pferdestudien unter Kuntz gemacht, ging er 1833 auf die münchener Akademie, wo er unter Philipp Foltz bei der Ausschmückung der Neuen Residenz beschäftigt wurde. Zu den ersten bedeutendern Bildern, mit denen er nach seiner Rückkehr nach Karlsruhe selbständig auftrat, gehört der Tod von Max Piccolomini (1835). Das Werk erhielt in Karlsruhe den ersten Preis und wurde für die dortige Galerie erworben. In einem größern Gemälde schilderte D. das Schlachtfeld bei Lützen mit dem Fall Gustav Adolfs und Pappenheims. Um diese Zeit wandte sich D. dem Stile Horace Vernets zu, dem er fortan auch treu geblieben ist. Auf Bestellung des Großherzogs von Baden veranschaulichte er (1837) den Anteil, den Markgraf Ludwig von Baden unter Johann Sobieski an dem Siege über die Türken vor Wien hatte, und die glänzende Waffenthat des bad. Leibgrenadierregiments bei der Erstürmung des Montmartre 1814. In München, wohin er 1843 übersiedelte, malte er zunächst die Heldenthat der Pforzheimer im Dreißigjährigen Kriege. Nachdem er 1848 den Feldzug in Schleswig mitgemacht hatte, erschien 1850 ein Album von neun Blättern mit Darstellungen des Erlebten, während er die Explosion des dän. Linienschiffs Christian VIII. auf einem für den Herzog von Coburg gemalten größern Bilde zur Anschauung brachte. Viel Aufsehen erregte das 1853 vollendete Gemälde: Die nächtliche Heerschau nach Zedlitz' Gedicht. Da es zu spät zum pariser Salon gelangte, wurde das Bild besonders ausgestellt und vom Kaiser sofort angekauft. Das Schlachtfeld bei Leipzig, Blüchers Rheinübergang sind größere Gemälde aus der Zeit der Befreiungskriege. Für die karlsruher Galerie malte er noch die Zerstörung von Heidelberg durch General Melac. Für das Athenäum in München lieferte er die Erstürmung von Belgrad durch Max Emanuel. Ein anderes größeres Bild (1858) stellt die Königin Eleonore von Schweden am Sarge Gustav Adolfs dar. Eine realistische Lebhaftigkeit der Darstellung, Frische der Auffassung und Reichtum der Motive sind den Bildern des Künstlers eigen. D. hat sich um die erste große allgemeine histor. Ausstellung in München 1858 wie um das Zustandekommen und die Wirksamkeit der Deutschen Kunstgenossenschaft viele Verdienste erworben. Im J. 1866 entstand die Schlacht bei Roßbach und Blücher auf dem Marsche nach Paris, Werke von geringerer Kraft als die frühern. Im J. 1870 vollendete er das Gemälde: Die Rettung Wiens 1668 durch die Bayern, an der Außenwand des Maximilianeums zu München, begleitete im Deutsch-Französischen Kriege die bad. Truppen als Felddiakon und starb in diesem Berufe 18. Dez. 1870 zu Gray im Depart. Haute-Saône.

Dietzsch, Künstlerfamilie, s. Dietsch.

Dieu oder Ile d'Yeu, franz. Insel, 18 km westlich von der Küste der Vendée, mit welcher sie durch ein submarines Plateau, Pont-d'Yeu genannt, zusammenhängt, 22 qkm groß. Sie ist malerischer Granitfels und trägt einen Leuchtturm mit rotem Licht. Die Ostküste ist niedrig und sandig; die hohe, steile Westküste hat in der Mitte eine viereckige, von Türmen flankierte Schloßruine, auf einem gewaltigen, abgetrennten Felsen stehend. Der an der Ostseite gelegene Haupthafen, Port Breton, hat gemauerte Molen. Die Insel zählt (1876) 3275 E., meist Seeleute und Fischer.

Dieu et mon Droit (frz., «Gott und mein Recht»), Wahlspruch der engl. Krone.

Dieulefit, Stadt im franz. Depart. Drôme, Arrondissement Montélimar, 29 km östlich von Montélimar, in 390 m Höhe, am Fuße des Berges Dieu-Grâce, am Jabron, der mittels des Roubion zum Rhône geht, zählt (1876) 3072, als Gemeinde 4049 E., unter welchen viele Protestanten sind, die hier eine Konsistorialkirche und ein Lehrerseminar besitzen. Der Ort ist der bedeutendste Fabrikenmittelpunkt des Departements, denn er hat sehr wichtige Seidenhaspeleien und Spinnereien, fabriziert Tuche, Molletons, hat sämische Gerbereien, Töpfereien, bereitet Trüffelkonserven u. s. w. Im 16. Jahrh. war D. einer der festen Plätze des Calvinismus im Dauphiné, welcher durch den Widerruf des Edikts von Nantes schwer betroffen wurde. Auf dem Kirchhof der Gemeinde wurden 1859 Reste römischer Thermen entdeckt.

Dieuze, Kantonshauptort im Kreise Château-Salins des elsaß-lothring. Bezirks Lothringen, Landgerichtsbezirk Metz, liegt 16 km östlich der Kreisstadt an der Seille und dem Salinenkanal, sowie an der Eisenbahnlinie Deutsch-Avricourt-Bensdorf (Metz), zählt (1880) 2895 E. und ist Sitz eines Amtsgerichts. Der schon 633 urkundlich erwähnte, oft zerstörte Ort ist von Bedeutung wegen der dort befindlichen Saline und Chemischen Fabrik. Die einige Zeit hindurch im Besitze der Königin Christine von Spanien gewesene, jetzt von einer Aktiengesellschaft ausgebeutete Saline produziert jährlich etwa 500 000 Ctr. Salz. Die Chemische Fabrik produziert Schwefel-, Salz-, Salpetersäure, Chlorkalk, Soda, Glaubersalz und Kalkphosphate.

Dievenow, der östlichste der drei Mündungsarme der Oder in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, welcher 35 km weit vom Stettiner Haff bis zu ihrer Mündung in die Pommersche Bucht der Ostsee führt. Ihre Mündung ist versandet und sie dient daher nicht als Einfahrt in das Haff. Anfangs ist sie 1,5 km breit; aber nach 20,3 km ihres Laufes verbreitert sie sich zu dem 6 km breiten Kamminer Bodden, welchen indes die in ihm gelegene 3,3 km breite Insel Gristow größtenteils zu zwei, zusammen nur 2,4 km breiten Kanälen zerteilt, und der sich nach einer Verengung auf 0,9 km dann zum Fritzower See erweitert. Hier wird der Ausgang durch eine 5,5 km lange Nehrung gesperrt, sodaß sie direkt nach W. hin sich eine Mündung verschaffen muß. Auf dieser Nehrung liegen die zum Kreise Kammin gehörigen Fischerdörfer Klein-D. (90 E.), Berg-D. (163 E.) und Ost-D. (27 E.). Letzterm gegenüber, am andern Ufer und im Kreise Usedom-Wollin, liegt West-D. (115 E.) mit einer kleinen Lotsenstation, ein beliebt gewordenes Seebad mit drei guten Hotels.

Diez, Kreisstadt des Unterlahnkreises im Regierungsbezirk Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, an der Linie Frankfurt-Wetzlar der Preußischen Staatsbahn und zu beiden Seiten der hier schiffbaren Lahn gelegen, deren alte, merkwürdige Steinbrücke die Altstadt mit der regelmäßig gebauten, saubern Neustadt verbindet, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts. Der Ort hat zwei evang. Pfarrkirchen, ein Realprogymnasium, eine höhere Töchterschule, ein Pensionat, ein Hospital, ein altes, großes Bergschloß, jetzt Zuchthaus, eine von den Züchtlingen betriebene Marmorschleiferei, in der Umgebung viele Eisen- und Braunsteingruben und zählt (1880) 4753 E., welche große Kalkbrennereien, Lohgerbereien, Gips-, Öl-, Phosphorit-, Farb- und Getreidemühlen, sowie Wollmärkte unterhalten und Kornhandel und ausgezeichneten Obstbau treiben. In der Nähe von D. liegen das 1676 erbaute, jetzt zum Kadettenhause eingerichtete Schloß Oranienstein, ehemals ein Nonnenkloster, mit schönen Gartenanlagen, und die Dörfer Fachingen und Geilnau mit ihren Mineralbrunnen. D., sonst Theodissa genannt, wurde von Karl d. Gr. 790 dem Kloster Prüm geschenkt; später erscheint es im Besitze eigener Grafen, unter welchen es 1280 eine Kollegiatkirche und 1329 städtische Rechte erhielt. Durch Verheiratung kam es an das Haus Nassau, das in einer seiner Linien Nassau-Dietz sich nannte. Diese Linie wurde später unter dem Namen Nassau-Oranien in den Fürstenstand erhoben, erhielt die Erbstatthalterschaft in Holland und trägt gegenwärtig die niederländ. Königskrone.

Diez (Friedr. Christian), Begründer der roman. Philologie, geb. 15. März 1794 zu Gießen, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich seit Ostern 1811 auf der dortigen Universität, besonders unter F. G. Welckers Leitung, dem Studium der klassischen Philologie. Nachdem er 1813 als Freiwilliger in einem hess. Freikorps an dem Feldzuge nach Frankreich teilgenommen, wandte er sich der Jurisprudenz, 1816 aber dem Studium der neuern Sprachen und Litteraturen zu, das er in Göttingen fortsetzte. Durch Goethe, den er im Frühjahr 1818 zu Jena besuchte, ward er veranlaßt, sich besonders der alten provençalischen Sprache und Poesie zu widmen. Er lebte hierauf den größten Teil der J. 1819 und 1820 als Hauslehrer in Utrecht und privatisierte dann zu Gießen, bis er sich 1820 als Privatdocent in Bonn niederließ, wo er 1823 eine außerord., 1830 eine ord. Professur erhielt und seitdem ununterbrochen bis zu seinem 29. Mai 1876 erfolgten Tode gewirkt hat. Schon D.' erste Schriften, die «Altspan. Romanzen» (Berl. 1821) und die «Beiträge zur Kenntnis der roman. Poesie» (Berl. 1825; franz. von Roisin unter dem Titel «Essai sur les cours d'amour», Par. 1842) fanden allgemeinen Beifall. Seinen litterarischen Ruf begründete er durch «Die Poesie der Troubadours» (Zwickau 1826; 2. Aufl., Lpz. 1883; franz. von Roisin, Par. 1845) und «Leben und Werke der Troubadours» (Zwickau 1829; 2. Aufl., Lpz. 1882), zwei Werke, welche für das wissenschaftliche Studium der roman. Litteraturen bahnbrechend wurden. Noch bedeutender wirkten in dieser Beziehung seine beiden Hauptarbeiten, die «Grammatik der roman. Sprachen» (3 Bde., Bonn 1836—42; 5. Aufl., 3 Tle. in 1 Bd., 1882) und das «Etymolog. Wörterbuch der roman. Sprachen» (Bonn 1853; 4. Aufl. 1878), die von den roman. Völkern selbst als grundlegende Meisterwerke anerkannt worden sind. Die Grammatik wurde ins Französische von G. Paris (Par. 1863—75) und ins Englische von Cayley (Lond. 1863) übersetzt. Außer vielen Beiträgen zu verschiedenen Fachzeitschriften veröffentlichte D. noch «Altroman. Sprachdenkmale» (Bonn 1846), «Zwei altroman. Gedichte» (Bonn 1852), «Altroman. Glossare» (Bonn 1865), «Über die erste portug. Kunst- und Hofpoesie» (Bonn 1863) und «Roman. Wortschöpfungen» (Bonn 1875).

Diez (Katharina), Dichterin, geb. 2. Dez. 1809 zu Netphen an der Sieg, lebte bei ihrer Schwester Elisabeth Grube, erhielt von der Königin Elisabeth von Preußen eine Pension und 1864 die Stelle einer Ehrenstiftsdame des adeligen Stifts Kappeln. Sie

starb 22. Jan. 1882. Außer verschiedenen Jugendschriften gab sie heraus: «Liederkranz» (Düsseld. 1842), «Wiesenblumen von der Sieg und Feldblumen vom Rhein» (2 Bde., Düsseld. 1847), beide Sammlungen in Gemeinschaft mit ihrer Schwester, Elisabeth Grube, «Die heilige Elisabeth», epische Dichtung (Essen 1845), «Frühlingsmärchen» (Berl. 1851), «Dichtungen nach dem Alten Testament» (Berl. 1852), «Neue Märchen aus Feld, Wald und Wiese» (Berl. 1854), «Joseph. Gedicht nach dem Alten Testament» (Berl. 1855), «Agnes Bernauer. Gedicht» (Berl. 1857), die Erzählungen: «Onkel Martin» (Stuttg. 1859; 2. Aufl. 1879), «Eine Jugendfreundschaft» (Stuttg. 1861), «Editha» (2 Bde., Berl. 1867) und «Nach Mexiko und zurück in die Heimat» (Stuttg. 1868); ferner die Gedichte «Biblische Frauen» (Berl. 1863), den Roman «Heinrich Heines erste Liebe» (Berl. 1870), das Trauerspiel «Jephthas Opfer» (Berl. 1875), «Frithjof» (1879).

Diez (Wilh.), Genre- und Schlachtenmaler, geb. 17. Jan. 1839 in Bayreuth, besuchte die münchener Akademie und trat zuerst mit Zeichnungen zu Illustrationen in die Öffentlichkeit, deren Frische und historische Treue fesselten. D. ist seit dieser Zeit seinem Lieblingsthema, welches er mit großer Fachkenntnis umfaßt, der Darstellung kriegerischer Scenen aus dem Dreißigjährigen Kriege, treu geblieben, nachdem er zuerst Schillers «Geschichte des Dreißigjährigen Krieges» auf solche Weise illustriert hatte. In den münchener «Fliegenden Blättern», Scherrs «Germania» und andern Illustrationswerken behandelte D. den ergiebigen Stoff auf stets neue Weise, immer das kulturhistorische Moment des Ganzen vorzugsweise im Auge behaltend. Seine Gemälde sind seltener, häufiger Radierungen und Aquarelle. In der berliner Nationalgalerie befindet sich sein prächtiges Bild des Picknicks. D. ist seit 1871 Professor an der Akademie in München.

Diezel (Karl Emil), Jagdschriftsteller, geb. 8. Dez. 1779 in Irmelshausen an der Milz (Bayern), besuchte die Gymnasien in Schleusingen und Coburg und studierte in Jena und Leipzig hauptsächlich Sprach- und Naturwissenschaften. Er wurde 1806 Lehrer der neuern Sprachen und Fechtkunst an dem forstlichen Privatinstitut Cottas in Zillbach und war seit 1809 an verschiedenen Orten als praktischer Forstmann thätig, zuletzt 1816—52 als Revierförster zu Kleinwallstadt. D. starb 23. Aug. 1860 in Schwebheim bei Schweinfurt. Ausgerüstet mit vorzüglicher klassischer Bildung und als ausgezeichneter Kenner der Jagd hat er in der Journallitteratur vorzügliche Arbeiten geliefert. Sein Hauptwerk sind die mit naturwissenschaftlichem Verständnis abgefaßten «Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd» (Offenbach 1849; 5. Aufl., Berl. 1880, bearbeitet von E. von dem Bosch).

Diezeugmĕnon (grch.; lat. Disjunctum, das «Getrennte»), eine rhetorische Figur, bei der von mehrern aufeinanderfolgenden und sich entsprechenden Sätzen jeder sein eigenes Zeitwort hat; wie z. B.: Cäsar besiegte die Gallier, Pompejus schlug die Hispanier. Haben derartige Sätze das Prädikat gemeinsam, so bilden sie die rhetorische Figur des Antezeugmenon, z. B.: Cäsar besiegte die Gallier, Pompejus die Hispanier.

Diezmann oder Dietrich der Jüngere, Landgraf von Thüringen, der Sohn Albrechts des Unartigen und Margaretes, der Tochter Kaiser Friedrichs II., geb. um 1260, wurde, nachdem letztere 1270 infolge der Zuneigung ihres Gatten zu Kunigunde von Eisenberg hatte flüchten müssen, nebst seinem Bruder, Friedrich dem Gebissenen, durch seinen Oheim, Dietrich von Landsberg, von der Wartburg abgeholt und sorgsam an dessen Hofe erzogen. Mit seinem Bruder in den unaufhörlichen Kampf gegen den Vater verwickelt, gelangte er zunächst 1279 in den Besitz des Pleißnerlandes; 1288, nach Heinrichs des Erlauchten Tode, erhielt er die Markgrafschaft Lausitz und 1291, nach dem Tode Friedrich Tuttas, das Osterland. Bedeutungsvoller tritt er erst kurz vor seinem Tode auf, als 1307 der König Albrecht mit einem bedeutenden Heere, namentlich Schwaben, Bayern und Rheinländern, in das Osterland einbrach, wo es nun galt, die Selbständigkeit Meißens, Thüringens und des Osterlandes unter den angestammten Fürsten aufrecht zu erhalten. Mit seinem Bruder Friedrich zog er an der Spitze seiner Getreuen von Leipzig aus den bei Lucka gelagerten Feinden entgegen, wo es 31. Mai 1307 zur Schlacht kam, in der die Kaiserlichen unter Burggraf Friedrich von Hohenzollern die vollständigste Niederlage erlitten. Nachdem hierauf D. noch den Abt von Pegau, der die Kaiserlichen unterstützt, durch Niederbrennung des Klosters gezüchtigt, kehrte er nach Leipzig zurück, wo er 10. Dez. 1307 starb. Nach spätern, besonders durch die altenzellischen Annalen verbürgten Berichten wurde D. während der Christmette in der Thomaskirche ermordet. Seine Überreste wurden in der Kirche der Dominikaner zu St. Pauli beigesetzt. Ein Denkmal, in Sandstein gearbeitet von Rietschel, ließ ihm König Friedrich August von Sachsen 1841 errichten.

Diffalco (ital.), im Handel Abzug von der Hauptsumme bei der Bezahlung, soviel wie Discont (s. d.).

Diffamation heißt im allgemeinen die Verbreitung einer übeln Nachrede gegen jemand. Im frühern gemeinen Civilprozeßrecht verstand man darunter speziell die vor Dritten oder in sonst benachteiligender oder bedrohlicher Weise geschehene Berühmung, einen Anspruch gegen einen Andern zu haben; dieser, der Diffamāt, war daraufhin befugt, von dem sich Berühmenden, dem Diffamanten, zu verlangen, daß er den Anspruch binnen einer vom Gericht bestimmten Frist klagend geltend mache; that er das nicht, so wurde ihm «ewiges Stillschweigen» auferlegt, er konnte später den Anspruch nicht mehr geltend machen. (Sogen. provocatio ex lege diffamari, Provokationsprozeß.) Die deutsche Reichscivilprozeßordnung hat dieses Verfahren ersetzt durch die negative Feststellungsklage. Es kann nämlich auf Feststellung des Nichtbestehens eines Rechtsverhältnisses klagen, wer ein rechtliches Interesse an dieser Feststellung hat. Vgl. Deutsche Civilprozeßordnung, §. 231. (S. auch Feststellungsklage.)

Different (lat.), verschieden, unterschieden, ungleich.

Differentiāl . . . (neulat.), in Verbindung mit einem Hauptworte oft zur Bezeichnung maschineller Vorrichtungen angewandt, z. B. D.-Dynamometer, -Manometer, -Anemometer, -Getriebe, -Schraube u. s. w. Die Bedeutung des D. bei diesen Vorrichtungen ist im allgemeinen die, daß eine starke Hauptbewegung durch eine entgegengesetzte Bewegung geschwächt wird, sodaß die nun verbleibende Differenz nur einen Bruchteil der direkten Bewegung darstellt.

Differentiālbeobachtungen nennt man in der Astronomie diejenigen Beobachtungen, welche

zur Ortsbestimmung der Gestirne dienen und die Orte derselben nur in Bezug auf die bekannte Lage anderer Sterne angeben. Die Deklinations- und Rektascensionsbestimmungen sind nur in besonders günstig situierten Sternwarten absolute, indem sich hier der Nullpunkt der Instrumente ohne die Beobachtungen bekannter Sterne ableiten läßt. In den meisten Fällen ermittelt man die Winkeldistanzen zwischen bekannten und unbekannten Gestirnen, sei es bei kleinen Distanzen durch sogen. Mikrometermessungen, sei es bei größern durch Beobachtungen an Höhenkreisen. Die Sicherheit der D. hängt daher wesentlich von der Genauigkeit ab, mit der man die Orte der bekannten Gestirne bestimmen konnte.

Differentialbremse, s. unter Bremsen.

Differentialflaschenzug (frz. poulie mouflée différentielle; engl. differential tackle of pulleys), ein selbsthemmender Flaschenzug, der aus zwei miteinander verbundenen, festen Rollen von nur wenig verschiedenem Durchmesser, einer losen Rolle und einem endlosen Seil (Kette) besteht und bei welchem, ähnlich wie beim Differentialhaspel (s. d.), das Verhältnis zwischen Kraft und Last nur von der Differenz der Halbmesser der festen Rollen abhängt. (S. Flaschenzug.)

Differentialgetriebe (frz. mouvement différentiel; engl. differential motion) nennt man nach ihrer Wirkung im allgemeinen Mechanismen, durch welche drehende Bewegungen addiert und subtrahiert werden können. Die beistehende Fig. 1 zeigt ein Differentialgetriebe mit Kegelrädern, das vorzugsweise bei manchen der neuern Spinnmaschinen zur Fadenaufwickelung angewendet wird, um die genau vorgeschriebene, in seinen Abstufungen steigende oder sinkende Geschwindigkeit der Spulen zu erzeugen, wonach diese Maschinen Differentialflyer genannt werden. Mit der obern Achse, welche durch die Kurbel in Bewegung gesetzt werden kann, ist ein Kegelrad a in fester Verbindung; die Räder c und d bestehen zusammen aus einem Stück, das sich auf derselben Achse frei drehen kann. Das Gleiche ist bezüglich des großen Stirnrades e der Fall, das in ein auf der untern Achse befestigtes Stirnrad f eingreift; b ist ein sog. Planetenrad, dessen Achse in dem Körper von e gelagert ist und dessen Zähne in a und c eingreifen. Die Kegelräder a, b und c sind von gleicher Größe. Werden nun mittels auf die Kurbelzapfen k k aufgesetzter Kurbeln die obere und die untere Achse und somit die Räder a und e gedreht, so wird jede dieser beiden Drehungen eine Drehung des Rades d bewirken. Das letztere Rad macht also eine zusammengesetzte Bewegung und zwar derart, daß sich die Bewegungen bei der Drehung in der gleichen Richtung addieren, während, wenn eine der Kurbeln entgegengesetzt gedreht wird, die Umdrehungszahl des durch dieselbe getriebenen Rades negativ auftritt und sich die Bewegungen demnach subtrahieren. Die resultierende Bewegung des D. ist entweder eine gleichförmige oder eine ungleichförmige, je nachdem die durch die Kurbeln übertragenen Bewegungen gleichförmig oder ungleichförmig sind. Meist soll mittels des beschriebenen Mechanismus eine ungleichförmige Bewegung zu einer gleichförmigen addiert oder von einer solchen abgezogen werden. Die ungleichförmige Bewegung wird dann in der Regel mittels der Konusbewegung oder durch Friktionsscheiben hervorgebracht.

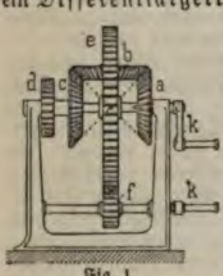


Fig. 1.

Die beistehende Fig. 2 stellt ein Differentialgetriebe mit Stirnrädern dar: a ist das mit der obern Achse fest verbundene Triebrad, während auf derselben Achse das große Stirnrad e freibeweglich ist, durch dessen Körper eine mit zwei Rädern b und c verbundene horizontale Achse drehbar hindurchgesteckt ist; d ist gleichfalls um die obere Achse beweglich und es greifen a und b und c und d ineinander, sowie auch für die Bewegung des mittlern Rades e in dasselbe das auf der untern Achse befestigte Rad f eingreift. Werden die voneinander unabhängigen Räder a und e gleichzeitig gedreht, so entsteht in ähnlicher Weise wie vorher in dem Rad d eine zusammengesetzte drehende Bewegung, welche eine Addition oder Subtraktion der Elementarbewegungen darstellt.

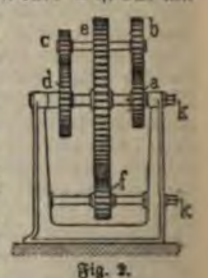
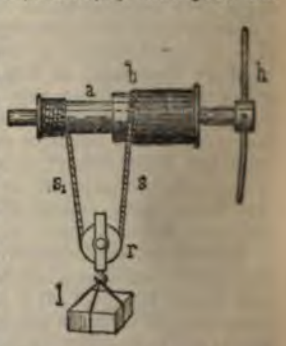


Fig. 2.

Differentialhaspel, auch Differentialwinde, Gegenwinde oder chinesische Winde (frz. treuil différentiel, treuil de Chine; engl. differential capstan, Chinese capstan), eine zum Aufwinden von Lasten dienende Vorrichtung, bei welcher zum Zweck erhöhter Kraftumsetzung die Differenz zweier entgegengesetzten Windebewegungen zur Wirkung kommt. Beistehende Figur zeigt die Anordnung des D. Derselbe besteht aus zwei um die gleiche Achse drehbaren und fest miteinander verbundenen Seiltrommeln a und b von verschiedenem Durchmesser. An diesem sind die beiden Enden eines Seils befestigt, welches derart um die Seiltrommeln gelegt ist, daß sich bei Umdrehung derselben mittels des Speichenrades h zum Zweck der Hebung einer an der losen Rolle r hängenden Last l das Seilstück s auf b aufwickelt, während s_1 von a sich abwickelt. Die Aufwickelung ist in demselben Verhältnis größer wie die Abwickelung, als der Halbmesser der Trommel b größer ist wie der Halbmesser der Trommel a, und es ergibt sich das Maß der Hebung aus der Differenz des aufgewickelten Seilendes s und des sich gleichzeitig abwickelnden Seilendes s.



Differentiallampe (frz. lampe différentielle, engl. differential lamp), eine elektrische Lampe, bei welcher die Regulierung des Lichtbogens durch die Differentialwirkung zweier durch Teilung des elektrischen Stroms entstandenen Stromzweige erreicht wird. (S. unter Elektrische Beleuchtung.)

Differentialrechnung, ein wichtiger Teil der Analysis, worin aus der Relation veränderlicher

Größen, die auf irgend eine Art voneinander abhängen, die Relation ihrer sog. unendlich kleinen Veränderungen (Differenzen) bestimmt wird. Wenn zwei Größen, z. B. x und y, die durch eine Gleichung verbunden sind, von denen daher eine, z. B. y, als Funktion der andern, x, angesehen werden kann, sich um (die Differenzen) dx und dy vermehren, so ist dy ebenfalls eine Funktion von dx, jedem beliebigen Werte der einen Differenz entspricht ein bestimmter Wert der andern. Man kann die eine, z. B. dx, so klein machen, daß das Verhältnis dy : dx durch einen von dx unabhängigen Ausdruck mit einem beliebig kleinen Fehler dargestellt wird. Die entsprechenden Veränderungen werden dann unendlich klein und Differentiale der x und y genannt; ihr Verhältnis heißt die Fluxion von y oder Differentialquotient oder Derivation. Der Aufgabe, die Fluxion einer gegebenen Funktion zu berechnen (Differentialrechnung), entspricht die umgekehrte Aufgabe, die Funktion zu berechnen, deren Fluxion gegeben ist (Integralrechnung). Die Erfindung der D. macht Epoche in der Geschichte der Mathematik. Sie wurde um 1666 von Newton gemacht, um für die Dynamik die nötigen Unterlagen zu schaffen. Die Publikation seiner Resultate ward von Newton lange (bis 1682) beanstandet, weil die über die Größe der Erde damals umlaufenden Zahlen allzu unrichtig waren, und konnte erst 1687 erfolgen. Inzwischen war Leibniz, der 1674—77 vielfach Gelegenheit hatte, von den Newtonschen Resultaten Kenntnis zu erhalten, durch eigene Forschungen zur Erfindung der D. gelangt, deren Anfänge er 1684 und 1686 bekannt machte nicht ohne Bezugnahme auf die gleichgerichteten, noch immer nicht veröffentlichten Arbeiten Newtons. Leibniz und seine Freunde Jakob und Joh. Bernoulli haben sich besondere Verdienste um die Ausbildung und Verbreitung der neuen Rechnung erworben, während später in England Cotes, Taylor, Maclaurin im Anschluß an die Newtonschen Publikationen Vorzügliches auf demselben Gebiet geleistet haben. Durch Äußerungen, welche für Leibniz Gerechtigkeit anriefen, indem sie Newtons Rechte in Frage stellten, und durch Einmischung nationaler Empfindlichkeiten ist seit 1705 der Prioritätsstreit um die Erfindung der D. entbrannt, an dem Leibniz weniger als Newton unbeteiligt geblieben, und dessen letzte Wogen noch im 19. Jahrh. bemerklich gewesen sind.

Differentialschraube (frz. vis différentielle; engl. differential screw), eine auf demselben Prinzip wie die Differentialhaspel und der Differentialflaschenzug (s. d.) beruhende Schraube. Die Größe eines mittels einer Schraube auszuübenden Drucks, sowie die Kleinheit einer gewünschten Bewegung ist abhängig von der Ganghöhe der Schraube; doch darf letztere mit Rücksicht auf die Ausführung ein gewisses Minimum nicht überschreiten, und man benutzt deshalb die Differentialwirkung zweier mit verschiedenen Ganghöhen geschnittenen Schrauben, um besonders beliebig kleine Bewegungen auszuführen, indem man die Differenz der Ganghöhen entsprechend klein macht. Eine der vorteilhaftesten Anwendungen der D. ist diejenige als Mikrometerschraube (s. nachstehende Fig. 1). Auf einer Spindel sind die Gewinde aa und bb mit um weniges verschiedenen Ganghöhen geschnitten. aa bewegt sich in der festen Mutter mm, während bb mit geringerer Ganghöhe die bewegliche, in Falzen c und d gleitende Mutter nn um einen Weg fortschiebt, welcher gleich der Differenz der Ganghöhen von a und b ist, da die bewegliche Mutter nn, während die Spindel um eine Ganghöhe von a sich nach der einen Seite bewegt, um

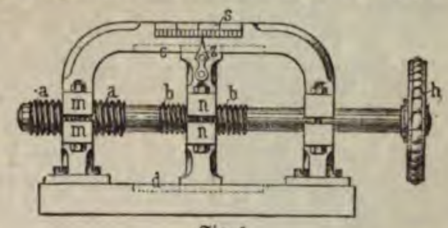


Fig. 1.

die geringere Ganghöhe von bb nach der entgegengesetzten Seite verschoben wird. Der Zeiger z gibt auf einer Skala s die Größe der Bewegung an. Zeigt s Millimeterteilung und wäre die Differenz der beiden Ganghöhen $^1/_{10}$ mm, so wäre der Weg des Zeigers bei einer ganzen Umdrehung der Spindel = $^1/_{10}$ mm, bei $^1/_{10}$ Umdrehung nur $^1/_{100}$ mm u. s. f. Das Maß der Spindeldrehung ist von einer entsprechenden Kreisteilung des Handrades h abzulesen.

In der gleichen Anordnung, aber mit geringerm Vorteil (infolge von Reibungsverlusten) verwendet man die D. für Schraubenpressen derart, daß die Muttern mm und nn gleichzeitig als Preßplatten ausgeführt sind und sich mit der Geschwindigkeit, welche der Differenz der beiden Gewindesteigungen entspricht, gegeneinander bewegen. Besser ist für ähnliche Zwecke die Einrichtung, daß eine Schraubenspindel in einer andern hohlen Schraube, die der erstern als Mutter dient, sich bewegt, wie dies bei der Differentialschraubenpresse (Fig. 2) der Fall ist. In derselben ist aa die hohle Schraube, in welcher sich die massive Schraube bb bewegt, die etwas geringere Steigung hat und an ihrem untern Ende die Preßplatte p trägt. Für die schnelle Bewegung der Preßplatte hält man aa

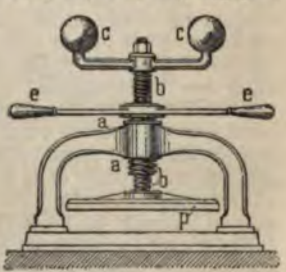


Fig. 2.

mittels der Handhaben ee fest und dreht an den Armen cc. Zur Erzielung eines größern abwärts gerichteten Drucks würde aa abwärts zu drehen sein, während man cc festhält. Es wird sich dann die Preßplatte um die Differenz der Ganghöhen der beiden Schrauben senken, da bei der Abwärtsdrehung von aa die Spindel bb um ihre Ganghöhe aufwärts geschraubt wird und die Ganghöhe von aa die größere ist. In gleicher Weise ist die D. noch als Hebevorrichtung bei der Differentialschraubenwinde angewendet worden.

Differentialtarif heißt im Zollwesen eine Zusammenstellung von Differentialzöllen (s. d.), wie z. B. der franz. Konventionstarif. Im Eisenbahnwesen versteht man unter D. die niedrigern Frachtsätze, welche bei der Beförderung von Waren auf längere Strecken berechnet werden. Es tritt dadurch häufig der Fall ein, daß auf einer Linie zwischen

zwei Hauptcentren des Verkehrs der Transport von einem derselben nach einem Zwischenplatze teurer ist als die Fracht bis zu dem andern Hauptplatze. Die Großstädte erhalten auf diese Art eine Vergrößerung ihres Übergewichts gegenüber den kleinern Orten, und im internationalen Verkehr wird sowohl die Einfuhr fremder Produkte auf den innern Markt direkt begünstigt, als auch die Ausfuhr von Landeserzeugnissen durch die billigere Durchfuhr fremder Konkurrenzwaren erschwert. Doch sind andererseits D. bei der Konkurrenz der Bahnen kaum zu vermeiden, und selbst wenn der Staat das ganze inländische Netz in Händen hätte, so würde er sich doch in gewissen Fällen durch die Mitwerbung ausländischer Linien zu solchen Konzessionen genötigt sehen. Privatwirtschaftlich sind die niedrigern Frachtsätze meistens für die Eisenbahnen ebenso gerechtfertigt, wie für einen Fabrikanten die Preisermäßigungen bei großen Aufträgen. Auch ist es besser, wenn die Ermäßigungen nach festen Tarifnormen erfolgen, als wenn den einzelnen Versendern nach besondern Vereinbarungen Nachlässe (Refaktien) gewährt werden.

Differentialthermometer, s. unter Thermometer.

Differentialzölle dienen entweder als Mittel zum innern Ausbau eines Schutzzollsystems oder zur Erleichterung oder Erschwerung des Handelsverkehrs mit bestimmten auswärtigen Staaten. In dem erstern Falle werden z. B. zur Begünstigung der inländischen Reederei oder zur Beförderung des direkten Handels mit den überseeischen Ländern niedrigere Zollsätze von denjenigen Waren erhoben, welche unter nationaler Flagge oder direkt aus einem überseeischen Produktionslande (im Gegensatz zu der Einfuhr aus einem vermittelnden ausländischen europäischen Hafen) importiert werden, als (bei gleicher Qualität) von denjenigen, deren Einfuhr auf andere Weise erfolgt. Man betrachtet die höhern Zölle in den letztern Fällen auch wohl als durch besondere Zuschläge gebildet, nämlich durch den Flaggenzuschlag (surtaxe de pavillon) und den Entrepotzuschlag (surtaxe d'entrepôt). In der neuern Zeit wurden die D. dieser Art besonders von Frankreich zu einem verwickelten System ausgebildet, während die engl. Schiffahrtsgesetzgebung (s. Navigationsakte) statt der D. einfach in großem Umfange völlige Verbote der Einfuhr exotischer Waren auf fremden Schiffen oder aus europäischen Zwischenhäfen aufwies. Besondere niedrige Zölle waren auch den Produkten der Kolonien bei der Einfuhr in das Mutterland bewilligt. In der Gegenwart hat die Bedeutung dieser D. sehr abgenommen, obwohl auch in Deutschland eine Agitation zu Gunsten einer Besteuerung der indirekten Einfuhr (des Mosleschen Unterscheidungszolles) versucht worden. Frankreich hat allerdings die Surtaxe d'entrepôt in dem Tarifgesetz von 1881 beibehalten, den Flaggenzuschlag aber 1866 und nach kurzer Wiederherstellung 1873 aufgehoben.

Die andere Klasse von D. beruht entweder auf vertragsmäßigen Konzessionen, die ein Staat dem andern hinsichtlich seiner Schutzzölle macht, oder es handelt sich um specielle Zollerhöhungen, die den Charakter von Kampfmaßregeln gegen gewisse Länder haben. Sind die niedrigern Zollsätze mit mehrern Ländern gesondert und in verschiedener Höhe vereinbart, so entsteht eine große Verwickelung, zumal die richtige Bestimmung der Herkunft der Waren bei den heutigen Verkehrsverhältnissen immer schwieriger wird. Man nahm daher in die Handelsverträge, die seit 1860 nach dem Typus des franz.-engl. Vertrags geschlossen wurden, die sog. Meistbegünstigungsklausel auf, durch welche dem einen Kontrahenten auch alle Zugeständnisse gesichert wurden, die der andere Teil irgend einem dritten Staate künftig gewähren würde. In Frankreich entstand so neben dem hochprotektionistischen und teilweise prohibitiven sog. Generaltarif ein besonderer für alle diesem Vertragssystem angehörenden Staaten geltender Konventionstarif, und diese Unterscheidung ist auch jetzt wieder beibehalten worden, obwohl es eine Zeit lang den Anschein hatte, als wenn der 1881 reformierte Generaltarif als alleinige Norm angenommen werden sollte. Das Deutsche Reich hat keinen besondern Konventionstarif, aber das Zollgesetz vom 15. Juli 1879 läßt insoweit D. zu, als Waren aus Ländern, welche Deutschland nicht auf dem Fuße der Meistbegünstigung behandeln, mit einem Zuschlage von 50 Proz. des tarifmäßigen Zolles belastet werden können. (S. Schutzzollsystem, Freihandel.)

Differentiieren (frz.), das Differential einer Funktion bestimmen, s. Differentialrechnung und Differenz; trennen, scheiden durch Hervorhebung der Differenz.

Differenz, d. i. Unterschied, heißt in der Mathematik diejenige Größe, welche durch Subtraktion zweier gleichartiger Größen voneinander erhalten wird. Wird eine kleinere Größe von einer größern abgezogen oder weggenommen, so zeigt die D. an, um wie viel die letztere größer als die erstere ist. Hat man eine Reihe Zahlen, von denen man immer zwei aufeinanderfolgende voneinander abzieht, so erhält man eine Differenzenreihe; ebenso bildet man aus dieser eine zweite Differenzenreihe u. s. w. Z. B. von der Reihe 4, 7, 11, 18, 31, 54, 92, 151 sind die ersten D. 3, 4, 7, 13, 23, 38, 59; die zweiten 1, 3, 6, 10, 15, 21; die dritten 2, 3, 4, 5, 6 u. s. w. In der Analysis nennt man die D. irgend einer Funktion einer veränderlichen Größe oder mehrerer solcher Größen diejenige Veränderung der Funktion, welche eintritt, wenn die veränderliche Größe oder jede derselben um eine beliebige Größe verändert wird. Die Berechnung der D. einer Funktion aus den D. der veränderlichen Größen heißt Differenzenrechnung.

Differenzgeschäfte, Agiotage, Windhandel heißen diejenigen Börsengeschäfte im Waren- und namentlich im Effektenhandel, bei welchen es auf Lieferung und Empfang des Kaufobjekts gar nicht abgesehen ist, sondern beide Teilnehmer nur aus der Preisveränderung bis zur Erfüllungszeit einen Gewinn zu erzielen hoffen. Reine oder direkte D., die zwischen den Kontrahenten selbst abzuwickeln sind und gewissermaßen bloße Wetten zweier Personen auf den künftigen Kursstand bilden, kommen indes im Effektengeschäft nur selten vor; die übliche Form ist vielmehr die, daß die Spekulanten à la hausse durch einen Börsenmakler Papiere auf den üblichen Liquidationstermin, die Mitte oder das Ende des Monats, kaufen lassen, während die Gegenpartei (die Contremine) ebenfalls durch Vermittler auf denselben Termin verkaufen läßt. Die Personen, die sich gegenüberstehen, brauchen sich also gar nicht zu kennen, und es können sich auf beiden Seiten auch solche befinden, die bei der Liquidation wirklich die Papiere übernehmen oder

rn wollen. Finden nun die Käufer oder Ver-
vor dem Lieferungstermin Gelegenheit, auf
iesen Zeitpunkt zu einem höhern Kurse zu
fen, resp. zu einem niedrigern zu kaufen, so
e bei der Liquidation gedeckt und haben nur
Vermittelung des Maklers von irgend einer
her die Differenz als Gewinn in Empfang zu
n. Sie können sich auch in der Liquidation
urch eine ihrer ursprünglichen entgegengesetzte
tion, aber vielleicht nur mit Verlust, aus dem
fte ziehen. Wollen sie aber ihre bisherige
lationsstellung noch weiter behaupten, so
nen dies durch die Beihilfe von Kapitalisten
ert, welche die etwa wirklich abgelieferten
e bis zur nächsten Liquidation übernehmen
ie eingeforderten zeitweise gegen bar hin-
(S. Report, Deport.)
den festen Zeitgeschäften dieser Art ist der
he Gewinn wie der Verlust unbegrenzt; bei
g. Prämiengeschäften (s. d.) dagegen
uf der einen oder auf der andern Seite eine
zung statt, indem der eine Teil sich das Recht
ält, gegen Zahlung einer Art von Reugeld
schäft aufzuheben. — Einen Einfluß auf die
können die bloßen D., die nicht eine reelle
lmacht im Hintergrunde haben, so gut wie
ht ausüben. Sollten sie irgend einen volks-
aftlichen Nutzen haben — es könnte dies nur
lebung des Marktes und die kräftigere Nuan-
g der Stimmungen sein —, so würde derselbe
eit überwogen durch den Nachteil, welchen sie
die Förderung des Spiel- und Schwindel-
erzeugen. Gleichwohl dürfte es kaum mög-
n, sie zu verdrängen, da sie sich nach dem
besagten mit den berechtigten, reellen Liefe-
eschäften (s. d.) untrennbar vermischen. In
eich sind die Börsendifferenzen als Spiel-
n nicht klagbar, den Börsenagenten ist ver-
D. zu vermitteln, und in den meisten Fällen
n diese Geschäfte sogar unter die strengen
n fallen, mit denen der Code pénal jede
e- auf das Steigen und Sinken der öffent-
Effekten bedroht. Gleichwohl ist gerade die
r Börse stets das größte Spielhaus von
a gewesen. Auch eine hohe Besteuerung aller
schäfte würde wahrscheinlich den reellen mehr
h thun als den D.

ferenziieren (frz.), unterscheiden, den Unter-
hervorheben.

ferenztöne, s. Kombinationston.

ferieren (lat.), einen Unterschied zeigen, ab-
n.

fession heißt im Civilprozeß die Ableugnung
htheit einer Privaturkunde. Nach früherm
em Prozeßrecht mußte der Diffitent (der
nde), wenn nicht die Echtheit der Urkunde
n oder andererseits ihre Unechtheit liquid
war, den sog. Diffessionseid leisten, des
s, «daß er die bestrittene Urkunde weder selbst
eben oder unterschrieben habe, noch durch
andern für sich habe schreiben oder unter-
n lassen». Der Diffessionseid war ein Reini-
id, er konnte darum nicht etwa dem Gegner
eschoben werden. Nichtleistung desselben
ur Folge, daß die Urkunde als echt angesehen
Die Deutsche Reichscivilprozeßordnung kennt
besondern Diffessionseid nicht. Die Echtheit
Privaturkunde ist, wenn sie bestritten wird,
ie jede andere Thatsache zu beweisen.

Difficil (lat.), schwierig, Schwierigkeiten machend, schwer zu behandeln.

Difficile est, satiram non scribere, «Schwer ist es, keine Satire zu schreiben», Citat aus Juvenals «Satiren» (I, 30), welches angewandt wird bei Beobachtung einer auffallenden Verkehrtheit oder Thorheit.

Diffidieren (lat.), mißtrauen; Diffidenz, Mißtrauen; Diffidation (mittellat.), Fehdeankündigung, Herausforderung.

Diffikultät (lat.), Schwierigkeit.

Diffindieren (lat.), zerspalten; in der Rechtssprache: eine Verhandlung unterbrechen und verschieben; Diffision, Zerspaltung, Aufschiebung.

Diffitieren (lat.), ableugnen, abschwören, s. Diffession.

Diffluieren (lat.), zerfließen; **diffluent**, zerfließend; Diffluenz, das Zerfließen.

Difform (lat.), mißgestaltet; **difformieren**, verunstalten; Difformität, Mißgestalt, Häßlichkeit.

Diffraktion, s. Inflexion.

Diffundieren (lat.), nach allen Seiten hin zerstreuen, ausgießen; vergeuden, verschwenden; **diffus**, zerstreut, weitschweifig.

Diffuses Licht, s. Reflexion des Lichts.

Diffusion von Flüssigkeiten nennt man einen ohne äußere Einwirkung erfolgenden Bewegungsvorgang der Moleküle, welcher immer eintritt, wenn zwei verschiedene, aber mischbare, nicht chemisch aufeinander wirkende Flüssigkeiten, sei es frei, sei es durch eine Membran voneinander getrennt, in Kontakt kommen. Die Erscheinung wird am leichtesten verständlich, wenn man sich eine Salzlösung von einer Wassermasse so überschichtet denkt, daß beide nur in einer scharfen Grenzlinie miteinander in Berührung sind. Die Salzlösung ist eine gleichförmige Mischung von Salzmolekülen und Wassermolekülen, in welcher beide Arten von Molekülen vollkommen symmetrisch geordnet sind, in welcher die Salzmoleküle durch von den Wassermolekülen ausgeübte Anziehungskräfte und von Anziehungskräften, welche sie gegenseitig aufeinander ausüben, in einer ganz bestimmten Lage erhalten werden, während die Wassermoleküle ebenfalls durch von andern Molekülen ausgeübte Attraktionen in bestimmter Lage erhalten werden. In dem ganzen System der Moleküle, aus welchem die Lösung besteht, herrscht ein Gleichgewicht der Anziehungskräfte. Wird nun auf angegebene Weise eine solche Lösung mit Wasser überschichtet, so kommen, zunächst in der Grenzlinie, zu den vorhandenen die Anziehungskräfte der neuen Wassermoleküle hinzu. Diese machen sich geltend auf die benachbarten Salzmoleküle, und umgekehrt bewirken diese einen Zug auf die neuen Wassermoleküle. Infolge dessen wird eine Lagenveränderung eintreten, Salzmoleküle der Lösung wandern in die Grenzschicht des Wassers, Wassermoleküle treten zu der Lösung hinüber. Hierdurch ist aber das vorher vorhandene Gleichgewicht der Anziehung der Moleküle der Lösung gestört, in der ganzen Lösung findet eine Umlagerung der Moleküle statt und ebenso ist die Symmetrie der Lagerung der Wassermoleküle in der Grenzschicht aufgehoben, auch hier erfolgen Verschiebungen der einzelnen Moleküle. Die in die Grenzschicht des Wassers gelangten Salzmoleküle treffen hier mit andern Wasserschichten zusammen, dasselbe Spiel der Attraktionen wiederholt sich und wirkt auf die Salzlösung zurück, wodurch beständige neue Ortsverän-

derungen der beiden Arten von Molekülen veranlaßt werden, die erst ihren Abschluß finden, wenn Homogenität der ganzen Flüssigkeitsmenge hergestellt ist.

Die Geschwindigkeit des Diffusionsstroms oder die Zeit, welche zur Zurücklegung eines bestimmten Wegs erforderlich ist, ist bei den einzelnen Arten der Moleküle nicht gleich. Nennt man z. B. bei gleicher Konzentration der Lösungen die Menge von Eiweiß, welche in gleicher Zeitdauer zum Wasser übertritt, = 1, so ist die Menge des Zuckers = 8,7, die Menge des Kochsalzes = 19, die Menge der Schwefelsäure = 22,5. Es beruht dies offenbar darauf, daß die Wassermoleküle auf die Schwefelsäure eine Anziehungskraft geltend machen, die zu der, welche sie auf die Eiweißmoleküle ausüben können, im Verhältnis von 22,5 : 1 steht. Selbst chem. Zersetzungen können unter dem Einfluß der Anziehungskräfte der Wassermoleküle zu Stande kommen. Läßt man z. B. eine Lösung von saurem schwefelsaurem Kali gegen Wasser diffundieren, so findet man nach einiger Zeit in den obern Schichten des Wassers freie Schwefelsäure, während die tiefern eine entsprechende Menge von neutralem Salz enthalten; eine Lösung von Alaun wird auf gleiche Weise in schwefelsaures Kali und Thonerdesulfat zerlegt.

Analoge Vorgänge treten ein, wenn die Lösungen von dem Wasser durch eine mit Wasser imbibierte (s. Imbibition) Membran getrennt sind, und diese sind für die Ernährung der Pflanzen wie der Tiere, für alle Lebensvorgänge derselben von allergrößter Bedeutung. Alle imbibierten Membranen kann man mit Sieben von sehr kleiner Maschenweite vergleichen, in denen das feste Geflecht aus zusammenhängenden Membranmicellen (s. Micelle) besteht, während die Zwischenräume mit Wasserschichten gefüllt sind. Ist nun eine Lösung ringsum von einer solchen Membran umgeben, wie z. B. in einer Pflanzenzelle, und wird sie mit derselben in Wasser gehängt, so treten die Attraktionskräfte der in der Lösung befindlichen Moleküle zu den umgebenden Wassermolekülen ein und umgekehrt üben die Wassermoleküle einen Zug auf die in der Zelle vorhandenen Moleküle aus; infolge dessen entsteht ein doppelter Strom: Moleküle des Zellinhalts wandern zum Wasser durch die Membran hindurch und andererseits gehen Wassermoleküle durch die Membran in die Zelle, ein Vorgang, den man auch mit dem Namen der Endosmose und Exosmose bezeichnet hat. Derselbe dauert so lange, bis auf beiden Seiten der Membran gleiche Anziehungskräfte herrschen, bis die umspülende Flüssigkeit und der Zellinhalt gleiche Konzentration erreicht haben. Wird erstere aber beständig durch reines Wasser ersetzt, so wandert schließlich die Gesamtmenge des diffusionsfähigen Inhalts aus der Zelle aus und es tritt Wasser an seine Stelle. Das Gleiche, nur in umgekehrtem Sinne, erfolgt selbstverständlich, wenn der Zellinhalt aus Wasser, dagegen die umspülende Flüssigkeit aus einer Lösung besteht.

Und ebenso, wie bei der freien D. je nach den verschiedenen Anziehungskräften sich eine verschiedene Diffusionsgeschwindigkeit geltend macht, so auch hier, nur kommt hier noch ein weiterer Umstand hinzu. Es ist dies das Verhältnis der Größe der Moleküle zu dem Abstande der Membranmicellen unter sich. Denkt man sich ein Pulver von sehr verschiedener Korngröße auf ein Sieb gebracht, so werden alle Körner, deren Durchmesser beträchtlich kleiner als die Maschen des Siebes sind, mit größter Leichtigkeit durch das Sieb gehen, solche Körner, deren Durchmesser nur um ein weniges geringer ist als die Maschenweite, werden schwerer das Sieb passieren, während alle solche, die größer als die freien Öffnungen sind, auf dem Siebe liegen bleiben. So auch bei der Membrandiffusion. Die kleinsten Moleküle können mit Leichtigkeit dem Zuge der Wassermoleküle folgen, andere passiren nur schwer durch die Membran, wieder andere können gar nicht hindurch, während sie ihrerseits doch durch ihre Attraktion Wassermoleküle durch die Membran zu sich herübertreten lassen. Hiernach unterscheidet man diffusionsfähige und nicht diffusionsfähige Körper, und da es sich gezeigt hat, daß den meisten der erstern die Eigenschaft zukommt, entweder selbst zu krystallisieren oder doch krystallisierende Verbindungen einzugehen, so nennt man sie auch, nach Grahams Vorgang, Krystalloide und unterscheidet sie von jenen nicht krystallisierbaren und nicht diffundierbaren Körpern, die man Colloide (von Colla, Leim) nennt. Das Diffusionsvermögen der Krystalloide benutzt man in der Analyse zur Trennung derselben von den Colloiden (s. Dialyse), in der Technik macht man von der verschiedenen Diffusionsgeschwindigkeit gewisser Salze und des Zuckers Gebrauch zum Reinigen der Melassen (s. Osmose).

In den verschiedenen pflanzlichen Geweben sind immer viele Zellen dicht aneinander gelagert, sodaß ihre Membranen sich unmittelbar berühren. Steht von einer solchen Reihe nur die äußerste Zelle mit einer Lösung oder mit Wasser in Kontakt, so tritt zunächst hier ein Diffusionsstrom ein. Dadurch wird die Zusammensetzung des Inhalts der ersten und zweiten Zelle differenziiert und infolge dessen treten zwischen beiden Diffusionsströmungen ein. Auf gleiche Weise verhält sich dann die dritte zur zweiten, die vierte zur dritten Zelle u. s. w., sodaß Material von außen zu entfernten Zellen und umgekehrt von diesen nach außen geleitet werden kann.

Schichtet man statt der tropfbaren Flüssigkeiten solche von vollkommener Elasticität, d. i. Gase, übereinander, so findet ebenfalls schließlich eine vollständige Durchdringung statt, und hiernach bezeichnet man den dabei verlaufenden Prozeß ebenfalls als Diffusion. Da die gasigen Moleküle in steter sehr rascher Bewegung im Raume begriffen sind, so würde eine momentane Durchmischung der beiden Gase eintreten, wenn nicht die Bahnen der einzelnen Moleküle sich vielfach träfen und das in gerader Richtung in das zweite sich hineinbewegende Gas von andern Molekülen getroffen und durch diesen Anprall von seiner Bahn abgelenkt würde, wodurch eine Verzögerung des Eintritts der vollkommenen Durchmischung herbeigeführt wird.

Digamie (grch.), die zweite Verehelichung.

Digamma, d. h. doppeltes Gamma, geschrieben Ϝ, der sechste Buchstabe im Alphabet der ältesten Griechen, bezeichnet einen hauchenden Laut und wurde schon früh von den Joniern nicht mehr geschrieben, sondern durch die Spiritus ersetzt. In andern Dialekten trat an seine Stelle β, γ, υ, ου. Am längsten erhielt er sich im äolischen Dialekt, weshalb er auch D. aeolicum heißt. Sein Anlauten an einem Wort ist daran zu erkennen, daß bei Dichtern eine vor einem solchen Wort vorhergehende, mit einem Konsonanten endigende kurze Silbe positionslang wird und eine mit einem kurzen Vokal endigende Silbe keinen Hiatus bewirkt.

Zeit Hauslehrer, bis er sich 1839 zu Marburg habilitierte. Im J. 1844 wurde er außerordentlicher, 1848 ord. Professor in der philos. Fakultät, 1859 ord. Professor der alttestamentlichen Theologie. Er starb 27. Jan. 1883 zu Marburg. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Altnord. Lesebuch. Aus der skandinav. Poesie und Prosa bis zum 14. Jahrh. mit litterarischer Übersicht, Grammatik und Glossar» (Lpz. 1843; 2. umgearbeitete Aufl. 1864), «Abhandlungen für semit. Wortforschung» (Lpz. 1844), «Abhandlungen zur hebr. Grammatik» (Lpz. 1846), «Codicum syriacorum specimina» (Marburg 1855), «Zwei sidonische Inschriften» (Marburg 1855), «Kynewulfi poetae aetas» (Marburg 1860), «Über die Aussprache des Gotischen» (Marburg 1862), «De Sanchoniathonis nomine» (Marb. 1872).

Dietrich der Bedrängte, Markgraf von Meißen, der zweite Sohn des Markgrafen Otto des Reichen (s. d.) und Hedwigs, einer Tochter des Markgrafen Albrecht des Bären von Brandenburg, wurde mit seinem ältern Bruder, dem nachmaligen Markgrafen Albrecht dem Stolzen (s. d.), dadurch entzweit, daß seine Mutter den Vater gegen dessen vorher ausgesprochenen Willen bestimmte, die Erbfolge dahin abzuändern, daß D. die Markgrafschaft Meißen, Albrecht dagegen, obschon der ältere Sohn, nur die Grafschaft Weißenfels erhalte. Nachdem nun Albrecht den Vater mit Gewalt gezwungen hatte, die ursprünglich beabsichtigte Erbfolgeordnung wiederherzustellen, und ihm 1190 in der Markgrafschaft Meißen gefolgt war, griff er seinen Bruder D. in Weißenfels an; doch erhielt dieser Hilfe vom Landgrafen Hermann I. von Thüringen, dessen Tochter Jutta er 1194 heiratete. Albrecht ward bei Allstädt geschlagen, worauf er nach Italien eilte, um dort den Kaiser wegen seines Landfriedensbruchs zu versöhnen. Als D. dann 1195 eine Wallfahrt nach Palästina machte, starb Albrecht kinderlos, und D. war unbezweifelt dessen Nachfolger. Darauf nahm Kaiser Heinrich VI. die Markgrafschaft Meißen sofort in Besitz, sodaß D. nur verkleidet im Spätherbst 1196 in die Heimat zurückkehren und erst nach des Kaisers Tode 1197 sich mit Gewalt der Waffen in den Besitz seines Erbes setzen konnte. In dem Kampfe der Gegenkönige Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig stand D. auf Philipps Seite. Nach dem Tode desselben söhnte er sich zwar mit Otto aus, fiel aber dann wieder von ihm ab und wendete sich den Hohenstaufen zu. Viel Verdruß hatte er mit den Leipzigern, mit denen er sich zunächst wegen des Baues des Thomasklosters 1212 verfeindete. Nachdem sie sich mit einem Teile des meißnischen Adels, der dem Markgrafen wegen seiner übergroßen Anhänglichkeit an die Mönche ebenfalls nicht hold war, zum Aufstande vereinigt hatten, belagerte er 1216 Leipzig vergebens, verstand sich dann zwar zu einem Vergleiche, bemächtigte sich aber durch List Leipzigs, ließ die Stadtmauern niederreißen und drei Burgen anlegen, um die Bürger im Zaume zu halten, die er gleich dem Adel mit harten Strafen belegte. Auf solche Weise konnte aber der Haß seiner Unterthanen gegen ihn sich nur mehren, und wohl mag der Verdacht nicht unbegründet sein, daß auf Anstiften der Leipziger und des Adels ihm durch seinen Leibarzt Gift beigebracht worden sei, an dem er 17. Febr. 1221 starb. Von seinen Söhnen folgte ihm in der Regierung der jüngste, Heinrich der Erlauchte (s. d.).

Dietrich der Jüngere, Landgraf von Thüringen, s. Diezmann.

Dietrich von Bern ist der Name, unter welchem der Ostgotenkönig Theodorich d. Gr. in die deutsche Heldensage verflochten erscheint. Unter Bern oder Welsch-Bern ist dessen Hauptstadt Verona zu verstehen. Schon im 7. Jahrh. war er zum Helden eines wahrscheinlich selbständigen Sagenkreises geworden. Wenig später wurde er gänzlich mit den Sagen von Attila oder Etzel in Verbindung gebracht. Hiernach soll D. vor Ottacher (Odoaker) oder Ermanarich aus Italien geflohen sein, mit seinen Mannen, namentlich dem alten Hildebrand, bei Etzel gastliche Aufnahme gefunden, nach vielen Jahren aber sich wieder in Besitz seines Reichs gesetzt haben. Die Niederlage der Burgunder durch die Hunnen hatte zur Folge, daß wie Etzel selbst, so auch D. in die burgund. und in die fränk. Siegfriedssage verflochten wurde, und so erscheint er, mit sichtlicher Vorliebe behandelt, im zweiten Teile der Nibelungen an Etzels Hofe. Überhaupt ragt D. als der treueste, bescheidenste und doch zugleich der gewaltigste über alle Sagenhelden empor, als eigentlicher deutscher Volksheld, von dem spät noch die Bauern singen und sagen. So ist er allmählich der Herr und Mittelpunkt der deutschen Heldensage geworden, und als solcher erscheint er in zahlreichen selbständigen Dichtungen. Höchst wahrscheinlich das Fragment einer solchen ist das «Hildebrandslied» aus dem 8. Jahrh. Sonst sind nur späte Bearbeitungen dieser Sagen erhalten, z. B. «Ecken Ausfahrt» (13. Jahrh.), «Sigenot» (13. Jahrh.), «Schlacht vor Raben» (Ravenna) aus dem 13. Jahrh., «Alpharts Tod» (13. Jahrh.), «Zwerg Laurin, oder der Rosengarten», «D.s Ahnen und Flucht», «D.s erste Ausfahrt» oder «D.s Drachenkämpfe» (auch «D. und seine Gesellen» oder «Virginal» betitelt). Über die mytholog. Grundlage von D.s Gestalt, in welcher man eine Vermenschlichung des Gottes Donar erblickt, vgl. E. Meyer, «Die Dietrichssage in ihrer geschichtlichen Entwickelung» (Basel 1868) und Uhland in Pfeiffers «Germania», Bd. 1.

Dietrichs Ahnen und Flucht, Dichtung der deutschen Heldensage, besteht aus einer Vorgeschichte, die aus dem cyklischen Bestreben, verschiedene Sagenkreise genealogisch zu verbinden, hervorging, und der Hauptdichtung, welche die Flucht Dietrichs vor seinem Oheim Ermanrich, der ihn zu fangen sucht, erzählt. An der Spitze eines Heeres aus Hunnenland heimkehrend, besiegt er Ermanrich und heiratet Herrat, die Schwester von Etzels Gemahlin Helche. Zum zweiten mal zieht er gegen Ermanrich aus, um das durch Wittichs Verrat verlorene Raben (Ravenna) zu erobern; als Sieger kehrt er nach Mailand zurück. Der Verfasser nennt sich Heinrich der Vogler, ein Fahrender aus Österreich, der den Stil der höfischen Poesie nachahmt. Eine kritische Ausgabe findet sich im «Deutschen Heldenbuch» (Bd. 2, Berl. 1866).

Dietrichs Drachenkämpfe, nach einer andern Redaction Dietrichs erste Ausfahrt, Dichtung der deutschen Heldensage, erzählt die ersten Abenteuer, welche Dietrich besteht, nachdem er, im Kreise von Frauen nach seinen Abenteuern gefragt, beschämt gestehen muß, nicht zu wissen was Abenteuer sei, und erst von Hildebrand belehrt werden. Mit Hildebrand ausziehend, befreit er die Königin Virginal von Tirol, die von einem Heiden Orkise bedrängt ist. Er besiegt den Gegner, wird von der

wie bei den Römern Dinia, auch Digna, im Pagus Diniensis oder Dignensis) gehörte 477—500 den Westgoten, 500—510 den Burgundern, 510—536 den Ostgoten, 536—880 dem Fränkischen Reich, kam 880 an das neue Arelatische, 1032 an das Deutsche Reich, gehörte später zur Grafschaft Provence und gelangte 1481 unmittelbar unter die Krone Frankreichs. Napoleon I. erließ von D. aus seine Proklamation vom 4. März 1815. In der Umgegend sind der 1153 m hohe Berg Cheval-Blanc, das schöne Schloß Malijay und der Flecken Les Mées bemerkenswert, dessen Wein einen champagnerartigen Geschmack hat.

Dignitāre (neulat.) heißen insbesondere die Inhaber von angesehenen Hof- und Kirchenstellen. Nach kanonischem Rechte heißen die Kapitelsämter, mit denen Ehrenvorrang und Regierungsgewalt verbunden ist, Dignitäten, im Gegensatz zu den Personaten (bloß mit Ehrenvorrang) und den Officia (ohne beides). D. waren auch die Großmeister und Komture der geistlichen Ritterorden und die Würdenträger an den ebenfalls mit der Kirche zusammenhängenden Universitäten.

Dignität (als Amt), s. unter Dignitare.

Dignität (in der Mathematik), s. Potenz.

Digoin, Stadt im franz. Depart. Saône-et-Loire, Arrondissement Charolles, 24 km im WNW. von Charolles, in 221 m Höhe, an der Loire, oberhalb der Arrouxmündung, da, wo der Kanal du Centre von der Loire abgeht, und an der Eisenbahn Moulins-Mâcon, zählt (1876) 2712, als Gemeinde 3377 E., welche lebhaften Transithandel treiben, namentlich mit Kalk, Gips, Öl, Thonwaren, Seidenstoffen und Hanftuch. — D. hieß im frühesten Mittelalter Denegontium (im Pagus Augustodunensis), gehörte seit dem Beginn des 5. Jahrh. zum Königreich der Burgunder, wurde 534 fränkisch und kam im spätern Mittelalter an die Grafschaft Charolles.

Digression oder Elongation heißt in der Astronomie der Winkelabstand eines Planeten von der Sonne, wie er von der Erde aus erscheint. Er ist immer dann am größten, wenn die Gesichtslinie, d. h. die Linie von dem Auge des Beobachters zum Planeten, eine Tangente an die Bahn des Planeten ist, oder auf derjenigen Linie, welche die Sonne mit dem Planeten verbindet, senkrecht steht. Venus ist dann immer etwa 47—48° von der Sonne entfernt, Merkur aber im Durchschnitt nur 23°, zuweilen sogar nur 18°, zuweilen aber auch 28°; und dies ist die absolut größte D., welche bei diesem Planeten beobachtet wird. Der Grund, warum der Winkelabstand des Merkur von der Sonne in der angegebenen Stellung zu verschiedenen Zeiten so verschieden ist, liegt darin, daß die Bahn desselben von einem Kreise sehr bedeutend abweicht, er also zu verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene wirkliche Entfernung von der Sonne hat, während die Bahn der Venus einem Kreise sehr nahe kommt. Bei Fixsternen, welche nördlich vom Zenith kulminieren (Cirkumpolarsternen), nennt man D. den Winkel, welcher von ihrem Vertikalkreis mit der Nordhälfte des Meridians gebildet wird. Die Beobachtung der dem Pol sehr nahen Sterne zur Zeit ihrer größten D., d. h. wenn der Vertikalkreis den Parallelkreis tangiert, dient bei geographischen Ortsbestimmungen vorzugsweise zur Bestimmung der Richtung des Meridians.

In der Redekunst bezeichnet man durch D. eine Abschweifung auf einen andern Gegenstand, der mit dem eigentlich zu behandelnden nur in entfernter Verbindung steht.

Digynus (digynisch) heißt in der Botanik eine Blüte (flos digynus), die zwei Griffel oder zwei Narben besitzt. Digynĭa nannte Linné die zweite Ordnung in mehrern Klassen des von ihm aufgestellten Systems.

Dihexaëder oder hexagonale Pyramide, eine dem hexagonalen Krystallsystem angehörige, von 12 gleichschenkeligen Dreiecken umschlossene Form, deren Mittelkanten in einer Ebene liegen und ein reguläres Hexagon bilden. Sie besitzt 12 gleiche Polkanten und 6 gleiche Mittelkanten, 2 Polecken und 6 Mittelecken. Man unterscheidet die vollflächigen D. in solche erster Ordnung (Protopyramiden), bei welchen die Mittelecken, und in solche zweiter Ordnung (Deuteropyramiden), bei welchen die Halbierungspunkte je zweier gegenüberliegender Mittelkanten durch die Nebenachsen verbunden werden. Solche Formen sind bei vielen Mineralien beobachtet worden, z. B. am Quarz, Apatit, Pyromorphit u. s. w.

Dihong, einer der drei Ströme, welche sich in der nordöstl. Ecke der ind.-brit. Provinz Assam vereinigen, um den Brahmaputra zu bilden. Westlich von Sadija am Lohit fließen der von O. kommende Dibong und der von NNW. kommende D. zusammen. Man kennt von seinem Laufe nur etwa die untersten 100 km, wo er durch das Gebirge der Abors, das Ostende des Himalaja, hindurchbricht. (S. unter Brahmaputra.)

Dii (lat.), Götter; D. majorum gentium, die höhern Götter, im übertragenen Sinne soviel wie die Vornehmern; D. minorum gentium, die untern Götter und die geringern Leute; Diis manibus sacrum, abgekürzt D. M. S., Aufschrift auf Totendenkmälern: Den verklärten Seelen geweiht.

Dijon, Hauptstadt des franz. Depart. Côte-d'Or, sonst des Herzogtums Burgund, 315 km im SO. von Paris, am östl. Fuß der Côte-d'Or, in einer weiten fruchtbaren Ebene in 245 m Höhe, am Fuße des 584 m hohen Mont-Affrique, am Einfluß des Suzon in die Ouche, an dem Burgunder- oder Côte-d'Or-Kanal, der das Saône-Rhône-Gebiet mit dem der Seine verbindet, sowie an der Straße von Paris nach Genf und an einem Knotenpunkte der Paris-Lyoner Eisenbahn, ist Sitz eines Bischofs, eines Appellationshofs für drei Departements, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, dreier Friedens- und eines Handelsgerichts, einer Handelskammer und anderer Behörden. Die Stadt ist gut gebaut, hat schöne breite Straßen und viele ansehnliche Häuser, prächtige Schaufenster wie Paris, 15 Plätze, zahlreiche Fontänen, welche aus einer 13 km langen unterirdischen Wasserleitung in jeder Minute 8000 l herrlich klaren Wassers liefern, sowie schöne Mauern, bepflanzte Wälle, freundliche Umgebungen und herrliche öffentliche Spaziergänge. Auf einem neuen Platze steht seit 1847 eine Bronzestatue des heil. Bernhard, der in dem 3 km entfernten Fontaine-lez-Dijon geboren ward, auf einem andern Platze seit 1864 die Statue Rameaus.

Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die 1280 in got. Stil erbaute Kathedrale St.-Bénigne, eine der schönsten Kirchen Frankreichs, mit einem 92 m hohen kühnen Turme, dem höchsten in ganz Burgund, einem schönen Portal aus dem 16. Jahrh. und prächtigen Mausoleen, z. B. des Königs Ladislaus von Polen, der Herzöge Philipp

ynen, Johann des Unerschrockenen u. a., und
ieuerlich aufgefundenen, völlig erhaltenen
aus dem 11. Jahrh.; die Kirche Notre-
1331—1445 in got. Stile erbaut, mit einem
ichnet schönen Portal und einer von Dubois
in Stein gehauenen Gruppe der Himmel-
aria; die Kirche St.-Michel, 1529 geweiht,
em schönen Basrelief des Letzten Gerichts
nem prächtigen Portal im Renaissancestil
go Sambin; das St.-Annenhospital mit
sgezeichneten Kuppel und Kirche; das treff-
gerichtete allgemeine oder große Hospital;
e Schloß oder die sog. Citadelle, von Lud-
. 1478 begonnen und unter Ludwig XII.
llendet, aber mit seinen Wällen und Bastio-
Ruinen versinkend, nunmehr als Staats-
is dienend; der Palast der Herzöge von Bur-
uch Palast der Generalstaaten oder Königs-
g genannt, jetzt Hôtel de Ville, an dem in
form davor ausgebreiteten Hauptplatz der
1367 von Philipp dem Kühnen begonnen
n Karl dem Kühnen vollendet, 1592 abge-
dann zu Gunsten der Prinzen von Condé,
iche Gouverneure von D. waren, wiederher-
und 1784 vollendet, später der Ehrenlegion
en, ein weitläufiges Gebäude, das in seinen
ein naturhistor. und archäol. Museum, eine
der Künste und in neun Sälen ein Museum
nste (mit 500 Gemälden, einer reichen Samm-
on etwa 40000 Kupferstichen, Statuen, Gips-
m und antiken Vasen) und ein reiches Archiv
ferner der große alte Justizpalast, das Prä-
bäude, die Rechtsschule, das Schlachthaus,
3 an Stelle der alten Kartause erbaute Irren-
nd das 1810—28 erbaute Schauspielhaus.
ahl der Einwohner beläuft sich mit Einschluß
städte (1881) auf 53899. Dieselben unter-
bedeutende Fabriken und Manufakturen in
nd Baumwollzeugen, in Leder, Senf und
(Bougies de Dijon), betreiben Wein- und
bau sowie Blumenzucht und beträchtlichen
Produkten- und Fabrikatenhandel. Die
hat Gießereien, Spinnereien, Hutfabriken,
affinerien, fertigt Böttcherwaren, Tapeten,
e Produkte, Dampfmaschinen, Honigkuchen
D. besitzt eine Akademie der Künste und
chaften (1725 errichtet und 1740 von Lud-
V. bestätigt), eine 1722 gegründete Uni-
sakademie für fünf Departements mit drei
ten, ein Lyceum, eine Mediziner- und Phar-
nschule, ein theol. und ein Lehrer- und
nenseminar, eine Kunst- und eine Musik-
eine Gewerbeschule, eine Hebammenschule
, eine Ackerbaugesellschaft und zahlreiche ge-
besellschaften, eine Bibliothek von 80000
und 900 Manuskripten (in der École du
einen botan. Garten mit 300 Rebensorten,
servatorium, eine numismatische Samm-
reichhaltige Archive u. s. w. Die Umgegend
dt heißt Le Dijonnais.
chon unter den Römern ein befestigter Ort,
oder Castrum Divionense, zur Zeit der
nger und Karolinger zum Pagus Ale-
oder Alsensis gehörig, ist historisch merk-
durch die 525 geschehene Gründung der
n Abtei St.-Bénigne; eingeäschert wurde
durch die Sarazenen, 888 durch die Nor-
; 1077 und 1199 wurden hier Kirchenver-
ngen abgehalten. Als Lehn des Bischofs
von Langres kam der Ort an die Grafen von D., die 1107 ausstarben. Dann fiel D. an die Herzöge von Burgund, erhielt 1183 Stadtrechte und ward deren Residenz. Nach Karls des Kühnen Tod (1477) fiel es an den König Ludwig XI., der hier das Parlament von Burgund errichtete. Im J. 1513 wurde es von 20000 Schweizern belagert, welche indes für Geld wieder abzogen. D. hing der Ligue an, unterwarf sich aber Heinrich IV. 1595. Im J. 1731 wurde zu D. ein Bistum errichtet.

Im Deutsch-Französischen Kriege fand 30. Okt. 1870 bei der Stadt ein Gefecht zwischen der badischen, zu Werders Korps gehörigen Division und vorgeschobenen Teilen der Armee von Lyon statt. Nachdem die Stadt selbst 31. Okt. mehrere Stunden lang hartnäckigen Widerstand geleistet hatte, kapitulierte sie und General Werder nahm sein Hauptquartier daselbst. Als gegen Ende Dez. 1870 die franz. Ostarmee unter Bourbaki heranrückte, ward D. 27. Dez. von den Deutschen geräumt und 28. Dez. von Garibaldi besetzt. Am 21. und 23. Jan. 1871 fanden in der Gegend von D. Gefechte zwischen den Garibaldianern und detachierten Abteilungen des 2. deutschen Armeekorps statt, durch welche Garibaldi mit seinem Korps bei D. festgehalten wurde, während General von Manteuffel der Armee Bourbakis die Rückzugslinien abschnitt. Garibaldi mußte 31. Jan. die Stadt räumen, worauf 1. Febr. die Deutschen wieder einzogen.

Vgl. Garnier, «Chronique de l'Abbaye Saint-Bénigne de D.» (1876); Baschi, «D. et ses environs» (1867).

Dijudizieren (lat.), urteilen, entscheiden; Dijudikation, Entscheidung, Aburteilung.

Dikäarchie (grch.), Herrschaft des Rechts, Rechtsstaat.

Dikäarchus, Philosoph, s. Dicäarchus.

Dikabrot, eine der Chokolade ähnliche Masse, welche durch Zusammenkneten der fettreichen Samenkerne des an der afrik. Küste von Sierra Leone bis Gabon reichlich vorkommenden Mangabaumes (Mangifera Gabonensis) gewonnen wird und für die Eingeborenen ein wichtiges Nahrungsmittel ist. Dasselbe enthält 60—66 Proz. eines bei 33° schmelzenden Fettes, welches zur Kerzenbereitung tauglich ist und neuerdings nach Europa versandt wird. Dieses Fett, für dessen Stammpflanze auch Irwingia Barteri *Hook.* angegeben wird, im Handel als Dika- oder Adikafett bezeichnet, hat die Konsistenz der Kakaobutter, ist frisch weiß, wird beim Altern gelb, im frischen Zustande von einem an Kakao erinnernden Geruch und mildem Geschmack.

Dikafett, s. unter Dikabrot.

Dikäokratie (grch.), soviel wie Dikäarchie.

Dikäologie (grch.), Rechtslehre.

Dikasteriäl, der Name eines Papierformats von 450 mm Breite und 371 mm Höhe.

Dikasterion ist das altgriech. Wort für «Gerichtshof». In Athen, dessen Gerichtsverfassung allein näher bekannt ist, war der älteste und angesehenste Gerichtshof der des Areopagus; neben demselben bestanden noch, wenigstens seit den Zeiten des Drakon, vier «Blutgerichtshöfe», in welchen das aus 51 Mitgliedern bestehende Kollegium der Epheten unter dem Vorsitz des zweiten Archon (Archon Basileus) über verschiedene Fälle von Totschlag, Anstiftung zum Mord, Notwehr u. dgl. zu Gericht saß: die Gerichtshöfe beim Palladion, beim Delphinion, beim Prytaneion und in Phreattys

(letzteres im Piräus). Als Solon die Geschworenengerichte (Heliasten) eingeführt hatte, wurden 10 D. in verschiedenen Teilen der Stadt Athen errichtet, in welchen eine je nach der Schwere des Falles verschiedene Zahl von Geschworenen (die Zahlenangaben schwanken zwischen 200 und 2000) unter dem Vorsitz der sechs untern Archonten (Thesmotheten) oder anderer Beamten zu Gericht saßen. Jeder Geschworene wurde durch das Los einem bestimmten Gerichtshof zugewiesen und erhielt als Legitimation ein mit seinem Namen und einem der die Zahlzeichen 1—10 repräsentierenden Buchstaben A—K bezeichnetes Bronzetäfelchen (Dikastikon Pinakion), gegen dessen Vorweisung ihm seit den Zeiten des Perikles der sog. «Richtersold» (Dikastikos Misthos), d. h. eine Entschädigung von ursprünglich 2, später 3 Obolen (27, beziehentlich 40 Pfennige) für den Sitzungstag ausgezahlt wurden. Der leidenschaftliche Eifer, mit welchem die Athener der Thätigkeit als Geschworene oblagen, ist von Aristophanes in mehrern seiner Komödien, insbesondere in den «Wespen», in geistreicher Weise verspottet worden. Vgl. Heffter, «Die athenäische Gerichtsverfassung» (Köln 1822); Platner, «Der Prozeß und die Klagen bei den Attikern» (2 Bde., Darmst. 1824—25); Meier und Schoemann, «Der attische Prozeß» (Berl. 1824, neu bearbeitet von Lipsius, Berl. 1881 fg.); Perrot, «Essais sur le droit public et privé de la république Athénienne» (Par. 1867); Fränkel, «Die attischen Geschworenengerichte» (Berl. 1877).

Dike (grch.), eine der Horen (s. d.), die Göttin der Gerechtigkeit, Tochter des Zeus und der Themis. In ihr ist namentlich der Begriff der vergeltenden Gerechtigkeit personifiziert.

Dikephalium (grch.), Doppelkopf, Mißgeburt mit zwei Köpfen; dikephalisch, zweiköpfig.

Dikilitasch, altröm. Denkmal in Bulgarien, westlich von Tirnowa, besteht aus einer noch 12 m hohen vierkantigen Säule, neben welcher das Piedestal einer andern, umgestürzten Säule steht. Dabei sind noch Trümmer von Simsen, Säulen u. s. w. mit griech. Inschriften.

Diklīn oder diklīnisch, s. Diclinus.

Dikóa, Stadt im Negerreich Bornu (s. d.).

Dikōlon (grch.), eine Strophe, die zwei verschiedene Versarten verbindet. Besteht die Strophe aus zwei Versen von verschiedenem Metrum, wie z. B. Distichon aus Hexameter und Pentameter, so heißt sie D. distrophon; besteht die Strophe aus vier Versen, von denen die drei ersten ein und dasselbe Metrum haben, der vierte aber ein anderes, so heißt sie D. tetrastrophon.

Dikotyledōnen oder Dikotȳlen (zweisamenlappige Pflanzen) nennt man in der Botanik eine der drei großen Gruppen der Phanerogamen und zwar diejenige, welche als die höchst entwickelte allgemein angesehen wird. Zu den D. gehören alle diejenigen Gewächse, deren Embryo oder Keim in der Regel mit zwei einander entgegengesetzten Kotyledonen (Samenlappen) versehen ist. Von dieser Regel gibt es jedoch Ausnahmen, und es ist in manchen Fällen schwer oder überhaupt nicht sicher zu entscheiden, ob eine Pflanze zu den D. oder zu der diesen zunächststehenden Gruppe der Monokotyledonen zu rechnen ist.

Man kennt mehrere Pflanzen, die aus gewissen Gründen allgemein zu den D. gestellt werden, deren Embryo aber in Betreff seiner äußern Gestalt und seiner anatom. Beschaffenheit sich wesentlich von dem der normalen D. abweichend verhält. Hauptsächlich sind es schmarotzende Pflanzen- und Humusbewohner, die solche Abweichungen im Baue des Embryos zeigen. So besteht der Embryo von Monotropa nur aus 5—9 Zellen, ebenso sind die Embryonen der Orobanchen, Balanophoreen, Rafflesiaceen u. a. schmarotzender Gewächse nur aus wenigen Zellen zusammengesetzt; die Kotyledonen fehlen dabei vollständig. Die Arten der Gattung Cuscuta, die ebenfalls parasitisch leben, besitzen zwar einen ziemlich großen Embryo mit deutlich ausgebildetem Würzelchen, dem aber die Wurzelhaube fehlt; auch die Kotyledonen fehlen bei den meisten Arten dieser Gattung vollständig. Übrigens findet sich auch bei manchen nicht als Schmarotzer lebenden Pflanzen, die unzweifelhaft zu den D. zu rechnen sind, eine mangelhafte Ausbildung des Embryos, so zeigen die Embryonen von Trapa, Ranunculus Ficaria, einiger Arten der Gattung Corydalis nur *einen* deutlich entwickelten Kotyledon, der andere ist entweder gar nicht vorhanden oder er ist fast vollständig verkümmert. Monströse Embryonen mit drei Kotyledonen sind bei mehrern Familien der D. nicht gerade selten. Mehr als drei Kotyledonen kommen unter den D. nur bei der Gattung Ceratophyllum vor, sie sind in diesem Falle quirlartig gestellt, wie die ebenfalls in größerer Anzahl vorhandenen Kotyledonen der Gymnospermen.

Es genügt deshalb nicht, bloß auf Grund der morphologischen Verhältnisse des Embryos entscheiden zu wollen, ob eine Pflanze zu der Gruppe der D. zu rechnen sei oder nicht; es muß immer noch die anatomische Beschaffenheit der ganzen Pflanze, die Tracht oder der Habitus derselben, der Bau der Blüte und die Wachstumsverhältnisse der Wurzel sowohl wie die des Stengels berücksichtigt werden. Betreffs des anatom. Baues läßt sich allerdings ebenfalls keine allgemein gültige Regel über die Unterscheidungsmerkmale zwischen Monokotylen und D. aufstellen, aber immerhin gibt es charakteristische Eigenschaften der beiden Gruppen; und nur verhältnismäßig wenige Arten bilden eine Ausnahme. Zunächst unterscheiden sich die D. von den Monokotyledonen durch den Verlauf der Gefäß- oder Leitbündel im Stamme. Während bei den meisten Monokotylen die Gefäßbündel über den ganzen Querschnitt des Stammes zerstreut oder doch wenigstens in mehrern konzentrischen Ringen liegen, findet sich bei den D. in der Regel nur ein einziger zwischen Rinde und Mark liegender Kreis solcher Bündel. Diese Art der Anordnung kommt dadurch zu Stande, daß die von Blättern ausgehenden Bündel in bestimmter Entfernung stets parallel zur Achse des Stammes verlaufen und nicht wie bei den Monokotyledonen teilweise erst schief radial nach innen gehen, um sich dann der Peripherie wieder zu nähern.

Ein weiteres für die große Mehrzahl der D. charakteristisches Merkmal liegt darin, daß die Stämme derselben *Dickenwachstum* besitzen, sodaß also fortwährend neue Zuwachszonen gebildet werden können. Die in den jüngsten Internodien noch getrennt verlaufenden Bündel werden bald durch das sog. *Interfascicularcambium* verbunden; da durch diesen Vorgang nunmehr ein vollständiger Ring von Bildungsgewebe entstanden ist, so können fortwährend oder in gewissen Perioden neue Ringlagen von Zellen sowohl nach außen wie

n von jenem Bildungsgewebe, das den
mbium (s. d.) führt, abgeschieden werden.
wie für den anatom. Bau des Stammes,
auch für viele D. charakteristische Eigen-
en im Bau der Blätter anführen. Auch
wieder der Verlauf der Leitbündel mit
gleitenden Strängen von Bastzellen, der
ern der meisten D. ein eigentümliches
gibt. Während bei den Monokotyledo-
Bündel meist parallel nebeneinander in
preite verlaufen oder nur wenige Ab-
n besitzen, findet sich bei den Blättern der
Regel ein sehr kompliziertes und zierliches
or, das die ganze Blattspreite durchsetzt;
rschied in der Nervatur (d. i. der Gesamt-
n Blatte verlaufenden Bündel) tritt ge-
ehr deutlich hervor, zumal auch die Form
n die Breite entwickelten Blätter der D.
r ist, als die der meist linealischen Blät-
n Monokotyledonen. Wird schon durch
ur und die äußere Form der Blätter ein
im Habitus der monokotyledonischen
ledonischen Gewächse hervorgerufen, so
ies noch viel mehr durch die Stellung
m Stamme. Bei den D. finden sich die
isten Stellungsverhältnisse, bei den Mo-
nen dagegen herrscht die Divergenz ½
Blattstellung), d. h. die wechselstän-
ung vor. In den Zahlen und Stellungs-
sen derjenigen Hochblätter, welche die
sammensetzen, finden sich ebenfalls einige
nheiten zwischen Monokotyledonen und
i den letztern ist die Anzahl der Teile der
Hochblattkreise gewöhnlich fünf, seltener
in Vielfaches dieser beiden Zahlen, wäh-
n Monokotyledonen die Zahl 3 oder ein
davon vorherrscht.
des Wachstums der Wurzeln sind die
dadurch ausgezeichnet, daß das Würzelchen
yos sich weiter fortentwickelt und später
uptwurzel bildet, während bei den Mono-
n das Würzelchen des Embryos nur eine
änkte Entwickelung besitzt und abstirbt,
inige Nebenwurzeln gebildet worden sind.
uppe der D. umfaßt zahlreiche Familien;
die Übersicht über diese letztern zu erleich-
man auf Grund der verschiedenartigen
g des Perianthiums (s. unter **Blüte**,
S. 201) einige größere Unterabteilungen
De Candolle und Endlicher unterschie-
licher Abteilungen: 1) Polypetalae, d. h.
mehrere getrennte Blumenblätter haben,
etalae, solche, deren Blumenkrone ver-
ätterig ist, und 3) Apetalae, solche, bei
Blumenkrone vollständig fehlt und nur
der Kelch blumenkronenartig ausgebildet
am und Hooker haben diese Einteilung
ichen beibehalten, nur statt der letztern
der Apetalae, haben sie unter dem Na-
ochlamydeae alle diejenigen dikotyledo-
wächse zusammengestellt, die **monochla-**
e Blüten (s. unter **Blüte**) besitzen.
hat den größten Teil der Apetalae unter
talae gestellt, und Eichler unterscheidet
noch zwei Abteilungen: 1) Gamopetalae
etalae und 2) Choripetalae oder Poly-
e Apetalae sind sämtlich unter die Cho-
verteilt. (S. die Artikel **Polypetalae**
opetalae.)

über die fossilen Pflanzenreste aus der Gruppe der D. s. unter **Paläontologie** (botan.).

Dikrotisch (grch.), zwei-, doppelschlägig (vom Puls).

Diktator hieß seit alter Zeit der an die Stelle der frühern Könige getretene jährlich wechselnde oberste Magistrat in manchen lat. Städten und wohl auch, da der D. Albalongas, wie die frühern Könige der Stadt, zugleich diese Stelle einnahm, eine Zeit lang der oberste Magistrat des latinischen Bundes. In Rom war D. der Name eines Magistrats, der nicht zu den jährlich gewählten gehörte, sondern nur in außerordentlichen Fällen ernannt wurde. Namentlich geschah dies, wenn schwere äußere oder innere Gefahren den Staat bedrohten, sodaß es ratsam schien, die höchste vollziehende Gewalt möglichst unbeschränkt in die Hände eines Einzigen zu legen. Die Bestimmung, ob die Zeitereignisse ein derartiges absolutes Regiment erforderten, hing von dem Senat ab, welcher den zu Ernennenden bezeichnete. Die Ernennung selbst aber erfolgte durch die Konsuln, worauf der D. selbst, wie dies die Konsuln bei ihrem Amtsantritte thaten, die Anerkennung seiner Amtsgewalt durch das Volk in Kuriatkomitien beantragte und erhielt. Der ältere Titel dieses außerordentlichen Beamten war Magister populi («Volksmeister»), wie der von ihm selbst ernannte Unterbefehlshaber, der Befehlshaber der Reiterei, welcher eintretenden Falls sein Stellvertreter war, stets magister equitum hieß. Doch muß der Titel D. («Gebieter») früh aufgekommen sein. Übrigens wurde regelmäßig in dem Titel des D. zugleich der Grund der Bestellung ausgesprochen. Der D. in Kriegsgefahr heißt mit vollem Titel Dictator rei gerundae causa, der hauptsächlich oder zugleich wegen innerer Unruhen ernannte D. führte den Titel Dictator seditionis sedandae et rei gerundae causa.

Dem D. hatten auch die Konsuln zu gehorchen. Er konnte auch nach Niederlegung seines Amtes nicht zur Verantwortung gezogen werden. Es fand in den ersten Zeiten von seinem Richterspruch keine Berufung an die Volksversammlung statt, weshalb seine Liktoren, deren er 24, d. h. so viele hatte, wie beide Konsuln zusammen, auch in der Stadt die Beile in ihren Fasces trugen. Es ist ungewiß, ob Gefahren von außen oder innere Kämpfe die Errichtung der Diktatur herbeigeführt haben. Sicher war die Diktatur eine gewaltige Waffe für die Patricier im Ständekampfe, solange die oberste Magistratur ausschließlich in ihrer Gewalt war. Der erste D. war nach der am besten beglaubigten Überlieferung Titus Larcius Flavus im J. 501 v. Chr. Öfter wurden auch zur Besorgung eines einzelnen Auftrags D. erwählt, teils aus religiösen Gründen, teils weil der regelmäßige Magistrat behindert war, z. B. zum Einschlagen des Jahresnagels in dem kapitolinischen Jupitertempel (clavi figendi causa), zur Abhaltung der Wahlkomitien u. s. w. Die D. sollten längstens sechs Monate im Amte bleiben, doch legten sie gewöhnlich ihre Gewalt früher nieder, sobald sie ihre Bestimmung erfüllt hatten. Seit Ausgleichung des polit. Kampfes zwischen der Plebs und den Patriciern um die Mitte des 4. Jahrh. v. Chr., wie es scheint, seit der Zulassung der Plebejer zum Konsulat, konnten auch Plebejer zur Diktatur gelangen; Gajus Marcius Rutilus war (356 v. Chr.) der erste D. dieses Standes. Als letzter D. rei gerundae causa findet sich Marcus Junius Pera

verzeichnet, dessen Ernennung 216 v. Chr. nach der Schlacht bei Cannä erfolgte. Für andere Geschäfte kommt nach 202 ebenfalls kein D. mehr vor, bis 120 Jahre später, 82 v. Chr., Cornelius Sulla (s. d.) sich durch einen Interrex in den Komitien in Anknüpfung an die alte eine neue Art Diktatur zur Einrichtung des Staats (reipublicae constituendae causa) auf so lange, als erforderlich sei, also auf unbestimmte Zeit, übertragen ließ, welches Amt er drei Jahre nachher freiwillig niederlegte. Aber diese, wie die auf gleiche Weise bezeichnete Diktatur Julius Cäsars war in der Form zum Teil, im Wesen gänzlich von der alten Diktatur verschieden und in der That nur ein Titel für die so gut wie unbeschränkte Gewalt beider Männer. Nach Cäsars Tode ward die Diktatur durch Antonius für immer aufgehoben, und Octavian schlug sie aus, als sie ihm das Volk wieder antrug.

Gegenwärtig versteht man unter Diktatur und diktatorischer Gewalt überhaupt eine in ihren Befugnissen ganz oder doch größtenteils unbeschränkte, nicht auf dem geltenden Staatsrechte beruhende Macht, welche sich über die verfassungsmäßigen Autoritäten stellt.

Diktātur (lat.), die Würde eines Diktators; beim ehemaligen deutschen Bundestage die amtliche Mitteilung aller Eingaben und Verhandlungen an die Bundestagsgesandten.

Dikte, ein mächtiger, ungefähr hufeisenförmiger Gebirgszug im östl. Teile der Insel Kreta, jetzt Lasithi oder Lasiothika genannt. Der höchste Gipfel desselben, welcher sich südöstlich von der uralten Stadt Lyttos bis zur Höhe von 1680 m erhebt, wurde von den Umwohnern als die Geburtsstätte des Gottes Zeus betrachtet. Im weitern Sinne wurde der Name D. auch auf den östlich von Hierapytna sich hinziehenden Gebirgszug ausgedehnt, welcher die jetzt Sitia genannte östlichste Halbinsel Kretas bildet und in seinem südwestl. Teile jetzt Aphenti-ouno, im nordöstl. Modi genannt wird. Vom Diktegebirge leiteten die Alten den Namen des Krautes Diktamnon (unser Diptam) ab, welchem allerhand heilkräftige Wirkungen zugeschrieben wurden.

Diktiōn (lat.), Schreibart, Ausdrucksweise.

Diktys (Dictys) von Kreta, soll als Gefährte des Idomeneus vor Troja die Begebenheiten dieses Kriegs in Form eines Tagebuchs («Ephemeris») aufgezeichnet haben, das angeblich in seinem Grabe zur Zeit des Kaisers Nero aufgefunden wurde, aber, wenn es überhaupt zuerst griechisch geschrieben war, frühestens in der zweiten Hälfte des 1. oder im 2. Jahrh. abgefaßt sein kann. Das Werk wurde von einem weiter nicht bekannten Römer, Lucius Septimius, der wahrscheinlich zu Ende des 3. und zu Anfang des 4. Jahrh. lebte, nach seiner Angabe ins Lateinische übersetzt, nach mehrern Forschern aber vielmehr von ihm selbst verfaßt und vielfach, namentlich von den spätern Byzantinern, benutzt. Das griech. Original wurde schon im 15. Jahrh. vergebens gesucht, das lat. Werkchen dagegen ist durch mehrere Handschriften überliefert. Früher erschien es fast immer zusammen mit der Schrift des Dares (s. d.). Die besten Ausgaben haben Dederich (Bonn 1832 u. 1837) und Meister (Lpz. 1872) geliefert. Vgl. Körting, «D. und Dares» (Halle 1874), und Dunger, «D.-Septimius, über die ursprüngliche Abfassung und die Quellen der Ephemeris» (Dresd. 1878).

Dilacerieren (lat.), zerreißen, zerfleischen; Dilaceration, Zerreißung, Zerfleischung.

Dilapidieren (lat.), verschleudern, verschwenden; Dilapidation, Verschleuderung.

Dilatabel (neulat.), dehnbar; Littera dilatabilis, im hebr. Alphabet ein Buchstabe, der zur Füllung der Zeilen eine größere Raumausdehnung annehmen kann.

Dilatatorium (lat.) nennt man in der Chirurgie ein Instrument oder eine Vorrichtung, um widernatürlich verengte Kanäle oder Wundöffnungen zu erweitern und offen zu erhalten. Man bedient sich zu diesem Zweck teils metallener, meist federnder Instrumente, teils mancher aufquellender Körper, die in getrocknetem Zustand in den verengten Kanal eingeschoben werden und durch Aufnahme von Flüssigkeit aus den benachbarten Geweben so stark quellen, daß sie mechanisch den betreffenden Kanal allmählich erweitern. Hierher gehören die Darmsaiten, der Preßschwamm und die aus verschiedenen Algenarten bereiteten und stark hygroskopischen Laminariastifte.

Dilation, Aufschub, frz. délai, bezeichnet in der Rechtssprache sowohl die zu einem rechtlichen Akte gewährte Frist als die auf Ansuchen vom Gericht bewilligte Verlängerung einer laufenden Frist oder die Aussetzung weiterer Verhandlung und Ansetzung eines neuen Termins. Dilatorische Fristen, dilatorische Ladungen nennt man, im Gegensatz zu peremtorischen Fristen, peremtorischen Ladungen, solche, deren Nichtbeobachtung einen Rechtsnachteil in der Sache selbst nicht zur Folge hat. Dilatorische Einreden sind solche, die dem Klaganspruch nur zeitweise, nicht dauernd, entgegenstehen, nur Abweisung zur Zeit zur Folge haben. Das Nähere s. unter Frist, Ladung, Einrede.

Dilatomēter, ein zur Beobachtung der beim Erwärmen eintretenden Ausdehnung der Flüssigkeiten dienendes Instrument. Es besteht aus einer Glaskugel von bekannter Kapazität mit einem angeschmolzenen kalibrierten Rohr. Wird die Kugel in der Art eines Thermometers mit der zu untersuchenden Flüssigkeit von bestimmter Temperatur bis zum Nullpunkt der Skala gefüllt und dann um eine bestimmte Zahl von Temperaturgraden durch Eintauchen in ein Wasserbad erwärmt, so gibt der Stand der Flüssigkeit an der Skala des Instruments die für dieses Temperaturintervall geltende Ausdehnung, wonach sich die Ausdehnungskoeffizienten berechnen lassen. Da Wasser und Alkohol sehr verschiedene Ausdehnungskoeffizienten haben und die Mischungen von Wasser und Alkohol in dieser Beziehung gewisse Regelmäßigkeiten zeigen, so ist das D. von Silbermann zur Ermittelung des Alkoholgehalts spirituöser Flüssigkeiten benutzt und dasselbe für diesen Zweck so eingerichtet, daß die Skala gleich die Volumprozente an Alkohol abzulesen gestattet. Das Silbermannsche D. wird in der Praxis jedoch kaum verwandt.

Dilatōrisch, aufschiebend, verzögernd, vgl. Dilation.

Dilektion (lat.), Liebe, Zuneigung; Eure D., soviel wie «Euer Liebden».

Dilemma (grch.), eigentlich zweiteilige Annahme, nennt man im gewöhnlichen Leben jedes Verhältnis, welches zwei gleich schwierige Möglichkeiten eröffnet, z. B. eine solche Lage des wählenden Willens, in welcher sich derselbe für die beiden sich darbietenden Entscheidungen nicht gern bestimmen mag. Speciell versteht man unter D. in der Logik, resp. Dialektik,

eine Form der Widerlegung, vermöge deren man zeigt, daß die zu widerlegende Annahme nur in zwei besondern Formen oder unter zwei besondern Voraussetzungen bestehen bleiben könne, daß aber keine von diesen möglich sei oder zutreffe. Es wird deshalb ein solcher Schluß auch ein aufhebender und seiner Verfänglichkeit wegen ein gehörnter (cornutus syllogismus) genannt, weil er gleichsam den Gegner zwischen die Hörner des D. nimmt. Derselbe setzt also ein disjunktives Urteil und die Widerlegung beider Disjunktionsglieder voraus; und da er deshalb eine Menge von Schwierigkeiten und Unrichtigkeiten zu verdecken geeignet ist, so gilt er als eine beliebte Form des Sophismus.

Dilettant (vom ital. dilettare, d. h. lieben), derjenige, welcher sich für eine Kunst oder Wissenschaft besonders interessiert, ohne jedoch dieselbe zu seinem eigentlichen Lebensberufe, zum Gegenstande eines erschöpfenden Studiums zu machen. Der Dilettantismus ist der Meister- und Kennerschaft entgegengesetzt, aber von der Stümperei zu unterscheiden.

Diligenz (lat.) bedeutet Sorgfalt, Aufmerksamkeit, wie sie das Recht in den verschiedenen Lebensverhältnissen beobachtet wissen will und deren Außerachtlassung den Einzelnen teils schadenersatzpflichtig, teils strafbar erscheinen läßt. Der Grad derselben ist ein verschiedener; man fordert entweder eine Sorgfalt, wie sie ein redlicher Mann im allgemeinen anzuwenden bemüht sein soll, die sog. diligentia diligentis patrisfamilias; ihre Vernachlässigung ist *culpa levis* in abstracto (s. Culpa); oder man begnügt sich mit der Sorgfalt, die jemand in seinen eigenen Angelegenheiten anzuwenden pflegt: diligentia quam quis suis rebus adhibere solet, deren Versäumung culpa levis in concreto genannt wird.

Von Diligenzpflicht spricht man bei Beobachtung der im Wechselrechte vorgeschriebenen Solennitäten (Protesterhebung u. s. w.), sowie im Handelsrecht hinsichtlich der von einem ordentlichen Kaufmann gesetzlich anzuwendenden Sorgfalt.

Diligenzeid. Nach früherm partikularen Recht mußte, wenn Ehescheidung wegen böslicher Verlassung (Desertion) erfolgen sollte, und der Aufenthaltsort des entwichenen Ehegatten unbekannt war, der Kläger einen Eid leisten des Inhalts, daß er seit der in der Klage angegebenen (längern) Zeit von dem Aufenthalte des Beklagten, trotz seiner Nachforschung keine Nachricht erhalten habe; diesen Eid nannte man D. Der Reichscivilprozeßordnung ist ein besonderer D. unbekannt. Im Eheprozeß ist die Eideszuschiebung ausgeschlossen, doch gelten die allgemeinen Grundsätze über den richterlichen Eid.

Dilke (Sir Charles Wentworth), ein durch seine Förderung gemeinnütziger Unternehmungen bekannter Engländer, war der Sohn Charles Wentworth D.s (geb. 8. Dez. 1789, gest. 10. Aug. 1864), der sich als Herausgeber altengl. Dramen (6 Bde., Lond. 1814), dann seit 1830 als Redacteur des «Athenaeum» und Mitbegründer der «Daily News» (1846) einen Namen erwarb. Sir Charles D. wurde 18. Febr. 1810 in London geboren, besuchte bis 1826 die Westminsterschule, begleitete hierauf seinen Vater nach Italien und widmete sich seit 1828 zu Cambridge dem Studium der Rechte. Indessen entsagte er dem Gedanken, als Advokat zu praktizieren, um seinen Vater in der Leitung des «Athenaeum» zu unterstützen, und trug durch seine Mitwirkung nicht wenig zur Hebung dieses Journals bei. Seit 1844 ein thätiges Mitglied der Society of Arts, faßte er mit einigen Freunden den Plan, die auf dem Festlande üblichen Gewerbeausstellungen auf engl. Boden zu verpflanzen. Ein Agent ward nach den Fabrikstädten Englands abgefertigt, um die Ansichten der Industriellen über diese Sache zu erfahren, begegnete jedoch bei diesen einer entschieden abwehrenden Haltung. Ohne sich hierdurch abschrecken zu lassen, setzte D. mit Cole und Russell seine Bestrebungen fort und legte den Entwurf dem Prinzen Albert, Präsidenten der Society of Arts, vor, unter dessen Auspicien 1847 die erste Ausstellung brit. Fabrikate in den Sälen der Gesellschaft zu Stande kam. In den folgenden Jahren wiederholte man den Versuch mit solchem Erfolge, daß man endlich zur Verwirklichung des großartigen Gedankens einer Weltindustrieausstellung (1851) schreiten konnte, bei der D. als Mitglied des Exekutivkomitee fungierte. Als 1861 die zweite Weltausstellung in London in Angriff genommen wurde, gehörte D. zu den fünf mit der Leitung derselben beauftragten königl. Kommissaren. Nachdem er früher die Ritterwürde sowie jede pekuniäre Entschädigung für seine Bemühungen ausgeschlagen, wurde er 1862 zum Baronet erhoben. Von 1865—68 saß er als Mitglied für Wallingford im Unterhause. Er starb auf einer Reise nach Rußland, in Petersburg, 10. Mai 1869.

Dilke (Charles Wentworth), Sohn des vorigen, Schriftsteller und Politiker, geb. 4. Sept. 1843 in London, trat D. nach Vollendung seiner Studien in Cambridge 1866 eine Reise um die Erde an, die ihn durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Californien, und von dort nach Neuseeland, Vandiemensland, Australien und Ostindien führte, von wo er im Herbst 1867 über Ägypten nach England zurückkehrte. Das Werk «Greater Britain: a record of travel in English-speaking countries, during 1866—67» (2 Bde., Lond. 1868), worin er die Erlebnisse und Beobachtungen dieser Reise niederlegte, behandelte seinen Gegenstand vorzugsweise von dem Gesichtspunkte der engl. Weltherrschaft, des Einflusses der Rasse auf die Regierungsform und des Klimas auf die Rasse und errang sowohl hierdurch als durch Frische und Lebhaftigkeit der Darstellung einen durchschlagenden Erfolg. Besonders auf Grund dieses Erfolgs wurde D. bei den Neuwahlen von 1868 als Parlamentsmitglied für den hauptstädtischen Distrikt von Chelsea gewählt. Im Parlament schloß er sich der kleinen Zahl der Radikalen an und sprach zunächst vorzugsweise über auswärtige, indische und koloniale Angelegenheiten. Doch verlor er dabei die Fragen innerer Reform nicht aus den Augen und errang schon bei den Debatten über die Erziehungsbill von 1870 einen bemerkenswerten Erfolg durch die Annahme seines Amendements für die Wahl der Schulräte mittels des allgemeinen Stimmrechts. Während der Parlamentsferien von 1870—71 erregte seine Agitation gegen die königl. Civilliste und die dabei offen kundgegebene Sympathie für eine republikanische Regierungsform Aufsehen; ein Antrag auf die Verminderung der Civilliste, mit dem er in der Session von 1871 hervortrat, wurde dagegen mit großer Stimmenmehrheit verworfen und D. richtete seitdem seine Aufmerksamkeit längere Zeit besonders auf die Bekämpfung der noch in vielen städtischen Korporationen herrschenden Mißbräuche. Bei den allgemeinen Neuwahlen von 1874 hatte er wegen

seines vorgeschrittenen Radikalismus einen harten Kampf gegen die konservativen und gemäßigtern Wähler von Chelsea zu bestehen, ging aber trotzdem mit glänzendem Erfolg aus den Wahlen hervor und befestigte nun während der nächsten Jahre seine Stellung im Unterhause als eins der begabtesten Mitglieder der jüngern Opposition. In der Session von 1878 gelang es ihm, die als Dilke's Act bekannte Maßregel durchzusetzen, wodurch die Zahl der Stunden, innerhalb deren bei Parlamentswahlen gestimmt werden darf, zu Gunsten der Wähler aus den arbeitenden Klassen vermehrt wurde. Zugleich nahm er hervorragenden Anteil an den Debatten über auswärtige Politik und entwickelte dabei eine Kenntnis und staatsmännische Würdigung der Verhältnisse, die 1880 bei der Bildung des Ministeriums Gladstone seine Ernennung zum Unterstaatssekretär für auswärtige Angelegenheiten herbeiführten. Das glänzende Talent, womit er diesem Posten vorstand, wurde von allen Parteien anerkannt. Im Dez. 1882 trat er sodann als Präsident des Lokalverwaltungsamts (Local Government Board) in das Kabinett ein. Seinen Ruf als Autor erneuerte D. durch die geistreiche polit. Satire «Florestan, prince of Monaco» (Lond. 1874). Außerdem erschien von ihm: «The papers of a critic, selected from the writings of the late Charles Wentworth D., with a biographical sketch by his grandson» (2 Bde., Lond. 1875).

Dill, Pflanzengattung, s. Anethum.

Dillenburg, Kreisstadt des Dillkreises im Regierungsbezirk Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, an den Ausläufern des Westerwaldes, 75 km im N. von Wiesbaden, an der Linie Deutz-Gießen der Preußischen Staatsbahn und an dem Lahnzuflusse Dill gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, einer Forstinspektion, einer Berginspektion, einer Handelskammer, einer Reichsbanknebenstelle und eines königl. Landgestüts, hat eine evang. Kirche mit der Gruft der Fürsten von Nassau-D., eine kath. Kapelle, ein Baptisten- und Methodisten-Bethaus, ein königl. Gymnasium mit Bergschule und ein Lehrerseminar und zählt (1880) 3818 E. Der Haupterwerb ist Bergbau (Eisenstein, Braunkohlen, Dachschiefer) und Hüttenbetrieb; außerdem sind hier eine Tabaksfabrik, eine Dampfkunstmühle und zwei Lohgerbereien. Wegen seiner waldreichen Umgebung und gesunden Luft wird D. vielfach im Sommer als Luftkurort benutzt. D. entstand Mitte des 13. Jahrh. aus dem Anbau um das Bergschloß gleichen Namens, welches die Residenz der Ottonischen Linie des Hauses Nassau war und in welchem 1533 Wilhelm der Schweigsame und 1567 dessen Sohn Moritz geboren wurde. Es wurde 1760 durch die Franzosen erobert und teilweise zerstört, später geschleift, sodaß davon nur noch eine Ruine übrig ist, worauf 1872—75 ein got. Turm zum Andenken Wilhelms des Schweigsamen erbaut wurde. Im Turm befindet sich ein histor. Museum. Die alte Linde, worunter 1568 Wilhelm eine niederländ. Deputation empfing, welche ihm die Statthalterschaft der Niederlande übertrug, steht noch. Die Linie Nassau-D. starb 1739 aus. D. wurde 1806 durch Napoleon zum Großherzogtum Berg geschlagen und war der Hauptort des Sieg-Departements, kam 1814 an Nassau und 1866 an Preußen.

Dillenia *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Dilleniaceen. Man kennt gegen neun Arten, die sämtlich der Flora des tropischen Asien angehören. Es sind Bäume mit breiten Blättern und ansehnlichen weißen oder gelben Blüten, die fünf Kelch-, fünf Blumenblätter und zahlreiche Staubfäden besitzen. Die Frucht besteht aus zahlreichen Fruchtblättern, die von einem fleischigen und kugelig ausgebildeten Kelch umhüllt werden. Von einer in Ostindien einheimischen Art, D. speciosa *Thbg.*, die übrigens in ihrer Heimat auch vielfach als Zierbaum kultiviert wird, benutzt man die großen säuerlich schmeckenden Früchte ähnlich wie die Citronen als Gewürz zu Speisen und Getränken. Dieselbe Verwendung finden die Früchte der auf Celebes einheimischen D. elliptica *Thbg.*; von beiden Arten wird außerdem die Rinde der Wurzel zu Heilzwecken gebraucht. Die Früchte der auf den ind. Inseln wachsenden D. serrata *Thbg.* besitzen ungefähr die Größe und den Geschmack wie die Orangen und werden auch wie diese verwendet.

Dilleniacēen (Dilleniacēae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen, deren Arten gegen 200, größtenteils in den Tropengegenden der Alten und Neuen Welt vorkommen. Es sind Bäume oder Sträucher, oft auch Kletterpflanzen, seltener krautartige Gewächse, sie haben meist ganzrandige oder gezähnte Blätter und zwitterige oder polygamische Blüten von gelber oder weißer Farbe. Kelch und Blumenkrone sind in der Regel fünfblätterig, die Staubgefäße sind in großer Anzahl vorhanden, das Gynäceum ist in den einzelnen Gattungen verschiedenartig ausgebildet.

Dillenius (Joh. Jak.), namhafter Botaniker des 18. Jahrh., wurde 1687 zu Darmstadt geboren und erhielt nach Beendigung seiner Studien eine Professur an der Universität Gießen. Im J. 1721 ging er nach England, wurde Direktor des botan. Gartens der Brüder Sherard in Eltham, 1728 Professor der Botanik in Oxford und starb daselbst 2. April 1747. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Catalogus plantarum sponte circa Gissam nascentium» (Frankf. 1719), «Hortus Elthamensis» (Lond. 1732), «Historia muscorum, in qua circiter sexcentae species veteres et novae ad sua genera relatae describuntur» (Oxf. 1741). Das letztere Werk ist die wichtigste Schrift über Moose, welche im 18. Jahrh. erschienen ist; sie enthält eine genaue Beschreibung aller damals bekannten Moose und eine große Anzahl sorgfältiger Abbildungen.

Dilli, Hafenort auf der Insel Timor (s. d.).

Dillingen, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, liegt 46 km im NW. von Augsburg, am linken Ufer der hier überbrückten Donau und an der Linie Donauwörth-Offingen der Bayrischen Staatsbahn. Die Stadt hat ein königl. Schloß (die ehemalige Residenz der Bischöfe von Augsburg), eine königl. Studienanstalt (Gymnasium und Lateinschule) mit einer Bibliothek von 75000 Bänden, ein bischöfl. Klerikalseminar, ein bischöfl. Knabenseminar, eine Pfarr- und fünf Filialkirchen, ein Kapuzinerkloster, ein Franziskaner-Nonnenkloster, eine Taubstummenanstalt für Mädchen, sowie zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten und zählt (1880) 5452 E., welche Handel und Industrie, Viehzucht, Getreide-, Hopfen- und Obstbau treiben. Die hier vom Bischof von Augsburg, Otto von Truchseß, 1549 gestiftete Universität, welche 1564—1773 in den Händen der Jesuiten als Hauptsitz der Polemik gegen den Protestantismus galt, wurde 1804 aufgehoben und in

ein Lyceum verwandelt. Das 1823 gegründete kath. Schullehrerseminar wurde 1840 nach Lauingen verlegt. — Im Mittelalter residierten zu D. die Grafen gleiches Namens. Graf Hartmann von D. setzte 1258 seinen Sohn Hartmann, Bischof von Augsburg, zum Erben seiner Güter ein, der sie bei seinem Tode 1286 an das Hochstift abtrat. Seit dieser Zeit war D. Residenz des Bischofs von Augsburg, mit dessen weltlichem Besitztum die Stadt 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß an Bayern kam. Die Stadt wurde 1632 und 1648 von den Schweden, 1702 von den Österreichern, 18. Juni 1800 von den Franzosen eingenommen. In der Nähe befinden sich die Leinweberei und Bindfadenfabrik Schretzheim und die Baumwollweberei Zöschlingsweiler.

Dillingen, Dorf im Regierungsbezirk Trier der preuß. Provinz Rheinland, Kreis Saarlouis, an der Prims und an der Linie Saarbrücken-Trier der Preußischen Staatsbahn, 27 km nordnordwestlich von Saarlouis, hat ein großes Eisenhüttenwerk nebst Blechfabrik und eine Papierfabrik und zählt (1880) 3145 meist kath. E.

Dillis (Joh. Georg von), Landschaftsmaler, geb. 26. Dez. 1759 zu Grüngiebing in Oberbayern, wurde zum Priester erzogen und empfing auch die Weihen, bildete sich aber dann auf der münchener Akademie zum Maler aus. Auf vielen Reisen fand er Gelegenheit wertvolle Studien zu sammeln, zuerst in Deutschland und der Schweiz, dann in Italien. Im J. 1790 wurde er Inspektor der münchener Gemäldesammlung. Die wichtigste Epoche seines Lebens und Wirkens begann, als der Kronprinz, spätere König Ludwig von Bayern, ihn auf seinen Reisen durch Frankreich und Spanien zum Begleiter wählte. Im J. 1806 und im folgenden Jahre begab er sich von neuem nach Italien, um daselbst Ankäufe für die königl. Sammlungen zu machen. In den Jahren 1817 und 1818 begleitete er den Kronprinzen nach Sicilien. Seit 1822 Direktor der königl. Galerie, erwarb er sich viele Verdienste um die Neuaufstellung der Bilderschätze in München und Nürnberg, wie er denn in kunstwissenschaftlicher Hinsicht bedeutender erscheint als in künstlerischer. Seine Veduten und Radierungen besitzen indes vielen Wert, auch zeichnete er schön mit der Feder. D. starb in München, 28. Sept. 1841. Vgl. J. B. Spath, «Erinnerungen an D.» (Münch. 1844).

Dillkreis, Kreis im Regierungsbezirk Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, an der Dill, zählt auf 80 qkm (1880) 38008 E. und hat zur Hauptstadt Dillenburg.

Dillmann (Christian Friedr. August), hervorragender Orientalist und prot. Theolog, geb. 25. April 1823 zu Illingen, bei Maulbronn in Württemberg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Stuttgart und Schönthal und widmete sich dann 1840—45 in Tübingen philos., theol. und, besonders unter Ewald, orient. Studien. Nachdem er 1845—46 als Pfarrgehilfe gewirkt, unternahm er 1846—48 wissenschaftliche Reisen nach Paris, London und Oxford, um die dortigen Schätze für morgenländ. Litteratur kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr im Sommer 1848 wurde er Repetent am theol. Seminar in Tübingen und habilitierte sich im Herbst 1852 als Privatdocent für alttestamentliche Exegese und orient. Sprachen. Bereits im folgenden Jahre erhielt er eine außerord. Professur. Doch folgte er im Herbst 1854 einem Rufe nach Kiel, um hier Justus Olshausen erst als außerord., seit Anfang 1860 aber als ord. Professor der orient. Sprachen zu ersetzen. Im April 1864 ging er sodann als ord. Professor der alttestamentlichen Exegese nach Gießen, im Okt. 1869 in derselben Eigenschaft als Nachfolger Hengstenbergs an die Universität Berlin, und wurde 1877 ord. Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften. Ein vorzüglicher Kenner der äthiop. Sprache, schrieb D. eine «Grammatik der äthiop. Sprache» (Lpz. 1857), ein «Lexicon linguae aethiopicae» (Lpz. 1865), eine «Chrestomathica aethiopica» (Lpz. 1866), und gab von äthiop. Schriften heraus «Das Buch Henoch» (im Urtext, Lpz. 1851; in deutscher Übersetzung mit Erklärung, Lpz. 1853), das «Buch der Jubiläen» oder die «Kleine Genesis» (deutsch in Ewalds «Jahrbüchern der biblischen Wissenschaft», Bd. 2 u. 3, Gött. 1849—51; im Urtext, Lpz. 1859), das «Buch Adam» (deutsch in Ewalds «Jahrbüchern», Bd. 5, Gött. 1853), die äthiop. Übersetzung des Alten Testaments (Lpz. 1853—72), die «Ascensio Isaiae» (äthiop. u. lat., Lpz. 1877). Außerdem veröffentlichte D. ein «Verzeichnis der abessin. Handschriften der königl. Bibliothek zu Berlin» (Berl. 1878), zahlreiche Abhandlungen in den Denkschriften und Monatsberichten der berliner Akademie, und als Präsident des fünften internationalen Orientalistenkongresses die «Verhandlungen» desselben (3 Bde., Berl. 1881—82), die alttestamentliche Kritik und Exegese förderte D. durch lehrreiche Artikel in Schenkels «Bibel-Lexikon», sowie durch seine Kommentare zum Buch Hiob (Lpz. 1869), zur Genesis (Lpz. 1875; 4. Aufl. 1882), zu Exodus und Leviticus (Lpz. 1880).

Dilln (auch «Dillen», ungar. «Bélabánya», d. i. Adalberts Grube oder Bergwerk), Bergstadt im Honter Komitat (Ungarn), 4 km von Schemnitz (s. d.), mit dem es jetzt zu einer königl. Freistadt vereinigt ist. Die Stadt wurde gleich den übrigen nordungar. Bergstädten von Deutschen gegründet, erhielt ein Stadtprivilegium im 14. Jahrh., das König Ladislaus V. im J. 1453 erweiterte. Der Ort zählt etwa 1600 E., die größtenteils Slowaken sind. Der Bergbau ist schon lange in Verfall.

Dillöl (Oleum Anēthi), ein in den Samen von Anethum graveolens enthaltenes und durch Dampfdestillation zu gewinnendes ätherisches Öl, welches in seinen Eigenschaften dem Kümmelöl ähnlich ist. Es besteht aus zwei Terpenen $C_{10}H_{16}$, die sich durch ihre Siedepunkte (155—160 und 170—175) voneinander unterscheiden; außerdem enthält es noch eine Verbindung von der Zusammensetzung $C_{10}H_{14}O$, die vielleicht identisch mit dem Carvol des Kümmelöls (s. d.) ist. Das D. besitzt ein außerordentlich hohes Rotationsvermögen, nämlich +206°, im frischen Zustande ein spezifisches Gewicht von 0,892, in altem Öl steigt dies bis auf 0,95. Es beginnt bei 155° C. zu destillieren, wobei der Siedepunkt bis auf 230° steigt. Es findet Verwendung in der Parfümerie und in der Liqueurfabrikation.

Dillon (Marguerite Andrée Elisa), zweite Gemahlin Guizots (s. d.).

Dilmân, Stadt in der pers. Provinz Aserbeidschan, Distrikt Selvas, etwa 125 km westl. von Tabris und 75 km im NNW. von Urmiâ, nahe an dem aus den kurdischen Bergen zum Nordende des Sees fließenden Zola- oder Charry-Tschaï, mit 5000 E.

Dilogie (grch.), Redefigur, s. Antanaklasis.

Dilolo, See im südl. Centralafrika, in 11° 30′ südl. Br. und 39° östl. L. (von Ferro), in 1445 m Höhe, auf der Wasserscheide zwischen dem Congo- und Zambesigebiete, von Livingstone im Febr. 1854 entdeckt. Nach seinem Dafürhalten ist er höchstens 8 bis 13 km lang und 4 bis 5 km breit und ähnelt einem Flusse. Er ist sehr reich an Fischen und Hippopotamen. Die ehemalige Angabe, daß aus ihm zwei Ströme hervorgehen, die Lotembwa nach N. zu dem zum Congo gehenden Kassabi und die Liba, der oberste Quellfluß des Zambesi, hat sich nicht als richtig erwiesen.

Dilsberg, Pfarrdorf im Großherzogtum Baden, Kreis und Amtsbezirk Heidelberg, am Neckar, südlich von Neckarsteinach, auf einem steilen Berge, mit einer Burgruine und 460 E., war früher eine Bergfestung, die 1622 von Tilly vergebens belagert, 1633 von den Schweden erobert und noch 1799 von Bauern und Invaliden erfolgreich gegen die Franzosen verteidigt wurde.

Dilucĭda intervalla (lat.), die lichten, vernünftigen Augenblicke eines Irrsinnigen.

Dilucidation (lat.), Erläuterung, Erörterung; dilucidieren, ins Licht setzen, aufhellen.

Diludium (lat.), Zwischenspiel, besonders das der Orgel zwischen den einzelnen Verszeilen der Choräle.

Diluendo (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: allmählich verhallend.

Diluentia (lat.), verdünnende Mittel, sind solche, welche die Körpersäfte zu verdünnen und dadurch flüssiger zu machen vermögen. Das beste diluierende Mittel ist unzweifelhaft das Wasser, welches entweder rein oder mit Zusatz von lösenden Salzen oder verdünnten Säuren getrunken oder bei verhindertem Schlingvermögen in Klystierform dem Körper einverleibt wird und das Blut immer gehörig flüssig und funktionsfähig erhält. Dieselbe Wirkung wird auch durch den kurmäßigen Gebrauch der verschiedenen Mineralwässer (s. d.) erreicht.

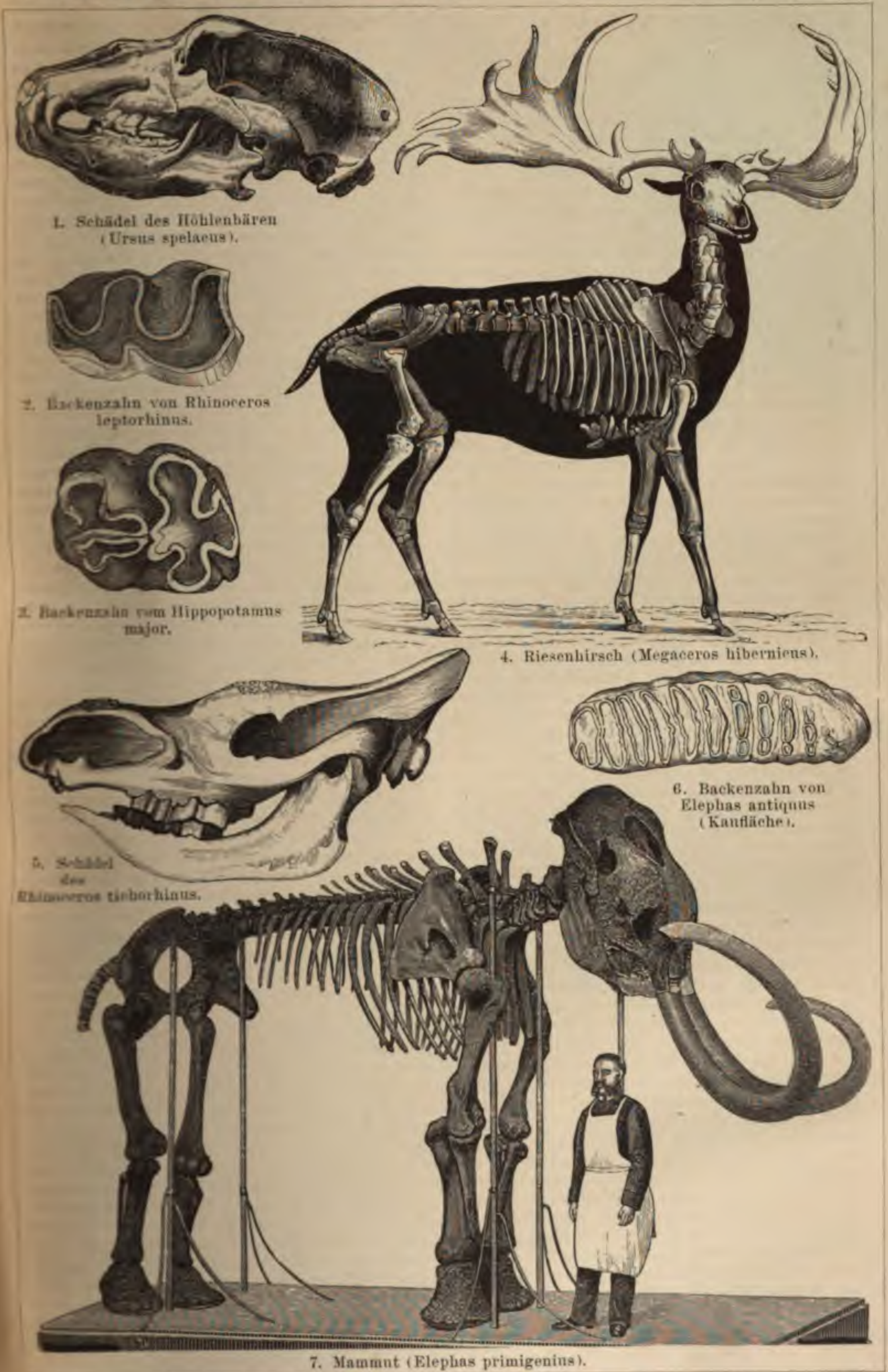
Diluieren (lat.), auflösen, verdünnen; wegwaschen, vertilgen; widerlegen; Dilution, Verdünnung, Auflösung.

Diluvium nennt man diejenigen Ablagerungen, welche der Glacialperiode oder Eiszeit ihren Ursprung verdanken. Dieselbe ist die jüngste der der Jetztzeit vorangehenden Perioden. Während ihrer Dauer war der größte Teil der nördl. Halbkugel von Gletschermassen bedeckt. In Europa erstreckten sich solche von Skandinavien aus nach SW. bis England, nach S. bis an den Thüringerwald und das Erzgebirge, nach SO. bis nach Kiew und den Ural, sodaß Holland, Dänemark, Norddeutschland, Polen, Nordrußland und Finland von einer mächtigen Eisdecke verhüllt waren. Die auf diesen Arealen nach dem Abschmelzen zurückgebliebenen Grundmoränen (Geschiebelehm), Endmoränen (Steinwälle u. s. w.) und Absätze der Schmelzwasser mit ihren zahlreichen Erratischen Blöcken (s. d.) nennt man nordisches D. Den Ursprung aller dieser diluvialen Gebilde erklärte man früher auf folgende Weise: die sämtlichen obengenannten Territorien seien während der Diluvialperiode vom Meere bedeckt gewesen, über welches sich nur Skandinavien inselförmig erhob, jedoch hoch bedeckt von Gletschern, welche sich in etwa radialer Richtung nach dem Ufer bewegten, eine Strecke weit in das Meer hinaustraten, bis ihre Enden losbrachen und als Eisberge, belastet mit aus dem Innern der skandinav. Insel stammendem Schutt, davontrieben. Sie strandeten an der Nordküste des damaligen europ. Festlandes, schmolzen und ließen ihre Gesteinlasten zu Boden sinken, wo man sie als nordisches D. wiederfindet. Von diesem genetischen Gesichtspunkte ausgehend, bezeichnete man das letztere nach dem Vorgange Lyells auch als Drift oder Driftformation. Abgesehen von diesem gewaltigen nordischen Inlandeise erzeugten aber auch der Harz, das Erzgebirge, der Schwarzwald, die Vogesen, die Pyrenäen, namentlich aber die Alpen große Gletscher, welche sich bis weit in die benachbarten Ebenen erstreckten. Auch der größte Teil von England, sowie ganz Schottland war total vergletschert. In diesen sämtlichen frühern Gletschergebieten finden sich als Überbleibsel und Merkzeichen jener Zeit Grundmoränen, Endmoränen, Erratische Blöcke, Riesentöpfe, Rundlöcher, Absätze der Gletscherbäche u. s. w., welche somit alle zum D. gehören. Von Resten der diluvialen Tierwelt sind diejenigen riesiger Bären, Hyänen, Katzen, Elefanten, Nashörner, Renntiere, Elentiere die verbreitetsten. Gleichzeitig mit diesen Tieren existierte bereits der Mensch, freilich auf der denkbar niedrigsten Kulturstufe stehend. Ihm war Ackerbau, Benutzung der Metalle, Töpferei noch unbekannt, seine Werkzeuge und Waffen waren rohbehauene Feuersteine, die Jagd, und zwar auf die reißendsten Vertreter der Tierwelt, verschaffte ihm seinen Lebensunterhalt. Nach dem fast ausschließlichen Material der damals benutzten Waffen und Gerätschaften wird jene Periode der ersten Spuren des Menschengeschlechts auch als diluviale Steinzeit bezeichnet. Vgl. Geikie, «The great Ice-age» (2. Aufl., Lond. 1877); derselbe, «Prehistoric Europe» (Lond. 1881).

Dimăchae (grch., «Doppelstreiter»), zu Pferde und zu Fuß Kämpfende, eine zwischen Schwer- und Leichtbewaffneten die Mitte haltende Waffengattung, welche namentlich im Heere Alexanders d. Gr. erwähnt wird.

Dime, ein Silbermünzstück der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu 5 Cents oder $\frac{1}{20}$ Dollar, seit 1853 der Klasse der Scheidemünze zugehörig (wie seit 1873 dort alle Silbermünzen). Seit Ausführung des Gesetzes vom 18. Jan. 1837 ist das D. 900 Tausendteile fein. Gegenwärtig und nach dem Gesetz vom 12. Febr. 1873 ist dasselbe $2\frac{1}{2}$ g schwer, daher im Feingewicht von $2\frac{1}{4}$ g und (wenn man, wie gesetzlich, den frühern norddeutschen Thaler zu 3 jetzigen deutschen Mark rechnet) im Werte von $40\frac{1}{2}$ deutschen Pfennig oder $20\frac{1}{4}$ Kreuzern österr. Silberwährung. Vorher, nach dem Gesetz vom 21. Febr. 1853, hatte das D. die Schwere von $38\frac{2}{5}$ engl. Troygrän = 2,4883 g, und das Feingewicht von 2,2395 g, demnach den Wert von 40,31 deutschen Pfennig oder 20,16 Kreuzern österreichisch. Früher, nach dem Gesetz vom 18. Jan. 1837, war das D. $41\frac{1}{4}$ Troygrän = 2,6730 g schwer und hatte 2,4057 g Feingewicht, mithin den Wert von 43,30 deutschen Pfennig oder 21,65 Kreuzern österreichisch. In der vorausgegangenen ersten Ausmünzung, seit 1796, nach dem Gesetz vom 2. April 1792, hatte das D. die Schwere von $41\frac{3}{5}$ Troygrän, war aber nur 892,428 Tausendteile fein, sodaß sein Wert genau der der folgenden Ausmünzung (nach dem Gesetz von 1837) war. Bis 1873 wurde auch ein Stück zu $\frac{1}{2}$ D. in der Feinheit des ganzen D. und der Hälfte von dessen Gewicht und Wert ausgeprägt.

SÄUGETIER-RESTE AUS DEM DILUVIUM.



1. Schädel des Höhlenbären (Ursus spelaeus).

2. Backenzahn von Rhinoceros leptorhinus.

3. Backenzahn vom Hippopotamus major.

4. Riesenhirsch (Megaceros hibernicus).

5. Schädel des Rhinoceros tichorhinus.

6. Backenzahn von Elephas antiquus (Kaufläche).

7. Mammut (Elephas primigenius).

D. stellt z. B. aus der zur Ordination befugte Bischof, der trauungsberechtigte Pfarrer.

Dimittieren (lat.), entlassen, verabschieden, loslassen; Dimittend, ein zu Entlassender, namentlich ein von der Schule zur Universität zu Entlassender, soviel wie Abiturient.

Dimity (vom engl. dimity, ursprünglich vom griech. di-mitos, d. i. von doppeltem Faden, zweidrähtig), ein englisches geköpertes Baumwollzeug, auch ein gewöhnlich sehr dicht gewebter Stoff mit streifigen Mustern auf drei- oder fünfbindigem Köpergrund, wobei die Streifen entweder aus dem nämlichen oder aus einem andern Köper bestehen, indem der Unterschied zwischen Grund und Figur darauf beruht, daß in ersterm der Einschlag, in letzterm die weit stärkere Kette zum größern Teil auf der rechten Seite liegt, sodaß auf dieser die Streifen mehr oder weniger erhaben erscheinen.

Dimorphie, Dimorphismus, bezeichnet das Vermögen gewisser Substanzen, in zwei verschiedenen, nicht voneinander ableitbaren Krystallformen zu krystallisieren. Das Entstehen der einen oder andern Krystallform hängt vorzugsweise von der Temperatur während des Erstarrens oder von der Natur des Lösungsmittels ab. Solche dimorphe Substanzen sind z. B. der Schwefel (monoklinisch und rhombisch), der kohlensaure Kalk (hexagonal in Rhomboedern als Kalkspat, rhombisch als Arragonit), das Quecksilberiodid (monoklinisch in gelben, tetragonal in roten Krystallen), die Titansäure (rhombisch als Brookit, tetragonal als Rutil und Anatas).

Dimovieren (lat.), fortschaffen, entfernen; Dimotion, Fortschaffung.

Dina (Giacomo), ital. Journalist, geb. 24. April 1824 in Turin, trat 1848 nach Vollendung seiner Universitätsstudien in die Redaction der «Opinione» ein, deren Leitung er 1854 übernahm und mit Ausnahme einer kürzern Zeit bis zu seinem 16. Juli 1879 erfolgten Tode beibehielt. D., ein Vertreter gemäßigter polit. Anschauungen, war scharfblickend als Politiker, sodaß er den Beitritt Piemonts zur westmächtlichen Allianz auch zu einer Zeit befürwortete, als die Österreicher am Krimkriege teilnehmen zu sollen schienen. In Finanzfragen zeigte er große Kompetenz und erwarb sich in der Kammer, der er beinahe ein Jahrzehnt angehörte, dasselbe Ansehen, dessen er als Chefredacteur des einflußreichsten Blattes der Regierungsmehrheit genoß. Namentlich unter dem Ministerium Lanza-Sella wurden die Leitartikel D.s, der durch den Mitbesitz an seinem Blatte vermögend geworden war, große Bedeutung zugeschrieben. Die röm. Stadtverwaltung ließ seine Büste auf dem Monte Pincio aufstellen.

Dinadschpur, Distrikt der Division Rudschahi der Lieutenant-Gouverneurschaft der Untern Provinzen des indobrit. Reichs und mit einem Areal von 10686 qkm und einer Bevölkerung von (1872) 1501924 E., nördlich von Kutsch-Behar, westlich von dem Distrikt Purnija der Division Bhagalpur, südlich von den Distrikten Bograh, Radschah und Maldah der Division Rudschahi und östlich von dem Distrikt Rangpur derselben Division begrenzt. D. besteht aus niedrigem, undulierend von N. gegen S. abfallendem Flachlande, aus welchem sich nur hin und wieder einige, die Höhe von 300 m kaum übersteigende Bodenanschwellungen erheben. Die Richtung von N. gegen S. zeigen auch die Flüsse, von denen D. reichlich bewässert wird. Der vornehmste von ihnen ist der von den Bergen von Sikkim herabkommende Tista, welcher sich in zwei Arme spaltet, von denen der eine, Atari genannt, gegen S., der andere aber, den Namen Tista beibehaltend, gegen SW. nach Kutsch-Behar hinfließt. Andere mit den genannten in näherer oder fernerer Verbindung stehende Flüsse in D. sind der Rahabada, Jamuna oder Jattuna, der Curatia, Tangou, Coolick, Nagor und zahlreiche andere kleinere. Hauptsächlichste Erzeugnisse der Bodenkultur sind Reis, Weizen, Gerste, verschiedene Arten Hirse, verschiedene Ölpflanzen, Spezereien, wie Pfeffer, Ingwer, Capricum, Koriander, Anis u. a., sowie Bananen, süße und gewöhnliche Kartoffeln, verschiedene Gurken- und Kürbisarten. Baumwolle wird nur in geringer Menge angebaut und das Produkt ist von mittelmäßiger Güte und dient hauptsächlich für eigenen Gebrauch der Bevölkerung. Günstiger ist der Boden für Anbau von Zuckerrohr; die Anpflanzung von Tabak entspricht kaum den Bedürfnissen der Bevölkerung hieran, und auch die von Indigo ist nur gering. Die Bevölkerung, zur größern Hälfte aus mohammedanischen und nur zur kleinern aus heidnischen Hindu bestehend, ist im allgemeinen arm und befindet sich auf einer niedrigen Bildungsstufe. Nur einige wenige Brahminen höchsten Ranges verstehen das Sanskrit; eine größere Anzahl sprechen und schreiben Prakrit, während die Masse der Bevölkerung allein das Bengali versteht und redet. Moscheen sind in D. viele vorhanden, die meisten derselben aber klein und schlecht gebaut. Eigentliche Hindutempel existieren in D. nur wenige. Die Mehrzahl der Verehrungsstätten der Gottheiten des Hinduismus, Sthans genannt, bestehen allein in viereckigen, unter weitschattigen Bäumen errichteten Erdhaufen oder Terrassen und der Gegenstand der Verehrung besteht nur in einem der betreffenden Gottheit geweihten Steine oder einem rohen, mit bunten Farben bemalten Bildnisse derselben aus Erde oder Thon. Für einige der höher verehrten Gottheiten sind auf den Sthans derselben besondere, pyramidalische oder domförmige Bauten, und für diejenigen, welche Gegenstand allerhöchster Anbetung sind, sog. Novorotnos, d. h. Gebäude mit neun Verzierungen, errichtet. Diese bestehen in einem Gebäude von zwei Stockwerken auf einer achteckigen Terrasse, aus deren Mittelpunkt eine Pyramide emporragt, während acht andere Pyramiden sich von den acht äußern Ecken der Basis des Tempelbaues erheben. Wichtigste Orte sind Dinadschpur (13042 E.), die Hauptstadt, Hemtabad, Raegang, Dambabad und Ghonaghat.

Dinan, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Côtes-du-Nord in der Bretagne, am linken Ufer der Rance, an der Mündung des Kanals der Ille und Rance, und an der Linie St.-Lo-Lamballe der Französischen Westbahn, 60 km östlich von St.-Brieuc, auf einem 73 m hohen Hügel, mit einem Hafen, der Schiffe von 150 t aufnimmt und zur Flutzeit mit dem 12 km entfernten von St.-Malo in Verbindung steht, hat ein Tribunal erster Instanz, ein Kommunal-Collége, ein Irrenhaus und zählt (1876) 7978, als Gemeinde 8180 E., welche starken Flachsbau treiben und viel Ackerbaumaschinen, Thonwaren, Flanell-, Leinwand-, Segeltuch- und Baumwollstoffe fertigen, auch Leder-, Fayence-, Runkelrübenzuckerfabriken, Hanfspinnereien und Salzraffinerien sowie berühmte Leinwand-, und Zwirnmärkte unterhalten.

Außerdem blüht der Handel mit Vieh, Butter, Honig, Wachs, Talg, Häuten, Hanf, Getreide, trefflichem Cider, Mehl, Leder, Segeltuch und Holz. Die Stadt ist sehr alt und größtenteils schlecht gebaut, mit engen, finstern und krummen Straßen und von hohen, dicken Mauern mit Türmen und schönen Thoren umschlossen, welche jetzt mit Gärten bedeckt und mit schönen Promenaden, einem Werke des hier geborenen Historikers Duclos, umgeben sind. Ihr um 1300 erbautes imposantes festes Schloß, welches die Stadt beherrscht und im Mittelalter den Herzögen von Bretagne zum Wohnsitz und meist zur Abhaltung der Landtage diente, wird jetzt als Gefängnis benutzt und gewährt von seinen Zinnen aus eine herrliche Fernsicht. Der Platz Bertrands du Guesclin, ein Teil des Turnierplatzes, auf dem der Held 1359 mit dem engl. Ritter Contorbie kämpfte, ist seit 1823 mit seinem Standbilde geziert; sein Herz ist in der Kirche St.-Sauveur (mit einer Façade aus dem 12. Jahrh.) beigesetzt. Vom Flecken Lanvallay führt ein schöner, 250 m langer und 40 m hoher Aquädukt heran. Etwa 1 km vor der Stadt liegt in einem reizenden Thale der seit alter Zeit berühmte, nach einem alten Schlosse Couinnais benannte eisenhaltige Sauerbrunnen mit einem kalten Mineralbade. An der Stelle von D. stand zuerst ein Schloß, um das der feste Platz im Pagus Aletensis entstand, bei welchem 1065 Wilhelm der Eroberer, in Begleitung von Harald, den Herzog der Bretagne, Conan, überwand. Das Lehn D. kam 1265 an die Herzöge der Bretagne. Die Stadt wurde 1344 durch die Engländer verbrannt, 1339 durch du Guesclin gerettet und kam 1491 an die Krone Frankreich; 1598 nahm sie Heinrich IV.

Dinanderie (frz.), Messinggeschirr (nach der belg. Stadt Dinant benannt).

Dinant, eine der ältesten Städte Belgiens, in der Provinz Namur, rechts an der Maas und an der Belgischen Nordbahn, mit 6342 E., hat eine eigentümliche Lage, indem sie zwischen steilen Kalksteinfelsen, auf deren Scheitel ein festes Schloß steht, und der Maas eingeklemmt ist, sodaß nur eine einzige schmale Straße besteht, die sich nur einmal zu einem kleinen Marktplatz erweitert. Die ganze Felsenwand ist in Terrassen eingeteilt, und jedes Haus hat auf der hinter ihm liegenden Terrasse seinen Garten. Schöne Promenaden ziehen sich an der Maas entlang, führen nach dem Schlosse von Walsin, der Abtei Waulsor, der Grotte und dem Schlosse von Freyr und zum Bayardfelsen. Die Liebfrauenkirche, ein schöner got. Bau, zum Teil noch mit Formen des Übergangsstils, stammt aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., hat einen Turm von 68 m Höhe und bemerkenswerte Portale. Die Stadt hat ein Gymnasium, einen Gerichtshof erster Instanz und mehrere Hospitäler. Es befinden sich daselbst eine Glashütte, Papiermühlen, Marmorsäge, Gerbereien, Getreide- und Ölmühlen, Karten-, Messer-, Eisen- und Kupferwarenfabriken; auch treiben die Bewohner lebhaften Handel mit den genannten Fabrikaten, sowie mit den in der Nähe gegrabenen Bausteinen und mit Marmor. Berühmt waren im Mittelalter die getriebenen Kupfer- und Messingwaren von D. (dinanderies); jetzt sind es die Dinanter Kuchen, aus Speltmehl und Honig gebacken. Eine Felsentreppe von 408 Stufen führt zur Festung, welche 1818 an der Stelle des 1690 von den Franzosen geschleiften Schlosses gebaut wurde, deren Werke aber seit 1879 verkauft sind, da der Ort keine strategische Bedeutung mehr hat. Eine alte Brücke über die Maas führt zu der auf dem linken Ufer des Flusses gelegenen Vorstadt St.-Medard. Geschichtlich berühmt ist die Verwüstung der Stadt durch den Grafen von Charolais (Karl den Kühnen), Sohn des Herzogs Philipp von Burgund, im Kriege gegen Ludwig XI. (1466), ferner der Sturm des Herzogs von Nevers (1554) im Dienste Heinrichs II. gegen Kaiser Karl V. Im J. 1675 ward sie abermals von den Franzosen genommen, aber im Ryswijker Frieden 1697 dem Bistum Lüttich zurückgegeben, dem der Ort seit der Hohenstaufenzeit bis 1794 gehörte.

Dinapur, Stadt im Distrikt Patna der gleichnamigen Division der indobrit. Lieutenant-Gouverneurschaft der Untern Provinzen (Lower Provinces) unter 25° 37′ nördl. Br. und 85° 7′ östl. L. von Greenwich auf dem rechten oder südl. Ufer des Ganges gelegen, ist Garnisonsstadt der Armee von Bengalen und zeichnet sich durch die Eleganz und allen Anforderungen des Klimas entsprechende Zweckmäßigkeit aus, welche alle militärischen Baulichkeiten daselbst, die für die inländischen Truppen nicht minder als die für die europäischen bestimmten, wie Kasernen, Baracken, Offizierswohnungen u. s. w., von denen an den meisten andern Garnisonsorten unterscheidet. Auch befinden sich dort eine gut gebaute, geräumige Kirche und mehrere, mit allen Lebensbedürfnissen immer wohlversehene Marktplätze. Die Bevölkerung beläuft sich (1871) auf 42084 Seelen, von denen 14170 auf das Kantonnement kommen.

Dinar, die Einheit der gegenwärtigen Geldrechnung in Serbien, gemäß des Gesetzes vom 30. Nov. 1873 geteilt in 100 Parà. Der D. ist der franz. Franken, aber der Franken des Scheidemünzfußes, somit ein Quantum von 4⁷/₄₀ oder 4,175 g fein Silber, im Werte von ¹⁶⁷/₁₆₀ Frs., 92⁷/₈ Cent. franz. Silbercourant, und (wenn man, wie gesetzlich, den Thaler des frühern norddeutschen 30-Thalerfußes zu 3 Mark rechnet) = 75,15 deutsche Pfennige = 37,575 Kreuzer österr. Silberwährung. Man läßt in Silber Münzen von 835 Tausendteilen Feinheit prägen, und zwar Stücke zu 1 D. (5 g schwer), Doppeldinare und Halbdinare (in verhältnismäßigem Gewicht); dieselben sind ganz den franz. Stücken bezüglich zu 1, 2 und ½ Frs. und den neuen rumän. Stücken bezüglich zu 2 Leï, 1 und ½ Lëu gleich. (S. Denaro.) — D. heißt auch eine in Persien im Kleinverkehr vorkommende kleine Geldrechnungsstufe, ¹/₅₀ des Schahi, ¹/₁₀₀₀ des Kran oder ¹/₁₀₀₀₀ der goldenen Geldeinheit, Tomân, welche letztere man jetzt rund zu 10 franz. Frs. annehmen kann, sodaß 1 D. = ¹/₁₀ Cent. = etwa ²/₂₅ deutsche Pfennige = etwa ¹/₂₄ österr. Kreuzer.

Dinâra, Bergkuppe in Dalmatien, nahe der bosnischen Grenze, 12 km östlich von Knin, 1810 m hoch. In ihren Vorbergen sammeln sich die Quellbäche der Kerka, die nach einem vielfach gewundenen Laufe bei Sebenico das Meer erreicht. Die Bergkuppe selbst ist der höchste Punkt eines Gebirgstocks, der mit seinen ausgebreiteten Hochlandsflächen und teilweise tief eingeschnittenen Thalfurchen den ganzen Raum zwischen der Unna, Narenta und dem Adriatischen Meere füllt und gegen das letztere zum größten Teile in steilen, unbewaldeten Höhen abfällt. Man hat ihn, von

der oben benannten Bergkuppe, mit dem Namen **Dinarische Alpen** bezeichnet.

Dinarchus (grch. Deinarchos), der letzte der zehn attischen Redner, ohne schöpferische Kraft, aber ein nicht ungeschickter Nachahmer älterer Redner, vornehmlich des Demosthenes, war um 361 v. Chr. zu Korinth geboren. Er studierte zu Athen, wo er seine Jugendjahre verlebte und sich des Umgangs mit Theophrast und Demetrius Phalereus erfreute, eifrig Beredsamkeit und verfertigte später, weil er als Fremder nicht selbst auftreten durfte, für andere Reden, was ihm einen bedeutenden Gewinn brachte. Nach dem Sturze des Demetrius, dem er sich angeschlossen, wurde D. verbannt und begab sich 307 v. Chr. nach Chalkis auf Euböa. Erst 292 durfte er wieder nach Athen zurückkehren. Damals hielt er eine Rede in eigener Sache gegen seinen frühern Freund, der sein Vermögen veruntreut hatte. Von seinen 58 Reden haben sich nur drei erhalten. Dieselben sind sämtlich in dem Prozesse wegen Harpalos (s. d.) gehalten. Die größte und wichtigste darunter ist die gegen Demosthenes. Dieselbe gibt von der rednerischen Kunst und noch mehr von dem polit. Verstand und dem Charakter des D. eine sehr ungünstige Vorstellung. Die erhaltenen Reden wie die Fragmente stehen in den Sammlungen der «Oratores Attici» von Sauppe und Müller. Eigene Ausgaben lieferten zuletzt Mätzner (Berl. 1842) und Blaß (Lpz. 1871).

Dinasziegel (**Dinassteine, Flintshiresteine**) sind außerordentlich feuerfeste, aus reinem Quarz mit geringem Bindemittel von Kalk, Eisenoxyd und Thonerde bestehende Ziegel, so genannt nach dem gleichnamigen Felsen im Neaththale in Südwales bei Swansea. Sie besitzen eine weiße Farbe, widerstehen den höchsten Hitzegraden und bilden daher ein ausgezeichnetes Material für den Bau von Schweißöfen, Glas- und Porzellanöfen; nur dürfen sie nicht mit bleihaltigen Substanzen und Alkalien in Berührung kommen. Neuerdings werden auch in Deutschland D. fabriziert, welche an Güte den engl. Steinen nicht nachstehen.

Dincklage-Campe (Emmy von, eigentlich Amalie Ehrengarte Sophie Wilhelmine von), deutsche Romanschriftstellerin, geb. 13. März 1825 auf dem Rittergute Campe in Hannover, aus altem freiherrl. Geschlechte, wandte sich, nach aufgegebener Verlobung mit einem preuß. Offizier, der Schriftstellerei zu. Von dem Schlosse einer befreundeten Familie in Oberschlesien aus, wo sie eine zweite Heimat gefunden, unternahm sie größere Reisen, auf denen sie in Pommern, Schlesien, Österreich, Ungarn, einen Winter in Italien weilte, Dalmatien bis Montenegro durchzog, öfter Dresden aufsuchte, die Schweiz und Tirol, 1880—81 auch Nordamerika kennen lernte, überall mit scharfem Auge Land und Leute musterte. Diese Studien gaben ihren Dichtungen, mit denen sie jedoch am liebsten auf dem heimatlichen Boden weilte, einen ansprechenden realistischen Untergrund. Seit 27. Juni 1866 ist sie Kapitularin des hochadeligen freiweltlichen Damenstifts zu Börstel bei Osnabrück und wohnt zu Lingen an der Ems. Sie gab folgende Romane und Novellen heraus: «Hochgeboren» (Lpz. 1869), «Tolle Geschichten» (2 Bde., Lpz. 1870), «Neue Novellen» (2 Bde., Lpz. 1870), «Sara» (2 Bde., Lpz. 1871), «Durch die Zeitung» (2 Bde., Lpz. 1871), «Geschichten aus dem Emslande» (2 Bde., Lpz. 1872—73; 2. Aufl. 1875), «Kinder des Südens» (2 Bde., Stuttg. 1873), «Die fünfte Frau» (2 Bde., Stuttg. 1873), «Heimatgeschichten» (Paderborn 1873), «Emsland-Bilder» (Stuttg. 1874, 2. Aufl., Herzberg 1881), «Nordlandsgeschichten» (Jena 1875), «Die Schule des Herzens» (1876), «Im Sirocco» (Bresl. 1877), «Wir. Emslandgeschichten» (1. und 2. Aufl., Lpz. 1882), «Aus zwei Weltteilen» (Lingen 1882). Ein großer Teil dieser Werke wurde ins Holländische, Ungarische, Englische und Französische übersetzt.

Dindorf (Wilh.), namhafter Philolog, geb. 21. Jan. 1802 zu Leipzig, wo sein Vater, **Gottlieb Immanuel D.** (geb. 10. Aug. 1755 zu Rotta bei Wittenberg, gest. 19. Dez. 1812), Professor der hebräischen, dann der orient. Sprachen war, besuchte von 1810—17 die Thomasschule und bezog, erst 15 J. alt, die Universität daselbst, um sich unter Gottfr. Hermann und Chr. Dan. Beck hauptsächlich den klassischen Studien zu widmen. Er begann 1819 seine schriftstellerische Thätigkeit durch Fortsetzung der von Beck begonnenen Kommentarien und Scholienbände der Invernizzi'schen Ausgabe des Aristophanes, der bald eine kleinere, vorzüglich für den akademischen Gebrauch berechnete Bearbeitung desselben Dichters (Lpz. 1820—28) folgte. Nachdem er 1828 die Professur der Litteraturgeschichte an der Universität seiner Vaterstadt erhalten, begann er 1830 einen Kreis von Vorlesungen, doch entsagte er nach drei Jahren freiwillig auf längere Zeit dieser Wirksamkeit, um sich dem damals im Verein mit seinem jüngern Bruder, **Ludwig D.** (geb. 3. Jan. 1805, gest. 6. Sept. 1871), der sich ebenfalls durch mehrere kritische Ausgaben des Xenophon und des Diodorus Siculus, sowie des Pausanias, des Polybius, Dio Cassius und Zonaras, der Chronographie des Joannes Malalas und des Chronicon Paschale rühmlichst bekannt gemacht hat, und mit Hase in Paris begonnenen großen Unternehmen einer neuen Bearbeitung von Stephanus' «Thesaurus linguae Graecae» ungestörter widmen zu können. Unter seinen übrigen zahlreichen Werken sind hervorzuheben die mit Benutzung wichtiger Handschriften veranstalteten Ausgaben des Demosthenes (9 Bde., Orf. 1846—51), Aristides, Athenäos, Themistios, Prokop, Epiphanius, Syncellus und der griech. Scholiasten zu den drei Tragikern, sowie zu Aristophanes, Demosthenes und Aeschines (zusammen 12 Bde., Orf. 1838—63); die «Poetae scaenici Graeci» mit den Fragmenten (Lpz. u. Lond. 1830; 5. Aufl., Lpz. 1867), von denen ein Abdruck in sechs Bänden (Orf. 1832—35 und zum Teil in 2. Aufl. 1849—51) mit wesentlichen Veränderungen im Texte und in den Fragmenten des Aeschylus, Sophokles und Aristophanes erschien; ferner der Kommentar zu den drei griech. Tragikern und zu Aristophanes (7 Bde., Orf. 1836—42), in welchem das für Kritik und Erklärung jener Dichter bisher Geleistete bündig und vollständig zusammengestellt ist, nebst einem die Silbenmaße erläuternden Werke: «Metra Aeschyli, Sophoclis, Euripidis et Aristophanis» (Orf. 1842); endlich die Ausgaben des Sophokles, Aristophanes, Lucian und Josephus in der Didotschen «Bibliothèque des classiques grecs».

Dindymon hieß im Altertum eine bis zur Höhe von über 2000 m aufsteigende Gebirgsmasse in der kleinasiat. Landschaft Phrygien, oberhalb der Stadt Pessinus, ein Hauptsitz des Kultus der phrygischen Göttin Cybele, der «großen Göttermutter», welche

nach diesem ihr geweihten Gebirge häufig Dindymene genannt wurde. Den Namen D. trug auch das gleichfalls der Göttin Cybele geweihte Gebirge, welches die zum Gebiet der Stadt Cyzikus gehörige Halbinsel Arktonesos durchzieht.

Dîner (frz.), die Hauptmahlzeit des Tages, welche in vielen Ländern, wie in England und Frankreich, gegen Abend stattfindet, in Deutschland in der Regel Mittags; daher D. hier soviel wie Mittagsessen, und dinieren, zu Mittag speisen.

Dinéro (span., Pfennig), eine bis 1848 gesetzlich gültige, aber noch mehrere Jahre lang gebräuchliche kleine span. Geldrechnungsstufe von ungemein verschiedenem Werte, der in den einzelnen Provinzen um mehr als das Zwanzigfache differierte. Am wichtigsten war der castilische D., welcher = 1/10 des Maravedí de vellon (Kupfermünze), oder 1/340 des Real de vellon oder 1/640 des Real de plata antiguo (ältere Silberrechnung) und an Wert = 0,[illegible] deutsche Pfennige oder 0,0318 Kreuzer österr. Silberwährung war. — D. hieß auch ein in Spanien bis 1859 gesetzlich üblich gewesenes Silberprobiergewicht, geteilt in 24 Granos (Grän), 1/12 des ganzen (des Marco) und mithin = 83 1/3 jetzige Milesimos oder Tausendteile, nach der frühern deutschen Bezeichnung = 1 1/3 Lot oder 1 Lot 6 Grän. Dieser D. war auch in den ehemaligen span. Besitzungen in Amerika (Mexiko u. s. w.) und in den heutigen span. Kolonien gebräuchlich und ist das zum Teil noch. (S. Dinheiro und Denier.)

Ding ist in dem gewöhnlichen psychol. Mechanismus die Bezeichnung für jede in der Anschauung gegebene Vereinheitlichung verschiedener Empfindungsgehalte: die Synthesis der Empfindungen zu Anschauungen geht stets so von statten, daß die einzelnen Empfindungszustände als die Eigenschaften (s. d.) eines ihnen gemeinsam zu Grunde liegenden D. erscheinen. So besteht uns die gesamte Außenwelt aus «Dingen». Allein diese Dingauffassung, anfänglich in der Hauptsache durch die räumliche Kontinuität der einzelnen Empfindungsgehalte bedingt, zeigt sich bei genauerer Betrachtung als unsicher und unzulänglich, und daraus entspringt das Bedürfnis eines philosophisch gesicherten und festgestellten Dingbegriffs, wie er in dem ontolog. Begriffe der Substanz zu bestimmen gesucht wird. Darunter wurde nun zunächst eine konstante und wandellose Eigenschaftsverbindung verstanden, dann aber der Begriff dadurch vertieft, daß man Substanz den innern Grund einer solchen stetigen Eigenschaftsverknüpfung nannte und damit das Wesen der äußern Erscheinung gegenüberstellte. Dieses Wesen der Substanz bestimmten nun die verschiedenen philos. Systeme je nach ihrer Richtung entweder nur als materiell oder nur als geistig, oder sie nahmen sowohl körperliche als auch geistige Substanzen an, wonach sich die drei Weltanschauungen des Materialismus, Spiritualismus und (z. B. cartesianischer) Dualismus scheiden. Die Einsicht jedoch, daß alle diese Versuche immer wieder nur Eigenschaften zur Bestimmung des Wesens der Substanzen heranziehen können, führte bei Kant zu der Lehre vom Ding-an-sich, nach welcher, da bei Abzug aller Eigenschaften von der Substanz nur ein ganz dunkles und unerkennbares X übrigbleibt, eine Erkenntnis der D. an sich überhaupt abgelehnt werden und die Dingheit oder Substantialität nur als einer der Stammbegriffe oder Kategorien betrachtet werden soll, unter denen allein wir die Erfahrung aufzufassen und zu begreifen vermögen. Später hat freilich Kant selbst und noch mehr die weitern deutschen Philosophen fast aller Richtungen die D. an sich wieder für einen Gegenstand möglicher Erkenntnis angesehen wissen wollen.

Ding (niederdeutsch und skandinav. Thing) hieß ehedem und heißt in einigen Gegenden Deutschlands und in Skandinavien zum Teil noch gegenwärtig eine Volksversammlung, eine Gerichtsversammlung, dann das Gericht selbst oder der Gerichtstag, der Gerichtsort. Noch heute ist Island in Thing, d. h. Gerichtsbezirke, eingeteilt. Das Wort kommt in den verschiedensten Zusammensetzungen vor, z. B. Landding, Goding, Burgding, Voigtding, Volksthing (Folketing heißt die zweite Kammer des dän. Reichstags), Storthing (die norweg. Reichsversammlung) u. s. w. Tageding, woraus Teiding entstanden, nannte man die auf einen bestimmten Tag angesetzte gerichtliche Verhandlung (daher das Wort «verteidigen»). Echtes D. nannte man eine Hauptversammlung, zu welcher alle Dingpflichtigen, d. h. alle Freien, Nachding eine solche Versammlung, zu der sich nur die Beteiligten einfinden mußten. Ferner unterschied man das ungebotene D., welches fast allenthalben dreimal des Jahres zu gewissen Zeiten getagt, d. h. gehalten wurde, von dem außerordentlichen oder gebotenen D. Dieses letztere wird zuweilen auch Botding genannt, welcher Ausdruck bedeutet, daß die Teilnehmer an der Versammlung zu derselben besonders geladen wurden; erschienen sie nicht, so mußten sie eine Strafe zahlen. Der Ort, wo in der Regel die Versammlung oder das Gericht gehalten wurde, ebenfalls D. oder Dingstelle genannt, war von heidnischen Zeiten her ein Opferplatz unter freiem Himmel, gewöhnlich auf einem Hügel, und zwar häufig unter einem heilig gehaltenen Baume, dessen Stelle später, als die Bedeutung längst verloren, aber der Brauch geblieben, in Städten die hier und da noch erhaltene Rolandssäule vertrat. Hier stand der sog. Dingstuhl, eine Bezeichnung, welche später für das Gericht selbst gebraucht wird. Das Wort D. gehört zu einem noch im Althochdeutschen erhaltenen Verbum dingôn = reden, verhandeln über eine Sache, und bedeutet daher ursprünglich: Besprechung einer Sache.

Dingelstädt, Stadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, Kreis Heiligenstadt, an der obern Unstrut und an den Linien Gotha-Leinefelde und Treysa-Leinefelde der Preußischen Staatsbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 3476 E., welche Ackerbau, Wollweberei, Hausierhandel und Lederfabrikation treiben.

Dingelstedt (Franz, Freiherr von), namhafter deutscher Dichter, geb. 30. Juni 1814 zu Halsdorf in Oberhessen, studierte 1831—34 Theologie und Philologie zu Marburg, beschäftigte sich aber daneben auch vielfach mit den neuern Sprachen. Nachdem er einige Zeit als Lehrer an einer Erziehungsanstalt in Ricklingen bei Hannover gewirkt, erhielt er 1836 eine Anstellung am Gymnasium zu Kassel, wurde jedoch 1838 wegen einiger mißliebiger Gedichte nach Fulda versetzt, wo er 1841 seine Entlassung nahm. In den nächsten Jahren hielt sich D. teils in Augsburg auf, wo er für die «Allgemeine Zeitung» litterarisch-ästhetische Aufsätze schrieb, teils machte er Reisen nach Paris, London, Holland und Belgien. Von Wien aus beabsichtigte

er sich nach dem Orient zu wenden, als ihn 1843 der König von Württemberg als Hofrat und Bibliothekar nach Stuttgart berief. Im J. 1850 ging er als Intendant des Hoftheaters nach München, wo er eine große dramaturgische Thätigkeit entwickelte. Im Jan. 1857 plötzlich seines Amtes enthoben, erhielt er alsbald einen Ruf als Generalintendant des Hoftheaters und der Hofkapelle nach Weimar, welche Stellung er im Herbst 1857 antrat. Im J. 1867 wurde er als Direktor des k. k. Hofoperntheaters nach Wien berufen, welche Stellung er 1871 mit der Direktion des Hofburgtheaters vertauschte. In ausdrücklicher Anerkennung seiner Verdienste um Litteratur und Theater wurde er 1867 vom König von Bayern in den erblichen Adelstand, 1876 vom Kaiser von Österreich in den erblichen Freiherrenstand erhoben. Schon seit 1838 war D. als Lyriker und Novellist aufgetreten, ohne besonderes Aufsehen zu erregen. Erst die «Lieder eines kosmopolit. Nachtwächters» (Hamb. 1840; 2. Aufl. 1842) machten, obschon sie anonym erschienen, seinen Namen bekannt und wiesen ihm einen Platz unter den polit. Dichtern jener Zeit an. Bedeutender als Lyriker zeigte er sich jedoch in seinen «Gedichten» (Stuttg. 1845; neue Aufl. 1858), welche neben üppigen Schilderungen die zartesten Gefühlsäußerungen, neben epigrammatisch zugespitzten Reflexionen reiche poetische Gemälde enthalten. Eine neue Sammlung von Zeitgedichten: «Nacht und Morgen» (Stuttg. 1851), enthält im einzelnen vieles Schöne und manches schlagende Epigramm. Weniger bekannt sind D.s novellistische Arbeiten und Reisebilder, die sich durch Geist, Talent für feine Zeichnung und Formgewandtheit auszeichnen. Dahin gehören der Roman «Unter der Erde» (2 Tle., Lpz. 1840), dann «Heptameron» (2 Bde., Magdeb. 1841), «Sieben friedliche Erzählungen» (2 Bde., Stuttg. 1844) und das «Novellenbuch» (Lpz. 1856), sowie das «Wanderbuch» (2 Tle., Lpz. 1839—43) und «Jusqu'à la mer, Erinnerungen aus Holland» (Lpz. 1847). Ein späterer Roman, «Die Amazone», der vom Publikum und von der Kritik beifällig aufgenommen wurde, erschien in zwei Auflagen (Stuttg. 1868 u. 1869). Seinen Ruf als dramatischer Dichter begründete D. mit dem Trauerspiel «Das Haus des Barneveldt» (1850), das sich namentlich durch künstlerische Haltung und Einfachheit charakterisiert. Von seinen übrigen dramatischen Leistungen sind die Bearbeitungen klassischer Stücke des Auslandes hervorzuheben, von denen namentlich das «Wintermärchen» nach Shakspeare (1859), «Der Geizige» nach Molière (1858) und «Ein toller Tag» nach Beaumarchais (1862) Glück machten. Den Bearbeitungen des «Sturm» und des «Macbeth» (in den «Studien und Kopien nach Shakspeare», Wien 1858) ließ er auch die sieben Königsdramen des großen engl. Dichters folgen, deren drei die «York-Trilogie» enthalten (Berl. 1867). Seine «Sämtlichen Werke» in 12 Bdn. erschienen zu Berlin 1877. Als Theaterintendant zu München, Weimar und Wien führte D. mehrere Unternehmungen durch, die viel Anerkennung fanden. So das große Gesamtgastspiel zu München 1854, welches die ersten dramatischen Künstler Deutschlands zu 12 Mustervorstellungen Lessingscher, Schillerscher und Goethescher Stücke vereinigte, und die erste vollständige und im Zusammenhang vorgeführte Galerie der histor. Dramen Shakspeares zu Weimar im April 1864, wiederholt auf dem Burgtheater im April 1875. Von D.s anderweitiger Thätigkeit ist zu erwähnen, daß er 1859—65 als Präsident der Schiller-Stiftung fungierte und mit zu den Begründern der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft gehört. D. starb zu Wien 15. Mai 1881. Vgl. Rodenberg, «Heimaterinnerungen an Franz D. und Friedrich Ötker» (Berl. 1882); «Münchener Bilderbogen» (Berl. 1879, das Fragment einer Autobiographie von 1851—57).

Im J. 1844 hatte sich D. mit Jenny Lutzer (geb. 4. März 1818 zu Prag) vermählt, die 1835—43 k. k. Kammersängerin und Sängerin am Hofoperntheater zu Wien war und auf den Bühnen Deutschlands wie auch in Italien und England als vorzügliche Sopransängerin vielen Beifall fand. Sie starb in der Nacht vom 2. zum 3. Okt. 1877 zu Wien.

Dinggeld, s. unter Leikauf.

Dingle, Küstenstadt in der irischen Provinz Munster, Grafschaft Kerry, 48 km im WSW. von Tralee, 67 km im WNW. von Killarney, an der Nordseite der Dinglebai, mit 2200 E. Der Hafen ist sicher, obwohl die Bai der Unruhe des Oceans ausgesetzt ist. Etwa 13 km westlich davon steht auf dem 206 m hohen Kap Sybil's Point die Ruine eines alten Schlosses; das dabei gelegene Kap Ferriter Point ist die äußerste Westspitze Europas.

Dingler (Joh. Gottfr.), namhafter technolog. Schriftsteller, geb. 2. Jan. 1778 zu Zweibrücken, widmete sich der Pharmacie, fungierte 1793—95 als Feldapotheker in der preuß. Armee und übernahm 1800 eine Apotheke in Augsburg. Hier gründete er 1806 eine chem. Fabrik und machte sich besonders durch seine technischen Erfindungen zur Vervollkommnung der Färberei und des Zeugdrucks einen Namen. Zu gleicher Zeit war er als Lehrer der Chemie und der Physik thätig. D. starb zu Augsburg 19. Mai 1855. Ein wesentliches Verdienst hat D. sich durch die Gründung des «Polytechnischen Journals» (1820), das er bis 1831 allein und bis 1840 mit seinem Sohne redigierte, erworben. Außerdem gab er heraus: «Magazin für die Druck-, Färbe- und Bleichkunst» (3 Bde., Lpz. u. Augsb. 1818—20), «Journal für die Zitz-, Kattun- und Indiennedruckerei» (2 Bde., Lpz. u. Augsb. 1806—7), im Verein mit Juch und Kurrer, «Neues Journal für die Indienne- und Baumwolldruckerei» (4 Bde., Lpz. u. Augsb. 1815—17). Mit Kurrer gab er Bancrofts «Neues engl. Färbebuch» (2 Bde., Nürnb. 1817—18) heraus.

Sein Sohn, Emil Maximilian D., geb. 10. März 1806 zu Augsburg, studierte seit 1822 zu Landshut, Berlin und Göttingen Chemie und unternahm dann 1829—30 eine Studienreise durch Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich, England und Schottland. Seit 1831 an der Redaction des «Polytechnischen Journals» beteiligt, führte er dieselbe seit 1840 (vom 78. Bde. an) bis zum März 1874 (bis Bd. 211) und starb 9. Okt. 1874 in Augsburg. D. hat sich um die Hebung dieses einflußreichen technischen Journals sehr verdient gemacht. Die Redaction desselben wird von Zeman und Fischer weiter geführt.

Dinglichkeit der Rechte und insbesondere der Klagerechte ist diejenige jurist. Eigenschaft einer Berechtigung, wonach dieselbe die Bethätigung einer unmittelbaren körperlichen Einwirkung (Herrschaft) auf einen körperlichen Gegenstand der Außenwelt zum Inhalt hat. Den Gegensatz bildet das

Forderungsrecht, das persönliche Recht, die Obligation, deren Inhaber nicht an einer bestimmten Sache, sondern an dem Willen eines andern Menschen (Schuldner) ein Recht hat, damit dieser Wille sich in gewisser Beziehung ihm unterwerfe. Z. B. hat der Käufer einer Sache vor Empfangnahme derselben noch kein dingliches Recht an ihr, sondern nur einen obligatorischen Anspruch gegen den Verkäufer auf Auslieferung des Objekts; sobald aber die Auslieferung erfolgte, hat er ein dingliches Recht daran und kann von demjenigen, welcher ihm den Besitz der Sache wieder entzieht, sie mit dinglicher Klage herausverlangen. Das Recht knüpft hier die Dinglichkeit der Berechtigung an die Thatsache der Übergabe (Tradition). So hat auch die preuß. Landesgesetzgebung an das Mietsverhältnis eine dingliche Berechtigung des Mieters hinsichtlich der gemieteten Sache geknüpft, während sonst dem Mieter nichts als ein obligatorischer Anspruch auf Benutzung gegenüber dem Vermieter zugeschrieben wird.

Die Folge der Dinglichkeit eines Rechts zeigt sich praktisch namentlich in der Art seiner Geltendmachung, in der dinglichen Klage. Die dingliche Klage richtet sich gegen jeden, der den Gegenstand des dinglichen Rechts thatsächlich vorenthält, die Forderungsklage (welche deshalb auch die «persönliche Klage» heißt) nur gegen den einzelnen Schuldner, der dies infolge einer besondern Obligationen begründenden Thatsache geworden ist, etwa infolge eines Rechtsgeschäfts, wie des Verkaufs. Im Konkurs des Besitzers einer Sache gibt das dingliche Recht an dieser dem Berechtigten einen Anspruch auf «Aussonderung» aus der Konkursmasse, der bloß persönlich dem Gemeinschuldner gegenüber Berechtigte hat meistens nur verhältnismäßige Befriedigung aus dem Geldwerte der Masse neben andern bloß forderungsberechtigten Mitgläubigern zu erwarten. — In welchen Fällen nun an eine jurist. Erwerbsthatsache der Erwerb eines dinglichen (Sachen-) Rechts, wann der eines persönlichen (Forderungs-) Rechts sich anschließt, dies zu bestimmen ist Sache der Rechtsordnung im einzelnen, z. B. bei Verträgen oder letztwilligen Verfügungen über körperliche Gegenstände.

Die dinglichen Rechte sind: Eigentum, Servituten (Dienstbarkeiten), Pfandrecht. Das erste von diesen umfaßt die beherrschte Sache in jeder ihrer Beziehungen (Verwertung, Vernichtung, Gebrauch), die beiden andern unterwerfen das Objekt nur in einzelnen seiner wirtschaftlichen Funktionen, so der Nießbrauch nur hinsichtlich des Nutzgenusses, das Pfandrecht nur hinsichtlich der Veräußerungsbefugnis, da der Pfandgläubiger die verpfändete Sache regelmäßig nur, wenn er nicht befriedigt wird, verkaufen, nicht vorher sie benutzen darf.

Dinglingen, Dorf im Großherzogtum Baden, Kreis Offenburg, 5 km westlich von Lahr, an der zum Rhein gehenden Schutter und an der Badischen Staatsbahn Heidelberg-Basel, die hier nach Lahr abzweigt, zählt 1760 E., welche eine Eisengießerei, Cigarren-, Leder- und Stärkefabriken unterhalten und Tabak und Wein bauen.

Dingo, Warragal (Canis Dingo), eine verwilderte Hundeart Australiens, die durch das lichte, an den Seiten oft schwarzgesprenkelte Rot des Felles, den sehr buschigen, aber kürzern Schwanz, die spitze Schnauze und die stehenden kleinen Ohren an den Fuchs erinnert, aber weit größer und kräftiger als dieser ist, sodaß der D. seiner Gestalt nach eher den starken Schäferhunden nahe kommt. Er bellt nicht, geht nur nachts auf Raub aus, meist einzeln, selten familienweise, nie in Scharen, wie andere wilde Hunde. Früher jagten die D. vorzugsweise die Kängurus und andere wilde Tiere Australiens; jetzt sind sie besonders den Herden der Schafe gefährlich. Die Haushunde hassen den D. grimmig und verfolgen ihn mit Wut. Er ist nicht minder listig und zählebig als unser Fuchs. Die Ansiedler suchen ihn auf jede Weise, meist mit Gift zu vertilgen. Die Eingeborenen halten ihn oft als wachsames, den Fremden durch seine Wildheit gefährliches Haustier, benutzen ihn zur Jagd auf kleine Beuteltiere und sollen die jungen dadurch zähmen, daß sie dieselben von ihren Weibern säugen lassen. In neuern Zeiten ist der D. häufig in Tiergärten gelangt und man hat keinen Zweifel mehr darüber, daß er vom Menschen nach Australien übergeführt wurde und dort verwilderte.

Dingolfing, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, Bezirksamt Dingolfing, 30 km im NO. von Landshut, an der Isar, über welche eine 144 m lange Brücke von 11 Joch führt, und an der Linie Landshut-Eisenstein der Bayrischen Staatsbahn, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 3501 E., welche Ackerbau, Viehzucht und Bierbrauerei treiben. D. ist auf einer röm. Niederlassung erbaut; Thassilo II. hielt hier 772 einen Landtag. Das sog. Isarmoos zieht sich von Landshut herab durch den ganzen dingolfinger Gerichtsbezirk bis unterhalb Landau hin.

Dingwall, Seestadt im nordöstl. Schottland, Grafschaft Roß, 291 km im NNW. von Edinburgh und 19 km im NW. von Inverneß, im Hintergrunde der Cromartybai, einem Zweige des Moray-Firth, an der Mündung des Conan, mit (1881) 1918 E., ist Eisenbahnstation des Highland Railway, von welchem hier nach Westen der Dingwall-and-Skye-Railway abzweigt. Der Hafen ist wenig besucht. In der Umgegend sind Steinbrüche und Mineralquellen.

Dinheiro (Pfennig), ein in Portugal bis 1863 gesetzliches, aber noch länger üblich gewesenes Silberprobiergewicht, geteilt in 24 Grãos (Grän), dem span. Dinéro (s. d.) gleich. Bis Ende 1873 galt dasselbe auch in Brasilien.

Dinica (vom grch. δῖνος, d. h. Schwindel), Mittel gegen den Schwindel.

Diniz (da Cruz e Silva, Antonio), portug. Dichter, Schöpfer des heroisch-komischen Epos in Portugal, geb. 4. Juli 1731 in Lissabon, studierte die Rechte in Coimbra, praktizierte dann als Advokat in Castello-de-Vide bei Portalegre, erlangte jedoch bald eine Stellung als Regimentsrichter in der Festungsstadt Elvas. Im J. 1774 weilte er in Lissabon, von wo aus er 1776 nach Rio de Janeiro, als Obertribunalsrat, versetzt wurde. Dort blieb er 11 Jahre, nahm von 1787—91 Aufenthalt in Lissabon, um in diesem Jahre abermals nach Brasilien gesandt zu werden, und zwar als Beirat des Kanzlers Xavier de Vasconcellos Coutinho, welcher den Aufstand von Minas-Geraes unterdrücken sollte. Dort starb D. 5. Okt. 1799. D. ist einer der Mitbegründer der berühmten akademischen Gesellschaft «des neuen Arkadiens» (Arcadia Ulysipponense), die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, eine Erneuerung und Wiedergeburt der verfallenen Litteratur

zu erzielen; die aber, in ihrer kurzen Lebensfrist (1756—74), durch die Hilfe ihrer talentvollsten Mitglieder, des D., Domingos de Reis Quita, Garção und Figueiredo, nur das nebensächliche Ziel erreichte, die verwahrloste Dichtersprache zu der Reinheit und Echtheit der Sprache des 16. Jahrh. zurückzubilden. D., dessen arkad. Name «Elpino Nonacriense» ist, hat mehr als 300 Sonette, viele Eklogen, Canzonen, Elegien, Epigramme u. s. w. verfaßt; außerdem ein längeres Gedicht: «Metamorphosen Brasiliens», eine Komödie: «O falso heroismo», und mehrere Bände pindarischer Oden, welche bei seinen Lebzeiten großen Enthusiasmus erregten und ihm den Beinamen des portug. Pindar verschafften. Sein Meisterwerk ist jedoch das heroisch-komische Epos «Der Weihwedel» («O Hyssope»), das er zwischen 1760 und 1774 in wenigen Tagen, die noch dazu eine schwere Augenkrankheit trübte, während seines Aufenthaltes in Elvas auf Grund eines daselbst vor sich gegangenen Ereignisses dichtete. D. ahmt darin Boileaus «Lutrin» nach, was Stoff, Form und einzelne Stellen betrifft, doch in so freier, eigentümlicher und vollendeter Weise, daß man sein Epos vom ästhetischen Standpunkte aus als ein ungleich gelungeneres komisches Epos bezeichnen muß. Herausgegeben wurde es mehrfach zu Paris (1802, 1817, 1821 und 1834); 1828 ward es von Boissonade in franz. Prosa übersetzt (Par.); eine neue Ausgabe mit vortrefflicher Einleitung von F. Deins erschien 1867 unter dem Titel «Le Goupillon» (Par.) — Eine Gesamtausgabe der Werke des D. (mit Ausschluß des Epos), erschien von 1807 bis 1817 in Lissabon (6 Bde., «Poesias»). Vgl. Reinhardstoettner, «Der Hyssope des A. Diniz in seinem Verhältnisse zu Boileaus Lutrin» (Lpz. 1877).

Diniz (Julio), Pseudonym des portug. Romandichters Joaquim Guilherme Gomes Coelho, geb. in Oporto 14. Nov. 1839. Derselbe besuchte das Polytechnikum seiner Vaterstadt, studierte ebendaselbst Medizin, und war später (1867—71) als Professor der chirurg. Schule in Oporto thätig, starb aber schon am 12. Sept. 1871. «As pupillas do Senhor Reitor», sein erstes Werk, ist zugleich sein Meisterwerk, eine lebensvolle Dorfgeschichte, voll bewegter Handlung, reich an künstlerisch wahren, sehr verschiedenartigen Charakteren, mit buntem Lokalkolorit. Es erschien 1866 in Porto, und hat seitdem verschiedene Auflagen erlebt, eine in Deutschland (Lpz. 1875 als Bd. 6 der «Collecção de Aut. Port.»). Auch ist der Roman in Portugal zum erfolgreichen Bühnenstück umgearbeitet worden. In das port. Bürgertum, speziell in das Leben der großen Handelsstadt Porto führt «Uma familia ingleza» (Porto 1867); den Landadel zeigt in seinen seltsamen Sitten «A morgadinha de Canaviaes» (Porto 1868), sowie seine letzte Schöpfung «Os fidalgos da casa mourisca», die erst nach seinem Tode (1872) erschien. Aus dem Volksleben ziehen ihren Stoff vier Novellen, die unter dem Titel «Serões da Provincia» (Porto 1870; 2. Ausg. 1873) vereinigt sind. Die Gedichte, welche der Dichter in portug. Zeitschriften, besonders in der «Grinalda» mitgeteilt hat, sind noch nicht gesammelt worden. — Ein Freund, Alberto Pimentel, hat eine kleine Biographie von D. geschrieben unter dem Titel «Julio D.» (Porto 1872).

Dinka oder Denka, auch Dschjeng, ein afrik. Negerstamm, der am Bahr-el-Abiad und seinen Nebenflüssen zwischen 5—12° nördl. Br. wohnt und von 5—9° das westl., von 9—12° das östl. Ufer des Flusses innehat. Das von den D. bewohnte Gebiet ist eine unermeßliche Ebene, durch die der Bahr-el-Abiad fließt. Seine Ufer sind von den sog. Dinkahügeln, der nördl. Grenze des Gebiets der D., bis zum Sobat rechts und links mit anmutigen Hügeln geschmückt, die reich an Wild sind. Von da an bis zur südl. Grenze des Dinkagebiets werden die Ufer niedrig, und verlaufen in Sümpfe, aus denen bloß hier und da ein Mimosenwäldchen emporragt. Die D. unterscheiden sich körperlich von den zwischen ihnen (zwischen 10—7° nördl. Br.) wohnenden Schilluk und Nuehr, welche von ihnen als Eindringlinge und Erbfeinde betrachtet werden, indem die D. von höherer Statur sind und einen an beiden Seiten mehr zusammengedrückten, länglichen Schädel mit bedeutend hervorragender Stirn besitzen. Sie zerfallen in mehrere unabhängige Stämme, von denen (von Norden nach Süden) am östl. Ufer die Abyalang, Ager, Abuyo, Dongiol, Tuitsch, am westl. Ufer die Yange, Rek, Rol, Kyetsch, Ghol, Lau, Atuot und Mandari die bedeutendsten sind. Ihrer Beschäftigung nach sind die D. ein Hirtenvolk, dessen Reichtum in den zahlreichen sorgfältig gepflegten Rinderherden besteht. Daneben treiben sie auch Ackerbau und bauen Durrah, in einigen Gegenden auch Hülsenfrüchte. Der Fischfang im Nil liefert das ganze Jahr hindurch eine gute Ausbeute. Ihrer geistigen Begabung nach stehen die D. ziemlich hoch; die Erzeugnisse ihrer Hausindustrie zeugen von einer nicht unbedeutenden Geschicklichkeit und gutem Geschmack. (S. Tafel: Afrikanische Kultur, Fig. 10 und 37.) Gleich allen Negerstämmen dieser Gegenden gehen die D. völlig nackt; bloß die verheirateten Weiber tragen eine mehr oder weniger kunstvoll gearbeitete Schambedeckung. Sie sind mäßig und halten während des Tages bloß einmal, gegen Sonnenuntergang, eine Mahlzeit. Seit dem J. 1848 war unter den D. eine von der röm. Propaganda ausgegangene kath. Mission thätig, die 1861 dem Franziskanerorden übergeben wurde. Die Sprache der D. ist sehr einfach und wohlklingend; sie scheint mit der Sprache der Bari (s. d.) in einem gewissen innern Zusammenhange zu stehen. Vgl. Kaufmann, «Das Gebiet des Weißen Flusses und dessen Bewohner» (Brixen 1861); Marno, «Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen Nils» (Wien 1874); Mitterrutzner, «Die Dinkasprache in Centralafrika» (Brixen 1866); F. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 1, Abteil. 2, Wien 1876).

Dinkel oder Spelze heißen diejenigen Weizenarten, bei welchen die Hülse oder Spelze (nach dem Entkörnen die Spreu) des Korns sich in der Reife von diesem nicht löst und die Ährchen getrennt an der Halmspindel stehen. Man baut davon drei Gattungen an: 1) Den eigentlichen D. oder Spelz, Triticum spelta, das charakteristische Brotgetreide der Schwaben und Alamannen, sonst wenig verbreitet; er liefert ein gelbliches Feinmehl, das demjenigen des Weizens nachsteht, seine Bodenansprüche sind geringer als die des letztern. 2) Den Emmer, Triticum amyleum, dessen Körner in Italien, der Schweiz, in Schwaben, in der Pfalz vorzugsweise zu Gries oder Graupen verarbeitet werden; er wird nur gelegentlich angebaut. 3) Das Einkorn, Triticum monococcum, das in jedem Ährchen nur ein einziges Korn trägt, für rauhe

Gebirgsgegenden (Schwarzwald, Schweiz, Westfrankreich) geeignet, mit hartem Stroh, schlechtes Mehl liefernd, daher ebenfalls vorzugsweise zu Suppengraupen verwendet. Das Gewinnen der Körner der Dinkelarten aus den Spelzen geschieht auf der Mühle und heißt Schälen oder Gerben. Wo der Weizen gerät, lohnt der Anbau des D. nicht.

Dinkel, Fluß in Preußen, entspringt im Kreise Ahaus des Regierungsbezirks Münster, tritt unterhalb Gronau in niederländ. Gebiet (Provinz Overyssel), dann oberhalb Lage wiederum auf preuß. Boden und mündet unterhalb Neuenhaus in der Landdrostei Osnabrück von links in die Vechte.

Dinkelsbühl, mit Mauern und Türmen umgebene, gewerbreiche Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, liegt 36 km im SW. von Ansbach, an der Wörnitz im fruchtbaren Virngrunde und an der Linie Nördlingen-Dombühl der Bayrischen Staatsbahn, in 435 m Höhe, unweit der Grenze gegen Württemberg, bildet einen eigenen Stadtbezirk mit (1880) 5186 E., und ist der Hauptort des nach ihr benannten Verwaltungsbezirks, Sitz eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts, sowie eines kath. und eines prot. Dekanats. Die Stadt besitzt eine schöne kath. und zwei prot. Hauptkirchen, eine Latein- und Realschule, eine Kinderbewahranstalt und viele milde Stiftungen. Die Bevölkerung unterhält Fabriken für Strümpfe und gestrickte Jacken, Handschuhe, Hüte, für Bürsten und Pinsel, sowie eine Streichgarnspinnerei, gute Gerbereien und Färbereien, und treibt daneben Brauerei, Gartenbau und Landwirtschaft, besonders aber starke Viehzucht. D., das für die älteste Stadt Frankens gilt, wurde schon unter Heinrich I. befestigt, erhielt 1305 gleiche Rechte mit Ulm und war 1351—1802 Reichsstadt, die zum Schwäbischen Kreise gehörte. Während des Dreißigjährigen Kriegs hatte es durch die Schweden wie durch die kaiserl. Truppen viel zu leiden. Auch religiöse Parteiungen untergruben lange Zeit Ordnung und Wohlstand der Stadt, bis endlich durch Kaiser und Reich eine Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken erfolgte. Die Stadt kam 1802 an Kurbayern, 1804 an das preuß. Fürstentum Ansbach und 1806 wieder an Bayern. D. ist der Geburtsort des Jugendschriftstellers Christoph von Schmid, welchem 1859 daselbst ein ehernes Standbild errichtet wurde.

Dinkholder Brunnen, s. unter Braubach.

Dinklage, Flecken in Oldenburg, Amt Vechta, 15 km im SW. von Vechta, an einem Zuflusse der Haase, mit 1150 E., welche Lederbearbeitung und Leinweberei betreiben. Dabei liegt ein von Galensches Schloß. In alten Zeiten war hier eine stark befestigte, von allen Seiten mit großen Morästen umgebene Burg, deren Besitzer, die Grafen von Tecklenburg, von da häufig ihre Nachbarn befehdeten, weshalb sie die Bischöfe von Münster und Osnabrück 1375 nach hartnäckiger Gegenwehr gänzlich zerstörten.

Dino..., in Zusammensetzungen bei naturwissenschaftlichen Namen, hauptsächlich für ausgestorbene riesenhafte Tiere, kommt vom griech. δεινός, furchtbar, gewaltig.

Dinoceräten (Schreckhörner) hat Marsh eine Ordnung vorweltlicher Riesentiere genannt, deren Reste bis jetzt nur in dem mittlern Eocen von Wyoming und Colorado gefunden wurden. Sie besaßen drei Paar hörnerartige, aber breite Knochenvorsprünge auf dem langen, aber ziemlich schmalen Schädel, die vielleicht mit Horn überzogen waren, eins mehr hinten, eins über den Augen und ein drittes Paar vorn auf der Schnauze. Im Oberkiefer, dem die Schneidezähne fehlen, stehen ein Paar ungeheuere, säbelförmige Eckzähne und kleine Backenzähne mit stumpfen Höckern; die Schneide- und Eckzähne des Unterkiefers ähneln denen des Flußpferdes. Die Füße sind, wie das ganze Skelett, plump und schwer und haben vorn fünf, hinten vier Zehen. Man hat mehrere Gattungen (Dinoceras, Tinoceras, Uintatherium, Eobasileus, Symborodon) unterschieden. Die Tiere erreichten wenigstens Elefantengröße und zeigen Beziehungen zu den Rüsseltieren, Nashörnern und Flußpferden.

Dino Compagni, florentin. Staatsmann, s. Compagni (Dino).

Dinokrätes, berühmter Baumeister zur Zeit Alexanders d. Gr., hatte diesem den Plan vorgelegt, den Berg Athos (s. d.) in eine menschliche Gestalt umzubilden, welche in der einen Hand eine Stadt, in der andern eine Schale halten sollte, sodaß aus dieser die Gewässer des Athos in das Meer flössen. Dieser abenteuerliche Plan kam nicht zur Ausführung, wohl aber übertrug Alexander dem D. die architektonische Leitung der Erbauung von Alexandria in Ägypten und später die Errichtung des Scheiterhaufens für die Leiche des Hephästion.

Dinomé (Sylvain Eméry Achille), franz. geograph. Schriftsteller, geb. 5. Okt. 1787 zu Orléans, war ursprünglich Geistlicher, gab aber bald seine Stellung auf, um gänzlich seiner Neigung zur Geographie zu leben. Seine zahlreichen Arbeiten, in welchen er namentlich die Entdeckungen ausländischer Reisenden den Franzosen bekannt machte, veröffentlichte er in den «Annales des voyages». D. starb 21. Jan. 1871 zu Orléans.

Dinornis nannte der engl. Naturforscher Owen eine Gattung kolossaler, zum Fliegen unfähiger Vögel, deren Knochen man in Neuseeland haufenweise findet, und die offenbar noch mit dem Menschen dort lebten, jetzt aber gänzlich ausgerottet scheinen. Die größten Arten dieser Vögel wurden bis 4 m hoch und waren unter dem Namen Moa den Insulanern bekannt, deren Heldengesänge noch Kämpfe ihrer Voreltern mit den Riesenvögeln zum Gegenstande haben. Der Schädel und besonders die Hirnhöhle war klein, flach, der Schnabel kräftig, demjenigen des Strauß ähnlich; der Hals lang; das Brustbein klein, gewölbt, ohne Kamm; die Flügel ganz verkümmert; die Füße dreizehig, sehr hoch, massiv und schwer. Der ganze Habitus des Skeletts reiht sich an die straußartigen Laufvögel und namentlich an den ebenfalls in Neuseeland einheimischen, aber seinen gigantischen Verwandten gegenüber zwergartigen Kiwikiwi (Apteryx) an. Außer sieben eigentlichen Dinornisarten hat man noch mehrere ähnliche Gattungen (Palapteryx, Meinornis, Apterornis) unterschieden. In neuerer Zeit sind viele Skelette dieser Vögel in europ. Museen gekommen.

Dinosaurier, der Name einer zahlreichen Gruppe fossiler Eidechsen, deren Reste hauptsächlich in der Jura- und Wealdenformation vorkommen und teilweise auf Tiere von riesiger Größe (bis zu 10 m Länge) und plumpen Formen hindeuten. Die Tiere waren augenscheinlich Landtiere mit dicken, plumpen Füßen, deren Zehen mit großen Sichelkrallen bewaffnet waren und deren Röhrenknochen sehr dick, kurz und mit großen Markröhren versehen

waren. Das Heiligbein war ähnlich wie bei den Vögeln, aus fünf verwachsenen Wirbeln gebildet; die Zähne unvollkommen eingekeilt und entweder hakig, scharf, also auf Fleischnahrung hindeutend (Megalosaurus, Dacosaurus), oder breit, spatelförmig mit faltigen Kronen, ähnlich wie beim Leguan, der von Pflanzennahrung lebt (Iguanodon). Trotz der plumpen Formen der meisten D. zeigen sich doch in der Bildung der gewöhnlich längern und stärkern Hinterfüße, des Beckens und Schultergürtels, sowie der Wirbelsäule viele Annäherungen an die Vögel. Die Vorderfüße sind stets weit kleiner als die Hinterfüße. Bei einer kleinen, der Gruppe angehörigen Gattung, die in den lithographischen Schiefern von Solnhofen gefunden wurde (Compsognathus), erreicht sogar das Mißverhältnis zwischen Vorder- und Hinterbeinen einen ebenso hohen Grad wie beim Känguru, sodaß also Compsognathus jedenfalls eine springende Eidechse war. In neuerer Zeit sind namentlich in Nordamerika zahlreiche Reste von zum Teil gigantischen D. gefunden und nachgewiesen worden, daß wohl alle diese Tiere meistens nur auf den Hinterbeinen sich bewegten, die kurzen Vorderbeine aber frei trugen und nur von Zeit zu Zeit auf den Boden setzten. Die Fährten, welche man in großer Menge im bunten Sandsteine von Connecticut gefunden und Vögeln zugeschrieben hatte (Ornithichnites) sind jetzt als diesen Reptilien zugehörig anerkannt worden. Die großen plumpen Arten konnten nicht springen, sondern bewegten sich schrittweise. Der größten atlantischen Art (Titanosaurus, Atlantosaurus) wird eine Höhe von 10 m zugeschrieben.

Dinotherium nannte Kaup eine sehr interessante vorweltliche Säugetiergattung, von welcher ein Schädel in den tertiären Bodenschichten bei Eppelsheim unweit Mainz gefunden wurde, der 1 m in die Länge maß. Stoß- und besonders Backzähne des Tiers sind sehr häufig in allen obertärtiären Schichten Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs, die dem Eppelsheimer Sande entsprechen, allein ein vollständiges Skelett ist nirgends gefunden worden. Die Nasenbeine fehlen gänzlich, und die Stirnbeine sind verkürzt, sodaß auf dem Schädel eine ungeheuere Grube sich findet; die Schläfengruben sind sehr groß; die Augenhöhlen klein. Schneide- und Eckzähne fehlen im Oberkiefer; die Backzähne sind mit einem queren dachartigen Doppeljoche wie beim Tapir versehen, weshalb auch Cuvier diese isoliert gefundenen Zähne einem kolossalen Tapir zuschrieb. Der Unterkiefer ist völlig abweichend von jeder bekannten Schädelform gebildet, indem die beiden Vorderzähne desselben ungeheuer groß, gänzlich nach unten gerichtet und zugleich ein wenig rückwärts gebogen sind. Das ganze Tier muß nach der Größe des Kopfes im Vergleich mit andern bekannten Säugetieren mindestens 5 m lang gewesen sein. Da der Schädel in seinem ganzen Habitus, sowie in der Bildung der Nasenhöhlen, des Hinterhauptgelenks u. s. w. demjenigen der Seekühe sehr ähnlich sieht, so wurde das D. von vielen Naturforschern für ein Wassertier, ähnlich den pflanzenfressenden Waltieren gehalten; seitdem aber Reuß in Böhmen neben andern Teilen des Skeletts die fast vollständigen Fußknochen auffand, kann es nur als ein Rüsseltier betrachtet werden, welches den Mastodonten und Elefanten verwandt war.

Dinslaken, Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, im Kreise Mühlheim an der Ruhr des Regierungsbezirks Düsseldorf, an der Linie Oberhausen-Emmerich der Preußischen Staatsbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2576 E., welche eine Eisengießerei mit Maschinenfabrik, Cigarrenfabriken und Lohgerbereien unterhalten und Blutegelzucht, Viehhandel und Ackerbau treiben. Auch werden hier bedeutende Viehmärkte abgehalten.

Dinte, s. Tinte.

Dintel, Fluß in der niederländ. Provinz Nordbrabant, entsteht bei Breda durch die Vereinigung der Großen Aa und Mark, und mündet nördlich von Dinteloord in die Maas.

Dinter (Christian Friedr.), berühmter Pädagog, geb. 29. Febr. 1760 zu Borna, erhielt seine Gymnasialbildung auf der Fürstenschule zu Grimma, studierte seit 1780 auf der Universität zu Leipzig Theologie und Pädagogik, wurde 1787 Pastor zu Kitzscher bei Borna, bereitete schon damals junge Leute zu Landschullehrern vor und übernahm 1797 die Direktion des Schullehrerseminars zu Friedrichsstadt-Dresden, mit welcher zugleich das Rektorat einer Elementarschule verbunden war. Im J. 1807 vertauschte er diese Stelle mit dem Pastorat zu Görnitz bei Borna, wo er auch ein Progymnasium gründete, wurde 1816 Doktor der Theologie und preuß. Konsistorial- und Schulrat zu Königsberg, 1822 Professor der Theologie daselbst und starb 29. Mai 1831. D. besaß bei unermüdlichem Fleiße die Gabe vorzüglicher Klarheit und steter Berücksichtigung des Praktischen beim Unterricht, und hat sich sowohl durch die als Prediger und Lehrer mündlich gegebene Anregung wie durch seine Schriften um die Bildung vieler Landschullehrer, besonders im Königreiche Sachsen, namhafte Verdienste erworben. Er war der anerkannte Meister der Sokratischen Methode, mit welcher er lange Zeit die Volksschule, besonders den Religionsunterricht in rationalistischem Geiste beherrschte. Das Seminar in Dresden stand unter seiner Leitung in hoher Blüte. Nur sein praktischer Sinn machte es ihm möglich, seinem Amte in Königsberg, das eine seltsame Zusammensetzung der verschiedenartigsten Geschäfte war, mit ausgezeichnetem Erfolge vorzustehen. Am bedeutendsten wirkte er als Schriftsteller. Seine Werke sind insgesamt zu Neustadt an der Orla erschienen, zum großen Teil ohne seinen Namen, und umfassen meist Gegenstände der Unterrichtskunst, des theoretischen und praktischen Schulwesens und der Volksbildung überhaupt. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn mit dem «Erklärenden und ergänzenden Auszuge aus dem dresdener Katechismus» (1800) und dem «Katechismus mit beigefügten Spruchерklärungen» (1801). Diesen folgten: «Die vorzüglichsten Regeln der Katechetik» (zuerst 1802), «Kleine Reden an künftige Volksschullehrer» (4 Bde., 1803—5 u. öfter), «Die vorzüglichsten Regeln der Pädagogik, Methodik und Schulmeisterklugheit» (zuerst 1806), «Anweisung zum Gebrauche der Bibel in Volksschulen» (3 Bde., 1814—15 u. öfter), «Malvina, ein Buch für Mütter» (1819 u. öfter), «Unterredungen über die zwei ersten Hauptstücke des Lutherischen Katechismus» (9 Bde.), «Unterredungen über die vier letzten Hauptstücke des Lutherischen Katechismus» (4 Bde.), «Vorarbeiten für Lehrer in Bürger- und Landschulen» (2 Bde.), «Religionsgeschichte», «Rechnungsaufgaben», «Schulgebete zu allen Jahreszeiten», «Gedächtnisübungen» und mehrere andere Schulschriften. Auch seine meh-

fachen Predigtsammlungen bieten höchst Schätzenswertes. Sein Hauptwerk, die «Schullehrerbibel» (das «Neue Testament», 4 Bde., 1825; 4. Aufl. 1841—43; das «Alte Testament», 5 Bde., 1826—28; 2. Aufl. 1833—37), erfuhr nicht nur von streng kirchlicher, sondern auch von wissenschaftlicher Seite vielfache Anfechtungen. Seine «Bibel als Erbauungsbuch» wurde von Brackmann und Fischer fortgesetzt (5 Bde., 1831—33). Seine «Sämtlichen Schriften» gab Wilhelm in vier Abteilungen (1841 fg.) heraus. Die erste Abteilung enthält «Exegetische Werke» (12 Bde., 1841—48), die zweite «Katechetische Werke» (16 Bde., 1840—44), die dritte «Pädagogische Schriften» (9 Bde., 1840—45), die vierte «Ascetische Werke» (5 Bde., 1844—51). Am 1. Sept. 1844 ließ ihm die Gemeinde Görnitz auf dem «Dinterberge» bei dem eingepfarrten Hartmannsdorf ein steinernes Denkmal setzen. Auch knüpft sich sein Name an verschiedene Stiftungen. Vgl. «D.s Leben, von ihm selbst beschrieben» (mit Erläuterungen und Kommentar herausg. von Niedergesäß, Wien 1879).

Dintzic oder Dengizich, ein Sohn Attilas, welcher nach dem Tode seines ältern Bruders Ellac, der 454 in der für das Hunnenreich verhängnisvollen Schlacht an der Netad gefallen war, an der Spitze der Hunnen nochmals gegen den Westen vordrang, aber von den Ostgoten bei Bassiana in Pannonien geschlagen wurde. Mit diesen beiden Schlachten war die Herrschaft der Hunnen an der mittlern Donau endgültig beseitigt.

Dinumerieren (lat.), aufzählen, herzählen; Dinumeration, Aufzählung.

Dinxperlo, Stadt in der niederländ. Provinz Gelderland, dicht an der preuß. Grenze, unweit westlich von der Oude Yssel, zählt (1879) 2369 E., welche Bienenzucht und Handel treiben.

Dinzeltag hieß in Bayern und Tirol der Tag, an welchem die Innung eines Gewerbes ihre festliche Zusammenkunft hielt, wobei die gemeinsamen Angelegenheiten besprochen wurden.

Dio (grch. Dion), Coccejanus oder Coccejus, wie er sich wohl wegen seiner Beziehungen zu Nerva nannte, während er von seiner außerordentlichen Wohlredenheit den Beinamen Chrysostomus, d. i. Goldmund, erhielt, ein griech. Rhetor, war zu Prusa in Bithynien um 50 n. Chr. geboren und stammte aus einer reichen und angesehenen Familie. Er genoß eine sehr sorgfältige Erziehung und beschäftigte sich frühzeitig mit der Philosophie, zwar nicht als Fachstudium und nicht als entschiedener Anhänger einer bestimmten Schule, wenn er auch eine besondere Vorliebe für die Lehre der Stoiker zeigt, sondern mit der Absicht, sie auf das praktische Leben anzuwenden. Wie es im spätern Altertum Sitte geworden war, erwarb er sich seine Bildung namentlich durch Studien an den damaligen Hauptsitzen der Litteratur und Kultur und durch größere Reisen, und lebte dann zuerst in seiner Vaterstadt, später in Rom, wo er mit Vespasian befreundet war, mußte aber unter Domitian Rom und Italien verlassen, worauf er große Reisen an der Nordküste des Schwarzen Meers machte. Die dort wohnenden Geten schilderte er in einem jetzt verlorenen Werke, betitelt «Getica». Nach der Thronbesteigung Nervas, mit dem er befreundet war, kehrte er nach Rom zurück und lebte hier, auch von Trajan hochgeschätzt, mit Ausnahme eines kürzern Aufenthalts in Prusa bis zu seinem Tode (117 n. Chr.). Er hielt als Rhetor in Rom wie in seiner Vaterstadt und auf seinen Reisen an verschiedenen Orten mit großem Beifall Vorträge. Erhalten sind von ihm noch 80 Reden, von denen aber nur ein Teil wirklich die Form von Reden hat, während die andern Aufsätze moralischen oder litterarisch-ästhetischen Inhalts sind. Die Sprache ist der der besten attischen Muster, namentlich der Xenophons und Platons glücklich nachgebildet. In allen seinen Schriften atmet eine reine Gesinnung und ein selbständiger, freisinniger Geist. Unter den ältern Ausgaben sind die von Morell (Par. 1604 und 1624) und Ernestine Christine Reiske (2 Bde., Lpz. 1784) hervorzuheben. In neuerer Zeit hat Emperius eine Ausgabe mit kritischem Apparat (Braunschw. 1844) und L. Dindorf eine Handausgabe (2 Bde., Lpz. 1857) geliefert. Vgl. Burckhardt, «Über den Wert des D. Chrysostomus für die Kenntnis seiner Zeit» im «Neuen Schweizer Museum» (1864).

Dio Cäsarea, der spätere röm. Name für das bei Josephus erwähnte Sepphoris, einen von Herodes d. Gr. eroberten Ort, welcher, von Herodes Antipas wieder aufgebaut, die größte und festeste Stadt Galiläas und später Sitz der fünf Synedrien des Gabinius wurde. Um 180 n. Chr. wurde durch Rabbi Juda Nasi das große Synedrium hierher verlegt. Hierauf wurde die Stadt Bischofssitz und war dies noch in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh.; 339 wurde D. zerstört, da die Juden, welche noch immer in Menge hier wohnten, einen Aufstand gegen die Römer erregt hatten. In der Geschichte der Kreuzzüge wird der Ort wieder erwähnt unter seinem alten Namen Sepphoris oder Saforie; hier versammelte sich vor der Schlacht bei Hattin (1187) das christliche Heer unter Veit von Lusignan, dem letzten Könige von Jerusalem. Etwa 7 km nordwestl. von Nazareth, im südl. Teile der schönen Ebene el-Buttauf — die alte Ebene Sebulons — gelegen, ist D. heute ein armseliges Dorf, Seffurijeh, am südwestl. Abhang eines vereinzelten Hügels, auf dessen Gipfel die Ruinen der alten Festung, sowie die Überreste einer den Eltern der heil. Jungfrau, Joachim und Anna, geweihten got. Kirche sich befinden, welche nach der Legende den Wohnsitz jener Heiligen bezeichnen soll.

Dio Cassius, eigentlich Cassius Dio, griech. Historiker, wurde zu Nicäa in Bithynien um 160 n. Chr. geboren und als Sohn eines Mannes, der zu höhern röm. Ämtern gelangte und als Enkel von Dio Chrysostomus, von dem er auch den Beinamen Coccejanus ererbt hat, auf das sorgfältigste erzogen und gebildet. Im J. 190 saß er bereits im Senat und wurde 221 zum ersten, 229 zum zweiten mal Konsul. Infolge der Strenge, die er als militärischer Befehlshaber gezeigt hatte, ward er aber von den Prätorianern bedroht, sodaß er auf den Rat des Kaisers während seines zweiten Konsulats aus Rom sich entfernte. Bald darauf zog er sich in seine Vaterstadt ins Privatleben zurück. Sein Geschichtswerk, dem er, wie er selbst sagt, 22 Jahre widmete, nämlich 10 Jahre der Sammlung, 12 der Ausarbeitung des Stoffs, enthielt die röm. Geschichte von der Gründung Roms bis 229 n. Chr. in 80 Büchern. Erhalten sind aber nur das 37. bis 59. abgesehen von einigen Lücken vollständig, das 36. und 60. unvollständig, außerdem ein Teil des 35. und das 36. bis 80. im Auszuge des Joannes Xiphilinos, eines byzant. Mönchs im 11. Jahrh.; dazu kommen zahlreiche Fragmente namentlich in

den Excerpten des Konstantinos Porphyrogennetos und die im 12. Jahrh., was die röm. Geschichte angeht, größtenteils aus D. excerpierte Weltgeschichte des Zonaras. D. besitzt als Geschichtschreiber manches Verdienst. Er ist fleißig und sorgfältig, und hat als Mann, der selbst an den Staatsgeschäften hervorragenden Anteil hatte, ein offenes Auge für polit. Dinge und den Kausalzusammenhang der Begebenheiten, und so ist der erhaltene Rest seines Werks für die Geschichte der letzten Zeit der Republik und die der ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit eine der wichtigsten Quellen. Seine Fehler sind Parteilichkeit gegen die großen Männer der frühern röm. Geschichte, die er nicht zu würdigen vermag, und Schmeichelei gegen mächtige Zeitgenossen. Unter den Ausgaben verdient die von J. A. Fabricius und Reimarus (2 Bde., Hamb. 1751—52; neu bearbeitet von Sturz, 9 Bde., Lpz. 1824—36) den Vorzug. Neuere Handausgaben veranstalteten J. Bekker (2 Bde., Lpz. 1849) und L. Dindorf (5 Bde., Lpz. 1863—65). Deutsche Übersetzungen lieferten Wagner (5 Bde., Frankf. a. M. 1783—96) und Tafel (16 Bde., Stuttg. 1831—44). Über D. Cassius' Quellen und seine Art, sie zu benutzen, haben neuerdings viele geschrieben. In größern Arbeiten ist dies von Niebuhr, Egger, Nissen und Peter, zuletzt von Ranke, in dessen «Weltgeschichte» (Bd. 3, 1883) geschehen. Außerdem sind namentlich von Wilmanns (Berl. 1835), Baumgartner (Tüb. 1880), Posner (Bonn 1874), Grashof (Bonn 1867), Heimbach (Bonn 1878), Christensen (Berl. 1871), Sickel (Gött. 1876) u. a. größere oder kleinere Teile seines Geschichtswerks kritisch untersucht worden.

Diöcese (grch. διοίκησις, d. i. Provinz) bezeichnete seit Konstantin d. Gr. die Hauptteile des Römischen Reichs, die wieder in Provinzen zerfielen. Um die Mitte des 5. Jahrh. bestand das Römische Reich aus folgenden D.: Orient, Ägypten, Asien, Pontus und Thrazien unter dem Präfekten des Morgenlandes; Macedonien und Dacien unter dem Präfekten Illyriens; Italien, das westl. Illyrien und Afrika unter dem Präfekten Italiens, und Gallien, Hispanien und Britannien unter dem Präfekten Galliens. Ein Teil der D. Asien und Afrika, sowie Achaja in Macedonien standen unter Prokonsuln, die D. Orient unter einem Comes, Ägypten unter einem Präfekten; die Statthalter der übrigen D. hießen Vicarii. Die Provinzen standen unter Rektoren, von denen vier den konsularischen Titel führten, andere Präsides, auch Korrektoren hießen. Schon zu Konstantins Zeit wurde der Name D. auch auf die Kirchsprengel übertragen. Man bezeichnete anfangs mit D. die Gesamtheit der unter der obersten Aufsicht eines Erzbischofs, späterhin aber auch eines Bischofs stehenden Gemeinden. Früher nannte man die D. des Bischofs Parochie. Noch jetzt heißt D. in der kath. Kirche ein Landesbezirk, der in kirchlichen Angelegenheiten der Gerichtsbarkeit eines Erzbischofs oder Bischofs unterworfen ist, bei den Protestanten aber ein Komplex von Pfarreien, die unter Aufsicht eines Superintendenten oder Dekans stehen. — Diöcesan heißt nicht nur derjenige Geistliche, der an einem Orte die bischöfl. Gerichtsbarkeit übt, sondern auch jedes zu einer D. gehörende Glied einer Kirche. Ein Konzil, das von den kirchlichen Repräsentanten einer D. gehalten wurde oder wird, heißt Diöcesankonzil oder Diöcesansynode.

Dioecia, im Linnéschen System die 22. Pflanzenklasse (Pflanzen mit getrennten Geschlechtern).

Diöcisch, s. Dioicu.

Diocletianus (Gajus Aurelius Valerius), mit dem Beinamen Jovius, röm. Kaiser, geb. 245 n. Chr. in Dalmatien zu Dioklea oder Doklea bei Scodra unter dem Namen Diokles, aus niederm Stande, kam seit der Zeit des Kaisers Gallienus im Kriegsdienste empor und wurde nach dem Tode des Kaisers Carus und seines Sohnes Numerianus, deren Leibwache er kommandierte, am 17. Sept. 284 zu Chalcedon von Repräsentanten des Heeres zum röm. Kaiser ausgerufen. Der Aufstand der Bagauden in Gallien und die Gefahr, die von den deutschen Völkern am Rhein drohte, bewog ihn, 285 seinen Freund, den Maximianus (Herculius), einen tüchtigen Feldherrn, unter dem Titel eines Cäsars, dann, als derselbe siegreich gewesen, am 1. April 286 als Augustus zum Mitregenten zu erheben. Die Bedrängnis, in der sich das Römische Reich infolge teils zahlloser Empörungen in den Provinzen und fortwährender Erhebungen von Gegenkaisern, teils der Einfälle der Germanen und Perser damals befand, bestimmte den D., der ein ausgezeichneter Staatsmann war, ein neues System zu versuchen. Es galt, das Reich regierbarer zu machen, das Prätendententum zu beseitigen, überall die Ordnung und namentlich eine regelmäßige Thronfolge herzustellen. Daher sollte das Reich in vier Teile zergliedert werden, derart, daß ein Oberkaiser, D. selbst, mit einem Cäsar in der Osthälfte, ein zweiter Augustus aber mit seinem Cäsar im Westen regierte. Nach 20 Jahren sollten die Auguste abdanken, die Cäsare zu Augusten erhoben werden, die für sich dann neue Cäsare zu ernennen hatten. Daher ernannten die beiden Herrscher zu Nikomedia und Mailand 1. März 293 den Galerius Maximianus und Constantius Chlorus zu Cäsaren und teilten die Verwaltung in der Art, daß Maximian Afrika, Spanien und Italien, Constantius Gallien, Galerius Illyricum, D. Thrazien und den Orient regierte. Daran schloß sich 293—297 die Gliederung des Reichs in 12 Diöcesen und dieser wieder in 101 kleinere Provinzen. D. unterwarf 296 den Achilleus, der sich die Herrschaft über Ägypten (286) angemaßt hatte, und tötete ihn nach der Eroberung von Alexandria. Währenddessen hatte Constantius 296 das seit mehrern Jahren abgefallene Britannien wieder unterworfen, Galerius gegen den Perserkönig Narses anfangs unglücklich, dann siegreich gekämpft, sodaß in dem Frieden, den er und D. 297 mit Narses schlossen, die Grenzen des Reichs in Mesopotamien und am obern Tigris erheblich erweitert wurden; von beiden Kaisern wurde in Rom zu Ende 303 ein glänzender Triumph gefeiert. Freiwillig endlich legte D., wie es gleichzeitig Maximian in Mailand that, 1. Mai 305 in Nikomedia die Herrschaft nieder und lebte hierauf auf seinen Gütern bei Salonä in Dalmatien, wo er 313 starb. Unter der Regierung des D. wurden die republikanischen Formen vollends beseitigt, die kaiserl. Herrschaft auch durch die Pracht ihrer Erscheinung, durch die Sitte der Adoration, die D. statt der Salutation einführte, dem orient. Despotismus genähert, daneben die Armee neu organisiert und die Militärgewalt in den Provinzen von der Civilgewalt grundsätzlich getrennt. Eine allmählich sehr grausam sich gestaltende Christenverfolgung ging auf D.s Befehl 303 von Nikomedia aus. Sein neues Successionssystem bewährte sich nicht; neue Thronkriege zerrütteten große Teile des Reichs, bis

des Constantius Chlorus Sohn, Konstan-
., das Reich wieder vereinigte, das Chri-
echtlich den alten Kulten gleichstellte, durch
frichtung aber und Fortbildung der dio-
hen Verwaltungsgrundsätze das Reich wie-
befestigte. Vgl. Vogel, «Der Kaiser D.»
1857); Bernhardt, «D. in seinem Verhält-
n Christen» (Bonn 1862); Preuß, «Kaiser
eine Zeit» (Lpz. 1869).

ati (Johann), reform. Theolog, geb. 6. Juni
enf, stammte aus einer adeligen Familie von
elche wegen Hinneigung zur Reformation
verlassen hatte. Erst 21 J. alt ward D.
s Rat zum Professor der hebräischen
ernannt, hielt seit 1599 auch theolog. Vor-
, ward 1608 Pfarrer und 1609 Professor
logie zu Genf. Durch eine Visitationsreise
en Reformierten Frankreichs bekannt ge-
wurde mehrfach versucht, ihn dorthin zu
ch ging er nur kurze Zeit 1614 nach Nimes.
ordrechter Synode machte er seinen Einfluß
Arminianer geltend. Nachdem er 1645 sein
ergelegt hatte, starb er am 3. Okt. 1649.
n Schriften sind besonders zu nennen eine
fierende Übersetzung der Bibel ins Ita-
(Genf 1603) und ins Französische (Genf
ne franz. Übersetzung von Sargis Geschichte
entinischen Konzils (Genf 1621 und öfter),
n de l'état de la religion en occident tra-
l'anglois d'Edwin Sandys» (Genf 1626).

örus ist der Name zweier griech. Philo-
1) des D. Kronos, welcher als Mitglied der
hen Schule (s. d.) die eleatischen Angriffe auf
iff der Bewegung erweiterte und zuspitzte
andere dialektische Sophismen ersann,
bekannte Dilemma von Möglichkeit und
gkeit, das Cicero in der Schrift «De fato»
2) eines Peripatetikers D. aus Tyrus,
ls Scholarch des Lyceums in der zweiten
s 2. Jahrh. v. Chr. genannt wird.

rus, Bischof von Tarsus, stammte aus
nehmen Familie Antiochiens, studierte zu
e klassische Litteratur und unter Eusebius
sa christl. Theologie. Als Presbyter in
terstadt widmete er sich mit größter Selbst-
ng einem streng ascetischen Leben und mit
gem Eifer der Verteidigung des christl.
s gegen Heiden und gegen Häretiker. Des-
ftig angefeindet und mehrfach aus An-
vertrieben, mußte D. 372 in Armenien
hen, wo er die treue Freundschaft Basilius'
wann. Auf dessen Verwendung ward er
Bischof von Tarsus erhoben, wo er um
. Als Theolog war D. der Begründer der
ochenischen Schule (s. d.). Er vertrat des-
nüchterne, grammatisch-histor. Auslegung
ift und betonte in der Christologie die
igkeit der menschlichen Natur neben der
. Nach seinem Tode wurde er deshalb
rianismus beschuldigt, und dies mag der
zu sein, daß von seinen zahlreichen exege-
ogmatischen und homiletischen Schriften
g auf uns gekommen ist.

rus (grch. Diodoros), berühmter Ge-
eiber unter Julius Cäsar und August, war
ion in Sicilien gebürtig und wurde des-
ülus genannt. Um seinem Geschichts-
welchem er 30 Jahre arbeitete, die mög-
llständigkeit und Genauigkeit zu geben, be-
reiste er einen großen Teil Europas und Asiens.
Leider ist der größte Teil dieses Werks, das er
«Histor. Bibliothek» nannte, verloren gegangen.
Es bestand aus 40 Büchern und enthielt die Ge-
samtgeschichte der Völker des Altertums bis zum
J. 60 v. Chr. Erhalten sind nur die Bücher 1—5
und 11—20 vollständig und bedeutende Bruchstücke
in den byzant. Historikern, den Excerptensammlun-
gen des Konstantinos Porphyrogennetos und an-
dern Excerpten. Obgleich D. weder in der Be-
handlung seines Stoffs noch in der Darstellung und
Sprache Muster ist, so hat er doch für die Alter-
tumsforschung bei dem Verluste so vieler histor.
Quellen, die er freilich oft nachlässig genug ausge-
schrieben hat, einen bedeutenden Wert. Unter den
Ausgaben sind hervorzuheben: die von Wesseling
(mit reichhaltigem Kommentar, 2 Bde., Amst.
1746), von L. Dindorf (mit den Anmerkungen der
frühern Erklärer, 5 Bde., Lpz. 1828—32; Handausg.,
2 Bde., Par. 1842—44 u. 5 Bde., Lpz. 1866—68)
und von J. Bekker (4 Bde., Lpz. 1853—54). Über-
setzungen lieferten Stroth und Kaltwasser (6 Bde.,
Frankf. 1782—87), Wurm (19 Bde., Stuttg. 1826
—40) und Wahrmund (Stuttg. 1869). Vgl. Heyne,
«De fontibus et auctorib. historiar. Diodori»
(Gött. 1782 fg. und in Dindorfs Ausgaben), Bröcker,
«Untersuchungen über D.» (1879) und Ranke in der
«Weltgeschichte» (Tl. 3, 1883) und die Quellen-
untersuchungen über einzelne Teile des Werks von
Volquardsen (Kiel 1868), Klüber (Würzb. 1868),
Collmann (Lpz. 1869), Schneider (Berl. 1880),
Unger (im «Philologus», Bd. 40, und in den «Be-
richten der Bayrischen Akademie», 1878), Krall («Be-
richte der wiener Akademie» (Bd. 96), Klimke (Kö-
nigshütte 1881) u. a.

Diodŏtus ist der Name dreier Philosophen des
Altertums: 1) eines Stoikers, welchen Cicero als
seinen Lehrer und spätern Hausfreund erwähnt;
2) eines von Strabo genannten Peripatetikers, der
mit seinem bedeutendern Bruder Boëthus von Si-
don in der Mitte des 1. Jahrh. v. Chr. lebte; 3) eines
Platonikers, welcher, auch unter dem Namen Theo-
dotus, einer der Scholarchen der Akademie in der
ersten Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr. war.

Diogĕnes von Apollonia auf Kreta, auch
der Physiker genannt, lebte im 5. Jahrh. v. Chr.
und gehört zur spätern ion. Philosophenschule. Er
zeigt sich als Eklektiker, indem er den physischen
Urstoff der Jonischen Schule (s. d.), den er mit Anaxi-
menes als luftartig vorstellt, mit dem zweckthätigen
Weltverstand (νοῦς), den Anaxagoras behauptet
hatte, identifiziert und aus demselben durch den
mechan. Prozeß der Verdichtung und Verdünnung
die einzelnen Stoffe in verschiedenen Phasen ablei-
ten will, deren Anordnung an die Lehre Heraklits
erinnert. Wertvoller ist seine ausgesprochene Rich-
tung auf empirische Beobachtungen, worunter glück-
liche Aperçus namentlich über die organ. Welt
vorkommen. Die Fragmente seiner Schrift haben
Schorn (Bonn 1829), Panzerbieter (Lpz. 1830) und
Mullach in den «Fragmenta philosophorum Grae-
corum» (Bd. 1, Par. 1860) gesammelt. Vgl. Schleier-
macher, «Über D. von Apollonia» in den «Vermisch-
ten Schriften» (Abteil. III der «Werke», Bd. 2),
womit jedoch die viel ungünstigere, aber richtigere
Behandlung des D. in dessen späterer Geschichte
der Philosophie zu vergleichen.

Diogĕnes aus Cilicien, spätgriech. Philo-
soph, wird als einer der letzten Neuplatoniker

genannt, welche mit Damascius (s. d.) nach der durch Justinian erfolgten Aufhebung der Akademie für einige Jahre nach Persien auswanderten.

Diogēnes von Laërte in Cilicien, deshalb Laërtius genannt, lebte wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr. Sein Werk: «De vitis, dogmatibus et apophthegmatibus eorum qui in philosophia claruerunt», in 10 Büchern, ursprünglich griechisch geschrieben, ist zwar nur eine Kompilation aus sehr verschiedenwertigen Quellen, aber doch für die Geschichte der Philosophie wichtig. D. berichtet darin, obgleich mit wenig Ordnung, Wahl und Vollständigkeit, die Lebensumstände und Lehren der griech. Philosophen, am umständlichsten das Leben des Epikur, dessen Lehre er selbst nahe gestanden zu haben scheint. Es wurde in neuerer Zeit mit den Kommentaren von Casaubonus und Menagius von Hübner (4 Bde., Lpz. 1828—33) und von Cobet (Par. 1850) herausgegeben und von Borhek ins Deutsche übersetzt (2 Bde., Wien u. Prag 1807).

Diogēnes aus Seleukia, der Babylonier genannt, wurde als Scholarch der stoischen Schule im J. 155 v. Chr. zugleich mit dem Akademiker Karneades und dem Peripatetiker Kritolaus als Gesandter Athens nach Rom gesandt und wirkte unter der dortigen Jugend für die stoische Lehre, deren ethischen Teil er auf die Formel brachte, das sittliche Lebensziel sei, in der Auswahl des Natürlichen klug zu handeln. Auch beschäftigte er sich im Sinne des sensualistischen Materialismus seiner Schule mit der Theorie der Sinneswahrnehmungen und schrieb über den Schall.

Diogēnes aus Sinope, einer Stadt in Paphlagonien, am Schwarzen Meere, der populärste von allen cynischen Philosophen, bei welchem die Lehre sich fast ganz in Lebensweise verlor, war 414 v. Chr. geboren. Als er mit seinem Vater seinen Geburtsort verlassen mußte, ging er nach Athen, wo ihn Antisthenes (s. d.) nach unablässigem Andringen als Schüler annahm. Sehr bald in seinen Grundsätzen noch weiter gehend als sein Lehrer, verachtete er nicht nur gleich diesem alles bloß theoretische Wissen, unter unablässigem freimütigen Eifern gegen die Sittenverderbnis seiner Zeit, sondern zeigte zugleich an sich selbst die übertriebenste Anwendung seiner moralischen Lehren. Während der finstere Ernst seines Lehrers misfiel, verstand es D., mit Heiterkeit und derbem Witz seinen Zeitgenossen ihre Thorheiten zu zeigen. Er lehrte, das Glück bestehe ausschließlich in der Tugend, der Weise müsse, um glücklich zu sein, sich unabhängig vom äußern Glück und von den Menschen erhalten. Auch Familie und Staat, selbst die Sklaverei kann und darf den Weisen nicht beengen; aus dem Tode macht er sich nichts; Reichtum, Ansehen, Ehre und alle Annehmlichkeiten und Genüsse des Lebens verachtet er. Nicht zufrieden mit der innern Unabhängigkeit von allen Genüssen und Bedürfnissen, suchte D. noch mehr als schon Antisthenes gethan, sich auf das schlechthin Unentbehrliche zu beschränken und das Äußerste in Abhärtung zu leisten. Er ging ohne Schuhe, mit einem langen Barte, einen Stock in der Hand und einen Quersack auf der Schulter, als Bettler in Athen einher und hatte eine Zeit lang kein anderes Obdach als eine Tonne, die im Vorhof eines Tempels lag. Allen Ungemächlichkeiten der Witterung bot er Trotz und ertrug Spott und Schimpf des Volks mit der größten Ruhe. Dagegen sprach er auch seinerseits laut gegen alle Laster und Mißbräuche und bediente sich dabei der Satire und Ironie. Es existieren von ihm Anekdoten in Menge, die aber wohl zum Teil erdichtet sind. Auf einer Reise wurde er von Seeräubern gefangen und als Sklave nach Kreta an den Korinther Xeniades verkauft, der ihm die Erziehung seiner Kinder übertrug und bei dem er freiwillig blieb, indem er es verschmähte, sich freikaufen zu lassen. Zu Korinth war es, wo, wie erzählt wird, Alexander ihn in der Sonne gelagert fand, sich in ein Gespräch mit ihm einließ und ihn zuletzt aufforderte, sich etwas auszubitten. «Ich verlange weiter nichts», antwortete D., «als daß du mir aus der Sonne gehst.» Erstaunt über diesen Beweis höchster Genügsamkeit, soll der König ausgerufen haben: «Wäre ich nicht Alexander, so wünschte ich D. zu sein.» D. starb 323 v. Chr. Die unter seinem Namen vorhandenen Briefe sind später untergeschoben worden. Manche behaupten, aber wohl mit Unrecht, daß er gar nichts geschrieben habe. Die ihm beigelegten Fragmente und Aussprüche finden sich in Mullachs «Fragmenta philosophorum Graecorum» (Bd. 2, Par. 1867). Vgl. K. W. Göttling, «D. oder die Philosophie des griech. Proletariats» (in «Gesammelte Abhandlungen», Bd. 1, Halle 1851); Hermann, «Zur Geschichte und Kritik des D. von Sinope» (Heilbronn 1860).

Diogēnes von Tarsus wird als ein Schulhaupt der Epikureer im 2. Jahrh. v. Chr. und als Verfasser ästhetischer Untersuchungen erwähnt.

Diogeniānus, ein griech. Grammatiker, der im 2. Jahrh. n. Chr. lebte und einen Auszug (in 5 Büchern) aus dem großen Werke des Pamphilus über Glossen verfaßte, worin dieser in 95 Büchern eine große Menge von Ausdrücken erklärt hatte. Aus ihm ist zu einem großen Teile das erhaltene Werk des Hesychius (s. d.) geschöpft. Auch verfaßte D. auf Grund älterer Arbeiten eine Sammlung von Sprichwörtern, von der eine verkürzte Bearbeitung erhalten ist. (S. Parōmie.)

Diogo Bernardes, bei einigen Autoren mit Unrecht Diogo Bernardes Pimenta genannt, einer der bedeutendsten Dichter Portugals, ausgezeichnet durch seine schlichten und innigen Hirtengedichte und Elegien. Er wird gewöhnlich «der sanfte Limasänger» genannt, weil er in all seinen Gedichten das kleine Limaflüßchen verherrlicht, an dessen Ufern er den größten Teil seines Lebens verbracht. Geb. um 1530 in Ponte de Lima, von adeliger Herkunft, blieb er bis nach 1550 auf dem Lande. Sein Meister in der Dichtkunst ward 1553 der auch in der Provinz Minho, in seiner Quinta da Tapada in Zurückgezogenheit lebende Francesco de Sá-e-Miranda, der in Portugal, wie Boscan und Garcilaso in Spanien, die «neue Schule» gegründet, die nach ital. Vorbilde Sonette, Terzinen, Oktaven, Canzonen, Oden und Idyllen in Elfsilblern schrieb, die echt nationalen Weisen in Achtsilblern aber als allzu volksmäßig und mühelos beiseite ließ. D. schloß sich der neuen Schule an und trat bald zu den ersten und besten Adepten derselben, wie Antonio Ferreira und Andrade de Caminha, in ein freundschaftliches Verhältnis. Im J. 1576 begleitete er den Gesandten des Königs Sebastian, Pedro de Alcaçova Carneiro, nach Madrid; 1578 nahm er Teil an dem unglückseligen afrik. Feldzuge. Er geriet in Gefangenschaft und ward losgekauft, doch scheint das allgemeine Unglück ihm Lebensmut und Dichterkraft gebrochen zu haben: was seine Muse

acer-Quebir noch geschaffen, ist von geringer
ng. Philipp II. gab ihm 1583 ein klei-
samt, welches ihn jedoch vor Not und
icht schützte. Er starb im J. 1605 und
en Camões begraben worden sein. D.
tlichte drei kleine Bände lyrischer Ge-
«O Lyma» (Lissab. 1596, 1761 und 1820),
d aus 20 hochpoetischen Idyllen und 23
«Rimas Varias; Flores do Lyma» (Lissab.
633, 1770), und «Varias Rimas ao bom
(Lissab. 1594 u. öfter, zuletzt 1770). In
Zeit, d. h. erst nach 1779, nachdem José
de Aquino einen bislang unveröffentlichten
Kommentare herausgegeben, welche Faria
, der große Polyhistor, zu Camões' Wer-
rieben hatte, ist D. auf Grund von Anga-
a y Sousas von portug. Litterarhistorikern
gt worden, Camões' Manuskripte gestoh-
den Inhalt dieser Manuskripte für seine
usgegeben und in seine Gedichtsammlung
t zu haben. Dem von Faria y Sousa er-
Märchen fehlt es an jedem positiven Kern.

ous oder diöcisch (grch., d. i. zweihäusig),
ezeichnung für Pflanzen mit diklinen Blü-
Diclinus), bei denen die männlichen und
n Organe auf zwei verschiedenen Indivi-
rkommen. (Vgl. Blüte, Bd. III, S. 201.)

s, franz. Landschaft, ein Teil des jetzigen
ment der Drôme, im obern Dauphiné, zwi-
m Viennois im N., dem Grésivaudan im
em Gapençais im O., den Baronien und
schaft im S., dem Valentinois im W., mit
ptstadt Die und den Ortschaften Dieu-le-
, Châtillon, Crest, Saillans. Ferner ge-
um das Thal von Bourdeaux, von Quint,
anez, des Trièves und das Land von Cler-
Im Altertum bildete es die Deensis civi-
n den Diensis pagus; im 10. Jahrh. war
rbliche Grafschaft, welche 1116 mit For-
, 1174 mit dem Valentinois vereinigt und
m Dauphin Karl (VII) gekauft wurde.
großen Revolution bildete D. das Bis-
(Dia), welches dem Erzbischof von Vienne
lt war.

les, demokratischer Parteiführer in Syra-
Zeit des Peloponnesischen Kriegs, der die
en Beschlüsse des Volks gegen die athenischen
fangenen im Herbst 413 veranlaßte. Er
nachher die volle Suprematie in Syrakus,
aristokratischer Gegner Hermokrates seit
leinasien an der Seite der Spartiaten gegen
ner kämpfte. Die neue Gesetzgebung des
te dem Demos politisch das Übergewicht;
r sie reich an strengen Sittengesetzen. Nach
erlage bei Kyzikos wurde (410) über Her-
Amtsentsetzung und Exil verhängt. Als
seinerseits 409 in Kämpfen gegen die Kar-
i Himera eine weniger glänzende Rolle ge-
elbst die Bestattung der gefallenen Krieger
mt hatte, erzielten die Freunde des Hermo-
uch seine zeitweilige Verbannung. Bei
Tode gestand ihm die Gemeinde Heroen-
und erbaute ihm ein Heiligtum, welches
t lange nachher unter dem Tyrannen Dio-
er niedergerissen wurde.

les von Karystos auf Euböa, berühmter
Altertums, lebte um 350 v. Chr. Von
chriften sind nur Bruchstücke vorhanden,
lt von Fränckel (Berl. 1840) und in Kühns
«De medicis nonnullis in Coelio Aureliano occurentibus» (Lpz. 1830).

Dioktaëder, wenig mehr gebräuchlicher Name für diejenige Krystallgestalt, welche jetzt meistens ditetragonale Pyramide heißt. Das ist eine, dem tetragonalen System zugehörige Form, welche von 16 untereinander gleichen, ungleichseitigen Dreiecken begrenzt ist; die Kanten sind dreierlei: 8 längere schärfere und 8 kürzere stumpfere, miteinander abwechselnde Polkanten, sowie 8 gleiche, in einer Ebene liegende Mittelkanten, welche ein Ditetragon (d. h. ein gleichseitiges, aber nur abwechselnd gleichwinkeliges Achteck) bilden. Die D. sind fast niemals selbständig, sondern nur in Kombination mit andern tetragonalen Formen beobachtet worden, z. B. am Zirkon, Zinnstein, Vesuvian. Ihr Zeichen ist bei Weiß a:na:mc, bei Naumann mPn, wobei sich n auf die eine Nebenachse a (die andere = 1 gesetzt), m auf die Hauptachse c bezieht.

Diomedeïsche Inseln (Diomedeae insulae), der alte Name der Tremiti-Inseln (s. d.).

Diomēdes, der Sohn des Ares und der Kyrene, war König der Bistonen in Thrazien. Seine wilden, unbändigen Rosse fraßen Menschenfleisch. Herakles gelang es, auch sie zu bezwingen und zu Eurystheus zu bringen, nachdem er den König D. überwältigt und selbst seinen Rossen zum Fraße vorgeworfen hatte. Die Rosse entliefen hernach aus Mykene ins Gebirge und wurden dort eine Beute der wilden Tiere.

Ein anderer D., der Sohn des Tydeus und der Deïpyle, Gemahl der Ägialeia, und nach dem Tode seines Schwiegervaters Adrastos König von Argos, war einer der tapfersten Helden vor Troja, der schon mit den Epigonen gegen Theben zog. Vor Troja verwundete er unter dem Beistand der Athene sogar den Ares und die Aphrodite. Bei den Leichenspielen des Patroklos trug er einen Preis davon. Nach der epischen Dichtung war er es, der den Philoktetes und die zur Eroberung von Troja notwendigen Geschosse des Herakles von der Insel Lemnos holte; nach Äschylos that dies Odysseus, nach Euripides Odysseus und D., während Sophokles den Neoptolemos an des letztern Stelle setzte. Mit Odysseus zusammen raubte er die Pferde des Rhesos sowie das troische Palladium (s. d.); auch befand er sich mit in dem hölzernen Pferde. Nach seiner Rückkehr von Troja fand er seine Gemahlin in ehebrecherischem Umgange, mußte fliehen und wurde nach Apulien verschlagen, wo er des Königs Daunos Tochter Euippe heiratete. Er soll dann in Apulien Arpi wie mehrere andere ital. Städte gegründet haben. Zuletzt verschwand er auf einer der Diomedeïschen Inseln, während seine um ihn trauernden Gefährten in Vögel verwandelt wurden. Man zeigte dort sein Grab; auch hatte er ein Heiligtum daselbst, in welchem er als Gott verehrt wurde.

Diomēdes, ein lat. Grammatiker, schrieb in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. eine Grammatik in drei Büchern, welche an sich von geringer Bedeutung und durch zahlreiche Flüchtigkeiten und Mißverständnisse entstellt ist. Doch hat sie Wert durch die darin mitgeteilten Citate aus ältern Autoren, Insbesondere bietet das dritte Buch wichtige litterarische Angaben. Das Werk ist am besten von Keil in den «Grammatici Latini» herausgegeben.

Diomedes-Inseln, Gruppe von drei Inseln in der Beringsstraße, etwa gleichweit vom Ostkap

Asiens wie von der Nordwestspitze Amerikas, in 65¾° nördl. Br. Bering sah sie 1728 zuerst; Beechey untersuchte sie 1826. Die mittlere Insel heißt Krusenstern, die östl. Fairway, die westl. Ratmanoff.

Dion, ein Syrakuser aus vornehmem und begütertem Geschlechte, etwa 408 v. Chr. geboren, wurde wegen seiner gediegenen Bildung und seiner Tüchtigkeit in Staats- und Kriegsgeschäften von Dionysius dem Ältern, dessen zweite Frau seine Schwester war, hochgeschätzt. Als der jüngere Dionysius 367 v. Chr. zur Herrschaft kam, wollte D., selbst von den Lehren des Plato, dessen Freund und Schüler er war, innig durchdrungen, durch sie die Sinnes- und Handlungsweise des Dionysius zum Bessern leiten. Aber die Absicht mißlang durch seine polit. Gegner (wie Philistos) am Hofe des Tyrannen, und D. mußte als Verbannter 366 nach Griechenland gehen, wo er sich überall Achtung erwarb. Die Nachrichten, daß der Tyrann seine Güter eingezogen und daß er seine Gattin Arete zur Heirat mit einem Günstling gezwungen habe, bewogen den D. zur Rückkehr. Mit 800 geworbenen Kriegern landete er 357 zu Minoa bei Akragas in Sicilien; sein Heer mehrte sich schnell und Syrakus öffnete ihm bereitwillig die Thore. Dionysius eilte aus Italien, wo er gerade war, zurück in die Burg von Syrakus, Ortygia, deren Besatzung ihm treu geblieben war. Nach einem vergeblichen Versuch, die Herrschaft wiederzugewinnen, floh er 356 mit seinen Schätzen nach Lokri Epizephyrii in Italien. Doch auch D. ward bald darauf durch das gehässige Mißtrauen der Demokraten genötigt, aus Syrakus zu weichen. Als aber Apollokrates, des Dionysius Sohn, die Stadt, die sich schwelgerischen Festlichkeiten überlassen hatte, von der Burg aus überfiel und hart bedrängte, wurde D. von Leontini, wohin er sich begeben hatte, zur Rettung herbeigerufen. Die Burg ergab sich ihm nicht lange nachher, 355. D. wurde jedoch, bevor er auf die übernommene außerordentliche Gewalt verzichtet und dem Staate die aristokratische Regierungsform gegeben hatte, welche er plante und deren Gegner Herakleides er töten ließ, durch einen verräterischen Freund, den Athener Kallippos, 354 ermordet. Biographien des D. sind von Plutarch und Cornelius Nepos vorhanden. Vgl. Lau, «Das Leben des Syrakusaners D.» (Prag 1860).

Dionaea nannte Linné eine zur 5. Klasse, 1. Ordnung, seines Systems und zur Familie der Droseraceen gehörige Pflanzengattung, welche einen fünfteiligen Kelch, fünf Blumenblätter, 10—20 Staubgefäße und einen Griffel mit fünf eng zusammengeneigten Narben besitzt. Die Frucht ist eine einfächerige, mehrsamige Kapsel. Man kennt nur eine Art: die gewöhnliche Fliegenklappe oder Fliegenfalle der Venus (D. muscipula), welche an sumpfigen Stellen des wärmern Nordamerika, besonders in Florida, wächst, ausdauernd und durch die Reizbarkeit der Blätter ausgezeichnet ist. Sie hat in der Tracht viel Ähnlichkeit mit dem auf torfigen, feuchten Wiesen nicht seltenen rundblätterigen Sonnentau (Drosera rotundifolia) und könnte eine höher entwickelte Form desselben genannt werden. Alle Blätter sind wurzelständig, und aus der Blätterrosette erhebt sich ein etwa 15 cm hoher blattloser Schaft, der in eine Doldentraube von weißen Blumen endet. Der verlängerte, breitgeflügelte Blattstiel trägt auf seiner Spitze eine rundliche, an beiden Enden breit ausgeschnittene, am Rande mit langen, steifen Borsten besetzte Blattscheibe, welche oberseits mit vielen kleinen Drüsen besetzt ist und bei jeder Berührung sich nach oben wie zwei Klappen zusammenschlägt. Setzt sich nun ein Insekt auf die Oberfläche eines Blattes, um den Saft der Drüsen zu genießen, so klappen die beiden Hälften desselben zusammen und fangen das Insekt, indem die Randborsten, welche sich dabei aufwärts emporrichten, sich kreuzen und so dem Insekt jeden Ausweg versperren, bevor das Blatt noch das Insekt festklemmt. Erst wenn das Insekt tot ist oder sich ruhig verhält und also durch seine Bewegungen das Blatt nicht mehr reizt, öffnet sich dieses wieder. Darwin hat in seinem 1875 erschienenen Werke «Insectivorous plants» (deutsch von Carus, Stuttg. 1876) nachzuweisen versucht, daß die in solcher und ähnlicher Weise organisierten Gewächse die gefangenen Insekten aussaugen und die aufgenommenen Stoffe wie der tierische Magen verdauen und zur Ernährung verwenden. In neuester Zeit hat man viele Beobachtungen ähnlicher Art registrieren wollen; doch weisen noch viele Pflanzenforscher diese Annahme als unbegründet zurück, indem sie zwar eine Zersetzung der Tierleichen zugeben, aber in Rücksicht auf die als undurchdringliche Scheidewand sich verhaltende Epidermis des Blattes eine Aufnahme der Zersetzungsprodukte für unmöglich erklären. (Vgl. Fleischfressende Pflanzen.) Die Pflanze liebt lockeres, stets feucht und mit Moos bedeckt zu erhaltendes, jedoch leicht Wasser durchlassendes Erdreich und einen hellen, frostfreien Standort.

Dione, eine griech. Himmelsgöttin, welche namentlich in Dodona als Gemahlin des Zeus verehrt wurde, wie denn das Wort D. auch sprachlich mit Zeus (im Genitiv Διός) verwandt ist. Bei Homer wird sie Mutter der Aphrodite genannt. Mit der Zeit trat D. hinter Hera zurück. — D. ist auch der Name des 106. Asteroiden. (S. Planeten.)

Dionysien hießen bei den Griechen die zu Ehren des Gottes Dionysos (s. Bacchus) gefeierten Feste.

Dionysische Zeitrechnung, s. unter Dionysius Exiguus.

Dionysius (grch. Dionysios) der Ältere, schwang sich 405 v. Chr. aus niederm Stande zum obersten Feldherrn und kurz darauf zum Tyrannen von Syrakus empor. Die vor den siegreichen Karthagern nach Syrakus geflüchteten Agrigentiner maßen nämlich nach der Einnahme ihrer Stadt durch die Karthager (406) der Schlaffheit der ihnen zu Hilfe geschickten syrakusanischen Feldherren die Hauptschuld an dem Fall ihrer Stadt bei. D. klagte die letztern vor dem Volke der Verräterei an und brachte es dahin, daß das erzürnte Volk andere Heerführer wählte, unter denen er selbst war. Bald aber wußte er auch diese zu verdächtigen und ward zum Oberfeldherrn ernannt. Als solcher erlangte er, da alles in ihm den Retter vor den Karthagern zu sehen glaubte, mit Hilfe der gewonnenen Truppen und des Volks, in seinem 25. Jahre die Tyrannis (Gewaltherrschaft), in der er sich durch Vermählung mit der Tochter des verstorbenen, seiner Zeit hoch angesehenen Hermokrates vermählte. Nachdem er zwei Empörungen unterdrückt, 404 durch die Pest unterstützt die Karthager zum Frieden bestimmt, dann auch mehrere griech. Städte Siciliens unterworfen und die Allianz der Spartaner gewonnen hatte, rüstete er sich zu einem großen Kriege gegen die Karthager. Das Waffenglück, das ihn anfangs (397) begünstigte, wendete sich aber bald

zu seinem Nachteil. Schon wurde er von Himilko 396 in Syrakus selbst belagert, als die Pest unter den Feinden große Verheerungen anrichtete. D. überfiel 395 die dadurch erschöpften Karthager zu Lande und auf der See und trug einen vollständigen Sieg davon, dem 392 nach einem neuen Mißerfolg der Karthager ein vorteilhafter Friede folgte. Auf einem seiner seit 390 nordwärts gerichteten Feldzüge in Unteritalien eroberte er 387 nach elfmonatlicher Belagerung die Stadt Rhegium, die er schon früher mehrmals vergebens angegriffen hatte, und 379 Kroton. Seitdem übte er auf die griech. Städte Unteritaliens bedeutenden Einfluß, und seine Flotten herrschten auf den Italien umgebenden Meeren. Nicht minder als im Kriege wollte er auch als Dichter glänzen. Er wagte es sogar, bei den Olympischen Spielen um den Preis zu ringen, und schickte zu dem Ende 388 eine Gesandtschaft und außer prachtvollen Gespannen Rhapsoden, die besten Sänger, dahin, die seine Gedichte vortragen sollten, aber es nicht verhindern konnten, daß der Dichter schimpflich verhöhnt wurde. Im J. 383 befand er sich abermals mit Karthago in Krieg, und endlich 368 fing er einen neuen, seinen letzten Krieg mit den Karthagern an, diesmal mit dem Plane, sie ganz aus Sicilien zu vertreiben, starb aber, bevor er seine Absicht erreichen konnte, 367. Auf die Nachricht, daß einem seiner Trauerspiele zu Athen der Preis zuerkannt worden, hatte er prächtige Gastmähler veranstaltet und sich bei denselben so übernommen, daß er krank ward; die Ärzte gaben ihm auf seinen Wunsch einen Schlaftrunk, von dem er nicht wieder erwachte. Unmenschliche Grausamkeit, die durch ein grenzenloses Mißtrauen gesteigert ward, befleckt das Andenken des D., dem übrigens polit. Klugheit, unermüdliche Thätigkeit im Staats- und Kriegswesen und erhebliche Erfolge nicht abgesprochen werden dürfen.

Dionysius der Jüngere, des vorhergehenden Sohn, in der Erziehung durch des Vaters Mißtrauen geflissentlich vernachlässigt, entbehrte bei aller Begabung des ernsten Sinns und der Thatkraft, um die Zügel der Herrschaft verständig zu führen, und gab sich statt dessen einem schwelgerischen Genußleben hin. Er war, als er 367 die Herrschaft übernahm, 28 J. alt. Sein Oheim Dion (s. d.) versuchte ihn durch Platos Lehre und Umgang zum Bessern zu führen; der Geschichtschreiber und Staatsmann Philistos, am meisten aber des D. Naturell, vereitelten einen dauernden Erfolg. Von Dion 356 aus Syrakus verjagt, floh D. nach Lokri in Unteritalien und übte nun hier eine frevelhafte Gewaltherrschaft. Im J. 346 gelang es ihm, sich wieder in den Besitz von Syrakus zu setzen. Seine Grausamkeit aber und die erneute karthagische Gefahr trieb die Bürger, sich an Hiketas, Tyrannen zu Leontini, und 345 an die Korinther um Hilfe zu wenden. Timoleon (s. d.) wurde von den letztern gesendet; er schlug 344 den Hiketas, der die Gelegenheit benutzen wollte, sich zum Herrn von Syrakus zu machen, und sich mit den Karthagern verbündet hatte. D., der die Burg innehatte, ergab sich ihm und ward nach Korinth gebracht, wo er sein Leben durch Unterrichtgeben erhalten haben soll.

Dionysius, mit dem Beinamen der Große, Bischof von Alexandria, der bedeutendste Schüler des Origenes, folgte dem Heraklas 232 als Vorsteher der Katechetenschule und 246 oder 247 auf dem Bischofsstuhle und starb 264 oder 265. Unter den Kaisern Decius (250) und Valerianus (257) verbannt, blieb er auch in seinem Exil, welches das zweite mal drei Jahre lang dauerte, in stetem Verkehr mit seiner auch mehrmals durch Aufruhr, Blutvergießen, Pest und Hungersnot hart bedrängten Gemeinde. An den kirchlichen Streitigkeiten seiner Zeit, über das novatianische Schisma, über die Ketzertaufe, über den Chiliasmus, über die Irrlehren der Sabellianer und des Paul von Samosata, nahm er einen hervorragenden Anteil. Seine eigene Lehre, die er im Gegensatze gegen die Sabellianer in vier an D. von Rom gerichteten Briefen entwickelt, erregte durch die Bezeichnung Christi als eines «Geschöpfes» Anstoß, den er jedoch später zu mildern suchte. Auch als Exeget und Kritiker hat er sich einen Namen gemacht; die Apokalypse sprach er dem Apostel Johannes mit Gründen ab, welche jedenfalls feines Sprachgefühl und ein freimütiges Urteil bekundeten. Von seinen zahlreichen Schriften sind nur Fragmente auf uns gekommen (gesammelt bei Routh, «Reliquiae sacrae», Bd. 1 u. 4, Oxford 1814, und bei Mai, «Auctores classici», Bd. 10, Rom 1838). Vgl. Dittrich, «D. der Große» (Freiburg 1867); Morize, «Denis d'Alexandrie» (1881).

Dionysius von Halikarnaß in Karien, gelehrter Kunstschriftsteller und Lehrer der Beredsamkeit, kam etwa 31 v. Chr. nach Rom und schrieb zur Belehrung seiner Landsleute eine röm. Archäologie in 20 Büchern, worin er die ältere Geschichte und Verfassung Roms bis zum ersten Punischen Kriege erzählte. Erhalten sind davon die elf ersten Bücher (und zwar das elfte unvollständig) und von den übrigen eine größere Anzahl Bruchstücke. Herausgegeben wurde das Werk von Henr. Stephanus (Par. 1546), Sylburg (Frankf. 1586), Hudson (2 Bde., Oxf. 1704), Reiske (6 Bde., Lpz. 1774—77) und Kießling (4 Bde., 1860—70), und ins Deutsche übersetzt von Benzler (2 Bde., Lemgo 1771—72) und Schaller (4 Bde., Stuttg. 1827 fg.). D. hat freilich, um seinem Ideal von Geschichtschreibung zu entsprechen, ohne histor. Blick und tiefere Einsicht in das röm. Staatswesen und seine Geschichte die ihm vorliegenden ältern Geschichtswerke vielfach bis zur Unkenntlichkeit überarbeitet und entstellt und unterscheidet sich hierin sehr zu seinem Nachteil von Livius. Aber immer machen sein 22jähriger Aufenthalt in Rom und die Benutzung älterer Annalisten, deren Werke verloren sind, ihn für den Geschichtsforscher auch heute noch sehr wichtig, nachdem seine rhetorische Behandlung der Geschichte, die lange einen bedeutenden Einfluß auf die Darstellung der ältesten röm. Geschichte hatte, diesen mit Recht ganz verloren hat. Vgl. Kießling, «De Dionysii H. antiquitatum auctoribus latinis» (Lpz. 1858); Nitzsch, «Die röm. Annalistik» (Berl. 1873); Peters, «Zur Kritik der Quellen der ältern röm. Geschichte» (Halle 1879) und Ranke in der «Weltgeschichte» (Bd. 3, Lpz. 1883); Jacoby, «Über die Sprache des D. von Halikarnaß in der röm. Archäologie» (Aarau 1874). Weit mehr Einsicht verrät D. als kritisch-ästhetischer Schriftsteller. Aus seinem Werke «Περὶ μιμήσεως», über die Nachahmung älterer Autoren, stammt die sog. «Censura veterum scriptorum» («Κρίσις τῶν ἀρχαίων»), worin die vorzüglichsten griech. Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen und Redner beurteilt werden. Einige auf Thucydides bezügliche Schriftchen gab Krüger in «Dionysii historiographica» (Halle 1823) heraus. Am gehaltvollsten sind die Über-

bleibsel aus den «Ὑπομνηματισμοὶ περὶ τῶν ἀρχαίων ῥητόρων», Kritiken von sechs attischen Rednern. Die Rhetorik des D. ist nebst einigen andern Schriften verloren, die unter seinem Namen auf uns gekommene «Ars rhetorica» (herausg. von Schott, Lpz. 1804) enthält neben Resten einer Schrift aus dem 2. Jahrh. zwei Abhandlungen von D., aber keine Teile seiner Rhetorik. Seine Schrift «De compositione verborum» gaben Schäfer (Lpz. 1809) und Göller (Jena 1815) heraus. Sämtliche erhaltene rhetorische Schriften finden sich in den Gesamtausgaben von Sylburg, Hudson und Reiske. Neuerdings sammelte Rößler die Fragmente der rhetorischen Schriften (Lpz. 1873).

Dionysius kommt zweimal als Name griech. Philosophen vor: eines Epikuräers, der um 200 v. Chr. lebte, und eines Stoikers aus dem 1. Jahrh. v. Chr. Beide werden als Schulhäupter angeführt.

Dionysius Areopagita befand sich nach Apostelg. 17, 34 unter denen, welche durch die Predigt des Paulus zu Athen bekehrt wurden. Er war Mitglied des Areopags, wurde nach spätern Berichten erster Bischof von Athen und starb unter Hadrian oder Domitian den Märtyrertod. Auf dem Religionsgespräch, welches auf Befehl Justinians 533 zu Konstantinopel zwischen monophysitischen Severianern und Katholiken abgehalten wurde, beriefen sich jene für ihre Lehre von Einer Natur Christi auf Schriften, welche sie dem D. zuschrieben. Jene Schriften tragen aber so deutliche Spuren einer spätern Zeit, daß sie wahrscheinlich erst kurz vor ihrer ersten Erwähnung (533) geschrieben worden sind. Es sind ihrer fünf: über die himmlische Hierarchie, über die kirchliche Hierarchie, über den göttlichen Namen, über die mystische Theologie und elf Briefe. Sie bezeichnen einen merkwürdigen Versuch zur Verschmelzung neuplatonischer Spekulation mit den Lehren der christl. Religion. Einen tiefgehenden Einfluß auf die kath. Theologie gewannen diese Schriften dadurch, daß sie nach ihrer Verpflanzung nach Frankreich und nach ihrer Übersetzung ins Lateinische der Ausgangspunkt der mittelalterlichen Mystik wurden. Stephan II. sandte sie 758 an den Frankenkönig Pipin, Hadrian I. (772—795) an den Abt Fulrad von St.-Denys und Michael Balbus 827 an Ludwig den Frommen. Jetzt bildete sich eine neue Ansicht über den Verfasser dieser Schriften. In Frankreich verehrte man als Schutzheiligen (Gedächtnistag der 9. Okt.) D. von Paris, der im 3. Jahrh. auf Geheiß des Papstes von Rom nach Paris gekommen und dort nach seiner Enthauptung mit dem Kopfe in der Hand bis zu dem nach ihm benannten St.-Denys gegangen sein soll. Diesen identifizierte man jetzt mit jenem D. Areopagita und bezeichnete ihn als Verfasser jener mystischen Schriften. Schon 834 konnte sich Hilduin, Abt von St.-Denys, für diese Ansicht auf Passions- und andere Akten berufen, und erst 1629 wies der Jesuit Jakob Sirmond zuerst nach, was jetzt niemand mehr bezweifelt, daß der Verfasser jener Schriften und der heil. D. von Paris unmöglich dieselbe Person sein könnten. Im Abendlande wurden die Areopagitischen Schriften zuerst bekannt durch die Übersetzung, welche Joh. Scotus Erigena im Auftrage Karls des Kahlen anfertigte. Im Mittelalter wurden sie dann durch ausführliche Kommentare erläutert, z. B. von Hugo von St.-Victor, Albertus Magnus, Thomas Aquin, D. dem Kartäuser u. a. Die vollständigste Sammlung solcher Kommentare enthält die Ausgabe von 1556 (Köln); die beste griech.-lat. Ausgabe des Textes besorgte der Jesuit Corderius (Par. 1615, Antwerp. 1634, Vened. 1757), eine deutsche Übersetzung nebst Abhandlung gibt Engelhardt (2 Bde., Sulzbach 1823). Vgl. K. Vogt, «Neuplatonismus und Christentum» (Berl. 1836); Hipler, «D. der Areopagite» (Lpz. 1861).

Dionysius Exiguus, d. i. der Kleine oder Geringe, wie er sich aus Bescheidenheit nannte, von Geburt ein Skythe, lebte um 530 n. Chr. als Abt in Rom und starb um 556. Nach ihm ist die Dionysische Zeitrechnung benannt, die Ära von Christi Geburtsjahr, nach welcher insbesondere seit dem 8. Jahrh. immer allgemeiner in der Christenheit gezählt und die Geburt Christi ans Ende 753 von Erbauung der Stadt Rom gesetzt wurde, jedenfalls mehrere Jahre zu spät, wie schon lange allgemein anerkannt ist. (S. unter Ära.) Schnellern Beifall als diese Zeitrechnung fand seine Berechnungsart des Osterfestes und die Sammlung der sog. apostolischen Kanones, Konzilienbeschlüsse und amtlichen Briefe röm. Bischöfe, die unter dem Namen der Dekretalen (s. d.) zu großem Ansehen gelangte. D. war nach Cassiodorus ein guter lat. Stilist und Kenner der griech. Sprache, aus der er vieles übersetzte.

Dionysius Periegētes lebte im 1. Jahrh. vor oder nach Christo, und schrieb unter dem Titel «οἰκουμένης περιήγησις» (Erdbeschreibung) ein noch vorhandenes geogr. Lehrgedicht in Hexametern, in einer reinen, gewählten und fließenden Sprache. Dieses Gedicht wurde von verschiedenen Grammatikern, namentlich von Eustathius in einem gelehrten und wertvollen Kommentar erläutert, und von Avienus im 4. Jahrh. n. Chr. und Priscian Anfang des 6. Jahrh. in lat. Sprache metrisch übertragen. Die besten Ausgaben lieferten Passow (Lpz. 1825) und Bernhardy (Lpz. 1828), neuerdings mit Paraphrasen und Kommentaren Müller in den «Geographi Graeci minores» (Bd. 2, Par. 1861), eine Übersetzung Bredow in den «Nachgelassenen Schriften» (Bresl. 1826).

Dionysius, röm. Bischof 259—268, schon als Presbyter in einflußreicher Stellung, erlebte das Toleranzedikt des Kaisers Gallienus und beteiligte sich namentlich an den Kämpfen gegen den sog. Sabellianismus (s. d.), bei welcher Gelegenheit er mit seinem berühmten Namensvetter, dem Bischof von Alexandria, verschiedene Schriften wechselte.

Dionysius (port. Diniz), König von Portugal 1279—1325, suchte vergebens sich und sein Land von den Fesseln des Konkordates zu befreien, welches der Kirche übergroße Freiheiten einräumte, verhinderte jedoch 1291 durch ein mit den Ständen vereinbartes Gesetz die weitere Anhäufung des Grundbesitzes in der Toten Hand. Die zweite Hälfte seines Lebens war von Kämpfen mit seinem Sohne Alfons IV. erfüllt, welchen er zu Gunsten eines Nebensohnes beeinträchtigen wollte, sodaß wiederholt Portugal auseinanderzufallen drohte. D. starb 7. Jan. 1325. Erst nach seinem Tode versöhnten sich die Brüder und Alfons IV. wurde König des ganzen Landes. D. ist der Gründer der Universität Coimbra.

Dionysos, in der griech. Mythologie der Gott des Naturseegens, s. Bacchus.

Diophantus (grch. Diophantos), einer der ausgezeichnetsten griech. Mathematiker, der wahrscheinlich um 360 n. Chr. in Alexandria lebte.

lan rühmt ihn gewöhnlich als den Erfinder der lgebra; wenigstens ist er unter den griech. Mathematikern, von denen Werke auf uns gekommen nd, derjenige, welcher zuerst in systematischer Weise die Algebra behandelt hat. Er beschäftigte ch nicht bloß mit algebraisch bestimmten, sondern uch mit algebraisch unbestimmten Gleichungen nd namentlich auf letzterm Gebiete war seine Thätigkeit eine bahnbrechende. Von seinem Werke „Arithmetica", in 13 Büchern, sind nur sechs und ußerdem ist eine Schrift über die Polygonalzahlen halten. Die besten Ausgaben besorgten Bachet Par. 1621) und Fermat (Toulouse 1670); ins eutsche wurde es übersetzt von Schulz (Berl. 821). Seine Schrift „De numeris polygonis" bertrug Poselger (Lpz. 1810) ins Deutsche. Vgl. esselmann, „Die Algebra der Griechen" (Berl. 842) und Cantor, „Vorlesungen über Geschichte r Mathematik" (Bd. 1, Lpz. 1880).

Diopsid, Varietät des Augit (s. d.).

Dioptas oder Kupfersmaragd, ein dem exagonalen System angehöriges, rhomboedrisch-tartoedrisches Mineral, meist als niedriges sechsseitiges Prisma oben mit rhomboedrischer Endigung usgebildet, durchsichtig bis durchscheinend, glasglänzend und von prachtvoll smaragdgrüner Farbe. ie Härte ist = 5, das spezifische Gewicht = 3,3 s 3,4. Der D. besteht aus 38,1 Proz. Kieselsäure, 0,4 Proz. Kupferoxyd, 11,5 Proz. Wasser, als chem. ormel = CuH_2SiO_4. Salpetersäure, Salzsäure der Ammoniak lösen ihn unter Abscheidung von Kieselsäuregallert. Das seltene schöne Mineral ndet sich im Kalkstein des Berges Altyn-Tübe, nem westl. Ausläufer des Altai, auch in den Goldseifen am Oni und an der Quelle der Muroschnaja; uerdings wurde es auch in der chilen. Cordillera wie am Gabun in Afrika angetroffen.

Diopter, s. unter Diopterlineal.

Diopterlineal ist ein Lineal (s. A B auf nachstehender Fig. 1) aus Messing zur Verzeichnung n Richtungen und Winkeln auf dem Meßtisch.

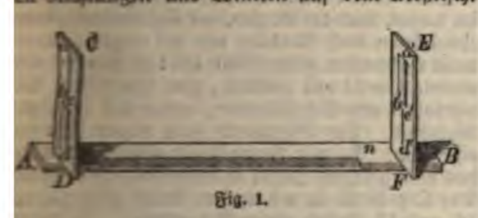


Fig. 1.

s ist 6 mm dick, 5 cm breit und 60—70 cm lang. egen jedes Ende hin trägt das Lineal eine gegen e Längskanten senkrecht gerichtete Messingplatte D, E F) mit Öffnungen zum Durchsehen. Es sind as die Diopter, mittels deren man das Lineal uf bestimmte Fernpunkte, Signale u. dgl. einvisiert. In die eine Platte ist ein kleines rundes och, oder, wie in der Figur, eine ganz feine Spalte geschnitten, in die andere ein etwas breiterer Spalt (a′ b′), in welchen von oben nach unten ein feines Haar parallel mit den Rändern gespannt t. Die engere Spalte ist beim Visieren dem Auge, er Spalt mit dem Haar dem Gegenstande (Objekt) ugewendet, daher heißt erstere Okulardiopter, ieser Objektivdiopter. Man bringt auch wohl, ie die Figur zeigt, in jeder Platte ein Okular- nd ein Objektivdiopter an, in der einen ist jenes berhalb, dieses unterhalb, in der andern umgekehrt, das Objektivdiopter oberhalb, das Okulardiopter unterhalb, um auch in entgegengesetzter Richtung visieren zu können (Rückwärtsvisur). Dem Okulardiopter a b in der Platte C D entspricht das Objektivdiopter a′ b′ in E F, dem Okulardiopter c′ d′ in E F das Objektivdiopter c d in C D.

Legt man das D. auf das mittels der Libelle horizontal gestellte Meßtischblatt und sieht durch das Okulardiopter nach dem Haar, so kann man durch Drehung des Lineals jedes ferne Objekt in die Sehlinie bringen und die Richtung durch eine auf dem mit Papier bespannten Meßtischblatt längs der Kante des Lineals gezogenen Bleilinie festlegen. Zu diesem Zweck ist die rechte Kante des Lineals abgeschrägt wie m n, und, um Spiegelung, die das Auge blenden würde, zu vermeiden, matt versilbert. Die Versilberung schützt das Metall zugleich vor Oxydation. Da von demselben Punkte aus, über welchem sich das Auge befindet, mehrere Objekte nacheinander anvisiert werden, muß der Ausgangspunkt dieser Richtungen auf dem Papier (dem Zeichenplane) genau verzeichnet sein und das Lineal darf sich bei der Wendung aus einer dieser Richtungen in die andere immer nur um diesen festen Punkt drehen. Um diese Operation zu erleichtern, steckt man in diesem Punkte eine Stahlnadel mit starkem Kopf in das Meßtischblatt und legt das Lineal beim Richten scharf gegen die Nadel an. Um die zu ziehende Bleilinie genau in die Ebene der



Fig. 2.

Diopter zu bringen, wird das Lineal so ausgeschnitten, wie vorstehende Fig. 2 zeigt, sodaß die zurücktretende Gerade genau in die genannte Ebene zu liegen kommt.

Dioptrie ist die Bezeichnung für den Wert einer Linse. Eine D. ist ein Ausdruck für eine Meterlinse von 1 m Brennweite (alte Nummer 38), 2 D. einer Linse von 2 m Brennweite (alte Nummer 19) u. s. w. Die gebräuchliche Abbreviatur dafür ist D. (Vgl. Brille, Bd. III, S. 542.)

Dioptrik (grch.) heißt derjenige Teil der Optik (s. d.) oder Lehre vom Lichte, welcher von der Brechung des Lichts beim Übergange desselben aus einem durchsichtigen Körper in einen andern, insbesondere von der Brechung in Linsengläsern, handelt. Der vorzüglichste Teil der D. ist die Theorie der Fernrohre (s. d.) und Mikroskope (s. d.), sofern diese beiden Instrumente nur Linsen von Glas, aber keine Spiegel enthalten. Um die Ausbildung der Theorie der D. haben sich außer dem Araber Alhazan (Anfang des 12. Jahrh.) und Kepler (1604), von dem der Name D. herrührt, noch Snellius (1621), Descartes (1637), Newton (1666), Huyghens (1704), Euler (1769—71), Fraunhofer (1814), Littrow (1830), Cauchy (1836), Gauß (1841—47) u. v. a. verdient gemacht.

Diopuld, ein im mittelalterlichen Deutschland viel gebrauchter Eigenname, besonders häufig in den Familien der Landgrafen von Leuchtenberg und der Markgrafen von Hohenburg oder Vohburg. Letztern hat man oft auch den in der Geschichte des Kaisers Heinrich VI. und seiner Nachfolger vorkommenden D. zugerechnet. Dieser war jedoch nur ein ritterlicher Dienstmann von Schweinspeunt (bei Lechsgemünd). Heinrich VI. machte ihn wegen seiner

wichtigen Dienste bei der Eroberung und Behauptung des Königreichs Sicilien 1197 zum Grafen von Acerra, Otto IV., welchem er sich gegen Friedrich II. und den Papst Innocenz III. anschloß, 1210 zum Herzog von Spoleto. Er konnte sich hier jedoch nach dem Abzuge Ottos nicht halten, geriet 1216 in die Gefangenschaft Friedrichs II. und soll, von diesem 1221 freigelassen, in den Deutschen Orden getreten sein. Sein Ende ist unbekannt; den Italienern war der wilde, unermüdliche Kriegsmann ein Schrecken.

Diorāma heißt ein Gemälde, worin die Änderungen der Beleuchtung, welche die verschiedenen Tageszeiten, die zunehmende und abnehmende Tageshelle in den dargestellten Gegenständen, Gegenden u. s. w. hervorbringen, künstlich nachgeahmt werden, wodurch die Täuschung des Beschauers um vieles erhöht und eine größere Natürlichkeit der Darstellung erzielt werden kann. In einigen Fällen ist damit das Verschwinden und Sichtbarwerden von Figuren verbunden. Der franz. Maler Daguerre (s. d.), nachmals als Erfinder der Lichtbilder noch berühmter geworden, hat auch 1822 das D. erfunden, das später von Gropius in Berlin so bedeutend vervollkommnet wurde, daß seine Schaustellungen zu den Sehenswürdigkeiten der Residenz zählten, bis der Apparat 1851 nach Petersburg ging. Das Wesentliche des Verfahrens liegt darin, daß die Bilderfläche auf beiden Seiten bemalt und sowohl durch zurückgeworfenes als durch hindurchgehendes Licht beleuchtet wird, indem das Bild auf der Vorderseite (der erste oder hellere Effekt) das Licht von vorn, und zwar möglichst von oben, das Bild auf der Rückseite aber (der zweite oder dunklere Effekt) von hinten durch vertikale Fenster erhält; die letztern müssen geschlossen sein, während das erste Bild betrachtet wird. Dadurch, daß man das Tageslicht durch farbige Gläser gehen läßt, kann man ihm einen beliebigen Farbenton geben, z. B. den roten, welcher der Morgen- und Abendröte entspricht. Von Wichtigkeit ist, daß man sich eines sehr durchsichtigen Stoffs bedient, dessen Gewebe möglichst gleichmäßig sein muß. Die Beifügung gewisser, mit dem dargestellten Gegenstande in Verbindung stehender Töne, z. B. Geläute, Rauschen des Windes u. s. w., ist zwar unwesentlich, kann aber dazu beitragen, den Zweck einer erhöhten Täuschung zu erreichen.

Diorismus (grch.), Begriffsbestimmung; **dioristisch**, begriffsbestimmend.

Diorit ist ein Eruptivgestein von dunkelgrüner Farbe (daher früher mit unter der Bezeichnung Grünstein einbegriffen), welches aus einem krystallinisch-körnigen Gemenge von triklinem Feldspat und Hornblende besteht, denen sich meistens Schüppchen von Chlorit und in gewissen, dann als **Quarzdiorit** bezeichneten Varietäten Körner von Quarz zugesellen. Bisweilen ist die Hornblende durch dunkeln Magnesiaglimmer vertreten, wodurch der **Glimmerdiorit** entsteht. Accessorisch finden sich Orthoklas, Augit, Epidot, Apatit, Titanit, Magnetit, Pyrit, Titaneisen. Werden die Individuen der aufgezählten Gesteinsgemengteile so klein, daß sie mit bloßem Auge nicht mehr zu unterscheiden sind, so nennt man das entstehende, fast dichte Gestein **Dioritaphanit**. Sind in letzterm einzelne große Feldspat- und Hornblendekrystalle ausgeschieden, so heißt das Gestein **Dioritporphyr**. Der D. bildet Gänge und Stöcke, und zwar meist im Gebiete archäischer Formationen, so bei Freiberg, Ruhla, Brotterode, an der Roßtrappe, am Kyffhäuser, in Böhmen, in der Normandie und Bretagne.

Diorthōsis (grch.), Anordnung; in der Heilkunde soviel wie Orthopädie; **Diorthōta**, Streckbett.

Dioscorēa *L.*, eine zu Ehren des griech. Arztes und Schriftstellers Dioskorides benannte tropische Pflanzengattung, welche der kleinen monokotyledonischen Familie der Dioskoreen den Namen gegeben hat. Sie ist charakterisiert durch einen knolligen, oft sehr großen Wurzelstock und einjährige windende Stengel mit meist herzförmigen Blättern, getrennt-geschlechtigen Blüten und einer trockenen, dreifächerigen Kapselfrucht. Während einige ihrer Arten, wie D. nobilis *Versch.*, D. melanoleuca *Lindl.*, D. metallica *Lindl.*, D. multicolor *Lindl.* u. a. mit ihren prächtig gefärbten und gezeichneten Blättern zu den edelsten Gewächsen unserer Warmhäuser gehören, haben andere in ihrer Heimat wegen ihrer stärke- und kleberreichen Knollen nahezu die Bedeutung der Kartoffel, z. B. D. alata *Nees.* in Brasilien, D. sativa *L.* in Ostindien und in den Küstengegenden des tropischen Afrika, vor allen aber D. Batatas, die sog. Jamswurzel oder **Ignamen-Batate** (so genannt zum Unterschiede von Batatas edulis, der eigentlichen Batate), welche in Nordchina zu Hause ist. Als man bei der überhand nehmenden Erkrankung der Kartoffel nach einem Ersatz für dieselbe suchte, glaubte man ihn schon in diesem Gewächs gefunden zu haben. Aber weder ist dessen Kultur so einfach, noch die Ernte der bis 1 m tief senkrecht in den Boden eindringenden Knollen so leicht wie bei der Kartoffel, noch können dieselben in Betreff der Schmackhaftigkeit mit dieser rivalisieren. Es ist daher der Anbau der Ignamen-Batate nicht über Versuche hinausgekommen.

Dioscorēae, s. Dioskorēen.

Diós-Györ (spr. Diohsch-Djör), Marktflecken im ungar. Komitat Borsod, am Szinvabache, durch Zweigbahn nach Miskolcz mit der ungar. Staatsbahn verbunden, zählt (1880) 4374 E., und hat eine warme Quelle mit Heilbad, eine Glashütte, Papierfabrik und Eisenhämmer, ferner viel Obst- und Weinbau. Die Eisenwerke sind ungar. Staatseigentum. D. war ehemals ein befestigter Platz; das nahe gelegene Schloß ist schon längst eine Ruine. Der Ort hatte in der ungar. Kriegsgeschichte des 16. und 17. Jahrh. einige Bedeutung.

Dioskoreen (Dioscorēae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Sie umfaßt nur wenige Gattungen, deren Arten fast sämtlich den wärmern Gegenden angehören; in Europa kommt nur eine Art vor. Es sind meist krautartige perennierende Pflanzen, seltener Sträucher oder Halbsträucher; alle haben windende Stengel, die aus einer meist knollenförmigen Wurzel hervorsprossen. Die zwitterigen und regelmäßig gebauten Blüten sind klein und unansehnlich; sie bestehen aus einem sechsspaltigen Perigon, sechs Staubfäden und einem dreifächerigen Fruchtknoten, auf welchem drei Griffel stehen; sie sind fast sämtlich in Ähren oder in Trauben angeordnet.

Dioskorides (Pedanius), griech. Arzt, geb. zu Anazarbus in Cilicien im 1. Jahrh. n. Chr., durchreiste im Gefolge röm. Kriegsheere, wahrscheinlich als Arzt, viele Länder und sammelte dabei auf dem

er Kräuterkunde einen großen Schatz von
ngen und Kenntnissen. In seinem Werke
eria medica» faßte er die gebräuchlichen
Arzneimittel in zweckmäßiger Anordnung
. Im 7. oder 8. Jahrh. wurden zwei
n größern Werken entlehnte Schriften,
«Alexipharmaca», von den Giften und
gengiften, und «Theriaka», vom Biß gif-
e und den Heilmitteln dagegen, hinzuge-
wahrscheinlich echt hält Häser die Schrift
ta», von den leicht zu erhaltenden Heil-
Fast 17 Jahrhunderte hindurch behauptete
emlich unbestrittene Autorität in der Bo-
Arzneimittellehre, und noch gegenwärtig
solche bei den Orientalen. Die beste Aus-
Sprengel (griechisch u. lateinisch, 2 Bde.,
—30) geliefert.

uren (Διὸς κοῦροι, d. h. Söhne des Zeus)
öhnlicher Name für Kastor und Polydeu-
Castor und Pollux), die Zwillingssöhne
(s. d.). In der Ilias und Odyssee findet
Name nicht. In der Odyssee heißen sie
en als Söhne des Tyndareos, des Ge-
r Leda. Nach Hesiod dagegen sind beide
s Zeus. Nach der gewöhnlichen nach-
en Auffassung hat Kastor den Tyndareos,
es den Zeus zum Vater; jener ist sterblich,
sterblich. Als über eine von den D. und
retiden gemeinschaftlich geraubte Rinder-
er nach andern wegen der von den D. den
den (Idas und Lynkeus) geraubten Leu-
(Töchter des Leukippos, Bruders von
) zwischen den beiden Zwillingspaaren
sbrach, ward Kastor von Idas getötet,
Polydeukes den Lynkeus erlegte und ein
von Zeus Idas erschlug. Da aber Zeus
tte des Polydeukes, ihn mit seinem Bruder
lassen, ihm die Wahl ließ, entweder be-
lein im Olymp zu wohnen oder mit sei-
der zusammen je einen Tag im Olymp,
en in ihrem Grabe zu Therapnä (oder in
welt) zuzubringen, wählte der treue Bru-
etztere und so wurden sie beide einen Tag
andern abwechselnd sterblich und unsterb-
sie auch die Odyssee kennt, während sie
Ilias beide tot sind. In späterer Zeit
n an, daß abwechselnd immer ein Bruder
p, der andere in der Unterwelt verweile.
nahme entstand wohl im Zusammenhang
aß man zwischen ihnen als Göttern des
s und der Abenddämmerung einen be-
Unterschied machte, und sie dann auch
gen- und Abendstern deutete.

nglich sind beide Zwillinge wie die ind.
welche aus einer ähnlichen, den indoger-
kern gemeinsamen Grundanschauung her-
gen sind, zusammen Götter des am Mor-
uchtenden und hernach auch des am Abend
rblassenden Himmelslichts, und wurden
h als Schutzgötter der Schiffer im Sturm
Helfer in der Schlacht in verschiedenen
Griechenlands, besonders auch in Sparta
n, wo sie Anakes hießen, und ebenso in
ttlich verehrt, wo sie seit alten Zeiten na-
als ideale Vorbilder des Ritterstandes in
ren standen. Man glaubte sie bei Stür-
Elmsfeuer (s. d.) zu erblicken und in ver-
großen Schlachten sollten sie sich Grie-
Römern in Person hilfreich erwiesen und
dann wunderbar rasche Botschaft vom Siege gebracht haben. Die Sage berichtet auch von der Teilnahme der D. an den Unternehmungen anderer Heroen, an der Jagd des calydonischen Ebers, wie am Argonautenzug; in Attika erzählte man namentlich auch von ihrem Zuge gegen Theseus, um ihre von diesem geraubte Schwester Helena zurückzuholen. Zur Zeit der Sommersonnenwende pflegte man die D. zu festlicher Bewirtung an reichbesetzten Tischen (Xenien und Theoxenien) einzuladen, wozu sie nach griech. Glauben zu Zeiten auch sichtbar sich einfanden.

Die D. waren in Sparta seit den ältesten Zeiten durch zwei mit Querhölzern verbundene Balken symbolisch dargestellt. Die Kunst bildete sie als zwei rüstige Jünglinge mit oder ohne Pferde, gewöhnlich mit Schifferhüten auf dem Kopfe und mit am Hinterhaupte anliegendem, um Stirn und Schläfe in starken Locken hervortretendem Haar. Berühmt sind die kolossalen Statuen der pferdebändigenden D. auf dem danach benannten Monte-Cavallo vor dem Palazzo Quirinale (jetzt Regio) in Rom, die einst vor den hier gelegenen Thermen des Konstantin standen. Gewöhnlich sind beide D. gleichmäßig dargestellt. In einigen Bildwerken aber erscheinen sie, wie schon in einem Homerischen Verse, verschieden gebildet. Während Kastor stets vorzugsweise reisiger Jüngling, Rossebändiger ist, erscheint Polydeukes als Faustkämpfer. Namentlich finden sich Darstellungen des Faustkampfes von Polydeukes mit Amykos und von der Fesselung des besiegten Königs durch den D. auf dem Zuge der Argonauten. Vgl. Myriantheus, «Die Açvins oder arischen Dioskuren» (Münch. 1876) und Deneken, «De Theoxeniis» (Berl. 1881).

Dioskurias, eine von Milet aus gegründete griech. Kolonie an der Ostküste des Pontus Euxinos (des Schwarzen Meers), nahe der Mündung des Flusses Korax, welche durch den Verkehr mit den kaukasischen Bergvölkern, deren Produkte (Flachs, Hanf, Schiffbauholz, Wachs, Pech) sie exportierte, reich und blühend geworden war und noch in der röm. Kaiserzeit, wo sie (seit Trajan) den Namen Sebastopolis führte, in Ansehen stand. Ihre Trümmer tragen noch jetzt den Namen Iskuria.

Diosma *L.*, Pflanzenfamilie aus der nach ihr benannten Familie der Diosmeen, deren Arten, sämtlich Sträucher vom Vorgebirge der Guten Hoffnung, wegen des aromatischen Wohlgeruchs, den ihre drüsig punktierten Blätter aushauchen, bei uns den Namen Göttergeruch oder Götterduft erhalten haben. Sie sind Gewächshauspflanzen mit endständigen, gehäuften Blüten, welche aus einem fünfteiligen, mit dem fünflappigen Blütenboden verwachsenen Kelch und fünf weißen Blumenblättern bestehen. Am häufigsten kultiviert werden D. hirsuta *Thbg.* und D. alba *Thbg.* Früher rechnete man die Arten von Barosma ebenfalls zu D.

Diosmēen (Diosmēae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Die Arten derselben sind kleine Bäume oder Sträucher, die größtenteils im außertropischen Afrika und in Neuholland einheimisch vorkommen. Sie haben zwitterige und meist regelmäßig gebaute Blüten, die gewöhnlich aus einem fünfteiligen Kelch einer fünfblätterigen Blumenkrone, fünf Staubgefäßen und drei bis fünf Fruchtknoten bestehen. In neuerer Zeit rechnet man häufig die D. zur Familie der Rutaceen, mit denen sie jedenfalls nahe verwandt sind.

Diosmin, s. unter Barosma.

Diospolis, d. i. Stadt des Zeus, wurde in der spätern röm. Kaiserzeit der von nachexilischen Benjaminiten bewohnte Ort Lod, grch. Lydda, genannt, der seine Bedeutung seiner Lage an der großen ägypt.-syr. Karawanenstraße, 18 km südöstlich von Jaffa, verdankt. Hier fanden sich sehr früh Christen, und, obwohl durch Cestius Gallus zur Zeit Neros niedergebrannt, wurde D. doch bald wieder Hauptstadt eines Bezirks von Judäa, später berühmt als Sitz einer rabbinischen Gelehrtenschule und frühzeitig, wie wiederum zur Zeit der Kreuzzüge, Sitz eines christl. Bischofs. Seit der Gründung des benachbarten Ramle (716 n. Chr.) und seit dem Mittelalter, wo es mehrfach zerstört wurde (1191 durch Saladin und 1271 durch die Mongolen), gelangte es jedoch zu keiner Blüte mehr. Die mittelalterliche St. Georgskirche, deren Ruinen im Süden des heutigen Dorfes Ludd noch vorhanden sind, soll hier, am angeblichen Geburtsorte des heil. Georg, auf des Märtyrers Grabe erbaut worden sein. Im J. 415 fand zu D. eine Kirchenversammlung statt, auf welcher sich Pelagius vertheidigte.

Diospolis (magna) ist auch der griech. Name für Theben (s. d.), die alte Hauptstadt Oberägyptens, sowie für den etwas weiter nördlich am Nil gelegenen Hauptort eines oberägypt. Nomos.

Diospyros *L.*, Dattelpflaume, eine schon den alten Griechen bekannte Pflanzengattung aus der Familie der Ebenaceen (Ebenholzgewächse), deren der Mehrzahl nach zwischen den Wendekreisen wachsende Arten Sträucher und Bäume sind, welche sich durch ein sehr hartes Holz auszeichnen. Sie haben abwechselnde, zweizeilig angeordnete, längliche und ganzrandige Blätter und blattwinkelständige, gehäuft stehende, diöcische Blüten mit glockig-fünflappiger Blumenkrone. Die männlichen Blüten besitzen einen glockigen fünfzähnigen Kelch und acht Staubgefäße, die weiblichen einen vierspaltigen Kelch und einen kugeligen, fünf pfriemenförmige Griffel tragenden Fruchtknoten, aus welchem sich eine am Grunde von dem vertrockneten Kelch umhüllte Beere entwickelt.

Die bekannteste Art ist D. Lotus *L.*, ein in Nordafrika und dem Orient wild vorkommender, in Südeuropa hier und da angebauter und verwilderter, oft stattlicher Baum mit graugrünem Holz, eilanzettförmigen, spitzen, feinbehaarten Blättern, kleinen grünlichen Blüten und bläulichschwarzen, einer kleinen Kirsche gleichen, eßbaren Beeren. Diese Beeren sind, wenn sie längere Zeit gelegen oder einen Frost erlitten haben, wohlschmeckend; sie werden teils roh gegessen, teils bereitet man aus ihnen eine Art von Wein. Sie sollen die Frucht sein, welche das fabelhafte Volk der Lotophagen, zu denen Odysseus auf seiner Irrfahrt gelangte, als Nahrungsmittel benutzte. Viel größere und süßere Früchte liefert der in China und Japan wachsende D. Kaki *L. Fil.* Seine Beeren haben die Größe einer Pflaume und eine gelbe Farbe. Auch in Amerika gibt es Arten dieser Gattung. Bekannt ist D. virginiana *L.*, die Persimonpflaume, ein bis 20 m hoher Baum mit herben Früchten, welche einen vortrefflichen Branntwein liefern und auch zu Kuchen benutzt werden. Seine sehr bittere Rinde dient in Nordamerika als Mittel gegen Diarrhöe und Wechselfieber. Eine andere ostind., besonders auf Ceylon häufig vorkommende Art, D. Ebenum *Retz.*, liefert das Ebenholz. Dieselbe wird über 12 m hoch, hat eine dunkelschwarze Rinde, eiförmige, fast lederartige Blätter, weiße Blüten und graubraune, olivenartige Früchte. Sein tiefschwarzes, feines, hartes und schweres Holz ist bekanntlich als Möbelholz sehr geschätzt und wird wegen seines hohen Preises von den Tischlern häufig betrüglicherweise durch das schwärzliche Kernholz des Bohnenbaums (s. Cytisus) ersetzt. Auch andere Diospyrusarten liefern Ebenholz, so die ebenfalls in Indien und auf den ind. Inseln vorkommenden Arten D. ebenaster *Retz.* und D. melanoxylon *Roxb.*, ferner die auf Reunion und Isle-de-France wachsende D. melanidea *Poir.* Das sog. grüne Ebenholz stammt von der ostind. Art D. chloroxylon *Roxb.*

Diószeg (auch Er-Diószeg), Marktflecken im ungar. Komitat Bihar, mit (1880) 5458 E., Magyaren und Rumänen, der reform., kath. und griech.-orient. Kirche angehörig. Der Ort besitzt ein ausgedehntes, sehr fruchtbares Weichbild; man erzeugt vortrefflichen Tabak, Weizen, insbesondere aber ausgezeichneten Wein (Ermelleker). D. hat auch eine Winzerschule und besitzt fünf volkreiche Pußten: Szent-Egyed, Hertrek, Kis-Janka, Ferenczmajor und Sárfö.

Diotima, in Platos Dialog «Symposion» der ohne Zweifel erdichtete Name der Priesterin zu Mantinea, von welcher Sokrates die ihm in diesem Dialog in den Mund gelegten Ideen über das Wesen der Liebe gehört zu haben vorgibt. — Unter dem Namen D. feierte der Dichter Hölderlin die von ihm leidenschaftlich geliebte Mutter seiner Zöglinge, Susette Borkenstein, geb. Gontard, in Frankfurt a. M.

Dion, Flecken im franz. Depart. Allier, Arrondissement Moulins, 5 km im ONO. von Dompierre, am Canal-latéral, an der Loire und an der Linie Moulins-Montchanin der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt 1500 E., welche Marmorbrüche bearbeiten. Dabei liegt die Cistercienserabtei Sept-Fonds, welche neuerlich von den Trappisten wieder eingerichtet worden ist, die daselbst eine Art von großer Musterlandwirtschaft eingerichtet haben.

Dipetālisch (grch.), mit zwei Blumenblättern versehen.

Diphilos aus Sinope, war nächst Menander und Philemon der bedeutendste Dichter der neuern attischen Komödie in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. Er verfaßte 100 Stücke. Von der Hälfte derselben sind noch die Titel bekannt und eine Anzahl größtenteils jedoch unbedeutender Fragmente erhalten. Außerdem sind zwei ganz und ein teilweise erhaltenes Stück des Plautus (s. d.) Bearbeitungen von Komödien des D., welche ihn als einen gewandten, geistreichen und witzigen, wenn auch nicht besonders originalen und erfindungsreichen Lustspieldichter erscheinen lassen. Seine Sprache war nicht ganz frei von Ausdrücken und Wendungen, welche die mustergültigen attischen Dichter nicht kannten oder vermieden, im übrigen aber einfach und elegant. Die Fragmente des D. stehen in den von Meineke und Bothe herausgegebenen «Poetarum comicorum graecorum fragmenta» (Par. 1855). Vgl. Meineke in der «Philolog. Wochenschrift», Bd. 2.

Diphtherītis oder Diphtherie (grch., von διφθέρα, Haut, Fell) heißt in der Medizin diejenige Form von Entzündung, bei welcher ein brandiger Zerfall des Gewebes der entzündeten Teile eintritt. Indem nämlich aus den feinsten Blutgefäßchen eine der Organisation unfähige Masse ausschwitzt und

bete Gewebe durchtränkt, wird zugleich
ähigkeit des letztern vernichtet, sodaß es
b zerfällt. In neuester Zeit nennt man
ern Sinne eine ansteckende oder wenig-
ische Krankheit, welche sich hauptsächlich
iphtheritische Entzündung der Schleim-
chlundes und Kehlkopfs verrät und sich
(s. d.) dadurch unterscheidet, daß die
Ausschwitzung nicht bloß, wie bei die-
e Oberfläche der Schleimhaut, sondern
h in das Gewebe derselben abgelagert
en brandigen Zerfall der Schleimhaut
Das eigentliche Wesen dieser auch unter
n der **bösartigen, epidemischen**
igen Mandel- oder Rachenbräune
aligna s. gangraenosa) bekannten Krank-
schon im Altertum bekannt und im 16.
den Spaniern unter dem Namen Garo-
ihrer großen Erstickungsgefahr gefürchtet
s zahlreicher Untersuchungen noch immer
en Punkten hinreichend erforscht. Nur
fest, daß die D. eine infektiöse Krankheit
ime in der unmittelbaren Nachbarschaft
n und seiner Wohnungen fortwuchern
daselbst latent und wirksam bleiben kön-
ß mikroskopisch kleinste, stäbchenförmige
(Microsporon diphtheriticum *Klebs*),
in außerordentlichen Mengen in den
chen Auflagerungen und den ausgehu-
branen vorfinden, die eigentlichen Trä-
zifischen Ansteckungsstoffs sind.
e in der Luft schwebenden Sporen dieser
pflanzlichen Organismen sich unter ge-
hältnissen in vorhandenen kleinen Ab-
und Erosionen der Mund- und Rachen-
einnisten und sich infolge der ihrer wei-
kelung günstigen feuchtwarmen Tem-
Mundhöhle rapid vermehren, erregen
in der befallenen Schleimhaut eine rein
ündung mit faserstoffiger Ausschwitzung
itische Membranen und Auflage-
Leichtere Grade dieser Entzündung kön-
der zurückbilden, ohne ernstere Folge-
veranlassen; in schwerern Fällen aber
griffene Schleimhautpartie ab, wird in
ten, schmutziggrauen, übelriechenden
wandelt und hinterläßt ein mißfarbiges
Geschwür, welches günstigenfalls allmäh-
terlassung einer Narbe verheilt. Doch
Krankheit durchaus nicht immer in der
Rachenhöhle lokalisiert; häufig genug
r Bedingungen, die noch nicht näher er-
Übertritt der massenhaft gewucherten
iepilze in die Lymphgefäße und von
Blutstrom und erzeugt so, nicht selten
chender Schnelligkeit, eine heftige allge-
tion des Körpers, welche zumeist durch
es Blutes, Lähmung des Nervencentral-
der des Herzens oder durch schwere Nie-
g zum Tode führt.
htheritische Ansteckungsstoff ist
e in den diphtheritischen Membranen
en Gewebsfetzen, sowie in dem Auswurf
atmungsluft der Kranken enthalten und
durch eine außerordentlich große Zähig-
uerhaftigkeit aus, sodaß er noch nach
Räumen, in denen er sich einmal ent-
seine deletären Wirkungen entfalten
Stand und kein Lebensalter ist vor sei-
ner Einwirkung sicher, doch werden vorwiegend Kinder, namentlich in den ersten sechs Lebensjahren, von der D. ergriffen, offenbar weil ihre zartern, weichern und leichter vulnerabeln Schleimhäute weniger Widerstandsfähigkeit besitzen. Ärzte und Pflegerinnen, welche mit Diphtheriekranken in nächste Berührung kommen, fallen nicht selten der Krankheit zum Opfer. Von Zeit zu Zeit nimmt die D., namentlich in größern Städten, epidemische Verbreitung an, ohne daß es immer gelingt, äußere Ursachen dafür aufzufinden.

Was den **Verlauf** der D. anlangt, so beginnt die Krankheit zumeist plötzlich mit Fieber, Frösteln und Mattigkeit, Schlingbeschwerden, Schwellung der Kieferlymphdrüsen und weißlichen, sich ziemlich schnell ausbreitenden Auflagerungen auf die Schleimhaut der Mandeln und des Rachens. Diese weißlichen Flecken lassen sich nicht wegstreichen, und wenn man sie gewaltsam entfernt, bleibt eine wunde, leicht blutende Stelle zurück. Sich selbst überlassen, zerfallen sie oder lösen sich ab und hinterlassen ein mißfarbiges, übelriechendes Geschwür. Pflanzt sich die Entzündung und die Bildung dieser Auflagerungen bis auf den Kehlkopf fort, so tritt bald völlige Stimmlosigkeit, pfeifendes Atmen und bei kleinen Kindern leicht Erstickung ein. Die D. der Nasenhöhle gibt sich durch Nasenbluten und stinkenden jauchigen Ausfluß aus den Nasenlöchern zu erkennen. Durch die Aufnahme des diphtheritischen Giftes in die Blutmasse kommt es nicht selten zu Nierenentzündung mit Albuminurie und nachfolgender Harnstoffvergiftung des Blutes. Aber auch durch allgemeine Erschöpfung der Lebenskräfte oder durch plötzlich eintretende Herzschwäche kann die Krankheit in kürzester Frist zum Tode führen. Häufig bleiben langdauernde, mehr oder weniger bedeutende Lähmungen, insbesondere der Sprachorgane und der Beine, zurück, die jedoch gewöhnlich nach und nach ohne dauernde Folgen wieder verschwinden. Am lästigsten ist die Lähmung des Gaumensegels, wodurch genossene Flüssigkeiten in die Nasenhöhle gelangen und das Schlingen bisweilen so erschwert wird, daß man zur künstlichen Ernährung vermittelst der Schlundsonde seine Zuflucht nehmen muß.

Hinsichtlich der **Verhütung** der D. sind die Beschaffung einer trockenen, sonnigen und hinreichend geräumigen Wohnung, ausgiebige und fleißige Ventilation und die sorgfältige Desinfektion aller Abfallstoffe und Fäulnisherde von der allergrößten Bedeutung, da feuchte, dumpfe und überfüllte Wohnräume die Entwickelung des Ansteckungsstoffs in hohem Grade befördern können; daneben können eine vernünftige Abhärtung der Kinder durch kalte Waschungen des Halses und kalte Gurgelungen mit Wasser oder Kochsalzlösung sowie die sorgfältige Behandlung aller chronischen Mandel- und Rachenerkrankungen nicht dringend genug empfohlen werden. Ist ein Familienglied an D. erkrankt, so sind die gesunden Kinder am besten ganz aus dem Hause zu entfernen und erst dann wieder zurückzuführen, nachdem die Wohnung auf das sorgfältigste gereinigt, desinfiziert und gelüftet ward. Zur Desinfektion der Wohnräume und Mobilien eignen sich am meisten stärkere Carbolsäurelösungen und die schweflige Säure (durch Verbrennen von Schwefelfäden erzeugt); Betten und Kleidungsstücke sind längerer Trockenhitze oder Schwefelräucherungen auszusetzen, minder wertvolle am besten zu verbrennen.

Die **Behandlung** der D. hat vor allen Dingen dahin zu streben, die weitere Entwickelung der eingedrungenen Diphtheriepilze zu verhindern und die durch sie unterhaltenen Fäulnisvorgänge auf der Mund- und Rachenschleimhaut möglichst zu beschränken. Zu diesem Zwecke dienen Betupfen der Auflagerungen mit konzentrierten Carbol- und Salicyllösungen, Einblasungen von Schwefelblüten und Benzoësäure, Spülwässer von chlorsaurem oder übermangansaurem Kali sowie Inhalationen von Carbolsäure, Thymol, Eukalyptol, Salicylsäure, Sublimatlösung und andern antimykotischen (pilztötenden) Mitteln. Daneben bleibt es eine wichtige Aufgabe des Arztes, die Kräfte des Kranken durch Darreichen von China- und Eisenpräparaten, von starkem Wein und kräftiger Nahrung aufrecht zu erhalten und das vorhandene Fieber durch kalte Bäder und Einpackungen, Chinin und andere antipyretische (fieberwidrige) Heilmittel zu bekämpfen. Jede schwächende Behandlung, zumal Blutentziehung, muß unter allen Umständen unterbleiben, da sie die Lähmung der ohnedies geschwächten Herzthätigkeit nur befördern würde. Bei hochgradiger Verengerung des Kehlkopfes und dadurch entstehender Erstickungsgefahr ist nur von der rechtzeitigen Ausführung des Luftröhrenschnittes oder der Tracheotomie (s. d.) Rettung und Hilfe zu erwarten. Gegen die zurückbleibenden diphtheritischen Lähmungen werden die Anwendung von Elektricität, Einspritzungen von Strychnin, kalte Douchen und Seebäder empfohlen.

Diphthong (grch.), d. h. Doppellauter, nennt man in der Grammatik die Verbindung zweier ungleichartiger Vokale (a—u, a—i, e—u, e—i, o—u, o—i u. s. w.), die in der Aussprache durch kontinuierliche Übergänge miteinander zusammenhängen, zwischen denen also keine Pause (Hiatus) stattfindet. Die Umlaute ä, ö, ü gehören nicht zu den D., weil sie einen einheitlichen Vokallaut darstellen. In sekundärer Weise entstehen D. auch durch Wegfall von Konsonanten zwischen Vokalen und durch lautlichen Wandel langer einfacher Vokale in Doppellaute, z. B. mittelhochdeutsch min, jetzt «mein», mittelhochdeutsch hûs, jetzt «Haus».

Diphyllisch (grch.), zweiblätterig (vom Blumenkelche gebraucht).

Diplasion (grch.), Doppelklavier, mit zwei gegenüberstehenden Klaviaturen, von denen jede ihre eigenen Saiten hat.

Dipleidoskop ist ein von dem engl. Chronometermacher Dent im J. 1844 angegebenes Instrument, welches zur Zeitbestimmung im bürgerlichen Leben dient. Es besteht aus drei zu einem gleichschenkeligen Prisma mit den Winkeln 90°, 45°, 45° zusammengestellten planparallelen Glasplatten, von denen die vordere durchsichtig, die beiden andern auf der hintern Fläche belegt sind. Wenn nun ein Sonnenstrahl auf die vordere unbelegte Glasplatte fällt, so entsteht zunächst ein Bild der Sonne durch unmittelbare Reflexion von der Vorderfläche der Platte, sodann auch ein zweites nach doppelter Reflexion an den innern Flächen der zwei belegten Platten. Beide Bilder müssen eine einander entgegengesetzte Bewegung der am Himmel fortrückenden Sonne zeigen und es müssen beide Bilder zusammenfallen, wenn die Sonne in demjenigen Vertikale steht, der durch die eine amalgamierte Platte geht, z. B. wenn die Sonne culminiert und die eine amalgamierte Platte in der Ebene des Meridians aufgestellt ist. Infolge der entgegengesetzten Bewegung beider Bilder ist dieses Zusammenfallen sehr scharf zu beobachten, und man kann daher die Zeit auf eine Sekunde genau mit diesem Instrument bestimmen, um so mehr, wenn man mit demselben noch ein kleines Fernrohr in Verbindung bringt.

Diploë (grch.) heißt in der Anatomie das schwammige, netzförmige Knochengewebe, welches sich in den sog. platten Knochen (wie in den Schädelknochen, dem Schulterblatt u. a.) zwischen zwei Tafeln harter Knochensubstanz befindet.

Diplom (grch.) bezeichnete zunächst ein aus zwei Täfelchen zusammengefügtes Schriftstück, dann aber ohne Rücksicht auf die Form bei den Römern gegen Ende der Republik und besonders während der Kaiserzeit ein von den Kaisern selbst oder höhern Staatsbeamten ausgefertigtes Schreiben, durch welches einzelnen Personen gewisse Vorrechte oder Vorteile zuerteilt wurden. Insbesondere führten diesen Namen die Empfehlungsschreiben, durch welche Kurieren und andern Personen, die im öffentlichen Auftrage reisten, auf den Stationen die nötigen Beförderungsmittel und Reisebedürfnisse zur Verfügung gestellt wurden. Im Mittelalter verschwand das Wort gänzlich aus der Geschäftssprache, denn die Urkunden, deren wissenschaftlicher Bearbeitung später die Diplomatik (s. d.) ihren Namen verdankte, wurden damals mit den Namen charta, pagina, literae u. s. w. bezeichnet. Erst bei den Streitigkeiten über die Echtheit einzelner Urkunden im 17. Jahrh. kam das Wort wieder in Gebrauch, worauf es von Mabillon durch dessen Werk «De re diplomatica» in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch und von Joachim in die deutsche Sprache eingeführt wurde. Mabillon verstand unter diploma alle amtlichen Urkunden, insbesondere aus älterer Zeit. Da er aber in seinem Werke vorzugsweise nur von königlichen D. gehandelt hatte, so gab dies später Veranlassung, nur Ausfertigungen der Könige und Kaiser als diplomata zu betrachten, die Ausfertigungen der Päpste aber bullae, die geringerer Personen geistlichen und weltlichen Standes literae zu nennen. Andere wollten den Begriff des D. auf mit einem öffentlichen Siegel versehene Schriften, andere auf Schriften etwa bis zu Ende des 15. Jahrh., noch andere auf Pergamentschriften beschränkt wissen. Seitdem die Diplomatik in deutscher Sprache bearbeitet und für diploma das Wort Urkunde eingeführt wurde, erweiterte sich wieder der Begriff des Wortes D. oder Urkunde, jedoch in so schwankender und ungehöriger Weise, daß z. B. nach Gatterers Definition sich fast alles Geschriebene als diplomata würde betrachten lassen. Die wissenschaftlich geschulten Archivare der jüngsten Zeit beschränken jedoch den Begriff der Urkunde (wofür nur noch selten das Wort D. gebraucht wird) auf diejenigen im Wege der Geschäftsführung entstandenen Schriften, welche zur Erinnerung oder Beglaubigung irgend eines Beschlusses oder Vorgangs von seiten der dabei Beteiligten absichtlich und beweiskräftig aufgesetzt sind. Alle übrigen, in unsern Archiven niedergelegten Schriftstücke werden dann unter dem Namen Akten zusammengefaßt. Zu letztern gehören somit auch die wichtigen Aufzeichnungen über Besitz-, Dienst-, Rechts- und Personalverhältnisse, als z. B. die Schenkungsbücher (Codices traditionum), die Heberollen, die Sal-, Lager-, Grund- und Flurbücher, die Weistümer, Willküren, Marktrechte u. dgl. Das Wort D. selbst

gegenwärtig nur in beschränkterer Bedeu- r Adelsbriefe sowie für die Urkunden über ng akademischer Würden, die Aufnahme in Gesellschaften u. s. w. in Gebrauch erhalten.

lomataria, s. Chartularia.

lomatie (grch.), Inbegriff der bei dem völ- lichen Verkehr zwischen civilisierten Staaten en Regeln und Grundsätze, Staatsunter- ngskunst, auch Wesen, Handlungsweise eines aten. Der Name gehört den modernen Zei- die Sache ist alt; denn die diplomatischen und die Unverletzlichkeit der diplomatischen en sind die ältesten und allgemeinsten Spu- Völkerrechts. Schon die altorient. Kultur- dann die Republiken des klassischen Altertums n der fortgeschrittenen Periode ihrer polit. elung die Mittel des gegenseitigen Verkehrs Staaten und Völkern ausgebildet und zu ewissen Grade der Vollkommenheit geführt. schichte des Peloponnesischen Kriegs, selbst en des Verfalls von Hellas bieten so gut dafür wie die Geschichte der Römer, deren tische Kunst oft nicht minder durch Geschmei- als durch gebieterischen Trotz ausgezeichnet uch das Mittelalter hatte seine Diplomaten- auf die ein Teil des altröm. Geistes über- n schien, in der röm. Kirche, und selbst der staat entlehnte seine Meister auf diesem Ge- em Kreise des Klerus. Der Verfall des alters war durch die regere Entwickelung der en Staatenkörper, durch ihre selbständige Gestaltung, durch das schärfere Hervortreten sonderten Interessen bezeichnet, und aus der terlichen Allgemeinheit wuchs die staatliche und Mannigfaltigkeit hervor, welche die age der modernen polit. Ordnung bildet. Verhältnis, als dieser Umschwung eintrat, s auch wichtiger, sowohl über die Zustände vegungen im Innern der verschiedenen Staa- auch über ihre gegenseitigen Beziehungen in und ununterbrochener Kenntnis zu bleiben. im Laufe des 15. Jahrh. ist der Umschwung D., gleichzeitig mit dem allgemeinen Um- g der Verhältnisse, bemerkbar. Von Ita- o die klassische Bildung ihre ersten mächti- irkungen geäußert, breitet sich der Geist neuen staatsmännischen Kunst der Unter- g und Vertretung aus und gründet seine auf dem ganzen Festlande, am erfolgreich- dem Kreise mächtiger Praxis, deren Träger und seine Politik war.

es einerseits eine Wissenschaft der D., die dium des Staats- und Völkerrechts, der Statistik und Geschichte umfaßt, so liegt der andern Seite die wesentliche Bedingung tischen Erfolgs in jener Kunst, seinen Zweck chen, die man aus bloß wissenschaftlichen sich nie erwerben mag. Die feine psychol. die es versteht, Menschen zu gewinnen und , Raschheit und Ausdauer, Geschmeidigkeit igkeit werden nicht erlernt, sondern angebo- im Leben selbst ausgebildet. Jene steifen , die prätentiöse Etikette und alle die Klein- des Vorrangs, die so viel Mühe und Kunst lomaten des 17. Jahrh. in Anspruch nah- aren für die großen Diplomaten jener Zeit hlerwogene und sehr geschickt gebrauchte um Zwecke. Dieselben wurden nicht erst n Wiener Kongreß beseitigt, auch nicht durch die neuen Bestimmungen des Aachener Kongresses über die Gesandtenklassen. Ein freierer Geist des sozialen Lebens und das Aufkommen anderer Mittel für dieselben Zwecke hatten sie schon früher entfernt oder doch beschränkt, und namentlich hatte die Zeit Friedrichs II. hierbei das meiste gethan. Die Aufgabe des Diplomaten der Gegenwart ist in mancher Hinsicht vereinfacht, insofern die Politik nicht mehr so ausschließlich wie früher persönliche und höfische Angelegenheiten betrifft, insofern die Öffentlichkeit, die parlamentarischen Institutionen auf die Bedeutung des diplomatischen Verkehrs mächtig eingewirkt haben. Allein auf der andern Seite ist die Aufgabe der D. schwieriger und ernster geworden. Außer der Kenntnis des Staatsrechts, der polit. Lage und Parteien im Innern der Staaten ist eine genaue Einsicht in die wirtschaftlichen und nationalen Interessen unentbehrlich. Der höhere Diplomat muß gegenwärtig mitten im Strome der geistigen Bewegung stehen; er muß die großen Fragen der innern Politik, der Nationalökonomie, des sozialen Lebens in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen wissen und beherrschen. Solche Wissenschaft wird aber wieder nicht allein in der Schule, sondern hauptsächlich auch in der großen Bewegung des Lebens erworben und geübt. Einen Teil der völkerrechtlichen Bestimmungen, speziell das Gesandtschaftsrecht mit einigen Notizen über Herkömmliches und einigen Klugheitsregeln hat man in besondern Werken zusammengestellt. Dahin gehören: Wicquefort, «L'ambassadeur et ses fonctions» (2 Bde., Par. 1764); (Graf Garden,) «Traité complet de diplomatie par un ancien ministre» (3 Bde., Par. 1833); Winter, «Système de la diplomatie» (Berl. 1830); Martens, «Le Guide diplomatique» (5. Aufl., herausg. von Geffcken, 2 Bde., Lpz. 1864). Sammlungen diplomatischer Aktenstücke veröffentlichten unter andern die beiden Martens (s. d.). Die Zeitgeschichte behandeln Amyots «Archives diplomatiques» (seit 1861) und das «Staatsarchiv» von Aegidi und Klaubold (seit 1862).

Diplomatik (grch.) ist diejenige histor. Hilfswissenschaft, welche die Dokumente oder die im Geschäftswege entstandenen Schriftstücke früherer Zeiten verstehen, beurteilen und gebrauchen lehrt. Ihren Namen erhielt sie von der wichtigsten und schwierigsten Klasse dieser Dokumente, den Diplomen (s. d.) oder Urkunden, an denen sie auch zur Wissenschaft sich heranbildete und allmählich die gegenwärtige Ausdehnung und Bedeutung ihres Begriffs erreichte. Man hatte zwar schon seit dem Anfange des 16. Jahrh. geschichtlichen Werken Urkunden beigegeben; größere Bedeutung erlangten dieselben jedoch erst bei Gelegenheit der vielfachen, während des 17. Jahrh. in Deutschland erörterten staats- und fürstenrechtlichen Streitfragen (bella diplomatica). Der belg. Jesuit Dan. Papebroch machte den ersten Versuch einer wissenschaftlichen Behandlung der Urkunden und faßte die Ergebnisse seiner Forschung in einer Abhandlung zusammen, welche dem zweiten Bande der «Acta Sanctorum Aprilis» (1675) beigegeben ist. Der Umstand, daß hier die Echtheit der ältesten, namentlich vieler meroving. Urkunden der Abtei St.-Denis angezweifelt worden war, veranlaßte den gelehrten Benediktiner Mabillon, mit seinem berühmten Werke «De re diplomatica» (Par. 1681; mit Supplementen, Par. 1704; 2 Bde., Neap. 1789) zu antworten, das der neuen Wissenschaft den

Namen verlieh und deren eigentliche Grundlage wurde, ohne jedoch eine vollständige Behandlung derselben zu geben oder auch nur zu beabsichtigen. Nach Mabillon erfuhren auf lange Zeit hin nur die einzelnen Teile der D. entweder ganz neue Begründung oder weitere Ausführung und Bereicherung. So erweiterte der Engländer Madox die Formelkunde, brach Heineccius der Siegelkunde neue Bahn und behandelte Bessel, der Abt des Klosters Göttweih, die Spezialdiplomatik der deutschen Könige und Kaiser von Konrad I. bis Friedrich II. und begründete namentlich die diplomatische Geographie Deutschlands. Des letztern berühmtes «Chronicon Gotwicense» (2 Bde., 1732) wurde durch die diplomatischen Werke Heumanns (1745—53) gewissermaßen ergänzt. In Frankreich fügte Montfaucon die griech. Schriftkunde und Charpentier die Kenntnis der Tironischen Noten hinzu, denen die von Baring und Walther mit großem Fleiße gesammelten Buchstabenproben und Abkürzungen der lat. Schrift sich ergänzend anschlossen.

In Deutschland ward die D. auch unter die Gegenstände des Universitätsunterrichts aufgenommen und zu diesem Behufe von Eckhard (1742) und Joachim (1748) in Kompendien gebracht. Mit viel reichern Hilfsmitteln, aber im wesentlichen wieder von Mabillons Standpunkte aus, behandelten gleichfalls zwei Benediktiner, Tassin und Toustain, aufs neue die D. sehr ausführlich in dem noch immer unentbehrlichen «Nouveau traité de diplomatique» (6 Bde., Par. 1750—65; deutsch von Adelung und Rudolf, 9 Bde., Erf. 1759—69), während drei andere Benediktiner, Dantine, Durand und Clemencet, in der «Art de vérifier les dates» (1750) für die histor. und diplomatische Chronologie eine treffliche Grundlage schufen. Eine systematische Fassung der D. versuchte zuerst Gatterer seit 1765, dann mit etwas mehr Erfolg Gruber (1783) und Zinkernagel (1800). Eine größere Umgestaltung würde jedenfalls Schönemann herbeigeführt haben, wenn nicht dessen «Versuch eines vollständigen Systems der D.» (2 Bde., Hamb. 1800—1) wegen des frühen Todes des Verfassers unvollendet geblieben wäre. Seitdem wurde die D., die übrigens infolge der polit. Umgestaltungen in Deutschland viel an ihrer praktischen Bedeutung für die Entscheidung von Rechtsfragen verlor, nicht wieder in allgemeinen, das Ganze umfassenden Lehrbüchern bearbeitet. Dagegen fand sie seitdem nach einer andern Seite hin fruchtbare Pflege in der Verwaltung und Nutzbarmachung der Archive, welches beides nun mehr und mehr nach richtigen wissenschaftlichen Grundsätzen geschah. Unter die Früchte dieser Studien und Arbeiten sind namentlich die ausgezeichneten Urkundensammlungen und Regesten zu rechnen, welche in immer wachsender Zahl die sicherste Grundlage für geschichtliche Studien darbieten. Die D. der Karolinger und der deutschen Kaiser hat in neuester Zeit vorzüglich durch Th. Sickel und J. Ficker einsichtige Bearbeitung gefunden. Daneben wurden auch einzelne Zweige der D., wie die Schriftkunde durch Kopp u. a., die Sphragistik und Heraldik durch Melly, Bernd, den Fürsten zu Hohenlohe-Waldenburg u. a. gefördert, während mehrere Zeitschriften, wie die «Zeitschrift für Archivkunde, D. und Geschichte» von Höfer, Erhard und von Medem (1833—35) und die «Zeitschrift für die Archive Deutschlands» von Friedemann (1846—53) den fortlebenden Sinn für das Ganze der Wissenschaft bekundeten. Gegenwärtig enthalten besonders die «Archivalische Zeitschrift» von Löher und die «Mitteilungen des österr. Instituts für Geschichte» von Mühlbacher wichtige Beiträge zur D. Ihr dienen auch die von v. Sybel und Sickel herausgegebenen «Kaiserurkunden in Abbildungen». (S. Archiv.)

Diplomatisches Korps heißt die Gesamtheit der an einem Hofe beglaubigten Gesandten und andern diplomatischen Geschäftsträger. Erst seitdem es üblich geworden ist, ständige Gesandtschaften zu unterhalten, konnte man die zu ihnen gehörenden Personen als eine durch Beruf und gesellschaftliche Stellung gebildete Einheit auffassen; die Bezeichnung Diplomatisches Korps soll zuerst in Wien 1754 aufgekommen sein. Das Diplomatische Korps ist weder eine jurist. noch eine polit. Körperschaft und hat auch in der Regel keine Veranlassung zu irgend welcher Thätigkeit; allein es gibt in dem höfischen und polit. Leben bisweilen Gelegenheiten, bei denen es sich nicht um die Interessen eines oder mehrerer einzelner Staaten, sondern um die Stellung und Wirksamkeit der diplomatischen Vertreter überhaupt handelt und bei denen aus diesem Grunde das Diplomatische Korps als Gesamtheit behandelt wird oder selbst als solche in Thätigkeit treten kann. Dahin gehört z. B. der Empfang des Diplomatischen Korps seitens des Souveräns bei gewissen festlichen Gelegenheiten, bei der Neujahrsgratulation, Einladungen an das Diplomatische Korps zu Hoffesten, Einräumung einer besondern Tribüne oder Loge in dem Zuhörerraume der Parlamentsgebäude, in der Hofkirche u. dgl. Aber auch bei Verletzungen der durch das Völkerrecht gewährten Privilegien der diplomatischen Agenten oder bei völkerrechtswidrigen Gewaltakten einer Regierung kann wohl unter Umständen das Diplomatische Korps sich zu einer gemeinschaftlichen Vorstellung oder Protestation veranlaßt sehen; vielleicht auch in dem Falle, daß ein Mitglied des Diplomatischen Korps durch sein Verhalten sich gegen die Standesehre gröblich vergangen haben sollte. Wenn das Diplomatische Korps als Einheit auftritt, bedarf es eines Organs. Als solches fungiert der Doyen (Dekan) des Diplomatischen Korps; es ist dies in der Regel das nach der Anciennetät an diesem Hofe älteste Mitglied des Diplomatischen Korps, ohne daß aber im einzelnen Falle das Diplomatische Korps gehindert ist, ein anderes Mitglied mit seiner Führung oder Vertretung zu betrauen.

Diplopie (grch.), s. Doppelsehen.

Diplöse (grch.), Verdoppelung, namentlich von Krankheiten.

Diplosomie (grch.), Zwillingsmißgeburt, wobei zwei vollständig entwickelte Individuen an einer oder mehrern Stellen miteinander verwachsen sind.

Dipödie (grch.), d. i. Doppelfuß, auch Syzygie («Zusammenziehung»), heißt in der Metrik die Verbindung zweier Versfüße zu einer Einheit, z. B. ein Diiambus (Doppeliambus, ⏑ — ⏑ —), ein Ditrochäus (Doppeltrochäus — ⏑ — ⏑).

Dipoh, s. Depa.

Dipönos und Skyllis aus Kreta waren griech. Bildhauer, welche nach Plinius zuerst (seit etwa 580 v. Chr.) sich Ruhm durch Marmorstatuen erworben haben sollen. Doch kennt man von ihnen nur Schnitzwerke aus Holz, insbesondere solche aus Ebenholz, die zum Teil mit Elfenbein verziert waren, und andere aus vergoldeter Bronze, sodaß es zweifelhaft erscheint, ob sie auch Marmorwerke schufen.

Sie waren namentlich in Sikyon und außerdem in Argos, Tiryntḥ und Kleonä im Peloponnes und zu Ambrakia thätig. Ihr Hauptwerk in Sikyon scheint eine Gruppe gewesen zu sein, welche den Kampf zwischen Herakles und Apollon im Beisein von Athene und Artemis um den Delphischen Dreifuß darstellte. Von ihnen ging eine Schule aus, welche ebenfalls überwiegend Schnitzwerke und Bronzestatuen herstellte.

Dippel (Joh. Konr.), ein religiöser Schwärmer, geb. auf dem Schlosse Frankenstein bei Darmstadt 10. Aug. 1673, studierte zu Gießen anfangs Theologie, dann Medizin und Jurisprudenz. Später hielt er in Straßburg Vorlesungen über Astrologie, mußte aber bald die Stadt verlassen und trieb sich nun längere Zeit hindurch an verschiedenen Orten abenteuernd umher. Im J. 1695 veröffentlichte er unter dem Namen Christianus Demokritus die Schrift «Papismus Protestantium vapulans» («Das gestäubte Papsttum der Protestierenden»), in welcher er das orthodoxe Kirchentum, dem er bisher selbst angehangen hatte, aufs heftigste angriff. Seitdem wurde er von der erbitterten Geistlichkeit von Ort zu Ort verfolgt. Aus seinem Heimatlande Hessen vertrieben, lebte er in Berlin, Frankfurt a. M., Amsterdam, Leiden, wo er Doktor der Medizin wurde, und Altona. Wegen unehrerbietiger Äußerungen gegen die dän. Regierung auf Bornholm eingekerkert, brachte er sieben Jahre in Gefangenschaft zu und begab sich dann nach Schweden (1727), wo er sich durch glückliche Kuren ein solches Ansehen erwarb, daß ihn der König in einer schweren Krankheit nach Stockholm berief. Auf Andringen der Geistlichkeit mußte er indes auch Schweden bald wieder verlassen, ging dann nach dem Wittgensteinschen Schlosse Berleburg und starb daselbst 25. April 1734. Anfangs orthodox, später durch die Lektüre Spenerscher Schriften zum Pietismus geführt, wurde er zuletzt zum Freigeist und Vorläufer der Aufklärung, bekämpfte die Dogmen von der Inspiration der Bibel, von dem stellvertretenden Sühntod Christi und von der Rechtfertigung aus dem Glauben und setzte das Wesen der Religion in Liebe und Selbstverleugnung. Übrigens beschäftigte er sich auch mit Goldmachen, suchte den Stein der Weisen und besaß gelehrte Kenntnisse in der Chemie. Er war der Erfinder des (nach ihm benannten) ätherischen Tieröls und gab Veranlassung zur Entdeckung des Berlinerblau. Vgl. die Biographien D.s von Ackermann (Lpz. 1781); Klose in der «Zeitschrift für die histor. Theologie» (Jahrg. 1851); Buchner im «Histor. Taschenbuch» (Jahrg. 1858); Bruno Bauer, «Der Einfluß des engl. Quäkertums auf die deutsche Kultur» (Berl. 1878); Bender, «Johann Konrad D. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Aufklärung» (Bonn 1882).

Dippels Öl, Oleum Dippelii, Oleum animale foetidum, stinkendes Tieröl, wird als braunschwarze, ölige Flüssigkeit von widerwärtigstem Geruch bei der trockenen Destillation animalischer Stoffe, so als Nebenprodukt bei der Darstellung der Knochenkohle, gewonnen. Es fand in früherer Zeit vielfach Verwendung als Volksheilmittel, gegenwärtig dient es als Rohmaterial für die Darstellung des ätherischen Tieröls (Oleum animale aethereum), welches durch mehrfache Rektifikation daraus dargestellt wird.

Dippoldiswalde, Stadt im Königreich Sachsen, Regierungsbezirk Dresden, 18 km südlich von Dresden, in 357 m Höhe, an der Roten Weißeritz und an der Sekundärbahnlinie Hainsberg-Kipsdorf, in freundlicher Gegend gelegen, ist Sitz einer Amtshauptmannschaft und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 3321 E., welche starke Lohgerberei und Töpferei, Schuhmacherei, Strohflechterei, sowie Strohhutfabrikation, auch Anfertigung landwirtschaftlicher Maschinen betreiben. Das schönste Gebäude der Stadt ist die 1882 renovierte Nikolaikirche, eine dreischiffige, reinerhaltene Pfeilerbasilika aus dem 13. Jahrh.

Dipsaceen (Dipsaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 120 Arten, von denen einige durch ganz Europa, Asien und Afrika zerstreut sind, der größte Teil aber in den Mediterranländern vorkommt. Es sind meist einjährige oder perennierende krautartige Pflanzen, seltener Sträucher; sie haben gewöhnlich gegenüberstehende Blätter, die öfters am Grunde miteinander verwachsen sind. Die Blüten stehen dicht beisammen in Köpfchen, die mit einer Hülle versehen sind und deren Blütenboden nackt oder mit Spreublättchen besetzt ist. Durch diese Form des Blütenstandes erinnern sie sehr an die Gewächse aus der Familie der Kompositen, denen sie in der That auch in systematischer Beziehung sehr nahe stehen. Die einzelnen Blüten sind zwitterig und meist unregelmäßig gebaut, sie bestehen aus einem mit dem Fruchtknoten verwachsenen ganzrandigen oder in borstenförmige Zipfel geteilten Kelch, einer röhrigen Blumenkrone, deren Saum vier- bis fünfspaltig ist, deren Zipfel aber ungleich und manchmal zweilippig sind, vier Staubgefäßen und einem unterständigen Fruchtknoten; die Frucht ist eine Achene, die von einer trockenhäutigen Hülle umgeben und von dem aufsitzenden Kelch gekrönt ist. Zu den D. gehört die sog. Weberkarde, eine Art der Gattung Dipsacus (s. d.), die in der Tuchweberei ausgedehnte Verwendung findet.

Dipsacus *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Dipsaceen. Man kennt nur wenige Arten, welche teils in Europa, teils im tropischen Asien und nördl. Afrika einheimisch vorkommen. Es sind zweijährige oder perennierende krautartige Pflanzen, deren Blüten wie die der übrigen Dipsaceen in Köpfchen gestellt sind; die einzelnen Blüten sind durch lange, starre, mit steifen Haaren versehene Deckblättchen voneinander getrennt; sie haben vier Staubgefäße und einen unterständigen Fruchtknoten; die röhrenartige Blumenkrone ist vier- bis fünfspaltig und hat ungleiche Zipfel.

Die wichtigste Art ist die sog. Weberdistel, Weberkarde oder Kardätschendistel, D. fullonum *L.*; sie wächst im südl. Europa wild, wird aber wegen ihrer ausgedehnten technischen Verwendung vielfach kultiviert, so in Österreich, Schlesien, Sachsen, Bayern und Thüringen. Sie ist eine zweijährige Pflanze, welche zahlreiche große Blütenköpfe mit blaßrötlichen oder weißen Blumen besitzt, zwischen denen längliche zugespitzte, starre und mit einer hakig zurückgekrümmten Spitze versehene Deckblättchen stehen. Da diese steifen, spitzigen Deckblättchen eine bedeutende Festigkeit besitzen, so werden die abgeschnittenen unreifen Blütenköpfe unter dem Namen Rauhkarden oder Weberkarden zum Rauhen, Kardätschen wollener Zeuge und Strumpfwaren in der Industrie in großer Menge verbraucht. Die besten Karden werden aus Holland und Frankreich bezogen, wo sie ebenfalls im großen kultiviert werden.

Die Wirkung derselben besteht darin, daß durch die hakig gekrümmten Spitzen der Deckblätter feine Fasern aus dem Gewebe hervorgezogen werden und so durch eine gleichmäßige wollige Decke der Fadenverlauf verhüllt wird. In Deutschland kommt eine andere Art wild vor, die sog. **Waldkarde**, D. silvestris *L.*, mit rosenroten Blüten, deren Deckblättchen jedoch keine hakig gekrümmten Spitzen besitzen und deshalb nicht zum Kardätschen zu verwenden sind.

Dipsektor heißt ein von Wollaston (1817) konstruiertes, mit zwei Planspiegeln versehenes Winkelmeßinstrument, welches ganz auf demselben Prinzip beruht wie der von Newton (vielleicht auch von Hooke) erfundene und von Hadley (1731) ausgeführte Spiegelsextant und wie der Reflexionskreis. Der D. besteht im wesentlichen aus einem Fernrohr, vor dessen Objektiv ein ebener Spiegel unter 45° so aufgestellt ist, daß die eine Hälfte des Objektivs frei bleibt, derart, daß man nach einem entfernten Punkte direkt visieren kann, d. i. so, daß die Lichtstrahlen am Spiegelrande vorbei in das halbe Objektiv treten. Hierbei kommt also jener Spiegel noch gar nicht zur Wirkung, sondern erst mit Hilfe eines zweiten seitlichen Planspiegels, welcher um eine in seiner Ebene liegende Achse drehbar ist und von einem andern entfernten Punkte Lichtstrahlen empfängt, die er nach dem fixierten Spiegel reflektiert, von dem sie durch die andere Hälfte des Objektivs in das Fernrohr treten. Stehen nun die beiden Spiegel mit ihren das Licht zurückwerfenden Ebenen gegeneinander parallel, so gewahrt der durch das Fernrohr sehende Beobachter einen und denselben Punkt sowohl mittels der direkten, als auch mittels der gespiegelten Lichtstrahlen; eine mit dem drehbaren Spiegel verbundene Schiene zeigt dann nach dem Nullpunkte der zu diesem Instrumente gehörigen Kreisteilung. Der Drehspiegel hat also seine Anfangsstellung. Wenn jetzt dieser Spiegel gedreht wird, so bekommt der Beobachter vermöge der gespiegelten Strahlen einen andern Punkt zu sehen, als er mittels der direkten Strahlen wahrnimmt. Der reflektierte Strahl bildet dann mit dem direkten Visierstrahl einen Winkel, welcher, nach dem Gesetze für Drehspiegel, doppelt so groß ist als jener Winkel, um welche der Spiegel gedreht wurde. Bildet nun die Spiegelebene des Drehspiegels mit der fixen Spiegelebene einen rechten Winkel, so muß, nach jenem Spiegelgesetze, der reflektierte Strahl mit dem direkten Visierstrahl einen Winkel von 180° machen, d. h. die zwei beobachteten Punkte liegen einander direkt gegenüber. Ist z. B. der eine vorn der Nordpunkt, so ist der andere hinten der Südpunkt. Wenn nun ein Beobachter auf dem Meere den D. mit seinem Teilkreise in eine Vertikalebene legt, wobei die Spiegel gegeneinander rechtwinkelig gerichtet sind und er mit dem Fernrohre nach einem bestimmten Punkte visiert, so muß er, um einen direkt entgegengesetzt liegenden Zielpunkt wahrnehmen zu können, den beweglichen Spiegel etwas drehen. Daraus folgt, daß in solcher Weise die Depression (s. d.) des Horizonts auf dem Meere, der Küsten u. s. w., also auch der entsprechenden Entfernungen sich bestimmen läßt, indem jener beobachtete Drehwinkel die Depression mißt. Vorzüglich zu diesem Zwecke hatte Wollaston den D. bestimmt, der jedoch durch die viel präziser ausgeführten Reflexionskreise mehr als ersetzt ist.

Dipsodisch (grch.), durstig, dursterregend; **Dipsomanie**, Trunksucht, Säuferwahnsinn.

Diptam (Pflanzengattung), s. **Dictamnus**.

Dipteren (Diptera) oder **Zweiflügler** bilden eine außerordentlich umfangreiche Ordnung der Insekten, welche sich durch den Mangel der Hinterflügel auszeichnet, an deren Stelle die sog. Schwingkölbchen treten, d. h. feine, vorn zu einem Knopfe verdickte Stiele, welche entweder freistehen oder von einer Schuppe bedeckt sind. Die Vorderflügel sind meist sehr kräftig, häutig und von Längsrippen durchzogen, können jedoch zuweilen wegen ihrer Kleinheit nicht zum Fliegen gebraucht werden; höchst selten fehlen sie gänzlich. Der Kopf ist frei, die drei Brustringe miteinander verschmolzen, der Hinterleib bald mit seiner ganzen Breite angewachsen, bald gestielt. Der Körper ist meist, zuweilen selbst sehr dicht behaart. Die fünfgliederigen Füße tragen zwei Krallen und häufig noch Scheibchen oder Polster zum Anheften an glatten Flächen. Die Mundteile sind zum Saugen eingerichtet und bilden einen fleischigen oder etwas hornigen Schöpfrüssel, der in einem fleischigen Rand endet, sich knieförmig einknickt und in eine Grube zurückgezogen werden kann. Diesen Rüssel hat man, der an ihm befestigten Taster wegen, als eine zur Rinne verlängerte und von der Oberlippe bedeckte Unterlippe zu betrachten. Auf seiner Rinne bewegen sich die fadenförmigen oft zum Stechen tauglichen Ober- und Unterkiefer und die Zunge. Der Kopf trägt meistens sehr große, zusammengesetzte Augen, gewöhnlich drei Nebenaugen und Fühler von zweierlei Bildung, wonach man auch die ganze Ordnung in zwei Unterordnungen zerlegt hat: die **Langhörner** (Nemocera) mit langen, aus wenigstens sechs Gliedern zusammengesetzten Fühlern (hierher Mücken, Stechmücken, Schnaken, Gallmücken u. s. w.) und die **Kurzhörner** (Brachycera) mit kurzen, nur dreigliederigen Fühlern und einer Borste auf dem letzten Gliede (wohin die Bremsen, Schwebfliegen, Mord-, Fleisch-, Dasselfliegen u. s. w.). Füße sind sechs vorhanden, welche im ganzen wie bei den andern Insekten beschaffen sind. Die hierher gehörigen Insekten erreichen höchstens die Länge von 1,5 cm; viele sind nur unter einem starken Vergrößerungsglase deutlich erkennbar. Ungemein groß ist ihre Fruchtbarkeit. Man hat z. B. berechnet, daß von einer einzigen weiblichen Schmeißfliege, welche im April 80 Eier legt, während eines Sommers eine Nachkommenschaft von 8000 Mill. Individuen entstehen könne. Alle besitzen eine vollkommene Metamorphose, indem aus dem Ei zuerst eine gewöhnlich fußlose Larve, hier Made genannt, hervortritt, die sich meist von faulenden Stoffen, selten auch vom Raube nährt. Diese Made verpuppt sich später, meist in Gestalt eines sehr kleinen Tönnchens oder Fäßchens mit aufspringendem Deckel. Die vollkommenen Insekten werden den Menschen teils durch ihre Menge und Zudringlichkeit, teils durch schmerzhafte Stiche, welche sie verursachen, teils durch den Schaden, welchen sie den Feldfrüchten zufügen, sehr lästig, andererseits beseitigen aber auch ihre Larven eine Menge faulender Überreste und machen stehende Gewässer unschädlich, indem sie die fremden Beimischungen oder die Produkte der angehenden Zersetzung verzehren. Außer den oben angeführten Unterordnungen der Kurz- und Langhörner unterscheidet man noch die Unterordnung der **Puppengebärer** (Pupipara), meist parasitische, oft ungeflügelte Tiere (Lausfliegen, Fledermausläuse, bei welchen die Maden im Innern der Fortpflanzungs-

auskriechen, in einer Erweiterung derselben ...sgeschwitzte Flüssigkeit genährt und schließ... Puppen geboren werden, und die Unter... der Flöhe (Aphaniptera), stets flügel... Springbeinen und sehr abweichend gebil... undteilen.

...terocarpĕae, s. Dipterokarpēen.

...terocarpus *Gärtn.*, Pflanzengattung aus ... ihr benannten Familie der Dipterokarpeen. ...nt gegen 25 Arten, die sämtlich der Flora ...pischen Asien angehören. Es sind hohe, ... Harz führende Bäume mit lederartigen, ...nzrandigen Blättern und ziemlich großen, ...er rot gefärbten Blüten, die in Trauben ...net sind. Die meisten Arten kommen in ...nd Ostindien vor, von mehrern wird das ...rch Anbohren oder durch Einschneiden in ...e des Baumes gewonnen und vielfach tech... ...nlich wie der Kopaivabalsam (s. d.) oder ...n den Eingeborenen arzneilich zu Pflastern ...ben verwendet. Von der in Java wachsen... D. trinervis *Bl.*, die in den dortigen Ur... riesige Bäume bildet, wird von den Ein... ...n das Harz zu Fackeln verwendet, indem ...lätter der Bananenbäume (s. **Musa**) damit ...en. Ebenso liefern die in Java noch ein... ...en Arten D. retusus *Bl.*, D. litoralis *Bl.* ...chlich Harz, das ganz ähnlich wie das von ...ervis benutzt wird. Von einer in Ostindien ...den Art, D. turbinatus, die sich ebenfalls ...re außerordentliche Höhe auszeichnet, wird ...sam gewonnen, das sog. Wood oil oder Holzöl, ...nders zum Anstreichen von Häusern und ... benutzt wird. Dieselbe Art Balsam liefern ... alatus *Roxb.*, D. costatus *Gärtn.* u. a. ... kolossalen Stämmen dieser Bäume werden ... Eingeborenen große Kähne hergestellt, die ... Menschen fassen sollen.

...terokarpēen (Dipterocarpĕae), Pflan... ...ie aus der Gruppe der Dikotyledonen, deren ...gegen 110, sämtlich in den Tropengegenden ...nd Afrikas einheimisch vorkommen. Es sind ...he harzführende Bäume, seltener kletternde ...er, deren Blätter gewöhnlich ganzrandig ...ie Blüten bestehen aus einem röhrig oder ...rmig ausgebildeten Kelch, der in der Regel ...ie Frucht umschließt, fünf Blumenblättern, ...en, in mehrern Kreisen angeordneten Staub... ...und einem gewöhnlich dreifächerigen Frucht... ...auf welchem ein an seiner Spitze häufig drei... ... Griffel sitzt. ...en D. werden mehrere Arten technisch ver... ... die meisten liefern Dammaraharz, Kopal ...liche harzartige Körper, von einigen wird ... zu Bauholz oder zur Herstellung von ... benutzt, und von einer in Sumatra und ...wachsenden Art (s. **Dryobalanops**) wird ... gewonnen.

...tros (grch.), doppelsäulig, Bezeichnung für ...aude von zweifacher Säulenstellung; daher ...tempel, dipterale Anlage.

...ĕryx nannte Schreber eine im tropischen ...rika heimische Baumgattung aus der Fa... ...r Leguminosen. Ihre wenigen Arten ...fiederte Blätter, traubig angeordnete Blü... ...reiselförmigem, fünfzipfeligem Kelch, dessen ...ern Zipfel groß und flügelförmig sind (da... Name D., Doppelflügel), und längliche, ... Steinfrüchte. Letztere enthalten einen einzigen Samen mit harter Schale, die sog. **Tonkabohne** (Faba oder Semen Tonco). Man unterscheidet im Handel zwei Sorten, die holländ. und engl. Tonkabohnen. Erstere kommen von der in den Wäldern Guianas wachsenden D. odorata *Willd.*, einem stattlichen, 20—25 m hoch werdenden Baume mit grauweißer, glatter Rinde, fußlangen Blättern, deren Blattstiel geflügelt ist, endständigen Blütenrispen, rötlichen Kelchflügeln, violetten Blumenblättern und ovallänglichen Steinfrüchten; letztere sollen von der in Cayenne einheimischen D. oppositifolia *Willd.* herrühren. Die holländ. Tonkabohnen sind länglich, etwas plattgedrückt, bis 5 cm lang, mit netzrunzeliger schwarzer Haut bedeckt, gewürzhaft wohlriechend und aromatisch bitter, etwas scharf schmeckend, die englischen kleiner. Ihr Wohlgeruch und gewürzhafter Geschmack rührt von Cumarin (s. d.) her, das sich ziemlich reichlich in den Geweben der Bohnen vorfindet und beim Eintrocknen derselben zwischen der Samenschale und den Kotyledonen auskrystallisiert. Wegen ihres Gehalts an Cumarin werden die Tonkabohnen vielfach zur Herstellung von Parfümerien verwendet; auch benutzt man sie zur Fabrikation von Maitrankessenzen.

Diptōton (grch.), in der Grammatik ein Defektivum, welches nur zwei Casus hat.

Diptychen (grch., eigentlich Tafeln mit zwei Blättern) hießen in der alten Kirchensprache die Verzeichnisse der Personen, für welche kirchlich gebetet wurde. Dieselben zerfielen in ein Verzeichnis der Lebenden und ein Verzeichnis der Verstorbenen. Ursprünglich (schon im 2. Jahrh.) enthielten sie die Liste derer, welche Brot und Wein zur Abendmahlsfeier geliefert hatten, später nahm man die Namen auch von andern Wohlthätern der Kirche, von Bischöfen, Märtyrern, Kaisern u. s. w. auf. Die Auslöschung eines Namens aus den D. bedeutete die Aufhebung der Kirchengemeinschaft mit ihm. Die öffentliche Verlesung der Namen findet noch heute in der griech. und armen. Kirche statt, in der abendländischen ist sie seit dem 12. Jahrh. in Wegfall gekommen. Die D. sind zum Teil auch kunstgeschichtlich bedeutsam durch die auf ihnen angebrachten bildlichen Darstellungen.

Dirae (lat.), «die Schrecklichen», Beiname der [Furien.]

Dirâa, s. Draâ.

Diradiation (lat.), das Auseinandergehen der [Strahlen.]

Dirca *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Thymelaceen. Man kennt nur zwei Arten, die in Nordamerika einheimisch vorkommen; es sind strauchartige Gewächse mit zwitterigen regelmäßigen Blüten, die aus einem blumenkronenartig ausgebildeten Perianthium, acht Staubgefäßen und einem einfächerigen Fruchtknoten mit aufsitzendem, fadenförmigem Griffel bestehen. Von einer Art D. palustris *L.* werden die Bastfasern zur Herstellung von Tauen, Stricken u. s. w., die Zweige zu Flechtarbeiten verwendet.

Dirckinck-Holmfeld (Constant, Freiherr von), dän. Jurist und Publizist, geb. 24. Febr. 1799 zu Bocholt, kam früh nach Dänemark und war 1819—40 Beamter im Herzogtum Lauenburg. In zahlreichen Broschüren trat er sowohl gegen die Bestrebungen der Schleswig-Holsteiner als auch gegen die der dän. Nationalpartei auf; in der von ihm redigierten «Kopenhagener Zeitung» opponierte er der Partei der Eiderdänen so heftig, daß er (1861) vor der erregten Volksstimmung fliehen mußte.

Seitdem lebte er in Hamburg, wo er 3. Juni 1880 starb. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Essai historique sur la question de la succession du royaume de Danmark» (Kopenh. 1844), «Kritik der holstein. Rechtsverwahrung wider die Staatseinheit des dän. Reichs» (Altona 1845), «Dän. Zustände» (Altona 1846), «Der dän. Staat und die Separatisten» (Altona 1847), «Der deutsch-dän. Streit» (Hamb. 1861), «Geheime Note vom Dez. 1869, von den Beichtvätern der Kaiserin Eugenie an den Kaiser gerichtet, um ihn zum Krieg zu bestimmen» (Pinneberg 1874), «Das Unfehlbarkeitsdogma oder röm. Politik und Deutsches Reich» (Pinneberg 1875).

Dircks (Henry), Ingenieur und Schriftsteller, geb. 26. Aug. 1806 zu Liverpool, trat als Lehrling in ein großes ostind. Handelshaus, betrieb aber in seinen Mußestunden mit größtem Eifer chem., physik. und litterarische Studien, wie er sich auch mit Vorliebe der praktischen Mechanik widmete. Noch nicht 21 Jahre alt, hielt er Vorlesungen über Chemie und Elektricität, schrieb Abhandlungen, Kritiken und Erzählungen für verschiedene Journale und war namentlich einer der thätigsten Mitarbeiter der Zeitschrift «Mechanics' Magazine». Im J. 1837 wurde er lebenslängliches Mitglied der British Association, deren Verhandlungen er durch Mitteilungen über selbständige wissenschaftliche Versuche bereicherte, von denen besonders die Darstellungen von Geistererscheinungen durch optische Täuschung Aufsehen erregten. Gleichzeitig nahm er lebhaften Anteil an der Gründung und Leitung von Anstalten, welche die Bildung der arbeitenden Klassen zum Zweck hatten; eine Frucht dieser Bestrebungen war seine 1841 veröffentlichte Schrift über Volkserziehung. Nachdem er den kaufmännischen Beruf ganz aufgegeben, trat er 1842 als praktischer Ingenieur für Eisenbahn-, Kanal- und Bergbau auf und entfaltete als solcher eine erfolgreiche Thätigkeit, bis er sich 1858 ins Privatleben zurückzog. Als Mitglied zahlreicher gelehrten Gesellschaften beschäftigte er sich von da an fast nur noch mit schriftstellerischen Arbeiten der verschiedensten Art, sowohl wissenschaftlichen als rein litterarischen Charakters. So erschien von ihm «Perpetuum mobile, or search for self-motive power during the 17th, 18th and 19th centuries» (1861; 2. Aufl. 1870), «Contributions to a history of Electro-metallurgy» (1863), «The Ghost, as produced in the spectre drama» (1863), «The life, times and scientific labours of Edward Somerset, sixth Earl and second Marquis of Worcester» (1865), «Memoir of Samuel Hartlib, Milton's familiar friend» (1865), «Worcesteriana» (1866), «Inventors and inventions, a treatise on the law of patents» (1867), «Patent monopoly, letters to Lord Stanley» (1869), «The policy of a patent law» (1869), «Scientific studies or practical, in contrast with chimerical pursuits» (1869). Die bedeutendste seiner Schriften ist seine Arbeit über den Marquis von Worcester, welche namentlich als Quelle beim Studium der Entwickelungsgeschichte der Dampfmaschine benutzt wird. Rein belletristischen Charakter haben: «Joseph Anstey» (Novelle, 1863), «Nature study as applicable to the purposes of poetry and eloquence» (1869; 2. Aufl. 1870) und «Naturalistic poetry» (1872).

Direkte Rede (oratio directa), die Wiedergabe der Worte eines dritten in der Form, wie er sie selbst gesprochen (Gegensatz indirekte Rede, oratio indirecta).

Direkter Schuß heißt in der Ballistik der gegen ein freistehendes Ziel gerichtete flache Schuß. (S. Schießen.)

Direkte Steuern, s. unter Steuern.

Direktion, soviel wie Richtung (s. d.) beim Schießen, Exerzieren. D. ist auch Bezeichnung einzelner militärischer Behörden, namentlich der Vorstände von Unterrichtsanstalten, technischen Instituten u. s. w. In Österreich und Frankreich ist Artilleriedirektion und Geniedirektion diejenige Festungsbehörde, welcher die Verwaltung und Verwendung des artilleristischen, beziehungsweise Geniematerials der Festung untersteht.

Direktor (lat.), Aufseher, Vorsteher, z. B. einer Schule, eines Theaters, Aktienvereins.

Direktorium (neulat.) nennt man im allgemeinen eine Gemeinschaft von mehrern Personen, die durch Wahl oder durch Ernennung zur Leitung einer gewerblichen, industriellen oder wissenschaftlichen Anstalt berufen sind. Historisch bekannt ist dieser Name als der mit der vollziehenden Gewalt betrauten obersten Regierungsbehörde in Frankreich geworden, deren Machtbefugnis in der Verfassung vom 22. Sept. 1795 (1. Vendémiaire III) begründet war und welche 26. Okt. (5. Brumaire) 1795 eingesetzt wurde und die Regierung bis zum 9. Nov. 1799 (18. Brumaire VIII) in Frankreich führte.

Direktrice (frz., «leitende»), in der Fortifikation die gedachte Mittellinie einer Schießscharte, welche die Hauptschußrichtung angibt.

Diremtion (lat.), s. unter Dirimieren.

Direption (lat.), Plünderung, Beraubung.

Dirhem, Derhem, Derime, Drahem oder Dramm, d. i. Drachme (s. d.), ein kleines Gewicht, namentlich Gold-, Silber-, Münz-, Edelstein- und Medizinalgewicht, in der Türkei, in Rumänien, Ägypten, Abessinien, der Berberei und Persien. In der Türkei ist bei den Behörden seit 1. (13.) März 1871, im Publikum seit 1. (13.) März 1874 (Einführung des franz. metrischen Systems) das Dirhem-â'-chary (die metrische Drachme) die gesetzliche Einheit der Gewichte und = 1 g. Bis dahin war das D. $^1/_{400}$ der Oka = 3,2026 g, speziell beim Münzgewicht aber um ein Unbedeutendes schwerer und = 3,2074 g. In Aleppo war das D. = nur 3,18785 g, für kostbare Waren sowie im Kleinhandel aber = 3,2023165 g, mithin der vorher erwähnten fast genau gleich. In Rumänien ist das D. (hier Dramura genannt) das türkische. In Ägypten ist das D. = 3,0884 g. In Abessinien ist dasselbe = 2,592 g. In Algerien war bis zur Einführung des franz. metrischen Systems (1. März 1843) das Drahem = 4,26625 g. In Tunis ist das D. = 3,168 g, in Tripoli und der Berberei = 3,054 g. In Persien kommt das D. besonders in den an die asiat. Türkei grenzenden Provinzen vor und ist hier = 3,06 g. (S. Drachme.)

D. war auch der Name einer marokk. kleinen Silbermünze von teils runder, teils eckiger Gestalt, die im 18. und zu Anfang des 19. Jahrh. in den meisten Städten Marokkos geprägt wurde. Die Europäer nannten sie Unze. Sie galt 4 marokk. Musuna oder Blankilien (4 Groschen). Seit 1788 wurden solche D. auch in Madrid geprägt, welche auf der einen Seite den Namen des Münzortes Madrid, auf der andern die Jahreszahl führten.

bitor (lat., «Austeiler»), bei den alten Rö-
er Sklave, welcher die Speisen vorlegte,
uch der Verteiler der Stimmtäfelchen, beson-
den Komitien; Diribitorium, ein gro-
bäude auf dem Marsfelde im alten Rom,
Stimmtäfelchen bei Komitien, später Geld-
ke und Fleisch unter das Volk, auch die Löh-
er Soldaten ausgeteilt wurden.

ichlet (Peter Gustav Lejeune), ausgezeich-
lathematiker, geb. 13. Febr. 1805 zu Düren,
ch vollendetem Gymnasialkursus 1822 nach
wo er hauptsächlich seine Studien machte
rch seinen Aufenthalt im Hause des Gene-
on mit den bedeutendsten Mathematikern
ichs in nähere Verbindung kam. Von dem
natiker Fourier an A. von Humboldt em-
, wurde er auf des letztern Veranlassung
eußen berufen. Nachdem er seit 1827 als
zu Breslau gewirkt, siedelte er 1829 nach
über, wo er an der Allgemeinen Kriegsschule
nd 1831 eine außerord., 1839 eine ord. Pro-
er Mathematik an der Universität erhielt.
auß' Tode übernahm er 1855 die Professur
thematik an der Universität zu Göttingen,
m Herbst desselben Jahres seine Vorlesun-
ann. Dort starb er 5. Mai 1859. Obgleich
genen Untersuchungen das gesamte Gebiet
them. Wissenschaften umfaßten, so sind es
ndere doch zwei Disciplinen, die er mit be-
r Vorliebe pflegte: die Theorie der partiellen
ntialgleichungen, der periodischen Reihen
timmten Integrale und die Theorie der Zah-
Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hat D.
Reihe von Abhandlungen niedergelegt, die
Crelles «Journal für Mathematik», teils in
handlungen» der berliner Akademie (der er
2 als Mitglied angehörte) enthalten. Nach
de wurden seine «Vorlesungen über Zahlen-
(3. Aufl., Braunschw. 1881) von Dedekind,
Vorlesungen über die im umgekehrten Ver-
des Quadrats der Entfernung wirkenden
von Grube (Lpz. 1876) herausgegeben.

mieren (lat.), trennen, scheiden, entschei-
endigen; Diremtion, Trennung, Entschei-

itta (ital.), Tonleiter; alla diritta, nach
leiter, stufenweise von einem Ton zum andern.
heißt am Bord das Tau, welches von einer
he schräg nach hinten abwärts gehend den
der Gaffelsegel (s. d.) horizontal hält. Diese
(Besansbaum, Großbaum u. s. w.) dienen
m die untere hintere Ecke (Schoot) der tra-
ig gestalteten und an der hintern Fläche der
alten befestigten Gaffelsegel an ihnen aus-
. Mit dem innern Ende sind diese Bäume
am Maste befestigt.

Hartog, Insel an der Westküste Austra-
im NNW. vom Kap Steep Point, dem
sten Punkte Australiens, die südlichste und
der drei Inseln, welche vor der Seehunds-
fisch-(Sharks-)Bai, von 24° 40′ bis 26°
. Br., liegen. Sie ist 70 km lang, 15 km
eil und bildet ein 60—200 m hohes Plateau,
gute Weiden bedecken, sodaß seit 1877 sich
atterniederlassungen gebildet haben. Wasser
ich vorhanden. Obwohl Korallenbänke die
ngeben, ist dieselbe doch leicht zugänglich.

sen (Heinr. Eduard), Lehrer des röm. Rechts,
. Sept. 1790 zu Königsberg, studierte in
Heidelberg und Berlin und wurde 1817 ord. Professor des röm. Rechts in seiner Geburtsstadt. Im J. 1829 siedelte er nach Berlin über, wo er als Honorarprofessor lehrte; 1841 wurde er Mitglied der berliner Akademie. Er starb 10. Febr. 1868. D. hat sich um die Bearbeitung der röm. Rechtsgeschichte und Rechtsquellen hervorragende Verdienste erworben. Von seinen Schriften seien erwähnt: «Civilistische Abhandlungen» (2 Bde., Berl. 1820), «Manuale latinitatis fontium juris civilis Rom.» (Berl. 1837), «Hinterlassene Schriften zur Kritik und Auslegung der Quellen röm. Rechtsgeschichte», herausgegeben von Sanio (2 Bde., Lpz. 1871). Vgl. Sanio, «Zur Erinnerung an D.» (Lpz. 1870).

Dirmstein, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Frankenthal, am Leininger Bach, mit 1560 E., welche vorzüglichen Acker-, Obst- und Weinbau sowie Töpferei treiben. D. war früher Residenz der Bischöfe von Worms. In der Nähe entspringt eine Schwefelquelle.

Dirschau (poln. Trsow, Dersowe), Stadt im Kreise Stargard des Regierungsbezirks Danzig in der Provinz Westpreußen, am linken Ufer der Weichsel und an den Linien Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen, D.-Danzig und Bromberg-D. der Preuß. Staatsbahn, 31,5 km im SSO. von Danzig gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 10939 E. und hat eine evang. und eine kath. Kirche, eine Synagoge und eine Baptistenkapelle, ein Realprogymnasium, eine höhere Töchterschule, eine große königl. Haupt- und Nebenwerkstatt für Eisenbahnzwecke, mehrere Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen, eine Zuckerfabrik, mehrere Eisen- und Blechwarenfabriken, Gerbereien, Mühlenbetrieb, Holzhandel und besuchte Viehmärkte.

Die Eisenbahn wird bei D. über die Weichsel durch eine 1850—57 von Lentze und Schinz erbaute Gitterbrücke geführt, welche zu den großartigsten Brückenbauten der Welt gehört. Sie ist 837 m lang und hat, außer den zwei Uferpfeilern, deren jeder 32 m breit und mit kasemattierten Gewölben, Schießscharten u. s. w. versehen ist, fünf Strompfeiler, von denen zwei im eigentlichen Strombett stehen, und sechs Öffnungen, jede von 121,15 m Weite im Lichten (131 m von Mitte zu Mitte). Die Mittelpfeiler, fast in Gestalt von Schiffen gebaut, sind 25,4 m lang, 9,7 m breit. Jeder der sieben Pfeiler hat zwei Türme, deren Zinnenbedeckung und Mauerkrönung aus Granit bestehen. Die Pfeiler sind vom niedrigsten Wasserstand 11 m hoch; der höchste Wasserstand bleibt noch 4 m unterhalb der Brücke. Die Wände der vierseitigen Eisenröhre, welche aus Gittern von geschmiedetem und gewalztem Eisen bestehen und zwischen welchen der Wagenzug hindurchfährt, stehen 7 m voneinander und sind 12 m hoch. Für die durchgehenden Schiffe konnte der Brücke keine Durchlaßöffnung gegeben werden. Um die Masten der durchpassierenden Schiffe ausheben und wieder einsetzen zu können, sind einfache Krane an der Ober- und Unterstromseite der Brücke errichtet. In der Mitte der Brückenbahn führt über Langschwellen das Eisenbahngleis, zu beiden Seiten davon, mit Bohlen quergedeckt, eine Bahn für gewöhnliches Fuhrwerk, daneben ein erhöhter schmaler Fußsteig für die Fuhrleute. Diese beiden Seitenbahnen für Fuhrwerke sind nur 160 cm breit, weshalb häufig Beschädigungen vorkommen. Außer den Gittern befinden sich 120 cm breite, mit 1 m hohen Geländern

eingefaßte Wege für Fußgänger, welche um die Pfeiler herumführen. Die Brückeneingänge sind durch Hautreliefs geschmückt. Vgl. «Die Gitterbrücken der Weichsel» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1859).

Dirsdorf (Nieder- und Ober-D.), zwei zusammenhängende Dörfer in der Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Nimptsch, 4 km südlich von Nimptsch, an der Lohe, mit 900 E.; Nieder-D. hat ein altes Schloß des Grafen Pfeil, zu welchem ein hübscher Schloßgarten gehört. Eine hier entspringende kalte Schwefelquelle, genannt der Stänker, ist gefaßt, mit einem Badehause versehen und wird benutzt. Ober-D. hat ein 1860 erbautes Schloß des Grafen Pfeil und eine sehr alte Kirche.

Diruieren (lat.), zerstören; Dirution, Zerstörung.

Dirumpieren (lat.), durchbrechen, zerreißen; Diruption, Zerreißung.

Dis... oder Di..., Vorsilbe in ursprünglich lat. Wörtern, entspricht dem deutschen zer..., ent... u. s. w.

Dis... oder Di..., Vorsilbe in ursprünglich griech. Wörtern, soviel wie zweimal, doppelt.

Dis (ital. re diesis; frz. ré dièse; engl. d sharp oder dis), in der Musik der nächste oberhalb D liegende halbe Ton; er wird durch d und ein vorgezeichnetes ♯ bezeichnet und ist von Es nur enharmonisch verschieden.

Disagio, s. unter Agio.

Disapprobieren (neulat.), mißbilligen; Disapprobation, Mißbilligung.

Disborso (ital.), Auslage, Vorschuß.

Discalceaten (lat.), unbeschuhte Barfüßermönche.

Discant, s. Diskant.

Discedieren (lat.), auseinandergehen, sich trennen; Discession, das Auseinandergehen, Trennung; in der röm. Altertumskunde das Übertreten zu jemandes Partei beim Abstimmen und das Abstimmen selbst, weil Senatsbeschlüsse gefaßt wurden durch Trennung der Votierenden in zwei Haufen.

Disceptation (lat.), Erörterung.

Discernieren (lat.), sondern, unterscheiden, erkennen; discernibel, unterscheidbar, erkennbar; Discernibilität (neulat.), Unterscheidbarkeit; Discernement (frz.), Unterscheidung, Urteilskraft, Scharfsinn.

Discession, s. unter Discedieren.

Discidium (lat.), Trennung, Scheidung, besonders Ehescheidung.

Disciform (neulat.), in der Botanik: scheibenförmig.

Disciplin (lat.), im allgemeinen ein System von Maßregeln, durch welche das Verhalten einer zu einem Ganzen vereinigten Anzahl Personen an gewisse Ordnungen und Schranken gebunden wird; als Schuldisciplin ein wichtiger Teil der Erziehung. Im kirchlichen Sinne wird die D. der Doktrin oder den Glaubenslehren und dem Unterrichte in denselben entgegengesetzt und begreift die Kirchenzucht, d. i. die Aufsicht über die Kirchenglieder, in Beziehung auf gottesdienstliche oder auch auf religionswidrige Handlungen. Mannszucht oder D. bezeichnet im Militärwesen die Gewöhnung der Soldaten zum unbedingten Gehorsam. Ferner versteht man unter D. die einzelnen Fächer einer Wissenschaft, des Unterrichts u. s. w.

Disciplina clericalis, eine Sammlung von 39, aus orient. Quellen, besonders Syntipas, geschöpften Fabeln und moralischen Erzählungen, die im Anfang des 12. Jahrh. von Moses von Huesca (Petrus Alfons) verfertigt und zunächst für Geistliche bestimmt war. Nach dem hebr. Syntipas bearbeitete im 13. Jahrh. Johann von Capua das «Directorium humanae vitae». Diesen beiden Schriften wurden in Frankreich die sog. Castoiements (belehrende Erzählungen) für Laien nachgebildet, darunter besonders das «Castoiement d'un père à son fils» (herausg. von Méon in den «Fabliaux et contes poëtiques français des XI—XV siècles», Par. 1808).

Disciplinargewalt. Weder die Strafgewalt des Staats noch die polizeiliche reicht in allen Fällen und für alle Kreise der bürgerlichen Gesellschaft so weit, als die Fürsorge des Staats für Aufrechthaltung der Ordnung gehen soll. Namentlich bleibt für gewisse, in sich selbst wieder abgegrenzte Kreise eine Oberaufsicht nötig, die ohne die Befugnis zur Verhängung von Strafen nicht wirksam sein kann. Aber diese Befugnis kann aus Rücksicht auf die besondern Verhältnisse jener Kreise und auf den Bereich ihrer Wirksamkeit nicht an alle die Voraussetzungen gebunden sein, unter denen die allgemeine Strafgewalt des Staats sich zu realisieren hat. Hieraus entsteht der Begriff der D. Dieselbe hat den Zweck, die Disciplin aufrecht zu erhalten, und tritt ein bei der Staatsverwaltung in dem Verhältnisse des Vorgesetzten zu den Untergebenen im Staatsdienste, bei einzelnen öffentlichen Instituten, bei den Unterrichtsanstalten; ferner analog der Staatsverwaltung auch bei der Gemeindeverwaltung und hinsichtlich der geistlichen Obern im Verhältnis zu den ihnen untergebenen Geistlichen. Da die D. überall nur auf besondern Verhältnissen beruht, so müssen ihre Grenzen auch möglichst scharf und eng gezogen sein, um dem Mißbrauch der Gewalt vorzubeugen.

Die unter die D. fallenden Verstöße werden, insofern es sich nicht bloß um Maßregeln wegen schon anderweit erfolgter Strafverhängung (z. B. um Amtsentsetzung nach erfolgter gerichtlicher Bestrafung eines gemeinen Verbrechens wegen) handelt, Disciplinarvergehen genannt und unterscheiden sich darin von Amtsdelikten, daß letztere begrifflich Verletzungen der öffentlichen Rechtsordnung, erstere dagegen Verletzungen bestimmter Dienst-, Amts-, Standespflichten sind. Die Strafen, welche auf Grund der D. festgesetzt werden, heißen Disciplinarstrafen. Diese bestehen in Warnung, Verweis, Geldstrafe bis zu einem gewissen Betrage, in einzelnen Fällen auch in Gefängnisstrafe, unfreiwilliger Versetzung des Beamten an einen andern Ort mit oder ohne Erstattung der dadurch entstehenden Umzugskosten, Amtssuspension auf bestimmte Zeit mit gänzlicher oder teilweiser Entziehung des Diensteinkommens, und in Dienstentlassung mit und ohne Pension. Die geringern Strafen können in der Regel von den Vorgesetzten ohne förmliches Verfahren gegen den Untergebenen festgesetzt werden, und es ist dann nur die Beschwerde bei der übergeordneten Behörde zulässig. Bei den schwerern Strafen muß dagegen ein sog. Disciplinarverfahren eintreten. Dasselbe wird durch Gesetze geregelt, welche das Nähere festsetzen über die entscheidende Behörde, den Disciplinarhof, und die Formen, in welchen die Thatsachen festgestellt, die Verteidigung des Angeklagten entgegengenommen, das Urteil ausgesprochen und die etwaige Appellation an die höhere Instanz eingelegt wird. Am wenigsten pflegt die D. durch solche den Untergebenen schützende Formen beim Militär eingeengt

, und auch die geistlichen Obern der kath.
namentlich die Häupter der Orden und Klö-
ten die D. fast frei aus, bis sie durch einige
Gesetze (in Preußen 1873, in Baden 1874,
en und Sachsen 1876) beschränkt wurden.
en können gegen Richter, deren Unabhängig-
erste Bedingung einer guten Rechtspflege ist,
ie geringsten Disciplinarstrafen, wie War-
nd Verweis, in der Regel nur durch einen
hen Urteilsspruch eines höhern, mit einer
Zahl von Richtern besetzten Gerichtshofs
werden. Die Disciplinarhöfe der Verwal-
eamten pflegen aus Verwaltungsbeamten
engesetzt zu werden, und die zweite und letzte
ist hier oft (wie z. B. in Preußen) die höchste
tungsbehörde, das Staatsministerium. Die
erhebt ein Regierungsanwalt, und der An-
darf sich mündlich verteidigen oder vertei-
ssen. Es ist ein sehr ungünstiges Zeichen
Verwaltung, wenn häufig Disciplinarstra-
gesetzt werden müssen. Am meisten haben
die Staatsbehörden davor zu hüten, daß
zu polit. Verfolgungen mißbraucht wird.
. besitzt auch die Behörde eines Hospitals
Hospitaliten, der Lehrherr gegen den Lehr-
er Vorsteher einer Schule über die Schüler,
ektor eines Gefängnisses über die Gefange-
B. für Preußen: Gefängnisreglement vom
ärz 1881).
Deutschen Reiche ist durch das Gesetz, betref-
e Rechtsverhältnisse der Reichsbeamten, vom
ärz 1873, welches in §§. 80—133 von dem
inarverfahren handelt, die D. in Bezug auf
chsbeamten (im Sinne dieses Gesetzes die-
Beamten, welche entweder vom Kaiser an-
oder nach den Vorschriften der Reichsver-
den Anordnungen des Kaisers Folge zu lei-
bunden sind) geregelt. Danach besteht die
ung in Ordnungsstrafen und Entfernung
m Amte. Die Ordnungsstrafen zerfallen
in Warnung, Verweis und Geldstrafen;
die Entfernung aus dem Amte entweder
afversetzung oder Dienstentlassung besteht.
die Ordnungsstrafen findet nur die Be-
e im gewöhnlichen Instanzenzuge statt, wo-
ie Entfernung aus dem Amte nur im Wege
örmlichen Disciplinarverfahrens erfolgen
Dies setzt sich zusammen aus einer schrift-
oruntersuchung und einer mündlichen Ver-
g und gehört in erster Instanz vor die
plinarkammern, deren 28 in ebenso vie-
schiedenen Städten des Deutschen Reichs
n Leipzig und Magdeburg) eingesetzt sind
weiter und letzter Instanz vor den Disci-
rhof, welcher letztere am Sitze des Reichs-
(bis 1. Okt. 1879 Reichsoberhandelsge-
Leipzig) zusammentritt und aus 11 Mitglie-
teht, von denen wenigstens 4 zu den Bevoll-
ten zum Bundesrate, und einschließlich des
nten 6 zu den Mitgliedern des Reichsge-
ehören müssen. (Durch das Gesetz, be-
den Übergang von Geschäften auf das
richt, vom 16. Juni 1879, wurde an Stelle
hsoberhandelsgerichts das Reichsgericht ge-
Die mündliche Verhandlung ist regelmäßig
ntliche. Besondere Vorschriften sind in den
fg. des Gesetzes über das Verfahren gegen
n Militärbeamten gegeben, die ausschließ-
er Militärbefehlshabern stehen. Ähnliche

Bestimmungen betreffen die D. gegen Rechtsanwälte und Notare (Rechtsanwaltsordnung vom 1. Juli 1878) und die militärische D. (Disciplinarstrafordnung für das Heer vom 31. Okt. 1872, für die Marine vom 23. Nov. 1873).

Vgl. Laband, «Das Staatsrecht des Deutschen Reichs» (Tüb. 1876 fg.); Meyer, «Lehrbuch des deutschen Staatsrechts» (Lpz. 1878); Zorn, «Das Staatsrecht des Deutschen Reichs» (Berl. 1880 fg.).

Disciplinarhof, s. unter Disciplinargewalt.

Disciplinarkammern, s. unter Disciplinargewalt.

Disciplinarkompagnien, s. unter Strafkompagnien.

Disciplinarstrafen, s. unter Disciplinargewalt.

Disciplinarverfahren, s. unter Disciplinargewalt.

Disciplinarvergehen, s. unter Disciplinargewalt.

Disclamieren (lat.), ableugnen, nicht anerkennen; Disclamation, Ableugnung, Nichtanerkennung, insbesondere die dolose Ableugnung der Lehnsverbindung oder Lehnsqualität.

Discolor (lat.), bunt, ungleich gefärbt.

Discomyceten (Scheibenpilze), s. unter Ascomyceten.

Disconto (ital. sconto, frz. escompte) oder Discont heißt der bei der Auszahlung einer in der Summe anerkannten Schuld gemachte Abzug am Nennbetrage. Wenn z. B. der Wechselschuldner seine Wechsel einlöst, ehe sie fällig sind, so berechnet er sich dafür einen D. Am gebräuchlichsten ist die Bezeichnung für diejenigen Abzüge, welche bei Auszahlungen, beziehentlich Ankäufen von später fälligen Schuldtiteln, besonders Wechseln, gemacht werden. Hier ist der D. eigentlich nur vorweg in Abzug gebrachter Zins. Am häufigsten ist der D. in Anwendung bei Schulden, welche in kurzen Fristen fällig sind, und zwar besonders bei Wechselschulden. Discontierung (Escomptierung) oder Discontogeschäft wird daher auch fast ausschließlich als technischer Ausdruck im Wechselgeschäft angewendet, und D. bedeutet in der Regel soviel wie Zins für Wechselschulden. Der D. wird herkömmlich stets in oder von Hundert berechnet, während er der Entstehung nach auf Hundert berechnet werden sollte. Er ist, anders als der Zinsfuß, ungemein veränderlich. Disconthäuser sind Bankhäuser, welche gewerbsmäßig Wechsel discontieren. Das Discontieren ist eine Folge der ausgedehnten Kreditwirtschaft. Der Verkäufer zieht auf den Käufer einen Wechsel für den Betrag des Kaufpreises auf die Grenzzeit der Stundung des letztern. Durch Discontierenlassen dieses Wechsels vermag er sich alsbald Geld zu verschaffen. Selbst hohen D. zahlt er unter Umständen gern, wenn er nur im Interesse seines Geschäfts zu augenblicklichen günstigen Einkäufen möglichst bald wieder über sein Kapital disponieren kann. Man ersieht hieraus, wie höchst wichtig das Institut der Discontierung für die gesamte Volkswirtschaft ist. Die Bestimmgründe für die Höhe des Zinses sind im wesentlichen auch die Bestimmgründe für die Höhe des D. Aber der durchschnittliche landesübliche Zinsfuß ist für längere Perioden meist höher als der durchschnittliche D.; der Discontkurs schwankt ungleich stärker als der Zinsfuß und ist in verschiedenen Ländern weniger gleichartig als dieser; noch sind weitaus nicht alle die besondern Einflüsse auf den oft sehr rasch schwankenden D. aufgeklärt, wenigstens nicht in mathem.

Genauigkeit. Dies alles erklärt sich aus der Eigentümlichkeit der vorzugsweise zur Discontierung verwandten Kapitalien und aus dem raschen Wechsel, welchem unter dem Einflusse veränderter Konjunkturen Angebot und Nachfrage bei der Discontierung unterworfen sind. Wie jeder Preis, so richtet sich auch der Mietpreis (Zins) des durch den Verkauf kurzfristiger Wechsel bis zu deren Verfallzeit gewissermaßen geliehenen Geldes, d. i. der D., nach Angebot und Nachfrage von und nach Discontierungen. Die auf seiten des Discontonehmers (Geldgebers) einzuhaltende «Discontopolitik» findet am bedeutsamsten bei den großen Banken ihren Ausdruck; sie erhöht den Discontosatz bei anhaltend wachsendem großen Geldgesuch gegen Discontowechsel und erschwert dadurch zwar die Verdiscontierung, hält aber den nötigen Geldvorrat im Lande zurück; sie mindert den Discontofuß, wenn der Geldstand flüssig und der Discontobegehr mäßig ist, und erleichtert dadurch die Benutzung, die fruchtbare Cirkulation des Geldes. An manchen Handelsplätzen werden die Preise der realen Waren unter der Voraussetzung der Gewährung einer usancemäßigen Kreditfrist notiert, und es kommt dann für den Fall gleich barer Zahlung ein ebenfalls usancemäßig normierter Discontosatz (Rabatt; s. d.) in Abrechnung, welcher aber meist feststeht oder doch selten sich verändert.

In neuester Zeit wendet man den Ausdruck «discontieren» oder «escomptieren» im Handelsverkehr bisweilen für das Inrechnungziehen eines in Aussicht stehenden, eines vermuteten Ereignisses an, welches auf den Kurs von Einfluß sein muß; so wird z. B. in der Kursstellung ein erwarteter Friedensschluß, ein gewisses Ertragsergebnis eines Aktienunternehmens «eskomptiert».

Discordia (lat.), Göttin der Zwietracht, s. unter Eris.

Discours (frz.), Discurs (lat.), Rede, Unterredung; discourieren oder discurrieren, sich besprechen, reden über etwas.

Discret, s. Diskret.

Discreto (oder Con discrezione, ital.), musikalische Vortragsbezeichnung; mit Rücksichtnahme auf die Hauptstimme, sich ihr anpassend und anschmiegend.

Discretorium (mittellat.), in Klöstern das Kollegium der Obern und ihr Sitzungssaal.

Discus (lat.), Wurfscheibe, s. Diskus. In der Botanik ist D. (Blütenscheibe) Bezeichnung für eine Anschwellung des Blütenbodens zwischen den Blumenblättern und dem Pistill.

Disdiaklāsis (grch.), doppelte Strahlenbrechung.

Disdiapāson (grch.), Intervall von zwei Oktaven.

Dis-dur (ital. re diesis maggiore, frz. ré dièse majeur, engl. d sharp major oder dis major), die Dur-Tonart, welche neun ♯ (nämlich vor d, e, g, a, h einfache, vor f und c Doppelkreuze) zur Vorzeichnung haben würde, an deren Stelle man sich aber der gleichlautenden Tonart Es-dur bedient, weil diese bequemer (nur mit drei b) zu bezeichnen ist.

Disĕntis oder Dissentis, Dorf im Bezirk Vorderrhein des schweiz. Kantons Graubünden, liegt 1159 m über dem Meere, auf dem linken Ufer des Vorderrheins, mit dem sich 1 km südlich vom Dorfe der Medelser- oder Mittelrhein vereinigt, hat (1880) 1304 roman. und kath. E. und besitzt ein großes Benediktinerkloster, das 614 durch den schott. Mönch Sigisbert, einen Schüler des heil. Columbanus, gegründet wurde. Von hier aus verbreitete sich das Christentum durch die Thäler Graubündens, weshalb auch der Abt des Klosters die Herrschaft über den ganzen Bezirk und das Urserenthal führte. Während des franz. Revolutionskriegs wurde hier 1799 eine franz. Grenadierkompagnie von graubündner Schützen überfallen und niedergemacht. Aus Rache dafür steckten die Franzosen im Mai 1799 den Ort und die Klostergebäude in Brand, wobei eine merkwürdige Sammlung von sehr alten Handschriften zu Grunde ging. Die Klostergebäude, nach der Einäscherung von dem verarmten Stifte sehr einfach wiederhergestellt und 1847 wieder von einem Brande hart beschädigt, beherbergen außer den wenigen Konventualen ein kath. Gymnasium und eine roman. Druckerei. Unter den Äbten von D. sind zu erwähnen Peter Pultinger, der 1424 einer der Stifter des Grauen Bundes war, und Christian von Castelberg, welcher 1579 die Reichsfürstenwürde erhielt, von den Konventualen Pater Placidus a Spescha, geb. 1752, gest. 1833 zu Truns, einer der ersten Erforscher des bündner Oberlandes. Bei D. zweigt von der großen Straße des Rheinthals, die sich über die Oberalp (2052 m) nach Andermatt im Urserenthale fortsetzt, die 1878 vollendete Poststraße über den Lukmanier ab. Vgl. Theobald, «Das bündner Oberland» (Chur 1861).

Disert (lat.), deutlich auseinandergesetzt oder setzend, klar, beredt.

Disfiguration (lat.), Entstellung, Verunstaltung, Mißgestalt.

Disfûl oder Dizfûl, Stadt in der pers. Provinz Chusistân, 50 km im WNW. von Schuschtêr und 300 km westlich von Ispahân, an dem zum Karun gehenden Disful Rud (Coprates), über welchen eine schöne Brücke von 20 Bogen führt, hat 34 Moscheen, 36 Imâmzâde-Gräber, 10 große Bäder, 4 Karawanserais und 9 höhere Schulen und zählt 30000 E. D. ist der Hauptmarkt der Provinz. Hauptprodukt ist der Indigo; ein weit versendeter Handelsartikel sind aus Rohr gefertigte Schreibfedern. Die Gründung der Stadt wird Ardeschir Babegan zugeschrieben, dem Gründer der Sassaniden-Dynastie in der ersten Hälfte des 3. Jahrh.

Disgrâce (frz.), Ungnade; disgracieren, in Ungnade fallen lassen; disgraciös, unangenehm, widerwärtig.

Disgregieren (lat.), eine Schar zerstreuen, auseinanderjagen; Disgregation, Zerstreuung, z. B. der Lichtstrahlen.

Disgustieren (vom ital. disgusto, Ekel, Widerwillen), anwidern, verdrießen, einem etwas verleiden.

Dish (Schüssel) oder Oredish (Erzschüssel), ein engl. Maß für Bleierz von 21,3 engl. Zoll Länge, 6 Zoll Breite und 8,4 Zoll Tiefe, demnach von 1073,52 engl. Kubikzoll Inhalt = 17,3914 l, etwa gleich ½ altes engl. Winchester Bushel. 9 D. sind = 1 Load (Last), welches 3 engl. Hundredweight oder 336 engl. Handelspfund wiegt.

Disjekt (lat.), auseinandergeworfen, zerstreut; disjecta membra («zerstreute Glieder»), ungenaues Citat aus Horaz' «Satiren», IV, 62, wo die Rede ist von disjecti membra poetae, zur Bezeichnung von Dichterworten, deren Versmaß zerstört ist, die aber trotzdem den Dichtergeist erkennen lassen.

Disjunctum (lat.), soviel wie Diezeugmenon (s. d.).

Disjunktion (Trennung, Entgegensetzung) heißt in der Logik das Verhältnis der gegenseitigen Aus-

ng. Dies Verhältnis waltet zunächst zwi- Merkmalen ob, indem es Merkmalgruppen eren Glieder sich, wie z. B. die Farben, in ise gegenseitig ausschließen, daß, wenn eins n in einen Begriff aufgenommen ist, keins dern darin vorkommen darf, ein Verhältnis, immer nur sachlich zu begründen ist. Weiter- nt man disjunkte Begriffe solche Arten meinsamen Gattung, welche sich so verhalten, einzelnes Exemplar der Gattung immer nur ieser Arten angehören kann. Wird dies in Satze eigens ausgesprochen, so entsteht das ktive Urteil, dessen sprachliche Form sich . disjunktiven Partikeln «Entweder » bedient: «A ist entweder b oder c oder d». chtigkeit eines solchen gehört einerseits die des Einteilungsprinzips, andererseits die digkeit der disjunkten Glieder (membra nis sive disjunctionis). Der disjunktive endlich ist ein solcher, welcher, von einem iven Urteil als Obersatz ausgehend, ent- us der Gültigkeit des einen Gliedes auf die gkeit aller andern (A ist entweder b oder c nun ist A in diesem Falle b; also ist A noch d), oder aus der Ungültigkeit aller auf die Gültigkeit des einzig übrigbleiben- ist entweder b oder c oder d; nun ist A in Falle weder b noch c; also ist A in diesem) schließt. Die gebräuchlichste Form des dis- en Schlusses ist diejenige auf Grund des diktorischen Gegensatzes (s. Kontradiktion), von selbst die Möglichkeit anderer Glieder ießt (tertium non datur).

junktoren nennt man nach Dove jene Unter- des elektrischen Stroms, welche dazu geeig-), entweder nur die Öffnungs- oder nur die ungsschläge einer Induktionsspule (s. In- n) durch einen in letztern eingeschalteten zu leiten. Die D. sind von Dove, Masson, a. in verschiedener Weise eingerichtet wor- m wesentlichen sind es zwei Stromunter- , welche miteinander so verbunden sind, daß der erste z. B. den Hauptstrom unterbricht, eite den Induktionsdraht schließt oder öffnet, dem der Öffnungsschlag zu Stande kommen r nicht. Ähnlich verhält es sich bei Herstellung uptstroms und der Ein- oder Ausschaltung ehörigen Schließungsschlags.

kant, Discantus, bedeutet in der Musik ste Gesangstimme, gleich dem frühern Can- b.) und dem jetzt allgemein gebräuchlichen (s. d.). Der Ausdruck D. entstammt den n Versuchen der künstlich mehrstimmigen ntrapunktischen Musik des Mittelalters, wo r gewissen Stimme (cantus) eine höher ge- weite Stimme (discantus) gesungen wurde. traten noch mehrere Stimmen hinzu, aber rt D. war für diese neue harmonische Musik nd geworden, daß die alten Musiker ihre her des Kontrapunkts einfach als «Anlei- r Kunst des Diskantierens» betitelten, wie uch die ausführenden Sänger allgemein tisten (engl. Descanters) hießen. Sie er- und sangen ihre Stimmen meistens aus pfe, ohne die Noten aufzuschreiben. Die nung D. hat sich auch noch erhalten in den- Orgelregistern, welche nur die höhern Töne n (z. B. Oboe), sowie bei Orchesterinstru- in Diskantposaune u. dgl.

Disko, Insel an der dän. Westküste Grönlands, 7786 qkm groß; die Südspitze liegt in 69° 11′ nördl. Br. Die Insel hat etwa 160 km Länge und ist durchweg sehr hoch, 975 m, besitzt ausgezeichnete Kohlenlager und fällt mit prächtigen Basaltsäulen zum Meere ab. Im S. tritt in 69° 11′ ein granitischer Ausläufer ins Meer und bildet die ausgezeichnete Bai Godhavn; an der Nordseite derselben liegt die Stadt gleiches Namens, in 69° 14′ nördl. Br., der Hauptort des Inspektorats des nördlichen dän. Grönland und seit Ende des 18. Jahrh. der Sammelplatz der Walfischfänger und Nordfahrer. Die Disko-Bai, in welcher Eisberge selten sind und welche die Insel im S. vom Festlande trennt, hat 100 km Breite.

Diskobŏlos (grch.), der Diskuswerfer (s. Diskus); Diskobolie, das Diskuswerfen.

Diskonto, s. Disconto.

Diskonvenieren (frz.), nicht stimmen, ungehörig, unstatthaft sein; auch etwas in Abrede stellen; Diskonvenienz (frz. disconvenance), Mangel an Übereinstimmung, Mißverhältnis, Ungehörigkeit.

Diskordanz heißt in der Geologie das Lagerungsverhältnis zweier Schichtensysteme zueinander dann, wenn das jüngere derselben (a der beistehenden



Figur) sich schräg, also mit anderm Streichen und Fallen auf oder an einen ältern Schichtenkomplex (b) lagert. Die Aufrichtung des letztern hat naturgemäß vor Ablagerung der jüngern, diskordant daraufliegenden Schichtenreihe stattgefunden.

Diskordieren (frz.), nicht übereinstimmen; diskordant, nicht übereinstimmend.

Diskredit (frz.), Mangel an Kredit, schlechter Ruf; diskreditieren, jemand um seinen Kredit, seinen guten Ruf bringen; diskreditiert, berüchtigt, verrufen.

Diskrepieren (lat.), mißhellig sein, nicht übereinstimmen, in der Meinung auseinandergehen; diskrepant, mißhellig, nicht übereinstimmend; Diskrepanz, Mißhelligkeit, Zwiespalt.

Diskrēt (lat.), in sich unterschieden, getrennt, gesondert; vorsichtig, verschwiegen, schonend, rücksichtsvoll; in der Botanik soviel wie nicht verwachsen; in der Mathematik, was nicht nach den Gesetzen der Stetigkeit verbunden ist (vgl. Diskrete Größen).

Diskrēte Größen sind Zahlen, die aus Einheiten bestehen, im Gegensatz zu kontinuierlichen Größen (Strecken, Bogen, Kräfte, Flächen, Körper), welche geteilt werden können.

Diskretion (lat.), Scheidung, Unterscheidung, daher Diskretionsjahre, die Jahre der Verstandesreife, Mündigkeit; ferner Anstand, Schicklichkeit, Verschwiegenheit, Schonung; daher sich auf D. ergeben, sich auf jemandes Nachsicht ergeben.

Diskretionäre Gewalt nennt man die dem Richter zustehende Befugnis, innerhalb der gesetzlichen Schranken nach freiem Ermessen Anordnungen zu treffen.

Diskretionsjahr, s. unter Diskretion.

Diskretionstage, s. Respekttage.

Diskriminieren (vom lat. Discrimen, d. h. Abstand, Unterschied, Entscheidung), unterscheiden, sondern, trennen; Diskrimination, Unterscheidung.

Diskulpieren (lat.), entschuldigen, rechtfertigen, lossprechen; Diskulpation, Entschuldigung, Rechtfertigung.

Diskurrieren, s. unter Discours.

Diskurs, s. Discours.

Diskursive Erkenntnisse, s. unter Erkennen.

Diskus (grch.) hieß die steinerne oder metallene, in der Mitte, wo ein gewöhnlich lederner Handgriff angebracht war, stärkere, nach dem Umkreise flacher ablaufende Wurfscheibe, welche zu gymnastischer Übung bei den Griechen von uralter Zeit her in Gebrauch war. Mit dem D. tötete der Sage nach Apollo den Hyacinth; im Homer wird das Diskuswerfen oft erwähnt, und in den Olympischen Spielen bildete es nebst dem Speerwurfe, dem Laufe, Sprunge und Ringkampfe das sog. Pentathlon (Fünfkampf). Diskuswerfer (Diskobolos) wurden oft von Künstlern in Statuen dargestellt, unter denen die des Myron, von der antike Nachbildungen sich erhalten haben, die berühmteste war. (S. Tafel: Bildnerei II, Fig. 5.) Vgl. Pinder, «Über den Fünfkampf der Hellenen» (Berl. 1867).

Diskussion, s. Debatte.

Dislokation, im militärischen Sprachgebrauch die Verteilung der Truppen in den Garnisonen, den Kantonnements, den Biwaks u. s. w. Bei der Friedens-D. sind andere Rücksichten maßgebend als im Kriege. Im erstern Falle ist auf die Territorialeinteilung des Landes, auf die Leichtigkeit der Unterbringung, vorhandene Kasernements, Übungsplätze von ausreichender Größe, Ersatzbezirke u. s. w. Rücksicht zu nehmen; im Kriege gilt es, die Rücksichten auf Schlagfertigkeit mit denen auf Bequemlichkeit und Verpflegung im vorliegenden Falle möglichst in Einklang zu bringen; dabei sucht man den Dislokationsbezirken größerer Truppenkörper möglichst abgerundete Formen zu geben, damit die Befehlserteilung von den Stabsquartieren aus eine möglichst beschleunigte sein kann.

Dismal-Swamp, eine ausgedehnte Sumpflandschaft, die sich südlich von Norfolk im nordamerik. Staate Virginien in einer Länge von 64 km und einer Breite von etwa 40 km bis in den Staat Nordcarolina erstreckt. Früher fast unzugänglich und nur wegen seines Reichtums an Schiffbauholz und Schindeln von Wert, ist ein Teil des Sumpfes durch Trockenlegung dem Ackerbau gewonnen und durch den 53 km langen Dismal-Swampkanal, welcher die Chesapeakebai mit dem Albemarle verbindet, einem regelmäßigen Verkehr dienstbar gemacht. In der Mitte des D. liegt der 10 km lange und 5 km breite Drummondsee. Ein großer Teil des wertvollen Holzes ist bereits gefällt. — Little-D. liegt etwas südlicher im Staate Nordcarolina und war zur Zeit der Sklaverei ein Zufluchtsort der flüchtigen Neger.

Dismembration (Bodenzerstückelung) nennt man die Zerteilung der Grundbesitzungen in kleine Parzellen im Gegensatz zur Erhaltung größerer geschlossener Güter. Während das röm. Recht die Teilbarkeit der Grundstücke unbeschränkt ließ, überwog unter den german. Völkern die Sitte der Zusammenhaltung des Stammgutes, das an den ältesten oder den jüngsten Sohn überging. Auch die Lehnsverhältnisse und die mit der Hörigkeit und der Unfreiheit zusammenhängenden Besitzarten schlossen die freie Teilbarkeit der Besitzungen aus, und geschlossene Güter waren daher in den german. Ländern sehr verbreitet. In Frankreich brachte die Revolution die Beseitigung aller solcher Beschränkungen und unbegrenzte Parzellierungsfreiheit mit sich. Auch in Preußen wurde prinzipiell schon durch das Gesetz vom 9. Okt. 1807 und durch das Landeskulturedikt von 1811 die freie Teilbarkeit der Güter zugestanden, jedoch verlangte das Gesetz vom 3. Jan. 1845 bei Parzellierungen die Beobachtung strengerer Formen und gewisse Garantien für berechtigte Interessen, indem es namentlich so lange eine Solidarhaft der Parzellenkäufer aufrecht erhält, bis ein Regulierungsplan über die Verteilung der bis dahin auf dem ganzen Komplex ruhenden Steuer- und sonstigen Lasten festgesetzt ist. In manchen deutschen Staaten ist die D. noch mehr oder weniger behindert. So ist nach einem sächs. Gesetz von 1843 bei Rittergütern und andern geschlossenen Gütern nur die Abtrennung von einem Drittel gestattet, und in Baden sind die geschlossenen Hofgüter, deren Verhältnisse durch mehrere Zusatzartikel zu Art. 827 des bad. Landrechts geregelt sind, unteilbar, sofern der Bezirksrat nicht die Teilung gestattet. Übrigens laufen auch die in Preußen für einzelne Landesteile bestehenden gesetzlichen Einrichtungen zur Übertragung der Höfe an einen begünstigten Anerben (mittels der Höfe- oder Landgüterrollen [s. d.] nach den Gesetzen von 1874, 1880, 1882) auf eine Beschränkung der Teilbarkeit der Güter hinaus. Ziemlich häufig sind gerade erst in der neuern Zeit Minimalgrößen gesetzlich festgestellt worden, unterhalb welcher die Parzellen gar nicht oder nur mit besonderer obrigkeitlicher Genehmigung hinabgehen dürfen. So in Bayern 1827 und 1834, in Hessen 1834, in Baden 1854, in Sachsen-Weimar 1862. In Schweden wurde 1827 ein Minimum nicht für eine Parzelle, sondern für ein Gut im ganzen festgesetzt.

Als Gründe gegen die unbegrenzte Teilbarkeit der Grundstücke macht man namentlich geltend die volkswirtschaftlichen Nachteile der Zwergwirtschaft, die keinen rationellen Betrieb gestattet, bei fortschreitender Ausbreitung den Pferde- und Viehbestand des Landes beeinträchtigt, den kleinen Besitzern aber selbst dann nur die kümmerlichste Existenz bietet, wenn sie eine gewerbliche Nebenbeschäftigung treiben können, da gerade bei solchen hausindustriellen Landbevölkerungen die Löhne oft auf einen unglaublich tiefen Stand herabgedrückt sind. Die Festsetzung einer Minimalgröße der Parzellen vollends erscheint überall da als logisch und fast selbstverständlich, wo eine Zusammenlegung der Grundstücke (s. Arrondierung) zwangsweise stattgefunden hat oder stattfinden kann. Andererseits spricht gegen die Beschränkung der Teilbarkeit der größern Güter das gar zu oft vorhandene Mißverhältnis zwischen der Bodenfläche und dem Betriebskapital, das häufig weit zweckmäßiger durch Verkauf eines Teils des Landes als durch Aufnahme von Hypothekenschulden verbessert werden kann. Für die kleinen Parzellen sprechen die sozialpolitischen und moralischen Vorteile, die bei sonst normalen Verhältnissen dadurch geboten werden, daß die ländlichen Arbeiter im Stande sind, sich einen, wenn auch sehr kleinen Grundbesitz zu erwerben und ihn nach und nach zu vermehren. Besonders kann die Zerschlagung von

en (s. d.) unter Umständen der Erhaltung
ernstandes förderlich sein. Gegen eine ge-
aßen nur technische untere Grenze der Par-
öße ist allerdings nicht viel einzuwenden;
rf sie keine absolut feste sein, da dieselben
tücke, die früher für eine rationelle Aus-
zu klein schienen, bei zunehmender Dichtig-
Bevölkerung, bei wachsender industrieller
klung des betreffenden Landstrichs und
lich bei Heranrücken der Ausläufer einer
breitenden Stadt, sich als sehr ertragsfähig
können. Im ganzen sprechen die Erfah-
die man in Preußen und noch mehr in
ich gemacht hat, für die Freiheit der D.
nerseits wirkt ihr das Streben nach Zu-
kaufen von Grundstücken — wie es bei dem
auernstande oft im Übermaß hervortritt —
, und andererseits verschwinden die Nachteile
itgehenden Bodenzerstückelung um so mehr,
die industrielle und kommerzielle Entwicke-
es Landes fortschreitet.

membrieren (neulat.), zergliedern, zer-
zerteilen; davon Dismembration (s. d.).

moll (ital. re diesis minore, frz. ré dièse
, engl. d sharp minor oder dis minor), die
onart, bei welcher f, c, g, d, a und e
n halben Ton erhöht werden, also sechs ♯
chnet sind, gleich der parallelen Dur-Ton-
-dur. Der unbequemen Vorzeichnung wegen
diese Tonart fast nur als Ausweisungs- oder
onart, selten als Haupttonart eines Stücks
S. unter Ton und Tonarten.)

n, Ortschaft in der belg. Provinz Lüttich,
ördlich von Verviers, an der Staatsbahn-
enée-Verviers, mit 11 640 E., welche be-
e Woll- und Tuchindustrie unterhalten.

acheur (frz.) heißt die in den Seeplätzen
echnung und Verteilung der aus großer
(s. d.) entstandenen Schäden amtlich be-
erson. Ihre gesamte Thätigkeit, nämlich
die Aufnahme des Thatbestandes wie die
perationen, durch welche der Wertbetrag
samtschadens und die Höhe der Beitrags-
edes einzelnen Interessenten festgestellt wird,
an die Aufmachung der Dispache, ver-
r unter Dispache dann auch die Urkunde, in
dies alles seitens des D. aufgezeichnet wird.
fmachung der Dispache erfolgt am Bestim-
rte der Reise oder, falls dieser nicht erreicht
m Orte, wo die Reise faktisch endigt; ver-
, dieselbe zu veranlassen, ist der Schiffer,
gt dazu ist jeder Interessent. Die Wirkung
hörig aufgestellten Dispache ist die, daß ihr
wie ein provisorisches gerichtliches Urteil
den Beteiligten wirkt und sofort vollstreck-
doch bleibt jedem das Recht der Anfechtung
m ordentlichen Richter vorbehalten; von
Rechte wird indessen nur in verhältnis-
sehr seltenen Fällen Gebrauch gemacht, da
trolle und Berichtigung einer größern Dis-
mmer sehr schwierig, häufig ganz unmöglich
o ist die Thätigkeit des D. denn eine hoch-
und sehr verantwortungsreiche, und es
nur sehr vertrauenswürdige Männer dazu
welche die Obrigkeit eidlich auf gewissen-
nd redliche Amtsführung verpflichtet. Vgl.
sgesetzbuch, Art. 729—731 und die Einfüh-
esetze der verschiedenen deutschen Seestaaten.

pandieren (lat.), ausbreiten.

Dispar (lat.), ungleich.

Disparagium (mittellat.), Ehe mit einer nicht ebenbürtigen Person, Mißheirat.

Disparāt (lat.), werden nach dem gebräuchlichen Schema der formalen Logik zwei Merkmale oder Begriffe genannt, welche keine unmittelbaren Vergleichungspunkte bieten und deshalb unter keinem gemeinschaftlichen Gattungsbegriffe stehen, im Gegensatze zu komparaten Begriffen, bei denen dieses der Fall ist. So z. B. begegnen sich Gelb und Grün als miteinander vergleichbar oder komparat im Begriffe der Farbe, Quinte und Quarte als vergleichbar im Begriffe des Tonintervalls, während bei disparaten Begriffen kein solcher Zusammenhang ist, wie bei Gelb und Quinte, oder Gelb und Lang u. dgl. Doch ist dies Verhältnis formell unbestimmt, da es eine willkürliche Abgrenzung der Merkmalgruppen voraussetzt. Disparate Urteile sind solche, deren Subjekte disparate Begriffe sind. Disparate Aufgaben sind die, deren Lösungen nicht unter dieselbe Methode fallen, z. B. Aufgaben der Politik und der Geometrie.

Dispathie (lat.-grch.), Ungleichheit der Empfindungsweise, des Gefühls.

Dispendiös (lat.), kostspielig.

Dispensāry (engl.), Laboratorium des Apothekers; auch Armenkrankenhaus.

Dispensation (lat), die Entbindung von der Verpflichtung, für einen bestimmten Fall einer Rechtsvorschrift zu gehorsamen. Sie ist daher stets negativen Charakters. Sie zu erteilen steht in der kath. Kirche regelmäßig dem Papste zu, der sie indes auch durch die Bischöfe ausüben läßt. Letztern gebührt sie nur, soweit das Recht sie ihnen ausdrücklich beilegt. In der evang. Kirche erteilt sie das Konsistorium, in wichtigen Fällen der Landesherr in seiner Eigenschaft als Landesbischof. Von den Bestimmungen des Reichseherechts können nur Staatsbehörden dispensieren. D. werden erteilt in forma gratiosa (der Erteilungsberechtigte prüft und entscheidet) oder commissaria (er beauftragt ein untergeordnetes Organ, zu prüfen und nach Befund zu entscheiden) und nur aus dringendem Grunde und unentgeltlich. Doch erheben die römischen Behörden eine Gebühr.

Dispensator (lat.), der Austeilende, Wirtschaftsverwalter, Rechnungsführer.

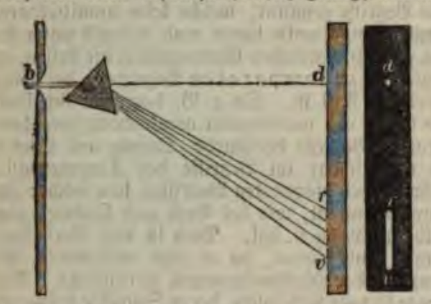
Dispensatorium, s. Pharmakopöe.

Dispensieren (frz.), austeilen; Arzneien bereiten; von einer Verpflichtung u. s. w. entbinden; davon Dispensation (s. d.).

Dispergieren (lat.), zerstreuen.

Dispersion oder Farbenzerstreuung ist eine Erscheinung, welche mit der Brechung des Lichts verbunden ist, und daher besonders auffallend stattfindet, wenn ein Strahl farblosen Lichts durch ein Glasprisma s (s. umstehende Figur) so hindurchgeht, daß er in eine Seitenfläche ein- und aus einer andern, gegen jene geneigten Seitenfläche wieder austritt. Der Strahl wird dabei zuerst bei seinem Eintritt in das Prisma, dann beim Austritt aus dem Glase nochmals, mithin zweimal nacheinander gebrochen, und infolge dessen stark von seiner ursprünglichen geraden Richtung bd abgelenkt, zugleich aber auch in einem fächerförmigen, regenbogenfarbigen Strahlenbündel rv auseinandergebrochen, «dispergiert». Der am wenigsten abgelenkte Rand des Strahlenbündels erscheint Rot, darauf folgen, mit immer stärkerer Ablenkung:

Orange, Gelb, Grün, Blau und Violett. Dieses in die Länge gezogene Farbenbild heißt Spektrum; seine Farben nennt man prismatische. Dieselben gehen in unmerklichen Abstufungen ineinander über, und keine Sprache ist reich genug, um alle



diese Farbennuancen bezeichnen zu können. Das Spektrum eines farblosen Lichtpunktes ist eine prismatisch gefärbte Gerade, welche zur brechenden Kante des Prismas senkrecht gerichtet ist. Das Spektrum einer zur Prismakante parallelen, farblosen Lichtgeraden dehnt sich daher in senkrechter Richtung zu jener Kante aus, wobei seine einzelnen Farben zu jener Kante parallel liegen. Die Verschiedenheit der Ablenkung der prismatischen Strahlen kommt daher, daß die Brechungsexponenten (s. Brechung der Lichtstrahlen) der verschiedenfarbigen Strahlen ungleich sind, und zwar wachsen sie vom Rot gegen das Violett hin. Ihre numerische Größe ändert sich, unter sonst gleichen Umständen, mit der Substanz des Prismas. Der Unterschied zwischen den Brechungsexponenten der violetten und roten Strahlen eines bestimmten Stoffs heißt seine totale D. Je größer diese ist, desto stärker zerstreut (unter sonst gleichen Umständen) der betreffende Stoff das Licht, desto länger ist sein Farbenbild. Die Differenz der Brechungsexponenten zweier prismatischen Farbstrahlen, z. B. von Rot und Orange, Gelb oder Rot und Grün u. s. w., welche einander näher als Rot und Violett liegen, nennt man partielle D.

Sowohl die totale als partielle D. sind, unter fast gleichen Umständen; je nach der materiellen Verschiedenheit der Prismen, sehr verschieden. Bei mäßigem Brechungswinkel ist das Spektrum mittels eines Wasserprismas sehr kurz, mittels eines Crownglasprismas (unter sonst gleichen Umständen) etwa zweimal so lang als jenes, mittels Flintglasprisma fast viermal und mittels Schwefelkohlenstoff nahe sechsmal so lang als jenes erste Spektrum. Dabei sind überdies dieselben Farben innerhalb der Spektren ungleich lang. Flintglas und Schwefelkohlenstoff zerstreuen nach Obigem das Licht sehr stark. Sehr groß ist auch die D. und daher das Farbenspiel der Diamanten. Die Länge des Spektrums hängt auch von der Größe des Einfallswinkels am Prisma ab; sie wächst, bei derselben Materie, mit der Größe des brechenden Kantenwinkels am Prisma und mit dem Abstand der weißen Wand, welche das Farbenbild auffängt, von dem Prisma. Zur Bildung der genauen Differenzen bei der D. dienen die Fraunhoferschen Dunkellinien im Spektrum.

Es gibt auch, nach einer neuern Entdeckung (1870, Christiansen) eine anomale D., bei welcher die prismatischen Farben in einer ganz andern Ordnung als gewöhnlich auftreten; so z. B. hat das Spektrum eines Prismas des Anilinrots (Fuchsins) folgende sonderbare Farbenfolge: am wenigsten abgelenkt erscheint Violett, dann kommt Blau, dann Schwarz für das absorbierte Grün; hierauf kommt Rot, Orange und Gelb. Derartige anomale D. zeigen ferner: Anilinviolett, Anilinblau, übermangansaures Kali und verschiedene andere. Vor dem Rot im normalen Spektrum findet auch eine D. der dunkeln Wärmestrahlen, und im Überviolett eine D. der chemisch-wirkenden Strahlen statt, so, daß bei jeder Brechung in Glas- und Steinsalzprismen u. s. w. eine D. der gesamten Strahlung auftritt. (Vgl. Spektrum.)

Displantieren (neulat.), verpflanzen, versetzen; Displantation, Verpflanzung.

Displicieren (lat.), mißfallen; Displicenz, das Mißfallen, Nichtzufriedensein, besonders mit einer Vereinbarung.

Dipolien hieß ein Fest, das im alten Athen zu Ehren des Zeus Polieus, d. h. des die Stadt beschützenden Himmelsgottes, am 14. Skirophorion (um die Mitte des Sommers) begangen wurde. An diesem Tage wurde dem Gotte auf der Burg ein Ackerstier geopfert, woran sich, da einen solchen zu opfern sonst nicht gestattet war, allerlei Sühngebräuche reihten. Von dem Opfer des Ackerstiers hieß das Fest auch Buphonia (von βοῦς, Rind, und φόνος, Mord).

Dispondēus, Doppel-Spondeus, ein Vers aus vier langen Silben.

Disponenda oder Dispositionsgüter, in der Kaufmannssprache s. unter Disposition; D. im Rechnungswesen der Buchhändler diejenigen von dem Verleger in Commission empfangenen, aber im Laufe des Rechnungsjahres nicht abgesetzten Bücher, welche der Sortimentsbuchhändler nicht an den Verleger zurückgibt (remittiert), sondern mit Bewilligung des letztern auf Lager behält und erst bei der nächsten Abrechnung remittiert oder bezahlt.

Disponent, s. Disposition.

Disponieren (lat.), s. unter Disposition.

Disposition (lat.), ein Wort von vielfacher Anwendung, bedeutet zunächst soviel wie Anordnung, Einrichtung, Verfügung; daher eine D. treffen oder etwas zur D. (Verfügung, freiem Gebrauch) stellen. Ferner bezeichnet D. die körperliche oder geistige Anlage, Geneigtheit eines Menschen für etwas, z. B. für eine Krankheit oder eine bestimmte Thätigkeit. Endlich heißt D. auch soviel wie Entwurf für ein Unternehmen, für eine Rede, Predigt u. dgl. So bezeichnet man namentlich in der Militärsprache mit D. den Entwurf zu einem kriegerischen Unternehmen, mag es eine Aufstellung, einen Marsch oder ein Gefecht betreffen. Eine solche D. muß enthalten: den Zweck der Unternehmung, die Stärke der dazu bestimmten Truppen, ihre Einteilung, die Aufgabe der einzelnen Teile, das allgemeine Verhalten bei wahrscheinlich eintretenden Fällen, die Rückzugslinie oder in welcher Weise der Sieg zu benutzen ist, die Angabe, wo der Kommandierende zu finden: alles dies klar, bestimmt und kurz ausgesprochen.

In der kaufmännischen Sprache wird D. häufig im Sinne von Verfügung gebraucht; daher disponieren, verfügen; disponibel, verfügbar, z. B. disponible Gelder. Dispositionsgut ist eine solche Ware, welche der Besteller nicht annimmt, sondern wegen geringer Beschaffenheit

eter Lieferung oder aus andern Gründen zur
ung (Disposition) des Verkäufers (Absen-
läßt. **Disponent** oder Geschäftsführer,
Prokuraträger, Prokurist heißt der zur Ge-
führung eines Handelshauses oder einer Ge-
sellschaft schriftlich Bevollmächtigte. (S.
ura.)
jurist. Sinne ist **Dispositionsfähig-**
e Fähigkeit, sich durch Verträge und Wechsel
pflichten. Es entbehren dieser Fähigkeit
rjährige, Geisteskranke und erklärte Ver-
er, wie überhaupt alle unter Vormundschaft
en Personen.
er **Medizin** nennt man D. oder **Krank-**
nlage diejenige Eigentümlichkeit des
ichen Organismus, vermöge deren er zu ge-
Erkrankungen vorzugsweise geneigt ist. Die
et also gewissermaßen die entferntere Ur-
r Krankheit, welche letztere jedoch erst aus-
wenn noch eine veranlassende oder Gele-
surfache hinzukommt. Man unterscheidet
lgemeine und eine **besondere** Krank-
sposition. Von ersterer spricht man, wenn
igung des Körpers zur Erkrankung über-
vorhanden ist, und wenn jede beliebige
ichkeit leichter als bei andern Menschen eine
eit veranlaßt. Besondere D. findet statt,
ich (und zwar auch bei sonst kräftigen und
andsfähigen Naturen) nur zu einer oder
wenigen Krankheiten oder örtlichen Affek-
(z. B. der Haut, des Magens, der Luftwege)
ere Anlage zeigt. Im zarten Kindesalter
hohen Greisenalter herrscht eine allgemeine
vielerlei Krankheiten; im mittlern Lebens-
berwiegen die besondern D. Nicht selten
Krankheitsanlage ohne scharfe Grenzen in
liche Krankheit über; man pflegt solche Zu-
als **Kränklichkeit** oder **Schwächlich-**
bezeichnen. Das Wesen der D. ist in den
Fällen nicht genau anzugeben. Die D. ist
r angeboren und dann oft erblich (z. B. die
Lungenschwindsucht, zu Epilepsie und Gei-
lheiten), oder erworben infolge schädlicher
nheiten und ungünstiger Lebensverhältnisse.
as kann sie durch geeignete diätetische Maß-
durch Erziehung und Gewöhnung wieder
inden. (S. **Abhärtung**.)
Staatsdienst bezeichnet man mit **Stel-**
ur D. die Versetzung in zeitweiligen Ruhe-
m Gegensatz zum aktiven Dienst einerseits,
r gänzlichen Pensionierung andererseits;
hat eine Gehaltsverminderung zur Folge.
äuchliche Abkürzung für dieses Verhältnis
im Gegensatz zu a. D. (außer Dienst).
postieren (neulat.), in Posten teilen, ab-
[Unverhältnismäßigkeit.
proportion (frz.), Mangel an Ebenmaß,
pungieren (lat.), Rechnungen u. s. w. genau
hen, prüfen; **Dispunktion**, genaue Prü-
[frz. dispute), Wortkampf, Wortwechsel.
put (lat.; auch Dispût gesprochen nach dem
püta ist der Name des ersten großen, durch
s, später Kellers meisterhafte Kupferstiche
rn Kreisen bekannt gewordenen Freskobil-
lches Rafael, als er unter Papst Julius II.
ch Rom berufen ward, in den «Stanzen»
rn) des Vatikans ausführte. Das Bild
eine Wand der sog. Camera della Segna-
Vgl. **Rafael Santi**.)

Disputation (lat.), Wortkampf, gelehrter Streit, besonders ein vor der Öffentlichkeit geführter, bei welchem die eine Partei (der Opponent) das zu widerlegen sucht, was die andere (der Respondent oder Defendent) behauptet hat. Solche öffentliche D. waren früher gewöhnlich, als Versuche, über abweichende Meinungen ins Reine zu kommen, oder zum Zwecke der Erlangung gelehrter, namentlich akademischer Würden und Rechte. Daher die Ausdrücke Inaugural-D., Habilitations-D., Promotions-D. (disputatio pro gradu) u. s. w. In dieser Form hat sich die Sitte der öffentlichen D. an den Universitäten teilweise noch erhalten.

Disqualifizieren (neulat.), zu etwas unfähig, untauglich machen; **Disqualifikation**, mangelnde Befähigung, Untauglichkeit.

Disquirieren (lat.), genau untersuchen, erforschen; **Disquisition**, Untersuchung, besonders gelehrte Untersuchung.

Disraeli (Isaac), engl. Litterarhistoriker, war der einzige Sohn Benjamin D.s, eines venet. Kaufmanns, der sich 1748 in England niedergelassen hatte und von einer jener jüd. Familien abstammte, die gegen das Ende des 15. Jahrh. durch die Inquisition aus Spanien vertrieben, im Gebiete der toleranten Republik Venedig Schutz suchten. Im Mai 1766 geboren, erhielt Isaac D. seine erste Erziehung in der Schule zu Enfield, wurde dann nach Amsterdam und Leiden geschickt, wo er die neuern Sprachen und die Klassiker studierte, und ging 1786 nach Frankreich, dessen Sprache und Litteratur er genau kennen lernte. Nach England zurückgekehrt, schrieb er einige Gedichte für das «Gentleman's Magazine» und veröffentlichte 1791 eine «Defence of poetry», die er jedoch selbst unterdrückte. Von den Handelsgeschäften befreit und im Besitz eines unabhängigen Vermögens, war er von nun an im Stande, sein langes Leben der Litteratur zu widmen. Sein Lieblingsstudium war die Litteraturgeschichte selbst, in welchem Fach er einen dauernden und verdienten Ruf erwarb. Der erste Band seiner «Curiosities of literature» erschien 1791, der zweite einige Jahre später und der dritte 1817 (neue Aufl., 2 Bde., Lond. 1863). Diesem Werke schließen sich die «Literary miscellanies», «Quarrels of authors» und «Calamities of authors» an, die sich alle durch eine leichte und unterhaltende Darstellungsart auszeichnen und nicht wenig dazu beigetragen haben, die Vorliebe für litterarhistor. Forschungen in England zu verbreiten. Seine «Commentaries of the life and reign of Charles I.» (5 Bde., Lond. 1828—31) sind toryistisch gefärbt; seine «Amenities of literature» (3 Bde., Lond. 1841) vollendete er, seit 1839 erblindet, mit Hilfe seiner Tochter. D. starb auf seinem Landsitze Bradenham-House in Buckinghamshire 19. Jan. 1848, nachdem er bereits 1814 nebst seinem Sohne Benjamin D. (s. **Beaconsfield**) zum Christentume übergetreten war. Seine gesammelten Werke (Lond. 1849—51 und 1862—63) mit einer Skizze seines Lebens gab sein Sohn heraus.

Disraeli (Benjamin), hervorragender engl. Staatsmann und Schriftsteller, s. **Beaconsfield**.

Disrenommée (lat.-frz.), schlechtes Renommée, übler Ruf; **disrenommieren**, in übeln Ruf bringen.

Disreputation (lat.-frz.), soviel wie Disrenommée; **disreputierlich**, schimpflich, dem guten Rufe nachteilig.

Diß, Stadt in der engl. Grafschaft Norfolk, 32 km im SSW. von Norwich, links am Waveney, der in die Nordsee mündet, an der Great-Eastern-Bahn, mit (1881) 3845 E., welche Flachsspinnerei und Bonneteriefabrikation treiben.

Dissektionsbrille, s. unter Brille.

Disseminieren (lat.), Samen ausstreuen, aussäen, ausbreiten (ein Gerücht); Dissemination, Ausstreuung, Aussäung, Verbreitung eines Gerüchts.

Dissen, Dorf in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Osnabrück, Kreis Melle, 15 km im SW. von Melle, am Bache Holmer und am südl. Rande des Teutoburgerwaldes, mit (1880) 1566 E., welche Fabrikation von Fleischwaren, Segeltuch und Sackleinwand, Seilerei, Schweinezucht und Handel treiben. Unfern liegt die Saline Rothenfelde. Der Ort war schon um 800 vorhanden als kaiserl. Pfalz Tissene oder Tistene; 822 wurde sie dem Bischof geschenkt; der letzte Inhaber starb 1236, worauf die Burg zerstört wurde.

Dissen (Ludolf), Philolog, geb. 17. Dez. 1784 zu Großen-Schneen bei Göttingen, war 1798—1804 Schüler der Landesschule Pforta und studierte 1804—8 unter der Leitung Heynes Philologie in Göttingen. Im J. 1808 habilitierte er sich mit einer Schrift «De temporibus et modis verbi graeci» und 1812 folgte er einem Rufe als außerord. Professor der Philologie nach Marburg. Im J. 1813 nach Göttingen zurückberufen, erhielt er 1817 eine ordentliche Professur. D. starb 21. Sept. 1837. D.s Ausgaben des Pindar (1. Aufl. 1830; 2. Aufl., von F. G. Schneidewin, Gotha 1843), des Tibullus (Gött. 1835) und des «Demosthenes de corona» (Gött. 1837) haben Anerkennung gefunden. Außerdem war D. in den «Göttingischen Anzeigen» und in andern Zeitschriften als Rezensent thätig. D.s kleinere Abhandlungen sind gesammelt in seinen «Kleinen lat. und deutschen Schriften» (nebst biographischen Erinnerungen von Fr. Thiersch, F. G. Welcker, K. O. Müller, Gött. 1839).

Dissens (Dissension, lat.), Meinungsverschiedenheit.

Dissenters, d. i. Andersgläubige, heißen in England die Angehörigen solcher kirchlichen Gemeinschaften, welche sich von der Staatskirche (der engl. Hochkirche) losgesagt haben. Mißbräuchlich wird die Bezeichnung bisweilen auch angewandt einerseits auf die Angehörigen der röm.-kath. Kirche, andererseits auf die Anhänger eigentümlicher religiöser Richtungen, welche sich äußerlich nicht von der Hochkirche geschieden haben. Zu ihnen gehören Presbyterianer, Independenten, Methodisten, Baptisten, Quäker, Irvingianer u. a. Früher hießen jene wegen Verwerfung der Konformitätsakte Nonkonformisten. Anfänglich mußten sie manche Verfolgung erleiden, bis die Toleranzakte von 1689 ihnen wenigstens bedingte Duldung gewährte. Erst 1836 wurden durch Aufhebung der Test- und Korporationsakte von 1673 ihre kirchlichen Rechte erweitert und ihnen bürgerliche Gleichstellung mit den Angehörigen der Hochkirche gewährt, 1868 wurden sie von der Verpflichtung befreit, der Hochkirche Kirchensteuern zu zahlen, und 1871 erhielten an den Universitäten Oxford und Cambridge alle D. gleiche Rechte mit den Studierenden der Hochkirche.

Dissentieren (lat.), anderer Meinung sein, anders denken, von der herrschenden Ansicht abweichen.

Dissëntis, Dorf im schweiz. Kanton Graubünden, s. Disentis.

Disserieren (Dissertieren, lat.), einen wissenschaftlichen Gegenstand erörtern (schriftlich oder mündlich); Dissertation, gelehrte Abhandlung, besonders auf Universitäten die zum Zweck der Habilitation oder der Erlangung der Doktorwürde verfaßte wissenschaftliche Abhandlung.

Dissezieren (lat.), zerschneiden, zergliedern, zerlegen; Dissektion, Zergliederung.

Dissidenten hießen früher in Polen alle, die der herrschenden kath. Religion nicht zugethan waren, aber freie Religionsübung hatten, nämlich Lutheraner, Reformierte, Griechen, Armenier, mit Ausschluß jedoch der Wiedertäufer, Socinianer und Quäker. Der Ausdruck «dissidentes in religione» kommt zuerst in den Akten der Warschauer Konföderation von 1573 vor und bezeichnet beide Religionsparteien, Katholiken und Evangelische, die einander damals Duldung angelobten. Erst seit dem Konvokationstage von 1632 gebrauchte man die Bezeichnung D. allein für Nichtkatholiken. Noch bei Luthers Lebzeiten hatte die Reformation in Polen Eingang und unter Sigismund Augusts Regierung, 1548—72, eine solche Ausbreitung gefunden, daß viele vom Volke und sogar die Hälfte des Senats und mehr als die Hälfte des Adels sich zur prot. oder reform. Kirche bekannten. Der Vergleich von Sandomir (Consensus Sandomiriensis) 14. April 1570 verband die Protestanten, Reformierten und Böhmischen Brüder zu einer auch für polit. Zwecke vereinigten Kirche, deren Glieder durch den 1573 vom Könige beschworenen Religionsfrieden (Pax dissidentium) den Katholiken in bürgerlichen Rechten ganz gleichgesetzt wurden. Unter der Regierung Sigismunds III., 1586—1632, führten die Jesuiten und die Streitigkeiten der D. untereinander eine schnelle Reaktion herbei. Sehr viele, besonders angesehene Familien kehrten zur kath. Kirche zurück, und 1606—20 verloren die D. zwei Dritteile ihrer Kirchen. Nach und nach wurden ihnen ihre mehrmals bestätigten Rechte entzogen, besonders 1717 und 1718 unter August II., wo man ihnen das Stimmrecht auf dem Reichstage nahm. Noch schlimmer erging es ihnen seit 1733 unter August III., sie waren ganz der Willkür der kath. Geistlichkeit unterworfen; auf dem Pacifikationsreichstage von 1736 wurde ein altes Gesetz erneuert, vermöge dessen der König katholisch sein mußte. Nach der Thronbesteigung des letzten Königs Stanislans August brachten die D. ihre Beschwerden auf dem Reichstage von 1766 an und wurden von Rußland, Dänemark, Preußen und England unterstützt. Rußland, welches diese Gelegenheit benutzte, seinen Einfluß auf die poln. Angelegenheiten zu erweitern, nahm sich ihrer besonders an und brachte 1767 einen Vertrag zu Stande, durch den sie der kath. Partei wieder gänzlich gleichgestellt wurden; auch hob der Reichstag von 1768 die ihnen nachteiligen Schlüsse auf. Da aber der Krieg mit den Gegenkonföderationen ausbrach und das Reich geteilt wurde, so blieb es einstweilen beim alten, bis die D. 1775 alle frühern Freiheiten wieder erlangten, mit Ausnahme des Rechts auf Senator- und Ministerstellen. Auch bei den spätern Teilungen Polens behielten die D. mit den Katholiken gleiche Rechte. Gegenwärtig bestehen in Russisch-Polen 62 evang.-luth. Kirchspiele mit 300000 Seelen (fast ausschließlich Deutsche), denen ein

alsuperintendent in Warschau vorsteht; evang.
nierte gibt es nur 6000. Sie genießen freie
onsübung; doch wird bei Ehen zwischen Pro-
en und orthodox-griech. Christen die Trauung
m griech. Geistlichen vollzogen und alle Kin-
s solchen Ehen gehören der griech. Kirche an.
«Die Schicksale der polnischen D.» (3 Tle.,
. 1768—70); Krasinski, «Geschichte der Re-
tion in Polen» (deutsch von Lindau, Lpz.
Lukaszewicz, «Geschichtliche Nachrichten über
in Posen» (deutsch von Balitzki, Darmst. 1843).
neuerer Zeit ist auch in Preußen die Bezeich-
D. der offizielle Name für sämtliche kleinern,
alb der staatlich anerkannten Kirchen stehen-
ligionsparteien, insbesondere für die Deutsch-
ken (s. d.) und Freien Gemeinden (s. d.) ge-
t, und ähnlich traten in Frankreich und der
Schweiz evang. Dissidentengemeinden zu
chen zusammen. Die rechtliche Stellung der
in verschiedenen Staaten verschieden. In
hland hat die neue Reichsgesetzgebung den
satz durchgeführt, daß niemand um seines re-
Bekenntnisses willen in seinen bürgerlichen
lit. Rechten beschränkt werden dürfe. Auch
uf- und (kirchliche) Trauzwang ist durch das
gesetz vom 6. Febr. 1875 über die Beurkun-
des Civilstandes aufgehoben und die obliga-
e Civilehe an die Stelle der früher vielfach
t D. angeordneten Notcivilehe getreten. Da-
können die D. die Rechte einer juristischen
n (Korporationsrechte) nur durch die Landes-
ebung erlangen. Dieselbe ist ihnen ebenso
ie staatliche Finanzbeihilfe zu Kultuszwecken
ersagt geblieben.

sidieren (lat.), auseinandergehen in den
en, namentlich den religiösen; sich von der
absondern. (S. Dissidenten.)

sidium (lat.), Meinungsverschiedenheit und
hervorgehender Zwist.

similär (frz.), unähnlich, ungleichartig;
milarität, Unähnlichkeit; Dissimila-
in der Sprachlehre Gegensatz zu Assimila-
die Umwandlung eines Lauts in einen an-
um die Häufung ähnlicher zu vermeiden.

simulieren (lat.), sich etwas nicht merken
sich verstellen; Dissimulation, Verstel-
Verheimlichung.

sipieren (lat.), zerstreuen, verschleudern,
enden; Dissipation, Zerstreuung, Ver-
dung; auch Zerstreutheit (der Gedanken).

na, See im russ. Gouvernement Kowno,
von der Kreisstadt Nowo Alexandrowsk, un-
30′ nördl. Br. und 44° östl. L. von Ferro,
km lang, 1½ km breit, und hat einen Um-
von 39 km bei einem Flächenraum von
n. An seinem südl. Ufer tritt der gleich-
Fluß heraus.

na oder Dsißna, Fluß in den russ. Gou-
ents Kowno und Wilna, entspringt aus dem
amigen See im Gouvernement Kowno,
anfänglich in südöstl. Richtung durch eine
ge Gegend, schlägt im Gouvernement Wilna
ne Richtung nach Ostnordosten ein und ergießt
der Stadt Dißna links in die westl. Düna.
ist 159 km lang, 28—93 m breit, und hat
efe von 1—5 m. Zur Zeit des Hochwassers
Verkehr auf der D. sehr lebhaft.

na, Kreisstadt im Gouvernement Wilna,
5° 34′ nördl. Br. und 45° 53′ östl. L. von Ferro, an der Mündung des Flusses Dißna in die westl. Düna, 349 km nordöstlich von der Stadt Wilna, mit (1882) 6669 E. Die Lage D.s an zwei schiffbaren Flüssen macht die Stadt zu einem Stapelplatz für Flachs, Hanf, Leinsamen und Getreide. Im 15. Jahrh. war D. eine unbedeutende Ansiedelung, welche der Wojwodschaft Polozk zugezählt war, 1563 gab der poln. König Sigismund August der Ansiedelung die Rechte einer Stadt und befestigte sie. Im J. 1793 kam D. an Rußland.

Dissolubel (lat.), auflöslich, schmelzbar; Dissolubilität, Auflöslichkeit, Schmelzbarkeit.

Dissolut (lat.), ungebunden, ausschweifend, liederlich; Dissolution, Auflösung eines Körpers, auch einer Gesellschaft; dissolutiv, auflösend, Auflösung bewirkend.

Dissolventia, s. Zerteilende Mittel.

Dissolvieren (lat.), auflösen, zergehen lassen, schmelzen, zerlassen.

Dissolving Views, s. Nebelbilder.

Dissonanz, im Gegensatz zu Konsonanz (s. d.), nennt man in der Musik das Verhältnis zweier oder mehrerer Töne, deren Zusammenklang nicht eine ruhige befriedigende Harmonie, sondern vielmehr das Gefühl der Unruhe und das Verlangen nach Auflösung in einen größern Wohlklang hervorruft. D. sind die Sekunde, Septime und None in der diatonischen Tonreihe und alle übermäßigen und verminderten Intervallen. Man trennt dieselben in wesentliche, d. h. solche, welche Glieder eines Accords sind, und in zufällige, d. h. jene, die nur durch besondere Umstände in einem Zusammenklang eine Stelle erhalten. In Ansehung des praktischen Gebrauchs der D. kommt teils die richtige kontrapunktistische Behandlung, teils ihre zweckmäßige ästhetische Anwendung in Betracht. Die Vorbereitung, Bindung, Auflösung und Vermeidung der Verdoppelung der D. lehrt die Theorie; der zweckmäßige Gebrauch derselben hängt jedoch von dem Talent des Tonsetzers ab. Während gegenwärtig alle Arten D. fortwährend vorgeführt werden, benutzten die klassischen Meister nur einige derselben, erzielten aber gerade infolge einer wahrhaft ästhetischen Anwendung der D. die großartigste Wirkung.

Dissoziation nennt man in der Chemie eine unter Aufnahme von Wärme bewirkte Zersetzung chem. Verbindungen in einfacher zusammengesetzte Produkte, denen die Fähigkeit zukommt, unter Freiwerden von Wärme sich wieder zu der ursprünglichen Verbindung zu vereinen. Verdampft man z. B. Salmiak, Chlorammonium NH_4Cl bei geeigneter Temperatur, so enthält der Dampf nicht mehr das ursprüngliche Salz, sondern dieses ist dissoziiert in Ammoniak NH_3 und Chlorwasserstoff HCl. Die Wärme hat daher die chem. Affinität, welche die Atome im Molekül NH_4Cl verband, überwunden und hat das vorhandene Molekül in zwei neue Moleküle $NH_3 + HCl$ gespalten. Treffen beide Moleküle darauf bei einer Temperatur zusammen, die für die D. nicht hinreichend hoch ist, so vereinen sie sich wieder unter Freiwerden von Wärme zu dem Molekül NH_4Cl. Ebenso verhält sich Wasserdampf. Wird dieser auf eine genügend hohe Temperatur gebracht, so tritt D. ein unter Bildung von zwei Molekülen Wasserstoff und einem Molekül Sauerstoff, die ihrerseits sich bei jeder unter der Dissoziationstemperatur liegenden Temperatur sofort wieder zu Wasser verbinden. Häufig sind beide

Temperaturgrenzen, wie in letzterm Beispiel, so nahe beieinander, daß die eingetretene D. sich der Beobachtung entzieht und nur unter Anwendung besonderer Vorsichtsmaßregeln sich nachweisen läßt.

Dissoziieren (lat.), trennen, entzweien; eine Verbindung aufheben; dissoziabel, unvereinbar, ungesellig.

Dissuadieren (lat.), einem etwas abraten, widerraten; Dissuasion, Abratung, Widerratung; dissuasorisch, ab-, widerratend.

Dissyläbum (grch.), ein zweisilbiges Wort.

Distanzgeschäft oder Distanzkauf nennt man ein Kaufgeschäft, bei welchem die Ware vertragsmäßig nach einem andern Orte zu übersenden ist. Den Gegensatz dazu bildet das Platzgeschäft, bei welchem der Übergang der Ware aus der Hand des Verkäufers in die Hand des Käufers nicht durch Transportpersonen vermittelt wird. Auch für das D. bleibt im Zweifel Erfüllungsort der Ort, wo der Verkäufer zur Zeit des Vertragsschlusses seine Handelsniederlassung oder in Ermangelung einer solchen seinen Wohnsitz hatte, selbst wenn der Verkäufer die Tragung der Transportkosten übernommen hat, und der Käufer trägt also auch die Gefahr des Verlustes oder der Verschlechterung der Ware während des Transports (Handelsgesetzbuch, Art. 345). Letzterer ist auch nach Empfang der Ware zu einer schleunigen Besichtigung derselben verpflichtet, falls er sich das Recht der Beanstandung und Zurückweisung wegen vertragswidriger Eigenschaften konservieren will. (S. Besichtigung der Waren und Empfangbarkeit der Waren.)

Nichts gemein mit dem D. hat die Distanzfracht, nämlich die Frachtvergütung, welche dem Verfrachter seitens der Befrachter ausnahmsweise auch dann zu zahlen ist, wenn die Ausführung des Transports durch Zufall unmöglich geworden ist, also einer Fracht, die nur entsprechend der bereits zurückgelegten Distanz (daher der Name) geschuldet wird. Vgl. Handelsgesetzbuch, Art. 618, 619, 632, 633, 872.

Distanzmesser, Entfernungsmesser, auch Telemeter, Diastimeter genannt, bezwecken, die Länge einer Linie im Terrain von einem Endpunkt derselben aus zu bestimmen, oder den Abstand eines Objekts vom eigenen Standort ohne Verlassen des letztern zu ermitteln. In besondern Fällen können noch Beobachtungen und Hilfsmessungen von Stellen her, welche dem Standort benachbart sind, benutzt werden. Bei der topographischen Detailaufnahme eines Terrainteils werden D. gebraucht, um die Entfernungen nebensächlicher Punkte von den Hauptstationen zu ermitteln, wodurch eine wesentliche Abkürzung des Verfahrens erreicht wird. Derartig ermittelte Punkte dürfen aber der beim Gebrauch des D. unvermeidlichen Fehler halber nicht weiter übertragen werden. An den Objektsorten werden in diesem Falle sog. Distanzlatten, d. i. Meßstäbe mit weithin sichtbarer Einteilung aufgestellt, auf welche die Beobachtungen am Standort basiert werden. Andern Bedingungen unterliegt die Distanzmessung im Kriege zu taktischen Zwecken, wobei es sich darum handelt, die Entfernung des Gegners, den man beschießen will, von der eigenen Aufstellung zu ermitteln. Der Ort des Objekts ist hier als unzugänglich zu erachten. Soll ein D. zu Kriegszwecken Wert haben, so muß die Ermittelung in kürzester Zeit ohne umständliche Operationen und Berechnungen geschehen, die D. müssen transportfähig und weder leicht zerbrechlich noch zu kostspielig sein, dabei wird ein hoher Grad von Genauigkeit verlangt. Aus diesen Anforderungen erhellt die Schwierigkeit, kriegsbrauchbare D. zu konstruieren.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Distanzmessung nur auf Grundlage bekannter Längen möglich ist. Das Ausmessen einer Standlinie, wie bei trigonometr. und topogr. Aufnahmen, ist aber ausgeschlossen, es benähme dem D. eine seiner wichtigsten Eigenschaften. Zwei ineinandergreifende Beobachtungen an verschiedenen Stellen beeinträchtigen meistens ebenso den Wert des Instruments.

Nach dem Konstruktionsprinzip kann man die D. in drei Gruppen einteilen: trigonometrische, optische und akustische.

Die trigonometrischen D. haben eine kurze Standlinie am Instrument, in Form eines Lineals, an dessen Endpunkten sich Diopter oder Visierfernrohre befinden, das eine derselben ist in der Regel unter einem rechten Winkel fest mit dem Lineal verbunden, das andere ist drehbar. Das Instrument ruht auf einem dreibeinigen Stativ (ähnlich dem eines Theodoliten oder eines Meßtischs) und wird zuerst mit dem festen Fernrohr auf das Objekt gerichtet, dann festgestellt und nunmehr das Objekt mit dem beweglichen Fernrohr anvisiert, wodurch sich der mit dem Abstand des Objekts wechselnde Winkel an der Spitze eines rechtwinkeligen Dreiecks ergibt, in welcher das Objekt liegt, während die Basis und zugleich eine Kathete des Dreiecks das Lineal ist. Ein kleineres dem genannten ähnliches Dreieck, dessen Hypotenuse mit der Projektion der Achse des beweglichen Fernrohrs zusammenfällt, gestattet die unmittelbare Ablesung der Entfernung am Instrument, erspart also jegliche Berechnung. Die Standlinie kann hier nur 1—4 m lang sein, während die zu ermittelnden Distanzen eine Anzahl von Kilometern betragen können. Der gemessene Winkel ist daher immer außerordentlich gering, und es bedarf, um eine genügende Genauigkeit der Messung zu erzielen, sehr starker Fernröhre und einer sehr genauen Arbeit, woraus der hohe Preis solcher D. sich ergibt. Diese D. sind hauptsächlich für den Feld- und Belagerungskrieg bestimmt; bei der Verteidigung der Küsten können längere Standlinien zu Grunde gelegt werden, von deren beiden Endpunkten sich gegenseitig ergänzende Messungen stattfinden. Die Ergebnisse der Nebenstation werden auf elektromagnetischem Wege auf die Hauptstation übertragen. Unter diesen Umständen ist eine sehr genaue Messung möglich. Auf Kriegsschiffen kann die Standlinie in der Längenrichtung des Fahrzeugs liegen, an deren einem Endpunkt ein bewegliches, am andern ein festes Fernrohr angebracht ist. Letzteres wird durch Drehung des ganzen Schiffs mittels des Steuerruders angestellt. Die Ablesung geschieht wie oben an einem ähnlichen Dreieck. — Hierher gehören auch die D., bei welchen die Standlinie durch einen auf- und abzuwickelnden Draht (oder Kette) von bestimmter Länge (etwa 40 m) gebildet wird, von deren Endpunkten aus die Winkelmessungen durch Spiegelinstrumente (Prismen) stattfinden. Diese D. sind weniger kostspielig als die vorher genannten, aber umständlicher.

Die optischen D. beruhen auf der Erscheinung, daß mit der zunehmenden Entfernung eines Objekts von konstanter Höhe der Sehwinkel abnimmt.

gleichem Sehwinkel ein Objekt um so wei-
ut sein muß, eine je größere Höhe dessel-
ben äußersten Sehlinien eingeschlossen ist.
ist der Grundgedanke der sog. Distanz-
re, welche in Verbindung mit der oben
n Distanzlatte gebraucht werden und beim
ufnehmen Anwendung finden. Jedes ge-
e Visierfernrohr, wie es an der Kippregel
Theodoliten vorkommt, kann als D. oder
eter eingerichtet werden, indem man dem
uz einen obern und einen untern Horizon-
beifügt, welche in gleichen Abständen vom
Horizontalfaden sich befinden. Der Ab-
beiden äußern Fäden wird bei den Kipp-
s preuß. Generalstabes so bemessen, daß
denselben umspannte Centimeter der
tte einer Objektsentfernung von 1 m ent-
Die Distanzlatte hat hier eine 300 cm lange
g und können so Distanzen bis 300 m, bei
ng des mittlern und eines äußern Hori-
ens bis 600 m gemessen werden (bei den
Kippregeln sogar bei 1200 m). Die erste
tachymetrischen Fernrohre rührt von dem
. von Reichenbach (s. d.) her, sie wurde
dem ital. Major Porro, sowie von Ertel
führt und vom preuß. Generalstab gegen
enommen.

che D. zu Kriegszwecken beruhen auf
änderlichen Sehwinkel bei konstanter Ob-
, als welche die Höhe des aufrecht stehenden
(im Mittel 1,75 m) dient. Ein rohes, in-
geringe Distanzen allenfalls brauchbares
nt dieser Art ist die Stadia, eine Me-
in welche eine Durchsicht eingeschnitten
Öffnung nach den Größenverhältnissen ein-
rd, in welcher ein aufrecht stehender Mann
iedene Entfernungen erscheint. Um das
nt genauer und auf größere Entfernungen
zu gestalten, werden Horizontalfäden ähn-
beim Tachymeter in ein Fernrohr einge-
ier aber verschiebbar sind. Aber auch in
talt hat das Instrument eine nur be-
auchbarkeit, indem eben ein in voller
barer, aufrecht stehender Gegner voraus-
rd, was nicht immer angenommen werden
ßerdem sind die Höhen nicht einmal kon-
ein solcher D. gilt, wenn er auch porta-
ichtet werden kann, nicht einmal für den
reichend genau. Im Küsten- und See-
rden die bekannten Höhen der Mastlängen
e zu Grunde gelegt.

ustischen D. beruhen darauf, daß der
ne nahezu konstante Fortpflanzungsge-
keit hat (bei 0° Temperatur 333 m in der
Erfolgt mit der Gehör- gleichzeitig eine
inung, so wird letztere sofort wahrgenom-
für terrestrische Entfernungen die Licht-
h mit unendlich großer Geschwindigkeit
en, die Gehörerscheinung gelangt aber so
nden später in das Ohr, soviel mal die
hwindigkeit in der Entfernung enthalten
beim Abfeuern eines Geschützes oder Ge-
t der Licht- und Raucherscheinung durch
ung der umgebenden Luft ein Knall er-
ist es möglich, aus dem Zeitunterschied in
nehmung der einen und der andern Er-
den Abstand des feuernden Gegners von
en Aufstellung zu ermitteln. Da Bruch-
Sekunden hierbei nicht entbehrt werden
können, so hat man zu diesem Zwecke besondere Zeitmesser konstruiert, die als D. bezeichnet werden können, entweder auf ähnlichem Prinzip wie eine Taschenuhr beruhend (Schalluhr), oder auf der Fallbewegung eines leichten Körpers in einer Flüssigkeit, welche als von konstanter Geschwindigkeit angenommen werden kann. Eine unbedingte Brauchbarkeit liegt auch hier nicht vor, da nicht immer feuernde Gegner gegenüber stehen und bei einer größern Zahl feindlicher Feuerwaffen Irrtümer möglich sind. Doch sind die akustischen D. sehr portativ und wenig kostspielig.

Von den trigonometrischen D. zu Kriegszwecken ist besonders der Telemeter des nordamerik. Obersten Berdan zu erwähnen. Der Telemeter für den Feldkrieg hat eine Basis von 2 m Länge, meist bis 1800 m auf 25 m, von da bis 3000 auf 50 m genau. Die Aufstellung des Instruments erfordert 10 Sekunden, die Messung selber 10—15 Sekunden. Der Preis ist 20000 Mark. Der Telemeter für Küsten und Festungen hat eine Standlinie von 4 m Länge und ist bis 10 km anwendbar. Die franz. Feldartillerie hat einen Telemeter von Goulier, welcher einen 40 m langen Draht als Standlinie hat, an dessen Endpunkten zwei Beobachter mit Winkelprismen das Objekt anvisieren. — Unter den optischen D. zu Kriegszwecken ist der Diastimeter des Dr. Romershausen zu erwähnen.

Von den akustischen D. ist derjenige des belg. Majors Leboulengé der am meisten brauchbare. In einer graduierten Glasröhre, die mit Glycerin gefüllt ist, liegt ein Schwimmer, der sobald man die Röhre senkrecht hält, zu fallen beginnt. Jeder Millimeter seiner Bewegung entspricht 25 m Entfernung. Es gibt drei Arten, einen für Infanterie, der Entfernungen bei 1600 m, einen für Artillerie, der bis 4000 m, einen Telemeter für Offiziere, der bis 2500 m mißt. Der Leboulengésche Telemeter ist sehr portativ und billig, leidet aber an den allgemeinen Mängeln des Prinzips. — Für den Küstenkrieg existieren trigonometrische D. von Kromhout u. a., welche auf längern Standlinien mit örtlich getrennten Beobachtungsstationen beruhen.

Distel nennt man im gewöhnlichen Leben fast jede stachelige oder dornige Pflanze, und zwar belegt man vorzugsweise solche Gewächse mit dem Namen D., welche kopfartige Blütenstände haben und deren Blütenhüllen aus dornig endigenden Hüllblättchen bestehen. Diese als D. bezeichneten Pflanzen sind meist Arten der Gattungen Carduus, Cirsium, Carlina, Onopordon, Silybum, Echinops, die sämtlich zu der Familie der Kompositen gehören.

Von der Gattung Carduus kennt man gegen 50 Arten, die vorzugsweise in Europa, Nordafrika und Westasien einheimisch vorkommen. Es sind krautartige, aufrechtstehende Gewächse mit buchtig gezähnten oder fiederteiligen stacheligen Blättern. Die Blüten stehen meist in kugeligen Köpfchen, die Blumenkrone ist gewöhnlich rot gefärbt, die Früchte sind Achenen, die einen aus einfachen Haaren bestehenden Pappus auf ihrer Spitze tragen. Die Hülle der Köpfchen ist aus vielen dachziegelartig übereinander liegenden, mit Stacheln versehenen Schuppen zusammengesetzt. Von zwei in Deutschland einheimischen Arten, Carduus nutans *L.* und Carduus crispus *L.*, werden in einigen Gegenden die jungen Triebe als Gemüse oder Salat gegessen. (Betreffs der übrigen genannten Gattungen s. die speziellen Artikel.)

Distelfink, s. Stieglitz (Vogel).

Disteli (Martin), geistreicher Karikaturenzeichner, wurde geb. 1. Mai 1802 zu Olten im Kanton Solothurn. Zum Staatsdienst bestimmt, studierte er in Freiburg und Jena. Zwei große Darstellungen, die er mit dem Tintenrührer auf die Wände des Carcers in Jena malte, und die den komisch behandelten Raub der Sabinerinnen und Marius als alten Studiosus auf den Trümmern von Karthago zum Gegenstand hatten, erregten solches Aufsehen, daß das Carcer auf Befehl des Großherzogs, um diese Zeichnungen zu erhalten, geschlossen ward. Er besuchte dann einige Zeit die münchener Akademie und lebte hierauf zu Olten. Seine bildlichen Darstellungen zu Fröhlichs «Fabeln» sind, von dem naivsten und zugleich echt künstlerischen Humor belebt, wahre Meisterstücke ihres Fachs. Sodann wandte er sich besonders der polit. Karikatur zu und lieferte auch darin viel Ergötzliches, vom künstlerischen Gesichtspunkt indes nicht ohne dilettantische Schwächen. Hervorzuheben ist vornehmlich der von ihm seit 1839 in Solothurn herausgegebene «Schweiz. Bilderkalender». Im J. 1841 lieferte D. 16 radierte Blätter zu den in Solothurn erschienenen Abenteuern des Freiherrn von Münchhausen. Eins seiner besten Blätter ist die Empörung der Hasen gegen den Jäger (in Solothurn herausgegeben). Er starb 18. März 1844 zu Solothurn. Vgl. Hartmann, «Martin D. Ein Künstlerleben» (Soloth. 1861).

Distelmeyer (Lampert), kurbrandenburg. Kanzler, geb. 22. Febr. 1522 in Leipzig, studierte in Leipzig Theologie und Humaniora, daneben auch das röm. Recht und kam 1545 in die Kanzlei des Herzogs Moritz, aus der er 1547 in den Dienst der lausitzer Stände und 1550, mittlerweile in Leipzig zum Doctor juris promoviert, an den Hof Joachims II. von Brandenburg gezogen wurde. Damit betrat er eine lange und ruhmvolle Beamtenlaufbahn, in der er seit 1558 30 Jahre lang als Kanzler die Politik des Kurstaates leitete. Schon in dem Kriege gegen Karl V. 1552, dann bei dem Religionsfrieden von Augsburg 1555 wirkte er bedeutend mit im Sinne der prot. Politik, zu deren Sicherung er die alte Erbeinung mit Sachsen und Hessen erneuerte. Im J. 1569 verschaffte er dem Kurfürsten die Mitbelehnung auf das Herzogtum Preußen, woran sich 1573 die Aussicht auf die Erwerbung von Kleve-Jülich knüpfte: ein diplomatischer Erfolg, den ihm Joachim II. mit der Erteilung des Ritterschlages vergalt. D. kann auch in seiner innern Politik, die auf Förderung der prot. Interessen und straffe Ausbildung der Territorialmacht abzielte, als einer der Gründer des hohenzoll. Staats, ein echter Vorläufer des Großen Kurfürsten und seiner Beamten angesehen werden. Er starb 12. Okt. 1588.

Distelorden, ein dem heil. Andreas gewidmeter schott. Orden, der angeblich 787 durch Achajus und Hungus, Könige der Picten und Scoten, zur Erinnerung an einen Sieg gestiftet wurde, den sie dem heil. Andreas zu verdanken glaubten. Dieser Sage gegenüber steht fest, daß der schott. König Jakob V. den Orden 1540 stiftete. Derselbe sollte aus 12 Rittern bestehen und seine Feierlichkeiten in der Andreaskirche zu Edinburgh begehen. Nachdem der Orden längere Zeit in Vergessenheit geraten war, ward er am 29. Mai 1687 von Jakob II. wieder erneuert. Mit der Vertreibung Jakobs verfiel er nochmals, wurde jedoch 31. Dez. 1703 von der Königin Anna wiederhergestellt und 17. Febr. 1715 durch Georg I. bestätigt. Dieser veränderte die Statuten, behielt aber die Zwölfzahl der Ritter bei, welche immer schottische oder mit Schottland in Verbindung stehende Peers sind, und ordnete die jährliche Feier des Ordensfestes am 30. Nov. an. Die Ritter tragen an dunkelgrünem, über die linke Schulter geschlungenem Bande ein eirundes goldenes Schildchen, auf welchem der heil. Andreas in blauer Kleidung hinter einem Märtyrerkreuze steht, das er festhält; sodann auf der Brust einen Stern, bestehend aus einem weißen, mit Gold eingefaßten Kreuze, zwischen dessen Teilen silberne Flammen strahlen, und auf welchem ein rundes goldenes Schild mit dem Bilde einer blühenden Distel in grünem Felde liegt. Auf beiden Ordenszeichen befindet sich die Ordensdevise: Nemo me impune lacessit (d. h. Niemand fordert mich ungestraft heraus). Bei Feierlichkeiten tragen die Ritter eine eigene Ordenstracht. Als Beamte des Ordens fungieren ein Dekan, ein Sekretär, ein Wappenkönig und ein Grünstab (usher of the green rod).

Distendieren (lat.), auseinanderspannen, dehnen; Distension, Ausdehnung, Umfang.

Disthen (von σθένος, Kraft, doppelkräftig, durch Hauy benannt, weil angeblich manche Krystalle beim Reiben auf Flächen von gleicher Glätte positiv, andere negativ elektrisch würden), ein dem triklinen System angehöriges Mineral, in meist langgestreckten, breitsäulenförmigen Krystallen, welche vorwiegend durch die beiden vertikalen Pinakoide (106° 15′) und durch Prismen gebildet werden, und nach mehrfachen Gesetzen verzwillingt sind. Die Härte ist nach verschiedenen Richtungen auffallend abweichend, auf den breiten Seitenflächen der Säulen der Länge nach = 5 (mit dem Messer noch gut ritzbar), der Quere nach = 7 (so hart wie Quarz); spezifisches Gewicht = 3,5 bis 3,7. Das Mineral ist an sich farblos, aber häufig gefärbt, insbesondere bläulichweiß, berlinerblau und himmelblau (alsdann Cyanit genannt), auch grünlich, rötlich. Chemisch ist der D. das Zweidrittel-Aluminiumsilikat Al_2SiO_5 mit 36,9 Proz. Kieselsäure und 63,1 Thonerde, also ebenso zusammengesetzt wie der rhombische Andalusit. Säuren sind gänzlich ohne Wirkung. Das Hauptvorkommen ist im Glimmerschiefer und Quarz: die schönen blauen Krystalle in den hellen Schiefern von Cheronico, Faido und Airolo im Tessinthal, die breiten blauen, oft krummschaligen Strahlen im Quarz des Pfitschthals bei Sterzing in Tirol; ferner am Greiner im Zillerthal, bei Petschau in Böhmen, Pontivy im Morbihan; intensiv dunkle und doch klare, abgerollte Krystalle finden sich in den Goldseifen des südl. Urals. Bei Horrsjöberg in Wermland bildet der Cyanit selbständige Lager von mehrern Klaftern Mächtigkeit. Die schmalen Strahlen des D., bald weiß, bald durch Kohlenstoff grau und schwarz gefärbt, und büschelförmig gehäuft, nannte Werner Rhäticit.

Distichiasis (grch.) ist ein fehlerhafter Stand der Augenwimpern, die in mehrern Reihen hintereinander angeordnet, zum Teil einwärts gegen den Augapfel gerichtet sind und ihn fortwährend reizen.

Distichie (grch.), die Doppelreihe.

Distichon (grch.) eine zweizeilige Strophe, vorzugsweise ein aus Hexameter und Pentameter bestehendes Zeilenpaar; z. B. Schillers D. auf das D.:

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

riechen und ihre Nachahmer, die Römer,
das D. namentlich an für die Elegie, und
e deshalb auch der elegische Vers genannt;
r ihre Epigramme, worin die Deutschen
ten. Besonders bekannt ist unter dem Na-
Disticha» eine Reihe lat. Sittensprüche,
uch als Cato (s. d.) bezeichnet werden.

nguieren (lat.), unterscheiden, mit Aus-
g behandeln; d i s t i n k t, unterschieden, be-
klar hervorgehoben, deutlich vernehmbar;
t i o n, Unterscheidung, Hervorhebung, Aus-
g; daher eine Person von Distinktion, eine
erte Person, soviel wie eine Person von
ohem Stand; d i s t i n k t i v, unterscheidend,
bend, auszeichnend. Distinguendum est
inter, man muß einen Unterschied machen
diesem und jenem.

okie (grch.), Doppel-, Zwillingsgeburt.

men, D o p p e l l ö c h e r, nennt man eine
rtenreiche, über 200 Arten zählende Gat-
marotzender Saugwürmer, die im Menschen
höhern Wirbeltieren am häufigsten vor-
und von welchen der sehr verbreitete
g e l der Schafe (Distoma hepaticum) am
en bekannt ist. Die D. haben als auszeich-
Charakter zwei Saugnäpfe; einen vordern,
ich Mund ist, und einen hintern, der meist
der Mitte der Bauchfläche, nie, wie beim
, ganz am hintern Ende steht und undurch-
. Der Darm endet blind und ist meist ge-
sodaß die Äste den großen Bauchnapf um-
häufig sind diese Seitenäste noch baumartig
t. Fast alle D. sind Zwitter mit sehr kom-
Geschlechtswerkzeugen, die sich indeß ge-
ch außen öffnen; nur einige sind getrenn-
lechts. Sie pflanzen sich durch hartschalige
aus denen zuerst meist mit Flimmerhaaren
unge und dann höchst merkwürdige Ge-
eimschläuche oder sog. Ammen) hervor-
e sich besonders häufig in Weichtieren fin-
diesen bald mehr bald minder hoch orga-
Keimschläuchen (einige derselben, die man
enannt hat, haben einen Darm und glei-
rmern, andere scheinen nur hohle, kontrak-
äuche) entstehen nun durch Knospung eine
on Jungen zweiter Ordnung, die den un-
en Körper eines Doppellochs haben, häu-
mit Stachelkränzen oder einem Mund-
ewaffnet sind und außerdem meist einen
Schwanzanhang besitzen, der gewöhnlich
wimmen dienen kann. Diese Jungen, die
c a r i e n genannt und früher als selbstän-
e angesehen hat, brechen aus dem Keim-
und dem Wohntiere aus und schwärmen
lang im Wasser umher. Zuletzt bohren
andere Wassertiere, z. B. Insektenlarven,
eren bei dieser Einbohrung den Schwanz
ln sich in dem neuen Wohntiere ein, wo
Entwickelung zu geschlechtsreifen Wesen
Sobald das Wohntier von einem andern
essen und die Kapsel im Magen desselben
t, wird das geschlechtsreife Doppelloch
nistet sich bei dem neuen Wohntiere ein.
t sich von selbst, daß viele Modifikationen
gänge stattfinden, im allgemeinen kann
als Regel aufstellen, daß jedes D. in sei-
nskreislauf drei Wohntiere durchwandern
es in verschiedenen Zuständen, als Keim-
ingekapselte Cercarie oder Puppe und ge-
schlechtsreifes Tier, bewohnt. Der **Leberegel** (D. hepaticum), der in den Gallengängen der Schafe oft so massenweise vorkommt, daß er tötliche Krankheiten verursacht, und der **Lanzenegel** (D. lanceolatum), der an demselben Orte bei dem Schafe wie bei dem Rinde vorkommt, sind auch nicht ganz selten beim Menschen zu finden. Sie werden den Schafen durch kleine Schnecken zugeführt, die auf feuchten Wiesen sich finden, weshalb auch die Regel, die Schafe nicht weiden zu lassen, bevor der Thau nicht aufgetrocknet ist. In Ägypten hat man neuerdings eine sehr gefährliche, zweigeschlechtige Art beim Menschen in den Blutgefäßen des Unterleibes, besonders der Pfortader, gefunden, die man nach ihrem Entdecker Bilharzia haematobia genannt hat. Das größere Männchen schlägt die seitlichen Ränder seines Körpers so übereinander, daß es einen Kanal bildet, in welchem das kleinere, cylindrische Weibchen steckt. Die oft mit Haken versehenen Eier dieses Parasiten gelangen in die Harnwege und erzeugen Nierenblutungen sowie Entartungen der Harnleiter und der Blase. Wie diese Schmarotzer in den Menschen gelangen, ist zur Zeit noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen. Den eigentlichen D. ähnlich sind verwandte Gattungen, wie Monostomum, nur mit einem Mundnapf, und Amphistomum mit großem, am hintern Ende stehendem Saugnapf.

Distonieren, s. D e t o n i e r e n.

Distorquieren (lat.), verdrehen, verrenken, verstauchen; D i s t o r s i o n, die durch übermäßige Dehnung der Gelenkbänder entstehende Verstauchung der Gelenke. (S. **Verstauchung**.)

Distrahieren (lat.), auseinander ziehen; zerstreuen, die Aufmerksamkeit von etwas ablenken; D i s t r a k t i o n, Zerstreuung, Zerstreutheit; in der Chirurgie die Auseinanderziehung (von gebrochenen und verrenkten Gliedern, um sie wieder einzurichten); in der Jurisprudenz die Veräußerung: Distractio bonorum, Güterveräußerung; Distractio pignoris, Pfandveräußerung.

Distretti militari heißen in Italien die den deutschen Bezirkskommandos ihrer Thätigkeit nach entsprechenden Militär-Territorialbehörden, welchen die Leitung des Ersatzgeschäfts und der Mobilmachung, sowie die Aufstellung der Kriegsformationen der Mobilmiliz (Landwehr) und Territorialmiliz (Landsturm) zufällt. Das Gesetz vom 30. Sept. 1873 schuf zunächst nur 63 Distretti militari, bei denen 176 Distriktskompagnien (mit Einschluß der Stäbe 1155 Offiziere und 6875 Mann) als Stämme für die Landwehr aufgestellt wurden. Das Gesetz vom 7. Juli 1875 erhöhte die Zahl der Distretti militari auf 88 mit je zwei aktiven Distriktskompagnien, doch erfolgte die Errichtung der neuen Distretti militari nur sehr allmählich (1878 bestanden deren 77). Die Distretti militari waren in fünf Rekrutierungszonen gegliedert, aus denen jeder Truppenkörper des stehenden Heeres seinen Ersatz zu annähernd gleichen Teilen bezog, nämlich: Piemont, Lombardei mit Venedig, Mittelitalien, Neapel, Calabrien mit Sicilien. In den Alpenbezirken sind keine Distretti militari vorhanden, da sich die Alpentruppen rein territorial ergänzen. 20 Distretti militari sind Distretti militari principali di mobilitazione und besitzen große Centralmagazine für Armeefuhrwerk und Ausrüstungsstücke der Infanterie und Schützen; 13 derselben liegen an den oberital. Bahnen und liefern das für

die Feldarmee, deren Fußtruppen in Friedensstärke nach dem Versammlungsraume im Pothale abrücken, erforderliche Material, die übrigen sieben geben die Feldausrüstung an die zur Küstenverteidigung bestimmten Fußtruppen ab und sind die Distretti militari zu Genua, Lucca, Florenz, Rom, Caserta, Neapel und Palermo. Das Gesetz vom 29. Juni 1882 läßt die Zahl der Distretti militari unverändert, beschränkt jedoch die Zahl der in jedem vorhandenen aktiven Distriktskompagnien, deren gegenwärtig im ganzen Königreiche 98 vorhanden sind, auf 1 bis 2.

Distribuieren (lat.), verteilen, austeilen; *Distribution*, Austeilung, Verteilung; *Distributionsbescheid*, das richterliche Erkenntnis, welches die Verteilung der Konkursmasse an die Gläubiger bestimmt; *Distributionsformel*, die Spendeformel beim Abendmahl; *distributiv*, einteilend, verteilend; *Distributivpartikeln*, Einteilungswörter, z. B. bald — bald, teils — teils; *Distributivsätze*, Sätze, die mit solchen Partikeln gebildet sind; *Distributivzahlen*, Zahlen, welche auf die Frage: wie viel ein jeder? antworten. [Bd. IV, S. 524.

District of Columbia, s. *Columbien*,

Distrophisch (grch.), zweizeilig, zweistrophig; *Distrophon*, ein solches Gedicht.

Disturbieren (lat.), beunruhigen, stören; *Disturbation*, Beunruhigung, Störung.

Disunierte Griechen, diejenigen griech.-kath. Christen, welche die Oberherrschaft des Papstes nicht anerkennen, im Gegensatz zu den Unierten Griechen (s. d.).

Ditfurt, Dorf in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Aschersleben, 7 km nordöstlich von Quedlinburg, an der Bode und an der Linie Wegeleben-Thale der Preußischen Staatsbahn, zählt (1880) 2130 E., welche starken Ackerbau treiben. D. gehörte früher zum Stift Quedlinburg.

Ditheïsmus (grch.), Glaube an zwei Götter.

Dithionige Säure, s. *Unterschweflige Säure*. [burg, s. *Thietmar*.

Dithmar oder *Dietmar*, Bischof von Merse-

Dithmarschen (in ältester Namensform Thiatmaresgaho, d. h. Dietmars Gau), der westlichste Teil des Herzogtums Holstein, zwischen der untern Elbe und der untern Eider (Bewohner fries. Abstammung), zur preuß. Provinz Schleswig-Holstein gehörend, bildete ursprünglich einen Gau des nordelbing. Sachsen (Nordalbingien) und wurde zugleich mit diesem von Karl d. Gr. unterjocht und zum Christentum bekehrt. Anfangs gehörte D. zusammen mit dem südl. Elbufer zum Amtsbezirk der Grafen von Stade (comitatus utriusque ripae). Als die D. 1144 den Grafen Rudolf erschlugen, wurden sie von dem sächs. Herzog Heinrich dem Löwen hart gezüchtigt und erhielten durch diesen einen eigenen Grafen. Nach Heinrichs Sturz übergab Friedrich I. 1180 die Grafschaft Stade nebst D. an das Erzbistum Bremen; aber die Bevölkerung widerstrebte hartnäckig der neuen Landesherrschaft, und nach wiederholten erfolglosen Aufständen unterwarf sie sich lieber freiwillig dem Bischofe von Schleswig. Bald darauf ward D. dem dän. Reiche, das sich damals bis an die Elbe ausbreitete, einverleibt und blieb bei demselben bis zur Niederlage der Dänen bei Bornhöved (1227). Nunmehr trat D. wieder in das alte Verhältnis zum Erzstift Bremen; jedoch die Abhängigkeit hatte wenig zu bedeuten. Der Sage nach sind einzelne ritterliche Geschlechter gewaltsam vertrieben worden; jedenfalls war bis zum Ende des 13. Jahrh. der Adel ganz verschwunden. So hatte D. sich vollends zu einer Bauernrepublik umgestaltet, deren einzelne Distrikte und Kirchspiele eifersüchtig ihre Selbständigkeit zu wahren strebten; blutige Fehden der Geschlechter untereinander und mit Auswärtigen störten wiederholt den Frieden im Lande, während Seeräuber die Elbmündung unsicher machten. Erst seit der Aufzeichnung des Landrechts (1321 von 48 Richtern entworfen) und der gleichzeitigen Einsetzung eines obersten Gerichtshofs, auf den bald auch die wichtigsten Regierungsgeschäfte übergingen (die sog. 48 Regenten oder Verweser des Landes D.), wandten die innern Zustände sich allmählich zum Bessern. Das Landbuch wurde 1447 abgeändert, 1497 zuerst gedruckt, 1567 verbessert, 1711 zu Glückstadt neu aufgelegt.

Inzwischen hatten durch die Eindeichung der Marschen an der Westküste, welche seit dem 12. bis 13. Jahrh. begann und noch in der Gegenwart fortdauert, die Ausdehnung und der Wohlstand D.s immer mehr zugenommen. Schon während des Mittelalters hatten die holstein. Landesherren danach getrachtet, sich D. zu unterwerfen; aber die Eroberungszüge von 1319 und 1404 wurden mit großem Verlust zurückgeschlagen. Dagegen erlangte Christian I., König von Dänemark und Herzog von Schleswig-Holstein, daß Kaiser Friedrich III. 14. Febr. 1474 das Land D. förmlich dem Herzogtum Holstein inkorporierte, was vorläufig zwar keine praktischen Folgen nach sich zog. Erst Christians Söhne und Nachfolger, der dän. König Hans und Herzog Friedrich I. von Gottorp, versuchten wieder die Unterjochung D.s; jedoch ihre Heeresmacht erlitt 17. Febr. 1500 in der unwegsamen Marsch beim Dusend-Düwels-Warf, südlich vom Dorfe Hemmingstedt, eine furchtbare Niederlage; das dän. Reichspanier und eine unermeßliche Beute blieb auf dem Schlachtfelde zurück. Dieser Sieg der Bauern über das fürstl. Heer, welcher daheim und auswärts in Liedern gefeiert wurde, verschaffte dem Bauernfreistaat noch mehr als 50 Jahre äußern Frieden. Aber die Reformation veranlaßte neue Stürme im Innern; zu Heide mußte Heinr. Moller von Zütphen 10. Dez. 1524 als einer der ersten Blutzeugen der evang. Kirche auf dem Scheiterhaufen sterben. Die Kirchspiele und Geschlechter zogen bewaffnet gegen Andersgläubige aus, die Parteien warben sogar fremde Söldner; doch allmählich drang die neue Lehre durch. Endlich vereinigten die damaligen drei Landesherren von Schleswig-Holstein, der dän. König Friedrich II. und die Herzöge Johann und Adolf, sich wieder zu einem gemeinschaftlichen Angriff, und nach mehrern unglücklichen Kämpfen mußte D., doch auf billige Bedingungen, sich unterwerfen (20. Juni 1559). Die drei Eroberer teilten sich in die Landschaft; aber nach dem Tode des Herzogs Johann erfolgte 1581 eine neue Teilung in zwei Hälften, welche noch besteht. Süderdithmarschen mit der Hauptstadt Meldorf fiel dem König Friedrich II. zu, Norderdithmarschen mit der Hauptstadt Heide dem Herzog Adolf von Gottorp. Infolge des Tauschtraktats von 1773 ging auch Norderdithmarschen zugleich mit den übrigen gottorpischen Besitzungen an das dän. Königshaus über und durch die

ſe von 1864—66 wurde D. dem Königreich
 einverleibt. Es bildet jetzt die beiden
orderdithmarſchen (601,5 qkm, 1880
73 E.) und Süderdithmarſchen (746
t 41713 E.). Mit Bezug auf die Eroberung
m das ſchlesw.-holſtein. (oldenburger) Für-
 dafür als Wappenzeichen einen ſilbernen
ſchten Reiter mit gezücktem Schwert im roten
Das Landesſiegel des vormaligen Freiſtaa-
zeigte das Bild der Jungfrau Maria mit
us-kinde und des heil. Oswald. Vgl. Nitzſch,
te D.» (Kiel 1862); Kolſter, «Geſchichte D.s.
 K. Dahlmanns Vorleſungen» (Lpz. 1873);
n, «Urkundenbuch zur Geſchichte des Landes
tona 1834), und «Sammlung altdithmar-
chts-quellen» (Altona 1842).

yrambus (grch.), ein Beiname des Diony-
Bacchus) von ungewiſſer Ableitung und
ng, war zugleich Name für eine Art Ge-
n welchen in leidenſchaftlich erregter Weiſe
dſale des Dionyſos, mit der Zeit auch die
Götter und Heroen unter Begleitung von
entalmuſik, vorzugsweiſe von Flötenſpiel,
Verbindung mit mimiſcher Darſtellung be-
wurden. Kunſtmäßige Form gab dem D.
usgang des 7. Jahrh. v. Chr. Arion (ſ. d.).
ausgebildet und gepflegt wurde er nament-
 Laſos von Hermione, Simonides von
Pindar u. a. In Attika ging aus dem D.
gödie hervor, aber ohne daß man deshalb
fhörte, den D. mit Eifer zu pflegen. Doch
iese Dichtart früher als andere in Aus-
 Die tiefgehende Begeiſterung, welche die
). atmeten, ſollte durch Schwulſt der Rede
 hohe Schwung der Muſik durch überreizte
rfeinerte Melodien, die Miſchung der ver-
n Tonarten und virtuoſenhaften Vortrag
nd überboten werden. Schon gegen Aus-
 5. Jahrh. v. Chr., ſeit Melanippides von
begann dieſe Entartung. Der Richtung des
pides folgten Philoxenos von Kythera,
os von Milet, Kineſias von Athen, Teleſtes
inunt, Polyidos. Durch dieſe Dichter und
iſten verlor der D. ſeinen religiöſen Gehalt
e ſtrengere poetiſche Kunſtform, die Gliede-
Strophen und Gegenſtrophen wurde auf-
und an Stelle des Vortrags durch Chöre
 durch einzelne Virtuoſen. Erhalten ſind
ige Fragmente von D. Sie ſind am beſten
f in den «Poetae lyrici Graeci» (4. Aufl.,
Lpz. 1882) herausgegeben. Griechiſch und
nden ſie ſich in Hartungs «Griech. Lyrikern»
Lpz. 1857), die Reſte von Pindars D. ſtehen
usgaben desſelben.

m (lat.), Macht, Gewalt über jemand,
ft; Machtgebiet.

, auch Ditto, abgekürzt do., vom ital.
). h. das Vorbeſagte, Nämliche, Gleiche;
viel wie gleichfalls, ebenſo, dann gebraucht,
an ein und dasſelbe Wort, welches mehr-
cheinander oder in Rechnungen unterein-
rkommt, nicht mehrfach wiederholen will.
(ital., das lat. digitus, Finger, Zoll) hieß,
 unter der franz. Herrſchaft im größten
aliens das franz. metriſche Syſtem einge-
rden war, amtlich das Centimeter =
 Dieſes Syſtem war indes bis zur Auf-
 des gegenwärtigen Königreichs Italien
n vormaligen Lombard.-Venet. Königreiche
auch unter der öſterr. Herrſchaft, nur bei den Behörden in Anwendung, während im Verkehr die ältern lokalen Größen dienten. Von dieſen kam ein D. in Mailand vor, wo er $^1/_{12}$ des Piede oder Fußes und = 3,62654 cm war.

Ditomie (grch.), Zweiteilung, Halbierung.

Ditriglyph (grch.), der Raum zwiſchen zwei Triglyphen im Fries der doriſchen Säulenordnung.

Ditrochäus heißt der aus zwei Trochäen beſtehende vierſilbige Versfuß — ◡ — ◡, z. B. Hausgenoſſe.

Dits (frz., d. i. Sprüche), ſ. u. Fabliaux.

Dittenberger (Theophor Wilh.), prot. Theolog, geb. 30. April 1807 zu Theningen im Breisgau, ſtudierte in Heidelberg und Halle Theologie, ward 1831 in Baden Pfarrer, 1832 Privatdocent zu Heidelberg. Als Frucht einer Reiſe, auf welcher er faſt alle Univerſitäten Deutſchlands und Dänemarks beſucht hatte, erſchien von D. eine Schrift über «Predigerſeminare» (Heidelb. 1834), wodurch die Gründung des Predigerſeminars zu Heidelberg veranlaßt wurde. D. ward 1836 außerord. Profeſſor, Univerſitätsprediger und Stadtpfarrer, ſpäter auch ord. Profeſſor. Mit Marheineke zuſammen gab er die Vorleſungen ſeines Schwiegervaters Daub heraus, mit Zittel und andern Führern des bad. Liberalismus begründete er die «Zeitſchrift für deutſch-prot. Kirchenverfaſſung». Im J. 1852 ſiedelte D. als Oberpfarrer nach Weimar über und wurde zugleich als Kirchenrat an die Spitze der weimariſchen Landeskirche berufen. In dieſer Stellung hat er bis zu ſeinem Tode, 1. Mai 1871, ſegensreich gewirkt.

Ditters von Dittersdorf (Karl), geſchätzter Komponiſt, geb. 2. Nov. 1739 zu Wien, von bürgerlicher Herkunft, entwickelte ſchon frühzeitig auf der Violine muſikaliſches Talent, ſodaß ihn der Generalfeldzeugmeiſter Prinz Joſeph von Hildburghauſen als Kammerknaben ins Haus nahm und ihn von Trani auf der Violine, vom Hofkapellmeiſter Bono in der Kompoſition weiter ausbilden ließ. Er erhielt 1760 Anſtellung am Hoforcheſter, reiſte dann 1761 mit Gluck nach Italien, verließ aber 1765 den kaiſerl. Dienſt, um beim Biſchof von Großwardein als Kapelldirektor einzutreten. Fünf Jahre blieb er in dieſer Stellung, während welcher Zeit er ſeine erſten Opern und Oratorien komponierte. D. ging 1770 an den Hof des Fürſtbiſchofs von Breslau, Grafen Schafgotſch, der damals zu Johannisberg in Schleſien reſidierte. Dieſer verſchaffte ihm vom Papſt den Orden des Goldenen Sporns (1770), verlieh ihm zugleich den Poſten eines Forſtmeiſters des Fürſtentums Neiſſe und wirkte ihm auch 1773 ein Adelspatent (mit dem Prädikat von Dittersdorf) aus. So zu Johannisberg in glücklichen Verhältniſſen lebend, komponierte D. eifrig für die Privatkapelle und das Theater ſeines Patrons. In dieſer Zeit ſchuf er die durch Erfindung, Laune und Gewandtheit in der muſikaliſchen Deklamation ausgezeichneten komiſchen Opern «Doktor und Apotheker», «Hieronymus Knicker», «Das rote Käppchen» ſowie die Oratorien «Eſther» und «Hiob» und viele Inſtrumentalſachen. Nach dem Tode des Fürſtbiſchofs (1795) geriet D. durch Dienſtentlaſſung und Gichtleiden in äußere Bedrängniſſe. Ein Freiherr von Stillfried nahm ihn und ſeine Familie zu ſich auf die Herrſchaft Rothlhotta (bei Neuhaus in Böhmen), wo er 1. Okt. 1799 ſein Leben beſchloß, zwei Tage nach Vollendung ſeiner

«Selbstbiographie» (Lpz. 1801), die er seinem Sohne in die Feder diktiert hat. D. war ein sehr fruchtbarer Komponist und hat mehr als 30 Opern (deutsch und italienisch), gegen 60 Symphonien, mehrere Oratorien und Cantaten, zahlreiche Sachen für Violine und andere Instrumente, Streichquartette u. s. w. hinterlassen, unter welchen Kompositionen die genannten, noch jetzt auf deutschen Theatern gegebenen drei komischen Opern hervorragen.

Dittersbach, Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Waldenburg, 4 km südlich von Waldenburg, an der Linie Kohlfurt-Altwasser der Preuß. Staatsbahn, die hier nach Glatz abzweigt, zählt (1880) 5913 E., die eine Zündholzfabrik (mit Versand bis nach Amerika und China) unterhalten, Steinkohlenbergbau (Melchior- und Amagrün), Garnbleicherei und Rindviehzucht treiben. Von dem Gipfel des Schloßbergs, welchen die Ruine einer 1366 erbauten Burg krönt, hat man eine prächtige Rundsicht. D. gehört dem Fürsten von Pleß.

Dittersbach, Dorf im nördl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Tetschen, nahe der sächs. Grenze, mit (1880) 614 E. deutscher Zunge. Die seltsamen Felsformationen des Sandsteins in der Umgebung sind unter dem Namen Dittersbacher Felsen bekannt und werden von Touristen häufig besucht.

Dittersdorf (ungar. Detro), Dorf im ungar. Komitat Udvarhely (Siebenbürgen), mit einem Sauerbrunnen, dessen Wasser dem Säuerling zu Borszék (s. d.) ähnlich ist und häufig auch als Borszéker Sauerwasser in den Handel kommt.

Dittes (Friedr.), angesehener Schulmann, geb. 23. Sept. 1829 zu Irfersgrün im sächs. Vogtlande, besuchte 1844—48 das Seminar zu Plauen, betrieb dann privatim Gymnasialstudien, die er auf der Nikolaischule zu Leipzig abschloß, bezog 1851 die Universität daselbst, mußte jedoch nach dem dritten Semester wegen Mangel an Subsistenzmitteln seine Studien unterbrechen, und führte sie dann erst 1858—60 ebendaselbst zu Ende. Hierauf wurde er im Herbst 1860 Subrektor der Realschule und des Gymnasiums zu Chemnitz, nachdem er sich schon früher an der Volksschule zu Thalheim, dann an den Bürgerschulen zu Reichenbach, Plauen und Leipzig im praktischen Schuldienst bethätigt hatte. Ostern 1865 ward er als Schulrat und Seminardirektor nach Gotha und 1868 zum Direktor des Pädagogiums in Wien berufen. Hier entfaltete er eine reiche pädagogische Wirksamkeit und fand auch Gelegenheit, politisch thätig zu sein, indem er 1870—73 Mitglied des niederösterr. Landesschulrats war und 1873—79 den dritten wiener Kreis als Deputierter im österr. Reichsrat vertrat. Der liberalen Richtung angehörig, trat er hier entschieden für Hebung der Schule, namentlich der Volksschule, und für eine freiere Gestaltung des Kirchenwesens ein. In gleichem Sinne hatte er schon früher gewirkt, namentlich 1864 auf der Lehrerversammlung in Chemnitz, und dadurch Anstoß zur Reform des sächs. Seminarwesens sowie mittelbar der der sächs. Volksschule überhaupt gegeben. In philos. Beziehung haben Beneke und Herbart einen wesentlichen Einfluß auf D. ausgeübt; praktisch steht er im wesentlichen mit Pestalozzi und Diesterweg auf einem Boden. Unter seinen Schriften sind neben mehrern philosophischen namentlich zu nennen: «Grundriß der Erziehungs- und Unterrichtslehre» (Lpz. 1868), «Geschichte der Erziehung und des Unterrichts» (Lpz. 1871), «Praktische Logik» (Wien 1872), «Lehrbuch der Psychologie» (Wien 1873), «Methodik der Schule» (Lpz. 1874); diese fünf Schriften, sämtlich bereits in mehrern Auflagen erschienen, sind neuerdings in eine Gesamtausgabe vereinigt unter dem Titel «Schule der Pädagogik» (Lpz. 1876). Seit 1878 gibt er unter dem Titel «Pädagogium, Monatsschrift für Erziehung und Unterricht» ein umfassendes pädagogisches Organ, heraus. Unter dem Ministerium Taaffe wurde D. in mancherlei amtliche Konflikte verwickelt, welche ihn veranlaßten, seine Pension zu nehmen (Sommer 1881); eine Darstellung dieser Vorgänge veröffentlichte er im 4. Jahrgang des «Pädagogium».

Dittmannsdorf, Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Waldenburg, 6 km östlich von Waldenburg, am Zwider Wasser, zählt (1880) 2066 meist evang. E., welche neben der Landwirtschaft Leinen- und Baumwollweberei treiben.

Dittmar (Heinr.), Schulmann und populär-histor. Schriftsteller, geb. 15. Dez. 1792 in Ansbach, studierte 1810—14 in Erlangen die Rechte, dann in Würzburg Philosophie und Philologie und lehrte seit 1815 an der Pestalozzischen Schule zu Yverdon. Hierauf gründete er 1817 eine Erziehungsanstalt in Nürnberg; 1824 wurde er Subrektor zu Grünstadt in der Pfalz und 1852 Rektor in Zweibrücken, wo er 24. Juli 1866 starb. Unter seinen vielen Schriften haben die weiteste Verbreitung gefunden: «Die Weltgeschichte im Umriß» (12. Aufl., 2 Bde., Heidelb. 1880—81) und die «Deutsche Geschichte» (8. Aufl., Heidelb. 1880).

Ditto, s. Dito.

Ditton, Dorf im südwestl. Teil der engl. Grafschaft Lancaster, mit 1100 E., ist in neuester Zeit bekannt geworden als Zufluchtsort vieler der im J. 1872 aus Deutschland ausgewiesenen Jesuiten.

Dittrich (Joh. Georg), Pomolog, geb. 11. April 1783 zu Gotha, gest. 10. März 1842 als Hofküchenmeister daselbst, Verfasser eines «Systematischen Handbuchs der Obstkunde» (3 Bde., Jena 1835—43) und anderer die Förderung des Obstbaues bezweckender Schriften. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er zuerst in Deutschland die Anzucht kräftiger Obstbäume nach einer später nach ihm benannten Methode lehrte.

Ditzenbach, Dorf in Württemberg, Donaukreis, Oberamt Geislingen, im Thale der Fils, mit 500 E., ist ein besuchter Badeort (Eisensäuerling). Unter den Bewohnern sind viele Gipser, Maurer und Spindeldreher. Auf einem Bergvorsprunge stehen die Ruinen des Schlosses Hiltenburg, welches Herzog Ulrich 1516 zerstörte. Das Dorf kam 1806 an Württemberg und war vorher helfensteinisch.

Diu (im Sanskrit Dwipa, d. h. Insel), eine nur 5 qkm große Insel an der Südküste der zu der indobrit. Präsidentschaft Bombay gehörenden Halbinsel Kattywar, zählt (1881) 12636 E. und befindet sich seit 1515 im Besitze der Portugiesen. Nachdem der Beherrscher von Guzerate, Sultan Bahadar-Schah, ihnen 1535 verstattet hatte, sich daselbst zu befestigen, wurde D., begünstigt durch seine Lage am Eingange des Golfs von Cambay, ein sehr wichtiger Handelsplatz, namentlich auch Hauptsitz des Sklavenhandels in dieser Gegend, und erhielt sich auf dieser Höhe, bis der zunehmende Verfall Portugals als polit. und merkantilische Macht auch den Verfall seiner ostind. Kolonien nach sich führte.

Auch wurde die Insel 1670 von den Arabern verwüstet. — Die befestigte, teilweise verfallene **Stadt Diu**, am östl. Ende der Insel, mit 10000 E., ist Sitz des dem Generalgouverneur von Goa untergeordneten Gouverneurs.

Diurēsis (grch.), Harnausleerung.

Diurnale (mittellat.), das «tägliche» Gebetbuch der kath. Geistlichen.

Diurnist (ital., **Diätarius**, neulat.), ein nicht mit festem Gehalt Angestellter, der gegen Diäten (Tagegelder) arbeitet.

Diuturnität (lat.), Langwierigkeit.

Div., Abkürzung auf Rezepten für divide (lat.), d. h. teile, oder für dividatur, d. h. es werde geteilt; auch für Divus (der göttliche, selige) und Diva (die göttliche, selige), sowie für Divisi (s. d.).

Diva (ital., «die Göttliche»), Prädikat einer gefeierten Dame, z. B. der Geliebten, besonders auch einer gefeierten Sängerin.

Divae memoriae (lat.), seligen Angedenkens.

Divagieren (lat.), abschweifen, herumschweifen; **Divagation**, Abschweifung.

Divan, s. **Diwan**.

Divarikation (neulat.), die Verästelung der Adern.

Divellieren (lat.), auseinander reißen.

Divergieren (lat.), auseinander laufen, figürlich: anderer Meinung sein; **divergent** und **divergierend**, auseinander laufend; **Divergenz**, das Auseinanderlaufen, die Meinungsverschiedenheit. **Divergierende Linien**, gerade, einander schneidende Linien, wenn man sie nach der Seite hin betrachtet, nach welcher sie auseinander laufen; sie divergieren von ihrem Schnittpunkte aus nach beiden Seiten. **Divergierende Parabeln**, nach Newton Parabeln, bei welchen die Richtungen zweier symmetrisch liegender Teile einen immer größern Winkel untereinander bilden, je weiter sie vom Scheitel entfernt sind. **Divergierende Hyperbeln**, Linien dritter Ordnung, deren Schenkel ihre erhabenen Seiten gegeneinander kehren. **Divergierende Reihen**, unendliche Reihen, welche keine bestimmte Summe haben, d. h. bei denen die Summe aller Glieder vom Anfangsgliede an sich nicht um so mehr einer endlichen Größe nähert, je mehr Glieder man summiert.

Divers (lat.), verschieden; **diversa**, **Diverse**, Verschiedenes (verschiedene Waren, Konten, Debitoren, Kreditoren u. s. w.), eine im Warenhandel und in der Buchhaltung häufig vorkommende Bezeichnung. **Diversität**, Verschiedenheit.

Diversion heißt in der Kriegführung eine strategische Unternehmung, welche den Feind in anderer Richtung, als nach denen die Hauptoperationen bewirkt werden sollen, beschäftigt und diese letztern dadurch, daß sie einen Teil der feindlichen Streitkräfte ablenkt, erleichtert. Was taktisch, d. h. in Bezug auf den unmittelbaren Waffenerfolg im Gefecht, durch Scheinangriff oder bloße Bedrohung eines Punktes erreicht wird, geschieht strategisch, d. h. in Bezug auf die ganze Kriegslage, durch D. Diese kann entweder durch einen Teil der eigenen oder einer verbündeten Kriegsmacht, welche zu obigem Zwecke verwendet wird, geschehen und ist dann D. im eigentlichen und engern Sinne; oder sie wird selbständig auf einem ganz andern Kriegstheater durch einen neuen Gegner des Feindes, vielleicht durch eine Observationsarmee, hervorgebracht, welche ihn dort in Anspruch nimmt; oder endlich sie wird durch polit. Verwickelungen und Begebenheiten erzeugt, welche den Feind hindern, seine volle Streitkraft auf dem Schauplatze, auf welchem der Schwerpunkt des Kriegs liegt, zu entfalten.

Divertieren (frz.), ergötzen, belustigen; **Divertissement**, s. Divertimento; **divertissant**, unterhaltend, kurzweilig, ergötzlich.

Divertikel (Diverticulum) heißt in der pathol. Anatomie ein blind endigender Anfang oder Fortsatz eines Organs, dessen Höhlung mit der Höhle des betreffenden Organs zusammenhängt. Solche krankhafte Ausbuchtungen finden sich bisweilen an der Speiseröhre, dem Darmkanal und der Harnröhre und können unter Umständen durch ihre Beschwerden ein chirurgisches Eingreifen erfordern.

Divertimento, ein ital. Ausdruck für Instrumentalmusik (Orchesterinstrumente oder Klavier), welche weniger ernst, geschlossen und künstlich gehalten ist als die Sonate oder die Symphonie. Als D. (frz. Divertissement, engl. Entertainment) bezeichnet man demgemäß auch allerlei lediglich zum Zwecke der Unterhaltung zusammengestellte oder in größere Werke eingelegte Musikstücke leichtern Charakters, Tänze u. s. w.

Dives, Dorf im franz. Depart. Calvados in der Normandie, Arrondissement Pont-l'Évêque, rechts an der ins Meer gehenden Dives, durch Zweigbahn nach Mézidon mit der Französischen Westbahn verbunden, mit 870 E. Ehemals war der Hafen einer der wichtigsten in der Normandie; von hier lief 1066 Herzog Wilhelm aus, um England zu erobern, an welche Fahrt eine Säule erinnert. Eine Marmortafel in der hübschen Kirche nennt die Namen der hauptsächlichsten Gefährten.

Der **Fluß Dives** entspringt im Orne-Departement, zwischen Hügeln, welche zum nördl. Perche gehören. Unterhalb von Trun tritt er ins Depart. Calvados und durchfließt ein fruchtbares, reizendes Thal voller saftiger Weiden. Nach einem Laufe von 100 km, von denen er auf 28 schiffbar ist, bei 0,5 m Tiefe, geht er in das Meer. Er ist nicht zu verwechseln mit einem andern, Dive genannten Flusse, der zur untern Loire gehört.

Divide et impĕra! (lat.), «trenne und herrsche!» d. h. schaffe Parteiungen, um zu herrschen, oft als Staatsmaxime des alten Rom unterworfenen Völkern gegenüber bezeichnet, oft auch auf die Politik anderer Staaten und Staatsmänner angewandt, welche die verschiedenen Parteien, Interessengruppen oder Nationalitäten im Staate gegeneinander in Schach zu halten suchten, um sie eben dadurch um so sicherer zu beherrschen.

Dividende heißt der Anteil des Gewinns, welchen der Aktionär oder Teilnehmer an einer Unternehmung auf Aktien (s. d.) nach Maßgabe des periodischen reinen Überschusses der Unternehmung erhält, insoweit derselbe statutenmäßig zur Verteilung unter die Geschäftsteilhaber bestimmt ist. Nach dem Deutschen Handelsgesetzbuch wird die D. auf Grund der Ergebnisse des ganzen Geschäftsjahrs, wie sie durch die jährliche Bilanz konstatiert werden, unter Einhaltung der etwaigen besondern Vorschriften der Statuten festgestellt und Zinsen von bestimmter Höhe dürfen für die Aktionäre nicht bedungen und nicht ausgezahlt werden. Thatsächlich bezahlen jedoch manche, namentlich ältere Aktiengesellschaften schon nach dem ersten Semester auf Grund einer vorläufigen Bilanz vorsichtig bemessene Abschlagsdividenden, die man gewöhnlich Zinsen nennt, obwohl sie in Wirklichkeit nur vorweg-

genommene Bruchteile des voraussichtlichen Reingewinns darstellen und eigentlich nur bedingungsweise ausgezahlt werden. In gewissen Fällen wird von seiten eines Dritten, namentlich vom Staate, aus besondern Gründen eine Minimaldividende garantiert, die dann von einer festen Verzinsung kaum zu unterscheiden ist. Eigentliche Zinsen läßt das Deutsche Handelsgesetzbuch innerhalb des in den Statuten anzugebenden Zeitraums zu, der zur Vorbereitung des Unternehmens bis zum Anfang des vollen Betriebs erforderlich ist. Diese können natürlich nur aus dem Kapital selbst bezahlt werden. Die Abschlagsdividende wird nach Feststellung des vollen Jahresgewinns durch die in der Regel von der Generalversammlung nach Vorschlag des Vorstandes und vorgängiger Prüfung seitens des Aufsichtsrats bestimmte Extra- oder Superdividende ergänzt. Die Unterscheidung von einfacher D. und Superdividende wird übrigens häufig auch gemacht, wenn beide gleichzeitig am Jahresschluß ausgezahlt werden. Es wird dann dem zu verteilenden Reingewinn zunächst die erstere in einem durch die Statuten bestimmten Prozentsatz des Aktienkapitals entnommen und es kann unter Umständen die Vervollständigung dieser Minimaldividende aus dem Reservefonds erfolgen. Dabei kommen auch wieder Unterscheidungen zwischen privilegierten Stammprioritätsaktien und einfachen Stammaktien vor, von denen die erstern den letztern vorangehen. Von dem nach Zahlung der einfachen D. übrigbleibenden Gewinn wird ein Teil nach den in diesem Punkte sehr verschiedenartig lautenden Bestimmungen der Statuten zu Tantiemen, zur Dotierung des Reservefonds u. s. w. verwendet und der Rest schließlich als Superdividende verteilt. Ist ein Teil des Aktienkapitals verloren gegangen, so können die Aktionäre bis zur Wiederergänzung desselben keine D. beziehen. Die Mitglieder des Vorstandes und des Aufsichtsrats sind persönlich und solidarisch zum Schadenersatz verpflichtet, wenn sie den erwähnten Bestimmungen (Art. 217) zuwider Zahlungen von Zinsen oder D. leisten, resp. solche wissentlich zulassen. Die Aktionäre jedoch sind in keinem Falle verpflichtet, die in gutem Glauben empfangenen Zinsen und D. zurückzugeben. Gewöhnlich werden mit den Aktien, sofern dieselben statutenmäßigen Anspruch auf D. haben, Dividendenscheine für eine Reihe von Jahren ausgegeben. Darauf ist verzeichnet, zu welchem Termin und bei welcher Stelle der eben fällige Betrag zu erheben ist. Meistens setzen die Statuten eine Verjährungszeit (4—5 Jahre) fest, innerhalb der diese Scheine präsentiert werden müssen.

Dividendus (lat.), s. u. Division (mathem.).

Dividieren (lat.), teilen (als Rechnungsoperation, s. Division); Dividualität (neulat.), Teilbarkeit.

Dividivi oder Libidibi sind die gerbstoffreichen Früchte der in Westindien und Südamerika einheimischen Caesalpinia coriaria *Willd.* (S. Caesalpinia.) Sie sind schnecken- oder Sförmig eingerollte, trockene und spröde, an beiden Enden stumpf zugespitzte Hülsen von etwa 3 cm Länge und 2—4 mm Dicke, außen glatt und kastanienbraun, inwendig zwei oder vier linsenförmige, harte, braune Schalen beherbergend. Sie enthalten reichliche Mengen einer eigentümlichen Gerbsäure und kommen seit Anfang des 19. Jahrh. aus Caracas, Maracaibo und Curaçao nach Europa, wo sie zum Gerben und Schwarzfärben in großer Menge Verwendung finden. Vgl. Wiesner, «Die Rohstoffe des Pflanzenreichs» (Lpz. 1873).

Divina Commedia, s. u. Dante Alighieri.

Divination (lat.) heißt im allgemeinen soviel als Ahnung oder Vorgefühl zukünftiger Ereignisse. Das Interesse, welches der Mensch an dem Vorherwissen des Zukünftigen hat, verbunden mit dem Mangel wirklicher Kenntnisse über die Ursachen des Zukünftigen, hat zu allen Zeiten nicht bloß subjektive Gemütszustände, sondern auch äußere Ereignisse und Verhältnisse als Vorzeichen oder Ursache des Zukünftigen betrachten lassen, und eben die letztern sind es, welche man im speziellern Sinne des Wortes unter der D. versteht, die im öffentlichen Leben vieler Völker des Altertums, insbesondere der Römer, eine große Rolle gespielt hat. Von dem Picken des Totenwurms an, dem Wahrsagen aus dem Fluge der Vögel und den Eingeweiden der Opfertiere bis hinauf zur Berechnung der Horoskope und Konstellationen erstreckt sich eine lange Reihe von Mitteln und Methoden, auf welche man ein divinatorisches Vorhersagen gründen zu können glaubte, und in den großen Massen ist das Vertrauen auf solche Anzeichen nur langsam geschwunden. Freilich gibt es auch eine Art D., die mit jenen phantastischen Spielen nichts gemein hat, sondern welche auf einer raschen, umsichtigen und eindringenden Kombination aller Umstände beruht, die ein zukünftiges Ereignis mehr oder minder wahrscheinlich machen, und über welche der Divinierende selbst sich keine genaue Rechenschaft geben kann. In diesem Sinne spricht man von der D. des Menschenkenners, des Staatsmanns, des Feldherrn u. s. w. Die divinatorische Kritik beruht auf der genauesten Vertrautheit mit der Denk- und Redeweise eines Schriftstellers, infolge deren der Kritiker oft unmittelbar das Richtige findet.

Divinisieren (frz.), vergöttern.

Divinität (lat.), Göttlichkeit.

Divis (lat.), im Buchdruck Teilungszeichen, Bindestrich (-).

Divisch (Prokop), Naturforscher, geb. 1. Aug. 1696 zu Senftenberg in Mähren, trat in den Prämonstratenserorden und wurde 1740 Pfarrer in Prendiz bei Znaim, wo er 21. Dez. 1765 starb. D. wies 1750 das Ausströmen der Elektricität aus Spitzen nach und stellte 15. Juni 1754, also vor Franklin, auf seinem Pfarrhof den ersten Blitzableiter auf. Aus seinem Nachlaß erschien: «Längst verlangte Theorie der meteorolog. Elektricität» (Tüb. 1768).

Diviseur, s. unter Abort.

Divisi (ital., abgekürzt div., «geteilt») bedeutet in den Orchesterstimmen von Streichinstrumenten bei vorkommenden zwei- oder mehrstimmigen Stellen, daß dieselben nicht als Doppelgriffe gespielt werden, sondern die Instrumente sich teilen sollen.

Divisibel (lat.), teilbar; Divisibilität, Teilbarkeit (s. d.).

Divisio (lat.), in der Rhetorik der Alten der Teil der Rede, in dem, nach Aufstellung des zu besprechenden Themas (propositio), die Disposition, die man der Rede zu geben gedenkt, namhaft gemacht wird. Der griech. Ausdruck ist Diäresis.

Division, d. i. Teilung, heißt die vierte arithmet. Grundoperation, welche zum Zwecke hat, zu finden, wie viel mal die eine zweier Zahlen, der Divisor, in der andern, dem Dividendus, enthalten ist.

die eine Zahl, den Dividendus, in so viele
ile zu teilen, als die Einheit in der andern,
isor, enthalten ist, und die Größe eines
eils zu bestimmen. Die Zahl, welche hier-
den wird, heißt der **Quotient**; sie muß,
Divisor multipliziert, den Dividendus zum
geben. Wenn der Divisor unbenannt ist,
Quotient ein Teil des Dividendus. Wenn
or mit dem Dividendus gleichbenannt ist,
Quotient unbenannt und gibt das Ver-
es Dividendus zum Divisor an; die D.
in diesem Falle Messung des Dividendus
Divisor. Die Bezeichnung der D. geschieht
durch den Doppelpunkt, z. B. 20 : 4, oder
en wagerechten oder schrägen, zwischen
nd Dividendus gesetzten Strich, z. B. $^{20}/_{4}$.
Falle steht der Dividendus zuerst, vor
pelpunkt, in diesem über dem Striche; beide
bedeuten also: 20 dividiert durch 4.
ion im logischen Sinne ist die Eintei-
s Gattungsbegriffs in seine Arten, und
es **Urteil** heißt ein solches, welches diese
g ausspricht. Als Prinzipien der korrekten
t diejenigen der **Disjunktion** (s. d.).
Klassifikation.
on, in der Militärsprache eine Truppen-
. Im Anfange des 18. Jahrh., als die
Stellung eine neue Gliederung der Batail-
ig machte, kam dieser Ausdruck für deren
teilungen (drei oder vier) in Gebrauch. In
Armeen ist das geblieben und auch auf die
ie und Artillerie übertragen worden, sodaß
Kompagnien oder Eskadrons oder 3—4
stark ist. Dann wurden auch größere
körper, gewöhnlich aus 2 Brigaden von
Waffe bestehend, D. genannt. Die Fran-
ren in den Revolutionskriegen die ersten,
bständige D. aus allen Waffen zusammen-
Die andern Armeen nahmen diese Forma-
an; ihre Zusammensetzung ist verschieden.
ich bestehen diese D. aus 2 Brigaden In-
der 2—3 Brigaden Kavallerie, sodaß es
e- und Kavalleriedivisionen gibt. Letztere
m deutschen Heere der Regel nach erst im
le formiert, während im Frieden die Ka-
us administrativen Gründen brigadeweise
Regimentern) den D. zugeteilt ist. Im
steht eine Infanteriedivision (auch Armee-
division genannt) fast allgemein aus 2
ebrigaden zu 2 Regimentern von 3—4
en, ½ bis 1 leichten Kavallerieregiment
teilung Feldartillerie von 3—4 Batterien
r 8 Geschützen. Zugeteilt wird zuweilen
tilierregiment oder Jägerbataillon. Eine
edivision wird aus 2—3 Brigaden zu 2
imentern und 1—2 reitenden Batterien
Im Feldzuge 1870—71 waren die deut-
valleriedivisionen den Armeen zugeteilt,
ber großenteils selbständig verwendet und
iel zu den glücklichen Erfolgen der Opera-
i. Die Infanteriedivisionen gewähren den
orteil, als selbständige Heeresteile überall
t werden zu können, da sie für alle Terrain-
chtsverhältnisse die entsprechenden Trup-
nte und meist auch ihre eigene Administra-
n. Die Kavalleriedivisionen sind durch die
der reitenden Artillerie und neuerdings
Bewaffnung der Kavallerie mit trefflichen
ffen, sodaß die Mannschaften nötigenfalls
ein Feuergefecht zu Fuß führen können, möglichst selbständig gemacht. Eine Zuteilung von fahrender Infanterie oder reitenden Schützen zu ihnen hat sich nicht bewährt. — **Divisionär** heißt der Befehlshaber einer D., gewöhnlich ein Generallieutenant.

Divisionsbezirk, in den Staaten, in welchen die Armee nicht permanent in Armeekorps, Divisionen, Brigaden u. s. w. gegliedert, sondern das Gesamtgebiet in Militärdivisionen geteilt ist, wie es z. B. in Frankreich bis 1871 war, das Gebiet einer Militärdivision, an deren Spitze ein Generallieutenant steht, der die in dem Bezirk dislozierten Truppenteile unter seinem Befehl hat. In den Staaten, in welchen eine permanente Gliederung der Armee analog der im Kriege besteht, und in welchen die Truppen ihren Ersatz und ihre Reserven aus den Landesteilen beziehen, in welchen sie garnisonieren, zerfällt das Land in Armeekorps-, Divisions- und Brigadebezirke, die aber eine andere Bedeutung als im ersten Falle die D. haben, indem sie wesentlich den Ersatzverhältnissen angepaßt sind und nicht in erster Linie den Kommandoverhältnissen dienen.

Divisionsschulen bestanden früher in Preußen für Portepeefähnriche zur Vorbereitung für das Offizierexamen, wurden aber 1858 durch **Kriegsschulen** (gegenwärtig acht) ersetzt.

Divisor (lat.), s. unter **Division (mathem.).**

Divisorium (neulat.), Teilungswerkzeug; die Teilscheibe der Uhrmacher; im Buchdruck die hölzerne Gabel oder Klammer am Tenakel der Setzer, womit das Manuskript gehalten wird.

Divonne, Flecken im franz. Depart. Ain, Arrondissement Gex, 8 km im NO. von Gex, am Fuße des 668 m hohen Berges Mussy, bei der Quelle der in den Genfersee mündenden Versoix. Der Ort zählt 1400 E., welche Schmieden und Sägemühlen unterhalten. Hier befindet sich eine der besuchtesten Kaltwasseranstalten Europas, die als Muster gilt. Die Quelle des Flusses bildet flache Bassins von äußerster Klarheit von einem 6,5° C. warmen Wasser, von welchem in jeder Sekunde 1000 l hervortreten.

Divorce (frz., lat. Divortium), Ehescheidung; **divortieren,** (ein Ehepaar) scheiden und: auseinander gehen, sich trennen (von Eheleuten).

Divotamente (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: andächtig, feierlich, gehoben.

Divulgieren (lat.), etwas unter das Volk bringen, kundmachen, ausschwatzen; **Divulgation,** Kundmachung.

Divulsion (lat.), Zerreißung.

Divus (lat., weiblich: diva), göttlich, Prädikat vergötterter Menschen, namentlich in der röm. Kaiserzeit Ehrentitel verstorbener Kaiser.

Diwala, Volk im westl. Afrika, s. **Dualla.**

Diwan, ein aus dem Persischen in andere orient. Sprachen übergegangenes Wort, ist ursprünglich die Mehrzahl von Diw, dem alt-arischen Gattungsnamen der Gottheit, welcher freilich bei den Persern den Begriff eines bösen Geistes angenommen. D. ist also gleichsam eine Sammlung des Übernatürlichen, daher der Staatsrat eines Fürsten und ein Liederschatz, namentlich die alphabetische Sammlung der Ghaselen eines und desselben Dichters. Durch Goethes «Westöstlichen D.» ist letztere Bedeutung bei uns eingebürgert worden; noch mehr ist erstere in Gebrauch, wenn auch ausschließlich für den türk. Staatsrat, als Nebenbezeichnung der Hohen Pforte. — D. bedeutet auch den Versammlungssaal des

Staatsrats und dann überhaupt ein orient. Prachtzimmer. Von der Einrichtung eines solchen, nämlich der die Wände entlang laufenden Polsterbank, ist der Ausdruck D. für eine Art Sofa entlehnt.

Diwāno heißt in Abessinien der ägypt. Parà, die Geldrechnungsstufe zu $\frac{1}{40}$ Piaster (s. d.), gegenwärtig etwa $\frac{1}{800}$ österr. Konventions-Speziesthaler (die in Abessinien hauptsächlich umlaufende Münze) wert; die ägypt. Kupfermünzen (Stücke zu 5 Parà) haben dort einigen Umlauf.

Diwischau (czech. Divišov), Städtchen im Gerichtsbezirk Wlaschun der Bezirkshauptmannschaft Beneschau im mittlern Böhmen, mit (1880) 1864 E. czech. Zunge, deren Erwerb größtenteils in der Feldwirtschaft und Viehzucht besteht. Die Viehmärkte in D. sind sehr besucht. Die Pfarrkirche enthält die Familiengruft der Grafen von Sternberg. Zdislaw von Diwischau, Sohn des obersten Marschalls Diwisch von Diwischau, erbaute 1424 das naheliegende Schloß Sternberg und wurde der Stammvater der Grafen von Sternberg.

Diwra oder **Dibra**, Hauptstadt eines Sandschaks im europ.-türk. Vilajet Kossowa, am Schwarzen Drin, mit 6000 E., meist mohammedan. Albanesen, welche Leder- und Stahlwaren verfertigen.

Dixa oder **Dixan**, Ort in der abessin. Landschaft Tigré auf des Höhe des Passes, welcher von Massáua nach dem Hochplateau führt, im NNO. von Axum und Adòwa. — Die **Dixa-Ebene** gehört der Übergangsformation an, welche von tertiären Massen hier bedeckt zu sein scheint.

Dixcove oder **Unfuma**, brit. Ort an der Goldküste in Oberguinea, an der Mündung eines Flüßchens, das für 100 t führende Barken zugänglich ist. D. ist einer der wichtigsten Plätze an der Goldküste mit etwa 1200 E. Zu seinem Distrikt gehören auch die Landstriche Unfuma und Akoda.

Dixi (lat.), ich habe gesprochen, Formel für den Schluß einer Rede in lat. Sprache. Dixi et salvavi animam meam, ich habe gesprochen (wie es meine Pflicht war) und meine Seele gerettet, d. h. ich bin schuldlos, wenn meine Warnung in den Wind geschlagen wird, ein auf Hesekiel 3, 18—21 und 33, 8 und 9 beruhender sprichwörtlicher Ausdruck.

Dixmuyden (frz. Dixmude), Stadt im Bezirk Furnes der belg. Provinz Westflandern, an der Yser, an der Eisenbahn Gent-Dünkirchen, mit (1880) 4106 E., die vorzüglich mit Linnenindustrie sich beschäftigen, auch starken Handel mit Butter und Vieh treiben. Die St. Nikolauskirche enthält eine Anbetung der drei Könige von Jordaens und einen im reichsten Flamboyantstil zu Anfang des 16. Jahrh. erbauten Lettner. Seit 1270 befestigt, hat die Stadt im Mittelalter und während des Österr. Erbfolgekriegs mehrere Belagerungen ausgestanden.

Dixon, Hauptstadt der Grafschaft Lee im nordamerik. Unionsstaat Illinois, 158 km westlich von Chicago, ist der Kreuzungspunkt der Illinois-Central- und der Chicago-North-Western-Eisenbahn und hat etwa 6000 E.

Dixon (William Hepworth), engl. Geschichtsforscher und Kritiker, geb. 30. Juni 1821 zu Newton-Heath, stammte aus einer alten puritanischen Familie Yorkshires, wurde für den Handel bestimmt, wandte sich aber bald dem Studium der Rechte und litterarischen Bestrebungen zu. Seine ersten in dem «Prize Magazine» erschienenen Arbeiten machten den Herausgeber des «Athenaeum» auf ihn aufmerksam, der ihn für seine Zeitschrift zu gewinnen wußte, bei welcher D. dann bis 1869, seit 1853 als Hauptredacteur, thätig war. Für die «Daily News» schrieb er 1848 eine Reihe von Aufsätzen über soziale Fragen, welche den engl. Philanthropen ein neues Gebiet öffneten, und zu denen eine Darstellung des londoner Gefängniswesens gehörte, von der nachher ein besonderer Abdruck («The London prisons», Lond. 1850) veranstaltet wurde. Diese Untersuchungen gaben auch zu einer Biographie des menschenfreundlichen Howard Anlaß («John Howard, a memoir», Lond. 1849), welche fünf Auflagen erlebte. Ihr folgte die Lebensbeschreibung Penns («William Penn, a biography», Lond. 1850; neue Aufl. 1872), ein Buch, dem D. hauptsächlich die Begründung seines Rufs zu verdanken hat, und in dem er die irrigen Angaben Macaulays über den berühmten Quäker berichtigt. Bald darauf erhielt er eine Anstellung als Hilfskommissar bei der großen Industrieausstellung, in welcher Eigenschaft er ganz England durchreiste, um dem Publikum Zweck und Bedeutung des Unternehmens auseinander zu setzen. Nachdem er noch eine Flugschrift: «The French in England» (Lond. 1852), veröffentlicht, in der er die Grundlosigkeit der Invasionspanik nachwies, trat er eine Erholungsreise nach dem Kontinent an, auf der er in den Bibliotheken von Paris, Venedig und Rom Materialien zu einer Geschichte der engl. Republik nach gleichzeitigen Quellen und Originalurkunden sammelte. Eine Episode aus derselben ist das Leben Blakes («Robert Blake, admiral and general at sea», Lond. 1852), welches das Andenken dieses Seehelden wieder auffrischte und den Anstoß dazu gab, daß ihm mehrfach Monumente errichtet wurden. Ebenso anziehend war D.s «Personal history of Lord Bacon» (Lond. 1861), eine Monographie, in der er eine Masse von bisher unbekannten oder vergessenen Thatsachen beigebracht hat, um den Begründer der neuern Philosophie von den wider ihn erhobenen Anklagen zu reinigen, die aber freilich öfter auch mehr den Advokaten als den unparteiischen Geschichtschreiber verräth. Schätzbare Beiträge zur engl. Geschichte bilden ferner die von ihm in den Archiven von Kimbolton-Castle aufgefundenen Dokumente, die unter seiner Mitwirkung von dem Herzog von Manchester in dem Werke «Court and society of England from Elizabeth to Anne» (2 Bde., Lond. 1864) veröffentlicht wurden.

Während des J. 1864 unternahm D. eine Reise durch die europ. Türkei nach Kleinasien, Ägypten und Palästina, als deren Frucht das Werk «The Holy Land» (2 Bde., Lond. 1865) erschien. Im J. 1866 bereiste er die Vereinigten Staaten von Neuyork bis in das Gebiet der Mormonen und widmete besonders dem amerik. Sektenwesen eingehende Studien, die er nebst andern Resultaten seiner Reise in dem vielgelesenen, auch ins Deutsche und Russische übersetzten Werke «New America» (2 Bde., Lond. 1867; 8. Aufl. 1869), niederlegte. Neue Materialien zur Geschichte der Religionsschwärmerei verarbeitete er in den «Spiritual wives» (2 Bde., Lond. 1868; deutsch unter dem Titel «Seelenbräute» von Frese, Berl. 1868), einem Werke, das durch die Offenheit, womit es gewisse spiritistisch-sensualistische Vorgänge behandelte, großes Aufsehen hervorrief. Seine nächste histor. Arbeit gab unter dem Titel «Her Majesty's Tower» (4 Bde., Lond. 1869—71; deutsch, 2 Bde., Berl. 1870) eine eingehende, lebhaft und anziehend geschriebene Geschichte des Towers von London von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

In der Zwischenzeit bereiste D. Rußland, ebenfalls mit besonderer Rücksicht auf das dort entwickelte Sektenwesen, und teilte seine Reiseeindrücke in dem Werke «Free Russia» (2 Bde., Lond. 1870) mit. Hierauf folgte als Frucht einer Reise in die Schweiz das ähnlich gehaltene Werk «The Switzers» (Lond. 1872). Als letzte seiner histor. Arbeiten sind endlich noch zu erwähnen die auf archivalischen Forschungen beruhende «History of two queens: Catharine of Arragon and Anne Boleyn» (4 Bde., Lond. 1873—74) und «Royal Windsor» (4 Bde., 1878—79), während eine 1875 unternommene neue Reise nach Amerika ihn zu dem die ethnolog. Probleme der nordamerik. Republik erörternden Werke «White conquest» (Lond. 1876) und die Besitzergreifung von Cypern zu der ebenfalls als Frucht einer Reise erscheinenden Schrift «British Cyprus» (Lond. 1879) veranlaßte. Außerdem erschienen von D. noch die Romane «Diana, Lady Lyle» (3 Bde., Lond. 1877) und «Ruby Grey» (3 Bde., Lond. 1878). Er starb 27. Dez. 1879 in London.

Dizaine (vom frz. dizaine, engl. design), die quadratische Einteilung des Patronenpapiers (s. d.).

Dizier (Saint-), Stadt im franz. Depart. Obermarne (Champagne), an der hier schiffbar werdenden Marne, 20 km im N. von Vassy, an der Französischen Ostbahn, welche hier nach Vassy abzweigt, hat ein geistliches Kollegium, eine Handelskammer, das Departementsirrenhaus, ein neues Rathaus und Ruinen eines alten Schlosses und zählt (1876) 9453, als Gemeinde 12754 E., die Hohöfen, Eisenhütten, Nagelschmieden, Baumwollwebereien, Manufakturen für Siebe und Knopfmacherwaren unterhalten und Schiffbau und Handel mit Eisenwaren, Bauholz, Getreide und Mühlsteinen treiben. — D. hieß im Mittelalter St. Desiderii, weil hier der von den Vandalen erschlagene Bischof Desiderius von Langres begraben sein sollte. Die Stadt war früher eine wichtige Festung, welche sich 1544 sechs Wochen lang gegen Kaiser Karl V. behauptete. Am 25. Jan. 1814 griff der russ. General Fürst Tscherbatow die Franzosen hier an und trieb sie auf Vitry zurück. Dagegen schlugen letztere unter Milhaud 27. Jan. den Grafen Lanskoi aus der Stadt. Am 30. Jan. wurde dieselbe von den Preußen unter York der franz. Division Lagrange entrissen, dagegen 26. März vom Marschall Oudinot, nach Besiegung Winzingerodes, erstürmt.

Dj..., damit beginnende orient. Wörter, welche man hier vermißt, sind unter Dsch... aufzusuchen.

Djak, Malaienstamm auf Borneo, s. Dayak.

Djak (russ.), d. h. Sekretär, Schreiber, abgeleitet vom lat. diaconus, weil in Rußland die ersten Schriftkundigen Geistliche waren und Glieder der niedern Geistlichkeit als Schreiber benutzt wurden. Auch in der spätern Zeit blieben diese Professionen einander nahe: wer lesen und schreiben gelernt hatte, wurde entweder Geistlicher oder Schreiber bei den Fürsten, Bojaren oder Bischöfen. In Moskau bildete sich mit der Vermehrung der Verwaltungsgeschäfte und der zunehmenden Centralisation nach mongol. Muster eine Klasse von Schreibern in den Behörden aus, die zu den Dienstleuten (s. d.) zählten, aber doch vielfach zu den übrigen Dienstleuten im Gegensatz standen. Die Sekretäre hießen djak, die Unterschreiber poddjaczije. Ihre ganze Bildung bestand in der Kenntnis des Kanzleigeschäftsganges. Da die ganze Verwaltung nicht nach festen Gesetzen, sondern nach dem Ermessen des Zaren und seiner Ratgeber und augenblicklichen Verordnungen geführt wurde, so beherrschten diese Routiniers die Geschäfte durch ihre Kenntnis der Formalitäten und der Details in der Masse der Verordnungen. Bei den obern Klassen, die ohne diese Beamten ratlos waren, waren sie verachtet, beim Volke wegen Käuflichkeit und Erpressung verhaßt, besonders die niedern Beamten. Auch jetzt noch wird der Ausdruck poddjaczi und dessen Ableitungen zur Bezeichnung verrotteter und bestechlicher Bureaukratie gebraucht. Die Gesamtheit der bureaukratischen Beamten des moskauischen Zarentums wurden zusammengefaßt unter dem Namen prikasnyje ljudi. Eine angesehene Stellung nahmen die dumnyje djaki ein, welche an der Spitze der Kanzlei der zarischen duma des Bojarenrats standen.

Djakovar, Marktflecken in Slawonien, s. Diakovar.

Djaus (grch. Ζεύς) ist in der ind. Mythologie der Gott des Himmels und der Gemahl der Erde (Prithivī). Nach einer wohl schon indogerman. Vorstellung gehen aus der Vereinigung beider sowohl die Götter wie die Menschen hervor. Beide werden in der Regel zusammen angerufen, zuweilen auch D. allein und zwar häufig als Dyaushpitar (Ζεὺς πατήρ, Jupiter, Diespiter).

Djebeil, jetziger Name der altphöniz. Stadt Byblos (s. d.).

Djeryb ist in der Türkei seit Einführung des franz. metrischen Systems (1. [13.] März 1874) der Name des Hektar = 100 a.

Djoma, Fluß im europ. Rußland, entspringt im Obschtschij Syrt und mündet nach einem Laufe von 370 km bei Ufa in die Bjelaja, einen Nebenfluß der Kama.

Djunny-mys, d. h. Dünne Spitze, ein Vorgebirge an der Ostküste von Sachalin, unter 51° 53′ nördl. Br. und 216° 47′ östl. L. (von Ferro). Das Vorgebirge hat ein sandiges Ufer und besitzt die Form eines runden Hügels.

Dlugosz (Jan), lat. Longinus, poln. Historiker, wurde 1415 in Brzeznica geboren und erhielt seine Ausbildung auf der krakauer Akademie. Er trat in den geistlichen Stand und wurde zum Domherrn bei der krakauer Kathedrale ernannt. Als solcher entfaltete er eine besondere Geschicklichkeit bei polit. Unterhandlungen, sodaß ihm der König Kasimir IV. oft die wichtigsten diplomatischen Sendungen anvertraute. Nachdem er kurz zuvor zum Erzbischof von Lemberg ernannt worden war, starb er 1480. Zur Abfassung seiner «Historia polonica» (herausg. von van Huyssen, 2 Bde., Lpz. 1711—12) veranlaßte ihn sein Gönner, der Bischof Zbigniew von Krakau. Die ersten Bücher derselben haben geringern Wert; unschätzbar dagegen sind die letzten drei Bücher, die von 1386—1480 reichen, in welchen D. teils nach gleichzeitigen Dokumenten, teils nach eigenen Erlebnissen seine Zeit schildert. Außerdem verfaßte D. eine «Vita beatissimi Stanislai» (Krak. 1511), ferner eine interessante Beschreibung der in der Schlacht bei Tannenberg von den Polen erbeuteten Feldzeichen der preuß. Ordensritter: «Banderia Cruciferorum in Prussia», das wichtige Werk «Lites et res gestae inter Polonos ordinemque cruciferorum» (3 Tle., Posen 1855) und verzeichnete in dem «Liber beneficiorum dioecesis Cracoviensis» (3 Bde., Krak. 1863) die Gerechtsame der krakauer Kathedrale. Graf Alexander Przezdziecki veranstaltete eine Ausgabe sämtlicher Werke von

dagegen wieder ein Plateau, dessen Ufer sich im N. am Toten und Faulen Meere senkrecht in einer Höhe von 10—15 m erheben, worauf der Boden nach S. zu bis an das Jailagebirge beständig ansteigt. Die bedeutendsten Flüsse der D. sind im W. der Basawruk, der Ingulez (rechte Nebenflüsse des Dnjepr) und der südl. Bug mit dem Ingul; im O. der Orel, die Samara mit der Woltschja (linke Nebenflüsse des Dnjepr), der Kalmins und die Molotschnja (ins Asowsche Meer); in der Krimsteppe der Salgyr (ins Faule Meer) und die Alma (ins Schwarze Meer).

Die Oberfläche der D. besteht in den Gouvernements Jekaterinoslaw, Cherson und in den nördl. Teilen der Nogaiensteppe aus fruchtbarer schwarzer Erde, die für den Ackerbau vorzüglich geeignet ist. Der Boden stellt aber keine vollständige Ebene dar, sondern ist schwach wellenförmig, wird von zahllosen, breiten und tiefen Schluchten durchfurcht und zwar so, daß diejenigen von geringern Dimensionen immer in die größern münden, ähnlich einem Flußsysteme. Doch sind diese Schluchten, welche Balki genannt werden, meist trocken und führen nur im Frühling bei der Schneeschmelze Wasser. Die Nogaiensteppe, die in ihren nördl. Teilen selbst durchschnittlich nicht über 15 m ansteigt, besteht im wesentlichsten aus Thonboden, zum Teil mit Salzgehalt, der nach S. hin zunimmt; am Faulen Meere sind die ganz flachen Ufer sogar mit einer dicken Salzkruste, gleich einer Eisschicht, überzogen, bisweilen liegt das Salz in einer lockern Schicht am Boden und gleicht selbst in geringer Entfernung dann vollkommen einer frisch gefallenen Schneemasse. Östlicher, am Asowschen Meere, ist die Nogaiensteppe ebenfalls stark von Schluchten durchfurcht, und zwar in der Richtung der Molotschnja, also von N. nach S., es steigt hier nämlich der Boden mit der Annäherung zum Don wieder an. Wo die D. aus schwarzer Erde oder salzlosem Thon besteht, weist dieselbe eine üppige Pflanzenwelt auf, die ihre Hauptvertreter in den Gräsern hat; doch kommen zahlreiche Kräuter vor, zu welchen sich auch Zwiebelgewächse: wie Schneeglöckchen, Tulpen, Hyazinthen, Scilla, Krokus u. a. gesellen. Den Salzboden charakterisieren Salsola und Salicorniaarten, auch Distelarten, die große Flächen bedecken. Sehr häufig bedeckt ein und dieselbe Pflanze weithin das Land, und es wechseln gelbe, blaue, rote u. s. w. Flecke miteinander ab. Bei der großen Dürre des Sommers erscheint die Steppe nur im Zustande der Verkümmerung, da die meisten Pflanzen der Trockenheit nicht widerstehen können; im Frühling hingegen entfaltet sie ihre ganze Pracht. Obgleich Baumlosigkeit die Steppen überhaupt kennzeichnet, so treten in der D. in den größern Flußthälern wenigstens doch Wälder, wenn auch nur von geringen Dimensionen, auf. Dieselben bestehen ausschließlich aus Laubhölzern, wie: Fichten, Ulmen, Birken, Schwarzpappeln und Eschen. Während im Gouvernement Jekaterinoslaw und Cherson neben einem sehr bedeutenden Ackerbau eine nicht minder ausgedehnte Viehzucht getrieben wird, eignet sich die Nogaische Steppe nur zur Viehzucht.

Dnjestr, bei den Alten Tyras oder Danastris, türk. Turla, einer der größern Ströme des europ. Rußland, entspringt in Galizien, am Nordabhange der Karpaten, hat eine Länge von 1040 km und ergießt sich in das Schwarze Meer, -m er zuvor zwischen Akjerman und Ovidiopol einen außerordentlich fischreichen Liman gebildet hat. Der Lauf des D. ist voller Krümmungen und seine Strömung selbst bei niederm Wasserstande sehr reißend, seine größte Tiefe 5 m, sein Stromgebiet umfaßt 76860 qkm. Die Menge der Steine, mit denen sein Bett bedeckt ist, erschwert die Schiffahrt auf ihm, besonders unterhalb Jampol, wo sich gewaltige Granitmassen aus dem Strombette erheben, die sog. Jampolschen Porogi oder Stromschnellen, durch welche ein Kanal gehauen ist, der kleinern Fahrzeugen die Durchfahrt ermöglicht. Die in ihm am häufigsten vorkommenden Fische sind Karpfen, Lachs und Stör; sein bedeutendster Nebenfluß ist der Stry. Seit 1840 wird der D. auch von Dampfschiffen befahren.

Doab, die dem Sanskrit angehörende, in Vorderindien gebräuchliche Benennung für das zwischen zwei ineinanderfließenden Flüssen, oberhalb der Stelle ihres Zusammenflusses, gelegene Land. Vorzugsweise und hauptsächlich aber findet dieser Ausdruck seine Anwendung auf die Landzungen, welche in der anglo-ind. Lieutenant-Gouverneurschaft Pandschab von dem Flusse Satladsch und den Nebenflüssen desselben, welche von ihm dem Indus zugeführt werden, gelegen sind. Von den Nebenflüssen des Satladsch, diesem letztern und dem Indus werden, in ihrer Reihenfolge von O. nach W., die folgenden D.s gebildet: 1) das D. von Dschalandar zwischen dem Satladsch und dem Bias; 2) das D. von Bari zwischen dem Bias und dem Gara östlich und dem Rawi westlich; 3) das D. von Rechna zwischen dem Rawi im O. und dem Tschinab im W.; 4) das D. von Jetsch, zwischen dem Tschinab im O. und dem Dschihlam im W.; 5) das D. von Sinde Sagur, zwischen dem Dschihlam, dem Trinab oder Tschinab und dem Panschand im O. und dem Indus im W. Von diesen D.s ist das von Sinde Sagar das umfangreichste, das von Bari aber bei weitem wichtigste und am stärksten bevölkerte. In ihm sind die großen und wichtigen Städte Lahore, Amritsar und Multan gelegen. Außer diesen D.s im Pandschab ist das am meisten und häufigsten genannte das zwischen dem Ganges und der Dschamna gelegene, sich von W. gegen O. bis zur Einmündung der letztern in den erstern erstreckende Terrain.

Doalium (mittellat.) oder Dotalitum, Leibgedinge, Wittum (s. d.).

Do'ân, Thal im südl. Arabien, Landschaft Oberes Hadramaut, östlich von Jemen. In seinem ganzen gewundenen Verlaufe ist dies sehr fruchtbare Thal merkwürdig durch seine tiefe Einsenkung, sowie durch seine Breite, und im obern Teile durch die große Zahl darin gelegener Städte und Dörfer. Auf der Strecke von Ribât bis Seif zählt man 14 Städte und 10 Dörfer, und unter den erstern manche von 10000 E. Bei einer Schwefeldämpfe aushauchenden Quelle ist nach dem Glauben der Araber der Eingang zur Hölle. Das D. wurde 1843 von Adolf von Wrede besucht.

Döbbelin, s. Döbelin.

Dobberan, s. Doberan.

Dobberschütz, poln. Dobrzyca, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Krotoschin, 23 km im NO. von diesem Orte, nahe an der zur Warthe gehenden Lutinia, mit 1411 E. (wovon 745 Katholiken und 130 Juden), welche Holzwaren verfertigen und Ackerbau treiben.

Dobbertin, Dorf in Mecklenburg-Schwerin, Amt Goldberg, am Javirsee, 21 km im SSW. von

Güstrow, mit dem 1238 gestifteten ehemaligen Cistercienser-Nonnenkloster, jetzt Jungfrauenkloster genannt, zwei Armenhäusern, zwei Schulen, einer Industrieschule und einer Kalkbrennerei, zählt 700 E. Dem Kloster gehören 220 qkm mit 34 Ortschaften (8 Kirchdörfer, 16 Landgüter, wobei das Pfarrdorf Mestlin).

Dobbo, Hauptort der Aru-Inseln (s. d.).

Döbel (Squalius), eine Gattung von Süßwasserfischen aus der Familie der Karpfen und der Gruppe der Weißfische, welche in Mitteleuropa durch zwei, häufig miteinander verwechselte Arten repräsentiert ist. Bei der größern Art, dem eigentlichen D., Aitel, Dickkopf, Alat (S. cephalus s. dobula), ist der Kopf breit, gewölbt, das Maul sehr weit; der Rücken rund, braun oder schwarzgrün; die Seiten gelblich; After- und Bauchflossen rot, die andern Flossen schwärzlich. Er wird bis zu 60 cm lang und in seltenen Fällen bis 4,5 kg schwer, lebt in der Jugend von Würmern und Insekten, später von kleinen Fischen, Krebsen, Fröschen, selbst Mäusen und hat ein kurzes, weißes, mit reichlichen Gräten gespicktes, mageres Fleisch, weswegen er auch mehr als Futter für andere Fische denn als Speise für den Menschen geschätzt ist. Die kleinere Art, der Hasel, Häsling (S. leuciscus), ist gestreckter, der Kopf schmächtiger, spitzer, der Rücken schwarzblau, die Länge höchstens 20 cm. Der Fisch gilt als guter Köder für Forellen und wird deshalb an vielen Orten auch Angelfisch genannt.

Döbel (Heinr. Wilh.), Forstmann, geb. 1699 im sächs. Erzgebirge, einer der bedeutendsten «hirsch- und holzgerechten» Jäger seiner Zeit, stammte aus einer uralten Jägerfamilie von Dobel. Er besuchte nach Vollendung seiner Lehrzeit von 1717 an die Wälder und Jägereien im größten Teile von Deutschland. Nach einer wechselvollen Laufbahn befand er sich um 1733 als Oberpikeur am Hofe des Kurfürsten Friedrich August II. in Hubertusburg. Um 1757 soll er Förster zu Falkenberg und Schmeckendorf (in Sachsen) gewesen sein. Die Jägerei stand ihm viel höher als das Forstwesen, der Stubenweisheit war er abhold. Er geriet deshalb in derbe litterarische Kämpfe mit Beckmann u. s. w. Seine bedeutendste Schrift erschien 1746 unter dem Titel: «Neu eröffnete Jäger-Practica oder der wohlgeübte und erfahrene Jäger. Darinnen eine vollständige Anweisung zur ganzen, hohen und niedern Jagdwissenschaft mit einer Vorrede des Kanzlers der Universität Halle, Freiherrn von Wolf» (4 Tle., mit vielen Kupfertafeln, 4. Aufl., 1828—29, herausg. von K. F. L. Döbel und F. W. Benicken). D. starb nach 1760 in Warschau oder in Pleß.

Döbelin (auch Döbbelin, Karl Theodor), deutscher Theaterdirektor und Schauspieler, wurde 27. April 1727 zu Königsberg i. Pr. geboren, ging, nachdem er in Halle und Leipzig Jura studiert hatte, vorher auch einige Zeit Soldat gewesen war, zur Gesellschaft der Neuberin, nahm 1752 ein Engagement bei der Schuch, 1754 bei der Ackermannschen Gesellschaft an, gründete aber 1756 eine eigene Gesellschaft, deren Vorstellungen im April ihren Anfang nahmen. Schon in der zweiten Stadt seiner direktorialen Wirksamkeit, in Wien, mußte er seine Gesellschaft aufgeben; auch eine zweite, die er 1757 begründete und mit der er in Köln und Düsseldorf spielte, löste sich 1758 wieder auf. Nun war D. wieder bis 1766 Mitglied der Ackermannschen, dann der Schuchschen Gesellschaft, und gründete 1767 die dritte Gesellschaft, welche er bis 1789 leitete, dann aber an den Hof in Berlin abtrat und die somit die Grundlage des berliner Hoftheaters wurde. D. starb 10. Dez. 1793 zu Berlin. Er gehörte zu den einsichtsvollen Theaterdirektoren, der nicht nur viele der besten Kräfte (unter andern Fleck, Christ, Madame Schick, Mattausch) um sich zu scharen wußte, sondern auch bewußt eine gereinigte Bühne anstrebte. Als Schauspieler gefiel er namentlich in typischen Partien. — Seine Tochter, Karoline Maximiliane, geb. 1758 zu Köln, war eine vortreffliche Vertreterin älterer komischer Charakterrollen. Sie spielte schon 1762 bei Ackermann in Zürich, begann aber ihre eigentliche theatralische Laufbahn erst 1775 in Berlin, wo sie, seit 1815 dem Theater fern, 1828 starb. — D.s ältester Sohn, Karl Konrad Kasimir D., der ebenfalls eine tüchtige Truppe leitete, ist der Vater von Konrad Karl Theodor Ernst D., geb. 17. Nov. 1799 zu Neubrandenburg, der 1817 nach aufgegebener kaufmännischer Carrière in Posen debütierte und seitdem die Gesellschaft seines Vaters auf ihren verschlungenen Pfaden begleitet hat. Nach dem Tode des Vaters übernahm er die Gesellschaft, gehörte 1823—24 der Pichlerschen Truppe an und wurde endlich 1826 Regisseur und Mitglied des Hoftheaters zu Coburg-Gotha. Im J. 1852 pensioniert, starb D. 13. Dez. 1856 zu Coburg. Er war ein tüchtiger komischer Schauspieler; auch seine Gattin Auguste, geborene Lange (1803—42), leistete Gutes auf der Bühne.

Döbeln, Stadt im Regierungsbezirk Leipzig des Königreichs Sachsen, in fruchtbarer Gegend, in einem reizenden Thalkessel, die innere Stadt auf einer von der Freiberger Mulde gebildeten Insel, 67 km südöstlich von Leipzig an der Kreuzung der Chemnitz-Riesaer und der Leipzig-D.-Meißen-Dresdener Bahn, zählt (1880) 11802 E., ist der Mittelpunkt eines wichtigen Getreidehandels, der durch eine Getreidebörse vermittelt wird, besitzt aber auch eine nicht unbedeutende Industrie. Die Hauptzweige derselben sind Wollspinnerei, Fabrikation von Tuch und Leder, namentlich lackiertes und Kidleder, von lackierten Blechwaren, landwirtschaftlichen Maschinen, Brückenwagen, Cigarren, Silberwaren. Auch die Umgegend fabriziert Tuche, Papier, Pappe und Drahtstifte. Der Butter- und Getreidehandel ist ansehnlich. D. ist Sitz einer Amtshauptmannschaft und eines Amtsgerichts. Die Stadtkirche zu St. Nikolai besitzt einen kunstreichen altertümlichen Altar und mancherlei Denkmäler. Die ansehnliche neue Bürgerschule erhebt sich auf dem Schloßberge, auf welchem früher ein 1429 von den Hussiten zerstörtes markgräfl. Schloß stand. Seit 1869 besitzt D. eine königl. Realschule erster Ordnung mit landwirtschaftlicher Abteilung und seit 1875 im Wappenhensch-Stift ein Waisenhaus, seit 1871 auch ein Stadttheater. In der nördl. Vorstadt (Staupitzberg) liegt das Staupitzbad, eine Anstalt für Irisch-römische, Kiefernadel- und andere Bäder. Vgl. «Chronik von D. und Umgegend» (herausg. von Biltz und Hingst, 2 Bde., Döbeln 1870—71). — Die Amtshauptmannschaft Döbeln zählt (1880) auf 582 qkm 100160 E.

Döben, Schloß bei Grimma (s. d.) im Königreich Sachsen.

Dobeneck, Gegner Luthers, s. Cochlaeus.

Doberan, Dobberan, Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, im Domanialamt D.,

umgeben von Waldungen mit prächtigen Promenaden, hat (1880) 3950 E., auf dem mit hohen Bäumen besetzten Platz, dem Kamp, ein großherzogl. Schloß mit einem prachtvollen Garten, ein Palais am Alexandrinenplatz, ein Gymnasium, ein Schauspielhaus, ein neues Rathaus mit schönem Saale und ist die zweite Sommerresidenz des Großherzogs und Sitz eines Amtsgerichts, sowie Badeort mit sehr kräftiger, viel besuchter Stahlquelle. In dem reizend gelegenen Badehaus befindet sich ein pneumat. Kabinett. Die Kirche, 1232 vollendet und ursprünglich im Rundbogenstil errichtet, um 1350 jedoch gänzlich umgebaut und seit 1842 restauriert, ist in dem 28 m hohen Innern eine der schönsten Norddeutschlands und liegt inmitten eines schönen Parks. Angebaut ist die uralte Bülowkapelle und die Grabkapelle der alten Herzöge von Mecklenburg mit dem Denkmal des Herzogs Friedrich Franz und vielen andern Monumenten. Das von Pribislaw II. 1186 gegründete Cistercienserkloster wurde 1552 säkularisiert, später in ein fürstl. Jagdschloß verwandelt und ist jetzt Ruine. Neben der Kirche befindet sich die 1879 restaurierte Heilige Blutskapelle mit Glas- und Wandmalereien. Der Ort hat einige Industrie, wie Maschinenfabrik und Brauerei. Vgl. «Beschreibung von D.» (Wismar 1857); Compart, «Geschichte des Klosters D. bis zum J. 1300» (Rost. 1873).

Etwa $5^1/_2$ km von D. entfernt liegt das Seebad **Heiligendamm**, unmittelbar an der See auf einem hohen, sich weit ins Meer hinauserstredenden, 300 m breiten und 2 bis 2,5 m hohen Walle von eigentümlich gefärbten und gebildeten Steinen, welche der Sage nach in einer Nacht von dem Meere ausgeworfen sein sollen, am Saume eines großen Buchenwaldes, mit Logierhäusern und Villen. Das Seewasser besitzt hier, da kein bedeutender Fluß in der Nähe mündet, einen beträchtlichern Gehalt an festen Bestandteilen als in den meisten übrigen Ostseebädern. Empfohlen werden die Seebäder D.s in allen den Fällen, in denen das Seebad überhaupt von Nutzen ist, nur daß hier wegen des in Vergleich mit den Bädern der Nordsee, des Mittelländischen Meeres u. s. w. geringern Salzgehalts und Wellenschlags die Veränderungen im Zustande des Kranken weniger stürmisch herbeigeführt werden als in jenen, weshalb es auch besonders schwächern und reizbaren Naturen bekommt. Die beste Badezeit beginnt Mitte Juli und dauert bis Ende September. Heiligendamm ist das älteste Seebad in Deutschland und wurde 1793 auf Befehl des Herzogs Friedrich Franz unter der Leitung des Arztes von Vogel eingerichtet und ist seit 1873 im Besitz einer Aktiengesellschaft. Vgl. Kortüm, «Das Seebad D. u. s. w.» (Rost. 1858); derselbe, «Das Ostseebad Heiligendamm als klimatischer Kurort» (Rost. 1844).

Döbereiner (Joh. Wolfgang), verdienter deutscher Chemiker, geb. 15. Dez. 1780 auf Rittergut Bug bei Hof, erlernte seit 1795 zu Münchberg die Pharmacie und beschäftigte sich dann seit 1799 zu Karlsruhe mit der pharmaceutischen Praxis. Zugleich widmete er sich in seinen Mußestunden eifrig philos., botan., mineralog. und vor allem chem. Studien. Auf Veranlassung seiner Verwandten begründete er zwar 1803 in seiner Heimat eine chem.-technische Fabrik, mußte dieselbe aber nach zwei Jahren wieder aufgeben. Er lebte hierauf ausschließlich tudien und Arbeiten, bis er 1810 einem Rufe als Professor der Chemie, Pharmacie und Technologie nach Jena Folge leistete. In dieser Stellung wirkte er bis zu seinem Tode, welcher am 24. März 1849 erfolgte.

Unter seinen vielfachen Entdeckungen erregte die der Entzündlichkeit des Wasserstoffs durch Platinschwamm und die Anwendung hiervon zur Konstruktion der Platinfeuerzeuge u. dgl. das meiste Aufsehen. Seine ältern Entdeckungen sind größtenteils in Gehlens «Journal der Chemie, Physik und Mineralogie», die neuern in Schweiggers «Journal für Chemie und Physik», im «Archiv der Pharmacie» und in selbständigen Schriften enthalten, unter denen die «Zur pneumat. Chemie» (5 Bde., Jena 1821—25), «Zur Gärungschemie» (Jena 1822; 2. Aufl. 1844), «Über neuentdeckte, höchst merkwürdige Eigenschaften des Platins u. s. w.» (Jena 1824), «Beiträge zur physik. Chemie» (Heft 1—3, Jena 1824—36) und «Zur Chemie des Platins» (Stuttg. 1836) die vorzüglichsten sind. Auch seine Lehrbücher der Chemie waren ihrer Zeit geschätzt. Bald nach Übernahme seines Lehramts in Jena trat D. in nähere Beziehungen zu dem Großherzog Karl August von Weimar und zu Goethe, wie deren Briefe (herausg. von Schade, Weim. 1856) an D. bekunden. Mit seinem Sohne, Franz D., der sich unter anderm durch eine «Kameralchemie» (Dess. 1851) litterarisch bekannt gemacht, gab er ein «Deutsches Apothekerbuch» (3 Bde., Stuttg. 1840—55) heraus.

Dobiaschoffsky (Franz), Historienmaler, geb. in Wien 1818, war an der Akademie daselbst Schüler von Führich und Kupelwieser, und wurde später durch eine ital. Reise gefördert. Seine Richtung blieb in kirchlichen Werken, deren er viele fertigte, jener seiner beiden Meister ziemlich treu, dagegen huldigt er in seinen histor. und Genrebildern mehr der Romantik. Seine Auffassung ist sehr poetisch, weich und freundlich. Aus Italien brachte er zahlreiche Motive aus dem Volksleben, welche er in stimmungsvollen Gemälden verwertete. Hierher gehört der Römische Hirtenknabe u. s. w. Im J. 1850 malte er die Errettung der Cymburgis aus den Klauen eines Bären durch Johann den Eisernen (kaiserl. Gemäldegalerie in Wien), das Liebespaar im Garten (daselbst), Traum der Nonne. Große monumentale Malereien entwarf D. in der neulerchenfelder Kirche und in der Elisabethkirche zu Wien, hier das Rosenwunder. Er starb 7. Dez. 1867 in Wien.

Doblen (lett. Dobele), Ortschaft im Gouvernement Kurland, 31 km westlich von Mitau, im Kreise Doblen, am rechten Ufer des Flüßchens Bersa, mit 300 E. D. liegt in einer malerischen Landschaft, welche durch die Ruinen des alten Schlosses Doblen sehr gehoben wird. Das Schloß wurde 1263 von dem Heermeister Burchard Hornhausen erbaut. Nachdem D. im 16. Jahrh. eine hervorragende Stellung in Kurland eingenommen hatte, wurde es 1620 von Gustav Adolf erobert, ging darauf bald in poln., bald in schwed. Hände über, wodurch es in Verfall geriet.

Doblèro (Doppelter), eine frühere, bis 1848 gesetzlich üblich gewesene Geldrechnungsstufe auf den Balearischen Inseln. Auf Mallorca war der daselbst in 2 Libra-Dinéros geteilte D. = $^1/_{17}$ Real de plata antiguo, auf Menorca derselbe = $^1/_{14}$ Real de plata antiguo oder alter span. Silberreal, demnach an Wert auf Mallorca = knapp $2^1/_2$ deutsche Pfennig oder $1^1/_5$ Kreuzer österr. Silber-

währung, auf Menorca = 2,26 deutsche Pfennig oder 1,13 Kreuzer österreichisch. Ehemals wurde der D. für die Balearen in Kupfer ausgeprägt.

Doblhoff-Dier (Anton), österr. Staatsmann, geb. 10. Nov. 1800, zeichnete sich als Mitglied des niederösterr. Ständelandtags durch seine freisinnige Haltung aus und gehörte 1848 zu den Wortführern der Reformpolitik. Im Mai 1848 zum Handelsminister ernannt, wurde D. zu Kaiser Ferdinand, der sich nach Innsbruck geflüchtet hatte, gesandt und erwirkte dessen Rückkehr. Im Juli 1848 wurde er Minister des Innern im Kabinett Wessenberg und führte mit dem Finanzminister Krauß in den stürmischen Oktobertagen allein die Staatsgeschäfte, zog sich jedoch 12. Okt. zurück und lebte als Privatmann, bis er 6. März 1849 als Gesandter im Haag beglaubigt wurde. Nicht lange darauf gab er auch den diplomatischen Dienst auf und widmete sich der Bewirtschaftung seines großen Grundbesitzes und dem Studium der Landwirtschaft, in dieser Richtung auch schriftstellerisch thätig. Später war er Mitglied des Herrenhauses und nahm an der parlamentarischen Arbeit regen Anteil. D. starb 16. April 1872. Seine Güter erbte sein Neffe Heinrich, Freiherr von D., geb. 6. Febr. 1838, seit 1873 Reichsratsabgeordneter.

Döbling, Dorf in der Bezirkshauptmannschaft Hernals des Erzherzogtums Niederösterreich, bei Wien, unmittelbar an der Nordwestseite der Stadt, am rechtseitigen Ufergelände des Donaustroms, welches hier eine von W. nach O. allgemach sinkende Fläche bildet, die in einer steilen Lehne gegen die Thalsohle abfällt. Der nördl. Teil des Ortes (Unterdöbling) liegt in einer Einsenkung, durch welche der Krottenbach der Donau zufließt. Beide Ortsteile zählen (1880) 10482 E. In der neuesten Zeit hat D. ein völlig städtisches Aussehen bekommen, während es zugleich durch die Lage und den landschaftlichen Reiz der Umgebung alle Bedingungen einer Sommerfrische erfüllt. Durch die Bequemlichkeit eines geregelten Verkehrs mit der Großstadt, mit der es eine Pferdebahn verbindet, hat sich neben der einheimischen Bevölkerung eine gleich große wiener Bevölkerung angesiedelt. Der geolog. Beschaffenheit seines Untergrundes (Löß) dankt der Ort die Spezialität seiner großartigen unterirdischen Wein- und Bierlager, sodaß er namentlich als Stapelplatz des österr. und ungar. Weinhandels bezeichnet werden kann.

Doblon, Goldmünze, s. Dublone.

Dobner (Gelasius), böhm. Historiker, geb. am 30. Mai 1719 zu Prag, gestorben daselbst 24. Mai 1790, widmete sich in hervorragender Weise den Interessen des Piaristenordens, dem er als Mitglied angehörte, und verstand es insbesondere, die Einführung der Schulanstalten seines Ordens in Prag durchzusetzen. Die Ordensbrüder wählten ihn seiner Verdienste wegen zum Rektor des prager Kollegiums und zum Konsultor der Ordensprovinz. Bekannter sind D.s bahnbrechende Leistungen auf dem Gebiete der böhm. Geschichtschreibung. Noch jetzt sind seine zahlreichen Schriften und Quellenausgaben von großem wissenschaftlichen Wert. Die meisten seiner kleinern kritischen Aufsätze erschienen in den «Abhandlungen» einer böhm. Privatgesellschaft und in den «Abhandlungen der böhm. Gesellschaften der Wissenschaften». Von seinen größern Werken sind hervorzuheben: «Wenceslai Nagek a Liboczan: Annales Bohemorum e bohemica editione latine redditi et notis illustrati» (6 Bde., Prag 1761—83) und «Monumenta historica Bohemiae nusquam antehac edita» (6 Bde., Prag 1764—86). Die Kaiserin Maria Theresia verlieh dem verdienstvollen Geschichtsforscher den Titel eines k. k. Historiographen. Die Königl. Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften ließ ihm zu Prag ein Marmordenkmal setzen.

Doboka, Komitat im Großfürstentum Siebenbürgen mit der Hauptstadt Szek, wurde 1876 mit dem angrenzenden Innerszolnoker Komitat unter dem Namen Szolnok-Doboka (s. d.) vereinigt. — Das Dorf Doboka, wovon das frühere Komitat seinen Namen erhalten hatte, liegt am Lónabach und hat 1050 magyar. und rumän. E. Vom Schlosse Doboka sind nur noch wenige Reste sichtbar.

Dobra, eine von 1722—1835 ausgeprägte portug. Goldmünze, ursprünglich zu 12800 Reïs Geltung, im J. 1822 gesetzlich (wie schon vorher im Verkehr thatsächlich) auf 15000 und im J. 1847 auf 16000 Reïs erhöht, gesetzlich 576 Grãos oder 1 Onça (Unze) oder $\frac{1}{8}$ Marco = $28\frac{11}{16}$ g schwer, 22 Quilates (Karat, also $\frac{11}{12}$) oder $916\frac{2}{3}$ Tausendteile fein, demnach ein Feingewicht von 528 Grãos oder $7\frac{1}{3}$ Outavas oder $\frac{11}{12}$ Onças oder 26,296875 g und im Werte von 73,3683 deutschen Mark. Es wurden auch Goldstücke zu $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$ und $\frac{1}{32}$ D. in gleicher Feinheit und verhältnismäßigem Gewicht und Feingewicht ausgemünzt. Ganz nach demselben Fuße wurden in Brasilien bis 1833 Goldstücke zu 1 und zu $\frac{1}{2}$ D. geprägt. Auch dort galt der D. ursprünglich 12800 später aber 32000 Reïs.

Dobra, Fluß in Kroatien, heißt im Oberlauf Gyula, verschwindet bei Ogulin in eine Höhle, erhält bei seinem Wiedererscheinen den Namen D. und mündet oberhalb Karlstadt in die Kulpa.

Dobra, ein in Ungarn und dessen Nebenländern häufiger Ortsname slaw. Ursprungs (dobre = gut): Dobra (Neuhaus), Marktflecken im Eisenburger Komitat, von kath. und evang. Deutschen bewohnt, etwa 700 E.; in der Nähe die Ruinen der Burg Dobra. — Dobra, magyar. Dorf (1400 E.) im Szathmárer Komitat. — Dobra, slowak. Marktflecken und magyar.-ruthen. Dorf im Zempliner Komitat, im Berglande der Karpaten, auf dem rechten Ufer der Ondava. — Dobra, magyar.-rumän. Marktflecken unweit links von der Maros im Hunyader Komitat (Siebenbürgen).

Dobra, Flecken im russ.-poln. Gouvernement Kalisch, 40 km im ONO. von der Stadt Kalisch, mit 1000 E., welche Handschuhnäherei und ähnliche hausindustrielle Beschäftigungen treiben. Zwei Drittel der Bewohner sind Juden, die übrigen Polen.

Döbraberg, der höchste Berg des Frankenwaldes im Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Naila, 818 m hoch.

Dobřan (spr. Dobrschan, czech. Dobřany), Stadt im Gerichtsbezirk Staab der Bezirkshauptmannschaft Mies im westl. Böhmen. Die Stadt liegt an der Radbusa, einem Nebenflusse der Beraun, und an der Eisenbahn Pilsen-Eisenstein und zählt (1880) 2954 E. deutscher Zunge, deren Erwerb neben den städtischen Gewerben in der Feldwirtschaft besteht. Südlich der Stadt steht auf einer kleinen Anhöhe die neue Landesirrenanstalt, 1876—80 nach allen Anforderungen der Wissenschaft errichtet. Von D. führt eine Drahtseilbahn zu den Schachten der mantauer Kohlenwerke.

Dobrão, eine vor 1722 ausgeprägte portug. Goldmünze, ursprünglich zu 20000 Reis Geltung, später auf 24000 und im J. 1847 auf 30000 Reis erhöht, gesetzlich 1080 Grãos oder 15 Outavas oder $1\frac{7}{8}$ Onças (Unzen) = 53,7890625 g schwer, 22 Quilates (Karat, also $\frac{11}{12}$) oder $916\frac{2}{3}$ Tausendteile fein, mithin ein Feingewicht von 990 Grãos oder $13\frac{3}{4}$ Outavas oder 49,30664 g und im Werte von 137,5655 deutschen Mark. Es wurden auch Goldstücke zu $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{10}$, $\frac{1}{20}$ und $\frac{1}{50}$ D. in gleicher Feinheit und verhältnismäßigem Gewicht und Feingewicht ausgemünzt.

Dobre, Dorf im russ.-poln. Gouvernement Warschau, etwa 2 km östlich von Praga, der Vorstadt Warschaus, an der Straße nach Wengrow, mit 300 E. Bei D. siegte 17. Febr. 1831 der poln. General Skrzynecki über die russ. Vorhut unter General von Rosen.

Döbrentey (Gabriel), ungar. Schriftsteller und Dichter, geb. 1. Dez. 1786 zu Nagyszöllös im Komitat Veszprim, bildete sich auf dem evang. Gymnasium zu Ödenburg und ging 1806 nach Deutschland, wo er namentlich zu Leipzig philol. und histor. Studien betrieb. Später nach Siebenbürgen als Erzieher berufen, gründete er daselbst 1810 die ungar. Zeitschrift «Siebenbürg. Museum», welche auf die Entwickelung der magyar. Sprache und Litteratur so bedeutenden Einfluß übte, daß D. in Anerkennung seiner Verdienste 1817 zum Gerichtstafelbeisitzer des Hunyader Komitats ernannt wurde; 1820 ging er nach Pest, wo er mehrere Jahre hindurch als zweiter Kommissar des ofener Distrikts, als Sekretär des Nationalkasinos, des Landwirtschaftlichen Vereins u. s. w. eine vielseitige Thätigkeit entwickelte. Im Nov. 1827 war er einer der 22 ungar. Gelehrten, welche der Palatin nach Ofen berief, um unter Graf Jos. Teleki's Vorsitz den Plan und die Statuten der vom Reichstage 1825—27 gestifteten Ungarischen Akademie zu entwerfen. D. wurde 1831 zum Mitglied und Sekretär der Akademie ernannt, legte aber letzteres Amt 1834 infolge seiner Ernennung zum ersten Reichskommissar des ofener Distrikts nieder. Doch übernahm er die ihm von der Akademie übertragene Redaction der «Alten ungar. Sprachdenkmäler» (3 Bde., Ofen 1838—42), sowie in Gemeinschaft mit Andr. Fay die Direktion des neuerrichteten ungar. Nationaltheaters. Im J. 1841 zum Oberkommissar, 1843 zum königl. Rat, außerdem zum Beisitzer mehrerer Komitate ernannt, starb er 28. März 1851 auf seinem Landhause bei Ofen. D. wirkte sein ganzes Leben hindurch unermüdlich für Förderung der ungar. Sprache und Litteratur. Seine zahlreichen histor. Arbeiten, die er in den Zeitschriften veröffentlichte, sowie seine Jugendschriften sind von bleibendem Werte. Seine kleinern Gedichte, Oden, Epigramme, Elegien u. s. w., die ebenfalls in Zeitschriften erschienen, gehören ungeachtet ihrer oft schwülstigen Sprache zu den bessern Erzeugnissen der ungar. Litteratur. Sein «A havas' violája»» («Alpenveilchen», Pest 1822) wurde ins Deutsche und Italienische, die 1826 erschienenen «Huszárdalok» («Husarenlieder») ins Französische übersetzt. Durch Herausgabe der «Ausländischen Bühne» (2 Bde., Wien 1811—23) und der «Meisterwerke Shakspeares» (Ofen 1828) erwarb sich D. auch Verdienste um die ungar. Bühne.

Dobrilugk, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Luckau, an der zur Elbe gehenden Kleinen Elster und an den Linien Berlin-Dresden und Halle-Guben der Preußischen Staatsbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1452 E., welche Ackerund Tabaksbau treiben. Unmittelbar bei D. liegt der Flecken Schloß-Dobrilugk mit 200 E., Sitz einer Oberförsterei; das ehemalige Kloster daselbst brannte 1854 ab.

Dobřisch (czech. Dobříš), Stadt im mittlern Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Příbram, an der Straße von Příbram nach Prag, in einer der waldreichsten Gegenden des Landes, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 3166, als Gemeinde 3542 E. böhm. Zunge, die neben den städtischen Gewerben zumeist Feldwirtschaft betreiben. Die Teiche in der nächsten Umgebung sowie die ausgedehnten Waldungen daselbst sind Besitz des Fürsten von Colloredo-Mansfeld, dessen Schloß einen schönen Park und einen großen Tiergarten hat. Die Friedhofkapelle enthält die Familiengruft des Colloredoschen Hauses. D. war in älterer Zeit eine Jagddomäne der böhm. Landesfürsten und wurde namentlich vom Kaiser Karl IV. und Wenzel häufig besucht. Sigismund verpfändete das Gut an die Herren von Kolowrat. Unter Ferdinand II. gelangte dasselbe durch Kauf an den Grafen Bruno von Mansfeld, dessen Familie es bis 1780 besaß. Durch die Heirat der Gräfin Isabella Anna von Mansfeld mit dem Fürsten Franz Gundaker von Colloredo kam es an die letztere Familie.

Dobritsch, bulgar. Name der Dobrudscha (s. d.).

Dobritschau, böhm. Mineralbad bei Saaz (s. d.).

Dobrjanka, Ansiedelung im russ. Gouvernement Tschernigow, im Kreise Gorodni, 37 km westlich von Gorodni, an der Grenze des Gouvernements Mohilew, am Flusse Dobrjanka, zählt (1880) 5645 E., welche bedeutenden Viehhandel treiben. D. wurde im 16. Jahrh. gegründet von aus Rußland flüchtigen Sektirern, die sich hier an der damaligen poln. Grenze in unzugänglichen Wäldern niederließen. Bis 1709 waren D. und seine Bewohner ganz unbekannt geblieben, als aber zu dieser Zeit die Schweden in diese Gegend kamen, schlugen die Bewohner von D. eine kleine Abteilung Schweden, nahmen sie meist gefangen und lieferten sie Peter d. Gr. aus, der ihnen dafür Eigentum und Ausübung ihrer religiösen Bekenntnisse zusicherte.

Dobrjansk oder **Domrjansk,** Fabrikort im russ. Gouvernement Perm, nördlich von der Stadt Perm, unter 58° 27′ nördl. Br. und 74° 5′ östl. L. (von Ferro), an den Flüßchen Dobrjanka und Woscha, gegründet 1752 und dem Grafen Stroganow gehörig, hat Frischeisenwerke und Blechschmieden, auch werden hier Anker verfertigt.

Dobroje, Kirchdorf im russ. Gouvernement Tambow, 50 km östlich von der Kreisstadt Lebedjani, am Flusse Woronesh, mit 3327 E. D. war früher eine Stadt und ist jetzt das reichste und größte Dorf des Gouvernements. Der Umsatz des in D. stattfindenden Jahrmarkts beträgt 70000 Rub.

Döbrököz, Marktflecken am Kaposflusse im ungar. Komitat Tolna, mit (1880) 3486 E., meist kath. Magyaren. In der sehr fruchtbaren und waldreichen Gegend wird vortrefflicher Weißwein erzeugt. Am Ufer des Kapos liegen die Ruinen des alten Schlosses, das im J. 1543 den Türken in die Hände fiel und 143 Jahre in deren Gewalt verblieb. Drei Pußten gehören zu dem Marktflecken.

Dobroljubow (Nikolaj Alexandrowitsch), namhafter russ. Schriftsteller und Kritiker, geb. 1836 als Sohn eines Priesters von Nishnij-Nowgorod, erhielt seine Erziehung im dortigen Geistlichen Seminar und dann im Pädagogischen Institut zu Petersburg. Seine litterarische Thätigkeit war nur kurz; sie dauerte von 1856 bis zu seinem Tode 17./29. Nov. 1861 und beschränkte sich im wesentlichen nur auf die Mitwirkung an der Zeitschrift «Sovremennik», doch wurde D. neben Tschernyschewskij, der sein Lehrer genannt werden kann, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der neuern russischen Litteratur als scharfer Kritiker und schlagfertiger Publizist im liberalen Sinne. Besonders bemerkenswert sind seine «Materialien zur Biographie Tschernyschewskijs» (im «Sovremennik» 1862). Nach D.s Tode wurden seine Aufsätze und Abhandlungen gesammelt und unter dem Titel «Werke» herausgegeben (4 Bde., Petersb. 1862; 3. Aufl. 1876). Vgl. P. Bibikow, «Über die litterarische Thätigkeit D.s» (russisch, Petersb. 1862).

Dobrota, Dorf in Dalmatien, Bezirkshauptmannschaft und Gerichtsbezirk Cattaro, am Golfe von Cattaro und nördlich von dieser Stadt, zählt (1880) 945 E. slaw. Zunge und griech.-orient. Konfession. Manche ihrer Sitten und Bräuche, namentlich die gesellschaftliche Stellung der Frauen, erinnern an den Orient. Die Bewohner sind großenteils Eigentümer von kleinen Schiffen, die den Handel mit den nächsten dalmatin. Häfen vermitteln.

Dobrowsky (Jos.), der Begründer der slaw. Philologie, geb. 17. Aug. 1753 zu Gyermet unweit Raab in Ungarn, von böhm. Abkunft, erhielt zu Bischofteinitz in Böhmen eine ganz deutsche Erziehung und erlernte erst die böhm. Sprache seit 1763 auf dem Gymnasium zu Deutschbrod. Sodann kam er in das Jesuitenkollegium nach Klattau und von 1768 an studierte er in Prag. Im J. 1772 wurde er zu Brünn in den Jesuitenorden aufgenommen. Nach der Aufhebung desselben kehrte er nach Prag zurück, um seine theol. Studien fortzusetzen. Hier studierte er mit besonderer Vorliebe orient. Sprachen, sodaß er dem Prof. Michaelis nach Göttingen Beiträge für seine «Orientalische Bibliothek» lieferte («Pragische Fragmente hebr. Handschriften»). Im J. 1776 wurde er Erzieher im gräfl. Nostitzschen Hause. Schon sein erster schriftstellerischer Versuch, «Fragmentum Pragense evangelii S. Marci, vulgo autographi» (Prag 1778), machte ungemeines Aufsehen durch die Fülle der Gelehrsamkeit, mit welcher er die Unechtheit dieser angeblichen Urschrift des Markus nachwies. Durch die Herausgabe einer Zeitschrift über böhm. und mähr. Litteratur (Prag 1780—87) sah er sich zwar in mehrfache Streitigkeiten verwickelt, gewann aber hierdurch auch an Ruf; 1787 ward er Vizerektor des Generalseminariums zu Hradisch bei Olmütz und 1789 wirklicher Rektor. Doch schon im Juli 1790, bei Aufhebung der Generalseminarien der österr. Monarchie, erfolgte seine Versetzung in Ruhestand. Als Hausfreund 1791 wieder im Nostitzschen Hause aufgenommen, lehnte er seitdem, die Unabhängigkeit vorziehend, jede Anstellung ab. Zur Aufsuchung und Prüfung der für Böhmen wichtigen Handschriften reiste er 1792 nach Stockholm, Abo, Petersburg und Moskau, 1794 durch Deutschland, Italien und die Schweiz. Nach der Rückkehr verfiel er zum ersten mal in die später sich öfter wiederholende Geisteskrankheit, genas jedoch bald und lebte dann abwechselnd im Winter in Prag, im Sommer auf dem Lande, meist auf den Gütern der Grafen Nostitz, Sternberg-Manderscheid und in spätern Jahren in Chudenitz bei dem Grafen Czernin. Während eines Aufenthalts in Brünn starb er 6. Jan. 1829.

D. ist der wissenschaftliche Begründer der slaw. Philologie. Unter seinen zahlreichen Schriften haben die sprachwissenschaftlichen die meiste Bedeutung. Dahin gehören: «Geschichte der böhm. Sprache und ältern Litteratur» (Prag 1792; 2. Aufl. 1818), «Die Bildsamkeit der slaw. Sprache» (Prag 1799), «Lehrgebäude der böhm. Sprache» (Prag 1809; 2. Aufl. 1819; böhmisch bearbeitet von Hanka, 2. Aufl., Prag 1831), die erste und grundlegende wissenschaftliche Behandlung der czech. Sprache. Diesen Arbeiten über das Böhmische schließen sich noch an die «Glagolitica» (Prag 1807; 2. Aufl., von Hanka, 1832); die «Institutiones linguae slavicae dialecti veteris» (Wien 1822), die erste wissenschaftliche Darstellung des Kirchenslawischen, eins seiner Hauptwerke, das freilich sofort durch die Forschungen des ihn als Grammatiker überragenden russ. Gelehrten Vostokov veraltete; der «Entwurf zu einem allgemeinen Etymologikon der slaw. Sprachen» (Prag 1813; 2. Aufl., von Hanka, 1833), und die beiden Sammelwerke «Slavin» (6 Hefte, Prag 1808; 2. Aufl., von Hanka, Prag 1834) und «Slovanka» (2 Hefte, Prag 1815). Unter D.s histor. Schriften sind die «Scriptores rerum Bohemicarum» (2 Bde., Prag 1783—84) hervorzuheben. Seine letzte histor. Arbeit, die er jedoch nicht mehr vollendete, war die kritische Ausgabe «Jordanis de rebus Geticis» für Pertz' «Monumenta Germaniae historica». Viele interessante Abhandlungen D.s finden sich in den «Abhandlungen der böhm. Gesellschaft der Wissenschaften» (1784—1827) sowie in gelehrten Zeitschriften. Auch auf dem Gebiete der Botanik versuchte sich D. mit Erfolg. In seinem Buche «Entwurf eines Pflanzensystems nach Zahlen und Verhältnissen» (Prag 1802) sind schon Normen festgestellt, welche später Fest, Decandolle und Cassel behandelten. Vgl. Palacky, «Joseph D.s Leben und gelehrtes Wirken» (Prag 1833).

Dobrudscha (bulgar. Dobritsch), der südöstl. Teil Rumäniens, auf dem rechten Ufer der Donau und durch diese von der Walachei und Rußland getrennt, stößt im O. an das Schwarze Meer. Die D. bedeckt einen Flächenraum von 15812 qkm. Zwischen dem Schwarzen Meere und der Donau wird die D. von einer halbinselartig von den Vorbergen des Balkan gegen Nordosten vorspringenden, vielfach zerschnittenen Hochfläche erfüllt, welche bei Rassowa die nördl. Wendung des Stroms veranlaßt und teils mit steppenartiger Vegetation, teils aber auch mit ausgedehnten Getreidefeldern bedeckt ist. Der nördlichste Teil bildet das sumpfige Deltaland der Donau. Die Bewohner des Landes (120000) sind teils bulgar. Türken (Turkomanen), teils Tataren aus Budschak und der Krim, welche in Dörfern wohnen, Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht treiben, teils Rumänen, Griechen, Armenier und Juden, die sich mit Handwerken, Fischerei, Salzbereitung und Handel beschäftigen. Der Donau entlang wohnen fast nur Rumänen und an dem Rasinsee die Bulgaren, die sich neben Ackerbau und Fischerei auch mit Salzgewinnung

beschäftigen. Die bedeutendsten Ortschaften sind Küstendsche (s. d.) oder Constantza am Schwarzen Meer, Hauptstadt der D. seit der rumän. Verwaltung, in letzter Zeit auch als Seebad aufblühend; ferner im Norden Babadag (s. d.), das früher als Hauptstadt galt, die Donaustädte Hirsowa, Matschin, Isaktschi und Tultscha (sämtlich rumänisch), im Süden Basardschik (s. d.) und Baltschik (die letztern beiden bulgarisch). Etwa in der Mitte, zwischen Czernawoda unweit abwärts vom Knie der sich gegen Norden wendenden Donau und Constantza wird die D. von alten röm. Wällen (dem sog. Trajanswall) und seit 1860 von der Danubisch-Pontischen Eisenbahn durchschnitten. An dieser Bahn ist, ziemlich gleich weit von beiden Endpunkten, seitdem die ganz neue Stadt Medschidieh (s. d.) entstanden.

Die D., seit 29 v. Chr. zur röm. Provinz Moesia gehörig, bildete seit der Verwaltungsorganisation der Kaiser Diocletian und Konstantin I. die Provinz Scythia minor; im Anfang der Völkerwanderung wohnten hier die Goten, dann die Gepiden; seit dem Kaiser Heraklius (610—641) besetzten Slawen das Land. Im J. 679 kam die D. unter die Herrschaft Bulgariens, war 971—1186 byzantinisch, 1186—1396 abermals bulgarisch und 1396—1878 türkisch. Das Land hat, ungeachtet der ungünstigen Bodenbeschaffenheit für die Bewegung einer Armee, doch große strategische Wichtigkeit, indem es von Norden her den bequemsten Weg nach Konstantinopel darbietet. Diesen schlugen die Russen 1828 mit Erfolg ein. Auch 1854 überschritten sie bei Braila, Galacz und Tultscha 23. März die Donau und nahmen 2. April am Trajanswall Stellung, wodurch die Bedeutung der von Omer-Pascha gewählten und stark befestigten Stellung von Widdin und Kalafat aufgehoben wurde. Nach dem Rückzuge der Russen über die Donau unternahm im Hochsommer 1854 eine franz. Division unter General Espinasse einen Zug in die D., auf dem dieses Korps durch den Mangel an allem Notwendigen, namentlich an Wasser, durch die Hitze und die Cholera empfindliche Verluste erlitt. Im Russisch-Türkischen Kriege von 1877—78 kam die D. weniger zur Geltung. Im Berliner Vertrag von 1878 wurde sie Rumänien einverleibt und wird seitdem im occidentalen Sinne verwaltet. Viele Türken und fast alle Tscherkessen sind seitdem ausgewandert. Vgl. Peters, «Grundlinien zur Geographie und Geologie der D.» (2 Bde., Wien 1867—68); Kanitz, «Donau-Bulgarien und der Balkan» (Bd. 3, Lpz. 1879).

Dobrunj oder Dobrinj, Dorf im russ. Gouvernement Orel, Kreis Sjewsk, 20 km von Sjewsk, an dem Flusse Sjewa, mit 562 E. In alten Zeiten wurde dieses Dorf Dobrynjitschi genannt; im J. 1605 wurde hier der falsche Demetrius, welcher sich nach Sjewsk geflüchtet hatte, von den Wojwoden Boris Godunows geschlagen.

Dobruschka (czech. Dobruška), Stadt im nordöstl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Neustadt an der Mettau. Die Stadt, teils in der Niederung, teils auf einer Berglehne liegend, zählt (1880) 3036 E. böhm. Zunge, die ihren Erwerb größtenteils in der Feldwirtschaft, teilweise auch in der Weberei finden. Auf den bedeutenden Wochen- und Jahrmärkten wird insbesondere Getreide, Flachs und Garn verkauft. D. gehörte früher zum Gutskörper von Opotschno, welche Stadt mit dem sehenswürdigen Colloredoschen Schlosse südwestlich davon liegt.

Dobrzyca, s. Dobberschütz.

Dobrzyn, Städtchen im russ.-poln. Gouvernement Plock, im Kreise Lipno, liegt am linken Ufer der Drewenz, einem kleinen rechten Nebenflusse der Weichsel, welcher hier die Grenze zwischen Polen und Westpreußen bildet, und zählt (1882) 2352 E. Da D. gerade gegenüber der deutschen Stadt Gollub, etwa 20 km ostnordöstlich von Thorn liegt, so hat der Ort einige Bedeutung für den Verkehr.

Dobrzynski (Ignac Felix), poln. Komponist, geb. 25. Febr. 1807 zu Romanowa in Volhynien, war 1853—55 Direktor der poln. Oper in Warschau und starb 5. Okt. 1867. Bekannt ist D. geworden durch sein Lied «Swięty Boze» (O, heiliger Gott), das in ganz Polen populär geworden ist.

Dobschau (auch Topschau, Topscha; magyar. Dobsina oder Dopsina), Bergstadt im ungar. Komitat Gömör, durch Zweigbahn nach Fülek mit der Ungarischen Staatsbahn verbunden, zählt (1880) 5592 E., von deutschen Bergleuten um das J. 1326 angelegt und auch noch jetzt hauptsächlich von evang. Deutschen bewohnt. Die gebirgige Umgebung ist zum Anbau wenig geeignet; sehr alt ist dagegen der Bergbau auf Kupfer, Zinnober, Quecksilber u. a. Man findet daselbst: Berg- und Hüttenwerke, eine Papierfabrik, lebhafte Bienenzucht, lohnenden Flachsbau. — In der Nähe ist die in neuerer Zeit berühmt gewordene Dobschauer Eishöhle. Dieselbe liegt gegen Norden 848 m über dem Meere und besteht aus zwei vom Eise gebildeten Etagen. In der ersten ist eine ungefähr 1800 qm große Eisfläche; die Wölbung, 8—10 m, ist teils nackter Kalkfels, teils mit Eiskrystallen bedeckt. Vom Boden zur Decke und an den Wänden sind tropfsteinförmige Eisgebilde: Säulen, Pfeiler, Vorhänge u. s. w. Auf dem Eisberge selbst führen 145 Stufen in die zweite Etage hinab. Das Eis liegt in diesem Berge auf einer Höhe von 30 m und in ebensolcher Breite; es ist rein, durchsichtig wie Glas. Die untere Etage endigt östlich in eine höhlenartig erweiterte, stets trockene Eisspalte, südlich in ein Felsentrümmerfeld, als Folge eines Höhleneinsturzes, dem die Eisbildung zu danken ist. Im Hochsommer schmilzt die obere Eisschicht in der ersten Etage und das Eisparkett ist mit einer schlüpfrigen Wasserschicht von 2—5 cm Dichte bedeckt. Die höchste Temperatur im Innern war + 5° C. (bei + 22,5° C. Außentemperatur); die tiefste (Dez. 1870) — 8,75° C. (bei — 25° C. Außentemperatur). Die Höhle befindet sich im tertiären Kalksteingebirge. Sie wurde zum ersten mal von drei Dobschauern Namens Eugen Ruffiny, Gustav Lang und Andreas Mega besucht, die am 15. Juni 1870 in die bis dahin als «Eisloch» bekannte Tiefe eindrangen. Die Höhle erhielt daher auch den Namen «Ruffiny-Höhle».

Dobson (Wilh.), engl. Porträtmaler, geb. 1610 in London, gest. 1646 in Oxford, war Maler des Königs Karl I., dessen Porträt er malte. Auch viele histor. Bilder D.s sind in engl. Galerien vorhanden.

Doce (Rio), Fluß in Brasilien, entspringt als Chopoto, 28 km im NO. von Barbacena in der Provinz Minas Geraes. Auf seinem sehr gewundenen Laufe von SSW. nach NNO. empfängt er von der Serra do Espinhaço zahlreiche Zuflüsse und durchmißt dann in der Provinz Espiritu Santo noch

150 km, um in 19° 35′ nördl. Br. ins Meer zu gehen. Seine Länge wird auf 750 km, sein Stromgebiet auf 100000 qkm geschätzt. Sein Lauf wird vielfach durch Schnellen, Wirbel und Fälle gestört. Über der Barre vor seiner 620 m breiten Mündung ist zur Ebbezeit das Wasser nur 3,8 m hoch.

Docendo discimus (lat.) oder discitur, durch Lehren lernen wir, sprichwörtlicher Ausdruck, welcher auf der Stelle des siebenten Briefes Senecas: «Homines dum docent, discunt», beruht.

Docent (lat.), Lehrender, Lehrer an einer höhern Schule oder Universität. (Vgl. Privatdocent.)

Dochart, Fluß in Schottland, Grafschaft Perth, entspringt am 1044 m hohen Ben Lui und läuft reißend zum Loch Tay, wo er nach einem Lauf von 37 km mündet.

Dóchmius, in der Metrik der Alten ein fünfsilbiger Versfuß von der Grundgestalt ⏑ — ⊥ ⏑ —, die durch Ersetzung der Längen durch zwei Kürzen u. s. w. sehr mannigfach variiert werden kann.

Dochnahl (Friedr. Jak.), namhafter Pomolog, geb. 4. März 1820 in Neustadt an der Hardt, wandte sich dem Gartenbaufache zu und betrieb dabei vorzugsweise botan. und pomologische Studien. D. verlegte 1849 seinen Wohnsitz nach Wachendorf und Radolzburg in Mittelfranken, wo er sich besonders durch die Gründung der Haffnerschen Baumschule, sowie durch sein allgemeines Wirken für die Verbesserung des deutschen Obst- und Weinbaues, namentlich durch Einrichtung von Obstausstellungen, verdient machte; 1861 zog er wieder nach Neustadt zurück und lebt seitdem in der Nähe dieser Stadt auf seinem Schlößchen Kirrweiler. Sein Ruf als Pomologe und Önologe ist ein bedeutender; er hat seinen Namen vor allem der Gründung eines besondern pomologischen Systems und seiner Thätigkeit für eine rationelle Weinverbesserung im Sinne Galls, Chaptals und Petiots und für künstliche Weinbereitung ohne Trauben mit und ohne Gärung zu verdanken. Die Weinbereitung aus den Trebern auf kaltem Wege durch Auslaugen mit Weingeist und Wasser wird nach ihm Dochnahlisieren genannt. In neuester Zeit wirkt er als Sachkenner vielseitig zur Verbreitung der edlern Weidenkultur. Auch als Schriftsteller entwickelt D. eine reiche Thätigkeit, wofür seine zahlreichen Publikationen Zeugnis ablegen. Er gab heraus: «Pomona. Zeitschrift für Obst- und Weinbau» (16 Jahrg., Nürnb. 1851—66), «Die Lebensdauer der Kulturpflanzen» (Berl. 1854), «Katechismus des Weinbaues» (2. Aufl., Lpz. 1873), «Obstkunde» (4 Bde., Nürnb. 1855—60), «Bibliotheca hortensis von 1750—1860» (Nürnb. 1861), «Taxation der Obstbäume bei Bahnbauten» (Worms 1869), «Chronik von Neustadt a. d. Hardt» (Neustadt 1867), «Anleitung die Holzpflanzen Deutschlands an ihren Blättern und Zweigen zu erkennen» (Nürnb. 1860), «Künstliche Weinbereitung» (3. Aufl., Frankf. 1878), «Die neue Weinbereitung mit und ohne Kelter» (Frankf. 1873), «Der Weinkeller: Mitteilungen über Weinbau, Obst- und Traubenweinbereitung» (8 Hefte, Frankf. 1873—76), «Adreßbuch der Weinhändler in Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz» (2. Aufl., Kreuznach 1880), «Die Band- und Flechtweiden und ihre Kultur als der höchste Ertrag des Bodens» (Frankf. 1881). Außerdem hat D. mehrere Schriften neu bearbeitet, so: Metzgers «Gartenbuch», Heines «Obstbaumschule» u. s. w.

Docht ist derjenige Teil der Kerze oder Lampe, durch welchen der Flamme das brennbare Material zugeführt wird. In dem D. steigt durch Kapillarwirkung das Öl der Lampe aus dem Behälter in die Höhe, bei der Kerze wird das durch die strahlende Wärme der Flamme geschmolzene Fett, Stearin, Paraffin ebenfalls kapillarisch aufgesogen und der Flamme zugeführt. Da die Leuchtkraft der Flamme durch die geregelte Zuleitung des verbrennenden Körpers bedingt ist, so muß der D. der Beschaffenheit des einzelnen Brennmaterials angepaßt sein und muß bei dem einen Leuchtstoff eine stärkere Kapillarwirkung auszuüben im Stande sein als bei dem andern, leichter beweglichen, leichter in den Kapillaren aufsteigenden. Als Material zur Anfertigung der D. dient fast immer Baumwolle. Diese wird entweder nur zu lockern Fäden gesponnen und mehrere solcher Fäden, lose zu einem runden Strang zusammengedreht, bilden den D., wie bei der gemeinen Öllampe, oder die Dochtfäden werden geflochten, wie bei den Kerzen, oder endlich zu flachen oder runden Bändern gewirkt, wie bei den für Öl-, Petroleum- und Solaröl bestimmten Lampen. Die Dochtstärke und die Beschaffenheit seiner Fäden ist das Bestimmende für seine Kapillarwirkung; je nach der zu erzielenden Größe der Flamme und je nach der Natur der Leuchtstoffe wird daher für jede Dochtsorte eine bestimmte Anzahl von Fäden angewandt, und diese sind je nach diesen Umständen mehr oder weniger fest zu spinnen, zu drehen, zu flechten oder zu weben.

Bei der Anfertigung der Kerzendochte ist noch der Anforderung zu genügen, daß der D. gleichmäßig mit dem Brennmaterial konsumiert werde und ohne eine «Schnuppe» zu bilden verbrenne. Dies wird durch eine besondere Art des Flechtens erreicht, bei welcher ein Teil der Fäden straffgespannt wird, während die übrigen lose herumgelegt werden. Durch diese einseitige Spannung neigt sich der obere, aus dem geschmolzenen Teile der Kerze hervorragende Teil des D. etwas zur Seite, sodaß seine Spitze beim Herabbrennen der Kerze in den äußersten Mantel der Flamme gerät und hier, ohne je aus demselben herausragen zu können, durch den zutretenden Sauerstoff verzehrt wird. Um die Verbrennung des D. zu befördern, sind vielfache Mittel empfohlen, so Imprägnierungen mit Salpeter, chlorsaurem Kali u. a., alle diese haben sich aber als wertlos erwiesen. Sobald man richtig geflochtene, aus sorgfältig gereinigter Baumwolle gefertigte D. zur Verfügung hat, erfolgt die Verbrennung auch ohne diese Mittel; das Einzige, was man mit Erfolg thun kann, ist, noch nachträglich eine weitere Reinigung vorzunehmen, indem man die D. mit schwacher Sodalösung kocht und sie dann einer gründlichen Waschung unterzieht. Für Lampenbeleuchtung sind unverbrennliche D. aus Asbestfasern oder auch aus Glasgespinst hergestellt, dieselben finden aber wenig Verwendung.

Docil (lat.), gelehrig; Docilität, Gelehrigkeit.

Dock ist als Ausdruck im Zollwesen gleichbedeutend mit Zollniederlage. (S. Entrepot.)

Docke (frz. poupée, écheveau, engl. puppet, skein), in der Drechslerei die senkrechten Stützen zur Aufnahme der Lager der Drehbankspindel, (s. Drehbank); in der Woll-, Baumwoll- und Seidenspinnerei soviel wie Strähn.

Dockenmaschine (auch Litzenmaschine oder Rundschnurmaschine genannt), soviel wie Klöppelmaschine (s. d.).

Docks (engl.) nennt man bestimmte Bauwerke und Vorrichtungen für Schiffahrtszwecke. Man unterscheidet:

1) Nasse Docks oder Flotthäfen. Diese sind künstliche abschließbare Wasserbecken zur Aufnahme von Schiffen. Sie vertreten die Stelle des Hafens. In ihnen wird das Wasser, welches bei Flut eingetreten ist, durch Absperrvorrichtungen zurückgehalten, sodaß die darin befindlichen Schiffe zu jeder Zeit von einer Stelle zur andern bewegt werden können. Man baut diese D. da, wo die Schiffe während der Ebbe auf den Grund geraten müßten und dadurch, besonders im beladenen Zustande, großen Schaden leiden würden; dann auch da, wo die Schiffe wegen mangelnder Tiefe nicht an das Ufer gelangen und Löschen und Laden nur zu einer gewissen Zeit der Flut stattfinden könnte.

2) Die Trockenen Docks sind feststehende, abschließbare, künstliche Wasserbecken, aus denen das Wasser beseitigt werden kann, wenn das Schiff eingefahren ist, wodurch das Fahrzeug trocken gelegt wird. Sie dienen zum Ausbessern und Untersuchen der Schiffe. Die Entleerung kann unmittelbar durch die Ebbe erfolgen. Das Schiff fährt bei Flut ein, das Becken wird abgeschlossen, das Wasser durch einen Kanal bei Ebbe entleert und der weitere Zutritt bei wieder steigender Wasserhöhe durch Absperren des Kanals verhindert. Dieses Verfahren ist jedoch nur dort möglich, wo, wie dies bei den D. von Long-Island der Fall ist, der Unterschied zwischen Ebbe und Flut bedeutend (6 m) ist. In andern Fällen muß das Entleeren ganz oder teilweise durch Auspumpen erfolgen. Zur Stützung des trocken gelegten Schiffs dienen allseitig angebrachte Streben; der Kiel ruht dabei auf Stapelklötzen, deren Oberfläche genau in derselben Ebene liegen. Das erste Trockene Dock in England wurde infolge einer Parlamentsakte von 1708 in Liverpool gebaut, ihm verdankt diese damals noch unbedeutende Stadt ihre jetzige Größe. Als Abschlußvorrichtungen werden bei Trockenen und Nassen D. entweder Thore wie bei den Schleusen, oder jetzt fast überall schwimmende Pontons verwendet, welche vor die Einfahrtsöffnung gefahren und daselbst bis zum Grunde durch Einpumpen von Wasser niedergesenkt werden.

3) Die Schwimmenden Docks älterer Konstruktion bestanden aus einem hölzernen Kasten, dessen Längswände fest mit dem Boden verbunden waren, während die beiden Querwände durch je ein Paar Stemmthore oder eine Klappe mit horizontaler Achse gebildet wurden. Wenn diese Thore geöffnet und der Kasten mit Wasser gefüllt war, lag er so tief, daß ein Schiff hineinfahren konnte. Schloß man sodann die Thore und pumpte die Kammer aus, so hob sich das D., jedoch nicht so weit, daß die Thore geöffnet werden konnten. Gilbert ließ die Querwände weg und konstruierte Boden und Längswände als hohle Kästen, welche mit Wasser gefüllt und wieder leer geschöpft werden können. Die ersten D. dieser Art hieß man Balancedocks. Man hat die Schwimmenden D. wohl auch der Länge nach in selbständige Abteilungen geteilt, die entweder einzeln zum Docken kleiner Fahrzeuge oder verbunden für größere Schiffe dienen. Bei Janickis Schwimmenden D. werden die vier eisernen, unten offenen Pontons durch Einpumpen komprimierter Luft gehoben. Um das D., wenn es nicht benutzt wird, flott und stabil zu erhalten, ohne stets pumpen zu müssen, sind die Pontons an den Seiten mit wasserdichten Abteilungen versehen. Bei dem Röhrenschwimmdock von Clarke bestehen Dockboden und Wände aus mittels Gitterwerk verbundenen Röhren, aus denen das Wasser durch komprimierte Luft ausgepreßt wird. Bei dem berühmten Rostdock im russ. Kriegshafen von Nikolajew, von Clarke und Stanfield erbaut, sitzen an einem Längsponton eine Reihe von Querpontons, welche das Schiff zu tragen bestimmt sind und durch ein Gegengewicht an der andern Seite des Längspontons ausbalanciert werden. Vor der Trockenlegung wird das Rostdock zwischen Pfahlreihen am festen Ufer eingefahren, welche sodann das Schiff unterstützen. Zur Hebung des Schiffs reicht das Auspumpen der Querpontons aus. Einzelne Pontons des genannten D. können auch selbständig zum Docken verwendet werden. Bei dem genannten Bauwerke ist das Längsponton 85 m lang, 13,5 m hoch und 3,7 m breit. Es besteht aus drei Längen von je 30,3 m und 25 m. Die Querpontons sind 22 m lang. In neuerer Zeit werden die Schwimmenden D. sämtlich aus Eisen gebaut.

4) Zu den feststehenden Docks mit vertikaler Hebung des Schiffs ist vorerst das in Nordamerika zur Anwendung gekommene Schraubendock zu zählen, bei welchem das Schiff zwischen Pfahlreihen mittels Schrauben über Wasser gehoben wird, während bei den von Clarke erfundenen hydraulischen D. das Schiff zwischen Pfählen über eine Plattform fährt, welche mittels hydraulischer Pressen samt dem Schiffe zum Emporsteigen gebracht wird. In den Victoria-D. zu London hebt man auf diese Weise Schiffe bis zu 4000 t in einer Viertel- bis halben Stunde.

5) Man hat auch Dockanlagen ausgeführt, in welchen die Fahrzeuge erst gehoben, dann aber in der Längsrichtung auf Schleifbahnen ans Ufer gezogen und dort repariert werden, während das Schwimmende D. inzwischen beliebig für andere Schiffe benutzt werden kann. Die erste derartige Anlage ist im österr. Kriegshafen von Pola für Schiffe bis zu 5300 t Gewicht ausgeführt. Ähnliche Anlagen bestehen zu Cartagena, Danzig u. s. w.

Großartige Nasse D. finden sich an den Häfen Londons mit seinen unermeßlichen Warenlagern. Auf der Ostseite des Tower liegen die 1828 eröffneten St.-Katharine's-D. mit einem Flächenraume von fast 10 ha. Die zu den Bassins führenden Schleusenthore gestatten zur Zeit der Flut Schiffen von 700 t den Ein- und Auslauf. Die östlich hiervon gelegenen London-D., 1805 mit einem Aufwande von 4 Mill. Pfd. St. auf einem Flächenraume von über 48 ha erbaut, enthalten Wasserraum für 300 große Schiffe, die Leuchtschiffe nicht mit eingerechnet. Am rechten Ufer der Themse liegen in Rotherhithe die fünf großen, einen Flächenraum von über 20 ha bedeckenden Commercial-D. und daneben die hauptsächlich für Holz gebrauchten Surrey-D. Zwischen Limehouse und Blackwall auf der Isle of Dogs, die durch eine scharfe Biegung der Themse hier gebildet wird, liegen die über 120 ha großen Westindia-D., wohl die größten der Welt, mit Raum für 460 Westindienfahrer. Die kleinern Eastindia-D. sind bei Blackwall, etwas weiter stromabwärts. Die Millvall-D., 40 ha groß (14 ha Wasserfläche), liegen vor der Isle of Dogs, südlich von den Westindia-D.

Noch weiter abwärts, zwischen Bow-Creek und North-Woolwich, liegen die Victoria and Albert-D., 4,5 km lang, mit elektrischem Licht erleuchtet. Von den bedeutenden D. zu **Liverpool**, 27 an der Zahl, sind als die wichtigsten die Prince's-, Waterloo- und New-North-D. zu nennen. Sie sind unter sich vielfach mit Schleusen verbunden, um bei einem Brande die Schiffe isolieren zu können. In Deutschland finden sich beachtenswerte D. zu Wilhelmshaven, Hamburg und Bremerhaven, woselbst der Kaiserhafen als besonderes Bassin zum Ausladen feuergefährlicher Gegenstände dient. Eine wichtige Rolle spielen die D. auch als Vermittler zwischen Kanal- und Seeverkehr; zu den wichtigsten neuern Anlagen dieser Art gehören z. B. die D. des Bridgewaterkanals zu Runcorn am Mersey, die D. der Berkeley- und Gloster-Schiffahrt zu Sharpneß und zu Gloucester am Severn, die D. der Aire- und Calder-Schiffahrt zu Goole am Humber u. s. w. [land, s. Dokkum.

Dockum, Stadt in der niederl. Provinz Fries-

Dock warrant, s. Warrant.

Dockweiler, Dorf in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Trier, Kreis Daun, 8 km im ONO. von Gerolstein, nördlich vom 690 m hohen Erensberg oder Ernstberg, in geognostisch merkwürdiger Gegend, mit 360 E.

Dock-yard (engl.), Schiffswerft.

Doct ..., s. Dokt ...

Doctorandus (neulat.), einer der sein Doktorexamen macht.

Document, s. Dokument.

Dóczi (spr. Dohzi), früher Dux (Ludw. von), ungar.-deutscher Publizist und Dichter, wurde im Nov. 1845 zu Ödenburg geboren, absolvierte das Gymnasium in Ödenburg, die jurist. Studien in Wien und Budapest, worauf er sich, zuerst in Wien, dann in Budapest, ganz der Journalistik widmete. Seine ungar. und deutschen publizistischen Arbeiten lenkten die Aufmerksamkeit der Regierung auf D., er wurde 1868 Beamter im ungar. Ministerium des Innern, später im österr.-ungar. Ministerium des Auswärtigen, wo er als Hof- und Ministerialrat wirkt. Auch erhielt er den ungar. Adel. D. schrieb außer seinen publizistischen Arbeiten 1868 eine Tragödie «Utolsó próféta» («Der letzte Prophet»), ein Lustspiel «Czók» («Der Kuß»), mit dem er 1871 den großen Preis der Akademie gewann und das auf ungar. und deutschen Bühnen (in seiner eigenen Bearbeitung) großen Erfolg hatte, und zerstreute Novellen und Gedichte. Auch übersetzte er vorzüglich den ersten Teil von Goethes «Faust» (1872; neue Aufl. 1878), Schafferts Lustspiel «Schach dem König» und zahlreiche ungar. Gedichte, besonders auch szekler Volksballaden. D. ist ein frisches dramatisches Talent, von hervorragender lyrischer Begabung und der poetischen Sprache im Ungarischen wie Deutschen gleich mächtig.

Dodaballa oder Doda Balopur (d. h. Groß-Balapur, zum Unterschied von Chika Balapur, d. h. Klein-Balapur, eine kleinere, 22 km nordöstlich von D. gelegene Stadt) ist der Name eines Ortes in dem Gebiete des Radscha von Mysore, eines Vasallenfürsten der brit.-ostind. Regierung, besitzt ein Fort von großem Umfange und, wiewohl hauptsächlich aus Erdwerken bestehend, von beträchtlicher Widerstandsfähigkeit, deren Inneres jedoch nur Ruinen und andere Zeichen des Verfalls bietet. Der Ort zählt (1871) 7449 E. und treibt etwas Handel.

Dodabetta, einer der höchsten Berge des Dekhan, im Nilagirigebirge, 2633 m hoch.

Dodd (Ralph), engl. Ingenieur und Architekt, geb. 1761 zu London, gest. 11. April 1822 zu Cheltenham, baute mehrere Brücken zu London und entwarf den Plan eines Tunnels unter der Themse zwischen Gravesend und Tilbury. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «A short historical account of the greater part of the principal canals in the known world» (Newcastle 1795) und «Observations on water» (Lond. 1805).

Dodd (Rob.), engl. Marinemaler, geb. um 1748, verherrlichte in großen Gemälden, welche zu seiner Zeit allgemeines Aufsehen erregten, Großthaten der engl. Flotte und Schicksale einzelner Schiffe im Kampf mit den Elementen. Zu den berühmtesten Darstellungen dieser Art gehören: Kapitän Inglefield mit seinen Gefährten in einem Boote; Die Fregatte St.-Margareth und die franz. Amazone (1785); das Gesamtbild der engl. Flotte bei Spithead (1795), ein Riesenbild von 30 m Breite, genannt the nautic camp; Die Schlacht bei Trafalgar u. a. D. hat nach seinen eigenen Bildern Stiche hinterlassen, andere fertigte R. Pollard, meistens in Aquatintamanier in auserlesen schönen Blättern. D.s Tod soll um 1810 erfolgt sein.

Dodd (William), engl. Schriftsteller, geb. 29. März 1729 zu Bourn in der engl. Grafschaft Lincoln, wo sein Vater Prediger war, widmete sich in Cambridge der Theologie, zeigte große Talente, aber viel Hang zur Regellosigkeit und trat schon mit 18 Jahren als Dichter und Schriftsteller auf. Im J. 1750 verließ er die Universität, begab sich nach London und erhielt 1751 die Vikarstelle zu Westham bei London, wo er durch einnehmendes Wesen und hinreißende Kanzelberedsamkeit großes Aufsehen erregte. Nachdem er 1763 vom Grafen Chesterfield zum Hofmeister seines Sohnes und Erben, Philip Stanhope, erwählt worden, wirkten ihm seine Freunde 1764 eine Hofpredigerstelle aus. Er verlegte nun seinen Wohnsitz ganz nach London, dem Tummelplatze seiner geheimen Ausschweifungen, und gab seine Pfarrstelle auf. Im J. 1772 versuchte er Lady Apsley, die Gemahlin des Lord-Kanzlers, behufs Erlangung einer Pfründe zu bestechen, und mußte sich infolge dieses Fehltritts für einige Zeit nach Frankreich zurückziehen, wo er sich einem liederlichen Leben ergab. Nach seiner Rückkehr versank er in immer größere Not und verfiel endlich auf den Gedanken, sich durch einen falschen Wechsel von 4200 Pfd. St. auf den Namen des Lord Chesterfield zu retten. Dieser Streich kam zur Entdeckung, D. ward ins Gefängnis geworfen, durch die Jury zum Tode verurteilt und trotz vielfacher Fürsprache 27. Juni 1777 zu Tyburn durch den Strang hingerichtet. Unter seinen Schriften, wovon die «Commentaries on the Old and New Testament» (3 Bde., Lond. 1770; neue Aufl., 6 Bde., 1801—3) zu ihrer Zeit sehr geschätzt waren, sind die Betrachtungen, die er im Gefängnisse schrieb, das Beste. Allbekannt ist seine oft aufgelegte Anthologie aus Shakspeare («The Beauties of Shakespeare», Lond. 1780). Vgl. Fitzgerald, «Story of Dr. D.» (Lond. 1865).

Dode de la Brunerie (Guillaume, Vicomte), Marschall von Frankreich, geb. 30. April 1775 zu Saint-Geoire im franz. Depart. Isère, trat bei

Ausbruch der Revolution in die Genieschule zu Metz ein und nahm an den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs 20 Jahre hindurch auf fast allen europ. Kriegsschauplätzen sowie in Ägypten teil. Wiederholt leitete er größere Befestigungsarbeiten und zeichnete sich insbesondere in Spanien bei den Belagerungen von Saragossa und Badajoz aus. Als Napoleon 1815 von Elba nach Frankreich zurückkehrte, trat D. nicht in seine Dienste. Im Jahre 1823 begleitete D. die nach Spanien einrückende franz. Armee als Chef des Geniewesens und veröffentlichte nach der Heimkehr «Précis des opérations contre Cadix 1823» (Par. 1824). Vom 1. Sept. 1840 ab wurde D. mit der obern Leitung der Befestigung von Paris betraut und führte dies Werk zu Ende; schon vorher war er nach General Rogniats Tode an die Spitze des Befestigungskomitees berufen worden. D. war seit Vauban der erste aus der Geniewaffe hervorgegangene franz. Marschall und starb im Ruhestande am 28. Febr. 1851 zu Paris. Vgl. Moreau, «Vie du maréchal D.» (Par. 1852).

Dodĕka (grch., d. h. Zwölf), namentlich in der Mathematik in Zusammensetzungen gebraucht.

Dodekadik oder dodekadisches Zahlensystem ist dasjenige Zahlensystem, das nicht, wie das gewöhnliche oder dekadische von 10 zu 10, sondern von 12 zu 12 fortschreitet, sodaß erst 12 Einheiten einer Klasse eine Einheit der nächst höhern Klasse ausmachen oder die Einheiten jeder Klasse Potenzen von 12 sind. Zu dem Gebrauche dieses Systems, das vor dem dekadischen in gewisser Hinsicht Vorzüge haben würde, fehlt es allen bekannten Sprachen an den entsprechenden Zahlwörtern. Ebenso wären zwei neue Zeichen nötig, um die 10. und 11. Einheit jeder Klasse zu bezeichnen. In diesem System wäre 10 soviel als 12 in dem dekadischen, ferner 100 soviel als 12^2 oder 144, 1000 soviel als 12^3 oder 1728, 2349 soviel als 3945 u. s. w. Namentlich Werneburg hat die Einführung dieses Systems empfohlen, neue Wörter und Ziffern dafür angegeben und ein Rechenbuch für dasselbe (erschienen 1060, d. i. nach dem dekadischen System 1800) herausgegeben.

Dodekaëder nennt man einen ebenen Körper von 12 Seitenflächen; im engern Sinne einen der fünf regulären Körper, der von 12 regulären Fünfecken eingeschlossen wird und 20 Ecken, 30 Kanten, 100 Diagonalen hat.

Dodekaëdralzahlen sind die Zahlen 1, 20, 84, 220, 455, 816 u. s. w., deren dritte Differenzen 27 sind.

Dodekăgon heißt in der Geometrie ein Zwölfeck, in der Regel ein reguläres.

Dodekagonalzahlen sind die Zahlen 1, 12, 33, 64, 105, 156 u. s. w., deren zweite Differenzen 10 sind. Dahin gehören alle solche ganze Zahlen, die man erhält, wenn man irgendeine ganze Zahl mit ihrem um vier verminderten Fünffachen multipliziert, z. B. $105 = 5 \times 21$.

Dodekagўn, dodekagўnisch, Dodecagўnus (flos dodecagўnus), zwölfweibig, nennt man eine Blüte, die zwölf Griffel oder Narben besitzt. Linné nannte die 11. Ordnung in den Klassen 1 bis 13 seines Systems Dodecagўnia; doch kommt nur in Klasse 11 diese Ordnung vor.

Dodekandrisch oder Dodecandrus (flos dodecandrus), zwölfmännig, nennt man in der Botanik eine Blüte, die zwölf Staubgefäße besitzt. Linné nannte in seinem System die 11. Klasse Dodecandria, rechnete aber nicht bloß diejenigen Pflanzen hierzu, deren Blüten 12 Staubgefäße haben, sondern auch solche, deren Blüten mit 12—19 freien, d. h. nicht miteinander verwachsenen Staubgefäßen versehen sind.

Dodekarchie (grch.), Zwölfherrschaft, insbesondere in der Geschichte des alten Ägypten (s. d.), die Zeit unmittelbar vor Psammetich, in der das Land unter 12 Herrscher geteilt war.

Dodekatemorion (grch.), der zwölfte Teil eines Kreises, besonders des Tierkreises in der Astronomie.

Dodekatheon *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Primulaceen. Man kennt nur wenig Arten, die in Nordamerika und Nordostasien vorkommen. Es sind krautartige Pflanzen mit schönen weiß oder rot gefärbten Blüten. Einige werden deshalb häufig als Zierpflanzen kultiviert, so z. B. D. integrifolium und D. Meadia.

Dodendorf, Dorf im Kreise Wanzleben des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg, an der Linie Magdeburg-Halberstadt der Preußischen Staatsbahn, mit 580 E., ist geschichtlich bekannt durch ein siegreiches Gefecht des Schillschen Korps, welches bei diesem Orte am 5. Mai 1809 gegen königl. westfäl. Truppen stattfand.

Döderlein (Johann Christoph), prot. Theolog, geb. 20. Jan. 1745 zu Windsheim in Franken, wo sein Vater Prediger war, bezog 1764 die Universität Altorf und wurde 1768 Diakonus in seiner Vaterstadt. Durch seine «Curae criticae et exegeticae in quaedam Veteris Testamenti oracula» (Altdorf 1770) rühmlich bekannt geworden, erhielt D. 1772 einen Ruf als Professor der Theologie und Diakonus nach Altorf, siedelte 1782 nach Jena über, wo er als Geh. Kirchenrat 2. Dez. 1792 starb. Er hat die verschiedensten Gebiete der theol. Wissenschaft in Vorlesungen und Schriften bearbeitet. Von den exegetischen Schriften wurden besonders geschätzt die Erklärung des «Jesaias» (Altdorf 1775; 3. Aufl. 1789) und der «Sprüche Salomons» (Altdorf 1788). Von größerer Bedeutung war seine «Institutio theologiae christianae» (Altdorf 1780; später auch deutsch), weil er hier zuerst versuchte, durch gründliche Erklärung der biblischen Beweisstellen und durch gelehrte Verwertung der dogmengeschichtlichen Entwickelung ein tieferes Verständnis des kirchlichen Dogmas und eine fruchtbarere Anwendung desselben auf die veränderten Zeitverhältnisse vorzubereiten.

Döderlein (Ludw.), namhafter Philolog und Schulmann, geb. 19. Dez. 1791 zu Jena, Sohn des vorigen, erhielt seine gelehrte Vorbildung zu Windsheim in Franken und Schulpforta und widmete sich dann zu München, Heidelberg, Erlangen und Berlin philol. Studien. Von Berlin aus folgte er 1815 einem Rufe als ord. Professor der Philologie an die Akademie nach Bern. Nach vierjähriger Wirksamkeit daselbst wurde er 1819 als Rektor des neu zu organisierenden Gymnasiums und als zweiter Professor der Philologie an die Universität Erlangen berufen, wo er 1827 unter Belassung des Studienrektorats zum ersten Professor der Philologie und Beredsamkeit und Direktor des Philologischen Seminars befördert wurde. Er wirkte ununterbrochen in diesen Lehrämtern, bis er, als Gymnasialdirektor seit 1862 emeritiert, 9. Nov. 1863 starb. D.s amtliche Doppelstellung bestimmte

auch seine litterarische Thätigkeit, die sich teils auf dem Gebiete der Philologie, besonders der Sprachforschung, Kritik und Interpretation, teils auf dem der Pädagogik und Didaktik bewegt. Seine philol.-kritischen Studien erstreckten sich vorzugsweise auf Homer, Tacitus und Horaz. Als vorzüglichste Früchte derselben sind die Ausgaben der «Opera» (2 Bde., Halle 1841—47) und der «Germania» (lat. und deutsch, Erlangen 1850) des Tacitus, der «Episteln» (lat. und deutsch, 2 Bde., Lpz. 1856—58) und der «Satiren» (Lpz. 1860) des Horaz, sowie der «Ilias» (2 Bde., Lpz. 1863—64) hervorzuheben. Seine Hauptwerke auf etymologisch-lexikalischem Gebiete bilden die «Lat. Synonymen und Etymologien» (6 Bde., Lpz. 1826—38) und das «Homerische Glossarium» (3 Bde., Erlangen 1850—58), denen sich die «Lat. Wortbildung» (Lpz. 1838), das «Handbuch der lat. Synonymik» (Lpz. 1839; 2. Aufl. 1849) und das «Handbuch der lat. Etymologie» (Lpz. 1841) anschlossen. Hierzu kommen noch mehrere für den Gymnasialunterricht bestimmte Schriften, wie das «Vocabularium für den lat. Elementarunterricht» (12. Aufl., Erlangen 1875) und «Funfzig Themata disponiert für den Schulgebrauch» (Erlangen 1857). D.s Schul- und akademische Festreden, die viele stilistische Vorzüge besitzen, sind teilweise in den «Reden und Aufsätzen» (2 Bde., Erlangen 1843—47) und «Öffentlichen Reden» (Frankf. 1860) gesammelt erschienen.

Dodge (Miß Mary Abigail), unter dem Pseudonym Gail Hamilton bekannte amerik. Schriftstellerin, geb. 1830 zu Hamilton in Massachusetts, wurde 1851 Lehrerin der Physik an der Hohen Schule zu Hartford in Connecticut und später Mitarbeiterin an verschiedenen Zeitungen. Ihre durch treffende Satire ausgezeichneten Erzählungen und Essays erschienen in mehrern Sammlungen, wie «Country living and country thinking», «Stumbling blocks», «Gala days», «Woman's wronge», «A new atmosphere».

Dodo, s. Dronte.

Dodoens (Rembert) oder Rembertus Dodonäus, berühmter Botaniker des 16. Jahrh., ward geboren 1517 zu Mecheln, studierte zu Löwen und erwarb sich daselbst schon in seinem 18. Jahre den Grad eines Licentiaten der Medizin, besuchte sodann zu seiner weitern Ausbildung noch deutsche, franz. und ital. Universitäten. Er widmete sich hauptsächlich der Botanik, doch trieb er neben seiner eigentlichen Berufsthätigkeit als Stadtarzt in seiner Vaterstadt Mecheln, wo er seit 1548 angestellt war, außer Botanik noch astron. und geogr. Studien. Im J. 1574 wurde er als Leibarzt des Kaisers Maximilian II. nach Wien berufen und blieb daselbst auch unter Rudolf II., dem Nachfolger Maximilians, bis zum J. 1579. In Wien stand er in regem Verkehr mit seinem ebenfalls als Botaniker ausgezeichneten Landsmann Charles de l'Escluse (s. d.), der dem dortigen kaiserl. Garten vorstand. Im J. 1582 kehrte er nach den Niederlanden zurück, nachdem er sich zwei Jahre lang in Köln aufgehalten hatte, und wurde Professor in Leiden. Als solcher starb er im März 1585 zu Leiden. Die bedeutendste Schrift D.' ist das in zwei Auflagen zu Antwerpen erschienene «Cruydeboeck» (mit 817 Abbildungen, 1554 u. 1563). (S. Botanik, Bd. III, S. 377a.) Ch. de l'Escluse lieferte eine franz. Übersetzung dieses Werks, die im J. 1557 erschien.

Dodōna, der älteste Sitz des pelasgischen Zeuskultus, mit einem hochberühmten Orakel, welches von einem heiligen Eichbaume ausging, in dessen Rauschen man die Stimme des Gottes selbst zu vernehmen glaubte. Das älteste D., welches die Ilias kennt, soll nach der Ansicht einiger alter Erklärer der Homerischen Gedichte im innern Thessalien in der Gegend der Stadt Skotusa (der dunkeln, d. h. waldreichen) gelegen haben; als Priester und Propheten des Gottes daselbst nennt die Ilias die «mit ungewaschenen Füßen auf der Erde schlafenden» Seller. Dies thessalische D. aber, wenn es überhaupt jemals existiert hat, ist frühzeitig verschwunden und verschollen. Schon die Odyssee und dann die spätern Schriftwerke der Griechen kennen nur das thesprotische D., das im Innern von Epirus am östl. Fuße des jetzt Olytsika genannten quellenreichen Tomarosgebirges in einem etwa 12 km langen und 300—1800 m breiten Thale der alten Landschaft Hellopia lag. Auf einem ungefähr in der Mitte der Längenausdehnung des Thales gelegenen Hügelvorsprung erhob sich die Akropolis der alten Stadt D., deren Ruinen mit einem am Südwestabhange des Hügels befindlichen gut erhaltenen Theater unter dem Namen des Paläokastron von Dramerchus bekannt sind. Gerade östlich vom Theater, am Südabhange des Hügels und bis in die Ebene hinab, erstreckte sich ein geräumiges, von Mauern in Gestalt eines sehr unregelmäßigen Vierecks umschlossenes Temenos (geweihter Platz), innerhalb dessen durch die von Konstantinos Karapanos in den Jahren 1875 und 1876 unternommenen Ausgrabungen die Überreste des Heiligtums des Zeus Naïos und seiner Kultgenossin, der Dione, sowie anderer zu Kultzwecken und zur Aufbewahrung von Weihgeschenken bestimmter Baulichkeiten gefunden wurden, ferner eine Anzahl Weihgeschenke hauptsächlich aus Bronze, zum Teil von altertümlicher Roheit, zum Teil von hohem Kunstwerte, endlich zahlreiche Bleitafeln, auf welche Antworten des Orakels auf Anfragen von Gemeinwesen und Privatleuten über die verschiedensten Interessen des täglichen Lebens geschrieben sind.

Nach den Angaben der alten Schriftsteller deuteten bejahrte Frauen, Peleiades (Tauben) genannt, das Rauschen der Wipfel des heiligen Eichbaums und das Gemurmel eines unter demselben entspringenden Quells aus. Dazu kam dann noch eine künstlichere Art von Tönen, die ebenfalls als prophetisch galten, vermittelst eherner Becken, welche durch den Windhauch von Drahtschnüren berührt wurden. Eine von einigen griech. Schriftstellern wiederholte Fiktion ägypt. Priester ist die Herleitung des dodonäischen Orakels aus dem ägypt. Theben. Seitdem der ätolische Feldherr Dorimachos 219 v. Chr. die Orakelstätte plünderte, scheint die Bedeutung des Orakels gesunken zu sein; doch bestand es noch bis ins 3. oder bis zum Anfang des 4. Jahrh. n. Chr. fort, bis das Umhauen der heiligen Eiche durch einen illyr. Räuber ihm ein Ende machte. Vgl. Carapanos, «Dodone et ses ruines» (1 Bd. Text und 1 Bd. Tafeln, Par. 1878); Bursian, «Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Ausgrabungen in D.», in den «Sitzungsberichten der bayr. Akademie der Wissenschaften» (philos.-philol. Klasse, Bd. 2, Münch. 1878); Wieseler, «Über die Entdeckung von D.», in den «Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften und der Universität zu Göttingen» (1879, Nr. 1).

Dodonäischer Erzkessel (Δωδωναῖον χαλκεῖον) war bei den alten Griechen ein sprichwörtlicher Ausdruck für einen Schwätzer. In Dodona (s. d.) nämlich stand neben einem ehernen Kessel die Bronzestatue eines Knaben, welcher eine aus drei Ketten gebildete Geißel in der Hand hielt. Sobald der Wind die Geißel in Bewegung setzte, schlug sie an den Kessel an und brachte ihn zum Tönen. Wahrscheinlich wurden die so entstandenen Töne auch zur Weissagung benutzt.

Dodonäus (Rembertus), s. Dodoens (Rembert).

Dodrans (lat.), die große Spanne, der Raum zwischen dem ausgespreizten Daumen und kleinen Finger, ein altröm. Maß von etwa 23,5 cm, auch ¾ As.

Dodsley (Rob.), engl. Dichter und Buchhändler, geb. 1703 zu Mansfield in Nottinghamshire, wo sein Vater Schulmeister war. Er konnte nur eine dürftige Erziehung erhalten und ging nach London, wo er sich anfänglich als Bedienter in vornehmen Häusern sein Brot erwerben mußte. Seine ersten Gedichte erschienen unter dem Titel «The Muse in livery, or the footman's miscellany» (1732); sie fanden so großen Beifall, daß er ihnen bald andere folgen ließ. Ein Drama, «The Toy-Shop», gelangte durch Pope's Vermittelung zur Aufführung in Covent-Garden (1735), und D. wurde dadurch in den Stand gesetzt, mit Unterstützung einiger Gönner eine Buchhandlung zu eröffnen. Er setzte sich mit den vorzüglichsten Schriftstellern in Verbindung und schwang sich zum bedeutendsten engl. Verleger der damaligen Zeit empor. Von seinen litterarischen Unternehmungen verdienen vor allen «The annual register» (seit 1758, zuerst herausg. von Edm. Burke, bis auf die Gegenwart fortgesetzt) und D.s «Select collection of old plays» (12 Bde., 1744; neu herausg. von Reed, 1780; von Collier, 1825—27; von Hazlitt 1874—76 in 15 Bdn.) Erwähnung. Unter D.s Schriften nimmt das Trauerspiel «Cleone» die hervorragendste Stelle ein; außerdem «Miscellanies, or trifles in prose and verse» (2 Bde., 1745), «Fables of Esop» (1760) u. a. D. starb 25. Sept. 1764 zu Durham.

Dodson (John George), engl. Staatsmann, wurde 1825 geboren. In Eton gewann er den von dem Prinz-Gemahl gestifteten Preis für neuere Sprachen und beendete auch in Oxford seine Studien mit Auszeichnung. Im J. 1851 an die Barre von Lincoln's Inn berufen, bewarb er sich schon 1852 um einen der Parlamentssitze für East Sussex, doch ohne Erfolg. Erst 1857 wurde er gewählt und vertrat dann East Sussex im Unterhause bis 1874. Als tüchtiger Geschäftsmann, gewandter Redner und ausgezeichneter Kenner der parlamentarischen Regeln und Formen wurde D. nach der Bildung des Ministeriums Gladstone im J. 1868 zu dem schwierigen und mühevollen Posten des Stellvertreters des Sprechers ausersehen, den er bis 1872 innehatte, worauf er zum Mitglied des Staatsrats ernannt wurde und 1873 das Amt des Finanzsekretärs der Schatzkammer übernahm. Dies verlor er bei dem Sturze des Ministeriums im Febr. 1874. Von 1874—80 saß er für die Stadt Chester im Unterhause, nach den allgemeinen Neuwahlen von 1880 für Scarborough. In dem im April 1880 gebildeten zweiten Ministerium Gladstone erlangte er den Posten des Präsidenten des Local Government Board und wurde im Dez. 1882 zum Kanzler des Herzogtums Lancaster ernannt.

Dodwell (Edward), ausgezeichneter engl. Altertumsforscher, geb. 1767, bereiste 1801—6 Griechenland, lebte dann in Italien und starb zu Rom 13. Mai 1832. Seine «Classical and topographical tour through Greece» (2 Bde., Lond. 1819; deutsch von Sickler, 2 Bde., Meining. 1821) und seine «Cyclopian and Pelasgic remains in Greece and Italy» (Lond. 1834) sind für das Studium des Altertums wichtig.

Dodwell (Henry), engl. Philolog und Chronolog, geb. zu Dublin 1641, gest. 7. Juni 1711 ebendaselbst, war seit 1688 Professor der Geschichte zu Oxford, welche Stelle er jedoch 1691 niederlegen mußte, weil er sich weigerte, dem Könige Wilhelm III. den Eid der Treue zu leisten, solange der König Jakob II. oder ein rechtmäßiger Nachkomme desselben lebe. Er beteiligte sich lebhaft an den theol. Streitigkeiten seiner Zeit; größern Wert als seine theologischen haben jedoch seine chronol. Schriften, darunter «De veteribus Graecorum Romanorumque cyclis» (Oxf. 1702). Vgl. Brokesby, «The life of D. with an account of his works» (2 Bde., Lond. 1715).

Does (Jak. van der), holländ. Maler, geb. zu Amsterdam 4. März 1623, war ein Schüler von Nic. Moyaert, später von Pieter van Laar in Rom, wo er in die Künstlergesellschaft der Schilderbend aufgenommen und schließlich deren Haupt wurde. Er malte Tierstücke, besonders Schafe und Ziegen, in landschaftlicher Fassung; seine Bilder zeichnen sich durch Naturwahrheit aus, doch haben seine landschaftlichen Gründe durchgehends etwas Finsteres, Melancholisches. D. starb 17. Nov. 1673 im Haag. — Sein Sohn, Simon van der D., geb. 1653, gest. um 1717, folgte zum Teil der Richtung des vorigen, zum Teil als Porträtist dem C. Netscher.

Doesborgh (spr. Dusborg), Stadt in der niederländ. Provinz Gelderland, an der Vereinigung der Alten und der durch den Drususgraben entstandenen Neuen Yssel, hat eine alte, jetzt der reformierten Gemeinde gehörende Kirche, eine neuere kath. Kirche, eine höhere Bürgerschule, und zählt 4490 E. Die Sage führt die Stiftung der Burg und den Namen der Stadt auf den röm. Feldherrn Drusus zurück. Jedenfalls bestand der Ort schon im 11. Jahrh.; 1585 ward die befestigte Stadt von den Spaniern gestürmt. D. ist der Geburtsort des Seehelden van Kinsbergen (geb. 1735, gest. 1819).

Doeskins (engl., spr. Dohskins, d. i. Rehfelle), eine Art dünner, leichter Buckskins, welche als Rock- und Hosenstoff benutzt werden.

Doetinchem (spr. Dötikem), sehr alte Stadt mit 2930 E., in der niederl. Provinz Gelderland, in der ehemaligen Grafschaft Zütphen, liegt an der Alten Yssel, 18 km südöstlich von Zütphen, 12 km von der deutschen Grenze. D. hat zwei Kirchen, eine reformierte und eine lutherische, wie auch eine Synagoge; ferner ein Gymnasium und einige Fabriken. — Das umliegende Amt Doetinchem hat eine fast ausschließlich vom Landbau lebende Bevölkerung von 2990 E.

Döffingen (alt Toffingen), Dorf im württemberg. Neckarkreise, Oberamt Böblingen, an der Schwippe, 6 km im SSO. von Weil der Stadt, mit (1880) 1025 E., welche Weberei und Hopfenbau treiben. D. gehörte den Grafen von Calw, kam an die Pfalzgrafen von Tübingen und mit Böblingen an Württemberg; es ist berühmt durch die siegreiche Schlacht, welche 23. Aug. 1388 Graf

d der Greiner den Städten lieferte, in wel-
einen Sohn Ulrich verlor.
t (vom lat. Dux, ital. Duca) hieß die mit
ang bekleidete oberste Magistratsperson der
Republiken Venedig und Genua. In **Vene-**
diese Würde uralt. Der Freistaat im nord-
eile des Adriatischen Golfs besaß schon An-
8. Jahrh. D., die von den Bürgern zwar
wurden, aber fast die Rechte eines absolu-
archen übten. Gegen Ende des 12. Jahrh.
lte eine Staatsreform auch die Dogen-
Ein aus den verschiedenen Klassen der
gewählter Großer Rat von 470 Gliedern
die Gesetzgebende Gewalt. Derselbe er-
inen Kleinen Rat von 6 Mitgliedern, ohne
stimmung der D. keinen Akt der Verwal-
üben durfte. Die Pregadi oder Adeligen,
D. früher freiwillig zu den Geschäften zog,
ebenfalls zu einer festen Verwaltungsbe-
on 60 Mitgliedern erhoben. Nach dieser
erfassung verlor auch das Volk das Recht
enwahl, indem nun 24 erwählte Glieder
ßen Rats aus sich 12 Personen wählten,
e Dogenwahl vollzogen. Sebastian Ziani
177 als der erste D. nach dieser neuen
ng gewählt. Die Weise, wie dieser die Ver-
sfeierlichkeit mit dem Meere vollzog, wurde
er maßgebend. Wesentlich wurde 1179 die
des D. durch Einsetzung des Gerichts der
r, das nun allein die höchste Gerichtsinstanz
beschränkt; auch setzte man eine Behörde
Advogadori ein, die in Sachen des Fiskus
Amtsbesetzungen entschied. Während der
g Jacopo Tiepolos (1229—49) verkürzte
Macht des D. weiter durch eine selbstän-
zeibehörde; auch errichtete man das Toten-
das nach dem Ableben des D. seine Regie-
d sein Privatleben untersuchen mußte, und
er Große Rat die Richter, fünf Korrektoren
Inquisitoren ernannte. Um jeden Fa-
fluß abzuschneiden, führte 1268 der Große
die Dogenwahl ein seltsames Wahlver-
n, das mit einiger Veränderung bis ans
r Republik in Gebrauch blieb. Hiernach
t nach mehrmaliger, aus geheimer Abstim-
rvorgegangener Wahl von Komitees die
ahl vollzogen.
der fortwährenden Beschränkungen ihres
skreises besaßen die D. damals immer
htigen Einfluß, wenn sie den Parteihader
Adel und Bürgertum, die Zerwürfnisse der
enen Behörden und ihre Stellung als
herren klug benutzten. Erst gegen Ende des
h. und nach dem völligen Überwiegen der
tie infolge der 1296 erfolgten sog. Schlie-
s Großen Rats, welche die gesetzgebende
terliche Gewalt auf eine bestimmte Zahl
ter Geschlechter beschränkte, ward durch
chenden Adel und den D. selbst, aus Furcht
Übergewichte einzelner Geschlechter und
hkeiten, aus dem D. ein bloßer Repräsen-
Staatseinheit. So wurde 1268 dem D.
hängiger, aus dem Bürgerstande gewählter
ler beigeordnet und 1310 der Rat der
gesetzt, der ohne Verantwortlichkeit über
walten stand und auch dem D. das Urteil
konnte. Überdies hatte der Große Rat den
ihlich in seinem öffentlichen und privaten
t engsten Schranken umgeben. So durfte
er nur ital. Fürsten seine Erhebung melden, alle Schreiben des Papstes und der Fürsten nicht selbst öffnen, die Stadt nicht verlassen, keine auswärtigen Güter besitzen, seine Kinder nicht in auswärtige Häuser verheiraten; auch mußte er zwei Advogadori als beständige Aufseher dulden, für jedes Versehen Geldstrafe erlegen, einen bestimmten Aufwand machen u. s. w. Die Glieder seiner Familie waren von den öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Seine Kleidung, sein Hofstaat und Gefolge waren genau bestimmt, sowie sein kärglicher Gehalt. Nach dem Tode des Andr. Dandolo, 1354, wurde nach dem Vorschlage der Korrektoren die Aufsicht über den D. noch insofern geschärft, als man seinen sechs geheimen Räten die drei Präsidenten des Rats der Vierziger, später die sechs Minister hinzufügte; diese zusammen bildeten mit dem D. die durchlauchtigste Signoria. Ein Gesetz von 1339 verbot die Niederlegung des Amtes; 1367 zwang man den Andr. Contarini, indem man ihn als Hochverräter bedrohte, die Würde anzunehmen. Der D. Marino Falieri wurde 1355 als Staatsverräter enthauptet, Francesco Foscari 1457 abgesetzt. Ungeachtet aller Beschränkungen haben viele venetianische D. eine große und würdige Rolle gespielt. Mit dem Staate Venedig fiel 1797 auch die Dogenwürde, zuletzt von L. Manin bekleidet.

Der Freistaat **Genua**, dessen innere Zustände durch die Kämpfe der großen ghibellinischen und guelfischen Geschlechter und abwechselnde Herrschaft der neapolit. Könige aus dem Hause Anjou schwankend erhalten worden waren, erhielt 1339 nach einem Siege der Volkspartei in Simon Boccanera den ersten auf Lebenszeit gewählten Volksdogen, welchem ein Rat von 12 Anzianen beigegeben war, zur Hälfte aus den Bürgern, zur andern Hälfte aus dem Adel genommen. Die Schicksale des Staats nach außen, die Streitigkeiten der vornehmen Geschlechter und der Hader zwischen Volk und Adel im Innern verursachten häufige Veränderungen in der Macht, Regierungszeit und Bedeutung der D. Mehrmals wurde die Würde ganz abgeschafft. Erst nachdem 1528 Andr. Doria die Selbständigkeit Genuas hergestellt, ward eine Verfassung eingeführt, welche die Stellung des D. festsetzte, die mit geringer Veränderung bis ans Ende der Republik dieselbe blieb. Die Regierungszeit des D. währte zwei Jahre; seine Wahl war an feste Normen gebunden. Er mußte von Adel und 50 J. alt sein. In dem Großen Rate von 300 und dem Kleinen von 100 Mitgliedern, die beide die Gesetzgebung übten, hatte er das Recht des Vorsitzes und das Veto. Die vollziehende Gewalt übte der D. mit 12 geheimen Räten (Governadori) und 8 Prokuratoren, darunter die abgetretenen D. Während seiner Regierung bewohnte er den Staatspalast und war ähnlichen Ceremonien und Beschränkungen unterworfen wie der zu Venedig. Nach Genuas Einnahme durch die Franzosen 1797 und Umwandlung des Staats in die Ligurische Republik trat an die Stelle des D. ein Regierungsdirektorium von 5 Mitgliedern. Im J. 1802 wurde die Dogenwürde aufs neue hergestellt, verschwand aber schon 1805 mit Einverleibung der Ligurischen Republik in das franz. Kaiserreich. Der letzte D. war Girolamo Durazzo. Die florentin. Herzogswürde der Medici sollte ursprünglich 1532 eine der venetianischen und genuesischen nachgeahmte sein, aber die zur Beschränkung derselben bestimmten Räte

erlangten nie wirkliche Autorität. — Dogessa, auch Dogaressa, hieß die Gemahlin des D.

Dogganey (Dogganee) hieß eine ehemals für die brit.-ostind. Präsidentschaft Bombay ausgeprägte Kupfermünze, das Stück zu 1 Pie oder $\frac{1}{192}$ der vor dem Sept. 1835 in Britisch-Ostindien üblich gewesenen Sicca-Rupie, wonach das D. einen Wert von 1 [illegible] deutschen Pfennig oder [illegible] Kreuzer österreichisch repräsentiert.

Doggen nennt man große, schwere Hunde von gedrungenem, höchst kräftigem Bau, mit stumpfen, breiten Schnauzen, kleinen Schlappohren, starkem, aufgerichtetem Schwanze und meist straffem Haarkleide. Sie sind die kräftigsten, mutigsten Hunde, wütend im Kampfe gegen Tiere und Menschen, die ihren Herrn mit Aufopferung ihres Lebens verteidigen, aber ihrer Plumpheit und Schwere, sowie des mangelhaften Geruchsinnes wegen zur Jagd nicht tauglich sind. Seit den ältesten Zeiten hat man sie besonders gern zu Kampfspielen mit wilden Tieren benutzt; jetzt richtet man die kleinern Arten besonders zur Rattenjagd ab. Man züchtet manche Abarten. Die bekanntesten sind die eigentlichen Bullenbeißer, Bulldoggen (Canis molossus), mit breitem Leib und breiter Brust, dickem Kopf, kurzer Schnauze, die bei manchen tief gespalten ist, sodaß die Vorderzähne sichtbar sind, faltiger Haut, kurzen, sehr kräftigen Beinen. Sie haben meist einen tückischen, wilden Blick, sind aber treue Wächter und unverwüstliche Kämpfer. Eine gute D. kennt keine Furcht, sie fällt ebenso gut den wütenden Stier wie den Wolf oder selbst den Löwen an. Die Spanier benutzten früher große D. zu ihren Jagden auf Indianer und Neger. Der Schädel der echten D. gleicht sehr demjenigen des Wolfs, das Gebiß ist oft nicht zu unterscheiden, die Schnauze aber meist kürzer. Man glaubt, daß die D., unter welchen die englischen (Mastiffs) und dänischen besonders geschätzt werden, von der tibetanischen D. abstammen, die sich aber durch längere Behaarung, buschigen Schwanz und ihre Gemütsart unterscheidet und in Hochasien als Herdenwächter benutzt wird. Dieser D. stehen die Bernhardshunde am nächsten, deren echte Rasse jetzt ausgestorben ist; die Hunde, welche jetzt auf den Alpen als solche ausgegeben werden, sind meist dän. Hunde, d. h. eine Mischart von D. und Windhund mit straff anliegenden Haaren oder auch Mischlinge von dem letzten Bernhardshunde mit einer Schäferhündin. Barry, der berühmteste dieser Bernhardshunde, der im Museum von Bern ausgestopft steht, hat eine ziemlich lange Schnauze, dicken, schweren Leib, verhältnismäßig kurze Füße, halblanges Körperhaar und sehr buschigen Schwanz, sodaß er fast wie ein Mittelding zwischen einem großen Schäferhunde und einer D. erscheint. Die bekannten Leonberger Hunde kommen den Bernhardinern am nächsten; sie sind aus Züchtung von abgeleiteten Bernhardinern mit Neufundländern hervorgegangen. Der Mops (s. d.) ist eine D. in Zwerggestalt.

Dogger, Name der mittlern oder braunen Juraformation. Einen wichtigen Charakterzug des D. bildet sein Reichtum an oolithischen Eisenerzen, welche z. B. bei Aalen in Württemberg in Flötzen von bis 2,5 m Mächtigkeit auftreten. In andern Gegenden, z. B. in Oberschlesien, stellen sich auch Lager von Thoneisenerz ein. Über organische Reste und Verbreitung s. Jura.

Dogger (Doggerboot), ein holländ. Fischerfahrzeug.

Dogger-Bank oder Dogger-Bank, große Sandbank in der Nordsee, im mittlern Teile derselben, zwischen 54° 15' bis 55° 40' nördl. Br. und zwischen 1° 30' und 5° 10' östl. L. (von Ferro), eine 515 km lang und 64 km breit. Die Wassertiefe beträgt auf der Linie von Newcastle nach Tondern 25—29 m, in der Linie von Edinburgh nach Jütland 54—90, während die größte Tiefe der Nordsee in der ersten Linie auf der Westseite der Bank 74, auf der Ostseite 50, in der zweiten Linie auf der Westseite 115 und auf der Ostseite 72 m beträgt. Am Nordende der Bank fischen die holländ. Schiffe, Dogger genannt, die besten Kabliaus. Am 5. Aug. 1781 fand auf der Bank eine Seeschlacht zwischen Engländern und Holländern statt.

Doggert, schwarzer, Synonym für Birkenteer.

Döggut, Synonym für Birkenteer.

Dogiel (Matthias), namhafter poln. Geschichtsforscher, geb. um 1715 im Wilnaer Kreise, stammte aus adeligem Geschlechte, trat in den Piaristenorden und ward Lehrer des jungen Grafen de Campo, mit dem er sich, zugleich zu seiner eigenen Ausbildung, auf die leipziger Universität begab. Nach seiner Rückkehr nach Polen wurde D. Rektor des Piaristenkollegiums in Wilna und gründete hier nach Konarskis Beispiel ein Konvikt für adelige Jünglinge. Als gründlicher Kenner der poln. Geschichte dem König August III. empfohlen und von diesem unterstützt, bereiste er darauf Deutschland, Frankreich und die Niederlande als Abgesandter der poln. Republik, durchforschte die Archive und Bibliotheken und sammelte eine sehr große Anzahl authentischer Urkunden, die er nach seiner Rückkehr in acht großen Bänden ordnete und zu veröffentlichen begann, als ihn der Tod 24. Febr. 1760 überraschte. Von dieser Sammlung: «Codex diplomaticus regni Poloniae et Lituaniae», sind nur der erste, vierte und fünfte Teil erschienen (Warschau 1758—64), von denen der erste Teil die Friedensschlüsse und Verhandlungen Polens mit Böhmen, Deutschland, Frankreich und andern Staaten enthält, der vierte sich auf die poln.-preuß. Angelegenheiten, der fünfte auf Livland und Kurland bezieht. Die hinterbliebenen Manuskripte beabsichtigte König Stanislaw August drucken zu lassen, es kam zwar nicht dazu, doch hat Naruszewicz (s. d.) zu seiner poln. Geschichte aus ihnen geschöpft. Die veröffentlichten Teile sind eine sehr wichtige Quelle nicht nur zur Geschichte Polens, sondern auch anderer Staaten. Ein anderes wichtiges Werk D.s: «Limites regni Poloniae et Lituaniae» (Wilna 1758), enthält Dokumente über die Grenzbestimmungen zwischen Polen, Brandenburg, Pommern und Rußland.

Dogliani, Flecken in der ital. Provinz Cuneo, Bezirk Mondovi, 23 km im NO. von Mondovi, am rechten Ufer des zum Po gehenden Tanaro, mit (1881) 5375 E., welche berühmten Wein bauen und Thongeschirre fertigen.

Dögling, Fischart, s. unter Delphin.

Dogma (grch.) heißt jede Lehrmeinung, welche als positive Behauptung ausgesprochen wird, sei es, daß sie als Lehrsatz bewiesen ist, oder als ein Satz religiöser Offenbarung geglaubt werden soll. Dogmatismus oder Dogmaticismus, auch dogmatische Methode heißt dasjenige wissenschaftliche Lehrverfahren, bei welchem man, wie in der Mathematik, von Grundsätzen ausgeht und aus diesen durch Beweise die Lehrsätze ableitet. Da man die Erkenntnis der gegebenen Wirklichkeit nicht von

lichen allgemeinen Grundsätzen aus, wie es in der Mathematik geschieht, gewonnen werden kann, so it Kant unter dem Dogmatismus die unberechgte Behauptung verstanden, daß es sowohl von m wahren Wesen dessen, was Gegenstand der rfahrung ist, als auch von dem, was über alle rfahrung hinausliegt, eine unmittelbare Erkenntis aus angeborenen Begriffen gebe, und dem Dogatismus den Kritizismus (s. d.) entgegengestellt, elcher von einer Prüfung der Erkenntnisfähigkeit es Menschen ausgeht. Außerdem steht auf dem ebiete der Philosophie dem Dogmatismus der keptizismus (s. d.) entgegen, welcher mit dem ritizismus nur die polemische Richtung gegen die nbewiesene und unbeweisbare Aufstellung von ehrsätzen, mit dem Dogmatismus dagegen die unprüfte Annahme gewisser Voraussetzungen über esen und Aufgabe des Erkennens teilt.

Beim mündlichen Unterricht nennt man dogatische Lehrart eine solche, welche bestimmte rkenntnisse im ununterbrochenen Zusammenhange itteilt, im Gegensatze zur katechetischen, welche in ialogischer Art die Erkenntnisse aus dem Denkvergen des Schülers selbst zu entwickeln sucht.

Dogmatik (grch.) heißt im allgemeinen die wisenschaftliche Darstellung und Begründung der rchlichen Glaubenslehre. Der Name kommt von ogma, was in der griech. Sprache ursprünglich oviel als Satzung, Verordnung bedeutete, im irchlichen Sprachgebrauche aber von der kirchlich estgestellten, mit normativem Ansehen für die Kirchenglieder bekleideten Lehre verstanden wird. «Anänger des Dogma» hießen daher im kirchlichen lterturm die Glieder der allgemeinen Kirche im nterschied von den Häretikern. Im engern Sinne t Dogma die Glaubenslehre, daher schon frühitig zwischen dogmatischen und ethischen Sätzen nterschieden wird. (So schon Clemens Alexannus am Anfang des 3. Jahrh.) Sofern der chliche Lehrbegriff erst allmählich aus einer Reihe n verschiedenen Glaubenssätzen erwachsen ist, stiert das kirchliche Dogma thatsächlich immer r als eine Mehrheit einzelner «Dogmen». Daher ng in der christl. Kirche sehr bald neben der dogenbildenden Thätigkeit die dogmatisierende oder gmenverbindende her. Die einfachste und älteste orm derselben war die Zusammenstellung der auptsätze der kirchlichen Lehre in der sog. Glaunsregel, welche bald kürzer, bald ausführlicher ar und in dem sog. Apostolischen Symbol ihren bschluß gefunden hat. Beschränkte sich aber die laubensregel ebenso wie die spätern Symbole der gemeinen Kirche nur auf eine möglichst übersichte Anordnung und präcise Darstellung der «rechn» Lehre im Gegensatz zu häretischen Meinungen, mußte die theol. Wissenschaft die einzelnen Dogen ausführlicher begründen und ihren innern Zusammenhang untereinander nachweisen. Die Beeisführung hatte zu erfolgen auf Grund der Heigen Schrift und der kirchlich bereits anerkannten ätze, also, sofern diese Anerkennung auf allgeeinen Kirchenversammlungen erfolgt war, durch erufung auf die von denselben getroffenen Lehrtscheidungen, welche als eingegeben vom Heiligen eiste betrachtet wurden. Eine wissenschaftliche eweisführung im strengern Sinne oder eine phif. Begründung der einzelnen Lehren und ihres usammenhangs schien überflüssig, ja bedenklich, wohl die Kirchenlehrer sämtlich in Abhängigkeit von dem Bildungsgrade ihres Zeitalters bald bewußt, bald unbewußt philosophiert haben.

Den ersten Versuch einer Darstellung des gesamten christl. Lehrbegriffs machte im 3. Jahrh. Origenes in seiner noch in der lat. Übersetzung des Rufinus erhaltenen Schrift «Über die Grundlehren» («De principiis»); ihm folgte im 4. Jahrh. Augustinus in den Schriften «De doctrina christiana», «De fide ac symbolo» und «Enchiridion ad Laurentium». Diese Arbeiten entbehren jedoch noch völlig einer strengern wissenschaftlichen Ordnung. Dasselbe ist in noch höherm Grade der Fall bei Gennadius von Marseille («De dogmatibus ecclesiasticis»), dem afrik. Bischof Junilius («De partibus divinae legis») und Isidor von Sevilla («Sententiae seu de summo bono»), welche im 5. bis 7. Jahrh. lebten. Dieselben begnügten sich fast nur mit Zusammenstellung von klassischen Aussprüchen älterer Kirchenlehrer. In der griech. Kirche verfaßte im 8. Jahrh. Johannes von Damascus die erste, nach aristotelischer Methode systematisch geordnete Zusammenstellung des gesamten Vorrats kirchlicher Lehren (de orthodoxa fide). Im Abendlande erwachte erst seit dem 11. Jahrh. das Bedürfnis, die Dogmen der kath. Kirche in wissenschaftlichem Zusammenhange zu entwickeln und zu begründen. Die Autorität der Kirche selbst galt als unantastbare Voraussetzung, das Resultat also der wissenschaftlichen Arbeit als ein im voraus gegebenes, aber die Verteidigung und Begründung der Lehre erschien als eine ebenso unabweisbare Forderung der denkenden Vernunft wie als ein dankenswerter Dienst, den die Theologenschule der Kirche leisten wollte. Aus diesem Streben, den «Glauben» zum Wissen zu erheben, entwickelte sich die mittelalterliche Scholastik (s. d.), die sich jedoch selbst erst ihr Recht auf Existenz mühsam erkämpfen mußte. Während aber die Bestrebungen Peter Abälards noch von dem kirchlichen Bannspruch ereilt wurden, fanden die «Sententiae» Peters des Lombarden (gest. 1068) bereits so allgemeinen Beifall, daß bald eine ganze Reihe theol. Lehrer in seine Fußstapfen traten (Sententiarier). Die Scholastik hatte sich mit dem Lombarden von der dornenvollen Erörterung einzelner prinzipieller Fragen zu systematischen Darlegungen gewendet, welche bei aller Gebundenheit an die kirchliche Autorität der scharfsinnigen Dialektik und selbst der Verschiedenheit theol. Schulen noch Spielraum genug ließ. Die dogmatischen Arbeiten waren teils Kommentare zu dem Werke des Lombarden (Sententiae), teils selbständige wissenschaftliche Entwickelungen des kirchlichen Lehrganzen (Summa theologiae), oft mit staunenswerter Gelehrsamkeit und schärfstem Abstraktionsvermögen durchgeführt, teils Erörterungen einzelner theol. Hauptpunkte (quaestiones), bald im Anschluß an die Sentenzen, bald nach beliebiger Auswahl (quaestiones quodlibetales). Die philos. Methode wurde dem Aristoteles entlehnt. Die berühmtesten Systematiker, Albert d. Gr. (gest. 1280), Alexander von Hales (gest. 1245), Thomas von Aquino (gest. 1274), Duns Scotus (gest. 1308), blühten sämtlich im 13. Jahrh.; die beiden letzten wurden zugleich die Stifter der beiden theol. Hauptschulen der Zeit (Thomisten und Scotisten).

Mit dem 14. Jahrh. beginnt der allmähliche Verfall der Scholastik infolge der immer klarer hervortretenden Unmöglichkeit, das selbständige wissenschaftliche Denken mit der unbedingten Gebundenheit

an die kirchliche Autorität zu vereinigen, daher einige der letztern zu Liebe an der Möglichkeit aller sichern Wahrheitserkenntnis überhaupt, andere aber folgerichtig auch an der Unfehlbarkeit des kirchlichen Wahrheitsbesitzes zu zweifeln wagten. Die Reformation eröffnet auch in der wissenschaftlichen Theologie eine neue Epoche. Während der sich aufs neue in sich selbst zusammenraffende Katholizismus die thomistische Lehre in allen wesentlichen Punkten kirchlich sanktionierte und in Bellarmin (gest. 1621) seinen Normaldogmatiker erhielt, verwarf die prot. Theologie die Autorität der Väter und der Konzilien und wollte allein auf die Heilige Schrift sich gründen. Melanchthons «Loci communes» enthalten in der ersten Ausgabe (1521) nur eine schriftmäßige Darlegung der Lehren von der Erlösung und Rechtfertigung, mit Zurückstellung aller metaphysischen Erörterungen über das göttliche Wesen. Auch Calvins «Institutio» (zuerst 1535 erschienen) schlägt eine wesentlich neue Bahn nicht nur der formellen Behandlung, sondern auch der Auswahl und Begründung des Lehrstoffs ein. Indessen blieb die äußerlich gefaßte Schriftautorität auch im Reformationszeitalter ein Hindernis streng wissenschaftlicher Entwickelung, und da man sich nicht nur von Anfang an an die altkirchlichen Symbole gebunden erklärte, sondern bald auch den neuaufgestellten Bekenntnisschriften der Reformation das Ansehen unverbrüchlich gültiger Lehrnormen zugestand, so kehrte man wesentlich zu den Grundsätzen der Scholastik zurück, die denn namentlich von den luth. Dogmatikern, auch was die formelle Behandlung des Stoffs betraf, wieder nachgeahmt wurden. Auch die reform. Kirche hat ihre Scholastik gehabt, welche, abgesehen von der dem Calvinismus eigentümlichen Verteilung des Lehrstoffs, sich formell von der lutherischen in nichts unterschied. Ein reform. Theolog, Sam. Maresius (1648), war es auch, der zuerst den Namen theologia dogmatica gebrauchte, welcher seit Buddeus auch bei den Lutheranern die frühern Benennungen loci theologici, theologia thetica oder positiva verdrängte. Das orthodoxe Lehrsystem wurde in der luth. Kirche durch Martin Chemnitz, Hafenreffer, Hutter, Joh. Gerhard, König, Calov, Quenstedt, Baier und Hollaz, in der reformierten durch Alstedt, Wendelin, Maccovius, Maresius und Gisb. Voëtius ausgebildet. Eine freiere Gestaltung der D., welche Calixt zur Blütezeit der luth. Scholastik noch vergeblich versuchte, wurde seit Ende des 17. Jahrh. durch die Pietisten (s. d.) angebahnt, die statt auf dogmatische und symbolische Korrektheit der Lehre vielmehr auf ihre praktische Bedeutsamkeit und biblische Einfachheit Gewicht legten. In der reform. Kirche bezeichnete die Föderaltheologie des Coccejus (gest. 1669) den Übergang von der Scholastik zu einer mehr biblischen Theologie. Im 18. Jahrh. begann danach überall die Auflösung der alten D. durch die fortgeschrittene Exegese und geschichtliche Kritik in Verbindung mit der durch den engl. Deismus und die Wolffsche Philosophie angebahnten «Aufklärung». Nicht bloß die Rationalisten, sondern auch die Supernaturalisten gaben eine Lehrbestimmung der alten Symbole und Dogmatiker nach der andern preis, während sie die einfache Bibellehre, oder was sie dafür hielten, allein gelten lassen wollten. Der Rationalismus, dessen vornehmste Vertreter Henke, Eckermann, Wegscheider und Bretschneider waren, reduzierte die kirchlichen Dogmen auf die sog. moralischen Wahrheiten und unterwarf die Lehren der Schrift und der Symbole der Prüfung der Vernunft. Die Grundsätze der Kantschen Philosophie wurden besonders durch Tieftrunk, die Hegelsche Spekulation durch Daub und Marheinecke auf den prot. Lehrbegriff übergetragen.

Die Hegelsche Schule rühmte sich, die kirchliche Vorstellung zum Begriff zu erheben und dadurch Glauben und Wissen zu versöhnen. Da sie zwischen Religion und religiöser Vorstellung nicht unterschied, so konnte es nicht fehlen, daß vom Hegelschen Standpunkte aus zuletzt mit der ungenügenden kirchlichen Vorstellungsform auch der gesamte christl. Glaubensinhalt selbst auf rein philos. Begriffe zurückgeführt und eben dadurch als solcher vollständig aufgehoben wurde. Dies ist die epochemachende Bedeutung der Straußschen Glaubenslehre. Allein schon Schleiermacher hatte in seinem «Christl. Glauben» (1821) jene Zusammenwerfung von Religion und religiöser Vorstellung gründlich bekämpft und in den Dogmen nur reflexionelle Aussagen über die thatsächliche Bestimmtheit des frommen Selbstbewußtseins erkannt, daher die Aufgabe der Glaubenslehre lediglich diese sei, den Inhalt der christl. Glaubenserfahrung zu beschreiben, während alles, was dem Lehrsystem angehöre, der schärfsten wissenschaftlichen Kritik unterzogen werden müsse. Das Neue Testament kam auf diesem Standpunkte ebenso wenig wie die Bekenntnisschriften als bindende Lehrnorm, sondern nur als urbildliche Darstellung des christl. Selbstbewußtseins in Betracht. Erst hierdurch wurde es möglich, das prot. Recht der freiern wissenschaftlichen Forschung auch in der D. vollständig zur Geltung zu bringen, ohne doch den unmittelbar religiösen Glaubensgehalt selbst darüber zu verlieren.

Zunächst freilich hatte das Auftreten von Strauß die Losung zu einem allgemeinen kirchlichen Rückzuge gegeben, und Schleiermachers Theologie selbst galt nur als die Brücke, auf welcher man aufs bequemste zum Kirchenglauben zurückkehren zu können meinte. Während noch De Wette, Hase und Rückert den Rationalismus religiös, ästhetisch und philosophisch zu vertiefen suchten, zogen sich Nitzsch und Beck auf die biblische D. zurück, und die sog. Vermittelungstheologie versuchte Schleiermacher und Hegel mit den Bibel- und den Bekenntnisschriften in Eins zu setzen. Die namhaftesten Dogmatiker dieser Richtung sind Twesten, Peter Lange, Martensen und Liebner. Noch enger an das luth. Dogma schließen sich Hofmann, Thomasius, Luthardt, Kahnis und Frank (in Erlangen) an. In Philippis kirchlicher Glaubenslehre langte sodann die luth. Reaktionsbewegung bei der alten Scholastik vollständig wieder an. Dagegen haben Chr. H. Weiße, Schenkel, Rothe, A. Schweizer und Lipsius an die Schleiermachersche Unterscheidung von Religion und Dogma wieder angeknüpft und, unbekümmert um das neuaufgerichtete Autoritätswesen, an der Fortentwickelung der kirchlichen Lehre auf Grund der religiösen Erfahrung, aber im Einklange mit der modernen Bildung und Wissenschaft, gearbeitet. Auch die jüngere Hegelsche Schule lenkte mit Biedermann, Lang und Pfleiderer in dieselbe Bahn wieder ein, während die Ritschlsche Schule den Kantschen Moralismus, wenn auch verhüllt durch kirchliche Redensarten, wieder erneuerte. Im Gegensatz zu der orthodoxen Forderung, die D. an das kirchliche «Bekenntnis», d. h. nicht sowohl an

ſen Gehalt, als vielmehr an die zeitge- bedingten Vorſtellungsformen der Be- riften und an das im kirchlichen Dogma trübe Gemengſel religiöſer und meta- Sätze zu binden, geht die neuere auf chers Grundſätzen weiter bauende Theo- allem darauf aus, Religion und Meta- lich zu ſcheiden und von dem wirklichen Erfahrungsgehalte jene bunte Menge enter Ausſagen über Gott und göttliche zuſondern, welche nur den Schein eines zeugen, in Wahrheit aber das Haupt- einer Verſtändigung zwiſchen der Theo- der nichttheol. Wiſſenſchaft bilden.

. Kirche iſt infolge ihres ſtrengen Autori- s von den neuern Bewegungen auf dem D. nur wenig berührt worden. Zu An- 9. Jahrh. haben allerdings die Gegen- upernaturalismus und Rationalismus e kath. Dogmatiker eingewirkt, doch wur- Reſtauration alle freiern Regungen all- eder unterdrückt. Die Baaderſche Philo- auf die D. geringen Einfluß geübt, die Verſuche der Hermesſchen und Gün- Philoſophie, das kath. Lehrſyſtem durch ation neu zu unterbauen, erlagen der dammung. Die namhafteſten Dogma- euern Zeit ſind der geiſtvolle, das kath. elſach idealiſierende Möhler, Klee und der rrone in Rom. Vgl. Herrmann, «Ge- r proteſtantiſchen D. von Melanchthon rmacher» (Lpz. 1842); Gaß, «Geſchichte antiſchen D.» (4 Bde., Berl. 1854—67); eſchichte der prot. Theologie» (3 Bde., -75); Heppe, «D. des deutſchen Prote- im 16. Jahrh.» (3 Bde., Gotha 1857); «Die prot. Centraldogmen in ihrer Ent- innerhalb der reform. Kirche» (2 Bde., —56); Schwarz, «Zur Geſchichte der ologie» (Lpz. 1856; 4. Aufl. 1869).

tiker ſind im Sinne der Einteilung, t hinſichtlich der Methode für die Cha- der philoſophiſchen Syſteme als dogma- tiſche oder kritiſche eingeführt hat, ſolche n, welche, von der axiomatiſchen Be- gewiſſer angeborener «Ideen» oder ausgehend, eine Erkenntnis nicht nur rungswelt, ſondern auch der dahinter unerfahrbaren «überſinnlichen» Welt ge- können meinen. Dazu gehören im Alter- , in der neuern Zeit Descartes, Spi- iz und Wolff.

tismus, ſ. unter Dogma.

tolatrie (grch.), blinde Anhänglichkeit gma.

ngeſchichte, die wiſſenſchaftliche Dar- geſchichtlichen Entwickelungsganges der ubenslehre. Das einheitliche Prinzip wickelung iſt das religiöſe Prinzip des ns, oder die chriſtl. Heilsidee, wie die- hlich in der Kirche erkannt und zum Teil en Schwankungen und innern Kämpfen sgeprägt worden iſt. Die einzelnen Mo- hriſtl. Heilsidee, in einzelnen lehrhaften niedergelegt, ſind die Dogmen, welche mmer nur vereinzelt und zum Teil unter edenartigen Einflüſſen, daher nicht ſelten widerſprechend, ſich ausgebildet haben. hung der Dogmen wirkten immer zwei Momente zuſammen, das unmittelbare religiöſe Bewußtſein als ſolches oder die eigentümliche Grundbeſtimmtheit der Frömmigkeit in irgendeiner beſtimmten Beziehung, und die von der jedesmaligen «Weltanſchauung» mehr oder minder abhängige Reflexion über die im unmittelbaren Bewußtſein als ſolchem enthaltene religiöſe Erfahrung. Die Veränderung und Fortbildung der Dogmen iſt daher einerſeits durch die innere Entwickelung des religiöſen Erfahrungsgehalts als ſolchen, andererſeits durch die Geſamtentwickelung der geiſtigen Bildung einer Zeit überhaupt und des philoſ. Denkens insbeſondere bedingt. Sofern aber auch in einer und derſelben Zeit nicht bloß verſchiedene Formen des frommen Bewußtſeins, ſondern auch verſchiedene geiſtige Richtungen und wiſſenſchaftliche Bildungsſtufen nebeneinander beſtehen, muß die D. nicht bloß die allmähliche Umgeſtaltung, ſondern auch die Mannigfaltigkeit nebeneinander geltend gemachter dogmatiſcher Anſchauungen, namentlich ſofern ſie von verſchiedenen Teilkirchen und Sekten ausgebildet worden ſind, entwickeln. Während die D. früher nur beiläufig in der Dogmatik und beſonders in der Kirchengeſchichte abgehandelt wurde, ward ſie in neuerer Zeit zu dem Range einer ſelbſtändigen Wiſſenſchaft erhoben. Sie iſt vorzugsweiſe von Proteſtanten bearbeitet worden; dagegen hat ſie in der kath. Kirche, weil dieſe in der D. die Einheit des Glaubens gefährdet ſieht, keine Berechtigung. Nachdem durch Erneſti, Semler, Beck u. a. die Bahn gebrochen war, unternahm die Bearbeitung derſelben in größerer Ausführlichkeit zuerſt Münſcher im «Handbuch der chriſtlichen D.» (4 Bde., Marb. 1797—1809). Hatte dieſes Werk die kritiſche Prüfung und Sichtung des Stoffs zum Hauptzwecke, ſo verſuchte demnächſt Baumgarten-Cruſius in ſeinem «Lehrbuch der D.» (2 Bde., Jena 1831—32) und in ſeinem noch überſichtlichern «Kompendium der chriſtlichen D.» (Abteil. 1, Lpz. 1840) den Stoff zu einer gegliederten Einheit zu verarbeiten. Außer den bereits erwähnten Schriften ſind noch die Lehrbücher von Münſcher (Marb. 1811; 4. Aufl. von Neudecker, Kaſſ. 1838), Engelhardt (2 Bde., Erlangen 1839), Hagenbach (2 Bde., Lpz. 1840—41; 5. Aufl. 1867), Meier (Gieß. 1840), Thomaſius (2 Bde., Erlangen 1874—76) und vor allen von Baur (Tüb. 1847; 3. Aufl. 1867) und Fr. Nitzſch (Bd. 1, Berl. 1870), ſowie die dogmengeſchichtlichen Vorleſungen von Gieſeler (herausg. von Redepenning, Bonn 1855), Neander (herausg. von Jakobi, 2 Bde., Berl. 1857), Baur (herausg. von F. F. Baur, 3 Bde., Lpz. 1865—67) und Landerer (herausg. von Zeller, Heilbronn 1881) zu nennen.

Dognácska (lies Dognáhtſchka), Marktflecken im ungar. Komitat Kraſſó-Szörény, an einem rechtsſeitigen Zuflüßchen des Karas, mit (1880) 3306 deutſchen und rumän. E., die ſich größtenteils mit Bergbau auf Kupfer und Silber, dann mit Marmorbruch und in den Eiſenhämmern und Hüttenwerken beſchäftigen. Die Umgebung iſt ſehr waldreich und gebirgig.

Dohle, eine zur Gattung Rabe (Corvus) aus der Abteilung der Kegelſchnäbler gehörige Vogelart, welche im Syſtem den Namen Dohlenrabe (**Monedula turrium**) führt und unter den deutſchen Rabenarten die kleinſte iſt, da ſie kaum die Größe einer Taube und etwa eine Länge von 21 cm hat. Sie unterſcheidet ſich von den andern Raben durch den kurzen, ſtarken, oben wenig gebogenen Schnabel,

ist schwarz, am Unterleibe schwarzgrau, am Oberhalse aschgrau und am Grunde des Halses beiderseits mit einem glänzend weißgrauen Flecken gezeichnet. Sehr selten sind weißgefleckte und ganz weiße Abarten. Die D. finden sich in Europa und Asien häufig, wo sie gesellschaftlich nisten und besonders gern auf Türmen und andern hohen Gebäuden wohnen. Sie wandern im Spätherbst nach Süden und kehren zeitig im Frühjahr wieder. Sie lernen, wenn ihnen die Zunge gelöst worden ist, einzelne Worte vernehmlich nachsprechen, auch die Töne mancher andern Tiere nachahmen, und nützen vielfach durch die Vertilgung von Insekten, Insektenlarven, nackten Schnecken, Feldmäusen u. dgl., welche ihnen zur Nahrung dienen. Die gezähmten D. haben mit Raben, Elstern und Hähern die Gewohnheit, glänzende Sachen wegzutragen und zu verstecken, gemein. Die 4—5 Eier der D. sind blaugrünlich, schwarzbraun und aschgrau getüpfelt. Die Nestjungen ähneln im Geschmacke jungen Tauben.

Dohle bezeichnet einen Wasserabzugskanal kleinern Ausmaßes unter Straßen, Eisenbahnen und andern Erdbauten. (S. Durchlaß.)

Döhlen, Dorf im Königreich Sachsen, Regierungsbezirk Dresden, Amtshauptmannschaft Dresden-Altstadt, im Plauenschen Grunde, 1 km im SW. von Pottschappel, Sitz eines Amtsgerichts, mit (1880) 2194 E., ist der Mittelpunkt der großen Steinkohlengewinnung im Plauenschen Grunde. Außer den Steinkohlengruben bestehen hier Eisengießerei und Maschinenfabrikation, Gußstahlfabrik, Schwefelsäure-, Thonwaren-, Glasfabrik, Gasanstalt. Die verbundenen Güter Zauckerode, Weißig und D. sind wegen ihres Kohlenreichtums vom Staate angekauft. Unter Zauckerode beginnt der seit 1817 bestehende kostbare, elliptisch gewölbte, 5864 m lange Erbstollen, welcher bei Briesnitz ausmündet.

Döhler (Theod.), Klaviervirtuos, geb. 20. April 1814 zu Neapel, erhielt den ersten Klavierunterricht von seinem Vater, der aus Berlin stammte, dann von Jul. Benedict, kam 1829 nach Wien, wo Czerny und Sechter ihn unterrichteten. Mit 17 Jahren wurde er Kammervirtuos des Herzogs von Lucca und begleitete denselben auf Reisen. Seit 1836 fand er auf Kunstreisen in Deutschland, England, Frankreich, den Niederlanden und Rußland lebhaften Beifall durch sein technisch vollendetes, vom feinsten Geschmack getragenes Spiel, wie durch seine dankbaren und eleganten Kompositionen (von denen namentlich eine Tarantella und das Notturno in Des populär geworden sind). D. starb zu Florenz 21. Febr. 1856.

Dohm (Christian Konr. Wilh. von), Staatsmann und Historiker, geb. zu Lemgo 11. Dez. 1751, der Sohn eines prot. Predigers daselbst, besuchte das dortige Gymnasium und studierte seit 1769 in Leipzig die Rechte und Geschichte. Nachher arbeitete er eine Zeit lang unter Basedow zu Altona und nahm 1773 die Stelle eines Hofmeisters der Söhne des Prinzen Ferdinand, Bruders Friedrichs II., an. Allein schon nach sechs Monaten zog er sich zurück und ging 1774 nach Göttingen. Hier gründete er mit Boie das «Deutsche Museum», zu welchem er auch später, als er die Mitredaction aufgegeben hatte, noch manche treffliche Beiträge lieferte. Nachdem er 1776 die Professur der Finanzwissenschaft und Statistik am Carolinum zu Braunschweig erhalten hatte, wurde er 1779 in Berlin als Geh. Archivar und Kriegsrat beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Friedrich II. ernannte D. 1786 zum klevelschen Direktorialgesandten im Westfälischen Kreise und zum bevollmächtigten Minister am kurkölnischen Hofe, in welcher Stellung ihn Friedrich Wilhelm II., unter Erhebung in den Adelstand, nach seinem Regierungsantritte bestätigte. Seine Bemühungen zur friedlichen Beilegung der Unruhen zu Aachen und Lüttich blieben zwar ohne Erfolg, doch bewiesen sie, gleich der von ihm verfaßten Schrift: «Die Lütticher Revolution im J. 1789» (Berl. 1790), wie sehr ihm das Wohl dieser Länder am Herzen lag. Infolge des Eindringens der Franzosen mußte auch D. im Dez. 1792 aus Köln flüchten. Er wurde dann zu mehrern diplomatischen Sendungen benutzt, später mit Regulierung der Verhältnisse jener Gebietsteile, welche Preußen im Lunéviller Frieden erwarb, beauftragt und erhielt 1796 die Direktion des niedersächs.-westfäl. Konvents in Hildesheim, wo über die Ausführung der bewaffneten Neutralität in Norddeutschland beraten wurde. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. ernannte ihn dessen Nachfolger 1797 zu seinem Gesandten bei dem Friedenskongreß zu Rastatt neben dem Grafen Görz und dem Freiherrn von Jacobi; nach dem Ende des Kongresses mußte er wieder, wie schon vorher, das mühsame Verpflegungsgeschäft der Truppen des Neutralitätskordons übernehmen. Hierauf wurde ihm die Organisation der verwickelten Verhältnisse der mediatisierten Reichsstadt Goslar und 1804, nach Beendigung dieses Geschäfts, die Präsidentschaft der eichsfeld-erfurtischen Kriegs- und Domänenkammer zu Heiligenstadt übertragen. Im Dez. 1806 begab er sich von seinem Posten aus mit einer ständischen Deputation nach Warschau, wo er von Napoleon das Versprechen der Milderung der Kriegslasten erlangte und die Zersplitterung des Landes unter zwei franz. Gouvernements abwendete. Durch den Tilsiter Frieden 1807 als Beamter an das neue Königreich Westfalen gebunden, ließ sich D. zur Teilnahme an der Gesandtschaft nach Paris bestimmen, die den neuen König begrüßen mußte. Nach seiner Rückkehr wurde er im Dez. 1807 zum Staatsrat und schon im Februar darauf zum westfäl. Gesandten am dresdener Hofe ernannt. Doch nahm er im April 1810 seine Entlassung und zog sich auf sein Gut Pustleben bei Nordhausen zurück, wo er 29. Mai 1820 starb. Unter D.s Schriften verdienen Erwähnung: «Geschichte des bayr. Erbfolgestreits» (Frankf. 1779), «Über den deutschen Fürstenbund» (Berl. 1789), besonders aber «Denkwürdigkeiten meiner Zeit» (5 Bde., Lemgo 1814—19). Vgl. Gronau, «Biographie D.s» (Lemgo 1824).

Dohm (Ernst), humoristischer Schriftsteller, geb. 24. Mai 1819 zu Breslau, studierte in Berlin und Halle Theologie und Philosophie, bekleidete dann eine Hauslehrerstelle zu Berlin und wurde später Mitarbeiter an verschiedenen belletristischen Zeitschriften, namentlich an Gubitz' «Gesellschafter» und dem «Magazin für die Litteratur des Auslandes». Bei Begründung des Witzblattes «Kladderadatsch» im J. 1848 schon als Mitarbeiter an demselben thätig, übernahm er Anfang 1849 die Redaction desselben, welche er seitdem ununterbrochen leitete. Außerdem hat sich D. als Verfasser einiger Lustspiele («Ihr Retter», «Der Trojanische Krieg», Berl. 1864) und die «Sekundenbilder. Ungereimte Chronik» (Berl. 1879) bekannt gemacht. Auch hat er Lafontaines «Fabeln» ins

Deutsche übertragen (illustriert von Doré, Berl. 1876). D. war einer der schlagfertigsten Vertreter der polit. Satire in Deutschland. Er starb 5. Febr. 1883 in Berlin.

Seine Gattin, **Hedwig D.**, geb. zu Berlin 20. Sept. 1833, hat einige Schriften über die Frauenfrage, wie z. B. «Der Jesuitismus im Hausstande» (Berl. 1873), «Die wissenschaftliche Emancipation der Frau» (Berl. 1874), «Der Frauen Recht und Natur» (Berl. 1876) und mehrere Lustspiele («Die Ritter vom goldenen Kalb», «Ein Schuß ins Schwarze», «Der Seelenretter», «Vom Stamm der Asra») veröffentlicht.

Dohme (Rob.), Kunsthistoriker, geb. 17. Juni 1845 zu Berlin, studierte drei Jahre lang Architektur, um sich dann der Kunstgeschichte zu widmen. Er promovierte 1868 mit der Schrift «Die Kirchen des Cistercienserordens in Deutschland» (Lpz. 1869). Im J. 1869 wurde er zum Bibliothekar des Kaisers Wilhelm berufen und trat 1874 auch in den praktischen Staatsdienst zunächst als Direktorialassistent der Nationalgalerie. In dieser Stellung griff er als Redacteur des «Jahrbuchs der Preußischen Kunstsammlung» thätig mit ein in die Bewegung, welche von der berliner Kunstverwaltung ausging, und den mächtigen Aufschwung der dortigen Kunstsammlungen herauffführte. Er veröffentlichte unter anderm: «Das königl. Schloß in Berlin» (40 Tafeln nebst einer baugeschichtlichen Studie, Lpz. 1875—76), sowie mehrere größere Aufsätze und Abbildungswerke zur Geschichte der Architektur. Im Verein mit andern Fachgenossen gab er heraus: «Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit» (Bd. 1—6, Lpz. 1876 fg.).

Dohna (alt Donin), Stadt im Königreich Sachsen, Regierungsbezirk Dresden, Amtshauptmannschaft Pirna, an der Müglitz, 11,8 km von Dresden, 3 km im SW. von Mügeln, in 171 m Höhe angenehm gelegen, mit (1880) 2249 E., welche Lampenfabrikation, Strohflechterei, bedeutende Schlächterei und Viehhandel betreiben. Die alte Stammburg der Burggrafen von D. auf dem Schloßberge wurde schon 1402 geschleift. Vom 14. bis 16. (1572) Jahrh. war hier ein berühmter Schöppenstuhl, das Dohnische Mal- und Ritterding, wo sogar das Ausland oft Urteile einholte. Die Stadt ist nach dem Brande 1813 neu aufgebaut.

Dohna, altes Dynastengeschlecht, welches schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. mit dem Burggrafentum D. bei Pirna in Sachsen belehnt war und bereits im 13. Jahrh. sehr bedeutende Güter besaß. Schon zur Zeit Karls d. Gr. soll Stadt und Burg D. bestanden haben; letztere, von welcher nur noch geringe Trümmer übrig sind, wird 1107 in Urkunden erwähnt. Nachdem beide von Markgraf Wilhelm von Meißen 1402 zerstört worden waren, wandte sich die Familie nach Schlesien, der Lausitz und Böhmen. Die noch blühenden Linien stammen von Heinrich von D., von dessen Söhnen Christoph die Schlesische und Stanislaus die Preußische Linie stiftete. Der **Schlesischen Linie** gehörte an Graf **Abraham II. von D.**, einer der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit, welcher 1613 starb. Sein Sohn, **Karl Hannibal von D.**, gest. 21. Febr. 1633, ein gleich eifriger Katholik wie sein Vater, wurde von Kaiser Ferdinand II. zu den wichtigsten Unterhandlungen gebraucht. Der Dichter Opitz war Sekretär bei ihm. Mit seinem Enkel Karl Hannibal II. erlosch 1711 die Schlesische Linie. Bis auf diese Zeit nannten sich die D. stets nur «Burggrafen und Herren zu D.» Erst durch Kaiser Ferdinand III. 1648 wurden sie in des Heiligen Römischen Reichs Grafenstand erhoben.

Stifter der **Preußischen Linien** war Burggraf **Stanislaus zu D.**, dessen Nachkommen sich gegen die Mitte des 16. Jahrh. dem Protestantismus zuwandten. Sein Enkel, **Fabian von D.**, geb. 1550, nahm an einem Feldzuge des Königs Stephan von Polen teil, trat dann in des Pfalzgrafen Johann Kasimir Dienst, begleitete diesen im Kriege in den Niederlanden und führte 1587 und 1591 deutsche Hilfsheere dem König Heinrich von Navarra (nachmals Heinrich IV.) zu. Nach seiner Rückkehr nach Preußen wurde er vom Kurfürsten Joachim Friedrich zum Oberstburggrafen von Preußen ernannt. Er starb unverehelicht 1622. Von seines Bruders, des Grafen Achatius (gest. 1619), Söhnen stammen die noch blühenden Linien des Hauses D. ab, und zwar von Fabian II. (geb. 1577, gest. 1631) die Lauckische und Reichertswaldische, von Christoph, dem jüngern, die Schlobittensche und Schlodiensche Linie. Die Majoratsherrschaften Lauck, Reichertswalde, Schlobitten-Pröckelwitz und Schlodien-Carwinden wurden 15. Okt. 1840 zur Grafschaft D. erhoben und die jedesmaligen Besitzer derselben sind seit 12. Okt. 1854 erbliche Mitglieder des preuß. Herrenhauses. A. Die ältere (Fabiansche) Hauptlinie, welche noch in dem Zweige **D.-Lauck** besteht, wird durch den Grafen **Friedrich von D.**, geb. 11. Juni 1844, Majoratsherr auf Lauck, vertreten, während ein zweiter Zweig, D.-Reichertswalde, 1878 erloschen ist. B. Die jüngere Hauptlinie wurde von Graf **Christoph von D.** (geb. 1583, gest. 1637) begründet. Seine Nachkommen stifteten die beiden Speziallinien D.-Schlodien und D.-Schlobitten, welche noch in Blüte stehen.

Ahnherr der Linie **D.-Schlodien** war Graf **Christoph von D.-Schlodien**, geb. 2. April 1665 auf Schloß Coppet am Genfersee, gest. 11. Okt. 1733, preuß. General der Infanterie, Wirkl. Geh. Staats- und Kriegsrat, 1689 Kommandeur des aus franz. Emigranten gebildeten Regiments im Feldzuge gegen Ludwig XIV., 1698 und 1699 Gesandter in London, seit 1716 verabschiedet auf seinen Gütern lebend. Er ist Verfasser der «Mémoires originaux sur le règne et la cour de Frédéric Ier, roi de Prusse» (Berl. 1833). Vgl. Voigt, «Des Grafen Christoph von D. Hof- und Gesandtschaftsleben» in Raumers «Histor. Taschenbuch» (1853). Die Söhne des Grafen Christoph wurden Stifter der Unterlinien: 1) **Schlodien und Carwinden**, begründet vom Grafen Karl Florus von D. (gest. 1765), gegenwärtig vertreten durch den Grafen **Karl von D.**, geb. 29. Sept. 1814, Majoratsherr auf Schlodien und Carwinden; 2) **Kotzenau**, begründet vom Grafen **Wilhelm von D.**, gest. 1749, preuß. Generallieutenant, gegenwärtig repräsentiert von Graf **Wilhelm von D.**, geb. 10. Jan. 1841. — Ahnherr der Linie **D.-Schlobitten** war Graf **Alexander von D.**, geb. 25. Jan. 1661 zu Schloß Coppet am Genfersee, der Bruder Christophs, des Stifters der Linie D.-Schlodien. Derselbe wurde 1691 kurbrandenb. Staatsminister, 1695 Generallieutenant und später Oberhofmeister des Kurprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm I. Seit 1713 Feldmarschall, starb er 25. Febr. 1728. — Sein Sohn, Graf **Alexander Ämilius von D.**, starb bei Soro

30. Sept. 1745 den Heldentod. — Dessen Enkel, Graf **Friedrich Ferdinand Alexander von D.-Schlobitten**, preuß. Staatsminister, geb. 29. März 1771 auf Schloß Finkenstein in Preußen, machte in Frankfurt a. O., Göttingen und auf der Handelsschule zu Hamburg seine Studien und bewies als Kammerdirektor zu Marienwerder 1806 und 1807 große Energie. Er ermöglichte vorzugsweise die andauernde Verteidigung der Weichselfestungen, welche er rechtzeitig verproviantiert hatte. D. wurde 1808 an Stelle Steins Minister des Innern, führte viele Reformen, z. B. die Städteordnung, die neue Organisation der Staatsbehörden u. s. w. durch und schied 1810 aus dem Staatsdienste. Erst 1812 erschien er wieder im öffentlichen Leben und wirkte mit großem Eifer als Generallandschaftsdirektor zur Erweckung des Patriotismus. Er gehörte zu den Männern, welche die preuß. Landwehr ins Leben riefen. Kurz zuvor hatte ihn der König zum Civilgouverneur der Provinz Preußen ernannt. Er starb 21. März 1831. Vgl. Voigt, «Leben D.s» (Lpz. 1833). — Graf **Karl Friedrich Emil von D.**, Bruder des vorigen, preuß. Feldmarschall und Oberstkämmerer, geb. 4. März 1784, trat 1798 in die preuß. Armee, zeichnete sich im Feldzuge von 1807 aus und stand später den Männern nahe, die für Preußens und Deutschlands Befreiung wirkten. Als Preußen gegen Ende 1811 das Bündnis mit Frankreich gegen Rußland schließen mußte, nahm D. den Abschied und ging nach Rußland, kämpfte bei Borodino und half die Konvention zwischen York und Diebitsch (30. Dez. 1812) abschließen. Bei Errichtung der Russisch-Deutschen Legion erhielt er deren 2. Husarenregiment, das er 1813 und 1814 ruhmvoll führte, trat 1815 in preuß. Dienste zurück und wurde 1839 kommandierender General des 2., 1842 des 1. Armeekorps, 1848 bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum General der Kavallerie, nahm 1854 den Abschied, den er als Generalfeldmarschall erhielt, und starb 21. Febr. 1859. — Haupt der Linie D.-Schlobitten ist Graf **Richard von D.**, geb. 6. April 1807, Majoratsherr auf Schlobitten und Pröckelwitz, Landhofmeister im Königr. Preußen, erbliches Mitglied des Herrenhauses.

Dohnen, Schlingen von Pferdehaaren zum Fangen von Drosseln; dieselben werden an Bäumen mittels Ruten befestigt, an welchen sich eine Lockspeise befindet.

Dohrn (Karl Aug.), Entomolog, geb. 27. Jan. 1806 zu Stettin, studierte in Berlin die Rechte, gab aber die jurist. Laufbahn bald auf und widmete sich dem Kaufmannsstande. Seit 1831 machte er große Reisen durch Europa, Nordafrika und Südamerika und übernahm, 1838 nach Stettin zurückgekehrt, die Stellvertretung in der Direktion einer Zuckersiederei. Außerdem war er litterarisch thätig und veröffentlichte 1840—44 vier Bände Übersetzungen span. Dramen, sowie drei Hefte schwed. Lieder. Nachdem er 1840 dem in Stettin gegründeten Entomologischen Verein, dem ersten in Deutschland, beigetreten war, widmete er sich mit großem Eifer der Käferkunde, übernahm 1843 das Präsidium des Vereins, sowie die Redaction der Zeitschrift desselben und gab seit 1846 auch die «Linnaea entomologica» heraus. Seine eigene Käfersammlung erweiterte er zu einer der bedeutendsten Privatsammlungen von ca. 40000 Arten. Im J. 1859 wurde er in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt, wo er sich der Fraktion Vincke anschloß.

Dohrn (Heinrich), Mitglied des Deutschen Reichstags, Sohn des vorigen, geb. 16. April 1838 in Braunschweig, studierte in Bonn, Zürich und Berlin Naturwissenschaften, unternahm dann gleichfalls größere Reisen in Europa, Afrika und Amerika zu wissenschaftlichen Zwecken, machte sich einen Namen als Konchyliolog und gehörte zu den Begründern des Pommerschen Museums in Stettin. In den Jahren 1874—79 war er Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses für den Wahlkreis Randow-Greifenhagen, 1874—78 und von neuem seit 1881 Mitglied des Reichstags als Vertreter des Wahlkreises Ückermünde-Usedom-Wollin. D. gehörte früher der nationalliberalen Fraktion, seit 1880 der Liberalen Vereinigung an.

Dohrn (Anton), Zoolog, Bruder des vorigen, geb. 29. Dez. 1840 zu Stettin, studierte in Königsberg, Bonn, Jena und Berlin Zoologie und habilitierte sich 1867 als Privatdocent in Jena. Seine litterarisch-wissenschaftliche Thätigkeit erstreckte sich auf Entomologie, die er systematisch und embryologisch behandelte; auf mehrern Reisen an die deutschen, engl. und Mittelmeerküsten bearbeitete er die Meereskrustaceen. Im J. 1870 ging er nach Neapel und legte den Grund zur dortigen Zoologischen Station, welche unter seiner Leitung in 10 Jahren zu dem größten zoolog. Laboratorium erwachsen ist, welches existiert. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Der Ursprung der Wirbeltiere und das Prinzip des Funktionswechsels» (Lpz. 1875), worin die bisher geltende Annahme von der Herkunft der Wirbeltiere von Amphioxus und Ascidien bestritten ward; «Monographie der Pantopoden des Golfs von Neapel» (1881) und «Studien zur Urgeschichte des Wirbeltierkörpers» (1882), enthaltend weitere Ausführungen der Ideen, die im «Ursprung der Wirbeltiere u. s. w.» niedergelegt sind.

Doit, s. Duit.

Dokēten (vom grch. δοκεῖν, d. h. scheinen) hießen in der alten Kirche alle Anhänger solcher Lehrmeinungen, welche die wirkliche Menschheit Christi irgendwie beeinträchtigten. Hatte schon das philosophierende Heiden- und Judentum die Theophanien und Engelerscheinungen dadurch erklärt, daß es die Himmlischen momentan oder nur scheinbar Körper annehmen ließ, so wendete dies die christl. Gnosis auf das in Jesus erschienene Göttliche um so mehr an, je weniger man dieses Göttliche in enger und wesentlicher Verbindung mit einem materiellen Leibe, als dem Sitze des Bösen, sich denken konnte. Man erklärte daher die Menschheit Christi entweder, wie Kerinth, für eine zwar wirklich irdische, aber nicht zu seinem Wesen gehörige, sondern nur momentan angenommene, oder, wie Saturnin, bloß für Schein, oder, wie die Valentinianer, für einen vom Himmel stammenden, sei es aus «geistigem», sei es aus «seelischem» Stoffe gewebten Körper, nur mit sinnlichem Scheine. Alle häretischen Gnostiker waren feinere oder gröbere D., mit Ausnahme derer, die, wie Karpokrates, Christus nur in die Kategorie weiser Menschen stellten. Im Anfange des 3. Jahrh. wird ein gewisser Jul. Cassianus in Alexandria als Stifter einer eigenen Doketensekte erwähnt, welche eine Abart der Valentinianer (s. Valentin) war. Doketische Anschauungen fanden sich früher auch bei kath. Kirchenlehrern, namentlich bei den Alexandrinern und späterhin bei den Anhängern der Apollinaris, welche die Menschheit Christi nicht vollständig anerkannte, und des Eutyches, der sie ganz

von der Gottheit verschlungen werden ließ. Aber auch die orthodoxe Lehre von den zwei Naturen in Christi Person kann sich der doketischen Konsequenzen nicht erwehren, da eine wahre und volle Menschennatur nur bei einer wesentlich menschlichen, nicht aber bei einer ewigen göttlichen Person denkbar ist.

Dokimasie, im alten Athen die Prüfung der Befähigung zur Ausübung öffentlicher Ämter. So wurde bei der Aufnahme unter die Epheben der junge Bürger in einer Versammlung der Gaugenossen geprüft, ob er auf väterlicher und mütterlicher Seite von Bürgern abstamme und die zum Kriegsdienst nötige körperliche Reife besitze. Ferner mußten sich alle Beamten vor ihrem Amtsantritt einer Prüfung unterwerfen, die sich jedoch nicht auf ihre wirkliche Befähigung zu dem Amt, welche bei allen Bewerbern als selbstverständlich vorausgesetzt wurde, bezog, sondern auf ihre echt bürgerliche Abkunft, ihren Wandel, bei einzelnen Ämtern auch auf ihr Vermögen. Die Prüfung fand öffentlich statt, und jeder Anwesende konnte Einwendungen geltend machen. Der Zurückgewiesene hatte das Recht, an die Entscheidung eines Gerichtshofs zu appellieren, andererseits stand auch im Falle der Bestätigung seitens der prüfenden Behörde jedem, der die Bestätigung nicht für gerechtfertigt hielt, die Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens zu.

Über D. oder Dokimastische Methode, Teil der analytischen Chemie, s. Probierkunst.

Dokkum, offiziell Dockum, eine mit Wällen und Gräben umgebene Stadt in der niederländ. Provinz Friesland, in fruchtbarer Gegend, liegt 19 km im NO. von Leeuwarden und 7,5 km von der Nordsee an der Ee und am Dokkumer-Diep, welches die Stadt gegen O. mit der Lauwerzee verbindet und bei der Flut für die größten Seeschiffe fahrbar ist. Sie hat zwei Kirchen, ein schönes, mit einem Turm und Glockenspiel geziertes Stadthaus und 4482 E., welche Schiffbau, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Töpferei, Cichorienfabrikation, sowie Woll-, Rindvieh-, Butter- und Käsehandel treiben. — D. ist nach Stavoren der älteste Ort Frieslands und bestand schon zur Zeit der Merowinger als Hauptort des Gaues Ostoraêche (Hostraga, Ostergau). In der Nähe wurde 755 Bonifacius mit mehrern seiner Schüler von den heidnischen Friesen erschlagen. In fränk. Zeit erscheint D. unter dem Namen Doccinga, Dockynchirica und Tochingen, während der ältern deutschen Kaiserzeit als Dochingen. Die Spanier eroberten und verbrannten 1572 die Stadt; 10 Jahre später bemächtigten sich die Niederländer derselben wieder, worauf sie befestigt wurde. Die kanalisierte Ee verbindet die Stadt mit Leeuwarden. Die dokkumer «Nieuwe Zylen» sind das größte Schleusenwerk der Provinz, eine Schöpfung des Hydrotechnikers Wilh. Lore aus Leeuwarden, dem hier ein Gedenkstein gesetzt worden ist.

Doktor bedeutet im Lateinischen ursprünglich Lehrer. Eine Art Ehrentitel wurde es bereits im 12. Jahrh., wo mehrere Scholastiker mit auszeichnenden rühmenden Beiwörtern diese Benennung erhielten. So wurde Thomas von Aquino Doctor angelicus oder communis, Bonaventura D. seraphicus, Alexander von Hales D. irrefragabilis, Duns Scotus D. subtilis, Roger Baco D. mirabilis, Wilh. Occam D. singularis, Gregorius von Rimini D. authenticus, Joh. Gerso D. christianissimus, Thom. Bradwardin D. profundus, Anton Andreä D. dulcifluus genannt. Nachdem auf den Universitäten das Wort lange Zeit ebenfalls einen Lehrer bezeichnet hatte, wurde daraus der Name einer Würde, zu welcher nur das Kollegium der Lehrer selbst erheben oder promovieren konnte. Diese Promotionen kamen gleichfalls im 12. Jahrh. zu Bologna auf, und bald nachher erteilten die Kaiser den Universitäten ausdrücklich das Recht, unter ihrer Autorität und in ihrem Namen Doctores legum zu ernennen. Diesem Beispiele folgten die Päpste und verliehen in der Absicht, das Studium des kanonischen Rechts zu befördern, ihrerseits denselben das Privilegium, Doctores canonum et decretalium zu ernennen. Die Universität zu Paris soll um 1231 zuerst Doktoren der Theologie kreiert haben, worauf alsdann auch Doctores medicinae oder physicae, grammaticae, logicae aliarumque artium, auch der Notariatskunst (notariae) üblich wurden. Es galt diese Würde für den höchsten akademischen Grad, zu welchem man nur erst nach erfolgter Erlangung des Baccalaureats und der Licentiatenwürde aufsteigen konnte. Übrigens war ursprünglich vom 11. bis 13. Jahrh. in Italien und Frankreich Magister (s. d.) und D. ganz gleichbedeutend, nur daß besonders der letztere Titel dort sehr bald in großes Ansehen kam. Auf den deutschen Universitäten nannten sich anfangs die Theologen lieber Magistri; doch schon im 14. Jahrh. fügten sie den Titel Doctor mitunter hinzu. Im Beginn des 15. Jahrh. dagegen unterschied man nach dem Beispiele der Universität zu Prag ziemlich konsequent Doctores juris und medicinae und Magistri theologiae und philosophiae.

In neuerer Zeit ist nach und nach der Doktortitel als akademischer Grad für alle Fakultäten allgemein gebräuchlich geworden. In Deutschland vergaben die Kaiser früher auch oft selbst die Würde durch ihre Hofpfalzgrafen, die freilich oft sehr Unwürdige zu D. kreierten. Da die von Hofpfalzgrafen erteilten Diplome mit angehängtem Siegel in einer Kapsel (bulla) enthalten waren, so nannte man zum Unterschiede von den schulgerechten (rite promoti) die auf diese Weise Promovierten Bullendoktoren (doctores bullati). Der D. stand reichsgesetzlich über den bloßen Adeligen und war dem Ritter gleich. Die Doktorpromotion, d. h. die Erhebung zum D., erfolgt durch den Dekan der betreffenden Fakultät entweder nach vorher bestandener Prüfung (examen rigorosum) und nach Einreichung einer über einen gelehrten Gegenstand geschriebenen Dissertation, welche auf einigen Universitäten noch öffentlich verteidigt werden muß, oder auch ehrenhalber (honoris causa) bloß per diploma (durch Diplom). Die Rangordnung der D. richtet sich nach der der Fakultäten, zu welchen sie gehören. Zu Oxford und Cambridge und neuerdings auch auf deutschen Universitäten werden ausnahmsweise D. der Musik kreiert.

Doktor ist auch ein Ehrentitel der Kirchenväter (Doctores ecclesiae). Doctores gemarici heißen die jüd. Gelehrten, welche in der Gemara, Doctores mischniaci diejenigen, welche in der Mischna erwähnt werden; beide werden auch Doctores thalmudiaci genannt.

Doktrin (lat.), Lehre, Wissenschaft, auch Lehrfach. Die Ausdrücke doktrinär, Doktrinarismus wendet man häufig im übeln Sinne an, indem man darunter ein pedantisch-schulmeisterliches, die gegebenen Verhältnisse nicht berücksichtigendes,

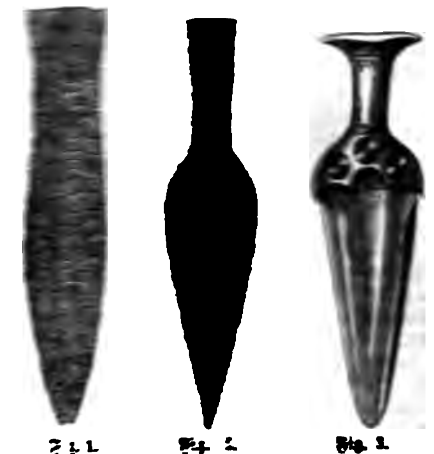


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.

[illegible] im sog. Steinalter vor, geschlagen aus Feuerstein und am Griff bisweilen mit dem Fischgrätenmuster ornamentiert (s. vorstehende Fig. 1 und 2). Mannigfaltiger in der Form erscheint ein

llzeit aus Bronze gegossen, der Griff ent-
eichfalls aus diesem Metall, dann in der
genietet und nicht selten verziert (s. Fig. 3),
einer langen Griffzunge mit Holz, Horn
in verschalt; diese Bekleidung ist indes
er in den Gräbern u. s. w. vermodert. In
wingerzeit bildet ein Messer (althochdeutsch
gelsächs. seax), dessen starker Rücken, sich
wärts biegend, in die Schneide verläuft,
en gerade Klinge am Ende die Spitze in
e zeigt, den Übergang vom Dolch zu dem
en Kurzschwert, dem Scramasax. Bei
ptern, Hebräern und Assyrern entwickelte
D. durch reiche Beschläge an Griff und
u einer Prunkwaffe, besonders wurde der
ern zu einem Tierkopfe mit symbolischer
ng gestaltet. Die Perser, Meder und Sky-
zen einen eigentümlichen, kurzen, geraden
κης) an einem Bandelier, welches um den
befestigt war, sodaß er auf den rechten
herunterhing. Zu Hissarlik (Troja) fand
nn einen silbernen D., den er für eine Cere-
affe hält, und auf der Akropolis von My-
n solchen von Bronze. Der Gebrauch des
e in Griechenland neben dem Schwert erst
lgemeiner als selbständige Waffe, bei den
oniern auch als kurzes, etwas gekrümmtes
ξυήλη). In Rom wurde es erst seit Vespa-
ch, neben dem Schwerte auch einen D. zu
und zwar an der rechten Seite, während
der linken hing. Bei dem Kaiser, dem
us praetorio, den Kriegsobersten und
ten galt er (pugio genannt) als Zeichen
t über Leben und Tod. In der Hand des
nörders hatte der D. die Benennung sica.
ben wurde das einschneidige Messer (sax)
D. mit einer Parierstange nur sehr all-
erdrängt, bei den Sachsen und überhaupt
erhielt sich jenes noch lange, während
uch ein Teil der eigentlich ritterlichen Be-
und, wie das Schwert, an einer Kette,
on von der rechten Brustseite herabhing,
wurde. Die Franzosen nannten ihn auch
rde, weil man den im Zweikampf zu Boden
Gegner, falls er nicht um Gnade bat,
töten pflegte. Auch vornehme Frauen
jener Zeit den D., aber nur als Zier,
el, sogar die Bischöfe, die nicht selten in
en Zeiten den Krummstab mit dem Schwert
ten und sich in die Ritterkleidung hüllten.
erschwand der D. für den Kriegsgebrauch,
neoffiziere führen ihn noch; als Mordwaffe
dagegen dient er noch immer, namentlich
n und Spanien, wie er auch in Asien
er den Malaien, hier gewöhnlich schlangen-
nd Kries genannt) vielfach üblich ist.

oder **Dolce** (Carlo), bekannter Maler, geb.
1616 in Florenz, wo er in Armut aufwuchs
streng religiöse Erziehung genoß, die großen
owohl auf seine künstlerische Thätigkeit als
n weichen Charakter ausübte. Mit neun
am er in das Atelier des Jacopo Vignali,
asch entfaltetes Talent viele Gönner fand,
Mitglieder des Hauses Medici. Der Maler
osellí, zu dem D. sich dann begab, förderte
en ansehnlich. Zugleich wandten sich zahl-
stliche und fromme Bruderschaften an den
chtigen Künstler, welcher fast ausschließlich
bilder fertigte. Im J. 1646 wurde er in die Akademie seiner Vaterstadt aufgenommen, zu welchem Zweck er das Bildnis des Künstlermönches Fra Fiesole gemalt hatte. D.s Art, heilige Gestalten zu malen, fand außerordentlichen Beifall, das Süße, Weiche der Köpfe, die träumerisch-wehmütige Stimmung seiner Marien und Magdalenen entsprach dem Geschmacke des Zeitalters ebenso sehr als der elegante Vortrag, mit dem er dieselben darzustellen verstand. Dem Verlangen seiner Besteller folgend beschränkte er sich allmählich auch auf eine gewisse Anzahl beliebter Motive, welche in seinen Gemälden stets wiederkehren. Dieses eifrige und gewinnbringende Schaffen des Malers wurde indes nicht selten durch seine stets zunehmende Schwermut gestört, in der er zuweilen gänzlich an seinem Können verzweifelte und sich mit den Seinen dem Elend preisgegeben wähnte. In seinem 60. Jahre wurde er nach Innsbruck berufen, um dort das Porträt der Braut Kaiser Leopolds I., Erzherzogin Claudia Felicitas, zu malen. Nach seiner Rückkehr wuchs sein Leiden immer an, bis es fast in Verstandesschwäche überging. Er war fast nie aus Florenz entfernt und starb daselbst 17. Jan. 1686. D. hat nur Ölgemälde hinterlassen, deren Mehrzahl die Galerie Pitti bewahrt (darunter der reuige Petrus, St. Andreas vor dem Martyrium im Gebet versunken). Eins seiner edelsten Werke ist die orgelspielende heil. Cäcilie in Dresden, Herodias mit dem Haupte des heil. Johannes und Christus, das Brot segnend (ebendaselbst). Eine Madonna mit dem Kinde, eine mater dolorosa und die Allegorie der Aufrichtigkeit befinden sich in der kaiserl. Galerie zu Wien, endlich besonders viel Gemälde in engl. Sammlungen. — Seine Tochter Agnese war ebenfalls eine tüchtige Malerin; sie kopierte besonders die Originale ihres Vaters. Sie starb schon 1680.

Dolcian oder Dulcian war der Name des Fagotts im 16. und 17. Jahrh., sowohl des Soloinstruments wie auch des entsprechenden Orgelregisters.

Dolcino (Fra), s. unter Apostoliker.

Dolcissimo (ital., Superlativ von dolce), musikalische Bezeichnung für möglichst weich und zart.

Dolde (umbella), s. unter Blütenstand, Bd. III, S. 205a, und Tafel dazu, Fig. 28 u. 32.

Doldengewächs nennt man in der Botanik im weitern Sinne alle Pflanzen, deren Blüten in Dolden angeordnet sind. Im engern Sinne versteht man unter D. diejenigen Pflanzen, welche zur Familie der Umbelliferen (s. d.) gehören.

Doldentraube oder Ebenstrauß (corymbus), s. unter Blütenstand, Bd. III, S. 205a, und Tafel dazu, Fig. 23.

Dôle (La), einer der höchsten Gipfel des schweiz. Jura, erhebt sich 12 km nordwestlich von Nyon im Kanton Waadt unweit der franz. Grenze zwischen dem Dappenthale und der nördlich vom Genfersee sich ausbreitenden Hochebene zu 1678 m Höhe über dem Meere. Die Kette der D. beginnt am Col de la Faucille (1323 m), dessen Straße Genf und das Pays de Gex mit dem Dappenthal verbindet, und erstreckt sich in nordöstl. Richtung etwa 12 km lang bis zum Col de St.-Cergues (1262 m), über welchen die Straße von Nyon am Genfersee in das Dappenthal führt. Der südwestl., franz. Teil der Kette bildet ein breites wellenförmiges Hochplateau mit Alpweiden und Nadelwäldern bedeckt; im nordöstl. Teile wird das Gebirge rauher und höher

15 Tagen die Krim, weshalb er den Beinamen Krimskij erhielt. Er starb 10. Febr. 1782. — Jurii Wladimirowitsch D., geb. 13. Nov. 1740, war ebenfalls unter Katharina II. General, zeichnete sich in den Kriegen gegen die Türken und Polen durch Tapferkeit und Energie aus und starb 20. Nov. 1830. Seine Memoiren erschienen 1840 in Moskau. — Peter Petrowitsch D., geb. 1777, begleitete Alexander I. auf dem Feldzug von 1805. Sein Bruder Michail befehligte in Finland 1808 als Generallieutenant ein Armeekorps. Er fiel in der Schlacht 15. Okt. 1808. — Als Dichter hat Iwan Michailowitsch D., geb. 1764, gest. 1823, sich einen sehr geachteten Namen gemacht. Auch seine 1788 begonnenen Memoiren sind anziehend und lesenswert. Alexei D. war 1828—33 Justizminister. Nikolai D., früher Generalgouverneur von Litauen, starb 1847 als Generalgouverneur von Kleinrußland. Dessen Bruder, Wasilii D., Generaladjutant und General der Kavallerie, war 1849—56 Kriegsminister und wurde dann Chef der Gensdarmerie und der dritten Abteilung der kaiserl. Privatkanzlei (Polizeiminister), legte dieses Amt indessen zufolge des auf das Leben des Kaisers gerichteten Attentats vom 16. (4.) April 1866 nieder und starb 18. Jan. 1868 zu Petersburg.

Peter Wladimirowitsch D. machte sich zuerst durch eine Geschichte seiner Familie («Skasania o rodje knjasei D.», Petersb. 1840) und eine Sammlung russ. Genealogien (Petersb. 1840—41) bekannt, denen er in franz. Sprache eine «Notice sur les principales familles de la Russie» (Brüss. 1843; 2. Aufl., Berl. 1857) folgen ließ, die ihm die Ungnade des Kaisers Nikolaus zuzog. Er wurde nach Wjatka verbannt, erhielt jedoch später die Erlaubnis, nach Petersburg zurückzukehren, wo er sich der Ausarbeitung eines großen russ. Adelslexikons («Russkaja rodoslownaja kniga», 4 Bde., 1854—57) widmete. Durch seine in Frankreich veröffentlichte Schrift «Vérité sur la Russie» (Par. 1860; deutsch von Wachler, 2 Bde., Sondersh. 1861—62) zog er sich ewige Verbannung aus Rußland zu. Zugleich sah er sich in einen Verleumdungsprozeß mit dem Fürsten Woronzow verwickelt, der vor dem pariser Gerichtshof geführt ward. Er starb 17. Aug. 1868 zu Bern. Seine teils in russ., teils in franz. Sprache veröffentlichten Schriften sind fließend und elegant geschrieben, entbehren aber jedes tiefern Gehalts und sind bezüglich ihrer Daten über russ. Zustände durchaus unzuverlässig. In seinen «Mémoires» (2 Bde., Genf 1867—71) ist besonders die Beleuchtung interessant, in der viele hervorragende Zeitgenossen erscheinen.

Dolgoruky (Katharina Michailowna), Fürstin Juriewskaja, die zweite Gemahlin des Kaisers Alexander II. (s. d.), mit welcher dieser sich 31. Juli 1880 vermählte, gehört nicht dem Hause Dolgoruki, sondern dem neuen Geschlecht Dolgorukow an; ihre Familie steht daher in gar keiner Beziehung zu dem alten Geschlecht der Dolgoruki. Sie veröffentlichte unter dem Pseudonym Victor Laferté: «Alexandre II. Détails inédits sur sa vie intime et sa mort» (Basel, Genf u. Lyon 1882).

Dolhain, fabrikreicher Ort in der belg. Provinz Lüttich, an der Vesdre, in der Nähe von Verviers und an der Eisenbahn Verviers-Lüttich, malerisch am Fuße des Bergs gelegen, auf welchem die Stadt Limburg (s. d.) sich ausbreitet, und mit dieser zu einer polit. Gemeinde verbunden, zählt 1170 E. Etwa 5 km davon befindet sich das 1869—78 ausgeführte großartige Wasserwerk, genannt Le Barrage de la Gileppe, wodurch der Stadt Verviers für ihre Tuchfabriken der stets zunehmende Bedarf von kalkfreiem Wasser gesichert worden ist.

Doliche, alte Stadt in der syr. Landschaft Kommagene, mit warmen Bädern und einem Tempel des Zeus Dolichenos; vielleicht das heutige Aintab.

Dolichokephälen (grch.), Geschöpfe, insbesondere Menschen mit langem Schädel, s. unter Brachykephalen.

Dolichos *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt gegen 20 Arten, die vorzugsweise in den wärmern Gegenden Afrikas, Asiens und Australiens wachsen. Es sind niederliegende krautartige Gewächse oder auch windende Halbsträucher mit dreizähligen Blättern und violetten oder weißen Blüten. Von mehrern Arten dieser Gattung werden die den Bohnen ähnlichen Samen und Hülsen gegessen. In Deutschland sind die Früchte bekannt unter dem Namen Fasel oder Dolichosbohne, in Südeuropa, z. B. in Italien, in Portugal, werden einige Arten angebaut, so die sog. Riesenfasel, D. sesquipedalis *L.*, die in Südamerika einheimisch ist und deren Hülsen bedeutende Dimensionen erlangen; sie werden oft über 30—40 cm lang. In Ostindien wird die dort einheimische Art, D. biflorus, im großen kultiviert, da die Samen gutes Viehfutter geben und die jungen Hülsen als Gemüse genossen werden.

Dolichos hieß bei den altgriech. Wettspielen der Dauer- oder Langlauf. Er wurde in derselben Laufbahn abgehalten, in der der einfache (δρόμος) und Doppellauf (δίαυλος) stattfand. Die Strecke, welche beim D. zu durchlaufen war, wird verschieden angegeben (7, 12, 20 und 24 Stadien). Die letzte Angabe scheint die zuverlässigste zu sein, da der D. immer als eine ungeheuere Leistung sowohl in der Schnelligkeit als in der Ausdauer betrachtet wurde. Bei dieser Annahme war daher im D. mehr als eine halbe Meile oder gegen 4000 m zu durchlaufen.

Dolichosbohne, s. unter Dolichos.

Doliman, langes Oberkleid der Türken, über den Hüften mittels eines Shawls gegürtet.

Dolina, Stadt im südöstl. Teile von Galizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, die drei Gerichtsbezirke umfaßt. Die Stadt, an der von Stryj nach Stanislau ziehenden Straße und an der Albrechtsbahn gelegen, zählt (1880) 3236, als Gemeinde 7596 E., teils polnischer, teils ruthenischer Nationalität, deren Haupterwerb neben den städtischen Gewerben in der Feldwirtschaft besteht. In der Umgebung wird auf Salz gegraben und besteht eine größere Ziegelei.

Dolinen, s. unter Erdfall.

Döll (Friedr. Wilh. Eugen), Bildhauer, geb. in Hildburghausen 1750, studierte, vom Herzog Ernst von Gotha unterstützt, seit 1770 in Paris unter Houdon, dann acht Jahre lang in Italien, besonders in Rom, wo Winckelmann großen Einfluß auf ihn ausübte. Sein erstes Werk von Bedeutung war Winckelmanns Denkmal im Pantheon zu Rom. Nach seiner Rückkehr aus Italien erhielt er die Aufsicht über die herzogl. Kunstkammer und die Antikengalerie in Gotha. Hier wurde er Stifter einer Kunstschule, welche unter seiner Leitung vieles Treffliche

hat. Unter seinen Werken, welche tiefes
t der klassischen Werke der alten Kunst
ind die bedeutendsten: die Basreliefs in
bahn zu Dessau; eine große Gruppe:
Liebe und Hoffnung, in der Hauptkirche
urg; Leibniz' Denkmal zu Hannover, Les-
nkmal zu Wolfenbüttel und das Keplers
sburg; Büsten von R. Mengs und Weiße.
als Professor der Bildhauerkunst zu Gotha
1816.

(Joh. Veit), einer der trefflichsten Medail-
ar königl. sächs. sowie preuß. Hofgraveur,
wurde 2. Febr. 1750 zu Suhl in Thürin-
ren und starb daselbst 15. Okt. 1835.

r (entstanden aus dem deutschen Thaler)
ünzeinheit, nach welcher gesetzlich seit dem
1792 in den Vereinigten Staaten von
allgemein gerechnet wird. Als Rechnungs-
ilt sich der D. (der ursprünglich Unit, d. i.
heißen sollte) in 100 Cents; der Name
$\frac{1}{1000}$ des D. ist nicht in allgemeinen Ge-
kommen. Als Silbermünzstück hatte der
glich fast genau den Wert des alten span.
, des sog. Säulendollar (da die Säulen
ules auf dem Revers standen), welcher bis
s hauptsächlichste Zahlmittel in den brit.-
Kolonien gebildet hatte. Nach dem ersten
etz vom 2. April 1792 wurden der Silber-
nd seine Teilstücke in einer Feinheit von
Tausendteilen und der ganze D. in einem
von 416 engl. Troygrän oder 26,9564 g,
in einem Feingewicht von 371¼ Troy-
r 24,0566 g ausgemünzt. Nach dem Ge-
18. Jan. 1837 wurden die gedachten
im der Feinheit von 900 Tausendteilen
igt, der ganze D. 412½ Troygrän oder
schwer, somit ganz im vorherigen Fein-
und Werte, welcher letztere 1,4434 nord-
Thlr. (1 Thlr. 13,3 Sgr.) = 2,5259 Fl.
1⅝ Kr.) süddeutsche Währung = 4,3302
Goldmark (diese Mark zu ⅓ Thlr. gerech-
,1651 Fl. österr. Währung betrug. Das
m 21. Febr. 1853 führte mit 2. Juni 1853
währung ein, und damit trat der Silber-
sofern in die Stellung einer bloßen Han-
e, als er von da an wesentlich für den
mit den Nachbarländern geprägt wurde,
1872 geschah.

oßer Mißgriff war ein im J. 1878 erlasse-
s, gemäß dessen seit dem März des genann-
res wiederum ganze Silberdollars (sog.
rd Dollars, d. h. Normaldollars, zum
ede von den nachher zu erwähnenden
.) ausgemünzt werden, indem jenes Gesetz
nzminister angewiesen hat, monatlich für
Golddollars Silber in Barren anzukaufen,
twas über 2300000 Standard D. geprägt
nebst Silberscheidemünzen und Trade D.).
kehr weist aber diese D. beharrlich zurück;
Okt. 1881 waren 100672705 Stück der-
usgemünzt, wovon aber 66576378 im
t lagerten, wohin sie bald alle zurückkeh-
rend aber der Rest zum größten Teil nicht
uf war, sondern sich in den National-
ls Depositum befand; was davon an Be-
s. w. ausgezahlt wird, gelangt sofort
s Zahlung für Zölle u. s. w. in den Bun-
Ein Teil jener Summen dient als Deckung
ener sog. Silbercertifikate, welche Obliga-
tionen zum Zwecke von Zollzahlungen Nehmer finden. In Neuyork sieht man überhaupt Metallgeld nicht; im Großhandel sind Checks, im Kleinhandel Staatspapiergeld und Banknoten die beliebtesten Zahlungsmittel. Schon im Juli 1879 waren die Standard D. dem Goldgelde gegenüber um etwa 13 Proz. entwertet.

Der einfache Golddollar als Münzstück wurde schon infolge des Gesetzes von 3. März 1849 geprägt, und zwar 900 Tausendteile fein und 25⅗ Troygrän oder 1,6718 g schwer, also im Feingewicht von 1,5046 g, wonach sein Wert 4,1979 deutsche Mark ist. Von Stücken mehrfacher D. werden solche zu 10 D. (einfache Eagles, s. d.), 5 D., 2½ D., ferner seit 1849 solche zu 20 D. und seit 1853 Stücke zu 3 D. gemünzt. Der einfache Golddollar hat sich nicht als ein passendes Münzstück bewährt und wird daher für den Verkehr nicht mehr geprägt. Das erwähnte Münzgesetz von 1853 machte die Silberstücke zu ½ D. und darunter zu Scheidemünzen, und sie wurden durch dasselbe im Werte etwas verringert. Eine neue Silberdollar-Sorte entstand durch das mit 1. April 1873 in Kraft getretene Gesetz vom 12. Febr. 1873: der Trade Dollar (Handelsdollar), eine Nachahmung des alten span. Silberpiasters und noch um ein Weniges besser als dieser. Der Trade D. hat das Gewicht von 420 Troygrän oder 27,2156 g, die Feinheit von 900 Tausendteilen und demnach ein Feingewicht von 378 Troygrän oder 24,4940 g, folglich den Wert von 4,4089 deutschen Mark (die Mark zu ⅓ vorigen norddeutschen Thlr. gerechnet) oder 2,2015 Fl. österr. Silberwährung. Dieses Münzstück, welches übrigens nur von Juli 1873 bis April 1878 ausgeprägt wurde, und zwar im Gesamtbetrage von 26015300 Trade D., war nicht für den einheimischen Umlauf bestimmt (es überragt an Wert den frühern gewöhnlichen Silberdollar um $1\frac{9}{11}$ Proz.), sondern wurde für Private angefertigt und sollte im Handel mit Ostasien mit dem alten span. und dem mexik. Piaster in Konkurrenz treten. Diesen Zweck hat dasselbe erreicht, indem es in China und Japan die gedachten Piaster zum Teil verdrängte. Die im Inlande in Umlauf gewesenen Trade D. wurden umgetauscht und umgeprägt; sie waren hier immer unbeliebt gewesen und erlitten im Frühjahr 1879 in Neuyork 3 Proz. Verlust gegen Goldmünze. Von dem Metalldollar der Vereinigten Staaten muß der Papierdollar (Dollar Currency) unterschieden werden. Das Papiergeld des Landes besteht in Staatspapiergeld und Privatpapiergeld, letzteres in den Noten der sehr zahlreichen Banken. Die Noten der Nationalbanken (s. Banken, II, 449, und Banknoten, II, 451) werden bei ihren Garantien im allgemeinen dem Staatspapiergeld gleichgehalten. Das seit 1861 ausgegebene Unionspapiergeld ist jetzt die einzige gesetzliche Währung in der Union, nur Californien ausgenommen, wo die reine Goldvaluta herrscht, doch müssen in der ganzen Union die Einfuhrzölle von 5 D. Betrag in Metallgeld entrichtet werden, und auch die Zinsen der Nationalschuld werden in Goldwährung bezahlt. Seit der bald nach dem Beginn des 1861 ausgebrochenen Bürgerkriegs eingetretenen Suspension der Einlösung (im Jan. 1862) trat dieses Papiergeld in Verlust gegenüber dem Metallgelde, welcher Verlust 11. Juli 1864 das Maximum von 185 Proz. erreichte (100 D. Gold = 285 D. Papiergeld) und

Ausdruck zu geben. Ein bestimmtes «Dolmenvolk» hat indes niemals existiert.

Vgl. von Bonstetten, «Essai sur les dolmens» (Genf 1865); Joly, «Der Mensch vor der Zeit der Metalle» (Bd. 46 der «Internationalen wissenschaftl. Bibliothek», Lpz. 1880); J. Fergusson, «Rudestone monuments in all countries» (Lond. 1872).

Dolmetscher, s. unter Dragoman.

Dolo, Stadt in der ital. Provinz Venedig, Distrikt D., 21 km westlich von Venedig, schön gelegen an beiden Ufern der Brenta, da, wo der Brentone sich abzweigt, an der Eisenbahn Verona-Venedig, ein lebhafter Ort von (1881) 6331 E., mit stattlicher Kirche, Mühlen, Schleusen, Werften und besuchten Märkten. Eine schöne Brücke führt über die Brenta.

Dolomieu (Déodat Guy Silvain Tancrède Gratet de), Geolog und Mineralog, geb. 24. Juni 1750 zu Dolomieu in der Dauphiné, wurde noch als Kind in den Malteserorden aufgenommen und trat mit dem 18. Jahre sein Noviziat an. Weil er einen seiner Kollegen im Duell getötet hatte, mußte er neun Monate im Gefängnis zubringen, verließ dann, um sich wissenschaftlichen Studien widmen zu können, den Waffendienst des Ordens und begleitete 1777 den Bailli Rohan nach Portugal. Im folgenden Jahre bereiste er Spanien, dann Unteritalien und die Pyrenäen. Nachdem er 1789 und 1790 die Gebirge Italiens, Tirols und Graubündens durchforscht, kehrte er 1791 nach Frankreich zurück, wo er auf dem Lande lebte. Nach dem 9. Thermidor begann er aufs neue geolog. Reisen in Frankreich, stets zu Fuß, den Hammer in der Hand und den Sack auf dem Rücken. D. wurde 1796 zum Ingenieur und Professor an der Bergschule und bei Errichtung des Instituts zu dessen Mitgliede ernannt. Die Expedition nach Ägypten bot ihm eine willkommene Gelegenheit, dieses Land zu besuchen; allein bald sah er sich durch die Lage, in welche die Armee in Ägypten geriet, in Unthätigkeit versetzt. Im März 1799 schiffte er sich wieder nach Frankreich ein; unterwegs bekam aber das Fahrzeug einen Leck, sodaß man nur mit Not Tarent erreichte. Hier behandelte man die Mannschaft als Kriegsgefangene, da Frankreich mit Neapel damals im Krieg begriffen war, und D. wurde in Messina zwei Jahre in Gefangenschaft gehalten. Nachdem er 1801 seine Freiheit erlangt, erhielt er zu Paris den Lehrstuhl der Mineralogie am Museum der Naturgeschichte. Im Herbst 1801 unternahm er eine Reise in die Gebirge der Schweiz, Savoyens und des Dauphiné, auf welcher er zu Châteauneuf 26. Nov. 1801 starb. Er hat zahlreiche Denkschriften und wichtige kleinere Schriften geliefert. Hervorzuheben sind: «Voyage aux îles de Lipari» (Par. 1783), «Mémoire sur le tremblement de terre de la Calabre» (Rom 1784), «Mémoires sur les îles Ponces» (Par. 1788), «Philosophie minéralogue» (1802) u. a. Nach D. ist der Dolomit (s. d.) benannt.

Dolomit (nach dem franz. Mineralogen Dolomieu genannt), auch Bitterkalk oder Braunspat, ist die Bezeichnung für ein Gestein und zugleich auch für das Mineral, aus welchem dasselbe in seiner normalen Beschaffenheit besteht. Das Mineral D. krystallisiert rhomboëdrisch-hexagonal, isomorph mit dem Kalkspat, und ist chemisch eine Verbindung von kohlensaurem Kalk und kohlensaurer Magnesia, meist zu je 1 Molekül. Äußerlich läßt sich das Dolomitgestein oft kaum von dem Kalkstein, dem bloß aus kohlensaurem Kalk bestehenden Aggregat von Kalkspatindividuen,
etwas härter und etwas schwerer als
braust auch in derben Stücken,
mit kalter Chlorwasserstoffsäure auf.
gestein, welches normal aus 54,35 Proz.
und 45,65 Proz. Magnesiumcarbonat
setzt ist, bildet bald statuenmarmor
ähnliche, deutlich krystallinische,
oolithische und cavernöse Varietäten
und tritt einerseits schon im Gebiet
stallinischen Schiefer, andererseits
mentären Formationen jedweden
reichlichsten entwickelt im Devon,
der Trias und dem Jura, vielfach
höhlenreichen Felsformen mit
ähnlichen Konturen (Gegend von
Liebenstein in Thüringen, von
Streitberg in der Fränkischen Schweiz,
lich berühmten, wildgestalteten
im Fassa- und Ampezzothal).
man in vielen dieser Ablagerungen
rallenriffe zu erblicken. Andere D.
lich gewöhnliche Kalksteine gewesen,
fuhr einer Lösung von doppeltkohlen
eine Umwandlung erlitten, oder sie sind
magnesiahaltigen Kalksteinen entstanden,
durch atmosphärische, kohlensäurehaltige
das Kalkcarbonat teilweise ausgelaugt
Magnesiacarbonat erheblich
Zwischen dem D. und dem Kalkstein
dolomitischen Kalksteine,
Magnesia und mehr Kalk besitzen als der
D. und eine sehr weite Verbreitung haben.

Dolomitalpen (südtiroler), s. u. Alpen

Dolon-Nor (d. h. die sieben Seen)
ma-miao (d. h. Lamaklöster), chines.
südöstl. Mongolei, im Gebiet der
im Lande Keschikten, etwa 244 km
Peking, auf einem sandigen Plateau
ches der zum Schang-tu gehende
sert, hat gegen 30000 E. und ist ein
delsentrepot der östl. Mongolei. Eine
delsstraße verbindet D. mit Chalar,
900 km im NNO. liegt. Die Chinesen
hier ihr Getreide, den Tabak, die
Zaumzeug, Schmuck, Waffen u. s. w.
mongol. Ochsen, Pferde und Hammel.
berühmt wegen seiner Metallgießereien
nete Statuen aus Kupfer, Eisen und
von hier durch die ganze Mongolei,
und fast alle buddhist. Länder erhalten
großen Werkstätten ihre Götzenbilder,
u. s. w. Der mongol. Teil der Sta
zwei großen Klöstern mit 2000 Lamas

Dolopen, im Altertum ein Gebirgs
griechenland, welches namentlich a
des südl. Pindus und nördlich von
bis zum mittlern Acheloos, aber
Thessalien hinein bis zum Othrys
Obwohl zur delphischen Amphiktyo
spielen sie gar keine histor. Rolle un
den Antigoniden zu Macedonien
nach des Königs Perseus Sturz ab
unter den benachbarten Ätolern auf

Dolor (lat., Mehrzahl Dolores)
lores partus oder parturient
wehen.

Dolōre (ital.), Schmerz; co
doloroso, schmerzlich.

(lat.), die Schmerzensreiche; **Mater** ildliche Darstellung Marias, der Mut- Schmerzgefühl über die Leiden ihres

erbrechen, s. unter Dolus.
.), das Wollen eines rechtswidrigen, den Erfolgs, kommt im Civil- wie in nächster Beziehung und Gegenüber- lpa (s. d.) oder Fahrlässigkeit vor. Die ten Wirkungen des D. äußern sich im der Lehre von den Verträgen und dem e. Gegenüber diesem dolus malus, gehaftet wird (dolus semper praesta- an von dolus bonus, sofern man sich idrige Verletzungen durch erlaubte List cht oder in fremde Rechte aus höhern Moral, Humanität u. s. w. eingreift. t heißt D. der widerrechtliche, speziell ung eines Verbrechens gerichtete Wille; solchen Willen begangenen Verbrechen oſe Verbrechen. Dieser Wille kann ne Richtung, entweder auf das be- lich begangene Verbrechen haben (do- tus) oder auf eins von mehrern mög- ndeterminatus, eventualis, alterna- ann ferner in überlegter Absicht sich lus praemeditatus) oder in heftiger ung gefaßt werden (dolus repentinus, dolus). Die Ansicht, es gebe einen , dem zufolge für den Fall, daß je- verbrecherischen Handlung seine Ab- haben glaubt, während in Wirklich- eine für gleichgültig gehaltene Hand- sichtigte Erfolg eintritt, stets die uch der spätern (erst erfolgreichen) D. stattfinden müsse, ist gegenwär- Hier ist vielmehr nicht ein vollende- lediglich ein versuchtes Verbrechen im ten mit einem kulposen Delikt (viel- r einer zufälligen Verletzung) anzu- e im Civilrecht strenge Erfordernisse des D. aufgestellt werden, so sollte Strafrecht den überrest der frühern oli fallen lassen und nicht mit dem sehen, es könne ein schlimmer Erfolg heinlicherweise aus einem Thun oder lgen, sich begnügen, wo straffällig nur nes solchen Erfolgs ist. Im letztern nan von eventuellem D. Einen hier- nen sog. indirekten D., den man früher nahm und wohl auch Culpa dolo de- nte, hat die neuere Wissenschaft rich- Verbindung von D. und Culpa er- versteht darunter den Fall, wenn in ines an sich verbrecherischen Zwecks ndenem D.) fahrlässigerweise ein nicht schwereres Verbrechen hervorgebracht Geßler, «Begriff und Arten des D.» Meyer, «Lehrbuch des deutschen Straf- fl., Erlangen 1882); Berner, «Lehr- tschen Strafrechts» (12. Aufl., Lpz. ner, «Das gemeine deutsche Straf- 1881).

, ein korrumpierter Ausdruck nach nto dolce, war früher als «Flûte llbekanntes Instrument, ist jetzt aber bräuchlich, ausgenommen in den Or- sanfte Flötenstimme noch diesen Na- Vgl. **Dolcan.**)

Dolzig, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Schrimm, 15 km südlich von Schrimm, unweit mehrerer Seen, zählt (1880) 1616 E., welche Spiritusfabriken unterhalten.

Dolzig, Dorf in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Sorau, mit 380 E.; das dabei gelegene Rittergut D. kaufte Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, dessen Sohn Ernst Günther jetzt Besitzer des Gutes ist. Auf dem Schlosse daselbst wurde Prinzessin Auguste Victoria (seit 27. Febr. 1881 Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen) geboren.

D. O. M., röm. Tempelinschrift, Abkürzung für Deo Optimo Maximo, d. h. dem besten, höchsten Gott (nämlich Jupiter, geweiht).

Dom (ecclesia cathedralis, ecclesia major) heißen die Kathedralkirchen, d. h. diejenigen, in welchen die Kathedra (der Stuhl) der Bischöfe und Erzbischöfe steht; sie sind die Hauptkirchen des ganzen Sprengels und zeichnen sich durch Großartigkeit der baulichen Anlage aus. Mit ihnen ist stets ein Kapitel von Domherren (canonici regulares) verbunden, an dessen Spitze ein Propst und ein Dechant stehen. Doch werden auch die Kirchen der sog. Unter- oder Kollegiatstifter, d. h. Kirchen, mit denen ein Kollegium von Kanonikern verbunden ist oder war, häufig D. genannt, z. B. zu Goslar, Zeitz, Erfurt, Halle u. s. w. Das Wort lautet mittelhochdeutsch tuom, später Thum, Tum, Thumb. In Süddeutschland hat man statt dessen häufig die Bezeichnung Münster (Straßburg, Konstanz u. s. w.), ursprünglich (monasterium) nur für Kloster- oder Stiftskirchen, namentlich bei den Reichsnonnenstiftern (Essen, Herford u. s. w.), doch auch für größere Pfarrkirchen (Ulm, Freiburg i. Br.). Der Gebrauch des Wortes D. im Sinne von Kuppel oder Kuppelkirche ist in Deutschland ganz modern (erst seit etwa dem letzten Viertel des 18. Jahrh.) und lehnt sich an das franz. dôme (mittellat. doma, ital. duomo, span. dombo) an. Der Ursprung sowohl des deutschen Wortes D. als des franz. dôme ist nicht ganz klar. Gewöhnlich führt man beide auf das lat. domus zurück, welches schon früh im Mittelalter im Sinne von Gotteshaus vorkommt. Da das charakteristische Merkmal größerer Gotteshäuser (lat. domus) des ältern christl. und roman. Baustils die Kuppel war, so blieb auch für die Zukunft dem franz. dôme die Bedeutung von Kuppel, Kuppelkirche.

Dom, der höchste Gipfel der Mischabelhörner (s. Monte-Rosa) im schweiz. Kanton Wallis, erhebt sich als scharfkantige Firnpyramide 18 km nördlich von der Dufourspitze des Monte-Rosa zwischen dem Nikolai- und dem Saasthal zu 4554 m Höhe über dem Meere. Nach O. gegen den Feegletscher und das Saasthal stürzt der Berg mit schroffen Glimmerschieferwänden ab, westlich senken sich gegen das Nikolaithal der Festi- und der Kiengletscher. Mit seinen Nachbarn, dem Täschhorn (4498 m) im S. und dem Nadelhorn (4334 m) im N., ist er durch hohe vergletscherte Kämme verbunden, deren tiefste Sättel das Domjoch (4268 m) und das Nadeljoch (4167 m) sind. Die Aussicht des Gipfels wird als die schönste in den Alpen bezeichnet. Zum ersten mal wurde der D. 1858 von dem engl. Klubbisten Davies über den vergletscherten Westabhang bestiegen; seither wurde die Besteigung, welche zwar lang, aber nicht gerade schwierig ist, mehrmals wiederholt. Das Domjoch

[illegible]

... [illegible] ... an dem Orte seiner Reise soll er nach 15. April 1641 gestorben sein, vor Vollendung der Fresken in der Kapelle del Tesoro [illegible], die zu seinen besten Arbeiten gehören. In den [illegible] offenbart sich eine mehr still sinnige Ruhe als gewaltige Kraft, weshalb auch seine Kompositionen bei großer Korrektheit doch oft etwas Einförmiges, in den Banden der Carraccischen Kunstregeln

[illegible]

Domesday-book [illegible]

[illegible] ... (History [illegible] Conquest», 1879) haben in dieser [illegible] der Berichtigung älterer Meinungen [illegible] Entstehung des D. gibt ausführlich[illegible] seiner «Geschichte von England», [illegible] Einleitung Sir H. Ellis («Introduc[illegible] 1833). Amtlich gedruckt ist das D. in zwei Foliobänden mit Nachträgen, [illegible] leicht lesbar, da die amtliche Komm[illegible] nur mit den zahllosen Abkürzungen [illegible] Von einzelnen Grafschaften sind [illegible] ratabdrücke in leserlicher Form [illegible]

…istischen Grundlagen, welche Eng-
…r normann. Zeit zu geben vermag,
…weise auf diesem Reichsgrundbuch.
… lettisch Kolkuragas, ein Vorge-
…ie nördl. Spitze Kurlands bildet,
…6′ nördl. Br. und 40° 16′ östl. L.
…rstreckt sich als ein schmales Riff von
… ins Meer. Auf dem Vorgebirge
… Leuchttürme, 124 m voneinander
…liche 27, der nördlichere 18 m
…issen von D. befindet sich noch ein
…uchtturm.
… s. unter **Domesticus.**
… «Haustruppen», Leibwache der
… Anführer hieß comes domestico-
…ermehrte sie von 3500 auf 5000.
…om engl. domestic, d. i. häuslich,
…imisch), ein amerik. Baumwoll-
… Futter- oder Hemdenkattune.
… (lat.), auf das Haus, die Familie
…hörig; heimisch inländisch; **Ani-
…tica,** Haustiere; **Furtum do-**
…usdiebstahl; **Jura domestica,**
…te, Landesgewohnheiten.
…frz.), Bediente, Dienstboten.
…en, zum Haustier machen.
…, in Städten mit Domstiftern der
… gelegene Raum, welcher ehemals
…sbarkeit des Domstifts stand und
…tsobrigkeit nicht unterworfen war.
…Stadt im franz. Depart. Orne,
…. von Alençon, in 215 m Höhe,
… Felsen, welcher sich 70 m über das
…ne erhebt, an der Linie Flers-
…anzösischen Westbahn, ist Haupt-
…dissements und Sitz eines Tribu-
…s, hat eine schöne Kirche (Notre-
… und ein Collége und zählt (1876)
…nde 4603 E., welche bedeutenden
…den treiben. — D. erscheint im
… dem Namen Danfrons (in der
…ania), gehörte Ende des 12. Jahrh.
…ortain und bildete seit dem 15.
…grafschaft und gehörte als solche
… Häusern Alençon, Bourbon,
… Orléans. In der Nähe sind die
…11 gebauten Schlosses Talvas.
…en, s. unter **Domschulen.**
… s. **Kanoniker** und unter **Dom-**

…ittellat.), Herrin, früher Titel für
…tiftsfräulein.
…mittellat.), Stiftsherr, der noch
…imme im Kapitel hat.
…), Herrin; Kloster-, Stiftsvor-

…ndia, s. unter **Abundantia.**
…chorda dominans), herrschender
…te Ton (Quinta toni) der diatoni-
… führt den Namen darum, weil
… mit seinen Accorden (Dreiklän-
… und Nonenaccorden, insgesamt
…**rde** genannt) nächst der Tonika,
…nd Centralpunkt einer Tonart,
… Tönen und ihren Accorden in
…der bei weitem vorherrschende ist.
… und fünften Ton ist noch der
…t (die Quarte) mit seinem Drei-
…cht und für die Tonart entschei-
dend. Diese Quarte, welche einen Ton unter der Quinte liegt, nennt man deshalb **Unter-** oder **Subdominante,** während die Quinte dann **Oberdominante** heißt. Ist jedoch von D. schlechtweg die Rede, so versteht man darunter stets den fünften Ton oder die Quinte der Tonart. Die D. hieß bei den Griechen Diapente, die Unterdominante hieß Diatessaron (s. d.).

Domingo, westind. Republik, s. **San-Domingo.**

Domingohanf, einer der zahlreichen, aus den Blattfasern mehrerer Agave-Arten, sowie anderer zum Teil noch nicht botanisch genau bestimmter Gewächse gewonnenen, gewöhnlich unter dem Gesamtbegriff **Aloëhanf** (s. d.) zusammengefaßten Spinnstoffe, welcher aus Westindien nach Europa gebracht wird.

Dominguez (Lopez), span. General und unionistischer Parteigänger unter Serrano und Prim, bekämpfte 1873 den Kommunistenaufstand und übernahm 11. Dez. 1873 den Befehl über die vor Cartagena (s. d.) stehenden Truppen. Vergeblich hatten seine Vorgänger im Kommando (Campos und Ceballos) seit dem September die starke Seefestung, welche der Hauptplatz des Aufstandes war, belagert. D. schaffte schweres Geschütz heran und beschoß die Festung so wirksam, daß Contreras mit der Revolutionsjunta schon am 29. Dez. an Bord der Panzerfregatte Numancia ging und zwei Tage darauf das im Hafen liegende Kriegsschiff Tetuan aufflog. Am 11. Jan. 1874 nahmen die Belagerer das wichtige Fort Atalaya, worauf sich die Festung am 12. Jan. ergab. D. wurde für diesen Erfolg zum Generallieutenant befördert, zog mit dem größten Teile seiner Truppen nach den baskischen Provinzen und bekämpfte dort unter Serrano und Concha die Karlisten; gegen Ende dieser Erhebung führte D. ein Armeekorps selbständig.

Dominica (dominicus dies, lat.), Tag des Herrn, soviel wie Sonntag, weil Christus an einem solchen aufstand. D. **aurea** (benedicta, duplex), der Sonntag Trinitatis; D. **competentium,** der Palmsonntag, weil an ihm den Katechumenen das Glaubensbekenntnis übergeben wurde; D. **in albis** (post albas), der weiße Sonntag, der erste Sonntag nach Ostern, weil in der alten Kirche die zu Ostern Getauften an ihm zum letzten mal im weißen Gewand erschienen; D. **olivarum sive palmarum,** der Palmsonntag; D. **passionis,** Sonntag Judica; D. **sancta,** Ostersonntag.

Dominica oder **la Dominique,** die größte der zum brit. Gouvernement Antigua oder der Leewardinseln gehörigen Kleinen Antillen in Westindien, zwischen Guadeloupe und Martinique, von jedem etwa 35 km entfernt, gelegen, 754 qkm groß, wird von vielen vulkanischen Gebirgen durchzogen, auf welchen mehrere Flüsse entspringen, und hat treffliche Buchten. Man findet daselbst Berge bis zu 1750 m hoch (Morne Diablotin), welche Rauch ausstoßen, andere, aus denen Schwefel hervorgetrieben wird, wieder andere mit heißen Quellen und Erdölteichen in den Vertiefungen. Das Klima ist feucht und ungesund, der Boden aber sehr fruchtbar. In den Thälern gedeihen alle Arten Tropengewächse, namentlich Kaffee, Zucker und Kakao, außerdem Indigo, Baumwolle, Bananen, Bataten, Gemüse und Obst. Die Berge sind meist mit Waldungen von Rosenholz und andern kostbaren Holzarten bedeckt. Wild, Geflügel, Schweine, auch

wilde Bienen sind in Menge vorhanden, und der Fischfang ist sehr ergiebig. Aus den zahlreichen Solfataren, unter denen der Kochende See, ein Kratersee, die riesigste ist, gewinnt man viel Schwefel. Die Bewohner, 28211 im J. 1881, sind großenteils ehemalige Sklaven und haben meist die engl. Sprache angenommen. Unter den wenigen Weißen befinden sich Nachkommen der alten span. Bevölkerung, während die alten Bewohner, die Karaiben, ganz verschwunden sind. D. wird von einem Gouverneurlieutenant verwaltet, dem ein vollziehender Rat von 7 Mitgliedern und eine Gesetzgebende Versammlung von 17 Mitgliedern zur Seite steht, welche letztere halb von der Krone ernannt und halb vom Volke gewählt werden. Ausgeführt wird Kaffee, Zucker, Kakao, Baumwolle, Tabak, Luxushölzer und etwas Kupfererz. Der Wert der Einfuhr 1880 betrug 70000, der der Ausfuhr 65000 Pfd. St. Seit der Entdeckung der Insel durch Christoph Columbus, 3. Nov. 1493 (an einem Sonntage, daher ihr Name), machten sich England und Frankreich ihren Besitz streitig, bis der Friede zu Fontainebleau 1763 sie England zuerkannte. Im nordamerik. Freiheitskriege eroberten sie die Franzosen unter Bouillé 7. Sept. 1778, mußten sie aber 1783 wieder zurückgeben. Auch 1802—14 war sie in franz. Besitz. Hauptstadt ist **Roseau** oder **Charlottetown** an der Südwestküste mit befestigtem Hafen und 4700 E. Zwischen D. und den Inseln Iles des Saintes siegte Rodney über die Franzosen unter Grasse 12. April 1782. [(Staat).

Dominica, Republik, s. San-Domingo

Dominica, die Tochter des Patricius Petronius, war die Gemahlin des röm. Kaisers Valens (364—378 n. Chr.), dem sie einen Sohn und zwei Töchter gebar. Ihre Bedeutung beruht darauf, daß sie als eifrige Arianerin ihren Gemahl zu gleichem Eifer für die arianische Konfession entflammte. Als unerschrocken und besonnen bewährte sie sich während des Westgotischen Kriegs in Thrazien, wo sie in den Schreckenstagen nach der Schlacht bei Adrianopel für die Verteidigung der Hauptstadt Konstantinopel zu sorgen verstand.

Dominicale (mittellat.), das Abendmahlstuch, welches in der alten Kirche den Kommunizierenden von besonders dazu bestellten Ministranten beim Genuß des Sakraments untergehalten wurde.

Dominichino (il), Maler, s. Domenichino.

Dominicum (lat.), Kirchenvermögen, Kirchenärar, ehemals auch die Kirche selbst; dann die Abendmahlsfeier oder Messe.

Dominicus, Stifter des Dominikanerordens, gewöhnlich de Guzmann zubenannt, obgleich nicht aus dem Geschlechte der Guzmann stammend, 1170 zu Calarunga in Altcastilien geboren, bezog schon im 14. Lebensjahre die Universität zu Palencia und wurde wegen seiner wissenschaftlichen Bildung und ernsten Frömmigkeit hoch gepriesen. D. wurde 1194 von Diego von Azevedo, Bischof von Osma, als Domherr an die Kathedrale zu Osma berufen, um ihm bei der Reformation des Klerus nach der Regel des heil. Augustin behilflich zu sein. Zum Priester geweiht und zum Subprior im Domkapitel befördert, wandte sich D. mit besonderm Eifer der Predigt des kath. Glaubens zur Bekehrung der Ketzer zu. Im J. 1205 kam D. mit seinem Bischof nach Südfrankreich und faßte hier den Plan, der Ketzerei der Albigenser durch die Predigt entgegenzuwirken. Er veranlaßte die Cisterciensermönche, welche den Auftrag erhalten hatten, die Ketzer zu bekehren, die Predigt des kirchlichen Glaubens in derselben Weise zu betreiben, wie diese für ihre Irrthümer Anhänger erwarben, indem sie paarweise, ohne allen Prunk und ohne Geld, in der schlichtesten Kleidung auszogen und allem Volke das Wort Gottes verkündeten. D. fand bald Genossen, der Bischof Fulko von Toulouse unterstützte ihn und in dem Kloster zu Prouille stiftete er die erste feste Niederlassung. Im J. 1215 begab sich D. nach Rom, um vom Papst Innocenz III. die Erlaubnis zu erwirken, seine Genossenschaft als neuen Orden einzurichten. Ein Orden jedoch, der statt ascetischer Absonderung von der Welt die fortgesetzte Predigt in der Welt zu seiner Aufgabe machte, erschien den Anschauungen jener Zeit so fremdartig, daß die Synode die Gründung eines neuen Ordens untersagte und der Papst seine Bitte nur unter der Bedingung gewährte, daß er eine der schon vorhandenen Ordensregeln annehme. D. wählte diejenige des heil. Augustin. Erst Honorius III. erkannte, wie segensreich ein Predigtorden für die Kirche werden könne, bestätigte den neuen Orden und ernannte D. zum Superior. Im J. 1217 kehrte D. nach Toulouse zurück und war sehr eifrig für die Ausbreitung seines Ordens thätig. Im J. 1218 siedelte er nach Rom über und wurde vom Papst zum magister sacri palatii (Oberhofprediger) ernannt, ein Amt, das den Dominikanern verblieben ist. D. starb am 6. Aug. 1221 zu Bologna. Im J. 1233 wurde er heilig gesprochen; sein Gedächtnistag ist der 4. Aug.

Dominikanerorden oder **Predigerorden** (Ordo fratrum praedicatorum), ein 1215 von Dominicus (s. d.) gestifteter und von Papst Honorius III. am 22. Dez. 1216 bestätigter Mönchsorden. Er hatte seine erste Niederlassung zu Toulouse, verbreitete sich aber rasch in Frankreich (hier hießen die Dominikaner häufig **Jakobiner**, weil ihre erste Niederlassung in Paris bei der Kirche zum heil. Jakob war), in Spanien und Italien. Auf dem ersten Generalkapitel zu Bologna 1220 wurde auch der D. zum Bettelorden gemacht und seinen Mitgliedern die Pflicht auferlegt, auf alle Einkünfte und Güter zu verzichten und sich ihren Unterhalt täglich zu erbetteln. Dies Gebot wurde jedoch nicht sehr lange gehalten und durch Martin V. 1425 ausdrücklich aufgehoben. Der dritte Großmeister, der heil. Raymund von Pennaforte, veranstaltete 1238 eine Sammlung der Ordensstatuten. An der Spitze des ganzen Ordens steht der anfangs auf Lebenszeit, später auf sechs Jahre gewählte Großmeister, der im Kloster Maria sopra Minerva zu Rom residiert. Jeder Landschaft steht ein Provinzialprior vor, jedem einzelnen Hause, das mindestens 12 Mitglieder zählt, ein Konventualprior. Diesen Vorstehern gegenüber ist die Gesamtheit durch die Kapitel, d. h. durch alle drei Jahre abzuhaltende allgemeine Versammlungen und durch ständige Definitoren vertreten.

Die Hauptaufgabe des neuen Ordens bestand in der Missionsthätigkeit unter den Ungläubigen, und seine Sendboten verbreiteten sich bald über alle möglichen Länder. Doch auch innerhalb der Kirche betrieb er mit großem Eifer die Predigt des Wortes und die Verwaltung der Sakramente. Deshalb mußte er auch der Pflege der kirchlichen Wissenschaften sich zuwenden. Albertus Magnus und Thomas von Aquin sind die bedeutendsten Gelehrten, welche aus ihm hervorgegangen sind. Außerdem

n noch genannt: Meister Ekkard, Joh. Tauler, nr. Suso, Savonarola, Las Casas, Vincenz rier, Vincenz von Beauvais. An den Namen Thomas knüpft sich der Kampf des D. mit den nziskanern, sofern die allgemeine Rivalität der den Orden auf dem Gebiete der Wissenschaft en Ausdruck fand in dem Gegensatz der Thomisten Scotisten. Wie der D. gegründet wurde zur rwindung der Albigenser und wie er schon da= ls dies Ziel nicht bloß durch die Predigt zu er= hen suchte, so ist er auch stets für Reinhaltung Kirche von aller Ketzerei eingetreten. Der ma- er sacri palatii, der stets aus dem D. gewählt d, übte die oberste Censur; Papst Gregor IX. rtrug ihnen 1232 die Inquisition. Auch im D. te sich mehrfach das Bedürfnis nach Reformen; Verzicht auf jeden Besitz und das Streben, die Regel in ihrer ganzen Strenge wiederherzu= en, führte in Frankreich zur Stiftung der Kon= ation des heil. Sakraments oder von der ur= nglichen Observanz durch Antonius le Quieu . 1676). In seiner Blütezeit zählte der D. über 000 Mitglieder in 45 Provinzen, darunter 11 erhalb Europas, und 12 Kongregationen unter ständigen Generalvikaren. Später wurden die minikaner aus den Schulen und von den Höfen, Teil auch aus ihrer Missionsarbeit vielfach drängt durch die Jesuiten, in Frankreich brachte ordaire (gest. 1861) den Orden wieder zur kurzen üte, aber während des Klostersturms (1880) wur= 294 Dominikaner des Landes verwiesen. Jetzt en sie noch Niederlassungen in Italien, Spa= , Österreich; Missionen vorzüglich in Amerika Ostindien. Ihre Kleidung besteht in weißem und weißem Skapulier mit kleiner, weißer er Kapuze; beim Ausgehen tragen sie darüber schwarze Kutte mit schwarzer Kapuze. (Daher en sie in England die schwarzen oder die grauen der.) Das Wappen des Ordens zeigt einen d, welcher eine brennende Fackel im Maule t (daher die Bezeichnung «Hunde des Herrn»), die doppelte Aufgabe des Ordens zu versinn= lichen, die Kirche zu bewahren vor dem Ein= gen der Ketzerei und die Welt zu erleuchten durch Predigt der Wahrheit.

ominikanerinnen, eine weibliche Abtei= des D., kann man entweder auf das 1205 ftete Frauenkloster Prouille bei Toulouse zu= ühren, oder auf das Kloster des heil. Sixtus Rom, wo Dominicus 1219 im Auftrage des stes Nonnen, welche in verschiedenen Klöstern reut und oft regellos lebten, zu strenger Zucht inigte. Die Zahl ihrer Klöster stieg zeitweilig circa 300 und noch jetzt bestehen solche in Ita= , Österreich, Polen, Belgien und Amerika. Statt Studien betreiben sie Handarbeit. Ihre Klei= g besteht aus weißem Gewand mit schwarzem ntel und Schleier. Ihre berühmteste Ordens= ester ist die heil. Katharina von Siena. — Auch n dritten Zweig hat der D. Schon Dominicus te unter dem Namen der Miliz Jesu Christi n Verein von Weltleuten beiderlei Geschlechts Verteidigung der Kirche und zum Streben nach kommenheit. Nach seinem Tode nannten sie Brüder und Schwestern von der Buße des heil. minicus, und dieser Name wurde später allge= . Sie übernehmen kein Gelübde, sondern ben in ihren weltlichen Verhältnissen, unter= en aber nach Kräften die Bestrebungen des Or= dens und erhalten dafür mancherlei kirchliche Ver= günstigungen. Vgl. Lacordaire, «Vie de St.-Dominique» (Par. 1840; deutsch, Landshut 1841); Caro, «St.-Dominique et les Dominicains» (Par. 1853); Danzas, «Étude sur les temps primitifs de l'ordre de St.-Dominique» (3 Bde., Par. 1874—75).

Dominion of Canada, brit. Besitzungen in Nordamerika, s. Canada.

Dominique, eine der Kleinen Antillen, s. Dominica.

Dominium (lat.), Herrschaft, Herrschaftsge= biet, Besitztum, Eigentum, Rittergut; D. analogicum, beschränktes Eigentumsrecht; D. directum, grundherrliches Eigentum; D. eminens, landesherrliches Eigentum; D. fundatum in gratia, Eigentumsrecht von Gottes Gnaden; D. superius, Eigentumsrecht des Ober=, Grund= herrn; D. temporale, weltliche Herrschaft (des Papstes).

Domino (ital., d. i. Herr, insbesondere Geist= licher) hieß früher in Italien und Spanien der große, mit einer Kapuze versehene Winterkragen, welcher von den Geistlichen getragen wurde, um den Oberkörper sowie Kopf und Gesicht gegen die Wit= terung zu schützen. Später, seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., wurde der Name auf den Überwurf für Herren und Damen übertragen, der auf Mas= keraden an Stelle eines Charakterkostüms angelegt wird und in einem seidenen Mantel, gewöhnlich von schwarzer Farbe, besteht.

Domino ist der Name eines Gesellschaftsspiels, das mit flachen, länglich=viereckigen Steinen (meist aus Elfenbein, Knochen oder Ebenholz) gespielt wird. Sämtliche Steine sind auf der dunkelpolier= ten Kehrseite einander durchaus gleich, auf der lich= tern Vorderseite dagegen, die in zwei Felder geteilt ist, durch eine verschiedene Anzahl eingelegter Punkte, Augen genannt, genau voneinander unterschieden. Die Zusammenstellung der Augenzahl auf beiden Feldern geht von 0 an gewöhnlich bis 6 oder 8 auf= wärts, sodaß der niedrigste Stein (Blankpasch) auf beiden Feldern kein Auge, der nächste auf dem einen keins, auf dem andern eins u. s. f. zeigt, der höchste endlich, z. B. im gewöhnlichen D. bis 6, auf beiden Feldern je sechs Augen (Sechspasch) trägt. Dem= nach hat das Dominospiel von 0 bis 6 im ganzen 28, das bis 7 zusammen 36, das bis 8 im ganzen 45 Steine. Das Spiel selbst, woran zwei oder mehrere Personen (am besten zwei) teilnehmen, be= ginnt durch Umlegen sämtlicher Steine zu einem durcheinander gemischten Haufen, aus welchem dann jeder Teilnehmer eine bestimmte Anzahl (gewöhn= lich 6) herausnimmt. Der Rest bleibt, mit Aus= nahme der beiden letzten Steine, zum sog. «Kaufen» liegen, was einen Spieler in dem Falle trifft, wenn er in seinem eigenen Steinvorrate keinen zum Fort= setzen des Spiels geeigneten Stein findet. Gewöhn= lich setzt bei Beginn des Spiels derjenige an, wel= cher den höchsten Pasch aufweisen kann, bei den folgenden Spielen der Gewinner des vorhergehen= den. An den ausgesetzten Stein fügen sich dann der Reihe nach Stein für Stein unter der Bedingung, daß nur Felder von gleicher Augenzahl aneinander kommen. Wer zuerst seine sämtlichen Steine abge= setzt hat, ist «Domino» (d. i. Herr) und hat das Spiel gewonnen. Kann aber kein Spieler weiter setzen, ohne noch kaufen zu können, so hat derjenige gewonnen, dessen Steine zusammengezählt die ge= ringste Augenzahl ergeben. Es ist deshalb vorteil= haft, den Gegner zum Kaufen möglichst vieler

plebejische Censor wurde, der das Lustrum (s. d.) abhielt. — Gnäus D. Calvinus, Konsul 53 v. Chr., befehligte 49 und 48 v. Chr. im Bürgerkriege unter Cäsar. Nach Cäsars Ermordung sollte er eine Truppenabteilung über das Adriatische Meer nach Epirus übersetzen, ward aber überfallen und verlor fast die ganze Flotte. Nachdem er 40 v. Chr. nochmals Konsul gewesen war, besiegte er 37 als Statthalter in Spanien die Cäretaner, wofür ihm der Triumph zuteil ward.

Domitius (Gnäus D. Corbulo), s. Corbulo.

Domitius Marsus, röm. Dichter, ein jüngerer Zeitgenosse des Horaz, verfaßte Epigramme, die sich Martial zum Vorbild nahm, und erotische Elegien unter dem Titel «Melänis», ferner ein Epos («Amazonis») und andere Dichtungen, von denen aber nur geringe Reste erhalten sind. Vgl. Weichert, «Poetarum Latinorum vitae» (Lpz. 1830).

Dömitz, ehemals befestigte Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, rechts an der überbrückten Elbe, die hier die Neue Elde aufnimmt, und an der Linie Wittenberge-Buchholz der Berlin-Hamburger Eisenbahn, auf einer Anhöhe in wiesenreicher Gegend, 38 km im WNW. von Wittenberge, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Domanialamts, hat einige Brennereien und Brauereien, treibt Schiffahrt und Handel und zählt (1880) 2558 E. — D. gehörte im J. 1230, wo es Stadt ward, zu Mecklenburg-Priegnitz, wurde 1328 an den Markgrafen Ludwig von Schwerin versetzt, 1372 mecklenburgisch und 1563 von Herzog Johann Albrecht befestigt. Im Dreißigjährigen Kriege wurde es 19. Dez. 1631 von den Schweden erobert, im Okt. 1635 von den Sachsen unter General Baudiß belagert, aber 1. Nov. durch Banér entsetzt. Im Aug. 1637 nahm es der brandenb. General Uizing. Am 22. Nov. 1638 schlug Banér zwischen D. und Lenzen den sächs. Feldmarschall Marazin. Seit Ende Juli 1643 von den Schweden unter Jonson gegen die Kaiserlichen unter Morosini belagert, kapitulierte die Feste 3. Okt. Im Sommer 1647 wurde D. wieder von den Sachsen und Kaiserlichen eingenommen. In den J. 1719—47 war es Residenz des Herzogs Karl Leopold. Am 15. Mai 1809 wurde die von Holländern besetzte Feste von Schill eingenommen und zum Waffenplatz gemacht, schon 24. Mai aber von den Mecklenburgern erstürmt.

Domizil (Wohnsitz) heißt im allgemeinen der Ort, wo jemand sich bleibend aufhält, wo er den Mittelpunkt seiner Lebensthätigkeit und seines Haushaltes hat, bei Korporationen, wo dieselben den Sitz des Geschäfts haben. In der Regel steht jeder unter den Gesetzen und Gerichten seines D., namentlich bestimmt sich der sog. allgemeine Gerichtsstand nach dem D., d. h. man kann in allen Angelegenheiten bei dem Gericht des D., welches in der betreffenden Rechtssache Gerichtsbarkeit besitzt, belangt werden. Verschieden von dem D. bestimmt sich öfters der Begriff des Heimatsrechts. (S. Heimatswesen.) Man unterscheidet ein domicilium voluntarium, d. i. freiwilliges, selbstgewähltes D., von dem domicilium necessarium, d. i. notwendigem D., welches letztere bei den durch ihre amtliche Stellung oder sonstige (z. B. militärische) Dienstverhältnisse an einen bestimmten Ort gewiesenen Personen, sowie bei den Ehefrauen und Hauskindern, welche das D. des Mannes und Vaters teilen, stattfindet. Im Gegensatz zum D. steht der (vorübergehende) Aufenthaltsort; auch er begründet, wenn er im Deutschen Reich belegen, einen allgemeinen Gerichtsstand. — Die Möglichkeit, ein mehrfaches D. zu haben, ist nicht ausgeschlossen und kommt besonders bei Handelsgesellschaften in Gestalt verschiedener Niederlassungen vor. In solchen Fällen wird jede einzelne Niederlassung juristisch als D. behandelt.

Domizilwechsel oder domizilierter Wechsel ist ein solcher Wechsel, bei dem der Zahlungsort ein anderer ist als der Wohnort desjenigen, welcher der Regel nach die Zahlung des Wechsels leisten soll. Dieser Zahlungsort heißt «das Domizil» des Wechsels und ist also bei der domizilierten Tratte verschieden von dem Adreßorte, bei dem domizilierten Eigenwechsel verschieden von dem Ausstellungsorte. Möglicherweise wird der Angabe des Domizils gleich die Angabe desjenigen hinzugefügt, welcher daselbst zahlen soll, des sog. Domiziliaten (zahlbar bei N. N. in X.), gewöhnlich aber wird bei der Tratte das letztere dem Bezogenen überlassen («zahlbar in X.»). Die Domizilierung kann den Zweck haben, die auf abgelegene Orte gezogenen Tratten und die von abgelegenen Orten ausgestellten Eigenwechsel auf einen Wechselplatz zu dirigieren und dadurch negoziabler zu machen, sie kann aber auch erfolgen, weil der Aussteller keine direkte Geschäftsverbindung mit demjenigen Orte unterhält, für welchen eine Tratte gewünscht wird, und deshalb einen indirekten Weg sucht, um die Zahlung an diesem Orte zu ermöglichen. Eine Präsentation zur Annahme beim Trassaten ist nur dann Pflicht, wenn der Aussteller sie ausdrücklich vorgeschrieben hat (Wechselordnung, Art. 24); die Versäumnis derselben hat den Verlust des Regreßanspruchs zur Folge. Die Präsentation zur Zahlung erfolgt bei dem Domiziliaten, und als solcher gilt, wenn keine andere Person genannt ist, der Trassat, beziehungsweise der Aussteller des Eigenwechsels am Domizilorte; erfolgt keine Zahlung, so muß Protest erhoben werden, und zwar ist in diesem Falle auch beim Eigenwechsel zur Sicherung des Anspruchs gegen den Aussteller und Indossanten die Protestierung notwendig; ebenso bei der Tratte gegen den Acceptanten. (Vgl. Allgemeine Deutsche Wechselordnung, Art. 43, 99.)

Domkapitel. Ursprünglich wurde der Bischof durch die Geistlichen seiner Kirchen beraten. Dies sog. Presbyterium nahm schon im 4. Jahrh. an einigen Kirchen eine mönchische Verfassung an. Aber jene vita canonica (so genannt, weil sie durch den allgemeinen christl. Kanon normiert war) fand weder überall noch dauernde Geltung, bis sie im J. 761 durch Chrodegang von Metz für den dortigen Klerus neu festgestellt und durch das Aachener Konzil (816 oder 817) für alle Kirchen des Frankenreichs, an denen eine Mehrheit von Klerikern wirkte (Domstifter, wenn es bischöfl. Kirchen waren, sonst Kollegiatstifter), zur Regel erhoben wurde. Indessen erhielt sich diese Verfassung nicht auf die Dauer, das gemeinsame Leben zerfiel und seit dem 11. Jahrh. lebten nur noch die Kanoniker einzelner Kirchen nach mönchischer Regel, die deswegen «regulierte» genannt wurden. Inzwischen stiegen die Befugnisse der Kapitel immer höher; sie erlangten die Mitregierung der Diöcesen und wuchsen, da sie nur Adelige aufnahmen in den Diöcesen, die ja gleichzeitig Staaten waren, zu einer den Landständen

ialogen Stellung empor. Durch die ihnen ge-
ährende Autonomie regelten sie ihre Verhältnisse
lbständig, wurden von eigenen Beamten regiert
ıd verstanden es bei jeder Wahl eines Bischofs,
e ihnen zustand, die bischöfl. Befugnisse mehr ein-
ıengen. Dabei riß unter ihnen die Verweltlichung
ertig ein, daß sie ihre Residenzpflicht (Einnahme
r Amtssitze) vernachlässigten und ihre geistlichen
bliegenheiten durch Vikare wahrnehmen ließen.
achdem die Säkularisation (1803) die alten
utschen Domstifter vernichtet hatte, haben die
u wiederhergestellten einen spezifisch kirchlichen
harakter empfangen. Auch heute noch autonomische
orporationen, unterstehen sie doch dem Bischof, der
indessen in wichtigen Fällen befragen und in ein-
lnen nach ihrem Beschluß handeln muß. Von den
ten Ämtern der D. haben sich erhalten das des
ropstes und des Dekans, bald beide zusammen, bald
ns allein. Ebenso die Officia des theologus und
oenitentiarius. Wo Kapitelsvikare vorkommen,
nen sie zur Aushilfe, wo Ehrendomherren, ist
ese Stellung eine Auszeichnung für verdiente
omherren. Über die Zusammensetzung der Dom-
fter, für welche jetzt nicht mehr der Adel Erforder-
s ist, haben die deutschen Regierungen mit Rom
ereinbarungen getroffen. In Altpreußen, Han-
over und der oberrhein. Kirchenprovinz gebührt
nen die Wahl des Bischofs, überall das Diöcesan-
gimment bei erledigtem bischöfl. Stuhle. Die prot.
., wie sie sich in Preußen und Sachsen erhalten
aben, tragen keinerlei kirchlichen Charakter, son-
rn sind Sinekuren.

Domleschg (roman. Domliaschga oder
omliasca), das obstreiche Thal des einstigen
ichshofs Tomils im schweiz. Kanton Grau-
ünden, die unterste der drei Thalstufen des Hinter-
eins, s. unter Rhein.

Domme, Flecken im franz. Depart. Dordogne,
rrondissement Sarlat, 12 km südlich von diesem
rte, auf sehr steiler Höhe 147 m über dem 65 m
hen Bette der Dordogne auf deren linkem Ufer
legen, hat einige got. Häuser, Reste eines
chlosses, Ruinen alter Wälle und zählt 1900 E.,
guten Rotwein bauen.

Dommel, Fluß in den Niederlanden und in
elgien, entspringt in der Campine Belgiens, Pro-
nz Limburg, auf der Grenze der Provinz Bra-
nt, unweit östlich von Diest, in 75 m Höhe, fließt
ngsam nach N., tritt 6 km unterhalb Neerpelt in
niederländ. Provinz Nordbrabant ein, berührt
ndhoven und nimmt die Tongreep, die Rul,
eerse und Tilburger Aa auf. Bei Herzogenbusch
mmt sie die Helmonder Aa auf und heißt nun
eze; bald nachher mündet sie nach einem Laufe
n etwa 100 km beim Fort Crèvecoeur links in
e Maas.

Dommer (Arrey von), Musikschriftsteller, geb.
Febr. 1828 zu Danzig, studierte 1851—54 zu
pzig Musik und lebte dann einige Jahre als
usiklehrer daselbst. Hierauf siedelte er 1863 nach
amburg über, wo er Musikreferent am «Korre-
ondenten» war und 1873 Sekretär der Stadt-
bliothek wurde. Unter seinen Schriften sind her-
rzuheben: «Elemente der Musik» (Lpz. 1862),
andbuch der Musikgeschichte» (Lpz. 1868; 2. Aufl.
878). Auch bearbeitete er die zweite Auflage von
chs «Musikalischem Lexikon» (Heidelb. 1865).
ls Komponist hat D. nur wenig Werke herausge-
ben, darunter einen achtstimmigen Psalm.

Dommitzsch, Stadt in der preuß. Provinz
Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Tor-
gau, 12 km im NW. von Torgau unfern der Elbe,
ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1948 E.,
welche Ackerbau, Tischlerei und Töpferei treiben.
Außerdem besteht daselbst eine der größten Thon-
rohrfabriken.

Domnau, Stadt im preuß. Regierungsbezirk
Königsberg, Kreis Friedland, 15 km im ONO.
von Eylau und 15 km westlich von Friedland, an
einem zur Alle gehenden Bache, ist Sitz des Land-
ratsamts für den Kreis Friedland sowie eines
Amtsgerichts, mit (1880) 2082 E. Die Burg, jetzt
Rittergut, wurde 1324, die Stadt um 1400 erbaut.

Domnus (lat.), soviel wie Dominus, in der
kath. Kirche nur von Menschen gebraucht, während
Dominus nur von Gott gebraucht zu werden pflegt.

Domnus oder Donus ist der Name von zwei
Päpsten. D. I., ein Römer von Geburt, regierte
676—678, unterwarf das abtrünnige Erzbistum
Ravenna wieder dem röm. Stuhl und verschönerte
mehrere Kirchen Roms. — D. II. soll 974 Papst
gewesen sein, da aber feststeht, daß zwischen Bene-
dikt VI. und Bonifacius VII. kein Papst regierte,
so ist die Annahme wahrscheinlich, daß sein Name
nur irrtümlich aus dem Titel Domnus Papa in
das Verzeichnis der Päpste gekommen ist.

Domo d'Ossola, Hauptstadt des gleichnamigen
Kreises der ital. Provinz Novara, 278 m über dem
Meere, im Eschenthale oder Val d'Ossola, an der
Simplonstraße auf dem rechten Ufer der südwärts
in den Lago-Maggiore fließenden Tosa oder Toce,
über welche hier eine lange Brücke führt, zählt
(1881) 3577 E. Der Ort, von echt ital. Gepräge,
hat in seinem ältern Teile enge, winkelige Straßen,
im neuern dagegen breite, geräumige Straßen und
Plätze; viele Häuser besitzen Arkaden. Den loh-
nendsten Anblick auf das weite fruchtbare Thal
und die Stadt gewähren die $3^1/_2$ km nördlich von
D. gelegene Brücke von Crevola, über welche die
Simplonstraße aus der Felsschlucht der Diveria
in das Hauptthal heraustritt, und 1 km südwestlich
der Stadt der Calvarienberg, welcher bis zum
Gipfel mit kleinen Kapellen besetzt ist und einst die
Burg Matarello trug. D. ist ein treffliches Stand-
quartier für Ausflüge in die angrenzenden, an
großartigen Naturschönheiten reichen Thäler. Das
Eschenthal, in seinem obern Teile auch Val For-
mazza, im mittlern Val Antigorio genannt, war
im 15. Jahrh. streitig zwischen Mailand und den
Schweizern, welche es 1416 eroberten und 1425 die
Stadt unter Peter Rysig von Schwyz tapfer ver-
teidigten. Es fiel 1515 an Mailand, 1735 mit
dem Gebiete von Novara an Piemont.

Dömös (spr. Dömösch), Dorf im ungar. Ko-
mitat Gran mit 1100 E., hat eine ungemein rei-
zende Lage zwischen grünenden Bergkuppen und
Wäldern an der Donau. Auf einer beträchtlichen
Bergspitze (Arpáshegy, d. i. Gerstenberg) erhob sich
einst die Propstei (später Abtei) D., ein Lieblings-
aufenthalt des ungar. Königs Béla I. (1061—62);
dessen Enkel, Herzog Almos, stiftete daselbst die
Propstei für zwölf Chorherren und begabte dieselbe
reichlich. In diese Propstei wurde dann unter Kö-
nig Koloman (1095—1114) Herzog Almos und
dessen Sohn Béla (später als Béla II. oder «der
Blinde» König von Ungarn) gefangen gesetzt und
beiden auf königl. Befehl die Augen ausgestochen.
Später verfiel die Propstei und wurde unter König

San-Pablobai, 30 km nördlich von San-Francisco, ist südl. Endpunkt der North-Pacificbahn.

Donajec (Dunajec), einer der größten und in Bezug auf die industrielle Entwickelung in seinem Gebiete der wichtigste Nebenfluß der Weichsel innerhalb Österreich-Ungarns. Er entspringt aus zwei Quellbächen am Nordabhang der Tatra (der Schwarze und Weiße D.), die bei Neumarkt am Südrande der westgaliz. Karpaten zusammenfließen. Nach einem gewundenen Laufe, der zweimal von O. nach N. abbiegt, erreicht der Fluß die österr.-russ. Grenze und ergießt sich nach einem Laufe von 120 km unterhalb Zabno in die Weichsel.

Donald, mehrere schott. Könige. D. I., 189—210, kämpfte unglücklich gegen Kaiser Septimius Severus. — D. V., folgte 857 seinem Bruder Kenneth, erregte bald durch seine Ausschweifungen einen Aufstand der Pikten und wurde von den Großen des Landes ins Gefängnis gesetzt, wo er 858 starb. — D. VII. oder Duncan I. wurde 1034 König von Schottland, regierte im Innern kräftig, war aber im Kampf gegen die Dänen unglücklich; sein Verwandter Macbeth (s. d.) rettete ihn und schlug die Dänen, ermordete dann aber D. und bemächtigte sich des Throns. — D. VIII., Bane (d. h. der Weiße), Sohn des vorigen, kam 1093 nach dem Tode seines Bruders Malcolm auf den Thron, wurde aber bald von dem schott. Adel vertrieben, von Edgar, einem Sohne Malcolms III., eingekerkert und starb 1098 in der Gefangenschaft.

Donaldson (Thomas Leverton), engl. Architekt und Kunstschriftsteller, geb. 17. Okt. 1795 als Sohn eines Baumeisters. Nach einer fünfjährigen Studienreise in Frankreich, Italien und Griechenland, deren Resultate er in den Schriften: «Pompeii illustrated» (2 Bde., 1827), «Examples of ancient doorways in Greece and Italy» (1833), «Examples of modern doorways in Italy and Sicily» (1836) und «The temple of Apollo Epicurius at Bassa» (1838) niederlegte, hielt er in London Vorlesungen über Architektur und wurde 1841 in dem von ihm erbauten University College in London als Professor der Architektur angestellt, ein Amt, das er bis 1864 verwaltete. University College mit der berühmten Flaxman Gallery und der angrenzenden University Hall sind seine Hauptwerke als praktischer Architekt. Mitglied vieler fremder Kunstakademien, bekleidete D. auch den Ehrenposten des Präsidenten der Royal Society of Architects. Außer den genannten Schriften erschienen von ihm: «Architectura numismatica» (1859) und «Practical guide to architecture» (2. Aufl., 2 Bde., 1871).

Donaldsonville, Städtchen im Ascension Parish des nordamerik. Unionsstaats Louisiana auf dem rechten Ufer des Mississippi, 130 km oberhalb Neuorleans, mit etwa 2000 E., ist bekannt durch den am 28. Juni 1863 durch die Konföderierten unter Green erfolgten, durch die kleine Bundesbesatzung abgeschlagenen Sturm.

Donalitius, wohl latinisiert aus dem litauischen Donaleitis (Christian), litauischer Dichter, geb. 1. Jan. 1714 im Dorfe Lasdinelen (Kreis Gumbinnen), studierte 1732—37 in Königsberg Theologie, ward 1740 Rektor in Stallupönen, 1743 Pfarrer in Tolminkemen, wo er 18. Febr. 1780 starb. Seine Dichtungen, fünf Idyllen und sechs Fabeln in Hexametern, sind, abgesehen vom litauischen Gesangbuch und einigen unbedeutenden Versuchen der neuesten Zeit, die einzigen Kunstdichtungen in litauischer Sprache und ein klassisches Muster derselben. Vier von den Idyllen gab zuerst mit deutscher Übersetzung Rhesa heraus unter dem Titel: «Das Jahr in vier Gesängen, ein ländliches Epos aus dem Litauischen des Christian Donaleitis» (Königsb. 1818); die sämtlichen Dichtungen wurden mit litauisch-deutschem Glossar ediert von Schleicher (Petersb. 1865), zuletzt von Nesselmann mit Übersetzung, Anmerkungen und Glossar (Königsb. 1869).

Donandi animus (lat.), der auf eine Schenkung gerichtete Wille; daher Donandi animo, in der Absicht, eine Schenkung zu machen.

Donar, in der german. Mythologie nach Wuotan der von den alten Deutschen am meisten verehrte Gott, altsächs. Thunar, nordisch Thôr. Bei den Skandinaviern war er die erste Gottheit, um welche sich eine Menge von Mythen gruppiert hat. Nach nordischem Bericht ist er der älteste Sohn Odhins und der Erde. Er wird dargestellt als Mann im besten Alter, mit langem roten Bart, von kräftiger Gestalt, gutmütig, bieder und ehrlich, aber auch leicht erregbar und zornig. Er reitet nie, sondern geht stets zu Fuß oder fährt auf seinem mit Böcken bespannten Wagen. D. ist in erster Linie Gewittergott, der Donnerer. Als solcher führt er den Hammer Mjölnir, mit welchem er die Blitze schleudert. Um diesen handhaben zu können, trägt er einen Eisenhandschuh. In dieser Eigenschaft als Gott des Gewitters faßten ihn die röm. Schriftsteller als Jupiter auf. Sein Hammer, die «Donnerkeile», lebt noch jetzt im Volksglauben in verschiedenen Gegenden Deutschlands fort. Da das Gewitter aber Fruchtbarkeit erzeugt, ist D. auch der die Äcker befruchtende, der Segen bringende Gott, und hierin berührt er sich oft mit Wuotan. Deshalb wurde er hauptsächlich im Norden von den freien Bauern verehrt. Zum Schutze derselben und der Götter hat er viele Kämpfe mit den Riesen zu bestehen. Diese entwenden ihm auch beim Beginn des Winters seinen Hammer, und erst im Frühjahr kommt er wieder in den Besitz desselben. Als Gott des Blitzes ist D. zugleich Gott des Feuers und als solcher Beschützer des häuslichen Herdes und der Familie. Mit seinem Hammer weiht er die Ehe und schenkt derselben Fruchtbarkeit. Auch die Gesundheit der Menschen schirmt er, und daher wurden ihm bei Krankheiten Opfer dargebracht. Hieraus erklären sich eine Menge Volksgebräuche, daß man in vielen Gegenden Deutschlands namentlich den Donnerstag, den dem D. geweihten Tag in der Woche, zu Hochzeiten wählt, daß man das Baden am Donnerstag für besonders gut hält u. dgl. Unter den Tieren sind dem D. der Storch, das Eichhörnchen, Rotkehlchen heilig; auch Böcke und Füchse stehen unter seinem Schutz. Unter den Bäumen ist ihm vor allem die Eiche geweiht (man vergleiche die Donarseiche in Hessen, welche Bonifacius fällte), auch die Haselnußstaude und wegen ihrer rötlichen Farbe die Rotbeere und die Hagebutte. In den Legenden vom heil. Petrus und Elias lebt die Gestalt D.s noch fort; eine Reihe von Orten, wie Donnersberg, Dorsheim u. s. w. haben den Namen des alten Gottes bewahrt. Vgl. Uhland, «Mythus vom Thorr» (Stuttg. 1836).

Donaratico (Grafen von), Mitglieder der Familie Gherardesca (s. d.).

Donarium (lat.), Weihgeschenk.

Donat, lat. Grammatik, s. unter D o n a t u s (filius).

Donatello, eigentlich D o n a t o d i N i c c o l ò d i B e t t o B a r d i, einer der Wiederhersteller der Bildhauerkunst in Italien, geb. zu Florenz um 1386, gehörte der Familie Donato an, welche mehrere Gelehrte zu ihren Gliedern zählt und der Republik Venedig seit der Mitte des 16. Jahrh. mehrere Dogen gab. D. war eigentlich sein Jugendname, den er im Hause Martelli, wo er erzogen ward, erhalten hatte. Der heil. Petrus und der heil. Markus an der Michaeliskirche seiner Vaterstadt waren seine ersten großen Marmorarbeiten, früher war er besonders als Goldschmied thätig. Seine ganze realistische Kraft offenbarte er zuerst an der Statue eines Greises im Senatorengewand am Glockenturm dieser Kirche, bekannt unter dem Namen Zuccone (Kahlkopf). Für das Baptisterium arbeitete er die büßende Magdalena aus Holz, in welcher Figur er den Realismus bis zur Häßlichkeit steigerte. Mit Brunelleschi reiste er nach Rom, um durch das Studium der Kunstschätze dieser Stadt sich zu vervollkommnen. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt arbeitete er im Auftrag seiner Gönner, des Cosmo und Lorenzo Medici, ein marmornes Denkmal für deren Vater und dessen Gattin, welches durch gefällige Anordnung, sinnige Erfindung und Herrlichkeit der Figuren Staunen erregte. Eine Zierde der Michaeliskirche ist sein Marmorbild des heil. Georg, welches von keinem der vielen dort aufgestellten übertroffen wird. Alle seine Schüler verehrten ihn bei all seiner Strenge als ihren Vater. Unter ihnen zeichneten sich besonders aus: Desiderio da Settignano, Benedetto da Majano, Nanni d'Antonio und D.s Bruder, Simone. Viel beschäftigte sich D. auch mit Ergänzung alter Marmorbilder, die ihm trefflich gelang. Obwohl beeinflußt von der Ideenwelt der Antike, schlug er doch für den formellen Ausdruck nicht die Bahn der Nachahmung ein, sondern machte das Studium der Natur zur Basis seiner neuen plastischen Richtung, an die später Michel Angelo vielfach angeknüpft hat. D. starb zu Florenz 1466. Seine freistehenden, rund gearbeiteten Denkmäler, wie z. B. das Reiterbild des Gattamelata zu Padua, sind neue Marksteine der Plastik; doch erstreckte sich sein Einfluß nicht minder auch auf die Gebiete der Malerei und der gewerblichen Künste.

Donaten (Donati und Donatae), Personen, die, ohne das vollständige Gelübde abzulegen, sich mit ihrem Vermögen in ein Kloster begeben und darin allerlei weltliche Dienste verrichten.

Donati (Cesare), ital. Novellist, geb. 28. Sept. 1826 zu Lugo in der Romagna, nahm am nationalen Aufstand vom Jahre 1848 lebhaften Anteil (auch durch eine Flugschrift: «Una parola agl'Italiani»), studierte dann in Pisa die Rechte und lebte hierauf journalistisch thätig in Florenz, bis er 1859 im Ministerium des Unterrichts angestellt wurde, wo er allmählich bis zum Direktor vorrückte. Er war zeitweilig Redacteur der Zeitschriften: «L'Eco d'Europa», «Lo Spettatore». «L'Indicatore letterario» und «L'Indipendenza Italiana». Von seinen Schriften sind die bedeutendsten der mit einigen Freunden verfaßte «Dizionario della giurisprudenza toscana dal 1800 al 1850» (2 Bde., 1851—53) und die vielgedruckten und vielgelesenen Erzählungen: «Per un gomitolo», «Arte e Natura», «Diritto e Rovescio» (alle drei in 1 Bd., Flor. 1858), «I Racconti delle Fate» (Flor. 1868), «Tra le spine» (Mail. 1869), «Povera vita» (Mail. 1874), «Foglie secche» (Mail. 1874), «Buon anno! Novelle e fantasie» (Mail. 1875), «Flora Marzia. Storia di mezzo secolo» (Mail. 1876), «Rivoluzione in miniatura, 1847—49» (Mail. 1876).

Donati (Giambattista), ital. Astronom, geb. 16. Dez. 1826 in Pisa, begann 1852 seine Laufbahn als praktischer Astronom an der Sternwarte in Florenz unter Leitung Amicis, dessen Nachfolger er 1864 wurde. Er entdeckte im Juni 1858 den nach ihm benannten glänzenden D o n a t i s c h e n K o m e t e n, der nächst dem von 1811 der hellste des 19. Jahrh. gewesen ist, und beschäftigte sich mit dem Funkeln der Fixsterne, mit der Farbe der Sterne am Horizont, mit der irregulären Strahlenbrechung, mit den Spektren der Fixsterne, mit der Theorie des Nordlichts u. s. w. und beobachtete die totale Sonnenfinsternis 1860 in Spanien. Er veranlaßte die Regierung, 1860—72 eine neue Sternwarte auf dem Hügel von Arcetri bei Florenz zu erbauen. Als Direktor der maritimen Meteorologie in Italien begab er sich im Aug. 1873 zum Meteorologenkongreß nach Wien, reiste 15. Sept. zurück und starb in der Nacht des 19. Sept. zu Florenz.

Donatio (lat.), s. S c h e n k u n g.

Donatisten heißen nach ihrem Bischof D o n a t u s die Anhänger einer schismatischen Partei, welche in Nordafrika im 4. Jahrh. von der kath. Kirche sich trennte, weil sie von den einzelnen Christen als Bedingung ihrer Zugehörigkeit zur Kirche, von den Geistlichen als Bedingung der wirksamen Sakramentsverwaltung volle sittliche Reinheit forderte. Während der Verfolgung unter Diocletian hatte Mensurius, Bischof von Karthago, sich den Unwillen der Rigoristen zugezogen, weil er durch die Übergabe ketzerischer Bücher statt der heiligen Schriften sich der Verfolgung entzogen hatte und durch den Archidiakon Cäcilianus der schwärmerischen Verehrung der Konfessoren entgegengetreten war. Nach Mensurius' Tode (311) wählten seine Freunde den gleichgesinnten Cäcilianus zum Bischof von Karthago, aber die Furcht vor der Gegenpartei ließ sie die Wahl in unstatthafter Weise beschleunigen und die Weihe gegen alles Herkommen nicht durch den Primas von Numidien vollziehen, sondern durch den als Traditor (d. h. als Auslieferer der heil. Bücher an die heidnische Obrigkeit) verdächtigen Bischof Felix von Aptunga. Dadurch erhielt die Partei der Rigoristen willkommenen Grund, die Wahl anzufechten. Sie wählte den Lektor Majorinus, und als dieser 313 starb, Donatus d. Gr. zum Bischof von Karthago. Das Schisma verbreitete sich über ganz Nordafrika, da die Mehrzahl der Landbewohner und eine große Zahl von Bischöfen sich für Donatus aussprach. Kaiser Konstantin d. Gr. übertrug dem röm. Bischof Melchiades die Untersuchung der Sache. Trotz der Bemühungen des Bischofs Donatus von Caesae nigrae in Numidien wurde Cäcilian freigesprochen, Donatus abgesetzt. Ebenso urteilte eine Synode zu Arles 314, und Konstantin selbst 316, als er durch die Appellation der D. zu einer persönlichen Entscheidung gedrängt ward. Er verbannte ihre Bischöfe, schloß ihre Kirchen, ließ

kanal zwischen Dillingen und Lauingen und der Ludwigskanal (s. d.) in Bayern, der Wien-Neustädter, der Bacser- oder Franzens- und der Begakanal in Ungarn. Das Projekt eines danubisch-pontischen Schiffskanals zwischen Czernawoda und Kustendsche ist wegen der Terrainschwierigkeiten aufgegeben worden. Die D. ist, wie die meisten ihrer Nebenflüsse, besonders die ungarischen, sehr reich an Fischen, namentlich an Hausen, Huchen (Salmo Hucho), Lachsen, Welsen und Karpfen. Früher erreichten die Hausen über 20 Ctr. Gewicht, die Störe 7 Ctr.; jetzt findet sich ersterer noch bis zu 8 Ctrn., letzterer zu 2—4 Ctrn.

Für die Bedeutung der D. als Handels- und Verkehrsstraße sind andere Verhältnisse und Bedingungen maßgebend, als bei den übrigen europ. Strömen. Indem sie ein Gebiet von mehr als 800000 qkm, welches durch die Alpen und den Balkan einerseits und durch die deutschen Mittelgebirge und die Karpaten andererseits vom Meere geschieden wird, ostwärts mit der See verbindet, weist sie dasselbe auf die Vermittelung des Handels zwischen Ost und West hin, und gewinnt so durch ihre geogr. Lage eine hohe Bedeutung. Diese wird noch erhöht durch die Verschiedenartigkeit der Bodenerzeugnisse und den reichen Wechsel der Völkerschaften in ihrem Gebiete. Und doch nimmt sie im Weltverkehre den ihrer Länge, ihrer Wassermenge und ihrer centralen Lage entsprechenden Rang nicht ein, teils aus natürlichen, teils aus polit. Gründen. Die erstern liegen sowol in der ungewöhnlich großen Menge von Hindernissen, welche zwei Drittel ihres Laufs der Schiffahrt darbieten, als auch in dem Umstande, daß sich die D. in ein Binnenmeer ergießt, dessen enger Zugang jeden Augenblick verschlossen werden kann, und welches durch weite Zwischenräume von den großen Weltmeeren geschieden ist. Dazu kommt noch, daß gerade der durchweg schiffbare untere Teil der D. während des ganzen Mittelalters und der Neuzeit sich in den Händen barbarischer oder nur halb civilisierter Völker befand, denen jedes Zugeständnis an den freien Verkehr fast abgezwungen werden mußte. Wenn trotz alledem die Ausdehnung des Schiffahrtsverkehrs in fortwährendem Wachsen begriffen ist, ungeachtet der immer zunehmenden Konkurrenz der Eisenbahnen, so zeigt dies um so mehr die große Bedeutung der D. als Verkehrsader und ermuntert, in den Arbeiten für die Verbesserung des Wasserwegs unausgesetzt fortzufahren.

Die Schiffbarkeit der D. beginnt bei Ulm für leichtere Ruderschiffe. Die Schwierigkeit der Bergfahrt hat hier seit 300 Jahren eine eigentümliche Industrie entwickelt. Es werden nämlich dreierlei flache Fahrzeuge (Hauptschiffe, Plätten und Zillen) gebaut, mit Waren nach Wien und der untern D. befrachtet, und dort nach Abgabe der Ladung als Brenn- oder Nutzholz verkauft. Es gehen jährlich gegen 100 solcher Schiffe mit 60—70000 Ctr. Ladung auf diese Weise stromabwärts. Die Dampfschiffahrt beginnt erst bei Donauwörth, nachdem die bayr. Regierung seit 1838 an 8½ Mill. Mark auf die Verbesserung des Fahrwassers, Anlage von Häfen und Landungsplätzen, Herstellung von Leinpfaden u. s. w. verwandt hat, wobei zugleich weite Strecken entsumpft wurden. Von Donauwörth an verkehren Dampfboote von 25—58, von da bis Wien Remorqueurs von 80—120 Pferdekräften, die von Passau an je nach dem Wasserstande 4000—9000 Ctr. befördern. Von Gönyö an führen solid gebaute eichene Zugschiffe bis zu 8000 Ctrn. thal- und bergwärts, und neben ihnen verkehren Remorqueurs bis zu 400 Pferdekräften, welche 40000 Ctr. und darüber in 8—10 Warenbooten stromab und stromauf schleppen. Zwischen Gönyö und Basiasch konzentriert sich überdies durch den Zutritt der schiffbaren Theiß, Drau und Save ein weitverzweigtes, der Thal- und Bergfahrt auf Tausende von Kilometern zugängliches Netz ineinander greifender Wasserstraßen. Allein unter Basiasch wird dieser merkantilen Entwickelung wieder eine Schranke gesetzt durch das Eiserne Thor, welches die Schiffahrt höchst schwierig, bei niedrigem Wasserstande zeitweise unmöglich macht. Erst unter Orsova ist die Verkehrsbewegung eine um so regere, als hier See- und Flußschiffahrt zusammenfallen und die Ein- und Ausfuhr sich beinahe ausschließlich auf dem Strome konzentriert. Dampfboote von 150—200 Pferdekräften, mit Rudern und Segeln ausgerüstete Flachboote (Czaike) von 1500—8000 Ctr. Tragfähigkeit und hochbordige Seeschiffe verkehren hier, letztere meist bis Ibraila und Galacz, aber auch noch weiter die D. hinab.

In der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, dem eigentlichen Donaustaate, ist für die Verbesserung der Schiffahrtsstraße Bedeutendes geschehen. Zunächst hat der früher berüchtigte »Wirbel« unterhalb Grein seit den durch Joseph II. bewirkten Sprengungen, namentlich aber durch die 1845 und 1853 ausgeführten Arbeiten seine Gefährlichkeit gänzlich verloren. Für die Durchführung dieser Stromkorrektionen, mit Einschluß der bei Wien im Donaukanal sowie unterhalb Preßburg bis zur Einmündung der Raab oberhalb Gönyö hergestellten Uferschutz- und Dammbauten, hat die österr. Regierung von 1818—61 13550000 Fl. verausgabt. Die Hauptaufgabe für die Regulierung der D. innerhalb des österr. Gebietes lag aber bei Wien vor und ist, nachdem sie schon wiederholt ins Auge gefaßt worden war, seit 1869 zur thatsächlichen Lösung gelangt und der Hauptsache nach als vollendet zu betrachten. (S. **Wien.**) Die Regulierung der D. innerhalb des Wiener Beckens hat nicht nur ein örtlich beschränktes Interesse, sondern wird auch einen belebenden Einfluß auf den Handel im Gebiete des ganzen Stroms äußern. Bedeutender aber ist ihr Einfluß insofern, als die dabei gemachten Erfahrungen verwertet werden sollen bei der Regulierung der beiden andern verbesserungsbedürftigen Strecken, von Preßburg bis Gönyö und am Eisernen Thore. Fördernd für diese letzte wichtigste Verbesserung ist schon der Staatsvertrag vom 13. März 1871 (Revision der Pariser Konvention von 1856), in dessen Art. 6 den Uferstaaten, wenn sie sich zur Beseitigung der Schiffahrtshindernisse an diesen Stellen verstehen, das Recht einer Taxe von allen Handelsschiffen zugestanden wird, welche von diesen Vorteilen Gebrauch machen, bis zur Tilgung der für die Ausführung der Verbesserungen aufgenommenen Schulden.

In früherer Zeit war die D. innerhalb Deutschlands noch stärker als der Rhein mit Zöllen belastet. Erst der Teschener Friede von 1779 bestimmte für Österreich und Bayern gemeinsame Benutzung der D., des Inn und der Salza, und diese Bestimmungen wurden zwischen beiden Staaten im Vertrage vom 14. April 1816 erneuert. Sodann erfolgte zwischen Österreich und Bayern die Ab-

der Verträge vom 2. Dez. 1851, welche
Grundsatze der Gegenseitigkeit den Ver-
den Wasserstraßen der beiden Staaten
erleichterten, aber das Privilegium der
onauschiffahrtsgesellschaft gegen fremde
z bestehen ließ. Außerdem räumte 1854
den Waren und Schiffen, die von der
htösterreichischen D. kamen, bei ihrer Fahrt
tern dieselben Begünstigungen ein, welche
. Güter und Schiffe genossen. Die Do-
ungen gehörten seit dem Frieden von Bu-
2 samt dem Donaudelta, obwohl dieses
näßig neutrales Gebiet sein sollte, doch
Rußland, welches, wenn auch nicht ge-
, wie man ihm vorwarf, die Versandung
ungen förderte, indem es nichts zu deren
g that und überdies eine drückende Über-
er Schiffahrt eintreten ließ. Eine zwischen
und Rußland 10. Sept. 1840 geschlossene
n, in welcher Abstellung der Schwierig-
der Sulinamündung stipuliert war, än-
ts, und es stand zu befürchten, daß die
des Hauptstroms von Centraleuropa sich
m Verkehr gänzlich verschließen würde.
er Frieden vom 30. März 1856 wurden
amündungen unter den Schutz des europ.
ts gestellt, indem man die D. in ihrem ge-
aufe bis zum Ausfluß in das Schwarze
Bestimmungen der Wiener-Kongreß-Akte
—116) über die internationalen Ströme
f und den Schiffen aller Nationen zugäng-
te. Die Schiffahrt sollte auf dem ganzen
Stroms für alle Staaten frei sein und
inde an den Mündungen gehoben werden.
s zu verwirklichen, wurden zwei Kommis-
nannt: 1) die **Europäische Donau-
ts-Kommission**, aus Delegierten von
, Großbritannien, Österreich, Preußen,
Sardinien und der Türkei bestehend
er Herstellung der Schiffbarkeit und Frei-
Donaumündungen beauftragt; 2) die
te **Kommission der Donau-Ufer-**
bestehend aus Abgeordneten von Öster-
yern, Württemberg und der Türkei, so-
Kommissarien für die Moldau, Wa-
Serbien, zur Ausarbeitung der Schiff-
d Strompolizeivorschriften. Erstere Kom-
rat 4. Nov. 1856 in Galacz zusammen.
egann ihre Wirksamkeit 20. Nov. 1856 zu
brachte die Donauschiffahrts-Akte zu
welche 7. Nov. 1857 unterzeichnet und
858 zu Wien ratifiziert wurde. Durch die
Pariser Konferenz 1866 beschlossene neue
Akte für die Donaumündungen, durch
konferenz 1871 und durch den Berliner
878 wurden die Vollmachten der Donau-
n verlängert und erweitert. Ihre Haupt-
liegen infolge der Bestimmungen des
Vertrags in der Verlängerung der neutra-
ternationalen Donaustrecke, die in frühern
nur bis Isaktscha, resp. Galacz reichte,
Eisernen Thor, in der Einräumung grö-
lusses an Rumänien, Serbien und Bul-
der Übertragung der am Eisernen Thor
rbeiten an Österreich-Ungarn allein, in
der Schiffbarmachung des Kilia-Arms
Da die Kommission ihre Aufgaben bis
2 nicht erledigt hatte und ihre Vollmach-
is April 1883 verlängert waren, so trat
am 20. Febr. 1883 zur Prüfung der schwebenden Fragen in London eine **Donaukonferenz** zusammen, an welcher Vertreter der Signatarmächte des Berliner Vertrags vom 13. Juli 1878 (s. unter **Berliner Kongreß**) und der beteiligten mittlern und kleinern Staaten, letztere aber nur mit beratender Stimme, teilnahmen. Die Konferenz wurde 10. März 1883 geschlossen; sie hatte ihre Beschlüsse in einem aus neun Artikeln bestehenden Vertrag niedergelegt, nach welchem die Kompetenz der Donaukommission von Galacz bis Braila ausgedehnt wird und die Vollmachten derselben auf 21 Jahre verlängert werden.

Ungeachtet der vielfachen Hindernisse hat sich die Schiffahrt auf der D. stetig entwickelt. Die Begründung der Dampfschiffahrt ging von Österreich aus, für welches die Entwickelung des Verkehrs auf der D. eine Lebensfrage ist. Die Dampfschiffahrt auf der obern D. (Wien-Pest) begann 1830, auf der untern D. 1834 (bis Orsova) durch die K. K. Privilegierte **Erste Donau-Dampfschiffahrts-gesellschaft**; 1835 dehnten sich die Fahrten dieser Gesellschaft bis Galacz, 1836 bis Konstantinopel aus (stromaufwärts bis Linz). Die Gesellschaft besitzt (1880) 2 Seeschiffe, 188 vollendete und 2 unvollendete Flußschiffe mit 16768 Pferdekräften und 842 vollendete, 18 unvollendete Schleppschiffe; sie beförderte 1880 auf dem Strome 1579693 Passagiere und 26837902 Zollcentner Waren. Das Gebiet ihrer Fahrten erstreckt sich auf der D. von Donauwörth bis zum Meere (2556 km), auf der Theiß (von Nameny an) 970 km weit, auf der Save (von Sissek an) 596 km, auf der Drau (von Legrad an) 250 km, auf der Maros (von Marosporto an) 367, zusammen also über 4739 km. Diese Gesellschaft hatte auch im Anschluß an ihre Flußfahrten Seelinien nach Konstantinopel, Smyrna, Trapezunt und Salonichi eingerichtet, trat jedoch dieselben 1845 gegen Vergütung an den Österreichischen Lloyd zu Triest ab. Dagegen trat 1870 zu den übrigen Strecken noch die Beschiffung des Pruth auf 247 km. Inzwischen hatten sich auch für die Befahrung der obern D. Gesellschaften gebildet, wie 1837 die sog. **Württembergisch-Bayrische Dampfschiff-fahrtsanstalt** (Regensburg-Linz) und eine andere für die Strecke Ulm-Regensburg. Ihr geringer Erfolg veranlaßte, daß in Bayern der Staat die Sache übernahm und eine **Königlich Bayrische Dampfschiffahrtsanstalt** einrichtete für Befahrung der Strecke Donauwörth-Linz. Dieselbe wurde jedoch 1862 an die genannte österr. Gesellschaft abgetreten. In neuerer Zeit haben sich nach Ablauf des Privilegiums auf österr. Gebiet noch andere Gesellschaften gebildet, die jedoch nur eine lokale Bedeutung erlangen konnten, obgleich sie auf gewissen Strecken fühlbare Konkurrenz machen. Sie beförderten zusammen (1871) 236608 Personen und 16917199 Ctr. Eine andere Konkurrenz findet die Dampfschiffahrt durch die Ruderschiffe, wenn auch wegen der Schwierigkeiten in nicht allzu hohem Maße. Auf der deutschen D. verkehren Ruderschiffe fast nur bergab; 1873 kamen nach Passau 273 Frachtschiffe hinab mit 154765 Ctr. Ladung. Die deutschen Nebenflüsse der D. kommen nur für die Flößerei in Betracht, im selben Jahre gingen durch Passau 746 Flöße mit 2184597 Ctr. Holz. Auf der untern D. ist die Schiffahrt mit Rudern und Segeln ziemlich bedeutend. Die rumän. Donauhäfen hatten zusammen 13180 einlaufende und 13488 auslaufende

[illegible]

... spielt die D. eine sehr wichtige Rolle.

Litteratur. Kohl, «Die D.» (Triest 1853); die Abhandlungen «Das Donaudelta» und die «Donaumündungen» in «Unsere Zeit» (Bd. 1, 1857, und Bd. 4, 18[illegible]); Wallace, «Auf der D. von Wien nach Konstantinopel u. s. w.» (Wien 1864); Schmidl, «Die D. von Ulm bis Wien» (Lpz. 1858); derselbe, «Die D. von Wien bis zur Mündung» (Lpz. 1859); Peters, «Die D. und ihr Gebiet. Eine geolog. Skizze» (Bd. 19 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1876); Helsch, «Die D. von ihrem Ursprung bis zu ihrer Mündung» (Wien 1880); derselbe, «Illustrierter Führer auf der D. von Regensburg bis Sulina» (2. Aufl., Wien 1881); Wolfbauer, «Die D. und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung» (Wien 1880); «Denkschrift der Ersten Privilegierten Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft zur Erinnerung ihres 50jährigen Bestandes» (Wien 1881); Götz, «Das Donaugebiet, mit Rücksicht auf

[illegible]

Donauberge, s. [illegible]

Donau-Bulgarien, s. unter Bulgarien [illegible]

Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, s. u. [Donau.

Donaueschingen, [illegible]

[illegible] Stadt eine [illegible] Kirche, ein neues [illegible] Archiv und ein [illegible] meist kath. E.

D. [illegible] unter den Karolingern als [illegible] vom König Arnulf 889 der Kirche zu [illegible] zu Lehn gegeben. Später war es im Besitze verschiedener Herren, bis es 1488 durch Kauf an die Grafen, spätern Fürsten zu Fürstenberg kam, in deren Besitz es verblich. Etwa 7 km von D. liegen die Trümmer der Burg Fürstenberg, des Stammhauses der gleichnamigen Fürsten.

Donaufürstentümer, der frühere Name der beiden Fürstentümer Moldau und Walachei, welche jetzt das Königreich Rumänien (s. d.) bilden.

Donaughmore (Grafen von), s. u. Hutchinson (John Hely-). [s. unter Donau.

Donaukommission und Donaukonferenz,

Donaukreis, der südöstliche Kreis des Königreichs Württemberg, der größte, aber am schwächsten bevölkerte der vier Kreise, 6264,77 qkm groß mit (1880) 467 835 E. (75 auf den Quadratkilometer). Ziemlich in der Mitte durchfließt ihn die Donau; er begreift den größten Teil der Alp und des sog. Oberschwaben in sich. Hauptsächlich ist der Boden Ackerland, aber auch der Waldreichtum ist nicht unbedeutend. In der Gegend des Bodensees und im NW. (Oberamt Kirchheim) findet Weinbau statt; auch ausgedehnte Torflager sind vorhanden. Zusammengesetzt ist der D. aus sehr verschiedenen Bestandteilen, namentlich altwürttemb. Landschaften, dann zahlreichen begüterten Standesherrschaften, wie die des Fürsten von Fürstenberg, des Fürsten von Thurn und Taxis, der Fürsten von Waldburg, des Fürsten Windischgrätz und mehrerer Grafen;

die von Standesherren und ritterschaftlichen
n; endlich die ehemaligen Reichsstädte mit
ebieten: Ulm, Biberach, Buchhorn, Leut-
avensburg, Wangen, Buchau, Jsny; die
gen Abteien und Klöster Zwiefalten, Heilig-
l, Wiblingen, Söflingen, Ochsenhausen,
rten mit Hofen, Schussenried, Weißenau,
nde Altshausen, und die vorderösterr. und
bayr. Besitzungen. Der Kreis hat 16 Ober-
irke; Hauptstadt ist Ulm.

aukreis war auch bis 1837 die Bezeich-
on zwei Kreisen in Bayern: 1) Oberdo-
eis, der jetzige Regierungsbezirk Schwaben
uburg; 2) Unterdonaukreis, der jetzige
ngsbezirk Niederbayern.

au-Main-Kanal, s. Ludwigskanal.

aumoos, früher auch Schrobenhauser
genannt, eine durch die Geschichte ihrer
berühmt gewordene ebene und kahle, früher
e und ungesunde Landstrecke auf dem rechten
r Donau, in den bayr. Regierungsbezirken
en und Oberbayern zwischen Neuburg und
adt, Pöttmes und Schrobenhausen gelegen,
Scheitel gegen Neuburg und dessen Basis
den Scheidehügeln gegen die Paar (von
s bis Oberstimm) liegt. Seine Länge von
s bis Oberstimm beträgt 32 km, seine Breite
älert sich ostwärts von 22 bis zu 2,5 km
n Umfang mißt etwa 110 km. Es wird von
nau im N. und NW., von der Paar im S.
O., von der Sandrach im NO. umschlossen,
gen die Stromfurchen der Donau und Paar
urch dünenartig aufgeworfene Hügelreihen
en, auf denen, weil sie von Überschwem-
frei bleiben, seit älterer Zeit Reihen von
ften liegen. Die ganze Moosfläche ist von
n die Donau und durch die Sandrach in die
usmündenden Kanälen und Gräben durch-
welche, mit Ausnahme der Ach, bei der Kul-
g neu angelegt wurden. Der Hauptkanal
30 km lang. Über die Kanäle und Gräben
über 2000 Brücken und Brückchen. Durch
denlegung des Mooses, welche schon 1791
em Kurfürsten Karl Theodor begann und
ersten in Bayern privilegierten Aktienge-
t bis 1796 durchgeführt wurde, hat man
0 qkm kulturfähigen Boden gewonnen, auf
zahlreichen Kolonien 4600 E. angesiedelt
etzt ist das D. nahezu vollständig entwässert
Gras und leichtern Getreide-, sowie Hack-
rtenfruchtbau sehr geeignet. Man rechnet
Ackerland, 9231 ha Wiesen und 1028 ha
. Die Bevölkerung nährt sich außerdem
weise durch Gewinnung von Torf, welcher
eise 6—7 m mächtig ist. Sie bestand lange
r aus Ansiedlern, welche meist aus Baden
Pfalz zuwanderten, jetzt aber sich mit der
nerschaft der umliegenden altbayr. Gebiete
rmischt haben. Viele der ursprünglichen
n haben sich zu ansehnlichen Dörfern mit
und Schulen ausgebildet (Maxfeld, Karls-
arlskron, Stengelheim, Klingsmoos, Lud-
os u. s. w.).

auprovinz (Tuna-Vilajet), bis 1878
jet der europ. Türkei von 85623 qkm mit
E., bildet gegenwärtig in seinem größern
as Fürstentum Bulgarien, während der klei-
rdöstlichste Teil (die Dobrudscha) seit 1878
änien gehört.

Donauried heißen die großen moorigen Flächen, welche die Ufer der Donau kurz vor ihrem Eintritt aus württemb. in bayr. Gebiet bei Ulm und dann im bayr. Schwaben bis Donauwörth umsäumen. Zwischen dem Einflusse der Iller und dem der Roth erstreckt sich am rechten Donauufer das Ulmer Ried, von den Absenkungen der Rauhen Alp bis Gundelfingen längs der bayr.-württemb. Grenze am linken, dann wieder von Dillingen bis Donauwörth am rechten Donauufer das eigentliche D. Die ganze Längenausdehnung beträgt etwa 66, die größte Breite bis zu 10 km. Der Charakter des Riedes ist der eines alten, stark bruchigen Seebodens, auf Kies- und Sandlagen geringe Wiesen mit saurem Gras und nasse Äcker; doch hat Flußkorrektion und der Fleiß des Landmanns große Strecken bereits einer fruchtbringenden Kultur gewonnen. In unmittelbarer Nähe des Riedes findet sich vorzüglicher Getreideboden; insbesondere ist das dem Ried gegenüber liegende Ufer meist sehr fruchtbar. Kleinere Moorflächen, welche als Ried bezeichnet werden, finden sich auch in Württemberg schon mehrfach zu beiden Seiten der Donau, so bei Gögglingen, Rottenacker, Riedlingen u. s. w.

Donauschiffahrts-Akte, s. u. Flußschifffahrt.

Donaustädte ist die Kollektivbezeichnung für die fünf württemberg. Städte Munderkingen, Waldsee, Saulgau, Riedlingen und Mengen.

Donaustauf, herrlich gelegener Marktflecken des bayr. Regierungsbezirks Oberpfalz, Bezirksamt Stadtamhof, in 328 m Höhe, am linken Ufer der Donau, 7,5 km unterhalb Regensburg und 15 km oberhalb Wörth, am Fuße des Bayrischen Waldes, eine Besitzung des Fürsten von Thurn und Taxis, dessen 1842 dicht am Ufer erbautes Sommerresidenzschloß mit schönem Garten bei dem großen Brande vom 4. März 1880, welcher fast den ganzen Flecken (an 100 Häuser) in Asche legte, total zerstört wurde. Der Ort zählt (1880) 1060 E. Eine steile Felsenhöhe krönen die Trümmer des alten, 1634 von den Schweden zerstörten Bergschlosses Stauf. In der Nähe steht an einer Anhöhe die 1842 in byzant. Stile renovierte Wallfahrtskirche St. Salvator, und daneben erhebt sich die schon aus weiter Ferne sichtbare Walhalla (s. d.). Im J. 1803 kam D. mit Regensburg in den Besitz des Freiherrn von Dalberg, nach dem Wiener Frieden von 1809 aber an Bayern und 1812 unter bayr. Hoheit an den Fürsten von Thurn und Taxis.

Das Schloß Stauf wurde zwischen 914 und 930 durch den Bischof Tuto von Regensburg erbaut; um dasselbe entstand ein Dorf, das schon 1065 genannt wird. Im 10. und 11. Jahrh. war die Burg der Stammsitz der mächtigen Familie der Staufer, im 12. Jahrh. war die Feste im Besitz des Domstifts Regensburg (daher der heute noch hier und da vorkommende Name «Thumstaufen»). Sie wurde 1131 durch Heinrich den Stolzen erobert und 1133 verbrannt. Bald wieder erbaut, ward sie 1146 von Herzog Heinrich Jasomirgott erstürmt, dann 1159 von Heinrich dem Löwen aufs neue belagert, endlich aber dem Bistum zurückgegeben. Am 11. Jan. 1634 nahmen sie die Schweden unter Bernhard von Weimar, die sie 11. Febr. sprengten.

Donauwörth, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, 46 km im NNW. von Augsburg, links an der Donau, an der Mündung der Wörnitz und an der Linie Pleinfeld-Augsburg

der Bayrischen Staatsbahn, die hier nach Regensburg und Ulm abzweigt, ist der Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, sowie nächst Passau und Regensburg der wichtigste bayr. Donauhafen. Die Stadt zählt (1880) 3857 E., welche ansehnlichen Obst-, Getreide-, Flachs- und Hanfbau und Leinweberei treiben, beträchtliche Bierbrauerei, einen Wollmarkt und allmonatlich große Viehmärkte, zum Teil auch Frachtfuhrwesen, Schiffbau und Schiffahrt auf der Donau unterhalten. Die schönen Gebäude der ehemaligen, 1029 von Mangold, Grafen von Dillingen, gestifteten Benediktinerabtei zum Heiligen Kreuz, in deren Nebenkapelle sich der prachtvolle Sarkophag der Herzogin Maria von Brabant, Herzogin in Bayern, befindet, gehören jetzt dem kath. Erziehungsverein. — D., 1030 Wörth, später Schwäbisch-Wörth genannt, lag an der seit dem Abbruch der Stadtmauer 1818 gänzlich zerstörten, außerhalb des bisherigen Bahnhofs durch eine Tafel angedeuteten **Burg**, die 900 von dem Grafen Hupald I. von Dillingen erbaut, von dessen Sohn Mangold Mangoldstein genannt und nach dem Aussterben der Nachkommen desselben 1191 eine Besitzung der Hohenstaufen wurde. In der Mitte des 13. Jahrh. wurde D. der Sitz der Herzöge von Oberbayern, und hier war es, wo 1256 Herzog Ludwig der Strenge in der Raserei grundloser Eifersucht seine Gemahlin Maria von Brabant enthaupten ließ. Von Gewissensbissen gepeinigt, verlegte er später seine Residenz von hier nach München. Im J. 1308 verwüstete Albrecht I. die Burg, und 1348 ward die Stadt zur Reichsstadt erhoben, die jedoch nur nach wechselvollen Kämpfen ihre Reichsunmittelbarkeit gegen Bayern behauptete. Als 1606 eine Prozession des Abts vom Kloster zum Heiligen Kreuz von der ganz prot. Bevölkerung gehindert wurde, erklärte der Kaiser Rudolf II. die Stadt 3. Aug. 1607 in die Acht und übertrug die Vollziehung dem Herzoge Maximilian von Bayern. Dieser besetzte 17. Dez. 1607 die Stadt und behielt sie für die Kosten des Exekutionszugs fortan im Besitz, trotz der Einsprüche des Schwäbischen Kreises. Dies wurde einer der Anlässe zum Dreißigjährigen Kriege, in dem D. mannigfache Drangsale erlitt, 27. März 1632 von Gustav Adolf dem Herzog von Lauenburg durch Sturm entrissen und 1634 von König Ferdinand erobert ward. An dem nahegelegenen Schellenberge wurden 2. Juli 1704 die Bayern und Franzosen durch die Kaiserlichen unter Prinz Ludwig von Baden und dem Herzoge Marlborough völlig besiegt. Durch Kaiser Joseph I. erhielt D. 1705 seine Reichsunmittelbarkeit zurück. Doch schon im Frieden von Baden 1714 wurde es wieder an Bayern gegeben, welches auch den Besitz trotz der Bemühungen des Schwäbischen Kreises behauptete. Am 6. Okt. 1805 fand bei D. ein Gefecht zwischen den Franzosen unter Soult und den Österreichern unter Mack statt, infolge dessen letztere sich über die Donau zurückzogen.

Don Benito, Stadt in der span. Provinz Badajoz, Bezirk Medellin, 8 km östlich von Medellin an den Abhängen eines Hügels links vom Guadiana und an der Eisenbahn Madrid-Lissabon, in etwa 250 m Höhe, zählt (1877) 14692 E. Die Stadt wurde erst zu Anfang des 15. Jahrh. gegründet und zum Teil durch die Abkömmlinge der Bewohner von Medellin bevölkert, welche vor der Grausamkeit des Grafen von Portocarrero hierher flüchteten. Die in der Umgegend gewonnenen ausgezeichneten Gemüse, Früchte und Melonen werden bis nach Madrid ausgeführt. Die Franzosen siegten hier 19. März 1809.

Doncaster, Stadt in der engl. Grafschaft York, West-Riding, an dem zur Ouse gehenden Don, an der Vereinigung von sieben Eisenbahnen, mit (1881) 21130 E., hat einige bedeutende Spinnereien und Webereien, Eisengießerei und ansehnliche Kohlenbergwerke, und unterhält einen sehr lebhaften Getreidehandel, welcher auf dem Flusse mittels 50 t tragenden Barken bis 30 km weiter oberhalb betrieben wird. Bei D. werden jährlich im März und September große Pferderennen abgehalten, die berühmtesten in ganz England, welche 1703 gestiftet wurden. D. ist das altröm. Lager Danum und hieß in der Sachsenzeit Dona Ceaster. In der Nähe wurden viele röm. Altertümer gefunden. Die schöne neue Kirche St.-George ist nach G. G. Scotts Plänen im got. Stil erbaut.

Donchéri, Flecken im franz. Depart. Ardennen, rechts an der Maas, 5 km im Westen von Sedan, an der Ostbahn und an der Straße nach Mézières, hat 2000 E. und Fabriken von Tuch- und Wollzeugen und Amboßen. Nach der Schlacht bei Sedan 1. Sept. 1870 wurde der Ort geschichtlich merkwürdig durch die Zusammenkunft, welche Napoleon III., nachdem er sich tags zuvor an König Wilhelm ergeben, am frühen Morgen des 2. Sept. in dem Hause eines Webers dicht an der Chaussee bei der Stadt mit dem Grafen Bismarck hatte. Nur 2 km entfernt am jenseitigen Ufer der Maas liegt das Dorf **Fresnois**, in dessen Nachbarschaft, im Schlößchen Bellevue, noch an demselben Tage König Wilhelm den gefangenen Kaiser empfing und ihm das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthaltsorte anwies.

Donders (Franz Cornelius), berühmter Augenarzt, geb. 27. Mai 1818 in Tilburg (Provinz Nordbrabant), begann seine Studien an der Militärarzneischule in Utrecht und an der dortigen Universität, wurde 1840 Militärarzt in Vliessingen, später im Haag und 1842 Lehrer der Anatomie und Physiologie an der Militärschule in Utrecht, bis er 1847 einen für ihn besonders errichteten Lehrstuhl an der dortigen Universität erhielt, wo er sofort ein physiol. Laboratorium errichtete. Neben allgemeiner Physiologie und Gewebelehre lehrte er hier auch Ophthalmologie, errichtete das Nederlandsch gasthuis voor ooglyders, womit er einen wissenschaftlichen Kursus verband, wurde 1863 ord. Professor der Physiologie an der utrechter Universität und erhielt 1866 durch die Regierung die Mittel zur Errichtung eines den Anforderungen der modernen Wissenschaft entsprechenden physiol. Laboratoriums, das 1867 vollendet wurde. Aus D.' zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Natuurkunde van den mensch» (deutsch von Theile, 2. Aufl., Bd. 1, Lpz. 1859), «Anomalies of accommodation and refraction» (herausg. von der Sydenham-Society; deutsch von Becker, Wien 1866), «De leer der stofwisseling als bron der eigenwarmte» (Utrecht 1845), eine der ersten Anwendungen des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft auf den tierischen Organismus; «Mikrochem. Untersuchungen tierischer Gewebe» (im Verein mit dem niederländ. Chemiker G. J. Mulder, Utrecht 1846), «Die Lehre von den Augenbewegungen» (das sog. **Donderssche Gesetz**), «De harmonie van het dierlyk leven, openbaring van wetten» (Utrecht

rm, Mischung und Funktion der Gewebe
formen» (Utrecht 1849), «Über die Na-
ale» (1858), worin bewiesen wird, daß
al ein bestimmter Eigenton der Mund-
pricht. Vermittels des Noëmatacho-
Noëmatachometers lehrte D. zuerst die
psychischer Prozesse bestimmen. Er er-
st im Chemismus der Atmung einen
nsprozeß und hatte außerdem wichtigen
er Entdeckung seines Landsmannes Cra-
en Grund des Accommodationsvermö-
ophthalmolog. Gebiete beziehen sich D.'
uptsächlich auf Refraktions- und Accom-
anomalien und aus den zahlreichen von
inen Schülern über diesen Gegenstand
benen Schriften entwickelte sich allmäh-
llständiges System, welches schließlich
obengenannten ausführlichen Werke nie-
wurde. Außerdem war D. Redacteur
acteur verschiedener Zeitschriften, sowie
er der «Onderzoekingen gedaan in het
sch laboratorium der Utrechtsche
ol» (Utrecht 1849—57; 2. Folge, 1867
em von Graefe begründeten «Archiv für
logie» hat D. wesentlichen Anteil.

kow-Korssakow (Alexander Michailo-
), russ. Staatsmann, Sohn des frühern
nten der Akademie der Wissenschaften
burg und einer Nachkommin eines Kal-
s, geb. 1822, wurde jung Offizier in
gonerregiment, zeichnete sich in Kaukasien
ämpfung der Bergvölker, sowie während
kriegs 1854/55 aus, stieg schnell zum
uf und wurde als Generallieutenant
r von Kiew. In dieser Stellung that
ins der eifrigsten Mitglieder der pansla-
Partei hervor und wurde deshalb un-
ach dem Abschlusse des Friedens von
no 1878 als Generalgouverneur mit der
on und Leitung der Verwaltung des neu-
Fürstentums Bulgarien betraut. Durch
er Vertrag wurde dies Fürstentum in
und Ostrumelien zerlegt, doch versuchte
führung dieses Kongreßbeschlusses durch
tationen zu hintertreiben und ermutigte
ter der großbulgar. Partei durch die
f russ. Unterstützung. Diese eigenmäch-
atsächlichen Verhältnissen nicht entspre-
t. Thätigkeit zog D. wiederholt Zurecht-
des Kaisers zu, doch wurde er in seiner
elassen und eröffnete 23. Febr. 1879 die
alversammlung des Fürstentums Bul-
irnowa, deren Verhandlungen er leitete.
ht auf die europ. Mächte lehnte es der
ab, die Wahl D.s zum Fürsten von
zu genehmigen, und wies denselben an,
er Versammlung auf den Prinzen Ale-
Battenberg zu lenken. D. erfüllte die-
und führte im Juli 1879 den Fürsten
von Bulgarien in die neue Stellung ein,
nach Rußland zurückkehrte und 1. März
telle von Loris-Melikow als General-
zu Charkow trat. Danach erfolgte seine
zum General der Kavallerie und die Be-
Mitgliede des Reichsrats, sowie im Jan.
rnennung zum Chef der Civilverwaltung
fehlshaber der Truppen in Kaukasien.
l, nordwestl. Grafschaft der irländ.
ster, eine wildschöne Landschaft, wird

im O. von den Grafschaften Londonderry und Tyrone, südlich von den Grafschaften Fermanagh und Leitrim (letztere zu Connaught) und der Donegalbai und westlich und nördlich vom Atlantischen Ocean begrenzt, welcher hier außer der genannten Bai an den vielfach zerrissenen felsigen Küsten mehrere größere und kleinere Buchten bildet, unter denen die Lough-Swilly (66 km ins Land dringend) und -Foyle die bedeutendern sind. Die Grafschaft ist im Norden gebirgig und wird von dem rauhen, im Berge Errigal bis 752 m aufsteigenden Donegalgebirge durchzogen, mit welchem und zwischen welchem fruchtbare Thäler und weites Marschland wechseln. Überdies gibt es viel wüsten Boden, bedeutende Torflager und eine Menge kleiner Seen, worunter der 840 ha große Derg der bedeutendste ist. Größere Flüsse sind nicht vorhanden. Der nördlichste Punkt, zugleich von ganz Irland, ist das 69 m hohe, in 55° 22′ nördl. Br. liegende Vorgebirge Malinhead. Das Klima ist sehr feucht und das Getreide reift schwer; man baut hauptsächlich Gerste, Hafer, Flachs und Kartoffeln. Die Grundbesitzungen sind zum Teil sehr groß, der Ackerbau befindet sich jedoch im schlechtesten Zustande. D. hat ein Areal von 4815,5 qkm und zählte 1841 noch 296448, 1881 nur 205443 E. (wovon 75 Proz. katholisch). Die Bevölkerung hatte also in 40 Jahren um 31 Proz. abgenommen. Dieselbe treibt Viehzucht und Fischerei, zieht namentlich feinwollige Schafe und führt viele Heringe, Stockfische, Lachse und Forellen aus. Außerdem wird Garnspinnerei, Leinwandweberei, Wollstrumpfwirkerei und Branntweinbrennerei betrieben. Blei, ausgezeichneter weißer Marmor, verschiedene Thonarten, Schwefelkies u. s. w. sind die Mineralprodukte. Der Name Don-na-n-Gall oder D. stammt von den Dänen oder Normannen. Zu den Altertümern des Landes gehört der Griala-d'Aileach, Tempel der Sonne oder Palast des Königs Eochy Ollahir; die megalithischen Bauten von Battony-Hill und Lynsfort; der Doune-Fels, wo die Inauguration der Tyrconnels stattfand, und der Krönungsstein der Könige von Irland bei Derry. Die Grafschaft sendet zwei Abgeordnete in das Parlament. Der Hauptort, Dorf **Lifford** am Foyle, der zu Londonderry gehörigen Stadt Strabane gegenüber gelegen, ist ein ärmlicher Ort mit 570 E. Etwa 40 km im Südwesten von ihm liegt die **Marktstadt Donegal** an der Mündung des Eask in die Donegalbai, mit einem Hafen, fünf Kirchen, den Resten eines schönen alten Schlosses der O'Donnells und eines von diesen im 14. Jahrh. erbauten Franziskanerklosters, einer Schwefelquelle in der Nachbarschaft nebst Badeanstalt und 1420 E. Unweit der Mündung des Erne in die Donegalbai liegt die Marktstadt **Ballyshannon** mit 3200 E.

Donellus (Hugo), eigentlich **Doneau**, ausgezeichneter Lehrer des röm. Rechts, geb. 23. Dez. 1527 zu Châlon-sur-Saône, studierte zu Toulouse und Bourges und wurde 1551 an letzterm Ort Professor des röm. Rechts. Als eifriger Calvinist mußte D. 1572 fliehen und wandte sich nach Genf. Im J. 1573 wurde er Professor in Heidelberg; 1579 ging er als solcher nach Leiden, 1588 nach Altdorf, wo er am 4. Mai 1591 hochgeehrt und gefeiert starb. Sein bestes Werk sind die «Commentarii de jure civili», ein umfassendes System des röm. Privatrechts und Prozesses. D. ist neben Cujacius der bedeutendste Jurist des 16. Jahrh.

Während jener sich durch die mit einer umfassenden Kenntnis des Altertums verbundene Exegese der röm. Rechtsquellen auszeichnete, liegt die Bedeutung von D. vorzugsweise in seiner systematischen Methode, an die zuerst die civilistische Jurisprudenz des 19. Jahrh. wieder angeknüpft hat. Die beste Ausgabe der «Commentarii de jure civili» ist von König und Bucher (16 Bde., Nürnb. 1801—34), die beste Gesamtausgabe: «Opera omnia, cum notis O. Hilligeri» (12 Bde., Lucca 1762—68). Vgl. Eyssell, «Doneau, sa vie et ses ouvrages, traduit du latin par J. Simonnet» (Dijon 1860); Stintzing, «Hugo D. in Altdorf» (Erlangen 1869).

Doneraile, Flecken der irischen Grafschaft Cork, Provinz Munster, am Awbeg, über den eine gute Brücke führt, und am Fuße des Berges Galten, 32 km nördlich von Cork, mit 1900 E. Guter Marmor wird in der Nähe gebrochen. Die Viscounts der Familie St.-Leger führen nach dem Orte den Namen und eine sehr schöne Besitzung; dieselbe heißt Donerailepark.

Donez, eigentlich der Nördliche Donez genannt, ein rechter Nebenfluß des Don, entspringt im russ. Gouvernement Kursk, in einer Hügellandschaft, durchströmt dann das Gouvernement Charkow, das Land der Donischen Kosaken, und ergießt sich etwas oberhalb der Station Kotschetowskaja nach einem Laufe von 1189 km in den Don. Sein Lauf ist von der Quelle bis zu der Stadt Smijew im Gouvernement Charkow im allgemeinen ein südlicher, hierauf wendet er sich nach Südost und behält diese Richtung unter sehr zahlreichen Krümmungen bis zu seiner Mündung. Im obern und zum Teil im mittlern Laufe fließt der D. vorwiegend durch Kreideformation, weiter unterhalb fast durchweg durch Kohlenformation, in welcher ausgedehnte Kohlenlager zu Tage treten. Das rechte Ufer, an welchem sich nicht selten weiße Kreidefelsen zeigen, ist überall höher als das linke, das nur selten Erhöhungen aufzuweisen hat. Das Thal des D. wird im Frühling bei Hochwasser 5—6 km überschwemmt. Die Breite des D. wächst in seinem untern Laufe bis 120 m an, doch ist dieselbe sehr schwankend, da der Fluß nicht selten eingeengt wird. Ebenso verschieden ist seine Tiefe, die an manchen Stellen 7 m erreicht, worauf sie wieder bis auf $^2/_3$ m abnimmt. Infolge dessen ist die Schiffahrt auf dem D. nur unbedeutend und beschränkt sich auf die Frühlingsmonate; auch der Fischfang ist kaum nennenswert. Noch im 17. und 18. Jahrh. war der D. weit schiffbarer als gegenwärtig, indem durch die rücksichtslose Entwaldung seiner Ufer am obern und mittlern Laufe sich Treibsandgeschiebe gebildet haben, wodurch auch der Fluß an vielen Stellen bis zur Unfahrbarkeit versandet ist. Durchschnittlich ist der D. 100 Tage im Jahre, von Mitte Dezember bis Mitte März, mit Eis bedeckt.

Dong (Dông), die am meisten verbreitete Münze und das Zahlmittel des täglichen Verkehrs in Annam und Kambodscha, $^1/_{600}$ der Goldrechnungseinheit Kwan (Quân, d. h. Faden, Schnur), welche letztere ihren Namen daher hat, daß die D. in Ligaturen von gewöhnlich 600 Stück zusammengebunden (aufgereiht) werden. Das D. ist eine Nachahmung des chines. Li oder Käsch, von den Missionaren und in Macao Sapeke, Sapeca genannt, auch Ipeh, in Kambodscha Peti genannt. Bis zu Anfang des 19. Jahrh. prägte man das D., dessen Geltungswert etwa $^1/_7$ bis $^1/_6$ Pfennig deutscher Währung ist, teils aus Messing, teils aus Kupfer; später versuchte man die kupfernen Stücke durch bleierne zu ersetzen, und endlich adoptierte man als Material das im Lande sehr reichlich vorhandene und leicht zu gewinnende Zink, welches zugleich Blei und Eisen enthält und, zusammen mit diesen letztern beiden Metallen, im D. eine sehr zerbrechliche und leicht abnutzbare Legierung darstellte. Das D. soll eigentlich die Schwere des gleichnamigen Gewichts haben, d. i. 3,905 g, hat jedoch meist ein etwas geringeres Gewicht. Das D. hat in der Mitte ein viereckiges Loch, wie das chines. Li oder Käsch, um aufgereiht werden zu können. Man fädelt je 60 Stück (= 1 Moht-tiën) zusammen auf eine Schnur und vereinigt 10 solcher Schnüre zu einer Rolle, welche ein Kwan genannt wird, von den Missionaren eine Reihe (frz. enfilade) oder ein Band (ligature). In Kambodscha schnürt man in der Regel je 10 Tschutschu (Kwan) der betreffenden Zinkmünzen, also 6000 Stück Peti (D.) zu einem Paket zusammen, und mehr als drei solche Pakete kann ein Mann nicht tragen. In Oberkambodscha hat der König dieses Landes seine eigene Prägeanstalt für die Petistücke. Die Vorderseite des D. zeigt vier Charaktere, deren letzte den Namen der Regierung (jeder Kaiser gibt nach chines. Brauch der seinigen einen eigenen, euphemistischen Namen); die Rückseite trägt die das Gewicht des Stücks angebende Inschrift «Thaht fahn», d. i. 7 Fahn (1 Fahn = $^1/_{10}$ Gewichtsdong = 0,3905 g, 7 Fahn also = 2,7335 g), welche Schwere der Kaiser Gia-long verordnete. Zur Auswechselung legt man die D. wohl (in Kambodscha wenigstens) in schmale Holztröge, deren Größe auf eine bestimmte Zahl Stücke, die sie enthalten sollen, berechnet und genau bekannt ist; man mißt nur die Länge derselben. In Niederkambodscha hat seit der franz. Besitznahme der Piaster das D. mehr und mehr, in der Hauptstadt Saigon fast ganz verdrängt, und es wurden dort selbst von den Eingeborenen die D. fast nur noch als Scheidemünze im Kleinverkehr benutzt.

Dong heißt auch ein kleines Gewicht in Annam und Kambodscha, $^1/_{16}$ des Lüong oder der Unze, $^1/_{160}$ des Kahn oder Pfundes = 3,905 g. Es stammt von dem chines. Tsién, Tschih oder Mehs (Mace) und ist um etwa $^1/_{31}$ schwerer als dieses, wie überhaupt die annamitischen Gewichte zu den entsprechenden, in der Hauptsache gleichnamigen, etwas leichtern chinesischen sich wie etwa 31 zu 32 verhalten.

Dougal, König von Schottland um 880, bekriegte die Pikten und ertrank in der Spey.

Dongard, König von Schottland; er verband sich mit den Pikten und Bretonen gegen die Sachsen und starb 457.

Dongŏla bezeichnet im weitern histor. Sinne die gegenwärtige ägypt. Provinz Nubien (s. d.). Im engern Sinne versteht man unter Dâr D. (Land D.) nur den mittlern, am Nil gelegenen Teil derselben, und zwar das beträchtlich erweiterte Stromthal von dem Lande der Schâikieh-Araber abwärts bis zum Dâr Mahas oder Ambukol (18° nördl. Br., 49° 10′ östl. L.), wo der Nil einen südl. Bogen macht, um von seiner südwestl. in eine nordnordwestl. Richtung überzugehen, bis gegen den Ort Hannak hin (19° 42′ nördl. Br.). Diese Thalstrecke ist 260 km lang, meist völlig eben, fruchtbar, zuweilen weit bebaut. Die zahlreichen

eln zeichnen sich sämtlich durch üppige
keit aus. In den nicht angebauten Land=
bt es Hyänen, Löwen und Gazellen, und
und Nilpferde hausen im Strome. Die
t Haustiere sind Pferd und Schaf. Im
und Januar ist es bei Südostwind kühl,
sind Stürme aus NW. gewöhnlich und
t voller Sand. Die Bewohner, größten=
gola wis (nach Munzinger etwa 250000
4), mit bronzener Hautfarbe, ausgezeich=
ichtsform, musterhaftem Körperbau und
tem, reichem Haupthaar, mit Barâbras,
und später eingewanderten Mamluken und
mischt, treiben neben Viehzucht Ackerbau
nnen jährlich eine zwiefache Ernte. Dat=
Weizen führt man in Menge aus. Die
is bekennen sich zum Islam und leben,
n der türk.=ägypt. Regierung wie von ein=
Meliks oder Kaschefs gedrückt, trotz des
ihres Bodens in der größten Armut,
tarke Auswanderung nach den südlichern
stattfindet. In D. konzentrierte sich im
r die Kultur und Macht Nubiens; in spä=
hat es wie an Ausdehnung so an Frucht=
nd Volksdichtigkeit bedeutend verloren.
ahrh. wurden die Einwohner von den süd=
eimischen Schâikieh=Arabern, den berühm=
n auf Dongolahengsten, teils unterdrückt,
Auswanderung gezwungen. Im J. 1812
die aus Ägypten vertriebenen Mamluken
er und gründeten einen eigenen Staat;
n 1821 wurden sie von Ibrahim Pascha
und wandten sich westwärts in die Wüste,
rlos verschwunden sind. Seitdem ist das
tisch und bildet mit Berber eins der Mu=
welche jetzt Belêd=es=Sudân zerfällt. Sitz
r ist Neu=D., D.=el=Dschêdideh der
l Ordeh der Türken, Marragha oder
h der Mamluken, genannt, ein blühender
am Nil, mit einem Kastell, 10000 E.,
ten Bazars und einer Indigofabrik des
Der Ort ward von den Mamluken ge=
welche das 120 km weiter oberhalb rechts
legene Alt=D. oder D.=Adschus (D.=
rlassen hatten. Letzteres war in altägypt.
es Dong-ul, d. h. das große D., hieß,
tende Handelsstadt und ist jetzt ein arm=
rf, auf einer 30 m hohen Anhöhe gelegen,
t und fast verlassen, von unausgesetzten
einahe im Sande begraben.

ratuit (frz.), d. i. freiwilliges Geschenk,
an die ehemals in Frankreich bei außer=
n Veranlassungen von den Ständen dem
Geschenk bewilligte Steuer. Ebensolche
ab es auch in den österr. Niederlanden
igen deutschen Hochstiften.

off, richtiger Dönhof, uraltes adeliges
aus der Zeit Karls d. Gr., stammt aus
vom Schlosse Dönhof in der Grafschaft
Amte Wetter und Kirchspiel Oberwengern.
hrh. wanderte zur Belehrung der Heiden
n von D. als Deutschordensritter in
n. Ein Nachkomme dieses Ritters, im
liede von ihm abstammend, war Ger=
n D., welcher 70 Jahre hindurch Banner=
Livland war und im seltenen Alter von
en 1574 starb. Er verteilte 1551 seine
Livland und Kurland unter seine vier
er jüngste, **Hermann von D.**, aus dem
Hause Illien in Kurland, dessen Nachkommenschaft noch nicht erloschen ist, hatte ebenfalls vier Söhne, von denen der zweite, **Gerhardt von D.**, Statthalter von Livland war und drei Söhne: **Kaspar**, **Gerhardt** und **Magnus Ernst**, besaß, die dem Geschlechte den Grafen- und Fürstentitel zuführten. **Kaspar von D.**, Oberhofmarschall von Polen, wurde 1637 vom König Wladislaus IV. wegen dessen Vermählung mit der Schwester des Kaisers Ferdinand III., Cäcilie Renata von Österreich, nach Wien geschickt, wo der Kaiser ihn, nachdem sein Vorgänger Kaiser Ferdinand II. ihm und seinen beiden Brüdern 11. Jan. 1635 die Reichsgrafenwürde verliehen hatte, in den röm. Reichsfürstenstand erhob (8. Aug. 1637). Von ihm stammt die fürstl. Linie, die in der Mitte des 18. Jahrh. erlosch.

Sein jüngster Bruder **Magnus Ernst, Graf von D.**, geb. 16. Dez. 1581 zu Illien in Kurland, besuchte die Universität Leiden, wo er mit den vornehmsten Gelehrten damaliger Zeit, mit Joseph Scaliger und Justus Lipsius, nähere Bekanntschaft machte, bereiste darauf Frankreich und verschiedene andere Länder, kehrte in sein Vaterland zurück und kämpfte in poln. Diensten gegen die Türken, Russen und Schweden, war beim Abschluß des Waffenstillstandes zu Stumsdorf 1635 gegenwärtig und starb als Hauptmann von Würzburg am 18. Juni 1642 zu Wilkam bei Elbing. (Vgl. Bussi, «Magnus Ernst, Graf von D.», Riga 1854.) Eine von diesem Hause abstammende Nebenlinie ist die des Hauses D.-Friedrichstein in Ostpreußen.

August, Graf von D., preuß. Diplomat, geb. zu Potsdam 10. Okt. 1797, besuchte 1812—14 das Collegium Fridericianum zu Königsberg und machte den Feldzug von 1815 als Freiwilliger bei einem Kavallerieregiment mit. Von 1816 bis 1819 besuchte er die Universitäten Königsberg, Göttingen und Heidelberg, lebte darauf in der Schweiz und Italien, begann 1821 seine Laufbahn im preuß. Staatsdienst und wurde zunächst im Auswärtigen Amte beschäftigt. Im Herbst 1823 wurde er der Gesandtschaft in Paris zugeordnet, 1825 zum Legationssekretär ernannt und nach Madrid, Anfang 1828 in gleicher Eigenschaft nach London versetzt und bald darauf zum Legationsrat befördert. Im Herbst 1833 wurde er zum Gesandten in München und 1842 zum Bundestagsgesandten ernannt. Nachdem er im Mai 1848 auf seinen Wunsch abberufen worden, zog er sich auf seine Güter zurück, wurde aber schon Anfang September desselben Jahres an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten im Ministerium Pfuel gestellt, nach dessen Rücktritt er sich wieder ins Privatleben zurückzog. Im Febr. 1849 wählte ihn der zweite gumbinner Wahlkreis zum Abgeordneten in die Erste Kammer, von der er 1850 in das Staatenhaus nach Erfurt gesandt wurde. Bei den Neuwahlen im Sommer 1850 abermals zum Mitgliede der Ersten Kammer gewählt, schloß er sich hier der zur Rechten gehörigen, aber gemäßigten Partei Jordan an. Nach Umwandlung der Ersten Kammer in das Herrenhaus wurde er 18. Nov. 1861 vom Könige zum erblichen Mitgliede ernannt. Er starb 1. April 1874. — Sein Sohn, **August, Graf von D.**, geb. 26. Jan. 1845, wurde nach ihm das Haupt der Familie. — **Sophie Juliane Friederike, Gräfin von D.**, geb. 17. Okt. 1768, Tochter des Majors Grafen Friedrich Wilhelm von D. aus der

[illegible] 1. Juni 1790 [illegible] 1798 [illegible] 1794 [illegible]

Doni, Antonio Francesco, ital. Schriftsteller, geb. zu Florenz um 1513, trat in den Orden der Serviten [illegible], den er später verließ, um Weltpriester zu werden. Um 1540 wanderte er aus Florenz und führte mehrere Jahre ein unstätes Leben, bis er sich 1564 zu Monselice bei Padua dauernd niederließ, wo er 1574 starb. Unter seinen sehr zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Dialogo della Musica» (Vened. 1544), «La Libraria» (Vened. 1550—51), ein zuweilen geistreiches, aber durchaus ungeordnetes und wertloses bibliogr.-litterarisches Werk, «La Zucca» (Vened. 1551), «Filosofia morale» (Vened. 1552 u. Ferrara 1610), «I Marmi» (Vened. 1552; neue Ausg. von Fanfani, mit biographischer Einleitung von Bongi, 2 Bde., Flor. 1863), «I Mondi» (Vened. 1552—53), «Pitture» (Padua 1564). Eine Sammlung seiner «Novelle» gab Gamba (Vened. 1815; neue Ausg. Mail. 1863), eine «Novella inedita» Alessandro D'Ancona (Pisa 1870) heraus. Mit Lodovico Domenichi und Pietro Aretino wurde D. in heftige litterarische Streitigkeiten verwickelt.

Donieren (lat.), schenken, beschenken.

Donische Kosaken heißen die Bewohner des donischen Landes (160277 qkm mit [1879] 1367 [illegible] E.), dessen Hauptstadt Nowo-Tscherkask (37 [illegible] E.) ist und welches einen selbständigen Verwaltungsbezirk bildet, dessen Bewohner in mancher Hinsicht besondere Rechte genießen. Auch in militärischer Beziehung ist das donische Land keinem der russ. Militärbezirke zugeteilt, sondern wird von dem Kosaken-Ataman (in der Regel ein russ. Generalleutnant, als Vertreter des Atamans aller Kosaken, des jeweiligen Großfürsten-Thronfolgers) selbständig nach besondern Gesetzen verwaltet. Die Donischen Kosaken sind der Aushebung für die reguläre Armee nicht unterworfen, doch ist die gesamte männliche Bevölkerung militärpflichtig im donischen Heere (Woisko) vom 18. bis 38. Lebensjahre. Von diesen 20 Dienstjahren gehört der Kosak die ersten drei zur vorbereitenden Kategorie, dann 12 Jahre in die zum Frontdienst verpflichtete und die letzten 5 Jahre in die Reservekategorie. Die Kosaken der zum Frontdienst verpflichteten Kategorie stehen entweder im aktiven Dienst oder sind beurlaubt; doch müssen die beurlaubten Kosaken jederzeit bereit sein, einer Einberufung Folge zu leisten. Die Dauer der aktiven Dienstzeit in den von den Donischen Kosaken ständig aufgestellten Truppen beträgt vier Jahre. Loskauf und Stellvertretung sind abgeschafft; der Besitz einer gewissen [illegible] berechtigt körperlich diensttaugliche Kosaken vom [illegible] Jahren zum freiwilligen Eintritt in den aktiven Dienst und zur Wahl des Truppenteils innerhalb der vom donischen Woisko aufgestellten Truppen. Die wehrpflichtigen Männer, welche nicht zur Dienstklasse gehören, sind wehrpflichtig in der Opoltschenie des Don-Woisko und werden zur Aufstellung besonderer Abteilungen verwendet; ihre Einberufung erfolgt nur unter außergewöhnlichen Verhältnissen im Kriege. Zwar sind alle Kosaken ohne Unterschied des Standes wehrpflichtig, soweit sie körperlich zum Kriegsdienste geeignet sind, und haben der Regel nach mit eigener Ausrüstung und auf eigenen Kosten ihre Wehrverpflichtung zu erfüllen; doch können dienstpflichtige Kosaken in Rücksicht auf Familien- und Vermögensverhältnisse im Frieden, wenn der erforderliche Ersatz vorhanden ist, sogleich zu den beurlaubten Mannschaften der Dienstklasse geschrieben werden, auch wird bei dem Nachweis besserer Schulbildung die Dauer der aktiven Dienstzeit erheblich (auf $\frac{1}{2}$, beziehungsweise 1, 2 oder 3 Jahre) verkürzt. Das Mindestmaß der Körperlänge ist auf 2 Arschin $2\frac{1}{2}$ Werschok bestimmt, doch dürfen kleinere Leute, sofern sie kräftig sind, auf ihren Wunsch zum Dienste zugelassen werden. In der vorbereitenden Kategorie erhalten die jungen Mannschaften in der Heimat die erste Ausbildung, treten dann in den aktiven Dienst und nach Beendigung des 33. Lebensjahres in die Reservekategorie, welche zum Ersatz des Abgangs bei den Feldtruppen des Don-Woiskos bestimmt ist. (Reorganisation vom 31. Okt. 1874 und Wehrverpflichtungs-Reglement für die Donischen Kosaken vom 29. April 1875.) Der Eintritt der Minderjährigen in die Dienstklasse erfolgt jährlich auf Grund von Altersliſten, welche die Stanizenverwaltungen nach den metrischen Listen am 15. (27.) Dez. aufstellen; die Zahl der zum aktiven Dienst kommenden Kosaken bestimmt jährlich der Kriegsminister. Der Nakasni-Ataman verteilt den Ersatzbedarf auf die Militärdistrikte des donischen Landes, und die Atamane verteilen den auf ihre Distrikte entfallenden Ersatzbedarf auf die einzelnen Stanizen.

Diese Wehrverfassung ist in neuester Zeit bei allen Kosaken-Woiskos eingeführt worden. Unter dem 19. Febr. 1877 (alten Stils) sodann ist die Reorganisation der Lokaltruppen im Don-Woisko erfolgt und in Übereinstimmung mit den Einrichtungen im übrigen europ. Rußland gebracht worden. Es bestehen fortan Lokalkommandos in Nowo-Tscherkask, Nowo-Nikolajewskaja, Kamenskaja, Ust-Medwjädizkaja, Urjupinskaja, Konstantinowskaja und Nishnetschirskaja mit zusammen 46 Offizieren und rund 1200 Köpfen. Diese Lokaltruppen sind unberitten und für den Garnisondienst bestimmt. Die im Frieden aufgestellten Truppen des Don-Woisko sind völlig im regulären Dienst ausgebildet und nur noch dem Namen nach irreguläre Truppen. Fast sämtliche berittenen Regimenter und alle reitenden Donbatterien stehen im Verbande von Kavalleriedivisionen. Im Frieden sind ständig aufgestellt: 1 kombiniertes Leibgarde-Donkosakenregiment von 4 Schwadronen, 20 berittene Regimenter zu je 6 Sſotnien, 1 Gardebatterie und 7 reitende Batterien. Im Kriege werden neu aufgestellt: das Leibgarde-Donregiment Sr. Majestät, das Leibgarde-Atamansche Regiment, 20 berittene Regimenter zweiter Kategorie, 20 berittene Regimenter dritter Kategorie, 7 reitende Batterien zweiter

orie, 7 reitende Batterien dritter Kate-
Das im Frieden bestehende kombinierte Leib-
Donkosakenregiment bildet mit je 2 Schwa-
den Stamm eines der beiden neu aufgestell-
arderegimenter, welche je 6 Schwadronen
sind; für die beurlaubten Divisionen (zu
wadronen) dieser Regimenter sind im Frie-
n donischen Lande Stäbe vorhanden. Alle
nen Regimenter sind 6 Ssotnien, alle Bat-
6 Geschütze stark; von den beurlaubten Bat-
der zweiten und dritten Kategorie sind im
n je 3 Geschütze zu Übungszwecken bespannt.
Mann der berittenen Regimenter der zweiten
ritten Kategorie sind im Eisenbahndienst aus-
et. An Ersatztruppen werden nur 2 Garde-
ronen und 1 Ersatzbatterie, für welche schon
ieden 3 Geschütze bespannt gehalten werden,
tellt. Die Bewaffnung der berittenen Regi-
r besteht in der Pike, Schaschka und dem ge-
n Berdan-Kavalleriegewehr (Hinterlader klei-
alibers), die Batterien führen gezogene Hin-
ungs-Stahlkanonen neuen Modells, wie die
den Batterien der regulären Armee. Die
uppen des Don-Woißko betragen (mit Ein-
der Ersatztruppen, aber ohne Lokaltruppen
ie Abteilungen der Opoltschenie) im Kriege
Offiziere, 61 886 Mann und 136 Geschütze.

nische Steppen, derjenige Teil der großen
ss. Steppenzone, welcher fast das ganze mitt-
und untere Stromgebiet des Don einnimmt,
das Land der Donischen Kosaken (s. d.). Es
den sich demnach die Donischen Steppen von
n nach Süden von den Grenzen der Gou-
ments Charkow und Woronesch bis an das
nde des Asowschen Meeres und bis an den
tsch; von Westen nach Osten von der Grenze
ouvernements Jekaterinoslaw bis etwa zur
rscheide zwischen dem Don und der Wolga.
Bodencharakter der Donischen Steppen ist in
rschiedenen Gegenden ein sehr mannigfacher;
n Teile östlich vom Don, der im N. von der
ediza begrenzt wird, stellt er eine weit aus-
te, einförmige, flache Ebene dar, die eine na-
e Fortsetzung der großen aralo-kaspischen Nie-
g bildet. Die Einförmigkeit der Ebene wird
ur ab und zu durch künstlich aufgeworfene
unterbrochen, sog. Kurgane (s. d.). Der Bo-
hier salzhaltig und daher auch wenig frucht-
an fließenden Gewässern herrscht ein großer
el, und auch der Manytsch und der Sal sind
wasserarm und besitzen eine kaum merkliche
ung. Der Charakter der Vegetation in die-
eile der Steppe ist von der europ. Flora gänz-
weichend und trägt durchaus den Typus der
kaspischen Flora. Ziemlich zahlreiche Gräser,
ssen und andere Korbblütler treten in großer
auf, ohne gerade einen zusammenhängenden
zu bilden. Besonders charakteristisch für den
den sind die Chenopodiaceen. An den fließen-
ewässern findet sich auch niedriges Gesträuch.
sten kann nur Viehzucht getrieben werden.
übrige Teil der Donischen Steppen bildet
öher gelegene Ebene, die im Kreise Donez einen
en oder hügeligen Charakter annimmt. Am
r und teilweise an der Medwediza werden
Bodenerhebungen noch bedeutender, und im
des Mius, der sich in das Asowsche Meer er-
, also den südwestl. Teil der Donischen Step-
ildet, trägt die Gegend vollständig das Ge-
präge einer Hügellandschaft. Zwischen dem Mius und der Krynka erreichen die Hügel eine Höhe von mehr als 135 m. Einige von ihnen liegen in Gruppen zerstreut und haben eine konische Gestalt, andere haben das Aussehen von liegenden Prismen und werden von tiefen Schluchten mit steilen Felswänden voneinander getrennt. Die bedeutendsten Gewässer in diesem Teile sind: der Choper, die Medwediza, der Tschir, der Mius und Kalmius. Der Boden besteht hier größtenteils aus schwarzer Erde oder Thon, ist deshalb sehr fruchtbar und zum Ackerbau geeignet, was in der östl. Hälfte der Donischen Steppen nicht der Fall ist. Die Unterlage dieses fruchtbaren Bodens besteht aus Kohlen und Kreideformation. Auch ist die Vegetation hier üppig, während die Salzpflanzen fast vollständig fehlen. Am rechten hohen Ufer des Don wird Weinbau getrieben, in den Flußthälern finden sich bisweilen Wäldchen, oder doch wenigstens größere Baumgruppen von Eichen, Ulmen, Eschen, Ahorn, wilden Apfel-, Birnbäumen, Pappeln u. a.

Donizetti (Gaëtano), beliebter ital. Opernkomponist, geb. zu Bergamo 25. Sept. 1798, war von seinem Vater zum Advokaten bestimmt, entschied sich aber für die Musik und studierte seit 1815 zu Bologna unter Pilotti und Pater Mattei den Kontrapunkt. Zerwürfnisse mit seinem Vater veranlaßten ihn zum Eintritt in die österr. Armee. Mit seinem Regiment gelangte er nach Venedig, wo es ihm 1818 und 1819 gelang, seine Erstlingsopern «Enrico di Borgogna» und «Il Falegname di Livonia» auf die Bühne zu bringen und vom Militär loszukommen. D. widmete sich nun der Komposition mit solchem Eifer, daß er bis zum J. 1831, außer den genannten, 28 Opern schuf, darunter «Olivo e Pasquale», «Le convenienze teatrali», «Il borgomestro di Saardam» (alle aus dem J. 1827), «Gianni di Calais» und «L'esule di Roma» (1828), «Il castello di Kenilworth» (1829), «Imelda de' Lambertazzi» (1830). Einen wesentlichen Schritt vorwärts that D. 1831 mit der Oper «Anna Bolena», mit welcher er in die Periode seines reifern und weniger leichtfertigen Produzierens eintrat und auch außerhalb Italiens Ruf gewann. In den nächsten Jahren komponierte er unter anderm die Opern «L'elisire d'amore» (1832), «Il furioso», «Parisina», «Torquato Tasso», «Lucrezia Borgia» (alle aus dem J. 1833), «Gemma di Vergi» (1834). Sodann wandte er sich nach Paris, wo sein «Marino Faliero» (1835) neben Bellinis «Puritanern» nicht recht zur Geltung kam. Dagegen hatte «Lucia di Lammermoor» (ebenfalls 1835) in Neapel allgemeinen Erfolg und brachte ihm die Stelle eines Kontrapunktprofessors an der königl. Musikschule in Neapel ein. In dieser Zeit entstanden die Opern «Belisario» (1836), «Betly» (1836), «Roberto Devereux» (1837), «Maria di Rudenz» (1838), «Gianni di Parigi» (1839). D. trat 1840 wieder in Paris auf und brachte daselbst zwei seiner besten Schöpfungen, «La fille du régiment» und «La favorite», sowie eine Umarbeitung des schon 1838 in Neapel komponierten, aber nicht aufgeführten «Poliuto» als «Les martyrs» auf die Bühne. Noch günstiger aufgenommen ward «Maria Padilla» in Mailand (1841) und 1842 «Linda di Chamounix» in Wien, für welche Oper er den Titel eines k. k. Hofkapellmeisters erhielt. Auch 1843 kehrte er wieder nach der österr. Haupt-

Schiffe mit 1602604, resp. 1632169 t. Der gesamte Flußverkehr auf der D. (mit Zuflüssen) wurde in dem (sehr ungünstigen) J. 1865 auf 88936000 Ctr. berechnet (wovon etwa ein Viertel doppelt gerechnet sein möchte) und hat seitdem stetig zugenommen. Der größte Teil der Frachten, welche die D. trägt, besteht aus Rohprodukten. Die ihrem Gebiet entstammenden Güter, welche 1879 an der Sulinamündung seewärts verschifft wurden, bestanden aus 40369661 hl Getreide, darunter 24984988 hl Mehl, 7555631 hl Mais, 4198478 hl Weizen, 2399208 hl Gerste, 687039 hl Korn, 252422 hl Rapssamen, 200283 hl Bohnen, 51864 hl Hafer und 39692 hl Hirse. Es liefen (1879) aus 1541 Segler und 721 Dampfer mit 797554 t Ladung (darunter engl. 15 Segler, 479 Dampfer mit 412706 t, griech. 805 Segler, 43 Dampfer mit 182430 t, österreich.-ungar. 54 Segler, 88 Dampfer mit 61110 t, türk. 545 Segler mit 47613 t).

In neuerer Zeit hat sich das europ. Eisenbahnnetz immer dichter auch den untern Teilen der D. genähert. Von den zahlreichen Anknüpfungspunkten desselben an den Fluß auf österr. Gebiet ist Basiasch der letzte, und bei ihm tritt zur Zeit der Eilverkehr nach dem Orient an die D., um sie bald wieder zu verlassen. Schon 1860 war, um den Umweg der D. um die Dobrudschaplatte abzukürzen, die 63 km lange Bahn Czernawoda-Küstendsche erbaut worden, wozu 1866 die 225 km lange Bahn Rustschuk-Varna kam. Rustschuk gegenüber bei Giurgewo sowie bei Galacz treten die rumän. Bahnen an die D., und es bedarf nur einer kurzen Verbindungslinie, um diese mit den österr. Bahnen in Zusammenhang zu bringen, wodurch alsdann der Eilverkehr der D. gänzlich entzogen werden würde. Dagegen kann ihre Bedeutung als Frachtstraße durch die Eisenbahnverbindungen nur gehoben werden.

Die strategische Bedeutung der D. ergibt sich schon aus der Menge der an ihr liegenden Festungen, wie Ulm, Ingolstadt, Linz, Komorn, Ofen, Peterwardein, Neu-Orsova, und bis 1878 auch Widdin, Nikopoli, Rustschuk, Silistria, Braila, Ismail. In allen größern Völkerbewegungen und Kriegen, von Darius und Alexander, von der röm. Herrschaft seit August, unter Trajan und Marc Aurel, von der Völkerwanderung, von Attila, Karl d. Gr., den Avaren-, Magyaren- und Mongoleneinbrüchen, von den Kreuzzügen, Rudolf von Habsburg, Hunyad und Soliman, von Prinz Eugen bis herab auf Napoleon, Kossuth und den Orientkrieg von 1853 bis 1856, spielt die D. eine sehr wichtige Rolle.

Litteratur. Kohl, «Die D.» (Triest 1853); die Abhandlungen «Das Donaudelta» und die «Donaumündungen» in «Unsere Zeit» (Bd. 1, 1857, und Bd. 4, 1860); Wallace, «Auf der D. von Wien nach Konstantinopel u. s. w.» (Wien 1864); Schmidl, «Die D. von Ulm bis Wien» (Lpz. 1858); derselbe, «Die D. von Wien bis zur Mündung» (Lpz. 1859); Peters, «Die D. und ihr Gebiet. Eine geolog. Skizze» (Bd. 19 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1876); Helsch, «Die D. von ihrem Ursprung bis zu ihrer Mündung» (Wien 1880); derselbe, «Illustrierter Führer auf der D. von Regensburg bis Sulina» (2. Aufl., Wien 1881); Wolfbauer, «Die D. und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung» (Wien 1880); «Denkschrift der Ersten Privilegierten Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft zur Erinnerung ihres 50jährigen Bestandes» (Wien 1881); Götz, «Das Donaugebiet, mit Rücksicht auf seine Wasserstraßen nach den Hauptgesichtspunkten der wirtschaftlichen Geographie dargestellt» (Stuttg. 1882); Neusser, «Neuester illustrierter D.-Führer von Passau bis Sulina» (Wien 1882); ferner über die Donaumündungen besonders die von der Europäischen Donauschiffahrts-Kommission herausgegebenen Pläne und Kartenwerke: «Plans comparatifs du Bras de Soulina» (1867), «Cartes du Delta du Danube etc.» (1874), «Carte du Danube et de ses embranchements entre Braïla et la mer» (6 Blätter, Lpz. 1874), von denen jedoch nur die letztere Karte im Buchhandel erschienen ist.

Donauberge, Teil des Böhmerwaldes (s. d.).

Donau-Bulgarien, s. unter Bulgarien (Geschichte).

Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, s. u. Donau.

Donaueschingen, freundliche Stadt in der ehemaligen fürstlich fürstenbergischen Landgrafschaft Baar, im bad. Kreise Villingen, liegt am Zusammenfluß der Brege und Brigach, die nach ihrer Vereinigung und nach der Aufnahme der im fürstl. Schloßhofe 678 m über dem Meere emporsprudelnden Donauquelle den Namen Donau erhalten, sowie an der Linie Offenburg-Singen der Badischen Staatsbahn. Die Stadt ist Sitz eines Bezirksamtes, Amtsgerichts und anderer staatlichen und fürstl. Behörden und hat ein schönes Residenzschloß des Fürsten zu Fürstenberg, mit einer 60000 Bände starken Bibliothek, reich an Manuskripten und Inkunabeln, einer Gemälde-, einer Kupferstich- und einer Münzsammlung, ausgedehnten Ökonomiegebäuden, namentlich sehenswerten Marställen, und einer großartigen Brauerei, sowie mit weitläufigen, unter anderm durch einen Denkstein Lessings gezierten Gartenanlagen. Außerdem besitzt die Stadt eine schöne Pfarrkirche, eine evang. Kirche, ein neues Progymnasium, ein ausgezeichnetes Archiv und ein Solbad und zählt (1880) 3522 meist kath. E.

D. kommt bereits unter den Karolingern als Eschingen vor und wurde vom König Arnulf 889 der Kirche zu Reichenau in Lehn gegeben. Später war es im Besitze verschiedener Herren, bis es 1488 durch Kauf an die Grafen, spätern Fürsten zu Fürstenberg kam, in deren Besitz es verblieb. Etwa 7 km von D. liegen die Trümmer der Burg Fürstenberg, des Stammhauses der gleichnamigen Fürsten.

Donaufürstentümer, der frühere Name der beiden Fürstentümer Moldau und Walachei, welche jetzt das Königreich Rumänien (s. d.) bilden.

Donaughmore (Grafen von), s. u. Hutchinson (John Hely-).

Donaukommission und **Donaukonferenz,** s. unter Donau.

Donaukreis, der südöstliche Kreis des Königreichs Württemberg, der größte, aber am schwächsten bevölkerte der vier Kreise, 6264,77 qkm groß mit (1880) 467835 E. (75 auf den Quadratkilometer). Ziemlich in der Mitte durchfließt ihn die Donau; er begreift den größten Teil der Alp und des sog. Oberschwaben in sich. Hauptsächlich ist der Boden Ackerland, aber auch der Waldreichtum ist nicht unbedeutend. In der Gegend des Bodensees und im NW. (Oberamt Kirchheim) findet Weinbau statt; auch ausgedehnte Torflager sind vorhanden. Zusammengesetzt ist der D. aus sehr verschiedenen Bestandteilen, namentlich altwürttemb. Landschaften, dann zahlreichen begüterten Standesherrschaften, wie die des Fürsten von Fürstenberg, des Fürsten von Thurn und Taxis, der Fürsten von Waldburg, des Fürsten Windischgrätz und mehrerer Grafen;

ferner die von Standesherren und ritterschaftlichen Familien; endlich die ehemaligen Reichsstädte mit ihren Gebieten: Ulm, Biberach, Buchhorn, Leutkirch, Ravensburg, Wangen, Buchau, Isny; die ehemaligen Abteien und Klöster Zwiefalten, Heiligkreuzthal, Wiblingen, Söflingen, Ochsenhausen, Weingarten mit Hofen, Schussenried, Weißenau, Kommende Altshausen, und die vorderösterr. und ehemals bayr. Besitzungen. Der Kreis hat 16 Oberamtsbezirke; Hauptstadt ist Ulm.

Donaukreis war auch bis 1837 die Bezeichnung von zwei Kreisen in Bayern: 1) Oberdonaukreis, der jetzige Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg; 2) Unterdonaukreis, der jetzige Regierungsbezirk Niederbayern.

Donau-Main-Kanal, s. Ludwigskanal.

Donaumoos, früher auch Schrobenhauser Moos genannt, eine durch die Geschichte ihrer Kultur berühmt gewordene ebene und kahle, früher moorige und ungesunde Landstrecke auf dem rechten Ufer der Donau, in den bayr. Regierungsbezirken Schwaben und Oberbayern zwischen Neuburg und Ingolstadt, Pöttmes und Schrobenhausen gelegen, dessen Scheitel gegen Neuburg und dessen Basis längs den Scheidehügeln gegen die Paar (von Pöttmes bis Oberstimm) liegt. Seine Länge von Pöttmes bis Oberstimm beträgt 32 km, seine Breite verschmälert sich ostwärts von 22 bis zu 2,5 km und sein Umfang mißt etwa 110 km. Es wird von der Donau im N. und NW., von der Paar im S. und SO., von der Sandrach im NO. umschlossen, aber gegen die Stromfurchen der Donau und Paar selbst durch dünenartig aufgeworfene Hügelreihen geschieden, auf denen, weil sie von Überschwemmungen frei bleiben, seit älterer Zeit Reihen von Ortschaften liegen. Die ganze Moosfläche ist von vielen in die Donau und durch die Sandrach in die Paar ausmündenden Kanälen und Gräben durchzogen, welche, mit Ausnahme der Ach, bei der Kultivierung neu angelegt wurden. Der Hauptkanal ist gegen 30 km lang. Über die Kanäle und Gräben führen über 2000 Brücken und Brückchen. Durch die Trockenlegung des Mooses, welche schon 1791 unter dem Kurfürsten Karl Theodor begann und von der ersten in Bayern privilegierten Aktiengesellschaft bis 1796 durchgeführt wurde, hat man über 200 qkm kulturfähigen Boden gewonnen, auf dem in zahlreichen Kolonien 4600 E. angesiedelt sind. Jetzt ist das D. nahezu vollständig entwässert und für Gras und leichtern Getreide-, sowie Hack- und Gartenfruchtbau sehr geeignet. Man rechnet 4460 ha Ackerland, 9231 ha Wiesen und 1028 ha Weiden. Die Bevölkerung nährt sich außerdem vorzugsweise durch Gewinnung von Torf, welcher stellenweise 6—7 m mächtig ist. Sie bestand lange Zeit nur aus Ansiedlern, welche meist aus Baden und der Pfalz zuwanderten, jetzt aber sich mit der Einwohnerschaft der umliegenden altbayr. Gebiete stark vermischt haben. Viele der ursprünglichen Kolonien haben sich zu ansehnlichen Dörfern mit Kirchen und Schulen ausgebildet (Maxfeld, Karlshuld, Karlskron, Stengelheim, Klingsmoos, Ludwigsmoos u. s. w.).

Donauprovinz (Tuna-Vilajet), bis 1878 ein Vilajet der europ. Türkei von 85623 qkm mit 2 Mill. E., bildet gegenwärtig in seinem größern Teile das Fürstentum Bulgarien, während der kleinere, nordöstlichste Teil (die Dobrudscha) seit 1878 zu Rumänien gehört.

Donauried heißen die großen moorigen Flächen, welche die Ufer der Donau kurz vor ihrem Eintritt aus württemb. in bayr. Gebiet bei Ulm und dann im bayr. Schwaben bis Donauwörth umsäumen. Zwischen dem Einflusse der Iller und dem der Roth erstreckt sich am rechten Donauufer das Ulmer Ried, von den Absenkungen der Rauhen Alp bis Gundelfingen längs der bayr.-württemb. Grenze am linken, dann wieder von Dillingen bis Donauwörth am rechten Donauufer das eigentliche D. Die ganze Längenausdehnung beträgt etwa 66, die größte Breite bis zu 10 km. Der Charakter des Riedes ist der eines alten, stark bruchigen Seebodens, auf Kies- und Sandlagen geringe Wiesen mit saurem Gras und nasse Äcker; doch hat Flußkorrektion und der Fleiß des Landmanns große Strecken bereits einer fruchtbringenden Kultur gewonnen. In unmittelbarer Nähe des Riedes findet sich vorzüglicher Getreideboden; insbesondere ist das dem Ried gegenüber liegende Ufer meist sehr fruchtbar. Kleinere Moorflächen, welche als Ried bezeichnet werden, finden sich auch in Württemberg schon mehrfach zu beiden Seiten der Donau, so bei Gögglingen, Rottenacker, Riedlingen u. s. w.

Donauschiffahrts-Akte, s. u. Flußschiffahrt.

Donaustädte ist die Kollektivbezeichnung für die fünf württemberg. Städte Munderkingen, Waldsee, Saulgau, Riedlingen und Mengen.

Donaustauf, herrlich gelegener Marktflecken des bayr. Regierungsbezirks Oberpfalz, Bezirksamt Stadtamhof, in 328 m Höhe, am linken Ufer der Donau, 7,5 km unterhalb Regensburg und 15 km oberhalb Wörth, am Fuße des Bayrischen Waldes, eine Besitzung des Fürsten von Thurn und Taxis, dessen 1842 dicht am Ufer erbautes Sommerresidenzschloß mit schönem Garten bei dem großen Brande vom 4. März 1880, welcher fast den ganzen Flecken (an 100 Häuser) in Asche legte, total zerstört wurde. Der Ort zählt (1880) 1060 E. Eine steile Felsenhöhe krönen die Trümmer des alten, 1634 von den Schweden zerstörten Bergschlosses Stauf. In der Nähe steht an einer Anhöhe die 1842 in byzant. Stile renovierte Wallfahrtskirche St. Salvator, und daneben erhebt sich die schon aus weiter Ferne sichtbare Walhalla (s. d.). Im J. 1803 kam D. mit Regensburg in den Besitz des Freiherrn von Dalberg, nach dem Wiener Frieden von 1809 aber an Bayern und 1812 unter bayr. Hoheit an den Fürsten von Thurn und Taxis.

Das Schloß Stauf wurde zwischen 914 und 930 durch den Bischof Tuto von Regensburg erbaut; um dasselbe entstand ein Dorf, das schon 1065 genannt wird. Im 10. und 11. Jahrh. war die Burg der Stammsitz der mächtigen Familie der Staufer, im 12. Jahrh. war die Feste im Besitz des Domstifts Regensburg (daher der heute noch hier und da vorkommende Name «Thumstaufen»). Sie wurde 1131 durch Heinrich den Stolzen erobert und 1133 verbrannt. Bald wieder erbaut, ward sie 1146 von Herzog Heinrich Jasomirgott erstürmt, dann 1159 von Heinrich dem Löwen aufs neue belagert, endlich aber dem Bistum zurückgegeben. Am 11. Jan. 1634 nahmen sie die Schweden unter Bernhard von Weimar, die sie 11. Febr. sprengten.

Donauwörth, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, 46 km im NNW. von Augsburg, links an der Donau, an der Mündung der Wörnitz und an der Linie Pleinfeld-Augsburg

der Bayrischen Staatsbahn, die hier nach Regensburg und Ulm abzweigt, ist der Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, sowie nächst Passau und Regensburg der wichtigste bayr. Donauhafen. Die Stadt zählt (1880) 5857 E., welche ansehnlichen Obst-, Getreide-, Flachs- und Hanfbau und Leinweberei treiben, beträchtliche Bierbrauerei, einen Wollmarkt und allmonatlich große Viehmärkte, zum Teil auch Frachtfuhrwerken, Schiffbau und Schiffahrt auf der Donau unterhalten. Die schönen Gebäude der ehemaligen, 1029 von Mangold, Grafen von Dillingen, gestifteten Benediktinerabtei zum Heiligen Kreuz, in deren Nebenkapelle sich der prachtvolle Sarkophag der Herzogin Maria von Brabant, Herzogin in Bayern, befindet, gehören jetzt dem kath. Erziehungsverein. — D., 1030 Wörth, später Schwäbisch-Wörth genannt, lag an der seit dem Abbruch der Stadtmauer 1818 gänzlich zerstörten, außerhalb des bisherigen Bahnhofs durch eine Tafel angedeuteten Burg, die 900 von dem Grafen Hupald I. von Dillingen erbaut, von dessen Sohn Mangold Mangoldstein genannt und nach dem Aussterben der Nachkommen desselben 1191 eine Besitzung der Hohenstaufen wurde. In der Mitte des 13. Jahrh. wurde D. der Sitz der Herzöge von Oberbayern, und hier war es, wo 1256 Herzog Ludwig der Strenge in der Raserei grundloser Eifersucht seine Gemahlin Maria von Brabant enthaupten ließ. Von Gewissensbissen gepeinigt, verlegte er später seine Residenz von hier nach München. Im J. 1308 verwüstete Albrecht I. die Burg, und 1348 ward die Stadt zur Reichsstadt erhoben, die jedoch nur nach wechselvollen Kämpfen ihre Reichsunmittelbarkeit gegen Bayern behauptete. Als 1606 eine Prozession des Abts vom Kloster zum Heiligen Kreuz von der ganz prot. Bevölkerung gehindert wurde, erklärte der Kaiser Rudolf II. die Stadt 3. Aug. 1607 in die Acht und übertrug die Vollziehung dem Herzoge Maximilian von Bayern. Dieser besetzte 17. Dez. 1607 die Stadt und behielt sie für die Kosten des Exekutionszugs fortan im Besitz, trotz der Einsprüche des Schwäbischen Kreises. Dies wurde einer der Anlässe zum Dreißigjährigen Kriege, in dem D. mannigfache Drangsale erlitt, 27. März 1632 von Gustav Adolf dem Herzog von Lauenburg durch Sturm entrissen und 1634 von König Ferdinand erobert ward. An dem nahegelegenen Schellenberge wurden 2. Juli 1704 die Bayern und Franzosen durch die Kaiserlichen unter Prinz Ludwig von Baden und dem Herzoge Marlborough völlig besiegt. Durch Kaiser Joseph I. erhielt D. 1705 seine Reichsunmittelbarkeit zurück. Doch schon im Frieden von Baden 1714 wurde es wieder an Bayern gegeben, welches auch den Besitz trotz der Bemühungen des Schwäbischen Kreises behauptete. Am 6. Okt. 1805 fand bei D. ein Gefecht zwischen den Franzosen unter Soult und den Österreichern unter Mack statt, infolge dessen letztere sich über die Donau zurückzogen.

Don Benito, Stadt in der span. Provinz Badajoz, Bezirk Medellin, 8 km östlich von Medellin an den Abhängen eines Hügels links vom Guadiana und an der Eisenbahn Madrid-Lissabon, in etwa 250 m Höhe, zählt (1877) 14692 E. Die Stadt wurde erst zu Anfang des 15. Jahrh. gegründet und zum Teil durch die Abkömmlinge der Bewohner von Medellin bevölkert, welche vor der Grausamkeit des Grafen von Portocarrero hierher flüchteten. Die in der Umgegend gewonnenen ausgezeichneten Gemüse, Früchte und Melonen werden bis nach Madrid ausgeführt. Die Franzosen siegten hier 19. März 1809.

Doncaster, Stadt in der engl. Grafschaft York, West-Riding, an dem zur Ouse gehenden Don, an der Vereinigung von sieben Eisenbahnen, mit (1881) 21130 E., hat einige bedeutende Spinnereien und Webereien, Eisengießerei und ansehnliche Kohlenbergwerke, und unterhält einen sehr lebhaften Getreidehandel, welcher auf dem Flusse mittels 50 t tragenden Barken bis 30 km weiter oberhalb betrieben wird. Bei D. werden jährlich im März und September große Pferderennen abgehalten, die berühmtesten in ganz England, welche 1703 gestiftet wurden. D. ist das altröm. Lager Danum und hieß in der Sachsenzeit Dona Ceaster. In der Nähe wurden viele röm. Altertümer gefunden. Die schöne neue Kirche St.-George ist nach G. G. Scotts Plänen im got. Stil erbaut.

Donchéri, Flecken im franz. Depart. Ardennen, rechts an der Maas, 5 km im Westen von Sedan, an der Ostbahn und an der Straße nach Mézières, hat 2000 E. und Fabriken von Tuch- und Wollzeugen und Ambossen. Nach der Schlacht bei Sedan 1. Sept. 1870 wurde der Ort geschichtlich merkwürdig durch die Zusammenkunft, welche Napoleon III., nachdem er sich tags zuvor an König Wilhelm ergeben, am frühen Morgen des 2. Sept. in dem Hause eines Webers dicht an der Chaussee bei der Stadt mit dem Grafen Bismarck hatte. Nur 2 km entfernt am jenseitigen Ufer der Maas liegt das Dorf Fresnois, in dessen Nachbarschaft, im Schlößchen Bellevue, noch an demselben Tage König Wilhelm den gefangenen Kaiser empfing und ihm das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthaltsorte anwies.

Donders (Franz Cornelius), berühmter Augenarzt, geb. 27. Mai 1818 in Tilburg (Provinz Nordbrabant), begann seine Studien an der Militärarzneischule in Utrecht und an der dortigen Universität, wurde 1840 Militärarzt in Vliessingen, später im Haag und 1842 Lehrer der Anatomie und Physiologie an der Militärschule in Utrecht, bis er 1847 einen für ihn besonders errichteten Lehrstuhl an der dortigen Universität erhielt, wo er sofort ein physiol. Laboratorium errichtete. Neben allgemeiner Physiologie und Gewebelehre lehrte er hier auch Ophthalmologie, errichtete das Nederlandsch gasthuis voor ooglyders, womit er einen wissenschaftlichen Kursus verband, wurde 1863 ord. Professor der Physiologie an der utrechter Universität und erhielt 1866 durch die Regierung die Mittel zur Errichtung eines den Anforderungen der modernen Wissenschaft entsprechenden physiol. Laboratoriums, das 1867 vollendet wurde. Aus D.' zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Natuurkunde van den mensch» (deutsch von Theile, 2. Aufl., Bd. 1, Lpz. 1859), «Anomalies of accommodation and refraction» (herausg. von der Sydenham-Society; deutsch von Becker, Wien 1866), «De leer der stofwisseling als bron der eigenwarmte» (Utrecht 1845), eine der ersten Anwendungen des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft auf den tierischen Organismus; «Mikrochem. Untersuchungen tierischer Gewebe» (im Verein mit dem niederländ. Chemiker G. J. Mulder, Utrecht 1846), «Die Lehre von den Augenbewegungen» (das sog. Dondersche Gesetz), «De harmonie van het dierlyk leven, openbaring van wetten» (Utrecht

orm, Mischung und Funktion der Gewebe dformen» (Utrecht 1849), «Über die Na- ɔkale» (1858), worin bewiesen wird, daß al ein bestimmter Eigenton der Mund- spricht. Vermittels des Noëmatacho- d Noëmatachometers lehrte D. zuerst die n psychischer Prozesse bestimmen. Er er- erst im Chemismus der Atmung einen nsprozeß und hatte außerdem wichtigen der Entdeckung seines Landsmannes Cra- den Grund des Accommodationsvermö- f ophthalmolog. Gebiete beziehen sich D.' auptsächlich auf Refraktions- und Accom- anomalien und aus den zahlreichen von einen Schülern über diesen Gegenstand ebenen Schriften entwickelte sich allmäh- ollständiges System, welches schließlich obengenannten ausführlichen Werke nie- wurde. Außerdem war D. Redacteur bacteur verschiedener Zeitschriften, sowie er der «Onderzoekingen gedaan in het sch laboratorium der Utrechtsche ool» (Utrecht 1849—57; 2. Folge, 1867 em von Graefe begründeten «Archiv für ologie» hat D. wesentlichen Anteil.

kow-Korssakow (Alexander Michailo- ſt), russ. Staatsmann, Sohn des frühern enten der Akademie der Wissenschaften burg und einer Nachkommin eines Kal- ns, geb. 1822, wurde jung Offizier in agonerregiment, zeichnete sich in Kaukasien kämpfung der Bergvölker, sowie während kriegs 1854/55 aus, stieg schnell zum uf und wurde als Generallieutenant r von Kiew. In dieser Stellung that eins der eifrigsten Mitglieder der pansla- Partei hervor und wurde deshalb un- nach dem Abschlusse des Friedens von no 1878 als Generalgouverneur mit der on und Leitung der Verwaltung des neu- n Fürstentums Bulgarien betraut. Durch ner Vertrag wurde dies Fürstentum in und Ostrumelien zerlegt, doch versuchte sführung dieses Kongreßbeschlusses durch itationen zu hintertreiben und ermutigte ter der großbulgar. Partei durch die f russ. Unterstützung. Diese eigenmäch- hatsächlichen Verhältnissen nicht entspre- it. Thätigkeit zog D. wiederholt Zurecht- des Kaisers zu, doch wurde er in seiner elassen und eröffnete 23. Febr. 1879 die nalversammlung des Fürstentums Bul- Tirnowa, deren Verhandlungen er leitete. cht auf die europ. Mächte lehnte es der r ab, die Wahl D.s zum Fürsten von zu genehmigen, und wies denselben an, der Versammlung auf den Prinzen Ale- Battenberg zu lenken. D. erfüllte die- g und führte im Juli 1879 den Fürsten von Bulgarien in die neue Stellung ein, nach Rußland zurückkehrte und 1. März Stelle von Loris-Melikow als General- r zu Charkow trat. Danach erfolgte seine zum General der Kavallerie und die Be- Mitgliede des Reichsrats, sowie im Jan. rnennung zum Chef der Civilverwaltung efehlshaber der Truppen in Kaukasien.

al, nordwestl. Grafschaft der irländ. ster, eine wildschöne Landschaft, wird im O. von den Grafschaften Londonderry und Tyrone, südlich von den Grafschaften Fermanagh und Leitrim (letztere zu Connaught) und der Donegalbai und westlich und nördlich vom Atlantischen Ocean begrenzt, welcher hier außer der genannten Bai an den vielfach zerrissenen felsigen Küsten mehrere größere und kleinere Buchten bildet, unter denen die Lough-Swilly (66 km ins Land dringend) und -Foyle die bedeutendern sind. Die Grafschaft ist im Norden gebirgig und wird von dem rauhen, im Berge Errigal bis 752 m aufsteigenden Donegalgebirge durchzogen, mit welchem und zwischen welchem fruchtbare Thäler und weites Marschland wechseln. Überdies gibt es viel wüsten Boden, bedeutende Torflager und eine Menge kleiner Seen, worunter der 840 ha große Derg der bedeutendste ist. Größere Flüsse sind nicht vorhanden. Der nördlichste Punkt, zugleich von ganz Irland, ist das 69 m hohe, in 55° 22′ nördl. Br. liegende Vorgebirge Malinhead. Das Klima ist sehr feucht und das Getreide reift schwer; man baut hauptsächlich Gerste, Hafer, Flachs und Kartoffeln. Die Grundbesitzungen sind zum Teil sehr groß, der Ackerbau befindet sich jedoch im schlechtesten Zustande. D. hat ein Areal von 4815,5 qkm und zählte 1841 noch 296448, 1881 nur 205443 E. (wovon 75 Proz. katholisch). Die Bevölkerung hatte also in 40 Jahren um 31 Proz. abgenommen. Dieselbe treibt Viehzucht und Fischerei, zieht namentlich feinwollige Schafe und führt viele Heringe, Stockfische, Lachse und Forellen aus. Außerdem wird Garnspinnerei, Leinwandweberei, Wollstrumpfwirkerei und Branntweinbrennerei betrieben. Blei, ausgezeichneter weißer Marmor, verschiedene Thonarten, Schwefelkies u. s. w. sind die Mineralprodukte. Der Name Don-na-n-Gall oder D. stammt von den Dänen oder Normannen. Zu den Altertümern des Landes gehört der Griala-d'Ailеach, Tempel der Sonne oder Palast des Königs Eochy Ollahir; die megalithischen Bauten von Battony-Hill und Lynsfort; der Doune-Fels, wo die Inauguration der Tyrconnels stattfand, und der Krönungsstein der Könige von Irland bei Derry. Die Grafschaft sendet zwei Abgeordnete in das Parlament. Der Hauptort, Dorf Lifford am Foyle, der zu Londonderry gehörigen Stadt Strabane gegenüber gelegen, ist ein ärmlicher Ort mit 570 E. Etwa 40 km im Südwesten von ihm liegt die Marktstadt Donegal an der Mündung des Eask in die Donegalbai, mit einem Hafen, fünf Kirchen, den Resten eines schönen alten Schlosses der O'Donnells und eines von diesen im 14. Jahrh. erbauten Franziskanerklosters, einer Schwefelquelle in der Nachbarschaft nebst Badeanstalt und 1420 E. Unweit der Mündung des Erne in die Donegalbai liegt die Marktstadt Ballyshannon mit 3200 E.

Donellus (Hugo), eigentlich Doneau, ausgezeichneter Lehrer des röm. Rechts, geb. 23. Dez. 1527 zu Châlon-sur-Saône, studierte zu Toulouse und Bourges und wurde 1551 an letzterm Ort Professor des röm. Rechts. Als eifriger Calvinist mußte D. 1572 fliehen und wandte sich nach Genf. Im J. 1573 wurde er Professor in Heidelberg; 1579 ging er als solcher nach Leiden, 1588 nach Altdorf, wo er am 4. Mai 1591 hochgeehrt und gefeiert starb. Sein bestes Werk sind die «Commentarii de jure civili», ein umfassendes System des röm. Privatrechts und Prozesses. D. ist neben Cujacius der bedeutendste Jurist des 16. Jahrh.

Während jener sich durch die mit einer umfassenden Kenntnis des Altertums verbundene Exegese der röm. Rechtsquellen auszeichnete, liegt die Bedeutung von D. vorzugsweise in seiner systematischen Methode, an die zuerst die civilistische Jurisprudenz des 19. Jahrh. wieder angeknüpft hat. Die beste Ausgabe der «Commentarii de jure civili» ist von König und Bucher (16 Bde., Nürnb. 1801—34), die beste Gesamtausgabe: «Opera omnia, cum notis O. Hilligeri» (12 Bde., Lucca 1762—68). Vgl. Eyssell, «Doneau, sa vie et ses ouvrages, traduit du latin par J. Simonnet» (Dijon 1860); Stintzing, «Hugo D. in Altdorf» (Erlangen 1869).

Doneraile, Flecken der irischen Grafschaft Cork, Provinz Munster, am Awbeg, über den eine gute Brücke führt, und am Fuße des Berges Galten, 32 km nördlich von Cork, mit 1900 E. Guter Marmor wird in der Nähe gebrochen. Die Viscounts der Familie St.-Leger führen nach dem Orte den Namen und eine sehr schöne Besitzung; dieselbe heißt Donerailepark.

Donez, eigentlich der Nördliche Donez genannt, ein rechter Nebenfluß des Don, entspringt im russ. Gouvernement Kursk, in einer Hügellandschaft, durchströmt dann das Gouvernement Charkow, das Land der Donischen Kosaken, und ergießt sich etwas oberhalb der Station Kotschetowskaja nach einem Laufe von 1189 km in den Don. Sein Lauf ist von der Quelle bis zu der Stadt Smijew im Gouvernement Charkow im allgemeinen ein südlicher, hierauf wendet er sich nach Südost und behält diese Richtung unter sehr zahlreichen Krümmungen bis zu seiner Mündung. Im obern und zum Teil im mittlern Laufe fließt der D. vorwiegend durch Kreideformation, weiter unterhalb fast durchweg durch Kohlenformation, in welcher ausgedehnte Kohlenlager zu Tage treten. Das rechte Ufer, an welchem sich nicht selten weiße Kreidefelsen zeigen, ist überall höher als das linke, das nur selten Erhöhungen aufzuweisen hat. Das Thal des D. wird im Frühling bei Hochwasser 5—6 km überschwemmt. Die Breite des D. wächst in seinem untern Laufe bis 120 m an, doch ist dieselbe sehr schwankend, da der Fluß nicht selten eingeengt wird. Ebenso verschieden ist seine Tiefe, die an manchen Stellen 7 m erreicht, worauf sie wieder bis auf $^2/_3$ m abnimmt. Infolge dessen ist die Schiffahrt auf dem D. nur unbedeutend und beschränkt sich auf die Frühlingsmonate; auch der Fischfang ist kaum nennenswert. Noch im 17. und 18. Jahrh. war der D. weit schiffbarer als gegenwärtig, indem durch die rücksichtslose Entwaldung seiner Ufer am obern und mittlern Laufe sich Treibsandgeschiebe gebildet haben, wodurch auch der Fluß an vielen Stellen bis zur Unfahrbarkeit versandet ist. Durchschnittlich ist der D. 100 Tage im Jahre, von Mitte Dezember bis Mitte März, mit Eis bedeckt.

Dong (Dông), die am meisten verbreitete Münze und das Zahlmittel des täglichen Verkehrs in Annam und Kambodscha, $^1/_{600}$ der Goldrechnungseinheit Kwan (Quân, d. h. Faden, Schnur), welche letztere ihren Namen daher hat, daß die D. in Ligaturen von gewöhnlich 600 Stück zusammengebunden (aufgereiht) werden. Das D. ist eine Nachahmung des chines. Li oder Käsch, von den Missionaren in Macao Sapeke, Sapeca genannt, auch Ipeh, in Kambodscha Peti genannt. Bis zu Anfang des 19. Jahrh. prägte man das D., dessen Geltungswert etwa $^1/_7$ bis $^1/_6$ Pfennig deutsche Währung ist, teils aus Messing, teils aus Kupfer; später versuchte man die kupfernen Stücke durch bleierne zu ersetzen, und endlich adoptierte man als Material das im Lande sehr reichlich vorhandene und leicht zu gewinnende Zink, welches zugleich Blei und Eisen enthält und, zusammen mit diesen letztern beiden Metallen, im D. eine sehr zerbrechliche und leicht abnutzbare Legierung darstellte. Das D. soll eigentlich die Schwere des gleichnamigen Gewichts haben, d. i. 3,905 g, hat jedoch meist ein etwas geringeres Gewicht. Das D. hat in der Mitte ein viereckiges Loch, wie das chines. Li oder Käsch, um aufgereiht werden zu können. Man fädelt je 60 Stück (= 1 Moht-tiën) zusammen auf eine Schnur und vereinigt 10 solcher Schnüre zu einer Rolle, welche ein Kwan genannt wird, von den Missionaren eine Reihe (frz. enfilade) oder ein Band (ligature). In Kambodscha schnürt man in der Regel je 10 Tschutschu (Kwan) der betreffenden Zinkmünzen, also 6000 Stück Peti (D.) zu einem Paket zusammen, und mehr als drei solche Pakete kann ein Mann nicht tragen. In Oberkambodscha hat der König dieses Landes seine eigene Prägeanstalt für die Petistücke. Die Vorderseite des D. zeigt vier Charaktere, deren letzte den Namen der Regierung (jeder Kaiser gibt nach chines. Brauch der seinigen einen eigenen, euphemistischen Namen); die Rückseite trägt die das Gewicht des Stücks angebende Inschrift «Thaht fahn», d. i. 7 Fahn (1 Fahn = $^1/_{10}$ Gewichtsdong = 0,3905 g, 7 Fahn also = 2,7335 g), welche Schwere der Kaiser Gia-long verordnete. Zur Auswechselung legt man die D. wohl (in Kambodscha wenigstens) in schmale Holztröge, deren Größe auf eine bestimmte Zahl Stücke, die sie enthalten sollen, berechnet und genau bekannt ist; man mißt nur die Länge derselben. In Niederkambodscha hat seit der franz. Besitznahme der Piaster das D. mehr und mehr, in der Hauptstadt Saigon fast ganz verdrängt, und es wurden dort selbst von den Eingeborenen die D. fast nur noch als Scheidemünze im Kleinverkehr benutzt.

Dong heißt auch ein kleines Gewicht in Annam und Kambodscha, $^1/_{16}$ des Lüong oder der Unze, $^1/_{160}$ des Kahn oder Pfundes = 3,905 g. Es stammt von dem chines. Tsién, Tschih oder Mehs (Mace) und ist um etwa $^1/_{31}$ schwerer als dieses, wie überhaupt die annamitischen Gewichte zu den entsprechenden, in der Hauptsache gleichnamigen, etwas leichtern chinesischen sich wie etwa 31 zu 32 verhalten.

Dongal, König von Schottland um 880, bekriegte die Pikten und ertrank in der Spey.

Dongard, König von Schottland; er verband sich mit den Pikten und Bretonen gegen die Sachsen und starb 457.

Dongŏla bezeichnet im weitern histor. Sinne die gegenwärtige ägypt. Provinz Nubien (s. d.). Im engern Sinne versteht man unter Dâr D. (Land D.) nur den mittlern, am Nil gelegenen Teil derselben, und zwar das beträchtlich erweiterte Stromthal von dem Lande der Schâikieh-Araber abwärts bis zum Dâr Mahas oder Ambukol (18° nördl. Br., 49° 10′ östl. L.), wo der Nil einen südl. Bogen macht, um von seiner südwestl. in ein nordnordwestl. Richtung überzugehen, bis gegen den Ort Hannak hin (19° 42′ nördl. Br.). Diese Thalstrecke ist 260 km lang, meist völlig eben, fruchtbar, zuweilen weit bebaut. Die zahlreichen

seln zeichnen sich sämtlich durch üppige
rkeit aus. In den nicht angebauten Land=
ibt es Hyänen, Löwen und Gazellen, und
und Nilpferde hausen im Strome. Die
n Haustiere sind Pferd und Schaf. Im
und Januar ist es bei Südostwind kühl,
sind Stürme aus NW. gewöhnlich und
st voller Sand. Die Bewohner, größten=
ngolawis (nach Munzinger etwa 250000
74), mit bronzener Hautfarbe, ausgezeich=
sichtsform, musterhaftem Körperbau und
ltem, reichem Haupthaar, mit Barâbras,
und später eingewanderten Mamluken und
emischt, treiben neben Viehzucht Ackerbau
nnen jährlich eine zwiefache Ernte. Dat=
Weizen führt man in Menge aus. Die
wis bekennen sich zum Islam und leben,
on der türk.=ägypt. Regierung wie von ein=
n Meliks oder Kaschefs gedrückt, trotz des
s ihres Bodens in der größten Armut,
starke Auswanderung nach den südlichern
stattfindet. In D. konzentrierte sich im
er die Kultur und Macht Nubiens; in spä=
hat es wie an Ausdehnung so an Frucht=
nd Volksdichtigkeit bedeutend verloren.
ahrh. wurden die Einwohner von den süd=
eimischen Schâikieh=Arabern, den berühm=
n auf Dongolahengsten, teils unterdrückt,
Auswanderung gezwungen. Im J. 1812
h die aus Ägypten vertriebenen Mamluken
er und gründeten einen eigenen Staat;
n 1821 wurden sie von Ibrahim Pascha
n und wandten sich westwärts in die Wüste,
urlos verschwunden sind. Seitdem ist das
ptisch und bildet mit Berber eins der Mu=
welche jetzt Belêd=es=Sudân zerfällt. Sitz
r ist Neu=D., D.=el=Dschêdideh der
El Ordeh der Türken, Marragha oder
h der Mamluken, genannt, ein blühender
s am Nil, mit einem Kastell, 10000 E.,
ten Bazars und einer Indigofabrik des
Der Ort ward von den Mamluken ge=
welche das 120 km weiter oberhalb rechts
elegene Alt=D. oder D.=Adschus (D.=
erlassen hatten. Letzteres war in altägypt.
es Dong=ul, d. h. das große D., hieß,
tende Handelsstadt und ist jetzt ein arm=
orf, auf einer 30 m hohen Anhöhe gelegen,
t und fast verlassen, von unausgesetzten
beinahe im Sande begraben.

gratuit (frz.), d. i. freiwilliges Geschenk,
an die ehemals in Frankreich bei außer=
en Veranlassungen von den Ständen dem
s Geschenk bewilligte Steuer. Ebensolche
gab es auch in den österr. Niederlanden
igen deutschen Hochstiften.

hoff, richtiger Dönhof, uraltes adeliges
aus der Zeit Karls d. Gr., stammt aus
vom Schlosse Dönhof in der Grafschaft
Amte Wetter und Kirchspiel Oberwengern.
ahrh. wanderte zur Bekehrung der Heiden
n von D. als Deutschordensritter in
in. Ein Nachkomme dieses Ritters, im
liede von ihm abstammend, war Ger=
n D., welcher 70 Jahre hindurch Banner=
Livland war und im seltenen Alter von
en 1574 starb. Er verteilte 1551 seine
Livland und Kurland unter seine vier
Der jüngste, Hermann von D., aus dem
Hause Illien in Kurland, dessen Nachkommen=
schaft noch nicht erloschen ist, hatte ebenfalls vier
Söhne, von denen der zweite, Gerhardt von D.,
Statthalter von Livland war und drei Söhne:
Kaspar, Gerhardt und Magnus Ernst, be=
saß, die dem Geschlechte den Grafen= und Fürsten=
titel zuführten. Kaspar von D., Oberhofmar=
schall von Polen, wurde 1637 vom König Wla=
dislaus IV. wegen dessen Vermählung mit der
Schwester des Kaisers Ferdinand III., Cäcilie Re=
nata von Österreich, nach Wien geschickt, wo der
Kaiser ihn, nachdem sein Vorgänger Kaiser Ferdi=
nand II. ihm und seinen beiden Brüdern 11. Jan.
1635 die Reichsgrafenwürde verliehen hatte, in
den röm. Reichsfürstenstand erhob (8. Aug. 1637).
Von ihm stammt die fürstl. Linie, die in der Mitte
des 18. Jahrh. erlosch.

Sein jüngster Bruder Magnus Ernst, Graf
von D., geb. 16. Dez. 1581 zu Illien in Kurland,
besuchte die Universität Leiden, wo er mit den vor=
nehmsten Gelehrten damaliger Zeit, mit Joseph
Scaliger und Justus Lipsius, nähere Bekanntschaft
machte, bereiste darauf Frankreich und verschiedene
andere Länder, kehrte in sein Vaterland zurück und
kämpfte in poln. Diensten gegen die Türken, Russen
und Schweden, war beim Abschluß des Waffen=
stillstandes zu Stumsdorf 1635 gegenwärtig und
starb als Hauptmann von Würzburg am 18. Juni
1642 zu Wilkam bei Elbing. (Vgl. Bussi, «Magnus
Ernst, Graf von D.», Riga 1854.) Eine von diesem
Hause abstammende Nebenlinie ist die des Hauses
D.=Friedrichstein in Ostpreußen.

August, Graf von D., preuß. Diplomat, geb.
zu Potsdam 10. Okt. 1797, besuchte 1812—14 das
Collegium Fridericianum zu Königsberg und machte
den Feldzug von 1815 als Freiwilliger bei einem
Kavallerieregiment mit. Von 1816 bis 1819 be=
suchte er die Universitäten Königsberg, Göttingen
und Heidelberg, lebte darauf in der Schweiz und
Italien, begann 1821 seine Laufbahn im preuß.
Staatsdienst und wurde zunächst im Auswärtigen
Amte beschäftigt. Im Herbst 1823 wurde er der
Gesandtschaft in Paris zugeordnet, 1825 zum Le=
gationssekretär ernannt und nach Madrid, Anfang
1828 in gleicher Eigenschaft nach London versetzt
und bald darauf zum Legationsrat befördert. Im
Herbst 1833 wurde er zum Gesandten in München
und 1842 zum Bundestagsgesandten ernannt.
Nachdem er im Mai 1848 auf seinen Wunsch ab=
berufen worden, zog er sich auf seine Güter zurück,
wurde aber schon Anfang September desselben
Jahres an die Spitze der auswärtigen Angelegen=
heiten im Ministerium Pfuel gestellt, nach dessen
Rücktritt er sich wieder ins Privatleben zurückzog.
Im Febr. 1849 wählte ihn der zweite gumbinner
Wahlkreis zum Abgeordneten in die Erste Kam=
mer, von der er 1850 in das Staatenhaus nach
Erfurt gesandt wurde. Bei den Neuwahlen im
Sommer 1850 abermals zum Mitgliede der Ersten
Kammer gewählt, schloß er sich hier der zur Rech=
ten gehörigen, aber gemäßigten Partei Jordan an.
Nach Umwandlung der Ersten Kammer in das
Herrenhaus wurde er 18. Nov. 1861 vom Könige
zum erblichen Mitgliede ernannt. Er starb 1. April
1874. — Sein Sohn, August, Graf von D., geb.
26. Jan. 1845, wurde nach ihm das Haupt der Fa=
milie. — Sophie Juliane Friederike, Grä=
fin von D., geb. 17. Okt. 1768, Tochter des Ma=
jors Grafen Friedrich Wilhelm von D. aus der

erloschenen Linie Beinunnen, erregte unter den Hofdamen der Gemahlin König Friedrich Wilhelms II. von Preußen die Aufmerksamkeit des Fürsten. Obwohl die Ehe mit der Königin nicht getrennt war, wurde dennoch die Gräfin 11. April 1790 im Schlosse zu Charlottenburg dem Könige zur linken Hand angetraut. Vor dem Ausbruch des Kriegs gegen Frankreich stand sie an der Spitze der Friedenspartei, intriguierte viel wider die polit. Neigungen des Königs, wurde im Nov. 1793 vom Hofe verwiesen und starb zu Stettin 1826. Die Gräfin gebar dem Könige zwei Kinder, Friedrich Wilhelm und Julie, die 28. April 1794 unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin von Brandenburg in den Grafenstand erhoben wurden. Julie starb 28. Jan. 1848 als Witwe des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Köthen; ihr Bruder, der Graf von Brandenburg (s. d.), wurde preuß. Ministerpräsident.

Doni (Antonio Francesco), humoristischer ital. Schriftsteller, geb. zu Florenz um 1513, trat in seiner Jugend in den Mönchsorden, den er später verließ, um Weltpriester zu werden. Um 1540 wanderte er aus Florenz und führte mehrere Jahre ein unstätes Leben, bis er sich 1564 in Monselice bei Arquà bleibend niederließ, wo er 1574 starb. Unter seinen sehr zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Dialoghi della Musica» (Vened. 1544), «La Libraria» (Vened. 1550—51), ein reichhaltiges, aber durchaus ungeordnetes und verworrenes bibliogr.-litterarisches Werk, «La Zucca» (Vened. 1551), «Filosofia morale» (Vened. 1552 u. Ferrara 1610), «I Marmi» (Vened. 1552; neue Aufl. von Fanfani, mit biographischer Einleitung von Bonghi, 2 Bde., Flor. 1863), «I Mondi» (Vened. 1552—55), «Pitture» (Padua 1564). Eine Sammlung seiner «Novelle» hat Gamba (Vened. 1815; neue Ausg., Mail. 1863), eine «Novella inedita» Alessandro D'Ancona (Pisa 1870) herausgegeben. Mit Lodovico Domenichi und Pietro Aretino wurde D. in heftige litterarische Streitigkeiten verwickelt.

Donieren (lat.), schenken, beschenken.

Donische Kosaken heißen die Bewohner des donischen Landes (160277 qkm mit [1879] 1367486 E.), dessen Hauptstadt Nowo-Tscherkask (37091 E.) ist und welches einen selbständigen Verwaltungsbezirk bildet, dessen Bewohner in vielfacher Hinsicht besondere Rechte genießen. Auch in militärischer Beziehung ist das donische Land keinem der russ. Militärbezirke zugeteilt, sondern wird von dem Nakasni-Ataman (in der Regel ein russ. Generallieutenant) als Vertreter des Ataman aller Kosaken (des jeweiligen Großfürsten-Thronfolgers) selbständig nach besondern Gesetzen verwaltet. Die Donischen Kosaken sind der Aushebung für die reguläre Armee nicht unterworfen, doch ist die gesamte männliche Bevölkerung militärpflichtig im donischen Heere (Woißko) vom 18. bis 38. Lebensjahre. Von diesen 20 Dienstjahren gehört der Kosak die ersten drei zur vorbereitenden Kategorie, dann 12 Jahre in die zum Frontdienst verpflichtete und die letzten 5 Jahre in die Reservekategorie. Die Kosaken der zum Frontdienst verpflichteten Kategorie stehen entweder im aktiven Dienst oder sind beurlaubt; doch müssen die beurlaubten Kosaken jederzeit bereit sein, einer Einberufung Folge zu leisten. Die Dauer der aktiven Dienstzeit in den von den Donischen Kosaken ständig aufgestellten Truppen beträgt vier Jahre. Loskauf und Stellvertretung sind abgeschafft; der Besitz einer gewissen Bildung berechtigt körperlich diensttaugliche Kosaken von 17 Jahren zum freiwilligen Eintritt in den aktiven Dienst und zur Wahl des Truppenteils innerhalb der vom donischen Woißko aufgestellten Truppen. Alle waffenfähigen Männer, welche nicht zur Dienstklasse gehören, sind wehrpflichtig in der Opoltschenie des Don-Woißkos und werden zur Aufstellung besonderer Abteilungen verwendet; ihre Einberufung erfolgt nur unter außergewöhnlichen Verhältnissen im Kriege. Zwar sind alle Kosaken ohne Unterschied des Standes wehrpflichtig, soweit sie körperlich zum Kriegsdienste geeignet sind, und haben der Regel nach mit eigener Ausrüstung und auf eigenen Pferden ihre Wehrverpflichtung zu erfüllen; doch können dienstpflichtige Kosaken in Rücksicht auf Familien- und Vermögensverhältnisse im Frieden, wenn der erforderliche Ersatz vorhanden ist, sogleich zu den beurlaubten Mannschaften der Dienstklasse geschrieben werden, auch wird bei dem Nachweis besserer Schulbildung die Dauer der aktiven Dienstzeit erheblich (auf ½, beziehungsweise 1, 2 oder 3 Jahre) verkürzt. Das Mindestmaß der Körperlänge ist auf 2 Arschen 2½ Werschok bestimmt, doch dürfen kleinere Leute, sofern sie kräftig sind, auf ihren Wunsch zum Dienste zugelassen werden. In der vorbereitenden Kategorie erhalten die jungen Mannschaften in der Heimat die erste Ausbildung, treten dann in den aktiven Dienst und nach Beendigung des 32. Lebensjahres in die Reservekategorie, welche zum Ersatz des Abgangs bei den Feldtruppen des Don-Woißkos bestimmt ist. (Reorganisation vom 31. Okt. 1874 und Wehrverpflichtungs-Reglement für die Donischen Kosaken vom 29. April 1875.) Der Eintritt der Minderjährigen in die Dienstklasse erfolgt jährlich auf Grund von Alterslisten, welche die Stanizenverwaltungen nach den metrischen Listen am 15. (27.) Dez. aufstellen; die Zahl der zum aktiven Dienst kommenden Kosaken bestimmt jährlich der Kriegsminister. Der Nakasni-Ataman verteilt den Ersatzbedarf auf die Militärdistrikte des donischen Landes, und die Atamane verteilen den auf ihre Distrikte entfallenden Ersatzbedarf auf die einzelnen Stanizen.

Diese Wehrverfassung ist in neuester Zeit bei allen Kosaken-Woißkos eingeführt worden. Unter dem 19. Febr. 1877 (alten Stils) sodann ist die Reorganisation der Lokaltruppen im Don-Woißko erfolgt und in Übereinstimmung mit den Einrichtungen im übrigen europ. Rußland gebracht worden. Es bestehen fortan Lokalkommandos in Nowo-Tscherkask, Nowo-Nikolajewskaja, Kamenskaja, Ust-Medwjädinskaja, Uriupinskaja, Konstantinowskaja und Nijnetschirskaja mit zusammen 46 Offizieren und rund 1200 Köpfen. Diese Lokaltruppen sind unberitten und für den Garnisondienst bestimmt. Die im Frieden aufgestellten Truppen des Don-Woißko sind völlig im regulären Dienst ausgebildet und nur noch dem Namen nach irreguläre Truppen. Fast sämtliche berittenen Regimenter und alle reitenden Donbatterien stehen im Verbande von Kavalleriedivisionen. Im Frieden sind ständig aufgestellt: 1 kombiniertes Leibgarde-Donkosakenregiment von 4 Schwadronen, 20 berittene Regimenter zu je 6 Ssotnien, 1 Gardebatterie und 7 reitende Batterien. Im Kriege werden neu aufgestellt: das Leibgarde-Donregiment Sr. Majestät, das Leibgarde-Atamansche Regiment, 20 berittene Regimenter zweiter Kategorie, 20 berittene Regimenter dritter Kategorie, 7 reitende Batterien zweiter

gorie, 7 reitende Batterien dritter Kate-
e. Das im Frieden bestehende kombinierte Leib-
e-Donkosakenregiment bildet mit je 2 Schwa-
en den Stamm eines der beiden neu aufgestell-
Garderegimenter, welche je 6 Schwadronen
sind; für die beurlaubten Divisionen (zu
chwadronen) dieser Regimenter sind im Frie-
im donischen Lande Stäbe vorhanden. Alle
ttenen Regimenter sind 6 Ssotnien, alle Bat-
n 6 Geschütze stark; von den beurlaubten Bat-
n der zweiten und dritten Kategorie sind im
den je 3 Geschütze zu Übungszwecken bespannt.
Mann der berittenen Regimenter der zweiten
dritten Kategorie sind im Eisenbahndienst aus-
ldet. An Ersatztruppen werden nur 2 Garde-
adronen und 1 Ersatzbatterie, für welche schon
Frieden 3 Geschütze bespannt gehalten werden,
estellt. Die Bewaffnung der berittenen Regi-
ter besteht in der Pike, Schaschka und dem ge-
nen Berdan-Kavalleriegewehr (Hinterlader klei-
Kalibers), die Batterien führen gezogene Hin-
dungs-Stahlkanonen neuen Modells, wie die
nden Batterien der regulären Armee. Die
truppen des Don-Woißlo betragen (mit Ein-
ß der Ersatztruppen, aber ohne Lokaltruppen
die Abteilungen der Opoltschenie) im Kriege
Offiziere, 61 886 Mann und 136 Geschütze.

Donische Steppen, derjenige Teil der großen
russ. Steppenzone, welcher fast das ganze mitt-
e und untere Stromgebiet des Don einnimmt,
r das Land der Donischen Kosaken (s. d.). Es
recken sich demnach die Donischen Steppen von
den nach Süden von den Grenzen der Gou-
rnements Charkow und Woronesch bis an das
Ende des Asowschen Meeres und bis an den
nytsch; von Westen nach Osten von der Grenze
Gouvernements Jekaterinoslaw bis etwa zur
serscheide zwischen dem Don und der Wolga.
Bodencharakter der Donischen Steppen ist in
verschiedenen Gegenden ein sehr mannigfacher;
em Teile östlich vom Don, der im N. von der
wediza begrenzt wird, stellt er eine weit aus-
hnte, einförmige, flache Ebene dar, die eine na-
che Fortsetzung der großen aralo-kaspischen Nie-
ng bildet. Die Einförmigkeit der Ebene wird
nur ab und zu durch künstlich aufgeworfene
el unterbrochen, sog. Kurgane (s. d.). Der Bo-
ist hier salzhaltig und daher auch wenig frucht-
, an fließenden Gewässern herrscht ein großer
ngel, und auch der Manytsch und der Sal sind
wasserarm und besitzen eine kaum merkliche
mung. Der Charakter der Vegetation in die-
Teile der Steppe ist von der europ. Flora gänz-
abweichend und trägt durchaus den Typus der
lo-kaspischen Flora. Ziemlich zahlreiche Gräser,
emisien und andere Korbblütler treten in großer
nge auf, ohne gerade einen zusammenhängenden
en zu bilden. Besonders charakteristisch für den
boden sind die Chenopodiaceen. An den fließen-
Gewässern findet sich auch niedriges Gesträuch.
Osten kann nur Viehzucht getrieben werden.
er übrige Teil der Donischen Steppen bildet
höher gelegene Ebene, die im Kreise Donez einen
igen oder hügeligen Charakter annimmt. Am
per und teilweise an der Medwediza werden
e Bodenerhebungen noch bedeutender, und im
ße des Mius, der sich in das Asowsche Meer er-
t, also den südwestl. Teil der Donischen Step-
bildet, trägt die Gegend vollständig das Gepräge einer Hügellandschaft. Zwischen dem Mius und der Krynka erreichen die Hügel eine Höhe von mehr als 135 m. Einige von ihnen liegen in Gruppen zerstreut und haben eine konische Gestalt, andere haben das Aussehen von liegenden Prismen und werden von tiefen Schluchten mit steilen Felswänden voneinander getrennt. Die bedeutendsten Gewässer in diesem Teile sind: der Choper, die Medwediza, der Tschir, der Mius und Kalmius. Der Boden besteht hier größtenteils aus schwarzer Erde oder Thon, ist deshalb sehr fruchtbar und zum Ackerbau geeignet, was in der östl. Hälfte der Donischen Steppen nicht der Fall ist. Die Unterlage dieses fruchtbaren Bodens besteht aus Kohlen und Kreideformation. Auch ist die Vegetation hier üppig, während die Salzpflanzen fast vollständig fehlen. Am rechten hohen Ufer des Don wird Weinbau getrieben, in den Flußthälern finden sich bisweilen Wäldchen, oder doch wenigstens größere Baumgruppen von Eichen, Ulmen, Eschen, Ahorn, wilden Apfel-, Birnbäumen, Pappeln u. a.

Donizetti (Gaëtano), beliebter ital. Opernkomponist, geb. zu Bergamo 25. Sept. 1798, war von seinem Vater zum Advokaten bestimmt, entschied sich aber für die Musik und studierte seit 1815 zu Bologna unter Pilotti und Pater Mattei den Kontrapunkt. Zerwürfnisse mit seinem Vater veranlaßten ihn zum Eintritt in die österr. Armee. Mit seinem Regiment gelangte er nach Venedig, wo es ihm 1818 und 1819 gelang, seine Erstlingsopern «Enrico di Borgogna» und «Il Falegname di Livonia» auf die Bühne zu bringen und vom Militär loszukommen. D. widmete sich nun der Komposition mit solchem Eifer, daß er bis zum J. 1831, außer den genannten, 28 Opern schuf, darunter «Olivo e Pasquale», «Le convenienze teatrali», «Il borgomestro di Saardam» (alle aus dem J. 1827), «Gianni di Calais» und «L'esule di Roma» (1828), «Il castello di Kenilworth» (1829), «Imelda de' Lambertazzi» (1830). Einen wesentlichen Schritt vorwärts that D. 1831 mit der Oper «Anna Bolena», mit welcher er in die Periode seines reifern und weniger leichtfertigen Produzierens eintrat und auch außerhalb Italiens Ruf gewann. In den nächsten Jahren komponierte er unter anderm die Opern «L'elisire d'amore» (1832), «Il furioso», «Parisina», «Torquato Tasso», «Lucrezia Borgia» (alle aus dem J. 1833), «Gemma di Vergi» (1834). Sodann wandte er sich nach Paris, wo sein «Marino Faliero» (1835) neben Bellinis «Puritanern» nicht recht zur Geltung kam. Dagegen hatte «Lucia di Lammermoor» (ebenfalls 1835) in Neapel allgemeinen Erfolg und brachte ihm die Stelle eines Kontrapunktprofessors an der königl. Musikschule in Neapel ein. In dieser Zeit entstanden die Opern «Belisario» (1836), «Betly» (1836), «Roberto Devereux» (1837), «Maria di Rudenz» (1838), «Gianni di Parigi» (1839). D. trat 1840 wieder in Paris auf und brachte daselbst zwei seiner besten Schöpfungen, «La fille du régiment» und «La favorite», sowie eine Umarbeitung des schon 1838 in Neapel komponierten, aber nicht aufgeführten «Poliuto» als «Les martyrs» auf die Bühne. Noch günstiger aufgenommen ward «Maria Padilla» in Mailand (1841) und 1842 «Linda di Chamounix» in Wien, für welche Oper er den Titel eines k. k. Hofkapellmeisters erhielt. Auch 1843 kehrte er wieder nach der österr. Haupt-

stadt zurück, daselbst «Maria di Rohan» aufführend, nachdem zu Anfang des genannten Jahres in Paris der reizende «Don Pasquale» verdienten Beifall gefunden hatte. Dasselbe J. 1843 brachte noch für Paris den «Dom Sébastien», welcher aber kein Glück machte. Mit «Caterina Cornaro» (Neap. 1844) sollte seine Laufbahn beschlossen sein. Zwar begab sich D. mit Plänen für neue Arbeiten wieder nach Wien und Paris, aber schon Mitte 1845 hatte ihn der Irr- oder vielmehr Stumpfsinn völlig umfangen. Nach vielen vergeblichen Heilversuchen starb er an einer Gehirnkrankheit 8. April 1848 zu Bergamo, wo ihm 16. Juni 1855 ein Denkmal errichtet wurde.

Die Gesamtzahl von D.s Opern beträgt 64. Nebenbei komponierte er aber auch noch verschiedene dramatische Cantaten, größere und kleinere Kirchensachen, viele Arietten, Canzonetten und Duetten u. s. w. Die Mängel seiner etwas leichtfertigen und oberflächlichen Komposition werden sehr häufig aufgewogen durch die Reichhaltigkeit und Schönheit der melodischen Erfindung und durch eine ungemeine dramatische Lebendigkeit, Eigenschaften, die einer Anzahl seiner Opern, z. B. «Lucia di Lammermoor», «Lucrezia Borgia», «La favorita», «Don Pasquale», «Liebestrank», «Regimentstochter», «Belisar» u. s. w., noch auf längere Zeit eine anziehende Wirkung sichern. Bezüglich des Stils nimmt D. seine Stellung zwischen Rossini und Bellini ein. Er hat die Manieren dieser beiden, ohne direkt von ihnen zu entlehnen, mit Glück zu verschmelzen gewußt. Vgl. Alborghetti und Galli, «Donizetti. Mayr. Notizie e documenti» (Bergamo 1875).

Sein Bruder, **Giuseppe D.**, geb. um 1797 zu Bergamo, trat als Musikmeister in ein österr. Regiment und ging dann 1831 nach Konstantinopel, wo er die Militärmusik auf europ. Fuß einrichtete und, zu Ämtern und Würden gelangt, 10. Febr. 1856 starb. Von seinen Kompositionen sind nur einige Märsche und kleinere Gesangs- und Pianofortesachen durch den Druck bekannt geworden.

Donjon (frz.) heißt der Hauptturm der mittelalterlichen Burgen, welcher das Reduit bildet und das Innere, wie einen Teil des Außenterrains beherrscht. Der D. findet sich namentlich in den Befestigungen der Normannen, bildet auch später den Kern der Burgbefestigungen und leistet zugleich als Warte Dienst. In der neuern Befestigungsweise nennt man D. die Turmreduits in Erdwerken. (S. **Bergfried**, **Burg** und **Tafel: Burgen, Fig. 2.**)

Don Juan, eine sagenhafte Person, wie der Doktor Faust (s. d.). Beide sind zu Trägern zweier Richtungen geworden, die von Einem Prinzip ausgehen, nämlich dem des Ungläubigen, Gottlosen und daher sich selbst Vergötternden, dem des Subjektivismus und des Egoismus in höchster Potenz. Während jedoch im Faust der german. subjektive Idealismus, die grübelnde Spekulation und der gegen den Glauben protestierende Rationalismus zum Ausdruck kommt, erscheint im Don Juan der praktische Realismus des Romanen, der raffinierte Sensualismus und der in Unglauben verkehrte blinde Glaube des entarteten Katholizismus. Bei aller Einheit des Ausgangs- und Endpunktes stehen sich aber Faust und Don Juan, von entgegengesetzten Polen angezogen, antagonistisch gegenüber, und Faust hat daher in der Poesie, Don Juan in der Musik seinen Ausdruck gefunden und finden müssen. Das Ideale in der Don-Juan-Sage ist die Poesie der Leichtlebigkeit; aber es ist die Leichtlebigkeit eines sich dem Sinnenrausche schrankenlos hingebenden Wüstlings, der das Bewußtsein von dem Übersinnlichen in sich übertäubt und verloren hat. So Gott und Sittlichkeit verhöhnend, wird er bis zur sinnlichen Vernichtung, zum Mord des ihn an der Befriedigung seiner Lüste Hindernden fortgerissen, indem er wähnt, damit dessen Existenz überhaupt vernichtet zu haben. Teils in frechem Übermut, teils zu seiner völligen Beruhigung fordert er sodann das Geistige, an dessen Existenz er nicht glaubt, heraus, ihm diese Existenz auf die einzige für ihn gültige Weise, d. i. durch die Sinne, wahrnehmbar zu demonstrieren. Als aber dies nun wirklich geschieht, der Geist ihm seine Existenz und seine Macht durch die Belebung und Erscheinung des Steinbildes des Erschlagenen beweist, das er in frechem Hohn zu Gast gebeten, und ihn, an die Tafel des Weltgerichts ladend, zwingt, die Obmacht des Geistigen und die Nichtswürdigkeit einer bloß sinnlichen, gott- und sittenlosen Existenz anzuerkennen, bricht der Sünder zusammen und verfällt der Hölle, der ewigen Verneinung des Göttlichen.

Diesen idealen Inhalt hat die Sage mit gutem Fug in einer der üppigsten Städte der einstigen Weltmonarchie, in Sevilla, lokalisiert und durch Namen von dortigen altadeligen Geschlechtern personifiziert. Die Sage bezeichnet, doch ganz im allgemeinen, ihren Helden als ein Glied des berühmten Geschlechts Tenorio und nennt ihn Don Juan, läßt ihn aber bald zu den Zeiten Peters des Grausamen, bald zu denen Karls V. leben und das Ziel seiner Sünderlaufbahn darin finden, daß er die Tochter eines Gouverneurs von Sevilla oder eines Komturs, aus dem Geschlecht der Ulloa, entführen und seinen Lüsten opfern will. Den Vater der Dame, der ihm daran hinderlich ist, ersticht er im Zweikampfe und dringt endlich sogar in die Familiengruft des Ermordeten im Kloster von San-Francesco, wo er mit frechem Hohn an die jenem errichtete Statue die Einladung macht, sein Gast zu sein. Dieser steinerne Gast findet sich nun wirklich ein und zwingt den Frevler, ihm zu folgen. Don Juan, dessen Sündenmaß voll, wird der Hölle überliefert. Später vermischte man die Sage mit der von einem Wüstling ähnlichen Namens, Juan de Maraña, welcher sich ebenfalls dem Teufel verschrieben, zuletzt aber bekehrt haben und als büßender Mönch im Geruche der Heiligkeit gestorben sein soll. Zuerst wurde die echte Don-Juan-Sage von Gabriel Tellez (Tirso de Molina) bearbeitet in «El burlador de Sevilla y convidado de piedra» (deutsch in Dohrns «Span. Dramen», Bd. 1, Berl. 1841). Nachdem das Drama bald nach 1620 auf die ital. Bühne verpflanzt worden, gelangte es mit dem Théâtre italien nach Paris und ward hier zuerst von de Villiers als «Le festin de pierre, ou le fils criminel» (1659) bearbeitet und aufgeführt. Dann folgten Molières berühmter «Don Juan, ou le festin de pierre» (1665), des Schauspielers Dumesnil, genannt Rosimon, «Le festin de pierre, ou l'athée foudroyé» (1669) und eine Überarbeitung des Molièreschen von Thom. Corneille. Für die engl. Bühne richtete den Stoff Shadwell in dem «Libertine» (1676) zu. Ende des 17. Jahrh. wurde in Spanien selbst das Stück des Tellez von Antonio de Zamora überarbeitet auf die Bühne gebracht. Diese Bearbeitung ist es, welche Mozarts Oper zu Grunde liegt. Schon

zu Anfang des 18. Jahrh. hatte Goldoni den «Giovanni Tenorio, ossia il dissoluto punito» geschrieben. Um 1765 behandelte Gluck den Stoff als Ballett. Als Oper bearbeitete ihn zuerst Vincenzo Righini im «Il convitato di pietra, ossia il dissoluto» (1777); das Textbuch zu Mozarts Komposition schrieb (1787) Lorenzo Daponte (s. d.). Durch Mozart wurde die Sage in ganz Europa, besonders in Deutschland, volkstümlich. In neuester Zeit wurde sie ein Lieblingsgegenstand deutscher Dichter. Dramatisch bearbeitete sie Grabbe mit der Faust-Sage vereint; vereinzelt Braun von Braunthal, Wiese, Hauch, Nikol. Lenau und Holtei. A. Dumas hat ebenfalls ein Drama «Don Juan de Maranna, ou la chute d'un ange» (1836) geschrieben, desgleichen der Spanier Zorilla den Stoff wieder dramatisch in «Don Juan Tenorio» (Madr. 1844; deutsch von de Wilde, Lpz. 1850) und dann auch episch-lyrisch in «El desafio del diablo» und «Un testigo de bronce» (1845) bearbeitet. Fast nur den Namen hat Byrons «Don Juan» mit der Sage gemein. Auch als Roman wurde die Sage in Deutschland und Frankreich (von Mérimée und Mallefille) behandelt. Nachweisungen über die Sage und ihre Bearbeitungen gibt Scheibles «Kloster» (Bd. 3, Abteil. 2, Stuttg. 1846).

Don Juan d'Austria, s. Johann von Österreich.

Donkin-Bai, kleiner Meerbusen an der Westküste der Kapkolonie in Südafrika, südlich von der Mündung des Olifant-River, für den Verkehr der Kapstadt mit den nördl. Gebieten der Kolonie wichtig.

Donkosaken, s. Donische Kosaken.

Donlage, Donnlage, Donnlägig, fälschlicher Ausdruck für Tonnlage, Tonnlägig. (S. Tonnlage.)

Donna (vom lat. domina), Titel, s. unter Don.

Donna Francisca, Kolonie in Brasilien, s. Dona-Francisca.

Donndorf, Dorf in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Eckartsberga, 22 km im NW. von diesem Orte, nahe an der Unstrut, mit (1880) 951 E. Im ehemaligen Nonnenkloster D. befindet sich ein Progymnasium.

Donndorf, Dorf von 450 E. im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Bayreuth, 5 km westlich von Bayreuth; dabei befinden sich die Irrenanstalt St. Gilgenberg, Kohlengruben und das 1763 erbaute und seit 1828 dem Herzog Alexander von Württemberg gehörige Schloß Fantasie auf dem Kamme eines dichtbewaldeten Hügels, mit prächtigem Park.

Donndorf (Karl Adolf), namhafter Bildhauer, geb. 16. Febr. 1835 zu Weimar, wo er bei Ludwig Preller seine künstlerische Laufbahn begann, die er 1853 bei Rietschel in Dresden fortsetzte, dessen Richtung sich D. anschloß, zum Teil mit an den Arbeiten des Meisters beschäftigt. Deshalb wurde ihm die Ausführung von mehrern für das Luther-Denkmal in Worms bestimmten Figuren, nämlich des Kurfürsten Friedrich des Weisen, Reuchlins, Savonarolas, Petrus Waldus', und die Hälfte der Reliefs übertragen. Für die Wartburg begann D. mehrere Figuren berühmter thüring. Landgräfinnen, deren Aufstellung indes unterblieb. In den J. 1870—71 folgte die Herstellung des Reiterdenkmals für Karl August von Weimar. Bei der Konkurrenz zum berliner Goethe-Denkmal erhielt der Künstler einen Preis. Ferner schuf D. ein Cornelius-Monument (Erzstatue) für Düsseldorf (enthüllt 1879) und ein Grabdenkmal Schumanns für Bonn (enthüllt 2. Mai 1880). Eine seiner neuern Leistungen ist ferner sein Posaunenengel des Weltgerichts für Hrn. von Bethmann-Hollweg auf Schloß Rheineck. Auf der münchener Ausstellung 1876 war er durch eine treffliche Kolossalbüste Beethovens vertreten. Im J. 1877 wurde D. zum Professor der Bildhauerkunst an der Kunstschule zu Stuttgart ernannt.

Donne (John), engl. Dichter und Kanzelredner, geb. zu London 1573, stammte von kath. Eltern, studierte zu Oxford und Cambridge, trat zum Protestantismus über und hielt sich dann drei Jahre lang in Spanien und Italien auf. Nach seiner Rückkehr wurde er Sekretär des Großsiegelbewahrers Lord Ellesmere, brachte sich aber durch eine heimlich geschlossene Ehe um dessen Gunst und in langjährige Verlegenheiten. Auf Zureden Jakobs I. wurde er endlich Geistlicher und erwarb sich als solcher schnell große Beliebtheit und großen Einfluß. Im J. 1621 ernannte ihn der König zum Dechanten der Paulskirche. D. starb 1631. Seine lyrischen Gedichte sind mehr oder minder Gelegenheitsgedichte und tragen in hohem Maße den leichtfertigen und anstößigen Charakter der Zeit. Höher stehen sein «Pseudo-Martyr» (1610), womit er König Jakobs Gunst gewann, und sein «Polydoron» (1631). Seine Predigten erschienen nach seinem Tode in drei Foliobänden (1640, 1649 und 1660). Eine Gesamtausgabe seiner Werke (mit Memoir) gab H. Alford heraus (6 Bde., Oxf. 1839). Sein Leben beschrieb Izaak Walton (1640, in Bd. 1 von D.s Predigten).

Donner nennt man das der Erscheinung des Blitzes folgende rollende Getöse, welches sich, der Entstehung nach und in verkleinertem Maßstabe, dem Knistern des elektrischen Funkens einer Elektrisiermaschine sowie dem Knallen bei der Entladung einer Leidener Flasche und einer Leidener Batterie vergleichen läßt. Der erste, welcher an die Analogie zwischen dem Geräusche eines elektrischen Funkens und des D. dachte, war Wall (1708), worauf dann Franklin (1746—53) alle Gründe zusammenfaßte, welche für die elektrische Natur des Blitzes und des ihn begleitenden D. sprachen.

Daß der D. erst nach dem Blitze gehört wird, rührt daher, daß das Licht fast augenblicklich zum Auge gelangt, der Schall dagegen einer längern Zeit bedarf, um vom Orte seiner Entstehung zum Ohre zu kommen. Das Rollen des D. entsteht durch eine Zurückwerfung des Schalls von den Wolken und den festen Teilen (besonders Gebirgswänden) der Erdoberfläche. Das oft mehrere mal sich wiederholende Anschwellen desselben dagegen ist eine Folge davon, daß der Blitz, welcher von einem solchen D. begleitet wird, aus mehrern an verschiedenen Stellen zwischen den Wolken überschlagenden Funken gebildet ist, und somit der von diesen in verschiedenen Entfernungen vom Beobachter liegenden Punkten fast gleichzeitig ausgehende Schall zu verschiedenen Zeiten das Ohr des Beobachters erreicht. Hauptsächlich hat aber das Rollen sowohl wie das Anschwellen des D. seinen Grund in der zickzackförmigen Bahn des Blitzes. Die Regel, daß aus der Anzahl Sekunden, welche zwischen Blitz und D. verstreicht, die Entfernung des Gewitters bestimmt werden könne, bezieht sich natürlich nur auf die dem Beobachter nächste Stelle eines Blitzes, und man kann sagen, daß die nächste Stelle des Blitzes ungefähr so viel mal 340 m vom Beobachter entfernt ist, als zwischen Blitz und D. Sekunden vergehen.

Donner (Georg Rafael), berühmter Bildhauer, geb. zu Eßlingen bei Wien 25. Mai 1693, wurde in dem geistlichen Stifte Heiligenkreuz erzogen, wo sich sein Talent im Modellieren frühzeitig kundgab. Ein glücklicher Umstand fügte es, daß zur gleichen Zeit der tüchtige venet. Bildhauer Giovanni Giuliani in jenem Kloster lebte, wo er seine alten Tage verbrachte und für die Ausschmückung der Altäre, des Kalvarienbergs u. s. w. thätig war. Er brachte dem begabten Knaben den ersten Unterricht bei. D. verließ hierauf die Klosterschule und begab sich zu höherer künstlerischer Ausbildung nach Wien; ob er daselbst Schüler der Akademie war, ist nicht erwiesen. Im J. 1724 erscheint er bereits als kaiserl. Galanteriebildhauer; er unternahm dann eine Reise nach Salzburg mit dem Bildhauer Schletterer und fertigte dort 1726 die steinerne Statue des Paris im erzbischöfl. Schlosse Mirabell. Wohl um jene Zeit entstanden auch die herrlichen Reliefs des Urteils des Paris und Venus in der Schmiede Vulkans für den Hof (jetzt im Belvedere). Trotz der zahlreichen damaligen Kunstaufträge des Hofs und Adels blieb D. im ganzen von der Gunst des Publikums sehr vernachlässigt, wozu sein Widerwille gegen Ceremonien und Formsachen (so weigerte er sich z. B. hartnäckig, eine Perücke zu tragen) beigetragen haben soll. Von Salzburg wandte er sich nach Preßburg, wo er die Stelle eines fürstl. Esterhazyschen Baudirektors erhielt. Er hatte dort ein eigenes Gußhaus zur Verfügung. Es entstanden während D.s zehnjährigem Aufenthalte in Ungarn die kolossale Reiterstatue des heil. Martin für die Hauptkirche in Preßburg aus Blei, die marmorne Statue Karls VI. (jetzt im Belvedere), vier Statuen im Grassalkovitsschen Palais in Preßburg, zwei Marmorreliefs (Christus und die Samariterin, Hagar in der Wüste) für den Stephansdom in Wien (jetzt in der kaiserl. Kunstsammlung). Im J. 1739 nahm D. seinen Wohnsitz wieder in Wien und schuf den herrlichen Brunnen mit der Befreiung der Andromeda durch Perseus aus Blei für den Hof des Rathauses. Endlich vollendete er sein 1738 begonnenes größtes Werk, den Brunnen am Neuen Markt, welchen die aus Blei gegossenen (neuestens durch bronzene Kopien ersetzten) Figuren der Providentia und der vier Hauptflüsse Niederösterreichs schmücken. D. starb in den dürftigsten Umständen zu Wien 15. Febr. 1741. Die Bedeutung dieses großen Künstlers ist erst in neuerer Zeit verstanden worden. Er war der erste deutsche Plastiker, welcher aus dem Schwulste der manierierten Richtung seiner Zeit zum Naturstudium zurückkehrte und auf diesem Wege, ohne Italien gesehen zu haben, ohne je nennenswerte Antiken zu studieren, zu einer reinen Schönheit von völlig antiker Größe zu gelangen wußte. Ebenso ist es viel zu wenig gewürdigt, daß seine Prinzipien durch seinen Schüler Oser auf Winckelmann übertragen wurden und viel zu dessen Reformen beitrugen. Gleichzeitig verfügte D. über eine Grazie von höchstem Reize und führte zuerst wieder die edle Drapierung in seiner Kunst ein. Kleinere Arbeiten, Reliefs, Kruzifixe, Porträts, meistens in Bleiguß gefertigt, sind in Wien im Privatbesitz. Vgl. Ilg, «Album österr. Bildhauerarbeiten des 18. Jahrh.» (Wien 1880); Schlager, «Georg Rafael D.» (Wien 1853).

Donner (Joh. Jak. Christian), bekannt als Übersetzer altklassischer Dichter, geb. 10. Okt. 1799 zu Krefeld, kam 1807 mit seinen Eltern nach Stuttgart und besuchte das dortige Gymnasium. Nachdem er 1817—22 zu Tübingen sich philol., philos. und theol. Studien gewidmet, wurde er 1823 Repetent am theol. Stift daselbst und 1827 Professor am obern Gymnasium zu Ellwangen. In gleicher Eigenschaft 1843 nach Stuttgart versetzt, trat er 1852 in Ruhestand und lebte seitdem zu Stuttgart litterarischen Arbeiten. Angeregt durch J. H. Voß in Heidelberg und Conz in Tübingen, stellte sich D. schon frühzeitig die Aufgabe, die bedeutendsten poetischen Werke der alten Griechen und Römer in den Versmaßen der Urschrift in das Deutsche zu übertragen. Die Reihe seiner Übersetzungen eröffneten die Satiren des Juvenal (1821) und des Persius (1822), denen er nach einer längern Pause die «Lusiaden» des Camões (1833) folgen ließ. Seinen Ruf auf diesem Gebiete begründete er namentlich mit der Übertragung der Tragödien des Sophokles (Heidelb. 1839; 8. Aufl. 1875), welche den Text und die Versmaße des Originals mit großer Treue und Gewandtheit in fließender Sprache wiedergibt und in der That als eine Nachdichtung zu betrachten ist. D.s Übersetzung war daher auch die einzige, welche man bei den Aufführungen Sophokleischer Dramen, insbesondere der «Antigone» (seit 1841), zu Grunde legte. Seine Übertragungen des Euripides (3 Bde., Heidelb. 1841—53; 3. Aufl. 1876), Äschylos (2 Bde., Stuttg. 1854), der «Iliade» (2 Bde., Stuttg. 1855—57; 2. Aufl. 1864) und der «Odyssee» (2 Bde., Stuttg. 1858—59; 2. Aufl. 1868) des Homer, ferner der Lustspiele des Aristophanes (3 Bde., Lpz. 1861) und der Siegesgesänge des Pindar (Lpz. 1860) zeigen im allgemeinen dieselben Vorzüge. Als minder gelungen werden D.s Übersetzungen der Lustspiele des Terenz (2 Bde., Lpz. 1864), des Plautus (3 Bde., Lpz. 1864—65) und der «Fortsetzung der Ilias» von Quintus Smyrnäus (Stuttg. 1866) bezeichnet. D. starb 29. März 1875 zu Stuttgart.

Donnerbüchse, deutsche Bezeichnung für Bombarde; die D. gehört zu den ersten Pulvergeschützen und führt den Namen im Gegensatz zu den ältern Schießmaschinen, deren Thätigkeit geräuschlos erfolgte. (S. unter Geschütz.)

Donnerkeile, Donnerpfeile, im Volksmunde gebräuchlicher Name der Belemniten (s. d.).

Donner-Lake, ein kleiner, äußerst romantisch gelegener See auf dem östl. Abhang der Sierra Nevada im nordamerik. Unionsstaat Californien, leitet seinen Namen von einer Familie Donner ab, welche sich im Winter 1846/47 mit andern Einwanderern verirrte und hier im Schnee verhungerte. Die Union-Pacific-Eisenbahn führt unmittelbar am See auf dessen Südseite vorüber.

Donnerlegion (Legio fulminatrix), der auf einer sagenhaften Überlieferung beruhende Name der 12. röm. Legion. Historisch begründet ist nur die Angabe, daß eine röm., in Syrien stehende Legion, die 12., schon unter Augustus den Beinamen «Fulminata», nicht Fulminatrix, erhielt. Die christl. Sage aber leitet den Namen von folgender Begebenheit her. Als der Kaiser Marc Aurel 174 im Kriege gegen die Markomannen und Quaden im Gebiete der letztern (in der Gegend des heutigen Gran) in Ungarn eingeschlossen und sein Heer durch die Hitze erschöpft war, fiel plötzlich ein Regen, der die Römer erquickte, während ein Hagel- und Donnerwetter die Feinde traf, die nun besiegt wurden. Die heidnischen wie die christl. Schriftsteller erzählen diese Begebenheit den Hauptumständen nach übereinstimmend. Nach den erstern aber soll entweder ein

ägypt. Zauberer im Gefolge des Kaisers oder das Gebet des Kaisers selbst, nach den christl. Schriftstellern allein das Gebet der Christen, aus welchen die 12. Legion bestand, die Rettung des Heers bewirkt haben. Das gewöhnlich der ersten «Apologie» des Märtyrers Justinus beigedruckte griech. Schreiben des Kaisers Marc Aurel, welches die Begebenheit im Sinne der christl. Schriftsteller erzählt, ist unecht. Auf der zu Rom noch vorhandenen Marmorsäule zu Ehren des Marc Aurel ist jene Rettung des röm. Heers abgebildet. Man sieht dort Jupiter Pluvius, d. h. Jupiter als regenspendenden Gott dargestellt, wie er den Römern den erquickenden Regen gewährt, während er auf ihre Feinde ein gewaltiges Unwetter herabsendet.

Donnermaschine, Vorrichtung zur Hervorbringung eines donnerähnlichen Geräusches auf der Bühne, schon den Alten bekannt und von ihnen Bronteum genannt. Solcher Vorrichtungen gibt es sehr verschiedene; die gebräuchlichste, um das Rollen des Donners nachzuahmen, besteht in einem großen paukenähnlichen Gestell, auf dem sich ein straff gespanntes Eselsfell befindet, das entsprechend mit Doppelschlägern bearbeitet wird. Das den Einschlag anzeigende Krachen wird hervorgebracht, indem man Kieselsteine, Gußstücke u. dgl. in einem innen mit Querleisten benagelten Holzschlauch herabrollen läßt.

Donnerpilz, s. Hexenpilz.

Donnersberg (Mons Jovis), die nördlichste Berggruppe in der bayr. Rheinpfalz. Der höchste Fels ist der 6 m hohe Königstuhl, 691 m über dem Meere, im W. von Kirchheimbolanden, östlich neben Rockenhausen, auf der Westseite der oberrhein. Tiefebene, nördlich von der Hardt. Dieser stark hervortretende Berg besteht aus Porphyr, wie auch der Hermannsberg bei Eßweiler und der Königsberg bei Wolfstein; er hat eine sargähnliche Gestalt und trägt eine 4 km weite Hochebene, fällt überall steil, im SW. gegen Falkenstein und Imsbach, im O. gegen Dannenfels ab. Ihn bedecken an den untern Gehängen herrliche Viehweiden und oben prächtige Buchen von majestätischem Wuchse. Bis in 415 m Höhe reifen noch die echten Kastanien. Er gewährt eine herrliche Aussicht. Den obersten Fels umgibt ein 4300 m langer Kranz von über 1 m hoch aufgehäuften Porphyrfelsen, vielleicht ein von den Römern oder Kelten aufgeführter Wall. Auf der Mitte des Plateau steht der 1864 erbaute Ludwigsturm und daneben das gastliche Waldhaus. Unter den durch bequeme Wege zugänglich gemachten Felsmassen ist der Moltke-Fels mit 16 erzgegossenen Siegestafeln versehen. In halber Höhe des Bergs steht auf der Nordostseite die Restauration Villa Roxberg. Die wildesten Partien sind die an der südöstlich sich herabsenkenden Schlucht des Wildensteiner Thals gelegenen, wo auch die Ruinen von Wildenstein stehen. Nach dem D. war zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft ein Departement genannt.

Donnersberg heißt auch der höchste Punkt des böhm. Mittelgebirges, der 835 m (455 m relative Höhe über die Umgebung) hohe Phonolithkegel beim Dorfe Mileschau im leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, gewöhnlich der Mileschauer Donnersberg genannt, der wegen seiner ausgedehnten Aussicht sehr häufig von Teplitz aus besucht wird.

Donnerstag, engl. Thursday, schwed. Thorsdag, lat. dies Jovis, frz. Jeudi, heißt der fünfte Wochentag zu Ehren des deutschen Gottes Donar (s. d.) oder Thor, der als Gott des Firmaments vielfach mit dem röm. Jupiter übereinstimmt. Der Grüne D., im mittelalterlichen Latein Dies viridium, wird der D. in der Charwoche genannt, entweder weil der gemeine Mann nach aus dem Judentum herübergenommener Sitte an diesem Tage das erste Grün zu essen pflegte, oder weil der Gottesdienst an diesem Tage, wie an den Sonntagen der Fastenzeit, mit Ps. 23, 2 («Er weidet mich auf einer grünen Aue» u. s. w.) begonnen wurde.

Dönniges (Franz Alexander Friedr. Wilh., Ritter von), deutscher Diplomat und Publizist, geb. 13. Jan. 1814 in dem Dorfe Colbatz bei Stettin, widmete sich zu Bonn und Berlin staatswissenschaftlichen und histor. Studien und begann hierauf staatswissenschaftliche Vorlesungen an der berliner Universität. In den J. 1838 und 1839 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Italien. Hier entdeckte er zu Turin die kaiserl. Ratsbücher Heinrichs VII., welche er nach seiner Rückkehr unter dem Titel «Acta Henrici VII.» (2 Bde., Berl. 1839) herausgab und in einer unvollendeten «Geschichte des deutschen Kaisertums im 14. Jahrh.» (2 Tle., Berl. 1841—42) teilweise verarbeitete. Für Rankes «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem sächs. Hause» bearbeitete er die «Jahrbücher unter der Herrschaft Kaiser Ottos I.» (Berl. 1840). D. erhielt 1841 eine Professur an der berliner Universität, folgte aber dem damaligen Kronprinzen, nachherigen Könige Max II. von Bayern, 1842 nach München und teilte hier einige Jahre dessen histor. und staatswissenschaftliche Studien. Zwar sah er sich 1845 durch die damals am Hofe des Königs Ludwig herrschende Richtung veranlaßt, München zu verlassen, doch blieb er stets in lebhaften Beziehungen zum Kronprinzen Max, während er zugleich seine rege Teilnahme an den staatswissenschaftlichen Tagesfragen durch viele nationalökonomische und finanzielle Journalarbeiten bethätigte. Eben als sein «System des freien Handels und der Schutzzölle» (Berl. 1847) erschienen und «Die deutsche Schiffahrtsakte und die Differentialzölle» (Berl. 1848) unter der Presse war, wurde er 1847 wieder als Bibliothekar des Kronprinzen nach München berufen und ihm dann 1848 der Hofratstitel sowie das bayr. Indigenat verliehen. D. ward 1851 zum Legationssekretär bei dem Bunde mit dem Titel eines Legationsrats ernannt, ging jedoch sofort als zweiter Bevollmächtigter Bayerns zu den Dresdener Konferenzen ab. Noch im Herbst desselben Jahres erhielt er die erbetene Entlassung aus dem Staatsdienst und den Titel als Geh. Legationsrat.

In diese Zeit fällt die Herausgabe seiner deutschen Bearbeitung der «Altschott. und altengl. Volksballaden» (Münch. 1852). Im J. 1852 trat er als Ministerialrat wieder in das Ministerium des Auswärtigen, wurde zwar 1855 auf sein Ansuchen abermals in Ruhestand versetzt, aber 1856 der bayr. Gesandtschaft in Turin attachiert. Als 1859 die bayr. Legation in Turin aufgehoben wurde, nahm er seinen Aufenthalt in der Schweiz. Im April 1860 erfolgte seine Erhebung in den erblichen bayr. Ritterstand und im Mai 1862 seine Ernennung zum bayr. Geschäftsträger bei der Regierung der Schweiz. Nach dem Tode des Königs Max II. (1864) führten Familienverhältnisse das Ende seiner diplomatischen Stellung herbei. Anfang 1865 zur Disposition gestellt, behielt er zunächst seinen Wohnsitz in Genf,

den er sodann nach München verlegte. Seine hier entfaltete Thätigkeit, Bayern 1866 von dem Kriege mit Preußen zurückzuhalten und eine neutrale Stellung einzunehmen, brachte ihn mit dem Fürsten Chlodwig Hohenlohe in Berührung, auf dessen Vorschlag er im Juli 1867 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Bern ernannt wurde. Anfang 1869 erhielt er eine außerordentliche Mission nach Madrid, nach deren Beendigung er seine Stellung im Febr. 1870 mit dem Gesandtschaftsposten am ital. Hofe vertauschte. Er starb 4. Jan. 1872, kurz nach Übersiedelung des Hofs und der Mission, zu Rom. In seinen polit. Ansichten und Bestrebungen war er dem gemäßigtliberalen Fortschritt zugethan; in der Deutschen Frage vertrat er die «Triasidee».

Seine Tochter Helene von D., bekannt durch ihr Verhältnis zu Lassalle (s. d.), welcher wegen dieser Beziehungen von dem walach. Bojaren Racowitza im Duell erschossen wurde, verheiratete sich später mit dem Schauspieler Siegwart Friedmann (s. d.).

Donnington-Castle, Stadt in der engl. Grafschaft Leicester, 3 km westlich von Kegworth, nahe dem Trent, der zum Humber fließt, an der Midland-Eisenbahn, mit 2155 E., welche seidene Strümpfe, Spitzen und Handschuhe fabrizieren, Gerberei, Korbflechterei und Ziegelbrennerei betreiben. Das Schloß zu D. wurde 1815 von der brit. Nation für den Herzog von Wellington angekauft.

Donon, Berg in den Vogesen, nordwestlich von Schirmeck, im Kreise Molsheim des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, an der südöstl. Grenze von Lothringen, 1010 m hoch. Über denselben führt die Dononstraße als Verbindung zwischen Molsheim (Unterelsaß) und Saarburg (Lothringen). Im Walde von St.-Quirin, nördlich vom D., entspringt die Saar. Auf dem Gipfel des D. befinden sich Spuren röm. oder kelt. Tempelstätten.

Donoso Cortés (Juan Francisco Maria), Marquis von Valdegamas, span. Publizist und Rechtsgelehrter, geb. 6. Mai 1809 zu El-Valle in Estremadura, widmete sich zu Salamanca und Caceres den philos., zu Sevilla den juridischen Studien und wurde 1829 Professor der schönen Wissenschaften an dem Kollegium zu Caceres. Als 1832 König Ferdinand VII. schwer erkrankte und es wahrscheinlich wurde, daß seiner Tochter das Thronfolgerecht bestritten werden würde, eilte D. nach La-Granja und bot der Königin-Regentin seine Dienste an. Bei dem bald darauf eintretenden Ministerwechsel überreichte er der Königin eine Denkschrift, worin er das Successionsrecht Isabellas II. als unbestreitbar darzustellen suchte; doch durfte diese Denkschrift wegen ihrer allzu liberalen Ansichten nicht veröffentlicht werden. Dagegen wurde D. im Febr. 1833 Offizial im Ministerium der Gnaden und Justiz, im folgenden Jahre wirklicher Sekretär der Königin. Im Sept. 1835 brachte er im Verein mit dem General Rodil die im Aufruhr befindliche Provinz Estremadura zum Gehorsam zurück; 1836 erhielt er das Amt eines Sektionschefs im Ministerium der Gnaden und Justiz und wurde später Sekretär des Ministerkonseils, auf welchen Posten er jedoch bald selbst verzichtete. Nachdem infolge des Aufstandes von La-Granja die Partei der Exaltados ans Ruder gekommen, trat D. aus dem öffentlichen Dienst. Zu den Cortes, die auf die konstituierenden folgten, wurde er als Deputierter von der Provinz Cadiz gewählt. Nachher redigierte er mit Alcalá Galiano die Zeitschrift «El piloto», dann einige Zeit die «Revista» von Madrid. Nachdem D. von 1840 bis 1843 als Emigrant im Auslande gelebt, kehrte er nach Spanien zurück und wurde zum königl. Rat ernannt. Im J. 1849 bekleidete er den Gesandtenposten in Berlin, bald darauf den in Paris, wo er 3. Mai 1853 starb. Unter seinen Schriften (gesammelt mit Biographie von Tejado, 5 Bde., Madr. 1854—55) sind besonders zu erwähnen: «Consideraciones sobre la diplomacia, y su influencia en el estado político y social de Europa» (Madr. 1834), «La ley electoral, considerada en su base y en su relacion con el espiritu de nuestras instituciones» (Madr. 1835), «Lecciones de derecho político» (Madr. 1837). D. war nicht nur vielseitig gebildeter Staatsmann und gelehrter Jurist, sondern auch vorzüglicher Stilist.

Don Quixote, berühmter Roman des Cervantes (s. d.).

Don Ranudo, Bezeichnung für einen von bettelhaftem Adelstolz aufgeblähten Menschen, nach dem Titel (vollständig «Don Ranudo de Colibrados») eines Lustspiels des dän. Dichters Ludwig von Holberg; Ranudo ist Anagramm von: O du Nar(r).

Dons, Dorf in Jütland, 7 km nördlich von Kolding, an der Donsaa gelegen, bei welchem 7. Mai 1849 ein kleines Gefecht zwischen Preußen und Dänen stattfand; die Dänen wurden zurückgedrängt.

Donskoiwolle, eine Art südruss. Schafwolle.

Dont (Jak.), Violinvirtuos, sowie Komponist und ausgezeichneter Lehrer seines Instruments, geb. in Wien 2. März 1815, wurde zuerst durch seinen Vater und später auf dem dortigen Konservatorium gebildet, an welchem er seit 1873 als Professor des Violinspiels fungiert. Außer größern Violinkompositionen schrieb er besonders zahlreiche Etüden und sonstige Schulwerke für die Violine, welche allgemeine Anerkennung gefunden haben.

Dontgeschäft ist ein Börsengeschäft auf Zeit mit einer sog. Dontprämie, d. h. ein solches, bei dem der Käufer sich vorbehalten hat, zur Erfüllungszeit eventuell gegen Zahlung eines Reugeldes zurückzutreten. Die betreffenden Papiere haben für solche Geschäfte einen besondern Kurs, der den der festen Zeitgeschäfte um einen wechselnden Betrag (écart) übersteigt. Diesem Prämienkurse wird nach der Gewohnheit der pariser Börse im Kurszettel das Reugeld mit dem Zusatz «dont» beigefügt, sodaß also die Notiz z. B. lautet: 3% Rente 82.50 dont 1.50 oder auch abgekürzt 82.50/1.50, und durch diesen Gebrauch ist der Name D. entstanden. (S. Prämiengeschäfte.)

Donum (lat.), Gabe, Geschenk; D. continentiae, Gabe der Enthaltsamkeit oder Keuschheit; D. docendi, Lehrgabe; D. gratuitum, Gnadengeschenk (s. Don gratuit).

Donus, s. Domnus.

Donzdorf, württemb. Pfarrdorf im Donaukreise, Oberamt Geislingen, 8 km nördlich von Geislingen, an der Lauter, zählt (1880) 2408 E., welche Eisenerz für einen Hochofen fördern, Leinendamast und Baumwollwaren weben, Feld- und Obstbau, auch Viehzucht und Käsebereitung betreiben. Das 1569 erbaute ansehnliche Schloß ist Wohnsitz der Grafen von Rechberg.

Donzenac, Flecken im franz. Depart. Corrèze, Arrondissement Brives, 10 km nördlich von Brives, in 135 m Höhe, am Abhange eines Hügels von 335 m Höhe, welcher den Maumont beherrscht, einen

Zufluß der Vezère, die von rechts in die Dordogne fließt, zählt (1876) 1657, als Gemeinde 3246 E., welche Weinbau treiben und Schieferbrüche bearbeiten. Zu D. befindet sich ein pyramidaler Glockenturm aus dem J. 1106 sowie Reste einer alten Kirche.

Donzy, Stadt im franz. Depart. Nièvre, Arrondissement Cosne, 16 km im OSO. von Cosne, in 200 m Höhe, am Zusammenfluß der zur Loire gehenden Tawanne und der Nohain, mit (1876) 2560, als Gemeinde 3935 E., hat große Wälder, Eisengruben, sowie Schmieden, Gerbereien, Leinenfabrikation, auch Handel mit Holz und Kastanien. Von den alten Befestigungen, einem Feudalschlosse und zwei Klöstern sind noch Reste vorhanden. D. war Hauptort des Donziois, des nördl. Teils des Nivernais, und existierte schon in der gallo-röm. Zeit.

Doom oder Dome, ein angelsächs. Wort in der Bedeutung von Urteil oder Verordnung, scheint als Stammwort dem berühmten Domesdaybook (s. d.) zu Grunde zu liegen. Ein sog. Domebook soll unter dem König Alfred zu Stande gekommen sein als eine Sammlung von Rechtsgewohnheiten der Bezirkschaften und Orte des Angelsächsischen Reichs. Das wirkliche Vorhandensein einer solchen Sammlung ist jedoch äußerst zweifelhaft und kein einziges beglaubigtes Bruchstück derselben mehr vorhanden.

Doomsdaybook, s. Domesday-book.

Doon (Duhn), Feldmaß der hinterind. Landschaft Aralan, im brit. Birma, = 6⅓ engl. Acres oder 256,79 a.

Doon, Fluß in der schott. Grafschaft Ayr, der aus dem See Enoch hervorgeht und den Doonsee durchfließt; der letztere ist 9 km lang und mehr als 400 m breit, und an ihm steht das Schloß der Bruces. Etwa 4 km südlich von Ayr mündet der D. nach einem Lauf von etwa 48 km in den Clydegolf. — Doon heißt auch ein Dorf in Irland, Provinz Munster, Grafschaften Tipperary und Limerick, am Fuße der Berge Slieve-Felim, 5 km im NO. von Pallas-Green.

Doornenburg, das älteste Schloß in den Niederlanden, Provinz Gelderland, in der Betuwe, der Wohnsitz des Edelmanns Gysbrecht van Amstel.

Doornick, s. Tournai.

Döpler (Karl Emil), Genremaler, geb. 8. März 1824 zu Schnepfenthal, widmete sich seit 1844 der Architekturmalerei und lebte dann einige Jahre als Illustrator in Neuyork. Er kehrte 1859 nach Europa zurück, war 1860—70 Kostümzeichner des Theaters zu Weimar und Lehrer der Kostümkunde an der Kunstschule daselbst und ließ sich 1870 in Berlin nieder. D. hat sich um die histor. Behandlung des Kostüms sehr verdient gemacht, unter anderm auch durch die 500 Zeichnungen zur Aufführung von Wagners «Ring des Nibelungen» in Bayreuth, 1876. Unter seinen Genrebildern sind zu nennen: der Überfall, die Witwe von Sadowa, das Geheimnis u. s. w. Außerdem malte er im Nationalmuseum in München in Fresko die Herzogin Maria Anna und den Herzog Karl von Zweibrücken und in der Villa Ravené in Berlin die vier Hauptfeste des Jahres.

Doppeladler, s. Adler (als Symbol).

Doppelatmer, Fischordnung, s. unter Fische.

Doppel-b, Vorsetzungszeichen in der Musik, besteht aus zwei nebeneinander gesetzten b (bb) und erniedrigt jede Note um einen ganzen Ton.

Doppelbesteuerung ist die Heranziehung einer Person oder einer Ertragsquelle zur Besteuerung in mehrern Staaten. Solche doppelte Belastungen könnten namentlich deutsche Reichsangehörige in den verschiedenen Bundesstaaten leicht treffen, wenn nicht das norddeutsche, später auf das Reich ausgedehnte Bundesgesetz vom 13. Mai 1870 wegen Beseitigung der D. erlassen worden wäre. Ein Deutscher darf hiernach nur in demjenigen Bundesstaate zu den direkten Staatssteuern herangezogen werden, in dem er seinen Wohnsitz hat oder, wenn er keinen Wohnsitz hat, sich aufhält. Hat jemand in seinem Heimatsstaate und noch in einem andern Bundesstaate einen Wohnsitz, so ist er nur in dem erstern steuerpflichtig. Der Grundbesitz und der Betrieb eines Gewerbes ist nur in dem Staate zu besteuern, in welchem jener liegt oder das Gewerbe betrieben wird. Gehalte, Pensionen u. s. w., die aus der Kasse eines Bundesstaates bezahlt werden, sind nur in dem Staate zu besteuern, der sie bezahlt. — Unpassenderweise nennt man es auch wohl eine D., wenn nach dem bestehenden Steuersystem eines Staats eine Person sowohl wegen des Besitzes einer Ertragsquelle, z. B. eines Grundstücks, als auch wegen des aus derselben ihr zufließenden Einkommens besonders besteuert wird. Die Belastung mag in solchen Fällen oft unbillig berechnet sein, aber das Prinzip der besondern Besteuerung des Besitzes neben dem Einkommen beruht auf der berechtigten Unterscheidung des fundierten und des unfundierten Einkommens.

Doppelbrechung, s. u. Brechung der Lichtstrahlen.

Doppelchor heißt in der Musik eine in zwei Gruppen von gewöhnlich je vier Stimmen geteilte Gesangmasse, die kunstmäßig miteinander verbunden ist. Der D. eignet sich zur Darstellung kontrastierender Massen und kann große Effekte erzielen. Der Ursprung desselben liegt in den uralten Gegenchören. (S. Antiphonie und Anthem.)

Doppeldiachylonpflaster, s. Bleipflaster.

Doppelehe (Bigamie) heißt das Eingehen einer zweiten Ehe, während beide Teile oder doch der eine wissen, daß sie durch eine noch bestehende Ehe gebunden sind. Während man früher die D. als einen unter der Form einer zweiten Ehe begangenen fortgesetzten Ehebruch auffaßte und demnach die Vollendung des Delikts erst von dem Beischlafe an datierte, legt man in neuerer Zeit das Hauptgewicht auf die mit Mißbrauch der Eheschließungsform konkurrierende Verletzung der ehelichen Treue, sodaß die Vollendung des Delikts lediglich in der Eingehung einer (neuen) ehelichen Verbindung liegt. Von diesem Gesichtspunkt geht auch das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch (§. 171) aus, wobei es übrigens nur formelle Gültigkeit der frühern Ehe und das Bewußtsein von dem Bestehen der ersten Ehe erfordert. Es tritt Zuchthaus bis zu fünf Jahren, bei mildernden Umständen Gefängnis nicht unter sechs Monaten ein, und verjährt die Strafverfolgung erst von dem Tage, an welchem eine der beiden Ehen aufgelöst, ungültig oder nichtig erklärt wird. Ein Religionsdiener oder Personenstandesbeamter, welcher wissend, daß eine Person verheiratet ist, eine neue Ehe derselben schließt, wird (nach §. 338) mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft.

Doppelfeste (Duplicia), Feste oder Sonntage, an welchen in kath. Kirchen die Antiphonien vor und nach den Psalmen gesprochen werden.

Doppelflöte, eine achtfüßige Orgelstimme von starkem Ton.

Doppelfuge heißt in der Musik eine Fugenkomposition, welche so eingerichtet ist, daß die beiden Subjekte oder Hauptgedanken gleichzeitig vorgetragen werden können, also harmonisch zusammen stimmen.

Doppelgänger, eine Art Zweiten Gesichts, ist die Bezeichnung für Personen, die infolge krankhafter Einbildungskraft sich selbst verdoppelt wähnen, d. h. ihre eigene Erscheinung noch einmal außer sich zu sehen glauben (vgl. Geistererscheinung).

Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man als D. zwei Personen, die sich sowohl in ihrer äußern Erscheinung wie in ihrem ganzen Wesen sehr ähneln.

Doppelgebisse bei Pferden entstehen, wenn die Milchschneidezähne nicht zur Zeit des Wechsels ausgeworfen werden und neben ihnen die persistenten Schneidezähne, die Pferdezähne, zum Ausbruch kommen.

Doppelgewebe (frz. étoffe matelassée, engl. double cloth), verschiedenartige Stoffe, wie Piqué und manche Arten Teppiche, welche durch regelmäßiges, teilweises Zusammenweben zweier aufeinander liegenden, meist glatten Zeuge hergestellt werden, wobei durch die Art des Zusammenwebens das Muster hervorgebracht wird.

Doppelhaken ist im 14. bis 16. Jahrh. die Bezeichnung für die Handfeuerwaffen größern Kalibers, welche achtlötige Kugeln schossen; an ihre Stelle traten späterhin die Musketen.

Doppelhäuer ist die Bezeichnung für diejenigen Bergarbeiter, welche den höchsten Lohnsatz genießen, s. unter Bergmann (der).

Doppelhobel (frz. rabot à double fer, engl. double plane), ein zur Herstellung gerader Flächen dienender Schlichthobel, bei welchem auf dem eigentlichen Hobeleisen noch ein zweites Eisen verschiebbar angebracht ist.

Doppelkämpfer, d. h. Truppen, welche gleichmäßig zum Kampf zu Fuß und zu Pferde geschickt sein sollen, sind oftmals erstrebt, stets aber früher oder später Kavalleristen geworden, die unter Umständen auch ein Fußgefecht zu führen vermochten. Wie alle Zwittergestalten kann auch eine Zwitterwaffe nicht die Vorzüge der beiden Waffen, die sie ersetzen soll, in sich vereinigen und gleichzeitig ihre Schwächen umgehen. Man ist daher für normale Verhältnisse von Zwitterbildungen, wie berittene oder fahrende Infanterie und die früher erstrebten D. abgegangen und wendet sie nur unter besondern Umständen, im Kriege gegen uncivilisierte Völker u. s. w., an, fordert dagegen von jeder Kavallerie, daß sie nötigenfalls ein Feuergefecht zu Fuß führen könne, ohne von ihr die Natur eines D. zu verlangen.

Doppelkreuz, Vorsetzungszeichen in der Musik, wird durch zwei Kreuze (♯♯) oder auch durch ein schiefes Kreuz (×) ausgedrückt und erhöht eine Note um einen ganzen Ton.

Doppellöcher, Gattung schmarotzender Saugwürmer, s. Distomen.

Doppelmutter, s. unter Schraube.

Doppelpapier nennt man ein meist als Zeichen-, Kupferdruck- und Notenpapier verwendetes sehr dickes Papier, das durch Vereinigung zweier noch weichen Blätter zwischen den Preßcylindern der Papiermaschine hergestellt wird.

Doppelpunkt, Interpunktionszeichen, s. Kolon.

Doppelsalze nennt man diejenigen Salze, in denen mindestens zwei Wasserstoffatome der vorhandenen Säuren durch Atome verschiedener Metalle ersetzt sind. Bei einbasischen Säuren, welche nur ein vertretbares Atom Wasserstoff enthalten, lassen sich die Doppelsalze nur von zwei oder mehrern Molekülen der Säure ableiten, so z. B. das Cyansilberkalium $AgK(CN)_2$ von zwei Molekülen Cyanwasserstoffsäure HCN, in der das eine Atom Wasserstoff durch Silber, das andere durch Kalium ersetzt ist; ferner das Chlormagnesiumkalium $KMgCl_3$ von drei Molekülen Chlorwasserstoffsäure, in denen ein Wasserstoffatom durch Kalium und zwei Wasserstoffatome durch das zweiwertige Magnesium vertreten sind. Da aber bei der Vertretung eines Wasserstoffatoms in einer einbasischen Säure stets eine gesättigte Verbindung entsteht, so bilden die Moleküle dieser Salze Verbindungen von zwei Molekülen unter sich. Das Cyansilberkalium ist demnach als Cyansilber-Cyankalium $Ag(CN).K(CN)$, das Chlormagnesiumkalium als Chlormagnesiumchlorkalium $MgCl_2.KCl$ zu betrachten.

Bei den Doppelsalzen, welche die zwei- und mehrbasischen Säuren bilden, kann man ebenfalls die Gegenwart von zwei gesättigten Salzen im Molekül annehmen; man ist aber zu dieser Annahme nicht, wie bei den einbasischen Säuren, gezwungen, da die Salze sich auch auf andere Weise erklären lassen. Das von der zweibasischen Weinsäure $C_4H_6O_6$ sich ableitende weinsaure Kalinatron $C_4H_4KNaO_6$ kann als Verbindung von weinsaurem Kali $C_4H_4K_2O_6$ und weinsaurem Natron $C_4H_4Na_2O_6$ betrachtet werden, in welchem Falle allerdings die Zahlen seiner Formel verdoppelt werden müßten, es kann aber auch auf die Weinsäure bezogen werden, indem man ein Wasserstoffatom durch Kalium, ein anderes durch Natrium vertreten läßt; ferner das schwefelsaure Eisenoxydulammonium $Fe(NH_4)_2(SO_4)_2$ kann aus je einem Molekül schwefelsaurem Eisenoxydul $Fe(SO_4)$ und einem Molekül schwefelsaurem Ammonium $(NH_4)_2(SO_4)$ bestehen, man kann es aber auch von zwei Molekülen Schwefelsäure ableiten, indem man annimmt, daß das hier zweiwertig wirkende Eisenatom zwei Wasserstoffatome in zwei verschiedenen Schwefelsäuremolekülen ersetzt, während das zweite Wasserstoffatom in den beiden verschiedenen Schwefelsäuremolekülen durch Ammonium vertreten ist; hiernach würde das Salz sein: $Fe\begin{cases}SO_4.NH_4\\SO_4.NH_4\end{cases}$. Auf ganz gleiche Weise lassen sich die Alaune erklären. Der Kalithonerdealaun ist entweder eine molekulare Verbindung von schwefelsaurem Kali und schwefelsaurer Thonerde $K(SO)_4.Al_2(SO_4)_3$, oder aber in zwei verschiedenen, von vier vorhandenen, Schwefelsäuremolekülen ist je ein Wasserstoffatom durch ein Kaliumatom vertreten, während sechs Wasserstoffatome durch die sechswertig wirkende Atomgruppe Al_2 ersetzt sind; hiernach würde der Alaun sein:

$$Al_2\begin{cases}SO_4.K\\SO_4\\SO_4\\SO_4.K\end{cases}$$

Doppelsalze mit verschiedenen Säuren kommen äußerst selten vor, und auch dann nur, wenn die Säuren isomorphe Salze geben; solche sind aber als vermöge ihres Isomorphismus zusammenkrystallisierte Gemenge zu betrachten.

Doppelschlag heißt in der Musik eine durch das Zeichen ∼ über der Note angegebene Verzierung, durch welche die Hauptnote sowohl oben wie unten einen Vorschlag erhält. Diese Verzierung ist in der heutigen Musik sehr gebräuchlich.

Doppelschleichen (Amphisbaenida), eine vorzugsweise in Südamerika heimische, aber auch in Afrika und selbst in Kleinasien und Spanien verbreitete Familie von fußlosen, schlangen- oder wurmförmigen Eidechsen, die einen kurzen vom Halse nicht abgesetzten, vorn zugerundeten, flachen Kopf haben, der vorn mit großen Schildern bedeckt ist. Der walzenförmige Körper geht unmittelbar in den kurzen, dicken Schwanz über und ist mit horizontalen, der Länge nach gefältelten, schmalen Schuppenringen versehen. Die Augen sind sehr klein, das mit kleinen, kegelförmigen, angewachsenen Zähnen bewaffnete Maul eng. Die größte in Brasilien lebende Art (Amphisbaena alba) wird bis 50 cm, die europ. Art (Blanus cinereus) höchstens 30 cm lang. Die Tiere wühlen in der Erde, leben mit Vorliebe in Ameisen- und Termitenhaufen als ungestörte Gäste und gelten bei den Brasilianern, sehr mit Unrecht, für höchst giftige Tiere, welchen etwa dieselben Unthaten fälschlich zugeschrieben werden wie bei uns den Blindschleichen.

Doppelsehen, Diplopie, tritt beim Sehen mit beiden Augen (binoculäres D.) ein, wenn die Eindrücke beider Augen nicht zu einem verschmolzen, sondern gesondert wahrgenommen werden, und zwar sowohl unter normalen Verhältnissen, als auch namentlich bei Funktionsstörungen der das Auge bewegenden Muskeln (s. Auge). Auch beim Sehen mit einem Auge können Doppelbilder entstehen (monoculäres D.), wenn durch ein eigentümliches Verhalten der Regenbogenhaut oder der Krystalllinse oder von das Pupillargebiet sperrenden Schwarten der in das Auge fallende Strahlenkegel in zwei zerlegt wird, welche gesondert die Netzhaut treffen, in ähnlicher Weise, wie beim Scheinerschen Versuche (s. d.). Zerfällt der Strahlenkegel in drei oder mehr Teile, so werden entsprechend viel Bilder wahrgenommen (Triplopie u. s. w.).

Doppelsöldner hießen in den Landsknechtsheeren Söldner, welche durch längere Dienstzeit, bessere Bewaffnung oder edle Herkunft das Anrecht auf doppelten oder überhaupt höhern Sold besaßen. In den Regimentern Kaiser Karls V. zählte man zu den D. alle Mannschaften, welche mehr als 4 Fl. Monatssold bezogen, nämlich die Doppelhakenschützen und die mit Hellebarten oder mit Schlachtschwertern Bewaffneten; aber nur diejenigen, welche vollen Harnisch trugen, empfingen wirklich doppelten Sold. Schon sechs D. bildeten eine Rotte, während die aus Pikenieren und Schützen zusammengesetzten Rotten zehn Mann stark waren. — D. gab es auch bei andern Völkern und zu allen Zeiten in den Söldnerheeren.

Doppelsprechen, telegraphisches, s. unter Telegraphie (technisch).

Doppelsterne sind Verbindungen zweier oder mehrerer Sterne, die dem gewöhnlichen, ohne Fernrohr ausschauenden Beobachter wie ein einziger Stern erscheinen. Da sie sämtlich nur mit Fernrohren, und zwar zum großen Teil nur mit sehr guten und stark vergrößernden, als verschiedene Sterne erkannt werden können, so war ihre Entdeckung erst nach Erfindung der Fernrohre möglich. Schon Galilei entdeckte ihr Dasein und schlug auch bald darauf vor, sie zur Bestimmung der jährlichen Parallaxe der Fixsterne zu benutzen. Lange nach ihm widmeten erst Bradley, Maskelyne und Christian Mayer den D. wieder besondere Aufmerksamkeit; doch erst Herschel der Ältere machte in ihrer Erkenntnis bedeutende Fortschritte und gelangte durch anhaltende Beobachtungen zu höchst merkwürdigen Aufschlüssen über ihre Natur. Er beobachtete seit 1778 bis zu seinem Tode über 500 D., bei denen die einzelnen Sterne um weniger als 32 Sekunden voneinander abstehen, und teilte dieselben, je nachdem der Abstand weniger als 4, zwischen 4 und 8, zwischen 8 und 16, zwischen 16 und 32 Sekunden beträgt, in vier Klassen. W. Struve lieferte 1820 einen Katalog von 441, einen weit reichhaltigern 1827 von 3112 D. Hierzu kamen noch 21 neuentdeckte D., nebst 2 fünffachen, 9 vierfachen und 119 dreifachen in Struves «Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae» (Petersb. 1837). Außer W. Struve stellten Savary, Encke, South, besonders Herschel der Jüngere (seit 1834 am südl. Himmel), Mädler, O. Struve, Dunér, Kaiser, Stone u. a. weitere Beobachtungen an, durch welche die Zahl der bekannten D. auf etwa 10000 gebracht worden ist. Die meisten D. stehen sich wirklich nahe, und es bewegt sich einer (der Begleiter) um den andern (den Centralstern) oder vielmehr beide um den gemeinsamen Schwerpunkt des Systems. Diese Art heißt physische oder wirkliche D., im Gegensatz zu den an Zahl geringern optischen oder scheinbaren D., welche nur nahe scheinen, weil sie auf derselben Gesichtslinie hintereinander stehen.

Nach jetzigen Erfahrungen ist von den Sternen der drei ersten Größen fast der sechste, von denen der sechs ersten Größen der zehnte, von denen der sechsten bis neunten Größe nur der fünfundzwanzigste, von noch kleinern Sternen erst der vierzigste ein Doppelstern. Wenn auch meist der Nebenstern viel kleiner ist als der Centralstern (z. B. bei Rigel im Orion, beim Polarstern), so kommt es doch verhältnismäßig häufig vor, daß die verbundenen Sterne an Helligkeit fast gleich sind. Gewöhnlich leuchten beide Sterne auch in einerlei Farbe; viele sind von ungleich tiefer Farbe, etwa der fünfte Teil aber von ungleicher Farbe. Oft sind die Farben der zusammengehörigen Sterne in der Art verschieden, daß die eine die Ergänzungsfarbe der andern ist. Hellgelb mit Blau und Gelb oder Rot mit Blau finden sich am häufigsten; seltener ist Grün mit Blau. In einzelnen Fällen, wenn der kleinere Stern blau oder grün erscheint, mag diese Farbe nur subjektiv sein, eine Wirkung des Reizes, den die gelbe oder rote Farbe des Hauptsterns auf das Auge ausübt. Herschel stellte 1803, nach mehr als zwanzigjähriger Beobachtung, die nunmehr festbegründete Ansicht auf, daß die D. zum größten Teil nichts anderes seien als Sternsysteme, bestehend aus zwei (zuweilen auch mehr) Sternen, die sich in regelmäßigen Bahnen umeinander oder vielmehr um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt bewegen. Die Bewegungen selbst finden ganz nach den im Planetensystem herrschenden Gesetzen und in elliptischen Bahnen statt; mithin unterliegen auch jene entfernten Weltkörper dem Newtonschen Gesetze der allgemeinen Schwere. Die Umlaufszeit kennt man erst bei den wenigsten genauer; bei Kastor in den Zwillingen beträgt sie etwa 1000, bei ζ im Herkules vermutlich nur 36 Jahre, bei 42 im Haupthaar der Berenice nur 25 Jahre. Die wirkliche Größe der Bahnen ist übrigens bei fast allen ganz unbekannt, da wir ihre Entfernung von der Erde noch so gut als gar nicht kennen. Eine Folge dieser Bewegung ist, daß

manche Sterne jetzt doppelt erscheinen, die früher immer nur einfach gesehen wurden, umgekehrt aber jetzt manche D. nicht mehr zerlegt werden können. Wenn nämlich die verlängerte Ebene der Bahn eines Doppelsterns beinahe durch die Erde geht, so muß uns die Bewegung des einen um den andern geradlinig erscheinen, wie bei den Trabanten des Jupiter, und dann muß es sich während eines jeden Umlaufs zweimal ereignen, daß die beiden Sterne sich decken. Der Stern ζ im Herkules, den Herschel 1781 als Doppelstern sah, erschien 1802 nur einfach; erst 1826 sah ihn Struve wieder doppelt. Der Stern γ in der Jungfrau war 1836 einfach; 1865 standen die beiden Sterne schon wieder 4 Sekunden voneinander ab. Übrigens geben D. von sehr geringem Abstande ein vortreffliches Mittel ab, um die Güte von Fernrohren zu prüfen.

Doppelter Adler, ein in Salzburg gewonnener Vitriol, s. Doppelvitriol.

Doppeltier (Diplozoon paradoxum) nannte der Entdecker A. von Nordmann einen höchst seltsamen Wurm, den er an den Kiemen verschiedener Weißfische (Bley, Elritze u. s. w.) fand und der aus zwei vollkommen gleichen, am Anfange des letzten Drittels zusammengewachsenen Hälften bestand. Jede Hälfte ähnelte durchaus einem vielmundigen Saugwurm (s. d.), trug vorn zwei kleine, hinten acht große, in zwei Reihen gestellte hornige Saugnäpfe mit Klammerhaken, hatte einen gabelförmigen, verästelten Darmkanal und männliche und weibliche Fortpflanzungsorgane, in welchen man meist ein großes, längliches Ei mit einem langen, aufgewundenen Rollfaden sah. Die Bildung dieses merkwürdigen D. wurde durch von Siebold und später durch Zeller in ausgezeichneter Weise aufgeklärt. Aus dem Ei kriecht ein einfacher Wurm, der noch keine Fortpflanzungsorgane besitzt, sonst aber der Hälfte eines D. vollkommen gleich ist und von Siebold Diporpa genannt wurde. Jede Diporpa trägt auf der Bauchfläche einen kleinen Saugnapf, auf dem Rücken einen kleinen Zapfen. Die Tierchen wissen sich so zu winden und zu drehen, daß sie gegenseitig ihre Rückenzäpfchen mit den Bauchnäpfen fassen. Sobald die Vereinigung geschehen ist, verwachsen die Teile untrennbar und die Fortpflanzungsorgane entwickeln sich. C. Vogt hat an verschiedenen Fischen des Neuenburgersees mehrere Arten von D. nachgewiesen. Mit Ausnahme der Infusorien, wo der Vorgang doch ein anderer ist, kennt man in der ganzen Tierwelt kein zweites Beispiel einer solchen Verschmelzung zweier, vollkommen gleicher Tiere zu einem.

Doppeltuch, ein zu dicken Winterkleidern benutztes tuchartiges Doppelgewebe, dessen rechte (obere) Seite gewöhnlich feiner als die linke (untere) ist und dessen Muster meist in Rippen, Rauten, einer Art Moirierung, Wellenlinien u. s. w. besteht. Die linke Seite ist ziemlich stark gerauft, aber nur wenig geschert, um den Stoff möglichst warmhaltend zu machen.

Doppelvitriol, Gemischter-, Admonter-, Bayreuther-, Salzburger-, Adler-, Falkenvitriol, Gemische von Kupfervitriol mit Eisenvitriol, auch wohl mit Zinkvitriol, die meist durch Verwittern von Kupferkies enthaltenden Schwefelkiesen, Auslaugen und Verdampfen der Lauge dargestellt werden. Der Verbrauch des D. hat sehr nachgelassen, da die Salze, aus denen er besteht, in reinem Zustande im Handel zu haben sind und man sich die Mischung in dem für den vorliegenden Zweck geeignetsten Verhältnis leicht herstellen kann.

Doppelvorschlag, musikalische Verzierung, besteht aus zwei kurzen Tönen, die einer Hauptnote vorgesetzt sind.

Doppelwährung ist jede Einrichtung des Geldwesens, welche sowohl Gold- als auch Silbermünzen mit unbeschränkter gesetzlicher Zahlungskraft nach einem für die beiden Metalle angenommenen festen Wertverhältnisse zuläßt. Als vollständig ausgebildet ist die D. jedoch nur dann zu betrachten, wenn jeder Private berechtigt ist, beide Metalle in beliebigen Quantitäten gegen Entrichtung einer kleinen, nur die Fabrikationskosten deckenden Gebühr zu vollwertigen gesetzlichen Münzen prägen zu lassen. Wird aber einem der beiden Metalle die freie Zulassung zur Prägung entzogen, so entsteht die sog. hinkende D. (étalon boiteux). Letztere besteht z. B. gegenwärtig in ihrer reinen Gestalt in Frankreich und den übrigen Ländern des Lateinischen Münzbundes, faktisch aber auch im Deutschen Reiche, obwohl das Münzgesetz von 1873 keine D. kennt, sondern als Übergang zur Goldwährung die Reichswährung eingeführt hat. Auch in der amerik. Union gibt es gegenwärtig nur eine unvollständige D., indem zwar die Prägung von Silbercourantmünzen 1878 durch die Bland-Bill wieder zugelassen worden ist, aber nur auf Rechnung des Bundes und nur in dem begrenzten Betrage von 2—4 Mill. Doll. monatlich erfolgen kann. Eine vollständige D. mit unbeschränkter Prägung beider Metalle würde unter den heutigen Verkehrsverhältnissen auch der ökonomisch mächtigste Staat nicht aufrecht erhalten können. Nähme er auch ein dem jetzigen gesunkenen Machtwerte des Silbers entsprechendes Wertverhältnis zwischen den beiden Metallen an, so würde er allein doch nicht im Stande sein, dasselbe auch für den freien Verkehr maßgebend zu machen. Das jedesmal nach dem offiziellen Verhältnis zu niedrig gesetzte Metall würde aber auf den Weltmarkt abfließen, das zu günstig behandelte aber in das Doppelwährungsland einströmen. So könnte die D. thatsächlich zu einer Alternativwährung werden. Noch wahrscheinlicher aber wäre es bei der gegenwärtigen weit verbreiteten Vorliebe für das Gold, daß ein einzelnes Land, das die D. annähme, sehr bald nur noch Silberwährung haben würde. Anders dagegen würden die Dinge liegen, wenn es möglich wäre, alle bedeutendern Staaten zur Gestattung der freien Prägung von silbernen Courantmünzen neben den Goldmünzen nach einem gemeinschaftschaftlichen festen Wertverhältnis zu bestimmen. Gegen eine solche internationale D., das System des Bimetallismus (s. d.), würden die Einwendungen nicht mehr gelten, die gegen eine isolierte D. mit Recht erhoben werden können.

Doppelzünder, fusée à double effet, ist eine Vereinigung von Zeit- und Perkussionszünder, wie sie in neuerer Zeit für Shrapnels angewandt wird. Der Grundgedanke ist hierbei, wegen der häufig vorkommenden Unregelmäßigkeiten in den Brennzeiten der Zeitzünder, namentlich des zu langsamen Brennens derselben, beim dritten Treffen ins Ziel oder einem diesseit des letztern erfolgenden Aufschlag des Geschosses den Perkussionszünder in Wirksamkeit treten zu lassen und damit noch eine gewisse Shrapnelwirkung zu erreichen, die ohnedem ganz ausbleiben würde. Die ersten Konstruktionen

t rühren von dem Engländer Armstrong
Belgier Romberg her. Erstere war bei
schen gezogenen Geschützen von 1860 ein-
Frankreich hat in neuerer Zeit den D.
xte) für die Feldshrapnels angenommen.
Zünder.)

ia, d. h. Doppelte, doppeltes Stück, Name
ner früherer ital. Goldmünzen. Im ehe-
Königreich Sardinien bestand seit 1800 in
und dann nach dem Gesetz vom 26. Okt.
Stück zu 20 Lire nuove (neuen Lire) oder
nne, ganz wie das jetzige ital. Stück zu
aliane, dem franz. 20-Francsstück gleich,
hwer, 900 Tausendteile fein, im Feinge-
5,8065 g und im Werte von 16⅕ deut-
k. In der Ligurischen Republik (Genua)
e D. oder Genovina von 1753 und 1758
ire; Gewicht 28,1330 g, Feinheit 906¼
eile, Feingewicht 25,4955 g, Wert 71,1325
Mark; ferner halbe und Viertel-D. aus
Zeit in gleicher Feinheit und verhältnis-
Gewicht, Feingewicht und Wert; sodann
. oder Genovina von 1792 bis 1795 zu
Gewicht 25,1120 g, Feinheit 911,458 Tau-
Feingewicht 22,8885 g, Wert 63,8590
Mark. In Mailand und Mantua war
er Pistole von 1755 bis 1796 nach franz.
ung 6,3201 g schwer, 904,948 Tausendteile
Feingewicht von 5,7194 g und im Werte
570 deutschen Mark: doppelte und halbe D.
er Feinheit und verhältnismäßigem Ge-
eingewicht und Wert. Die D. oder Pi-
Republik Venedig war gesetzlich 6,7630 g
906¼ Tausendteile fein, im Feingewicht
g und im Werte von 17,0998 deutschen
In Rom und Bologna war die D. seit
glich 1/62 röm. Pfd. oder 5,4689 g schwer,
oder 916⅔ Tausendteile fein, im Fein-
on 5,0132 g und im Werte von 13,9868
Mark; halbe D. bestanden in gleicher
und verhältnismäßigem Gewicht, Fein-
nd Werte. Malta hatte bis etwa 1800
(neue D.) oder neue Pistole, sog. Louis-
0 Scudi, unter den letzten Großmeistern,
ube kölner Mark 28⁹⁄₂₀ Stück zu rechnen,
854⅙ Tausendteile fein, daher 8,2199 g
n Feingewicht von 7,0211 g und im Werte
90 deutschen Mark; doppelte und halbe
cher Feinheit und verhältnismäßigem Ge-
ngewicht und Wert.

etta, eine ehemalige Goldmünze der
rdinien zu ursprünglich alten 5 sardin.
Febr. 1786 auf 5¼ alte sardin. Lire Gel-
ht, durch Edikt vom 26. Nov. 1842 auf
uove (neue Lire) oder Franken tarifiert,
0⅙ piemont. Grani oder 3,2107 g schwer,
rati oder 892,361 Tausendteile fein, im
ht von 2,8651 g und im Werte von 7,9936
Mark.

er (Christian), Mathematiker und Phy-
, 30. Nov. 1803 zu Salzburg, besuchte
das Polytechnikum in Wien, wo er bis
b. Nach Salzburg zurückgekehrt, holte
. und philos. Studien nach (1825—29)
lte Privatunterricht in der Mathematik.
darauf Assistent und öffentlicher Repeti-
höhere Mathematik am wiener Polytechni-
welcher Stellung er vier Jahre verblieb
3). Um diese Zeit erschien von ihm:
«Beitrag zur Theorie der Parallelen», «Konvergenz einer unendlichen Logarithmenfolge» und «Über die wahrscheinliche Ursache der Elektricitätserregung durch Berührung». Im J. 1835 wurde er Professor der Mathematik und Buchhaltung an der ständischen Realschule nach Prag; 1837 übernahm er die Supplierung der höhern Mathematik und 1841 auch die Professur der Elementarmathematik und praktischen Geometrie an der technischen Lehranstalt in Prag. Im J. 1847 ging er als Bergrat und Professor der Physik und Mechanik an die Bergakademie nach Schemnitz, 1848 an das wiener Polytechnikum als Professor der praktischen Geometrie, und 1851 wurde er Direktor des physik. Instituts der wiener Universität. Er starb 17. März 1854 in Venedig. Seit 1846 war D. Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien. Seine zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen sind in Fachzeitschriften zerstreut. Die bedeutendste Schrift D.s ist: «Das farbige Licht der Doppelsterne u. s. w.» (Prag 1842); sie enthält das wichtige Dopplersche Prinzip (s. d.). Außerdem veröffentlichte D.: «Über eine wesentliche Verbesserung der katropischen Mikroskope» (Prag 1845), «Beiträge zur Fixsternkunde» (Prag 1846), «Methode, die Geschwindigkeit, mit der die Luftmoleküle beim Schalle schwingen, zu bestimmen» (Prag 1846), «Versuch einer systematischen Klassifikation der Farben» (Prag 1846), «Optisches Diastemometer (Distanzmesser)» (Prag 1845), «Arithmetik und Algebra» (2. Aufl., Wien 1851) u. s. w.

Dopplers Prinzip nennt man den von Christian Doppler (s. d.) zuerst (1842) ausgesprochenen Grundsatz, daß eine Änderung der Tonhöhe eintreten muß, wenn die Tonquelle sich schnell gegen den Beobachter bewegt oder schnell von demselben entfernt. Im ersten Falle erhält nämlich das Ohr mehr, im zweiten Falle weniger Schwingungen in der Sekunde als bei ruhender Tonquelle. Der Ton ist also beziehungsweise subjektiv erhöht oder vertieft. Analog verhält es sich, wenn die Tonquelle ruht und der Beobachter sich derselben mit größer Geschwindigkeit nähert oder von ihr schnell entfernt. Die Richtigkeit des Dopplerschen Prinzips wurde experimentell zuerst (1845) von Buijs Ballot und später von Scott Russell mittels entsprechender Tonquellenbewegung auf Eisenbahnen nachgewiesen. Dann erfolgten auch beweisende Versuche mittels rasch rotierender Pfeifen von Mach (1861) und mit Hilfe schnell bewegter Stimmgabeln von König (1863). Die Experimente beider beruhen auf der Lehre von den Schwebungen oder Stößen. Trotz der Wahrheit des Dopplerschen Prinzips ließe sich dasselbe dennoch nur zur Erklärung der Farbenänderung einfach farbiger, äußerst schnell bewegter Fixsterne anwenden, aber nicht, wenn solche Fixsterne schon ursprünglich farblos leuchteten, weil im letzten Falle alle Strahlen ihres Lichts in demselben Sinne Änderungen erlitten, welche zusammen wieder farbloses Licht geben würden. Dagegen hat Huggins (1868) das Dopplersche Prinzip benutzt, um bei den Spektralbeobachtungen der Fixsterne gewisse Verschiebungen der Spektrallinien gegen das Violett hin dadurch zu erklären, daß er eine relative Bewegung jener Fixsterne gegen die Erde annahm.

Dor, Dora, auch Doros, eine alte kananitische, genauer philistäische Königsstadt an der palästinensischen Küste, gut 3 Stunden nördlich von

Trauerspiele, die aber wenig Beifall fanden; besser gelangen ihm Erzählungen, Lieder und poetische Episteln. Die didaktischen Gedichte der Engländer veranlaßten ihn, die Theorie der Schauspielkunst in der Form eines Lehrgedichts: «La déclamation théâtrale», zu entwickeln. Unter seinen Lustspielen fanden «La feinte par amour» und «Le célibataire» den meisten Beifall. Aus seinem Studium der deutschen Dichter ging die Schrift «L'idée de la poésie allemande» hervor. Mehrere Jahre war er Herausgeber des «Journal des dames». Er starb zu Paris 29. April 1780. Seine sämtlichen Werke sind in 20 Bänden (Par. 1764—80) erschienen; eine Auswahl derselben enthalten seine «Oeuvres choisies» (3 Bde., Par. 1786 u. öfter).

D'Orb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung von Orbigny (Alcide Dessalines d').

Dörbeck (Franz Burchard), Kupferstecher, geb. zu Fellin in Livland 10. (21.) Febr. 1799 als der Sohn eines armen Schneidermeisters, kam 1814 zum Kupferstecher Neyer nach Petersburg in die Lehre und fand schon 1817 daselbst eine Anstellung als Graveur bei der Expedition zur Anfertigung der Staatspapiere. Im J. 1819 indessen gab D. aus Gesundheitsrücksichten diese Stellung auf, etablierte sich in Riga und begab sich 1823 nach Berlin, um sich in seiner Kunst weiter auszubilden. Hier erhob sich D.s Talent bald über das Mittelmäßige. Sein Stich verrät bei großer Reinheit eine ungemeine Fertigkeit in lebendiger Auffassung und Darstellung von Scenen des gewöhnlichen Lebens. Sein «Album academicum» mit Scenen aus dem Burschenleben in zwei Heften, seine berliner Kostüme, Tagesbegebenheiten und berliner Redensarten, bildlich dargestellt, haben seinen Namen bekannt gemacht und stellen sich den besten in ihrer Gattung an die Seite. Ebenso sind seine Staffagen zu dem berliner Straßen- und öffentlichen Lokalleben launig aufgefaßt, dabei originell und leicht auf Stein gezeichnet. D. begab sich im Sommer 1835 über Riga nach Fellin, wo er am 20. Sept. (2. Okt.) desselben Jahres verschied.

Dörböd, Stamm der Kalmücken (s. d.).

Dorchester, Stadt im südl. England, Grafschaft Dorset, 225 km im WSW. von London, an dem in die Poolebai gehenden Frome, an der Südwest- und Greatwestern-Eisenbahn, zählt (1881) 7568 E., die Tuchfabriken unterhalten und Handel mit Schafen und Butter treiben. D., das keltische Durnovaria, d. h. Flußübergang, ist sehr alt, die Römer befestigten es. Später hieß der Ort Villa regalis. Noch sind zahlreiche Reste aus der Römerzeit vorhanden, namentlich das große Amphitheater Maumburg, das besterhaltene in ganz Großbritannien, in großartigen Verhältnissen angelegt; die in die Kreide gehauenen Stufen konnten 12000 Zuschauer aufnehmen. In der Umgegend finden sich noch andere röm., breton. und dän. Altertümer, wie z. B. das Maiden-Castle, ein großes Lagerfeld, umgeben von einem dreifachen Graben mit Wällen. Aus dem Mittelalter stammen die Ruine des Schlosses von Rufus und Wolveton-Haus.

Dorchester, bis 1869 eine selbständige Stadt im nordamerik. Unionsstaat Massachusetts, County Norfolk, seitdem als 16. Bezirk in den Verband von Boston aufgenommen, mit (1880) 15184 E., wurde im J. 1630 von den Puritanern gegründet und blühte besonders durch den von ihnen zuerst betriebenen Stockfischfang.

Dordogne (Duranius), rechter Nebenfluß der Garonne im südwestl. Frankreich, entsteht im Depart. Puy-de-Dôme in 1720 m Höhe am Puy-de-Sancy, aus der Vereinigung der Dore, deren Hauptwasserfall die 35 m hohe Cascade du Serpent ist, und des Höllenbachs, der das Wasser des Guérysees heranführt. Weiterhin liegen an ihr in 1047 m Höhe die Mont-Dore-Bäder. Sie geht dann vor den berühmten Bädern der Bourboule vorbei. Nach Aufnahme der Rue tritt sie bei den Ruinen des Schlosses Madic in furchtbar enge Felsschluchten zwischen 150—250 m hohen steilen Wänden. Diese erweitern sich erst beim Eintritte der Maronne, in der Gegend von Argentat. Die D. bildet erst die Grenze zwischen den Depart. Puy-de-Dôme und Cantal auf der einen und Corrèze auf der andern Seite, durchströmt dann in westl. Richtung als schiffbarer Fluß die Depart. Lot, Dordogne und Gironde und ergießt sich nach einem 490 km langen Laufe unterhalb Bourg, 1200 m breit, in die Garonne, nach welcher Vereinigung die letztere den Namen Gironde annimmt. Die D. ist 360 km weit aufwärts schiffbar bis Souillac, und Seeschiffe können in ihr bis zur Stadt Libourne 43 km weit aufwärts gelangen. Sie nimmt rechts die Vézère mit der Corrèze und die Isle mit der Dronne (beide schiffbar), links die Cère auf.

Das Departement Dordogne besteht aus der Landschaft Périgord und kleinen Teilen von Agenois, Limousin und Angoumois. Im Norden ist dasselbe von Verzweigungen des Berglandes von Limousin durchzogen, im Süden von den letzten Vorstufen des Hochlandes von Auvergne erfüllt; Berge und Hügel wechseln mit engen und wenig fruchtbaren Thälern ab. Der steinige und dürre Kalksteinboden ist teils von Sand-, teils von Kreidefeldern, teils von Feuersteinen und mit Kies untermengtem Thon überlagert. Die höher liegenden Gegenden sind mit Heidekraut und Ginster bedeckt. Reich ist das Departement an Eisen. Auch Steinkohlen und Manganerz werden gefördert. Bei dem Dorfe Miremont findet sich eine große Tropfsteinhöhle. Die einzigen schiffbaren Flüsse (340 km im ganzen) sind die D., Vézère und Isle. Das Klima ist mitunter stürmisch und veränderlich, doch im ganzen mild, angenehm und sehr gesund, der Boden im Durchschnitt wenig fruchtbar. Der Getreideertrag von 357977 ha Ackerfläche reicht nur mit Hilfe der Kastanien zur Ernährung der Einwohner aus. Die Wälder umfassen ein Areal von 191907 ha, die zahlreichen Weinpflanzungen 87252, die Wiesen 91985, die Weiden 75089 ha. Ansehnlich ist neben dem Weinbau die Obstzucht. In den Uferlandschaften baut man Zwiebeln und Knoblauch im Großen und konsumiert sie in Menge. Berühmt sind die durch ihren Wohlgeruch und Geschmack sich auszeichnenden Trüffeln von Périgord, die einen wichtigen Handelsartikel bilden. Die Industrie ist ohne wesentliche Bedeutung. Am wichtigsten ist der Hammerbetrieb, die Messerwaren- und Papierfabrikation, deren Erzeugnisse nebst Wein (z. B. Bergerac), Branntwein, Obst, Kastanienholz, Trüffeln, Trüffelpasteten, Geflügel, Schinken, Mühl- und andern Steinen die Hauptgegenstände des Ausfuhrhandels bilden. Das Departement gehört zu den wenig bevölkerten, denn es zählt (1882) auf 9182,56 qkm nur 495037 E. (gegen 489848 im J. 1876 Zunahme 1,06 Proz.). Es hat zur Hauptstadt Périgueux und zerfällt in die fünf Arrondissements

Périgueux, Bergerac, Nontron, Ribérac und Sarlat. Vgl. Ad. Joanne, «Géographie du département de la D.» (1873), «Répertoire topographique du département de la D.» (1876).

Dordrecht, auch Dortrecht, von den Holländern meistens abgekürzt Dort genannt, reiche Handelsstadt der niederländ. Provinz Südholland, die dritte des Königreichs, mit (1881) 27722 E., liegt 19 km im SO. von Rotterdam, 44 km vom Haag, links an dem nördl. Arme der untern Maas, welche nach Aufnahme der Waal hier Merwede heißt, und über welche eine Eisenbahnbrücke der Linie Breda-Rotterdam der Niederländischen Staatsbahn führt, auf einer Insel im Biesbosch, welche durch die große Überschwemmung von 1421 entstand. Sehenswert sind die große, 93,4 m lange und 35,4 m breite, 1339 in got. Stil erbaute und gut erhaltene reform. Liebfrauen- oder Hauptkirche, mit einem auf 56 Pfeilern von Quaderstein ruhenden Mittelschiffe, einem 365 Stufen hohen Turme, schweren massiven Goldgeräten u. s. w.; die Augustinerkirche; das früher prächtige, 1850 in schlechtem Geschmack erneute Rathaus; das schöne Butterhaus, früher Anabaptistenkirche, mit einer Gemäldegalerie; die mit Glas überdeckte Getreidebörse; das neue Gebäude der Harmonie und die Irrenanstalt. D. besitzt ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule und andere gute Schulen. Der Hafen ist geräumig und großen Schiffen zugänglich. Durch Kanäle können die Ostindienfahrer ihre Waren bis an die Magazine in der Mitte der Stadt bringen. Ebenso wird der Handel D.s dadurch begünstigt, daß sich hier die Maas oder Merwede in drei Arme spaltet. Wichtig ist der Handel mit Rheinweinen und namentlich mit Zimmerholz, das teils aus der Ostsee und Norwegen, teils durch Flöße auf dem Rhein ankommt und nach England, Spanien und Portugal verschifft wird. Auch die Ausfuhr von Tabak, Zucker, Getreide und Linnen sowie der Lachsfang sind von Bedeutung. Die Stadt besitzt viele Säge-, Öl-, Getreide- und Cementmühlen, Eisen- und Metallgießereien mit Dampfmaschinen, große Seilerbahnen, Bleichen, Seesalzsiedereien, Werften u. s. w. — D. wurde 994 gegründet, erscheint damals unter dem Namen Thuredreht (im 13. Jahrh. Duredrecht) und gilt als die älteste Stadt Hollands, dessen alte Grafen hier residierten. Im Mittelalter war es die reichste und wichtigste Handelsstadt des Landes und Mitglied der Hansa; hier wurde 1572 die erste Versammlung der freien Staaten von Holland gehalten, 1672 Wilhelm III. von Oranien zum Statthalter, Obergeneral und Admiral von Holland auf Lebenszeit ernannt. Vom 13. Nov. 1618 bis 9. Mai 1619 wurde hier die Dordrechter Synode (s. d.) abgehalten. D. ist der Geburtsort des Paul Merula oder Merle, Joh. de Witts und Ary Scheffers, dem im Mai 1862 ein Standbild errichtet wurde.

Dordrechter Synode, eine zur Beilegung der Arminianischen Streitigkeiten vom 13. Nov. 1618 bis 9. Mai 1619 zu Dordrecht abgehaltene Synode der reform. Kirche. An der Spitze der Arminianer standen damals die Hauptführer der republikanischen Partei, Oldenbarneveld, Hugo Grotius und Hogenbeet, dagegen trat Moritz von Oranien auf die Seite der Kontraremonstranten. Nachdem jene drei Führer 28. Aug. 1618 verhaftet waren (Uytenbogaert entging demselben Schicksal nur durch die Flucht) und in mehrern Staaten die Magistrate gewaltsam verändert waren, wurde der jahrelange Streit, ob eine Generalsynode der gesamten reform. Kirche oder eine Nationalsynode sämtlicher holländ. Staaten oder nur einzelne Provinzialsynoden berufen werden sollten, um den kirchlichen Streit beizulegen, zu Gunsten der Abhaltung einer Nationalsynode entschieden, zu welcher jedoch auch Abgesandte der wichtigsten auswärtigen Kirchen eingeladen werden sollten. Man wandte sich in diesem Sinne an die reform. Kirche Frankreichs, an den König von England, den Kurfürsten von der Pfalz, den Kurfürsten von Brandenburg, den Landgrafen von Hessen, die vier vornehmsten Orte der deutschen Schweiz (Zürich, Basel, Bern, Schaffhausen), die Republik Genf, an Bremen, den Grafen von Ostfriesland und an die wallonischen und franz. Gemeinden Belgiens. Nur Anhalt wurde nicht eingeladen, weil die Rechtgläubigkeit der anhalter Kirche bezweifelt wurde. Die Gesandten der franz. Kirche wurden gehindert, nach Dordrecht zu reisen; der Kurfürst von Brandenburg lehnte die Beschickung der Synode ab, wahrscheinlich aus Rücksicht für seine luth. Unterthanen. Die übrigen Kirchen wählten Vertreter und instruierten dieselben sämtlich dahin, gegen die Arminianer zu stimmen. In demselben Sinne waren auch unter dem zunehmenden Einfluß Moritz' von Oranien in Holland die Wahlen der Provinzialsynoden ausgefallen. Nur in Utrecht hatten die Arminianer die Majorität und wählten drei Mitglieder ihrer Partei als Deputierte. Aber die kontraremonstrantische Minorität trat sofort zusammen und wählte drei andere, und die Synode nahm diese als ihre Mitglieder an, nicht aber jene.

Unter diesen Umständen war das Schicksal der Arminianer von vornherein entschieden und es handelte sich nur darum, ihre Verurteilung durch einen feierlichen Spruch der Kirche zu bestätigen. Dem entsprach auch das ganze Verfahren der Synode. Zum Präsidenten wählte man den heftigsten Gegner der Arminianer, Joh. Bogermann, Prediger zu Leeuwarden, zum ersten Sekretär den ebenso heftigen Festus Hommius, Prediger zu Leiden, und auch als Assessoren zwei gleichgesinnte Männer. In der fünften Sitzung vom 16. Nov. beschloß man, den Professor der Theologie zu Leiden, Simon Episcopius, nebst 12 andern Arminianern aus verschiedenen Teilen des Landes vorzuladen, um sie wegen ihrer Lehre zur Verantwortung zu ziehen. Sie sollten binnen 14 Tagen erscheinen, und bis dahin erledigte die Synode einige weniger wichtige Aufgaben: eine Kommission ward mit der Berichtigung der holländ. Bibelübersetzung beauftragt, es wurden regelmäßige Katechisationen und Katechismuspredigten angeordnet, für die holländ. Missionare in Ostindien wurde eine Instruktion betreffs der Taufe von Kindern heidnischer Eltern festgestellt. In der 22. Sitzung am 6. Dez. erschienen die Arminianer, Episcopius überreichte den auswärtigen Theologen eine ausführliche Apologie seiner Lehre und verteidigte dieselbe in einer wirkungsvollen Rede, in welcher zugleich freimütig erklärt war, daß die Arminianer die Gegenpartei nicht als Richter und den Spruch der schismatischen Synode, falls sie ihr Verfahren nicht gänzlich ändere, so wenig anerkennen könnten wie die Protestanten die Beschlüsse des Tridentiner Konzils. Um alles Disputieren abzuschneiden, gab die Synode den Remonstranten auf, ihre Verteidigung nur schriftlich zu führen, mündlich dagegen nur auf bestimmt vorgelegte Fragen zu antworten. Dieser harten Bestim-

mung suchten sie sich möglichst zu entziehen, aber als sie in der 57. Sitzung am 14. Jan. energisch das Recht freier Verteidigung forderten, schloß der Vorsitzende sie unter den heftigsten Vorwürfen als Lügner und Betrüger von der Versammlung aus. Jetzt wurde die Darstellung der Arminianischen Lehre von der Synode selbst vorgenommen und eine Widerlegung ihrer Irrtümer hinzugefügt. Darüber einigte man sich bald, schwieriger dagegen über das gegen die Anhänger dieser Lehre zu beobachtende Verfahren, zumal die Ausländer hier ihre Mitwirkung zum Teil versagten. Endlich wurde beschlossen, alle Arminianer aus den kirchlichen Ämtern zu entfernen. In der 145. Sitzung am 9. Mai 1619 ward die Synode geschlossen. Sie bedeutet für die reform. Kirche dasselbe, wie die Einführung der Konkordienformel für die lutherische, nämlich den Sieg des strengsten Dogmatismus.

Vgl. «Acta Synodi nationalis Dortrechti habitae» (Dordrecht 1620), «Acta et scripta synodalia Dordracena Ministrorum Remonstrantium» (Harderwyk 1620); Al. Schweiger, «Die prot. Centraldogmen in ihrer Entwickelung innerhalb der reform. Kirche» (2. Hälfte, Zür. 1856).

Dore, Fluß in Frankreich, Depart. Puy-de-Dôme, entspringt im Kanton von St.-Germain-l'Herm, in der Mitte von 1000—1100 m hohen Granitbergen, fließt zunächst nach SO., wendet sich bei Dore-l'Eglise plötzlich nach N. und bewässert das Livradais, einen ehemaligen Seeboden. Dann nimmt sie die etwas längere Dolore auf, fließt über Marsac, Ambert, Olliergues, Courpière und verläßt darauf das granitische Terrain. Rechts mündet sie in den Allier in 268 m Höhe nach 130 km langem Laufe. Im Mittel hat sie 20 m Breite, ist meist reißend, nur flößbar und führt schön grünes Wasser.

Doré (Gustave Paul), franz. Zeichner und Maler, geb. zu Straßburg 6. Jan. 1833, kam 1847 nach Paris, wo er schon im nächsten Jahre als Zeichner für das «Journal pour rire» arbeitete. Mit einer lebhaften Phantasie und einer gewandten Hand begabt, entwickelte er seitdem eine staunenswerte Produktivität. Skizzen, Phantasiebilder, Genrestücke, Werke aller Art förderte er in großer Zahl zu Tage. Doch erst 1854, bei der Veröffentlichung des «Musée Anglo-Français», welches er mit Philippon stiftete, gelang es ihm, die Aufmerksamkeit des Publikums in höherm Grade auf sich zu ziehen. Der franz. Feldzug in der Krim gab ihm Gelegenheit zu vielen Darstellungen von Bravourthaten franz. und engl. Soldaten, in denen die lebendigste Auffassung sich mit einem hervorragenden Verständnis malerischer Wirkung verbindet. Die Zeichnungen für die illustrierten Ausgaben der «Oeuvres de Rabelais» (1854), der «Légende du Juif Errant» (1855), der «Contes drôlatiques» von Balzac befestigten seinen Ruf. Von nun an wurde D.s Zeichenstift der Gehilfe zahlreicher typographischer Pracht- und Luxuswerke. Seine Hauptwerke dieser Gattung seit 1856 sind: «Voyage aux Pyrénées», von Taine (1857), Dantes «Inferno» (1861), «Contes de Perrault» (1862), «Don Quixote» (1863), die Bibel (2 Bde., 1865), Lafontaines Fabeln (1866), Ariosts «Rasender Roland», große Folianten, mit Hunderten von großen und kleinen Holzschnitten ausgeschmückt und trotz ihres hohen Preises so gesucht, daß sie außerordentlichen Abgang finden. Die Bibel und «Inferno» zeichnen sich vor seinen übrigen Arbeiten durch Großartigkeit, die Märchen durch reiche Poesie der gestaltenden Phantasie aus. Viel verdankt D. ohne Widerrede den geistreichen Xylographen, die seine Werke vervielfältigten (Pannemaker, Pisan u. a.), und besonders die theatralische Seite seines Talents und die häufige Anwendung des malerischen Effekts mit Blitzlichtern, die weiß und grell in die Komposition hineinfallen, auszubilden verstanden. Neben dieser umfassenden Thätigkeit als Zeichner fand D. noch Zeit, die Malerei zu betreiben, und zeigte sich darin nicht weniger fruchtbar. Mit den Bildern, die er seit den Wilden Fichten, in der Ausstellung 1850, bis zum Moses vor Pharao (1879) auf kolossalen Leinwandstücken herstellte, könnte man ganze Museen ausfüllen. In Frankreich fanden D.s Gemälde weniger Beifall als im Auslande, zumal in Nordamerika; sein Spielsalon in Baden-Baden (Le tapis vert, 1867), ein in künstlerischer Beziehung wenig wertvolles Bild, aber von einer außerordentlichen Dimension, wurde von einem Amerikaner zu dem Preise von 50000 Frs. angekauft. Auch als Bildhauer hat sich D. in neuerer Zeit einen Namen gemacht, namentlich durch die Gruppe einer Parze mit Amor, der sie vergebens um Schonung eines Lebensfadens anfleht (1878), und durch die Darstellung einer Ägypterin, die ihren Knaben emporhält, um ihn vor dem Biß einer Schlange zu schützen (1879). D. starb in der Nacht vom 22. zum 23. Jan. 1883 zu Paris und wurde 25. Jan. auf dem Friedhof Père-Lachaise beerdigt.

Doreea (Doria), eine frühere Kupfermünze der brit.-ostind. Präsidentschaft Bombay, $^{1}/_{1000}$ des Gold-Mohur und demnach an Wert = ziemlich genau 3 deutsche Pfennig.

Doreloterie (vom franz. dorloter, verzärteln), allerlei Bandwaren und Fransen.

Dorema *Don.*, Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen. Man kennt davon zwei Arten, die in Persien und Beludschistan vorkommen. Es sind perennierende krautartige Pflanzen mit Fiederblättern und gelben Blüten. Die wichtigste Art ist D. ammoniacum *Don.*, eine Pflanze, die in den Steppengegenden des westl. Asien häufig vorkommt. Sie enthält einen Milchsaft, der ohne äußere Verletzung am Stamm und an der Wurzel hervorquellen soll und dann zu einer harzigen Masse erstarrt. Dieses Harz wird abgeschält und kommt unter dem Namen Ammoniakgummi (s. d.) in den Handel und findet sowohl in der Medizin wie in der Technik Verwendung.

Do, re, mi, fa, sol, la, si, s. unter Solmisation.

Dörenschlucht, s. unter Teutoburgerwald.

Dorer (Eugen Rob.), Bildhauer, geb. 13. Febr. 1830 in Baden im Kanton Aargau, kam 1846 nach München, wo er im Atelier L. von Schwanthalers die Bildhauerei erlernte, trat 1849 in das Atelier Rietschels in Dresden ein, arbeitete nach dessen Tode unter Hähnel und besuchte nebenbei auch die Akademie. In die erste Zeit seiner Kunstthätigkeit fällt ein Basrelief zu einem Grabstein: eine Verstorbene wird von zwei Engeln zum Himmel begleitet. Neben verschiedenen Porträtbüsten entstand das Modell zu einem Winkelried-Denkmal in Stans (Unterwalden), welches den ersten Preis davontrug, aber nicht zur Ausführung gelangte. Auch das Modell zu einem Denkmal für Ökolampadius in Basel gehört dieser Periode an. Im J. 1859 besuchte er zu weiterer Ausbildung auch Italien,

doch blieb er in Rom kein volles Jahr, da fortwährende Fieberanfälle ihn zur Rückkehr nach Deutschland nötigten. Er wandte sich wiederum nach Dresden, wo er 1863 den Entwurf zu einem Nationaldenkmal für Genf fertigte, der die Aufnahme dieser Stadt in die Eidgenossenschaft feiert und bei der Konkurrenz den Preis erhielt. Dem Künstler wurde sodann auch die Ausführung des ganzen Monuments übertragen, welches 1869 enthüllt wurde und allgemeines Lob sich erwarb. Von 1867 bis 1869 führte er für das Kasino in Bern acht Statuen berühmter Berner in Sandstein aus, edle Gestalten, die, wie alle Werke des Künstlers, sein ideales Streben bekunden. Ferner wurde auf der Frontspitze des Rathauses von Winterthur eins seiner Werke, eine weibliche Sandsteinfigur, die Stadt selbst personifizierend, aufgestellt und 1868 sein Entwurf zum Uhland-Denkmal in Tübingen preisgekrönt. Im J. 1871 begann D. das Modell zu einem als Brunnen gedachten Nationalmonument für Bern; die Höhe desselben krönt die Gruppe der drei schwörenden Schweizer, während das Piedestal von drei sitzenden Figuren (Germania, Gallia und Italia) umgeben ist.

Dorer-Egloff (Eduard), schweiz. Dichter, geb. 7. Nov. 1807 zu Baden im Kanton Aargau, studierte die Rechte und bekleidete mehrere hohe Ämter in seinem Heimatskanton, bis er 1841 den Staatsdienst verließ, um sich gänzlich der Dichtkunst und Wissenschaft zu widmen. Er starb 24. März 1864. D. schrieb: «Luise Egloff, die blinde Naturdichterin» (Aarau 1843), «Blätter und Blüten» (Aarau 1852), «Lenz und seine Schriften» (Baden 1857), «Gedichte» (Aarau 1868), sowie das Fastnachtsspiel «Der Affe von Arezzo» (1852).

Dorf ist im histor. Sinne eine in sich zusammenhängende Ortschaft, von welcher aus eine dazu gehörige Gemarkung landwirtschaftlich ausgenutzt wird. (S. Dorfsystem.) In der Gegenwart nennt man indes jede Ortschaft ein D., welche nicht die städtische Gemeindeorganisation besitzt. (S. Gemeinde.) Das D. ist meistens zugleich eine Landgemeinde, jedoch ist der letztere Begriff umfassender, da, abgesehen von den sog. selbständigen Gutsbezirken, mehrere Dörfer zu einer ländlichen Samtgemeinde und auch mehrere isolierte Höfe zu einer Landgemeinde verbunden sein können. Die geringere Leistungsfähigkeit der Dörfer gestattet nicht wohl, ihre Selbstverwaltungsbefugnisse in gleichem Maße, wie den Städten, einzuräumen, sie werden vielmehr viele Aufgaben der Selbstverwaltung nur als Glieder weiterer Verbände (Ämter, Kreise) übernehmen können. In wirtschafts- und gewerbepolit. Beziehung dagegen sind gegenwärtig alle Unterschiede zwischen Stadt und D. beseitigt, namentlich auch die spätern Gesetze, nach welchen der Betrieb vieler Handwerke auf dem Lande verboten war. Manche Dörfer haben sich überhaupt von der Landwirtschaft fast gänzlich abgewandt und einen durchaus industriellen Charakter angenommen. Es sind dies besonders solche Orte, die in der neuern Zeit in den Industriebezirken in Anlehnung an neugegründete Fabriken und Eisenbahnstationen entstanden sind und vorläufig noch keine genügend große Einwohnerzahl besitzen, um eine städtische Gemeindeverfassung zu erhalten.

Dörfel (Georg Samuel), ein Geistlicher, der sich vielfach mit Astronomie beschäftigte, geb. zu Plauen im Vogtlande 11. Okt. 1643, gest. zu Weida 6. Aug. 1688. Aus eigenen Beobachtungen des Kometen 1680 leitete er, noch bevor das Newtonsche Attraktionsgesetz bekannt wurde, ab, daß sich der Komet in einer Parabel, in deren Brennpunkt die Sonne stände, bewegen müsse. Diese in der Kometenastronomie epochemachende Entdeckung veröffentlichte er in der Schrift «Astronom. Beobachtungen des großen Kometen» (Plauen 1680).

Dorfen, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Erding, 20 km im OSO. von Erding, an dem zum Inn gehenden Isen und an der Linie München-Simbach der Bayrischen Staatsbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1724 E., welche mit Vieh handeln und Wachsbleicherei treiben. Nahebei steht auf dem Ruprechtsberge eine schöne Wallfahrtskapelle.

Dorfschule, s. Volksschule.

Dorfsystem ist die Form der gemeinschaftlichen Ansiedelung, die bei der Mehrzahl der german. Stämme üblich war. In Westfalen und am Niederrhein fanden sich allerdings schon zur Zeit des Tacitus Einzelhöfe inmitten eines geschlossenen Komplexes von Ländereien, im übrigen aber war die Regel, daß eine Anzahl oft unter sich verwandter Familien ein Dorf (s. d.) begründeten und von diesem Wohnsitz aus, anfangs wohl oft gemeinschaftlich, von der vielleicht mit noch andern Genossen in Besitz genommenen «Mark» nach und nach die geeignetsten Stücke rodeten und in Bewirtschaftung nahmen. In den verschiedenen Abteilungen der Dorfgemarkung, den sog. Gewannen, die durch die Reihenfolge der Urbarmachung entstanden oder auch nach Lage und Naturverhältnissen abgegrenzt waren, erhielt jede vollberechtigte Dorffamilie einen gleichen Anteil, und die Gesamtheit dieser zerstreuten und meistens ziemlich kleinen Teile bildete nebst Haus, Hof und Garten und dem Nutzungsrechte an dem gemeinschaftlichen Marklande, hauptsächlich aus Wald und Weide bestehend, die sog. Hufe. Die absolute Größe derselben war nach Klima und Bodenbeschaffenheit verschieden, da sie sich eben nach der Rücksicht bestimmte, daß eine Familie durch ihre Bewirtschaftung ausreichenden Unterhalt finden könne. Frühzeitig kommen aber auch Besitzer von halben oder Viertelhufen, sowie andererseits mehrere Hufen in einer Hand vor. Während die Hofplätze und Hausgärten von Anfang an festes Sondereigentum wurden, erhielt sich hinsichtlich der Hufenanteile in den einzelnen Gewannen vielfach noch länger (in den Gehöfenschaften des Regierungsbezirks Trier sogar bis in die neueste Zeit) das System der periodischen neuen Verlosung der Gewannstücke. Es sprach sich darin übrigens keineswegs eine kommunistische Anschauung, sondern nur das Streben nach möglichster Gleichstellung der Hufen aus.

Der wirtschaftliche Nachteil des D.s besteht in der dadurch herbeigeführten großen Bodenzerstückelung, meistens noch verbunden mit dem Fehlen der Zugangswege zu vielen Parzellen. Es führte dies zu dem sog. Flurzwang (s. d.), der zwangsweisen Durchführung eines gemeinschaftlichen Wirtschaftssystems für alle Dorfinsassen. In manchen spätern Anlagen jedoch, namentlich in Staatswaldungen und in ehemals slawischen Kolonisationsgebieten wurden den Ansiedlern, obwohl sie noch einigermaßen wie Dorfgenossen konzentriert und nicht so zerstreut, wie bei dem Hofsystem wohnten, zusammenhängende Stücke als Hufen überwiesen und dadurch die Mißstände der Gemengelage vermieden.

Dorgali, Dorf auf der ital. Insel Sardinien, Provinz Sassari, Distrikt Nuoro, unweit des Meeres, hat eine Gewehrfabrik und zählt (1881) 4364 E.; bei D. wurde 1882 eine große Stalaktitenhöhle entdeckt mit 15 unterirdischen Gängen.

Dorheim, Dorf nahe bei Bad Nauheim (s. d.) in Oberhessen.

Doria, ursprünglich d'Oria, d. i. Kinder der Oria, der Gemahlin Arduins von Narbonne (in der ersten Hälfte des 12. Jahrh.), heißt ein altes Adelsgeschlecht in Genua, das mit den Fieschi, Grimaldi und Spinola an der Spitze der Aristokratie stand. Antonio D., 1154 einer der vier Konsuln, brachte Genuas Handel und Schiffahrt zu hoher Blüte. Zeitgenossen von ihm waren Andrea D., dem erblich ein Teil Siciliens zufiel, und Nicola D., ein treuer Anhänger Kaiser Heinrichs V. In den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen hielten sich die D. mit wenigen Ausnahmen zu den letztern und wurden deshalb von den Hohenstaufen begünstigt. Perceval D., im J. 1260 Statthalter der Mark Ancona, des Herzogtums Spoleto und der Romagna, war einer der tapfersten Heerführer König Manfreds. An den Kämpfen der genues. Geschlechter um die Herrschaft nahmen die D. thätigen Anteil. Nach ihrem Siege in Verbindung mit den Spinola über die Grimaldi und Fieschi beherrschte Oberto D. mit einem Spinola den Staat Genua unumschränkt. Er richtete 2. April 1284 mit seinem Sohne Corrado in der Seeschlacht bei Meloria die Flotte und Seemacht Pisas für immer zu Grunde. Unter Corrado D., der mit Corrado Spinola ebenfalls die Herrschaft teilte, schlug Lamba D. 8. Sept. 1297 bei den Curzolaren die venet. Flotte unter Andrea Dandolo vollständig aufs Haupt. Aus den 1306 zwischen den Familien D. und Spinola ausbrechenden blutigen Parteikämpfen gingen die D. infolge ihres weitverzweigten ghibellinischen Anhangs siegreich hervor. Auch unter veränderten polit. Verhältnissen blieben die D. einflußreich, standen fortwährend an der Spitze der genues. Seemacht und glänzten als die größten Seehelden des 14., 15. und 16. Jahrh. Während Filippo D. 1350 einen verheerenden Zug an die venet. Küsten unternommen, wurde ein Grimaldi in einem Seetreffen gegen die Venetianer und Aragonier besiegt, sodaß sich Genua der Schutzherrschaft Mailands unterwerfen mußte. Paganino D. schüttelte aber dieses Joch wieder ab und vernichtete 4. Nov. 1354 nochmals die venet. Flotte.

Filippo D. stellte durch Siege über die Aragonesen in Sicilien die genues. Macht her und nahm Tripolis weg. In dem langen Kampfe mit Venedig, welchem der Turiner Friede 1381 ein Ziel setzte, thaten mehrere D. sich hervor. In den Fehden, die gegen Ende des 14. Jahrh. Genua zerrütteten und unter die Oberherrschaft Frankreichs brachten, spielten sie mit den Fieschi die Hauptrolle. Als 1409 die Franzosen verjagt wurden, doch nur um den mailändischen Visconti als Oberherrn den Platz zu räumen, erhoben sich beide Familien zur Befreiung ihres Vaterlandes. In allen Kriegen des 15. Jahrh. erscheinen Mitglieder des Hauses. Zeitgenossen des berühmten Andrea Doria (s. d.) waren dessen Vetter Gianettino D., der sich durch Tapferkeit gegen die Corsen auszeichnete, aber durch seinen Übermut die Verschwörung Fiescos (s. d.) herbeiführte und ermordet wurde, und Jeronimo D., ein weiser Staatsmann, später Kardinal und Inhaber vieler Bistümer. Giovanni Andrea D., Sohn Gianettinos, erlangte schon als Jüngling in Land- und Seeschlachten Ruhm. Im J. 1556 übernahm er den Oberbefehl über die im Dienste Philipps II. stehende genues. Flotte und 1560 befehligte er ein span. Belagerungsheer vor Tripolis. Nachdem er 1564 eine Seeschlacht unweit Corsica gewonnen, führte er 1570 die span. Flotte, welche den Venetianern beim Entsatze von Cypern helfen sollte. Nationaleifersucht verzögerte jedoch die Vereinigung der Flotten, und die Insel ging verloren. Im folgenden Jahre war er einer der Befehlshaber der Flotte in der Liga des Papstes, Spaniens und Venedigs gegen die Türken, stellte sich aber durch sein Verhalten in der Seeschlacht von Lepanto (7. Okt. 1571) gegründetem Tadel bloß. Von seinem Großoheim Andrea erbte er 1570 das Fürstentum Melfi, die Herrschaft Tursi und viele andere Besitztümer im genues., mailänd. und sardin. Gebiete. Er starb 1606 und hinterließ zwei Söhne, von denen Innocenz 1642 als Kardinal starb, während Andrea als letzter Sprößling das Geschlecht fortpflanzte. Die Familie D. teilt sich gegenwärtig in mehrere Zweige. Die Linie Andreas repräsentiert der Fürst Giovanni Andrea D. Pamphili Landi in Rom (geb. 4. Aug. 1843), Fürst von Melfi und Valmontone, zugleich Erbe der im J. 1761 im Mannsstamm ausgestorbenen Familie Papst Innocenz' X. und Besitzer des Palastes Andrea D.s in Genua. Ein Nebenzweig sind die Fürsten von Angri in Neapel. Die D. von Tursi, auch von Giovanni Andrea stammend, sind in den Colonna von Paliano (s. d.) aufgegangen. In Genua blüht der Zweig Lamba Doria in mehrern Linien.

Doria (Andrea), als Held und Staatsmann einer der hervorragendsten Männer seines Jahrhunderts, war 30. Nov. 1468 in dem seiner Familie gehörenden Oneglia an der Riviera di Ponente geboren. Seine Jugend fiel in die Zeit, wo Genua die Selbständigkeit an die mailänd. Sforza verloren hatte. Um sich für eine öffentliche Laufbahn zu bilden, ging er an den Hof des Herzogs Friedrich von Urbino, später nach Neapel in die Dienste König Ferdinands (aus der aragon. Nebenlinie), wo er sich den Ruf eines tüchtigen Kriegers erwarb. Von einer Wallfahrt nach Jerusalem zurückgekehrt, fand er sein Vaterland durch Bürgerkrieg zerrüttet und war nun eifrigst bemüht, die Eintracht zwischen Volk und Adel wiederherzustellen. In den seit dem Kriege der Ligue von Cambrai in Italien währenden Kämpfen erhielt er 1513 den Oberbefehl über die Galeeren, vertrieb die Franzosen aus den Seeplätzen, reinigte den Golf von Genua von den Seeräubern und schwang sich schnell zu einem berühmten Admiral empor. Als Genua franz. Schutzherrschaft anheimfiel, schloß sich der bereits einflußreiche D. der franz. Partei an, trat mit seinen eigenen und den genues. Schiffen in die Dienste Franz' I. und wurde von demselben 1524 zum Admiral der vereinigten Flotten erhoben, worauf er den Spaniern bedeutende Verluste zufügte. Dessenungeachtet behandelten die Franzosen D. mit Ungunst, und Papst Clemens VII., um den Übertritt des wichtigen Bundesgenossen zu Kaiser Karl V. zu hindern, fand es geraten, denselben in seine Dienste zu nehmen. Mit sechs Galeeren erschien nun D. vor dem von den Spaniern genom-

Benua, schlug den zum Entsatze herbeieilen- elönig von Neapel, Charles de Lannoy, eidigte mit seiner geringen Macht, mit der eifersüchtigen Franzosen nicht vereinigen auch den wichtigen Hafen von Civita- egen die Kaiserlichen.

h, da der Papst nach der Plünderung 527 nicht mehr im Stande war, eine Flotte , wurde Franz I. bewogen, Andrea wieder t zu nehmen; zugleich wurden demselben Vorteile für Genua, ihm selbst die Statt- aft versprochen. Er sah sich bald völlig ge- Im Jan. 1528 hatte er seinen Neffen Fi- mit zehn Galeeren zur Unterstützung der n vor Neapel gesandt, und dieser schlug den span. Vizekönig Moncada, Lannoys er, sondern nahm auch viele angesehene gefangen, denen er versichern mußte, daß in Frankreich ausgeliefert würden. Franz I. er dennoch ein solches Ansinnen an D., und r alles Vertrauen zu den Franzosen ver- te, ging plötzlich zur Sache Kaiser Karls V. er Bedingung der Erhaltung von Genuas bigkeit. D. half nun die Franzosen erst pel, dann aus Genua vertreiben. Er be- erauf die Republik im Verein mit den an- en Bürgern durch eine neue Verfassung, ur Auflösung des Staats bestand. Der rnannte ihn zum Oberbefehlshaber seiner äfte, zum Großkanzler des Königreichs und verlieh ihm das Fürstentum Melfi und schaft Tursi. Hierauf beschäftigte sich D. Unterdrückung der türk. Seeräuberei und auch 1532 an den griech. Küsten einen en Sieg über die türk. Flotte. Im J. 1535 die Eroberung von Tunis durch Karl V., 1542 der Kaiser gegen D.s Rat ein gleiches men gegen Algier wagte, rettete er die Macht vor gänzlichem Untergange. Auch D. ei einen Teil seiner Galeeren verloren, bereits 1543 schon wieder so stark gerü- er Chaireddin Barbarossa von der franz. r Nizza abschneiden konnte. Alt und mit schäften überhäuft, nahm D. seinen Nef- nettino zum Stellvertreter auf der See dieser rechtfertigte das Vertrauen als Be- r. Aber minder besonnen und staatsklug Oheim, erbitterte er durch Übermut Bür- Adel, was 3. Jan. 1547 zum Ausbruch hwörung des Fiesco (s. d.) führte. Noch Alter unternahm D. persönlich mehrere verjagte 1554 die Franzosen aus Corsica als erster Bürger der Freien Stadt 15. 0. Vgl. C. Sigonio, «De vita et gestis D.» (Genf 1586); Guerrazzi, «Vita di An- (2 Bde., Mail. 1864).

n (Pierre Frédéric), franz. Politiker, geb. éliard 24. Jan. 1814, war zuerst Berg- r, dann Hammerwerkbesitzer in Unieux, e 1863 und 1869 vom Depart. Loire in den enden Körper gewählt. Nach dem 4. Sept. rde er von der Regierung der Nationalver- zum Minister der öffentlichen Arbeiten er- d zeichnete sich durch rastlose Thätigkeit aus. Generalwahlen des 8. Febr. 1871 in die Na- sammlung gewählt, schloß er sich der äußer- n an; er starb 14. April 1873 zu Paris.

r (grch. Dorieis), ein griech. Volksstamm, namentlich im Gegensatze zu den Joniern (s. d.) scharf ausgeprägte Stammeseigentümlichkeit, die sich hauptsächlich in der Sprache (dor. Dialekt), in der Musik und der mit dieser engverknüpften dor. Poesie (dor. Tonart und dor. Lyrik), sowie in der Baukunst (dor. Baustil) zeigt, in seinen frühesten Wohnsitzen im europ. Griechenland am Olympos und Ossa in der thessal. Landschaft Hestiäotis und in der Landschaft Doris (s. d.) am Öta zuerst entwickelte und im Peloponnes weiter ausbildete, welchen er infolge der sog. Dorischen Wanderung zum größern Teile occupierte (die Landschaften Argolis, Lakonien und Messenien wurden ganz dorisiert). Von Argolis und Lakonien aus besetzten die D. auch einen Teil der Küste des südl. Kleinasien und der davorgelegenen Inseln (die asiat. Doris) und einige Inseln des Ägäischen Meers, wie Melos und Thera. Auch auf Kreta bildeten frühzeitig D. den Hauptbestandteil der Bevölkerung. Ferner wurden von Korinth und von Lakonien aus im westl. Hellas, auf Sicilien und in Unteritalien Kolonien gegründet, die bald zu hoher Blüte gelangten; ebenso von den dorisierten Megarern am Bosporus, am Pontus Euxinus und auf Sicilien. Von Thera aus sind dor. Ansiedelungen in der Cyrenaika gegründet worden. Derjenige Staat, in welchem der dor. Volkscharakter nach allen Seiten hin am schroffsten sich ausprägte, war Sparta, dessen gewöhnlich auf Lykurgus zurückgeführte polit. Einrichtungen unter Einwirkung der eigentümlichen militärisch-polit. Lage der Spartiaten das Muster einer fast nur auf kriegerische Tüchtigkeit abzielenden, alles Individuelle mit eiserner Konsequenz den Zwecken des Gemeinwesens unterordnenden Verfassung darboten. Vgl. O. Müller, «Die D.» (2. Ausg. von Schneidewin, 2 Bde., Bresl. 1844); E. Curtius, «Griech. Geschichte» (5. Aufl., Bd. 1, Berl. 1878).

Dorigny (Michel), franz. Maler und Kupferstecher, geb. zu St.-Quentin um 1617, war ein Schüler Simon Vouets und starb um 1663 als Professor der Akademie zu Paris. Er zeigt in seinen Arbeiten kühne Ausführung und gute Behandlung des Lichts, aber manche Fehler in der Zeichnung. Von den Werken seines Lehrers ätzte er über hundert. — Sein Sohn, Louis D., geb. zu Paris 1654, ein Schüler Lebruns, ging später nach Italien, malte im Dom von Trient und starb 1742 in Verona. — Nicolas D., der zweite Sohn, geb. 1657 zu Paris, der als Kupferstecher den Vater und Bruder übertraf, hielt sich 22, nach andern 28 Jahre in Italien auf. Um die Kartons Rafaels zu Hamptoncourt zu stechen, ward er 1711 von Georg I. nach England berufen und wegen der bewiesenen Meisterschaft zum Ritter erhoben. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich 1724 wurde er 1725 Mitglied der Akademie in Paris und starb daselbst 1746. Seine besten Stiche außer jenen Kartons sind die Verklärung nach Rafael, die Fabel der Psyche nach demselben und die Apotheose der heil. Petronilla nach Guercino. Sein Stich ist leicht und kräftig und die Arbeit mit der Nadel und dem Grabstichel glücklich verbunden.

Döring (Heinrich), Schriftsteller, geb. 5. Mai 1789 zu Danzig, studierte seit 1814 in Jena Philosophie und Theologie und ließ sich dann als Privatgelehrter daselbst nieder. Er starb 14. Dez. 1862. D. hat sich hauptsächlich als Biograph verdient gemacht; er schrieb unter anderm die Lebensbeschreibungen von Schiller (Weim. 1822; 2. Aufl. 1832), Herder (Weim. 1823; 2. Aufl. 1829), Klopstock (Weim. 1825), Jean Paul (Lpz. 1832), Bürger

(Berl. 1826; 2. Aufl. 1847) u. s. w. Unter seinen histor. Werken ist hervorzuheben: «Die Thüringer Chronik» (2. Aufl., Erf. 1847).

Döring (Julius), Historien- und Porträtmaler, geb. 31. Aug. 1818 zu Dresden, widmete sich mit 12 Jahren der Malerei und bezog 1830 die Kunstakademie seiner Vaterstadt, wurde 1838 Bendemanns Schüler und arbeitete bis 1845 in dessen Atelier. In diesem Jahre folgte er einem Rufe nach Mitau in Kurland, wo er reichliche Beschäftigung als Künstler und Lehrer fand. Einige kleine Reisen durch Deutschland, Schweden, Frankreich und Italien abgerechnet, blieb er seiner neuen Heimat treu und malte daselbst meist in Öl über 1000 Porträts. Als Historienmaler that D. sich namentlich durch die im J. 1871 auf der rigaer Ausstellung befindliche reiche Komposition «Konradins Tod» hervor und lieferte als Kirchenmaler, meist nach eigener Komposition, für 16 Kirchen Liv- und Kurlands Altarbilder. Auch als Schriftsteller zeichnete D. sich aus, wie die vielen Abhandlungen, meist kunsthistor. und archäol. Inhalts, beweisen, die zum größten Teil in den Sitzungsberichten der Kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst seit 1857 wie auch später in der «Baltischen Monatsschrift» abgedruckt wurden. Von besonderm Interesse ist seine «Sammlung von Materialien zum Ostbaltischen Künstlerlexikon», welches 900 Artikel über ebenso viele balt. Künstler enthält.

Döring (Theod.), eigentl. Häring, ausgezeichneter deutscher Schauspieler, wurde 9. Jan. 1803 zu Warschau geboren, wo sein Vater preuß. Salzinspektor war. Anfangs für das theol. Studium bestimmt, besuchte er das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin, wurde jedoch durch unglückliche Familienverhältnisse gezwungen, sich dem Handelsfache zuzuwenden. Öfterer Besuch des Hoftheaters steigerte bei ihm allmählich die Neigung für die Bühne, und nachdem er zunächst mit Erfolg in der Urania aufgetreten war, widmete er sich gänzlich dem Theater und debütierte bei der Gesellschaft des Direktors Hurray 25. Jan. 1825 als Julius («Armer Poet») in Bromberg. Er begleitete dann die Gesellschaft nach Marienburg, Graudenz, Elbing, Thorn u. s. w. Unter kümmerlichen Verhältnissen kam er 1826 nach Breslau. Hier entwickelte sich sein Talent für komische Rollen, und nach dem Abgange des Komikers Wohlbrück übernahm er dessen Fach mit vielem Glück. Seit 1828 Mitglied des mainzer Theaters, kam er 1833 nach Mannheim und nach Gastspielen in Karlsruhe und Hamburg an das Stadttheater letztern Ortes. Im J. 1838 wurde er Seydelmanns Nachfolger in Stuttgart; 1843 erhielt er ein Engagement beim Hoftheater in Hannover. Nach Seydelmanns Tode wurde er 1845 dessen Nachfolger an der berliner Hofbühne, der er bis zu seinem 17. Aug. 1878 in Berlin erfolgenden Tode angehörte. D. vereinte bei seinen Darstellungen ein tiefes Durchdringen der Rollen mit reicher Phantasie. Sein geistvolles, lebendiges Spiel wirkte stets anregend und erwärmend auf Gemüt und Geist. Unter seinen Leistungen stehen obenan Nathan, in welchem er ebenso unübertroffen war wie im Falstaff, ferner Franz Moor, Mephistopheles, den er wesentlich verschieden von Seydelmann auffaßte, und Shylock. An diese schließen sich als seine bedeutendsten Rollen: Lear, Schewa, Malvolio, Richter Adam (in «Der zerbrochene Krug» von Kleist), Elias Krumm und Bankier Müller.

Doris, die kleinste unter den selbständigen griech. Landschaften, lag im Centrum von Mittelgriechenland, zwischen Malis, Ötäa, Lokris und Phokis, umfaßte die südl. Abhänge des Öta, die nordwestlichsten des Parnassos, das von beiden eingeschlossene Thal des Flusses Pindus und das oberste Gebiet des Kephissos. Ursprünglich von Dryopern bewohnt und daher Dryopis genannt, wurde das Land von den Doriern (s. d.), als dieselben bei dem Beginn ihrer Wanderung von Thessalien aus südwärts zogen, occupiert und später von den übrigen Angehörigen des Stammes als ihr eigentliches Mutterland betrachtet. Da das Ländchen wenig fruchtbar und von der Verbindung zur See abgeschnitten war, hatten die dort zurückgebliebenen Einwohner den Spitznamen «die Hungerdorier» (Limodorieis) erhalten. D. hatte vier Städte: Erineos, Kytinion, Böon und Pindos (Akyphas), die in den Kämpfen zwischen den Phociern, Ätoliern und Macedoniern wiederholt verwüstet wurden und daher zur Zeit der röm. Herrschaft zu völliger Unbedeutendheit herabgesunken waren. Im heutigen Griechenland bildet D. eine Eparchie der Nomarchie Phthiotis und Phokis, welche wesentlich das im Altertum den Ozolischen oder westl. Lokrern gehörige Gebiet umfaßt.

D. hieß auch eine Landschaft im südwestlichsten Kleinasien, ein Teil der Küste von Karien nebst den Inseln Kos und Rhodus, wo die Dorier vom Peloponnesos aus Niederlassungen gegründet hatten. Die sechs Hauptstädte derselben waren zeitweise zu einem Bunde vereinigt, einer Hexapolis, welche aber frühzeitig durch den Ausschluß der Stadt Halikarnaß in eine Pentapolis verwandelt wurde. Eine bedeutende polit. Rolle hat von denselben später namentlich Rhodus (s. d.) gespielt. Auf dem Vorgebirge Triopion bei Knidos feierten diese Dorier ihre gemeinsamen Bundesfeste.

D. ist auch der Name eines Asteroiden, s. unter Planeten.

Dorischer Dialekt, s. unter Griechische Sprache.

Dorische Säule und **Dorischer Stil,** s. unter Säulenordnung und Baustile.

Dorische Tonart hieß bei den Griechen die erste und wichtigste Tonreihe, nach welcher die Hauptgesänge und -Instrumente eingerichtet waren. Dieselbe umfaßte die sieben Töne e f g a (h) c d e und wurde im Mittelalter irrtümlich die phrygische Tonart genannt, während die wirkliche phrygische Tonart der Griechen (unser D-moll) den Namen der dorischen erhielt.

Dorische Wanderung, s. unter Dorier.

Dorismus, Eigentümlichkeit des dor. Volkscharakters, des dor. Dialekts, der dor. Baukunst ꝛc.

Dorking, Städtchen in der engl. Grafschaft Surrey, 19 km östlich von Guildford in einem Thale der nördl. Downs, an dem zur Themse gehenden Mole und am Knotenpunkte mehrerer Eisenbahnen, mit (1881) 6328 E., welche berühmtes Geflügel züchten (D.-Hühner). In der Umgegend finden sich schöne neue Schlösser, wie z. B. Hopedene.

Dorlisheim (früher Thorolsheim), Dorf im Kreise Molsheim des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, 3 km südlich von Molsheim, an der Eisenbahnlinie Zabern-Schlettstadt und an der Straße von Straßburg nach Schirmeck, ist Sitz eines Konsistoriums der Kirche Augsburgischer Konfession, hat eine bemerkenswerte Kirche in gemischtem

m und byzantinischem) Stil und zählt (1880)
, welche Wein- und Obstbau treiben und
pierfabrik unterhalten. 1 km von D. ent-
fand sich die im J. 1011 durch Bischof Wer-
ündete Komturei des heil. Johann, welche
glich den Tempelrittern gehörte. In der
aselbst wurden der Bischof von Straßburg,
von Geroldseck, und dessen Bruder Hermann
n. Bei D. finden sich Spuren einer röm.
Grabhügel, sowie verschiedene Reste einer
festigung.

nant (frz.), schlafend, ruhend; als Sub-
oviel wie Tafelaufsatz.

nant partner (engl.), im Gegensatz zu
ple partner der «stille Gesellschafter» eines
nischen Geschäfts, welcher nach außen hin
Teilhaber auftritt und dessen Name nicht
irma erscheint.

neuse (frz.), bequemer Reisewagen, in dem
sgestreckt schlafen kann; auch Schlaf- oder
aube.

nitiv (neulat.), Schlafmittel.

nitor oder Durmitor, Berg in der Her-
, der über 2600 m hohe, gigantische, in
ackten, weißen, dolomitischen Nadeln und
den einer Säge gleichende höchste Gipfel
irge an der Nordecke Montenegros und in
Herzegowina, zwischen der Drina und der
ihr gehenden Piva. Viele der mindestens
gen sind völlig unersteiglich.

mitorium (lat.), Schlafsaal, besonders in
.

(spina) nennt man in der Botanik einen
stechende Spitze auslaufenden, verkürzten
mgemäß enthält jeder D. auf dem Quer-
nen Markkörper, einen Holz- und Rinden-
agegen versteht man unter Stachel (acu-
aus lauter Parenchymzellen bestehendes,
echendes Anhangsorgan der Oberhaut. Ein
läßt sich von der Oberfläche der Pflanze
brechen, ohne daß dadurch der Pflanze eine
he Verletzung zugefügt wird; dagegen ist
brechen eines D. größere Gewalt nötig,
selbe mit dem Holzkörper des Zweigs oder
, an dem er sitzt, zusammenhängt. Die
aben Stacheln, die Mispeln D. Im gewöhn-
ben pflegen D. und Stachel verwechselt zu
Außer den echten D. und Stacheln kommen
nzenreiche noch viele stechende Gebilde vor,
n der beschreibenden Botanik bald als D.,
Stacheln bezeichnet zu werden pflegen.
ehören z. B. die bei der gemeinen Robinie
chten Akazie (Robinia Pseudacacia *L.*) zu
Seiten des Blattstiels befindlichen Dorn-
welche in D. umgewandelte Nebenblätter
rdornen) sind, sowie die an den Blättern
eln befindlichen sog. Stacheln; letztere sind
Blattrand hervortretende, von verholzten
mhüllte Gefäßbündelenden.

(frz. mandrin, broche, engl. mandril,
in), ein aus einem cylindrischen oder kegel-
n Stahlstäbchen von verschieden gestaltetem
nitt bestehendes Werkzeug, das bei verschie-
rten der Metallbearbeitung angewendet
m gebogene oder ringförmige Gegenstände
det ihrer Form auf ihrer Oberfläche be-
, oder ein im Arbeitsstück hergestelltes Loch
n und ausbilden zu können; auch ein dem
chen ähnliches, aber kleineres Werkzeug
der Blecharbeiter; außerdem der feste Kern, mit welchem dünnwandige Röhren ausgefüllt werden, um bei der Herstellung gegen das Einknicken gesichert zu sein; endlich bei manchen Schlössern ein im Schlüsselloch befindlicher Stift. (S. Dornschloß.)

Dorn (Alexander von), Volkswirt der freihändlerischen Richtung, geb. 9. Febr. 1838 in Wiener-Neustadt, trat nach vollendeten Universitätsstudien (1858) in den österr. Staatsdienst und wurde 1863 vom Handelsministerium als offizieller Berichterstatter zur türk. Ausstellung nach Konstantinopel gesandt. In dem von ihm erstatteten Bericht (Lpz. 1864) wurden auch die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse der Türkei behandelt mit besonderer Rücksicht auf die mögliche Entwickelung des österr. Handels dahin. Im J. 1867 studierte er im Auftrage des Handelsministers die gewerbliche Centralstelle in Württemberg und die damit zusammenhängenden Institutionen, und berichtete hierüber in der Schrift «Pflege und Förderung des gewerblichen Fortschritts durch die Regierung in Württemberg» (Wien 1868). Nachdem er 1868 aus dem Staatsdienst ausgetreten war, übernahm er die Redaction des volkswirtschaftlichen Teils des «Pester Lloyd» und Anfang 1872 die Redaction der «Triester Zeitung», worin er politisch für den einheitlichen Staatsgedanken und wirtschaftlich für Entwickelung des österr. Seehandels, des Orienthandels und überhaupt für die Teilnahme Österreichs am Welthandel eintritt. Große Aufmerksamkeit wandte D. den Eisenbahnfragen zu und veröffentlichte auf diesem Gebiete «Aufgaben der Eisenbahnpolitik» (Berl. 1874). In diesem Buche wird die Theorie vertreten, daß man als Ziel der Eisenbahnpolitik anstreben müsse, die Konkurrenz auf die Schienen selbst zu verlegen, d. h. das Fahren auf den vorhandenen Schienenwegen unter den nötigen Kautelen jedermann mit eigenen Betriebsmitteln zu gestatten. Das Eigentum der Schienenwege müsse an den Staat übergeben werden, der Betrieb des Verkehrs komme jedoch der privaten Thätigkeit und Konkurrenz zu. Auf den volkswirtschaftlichen Kongressen zu Danzig (1872) und Wien (1873) war D. Referent in der Eisenbahnfrage, auf dem zu München (1875) in der Einkommensteuerfrage; über den letztern Kongreß verfaßte er auch den offiziellen Bericht (Berl. 1875). Als Anhänger der freihändlerischen Richtung gehört D. seit 1868 der ständigen Deputation des Volkswirtschaftlichen Kongresses an. Auch ist er Ehrenmitglied des Cobden-Klubs. Bei dem irredentistischen Bombenattentat auf den Kaiser Franz Joseph in Triest am 2. Aug. 1882 wurde D., der am Festzuge des Veteranenvereins teilnahm, durch ein Bombenstück, welches ihm ein Schienbein zerschmetterte, schwer verwundet und infolge dessen mehrere Monate an das Krankenlager gefesselt.

Dorn (Heinr. Ludw. Edmund), Musiker, geb. zu Königsberg 14. Nov. 1804, erhielt seine musikalische Ausbildung besonders in Berlin unter L. Berger, Zelter und Bernh. Klein, bekleidete seit 1828 Musikdirektorstellen in Königsberg, Leipzig, Hamburg, Riga, Köln (1843) und wurde 1849 Nicolais Nachfolger als Kapellmeister an der königl. Oper in Berlin. Wider Willen 1869 pensioniert, lebt er in Berlin als Musiklehrer und Kritiker und ist seitdem besonders in polemischen Aufsätzen thätig. Eine Reihe von Opern (unter diesen die «Nibelungen», 1854) gelangten von ihm

(Berl. 1826; 2. Aufl. 1847) u. s. w. Unter seinen histor. Werken ist hervorzuheben: «Die Thüringer Chronik» (2. Aufl., Erf. 1847).

Döring (Julius), Historien- und Porträtmaler, geb. 31. Aug. 1818 zu Dresden, widmete sich mit 12 Jahren der Malerei und bezog 1830 die Kunstakademie seiner Vaterstadt, wurde 1838 Bendemanns Schüler und arbeitete bis 1845 in dessen Atelier. In diesem Jahre folgte er einem Rufe nach Mitau in Kurland, wo er reichliche Beschäftigung als Künstler und Lehrer fand. Einige kleine Reisen durch Deutschland, Schweden, Frankreich und Italien abgerechnet, blieb er seiner neuen Heimat treu und malte daselbst meist in Öl über 1000 Porträts. Als Historienmaler that D. sich namentlich durch die im J. 1871 auf der rigaer Ausstellung befindliche reiche Komposition «Konradins Tod» hervor und lieferte als Kirchenmaler, meist nach eigener Komposition, für 16 Kirchen Liv- und Kurlands Altarbilder. Auch als Schriftsteller zeichnete D. sich aus, wie die vielen Abhandlungen, meist kunsthistor. und archäol. Inhalts, beweisen, die zum größten Teil in den Sitzungsberichten der Kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst seit 1857 wie auch später in der «Baltischen Monatsschrift» abgedruckt wurden. Von besonderm Interesse ist seine «Sammlung von Materialien zum Ostbaltischen Künstlerlexikon», welches 900 Artikel über ebenso viele balt. Künstler enthält.

Döring (Theod.), eigentl. Häring, ausgezeichneter deutscher Schauspieler, wurde 9. Jan. 1803 zu Warschau geboren, wo sein Vater preuß. Salzinspektor war. Anfangs für das theol. Studium bestimmt, besuchte er das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin, wurde jedoch durch unglückliche Familienverhältnisse gezwungen, sich dem Handelsfache zuzuwenden. Öfterer Besuch des Hoftheaters steigerte bei ihm allmählich die Neigung für die Bühne, und nachdem er zunächst mit Erfolg in der Urania aufgetreten war, widmete er sich gänzlich dem Theater und debütierte bei der Gesellschaft des Direktors Hurray 25. Jan. 1825 als Julius («Armer Poet») in Bromberg. Er begleitete dann die Gesellschaft nach Marienburg, Graudenz, Elbing, Thorn u. s. w. Unter kümmerlichen Verhältnissen kam er 1826 nach Breslau. Hier entwickelte sich sein Talent für komische Rollen, und nach dem Abgange des Komikers Wohlbrück übernahm er dessen Fach mit vielem Glück. Seit 1828 Mitglied des mainzer Theaters, kam er 1833 nach Mannheim und nach Gastspielen in Karlsruhe und Hamburg an das Stadttheater letztern Ortes. Im J. 1838 wurde er Seydelmanns Nachfolger in Stuttgart; 1843 erhielt er ein Engagement beim Hoftheater in Hannover. Nach Seydelmanns Tode wurde er 1845 dessen Nachfolger an der berliner Hofbühne, der er bis zu seinem 17. Aug. 1878 in Berlin erfolgenden Tode angehörte. D. vereinte bei seinen Darstellungen ein tiefes Durchdringen der Rollen mit reicher Phantasie. Sein geistvolles, lebendiges Spiel wirkte stets anregend und erwärmend auf Gemüt und Geist. Unter seinen Leistungen stehen obenan Nathan, in welchem er ebenso unübertroffen war wie im Falstaff, ferner Franz Moor, Mephistopheles, den er wesentlich verschieden von Seydelmann auffaßte, und Shylock. An diese schließen sich als seine bedeutendsten Rollen: Lear, Schewa, Malvolio, Richter Adam (in «Der zerbrochene Krug» von Kleist), Elias Krumm und Bankier Müller.

Doris, die kleinste unter den selbständigen griech. Landschaften, lag im Centrum von Mittelgriechenland, zwischen Malis, Ötäa, Lokris und Phokis, umfaßte die südl. Abhänge des Öta, die nordwestlichsten des Parnassos, das von beiden eingeschlossene Thal des Flusses Pindus und das oberste Gebiet des Kephissos. Ursprünglich von Dryopern bewohnt und daher Dryopis genannt, wurde das Land von den Doriern (s. d.), als dieselben bei dem Beginn ihrer Wanderung von Thessalien aus südwärts zogen, occupiert und später von den übrigen Angehörigen des Stammes als ihr eigentliches Mutterland betrachtet. Da das Ländchen wenig fruchtbar und von der Verbindung zur See abgeschnitten war, hatten die dort zurückgebliebenen Einwohner den Spitznamen «die Hungerdorier» (Limodorieis) erhalten. D. hatte vier Städte: Erineos, Kytinion, Böon und Pindos (Akyphas), die in den Kämpfen zwischen den Phociern, Ätoliern und Macedoniern wiederholt verwüstet wurden und daher zur Zeit der röm. Herrschaft zu völliger Unbedeutendheit herabgesunken waren. Im heutigen Griechenland bildet D. eine Eparchie der Nomarchie Phthiotis und Phokis, welche wesentlich das im Altertum den Ozolischen oder westl. Lokrern gehörige Gebiet umfaßt.

D. hieß auch eine Landschaft im südwestlichsten Kleinasien, ein Teil der Küste von Karien nebst den Inseln Kos und Rhodus, wo die Dorier vom Peloponnesos aus Niederlassungen gegründet hatten. Die sechs Hauptstädte derselben waren zeitweise zu einem Bunde vereinigt, einer Hexapolis, welche aber frühzeitig durch den Ausschluß der Stadt Halikarnaß in eine Pentapolis verwandelt wurde. Eine bedeutende polit. Rolle hat von denselben später namentlich Rhodus (s. d.) gespielt. Auf dem Vorgebirge Triopion bei Knidos feierten diese Dorier ihre gemeinsamen Bundesfeste.

D. ist auch der Name eines Asteroiden, s. unter Planeten.

Dorischer Dialekt, s. unter Griechische Sprache.

Dorische Säule und **Dorischer Stil**, s. unter Säulenordnung und Baustile.

Dorische Tonart hieß bei den Griechen die erste und wichtigste Tonreihe, nach welcher die Hauptgesänge und -Instrumente eingerichtet waren. Dieselbe umfaßte die sieben Töne e f g a (h) c d e und wurde im Mittelalter irrtümlich die phrygische Tonart genannt, während die wirkliche phrygische Tonart der Griechen (unser D-moll) den Namen der dorischen erhielt.

Dorische Wanderung, s. unter Dorier.

Dorismus, Eigentümlichkeit des dor. Volkscharakters, des dor. Dialekts, der dor. Baukunst u.

Dorking, Städtchen in der engl. Grafschaft Surrey, 19 km östlich von Guildford in einem Thale der nördl. Downs, an dem zur Themse gehenden Mole und am Knotenpunkte mehrerer Eisenbahnen, mit (1881) 6328 E., welche berühmtes Geflügel züchten (D.-Hühner). In der Umgegend finden sich schöne neue Schlösser, wie z. B. Hopedene.

Dorlisheim (früher Thorolsheim), Dorf im Kreise Molsheim des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, 3 km südlich von Molsheim, an der Eisenbahnlinie Zabern-Schlettstadt und an der Straße von Straßburg nach Schirmeck, ist Sitz eines Konsistoriums der Kirche Augsburgischer Konfession, hat eine bemerkenswerte Kirche in gemischtem

nd byzantinischem) Stil und zählt (1880)
elche Wein- und Obstbau treiben und
abrik unterhalten. 1 km von D. ent-
sich die im J. 1011 durch Bischof Wer-
ete Komturei des heil. Johann, welche
den Tempelrittern gehörte. In der
ost wurden der Bischof von Straßburg,
Geroldseck, und dessen Bruder Hermann
Bei D. finden sich Spuren einer röm.
abhügel, sowie verschiedene Reste einer
gung.

t (frz.), schlafend, ruhend; als Sub-
l wie Tafelaufsatz.

t partner (engl.), im Gegensatz zu
artner der «stille Gesellschafter» eines
hen Geschäfts, welcher nach außen hin
ilhaber auftritt und dessen Name nicht
n erscheint.

se (frz.), bequemer Reisewagen, in dem
treckt schlafen kann; auch Schlaf- oder
e.

v (neulat.), Schlafmittel.

r oder Durmitor, Berg in der Her-
er über 2600 m hohe, gigantische, in
n, weißen, dolomitischen Nadeln und
einer Säge gleichende höchste Gipfel
an der Nordecke Montenegros und in
rzegowina, zwischen der Drina und der
gehenden Piva. Viele der mindestens
sind völlig unersteiglich.

rium (lat.), Schlafsaal, besonders in

pina) nennt man in der Botanik einen
ende Spitze auslaufenden, verkürzten
emäß enthält jeder D. auf dem Quer-
Markkörper, einen Holz- und Rinden-
gen versteht man unter Stachel (acu-
s lauter Parenchymzellen bestehendes,
ndes Anhangsorgan der Oberhaut. Ein
t sich von der Oberfläche der Pflanze
hen, ohne daß dadurch der Pflanze eine
Verletzung zugefügt wird; dagegen ist
hen eines D. größere Gewalt nötig,
mit dem Holzkörper des Zweigs oder
n dem er sitzt, zusammenhängt. Die
Stacheln, die Mispeln D. Im gewöhn-
pflegen D. und Stachel verwechselt zu
ßer den echten D. und Stacheln kommen
reiche noch viele stechende Gebilde vor,
r beschreibenden Botanik bald als D.,
tacheln bezeichnet zu werden pflegen.
ren z. B. die bei der gemeinen Robinie
n Akazie (Robinia Pseudacacia *L.*) zu
en des Blattstiels befindlichen Dorn-
lche in D. umgewandelte Nebenblätter
rnen) sind, sowie die an den Blättern
befindlichen sog. Stacheln; letztere sind
attrand hervortretende, von verholzten
llte Gefäßbündelenden.

rz. mandrin, broche, engl. mandril,
ein aus einem cylindrischen oder kegel-
tahlstäbchen von verschieden gestaltetem
bestehendes Werkzeug, das bei verschie-
n der Metallbearbeitung angewendet
ebogene oder ringförmige Gegenstände
ihrer Form auf ihrer Oberfläche be-
er ein im Arbeitsstück hergestelltes Loch
nd ausbilden zu können; auch ein dem
n ähnliches, aber kleineres Werkzeug
der Blecharbeiter; außerdem der feste Kern, mit welchem dünnwandige Röhren ausgefüllt werden, um bei der Herstellung gegen das Einknicken gesichert zu sein; endlich bei manchen Schlössern ein im Schlüsselloch befindlicher Stift. (S. Dornschloß.)

Dorn (Alexander von), Volkswirt der freihändlerischen Richtung, geb. 9. Febr. 1838 in Wiener-Neustadt, trat nach vollendeten Universitätsstudien (1858) in den österr. Staatsdienst und wurde 1863 vom Handelsministerium als offizieller Berichterstatter zur türk. Ausstellung nach Konstantinopel gesandt. In dem von ihm erstatteten Bericht (Lpz. 1864) wurden auch die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse der Türkei behandelt mit besonderer Rücksicht auf die mögliche Entwickelung des österr. Handels dahin. Im J. 1867 studierte er im Auftrage des Handelsministers die gewerbliche Centralstelle in Württemberg und die damit zusammenhängenden Institutionen, und berichtete hierüber in der Schrift «Pflege und Förderung des gewerblichen Fortschritts durch die Regierung in Württemberg» (Wien 1868). Nachdem er 1868 aus dem Staatsdienst ausgetreten war, übernahm er die Redaction des volkswirtschaftlichen Teils des «Pester Lloyd» und Anfang 1872 die Redaction der «Triester Zeitung», worin er politisch für den einheitlichen Staatsgedanken und wirtschaftlich für Entwickelung des österr. Seehandels, des Orienthandels und überhaupt für die Teilnahme Österreichs am Welthandel eintritt. Große Aufmerksamkeit wandte D. den Eisenbahnfragen zu und veröffentlichte auf diesem Gebiete «Aufgaben der Eisenbahnpolitik» (Berl. 1874). In diesem Buche wird die Theorie vertreten, daß man als Ziel der Eisenbahnpolitik anstreben müsse, die Konkurrenz auf die Schienen selbst zu verlegen, d. h. das Fahren auf den vorhandenen Schienenwegen unter den nötigen Kautelen jedermann mit eigenen Betriebsmitteln zu gestatten. Das Eigentum der Schienenwege müsse an den Staat übergeben werden, der Betrieb des Verkehrs komme jedoch der privaten Thätigkeit und Konkurrenz zu. Auf den volkswirtschaftlichen Kongressen zu Danzig (1872) und Wien (1873) war D. Referent in der Eisenbahnfrage, auf dem zu München (1875) in der Einkommensteuerfrage; über den letztern Kongreß verfaßte er auch den offiziellen Bericht (Berl. 1875). Als Anhänger der freihändlerischen Richtung gehört D. seit 1868 der ständigen Deputation des Volkswirtschaftlichen Kongresses an. Auch ist er Ehrenmitglied des Cobden-Klubs. Bei dem irredentistischen Bombenattentat auf den Kaiser Franz Joseph in Triest am 2. Aug. 1882 wurde D., der am Festzuge des Veteranenvereins teilnahm, durch ein Bombenstück, welches ihm ein Schienbein zerschmetterte, schwer verwundet und infolge dessen mehrere Monate an das Krankenlager gefesselt.

Dorn (Heinr. Ludw. Edmund), Musiker, geb. zu Königsberg 14. Nov. 1804, erhielt seine musikalische Ausbildung besonders in Berlin unter L. Berger, Zelter und Bernh. Klein, bekleidete seit 1828 Musikdirektorstellen in Königsberg, Leipzig, Hamburg, Riga, Köln (1843) und wurde 1849 Nicolais Nachfolger als Kapellmeister an der königl. Oper in Berlin. Wider Willen 1869 pensioniert, lebt er in Berlin als Musiklehrer und Kritiker und ist seitdem besonders in polemischen Aufsätzen thätig. Eine Reihe von Opern (unter diesen die «Nibelungen», 1854) gelangten von ihm

(Berl. 1826; 2. Aufl. 1847) u. s. w. Unter seinen histor. Werken ist hervorzuheben: «Die Thüringer Chronik» (2. Aufl., Erf. 1847).

Döring (Julius), Historien- und Porträtmaler, geb. 31. Aug. 1818 zu Dresden, widmete sich mit 12 Jahren der Malerei und bezog 1830 die Kunstakademie seiner Vaterstadt, wurde 1838 Bendemanns Schüler und arbeitete bis 1845 in dessen Atelier. In diesem Jahre folgte er einem Rufe nach Mitau in Kurland, wo er reichliche Beschäftigung als Künstler und Lehrer fand. Einige kleine Reisen durch Deutschland, Schweden, Frankreich und Italien abgerechnet, blieb er seiner neuen Heimat treu und malte daselbst meist in Öl über 1000 Porträts. Als Historienmaler that D. sich namentlich durch die im J. 1871 auf der rigaer Ausstellung befindliche reiche Komposition «Konradins Tod» hervor und lieferte als Kirchenmaler, meist nach eigener Komposition, für 16 Kirchen Liv- und Kurlands Altarbilder. Auch als Schriftsteller zeichnete D. sich aus, wie die vielen Abhandlungen, meist kunsthistor. und archäol. Inhalts, beweisen, die zum größten Teil in den Sitzungsberichten der Kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst seit 1857 wie auch später in der «Baltischen Monatsschrift» abgedruckt wurden. Von besonderm Interesse ist seine «Sammlung von Materialien zum Ostbaltischen Künstlerlexikon», welches 900 Artikel über ebenso viele balt. Künstler enthält.

Döring (Theod.), eigentl. Häring, ausgezeichneter deutscher Schauspieler, wurde 9. Jan. 1803 zu Warschau geboren, wo sein Vater preuß. Salzinspektor war. Anfangs für das theol. Studium bestimmt, besuchte er das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin, wurde jedoch durch unglückliche Familienverhältnisse gezwungen, sich dem Handelsfache zuzuwenden. Öfterer Besuch des Hoftheaters steigerte bei ihm allmählich die Neigung für die Bühne, und nachdem er zunächst mit Erfolg in der Urania aufgetreten war, widmete er sich gänzlich dem Theater und debütierte bei der Gesellschaft des Direktors Hurray 25. Jan. 1825 als Julius («Armer Poet») in Bromberg. Er begleitete dann die Gesellschaft nach Marienburg, Graudenz, Elbing, Thorn u. s. w. Unter kümmerlichen Verhältnissen kam er 1826 nach Breslau. Hier entwickelte sich sein Talent für komische Rollen, und nach dem Abgange des Komikers Wohlbrück übernahm er dessen Fach mit vielem Glück. Seit 1828 Mitglied des mainzer Theaters, kam er 1833 nach Mannheim und nach Gastspielen in Karlsruhe und Hamburg an das Stadttheater letztern Ortes. Im J. 1838 wurde er Seydelmanns Nachfolger in Stuttgart; 1843 erhielt er ein Engagement beim Hoftheater in Hannover. Nach Seydelmanns Tode wurde er 1845 dessen Nachfolger an der berliner Hofbühne, der er bis zu seinem 17. Aug. 1878 in Berlin erfolgenden Tode angehörte. D. vereinte bei seinen Darstellungen ein tiefes Durchdringen der Rollen mit reicher Phantasie. Sein geistvolles, lebendiges Spiel wirkte stets anregend und erwärmend auf Gemüt und Geist. Unter seinen Leistungen stehen obenan Nathan, in welchem er ebenso unübertroffen war wie im Falstaff, ferner Franz Moor, Mephistopheles, den er wesentlich verschieden von Seydelmann auffaßte, und Shylock. An diese schließen sich als seine bedeutendsten Rollen: Lear, Schewa, Malvolio, Richter Adam (in «Der zerbrochene Krug» von Kleist), Elias Krumm und Bankier Müller.

Doris, die kleinste unter den selbständigen griech. Landschaften, lag im Centrum von Mittelgriechenland, zwischen Malis, Öta, Lokris und Phokis, umfaßte die südl. Abhänge des Öta, die nordwestlichsten des Parnassos, das von beiden eingeschlossene Thal des Flusses Pindus und das oberste Gebiet des Kephissos. Ursprünglich von Dryopern bewohnt und daher Dryopis genannt, wurde das Land von den Doriern (s. d.), als dieselben bei dem Beginn ihrer Wanderung von Thessalien aus südwärts zogen, occupiert und später von den übrigen Angehörigen des Stammes als ihr eigentliches Mutterland betrachtet. Da das Ländchen wenig fruchtbar und von der Verbindung zur See abgeschnitten war, hatten die dort zurückgebliebenen Einwohner den Spitznamen «die Hungerdorier» (Limodorieis) erhalten. D. hatte vier Städte: Erineos, Kytinion, Böon und Pindos (Akyphas), die in den Kämpfen zwischen den Phociern, Ätoliern und Macedoniern wiederholt verwüstet wurden und daher zur Zeit der röm. Herrschaft zu völliger Unbedeutendheit herabgesunken waren. Im heutigen Griechenland bildet D. eine Eparchie der Nomarchie Phthiotis und Phokis, welche wesentlich das im Altertum den Ozolischen oder westl. Lokrern gehörige Gebiet umfaßt.

D. hieß auch eine Landschaft im südwestlichsten Kleinasien, ein Teil der Küste von Karien nebst den Inseln Kos und Rhodus, wo die Dorier vom Peloponnesos aus Niederlassungen gegründet hatten. Die sechs Hauptstädte derselben waren zeitweise zu einem Bunde vereinigt, einer Hexapolis, welche aber frühzeitig durch den Ausschluß der Stadt Halikarnaß in eine Pentapolis verwandelt wurde. Eine bedeutende polit. Rolle hat von denselben später namentlich Rhodus (s. d.) gespielt. Auf dem Vorgebirge Triopion bei Knidos feierten diese Dorier ihre gemeinsamen Bundesfeste.

D. ist auch der Name eines Asteroiden, s. unter Planeten.

Dorischer Dialekt, s. unter Griechische Sprache.

Dorische Säule und **Dorischer Stil**, s. unter Säulenordnung und Baustile.

Dorische Tonart hieß bei den Griechen die erste und wichtigste Tonreihe, nach welcher die Hauptgesänge und -Instrumente eingerichtet waren. Dieselbe umfaßte die sieben Töne e f g a (h) c d e und wurde im Mittelalter irrtümlich die phrygische Tonart genannt, während die wirkliche phrygische Tonart der Griechen (unser D-moll) den Namen der dorischen erhielt.

Dorische Wanderung, s. unter Dorier.

Dorismus, Eigentümlichkeit des dor. Volkscharakters, des dor. Dialekts, der dor. Baukunst ꝛc.

Dorking, Städtchen in der engl. Grafschaft Surrey, 19 km östlich von Guildford in einem Thale der nördl. Downs, an dem zur Themse gehenden Mole und am Knotenpunkte mehrerer Eisenbahnen, mit (1881) 6328 E., welche berühmtes Geflügel züchten (D.-Hühner). In der Umgegend finden sich schöne neue Schlösser, wie z. B. Hopedene.

Dorlisheim (früher Thorolsheim), Dorf im Kreise Molsheim des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, 3 km südlich von Molsheim, an der Eisenbahnlinie Zabern-Schlettstadt und an der Straße von Straßburg nach Schirmeck, ist Sitz eines Konsistoriums der Kirche Augsburgischer Konfession, hat eine bemerkenswerte Kirche in gemischtem

und byzantinischem) Stil und zählt (1880) welche Wein- und Obstbau treiben und rfabrik unterhalten. 1 km von D. entd sich die im J. 1011 durch Bischof Werdete Komturei des heil. Johann, welche ch den Tempelrittern gehörte. In der lbst wurden der Bischof von Straßburg, n Geroldseck, und dessen Bruder Hermann Bei D. finden sich Spuren einer röm. rabhügel, sowie verschiedene Reste einer stigung.

ant (frz.), schlafend, ruhend; als Subiel wie Tafelaufsatz.

ant partner (engl.), im Gegensatz zu partner der «stille Gesellschafter» eines schen Geschäfts, welcher nach außen hin eilhaber auftritt und dessen Name nicht na erscheint.

use (frz.), bequemer Reisewagen, in dem estreckt schlafen kann; auch Schlaf- oder ibe.

tiv (neulat.), Schlafmittel.

tor oder Durmitor, Berg in der Her- der über 2600 m hohe, gigantische, in lten, weißen, dolomitischen Nadeln und einer Säge gleichende höchste Gipfel e an der Nordecke Montenegros und in erzegowina, zwischen der Drina und der r gehenden Piva. Viele der mindestens n sind völlig unersteiglich.

itorium (lat.), Schlafsaal, besonders in

spina) nennt man in der Botanik einen chende Spitze auslaufenden, verkürzten gemäß enthält jeder D. auf dem Quern Markkörper, einen Holz- und Rindenegen versteht man unter Stachel (acuaus lauter Parenchymzellen bestehendes, hendes Anhangsorgan der Oberhaut. Ein ßt sich von der Oberfläche der Pflanze echen, ohne daß dadurch der Pflanze eine Verletzung zugefügt wird; dagegen ist echen eines D. größere Gewalt nötig, be mit dem Holzkörper des Zweigs oder an dem er sitzt, zusammenhängt. Die en Stacheln, die Mispeln D. Im gewöhnen pflegen D. und Stachel verwechselt zu ußer den echten D. und Stacheln kommen enreiche noch viele stechende Gebilde vor, der beschreibenden Botanik bald als D., Stacheln bezeichnet zu werden pflegen. hören z. B. die bei der gemeinen Robinie ten Akazie (Robinia Pseudacacia *L.*) zu iten des Blattstiels befindlichen Dornwelche in D. umgewandelte Nebenblätter dornen) sind, sowie die an den Blättern befindlichen sog. Stacheln; letztere sind Blattrand hervortretende, von verholzten hüllte Gefäßbündelenden.

(frz. mandrin, broche, engl. mandril,), ein aus einem cylindrischen oder kegel- Stahlstäbchen von verschieden gestaltetem t bestehendes Werkzeug, das bei verschieten der Metallbearbeitung angewendet gebogene oder ringförmige Gegenstände t ihrer Form auf ihrer Oberfläche be- oder ein im Arbeitsstück hergestelltes Loch und ausbilden zu können; auch ein dem hen ähnliches, aber kleineres Werkzeug der Blecharbeiter; außerdem der feste Kern, mit welchem dünnwandige Röhren ausgefüllt werden, um bei der Herstellung gegen das Einknicken gesichert zu sein; endlich bei manchen Schlössern ein im Schlüsselloch befindlicher Stift. (S. Dornschloß.)

Dorn (Alexander von), Volkswirt der freihändlerischen Richtung, geb. 9. Febr. 1838 in Wiener-Neustadt, trat nach vollendeten Universitätsstudien (1858) in den österr. Staatsdienst und wurde 1863 vom Handelsministerium als offizieller Berichterstatter zur türk. Ausstellung nach Konstantinopel gesandt. In dem von ihm erstatteten Bericht (Lpz. 1864) wurden auch die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse der Türkei behandelt mit besonderer Rücksicht auf die mögliche Entwickelung des österr. Handels dahin. Im J. 1867 studierte er im Auftrage des Handelsministers die gewerbliche Centralstelle in Württemberg und die damit zusammenhängenden Institutionen, und berichtete hierüber in der Schrift «Pflege und Förderung des gewerblichen Fortschritts durch die Regierung in Württemberg» (Wien 1868). Nachdem er 1868 aus dem Staatsdienst ausgetreten war, übernahm er die Redaction des volkswirtschaftlichen Teils des «Pester Lloyd» und Anfang 1872 die Redaction der «Triester Zeitung», worin er politisch für den einheitlichen Staatsgedanken und wirtschaftlich für Entwickelung des österr. Seehandels, des Orienthandels und überhaupt für die Teilnahme Österreichs am Welthandel eintritt. Große Aufmerksamkeit wandte D. den Eisenbahnfragen zu und veröffentlichte auf diesem Gebiete «Aufgaben der Eisenbahnpolitik» (Berl. 1874). In diesem Buche wird die Theorie vertreten, daß man als Ziel der Eisenbahnpolitik anstreben müsse, die Konkurrenz auf die Schienen selbst zu verlegen, d. h. das Fahren auf den vorhandenen Schienenwegen unter den nötigen Kautelen jedermann mit eigenen Betriebsmitteln zu gestatten. Das Eigentum der Schienenwege müsse an den Staat übergeben werden, der Betrieb des Verkehrs komme jedoch der privaten Thätigkeit und Konkurrenz zu. Auf den volkswirtschaftlichen Kongressen zu Danzig (1872) und Wien (1873) war D. Referent in der Eisenbahnfrage, auf dem zu München (1875) in der Einkommensteuerfrage; über den letztern Kongreß verfaßte er auch den offiziellen Bericht (Berl. 1875). Als Anhänger der freihändlerischen Richtung gehört D. seit 1868 der ständigen Deputation des Volkswirtschaftlichen Kongresses an. Auch ist er Ehrenmitglied des Cobden-Klubs. Bei dem irredentistischen Bombenattentat auf den Kaiser Franz Joseph in Triest am 2. Aug. 1882 wurde D., der am Festzuge des Veteranenvereins teilnahm, durch ein Bombenstück, welches ihm ein Schienbein zerschmetterte, schwer verwundet und infolge dessen mehrere Monate an das Krankenlager gefesselt.

Dorn (Heinr. Ludw. Edmund), Musiker, geb. zu Königsberg 14. Nov. 1804, erhielt seine musikalische Ausbildung besonders in Berlin unter L. Berger, Zelter und Bernh. Klein, bekleidete seit 1828 Musikdirektorstellen in Königsberg, Leipzig, Hamburg, Riga, Köln (1843) und wurde 1849 Nicolais Nachfolger als Kapellmeister an der königl. Oper in Berlin. Wider Willen 1869 pensioniert, lebt er in Berlin als Musiklehrer und Kritiker und ist seitdem besonders in polemischen Aufsätzen thätig. Eine Reihe von Opern (unter diesen die «Nibelungen», 1854) gelangten von ihm

(Berl. 1826; 2. Aufl. 1847) u. s. w. Unter seinen histor. Werken ist hervorzuheben: «Die Thüringer Chronik» (2. Aufl., Erf. 1847).

Döring (Julius), Historien- und Porträtmaler, geb. 31. Aug. 1818 zu Dresden, widmete sich mit 12 Jahren der Malerei und bezog 1830 die Kunstakademie seiner Vaterstadt, wurde 1838 Bendemanns Schüler und arbeitete bis 1845 in dessen Atelier. In diesem Jahre folgte er einem Rufe nach Mitau in Kurland, wo er reichliche Beschäftigung als Künstler und Lehrer fand. Einige kleine Reisen durch Deutschland, Schweden, Frankreich und Italien abgerechnet, blieb er seiner neuen Heimat treu und malte daselbst meist in Öl über 1000 Porträts. Als Historienmaler that D. sich namentlich durch die im J. 1871 auf der rigaer Ausstellung befindliche reiche Komposition «Konradins Tod» hervor und lieferte als Kirchenmaler, meist nach eigener Komposition, für 16 Kirchen Liv- und Kurlands Altarbilder. Auch als Schriftsteller zeichnete D. sich aus, wie die vielen Abhandlungen, meist kunsthistor. und archäol. Inhalts, beweisen, die zum größten Teil in den Sitzungsberichten der Kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst seit 1857 wie auch später in der «Baltischen Monatsschrift» abgedruckt wurden. Von besonderm Interesse ist seine «Sammlung von Materialien zum Ostbaltischen Künstlerlexikon», welches 900 Artikel über ebenso viele balt. Künstler enthält.

Döring (Theod.), eigentl. Häring, ausgezeichneter deutscher Schauspieler, wurde 9. Jan. 1803 zu Warschau geboren, wo sein Vater preuß. Salzinspektor war. Anfangs für das theol. Studium bestimmt, besuchte er das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin, wurde jedoch durch unglückliche Familienverhältnisse gezwungen, sich dem Handelsfache zuzuwenden. Öfterer Besuch des Hoftheaters steigerte bei ihm allmählich die Neigung für die Bühne, und nachdem er zunächst mit Erfolg in der Urania aufgetreten war, widmete er sich gänzlich dem Theater und debütierte bei der Gesellschaft des Direktors Hurray 25. Jan. 1825 als Julius («Armer Poet») in Bromberg. Er begleitete dann die Gesellschaft nach Marienburg, Graudenz, Elbing, Thorn u. s. w. Unter kümmerlichen Verhältnissen kam er 1826 nach Breslau. Hier entwickelte sich sein Talent für komische Rollen, und nach dem Abgange des Komikers Wohlbrück übernahm er dessen Fach mit vielem Glück. Seit 1828 Mitglied des mainzer Theaters, kam er 1833 nach Mannheim und nach Gastspielen in Karlsruhe und Hamburg an das Stadttheater letztern Ortes. Im J. 1838 wurde er Seydelmanns Nachfolger in Stuttgart; 1843 erhielt er ein Engagement beim Hoftheater in Hannover. Nach Seydelmanns Tode wurde er 1845 dessen Nachfolger an der berliner Hofbühne, der er bis zu seinem 17. Aug. 1878 in Berlin erfolgenden Tode angehörte. D. vereinte bei seinen Darstellungen ein tiefes Durchdringen der Rollen mit reicher Phantasie. Sein geistvolles, lebendiges Spiel wirkte stets anregend und erwärmend auf Gemüt und Geist. Unter seinen Leistungen stehen obenan Nathan, in welchem er ebenso unübertroffen war wie im Falstaff, ferner Franz Moor, Mephistopheles, den er wesentlich verschieden von Seydelmann auffaßte, und Shylock. An diese schließen sich als seine bedeutendsten Rollen: Lear, Schewa, Malvolio, Richter Adam (in «Der zerbrochene Krug» von Kleist), Elias Krumm und Bankier Müller.

Doris, die kleinste unter den selbständigen griech. Landschaften, lag im Centrum von Mittelgriechenland, zwischen Malis, Öläa, Lokris und Phokis, umfaßte die südl. Abhänge des Öta, die nordwestlichsten des Parnassos, das von beiden eingeschlossene Thal des Flusses Pindus und das oberste Gebiet des Kephissos. Ursprünglich von Dryopern bewohnt und daher Dryopis genannt, wurde das Land von den Doriern (s. d.), als dieselben bei dem Beginn ihrer Wanderung von Thessalien aus südwärts zogen, occupiert und später von den übrigen Angehörigen des Stammes als ihr eigentliches Mutterland betrachtet. Da das Ländchen wenig fruchtbar und von der Verbindung zur See abgeschnitten war, hatten die dort zurückgebliebenen Einwohner den Spitznamen «die Hungerdorier» (Limodorieis) erhalten. D. hatte vier Städte: Erineos, Kytinion, Böon und Pindos (Akyphas), die in den Kämpfen zwischen den Phociern, Ätoliern und Macedoniern wiederholt verwüstet wurden und daher zur Zeit der röm. Herrschaft zu völliger Unbedeutendheit herabgesunken waren. Im heutigen Griechenland bildet D. eine Eparchie der Nomarchie Phthiotis und Phokis, welche wesentlich das im Altertum den Ozolischen oder westl. Lokrern gehörige Gebiet umfaßt.

D. hieß auch eine Landschaft im südwestlichsten Kleinasien, ein Teil der Küste von Karien nebst den Inseln Kos und Rhodus, wo die Dorier vom Peloponnesos aus Niederlassungen gegründet hatten. Die sechs Hauptstädte derselben waren zeitweise zu einem Bunde vereinigt, einer Hexapolis, welche aber frühzeitig durch den Ausschluß der Stadt Halikarnaß in eine Pentapolis verwandelt wurde. Eine bedeutende polit. Rolle hat von denselben später namentlich Rhodus (s. d.) gespielt. Auf dem Vorgebirge Triopion bei Knidos feierten diese Dorier ihre gemeinsamen Bundesfeste.

D. ist auch der Name eines Asteroiden, s. unter Planeten.

Dorischer Dialekt, s. unter Griechische Sprache.

Dorische Säule und **Dorischer Stil,** s. unter Säulenordnung und Baustile.

Dorische Tonart hieß bei den Griechen die erste und wichtigste Tonreihe, nach welcher die Hauptgesänge und -Instrumente eingerichtet waren. Dieselbe umfaßte die sieben Töne e f g a (h) c d e und wurde im Mittelalter irrtümlich die phrygische Tonart genannt, während die wirkliche phrygische Tonart der Griechen (unser D-moll) den Namen der dorischen erhielt.

Dorische Wanderung, s. unter Dorier.

Dorismus, Eigentümlichkeit des dor. Volkscharakters, des dor. Dialekts, der dor. Baukunst ꝛc.

Dorking, Städtchen in der engl. Grafschaft Surrey, 19 km östlich von Guildford in einem Thale der nördl. Downs, an dem zur Themse gehenden Mole und am Knotenpunkte mehrerer Eisenbahnen, mit (1881) 6328 E., welche berühmtes Geflügel züchten (D.-Hühner). In der Umgegend finden sich schöne neue Schlösser, wie z. B. Hopedene.

Dorlisheim (früher Thorolsheim), Dorf im Kreise Molsheim des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, 3 km südlich von Molsheim, an der Eisenbahnlinie Zabern-Schlettstadt und an der Straße von Straßburg nach Schirmeck, ist Sitz eines Konsistoriums der Kirche Augsburgischer Konfession, hat eine bemerkenswerte Kirche in gemischtem

und byzantinischem) Stil und zählt (1880) welche Wein- und Obstbau treiben und erfabrik unterhalten. 1 km von D. entnd sich die im J. 1011 durch Bischof Wernbete Komturei des heil. Johann, welche ich den Tempelrittern gehörte. In der elbst wurden der Bischof von Straßburg, n Geroldseck, und dessen Bruder Hermann Bei D. finden sich Spuren einer röm. Grabhügel, sowie verschiedene Reste einer stigung.

ant (frz.), schlafend, ruhend; als Subviel wie Tafelaufsatz.

ant partner (engl.), im Gegensatz zu partner der «stille Gesellschafter» eines ischen Geschäfts, welcher nach außen hin Teilhaber auftritt und dessen Name nicht ma erscheint.

euse (frz.), bequemer Reisewagen, in dem gestreckt schlafen kann; auch Schlaf- oder ube.

itiv (neulat.), Schlafmittel.

itor oder Durmitor, Berg in der Her- der über 2600 m hohe, gigantische, in lten, weißen, dolomitischen Nadeln und n einer Säge gleichende höchste Gipfel ge an der Nordecke Montenegros und in Herzegowina, zwischen der Drina und der hr gehenden Piva. Viele der mindestens n sind völlig unersteiglich.

itorium (lat.), Schlafsaal, besonders in

(spina) nennt man in der Botanik einen echende Spitze auslaufenden, verkürzten ngemäß enthält jeder D. auf dem Querlen Markkörper, einen Holz- und Rindengegen versteht man unter Stachel (acuaus lauter Parenchymzellen bestehendes, hendes Anhangsorgan der Oberhaut. Ein äßt sich von der Oberfläche der Pflanze echen, ohne daß dadurch der Pflanze eine Verletzung zugefügt wird; dagegen ist rechen eines D. größere Gewalt nötig, lbe mit dem Holzkörper des Zweigs oder an dem er sitzt, zusammenhängt. Die en Stacheln, die Mispeln D. Im gewöhnen pflegen D. und Stachel verwechselt zu Außer den echten D. und Stacheln kommen enreiche noch viele stechende Gebilde vor, der beschreibenden Botanik bald als D., Stacheln bezeichnet zu werden pflegen. hören z. B. die bei der gemeinen Robinie ten Akazie (Robinia Pseudacacia *L.*) zu iten des Blattstiels befindlichen Dornwelche in D. umgewandelte Nebenblätter dornen) sind, sowie die an den Blättern n befindlichen sog. Stacheln; letztere sind Blattrand hervortretende, von verholzten hüllte Gefäßbündelenden.

(frz. mandrin, broche, engl. mandril, a), ein aus einem cylindrischen oder kegel- Stahlstäbchen von verschieden gestaltetem tt bestehendes Werkzeug, das bei verschietten der Metallbearbeitung angewendet gebogene oder ringförmige Gegenstände et ihrer Form auf ihrer Oberfläche be- oder ein im Arbeitsstück hergestelltes Loch und ausbilden zu können; auch ein dem chen ähnliches, aber kleineres Werkzeug der Blecharbeiter; außerdem der feste Kern, mit welchem dünnwandige Röhren ausgefüllt werden, um bei der Herstellung gegen das Einknicken gesichert zu sein; endlich bei manchen Schlössern ein im Schlüsselloch befindlicher Stift. (S. Dornschloß.)

Dorn (Alexander von), Volkswirt der freihändlerischen Richtung, geb. 9. Febr. 1838 in Wiener-Neustadt, trat nach vollendeten Universitätsstudien (1858) in den österr. Staatsdienst und wurde 1863 vom Handelsministerium als offizieller Berichterstatter zur türk. Ausstellung nach Konstantinopel gesandt. In dem von ihm erstatteten Bericht (Lpz. 1864) wurden auch die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse der Türkei behandelt mit besonderer Rücksicht auf die mögliche Entwickelung des österr. Handels dahin. Im J. 1867 studierte er im Auftrage des Handelsministers die gewerbliche Centralstelle in Württemberg und die damit zusammenhängenden Institutionen, und berichtete hierüber in der Schrift «Pflege und Förderung des gewerblichen Fortschritts durch die Regierung in Württemberg» (Wien 1868). Nachdem er 1868 aus dem Staatsdienst ausgetreten war, übernahm er die Redaction des volkswirtschaftlichen Teils des «Pester Lloyd» und Anfang 1872 die Redaction der «Triester Zeitung», worin er politisch für den einheitlichen Staatsgedanken und wirtschaftlich für Entwickelung des österr. Seehandels, des Orienthandels und überhaupt für die Teilnahme Österreichs am Welthandel eintritt. Große Aufmerksamkeit wandte D. den Eisenbahnfragen zu und veröffentlichte auf diesem Gebiete «Aufgaben der Eisenbahnpolitik» (Berl. 1874). In diesem Buche wird die Theorie vertreten, daß man als Ziel der Eisenbahnpolitik anstreben müsse, die Konkurrenz auf die Schienen selbst zu verlegen, d. h. das Fahren auf den vorhandenen Schienenwegen unter den nötigen Kautelen jedermann mit eigenen Betriebsmitteln zu gestatten. Das Eigentum der Schienenwege müsse an den Staat übergeben werden, der Betrieb des Verkehrs komme jedoch der privaten Thätigkeit und Konkurrenz zu. Auf den volkswirtschaftlichen Kongressen zu Danzig (1872) und Wien (1873) war D. Referent in der Eisenbahnfrage, auf dem zu München (1875) in der Einkommensteuerfrage; über den letztern Kongreß verfaßte er auch den offiziellen Bericht (Berl. 1875). Als Anhänger der freihändlerischen Richtung gehört D. seit 1868 der ständigen Deputation des Volkswirtschaftlichen Kongresses an. Auch ist er Ehrenmitglied des Cobden-Klubs. Bei dem irredentistischen Bombenattentat auf den Kaiser Franz Joseph in Triest am 2. Aug. 1882 wurde D., der am Festzuge des Veteranenvereins teilnahm, durch ein Bombenstück, welches ihm ein Schienbein zerschmetterte, schwer verwundet und infolge dessen mehrere Monate an das Krankenlager gefesselt.

Dorn (Heinr. Ludw. Edmund), Musiker, geb. zu Königsberg 14. Nov. 1804, erhielt seine musikalische Ausbildung besonders in Berlin unter L. Berger, Zelter und Bernh. Klein, bekleidete seit 1828 Musikdirektorstellen in Königsberg, Leipzig, Hamburg, Riga, Köln (1843) und wurde 1849 Nicolais Nachfolger als Kapellmeister an der königl. Oper in Berlin. Wider Willen 1869 pensioniert, lebt er in Berlin als Musiklehrer und Kritiker und ist seitdem besonders in polemischen Aufsätzen thätig. Eine Reihe von Opern (unter diesen die «Nibelungen», 1854) gelangten von ihm

zur Aufführung, ohne auf der Bühne festen Fuß fassen zu können. Unter seinen Liedern sind besonders die humoristischen beliebt geworden. Als gewandter Dirigent wurde D. allgemein geschätzt. Seine Berichte «Aus meinem Leben» (Berl. 1870—79) erschienen in sechs Bändchen.

Dorn (Joh. Albrecht Bernh.), ausgezeichneter Orientalist, geb. 11. Mai 1805 zu Scheuerfeld im Herzogtum Coburg, studierte in Halle und Leipzig zuerst Theologie, wandte sich aber bald dem Studium der orient. Sprachen zu. Nachdem er sich 1825 zu Leipzig habilitiert, erhielt er 1826 durch Frähns Vermittelung einen Ruf als ord. Professor der morgenländ. Sprachen an die Universität in Charkow, wo er nach einer längern wissenschaftlichen Reise durch England und Frankreich 1829 sein Amt antrat. Nach sechsjährigem Aufenthalte daselbst wurde er als Professor der Geschichte und Geographie Asiens an dem orient. Institute des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten nach Petersburg berufen, nach Aufhebung dieses Lehrstuhls aber 1843 als Oberbibliothekar der kaiserl. öffentlichen Bibliothek angestellt. Die Ernennung D.s zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und zum Direktor des Asiatischen Museums hatte schon 1839 und 1842 stattgefunden. Seine amtliche Stellung veranlaßte D. zur Bearbeitung des «Catalogue des manuscripts et xylographes orientaux» (Petersb. 1852), sowie des Werks «Das Asiatische Museum der kaiserl. Akademie der Wissenschaften» (Petersb. 1846). D.s wissenschaftliche Bestrebungen waren vorzüglich auf Erforschung der Geschichte und Sprache der Afghanen sowie auf die Geschichte, Geographie und Sprachen Kaukasiens und der südl. Küstenländer des Kaspischen Meers gerichtet. Doch hat er außerdem namentlich auch auf dem Gebiete der gesamten mohammed. Münzkunde durch Veröffentlichung zahlreicher Abhandlungen und durch seine Herausgabe von «Fraehnii Opuscula postuma» (Bd. 1 u. 2, Petersb. 1877) Vorzügliches geleistet. In ersterer Beziehung sind zu nennen: «Grammatische Bemerkungen über die Sprache der Afghanen» (Petersb. 1840), «A Chrestomathy of the Pushtu or Afghan language» (mit Glossar, Petersb. 1847) und die «History of the Afghans, translated from the Persian of Neamet-Ullah» (2 Bde., 1829—36). Die nördl. Provinzen Persiens und der westlich angrenzenden Gebiete Kaukasiens betreffen die Ausgaben von Sehireddins «Geschichte von Tabaristan, Rujan und Masanderan» (Petersb. 1850), von Chondemirs «Geschichte Tabaristans» (Petersb. 1850), von Ali ben Schems-eddins «Khanisches Geschichtswerk» (Petersb. 1857), von Fumenis «Geschichte von Gilan» (Petersb. 1858) und «Auszüge aus mohammed. Schriftstellern über Geschichte und Geographie der südl. Küstenländer des Kaspischen Meers» (Petersb. 1858). In den «Beiträgen zur Kenntnis der iran. Sprachen» (Bd. 1 u. 2, Petersb. 1860—66) veröffentlichte er die ersten Texte in dem pers. Dialekt von Masanderan. Die J. 1860 und 1861 verbrachte er auf einer wissenschaftlichen Reise in den Kaukasus, nach Masanderan und Gilan, von der er mit einer reichen Ausbeute von Sprachmaterial namentlich für das Masanderanische, Gilanische, Talysch und Tat und vielen für die Geschichte jener Länder wichtigen Inschriften zurückkehrte. Ein Ergebnis dieser Reise war auch sein umfangreiches Werk: «Caspia. Über die Einfälle der alten Russen in Tabaristan» (Petersb. 1875). Außer den genannten größern Werken hat D. noch viele wertvolle, in den «Mémoires» und «Bulletins» der petersburger Akademie zerstreute Beiträge zur Geschichte, Geographie u. s. w. des mohammed. Orients geliefert. D. starb zu Petersburg 31. Mai 1881.

Dornach, Fabrikort im Kreise Mülhausen des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß und an der Eisenbahn Straßburg-Basel, 3 km westlich von Mülhausen gelegen, zählte im Anfang des 19. Jahrh. nur 250, 1880 aber 4511 E. und verdankt seinen Aufschwung der Nähe Mülhausens, dessen Vorstadt es nahezu geworden ist. D., einst der adeligen Familie zu Rhein gehörig, deren dortiges Schloß noch existiert, hat zahlreiche Kattun-, Packleinwand- und Baumwollwarenfabriken.

Dorna-Watra, Markt im südwestl. Teile der Bukowina, Bezirkshauptmannschaft Kimpolung, nahe der siebenbürg. Grenze, mit (1880) 3980 E. rumän. Nationalität, Sitz eines Bezirksgerichts. Der Ort hat in der neuesten Zeit durch seine kräftigen Eisenquellen eine Bedeutung gefunden, wozu seine hohe Lage (861 m), sowie seine in landschaftlicher Beziehung reizende Umgebung viel beiträgt. D. liegt an der goldenen Bistritza, wo das von hohen bewaldeten Bergen gesäumte Thal sich mit dem gleichfalls an Naturschönheiten reichen Thal der Dorna vereinigt. Die durch den Markt ziehende Straße vermittelt den Verkehr zwischen Czernowitz und Bistritz in Siebenbürgen.

Dornberg, Dorf in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Großgerau, an der Linie Frankfurt-Mannheim der Hessischen Ludwigsbahn, welche hier nach Großgerau abzweigt, mit 170 E. Dabei sind die Ruinen des alten Schlosses D., das 1689 von den Franzosen verbrannt wurde.

Dörnberg (Ferd. Wilh. Kaspar, Freiherr von), bekannt durch sein Unternehmen gegen den König Hieronymus von Westfalen 1809, geb. 14. April 1768 in Hausen bei Hersfeld, stammte aus einer alten Familie Hessens, trat in hess., dann 1796 in preuß. Kriegsdienste, kämpfte 1806 bei Jena, geriet mit Blüchers Korps zu Lübeck in franz. Gefangenschaft und war unter König Hieronymus von Westfalen Oberst der Gardejäger. Empört durch die Bedrückung seines Vaterlandes, nahm er an den geheimen Verbindungen teil, die durch ganz Deutschland zur Abwerfung des fremden Jochs unterhalten wurden. Ein Aufstand war für ganz Niederhessen im Anschluß an die Versuche von Hirschfeld, Katt, Schill und des Herzogs von Braunschweig unter D.s Leitung vorbereitet, brach aber gegen dessen Willen zu früh aus. D. flüchtete auf die Nachricht aus Kassel, stellte sich in Homburg 22. April 1809 an die Spitze der Aufständischen und führte die undisciplinierten, kaum bewaffneten Scharen auf Kassel zu. Die Hoffnung, daß die Truppen übergehen sollten, zum wenigsten sein eigenes Regiment, erfüllte sich nicht, und wenige Schüsse genügten, um die Haufen zu zerstreuen. D. flüchtete nach Böhmen, wo er in das vom Herzog von Braunschweig geworbene Korps trat, während er zu Kassel als Hochverräter zum Tode verurteilt ward. Er teilte die Unternehmungen und Schicksale dieses Korps, trat dann 1812 in russ. Dienste und machte im Korps des Grafen Wittgenstein den Krieg gegen Frankreich mit. In dem Gefecht bei Lüneburg 2. April 1813 schlug er den franz. General Morand und belagerte 1814 Diedenhofen. Nach dem Frieden trat

ralmajor in hannov. Dienste, wurde
allieutenant und der hannov. Gesandt-
tersburg zugeteilt, wo er von 1842
ndtschaftsposten bekleidete. Er starb
50 zu Kassel.

n, Marktflecken in der Bezirkshaupt-
Feldkirch in Vorarlberg, liegt an der
Lehne des Rheinthals, ehe dasselbe
nsee tritt, an der Dornbirner Ach und
lberger Bahn (Lindau-Bludenz), ist Sitz
gerichts, zählt (1880) 3849, als Orts-
t Haselstauden, Oberdorf und Hatlers-
. und ist der Hauptsitz der vorarlberger
mentlich im Textil-, Metall- und Holz-
t wird schon im J. 957 genannt.

g, eine der ältesten kleinern Städte
im Großherzogtum Sachsen-Weimar,
bezirk Apolda, 9 km nordöstlich von
ken Ufer der Saale und an der Saal-
nem steilen, 80 m hohen Felsen höchst
egen, zählt (1880) 723 E. und hat
ogl. Schlösser, unter denen besonders
28—48 erbaute eine romantische Fern-
Saalthal darbietet. D. kommt schon
t vor, und die kaiserl. Pfalz daselbst,
e Schloß, war häufig der Aufenthalt
iser. Auch wurden hier von diesen
hstage gehalten. Nachdem Kaiser
1081 D. dem Grafen Wiprecht von
chenkt hatte, wechselte es oft die Be-
1486 an den Kurfürsten von Sachsen
rde. Später gehörte es zu der her-
on Sachsen-Jena, und als diese aus-
l es 1698 an Sachsen-Weimar.

g, Dorf im Herzogtum Anhalt, an
einer Exklave in der preuß. Provinz
t einem Schloß und 500 E., gehörte
Familie, die sich danach nannte, wurde
h. an Anhalt verkauft und fiel 1674
halt-Zerbst zu.

ch, die Nordspitze der Insel Hiddensee
von Rügen (s. d.).

oder Dornach, Pfarrgemeinde im
eck-Thierstein des schweiz. Kantons
n Birsthale unweit der Grenze der
sel und Bern gelegen, zählt (1880)
kath. E. und besteht aus den beiden
und Dorneck-Brugg. Ersteres liegt
gen und Kornfeldern umgeben 334 m
eere, 8 1/4 km südlich von Basel auf
Thalseite am Fuße des 501 m hohen
nges, welcher die Ruine der alten
gt, und besitzt eine große Kirche mit
al des berühmten franz. Mathema-
rtuis. Dorneck-Brugg, 294 m über dem
km nordwestlich von D. an der Birs
e Basel-Biel der bernischen Jurabahn
der Amtssitz des Bezirks D. und be-
uzinerkloster und eine stattliche, 1823
Steinbrücke. Der Ort ist häufigen
mungen ausgesetzt; 1813 riß ein Hoch-
irs die alte Brücke und den an dieselbe
fängnisturm weg, wobei 37 Menschen
den. — Das Amt Dorneck-Thier-
t 177 qkm mit 12838 meist kath. E.
nten), deren Haupterwerbsquellen die
ie Alpwirtschaft, der Weinbau und
die Seidenweberei sind. Früher eine
Grafen von Thierstein, kam das Amt
im 15. Jahrh. kaufweise an Solothurn, dessen Landvögte bis 1798 auf der Burg D. residierten. Im Schwabenkriege wurde hier 22. Juli 1499 das Heer des Schwäbischen Bundes in der Schlacht von D. von den Eidgenossen geschlagen. Im J. 1798 von den Franzosen nach kurzer Verteidigung eingenommen, wurde die Burg von den Landleuten eingeäschert und der Amtssitz darauf nach Dorneck-Brugg verlegt.

Dorner (Isaak Aug.), namhafter prot. Theolog, geb. 20. Juni 1809 zu Neuhausen ob Eck bei Tuttlingen in Württemberg, wo sein Vater Pfarrer war, studierte seit 1827 in Tübingen neben der Theologie besonders Philosophie. Im Herbst 1832 wurde er Vikar seines Vaters in Neuhausen ob Eck, 1834 Repetent in Tübingen. Nachdem er in der Absicht, die reform. Kirche aus Anschauung kennen zu lernen, eine Reise nach Holland und Großbritannien gemacht, wurde er 1838 außerord. Professor in Tübingen, 1839 ord. Professor der Theologie in Kiel, 1843 Professor und Konsistorialrat zu Königsberg und 1847 Professor und Mitglied des koblenzer Konsistoriums zu Bonn, 1853 Professor und Oberkonsistorialrat zu Göttingen, 1862 Professor und Mitglied des Oberkirchenrats zu Berlin. Als gelehrter Theolog hat D. seine Aufmerksamkeit besonders christologischen Forschungen zugewandt. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist die «Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi» (Stuttg. 1839), welche er später einer neuen Bearbeitung (2 Tle. in 4 Bdn., Berl. 1845—56) unterwarf. Von seinen übrigen Arbeiten sind noch hervorzuheben: «Der Pietismus, insbesondere in Württemberg» (Hamb. 1840), «Das Prinzip unserer Kirche» (Kiel 1841), «De oratione Christi eschatologica Matth. 24, 1—36» (Stuttg. 1844), «Sendschreiben über Reform der evang. Landeskirchen» (Bonn 1848), «Geschichte der prot. Theologie» (2. Aufl., Münch. 1868), «Christliche Glaubenslehre» (2 Bde., Berl. 1880—81).

Dorner (Joh. Jak.), Maler, geb. 1741 zu Ehrenstetten im Breisgau, fand seine Ausbildung auf Reisen in Frankreich und den Niederlanden, besonders aber in Venedig, wurde dann 1770 Professor des Zeichnens in München und Direktor der dortigen Bildergalerie. Seine Thätigkeit umfaßte beinahe alle Gebiete der malerischen Kunst, besonders fertigte er Genrestücke, bei denen er Helldunkel anzuwenden liebte. D. war auch Bilderrestaurator und Stecher. Er starb 22. Mai 1813 in München.

Dorner (Joh. Jak.), Landschaftsmaler, der Sohn des vorigen, geb. 7. Juli 1775 zu München, ging von den klassischen Studien zur Kunst über, in deren Studium ihn vorzüglich die Unterstützung des Kurfürsten Max Joseph förderte. Der Fürst sendete ihn 1802 nach der Schweiz und nach Paris und stellte ihn dann als Restaurator, endlich 1808 als Galerie-Inspektor an. Später litt seine Thätigkeit durch eine Starerkrankung Abbruch, die jedoch wieder Heilung fand. Er starb 14. Dez. 1852. D. war ein sehr fruchtbarer Landschaftsmaler, der sich seine Motive meist aus den Gebirgsgegenden Bayerns sammelte. Sein Hauptwerk ist die Ansicht des Walchensees in der münchener Pinakothek. Die Galerie in Schleißheim und die des Fürsten von Thurn und Taxis in Regensburg besitzen seine bedeutendsten Arbeiten. Er zählt unter die Ersten, welche die Stoffe für ihre Gemälde der Alpenwelt entnahmen.

Dorner (Johann Konrad), Maler, geb. 1810 zu Egg bei Bregenz, bildete sich in München unter Cornelius, hielt sich dann längere Zeit in Petersburg auf und lebte seit 1855 in Rom, wo er 1866 starb. Die Neue Pinakothek in München hat zwei schöne Heiligenbilder von ihm.

Dörner, Saigerdörner, Zinnpausche, Zinnkörner nennt man die beim Raffinieren des Zinns im Pauschherde sich ausscheidenden Verunreinigungen, welche schwerer schmelzbar als reines Zinn sind. Sie bestehen zumeist aus einer Eisenzinnlegierung, manche enthalten Wolfram.

Dorngewehr wird eine vom franz. Obersten Thouvenin (s. d.) 1844 vorgeschlagene Büchsenkonstruktion genannt, bei welcher das cylindrokonische Geschoß auf einen am Boden der Seele angebrachten Stahlcylinder mittels des Ladestocks aufgetrieben und so in die Züge gebracht wurde. Das D. wurde späterhin durch die Anwendung der Expansionsgeschosse nach Minié (s. d.) verdrängt. (S. Handfeuerwaffen.)

Dorngradierung, s. Gradieren.

Dorngrundel, Fischart, s. unter Schmerlen.

Dornhan, ehemals Turnheim, Städtchen im württemb. Schwarzwaldkreise, Oberamt Sulz, 9 km im WSW. von Sulz, sehr hoch gelegen, mit 1600 E., Eisengruben, Mineralquellen und einer künstlichen Wasserleitung. Herzog Ludwig von Teck umgab D. 1256 mit Mauern; 1380 erhielt Eberhard der Greiner die Schutzherrlichkeit über D.; erst durch die Reformation wurde es württembergisch.

Dornoch, Dorf im nördl. Schottland, Hauptort der Grafschaft Sutherland, liegt 61 km nördl. von Inverneß, hat eine alte Kathedrale und zählt (1881) 496 gaelisch sprechende E., meist Fischer. D. liegt am Dornoch-Firth, der zwischen den Grafschaften Sutherland und Roß weit in das Land tritt und an dessen 24 km breitem Eingange der Leuchtturm Tarbet-Neß steht.

Dornschloß (frz. serrure à broche, engl. pinlock), ein Schloß mit Rohrschlüssel, bei welchem, um ein Schwanken des Schlüssels beim Gebrauch zu vermeiden, im Schlüsselloch ein eiserner Stift (Dorn) angebracht ist, auf welchen mit geringem Spielraum die Höhlung des Schlüsselrohrs paßt.

Dornstein ist der Niederschlag, welcher sich beim Gradieren der Salzsolen auf den Dornen der Gradierwände als steinige Inkrustation absetzt. Je nach der Zusammensetzung der Solen ist der D. verschieden. Enthalten diese Bicarbonate der alkalischen Erden, so zersetzen sich diese Salze im Kontakt mit der Luft, geben die Hälfte der Kohlensäure ab und scheiden kohlensauren Kalk, resp. kohlensaure Magnesia als graue, gesintert erdige Masse ab; bei Gegenwart von Eisenoxydulbicarbonat wird gelbes oder braunes Eisenoxydhydrat abgelagert; vorhandener schwefelsaurer Kalk krystallisiert meist erst bei zunehmender Konzentration auf den Dornen und überzieht dieselben mit einer auf dem Bruch krystallinischen Masse. Sind alle diese Salze zugegen und wird die Sole über mehrere Gradierwerke passiert, so besteht der D. des ersten Gradierwerks meist aus Eisenoxydhydrat und kohlensauren Erden und ist braun gefärbt, während der des zweiten meist grauweiß ist und vorzugsweise aus Gips besteht.

Dornstetten, Städtchen im württemb. Schwarzwaldkreise, Oberamt Freudenstadt, an der Linie Stuttgart-Freudenstadt der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1093 E., welche Strohstühle und Leim fabrizieren, Baumwoll- und Leinweberei treiben. Die altersgraue, noch mit Mauern umgebene Stadt liegt freundlich auf einem schmalen Bergrücken und war ehedem gut befestigt.

Dornum, Flecken in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Aurich (Ostfriesland), Kreis Emden, 35 km im NNO. von Emden, nahe der Nordsee, zu welcher ein Kanal führt, der bei Westeraklumersiel mündet, mit 980 E., welche Fischerei treiben. D. hat ein Schloß der Grafen zu Münster-Ledenburg.

Dorobanzen heißen die Territorialinfanterieregimenter des rumän. Heeres, deren Dienstpflicht acht Jahre (fünf Jahre in der aktiven Territorialarmee und drei Jahre in der Reserve) beträgt und mit dem 21. Lebensjahre beginnt; nach dem Ausscheiden aus der Territorialarmee sind die D. noch bis zum 37. Lebensjahre in der Miliz und sodann bis zum 45. Jahre in der Bürgergarde der Städte oder dem Landsturme dienstpflichtig. Es gibt jetzt 30 Regimenter D. zu je 2 Bataillonen zu 4 Kompagnien, doch werden bei der Mobilmachung noch 30 Regimenter zweiten Aufgebots, welche für die örtliche Landesverteidigung und den innern Sicherheitsdienst, mithin lediglich für den Dienst als Besatzungstruppen bestimmt sind, aufgestellt. Von den aktiven D. befindet sich unter gewöhnlichen Verhältnissen nur der dritte Teil der Mannschaft und sämtliche Offiziere bei den Fahnen; die Regimenter und Bataillone führen außer der Nummer den Namen der Territorialbezirke, aus welchen sie ergänzt werden. Während der Herbstübungen, an welchen alljährlich fast sämtliche Territorialtruppen teilnehmen, werden die Dorobanzenregimenter auf nahezu die volle Kriegsstärke gebracht, sodaß die wirkliche aktive Dienstzeit der D. etwas mehr als zwei Jahre beträgt. Die Bekleidung besteht aus einer leinenen Bluse mit blauem Kragen und blauen Aufschlägen, blauer Leibbinde, weiten hellblauen Hosen, der nationalen Fußbekleidung (Opanken), grauem Tuchmantel mit blauen Litzen und der schwarzen Pelzmütze, an welcher die Nationalkokarde und eine aufrecht stehende, schwarze Adlerfeder befestigt sind. Die Kriegsstärke der Dorobanzenbataillone beträgt in beiden Aufgeboten 1000 Mann, für welche die erforderlichen Vorräte an Hinterladungsgewehren und Munition beschafft und in den betreffenden Ersatzbezirken unter Aufsicht der aktiven Dorobanzenregimenter niedergelegt sind. Die Mannschaft ist gut ausgebildet und durchaus kriegstüchtig, wie man im russ.-türk. Kriege und namentlich vor Plewna wahrnehmen konnte.

Dorogobusch, Kreisstadt im russ. Gouvernement Smolensk, unter 54° 55′ nördl. Br. und 50° 57′ östl. L. von Ferro, 95 km östlich von Smolensk, an beiden Ufern des Dnjepr und an der Eisenbahn Moskau-Brest, mit (1882) 9099 E., hat mehrere Lederfabriken, Talgsiedereien und Wachsschmelzen und treibt ansehnlichen Handel mit Talg, rohen Häuten, Hanf, Wachs, Leder, Salzfleisch und Getreide. In D. liegt ein altes Festungswerk, welches aus Erdwällen besteht und in dessen Innerm eine ebenfalls alte Kirche liegt.

Doronicum, Gemswurz, Gamswurzel, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, besteht aus perennierenden Kräutern mit dickem, oft knolligem Wurzelstock, schlanken Stengeln, langgestielten Grundblättern, stengelumfassenden Stammblättern und einzelnstehenden, langgestielten

en mit goldgelben Strahl- und Schei-
Die Blätter sind herz-, eiförmig oder
ist gekerbt, die Blütenkörbchen flach,
ıs einer oder einigen Reihen grüner
tter gebildeten Korbhülle versehen; die
agen einen haarigen Pappus. Die
Gattung wachsen auf fettem, steinigem
n Hochgebirgen Europas und Asiens.
n gelten in den Alpen für sehr heil-
varen früher offizinell, namentlich die-
). Pardalianches *L.*, einer häufig zur
rten angebauten Pflanze, welche schon
blühen beginnt. Ebenso wird die im
ıd in Sibirien einheimische Art, D.
M. B., in Deutschland häufig als früh-
rpflanze kultiviert.

ı ist der Name mehrerer Heiligen. Die
jen Martyrologien erzählen, eine D.
in Kappadocien gebürtig, habe unter
g Diocletians am 6. Febr. mit Theo-
Märtyrertod erlitten. Spätere Be-
von zwei Schwestern, Christo und Kal-
durch D. zum christl. Glauben zurück-
en und alsdann mit ihr starben. Noch
berichtet, Theophilus habe die Jung-
m Gange zum Tode ersucht, ihm aus
ie ihres himmlischen Bräutigams Ro-
l zu senden, und habe sich bekehrt, als
rfüllt worden sei. Die Griechen nen-
ngfrau D., welche in Alexandria lebte
durch die Flucht vor den Nachstellungen
nus Galerius retten konnte. Eine
d als Schutzheilige Preußens verehrt.
heiratet in Danzig und hatte neun Kin-
als sie im J. 1394, im 44. Lebensjahre,
t Dome zu Marienwerder bezog und
n streng ascetischen Leben hingab. Das
: sie als Heilige und auf ihrem Grabe
ınder, aber die Heiligsprechung unter-
). einen Hochmeister des Deutschen Or-
Hölle erblickt und dem Orden wegen
t den Untergang vorausgesagt hatte.

ı, Kurfürstin von Brandenburg, die
ıhlin des Großen Kurfürsten, geb.
36 als Tochter Herzogs Philipp von
ıcksburg, heiratete 17jährig den Herzog
owig von Lüneburg, der, ohne Kinder
en, 1665 starb. Drei Jahre darauf
: sich mit Kurfürst Friedrich Wilhelm,
ne kluge und treu hingebende Genossin
n und Feldzüge und eifrige Pflegerin
n des Alters und seiner Leiden erwarb.
ren gebar sie dem Fürsten noch vier
rei Töchter, für die sie eine mütterliche
wies, während sie mit den Kindern
lhelms aus dessen erster Ehe in Zer-
riet. Dieselben steigerten sich so, daß
ucht der Zeit den plötzlichen Tod des
Ludwig (April 1687) der verbrecheri-
seiner Stiefmutter zuschrieb und den
Erben Friedrich zur Entfernung vom
nnover veranlaßte, von wo ihn erst der
fehl des Vaters zurückbrachte. Jeden-
Wahrheit dieses Verdachtes ebenso in
llen wie die Nachrede, daß D. den Gro-
en zu dem angeblichen Testament be-
in welchem er zu Gunsten ihrer Söhne
rstückelt und die Souveränetät zerteilt
In Wirklichkeit wahrt dies Testament
von 1686, obschon es den Kindern D.s wertvolle Gebiete ausschneidet, doch die Einheit des Staats. Da es von dem Nachfolger Friedrich III. nach seinem Regierungsantritt sofort kassiert wurde, so waren auch diese Hoffnungen der Fürstin vergeblich. Im Genuß einer reichen Witwenpension überlebte sie den Tod ihres Gemahls nur ein Jahr. Auf einer Badereise starb sie in Karlsbad 6. Aug. 1689. Vgl. Droysen, «Das Testament des Großen Kurfürsten» (in den «Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften», Lpz. 1866).

Dorothea (Anna Charlotte), Herzogin von Kurland, geb. Reichsgräfin von Medem, die Gemahlin von Peter Biron (s. d.).

Dorothea Marie, die Stammmutter der vier jetzt regierenden Sachsen-Ernestinischen Fürstenhäuser, war die Tochter des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt-Zerbst, geb. 2. Juli 1574. Sie vermählte sich am 7. Jan. 1593 mit dem Herzog Johann von Sachsen-Weimar, welcher 31. Okt. 1605 starb. Von ihren Söhnen, deren acht den Vater überlebten, wurden Wilhelm der Stifter der Linie Sachsen-Weimar und Ernst der Fromme Stifter der drei Sachsen-Gothaischen Linien in Coburg-Gotha, Meiningen und Altenburg. Ein dritter Sohn ist Bernhard, der berühmte Feldherr der Protestanten im Dreißigjährigen Kriege. Dorothea starb an den Folgen eines Sturzes vom Pferde am 18. Juli 1617.

Dorothea Sibylla, Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, geb. 1590, ward 1610 die Gemahlin des Herzogs Johann Christian von Brieg, dem sie in langer, kinderreicher Ehe verbunden blieb. Der Übertritt des Fürsten zum reform. Bekenntnis wird mit Recht auf ihren Einfluß zurückgeführt. Bekannt ist der Name der Herzogin neuerdings durch das angebliche Tagebuch eines Zeitgenossen geworden, welches 1830 unter dem Titel «Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla u. s. w.» (Brieg) erschien und vielfach benutzt wurde, bis es Heinrich Wuttke in einer Breslau 1838 erschienenen Untersuchung als Fälschung des Herausgebers (Koch) enthüllte.

Dorow (Wilh.), Altertumsforscher, geb. 22. März 1790 zu Königsberg, besuchte die Schule zu Marienburg und widmete sich darauf in seiner Heimat dem Baufache, bis er 1806 in ein kaufmännisches Geschäft eintrat. In der Absicht, eine andere Thätigkeit zu suchen, verließ er 1811 Königsberg und wanderte nach Paris, worauf er im März 1812 eine Anstellung bei der preuß. Gesandtschaft erhielt. Vom Staatskanzler Hardenberg bereits mehrfach zu diplomatischen Sendungen verwendet, wurde D. nach der Einnahme von Paris zur Centralverwaltung nach Frankfurt gesendet. Nach der Auflösung dieses Dienstverhältnisses nahm er 1815 seinen Abschied und ging 1816 als preuß. Gesandtschaftssekretär nach Dresden, 1817 nach Kopenhagen, welchen Posten er jedoch wegen Krankheit niederlegen mußte. Er hielt sich nun zu Bonn auf, wo er das Museum vaterländischer Altertümer gründete, und erhielt dann 1822 mit seiner Ernennung zum Hofrat eine Anstellung im Ministerium des Auswärtigen. Nach dem Tode Hardenbergs in Ruhestand versetzt, machte D. 1827 eine Reise nach Italien, wo er Veranlassung zu bedeutenden Ausgrabungen und Entdeckungen im alten Etrurien gab und die im Museum zu Berlin aufgestellte Sammlung etrur. Altertümer erwarb. Später wählte er Halle zum Aufenthalte, wo er 16. Dez. 1846 starb. Von seinen

Schriften sind zu erwähnen: «Opferstätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein» (2 Bde., Wiesb. 1819—21), «Denkmale german. und röm. Zeit in den rhein.-westfäl. Provinzen» (2 Bde., Stuttg. 1823—27), «Denkmäler alter Sprache und Kunst» (2 Bde., Bonn u. Berl. 1823—24), «Etrurien und der Orient u. s. w.» (Heidelb. 1829), «Voyage archéologique dans l'ancienne Etrurie» (Par. 1829). Aus seiner reichen Autographensammlung veröffentlichte er «Facsimile und Handschriften» (4 Hefte, Berl. 1836—38), ferner «Erlebtes aus den J. 1813—20» (2 Bde., Lpz. 1843), worin viel interessantes Detail enthalten ist, «Briefe berühmter Staatsmänner» (Lpz. 1844), «Denkschriften und Briefe» (5 Bde., Berl., 1836—41).

Dorózsma (spr.: Doroschma), Marktflecken im ungar. Komitat Csongrád, an der Linie Wien-Temesvár-Virciorova der Österreichischen Staatsbahn, mit (1880) 10652 magyar. E., die sich zur röm.-kath. Kirche bekennen. Der Ort besitzt ein großes Territorium von ziemlicher Fruchtbarkeit; sehr erheblich ist die Rindviehzucht. Zwei bevölkerte Pußten (Atokháza und Ülés) gehören zum Orte. In der Umgebung sind mehrere salzige Seen, deren Wasser auch zu Heilbädern gebraucht wird. Im März 1879 wurde der Ort gleich Szegedin von den Fluten der Theiß zerstört, hat sich aber seitdem wieder ziemlich erholt.

Dorp, Stadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Solingen, mit der Kreisstadt Solingen eng verbunden, zu einem großen Teile von der Wupper begrenzt, zählt (1881) 11999 E. Die Stadt hat wichtige Eisen- und Stahlwarenfabriken in sog. Solinger Artikeln, die Messer aller Art, Scheren u. s. w. liefern, Stiefeleisen- und Sägefabriken, große Papierfabrik, Zuckerformenfabrik, Branntweinbrennereien, Bierbrauerei, Knopffabrik, Krautpresserei, Steinbrüche, Ziegeleien, Gasanstalt u. s. w.

Dorpat, russ. Derpt, altruss. Jurieff, estnisch Tartolin (aus Taar = Thor und lina = Burg), im Gouvernement Livland estnischen Anteils, die ansehnlichste und bestgebaute Stadt desselben, am Embach, über den eine steinerne und eine hölzerne Brücke führt, einst eine ansehnliche Hansastadt und jetzt, nach fast gänzlichem Verfalle zu Anfang des 18. Jahrh., wieder eine Stadt von (1881) 29727 E. mit ziemlich lebhaftem, durch Dampfschiffe nach Pleskau und Eisenbahnverbindung nach Reval und Petersburg vermitteltem Verkehr. D. hat schöne, meist gerade, zum Teil bergige Straßen, da der 35 m hohe Domberg und mehrere andere Hügel teilweise in der Stadt liegen, und sieben Kirchen. Sie ist vor allem Schulstadt mit zwei Gymnasien, Realschule, Lehrerseminar, drei höhern Mädchenschulen und einer größern Zahl mittlerer und niederer Schulen. Ihre volle Bedeutung aber erhält die Stadt erst durch die hier befindliche einzige deutsche Hochschule im Russischen Reich. Gustav Adolf erhob das 1630 von ihm errichtete Gymnasium zwei Jahre darauf von Nürnberg aus zur Universität; nach 24jährigem Bestehen löste sie sich infolge der Eroberung der Stadt durch die Russen (1656) auf, wurde nach Reval (1657—62) verlegt und 1690 in D. wieder restituiert, 1704 durch die Russen abermals gesprengt; nach Pernau verlegt, ging sie 1710 ganz unter. Die zum Unterhalte der schwedisch-deutschen Universität D. bestimmten Güter waren von der russ. Regierung eingezogen, zugleich aber kapitulationsmäßig versprochen, die Universität aufs neue zu errichten; doch erst durch Alexanders I. Stiftungsurkunde (12. Dez. 1802) ward dies wirklich ausgeführt. Das Universitätsgebäude, auf dem Grunde der alten schwed. Marienkirche im modernen Stile errichtet, enthält außer den Auditorien die meisten Kabinette; nur die Sternwarte, die Anatomie, der botanische Garten und die verschiedenen Kliniken sowie die Bibliothek haben abgesonderte Lokale in der Stadt und auf dem Domberge. Für die Bibliothek ist ein Teil der alten Domruine ausgebaut, die seit 1596, wo die vom Bischof Herman 1224 erbaute prachtvolle Domkirche abbrannte, den höchsten Punkt des Bergs ziert. Die Bibliothek hat gegen 250000 Bände. Die Sternwarte besitzt den ältesten der großen Fraunhoferschen Refraktoren, und den einzigen, der von ihm selbst noch vollendet worden. Im Wintersemester 1882/83 hatte die Universität 62 Professoren und Docenten, 1426 Studenten (970 aus den Ostseeprovinzen, 282 aus dem übrigen Rußland, 154 aus Polen, 20 aus dem Ausland). Die Kollegien werden in deutscher Sprache gelesen. Die Universitätsanstalten, besonders die mediz. Institute, sind seit 1875 besser ausgestattet, und entsprechen völlig denjenigen gleich großer Universitäten in Deutschland. (Vgl. «Die deutsche Universität D. im Lichte der Geschichte und der Gegenwart. Eine histor. Studie auf dem Gebiete östl. Kulturkämpfe», 1.—3. Aufl., Lpz. 1882.) Seit 1846 ist hier auch, unabhängig von der Universität, eine Veterinäranstalt gegründet. Unter den gelehrten und andern gemeinnützigen Anstalten sind zu nennen: die Livländisch-Ökonomische, die seit dem J. 1802 besteht, die Gelehrte Estnische Gesellschaft mit einer nicht unbedeutenden Altertums- und Münzsammlung, die Medizinische und Naturforscher-Gesellschaft, der Konsumverein, der Hausfleißverein, der Handwerkerverein u. s. w. Letzterer besteht seit 1861, zählt über 1000 Mitglieder, hat eine Schule für Angehörige des Gewerbestandes, ein Sommertheater und trägt außerordentlich viel zur Verbindung aller Stände in D. untereinander bei. Von estnischen Vereinen existieren nur der Eesti kirjameeste selts (Estnischer Bildungsverein) und Wanemuine (ein geselliger Verein). Häufige Gesang- und Turnfeste, endlich periodisch wiederkehrende Gewerbeausstellungen finden in D. statt.

Kein anderer Ort Livlands hat ein so wechselvolles Schicksal gehabt, so schwere Kriegsnöte durchgemacht, wie Dorpat. Im J. 1030 suchten sich die Russen hier festzusetzen, konnten aber die Herrschaft nicht behaupten, die Esten wurden frei, bis 1224 der Deutsche Orden den befestigten Domberg erstürmte. D. ward hierauf Sitz eines Bischofs, dessen Palast die Stelle der heutigen Sternwarte einnahm. Im J. 1558 eroberte Iwan der Schreckliche die blühende, reiche deutsche Stadt; der Bischof ward nach Rußland abgeführt, die Verbindung mit der Hansa aufgehoben, die Stadt verfiel. Im J. 1582 kam D. nebst dem größten Teile Livlands an Polen und 1625 an Schweden; allein 1656 setzten sich die Russen wieder in den Besitz von Dorpat, mußten die Stadt zwar nach vier Jahren den Schweden zurückgeben, entrissen sie aber denselben definitiv 1704 im Nordischen Kriege. Durch den Eroberer Peter d. Gr. wurde D. 1708 aus Furcht vor Karl XII. vollständig zerstört und sämtliche Einwohner nach Rußlands Innerm abgeführt. Um 1774 hatte D. wieder 3300 E., da zerstörte 1775 ein Brand fast

gänzlich die Stadt, sodaß die Einwohner nur durch eine ansehnliche Unterstützung der Kaiserin Katharina II. in den Stand gesetzt wurden, den Wiederaufbau zu beginnen, und zählte D. 1800 kaum 3524 E., aber durch deutsche Intelligenz 1851 bereits 12627 E. Daher trägt D., obgleich eine der ältesten Städte des Landes, einen durchaus modernen Charakter. Nur auf dem alten hochgelegenen, jetzt in einen schönen Park verwandelten Bischofssitz, den ausgedehnten Domanlagen, erinnern die stolzen Ruinen der einstigen Kathedralkirche an entschwundene Zeiten.

Dorregaray (Don Antonio), Marques de Eraul, span.-karlistischer General, um 1820 geboren, focht bereits 1836—39 im Heere des Don Carlos, trat dann in die königl. Armee über, zeichnete sich 1859 im Marokkanischen Kriege an der Spitze eines Strafbataillons aus und war 1866—68 als höherer Polizeibeamter in der Havana thätig, in welcher Stellung er sich als höchst bestechlich zeigte. Nach der Revolution von 1868 lebte er erst einige Zeit in Zurückgezogenheit, trat aber 1872 als Oberstlieutenant in den Dienst des Don Carlos (des sog. Königs Karl VII.), schlug die Regierungstruppen bei Los Arcos und 5. Mai 1873 bei Eraul und wurde für diese Waffenthat Generallieutenant und Marques. Er zeichnete sich durch große Thatkraft und Unternehmungsgeist vor den übrigen Generalen aus und besaß die eingehendste Kenntnis des Kriegsschauplatzes. D. schlug 26. Juni bei Arroniz den General Castilla und 25. Aug. bei Dicastillo den General Santa-Pau und nahm Portugalete, die Hafenstadt von Bilbao. Im Mai 1874 wurde D. Generalkapitän der karlistischen Armee. Durch seine Proklamation vom 17. Juni 1874 von Estella, in welcher D. den Krieg ohne Pardon ankündigte, drückte er zuerst dem Karlistenaufstande in offizieller Weise den Stempel der Barbarei auf und bestimmte dadurch die europ. Großmächte, der madrider Regierung Serranos durch offizielle Anerkennung ihre moralische Hilfe zu leihen. D. entblödete sich indes nicht, in einem Manifest an die civilisierten Nationen die Massenermordungen der Gefangenen als Sühne für angebliche Gewaltthaten der Regierungstruppen darzustellen. Im Juni 1874 schlug D. das Heer Conchas vor Estella zurück, wurde hierbei verwundet und begab sich zur Wiederherstellung nach Paris. Nach der Rückkehr übernahm er den Befehl über die Armee in Valencia, wurde bei Alcora verwundet und wich vor der Übermacht Jovellars über Barbastro nach Navarra, wo er bis zum Ende des Aufstandes thätig war. Als im Febr. 1876 Don Carlos den Widerstand aufgab, flüchtete D. mit demselben über Frankreich nach England, wo er 31. März 1882 starb.

Dörring (Ferd. Johs. Wit von), polit. Abenteurer, s. Wit.

Dorsāl (neulat.), zum Rücken (dorsum) gehörig, darauf bezüglich.

Dorsch (Gadus Callarias) ist eine zur Gattung Schellfisch (Gadus) gehörige Fischart aus der Ordnung der Kehlflosser. Er hat am Kinn einen Bartfaden, ist graugelb, braun gefleckt, der Oberkiefer länger als der untere, die Schwanzflosse abgestutzt, und die Seitenlinie verläuft krumm; Rückenflossen sind drei vorhanden. Die Schuppen sind klein, weich und glatt; das Fleisch ist weiß, leicht in Lagen teilbar, schmackhaft und gesund. Dieser Fisch ist daher ein beliebter Speisefisch, der meist frisch gegessen, selten gesalzen oder geräuchert wird. Er findet sich häufig in der Ostsee, selten in der Nordsee, wo dagegen der echte Schellfisch (G. aeglefinus) häufig ist. In Norwegen wird der Kabeljau auch D. (Torsk) genannt und viele Naturforscher halten den D. nur für eine Spielart des Kabeljaus.

Dorset, Grafschaft im südl. England (im Altertum Land der Durotriges), begrenzt im S. von dem Britischen Kanal, welcher hier die Halbinseln Purbek und Portland bildet, im W. von den Grafschaften Devon und Somerset, im N. von Somerset und Wiltshire und im O. von Hampshire, hat ein Areal von 2538 qkm und 190979 E. Der hier gesprochene Dialekt ist ein direkter Zweig des Angelsächsischen, reiner und weicher als das National-Englische. Der Boden, dessen vorherrschendes Gestein die Kreide bildet, ist im ganzen flach, aber von Reihen niedriger gerundeter Berge (Downs) durchzogen, welche hier enden, aber mit malerischen Steilküsten zum Kanal abfallen. Die Dorsethöhen erreichen 275—280 m. Sie werden von den Flüssen Stour, Frome, Piddle, Wey und Brit durchbrochen. Die Küste hat zwei tiefe Einschnitte: die Bai von Studland mit dem Hafen Poole, und die durch die Halbinsel Portland gebildete Weymouthbai. Wiewohl einzelne Striche sehr fruchtbar, das Klima der Grafschaft außerordentlich mild, fehlt ihm doch ein begründeter Anspruch auf die herkömmliche Benennung des «Gartens von England». Zwischen Blandford und Hampshire erstreckt sich ein beträchtlicher Wald, und Poole ist von ausgedehnten Torfmooren umgeben. Der Boden hat überwiegend Weiden und Wiesen, aber es findet auch viel Acker-, Hanf- und Flachsbau, Schafzucht und Fischerei, sowie Woll-, Hanf- und Leinspinnerei und Weberei und Handel mit den Landeserzeugnissen statt. Die Southdownschafe sind berühmt, sowie die Käse. Purbek liefert ausgezeichnete Töpfererde und Portland vorzügliche Quadersteine. Die Hauptstadt ist Dorchester (s. d.). Zahlreiche Eisenbahnen durchziehen D. Von der Grafschaft selbst werden 3, außerdem von den Städten noch 11 Abgeordnete ins Parlament geschickt. Vgl. Warne, «Dorsetshire, its vestiges, celtic, roman, saxon and danish» (1865); Hutchins «History of the county of D., revised by R. Gough» (4 Bde., 1795—1815).

Dorset war früher der Titel der Familien Beaufort (s. d.) und Grey (s. d.); später aber wurde er der Familie Sackville verliehen, die von Hildebrand Sackville abstammte, einem der normann. Häuptlinge, die mit Wilhelm dem Eroberer nach England kamen. Der erste Graf von D. war Thomas Sackville, geb. 1536, der als Lord Buckhurst ins Oberhaus trat. Lord Leicester brachte ihn zwar bei der Königin Elisabeth in Ungnade; doch nach Leicesters Tode wendete sie sich ihm nur um so mehr zu, machte ihn zum Kanzler der Universität Oxford und 1598 zum Großschatzmeister. Nach dem Tode der Königin bemühte er sich in seiner hohen Stellung für König Jakob I., der ihn dafür zum Grafen von D. erhob. D. starb 1608 und ist der Verfasser des bekannten «Mirrour of magistrates» (1559), eines erzählenden Gedichts, sowie der ersten regelrechten engl. Tragödie: «Ferrex and Porrex», die seit 1565 öfters (von 1590 an unter dem Titel «Gorboduc») gedruckt erschien. — Edward Sackville, Graf von D., Enkel des vorigen, geb. 1590, wurde unter Jakob I. zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht. Bekannt ist er insbesondere als Verteidiger des der Bestechung angeklagten Kanzlers

Bacon von Verulam im Unterhause. Als Karl I., bei dem D. wegen seiner Rechtschaffenheit in großem Ansehen stand, 1640 nach Schottland reiste, ward er zum Reichsverweser ernannt. In dem Streite des Königs mit der Nation stand er demselben erst vermittelnd, dann kämpfend zur Seite. Durch die Hinrichtung des Königs tief erschüttert, starb er 1652. — Charles Sackville, Graf von D., bekannt als Dichter und Staatsmann, geb. 1637, stand, ohne ein Amt zu bekleiden, am Hofe Karls II. in hohem Ansehen. Er begleitete 1665 den Herzog von York in den Krieg gegen die Holländer. Hier dichtete er vor dem großen Seetreffen das auf der engl. Flotte beliebte Lied «To all you ladies now at land». Unter Jakob II. widersetzte er sich energisch den despotischen Übergriffen der Regierung und wurde deshalb seines Postens als Lord-Lieutenant von Sussex enthoben. Am Hofe Wilhelms III., der ihn zu seinem Lord-Kämmerer ernannte, glänzte D. als Schöngeist und Mäcen. Er starb 1706 zu Bath. Seine Gedichte sind gesammelt in Johnsons Ausgabe brit. Dichter (Lond. 1780 u. öfter). Lionel Cranfield, Sohn des vorigen, wurde 1720 von Georg I. zum Herzog von D. erhoben. — John George Frederick, Herzog von D., ein Jugendfreund Byrons, geb. 1815, vererbte die Würden des Hauses auf seinen Vetter, Charles Germain, Viscount Sackville und Baron Bolebroocke, geb. 1767, der unter Georg IV. und Wilhelm IV. das Amt eines Oberstallmeisters bekleidete und 29. Juli 1843 ohne Leibeserben verstarb, sodaß der Herzogstitel mit ihm erlosch.

Dorset, franz. Senator, geb. 1789, entwarf 1815 als Schiffsfähnrich einen Plan, Napoleon I. von der Insel Aix durch die vor dem Hafen kreuzende engl. Flotte nach Amerika zu entführen. Napoleon lehnte dies jedoch ab. D. avancierte nach der Julirevolution zum Schiffskapitän und wurde von Ludwig Napoleon 1849 zum Gouverneur der Insel Réunion, 1853 zum Senator ernannt. Er starb 1. Febr. 1866 zu Paris.

Dorsten, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Münster, Kreis Recklinghausen, an der Lippe und an den Linien Duisburg-Quakenbrück, Hamburg-Köln und Bismarck-Winterswyk der Preußischen Staatsbahn, hat ein Amtsgericht, drei kath. Kirchen, eine evang. Kirche, ein Progymnasium (seit 1642), eine höhere Töchterschule und zählt (1880) 3379 E., welche eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, Ölдampfmühlen, Holzschneidemühlen, eine bedeutende Papierfabrik, Fabriken von Asphaltpapier und Fischernetzen unterhalten, besonders aber Schiffbau treiben.

Dorstenia, Linnésche Pflanzengattung aus der Familie der Urticaceen, Abteilung der Maulbeergewächse (Moreae), deren Arten perennierende Kräuter und Holzgewächse der Tropengegenden sind. Sie besitzen einen knolligen Wurzelstock oder kurze Stämme, langgestielte, einfache Blätter und gestielte, achselständige, dorsiventral ausgebildete Blütenstände von kuchen- oder scheibenförmiger Gestalt, welche auf ihrer fleischigen Oberfläche kleine eingeschlechtige Blüten eingesenkt tragen. Die männlichen Blüten bestehen aus zwei bis vier Staubgefäßen, die weiblichen aus einem Fruchtknoten mit seitenständigem Griffel und zweispaltiger Narbe. Aus letztern entwickelt sich ein kleines Nüßchen. Die Dorstenien haben scharfe und gewürzhaft schmeckende Wurzeln und gelten in ihrem Vaterlande für wirksame Mittel gegen den Biß giftiger Schlangen. Eine westind. Art, D. Contrayerva *L.*, war früher auch in Europa offizinell. Ihr unter dem Namen Bezoar- oder Giftwurzel in den Handel kommender Wurzelstock von gewürzhaft bitterm Geschmack wurde als schweißtreibendes Mittel angewendet. Auch einige andere Arten, wie z. B. die in Brasilien vorkommenden D. brasiliensis *Lam.* und D. Houstoni *L.*, liefern Bezoarwurzel.

Dorstfeld, Dorf in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Landkreis Dortmund, an der Emscher und an der Linie Essen-Dortmund der Preußischen Staatsbahn, hängt mit Dortmund fast zusammen und ist mit einer Pferdebahn damit verbunden. D. zählt (1880) 3682 E., welche die Steinkohlenzechen D. und Karlsglück bearbeiten und bedeutenden Viehhandel treiben.

Dort, s. Dordrecht.

Dortmund, Stadt im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, früher Freie Reichsstadt und Mitglied der Hansa, am Hellwege (wovon noch jetzt die Hauptstraße den Namen Osten- und Westen-Hellweg führt), 4 km von der Emscher, zählt (1880) 66544 E. (wovon 36497 Evangelische, 28896 Katholiken, 998 Juden, 72 Sektierer und 81 anderer Religion) und ist vermöge seiner günstigen Lage im westfäl. Kohlenbecken sowie im fruchtbarsten Teile Westfalens ein Hauptsitz der Industrie und des Handels für den ganzen Westen Deutschlands geworden. D. bildet einen eigenen Stadtkreis (2767 ha), besitzt eine Reichsbankhauptstelle, ist Sitz des westfäl. Oberbergamts, des Landratamts für den Landkreis D., eines Landgerichts und eines Amtsgerichts, eines Hauptsteueramts, einer Handelskammer, hat ein eigenes städtisches Gymnasium, welches früher als eins der drei westfäl. Archigymnasien eine akademische Einrichtung besaß, ein Realgymnasium und eine höhere Bürgerschule (sog. Gewerbeschule). Bedeutend ist das städtische Wasserwerk, welches nicht nur die Stadt selbst, sondern auch die Nachbarstadt Hörde sowie die ganze Umgegend nebst vielen gewerblichen Anlagen und Bierbrauereien mit Wasser (aus der Ruhr) versorgt, eine große Badeanstalt mit Schwimmbassin auch für den Winter speist und das großartige Kanalsystem der Stadt spült. Unter den neuern Gebäuden zeichnen sich aus: die prächtigen Schulgebäude, das Oberbergamtsgebäude, das Landgericht, das herrliche Luisenhospital und das Landwehrzeughaus für das 2. Bataillon des 3. westfäl. Landwehrregiments Nr. 16. Drei Kriegsdenkmäler schmücken die an Stelle der alten Festungswerke fast rings um die Stadt geführten Promenaden. Von ältern Baulichkeiten ist bemerkenswert das alte Rathaus, das in seinen Hauptteilen roman., in der Façade got. Stil zeigt. Die Reinoldikirche ist im Übergangsstil der ersten Hälfte des 13. Jahrh. erbaut, der Chor wurde 1450, der Turm 1454 vollendet, mußte aber 1519 abgebrochen und neu errichtet werden. Das Innere zeigt trefflich restaurierte Glasmalereien, ein aus Messing gegossenes Taufbecken und Lesepult aus dem 15. und 16. Jahrh. Die Marienkirche aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. mit got. Chor aus der Mitte des 14. Jahrh. besitzt im Hochaltar drei Gemälde eines Meisters der altkölnischen Schule. Die Petrikirche aus dem 14. Jahrh. ist besonders durch Stiftungen der Herren von Hövel gebaut und mit prachtvollem Altar geschmückt. Die

dete kath. Pfarrkirche (ehemalige Johan-
nit schönen Kreuzgängen im frühern
rkloster, besitzt ein Altargemälde aus dem
Viktor und Heinr. Dunwegge aus D.
ist der kombinierte Bahnhof der Köln-
nd der Bergisch-Märkischen Eisenbahn,
seinen großartigen Werkstätten und
en für Wagen- und Lokomotivenbau
tigen Flächenraum einnimmt und über
ern ohne Beamten und Bahnpersonal
g bietet. Nordöstlich der Stadt liegt
der D.-Gronauer Eisenbahn, südostlich
nischen und Westfälischen. Nach Fertig-
Linie D.-Sterkrade (1880) hat D. nach
en hin Eisenbahnverbindung, zu welcher
er Zeit noch mehrere Sekundärbahnen
n. Auch durchschneidet die Stadt und
t liegende Terrain eine Straßenbahn
und Dampfbetrieb. Westlich von D.
rtmunder Union», eine großartige An-
brikation von Eisenbahnmaterial, zum
und Gießarbeiten mit Hohöfen, Wal-
. s. w., welche 6500 Arbeiter beschäftigt.
lbarer Nähe D.s werden eine Menge
hlenzechen betrieben, deren Belegschaften
Tausenden von Bergleuten zählen.
hat der Kohlenbergbau eine ungemeine
ngslust zur Anlage von großartigen
n (außer der «Union» die «Rote Erde»),
n (Hösch), Hohöfen (von Boon), Ma-
ken (Deutschland, Wagner u. Comp.),
und Brückenbauanstalten wachgerufen,
be auch immer neue Verkehrsstraßen
rojekt des Rhein-Emskanals mit der
u D. zum Zweck der Verschiffung nach
häfen hat entstehen lassen. Ein fast eben-
Betriebszweig ist die Bierindustrie ge-
n in 32 in großartigem Stile angelegten
ien wurden im J. 1881 ca. 420000 hl
iert (Kronen-, Löwen-, Kloster-, Unions-
.). Auch die Stearin- und Seifenfabri-
n Bedeutung.

e Geschichte D.s, das im Mittelalter
ai, Throtmanni, Trutmannia, Trut-
emonia, im pagus Westfalon oder
n deutscher Form Trotmundo, Dorst-
Dortmunde hieß, ist sagenhaft aus-
Zuerst erwähnt wird die Stadt 899.
aiser Heinrich I., Otto I., II., III. weil-
in D. Heinrich II. hielt in D. 1005
e und 1016 einen Reichstag ab, auch
rich I. saß bei Gelegenheit des Reichs-
ier als Stuhlherr zu Gericht. Da die
Bürger mit Zollfreiheit im ganzen
eiche beschenkt worden waren, entwickelte
chsfreiheit der Stadt und der Handel
2. und 13. Jahrh. so herrlich empor,
tmunder Kaufherren Handelsfaktoreien
Niederlassungen an den deutschen Ost-
eküsten bis Preußen, Polen und Ruß-
gorod), auch Dänemark und Schweden
tlich auch in England (zu London den
anlegen und befestigen konnten. Die
urden erst am Ende des 12. Jahrh. um
ezogen, gewährten aber mit den hohen
n, den festen Thortürmen, vielen Wart-
Bastionen, über denen die große Menge
- und Kapellentürme und -Türmchen
n, einen stattlichen Anblick, der denn
auch wohl, da noch tiefe, mit Wasser gefüllte Gräben und zahlreiche Teiche die Annäherung erschwerten, die Redensart veranlaßt haben mag: «So vast as Dürpen.» Diese ihre unerschütterliche Festigkeit bewahrte die Stadt auch vor dem Schicksal der Eroberung und Unterdrückung zu einer Zeit, als die Territorialherren in andern Gegenden Deutschlands manche Städte ihrer Macht und Freiheit beraubten. Die Dortmunder hielten nämlich in den J. 1388 und 1389 nicht nur eine 21monatige Belagerung seitens des Erzbischofs von Köln, dem die Stadt von mehrern Kaisern behufs Erlangung seiner Kurstimme verpfändet war, und des Grafen Engelbert von der Mark mit vielen hundert Herren und Rittern aus, sondern zerstörte auch deren Bollwerke und Schlösser (die Ravenburg) und erkämpfte sich einen ehrenvollen Frieden. Jedoch hatte sie zur Unterhaltung der Söldner und eigenen Ausrüstung ebensowohl wie zur Bezahlung der verlangten Abfindungssummen an ihre Feinde eine so große Schuldenlast kontrahieren müssen, daß sie ihren frühern Wohlstand nie wieder erreichte, und die adeligen und Patriciergeschlechter, welche die Unterhandlungen geleitet und bis dahin den Staat rein aristokratisch regiert hatten, durch eine Revolution der übrigen Bürgerschaft um 1400 gezwungen wurden, aus den sechs Gilden je ein Mitglied in den Rat aufzunehmen. Später sank D. mehr und mehr und hatte nach dem Dreißigjährigen Kriege nur noch eine Bevölkerung von 3000 Seelen. Es wurde 1803 dem Prinzen von Nassau-Oranien zugeteilt, im Okt. 1806 von franz. Truppen besetzt und 1. März 1808 von Napoleon I. an den Großherzog von Berg abgetreten, worauf es der Hauptort des Ruhrdepartements wurde, und endlich 1815 an Preußen gegeben. Das städtische Archiv zu D. enthält wichtige Urkunden, namentlich aus derjenigen Zeit, in welcher hier noch der Hauptstuhl des Femgerichts auf Roter Erde stand. Als Wahrzeichen dient noch eine alte umfangreiche, jetzt langsam hinsterbende Linde (**Femlinde** genannt), welche mitten im Bergisch-Märkischen Bahnhofe nicht weit von der wirklichen alten Malstätte die dort angebrachten echten Malsteine, die Bänke und den Tisch mit dem einköpfigen Reichsadler und der Rinne für das einzulegende Schwert nur noch dürftig beschattet.

Nach D. hat auch der **Dortmunder Rezeß** oder **Vertrag** den Namen, welcher am 10. Juni 1609 auf dem Rathaus zwischen dem Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg und dem Grafen Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg in betreff des Jülich-Kleveschen Erbfolgestreits geschlossen wurde, und dem gemäß beide Teile bis zur völligen Ausgleichung die Erbschaft des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich (Jülich, Berg, Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein) gemeinschaftlich verwalten lassen wollten. D. ist Geburtsort von Friedrich Arnold Brockhaus (s. d.), dem Begründer des «Conversations-Lexikon», und von Wilhelm Lübke, dem bekannten Kunstkritiker und Professor zu Stuttgart. Es ist Sitz des «Histor. Vereins für D. und die Grafschaft Mark», der sich besonders die Erforschung der reichen Geschichtsquellen des Dortmunder Archivs zur Aufgabe gestellt und schon mehrere Publikationen dieser Art veranlaßt hat, wie «Beiträge zur Geschichte D.s» (2 Bde., Dortm. 1875—78, mit Arbeiten von Rübel, Döring, Brümers, Sauerland, Mette), Röse, «Nederhoff Chronica Tremoniensium» (Dortm. 1880), Rübel,

«Dortmunder Urkundenbuch» (Bd. 1, 1. Hälfte, Dortm. 1881). Vgl. auch Frensdorff, «Dortmunder Statuten» (Halle 1882).

Dortrecht, s. Dordrecht.

Dorure (frz.), Vergoldung; Dorures, reiche Zeuge und Stickereien, Spitzen mit Goldtressen ꝛc.

Dory (grch.), ein Speer der alten Griechen; derselbe war von Eschenholz gefertigt und an beiden Enden mit Eisen beschlagen.

Dorylaeum (Dorylaion), alte Stadt in der kleinasiat. Landschaft Phrygia Epiktetos am Flusse Thymbris, hauptsächlich als Knotenpunkt der nach Pessinus, Ikonion und Apamea führenden Straßen von Wichtigkeit, auch durch warme Bäder bekannt, lag an der Stelle des jetzigen Eski-Schehr.

Doryphóros (grch.), Lanzenträger, eine im Altertum berühmte Statue des Polyklet. Für eine Nachbildung derselben hält man eine im Museum zu Neapel befindliche Statue aus Herkulanum.

Dos (frz.), Rücken; dos à dos, Rücken gegen Rücken, mit den Rücken gegeneinander gekehrt (Gegensatz: vis-à-vis). — Dos d'âne («Eselsrücken»), ein spitz zulaufender Gewölbebogen.

Dos (lat.), s. Mitgift.

Dös (schwed.) oder Dyß (dän.) lautet der nordische Name der aus aufrecht stehenden Wandsteinen und einem gewaltigen Deckstein gebildeten Grabkammern aus dem Steinalter, deren im südlichen Schweden sowie auch in Dänemark mehrere noch erhalten sind. Über den Bau dieser sog. «Riesenbetten» veröffentlichte König Friedrich VII. von Dänemark eine archäol. Studie (deutsch von Lucht, Kopenh. 1863). (S. Dolmen.)

Dosa, s. Dozsa.

Doseh, Doseh-Fest, wird in Ägypten nach einer speziell in Kairo dabei vorkommenden, die Einbildungskraft besonders lebhaft beschäftigenden Ceremonie die Geburtstagsfeier des Propheten Mohammed (Muled en-Nebbi) genannt. Diese Feier, welche 1588 von dem Sultan Murad III. eingesetzt worden sein soll, wird in den Sykomorenalleen der Esbekijjeh, des größten freien Platzes in Kairo, vom 3. bis 11. des Monats Rebi'ulewwel abgehalten und besteht während der ersten sechs Tage in den üblichen orient. Volksbelustigungen, Karussellreiten, Schaukeln, Ansehen von fremden Tieren, von Seiltänzern, Gauklern u. dgl., welche der Festlichkeit den Charakter eines Jahrmarkts geben. Der letzte Tag, welchem die Céila mubareke (gesegnete Nacht) vorausgeht, gilt als der eigentliche Geburtstag, für welchen die Hauptfeier aufgespart wird. Die in Ägypten viel verbreiteten Sa'dijeh-Derwische, bei denen sich Überlieferungen von den Psyllen (Schlangenbändigern) des Altertums erhalten zu haben scheinen, halten am Morgen dieses Tags eine Prozession, bei welcher sie früher die seltsamsten Produktionen ihrer eigentümlichen Kunst zum besten gaben und sogar lebendige Schlangen mit den Zähnen zerfleischten, sowie sie auch noch heutzutage durch allerlei Gaukelei eine Art von religiösem Wahnsinn zu erzeugen wissen. Nachdem das Publikum so vorbereitet worden, erfolgt am Nachmittag die Ceremonie der D. oder des Niedertretens selbst. An der Spitze eines langen Zugs von Derwischen verschiedener Sekten erscheint der Scheich der Sa'dijeh zu Pferde auf dem vorgenannten freien Platz, woselbst sich 2—300 junge Männer, dicht aneinandergereiht, je ein Kopf zwischen zwei Fußpaaren und je ein Fußpaar zwischen zwei Köpfen, auf den Boden legen und gleichsam ein Straßenpflaster bilden, über welches die ganze Prozession mit dem Scheich zu Pferde hinweggeht. Es sollen hierbei keine Verletzungen vorkommen, was als ein wunderbarer Beweis der Wohlgefälligkeit der Feier bei Gott gilt. Auch ist von Europäern oft beobachtet worden, daß die jungen Leute, wenn der Zug vorüber, munter und wohlgemut wieder aufsprangen.

Dosen, nach dem holländ. doos, dooze (frz. boites, engl. boxes), nennt man im allgemeinen kleinere, viereckige oder runde Behältnisse, schachtel- oder büchsenartige Gefäße, die in der Regel mehr lang und breit als hoch sind, durch einen mittels Scharniers befestigten oder auch abnehmbaren Deckel geschlossen werden können und zur Aufbewahrung von allerlei trockenen Substanzen, wie Schnupf- und Rauchtabak, Zucker u. s. w. dienen. Man verfertigt dieselben aus edlen und unedlen Metallen, Holz, Horn, Glas, Porzellan, Alabaster, Serpentin, Elfenbein, Schildpatt, Hartgummi und mancherlei künstlich erzeugten oder eigentümlich präparierten Materialien. Die Fabrikation der Schnupftabaksdosen oder Tabatièren hat sich, seitdem die Sitte des Schnupfens in allen Schichten der Bevölkerung Verbreitung gefunden (während der letzten Jahrzehnte des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrh.) zu einem selbständigen Industriezweig entwickelt. Tabatièren aus Gold, auch wohl mit Perlen und Edelsteinen besetzt, graviert, mit fein emaillierten Gemälden, sog. Dosenstücken, geschmückt oder auch mit Spielwerken versehen (Spieldosen), waren von jeher ein beliebter Luxusartikel, besonders zu Ehrengeschenken. In neuerer Zeit wird die Herstellung von Tabaksdosen aus Papiermaché (Müller- oder Stobwassersche D.), häufig mit in schwarzen Lack eingelegter Perlmutter verziert, schwunghaft betrieben, und zwar zeichnen sich hierin in Deutschland die Fabriken von Berlin, Braunschweig, Freiberg, Altenburg, Schmölln, Ensheim in der Pfalz namentlich durch treffliche Lackierung und feine Malerei aus. Die sog. russischen oder Tuladosen bestehen aus einer Silberkomposition, in welche mit schwefelsaurem Silber die in schwarzer Farbe erscheinende Zeichnung eingeschmolzen (melliert) ist. Im Elsaß werden in enormer Menge einfache D. aus Birkenholz, meist von eirunder Form verfertigt. Die schottischen D. bestehen aus sehr schön lackiertem und mit gegittertem Muster bemaltem Holz und haben ein eigentümliches hölzernes Scharnier. In England fabriziert man D. aus hornartig steifem, meist schwarz gebeiztem und mit Gold oder Silber verziertem Leder. In Oberstein an der Nahe werden D. aus Achat, in Zöblitz im sächs. Erzgebirge solche aus Serpentin gedreht. Auch hat man öfters Seemuscheln von hübscher Form und Färbung zur Herstellung von D. verwendet. Eine hohe kommerzielle Bedeutung hat gegenwärtig durch die in großartigem Maßstab betriebene Herstellung von Konserven die Fabrikation der zum luftdichten Verschluß derselben dienenden Blechdosen gewonnen, wobei die Handarbeit zum großen Teil durch Maschinenarbeit verdrängt worden ist. Dabei ist gegenwärtig der Begriff D. ein weniger eng begrenzter als früher, indem man so auch die mehr cylindrischen Blechgefäße nennt, in denen Früchte, engl. Biskuits u. s. w. versendet und aufbewahrt werden. Wenn bei mathem. und physikal. Instrumenten,

wie der Wasserwage, dem Kompaß, dem Thermometer, von Dosenform die Rede ist, versteht man darunter die Form einer kreisrunden D. mit besonders aufgesetztem Deckel.

Dosenlibelle oder Centrumniveau, ein in der Geodäsie gebrauchtes Instrument (eine Art Theodolit, s. d.), ist ein kreisrundes messingenes Gefäß (wie die beistehende Figur zeigt), das



nach oben durch einen Glasdeckel verschlossen ist, der nach außen hin plan, nach innen konkav geschliffen ist. Der Durchmesser des Gefäßes beträgt etwa 80 mm, die Höhe 15—20 mm. Der Glasdeckel ist luftdicht in den Rand des Gefäßes eingesetzt und verkittet. Der Boden hat einen vorstehenden Rand (AD); in die Mitte des Bodens ist ein durch eine Schraube c verschließbares Loch gebohrt, durch welches die Dose mit Alkohol oder Äther so weit gefüllt wird, daß nur noch eine kleine Luftblase zurückbleibt. Um den Mittelpunkt des Glasdeckels sind einige Ringe in das Glas gedreht, um die Abweichung der Blase vom Centrum richtiger beurteilen zu können. Der Krümmungsradius des Glasdeckels beträgt etwa 1 m.

Die D. dient dazu, Ebenen auf ihre horizontale Lage zu prüfen und richtig zu stellen. Stellt man die D. auf die zu prüfende Ebene, so wird die Luftblase die höchste Stelle des Flüssigkeitsniveau einnehmen; steht der untere Rand horizontal, ist also die Ebene selbst horizontal, so ist die höchste Stelle des Flüssigkeitsniveau das Centrum der konkaven Glasfläche; stellt sich also die Luftblase in diesem Centrum ein, so ist der Rand AD der D., somit die zu prüfende Ebene horizontal. Stellt sich dagegen die Blase seitwärts vom Centrum, so steht die Ebene schief, und zwar ist die Seite derselben, nach welcher hin die Blase steht, höher als die entgegengesetzte. Um die Ebene horizontal zu stellen, wird man also bei der Berichtigung sich ganz nach der Lage der Luftblase zu richten haben. Natürlich muß vorausgesetzt werden, daß die Libelle selbst richtig konstruiert sei.

Dosieren nennt man in der Champagnerfabrikation das Zusetzen einer Lösung von Zucker in starkem Wein oder Cognac (s. unter Champagner, Bd. IV, S. 175 b).

Dosierung des Schießpulvers (frz. dosage) ist das Mengungsverhältnis der drei Bestandteile desselben (Salpeter, Kohle, Schwefel), welches zwar im allgemeinen durch die Stöchiometrie vorgeschrieben ist, aber durch das Fabrikationsverfahren wesentliche Änderungen erleidet. (S. Schießpulver.)

Dosis (grch.), Gabe; in der Heilkunde die Gewichts- oder Maßmenge eines Arzneimittels, welche man auf einmal zu reichen pflegt.

Dositheus, Grammatiker des 4. Jahrh. n. Chr., übersetzte eine lat. Grammatik, welche auf den gleichen Quellen wie die Grammatiken des Charisius und Diomedes beruhte, ins Griechische. Diese Übersetzung ist teilweise erhalten in einer Handschrift, wo anfangs regelmäßig, bald seltener, zuletzt aber gar nicht mehr je nach einem oder einigen lat. Wörtern die griech. Übersetzung eingeschaltet ist. An die Grammatik reihen sich Verzeichnisse von Konstruktionen lat. Verba, lat. Redensarten, Verbalverzeichnisse mit griech. Übersetzung u. dgl. an, die vielleicht einen Anhang zu D.' Grammatik gebildet haben. Ungleich wertvoller ist ein Werkchen, das bis auf die neueste Zeit ebenfalls D. zugeschrieben wurde, aber mit Unrecht, da der Verfasser, wie er selbst sagt, am Anfang des 3. Jahrh. lebte. Diese Schrift enthielt nach einem griech.-lat. Glossar in alphabetischer und einem solchen in sachlicher Anordnung griech.-lat. Übungsstücke, unter anderm mündliche und schriftliche Äußerungen Hadrians, ein jurist. Fragment und Excerpte aus Hygins Genealogien. Sie zerfiel in zwei Bücher Glossen und zehn Bücher Übungsstücke, von denen vier verloren sind. Böcking veröffentlichte irrtümlicherweise den die Übungsstücke enthaltenden Teil als drittes Buch eines Werks von D. unter dem Titel «Dosithei interpretamentorum liber III.» (Bonn 1832). Die Grammatik des D. und der Anhang derselben findet sich in Keils «Grammatici Latini» (Bd. 7, Lpz. 1880). Vgl. Lachmann, «Versuch über D.» (in den «Kleinen Schriften», Bd. 2, Berl. 1877); Boucherie in den «Comptes rendus de l'Académie des inscriptions et belles lettres» (Par. 1868) und in den «Notices et extraits de la bibliothèque nationale» (Bd. 23, Par. 1872, und Bd. 27, 1879) und Hagen, «De Dosithei magistri quae feruntur glossis» (Bern 1877).

Dosse, Fluß in der preuß. Provinz Brandenburg, entspringt nordöstlich von Meienburg an der mecklenb. Grenze, fließt südlich bis nahe an den Rhin, wendet sich dann, kanalisiert, nach W. und mündet in die Havel unweit Vehlgast. Sie ist 120 km lang, an der Mündung 33 m breit und nur von Hohenofen an 17 km weit mit kleinen Kähnen schiffbar. Der westl. Teil des von Oranienburg bis zur Dossemündung reichenden Havelländischen und Rhin-Luches, das Dosse- oder Neustädter-Bruch, ist 1747—56 und 1773—78 trocken gelegt worden.

Dossenbach, Dorf im Großherzogtum Baden, Kreis Lörrach, Amtsbezirk Schopfheim, 4 km im SW. von Wehr in Baden, mit 450 E., bekannt durch die Niederlage der bad. Freischaren durch württemb. Truppen 27. April 1848.

Dossieren oder Doucieren (frz. doucir, engl. second grinding), das Klarschleifen der Spiegelgläser. (S. unter Glasschleiferei.)

Dosso Dossi (Giovanni), mit seinem eigentlichen Namen Giovanni di Niccolò di Lutero, ital. Maler, war wahrscheinlich in Trient 1474 oder 1479 geboren; Dossi hieß er von einem Gute bei Mantua, welches seinem Vater gehörte. Er scheint in Ferrara, wohin der Vater in Diensten des Herzogs zog, bei Lorenzo Costa gelernt zu haben, mit dem er auch 1512 in San-Sebastiano zu Mantua malte. Er arbeitete dann viel mit seinem jüngern Bruder, wurde 1516 in Ferrara ansässig, machte dann aber noch größere Reisen in Italien, welche ihn in Rom auch kurz vor Rafaels Tode mit diesem in Berührung brachten. Seit 1527 verweilte er vorzugsweise in Ferrara, wo er für den Herzog die Fresken im Kastell malte, aber er hat auch an den Fresken im Kastell von Trient Anteil. Später entwarf er die Zeichnungen für die Majoliken der herzogl. Fabrik in Ferrara; 1532 entstand die Disputa (jetzt in Dresden), 1536 Christus unter den Schriftgelehrten für den Dom zu Faenza (jetzt verschollen) und 1542 das Altarbild

der Brüderschaft della morte zu Modena. In diesem Jahre starb der Künstler. D.s Stil ist eine eigentümliche Vereinigung von Elementen, welche an Rafael, an Tizian, an Correggio erinnern, dazu kommt die ihm eigentümliche Neigung zum Phantastischen, Seltsamen. Ariost hat ihn als Künstler gefeiert. Die meisten seiner Werke besitzen Modena und Ferrara, von deutschen Galerien hat die wiener einen heil. Hieronymus. Im Palast Borghese zu Rom ist seine Circe im Walde, ein berühmtes, wunderliches Gemälde.

Dosten (Pflanzengattung), s. u. Origanum.

Dost-Mohammed Chan, geb. um 1770 aus dem Geschlecht der Baruski als Sohn Feth-Alis, eines afghan. Ministers unter Timur, machte sich nach Schah Sudschas Entthronung und nach dem Sturze der Durani-Dynastie 1823 zum Beherrscher von Kabul und behauptete seine Herrschaft unter vielen Kriegen gegen die Engländer, Perser und die nördlich von Afghanistan belegenen kleinen Staaten bis zu seinem am 29. Mai 1863 erfolgten Tode. Ihm folgte sein Sohn Schir-Ali Chan. (S. Afghanistan.)

Dostojewskij (Fedor Michailowitsch), durch seine sozial-polit. Tendenzen bekannter russ. Schriftsteller, 1822 zu Moskau geboren, wo sein Vater als Arzt beim Marienhospital angestellt war, kam 1837 nach Petersburg in die Hauptingenieurschule, wo er fünf Jahre blieb, und trat dann als Unterlieutenant in Militärdienste, welche er aber schon 1842 verließ, um sich litterarischer Beschäftigung zu widmen. Er schloß sich namentlich an Bjelinskij an, dessen Ansichten und Bestrebungen er teilte. Seine erste Novelle, «Die armen Leute» (1846), in welcher er das Elend des russ. Beamten- und Kleinbürgerproletariats zeichnete, erregte außerordentliches Aufsehen. Es folgten mehrere Novellen, die jedoch hinter den Erwartungen zurückblieben, die sein erster Versuch hervorgerufen hatte. Nebst mehrern Gleichgesinnten sozialistischer Umtriebe angeklagt, wurde er 1849 zum Tode verurteilt, aber dann zu zehnjähriger Strafarbeit in Sibirien begnadigt. Aus der Strafanstalt ward er 1854 erlöst, aber nur um als Gemeiner in die Armee einzutreten, worauf er in Sibirien bis zur Regierung Alexanders II. diente, die ihm (1856) Begnadigung und die Erlaubnis zur Rückkehr erst nach Twer, dann nach Petersburg brachte. Hier griff er sogleich wieder zur Feder und legte in den «Zapiski iz mertvago doma» («Memoiren aus dem Totenhause», Petersb. 1858; deutsch übersetzt, Lpz. 1864) die Eindrücke und Erfahrungen seines sibir. Exils mit erschütternder Wahrheit, aber zugleich mit einer edeln Ruhe und seltenen Objektivität nieder. Nachdem er noch eine Ausgabe seiner frühern Schriften (2 Bde., Mosk. 1860) hatte erscheinen lassen, trat er 1861 mit einem umfangreichern Roman «Unižennyje i oskorblennyje» (Petersb.), hervor, der einen ähnlichen Vorwurf behandelt, wie ihn Victor Hugo zur Grundlage seiner «Misérables» genommen hat. Sein schriftstellerisches Talent trat besonders wieder hervor in dem Romane «Prestuplenije i nakazanije» («Verbrechen und Strafe», Petersb. 1868 u. öfter; deutsch nach der 4. Aufl. von W. Hendel unter dem Titel «Raskolnikow», 3 Bde., Lpz. 1882), dessen Reiz in einer feinen psycholog. Analyse besteht. Darauf schrieb er den «Idiot», «Bêsy» («Die Teufel»), «Podróstok» («Der Volljährige», 1875). Sein letzter Roman war «Bratja Karamazovy» («Die Brüder Karamasow», 1881). Die Eigentümlichkeit des Verfassers zeigt sich auch hierin, allein er verfällt rücksichtlich des Verständnisses seiner Zeit nicht selten in eine schon durch die Wahl krankhafter Charaktere hervortretende Einseitigkeit. In den letzten Jahren seines Lebens trat er als Publizist auf in seinem «Dnevnik Pisatelja» («Tagebuch eines Schriftstellers»), wo er einen sehr konfusen patriotischen Mystizismus mit großer Intoleranz gegenüber der europ. Bildung und den liberalen Ideen der russ. Gesellschaft entwickelte. Er starb 9. Febr. (28. Jan.) 1881.

Michail D., Bruder des vorigen, machte sich gleichfalls in der russ. Litteratur einen Namen, unter anderm durch seine Übersetzung von Schillers «Don Carlos» (1848) und Goethes «Reineke Fuchs» (1861). Seine Zeitschrift «Vremja» wurde 1863 wegen eines Artikels über den poln. Aufstand unterdrückt; er hatte eine neue, «Epocha», begonnen, als er 22. (10.) Juli 1864 zu Pawlowsk starb.

Dotālgrundstücke sind die zum ehelichen Vermögen (Dos) einer Ehefrau gehörigen Immobilien in einer Ehe, welche von dem röm. System des ehelichen Güterrechts (s. Dotalsystem) beherrscht wird. Es besteht hinsichtlich dieser Objekte der Rechtssatz, daß dieselben jeglicher Veräußerungsdisposition des Ehemanns (auch der Verpfändung, dem Verzicht auf ihnen zustehende Servituten, der Begründung von Servituten an ihnen) entzogen sind, daß jede derartige Verfügung, sobald sie durch Willensakt des Ehemanns erfolgt, wirkungslos ist. Diese Norm besteht im Interesse der Ehefrau, aber die letztere kann dieselbe auch nicht durch Einwilligung in die Veräußerung unanwendbar machen. Ausnahmen gibt es, die sich jedoch aus der Struktur der einzelnen Fälle von selbst erklären; insbesondere haben Landesrechte (das preußische und sächsische) die Wirksamkeit eines ehefräulichen Konsenses anerkannt.

Dotalitium, s. Wittum.

Dotālsystem ist das System des röm. ehelichen Güterrechts (Dotalrechts); so benannt, weil alles Gut, welches der Ehemann zur Bestreitung des Aufwands im Haushalt bei rechtsgültiger Ehe von der Frau oder von einem andern für die Frau erhielt, Dos genannt wurde. Das Charakteristische dieses Güterrechtssystems ist im Gegensatz zu dem echt german. System der Gütereinheit: die Gütertrennung. Das von der Frau in die Ehe eingebrachte Vermögen fiel nämlich nicht ohne weiteres, wie nach deutschem Recht, in die Verwaltung des Mannes, sondern er erhielt daran nur die Rechte, welche ihm von dem Vermögensdisponenten, dem Geber, «Besteller» der Dos, ausdrücklich eingeräumt wurden. Man unterschied in dieser Beziehung Paraphernen (s. d.) und Dos, indem jene die Güter waren, an welchen dem Ehemann nicht die Rechte, die er an der Dos hatte, zustanden, während an die Verleihung von Dotalobjekten bestimmte Befugnisse sich knüpften; wer ihm Vermögen im letztern Sinne gab, der hatte, was früher formell geschehen mußte, eine Dos begründet. Die Befugnisse des Ehemanns an dem ihm als Dos gegebenen Vermögen waren die eines Eigentümers, mit Ausnahme bezüglich der Dotalgrundstücke (s. d.), aber immer mußte sich der Ehemann dabei seiner Verpflichtung erinnern, im Fall der Auflösung der Ehe, ja, wenn er schlecht

wirtschaftete, auf Verlangen der Frau schon während der Ehe die Dotalobjekte an die Frau oder einen andern verabredeten Empfänger zurückliefern, beziehungsweise für die durch seine Schuld verbrachten Ersatz leisten zu müssen. Infolge dieser Verantwortung schrumpfte das Recht des Ehemanns thatsächlich auf eine bloße Nutznießung des zu Ehezwecken gegebenen Vermögens zusammen. Dabei hatte er weder ein Recht auf Schuldentlastung an die Frau noch einen Anspruch auf die eheliche «Errungenschaft», soweit ihm nicht diese selbst wieder als Dos eingeräumt wurde. Die Frau konnte alles für sich behalten, zahlte freilich auch ihre Schulden selbst, mit Ausnahme der Aufwendungen zum ehelichen Haushalt, deren Bestreitung dem Ehemann aus den Mitteln der Dos obliegt.

Bei Auflösung der Ehe fiel die Dos an die Frau, resp. deren Gewalthaber oder Erben zurück oder an den Besteller der Dos, der sich den Rückfall vorbehalten hatte (dos recepticia). Zur Bestellung einer Dos sind nach röm. Recht verpflichtet der Vater, der väterliche Großvater und in letzter Linie die Mutter der Frau (dos necessaria; die von väterlicher Seite herkommende dos necessaria heißt dos profecticia), aber auch andere Personen, ja die Frau selbst können eine Dos (voluntaria, adventicia) begründen. Die Bestellung erfolgt durch sofortige Zuwendung oder bloße Zusage eines Vermögensvorteils an den Mann und kann auch schon vor der Eheschließung gültig geschehen. Dabei kann die besondere Verabredung getroffen werden, daß nicht die zugewendeten Objekte selbst, sondern deren Preis Dos (Dotal) sein sollten, in welchem Falle sie dem Ehemann als verkauft gelten (dos venditionis causa aestimata), oder es kann eine Taxation in Geld nur deshalb vorgenommen werden, um für den Fall eintretender Rückgabeverpflichtung den Betrag des von dem Manne zu Erlegenden außer Streit zu setzen (dos taxationis causa aestimata). Auf diesem Standpunkt des römischen D. steht das heutige gemeine Recht in Deutschland noch, und dasselbe gilt als das gesetzliche D. nicht bloß in denjenigen Gebieten, wo gemeines Recht Landrecht ist, sondern es ist vielfach subsidiäres Recht in Fällen, in denen nichts anderes verabredet ist, und es kann in Ehepakten durch Ehegatten, welche sonst einem andern ehelichen Güterrecht unterliegen würden, vertragsmäßig begründet werden.

Dotation ist im Civilrecht die Gewährung einer Mitgift (dos), ingleichen die Entschädigung für den Verlust der Geschlechtsehre, welche eine außerehelich Geschwängerte von dem Schwängerer zu empfangen hat. Der röm. Klerus, der die Familienbegriffe gern auf die Kirche übertrug, forderte von dem Gründer einer kirchlichen Anstalt als geistlichem Vater derselben, daß er sein Kind, d. h. die Stiftung, mit gehörigen Mitteln ausstatte, dotiere. In diesem Sinne spricht man noch gegenwärtig von kirchlichen D., von Kirchen- und Pfarrdotalen, desgleichen, unter Übertragung der nämlichen Bezeichnung auf weltliche Verhältnisse, von D. einer Anstalt, eines Ordens. Bei den Longobarden hießen D. die Grundstücke, mit welchen der König seine Vasallen in eroberten Ländern belieh. Etwas Ähnliches begründete in neuerer Zeit Kaiser Napoleon I. Er verlieh seinen ausgezeichnetsten Anhängern und Generalen die durch Eroberung ihm selbst oder dem franz. Reiche vorbehaltenen Güter fremder Staaten und nannte diese Verleihungen D. Dieselben hatten sämtlich den Charakter von Lehen, und zwar von Majoraten; mit ihnen waren teilweise Hoheitsrechte verbunden, teilweise bestanden sie aus einem Adelstitel mit einer entsprechenden D. an Renten oder Gütern. Unter die erstern gehörten die förmlichen Vasallenstaaten in Italien: die Herzogtümer Dalmatien, Istrien, Friaul, Belluno, Bassano, Cadore, Treviso, Feltre, Vicenza, Conegliano, Padua und Rovigo. In dieser Art wurde zuerst 1806 dem Marschall Berthier das von Preußen abgetretene Fürstentum Neuchâtel verliehen, Talleyrand zum Herzog von Benevent, Bernadotte zum Herzog von Pontecorvo erhoben. Dieselben waren souveräne Fürsten, aber zugleich Vasallen des Kaiserreichs. Marschall Lefèbvre dagegen erhielt 1807 den Titel eines Herzogs von Danzig und eine dem entsprechende D. aus den franz. Domänen, und auf gleiche Weise geschah es mit dem Marschall Davoust, der erst als Herzog von Auerstädt, dann als Fürst von Eckmühl mit Domänen ausgestattet wurde. Neben den Reichslehen Parma und Piacenza, die keine landesherrlichen Rechte besaßen, besaß teils Napoleon selbst, teils der franz. Staat in allen Teilen Italiens unermeßliche Renten und Güter, mit denen die neuen Fürsten, Grafen, Barone, Ritter und Mitglieder der Ehrenlegion vom Kaiser dotiert wurden. Ein geheimer Artikel im Pariser Frieden von 1814 hob in den fremden Ländern diese D. und alle darauf bezüglichen Ansprüche mit Einem Schlag auf. Zu erwähnen sind noch die nach manchen Verfassungen zulässigen Belehnungen mit Staatsgütern zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste um den Staat u. s. w., ferner die nach dem Deutschen Kriege von 1866 und dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 aus den betreffenden Kriegskontributionen entnommenen besondern D. an die bedeutendsten Staatsmänner, Feldherren und an die Kriegsminister der norddeutschen, resp. der deutschen Armeen.

[s. Totis.

Dotis, Marktflecken im ungar. Komitat Komorn,

Dotter, Eigelb, s. unter Ei.

Dotter (Ölpflanze), s. Camelina.

Dotterblume, s. unter Caltha.

Dottore (ital., «Doktor»), eine komische Figur der alten ital. Komödie, einen gelehrten Pedanten (Doktor aus Bologna) darstellend; seine Maske hatte eine schwarze Nase und rote Backen.

Dotzauer (Joh. Justus Friedr.), deutscher Violoncellvirtuos, geb. in Häselrieth bei Hildburghausen 20. Jan. 1783, Schüler von Kriegck und später von B. Romberg. Von 1811 bis zu seiner Pensionierung 1850 war er Mitglied der Hofkapelle in Dresden, wo er an seinem Sohn Louis (geb. 7. Dez. 1811), K. Schuberth, Drechsler u. a. treffliche Schüler zog. Auch als Komponist hat D., einer der ersten Cellisten seiner Zeit, für sein Instrument Bedeutendes geschrieben, ferner Messen, Ouverturen, Symphonien, eine Oper ꝛc. produziert. Er starb in Dresden 6. März 1860.

Dou (Gerard), holländ. Genremaler, s. Dow.

Douai, Douay, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Nord-Departement, 32 km südlich von Lille, in 24 m Höhe, an der Nordbahn, dem Canal de la Sensée oder dem Scarpekanal gelegen, und durch diesen sowie durch andere Kanäle und die Schelde mit den meisten Handelsstädten des Departements und Belgiens verbunden, mit einer

dreifachen Reihe von Festungswerken umgeben, ist der Sitz eines Appellhofs für zwei Departements, eines Tribunals erster Instanz, dreier Friedensgerichte, einer Handelskammer (seit 1872) und eines Gewerberats. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich die Notre-Dame-, die St. Jakobs- und besonders die St. Peterskirche, der Justizpalast, das Rathaus mit einem fünf Stockwerke hohen Wartturm und das Zeughaus aus. Es befinden sich hier eine Universitätsakademie für fünf Departements, ein großes Lyceum, eine Rechts- und eine Artillerieschule, ein College der engl. Benediktiner, ein Lehrer- und das Lehrerinnenseminar, eine Zeichenschule, Kurse für Physik, Mathematik, Mechanik und Chemie, eine öffentliche Bibliothek von 55000 Bänden, ein ausgezeichnetes Museum für Naturalien, Altertümer und Gemälde, ein botan. Garten mit einem Standbilde des hier geborenen Bildhauers Johann von Bologna (gest. 1608) und mehrere andere wissenschaftliche Anstalten, sowie Gesellschaften für Ackerbau, Medizin, Philharmonie, Künste und Wissenschaften, die hier mit Eifer gepflegt werden. Als Kriegsplatz hat D. eine Artilleriegarnison und Schule, ein Bauarsenal, ein Artilleriemagazin (einst Kartäuserkloster), eine großartige Kanonengießerei (an Stelle des ehemaligen Schlosses), eine bombenfeste Kaserne u. s. w. Die Stadt zählt (1876) 23348, als Gemeinde 26999 E., die Zuckerraffinerie, Fabriken von Feilen, Sirup, Öl, Glas, Farben, Emballagepapier, Etiketten u. s. w., Brauereien, Gerbereien, Salzsiedereien und fünf Buchdruckereien unterhalten und lebhaften Handel mit eigenen Erzeugnissen, sowie mit Korn, Ölsaat, allerlei Samen und flandr. Lein treiben, wofür hier eins der Hauptdepôts ist. D. gehörte im Mittelalter als eine der wichtigsten Städte den Grafen von Flandern, seit 1384 den Herzögen von Burgund, nach deren Aussterben es einen Teil der span. Niederlande bildete und Sitz des flandr. Parlaments und einer von König Philipp II. 1562 gestifteten Universität war, bis es unter Ludwig XIV. 1667 von den Franzosen erobert wurde. Zwar ward es 1710 durch den Herzog von Marlborough wieder genommen, mußte sich aber 1712 von neuem an Frankreich ergeben, dem es durch den Utrechter Frieden 1713 für immer zufiel.

Douairière (frz.), eine Witwe hohen Standes, die von einem Leibgedinge (dotarium) lebt.

Douane (frz.; ital. dogāna, span. und portug. aduana), ein Wort orient. Ursprungs (entstanden durch Umgestaltung aus dem pers.-arab. diwan, das unter anderm auch Rechnungsbuch und Bureau bedeutet), welches seit den Zeiten der Kreuzzüge, zunächst in den Seestädten des Mittelmeers, die bestimmte Bedeutung von Zoll oder Maut erhielt. In Frankreich versteht man darunter nicht bloß das Zollhaus oder Mautbureau, sondern auch die Gesamtheit der an den Landesgrenzen und im Innern des Landes zur Erhebung der Zölle und zur Abwehr der verbotswidrigen Ein-, Aus- und Durchfuhr getroffenen Einrichtungen und des aufgestellten Personals (Douaniers). In dieser Bedeutung wird das Wort auch in Deutschland gebraucht, wennschon dasselbe in den amtlichen Sprachgebrauch hier nicht übergegangen ist. (S. Zoll.)

Douarnenez, Seestadt im franz. Depart. Finistère, Arrondissement Quimper, 22 km im NW. von diesem Orte, mit (1876) 8640 E. Ehemals war es ein kleiner Flecken der Grafschaft Cornouailles, der von dem großen Kirchspiel Ploaré abhing. Von diesem Ort führt eine sehr schöne Straße zur Hafenstadt D., die Mittelpunkt eines sehr regen Sardinenhandels geworden ist und dafür 400 Boote mit 2500 Seeleuten ausrüstet. Die Bai von D. ist eine der schönsten in Europa. Etwas weiter als 1 km entfernt liegt der kleine Hafen Tréboul, an der Mündung des Pouldavid, wo Holz verschifft wird.

Douay, Stadt, s. Douai.

Douay (Charles Abel), franz. General, geb. März 1809, wurde 1844 Bataillonskommandant im 9. Linienregiment, 1848 Kommandant des 8. Jägerbataillons in Algier, 1855 für Auszeichnung im Krimfeldzuge, namentlich bei der Erstürmung des Malakowturms, zum Obersten befördert, erhielt 1859 für Auszeichnung bei Solferino den Rang eines Brigadegenerals und eine Brigade der Armee von Paris. Er wurde 1866 Divisionsgeneral und kommandierte bis 1869 die 7. Territorial-Militärdivision zu Alençon. Dann wurde ihm die obere Leitung der Militärschule zu St.-Cyr übertragen; bei Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs übernahm er das Kommando der 2. Division des 1. Armeekorps (Mac-Mahon), welche die Vorhut desselben bildete. Verschanzt auf den Höhen von Weißenburg, fiel er 4. Aug. 1870, als er seine Truppen nach hartnäckigem Kampfe vor der deutschen Dritten Armee weichen sah.

Douay (Felix Charles), Bruder des vorigen, geb. 14. Aug. 1816, zeichnete sich in Algier und in der Krim aus, war mehrere male Kommandant des Lagers von Châlons und kommandierte 1859 in Italien eine Brigade im Korps des Generals Niel. Bei Solferino befand er sich in der Vorhut, nahm an der Erstürmung von Medole teil und drang bis Robecco vor, wurde aber schwer verwundet. Wiederhergestellt, erhielt er den Rang eines Divisionsgenerals und führte als solcher 1861 die Vorhut des franz. Expeditionskorps in Mexiko bis zur Besetzung der Hauptstadt. Im Jan. 1863 schlug D. den mexik. General Uraga, welcher mit 15000 Indianern Mexiko, wo nur geringe franz. Streitkräfte standen, durch einen Handstreich wegzunehmen suchte. Später wurde er mit einem Kommando im Norden Mexikos betraut und hatte sein Hauptquartier in San-Luis; beim Rückzuge des Expeditionskorps führte er die Nachhut. Nach der Heimkehr wurde D. Generaladjutant des Kaisers und Kommandeur der 1. Division der Armee von Paris. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 erhielt D. den Oberbefehl über das 7. Armeekorps, das sich bei Belfort versammelte. Eine seiner Divisionen (Conseil-Dumesnil) wurde an den Oberrhein vorgeschoben und später von Marschall Mac-Mahon mittels Eisenbahn nach Wörth herangezogen, wo dieselbe an der Schlacht teilnahm. Nach der Niederlage des Marschalls wurde D. mit dem Reste seiner Truppen, unter denen sich auch die aus Rom zurückgezogene franz. Besatzung befand, nach Châlons berufen, nahm an den Schlachten von Beaumont und Sedan (s. d.) teil und geriet bei der Kapitulation 2. Sept. 1870 in deutsche Kriegsgefangenschaft. Aus letzterer nach dem Friedensschlusse zurückgekehrt, erhielt er den Oberbefehl über die bei Auxerre zu formierenden Truppenkörper, zu denen noch 26. April 1871 die bei Cherbourg durch General Ducrot organisierten Streitkräfte

kamen. Mit diesen Truppen, die das Centrum der unter den Oberbefehl des Marschalls Mac-Mahon gestellten Armee von Versailles bildeten, besetzte er in den Kämpfen gegen die pariser Commune 6. Mai Boulogne und war nach einer Reihe von Gefechten, in denen ihm Jaroslav Dombrowski gegenüberstand, der erste, der 22. Mai durch das Thor St.-Cloud mit seinen Truppen in die Hauptstadt eindrang und dann den Regimentern des Generals Cissey die Thore Vanvres, Issy und Grenelle öffnete. Seiner entschlossenen Führung und Umsicht ist die Rettung des von den Kommunisten in Brand gesteckten Louvre (26. Mai) zu danken, sowie ferner am nächsten Tage die Einnahme des Stadtbezirks Belleville. Wenige Tage nach der Unterwerfung der Stadt wurde D. mit seinem Armeekorps nach Lyon gesandt und ihm das Kommando der Territorial-Militärdivision des Rhône übertragen. Nach der Reorganisation der franz. Armee 1873 erhielt er das Kommando des 6. Armeekorps mit dem Sitz in Châlons-sur-Marne. D. starb 4. Mai 1879 zu Paris.

Double, Duplex, ist der Name einer alten franz. Silbermünze, die zwei Deniers (s. d.) galt. Man unterschied den zu Paris seit dem J. 1200 geprägten D. Parisis und den seit derselben Zeit in Tours geprägten D. Tournois. Dieser erhielt sich länger als jener und wurde noch unter den bourbonischen Königen, wenngleich sehr geringhaltig, ja schließlich nur noch als Kupfermünze ausgeprägt. Er hat sich bis zur Mitte des 17. Jahrh. erhalten.

Doublepapier, eine namentlich zur Bekleidung feuchter Wände dienende Art Papier, durch Aneinanderliegen zweier einseitig mit einem Asphaltanstrich versehenen Papierflächen hergestellt.

Doublestoff, soviel wie Doppelgewebe (s. d.), besonders auch ein zu Damenmänteln benutzter sehr dicker Wollstoff.

Doublette (frz.), ein zweimal vorhandener Gegenstand, besonders in Sammlungen (von Büchern, Kunstgegenständen u. s. w.); ferner Gegenstände, die zu Paaren verkauft werden; ein aus zwei Krystallstücken und dazwischen liegender Folie (zur Erhöhung des Glanzes) bestehender Schmuckstein; in der Gärtnerei eine Blume, namentlich eine Nelke, welche außer der Grundfarbe nur noch eine Farbe in bandförmigen Streifen hat; eine D. machen, aus einem Doppelgewehr zwei Tiere unmittelbar nacheinander erlegen.

Doublieren, vom franz. double, oder Duplieren, vom lat. duplum (frz. doublage, engl. doubling), eigentlich Doppeln, ein dem Zwirnen des Garns, namentlich der Seide, vorausgehendes Verfahren, nach welchem so viele Fäden, als zusammengedreht werden sollen, parallel nebeneinander liegend auf eine gemeinsame Spule gewunden werden; auch diejenige Operation der Baumwoll- und Flachsspinnerei, durch welche eine Anzahl von Watten, resp. Bändern zu einem Ganzen verarbeitet werden; in der Metallbearbeitung das Auswalzen zweier übereinander gelegten Bleche. (S. Platinieren.)

Doubliermaschine oder Dupliermaschine (frz. doubleur, réunisseur, engl. lapping-machine), auch Bandvereinigungsmaschine genannt, in der Baumwoll-, Flachs- und Kammgarnspinnerei eine Maschine, auf welcher die von der Kratze, resp. Kämmmaschine gelieferten Bänder, je mehrere zu einem Band vereinigt, ausgezogen werden (s. Baumwollindustrie, Flachs und Kammgarn); in der Seidenspinnerei eine Art Spulmaschine, in welcher mehrere Seidenfäden zusammen auf eine Spule aufgewickelt werden; außerdem bezeichnet man als D. auch eine in manchen Appreturanstalten gebrauchte Vorrichtung, durch welche Baumwollgewebe, um die für den Versand geeignete Form zu erhalten, der Länge nach gebrochen und auf die halbe Breite zusammengelegt werden.

Doublings (engl.), Kreuz- und Quersprünge (Haken) des verfolgten Hasen.

Doublure (frz.), Unterfutter, Aufschlag an Röcken u. s. w.

Doubs (spr. Duh; lat. Dubis), der größte Zufluß der Saône und daher Seitenfluß des Rhône, im Winter ein reißender Strom, im Sommer ein schwacher Bach, entspringt in dem nach ihm benannten franz. Departement, 1,5 km im SW. und oberhalb Mouthe am Fuße des 1299 m hohen Noirmont im Juragebirge in 937 m Seehöhe. Bald nach seinem Ursprung nimmt er in seinem gegen Nordosten gerichteten Laufe links die Taverne, den Abfluß des Remoraysees, auf, erweitert sich alsbald selbst zum Lac de St.-Point (850 m hoch), geht über Pontarlier und Morteau und bildet den kleinen Lac de Chaillexon, dann den 27 m hohen Wasserfall Saut du D. Darauf zieht er von Les Brenets an die Grenze gegen die Schweiz, wendet sich innerhalb dieses Landes bei St.-Ursanne plötzlich nach Westen, tritt wieder in Frankreich ein und geht hier unterhalb St.-Hippolyte, wo er links den forellenreichen Dessoubre aufnimmt, durch ein Querthal nach Norden bis Audincourt. Hier nimmt er gleich darauf rechts von Montbéliard (Mömpelgard) her die Savoureuse auf, wird hier schiffbar, wendet sich dann in seinem dem obern fast parallelen Unterlaufe nach Südwesten über Baume-les-Dames und Besançon (236 m hoch), über Dôle im Depart. Jura, in dem er links die Loue aufnimmt, und mündet im Depart. Saône-et-Loire bei dem Dorfe Verdun in 176 m Seehöhe in die Saône, nach einem vielfach gewundenen Laufe von 430 km, während der direkte Quellabstand nur 95 km beträgt. Sein oberes Thal bis gegen Montbéliard ist eng und felsig, oft zwischen senkrechten Felswänden eingeschlossen, das untere bis Besançon nur hier und da beengt, worauf es weiter und waldig wird. Mittels eines Kanals, der unterhalb Auxonne an der Saône anfängt, bei Dôle den D. erreicht und mit teilweiser Benutzung des D. und der Ill bis Straßburg geführt ist, verbindet er den Rhône mit dem Rhein.

Das Departement Doubs, aus etwa einem Drittel der Grafschaft Franche-Comté und der ganzen Grafschaft Mömpelgard gebildet, umfaßt 5227,55 qkm mit 310827 E. (1882, gegen 306094 im J. 1876 Zunahme 1,5 Proz.). Außer dem D. (über 300 km Lauf im Departement) und seinen Zuflüssen sind noch der Saônezufluß Ognon an der Nordwestgrenze zu nennen. Über vier Fünftel der Bodenfläche sind Gebirgsland des Jura, von welchem vier Parallelketten dem D. angehören; doch unterscheidet man drei Regionen, die obere, mittlere und untere. Die erste ist von Kalksteinfelsen durchschnitten, die gegen Südosten hin bis zu Höhen von 650—975 m, im Gros-Crêt sogar bis 1423 m und im Mont-d'Or bis 1463 m aufsteigen und sechs bis acht Monate in Schnee gehüllt, auf ihren Rücken fast vegetationslos, nur an den südl.

Abhängen mit trefflichen Weiden und Tannenwäldern bedeckt sind. Man baut hier etwas Gerste und Hafer; die Häuser stehen vereinzelt; die Bewohner haben die Reinheit alter Sitten bewahrt. In der mildern Mittelregion gedeiht Roggen und beginnt der Weizenbau, an günstig gelegenen Stellen die Weinkultur; die Höhen sind mit Eichen, Buchen und Tannen bewaldet. Die untere Region oder die Ebene, über welche sich die Berge mehr als 300 m hoch erheben, ist sehr fruchtbar, reich an Korn und Getreide, stark bevölkert. Die meisten Hochebenen der beiden ersten Regionen sind von Sümpfen und ehemaligen Seebecken bedeckt. Am Fuße ihrer Berge wechseln Seen, große Moräste, ausgedehnte Torfmoore, Höhlen, deren Verschlingungen unterirdische Labyrinthe bilden, Grotten, welche natürliche Eiskeller bieten, Steinkohlenbergwerke und einzelne Mineralquellen miteinander ab. Das Klima ist veränderlich, regnerisch und für die geogr. Breite des Landes rauh. Der Landbau steht zurück und läßt noch ein Drittel des Ackers brach liegen. Künstliche Wiesen, Klee- und Luzernebau fehlen, daher auch wenig Fortschritt im Viehstande vorhanden. Doch ist die Käsebereitung nicht unbedeutend, da zahlreiche Herden vorhanden sind. Man rechnet auf Ackerland 127000, auf Weinberge 8200, Wiesen 122300, Waldungen 135 000, Heide- und Weideland 80000 ha. Außer Torf gewinnt man Marmor und Bausteine; der Bergbau ist auf Steinkohlen und besonders auf Eisen gerichtet. Außer der Erzeugung von Eisen und Stahl und der Verarbeitung von Kupfer sind wichtige Industriezweige die Glockengießerei, Nagelfabrikation, Maschinenbau, chem. Fabrikation, die Papier- und Lederfabrikation, Spinnerei und Weberei, Branntweinbrennerei, Absinthdestillation, Ziegel- und Gipsbrennereien, am bedeutendsten aber die Uhrmacherei. Das Departement hat zur Hauptstadt Besançon und zerfällt in die vier Arrondissements Besançon, Pontarlier, Baume-les-Dames und Montbéliard. Vgl. Joanne, «Géographie du D.» (1878).

Doucement (frz.), sanft, sachte, leise.

Doucet (Charles Camille), franz. Bühnendichter, geb. 16. Mai 1812 zu Paris, studierte die Rechte, wurde Advokat und trat 1837 in die Domänenverwaltung über, widmete sich aber später ganz der Dichtkunst. Sein Erstlingswerk war ein Vaudeville: «Léonce» (1838), das der Dichter Bayard gemeinschaftlich mit ihm entwarf. Diesem folgten die Lustspiele: «Un jeune homme» (1841), «L'avocat de sa cause» (1842), «Le baron Lafleur» (1842), «Le dernier banquet de 1847» (1847), «Les ennemis de la maison» (1850), «La chasse aux fripons» (1846) und «Le fruit défendu» (1857). Diese Dichtungen wurden sämtlich auf dem Odeontheater aufgeführt und gesammelt herausgegeben als «Comédies en vers» (2 Bde., Par. 1858). Im J. 1860 ging von D. ein Schauspiel: «La considération», auf dem Théâtre français über die Scene. Außerdem schrieb er noch eine große Anzahl von Gelegenheitsstücken und lange Zeit für den «Moniteur» das Feuilleton der Theaterkritik. D. wurde 1853 als Abteilungschef für Beaufsichtigung der Theater in das Staatsministerium berufen und 1863 zum Direktor der Theaterverwaltung im kaiserl. Hausministerium ernannt. Seit 1865 ist er Mitglied der Französischen Akademie und seit 1876 ständiger Sekretär derselben. Als gelungenste Bühnenschöpfungen D.s sind «Le fruit défendu» und «La considération» anzusehen.

Douceur (frz.), eigentlich Süßigkeit, dann besonders Trinkgeld; Douceurs, Schmeicheleien.

Douceurgelder heißen besondere Gebührnisse in Geld, welche ganzen Truppenteilen oder einzelnen Personen unter bestimmten Verhältnissen oder für besondere Leistungen neben ihren sonstigen dienstlichen Bezügen zustehen. König Friedrich d. Gr. bestimmte z. B. in dem «Unterricht für die Generale» für jede Rangstufe der Offiziere, sowie für die Mannschaft gewisse D. für den Fall, daß die Winterquartiere in Feindesland bezogen wurden. Nach dem «Armee-Verordnungsblatte» vom 11. Juli 1871 heißen auch die den deutschen Truppen für eroberte Trophäen bewilligten Geldbeträge D. oder Geschützgelder und verbleiben dem betreffenden Regiment, welches dieselben zinsbar anlegt und die Zinsen für die Offiziere und die Mannschaft verwertet. Es werden gezahlt für jedes «im offenen Gefechte während seines Gebrauchs bei feindlicher Gegenwehr mit stürmender Hand» genommene Geschütz 60 Dukaten und für jedes «im offenen Gefechte» genommene feindliche Feldzeichen (Fahne oder Standarte) 40 Dukaten. Die D. können an die bei der Eroberung thätig gewesenen Mannschaften entsprechend verteilt werden, wenn ihr Betrag bei einem Regiment weniger als 1500 Mark beträgt.

In Österreich-Ungarn gibt es folgende D.: Reit-D. für Mannschaften der Kavallerie für gute Wartung der Dienstpferde (nach 5 Jahren 14 Fl., dann jährlich 5 Fl.; wird das Dienstpferd nach einjährigem Gebrauch Offizierspferd: 10 Fl.); Mannschafts-Gratislöhnung, welche in der Regel der Kaiser gewährt, im Kriege ausnahmsweise der Armeekommandant bis zum Betrage einer fünftägigen Löhnung; Feuerlösch-D., und zwar für Unteroffiziere die eintägige Löhnung, für Soldaten 10 Kr.; Deserteurstaglia, und zwar für Einbringen eines berittenen Mannes (fahnenflüchtiger aktiver Militär, entwichener Kriegsgefangener oder Militär-Kerkersträfling) 40 Fl., eines unberittenen 24 Fl.; D. für Entdeckung eines Deserteurkomplotts 36 Fl.; D. für die Anzeige der versuchten Verleitung eines Soldaten zum Treubruche 200 Fl.; D. für Einbringung ärarischer Dienstpferde und Tragtiere 2 Fl. und Ersatz des aufgewendeten Futters, für ärarisches Rindvieh 5 Fl., für ärarisches Kleinvieh 50 Kr., wird jedoch nicht an Militärpersonen gezahlt; Lebensrettungs-D., für mit Gefährdung des eigenen Lebens bewirkte Rettung eines Menschen aus offenbarer Todesgefahr, 25 Fl.

Doucha (Franz), czech. Schriftsteller und Dichter, geb. 31. Aug. 1810 in Prag, besuchte daselbst das Gymnasium und studierte an der dortigen Universität Philosophie und Theologie. Nachdem er ein Jahr lang Auskultator am prager Akademischen Gymnasium gewesen, empfing er 1834 die Priesterweihe und ward Kaplan im Dorfe Petrovic-Oběnic. Hier zog er sich nach mehrjähriger aufreibender Thätigkeit in der Seelsorge ein Gebrechen der Sprach- und Respirationsorgane zu, sodaß er dem Berufe des Predigers und Lehrers für immer entsagen mußte. Er wandte sich nun ganz der Litteratur zu, kehrte nach Prag zurück und nahm seit 1848 seinen Wohnsitz im dortigen Minoritenkloster zu St. Jakob. D.s litterarische Thätigkeit ist eine sehr umfassende und vielseitige; er

nahm teil an den meisten Fächern der Journalistik, der Litteraturgeschichte, Biblio- und Lexikographie, als Sammler von Volksliedern u. s. w., verfaßte ernste und humoristische Gedichte («Die sieben Worte der Barmherzigkeit», Prag 1836, u. a.), insbesondere aber hat er sich als Übersetzer verdient gemacht. Er übersetzte unter andern sechs Dramen von Shakspeare, Tassos «Befreites Jerusalem», Kleists «Käthchen von Heilbronn», Stücke aus Herder, Uhland, Dante, Dumas, Camões, Puschkin, Mickiewicz. Sehr beliebt sind seine zahlreichen (gegen 100) czech. Jugendschriften. Ferner gab er heraus Erbauungsbücher, eine czech. Ausgabe von Thomas von Kempen «Nachfolge Christi» (Lpz. 1843), «Manuale ritus Pragensis» (Prag 1848), im Verein mit P. Dvorský eine «Geschichte der kath. Kirche für Gymnasien» (czech., Prag 1849). Ferner nahm er an der czech. Bibelausgabe (1857), dem Cancional und andern theol. Werken teil, und leitete selbst verschiedene solche periodische Unternehmungen. Auch gab er Czelakowskýs «Ohlas písní ruskych» in wend. Sprache heraus.

Douche nennt man jene Art von Bad, wobei die Flüssigkeit (tropfbare oder elastische) mit einer gewissen Gewalt, aber in einen feinen Strahl verengt, auf einen Teil des Körpers auftrifft. Man unterscheidet Wasser-, Dampf- und Luftdouchen; ferner kalte, warme und abwechselnd kalt und warme (die sog. schottische) D. Sodann Tropfdouche (das Tropfbad); die fortwährend feine Überströmung oder Berieselung (Irrigation); die Regendouche (Regenbad, Staubbad), mit mehr oder weniger starkem Strahl; die absteigende (gewöhnlich von mehr oder weniger hoch herabstürzendem Wasser) und die aufsteigende D. (von unten nach oben getrieben). Letztere erzeugt man entweder (wie bei Fontänen) durch den Druck einer höhern Wassersäule in einem heberartigen Rohr, oder mittels besonderer Maschinen (Klysopompe, Klysbelice, Hydroklyse, Irrigateur u. dgl.). Man leitet sie bald gegen die Außenfläche des Körpers, bald in innere Höhlen desselben, besonders in den Mastdarm und in die weiblichen Genitalien hinein, entweder stoßweise oder in kontinuierlichem Strom. Die D. gehören zu den kräftigsten Heilmitteln und sind neuerdings immer mehr an Schätzung bei Ärzten und Laien gestiegen. Sie wirken auf die Stelle, wo sie auftreffen, mechanisch erschütternd (daher nach Umständen abspülend, reinigend, zu Thätigkeiten, besonders Kontraktionen anregend) und nach dem Grad ihrer Temperatur bald das Blut hinwegtreibend, bald herzulockend, daher bald entzündungsteigernd, bald entzündungswidrig. Als sehr starke Mittel können die D. aber auch sehr leicht schaden, besonders wenn sie ohne ärztliche Verordnung oder im Übermaß gebraucht werden; insbesondere kann vor der übermäßigen Anwendung der kalten D. auf den Kopf wegen ihrer stark anregenden und dadurch oft nachteiligen Wirkung auf das centrale Nervensystem nicht eindringlich genug gewarnt werden. Als Beispiele der Heilkraft der D. sind zu nennen: der günstige Erfolg bei Behandlung der Leukorrhöen und Metrorrhagien durch täglich mehrmalige aufsteigende Kaltwasserdouchen; bei stockender und schmerzhafter Menstruation durch aufsteigende Heißwasserdouchen gegen den Uterus; die Heilung sog. kalter Geschwülste und mancher Lähmungen durch die heißen und kalten Wechseldouchen u. dgl. m.

Doucin, in Deutschland Splitt- oder Süßapfel, ein Apfelgehölz mit wolliger Behaarung an den Sommertrieben und auf der untern Seite der Blätter. Er wird in den Baumschulen (vorzugsweise in Frankreich) wegen seines schwachen Wuchses als Unterlage für Zwergobst angepflanzt.

Doué-la-Fontaine, Stadt im franz. Depart. Maine-et-Loire, Arrondissement Saumur, 17 km im SW. von diesem Orte, in 64 m Höhe am Doué-Bache, einem hier entstehenden Nebenfluß des Layon, und an der Eisenbahn Angers-Montreuil, hat eine schöne Ruine einer Kirche aus dem 13. Jahrh., und zählt (1876) 3245 E., welche Steinkohlenlager abbauen und Handel mit Leinwand, Vieh und Eisen treiben.

Douglas, Stadt in England, Hauptort auf der Ostküste der Insel Man in der Irischen See, 130 km im NW. von Liverpool, an der Mündung des Blackwater, mit (1881) 13980 E., welche Küstenschiffahrt, Fischerei, Gerberei betreiben, auch in einer Eisengießerei arbeiten. Die Seebäder sind besucht. Ein 475 m langer Molo mit einem Leuchtturm schützt den Hafen. Villen, Gärten und Terrassen umgeben die Stadt. Etwas nordöstlich ist Castel Mona, früher die Residenz der Herzöge von Athol, jetzt ein Hotel. Nahe im NW. der Stadt steht auf dem Kirchhofe von Kirk-Braddan ein aufrechter Stein, welcher mit Skulpturen aus dem 12. Jahrh. bedeckt ist, und welcher eine Trauerinschrift in Runen trägt, welche Münch in Kopenhagen entziffert hat.

Douglas, Stadt in der schott. Grafschaft Lanark, an dem zur Clyde gehenden Douglas, mit 2600 E., welche Steinkohlen und Bausteine fördern und eine Baumwollspinnerei unterhalten. Die Ruinen des alten Castle-D. sind durch Walter Scott bekannt.

Douglas, eins der berühmtesten und weitverzweigtesten Geschlechter Schottlands, soll von einem Krieger abstammen, der 770 durch seine Tapferkeit eine von dem Scotenkönig Solvathius gegen Donald, König der westl. Inseln, gelieferte Schlacht entschied und wegen seiner dunkeln Gesichtsfarbe in kelt. Sprache Dhu glas (der schwarze Mann) genannt wurde. Er erhielt zur Belohnung seines Heldenmuts Ländereien in der Grafschaft Lanark. Nach andern wäre die Familie flamänd. Ursprungs und erst im 12. Jahrh. nach Schottland gekommen. — Sir William D. war ein Gefährte des tapfern Wallace, geriet 1296 bei der Belagerung von Berwick in engl. Gefangenschaft und focht 1297 in der Schlacht bei Stirling. Sein Sohn James, der «gute Lord D.», kann als der eigentliche Gründer der Macht dieses Hauses betrachtet werden. Er verband sich 1306 mit Robert Bruce (s. d.) zur Befreiung Schottlands und erwarb sich durch seine Heldenthaten den Ruf des tapfersten Kriegers seiner Zeit. Dem letzten Willen Robert Bruces gemäß sollte er 1329 das Herz dieses Fürsten nach Palästina bringen. Unterwegs landete er aber in Sevilla, wo der König Alfons im Begriff war, den Mauren eine Schlacht zu liefern, schloß sich den Spaniern an und fiel mit dem größten Teile seines Gefolgs im Treffen. Wegen seiner Verdienste verlieh das Parlament 1318 seiner Familie die Anwartschaft auf den schott. Thron, was später die D. in verderbliche Rivalität mit den Stuarts brachte. James D. hinterließ nur zwei natürliche Söhne, von denen der ältere, Sir

[illegible]

... Mit ihm sank [illegible] des Hauses.

[illegible] obenerwähnte William, erster Graf D., hatte aus seiner zweiten Ehe mit Margaret Stewart, Schwester des Grafen von Angus, einen Sohn,

[illegible]

... Er ward [illegible] während der Minderjährigkeit Jakob's VI. und beherrschte das Reich acht Jahre lang mit [illegible] Gewalt, bis er [illegible] in dem Morde Darnley's [illegible] zum Tode verurtheilt und 2. Juni 1581 zu Edinburgh hingerichtet wurde. — Sein Neffe [illegible], Graf Angus, folgte ihm auch als Graf von Morton, [illegible] aber 1588 kinderlos, worauf die [illegible] der Familie D. von [illegible] Nachkommen der frühern Grafen, die von Angus über seinen Vetter Sir William D. von Glenbervie [illegible]. — Des letztern Sohn William, Graf Angus, ward 1633 zum Marquis von D. erhoben und gehörte zu den treuesten Anhängern Karl's I. — Sein Urenkel Archibald erhielt in Betracht des alten Glanzes der Familie 1703 schon als Kind die Würde eines Herzogs von D., starb aber 1761 unvermählt, wodurch der herzogl. Titel erlosch, während das Marquisat auf den Herzog von Hamilton überging, der von Lord William D., jüngerm Sohne des ersten Marquis, abstammte. (S. Hamilton.) — Der Schwester-

n des Herzogs von D., **Archibald Stuart**, . 1748, erbte nach einem langen Prozeß die n Familiengüter, nahm den Namen D. an und rd 1790 als **Lord D. von Douglas-Castle** t Peer erhoben. Ihm folgten seine drei Söhne, hibald, Charles und James, die aber alle kin- los starben, der letzte 6. April 1857.

Douglas (Stephen Arnold), hervorragender rik. Politiker, geb. 23. April 1813 zu Brandon Staate Vermont, genoß eine dürftige Erziehung ging, kaum 20 J. alt, nach Illinois, wo er sich 4 als Advokat in Jacksonville niederließ. Rüh- , geschmeidig und in der Wahl seiner Mittel t zu ängstlich, wurde er bald einer der Führer demokratischen Partei seines Staats, die ihm chiedene Ehrenposten übertrug und ihn im r. 1841 zum Richter des Obergerichts von Illi- s erwählte. Im J. 1843 legte er jedoch dieses t nieder, da er in den Vereinigten-Staaten- greß gewählt worden war, dem er von da ab zu seinem Tode, und zwar bis 1847 als Ab- dneter, von 1847 an als Senator angehörte. war während des größten Teils seiner parla- tarischen Laufbahn ein entschiedener Partei- ger des Südens und leistete den Sklavenhal- t und ihren Plänen, wo er nur konnte, schub. So trat er namentlich für alle auf dehnung des Sklavereigebietes gerichtete Be- bungen energisch ein, sprach sich für die An- tion von Texas und Eroberung von Cuba aus d suchte bei Gelegenheit der Oregon-Bill (Aug. 48) die Missouri-Linie bis zum Stillen Ocean zudehnen. Als Vorsitzender des Ausschusses die Territorien war seine Stellung zu der avereifrage ein Umstand von nationaler Bedeu- g. Als im Herbst 1853 die Nebraska-Bill d.) eingebracht wurde, veränderte D. seinen ndpunkt und verlangte, daß alle die Sklaverei effenden Angelegenheiten auf Grund «des hen Prinzips der Selbstregierung» den Bewoh- n der Territorien und der später aus ihnen ge- eten Staaten zur ausschließlichen Entscheidung rlassen bleiben sollten. Diese sog. Squatter- uveränetätslehre befriedigte keine der streiten- Parteien. Seine bisherigen Freunde betrach- n sie als ein Angebot ihres Urhebers auf die sidentschaft; dem Süden ging sie nicht weit ge- , indem er für sich das Recht beanspruchte, mit en Sklaven wie mit jedem andern Eigentum in Territorien gehen zu können, während der Nor- diese als freies und der Sklaverei verschlosse- Gebiet betrachtet wissen wollte. Diese ein- er entgegengesetzten Ansichten führten zunächst den Kansas-Wirren, in welchen der Süden un- lag, dann aber zur Zersplitterung der demokra- hen Partei selbst, deren südl. Flügel im April 0 Breckinridge und deren nördlicher bald dar- D. zu seinem Präsidentschaftskandidaten er- nnte. Beide erlitten eine Niederlage, da Lin- n im Nov. 1860 statt ihrer gewählt wurde. Bei n einige Monate später ausbrechenden Bür- kriege trat D. mit großer Energie für die Er- tung der Union ein und unterstützte seinen hern Gegner Lincoln uneigennützig mit Rat d That. Er starb auf einer Reise zu Chicago Juni 1861.

Douglaß (Frederick), amerik. Redner und Jour- ist, als Sklave von einer schwarzen Mutter J. 1817 auf einer Pflanzung bei Easton im Staate Maryland geboren, wurde bis zu seinem 10. Lebensjahre auf dem Lande gehalten und kam dann nach Baltimore zu Verwandten seines Herrn, denen er am 3. Sept. 1838 nach dem Norden ent- lief. Er gelangte auf seiner Flucht zunächst nach Neuyork, dann nach Neubedford, wo er sich verhei- ratete und einige Jahre als Arbeiter ernährte. Im J. 1841 hielt er bei Gelegenheit einer Antisklaverei- versammlung eine so glänzende Rede, daß er zum Agenten der Antisklavereigesellschaft von Massa- chusetts ernannt wurde. Als solcher bereiste er vier Jahre lang die Staaten von Neuengland: Im J. 1845 veröffentlichte er eine Autobio- graphie und begab sich dann nach England, wo er das Publikum durch seine gegen die Sklaverei gerichteten Vorträge begeisterte. Seine engl. Freunde kauften ihn 1846 aus der Sklaverei los. Nach Amerika zurückgekehrt, gab er seit 1847 in Rochester «The Northern Star» und dasselbe Blatt später unter dem veränderten Titel «Frederick Douglass' Paper» heraus. Als 1859 der Gou- verneur von Virginien seine Verhaftung bei dem Gouverneur von Michigan, wo er sich damals auf- hielt, wegen seiner angeblichen Beteiligung an dem Brownschen Zuge nachsuchte, flüchtete sich D. nach England, kehrte aber bereits nach einigen Monaten zurück. Im J. 1861 nach Ausbruch des Bürger- kriegs drang er bei Lincoln auf die Errichtung von Negerregimentern und auf die Emancipation der Sklaven. Nach dem Kriege war er hauptsächlich als Vorleser thätig. Sein Wohnsitz ist Rochester im Staate Neuyork. D.' Bedeutung wurzelt in der Agitation gegen die Sklaverei und gehört des- halb der Vergangenheit an.

Doullens, Stadt im franz. Somme-Departe- ment, Hauptort eines Arrondissements, 30 km nördlich von Amiens, in 60 m Höhe, am Fuße von 140 m hohen Hügeln, an dem Küstenflusse Authie und an der Nordbahn, Sitz einer Unterpräfektur und eines Tribunals erster Instanz, hat eine Acker- baukammer und ein Zuchthaus für Frauen, Baum- wollspinnereien, Sägemühlen, Öl-, Papier- und Lederfabriken und zählt (1876) 3886, als Gemeinde 4810 E. Dulincum (Donincum), das man für eine röm. Station hält, wurde den letzten Karolingern durch die Grafen von Vermandois entrissen. Im 12. Jahrh. kam es an die Grafen von Ponthieu, 1225 wieder an die Krone; im 15. Jahrh. gehörte es zur Grafschaft Amiens, 1789 besaß es der Graf von Artois (der nachmalige König Karl X.) noch als Apanage. Bis 1867 war D. eine Festung.

Doune, Dorf in der schott. Grafschaft Perth, Gemeinde Kilmadock, 10 km im NW. von Stir- ling, nahe am Zusammenflusse von Teith und Ar- doch, mit 1260 E., welche Kattun fabrizieren. Auf einer Höhe stehen die Ruinen des von Walter Stuart, Grafen von Montith, im 14. Jahrh. er- bauten Schlosses, von welchem ein Donjon und 3 m dicke Mauern vorhanden sind.

Dourbie, linksseitiger Nebenfluß des Tarn im franz. Depart. Aveyron, empfängt aus den Ceven- nen das Wasser sehr reich fließender, äußerst klarer Quellen und ist daher selbst sehr klar. Ihr Ursprung liegt in den Espérou-Bergen, am Fuße des Puy d'Aulas, links nimmt sie den Durzon auf; rechts er- reicht der Trévezet sie nicht, da er sich in den Schlün- den der Causse verliert. Zwischen der Causse, Noir und dem Larzac durchfließt sie eine Art von Spalte, tritt dann in das schöne Millaubecken und mündet

in 350 m Höhe in den Tarn. Ihr äußerst malerischer Lauf ist etwa 70 km lang.

Dourdan, Stadt im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrondissement Rambouillet, 22 km im SO. von diesem Orte, nahe am Walde von D., an der zur Seine gehenden Orge und an der Eisenbahn Paris-Vendôme-Tours, hat wichtige Ackerbau-Maschinenfabriken, Mahlmühlen, Sägemühlen, Tapetenfabriken, und zählt (1876) 2719, als Gemeinde 2949 E. Ehemals war D. die Hauptstadt des Hurepoix. Noch stehen schöne Reste eines Schlosses, welches Philipp August auf den Ruinen des karolingischen Palastes von Dordinchum aufführte. In der Umgegend liegen zahlreiche Lustschlösser.

Douro, Fluß, s. Duero.

Do, ut des und **Do, ut facias,** ich gebe, damit du (mir etwas) gebest, und ich gebe, damit du (mir etwas) thust, verrichtest; im röm. Recht zwei Innominatkontrakte (Kauf- und Dienstkontrakt); man spricht auch von einer Do-ut-des-Politik.

Douville (Jean Baptiste), ein um 1794 in Frankreich geborener Abenteurer, welcher, nachdem er in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt war, von 1815 an Afrika, Asien und Amerika bereiste. Im J. 1832 erschien seine «Voyage au Congo et dans l'intérieur de l'Afrique équinoxiales, fait dans les années 1828—30» (3 Bde.). D. war Sekretär der Geographischen Gesellschaft zu Paris, von welcher ihm die Preismedaille für die wichtigste im J. 1830 gemachte Entdeckung zuerkannt wurde, wie er auch zum Ehrenmitglied der Geographischen Gesellschaft zu London erwählt wurde. In dem «Edinburgh Philosophical Journal» wies aber gleich nach dem Erscheinen des Werks Cooley nach, daß D. während der angegebenen Reisejahre als Sprachlehrer in England gelebt habe und die Reise also fingiert und nur eine Verarbeitung älterer portug. Expeditionen sei. Im J. 1835 ließ sich D. als Arzt zu Formigas in Brasilien nieder, wo er bald nachher ermordet wurde.

Douw (Gerard), holländ. Genremaler, s. Dow.

Douzette (Louis), Landschaftsmaler, geb. zu Triebsees in Vorpommern 25. Sept. 1834, lernte zuerst bei seinem Vater, welcher Zimmermaler war. Aller Mittel entblößt, kam er 1856 nach Berlin, wo er fünf Jahre hindurch demselben Handwerk fleißig oblag. Später schritt er zur Dekorationsmalerei in höherm Sinne vor, lernte im Atelier von H. Eschke, wendete sich aber seit 1864 zur Öltechnik, in welcher er berühmte Originale, besonders Ruisdael, kopierte, endlich auch nach der Natur zu schaffen begann. Es gelangen ihm auf diese Weise einige Bilder mit Mondbeleuchtung, welche man den Meisterwerken van der Neers an die Seite setzte. Seitdem sind Gemälde dieser Art eine Spezialität D.s, fast jede seiner Landschaften schmückt das magische Licht des Mondes. D. machte viele Reisen in Frankreich, Italien und Deutschland, holt sich seine Lieblingswerke aber in der Regel an der Ostseeküste. Unter den zahlreichen Landschaften von seiner Hand sind besonders hervorzuheben: Schwedisches Müllergehöft im Mondschein, Mondnacht im Bollwerk (1874), Winterhafen bei aufgehendem Mond (1880), Mondnacht im Golf von Venedig (1876), Waldwiese in heller Mondnacht (1879), Mondnacht am Märkischen See (1882).

Dove, ein Fluß in England, welcher die Westgrenze von Derbyshire gegen Staffordshire bildet, einer der ersten Nebenflüsse des Trent von der linken Seite. Er entspringt bei Buxton in Derby und fließt nach S. über Hartington, Ashbourn, Uttoxeter, wo er den Churnet aufnimmt, und mündet nach 65 km Laufes unterhalb Burton. Das Dovethal mit seinem Waldesschatten und Felsen ist eins der malerischsten im Innern Englands; in ihm liegt auch die den Talbots von Shrewsbury gehörende herrliche Residenz Alton-Towers.

Dove (Heinr. Wilh.), berühmter Physiker, geb. 6. Okt. 1803 zu Liegnitz, besuchte die dortige Ritterakademie und widmete sich seit Ostern 1821 erst zu Breslau, dann seit 1824 zu Berlin mathem. und physik. Studien. Nachdem er zu Berlin 1826 promoviert, habilitierte er sich Ostern 1826 als Privatdocent zu Königsberg und erhielt daselbst im Sommer 1828 eine außerord. Professur, die er Michaelis 1829 mit einer solchen in Berlin vertauschte. Hier wurde er 1837 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und 1845 zum ord. Professor befördert. Unter den zahlreichen Ehren, die ihm zuteil wurden, ist hervorzuheben, daß D., nachdem ihm 1860, nach dem Tode A. von Humboldts, das von diesem getragene Zeichen des preuß. Ordens pour le mérite verliehen war, am 20. Sept. 1867 zum Vizekanzler der Friedensklasse dieses Ordens ernannt wurde. D. starb 4. April 1879 zu Berlin.

Obgleich sich die wissenschaftlichen Leistungen D.s auf alle Gebiete der gesamten Physik erstrecken, und er auf einzelne Teile derselben, wie besonders auf die Lehre von der Elektricität und die optischen Disciplinen, äußerst fördernd eingewirkt hat, gründet sich doch sein Ruf vorzugsweise auf seine epochemachenden Arbeiten in den Gebieten der Meteorologie, Atmosphärologie und Klimatologie, welche Wissenschaften durch ihn ihre wahre Begründung sowie eine fruchtbringende Umgestaltung erfahren haben. Das von ihm aufgestellte und nach ihm benannte Gesetz der Drehung der Winde galt lange Zeit als allgemeine Windtheorie, bis Galton (1863) und Buys-Ballot das neuere allgemeine cyklonische Windgesetz aufstellten. Allein D. hatte schon früher die cyklonische Natur der Winde erkannt, und Galton knüpfte eigentlich an D.s Ansicht über das cyklonische Wesen der Winde an. D. hat viele seiner Untersuchungen und Entdeckungen in den «Abhandlungen» der berliner Akademie, in «Poggendorffs Annalen», in der «Zeitschrift für Erdkunde», der «Zeitschrift des Preußischen Statistischen Bureau» und andern periodischen Schriften niedergelegt.

Als seine Hauptwerke sind zu nennen: «Meteorolog. Untersuchungen» (Berl. 1837), «Über die nichtperiodischen Änderungen der Temperaturverteilung auf der Oberfläche der Erde» (6 Tle., Berl. 1840—59), «Über den Zusammenhang der Wärmeveränderungen der Atmosphäre mit der Entwickelung der Pflanzen» (Berl. 1846), «Temperaturtafeln» (Berl. 1848), «Monatsisothermen» (Berl. 1850) und «Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde, dargestellt durch Isothermen und Isanomalen» (Berl. 1852). Ferner gehören hierher: die «Monats- und Jahresisothermen in der Polarprojektion» (Berl. 1864), die «Darstellung der Wärmeerscheinungen durch fünftägige Mittel» (3 Tle., Berl. 1856—70) und «Die Witterungserscheinungen des nördl. Deutschland, 1858—63» (Berl. 1864). Hieran reihen sich noch: «Das Gesetz der Stürme» (Berl. 1857; 4. Aufl. 1874, auch ins Englische und Französische übersetzt), «Die Stürme der gemäßigten Zone» (Berl. 1863), «Klimatolog. Beiträge»

rl. 1857—69), «Klimatologie von Nord-
)» (2 Tle., Berl. 1868—71), «Eiszeit,
Sirocco» (Berl. 1867), «Der schweiz.
rl. 1868) u. s. w. Andern Gebieten der
hören an: «Über Maß und Messen»
Berl. 1835), «Untersuchungen im Gebiete
tionselektricität» (Berl. 1843), «Über
aus der Ferne» (Berl. 1845), «Über
» (Berl. 1848), «Darstellung der Farben-
l. 1853), nebst «Optische Studien» (Berl.
nwendung des Stereoskops um falsches
Papiergeld zu unterscheiden» (Berl.
er Kreislauf des Wassers auf der Ober-
rde» (Berl. 1866), «Gedächtnisrede auf
mboldt» (Berl. 1869). Auf D.s Betrieb
Berlin das Königliche Meteorologische
s Leben gerufen,
zu seinem Tode
er Leitung stand
obachtungssystem
inen großen Teil
Deutschland aus-

Richard Wilh.),
irchenrechtslehrer,
ohn des vorigen,
br. 1833 zu Ber-
te das Joachims-
mnasium daselbst,
ann zu Berlin und
Jurisprudenz und
1855 mit der
De jurisdictionis
cae apud Germa-
sque progressu»
5) die jurist. Dok-
Im Frühjahr
itierte er sich als
nt in der jurist.
Berlin mit der
g: «Untersuchun-
ie Sendgerichte»,
er erweitert in der
für Kirchenrecht»
erschien; daneben
Jan. 1860 als
er im Evangeli-
kirchenrate zu Berlin thätig. In dem-
hre vereinigte er die hervorragendsten
er Kirchenrechtswissenschaft zur Begrün-
«Zeitschrift für Kirchenrecht», die er
allein, vom vierten Bande ab in Ge-
mit Friedberg herausgab. Ostern 1862
inem Rufe als außerord. Professor des
ts und deutschen Rechts nach Tübingen,
en dem Kirchenrecht auch deutsche Ver-
chichte, Handels- und Wechselrecht, deut-
trecht in den Kreis seiner Lehrthätigkeit
863 eine ord. Professur erhielt, die er
einer solchen in Kiel vertauschte. Seit
D. als ord. Professor in Göttingen so-
ßerord. Mitglied des evang. Landeskon-
zu Hannover. Im März 1871 wählte
eis Duisburg in den ersten Deutschen
1873 wurde D. zum Mitgliede des neu-
königl. Gerichtshofs für kirchliche Ange-
ernannt, 9. Juli 1875 auf Präsentation
sität Göttingen ins Herrenhaus berufen.
rische Arbeiten sind zum großen Teil in
der erwähnten «Zeitschrift für Kirchenrecht» in Druck erschienen. Besondere Beachtung verdient seine Arbeit über «Ämilius Ludwig Richter und seine Zeit» (Bd. 7), welche die kirchenrechtlichen Bewegungen der neuern Zeit in großen Zügen vorführt. Auch besorgte er die neuen Bearbeitungen von Richters «Lehrbuch des evang. und kath. Kirchenrechts» (6. Aufl., Lpz. 1867; 8. Aufl. 1877 fg.).

Dove (Alfred), Bruder des vorigen, geb. 4. April 1844, studierte 1861—66 in Heidelberg und Berlin Medizin und Naturwissenschaften, später Geschichte und widmete sich anfänglich dem Schulfach, sodann der publizistischen Laufbahn. Im J. 1870 übernahm er die Redaction der «Grenzboten», doch legte er dieselbe Ende desselben Jahres nieder, um an die Spitze der neubegründeten Zeitschrift «Im neuen Reich» zu treten, der er sich widmete, bis er 1874 als außerord. Professor der Geschichte nach Breslau berufen wurde. Im J. 1879 ward er daselbst ord. Professor. Seine Arbeiten berühren teils die frühere ital. Geschichte (Sardinien im Mittelalter, die Doppelchronik von Reggio und die Quellen Salimbenes), teils die neuere deutsche Biographie (wesentlicher Anteil an der von Bruhns herausgegebenen wissenschaftlichen Biographie A. von Humboldts, ferner «Die Forsters und die Humboldts», Lpz. 1881, u. a. m.). Eine Darstellung der deutschen Geschichte im Zeitalter Friedrichs d. Gr. und Josephs II. (in der Heeren-Ukertschen Sammlung) ist (1883) im Erscheinen begriffen.



Topographische Lage von Dover.

Dover, Municipal- und Seestadt in der engl. Grafschaft Kent, 114 km von London, an der schmalsten, 33,5 km breiten Stelle der Meerenge von Calais oder D. (Strait of D.), 45 km von Kap Gris-Nez, 50 von Boulogne, 48 km von Calais, Parlamentsborough, durch seine Seebäder bekannt, liegt am Ausgange des romantischen, von Kreidefelsen umschlossenen Thals des Dour oder Idle

und zählt 28486 E. Der für die Reisenden und Badenden gebaute Teil liegt östlich, unterhalb der Schloßklippen, und zwei Dörfer sind bereits damit zusammengewachsen. Die Bewohner treiben Schiffbau, Fischerei, Brauerei u. s. w.; in der Nähe liegen große Papierfabriken. D. ist Station für die Paketboote und die Küstenlotsen. Die meist kleinen, braun oder olivenfarbig angestrichenen Häuser mit grauen Schieferdächern, Schiebefenstern und verschlossenen Thüren geben der Stadt ein düsteres Ansehen. Sie hat zwei Kirchen des heil. Jakob, des Schutzheiligen der Seeleute, eine 1216 errichtet und eine von 1862, und die Marienkirche, welche die Normannen stifteten. Auch haben alle Dissenters daselbst Bethäuser. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das Stadthaus, das Hospital, das Schauspielhaus und das Kasino. Der innere und äußere Hafen, 2,5 und 3 ha groß, leiden an Versandung. Der Zufluchtshafen, durch den 640 m langen Admiralitäts-Molo geschützt, umfaßt 151,5 ha. Mit Calais und mit Ostende ist D. durch regelmäßigen täglichen Dampfschiffverkehr sowie durch submarine Telegraphen verbunden. Im J. 1877 fand eine Hafenbewegung von 4400 Schiffen von 881775 t statt; die Zahl der Passagiere zwischen D. und Calais belief sich auf 180980. Der Wert der Einfuhr 1879 betrug 117,8, der der Ausfuhr 24,2 Mill. Mark. Über Folkstone und Ashford führt von D. eine Eisenbahn nach London. Die Kreidelager in der Nähe haben eine Mächtigkeit von 230 m. Die Höhen von D. selbst sind zu beiden Seiten stark befestigt. Die nördliche, 120—150 m hoch, trägt das von den Römern erbaute, von den Normannen erweiterte alte Schloß, Dover-Castle, mit dem von Wilhelm dem Eroberer angelegten Kastell, 22,3 ha bedeckend, mit Wällen, Gräben, bombenfesten Magazinen, Kasematten und Kasernen für 2500 Mann, der Schlüssel von England. Ein scharfes oder bewaffnetes Auge erblickt von hier bei hellem Wetter die Fensterscheiben von Calais. Auf der südwestl. Seite steht das neue Fort und unweit davon der berühmte Shakspeare-Felsen (Shakspeare-Cliff, bekannt aus des Dichters «König Lear»). Dover-Castle galt seit der Verstärkung durch Wilhelm den Eroberer für unüberwindlich; doch wurde es unter Karl I. von einer kleinen Abteilung des Parlamentsheers genommen. Als Napoleon I. von Boulogne aus mit einer Landung in England drohte, sah man sich genötigt, D. mehr nach den Regeln der neuern Befestigungskunst zu verstärken. Seitdem beherrschen die Werke das ganze Seeufer und werden auf den Anhöhen noch immer verstärkt. Die Werke bedürfen zu ihrer Verteidigung 6000 Mann, die sämtlich in bombenfesten, teilweise in den Felsen eingehauenen Räumen untergebracht werden können.

Dover, Name zahlreicher Ortschaften in den Vereinigten Staaten von Amerika. Die bemerkenswertesten sind:

Dover, Hauptstadt der Grafschaft Strafford im Staate New-Hampshire am Cocheco-River, 19 km vom Meere, an der Boston-Maine-, D.-Winnepiseogee- und D.-Portsmouth-Eisenbahn gelegen, zählt (1880) 11687 E. und ist durch seine bedeutenden Kattundruckereien, Tuch- und Baumwollfabriken bekannt, deren jährliche Produktion einen Wert von 5—5½ Mill. Doll. erreicht. D. wurde 1623 gegründet und ist die älteste Stadt im Staate New-Hampshire.

Dover, Hauptstadt des Staates Delaware in der Grafschaft Kent, liegt an der Delaware-Eisenbahn, zählt (1880) 2811 E. und ist der Mittelpunkt des Obsthandels des Staates.

D'Ovidio (Francesco), namhafter ital. Philolog und litterarhistor. Kritiker, geb. 5. Dez. 1849 zu Campobasso in der Provinz Molise, studierte zu Neapel und Pisa, promovierte hier 1870, ward darauf Lehrer der klassischen Philologie und Litteratur am Lyceum zu Bologna, dann zu Mailand, und ist seit 1876 Professor der roman. Philologie an der Universität zu Neapel. Seine zahlreichen Schriften, meist in Zeitschriften veröffentlicht, zeichnen sich durch gediegene Gelehrsamkeit und kritischen Scharfsinn aus. Mehrere sind gesammelt in dem Bande «Saggi critici» (Neap. 1879). Außerdem sind zu nennen: «Dell' origine dell' unica forma flessionale del nome italiano» (Pisa 1872), «Delle voci italiane che radoppiano una consonante prima della vocale accentata» (1877), «Il Vocalismo tonico italiano» (1878), «Storia della letteratura latina» (Mail. 1879), «Grammatica Portoghese» (Imola 1881), «D'un recente libro del Delbrück, della traduzione italiana del Merlo e di due nuove Dissertazioni del Whitney. Critica glottologica» (Turin 1882), «Il Tasso e la Lucrezia Bendidio-Machiavelli» (Rom 1882) u. s. w. Aus dem Englischen übersetzte er und kommentierte Whitneys Buch: «Della Linguistica moderna, ossia La vita et lo svilappo del Linguaggio» (Mail. 1876).

Dovizio (Bernardo), ital. Dichter, s. Bibbiena.

Dovre oder Dovrefjeld, ein südwestl. Ausläufer des schwed.-norweg. Grenzgebirges Kölen, der sich bei Röräs unter 63° nördl. Br. abzweigt und an Höhe den Kölen weit überlegen ist. D. ist, gleich den meisten skandinav. Gebirgen, eigentlich eine gewaltige Hochebene, ein Felsenplateau von etwa 650 m durchschnittlicher Höhe und bis 100 km breit. Im Westen stürzt das Gebirge mit senkrechten Klippenwänden ins Meer, nachdem es bei Romsdalsfjord mit schweiz. Alpennatur aufgetreten und mit dem etwa 900 qkm großen Gletscher vom Justethal (Justedals-bräen) einen bedeutenden Teil der großen nördlich vom Sognefjord gelegenen Halbinsel gefüllt hat. Bis zur Erforschung des südlich gelegenen Jotunfjelds galten einzelne Kuppen von D. als die höchsten Gebirge Norwegens und somit auch des skandinav. Nordens. Snehätten, die höchste (die Schneemütze), mißt 2320 m. Die 1880 eröffnete Eisenbahn Kristiania-Drontheim geht in 670 m Höhe quer über die Hochebene, dicht bei der Kupfermine Röräs (s. d.).

Dow, Douw oder Dou (Gerard), einer der berühmtesten holländ. Genremaler, geb. zu Leiden 17. April 1613, Sohn eines Glasmalers, erhielt seine künstlerische Bildung zuletzt unter Rembrandts Leitung. Von der effektvoll malerischen Behandlungsweise der Gegenstände, in welcher das phantastische Genie seines Meisters vorzüglich hervortrat, eignete er sich jedoch nichts an. Vielmehr wandte er sich in vollkommen selbständiger Entwickelung einer sorgfältigen, am einzelnen haftenden Betrachtungsweise der Dinge zu, deren überaus bestimmte Wiedergabe den Reiz eigener Erfindung ersetzt. Dieses Verfahren wußte er aber allerdings im Geiste seines Meisters durch harmonische Behandlung und vollendete Durchbildung des

Helldunkels zu unterstützen. Die von ihm gewählten Vorwürfe gehören fast ausschließlich dem engen Kreise des kleinbürgerlichen Lebens an. Er schildert in einfachen Situationen das stille Glück der Häuslichkeit, des alltäglichen Verkehrs und friedlichen Gewohnheitslebens, das er mit allen den mannigfaltigen Nebendingen ausstattet, die dessen Behagen und Zierde bilden. Seine Behandlungsweise erscheint als Erguß seines innersten liebenswürdigen Naturells. D.s Bilder, welche in kleinen, den Gegenständen angemessenen Dimensionen gehalten sind, wurden bereits zur Zeit des Meisters ungemein gesucht. Eins seiner besten Gemälde, die wassersüchtige Frau, gegenwärtig im Louvre zu Paris, ward früher vom Kurfürsten von der Pfalz um 30000 Fl. erkauft. D.s Werke sind zahlreich und fast auf allen Galerien zu finden. Er starb im Febr. 1675 und hinterließ treffliche Schüler, wie Schalken, F. van Mieris und Metzu.

Dowden (Eduard), engl. Dichter und Kritiker, geb. 3. Mai 1843 zu Cork, studierte am Trinity-College zu Dublin, an welchem er später Professor der engl. Litteratur wurde. Er schrieb: «Poems» (2. Aufl. 1876), «Shakespeare, his mind and art» (1872; 5. Aufl. 1880; deutsch von Wagner, Heilbronn 1879), «Studies in literature» (1878), «Southey» (1879).

Dowersches Pulver (Pulvis Ipecacuanhae opiatus s. Doweri), eine Mischung aus 1 Teil Opium, 1 Teil Ipecacuanhapulver und 8 Teilen schwefelsaurem Kali, ist ein beliebtes und bewährtes Mittel gegen Durchfälle, auch als schlafbeförderndes und schweißbringendes Mittel üblich.

Dowlais, Dorf in der engl. Grafschaft Glamorgan (Wales), gehört zur Kommune Merthyr-Tydvil und hat 18615 E. Die dortigen Hohöfen, die in günstiger Zeit an 20000 Arbeiter beschäftigen, gehören zu den ersten Hüttenwerken Englands.

Dowlas, engl. Bezeichnung für Leder- oder Doppelleinwand, s. Creas.

Down, die östlichste Grafschaft der irländ. Provinz Ulster, zwischen den Grafschaften Louth, Armagh, Antrim und der Irischen See, welche mit einem Arme, dem Lough Strangford, tief in das Land eindringt und mit den Baien von Carlingford und Belfast die Süd- und Nordgrenze und im SO. die Dundrumbai bildet. Der Newry fließt gegen S. in die Bai von Carlingford, der Bann gegen N. in den großen Landsee Neagh; beide sind durch einen Kanal miteinander sowie der in die Bai von Belfast mündende Lagan durch einen zweiten mit dem Neaghsee verbunden. Die Küsten sind meist flach. Der größte Teil der Grafschaft ist ein fruchtbares Hügelland, nur im SW. erhebt sich die kahle Granitkette der Mourneberge, deren höchster Gipfel, der Slieve-Donard, 860 m hoch ist. (Sliebh heißt Bergkette; der heil. Donard, irisch Dom-hanghard, war der Sohn eines Königs von Ulster und ein Schüler des heil. Patrick, später Bischof von Maghera, am Fuße des Bergs, auf welchem er auch eine Kapelle baute.) Das Klima zeigt sich gemäßigt und gesund. Man baut wenig Roggen, viel Gerste und Kartoffeln, namentlich aber überall Flachs, dessen Verarbeitung die Hauptbeschäftigung bildet. Außer dem Landbau sind Nahrungszweige: Vieh-, besonders Schafzucht, Fischerei, etwas Bergbau auf Kupfer, Blei und Silber, und Leinweberei. Der Ausfuhrhandel beruht auf Produkten der Viehzucht, Gerste, Heringen, Leinwand und Topfwaren. Die Grafschaft zerfällt in acht Baronien und umfaßt 2471,5 qkm mit (1881) 269927 E. (gegen 299866 E. von 1861). Die Grafschaft schickt zwei, die Hauptstadt einen Abgeordneten ins Parlament. Hauptort ist Downpatrik (s. d.).

Downham-Market, Stadt in der engl. Grafschaft Norfolk, 64 km westlich von Norwich, auf einem Hügel rechts der Ouse, an der Eisenbahn von Ely nach Kings Linn, mit (1881) 2631 E. Der Ort fabriziert Mostrich, liefert Fische und Geflügel aus den Fenns und hat eine große Glockengießerei; der früher berühmte Markt von ausgezeichneter Butter ist nach Swaffham verlegt.

Downing (Andrew Jackson), geb. 30. Okt. 1815 zu Newburgh im Staate Neuyork, war einer der bedeutendsten Meister des Gartenbaues in Nordamerika, Architekt, Landschaftsgärtner und Pomolog. Ihm verdankt die Gartenbaulitteratur mehrere geschätzte Werke, von denen in erster Reihe zu nennen ist: «The fruits and fruit-trees of America» (1845). D. ertrank im Hudson 28. Juli 1852.

Downpatrik, irische Seestadt, Hauptort der Grafschaft Down, Provinz Ulster, nahe der Mündung des Quoyle, am Südwestende des Lough Strangford, 37 km im SSO. von Belfast, an der Belfast-Newcastle-Eisenbahn, mit 3621 E., welche in drei Quartiere verteilt sind, das irische, engl. und schott. Die jetzige Stadt ist in altem Stile neu gebaut; von der alten stehen noch Reste der Kathedrale aus der Zeit, wo D. Bischofssitz war. Die Stadt zieht sich an den umgebenden steilen Hügeln hinan. Ein etwa 1,5 km vom See entfernter Quai ist für ansehnliche Fahrzeuge zugänglich. Die Umgegend ist mit Linnenfabrikation beschäftigt. Ganz nahe liegt ein merkwürdiger Rath oder künstlicher Hügel, 20 m hoch und von drei Wällen umzogen, von denen der äußerste 1,5 km Umfang hat. Etwa 3 km entfernt, am Fuße der Berge, sind die von Katholiken am Johannistage als Wunderwasser viel besuchten Struel-Quellen. Der Apostel Irlands im 5. Jahrh., der heil. Patrick, soll, der Tradition zufolge, hier begraben sein, ebenso wie der heil. Bridget und der heil. Columb.

Downs, d. h. Dünen, heißen im südl. England zwei Reihen von Kreidehügeln, North-D. und South-D., welche zwischen sich eine langgestreckte, fruchtbare Mulde fassen, im ganzen entwaldet sind und nur hier und da eine Bauminsel, einen sog. Weald, aufzuweisen haben. Beide Reihen sind an ihrem westl. Anfange miteinander verbunden. Vom Ostende der Salisbury-Ebene, in deren N. die Marlborough-D. mit dem 295 m hohen Milchberg liegen, erstreckt sich ein breiter Zug von Kreideland, als Hampshire-D. bekannt, mit dem 296 m hohen Inkpen-Beacon und dem 263 m hohen Highclere-Beacon, nach O. hin und teilt sich dann in zwei Zweige, etwa von Winchester an: der nördliche, die 263 bis 100 m hohen North-Downs, zieht sich als schmale, nach N. steil und nach S. allmählich abfallende Hügelreihe gerade nach O. hin, allmählich breiter werdend, bis er in den Nord- und Süd-Forelands und den Klippen von Dover und Folkestone endet. An einer der Breschen in diesen D., in der von Farnham, liegt das permanente militärische Lager von Aldershot. Die viel kürzern South-Downs, ebenfalls gegen N. steil abfallend, ziehen von Eastbourne, wo sie steile Falaisen am Meere bilden (Beachy-Head), durch das südl. Sussex bis zur Grenze von Hampshire und schließen

sich mittels der Petersfield-D. und anderer Erhebungen an die Hügel der Dorset-Höhen. Ihre Höhe ist 270 bis 35 m, und sie ziehen als niedrige, flach gestutzte Rücken oder leicht gekrümmte, höchst einförmige, hintereinander geordnete Linie von WNW. nach SO. Ein gleichmäßiger, schöner Grasteppich bedeckt sie ununterbrochen, von zahlreichen Schafherden (den berühmten South-Down-Schafen) belebt.

Doxāle (mittellat.), in kath. Kirchen das den hohen Chor vom Hauptschiff trennende Gitter.

Doxŏlogie, ein griech. Wort, bedeutet ein Gebet zum Preise der Majestät Gottes. Namentlich nannte man so in der christl. Kirche den Lobgesang der Engel (Luk. 2, 14: «Ehre sei Gott in der Höhe» u. s. w.) und den Schluß des Vaterunser («Denn dein ist das Reich» u. s. w.). Die sog. große D. ist eine weitere Ausführung des Englischen Lobgesangs, welche in der kath. Kirche bei der Abendmahlsfeier und am Morgen gesungen wird; sie beginnt mit den Worten «Gloria in excelsis Deo». Nach spätern jüd. Brauche wurde die D. in kurzer Fassung der Erwähnung des Gottesnamens hinzugefügt, namentlich wo der Redende etwas der Ehre Gottes zu nahe Tretendes erwähnen mußte. Im Neuen Testament findet sich dieselbe in etwas erweiterter, übrigens nicht völlig feststehender Form am Schlusse der apostolischen Briefe, selten einzelner Abschnitte derselben.

Doxomanie (grch.), Ruhmbegierde, Ruhmsucht.

Doxosophie (grch.), Weisheitsdünkel.

Doyen (frz., vom lat. decanus), der Älteste dem Dienstalter nach, namentlich in dem diplomatischen Korps der an einem Hof accreditierten Gesandten, welcher den Vortritt hat und bei gewissen Gelegenheiten Wortführer ist; auch soviel wie Dechant, Dekan; D. d'âge, Alterspräsident.

Doyen (Gabriel François), franz. Maler, geb. zu Paris 1726, genoß den ersten Unterricht in der Schule der Vanloo. Nach seiner Rückkehr aus Italien, wo er von 1748 bis 1755 verweilt hatte, erregte er durch sein, vom Prinzen von Turenne angekauftes Gemälde «Der Tod der Virginia» großes Aufsehen. Für den Herzog von Parma entwarf er sodann zwei Bilder: Venus durch Diomedes verwundet, und Ulysses, den jungen Astyanax suchend. Diese Erfolge übertraf noch weit sein bedeutendstes Werk: Die Rettung der Stadt Paris durch die heil. Genoveva, jetzt in der Kirche des heil. Rochus daselbst. Im J. 1773 entstand das wie das vorige räumlich sehr große Bild: Tod des heil. Ludwig in Tunis, dann die Malereien in der Georgskapelle des Invalidenhotels. Im J. 1774 besorgte er die Dekorationen zur Krönung Ludwigs XVI. in Rheims, 1777 wurde er Hofmaler des Prinzen von Artois, dann Professor der Akademie, 1791 aber nahm er einen Ruf als Direktor der petersburger Akademie an. Hier zeugen noch Gemälde dieses Instituts sowie in der Eremitage von seiner Thätigkeit, seine großen Fresken im Winterpalast sind beim Brande desselben 1838 zu Grunde gegangen. Man hat von ihm auch Porträts, so das des Dichters Crébillon. D. verfügt über große Kunst des Effekts, besitzt ein glänzendes Kolorit und zeichnet sich besonders in der Zeichnung verkürzter Formen aus. Nach ihm haben Parizeau, Charpentier und Bradel gestochen. D. starb zu Petersburg 5. Juni 1806.

Dózsa (spr. Dóscha, Georg), Anführer des ungar. Bauernaufstandes im J. 1514, war von Geburt ein Széller; er hatte sich im Kampfe gegen die Türken ausgezeichnet und war deshalb vom König mit Landgut, mit dem Adel, Ehrenkleid und Säbel beschenkt worden. Ihm übertrug am 30. April 1514 der Kardinal-Primas Thomas Bakacs den Oberbefehl über das Kreuzheer gegen die Türken. Rasch sammelten sich unter D.s Fahne gegen 40000 Mann, hauptsächlich Bauern, verarmte Edelleute, Priester und Mönche. Unter D. standen neun andere Hauptleute als Unterbefehlshaber. Der Adel und die hohe Geistlichkeit sahen mit wachsendem Unmut dieses Anschwellen der Bauernheere und widersetzten sich dem Zulauf ihrer hörigen Grundunterthanen, die damals wie überall in Europa ein sehr hartes Los zu tragen hatten. Dieser Widerstand reizte die Kreuzfahrer («Kurutzen» genannt, von crux), und D. benutzte die ihm gewordene Macht zum Kriege gegen die weltlichen und geistlichen Herren. Mitte Mai kündigte er von Czegléd aus diesen den Vernichtungskrieg an. Es begann nun ein allgemeines Morden und Plündern, ein Sengen und Brennen; im ganzen Lande wurden die Adeligen von den aufständischen Bauern verfolgt und häufig unter furchtbaren Qualen getötet. D. zog mit seiner Abteilung nach Niederungarn; hier lieferte er den Truppen des temeser Grafen Stephan Báthory mehrere siegreiche Treffen, nahm eine Reihe fester Schlösser (Nagylak, Solymos, Világos, Lippa) weg und belagerte die Festung Temesvár. Hier aber wurde sein zusammengelaufenes Bauernheer von den Banderien des siebenbürg. Wojwoden Johann Szapolya vernichtet, er selbst nach tapferer Gegenwehr gefangen (Ende Juli). D. wurde auf einen glühend gemachten eisernen Thron gesetzt, aufs Haupt ihm eine ebenfalls glühende eiserne Krone, in die Hand ein solches Scepter gedrückt und er dann mit glühenden Zangen gepeinigt; ja man zwang seine ausgehungerten Mitgefangenen, daß sie von dem halbverbrannten Fleische ihres Anführers aßen. Infolge des Bauernaufstandes wurde der ungar. Bauer zu vollständiger Hörigkeit verurteilt. Baron Joseph Eötvös hat diesen Aufstand zum Stoffe seines Romans «Magyarország 1514 ben» (d. i. «Ungarn im Jahre 1514») gewählt.

Dozy (Reinhart), ausgezeichneter Orientalist, geb. 21. Febr. 1820 zu Leiden, aus einer Familie franz. Abkunft, die sich 1647 in Holland niedergelassen hatte, widmete sich seit 1837 auf der Universität seiner Vaterstadt philol. und histor., besonders aber unter Weijers orient. Studien. Nachdem er 1844 die Doktorwürde erworben, erhielt er eine Anstellung bei der Sammlung orient. Handschriften zu Leiden. Seit 1850 wirkte er an der dortigen Universität als außerord., seit 1857 als ord. Professor der Geschichte. Seinen Ruf als einer der gründlichsten Kenner des Arabischen bekundete D. bereits mit seiner ersten umfangreichern Schrift, dem «Dictionnaire détaillé des noms des vêtements chez les Arabes» (Amsterd. 1845), welches vom Niederländischen Institut gekrönt wurde. Demselben ließ er eine Reihe von Werken folgen, welche über die Geschichte der Araber im nordwestl. Afrika und in Spanien während des Mittelalters ein ganz neues Licht verbreiten. Dahin gehören: «Scriptorum Arabum loci de Abbadidis» (3 Bde., Leid. 1846—63), die Ausgaben von Abd-ul-Wahid al-Marrakoschis «History of the Almohades» (Leid. 1847; 2. Aufl. 1881), Ibn-Badruns «Commentaire historique sur le poëme d'Ibn-Abdoun» (Leid. 1848),

mit Einleitung, Noten, Glossar und Index, und von Ibn-Adharis «Geschichte Afrikas und Spaniens» (2 Bde., Leid. 1848—52); ferner die «Recherches sur l'histoire et la littérature d'Espagne pendant le moyen-âge» (Leid. 1849; 3., sehr vermehrte Aufl., 2 Bde., 1881) und «Al-Makkari, analectes sur l'histoire et la littérature des Arabes d'Espagne» (mit Dugat, Krehl und Wright, 2 Bde., Leid. 1855—61); endlich sein eigentliches Hauptwerk, die «Histoire des Musulmans d'Espagne jusqu'à la conquête de l'Andalousie par les Almoravides» (4 Bde., Leid. 1861 u. 1881; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1874). Außer dem sorgfältig gearbeiteten «Catalogus codicum orientalium bibliothecae Lugduno-Batavae» (2 Bde., Leid. 1851) und «Notices sur quelques manuscrits arabes» (Leid. 1847—51) gab er noch heraus: «Het Islamisme» (Harl. 1863; ins Französische übersetzt von Chauvin, Leid. 1879), «Die Israeliten zu Mekka» (deutsch, Lpz. 1864); im Verein mit de Goeje: «Edrisi, description de l'Afrique et de l'Espagne, texte arabe, traduction, notes et glossaire» (Leid. 1866); mit Engelmann: «Glossaire des mots espagnols et portugais, dérivés de l'arabe» (2. Aufl., Leid. 1869), «Lettre à M. Fleischer contenant des remarques critiques et explicatives sur le texte d'Al-Makkari» (Leid. 1871) und «Le calendrier de Cordoue de l'année 961. Texte arabe et ancienne traduction latine» (Leid. 1874). Zuletzt erschien von ihm ein «Supplément aux dictionnaires arabes» (2 Bde., Leid. 1877—81), eins der besten und bedeutendsten Werke auf dem Gebiete der arab. Lexikographie.

Draâ, Dirâa ist der Name des alten Ellenmaßes in der Türkei, Berberei und Ägypten, von den Europäern gemeinhin Pik (s. d.) genannt.

Draa, großer Strom in der marokk. Sahara, entspringt am Südostabfalle des centralen Atlas an sehr hohen Bergen, auf denen jährlich eine große Menge von Schnee schmilzt. Anfangs nach S. fließend, wendet er sich dann nach W. zum Atlantischen Ocean, in welchen er etwa 60 km im SW. des Kap Nun, in 28° 19′ nördl. Br., mündet und am Meere die Südgrenze Marokkos bildet. Im untern Teile seines Laufs hat er bei Hochwasser 150 m Breite und 0,8 bis 0,7 m Tiefe; gewöhnlich soll seine Breite 30 m sein. Die von diesem untern Laufe durchströmte Landschaft Tekna ist fruchtbar; die Araber gewinnen dort Getreide und Wein und besitzen große Feigen-, Dattel- und Granatbaum-Pflanzungen. Etwa 600 km vom Meere durchfließt er die von nomadischen Berbern umwohnte, breite Lagune Ed-Debaia. Weiter oberhalb ist sein Thal lang und schmal und von Dörfern erfüllt, welche El Draa heißen; die Hauptortschaft und der Markt heißt Tamagrut. Der obere Teil des Thals wird von Arabern, der untere von Berbern bewohnt, im ganzen wohl 250000 E. Die Abhängigkeit von Marokko ist nur nominell; jedes Dorf regiert sich selbst.

Drabeskos, im Altertum eine thrazische Ansiedelung nördlich von dem goldreichen Gebirge Pangäon, auf der macedonischen Küste zwischen dem untern Laufe der Flüsse Strymon und Nestos. Hier brachten die thrazischen Edonen im J. 465 v. Chr. den Athenern unter Leagros und Sophanos eine vernichtende Niederlage bei, als diese mehrere tausend griech. Kolonisten und Goldgräber von Enneahodoi aus nach dem innern Lande führten, um sie am Pangäon anzusiedeln.

Drac, gewöhnlich Dragon genannt, Gebirgsstrom der franz. Alpen in den Departements Hautes-Alpes und Isère, entspringt als D. noire oder D. d'Orcières zwischen 2—3000 m hohen Bergen, bildet den Wasserfall Lairé, berührt das 1328 m hoch gelegene Orcières und verstärkt sich dann von der rechten Seite durch den D. blanc oder D. de Champoléon. Im schönen Thale von Champsaur wendet er sich nach NW. Nachdem er einen ins Gapthal gehenden Kanal gespeist hat, berührt er St.-Bonnet-en-Champsaur und tritt in das Departement der Isère. Dort fließt er bald durch tiefe Schluchten, welche äußerst schmal sind, bald über ein steiniges, bis 1000 m breites Bett. Nachdem er den Ostfuß der Kalkberge von Villard-de-Lans gesäumt, nimmt er rechts die wilde Romanche, in welche der Vénéon fließt, links die Gresse auf, geht unter der Brücke von Claix hindurch und fällt im NO. von Sassenage rechts unterhalb Grenoble in die Isère, während er vor Erbauung der mächtigen Deiche an den Mauern Grenobles mündete. Seine Länge beträgt etwa 150 km, die Größe seines Stromsystems 322000 ha. Bei tiefem Wasserstande ergießt er in der Sekunde 40, bei hohem 4000 cbm.

Dracaena *L.*, Drachenbaum, eine Pflanzengattung, welche zur monokotyledonischen Familie der Asparageae gehört und durch palmenartigen Wuchs, schwertförmige Blätter, welche in einer dichten Spirale an der Spitze des cylindrischen Stammes gesammelt sind, ein glockenförmiges, sechsspaltiges, unterständiges Perigon und einen dreifächerigen Fruchtknoten charakterisiert ist. Die Blüten stehen quirlig und sind zu langen Rispen geordnet. Die Arten dieser Gattung sind durch die tropischen und subtropischen Zonen beider Hemisphären zerstreut. Von der ihr nahe verwandten Gattung Cordyline unterscheidet sich D. dadurch, daß sich in jedem Fache des zu einer Beere auswachsenden Fruchtknotens nur eine, bei jener aber 8—14 Samenknospen befinden und aus dem Wurzelstocke sich Ausläufer entwickeln, was bei D. niemals vorkommt. Trotz dieser Unterschiede aber führt man die Arten der Gattung Cordyline, außerdem auch Angehörige der Gattungen Charlwoodia, Dracaenopsis u. a., häufig unter dem Namen D., da sie in ihrer allgemeinen Erscheinung vollkommen übereinstimmen.

Eine der am längsten bekannten Arten dieser Gattung ist D. Draco, der Drachenbaum der Canarischen Inseln, aus dessen Stamm ein an der Luft erhärtendes Harz quillt, das Drachenblut (s. d.). Weltberühmt war ein dieser Art angehöriger Baumriese bei Orotava auf Teneriffa, dessen Alter auf 6000 Jahre geschätzt wurde und dessen Stamm 1799 einen Umfang von 13 m und eine Höhe von 24 m besaß. Die Bethencourts fanden bereits 1406 dieselben Dimensionen. Er wurde am 2. Jan. 1868 vom Sturm niedergeworfen. Zahlreiche andere Arten gehören zu den geschätztesten Blattpflanzen des warmen oder temperierten Gewächshauses; sie unterscheiden sich voneinander nur durch die besondere Form und die Richtungsverhältnisse, wie auch durch die Färbung der Blätter. D. ferrea *L.* hat fast zweireihige, gestielte, lanzettförmige, dunkelpurpurrote, die in Indien einheimische D. terminalis dünnere, dunkelrote, D. reflexa *Lam.* linear-lanzettliche, mit der Zeit schlaff am Stamme herabhängende, D. indivisa *Forst.* dichtgedrängte, schmal-lanzettliche, an 60 cm lange, D.

marginata *Lam.* schmal-linear-lanzettliche, aufrecht abstehende, rot gerandete Blätter u. s. w. In neuester Zeit werden viele Arten in den europ. Gewächshäusern gezogen. Viele dieser Blattpflanzen gedeihen auch in Wohnräumen, wenn die Temperatur nicht viel über + 12° R. hinauf und unter + 5° heruntergeht und genügend Licht vorhanden ist.

Einige Arten lassen sich zur Ausstattung des Gartens für die Sommermonate mit Vorteil verwenden, z. B. D. australis *Hook.*, D. indivisa *Forst.*, D. congesta *Sw.* Zu diesem Behufe pflanzt man sie Ende Mai, wenn Frost nicht mehr zu befürchten ist, in nahrhaften, leichten Boden, am besten in geschützter, windsicherer Lage, auf ein erhöhtes Beet, auf dem sie sich am besten ausnehmen, gießt sie im Sommer reichlich und pflanzt sie, wenn die Zeit der Herbstfröste herankommt, wieder in Töpfe. D. australis verträgt sogar ohne Nachteil einige Kältegrade und kann in einem Kalthause überwintert werden, doch thut man wohl, sie in einen warmen Kasten vorerst zur Bewurzelung zu bringen. So bereitet man sie auch für einen Standort im freien Lande dadurch vor, daß man sie zeitig aus dem Warmhause in das Kalthaus bringt, um sie an die Luft zu gewöhnen.

Drache (mythologisch und symbolisch). Der D. spielt in den Sagen und Mythologien fast sämtlicher Kulturvölker eine bedeutende Rolle, und zwar vorzugsweise als Schatzhüter. Er ist ein fabelhaftes Tier von ungeheurer Größe, geringelt, mit furchtbarem Blick, oft mehrköpfig und mit vergiftendem Hauche. Im griech. Mythus bewacht er die goldenen Äpfel der Hesperiden, wird von Hercules getötet und durch Juno als Sternbild an den nördl. Himmel versetzt. In Kolchis behütet er das Goldene Vlies und wird von Jason überwunden. In der klassischen Kunst ist seine Darstellung nicht häufig und stets gemäßigt. Das ferne Asien, woher ohne Zweifel die Sage stammt, seltener Afrika, wird ihm als Wohnsitz angewiesen. In der nordischen Sage findet der D. als Midgardsschlange seine Hauptbedeutung und umspannt als solche das ganze Erdenrund. In der altdeutschen Kunst, namentlich der Ornamentik der roman. Periode, wird er mit besonderer Vorliebe angebracht, gewöhnlich in Schlangen- oder Eidechsenform. Die Kirche verlieh ihm, um seine Darstellung ihren Zwecken dienstbar zu machen, die Bedeutung der Paradiesschlange und des Teufels; als letzterer spielt er noch heute im Aberglauben eine Rolle, indem er solchen, die mit ihm im Bunde stehen, durch den Schornstein Schätze ins Haus bringen soll. Der D. als Teufel findet vielfach Verwendung unter den Attributen der Heiligen (Michael, Georg, Longin, Margareta u. s. w.). Nachdem sein Bild lange, und zwar schon bei den alten Griechen, als Schmuck des Helms und Auszeichnung des Schildes gedient, ward es endlich auch Feldzeichen und Wappenschild. Es war das Heerzeichen der Dacier, und auch die röm. Kaiser bedienten sich desselben seit Konstantin. In der nordischen Sage ist Sigurds Helm mit einem D. geschmückt. Die alten Sachsen hatten ihn neben andern als Feldzeichen, Otto IV. auf seinem Fahnenwagen und die engl. Könige seit Wilhelm dem Eroberer im Panier. In der Begleitung des Papstes erschienen bei öffentlichen Prozessionen Soldaten, die auf einer Lanze das Drachenbild unter dem Kreuze trugen, Draconarii, welchen Namen auch die Träger der Drachenfahne der röm. Kaiser führten. Die neuere Heraldik kennt den D. als Figur im Schilde, auf dem Helme und als Schildhalter. In der Numismatik kommt der D. als Münzbild, namentlich auf den Münzen Chinas und Japans vor.

Drache (Draco), eine Gattung südasiat. harmloser Eidechsen von geringer Körpergröße, zur Familie der Leguane gehörig, welche auf Bäumen leben, sich von Insekten nähren, höchstens 30 cm lang, oft aber viel kleiner sind und demnach dem Bilde des mytholog. D. keineswegs entsprechen. Sie haben einen seitlich zusammengedrückten Rumpf, langen dünnen Schwanz, herabhängenden spitzigen Kehlsack, der besonders bei dem Männchen stark entwickelt ist, und eingewachsene Zähne. Merkwürdig ist der Bau ihrer falschen Rippen, die, anstatt sich gegeneinander zu krümmen, horizontal ausgebreitet und mit der Körperhaut dergestalt überzogen sind, daß an beiden Seiten des Körpers eine Flughaut entsteht, die aber nur als Fallschirm beim Springen des Tiers von Baum zu Baum dient. Man kennt über ein Dutzend Arten.

Drache (draco), ein sehr ausgedehntes Sternbild am nördl. Himmel zwischen $9^h 0^m$ und $20^h 53^m$ Rektaszension und von + 48° bis + 82° Deklination. Es zieht sich zwischen dem Großen und Kleinen Bären hindurch und enthält nach Heis 220 Sterne, die dem bloßen Auge sichtbar sind, nämlich 1 zweiter Größe, 9 dritter Größe, 8 vierter Größe, 25 fünfter Größe, die übrigen sechster Größe. Unter denselben sind 19 Doppel- und mehrfache Sterne, von welchen einige besonders interessant. Im D. steht ein heller planetarischer Nebel, dessen Spektrum auf das Vorhandensein von Wasserstoff und Stickstoff deutet.

Drachenbaum, Baumgattung, s. Dracaena.

Drachenblut (Sanguis Draconis, Resina Draconis) wird ein dunkelrotes, sprödes, geruch- und geschmackloses Harz genannt, welches sich zu einem roten Pulver zerreiben läßt und in Alkohol, Essigsäure, ätherischen und fetten Ölen leicht, in Alkalien mehr oder weniger leicht löslich ist. Dieses in früherer Zeit als Heilmittel vielfach angewendete, gegenwärtig aber fast nur noch zu gefärbten Firnissen und zur Herstellung der Tischlerpolitur benutzte Harz kommt in mehrern, von ganz verschiedenen Bäumen der warmen Länder stammenden Sorten in den Handel. Die wichtigern sind: 1) das ostindische D., von Calamus Draco, einer in Hinterindien und auf den Molukken einheimischen Palme mit eiförmig-kugeligen, 3 cm starken, schuppigen Früchten, aus denen das Harz hervordringt; 2) das canarische D., von Dracaena Draco (s. Dracaena), welches aus unförmlichen, erdigen, braunroten, zinnoberrot bestäubten Massen besteht; 3) das amerikanische oder westindische D., soll von Pterocarpus Draco *L.* abstammen. Am verbreitetsten im Handel ist das ostindische, von dem man vier Sorten unterscheidet, nämlich D. in Thränen oder Körnern, D. in Kuchen, in Stangen und in Massen. Die beste Sorte ist das D. in Thränen, die mit Baststücken oder Streifen, aus Palmblättern bestehend, nach mehrern sich kreuzenden Richtungen überbunden werden. Diese Sorte tritt freiwillig beim Reifen zwischen den Schuppen der Frucht hervor. Nachdem die Thränen abgenommen sind, werden die Früchte durch Wasserdampf erwärmt, wodurch ein lebhafter Harzausfluß eintritt, der gesammelt und als D. in Kuchen in den Handel kommt. Die nach dem Dämpfen zusammengekneteten Früchte bilden das D. in Massen. Oder es werden die Früchte nach dem

fen auch wohl noch über freiem Feuer weiter
, wobei von neuem Harz ausschwitzt, welches
chmolzenem Zustande durchgeseiht und zu
en geformt wird. Das D. besteht der Haupt-
nach (bis zu 90 Proz.) aus einem intensiv
ärbten Harze, dem Drachenblutstoff oder
in; auch enthält es oxal- und phosphorsauren
Benzoe- und etwas Zimtsäure.

achenfels heißt die steilste der berühmten
Trachytkuppen des Siebengebirges (s. d.) bei
swinter, rechts am Rhein, 325 m hoch (277 m
em Rhein), seit 1836 wegen der Steinbrüche
bruch, aus welchem auch in neuerer Zeit
teils das Material zum Ausbau des Kölner
genommen wurde) im Besitze des preuß.
s. Die daraufstehende Burg (Drachen-
, von welcher nur noch die etwa 21 m hohe
warte übrig ist, soll vom Erzbischof Friedrich I.
öln erbaut sein. Das Domkapitel ließ schon
67 hier Steine zum kölner Dombau brechen.
1632 nahmen die Schweden, 1633 die Spa-
e Feste, welche bald nachher Kurfürst Ferdi-
chleifen ließ. Die Platte des D., welche eine
ge, weite Aussicht gewährt, ziert seit 18. Okt.
n Obelisk zum Andenken an den im Kampfe
s Vaterland gefallenen Major von Bolten-
nd den Landwehrführer J. Genger von Königs-
. Das Denkmal verfiel, wurde aber 1857
eine 15 m hohe gotische Spitzsäule ersetzt. An
omkaul wächst ein roter Wein, der unter dem
n Drachenblut bekannt ist. Auf halber
höhe, oberhalb der Weinberge, befindet sich
achenhöhle, in welcher nach der Sage der
haufte, welchen Siegfried erschlug.

achenfels heißt auch ein 572 m hoher Gipfel
rdt in der bayr. Rheinpfalz, nördlich vom
bach, 5 km östlich von dem in 208 m Höhe
en Weidenthal, 10 km südwestlich von Dürk-
Auf ihm bildet ein Fels eine Plattform,
eine schöne Aussicht bietet. Unter dieser Platt-
ölbt sich ein weiter, höhlenartiger Felsbogen.
nigen soll Siegfried hier und nicht am D. bei
winter den Drachen erschlagen haben.

chenkopf heißt der mit einer drachenkopf-
en Rohröffnung versehene Ausguß der
nnen (s. d.).

chenkopf und **Drachenschwanz,** der auf-
r absteigende Knotenpunkt der Mondbahn.

chenkopf, s. Dracocephalum.

chenmonat nennt man das Zeitintervall,
zwischen zwei aufeinanderfolgenden Durch-
des Mondes durch denselben Knotenpunkt
Bahn verfließt. Die Knotenlinie der Mond-
leibt nicht unveränderlich, sondern bewegt
Richtung der Mondbewegung entgegen, so-
in etwa 19 Jahren einen ganzen Umlauf
et. Infolge dessen ist der D. kürzer als die
iche Umlaufszeit des Mondes in Bezug auf
sterne und dauert 27 Tage 5 Stunden 5 Mi-
36 Sekunden.

chenrotang, Pflanzenart, s. u. Palmen.

chenschwanz, s. unter Drachenkopf.

che zu Babel ist der Name eines apokry-
n Stückes des Alten Testaments, welches,
m «Bel zu Babel» ursprünglich griechisch
und sehr jungen Datums, in der alexan-
en Übersetzung einen Anhang zum kanoni-
Buche Daniel bildet. Wie der «Bel» die
chen Göttermahlzeiten, so persifliert der
«Drache» den heidnischen Tierdienst, vielleicht speziell die ägypt. Verehrung des Krokodils oder den babylonischen Schlangenkultus, und verherrlicht den altberühmten Daniel, welcher einen göttlich verehrten Drachen durch einen Kuchen tötete, dafür in den Löwenzwinger geworfen wurde, aber unversehrt blieb durch die Hilfe des Gottes der Juden, den er verehrte und der dadurch als der wahre Gott anerkannt ward. Von geschichtlicher Wahrheit kann bei dieser Erzählung noch weniger die Rede sein, als bei dem Abschnitt des Buchs Daniel (Kap. 6), welchem das Stück nachgebildet ist.

Drachmann (Holger Henrik Herholdt), dän. Dichter, geb. zu Kopenhagen 9. Okt. 1846, besuchte seit 1865 die Kunstakademie daselbst und widmete sich zuerst unter der Leitung Sörensens der Marinemalerei, seit 1871 aber, von Brandes beeinflußt, der Litteratur, wo er bald einen hervorragenden Platz unter den Vertretern der realistischen Schule einnahm. Seine dichterischen Leistungen sind in der Regel keck hingeworfen und bekunden die Vorzüge sowie die Mängel der Improvisation. Hervorzuheben sind die lyrischen Sammlungen: «Digte» (1872), «Dämpede Melodier» (1875), «Sange ved Havet» (1877), «Ranker og Roser» (1879), sowie auch die erzählenden Gedichte: «Prinsessen og det halve kongerige» (1878) und «Østen for sol og vesten for måne» (1880). Von seinen novellistischen Arbeiten sind zu nennen: «Ungt blod» (1876), «En overkomplet» (1876), «Tannhäuser» (1877) und besonders «Derovre fra grænsen» (1877), das in zwei Jahren 6 Auflagen erzielte, sowie die vorzüglichen Erzählungen «På tömands tro og love» (1878). Ins Deutsche übersetzte D.s «Strand-Novellen» E. von Engelhardt (Lpz. 1881).

Drachme, eine altgriech. Silbermünze von verschiedenem Werte, welche die Einheit der griech. Silbermünzen bildete, zugleich ein Gewicht war und als Münze eine Gewichtsdrachme Silber repräsentierte. Die D. als Münzeinheit kam bei allen griech. Völkern in Gebrauch, und zwar gleichmäßig mit der Verbreitung des gemünzten Geldes selbst. Von Griechenland aus ging die Bestimmung ihres Werts als Handelsmünze auch in die Länder, wo sie nur als Rechnungsmünze Geltung hatte. Der Wert der D. war in den einzelnen griech. Provinzen sehr verschieden; in Ägina hatte sie den größten Wert. Dagegen blieb das Münzsystem dasselbe. 6000 D. enthielt das attische Talent, 100 D. die Mina, und 6 Obolen gingen auf die D. Außer den einfachen gab es auch mehrfache D., z. B. die doppelte (Didrachma), die dreifache (Tridrachma) und die vierfache (Tetradrachma).

Auch die Münz- und Rechnungseinheit des heutigen Königreichs Griechenland heißt seit 1833 D. Dieselbe wird in 100 Lepta geteilt und ist eine Silbermünze. Die bisherige neugriechische D. war ein Stück von 900 Tausendteilen Feinheit, 4,477 g Gewicht und also 4,0293 g Feingewicht, somit im Werte von 0,7253 deutschen Goldmark oder 0,3626 Fl. österr. Silberwährung; sie sollte den sechsten Teil vom Silberwerte des Colonnato oder alten span. Piasters vorstellen. Infolge des durch Gesetz vom 10. (22.) April 1867 erfolgten Beitritts Griechenlands zu der sog. Lateinischen Münzkonvention vom 23. Dez. 1865 ist die neue D. dem franz. Franken gleich, und sind 100 alte D. = 89 neue D., für die Übergangsperiode 112 alte D. = 100 neue D. Es sind aber bisher

nicht sehr viele Stücke nach dem neuen Münzfuße (in Paris) ausgeprägt, und die Einführung dieses Fußes ist wiederholt verschoben worden. Griech. Goldmünzen des Frankenfußes sind noch gar nicht hergestellt. Die neuen Silberstücke (gesetzlich Scheidemünze) zu 5, 2, 1 und ½ Neudrachmen oder Franken sind jedoch als Silbergeld vorwiegend in Umlauf; sie werden aber, statt, wie gesetzlich, zu 1 alten D. 12 Lepta im Verkehr meist zu 1 alten D. 15 Lepta für die Neudrachme gerechnet; dagegen werden die neuen griech. Silberscheidemünzstücke von ⅕ Neudrachmen oder 20 neuen Lepta gemäß eines besondern Gesetzes provisorisch zu 25 alten Lepta oder ¼ alten D. gerechnet. Sämtliche Einfuhrzölle werden zufolge eines Gesetzes vom 24. April (6. Mai) 1880 jetzt in neuen D. oder Franken erhoben, ohne Ermäßigung ihres Satzes, sodaß sie von da an um 12 Proz. erhöht sind.

Man rechnet gegenwärtig gewöhnlich noch nach den erwähnten frühern D. und bedient sich hauptsächlich der sämtlich bereits auf Neudrachmen oder Franken lautenden und seit langer Zeit Zwangsumlauf habenden Noten der Griechischen Nationalbank (in Athen) und der Jonischen Bank (in Korfu, die nach Athen verlegt werden soll) als Zahlungsmittel (die Noten der erstern Bank haben nur im festländischen Griechenland, die der letztern nur auf den Jonischen Inseln Zwangsumlauf), dann verschiedener fremder Münzsorten; mitunter rechnet man jedoch auch schon nach Neudrachmen oder Franken. Von Münzen des neuen Fußes cirkulieren hauptsächlich die Bronzestücke zu 1, 2, 5 und 10 Lepta, welche nach dem oben citierten Gesetz einstweilen noch als entsprechende Bruchteile der alten D. benutzt werden. Von Münzen der alten Valuta existieren in Silber außer der einfachen D. Stücke zu 5, zu ½ und zu ¼ D., im Verhältnis zur einfachen D. geprägt, in Gold Stücke zu 20 D. (sog. Ottonen), 900 Tausendteile fein, im Gewicht von 5,776 g und also im Feingewicht von 5,1984 g.

Außerdem ist die D. auch ein **Gewicht** von verschiedener Schwere. In England und den Vereinigten Staaten bildet sie den 16. Teil der Handelsgewichtsunze oder 1/256 Handelspfund; in der Türkei, wo sie **Dirhem** (s. d.) heißt, bisher 1/400 der Oka; in Griechenland ist die durch Gesetz vom 28. Sept. 1836 eingeführte «königliche D.» = 1 g nicht in den Verkehr eingedrungen, und man bedient sich dort noch der alten Gewichtsdrachme (1/100 der alten Oka) = 3⅕ neue D. oder Gramm.

Bis zur Einführung des metrischen Systems war D. in Deutschland auch ein Apothekergewicht; es war ⅛ Unze oder 1/96 Apothekerpfund = 3,73 g und zerfiel in 3 Strupel à 20 Gran.

Dracin oder **Drachenblutstoff**, s. unter **Drachenblut**.

Dracocephălum *L.* (**Drachenkopf**), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten. Man kennt gegen 30 Arten, die größtenteils der Flora der Mediterranländer angehören. Es sind ausdauernde krautartige Gewächse mit blauen oder rötlichen, seltener weißen Blüten. Eine in der Moldau und auch in Nordasien einheimische Art, D. Moldavica *L.*, die unter dem Namen **Türkische Melisse** in Deutschland bekannt ist und vielfach in Gärten kultiviert wird, war früher offizinell und wurde ähnlich wie die eigentliche Melisse (s. **Melissa**) als Theeaufguß verwendet. Ebenso wurde die auf den Canarischen Inseln wachsende D. canariense *L.* benutzt. Außer diesen beiden werden noch einige Arten, wie D. nutans *L.*, als Zierpflanzen in Gärten kultiviert.

Draconites (Johann), deutsch **Drach** oder **Trach**, luth. Theolog, geb. 1494 zu Karlstadt in Franken (daher öfter **Karlstadt** genannt), studierte in Erfurt und ward hier als eifriger Humanist Lehrer an der philos. Fakultät und Kanonikus an der St. Severinkirche. Wegen seiner Hinneigung zu Luther 1521 aus Erfurt vertrieben, begab sich D. nach Wittenberg, ward hier 1523 Doktor der Theologie und ging 1523 nach Miltenberg in Kurmainz als luth. Prediger. Durch die Katholiken von hier vertrieben, kam D. als Prediger nach Waltershausen bei Gotha (1524), legte aber wegen der Unruhen des Bauernkriegs und der Roheit seiner Gemeinde 1526 sein Amt nieder und zog nach Erfurt, an seiner biblischen Polyglotte arbeitend. Im J. 1534 folgte D. einem Ruf als Prediger und Professor nach Marburg, wo er 13 Jahre lang als akademischer Lehrer, theol. Schriftsteller und Ratgeber bei wichtigen kirchlichen Verhandlungen segensreich wirkte. Ein Konflikt mit seinem Kollegen Theobald Thamer veranlaßte seinen Fortgang; er begab sich nach Lübeck und gab hier sein Hauptwerk heraus: «Gottes Verheißungen von Christo» (2 Tle., 1549—50), worin er alle möglichen Einzelheiten des Alten Testaments als Vorbilder auf Christum deutet. Im J. 1551 ging D. als Prediger und Professor der Theologie nach Rostock; als aber seine Beförderung zum Superintendenten (1557) die Unzufriedenheit der Geistlichen erregte, welche ihm Heterodoxie vorwarfen, und eine fürstl. Kommission ihm (1560) befahl, die Superintendentur niederzulegen, begab sich D. wieder nach Wittenberg. Nur kurze Zeit siedelte er als Präsident des pomesanischen Bistums nach Marienwerder über. Schon 1561 kehrte er, um seine Polyglotte drucken zu lassen, nach Wittenberg zurück und starb hier am 18. April 1566. Diese Polyglotte ist der großen Kosten wegen nie ganz erschienen, nur Teile sind gedruckt. Sie gibt den Text, zeilenweise einen unter dem andern, hebräisch, chaldäisch, griechisch, lateinisch, deutsch, darunter erläuternde Anmerkungen, vor allem zu den messianisch gedeuteten Stellen.

Dracontius (Blossius Emilius D.), röm. Dichter, lebte am Ende des 5. Jahrh. n. Chr. in Karthago. Er ist zwar von den der Zeit des Verfalls antiker Kultur anhaftenden Mängeln nicht frei und leidet an rhetorischer überladung und Schwülstigkeit, zeigt aber bei einer für seine Zeit bewunderungswürdigen Belesenheit in christl. und antik-heidnischer Litteratur wirkliches poetisches Talent und Gefühl. Erhalten sind von ihm außer einigen Jugendgedichten versifizierte Deklamationen, wie sie in den Rhetorenschulen üblich waren, einige Epithalamien (Hochzeitsgedichte), zwei kleinere Epen aus dem Gebiete der Mythologie (über den Raub der Helena und die Sage von der Medea), ein christl. Lehrgedicht «De deo» (von der Schöpfung und Erlösung) und ein elegisches Gedicht «Satisfactio», worin der Dichter, der wegen eines Gedichts auf einen Feind des Vandalenkönigs Gunthamund im Gefängnis schmachtet, um Verzeihung und Gnade bittet. Außerdem ist es wegen der Ähnlichkeit in der Behandlung des Stoffs, in Sprache und Versbau sehr wahrscheinlich, daß das Epos über Orestes (s. d.), die sog. «Orestis tragoedia», ebenfalls ein Werk des D. ist. Früher besaß man nur den größten

Teil des 1. Buchs des Epos »De deo« unter dem Titel »Hexaëmeron« und die »Satisfactio« in der Überarbeitung des Bischofs Eugenius von Toledo. Dann gab Arevalo den ursprünglichen Text dieser beiden Gedichte vollständig heraus (Rom 1791); endlich sind auch die andern Gedichte (mit der »Satisfactio« von von Duhn, Lpz. 1873) veröffentlicht worden.

Dracut, Städtchen der Grafschaft Middlesex im nordamerik. Unionsstaat Massachusetts mit (1880) 1605 E., auf dem linken Ufer des Merrimack-River, Lowell gegenüber, mit dem es durch zwei Brücken verbunden ist, hat mehrere Baumwollmanufakturen und Papiermühlen, welche durch den hier in den Merrimack mündenden Beaver-River getrieben werden.

Draden, bis Ende 1871 ein Garnmaß in Danzig, der Haspelfaden von 3½ alten danziger Ellen, zu 92 engl. Zoll (statt eigentlich 91,897) gerechnet, war = 2,3368 m.

Dragalj oder Dragali, auch Dragayl, Fort in Dalmatien, nördlich der Bocche di Cattaro, dicht an der Grenze von Montenegro gelegen.

Drage, rechter Nebenfluß der Netze, entspringt 8 km im SSO. von Polzin im preuß. Regierungsbezirk Köslin aus dem obern, in 158 m Höhe gelegenen See bei Liepen, strömt durch den Dratzig- und Groß-Lübbesee, durchfließt die nordöstl. Ecke der Neumark, bildet im untern Laufe die Grenze zwischen den Regierungsbezirken Frankfurt a. O. und Bromberg und geht unweit des Bahnhofs Kreuz in die Netze. Zu ihr fließen das 23 km lange flößbare Körtnitzfließ von Märkisch-Friedland her, das 38 km weit flößbare Plötzenfließ aus dem Wusterwitzer See und rechts das 14 km flößbare Mehrenthiner Fließ. Bei Pohlenbrück, 65 km oberhalb der Dragemündung, beginnt die Flößerei auf der D.; schiffbar ist sie auf 37,66 km; ihre gesamte Länge beträgt 165 km, ihr Gefälle 125 m.

Drageemaschine (frz. machine à faire des dragées, engl. sugar-plum making machine) oder Dragierkessel, eine in größern Canditenfabriken gebräuchliche Vorrichtung, durch welche das Überziehen von Gewürzkörnern u. s. w. mit Zucker selbstthätig bewirkt wird. (S. Canditen.)

Dragées nennt man in der Konditorei allerlei mit Zucker überzogene Körner. (S. unter Canditen.) Der sog. Streuzucker gehört gleichfalls hierher; bei demselben besteht der Kern nicht aus Samen, sondern aus kleinen Zuckerkörnchen, die man von gestoßenem Hutzucker abgesiebt hat.

Dräger (Joseph Anton), Historienmaler, geb. 1800 in Trier, war ein Schüler der dresdener Akademie und zeigte schon in seinen frühesten Leistungen eine außergewöhnliche koloristische Kraft, wogegen seine Zeichnung und Komposition sehr mangelhaft blieben. Sein heil. Matthäus auf der dresdener Ausstellung 1820 erregte daher teilweise große Erwartungen, die heil. Cäcilie und die Schäfer ebenfalls. Auf seiner 1821 angetretenen ital. Reise fesselten ihn vorzugsweise die großen Maler Venedigs, deren Farbenpracht zu erreichen D.s stetes Streben ausmachte. Er starb in Rom 1833.

Dragierkessel, s. unter Canditen.

Dragoman, zunächst vom ital. dragomano, welches, wie das deutsche Wort Dolmetscher, aus dem arab. Worte terdschuman entstanden ist, heißt bei den Europäern im Orient ein Dolmetscher. Der Pforten-D., durch welchen früher die diplomatischen Verhandlungen der europ. Mächte mit dem Divan vermittelt wurden, war bis zu dem griech. Aufstande 1821 ein griech. Christ. Seit jener Zeit wird der Posten durch Türken besetzt, hat aber bei der Zunahme der Kenntnis europ. Sprachen unter den Pfortenbeamten seine ehemalige Wichtigkeit verloren. Auch die fremden Gesandtschaften und Konsulate in der Levante halten einen oder mehrere D., durch welche die Verbindung mit der Regierung unterhalten und sowohl die polit. und kommerziellen Geschäfte als auch die privaten Anliegen der Nationalen besorgt werden. Früher waren diese D. der Regel nach Levantiner. In neuern Zeiten aber haben die meisten Staaten vorgezogen, einheimische Beamte für diesen wichtigen Posten heranzubilden.

Dragomanow (Michael), ukrain. und russ. Schriftsteller und polit. Agitator, geb. 1841 zu Hadjatsch im Gouvernement Poltawa in der Ukraine, stammt aus einer kleinadeligen Familie, die ihren Ursprung von den kleinruss. Kosaken herleitet. Schon als Student in Kiew (1859—63) nahm er eifrig an den sog. ukrainischen Bestrebungen teil (Herausgabe von Büchern in der kleinruss. Volkssprache, Gründung von Sonntagsschulen u. s. w.), die 1862 von der Regierung unterdrückt wurden. Im J. 1865 habilitierte er sich als Docent der alten Geschichte an der Universität Kiew, ward 1870 zum Professor erwählt, aber erst 1873 von der Regierung bestätigt. Von ihm verfaßte kritische Artikel über das System des damaligen Unterrichtsministers Grafen Tolstoj führten seine Absetzung herbei, worauf er sich 1876 ins Ausland begab und in Genf niederließ. Hier fuhr er fort, eine umfängliche litterarische Thätigkeit zu entwickeln, zunächst für seine Landsleute, die Kleinrussen oder Ukrainer, durch Herausgabe populärer Schriften in kleinruss. Sprache und seit 1877 einer ukrain. Revue »Hromada« (»Die Gemeinde«). Zugleich wirkt er in liberalem Sinne für eine Reorganisierung und föderative Gestaltung Rußlands mit voller Gleichberechtigung aller Völkerschaften, tritt ebenso gegen den doktrinären Sozialismus wie gegen den Absolutismus auf, findet bei dem gegenwärtigen Regierungssystem in Rußland den polit. Mord für unvermeidlich, ist aber im Prinzip gegen Anreizung zu demselben, und fordert die Gebildeten auf, beiden Terrorismen, dem von unten und dem von oben, ein Ende zu machen. Dahin gehörende Schriften D.s sind: »Les Turcs extérieurs et intérieurs« (Genf 1876), »Le tyrannicide en Russie« (1881), »Der kleinruss. Internationalismus« (in »Jahrbuch für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik«), »Die osteurop. Völker und die Propaganda des Sozialismus in der Volkssprache« (russisch, 1880), »La Pologne historique et la démocratie moscovite« (1881) und viele andere. Als Gelehrter hat sich D. sehr verdient gemacht durch vergleichende Forschungen über die Volkslitteraturen, insbesondere über die Ethnographie, Geschichte und Litteratur der Kleinrussen. Mit M. Antonowitsch gab er die erste kritische Sammlung kleinruss. Volkslieder heraus (Bd. 1, Kiew 1874), der weitere Volksliedersammlungen in Genf folgten. Auch verfaßte er einige Werke allgemeingeschichtlichen Inhalts, wie über den Kaiser Tiberius (russisch, Kiew 1864) u. s. w.

Dragon, Pflanzenart, s. unter Artemisia.

Dragonaden ist die Bezeichnung für die durch Ludwig XIV. und seinen Minister Louvois unter-

nommene gewaltsame Bekehrung der franz. Protestanten durch Dragoner. Im J. 1681 legte Louvois zunächst nach Poitou ein Dragonerregiment und befahl, die Protestanten mit doppelter Einquartierung zu belasten. Allmählich aber dehnte er diese Maßregel über das ganze Land aus und erlaubte den Soldaten, die hartnäckigen Anhänger des Protestantismus zu mißhandeln und zu plündern. Dieses Verfahren nannte man Dragonades, la mission bottée oder les conversions par logements. (S. unter Cevennen.)

Dragoner (wahrscheinlich von dem lat. draco, d. i. Drache, als ehemaligem Feldzeichen) sind leichte Reiter, mit Säbeln und Karabinern bewaffnet. Die Arkebusiere zu Pferde des 16. Jahrh. hießen in Frankreich schon dragons; wo keine Infanterie zur Hand war, saßen sie ab und kämpften zu Fuß. Auch wurden zuweilen in den ital., niederländ. und franz. Kriegen Arkebusiere oder Musketiere, um sie rasch an entscheidende Punkte zu bringen, mit Klepper beritten gemacht. So entstand diese eigentümliche Truppengattung, welche, bald in allen Heeren eingeführt, Doppelkämpfer liefern sollte, gleich befähigt für das Gefecht der Infanterie wie für das der Kavallerie. Allmählich sind aber die D. reine Kavallerie geworden, in Frankreich zur cavalerie de ligne, in den meisten andern Heeren zur leichten Reiterei gehörig.

Die deutsche Armee hat (1883) insgesamt 28 Dragonerregimenter und zwar Preußen 26 (1. und 2. Gardedragonerregiment und die Dragonerregimenter 1—24, einschließlich 2 mecklenb., 3 bad. und 2 großherzogl. hess. Dragonerregimenter) und Würtemberg die beiden Dragonerregimenter Nr. 25 und 26. Die österr.-ungar. Armee hat 14, die franz. Armee 26 Dragonerregimenter. In England und Italien ist die Bezeichnung D. nicht gebräuchlich.

In Rußland sind durch Befehl vom 18. (30.) Aug. 1882 sämtliche Armee-Ulanen- und Husarenregimenter in Dragonerregimenter umgewandelt, sodaß Rußland in Zukunft in der regulären Kavallerie, mit Ausnahme der Garde, von 1883 an nur Dragonerregimenter besitzt und zwar 46. Gleichzeitig mit dieser Reorganisation wurde die Bildung von 14 Dragonerdivisionen verfügt, deren jede einzelne aus 3 Dragonerregimentern, 1 Donischen oder Uralschen oder Orenburgschen Kosakenregiment und aus 2 Batterien mit zusammen 12 8- und 6 9-Centimetergeschützen besteht, die Gesamtstärke einer jeden dieser 14 Dragonerdivisionen ist 2566 Reiter, von denen jedoch 1392 Mann im Feuergefecht verwendet werden können. Die 14 Dragonerdivisionen und die Donische Kosakendivision repräsentieren somit eine mobile Macht von 38668 Reitern mit 180 Geschützen; von den Reitern können 20880 als Infanterie Verwendung finden. Die 10 Garde-Kavallerieregimenter zerfallen wie bisher in 4 Kürassier-, 2 Dragoner-, 2 Ulanen- und 2 Husarenregimenter.

Dragonetti (Domenico), ital. Kontrabassist, der größte Kontrabaßvirtuos aller Zeiten, geb. zu Venedig 7. April 1763, erhielt Unterricht von Bernini, welcher Kontrabassist an der Markuskirche war, und wurde 1782 dessen Nachfolger, wandte sich aber 1794 nach London, welches von jetzt an mit wenigen Unterbrechungen sein Wohnort blieb bis zu seinem daselbst 16. April 1846 erfolgten Tode. Im londoner Musikleben war er 50 Jahre lang eine allbekannte, unersetzliche Persönlichkeit; den Kontrabaß handhabte er so leicht wie andere das Violoncell. Seine allgemeine musikalische Bildung ist durch die große Sammlung alter Opernpartituren bezeugt, welche er dem Britischen Museum vermachte. Für sein Instrument hat er mehrere Sonaten und Konzerte komponiert, die aber schon deshalb Raritäten blieben, weil außer ihm fast niemand im Stande war, sie auf dem Kontrabaß zu spielen.

Draguignan', Hauptstadt des franz. Depart. Var (Provence), an der Nartuby, welche in den Argens fließt, in 216 m Höhe, am Fuße des 656 m hohen Malmont, und an der Eisenbahn Marseille-Nizza, am Fuße des bewaldeten Malmont, in anmutiger und reicher Gegend, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und Friedensgerichts, einer Ackerbau- und Gewerbekammer und hat ein neues Präfekturgebäude, eine schöne moderne Kirche, einen Justizpalast, ein Theater, ein Hospital, ein Gefängnis und schöne Promenaden. D. besitzt ein Kommunal-Collége, eine Hebammenschule, ein Lehrerseminar, eine Bibliothek von 15000 Bänden, eine Gemälde-, Münz- und Naturaliensammlung, einen botanischen Garten mit vielen exotischen Pflanzen, eine Gesellschaft für Archäologie und zählt (1876) 8029 oder 9223 E., die Feldwirtschaft, Wein- und Gartenbau, Seidenspinnerei, Seifen-, Öl-, Branntwein- und Lederfabrikation, sowie lebhaften Handel mit Wein und Olivenöl treiben. Der Ort ist sehr alt, war früher stark befestigt und unter den Grafen von Provence Sitz eines Appellhofs. Im 5. Jahrh. hieß es Draconum. Etwa 3 km südlicher befindet sich die große Quelle der Foux, welche sofort einen Fluß bildet, der in die Nartuby geht.

Dragut oder Torghut, algier. Seeräuber, geb. in einem kleinasiat. Dorfe, diente unter Chaireddin Barbarossa von Algier und plünderte und verwüstete seit 1546 die ital. Südküsten. Nachdem er 1552 den Maltesern Tripolis entrissen, wurde er vom Sultan zum Bei dieses Gebietes ernannt. Er landete 1553 auf Corsica und nahm Bastia, verteidigte sodann seine Herrschaft gegen den span. Vizekönig Cerda von Sicilien sowie gegen mehrere afrikan. Fürsten. Als er 1565 dem Sultan Soliman zur Eroberung von Malta zu Hilfe kam, fiel er 23. Juli bei der Einnahme des Fort St.-Elmo.

Drahem, s. unter Dirhem.

Draht (frz. fil, tors, engl. wire, twist), diejenige Form der dehnbaren Metalle, welche bei nur geringem Querschnitt eine große, nicht bestimmte Länge besitzt. D. wird hauptsächlich aus Eisen, Stahl, Silber, Gold, Kupfer, Messing, Tombak und Neusilber fabriziert, doch kommen für einzelne Zwecke auch Platin-, Aluminium-, Zinn-, Zink- und Bleidraht im Handel vor. Meist hat der D. kreisrunden Querschnitt, doch wird auch solcher von flachem, ovalem, dreieckigem, viereckigem, halbrundem, halbmondförmigem, sternförmigem und noch anders gestaltetem Querschnitt erzeugt, der als façonnierter D. (Façondraht), Dessin- oder Formdraht bezeichnet wird. Die Stärke des D. ist im allgemeinen eng begrenzt, aber innerhalb dieser Grenzen eine sehr verschiedene. Für gewöhnliche Verbrauchszwecke beträgt dieselbe 0,2—12 mm; für besondere Zwecke, wie bei der Fabrikation der Gold- und Silbertressen, verwendet man Drähte von 0,04—0,05 mm. Der D. wird am häufigsten durch Ziehen, stärkerer, besonders Eisendraht, durch Walzen

Walzdraht), Bleidraht (s. d.), sowie Zinndraht urch Pressen hergestellt. Bei allen diesen Bearbei- ngsmethoden muß das verwendete Material vor- r in eine passende Form gebracht werden, was je ach der Natur desselben durch Gießen, Schmieden, Walzen oder durch Abschneiden schmaler Streifen on gegossenen oder gewalzten Platten geschieht. ie eigentliche Verarbeitung zu D. ist gleichfalls ne verschiedene und durch die Art des betreffen- n Materials bedingt.

Der in den technischen Gewerben die ausgedehn- ste Anwendung findende Eisendraht, zu wel- em man nur festes, reines und zähes Stabeisen nutzt, wird bis zu einer Stärke von 3 mm ab- ärts durch Walzen hergestellt. Die in einem Ge- ll übereinander befindlichen Walzen sind auf ihrer nzen Fläche mit Einschnitten (Kaliber) von stufen- eise abnehmender Weite versehen, welche bei der erührung je zweier Walzen miteinander aufein- der passen und vermöge ihrer Form einen all- ählichen Übergang vom quadratischen durch den valen zum runden Querschnitt bilden. Sobald der walzende Stab, welcher weißglühend in das erste wa 25 mm im Quadrat haltende Kaliber tritt, eses verläßt, wird er in ein zweites, dann in ein ittes, viertes u. s. w. geführt, worauf er, noch tglühend aus dem letzten Kaliber kommend, auf nen Haspel gewickelt wird. Aus diesem Walz- raht werden die feinern Drähte durch Ziehen auf er durch Elementarkraft in Thätigkeit versetzten, r beistehender Figur dargestellten Ziehbank (Leierwerk) hergestellt. Der D. ist hier auf der hölzernen Trommel a auf- gewickelt; das eine Ende des- selben wird, vorn etwas an- gespitzt, durch die Löcher des aus einer ge- rteten Stahlplatte bestehenden, an der Ziehbank festigten Zieheisens c geführt und hierauf von der ernen Trommel b, die mittels konischer Zahn- der angetrieben wird, durch das Zieheisen gezogen, obei der Durchmesser der letzten der in abnehmen- r Größe vorhandenen Öffnungen die Stärke des treffenden D. bestimmt. Statt der beschriebenen ehbank wird, besonders bei stärkern Drähten, eine . Schleppzangenziehbank angewendet, bei welcher s zugespitzte Drahtende in eine auf einem Support festigte Zange eingeklemmt und letztere mittels indetrommel und Zugseil oder -Kette angezogen ird. Ist die Zange am Ende ihrer Bahn angelangt, muß sie wieder vorgebracht und der D. von neuem faßt werden. Der D. wird in kaltem Zustand ge- gen und es kann daher die jedesmalige Quer- nittsverminderung nur eine geringe sein; die hier- durch die gewaltsame Verdichtung des Metalls rursachte Sprödigkeit desselben wird durch von it zu Zeit wiederholtes Ausglühen des D. gehoben. Stahldraht wird in derselben Weise herge- llt; Kupfer-, Tombak- und Messingdraht s gegossenen und nachher überschmiedeten Stä- n oder aus von Platten abgeschnittenen Streifen zogen. Bei Gold- und Silberdraht unterscheidet an echten und unechten, letzterer auch leonischer



oder lyonischer D. (wahrscheinlich nach der Stadt Lyon) genannt. Echter Silberdraht besteht ganz aus feinem Silber; echter Golddraht aus mit Gold nur dünn überzogenem Silber, unechter Silber- draht und unechter Golddraht aus Kupfer, das mit einem dünnen Überzug von Edelmetall versehen ist. Der zwischen zwei Walzen zu einem schmalen, dünnen Bändchen geglättete Gold- und Silber- draht, Lahn genannt, wird zu glanzvollen Geweben und Posamenten verarbeitet. Cementierter D., der mit der Farbe des Tombaks oder Messings die Zähigkeit des Kupfers vereinigt, wird dadurch er- zeugt, daß man eine Kupferstange vor der Verarbei- tung zu D. in einem verschlossenen Behälter der Einwirkung von Zinkdämpfen aussetzt, wodurch sich die Oberfläche mit einer dünnen Tombak-, resp. Messingschicht überzieht. Die feinsten Gold- und Silberdrähte werden nicht durch Zieheisen, sondern durch in Messing gefaßte, mit sehr feinen Löchern versehene Edelsteine (namentlich Rubine und Sa- phire), die sog. Steinlöcher, gezogen.

Die Kunst, aus Metall dünne Fäden zu erzeugen, scheint sehr alt zu sein, denn schon in den frühesten Zeiten der Kulturentwickelung wurde D. zu Waffen, Kleidern und Schmucksachen benutzt. Derselbe wurde anfangs nur durch Rundhämmern oder Rundfeilen schmaler Blechstreifen verfertigt. Zwi- schen den J. 1360 und 1400 soll ein Nürnberger Namens Rudolph das Drahtziehen auf Handzieh- bänken erfunden haben, doch kommen in Augsburg schon 1351 Drahtzieher und Drahtmüller vor. Das Ziehen des feinen Gold- und Silberdrahts wurde in Frankreich ausgebildet und fand erst in der Mitte des 16. Jahrh. in Deutschland Verbreitung. Im J. 1592 fertigte Friedrich Hagelsheimer, ge- nannt Held, in Nürnberg den feinsten Gold- und Silberdraht zum Weben und Sticken. In England scheinen erst 1590 Eisendrahtmühlen in Gebrauch gekommen zu sein. Seit dem Anfang dieses Jahr- hunderts wird starker D. durch Walzen hergestellt. Gegenwärtig wird der beste Gold- und Silberdraht in Lyon, Paris, Amsterdam, Brüssel, Wien, Berlin, Augsburg, Genf, der beste Eisen- und Messingdraht in Aachen, Iserlohn, am Harz, in Salzburg, Zella, Neustadt-Eberswalde verfertigt. Auf die Verwen- dung des D. sind heute mehrere wichtige Industrien gegründet. In ausgedehntester Weise wird der Eisen- und, seit Einführung des Gußstahls, der Stahldraht im Maschinenbau als Material der Drahtseile (s. d.) gebraucht. Eine andere wichtige Verwendung des Stahldrahts ist die zu Draht- bürsten und zu den Saiten musikalischer Instru- mente. Eisendraht dient zur Fabrikation der Draht- stifte, sowie zur Herstellung der als Siebe allgemein in Gebrauch befindlichen Drahtgewebe (s. d.). Der feinste Eisendraht ist ein unentbehrliches Material der Blumenfabrikation. Eine hohe Bedeutung hat der Kupferdraht durch seine Leitungsfähigkeit für die Zwecke der Elektrotechnik gewonnen, für Tele- graphen- und Telephonleitungen hat in neuester Zeit auch der Phosphorbronzedraht Aufnahme ge- funden. Verschiedene Arten von Drähten werden zu groben und feinen Flechtarbeiten benutzt. Auf der Verwendung des Gold- und Silberdrahts be- ruht die an Schmuckgegenständen so beliebte Fili- granarbeit und die Fabrikation der sog. Leonischen Waren (s. d.). In fabrikmäßigem Betrieb werden feine Gold- und Silberdrähte zu Tressen, Sticke- reien, Gold- und Silbergespinsten produziert.

muffen verbunden; bei Verwendung von Rundeisenstangen werden die letztern zu Längen von 50—100 m zusammengeschweißt und diese Stücke gleichfalls durch Kuppelungen verbunden.

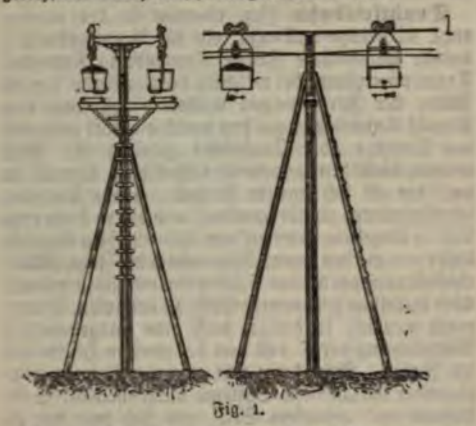


Fig. 1.

Die auf den Seilen laufenden Wagen können je nach der Beschaffenheit des zu fördernden Materials verschiedene Formen erhalten; in der Regel bestehen dieselben aus einem länglichen, rechtwinkeligen Kasten aus Eisenblech (Fig. 2 und 3), der in einem eisernen Rahmen derart aufgehängt ist, daß man ihn mit Leichtigkeit zum Zweck der Entleerung umkippen kann. Der eiserne Rahmen ist mittels eines Gelenks b an einer gußeisernen Traverse befestigt, welche die Drehzapfen für die beiden Laufräder a trägt. Der Kranz der letztern ist selbstverständlich dem Durchmesser des Seils entsprechend ausgehöhlt, und zwar muß diese Höhlung weit genug sein, daß die Räder die Auflegeschuhe der Unterstützungen bequem passieren können. Die Bewegung der Wagen wird durch ein zweites endloses Seil (Zugseil) hervorgebracht, das an den Enden über große Seilrollen läuft, von denen die eine durch eine Dampfmaschine in Umdrehung versetzt wird. An dieses in

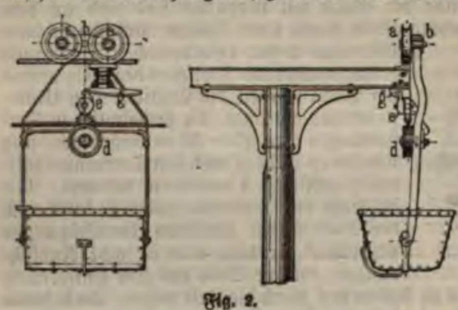


Fig. 2.

fortwährender Bewegung befindliche Seil werden die Wagen durch besondere Kuppelungsvorrichtungen befestigt und so mitgezogen, um am andern Ende der Bahn selbstthätig ausgelöst zu werden.

Die gebräuchlichen Kuppelungsapparate sind zweierlei Art. Die eine derselben, Friktionskuppelungsapparat genannt, befestigt den Wagen an dem Zugseil durch Festklemmen und ist vorzüglich für geringe Steigungen geeignet. Fig. 2 zeigt einen Förderwagen, der mit einem Friktionskuppelungsapparat versehen ist. Indem ein Arbeiter den Hebel e dreht, wird das Zugseil zwischen dem excentrisch abgerundeten Druckstück und der Rolle d festgeklemmt; das Auslösen der Kuppelung erfolgt selbstthätig an der Endstation dadurch, daß der Hebel e gegen einen Ausrücker g stößt. Bei D. mit bedeutenden Niveaudifferenzen bietet diese Kuppelung nicht die genügende Sicherheit, und es ist hier die Anwendung der sog. Muffenkuppelungen notwendig, welche die feste Verbindung zwischen Wagen und Zugseil durch Vermittelung von Muffen bewirken, die auf dem Zugseil in Entfernungen von 50—75 m befestigt sind.

Aus Fig. 3 ist die Einrichtung eines Muffenkuppelungsapparats zu ersehen. Zwei gegabelte Fangklauen sind in einem gußeisernen Gehäuse e befestigt, das sich um einen starken Zapfen drehen kann. Im Innern trägt das Gehäuse eine Sperrvorrichtung, mittels deren dasselbe sowohl in der vertikalen als auch in der horizontalen Stellung arretiert wird. Wenn der Wagen zum Abgang bereit ist, befindet sich das Gehäuse in seiner vertikalen Stellung; zwischen den gegabelten Klauen liegt das Zugseil s auf der Rolle d, und sobald die nächste Kuppelungsmuffe ankommt, wird die bewegliche vordere Klaue gehoben, die Muffe tritt zwischen die Klauen und die Verbindung ist hergestellt. Das

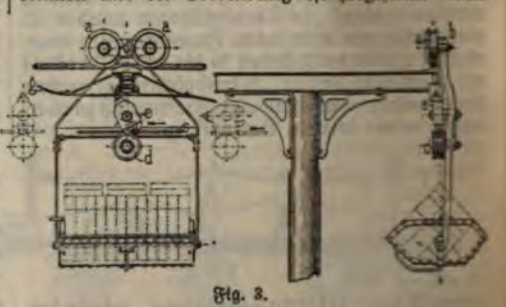


Fig. 3.

Ausrücken an der Endstation erfolgt bei diesem Apparat in der Weise, daß mittels einer schräg gestellten Schiene g ein am obern Teil des Gehäuses befindlicher Knopf niedergedrückt und damit die Sperrung im Innern ausgelöst wird. Das Gehäuse dreht sich dann durch Weiterbewegung des Wagens um ungefähr 90°, in welcher Stellung es wieder durch die selbstthätig einfallende Sperrung arretiert wird, und das Zugseil ist alsdann vollständig frei. Wie leicht ersichtlich, sind die auf dem Zugseil befindlichen Muffen ein integrierender Bestandteil dieses Kuppelungssystems und von ihrer Befestigung auf dem Seil hängt die Sicherheit der Kuppelung ab.

Der Betrieb der ganzen Anlage gestaltet sich in der nachfolgend beschriebenen Weise: Auf der Beladestation werden die Wagen auf einer durch Weichen mit der eigentlichen Seilbahn verbundenen Hängebahn durch geeignete Vorrichtungen — Füllrümpfe u. s. w. — beladen, von einem Arbeiter auf die Seilbahn geschoben und mit dem Zugseil verbunden. Auf der Entladestation angekommen, löst sich, wie schon beschrieben, der Wagen selbstthätig aus, wird durch einen Arbeiter nach der betreffenden Stelle geschoben und entleert, um auf der andern Seite zur Beladestation zurückzukehren. Der Betrieb ist also ein kontinuierlicher; auf der einen Seite der Bahn laufen die vollen Wagen von der Beladestation nach der Entladestation, während auf der andern Seite die leeren Wagen zurückkommen.

Vergrößerung oder Verringerung der Ab-
in denen die Wagen einander folgen, kann
Leistungsfähigkeit der Bahn innerhalb
weiter Grenzen dem Bedarf entsprechend
lassen.

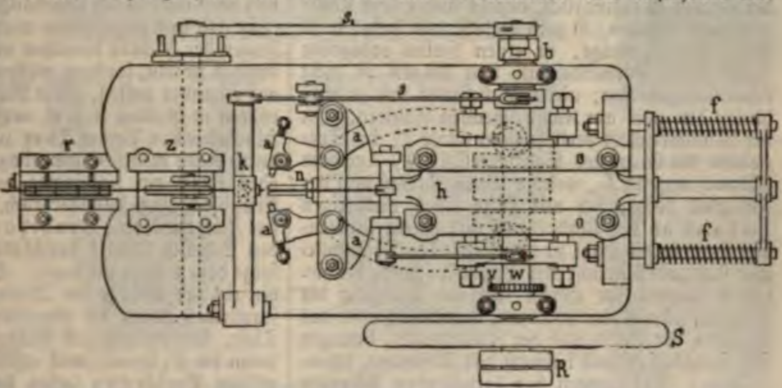
tseilbrücken nennt man Brücken, bei
r Träger durch ein Seil aus Drähten be-
Diese werden entweder parallel zueinander
net und von in glühendem Zustande um-
Drähten zusammengepreßt oder aus Spi-
en, welche über eine Seele nach einer
enlinie gewunden sind, gebildet. Das
ch vorteilhafteste Material ist Stahldraht,
bei vierfacher Sicherheit einen Zug bis zu
ür den Quadratmillimeter zuläßt. Die
oder hölzernen Fahrbahnträger werden
alen Seilen oder Stäben aufgehängt, diese
mittels Haken oder Schlingen, mittels
ter Kabel-
er mittels
Schrauben
rer Klemm-
an den
beln befe-
Die größ-
D. ist jene
East-River
Neuyork
oklyn. Bei
amen der
ber die vor-
sgeführten
urde zuerst
ger Draht
und an
Draht an
genauer Berücksichtigung der Temperatur
rer Einflüsse geschlossen, endlich die Drähte
Kabel in je 19 Litzen zu 331 Drähten durch
lung vereinigt. Jeder Draht für sich besitzt
urchmesser von 4,3 mm. Das Mittelfeld
rücke hat eine Spannweite von 486,3 m,
die nächstgrößten D. Nordamerikas, die
ke und die Niagarabrücke, diesbezügliche
eiten von 322 und 250 m aufweisen. Große
e um die Ausbildung der D. haben sich
Vater und Sohn erworben (vgl. Brücke,
S. 601).

d auch in Europa mehrfach zur Ausfüh-
langt, so über die Saane bei Freiburg,
Seine bei Conflans St.-Honorine, über
ne bei Roche-Bernard, über die Dordogne
ac. Eine interessante Brücke genannter
t sich auch bei Bucaramanga in Columbien
rfahrungen an kleinern D. Frankreichs
insichtlich der Dauer der D., falls nicht
Vorsichtsmaßregeln bei ihrer Erbauung
chtung kommen, das Ergebnis geliefert,
einem Bestande von etwa 30 Jahren die
neuert werden müssen.

tsieb, s. Drahtgewebe.

tstifte oder Drahtnägel, auch Pariser
genannt (frz. pointes de Paris, clous
, engl. wire tacks), aus rundem, sel-
vierkantigem Eisen-, nur zuweilen aus
oder Messingdraht ohne Hilfe des Feuers
geeigneter Maschinen (s. Drahtstift-
e) hergestellte Stifte von sehr verschie-
ärke und Größe, welche für die mannig-
fachsten Zwecke, hauptsächlich aber in der Tischlerei vielfache Verwendung finden.

Drahtstiftmaschine (frz. machine à faire des clous d'épingle, engl. wire tack making machine), eine vollkommen selbstthätig arbeitende Maschine, die zur Herstellung der Drahtstifte oder Drahtnägel dient. Die Verarbeitung des in Rollen in die Maschine gebrachten Drahts zerfällt in folgende Operationen: Geraderichten des Drahts, Anbringung eines Kopfes am Drahtende, Verschiebung des Drahts um die Stiftlänge, Zuspitzen des Stifts und Abtrennen und Auswerfen desselben. D. wurden zuerst in Frankreich gebaut und später von deutschen Konstrukteuren verbessert. Gegenwärtig sind es in Deutschland hauptsächlich die Firmen Malmedy u. Hibby (vormals Malmedy u. Schmitz) in Düsseldorf und Jakob Beylen in Köln a. Rh., die den Bau von D. betreiben. Die beistehende Ab-



bildung zeigt den Grundriß einer solchen Maschine. Die Hauptwelle w, welche etwa 120—160 Touren pro Minute macht, trägt außer dem die verschiedenen Bewegungen der Maschine bewirkenden Excenter eine feste und eine lose Riemenscheibe R und ein schweres Schwungrad S; v ist ein gleichfalls auf der Hauptwelle sitzendes, auf einem Teil seines Umfangs gezahntes Sperrrad, gegen welches mittels einer Feder ein Sperrkegel gedrückt wird, um die Welle w gegen den Rückgang zu bewahren, wenn sich der Hammer h in der zurückgezogenen Stellung befindet und die Federn f die Welle w zurückzudrehen streben.

Der Gang der Operation ist folgender. Der von der Trommel kommende Draht d wird in dem Richtwerk r gerade gerichtet, wobei er von dem Zangenmechanismus z und der Klemme k derart erfaßt wird, daß er aus der letztern etwas hervorragt. Der in den Gleitschienen o geführte Hammer h wird durch ein Excenter zurückgezogen und dann losgelassen; durch den Druck der Federn f schnellt der Hammer kräftig gegen den Draht und bildet mit seinem eingesetzten Stempel n den Kopf des Stifts. Hierauf wird der Hammer sofort wieder zurückgezogen, wobei sich durch Einwirkung der Zugstange s die Klemme öffnet und, durch das Excenter b und die Stange s1 bewegt, der Zangenmechanismus den Stift um die beliebig bestimmbare Schaftlänge vorschiebt. Die Klemme schließt sich alsdann wieder und der Nagel wird durch die ihn fassenden Schneidbacken a a angespitzt. Wenn die letztern wieder auseinander gegangen sind, wird der Nagel durch eine höchst sinnreich konstruierte

Vorrichtung abgebrochen und ausgeworfen, worauf der Hammerkopf wieder gegen den Draht schnellt und einen neuen Nagelkopf bildet. Auf diese Weise können 7000—9500 Nägel in der Stunde hergestellt werden. Die beschriebene Maschine ist franz. Konstruktion; die Maschinen der deutschen Fabriken weichen von derselben namentlich insofern ab, als hier das Vorschnellen des Hammers durch eine meist von der Decke herabhängende große Holzfeder bewirkt wird, die von dem Hammer beim Rückgang gespannt wird.

Drahtwebstuhl (frz. métier à fil de fer, engl. wire-loom), ein zur fabrikmäßigen Verfertigung von Drahtgeweben (s. d.) dienender Webstuhl, der in seinen Hauptteilen dem Stuhl für glatte Leinen- und Baumwollzeuge ähnlich ist.

Drahtwurm, Bezeichnung für die Larven einer Anzahl von Arten der Schnellkäfer. Der Körper der Larven ist cylindrisch, besteht außer dem Kopfe aus zwölf Ringen, ist gelb gefärbt und besitzt sechs Stück fünfgliederige, in einen Haken endigende Füße. Das Vorhandensein von Augen ist nicht sicher nachgewiesen; vielleicht befindet sich je eins hinter den zwei am Kopfe sitzenden Fühlern. In der Landwirtschaft versteht man unter D. im Speziellern die Larve des Saatschnellkäfers, Agriotes (Elater) segetis *L.*, welcher seinen Namen von der Fähigkeit besitzt, sich mit Hilfe eines vielartigen Fortsatzes an der Vorderbrust mit einem knisternden Tone in die Höhe zu schnellen. Die Drahtwürmer sind große Feinde der Landwirtschaft, da dieselben sowohl im Herbst als im Frühjahr die Wurzeln aller Kulturpflanzen, namentlich aber des Weizens, der Gerste und der Zuckerrüben, benagen und durchbeißen und dadurch das Absterben, jedenfalls das Verkümmern der betreffenden Pflanzen verursachen. Ein sicheres Mittel gegen den D. gibt es nicht; im allgemeinen sagt ihnen fester Boden weniger zu als lockerer, weshalb das Walzen des Bodens die Thätigkeit der Drahtwürmer hindert. Vgl. Taschenberg, «Naturgeschichte der wirbellosen Tiere, welche in Deutschland den Feld-, Wiesen- und Weidekulturpflanzen schädlich werden» (Lpz. 1865); derselbe, «Das Ungeziefer der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen» (Lpz. 1879).

Drahtzange (frz. pince, engl. nippers, plyer), ein entweder zum Abkneipen oder zum Biegen dünner Drähte dienendes Werkzeug (s. Zange); auch die Ziehzange der Drahtzieher. (S. Draht.)

Drainage (in der Chirurgie), s. unter Wunde.

Drainierung oder Drainage (vom engl. drain, d. i. Ableitungskanal, und drainage, Feuchtigkeitsabführung) nennt man die Entwässerung des Bodens vermittelst unterirdischer Abzüge. Die D. ist eine Erfindung der Engländer und wurde schon Mitte des 18. Jahrh. in der Weise hergestellt, daß man mittels des sog. Maulwurfspfluges (s. Tafel: Drainierung, Fig. 1) unterirdische Kanäle anlegte. Da dieselben aber nur für eine Kulturperiode funktionierten, so zog man Gräben, welche mit Steinen und Reiswellen u. dgl. gefüllt und mit Rasen und Erde wieder bedeckt wurden (Fig. 2 u. 3). Solche Abzüge oder Andauchen waren kostspielig und wenig dauerhaft, weil sie sich mit der Zeit zuschlämmten. Man verfuhr daher in der Weise, daß man entweder auf die Grabensohle glatte Ziegel und auf diese Hohlziegel legte, wodurch ein gewölbter Kanal entstand, welcher bei gehörigem Gefälle stets offen blieb (Fig. 4), oder daß man, namentlich auf nassen, torfigen Wiesen, einen Graben in zwei Abstufungen aushob, sodaß der obere Teil rechts und links eine Auflage bot, auf welche ein starker Rasen und auf diesen die aus dem Graben gehobene Erde in möglichst großen Blöcken gelegt wurde (Fig. 5). Dies leitete endlich über zur D. mittels gebrannter Thonröhren (Drainröhren, s. d.), der einfachsten, zweckmäßigsten und billigsten Methode. Die Drainröhren (Fig. 6) werden in der Länge von etwa 30 cm und einem Durchmesser von 4—10 cm aus gut zubereitetem Thone vermittelst eigener Maschinen angefertigt. Die Gräben, in welche die Röhren zu liegen kommen, werden mit Hilfe besonderer Drainspaten (Fig. 7) in möglichst nach unten zugespitzter Form ausgehoben (Fig. 8), die Sohle dann mit Hilfe eines besondern Instruments, des Schwanenhalses (Fig. 9) geglättet, die Röhren von oben mittels der Legestange auf die Sohle gelegt (Fig. 10) und der Graben wieder zugeworfen. Die Fugen der Röhren brauchen nicht miteinander verbunden zu sein, sondern müssen nur möglichst genau auf einander passen. Die Mündungen der Drainröhren in Gräben u. s. w. verschließt man, um das Hineinkriechen kleiner Tiere zu verhüten, entweder durch einen mehrfach umgebogenen Draht (Fig. 11) oder durch ein gitterartig durchschnittenes Stück Eisenblech (Fig. 12) oder auch, namentlich in neuester Zeit, durch eine Drahthaube (Fig. 13), welche den Schmutz leichter durchfallen läßt und sich infolge dessen nicht verstopft. Sehr viel kommt auf die richtige Anlage der Drains in Beziehung auf sorgsames Legen der einzelnen Röhren, sowie auf Tiefe, Entfernung und Richtung der Stränge an, wenn die D. ihren Zweck erfüllen soll. Allgemein gültige Vorschriften lassen sich in dieser Hinsicht allerdings nicht geben, da hierbei die Beschaffenheit des Bodens, ob Thon, Lehm oder Sand, der Stand des Grundwassers u. s. w. allein maßgebend sind. Im allgemeinen kann man 1,25 beziehungsweise 1 m als die Maximal- und Minimalgrenzen der Tiefe und das 10- bis 25fache der Tiefe als die Entfernung der einzelnen Röhrenleitungen voneinander angeben. Je tiefer die Drains gelegt werden, desto weiter ist in der Regel die Entfernung der einzelnen Stränge und umgekehrt. Die Kosten der Drainage sind dem entsprechend auch sehr verschieden und schwanken innerhalb 150 und 300 Mark pro Hektar.

Man unterscheidet Saug- und Sammeldrains; erstere dienen zur Aufsaugung des Wassers aus dem Acker, letztere sollen das in den Saugdrains angesammelte Wasser ableiten. Die D. kann, je nach dem Bodenprofil, nach einfachem und nach verschiedenen Systemen angelegt werden, was durch die Abbildungen in den Fig. 14 (einfaches System) und Fig. 15 (verschiedenes System) verdeutlicht wird. Infolge der Ableitung des überschüssigen Wassers aus dem Boden bringt die D. eine ganze Reihe erheblicher Vorteile für das Wachstum der Pflanzen mit sich; die hauptsächlichsten sind: Erhöhung und größere Gleichmäßigkeit der Bodentemperatur, freier Zutritt der Luft zum Boden und dadurch Verstärkung der Bodenthätigkeit und der Düngerwirkung, Erleichterung der Bodenbearbeitung namentlich im Frühjahre, Verhütung des Auswinterns der Pflanzen, Gewährung eines gesicherten Standortes und einer größern Mannigfaltigkeit in der Art der Kulturpflanzen und aus allen diesen Gründen Vermehrung

DRAINIERUNG.



4. Hohlziegeldrain.

10. Legen der Röhren.

8. Röhrendrain.

11. Mündungsverschlufs der Röhrenstränge.

12. Mündungsverschlufs der Röhrenstränge.

3. Faschinendrain.

2. Feldsteindrain.

5. Hohldrain.

6. Drainröhre.

7. Drainspaten.

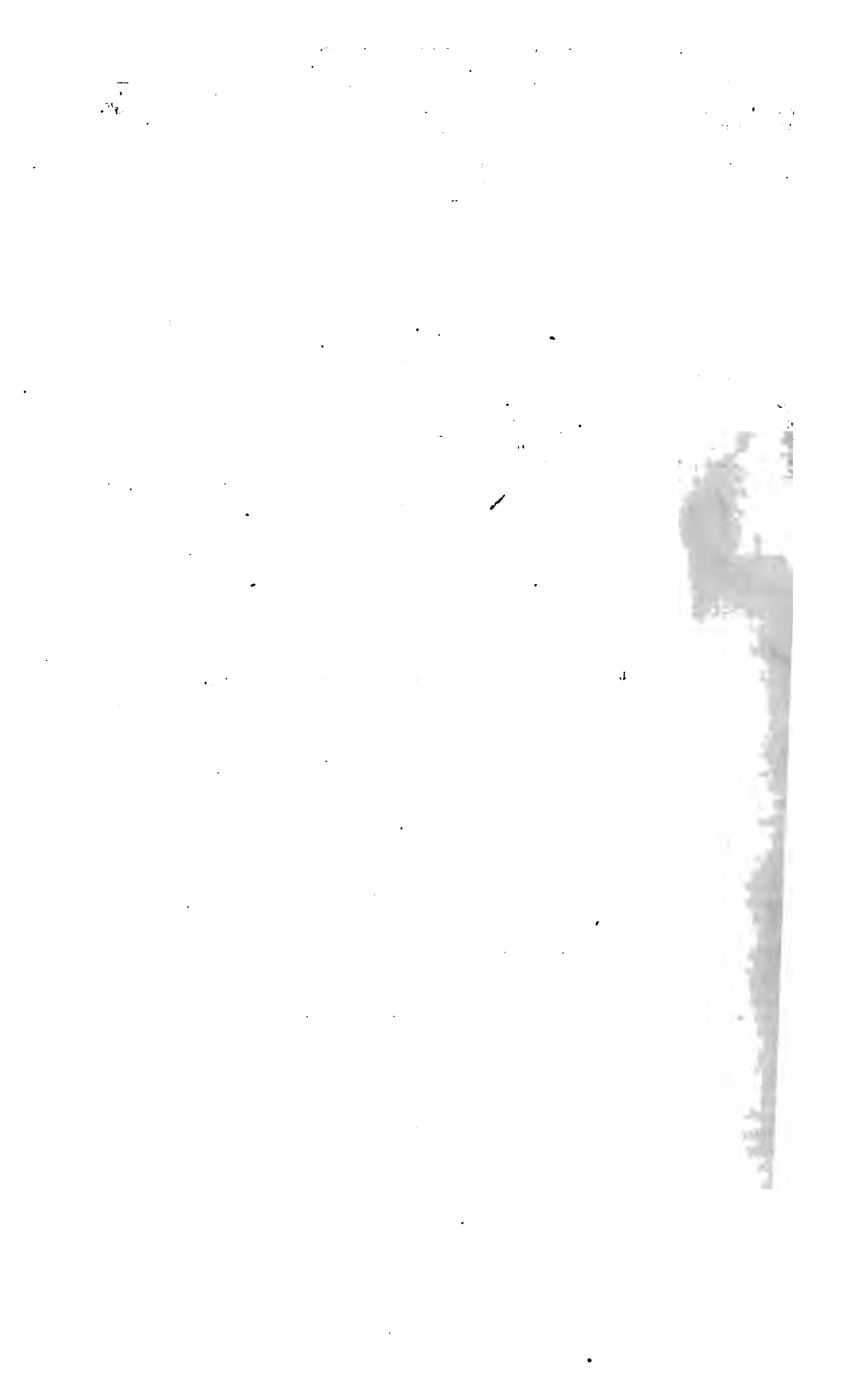
9. Schwanenhals.

1. Maulwurfspflug.

13. Mündungsverschlufs der Röhrenstränge.

15. Drainanlage mit verschiedenen Systemen.

14. Einfache Drainanlage.



rung der geernteten Früchte. Unter
man auch die Trockenlegung von Ge-
, sowie die Abfuhr der Abfallstoffe
oten durch Kanäle.
l, «Drainage» (2. Aufl., Par. 1860);
m drainage» (Neuyork 1871); Dem-
age of towns and buildings» (3. Aufl.,
Perels, «Die Trockenlegung versumpf-
n mit besonderer Berücksichtigung der
Lpz. 1875); Vincent und Abel, «Die
eren Theorie und Praxis» (6. Aufl.,

ren (frz. tuyaux de drainage, engl.
es) sind aus gebranntem unglasierten
llte Röhren von 25—100 mm lichter
5 mm Wandstärke und 320—370 mm
zum Entwässern von Ländereien die-
brikation der D. erfolgt auf besondern
n es eine große Anzahl verschiedener
n gibt, obwohl das Prinzip stets das
ei allen diesen Maschinen wird auf die
n starker Druck ausgeübt, der dieselbe
eine Öffnung zu treten, welche sich in
Platte befindet. In der Mitte der
entsprechend dem lichten Durchmesser,



en erhalten sollen, ein Dorn ange-
velchen sie gepreßt werden. Der Druck
masse wird entweder durch einen in
der Maschine hin- und hergehenden
durch Walzen ausgeübt; im erstern
die Röhren eine begrenzte, dem Kol-
rechende Länge, während im letztern
hine kontinuierlich wirkt.
nröhrenpresse für Handbetrieb
ende Abbildung. Vor den Austritts-
in Rollentisch angebracht, auf welchem
rch Niederziehen einer Schneidvorrich-
einem mit Messingdrähten bespann-
esteht, in bestimmte Längen geschnitten
Entfernung der Drähte voneinander
der gewünschten Röhrenlänge verän-
Die gepreßten Röhren werden unter
der Luft getrocknet und in Öfen, welche
000 derselben fassen, gebrannt. Gute
n allen Löchern und Rissen frei sein,
hen einen hellen Klang geben und dür-
stündigem Eintauchen in Wasser nicht
roz. ihres eigenen Gewichts von dem-
eren.

renpresse, s. unter Drainröhren.
frz. draisienne, waggonet de tournée,
horse, trolly), ursprünglich Lauf-
nnt, eine vom großherzogl. bad. Forst-
von Drais, Freiherr von Sauer-
785, gest. 1851, im J. 1817 in Mann-
ne, von dem Engländer Knight ver-
besserte Maschine zum Selbstfahren mit zwei hinter-
einander befindlichen Rädern, zwischen welchen als
Sitz ein Sattel nebst Bügel zum Aufstemmen der
Arme angebracht war. Die Fortbewegung erfolgte,
indem der Fahrende seine Füße abwechselnd gegen

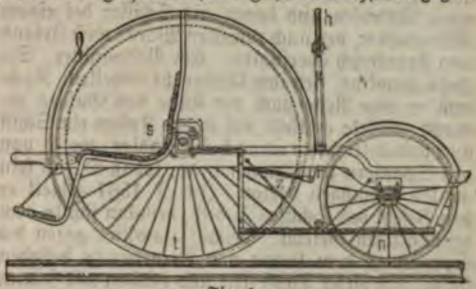


Fig. 1.

die Erde stieß. Auf ebenen Wegen konnten auf
diese Weise 7—8 km in der Stunde zurückgelegt
werden, doch war dabei die Anstrengung des Fahren-
den größer, als wenn er die gleiche Entfernung lau-
fend zurückgelegt hätte, weshalb die Erfindung bald
in Vergessenheit geriet. Später wurden auch mit
Kurbel und Zahnrädern versehene
Fahrmaschinen als D. bezeichnet. In
neuerer Zeit hat die der D. zu Grunde
liegende Idee in dem aus Amerika
herübergekommenen Velociped (s. d.)
eine neue Gestalt gewonnen. Ein von
der eigentlichen D. verschiedenes,
aber nach ihr benanntes Fahrzeug
zur Fortbewegung durch Muskelkraft
wird jetzt auf Eisenbahnen zum Be-
fahren kürzerer Strecken, namentlich
zum Transport der Ingenieure sowie
der Beamten bei Bahnbesichtigungen
benutzt. Von beistehenden Abbildungen zeigt Fig. 1
die Seitenansicht und Fig. 2 die Vorderansicht
einer Eisenbahndraisine aus der Röllschen Waggon-
fabrik in Würzburg. Ein leichter, offener Wagen,
dessen vier Räder, um auf Schienen laufen zu kön-
nen, mit Spurkränzen versehen sind, trägt vorn
einen bequemen Sitz s für die Beamten, während



Fig. 2.

hinten, über den Laufrädern n, Raum für die Arbeiter
ist, welche durch Hin- und Herbewegung der Hand-
stangen a mittels der doppelarmigen Hebel hr und
der Zugstangen z die großen Treibräder t in Um-
drehung versetzen. Dampfdraisinen nennt man
durch Dampf betriebene Fahrzeuge, welche, aus
einer Art kleiner Lokomotive mit Tender und einem
Personencoupé bestehend und mit Rücksicht auf
ihre Kostspieligkeit weniger einem praktischen Zweck

als einem Luxusbedürfnis der höhern Bahnbeamten entsprechend, für Geschwindigkeiten bis zu 70 km in der Stunde gebaut werden.

Drake (Sir Francis), berühmter engl. Seemann, geb. zu Tavistock in Devonshire 1545, war der Sohn eines Matrosen und lernte als Schiffer bei einem Küstenfahrer, der auch zuweilen Waren nach Irland und Frankreich überführte. Ein Verwandter, Sir John Hawkins, ließ ihm Unterricht ertheilen. Nachdem er eine Reise nach der Küste von Guinea gemacht, rüstete er 1565 auf eigene Kosten ein Schiff aus und befrachtete es nach Westindien, wo es von den Spaniern konfisziert wurde, sodaß D. fast sein ganzes Vermögen verlor. Im J. 1567 erhielt er den Befehl des Schiffes Judith, benahm sich in dem unglücklichen Gefecht, welches Hawkins gegen die Spanier in dem Hafen von Veracruz zu bestehen hatte, mit vieler Tapferkeit und entkam mit seinem Fahrzeuge. Die grausame Behandlung der engl. Gefangenen, sowie die früher erlittene Unbill erfüllte ihn mit solchem Haß gegen die Spanier, daß er auf Wiedervergeltung sann. Er bewirkte zuvörderst zwei Unternehmungen nach Westindien, die so günstig ausfielen, daß man ihm 1572 zu einem Angriff auf die span.-amerik. Handelsplätze zwei Schiffe anvertraute. Mit denselben nahm er die Stadt Nombre de Dios auf Darien mit Sturm, machte ansehnliche Beute, konnte sich aber nicht behaupten und segelte daher nach Cartagena. Nachdem er dort viele Schiffe aufgebracht und den Spaniern zu Veracruz ein großes Warenmagazin verbrannt, kehrte er zurück und ankerte zu Plymouth 9. Aug. 1573. Hierauf rüstete er drei Fregatten auf seine Kosten aus, mit denen er als Freiwilliger in Irland unter Graf Essex diente. Nach dessen Tode legte D. 1576 der Königin Elisabeth einen Plan vor, durch die Magellanstraße in die Südsee zu dringen, um hier die Spanier anzugreifen, und erhielt durch jene die Mittel, eine Flotte von fünf Schiffen für diesen Zweck auszurüsten. Mit diesen ging er 13. Dez. 1577 von Plymouth ab, erreichte 29. Aug. die Magellanstraße und kam nach mehrfachen Unfällen 20. Nov. im Angesicht der Insel La Moche, im NNW. von Valdivia, vor Chile, an, wo er seine Flotte zu sammeln gedachte. Weil er aber keins seiner andern Schiffe eintreffen sah, setzte er seinen Kurs nach Norden fort, wobei er jede Gelegenheit wahrnahm, sich span. Schiffe zu bemächtigen und Landungen zu machen. Da seine Mannschaft beutesatt war, folgte er der Küste Nordamerikas bis zu 48° nördl. Br., weil er hoffte, eine Durchfahrt in den Atlantischen Ocean zu finden. Getäuscht in seiner Erwartung und durch die Kälte genötigt, bis 38° zurückzugehen, nannte er den Platz, wo er nun seine wieder gesammelten Schiffe ausbesserte, Neualbion. Am 29. Sept. 1579 richtete er seinen Lauf nach den Molukken und gelangte 4. Nov. nach Ternate. An der Küste von Celebes entkam er 9. Jan. 1580 mit genauer Not dem Schiffbruch, legte bei Java und am Kap der Guten Hoffnung an und ankerte 5. Nov. wieder in Plymouth. Am 4. April 1581 kam Elisabeth selbst auf der Themse nach Deptford, wo D.s Schiff vor Anker lag, schlug ihn zum Ritter und übergab ihm den Befehl über eine Flotte von 23 Schiffen, mit welcher er 15. Sept. 1585 auslief und 16. Nov. vor Santiago auf den Inseln des Grünen Vorgebirges so unerwartet erschien, daß die Stadt sogleich genommen wurde. Von dort segelte die Expedition nach Westindien, nahm Santo-Domingo, Cartagena, zerstörte die Forts der Spanier in Ostflorida und traf 28. Juli 1586 in Plymouth ein, nachdem sie den Feinden eine auf 600000 Pfd. St. geschätzte Beute abgenommen. Nachdem er 1587 im Hafen von Cadiz eine Abteilung der berühmten Armada verbrannt hatte, wurde er 1588 Vizeadmiral unter Lord Effingham, dem er die span. Flotte vernichten half. Nachher erhielt er das Kommando des Geschwaders, welches 1589 Don Antonio auf den Thron von Portugal setzen sollte; allein dies Unternehmen scheiterte wegen des Mißverständnisses zwischen D. und dem General der Landtruppen. Eine neue Expedition D.s gegen die Spanier in Westindien 1594 schlug fehl, und als auch eine Unternehmung gegen Panama mißlang, verfiel D. aus Mißmut in ein schleichendes Fieber, welches sein Leben 5. Jan. 1596 (27. Dez. 1595 alten Stils) endete. D. soll die Kartoffeln zuerst nach Europa gebracht haben, weshalb ihm 1853 zu Offenburg in Baden ein Denkmal gesetzt wurde. Doch haben neuere Forschungen ergeben, daß er dieselben nur bekannter gemacht, nicht aber zuerst eingeführt hat. Vgl. Barrow, «Life of D.» (Lond. 1843; 2. Aufl. 1861).

Drake (Friedr.), einer der ersten Bildhauer der neuesten Zeit, wurde 23. Juni 1805 in Pyrmont geboren. Der Vater, obwohl als Mechaniker sehr geschickt, lebte in dürftigen Umständen, weshalb er sich gern bei seinen Arbeiten vom Sohne hilfreiche Hand leisten ließ. Seine Mußestunden benutzte der junge D., um kleine Schnitzereien aus Holz oder Elfenbein auszuführen. Im Alter von 17 Jahren ging er als Gehilfe zum Mechaniker Breithaupt nach Kassel. Nachdem er hier vier Jahre gearbeitet, gab ein geschnitzter Christuskopf, für den ein Antiquitätenhändler einen hohen Preis erzielte, seinem Streben die ausschließliche Richtung auf die Plastik. Durch die nach dem Leben modellierte Büste eines pyrmonter Verwandten Rauchs diesem empfohlen, kam er nach Berlin, wo ihn Rauch bei sich wohnen und an den Unternehmungen der Werkstatt teilnehmen ließ. Nun entstanden auch selbständige Schöpfungen. Die erste war eine Madonna mit dem Kinde in Marmor, welche die Kaiserin von Rußland kaufte. Dann folgten die Gruppe des sterbenden Kriegers, dem ein Genius den Kranz der Ehren zeigt, eine Winzerin in Marmor, die der Künstler in kolossaler Dimension zu wiederholen unternahm.

Daneben hatte sich D. bereits großen Ruhm in der Porträtstatuette erworben. Meisterhaft in Stellung und Ausdruck sind die von seinem Lehrer Rauch, Schinkel, Schiller, Goethe und den beiden Humboldt. Seine Geschicklichkeit für das Porträt bewährte D. 1836 an dem Standbilde für Justus Möser auf dem Domplatze zu Osnabrück. Mannigfache kleinere Arbeiten beschäftigten ihn dann neben der Ausführung der acht sitzenden Kolossalfiguren der preuß. Provinzen im Weißen Saale des Schlosses zu Berlin, welche er 1844 vollendete. Dieser Aufgabe folgten zwei Kolossalstatuen des Königs Friedrich Wilhelm III. in Marmor. Die eine wurde 1845 vollendet, stellt den Monarchen in Uniform und mit dem Hermelin bekleidet dar und ist zu Stettin aufgestellt; die andere fertigte der Künstler im Auftrage von berliner Bürgern, die sie 1850 im Tiergarten errichten ließen. Um das runde Fußgestell dieser Statue schlingt sich ein Relief, welches in idealer Auffassung Gestalten beiderlei Geschlechts und von jedem Lebensalter in

dem heitern Genuß des Lebens in der freien Natur zur Anschauung bringt. Dieser trefflichen Arbeit folgte die kolossale Gruppe eines Kriegers, dem die Victoria den Kranz reicht, eine der acht Gruppen auf der Schloßbrücke zu Berlin. Auch in diesem Werke zeigt sich D.s ganze Eigentümlichkeit, den Moment festzuhalten und ihn mit Kraft und Grazie zugleich durch den unverdrossensten Fleiß und die sorgfältigste Durcharbeitung ins Leben treten zu lassen. Für Jena arbeitete D., außer der Kolossalbüste des Naturforschers Oken, in Erz die kolossale Statue des Kurfürsten Johann Friedrich, welche 1858 aufgestellt wurde. Nach Rügen kam die kolossale Marmorstatue des Fürsten Malte-Putbus (1859). Es folgte die kolossale Reiterstatue des Königs Friedrich Wilhelm III. für Köln (1864). In demselben Jahre erhielt auch die Vorhalle des Museums in Berlin von seiner Hand die unvergleichlich gelungene Marmorstatue seines Lehrers Rauch. Für Wittenberg, dessen Schloßkirchenpforte er schon früher mit Statuetten musizierender Knaben in Erz geschmückt hatte, arbeitete er eine Kolossalstatue Melanchthons. Zugleich vollendete er eine Reiterstatue des Kaisers Wilhelm I. für die große Rheinbrücke in Köln. Die neuern Ereignisse gingen an dem Schaffen des Meisters gleichfalls nicht spurlos vorüber. Er vollendete die Büsten Bismarcks, Moltkes, dann auch jene von Ranke und Raumer. Auch die 9 m hohe Victoria auf der 1873 enthüllten Siegessäule in Berlin und das Denkmal für die im Kriege 1870/71 Gefallenen der Stadt Aachen sind sein Werk; endlich ist noch zu nennen sein Humboldt-Monument in Philadelphia und fünf Figuren zum Grabmal der Herzogin Elisabeth Michailowna von Nassau am Neroberg bei Wiesbaden. D. starb 6. April 1882 in Berlin, nachdem er längere Jahre hindurch das Ehrenamt eines Vizekanzlers des preuß. Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste verwaltet hatte. Er war Mitglied und Senator der Akademie zu Berlin sowie derer von Petersburg, Antwerpen, Rom und des Institut de France.

D. war ein Künstler voll Ernst und tiefer Begeisterung für seine Kunst, dem die unermüdlichste Ausdauer bei allem, was er sich vorgesetzt hatte, zur Seite stand und der mit der Gewalt einer charaktervollen Realität in seinen Schöpfungen den feinsten Sinn für Schönheit und Anmut an den Tag legte.

Drake (Samuel Gardner), amerik. Schriftsteller, geb. 10. Okt. 1798 zu Pittsburg, ließ sich, nachdem er einige Zeit einer Distriktsschule vorgestanden, zu Boston nieder, wo er 1828 ein Antiquargeschäft gründete. Er starb im März 1876. D. schrieb: »Biography and history of the Indians of North America« (11. Aufl., Bost. 1852), «Indian captivities or life in the wigwam» (Bost. 1839), «History of Boston» (Bost. 1856).

Drakenberge oder Kahlamba, Gebirge in Südafrika, im östl. Teil der Kapkolonie, beginnt etwa unter 30° 30′ südl. Br. und setzt sich gegen N. bis gegen den 24° fort, mit vielen hohen, schroff abfallenden Gipfeln, von denen der Cathkin Peak oder Champagne-Castle mit 3060 m der höchste ist. Über den 1645 m hohen Van Reenenpaß führt die Straße von Harrismith in der Oranje-Rivier-Republik nach Pieter-Maritzburg. In seiner südl. Hälfte bildet das Gebirge die Grenze zwischen der Natalkolonie östlich und dem Oranjefluß-Freistaat und dem brit. Basutoland westlich; in der nördl. Hälfte durchziehen die D. Transvaal.

Drakenborch (Arnold), niederländ. Philolog, geb. 1. Jan. 1684 in Utrecht, studierte in seiner Vaterstadt und in Leiden zuerst Jurisprudenz, widmete sich aber später dem Studium des Altertums und der Geschichte. In Utrecht erhielt D. 1716 das Amt eines Professors der Geschichte und Beredsamkeit. Er starb 16. Jan. 1748. D.s Bearbeitung des Silius Italicus (Utr. 1717) und des Livius (Amsterd. 1738—46) haben früh Anerkennung gefunden. Seine Ausgaben bieten eine erdrückende Fülle des von allen Seiten herbeigeschafften Materials, zeichnen sich aber weniger aus durch treffendes Urteil. Außerdem hat er eine Menge antiquarischer Schriften verfaßt.

Drakenburg oder Drackenburg, Flecken in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Hannover, Amt Nienburg, rechts an der Weser, 8 km nördlich von Nienburg, mit 680 E. In der Nähe fand 1547 eine Schlacht zwischen Herzog Erich II. von Kalenberg und den Bremern und Hamburgern statt.

Drako (grch. Drakon), aus einer alten athenischen Adelsfamilie (Eupatride), erhielt von seinen Standesgenossen als Archont Eponymos des J. 620 v. Chr. den Auftrag, die bestehenden Rechtssatzungen und den Gebrauch der Gerichte aufzuzeichnen. Man gab dabei einerseits einer dringenden Forderung des Volks nach, welches dadurch der willkürlichen Gerechtigkeitspflege der Archonten und der Geschlechter ein Ende gemacht wissen wollte. Aber auf der andern Seite schuf D. aus dieser Kodifikation dem Adel eine Waffe gegen das Volk. Die außerordentliche Strenge dieser Gesetze, die das geringste Verbrechen, z. B. den Fruchtdiebstahl, ja sogar den Müßiggang, gleich der Beraubung der Tempel und dem Mord mit dem Tode bestraft haben sollen, ist sprichwörtlich geworden. D. war über die Härten des alten primitiven Gewohnheitsrechts noch weit hinausgegangen, hatte namentlich auch das alte strenge Schuldrecht noch bedeutend verschärft. Solon hat nur das eigentliche Blutrecht und die auf das dabei zu beobachtende Prozeßverfahren bezüglichen Bestimmungen des D. in die Solonische Gesetzgebung aufgenommen. Es ist daher von diesen eine nähere Kunde geblieben, während über die übrigen Bestimmungen, sowie über die Schicksale des D. selbst nur unsichere Nachrichten überliefert sind. Er soll vor dem Hasse des Volks nach Ägina geflohen und im Auslande gestorben sein.

Drakonische Gesetze werden nach dem athen. Gesetzgeber Drako (s. d.) sehr strenge Gesetze genannt, die auf kleine Vergehen harte Strafen setzen.

Drall wird bei einem gezogenen Feuerrohr die Windung der Züge um die Seelenachse genannt, durch welche das den Zügen folgende Geschoß in die regelmäßige Drehung um die Längenachse versetzt wird. Die Länge einer ganzen Windung heißt die Dralllänge, der Steigungswinkel der Züge der Drallwinkel. Nimmt letzterer vom Boden der Seele nach der Mündung allmählich zu, so spricht man von Progressiv-Drall, im Gegensatz zum gleichbleibenden oder stetigen D. (S. Feuerwaffen, Züge.)

Drama (grch., d. h. Handlung) nennt man diejenige Dichtungsart, welche Begebenheiten der Vergangenheit als gegenwärtige Handlungen nach bestimmten ästhetischen Gesetzen darstellt. Das D. tritt bei allen Völkern immer nur dann hervor, nachdem bereits Epos und Lyrik zu voller Ausbildung gelangt sind; es schließt die äußere Gegenständlichkeit

der epischen und die innere Gefühlswelt der lyrischen Poesie in gleicher Weise in sich. Das D. hat mit dem Epos (s. d.) das gemein, daß es eine fremde Welt, einen äußern Vorgang darstellt. Diesen Vorgang erzählt es aber nicht als einen bereits vergangenen: er entfaltet sich vielmehr in lebendiger Gegenwart vor unsern Augen. Die Personen, die dabei beteiligt sind, erscheinen vor uns und setzen, wie der Lyriker im Gedicht, so hier im Dialog und Monolog, den freien Erguß ihrer Empfindungen und die Motive ihres Thuns und Lassens auseinander. Man unterscheidet die epische von der dramatischen Poesie wie unsere Erlebnisse von unsern Thaten; diese sind das Werk des Willens, der seinem in die Zukunft gerichteten Streben einen Zweck setzt und in sich selbst den Widerstreit von Gefühlen und Pflichten durchkämpft. So ist die Welt des Epos die von äußern Umständen bestimmte Begebenheit, die Welt des D. dagegen die von innen aus der Charaktereigentümlichkeit entspringende Handlung. Aus diesem Begriff entspringen alle dramatischen Gesetze. Das dramatische Handeln beschränkt sich nicht auf die einfache und störungslose Durchführung eines bestimmten Zwecks; im D. muß immer ein Kampf zweier Gegensätze vorhanden sein. Gerade durch den innern Konflikt, der zu seiner entscheidenden Lösung, sei es nun zu einer glücklichen oder unglücklichen, mit Notwendigkeit hindrängt, unterscheidet sich die dramatische Handlung von der epischen Begebenheit. Jene ist um so tiefer, je tiefer und innerlich notwendiger die Gegensätze gegeneinander gespannt sind. Daher die große sittliche Bedeutung des D. Es ist in Wahrheit die Dialektik der sittlichen Weltordnung. Mag der dramatische Held, d. h. derjenige, der durch seine entschiedene Aktion die ebenso entschiedene Reaktion der andern hervorruft, auch sein ganzes Sein und Denken oder, wie sich der Sprachgebrauch der Ästhetik ausdrückt, sein ganzes sittliches Pathos an seinen Zweck setzen: als das Wollen und Handeln eines einzelnen bleibt es doch immer nur eine Einseitigkeit. Als diese, wenn auch noch so erhabene Einseitigkeit unterliegt sie der Macht und Vernunft des Ganzen; das sittliche Recht geht daher siegreich aus allen Angriffen hervor. Wir betrauern zwar den Untergang des Helden, der uns durch seine Größe unsere volle Teilnahme abgewonnen hatte; aber wir freuen uns zugleich über diesen Untergang, denn die Macht, welcher der Held unterlegen ist, ist die Unverletzlichkeit der sittlichen Weltordnung. Dies ist es, was Aristoteles im Auge hat, wenn er den Zweck der Tragödie wie des D. überhaupt in die Erregung von Furcht und Mitleid und in die Reinigung der Leidenschaft setzt. Denn wir feiern im Ausgang dieses dramatischen Kampfes den höchsten Triumph des uns innewohnenden sittlichen Geistes; wir fühlen uns mit der Welt versöhnt; wir fühlen die Würde der Menschheit in ihrer ganzen Größe. Es ist das große gigantische Schicksal, das den Menschen erhebt, indem es den Menschen zermalmt.

Das D. ist Poesie, und es versteht sich also von selbst, daß diese Dialektik der dramatischen Handlung nicht in metaphysischer Begriffsmäßigkeit erscheinen darf. Diese Dialektik erscheint vielmehr nur als der belebende Herzschlag lebendiger Personen; sie ist Fleisch und Blut geworden, und das D. ist um so poetischer, je lebendiger und individueller die Personen sind, die diesen dramatischen [illegible] miteinander kämpfen. Als poetisches Kunstwerk muß daher das D. vor allem nach sinnlicher Illusion streben. Dies ist der Grund, warum die franz. Theoretiker früherhin den Kanon der sog. drei Einheiten, d. h. die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes, als höchstes Gesetz aufstellten. Allein diese drei Einheiten liegen weder in der «Poetik» des Aristoteles, auf die sich jene Theoretiker beriefen, noch in dem Wesen der Sache oder in den höchsten Mustern der vorhandenen dramatischen Kunstwerke, selbst der alten. Die Einheit der Zeit und des Orts ist bedeutungslos; man hat dafür die Stetigkeit der Entwickelung und die Einheit der Weltlage gefordert; nur die Einheit der Handlung oder vielmehr (da oft auch Doppelhandlungen, die miteinander in Verbindung stehen, wie z. B. in Shakspeares «König Lear», von höchster Wirkung sind) die Einheit der dramatischen Idee ist unter allen Umständen unerläßlich. Wo diese nicht vorhanden ist, da bleiben wir auf rein epischem Boden. Die mittelalterlichen Mysterien und die «Chronicled histories» der altengl. Bühne sind solche unreife Anfänge der erst werdenden Dramatik. Aus der ästhetischen Natur des D. und seiner fortschreitenden Entwickelung folgt innerhalb seines scenischen Baues die Unterscheidung der Exposition, der Peripetie und der Katastrophe. In der *Exposition* werden die Gründe der dramatischen Entwickelung sowie die Schürzung des Knotens, wie sie in den Charakteren und den hierdurch bedingten Situationen liegen, dargelegt. Die *Peripetie* deutet den Höhepunkt der Handlung und zugleich die Wendung des Geschicks des Helden an, und in der *Katastrophe* endlich werden die Konsequenzen der vorhergegangenen Motive durch die Lösung des Konflikts gezogen. Hiermit hängt auch die gewöhnliche Einteilung des D. in drei, resp. in fünf Akte oder Aufzüge zusammen.

Auf dem Begriffe des dramatischen Kampfes und dessen endlicher Lösung beruhen auch die hauptsächlichsten Gattungsunterschiede der dramatischen Kunst. Es gibt drei verschiedene Gattungen des D.: die Tragödie, die Komödie und das sog. Schauspiel oder das D. im engern Sinne. Diese Unterschiede entspringen aus der Artverschiedenheit der Zwecke und Interessen, die die kämpfenden Individuen verfechten. Die Tragödie nimmt zu ihrem Helden einen Charakter, der einen ernsten, gediegenen, ja, wenn man will, einen erhabenen Zweck und Gehalt hat. Der tragische Held hat für sich immer recht; er verfällt nur dadurch in Unrecht und sittliche Schuld, daß er diesen an sich ganz berechtigten Zweck selbstsüchtig von den ebenso berechtigten Zwecken und Interessen der herrschenden Weltverhältnisse losreißt. Er muß daher zu Grunde gehen, d. h. seine Schuld büßen, weil der Zweck des Allgemeinen höher steht als der Zweck des Einzelnen. Die Komödie dagegen hat einen Helden, dessen Zweck schon in sich willkürlich, nichtig und verkehrt ist. Zufall und Willkür spreizen sich auf, als wären sie das Vernünftige und Sittliche; zuletzt aber verfangen sie sich in ihren eigenen Widersprüchen. Sonach gewinnen wir auch hier, indem der komische Held, geprellt und gehänselt, zum Bewußtsein seiner Thorheit kommt, das Glücksgefühl von der ewig siegreichen Macht der Vernunft und Wahrheit. Es spiegeln erst Tragödie und Komödie zusammengenommen die ganze sittliche Welt ab, indem beide in ihren Motiven auf gleiche Weise von den tiefsten Geheimnissen der menschlichen Brust ausgehen und die innere Notwendigkeit des sittlichen Weltlaufs

zu unbezweifelbarer Anerkennung bringen. Die dritte Gattung, das sog. Schauspiel oder das D. im engern Sinne führt ernste Konflikte zu einem heitern und versöhnenden Ausgang, wie Lessings «Nathan», Goethes «Iphigenie». Es ist das Gewöhnliche bei den Indern, häufig bei den Spaniern. Aber indem es seiner Natur nach von Haus aus auf eine leichte und friedliche Lösung hindrängt, stellt es leicht nur zufällige Gegensätze einander gegenüber. Der dramatische Konflikt bleibt dann ein rein äußerer: er bewegt sich nur in vorübergehenden Irrungen und Mißverständnissen. Dadurch wird die Geschichte, die sich vor unsern Augen abspielt, eine rein persönliche ohne allgemeine Bedeutung, nicht ein klares Spiegelbild der Menschheit. Ein solches Schauspiel unterhält nur; es erschüttert und erhebt nicht. In diesen Kreis fallen zumeist die sog. Konversationsstücke, die jetzt auf der Bühne in so großer Breite herrschen. Diese Stücke treten zumeist ganz und gar aus dem Gebiete echter Poesie heraus, obschon sie für ein Repertoire, das alle Tage nach Neuigkeiten verlangt, ein Bedürfnis und damit ein notwendiges Übel sind.

Vgl. A. W. von Schlegel, «Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur» (3 Bde., Heidelb. 1809—11; 2. Aufl. 1817); Hettner, «Das moderne D.» (Braunschw. 1852); Freytag, «Die Technik des D.» (Lpz. 1863; 4. Aufl. 1881); Klein, «Geschichte des D.» (Bd. 1—13, Lpz. 1865—76).

Drama, Hauptstadt eines Sandschaks im europ.-türk. Vilajet Saloniki, zählt 7500 E., welche Baumwoll- und Tabaksbau, Baumwollspinnerei und Tabakshandel treiben. D. liegt an der Stelle des alten Drabeskos (s. d.).

Dramaturgie (grch.) bezeichnet zunächst die Theorie der dramatischen Poesie. Da aber die dramatische Poesie ihrem Wesen nach genau mit der Kunst der dramatischen Darstellung zusammenhängt, so hat man das Wort D. dann auch auf die Theorie der Schauspielkunst (s. d.) angewendet, sodaß Schriften, die als dramaturgische bezeichnet werden, bald mehr die dramatische Poesie, bald mehr die Kunst der dramatischen Darstellung, oft aber beide Künste zugleich zu ihrem Gegenstande haben. Wenn man unter D. die Theorie des Dramas versteht, so ist die «Poetik» des Aristoteles die erste D., die geschrieben worden ist, und alle ästhetischen und litterarhistor. Lehrbücher und Monographien, die vom Drama handeln, gehören in diese Klasse. Versteht man aber D. in jenem gemischten Sinne, nach welchem sie Drama und dramatische Darstellung zugleich umfaßt, so war die erste D. dieser Art die Lessings, denn von den «Schildereien der Kochschen Bühne» kann nicht die Rede sein. Was sich an Lessing anlehnte, wie Bode und Claudius («Dramaturgisches Etwas», Hamb. 1774), Schink («Dramaturgische Blätter»), Schmidt («Dramaturgische Aphorismen») und Zimmermann («Dramaturgische Blätter»), ist, mit Lessing verglichen, bedeutungslos, wenn auch manches einzelne in ihnen, sowie in Ifflands «Theateralmanach» und Schreyvogel-Wests «Dramaturgischen Aufsätzen» nicht ohne Wert ist. Eine neue Periode beginnt mit Börnes und Tiecks «Dramaturgischen Blättern», die, so verschieden sie auch unter sich sind, doch beide bereits in der Zeit der verfallenden dramatischen Poesie wie der verfallenden Schauspielkunst schreiben und daher (was besonders von Tieck gilt) aus der Erinnerung der großen Glanzzeit nur um so tiefer alle einzelnen Feinheiten der dramatischen Kunst herausheben. Diesen haben sich in neuerer Zeit Gutzkow, A. Stahr («Oldenburgische Theaterschau») und Rötscher («Dramaturgische Skizzen») in würdiger Weise angeschlossen. Besonders ist aber auch in neuester Zeit viel für die Theorie der dramatischen Darstellung gethan worden. Nachdem hier namentlich Engel, dessen «Ideen zur Mimik» bleibenden Wert behalten, und Thürnagel vorangegangen waren, faßte Rötscher in «Die Kunst der dramatischen Darstellung» (Berl. 1841) die ganze Theorie gründlich, aber einseitig und doktrinär und daher mehr für den gelehrten Dramaturgen als für den praktischen Schauspieler geeignet, zusammen. Vgl. Ed. Devrient, «Geschichte der deutschen Schauspielkunst» (5 Bde., Lpz. 1846—74).

Dramburg, ehemals Drage- oder Draweburg, Kreisstadt in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, an der Drage und an der Linie Ruhnow-Konitz der Preußischen Staatsbahn, ist Sitz eines Landratamts und eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium und ein evang. Schullehrerseminar und zählt (1880) 6049 E., welche Ackerbau und Viehzucht, sowie Tuchfabrikation treiben. Die Stadt ist 1279 von Arnold von der Golz angelegt und war ehedem mit hoher Mauer und doppelten Wällen und Gräben versehen, die aber seit 1782 abgetragen sind. — Der Kreis Dramburg ist 1171,59 qkm groß und zählt (1880) 37225 Bewohner.

Dramm, s. Dirhem.

Dramma per musica, die gewöhnliche ital. Bezeichnung für Oper. Der Ausdruck Opera bedeutet im Italienischen ganz allgemein «Werk» (Opus), erst die Zusätze «seria» (ernst) oder «buffa» (komisch) verleihen dem Wort Opera den Sinn, den es im Deutschen hat.

Drammen, Seestadt im norweg. Amt Buskerud, liegt in schöner Gegend am nördl. Ende des Drammensfjord, einem westl. Arme des Kristianiafjord, an der Mündung der kurzen, aber sehr wasserreichen Dramselv und am Ausgange der Bahnen nach Kristiania, Randsfjord und Kongsberg. Der Ort besteht aus den drei durch Wasserläufe voneinander geschiedenen Städten Bragernäs, Strömsö und Tangen, welche durch Brücken miteinander verbunden sind, und zählt (1880) 19582 E. Nach den verheerenden Feuerbränden von 1866 und 1870 ist der größte Teil der Stadt neu erbaut worden. Haupterwerbszweige sind beträchtliche Bierbrauerei, Tabaksfabrikation, Gerberei, sowie großartige Sägemühlen, Schiffswerfte, Baumwollspinnerei, Weberei, Eisengießerei und ein sehr ausgedehnter Handel. Am bedeutendsten ist der auswärtige Verkehr mit England und Holland. Die Tonnenzahl der ankommenden Schiffe (1880) betrug 108060, der abgehenden 140584 t, die Zahl der eigenen Schiffe (Ende 1880) betrug 313 mit 94243 t. Auch der Binnenhandel ist lebhaft. Mit Kristiania ist D. durch regelmäßige Dampfschiffahrt verbunden.

Dramolet (frz.), ein kurzes Drama.

Dran, Nebenfluß der Drau in der südl. Steiermark. Ihre Quellbäche kommen vom Bachergebirge, haben einen südöstl. Lauf und sammeln sich oberhalb Blankenstein, wo der Fluß von der Südbahn überbrückt ist, am Fuße des Höhenzugs, der die Wasserscheide zwischen Drau und Save bildet. Von dort an hat der Lauf des Flusses eine vorwiegend östliche Richtung, rechts teilweise von mäßigen Hügeln gesäumt, links mit durchweg flachen Ufern, die

stellenweise durch Versumpfung zu leiden haben. Unterhalb St. Veit, südöstlich von Pettau, fließt sie in die Drau. Während ihres Laufs treibt sie viele Mühlen, Stampfen und Brettsägen.

Drance oder Dranse (Drance de Savoie), Fluß in Frankreich, im Depart. Obersavoyen, entsteht aus drei D., von denen die schwächste die D.-d'en-bas oder D.-de-Bellevaux oder Brévon, die mittlere die D.-d'Abondance, die stärkste die D.-du-Biot ist. Sie entspringt in den Bergen des 1927 m hohen Col-de-Coux und nimmt die beiden schwächern auf; zwischen Evian und Thonon mündet sie in den Genfersee bei der berühmten Kartause Ripaille. Sie ist kaum 50 km lang, aber sehr wasserreich, und ihr Absatz tritt weit in den See vor. Ihre Farbe ist schön grün.

Drangiane (Drangiana, pers. Daranka oder Zaranka, «Land des Sees»), alte Landschaft im iran. Hochland, das Gebiet um den Sumpfsee Areia (Zare oder Hamum), sehr fruchtbar, obgleich im Süden und Westen von Wüsten eingeschlossen. Die Einwohner hießen Zaranken (Sarangen) und trugen hohe Wasserstiefel und lange Lanzen. Im J. 130 v. Chr. ward das Land von den Saken erobert und Sakastane genannt (jetzt Seistan).

Dranse, Nebenfluß des Rhône, s. unter Bagne.

Dranse, Fluß in Frankreich, s. Drance.

Dransfeld, Stadt in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Hildesheim, Kreis Göttingen, 15 km im WSW. von Göttingen, an der Linie Hannover-Kassel der Preußischen Staatsbahn, welche hier die Wasserscheide zwischen Leine und Weser überschreitet, zählt (1880) 1433 E. In der romantischen Umgebung bieten die Basaltkuppen des Hohenhagens, Dransberges und Sesebühels prachtvolle Fernsichten. Am Hohenhagen, 507 m über dem Meere, ist ein bedeutender Basaltsteinbruch; am Sesebühel ein umfangreiches und mächtiges Mergellager.

Drap., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Draparnaud (Jacques Philippe Raymond).

Drap (vom frz. drap, mittellat. drappus, ital. drappo), eigentlich überhaupt ein derber, fester Stoff, jetzt meist ein solcher von tuchartigem, auch geköpertem Gewebe. So bezeichnet Drap d'Abbeville ein leichtes franz. Tuch, das ursprünglich in der Stadt Abbeville erzeugt wurde; Drap d'or und Drap d'argent broschierte Seidenstoffe, deren Muster (Blumen u. s. w.) aus Gold-, resp. aus Silberfäden besteht; Drap de Berri einen zweiseitigen, vierbindigen Köper, ein Köpertuch (nach dem ehemaligen Herzogtum Berri so genannt), das vorzüglich fest gewalkt und daher sehr stark und wasserdicht ist; Drap de soie einen lederartig starken Seidenstoff von drei-, vier- oder fünfbindigem Köper; Drap de dames Damentuch, ein leichtes, feines Halbtuch, meist von schwarzer Farbe.

Drapa, eine in der altnord. Dichtung häufig vorkommende Gedichtsform, welche namentlich vom 10. bis 13. Jahrh. in Blüte war. Sie wurde mit Instrumentalbegleitung vorgetragen und war meist in der Dróttkvaettstrophe und sehr künstlich gebaut. In der Regel zerfällt die D. in drei Teile, deren mittlerer den Stef oder den Kehrreim, d. h. eine regelmäßig wiederkehrende Halbstrophe, enthält. Die D. wurde teils zum Lobe einzelner Personen (so die Olafsdrapa, Knutsdrapa, Eireksdrapa), teils zur Verherrlichung ganzer Stämme (so die Jornsvikingadrapa, die Islendingadrapa) gedichtet. Galt sie einem Gestorbenen, so hieß sie Erfidrapa; behandelte sie eine Liebesepisode, Mansongsdrapa. Auch zum Lobe Christi, zur Verherrlichung des heiligen Kreuzes (Kroßdrapa), zum Preise der Heiligen wurden Drapen gedichtet, bis im 14. Jahrh. diese Dichtungsgattung den leichtern Reimen weichen mußte.

Draparnaud (Jacques Philippe Raymond), franz. Naturforscher, geb. 3. Juni 1772 zu Montpellier, starb daselbst als Professor der Naturgeschichte 1. Febr. 1805; er schrieb «Histoire naturelle des mollusques de la France» (Par. 1805).

Drapeau (frz.), Fahne, Panier; Drapeau blanc; in Frankreich das weiße Panier mit den Lilien, das Parteizeichen der Bourbonen; Drapeau rouge, die Fahne der roten Republik.

Draper (John William), amerik. Chemiker und Physiolog, geb. 5. Mai 1811 in St.-Helens bei Liverpool in England, studierte Chemie in London und wanderte 1833 nach Amerika aus, wo er seine Studien in Philadelphia fortsetzte und 1836 promovierte. Bald darauf zum Professor der Chemie am Hampden-Sydney-Kollegium in Virginien ernannt, folgte er 1839 einem Rufe an die Universität der Stadt Neuyork, welche ihn 1850 auch zum Professor der Physiologie ernannte und 1874 zum Präsidenten ihrer naturwissenschaftlichen und mediz. Abteilung erwählte. D. starb 4. Jan. 1882 auf seinem Landsitze in Hastings bei Neuyork.

Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Treatise on the forces which produce the organization of plants» (Neuyork 1844), «Textbook on chemistry» (1846), «Natural philosophy» (1847), «Human physiology, statical and dynamical» (1856), «History of the intellectual development of Europe» (1862; deutsch von Bartels, 2. Aufl., Lpz. 1871), «History of the American civil war» (3 Bde., 1867—70) und «History of the conflicts between religion and science» («Geschichte der Konflikte zwischen Religion und Wissenschaft» als Bd. 13 der «Internationalen wissenschaftl. Bibliothek», Lpz. 1875).

Draper (Henry), amerik. Naturforscher, Sohn des vorigen, geb. 7. März 1837 im Staate Virginien, promovierte 1858 an der mediz. Fakultät der Universität der Stadt Neuyork und war seitdem daselbst Professor der Physiologie und der analyt. Chemie bis zu seinem im Nov. 1882 erfolgten Tode. D. hat das größte Teleskop in den Vereinigten Staaten konstruiert, welches zu Hastings am Hudson aufgestellt ist, und ist durch seine Erfolge auf dem Gebiete der astron. Photographie bekannt.

Draperie (frz.), Dekoration mit frei aufgehängten oder in Falten gelegten Geweben (draps). In diesem Sinne ist sie ein uralter Brauch, der im höchsten Altertum noch von größerer Bedeutung war als heutzutage, wo er eine Arbeit des Tapeziers ist und über die Wohnung kaum hinausreicht. Bei den Ägyptern, Babyloniern, Persern wurden nicht bloß die Eingänge und Lichtöffnungen mit D. geschlossen, sondern die ganzen Paläste und Höfe mit ornament- und figurenreichen Geweben verhängt und mittels Gerüsten aus ihnen lange Straßen gebildet, wahre Triumphstraßen, durch welche sich die Festzüge, die Siegeseinzüge der Fürsten und Heere bewegten. Der Brauch ging auf die klassischen Völker über und fand reichliche Gelegenheit zur Entfaltung bei religiösen Festen und insbesondere bei den Triumpheinzügen röm. Feldherren. Das Mittelalter war schon durch ungenügenden Fensterverschluß vielfach zur Verwendung der D. gezwungen, aber es benutzte

sie ebenso zur Bekleidung von Wänden, Möbeln, Thronen und Baldachinen. Dann folgte die Zeit der niederländ. Brokatstoffe, der figurenreichen Arazzi (gewirkte Tapeten) und der franz. Gobelins. Mit diesen Stoffen war die D. eine Kunst, heute ist sie in den Händen der Tapeziere, die nach der Schablone arbeiten, zum Handwerk geworden. So, wie sie jetzt in der Wohnung, auch in der reichsten, angewendet wird, ist sie eine ausgeklügelte Künstelei, die den eigentlichen Charakter der D. gar nicht mehr besitzt. Denn wenn man absieht von der figürlichen Verzierung der Gobelins, die heute in ihren Überresten eingerahmte Bilder oder steife Möbelüberzüge geworden sind, so hat sie auch ihr anderes Element verloren, die Falte. Die D. von heute als Behang von Thüren und Fenstern ist ein faltenlos ausgebreiteter Stoff, der in ganz willkürliche, seiner Art und Natur zuwiderlaufende Formen ausgeschnitten worden. Falte ist nur vorhanden, wo sie nicht vermieden werden kann, bei zusammengerafften Portieren oder Vorhängen. Indessen beginnt in neuester Zeit der Geschmack dieser Tapeziermanier entgegenzutreten und Falte und Natur der D. wieder in ihr Recht einzusetzen, vor allen auch orient. Stoffe und Teppiche wieder zur Mitwirkung zu berufen. Doch ist die D. noch weit von der Bedeutung entfernt, welche sie im Altertum besaß. Zur Geschichte der D. ist vor allem wichtig Bd. 1 von Semper, «Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten» (2. Aufl., Münch. 1879). Vgl. noch Guilmard, «Le Garde-Meuble» (Par. 1874 fg.); Dariel, «Les tapisseries décoratives du Garde-Meuble» (Par. 1877).

Drapeyron (Ludovic), franz. Geschichtsforscher, geb. 26. Febr. 1839 zu Limoges, besuchte die Normalschule in Paris und wurde dann Lehrer der Geschichte in Besançon, später am Lycée Charlemagne in Paris. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «L'empereur Héraclius et l'empire byzantin» (1869), «Les origines de la France et de l'Allemagne» (1868—69), «L'aristocratie romaine et le Concile» (1870), «Organisation de l'Austrasie et la création de l'Allemagne» (1869), «Caractère de la lutte de l'Aquitaine et de l'Austrasie sous les Mérovingiens et les Carolingiens» (1878).

Drapierer (Drapier), einer der fünf Großbeamten des Deutschen Ordens, welcher die Ordensglieder bekleidete und bewehrte.

Dräseke (Joh. Heinr. Bernh.), ausgezeichneter prot. Kanzelredner, geb. 18. Jan. 1774 zu Braunschweig, studierte seit 1792 in Helmstedt Theologie, ward 1795 Prediger zu Mölln, 1805 zu Ratzeburg. Hier erschienen seine «Predigten für denkende Verehrer Jesu» (5 Bde., Lüneb. 1804—12; 5. Aufl., 2 Bde., 1836), in welchen die verständige Reflexion die rhetorische Kraft noch stark beeinträchtigt, und die katechetische Schrift «Glaube, Liebe, Hoffnung» (Lüneb. 1813; 6. Aufl. 1834). Schon jetzt erregten seine polit. Predigten solches Aufsehen, daß die Franzosen 1806 von Hamburg aus ein Detachement Truppen absandten, um ihn aufzuheben, doch entzog er sich ihnen durch die Flucht. Im J. 1814 ward D. als Prediger an den bremer Dom berufen, und hier entstanden seine reifsten Werke. Die «Predigten über Deutschlands Wiedergeburt» (3 Bde., Lüneb. 1814; 2. Aufl., 2 Bde., 1818) veranlaßten eine Vorstellung des Bundestags beim bremer Senat, entweder solche polit. Predigten zu hindern oder den Prediger zu entfernen. Darauf schwieg D. Von sonstigen Schriften sind zu nennen: «Predigten über die letzten Schicksale unsers Herrn» (2 Bde., Lüneb. 1816; 3. Aufl. 1826), «Predigten über freigewählte Abschnitte der Heiligen Schrift» (4 Bde., Lüneb. 1817—18), «Christus an das Geschlecht dieser Zeit» (Lüneb. 1819; 3. Aufl. 1820), «Gemälde aus der Heiligen Schrift» (4 Sammlungen, Lüneb. 1821—28), «Vom Reiche Gottes, Betrachtungen nach der Heiligen Schrift» (3 Bde., Brem. 1830). Durch eine Schrift zu Gunsten der Union: «Über den Konfessionsunterschied der prot. Kirchen» (Lüneb. 1818), dem König von Preußen Friedrich Wilhelm III. empfohlen, ward D. 1832 zum evang. Bischof und zum Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen berufen und gewann auch hier durch seine seltene Beredsamkeit einen weitgehenden Einfluß. Das Auftreten des rationalistischen Predigers Sintenis in Magdeburg 1840 veranlaßte D. zum Einschreiten, aber die Angriffe, welche er deshalb erfuhr, verleideten ihm seine Stellung dermaßen, daß er wiederholt um seine Entlassung einkam; 1843 ward ihm dieselbe bewilligt. D. zog auf den Wunsch des Königs Friedrich Wilhelm IV. nach Potsdam, wo er noch bisweilen vor der königl. Familie predigte. Er starb 8. Dez. 1849. Sein Sohn Theodor Heinr. Timotheus D. gab noch «Nachgelassene Predigten» heraus (2 Bde., Magdeb. 1850—51).

Draskovich (spr. Draschkowitsch, Georg), Sproß eines alten kroat. Adelsgeschlechts, das seit dem 14. Jahrh. in der Geschichte Kroatiens und Ungarns eine Rolle spielt. Sie führen das Prädikat «von Trakostian», eine Linie auch «von Stramberg». Georg D. wurde 5. Febr. 1515 geboren, er widmete sich dem geistlichen Stande, ward 1546 Großpropst in Preßburg, dann Bischof von Fünfkirchen, Erzbischof von Kalocsa und erhielt 1585 die Kardinalswürde; er starb 31. Jan. 1587. — Joseph Kasimir D., geb. 4. März 1714, trat in Kriegsdienste, wurde 1745 Oberstlieutenant, 1749 Oberst und 1750 Generalmajor. Im Siebenjährigen Kriege zeichnete er sich besonders aus (Schlacht bei Görlitz, Erstürmung des Schlosses Schreckenstein, Belagerungen von Olmütz und Glatz, Befreiung von Jägerndorf u. a.). Im J. 1762 wurde D. von den Preußen gefangen. Seit 26. Febr. 1763 Feldzeugmeister, erhielt er das Generalkommando in Siebenbürgen, wo er 9. Nov. 1765 starb. — Johann (gewöhnlich Janko) D., geb. zu Agram 20. Okt. 1770, diente erst in der Armee, wurde 1817 k. k. Kämmerer und beteiligte sich eifrig an der nationalen Bewegung der Kroaten. Im J. 1832 wurde er Deputierter des ungar. Landtags, 1836 wirklicher Banaltafelbeisitzer, 1837 mit dem Stephansorden dekoriert, 1852 k. k. Wirkl. Geheimrat. D. war ein eifriger Freund und Beförderer der Künste und Wissenschaften, insbesondere aber ein rastloser Eiferer zu Gunsten der nationalen Sprache und Kultur seines Volks. Er starb 14. Jan. 1856 zu Radkersburg.

Drastisch (grch.) bezeichnet alles, was stark oder kräftig wirkt. Drastische Arzneien oder Drastika nennt man daher in der Medizin besonders die heftig wirkenden und scharfen Abführmittel, wie Aloë, Koloquinten, Gummigutt, Krotonöl, manche Metallsalze u. a. In der Ästhetik heißen diejenigen Schilderungen oder Darstellungen der redenden oder bildenden Kunst drastisch, welche von unmittelbar treffender, schlagender Wirkung sind, oft mit dem Nebenbegriff der Übertreibung. Der Sprachgebrauch bezeichnet mit dem Worte besonders gern das komisch Wirkende.

Herstellung bestimmter Körperformen, bei welcher das Arbeitsstück um eine feste Achse in schnelle Rotation versetzt wird, während das schneidende Werkzeug (Dreheisen, Drehstahl) sich langsam an demselben hinbewegt. (S. Drehbank.)

Drechsler (Gustav), namhafter Landwirt, geb. 18. Juni 1833 in Clausthal am Harz, besuchte das Gymnasium zu Lüneburg, erlernte auf dem väterlichen Gute Krimderode bei Nordhausen die Landwirtschaft und studierte dieses Fach dann 1854—55 in Jena und 1855—56 in München. Nach längerer praktischer Thätigkeit in verschiedenen Wirtschaften übernahm D. 1859 die Leitung des im folgenden Jahre in seinen Besitz übergehenden Rittergutes Krimderode. Seit 1866 widmete er sich von neuem dem Studium, und zwar in Halle, um sich 1867 in Göttingen als Privatdocent für Landwirtschaft zu habilitieren. Seine Bemühungen waren hier namentlich darauf gerichtet, ein mit der Universität aufs engste verbundenes landwirtschaftliches Institut nach dem Vorbilde des in Halle unter J. Kühn entstandenen ins Leben zu rufen, Bemühungen, welche im J. 1869 die Beförderung D.s zum außerord. und 1871 zum ord. Professor und Direktor des neuzugründenden Instituts zur Folge hatten. Die Organisation und Einrichtung des im J. 1876 vollendeten Instituts in Göttingen sind sein Verdienst. D. entwickelt namentlich auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Betriebs- und der Ackerbaulehre eine hervorragende schriftstellerische Thätigkeit, wie er auch in Gemeinschaft mit W. Henneberg das «Journal für Landwirtschaft» (Berl.) herausgibt. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Die Statik des Landbaues» (Gött. 1869), «Der landwirtschaftliche Pachtvertrag» (Halle 1871; vom landwirtschaftlichen Centralverein der Provinz Sachsen gekrönte Preisschrift), «Die Entschädigungsberechnung expropriierter Grundstücke» (Gött. 1873), «Das landwirtschaftliche Studium an der Universität Göttingen» (1875).

Drechsler (Joseph), deutscher Musiker, geb. zu Wällisch-Birken in Böhmen 26. Mai 1782, begann seine praktisch-musikalische Laufbahn als Chormeister an der wiener Hofoper und endete sie als Kapellmeister am Stephansdom, als welcher er 27. Febr. 1852 starb. Seine Kompositionen für die Bühne sind ebenso zahlreich wie die für die Kirche; besonders fruchtbar war er in Operetten und wiener Lokalpossen.

Drecht, kleines Flüßchen in Holland von 5,2 km Länge, entsteht aus dem Brassemer Meer bei Alt-Wetering und bildet, mit der Aar und der Krummen Mijdrecht vereinigt, den Amstel.

Dreckwagen, Spottname der sog. Groben, einer Partei der Taufgesinnten (s. d.).

Dreesch oder Dreisch nennt man in den schleswig-holstein. und mecklenb. Koppel- und Schlagwirtschaften den mit Gras- oder Kleegrasgemenge angesäeten Acker, welcher dann zwei Jahre lang als Weide für das Vieh oder auch im ersten Jahre zum Mähen und erst im zweiten Jahre als Weide benutzt wird. Das Ansäen des Dreeschschlags, welcher als letztes Feld in der Rotation steht, geschieht unter der vorhergehenden Winter- oder Sommerhalmfrucht.

Dreget (frz. taillerolle, engl. truvet), Samtmesser oder Samthaken, ein messerartiges Werkzeug zum Aufschneiden der Samtmaschen zur Herstellung des geschnittenen oder gerissenen Samts.

Dregg nennt man kleine Anker ohne Stock, aber mit sechs bis acht Armen (statt der sonst üblichen zwei), welche man an Tauen befestigt und über den Fluß- oder Meeresgrund zieht, um verloren gegangene größere Gegenstände zu fischen beziehungsweise ihre Lage festzustellen und sie dann auf andere passende Weise wieder heraufzuholen.

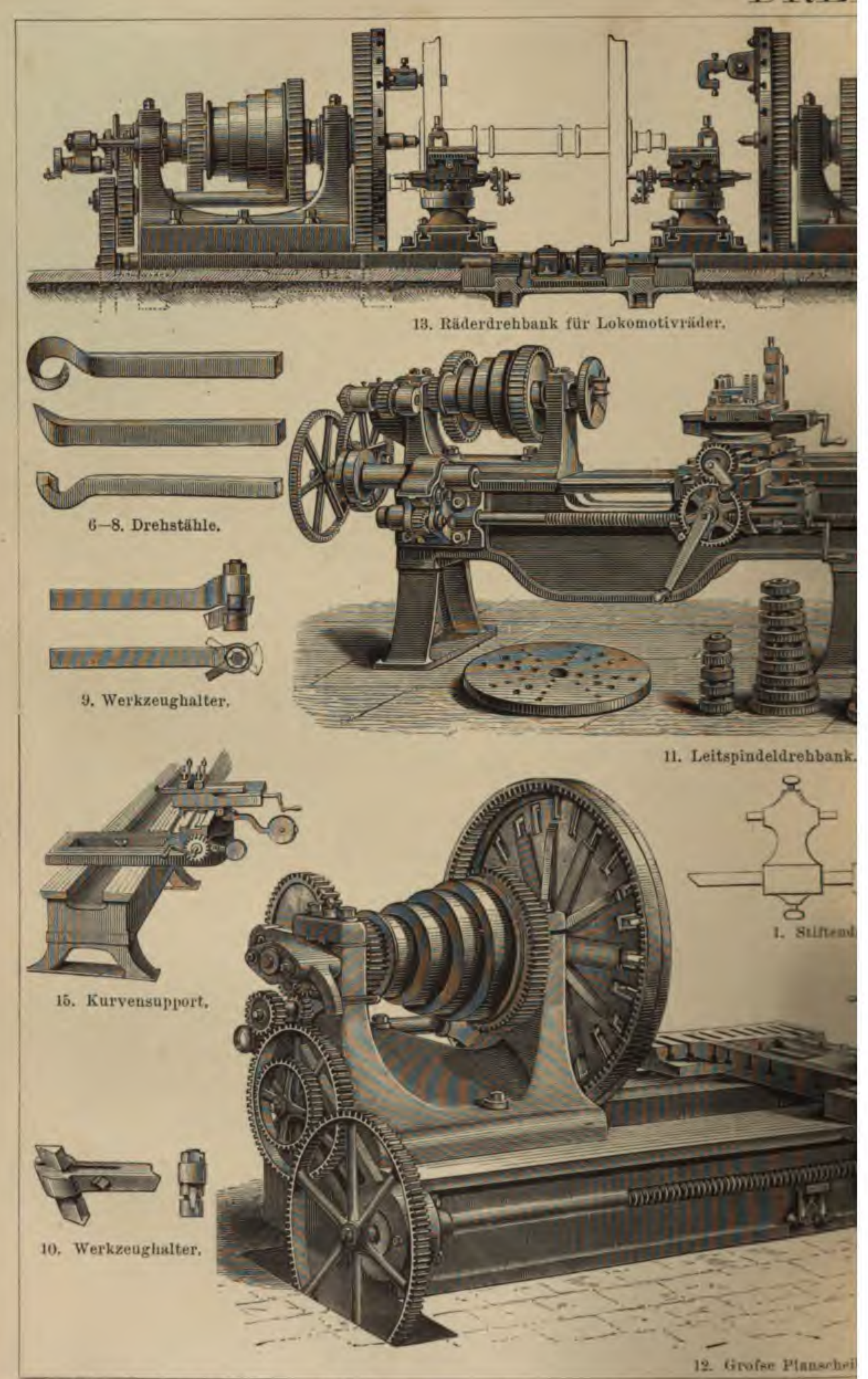
Drehbank oder Drechselbank (frz. tour, engl. lathe), das wichtigste Werkzeug bei der Bearbeitung der Metalle, des Holzes u. s. w., ohne dessen Hilfe runde Formen entweder gar nicht oder doch nur äußerst schwierig mit hinreichender Genauigkeit hergestellt werden können. In den meisten Fällen werden auf der D. äußerlich runde Gegenstände bearbeitet, doch lassen sich auf derselben ebenso leicht auch Hohlräume ausdrehen, sowie bei entsprechender Einrichtung ebene Flächen und Schraubenlinien erzeugen. Außerdem kann eine vollständig ausgerüstete D. zum Konischdrehen, Kugel- und Ovaldrehen, zum Bohren, Gewindeschneiden und Nutenhobeln benutzt werden, sodaß diese Vorrichtung namentlich auch in jeder Maschinenwerkstatt als die vielseitigste und notwendigste Werkzeugmaschine zu betrachten ist. Die Wirkungsweise der D. beruht darauf, daß der zu bearbeitende Gegenstand (das Arbeitsstück) um eine feste Achse rotiert, während das schneidende Werkzeug (der Drehstahl), in geeigneter Weise unterstützt, an dem Umfang des erstern zur Wirkung kommt und in dem Maße, wie es das Material in Form von Spänen vom Arbeitsstück entfernt, weitergeschoben wird, wobei durch die Veränderung der vom Drehstahl beschriebenen Bahn kegelförmige, ebene, kugelförmige und verschiedene andere derartige Oberflächen hergestellt werden.

Die eigentliche Drehbank besteht im wesentlichen aus dem Gestell oder Bett, dem Spindelstock, dem Reitstock und dem Support. Bei kleinen und mittlern Drehbänken ruht das Bett, um mit der Spindel die passende Höhe über dem Boden zu erhalten, auf Füßen, während es bei großen Bänken unmittelbar auf das Fundament gelegt wird. Dasselbe ist für gewöhnlich durchgängig gerade; um auf kleinern Bänken große, scheibenartige Gegenstände drehen zu können, wird es mit einer Kröpfung, d. h. mit einer Aussparung unmittelbar vor dem Spindelstock versehen. Der Spindelstock ist mit dem Bett unwandelbar befestigt und dient zur Aufnahme der Spindel, welche, horizontal in ihm gelagert, durch Menschen-, Wasser- oder Dampfkraft mit Schnur- oder Riementrieb oder mittels Zahnräder in Umdrehung versetzt wird und so dem mit ihr verbundenen Arbeitsstück gleichfalls eine drehende Bewegung erteilt. Die Haltung und Führung des Drehstahls erfolgt bei kleinen Drehbänken und namentlich bei denen für Holzbearbeitung mit der Hand; bei großen, die ausschließlich zur Metallbearbeitung dienen, wird der Drehstahl auf dem Support befestigt und der letztere entweder mit der Hand oder selbstthätig bewegt (Leitspindeldrehbänke).

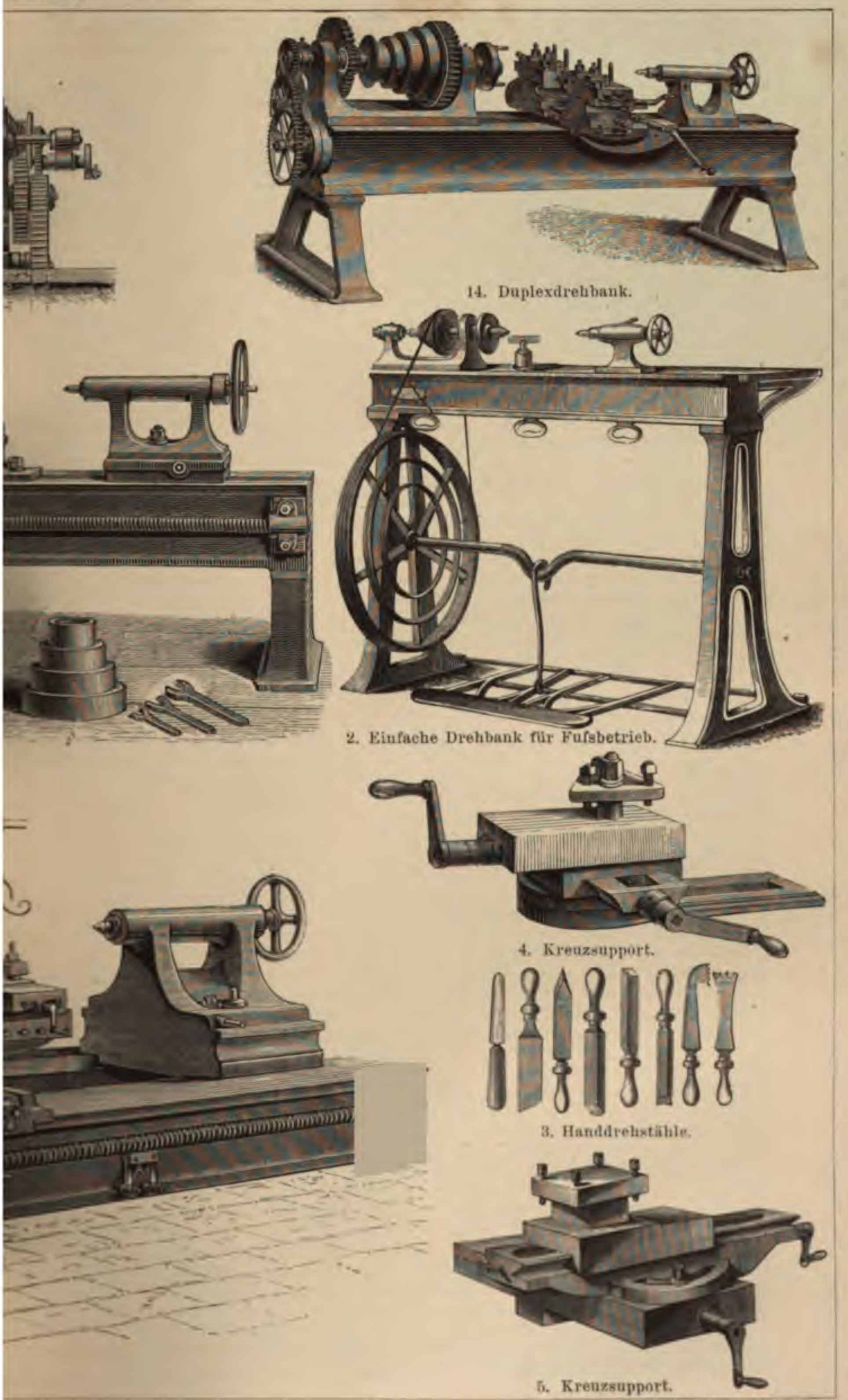
Die älteste und einfachste Vorrichtung zum Drehen ist der Drehstuhl (s. d.), der jetzt fast nur noch zur Herstellung sehr kleiner Arbeitsstücke, z. B. in der Uhrmacherei, gebraucht wird. In Fig. 1 der Tafel: Drehbank ist die gebräuchlichere Anordnung dieser Art, der Stiften- oder Spitzendrehstuhl, dargestellt. Bei demselben wird das Arbeitsstück zwischen zwei Stahlspitzen eingespannt,



DREI



13. Räderdrehbank für Lokomotivräder.
6—8. Drehstähle.
9. Werkzeughalter.
11. Leitspindeldrehbank.
15. Kurvensupport.
1. Stiftend
10. Werkzeughalter.
12. Große Plansche



14. Duplexdrehbank.

2. Einfache Drehbank für Fuſsbetrieb.

4. Kreuzsupport.

3. Handdrehstähle.

5. Kreuzsupport.

Zu Artikel: Drehbank.

die gegeneinander verstellt werden können und in zwei Docken sitzen, von welchen die eine mit der horizontalen, in einen Schraubstock einzuspannenden prismatischen Stange ein Ganzes bildet, während die andere je nach der Länge des Arbeitsstücks auf dieser Stange verstellbar ist. Auf das Arbeitsstück selbst setzt man eine kleine Rolle, um welche die Schnur eines Drehbogens geschlungen wird. Indem man den letztern mit der einen Hand hin- und herzieht, versetzt man das Arbeitsstück in eine Vor- und Rückwärtsdrehung und kann alsdann durch Anhalten des Drehstahls mit der andern Hand unter Benutzung der Tförmigen Auflage das Abdrehen bewirken.

Der Typus einer einfachen **Drehbank für Fußbetrieb** ohne Support, wie sie für Holzbearbeitung und zum Abdrehen kleiner Metallstücke Anwendung findet, ist in Fig. 2 dargestellt. Mittels eines durch den Fuß bewegten Trittbretts wird die in dem mittlern Teil des Gestells zwischen Spitzen gelagerte gekröpfte Welle in Umdrehung versetzt, welche Bewegung durch ein Schwungrad mit Schnurlauf auf die Spindel übertragen wird. In allen Fällen ist die Anordnung so getroffen, daß auf dem Umfang des Schwungrads mehrere Rinnen mit wachsendem Durchmesser stufenförmig angebracht sind, denen gleichfalls stufenförmig eingedrehte Rinnen auf der Schnurscheibe der Spindel entsprechen. Durch diese Vorrichtung (Stufenscheiben genannt) kann man die Rotationsgeschwindigkeit der Spindel innerhalb ziemlich weiter Grenzen variieren lassen. Die Verbindung des Arbeitsstücks mit der Spindel kann auf verschiedene Weise erfolgen und hängt zunächst von der Form des erstern, sowie von der Art ab, in welcher dasselbe bearbeitet werden soll.

Hier sind zwei Hauptverbindungsarten zu unterscheiden, von denen alle übrigen abgeleitet werden können, nämlich die Befestigung zwischen Spitzen und die auf der Planscheibe. Bei ersterer wird das Arbeitsstück im Mittelpunkt der Endflächen mit kleinen konischen Vertiefungen versehen (angekörnt, centriert) und zwischen die Spitze der Leitspindel und die ihr gegenüberstehende des Reitstocks eingespannt, zu welchem Zweck der letztere auf dem Bett der D. der Länge des Arbeitsstücks entsprechend verstellt werden kann. Die Drehung wird auf das Arbeitsstück durch ein auf dasselbe aufzuschraubendes Metallstück (nach seiner Form Herz genannt) und den sog. Mitnehmer, der mit der Spindel rotiert, übertragen. Handelt es sich um die Bearbeitung ebener Flächen an scheibenförmigen Arbeitsstücken, so werden die letztern auf der sog. Planscheibe befestigt, einer gußeisernen Scheibe, die auf das vordere Ende der Spindel aufgeschraubt und mit einer großen Anzahl kurzer, radialer Schlitze zur Aufnahme von Haken, Schraubenbolzen u. s. w. versehen ist, um das Festspannen des Arbeitsstücks zu bewirken.

Bei der in Fig. 2 abgebildeten D. wird der Drehstahl von dem Arbeiter mit beiden Händen erfaßt und gegen das Arbeitsstück gehalten, wobei ihm die Tförmige, ebenfalls verstellbare Vorlage als Unterstützung dient. Die Drehstähle, welche beim Drehen aus freier Hand gebraucht werden, zeigen die mannigfachsten Formen, welche sowohl durch die Beschaffenheit des zu bearbeitenden Materials als durch die Größe und Gestalt der Arbeitsstücke bestimmt werden.

Die gebräuchlichsten Formen der **Drehstähle** sind in Fig. 3 dargestellt, in welcher die verschieden geformten vordern Schneidkanten deutlich erkennbar sind. Die ersten sechs derselben dienen zum eigentlichen Drehen, während die beiden letzten, sog. Strahler, zum Einschneiden von Gewindegängen auf cylindrisch abgedrehten Oberflächen dienen, eine Arbeit, welche von seiten des Drehers große Geschicklichkeit voraussetzt. Sämtliche Drehstähle sind, um die bequeme Handhabung zu ermöglichen, mit Holzgriffen nach Art der Feilen versehen. Wenn nun auch in vielen Fällen, namentlich beim Holzdrehen und beim Drehen kleiner Metallstücke, die Drehstähle von der Hand des Arbeiters sicher genug geführt werden können, um eine genaue Arbeit zu liefern, so ist doch überall, wo es sich um die Bearbeitung größerer Gegenstände handelt, eine sichere Stellung und Führung des Drehstahls durch eine mechan. Vorrichtung (Support) unerläßlich, da hierdurch die Arbeit ungemein erleichtert wird.

Der **Support**, welcher mit nur kleinen Veränderungen stets die gleiche Form und Einrichtung hat, ist durch Fig. 4 und 5 der Tafel dargestellt. Derselbe besteht aus zwei Schlitten mit ihren prismatischen Führungen, von denen der untere auf dem Bett der D. verstellbar befestigt wird, während der obere die Vorrichtung zum Festschrauben des Drehstahls trägt, die entweder, wie in Fig. 4, aus einer passend geformten Platte besteht, welche durch Anziehen nur Einer Mutter den Stahl festhält, oder, wie in Fig. 5, den Drehstahl mittels zweier Schrauben festklemmen läßt. Die erstere Befestigungsart gestattet, das Werkzeug in jeder Lage festzustellen, und findet bei kleinern Drehbänken sehr vorteilhaft Anwendung, während die Vorrichtung Fig. 5 in erster Linie ein durchaus sicheres Festklemmen der Drehstähle ermöglicht, dagegen in Bezug auf die Lage der letztern nur eine beschränkte Veränderung gestattet. Die Bewegung der beiden Schlitten, von denen der untere die Führung des obern trägt, erfolgt durch zwei mit Handkurbeln versehene Schraubenspindeln, sodaß dem Drehstahl sowohl eine Bewegung parallel zur Drehbankspindel als auch eine solche senkrecht zur Richtung derselben zu erteilen ist. Durch Kombination beider kann man die Schneide des Werkzeugs in jeder beliebigen Kurve führen und demnach dem Arbeitsstück jede gewünschte Form verleihen. Da dem Konischdrehen des Arbeitsstücks die Führung des Drehstahls in einer geraden, zur Achse der Drehbankspindel geneigten Linie entspricht, ist am Support die Einrichtung meist so getroffen, daß man die obere Führung auf dem untern Schlitten verstellen kann, wodurch die Bahn des obern Schlittens mit dem Werkzeug nicht mehr parallel zur Achse der Spindel läuft und so die gewünschte Form des Konus erzielt wird.

Die Drehstähle, welche beim Drehen mit dem Support gebraucht werden, sind kurz, ohne Hefte (s. Fig. 6—8) und in Bezug auf die Form der Schneiden den in Fig. 3 dargestellten ähnlich. Oft wendet man mit Vorteil kleine, runde oder prismatische Stahlstäbe an, die vorn schräg angeschliffen und in einen **Meißel-** oder **Werkzeughalter** eingespannt werden, wie dies in Fig. 9 und 10 gezeigt ist.

Die in Fig. 11 dargestellte **Leitspindeldrehbank** repräsentiert die Konstruktion der neuern Drehbänke, die sich durch die außerordentliche Viel-

seitigkeit ihrer Anwendung auszeichnen. Dieselbe bewirkt die Bewegung des Supports sowohl in der Längen- als in der Querrichtung selbstthätig und kann zum Ausbohren hohler Cylinder, zum Konischdrehen und Gewindeschneiden benutzt werden. Das kräftige gußeiserne Bett ist auf drei Füßen gelagert und nimmt den Spindelstock, den Support und den Reitstock auf. Der Spindelstock enthält außer der Laufspindel noch eine parallel zu dieser gelagerte Hilfswelle, welche durch zwei Räderpaare derart mit der erstern verbunden werden kann, daß die auf die Stufenscheiben (hier vier Riemenscheiben von verschiedener Größe) durch Riemen übertragene Bewegung erheblich verlangsamt der Laufspindel selbst mitgeteilt wird; da außerdem die Stufenscheiben direkt mit der Laufspindel verbunden werden können, ist es möglich, bei der gleichen Geschwindigkeit des Deckenvorgeleges acht verschiedene Geschwindigkeiten des Arbeitsstücks zu erzielen und so für innerhalb weiter Grenzen verschiedene Durchmesser desselben stets die vorteilhafte Umfangsgeschwindigkeit zu erhalten. Unmittelbar vor dem Spindelstock ist das Bett auf eine gewisse Länge ausgeschnitten (gekröpft), sodaß auch Arbeitsstücke von größerm Halbmesser, als der Spitzenhöhe entspricht, abgedreht werden können. Um in Fällen, wo diese Aussparung nicht benutzt wird, dem Support bis unmittelbar vor den Spindelstock Führung zu geben, wird ein Einsatzstück oder eine Brücke in die Kröpfung eingelegt.

Der vordere Teil der Laufspindel, *Spindelkopf* genannt, ist mit einem äußern Gewinde versehen, um das Aufschrauben verschiedener Vorrichtungen, welche die Verbindung des Arbeitsstücks mit der Spindel vermitteln, zu ermöglichen; es sind dies namentlich die Planscheibe und die sog. Mitnehmerscheibe. Der Support, welcher die allgemeine Form zeigt, ist mit breiten Führungsschienen auf dem Bett gelagert und kann durch eine seitlich an der ganzen Länge der Bank sich hinziehende Schraubenspindel (Leitspindel), die in der Figur deutlich sichtbar ist, vor- und rückwärts bewegt werden. Die Drehung der Leitspindel wird von der Laufspindel abgeleitet, die zu diesem Zweck an ihrem hintern Ende ein kleines Zahnrad trägt, das durch eingeschaltete Zahnräder (Wechselräder) die Bewegung entsprechend verlangsamt auf die Leitspindel überträgt. Das Abdrehen cylindrischer Gegenstände geht also vollkommen selbstthätig vor sich. Da der Vorschub des Supports auf diese Weise mit der größten Gleichmäßigkeit erfolgt, erzeugt der Drehstahl auf einem cylindrischen Arbeitsstück eine Schraubenlinie, deren Steigung man durch Austauschen der Wechselräder beliebig verändern kann, sodaß mit einer Leitspindeldrehbank Schraubenspindeln von jedem Durchmesser und jeder Steigung mit großer Genauigkeit herzustellen sind. In Fällen, wo es sich um das Abdrehen der vordern Fläche großer Scheiben handelt, ist die selbstthätige Bewegung des Drehstahls senkrecht zur Achse der Laufspindel von großem Vorteil, und man findet daher bei den vollständig eingerichteten Drehbänken stets einen sog. Planzug, durch welchen diese Bewegung des Drehstahls automatisch veranlaßt wird.

Bei der in Fig. 11 abgebildeten D. wird die hierzu nötige Kraft der Leitspindel entnommen und durch die beiden am Support sichtbaren Zahnräder auf die untere Spindel des Supports übertragen. Der Reitstock, der eine durch das hintere Handrad verstellbare Stahlspitze trägt und beim Abdrehen langer Gegenstände zur Anwendung kommt, ist mit einer Vorrichtung versehen, um das Abdrehen schwach konischer Gegenstände ohne Verstellung des Supports selbstthätig bewirken zu können. Es kann nämlich der obere Teil desselben durch eine Querspindel seitlich verstellt werden, wodurch die Körnerspitze aus der verlängerten Laufspindelachse tritt und so die zwischen den beiden Spitzen eingespannten Gegenstände beim Abdrehen eine schwach konische Form erhalten müssen.

Die in Fig. 12 dargestellte *Planscheibendrehbank* zeichnet sich zunächst durch ihre beträchtliche Größe aus. Sie dient zum Abdrehen großer und schwerer Gegenstände, welche entweder direkt auf die Planscheibe oder zwischen die Spitzen gespannt werden können. Damit der Planscheibe ein bedeutender Durchmesser gegeben werden konnte, mußte der Spindelstock eine beträchtliche Größe erhalten und äußerst kräftig und solid konstruiert werden. Die Umdrehung der Planscheibe kann auf drei verschiedene Arten erfolgen, indem zu den beiden Antriebsweisen der in Fig. 11 veranschaulichten Leitspindeldrehbank hier noch eine dritte hinzukommt, der zufolge beim Abdrehen schwerer und großer Gegenstände die Planscheibe durch den an ihrem Umfang sichtbaren innern Zahnkranz, in welchen ein Zahnrad mit geringer Zähnezahl treibend eingreift, gedreht werden kann. Der Support wirkt durch die Leitspindel in der Längenrichtung, sowie parallel zur Planscheibe selbstthätig und seine Grundplatte ist mit T-förmigen Nuten versehen, sodaß auf demselben schwere Gegenstände, welche innen ausgedreht werden sollen, festgespannt und mittels einer Bohrwelle (s. unter *Bohrer und Bohrmaschinen*, Bd. III, S. 265*) bearbeitet werden können.

Als eine Verdoppelung der gewöhnlichen Planscheibenbank kann die *Räderdrehbank* (Fig. 13) gelten, auf welcher die durch Abnutzung deformierten Spurkränze der Eisenbahnwagenräder abgedreht werden. Da diese Räder paarweise auf ihren Achsen abzudrehen sind, hat die D. eine dem entsprechende spezielle Einrichtung und ist mit zwei Spindelstöcken, zwei Planscheiben und zwei Supports versehen. Der linke Spindelstock steht fest auf dem Bett, während der rechte verschiebbar ist und in die der Länge der Radachse entsprechende Entfernung von ersterm gestellt werden kann. Die beiden Planscheiben sind direkt verzahnt und werden beide in gleicher Weise angetrieben, sodaß eine transmittierende Bewegung durch die Radachse nicht stattfinden kann. Die Supports können indes auch durch Kurbelscheiben, Ketten und Sperrwerke selbstthätig arbeiten.

Eine andere Abweichung von der allgemeinen Anordnung zeigt die in Fig. 14 dargestellte *Duplexdrehbank*, die mit zwei einander gegenüberstehenden Supports versehen ist, deren Werkzeuge gleichzeitig schneiden. Durch die Anwendung zweier einander zugekehrten Stähle bezweckt man, einesteils das Ausbiegen des Arbeitsstücks aus der Achsenrichtung der D., welches bei Gegenständen von einiger Länge sehr störend wirkt, zu vermeiden, andernteils eine Beschleunigung der Arbeit zu erzielen. Die Resultate, welche mit derartig eingerichteten Bänken erreicht werden, sind jedoch

gehegten Erwartungen zurückgeblieben.
hören auch die sog. Doppeltsupport-
welche beim Bearbeiten vieler kleinen
e von gleicher Form das gleichzeitige
zweier derselben durch Einen Arbeiter
Dieselben sind im Grunde genommen
mit gemeinschaftlichem Bett. In der
elben stehen die beiden Spindelstöcke,
besondern Antrieb erhält, um jede Hälfte
r sich betreiben zu können, wie auch jeder
ine eigene Leitspindel hat.
Drehbänken mit selbstthätigem Support
Gegenstände abdrehen zu können, welche
ng des Drehstahls in einer krummen
ngen, wie dies bei der Herstellung von
u. s. w. der Fall ist, bedient man sich
nsupports, dessen Konstruktion und
auf der D. aus Fig. 15 ersichtlich ist.
ip desselben beruht darauf, daß der
litten des Supports von der Leitspindel
enrichtung der D. verschoben wird; die
die Schraubenspindel des obern Schlit-
nicht, wie bei dem gewöhnlichen Sup-
ntern Schlitten befestigt, sondern wird
einem Hebel wirkendes Gewicht gegen
drehenden Profil entsprechend ausge-
Schablone gedrückt und zwingt so den
tten, mit dem Drehstahl die Kurven der
u beschreiben.
Blechbearbeitung findet die D. vorteil-
endung zur Herstellung hohler Gegen-
h Drücken. Auf der hierzu dienenden
ückdrehbank) wird auf der Spindel
oder Holzmodell befestigt, worauf die
ausgeschnittene Blechscheibe, welche
tter rotiert, über letzteres gedrückt und
wünschte Hohlform gebracht wird. (Vgl.
rbeitungsmaschinen.)
ssen, leichte Schiffsgeschütze, wie sie
s Bootsgeschütze vorkamen; sie ruhten
nkrechten Welle und waren dadurch leicht
Richtungen drehbar, in der Art der Be-
t den heutigen Pivotgeschützen überein-

hrer oder Bohrwinde, s. unter Boh-
ohrmaschinen, Bd. III, S. 263[b].
(frz. tourner, tordre, tordage; engl.
isting, throwing), soviel wie Drechseln
bezeichnet man mit D. denjenigen Teil
rozesses, durch welchen mehrere anein-
hte Fäden vereinigt werden und der so
Faden Rundung erhält; ferner in der
fabrikation die Verarbeitung des Thons
Gegenständen mittels der Drehscheibe.
ist die Bewegung eines Körpers um seine
i den Leibesübungen finden Drehungen
wendung; geschehen dieselben in der
, so ist es Umkehren links oder rechts, in
achse ist es Überdrehen vor- oder rück-
r Tiefenachse ist es Seitdrehen links oder
nach den Durchmessern, Kreisbogen,
von 1/8, 1/4, 1/2, 3/4 und ganzer Drehung.
hrere Drehungen in der Längenachse nach
rselben Richtung, also immer nach rechts
links ausgeführt, so heißt dies Walz-
llen Rundtänzen liegt eine so geartete
u Grunde, daher wird Tanzen nicht sel-
Walzen genannt. Werden Drehungen
oder seitwärts immer nach einer Seite
ausgeführt, wie dies häufig beim Gerätturnen vorkommt, so hat man es mit Wellen zu thun. Das D. einer Reihe um ihre Achse, die an den Enden oder in der Mitte oder auch außerhalb liegen kann, heißt Schwenken.

Dreher, Tanz, s. Ländler.

Dreher (Anton), hervorragender österr. Industrieller, geb. 7. Juni 1810 als Sohn eines Bierbrauers zu Wien, wanderte als Braubursche nach Bayern und England, woselbst er das Verfahren der Darstellung untergäriger Lagerbiere studierte. Dies verpflanzte er nach seiner Rückkunft in sein Vaterland, dessen Bierproduktion sich infolge dessen wesentlich umgestaltete. D. übernahm 1836 von seiner Mutter das alte Brauhaus zu Klein-Schwechat bei Wien, in welchem er binnen der ersten Campagne etwa 14200 hl Bier erzeugte; dies Produkt fand solchen Beifall, daß von nun an von Jahr zu Jahr die Brauerei vergrößert werden mußte, bis sie zu der größten des europ. Kontinents gediehen ist. Sie umfaßt gegenwärtig ein Areal von nahezu 10 ha mit über 1,50 ha gewölbter Kellerräume, und verarbeitet täglich während der Wintercampagne 1000—1200 hl Malz. Der Betrieb geschieht mittels Dampf- und Wasserkraft; dabei sind über 700 Arbeiter beschäftigt. Vom 1. Jan. 1880 bis 1. Jan. 1881 wurden erzeugt 412730 hl Bier. Ein eigener Schienenstrang verbindet die Brauerei mit der Staatseisenbahn; erstere hat ihre eigenen Waggons für den Export, welche auf den meisten Bahnen cirkulieren. D. starb 27. Dez. 1863. Nach einer vormundschaftlichen Verwaltung übernahm sein gleichnamiger Sohn (geb. 21. März 1849) das Geschäft, das sich seitdem insbesondere durch den Erfolg des Ausschanks bei der pariser Weltausstellung 1867 und durch den energisch kultivierten Export einen Weltruf erworben, den die Qualität seiner Produkte auch bis in die Neuzeit gerechtfertigt hat. Außer der Brauerei Klein-Schwechat besitzt D. noch die Brauereien zu Steinbruch bei Pest, zu Micholup bei Saaz in Böhmen und eine in Triest. Das D.sche Lagerbier hat zuerst die bei den Konsumenten seitdem beliebt gewordene Richtung der lichten, malzreichen Biere eingeschlagen.

Drehkrankheit oder Drehsucht ist eine Gehirn- oder Rückenmarkskrankheit, welche sehr selten bei Fohlen, selten bei Ziegen und Rindern, sonst fast nur bei Schafen und zwar unter diesen bei Lämmern, Jährlingen und Zeitschafen vorkommt und sich neben andern Zeichen des Gehirndrucks in eigentümlich drehenden oder sonst ungewöhnlichen, bald lebhaften, bald wieder trägen Bewegungen der Tiere äußert. Man nennt hiernach solche kranke Schafe Dreher, wenn sie öfters im Kreise herumgehen, den sog. Reitbahngang wahrnehmen lassen, oder sich um einen festgestellten Fuß drehen; Traber oder Würfler, wenn sie mit hochgehobenen Beinen und tiefgesenktem Kopf geradeaus nach vorwärts laufen, wobei sie oft straucheln und hinfallen; Segler, wenn sie mit hochgehobenem oder nach rückwärts gebogenem Kopf nach vorwärts gehen; Taumler, Schwindler, Seitlinge, falls sie den Kopf fest an die Wand lehnen, beim Gehen aber oft taumeln, das Körpergleichgewicht nicht erhalten können und deshalb häufig zu Boden stürzen. Diese eigentümlichen Bewegungsweisen zeigen die kranken Schafe, wenn ihr Gehirn geschädigt ist durch einen Blasenwurm. Ist ein solcher nicht in dem Gehirn der Tiere, sondern in deren Rückenmark, so

seitigkeit ihrer Anwendung auszeichnen. Dieselbe bewirkt die Bewegung des Supports sowohl in der Längen- als in der Querrichtung selbstthätig und kann zum Ausbohren hohler Cylinder, zum Konischdrehen und Gewindeschneiden benutzt werden. Das kräftige gußeiserne Bett ist auf drei Füßen gelagert und nimmt den Spindelstock, den Support und den Reitstock auf. Der Spindelstock enthält außer der Laufspindel noch eine parallel zu dieser gelagerte Hilfswelle, welche durch zwei Räderpaare derart mit der erstern verbunden werden kann, daß die auf die Stufenscheiben (hier vier Riemenscheiben von verschiedener Größe) durch Riemen übertragene Bewegung erheblich verlangsamt der Laufspindel selbst mitgeteilt wird; da außerdem die Stufenscheiben direkt mit der Laufspindel verbunden werden können, ist es möglich, bei der gleichen Geschwindigkeit des Deckenvorgeleges acht verschiedene Geschwindigkeiten des Arbeitsstücks zu erzielen und so für innerhalb weiter Grenzen verschiedene Durchmesser desselben stets die vorteilhafte Umfangsgeschwindigkeit zu erhalten. Unmittelbar vor dem Spindelstock ist das Bett auf eine gewisse Länge ausgeschnitten (gekröpft), sodaß auch Arbeitsstücke von größerm Halbmesser, als der Spitzenhöhe entspricht, abgedreht werden können. Um in Fällen, wo diese Aussparung nicht benutzt wird, dem Support bis unmittelbar vor den Spindelstock Führung zu geben, wird ein Einsatzstück oder eine Brücke in die Kröpfung eingelegt.

Der vordere Teil der Laufspindel, **Spindelkopf** genannt, ist mit einem äußern Gewinde versehen, um das Aufschrauben verschiedener Vorrichtungen, welche die Verbindung des Arbeitsstücks mit der Spindel vermitteln, zu ermöglichen; es sind dies namentlich die Planscheibe und die sog. Mitnehmerscheibe. Der Support, welcher die allgemeine Form zeigt, ist mit breiten Führungsschienen auf dem Bett gelagert und kann durch eine seitlich an der ganzen Länge der Bank sich hinziehende Schraubenspindel (Leitspindel), die in der Figur deutlich sichtbar ist, vor- und rückwärts bewegt werden. Die Drehung der Leitspindel wird von der Laufspindel abgeleitet, die zu diesem Zweck an ihrem hintern Ende ein kleines Zahnrad trägt, das durch eingeschaltete Zahnräder (Wechselräder) die Bewegung entsprechend verlangsamt auf die Leitspindel überträgt. Das Abdrehen cylindrischer Gegenstände geht also vollkommen selbstthätig vor sich. Da der Vorschub des Supports auf diese Weise mit der größten Gleichmäßigkeit erfolgt, erzeugt der Drehstahl auf einem cylindrischen Arbeitsstück eine Schraubenlinie, deren Steigung man durch Austauschen der Wechselräder beliebig verändern kann, sodaß mit einer Leitspindeldrehbank Schraubenspindeln von jedem Durchmesser und jeder Steigung mit großer Genauigkeit herzustellen sind. In Fällen, wo es sich um das Abdrehen der vordern Fläche großer Scheiben handelt, ist die selbstthätige Bewegung des Drehstahls senkrecht zur Achse der Laufspindel von großem Vorteil, und man findet daher bei den vollständig eingerichteten Drehbänken stets einen sog. Planzug, durch welchen diese Bewegung des Drehstahls automatisch veranlaßt wird.

Bei der in Fig. 11 abgebildeten D. wird die hierzu nötige Kraft der Leitspindel entnommen und durch die beiden am Support sichtbaren Zahnräder auf die untere Spindel des Supports übertragen. Der Reitstock, der eine durch das hintere Handrad verstellbare Stahlspitze trägt und beim Abdrehen langer Gegenstände zur Anwendung kommt, ist mit einer Vorrichtung versehen, um das Abdrehen schwach konischer Gegenstände ohne Verstellung des Supports selbstthätig bewirken zu können. Es kann nämlich der obere Teil desselben durch eine Querspindel seitlich verstellt werden, wodurch die Körnerspitze aus der verlängerten Laufspindelachse tritt und so die zwischen den beiden Spitzen eingespannten Gegenstände beim Abdrehen eine schwach konische Form erhalten müssen.

Die in Fig. 12 dargestellte **Planscheibendrehbank** zeichnet sich zunächst durch ihre beträchtliche Größe aus. Sie dient zum Abdrehen großer und schwerer Gegenstände, welche entweder direkt auf die Planscheibe oder zwischen die Spitzen gespannt werden können. Damit der Planscheibe ein bedeutender Durchmesser gegeben werden konnte, mußte der Spindelstock eine beträchtliche Größe erhalten und äußerst kräftig und solid konstruiert werden. Die Umdrehung der Planscheibe kann auf drei verschiedene Arten erfolgen, indem zu den beiden Antriebsweisen der in Fig. 11 veranschaulichten Leitspindeldrehbank hier noch eine dritte hinzukommt, der zufolge beim Abdrehen schwerer und großer Gegenstände die Planscheibe durch den an ihrem Umfang sichtbaren innern Zahnkranz, in welchen ein Zahnrad mit geringer Zähnezahl treibend eingreift, gedreht werden kann. Der Support wirkt durch die Leitspindel in der Längenrichtung, sowie parallel zur Planscheibe selbstthätig und seine Grundplatte ist mit Tförmigen Nuten versehen, sodaß auf demselben schwere Gegenstände, welche innen ausgedreht werden sollen, festgespannt und mittels einer Bohrwelle (s. unter **Bohrer und Bohrmaschinen**, Bd. III, S. 265 [a]) bearbeitet werden können.

Als eine Verdoppelung der gewöhnlichen Planscheibenbank kann die **Räderdrehbank** (Fig. 13) gelten, auf welcher die durch Abnutzung deformierten Spurkränze der Eisenbahnwagenräder abgedreht werden. Da diese Räder paarweise auf ihren Achsen abzudrehen sind, hat die D. eine dementsprechende spezielle Einrichtung und ist mit zwei Spindelstöcken, zwei Planscheiben und zwei Supports versehen. Der linke Spindelstock steht fest auf dem Bett, während der rechte verschiebbar ist und in die der Länge der Radachse entsprechende Entfernung von ersterm gestellt werden kann. Die beiden Planscheiben sind direkt verzahnt und werden beide in gleicher Weise angetrieben, sodaß eine transmittierende Bewegung durch die Radachse nicht stattfinden kann. Die Supports können indes auch durch Kurbelscheiben, Ketten und Sperrwerke selbstthätig arbeiten.

Eine andere Abweichung von der allgemeinen Anordnung zeigt die in Fig. 14 dargestellte **Duplexdrehbank**, die mit zwei einander gegenüberstehenden Supports versehen ist, deren Werkzeuge gleichzeitig schneiden. Durch die Anwendung zweier einander zugekehrten Stähle bezweckt man, einesteils das Ausbiegen des Arbeitsstücks aus der Achsenrichtung der D., welches bei Gegenständen von einiger Länge sehr störend wirkt, zu vermeiden, andernteils eine Beschleunigung der Arbeit zu erzielen. Die Resultate, welche mit derartig eingerichteten Bänken erreicht werden, sind jedoch

hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben. Hierher gehören auch die sog. Doppeltsupportdrehbänke, welche beim Bearbeiten vieler kleinen Gegenstände von gleicher Form das gleichzeitige Abdrehen zweier derselben durch Einen Arbeiter gestatten. Dieselben sind im Grunde genommen zwei Bänke mit gemeinschaftlichem Bett. In der Mitte desselben stehen die beiden Spindelstöcke, deren jeder besondern Antrieb erhält, um jede Hälfte der Bank für sich betreiben zu können, wie auch jeder Support seine eigene Leitspindel hat.

Um auf Drehbänken mit selbstthätigem Support auch solche Gegenstände abdrehen zu können, welche die Führung des Drehstahls in einer krummen Linie verlangen, wie dies bei der Herstellung von Handgriffen u. s. w. der Fall ist, bedient man sich des Kurvensupports, dessen Konstruktion und Befestigung auf der D. aus Fig. 15 ersichtlich ist. Das Prinzip desselben beruht darauf, daß der untere Schlitten des Supports von der Leitspindel in der Achsenrichtung der D. verschoben wird; die Mutter für die Schraubenspindel des obern Schlittens ist hier nicht, wie bei dem gewöhnlichen Support, im untern Schlitten befestigt, sondern wird durch ein an einem Hebel wirkendes Gewicht gegen eine dem zu drehenden Profil entsprechend ausgeschnittene Schablone gedrückt und zwingt so den obern Schlitten, mit dem Drehstahl die Kurven der Schablone zu beschreiben.

Bei der Blechbearbeitung findet die D. vorteilhaft Verwendung zur Herstellung hohler Gegenstände durch Drücken. Auf der hierzu dienenden Bank (Drückdrehbank) wird auf der Spindel ein Futter oder Holzmodell befestigt, worauf die kreisförmig ausgeschnittene Blechscheibe, welche mit dem Futter rotiert, über letzteres gedrückt und so in die gewünschte Hohlform gebracht wird. (Vgl. Blechbearbeitungsmaschinen.)

Drehbassen, leichte Schiffsgeschütze, wie sie früherhin als Bootsgeschütze vorkamen; sie ruhten auf einer senkrechten Welle und waren dadurch leicht nach allen Richtungen drehbar, in der Art der Bewegung mit den heutigen Pivotgeschützen übereinstimmend.

Drehbohrer oder Bohrwinde, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen, Bd. III, S. 263[b].

Drehen (frz. tourner, tordre, tordage; engl. turning, twisting, throwing), soviel wie Drechseln (s. d.). Auch bezeichnet man mit D. denjenigen Teil des Spinnprozesses, durch welchen mehrere aneinander gereihte Fäden vereinigt werden und der so entstandene Faden Rundung erhält; ferner in der Thonwarenfabrikation die Verarbeitung des Thons zu runden Gegenständen mittels der Drehscheibe.

Drehen ist die Bewegung eines Körpers um seine Achsen. Bei den Leibesübungen finden Drehungen häufig Anwendung; geschehen dieselben in der Längenachse, so ist es Umkehren links oder rechts, in der Breitenachse ist es Überdrehen vor- oder rückwärts, in der Tiefenachse ist es Seitdrehen links oder rechts. Je nach den Durchmessern, Kreisbogen, spricht man von 1/8, 1/4, 1/2, 3/4 und ganzer Drehung. Werden mehrere Drehungen in der Längenachse nach einer und derselben Richtung, also immer nach rechts oder nach links ausgeführt, so heißt dies Walzdrehen. Allen Rundtänzen liegt eine so geartete Thätigkeit zu Grunde, daher wird Tanzen nicht selten auch Walzen genannt. Werden Drehungen vor-, rück- oder seitwärts immer nach einer Seite ausgeführt, wie dies häufig beim Gerätturnen vorkommt, so hat man es mit Wellen zu thun. Das D. einer Reihe um ihre Achse, die an den Enden oder in der Mitte oder auch außerhalb liegen kann, heißt Schwenken.

Dreher, Tanz, s. Ländler.

Dreher (Anton), hervorragender österr. Industrieller, geb. 7. Juni 1810 als Sohn eines Bierbrauers zu Wien, wanderte als Brauburshe nach Bayern und England, woselbst er das Verfahren der Darstellung untergäriger Lagerbiere studierte. Dies verpflanzte er nach seiner Rückkunft in sein Vaterland, dessen Bierproduktion sich infolge dessen wesentlich umgestaltete. D. übernahm 1836 von seiner Mutter das alte Brauhaus zu Klein-Schwechat bei Wien, in welchem er binnen der ersten Campagne etwa 14200 hl Bier erzeugte; dies Produkt fand solchen Beifall, daß von nun an von Jahr zu Jahr die Brauerei vergrößert werden mußte, bis sie zu der größten des europ. Kontinents gediehen ist. Sie umfaßt gegenwärtig ein Areal von nahezu 10 ha mit über 1,50 ha gewölbter Kellerräume, und verarbeitet täglich während der Wintercampagne 1000—1200 hl Malz. Der Betrieb geschieht mittels Dampf- und Wasserkraft; dabei sind über 700 Arbeiter beschäftigt. Vom 1. Jan. 1880 bis 1. Jan. 1881 wurden erzeugt 412730 hl Bier. Ein eigener Schienenstrang verbindet die Brauerei mit der Staatseisenbahn; erstere hat ihre eigenen Waggons für den Export, welche auf den meisten Bahnen cirkulieren. D. starb 27. Dez. 1863. Nach einer vormundschaftlichen Verwaltung übernahm sein gleichnamiger Sohn (geb. 21. März 1849) das Geschäft, das sich seitdem insbesondere durch den Erfolg des Ausschanks bei der pariser Weltausstellung 1867 und durch den energisch kultivierten Export einen Weltruf erworben, den die Qualität seiner Produkte auch bis in die Neuzeit gerechtfertigt hat. Außer der Brauerei Klein-Schwechat besitzt D. noch die Brauereien zu Steinbruch bei Pest, zu Micholup bei Saaz in Böhmen und eine in Triest. Das D.sche Lagerbier hat zuerst die bei den Konsumenten seitdem beliebt gewordene Richtung der lichten, malzreichen Biere eingeschlagen.

Drehkrankheit oder Drehsucht ist eine Gehirn- oder Rückenmarkskrankheit, welche sehr selten bei Fohlen, selten bei Ziegen und Rindern, sonst fast nur bei Schafen und zwar unter diesen bei Lämmern, Jährlingen und Zeitschafen vorkommt und sich neben andern Zeichen des Gehirndrucks in eigentümlich drehenden oder sonst ungewöhnlichen, bald lebhaften, bald wieder trägen Bewegungen der Tiere äußert. Man nennt hiernach solche kranke Schafe Dreher, wenn sie öfters im Kreise herumgehen, den sog. Reitbahngang wahrnehmen lassen, oder sich um einen festgestellten Fuß drehen; Traber oder Würfler, wenn sie mit hochgehobenen Beinen und tiefgesenktem Kopf geradeaus nach vorwärts laufen, wobei sie oft straucheln und hinfallen; Segler, wenn sie mit hochgehobenem oder nach rückwärts gebogenem Kopf nach vorwärts gehen; Taumler, Schwindler, Seitlinge, falls sie den Kopf fest an die Wand lehnen, beim Gehen aber oft taumeln, das Körpergleichgewicht nicht erhalten können und deshalb häufig zu Boden stürzen. Diese eigentümlichen Bewegungsweisen zeigen die kranken Schafe, wenn ihr Gehirn geschädigt ist durch einen Blasenwurm. Ist ein solcher nicht in dem Gehirn der Tiere, sondern in deren Rückenmark, so

wird die sog. Kreuzdrehe hervorgerufen; die damit behafteten Schafe lassen anfangs Kreuzschwäche, geringe Lähmung der Hinterhand, später starkes Wackeln mit dem Kreuze (Kreuzdreher) oder ein Schlagen mit dem Kreuze nach rechts und links (Kreuzschläger) bei der Bewegung erkennen; volle Lähmung des Hinterteils bildet den Schluß des Übels.

Die Ursache der Drehkrankheit liegt in einem Bandwurme, dessen Larve oder ungeschlechtliche Blasenwurmvorstufe (Quese oder Coenurus cerebralis) in der Schädelhöhle oder in dem Rückenmarkskanal der drehkranken Tiere schmarotzt und durch Druck auf die Nervencentren die verschiedenen Erscheinungen der Drehkrankheit bedingt, während der ausgebildete, geschlechtsreife Bandwurm (Quesenbandwurm oder Taenia Coenurus) im Darm der Hunde, Wölfe, Füchse vorkommt. Die Eier dieses Bandwurms gelangen mit dem Kothe des Wirthes auf Weiden und Futterfelder; werden die Eier mit Vegetabilien genossen von Schafen, Ziegen, Rindern, so werden die Schalen derselben im sauren Magensaft der neuen Träger gelöst, die in den Eiern befindlichen Bandwurmembryonen werden frei, sie wandern vom Magen ihrer Herberger in den Darm derselben, durchbohren die Darmwand und gehen, wenn solches gelungen, auf dem Wege der Muskeln und des Bindegewebes von der Bauchhöhle ihrer Träger aus bis zum gerissenen Loch des Schädels derselben, um durch diese Pforte in die Schädelhöhle und das Gehirn eindringen und sich daselbst nach und nach in Quesen umwandeln zu können. Auch kommt es vor, daß Embryonen bei den Durchbohrungsversuchen durch die Darmwand in Blutgefäße ihres Wirthes gelangen und mit den Blutwellen nach dem Gehirn oder dem Rückenmark hingetragen werden, woselbst sie die Stätte finden, welche die Natur ihrer weitern Entwickelung, d. h. zur Umbildung in Quesen, ihnen angewiesen hat. Zweck jeder Blasenwurmvorstufe eines Bandwurms ist, die spätern Köpfe des Bandwurms (besser Ammen, denn einen Kopf hat der Bandwurm eigentlich nicht) auszubilden. Solcher spätern Quesenbandwurmköpfe bildet eine jede, nach und nach größer werdende und zuweilen die Größe eines Enteneies erreichende, mit wässerigem Serum gefüllte Quese (Coenurus cerebralis) mehrere hundert Stück aus. Frißt ein Hund, Wolf, Fuchs das Gehirn eines drehkrank gewesenen Schafs und mit ihm die Quese, so werden aus den Köpfchen der letztern im Darm der erstgenannten Tiere Bandwürmer und zwar Quesenbandwürmer, deren Glieder und Eier von Hunden, Füchsen und Wölfen mit dem Koth wieder auf Triften, Futterfeldern u. s. w. abgesetzt werden, also da, wo die Nahrung für Schafe, Rinder u. s. w. wächst, die durch diese Bandwurmeier infiziert wird.

Die Drehkrankheit wird durch Druck der nach und nach größer werdenden Quese auf das Gehirn der Schafe, Rinder, Ziegen hervorgerufen; die Entfernung des druckausübenden Blasenwurms durch Operation kann Heilung bewerkstelligen. Die Operation (Trepanation; weniger gut: Trokarieren) ist bei wertvollen Zuchttieren zu versuchen; bei andern drehkranken Tieren ist baldigst das Schlachtmesser in Anwendung zu bringen. Dem Übel wird vorgebeugt, wenn man den in den Wirtschaften nötigen Hunden jährlich einmal die Bandwürmer abtreibt (Arecanuß 10—15 Gramm; gepulvert, mit Butter gemischt, zur freiwilligen Aufnahme vorgesetzt); wenn man die Quesen drehkranker Tiere sorgfältig vernichtet und Hunden nie das Gehirn oder Rückenmark eines drehkrank gewesenen Schafs u. s. w. zum Verzehren vorwirft; wenn man endlich junge Schafe, Ziegen, Rinder vom Weidegang zurückhält, denn bei der Stallfütterung ist es für solche weniger leicht möglich, mit der Nahrung Bandwurmbrut aufzunehmen, wie solches auf der Weide geschieht. Vgl. Zürn, »Die tierischen Parasiten in und auf dem Körper der Haussäugetiere« (2. Aufl., Weim. 1882).

Drehling, s. Austernschwamm.

Drehling, soviel wie Kurbel oder Krummzapfen; auch soviel wie Stockgetriebe. (S. unter Verzahnung.)

Drehorgel, eine kleine tragbare Orgel mit einer Kurbel, welche den nötigen Wind besorgt und zugleich die Töne vermittelst einer bestifteten Walze in Bewegung setzt. Durch die D. ist ein ähnliches Instrument der frühern Zeit, die Drehleier (deutsche Leier oder Bauernleier, ital. Lira tedesca, frz. Vielle), zeitweilig ganz in Vergessenheit geraten, scheint aber neuerdings in der Straßenmusik wieder beliebt zu werden; in London z. B. hört man jetzt von Italienern schon mehr Drehleiern als D. Die Drehleier ist ein Saiteninstrument und vereinigt als solches Streichinstrumente und Klavier; statt der Walze, wie bei der Orgel, setzt die Kurbel bei dieser Leier ein Rad in Bewegung.

Drehpfahl (frz. chantier à commettre, engl. laying-poles), ein hölzernes Gestell, das zum Zusammendrehen der Schiffstaue dient. (S. unter Reepschlägerei.)

Drehpistole, deutscher Name für Revolver (s. d.).

Drehpunkt (des Auges), s. u. Auge, Bd. II, S. 199.

Drehrolle (frz. cuivrot, engl. ferrule), in der Drechslerei u. s. w. das messingene Röllchen des Rollenbohrers (s. unter Bohrer und Bohrmaschinen, Bd. III, S. 261), mittels dessen das Arbeitsstück um seine Achse gedreht wird, sowie des Drehstuhls (s. d.); außerdem soviel wie Mange oder Mangel (s. d.).

Drehscheibe (engl. turn-table; frz. plaque tournante, plate-forme tournante; ital. piattaforma), heißt bei den Eisenbahnen (s. d.) eine Vorrichtung, welche die Überführung eines Fahrzeugs von einem Gleis auf ein anderes, unter irgend welchem Winkel laufendes mittels drehender Bewegung gestattet. Zur Unterstützung des drehbaren Gleisstücks dienen Längs- und Querträger, welche miteinander durch vertikale und horizontale Querverbindungen zu einem Ganzen (dem Scheibenkörper) verbunden sind. Dieser stützt sich einerseits auf den im Mittelpunkte befindlichen Drehzapfen, andererseits mittels mehrerer an der Peripherie angeordneter Laufrollen auf den in der Drehscheibengrube befindlichen Laufkranz und wird entweder von der Hand unmittelbar oder durch einen besondern Bewegungsmechanismus gedreht. Damit während der Überführung eines Wagens auf das Gleis der D. dasselbe genau mit einem der zu verbindenden Gleise korrespondiere, wird ihre Stellung mittels einer besondern Feststellvorrichtung fixiert. Die D. findet ausgedehnte Anwendung auf Bahnhöfen, und zwar in Wagenremisen, Werkstätten, Güterschuppen, auf Ladeplätzen, in runden oder halbrunden Lokomotivremisen zur Verbindung der strahlenförmigen Gleise, am Ende der sog. Kopfstationen und zum Rangieren auf verschiedenen

Stellen der Bahnhöfe. Das zur Herstellung des Scheibenkörpers verwendete Material ist Gußeisen, Schmiedeeisen und Stahl.

Nach der Art der Stützung des Scheibenkörpers unterscheidet man vier Systeme von D.: 1) D., welche sowohl im leeren als auch im belasteten Zustande nur von den in der Nähe des Umfangs angebrachten Rollen getragen werden; 2) D., welche teils in der Mitte durch den Centralzapfen, teils an der Peripherie durch die Laufrollen gestützt werden; 3) D., deren Belastung von dem mittlern Drehzapfen allein getragen wird (Krankonstruktionen); 4) D., welche im Zustande der Ruhe an dem Umfange, bei der Bewegung jedoch im Mittelpunkte ihre Stützung finden. Soll die D. nur zur Bewegung von Wagen dienen, so genügt ein Durchmesser von 4—5 m, sollen sie dagegen auch zur Drehung von Lokomotiven mit Tendern Verwendung finden, so muß sie mindestens 11,5 m Durchmesser haben. (S. Tafel: Eisenbahnen I, Fig. 15.)

Drehscheibe oder Töpferscheibe (frz. tour, roue à potier; engl. throwing-lathe; ital. girella de' pentolaj) heißt bei der Thonwarenfabrikation die zum Drehen der zu formenden Thonwaren dienende Vorrichtung. Dieselbe besteht aus einer senkrechten eisernen Achse, einer oben darauf befestigten horizontalen hölzernen Scheibe und einem unten angebrachten Schwungrade. Der Arbeiter (Dreher) sitzt vor dieser einfachen Maschine, bringt auf die Mitte der obern Scheibe einen Thonklumpen von angemessener Größe, dreht die untere Scheibe (das Schwungrad) durch eine streichende Bewegung des Fußes und formt den Thon während der Umdrehung mit den Händen, Holz- oder Blechlehren und andern Hilfsmitteln. In Fabriken werden diese Drehscheiben durch Maschinen getrieben.

Drehstuhl (frz. tour d'horloger, tour à l'archet; engl. turn-bench), eine für die feinsten Metallarbeiten namentlich der Uhrmacher und Mechaniker unentbehrliche, im Prinzip der Drehbank (s. d.) ähnliche Vorrichtung, die gewöhnlich kein eigenes Gestell besitzt, sondern in den Schraubstock eingespannt oder mittels kleiner Füße auf dem Werktisch befestigt wird. Je nach der Konstruktion werden Stiften- und Dockendrehstühle unterschieden.

Drehsucht, s. Drehkrankheit.

Drehwage, s. Torsionswage.

Drehwüchsigkeit nennt man in der Botanik eine Eigentümlichkeit vieler Holzgewächse, hauptsächlich mancher Bäume, die darin besteht, daß die Stämme Torsionen zeigen, sodaß der Verlauf der Fasern nicht genau vertikal, sondern schraubenlinig ist. Diese D. zeigen sich sehr deutlich bei den Kiefernarten, ferner bei Pappeln, Eschen, Birken und vielen Obstbäumen. Der Neigungswinkel der Schraubenlinie kann sehr verschieden sein; bei Punica Granatum (Granatapfel) beträgt er bis 45°, bei der Roßkastanie 10—12°, bei Pinus silvestris 5—10°, bei den Pappeln und Birken 3—4°. Eine konstante Erscheinung ist die D. bei allen windenden Pflanzen, und hier kennt man auch die Gründe dafür, es sind nämlich die Torsionen eine naturgemäße Folge des Windens, weil durch einige Bewegungserscheinungen der Pflanzen, die für Zustandekommen der Windungen unbedingt notwendig sind, Drehungen an Stammorganen der betreffenden Pflanzen hervorgerufen werden. Diese Drehungen müssen bei später erfolgendem Dickenwachstum der Schlingpflanze sowohl als der von ihr umschlungenen Stütze noch verstärken. Während für die windenden Pflanzen demnach die D. zu erklären ist, sind die Ursachen derselben bei aufrecht stehenden Gewächsen noch nicht genügend erforscht.

Drei ist unter den Zahlen die erste, welche man durch Zusammenfügung von Anfang, Mitte und Ende entstanden denken und in der man einen Fortschritt von einem Ausgangspunkte durch ein Übergangsglied zu einem Zielpunkte annehmen kann, und dieser Umstand hat ihr in allen mystisch-symbolisierenden Gedankendarstellungen von jeher eine besondere Bedeutung verliehen, sodaß sie fast überall als eine «heilige Zahl» gilt. Nicht nur die ältesten orient. Philosopheme, sondern auch fast sämtliche indogerman. Religionen suchen ihre höchsten und letzten Weltbegriffe in triadischer, d. h. dreigliederiger Entwickelung darzustellen. In die abendländ. Wissenschaft ist die Betonung der Dreiheit (der Trias oder des Ternars) wie die Zahlensymbolik überhaupt durch die Pythagoräer eingeführt worden und von ihnen hauptsächlich auf die Platoniker, namentlich auf die Neuplatoniker, übergegangen, deren darauf bezügliche Spekulationen nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung der christl. Trinitäts-(Dreieinigkeits-)Lehre geblieben sind. In der neuern Philosophie hat die triadische Methode, schon von Kant begünstigt, namentlich bei der dialektischen Richtung von Fichte, Schelling, Hegel eine große Rolle gespielt, indem man dadurch einen methodischen Fortschritt des Denkens von der Thesis (der einfachen Behauptung) durch die Antithesis (die gegenteilige, negative Begriffsentwickelung) zur Synthesis (der die Erkenntnis vertiefenden Verknüpfung der beiden ersten Glieder) gewinnen zu können hoffte; doch führte gerade diese schematische Behandlung zu den Willkürlichkeiten, welche die anfangs mit Begeisterung aufgenommene Dialektik in Mißkredit brachten.

Drei Ähren (frz. Trois Épis), Kloster und Wallfahrtskirche, Annexe der Gemeinde Ammerschweier, Kreis Rappoltsweiler, elsaß-lothring. Bezirk Oberelsaß, liegt an der nördl. Seite des Münsterthals auf einem Bergrücken zwischen dem genannten Thale und dem Thale von Urbeis, 15 km westl. von Colmar und 7 km nordwestlich von der Stadt Türkheim. Die Kirche zu den Drei Ähren ist ein bekannter Wallfahrtsort, dessen Entstehung nicht genau bekannt ist, wie auch bezüglich des Namens verschiedene Traditionen bestehen. Im J. 1660 wurde die Kirche mit dem Kloster des heil. Anton von Issenheim vereinigt. Nach der Französischen Revolution wurde die inzwischen säkularisierte Kirche von mehreren Einwohnern von Ammerschweier angekauft und wieder dem Gottesdienste gewidmet.

Dreibergen, mecklenb.-schwerin. Strafanstalt bei Bützow (s. d.).

Dreidecker hießen die Kriegsschiffe, welche drei mit Geschützen besetzte Decke (Batterien) unter dem Oberdeck führten. (S. Deck.) Sie gehörten zu den Linien- oder Schlachtschiffen, hatten 100—120 Kanonen und 1000—1200 Mann Besatzung. Frankreich und England besaßen die größte Zahl D., die als Schraubenschiffe gebaut waren, jedoch in der Neuzeit durch Panzerfregatten gänzlich verdrängt sind und als aktive Kriegsschiffe nicht mehr verwandt werden.

Dreieck oder Triangel heißt eine von drei Linien (Seiten) eingeschlossene Figur. Nach der Beschaffenheit der Seiten kann man die D. in

geradlinige, krummlinige und gemischtlinige einteilen, je nachdem sie nur von geraden, oder nur von krummen, oder von geraden und krummen Linien zugleich eingeschlossen werden. Von den krummlinigen D. werden diejenigen besonders betrachtet, deren Seiten Bogen größter Kugelkreise sind, welche D. mithin auf der Oberfläche einer Kugel liegen, weshalb sie sphärische oder Kugeldreiecke heißen. Die geradlinigen D., welche zugleich ebene D. sind, bilden einen wichtigen Gegenstand der ebenen Geometrie und werden auf doppelte Weise eingeteilt, nämlich nach der relativen Größe ihrer Seiten in gleichseitige, in welchen die drei Seiten gleich sind, gleichschenkelige, in denen nur zwei Seiten gleich sind, ungleichseitige, in denen alle Seiten ungleich sind; ferner nach der Beschaffenheit ihrer Winkel in rechtwinkelige, welche einen rechten und zwei spitze, stumpfwinkelige, welche einen stumpfen und zwei spitze, und spitzwinkelige, welche nur spitze Winkel enthalten. Die beiden letzten Klassen nennt man auch schiefwinkelige D. Aus gegebenen Elementen eines D. die übrigen Elemente desselben zu berechnen, lehrt die Trigonometrie (s. d.).

Dreieck (Triangulum), Sternbild zwischen $1^h\,30^m$ und $2^h\,30^m$ Rektascension und $+27°$ und $+35°$ Deklination, enthält nach Heis 30 mit bloßem Auge sichtbare Sterne, von denen aber nur drei heller als fünfter Größe sind. Diese drei bilden die kenntliche Figur des Dreiecks. Einige Sterne sind doppelt und ein spiralförmiger Nebelfleck steht in diesem Sternbilde.

Dreieckverband, s. Verband.

Dreieichenhain, auch Hain oder Hain in der Dreieich, altertümliches Städtchen, in der großherzogl. hess. Provinz Starkenburg zwischen Darmstadt und Frankfurt a. M. gelegen, mit (1880) 1124 E. Innerhalb der noch vollständig erhaltenen Ringmauer befinden sich die Ruinen des Schlosses Hain oder Haym, erbaut der Sage nach von Karl d. Gr., der in dem großen Reichsforst, der Dreieich, von dem die Stadt ihren Namen hat, oft gejagt haben soll.

Dreieinigkeit, s. Trinität.

Dreienbrunnen, ein in der unmittelbaren Nähe der Stadt Erfurt und westlich von derselben liegender Komplex von Gemüsegärten, von drei Seiten geschützt und nur gegen Westen offen und durch den Thüringerwald nicht immer günstig beeinflußt, von mehrern Quellen reichlich bewässert und durch die Güte seiner Produkte weit berühmt. Das gesamte nur etwa 24 ha haltende Areal ist dergestalt geordnet, daß zwischen je zwei bis 1 m und darüber hohen Beeten (Jähnen) ein mehr oder weniger breiter wasserführender Graben (Klinge) liegt, welcher entweder nur zur Bewässerung oder zugleich auch zur Kultur der Brunnenkresse benutzt wird. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens wird durch jährlich wiederholte Düngung und reichliche Bewässerung wesentlich erhöht und ermöglicht durch Vor-, Zwischen- und Nachpflanzung eine dreifache Ernte. Dieses Kultursystem wurde zuerst von Christian Reichart, dem Verfasser des seinerzeit berühmten «Land- und Gartenschatzes», auf seinem eigenen Besitztum ausgeführt und breitete sich allmählich über den gesamten Komplex aus. Die Hauptprodukte sind Blumenkohl, Kohlrabi, Sellerie und Brunnenkresse, welche letztere in dem vorzüglichen, niemals zufrierenden Wasser trefflich gedeiht.

Dreifaltigkeitsberg, Berg in Württemberg, im Schwarzwaldkreise, Oberamt Spaichingen, am Prim, der 865 m hohe vordere Gipfel des langen Heubergs in der Baar-Alp, auf welchem die Dreifaltigkeits-Wallfahrtskirche und die Burgruine Baldenberg stehen.

Dreifaltigkeitsorden oder Orden der Trinitarier nennen sich zunächst zwei religiöse Genossenschaften, welche in Frankreich gestiftet wurden, um christl. Sklaven und Gefangene aus den Händen der Ungläubigen loszukaufen. Der ältere D. (Ordo sanctae trinitatis de redemptione captivorum), gestiftet von Johann von Motha und dem Eremiten Felix von Valois, 1198 von Innocenz III. bestätigt, hatte sein Hauptkloster zu Cerfroid in Frankreich, verbreitete sich über Italien, England und Spanien, und verwandte den dritten Teil der Einnahmen auf den Loskauf von Gefangenen. Die Mönche trugen ein weißes Kleid mit einem roten und blauen Kreuz auf der Brust. Anfänglich war ihre Regel sehr streng; so durften sie z. B. kein Pferd reiten, sondern nur Esel (daher der Name Eselsbrüder). Schon im 13. Jahrh. entstand ein weiblicher Zweig dieses Ordens. Jetzt sind die Haupthäuser des Ordens zu *Murcia* und zu Rom, die übrigen sind von geringer Bedeutung. Der jüngere D., 1223 von Petrus Nolascus ebenfalls zur Loskaufung von christl. Gefangenen gestiftet, 1230 von Gregor IX. bestätigt, war mehr ein Ritterorden. Seit 1568 gibt es auch hier einen weiblichen Zweig. In den Stürmen der Revolution ging der Orden fast zu Grunde, doch hielten sich einige Häuser in Amerika, Spanien und Italien, das Haupthaus in Rom. — Bruderschaft der heiligen Dreifaltigkeit nannten sich auch die Oratorianer (s. d.). — Töchter der heiligen Dreifaltigkeit, ein ascetischer Orden, 1703 zu Paris gestiftet, 1790 erloschen, seit 1823 wiedererstanden, der sich mit der Erziehung beschäftigt.

Dreifelderwirtschaft heißt ein System des Ackerbaues, bei welchem mit Zuhilfenahme der Brache nur Körner- oder Getreidebau betrieben wird. Die dabei beobachtete Fruchtfolge lautet: 1) Brache, 2) Wintergetreide, 3) Sommergetreide. Von den Römern fast ausschließlich betrieben, durch Karl d. Gr. in Deutschland eingeführt, wo sie die althergebrachte Weidewirtschaft verdrängte, hat sich die D. bis in die Gegenwart als das am weitesten verbreitete Feldsystem erhalten. Dasselbe ist aber nur dort am Platze, wo eine hinreichende Wiesenfläche neben dem Ackerland diesem durch Erhaltung eines entsprechenden Viehstandes den erforderlichen Ersatz liefert; wo dies nicht der Fall ist, wie bei der steigenden Bevölkerung in allen Ländern der Hochkultur in der That, da ist die D. der entschiedene Raubbau und muß mit allen Mitteln bekämpft werden. Gelockert wurde ihr System schon durch die Einführung von Klee und Kartoffeln; letztere mußten in der Brache gebaut werden, welche nur mehr ihren Charakter und Einfluß verlor; in dieser Form nennt man diese Fruchtfolge: 1) Hackfrucht gedüngt, 2) Wintergetreide, 3) Sommergetreide, «verbesserte» gegenüber der «reinen» D. Auch sie genügt nicht den Anforderungen der Naturgesetze bezüglich der Bodenerschöpfung und muß der Wechselwirtschaft Platz machen, bevor mit der Einführung der Hochkultur die freie Wirtschaft, das Endziel vollkommensten Betriebes, Stätte finden kann. (S. **Betriebssystem.**)

Dreifuß (grch. τρίπους), ein Gerät des griech. Altertums, das, ursprünglich als ein von einem dreifüßigen Gestell gehaltener Kessel, dann auch anders geformt, z. B. als Tisch, wie im häuslichen so auch im gottesdienstlichen Gebrauch, in letzterm namentlich in Verbindung mit dem Apollodienst zu Delphi vorkommt, wo die Pythia, auf dem berühmten D. sitzend, weissagte. Letzterer ist, aber in abweichender Gestalt, auf mehrern erhaltenen Denkmälern dargestellt, welche die Mythen von Orestes (s. d.), sowie die Sage behandeln, daß Herakles den D. rauben wollte. Der D. dient dann überhaupt als Attribut und Symbol des Apollo und seiner Weissagung. Bei Homer kommen die Dreifüße häufig als Kampfpreise sowie als Ehrengeschenke vor. Nachmals dienten sie, in besonders künstlicher Arbeit und mit Inschriften versehen, teils ebenfalls als Preise, namentlich bei musischen Wettkämpfen zu Ehren des Apollo und Dionysos, teils als Weihgeschenke in die Tempel und Tempelbezirke, namentlich des Apollo. Vgl. Wieseler, «Über den delphischen D.» (in den «Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen», 1871). In der christl. Kunst ist der D. Attribut der heil. Jutta.

Dreifuß (frz. trépied, engl. trevet), ursprünglich ein dreifüßiger Sessel, auch ein auf drei Füßen ruhender Tisch oder Kessel, welcher in verschiedenen Gewerben, bei den Küfern, Töpfern u. s. w. gebraucht wird; ferner ein als Küchengerät und in chem. Laboratorien seiner vorzüglichen Stabilität wegen zum Aufsetzen mannigfaltiger Gegenstände gebräuchliches dreifüßiges Gestell; im Maschinenbau ein Hebezeug, dessen charakteristische Form durch drei an den Spitzen verbundene Pfähle oder Bäume gebildet wird. (S. Kran.)

Dreiherrenspitze, ein Hochgipfel der Venedigergruppe (s. d.), im westl. Hauptkamm des Hohen Tauern (s. Alpen 27), erhebt sich als schlanke Firnpyramide, 9 km westlich vom Groß-Venediger, an der Grenze von Salzburg und Tirol und auf der Wasserscheide zwischen dem Inn, der Drau und der Etsch, zu 3499 m Höhe über dem Meere. Nach N. stürzt der Berg in senkrechten Gneiswänden gegen den Krimmlerkees ab, dessen Gletscherbach durch die Krimmler Ach und die Salzach dem Inn zugeführt wird. Nach W. senken sich zwei kleine Gletscher gegen das obere Ahrenthal und senden ihre Abflüsse durch die Rienz und die Eisack der Etsch zu. Vom Südabhang steigt gegen das Umbal- und Virgenthal das mächtige Umbalkees herab, dessen Bach sich in die Isel und mit dieser in die Drau ergießt. Vom Umbalkees ins obere Ahrenthal (Prettau) führen an der D. vorbei die Hochpässe über das Vordere und das Hintere Umbalthörl (2826 m und 2917 m). Im J. 1866 zum ersten mal bestiegen, wird der Berg jetzt nicht selten, meist von der Klarahütte (2103 m) am Umbalkees aus besucht. Ihren Namen hat die D. davon erhalten, daß an ihr im Mittelalter die Länder [der] Bischöfe von Salzburg, der Grafen von Tirol [und d]er Grafen von Görz zusammenstießen.

[Dr]eiherrenstein nennt man die Marksteine, [die] an der Stelle stehen, an welcher drei ver[schiede]ne Staatsgebiete zusammenstoßen; am be[kann]testen ist der D. auf dem Rennsteig des Thü[ringer]waldes, unweit westlich vom Gipfel des In[selsbe]rges, wo sich gothaisches, meiningensches und [preu]ßisches (ehemals kurhess. Exklave Schmalkal[den]) Gebiet berühren.

Dreikaiserschlacht, s. unter Austerlitz.

Dreikapitelstreit heißt eine Episode der monophysitischen Streitigkeiten. Um die durch die Synode von Chalcedon (451) aus der Kirche ausgeschlossenen Monophysiten (s. d.) wiederzugewinnen, erließ Kaiser Justinian I. auf Anregung des Hofbischofs Theodor Askidas im J. 544 ein Edikt, durch welches die sog. drei Kapitel verdammt wurden, nämlich die Person und Schriften des Theodor von Mopsuestia, die Schriften Theodorets gegen Cyrill und ein Brief des Ibas von Edessa an den Perser Maris. Die Monophysiten wurden dadurch nicht gewonnen, dagegen erhob sich ein neuer Streit um «die drei Kapitel», d. h. um die Frage, ob diese Schriften der Lehre des Nestorius günstig, also ketzerisch und mit Grund verdammt seien oder nicht. Die griech. Kirche fügte sich dem kaiserl. Edikt, die abendländische widersprach, der röm. Bischof Vigilius schwankte haltlos hin und her, die ökumenische Synode zu Konstantinopel vom J. 553 bestätigte es, aber mit Unerschrockenheit ward die Freiheit der Kirche gegen kaiserl. Willkür verteidigt.

Dreiklang heißt ein Accord, der aus einem Grundton, dessen Terz und Quinte gebildet wird. Es gibt folgende: 1) den harten (Dur-) D., bestehend aus einer großen und kleinen Terz (jede Tonart enthält drei solche Dreiklänge, z. B. C-dur: c e g, f a c, g h d); 2) den weichen (Moll-) D., der umgekehrt aus einer untern kleinen und einer obern großen Terz besteht (ebenfalls drei in jeder Tonart, z. B. in C-dur d f a, e g h, a c e); 3) den kleinen oder verminderten D., der aus zwei kleinen Terzen zusammengesetzt wird und von welchem nur einer in jeder Tonart ist, nämlich auf der siebenten Stufe der Dur-, sowie auf der zweiten Stufe der Molltonleiter, z. B. in C-dur h d f. Als weitern D. führt man auch noch auf: 4) den übermäßigen D., der aus zwei großen Terzen besteht, z. B. c e gis; doch gehört dieser nicht zu den Stammaccorden der Tonleiter und hat deshalb in der wirklichen Musik eine unvergleichlich geringere Bedeutung. Die drei Hauptdreiklänge können je in drei Lagen vorkommen: 1) als Grundaccord mit dem Grundton der Tonart im Basse, c e g; 2) als Sextaccord mit der Terz der Tonart im Basse, e g c; 3) als Quartsextaccord mit der Quinte der Tonart im Basse, g c e. Die beiden letzten Lagen nennt man Umkehrungen und deutet sie durch Ziffern unter dem Basse an, woher sie auch ihren Namen erhalten haben.

Dreiklauen, Familie der Schildkröten (s. d.).

Drei Könige. Die heil. drei Könige sind das Erzeugnis einer christl. Sagenbildung, die sich an Matth. 2, 1 fg. anschloß. Hier werden Magier erwähnt, die unter der Leitung eines Sterns aus Arabien nach Bethlehem kamen, um den neugeborenen Messias anzubeten und ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen darzubringen. Später folgerte man aus diesem dreifachen Geschenke, daß es deren drei, und aus Psalm 72, 10, Jes. 49, 7, daß es Könige gewesen seien; ja man ging so weit, ihre Namen zu bestimmen und sie Melchior, Kaspar und Balthasar zu nennen. Schon Beda kennt sie unter diesen Namen. Als die ersten Heiden, denen die Geburt des Heilands durch eine außerordentliche Sternerscheinung kundgethan worden sei, wurden sie in der Kirche namentlich am Feste der Epiphania (s. d.), das deshalb auch das Fest der heil. drei Könige hieß, erwähnt und gefeiert. Im Kalender sind die

drei Tage unmittelbar nach Neujahr nach ihnen benannt. Auf Kunstwerken wird der jüngste der Könige als Mohr dargestellt.

Dreikönigsbündnis, das Bündnis, welches die Könige von Preußen, Hannover und Sachsen 26. Mai 1849 zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in Deutschland und zur Entwickelung der deutschen Verfassung schlossen.

Dreikronenkrieg oder Nordischer siebenjähriger Krieg heißt der von 1563 bis 1570 währende Krieg zwischen Schweden und Dänemark, der durch die einander entgegenstehenden Handelsinteressen beider Länder veranlaßt wurde. Äußerer Anlaß zum Ausbruch der Feindseligkeiten war, daß der dän. König die drei Kronen des schwed. Wappens, ein Denkzeichen der Kalmarer Union, nicht aus dem seinen entfernen wollte. Der Krieg wurde zu Wasser und zu Lande mit Aufbietung aller Kräfte geführt. Ein Teil der dän. Flotte wurde durch einen Sturm vernichtet, wodurch den Schweden auf der See der Sieg verblieb; dagegen gewannen die Dänen auf dem Lande namhafte Vorteile unter Daniel Rantzau und Franz Brokenhuus. Rantzau siegte 20. Okt. 1565 bei Svarteraa über ein schwedisches, dem seinigen an Zahl fünfmal überlegenes Heer, vernichtete 1567 zwei feindliche Heere, drang tief in das Innere Schwedens ein und führte sein Heer, als der Winter und Mangel an Lebensmitteln die Fortsetzung der Operationen unmöglich machten, glücklich nach der Heimat zurück. Der Friede wurde zu Stettin 1570 geschlossen und löste den letzten Rest der ehemaligen Vereinigung der nordischen Reiche; Schweden mußte Kriegsentschädigung bezahlen.

Dreiling, eine ältere Scheidemünze zu $\frac{1}{4}$ Schilling oder 3 Pfennigen in Mecklenburg-Schwerin: 1) Silberscheidemünze, 3 Loth oder $187\frac{1}{2}$ Tausendteile fein, 0,513 g schwer, im Feingewicht von 0,096 g. 2) Kupfermünze; für ihren speziellen Bedarf prägten die Städte Rostock und Wismar, welche bis auf die neueste Zeit das Münzrecht besaßen, bis bezüglich 1862 und 1854 D. aus.

Dreiling hieß auch ein bis Ende 1875 (Einführung des metrischen Systems) in Österreich in Anwendung gewesenes großes Weinmaß von 24 wiener Eimern = 43,008 wiener Kubikfuß = 13,58136 hl.

Drei Männer im feurigen Ofen sind aus dem sagenhaften Berichte des Buches Daniel (3, 1—30) bekannt. Nach diesem befanden sich unter den mit Daniel (s. d.) Deportierten und am Hofe Nebukadnezars erzogenen jüd. Jünglingen drei, Namens Anania, Misael und Asaria (oder nach Dan. 1, 7 Sadrach, Mesach und Abednego genannt), die vor einem auf königl. Befehl errichteten Götzenbilde nicht niederfallen wollten und deshalb gebunden in einen glühenden Ofen geworfen wurden, aber mit Hilfe eines Engels völlig unversehrt blieben. Infolge davon bekannte sich der König in einem Edikte zur Verehrung Jahves. In der alexandrinischen Übersetzung des Daniel steht außerdem ein Gebet des Asaria und ein Gesang der Drei Männer im Feuer. Beide Stücke sind apokryphisch, aber von Luther übersetzt.

Dreimaster heißen diejenigen großen Seeschiffe, welche drei Masten führen. Von den Kauffahrteischiffen gehören hierzu die Vollschiffe, Barken und dreimastigen Schoner; von den Kriegsschiffen Fregatten und Korvetten.

Dreipaß, Dryypaß nennt man in der Numismatik gewisse aus abwechselnden Bogen und Ecken zusammengesetzte Figuren, namentlich auf Münzen des Mittelalters, in welche Bild oder Inschrift eingeschlossen sind. Der eigentliche D. besteht aus drei Bogen und drei Winkeln und stellt im ganzen ein Dreieck dar. Ist die Figur ein Viereck aus vier Bogen und vier Ecken, so nennt man sie einen Vierpaß. Derartige Figuren finden sich z. B. auf den alten sächs. Groschen aus dem 14. und 15. Jahrh., den rhein. Goldgulden, Radderalbus und andern.

Dreisam, Fluß im Großherzogtum Baden, ein Nebenfluß der Elz, entsteht in dem Thale östlich von Freiburg, das 499—272 m Höhe hat, aus vielen Bächen. Ein Quellbach entspringt bei Breitnau in 952 m Höhe und durchfließt als Höllenbach das Höllenthal; ein anderer Arm kommt von St. Märgen (840 m), ein dritter von St. Peter (682 m) und dem Roßkopf (687 m), ein vierter als Osterbach vom Feldberge her, ein fünfter als Brügg von der Schneckenwiede und dem Erzkasten (1195 m). Nach Vereinigung aller dieser wilden Bäche durchfließt sie Freiburg (242 m) und mündet bei Riegel in die Elz. Der Unterlauf von Freiburg an ist zur Verhütung von Überschwemmungen kanalisiert.

Dreischenkel (Triquestra), eine aus drei verschlungenen Kreisbogen bestehende mystische Figur, wahrscheinlich Symbol der heil. Dreieinigkeit, oft als Ornament in roman. Kirchen angewandt.

Dreischlitz, Ornament im dorischen Säulenbau, s. Triglyph.

Dreischürig, Bezeichnung von Wiesen, auf denen das Gras dreimal jährlich gemäht wird.

Dreisesselkopf, ein 1777 m hoher Gipfel westlich vom Untersberg in den Salzburger Alpen.

Dreisesselstein oder Dreisteinemark, ein 1332 m hoher Gipfel des Dreisesselgebirges im südöstl. Teile des bayr.-böhm. Waldes, da, wo die drei Grenzen von Böhmen, Bayern und Oberösterreich zusammentreffen. Der eine vorzügliche Aussicht bietende Gipfel besteht aus übereinander aufgetürmten Granitblöcken; von den obersten, drei Sitzplätze bietenden Blöcken sieht man in je eins dieser Länder. Ein anderer Gipfel dieses Gebirges, der Hochstein, gewährt einen ähnlichen Ausblick.

Dreißigacker, Dorf im Herzogtum Sachsen-Meiningen, Verwaltungsamt Meiningen, 2 km im SW. von diesem Orte, in 425 m Höhe, mit 520 E.; im Schlosse des Ortes befand sich 1801—43 eine berühmte Forstanstalt.

Dreißiger, 1) ein Name des frühern nach dem Konventions-20-Guldenfuße ausgeprägten österr. Silbermünzstücks zu 30 Kr. oder $\frac{1}{2}$ Fl., gemäß der Konvention vom 21. Sept. 1753 aus der feinen wiener Mark 48, aus der feinen wiener kölnischen Mark 40 Stück; Feinheit $13\frac{1}{3}$ Loth oder $\frac{5}{6}$ = $833\frac{1}{3}$ Tausendteile; Gewicht 7,0147 g; Feingewicht 5,81725 g; Wert (den Thaler des norddeutschen 30-Thalerfußes zu 3 deutschen Mark gerechnet) 1 deutsche Mark $5\frac{1}{4}$ Pf. = $52\frac{5}{8}$ Kr. jetzige österr. Währung. Später, seit etwa 1775, wurde der D. in geringerer Feinheit, 10 Loth oder $\frac{5}{8}$ = 625 Tausendteile, ausgemünzt, aber entsprechend schwerer, nämlich im Gewicht von 9,3556 g, demnach in dem vorherigen Feingewicht und Werte. 2) D. auch wohl Zweiunddreißiger, bis Ende 1871 (Einführung des neuen deutschen Maßes) ein kleines Getreidemaß in Bayern (mit Ausnahme Rheinbayerns), $\frac{1}{32}$ des Metzen oder $\frac{1}{192}$ des Schäffels

$=1\frac{1}{12}$ Flüssigkeits-Maßkannen = 1,1581 l. 3) Name eines Balkens, am Harz 45 Fuß lang und unten 9 Zoll dick, am Thüringerwalde 20 Fuß lang und oben 3 Zoll, unten 4—5 Zoll dick (Fuß und Zoll der betreffenden frühern Maße).

Dreißigerausschuß, die 30 Mitglieder der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M., welche 11. April 1849 zur Vorberatung der zur Durchführung der Reichsverfassung nötigen Maßregeln gewählt wurden.

Dreißigjähriger Krieg ist die Bezeichnung für die lange Reihe von innern Erschütterungen, Bürgerkriegen und Einmischungen des Auslandes von 1618—48, deren Verlauf dem deutschen Volke die schwersten Verluste an territorialer und politischer Macht wie an materieller Wohlfahrt zugefügt hat. Der Religionsfriede von 1555 hatte die kirchliche Zwietracht nicht geschlichtet. Einerseits beschwerten sich die Katholiken über die Einziehung und Säkularisierung kirchlicher Stifter, andererseits hatten die Protestanten Klage zu führen über die willkürliche Ausdehnung des landesherrlichen Reformationsrechts, das sich trotz des Religionsfriedens kath. Regierungen gegen Protestanten erlaubten. Der Jesuitenorden war lebhaft bemüht, die kath. Fürsten zu eifriger Durchführung der gewaltsamen Bekehrungspolitik zu ermuntern. Das Ausland hatte ebenfalls die Hände im Spiel; von Madrid und Rom aus wurde auf die kath., von Holland, England und Frankreich aus auf die prot. Höfe eingewirkt. So war schon zu Ende des 16. Jahrh. das ganze öffentliche Leben von kirchlichen Händeln in Beschlag genommen und auch bereits bei einzelnen Anlässen die konfessionelle Zwietracht zu offenem Kriege ausgeschlagen. Einen starken Anstoß gab die donauwörther Angelegenheit (1606 und 1607), indem die reaktionseifrige Partei der Katholiken einen unbedeutenden Anlaß erst zu gewaltsamer Exekution, dann zur Bekehrung der prot. Reichsstadt benutzte. Wegen dieser Gewaltschritte traten mehrere prot. Fürsten, an der Spitze Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, zusammen und schlossen 4. Mai (alten Stils, wie alle Angaben in diesem Artikel) 1608 in dem ansbachschen Kloster Ahausen die Union, die dann das Bündnis einer Anzahl kath. Fürsten, unter dem Vorsitz des Herzogs Maximilian von Bayern, die Heilige Liga, 10. Juli 1609 zu München, zur Folge hatte. Indessen hatten die Böhmen, die wenigstens zwei Dritteile Protestanten zählten, die Spaltung im Kaiserhause zwischen Rudolf II. und Matthias benutzt, um sich von Rudolf in dem sog. Majestätsbriefe vom 11. Juli 1609 eine ziemlich unumschränkte Religionsfreiheit zusichern zu lassen, die auch Matthias bei seinem Regierungsantritt zu bestätigen sich gezwungen sah. Vermöge desselben wurde den Städten und dem Ritterstande auch das Recht, prot. Kirchen und Schulen zu bauen, gestattet. Als aber in Klostergrab und in Braunau, unter der Regierung des Kaisers Matthias, die ot. Unterthanen wider den Willen ihrer Guts-ren, des Erzbischofs von Prag und des Abts Braunau, Kirchen zu bauen anfingen, wurde kaiserl. Befehl die in Klostergrab erbaute nieerissen und die zu Braunau geschlossen. Auf Bittschreiben an den Kaiser erfolgte eine harte twort; gleichzeitig aber verbreitete sich das Ge-, der Kaiser wisse von der Antwort nichts, sie in Prag von den kaiserl. Räten abgefaßt worden. Demzufolge drangen, als diese 23. Mai 1618 auf dem Schlosse zu Prag versammelt waren, Abgeordnete der prot. Landstände, unter Anführung des Grafen Thurn, bewaffnet in den Saal und verlangten Rechenschaft. Als nun hier der Streit sich immer mehr erhitzte, warf man zuletzt die beiden, den Protestanten verhaßten Räte Martinitz und Slawata nebst dem Sekretär M. Philipp Fabricius zum Fenster hinaus in einer Höhe von etwa 16 m in den trockenen Schloßgraben hinab, ohne daß sie indes bedeutend beschädigt worden wären.

Damit beginnt der erste Zeitabschnitt der 30jährigen Kämpfe, der böhmische Krieg. Während die Böhmen die Regierung in die Hand nahmen und dem Grafen Thurn den Oberbefehl über das Heer übertrugen, war für die Macht des Hauses Habsburg ein Moment der bedenklichsten Krisis eingetreten. Die Streitkräfte, die gegen Böhmen aufgeboten wurden, waren unzureichend, während sich die Böhmen von den prot. Fürsten der Union und von Schlesien und Mähren aus unterstützt sahen. Die Unterhandlungen, die Kaiser Matthias angeknüpft, blieben erfolglos; sein Tod (20. März 1619) machte vollends jede Aussöhnung unmöglich. In seinem Erben und Nachfolger, Erzherzog Ferdinand von Steiermark, sahen alle Protestanten mit Recht den eifrigen Vertreter jesuitischer Bekehrungstendenzen. So begegnete er denn nicht nur in Böhmen, sondern auch in Österreich selbst, wo der Protestantismus sein Haupt mächtig erhoben hatte, den lebhaftesten Antipathien. Mitten in diesen Gefahren gelang es ihm jedoch, den Weg nach dem in Frankfurt ausgeschriebenen Kaiserwahltag zu finden, von dessen Ausgang unzweifelhaft das Schicksal der habsburg.-österr. Macht abhing. Die Versuche der prot. Fürsten, namentlich der Unierten, ihm einen Gegenkandidaten zu stellen, hatten zu keinem Ergebnis geführt; Ferdinand (II.) wurde 28. Aug. zum Kaiser gewählt. Inzwischen hatten ihrerseits die Böhmen, nach der förmlichen Absetzung Ferdinands, den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, das Haupt der Union, zum König gewählt (19. Aug.), und dieser nahm auch die Wahl im Vertrauen auf die Hilfe der Union und seines königl. Schwiegervaters Jakob I. von England an. Aber Jakobs Persönlichkeit widersprach solchen Hoffnungen, und die Union ließ sich, als die Gefahr des gewaltsamen Zusammenstoßes nahe rückte, unter franz. Vermittelung zum Frieden mit der Liga bewegen (3. Juli 1620). In Böhmen selbst fand Friedrich V. als Calvinist und als Fremder wenig eifrige Unterstützung, und sein einziger thätiger Verbündeter, Bethlen Gábor (s. d.) von Siebenbürgen, der mit Thurn vereint Wien bedrängen sollte, richtete nichts aus. Indessen hatte Kaiser Ferdinand sich an den gleichgesinnten Herzog Maximilian von Bayern gewendet, der rasch die Streitkräfte der Liga organisierte, sich der Freundschaft des Kurfürsten von Sachsen versicherte und die vorbereitenden Schritte zur Ächtung des Pfalzgrafen that. An der Spitze von 30000 Mann rückte dann, nachdem die Union sich durch den Vertrag vom 3. Juli hatte lähmen lassen, Herzog Maximilian im Sommer 1620 nach Oberösterreich, zwang die dortigen Stände zur Huldigung und drang, während Sachsen die Lausitz besetzte und ein span. Heer die Rheinpfalz angriff, durch kaiserl. Truppen verstärkt in Böhmen ein. Die Schlacht bei Prag auf dem Weißen Berge (8. Nov.) entschied die völlige

Niederlage Friedrichs und machte dem Reiche des «Winterkönigs», wie man ihn spöttisch nannte, ein rasches Ende. Ohne den Rückhalt irgend einer Unterstützung floh der geächtete Pfalzgraf nach Holland, indes sich Böhmen einem unerbittlichen Sieger unterwerfen mußte. Eine große Anzahl von Urhebern und Beförderern des Abfalls ward an Leben oder Gütern gestraft, die Religionsfreiheit vernichtet. Zuerst trieb man die Reformierten (1621), dann die Lutheraner (1622) aus dem Lande, führte die Jesuiten zurück und verbot später allen akath. Gottesdienst. Der Majestätsbrief wurde von Ferdinand eigenhändig zerschnitten (1627). Man berechnet, daß 30 000 der gewerbfleißigsten Familien und 200 Adelsgeschlechter ihr Vaterland verließen, um namentlich in Preußen, Sachsen, Holland und der Schweiz Zuflucht zu finden. Ungefähr für 40 Mill. Güter der Vertriebenen und Hingerichteten wurden konfisziert. Dieser Maßregel in Böhmen folgten dann gleiche Schritte in den österr. Erblanden; insbesondere wurde in Oberösterreich der Katholizismus mit blutiger Strenge wieder durchgeführt.

Nach Beendigung des böhm. Kampfes wurde die Pfalz der Schauplatz des Kriegs. Die Union hatte ihr unrühmliches Dasein damit beschlossen, daß sie sich erst bewegen ließ, das Land des Kurfürsten von der Pfalz gegen die Spanier ungeschützt zu lassen, dann sich förmlich auflöste (Frühjahr 1621). Indessen schlug sich der Parteigänger Ernst von Mansfeld (s. d.) aus Böhmen durch die Oberpfalz nach dem Rhein durch, und auch Herzog Christian von Braunschweig suchte den Krieg durch den Krieg zu nähren, während von den regierenden Fürsten nur Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach die pfälz. Sache verfocht. Friedrich V. selbst erschien wieder in seinem Lande, und es gelang, das ligistische Heer Tillys bei Wiesloch zu schlagen (27. April 1622). Zwar wurde kurz nachher (6. Mai) der Markgraf bei Wimpfen, Herzog Christian (20. Juni) bei Höchst geschlagen; aber gleichwohl war die Sache in der Pfalz noch nicht verloren, hätte sich nicht der Pfalzgraf durch trügerische Unterhandlungen, zu deren Vermittler sich sein Schwiegervater Jakob I. hergab, bestimmen lassen, lieber auf Kaiser Ferdinands II. friedfertige Gesinnung zu vertrauen als auf die Gewalt der Waffen. Er entließ (13. Juli) die Armee und gab seine Erblande preis. Tilly nahm nun die pfälz. Plätze ein. Die Städte wurden verwüstet und geplündert, die berühmte heidelberger Bibliothek ward weggeführt und nachher dem Papste geschenkt, die kirchliche Reaktion auch in der Pfalz wie anderwärts begonnen. Auf dem Reichstage zu Regensburg wurde dann (6. März 1623) trotz der Einsprache Brandenburgs und Sachsens dem Pfalzgrafen die Kurwürde abgesprochen und Maximilian von Bayern damit belohnt.

War so der Kaiser mit der Liga allenthalben zum Siege gelangt, so lag es jetzt an ihm, seine Erfolge zu einem weisen Frieden zu benutzen. Aber das unversöhnliche Benehmen gegen die Überwundenen, die fortdauernden Reaktionen gegen die Protestanten, der Druck der Soldatenherrschaft, die auf einzelnen Teilen Deutschlands lastete, konnten am wenigsten dazu führen. Die friedlichen Vorstellungen der bisjetzt neutral gebliebenen prot. Fürsten vermochten nicht, einen Wechsel der kaiserl. Politik hervorzurufen. Indessen hatten die Emigrierten in Holland und England manche vergebliche Anstrengung gemacht, den Kampf für die pfälz. und prot. Sache zu erneuern, bis es endlich gelang, die herrschende Mißstimmung in Niedersachsen und die Kriegslust Christians IV. von Dänemark zu einer Erneuerung des Kriegs zu benutzen. So begann der niedersächsisch-dänische Feldzug. Man übertrug 1625 dem Könige von Dänemark die oberste Leitung des Kriegs, zu dem England Subsidiengelder und Holland Truppen sendete; auch Mansfeld schloß sich an den König an. Inzwischen hatte der Kaiser, um sich ein eigenes, von der Liga und Maximilian unabhängiges Heer zu schaffen, Wallenstein (s. d.) zu seinem Feldherrn ernannt, der nun mit einem selbständig geworbenen Heere von beinahe 40 000 Mann, das fortdauernd wuchs, von Böhmen aus nach Norden sich bewegte. Mansfeld versuchte sich ihm entgegenzustellen; aber bei Dessau (25. April 1626) geschlagen, wendete er sich mit dem Herzoge Ernst von Sachsen-Weimar nach Schlesien, Mähren und Ungarn, wohin ihm zu folgen Wallenstein sich gezwungen sah, ohne ihn jedoch zu erreichen. Erst nach Mansfelds (30. Nov.) und Johann Ernsts (14. Dez.) Tode und unter großem Verluste an Mannschaft kehrte Wallenstein durch Schlesien nach Norddeutschland zurück, wo indes Tilly den König Christian IV. bei Lutter am Barenberge (27. Aug. 1626) völlig geschlagen und hierauf des ganzen niedersächs. Kreises sich bemächtigt hatte. Als Tilly bald hernach auch den Markgrafen Georg Friedrich von Baden, der sich ihm mit einem Haufen tapferer Protestanten entgegenwarf, besiegt hatte, einigten sich die beiden Feldherren dahin, daß Tilly westwärts abzog, da die Holländer Braunschweig bedrohten, Wallenstein aber Mecklenburg eroberte und in Jütland eindrang. Vom Kaiser zum Herzog von Mecklenburg erhoben, unternahm hierauf Wallenstein die Belagerung von Stralsund (Mai bis Juli 1628), das jedoch, von Dänemark und Schweden kräftig unterstützt, alle Angriffe mutig abschlug. Am 22. Mai 1629 schloß er endlich zu Lübeck den Frieden mit Dänemark ab. Der Religionsverhältnisse und der verbündeten Fürsten wurde in demselben nicht gedacht. Christian erhielt die verlorenen Provinzen zurück, wogegen er versprach, ferner in die deutschen Angelegenheiten sich nicht zu mischen. So war auch der dän.-niedersächs. Krieg beendet, und Kaiser Ferdinand stand jetzt auf dem Höhepunkte seiner Macht. Er hatte sich durch die Schöpfung des Wallensteinschen Heers aus der Abhängigkeit von der Liga und Bayern befreit und war im Stande (Febr. 1628), die noch an Maximilian von Bayern für die Kriegskosten verpfändeten oberösterr. Lande einzulösen und Bayern mit pfälz. Besitzungen zu entschädigen. Auch diesen Sieg benutzte jedoch Ferdinand nach jesuitischer Eingebung nur zu kirchlichen Reaktionen. Er erfüllte jetzt einen lange gehegten Wunsch der fanatischen Bekehrungspartei, indem er (6. März 1629) das sog. Restitutionsedikt erließ, wonach alle seit dem Passauer Vertrage von den Protestanten eingezogenen mittelbaren Stifter und Kirchengüter den Katholiken zurückgegeben, alle unmittelbaren, wider den geistlichen Vorbehalt reform. Stifter wieder mit Katholiken besetzt werden, die Reformierten vom Religionsfrieden ausgeschlossen sein sollten, und den kath. Reichsständen gestattet ward, ihre Unterthanen zu ihrer Religion anzuhalten. Mit Gewalt der Waffen wurde dieses

Edikt zunächst in allen Reichsstädten, in Augsburg, Ulm, Regensburg, Kaufbeuern und anderwärts, vollzogen, und auch die Gebiete prot. Fürsten fingen an, von der Vollziehung bedroht zu werden. Eine solche Maßregel, die nicht nur in die bestehenden Kirchenverhältnisse aufs feindseligste eingriff, sondern auch den Besitzstand einer großen Anzahl Reichsfürsten gefährdete, unternahm der Kaiser in einem Zeitpunkt, wo seine bisherigen Verbündeten selbst, die Liga und Bayern obenan, über sein wachsendes polit. Übergewicht besorgt und durch Wallensteins gewaltthätiges Auftreten beunruhigt waren. Von diesen und der franz. Politik Richelieus (s. d.) ging nun der Rückschlag aus, der auf dem regensburger Kurfürstentage (1630) die Entfernung Wallensteins und die Verminderung der kaiserl. Armee veranlaßte.

Mitten unter diesen selbstgeschaffenen Schwierigkeiten erstand dem Kaiser ein neuer kühner Feind. Gustav Adolf (s. d.) von Schweden landete plötzlich mit 15000 Mann auf der Insel Usedom (24. Juni [4. Juli] 1630). Durch die Ausdehnung der kaiserl. Gewaltherrschaft bis ans Baltische Meer bedenklich gemacht, durch Wallensteins Unterstützung der Polen gereizt, dabei durch den Sieg des Katholizismus in seiner eigenen Existenz in Schweden gefährdet, unternahm er, nach glücklichen Kriegen gegen Dänen, Russen und Polen, den kühnen Zug nach Deutschland, an den sich die interessanteste und glänzendste Periode des Dreißigjährigen Kriegs knüpft. Gustav Adolf, an der Spitze eines trefflichen, begeisterten Heers, selbst eine Persönlichkeit der mächtigsten und gewinnendsten Art, konnte sich wohl mit dem Gedanken tragen, nicht nur den Protestantismus aus seiner Bedrängnis zu retten, sondern auch in Deutschland sich eine Herrschaft und Macht aufzurichten, die ihm Schweden nicht zu geben vermochte. Er vertrieb gleich nach seinem Erscheinen die kaiserl. Besatzungen, nötigte den Herzog Bogislaw XIV. von Pommern zu einem Bündnisse und zur Einräumung der Festung Stettin, und zog hierauf nach Mecklenburg, wo er die geächteten Herzöge in ihren Ländern wiederherstellte. Die Stadt Magdeburg, Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und die Herzöge von Sachsen-Weimar schlossen sich ihm freiwillig an; dagegen suchten Brandenburg und Sachsen dem Bündnisse auszuweichen, um getrennt von dem Kaiser und den Schweden in einen besondern Bund, dessen Haupt Johann Georg von Sachsen werden wollte, zusammenzutreten. Unterdessen rückte Gustav Adolf nach Brandenburg vor, drängte Tilly zurück und verlangte vom Kurfürsten von Brandenburg die Festung Spandau, vom Kurfürsten von Sachsen die Übergabe von Wittenberg. Schon vorher (Jan. 1631) hatte er in dem Vertrag von Bärwalde ein Bündnis mit den Franzosen abgeschlossen, wie es in den Interessen seiner Politik lag. Frankreich zahlte hiernach Subsidien, ohne doch zur Leitung der deutschen Angelegenheiten zugelassen zu werden. Gleichwohl war Gustav Adolfs Stellung noch so wenig befestigt, daß er es nicht wagen durfte, das schwer bedrängte Magdeburg zu entsetzen, und Tilly und Pappenheim (s. d.) erhielten Zeit, die Stadt zu erobern (20. Mai 1631). Doch trat Brandenburg und, von Tilly geängstigt, auch Sachsen endlich in den Bund mit den Schweden. Nach Vereinigung ihrer Truppen gingen die verbündeten Fürsten Tilly entgegen, der sich, durch den kaiserl. General Grafen von Fürstenberg verstärkt, bei Breitenfeld, in der Nähe von Leipzig, aufgestellt hatte. Gustav Adolf erfocht hier über Tilly (7./17. Sept. 1631) einen glänzenden Sieg, der die bayr.-ligistische Macht fast vernichtete, und zog hierauf durch Thüringen und Franken nach Süddeutschland, während der Kurfürst von Sachsen mit seinem General Arnim die Eroberung Böhmens übernahm. Der König eroberte Würzburg und Mainz. Er erzwang den Übergang über den Lech, wobei Tilly (15. April 1632) tödlich verwundet wurde; er befreite Augsburg und zog mit Friedrich V. am 17. Mai in München ein. Nun zwang die Not den Kaiser, Wallenstein unter demütigenden Bedingungen und mit unumschränkter Macht wieder zum Feldherrn zu machen. In kurzer Zeit hatte dieser ein neues bedeutendes Heer geschaffen, womit er die Sachsen aus Böhmen vertrieb und, verstärkt durch den Rest des bayr. Heers, auf Nürnberg zuzog, wo Gustav Adolf in einem festen Lager verschanzt stand. Drei Monate lang lagerten hier beide Heere ohne Entscheidung einander gegenüber. Wallenstein wandte sich endlich nach Sachsen, und Gustav Adolf folgte ihm, um seinen Bundesgenossen zu retten. Bei Lützen (6./16. Nov.) trafen die feindlichen Heere zusammen; Gustav Adolf und Pappenheim fanden den Heldentod, Bernhard von Weimar aber behauptete das Schlachtfeld, während Wallenstein seinen Rückzug nach Böhmen nahm.

Mit dem Tode des Königs Gustav Adolf war das ganze Verhältnis des Kriegs geändert. Der schwed. Staatskanzler Axel Oxenstierna wurde vom schwed. Reichstage zum Legaten in Deutschland ernannt und trat an die Spitze der Angelegenheiten. Während Gustav Adolf, wie viele Züge beweisen, an eine Herrschaft über Deutschland dachte und daher die Einmischung der Franzosen fern hielt, machte sich jetzt der Ehrgeiz einzelner Führer und Abenteurer geltend, sodaß Deutschland eine Beute schwed. und franz. Umtriebe ward. Oxenstierna verband zunächst die fränk., schwäb. und rhein. Kreise durch den Heilbronner Vertrag mit Schweden. Die Herzöge Bernhard von Weimar und Georg von Braunschweig-Lüneburg teilten den Oberbefehl über die Heere. Bernhard zog, nachdem er das ihm zugeteilte Fürstentum Franken in Lehn genommen, nach Bayern und nach Regensburg, während der Herzog von Braunschweig-Lüneburg den Krieg in Niederdeutschland führte. Wallenstein dagegen betrieb den Krieg ziemlich lässig und willfahrte dem Verlangen energischen Auftretens nicht, das von Wien aus an ihn gestellt ward. Nachdem er schon vorher mancherlei Unterhandlungen mit den gegnerischen Mächten angeknüpft, trat er, als in Wien seine Absetzung drohte, mit Sachsen und Frankreich in Einverständnisse zum Zweck des Abfalls und der Kooperation, wurde aber, bevor er den entscheidenden Schritt zu thun im Stande war, vom Kaiser wirklich entsetzt und durch dienstfertige Werkzeuge zu Eger (25. Febr. 1634) ermordet. Während nun Arnim siegreich nach Schlesien und dann mit Banér in Böhmen vordrang, Bernhard dagegen mit untergeordneten Zügen bald nach Franken, bald nach Schwaben seine Zeit verlor, zog das kaiserl. Heer an der Donau herauf, eroberte Regensburg wieder und brachte dem Herzog Bernhard und dem schwed. General Horn in der Schlacht bei Nördlingen (6. Sept. 1634) eine schwere Niederlage bei. Da

aus einem Stabe, der an dem einen Ende drei kurze Zinken mit Doppelhaken an den Spitzen enthält, ähnlich dem Fischerwerkzeug (der Fuscina) der Italiener, womit sie noch heute große Fische, namentlich den Spada, stechen. Nach der Gewohnheit der griech. Städte, ihre Schutzgötter oder die ihnen eigentümlichen Attribute auf Münzen zu setzen, erscheint der D. vielfach auf Münzen des Altertums, z. B. in Trözen, Pästum u. s. w. Vgl. Wieseler, «De diis tridentem gerentibus» (Gött. 1872).

Dreizeher, Gruppe der Coleopteren (s. d.).

Drell, Drillich oder Zwillich (frz. treillis, coutil, engl. ticking, dornick) werden im Gegensatz zu Damast alle einfach gemusterten, nicht auf Zug- oder Maschinenstühlen, sondern durch Fußarbeit hergestellten geköperten Leinengewebe genannt. Im allgemeinen versteht man unter D. einen dreibindigen Köper, auf dessen rechter Seite zwei Drittel der besonders fadenreichen Kette sichtbar sind. Den hauptsächlichsten Verwendungen entsprechend, durch welche die Feinheit sowie die Art des Gewebes bedingt wird, hat der D. verschiedene Namen: Sackdrillich, grob, ungebleicht, drei- oder vierbindiger Köper; Bettdrell, gebleicht oder ungebleicht, bald einfach geköpert, bald in der Art des fünfschäftigen Atlas gewebt (Atlasdrell), bald mit Köperstreifen, immer aber sehr dicht und fest gearbeitet; Tischdrell, verschiedenartig geköpert oder atlasartig gewebt, geblümt oder mit schachbrettförmigen Mustern, sog. Steinmustern; Handtuchdrell, meist mit Steinmustern in vierbindigem Köper (Zwillichgrund) oder fünfschäftigem Atlas, auch gestreift oder mit allerlei kleinen Mustern. Ferner bezeichnet man als D. zahlreiche Arten in der Kette aus Baumwolle, im Einschlag aus Leinengarn bestehender oder auch ganz baumwollener Zeuge, die als Ersatz des leinenen D. zu Bettüberzügen, Beinkleidern, Tafelzeug, Handtüchern (für letztere Zwecke meist abgepaßt) verwendet werden.

Drempel heißen die Flächen des eisernen oder hölzernen Rahmens, der in der Bordwand eines Schiffs eine Kanonenpforte umschließt. Die einzelnen Stücke des Rahmens werden mit Ober-, Unter- und Seitendrempel bezeichnet.

Drengfurt, Stadt in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Rastenburg, 21 km im NO. von diesem Orte, an der Omet und am Fuße der Fürstenauer Berge, zählt (1880) 1842, mit dem unmittelbar westlich daranstoßenden Dorf Vorstadt Drengfurt 2556 E.

Drenteln (Alexander Romanowitsch), russ. General und Staatsmann, geb. 1820 im Gouvernement Kiew, trat 1838 in die Armee ein, wurde 1850 Oberst, 1859 Generalmajor, 1865 Generallieutenant, 1867 Generaladjutant und Gehilfe des Präsidenten des Komitees zur Reorganisation der Truppen. Nachdem er einige Jahre der russ. Botschaft in Berlin als Militärattaché beigegeben war, wurde er 1872 Kommandant des kiewschen Militärbezirks und übernahm 1877 beim Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs den Oberbefehl über die im Rücken der Operationsarmee nördlich von der Donau aufgestellten Truppen und hatte sein Hauptquartier in Bukarest. Nach der Ermordung des Generals Mesenzew 16. Aug. 1878 wurde D. zum Chef der Dritten Abteilung der geheimen Kanzlei des Kaisers ernannt und hatte als solcher die Leitung der polit. Polizei des gesamten russ. Reichs in seiner Hand. Wie sein Vorgänger, so war auch er das Ziel eines nihilistischen Attentats. Ein Russe, Namens Mirski, schoß 25. März 1879 zweimal auf ihn, traf ihn jedoch nicht. Erst später wurde der Attentäter in Taganrog verhaftet und zu Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt. Als nach dem Attentat im Winterpalais (17. Febr. 1880) Loris-Melikow mit diktatorischer Gewalt ausgestattet und als Minister des Innern zugleich Chef der «Dritten Abteilung» wurde, trat D. 11. März von diesem Posten zurück, wurde zum Mitglied des Reichsrats und im Mai zum Generalgouverneur in Odessa ernannt.

Drenthe, die am wenigsten bevölkerte Provinz des Königreichs der Niederlande, begrenzt im O. von Preußen, im N. von Gröningen, im W. von Friesland und im S. von Overyssel, hat ein Areal von 2662,71 qkm und eine Bevölkerung (1881) von 120734 Seelen. Der mittlere Teil des Landes liegt etwa 13 m, in den höchsten Punkten gegen 16 m über der Umgebung, zu welcher er nach allen Seiten sanft abfällt, und ist, wie diese, völlig eben. Die Bodenfläche besteht aus großen Veenen (Fennen), Heidefeldern, Torfmooren und mit Steinen vermischten Sandflächen. Die bedeutendsten Veenen sind Smilder-Veenen gegen Friesland und das Grenz- und Bourtanger Moor an der Ostgrenze. Eigentliche Flüsse sind nicht vorhanden, sondern nur Bäche und einige kleine Seen. Zur Entwässerung und zur Kommunikation sind verschiedene Vaarten oder Kanäle angelegt. Der Drenthsche Hauptkanal (Hoofdvaart) geht von Meppel gegen Nordnordosten in die Gegend von Assen, der Noord-Willems-Kanal von dort nach Gröningen. Von ersterm ziehen sich die Hoogeveensche Vaart und der Oranjekanal quer durch das Land, letzterer durch das früher als öde Heide berüchtigte Ellersfeld. Man hat allmählich den nur mit kümmerlicher Weide bewachsenen Heideflächen, sowie den Torfmooren immer mehr Terrain für die Kultur abgewonnen, hauptsächlich durch das Rasen- und Moorbrennen. Weizen wird in der Provinz nicht gebaut, sondern nur Roggen, Buchweizen, Hafer, Kartoffeln, Rüben, Kohl u. dgl. Neben der Viehzucht mit Buttergewinnung ist die Bienenzucht von Wichtigkeit. Einen reichen Schatz bietet der Torf, dessen Gräberei, Transport und Verkauf ein Hauptgeschäft der Bevölkerung bildet. Die Torfgräberei beschäftigt ungefähr 8000 Personen. Die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich auf Woll-, Lein-, und Kalikoweberei. Die ganze Provinz bildet nur einen Gerichtsbezirk, zerfällt in drei Kommunalbezirke und zählt 33 Gemeinden, von denen 19 weniger als 3000 E. haben. Die Hauptstadt ist Assen (s. d.), bedeutender ist Meppel (s. d.). Eine Merkwürdigkeit der Provinz sind die sog. Hünengräber, welche sich nirgends in so großer Anzahl vorfinden. Im Mittelalter gehörte D. als Grafschaft zum Deutschen Reiche, mit der unter Kaiser Heinrich III. die Bischöfe von Utrecht belehnt wurden. Im J. 1522 brachte sie Herzog Karl von Geldern an sich; doch sein Nachfolger, der Herzog von Jülich, mußte sie 1538 an Kaiser Karl V. abtreten, der sie mit den Niederlanden vereinigte. Sie befreite sich gleichzeitig mit den übrigen Provinzen von der span. Herrschaft, wurde aber wegen ihrer Geringfügigkeit nicht als eine selbständige Provinz anerkannt, sondern stand als eine besondere Landschaft unter dem Schutze der Generalstaaten.

DRESCHMASCHINEN.



1. Göpel-Dreschmaschine.



2. Dampf-Dreschmaschine mit Stakvorrichtung (Strohelevator).



3. Längsdurchschnitt einer Dampf-Dreschmaschine.



4. Querdurchschnitt einer Dampf-Dreschmaschine.



5. Trommel einer Stiften-Dreschmaschine.



7. Hand-Dreschmaschine.



6. Trommel einer Schlagleisten-Dreschmaschine.

Drepanocarpus *G. Mey.*, Pflanzengattung
us der Familie der Leguminosen. Man kennt
ur wenige Arten, die eine davon ist im tropischen
frika einheimisch, die übrigen gehören sämtlich der
lora des tropischen Asien an. Es sind hohe
äume oder kletternde Sträucher mit unpaarig
efiederten Blättern und roten oder weißen Blü-
n. Jene in Afrika vorkommende Art, D. sene-
alensis *Nees*, liefert eine Sorte des afrik. Kino,
as früher in den europ. Handel kam, jetzt aber
on andern Kinosorten verdrängt worden ist.

Drepănon (grch.), auf den Kriegsschiffen der
lten die Sichel, mit welcher man das Tauwerk
r feindlichen Schiffe zu zerschneiden suchte.

Drepănon, Name mehrerer Vorgebirge und
tädte des Altertums, worunter hervorzuheben
nd: Drepanon, Stadt und Vorgebirge an der
estküste Siciliens, bei welchem die Karthager
49 v. Chr. die röm. Flotte besiegten; die Stadt
eißt jetzt Trapani, das Vorgebirge Capo Grosso.
Drepănon, Stadt am Astacenischen Meerbusen
Bithynien, als Geburtsort der Mutter Konstan-
ns d. Gr. später auch Helenopolis genannt,
s jetzige Hersek.

Dresch (Georg Leonhard von), namhafter Rechts-
lehrter, geb. 1786 in Forchheim, wurde 1810
rofessor der Geschichte in Tübingen, 1822 Professor
s Staats- und Bundesrechts in Landshut; 1826
edelte er bei Überführung der landshuter Univer-
tät mit nach München über, wurde 1827 auch Ober-
ibliothekar der Universität, 1831 Ministerialrat
nd starb 31. Okt. 1836 in München. Von seinen
chriften sind zu nennen: «Übersicht der allgemeinen
olit. Geschichte» (3 Bde., Weim. 1814—17), «Öffent-
ches Recht des Deutschen Bundes» (2 Bde., Tüb.
820), «Naturrecht» (Tüb. 1822), «Grundzüge des
ayr. Staatsrechts» (Ulm 1822; 2. Aufl. 1835).

Dreschen nennt man diejenige Arbeit, durch
elche die Samen der Nutzpflanzen mittels mechan.
rrichtungen gewonnen werden. Letztere sind
ch in der Gegenwart noch bei den verschiedenen
ölkern von der mannigfachsten Art; die älteste ist
enfalls das Ausschlagen der Körner auf Bret-
rn und Steinen gewesen, wie solches noch in Ja-
n und teilweise in Tirol üblich ist. Ein Fort-
ritt zeigte sich in der Anwendung von Stöcken
d Ruten, wahrscheinlich zuerst bei den Chinesen,
elche sich des Bambusrohrs dabei bedienten; in
ittel- und Ostafrika ist diese Methode jetzt noch in
ebrauch. Aus den Ruten hat sich nach und nach
r Dreschflegel entwickelt, welcher in den verschie-
nen Ländern die verschiedenartigsten Formen be-
t und bisher in allen gemäßigten Zonen das am
gemeinsten zum D. benutzte Gerät ist. Doch
on sehr frühe begann man, die Drescharbeit von
n Menschen auf die Tiere zu übertragen, und
ar in der Weise, daß letztere das Getreide aus-
aten. Die Juden verwandten dazu Ochsen, die
ömer dagegen Pferde, mittels deren auch gegen-
ärtig noch in allen südl. und östl. Ländern Euro-
as, sowie in Südamerika gedroschen wird. Aus
r direkten Verwendung der Zugtiere zum D. ent-
ickelten sich bei den Ägyptern, Galliern, Kar-
agern und Römern die Dreschwalzen, Dresch-
agen und Dreschschlitten, Geräte, welche von den
ieren über das ausgebreitete Getreide hin- und
rgezogen wurden. In neuerer Zeit bedient man
h in allen hochkultivierten Ländern zum D. viel-
ch der Dreschmaschinen (s. d.).

Dreschmaschinen. Schon zu Beginn des 18. Jahrh. wurden in Europa, und besonders in England, zahlreiche, aber erfolglose Versuche angestellt, um das Dreschen (s. d.) durch Maschinen auszuführen. Erst 1785 konstruierte A. Meikle in Tyrringham (Schottland) eine derartige Maschine, welche sich als praktisch verwendbar erwies und deren Prinzip im wesentlichen bei den heutigen Schlagleisten-Dreschmaschinen gültig ist. Neben diesem System hat sich ein anderes, 1831 von dem Amerikaner S. Turner in Aurelius (Neuyork) erfundenes System, das der Zapfen- oder Stiften-Dreschmaschinen, entwickelt, welches gegen 1860 von Moffit nach Europa gebracht wurde und deshalb auch teilweise unter diesem Namen bekannt ist. Die Einführung der D. ging nur sehr langsam vor sich, was daraus zu ersehen ist, daß erst 1851 die erste nach Deutschland kam, nachdem 1831 ein Aufstand der landwirtschaftlichen Arbeiter in England gegen die D. nur durch Waffengewalt niedergekämpft werden konnte. Man kann heute im wesentlichen sämtliche D. nach folgenden Gesichtspunkten einteilen: a) nach dem eigentlichen System in Schlagleisten- (schottische) und in Stiften- (amerikanische) Dreschmaschinen; b) nach der Art der Einlage des Getreides in Lang- und Breit-Dreschmaschinen; c) nach dem benutzten Motor in Hand-, Göpel- und Dampf-Dreschmaschinen.

Bei den Schlagleisten-Dreschmaschinen bewegt sich eine horizontal liegende, mit horizontalen Leisten versehene Trommel (s. Tafel: Dreschmaschinen, Fig. 6) mit großer Geschwindigkeit um ihre eigene Achse (im Mittel 1000 Umdrehungen pro Minute), wobei sie zur Hälfte ihres Umfangs von einem, ebenfalls mit horizontalen Leisten besetzten, feststehenden Mantel umschlossen wird, derart, daß zwischen Trommel und Mantel nur ein kleiner Zwischenraum bleibt (Fig. 3). Letztern muß das zu dreschende Getreide passieren, wobei die Körner aus den Ähren ausgeschlagen werden. Die Stiften- oder Zapfen-Dreschmaschinen (Fig. 5) unterscheiden sich von dem ebengenannten System dadurch, daß Trommel und Mantel, welcher die erstere aber nur zu einem kleinen Teile umschließt, mehrere Reihen hervorragender, dicht aneinander vorübergleitender Stifte besitzen. Die Stiften-Dreschmaschinen, welche man hauptsächlich bei kleinern Verhältnissen anwendet, sind stets Lang-Dreschmaschinen, d. h. die Garben werden der Länge nach eingelegt; die Schlagleisten-Dreschmaschinen können dem Lang- und dem Quersystem angehören, d. h. die Einlage der Garben kann der Länge und der Quere nach erfolgen.

Nach dem benutzten Motor unterscheiden sich die Hand-, Göpel- und Dampf-Dreschmaschinen nicht nur durch die Größe ihrer Leistung, sondern auch durch die Zahl der einzelnen Arbeitsverrichtungen. Während die Hand-Dreschmaschinen (Fig. 7) nur die Körner von den Ähren trennen, wird von der Göpel-Dreschmaschine (Fig. 1) beides geleistet, von der Dampf-Dreschmaschine (Fig. 2, 3 und 4) aber das Korn gereinigt und gesichtet, also marktfertig geliefert, häufig auch noch das Stroh mit Hilfe eines Elevators aufgestapelt. Die Hand-Dreschmaschinen gehören immer dem Stiftensysteme an, die Göpel- und Dampf-Dreschmaschinen werden nach beiden Systemen gebaut. Hinsichtlich der Preise und Leistungen der verschiedenen

Arten ist Folgendes zu bemerken: Hand-Dreschmaschinen kosten im Mittel 200 Mark und dreschen mit 4 Mann an der Kurbel 5—600 kg Garben in der Stunde; bei den Göpel-Dreschmaschinen ist die Größe und infolge dessen auch Preis und Leistung sehr verschieden; ersterer variiert zwischen 200 und 2400 Mark; letztere beträgt pro Pferd 200—350 kg Garben pro Stunde; noch weniger genau sind bestimmte Angaben in dieser Richtung über die Dampf-Dreschmaschinen. Die Stiften-Dreschmaschinen kosten etwa 2000 Mark, die Schlagleisten-Dreschmaschinen pro Meter Breite 2500 Mark; die Leistung beläuft sich auf 3—500 kg Garben pro nominelle Pferdekraft und Stunde. Die Hauptvorzüge der D. gegenüber der Handarbeit bestehen in dem reinern Ausdrusche, also in der vollkommenern Gewinnung der Körner, in größerer Billigkeit und in der Möglichkeit, zu jeder Zeit, also auch während der Ernte, sehr viel Getreide ausdreschen zu können und dadurch die kostspielige Bergung in Scheuern u. s. w. zu umgehen. Als Nachteil dürfte die Beschädigung der Körner, welche dadurch als Saatgut leiden, sowie des Strohs anzuführen sein.

Litteratur. Perels, »Handbuch des landwirtschaftlichen Maschinenwesens« (Jena 1880); Fritz, »Handbuch der landwirtschaftlichen Maschinen« (Berl. 1880); Wüst, »Landwirtschaftliche Maschinenkunde« (Berl. 1882).

Dresden, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Sachsen, in einer reizenden Thalebene zu beiden Seiten der Elbe, unter 51° 3′ 22″ nördl. Br. und 31° 23′ 55″ östl. L. von Ferro (Physikalisch-Mathematischer Salon im Zwinger), 116,77 m (Fixpunkt im Sächsisch-Böhmischen Bahnhofe) über dem Spiegel der Ostsee und 11,27 m über dem Nullpunkte des Elbpegels (105,50 m über der Ostsee) gelegen, gehört durch seine Lage wie durch seine Bauart zu den schönsten Städten Deutschlands und zerfällt in zwei ungleiche Hälften, von denen die größere auf dem linken, die kleinere auf dem rechten Ufer liegt. Sie besteht aus der *Altstadt* (mit der königl. Residenz) und vier Vorstädten (der Pirnaischen, Johann-, See- und Wilsdruffer Vorstadt), insgesamt 1481,47 ha umfassend, am linken Elbufer; aus der von dieser durch die Weißeritz getrennten *Friedrichstadt*, die 1730 an der Stelle des ehemaligen Dorfs Ostra von August II. angelegt wurde und 639,54 ha umfaßt (wovon 457,07 ha Feld, Wiese, Wald u. s. w.); dann aus der *Neustadt* am rechten Elbufer, die diesen Namen erst 1730 erhielt, während sie bis dahin Alt-D. hieß und zusammen mit ihren Vorstädten, der Antonstadt (östl.) und der Leipziger Vorstadt (nördl. und westl.), 768,81 ha enthält. Hieran schließt sich der selbständige Gutsbezirk *Albertstadt* (Sitz der Militäretablissements) mit 228,88 ha. Auf dem linken Ufer treten die das Thal einfassenden und die ungefähr 100 m über dem Meeresspiegel gelegene Sohle desselben um weitere 80—100 m überragenden Höhenränder ziemlich weit zurück. Auf dem rechten Ufer erhebt sich das Terrain unmittelbar hinter der Stadt zu einem waldbedeckten Plateau, dessen sandige Fläche in der Beschaffenheit und Lagerung ihrer Bestandteile noch deutlich den ehemaligen Meeresgrund erkennen läßt. Der nach Süden gewendete Abfall dieses Plateau gegen den Strom hin ist oberhalb der Stadt von Loschwitz bis Pillnitz zur Weinkultur verwendet. Die in einer ununterbrochenen Reihe malerisch über die Gehänge zerstreuten Villen bilden mit den Dörfern Loschwitz, Wachwitz, Niederpoyritz, Hosterwitz und Pillnitz eine Zierde des Elbthals. Auch die unterhalb der Stadt auf dem rechten Elbufer gelegenen Anhöhen werden bis zur Stadt Meißen zum Weinbau benutzt und sind namentlich bei den Dörfern Lößnitz und Kötschenbroda mit zahlreichen Landhäusern bedeckt, welche zum großen Teile auch während des Winters bewohnt werden.

Seit dem Abbruch der Festungswerke (1817—26) ist D. nach allen Seiten hin offen. Die Stadt hat (1882) gegen 7100 meist durchgängig feuerfest bebaute Grundstücke, gegen 376 Straßen und Gassen, 36 freie Plätze und mehrere öffentliche Gärten. Die Hauptadern des Verkehrs sind außer den Elbbrücken die Schloß-, See-, Prager- und Reichsstraße, die Wiener, die Wilsdruffer und Annenstraße, die Frauen-, Landhaus- und Pirnaische Straße in der Altstadt und deren Vorstädten; die Hauptstraße, die Große Meißner-, Leipziger-, Bautzener- und Schillerstraße in der Neu- und Antonstadt; endlich die Weißeritz-, Schäfer- und Friedrichstraße in der Friedrichstadt. Unter den öffentlichen Plätzen sind hervorzuheben in den Stadtteilen links der Elbe: der Altmarkt, der Neumarkt, der Schloßplatz, der Theaterplatz, der Antonsplatz, der Pirnaer-, Dippoldiswalder- und Georgsplatz, der 1862 durch Abtragung des Johanniskirchhofs entstandene Johannisplatz, der Bismarckplatz, ferner in der Neustadt der Albertplatz, der Kaiser-Wilhelmsplatz und der Neustädter Markt.

Behörden. Als Haupt- und Residenzstadt des Landes ist D. der Sitz mehrerer Gesandtschaften und Konsulate, der Ministerien und obersten Landesbehörden, des Landtags, der Generaldirektion der königl. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, des Oberlandesgerichts, eines Landgerichts (fünf Strafkammern, fünf Civilkammern, eine Kammer für Handelssachen) und der Staatsanwaltschaften (eine beim Oberlandesgericht, eine beim Landgericht), eines Amtsgerichts und eines Gewerbeschiedsgerichts, einer Kreishauptmannschaft, zweier Amtshauptmannschaften, der Zoll- und Steuerdirektion, eines Hauptzoll- und Hauptsteueramts, der königl. Brandversicherungskommission, der Generaldirektion der Sächsischen Staatseisenbahnen, einer kaiserl. Oberpostdirektion, einer kaiserl. Reichsbankstelle, des Landes-Medizinalkollegiums und zweier Superintendenturen, sowie des apostolischen Vikariats und des evang. Landeskonsistoriums. Ferner ist D. der Sitz des Generalkommandos des 12. deutschen (königl. sächs.) Armeekorps, des Kommandos der 23. Infanteriedivision, des Kommandos der sächs. Kavalleriedivision Nr. 12, der 45. und 46. Infanteriebrigade, der 23. und 24. Kavalleriebrigade und der 12. Artilleriebrigade. Die Garnison von D. besteht aus 3 Infanterieregimentern (den beiden Grenadierregimentern Nr. 100 [Leib-Grenadierregiment] und 101 [Kaiser Wilhelm König von Preußen], dem Schützen- [Füsilier-] Regiment [Prinz Georg] Nr. 108), dem Jägerbataillon Nr. 13, dem Gardereiterregiment, der ersten und zweiten Feldabteilung des 1. Feldartillerieregiments Nr. 12, dem Pionierbataillon Nr. 12 und dem Trainbataillon Nr. 12. Die Verwaltung der Stadt wird von einem Stadtrat (unter einem Oberbürgermeister und einem Bürgermeister) geleitet, die Sicherheitspflege durch die königl. Polizeidirektion. Die Stadt zerfällt in 10 Sicherheits- und 8 Wohlfahrtspolizeidistrikte und in 41 Armenpflegbezirke.


Dresden und Umgegend.
Maßstab 1:80.000
Kilometer
Trachau
Kaditz
Pieschen
Mickten
Uebigau
Ostra
Gehege
Neudorf
Albert
Antonst.
Neust.
Cotta
Friedrich-stadt
Löbtau
Wölfnitz
Naußlitz
DRESDEN
Plauen
Räcknitz
Altstadt
Johann-stadt
Grosser Garten
Striesen
Gruna
Seidnitz
Strehlen
Dobritz
Leuben
Reick
Leubnitz
Prohlis
Torna
Gostritz
Mockritz
Kaitz
Coschütz
Gittersee
Birkigt
Dölzschen
Tolke-witz
Weiß. Hirsch
Biela
Bühlau
Quohren
Gönsdorf
Pappritz
Wachwitz
Helfenberg
Eichbusch
Cunnersdorf
Schönfeld
Malschendorf
Laubegast
Hosterwitz
Weißig
Borsberg
Schloss Pillnitz

An **Bauwerken** wie an Kunstschätzen aller Art hat D. einen sehr großen Reichtum; mit Bezug hierauf ward ihm von Herder der Beiname des deutschen Florenz gegeben. Unter den Kirchen nimmt wegen ihrer architektonischen Schönheit den ersten Platz ein die Frauenkirche, 1726—38 von dem genialen Ratszimmermeister Bähr erbaut und bis 1745 von dem Baumeister Schmidt vollendet, mit einer Kuppel von 95 m Höhe. Dann folgen die kath. Hofkirche (s. Tafel: **Baustile XI**, Fig. 2), 1737—56 nach dem Plane Gaetano Chiaveris im Barockstil ausgeführt, mit einer berühmten Orgel von Silbermann, 59 Heiligenstatuen aus Sandstein von Mattielli (oben auf den Brüstungen und an den Eingängen), einem großen Altarbilde (Christi Himmelfahrt) von Rafael Mengs und andern Gemälden für Kapellen und Decken von Mengs, Rotari, Sylvestre, Torelli u. a. und der Gruft des königl. Hauses; die evang. Hof- oder Sophienkirche, 1351—57 im got. Stil für das Kloster der Grauen Brüder erbaut, zu Ende des 16. Jahrh. von Christians I. Witwe vollendet, 1864—69 nach dem Plane Prof. Arnolds erneuert und mit 2 Türmen versehen (die Skulpturen an der West-, Ost- und Nordseite sind von Schwenk und Kietz) und 1875 auch im Innern erneuert; ferner die Kreuzkirche, deren Wiederaufbau, nachdem die alte durch Bombardement 1760 zur Ruine geworden, 1764—92 anfänglich nach des Baumeisters Schmidt, später nach einem von Exner teilweise umgeänderten Plane ausgeführt ward, mit einem 105 m hohen, von Fremden der Umschau halber häufig besuchten Turm und einem Altarblatte von Schönau (die Kreuzigung Christi); die 1878 vollendete Johanniskirche, an der Pillnitzer Straße, von Möckel im got. Stil erbaut, im Innern mit reichem Skulpturenschmuck von Kietz, Nassau, Bäumer und Broßmann; die im 16. Jahrh. gestiftete, nach der Zerstörung im Siebenjährigen Kriege neu aufgebaute Annenkirche; eine im frühgotischen Stil erbaute englische, sowie eine russ. Kirche. Die Synagoge wurde 1838—40 nach dem Plane Gottfried Sempers im orient. Stil erbaut. Das königl. Schloß, ein sehr umfängliches, aber unregelmäßiges Gebäude, von Herzog Georg 1534 umgebaut, von dessen Nachfolgern, namentlich Anfang des 18. Jahrh. durch August den Starken, bedeutend erweitert, trägt an der der kath. Hofkirche zugewendeten Hauptfaçade über dem «Grünen Thor» einen 105,5 m hohen Turm. Im «Großen Hof» sind bemerkenswerte Treppentürme in den Ecken; den Thron- und Bankettsaal zieren großartige, 1845 vollendete Freskomalereien von Bendemann. Östlich stößt an das königl. Schloß das alte Stallgebäude an, dessen Außenwand in der Augustusstraße 1874 von W. Walther mit der Sgraffito-Darstellung eines Reiterzugs sächsischer Fürsten geschmückt wurde. Das Prinzenpalais, 1715 gebaut, 1755 verschönert und seit 1843 mehrfach verändert und erweitert, enthält unter anderm eine Kapelle mit Werken Torellis sowie die Sekundogenitur-Bibliothek (20000 Bde.). Der Zwinger (s. Tafel: **Baustile XI**, Fig. 8), ein 1711—22 errichteter Prachtbau, welcher einen Hofraum von 117 m Länge und 107 m Breite umschließt, nach dem Plane des Baumeisters Pöpelmann nur der Vorhof eines großartigen Schlosses, ist wohl die glänzendste und anmutigste Verkörperung des Barockstils (vgl. Hettner, «Der Zwinger in D.», Lpz. 1874). Die vierte, bis 1846 offene Seite des Zwingers ist seitdem durch das nach Sempers Plane ausgeführte Museum geschlossen. Im Zwingerhofe steht seit 1843 das eherne Monument König Friedrich Augusts I. von Rietschel. Das Brühlsche Palais, 1737 von dem Minister Brühl erbaut, war 1813—14 Sitz des fremden Gouvernements, diente vom 27. Dez. 1850 bis Mai 1851 zur Abhaltung der Dresdener Konferenzen. Es wird auf seiner nach der Elbe zu gelegenen Rückseite von einem Festungswalle begrenzt, auf welchem 1738 vom Grafen Brühl ein Garten angelegt wurde, welcher, seit 1815 vom Schloßplatze aus durch eine großartige Freitreppe (seit neuerer Zeit mit den vier Statuengruppen Nacht und Morgen, Mittag und Abend [von Schilling] geziert) zugänglich, D.s weitberühmte Brühlsche Terrasse bildet. Daselbst befinden sich die Gebäude der königl. Kunstakademie, der Kunstausstellung und das Restaurationsgebäude Belvedere.

Besondere Zierden der Altstadt D.s sind das Hoftheater und das Museum, beides geniale Schöpfungen Gottfried Sempers. Das erstere steht etwas weiter westlich als das 1838—41 ebenfalls von Semper erbaute, aber am 21. Sept. 1869 abgebrannte Gebäude. (S. Tafel: **Baustile XII**, Fig. 2.) Das neue, unter der Leitung Manfred Sempers errichtete Theater, ein Prachtbau im Renaissancestil, hat eine Breite von 84 m und eine Tiefe von 77 m; der Grundstein zu demselben wurde 26. April 1871 gelegt, die Eröffnung erfolgte 2. Febr. 1878. Die Hauptfaçade des Theaters ist ein Halbrund, in welchem Vorraum und über demselben der Zuschauerraum (für 2000 Personen) aus dem Baukörper vortreten, während dahinter der Bühnenraum hoch emporragt. Den Haupteingang markiert eine der Mitte der Rundung vorgelegte Exedra, welche von Schillings Bronze-Quadriga (Dionysos und Ariadne auf dem Pantherwagen) gekrönt wird. Die sich darunter öffnende Nische ist durch Malereien von Kießling geschmückt. Die Balustraden über der Exedra tragen einen Cyklus von Statuenpaaren, welche die dramatischen Konflikte in typisch gewordenen Gestalten zur Anschauung bringen. Die obern Vestibüle und der obere Foyer sind mit prächtigen Malereien von Choulant, Öhme, Preller, Rau u. a. versehen, die Deckengemälde sind von Hofmann, Gonne und Grosse, die Deckenmalereien im Zuschauerraum von J. Marschall. Vgl. Prölß, «Geschichte des Hoftheaters zu D. Von seinen Anfängen bis zum J. 1862» (Dresd. 1878). Das Museum, dessen Bau 1846 von Gottfried Semper begonnen und bis zur Mairevolution 1849 geleitet, sodann bis 1855 vom Hofbaumeister Krüger vollendet ward, ist im edelsten Renaissancestil aufgeführt und mit dem bereits vorhandenen Zwingerbau in Einklang gebracht. Die dem Zwinger zugewendete Hauptfaçade wird geschmückt durch die Statuen Rafaels, Michel Angelos, Dantes, Dürers, Cornelius', Giottos, Hans Holbeins, Goethes, und die Façade nach dem Theaterplatz durch die des Lysippos, Alexanders d. Gr., des Perikles und Phidias, die beiden letztern nebst Giotto, Holbein und Goethe von Rietschel, alle übrigen von Hähnel. Die Dekoration des Innern beschränkt sich auf Deckenbilder (von Rolle, Schurig u. a.). In unmittelbarer Nähe des Museums liegt die 1831—33 in großartigem Stile nach Schinkels Entwurf erbaute Hauptwache mit einem von sechs ion. Säulen getragenen Fronton und den Statuen der Saxonia und des Mars. Er

wähnenswert sind nächstdem das 1559—65 erbaute, 1740 erweiterte alte Zeughaus; ferner das ihm benachbarte Gebäude der (1864 aufgehobenen) chirurgisch-mediz. Akademie, früher die Residenz des Herzogs Karl von Kurland; das Land- und Ständehaus, 1773 durch Krubsacius erbaut; das neue Dienstgebäude der kaiserl. Oberpostdirektion, 1881 vollendet; das 1741 erbaute, mit Turm versehene, 1864 im Innern umgebaute und erweiterte Rathaus am Altmarkt, das königl. Polizeigebäude (vormals Coselsches Palais), das 1859 aufgeführte Superintendenturgebäude; weiter in den Vorstädten: das Gartenpalais des Prinzen Georg an der Langenstraße und das dem König Albert gehörende Gartenpalais an der Ostraallee; das 1842 vom Hofbaumeister von Wolframsdorf erbaute massive Orangeriehaus, ausgezeichnet durch seine reiche Façade und Bildwerke von Hähnel, und das mit mehrern Werken Rietschels (Sphinxe und allegorische Büsten) gezierte Logengebäude, beide an der Ostraallee gelegen; das 1838 nach Sempers Plane errichtete Gebäude des vereinigten Materni-, Brückenhofs- und Bartholomäihospitals (Freibergerstraße) und die 1864 vollendeten, mit den Statuen der Saxonia und Bohemia dekorierten Administrations- und Stationsgebäude der königl. Staatseisenbahnen (Wienerstraße); das 1864—65 nach Plänen von Arnold in got. Stile errichtete neue Gebäude für die Kreuzschule (Georgsplatz), mit Fresken von A. Dietrich in der Aula; die nach dem Plane des Stadtbaurats Friedrich im Renaissancestil erbaute Annen-Realschule (Humboldtstraße), mit Fresken von Diethe in der Aula; die 1872—75 nach den Plänen Rud. Heyns mit einem Aufwand von 3 Mill. Mark ausgeführte neue Polytechnische Schule (Bismarckplatz); die neue Jägerkaserne; das Landgerichtsgebäude, mit Skulpturen von Bäumer, in der Pillnitzer Straße.

In Neustadt sind hervorzuheben: die Dreikönigskirche, deren 97 m hoher Turm 1854—59 nach dem Plane der Landbaumeister Hänel und Marx erbaut worden und mit den von Hähnel gefertigten Statuen der Evangelisten und der heil. drei Könige dekoriert ist; die 1853 vom Stadtbaukommissar Bothen im ital.-byzant. Stil aufgeführte zweitürmige kath. Kirche, über deren Portal sich eine von Hähnel gearbeitete Christusfigur erhebt, und in deren Altarnische Stereochromien auf Goldgrund nach Schnorrschen Kartons ausgeführt sind; ferner das Blockhaus; der Jägerhof; das jetzt zu wissenschaftlichen und Kunstsammlungen dienende, 1715 von Graf Flemming errichtete, dann von August dem Starken erworbene und 1730 erweiterte Japanische Palais mit seinem, treffliche Aussichten bietenden Garten (der »Palaisgarten«); das Rathaus mit Turm, das 1871—73 von Schreiber erbaute Alberttheater und die Gebäude der Realschule und des 1874 eröffneten Königlichen Gymnasiums. In der Friedrichstadt sind nennenswert das 1813 während des Waffenstillstandes von Napoleon bewohnte, jetzt als Stadtkrankenhaus benutzte Marcolinische Palais, dessen großartige Gartenanlagen unter anderm eine Kaskade von Mattielli (Neptun, die Amphitrite bekränzend) enthalten. Von den Privathäusern D.s zeichnen sich besonders aus: Oppenheims Palais (Bürgerwiese), erbaut nach Entwürfen von Semper, das sog. Venetianische Haus (an der Elbe), erbaut von Bothen, das Struvesche (Wienerstraße), erbaut von Nicolai, das ehemalige, mit trefflichen Relief-Medaillons gezierte Wohnhaus Rietschels auf der Langenstraße.

Im Norden schließt sich an die Antonstadt die mit einem Aufwande von etwa 20 Mill. Mark erbaute Albertstadt an. Sie umfaßt nicht nur die Kasernen der Garnison, sondern auch die Lokalitäten für sämtliche Centralanstalten des (12.) sächs. Armeekorps, insbesondere das ausgedehnte Arsenal (Zeughaus, Werkstätten und Fuhrwerksdepot enthaltend), Montierungskammern, Pulvermühle, Magazine und Bäckerei, Kadettenhaus, Reitanstalt, Militärstrafanstalt, Lazarett u. s. w.

Von den öffentlichen Denkmälern D.s sind außer dem bereits erwähnten Königsmonument im Zwinger hervorzuheben: das sog. Moritzmonument, eine von Kurfürst August seinem 1553 in der Schlacht bei Sievershausen gefallenen Bruder Moritz gewidmete, am Festungswalle angebrachte Figurengruppe von Sandstein, welche 1872 renoviert wurde; die 1736 auf dem Neustädter Markt aufgestellte überlebensgroße Reiterstatue Augusts des Starken, aus getriebenem Kupfer, vergoldet, von Wiedemann, einem Kupferschmied aus Augsburg; der 1843 auf dem Postplatz nach Sempers Entwurf errichtete Gutschmidtsche oder Cholerabrunnen mit 18 m hoher got. Spitzsäule und trefflichen Statuetten von Sandstein; das eherne Standbild Karl Maria von Webers (modelliert von Rietschel), seit 1860 am Theater aufgestellt; das bronzene Standbild des Königs Friedrich August II. (von Hähnel), auf Granitpostament, umgeben von den Idealgestalten der Frömmigkeit, Weisheit, Gerechtigkeit und Stärke, 1867 auf dem Neumarkt aufgestellt; das ebenfalls von Hähnel modellierte, von Lenz in Nürnberg gegossene bronzene Standbild Theodor Körners auf dem Georgsplatze (1871 enthüllt); das von Schilling entworfene Rietschel-Denkmal auf der Brühlschen Terrasse (1876 enthüllt: eine Säule mit der Büste des Meisters, unten drei Jünglinge mit Zeichnen, Modellieren und Steinarbeit beschäftigt; die Reliefs an der Säule: Geschichte, Poesie und Religion, deuten auf die Wirksamkeit Rietschels); in der Nähe der Annenkirche der Annenbrunnen, ein der 1585 verstorbenen Gemahlin Kurfürst Augusts I. gewidmetes Brunnendenkmal, Bronzeguß nach Henzes Modell; auf dem Altmarkt eine Germania von Henze, zur Erinnerung an die deutschen Siege in den J. 1870/71; auf dem Moltkeplatz der von Broßmann ausgeführte Nymphenbrunnen, 1865 angelegt; auf dem Ferdinandsplatz der Gänsediebbrunnen, von Diez, 1880 von Bierling in Erz gegossen. Zur Verbindung zwischen Alt- und Neustadt dienen drei Brücken. Die sog. Alte Brücke (Augustusbrücke), von Jean Paul »Dresdens Triumphbogen« genannt, ist, nachdem früher mehrere Pfeiler verschüttet worden, immer noch 433 m lang, bei 12,5 m Breite, hat 17 Pfeiler mit 16 Bogen und erhielt die gegenwärtige Gestaltung ihres Oberbaues 1727—34. Etwa 1000 Schritte unterhalb derselben wurde 1846—52 eine zweite, die Marienbrücke, erbaut, welche auch zur Verbindung der auf dem rechten und linken Elbufer einlaufenden Eisenbahnen und deren Bahnhöfe dient; sie ist 231 m lang und 20 m breit, hat 12 Bogen von je 30 m Spannweite und schließt sich am linken Elbufer einem längs der Friedrichstadt vorüberführenden Viadukt an. Eine dritte Elbbrücke (Albertbrücke), oberhalb der Augustusbrücke, verbindet die Pirnaische Vorstadt mit

der Neustadt, wurde 1875 in Angriff genommen und vom städtischen Oberingenieur Manck 1877 vollendet. Dieselbe ist 316 m lang, 18 m breit und hat vier Strombogen, von je 31 m Spannung, und mehrere Landbogen. Die Verbindung mit der Friedrichstadt vermitteln drei Weißeritzbrücken.

Das rege geistige Leben D.s wird durch weltberühmte Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, durch treffliche Lehranstalten aller Art sowie zahlreiche gelehrte Gesellschaften und Vereine für künstlerische und gemeinnützige Interessen gefördert. Die großen Sammlungen für Wissenschaft und Kunst dankt es größtenteils den beiden Kurfürsten Friedrich August I. und II. (1693—1763), welche mit einem ungeheuern Kostenaufwande Kunstschätze jeder Art für ihre Residenz erwarben. Als die wichtigsten derselben sind hervorzuheben: 1) Die königl. öffentliche Bibliothek im Japanischen Palais, unter Kurfürst August I. (gest. 1586) gegründet, mit 3—400000 Bänden, 182000 Dissertationen, 20000 Landkarten, 3000 Handschriften, 2000 Incunabeln, ausgezeichnet durch viele Seltenheiten und besondere Vollständigkeit in den Fächern der Litteraturgeschichte, der schöngeistigen Litteratur, des klassischen Altertums und der Geschichte Polens, Frankreichs, Deutschlands. Hauptbestandteile sind die prachtvollen Bibliotheken des Grafen Bünau, welche 1764, und die des Ministers Brühl, welche 1768 angekauft wurde. Vgl. die Beschreibungen von Ebert (Lpz. 1822) und Falkenstein (Dresd. 1839) und die Mitteilungen von Förstemann (1871). Eine zweite bedeutende Bibliothek ist die obenerwähnte Sekundogenitur-Bibliothek, durch die Kurfürstin Marie Antonie Walpurgis gestiftet, jetzt dem Prinzen Georg gehörig. Von andern Bibliotheken sind noch zu nennen: die des Königs Friedrich August, namentlich im Fache der Botanik und der Kupferwerke ausgezeichnet und mit dem Naturhistorischen Museum vereinigt (9000 Bde.) und die der vormaligen Chirurgisch-Medizinischen Akademie (15000 Bde.). 2) Das Münzkabinett (im königl. Schloß), bereits unter Johann Georg II. angelegt, besonders unter König Friedrich August I. durch einzelne Seltenheiten und ganze Sammlungen (z. B. Madais Groschenkabinett, Baumgartens Dukatenkabinett, Aubers Sammlung sächs. Münzen, Reineckes und Birkhahns Sammlung mittelalterlicher Münzen) bereichert und von größter Bedeutung für die sächs. Münzkunde. 3) Die Antikensammlung, in 12 Sälen des Erdgeschosses des Japanischen Palais, außer einigen Denkmälern des ältesten griech. Kunststils (Kandelaberbasis von pentelischem Marmor) mehrere treffliche Bildwerke enthaltend. Das vorzüglichste ist abgebildet und beschrieben in Beckers «Augusteum» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1832—37, mit 162 Kupfertafeln). Vgl. Hettner, «Die Bildwerke der königl. Antikensammlung zu D.» (Dresd. 1856; 2. Aufl. 1869). 4) Die königl. Porzellan- und Gefäßsammlung (früher ebenfalls im Japanischen Palais, seit 1. Mai 1876 aber im «Museum Johanneum», dem Ende des 16. Jahrh. aufgeführten, 1745 umgebauten alten [bis 1855] Galeriegebäude am Neumarkt) aus mehr als 15000 chronologisch geordneten, für den Technologen und Kunstfreund merkwürdigen Stücken von chines., japan., ostind., franz. und meißnischem Porzellan bestehend. Eine Reihenfolge des letztern zeigt die Fortschritte der Fabrikation von den ersten Anfängen (erste Versuche Böttgers) bis zur jetzigen Vollendung. 5) Die Gemäldegalerie (im Museum), wesentlich eine Schöpfung Augusts III. (1733—63), unter allen Kunstsammlungen D.s das erste Kleinod. Diese enthält ungefähr 2500 Bilder und ist am reichsten und ausgezeichnetsten in der Italienischen und Niederländischen Schule; die 100 Bilder aus dem Besitze des Herzogs Franz von Este (die Modenesische Galerie, 1745 erworben) sind überwiegend Meisterwerke ersten Ranges. Aus der Italienischen Schule sind namentlich hervorzuheben: die Werke von Rafael (Sixtinische Madonna, 1753 in Piacenza erworben), Correggio (die Nacht und Thronende Madonna mit vier Heiligen), Tizian (Zinsgroschen), Palma vecchio (Venus, früher irrtümlich dem Tizian zugeschrieben, ferner die drei Grazien), Andrea del Sarto (Abrahams Opfer), Paul Veronese (Findung Mosis, Hochzeit zu Cana, Anbetung der Könige, Maria mit Heiligen), Giulio Romano, Leonardo da Vinci, Annibale Carracci, Guido Reni, Carlo Dolci; aus der Niederländischen Schule: die Werke von Rubens, van Dyck, Rembrandt, Snyders, Joh. Brueghel, Ruysdael, Wouwerman, Berghem, Dow, Teniers, van der Werff, Ostade, Potter, Hondekoeter, Gabriel Metsu, A. van de Velde, Allart van Everdingen, Franz Mieris, dem jüngern Jan van der Meer. Unter den Werken deutscher Meister ist die treffliche Kopie von H. Holbeins Madonna hervorzuheben, 1743 in Venedig erworben; sowie das Bildnis des Goldschmieds (Thomas Moretti), Dürer (Christus am Kreuz). Aus der Französischen Schule sind mehrere Bilder von N. Poussin und die Landschaften Claude Lorrains hervorzuheben. Besondere Abteilungen bilden die Ansichten von D. und andern sächs. Gegenden von Canaletto, Dietrich, Thiele, sowie 188 Pastellgemälde. Auch sind der Galerie, als schätzbar für die Kunstgeschichte, sechs nach Rafaels Zeichnungen in Wolle gewirkte Teppiche eingefügt. Vgl. Hübner, «Verzeichnis der Dresdener Galerie» (Dresd. 1856; 5. Aufl. 1880); Lindau, «Dresdener Galeriebuch» (3. Aufl., Dresd. 1862); Schäfer, «Führer der königl. Gemäldegalerie zu D.» (Dresd. 1860). Ebenfalls im Museum befinden sich 6) die Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen, mehr als 350000 Blätter, darunter die seltensten Stiche und Handzeichnungen der größten Meister der Italienischen, Niederländischen, Französischen, Englischen und Deutschen Schule umfassend und in 12 nach histor.-artistischen Gesichtspunkten geordnete Klassen eingeteilt; und 7) die Sammlung der Gipsabgüsse (im Zwinger), hauptsächlich gebildet aus den von Rafael Mengs in Italien gemachten und 1782 von ihm an die sächs. Regierung verkauften Abgüssen antiker Bildwerke (daher auch ihre frühere Bezeichnung als: Mengssches Museum) und aus den Abgüssen der Elginschen Marmorbildwerke im Britischen Museum. Vgl. Hettner, «Das königl. Museum der Gipsabgüsse zu D.» (4. Aufl., Dresd. 1881). 8) Das Grüne Gewölbe (im königl. Schloß), ein reicher Schatz von Edelsteinen, Perlen und Kunstarbeiten in Gold (namentlich deutsche aus dem 16. und 17. Jahrh.), Silber, Krystall, Elfenbein (vorzugsweise aus der Zeit der Spätrenaissance und des Rokoko, seit 1832 durch einen Teil der vormaligen Kunstkammer vermehrt. 9) Die Gewehrgalerie (im Museum Johanneum), 2080 Stück seltener und ausgezeichneter Gewehre und Waffen von geschichtlichem und artistischem Werte enthaltend. Vgl. Gräße, «Beschreibender Katalog des königl.

Grünen Gewölbes zu D.» (Dresd. 1881), «Das Grüne Gewölbe zu D.» (photographisches Prachtwerk mit Erläuterungen von Gräße, Berl. 1876 fg.). 10) Das Historische Museum (im Museum Johanneum), aus der ehemaligen Kunst- und Rüstkammer gebildet und viele künstlerisch oder geschichtlich bemerkenswerte Waffen, Rüstungen, Hausgerät, Kleidungsstücke, zahlreiche vortreffliche Arbeiten der ital. und deutschen Renaissance, die reichste derartige Sammlung im Deutschen Reiche, enthaltend; außerdem befinden sich hier Schnorrs Kartons zu den Freskogemälden aus der Geschichte Karls d. Gr., Kaiser Friedrichs I. und des deutschen Königs Rudolf I. im münchener Festsaalbau. 11) Das Zoologische (früher Naturhistorische) Museum (im Zwinger), dessen frühere Schätze 6. Mai 1849 fast gänzlich ein Raub der Flammen wurden, welches aber seitdem wieder zu solcher Bedeutung gelangt ist, daß es den ersten derartigen Museen Deutschlands gleicht, in einigen Abteilungen sogar allen andern voransteht. Namentlich bemerkenswert sind hier die ausgestopften Vögel mit ihren Nestern, Eiern und Jungen, die Schmetterlingssammlung und von der ethnologischen Abteilung die polynesischen Gegenstände und die german. Altertümer (die Preuskersche Sammlung). Als besondere Sammlungen bestehen weiter 12) das Mineralogische Museum (ebenfalls im Zwinger), namentlich in seiner geolog. Abteilung ausgezeichnet. 13) Der Physikalisch-Mathematische Salon (ebenfalls im Zwinger), der, zugleich zu astron. Beobachtungen benutzt, eine vollständige Sammlung ausgezeichneter mathem. und physik. Instrumente, Apparate und Modelle enthält. Vgl. Hettner, «Der Zwinger in D.» (Lpz. 1874). Schließlich verdient 14) noch das Sächsische Kunstgewerbemuseum in der ehemaligen Polytechnischen Schule am Antonsplatz Erwähnung, welches vorzugsweise in Gegenständen deutscher Renaissance gut versehen, dessen reichste Abteilung jedoch der Textilindustrie gewidmet ist.

Die zahlreichen **Lehranstalten** D.s befinden sich in trefflichem Zustande. Das königl. Polytechnikum (1828 als «Technische Bildungsanstalt» gegründet, nach der Studienordnung vom 18. Febr. 1871 aber «Technische Hochschule» mit [1881/82] einem Personalbestand von 41 Professoren und Docenten und 413 Studierenden); zerfällt in die mechanische, Ingenieur-, Hochbau-, chemische und allgemein wissenschaftliche Abteilung. Vier Gymnasien (die Kreuzschule mit einem Alumneum für 32 Schüler, das 1638 gestiftete Vitzthumsche Gymnasium, das 1874 eröffnete Königliche Gymnasium und das städtische Wettiner Gymnasium), ferner zwei Realschulen erster Ordnung (eine in der Neustadt, die andere in der Wilsdruffer Vorstadt), die Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben (unter dem Namen «Freimaurerinstitut» bekannt), Realschule zweiter Ordnung und Progymnasium, eine öffentliche und eine Privat-Handelslehranstalt, eine Gewerbeschule, eine Baugewerken- und die mit einem Gewerbemuseum verbundene Kunstgewerbeschule, die Tierarznei- und die Gartenbauschule, der botan. Garten, sieben Bürger- und 18 Bezirksschulen, eine höhere Töchterschule (früher Ratstöchterschule genannt), die Garnisonsschule, sowie zahlreiche Stifts- und Privatinstitute für Knaben und Mädchen, von Vereinen unterhaltene Lehranstalten verschiedener Art, Krippen, Kindergärten, Bewahranstalten u. s. w. Für die Katholiken insbesondere bestehen ein Progymnasium, eine Bürger-, eine Bezirks- und zwei Pfarrschulen und das königl. Josephinenstift; für Israeliten die israel. Religionsschule. Für die Ausbildung von Schullehrern wirken zwei Seminare, das königliche zu Friedrichstadt und das 1760 von Freifrau von Fletcher gestiftete und 1825 eröffnete Fletchersche an der Marienallee, sowie ein Lehrerinnenseminar (Zwingerstraße); das königl. Kadettenhaus; das (königl.) Konservatorium und verschiedene Privatanstalten für musikalischen Unterricht, endlich die königl. Turnlehrer-Bildungsanstalt.

Unter den **Kunstinstituten** D.s steht obenan die seit 1764 eröffnete königl. Akademie der Bildenden Künste. Dieselbe zählt unter ihren in D. wohnhaften Mitgliedern und Ehrenmitgliedern viele berühmte Namen, unter andern Pauwels, Grosse, Scholz (Geschichtsfach), Gonne (Genre), Preller und Mohn (Landschaft), Hähnel, Schilling, Kietz, Donndorf (Bildhauerei), Hänel, Arnold, Giese, Eberhard (Architektur), Bürkner (Kupferstecherkunst und Holzschneidekunst). Die königl. Kapelle, von Kurfürst Friedrich August I. begründet, ward durch Hasse und Naumann zu einem Stütz- und Glanzpunkt der Tonkunst in Deutschland; Paër wahrte und Weber mehrte ihren alten Ruhm. Das Hoftheater glänzte früher vorzüglich durch die ital. Oper; erst seit 1817 ward die deutsche Oper eingeführt und im Verlauf von kaum zwei Jahrzehnten, hauptsächlich durch den Erfolg der Werke Webers und die genialen Darstellungen der Schröder-Devrient, zur ausschließlichen Geltung gebracht. Neben den beiden Hoftheatern (das große in Altstadt, das Alberttheater in Neustadt) besitzt D. seit 1872 das Residenztheater in der Cirkusstraße. Auch fehlt es ihm nicht an Privat-Gesellschaftstheatern. Überhaupt bethätigt sich mannigfaltig der durch die obgedachten Anstalten in D. geförderte Sinn für Kunst und Wissenschaft, wie unter anderm in den Privatvereinen der Dreißigschen und der (von R. Schumann gestifteten) Dresdener Singakademie, ferner in einer Menge anderer Gesangvereine (Orpheus, Liedertafel u. s. w.), in dem Tonkünstler- und in dem Orchestervereine; weiter in dem 1828 begründeten Sächsischen Kunstverein, welcher auf der Brühlschen Terrasse eine permanente Kunstausstellung unterhält, im Verein für kirchliche Kunst und in den inmitten der Künstler selbst bestehenden engern Genossenschaften. Der Pflege der Wissenschaften sind gewidmet: der Sächsische Altertumsverein, die Ökonomische Gesellschaft, die Isis, die Naturwissenschaftliche Gesellschaft, der Verein für Erdkunde, die Gesellschaft für Naturkunde, Mineralogische Gesellschaft, Gesellschaft für Botanik, der Pädagogische Verein u. s. w. Für Förderung der gewerblichen Interessen sind unter anderm thätig: die Flora und der Gärtnerverein, die Europäische Modenakademie, der Gewerbeverein und der Kunstgewerbeverein.

An trefflichen **gemeinnützigen und Wohlthätigkeitsanstalten** ist D. sehr reich; besonders hervorzuheben sind: das Stadtkrankenhaus (Friedrichstadt) mit 710 Betten, die Diakonissenanstalt mit Krankenhaus, das Carolahaus (Krankenhaus und Krankenpflegerinnen-Bildungsanstalt des Albertvereins), das kath. Krankenstift, die Kinderheilanstalt (Krankenhaus), das königl. Entbindungsinstitut, ferner an Altersversorgungsanstalten, das Vereinigte Frauenhospital, die Hohenthalsche

Versorgungsanstalt, das Bürgerhospital und das Dienstbotenheim, ferner das Stadtwaisenhaus, die Kinderpfleg- und Bewahranstalten, das Findelhaus, das Versorgungshaus (früher Armenhaus), das Asyl für Sieche, die Städtische Arbeitsanstalt, das Asyl für obdachlose Frauen, das Asyl für obdachlose Männer, das Asyl für erwachsene taubstumme Mädchen, das kath. Gesellenhaus und besonders noch die königl. Landesblindenanstalt und die Taubstummenanstalt. Hierzu kommen die Kinderbesserungsanstalt, das Pestalozzistift und zahlreiche andere städtische oder auf Stiftungen beruhende Wohlthätigkeits- und Versorgungsanstalten. Die Stadt erhält nicht nur eine Sparkasse mit mehrern Filialen, sondern auch zwei Leihhäuser.

Industrie und Handel. Zu den wichtigsten Zweigen gewerblicher Thätigkeit in D. gehören: Gold- und Silberarbeiten, Drechslerwaren, Musikinstrumente (eine interessante Spezialität dieses Faches bietet Kaufmanns Akustisches Kabinett), mathem. und physik. Instrumente, Nähmaschinen, landwirtschaftliche Maschinen, Feuerspritzen, eiserne Kassenschränke, Neusilber- und Chinasilberwaren, echtes Blattgold und Blattsilber, Thonwaren, Strohwaren (wovon eine Strohhut- und Federfabrik, mit einem Jahresumsatz von 40000 Dutzend Strohhüten, 21000 Dutzend Straußen- und Phantasiefedern im Gesamtwert von 1060000 Mark), Papiertapeten, Malertuch, künstliche Blumen, Bierbrauereien (Wald- und Feldschlößchen, der Felsenkeller, das Hofbrauhaus, Bayrische Brauhaus), die Glasfabrik von Siemens und die Droguenappreturanstalt von Gehe); für Chokoladen, Kaffeesurrogate, feine Zuckerwaren, chem. Produkte, Thon- und Lederwaren, Eisenguß, Spirituosen, Beleuchtungsstoffe, Möbeln u. s. w. bestehen zum Teil großartige Etablissements. Hoher Blüte erfreut sich die Kunst- und Handelsgärtnerei, sowie die Photographie. Der litterarisch-artistische Verkehr wird durch 107 Buchhandlungen und Verlagsexpeditionen, 17 Kunst- und Musikalienhandlungen und etwa 100 Buch- und Steindruckereien unterhalten. Der **Handel** ist in D. von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung. Den Bankiergeschäften dient die dresdener Börse, dem umfänglichen Getreide- und Produktenhandel die Produkten- und Handelsbörse. Ferner besitzt D. ein Reichsbankstelle, 5 große Banken (darunter die Sächsische Bank) und über 40 Bank- und Wechselgeschäfte, sowie mehrere Spar-, Vorschuß- und Kreditvereine. Für die Elbdampfschiffahrt, die zu Berg wie zu Thal betrieben wird, bestehen die Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrts- und die Deutsche Elbschiffahrts-Gesellschaft «Kette». D. ist ferner der südöstl. Knotenpunkt der Sächsischen **Staatseisenbahnen**, von denen hier fünf Linien (D.-Chemnitz, D.-Bodenbach, D.-Görlitz und die beiden Parallellinien Leipzig-D.) mit der Bahn Berlin-D. zusammenlaufen. Die Linien Leipzig-D. und D.-Görlitz haben Spezialbahnhöfe in der Neustadt (rechtes Ufer), sind jedoch durch Schienengleise (über die Marienbrücke) mit den in der Altstadt (linkes Ufer) gelegenen gemeinschaftlichen Personen- und Güterbahnhöfen der Linien D.-Chemnitz und D.-Bodenbach verbunden; dasselbe ist bezüglich der Linie Berlin-D. der Fall, welche ihren Spezialbahnhof in Friedrichstadt hat. Außerdem sind die an beiden Elbufern befindlichen Auslade- und Hafenanlagen in die Eisenbahnverbindung gezogen. Den Verkehr innerhalb der Stadt vermitteln 470 Droschken, 120 Fiaker, zahlreiche Omnibusse, die Chaisenträger, sowie ein trefflich organisiertes Straßenbahnnetz, umfassend die zehn Linien: Böhmischer Bahnhof-Blasewitz (7235 m), Postplatz-Plauen (2970 m), Böhmischer Bahnhof-Tannenstraße-Arsenal (5369 m), Postplatz-Waldschlößchen (3912 m), Postplatz-Löbtau (3008 m), Postplatz-Pieschen (3412 m), Georgplatz-Leipziger und Schlesischer Bahnhof (2576 m), Bautzenerstraße-Albertbrücke-Reichsstraße (4185 m), Neumarkt-Zoologischer Garten-Strehlen (3908 m), Schäferstraße-Altmarkt-Striesen (5000 m), mit einer Gesamtlänge von 41,575 km.

Die **Bevölkerung** von D. und Albertstadt belief sich 1. Dez. 1880 auf 220818 E. (einschließlich 8526 Militär), nach der Berufszählung vom 5. Juni 1882 auf 222257 E.; ohne Albertstadt 212299 (beziehungsweise 213709) E. Davon kamen auf die Altstadt und die Vorstädte (1880) 137863 E., auf die Friedrichstadt 15270 E., auf die Neustadt 59166 E., auf die Albertstadt 8519 E. Unter der Bevölkerung von 1880 waren 200948 Lutheraner, 1845 Reformierte, 13874 Römisch-Katholische, 237 Griechisch-Katholische, 2228 Israeliten, die übrigen waren Anglikaner, Dissidenten oder gehörten verschiedenen andern Bekenntnissen an. Die Bevölkerung D.s hat sich binnen 50 Jahren also verdreifacht, denn sie belief sich 1834 auf 73614 E., 1849 auf 94092 E., 1858 auf 117750 E., 1864 auf 145728 E., 1867 auf 156024 E., 1875 auf 197295 E. und 1880, wie angegeben, auf 220818 E. Rechnet man hierzu noch die anstoßenden Gemeinden Striesen (7225 E.), Blasewitz (3542 E.), Strehlen (1787 E.), Plauen (4258 E.), Löbtau (9273 E.), Cotta (4034 E.) und Pieschen (6573 E.) hinzu, so beläuft sich die Gesamtzahl auf 257510 E. Für die Lutheraner bestehen neun, für die Katholiken drei Kirchspiele. Die städtische Gerichtsbarkeit und Sicherheitspolizei sind, die erstere 1851, die letztere 1853, an den Staat übergegangen. Eine Wasserleitung in Sandsteinröhren erhielten seit 1838 die Stadtteile links der Elbe; seit 1875 aber wird die ganze Stadt durch ein vom königl. Baurat Salbach am rechten Elbufer unterhalb der Albrechtsburg erbautes großartiges städtisches Wasserwerk mit Wasser versehen. Als Wahrzeichen der Stadt gilt das an einem Bogen der Augustusbrücke sichtbare «Brückenmännchen», welches den Erbauer der Brücke, Matthias Fotius oder Photius, darstellen soll.

In seiner **Umgebung** hat D. eine Menge der reizendsten Partien. Von den nähern sind die beliebtesten: der Große Garten, zu welchem von der Bürgerwiese aus anmutige, nach Lennés Entwurf ausgeführte Parkanlagen führen, mit mehrern trefflichen Marmorgruppen, ferner mit dem 1860 auf Aktien gegründeten sehenswürdigen Zoologischen Garten, mit einem Sommertheater und dem in dem 1679 erbauten königl. Palais aufbewahrten Museum des Altertumsvereins und dem Rietschel-Museum, das Dorf Strehlen mit der Villa des Königs Albert, das Dorf Räcknitz mit Moreaus Denkmal, der Plauensche Grund mit der Felsenkellerbierbrauerei und der Begerburg, die mit prächtigen Villen übersäeten Anhöhen bis nach Loschwitz, das Dorf Blasewitz; von den entferntern: die Goldne Höhe, Tharand, das Paradies in der Niederlößnitz, Pillnitz, Weesenstein, Lockwitz. Dem Heranwachsen D.s zu einer Großstadt entsprechend, gestaltet sich unter Mitwirkung des erheblichen jährlichen Zuflusses von Fremden aller Nationalitäten

on denen viele daselbst einen längern Aufenthalt,
ohl auch ganz ihren Wohnsitz nehmen, auch sein
eselliges Leben. Soweit sich letzteres in geschlosse-
en Gesellschaften bewegt, ist dem Fremden der Zu-
itt gern gestattet. Das **Klima** D.s gilt im allge-
einen als gesund; doch kommen oft rasche Tem-
eraturwechsel vor. Kühle Abende im Sommer,
ie scharfe Winde im Winter sind bei der Ost–West-
ichtung des Elbthals in D. nicht selten. Daher
t für Personen, die an Rheumatismus und den
tmungsorganen leiden, der Aufenthalt in D.
icht zuträglich, dagegen ist D. den Fieber- und
ersetzungskrankheiten (Cholera u. s. w.) wenig
nterworfen. Die mittlere Jahreswärme beträgt
7,35° R. Die Lokaltagespresse ist vorzugsweise
urch den «Dresdner Anzeiger» (Amtslatt der Be-
örden) und die «Dresdner Nachrichten», die poli-
sche durch das «Dresdner Journal» (offiziös), die
Dresdner Zeitung» (nationalliberal), den «Säch-
schen Volksfreund» (konservativ) und die «Reform»
ntisemitisch) vertreten.

Geschichtliches. Die Stadt ist, wie ihr Name
kennen läßt, slaw. Ursprungs. Historisch erwiesen
t die Existenz des Ortes seit 1206; seit 1216 wird
offiziell als Stadt bezeichnet. Ursprünglich ge-
örte D. unter das meißener Stift; doch fiel es schon
üh den Markgrafen von Meißen zu. Heinrich der
rlauchte wählte die Stadt 1270 zur Residenz.
llein nach dessen Tode ging D. durch Verkauf an
Wenzel von Böhmen, später an den Markgrafen
Waldemar von Brandenburg über, und erst 1319
ard es dem rechtmäßigen Landesherrn, Friedrich
em Gebissenen, zurückgegeben. Bei der Teilung
wischen Ernst und Albert (1485) kam es an die
lbertinische Linie und blieb seitdem fast ununter-
rochen die Residenz derselben. Von da an datiert
ch sein allmähliches Emporblühen. Nach einem
oßen Brande 1491, vor welchem es nicht mehr
s etwa 5000 E. zählte, ward es fast von Grund
s neu aufgebaut. Georg der Bärtige ließ es
20—28 befestigen, und Kurfürst Moritz verstärkte
äter und erweiterte die Festungswerke (1547).
e Einführung der Reformation geschah 1539
rch Heinrich den Frommen. August (1553) ver-
önerte die Stadt, gab ihr Pflaster (1559), Stra-
nschleusen und baute das Zeughaus, den Jäger-
f u. s. w. Seitdem konnte erst der prachtliebende
hann Georg II. (1656) seiner Residenz größern
lanz schaffen: das erste Opern-, Ball-, Reithaus,
r Große Garten sind sein Werk. Allein die glän-
ndste Periode feierte D. unter den beiden August,
elche zugleich Könige von Polen waren. Immer
ue Paläste stiegen in der Altstadt empor; die
ige Neustadt, 1686 niedergebrannt, ward von
ugust I. 1724 gleichsam neu begründet, und Fried-
chstadt 1730 angelegt. Diese Blüte brach der Sie-
enjährige Krieg: 1758 brannten die Pirnaische und
ilsdruffer Vorstadt nieder, das Bombardement
n 1760 aber trug die schrecklichste Verwüstung auch
die innere Stadt. Unter Xaver und der im An-
ng friedlichen Regierung Friedrich Augusts heilten
e Wunden; Kirchen, Paläste und Häuser erhoben
h aus dem Schutte, und Neubauten vergrößerten
d verschönerten die Stadt. Im J. 1810 begann
e Abtragung der Festungswerke, ward aber mit
sbruch des russ.-franz. Kriegs unterbrochen. Die
rtesten Prüfungstage brachte das J. 1813.

Die Schlacht bei Dresden fand am 26. und
. Aug. 1813 zwischen den Franzosen unter
Napoleon und dem Hauptheer der Verbünde
unter Fürst Schwarzenberg statt. Bei Eröffnung
Operationen nach dem vom 4. Juni bis 16. Aug. 18
geschlossenen Waffenstillstande verfügten die du
den Beitritt von Österreich und England verstärk
Verbündeten über 480000 Mann (darunter 100
Reiter) Feldtruppen mit 1450 Geschützen; ihr a
230000 Österreichern, Preußen und Russen zusa
mengesetztes Hauptheer unter Fürst Schwarzenb
stand in Böhmen und umfaßte den rechten Flü
der franz. Aufstellung, welcher sich an das Erzgebi
lehnte. Napoleon hatte seine Hauptmacht in Sa
sen und Schlesien versammelt (250000 Mann),
die Vorteile der innern Linie zu Schlägen ge
das Hauptheer der Verbündeten oder das schl
Heer unter Blücher auszunutzen; 60000 Franzo
standen in und bei D., welches der Stützpunkt
ner Bewegungen werden sollte. Die gespren
Elbbrücke war wiederhergestellt; auch befanden
unweit der Stadt noch zwei Übergänge über d
Strom; die alte Befestigung war durch neue We
verstärkt worden und auch die Neustadt befesti
fünf große Lünetten verteidigten die Zugänge
den Vorstädten der Altstadt. Napoleon erwarte
daß die Verbündeten in die Lausitz eindringen wü
den, und rückte deshalb am 17. Aug. mit den G
den von D. dorthin ab; das Hauptheer der Verbü
deten war am 21. Aug. in Böhmen aufgebroch
und marschierte in vier Kolonnen auf Leipzig. M
gab jedoch auf die Nachricht, daß Napoleon D. v
lassen habe, diese Marschrichtung auf, schwen
rechts und rückte durch sehr durchschnittenes Gelän
gegen D. vor, um sich dieses wichtigen Platzes du
Handstreich zu bemächtigen, bevor Napoleon Ents
bringen könne. Am 25. Aug. traf die Hälfte d
Hauptheeres auf den Höhen vor der Altstadt e
am folgenden Tage die Hauptmasse der Artille
nebst den übrigen Truppen; doch war man über
neuen Befestigungsanlagen nicht unterrichtet u
glaubte, Napoleon befinde sich noch in Schlesi
Dieser hatte jedoch am 23. Aug. Nachricht vom A
marsche der Verbündeten gegen D. erhalten und
drei Gewaltmärschen 115 km zurückgelegt; er sta
am 25. Aug. abends mit der Garde, dem Kor
Marmonts und dem Kavalleriekorps Latour-Ma
bourgs bei Stolpen, 22 km vor D., und hatte
Korps Victor und Vandamme aus der Lausitz
die Elbe gezogen, um bei Königstein den Strom
überschreiten und von Pirna aus die Rückzugsli
der Verbündeten nach Teplitz zu bedrohen.

Kaiser Alexander wollte noch am 25. Aug.
Überrumpelung von D., welches nur von 200
Mann besetzt war, versuchen, wozu 70000 Ma
am Abend sogar 100000 Mann, verfügbar war
doch trat Fürst Schwarzenberg nebst andern Ge
ralen diesem Plane entgegen, da die Truppen
ermüdet seien, und an diesem Aufschube scheite
das ganze Unternehmen. Man drängte ledigl
die Vortruppen bis nahe an die Stadt zurück u
besetzte die für den eigentlichen Angriff ausgewäh
Stellung, welche die ganze Altstadt, von Blase
oberhalb bis Priesnitz, unterhalb von D., umfa
und durch den tief eingeschnittenen Plauensc
Grund in zwei Abschnitte zerfiel, zwischen de
nur wenige und schlechte Verbindungen vorhan
waren. Am 26. Aug. morgens sollte der al
meine Angriff stattfinden. Auf dem rechten Fl
drangen die Russen um 7 Uhr vor und bem
tigten sich gegen Mittag eines der vor der Pir

Vorstadt liegenden Werke, nachdem vorher mehrere Sturmangriffe an dem verheerenden Geschützfeuer dieser Werke und der jenseit der Elbe an der Bautzener Straße errichteten Batterien gescheitert waren; da traf der Befehl ein, erst um 4 Uhr nachmittags den Angriff weiter fortzusetzen und bis dahin nur das Gewonnene zu halten. Links von den Russen hatten die Preußen mit Tagesanbruch den Angriff eröffnet und sich bis 8 Uhr bereits in Besitz der östl. Hälfte des Großen Gartens gesetzt, während die Franzosen einen Verhau im westl. Teile dieses Parks hartnäckig festhielten; auch hier wurde im Mittag das weitere Vordringen auf höhern Befehl eingestellt. In dem Raume zwischen den Preußen und dem Plauenschen Grunde gingen Österreicher vor, welche das Dorf Plauen und alle Gehöfte bis an die Freiberger Straße nahmen, ebenso jenseit des Grundes, wo die Franzosen nur wenig Truppen aufgestellt hatten, Löbtau, Klein-Hamburg, Altona und die Schusterhäuser. Um 11 Uhr erfuhr das Hauptquartier der Verbündeten, daß zahlreiche feindliche Kolonnen im Anmarsch seien, und bald danach, Napoleon sei eingetroffen. Man verlor kostbare Stunden mit Beratungen über die veränderte Kriegslage und beschloß, wie ursprünglich bestimmt, um 4 Uhr nachmittags den allgemeinen Angriff wieder aufzunehmen, für welchen 150000 Mann mit 500 Geschützen verfügbar waren, während am folgenden Tage noch 50000 Mann Verstärkungen eintreffen mußten. Auch Napoleon hatte beschlossen, die Verbündeten anzugreifen, und wollte um 6 Uhr den Angriff eröffnen.

Die Russen rückten um 4 Uhr gegen die Pirnaer Vorstadt vor, wurden aber durch überaus heftiges Geschützfeuer abgeschlagen und bis Striesen zurückgetrieben. Der franz. Angriff warf um 6 Uhr ihren rechten Flügel in den Wald von Blasewitz und vertrieb die Russen vom Windmühlenberge und aus Striesen; nur dem Eingreifen der von Wittgenstein zur Hilfe herbeigerufenen preuß. Brigade des Generals von Klüx war es zu verdanken, daß das russ. Korps geordnet zurückgeführt werden konnte, und erst die Nacht machte dem beiderseits sehr verlustreichen Kampfe hier ein Ende. Die Preußen hatten den Angriff etwas früher als befohlen begonnen und den Großen Garten vollständig erobert; sie stürmten darauf gegen die Pirnaer Vorstadt und die vor derselben liegenden Werke an, doch mißlang der mit unzulänglichen Kräften unternommene Sturm, wobei vier preuß. Bataillone vernichtet wurden. Um 7 Uhr erfolgte unter Marschall Mortier der Gegenstoß der Franzosen in drei starken Kolonnen, welche sich bis zum Einbruche der Nacht der nördl. Hälfte des Großen Gartens bemächtigten, worauf der Kampf endete und beide Teile die Nacht hindurch einander in unmittelbarer Nähe gegenüber standen. Die Österreicher erstürmten zunächst die große Lünette am Moszczinskischen Garten und suchten von dort aus in die Vorstadt einzudringen, mußten jedoch bald vor überlegenen Kräften zurückgehen. Westlich des Plauenschen Grundes waren den Franzosen erhebliche Verstärkungen zugeführt worden, welche dort keine weitern Fortschritte der Österreicher erreichen ließen.

Im Hauptquartier der Verbündeten wurde für den folgenden Tag, an welchem erhebliche Verstärkungen zu erwarten waren, die Fortsetzung des Angriffs beschlossen, obschon der rechte Flügel zurückgedrängt worden war. Es regnete die ganze Nacht, auch fehlte es an Lebensmitteln, worunter die biwakierenden Truppen der Verbündeten viel empfindlicher litten als die in den Vorstädten untergebrachten Franzosen, welche zudem gut verpflegt waren und durch eingetroffene Verstärkungen bis auf 120000 Mann gebracht wurden. Napoleon beschloß, am 27. Aug. morgens beide Flügel der Verbündeten anzugreifen, und Schwarzenberg ließ den rechten Flügel (Wittgenstein) bereits in der Morgendämmerung auf die dahinter liegenden Höhen zurückgehen und räumte dadurch die nach Teplitz führende Straße. Vom linken Flügel wurden zwei österr. Divisionen und fast die gesamte Reiterei über den Plauenschen Grund nach der Mitte herangezogen, da auf dem linken Flügel die Verstärkungen (Klenau) erwartet wurden; letztere trafen jedoch nicht rechtzeitig ein, da die durch Regen aufgeweichten Wege den Marsch verzögert hatten. Man hatte westlich des Plauenschen Grundes nur drei österr. Divisionen zur Hand, als am Morgen des 27. Aug. der franz. Angriff stattfand. Um 6 Uhr früh rückten die Korps Mortier und Ney gegen den rechten Flügel der Verbündeten vor, trafen *bei Blasewitz* und Gruna die russ. Nachhut und *drängten diese* nach Reick und Prohlis zurück; die preuß. *Reserve*kavallerie kam den Russen zu Hilfe und machte denselben einen geordneten Rückzug möglich. Auf dem linken Flügel der Verbündeten griff das Korps Victor um 6 Uhr die Höhen zwischen dem Plauenschen Grunde und der Freiberger Straße an und drängte die Österreicher vor sich her, während der König von Neapel mit den Kavalleriekorps Pajol und Latour-Maubourg (zusammen 20000 Pferde) den äußersten Flügel umging und bei Pennerich die zurückgehenden Kolonnen attackierte. Die Infanterie wurde niedergeritten und 13000 Mann (darunter 3 Generale, ferner 15 Fahnen und 26 Geschütze) wurden zu Gefangenen gemacht. Gegen 2 Uhr traf das Korps Klenau ein, bog aber nach Dippoldiswalde aus. Die Mitte der Verbündeten (Preußen und Österreicher) beschäftigte Napoleon bis gegen 3 Uhr lediglich durch heftiges Geschützfeuer, um die Unterstützung der Flügel zu verhindern. Als im Hauptquartier der Verbündeten die Niederlage des linken Flügels nachmittags bekannt wurde und die Nachricht eintraf, das 40000 Mann starke Korps Vandammes habe die Elbe bei Königstein überschritten und bedrohe die Straße nach Böhmen, wurde der Rückzug beschlossen und noch in der Nacht angetreten. Napoleon hatte die an Zahl erheblich überlegenen, aber nicht einheitlich verwerteten Streitkräfte der Verbündeten in zweitägiger Schlacht mit 45000 Mann Verlust zum Rückzuge aus Sachsen genötigt und volle Freiheit für seine weitern Operationen gewonnen. Die Überlegenheit der einheitlichen Leitung des Kaisers gegenüber dem allerlei Eingriffen preisgegebenen Hauptquartier der Verbündeten hatte sich abermals erwiesen und die Sache der verbündeten Mächte war durch die Schlacht bei D. aufs höchste gefährdet.

Als Napoleon 7. Okt. die Stadt verließ, blieb Gouvion Saint-Cyr mit 30000 Mann zurück. Die Russen schnitten bald die Zufuhr ab; es trat der drückendste Mangel ein. Hunger und Nervenfieber wüteten unter den Soldaten und Einwohnern. Die Elbbrücke wurde auf Befehl des Gouverneurs gesprengt. Endlich (11. Nov. 1813) kam eine Kapitulation zu Stande, nach welcher die Besatzung unbewaffnet abziehen sollte, doch wurde dieselbe [illegible]

Fürsten Schwarzenberg verworfen und die Besatzung dadurch kriegsgefangen. Vom 17. Nov. führte der russ. General Guriew den Oberbefehl in der Stadt, die eine starke russ. Besatzung erhielt und der Sitz der russ. Landesverwaltung unter Fürst Repnin wurde. Die Gouvernementalregierung that manches zur Verschönerung der Stadt, namentlich wurde die schöne Treppe nach der Brühlschen Terrasse von ihr angelegt.

Nach dem Frieden und seit der Rückkehr des Königs Friedrich August gewann D. ein immer freundlicheres Ansehen, wozu die Abtragung der Festungswerke seit 1817 wesentlich beitrug. Unter König Anton, der mehrere, bereits unter seinem Vorgänger begonnene, große Bauten rasch beenden ließ und neue unternahm, hatte die Stadt auf der neustädter Seite sich dermaßen erweitert, daß man den sog. Neuen Anbau 1835 zu einem selbständigen Stadtteil unter dem Namen der Antonstadt vereinigte. Der 9. Sept. 1830 ausgebrochene Aufstand, der die Veranlassung zur Erteilung der Landeskonstitution vom 4. Sept. 1831 ward, hatte für D. namentlich die Umgestaltung der Polizei und die Einführung der Städteordnung zur Folge. Die Regierungen der Könige Friedrich August und Johann waren dem Aufschwunge der Stadt besonders förderſam; nicht minder trug die städtische Verwaltung zu ihrer Verschönerung bei. Die Mairevolution von 1849 hinterließ zwar D. neue Ruinen und Verluste, die aber vor dem regen Entwickelungstriebe bald wieder verschwanden. Vom 22. bis 25. Juli 1865 wurde in D. das erste Deutsche Sängerfest abgehalten. Nachdem beim Beginn des Deutschen Kriegs von 1866 der König Johann 16. Juni D. verlassen hatte, rückten 18. Juni die ersten Preußen ein; D. ward auf einige Tage das Hauptquartier des Generals Herwarth von Bittenfeld, als Befehlshabers der Elbarmee, und wurde später von Landwehrtruppen besetzt. Gleichzeitig begannen die Arbeiten, welche die Stadt binnen kurzem mit einem Schanzengürtel umgaben. Die rasche Beendigung des Kriegs führte bereits 3. Nov. den König wieder nach seiner Hauptstadt zurück; doch behielt die Stadt bis zur Vollendung der Reorganisation der sächs. Truppen zunächst noch preuß. Besatzung. Am 3. Mai 1867 verließen die letzten preuß. Truppen die Stadt. Auch die Befestigungen wurden vorläufig noch erhalten, da die strategische Lage D.s denselben, obgleich sie nur provisorisch ausgeführt waren, für den Fall eines neuen Kampfes gegen Österreich hohen Wert verlieh. Erst als die süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde dauernd vereinigt worden waren, durfte diese Rücksicht fortfallen. Am 21. Sept. 1869 wurde das Hoftheater durch eine Feuersbrunst zerstört. Infolge des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 kamen zahlreiche franz. Gefangene nach D., welche in großen Barackenlagern auf dem Alaunplatze und bei dem nahen Dorfe Übigau untergebracht wurden.

Litteratur. Hasche, «Diplomatische Geschichte D.s» (4 Bde., Dresd. 1816—19); Klemm, «Chronik der Stadt D.» (2 Bde., Dresd. 1832—37; Bd. 3, Dresd. 1838); Lindau, «Geschichte der Stadt D.» (2 Bde., Dresd. 1857—62); Aster, «Schilderung der Kriegsereignisse in und vor D.» (Dresd. 1844); Walderſee, «Der Kampf in D. im Mai 1849» (Berl. 1849); Montbé, «Der Maiaufstand in D.» (Dresd. 1850); Gottschalk, «D. und seine Umgebungen» (14. Aufl., Dresd. 1880); «Meinholds Führer durch D.» (16. Aufl., Dresd. 1881); «Mitteilungen des Statistischen Bureau der Stadt D.» (Dresd. 1875 fg.); Müller, «D. und die Sächsisch-Böhmische Schweiz» (9. Aufl., Berl. 1881); Stiehler, «D., D.s Umgebungen und die Sächsische Schweiz» (11. Aufl., Berl. 1882); Gampe, «D. und seine Umgebung» (2. Aufl., Dresd. 1882).

Die Kreishauptmannschaft (Regierungsbezirk) D. umfaßt den Kern des Sächsischen Elbsandsteingebirges und den erzreichsten Teil des Erzgebirges, enthält einen Flächenraum von 4336,86 qkm mit (1880) 805512 E. (gegen 676584 im J. 1871 Zunahme 19 Proz.), wovon 779896 Evangelische, 23600 Katholiken und 2370 Juden, und zerfällt in die sieben amtshauptmannschaftlichen Verwaltungsbezirke D.-Altstadt, D.-Neustadt, Pirna, Dippoldiswalde, Freiberg, Meißen, Großenhain und den Stadtbezirk D.

Dresden, Friede zu, heißt der 25. Dez. 1745 zu Dresden abgeschlossene Friede, welcher den zweiten Schlesischen Krieg beendigte und dem König Friedrich II. von Preußen den Besitz Schlesiens unter den Bedingungen des Breslauer Friedens von 1742 bestätigte. (S. unter Schlesische Kriege.)

Dresden, Stadt in der engl. Grafschaft Stafford, dicht bei Longton, als dessen Vorstadt es angesehen werden kann, zählt (1881) 3094 E.

Dresden, Stadt im nordamerik. Staat Ohio, County Muskingum, am Muskingumfluß, mit 2000 E., welche die reichen Eisenstein- und Steinkohlengruben der Umgegend abbauen.

Dresdener Konferenzen, im Winter 1850/51 zur Beratung und Ordnung der deutschen Verfassungsfragen, s. unter Deutschland und Deutsches Reich, S. 254.

Dress-circle (engl.), der erste Rang in den engl. Theatern, weil die Besucher desselben in full dress (d. h. im Gesellschaftsanzuge) erscheinen.

Dressingmaschine oder Bürstmaschine, s. Aufsetzmaschine; auch soviel wie Schlichtmaschine; außerdem eine Art Kämmmaschine zur Zubereitung der Florettseide.

Dressoir (frz.), Anricht-, Schenktisch.

Dressur (zunächst vom frz. dresser, mit latinisierter Endung) heißt soviel wie Abrichtung und ward sonst für die Rekrutenausbildung gebraucht, ist aber jetzt nur noch für die Abrichtung der Hunde und Pferde üblich. Die D. des Pferdes kann verschiedene Zwecke haben: zum gewöhnlichen Reit- und Fahrgebrauch, zum militärischen Dienst (Campagnepferde), endlich für die sog. höhere Reitkunst und den Cirkus; für das Jagdreiten und die Wettrennen gebraucht man dafür das Wort «Trainierung» (Training). Jede D. soll dahin wirken, das Pferd mit möglichster Schonung seiner Kräfte für den bestimmten Zweck brauchbar zu machen. Zur D. gehören, neben der Kenntnis des anatom. Baues und der Sicherheit in der ganzen Behandlung des Pferdes, beim Reiter ein ruhiger und fester Sitz, leichte Zügelführung, maßvolle Schenkelhilfen; bei der D. zum Fahrgebrauch Kaltblütigkeit, richtiges Augenmaß, Kunst der Lenkung, geschickte Nachhilfe und bei beiden Arten der D. vor allem unermüdliche Geduld. Es hat verschiedene Systeme der D. gegeben von Xenophons «Pferdebehandlung» an bis zu den Methoden von Baucher, Rarey und Madame Isabelle in der neuesten Zeit. Die Mehrzahl derselben gewährt indessen nur eine beschränkte Anwendbarkeit, namentlich für die höhern Schulen und

die Kunstreiterei. Dasjenige System wird den Vorzug verdienen, welches mit möglichster Schonung des Pferdes am schnellsten zum Ziele kommt und sich hierbei nicht an die körperliche und die überlegene geistige Kraft des Abrichters wendet, sondern von vornherein den guten Willen des Tiers annimmt und seiner Intelligenz die an dasselbe gestellten Forderungen verständlich zu machen weiß. Unter den ältern deutschen Schriften ist vorzugsweise das gediegene Werk von Hünersdorf zu beachten, von den neuern die von André, Graefe, von Radosy, von Oeynhausen, Seeger, Seidler, von Krane, von Schönberg, Stirling-Clarke, Witte u. a. Die Franzosen besitzen in ihrer Litteratur ebenfalls bedeutende Werke über D., namentlich von Pluvinel, de la Guérinière, du Paty de Clam, Aubert und Graf d'Aure, während die engl. Litteratur nur aus ältern Zeiten eine Arbeit des Herzogs von Newcastle aufzuweisen hat.

Vgl. ferner Balassa, «Der Umgang mit Pferden» (Pest 1860); derselbe, «Die Schnelldressur der Pferde» (Pest 1860); Heinze, «Pferd und Reiter» (Lpz. 1863; 4. Aufl. 1877); Witte, «Die regelrechte Fahrkunst» (Berl. 1859); Bötticher, «Reiten und Dressieren», herausg. von A. von Reuß (Berl. 1878).

Dreux (Durocassis), Stadt des franz. Depart. Eure-et-Loir (Orléannais) in anmutiger und fruchtbarer Gegend an der Blaise und unweit deren Mündung in die Eure, 82 km westlich von Paris und 33 km im NNW. von Chartres, an der Linie Paris-Granville der Westbahn, die hier nach Orléans abzweigt, Hauptort eines Arrondissements, Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und Friedensgerichts, ist sehr alt, aber ziemlich gut gebaut und wird beherrscht von einer Anhöhe mit den Ruinen der alten Festung der Grafen von D. und den Resten einer 1147 erbauten Kapelle. Der Ort hat eine schöne, aber unvollendete Kirche aus dem 16. Jahrh., ein sehr hohes, halb im got., halb im Renaissancestil im 16. Jahrh. erbautes Stadthaus und (1876) 7087, als Gemeinde 7922 E., welche Kerzen, Hüte, Leder, Kessel, Quincaillerien fabrizieren und Färberei, Eisengießerei und sehr lebhaften Produktenhandel treiben. Im Altertum war der im Gebiet der Carnuten in Gallia Lugdunensis gelegene Ort Versammlungsort der jährlichen Zusammenkünfte der Gallier, einer der Mittelpunkte des Druidenwesens. Im Mittelalter war das Land der Dorocassinus pagus, später das Drouais oder Drugesin, und 1031 wurde daraus das Besitztum eines gleichnamigen, von Ludwig dem Dicken abstammenden Grafengeschlechts. Philipp August bemächtigte sich desselben 1188, die Engländer 1421. Am 19. Dez. 1562 wurde bei D. eine der blutigsten Schlachten der Religionskriege geliefert, in welcher der Prinz von Condé in Gefangenschaft fiel; 1593 wurde die Stadt von Heinrich IV. nach 14tägiger Belagerung eingenommen. Die Mutter des Königs Ludwig Philipp erbaute hier seit 1816 auf der Plattform des Schlosses eine Kapelle in bizarrem got.-lombard.-byzant. Stil mit herrlichen Glasmalereien und der Familiengruft des Hauses Orléans. Von der 1852 dekretierten Konfiskation der Besitzungen des Hauses Orléans ist dieses Erbbegräbnis ausgeschlossen geblieben; hierher wurden 9. Juni 1876 die Leichen Ludwig Philipps und der andern im Exil verstorbenen Mitglieder der Orléanistischen Familie von Weybridge übergeführt. Im Deutsch-Französischen Kriege wurde D., nachdem 17. Nov. 1870 die Franzosen bei Doudan vom Großherzog von Mecklenburg zurückgeschlagen, nach kurzem Widerstande seitens franz. Mobilgarden durch die 17. Division unter General von Tresckow genommen.

Drevant, franz. Ortschaft mit altröm. Ruinen bei St.-Amand, s. unter Amand (Saint-).

Drevet (Pierre), franz. Kupferstecher, geb. 1664 bei Lyon, lernte im Atelier des G. Andran und arbeitete zu Paris, wo er auch 1739 starb, meist Porträts nach Rigaud. So hat man von ihm die Porträts des Kardinals Fleuri, des Prinzen Conti, Boileaus und Rigauds selbst. — Sein Sohn Pierre Imbert, geb. 1697 in Paris, wo er 1739 starb, war Schüler seines Vaters, überflügelte ihn indes bedeutend. Schon mit 13 Jahren lieferte er mit der Auferstehung nach Frère André ein fast vollendetes Meisterwerk. Seine Porträts (Bossuet, Bernard nach Rigaud) wie die histor. Blätter (Darstellung im Tempel nach L. de Boullogne, anderes nach Coypel, Dieu u. s. w.) rangieren ihn unter die großen franz. Stecher jener Zeit, welche Ausgezeichnetes in der malerischen und stofflichen Stichelführung zu erzielen wußten. Auch sein Neffe Claude, geb. zu Lyon 1710, gest. zu Paris 1782, hat Verdienste auf demselben Gebiete. Zu seinen Hauptblättern gehört der dornengekrönte Erlöser nach van Dyck.

Drevjanen oder Drevlier (eigentlich Holz- oder Waldleute) kommt in verschiedenen Gegenden als Bezeichnung slaw. Stämme vor; ein Teil der Polaben (s. d.) hieß so; am westl. Ufer der Jeetze zwischen den Städten Ülzen, Dannenberg, Lüchow lag ihr Gau, und davon heißt noch jetzt der Höhenzug westlich der Jeetze der untere und obere «Drawehn». Unter den russ. Stämmen führte in alter Zeit ein Teil der Bewohner des heutigen Volhynien, um die Städte Turow, Owrutsch, Iskorost südlich vom Priget, diesen Namen (in der russ. Form Derevljane).

Drewenz, Fluß in Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, entspringt im Hockerland (Regierungsbezirk Königsberg der Provinz Ostpreußen), in 165 m Höhe auf der Platte von Hohenstein, 8 km im SW. dieser Stadt und 4 km im NNW. des Mühlensees; sie fließt zuerst nach NW. zum 59 m hoch gelegenen Drewenzsee, der über 15 km lang und durch den Elbing-Oberländischen Kanal mit Elbing verbunden ist; nachdem sie aus diesem ausgetreten, tritt sie in den Regierungsbezirk Marienwerder, durchfließt nach SW. ein breites Wiesenthal nahe bei Löbau und bildet dann 8 km unterhalb Strasburg die Grenze zwischen Polen und Preußen; 7,5 km vor der Mündung, bei Lubicz, bis wo sie schiffbar wird, tritt sie wieder ganz in Preußen ein; oberhalb Thorns bei Zlotterie mündet sie in die Weichsel. Sie ist 238 km lang und auf 150 km flößbar. Die D. empfängt rechts das Schillingsfließ oder den Warglitterkanal, auf 22 km flößbar, die schiffbare Liebe, die aus dem Geserichsee kommende Eilenz; links die aus der hohen Gegend von Gilgenburg kommende Welle und die oberhalb Strasburgs mündende Briniza.

Dřewohostitz (spr. Drschewohostitz), altes Städtchen östlich von Prerau in Mähren, in der Bezirkshauptmannschaft Holleschau, mit (1880) 1287 E slaw. Zunge, die sich größtenteils mit Feldwirtschaft befassen. D. liegt in dem fruchtbaren Hügelland an der rechten Seite der Betschwa, an einem Seitenbache derselben. Das in der Bauform des 16. Jahrh. angelegte Schloß mit Turm und Bastionen, sowie

...indehaus mit seinen vier Ecktürmchen und
...hen Turme bezeichnen die frühere Bedeu-
...Ortes.

...**r** (Joh. Matthias), Dichter des 18. Jahrh.,
... zu Hamburg, studierte in Leipzig die Rechte
... dann als Zeitungsredacteur und Gelegen-
...er in Hamburg. Er ist in seinen Gedichten
...t sarkastisch und frivol, und mußte wegen
...chönen Spielwerke beim Wein, Punsch,
...nd Krambambuli» (Hamb. 1763), die der
...entlich verbrennen ließ, aus seiner Vater-
...wandern. Erst 1766 durfte er nach Ham-
...dkehren, wo er 20. Juni 1769 starb. Seine
...chsten deutschen Gedichte» erschienen nach
...de (Altona 1771).

...**chock** (Alexander), ausgezeichneter Piano-
...os, wurde zu Zack in Böhmen 15. Okt.
...ren. Unter Anleitung von J. Pospischil
... kaum acht Jahre alt, sich eine so bedeu-
...tigkeit auf dem Pianoforte angeeignet,
...hon in öffentlichen Konzerten auftreten
...Darauf bildete W. Tomaschek zu Prag
...r aus. Seit 1838 unternahm er größere
...n, deren Erfolg stets bedeutend war; na-
...fand seine Fertigkeit in Oktavengängen
...ewunderung. Als Tonsetzer hat D. mehr
...erke veröffentlicht, die, wenn auch mei-
...Virtuosen bestimmt, sich doch durch Klar-
...mmaß und schönen Gesang unter vielen
...ompositionen dieser Art auszeichnen und
...teilweise populär geworden sind. Seit
...fte D. als Professor am Konservatorium
...ktor der kaiserl. Theatermusikschule zu
...g und starb 3. April 1869 zu Venedig,
...sich zur Wiederherstellung seiner Gesund-
...en hatte.

...und D., Bruder des vorigen, geb. zu
...Aug. 1824, kam 1834 in das Konserva-
...r Musik zu Prag, bildete sich unter Pixis'
...um Violinspieler, unternahm 1844 mit
...ruder Alexander eine Kunstreise durch
...d, Belgien und Holland. Nachdem er
...hre in Prag privatisiert, gab er 1848 mit
...nzerte in Brünn, Olmütz und Wien. Seit
...te er als zweiter Konzertmeister und Leh-
...m Konservatorium der Musik zu Leipzig,
...Febr. 1869 starb.

...e (Joh. Nikol. von), ausgezeichneter deut-
...iker, namentlich bekannt als Erfinder des
...lgewehrs, geb. 20. Nov. 1787 zu Söm-
...hn eines Schlossermeisters, erlangte schon
...ng in der Werkstätte seines Vaters eine
...sbildung und Fertigkeit. Nach Ablauf
...rzeit arbeitete er seit 1806 in Altenburg
...en, 1809—14 aber in Paris, wo es ihm
...r der von Napoleon I. begünstigten Ge-
... des helvet. Offiziers Pauli Beschäftigung
...und somit seinem besondern Interesse für
...f der Feuerwaffen zu genügen. Darauf
...1814 nach Sömmerda zurück, wo er sich
...it der Anfertigung von Modellen zu Ma-
...er Art beschäftigte, aber auch unter der
...eyse u. Kronbiegel ein noch bestehendes
...ent zur Herstellung von Eisenwaren auf
...r Wege begründete. Die Versuche, welche
...it Umwandlung der Steinschlösser an Ge-
...r Perkussionszündung gemacht wurden,
...ch D.s Aufmerksamkeit diesem Gegen-
...und er errichtete, nachdem er sich vielfach
mit der Herstellung von Zündpräparaten für Perkussionsgewehre beschäftigt, eine Fabrik für Zündhütchen, die unter der Firma Dreyse u. Collenbusch 1824 von der preuß. Regierung ein Patent erhielt. In demselben Jahre ward auch eine von ihm konstruierte Dampfmaschine, die statt eines Kessels einen sog. Dampferzeuger besaß, patentiert. Seine Bestrebungen gingen sodann für die nächste Zeit dahin, die von ihm längst gehegte Idee der Verlegung des Entzündungsprozesses bei den Gewehren von außen nach innen, sowie die Konstruktion einer die gesamten zum Schuß erforderlichen Teile in sich enthaltenden sog. Einheitspatrone zur Ausführung zu bringen. Dies führte ihn 1827 zur Erfindung des Zündnadelgewehrs (s. d.), das zunächst noch seine Ladung von vorn erhielt. Mit Unterstützung der preuß. Regierung, die er für seine Erfindung interessiert hatte, arbeitete nun D. unausgesetzt an der Vervollkommnung seiner Feuerwaffe, bis ihm nach rastlosen und kostspieligen Versuchen endlich 1836 die Herstellung eines von hinten zu ladenden Zündnadel-Infanteriegewehrs gelang. Dasselbe wurde 1840, nachdem es sich bei den angestellten Prüfungen in Spandau und Lübben als vorzüglich erwiesen, in Preußen als Militärwaffe zunächst für die Füsilierbataillone eingeführt. Gleichzeitig erhielt D. die Mittel zur Errichtung einer größern Gewehr- und Gewehrmunitionsfabrik, deren Betrieb 1841 begann. Eine der letzten Erfindungen D.s ist diejenige eines für Sprenggeschosse eingerichteten Gewehrs, des sog. Granatgewehrs, dessen Einführung aber zufolge der Beschlüsse der internationalen Petersburger Konferenz (1868) unterbleiben mußte. In Anerkennung seiner Verdienste um die Bewaffnung der Armee wurde D. 1864 in den erblichen Adelstand erhoben. Bereits 1846 hatte er den Titel eines Kommissionsrats, 1854 den eines Geh. Kommissionsrats erhalten. D. starb 9. Dez. 1867. Vgl. «Nikolaus von D. und die Geschichte des preuß. Zündnadelgewehrs» (Berl. 1866).

Die Fabrik ging nun an seinen einzigen Sohn, Franz von D., geb. 2. März 1822, über, der schon früher den technischen Betrieb geleitet und mit Eifer für die weitere Vervollkommnung und Fortentwickelung der Waffenkonstruktionen gewirkt hat. Im J. 1870 vermehrte er die an sich schon bedeutende Gewehr- und Gewehrmunitionsfabrik noch durch Anlage einer Maschinenfabrik, verbunden mit Eisengießerei, in welcher außer Werkzeugmaschinen, ökonomischen Gerätschaften u. s. w. hauptsächlich auch Gegenstände für Eisenbahnbedarf gefertigt werden. Eine bemerkenswerte Konstruktion des jüngern D. ist die Anbringung des Rotationsstücks bei Jagd- und Kriegsgewehren, wodurch die Anbringung der Züge auf den hintern Teil des Laufs beschränkt und die Rasanz der Bahn wie die Präcision des Schusses erheblich gesteigert werden.

Driburg, Stadt von (1880) 2393 E. im Regierungsbezirk Minden der preuß. Provinz Westfalen, im Kreise Höxter, an der Linie Soest-Nordhausen der Preußischen Staatsbahn, 19 km östlich von Paderborn, in einem fast kreisförmigen, von 13 Bergen eingeschlossenen Kesselthal des Eggegebirges, an der Aa, in 205 m Höhe, hat bedeutende Glasfabriken, Eisengruben, Ölmühlen, Brauereien, und ist besonders merkwürdig wegen der nahen, an Kohlensäure sehr reichen, erdig-salinischen Eisenquellen, die mit den pyrmontischen die wirksamsten in Deutschland sind. Die Gegend ist schön, die Luft rein, frisch und stärkend, der Charakter des Bade-

lebens ländlich, die Frequenz hat sich in neuerer Zeit gehoben. Nur 2 km im Südosten ist die Satzer Schwefelquelle, die durch Tränkung des umliegenden Moorgrundes den zu Schlammbädern benutzten Driburger Schwefelmoor bildet, und 4 km im Südosten liegt der Herster Brunnen mit einem dem selterser ähnlichen Wasser, das in der Umgegend viel getrunken und auch verschickt wird, ähnlich dem wenig davon entfernten Schmechtener Methbrunnen. Zwischen Herst und Schmechten befindet sich der Bullerborn, ein von Gas durchhöhlter Moorhügel, der zu sieden scheint, und überall, wo er irgendwie angestochen wird, die Luft mit Zischen entläßt. Außer der alten Badeanstalt (gräfl. Sierstorpffsches Bad) besteht seit 1875 noch eine zweite (Kaiser Wilhelms-Bad); beide haben Trinkhallen, Badehäuser und Schlammbäder. Schöne Anpflanzungen, Alleen und Spaziergänge machen die ganze Gegend fast zu einem Garten. In 2 km Nähe liegen die spärlichen Ruinen der Iburg, einer alten sächs. Feste, die Karl d. Gr. 775 eroberte und dem Stift Paderborn schenkte. Die Quellen bei D. waren schon zu Ende des 17. Jahrh. bekannt, allein erst seit 1782 kamen sie in größere Aufnahme. Vgl. Riefenstahl, «Bad D.» (2. Aufl., Paderb. 1871); Hüller, «Bad D. in seinen Heilwirkungen skizziert» (2. Aufl., Berl. 1873).

Driedorf, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Dillkreis, 12 km südwestlich von Herborn, am Rehbach, mit einer Schloßruine und 650 E.

Driesen, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Friedeberg, 13 km von Kreuz, auf einer Insel in der Netze, an der Linie Berlin-Schneidemühl der Preußischen Staatsbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 4821 E., welche Tuch- und Leinenfabriken, auch Maschinenbau, Dampfdestillationen, Essigfabrikation, Seifensiederei und Gelbgießerei, sowie Schiffahrt und Handel betreiben, und Dampfmahl- und Schneidemühlen haben. Auf dem Markt steht ein Standbild des Kolonisators des Netze- und Warthebruchs, Franz Balthasar Schönberg von Brenkenhoff. D. war ehedem eine wichtige Festung und in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. ein Hauptstreitpunkt zwischen dem Deutschen Orden, der es von einem Herrn von der Osten gekauft hatte, und den Polen. Friedrich II. ließ die Festung schleifen.

Drift oder Driftformation, s. Diluvium.

Drift nennt man im Seewesen den Winkel, welchen das Kielwasser eines Schiffs mit seinem durch den Kompaß angezeigten Kurse bildet. Wenn ein Schiff mit günstigem Winde segelt, so hat es keine D., d. h. Kielwasser und Kompaßkurs fallen in eine Linie zusammen. Liegt das Schiff jedoch beim Winde, d. h. kommt dieser schräg von vorn und ist so stark, daß ersteres nur kleine Segel führen kann, so geht es zwar in der Kielrichtung voraus, wird aber gleichzeitig quer abgetrieben und das sichtbare Kielwasser zeigt sich nicht mehr in der wirklichen Richtung des Kiels, sondern mehr oder minder schräg windwärts weisend. Je heftiger Wind und See sind und je kleinere Segel geführt werden müssen, desto größer ist die D. Bei schwerem Sturm beträgt sie 70—80°. Bei Bestimmung des Schiffsortes, der bei dunkelm Wetter, wo Beobachtungen von Himmelskörpern fehlen, aus dem gesteuerten Kurse und der zurückgelegten Entfernung trigonometrisch berechnet wird, muß man natürlich die D. genau beachten.

Drifteis ist die Bezeichnung für die kleinern Stücke Eis, welche ein mit der Meeresströmung schwimmendes Eisfeld umgeben, vor ihm her das Meer ebnen und so dessen zerstörende Wirkung auf das Eisfeld selbst aufheben.

Driften, deutsch Treibströmungen (engl. Drift current), nannte Rennel im Gegensatz zu dem eigentlichen Seestrom (Stream current) diejenige Meeresströmung, welche bloß durch die treibende Kraft (drift) unablässig in ein und derselben Richtung und Gegend thätiger Winde auf der Oberfläche des Wassers hervorgebracht wird, daher nur seicht und langsam ist und in keiner andern Richtung laufen kann als in derjenigen, welche der Luftstrom ihr anweist, wohl aber, durch das Trägheitsgesetz unterstützt, zu einer wirklichen Strömung werden kann. Es findet sich daher im Bereich beider Passate eine diesen entsprechende nach Westen, sowie im Bereich des zurückkehrenden Westpassats eine nach Osten gehende Strömung. Aber beiderlei D. haben eine geringe Geschwindigkeit, und manche sind nur aus schwimmenden Gegenständen, die zufällig oder zu diesem Zweck absichtlich in den Bereich der Strömung kamen, bekannt geworden. Auf die eigentliche Meeresströmung übt der Wind keinen Einfluß aus, wenigstens nicht auf die Hauptmasse, obschon es wohl an ihren Rändern der Fall sein kann, wie z. B. neben dem Golfstrom eine demselben entgegengesetzte D. stattfindet, deren Geschwindigkeit von der Richtung des Windes und seiner größern oder geringern Kraft beschleunigt oder verzögert wird. Diese Strömung ist schwach, doch kann sie auf 1 Seemeile (1,875 km) in der Stunde anwachsen; bei entgegengesetzt wehenden Winden kann sie auch ganz und gar gehemmt werden. Solche bloße Oberflächenströmungen scheinen z. B. zu sein die sog. Mentor-Gegenströmung zwischen Juan Fernandez und der Osterinsel im Großen Ocean, nach dem Schiffe der ehemaligen preuß. Seehandlung benannt; ferner die östlicher sich findende, durch den ganzen südl. Atlantischen Ocean damit zusammenhängende und von Horsburgh und Beaufort zuerst nachgewiesene Gegenströmung südlich von der Agulhasbank; ebenso die Monsunströmung der Karolineninseln, die Ro[illegible]sels-Drift, welche im W. der Neuen Hebriden und Neucaledoniens sich nach NW. zur Korallensee und zur Torresstraße wendet u. s. w.

Drighlington, Stadt in der engl. Grafschaft York, 8 km im SO. von Bradford, mit (18[illegible]) 4213 E., welche mit Tuchfabrikation beschäftigt [illegible]

Drill, Affe, s. unter Pavian.

Drillbohrer, auch Archimedischer Bohrer (frz. foret en vis d'Archimède, engl. Archim[illegible] drill) genannt, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen, Bd. III, S. 261[a].

Drillen (vom engl. to drill, d. i. in Reihen [illegible]) nennt man in der Landwirtschaft die (in gleicher Weise wie dies bei der Saat mit einer be[illegible] Säemaschine geschieht) mit der Drillma[schine] bewirkte Reihenstellung der Gewächse, ver[illegible] mit gleichmäßig tiefer Unterbringung des [illegible]korns. Als Erfinder der Drillkultur [illegible] engl. Landwirt Jethro Tull (Ende des 17. [illegible]) welcher zuerst die Engländer auf die Vort[eile] [illegible] Verfahrens aufmerksam machte, wenn auch [illegible] an sich, freilich ohne Maschinen, bei den [illegible] und Chinesen schon lange bekannt gewesen [illegible] auch in Oberitalien schon im Mittelalter ang[ewendet] wurde. Die heutigen Drillmaschinen beste[hen]

ſchen den zwei Rädern aufgehängten, zur
des Samens dienenden Kaſten, einer
Transporträder der Maſchine in Bewe-
sten Säevorrichtung und einer Reihe von
die mit der letztern verbunden ſind und
he ziehen, in welche das Getreide hin-
Häufig ſind an den Drillmaſchinen be-
lpparate angebracht, welche das Zu-
ınd Feſtwalzen der mit Korn beſchickten
ſorgen. Die eigentliche Säevorrichtung
weder in Löffeln oder in Schöpfrädern,
das im Säekaſten befindliche Getreide
ſen und dasſelbe bei ihrer Drehung in das
Schar verbundene Rohr und damit in die
llen laſſen. (Eine Abbildung der Drill-
efindet ſich auf der Tafel: Landwirt-
he Maſchinen.)
erſchiedene Stellung der Drillſchare ſowie
der kann die Entfernung der Reihen unter-
owie die Stärke der Ausſaat reguliert
Die Spurweite der Drillmaſchinen wech-
en 1,88 und 3,77 m, der Preis zwiſchen 370
Mark und die Leiſtung beim Getreide-
rägt für jedes Meter Maſchinenbreite, wo-
Pferd nötig, 2—2,5 ha. Die großen Vor-
Drillkultur beruhen hauptſächlich in fol-
nkten: Die Früchte können nach dem Auf-
t der Hacke, ſelbſt mit der Pferdehacke
werden; man erſpart ein bedeutendes
an Saatgut; der Samen wird gleich-
f untergebracht und gleichmäßig verteilt,
icht allein günſtigere Keimungsbedingun-
ellt, ſondern auch ſchädliche Einflüſſe wäh-
egetation, namentlich Auswinterung und
e Hitze hervorgerufene Austrocknung des
ichter überwunden werden; ſchließlich als
genannten Verhältniſſe quantitative und
Erhöhung der Ernte. Vgl. Eisbein,
kultur» (2. Aufl., Bonn 1880).

n oder Trillen bedeutet zunächſt eine
mdrehung und war die Bezeichnung für
e, bei der der Schuldige in einem ſenk-
nd zwiſchen Zapfen ſtehenden Käfig, dem
hen, ſehr raſch herumgedreht wurde. In
rſprache des 16. und 17. Jahrh. wurde
aber auch als Ausdruck für ſämtliche Ver-
gebraucht, welche man heute als Exerzie-
nenfaßt. In Deutſchland iſt dieſe Bezeich-
hwunden, beſteht aber noch als ſolche in
nd Holland; in erſterm ſpielt der drill
noch immer eine wichtige Rolle, in letz-
ht man von einem drillmeester und dem
s (Exerzierplatz).

h, ſoviel wie Drell (ſ. d.).

ge (Trigemini), drei zu gleicher Zeit ſich
de menſchliche Embryonen, kommen nur
Beobachtung; auf 7910 einfache Geburten
h Veit erſt eine Drillingsgeburt, wo-
auf 89 Geburten eine Zwillingsgeburt ge-
rd. D. kommen nur ſehr ſelten entwickelt
fähig zur Welt, meiſt werden ſchon eins
re von ihnen totgeboren oder ſterben raſch
eburt; doch ſind einzelne Fälle bekannt,
lle drei Kinder am Leben erhalten wurden
äter in normaler Weiſe entwickelten.

phagie (grch.), der Genuß ſcharfer, ſau-
n als Diät.

Fluß im türk. Albanien, entſteht aus der
und der Weißen D. Die erſtere kommt
aus dem Ochridaſee, in 692 m Höhe, zwiſchen hohen Bergen, fließt nach N. durch eine Reihe enger Schluchten zwiſchen hohen Felsabſtürzen, berührt Diwra und vereinigt ſich mit der Weißen D. bei Kükus, 30 km im SW. von Prisrend, nach einem Laufe von 150 km. Die Weiße D. kommt von den 2000—2500 m hohen Mokra- und Sucha-Planinas nahe der Südoſtecke von Montenegro, fließt nach O., dann nach S., geht zwiſchen Djakowa und Prisrend hindurch und iſt ebenfalls etwa 150 km lang. Unterhalb der Vereinigung beider Ströme ſchlängelt ſich die D. durch Schluchten zwiſchen 1000 m hohen ſenkrechten Felsmaſſen, nach NW., dann nach S., endlich nach W. laufend und Stromſchnellen und Fälle bildend. Darauf tritt ſie in die Ebene von Skutari oder Skodra. Dort, ganz ſüdlich gewendet, ging ſie früher zum Meere unterhalb Aleſſio; ſeit 1858 hat ſie aber ihren Lauf auf Skutari gerichtet, nimmt die aus dem Skutariſee kommende Bojana auf und mündet als Bojana oder D. nach einem Laufe von 300—350 km in das Adriatiſche Meer, nirgends flößbar oder ſchiffbar. Dieſer größte Fluß Albaniens überſchwemmt oft die untern Viertel von Skutari und macht ſie ungeſund, denn das Bojanafieber iſt eins der mörderiſchſten längs der ganzen Küſte.

Drina, Nebenfluß der Save in Bosnien und Serbien. Sie wird aus der Tara und Piva gebildet, die aus den Bergen des öſtl. Montenegro kommen, wo ſie in 2000—2500 m Höhe entſpringen. Bis Brod fließt die D. nach NNW., dann nach ONO., und nimmt den aus Montenegro kommenden, etwa 200 km langen Lim auf. Darauf bildet ſie auf etwa 200 km die Grenze zwiſchen Bosnien und Serbien, geht über Zwornik und mündet rechts in die Save. Ihr Lauf hat gegen 400 km Länge; ſie iſt nicht ſchiffbar.

Driſſa, ein rechter Nebenfluß der weſtl. Düna, im ruſſ. Gouvernement Witebsk; ſie entſpringt im Kreiſe Newel, fließt im allgemeinen weſtſüdweſtlich, hat eine Länge von 216 km und ergießt ſich bei der Stadt Driſſa in die weſtliche Düna. Die D. erreicht eine Breite bis zu 81 m, bei einer Tiefe von 1—$2\frac{1}{2}$ m; die Strömung iſt ſtark. Von den hohen bewaldeten Ufern wird viel Bauholz geflößt.

Driſſa, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Witebsk, an der Mündung der Driſſa in die weſtl. Düna, und an der Eiſenbahn Dünaburg-Witebsk, mit 4361 E., wovon die Hälfte Juden ſind. D. hat etwas Handel mit Flachs und Leder.

Drittel Silber (Tiers-argent), eine von Mouſtet in Paris angefertigte Legierung von $\frac{1}{3}$ Silber und $\frac{2}{3}$ Aluminium, welche härter als Silber, leichter zu gravieren iſt und zu Gabeln, Löffeln und ähnlichen Gebrauchsgegenſtänden verarbeitet wird. Eine andere mit demſelben Namen belegte Legierung enthält nach Windler: 59,06 Kupfer, 27,56 Silber, 9,57 Zink, 3,42 Nickel (ſ. unter Argentan).

Driva, Fluß in Norwegen, entſpringt auf dem Snehætten, dem höchſten Punkte des Dovrefjeld, ſtrömt in reißendem Laufe erſt nördlich durch das großartig wilde Drivthal, dann weſtlich durch Sundalen und fällt bei Sundalſören ins Meer. Seine Länge beträgt 110 km, ſein Stromgebiet 2600 qkm. Die Thäler der D. leiden viel durch Lawinen, Bergſtürze und Erdſchlipfe.

Dröbak, Stadt im norweg. Amt Akershus, am öſtl. Ufer des Kriſtianiafjords, der hier einen engen Sund bildet. Der Zugang zum Innern des Fjords wird durch die auf dem Kaholmene angelegte

Festung Oskarsborg geschützt. D. ist im Sommer ein beliebtes Seebad, treibt auch einige Ausfuhr, namentlich mit Eis, und zählt (1876) 2096 E.

Drobisch (Gustav Theodor), Dichter und Schriftsteller, geb. 26. Dez. 1811 in Dresden, erhielt seine Gymnasialbildung zu Leipzig, wo er 1847 die Redaction der «Zeitung für die elegante Welt» übernahm. Hierauf siedelte er nach Dresden über, wo er bis 1872 Mitredacteur der «Dresdener Nachrichten» war und dann das Feuilleton der «Dresdener Presse» redigierte. Er starb 15. April 1882 in Dresden. D.s Werke sind meist populär-humoristisch gehalten, wie «Humoresken und Satiren» (Lpz. 1843), «Amaryllen und Bartnelken» (Lpz. 1857), «Kunterbunt» (Dresd. 1862), «Humoristische Liedertafel» (Lpz. 1863), «Bunte Glasuren» (Dresd. 1865) u. s. w. Auch schrieb er einige Operntexte und Kinderschriften. Mit Marggraff gab er den «Hausschatz deutscher Humoristik» (2 Bde., Lpz. 1858—60) heraus.

Drobisch (Mor. Wilh.), Mathematiker und Philosoph, geb. 16. Aug. 1802 zu Leipzig, besuchte erst die Nikolaischule daselbst, dann die Fürstenschule zu Grimma und widmete sich hierauf seit 1820 auf der Universität seiner Vaterstadt mathem. und philos. Studien. Er habilitierte sich 1824 in der philos. Fakultät, ward 1826 zum außerord. Professor der Philosophie, in demselben Jahre zum ord. Professor der Mathematik ernannt und erhielt 1842, nachdem er seit 1832 fortwährend neben mathem. auch philos. Vorträge mit Beifall gehalten, dazu das Prädikat als ord. Professor der Philosophie, gab jedoch 1868 die Professur der Mathematik auf. Zu der 1846 am 200jährigen Geburtstag Leibniz' erfolgten Begründung der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften gab er die erste Veranlassung. Von Jugend auf gleichmäßig von Mathematik und Philosophie angezogen, strebte er, ohne beide Wissenschaften zu vermischen, die Mathematik mit philos. Gründlichkeit aufzufassen und zu lehren und auf die Probleme der Philosophie den Geist math. Klarheit und Strenge überzutragen. Diese Richtung, geweckt durch Lichtenbergs, genährt durch Kants Schriften, erhielt später ihre bestimmte Ausbildung durch das Studium der Werke Herbarts, in denen er den Geist exakter Forschung, Strenge in der Begrenzung und Entwickelung der Begriffe, vereinigt mit sorgfältiger Berücksichtigung der Thatsachen der Erfahrung auf die Philosophie angewendet fand. Aus diesem Bestreben gingen folgende Schriften hervor: «Beiträge zur Orientierung über Herbarts System der Philosophie» (Lpz. 1834), «Neue Darstellung der Logik» (Lpz. 1836; 4. Aufl. 1875), «Grundlehren der Religionsphilosophie» (Lpz. 1840), «Empirische Psychologie» (Lpz. 1842), «Erste Grundlehren der mathem. Psychologie» (Lpz. 1850), «De philosophia scientiae naturali insita» (Lpz. 1864), «Die moralische Statistik und die menschliche Willensfreiheit» (Lpz. 1867), «Über die Fortbildung der Philosophie durch Herbart» (Lpz. 1876), mehrere akademische Programme und eine Reihe von Abhandlungen in Fichtes «Zeitschrift für Philosophie» und in Allihns «Zeitschrift für exakte Philosophie». Auf seine mathem. Thätigkeit beziehen sich: «Philologie und Mathematik als Gegenstände des Gymnasialunterrichts» (Lpz. 1832), «Grundzüge der Lehre von den höhern numerischen Gleichungen» (Lpz. 1834), sowie größere und kleinere Abhandlungen in den Schriften der Jablonowskischen und der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. An seinem 50jährigen Professorjubiläum (1876) erhielt er den Titel als Geheimer Hofrat.

Drobisch (Karl Ludwig), Komponist, Bruder des vorigen, geb. 24. Dez. 1803 zu Leipzig, Schüler von Weinlig, wurde 1826 Musiklehrer in München und 1837 Kapellmeister der evang. Kirchen in Augsburg, wo er 26. Aug. 1854 starb. D. war hauptsächlich Kirchenkomponist. Außer Messen, Requiems u. s. w. schrieb er die Oratorien: «Bonifacius», «Des Heilands letzte Stunden» und «Moses auf Sinai».

Drogden, der zwischen den Inseln Amager und Saltholmen eingeengte Teil des Öresunds, der seiner Tiefe wegen von den meisten Schiffen dem breitern Flintrännan zwischen Saltholmen und der schwed. Küste für die Fahrt durch den Sund vorgezogen wird. Untiefen teilen D. in eine östl. Rinne, Hollænderdybet, und eine westliche, Kongedybet; letztere bildet in ihrem innern Teile den Hafen Kopenhagens.

Droget (frz. droguet, engl. drugget), ein gemustertes Seidengewebe, bei welchem der Grund durch die eigentümliche Art der Schnürung hervorgebracht ist; außerdem ein ähnlich gewebter, rein kammwollener oder halb aus Kammgarn, halb aus Leinengarn bestehender Stoff, auch ein ganz baumwollenes oder ganz leinenes Zeug.

Drogheda, Parlamentsborough und Municipalstadt in den Grafschaften Louth und Meath der irischen Provinz Leinster, 38 km nördlich von Dublin, an der Eisenbahn und an dem schiffbaren, von einem 29 m hohen Eisenbahnviadukt überspannten Boyne, 6 km von dessen durch das Fort Richmond verteidigten Mündung in die Droghedabai (zwischen Clogher-Head im N. und der Skerriesspitze im S.), sowie an dem in den Königskanal führenden Droghedakanal. Die Stadt, dicht zusammengebaut, liegt größtenteils auf dem hohen linken Ufer des Flusses (der auf dem rechten Ufer gelegene Teil gehört zur Grafschaft Meath), enthält viele schöne Häuser, hat aber ärmliche Vorstädte und zählt (1881) 14 662 E. Sie ist der Sitz eines kath. Erzbischofs, hat vier Kirchen, drei Kapellen, fünf Klöster, einen Gerichtshof, ein Kranken- und ein Versorgungshaus, ein Theater, eine Leinwand- und eine Kornhalle. Ehemals hatte sie eine Universität und war wiederholt Parlamentssitz. Die Industrie ist nicht unbedeutend. Es gibt hier Flachsgarnspinnereien, Segeltuchfabriken, eine große Eisengießerei mit Dampfmaschinenbauanstalt, Leder- und Tabaksfabriken, Brauereien, Kornmühlen, Seifensiedereien, Lichtziehereien und Salzsiedereien. Zum Hafen, auf welchem Seeschiffe von 300 t bis an die Quais gelangen können, gehören 45 Schiffe von 5231 t, wobei 7 Dampfer, welche die Landesprodukte, namentlich Korn, Mehl, Vieh und Butter, nach Liverpool bringen; von Whitehaven in Cumberland werden Steinkohlen, von Nordamerika Holz eingeführt. In D. wurde 1152 eine Kirchenversammlung gehalten. In der Nähe der Stadt steht am Boyne der 46 m hohe Obelisk zum Andenken des Siegs, den 1690 Wilhelm III. über die Truppen Jakobs II. erfocht. Ehedem hieß der Ort Tredagh. Am 11. Sept. 1649 nahm ihn Cromwell mit Sturm ein.

Drogitschin, Stadt im russ. Gouvernement Grodno, im Kreise Bjelsk, 60 km südwestlich von der Stadt Bjelsk, an beiden Ufern des westl. Bug mit 1666 E., darunter sehr viel Juden. Da der Bug die Grenze zwischen dem Gouvernement Grodno

bildet, so liegt der Teil D.s am linken
Polen und heißt «die russ. Seite», wäh-
n rechten Ufer im Gouvernement Grodno
Teil Ljazka genannt wird.
en, Drogueriewaren oder Apothe-
n heißen diejenigen Waren, welche ihre
te Anwendung in der Medizin und der
den, namentlich die betreffenden Kräuter,
Rinden, Harze, Gummiarten, Gummi-
lsame, Chemikalien u. s. w. In einem
deutschlands nennt man dieselben Ma-
n, welcher Ausdruck anderwärts eine
e Bedeutung hat. Der Droguen- oder
warenhandel ist ein vielfach abgesondert
wichtiger Geschäftszweig und liefert
kel der Natur der Sache nach haupt-
die Hände der Apotheker, während
häufig auch einen Kleinverkehr darstellt,
sich das Publikum mit den bezüglichen
hlfeiler versorgen kann als aus den Apo-
agegen ist die Anfertigung und der Ver-
Medizinen auf ärztliche Rezepte hin, sowie
f von zubereiteten (gemischten) Heilmit-
er Kleinhandel mit starkwirkenden (gifti-
d chem. Präparaten den Droguenhänd-
Droguisten (in Süddeutschland als
listen bezeichnet) durch die Verordnung
n. 1875 im Deutschen Reiche untersagt.
oguenkunde versteht man die pharma-
arenkunde oder Pharmakognosie.
, bis Ende 1871 (Einführung des metri-
ems) ein Feldmaß in einigen Orten der
vinz Hannover, ³/₄ des frühern hannöv.
erger Morgens = 90 hannöv. Quadrat-
23040 hannöv. Quadratfuß = 19,6576 a.
en, heißen die männlichen Bienen, s.
ne, Bd. III, S. 25ᵃ.
ycz, Stadt im östl. Teile von Galizien,
aße von Sambor nach Stry und an der
hn (Chyrow-Stry), die hier nach Borys-
igt. Die Stadt zählt (1880) 18225 E.,
poln. Nationalität, darunter viele
der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft,
erichtsbezirke umfaßt, hat eine schöne
, ein Staats-Realgymnasium, eine Sy-
ein Schloß mit ausgedehnten Garten-
n der Umgebung wird bedeutender Berg-
alz und Naphthaquellen getrieben. Durch
Verkehrswege hat der von alters her be-
andel mit Vieh, Getreide, Töpferwaren
eine namhafte Förderung erfahren.
ng ist die Kundgebung des Vorsatzes
tsverletzung. Wer durch unberechtigte
mit wirklichen Übeln genötigt wor-
nen Widerstand gegen eine fremde Zu-
fzugeben, kann, wenn die Unausführ-
D. nicht offenbar war, das ihm abge-
Rechtsgeschäft wieder rückgängig machen.
echt wird derjenige, welcher einen andern
er Ausführung von Verbrechen bestimmt,
tueller Urheber zur Verantwortung ge-
hrend die Ausführung dem Thäter we-
ann nicht zuzurechnen ist, wenn ihm im
Widerstrebens eine Gefahr für Leib oder
ittelbar bevorstand. Als Mittel zur Ver-
Verbrechen erscheint die D. bei Raub,
, Menschenraub, Entführung und Not-
wieder unter der Beschränkung, daß mit
nwärtigen Gefahr für Leib oder Leben
gedroht ist). Das gemeine Recht und neuere Par-
tikulargesetzgebungen faßten die Bedrohung mit
widerrechtlichen Handlungen zum alleinigen Zwecke
der Beunruhigung als selbständiges Verbrechen
auf. Auch das Reichsstrafgesetzbuch, §. 126, rechnet
unter die Verbrechen und Vergehen wider die öffent-
liche Ordnung die Störung des öffentlichen Frie-
dens durch Androhung eines gemeingefährlichen
Verbrechens und setzt im §. 241 ganz allgemein für
denjenigen eine Strafe fest, der einen andern mit
der Begehung eines Verbrechens bedroht. Vgl.
Bruck, «Zur Lehre von den Verbrechen gegen die
Willensfreiheit» (Berl. 1875).

Droit (frz.), Recht, Rechtswissenschaft; D. coutumier, Gewohnheitsrecht, im Gegensatz zum D. écrit, dem geschriebenen Recht, worunter nament-lich das röm. Recht verstanden wird. Im Handels-wesen bedeutet D. Abgabe für Ein- oder Ausfuhr von Waren; Droits réunis (vereinigte Gebühren), in Frankreich die Abgaben von allen geistigen Getränken, Tabak, Salz, Spielkarten, Musikalien, öffentlichen Fuhrwerken ꝛc. Die Verwaltung dieser Abgaben besorgt die «Régie des droits réunis», der auch die Erhebung des städtischen Octroi zukommt.

Droit d'Aubaine, s. Aubaine (Droit d').

Droitwitch, Stadt in der engl. Grafschaft Worcester, 10 km im NO. von Worcester, an dem zum Severn gehenden Salwarp, am Kreuzungs-punkte mehrerer Eisenbahnen, mit (1881) 3761 E., ist Mittelpunkt eines Salzminendistrikts, welcher sich längs des Salwarp hin erstreckt. Das Salz liegt etwa 36 m tief in der Erde. Mitten in der Stadt entspringt eine Salzquelle. Die Sole ent-hält 33,5 Proz. Salz und man gewinnt jährlich etwa 30000 t Salz.

Drôle (frz.), Schalk, Spaßvogel, Schelm; Drôlerie, Drolligkeit, Schnurre, Schwank, Posse.

Drollinger (Karl Friedr.), Dichter des 18. Jahrh., geb. 26. Dez. 1688 zu Durlach, studierte zu Basel, war Archivhalter zu Durlach und starb 1. Juni 1742 als Mitglied der Regierung zu Basel. Wackernagel charakterisiert ihn als «Widerhall von Brockes und Vorklang von Haller». Seine lyrischen und didaktischen «Gedichte» erschienen erst nach sei-nem Tode (Basel 1743; neue Ausg. von J. J. Sprengen, Frankf. 1745).

Drôme, Fluß im Dauphiné im südöstl. Frank-reich, entspringt beim Dorfe La Batie-des-Fonts am Eingange des Val de D. auf den Dauphinéer Alpen, fließt über Die und Crest und mündet zwi-schen Valence und Montélimar nach einem wegen seines felsigen Bettes ziemlich reißenden, nicht schiff-baren Laufe von etwa 118 km in den Rhône.

Das Departement Drôme, am Rhône und auf den letzten Vorstufen der Cottischen Alpen, zwi-schen den Depart. Isère, Ober- und Niederalpen, Vaucluse und Ardèche, im südl. Teile des Dauphiné, zählt auf 6521,6 qkm (1882) 313763 E. (gegen 321756 im J. 1876 Abnahme 2,5 Proz.), von denen 36000 Protestanten sind. Etwa der dritte Teil ge-hört der Rhône-Ebene an und ist steinig und sandig. Ostwärts steigen die Berge, den drei Gruppen des Vercors, Ventoux und Volvent zugehörig, amphi-theatralisch übereinander auf bis zu einer Höhe von 1600—2400 m und darüber und bilden ein Ge-birgsland von 21 Thälern, die oft sehr eng und ab-geschlossen sind und durch die Isère, D., den Rou-bion mit dem Jabron und viele andere kleinere Berg-ströme bewässert werden. Am Rhône herrscht südl.

Klima, und hier gedeihen die Orangen zum Teil unter freiem Himmel, ebenso der Mandel- und Ölbaum in üppiger Fruchtbarkeit, der Nußbaum, dessen Früchte reiches Öl liefern, und der Maulbeerbaum, der die Seidenzucht begünstigt. Auch ist der Weinbau sowie die Melonenzucht wichtig. Berühmt sind der dunkle Eremitagewein, bei dem Städtchen Tain am Rhône, und die Melonen und Trüffeln von Romans an der Isère. Das Gebirge ist teils mit Buchen- und Nadelholzwaldungen, reich an Wild, teils mit trefflichen Schafweiden bedeckt und liefert an Metallen hauptsächlich Eisen. Man rechnet auf Äcker gegen 196000 ha, auf Wiesen 53000, auf Weinland 29124, auf Waldungen 174700, auf Heide- und Weideland über 200500, auf Olivenbäume 2500 ha. In guten Jahren wurden vor der Verwüstung durch die Reblaus, die eine große Auswanderung nach Algier veranlaßte, an 333000 hl Wein gewonnen. Die Einwohner treiben außerdem Vieh-, besonders Schafzucht, und Seidenbau. Die Hauptzweige der Industrie sind Weberei grober Tücher, Seidenspinnerei und Seidenweberei. In zweiter Linie stehen Woll- und Baumwollspinnerei, Manufakturen von Seidenstoffen und gefärbter Leinwand, Handschuhe, Mehl und Mehlwaren, Seilereien, Saffian- und andere Gerbereien, Färbereien, Töpfereien, Öl-, Glas- und Papierfabriken, Raffinerien u. s. w. Der Handel, begünstigt durch die Rhôneschiffahrt und die Südbahn, bringt bedeutende Mengen von Brenn- und Bauholz, Wein, Seide, Wolle, Krepp, Raps, Oliven, Mandeln und andere Früchte, Vieh u. s. w. zur Ausfuhr. Das Departement hat zur Hauptstadt Valence (s. d.), zerfällt in die Arrondissements Valence, Montélimar, Die und Nyons, in 29 Kantone und 372 Gemeinden. Vgl. Joanne, «Géographie du département de la D.» (Par. 1879).

Dromedar, s. Kamel.

Drömling, eine waldige Sumpfniederung in 56 m Höhe auf der Grenze von Braunschweig und den preuß. Provinzen Hannover und Sachsen, hat eine Länge von nahe 30 km bei 8 km Breite. Die Niederung wird in nordwestl. Richtung vom Weserzufluß Aller, in südöstlicher vom Elbzufluß Ohre durchflossen und von vielen Entwässerungsgräben durchzogen, die nach der Ohre hin abfallen, und unter denen der Fanggraben dazu bestimmt ist, die Wasser der Aller bei Flutzeit in die Ohre abzuleiten, sodaß alsdann eine wahre Teilung der Gewässer in einer absoluten Höhe von etwa 65 m (bei Öbisfelde) stattfindet und hier leicht eine Kanalverbindung zwischen dem Elbe- und Wesergebiet herzustellen wäre. In alter Zeit hatte der D. eine größere Ausdehnung, und es setzten die unzähligen kleinen Arme der Ohre, welche sich in dem Sumpfe verlor, im Frühjahr das Land unter Wasser. Friedrich d. Gr. entwarf den Plan, den preuß. Anteil entwässern zu lassen, dessen Ausführung 1776 begann. Doch erst Friedrich Wilhelm II. führte ihn 1788—96 zu Ende, wenn auch nicht ganz. Im D. sind sonach 4600 ha in Wiesen- und Weideland verwandelt worden, worin ansehnliche Rinder- und Pferdezucht getrieben und durch hohe Dämme die Kommunikation unterhalten wird. Die sog. Drömlinger Bauern führten im Mittelalter und bis auf die neuere Zeit manche kühne That aus. In Kriegszeiten bedrängt, flüchteten sie auf die mitten in den Sümpfen liegenden Hörste (mit Eichen bewachsene Plätze), von wo aus sie dann ihre Feinde überfielen. Von dort bildete bis in die Gegend von Celle die Aller die Südgrenze der Wenden gegen die Germanen; zur Bekehrung der Wenden gründete Otto d. Gr. auf den letzten Hügeln des die Aller im S. begleitenden Barenbruches die Mission zu Valeresleba, jetzt Fallersleben.

Dromōnes (grch.-lat., «Läufer»), eine Art schneller Ruderkriegsschiffe, welche im frühesten Mittelalter in Oberitalien gebräuchlich, im 9. Jahrh. die gewöhnlichen Kriegsschiffe der Byzantiner waren.

Dromore, Stadt in der irischen Provinz Ulster, Grafschaft Down, 30 km im WNW. von Downpatrick, am rechten Ufer des in die Bai von Belfast mündenden Lagan, mit 2400 E., welche Leinen und gestickte Musseline fabrizieren. D. war ein anglikan. Bischofssitz, ehe derselbe mit dem von Downpatrick und Connor vereinigt wurde.

Drómos (grch.-lat.), der Lauf, das Rennen überhaupt, sodann der einfache Lauf bei den gymnastischen Wettspielen der Hellenen, bei welchem die 600 Fuß, also gegen 170 m lange Rennbahn nur einmal zu durchlaufen war. Auch wird diese selbst D. genannt. Dieselbe war gewöhnlich mit einem Gymnasium verbunden, doch gab es auch Dromen, die isoliert lagen, z. B. in Athen, Neapel.

Drömt, 1) ein älteres Feldmaß auf der schlesw. Insel Femern (Fehmarn) von 12 Scheffeln Saat zu gewöhnlich und durchschnittlich 36 Quadratruten (zu 256 Quadratfuß), also von 432 schlesw.-holstein. Quadratruten oder alten hamburger Quadrat-Geestruten = 90,82 a. Der Scheffel Saat variierte aber zwischen 28 und 50 und dem entsprechend auch das D. 2) Ein früheres großes Getreidemaß in beiden Mecklenburg, bis Ende 1871 (Einführung des jetzigen deutschen Maßes) in Gebrauch gewesen: a) in Mecklenburg-Schwerin gesetzliches Maß von 12 Scheffeln oder 1/8 Last = 33894 mecklenb.-schweriner Kubikzoll = 4,[illegible] hl; in Parchim, Grabow und Dömitz aber galt das große oder parchimer D. von 12 parchimer oder alten berliner Scheffeln = 6,5673 hl, und in Wismar das D. von 12 wismarschen Scheffeln = 4,594 hl; b) in Mecklenburg-Strelitz hatte das D. 12½ Scheffel und der Scheffel war der parchimer oder alte berliner, sodaß das D. = 6,841 hl; bei Hafer aber (durch 1 Scheffel Zugabe) hatte es 13½ Scheffel = 7,388 hl. 3) Ein älteres, bis Ende 1871 üblich gewesenes Getreidemaß zweierlei Art in Lübeck von 3 t, 12 Scheffeln oder 1/8 Last: a) Roggen- und Weizendrömt (auch für Gerste und Erbsen) = 4,163 hl; b) Haferdrömt (auf dem Markt für alle Früchte) = 4,742 hl. 4) Ein älteres, bis um 1830 im Gebrauch gewesenes Getreidemaß zweierlei Art in Neuvorpommern (Stralsund u. s. w.) von 4 t, 12 Scheffeln oder 1/8 Last: a) Roggen- und Weizendrömt = 5,161 hl; b) Haferdrömt = 5,[illegible] hl. Dieses Maß kam auch im übrigen Pommern vor.

Dronaz (Pointe oder Pic de), auch Pointe des Lacerandes, ein Gipfel des Großen St. Bernhard, erhebt sich 1½ km nordwestlich der Paßhöhe an der Grenze des schweiz. Kantons Wallis und der ital. Provinz Turin, auf der Wasserscheide zwischen der Drance (Rhône) und der Dora Baltea (Po) zu 2949 m Höhe über dem Meere. Der Berg besteht aus Anthracitsandstein, fällt gegen S., NO. und NW. mit steilen Felswänden ab und trägt auf der Nordseite einen kleinen Gletscher. Der schmale Gipfelgrat, der vom Hospiz des Großen St. Bernhard nicht selten in etwa drei Stunden auf mühsamem Pfade bestiegen

wird, gewährt eine wundervolle Aussicht auf die Montblanc-Kette und die Grajischen Alpen.

Dronero, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Cuneo, auf einer Vorhöhe der Cottischen Alpen, am Zusammenflusse der rechts zum Po gehen- en Maira, mit einer Schloßruine Roccabruna, ählt (1881) 7275 E., welche Seidenbau, Lein- weberei und Leinwandhandel treiben. Dabei be- inden sich mehrere Steinbrüche.

Dronfield, Stadt in der engl. Grafschaft Derby, km südlich von Sheffield, an einem kleinen Zu- luß des in den Don (Humberbecken) gehenden Ro- her, an der Midland-Eisenbahn, mit (1881) 4331 E., welche Quincaillerie und Stahlschneidewaren abrizieren und Steinkohlen fördern. Bei Cowley ntspringt eine Schwefelquelle.

Dronne, Fluß im südwestl. Frankreich, der im Depart. Ober-Vienne, 5 km südöstlich von Chalus, m Fuße eines 546 m hohen Bergstockes, aus einem 55 m hoch gelegenen Teiche entspringt. Im De- artement der Dordogne fließt sie in tiefen, gewun- enen, granitischen Schluchten und nimmt dann die sole auf. Darauf erhält sie auf dem Kreideboden es Perigord herrlich klare und frische Zuflüsse. Sie immt die starke Quelle des Puy-de-Fontas auf, en Bouillidou de Creyssac, sowie die Fontaines de isle und trennt vom Einflusse der Nizonne an ie Departements der Dordogne und er Charente. Bei St.-Aulaye nimmt sie die Rissonne auf, die der Abfluß ahlreicher Teiche der Double ist, vor Barcoul die Tude und tritt beim Zu- lusse der Chalaure ins Girondedeparte- ment, wo sie 1500 m unterhalb Cou- ras, bei Fourchen, nahe bei der großen Mühle Laubardemont, rechts in die isle mündet, die zur Dordogne geht. Sie ist weder schiff-, noch flößbar. Ihr auf in einem schönen Thale ist 180 m lang.

Dronte, Dodo oder Dudu (Didus neptus) ist der Name eines bereits aus- estorbenen Vogels aus der Gruppe er Laufvögel, über dessen systematische Stellung noch immer manche Zweifel herrschen, bgleich jetzt das Skelett ziemlich genau bekannt t. Außer den in mehrern ältern Reisebeschrei- ungen enthaltenen Abbildungen dieses Vogels n rohen Holzschnitten finden sich Darstellungen esselben vorzüglich auf holländ. Ölbildern, welche m ersten Viertel des 17. Jahrh. gemalt wurden, wie z. B. auf einem Paradies von Roelant Savery n Berlin, auf einem im Britischen Museum zu London befindlichen Ölbilde, das die Kopie eines n Holland nach einem lebenden Exemplar gemalten Originals ist und mit der von Bontius, der 1627 —58 in Batavia als Arzt lebte und die brauchbar- ten Nachrichten über den D. geliefert hat, gegebe- en Abbildung am besten übereinstimmt. Schon Vasco de Gama fand auf seiner Erdumschiffung 1497 den D., und zwar in großer Menge, auf einer n der Ostküste von Afrika gelegenen Insel (Mau- itius), welche deshalb als «Schwaneninsel» in die Karte eingetragen wurde, weil die Mannschaft den D. der äußern Ähnlichkeit wegen Schwan nannte, bschon er keine Schwimmfüße hatte. Den einzigen ekannten Wohnsitz des D. bildete nämlich die ge- nannte Insel, auf der auch die folgenden Seefahrer en Vogel zahlreich antrafen. Allein schon nach Verlauf von 125 Jahren nach Auffindung dieser Insel war der Vogel durch die Menschen bereits völlig ausgerottet. Ein von Leguat 1691 auf Rodriguez gefundener Vogel, den dieser Solitaire nannte, ist offenbar ein anderes Tier.

Der D. (s. die nachstehende Abbildung) war nach den Beschreibungen der ältern Seefahrer größer als der Schwan, sein Körper dick und rund, sein Schnabel lang und hoch, mit langer Wachshaut am Grunde und mit einer bis unter die Augen reichenden Rachenspalte versehen, der Oberkiefer vorn aufgetrieben und an der Spitze hakenförmig herabgekrümmt. Seine Füße waren kurz, stark und vierzehig; der Hals zeigte eine kropfartige Vorragung, und um den großen Kopf lag eine Hautfalte, in welche er den Kopf zurückziehen konnte. Letzterer war nebst dem Halse nur mit weichem Flaum bedeckt. Die Flügel waren äußerst klein, ohne steife Schwungfedern und daher zum Fliegen untauglich. Das Gefieder des D. war grau, an den Flügeln



gelblichgrau; eigentliche Schwanzfedern fehlten. Die schlaffen Federn des Bürzels erschienen gleichfalls grau. Ein ausgestopftes Exemplar existierte noch 1755 in Oxford, wurde aber von den Motten zerstört, sodaß nur Kopf und Füße übrigblieben. Außerdem besaßen die Museen von Kopenhagen und Harlem einige Reste. Viele Knochen wurden in letzter Zeit in oberflächlichen Ablagerungen auf Mauritius gefunden.

Drontheim, norweg. Throndhjem, in alten Zeiten Nidarós (d. i. Nid-Mündung) genannt, die Hauptstadt des norweg. Stifts gleiches Namens, ihrer Größe nach die dritte Stadt des Königreichs Norwegen, an der Mündung des Nidelv in den Drontheimsfjord, einen tief in das Land eindringenden Meerbusen, der ihr mancherlei Vorteile zum Betrieb eines nicht unbedeutenden Handels gewährt. Die Stadt ist gut gebaut, hat regelmäßige, sehr breite, durch Gas erleuchtete Straßen, und die steinernen Gebäude verdrängen nach und nach gesetzlich die hölzernen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus der Kongsgaard (d. h. Königspalast), jetzt als Zeughaus benutzt, der Stiftshof und die alte ehrwürdige Domkirche. Obgleich die letztere nur noch aus einem geringen (dem ältesten) Teil

der uralten St. Olafskirche besteht, so ist sie doch immer noch das herrlichste Denkmal mittelalterlicher Baukunst in Norwegen; eine Restauration ist in Angriff genommen. D. ist der Sitz des Stiftsamtmanns, eines Bischofs und eines Bergamts, hat eine Börse, die Norwegische Reichsbank und zwei Privatbanken, mehrere wissenschaftliche Anstalten, Theater, Bibliothek und Münzsammlung, ein Museum, eine Norwegische Gesellschaft der Wissenschaften und Künste (1760 gestiftet), techn. Schule, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, darunter ein Taubstummeninstitut und eine Irrenanstalt und zählt (1875) 22152 E., welche Handel und Schiffahrt treiben, womit sich einige Fabrikthätigkeit verbindet. Letztere erstreckt sich besonders auf Maschinen, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Tabaksfabrikation, Zuckersiederei, Seilerwaren und Schiffbau. Der ausländische Handel, obgleich nicht, wie früher, bloß auf Fischereiprodukte beschränkt, doch nicht mehr so bedeutend als sonst und mit dem von Bergen nicht vergleichbar, führt, größtenteils auf eigenen Schiffen (73 von 10371 t Tragfähigkeit), hauptsächlich Fische und Zimmerholz, sowie aus den benachbarten Hüttenwerken Kupfer und Schwefelkies aus, und zwar Stock- und Klippfische nach holländ., portug., span. und ital. Häfen, Heringe vorzugsweise nach dän. und den deutschen Ostseehäfen, Holz jetzt besonders nach Frankreich, Kupfer meistens nach Amsterdam, Altona und Kopenhagen. Der inländische, sowohl See- als Landhandel, ist sehr beträchtlich, namentlich mit den Nordlanden. In südl. Richtung führt von D. eine Eisenbahn über Dovre (s. d.) nach Kristiania (567 km); in nordöstl. Richtung verbindet seit 1882 die 103 km lange Merakerbahn D. mit der Schwedischen Nordbahn. Der Hafen von D., mit einer großen und geräumigen Reede, ist gut, aber an der Flußmündung etwas seicht. In ihm liegt auf einem Felsen, die Stadt von der Seeseite deckend, die Festung Munkholmen, ursprünglich ein Mönchskloster, in späterer Zeit als Staatsgefängnis benutzt. Die Umgebungen der Stadt sind höchst romantisch. — Angelegt und zur Königsresidenz bestimmt wurde D. oder Nidarös von Olaf I. Tryggvesön im J. 996. Vom Jarl Svend verbrannt, ward die Stadt von Olaf II. dem Heiligen wiederhergestellt. Seit 1151 ward D. Sitz des Erzbischofs des Reichs, und seit Hakon V. (1299) wurden mehrere Könige in der Domkirche gesalbt und gekrönt. Im Grundgesetze von 1814 ist D. zum Krönungsort des Königreichs Norwegen festgestellt. Da die Häuser der Stadt meistens nur von Holz erbaut waren und noch sind, so litt sie wiederholt an verheerenden Bränden, so noch 1827, 1841, 1842 und 1846.

Das Stift Drontheim hat einen Flächeninhalt von 50632 qkm, zählt (1875) 271575 E. und zerfällt in neun Vogteien, von denen zwei im Amte Romsdal und sieben in den beiden Ämtern Süd- und Nord-D. liegen. Das Amt Süd-Drontheim (Söndre Throndhjem) zählt auf 18921 qkm nur 116804 E., das Amt Nord-Drontheim (Nordre Throndhjem) auf 23115 qkm nur 82271 E.

Drop (d. h. Tropfen), vor 1826 ein kleines Gewicht in Schottland: a) $^1/_{16}$ Unze (Ounce) oder $^1/_{256}$ Pfund (Pound) des alten schott. Troygewichts oder sog. holländ. Gewichts von 29,6875 engl. Troygrän = 1,92372 g; b) der nämliche Bruchteil des alten eigentlichen schott. Gewichts, aber, wie dieses überhaupt, in den einzelnen Plätzen von sehr verschiedener Größe, zwischen $1^1/_4$mal und $1^3/_4$mal der Schwere des vorgedachten D. (Das D. ist als Pfundbruchteil analog der etwas leichtern Drachme oder dem Dramm des engl. Handelsgewichts.)

Dropacismus (vom grch. Dropax, d. h. Pechpflaster), das Fortnehmen der Haare mittels eines Pechpflasters bei Kopfgrind u. dgl.

Drops (vom engl. drop) oder Fruchtbonbons, mannigfaltig geformte und gefärbte Zuckerstückchen, s. unter Canditen; auch eine Art zum Beladen der Schiffe dienender Maschinen, s. unter Hebeapparate.

Drosau (czech. Strážov, d. i. Wacht), Stadt im südwestl. Böhmen, Bezirk Klattau, zählt (1880) 1729 E., teils czechischer, teils deutscher Zunge, die zumeist Holzindustrie betreiben. Die Bedeutung der Stadt liegt in frühern Zeiten. Zunächst als Grenzwacht am Eingange des Böhmerwaldes errichtet, wurde sie später eine bedeutende Zoll- und Mautstation, namentlich für die Salzeinfuhr und hatte in der Umgebung reiche Silbergruben im Betriebe. Die Pfarrkirche zeigt die Bauform des 14. Jahrh. und wird 1384 urkundlich genannt. Im J. 1828 wurde D. großenteils durch Brand zerstört.

Droschken, s. unter Fiaker.

Drosēra *L.*, Pflanze, s. Sonnentau.

Droseraceen (Droseracēae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 110 Arten, die fast sämtlich sumpfliebende, perennierende, krautartige Gewächse sind. Sie finden sich in der gemäßigten und tropischen Zone über die ganze Erde verbreitet, mit Ausnahme der Inseln des Stillen Oceans. Ihre Blätter sind in den meisten Fällen dicht mit Drüsenhaaren besetzt, die eine dicke klebrige Flüssigkeit an ihrer Spitze ausscheiden. Die Blüten sind zwitterig und bestehen aus einem vier- bis fünf-, seltener achtteiligen Kelch, 5 Blumenblättern, die sehr leicht abfallen, 4—20 Staubgefäßen und einem ein- bis dreifächerigen Fruchtknoten; die Zahl der Griffel ist in den einzelnen Gattungen verschieden, meistens sind fünf vorhanden. Die Frucht ist eine Kapsel. Die meisten D. gehören zu den sog. Fleischfressenden Pflanzen (s. d.). Am bekanntesten in dieser Beziehung sind die Arten der Gattung Drosera (s. Sonnentau) und die Venus-Fliegenfalle, Dionaea muscipula (s. d.).

Drosometer oder Taumesser, s. u. Tau.

Drosophōr (grch.) oder Staubspritze, ein kleines Werkzeug, dazu bestimmt, die Blätter der Stubenpflanzen durch einen fein zerteilten Wasserstrahl zu benetzen, dadurch zu reinigen und zu erfrischen und die Lebensthätigkeit dieser Organe wohlthätig anzuregen. Es vertritt somit in Wohnräumen die mit einer Brause (Spritzkopf) versehene Gießkanne. In seiner ursprünglichen einfachsten Gestalt besitzt dieses Werkzeug eine heberartige Form und besteht aus zwei durch einen Metallstreifen zusammengehaltenen dünnen Glas- oder Metallröhren, die in einem rechten Winkel mit ihren etwas zugespitzten Enden dergestalt aufeinander treffen, daß das Ende der wagerechten Röhre die Öffnung der etwas längern senkrechten zur Hälfte bedeckt. Stellt man nun letztere in ein Glas mit Wasser und bläst durch die wagerechte Röhre, so wird aus der obern Hälfte der senkrechten die Luft entfernt, das Wasser steigt in die Höhe und wird durch den Luftstrom nebelartig zerstäubt. In verbesserter Form ist der D. mit dem Wassergefäß verbunden und an die Stelle der Lunge tritt ein kleiner Gummiball.

Fürsten Schwarzenberg verworfen und die Besatzung dadurch kriegsgefangen. Vom 17. Nov. führte der russ. General Guriew den Oberbefehl in der Stadt, die eine starke russ. Besatzung erhielt und der Sitz der russ. Landesverwaltung unter Fürst Repnin wurde. Die Gouvernementalregierung that manches zur Verschönerung der Stadt, namentlich wurde die schöne Treppe nach der Brühlschen Terrasse von ihr angelegt.

Nach dem Frieden und seit der Rückkehr des Königs Friedrich August gewann D. ein immer freundlicheres Ansehen, wozu die Abtragung der Festungswerke seit 1817 wesentlich beitrug. Unter König Anton, der mehrere, bereits unter seinem Vorgänger begonnene, große Bauten rasch beenden ließ und neue unternahm, hatte die Stadt auf der neustädter Seite sich dermaßen erweitert, daß man den sog. Neuen Anbau 1835 zu einem selbständigen Stadtteil unter dem Namen der Antonstadt vereinigte. Der 9. Sept. 1830 ausgebrochene Aufstand, der die Veranlassung zur Erteilung der Landeskonstitution vom 4. Sept. 1831 ward, hatte für D. namentlich die Umgestaltung der Polizei und die Einführung der Städteordnung zur Folge. Die Regierungen der Könige Friedrich August und Johann waren dem Aufschwunge der Stadt besonders fördersam; nicht minder trug die städtische Verwaltung zu ihrer Verschönerung bei. Die Mairevolution von 1849 hinterließ zwar D. neue Ruinen und Verluste, die aber vor dem regen Entwickelungstriebe bald wieder verschwanden. Vom 22. bis 25. Juli 1865 wurde in D. das erste Deutsche Sängerfest abgehalten. Nachdem beim Beginn des Deutschen Kriegs von 1866 der König Johann 16. Juni D. verlassen hatte, rückten 18. Juni die ersten Preußen ein; D. ward auf einige Tage das Hauptquartier des Generals Herwarth von Bittenfeld, als Befehlshabers der Elbarmee, und wurde später von Landwehrtruppen besetzt. Gleichzeitig begannen die Arbeiten, welche die Stadt binnen kurzem mit einem Schanzengürtel umgaben. Die rasche Beendigung des Kriegs führte bereits 3. Nov. den König wieder nach seiner Hauptstadt zurück; doch behielt die Stadt bis zur Vollendung der Reorganisation der sächs. Truppen zunächst noch preuß. Besatzung. Am 3. Mai 1867 verließen die letzten preuß. Truppen die Stadt. Auch die Befestigungen wurden vorläufig noch erhalten, da die strategische Lage D.s denselben, obgleich sie nur provisorisch ausgeführt waren, für den Fall eines neuen Kampfes gegen Österreich hohen Wert verlieh. Erst als die süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde dauernd vereinigt worden waren, durfte diese Rücksicht fortfallen. Am 21. Sept. 1869 wurde das Hoftheater durch eine Feuersbrunst zerstört. Infolge des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 kamen zahlreiche franz. Gefangene nach D., welche in großen Barackenlagern auf dem Alaunplatze und bei dem nahen Dorfe Übigau untergebracht wurden.

Litteratur. Hasche, «Diplomatische Geschichte D.s» (4 Bde., Dresd. 1816—19); Klemm, «Chronik der Stadt D.» (2 Bde., Dresd. 1832—37; Bd. 3, Dresd. 1838); Lindau, «Geschichte der Stadt D.» (2 Bde., Dresd. 1857—62); Aster, «Schilderung der Kriegsereignisse in und vor D.» (Dresd. 1844); Waldersee, «Der Kampf in D. im Mai 1849» (Berl. 1849); Monthé, «Der Maiaufstand in D.» (Dresd. 1850); Gottschall, «D. und seine Umgebungen» (14. Aufl., Dresd. 1880); «Meinholds Führer durch D.» (16. Aufl., Dresd. 1881); «Mitteilungen des Statistischen Bureau der Stadt D.» (Dresd. 1875 fg.); Müller, «D. und die Sächsisch-Böhmische Schweiz» (9. Aufl., Berl. 1881); Stiehler, «D., D.s Umgebungen und die Sächsische Schweiz» (11. Aufl., Berl. 1882); Gampe, «D. und seine Umgebung» (2. Aufl., Dresd. 1882).

Die Kreishauptmannschaft (Regierungsbezirk) D. umfaßt den Kern des Sächsischen Elbsandsteingebirges und den erzreichsten Teil des Erzgebirges, enthält einen Flächenraum von 4336,86 qkm mit (1880) 805512 E. (gegen 676584 im J. 1871 Zunahme 19 Proz.), wovon 779896 Evangelische, 23600 Katholiken und 2370 Juden, und zerfällt in die sieben amtshauptmannschaftlichen Verwaltungsbezirke D.-Altstadt, D.-Neustadt, Pirna, Dippoldiswalde, Freiberg, Meißen, Großenhain und den Stadtbezirk D.

Dresden, Friede zu, heißt der 25. Dez. 1745 zu Dresden abgeschlossene Friede, welcher den zweiten Schlesischen Krieg beendigte und dem König Friedrich II. von Preußen den Besitz Schlesiens unter den Bedingungen des Breslauer Friedens von 1742 bestätigte. (S. unter Schlesische Kriege.)

Dresden, Stadt in der engl. Grafschaft Stafford, dicht bei Longton, als dessen Vorstadt es angesehen werden kann, zählt (1881) 3094 E.

Dresden, Stadt im nordamerik. Staat Ohio, County Muskingum, am Muskingumfluß, mit 2000 E., welche die reichen Eisenstein- und Steinkohlengruben der Umgegend abbauen.

Dresdener Konferenzen, im Winter 1850/51 zur Beratung und Ordnung der deutschen Verfassungsfragen, s. unter Deutschland und Deutsches Reich, S. 254.

Dress-circle (engl.), der erste Rang in den engl. Theatern, weil die Besucher desselben in full dress (d. h. im Gesellschaftsanzuge) erscheinen.

Dressingmaschine oder Bürstmaschine, s. Aufsetzmaschine; auch soviel wie Schlichtmaschine; außerdem eine Art Kämmmaschine zur Zubereitung der Florettseide.

Dressoir (frz.), Anricht-, Schenktisch.

Dressur (zunächst vom frz. dresser, mit latinisierter Endung) heißt soviel wie Abrichtung und ward sonst für die Rekrutenausbildung gebraucht, ist aber jetzt nur noch für die Abrichtung der Hunde und Pferde üblich. Die D. des Pferdes kann verschiedene Zwecke haben: zum gewöhnlichen Reit- und Fahrgebrauch, zum militärischen Dienst (Campagnepferde), endlich für die sog. höhere Reitkunst und den Cirkus; für das Jagdreiten und die Wettrennen gebraucht man dafür das Wort «Trainierung» (Training). Jede D. soll dahin wirken, das Pferd mit möglichster Schonung seiner Kräfte für den bestimmten Zweck brauchbar zu machen. Zur D. gehören, neben der Kenntnis des anatom. Baues und der Sicherheit in der ganzen Behandlung des Pferdes, beim Reiter ein ruhiger und fester Sitz, leichte Zügelführung, maßvolle Schenkelhilfen; bei der D. zum Fahrgebrauch Kaltblütigkeit, richtiges Augenmaß, Kunst der Lenkung, geschickte Nachhilfe und bei beiden Arten der D. vor allem unermüdliche Geduld. Es hat verschiedene Systeme der D. gegeben von Xenophons «Pferdebehandlung» an bis zu den Methoden von Baucher, Rarey und Madame Isabelle in der neuesten Zeit. Die Mehrzahl derselben gewährt indessen nur eine beschränkte Anwendbarkeit, namentlich für die höhern Schulen und

sehr leicht, wenn der Verletzte Atem einzieht, durch die offene untere Hälfte der Venen Luft hereindringt, welche, rasch ins Herz gelangend, augenblicklich töten kann. (S. Tafel: Blutgefäße des Menschen.)

Drosselklappe oder Drosselventil (frz. soupape d'admission, engl. throttle-valve), eine Vorrichtung zur Veränderung des freien Durchströmungsquerschnitts in Rohrleitungen für Dampf (seltener für Luft und Wasser). Zum vollständigen Absperren ist die D. nicht verwendbar, da infolge ihrer eigentümlichen Konstruktion ein absolut dampfdichter Schluß mittels derselben nicht zu erreichen ist. Wie die beistehende Abbildung zeigt, besteht die Vorrichtung aus einem ausgedrehten cylindrischen Gehäuse b, das zum Einschalten in die Rohrleitung mit Anschlußflanschen versehen ist und im Innern eine flache elliptische Scheibe k, die eigentliche D., trägt, die durch eine mittels Stopfbüchse dampfdicht nach außen geführte Welle a mit Handgriff h um ihre kleine Achse drehbar ist. Da der Dampfdruck auf beide Hälften der Scheibe k gleich ist, heben sich die auf die letztere ausgeübten Drehwirkungen auf, und es ist zum Zweck der Verstellung nur die schwache Reibung der Stopfbüchse zu überwinden. Die häufigste Anwendung findet die D. zur Regulierung der Dampfmaschinen in Verbindung mit einem Centrifugalregulator, welcher mit einem an der Welle a der D. befestigten Hebel derart verbunden ist, daß bei schnellem Gang der Maschine eine Verminderung des Dampfzuflusses stattfindet, während bei langsamerm Gang der Durchströmungsquerschnitt vergrößert wird.



Drosselmaschine (frz. métier continu, engl. throstle-frame), die vervollkommnete Water-Spinnmaschine, s. unter Baumwollindustrie, Bd. II, S. 594[a].

Drosselstuhl, soviel wie Drosselmaschine.

Drosselventil, s. Drosselklappe.

Drossen, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, im Kreise West-Sternberg des Regierungsbezirks Frankfurt, an der Lenze, einem kleinen Zuflusse der Warthe, 25 km von Frankfurt, ist Sitz des Landratsamts des Kreises und eines Amtsgerichts, hat seit 1864 ein Lehrerseminar, sowie eine Präparandenanstalt und zählt (1880) 5357 E., welche Ackerbau, Wollspinnerei, Tuch- und Maschinenfabrikation treiben und zwei Dampfmahlmühlen unterhalten. Die ehemaligen Sümpfe der Umgegend sind jetzt in Wiesen mit Torfstichen, zum Teil auch in Gärten verwandelt. In der Nähe sind bedeutende Braunkohlenlager.

Drost, in Niedersachsen ehemals der Verwalter einer Vogtei; in Hannover seit 1822 Titel der Präsidenten der Regierungsbezirke (Landdrosteien). Der Titel Landdrost ist für diese Beamten auch nach der Einverleibung Hannovers in die preuß. Monarchie beibehalten worden.

Droste-Hülshoff (Clemens Aug., Freiherr von), Kirchenrechtslehrer, geb. zu Coesfeld 2. Febr. 1793, studierte unter Hermes in Münster Philosophie und Theologie. Er bestimmte sich für den geistlichen Stand und wirkte 1814—17 als Lehrer an dem Gymnasium zu Münster. Erst in Berlin, wohin er auf Veranlassung der Regierung ging, wendete er sich dem Studium des Kirchenrechts entschiedener zu, entsagte seinem Lehramte zu Münster, studierte hierauf noch einige Zeit in Göttingen und unternahm dann mit Unterstützung der Regierung eine wissenschaftliche Reise nach Wien, von wo aus er über Gegenstände auf dem Gebiete der kirchlichen Verwaltung sowie des österr. Unterrichts- und Erziehungswesens nach Berlin Bericht erstattete und zugleich für eigene Forschungen die Archive benutzte. Nach seiner Rückkehr habilitierte er sich 1822 in Bonn, wo er 1823 außerord., 1825 ord. Professor wurde. Aufsehen erregte zuerst sein «Lehrbuch des Naturrechts und der Philosophie» (Bonn 1823; 2. Aufl. 1831), welchem die Schrift «Über das Naturrecht als eine Quelle des Kirchenrechts» (Bonn 1822) vorangegangen war, und dem die «Rechtsphilos. Abhandlungen» (Bonn 1824) folgten. Demnächst veröffentlichte er eine «Einleitung in das gemeine deutsche Kriminalrecht» (Bonn 1826). Sein Hauptwerk sind aber die «Grundsätze des gemeinen Kirchenrechts der Katholiken und Evangelischen in Deutschland» (2 Bde. in 3 Abteil., Münst. 1828—33; Bd. 1, 2. Aufl., 1832; Bd. 2, Abteil. 1, von Braun, 1835). D. schloß sich in seinem Lehrsystem Hermes an, für den er auch 1832 nach dessen Tode in mehrern kleinen Schriften auftrat. Er starb während eines Kuraufenthalts zu Wiesbaden 13. Aug. 1832.

Droste-Hülshoff (Annette Elisabeth, Freiin von), hervorragende Dichterin, Cousine des vorigen, geb. 10. Jan. 1797 auf dem Gute Hülshoff bei Münster, erhielt, kränklich und abgeschieden von der Welt, eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung. Erst seit 1826 lernte sie in Koblenz, Köln und Bonn weitere Kreise ausgezeichneter Männer und Frauen kennen, kehrte aber bald auf das mütterliche Landgut Rüschhaus bei Münster zurück, wo sie den Wissenschaften, der Natur und der Poesie lebte. Wegen zunehmender Kränklichkeit zog sie 1841 auf Schloß Mörsburg am Bodensee zu ihrem Schwager von Laßberg, in dessen Nähe sie 1843 einen Weinberg ankaufte. Sie starb auf Mörsburg am 24. Mai 1848. Es erschienen von ihr «Gedichte» (Münst. 1838, Stuttg. 1844; 4. Aufl. 1877), aus ihrem Nachlaß «Das geistliche Jahr nebst einem Anhang religiöser Gedichte» (Stuttg. 1852; 3. Aufl. 1876) und «Letzte Gaben» (Hannov. 1860). Ihre «Gesammelten Schriften» wurden von L. Schücking, ihrem Freunde, herausgegeben (3 Bde., Stuttg. 1878—79). Die Gedichte sind von großer Vollendung der Form und offenbaren eine hervorragende dichterische Kraft. Namentlich zeichnet sie sich aus auf dem Gebiete des Stimmungsbildes und der poetischen Erzählung; ihre Naturschilderungen haben einen eigentümlichen Reiz. Tiefe der Empfindung und große Lebendigkeit der Sprache sind charakteristische Eigenschaften ihrer Dichtungen, von denen die vorzüglichsten die Natur ihres Heimatlandes Westfalen zum Hintergrunde haben. In ihren religiösen Anschauungen huldigte Annette von D. einer streng kath. Rechtgläubigkeit, aber ohne Fanatismus. Vgl. Schücking, «Annette von D. Ein Lebensbild» (2. Aufl., Hannov. 1871), «Briefe der Freiin Annette von D.» (herausg. von Schlüter, Münst. 1877; 2. Aufl. 1880).

Droste zu Vischering (Clemens Aug., Freiherr von), Erzbischof von Köln, bekannt durch

seinen Konflikt mit der preuß. Regierung, ward 22. Jan. 1773 zu Vorhelm im Regierungsbezirk Münster geboren, zu Münster gebildet und daselbst 14. Mai 1798 zum Priester geweiht. Mit Eifer widmete er sich der Seelsorge sowie der Förderung aller Wohlthätigkeitsanstalten, bis er 1805 zum Generalvikar der Diöcese gewählt wurde. Mit Kraft und Umsicht führte er die Verwaltung bis 1813, in welchem Jahre Napoleon den Grafen Spiegel zum Bischof von Münster ernannte und das Domkapitel zwang, ihn zum Vikar zu erwählen. Als nach Napoleons Sturz D. 1815 die Verwaltung der Diöcese wieder angetreten hatte, kam er bald mit der preuß. Regierung in Konflikt. Diese hatte an der Universität Bonn eine kath.-theol. Fakultät eingerichtet und den Professor Hermes (s. d.) dahin berufen. D. bezweifelte dessen Rechtgläubigkeit und verbot deshalb seinen Diöcesanen den Besuch der bonner Universität mit der Erklärung, er werde keinem die Weihen erteilen, der anderswo als in Münster studiert habe. Die Regierung antwortete mit Schließung der theol. Vorlesungen zu Münster. Betreffs der gemischten Ehen herrschte in Westfalen eine verschiedene Praxis; in den früher geistlichen Gebieten erfolgte die kirchliche Einsegnung nur, wenn die kath. Erziehung aller Kinder versprochen war, in andern folgten die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter. D. selbst ließ nach einem Bericht vom 16. Mai 1809, wo die kath. Erziehung sämtlicher Kinder nicht gesichert war, wenigstens die passive Assistenz zu, 1819 dagegen forderte er in Übereinstimmung mit den Generalvikariaten zu Trier, Aachen und Deutz das genannte Versprechen nicht bloß für den Abschluß, sondern sogar für die Proklamation gemischter Ehen. Das führte zu neuen Verwickelungen, welche D. veranlaßten, 1820 sein Amt niederzulegen und sich wieder den Arbeiten der Seelsorge und schriftstellerischer Thätigkeit hinzugeben. Jetzt entstanden die Schriften «Über die Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern» (Münst. 1833), «Über das innere Gebet» (Münst. 1833). Im J. 1827 wurde D. als Weihbischof von Calama zur bischöfl. Würde erhoben, und am 1. Dez. 1835 vom kölner Domkapitel, und zwar infolge einer Einwirkung der Regierung zum Erzbischof erwählt. Jetzt begannen die Konflikte von neuem. Der Hermesianismus hatte sich in Bonn und von hier aus unter der rheinländ. Geistlichkeit stark verbreitet. D. trat ihm mit allen Mitteln entgegen, durch Censurmaßregeln, durch das Verbot, hermesianische Lehrer zu hören und Schriften zu lesen u. dgl. Schließlich wußte er ein päpstl. Verbot des Hermesianismus zu erwirken und die Durchführung desselben zu erzwingen. Größere Schwierigkeit bereitete die Frage wegen der gemischten Ehen. Pius VIII. hatte in dem Breve Literis altero vom 25. März 1830 erklärt: das Eingehen einer gemischten Ehe ist dem Katholiken Sünde, doch sollen besondere Kirchenstrafen nicht verhängt werden, aber der Geistliche soll bei ihnen nur passive Assistenz leisten. Da hier über die Bedingung der kath. Kindererziehung keine positive Bestimmung getroffen war, schloß die Regierung mit dem Erzbischof von Köln, dem Grafen Spiegel, eine Konvention vom 19. Juni 1834, welcher hernach auch die übrigen Bischöfe beitraten. Diese Konvention legte jenes Breve dahin aus, daß das Versprechen der kath. Kindererziehung nicht gefordert und die passive Assistenz auf solche Fälle beschränkt werden sollte, wo religiöse Leichtfertigkeit vorliege. Vor seiner Wahl hatte D. versprochen, «jene gemäß dem Breve vom Papst Pius VIII. getroffene Vereinbarung nicht anzugreifen oder umzustoßen», nach dem Antritt seines Amts dagegen erklärte er, die Konvention vorher nicht gekannt zu haben, dieselbe sei mit dem Breve unvereinbar und er halte sich im Gewissen für gebunden, in allen Punkten, wo beide voneinander abweichen, dem Breve zu folgen. Nach langen vergeblichen Verhandlungen wurde D. wegen Nichterfüllung des gegebenen Versprechens und Nichtachtung der Staatsgesetze am 20. Nov. 1837 gefangen genommen und nach Minden geführt. Das Kapitel wählte einen Generalvikar. Der Staatsregierung aber fehlte das konsequente Ausharren, und der ganze Konflikt führte zu einer schweren Niederlage des Staats. Durch Kabinettsordre vom 28. Jan. 1838 wurde dem Geistlichen allerdings untersagt, ein förmliches Versprechen betreffs der Kindererziehung zu fordern, doch wurden bescheidene Erkundigungen gestattet und die Entscheidung über Zulassung oder Versagung der kath. Trauung dem Diöcesanbischof überwiesen. Als dann Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, wurde D. nicht bloß der Haft entlassen, sondern die gegen ihn erhobenen Anklagen ausdrücklich als unbegründet erklärt. D. nahm den Bischof von Speier, von Geissel, als Koadjutor an mit dem Recht der Nachfolge, legte seine kirchenpolit. Ansichten nieder in der Schrift «Über den Frieden unter der Kirche und den Staaten» (Münst. 1843) und starb 19. Okt. 1845. Vgl. Hase, «Die beiden Erzbischöfe» (Lpz. 1839); Maurenbrecher, «Die preuß. Kirchenpolitik und der kölner Kirchenstreit» (Stuttg. 1881).

Drot oder Dropt, Fluß im südwestl. Frankreich, entspringt am Capdrot im Depart. Dordogne, am Fuße eines 239 m hohen Berges, der zu den zwischen dem Lot- und Dordognethale gelegenen Gebirgsstücken gehört. Nachdem er den Norden des Depart. Lot-et-Garonne durchflossen hat und in das Girondedepartement getreten ist, geht er über Monségur und fällt mit zwei Armen rechts in die Garonne, und zwar bei Gironde und bei Casseuil, nahe bei Caudrot (Queue du Drot), nach einem Laufe von 128 km. Von Eymet an ist er mittels Schleusen schiffbar auf 64 km, sodaß auf ihm Wein, Getreide, Holz, Steine u. s. w. verfahren werden. Von Natur ist er nur ein schlecht genährter Bach ohne Klarheit, aber sein Thal ist freundlich und fruchtbar.

Drottningholm («Königininsel»), das prachtvollste unter den Lustschlössern der schwed. Könige, in reizender Lage auf der Mälar-Insel Lofö, 11 km nordwestlich von Stockholm. Der Platz, von alters her eine Staatsdomäne, hieß ursprünglich Torfvesund und erhielt seinen jetzigen Namen von Katharina Jagellonica, der Gemahlin Johanns III. Das jetzige schöne Schloßgebäude ward im Auftrage der Königin-Witwe Hedwig Eleonore (gest. 1715) von den beiden Nikodemus Tessin, Vater und Sohn, erbaut. In neuester Zeit ließ Oskar I. bedeutende Ausbesserungen ausführen; Oskar II. hat D. zu seiner Sommerresidenz gewählt. Besonders prachtvoll sind die Vorhallen, die Treppen, die Galerie und der Salon der Zeitgenossen des Königs Oskar I. Großartige Gartenanlagen im altfranz. Geschmack mit Springbrunnen und Statuen und ein schöner engl. Park stoßen zur Landseite an das Schloß. Im Park ließen

König Adolf Friedrich und seine Gemahlin Luise Ulrika das sog. Schloß China und das Dorf Kanton, einige Häuser in chines. Stil, erbauen.

Drouais (Jean Germain), franz. Maler, geb. in Paris 25. Nov. 1763, lernte bei seinem Vater, einem damals sehr in Mode stehenden Bildnismaler, dann bei Brenet und endlich bei David. Im J. 1783 gewann er den großen akademischen Preis durch seinen Verlorenen Sohn, welches Bild ihm selber aber trotzdem so wenig genügte, daß er es zerschnitt. Das folgende Jahr schuf er das Kananäische Weib zu Füßen Christi (im Louvre), welches Werk einen ungewöhnlichen Erfolg erzielte. In Rom, wohin er mit David sich begab, malte er 1785 den Sterbenden Gladiator (gestochen von Monsaldy) und 1786 den Marius in Minturnae (im Louvre, gestochen von Darcis). Später entstand noch ein Philoktetes und die ersten Anfänge zu einem Gemälde, welches Caj. Gracchus vorstellt, der von seiner Gattin sich losreißt, um unter dem empörten Volke den Tod zu finden. Mitten in letztgenannter Arbeit überraschte D. am 13. Febr. 1788 der Tod. Wenn auch D. allzu sehr das Ideal seines Lehrers David nachahmte, dem er auch als Zeichner etwas nachsteht, so war er doch ein hochbegabtes Talent. Eiserner Fleiß und größte Strenge gegen sich selbst zeichneten ihn aus. Die Skizze des Gracchus ist in Landons «Annales du Musée» (Par. 1801 fg.) gestochen.

Drouet (Jean Baptiste), Postmeister zu St.-Menehould, geb. 8. Jan. 1763, erkannte Ludwig XVI., als derselbe aus Frankreich zu fliehen versuchte, an der Ähnlichkeit mit dessen Bildnisse auf den Assignaten und veranlaßte 21. Juni 1791 zu Varennes dessen Gefangennahme. Er ward dafür vom Marnedepartement in den Konvent gewählt, empfing für seine Dienstleistung 30 000 Frs., stimmte dann für den Tod des Königs und entwickelte überhaupt eine wüthende Demagogie. Im Sept. 1793 erhielt er eine Sendung zur Nordarmee. Hier geriet er, als er im Oktober, in Maubeuge von der Armee des Prinzen von Coburg eingeschlossen, mit einigen Dragonern zu entkommen suchte, in Gefangenschaft und wurde nach dem Spielberg in Mähren abgeführt. Um zu entfliehen, sprang er 6. Juli 1794 vom Fenster seines Gefängnisses herab, brach aber ein Bein und wurde zurückgebracht. Mit Camus, Beurnonville u. a. wechselte man ihn im Nov. 1795 zu Basel gegen die Herzogin von Angoulême aus, worauf er als ehemaliges Konventsmitglied in den Rat der Fünfhundert trat. In die Verschwörung des Babeuf verwickelt, ward er 1796 gefangen gesetzt; doch fand er Gelegenheit zu entfliehen und ging in die Schweiz. Nach seiner Freisprechung vor Gericht kehrte er nach Frankreich zurück, wo er 1799 als Unterpräfekt zu St.-Menehould angestellt wurde. Während der Hundert Tage war er Mitglied der Deputiertenkammer; nach der zweiten Restauration wurde er 1816 als sog. Königsmörder aus Frankreich verbannt, lebte jedoch bis zu seinem 11. April 1824 erfolgten Tode unerkannt in Mâcon unter dem Namen Merger.

Drouet (Louis), berühmter franz. Flötenvirtuos, geb. in Amsterdam 1792, wurde auf dem pariser Konservatorium gebildet, wirkte als Flötist an den Napoleonischen Höfen in Amsterdam und Paris, ging später nach London, wo er mit seinem Spiel mehr Glück hatte als mit einer daselbst errichteten Flötenfabrik. Nach vielen Kunstreisen kam D. 1836 als Hofkapellmeister nach Coburg und starb in Bern 30. Sept. 1873. Seine Flötenkompositionen sind zahlreich und gehaltvoll. Er gilt als Komponist des franz.-napoleonischen Volksliedes «Partant pour la Syrie», welches ihm die Königin Hortense angeblich in die Feder diktiert hat.

Drouet d'Erlon (Jean Baptiste, Graf), franz. Marschall, geb. 29. Juli 1765 zu Rheims, diente, durch List geworben, fünf Jahre lang in der königl. Armee, wurde 1787 verabschiedet und trat 1792 in ein Freiwilligenbataillon. Nachdem er 1793 zum Kapitän und Adjutanten des Generals Lefebvre, 1795 zum Generaladjutanten befördert, ward er 1799 Brigadegeneral, 1803 Divisionsgeneral und bald darauf Chef des Generalstabes beim 10. Korps, 1807 beim Reservekorps und 1809 bei der bayr. Armee. D. führte 1805 die Truppen, welche durch Franken nach Bayern marschierten, und seit 1810 eine Division unter Masséna in Spanien, schlug 1811 den engl. General Hill und warf ihn auf Lissabon zurück, war 1813 Befehlshaber der Armee des Centrums und kämpfte 1814 unter Soult bei Toulouse. Nach dem Sturze Napoleons gab ihm Ludwig XVIII. den Befehl über die 16. Militärdivision. Allein im März 1815 wurde er als Mitschuldiger eines Aufstands im Depart. du Nord gefangen gesetzt. Es ist später erwiesen worden, daß D. allerdings die Seele dieser orleanistischen Bewegung war. Bei der Annäherung Napoleons benutzte er die Verwirrung, um sich der Citadelle von Lille, wo er gefangen saß, zu bemächtigen, und erklärte sich mit allen Offizieren seiner Division für den Kaiser, der ihn zum Pair von Frankreich ernannte und ihm den Befehl über das 1. Korps übertrug. Mit diesem kämpfte D. bei Quatre-Bras und hatte bei Waterloo den Hauptangriff auszuführen. Nach der Kapitulation von Paris zog er sich hinter die Loire zurück, floh aber, durch die Ordonnanz vom 24. Juli geächtet, nach Bayern, wo er in der Nähe von Bayreuth lebte. Infolge der Amnestie vom 28. Mai 1825 kehrte er nach Frankreich zurück. Nach der Julirevolution 1830 erhielt er den Befehl der 12. Militärdivision, bewirkte 1832 die Verhaftung der Herzogin von Berri, war vom Sept. 1834 bis Aug. 1835 Generalgouverneur von Algerien, übernahm dann wieder die 12. Militärdivision, wurde im Mai 1843 Marschall und starb 25. Jan. 1844 zu Paris.

Droussetwolf (so genannt vom frz. droussette, d. i. Reißkrempel oder Wollkamm), eine der Vorbereitungsmaschinen der Streichwollspinnerei.

Drouyn de l'Huys (Edouard), franz. Staatsmann, geb. 19. Nov. 1805 zu Paris, erhielt seine Bildung im Collége Louis-le-Grand zu Paris und besuchte seit 1823 die Rechtsschule. Er wählte dann die diplomatische Laufbahn, war 1833—36 Gesandtschaftssekretär im Haag, sodann Geschäftsträger in Madrid, und wurde 1842 im Depart. Seine-Marne in die Kammer gewählt, wo er als Gegner der Guizotschen Politik auftrat, sodaß er sein Amt aufgeben mußte. Nach der Februarrevolution in die Constituante, sodann in die Legislative abgeordnet, stimmte er in beiden Versammlungen meist mit der Rechten. Minister des Auswärtigen im ersten Kabinett Ludwig Napoleons, unterstützte D. die Politik des Präsidenten gegen die Römische Republik und für die Wiederherstellung der päpstl. Herrschaft. Nachdem er 2. Juni 1849 sein Portefeuille an Tocqueville abgetreten,

ging er als Gesandter nach London, kehrte aber bald wieder zurück und übernahm in dem Übergangskabinett vom 10. bis 24. Jan. 1851 abermals das Auswärtige. In dieser Stellung half er den Staatsstreich vorbereiten, beteiligte sich nachher an der Konsultativ-Kommission und erhielt dann die Senatorwürde. Hierauf trat er 28. Juli 1852 an Turgots Stelle zum dritten mal an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten. Der Ausbruch der orient. Wirren gab ihm Gelegenheit zur Entwickelung einer bedeutenden diplomatischen Thätigkeit und namentlich zur Begründung der Allianz zwischen Frankreich und England. Als besonderer Gesandter erschien er auch neben dem Baron Bourqueney im April 1855 auf den Wiener Konferenzen. Die Geneigtheit, die er hier, in Verbindung mit Lord Russell, den Friedenspropositionen Österreichs bewies, fand jedoch nicht den Beifall Napoleons III., und nach seiner Rückkehr sah er sich genötigt, 3. Mai 1855 sein Portefeuille dem Grafen Walewski zu überlassen. D. zog sich auf sein Landgut zurück und gab sogar 1856 als Senator seine Entlassung. Zur Rechtfertigung seines Verhaltens in der orient. Frage veröffentlichte er die Schrift «Histoire diplomatique de la crise orientale, etc.» (Brüss. u. Lpz. 1858).

Als Mitte Okt. 1862 Thouvenel als Minister des Auswärtigen seine Entlassung erhielt, weil er dem Papste Pius IX., gegen des Kaisers Absicht, mit Zurückziehung der franz. Truppen aus Rom gedroht hatte, entschloß sich D., an dessen Stelle zu treten. Er war als Freund Österreichs und Verehrer des Papstes bekannt, und man hielt daher diesen Portefeuillewechsel den Einheitsbestrebungen Italiens für sehr ungünstig; jedoch rechtfertigte der neue Minister weder die Hoffnungen der einen, noch die Befürchtungen der andern, sondern vertrat hier, wie anderwärts, nur die Politik Napoleons. D. verknüpfte auch 1863 seinen Namen mit dem Handelsvertrag zwischen Frankreich und Italien, und unterschrieb sogar die Übereinkunft vom 15. Sept. 1864, welche die Zurückberufung der franz. Truppen aus Rom entschied. Die von England gewünschte Unterstützung Dänemarks 1864 lehnte er in seiner Depesche vom 28. Jan. ab. Auf den Brief des Kaisers Napoleon vom 11. Juni 1866 an D. bezüglich der Lösung der Deutschen Frage folgte der Ministerrat vom 10. Juli, in welchem D. sein Programm vorlegte, das die Auflösung des bisherigen Deutschen Bundes und die Errichtung eines neuen zugestand, aber von letzterm sowohl Preußen als Österreich ausschloß, ersterm die Annektierung von Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Hessen und Braunschweig erlaubte, zugleich aber die Abtretung einer linksrhein. Gebiete, zur Entschädigung der depossedierten Fürsten, ihm zumutete und ein franz. Protektorat über das westl. und südl. Deutschland empfahl. Durch den franz. Gesandten in Berlin, Benedetti, forderte er 6. Aug. 1866 von Bismarck die Grenzen von 1814, Rheinbayern und Rheinhessen, Auflösung des zwischen dem Deutschen Bunde und Luxemburg bestehenden Verhältnisses, Aufhebung des preuß. Garnisonsrechts in der Festung Luxemburg und Abzug der preuß. Garnison aus Mainz und stellte für den Fall einer abschlägigen Antwort die Kriegserklärung Frankreichs in sichere Aussicht. Als Bismarck alle Forderungen zurückwies und Napoleon wegen ungenügender Rüstungen keinen Krieg anzufangen wagte, wurde D. als alleiniger Urheber dieses Fiasko bezeichnet und erhielt 1. Sept. seine Entlassung. Seitdem spielte er keine polit. Rolle mehr; er starb 1. März 1881 zu Paris. Vgl. V. d'Harcourt, «Les quatres ministères de Monsieur D.» (Par. 1882).

Droylsden, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, 3 km westlich von Ashton-under-Lyne, am Rochdale-Kanal und an mehrern Eisenbahnen, mit (1881) 8679 E., welche Kattunwebereien, Baumwollspinnereien und Färbereien unterhalten.

Droysen (Joh. Gust.), namhafter Historiker, geb. 6. Juli 1808 zu Treptow in Pommern, besuchte das Gymnasium zu Stettin, studierte seit 1826 zu Berlin Philologie und Altertumswissenschaft, übernahm 1829 eine Lehrerstelle am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin und habilitierte sich 1833 an der dortigen Universität, an welcher er 1835 eine außerord. Professur erhielt. D.s Studien waren damals vorzugsweise der Geschichte und Litteratur des griech. Altertums zugewandt, auf welchem Gebiete er sich namentlich als Übersetzer des Äschylus (2 Bde., Berl. 1832; 3. Aufl. 1868) und des Aristophanes (3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1881), sowie durch eine «Geschichte Alexanders d. Gr.» (Berl. 1833; 3. Aufl. 1880) und die «Geschichte des Hellenismus» (2 Bde., Hamb. 1836—43; 2. Aufl. 1877—78) bekannt gemacht hat. Seine spätere Thätigkeit wandte sich dagegen mehr der neuern Geschichte zu. Als Früchte dieser Studien sind zu nennen seine «Vorlesungen über die Geschichte der Freiheitskriege» (2 Tle., Kiel 1846), und das «Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg» (3 Bde., Berl. 1851—52; 7. Aufl., 2 Bde., 1875). Auch einige kleinere Arbeiten («Über das Patent vom 3. Febr. 1847» und «Über Preußen und das System der Großmächte») hängen mit diesen Arbeiten zusammen. D. wurde 1840 Professor der Geschichte in Kiel und nahm daselbst eifrig Anteil an den Bewegungen für die deutsche Sache in den Herzogtümern. Die sog. Kieler Adresse (1844) war von ihm verfaßt; ebenso nahm er teil an der Abfassung der Schrift der neun kieler Professoren über das «Staats- und Erbrecht des Herzogtums Schleswig» (Kiel 1846). Später schrieb er noch mit Professor Samwer die «Aktenmäßige Geschichte der dän. Politik» (1. u. 2. Aufl., Hamb. 1850). Als die dän. Regierung durch das Patent vom 28. Jan. 1848 eine dän. Gesamtstaatsverfassung in Aussicht stellte, empfahl D. in einer Broschüre als den einzig rechtlich möglichen Weg die gemeinsame Beratung dän. und schlesw.-holstein. Vertreter, ein Vorschlag, der freilich bald durch den raschen Gang der Ereignisse und die in Kopenhagen erfolgte Umwälzung überholt ward. Die infolge dieser Ereignisse 24. März 1848 in Kiel eingesetzte Provisorische Regierung der Herzogtümer sandte D. nach Frankfurt, um den Schutz des Bundestags anzurufen, und übertrug ihm dann die Stelle eines Vertrauensmanns beim Bundestage. Später von einem schlesw.-holstein. Bezirk zum Abgeordneten der Deutschen Nationalversammlung gewählt, zählte er zu den entschiedensten Anhängern der erbkaiserl. und konstitutionellen Partei. Er war Schriftführer des Verfassungsausschusses, dessen «Verhandlungen» (Lpz. 1849) er auch veröffentlichte. Im J. 1851 wurde D. Professor der Geschichte in Jena und 1859 in Berlin. Dort begann auf seine Anregung und unter seiner Leitung

welcher die relativ leichten Hämmer nicht durch Hebung mittels Daumen und durch freien Fall wirken, sondern mit Benutzung von Kurbelgetrieben auf- und niedergeschoben werden und die Zugstangen mittels einer in ihnen angebrachten Feder elastisch gemacht sind, wodurch das zu walkende Tuch mehr geschont wird. (Vgl. Walke und Tuchfabrikation.)

Druckwerk heißt eine Maschine, welche dazu dient, Flüssigkeiten zu einer Höhe emporzutreiben, welche größer als 10 m ist, bis zu welcher Höhe die Flüssigkeiten mit der gewöhnlichen Saugpumpe (s. Pumpe) gehoben werden können. Ein D. besteht aus einer Röhre (Stiefel), welche unterhalb des Wasserspiegels ein nach innen gehendes Ventil hat, und in welche seitwärts eine zweite Röhre, das Steigrohr, einmündet. In dem Stiefel bewegt sich ein massiver, genau schließender Kolben auf und ab. Beim Aufsteigen des Kolbens entsteht unter demselben ein luftleerer Raum, in welchen dann durch das Ventil Wasser steigt, welches beim Absteigen des Kolbens in das Steigrohr getrieben und dort ebenfalls hinter einem Ventil gefangen wird. Um das ruckweise Ausströmen an der Ausflußöffnung in einen fortwährenden Wasserstrahl zu verwandeln, läßt man das Wasser durch einen Windkessel gehen. Bei den doppelten (zweistiefeligen) D., wohin z. B. die größern Feuerspritzen gehören, steigt ein Kolben auf, während der andere abwärts geht. Zu den merkwürdigen D. der neuern Zeit gehören die für das Salzwerk zu Reichenhall in Bayern; die Wasserkünste zu Herrenhausen in Hannover; die jetzt in Verfall geratenen berühmten Fontänen zu Marly-le-Roy bei Versailles. Neuerdings wurden in Berlin und Potsdam, zu Elberfeld, Dresden und andern Orten für Wasserversorgungszwecke D. angelegt. Hochinteressante Ausführungen dieser Art finden sich bei den Wasserversorgungsanlagen der Rauhen Alp in Württemberg u. s. w. (S. Pumpe und Wasserleitung.) Den Namen D. führt auch eine andere, für Formveränderungszwecke bestimmte Maschine zum Stanzen und Prägen, die mit Schraubenspindel und Balancier versehen ist. Derselbe Name ist endlich für alle auf dem Wege des Kupferdrucks, Steindrucks und Bücherdrucks hergestellten Erzeugnisse im Gebrauch.

Druden sind im altdeutschen Volksglauben weibliche Wesen elbischen Geschlechts, die im Glauben der spätern Zeit zu Unholden und hexenartigen Nachtgeistern wurden, welche die Schlafenden ängstigten, Kinder und Haustiere schädigten und allerlei bösen Zauber trieben, gegen welchen der Drudenfuß (s. d.) oder auch der Drudenstein, d. i. ein im Wasser rund geriebener Kalkstein mit einem natürlichen durchgehenden Loch, auch ein Hufeisen, ein Besen vor oder das Kreuzzeichen über der Thür als Schutzmittel dienten. Ursprünglich war die D. oder Trut ein guter, schöner, elbischer Geist, der zum Gefolge der Göttin Holda (Perchta) gehörte. Der Glaube an sie haftete in Bayern, Tirol und Österreich am festesten.

Drudenfuß oder Drudenkreuz, Alpfuß, Alpkreuz, Maarfuß, Pentagramm oder (in der Heraldik) Pentalpha nennt man eine aus zwei ineinander verschränkten gleichseitigen Dreiecken gebildete fünfeckige Figur (☆). Der Ursprung dieses mystischen Zeichens verliert sich in das Altertum. Unter den geheimnißvollen Zahlen und Figuren, welche die Pythagoräer brauchten, findet es sich als Zeichen der Gesundheit. Aus der Schule der Philosophen ging es in das gewöhnliche Leben über. Häufig erscheint das Pentagramm auf griech. Münzen. Eine hohe Bedeutung erhielt es auch bei den verschiedenen gnostischen Sekten, und als Sinnbild der Pentas erscheint es auf den Abraxasgemmen. Im Mittelalter wurde es bei Zauberformeln gebraucht und sollte eine Herrschaft über die Elementargeister ausüben. Den Namen D. (Alpfuß) hat es daher erhalten, daß man sich desselben gegen Hexen oder Druden (s. d.) bediente, und noch gegenwärtig gebraucht der Aberglaube dieses Zeichen, um die Hexen von den Viehställen, Thürschwellen, Wiegen, Betten u. s. w. abzuhalten.

Druey (Karl), schweizer Staatsmann, geb. 1799 zu Faoug im Kanton Waadt, studierte die Rechte in Heidelberg und ließ sich dann als Advokat im Waadtlande nieder, wo er 1834 Mitglied des Staatsrats wurde. Er nahm eifrigen Anteil an den Reformbestrebungen in der Schweiz und leitete, nachdem er kurze Zeit Gesandter an der Tagsatzung gewesen, 1845 die liberale Bewegung im Kanton Waadt, worauf er an der Spitze der neuen demokratischen Regierung daselbst gestellt wurde. Nach der neuen Verfassung der Schweiz wurde er in den Bundesrat gewählt, wo er 1849 Vizepräsident, 1850 Präsident war und später meist die Finanzen leitete. D. starb 29. März 1855 in Bern.

Druf (Druffel, vom altniederdeutschen drave, Traube), ein in Niederdeutschland gebräuchliches Wort für eine Menge von Dingen gleicher Art, z. B. ein D. Äpfel u. s. w.; dann der Bodensatz, der sich in den Weinfässern ansammelt.

Druffel (August von), Geschichtschreiber, geb. 21. Aug. 1841 zu Koblenz als Sohn des damaligen Landgerichtsrats, spätern Landgerichtspräsidenten zu Aachen, studierte Geschichte und Staatswissenschaften zu Innsbruck, Berlin und hauptsächlich in Göttingen, wo er sich an Waitz anschloß, und trat dann bei der Historischen Kommission der Akademie zu München als Mitarbeiter ein. Nachdem er an den Feldzügen 1866 und 1870—71 teilgenommen, habilitierte er sich an der Universität München, wo er 1875 auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde. Er schrieb: «Beiträge zur Reichsgeschichte 1546—52» (3 Bde., Münch. 1873 fg.), «Kaiser Karl V. und die Römische Kurie» (2 Bde., Münch. 1877—81), «Ignatius von Loyola an der Römischen Kurie» (Münch. 1879), «Der elsäss. Augustinermönch Johannes Hoffmeister» (Münch. 1879).

Druiden (Druides, gälisch druich draoid) war der Name der Priester bei den kelt. Völkern im alten Gallien und Britannien. In Gallien bildeten sie zu Cäsars Zeit einen geschlossenen, aber nicht erblichen Stand, der mit dem der Ritter, dem Adel, die Herrschaft über das übrige Volk teilte, vom Kriegsdienst und Abgaben befreit war, vermutlich mehrere Abteilungen oder Grade in sich schloß, und an dessen Spitze ein oberster D. stand. Als Priester besorgten sie den Dienst der Götter, namentlich auch die privaten und öffentlichen Opfer an den heiligen Orten. Auch die religiöse Geheimlehre ward von ihnen bewahrt und ausgelegt. Sie übten ferner die Kunst der Weissagung und entschieden als Richter in den Streitigkeiten zwischen den einzelnen Personen wie zwischen den Völkerschaften. Ebenso gehörte ihnen zu die Heilkunde, die Kenntnis der Gestirne, der Einteilung der Zeit, der Schreibkunst

ſenſchaft ward vor dem Volke geheimge-
em in den Stand Aufzunehmenden durch
hrenden mündlichen Unterricht mitgeteilt.
n waltendes Schickſal anerkannt, die Un-
it der Seele und deren Wanderung nach
gelehrt haben, iſt wohl ſicher. Mit der
fung Galliens durch die Römer hörte all-
hre polit. Bedeutung auf, wenngleich ihre
aft von ihnen fortgelehrt ward. Kaiſer
hob den druidiſchen Götterdienſt mit ſei-
igen Kultus durch Verbot auf; heimlich
aber noch eine Zeit lang gedauert zu haben.
n galt bei den Galliern als die eigentliche
es Druidentums. In Gallien befand ſich
diſche Hauptheiligtum in der Gegend des
Chartres; in Britannien war zur Zeit der
berung unter den Kaiſern Claudius und
Hauptſitz der D. auf der Inſel Mona
leſey). Das Prieſtertum der Germanen
dem Druidentum durchaus verſchieden.
th, «Über die D. der Kelten» (Erlangen
Barghon Fort-Rion, «Le druidisme au
e» (Verſailles 1874).

enorden, ein Geheimbund, der 1781 zu
ntſtand und zunächſt die gegenſeitige Un-
der Mitglieder des Bundes bezweckte.
nd zerfiel der Orden im Laufe der Zeit in
bhängig voneinander beſtehende Geſell-
in Auſtralien dagegen und noch mehr in
hat er ſich raſch verbreitet. Die erſte Loge
a wurde 1833 zu Neuyork errichtet; 1849
Bezeichnung Hain (grove) für Loge ein-
nd der Großhain der Vereinigten Staa-
ndet, unter welchem die andern Haine
Nach Deutſchland wurde der D. 1872 ge-
beſteht jetzt ein Großhain des Deutſchen
Berlin und mehrere Haine; als ſein Or-
int in Berlin der «Deutſche Erzdruide».

a, Fluß in den ruſſ. Gouvernements
nd Wilna, ein linker Nebenfluß der Düna.
itt aus dem See Skuda, im Kreiſe Nowo-
wsk des Gouvernements Kowno, fließt in
l. Richtung und ergießt ſich bei der Stadt
die Düna. Sie iſt 68 km lang, durch-
6—7 m breit und 2 m tief.

s, ſ. Druʒj.

ngen, Kantonshauptort im Kreiſe Zabern
lothring. Bezirks Unterelſaß, liegt 24 km
ich von der Kreisſtadt Zabern an der
n Pfalzburg nach Saargemünd, iſt Sitz
sgerichts und zählt (1880) 506 meiſt prot.
Ackerbau und Viehzucht treiben.

ann (Karl Wilh.), Geſchichts- und Alter-
her, geb. 11. Juni 1786 zu Dannſtedt bei
t, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Vorbil-
lterlichen Hauſe, zuletzt auf der Dom-
Halberſtadt, und ſtudierte ſeit 1805 erſt zu
nn zu Helmſtedt auf den Wunſch ſeines
heologie, obgleich er ſich mehr zur Ge-
d Altertumswiſſenſchaft hingezogen fühlte.
h dem Abgange von Helmſtedt trat er in
rkollegium der halberſtädter Domſchule
nahm er, da die Beſoldung kärglich war,
Hauslehrerſtelle an. Im J. 1810 kehrte
hrer am Pädagogium nach Halle zurück,
e ſich daſelbſt 1812 als Privatdocent und
17 einem Rufe als außerord. Profeſſor
gsberg, wo er 1821 die ord. Profeſſur der
erhielt und 29. Juli 1861 ſtarb.

Außer ſeinem akademiſchen Lehramte war D. auch als Schriftſteller außerordentlich thätig. Sein Hauptwerk iſt die «Geſchichte Roms in ſeinem Übergange von der republikaniſchen zur monarchiſchen Verfaſſung, oder Pompejus, Cäſar, Cicero und ihre Zeitgenoſſen» (6 Bde., Königsb. 1834—44). Wiewohl die alphabetiſche Anordnung und die biographiſche Behandlung des Stoffs als Mißgriff gelten muß und die Darſtellung alles Reizes ermangelt, enthält doch das Werk eine Fülle gründlicher und allſeitig erſchöpfender Geſchichtsſtudien. Unter D.s übrigen Schriften ſind noch die «Ideen zur Geſchichte des Verfalls der griech. Staaten» (Berl. 1815), der «Grundriß der Kulturgeſchichte» (Königsb. 1847), «Bonifacius VIII.» (2 Bde., Königsb. 1852) und «Die Arbeiter und Kommuniſten in Griechenland und Rom» (Königsb. 1860) hervorzuheben.

Drummond, berühmtes ſchott. Geſchlecht, leitet ſeinen Urſprung von einem gewiſſen Mauritius ab, der das Schiff kommandierte, auf welchem Edgar Atheling und ſeine Schweſter, die Prinzeſſin Margareta, um 1060 von Ungarn nach England zurückkehrten. Als Margareta ſich mit Malcolm III. vermählte, begleitete Mauritius ſie nach Schottland, wo er ſich niederließ. Von ihm ſtammte im elften Gliede Sir John D. von Stobhall, deſſen Tochter Annabella die Gemahlin Roberts III. (1390—1406) war, und die Ältermutter der königl. Familie Stuart und der meiſten europ. Fürſtenhäuſer iſt. — Sein älteſter Sohn, John D., war der Ahnherr des Lords D. und Grafen von Perth; von dem jüngern, William, ſtammte der Dichter **William D. von Hawthornden** (geb. 13. Dez. 1585, geſt. 4. Dez. 1649), der wegen der Harmonie ſeiner Verſe mit Spenſer verglichen wird. Seine «Tears on the death of Moeliades» (1612), ein Elegiencyklus auf den Tod des Prinzen Heinrich, Sohn Jakobs I., «The wandering Muses, or river Forth feasting» (1617), namentlich aber ſeine Sonette erwarben ihm einen hohen Ruf. Er war ein vertrauter Freund Ben Jonſons.

James D., erſter Graf von Perth (geſt. 1611), war der Urgroßvater James D.s, vierten Grafen von Perth, welcher, 1648 geboren, 1678 Mitglied des Geheimen Rats und 1684 Kanzler von Schottland wurde. Seine Härte und Willkür zogen ihm allgemeinen Haß zu, der durch ſeinen Übertritt zum Katholizismus noch vermehrt wurde. Nach der Revolution von 1688 ſuchte er zu entfliehen, wurde jedoch in Stirling-Caſtle feſtgehalten, bis man ihn 1693 gegen einen Revers freiließ. Sodann begab er ſich nach Frankreich zu Jakob, der ihn zum Herzog von Perth, Oberkammerherrn, Ritter des Hoſenbandordens und Gouverneur des Prinzen von Wales ernannte. Er ſtarb in St.-Germain 11. März 1716. Seine «Letters from James, Earl of Perth, to his sister, the Countess of Errol» (Lond. 1845) wurden von der Camden-Society veröffentlicht. — Sein Enkel, James D., Herzog von Perth, einer der eifrigſten Anhänger des Prätendenten Karl Eduard, focht tapfer in den Schlachten von Preſtons-Pans (1745) und Culloden (1746), und rettete ſich dann nach Frankreich, wo er bald darauf ſtarb. — James D., Herzog von Melfort, war der Vater von Charles Edward D., Herzog von Melfort (geb. 1752), der 9. April 1840 zu Rom als Prälat der röm. Kirche und als apoſtoliſcher Protonotarius ſtarb. — Sein Neffe, George D., geb. 6. Mai

1807, hatte Gelegenheit, sich der engl. Regierung dienstbar zu erweisen, worauf die über seine Vorfahren ausgesprochene Acht aufgehoben und er 1853 vom Oberhause als Graf von Perth und Melfort anerkannt wurde.

Von James, zweitem Lord D., stammte James Lord Maderty (1609), dessen Enkel, William D., 1686 zum Viscount Strathallan erhoben ward. Er war ein treuer Diener Karls I., focht in Irland und bei Worcester und wanderte dann nach Rußland aus, wo der Zar Alexei Michailowitsch ihn als Generallieutenant anstellte. Nach der Restauration kehrte er in sein Vaterland zurück, ward Oberbefehlshaber der Truppen in Schottland und starb 1688. Da sein Enkel 1711 kinderlos starb, so ging der Titel auf William, den Nachkommen eines jüngern Sohnes des ersten Lords Maderty, über, welcher 1746, für die Sache der Stuarts kämpfend, bei Culloden den Tod fand. — Der Enkel desselben, James Andrew John Lawrence Charles D., geb. 1767, ward durch Parlamentsakte vom J. 1824 wieder in den Titel eines Viscount Strathallan eingesetzt, in welchem 1851 ihm sein ältester Sohn William Henry, geb. 5. Mai 1810, folgte. — Der jüngere Bruder des bei Culloden gefallenen Viscount Strathallan, Andrew D., wurde der Gründer des bekannten Bankierhauses D. in London. Teilhaber desselben war Henry D., geb. 5. Dez. 1786, Parlamentsmitglied für West-Surrey und ein Haupt der Irvingianer, zu deren Besten er einen ansehnlichen Teil seines großen Vermögens verwandte. Unter anderm erbaute er für sie zwei Kirchen und schrieb zur Verteidigung ihrer Grundsätze ein Werk über «Revealed religion» (Lond. 1845). Er starb 20. Febr. 1860. — Zu einer andern Linie gehörte der Archäolog Sir William D., Gesandter in der Türkei (1801) und Palermo (1808), geb. um 1760 in Schottland, gest. zu Rom 29. März 1828.

Drummonds Kalklicht, ein 1826 von dem engl. Ingenieur Drummond zuerst angewandtes Licht für nächtliche Signale, Leuchttürme u. s. w., wird hervorgerufen, indem eine Knallgasflamme, Sauerstoff und Wasserstoff, oder bequemer eine durch komprimierten Sauerstoff angefachte Leuchtgasflamme auf einen, durch ein Uhrwerk in langsame Rotation versetzten Kalkcylinder geleitet wird. Der Kalk gerät dabei in heftigstes Glühen und strahlt ein Licht von blendendster Weiße aus. Läßt man das Sauerstoffgas unter einem Druck von 3½ Atmosphären in die Leuchtgasflamme strömen, so entspricht das Licht, nach Pohls Messungen, der Leuchtkraft von 790 Stearinkerzen.

Drumont, ein 1226 m hoher Gipfel der südl. Vogesen, westlich von St.-Amarin, nordöstl. neben dem Col de Bussang, welcher zwischen ihm und dem Mont-Grießen, im SW. des Sulzer Belchen, liegt.

Drupaceae, s. Amygdalaceae.

Druschinen, Drushinen, s. Drushina.

Druse, im gewöhnlichen Leben Kropf genannt, ist eine den jungen Pferden eigentümliche ansteckende und häufig vorkommende Krankheit, welche als akuter Katarrh der Schleimhäute der Nase und ihrer Nebenhöhlen auftritt, kombiniert mit einer Art Skrofulose, welche sich durch Schwellung, Entzündung und Vereiterung der Kehlgangs-Lymphdrüsen charakterisiert. Fohlen und junge Pferde werden stets am häufigsten von der D. heimgesucht, ja die D. ist als eine Jugendkrankheit der Pferde anzusehen. Sie gibt sich zu erkennen durch Mattigkeit, Niesen, Husten, gerötete Nasenschleimhaut, reichliche Schleimabsonderung aus den Nasenlöchern, endlich Geschwulst im Kehlgange, welche in einen Eiterknoten übergeht, nach dessen Aufbruch meistens völlige Heilung eintritt. Warmhalten der Tiere und Fütterung mit nicht zu kräftig nährenden oder reizenden, sondern leichten Stoffen, ist die einzig ratsame Behandlungsweise. Der arzneilichen Behandlung bedarf die gewöhnliche Druse nicht, ja das Eingeben von sog. Drusenpulvern schadet in der Regel mehr als es nützt. Örtliches Warmhalten der Kehlgangs- und obern Halsgegend des kranken Pferdes durch Anlegen eines Kehllappens, Verabreichen von süßen Säften (Möhrensaft, Honig) mit etwas Anis- und Fenchelpulver, Aufstreichen und Einreiben von Zwiebelfett auf die geschwollenen Kehlgangsdrüsen (Kropf), wenn sie nicht zur Reifung kommen wollen, Einströmenlassen von feuchtwarmen Dämpfen in die Nasenhöhle des Patienten (gekochte Gerste in einen Freßbeutel gethan und letzterer dem Pferde an den Unterkopf in gewöhnlicher Weise gehängt), wenn der Nasenausfluß nicht recht reichlich zur Ausscheidung kommt, sind eigentlich alles, was man an Kunsthilfe dem drusenkranken Pferde bieten soll. Die D. geht nie in sog. Roß der Pferde über. Was man im gewöhnlichen Leben bösartige oder verdächtige D. nennt, ist in der Regel nichts anderes als beginnende Rotzkrankheit, deren spezifische Symptome nur noch nicht sämtlich wahrgenommen werden können.

Druse ist die Bezeichnung für Hohlräume in Gesteinen, deren Wände mit krystallisierten Mineralien bedeckt sind, wie dies die beistehende Abbildung



zeigt. Je nach der Verschiedenheit der die Wände überziehenden Krystallisationen unterscheidet man Quarzdrusen, Kalkspatdrusen u. s. w. Besteht die Kruste aus sehr feinen Kryställchen, so spricht man von einer Drusenhaut.

Drusen, eine der merkwürdigsten Völkerschaften des Libanon, von welchem Gebirge sie vorzugsweise den Süden, wie die Maroniten (s. d.) den Norden einnehmen. Die ungefähre Grenzlinie des beiderseitigen Gebietes wird durch die Straße von Beirut nach Damascus gebildet; südwärts und ostwärts überschreitet das drusische Gebiet den Nahr-el-Litani und dehnt sich über die Hochthäler des Antilibanon und Großen Hermon aus. Ein anderer Drusenstamm wohnt im Hauran, wohin im 18. Jahrh. 600 Familien übersiedelten, deren Nachkommen, durch spätere Zuzüge verstärkt, eine kompakte Bevölkerung bilden. Die ganze Nation kann man auf nicht mehr als 83000 Seelen anschlagen; auch füllt sie das bezeichnete Gebiet nicht allein aus, vielmehr leben die D. in ihren Norddistrikten vorzüglich mit Maroniten, in den Süddistrikten vielfach mit Griechen und Melchiten untermischt. Der Name D. wird

alten syr. Stamme der Ituräer in Verbin-
ebracht. Jedenfalls ist in der Nation ein
liches autochthones Element enthalten, wel-
r, wie so viele andere syr. Stämme, durch
nfluß des Islam und die arab. Einwan-
n früh seines eigentümlichen Idioms sich
nd den verwandten arab. Dialekt annahm.
nderstellung der D. unter den Bevölkerungen
s beruht weniger auf ihrem Ursprunge als
r Verfassung und ihrer Religion. Was jene
so läßt sie sich als eine Adelsrepublik mit
lich an die Spitze tretendem primus inter
ezeichnen. Die edeln Familien zerfallen in
s und Emirs. In neuern Zeiten ist noch
. Titel Beg hinzugekommen, welcher, von
Machthabern einzelnen hervorragenden In-
erteilt, auf den erblichen Familienrang
nfluß geblieben ist. Die Religion der D. ist
heimlehre, in der mohammed. Gnostizismus
Christentum entlehnten Ideen und vielleicht
esten syr. Naturdienstes vermischt ist. Das
ilt sich ihr gegenüber in Akkal, Wissende,
eihte, und Dschahil, Unwissende. Letztere
aller religiösen Erkenntnis ermangelnde
ause, erstere bilden einen von Vermögen,
fen, ja sogar vom Geschlecht unabhängigen
von verschiedenen Graden, in welchem der
Bauer mit dem Emir aus den ersten Ge-
rn gleichberechtigt erscheint. Eigentliche
haben die D. nicht, wohl aber besondere,
dacht gewidmete Gebäude, Chalweh oder
genannt, in welchen sich auch Sammlungen
iligen Schriften und ihre Standarten finden,
lin-Matur und Ballin im Libanon, zu Has-
Raschaia im Antilibanon. Als Religions-
schaft nennen sie sich selbst Muahhidin, Be-
er Einheit Gottes. Auf den einigen und
Gottesbegriff legt ihr Glaube großes Ge-
Gott hat sich wiederholt und, zuletzt in der
des Fatimiden-Kalifen Hakim Biemrillah,
chlicher Gestalt den Erdbewohnern geoffen-
ist als Hakim 411 der Hedschra oder 1021
um den Glauben seiner Diener auf die
stellen, von der Erde geschwunden; aber
seinerzeit mit Macht und Herrlichkeit wieder-
um seinen Getreuen das Reich der Welt
eihen. Jede seiner Menschwerdungen war
persönlichen Offenbarung seines Erstlings-
es, der Allweisheit, begleitet, welche zuletzt
nza, der Sohn Alis, auftrat und in dieser
den Menschen die göttlichen Wahrheiten
ete. Hamza ist also der Apostel des Tewhid,
eitslehre. Von der Allweisheit sind die
n erschaffen worden, und zwar in einer be-
n Zahl, die weder der Verringerung noch der
rung fähig ist, indem die Seelen bei dem
eines Leibes in einen neugeborenen andern
n. Die Seelen befinden sich also stets im
e der Wanderung, aber sie können je nach
be zur höchsten Vollkommenheit aufsteigen,
gekehrt zur tiefsten Entartung niedersinken.
zerfallen die D. des Libanon in zwei Par-
e Dschumblatieh unter dem Hause Dschum-
nd die Jezbekieh unter dem Hause Abu-
beide befehden sich gelegentlich in Zeiten
Ruhe, lassen aber bei Kriegen die innern
igkeiten sofort fahren. Mehrere edle Fami-
B. die Reßlân, halten sich diesen beiden
rbindungen fern.

Die geschichtliche Erwähnung der D. ist nur dürftig. Zur Zeit der Kreuzzüge, wo die verwandte Sekte der Ismaelier eine so große Rolle spielte, scheinen sie noch höchst unbedeutend gewesen zu sein. Nach eigenen Nachrichten hatten sie damals längst erbliche Häuptlinge, und zwar zunächst aus dem edeln Hause der Tanuch, welchem um die Zeit des Mamluken-Sultans Kalaun das der Maan folgte. Diese, von dem Kalifen Abu-Bekr abstammend, wurden nachmals von den Türken als tributäre Fürsten des Gebirges anerkannt, gelangten im Anfange des 17. Jahrh. mit Fachr-ed-Din zu großem Ansehen und regierten bis in das 18. Jahrh., wo sie ausstarben. Ihre Würde ging auf die ihnen verwandten Schehâb über, welche dieselbe ungefähr 130 Jahre lang bewahrten, bis der berühmteste Dynast des Geschlechts, der Emir Beschir, ihrer als ägypt. Parteigänger bei der Wiedereroberung Syriens durch die Pforte verlustig ging. Durch den Übertritt Beschirs zum maronitischen Christentum war inzwischen diese Sekte so gehoben worden, daß sie einer bloß drusischen Verwaltung nicht mehr unterstellt werden konnte, und nach blutigen Bürgerkriegen unter beiden verwandten Völkerschaften gab die Pforte auf Antrieb der Großmächte einer jeden eine besondere Regierung unter einem einheimischen Kaimakam. Gleichwohl erneuerten sich die Kriege, und nach dem Gemetzel von 1860 sah sich die Pforte veranlaßt, das einheitliche Regiment des Gebirges unter einem christlichen, aber nicht dem einheimischen Adel entnommenen Chef mit dem Titel Pascha herzustellen. Zugleich wurden Maßregeln getroffen, die feudalen Bande in der Nation, auf welchen ihr Übergewicht im Kriege beruhte, zu brechen und den Adel seines Einflusses zu berauben. Die D. sind tapfer, gastfrei, nüchtern, reinlich und fleißig, aber rachsüchtig und, wo es nationale Interessen gilt, rücksichtslos grausam. Vielweiberei ist bei ihnen selten. Einige Teile ihres Gebietes gehören zu den bestangebauten Stellen des Libanon; sie produzieren, wie die übrigen Bewohner des Gebirges, hauptsächlich Cocons und Olivenöl, weniger Wein, Tabak und Cerealien. Vgl. S. de Sacy, «Exposé de la religion des Druses» (2 Bde., Par. 1838); Wildenbruch, «Einen Blick auf den Libanon» (Berl. 1860); Guys, «La nation Druse» (Par. 1864); Lord Caernarvon, «Druses of the Lebanon» (Lond. 1869). Am ausführlichsten behandelte Churchill die D. in «Mount Lebanon» (4 Bde., Lond. 1855—62).

Drusen, technische Bezeichnung für Weinhefe.

Drüsen (Glandulae) nennt man eine große Anzahl unter sich wesentlich verschiedener Organe des tierischen und menschlichen Körpers, welche ziemlich unpassend unter diesem Namen zusammengefaßt werden. Zunächst lassen sich zwei große Gruppen von D. unterscheiden, die echten oder die Absonderungsdrüsen und die unechten oder Blut- und Lymphdrüsen. Die Lymphdrüsen, kleine, derbe, bohnenförmige Organe, werden besonders vom Volksmunde als D. bezeichnet; in ihnen erleidet der aus der Nahrung gewonnene Chylus (s. d.) beträchtliche chem. Veränderungen und wird durch die Beimengung zahlreicher charakteristisch geformter Elemente, der sog. Chylus- oder Lymphzellen, in eine dem Blute vielfach ähnliche Flüssigkeit umgewandelt. (S. Lymphdrüsen.) Als Blutdrüsen unterscheidet man eine Gruppe von größern, den Lymphdrüsen verwandten Organen, welche, wie diese, gleichfalls durch die Bildung der

weißen Blutkörperchen eine wichtige Rolle bei der Blutbildung spielen; hierher gehören die Milz (s. d.), die Schilddrüse (s. d.), die Thymusdrüse (s. d.).

Die echten D. sind sämtlich Absonderungsorgane, d. h. es wird in ihnen aus dem Blute eine besondere Flüssigkeit bereitet, welche durch einen Gang, den Ausführungsgang, abfließt. Dieser Gang mündet, je nach der Bestimmung der D., entweder auf die äußere Haut (Schweißdrüsen, Talgdrüsen, Milchdrüsen), oder auf die Schleimhaut, welche den gesamten Nahrungskanal, von der Mundhöhle bis zum After, auskleidet (Schleimdrüsen, Speicheldrüsen, Magen- und Darmsaftdrüsen). Nur zwei D. ergießen ihre Absonderungsflüssigkeit nicht direkt auf Haut oder Schleimhaut, sondern zuvor in ein Reservoir, in welchem sich das Sekret ansammelt, um dann von Zeit zu Zeit in Masse entleert zu werden, dies sind die Leber und das Nierenpaar. Die von der Leber gebildete Galle wird zunächst in der Gallenblase aufgespeichert und von da durch einen besondern Kanal in den Darm ergossen. Eine ähnliche Rolle spielt die Harnblase gegenüber den Nieren, welche den Harn absondern. Hinsichtlich ihres Baues unterscheidet man traubenförmige und schlauchförmige D. Die traubenförmigen oder acinösen D. bestehen aus Gruppen von mikroskopisch kleinen runden Bläschen, welche wie die Beeren einer Traube an einem Stiele sitzen, nur daß die Beeren sowohl als der Stiel hohl sind. Mehrere solche Träubchen vereinigen sich, indem ihre Stiele zusammenfließen, zu einem größern Träubchen, mehrere solche zu einem noch größern, bis endlich alle Stiele in einen großen, d. i. der Ausführungsgang der D., zusammengeflossen sind. Daß man diesen traubenförmigen Bau nicht sogleich von außen erkennt, liegt daran, daß die einzelnen Läppchen der D. durch faseriges Gewebe fest untereinander vereinigt sind und außerdem gewöhnlich die ganze D. noch von einer faserigen Kapsel umschlossen ist. Solche traubenförmige D. sind die Speicheldrüsen, die Schleimdrüsen, die Talgdrüsen, die Milch- oder Brustdrüsen und in gewissem Sinne auch die Lunge, welche freilich keine Flüssigkeit, sondern ein Gas, nämlich die Kohlensäure, absondert. Die schlauchförmigen oder tubulösen D. bestehen aus mikroskopisch feinen langen Röhrchen, welche entweder jedes für sich ausmünden (wie die Magensaft- oder Labdrüsen, die Darmsaftdrüsen, die Schweißdrüsen) oder sich untereinander vereinigen und einen gemeinschaftlichen Ausführungsgang haben (wie die zahlreichen Harnkanälchen der Niere). Entweder verlaufen diese Röhrchen gerade oder sie winden sich knäuelförmig zusammen (Schweißdrüsen, Harnkanälchen). Sowohl die Röhrchen der Schlauchdrüsen als die Bläschen der Traubendrüsen sind mit einer einfachen oder mehrfachen Schicht von cylindrischen oder plattenförmigen Zellen ausgekleidet, den sog. Drüsenzellen oder dem Drüsenepithel, welches die Hauptrolle bei der Absonderung (s. d.) spielt. Außerdem ist jedes Röhrchen oder Bläschen von einem dichten Netz feinster Äderchen umsponnen. Aus dem diese Äderchen durchströmenden Blute schwitzen gewisse Stoffe in die Epithelzellen hinüber, werden hier chemisch umgewandelt und gelangen als spezifisches Drüsensekret aus den Röhrchen oder Bläschen durch den Ausführungsgang der D. an den Ort ihrer Bestimmung. Die Funktionen der D. werden durch die vom Willen ganz unabhängigen Drüsennerven beeinflußt, welche teils den Füllungsgrad der die einzelnen D. mit Blut versorgenden Blutgefäße regulieren, teils mit den Drüsenzellen selbst in Verbindung stehen und auf die qualitative Zusammensetzung des betreffenden Absonderungsprodukts von bestimmendem Einfluß sind. Wegen ihres großen Gefäßreichtums erkranken die D. sehr leicht und neigen namentlich zu entzündlichen Prozessen, die häufig mit Absceßbildung verbunden sind. Die chronische Entzündung mehr oder minder zahlreicher D. bedingt die sog. Drüsenkrankheit oder Skrofulose (s. d.).

Drüsenfrucht, s. Adenocarpus.

Drüsengriffel, s. Adenostyles.

Drusenheim, Dorf im Kreise Hagenau des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, liegt 16 km ostsüdöstlich von Hagenau, 27 km nordöstlich von Straßburg an der Eisenbahnlinie Straßburg-Lauterburg und an der Moder, 1,5 km vom Rhein entfernt, zählt (1880) 1616 fast ausschließlich kath. Einwohner und hat starken Hopfenbau. D. war früher befestigt und mit einem Schlosse, genannt Burghof, versehen. Nach Ansicht verschiedener Schriftsteller wurde D. auf der Stelle erbaut, auf welcher sich früher eine der 50 von Drusus längs des Rheins errichteten Festungen befand. Nach einer authentischen Urkunde vom J. 1154 hieß der Ort jedoch früher Drosenheim und erhielt erst später den jetzigen Namen D.

Drusenöl oder Weinöl, ein durch Destillation der Weinhefe gewonnenes Öl, welches nach der Verdünnung mit entfuseltem Branntwein einen intensiven Weingeruch zeigt und zur Aromatisierung von künstlichem Cognac verwandt wird. Zur Darstellung werden 100 kg Hefe in einem Destillierapparat mit der gleichen Menge Wasser angerührt, mit 1 kg Schwefelsäure versetzt und durch direkt einströmenden Dampf der Destillation unterworfen. Es geht dabei eine schwach alkoholische Flüssigkeit über, auf welcher schwarze Öltropfen schwimmen. Diese werden gesammelt und mit Wasser von neuem destilliert, wodurch das Öl farblos wird.

Drusenschwärze, eine schwarze Farbe, erhalten durch Glühen der Weinhefe in verschlossenen Gefäßen und feines Präparieren des verkohlten Rückstandes.

Drüsenträger, s. Adenophora.

Drushina (russ., d. h. Genossenschaft) hieß im alten Rußland die Leibwache des Zaren, dann auch überhaupt eine Heerschar. Die Drushinen der Hansa von Nowgorod bestanden in der ersten Zeit (nach 862) nur aus normann. Wikingern, später auch aus Slawen, sowie aus Polowzern, Torken und andern Nomadenstämmen. Man unterschied eine ältere D., in welcher die Bojaren dienten, und eine jüngere, die aus Hofleuten und Edelknaben bestand. Drushinen nannten sich auch die Haufen von kühnen Abenteurern aus Nowgorod und Pskow, welche die Herrschaft dieser kriegerischen Republiken nach der Dwina und Kama verbreiteten. In den Chroniken verschwindet der Name D. gegen Ende des 15. Jahrh., wo die Autokraten von Moskau eine regelmäßige Armee (die Strjälitzen) an die Stelle der bisherigen Freischaren zu setzen begannen. Bei der von Alexander I. 1812 angeordneten Volksbewaffnung wurden je 1000 Mann der Reichsmiliz (Opoltschenie) zu einer Abteilung vereinigt, welche den Namen D. erhielt. Diese Bezeichnung ward bei dem während des Orientkriegs 1855 erfolgten Aufgebot der Miliz sowie in der Verordnung über die Organisation der Reichswehr vom J. 1876 für die Bataillone der

e beibehalten und findet auch für die im
ufgestellten irregulären Milizfußtruppen
ien (z. B. Grusinische D.) Anwendung.
s ist der Beiname eines Zweigs des röm.
s der Livier und einiger Claudier. —
Livius D., durch seine Tochter Groß=
Cato von Utica, war 122 v. Chr., als
racchus sein zweites Tribunat bekleidete,
atsgenosse, zugleich aber auch sein polit.
nd erhielt den Beinamen eines Beschützers
) des Senats. Nachdem er 112 v. Chr.
worden, kämpfte er in diesem und dem
Jahre siegreich von seiner Provinz Ma=
aus gegen die Scordisker im heutigen
— Sein Sohn Marcus Livius D.,
elin Livia des Augustus Gemahlin wurde,
ezeichnet durch Beredsamkeit und Sitten=
d fand seinen Tod, als er 91 v. Chr. als
unternahm, das tief zerrüttete Gemein=
eformieren. Um der Käuflichkeit der Ge=
euern, brachte er die Lex judiciaria ein,
e Geschworenengerichte den Rittern wie=
en und dem Senat zurückgegeben werden
ter gleichzeitiger Aufnahme von 300 Rit=
n Senat. Sein Antrag, in welchem er
e andere Gesetzesvorschläge zusammen=
g auch durch, wurde aber vom Senat für
rklärt. Noch größern Widerstand fand
es Gesetz, wonach den ital. Bundesgenos=
on ihnen eifrig angestrebte, von Rom hart=
weigerte Bürgerrecht gewährt werden sollte.
itige Warnung vor Anschlägen gegen das
einen Konsuls, die er diesem, seinem lei=
chen Gegner, zugehen ließ, wurde dazu be=
ihn als in die Pläne der Bundesgenossen
u verdächtigen. Noch ehe es zur Abstim=
r das Gesetz kam, beseitigte den gefähr=
ormer der Mordstahl. Sein Tod gab das
m Ausbruch des Bundesgenossenkriegs.
laudius D. war der Sohn des Tiberius
Nero und der Livia, von dieser 38 v. Chr.
ls sie bereits mit Octavian sich verheiratet
der jüngere Bruder des nachmaligen Kai=
ius. Nachdem er mit dem letztern im J.
Rhätien unterworfen hatte, das nun zur
vinz ward, übertrug ihm Augustus die
äsar eroberten gallischen Provinzen, von
ch Unterdrückung eines Aufstandes, im
hr. über den Rhein ging und so die Feld=
n die Germanen eröffnete. Er kämpfte
Usipeter und Sigambrer im Flußgebiet
schloß, wie schon früher mit den Bata=
h mit den Friesen ein Bündnis ab und
dem Lande der erstern auf einem Kanal,
hen er einen Teil des Rheins mittels der
ie heutige Zuidersee und von da in die
eführt hatte (die fossa Drusiana,
raben), mit einer Flotte in die Nordsee,
ucterer an der Ems und die Chauken an
anzugreifen. In dem zweiten Feldzuge
v. Chr. drang er durch das Gebiet der
ie er unterwarf, und der Sigambrer bis
vor, schlug auf dem Rückmarsch einen
er verbündeten german. Völkerschaften zu=
egte an der Lippe das Kastell Aliso (s. d.)
eites auf dem Taunus, die Saalburg (s. d.),
der Katten an. Als diese im J. 10 v. Chr.
Römern abfielen, verheerte D., der nach
em Feldzuge in Rom triumphiert hatte,
ihr Land und drang 9 v. Chr., als Konsul, durch dasselbe tiefer ins Innere von Germanien ein als irgend ein anderer Römer. Von der Grenze der Sueven wendete er sich gegen Norden, durchzog das Land der Cherusker und gelangte bis zur Elbe. Hier versuchte er vergebens den Übergang, errichtete jedoch Siegeszeichen und trat, wie es heißt, durch die Erscheinung eines riesigen Weibes bewogen, das ihm in lat. Sprache sein nahes Ende geweissagt, den Rückzug an, auf welchem er, noch ehe er den Rhein erreicht hatte, infolge eines Sturzes vom Pferde starb, beklagt von Heer und Volk, dessen Liebe er durch seine Tapferkeit nicht minder als durch seine Milde und Freundlichkeit gewonnen hatte. Von seiner Gemahlin, der schönen und sittenreinen Antonia, der jüngsten Tochter des Triumvirs Antonius, hatte er drei Kinder, Germanicus (s. d.), Claudius (s. d.) und Livilla. — Die Tochter Livilla heiratete, nachdem ihr erster Gatte Gajus Cäsar, des Augustus Enkel, 4 n. Chr. gestorben war, den D. Cäsar, einzigen Sohn des Kaisers Tiberius, geb. 10 v. Chr., der 14 n. Chr. den Aufstand der Legionen in Pannonien unterdrückte und im J. 19 den Marbod (s. d.) nötigte, sein Reich aufzugeben und zu den Römern zu fliehen. Sie ließ sich aber von Sejanus (s. d.), der ihn haßte und als Tiberius' Thronfolger fürchtete, verführen und beide zusammen ließen D. 23 n. Chr. vergiften, worauf Livilla Sejans Gemahlin werden sollte. Tiberius ließ aber dies nicht zu, verlobte vielmehr den Sejanus mit der Tochter der Livilla, Julia. Bevor aber diese Heirat zu Stande kam, wurde Sejanus 31 n. Chr. gestürzt, und da auch das an D. begangene Verbrechen ans Licht kam, wurde Livilla von Tiberius zum Tode verurteilt, nach einer andern Angabe sogar von ihrer greisen Mutter zum Hungertode verdammt.

Drususgraben oder Drususkanal (Drusiana fossa), s. unter Drusus.

Druthmar (Christian), ein gelehrter Mönch, wegen seiner Sprachkenntnisse Grammaticus zubenannt, zu Anfang des 9. Jahrh. in Aquitanien geboren, in der Abtei Korvei gebildet, kam ums J. 840 in die Abtei Stablo in der Diöcese Lüttich, um den dortigen Mönchen die Schrift auszulegen. Er schrieb einen Kommentar zum Evangelium des Matthäus: «Expositio in Evangelium S. Matthaei» (zuerst herausg. von J. Wimpheling, Straßb. 1514, dann von J. Secer, Hagenau 1538), der sich vorteilhaft auszeichnet durch nüchterne Feststellung des buchstäblichen Sinnes. Deshalb ist D. auch der Lehre von der Transsubstantiation nicht zugethan.

Drutj oder Drutz, auch Drujez, Fluß im russ. Gouvernement Mohilew, ein rechter Nebenfluß des Dnjepr, entspringt im Kreise Kopysk aus Sümpfen, die auf einer Anhöhe gelegen sind, nimmt eine südliche Richtung und mündet nach einem Laufe von 290 km bei der Stadt Rogatschew in den Dnjepr. In seinem obern Laufe fließt der D. durch waldige und sumpfige Gegenden, weiter unterhalb werden die Ufer hoch und steil, doch bildet der Fluß hier ein 2 km breites Thal; die Höhen sind bewaldet. Der D. hat eine Breite von 33—66 m, ist von starker Strömung und schwillt im Frühling um 3—4 m an, wobei fast sein ganzes Thal überschwemmt wird. Dennoch ist der D. nicht schiffbar, wohl aber wird auf ihm viel Bauholz geflößt.

Dry (engl., spr. Drei), trocken; vom Wein: stark, herben Geschmacks (weder Liqueurwein, noch Schmalzwein; vgl. Madeira).

Dryaden (von δρῦς, d. h. ursprünglich Baum, dann speziell Eiche) oder Hamadryaden heißen in der Mythologie der Griechen die Schutzgöttinnen der Bäume. Man glaubte, daß sie mit den Bäumen lebten und stürben und daß die Pfleger der Bäume sich ihres besondern Schutzes zu erfreuen hätten. Namentlich liegt diese Anschauung dem zusammengesetzten Worte Hamadryaden zu Grunde.

Dryburgh-Abbey, Abtei in der schott. Grafschaft Berwick, in deren Südwestecke, am Tweed, wurde 1150 gestiftet, aber 1322 und 1544 durch die in Schottland eingefallenen Engländer teilweise zerstört. Der Baustil gehört den verschiedensten Epochen an, es kommen normannische, frühenglische und gotische Bogen vor. In einem Seitenschiff liegen Sir Walter Scott, seine Gemahlin und sein ältester Sohn begraben.

Dryden (John), berühmter engl. Dichter, geb. zu Aldwincle in der Grafschaft Northampton 9. Aug. 1631, erhielt seine Bildung auf der Schule zu Westminster und der Universität Cambridge. Nach dem Tode seines Vaters suchte er sein Fortkommen in London unter dem Schutze Cromwells, den er nach seinem Tode in den «Heroic stanzas» (1658) verherrlichte, welche durch Glanz der Sprache zuerst die Aufmerksamkeit auf D. lenkten. Kaum aber war das Haus Stuart zurückgekehrt, als er die Partei des Hofs ergriff und in der «Astraea redux» Karl II. begrüßte. Er ward sodann Schauspieldichter und versuchte in Verbindung mit Davenant u. a. die engl. Bühne nach franz. Grundsätzen umzugestalten. Doch fand seine Partei bald lebhafte Gegner, und er selbst geriet dadurch wie durch seinen polit. Wankelmut in langwierige Streitigkeiten. Empfindlich traf ihn der Spott des witzigen Herzogs von Buckingham, der in seinem «Rehearsal» D. und die von ihm eingeschlagene dramatische Richtung verspottete. Die Theaterstücke D.s sind Erzeugnisse eines feinberechnenden Verstandes, jedoch ohne tieferes poetisches Leben; in seinen Lustspielen spiegelt sich die ganze Sittenlosigkeit des Zeitalters ab. Auch in seinen andern poetischen Werken zeichnet er sich weniger durch Reichtum der Phantasie und Tiefe des Gefühls aus als durch eine außerordentliche technische Fertigkeit im poetischen Stil. So namentlich in dem histor. Gedicht «Annus mirabilis» (1666). Nach Davenants Tode 1668 zum Hofdichter ernannt, kam D. in engere Verbindung mit dem Hofe, dem er durch seine gegen die Whigpartei gerichtete Satire «Absalom and Achitophel» (1681), sowie durch die noch gehässigere «The Medal» schmeichelte. Das didaktische Gedicht «Religio laici» (1681 und 1684) verteidigt ohne den Ausdruck wahrer Überzeugung die geoffenbarte Religion gegen Papisten und Nonkonformisten. Unter Jakob II. ging D. zur kath. Kirche über und schrieb in diesem Sinne das allegorische Gedicht «The hind and the panther». Nach Jakobs Entthronung verlor er seine Stellen. Die in seiner damaligen bedrängten Lage entstandenen dichterischen Arbeiten haben ihm den meisten Ruhm gebracht, wie seine metrische Übersetzung des Virgil (1697), die Ode auf den Cäcilientag, «Alexander's feast» (1725 von Händel komponiert), seine «Fables» (1700), poetische Erzählungen nach Chaucer, Boccaccio u. a. Um die engl. Kritik machte er sich verdient durch mehrere Abhandlungen, die kritischen Vorreden zu seinen Schauspielen und den «Essay on dramatic poesy». D. starb 1. Mai 1700 und ward in der Westminsterabtei begraben. Seine kritischen und prosaischen Werke hat Malone (4 Bde., Lond. 1800), seine poetischen Todd (4 Bde., Lond. 1812), Gilfillan (2 Bde., Edinb. 1855) und Bell (5 Bde., Lond. 1871), eine Auswahl derselben unter dem Titel «Select poems» (Oxf. 1871), seine sämtlichen Schriften W. Scott (18 Bde., Lond. 1808; 2. Aufl. 1821) herausgegeben. Eine vorzügliche Biographie D.s findet sich in Johnsons «Lives of the most eminent English poets» (neuere Aufl., 3 Bde., Lond. 1864—65).

Dryobălănops nannte Gärtner eine zur Familie der Dipterokarpeen gehörende Baumgattung, von welcher nur eine Art bekannt ist, der auf Borneo und Sumatra wildwachsende ostindische Kampferbaum, D. Camphora *Colebr.* Es ist dies ein stattlicher Baum bis zu 40 m Höhe, mit säulenförmigem, weiß oder gelblich berindetem Stamm, abwechselnd stehenden, gestielten, keiligeiförmigen, zugespitzten, ganzrandigen, glänzenden Blättern und einzeln stehenden Blüten, welche einen zuletzt glockigen, am Grunde filzigen und in fünf abstehende Flügel ausgewachsenen Kelch und eine ganzblätterige, hinfällige, viel kleinere Blumenkrone besitzen. Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich eine eichelähnliche, holzige, einsamige, nicht aufspringende Frucht. Dieser Baum liefert den Borneo- oder Sumatrakampfer. (S. Kampfer.)

Dryoper, ein altgriechisches, den Lelegern nahe verwandtes Volk, welches aus seinem alten Sitze zwischen Öta und Parnaß durch die aus Thessalien südwärts vordringenden Dorier verdrängt wurde. Die zersprengten D. wanderten teils nach dem südl. Euböa, wo sie die Städte Karystos, Styra und Dystos gründeten und allmählich ionisiert, teils nach dem südl. Argolis, wo sie namentlich Hermione innehatten und allmählich dorisiert wurden.

Drypaß, s. Dreipaß.

D. S., auf Rezepten Abkürzung für Detur, Signetur, d. h. man gebe, bezeichne; in der Musik für Dal segno (s. d.).

Dschabalpur (Jabalpur), Division des Chef-Kommissariats der Centralprovinzen in der indo-brit. Präsidentschaft Bengalen, mit einem Areal von 48079 qkm und (1872) 1839100 E., wird von den Agentschaften Bandalkhand und Bhagalkhand der Provinz Centralindien im N., der Division Narbada der Centralprovinzen im S., der Division Tschattisgarh derselben Provinzen im O., und im W. von der Agentschaft Bhopal von Centralindien begrenzt. Die Division D. ist in die fünf Distrikte Dschabalpur, Sagar, Dumoh, Seoni und Mandla eingeteilt. Der erstgenannte, mit der Division gleichnamige Distrikt Dschabalpur enthält eine Bevölkerung von 528859 E. auf einem Flächenraum von 10147 qkm.

Der ebenfalls Dschabalpur genannte Hauptort der Division, im Distrikt D. unweit der Narbada auf deren nördl. oder rechtem Ufer, an dem Fuße eines felsigen Hügels gelegen, ist eine wohlgebaute, umfangreiche und gewerbthätige Stadt mit (1872) 55704 E. Die Umgebung derselben ist stark bevölkert und befindet sich in einem vortrefflichen Kulturzustande. In der Nähe der Hauptstadt befinden sich mehrere kleine Seen und künstliche Teiche, welche während der Regenzeit, wo sie mächtig anschwellen, dazu beitragen, dem Orte in militärischer Hinsicht eine besondere Stärke zu verleihen. Die Umgegend von D. ist auch in geolog. Beziehung merkwürdig; man findet daselbst mäch-

ger von fossilen Knochen, namentlich von en und andern gigantischen Säugetieren.

adschpur (Jhaipoor), Stadt in dem utischen Staate Udaipur oder Meywar lit. Agentschaft Radschputana des indo- eichs, unter 25° 40′ nördl. Br. und 75° . L. von Greenwich, an dem nordwestl. nes isolierten, stark befestigten, den Zugang n Niederlanden von Bundi nach Udaipur henden Hügels gelegen. Die Stadt ist ohlgebaut, gut bevölkert und auch selbst mit swerken versehen. Sie ist die Hauptstadt istent-Agentschaft Dschadschpur, einer der lgentschaften, in welche die polit. Agent- ladschputana eingeteilt ist.

afar, s. unter Barmakiden.

afar (ben Muchammed) el-Sâdik (der ftige), ein Nachkomme des Ali, einer der me der Araber, geb. 699 n. Chr., gilt all- als der Hauptrepräsentant der sog. Dschefr châmia, der Kunst, aus kabbalistischen Ta- weissagen, und man führt auf ihn, frei- hl ohne allen positiven Grund, alle super- Disciplinen der Araber zurück. Daß er s Schriftsteller aufgetreten sei, ist trotz der olten Versicherung der Araber noch nicht , obwohl es kaum zweifelhaft ist, daß er tlich mit Alchimie und Astrologie beschäf- t. Jedenfalls thut man aber unrecht, wenn f ihn die Geheimwissenschaften der Araber ührt; die Wurzeln derselben sind weiter im zu suchen, und erst von dort sind diese wissenschaften zu den Arabern gekommen. im Dez. 765 in Medina.

afaran-Inseln oder Zafarani-Inseln, Presidios.

afar Tschelebi, der Sohn des Tadschi, einlich zu Konstantinopel geboren, ist be- ls pers. und türk. Dichter. Nachdem er als an der Medresse des Mahmud-Pascha ge- trat er in den Staatsdienst über und wurde ltan Selim zu einer der höchsten jurist. Wür- der des Oberstlandrichters, erhoben. Als erfreute er sich der größten Gunst des Sul- gleitete ihn auf seinem pers. Feldzuge, wurde ch Beendigung desselben im J. 1514 n. Chr. htet, weil der Sultan den (übrigens wohl lschen) Verdacht hegte, daß D. an dem Ja- enaufstand zu Amasia die eigentliche Schuld D. hat pers. und türk. Gedichte hinterlassen e Sammlung von Staatsschreiben, betitelt nâme» (d. i. das Buch der Begierde). Pro- er Gedichte, die zum Teil schöne Gedanken n, teilt Jos. von Hammer-Purgstall in sei- schichte der osman. Dichtkunst» (Bd. 1) mit.

agatai (richtiger Tschagatai) ist der Name ten Sohnes des Dschingis-Chan (s. d.), wel- ach dem Tode des Vaters die Länder der , die Kleine und Große Bucharei (Ost- estturkestan), die Gegenden am Iliflusse, wischen dem Gihon und Sihon (Oxus und s) zufielen. Alle diese Länder erhielten des- owie die osttürk. Mundart der Uiguren den D. In dieser Mundart sind auch ausge- e histor. Werke geschrieben worden, wie die rdigkeiten des ersten Großmogul Babur das Jahrbuch des Abulghâsi-Behâder (s. d.) Bischbaligh war eine Zeit lang der Haupt- es Chanats. D. starb 1240; seine Nachkom- men behaupteten sich unter mancherlei Wirren und Blutvergießen bis auf Timur.

Dschagataisch in sprachlicher Beziehung ist im engern Sinne die Bezeichnung der osttürk. Dialekte von Chiwa, Bokhara, Khokand, wozu im weitern Sinne auch noch die Dialekte der Turkomanen in West- und die Dialekte von Kaschgar, Jarkand u. s. w. in Ostturkestan gehören. Vgl. Vámbéry, «Cagataische Sprachstudien» (Lpz. 1867); derselbe, «Abuska» (cagataisches Glossar, magyarisch, Pest 1862); Weljaminow-Zernow, «Dictionnaire Djaghatai-Turc» (Petersb. 1869—71); Pacet de Courteille, «Dictionnaire turc-oriental» (Par. 1870).

Dschagga, Djaga oder Jagga, ein pittoreskes Gebirgsland im östl. Südafrika, zwischen 3—3½° südl. Br. und 55½° östl. L. von Ferro, umschließt die zahlreichen südwärts abfließenden Quellflüsse des Rufu (Lufu) und die höchsten bis jetzt bekannten Schneeberge Afrikas, den Großen und den Kleinen Kilimandscharo (s. d.). Das Klima des Landes ist mild, der Boden fruchtbar und in den Thalgründen mit einer kräftigen Tropenvegetation bekleidet. Die Bewohner von D., die Wa-Dschagga, bei ihren Nachbarn Wa-Kirima oder Wa-Kilima (Bergbewohner) genannt, haben ihre Sitze in den am Süd- und Südwestabhange des Gebirges liegenden Ebenen, in denen sie nicht, wie die übrigen Stämme jener Gegenden, in Dörfern, sondern jeder für sich auf seinem Grundbesitze oder Gehöfte von Feldbau und Viehzucht leben. Sie haben einen kräftigen Körperbau, sind reinlich, thätig, geschickt in Handarbeiten und stehen höher als ihre nächsten Nachbarn. Ihre Sprache, das Ki-Dschagga, ist ein Dialekt des großen Bantusprachstammes, der sich südlich von den Galla über ganz Afrika, mit Ausschluß der von den Hottentotten und Buschmännern bewohnten Gegenden, ausdehnt.

Dschaggarnath (nach engl. Schreibart Juggurnauth), ind. Dschagannatha (Weltherr), oder Puri (engl. Pooree), die Hauptstadt des Distrikts Puri der zu der Lieutenant-Gouverneurschaft der Untern Provinzen der indobrit. Präsidentschaft Bengalen gehörenden Division Orissa, liegt 74 km im S. von Katak, an der Südspitze des Mahanadi-Deltas und ist wegen des dort befindlichen Heiligtums des Krischna weit berühmt. Dieselbe zählt (1871) 22695 E., hat ein sehr gesundes Klima, da während der heißen Jahreszeit die Luft durch den erfrischenden Südwest-Monsun abgekühlt wird. Die weite Hauptstraße besteht fast ganz aus heiligen Gebäuden und dazwischen liegenden Baumpflanzungen und Gärten, welche nebst schönen, teilweise aber ausgetrockneten Teichen auch die Einfassung der Stadt auf der Landseite bilden. Am Südende erhebt sich das Dschagannath-Heiligtum, zu welchem jährlich an dem großen Märzfeste Hunderttausende von Pilgern aus ganz Indien wallfahren. Es steht auf einem quadratischen Platze, umgeben mit einer hohen Steinmauer von 225,50 m Seitenlänge. Ein hohes Thor führt hinein zu einer Treppe und diese zu einer 7 m hohen Terrasse, welche eine zweite quadratische Mauer von 135 m Seitenlänge und 10 m Höhe umgibt. Auf dieser erhebt sich auf der Basis von 10 m Quadrat die wahrscheinlich 1198 erbaute Pagode von 61,5 m Höhe, kegelförmig sich nach oben, fast in Gestalt einer Bischofsmütze verjüngend. Zwischen beiden Mauern haben fast alle ind. Gottheiten ihre Tempel von 23—28 m Höhe, von denen zwei kegelförmige besonders hervortreten.

Der östl. Haupteingang Singh-dwar (Löwenthor) ist zu beiden Seiten mit kolossalen Greifen und andern Gestalten geschmückt; ihm gegenüber trägt eine Basaltsäule das Bild des Affengottes Hanuman. Der Haupttempel ist dem Krischna geweiht, zugleich aber auch dem Balarama oder Siwa (Mahadeo) und seiner Schwester und Gattin Sabadhra. Doch ist Krischna als Dschagannatha der Hauptgegenstand der Verehrung. Drei 2,25 m hohe, hölzerne Blöcke, jeder oben zu einem schrecklich verzerrten Gesicht ausgearbeitet, stellen die Götter vor, ein dunkelblauer den Krischna, ein weißer den Siwa, ein gelber die Sabadhra. Jeder Gott besitzt einen großen, roh gearbeiteten Wagen (Rath). Der größte, der des Dschagannath, ist 14 m hoch, mißt 11,5 m im Quadrat und steht auf 16 Rädern, deren jedes 2 m im Durchmesser hat. Bei dem Wagenfeste oder Rath-Dschatra im März werden die Idole auf ihren Wagen, von denen herab Brahmanen unter dem Beifall der Menge unzüchtige Geschichten erzählen und ebensolche Lieder singen, von Tausenden der Pilger an Stricken nach ihrem benachbarten Landhause gefahren. Bis solches vor nicht allzu langer Zeit durch die engl. Regierung streng verboten wurde, opferten sich Fanatiker zu Ehren der Götter, indem sie sich von den Wagenrädern zerquetschen ließen. Die brit. Regierung kam 1803 in den Besitz von D. Bis dahin hatte es den Maharatten gehört. Diese legten den Pilgern nach dem Heiligtume eine beträchtliche Taxe auf und bestritten aus einem Teile derselben den Unterhalt der Tempel. Dieser Zustand dauerte, mit einigen zeitweiligen Modifikationen, bis 1839 der Generalgouverneur Lord Auckland die Taxe aufhob und aus Staatsmitteln dem Tempel eine jährliche Subsidie zuerst von 30000, später 23000 Rupien bewilligte. Hiergegen, als eine offenbare Begünstigung heidnischen Götzendienstes, empörte sich aber der christl. Sinn in England, sodaß die Unterstützung von Staats wegen wieder aufhören und der Unterhalt der Tempel der Priesterschaft und Bevölkerung von D. überlassen bleiben mußte. Hierfür liefern gegenwärtig zahlreiche, von den vielen Besuchern des Heiligtums freiwillig gespendete Gaben mehr als genügende Mittel.

Dschainas, engl. Jains, Name einer indischen, im 5. Jahrh. n. Chr. durch teilweise Verschmelzung des Vischnukultes mit dem Buddhismus entstandene, nach ihrem Stifter Dschina genannte Religionssekte, welche vom 8. bis 11. Jahrh. im südl. Indien weit verbreitet war und daselbst noch gegenwärtig zahlreiche Anhänger zählt. (S. unter Indische Religion.)

Dschaintia, Jyntia oder Jayanta, ein in dem Chef-Kommissariat Assam gelegener, zu den sog. Hügelstaaten gerechneter Vasallenstaat des brit.-ind. Reichs, wird westlich von Khassia, einem andern der genannten Hügelstaaten, südlich von den direkt unter den Engländern stehenden Abteilungen Katschar und Silhatt der Provinz Assam, nördlich von dem Distrikt Nangong (Nawaganw), und östlich von ebendemselben, von dem Vasallenstaate der Nagahügel (Naga Hills) und dem Distrikt Katschar begrenzt. D. breitet sich zwischen 24° 55′ und 26° 7′ nördl. Br., sowie 91° 53′ und 92° 48′ östl. L. von Greenwich in einer Länge von 130 km von N. nach S. und 60 km von O. nach W. aus. D. bildete früher das Besitztum eines unabhängigen Fürsten, des Radscha von D., mit dem die anglo-ind. Regierung zuerst während ihres Krieges mit Birma im J. 1824 in Beziehung trat und einen Traktat schloß, der auch für seinen Nachfolger geltend gemacht wurde. Letzterer wurde aber 1835, als die engl. Regierung erfuhr, daß derselbe als Thronfolger vier engl. Unterthanen zum Zweck eines Menschenopfers hatte töten lassen, seines Reichs entsetzt und zu Dacca interniert. Die engl. Regierung annektierte seine Besitzungen, bildete später aber aus ihnen wieder 16 kleine Lehnsstaaten, welche an ihr ergebene eingeborene Häuptlinge übertragen wurden, über welche ein unter dem Chief-Commissioner von Assam stehender polit. Agent der Hügelstaaten die Aufsicht führt. Von Produkten von D. sind die daselbst in Menge vorkommenden Steinkohlen hervorzuheben.

Dschaipur, engl. Jyepoor oder Jeypore (sanskrit. Dschajapura), eins der bedeutendsten Radschputenfürstentümer und tributpflichtiger Schutzstaat des indobrit. Reichs, im östl. Radschputana, zählt auf 37463 qkm 1750000 E. Der Boden ist eben und erhebt sich nur im N. und NW. durch vereinzelte oder auch gruppierte Felsen etwa 100 m höher. Er besteht teils aus vegetationslosem Sande mit bewässerten und fruchtbaren Oasen, teils aus Gras- und Weideland. Im Sommer steigt die Wärme auf 40° R. im Schatten, während im Winter vielfach Reif vorkommt. Die Bevölkerung unterhält zahlreiche Viehherden, baut Getreide, Hülsenfrüchte, Baumwolle und Tabak, und mitten im Sande reifen in der trockensten Jahreszeit ungeheuere Wasserkürbisse. Unter der sehr gemischten Bevölkerung sind am zahlreichsten die Mina als Aboriginer und die Dschats (s. d.), betriebsame und geschickte Ackerbauer. Die Brahmanen finden sich hier häufiger als in dem übrigen Radschputana. Der herrschende Radschputenstamm, 30000 Waffenfähige zählend, leitet seinen Ursprung vom zweiten Sohne Ramas, des Königs von Oude, ab. Das Land ist an fast unabhängige Lehnsleute (Thakurs) verteilt. Der Landesfürst hat 423165 Pfd. St. Jahreseinkünfte, zahlt 40000 Pfd. St. Schutzgeld und hält eine Armee von 4600 Mann Infanterie, 514 Mann Kavallerie und 452 Artilleristen. Von dem Staatseinkommen werden jährlich 35000 Pfd. St. für öffentliche Werke, namentlich zum Zwecke der Bewässerung der Felder, verwendet.

Die Hauptstadt Dschaipur, 222 km im WSW. von Agra, die regelmäßigste und schönste aller Hindustädte, ist von einem Wall und einer Backsteinmauer mit hohen Türmen und sieben festen Thoren umgeben und hat im allgemeinen schöne steinerne Häuser, zahlreiche Moscheen und Tempel, eine guterhaltene, aber nicht benutzte Sternwarte, eine Citadelle, ein Zeughaus mit Vorrichtung zum Gießen und Bohren von Geschützen. In der Mitte der Stadt steht der großartige Residenzpalast des Radscha mit prachtvollen Gartenanlagen. Gründer der Stadt ist Dschai-Singh, Radscha des Landes, berühmter Astronom und Minister des Dehlikaisers Mohammed (1718—48). — Die 7,5 km im N. gelegene Stadt Amber (Ambir), nach der früher der Staat benannt wurde und die als Sitz der Gelehrsamkeit berühmt war, ist jetzt verödet.

Dschajadeva, ind. Dichter aus dem 12. Jahrh. n. Chr., Verfasser des lyrischen Dramas «Gitagovinda», welches von den Liebestándeleien des Gottes Krischna mit den Hirtinnen, sowie von der Entzweiung und Aussöhnung desselben mit seiner

Radha handelt. Das berühmte Gedicht, das
entlich durch eine üppige erotische Phantasie,
rch eine sehr wohlklingende, wenn auch ge=
Sprache auszeichnet, ist herausgegeben mit
rsetzung von Chr. Lassen (Bonn 1836); eine
Übersetzung gibt es außerdem von F. H.
berg (Erf. 1802) und von F. Rückert in der
rift für die Kunde des Morgenlandes» (Bd. 1).

alandhar oder Jallandar, eine Divi=
r angloind. Lieutenant=Gouverneurschaft
ab, mit einem Areal von 32115 qkm mit
477536 E., in dem Duab zwischen dem
d dem Satladsch, zwischen 30° 57′ und
ördl. Br., sowie 75° 4′ und 76° 38′ östl. L.
eenwich gelegen. Dieser Landstrich ge=
während des ersten Kriegs der Engländer
Sikhs in den faktischen Besitz der erstern
de auch durch den Friedensschluß von La=
m 1. März 1846 von dem Maharadscha
ore an dieselben abgetreten. Das Land ist
r, das Klima gesund. Die Division zerfällt
istrikte D., Hoschijapur und Kangra.
auptort Dschalandhar, einst die Resi=
Dynastie der Lodi=Afghanen, liegt unter
ördl. Br. und 75° 31′ östl. L. von Greenwich;
45607 Bewohner. Viele prachtvolle und
ge Gräber in ihrer Umgebung sind Beweise
ern Größe und Bedeutung der Stadt.

alo, Oase in der nördl. Sahara, ein Teil
er dem Namen Audschila begriffenen Thals,
38° 44′ 45″ östl. L. von Ferro, 32,3 m unter
eresspiegel. Die Bewohner, Medschabra
, kennen nicht die Berbersprache, welche in
licher gelegenen Audschila gesprochen wird.
r Ausgangspunkt des Handels nach Wadaï
Bengasi; die Medschabra sind daher auch
Kaufleute. Zwischen D. und Siwa liegt
Dscharabub, wo sich der aus dem westl. Al=
ammende fanatische Sidi Senussi nieder=
und die religiöse Genossenschaft der Se=
egründet hat, welche fanatischen Christen=
lordafrika zu verbreiten sucht.

ami, s. unter Moschee.

ami (Mewlânâ), eigentlich Abd=ur=Rah=
on=Achmed, der berühmteste pers. Dichter
eit, geb. 1414, erhielt seinen Beinamen von
eimat Dschâm in der Provinz Khorasan.
. Sultan Abu=Said rief ihn an seinen Hof
at; aber D., ein Anhänger der Lehren der
g das beschauliche Leben den Vergnügungen
s vor. Noch größeres Ansehen genoß D.
Sultan Hossein=Behâdur Chân und dessen
n Vezier Mir=Ali=Schir. Als er 1492 starb,
ganze Stadt in Trauer. Der Sultan ließ
öffentliche Kosten ein glänzendes Leichen=
is ausrichten. Er war einer der fruchtbar=
riftsteller Persiens und hinterließ über 40
heol., mystischen und dichterischen Inhalts.
nem «Diwan» gab Rückert reiche Auszüge
«Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesell=
Bd. 4 fg.). Sieben seiner anziehendsten Ge=
ischen und didaktischen Inhalts vereinigte
dem Titel «Die sieben Sterne des Großen
Dazu gehören: «Jusuf und Suleicha», eins
isch tiefsten Werke der pers. Sprache, wel=
senzweig im Original mit deutscher Über=
Wien 1824) herausgab; die anmutige Dich=
Medschnun und Leila» (franz. von Chézy,
07; nach derselben deutsch von Hartmann,
2 Bde., Amsterd. 1807); «Subhat ul Abrar», d. i. der Rosenkranz der Gerechten, ein moralisch=didaktisches Gedicht (Kalkutta 1811), und ein ähnliches Werk, «Tohfat ul Ahrar», Geschenk des Edeln (herausg. von Falconer, Lond. 1848); das allegorische Epos «Salaman und Absal» (herausg. von Falconer, Lond. 1850); endlich die beiden romantischen Epopöen «Chossru und Schirin» und «Das Buch von den Thaten Alexanders». Sein «Beharistan», eine glückliche Nachahmung des «Gulistan» von Saadi, ist eine Sammlung von Anekdoten, Sittensprüchen, Biographien u. s. w. in Prosa und Versen (pers. und deutsch von Schlechta=Wssehrd, Wien 1846). Von seinen prosaischen, zum Teil noch nicht gedruckten Werken ist das berühmteste seine Geschichte des Mystizismus, «Nafahât ul-ins», d. i. der Hauch der Menschheit, das nebst einer systematischen Darstellung der Lehren des Sufismus das Leben von 604 berühmten Sufis enthält und woraus Sacy in den «Notices et extraits» (Bd. 12) interessante Auszüge veröffentlichte. Sehr geschätzt sind auch D.s Briefe, «Inshâ sive Rikaat» (Kalkutta 1811). Eine Anzahl von Liedern des D. hat Wickerhauser («Liebe, Wein und Mancherlei», Lpz. 1855) in das Deutsche übertragen. Eine Gesamtausgabe seiner poetischen Werke erschien in Kalkutta (1811). Über D.s Leben und Schriften vgl. Vinc. von Rosenzweig: «Biographische Notizen über Mewlânâ Abd=ur=Rahmân D. nebst Übersetzungsproben» (Wien 1840) und «Blütenkranz aus D.s zweitem Diwan» (Wien 1858).

Dschamna, engl. Jumna geschrieben (sanskrit. Jamuna), der bedeutendste rechte Nebenfluß des Ganges, der denselben von seiner Quelle an, parallel und dann westlich und südlich begleitet und, gleich dem Ganges, von den Hindu für heilig gehalten wird. Die D. entspringt in der Alpenlandschaft Garhwal des Himalaja an der Südwestseite der Dschamnutri=Piks in 3765 m Höhe, unweit der unter einer mächtigen Schneedecke aus einer Felsschlucht hervordringenden sieben heißen Quellen Dschamnutri im NW. der Gangesquelle. Durch zahlreiche, dieselbe zum Teil selbst an Wassermasse übertreffende Alpenwasser (Berai=Ganga, Tonse u. a.) verstärkt, durchströmt die D. das Sewalikgebirge und tritt nach einem reißenden Laufe von 163 km bei Radschamahal in 443 m Seehöhe in die ind. Ebene. Sie fließt dann an Delhi, Mathura, Agra, Itawa und Kalpi vorbei, um nach einem Gesamtlaufe von 1399 km bei Allahabad in den Ganges einzumünden, mit diesem das hindostan. Duâb oder Doâb (Zweistromland) einschließend. An der Mündung ist die D. ziemlich so stark wie der Ganges, aber reißender und völlig klar, während dieser tiefer und gelb gefärbt ist, auch schmackhafteres Wasser führt. Die D. hat hohe, steile Ufer und zeigt sich oberhalb Delhi wegen vieler Untiefen und Felsen unschiffbar. Nach dem Eintritt in die Ebene nimmt sie eine Anzahl von Nebenflüssen in sich auf, von denen auf ihrem rechten Ufer der Tschambal (Chumbul), der Sindh, die Betowa und der Ken (Cane), auf ihrem linken der Hindon, Siengur und Rhind die bemerkenswertesten. Auch ergießt sich aus dem mittlern und untern Laufe der D. ein Teil ihres Wassers in eine Anzahl sowohl älterer, als neuangelegter oder bloß erst projektierter Kanäle, teils um sie mit dem Ganges zu verbinden, teils um das zwischen beiden liegende Land zu bewässern, teils aber auch um von der D. größern Nutzen für die Schiffahrt ziehen zu können.

Dschamnotri, eine Anzahl dicht nebeneinander gelegener heißer Quellen, unweit der Quellen der Dschamna, unter 30° 59′ nördl. Br. und 78° 35′ östl. L. (von Greenwich), an der Westseite der westlichsten, auf den Karten der trigonometr. Aufnahme des betreffenden Teils von Britisch-Nordindien als Dschamnotri-Piks bezeichneten Bergspitzen. Ihre Entfernung von der Stelle, wo die Dschamna zuerst als dünne Wasserader unter einem Felsen hervorschießt, beträgt nur etwa 1000 m. Die heißen Quellen brechen in der Höhe von 3600 m über der See mit Gewalt aus dem Granit hervor. Ihre Temperatur ist wenig unter dem Siedepunkt. Das Wasser ist geschmack- und geruchlos.

Dschamrud, engl. Fort am Ausgang des Kheiberpasses, s. unter Peschawer.

Dschamu (Jammu), auch Dschambu, Stadt in Kaschmir, unweit der Grenze des Pendschab, unter 32° 44′ nördl. Br. und 74° 54′ östl. L. (von Greenwich) in den südl. Vorbergen des Himalaja gelegen, an einem kleinen, sich in den Tschinab ergießenden Flusse, 2500 m über der See, ist wohl gebaut, zählt (1871) 41 817 E. und besitzt einen Palast des Radscha und ein Fort, welche beide umfangreich und schön gebaut sind und aus der Ferne betrachtet einen angenehmen und imponierenden Eindruck machen. Das Fort erfüllt jedoch seinen Zweck nur sehr unvollkommen, da es durch die in der Nähe gelegenen Anhöhen beherrscht wird und daher gegen einen geregelten Angriff, namentlich von europ. Truppen, nicht gesichert ist. Auch ein sehr geräumiger, zweckmäßig gebauter und reich versehener Bazar befindet sich in D. In der Nähe der Stadt befinden sich zahlreiche, ausgedehnte Ruinen, welche zum Beweise des Wohlstandes und der Blüte von D. dienen können, zur Zeit, wo seine erblichen Radschas noch nicht durch die Sikhs von dort vertrieben waren.

Dschanawi, Fluß, s. unter Ganges.

Dschándscharo oder Yangaro in der Gallasprache, Dschindschiro oder Zindschero im Amharischen, Zendero im Tigré, Gingiro im Portugiesischen, Bergland südlich von Abessinien, zwischen Godscheb und Enarea, von Galla bewohnt, aber noch fast ganz unbekannt.

Dschangel (unrichtig Dschungel, nach engl. Schreibart Jungle), ein von dem sanskrit. Worte Jangalo in die Volkssprache in Bengalen und von hier in das Englische übergegangener Ausdruck zur Bezeichnung von mit niedrigerm Gesträuch, Busch- und Schilfdickicht bestandenem Lande im Gegensatze zu dem eigentlichen Hochwald. D. finden sich häufig in Ostindien, namentlich am Fuße des Himalaja, in dem 30—45 km breiten Saume des Tarai, der von Assam westwärts bis zu der Dschamna, dem rechten Nebenflusse des Ganges, sich erstreckt. Das Land bildet hier eine weite, stellenweise sumpfige, mit undurchdringlichem Gestrüpp und Schilfdickicht, hohem Grase, Bambus, Buschwerk, baumartigen Schling- und Kletterpflanzen bedeckte Niederung. Dieselbe ist eine Region der Fieber, der wilden Tiere, namentlich der Tiger, Elefanten, Hirsche, wilden Schweine, Riesenschlangen u. a. m. Das lange Gras wird in der trockenen Jahreszeit niedergebrannt, um das Raubwild zu verscheuchen und das Vieh auf den neuen, sogleich aus der alten Grasung hervortretenden Sprossen zu weiden. Die Dschangelflora hat vieles Eigentümliche, da der feuchte, warme Boden vielen, sonst nur in den heißesten Tropengegenden einheimischen Pflanzen üppiges Gedeihen ermöglicht. Auch die Fauna der D. zeigt gewisse Eigentümlichkeiten.

Dschansi (Jhansi), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts der gleichnamigen Division in der indobrit. Lieutenantgouverneurschaft der Nordwestprovinzen, unter 25° 28′ nördl. Br. und 27° 38′ östl. L. (von Greenwich) gelegen, mit 8500 E., zeichnet sich durch besondern Wohlstand aus infolge seines lebhaften Handels, namentlich mit Webereien von Tschanderi und den daselbst verfertigten Waffen, hauptsächlich Bogen, Pfeilen und Lanzen für die verschiedenen Stämme der Bundelas. Die Stadt, von einem Walle umgeben, hat gerade Straßen, die sich, gleichwie die Bazars, durch besondere Reinlichkeit auszeichnen. Auch ist daselbst allenthalben Sorge für gesunde Ventilation getragen. Auf einem die Stadt beherrschenden Felsen befindet sich ein von den Maharatten erbautes, von einem mächtigen runden Turme überragtes Fort, von einem starken Walle umgeben, die Wohnung der frühern Radschas von D. Im J. 1761 wurde das Fort von dem Nabob von Oude eingenommen und teilweise zerstört; seitdem verfällt es immer mehr.

Dschapara (Japára), eine der Residentschaften (Provinzen) der niederländ. Insel Java in Hinterindien, besteht mit ihrer größern Hälfte in einem langen und ebenso breiten Vorsprunge des nördl. Teils von Java über ihre Küstenlinie in die Javasee. D. ist 3122 qkm groß und wird im N., NW. und NO. von der letztern, südwestlich und südlich von der Residentschaft Samárang und südöstlich von der Residentschaft Rembáng begrenzt. Mit Ausnahme ihrer Mitte, wo sich eine Anzahl meistens miteinander zusammenhängender Bergspitzen, wie der Genuk 713 m, der Ardgodjimbangan 1497, der Retchu 1507, der Sonturenggo 1595 m, der Patiajam 348 m und der Trouwili 146 m erheben, besteht diese Residentie in flachem, nach der See zu allmählich abfallendem, teilweise selbst morastigem Lande, wie namentlich in der Mitte seiner südl. Grenze gegen Samárang. Die Bodenkultur hat allenthalben, wo die Beschaffenheit sie nur zuläßt, eine sehr bedeutende Höhe erreicht. Die Bevölkerung beträgt (1880) 830 782 Seelen, bestehend aus 568 Europäern, 820 337 Javanern, 9790 Chinesen und 87 Arabern. Die Residentschaft zerfällt in die vier Abteilungen Patti, Japára, Kudus und Djawana, wozu noch die Inseln Karimon Java kommen, mit zusammen 16 Distrikten und 1233 Ortschaften oder Dessas. Hauptort, Sitz der Residenten und der andern Civil- und Militärbehörden, ist Patti, gelegen unter 6° 45′ 20″ südl. Br. und 111° 1′ 9″ östl. L. (von Greenwich).

Dscharun, Stadt in der pers. Provinz Farsistân, hoch gelegen, etwa inmitten des im NNW. ungefähr 140 km entfernten Schiras und dem im SSO. gelegenen Lâr, in einem fruchtbaren, gut kultivierten Lande, hat 4000 E.

Dschask, Kap an der Südküste Persiens, beim Eingange zur Straße von Hormus; nördlich davon liegt ein Dorf desselben Namens mit 3000 E.

Dschats (engl. Jats oder Jauts), ein arischer Stamm Hindostans, der, verhältnismäßig unvermischt, an kriegerischem Sinne den Radschputen ähnlich, denselben in der Bodenkultur überlegen ist und vermutlich die Überreste der Indoskythen, die Sakas der Indier und Perser umfaßt, welche um 126 v. Chr. das Neubaktrische Reich überschwemmten, dann um 90 zerstörten und am Indus das

thische Reich gründeten. Nach der Meinung
sollen sie mit den Geten und Massageten
ertums, ja selbst mit den Jüten in Däne-
d also auch mit den anglo-saxonischen Er-
von England stammverwandt sein. Schon
hr. (Ära Sakabda) schlug der ind. König
aditya sie aus dem Pendschab zurück. Sie
sodann später unter dem Namen Jats als
mme im Westen des Indus, wo noch jetzt im
lutschistân D. leben, wurden aber 1026
wie Ferischta berichtet, von Sultan Mah-
n Ghasna besiegt und 1397 von Timur im
ab verfolgt und großenteils ausgerottet.
waren sie in Indien in Vergessenheit ge-
s sie um 1700 aus ihrem damaligen Wohn-
Bahri-Duab im östl. Pendschab, über den
h ostwärts bis an die Dschamna, den rech-
nfluß des Ganges, vordrangen. Die Groß-
von Delhi gaben ihnen die Erlaubnis, sich
zwischen jenen beiden Flüssen gelegenen
nzusiedeln, wo sie jedoch bald als ein un-
und raubsüchtiges Volk die Geißel des Lan-
ihrer eigenen Beschützer wurden. Während
virrungen und Bürgerkriege nach Aureng-
Tode (1707) wuchsen Ansehen, Landbesitz
htümer der D. ungemein. In der großen
bei Panniput 1761 trugen sie durch Ver-
er Niederlage der Maharatten bei und er-
ur Belohnung von Schah Allum die Stadt
deren Besitz sie durch stärkere Befestigung
auptfeste Bhurtpur (s. d.) sicherten. Nach
tadt zogen sich nun auch die sämtlichen aus
ab u. s. w. vertriebenen D. zurück und wur-
lbst von ihren eigenen, Radschas genannten
beherrscht.

ich ursprünglich nur ein niedriger Stamm
rakaste, maßten sich doch die D. Abstam-
n der Kschetri- oder Kriegerkaste an, was
r kräftiges, kriegerisches Wesen gerechtfer-
tien. Selbst die Radschputen wußten sie in
zu erhalten, und sogar die Briten lernten
alsbald die thatkräftigsten Widersacher
General Lake schloß zwar 1803 ein Freund-
ndnis mit ihnen, aber es kam doch bald
zum Kriege. Nachdem Lake 1805 Bhurt-
Sturm genommen, rettete sich der Radscha
lichem Untergange durch Bezahlung von
Rupien (200000 Pfd. St.). Das Land
on neuem auf, bis 1825, nach dem Tode
scha Buldeo Singh, wegen der Thronfolge
wiste unter den D. und zugleich ein Zer-
derselben mit den Engländern entstanden.
Cambermere erstürmte Bhurtpur 17. Jan.
hleifte die Festung und setzte den jungen,
Gegenpartei vertriebenen Radscha Buldeo
ieder ein. Der Fürst hat zur brit. Armee
ingent zu stellen, aber kein Schutzgeld zu
Seine Einkünfte betragen 170000 Pfd. St.
d der D., eine weite Strecke westlich an der
a, ist eins der fruchtbarsten und kultivier-
Hindostan. Der Dschatbauer geht stets be-
ist schlank von Gestalt, robust, kühn, inso-
n den Fremdling, ohne Gastfreundschaft.
ionalsinn und der Stolz des Landvolks,
em Beherrscher von gleichem Stamm zu
t den Druck der Abgaben geduldig ertragen.
em Fürstentum Bhurtpur ist unter den ver-
n, sämtlich im Westen der Dschamna gele-
hutzstaaten der D. der bedeutendste Dhol-
pur (3106 qkm 250000 E.) mit der gleichnamigen Hauptstadt am Tschambal, 55,5 km südlich von Agra. Andere sind Mantscheri, Alwar u. s. w. Auch in mehrern Staaten von Radschputana bilden die D. einen starken Teil der Bevölkerung, z. B. in Dschaipur, in Bahawalpur, in Dschôdpur oder Marwar.

Dschaudpore, s. Dschôdpur.

Dschauharî (Abu Nassr Ismâ'il ben Hammâd), der Verfasser des berühmten Wörterbuchs der arab. Sprache, wurde in Fârâb geboren. Das Jahr seiner Geburt ist unbekannt, wie überhaupt über sein Leben nur sehr dürftige Nachrichten sich finden. Wie es scheint, war er türk. Abkunft. Er genoß in der von ihm besuchten Schule den bei den Arabern gewöhnlichen Schulunterricht, wurde aber von einer so großen Begeisterung für die Schönheiten der arab. Sprache ergriffen, daß er beschloß, dieselbe bei den Beduinen der Stämme Rabî'a und Mudhar, den eigentlichen Trägern der arab. Wohlredenheit, noch gründlicher zu erlernen. Ein langjähriger Aufenthalt in den Zeltlagern dieser Nomaden machte ihn mit den wahren Feinheiten der arab. Sprache auf das genaueste bekannt. Als einer der tiefsten und gelehrtesten Kenner des Arabischen kehrte er in sein Vaterland (Khorasan) zurück und ließ sich in Nîsâbûr nieder, wo er infolge eines unglücklichen Sturzes von dem Dache seines Hauses wahrscheinlich im J. 1002 starb. Die Resultate seiner gründlichen Studien des Arabischen legte er in seinem berühmten Lexikon «Sachâch» (nicht Sichâch, wie gewöhnlich geschrieben wird) nieder. Dasselbe genießt noch heute mit vollstem Rechte des allerhöchsten Ansehens, nicht nur bei den Gelehrten des Morgenlandes, sondern auch in Europa, weil es in der That eine der ergiebigsten Fundgruben tiefster und wirklich kritischer Gelehrsamkeit ist. So erklärt es sich, daß das Buch wiederholt kommentiert und mit Supplementen versehen worden ist, daß sehr häufig Auszüge daraus gemacht worden sind und daß es sowohl in das Persische (von Abûl Fadl Muhammed ben Omar Dschemâl, Kalkutta 1812—14; 2. Ausg. 1832) wie in das Türkische (von Mustafa Wankûli, Konstant. 1728; weitere Ausgaben 1758, 1802 u. öfter) übersetzt worden ist. Von dem arab. Texte, welchen der holländ. Gelehrte Everh. Scheid herauszugeben beabsichtigte (es erschien aber nur der 1. Teil, Harderwyck 1776), sind neuerdings wiederholt ganz brauchbare Ausgaben in Bulak (1865 u. öfter) erschienen.

Dschaunpur, Distrikt der Division Allahabad der brit.-ind. Lieutenantgouverneurschaft der Nordwestprovinzen, wird, mit einem Areal von 4030 qkm und einer Bevölkerung von (1872) 1025869 E., gegen NW. von Oude, gegen NO. von dem brit. Distrikt Adschamgarh, gegen O. von dem brit. Distrikt Gasipur und gegen S. von den brit. Distrikten Benares und Allahabad begrenzt. Seine geogr. Position ist zwischen 25° 22′ und 26° 12′ nördl. Br., sowie 82° 12′ und 83° 10′ östl. L. (von Greenwich). D. besteht allergrößtenteils aus niedrigem, in mittlerer Erhebung von nur 80 m über der See gelegenem und nur in seinem südwestlichsten Teile stellenweise mit bis gegen 100 m erhebendem Flachlande. Hauptflüsse daselbst sind der Gumti und der Sie. Der Boden ist fruchtbar und gut bebaut. — Die Hauptstadt Dschaunpur mit 23327 E. wird von dem Flusse Gumti, der daselbst schiffbar ist, in zwei Hälften, eine größere auf dem linken und eine kleinere auf dem rechten Ufer

Dscherba, Dscherbeh oder Djerbi, Insel an der Küste von Tunesien, im O. des Meerbusens von Gabes, vom Festland durch eine an der schmalsten Stelle nur 500 m breite Meerenge getrennt, die so seicht ist, daß man sie an einigen Stellen durchwaten kann. Die Insel, 1050 qkm groß, ist sehr fruchtbar und erzeugt ausgezeichnete Weintrauben, Pfirsiche, Feigen, Granatäpfel, Mandeln, Äpfel und Ölbäume. Die Bewohner, etwa 30000, sind meist Berber und gehören der mohammed. Sekte der Ibaditen an; sie sind teils Ackerbauer, teils Weber, Schiffer und Fischer. Die Hauptstadt Suk liegt an der Nordküste und zählt etwa 2500 E., worunter auch viele Juden; dabei liegt ein altes, von den Spaniern 1284 erbautes Kastell. D. ist das alte Meninx, die Insel der Lotophagen; von der alten Stadt Meninx sind noch bedeutende Trümmerreste erhalten. Die Insel wurde 28. Juli 1881 von den Franzosen besetzt.

Dscherm, ein ägypt. Fahrzeug mit zwei Masten und großen lat. Segeln, im Delta zur Zeit der Überschwemmung dienend.

Dscherm, die frühere Hauptstadt von Badachschân (s. d.).

Dschesairi-Bahri-Sefid (Inseln des Weißen Meeres), türk. Vilajet von ca. 14548 qkm mit 430000 E., umfaßt die Halbinsel Troas und alle türk. Inseln des Ägäischen Meeres, außer Kreta. Bis 1870 gehörte auch die Insel Cypern dazu, die danach davon abgesondert und durch Traktat vom 4. Juni 1878 an England überlassen wurde. Seit 1881 ist der Sitz des Walys nach der Insel Chios verlegt worden. Vorbem hatte derselbe seine Residenz in der Dardanellenstadt Tschanak Kalessi.

Dschesireh (Plur. Dschesair, arab.), Insel.

Dschesiret Robân, Felseiland in der Meerenge von Bâb-el-Mandeb (s. d.).

Dschessalmir (Jasalmir), auch Dschesalmer, eine Unterabteilung der Agentschaft Marwar in den Radschputanastaaten des indobrit. Reichs, gelegen zwischen 26° und 28° 28′ nördl. Br., sowie 70° 3′ und 72° 53′ östl. L. (von Greenwich), der westlichste Teil von Radschputana, wird nördlich von dem Tributstaat Bhawalpur der Provinz Pendschab, östlich von Bikaner und Joudpur, beides Agentschaften von Radschputana, südlich von der Agentschaft Marwar derselben Provinz und westlich von der Division Sindh der Präsidentschaft Bombay begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt 42596 qkm, war aber früher, bevor die Daudputras sich des Territoriums Bhawalpur bemächtigten und dasselbe von D. abtrennten, noch beträchtlicher. Das Land besteht im allgemeinen in einer weiten, dürren, meistens sandigen, unfruchtbaren und von Pflanzenwuchs entblößten Ebene, aus der sich nur hin und wieder auch Dünen gleichende, teils einzeln, teils zu Reihen verbundene Sandhügel erheben. Zwischen diesen finden sich hin und wieder für Viehzucht geeignete Grasflächen. Im allgemeinen erscheint der Boden von D. als ein in verhältnismäßig neuerer Zeit über die ihn früher bedeckenden Wellen erhobener und trocken gefallener Meeresboden. Dafür spricht die Menge des Seesalzes, von welchem der sandige Grund allenthalben durchdrungen ist. Flüsse und selbst bedeutende Bäche sind in D. nicht vorhanden. Während der Regenzeit bilden sich aber an den am meisten tief liegenden Bodenstellen eigentümliche, Sari genannte Ansammlungen von Salzwasser, von denen die meisten während der trockenen Monate sehr bald austrocknen, einige aber oft Jahre hintereinander mit Wasser gefüllt bleiben. Dieses ist namentlich bei dem unweit der südl. Grenze gelegenen 28 km langen sog. Kanod-Sar der Fall, aus dessen Wasser die Bevölkerung ihren Bedarf an Salz bereitet, was eine Quelle der Einkünfte des Rawal oder Beherrschers dieses Landstrichs ist. An süßem Trinkwasser ist allenthalben Mangel; dasselbe findet sich erst in 100—102 m tiefen, gegrabenen Brunnen. Bei dieser Wasserarmut und dadurch bedingten Unfruchtbarkeit und Dürre des Landes ist von Ackerbau in D. kaum die Rede. Etwas günstiger ist es daselbst mit der Viehzucht bestellt, namentlich an den schon erwähnten hin und wieder zwischen den Sanddünen sich findenden größern oder kleinern mit Graswuchs bedeckten Bodenstellen. Hauptsächlich werden Dromedare, Pferde und Schafe gezüchtet. Im allgemeinen ist die Fauna und Flora von D. gleich arm. Die Bevölkerung, deren Gesamtzahl auf etwa 80000 E. geschätzt wird, besteht hauptsächlich in Radschputen und den Tribus der Bhattie, Hindus, deren religiöse Begriffe aber durch ihren steten Umgang mit Mohammedanern sehr verwirrt erscheinen. Sie sind dem Genusse des Opiums sehr ergeben und entarten hierdurch in körperlicher wie geistiger Hinsicht mehr und mehr. Neben den Bhatti-Radschputen bestehen in D. Radschputen aus den beiden brahmanischen Tribus der Paliwals und Pokurna, sowie Dsats und in geringerer Zahl auch Jainas. Die gleichnamige Hauptstadt von D., unter 26° 56′ nördl. Br. und 70° 58′ östl. L. (von Greenwich) gelegen, mit einer Bevölkerung von etwa 35000 Seelen und Residenz des Rawal oder Fürsten dieses Landes, soll 1156 von Dschersal, einem Bhatti, an Stelle der frühern Hauptstadt Lodorwa gegründet sein.

Dschessore (Jessore), auch Dschessur, einer von den fünf Distrikten, in welche die sog. Präsidentschaftsdivision der Lieutenantgouverneurschaft der Untern Provinzen (Lower Provinces) des angloind. Reichs geteilt ist, mit einem Flächeninhalt von 9474 qkm und (1871) einer Bevölkerung von 2075021 Seelen. Das Land ist im allgemeinen flach und niedrig gelegen, durch eine Menge von Mündungsarmen des Ganges, unter denen der Kumar und der Baroshi die beträchtlichsten sind, stark bewässert und, namentlich während der Regenzeit, häufigen Überschwemmungen bloßgestellt. Der Boden, in Alluvialland bestehend, ist aus dem genannten Grunde außerordentlich fruchtbar, das Klima aber in gleichem Maße ungesund, Fieber und andere Krankheiten erzeugend. Fauna wie Flora sind sehr reich und interessant. Unter den Bodenerzeugnissen für die Ausfuhr nehmen Zucker und Indigo die erste Stelle ein. Die Wälder und Dschangels von D. sind mit wilden Tieren, wie Tiger, Panther, Bären, Schakalen u. s. w. erfüllt, außerdem kommen Hirsche, Wildschweine, Stachelschweine u. a. in Menge vor. — Der Hauptort des Distrikts, Dschessore (Dschessur), liegt unter 23° 10′ nördl. Br. und 89° 18′ östl. L. (von Greenwich), hat 8150 E. und besitzt eine wohleingerichtete, 1838 gegründete Lehranstalt, wo junge Eingeborene im Englischen, Persischen und der Bengalisprache unterrichtet werden.

Dschezzar (Achmed), türk. Pascha, geb. in Bosnien, war Pascha in Acca (s. d.), als Bonaparte 1799 die Stadt belagerte. Durch seine energische Verteidigung zwang er Bonaparte zur Aufhebung

rung, empörte sich aber später selbst gegen
und kämpfte gegen den Pascha von Jaffa.
804.
da oder Dschedda, Seestadt im türk.=
ajet Hedschas, 95 km im Westen von
sen Hafen sie ist. Die Stadt erstreckt sich
Meere hin, an welchem sie der wichtigste
über 1 km weit am Rande einer völligen
breite, luftige, aber ungepflasterte Stra=
hen, gutgebauten, weiß übergipsten Häu=
Korallen= oder Madreporstein und zahl=
narets. Die Vorstädte bestehen nur aus
duinenhütten. Der Hafen wird von klei=
lenbänken erfüllt, und die Einfahrt durch
Eingänge ist nicht ohne Gefahr. Die
keine Äcker, keine Gärten, keine eigenen
rtikel, kein Quellwasser, sondern nur in
gesammeltes Regenwasser, aber offene
te Bazars, die zu den besten im Orient
Vor den Mauern liegt das von den Mo=
nern hochverehrte sog. «Grab Evas». Das
überaus schlecht; die Temperatur ist häufig
enn der Samum weht 55°; der vom der
ende Westwind ist der schädlichste. Die
ngen des Bodens sind ungesund. Die
ng, etwa 17000 (zur Pilgerzeit das Dop=
teht aus einem Gemisch von Abkömm=
r verschiedensten orient. Völker. Die
der Pilgerzüge nach Mekka sammeln sich
allen Ländern der mohammed. Welt auf
und Rückzug und machen ihre Geschäfte
f einer Börse. Jährlich kommen 50000
chiffe an, 1880 sogar 62000 auf 96
. Auch brit. und franz. Kaufleute und
efinden sich hier, und D. gilt für einen
n Handelsplätze der Türkei. Die Stadt
ntliche Handelsemporium Arabiens, der
lt des ganzen Handelsverkehrs zwischen
nde und den gegenüberliegenden Küsten
Man zählt 200 arab. und 250 ind. Groß=
Auch nach Mozambique, Indien, China
alaiischen Inseln ist der Handel gerichtet.
große Markt für die Perlmutterschalen,
n Suez bis nach der Küste von Berbera
wie für das D.=Gummi (Arabisches
das sich an allen afrik. Küstenplätzen von
Berbera und Zeila vorfindet und bloß
heißt, weil es von D. über Ägypten in
l kommt. Ausgeführt werden außerdem
erlmutter, Pferde, weiße Esel, Salz,
tter, schwarze Korallen, Kaffee, Datteln,
m, ägypt. Baumwolle, Eisen= und Thon=
der 2c. Die Einfuhr bilden Korn, Reis,
, Tabak, Moschus, Gewürze, Räucher=
holz, Kokosnüsse, Musselin, Shawls und
Im J. 1880 liefen 328 Dampfer mit
nd 1072 Segler mit 51035 t ein. D.
840 unter der Herrschaft der Türkei. Am
858 richteten hier die Mohammedaner ein
nter den Christen an, wobei der engl. Vize=
e und der franz. Konsul Eveillard ermor=
. Infolge dessen ward 25. Juli die Stadt
reitägiges, 5. Aug. wiederholtes Bombar=
seiten des brit. Schiffes Cyclop gezüchtigt.
chelli, Küstenstadt der alger. Provinz
e, 110 km im NW. von dieser Stadt,
ich von Bougie, mit 2500 E. Die Reede
der heftigen Winde, welche im Winter
r ungünstig. Nachdem 21. Aug. 1856
ein Erdbeben die gebrechlichen Wohnstätten zusammengeworfen, ist die maurische Stadt wieder aufgebaut und daneben hat sich eine europ. Stadt erhoben mit Kasernen, Postbüreau, durch Bäume und Trottoirs gezierte Straßen u. s. w. Die stark bevölkerte Umgegend ist reizend, das Hinterland reich an Wald und Metallen, und der Handel der Stadt befaßt sich mit Wolle, Geweben, Leder, Holz und Getreide. D. ist das Igilgilis der Römer, war in der christl. Periode Bischofsstadt und im 16. Jahrh. Hauptsitz der Seeräuberei. Die Franzosen eroberten die Stadt schon 22. Juli 1664, mußten sie aber bald an die Türken abtreten; 13. Mai 1839 nahmen sie den Ort zum zweiten mal ein.

Dschiggetai, Halbesel (Equus hemionus), heißt eine prächtige, wilde Pferdeart des östl. Mittelasien, besonders der Hochebenen der Mongolei. Der Kopf ist etwas eselartig, die Ohren größer als beim Pferde, aber kleiner als beim Esel und zierlich gestaltet, der Hals schön rund und proportioniert, die Füße außerordentlich fein und zierlich gebaut, der Schwanz kurz und nur quastenartig am Ende behaart, die Mähne kurz, aufgerichtet. Ein schönes Isabell ist die Hauptfarbe, die am Bauche und der Schnauze in Weiß, auf dem Rücken in Dunkelbraun übergeht. Die D. leben in Trupps bis zu 20 Stück, meist aus Stuten und Jungen bestehend, die von einem einzigen Hengste geführt werden; sie wandern über große Strecken, besonders im Herbste, sind flüchtig, scheu, wachsam und ziehen sich bei der mindesten Gefahr in die Gebirge zurück. Die Hengste sind außerordentlich mutig und kampflustig. Das Fleisch gilt bei den Tungusen für einen Leckerbissen; das Fell wird teuer bezahlt; die Schweifquaste gilt als Amulett und Heilmittel. Man hat das schöne Tier in seinem Vaterlande nie gezähmt, aber neuerdings in Europa mit Esel, Quagga, Zebra und Pferd gekreuzt. Die Blendlinge scheinen zur Arbeit tüchtig. Die D. aus reinem Blute dagegen, von welchen der Pflanzengarten in Paris einen schönen Trupp hatte, aus dem Sprößlinge fast überall hin verbreitet wurden, haben bis jetzt den Zähmungsversuchen zum Einfahren, von denen man sich günstigen Erfolg versprach, widerstanden.

Dschihad (arab.), der Glaubens= oder Religionskrieg der Mohammedaner, bedeutet ursprünglich Aufruf an die Nicht=Mohammedaner, den Islam anzunehmen.

Dschihanghir, Großmogul 1605—27, Sohn und erster Nachfolger von Akbar dem Großen. Seine Regierung war ruhmreich und auch glücklich, wiewohl nicht durch kriegerische Eroberungen ausgezeichnet, sondern durch die einsichtsvolle Toleranz, welche von ihm fortwährend gegen den Brahmanismus, namentlich auch gegen den Siwakultus geübt wurde. Ein besonderes Wohlwollen seinerseits genossen die Dschainas. Wie die meisten Beherrscher von Delhi aus dem Stamme der Timuriden, begünstigte und förderte D. den merkantilischen Verkehr mit andern Völkern. Dieser Gesinnung verdankten die Engländer auch 1611 seine Erlaubnis zur Gründung ihrer ersten Handelsfaktorei in Vorderindien zu Surat seitens der 31. Dez. 1600 gestifteten Englisch=Ostindischen Kompagnie. Schon 1604 hatte D. den Kapitän Hawkins als Gesandten von Jakob I. empfangen. Er starb 1627.

Dschimaa oder Dschumaa (arabisch, von Dschuma, d. h. Freitag), die Freitagsversammlung in der Dschami (Hauptmoschee).

Dschingāl, in Japan und Indien Bezeichnung für eine lange Luntenflinte.

Dschingis-Chan, richtiger Tschinggis-Chân (d. h. höchster Herrscher), eigentlich Temudschin, berühmter mongol. Eroberer, geb. am Onon 1154, war der Sohn des mongol. Hordenführers Jisukei Baghatur, der über ungefähr 40000 Familien gebot und dem Tatarchan der östl. Tatarei zinsbar war. Als er 13 J. alt war, starb sein Vater, und nun führte die Mutter die Regentschaft. Die Oberhäupter der unterworfenen Stämme versuchten zwar, sich frei zu machen, wurden jedoch von D. unterworfen. Eine große Anzahl von Stämmen vereinigte sich jetzt wider ihn, und obgleich häufig siegreich, sah er doch, daß er ihnen nicht werde widerstehen können. Er begab sich in den Schutz Toguls, des Chans der keraitischen Mongolen von Kara-Korum, gewöhnlich Ung- oder Wang-Chan genannt, der ihm seine Tochter zur Ehe gab, wodurch ein Krieg mit einem Nebenbuhler entstand, aus dem jedoch Wang-Chan mit Hilfe Temudschins siegreich hervorging. Ränke der Neider erregten aber bald Zwietracht zwischen Temudschin und dem Schwiegervater. Es kam zum Kriege zwischen beiden, und in einer Schlacht (1202) verlor Wang-Chan mehr als 40000 Mann und auf der Flucht das Leben. Einen neuen furchtbaren Gegner fand hierauf der Sieger an Tajan, dem Chan der naimanschen Tataren. Auch Tajan wurde an den Ufern des Amurflusses 1203 geschlagen und starb auf der Flucht, sein Heer wurde völlig vernichtet. Dieses Gefecht sicherte dem Sieger die Oberherrschaft über einen großen Teil der Mongolei und den Besitz der Hauptstadt Kara-Korum. Zu Anfang des J. 1206 hielt Temudschin eine Art von Reichstag in seinem Geburtslande, wo sich Abgeordnete aller unterworfenen Horden einfanden. Diese nun riefen ihn zum Chakan oder Fürst der Fürsten im Angesicht des Heers aus. Zugleich prophezeite ihm ein für heilig gehaltener Schamane, daß er über die ganze Erde herrschen werde, und befahl ihm, sich fortan nicht mehr Temudschin, sondern Dschingis zu nennen. Eine bürgerliche und militärische Gesetzgebung wurde jetzt von ihm veranstaltet. D. sprach sich für den Glauben an Einen Gott aus, bekannte sich aber zu keiner bestimmten geoffenbarten Religion, sondern blieb der Naturreligion der tatar. Völkerschaften treu; dabei gestattete er allen andern Glaubensformen freie Ausübung, und an seinem Hofe waren alle Männer von Verdienst, ohne Unterschied des Glaubens, willkommen. Durch die Prophezeiung bei seiner Krönung war der Geist der Truppen so angefeuert worden, daß er sie leicht zu neuen Kriegen führen konnte. So ward das Land der höher gebildeten Uiguren, im Mittelpunkte der Tatarei, unterjocht, und D. war nun Herr des größten Teils der Tatarei.

Nachdem sich kurz darauf mehrere tatar. Volksstämme ihm unterworfen hatten, begann D. 1209 die Eroberung Chinas. Nach sechsjährigem Kriege wurde die Hauptstadt Jen-king, nachmals Peking, 1215 mit Sturm genommen, geplündert und größtenteils niedergebrannt und damit die Eroberung des nördl. China, welches damals unter der Dynastie Kin stand, vollendet. Die Ermordung der Gesandten D.s an den Chan Mohamed-ben-Tukúsch von Khowaresm (das heutige Chiwa) durch diesen selbst veranlaßte 1216 den Angriff auf Turkestan mit einem Heere von 700000 Mann. Das erste Zusammentreffen der feindlichen Heere war furchtbar, doch unentschieden. Bei dem weitern Vordringen der Mongolen 1219 leisteten die Städte Bokhara, Samarkand und Khowaresm den meisten Widerstand. Sie wurden endlich erstürmt, geplündert, verbrannt, und mehr als 200000 Menschen kamen dabei um, darunter Chan Mohamed-ben-Tukúsch. Dabei fand auch die kostbare Bibliothek von Bokhara 1220 ihren Untergang. Sieben Jahre hintereinander war D. mit Morden, Plündern, Unterjochen beschäftigt und dehnte auf diese Weise seine Herrschaft bis Balkh und Herat, sowie an die Ufer des Dnjepr aus, nachdem die Russen am Flusse Kalka, jetzt Kalmius im Gouvernement Jekaterinoslaw, unweit Mariupol, 16. Juni 1223 durch seinen Sohn Tschutschin eine große Niederlage erlitten hatten, in der sechs russ. Fürsten fielen und der Großfürst von Kiew, Mstislav Romanowitsch, gefangen wurde. Schon hatte er bereits das 60. Lebensjahr überschritten, als er nochmals 1225 in Person an der Spitze seiner Heere gegen den König von Si-Hia oder Tangut zog, der zwei Feinden der Mongolen eine Zuflucht bei sich gestattet hatte und sie nicht ausliefern wollte. Die Mongolen zogen durch die Wüste Gobi im Winter, drangen ins Herz der feindlichen Staaten ein und vernichteten in einer Schlacht auf dem gefrorenen See Kökö Nör das feindliche Heer, das 500000 Mann gezählt haben soll. Bald wurde auch die Hauptstadt von Tangut, Ning-Hia, erobert und mit Feuer und Schwert verwüstet. Die Gründung einer mongol. Dynastie über ganz China war aber erst dem Enkel D.s vorbehalten. Mit neuen Eroberungsplänen beschäftigt, zu deren Ausführung bereits bei Tangut ein Heer von 230000 Mann versammelt war, starb D. 18. Aug. 1227, nachdem er das Reich unter seine vier Söhne geteilt hatte. Das Dasein dieses Eroberers hat dem Menschengeschlecht 3 bis 4 Mill. Menschen gekostet. Dabei hatte er eine ungeheure Menge von Denkmalen der Kunst und kostbarer Handschriften vernichtet. Er wurde mit großer Pracht zu Tangut, nicht weit von dem Orte, wo er gestorben war, nach seinem Wunsche unter einem Baume begraben. Das einzige jetzt bekannte Denkmal D.s ist eine in den Ruinen von Nertschinsk aufgefundene Granittafel mit einer mongolischen, von Schmidt in Petersburg und später von Dorschi Bansarow erklärten Inschrift. Vgl. D'Ohsson, «Histoire des Mongols, depuis Tchinguiz-khan jusqu'à Timour Beg ou Tamerlan» (4 Bde., Haag u. Amsterd. 1834—35); Erdmann, «Temudschin der Unerschütterliche» (Lpz. 1862); De la Croix, «Histoire de Ghenghizchan» (Par. 1710); Howorth, «History of the Mongols from the 9th to the 19th century» (Bd. 1, Lond. 1876).

Dschinn (arab.), Dämon, Fee; Dschinnistan, Land der Dschinnen, Feenland.

Dschinni, Stadt in Afrika, s. Dschenne.

Dschirdscheh, Stadt in Ägypten, s. Girgeh.

Dschisân oder Ghizân, kleine arab. Seestadt in Jemen, im südwestl. Landesteile, westlich von Abu-Arisch, dessen Hafen es ist; es liegt den Farsaninseln gegenüber, in 16° 53′ nördl. Br.

Dschisich (d. h. Kopfsteuer), s. Charâdsch.

Dschiti-Schahar (Sieben-Städte-Land), türk.-tatar. Benennung des von Jakub-Beg, dem Atalik Ghazi 1865 im südwestl. Teile des chines. Turkestan gegründeten Reichs, welches aus der chines. Provinz Tian-schan-nan-lu (d. i. Gebiet südlich vom

ebirge) mit den Städten Aksu, Turfan, Jarkand, Jangi-Hissar und Khotan, sowie stlich von Jarkand belegenen Landschaft it der Stadt Taschkurgan bestand. Bis rung von Taschkurgan (Ende 1868) wurde des Jakub-Beg Alti-Schahar genannt. j. Gouverneur der Provinzen Kan-su und General Tso-tsung-tang, rückte im Sept. 30000 Chinesen und 4 Kruppschen Ge- achdem er das westliche, ebenfalls im Auf- ndliche Kan-su unterworfen hatte, gegen den Dunganen besetzte Si-ning-fu vor, en Platz und unterwarf hierauf mit seinem ändigen Zuzug von Verstärkungen auf ann gebrachten, zum Teil nach europ. en organisierten Heere bis zum Beginn s 1879 den Aufstand der Dunganen und des Jakub-Beg, welcher nach einer Reihe erlagen im Juni 1877 starb. Der Nach- li-Beg, Sohn des Jakub-Beg, floh nach uste von Kaschgar und Khotan (4. Jan. russ. Gebiet nach der turkestan. Provinz und D. trat wieder unter chines. Verwal- he sich angelegen sein ließ, das verwüstete h Einwanderer aus den westl. Provinzen ieder zu bevölkern.

ng, Negerstamm, s. Dinka.

pur, Dschaudpore (engl. Joudpore) twar, der größte von den administrativ zu dentschaft Bombay gehörenden, dem indo- he tributären Schutzstaaten der Radsch- westl. Radschputana, zählt auf 95826 qkm E. Der südwestwärts fließende Luni bil- enze zwischen dem dürren, sandigen Nord- d dem teils steinigen, teils fruchtbaren Gegen Osten erhebt sich das Land in der ette 1040—1390 m über das Meer. Der ebenfalls gebirgig, und im Westen schei- birgszug die Wüste Tharr in eine größere d eine kleinere westl. Hälfte. Das Klima mmer sehr heiß, während im Winter die rsäule mitunter unter den Gefrierpunkt gens im allgemeinen gesund. Als Haupt- des Landes gilt das Salz, welches aus n, meist aber aus Seen, namentlich dem mbharsee, der zum Teil zu D. gehört, ge- wird. Auch kommen in D. schöner Mar- n, Blei und Alaun vor. Die Bevölkerung Getreide, Baumwolle u. s. w. und zieht Pferde, Büffel und Rindvieh in Menge, auch grobe Baumwollzeuge, Flinten, und andere Waffen, Leder- und Glas- wie berühmte Drechslerwaren aus Elfen- n Hauptnahrungszweig bildet indes der amentlich der Salzhandel. Von den Be- sind fünf Achtel Dschats (s. d.), zwei Achtel en. Die übrigen sind Brahmanen oder die das Marwari, eine dem Hindi ver- Mundart, sprechen. Der Landesherr mit Maharadscha ist ein Nachkomme von adschput, König von Kanouj, der 1459 D. gründete. Maun Sing unterstützte Maharattenfürsten Holkar; doch kam 818 zwischen ihm und der engl. Regierung ag zu Stande, in welchem er sich unter der letztern stellte und ihr hierfür den an die Maharatten bezahlten Tribut von fd. St. entrichtete. Das von ihm unter en der D.-Legion zu dem engl.-ind. Heere gestellte Kontingent von 1500 Reitern nahm 1857 an der Sipoy-Empörung Anteil, wurde aufgelöst und an seine Stelle trat ein anderes Hilfskorps unter dem Namen Erinpura Irregular Force. Der Maharadscha hat ein Jahreseinkommen von 175000 Pfd. St.

Die Hauptstadt Dschödpur, am Rande einer waldigen, aber zugleich angebauten Ebene und am Südende eines 37 km langen Höhenzugs gelegen und von der Citadelle mit dem Residenzpalast überragt, hat einige schöne Tempel und zählt mit den Vorstädten 150000 E. Etwa 60 km im SSO. von ihr, an dem Knotenpunkt von zwei großen Handelsstraßen, liegt die Stadt Pali, der Hauptmarkt von West-Radschputana, mit 50000 E., ein Krongut des Maharadscha, das ihm jährlich 7500 Pfd. St. Zolleinkünfte bringt.

Dschöf (el), oder Dschauf, d. h. Depression, heißen verschiedene Landschaften Arabiens. Die eine liegt an der Südostgrenze von Jemen, im NO. von Sana, wo sich zahlreiche himjaritische Ruinen befinden. Das bekannteste D. liegt mitten in der großen Centralwüste, am Südostende des Wadi-Serhân, und ist eine sehr fruchtbare Oase zwischen dem Dschebel-Schammar und dem Haurân mit der Stadt Dschof-Amir.

Dschogi, die neuind. Form des Wortes Yogia im Sanskrit, welches die aus den religiösen Büßern des ind. Altertums hervorgegangenen, gewissermaßen als deren Nachfolger auftretenden sog. Fakirs bedeutet, welche sich, vom Wahrsagen, Betteln, von für Zauberkünste gehaltenen Taschenspielereien u. s. w. lebend, überall in Indien herumtreiben und der abergläubischen Hindubevölkerung als eine Art von Heiligen gelten. Die D. sind sehr zahlreich und bilden, vor allen andern Gottheiten den Siwa verehrend, eine Art religiöser Sekte.

Dschohor (Djohor), ein kleiner Malaienstaat, umfaßt den südlichsten Teil der malaiischen Halbinsel von der brit. Besitzung Malakka bis zum Kap Romania und erstreckt sich an der Ostseite weiter als an der westlichen gegen Norden. Der Beherrscher führt den Titel Sultan und ist gegenwärtig ein Vasall der Engländer; derselbe leitet seinen Ursprung von den Fürsten von Malakka ab. Das Reich D. war eine Kolonie von Malakka und war früher, namentlich vor 1641, wo die Holländer den Portugiesen Malakka entrissen, weit mächtiger und umfangreicher als gegenwärtig, da es sich nicht nur auf der Halbinsel viel weiter als jetzt ausdehnte, sondern auch alle zwischen letzterer, Banka und Borneo gelegenen Inseln zu ihm gehörten. Zu diesem gehörte auch Singapur, welches 1818 mit allen Souveränetätsrechten an England abgetreten wurde, während alle übrigen Inseln im Laufe der Zeit an Holland gelangt sind. — Der Hauptort Dschohor (Djohor), Residenz des Sultans, an der Südküste gelegen, ist klein, ärmlich und schwach bevölkert.

Dschokjokerta, richtiger Djocjakarta, der zweitgrößte der niederländ. Vasallenstaaten oder sog. Fürstenländer, mit einem Sultan an der Spitze, auf der niederländ. Insel Java in Hinterindien. D., nördlich von der Residentschaft Kadu und einem Teil des niederländ. Vasallenstaates Surakarta, östlich von letzterm, südlich von dem Indischen Ocean und östlich von der Residentschaft Bagelen begrenzt, hat ein Areal von 3089 qkm mit (1880) 444621 Seelen, von denen 1446 Europäer, 441192 Javaner, 1833 Chinesen, 133 Araber und 17 andere

Fremdlinge waren. D. besteht im allgemeinen in fruchtbarem, sich von den beiden mächtigen, die Grenze zwischen der Residentschaft Kadu und Surakarta bildenden Vulkanen Merbabu und Merapi, wellenförmig gegen Süden nach dem Meere zu erstreckendem, nur stellenweise in Hügelketten höher aufsteigendem Lande. Durch eine Anzahl von Flüssen, wie der Progo an der Grenze von Bagelen und D., der Oupak mehr östlich mit seinen Nebenarmen Tojan und Ogo, sowie andere kleinere ist D. gut bewässert. Die Bodenkultur daselbst befindet sich auf einer bemerkenswerten Höhe. Hauptkulturgewächse sind Kaffee, Zucker, Indigo und Tabak, massenhaft angepflanzt, hauptsächlich für den Handel und die Ausfuhr. D. bildete noch bis zur Mitte des 18. Jahrh. die westl. Hälfte des mächtigen Reichs Mataram in Centraljava. Am 13. Febr. 1755 aber trennte die Regierung der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie dieses Reich, welches damals von dem sog. Kaiser von Java beherrscht wurde, in das Kaiserreich Surakarta und das Sultanat D. Im J. 1812, während der Zwischenregierung der Engländer über Niederländisch-Ostindien, wurde von dem Lieutenantgouverneur Sir Stamford Raffles ein Traktat mit dem Kaiser (Susuhunnan) von Surakarta und dem Sultan von D. geschlossen, wobei beide Fürsten einen Teil ihres Grundgebietes an die Engländer abtreten mußten. Eine noch viel beträchtlichere Abtretung wurde ihnen nach Beendigung des letzten javan. Kriegs 1825—30 von der niederländ. Regierung aufgelegt. Surakarta verlor bei dieser Gelegenheit die gegenwärtigen Residentschaften Kediri und Madiun, D. aber die Residentschaften Bagelen und Banjumâs. Gegenwärtig sind beide Fürstentümer in administrativer Hinsicht nichts als Residentschaften von Java, da die Beherrscher derselben gegen bedeutende Jahrgelder auch die Jurisdiktion und die Ausübung der Polizei an die niederländ. Regierung haben abtreten müssen. Sie selbst sind wenig mehr als Gefangene in ihren eigenen Palästen (Kratons), die sie kaum verlassen dürfen und wo sie, anhaltend streng überwacht und jeder Macht beraubt, von leerem Prunk umgeben, ihr thatenloses Leben in sinnlichem Genusse und Müssiggang hinbringen. — Der Hauptort Dschokjokerta, wo der Sultan und der niederländ. Resident residieren und auch eine verhältnismäßig nicht unbedeutende Truppenzahl garnisoniert, ist in anmutiger Gegend unweit der Küste, unter 7° 48′ südl. Br. und 110° 21′ östl. L. (von Greenwich) gelegen und zählt (1880) 44999 E.

Dscholiba, s. unter Niger.

Dscholof, Negervolk in Senegambien, s. Jolof.

Dschonke (von dschuen im Hochchinesischen, nach der Mundart von Kanton dschonk, d. h. Schiff) ist ein chines. Fahrzeug, welches noch aus der Kindheit der Schiffsbaukunst stammt. Die größern chinesischen D. haben 4—500 t Gehalt, drei Masten ohne Verlängerungen (Stengen), und ebenso viele Segel, die aus Matten gefertigt sind und sich beim Herunterlassen in eine Reihe Falten zusammenlegen lassen. Die D. sind leicht und ohne viel Kunst zusammengefügt, sodaß sie schwere See und die Schüsse von schwerem Geschütze nicht ertragen. Ihre Form zeigt sich äußerst plump und schwerfällig. In der Mitte niedrig, gehen sie krumm nach vorn und hinten aufwärts. Sie können nicht lavieren, sondern nur mit günstigem Winde fahren, daher zwischen China und Singapore oder Java jährlich nur eine Reise hin und zurück machen, weil dort halbjährige Winde (Monsuns) wehen, die nur auf einer Tour günstig sind. Die Kriegs-D. unterscheiden sich von den Handels-D. durch ihre bessere und schärfere Bauart. Sie sind vortreffliche Segler, aber meist nur für Flüsse und Küsten bestimmt, da sie die schwere See nicht bewältigen können. Jede chinesische D. hat an jeder Seite ihres Bugs ein großes Auge gemalt, weil nach der Meinung der Chinesen ohne dieselben das Fahrzeug seinen Weg nicht finden kann.

Dschudigebirge, eine schneetragende Kette im nordwestl. Teile von Kurdistan, zwischen dem Tigris und Wânsee. Nach der muselmanischen Tradition ist auf dem höchsten Gipfel dieses Gebirgsstocks die Arche Noahs stehen geblieben. Durch ein 74 km langes, völlig ungangbares Felsenthal dieses Gebirges schießt pfeilschnell der obere Tigris.

Dschûf, eine Landschaft mitten in der westl. Sahara, im N. und NW. von Timbuktu, umschließt das Dorf Taudeni, welches berühmte Salzgruben besitzt. Die Gegend ist, mit Ausnahme der Nordgrenze, dem sog. Safié, ganz ohne Weiden. Nomadisch bewohnen sie die Uled-Delim, die Aarib, die Aturchân (ein Stamm der Aideh) und Abzweigungen der Kunta.

Dschulameck (Dschulamerg), ursprünglich im Armenischen Dschelamath, bei den Kurden abgekürzt Dschemar, Ort im türk. Kurdistan, im obern Thale des Großen Zab, nahe rechts am Flusse und am Fuße eines 1715 m hohen Felsen, auf welchem das Schloß steht, etwa 200 km im NNO. von Mossul. D. ist der Hauptort im Bezirke des wilden kurdischen Stammes der Halkiari, mitten in dem rauhen Lande der Chaldäer oder Chaldani, der Nestorianersekte.

Dschulfa, armenisch Dschuga, türkisch Dschulacha, Dorf in Transkaukasien, im russ. Gouvernement Eriwan, 25 km im SO. von Nachitschewan, am Zusammenfluß des Aras und des Alindscha-Tschaï, auf der Straße von Persien nach Tiflis, ein sehr alter armen. Ort mit nur wenigen Bewohnern, zählte einst über 8000 Familien und hatte 24, jetzt in Trümmern liegende Kirchen. Als Schah Abbas 1605 Armenien eroberte, zwang er einen Teil der Bewohnerschaft, nach Persien überzusiedeln. Unter den hier von ihnen gegründeten Kolonien ist die bedeutendste Neu-Dschulfa, durch eine wohlerhaltene Brücke mit Ispahân verbunden, jetzt mit etwa 2000 E.

Dschulifunda (Djulifunda, Julifunda), kleiner Handelsort in Senegambien, in der Landschaft Dentilia, östlich vom Ba Dima (obern Gambia und westlich vom obern Faleme), an der Handelsstraße nach Bambara, mit 2000 E.

Dschuma bedeutet im Arabischen eine Versammlung, einen Haufen von Personen oder Sachen, und eine Datteltraube. Der Islam eignete sich das Wort als Äquivalent des «Ecclesia» der christl. Kirche für die mohammed. Gemeindeversammlung an, welche Freitags um Mittag in dem Dschami', d. i. dem versammelnden Gotteshause, behufs der Anhörung der Chutbeh stattfinden sollte. Der Freitag hieß danach im Arabischen Jôm-el-Dschum'a, Versammlungstag, im Türkischen Dschuma-Gjunû. Als der hervorragendste Teil der Woche bedeutet D. auch die Woche selbst. Auch für Ortsnamen wird D. oft gebraucht, und zwar für Flecken und Städte, in denen

ein Freitags-Wochenmarkt abgehalten wurde oder noch wird. So Eski-Dschuma (Altdschuma) westlich von Schumla im Fürstentum Bulgarien und D. am obern Strymon.

Dschunaid, Stifter einer zum Sufismus (s. d.) gehörigen Sekte.

Dschungel, s. Dschangel.

Dschunkowskij (Stepan Semenowitsch), russ. Staatsmann und Gelehrter, geb. 5. Jan. 1763 zu Lebedin aus einer alten kleinruss. Familie, empfing seine Erziehung in dem Kollegium zu Charkow und wurde dann von Katharina II. ins Ausland geschickt, um seine Studien zu vollenden. Nach einem siebenjährigen Aufenthalt in England kehrte er über Frankreich und Deutschland 1792 nach Petersburg zurück und wurde zum Hofrat und Lehrer der Töchter Kaiser Pauls ernannt. Im J. 1802 erhielt D. das Amt eines Direktors im Departement der Staatswirtschaft und öffentlichen Bauten, welches er bis 1828 bekleidete. Fast alle Reformen, die in dieser Zeit in den wirtschaftlichen Verhältnissen Rußlands stattfanden, hat man seiner Einwirkung zu verdanken. Die von ihm angebahnte Abschaffung der Leibeigenschaft scheiterte jedoch an dem Widerstande des Adels und der Bureaukratie. Auch als beständiger Sekretär der Ökonomischen Gesellschaft, zu welchem Posten er 1803 erwählt wurde, entfaltete er eine höchst nützliche Thätigkeit. Nachdem er sich 1828 mit dem Titel eines Geheimrats aus dem Staatsdienste zurückgezogen, starb er zu Petersburg 15. April 1839. Von seinen Schriften ist ein im Stil Delilles gehaltenes Lehrgedicht über Gartenbau (2. Aufl., Charkow 1810) und das hauptsächlich von ihm bearbeitete «Neue und vollständige System der Landwirtschaft» (15 Bde., Petersb. 1817) zu nennen. In seinen religiösen Ansichten neigte sich D. zu den Lehren Swedenborgs, von dessen Werke «De cultu et amore Dei» er eine handschriftliche Übersetzung hinterließ.

Dschurdjewo, s. Giurgewo.

Dschut, soviel wie Jute (s. d.).

Dseja oder Seja, der bedeutendste linke Nebenfluß des Amur, entspringt auf dem Stanowoigebirge, durchfließt die russ. Amurprovinz, mündet bei Blagowjeschtschensk und ist auf 480 km schiffbar.

Dsongarei, Dsungarei oder Songarei ist der histor.-ethnogr. Name derjenigen Länder Mittelasiens, welche meist unter der Herrschaft des mongol. Stammes der Dsongaren oder Kalmücken (s. d.) standen. Letztere hatten diesen Namen von dsuu oder sou (links) und gar (Hand) erhalten, weil sie den linken Flügel des mongol. Heeres einnahmen. Bei den Chinesen heißen sie Eleut oder Ölöt (eine Korruption des mongol. Wortes oirat: verbündet), unter welchem Namen sie auch durch die jesuitischen Missionare in Europa bekannt geworden sind. Kaldan oder Buschtu-Chan, ein Fürst dieses Volks, suchte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. die Rolle des Dschingis-Chan zu erneuern, sich der Mongolei und ganz Mittelasiens zu bemächtigen und selbst nach China vorzudringen. Hier fand er aber in den Mandschu überlegene Gegner. Kaldan und seine Nachfolger wurden in mehrern Schlachten besiegt, und die Chinesen drangen weit nach Mittelasien vor und besetzten nicht nur die eigentliche D., sondern auch die südlich von ihr gelegene Kleine Bucharei oder Ostturkestan mit den Hauptstädten Jarkand und Kaschgar. Beide Länder hatten zur Zeit der Blüte das Dsongarenreich gebildet, das vom Thsungling- und Belut- bis zum Altai- und Tangnugebirge, vom Balkaschsee bis zum Quellbezirk der Selenga (von 35 bis 50° nördl. Br. und von 90 bis 115° östl. L.) reichte und in westöstl. Richtung von dem mächtigen Thianschan oder Himmelsgebirge durchzogen wurde. Die Chinesen sollen in ihren Kämpfen mit den Dsongaren (1756—59) eine Million Menschen erwürgt haben ohne Unterschied von Alter und Geschlecht. Ein Rest von 20000 Köpfen flüchtete 1758 nach Sibirien und wurde mit den wolgaischen Kalmücken vereinigt. Doch schon 1770 kehrte der größere Teil derselben in die Heimat zurück, wo man sie, wie die wenigen, welche unter chines. Herrschaft zurückgeblieben, unter die Befehlshaber der bucharischen Städte verteilte und zum Ackerbau zwang. Hiermit verschwanden die Dsongaren als ein selbständiges Volk aus der Geschichte.

Die Chinesen nannten ihre neue Eroberung Si-jü oder Westland und zerteilten dasselbe in die Provinzen Thianschan-Pelu und Thianschan-Nanlu, d. h. die Nord- und Südprovinz des Himmelsgebirges. Letztere war Turfan (s. d.), erstere die eigentliche D., die aber auch nach ihrem Hauptfluß Provinz Ili genannt ward, wiewohl auch beide zusammen als Gouvernement Ili bezeichnet wurden. Die eigentliche D. erstreckt sich vom Thianschan bis zum Altai (von 42 bis 49° nördl. Br.) und zählt auf 404500 qkm etwa 600000 E. Die Westgrenze gegen Rußland zieht, seitdem dies in neuester Zeit seine Herrschaft über den Balkaschsee hinaus erweitert und die Provinz Alatau (s. d.) errichtet hat, von dem Halbierungspunkt der geraden Entfernung zwischen Umongur- und Saisansee in südwestl. Richtung über das Tarbagataigebirge, den cisilensischen oder dsongarischen Alatau, bis zum Ili (etwa unter 44° nördl. Br.). Das Land erscheint als eine wenig über 300 m erhöhte Platte, die ostwärts allmählich ansteigt und durch aufgesetzte Gebirgsmassen in mehrere Seebecken und Thalmulden gegliedert wird. Zwischen diesen Gebirgen kann man aber auf verschiedenen Wegen nach Osten zur mongol. Hochfläche vorschreiten, ohne irgendwo eines bedeutenden Ansteigens zu bedürfen oder durch Wüsten behindert zu werden. Daher scheint die D. zur Hauptstraße des Verkehrs zwischen dem Chinesischen und Russischen Reiche bestimmt zu sein. Die russ. Städtereihe am Irtysch schließt sich als Fortsetzung an die am Fuße des Thianschan gelegene Städtereihe an, welche schon seit Jahrhunderten den Karavanen aus China ihre Richtung vorgezeichnet hat. Ohne Zweifel hat das Thal des gegen Westen in den Balkaschsee fließenden Ili, welches der wichtigste Landesteil der D. war, in den verschiedenen Völkerwanderungen Mittelasiens eine Hauptstraße und Hauptstation gebildet. Seit 1759 hatten die Chinesen das Land durch Militärkolonien von Mandschu, Ölöt, Torgot u. s. w., besonders aber durch Verbannte aus China bevölkert. Der Aufstand der mohammed. Dunganen (s. d.) wurde 1878 vollständig niedergeschlagen.

Dt., Abkürzung für dedit (lat.), er hat gegeben, d. h. hat bezahlt.

Duâb, s. Doâb.

Dualin, ein von Dittmar 1868 erfundenes Sprengmaterial, bestehend aus einem Gemisch von Nitroglycerin (s. d.) mit Sägespänen oder Holzzeug, wie es die Papierfabriken verwenden, das aber vorher erst mit einem Gemisch von Salpetersäure und Schwefelsäure behandelt und dadurch nitriert wurde. Es ist leichter als Dynamit (s. d.), bleibt bei Frost

zündsicherer, ist gefahrloser als Pulver, teurer als dieses, aber zehnmal wirksamer und der Wirkung des Dynamits um ein Sechstel überlegen. Es ist indessen dem D. nicht gelungen, den Dynamit zu verdrängen, obgleich das D., wenngleich in modifizierter Form, bei der Bereitung neuer Sprengstoffe zu Grunde gelegt wurde.

Duālis, abgekürzt Dual (vom lat. duo, zwei), heißt in der Grammatik diejenige Form des Nomens, Pronomens oder Zeitworts, durch welche man die Zweiheit der Gegenstände, Personen u. s. w., oder daß eine Handlung von Zweien ausgeführt werde, bezeichnet. Die Dualform geht in der weitern Entwickelung der Sprachen häufig verloren und wird dann durch den Plural ersetzt. Die indogerman. Sprachen besaßen ursprünglich einen vollständig durchgebildeten Dual, und die ältern Formen derselben zeigen ihn durchweg, so das Sanskrit und Iranische, das Altgriechische, das Slawische (von den slaw. Sprachen besitzt ihn z. B. das Lausitzisch-Wendische bis auf den heutigen Tag), das Litauische. Von den german. Sprachen hat nur das Gotische den D., aber bloß am persönlichen Fürwort der ersten und zweiten Person und am Zeitwort in größerer Ausdehnung erhalten, die andern german. Dialekte zeigen nur einzelne Reste desselben; ein solcher ist z. B. das bayr.-österr. enker, «euer», eigentlich «euer beider». Das Lateinische hat ihn nur in den beiden Worten duo und ambo bewahrt, die eben den Begriff des D. selbst, zwei, bezeichnen. Auch andere Sprachstämme haben den Dual, so das Semitische, aber ebenfalls in verschiedener Erhaltung: während das Altarabische ihn vollständiger besitzt, braucht das Hebräische ihn fast nur noch bei paarweise verbundenen Gegenständen (Hände, Augen). Vgl. W. von Humboldt, «Über den Dual» (Berl. 1828).

Dualismus (neulat.) nennt man die philos. Ansicht, welche das Wesen der Dinge auf die Annahme zweier ungleichartiger, ursprünglicher und nicht voneinander abzuleitender Prinzipien zurückführt, z. B. auf die Annahme zweier Grundwesen, eines bösen und guten, wie in der Lehre des Zoroaster, auf die Voraussetzung zweier verschiedener Thätigkeitsprinzipien im Menschen oder eines geistigen und eines körperlichen Prinzips, wie in der Lehre des Descartes, oder auf die Annahme eines metaphysischen Gegensatzes von Ding an sich und Erscheinung, wie in dem neuern Kantianismus. Dem D. steht auf allen Gebieten der Monismus gegenüber als das Bestreben, die Mannigfaltigkeit und auch die tiefsten Gegensätze der Dinge aus einem gemeinsamen, höchsten und einheitlichen Prinzip abzuleiten.

In der Physik kannte man in früherer Zeit eine dualistische Theorie, nach welcher man die positive und negative Elektricität, den positiven und negativen Magnetismus als zwei verschiedene Fluida betrachtete. Ebenso gab es sonst in der Chemie eine dualistische Theorie, welche annahm, daß jeder zusammengesetzte Körper, wie groß auch die Anzahl seiner Bestandteile sein möge, in zwei Teile zerlegt werden könne, von denen der eine positiv, der andere negativ elektrisch sei.

In der Politik bezeichnet man mit D. ein Verhältnis, welches besteht, wenn in einem Bundesstaate oder Staatenbunde zwei größere, gleich mächtige Staaten an der Spitze stehen und wenn auch nicht formell die Exekutive in den Händen haben, so doch faktisch von maßgebendem Einfluß auf die Leitung der Bundesangelegenheiten sind, wie dies im frühern Deutschen Bunde bei Österreich und Preußen der Fall war. Auch die Teilung des Machteinflusses unter zwei gleich mächtige Einzelteile (Reichshälften oder dgl.) im Gesamtreiche, wie dies in neuester Zeit in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie der Fall ist, wird als D. bezeichnet.

Dualla (Diwala), ein Volk im westl. Afrika am Camerunss-River (nordöstlich von der Insel Fernando-Po). Die D., deren Sprache längs der Küste wahrscheinlich bis gegen den 3.° nördl. Br. gesprochen wird, gehören zu den sog. Bantuvölkern (s. d.) und bilden mit den weiter nördlich wohnenden Isubus den nordwestlichsten Ausläufer dieses über ganz Südafrika (mit Ausschluß des Hottentotten- und Buschmannlandes) verbreiteten Volksstamms. Die Sprache der D. ist mit jener der Bakele (dem Dikele), der Benga, der Isubu und der Stämme auf Fernando-Po innig verwandt, mit denen sie die nordwestl. Sippe des westl. Zweigs des Bantusprachstamms bildet. Vgl. Saker, «Grammatical elements of the Dualla language» (Camerons «Westafrika», 1855); Koelle, «Polyglotta africana» (Lond. 1854).

Duarenus (Franziskus), eigentlich François Duaren, hervorragender Lehrer des röm. Rechts, geb. zu Montcontour 1509, studierte unter Alciat die Rechtswissenschaft, wurde 1538 Professor an der Universität Bourges, ging dann 1548 nach Paris, um die advokatorische Praxis auszuüben, übernahm jedoch 1551 wieder eine Professur zu Bourges, wo er 23. Juli 1559 starb. D. hat «Commentarii in varios titulos Digestorum et Codicis» und zahlreiche andere Schriften geschrieben. Seine «Opera omnia» erschienen in vielen Ausgaben (z. B. 2 Bde., Lyon 1579, und 4 Bde., Lucca 1765—72).

Duars (arab.) heißen die Zeltkreise, welche das Zelt des Anführers umgeben, bei den Nomaden des nördl. Afrika; größere Lager, z. B. die Smala des Emir Abd-el-Kader, haben zuweilen aus mehr als 1000 D. bestanden. Die zum Schutze der Grenzen Algeriens von den Franzosen in kleinen Abteilungen verwendeten Spahis lagern ebenfalls in D. In großen Lagern umgeben die D. der einzelnen Geschlechter und Stämme das Zelt des obersten Heerführers, welches von den Zelten des Gefolges unmittelbar umschlossen wird.

Duars, eigentümliche, engbegrenzte Strecken niedrig gelegenen fruchtbaren Landes, welche als Pässe aus dem in dem Südabhange des Himalaja gelegenen Hochlande Bhutan (s. d.) in das südlich von letzterm gelegene nordind. Flachland der Division Kutsch-Behar der Lieutenantgouverneurschaft der Untern Provinzen (Lower provinces) und den Distrikten Kamrup und Dorang hinabführen. Die Zahl dieser Duars ist im ganzen 18, von denen 11 zwischen den aus Norden kommenden, sich in den Brahmaputra ergießenden Flüssen Tista und Monas, nördlich von Kutsch-Behar, fünf an der Nordgrenze von Kamrup und zwei an der von Dorang gelegen sind. Die D. gewannen erst dadurch für die indobrit. Regierung Interesse, daß, nachdem Assam brit. Provinz geworden war, die Bewohner von Bhutan fortfuhren, diese Pässe für Einfälle in Assam zu besetzen, um daselbst zu rauben und Verwüstungen anzurichten. Infolge dessen fand 1863 eine Gesandtschaft der Engländer unter Eden an die

en von Bhutan statt, aber die Behandlung,
dieselbe von letztern erfuhr, veranlaßte einen
wischen Bhutan und den Briten. Diese blie-
eger und annektierten nun die D. Als aber
gierung von Bhutan zur Geltung brachte,
ohne die Durchgangszölle, welche sie bis da-
diesen Pässen erhoben habe, nicht bestehen
so überließen die Engländer dieselben wieder
utan, welches ihnen als Garantie gegen
Grenzübergriffe die wichtigen Posten Bira
wangiri abtreten mußte. Später, 1872—
rd durch Colonel Graham die Grenze zwi-
hutan und Assam sehr genau reguliert.

an (Jacques Félix), franz. Architekt, geb.
. 1797 zu Paris, besuchte die Kunstschule,
her er 1823 den großen Preis für das Bau-
warb. Er verweilte 1824—29 in Italien
dierte hier eifrig die Werke der Antike und der
ance. Nach Paris zurückgekehrt, wurde er
it dem Ausbau der von seinem Lehrer an
elle des frühern kleinen Augustinerklosters
enen Kunstschule beauftragt, welche Aufgabe
einem ganz neuen Plane mit Glück und
vollzog. D. leitete 1845 die Restauration
n Schlosses in Blois, und bald nachher er-
vom Herzog von Luynes denselben Auftrag
Schloß von Dampierre. Diese sehr gelun-
Proben von seiner Geschicklichkeit für die
herstellung älterer Bauwerke bewirkten 1848
rnennung zum Architekten des Louvre. Die
hafte Art, wie er an diesem Palast die Façade
en Flügels auf der Flußseite und das In-
r Apollogalerie dem ursprünglichen Zu-
bis zu den geringsten Einzelheiten wieder
rte und in den unvollendet gebliebenen
vervollständigte, wurde allgemein bewun-
D. war Mitglied des Instituts seit 1854.
20. Dez. 1870 in Bordeaux.

Barail (François Charles), franz. General,
Versailles 28. Mai 1820, trat 1839 in ein
Kavallerieregiment und wurde 1842 in dem-
Offizier, 1848 Kapitän, 1854 Oberstlieute-
d 1857 Oberst und Kommandeur eines Re-
Chasseurs d'Afrique. Im J. 1863 wurde
gadegeneral, nahm am Deutsch-Französ-
Kriege als Kommandeur der 1. Reserve-
riedivision, welche aus den vier Regimen-
asseurs d'Afrique bestand, teil und geriet
Kapitulation der Rheinarmee bei Metz im
70 in deutsche Kriegsgefangenschaft. Nach
ung des Kriegs übernahm D. den Befehl
s neuerrichtete 3. Armeekorps der Armee
rsailles und 25. Mai 1873 die Leitung des
inisteriums, von welcher er jedoch schon
hresfrist (22. Mai 1874) zurücktrat, worauf
ours den Befehl über das 9. Armeekorps
re hindurch führte. D. war dann in Pa-
Mitglied des Kavalleriekomitees an den
gen über die Reformen im Bereiche der
nd Ausbildung der franz. Kavallerie thätig.
neral der alten Schule, vermochte er sich
Vorschlägen des Generals de Galliffet nicht
unden; der Gegensatz dieser Anschauungen
e Thätigkeit unfruchtbar bleiben.

arry (Marie Jeanne, Gräfin), Geliebte
s XV. von Frankreich, war die Tochter des
eamten Gomard de Vaubernier und 19. Aug.
Vaucouleurs geboren. Nachdem sie bei
odehändlerin gearbeitet, kam sie als Freudenmädchen zu der berüchtigten Gourdon, wo sie wegen ihrer Schönheit den Namen l'Ange erhielt. Der Graf Jean D., in dessen Hause sich vornehme Spieler versammelten, nahm sie zu sich, und hier lernte sie der königl. Kammerdiener Lebel kennen, der sie dem fast 60jährigen König zuführte. Ludwig XV. war bald so sehr von ihr gefesselt, daß er sie bei sich behielt, ihre Vermählung mit dem Bruder des Grafen, einem Trunkenbolde, bewirkte und sie 1769 bei Hofe einführte. Der Minister Choiseul suchte sie zwar zu stürzen, führte aber dadurch nur seinen eigenen Sturz herbei. In die eigentlichen Regierungsangelegenheiten mischte sich die D. nicht, weil sie zu ungebildet und zu träge war, auch nichts als das Vergnügen liebte. Aber die der Politik des Ministers feindselige Hof- und Priesterpartei gebrauchte den persönlichen Einfluß der D. zur Durchführung ihrer Intriguen gegen Choiseul. Letzterer erhielt den Abschied und die D. brachte den Herzog von Aiguillon ans Ruder und unterstützte denselben gegen das Parlament. Nach dem Tode Ludwigs XV. wurde sie verhaftet und nach einem Kloster bei Meaux gebracht; doch durfte sie sehr bald in ihr Schloß bei Marly zurückkehren, wo sie mit großem Glanz lebte. In der ersten Zeit der Revolution ließ man sie ungestört. Als sie aber die Emigranten eifrig unterstützte und mit den Anhängern Brissots in Verbindung trat, ließ sie Robespierre vor Gericht stellen und 6. Dez. 1793 guillotinieren. Auf dem Wege zum Richtplatze zerfloß sie in Thränen, rief das Volk um Hilfe und Mitleiden an und bat, als sie den Kopf unter das Beil legen sollte: «Monsieur le bourreau, encore un moment.» Die unter ihrem Namen erschienenen «Mémoires» (6 Bde., Par. 1829—30) sind unecht, doch von vielem Interesse.

Dubbeltje (d. i. Doppelter) nennt man in den Niederlanden im Kleinverkehr den Geldbetrag von 10 Cents oder $\frac{1}{10}$ Fl., wie früher (bis in 1816) den im Werte gleichen von 2 Stübern (daher der Name), für welchen letztern ein Silberscheidemünzstück existierte, wie seitdem für die 10 Cents. Nach der bis 1816 beobachteten Prägung hatte das D. das Gewicht von 1,6019 g, die Feinheit von $569\frac{4}{9}$ Tausendteilen, das Feingewicht von 0,9122 g und daher den Wert von 16,42 deutschen Pfennig oder 8,21 österr. Kr. Das spätere 10-Centsstück war nach dem Gesetz vom 28. Sept. 1816: 1,692 g schwer, 569 Tausendteile fein, 0,9627 g im Feingewicht und 17,33 deutsche Pfennig oder 8,66 österr. Kr. wert; nach dem Gesetz vom 22. März 1839: 1 g schwer, 945 Tausendteile fein, 0,945 g im Feingewicht und 17,01 deutsche Pfennig oder 8,505 österr. Kr. wert; nach dem Gesetze vom 26. Nov. 1847: $1\frac{2}{5}$ g schwer, 640 Tausendteile fein, im Feingewicht von 0,896 g und 16,13 deutsche Pfennig oder 8,06 österr. Kr. wert; ferner für Niederländisch-Ostindien seit 1854 besondere derartige Stücke von $1\frac{1}{4}$ g Gewicht, 720 Tausendteilen Feinheit, $\frac{9}{10}$ g Feingewicht, $16\frac{1}{5}$ deutschen Pfennig oder $8\frac{1}{10}$ österr. Kr. Wert.

Dübel (auch Dollen), Bezeichnung für wenig verjüngt zugeschnitzte Holzpflöcke, welche in eine, in die Mauer oder überhaupt in Stein gemeißelte Vertiefung zu dem Zwecke eingetrieben werden, um Bildernägel, Spiegelhaken, Bankeisen oder Schrauben u. s. w. besser daran zu befestigen. Sie kommen ferner vor bei verzahnten oder verdoppelten (verdübelten) hölzernen Trägern, wo sie zur Vermeidung des Schwindens meist von hartem Holz

hergestellt werden; bei der Verbindung von Hölzern, z. B. der Balkenköpfe auf den Mauerlatten (das sog. Verdollen oder Aufdollen) u. s. w. Auch eiserne kurze Bolzen, die zum Versetzen von Steinen, z. B. den got. Fensterpfosten, Maßwerk u. s. w. dienen, werden so genannt. Man pflegt sie zur bessern Befestigung mit dem Steine aufzuhauen und mit Gips, Cement, Blei u. s. w. zu vergießen, wohl auch zur Vermeidung des Rostens zu verzinken oder zu verzinnen.

Dübeleisen oder Döbeleisen (frz. fer à chevilles, engl. peg-iron), ein besonders bei der Faßfabrikation gebräuchliches Werkzeug zur Anfertigung der Dübel, hölzerner Zapfen und Stifte, die zur Verbindung von Holzteilen dienen. Diese im Prinzip mit dem Locheisen verwandte Vorrichtung besteht aus einem ⊓förmigen Eisen, an welchem die beiden senkrechten Arme in spitzige Angeln auslaufen, mittels deren das Ganze in einem Holzklotz befestigt werden kann und auf dessen oberm Querstück mehrere scharfrandige Hohlcylinder von verschiedener Größe mit aufwärts stehender Schneide angebracht sind. Das roh zugehauene Holzstück wird je nach den verlangten Dimensionen auf einen der Schneidcylinder aufgesetzt und zuerst unmittelbar mit dem Hammer, dann, zur Schonung der Schneide, mittels des nachfolgenden Holzstücks durchgetrieben. Indem die scharfe Kante des Werkzeugs ringsum alles dieselbe überschreitende Holz vollständig hinwegnimmt, erhalten die unten herausfallenden Stifte eine vollkommen runde und cylindrische Form.

Düben, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Bitterfeld, 15 km von Eilenburg, an der Mulde gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 3678 E., welche Korbmacherei, Schuhmacherei, Lederfabrikation, Landwirtschaft und Handel, besonders Holzhandel treiben. Die Umgegend des Ortes ist namentlich an schönen Waldpartien reich. Etwa 4 km von der Stadt liegt der sog. Gesundbrunnen, eine stark eisenhaltige Quelle. In der nahen Dübener Heide befinden sich mehrere Hammer- und Hüttenwerke, Papiermühle u. s. w. D. war ehemals Sitz von Burggrafen. Hier schloß 4. Sept. 1631 Gustav Adolf das Bündnis mit Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen. Napoleon I. verweilte hier vom 10. bis 14. Okt. 1813, vor der Schlacht bei Leipzig.

Dubensee oder Daubensee, ein Bergsee der Berneralpen, liegt im schweiz. Kanton Wallis dicht an der berner Grenze, 2206 m über dem Meere und 1¼ km nördlich von der Daube (2303 m), der Paßhöhe der Gemmi (s. d.), deren Saumweg sich dem östl. Seeufer entlang zieht. Der See ist 2 km lang, 300—600 m breit, 3—6 m tief, 63 ha groß, ohne sichtbaren Abfluß und wird von den Gewässern des Lämmerengletschers gespeist, der sich vom Wildstrubel 3252 m östlich gegen die Gemmi herabsenkt. Der öde graugrüne Wasserspiegel, von kahlen Felsmauern und Schutthalden umgeben, überragt von dem Firndache des Rinderhorns (3400 m) und den schroffen Felsspitzen der Plattenhörner (2949 m), des Daubenhorns (2880 m) und der östl. Vorgipfel des Wildstrubels, macht einen ungemein düstern Eindruck. Neun bis zehn Monate des Jahres ist er zugefroren.

Dubgras, s. unter Cynodon.

Dubhe (arab.), ein veränderlicher Stern im Großen Bären (α Ursae majoris).

Dubicza oder Dubitza, auch Türkisch-D. genannt, eine Grenzfestung in Bosnien, Sandschak Bihatsch, rechts an der Unna, 11 km oberhalb ihrer Mündung in die Save, hat (1879) 2588 christl. E. An dieser Stelle soll das röm. Prätorium gestanden haben. D. gehörte einst dem Johanniterorden und war wiederholt ein Zankapfel zwischen Österreich und der Pforte. Im J. 1483 schlug hier Francopani, 1513 der Banus Berislavitsch die Türken; 1685 und 1687 wurde es von den Kaiserlichen erstürmt, im Passarowiczer Frieden aber 1718 an die Pforte zurückgegeben, und 26. Aug. 1788 zwang es Loudon zur Kapitulation. Gegenwärtig steht D. unter österr. Verwaltung. — Dem Türkisch-D. gegenüber liegt das österr. Dubitza, ein Flecken mit 3200 E. im Banalbezirke der kroat.-slawon. Militärgrenze, mit einer griech.-orient. und einer kath. Kirche. Die Einwohner treiben guten Wein- und Obstbau und lebhaften Handel mit Holz und Schweinen, als den Produkten der ausgedehnten Waldungen, von denen der Ort umgeben ist.

Dubiecko, Stadt in Galizien, Bezirkshauptmannschaft Brzozow, westlich von Przemysl, zählt (1880) 1416 E. poln. Nationalität und ist der Sitz eines Bezirksgerichts. In der Umgebung findet Bergbau auf Salz und Naphtha (Petroleum) statt. Geregelter Verkehr mit der nächsten Station der Karl-Ludwigsbahn, Przemysl. Ein schönes Schloß (den Grafen Krasicki gehörig) am San mit ausgedehnten Parkanlagen.

Dubienka, Stadt am Bug im poln. Gouvernement Lublin, mit 4341 E., meist Juden, ist merkwürdig durch die Schlacht vom 17. Juli 1792, in welcher Kosciuszko mit 4000 Polen gegen 18000 Russen focht. Von letztern fielen 4000, von den Polen nicht mehr als 90 Mann; aber ihr kleiner Haufe mußte sich, im Rücken bedroht, zurückziehen.

Dubitieren (lat.), zweifeln; Dubitation, das Zweifeln, der Zweifel.

Dubitza, Festung in Bosnien, s. Dubicza.

Dubium (lat.), Zweifel; in dubio, im Zweifel, im Zweifelsfalle; dubiös, zweifelhaft.

Dublin, Grafschaft in der irischen Provinz Leinster, zählte 1881 auf 918,18 qkm 418152 E., wovon 77 Proz. Katholiken. Das Land ist im Süden bergig, im übrigen eine wellenförmige, fruchtbare und vortrefflich angebaute Ebene mit vielen Seebuchten, Küsteneilanden und Leuchtfeuern. Bewässerung gewähren der Liffey, Dodder, Tokka und viele kleine Bäche, Binnenschiffahrt der Königs- und der Große Kanal. Sechs Eisenbahnen enden hier. Dampfschiffe verbinden es mit Liverpool und Holyhead in Wales. Der Erwerb der dichten Bevölkerung beruht auf Acker- und Gartenbau, Fischerei, Hummer- und Austernfang, einiger Viehzucht und Textilweberei. An Mineralien werden Kupfer, Blei und gute Bausteine (Granit) gewonnen. Von Interesse sind viele Cromlechs und zahlreiche Ruinen von Abteien, Kirchen und Burgen. Die bedeutendsten Fischereibezirke sind Malahide und Howth. Die Grafschaft schickt zwei Abgeordnete ins Parlament, zwei andere die Hauptstadt, zwei die Universität.

Die Hauptstadt D., zugleich Hauptstadt Irlands, Parlamentsborough und Municipalstadt, Sitz des Vizekönigs, der Obergerichtshöfe und aller hohen Verwaltungsbehörden Irlands, sowie eines prot. und eines kath. Erzbischofs (Kardinals), eine

sten Städte Europas, liegt im Hinter-
r fast 15 km langen und zwischen Howth-
Dalkey 9 km breiten Dubliner- oder
ai, elliptisch erbaut, von einer breiten
e (Circular Road) umgeben und durch
nd- und Royalkanal von den zahlreichen
n getrennt. Die Einwohnerzahl innerhalb
icipalgrenze belief sich 1644 erst auf 8159,
137000, 1804 auf 152000, 1861 auf
1871 auf 246326 und 1881 auf 248525,
Vorstädten aber 1871 auf 295841, 1881
79, wovon 80 Proz. Katholiken, der Rest
glikaner. Der Liffey, von schönen, 4 km
ranitquais und Uferstraßen eingefaßt, von



Maßstab 1 : 150000

Topographische Lage von Dublin.

...inernen und vier eisernen Brücken über-
...scheidet die Stadt in einen nördl. Teil mit
... einen südlichen mit neun Bezirken (wards)
... Stadtteil ist jüngern Ursprungs und ent-
...chönsten Straßen und Gebäude. Der ältere
... hat nur in der Nähe des Flusses schöne
...außerdem aber große Kasernen, Gefäng-
... Wohlthätigkeitsanstalten. Im allgemei-
...nt den Südosten und Nordosten der Reich-
... Nordwesten der Mittelstand, den Süd-
...e Armut ein. D. hat meist regelmäßige
...te, gut gepflasterte oder macadamisierte,
... erleuchtete Straßen, im gefälligen engl.
...aute Häuser, eine bedeutende Anzahl von
...bäuden, Monumenten, großen und ge-
...oll bepflanzten Plätzen. Die schönste
...ist Sackville-Street mit dem Generalpost-
...en Hotels, glänzenden Läden und der ohne
... hohe Statue 37 m hohen Nelson-Säule.

Der größte Platz ist St.-Stephens-Green (8,1 ha) mit der Reiterstatue Georgs II. und der Statue des Grafen Eglintoun, Vizekönigs von Irland, der schönste Merrion-Square. College-Green, mit der Reiterstatue Wilhelms III., an der Bank und der Westseite der Universität, läuft in die Dame-Street, die belebteste Geschäftsstraße, aus. Der Phönixpark (eigentlich Fionn uisge, d. h. Schönwasser) am Westende der Stadt, der hinsichtlich der Größe (729 ha), der Mannigfaltigkeit und Schönheit kaum seinesgleichen hat, mit zahlreichem zahmen Rotwild, und von welchem 526 ha dem Publikum geöffnet sind, enthält die gewöhnliche Residenz des Vizekönigs und die Wohnungen der Sekretäre, einen Exerzier- und Paradeplatz, ein Militärhospital, eine Konstablerkaserne, ein Landesvermessungsbureau, ein Erziehungshaus für Soldatenkinder, einen Zoologischen Garten, eine öffentliche Gärtnerei, den 62,5 m hohen Wellington-Obelisken, Bildsäulen des Earl Carlisle und des Generals Lord Gough, den Phönix-Pillar u. s. w. Mitten durch den Phönixpark führt eine 1½ engl. Meilen lange, sehr breite Landstraße, auf beiden Seiten von Baumgruppen und Rasenflächen eingefaßt. Auf dieser Straße, etwa 500 Schritt vom Phönix-Pillar, war es, wo am 6. Mai 1882 der irische Staatssekretär Lord F. Cavendish und der Unterstaatssekretär Thomas Burke von sieben Verschworenen der irischen Invincibles erdolcht wurden.

Die merkwürdigsten und schönsten Gebäude D.s sind: das Schloß (the Castle), ursprünglich eine Festung aus dem 13. Jahrh., ein weitläufiger Bau aus verschiedenen Zeiten, ein Viereck von 85,3 und

39,6 m Seite, umgeben von andern Gebäuden, Sitz der obersten Landesbehörden, mit den Staatszimmern des Vizekönigs, dem Versammlungssaal des Geheimen Rats, dem Staatsarchiv (im Birminghamturm), der Schatzkammer, dem Zeughaus, der neuen Burgkapelle, dem Ballsaal oder der St.-Patricks-Halle, der Porträtkammer u. s. w.; die ältere Universität oder Trinity-College, das Stadthaus, vor dem die Bildsäule Georgs I. steht, die ehemalige Börse mit der Bronzestatue Georgs III., die Kornbörse, die jetzt als Warenlager benutzte Linnenhalle, die Commercial-Buildings mit der Börse, Handelskammer u. s. w.; ferner die neue Royal-University, sonst ein Ausstellungspalast, die 1868 vollendete Freimaurerhalle, die 1787 beendeten prachtvollen Gebäude der Bank von Irland, (ehemals Parlamentshaus), des Zollhauses, mit einer 36 m hohen Kuppel, der vier hohen Gerichtshöfe (Four Courts) mit hohem Dome und einer 137 m langen Front am Flusse, das stattliche Generalpostamt u. a. Vor dem Trinity-College steht die Bildsäule Oliver Goldsmiths und diejenige Edmund Burkes; weiter nordwärts in Westmoreland-Street die des Dichters Moore und die des Republikaners Smith O'Brien. D. hat nahe an 100 gottesdienstliche Gebäude und 18 Klöster. Unter den Pfarrkirchen zeichnen sich aus: die moderne St. Georgskirche, die altehrwürdige, schon im J. 890 vorhandene, 1190 neu begonnene, 1362 abgebrannte, später neu restaurierte Kathedrale St.-Patrick, ein großes got. Gebäude mit den Grabmälern des Dechanten Swift und seiner berühmten Stella, die gleichfalls sehr alte, in einem Labyrinth von Gäßchen versteckte Kathedrale Christ-Church, deren Gewölbe von den Dänen aus der Heidenzeit herrühren, wohl 1038 zuerst aufgebaut, 1190 neu gebaut und kürzlich von H. Roe großartig restauriert; die 1095 gegründete, 1676 neu gebaute, 1824 restaurierte Kirche St.-Michan, mit der Orgel, auf welcher Händel zu spielen pflegte, und mit Grüften, in welchen die Beigesetzten zu Mumien werden, und die 1865 erbaute Augustinerkirche.

Überaus zahlreich sind D.s Bildungsanstalten: gegen 200, insgesamt mit etwa 15000 Zöglingen. Seit 1320 bestand hier eine Universität, die aber unter Heinrich VIII. geschlossen wurde. Die jetzige protestantische, oder das Trinity-College, in einem ehemaligen großen Abteigebäude mit mehrern Höfen, unter Papst Johann XXII. durch den Erzbischof Bicknor erbaut, 1593 von Elisabeth wieder eröffnet, hat eine reiche Bibliothek von mehr als 300000 Bänden, eine Kapelle, ein Altertums-, natur. histor. und geolog. Museum, ein anatom. Theater, einen botan. Garten (17,5 ha), eine Sternwarte, eine Druckerei und einen schönen Collegepark. Seit 1832 schickt diese Universität zwei Abgeordnete (früher nur einen) ins Parlament. Trinity-College ist nach dem Muster der Universität Cambridge, vorzüglich des dortigen Trinity-College eingerichtet. Die vorherrschende Religion ist die anglikanische. An der Spitze steht der Provost, ein Doctor theologiae der anglikan. Kirche. Ihm zunächst an Rang stehen 7 Senior-Fellows, wovon nur einer ein Laie ist. Dann kommen 23 Junior-Fellows, wovon 7 anglikan. Geistliche, die übrigen 16 Laien sind; zuletzt die Professoren, deren es etwa 35 gibt, fast alle Laien. Die Zahl der Studierenden schwankt zwischen 1600 und 1800. Etwa 800 von diesen wohnen in der Universität; die übrigen wohnen zerstreut in der Stadt, auf dem Lande und in großen Entfernungen. Die Gesetze der Universität lassen nämlich den Besuch der Vorlesungen frei, und daher erscheint mehr als die Hälfte der Arts-Studenten (d. h. der philos. Fakultät) nur zweimal im Jahre, wenn das Examen abgehalten wird. Das Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften herrscht vor über das der klassischen Sprachen. Die blühende mediz. Fakultät, die beinahe die Hälfte der Universität ausmacht, hat einen abgesonderten Flügel des Gebäudes im Park; sie dispensiert keinen vom Besuch der Collegia. Die etwas im Sinken begriffene theol. Fakultät (jährlich etwa 200 Studenten) versieht nicht bloß Irland, sondern auch teilweise England mit jungen Kandidaten des anglikan. Predigtamts. Die 1880 gegründete Royal-University steht allen ohne Rücksicht auf Konfession oder Geschlecht offen, und befaßt sich mit allen Gegenständen des Unterrichts, nur nicht mit Religion. Dieselbe ist keine Universität im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern bloße Prüfungsanstalt zum Zwecke der Verleihung akademischer Würden an die bei ihr mindestens drei Jahre lang immatrikulierten Studenten. Die Zahl der Fellows (höherer Prüfungsbeamten war im J. 1883 22, die der bloßen Examiners 21, die der männlichen Studierenden etwas über 1000, die der weiblichen 65. Der Unterricht in dem von der Royal-University vorgeschriebenen Studienprogramm wird erteilt an fünf oder sechs bis jetzt affiliierten Colleges oder Akademien. Die drei wichtigsten von diesen sind die drei Queen's-Colleges von Belfast, Cork und Galway, ehemals selbständig zu einer jetzt verschwundenen Queen's-University vereinigt. Die Roman-Catholic-University in St.-Stephens-Green zu D., sowie das College des heil. Patrick in Maynooth, 15 Meilen westlich von D., sorgen für den Unterricht kath. Zöglinge. Endlich rechnet sich zu den Vorbereitungsschulen für die Royal-University auch die 1866 gegründete Damenakademie, Alexandra-College, in Earlsfort-Terrace, wo etwa 400 junge Irländerinnen Lateinisch, Griechisch, Philosophie, neuere Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften treiben. Die Colleges der Ärzte und Wundärzte (Physicians und Surgeons) erteilen Diplome in der Medizin. King's-Inn ist eine Schule für Rechtspraktikanten. Mit einer Ackerbauschule in der Vorstadt Glasnevin ist eine Musterwirtschaft verbunden. Außerdem gibt es 11 Arzneischulen meist in Verbindung mit Krankenhäusern, ein Lehrerseminar, eine kath. Missionsanstalt. Die 1782 gestiftete königl. Irische Akademie der Wissenschaften besitzt ein Museum und eine Bibliothek nebst einer Sammlung alt-irischer Handschriften und läßt ihre «Transactions» und «Proceedings» drucken. Das Royal-College of Science wurde 1868 gegründet. Die 1731 gegründete Royal-Dublin-Society «zur Beförderung der Agrikultur und anderer nützlicher Künste und Wissenschaften», wie es in der Urkunde der Stiftung heißt, ist ein Verein von etwa 1000 Privatleuten, Gelehrten und Pächtern zur Veranstaltung von Vieh-, Pferde-, Schaf- und Ackerwerkzeugs-Ausstellungen, nebenbei auch zur Abhaltung lehrreicher Vorträge über naturwissenschaftliche und ökonomische Fragen. Man wird Mitglied durch Ballotage und Geldbeitrag. Die Regierung unterstützt diesen sehr gemeinnützigen Verein. Sein Hauptlokal liegt in Kildare-Street, im ehemaligen

Palast des Herzogs von Leinster. Hier befinden sich auch die Vereinsbibliothek, das Museum, ein großes Ausstellungsgebäude, ein paar Hörsäle für öffentliche Vorträge u. a. m. Der botan. Garten und das andere größere Ausstellungslokal des Vereins befinden sich außerhalb der Stadt. Im Gewerbemuseum (Museum of Irish Industry) werden Vorlesungen über Naturwissenschaften gehalten. Die königl. Hibernische Akademie (seit 1824) ist ein Kunstverein mit jährlichen Kunstausstellungen. Am 29. Jan. 1859 wurde auch der Grundstein zu einem nationalen Kunstmuseum gelegt. Außerdem gibt es in D. fünf mediz. Vereine sowie Gesellschaften für Zoologie, Geologie, Chemie, Naturgeschichte, Pharmacie, Statistik, irische Altertümer, Ackerbau, Gartenbau, Civilingenieure u. s. w. Bedeutend ist die Anzahl milder Stiftungen. So bestehen 19 Krankenhäuser mit mehr als 2000 Betten, darunter Steeven's Hospital für 300 Kranke, das Swift- oder St.-Patrick-Hospital, das Kindbetterinhospital mit einem Garten, der eine Art Vauxhall bildet, das 1679 gegründete große königl. Hospital in einer ehemaligen Johanniterpriorei, ein Invalidenhaus (Kilmainham-Hospital), eine Irren- und zwei Taubstummenanstalten, ein Findelhaus, ein großes Nord-Union-Arbeitshaus (Hauptasyl für 2300 alte Leute), mehrere Waisenhäuser und Zufluchtsstätten. Außerdem befinden sich in D. vier Kasernen, vier Kriminal- und drei Schuldgefängnisse, zwei Zwangsarbeitshäuser u. s. w. Die wichtigsten Vergnügungsorte sind die zwei Theater, Gaiety und Queenstheater, und die Rotunda in Sackville-Street. Die Umgegend ist von großer landschaftlicher Schönheit. Auf dem Kirchhofe in dem 3 km entfernten Dorfe Glasnevin steht das Denkmal für Daniel O'Connell, ein 49 m hoher Granitturm im Stile der alten irischen Türme (Irish towers) gebaut, mit einem fast 3 m hohen Kreuz auf der Höhe; ebenda befindet sich ein 17,5 ha großer botanischer Garten, 1790 gegründet, und hier lebten zeitweilig Parnell (der Ältere), Sheridan und Swift.

Als Hafen der Stadt, zu der Schiffe von 1400 t gelangen können, dient der Liffey mit schönen Quais, Docks und Dämmen. Außenhäfen sind im Südosten das Bassin von Kingstown (s. d.), wohin seit 1834 eine Eisenbahn führt, und im Nordosten das Bassin von Howth mit zwei großen Molen. Seit 1866 hat man eifrig an der Vertiefung der Hafenbassins gearbeitet. Der Große und der Königskanal verbinden den Hafen mit dem Shannon im Innern Irlands. Die Nordbahn führt von D. nach Drogheda, Dundalk und Belfast, die Süd- und Westbahn nach Cork, Killarney und Tralee, die West-Centralbahn nach Galway. Zum Hafen gehörten 1881 420 Segelschiffe und 80 Dampfschiffe, mit zusammen 57560 t Gehalt. Eingelaufen waren 1881 an brit. Schiffen 8330, mit 2065203 t, an fremden 139, mit 73346 t; zusammen 8429 Schiffe mit 2138549 t; ausgelaufen waren zusammen 8044 Schiffe mit 2084373 t. Der Wert der im Hafen von D. gesammelten Steuer auf eingeführte Waren war im J. 1881 860657 Pfd. St., der Wert der aus D. 1881 ausgeführten Waren 151478 Pfd. St. Zur Einfuhr kommen hauptsächlich Bauholz, Dielen, Kaffee, Zucker, Thee, Tabak, Korn, Mehl, Wein und andere ausländische Produkte, Steinkohlen und (jährlich für 1/4 Mill. Pfd. St.) alte Kleider aus Großbritannien, wogegen dessen Märkte von hier Schlachtvieh, Butter, Pökelfleisch und Bier erhalten. Im Vergleich zum Handel D.s erscheint die Industrie gegenwärtig ohne Bedeutung; es fehlen Wasserkraft und Kohlen. Sonst galt die Stadt als Hauptstapelplatz für irische Leinwand, wie jetzt Belfast, und an 40000 Hände waren mit der Seidenwirkerei beschäftigt. Von einiger Bedeutung sind nur noch die Whiskybrennereien, die Eisengießerei, Kutschen-, Chemikalien-, Papier- und Glasfabrikation. Die Leinenfabrikation hat fast ganz aufgehört, dagegen steht die Poplin-Industrie in Schwung. Die Stadt ist in 15 Wards oder Quartiere geteilt. Die Korporation besteht aus 15 Aldermen, deren einer Lord-Mayor ist, und 45 Räten. Der Lord-Mayor, immer ein hervorragender Bürger, obwohl gewöhnlich aus dem niedrigern Teile des Mittelstandes hervorgegangen, bezieht am 1. Jan. jedes Jahres seine Amtswohnung im Mansionhouse und ist verpflichtet, mit seinem Gehalte von 2000 Pfd. St. gewisse Bälle und Festessen zu geben, von denen sich indes die höhern Beamten und konservativen Dubliner mehr und mehr zurückziehen, wegen der immer zunehmenden radikalen Haltung des Stadtrats und Stadtvorstehers.

D. ist der Geburtsort Ushers, der Dichter Swift und Steele, sowie Sheridans, des Historikers Leland, des Generals Kilmaine, des Herzogs von Wellington, Thomas Moores und der Gebrüder d'Abbadie, der Reisenden in Abessinien.

Geschichtliches D., vielleicht das Eblana des Ptolemäus, irländ. Ballyath-Cliath (Stadt an der Hürdenfurt), wurde bereits 448 durch den heil. Patrick zum Christentum bekehrt; 851 von den Dänen (hier Ostmannen) im Lande Fingal unter dem Namen Dubhlin, d. h. schwarzes Wasser (von den Schlammsümpfen an der Liffeymündung), erobert und mit Mauern umgeben, und war seit dem 10. Jahrh. der Sitz eines normann., von 845 an eines dän. Königshauses, das 948 den christl. Glauben annahm. Diese Fürsten wurden zwar von den Iren mehrmals verdrängt, kehrten aber immer wieder zurück und wußten sich trotz der Niederlagen von 978, 999 und 1014 (in der Schlacht bei Clontarf) zu behaupten. König Sitric gründete 1038 das Bistum D., welches 1214 zum Erzbistum erhoben ward. Bis zum Ende des 12. Jahrh. gehörte D. abwechselnd dem König Godred Cowan von Man, der es 1066 eroberte, den Dänen, die es wiedernahmen, und dem König MacMurrough von Leinster. Im J. 1169 kam es durch Richard von Clare, Grafen von Pembroke, genannt Strongbow, für immer in die Hände der Engländer. Am 12. Nov. 1172 huldigte es dem König Heinrich II. und bildete bis zum 15. Jahrh. eine besondere Grafschaft. Die erste ihm erteilte Charte stammt von 964, die zweite von 1173, die dritte von 1605. Im J. 1487 fand hier Lambert Simnel Beistand gegen Heinrich VII., und 1659 nahm die Stuartsche Partei das Schloß ein und proklamierte Karl II. Bis auf O'Connell und die neueste Zeit herab hatte die polit. und kirchliche Opposition Irlands gegen die engl. Regierung gewöhnlich ihren Hauptherd in D. Über die politischen Agitationen, von denen in der neuesten Zeit D. sehr wesentlich mit berührt wurde, s. u. Irland.

Dublone (span. Doblon), d. i. Doppelte, doppeltes Stück, heißt eine früher in Spanien und im ehemals span. Amerika, noch jetzt in Mexiko

ausgeprägte Goldmünze von 4 Pistolen, in der ursprünglichen Geltung von 16 Silberpiastern; häufiger führt sie den Namen Onza (Unze), bisweilen auch den Namen Quadrupel (Vierfache). Der Wert der vor 1848 in Spanien geprägten und der alten und gegenwärtigen mexikanischen D. ist 66,07 deutsche Mark (gesetzliche Feinheit 875 Tausendteile, Gewicht 27,0643 g, Feingewicht 23,6813 g, aus dem rauhen castil. Marco $8\frac{1}{2}$ Stück); der Wert der übrigen neuern amerikanischen ist meist etwas geringer, aber abweichend, am geringsten jetzt in Uruguay, wo nach dem Gesetz vom 23. Juni 1862 D. zu 10 Silberpiastern geprägt werden, die aber zu etwa 104 Silberpiastern Geltung umlaufen. Diese Stücke von Uruguay sind gesetzlich 16,9700 g schwer, 917 Tausendteile fein, im Feingewicht von 15,5615 g und im Werte von 43,4166 deutschen Mark; es werden in gleicher Feinheit und verhältnismäßigem Gewicht, Feingewicht und Wert auch Stücke zu $\frac{1}{2}$ und zu $\frac{1}{4}$ D. ausgemünzt. Der Wert des in Spanien von 1848 bis 1850 geprägten Doblon de Isabel oder Isabelino von 100 Reales (sog. Kupferrealen) war 20,935 deutsche Mark (Feinheit 900 Tausendteile, Gewicht 8,3372 g, Feingewicht 7,5035 g), der Wert des von 1850 bis mit 1853 geprägten gleichbenannten span. Stücks 20,63 deutsche Mark (Feinheit 900 Tausendteile, Gewicht 8,2159 g, Feingewicht 7,39435 g), der Wert des von 1854 bis 1864 ausgemünzten ebenso benannten Stücks, sowie des von 1864 bis 1868 geprägten Doblon (zu 10 Escudos oder 100 Reales) 21,06 deutsche Mark (Feinheit 900 Tausendteile, Gewicht 8,3871 g, Feingewicht 7,5484 g). Man prägte und prägt in Mexiko noch gegenwärtig auch verschiedene Teilstücke von D. aus Gold. Infolge des Münzgesetzes vom 19. Okt. 1868 werden in Spanien nach dessen Übergang zum franz. Münzfuß keine D. mehr ausgemünzt, und auch die meisten südamerik. Freistaaten haben aus demselben Grunde in neuester Zeit deren Prägung eingestellt. — In Spanien führten ferner früher zwei verschiedene, zum Teil bis 1864 bei der Bestimmung der Wechselkurse auf das Ausland üblich gewesene Geldeinheiten (sog. Wechselmünzen) den Namen D.: 1) Golddublone (Doblon de oro) = $1\frac{1}{4}$ Wechseldublone = 5 Wechselpiaster (Pesos de cambio) = 40 alte Silberrealen (Reales de plata antiguos, s. **Real**) oder 17 Golddublonen = 64 Silberpiaster; 2) Wechseldublone (Doblon de cambio) = $\frac{4}{5}$ Golddublone, wonach 85 Wechseldublonen = 256 Silberpiaster. In Malaga waren jedoch die ebengedachten beiden D. um $\frac{1}{256}$ geringer im Werte, sodaß 85 Wechseldublonen = 255 Silberpiaster, oder 1 Wechseldublone = 3 Silberpiaster. Nächstdem kam gleichzeitig im Binnenhandel Spaniens unter den sog. neuen oder Provinzial-Geldrechnungsstufen die «neue Silberdublone» (Doblon de plata nuevo) oder «Provinzialdublone» (Doblon provincial), von welcher = 60 Reales de vellon (sog. Kupferrealen) oder 3 Silberpiaster gerechnet wurde.

Dübner (Friedr.), verdienter Philolog und Kritiker, geb. 20. Dez. 1802 zu Hörselgau im Gothaischen, besuchte das Gymnasium zu Gotha und widmete sich dann zu Göttingen sechs Jahre hindurch unter Mitscherlich, Dissen, Heeren, O. Müller philol., unter Krause philos. Studien. Von 1826 bis 1831 wirkte er als Professor am Gymnasium zu Gotha, wo er, außer vielen Aufsätzen in Fachzeitschriften, auch eine ausgezeichnete kritische Ausgabe des Justin (Lpz. 1831) und des Persius (1832) veröffentlichte. Hierauf ging er auf die Einladung des Buchhändlers Firmin Didot nach Paris, um mit Fix und Sinner die neue Ausgabe des «Thesaurus» von Stephanus zu bearbeiten. Als die Redaction des «Thesaurus» an W. und L. Dindorf in Leipzig übergegangen war, wurde der Anteil D.s an dem Unternehmen bei der Entfernung der Herausgeber ein noch bedeutenderer, denn ihm lag nun ob, das Manuskript für die Druckerei vorzubereiten und die erste Korrektur zu übernehmen. Die Verbindung mit dem Verleger führte zu einer weitern Beteiligung an der Sammlung griech. Schriftsteller, welche mit revidiertem Text und verbesserter lat. Übersetzung die Firma Didot herausgab. Die bedeutendsten Arbeiten, welche diese Bibliothek von ihm enthält, sind die kritischen Ausgaben der «Moralia» von Plutarch, des Arrian, Maximus Tyrius, Himerius, die Fragmente einiger Epiker, der «Christus patiens», die Scholien zu Aristophanes und Theokrit, endlich (1864) die griech. Anthologie (mit vollständigem kritischen Apparat). In der seit 1855 bei Didot erscheinenden «Bibliothèque elzevirienne» besorgte D. die Randnoten zu Horaz und Virgil. Auch an den pariser Ausgaben des Chrysostomus und Augustin hatte er großen Anteil. Besondere Anerkennung verdienen noch die Bemühungen D.s um das franz. Gelehrtenschulwesen. Seit 1842 besorgte er eine große Anzahl neuer Schulausgaben der alten Klassiker. Die Kritik, welcher er seit 1856 das franz. Unterrichtssystem bezüglich der alten Sprachen unterwarf, rief eine siebenjährige Polemik, aber auch zugleich manche Veränderungen hervor. D., welcher 1845 katholisch geworden war, starb 13. Okt. 1867 zu Paris.

Dubno, Kreisstadt im russ. Gouvernement Volhynien, unter 50° 25′ nördl. Br. und 43° 24′ östl. L. (von Ferro) gelegen, auf einer Halbinsel, welche durch den Fluß Ikwa gebildet wird, und an der Eisenbahn Kiew-Radsiwilow, fast ganz umgeben von Wasser und Sümpfen, mit 7212 E., davon 6200 Juden. Ein sehr altes Schloß ist noch wohnbar erhalten, ebenso sind noch andere alte Festungswerke vorhanden. Die Lage D.s ist von Natur schon eine sehr feste. Nach der Überführung der Messe nach Kiew ist der Handel D.s sehr gesunken; doch findet hier immer noch ein Handel mit Talg, Wolle und Weizen statt. D. wird in den Chroniken zuerst im J. 1100 unter dem Namen Duben erwähnt; die Stadt hatte in frühern Jahrhunderten ein wechselvolles Schicksal. Aus dem Besitze der russ. Großfürsten ging sie in den Besitz der Litauer über. Der Großfürst Alexander von Litauen verlieh der Stadt 1507 das Magdeburger Recht, nachdem sie glücklich dem Anstürmen der Tataren widerstanden hatte (1489—1507). Im J. 1795 wurde D. Rußland einverleibt und zur Kreisstadt erhoben.

Dubno oder Dubnaja, eine Kirche mit dazugehörigem Bezirk im russ. Gouvernement Pskow, im Kreise Toropez, 58 km nordöstlich von Toropez, an der Düna. Bei D. befindet sich eine schwefelhaltige Quelle von einer Temperatur von 5° C. Hier endet das Devonische System des Gouvernements Pskow, und es erscheint der Bergkalk von weißer und gelber Farbe, der durch die Versteinerung Productus gigas charakterisiert wird.

Duboc (Edouard), pseudonym Robert Waldmüller, belletristischer Schriftsteller, geb. 17. Sept. 1822 in Hamburg als Sohn Edouard D.s, des

Verfassers der «Dignité de l'homme», eines in Hamburg verheirateten Franzosen, war ursprünglich für den Handelsstand bestimmt, wendete sich aber bald der Litteratur zu, bereiste 1854—58 Italien, Griechenland u. s. w. und ließ sich dann in Dresden nieder. Aus der großen Anzahl von Romanen, Novellen und lyrischen Dichtungen, die er veröffentlichte, sind hervorzuheben: «Unterm Schindeldach», Idyllen (Hamb. 1851), «Dichters Nachtquartier» (Hamb. 1853), «Irrfahrten» (Berl. 1853), «Merlins Feiertage» (Hamb. 1853), «Lascia passare» (Hamb. 1857), «Gedichte» (Hamb. 1857), «Unterm Krummstab» (Lpz. 1858), «Dorfidyllen» (Stuttg. 1860), «Wanderstudien» (Lpz. 1860), «Gehrt Hansen», Roman (Berl. 1862), «Die kleine Gipsgießerin», «Fra Tedesco», «Mirandola», «Passiflora» (Lpz. 1864—69), «Eusebius Hutgler» (Hamb. 1871), «Die Somosierra» (Stuttg. 1880), «Novellen» (Berl. 1868), «Das Vermächtnis der Millionärin», Roman (Lpz. 1870), «Leid und Lust» (Stuttg. 1874), «Schloß Roncanet», Roman (Hannov. 1874), ferner die lyrische Dichtung «Walpra» (Lpz. 1874). Auch verfaßte er das Trauerspiel «Brunhild» (Lpz. 1874) und das mehrfach aufgeführte Schauspiel «Die Tochter des Präsidenten» (Dresd. 1880). Er hat Tennysons «Enoch Arden» (Hamb. 1867; 20. Aufl. 1881) und «In memoriam», letzteres unter dem Titel «Freundesklage» (4. Aufl., Hamb. 1876), ferner Dichtungen François Coppées unter dem Titel «Kleine Geschichten aus Frankreich» (Stuttg. 1881) metrisch ins Deutsche übertragen, sowie die «Dramatischen Werke» der Prinzessin Amalie von Sachsen (6 Bde., Lpz. 1873—74) und auszugsweise deren «Memoiren» (Dresd. 1882) herausgegeben. D. zeigt ergiebige poetische Produktionskraft und die Fähigkeit farbenreicher und charakteristischer Darstellung. Seine im Separatabdruck 1870 neu aufgelegte kulturhistor. Novelle «Die 1000jährige Eiche im Elsaß» rief Thomas Carlyles «Weihnachtsbrief» zu Gunsten der deutschen Sache hervor und hatte D.s Ernennung zum Ehrenmitgliede der Carlyle-Society zur Folge.

Duboc (Julius), Bruder des vorigen, geb. 10. Okt. 1829 zu Hamburg, hat sich als philos. Schriftsteller einen Namen gemacht. Er studierte von 1849 an zu Gießen und Leipzig Philosophie und Geschichte, unterbrach jedoch seine Studien durch Reisen im Auslande und beendete dann dieselben 1859 zu Berlin. Hierauf war er Mitarbeiter an verschiedenen liberalen Blättern, zuletzt 1864—70 an der «Nationalzeitung», zog sich dann von der publizistischen Thätigkeit zurück und nahm seinen Wohnsitz in Dresden. Von seinen größern publizistischen und philos. Schriften, die sich durch Geist und eine kernige, schlagfertige Sprache auszeichnen, sind zu erwähnen: «Geschichte der engl. Presse» (nach dem Englischen des Grant, Hannov. 1873), «Die Psychologie der Liebe» (Hannov. 1874; 2. Aufl. 1880), «Das Leben ohne Gott» (Hannov. 1875). Außerdem hat D. eine Reihe Essays philos. und sozial-polit. Inhalts in deutschen Zeitschriften veröffentlicht, die er unter den Titeln «Gegen den Strom. Gesammelte Aufsätze» (Hannov. 1877) und «Reben und Ranken. Studienblätter» (Halle 1879) zusammenstellte. Ein größeres beifällig aufgenommenes Werk, «Der Optimismus als Weltanschauung», erschien 1881 (Bonn).

Dubocage (Marie Anne), geborene Le Page, franz. Dichterin, geb. zu Rouen 22. Okt. 1710, erhielt ihre Bildung im Kloster L'Assomption zu Paris und vermählte sich später mit Pierre Josephe Fiquet D. Nachdem sie lange ihr poetisches Talent verborgen gehalten hatte, trat sie zuerst 1746 mit einem kleinen Gedicht öffentlich hervor und versuchte dann eine Nachahmung Miltons in dem «Paradis terrestre» (Par. 1748), auch lieferte sie eine Bearbeitung von Geßners «Tod Abels» und von mehrern engl. und ital. Werken. Unter ihren eigenen Werken ist das Epos «La Colombiade» (Par. 1756), das sie Benedikt XIV. widmete, das bedeutendste. Ihre «Voyage en Angleterre, Hollande et Italie» (deutsch, Dresd. 1776) gibt Nachricht von den Huldigungen, welche sie auf einer Reise in den genannten Ländern erntete. Ihre poetischen Werke erschienen in Lyon (3 Bde., 1762 u. öfter) und ihre «Oeuvres politiques» zu Paris (2 Bde., 1788); die meisten ihrer Schriften wurden ins Englische, Spanische, Italienische und Deutsche übersetzt. Sie starb 8. Aug. 1802. — Ihr Gemahl, Pierre Joseph Fiquet D., geb. 1700 zu Rouen, gest. daselbst 1767, ein geistreicher Schriftsteller, bearbeitete mehrere engl. Stücke und schrieb: «Mélanges de différentes pièces, traduites de l'anglais» (3 Bde., Berl. 1751) und «Lettres sur le théâtre anglais» (2 Bde., Rouen 1752).

Dubois (Edmond Paulin), franz. Hydrograph, geb. 12. Juli 1822 in Brest, besuchte die Marineschule daselbst und wurde später Schiffsfähnrich. Doch verließ er 1846 den Seedienst und wurde 1851 Professor der Hydrographie an der Marineschule seiner Vaterstadt. D. ist Erfinder eines Kompasses mit doppelter Nadel, zur Bestimmung der durch das Eisenwerk eines Schiffs verursachten Abweichung. Er schrieb: «Cours d'astronomie» (1858), «Cours de navigation d'hydrographie» (1859), «Étude historique et philosophique sur le mouvement de la terre» (1861), «Les passages de Vénus sur le disque solaire» (1873).

Dubois (François Clément Théodore), franz. Komponist, geb. zu Rosnay, Depart. Marne, 24. Aug. 1837, nahm den gewöhnlichen Studiengang durch das Konservatorium in Paris, an welchem er seit 1871 auch als Professor der Harmonie und daneben als Organist an der Madeleinekirche fungiert. Er hat sich durch Kompositionen aller Gattungen bekannt gemacht, Opern, Oratorien, Orchester-, Kammer- und Kirchenmusik; mit dem Oratorium «Das verlorene Paradies» erhielt er 1878 den von der Stadt Paris ausgesetzten Preis.

Dubois (Guillaume), Kardinal und franz. Minister unter der Regentschaft des Herzogs von Orléans, geb. 6. Sept. 1656 als der Sohn eines Apothekers zu Brive-la-Gaillarde in der Auvergne, kam als 13jähriger Knabe nach Paris in das Kollegium St.-Michel, wo er sich tüchtige Kenntnisse erwarb, und wurde dann Hauslehrer. Durch Bekanntschaft mit Saint-Laurent, dem Unterhofmeister des Herzogs von Chartres, gelangte er in das Haus des Herzogs von Orléans, der ihn später zum Erzieher des jungen Prinzen machte. Obschon von häßlichem Äußern, wußte er sich doch durch ein kluges, gewandtes Betragen wie durch Witz und Anstelligkeit selbst bei der Herzogin sehr beliebt zu machen und erhielt besonders das unumschränkte Vertrauen seines Zöglings, das er freilich weniger durch seinen didaktischen Eifer als durch seine schuldvolle Nachlässigkeit gegen die Ausschweifungen des Herzogs, ja durch eigene Teilnahme daran erwarb.

Indem er die Verbindung Orléans' mit der legitimierten Tochter Ludwigs XIV., Mademoiselle de Blois, vermittelte, zog er auch die Augen des Königs auf sich. Dieser verlieh ihm dafür zunächst die Abtei St.-Just in der Picardie und teilte ihn der Gesandtschaft nach London zu. D. knüpfte hier wichtige Verbindungen an, insbesondere mit dem Lord Stanhope, der ihm später förderlich wurde. Nach seiner Rückkehr war er unter dem Titel eines Sekretärs im nächsten Vertrauen des Herzogs von Orléans, und als dieser 1715 die Regentschaft übernahm, wurde er gegen die Abmahnungen der einflußreichsten Personen, die den Günstling fürchteten, zum Mitglied des Conseils erhoben. Der Ausbruch des Kriegs mit Spanien, der in der Quadrupelallianz seinen Höhepunkt fand, veranlaßte den Herzog, D. nach dem Haag zu senden, wo wesentlich durch ihn jenes Bündnis zu Stande kam. Zur Belohnung erhielt er vom Regenten das Ministerium des Auswärtigen, das Erzbistum von Cambrai, den Kardinalshut und den Vorsitz in den Konvokationen des franz. Klerus wie des Ministeriums und wurde auch zum Mitgliede der Akademie ernannt. D. hatte das Verdienst, daß er Frankreich nach der Lawschen Katastrophe mit großer Gewandtheit in gesündere Verwaltungsbahnen zu lenken suchte. Er starb 10. Aug. 1723.

Dubois (Jacques), latinisiert Sylvius (s. d.), franz. Anatom.

Dubois (Ludw.), belg. Maler, geb. zu Brüssel 1830, gilt als der hervorragendste Vertreter der realistischen Schule in Belgien. Seine Bilder zeigen eine Fülle von Leben und Farbe, sind aber zuweilen nachlässig in der Zeichnung und der Komposition. Er malte mit gleichem Geschick Charakter-, Landschafts- und Tierstücke. D. trat zuerst auf im brüsseler Salon 1857 mit einem Trinitariermönch und einem sich zur Messe vorbereitenden Priester, drei Jahre später mit den Gemälden: die Störche, die Roulette und der Chorknabe (1860). Die bedeutendsten seiner weitern Schöpfungen sind: Einsamkeit, eine wilde Landschaft (1863), Eva, Heideland (1875), Billardspielerin (1878), Mengeuse de riz (1872), totes Reh, die Mühle, die Schelde, Herbstlandschaft in den Ardennen. Noch sind zu erwähnen seine Kopien von Jordaens' Herbst und Evangelisten und von Rembrandts Nachtwache. Er starb zu Brüssel 28. April 1880.

Dubois (Paul François), franz. Schriftsteller, geb. 2. Juni 1793 zu Rennes, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann die Normalschule in Paris (1812) und fungierte als Lehrer in den Gymnasien zu Guérande, Falaise, Limoges und Paris, wurde aber 1821 wegen seiner liberalen Anschauungen außer Dienst gesetzt. Im Sept. 1824 begründete er mit Pierre Leroux die Zeitschrift «Le Globe», welche hervorragende Mitarbeiter zählte. D. schrieb darin namentlich über die philos. und religiöse Freiheit und über Fragen des Unterrichtswesens; er behandelte aber auch polit. Fragen und führte als eifriger Anhänger des Liberalismus gegen die Restauration einen lebhaften Federkrieg. Bald gab er sein Blatt, welches vorher dreimal wöchentlich erschien, alle Tage heraus. Wegen eines Artikels gegen die Bourbonen zu Gefängnishaft verurteilt, wurde er durch die Julirevolution befreit, entsagte aber der Journalistik; der «Globe» wurde seitdem von Pierre Leroux geleitet und verfocht die Sache des St.-Simonismus. Von der Stadt Nantes 1831 in die Deputiertenkammer gewählt, gehörte er letzterer bis 1848 an. Im Sept. 1850 wurde er zum Oberstudieninspektor, 1839 zum Mitglied des Unterrichtsrats, 1840 zum Direktor der Normalschule ernannt. Letztere Stelle legte er 1850 nieder, 1852 schied er auch aus dem Unterichtsrat. D. zog sich hierauf ins Privatleben zurück; er starb 12. Juni 1874 zu Paris. Seit 1870 war er Mitglied des Instituts. Außer seinen Artikeln im «Globe», die Vacherot gesammelt und unter dem Titel «Fragments littéraires de Paul François D.» (2 Bde., 1870) herausgab, übersetzte D. aus dem Lateinischen die von Flodoardus im 10. Jahrh. geschriebene «Geschichte der Kirche zu Rheims», eine Übersetzung, die in der Sammlung der franz. Chroniken von Guizot erschien (1824).

Duboisia *R. Br.*, Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen. Man kennt nur eine einzige Art, die im westl. Australien und in Neucaledonien einheimisch ist. Es sind kleine Bäume mit ganzrandigen Blättern und unansehnlichen Blüten, die aus einem fünfzähnigen, glockenförmigen Kelch, einer trichterförmigen fünflappigen Blumenkrone, vier didynamischen Staubgefäßen und einem zweifächerigen Fruchtknoten mit fadenförmigem Griffel besteht. Die Frucht ist eine Beere.

Dubois-Pigalle (Paul), franz. Bildhauer, geb. 18. Juli 1829 in Nogent-sur-Seine, studierte Jura in Paris, wandte sich aber seit 1856 der Bildhauerkunst zu, in welcher er Toussaint zum Lehrer hatte. Dem akademischen Herkommen abgeneigt und entschlossen, durch das Studium der besten Muster alter und neuer Kunst sich einen eigenen Stil zu schaffen, ging er nach Italien. Hier hatten die eigentlichen Antiken für ihn ungleich weniger Anziehendes als die von der ital. Renaissance modernisierten Antiken, vor allem die plastischen Werke der toscan. Meister des 15. Jahrh., aus welchen er seine besten Inspirationen schöpfte. Gleich seine ersten Arbeiten, der Narcissus im Bade (1863 in Gips, 1874 in Marmor ausgeführt), die Marmorstatue des kleinen Johannes (1864) und der Florentinische Sänger, Bronzefigur (1865), wovon das durch zahlreiche Nachbildungen in kleinem Maßstabe populär gewordene Original sich im Besitz der Prinzessin Mathilde befindet, machen das genaue Studium der florentin. Quattrocentisten entschieden bemerkbar. Auch in der allegorischen Marmorstatue der Melodie an der Hauptfaçade der neuen Großen Oper zu Paris und in der Gipsgruppe der Madonna mit dem Kinde (1867) ist derselbe Einfluß nicht zu verkennen. Zeigt sich in seiner Eva (1874) noch eine gewisse Abhängigkeit von fremder Behandlungsweise, so tritt dagegen die volle Selbständigkeit des eigenen Stils hervor in den Skulpturen für das dem General Lamoricière in der Kathedrale von Nantes zu errichtende Grabmonument. D. lieferte dazu die auf der Deckplatte liegende Statue des Generals und vier an den Ecken des Fußgesimses sitzende allegorische Bronzestatuen: Glauben, christl. Liebe, Heldenmut und Bürgersinn. Die Gipsmodelle der Liebe und Tapferkeit in der pariser Ausstellung 1876, zwei Figuren von großer Reinheit der Formen und Innigkeit der Empfindung, gehören zu dem Vorzüglichsten, was die franz. Plastik der jüngsten Vergangenheit hervorgebracht hat, weshalb D. einstimmig die große Ehrenmedaille zuerkannt wurde. D. führt auch den Zeichenstift und Pinsel mit vieler Geschicklichkeit

zeichnete er kleine Frauen- und Kinder-
 feiner Betonung und edelstem Schön-
m Sinne des Quattrocento.

s-Reymond (Emil), einer der hervor-
hysiologen der Gegenwart, geb. 7. Nov.
lin, wo sein Vater Geh. Regierungs-
stand des Bureau für die neuenburger
iten war, erhielt seine wissenschaftliche
auf dem dortigen Französischen Gym-
 begann Ostern 1837 das Studium
e. Doch entsagte er letzterer bald, um
urwissenschaften zu widmen. Nachdem
Sommer 1838 zu Bonn vorzugsweise
 beschäftigt, studierte er zu Berlin un-
Johannes Müllers Anatomie und Phy-
reits 1841 begann er seine Untersuchun-
ische Elektricität, die er zum Hauptstu-
Lebens machte. Als erste Früchte des-
enen die Abhandlung «Über den sog.
und die elektromotorischen Fische» (in
s «Annalen», Jahrg. 1843, Bd. 58)
ordissertation «Quae apud veteres de
tricis extant argumenta» (Berl. 1843).
teilte D. jedoch die Ergebnisse seiner
 Versuche erst später in seinem Haupt-
Untersuchungen über tierische Elektrici-
 Berl. 1848; Bd. 2, Abteil. 1, 1849;
60) mit, in denen er über das elektrische
r Muskeln und Nerven, sowie die wich-
inge im menschlichen Körper ein ganz
verbreitete. Auf den Reisen, die er
aris, 1852, 1855 und 1866 nach Lon-
hm, wußte er seinen von franz. und
en angezweifelten Entdeckungen Aner-
erschaffen. Im J. 1851 wurde D. in
Akademie der Wissenschaften erwählt,
diger Sekretär er seit 1867 ist, und
elle seines Lehrers Johannes Müller
ofessor der Physiologie an der Univer-
n ernannt.

er der namhaftesten Vertreter der sog.
 Richtung in der Physiologie. Nach
ht hat die Physiologie die Bestim-
Physik und Chemie der Lebensvor-
n. Von seinen übrigen Schriften sind
rs hervorzuheben: «Gedächtnisrede auf
üller» (Berl. 1860), «De fibrae mus-
tione ut chemicis visa est acida»
, «Beschreibung einiger Vorrichtungen
sweisen zu elektro-physiol. Zwecken»
, «Voltaire in seiner Beziehung zur
chaft» (Berl. 1863), «Über Univer-
ungen» (Berl. 1870), «Über den deut-
 (Berl. 1870), «Leibnizische Gedanken
rn Naturwissenschaft» (Berl. 1871),
Grenzen des Naturerkennens» (Lpz.
 eine Akademie der deutschen Sprache»
, «Gesammelte Abhandlungen zur all-
uskel- und Nervenphysik» (2 Bde., Lpz.
Darwin versus Galiani» (Berl. 1876),
l. Unterricht sonst und jetzt» (Berl.
lturgeschichte und Naturwissenschaft»
 Auch bearbeitete er Sachs' «Unter-
m Zitteraal (Gymnotes electricus)»
 Von 1859 bis 1877 gab D. in Ber-
 Reichert das von Johannes Müller
Archiv für Anatomie und Physiologie»
877 auf eigene Hand das davon abge-
chiv für Physiologie» (Lpz.) heraus.

Dubos (Jean Baptiste), franz. Ästhetiker, geb. im Dez. 1670 zu Beauvais, studierte daselbst und zu Paris und wurde 1695 in dem Bureau der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Minister Torcy angestellt, welcher ihm die Besorgung mehrerer wichtiger Geschäfte in Deutschland, Italien, Holland, besonders aber Unterhandlungen mit England übertrug. Auf seinen Reisen sammelte er Erfahrungen über die Künste, welche er in den «Réflexions critiques sur la poésie, la peinture et la musique» (2 Bde., Par. 1719; 6. Aufl., 3 Bde., 1755) aufstellte. Bei vielen falschen Behauptungen erweiterte er doch den engen Gesichtskreis der franz. Kritik. Die Grundlage seiner ästhetischen Theorie ist das Bedürfnis des Menschen, seine Gemütskräfte zu beschäftigen und seine Empfindungen in Thätigkeit zu setzen. Auch als histor. Schriftsteller hat er sich durch die «Histoire de la ligue de Cambrai» (2 Bde., Par. 1721) und «Histoire critique de l'établissement de la monarchie française dans les Gaules» (2 Bde., Par. 1742) einen Namen erworben. Zur Belohnung seiner diplomatischen Dienstleistungen erhielt er 1723 eine geistliche Pfründe, nachdem er bereits 1720 beständiger Sekretär der Französischen Akademie geworden. Er starb zu Paris 23. März 1742.

Dubossary, Stadt im russ. Gouvernement Cherson, im Kreise Tiraspol, am linken, erhöhten Steppenufer des Dnjestr, gegenüber Kriulan, unter 47° 16′ nördl. Br. und 46° 49′ östl. L. (von Ferro), 60 km im NW. von Tiraspol, mit 7207 E., davon ein Drittel Juden, die übrige Bevölkerung besteht aus Moldauern und Kleinrussen. An D. stoßen die Reichsdomänenländereien Mogal, Korshewo, Kutschiery, Malowatoje, Lunga und Pogreby. Die Einwohner D.s treiben Handel mit dem in der Umgegend gewonnenen Wein und Tabak; auch wird einiger Vieh- und Getreidehandel getrieben. D. hat eine ärmliche, unsaubere Physiognomie, aber eine hübsche Lage und wurde früher Dubossar, Tombosary oder Tumboschary genannt.

Dubowka, Ansiedelung von Kaufleuten, im Gouvernement Saratow, im Kreise Zarizyn, 53 km nordnordöstlich von Zarizyn, am rechten Ufer der Wolga, an der Mündung der Dubowka, an der Poststraße nach Astrachan, mit 12 737 E. D. hat eine für den Handel günstige Lage und ist ein Fabrikort, in welchem sich über 26 größere und kleinere Fabriken befinden. Die bedeutendsten sind die Lederfabriken, dann die Senffabriken. Außerdem ist D. ein ansehnlicher Stapelplatz für Getreide, Produkte des Fischfangs, Salzfleisch, Talg, Branntwein und Eisenwaren. Jährlich findet in D. ein vier Wochen dauernder Jahrmarkt statt, dessen Umsatz 1 Mill. Rubel beträgt.

Dubrövnik, der slaw. Name der Stadt Ragusa in Dalmatien.

Dubrowna, Flecken im Gouvernement Mohilew, im Kreise Gorok, 20 km im ONO. von Orscha, unter 54° 34′ nördl. Br. und 48° 21′ östl. L. (von Ferro), am linken Ufer des Dnjepr und an den Flüßchen Dubrowenka und Swinka, mit 6884 E., davon über ein Drittel Juden, und hat mehrere Seilereien und Bierbrauereien. D. spielt in der ältern Geschichte Rußlands eine nicht unwichtige Rolle. Im J. 1514 schloß es sich dem Großfürsten Wassili Joannowitsch im Feldzug gegen Litauen an.

Dubs (Jak.), schweiz. Staatsmann und Jurist, geb. 26. Juli 1822 zu Affoltern am Albis im

schweiz. Kanton Zürich, Sohn eines wohlhabenden Landmanns, erhielt seine Vorbildung auf der Kantonsschule zu Zürich, widmete sich 1841—46 auf den Universitäten Bern, Heidelberg und Zürich jurist. Studien und trat 1846 als kantonaler Verhörrichter in den züricherischen Staatsdienst, in welchem er 1849 zum Staatsanwalt befördert wurde. Gleichzeitig fungierte er von 1849 an als eidgenössischer Verhörrichter, später als Bundesrichter. Bald nach seinem Eintritte in die richterliche Laufbahn begann D., klar und entschieden die Grundsätze der liberalen Partei vertretend, seine polit. Thätigkeit. Im J. 1847 wählte ihn sein heimatlicher Kreis in den Großen Rat des Kantons, zu dessen Präsidium er in der Folge öfters berufen wurde. Gleichzeitig kämpfte er als Journalist mit seinen polit. Freunden zuerst gegen die konservative Partei (1851), später (1854) gegen eine sozial-demokratische Fraktion. Der Streit mit der letztern endete mit D.' vollständigem Siege. Er wurde bei der darauffolgenden Erneuerung der Regierung in diese gewählt und 1855 zum Regierungspräsidenten, Direktor des Erziehungswesens und Mitglied des Kirchenrats erhoben, welche Stellung er bis 1861 bekleidete. Unter seiner Leitung kam das Gesetz über das gesamte Unterrichtswesen des Kantons Zürich und ein revidiertes Gesetz über das Kirchenwesen zu Stande. Das Gebiet der gesamt-schweiz. Politik betrat er schon 1849, als er vom Kreise Zürich in den Nationalrat gewählt wurde, in welchem er sich an dem Werke der Konstituierung der neuen Bundeseinrichtung lebhaft beteiligte. Bereits 1854 erfolgte seine Wahl zum Präsidenten dieser Versammlung. Einige Zeit darauf trat er jedoch in den Ständerat über, in welchem er bis 1861 verblieb. Auch der Ständerat wählte D. zu seinem Präsidenten und ernannte ihn fast regelmäßig zum ersten Mitglied aller wichtigern Kommissionen, in welcher Stellung ihm unter anderm die Berichterstattung in der neuenburger Angelegenheit und der Savoyer Frage oblag. Sein nüchternes, vorsichtiges Verhalten in der letztern hatte einen polit. Kampf zur Folge, der zum Bruche mit den Heißspornen der radikalen Partei führte.

Dessenungeachtet wurde D. 1861 mit großer Mehrheit zum Mitglied des Bundesrats gewählt, 1864 zum schweiz. Bundespräsidenten ernannt. In letzterer Stellung trat er namentlich für den schweiz.-franz. Handelsvertrag und die damit verknüpfte Judenemancipation in die Schranken. Als Vorstand des Justizdepartements hat sich D. namentlich um die Ausarbeitung eines schweiz. Handelsgesetzbuchs mit Wechselordnung verdient gemacht, während er mit seinen Bemühungen, die beständigen Zwistigkeiten zwischen den Kantonen über die Anwendbarkeit des Rechts des Heimats- oder Niederlassungskantons in Steuer-, Vormundschafts-, Ehe-, Erbschafts- und Konkurssachen durch ein eidgenössisches Gesetz zu beseitigen, nicht vollständig durchdringen konnte. Obwohl demnach einer Reform der eidgenössischen Bundesverfassung im Sinne der Vereinfachung und Ausgleichung der schweiz. Rechtsverhältnisse nicht abgeneigt, konnte sich D. mit dem in manchen Punkten viel weiter gehenden Revisionsprojekt von 1872 nicht befreunden, sondern trat an die Spitze der föderalistischen Opposition gegen dasselbe; seinem Einflusse ist es zum Teil zuzuschreiben, daß der Entwurf vom Volke wie von den Ständen verworfen wurde. Dadurch in Zwiespalt mit seinen Kollegen und der Mehrheit der Bundesversammlung geraten, legte er 1872 sein Amt als Bundesrat nieder und zog sich ins Privatleben zurück, blieb aber, in der Waadt in den Nationalrat gewählt, Mitglied der Bundesversammlung, in welcher er nun kräftig für das weniger einschneidende Revisionsprojekt von 1874 eintrat, das denn auch mit starker Majorität sowohl vom Volke wie von den Ständen angenommen wurde. Im J. 1875 von den eidgenössischen Räten in das 1874 neugestaltete Bundesgericht berufen, ließ er sich in Lausanne nieder, wo er am 13. Jan. 1879 starb. Im J. 1880 wurde ihm auf dem Ütliberge bei Zürich ein Denkmal gesetzt. Von seinen jurist. Arbeiten sind zu erwähnen: der «Entwurf eines Strafgesetzbuchs für den Kanton Zürich» (Zür. 1855) und «Das öffentliche Recht der schweiz. Eidgenossenschaft» (Zür. 1878). Vgl. Zehender, «Dr. Jakob D.» (Zür. 1880).

Dubufe (Louis Edouard), franz. Maler, geb. 30. März 1820 in Paris, empfing den ersten Unterricht von seinem Vater Claude Marie D. (gest. 1864), einem berühmten Porträtmaler unter Ludwig Philipp, und hatte nachher P. Delaroche zum Lehrer. Er widmete sich der Historienmalerei und stellte 1839—47 regelmäßig einige Bilder biblischen oder legendenartigen Inhalts aus, in welchen er, der damals modernen religiösen Süßlichkeit entsprechend, Vanloo und Natoire zum Muster nahm, ohne besondere Erfolge zu erzielen. Im J. 1848 reiste er nach England, wo er zwei Jahre blieb und sich aufs Porträtmalen zu verlegen begann. Seit 1852 stellte er in den pariser Ausstellungen fast nur noch Bildnisse aus; sein Ruf in diesem Fache erreichte schnell gleiche Höhe mit dem seines Vaters. Zu seinen besten Bildnissen gehören jene der Kaiserin Eugenie und des Komponisteurs Gounod; als Historienmaler hatte er mit dem Verlorenen Sohn (im Salon 1866) großen Erfolg.

Dubuque, Stadt im nordamerik. Unionsstaat Iowa, in der gleichnamigen Graffschaft auf dem rechten Ufer des Mississippi, der Grenze zwischen Wisconsin und Illinois gerade gegenüber gelegen, zählte 1850 erst 3108, 1860 schon 13000, 1870 aber 18434 und 1880 endlich 22254 E., darunter 6147 Ausländer. Wie die meisten der am mittlern Lauf des Mississippi gelegenen Städte steigt auch D. vom Flusse aus empor und liegt zum Teil auf den sich an diesem entlang ziehenden Anhöhen (bluffs). Die untere Stadt umfaßt den Geschäftsteil, ist regelmäßig angelegt und dicht bebaut, während die Straßen des obern Teils sich der Steigung des Terrains anpassen und meistens mit Wohnhäusern besetzt sind. Die D.-Sioux-City-, die D.-Southwestern-, die Chicago-Clinton-D.-, die Chicago-D.-Minnesota- und die Illinois-Central-Eisenbahn und die umfangreiche Flußschiffahrt vermitteln den Verkehr nach allen Seiten. Die Bedeutung der Stadt liegt darin, daß sie den kommerziellen Mittelpunkt für die ausgedehnten Bleiregionen Iowas, des nordwestl. Illinois und des südwestl. Wisconsin bildet. Außerordentlich ergiebige Werke befinden sich nur wenig Kilometer von der Stadt. Es werden in D. jährlich 10—20 Mill. engl. Pfd. Blei im Werte von ½—1 Mill. Doll. verschifft. Ferner ist D. ein wichtiger Getreidestapelplatz. Abgesehen von der Verarbeitung von Blei erstreckt sich die industrielle Thätigkeit D.'s

auf die Fabrikation von Möbeln, landwirtschaftlichen Gerätschaften, Wagen und Eisenbahnutensilien. Die Stadt besitzt zahlreiche Brauereien, Mahl- und Sägemühlen. D. ist die älteste Niederlassung im Staate Iowa (1788); dauernd angesiedelt wurde es jedoch erst seit 1833, während es als Stadt 1840 inkorporiert worden ist.

Duc (frz.; ital. Duca), Herzog, in Frankreich die Rangstufe des Adels zwischen Prince und Marquis.

Duc (A.), holländ. Genremaler, welcher sehr häufig mit dem bekanntern Jean le Ducq (s. d.), dem Tiermaler aus Paul Potters Schule, verwechselt wird. D. ist älter, seine Blütezeit fällt bereits um die Geburt le Ducqs. Er war in Harlem beschäftigt und dürfte auch aus der Schule dieser Stadt hervorgegangen sein. Am häufigsten kommen von ihm Kriegsscenen, Plünderungen, Räubergeschichten u. dgl. vor. Seine Farbengebung ist kräftig, besitzt aber keine besondern koloristischen Reize. Die kaiserl. Sammlung zu Wien besitzt von ihm: ein Ehepaar, einen Offizier um Schonung ihrer Habe anflehend.

Duc (Joseph Louis), franz. Architekt, geb. 25. Okt. 1802 zu Paris, besuchte die École des beaux arts zu Paris und reiste 1826 nach Rom, wo er bis 1831 blieb. Nach seiner Rückkehr wurde er mit Ausführung der Julisäule beauftragt, die 1840 eingeweiht wurde. Andere pariser Bauten von D. sind der Justizpalast und die Façade des Cassationshofes. Er starb 22. Jan. 1879.

Duca (ital.), Herzog; **Duchessa**, Herzogin.

Ducado (Dukaten), ältere span. Geldrechnungsstufe verschiedener Art, zum Teil bis 1864 gebräuchlich gewesen. Hauptsächlich bei Bestimmung der Wechselkurse auf das Ausland: Wechselducado (Ducado de cambio) von 375 sog. alten Silber-Maravedises, geteilt in 20 Sueldos zu 12 Dinaros; 289 Wechselducados = 300 Silberpiaster (s. Piaster); in Malaga war der Wechselducado um $^1/_{234}$ geringer im Werte. (S. Dukaten.)

Ducamp oder Du Camp (Maxime), franz. Schriftsteller, geb. 8. Febr. 1822 zu Paris, bildete sich anfänglich zum Maler aus. Von 1844 bis 1845 machte er in Gesellschaft des Romanschreibers Gustav Flaubert eine 18monatliche Orientreise. Nach Paris zurückgekehrt, beteiligte er sich als Nationalgardist an den Junikämpfen, trat 1849 eine zweite Orientreise an und besuchte Ägypten, Nubien, Palästina und Kleinasien; er brachte eine reiche Sammlung von Photographien heim, die er für ein Buch über Ägypten verwendete, die erste Schrift, welche Photographie und Schriftdruck miteinander vereinigte. Im J. 1851 begründete er mit Laurent-Pichat und Louis Ulbach die «Revue de Paris», die aber 1858 nach dem Orsinischen Bombenattentat unterdrückt wurde. Im J. 1860 machte er Garibaldis Expedition nach Sicilien mit. Seitdem war er ein eifriger Mitarbeiter der «Revue des Deux Mondes»; in dieser Zeitschrift veröffentlichte er artikelweise (dann in Buchform) sein bedeutendstes Werk: «Paris, ses organes, ses fonctions, sa vie, dans la seconde moitié du XIXe siècle» (6 Bde., 1869—75). Von seinen spätern Werken sind hervorzuheben: «Souvenirs de l'année 1848» (1876), «Les ancêtres de la Commune, l'attentat Fieschi» (1877), «Les convulsions de Paris» (5 Bde., 1878—80), worin er die verschiedenen Episoden des Aufstandes des 18. März und der Maitage des J. 1871 erzählt und über manche dunkle Punkte Licht verbreitet; «Souvenirs littéraires» (Bd. 1, 1882) u. s. w. Seit 1880 ist er Mitglied der Akademie.

Ducange (Charles Dufresne, Sieur), franz. Gelehrter, s. Dufresne.

Ducange (Victor Henri Joseph Brahain), franz. Romanschriftsteller und Dramatiker, geb. 24. Nov. 1783 im Haag, war der Sohn eines Gesandtschaftssekretärs, der sich schriftstellerisch bethätigte durch einige Werke und die Leitung der «Gazette de Leyde». Nachdem er in dem franz. Handelsministerium ein geringes Amt bekleidet, ging D. nach England, kam aber bald nach Frankreich zurück und lebte von seiner Feder. Seine ersten Romane, «Agathe ou le petit vieillard de Calais» (1820) und «Valentine» (1821), gefielen dem Publikum; da er aber in «Valentine» die im südl. Frankreich von den royalistischen Banden begangenen Excesse mit grellen Farben geschildert, wurde D. angeklagt, die Sitten verletzt und den Bürgerkrieg gepredigt zu haben, und zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Dann redigierte er ein Blatt «Le diable rose»; aber wiederum wurde er zu 40 Tagen Gefängnis verurteilt, unter dem Vorwand, daß er die Französische Akademie gröblich beleidigt habe. Als er auch nach der Veröffentlichung von «Thélène ou l'amour de la guerre» auf Antrag des Kriegsministeriums zwei Monate Gefängnis erhielt, flüchtete sich D. nach Belgien und kam erst 1825 zurück. Außer den genannten Romanen verfaßte D.: «Léonide ou la vieille de Suresnes» (1823), «Le médecin confesseur» (1825), «Les trois filles de la veuve» (1826), «La luthérienne», «L'artiste et le soldat» (1827), «Marco Loricot ou le petit chouan de 1830» (1836). Einen größern Ruf als durch seine Romane erwarb sich D. als Dramatiker; mehrere Stücke von ihm blieben im Repertorium der Theater Ambigu und Gaîté; es sind: «Il y a seize ans» (1831), «Trente ans ou la vie d'un joueur», sein Meisterwerk (1827), «Calas» (1819), «Le colonel et le soldat» (1820), «Le jésuite» (1830), «Les deux Raymond», «Sept heures», «Macbeth», «Clito», «Plus de jeudi». D.s Stil ist frisch und lebendig, aber mitunter trivial; er gehört zu derselben Kategorie wie Paul de Kock und Pigault-Lebrun. D. starb 15. Okt. 1833 zu Paris.

Ducasse (frz., vom lat. dedicatio), in den wallonischen Städten und Dörfern Belgiens Bezeichnung der Kirchweihfeste. Die bekanntesten sind die Ducasses von Mons, am Sonntag Trinitatis, und von Namur, 2. Juli.

Du Casse (Emanuel Albert, Baron), franz. Militärschriftsteller, geb. zu Bourges 1813, trat aus der Militärschule von St.-Cyr in die Armee, nahm an den Kämpfen gegen die Kabylen in Algerien teil, wurde darauf in den Generalstab versetzt und 1854 unter Beförderung zum Stabsoffizier zum persönlichen Adjutanten des Prinzen Jérôme Napoléon ernannt; später trat er in die innere Verwaltung über und erhielt eine Anstellung beim Rechnungshofe. D. beschäftigte sich vorzugsweise mit histor. Studien, deren Ergebnisse er in einer Reihe namhafter Werke in Paris veröffentlicht hat. Er schrieb: «Précis historique des opérations de l'armée de Lyon en 1814» (1849), «Opérations du 9e corps de la grande armée en Silesie, 1806 et 1807» (1851), «Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de Russie» (1852), «Histoire

les négociations diplomatiques relatives aux traités de Mortefontaine, de Lunéville et d'Amiens» (4 Bde. 1855), «Précis historique des opérations militaires en Orient 1854 à 1855» (1857), «Les trois maréchaux d'Ornano» (1862), «Histoire anecdotique de l'ancien théâtre en France» (2 Bde. 1864), «Le général Arrighi de Casanova, duc de Padoue» (2 Bde. 1866), «Le général Vandamme et sa correspondance» (2 Bde. 1870), «La guerre au jour le jour 1870—71» (1875). D. gab auch die «Mémoires du roi Joseph» heraus, ein schätzbares Werk, welches 1856 in zweiter Auflage erschienen ist.

Ducats, s. unter Dukaten.

Ducaton, eine seit 17[illegible] ausgeprägte Silbermünze der ehemaligen österr. Niederlande, welche gesetzlich mit dem Kronenthaler das Gewicht von 33,[illegible] g, die Feinheit von [illegible] Tausendteilen, das Feingewicht von 29,[illegible] g und den Wert von 5,[illegible] deutschen Mark (eine Mark zu 1/3 Thlr. früherer norddeutscher Währung gerechnet) oder 2,[illegible] österr. Silbergulden hatte; bei spätern Untersuchungen stellte sich ein um etwa 5 deutsche Pfennig weniger wert heraus; es wurden auch Stücke zu 1/2, 1/4 und 1/8 D. ausgeprägt. Ferner hieß D. eine hauptsächlich für den ostind. Handel bestimmte frühere niederländ. silberne Fabrikmünze oder Handelsmünze, gewöhnlicher nach dem Prägebild Ruiter oder Rijder (Reiter) genannt, zu 63 Stübern oder 315 Cents (3 3/20 Fl.). Von 1659 bis 1799 war gesetzlich ihr Gewicht 677 1/4 holländ. As oder 32,[illegible] g, die Feinheit 11 1/4 Pfennig oder 937 1/2 Tausendteile, daher das Feingewicht 30,[illegible] g, der Wert 5,[illegible] deutsche Mark oder 2,[illegible] österr. Silbergulden. In gleicher Feinheit und verhältnismäßigem Gewicht, Feingewicht und Wert wurden auch Stücke zu 1/2, 1/4 und 1/8 D. ausgeprägt. Die nämliche Ausmünzung mit besonderm Gepräge erfolgte bis mindestens 1804 zugleich für Niederländisch-Ostindien. Nach den Gesetzen vom 28. Sept. 1816 und 22. März 1839 hatte der D. das Gewicht von 32,5[illegible] g, die Feinheit von 937 Tausendteilen, das Feingewicht von 30,[illegible] g und den Wert von 5,[illegible] deutschen Mark oder 2,[illegible] österr. Silbergulden. In diesen Verhältnissen erfolgte die Ausmünzung der in Rede stehenden Stücke zunächst weiter, während das Gesetz vom 26. Nov. 1847 sie nicht unter die zu prägenden Sorten aufgenommen hat.

Ducatone, eine ältere Silbermünze von Mailand und Mantua, im Durchschnitt 31,7112 g schwer, 941⅔ Tausendteile fein, im Feingewicht von 29,8495 g und im Werte von 5,3909 deutschen Mark (3 Mark = 1 frühern norddeutschen Thaler gerechnet) oder 2,6955 österr. Silbergulden. — D. hieß ferner eine auch Giustina genannte, bis 1797 ausgeprägte Silbermünze der ehemaligen Republik Venedig von 11 Lire piccole (kleinen Lire), nach den gesetzlichen Bestimmungen 27,9491 g schwer, 947 11/12 Tausendteile fein, im Feingewicht von 26,4935 g, 4,7688 deutsche Mark oder 2,3844 österr. Silbergulden wert.

Duccio di Buoninsegna, ein Maler von Siena, der einer ähnlichen Richtung wie Cimabue in Florenz folgte. Er pflegt als der Gründer der neuen Malerei betrachtet zu werden. D. war der Sohn, nach andern nur der Schüler des Sienesers Segna oder Buoninsegna. Nähere Nachrichten über sein Leben hat man nicht. Nur so viel ergibt sich aus urkundlichen Quellen, daß er schon 1282 als Maler in Siena ansässig war und 1308—11 eine große Tafel für den Hauptaltar des dortigen Domes vollendete. Am Tage der Aufstellung wurde das Bild mit rauschendem Beifall von der Bevölkerung begrüßt und in feierlicher Prozession unter Musikbegleitung nach dem Dom geleitet. Dort befindet es sich noch jetzt, aber in Vorder- und Rückseite auseinandergesägt und an die Wände des Chors und der Sakristei befestigt. Die Vorderseite stellt die Madonna mit dem Kinde dar, von Engeln, Heiligen und den vier Schutzpatronen der Stadt umgeben, die Rückseite in 26 kleinen Feldern die Leidensgeschichte Jesu. Es herrscht eine für jene Zeit außerordentliche Vollendung in diesen Arbeiten. Schönheitssinn, tüchtige Komposition, feine, selbst landschaftliche Motive und eine überraschende Vertiefung in den Gegenstand zeigen sie in hohem Maße, ohne freilich die byzant. Vorbilder ganz zu verleugnen. Rumohr nimmt das Todesjahr des Künstlers bald nach der Vollendung dieses seines Hauptwerks an. Letzteres ist 1850 von Emil Braun nach Zeichnungen von Franz von Rhoden und von Bart. Bartoccini gestochen, in der Hälfte der Originalgröße der 26 Bilder herausgegeben worden.

Duc d'Alben (Ducdalben, Dückdalben), im Hafen eingerammte Schiffsanbindeblöcke, benannt nach ihrem Erfinder oder Einführer, dem Herzog von Alba (Duc d'Albe).

Duce et auspice (lat.), «unter Führung und Leitung», Devise des 1831 von Ludwig Philipp aufgehobenen franz. Ordens vom Heiligen Geist.

Du Chaillu (Paul Belloni), Afrikareisender, geb. 31. Juli 1835 zu Paris als Sohn eines Kaufmanns, der an der Gabunmündung in Westafrika Handel trieb. D. eignete sich die Kunde von Land und Volk jener Gegenden, die Sprache der Mpongwe und einige naturgeschichtliche Kenntnisse an, unternahm seit 1851 mehrere Reisen landeinwärts in der Nähe des Gabun, und ging mit den so gemachten Sammlungen und Erfahrungen 1855 nach Nordamerika, wo er mit der Academy of Natural Sciences zu Philadelphia in Verbindung trat. Von dieser erhielt er den Auftrag, seine botan. und zoolog. Untersuchungen tiefer ins Innere Afrikas auszudehnen. Während vierjähriger Wanderungen gelang es ihm, den großen Fluß Ogowai in seinem untern Laufe zu erforschen und unter mancherlei Abenteuern eine reiche naturhistor. Ausbeute zu gewinnen, namentlich den Gorilla zu beobachten und zu schießen. Sein Reisebericht «Explorations and adventures in Equatorial Africa» (Lond. 1861; deutsch, Berl. 1862) erregte außerordentliches Aufsehen und veranlaßte eine ganze Reihe von Expeditionen zur weitern Erforschung des Ogowai, die auch die Wahrhaftigkeit D.s bewiesen haben. Da sie aber anfangs, namentlich von Gray und Barth, angefochten wurde, unternahm D. 1863 eine zweite Expedition nach dem frühern Schauplatz seiner Thätigkeit, diesmal mit astron. Instrumenten ausgerüstet und in ihrer Benutzung zu Ortsbestimmungen geübt. Als er im Oktober bei der Mündung des Fernand-Vaz landete, gingen durch Umschlagen des Boots sämtliche Instrumente verloren; er wartete aber dort ein ganzes Jahr, bis Ersatz aus England kam, trat im Okt. 1864 die Reise ins Innere an, besuchte vom Lande Aschira aus die

on ihm nur erkundeten Wasserfälle des in den Ogowai mündenden Ngunië und dann ostwärts durch endlose Wälder zu ngo und Nschavi bis jenseit des 12. Me- östlich von Greenwich), wurde aber 1865 bruch einer Epidemie und Feindseligkeiten borenen zur Rückkehr genötigt. Dieser ise verdankt die Geographie eine Reihe Ortsbestimmungen und Höhenmessungen, ele neue Aufschlüsse über Natur und jener Teile des südl. Westafrika. Auch über ein zigeunerartig durch die Wälder Völkchen von sehr kleinem Wuchs, Obongo. Er berichtete über seine zweite A journey to Ashango-Land and further on into Equatorial Africa» (Lond. 1867). tern ethnogr. Erfahrungen veröffentlichte Arbeiten: «My Apingi kingdom, with great Sahara» (Lond. 1870) und «The f the Dwarfs» (Lond. 1872). Die Jahre verbrachte er in Schweden, Lappland Finland und berichtet über diese Länder licher Darstellung in dem Werke «The he midnight sun» (2 Bde., Lond. 1881; n Helms, Lpz. 1882).

nge (Gaspard), franz. Kupferstecher, geb. aris, wo er auch 1757 starb. Seine Blätter h durch eine außerordentliche Weichheit in dlung aus. Er stach meist mytholog. Su- weibliche Porträts. D. entstammt der Schule Jean Audrans. Hauptblätter sind da und Danaë nach Correggio u. a.

tel (Charles Marie Tannegui, Graf), aatsmann, geb. 19. Febr. 1803 zu Paris, ie Rechte, wurde Advokat und nahm seit r dem Schilde der doktrinären Schule Anteil an dem «Globe» und der «Revue ». In seinem «Traité de la charité rapports avec l'état moral et le bien- ériel des classes inférieures de la so- ar. 1829; 2. Aufl. 1836) zeigte sich D. nger der Theorie von Malthus. Nach evolution ward D. als Staatsrat dem isterium unter Louis beigeordnet. Durch terialveränderung vom 11. Okt. 1832 seinen Posten, wurde aber dafür als ter im Depart. Nieder-Charente in die gewählt. Die Verteidigung des Gesetz- wegen der amerik. Schuld brachte ihn Handelsminister ins Kabinett, aus dem br. 1836 mit den übrigen Doktrinärs Im Sept. 1836 erhielt er das Portefeuille ministers und war nach dem abermaligen er Doktrinärs (7. März 1837) einer der Teilnehmer an der Koalition gegen das m Molé. Nach der Ministerkrisis und on 1839 erhielt er am 13. Mai in dem schall Soult gebildeten Ministerium das le des Innern. Am 25. Jan. 1840, tationsfrage des Herzogs von Nemours, it den übrigen Kollegen sein Amt nieder, h schon 29. Okt. desselben Jahres seinen Minister des Innern im Guizotschen wieder ein. Seit der Februarrevolution zog sich D. gänzlich vom polit. Schauplatz Er starb zu Paris 6. Nov. 1867. Zu sind die von ihm herausgegebenen «Do- tatistiques sur la France» (Par. 1833), ssende statist. Geschichte Frankreichs.

Duchâtel (Marquis von), s. unter **Crozat**.

Duché, in Frankreich eine zur Würde eines Herzogtums erhobene Herrschaft, die bei der Krone unmittelbar zu Lehn ging. Man unterschied D. pairie, welcher mit dem Besitze der Herrschaft zugleich die Pairswürde erteilte, und D. simple (D. par simple brevet), bloßer Titel.

Duché de Vancy (Joseph François), franz. Dramatiker, geb. 29. Okt. 1668 zu Paris, gewann wegen der frommen Richtung seiner Dichtungen die Gunst der Frau von Maintenon. Er erhielt die Erlaubnis, seine heiligen Stücke in St.-Cyr aufführen zu lassen, ein einträgliches Amt (die Stelle eines königl. Kammerdieners), den vorher dem Dichter Racine ausgesetzten Jahrgehalt und den Titel eines Mitgliedes der Akademie der Inschriften. Die biblischen und heiligen Trauerspiele von D. sind: «Absalon» (1712), «Débora» (1712), «Jonathas» (1714); auch verfaßte er eine lyrische Tragödie «Céphale et Procris», eine andere Tragödie «Scylla», mehrere Operntexte, Oden, worunter die an J. B. Rousseau über das Jüngste Gericht, und eine für die Mädchenschule in St.-Cyr verfaßte Sammlung von «Histoires édifiantes et poésies sacrées». D. starb 14. Dez. 1724.

Duchenen, jüdisch-deutsche Bezeichnung für «Priestersegen sprechen», kommt von dem talmudischen Duchan, dem Standort des Priesters beim Segensprechen im Tempel zu Jerusalem.

Duchesne (André), im Lateinischen Chesnius (Andreas), Duchenius, Quercetanus, der Vater der Geschichte Frankreichs, wie man ihn genannt hat, wurde zu Isle-Bouchard in Touraine im Mai 1584 geboren und studierte zu Loudun und Paris. Von Jugend auf waren Geschichte und Geographie seine Lieblingsfächer. Er wurde königl. Geograph und unter dem Ministerium Richelieus, der ihm sehr zugethan war, königl. Historiograph. D. starb 30. Mai 1640, indem er auf einer engen Straße von einem Karren gegen die Mauer gequetscht wurde. Wichtig ist besonders seine Sammlung der «Historiae Francorum scriptores coaetanei ab ipsius gentis origine ad Philippi IV. tempora» (5 Bde., Par. 1636—49), die sein Sohn François D. (geb. 1616, gest. ebenfalls als königl. Historiograph 1693) vom dritten Bande an fortführte, und welche insbesondere deshalb geschätzt wird, weil sie vieles enthält, was man in Bouquets Sammlung vergebens sucht. Unter seinen übrigen zahlreichen Schriften, deren mehrere ebenfalls von seinem Sohne in neuen Auflagen herausgegeben wurden, verdienen Erwähnung: «Historiae Normannorum scriptores antiqui» (Par. 1619), eine Sammlung, welche auf drei Bände berechnet war, von denen aber nur dieser eine erschienen ist; ferner die «Histoire généalogique de la maison de Montmorency et de Laval» (Par. 1624), die «Histoire généalogique de la maison de Vergi» (Par. 1625), sowie Geschichtswerke über mehrere andere franz. Dynastengeschlechter. D. war ein sehr fleißiger Forscher; mehr als hundert Folianten soll er in Handschriften hinterlassen haben.

Duchesne (Père), s. **Hébert** (Jacques René).

Duchesnois (Catherine Joséphine), eigentlich Rafin, bedeutende franz. Tragödin, geb. 5. Juni 1777 zu St.-Saulves bei Valenciennes, debütierte hier 1795 und, nachdem sie den Unterricht des Schauspielers Florence genossen hatte, 1802 auf

dem Théâtre français in Paris als Phädra. Bis 30. Mai 1833 gehörte sie der ersten Bühne Frankreichs an, seit 1804 bereits als Sociétaire. Sie starb 8. Febr. 1835 zu Paris. Am glänzendsten entfaltete die D. ihr außergewöhnliches Darstellungstalent als Semiramis, Roxane, Hermione und in andern Rollen, dann auch als Jungfrau von Orléans, Maria Stuart u. s. w., unterstützt durch ihre Erscheinung und ihre angenehme, sonore Stimme.

Duchesse (frz.), Herzogin.

Duchinski (Heinrich Franz), poln. Schriftsteller, geb. 1817, bereiste Europa, insbesondere die Türkei, lebte einige Zeit in Italien, später in Paris, wo er 1880 starb. D. verbreitete durch seine poln., ital. und franz. Schriften die sonderbare Idee, daß die Großrussen («Moskalen») ein von den Klein-, Weißrussen und Polen völlig verschiedener, mit den Chinesen und andern Völkern Asiens verwandter Stamm seien, dem er auch alle höhern geistigen Interessen absprach (die turanische Theorie D.s). Vgl. insbesondere sein Werk: «Peuples Aryâs et Tourans agricultures et nomades» (Par. 1864) u. a. — Seine Gattin Severina D., geb. 1827 zu Koßajetz in Polen, verfaßte Jugendschriften, Dichtungen, Übersetzungen aus dem Französischen u. a.

Duchoborzen (Geisteskämpfer) heißt eine Sekte in der russ. Kirche, welche in mancher Beziehung an die Quäker erinnert. Sie berufen sich auf ein inneres Licht, schätzen die äußere Kirche mit ihren Priestern und Sakramenten gering, verwerfen das Zeichen des Kreuzes und die Trinitätslehre, verweigern Eid und Kriegsdienst. Die D. traten zuerst im Anfang des 18. Jahrh. unter der Regierung Peters d. Gr. und der Kaiserin Anna in Moskau und andern Städten auf. Unter Katharina II. und Paul I. hatten sie harte Bedrückungen zu erleiden. Alexander I. ordnete eine Untersuchung über sie an; doch nachdem sie ihr Glaubensbekenntnis eingereicht, erlangten sie Duldung. Von 1804 an bewohnten sie hauptsächlich den melitopolitanischen Kreis des Gouvernements Taurien, wohin sie aus dem Innern Rußlands übersiedeln mußten, wurden aber 1841 nach dem Distrikt Achalkalaki in Transkaukasien versetzt, wo ihnen ein 2100 m über dem Meere gelegenes Hochplateau angewiesen ward, das jetzt den Namen Duchoborje führt. Hier leben sie, gegen 3000 an der Zahl, in sieben Dörfern, beschäftigen sich meistens mit der Viehzucht und sind fast durchgängig ziemlich wohlhabend.

Duchowschtschina, Kreisstadt im russ. Gouvernement Smolensk, an den Flüßchen Chwosza und Zarewitsch, mit (1882) 3550 E., hat mehrere Fabriken, darunter Lederfabriken, Talgsiedereien, Bierbrauereien und Ziegeleien. Die Bewohner beschäftigen sich zum Teil mit Ankauf von Getreide, Hanf, Flachs und befördern diese Produkte weiter nach Riga. Bis 1777 war D. ein Kirchdorf, das dem kaiserl. Hof gehörte, darauf wurde es zu einer Kreisstadt erhoben.

Duchowschtschina, kleines Dorf im russ. Gouvernement Smolensk, im Kreise Roslawl, 50 km von Roslawl, an den Flüßchen Duchowaja und Smorodinka, mit 52 E. und einer Branntweinbrennerei (Pawlow), welche im Stande ist, jährlich 97000 Eimer Branntwein zu liefern.

Ducht oder Duft (frz. toron, engl. strand of a rope), der aus Kabelgarnen gedrehte Bestandteil eines Taues.

Duchten, die Sitzbretter der Schiffsboote.

Ducis (Jean François), franz. dramatischer Dichter, bekannt insbesondere als Bearbeiter mehrerer Shakspearescher Stücke, geb. 22. Aug. 1733 zu Versailles, trat ziemlich spät erst als Dichter auf und vermochte auch nicht sogleich Glück zu machen. Dieses gelang ihm erst, als er Shakspeares «Hamlet» auf die franz. Bühne brachte, den er dermaßen verwässerte und dem franz. Volksgeschmack anpaßte, daß man das Urbild kaum wiedererkennt. Er wurde 1778 Mitglied der Akademie und später Sekretär bei dem Grafen von Provence, dem nachmaligen König Ludwig XVIII. Ein treuer Anhänger der Bourbons, lehnte er unter Napoleon I. die jährlich 40000 Frs. eintragende Stelle eines Senators ab und lebte während des ersten Kaiserreichs in der größten Zurückgezogenheit zu Versailles. Er starb 31. März 1816. Seinen «Oeuvres» (5 Bde., Par. 1824 u. öfter) schließen sich an die «Oeuvres posthumes» (2 Bde., Par. 1826). Vgl. Leroy, «Études morales et littéraires sur la personne et les écrits de D.» (2. Aufl., Par. 1834).

Ducker (Dücker), kleine unterirdische Kanäle aus Holz, Thon, Eisen oder Stein, die quer durch Straßen, Dämme, Deiche u. s. w. geführt werden, um tief liegende Gegenden zu entwässern.

Dücker (Eugen Gustav), Landschafts- und Marinemaler, geb. 29. Jan. (10. Febr.) 1841 zu Arensburg auf der livländ. Insel Ösel, bezog 1859 die petersburger Akademie der Künste, erhielt nach beendigtem Studium 1862 die große goldene Medaille und das damit verbundene sechsjährige Reisestipendium. D. begab sich darauf nach Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich und Italien, wählte schließlich Düsseldorf zum festen Domicil und wurde daselbst 1873 Professor an der Akademie. Der Stoff zu seinen Bildern ist zum größten Teil der nordischen Heimat wie auch den Ufern der Nordsee entnommen, wobei D.s Augenmerk hauptsächlich darauf gerichtet war, seinen Arbeiten die möglichst einfachste Form zu geben und durch die Stimmung und Beleuchtung auf die Beschauer zu wirken. Seine bedeutendsten Arbeiten sind: Sumpf (im Besitz des Kaisers Alexander III.), trockenes Flußbett (Soltikoff, Moskau), Sturm (petersburger Akademie), Ostseeufer (Großfürst Wladimir), Erinnerung an Rügen (königsberger Museum) und Abenddämmerung (berliner Nationalgalerie). Die meisten Arbeiten seiner Jugendzeit sind in Rußland im Privatbesitz.

Dücker (Karl Gustav, Graf), schwed. Feldmarschall, geb. 1663 in Livland, diente als Kadett in Frankreich, wo er bis zum Major avancierte und an sieben Belagerungen und zwei großen Schlachten teilnahm. Als aber der große Nordische Krieg ausbrach, trat D. als Generaladjutant des Königs Karl XII. in schwed. Dienste, machte die Schlacht bei Narwa 1700 mit, wo er an des Königs Seite verwundet wurde, ging mit ihm 1701 über die Düna nach Polen, kämpfte 1702 glücklich bei Krakau, 1704 bei der Eroberung von Lemberg und Kalisch und schlug 1706 bei Wilna die Russen unter General Bauer in die Flucht. Hier befreite er auch eine Nonne, Theodora Oginski, aus einem Kloster und verheiratete sich 1707 mit derselben. Nachdem D. Karl XII. fast auf allen seinen Kriegszügen begleitet hatte, wurde er 1719 als Feldmarschall in den Grafenstand erhoben. Als solcher wurde er

bald darauf der letzte schwed. Generalgouverneur von Livland und starb als Präsident des Kriegskollegiums in Stockholm am 3. Juli 1732. Seine Leiche wurde in der Ridderholmskirche, dem schwed. Pantheon, beigesetzt. Vgl. Ranft, «Lebensgeschichte der vier schwed. Feldmarschälle Rehnschild, Steenbock, Meyerfeld und D.» (Lpz. 1753).

Duckwitz (Arnold), ehemaliger deutscher Reichsminister, geb. 27. Jan. 1802 zu Bremen, widmete sich dem Kaufmannsstande und etablierte sich, nachdem er mehre Jahrere in England und den Niederlanden zugebracht, 1829 in seiner Vaterstadt. Er machte sich bald verdient um die Verbesserung der Weserschiffahrt und Einführung der Dampfschiffahrt, suchte auch der Idee einer deutschen Zolleinheit Eingang zu verschaffen. Zu diesem Behufe schrieb er «Über das Verhältnis der freien Hansestadt Bremen zum Deutschen Zollverein» (Bremen 1837). Im J. 1841 zum Mitgliede des bremischen Senats erwählt, brachte er 14. April 1845 Verträge über Anlegung einer Eisenbahn zwischen Hannover und Bremen, Feststellung von Grundsätzen im Verkehre, ein Kartell zum Schutze der beiderseitigen Steuern und eine Übereinkunft zur Schiffbarmachung der Weser unterhalb Bremen für Seeschiffe zu Stande. Auf D.s Anregung erfolgte ferner die Herstellung einer deutsch-amerik. Dampfschiffahrtslinie, wie er auch 1847 mit der amerik. Postverwaltung einen günstigen Vertrag abschloß. Im März 1848 wurde D. zum Vorparlament und hier in den Fünfzigerausschuß gewählt, in welchem seine Thätigkeit auf Verhinderung extravaganter Beschlüsse gerichtet war. Eine Wahl zur Nationalversammlung lehnte er ab. Im Juni 1848 vom bremischen Senat zum Kommissar für die nach Frankfurt a. M. ausgeschriebene Beratung über die deutschen Handelsverhältnisse bestimmt, schrieb er ein «Memorandum, die Zoll- und Handelsverfassung Deutschlands betreffend» (Brem. 1848). Im Begriff abzureisen, erhielt er hierauf die Berufung zum Reichsminister des Handels. Er nahm dieses Amt zwar an, allein die Verhältnisse verhinderten ihn, die Umgestaltung der deutschen Zoll- und Handelsverfassung, die er als ein zusammenhängendes Ganzes auffaßte, auch nur auf dem Papier zu vollenden. Doch ermöglichte D. die Errichtung einer deutschen Kriegsmarine. Die hierbei zu überwindenden Schwierigkeiten legte er in der Schrift «Über die Gründung der deutschen Kriegsmarine» (Brem. 1849) dar. Im Mai 1849 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und übernahm hier im Sept. 1849 wiederum das bei seiner Wahl zum Reichsminister niedergelegte Amt eines Mitglieds des Senats. In den J. 1854—56 leitete D. die Unterhandlungen zur Feststellung des Verhältnisses Bremens zum Zollverein, welche zum Abschlusse des Vertrags vom 26. Jan. 1856 führten, kraft dessen ein zollvereinsländisches Hauptzollamt nebst einer Zollvereinsniederlage in Bremen errichtet wurden. D. war 1857—64 und 1866—70 Bürgermeister von Bremen. Er gab noch heraus «Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben 1841—66» (Brem. 1877) und starb als Senator 19. März 1881 zu Bremen.

Duclerc (Charles Théodore Eugène), franz. Staatsmann, geb. 9. Nov. 1812 zu Bagnères de Bigorre, im Depart. Hautes-Pyrénées, schwang sich allmählich aus dürftigen Verhältnissen zu den bedeutendsten Posten empor. Zuerst Korrektor, dann Redacteur verschiedener Zeitungen, des «Bon Sens» (1836—38), der «Revue du Progrès» (1838), des «National» (1840—46), Mitarbeiter an dem von Pagnerre herausgegebenen «Dictionnaire politique» (1842), machte er sich durch Artikel über finanzielle Fragen und das Eisenbahnwesen bekannt. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde er 25. Febr. Adjunkt des Bürgermeisters von Paris, Garnier-Pagès, dann Unterstaatssekretär der Finanzen (6. März) und nach mehrern Wochen, nachdem er von dem Depart. Landes in die Konstituierende Versammlung gewählt worden war, Minister der Finanzen (10. Mai). In den Mai- und Junitagen setzte er sich tapfer der Gefahr aus, bekämpfte aber mit Eifer die Maßregeln des Belagerungszustandes und trat nach der Ernennung Cavaignacs zum Inhaber der exekutiven Gewalt aus dem Ministerium. Nach Auflösung der Konstituierenden Versammlung zog er sich von dem polit. Leben zurück. D. betrieb mehrere industrielle Unternehmungen, leitete in Spanien die Kanalisierung des Ebro und trat dann an die Spitze des span. «Crédit mobilier». Bei den Wahlen vom 8. Febr. 1871 zum Abgeordneten des Depart. Basses-Pyrénées ernannt, Mitglied, dann Präsident der Gruppe «Gauche républicaine», that er sich als Redner besonders in den finanziellen Fragen hervor. Vizepräsident der Versammlung seit 1875, ward er in demselben Jahre zum lebenslänglichen Senator und 1876 zum Vizepräsidenten des Senats gewählt. Im Aug. 1882, nach dem Sturz des zweiten Ministeriums Freycinet, beauftragte ihn Präsident Grévy mit der Bildung eines neuen Ministeriums, in welchem D. am 8. Aug. außer dem Vorsitz das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Infolge der Ministerkrisis, welche nach dem Tode Gambettas durch das am 15. Jan. 1883 vom Prinzen Napoleon erlassene Manifest veranlaßt wurde (s. unter Frankreich), trat D., schon längere Zeit körperlich leidend, am 28. Jan. mit seinem Kabinett zurück.

Duclos (Charles Pineau), franz. Schriftsteller, geb. 12. Febr. 1704 zu Dinan in der Bretagne, kam in früher Jugend nach Paris, wo er sich der Litteratur widmete. Er veröffentlichte zuerst Romane, von denen die «Confessions du comte de***» (1741) großen Beifall fanden. Nach seinem ersten geschichtlichen Werke: «Histoire de Louis XI», gab D. «Considérations sur les mœurs de ce siècle» (1749) heraus, in denen er sich als geistreicher und gewandter Charakterzeichner zeigte, sodann als Fortsetzung dieses Werks die «Mémoires pour servir à l'histoire du 18e siècle» (1751). Sein Talent für die Charakteristik bewies er auch in seinem Hauptwerke, den «Mémoires secrets des règnes de Louis XIV et de Louis XV», die er schrieb, nachdem er zum Historiographen an Voltaires Stelle ernannt worden, die aber erst später erschienen (2 Bde., Par. 1791; deutsch von Huber, 3 Bde., Berl. 1792—93). Er wurde 1747 Mitglied der Akademie, als deren Sekretär er die Redaction des «Dictionnaire de l'académie» (1762) zu besorgen hatte. Die Frucht einer Reise, die er 1766 nach Italien machte, sind die «Considérations sur l'Italie» (1791; deutsch von Schleusner, Jena 1792). D. starb 26. März 1772. Seine «Oeuvres complètes» gaben Desessarts (10 Bde., Par. 1806), später Belin (3 Bde., Par. 1821) und Auger (9 Bde., Par. 1820) heraus.

Ducos (Nicolas, Graf), franz. General, geb. zu Dax 7. März 1756, trat 1774 in franz. Militärdienst ein, war Massénas Adjutant in Italien, wurde 1802 Brigadegeneral und nahm als solcher an den Feldzügen von 1805 bis 1807 teil, siegte in Spanien 1808 bei Medina de Rio Seco, war 1813 Kommandant der Citadelle von Antwerpen und 1815 Kommandant von Longwy, welches er einen Monat hindurch gegen die Preußen verteidigte und erst auf Befehl des Königs Ludwig XVIII. übergab. D. starb zu St.-Omer bei Dax am 13. Okt. 1823.

Ducos (Roger, Graf), franz. Staatsmann, der nach dem 18. Brumaire mit Bonaparte und Sieyès das Konsulat bildete, war 1754 in der Gegend von Bordeaux geboren. Beim Ausbruche der Revolution Advokat, kam er 1792 in den Nationalkonvent und stimmte hier für die unbedingte Verurteilung Ludwigs XVI. Im Jan. 1794 zum Präsidenten des Jakobinerklubs gewählt, verstand er doch durch eine kluge Zurückhaltung die Katastrophe der Partei zu überdauern. Sein Einfluß begann nach der Empörung des 13. Vendémiaire wieder zu steigen. Als Mitglied des Rates der Alten ward er 4. Sept. 1797 dessen Präsident, wurde aber 1798 ausgeschlossen und zog sich in das Privatleben zurück, aus dem ihn Barras Juni 1799 zum Mitglied des Direktoriums erhob. Bei den Vorbereitungen zum Sturze der Regierung trat D. rückhaltlos den Entwürfen Sieyès' bei, wofür er nach der Katastrophe vom 18. Brumaire zum Mitgliede des provisorischen Konsulats gemacht wurde. Als er dann Lebrun sein Amt überlassen mußte, ward er als Vizepräsident in den Senat versetzt und bei Errichtung des Kaiserreichs in den Grafenstand erhoben, 1815 aber, nach Napoleons Rückkehr, zum Pair ernannt. Nach der zweiten Restauration mußte D. als sog. Königsmörder Frankreich verlassen und starb bei Ulm im März 1816 durch den Umsturz seines Wagens.

Ducos (Jean François), ebenfalls franz. Konventsdeputierter, geb. 1765 als Sohn eines Kaufmanns zu Bordeaux, kam 1791 in die Gesetzgebende Versammlung, dann in den Konvent, wo er die Grundsätze und das Schicksal der Girondisten teilte. In der Anklageakte Amars begriffen, wurde er 31. Okt. 1793 mit Vergniaud und mehrern andern hingerichtet. Bekannt ist seine geistreiche Rede bei dem letzten Banket der Girondisten in der Nacht vor ihrer Hinrichtung.

Ducos (Théodore), franz. Staatsmann, geb. 1801 zu Bordeaux, war Kaufmann daselbst und wurde 1834 in die Deputiertenkammer gewählt, wo er zur dynastischen Opposition gehörte. D. war auch Mitglied der Konstituierenden Versammlung von 1848, wurde 1851 Marineminister und 1853 Senator und Kriegsminister. Er starb 17. April 1855 zu Paris.

Du Couret, genannt Abdul Hamid Bey, franz. Abenteurer, geb. 1812 zu Hüningen, bereiste vor 1834 die Nilländer und Abessinien. Er trat zum Islam über, pilgerte nach Mekka und durchzog Arabien und Persien, worauf er 1847 nach Frankreich zurückkehrte. Die Zuverlässigkeit seiner Reiseberichte («Les mystères du désert», 1859, «L'Arabie heureuse», 1860) ist sehr zweifelhaft und namentlich von H. Kiepert angegriffen worden.

Ducpétiaux (Édouard), ein um das Gefängnis- und Armenwesen verdienter belg. Publizist, Mitglied der Belgischen Akademie, geb. zu Brüssel 29. Juni 1804, betrat die Advokatenlaufbahn in seiner Vaterstadt und that sich als Mitarbeiter am brüsseler Oppositionsblatt «Courrier des Pays-Bas» hervor. Ein polit. Preßprozeß brachte ihm 1828 ein Jahr Gefängnis ein. Nach der Revolution, an deren Kämpfen er sich in aktiver Weise beteiligte, erhielt er, bereits durch seine 1827 erschienene Schrift gegen die Todesstrafe bekannt, die Stelle eines Generalinspektors der belg. Gefängnisse und Wohlthätigkeitsanstalten, welches Amt er 1861 infolge von Differenzen mit der liberalen Regierung in Betreff der Abänderung der Wohlthätigkeitsgesetzgebung freiwillig niederlegte. Einen thätigen Anteil nahm D. später an den statist. und ökonomischen Kongressen. D. starb 21. Juli 1868 in Brüssel. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «De la condition physique et morale des jeunes ouvriers» (2 Bde., Brüss. 1843), «Mémoire sur le paupérisme des Flandres» (Brüss. 1850), «Budgets économiques des classes ouvrières en Belgique» (Brüss. 1855), «La question de la charité et des associations religieuses en Belgique» (Brüss. 1858). Neben seiner eifrigen Mitwirkung an der Reform des Gefängniswesens in Belgien verdient auch seine Schöpfung, die Strafanstalt (École de réforme) für junge Sträflinge zu Ruysselede (Flandern), Erwähnung. Vgl. de Melun, «Edouard D. Notice biographique» (Brüss. 1868).

Ducq (Jan le), ausgezeichneter holländ. Tiermaler, geb. 1636 im Haag, war Paul Potters Schüler. Daß er in Kriegsdienste getreten sei, wie ältere Schriftsteller behaupten, ist neuerdings angezweifelt worden. Diese Angabe beruht wahrscheinlich auf einer Verwechselung D.s mit A. Duc (s. d.), dessen Lieblingsthema Soldaten- und Räuberscenen sind. D. soll 1671 als Direktor der Akademie im Haag gestorben sein. D. malte Tierstücke in der Weise Potters; doch erreicht er keineswegs die Weichheit seines Vorbildes. Dagegen sind seine Zeichnungen, die er in schwarzer und roter Kreide ausführte, sehr geschätzt. Unter seinen Kupferstichen zeichnet sich eine Folge von acht Blättern mit Hunden aus, die mit frappanter Charakteristik dargestellt sind.

Ducrot (Auguste Alexandre), franz. General, geb. 24. Febr. 1817 zu Nevers, besuchte die Militärschule von St.-Cyr, wurde 1840 Lieutenant, diente dann in Algerien und wurde schon im Febr. 1842 Kapitän, befehligte im ital. Feldzuge 1859 eine Brigade und wurde 1865 Divisionsgeneral; 1869 übernahm er das Kommando der 6. Territorialdivision zu Straßburg und machte sich durch demonstrative Rekognoszierungen auf der deutschen Seite des Rheins bemerklich. Bei Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs 1870 erhielt er das Kommando der 1. Division des 1. Armeekorps unter Mac-Mahon, nahm an der Schlacht bei Wörth teil, übernahm bei Sedan nach Mac-Mahons Verwundung den Oberbefehl, den er aber gleich darauf an Wimpffen abtreten mußte, und wurde durch die Kapitulation von Sedan kriegsgefangen. Hier wurde er auf sein Ehrenwort, sich in Pont-à-Mousson zu stellen, entlassen. Er reiste zwar dorthin, floh aber von da, als Arbeiter verkleidet, nach Paris, wo ihm Trochu den Oberbefehl über die zweite Armee (13. und 14. Korps) übertrug. Eine offensive Rekognoszierung, die er 19. Sept. 1870 in der Richtung nach Villeneuve-St.-George unternahm, wurde von Teilen der Dritten deutschen Armee zurückgeworfen, ebenso ein Angriff auf die deutschen Stellungen vor Rueil und Buzanval 21. Okt. Bei

dem großen Ausfalle, den die Franzosen 29. und 30. Nov. gegen die Stellungen der Sachsen und Württemberger unternahmen (s. Champigny), kommandierte D. die Ausfalltruppen, sah sich aber 4. Dez. genötigt, die bei Brie über die Marne geschlagenen Brücken abzubrechen, und ging hinter die Forts zurück. Bei dem letzten großen Ausfalle vom 19. Jan. 1871 (Schlacht am Mont-St.-Valérien) kommandierte er die Kolonne des rechten Flügels, die auf Buzanval vorrücken sollte, traf aber zwei Stunden zu spät auf dem Gefechtsfelde ein und trug dadurch viel zu dem Mißlingen des ganzen Unternehmens bei. Als Paris sich Ende Jan. 1871 den Belagerern ergab, wurde D. 8. Febr. als Deputierter in die Nationalversammlung gewählt. Unter der Regierung von Thiers erhielt er das Kommando der bei Versailles zusammengezogenen Reservetruppen, welches er jedoch schon 26. April niederlegte. Im Sept. 1872 übertrug ihm Thiers den Befehl über das 8. Armeekorps in Bourges, und 29. Nov. 1873 legte D. sein Mandat als Abgeordneter nieder. Er veröffentlichte «La vérité sur l'Algérie» (Par. 1871), einen ziemlich wertlosen Bericht über die Kapitulation von Sedan (Par. 1871), und verwickelte sich in die auf den Umsturz der Republik gerichteten Bestrebungen der klerikalen Partei, der er mit großer Beflissenheit diente. Im J. 1876 ließ D. seinen Divisionen gelegentlich einer Heerschau bei La Motte Beuvron den Segen des Papstes erteilen und erwies sich überall als Vorkämpfer der äußersten Rechten. D. beteiligte sich deshalb an dem vom Ministerium Rochebouët für den 13. Dez. 1877 geplanten Staatsstreich und traf in seinem Korpsbezirk die erforderlichen Vorbereitungen, welche durch einen Major öffentlich bekannt wurden. Auf Verlangen der Republikaner wurde darauf hin D. 10. Jan. 1878 seines Kommandos enthoben, blieb jedoch noch Mitglied des Landesverteidigungs-Komitees bis zum März 1879, wo er aus der aktiven Generalität ausschied. D. schrieb einen guten Bericht über die Verteidigung von Paris: «La défense de Paris» (4 Bde., Par. 1876—78) und lebte, seitdem er sich ins Privatleben zurückgezogen hatte, in Versailles, wo er 16. Aug. 1882 starb.

Ducrotay de Blainville (Henri Marie), ausgezeichneter franz. Zoolog und Anatom, geb. 12. Sept. 1778 zu Arques bei Dieppe, kam frühzeitig nach Paris und widmete sich hier dem Studium der Medizin und der Naturwissenschaften unter Cuvier. Er wurde 1812 Professeur-Adjoint der vergleichenden Zoologie, Anatomie und Physiologie an der pariser Universität, zugleich Professor der Naturgeschichte am Athenäum und 1832 der Nachfolger Cuviers als Professor der vergleichenden Anatomie am Museum der Naturgeschichte. D. starb 1. Mai 1850 auf der Eisenbahn von Paris nach Rouen. Seit 1825 war er Mitglied des Instituts. D. wirkte für seine Wissenschaft in der erfolgreichsten Weise nicht bloß durch Bildung zahlreicher Schüler, sondern ganz vorzüglich durch eine lange Reihe von größern Werken und einzelnen Abhandlungen. Letztere sind meist in dem «Journal de physique», das D. als Hauptredacteur von 1817—25 leitete, in den von den Professoren des Jardin du roi herausgegebenen naturhistor. Sammelwerken, in den «Annales françaises et étrangères d'anatomie et de physiologie», in dem «Journal» des Instituts und andern periodischen Schriften enthalten. Von seinen größern Arbeiten sind besonders hervorzuheben: die «Faune française» (90 Lfgn., Par. 1821—30), «De l'organisation des animaux» (Bd. 1, Par. und Straßb. 1822), «Cours de physiologie générale et comparée» (3 Bde., Par. 1833), «Ostéographie» (Par. 1839—49, mit Kupfern). Einzelne Klassen des Tierreichs betreffen die «Notes et additions» zu Grundlers franz. Übersetzung von Bremers Werke über die Eingeweidewürmer (2 Bde., Par. 1824—37). Ferner sind zu nennen: «Manuel de malacologie et de conchyliologie» (Straßb. 1825—27) und «Manuel d'actinologie et de zoophytologie» (Par. 1834—37, mit 100 Tafeln). Von Monographien sind die über Ornithorhynchus und Echidna (Par. 1812), Hirudo (Par. 1827) und die Belemniten (Straßb. 1827) ziemlich umfangreich.

Ductus (lat.), Zug, besonders der Buchstaben beim Schreiben; in der Anatomie soviel wie Gang; z. B. D. choledochus, Gallengang; D. pancreaticus, Gekrös-, Drüsengang.

Duc van Toll oder wohlriechende Tulpe, s. unter Tulpe.

Duda (Dudka, Ducka, Dudotka oder Schweran), Name eines den Russen eigentümlichen Blasinstruments, welches aus zwei Schallröhren von verschiedener Länge besteht und mittels eines einzigen Mundstücks behandelt wird. Die D. war früher in ganz Rußland sehr beliebt, jetzt findet sie sich noch in Hochrußland und Sibirien.

Du Deffand (Marie de Vichy-Chambord, Marquise), franz. Salondame, geb. um 1697, wurde in einem Kloster in Paris erzogen und vermählte sich dann mit dem Marquis D., der weit älter war als sie. Die Ehe wurde bald getrennt und D. führte von nun an ein sehr freies Leben, soll auch die Geliebte des Herzogs von Orléans gewesen sein. Seit 1753 erblindet, führte sie von nun an ein sehr regelmäßiges Leben und versammelte in ihren Salons die Elite der Gesellschaft. Sie starb 24. Sept. 1780 Ihren Briefwechsel gaben Lescure (Par. 1865) und Sainte-Aulaire (3 Bde., Par. 1867) heraus.

Dudelsack oder Sackpfeife (engl. bagpipe), ein uraltes, schon den Hebräern und Griechen bekanntes, bis um das 18. Jahrh. fast in ganz Europa verbreitetes und in verschiedenen Ländern (z. B. Polen, Schottland, Italien, dem südl. Frankreich u. s. w.) noch heutzutage unter den Landleuten in Gebrauch gebliebenes, scharf und näselnd klingendes Blasinstrument. Es besteht aus einem ledernen Schlauch oder Sack, der das Windbehältnis ausmacht. Auf der obern Seite desselben befindet sich eine Röhre, durch welche der Spieler den Wind in den Schlauch bläst, den er vor sich hält, um ihn zugleich mit dem Arme an sich zu drücken und dadurch den Druck der Luft zu vermehren. Auf der entgegengesetzten Seite ist ein der Oboe ähnliches Instrument mit sechs Tonlöchern im Schlauche befestigt, welches den Wind aus dem Schlauche erhält und wie die Oboe behandelt wird. Nächst diesem sind noch einige in einem tiefen Tone fortklingende Pfeifen, die man Stimmer nannte, an der Seite oder auch oberhalb des Schlauchs befestigt, welche ebenfalls aus demselben den Wind erhalten. Abbildungen des D. lieferten in Deutschland zuerst Virdung und Agricola (1511 und 1528); sie dienen zum Beweis, daß das Instrument unter die beliebtesten des 15. Jahrh. zu zählen ist. Zu Anfang des 17. Jahrh. kannte man (nach Prätorius)

vier besondere Gattungen desselben, nämlich den Bock, die Schäferpfeife, das Hümmelchen und die Dudey, welche sich jedoch nur durch ihre Größe unterschieden. In Calabrien ist dieses Instrument noch allgemein im Gebrauch und manche der dortigen Hirten durchziehen Europa mit demselben, statt der Drehorgel (s. d.). Die größte Bedeutung hat der D. aber in Schottland erlangt; hier ist er als Bagpipe ein weltbekanntes Nationalinstrument geworden, unzertrennlich von allem, was schottisch heißt. Die Bagpipe wird bei schott. Regimentern anstatt der Trompeten gebraucht und übertrifft jedes andere Instrument durch ihren weittragenden Ton.

Duderhoffsche Berge, Höhen im Gouvernement Petersburg, im Kreise Zarskoje-Selo, westlich von der Stadt gelegen, etwa 3 km südlich von Krasnoje-Selo, und 30 km südwestlich von Petersburg. Die eine Höhe, auch der Kirchberg genannt, nach der finnischen luth. Kirche, welche sich auf demselben befindet, ist 183 m hoch, die höchste Bodenerhebung in der ganzen Umgebung von Petersburg; der andere Höhenzug, von den Deutschen Duderhoffsche Berge benannt, von den Russen dagegen mit der Benennung «Tjoply Sad», d. h. warmer Garten, bezeichnet, liegt $2^1/_2$ km westlich vom Kirchberg, ganz in der Nähe des Duderhoffschen Sees und unmittelbar an der Baltischen Eisenbahn, 181 m hoch. Der Kirchberg ist nur mit Buschwald bedeckt, der aus Ellern-, Hasel-, Espen- und Birkengesträuch besteht; er bietet eine weite Fernsicht auf die unmittelbare Umgegend, den Finnischen Meerbusen und die Residenz Petersburg mit ihren Umgebungen. Die westlich vom Kirchberg gelegenen Duderhoffschen Berge oder «Tjoply Sad» bestehen aus drei ausgedehnten Höhen, die eine Lage von NW. nach SO. haben. Sie werden durch tiefe Thäler voneinander getrennt; die beiden nordwestlichern werden von den Deutschen Fasanenberg genannt, die südöstl. Höhe heißt der (eigentliche) Duderhoffsche Berg. Diese Höhen sind mit einem schönen, üppigen Hochwalde, größtenteils aus Nadelholz, bedeckt. Meistenteils findet sich ein dichtes Unterholz von Hasel- und anderm Gebüsch. Der Boden trägt eine überaus mannigfaltige Vegetation. Der Fasanenberg ist mit zahlreichen Landhäusern bedeckt. Der eigentliche Duderhoffsche Berg ist kaiserl. Besitzung und hat eine kleine, im schweizer. Stil erbaute kaiserl. Villa.

Duderstadt, Stadt im Kreise Osterode des Landdrosteibezirks Hildesheim der preuß. Provinz Hannover, 18 km östlich von Göttingen in einem fruchtbaren Thale (früher die Goldene Mark genannt), an den Flüßchen Brehme und Hahle, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine schöne kath. Kirche aus dem 14. und eine protestantische aus dem 13. Jahrh., ein Progymnasium, ein Realprogymnasium, ein altes Rathaus, zwei Hospitäler, eine 12,5 m hohe Mariensäule, Fabriken in Flanell, Woll- und Baumwollstoffen, Handschuhfabriken, Lohgerbereien, Pianinofabriken, Cigarrenfabriken, Tabaksbau, Getreide- und Pferdemärkte und zählt (1880) 4350 E. Die Stadt ist sehr alt, wird 929 zuerst in Urkunden erwähnt, kam 974 an das Stift Quedlinburg, 1358 an das Erzstift Mainz, 1802 an Preußen, 1808 an Westfalen, 1816 an Hannover und 1866 wieder an Preußen.

Dudevant (Aurore, Marquise), berühmte franz. Schriftstellerin, s. Sand (George).

Dudik (Beda Franz), Benediktiner-Ordenspriester und Landeshistoriograph für Mähren, geb. 29. Jan. 1815 in Kojetein bei Kremsier in Mähren, besuchte das deutsche Piaristengymnasium in Kremsier, von 1834 an die philos. Lehranstalt in Brünn und darauf bis 1840 die damalige Franzens-Universität in Olmütz, trat 1836 in den Orden der Benediktiner zu Raigern und empfing 1840 die Priesterweihe. Nachdem er hierauf 1840 Professor der klassischen und 1848 der böhm. Philologie und Geschichte an der philos. Lehranstalt in Brünn, dann bis 1854 Lycealprofessor am Obergymnasium ebendaselbst gewesen war, habilitierte er sich 1855 als Privatdozent für histor. Quellenstudien an der Universität Wien und ward 1859 zum Landeshistoriographen für Mähren ernannt. Als solcher schrieb er eine auf Quellen sich stützende «Allgemeine Geschichte Mährens» (Bd. 1—10, Brünn 1860—82), von welcher 3 Bde. (Bd. 8—10 Kulturgeschichte der Przemysliden-Zeit) auch in böhm. Sprache erschienen sind. Im J. 1851 unternahm er eine Reise nach Schweden und 1852 eine zweite nach Rom, deren Resultate er in den «Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte» (Brünn 1852) und «Iter Romanum» (Wien 1855) niederlegte. D. war 1853—59 mit Anlegung eines Centralarchivs des Deutschen Ritterordens in Wien beschäftigt, das neben den Staatsarchiven zu den reichsten und wohlgeordnetsten der ganzen Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehört. Nachdem er schon 1863 eine Orientreise gemacht, nahm er an dem Krieg 1866 in Italien teil («Erinnerungen aus dem Feldzuge 1866 in Italien», Wien 1870), begleitete 1869 Kaiser Franz Joseph nach Jerusalem und zur Eröffnung des Suezkanals, veröffentlichte darüber die «Kaiserreise nach dem Orient 1869» (Wien 1870), bereiste 1870 zu archivalischen Zwecken Frankreich, Belgien und Holland und 1874 und später mehrere male Rußland.

Außer obigen sind von D.s Werken noch zu nennen: «Geschichte des Benediktinerstifts Raigern» (2 Bde., Brünn 1849; Wien 1868), «Mährens Geschichtsquellen» (Brünn 1850), «Des Herzogtums Troppau ehemalige Stellung zur Markgrafschaft Mähren» (Wien 1857), «Des hohen Deutschen Ordens Münzsammlung in Wien» (Prachtausgabe mit 32 Kupfertafeln, Wien 1858), «Waldstein» (Wien 1858), «Kleinodien des hohen Deutschen Ritterordens in Wien» (Prachtwerk in Groß-Imperial mit 60 Photographien, Wien 1866), «Archive im Königreich Galizien und Lodomerien» (Wien 1867), «Handschriften der fürstl. Dietrichsteinschen Bibliothek in Nikolsburg» (Wien 1868), «Bibliothek und Archiv im fürsterzbischöfl. Schlosse zu Kremsier» (Wien 1870), «Geschichtliche Entwickelung der Buchdruckerkunst in Mähren 1486—1621» (Brünn 1879), «Schweden in Böhmen und Mähren 1640—50» (Wien 1879), «Preußen in Mähren 1742» (Wien 1869). Ein großes Verdienst um Mähren erwarb sich D. 1878 durch die Wiedererwerbung von 81 in böhm. Sprache verfaßten Handschriften, welche die Schweden im Dreißigjährigen Kriege aus seinem Vaterlande nach Stockholm gebracht und nun dem Landesarchiv in Brünn geschenkt haben.

Dudley, Parlamentsborough und Manufakturstadt in der engl. Grafschaft Worcester, auf dem Gebiete von Staffordshire, an der Eisenbahn, 13 km im WNW. von Birmingham, ein hübscher, reinlicher Ort, der außer den Ruinen einer 1161

gestifteten Priorei 5 Kirchen besitzt, von welchen die älteste sehenswerte Denkmäler und Glasmalereien enthält, die got. St. Thomaskirche aber erst 1819 erbaut ward. Auf einer Anhöhe über der Stadt liegt in einem Parke die Ruine Dudley-Castle aus dem 8. Jahrh. D. zählt 46233 E., welche ungeheure Fabriken in Eisen (besonders Nägel) und Glas unterhalten. Auch werden die benachbarten Steinbrüche, Eisenwerke und Kohlengruben meist von der Stadt aus bearbeitet und vermehren deren Handel, welchem der bei ihr beginnende, in den Grandjunction-Kanal führende Dudley-Kanal eine beträchtliche Ausdehnung gewährt. In dem Steinkohlenfelde von D., welches großen Reichtum an Eisenerz mit einem Eisengehalte von 20—40 Proz. hat, befinden sich schon jahrelang Millionen Centner Kohlen durch Selbstentzündung im Brand. Die geognost. Verhältnisse sind hier auf höchst interessante Weise aufgeschlossen.

Dudley, engl. Familie, stammt von Sir John Sutton, der um 1320 die Schwester und Erbin John de Sommeries, Herrn von D., heiratete, und dessen Sohn, John de Sutton, 1342 als Baron D. ins Oberhaus berufen wurde. John de Sutton, vierter Lord D., war einer der tapfersten Heerführer Heinrichs VI. in den Kriegen der Weißen und Roten Rose, unterwarf sich aber später Eduard IV. und starb 1482. Er hatte zwei Söhne, Edward und John, von denen der erste vor dem Vater starb, weshalb Edwards Sohn, John, als fünfter Lord D. folgte. Der zweite, John, machte den väterlichen Titel D. zu seinem Familiennamen und war der Ahnherr eines Geschlechts, das in der engl. Geschichte eine bedeutende Rolle spielte. — Edmund D., geb. 1462, berühmter Jurist und Minister Heinrichs VII., der mit einem andern Günstlinge dieses Monarchen, Sir Richard Empson, durch willkürliche Maßregeln aller Art die königl. Schatzkammer zu füllen wußte, zog sich dadurch den Volkshaß zu und wurde nach dem Tode Heinrichs 1510 hingerichtet. — Dessen Sohn, John D., geb. 1502, erbte von seiner Mutter das Anrecht auf den Titel eines Viscount Lisle, zu welchem ihn 1543 Heinrich VIII. erhob, wurde zum Großadmiral ernannt und leistete in den Kriegen gegen Schottland und Frankreich gute Dienste. Bei der Thronbesteigung Eduards VI. (1547) ward er zum Grafen von Warwick erhoben, und nachdem er den Protektor Somerset gestürzt hatte, bemächtigte er sich ganz des Vertrauens des jungen kränklichen Königs, von dem er den Titel eines Herzogs von Northumberland erhielt, und der auf sein Zureden seine Cousine Lady Jane Grey (s. d.) zur Thronerbin ernannte. Diese vermählte Northumberland mit seinem jüngsten Sohne, Lord Guilford D., und ließ sie nach dem Tode Eduards zur Königin ausrufen. Aber von den Truppen Marias gefangen genommen und aller seiner Ehren und Würden verlustig erklärt, endete er auf dem Schafott 22. Aug. 1553. Von seinen fünf Söhnen fielen zwei in den Kriegen gegen Frankreich; der dritte, Ambrose D., ward 1561 von Elisabeth in einen Teil der Güter seines Vaters als Graf von Warwick wieder eingesetzt, starb aber 1589 kinderlos. Der vierte, Robert, war der Graf von Leicester (s. d.), und der fünfte, Guilford, wurde mit seiner Gemahlin 1553 hingerichtet.

Leicester hatte von der Lady Sheffield, mit der er sich heimlich vermählte, einen Sohn, Sir Robert D., geb. 1573 zu Sheen in Surrey, der nach dem Tode seines Vaters (1588) Kenilworth-Castle und andere Besitzungen desselben erbte. Da er jedoch die Rechtmäßigkeit seiner Geburt nicht zu beweisen vermochte, so entfernte er sich aus England und starb 1639 in Italien, nachdem seine Güter von Jakob I. konfisziert waren. Er beschäftigte sich viel mit den Wissenschaften, namentlich der Schiffahrtskunde, der Baukunst und der Physik, und schrieb mehrere Werke, wovon das «Arcano del mare» (Flor. 1630) das bekannteste ist. Kaiser Ferdinand II. verlieh ihm 1620 den Herzogstitel. Die Stadt Livorno verdankte ihm zum Teil ihren Flor, indem er den Großherzog von Toscana bewog, sie zum Freihafen zu erklären, einen Molo erbauen ließ und durch seinen Einfluß mehrere engl. Kaufleute hinzog. Er hatte sich in England mit Alice, Tochter Sir Thomas Leighs, verehelicht, welche 1644 von Karl I. in Anerkennung des ihrem Gemahl angethanen Unrechts zur Herzogin von D. erhoben wurde. Sie starb 1670 ohne männliche Erben. Dagegen hatte Sir Robert mehrere natürliche Söhne, von denen der älteste, Charles D., nach dem Tode des Vaters den Titel Herzog von Northumberland annahm.

Der obenerwähnte John, fünfter Lord D. (gest. 1487), war der Großvater von John, siebentem Lord D., der, schwachen Geistes, sich von seinem Verwandten John D., Herzog von Northumberland, bereden ließ, ihm das Stammschloß der Familie, Dudley-Castle, abzutreten, weshalb man ihn spottweise Lord Quondam nannte. Sein Sohn, Sir Edward Sutton, ward jedoch von der Königin Maria 1554 wieder in Dudley-Castle und den Titel eines Barons D. eingesetzt, zeichnete sich in den Kriegen gegen Schottland aus und starb 1586. Dessen Sohn Edward, neunter Lord D., starb 1643 ohne männliche Nachkommenschaft, worauf Titel und Güter auf seine Enkelin Frances, Tochter seines vor ihm gestorbenen Sohnes Ferdinand, übergingen, die sich mit Humble Ward, dem Sohne eines reichen Goldschmieds in London, verheiratet hatte, der 1644 von Karl I. zum Baron Ward ernannt wurde. Ihr Sohn, Edward, folgte 1670 seinem Vater als Lord Ward und 1697 der Mutter als Lord D. Dessen Großneffe, John, ward 1763 zum Viscount D. und Ward erhoben und starb 1774. — Der Enkel dieses letztern war der als Staatsmann und Gelehrter ausgezeichnete John William Ward, Graf von D., geb. 9. Aug. 1781. Nachdem er eine treffliche Erziehung genossen, trat er schon 1802 für Downton ins Unterhaus, wo er sich bald als Redner bemerklich machte und in der Folge eins der Häupter der gemäßigten Tories wurde. Am 25. April 1823 folgte er seinem Vater in dem Titel eines Viscount D., ward bei der Bildung des Canningschen Ministeriums 30. April 1827 zum Staatssekretär für das Auswärtige ernannt und im September desselben Jahres in den Grafenstand erhoben. Nach dem Eintritt Wellingtons (1828) gab er sein Amt auf und lebte seitdem von den Staatsgeschäften entfernt. Er war ein Mann von mannigfachen Talenten, gründlicher Gelehrsamkeit und dem edelsten Charakter, aber von einer Excentricität, die zuletzt in völlige Geisteszerrüttung überging. Bulwer hat ihn in seinem «Pelham» unter dem Namen Lord Vincent gezeichnet. Er starb 6. März 1833 zu Norwood. Mit ihm erlosch der Titel D.; die Baronie Ward mit den Familiengütern fiel jedoch einem entfernten Verwandten,

dem Geistlichen **William Humble Ward** (gest. 6. Dez. 1835) zu. Diesen beerbte sein Sohn **William**, geb. 27. März 1817, der sich durch seinen Reichtum und Kunstsinn bekannt gemacht hat, und zu dessen Gunsten der Titel eines **Grafen von D.** 1860 erneuert wurde.

Dudu oder Dodo, ausgestorbene Vogelart, [s. Dronte.

Dudweiler, Gemeinde in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Trier, Kreis Saarbrücken, 6 km im NNO. von Saarbrücken, am Sulzbache und an der Linie Saarbrücken-Bingerbrück der Preußischen Staatsbahn, zählt (1881) 10891 E., hat Kohlengruben und ein Eisenwerk, eine Fabrik von feuerfesten Steinen, Gasanstalt u. s. w. Unweit von D. befindet sich der sog. brennende Berg, ein seit mehr als 150 Jahren brennendes Steinkohlenflötz, dessen Oberfläche kraterförmig einsinkt.

Due (ital.), zwei; **due volte**, zweimal; **a due voci**, für zwei Stimmen, zweistimmig.

Duell, s. **Zweikampf**.

Duellōna, röm. Kriegsgöttin, s. **Bellona**.

Duenna (Dueña, span.), soviel wie Donna, besonders Hüterin, Ehrenwächterin, Aufseherin eines jungen Mädchens.

Duernen, in Folio gedruckte Bogen, deren zwei mit einem Alphabetsbuchstaben bezeichnet sind, die dann der Buchbinder ineinander steckt. Geschieht dasselbe mit 3, 4 oder 6 Bogen, so heißen diese **Triternen**, **Quaternen**, **Sexternen**.

Duēro, portug. **Douro** (Durius), einer der Hauptflüsse der Pyrenäischen Halbinsel, entspringt in der Provinz Soria am Südabhange des 2246 m hohen Pico de Urbion, einem der bedeutendsten Gipfel des Idubedagebirges, welches den östl. Abschluß der altcastil. Hochebene bildet. Er fließt nach kurzem Laufe fast östlich, dann südöstlich, bei Soria, unterhalb des alten Numantia, südlich und wendet sich bei Almazan (in 988 m Höhe) nach Westen, um diese Richtung von da ab fast ununterbrochen beizubehalten, indem er zugleich die tiefe Einsenkung der altcastil. Hochebene darstellt (bei Aranda 790, bei Zamora 620 m hoch). Von Miranda de Douro bildet der Fluß in südwestl. Richtung 105 km weit die Grenze zwischen Spanien und Portugal. Er fließt hier durch die Schlucht von Bemposta oder Peredo, und hier ist, nahe der Tormesmündung, die engste Stelle in seinem Laufe. Sodann beginnt auf portug. Boden, von Torre de Moncorvo an, sein Unterlauf. Bei São-João da Pesqueiro macht er über große Felsen einen Sturz oder Cachão. Indem er sich wieder nach Westen wendet, durchfließt er das Weinland Ober- und Nieder-Douro (s. **Alto-Douro**) und mündet bei São-João da Foz 4 km unterhalb Oporto. Innerhalb Spaniens ist er ein fast überall von Steilufern begrenzter, schmaler, aber tiefer Fluß, der bei seiner Wassermasse, ungeachtet des sehr starken und ungleichen Gefälles, leicht schiffbar gemacht werden könnte. Bisher wird eine regelmäßige Schiffahrt nur innerhalb Portugals, wenigstens für die Thalfahrt, auf ihm betrieben, von Torre de Moncorvo abwärts. Doch gehen zwischen hier und Oporto nur mäßige Flußschiffe, 130 km weit. Das Riff, welches bei João de Pesqueiro früher den D. sperrte, ist neuerdings durch Sprengungen fast unschädlich gemacht worden. Oberhalb Oporto ist der D. nur 130 m, am Hafen dieser Stadt 300 m breit, und unterhalb derselben erweitert er sich zu einem 850 m breiten Bassin. Seine Mündung, kaum 150 m breit, ist durch Riffe (1871 zum Teil fortgesprengt) und Sandbänke eingeengt und vor derselben liegt eine doppelte Barre, über der zur Flutzeit nur 6,5 m Wasser stehen und an welcher die See bei starken Westwinden heftig brandet. Seeschiffe können oft wochenlang nicht einlaufen. Bei Oporto beträgt die Wassertiefe im Mittel 4—15 m. Der ganze Lauf des D. ist 781 km lang, wovon 255 in Portugal; sein Gebiet, welches fast das ganze Tafelland von Altcastilien und Leon umfaßt, beträgt 95068 qkm. Seine wichtigsten Nebenflüsse sind rechts der Pisuerga, Valderaduey, Esla und in Portugal der Sabor, Túa und Tamega; links Adaja, Tórmes, Agueda und in Portugal der Coa.

Duett (ital. Duetto) nennt man ein Tonstück für zwei Stimmen (Singstimmen oder Instrumente), die einander durchaus gleich, also beide Hauptstimmen sein müssen. Demnach ist das D. ein Tonstück polyphoner Satzart, im Gegensatz zu der bloßen Zweistimmigkeit, bei der die eine melodieführende Stimme durch die andere nur harmonisch unterstützt, homophonisch sekundiert wird. Beim eigentlichen D. ist jede Stimme individuell entwickelt; es setzt daher zwei Personen voraus, die entweder durch einen Gegenstand gleich- oder ungleichartig angeregt werden. Das gleichartige Empfinden soll aber nicht die **Individualität** des Aussprechens, die Selbständigkeit vermissen lassen, und es soll keine Person (oder Stimme) der andern untergeordnet erscheinen. Bei der Ungleichartigkeit der Empfindung versteht sich die Verschiedenheit des Ausdrucks von selbst. Sowohl das D. für Singals das für Instrumentalstimmen unterliegt gleichmäßig jenen Grundbestimmungen, und es ergiebt sich ein Unterschied nur in Hinsicht auf technische Mittel, Art der Klangorgane u. s. w., wie auch beide Gattungen von ihrem Grundcharakter der Stimmenselbständigkeit nichts einbüßen dürfen, wenn ihnen eine Begleitung irgend welcher Art beigegeben ist. Das Instrumentalduett wird zur Unterscheidung vom Vokalduett häufig **Duo** genannt; doch braucht man auch die Benennungen D. und Duo sehr oft vermischt. Das Vokalduett als Kunstsatz findet sich bereits bei den Motettkomponisten des 16. Jahrh., doch erhielt es seine Ausbildung erst seit 1600 mit Einführung eines selbständigen Grundbasses in die Komposition, denn das D. als zweistimmiger Satz verlangt wegen seiner harmonischen Armut nach Stütze und harmonischer Füllung, was ihm durch den neu aufkommenden Grundbaß vollauf gewährt wurde. In Verbindung mit diesem bildete das D. sich seit der Mitte des 17. Jahrh. als sog. **Kammerduett** (Duetto da camera) aus und erreichte damit seine kunstvollste Gestalt. Der größte Meister hierin war A. Stefani um 1700. Die Form des Kammerduetts ging in die Opern und Oratorien über und findet sich am schönsten ausgebildet bei Händel. Das weniger künstliche, mehr bühnenmäßige D. wurde seit A. Scarlatti in der Oper heimisch und ist seither nach scenischen Rücksichten oft sehr breit und wirksam entwickelt, wie z. B. das D. im vierten Akt der «Hugenotten» von Meyerbeer.

Duetto (d. h. Zweifacher), Kupfermünze im ehemals selbständigen Toscana und Lucca. In Toscana war dieselbe ein Stück von 2 Soldi oder $\frac{1}{10}$ toscan. Lira, in Lucca von 2 Quattrini, $\frac{2}{3}$ Soldi, 8 Denari oder $\frac{1}{30}$ luccheser Lira.

Due volte (ital.), zweimal.

Duf., bei naturwissenschaftlichen Namen Ab-
rzung für Dufour (Jean Marie Léon).

Dufau (Pierre Armand), franz. Volkswirt und
ublizist, geb. 15. Febr. 1795 in Bordeaux, wurde
815 Lehrer und 1840 Direktor am pariser Blinden-
stitut. Er trat 1855 mit dem Titel eines Ehren-
rektors in Ruhestand und starb 25. Okt. 1877 zu
aris. D. gehörte 1851 zu den Gründern der
anz. Gesellschaft zur Unterstützung der Blinden.
r schrieb: «Plan de l'organisation de l'institution
s jeunes aveugles» (Par. 1833), «Traité de sta-
tique» (1840), «Lettres sur la charité» (1847),
statistique comparée des aveugles» (1854), «De
réforme du mont de piété» (1855); auch gab er
it Guadet ein «Dictionnaire de la géographie
cienne et moderne» (2 Bde., Par. 1820) heraus.

Dufaure (Jules Armand Stanislas), franz.
taatsmann, wurde 4. Dez. 1798 zu Saujon
Depart. Nieder-Charente geboren, studierte zu
aris die Rechte, ließ sich 1820 in Bordeaux als
vokat nieder und trat 1834 in das polit. Leben
n, als Deputierter des Arrondissements Saintes,
s ihn auch in der Folge beständig wiedererwählte.
nter dem Ministerium Thiers 1836 zum Staats-
t ernannt, gab er noch im nämlichen Jahre seine
ntlassung und machte dem Ministerium lebhafte
pposition. In dem Kabinett vom 12. Mai 1839,
nter der Präsidentschaft des Marschalls Soult,
bernahm er das Ministerium der Staatsbauten,
as zum ersten mal ein eigenes Ministerium bildete,
ab aber diesen Posten auf, als der Antrag wegen
r Dotation für den Herzog von Nemours verwor-
n ward. Seitdem schwankte er eine Zeit lang
ischen dem linken Centrum und den Ministeriellen,
mmte jedoch schließlich in allen Hauptfragen mit
r Opposition und wurde 1844 das Haupt einer
t von Tiers-Partei. Indessen mißbilligte er die
formatorische Bewegung von 1847 und verwei-
rte die Teilnahme am Bankett des Château-
uge. Nach der Februarrevolution zum Volks-
präsentanten gewählt, schloß er sich der Republik
. Der General Cavaignac berief ihn 13. Okt.
348 ins Ministerium des Innern, aus welchem er
. Dez. wieder austrat, worauf er seinen Sitz auf
n Bänken der Constituante einnahm, in welcher
die innere und äußere Politik des neuen Präsi-
nten Napoleon unterstützte. D. wurde auch zum
bgeordneten in der Legislative gewählt. Am
Juni 1849 trug ihm Ludwig Napoleon das Mi-
sterium des Innern an, welches er bis zum fol-
nden 31. Okt. behielt. Nach dem Staatsstreich
m 2. Dez. trat D. ins Privatleben zurück. Er
urde Juli 1852 auf der pariser Advokatenliste
ngeschrieben und 1863 an Pasquiers Stelle zum
itglied der Französischen Akademie ernannt. Bei
n Wahlen 8. Febr. 1871 wählten ihn vier De-
artements in die Nationalversammlung, wo er
r Nieder-Charente im linken Centrum Platz nahm.
ährend Thiers als Oberhaupt der Exekutivgewalt
Frankreich die Staatsverwaltung führte, war D.
s Justizminister ein treuer Anhänger desselben;
fiel mit ihm 24. Mai 1873, übernahm jedoch
eder dasselbe Portefeuille bei der Bildung des
inisteriums Buffet, 11. März 1875, unter der
räsidentschaft Mac-Mahons, und verteidigte bei
r Beratung des Gesetzes über die Abgeordneten-
ahlen die Arrondissementsabstimmung gegenüber
r von der Linken (Gambetta) verlangten Listen-
ahl. Nachdem D. bei den Senatorenwahlen vom
30. Jan. 1876 unterlegen, wurde er 12. Aug. vom
Senat selbst an Casimir Périers Stelle zum lebens-
länglichen Mitgliede erwählt. In dem Kabinett
vom 9. März 1876 übernahm D. die Ministerpräsi-
dentschaft, die Justiz und den Kultus, bekämpfte die
Anträge auf Erteilung einer allgemeinen Amnestie,
war aber der Abgeordnetenkammer zu klerikal,
weshalb er am 2. Dez. seine Entlassung gab. Nach
dem Sturze der Ministerien Broglie und Rochebouët
übernahm er 14. Dez. 1877 aufs neue die Minister-
präsidentschaft und die Justiz. Er legte den Kam-
mern 1878 das Amnestiegesetz für alle Preßvergehen
und für alle Vergehen gegen das Vereinsgesetz und
dem Präsidenten Mac-Mahon zwei Dekrete bezüg-
lich der Begnadigung einer großen Anzahl von
Communarden vor. Da Mac-Mahon nicht in die
Absetzung mehrerer bonapartistisch gesinnter Ge-
nerale einwilligen wollte, bot D. seine Entlassung
an. Jener aber kam ihm zuvor und kündigte ihm
seinen Rücktritt von dem Posten eines Präsidenten
der Republik an. An die darauf folgende Wahl
Grévys zum Präsidenten der Republik und Gam-
bettas zum Kammerpräsidenten knüpfte sich der
Rücktritt des Ministeriums D. 1. Febr. 1879. Ver-
möge seines Klerikalismus bekämpfte D. im März
1880 im Senat die Ferryschen Unterrichtsgesetze mit
Entschiedenheit. Er starb 27. Juni 1881 zu Paris.

Düffel, auch Sibirienne genannt, ein dem
Fries (s. d.) ähnliches tuchartiges Gewebe.

Dufferin (Frederick Temple Hamilton Black-
wood, Graf), engl. Diplomat, einziger Sohn des
dritten Lord Dufferin in der Pairie von Irland,
geb. 1826 in Florenz und in Eton erzogen, folgte,
als er noch minderjährig war (Juli 1841), seinem
Vater in der irischen Baronie und setzte dann seine
Studien in Oxford fort. Während des Hunger-
jahres 1846—47 bereiste er Irland und veröffent-
lichte seine Erfahrungen in der Schrift «Narrative
of a journey from Oxford to Skibbereen, during
the year of the Irish famine» (Oxford 1847). Die
Verleihung der engl. Peerswürde im J. 1850 er-
öffnete ihm mit einem Sitz im Hause der Lords
den Weg zu polit. Auszeichnung. Als im Febr.
1855 von seiten der Großmächte der Versuch ge-
macht wurde, dem Krimkriege durch Friedensunter-
handlungen ein Ziel zu setzen, wurde D. der Mis-
sion Lord John Russells nach Wien attachiert. All-
gemeiner bekannt machte ihn jedoch erst sein Bericht
über eine Fahrt, die er 1859 in seiner Jacht nach
Island und Spitzbergen unternahm und in den
«Letters from High Latitudes» (5. Aufl., 1867),
einem ebenso geistreichen als unterhaltenden Buche,
schilderte. Das Jahr darauf schickte Lord Pal-
merston ihn als engl. Kommissar nach Syrien, wo
er an den Verhandlungen zum Schutze der durch die
Drusen bedrohten Christen im Libanon Anteil nahm.
Von 1864 bis 1866 fungierte D. unter Lord Palmer-
ston und Lord Russell zuerst als Unterstaatssekretär
in dem Ministerium für Indien, dann im Kriegs-
ministerium. Nachdem er sich an der Irischen Frage
durch die Schriften «The Irish people and the Irish
land» (1867), «Irish emigration and the tenure of
land in Ireland» (1868) und «Mr. Mill's plan for
the pacification of Ireland» (1868) beteiligt hatte,
wurde ihm bei der Bildung des Ministeriums Glad-
stone im Dez. 1868 der Posten des Kanzlers für
das Herzogtum Lancaster übertragen. In die-
sem an sich nicht bedeutenden Amte entwickelte er
so hervorragende Fähigkeiten, daß Gladstone ihn,

nachdem er im Nov. 1871 zum Grafen D. und Viscount Clandeboye erhoben war, im April 1872 zu dem bedeutungsvollen Posten des Generalgouverneurs von Canada ernannte. D.s dortige Verwaltung wurde von entschiedenem Erfolge gekrönt, sodaß auch bei der Rückkehr der Konservativen zur Regierung Gladstones Nachfolger Disraeli keinen Personenwechsel vornahm und D. erst im Okt. 1878 abberief, um ihm bald darauf (Febr. 1879) den in jenem Zeitpunkt besonders wichtigen Botschafterposten in Petersburg zu übertragen. Auch dort rechtfertigte D. unter den schwierigsten Verhältnissen in vollem Maße die hohe Meinung, die man von seinen diplomatisch-staatsmännischen Talenten hegte. Noch höher stieg sein Ruf durch seine meisterhafte Verwaltung des Botschafterpostens in Konstantinopel, zu dem er im Juni 1881 als Nachfolger Layards berufen wurde und in dem er besonders während der türk.-ägypt. Verwickelungen und während der Operationen der Engländer gegen Arabi-Pascha im J. 1882 durch seinen Takt, seine Festigkeit und Ausdauer die in allen Ränken geschulte türk. Diplomatie völlig aus dem Felde schlug. Zu Anfang Nov. 1882 ging er von Konstantinopel als engl. Bevollmächtigter nach Kairo, um den Chedive bei der Neuorganisation der Verwaltung zu unterstützen. Vgl. W. Leggos «The history of the administration of Lord D.» (1878).

Dufour (Jean Marie Léon), Entomolog, geb. 1782 in St.-Sever (Depart. Landes), gest. 18. April 1865 als praktischer Arzt daselbst, hat sich besonders durch zahlreiche anatom. Untersuchungen über Spinnen und Insekten, sowie durch Beobachtungen über die Metamorphosen der letztern bekannt gemacht und in dem Zeitraume von 1811 bis 1861 zahlreiche Abhandlungen in den «Annales des sciences naturelles» und «Annales de la Société entomologique de France» publiziert. Er entdeckte die parasitischen Gregarinen und veröffentlichte «Recherches sur les hémiptères» (1833).

Dufour (Wilh. Heinr.), berühmter schweiz. General, geb. 15. Sept. 1787 zu Konstanz, widmete sich zu Genf, dem Heimatsorte seiner Eltern, mathem. und jurist. Studien. Als die Vereinigung Genfs mit dem franz. Kaiserreiche erfolgte, trat er 1807 in die Polytechnische Schule zu Paris, wurde 1809 Genieoffizier, in welcher Stellung er in Korfu den Festungsbau leitete und den letzten Feldzügen Napoleons beiwohnte, und zeichnete sich, 1815 zum Kapitän befördert, bei der Befestigung und Verteidigung von Grenoble (Fort L'Ecluse) aus. Nach Wiedervereinigung Genfs mit der Schweiz stieg er bis 1827 zum Oberst im eidgenössischen Generalstabe, wurde 1831 Chef des Generalstabes und bald darauf Oberstquartiermeister. D. erwarb sich besondere Verdienste um das eidgenössische Heerwesen teils als Direktor der Militärschule zu Thun, wo auch Napoleon III. unter ihm seine militärischen Studien machte, teils durch seine Triangulierung und topogr. Aufnahme der Schweiz, aus welcher die «Topogr. Karte der Schweiz» (25 Blatt, 1842—65), ein Meisterwerk der neuern Kartographie, hervorgegangen ist. Im Okt. 1847 als General an die Spitze des zur Bewältigung des Sonderbundes aufgebotenen eidgenössischen Heers berufen, zeigte er sich in jeder Beziehung der ihm erteilten Aufgabe gewachsen und führte den Krieg innerhalb eines Monats zum glücklichen Ende. Er ging mit der hier doppelten Vorsicht und Bedachtsamkeit zu Werke, bewährte sich als fester Charakter und zeigte gegen die überwundenen Mitbürger eine ebenso kluge als humane Schonung. Auch 1849 bei der Grenzbesetzung im bad. Aufstande, 1856, als wegen Neuenburg ein Krieg mit Preußen bevorstand, und 1859 bei der Grenzbesetzung im ital. Kriege war er wieder zum Oberbefehlshaber des eidgenössischen Heeres bestimmt.

Mehrmalige Anerbietungen hoher militärischer Stellen von seiten ausländischer Mächte und Parteien schlug er aus, um seine Kräfte der Schweiz zu widmen. Der gemäßigt-konservativen Partei angehörend, nahm er im allgemeinen an den Parteikämpfen seines Heimatskantons wenig Anteil, trat aber doch manchmal im Großen Rate von Genf dem persönlichen Regiment Fazys energisch entgegen und wurde deshalb bei den Nationalratswahlen von 1848 von der radikalen Partei auf die Seite gesetzt, dafür aber von einem bernischen Wahlkreise gewählt. Zuerst als Nationalrat, dann als Ständerat gehörte er nun bis 1870 der Bundesversammlung an und wurde während dieser Zeit vom eidgenössischen Bundesrate mehrmals mit Missionen an Napoleon III. betraut, dessen Freundschaft er als Lehrer in Thun gewonnen hatte. Auch am Abschluß der Genfer Konvention 1864 nahm er als Delegierter der Schweiz und Präsident des Kongresses in hervorragender Weise Anteil. Seine letzten Jahre brachte er zurückgezogen, mit mathem. und histor. Studien beschäftigt, auf seinem Landgute in Contamines bei Genf zu, wo er am 14. Juli 1875 starb.

Ihm zu Ehren wurde die höchste Spitze des Monte-Rosa Dufourspitze genannt und auch die «Topogr. Karte der Schweiz» im Maßstab 1:100000 trägt seinen Namen. Ein Reiterstandbild des Generals ist für Genf projektiert. Als Zeugnis seiner gelehrten kriegsgeschichtlichen Forschungen gilt das «Mémoire sur l'artillerie des anciens et sur celle du moyen-âge» (Par. u. Genf 1840; 3. Aufl. 1854). Die neuere Kriegführung behandeln: «Mémorial pour les travaux de guerre» (Genf u. Par. 1820), «De la fortification permanente» (3. Aufl., Genf 1854) und «Cours de tactique» (Genf 1840; 2. Aufl. 1851; deutsch von Tscharner, Zür. 1842). Von seinen mathem. Schriften sind zu nennen: «Instruction sur le dessin des reconnaissances militaires» (Genf 1827), «Géométrie perspective avec des applications à la recherche des ombres» (Genf 1857). D.s letzte strategische Arbeit ist: «La campagne du Sonderbund et les événements de 1856» (Par. 1876). Vgl. Ochsenbein, «General D.» (Bern 1880), und Senn-Barbieux, «Das Buch vom General D.» (Zür. 1881).

Dufrenoy (Pierre Armand), franz. Mineralog und Geognost, geb. 5. Sept. 1792 zu Sevran im Depart. Seine-Oise, gest. 20. März 1857 als Generalinspektor der Bergwerke und Direktor der kaiserl. Bergwerksschule. Er schrieb «Voyage métallurgique en Angleterre» (mit Elie de Beaumont, 1837—39), «Mémoires pour servir à une description géologique de la France» (mit Beaumont, 1836—38), «Explication de la carte géologique de la France» (2 Bde., 1841—48), «Traité complet de minéralogie» (3 Bde., 1844—45).

Dufresne (Charles), Sieur Du Cange, daher oft auch bloß Ducange genannt, franz. Gelehrter, geb. 18. Dez. 1610 zu Amiens, erhielt die erste wissenschaftliche Bildung im Jesuitenkollegium

iner Vaterstadt. Nachdem er in Orléans die Rechte udiert, wurde er 1631 Parlamentsadvokat in aris, verließ aber bald diese Laufbahn, um ch in seiner Vaterstadt ausschließlich wissenschaft- chen Studien zu widmen. In Amiens kaufte er ch 1645 eine königl. Schatzmeisterstelle. Als aber aselbst 1668 die Pest ausbrach, verlegte er seinen Bohnsitz nach Paris, wo er auch 23. Okt. 1688 arb. Seine beiden Hauptwerke sind: das «Glossa- um ad scriptores mediae et infimae latinitatis» Bde., Par. 1678; herausg. von den Benedikti- ern, 6 Bde., Vened. 1733—36, und 3 Bde., Baf. 762) und das «Glossarium ad scriptores mediae infimae graecitatis» (2 Bde., Par. 1688). Sup- emente zu dem erstern Werke lieferte der Bene- ktiner Carpentier (4 Bde., Par. 1766), und einen uszug daraus unter dem Titel «Glossarium ma- uale ad scriptores etc.» besorgte Adelung (6 Bde., alle 1772—84). Eine neue Ausgabe mit den ufsätzen des Genannten sowie anderer hat Henschel Bde., Par. 1840—50) besorgt und Diefenbach n «Supplementum» (Frankf. 1857) zu derselben liefert. Eine neue Ausgabe des erstern Werks, on L. Favre, begann Anfang 1883 zu erscheinen. urch beide Werke, die von großer Gelehrsamkeit nd bewundernswürdigem Fleiße zeugen, hat sich). um das Studium der Geschichte des Mittelalters nd insbesondere um das der Diplomatik ein aus- ezeichnetes Verdienst erworben. Unter seinen histor. Berken sind die «Histoire de l'empire de Constan- inople sous les empereurs français» (Par. 1657) nd die «Historia Byzantina» (Par. 1680) hervor- uheben. Von großem Wert sind auch seine Aus- aben des Joannes Cinnamus (Par. 1670), des onaras (2 Bde., Par. 1686) und des «Chronicon aschale» (herausg. von Baluze, Par. 1689; Vened. 729). Vgl. Hardouin, «Vie de Du Cange» (1849); eugère, «Études sur Du Cange» (1852).

Dufresny (Charles Rivière), franz. Lustspiel- chter, geb. zu Paris 1648, war ein Großenkel der nter dem Namen La belle jardinière bekannten eliebten Heinrichs IV. Dieser Umstand verschaffte m die Protektion Ludwigs XIV.; seiner Ge- andtheit verdankte er die Anstellung als königl. ammerdiener und später die Stelle als Aufseher r königl. Gärten. D. war unter den franz. Gar- nkünstlern der erste, der in seinen Anlagen dem gl. Geschmacke folgte. Leichtsinnig und ver- wenderisch, verkaufte er seine Stellen für eine äßige Summe und in der Folge auch eine von udwig XIV. ihm ausgesetzte Leibrente von 3000 vres. Im Vereine mit Regnard, der ihn aber eit überragte, arbeitete er sodann für das Thea- r. Die Entwickelungen seiner Stücke sind ge- öhnlich schwach, der Witz oft matt; doch gehören nmerhin seine Lustspiele, namentlich «L'esprit de ntradiction», «Le double veuvage», «Le mariage it et rompu», zu den vorzüglichern Konversations- ücken der Franzosen. Er erhielt 1710 durch eine ue Gunst des Königs das Privilegium für den Mercure galant», welches er 1713 wieder ver- ufte. Er starb zu Paris 6. Okt. 1724. D.s Berke erschienen mehrmals gesammelt (6 Bde., ar. 1731; 4 Bde., 1747); eine Auswahl besorgte uger (2 Bde., Par. 1810).

Dug., bei naturwissenschaftlichen Namen Ab- rzung für Dugès (Antoine Louis).

Dugat (Gustave), franz. Orientalist, geb. 1824 Orange (Depart. Vaucluse), studierte in Paris und bereiste 1845 im Auftrag der Regierung Algerien. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er 1846 Mitglied der asiat. und der oriental. Gesellschaft, später Lehrer der oriental. Geschichte und Geographie an der Schule der oriental. Sprachen in Paris. Er schrieb: «Grammaire arabe-française» (1853), «Histoire des Orientalistes de l'Europe» (2 Bde., 1868—70), sowie verschiedene Übersetzungen aus dem Arabischen und viele Aufsätze in Fachzeitschriften.

Dugès (Antoine Louis), franz. Arzt und Naturforscher, geb. 19. Dez. 1797 zu Landrecies im franz. Norddepartement, war Professor der Pathologie in Montpellier, wo er 1. Mai 1838 starb. Er machte sich bekannt als vergleichender Anatom durch Untersuchungen über Spinnentiere und Milben, über die Entwickelung der froschartigen Amphibien, besonders deren Kiemenbogen, und die Vergleichung der Glieder bei den Wirbeltieren überhaupt und veröffentlichte «Manuel d'obstétrique» (3. Aufl. 1840), «Recherches sur les batraciens» (1834), «Physiologie comparée» (3 Bde., 1838—39).

Dughet (Kaspar), Maler, s. Poussin (Gaspard).

Dugong (Halicore cetacea), ein zu der Familie der pflanzenfressenden Waltiere oder Seekühe (Sirenia) gehörendes Tier, das den Indischen Archipel, den Persischen Golf und das Rote Meer bewohnt und dem amerik. Manati entspricht. Ob der in der Torresstraße sich findende D. eine besondere Art ist, läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Der D. wird 3 m lang und hat eine plumpe Fischgestalt mit großer, wagerechter, halbmondförmig ausgerandeter Schwanzflosse. Die kurzen Brustflossen stehen weit vorn; der runde Kopf hat sehr kleine Augen, kaum bemerkbare Ohröffnungen ohne äußeres Ohr; die wulstige, mit starken Schnurren besetzte Oberlippe hängt über das Maul herab. Ober- und Unterkiefer sind in ihrem vordern Teile stark nach unten gebogen und im erstern stecken zwei stumpfe Schneidezähne, die bei dem Männchen wie kurze Hauer ausgebildet sind. Der Rücken ist blaugrau, der Bauch weiß, die dicke Haut mit spärlichen Haaren besetzt. Die harmlosen Tiere schwimmen in Familien am Ufer umher, schnarchen laut beim Atmen, nähren sich von Seepflanzen, die sie förmlich abweiden, und hängen mit rührender Liebe aneinander, sodaß beim Harpunieren eines Gesellschaftsgliedes meist die ganze Familie, ohne sich zur Wehre zu setzen, das Schicksal des Gefangenen teilt. Die Malaien machen auf den D. des Felles, Fettes und Fleisches, besonders aber der Zähne halber Jagd, da sie letztere für zauberkräftig in gewissen Krankheiten halten.

Duguay-Trouin (René), einer der größten Seehelden Frankreichs, geb. 10. Juni 1673 zu St.-Malo, machte 1689 auf einer von seiner Familie ausgerüsteten Fregatte seine erste Seereise und diente 1690 als Kadett auf einem Schiffe von 28 Kanonen. Er bewog den Kapitän desselben zum Angriff auf eine 15 Segel starke engl. Handelsflotte, wobei drei Fahrzeuge genommen wurden. Hierauf vertraute ihm seine Familie eine Fregatte von 14 Kanonen an, mit der er 1691, zufällig an die irländ. Küste getrieben, zwei Fahrzeuge zerstörte. Während der großen Seeschlacht am Kap La Hogue (1692) nahm er an der engl. Küste zwei Fregatten und sechs Kauffahrer und 1693 im Kanal nach schwerem Kampfe zwei Linienschiffe, jedes von 28 Kanonen, wurde jedoch 1694 im Kampfe mit einem engl.

Geschwader von sechs Schiffen verwundet und gefangen. Die Liebe einer jungen Engländerin befreite ihn aus dem Kerker. Nach der Rückkehr nach Frankreich erhielt er sogleich wieder den Befehl über ein königl. Schiff und vereinigte sich 1695 mit Beaubriant zu einem Zuge an die irische Küste, wo sie drei schwerbeladene Schiffe der Ostindischen Kompagnie, die zusammen 145 Kanonen an Bord trugen, erbeuteten. Dann eilte er in die span. Gewässer, wo er zwei holländ. Fahrzeuge nahm. Im J. 1696 überfiel er mit drei Schiffen die Flotte von Bilbao und machte unermeßliche Beute, die er aber in der folgenden Nacht durch einen Sturm wieder verlor. Im folgenden Jahre ward er zum Fregattenkapitän der königl. Flotte ernannt. Bei einem dichten Nebel geriet er 1703 mit zwei Linienschiffen und drei Fregatten in eine holländ. Kriegsflotte von 15 großen Schiffen; er begann sogleich einen Kampf, um seinen Fahrzeugen Zeit zur Flucht zu verschaffen, und flog dann mit vollen Segeln aus dem Bereiche der Feinde, welche That er selbst für sein Meisterstück erklärte. Von jetzt an war er der Schrecken der Holländer und Engländer in allen europ. Meeren; bald zerstörte er im hohen Norden die Geschwader der Walfischfahrer, bald bedrohte er die engl. Küsten, bald lauerte er den über den Ocean rückkehrenden Handelsflotten auf. Im Verein mit dem Grafen Forbin griff er 1707 die engl. Flotte an, welche dem Erzherzog von Österreich, dem Nebenbuhler Philipps V. von Spanien, Waffen und Lebensmittel zuführte, und zerstörte nicht allein die 60 Transportschiffe, sondern auch die vier großen Kriegsschiffe, welche die Bedeckung bildeten. D. nahm im Sept. 1711 die für uneinnahmbar gehaltenen Festungswerke von Rio de Janeiro und wurde hierauf in den Adelsstand erhoben. Der Herzog von Orléans berief ihn in den Staatsrat und Ludwig XV. schickte ihn, als der Glanz der franz. Marine schon im Untergange begriffen war, mit einer Flotte in die Gewässer der Levante, um dort das Ansehen Frankreichs aufrecht zu erhalten. D. starb 27. Sept. 1736. Seine «Mémoires» wurden von Beauchamps (2 Bde., Par. 1740) herausgegeben. Vgl. Richer, «La vie de René D.» (Par. 1784).

Duguesclin (Bertrand), Graf von Longueville, Connétable von Frankreich, berühmter franz. Feldherr, wurde um 1314 auf einem Schlosse bei Rennes geboren. Wie die meisten Edelleute damaliger Zeit, wuchs er ohne allen Unterricht, außer in ritterlichen Künsten, auf. In seinem 17. Jahre trug er auf einem Turnier zu Rennes, an dem er ohne Wissen seines Vaters teilnahm, den Preis davon und führte von nun an unablässig die Waffen. In den Kriegen unter dem Könige Johann in der Bretagne zwischen Karl von Blois und Johann von Montfort hielt er zur Partei des erstern und war von den Engländern sehr gefürchtet. Nachdem der König Johann 1356 in der Schlacht bei Poitiers gefangen worden, leistete D. dem Dauphin, nachherigem Karl V., die wichtigsten Dienste und wurde aus Dankbarkeit, nachdem Karl 1364 die Regierung angetreten, zum Gouverneur von Pontorson erhoben. Am 23. Mai desselben Jahres gewann er die Schlacht bei Cocherel, durch die er die Würde eines Grafen von Longueville und Marschalls von der Normandie erwarb. Am 29. Sept. wurde er in der Schlacht bei Auray gefangen und erst gegen ein Lösegeld von 100000 Livres, die der König, der Papst und mehrere andere Fürsten zusammenschossen, wieder freigegeben. Hierauf unterstützte er Heinrich, Grafen von Trastamare, gegen den König von Castilien, Peter den Grausamen, wurde jedoch von dem Schwarzen Prinzen geschlagen und wieder gefangen. Nachdem er durch eine große Summe, zu der selbst die Feinde aus Achtung gegen ihn beitrugen, ausgelöst worden, setzte er den Kampf fort und half dem Grafen Trastamare 14. März 1369 den Sieg bei Montiel erringen, wodurch derselbe zur Krone von Castilien gelangte. Aus Erkenntlichkeit machte ihn Heinrich nun zum Grafen von Burgos, Herzog von Molina und Connétable von Castilien. Karl V. von Frankreich rief ihn jedoch, von den Engländern bedrängt, alsbald zurück und verlieh ihm die Würde eines Connétable von Frankreich. D. eröffnete nun seit 1370 seine Feldzüge gegen die Engländer und trug wesentlich dazu bei, daß denselben im Laufe eines Jahrzehnts alle franz. Besitzungen bis auf wenige feste Plätze abgenommen wurden. Als er 1380 Châteauneuf de Randon in Gevaudan belagerte, erkrankte er und starb 13. Juli 1380. König Karl V. ließ ihn mit großer Pracht zu St.-Denis neben seinem eigenen Grabgewölbe beisetzen. Vgl. Guyard de Berville, «Histoire de Bertrand D.» (2 Bde., Par. 1767; neue Aufl., Tours 1874); Mazas, «Vie des grands capitaines français» (Bd. 2, Par. 1828; 4. Aufl. 1875); Jamison, «The life and times of Bertrand D.» (2 Bde., Lond. 1864).

Duhamel (Jean Marie Constant), franz. Mathematiker, geb. 5. Febr. 1797 zu St.-Malo, besuchte die Polytechnische Schule zu Paris und wurde dann Studiendirektor an derselben, 1851 Professor der höhern Mathematik an der Universität zu Paris. Er starb 29. April 1872 zu Paris. Außer vielen Arbeiten in Fachzeitschriften, die sich meist auf Wärmetheorie und analytische Mechanik beziehen, schrieb D.: «Cours d'analyse» (2 Bde., 1840—41), «Cours de mécanique» (2 Bde., 3. Aufl. 1863), «Éléments du calcul infinitésimal» (3. Aufl. 1874), «Des méthodes dans les sciences de raisonnement» (5 Bde., 1866—72).

Duhamel du Monceau (Henri Louis), der erste franz. Schriftsteller, welcher mit Erfolg forstwissenschaftliche Werke schrieb, geb. 1700 zu Paris, studierte Naturwissenschaften und die Rechte; besonders beschäftigten ihn Botanik und Baumzucht. Im J. 1728 wurde er bereits Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris. Als Marineinspektor machte D. ausgedehnte Reisen namentlich in den Küstengegenden Frankreichs und Englands. Von seinen zahlreichen litterarischen Arbeiten wurden viele ins Deutsche übersetzt von dem Waldamtmann der Reichsstadt Nürnberg Oelhafen von Schöllenbach. Die Hauptwerke D.s sind: «Traité des arbres et arbustes qui se cultivent en France en pleine terre» (1755; neue Aufl. 1852), «La physique des arbres» (1752), «De l'exploitation des bois» (1764), «Traité des arbres fruitiers» (2 Bde., 1768; neue Aufl. 1850). D. starb 1782 zu Paris.

Duhesme (Guillaume Philippe, Graf), franz. General, geb. 1760 zu Bourgneuf in Burgund, wurde 1791 zum Kapitän in einem Freiwilligen-Jägerbataillon erwählt, führte 1792 bei Jemappes bereits ein Bataillon und wurde im folgenden Jahre Brigadegeneral; 1794 leitete er in Abwesenheit Klebers die zweite Belagerung von Mastricht und wurde Divisionsgeneral. Im J. 1797 zeichnete sich D. unter Moreau bei dem Rheinübergange bei [illegible] aus, führte die Truppen zum Sturm und ver-

gleich ihm ein Schuß die Hand zerschmetterte, den
ampfplatz erst, als der Übergang gelungen war.
päter wurde er im Kirchenstaate, bei Sulmone,
ermals verwundet und unterwarf Apulien, wo=
i seine hervorragende Befähigung für den kleinen
ieg hervortrat, fiel jedoch in Ungnade, da man
n Erpressungen vorwarf. D. reinigte sich von
esem Verdachte völlig, wurde wieder angestellt,
ht 1805 in Italien, 1807 in Spanien, verlor
och sein Kommando, da ihm Augereau aber=
als Erpressungen vorwarf. Er vermochte seine
huldlosigkeit nicht zu erweisen und lebte in Zu=
kgezogenheit litterarischer Thätigkeit; seine in 15
ldzügen gesammelten Erfahrungen sind in dem
05 erschienenen «Essai sur l'infanterie légère ou
lité des petites opérations de la guerre» nieder=
egt, von dem 1818 eine deutsche Übersetzung (eine
eite 1829 in Berlin) erschienen ist. Im Winter
13/14 ernannte Napoleon D. zum Grafen, 1815
n Pair, obschon derselbe sich den Bourbons nach
erſten Restauration angeschlossen hatte. An der
ize zweier Divisionen der Jungen Garde kämpfte
bei Waterloo, wurde schwer verwundet und starb
Juni 1815 zu Jemappes im Hauptquartier des
rsten Blücher.

Dühring (Eugen Karl), philos. und national=
nomischer Schriftsteller, geb. 12. Jan. 1833 zu
rlin, studierte daselbst die Rechte und war 1856
59 als Referendar bei dem Kammergericht an=
stellt, wandte sich aber infolge eines Augenleidens,
s später zu völliger Erblindung führte, dem Stu=
um der Philosophie und der Nationalökonomie zu
d habilitierte sich 1864 als Privatdocent für diese
iden Fächer an der berliner Universität. Wieder=
lte Konflikte mit der Professorenschaft, welcher er
potismus vorwarf, veranlaßten 1877 seine Ent=
nung aus dem Lehrkörper der Universität. Er
öffentlichte eine Reihe kritisch=philos. und natio=
=ökonomischer Schriften, worin er die National=
nomie durch eine Verbindung mit den exakten
turwissenschaften zu fördern strebte und als
Anhänger des amerik. Nationalökonomen H. C.
rey erscheint. Seine philos. Anschauung ist
abstrakter Materialismus mit optimistischer
rbung. Hervorzuheben sind: «Kapital und Ar=
t» (Berl. 1865), «Der Wert des Lebens» (Bresl.
5; 3. Aufl., Lpz. 1881), «Natürliche Dialektik»
rl. 1865), «Kritische Grundlegung der Volks=
rtschaftslehre» (Berl. 1866), «Die Verkleinerer
reys und die Krisis der Nationalökonomie» (Bresl.
7), «Kritische Geschichte der Philosophie» (Berl.
9; 3. Aufl., Lpz. 1878), «Kritische Geschichte der
emeinen Prinzipien der Mechanik» (Berl. 1872;
Aufl., Lpz. 1877), in der ersten Auflage die wert=
lste seiner Schriften, «Kritische Geschichte der
tionalökonomie und des Sozialismus» (3. Aufl.,
. 1879), «Kursus der National= und Sozial=
nomie» (Berl. 1873; 2. Aufl., Lpz. 1876), «Kur=
der Philosophie als streng wissenschaftlicher
ltanschauung» (Lpz. 1874), «Der Weg zur
ern Berufsbildung der Frauen und die Lehr=
se der Universitäten» (Lpz. 1877), «Neue Grund=
e zur rationellen Physik und Chemie» (Lpz.
8), «Logik und Wissenschaftstheorie» (Lpz. 1878),
e Judenfrage als Rassen=, Sitten= und Kultur=
ge» (1. u. 2. Aufl., Karlsr. 1881), «Die Über=
tzung Lessings und dessen Anwaltschaft für die
den» (Karlsr. 1881). Vgl. D.s «Sache, Leben
d Feinde» (Karlsr. 1882).

Duida (Cerro), ein Gebirgsstock in Südamerika, Republik Venezuela, Territorium Amazonas, an der Westseite des Parima=Gebirgssystems, rechts neben dem obern Orinoco, 2475 m hoch. Nach S. und W. fällt er steil ab; sein Gipfel ist kahler Fels, aber sein Fuß steht in endlosen Urwäldern. Seine Lage ist dadurch merkwürdig, daß an seinem Fuße die Bifurkation des Orinoco (s. d.) beginnt.

Duilius, röm. plebejisches Geschlecht, aus dem namentlich Gajus D. berühmt ist, der als Konsul 260 im ersten Punischen Kriege mit der ersten röm. eigentlichen Kriegsflotte den ersten großen Seesieg der Römer über die Karthager bei Mylä an der Nordküste von Sicilien, besonders durch Anwendung der von ihm erfundenen Enterhaken, erfocht. Das Andenken an den Sieg ward, nachdem D. im Triumph in Rom eingezogen war, durch Aufstellung einer mit den Schiffsschnäbeln der eroberten Schiffe gezierten Säule (Columna rostrata) erhalten. Die jetzt zu Rom befindliche Säule ist nur eine moderne Nachbildung, in welche der Rest der antiken, aus der Kaiserzeit stammenden Inschrift eingelassen ist.

Duim (spr. Deum), Daumen, die holländ. Bezeichnung für Centimeter.

Duingen, Flecken in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Hannover, Kreis Hameln, 12 km im SO. von Lauenstein, 10 km im NW. von Alfeld, in 203 m Höhe, mit (1880) 1036 E., hat Braunkohlengruben, ein vortreffliches Thonlager und eine bedeutende Töpferei, welche gute braune Steingutwaren liefert. Die danach benannten Duinger Berge, bis 460 m hoch, gehören den im NW. des Oberharzes liegenden Trias=, Jura= und Kreiderücken an, zu welchen auch die Bergzüge des Hils, des Ith u. s. w. gehören.

Duino, Flecken und Schloß in der österr. Grafschaft Görz und Gradiska, an der Mündung des Timavo ins Adriatische Meer, im Gerichtsbezirk Monfalcone der Bezirkshauptmannschaft Gradiska, zählt (1880) 777 E., die sich zumeist mit Wein= und Olivenbau sowie mit Seefischerei befassen. Zwischen den beiden Klippen, von denen die eine die Reste des ältern Schlosses, die andere das neuere bewohnte trägt, befindet sich ein sicherer Hafen für kleine Schiffe. Das Schloß, jetzt Eigentum der fürstl. Familie von Hohenlohe, auf steilem Felsenufer malerisch gelegen, hat einen mittelalterlichen Turm, schwebende Gärten, unterirdische Gänge, Rüstkammer, Kaserne und eine Kirche mit dem Hospiz der ehemaligen Ordensbrüder der heil. Maria. Von den Altanen überschaut man den ganzen Triester Golf und einen Teil der Alpen nach beiden Seiten.

Duisburg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, unweit des Rheins und der Ruhr, welche beide Flüsse untereinander und mit der Stadt durch den 4 km langen Rhein= und Ruhrkanal verbunden sind, 22 km nördlich von Düsseldorf, an den Linien Mülheim=Hochfeld, Hochfeld=Oberhausen und Deutz=Oberhausen der Preußischen Staatsbahn, bildet einen eigenen Stadtkreis, ist Sitz eines Landgerichts, eines Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenstelle und ist ein blühender Fabrik= und Handelsort mit (1880) 41242 E. Die Fabrikthätigkeit erstreckt sich vorzugsweise auf Tabak, dann auf Färberei, Stahl= und Kupferwaren, Bier, sieben chem. Fabriken für Ultramarin, Soda, Schwefelsäure, Anthracen=Pottasche, Chlorkalk, feuerfeste Produkte, Alaun, blausaures Kali, Berlinerblau,

Stearin, Seife, Dachpappe und Stärke. Auch bestehen eine Zuckerraffinerie (die an Rohzucker jährlich etwa 100000 Ctr. verarbeitet), zwei Baumwollspinnereien, zwei Webereien, ein Etablissement für den Bau fester Brücken, sieben Walzwerke für Stabeisen, Blech und Façoneisen, drei Maschinenfabriken, drei Hohofenwerke mit zwölf Hohöfen, eine Kupferhütte, neun Dampfsägewerke, zwei Dampfmühlen, vier Eisengießereien, eine Röhrenfabrik, zwei Kesselschmieden, vier Schiffswerfte und eine Seidengazeweberei. Der blühende Handel beschäftigt sich vorzugsweise mit Kolonialwaren, Wein, Holz und Kohlen. Der Hafen D.s ist nächst dem ruhrorter der größte Flußhafen Deutschlands.

D. ist ein sehr alter Ort, der zur Zeit der Römer Castrum Deutonis hieß, dann unter den fränk. Königen als Dispargum oder Duispargum (Drusiburgum) erwähnt wird und später (schon 1129) Freie Reichsstadt war, bis er 1290 an Kleve und hierauf an Brandenburg kam. Die St. Salvatorkirche, 1401 erbaut, ist ein schönes Denkmal der spätern Gotik. Von höhern Unterrichtsanstalten besteht zu D. ein 1559 gegründetes Gymnasium und ein Realgymnasium. Die 1655 begründete Universität wurde 1806 aufgehoben. Gerhard Mercator (1512—94), zu Rupelmonde in Brabant geboren, hat 42 Jahre hier gelebt, und seine Familie hatte D. zu ihrer Vaterstadt. Das ihm von der Stadt gesetzte Denkmal wurde 2. Sept. 1878 enthüllt. Vgl. «Beiträge zur Geschichte der Stadt D.» (Duisb. 1881).

Duit, s. Deut.

Duiveland, d. h. Taubenland, ist der östliche Teil der niederländ. Insel Schouwen, Provinz Seeland. Die Bewohner der sechs darauf gelegenen Dörfer treiben Krappbau.

D. u. j., Abkürzung für Doctor utriusque juris, Doktor beider Rechte (nämlich des römischen und kanonischen Rechts), vgl. Utriusque juris.

Duj., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Dujardin (Félix).

Dujardin (Félix), franz. Naturforscher, geb. 5. April 1801 zu Tours, war 1827—34 Professor der Geometrie und Chemie zu Tours, dann Professor der Geologie und Mineralogie zu Toulouse und seit 1839 Professor der Zoologie und Botanik zu Rennes, wo er 8. April 1860 starb. D. war der erste Forscher, welcher den Ehrenbergschen Ansichten über Infusionstierchen siegreich entgegentrat und nachwies, daß diese wie die Rhizopoden und Schwämme aus einer lebenden Grundsubstanz bestehen, welche er «Sarcode» nannte, wodurch er den Weg zu den heute über Zellenbildung und Protoplasma geltenden Ansichten den Weg bahnte. Nicht minder klassisch sind seine Untersuchungen über Eingeweidewürmer. D. war auch der erste, welcher die Entstehung von Medusen als Knospen von Polypen nachwies. Er veröffentlichte hauptsächlich «Histoire naturelle des infusoires» (1841), «Histoire naturelle des helminthes» (1844), «Histoire naturelle des echinodermes» (1861).

Dujardin (Karel), holländ. Maler, geb. wahrscheinlich um 1625 zu Amsterdam, war ein Schüler von Berghem und ausgezeichnet in Landschaften, Tierstücken und Bambocciaden. Sehr jung ging er nach Italien. Auf der Rückreise machte er zu Lyon bedeutende Schulden, sodaß er, um seine Gläubiger zufrieden zu stellen, sich genötigt sah, eine reiche, aber schon bejahrte Wirtin zu heiraten, worauf er sich in Amsterdam niederließ. Unter Zurücklassung seiner Frau ging er später wieder nach Rom, wo er mit großem Aufwande lebte. Von da wendete er sich nach Venedig und starb hier 20. Nov. 1678. D.s Kolorit hat den kräftigen Ton seines Lehrers. Seine Stücke sind selten und werden teuer bezahlt. Auch gibt es von ihm eine Sammlung von 53 Blättern, die er mit Geist und Leichtigkeit radiert hat.

Du jour, s. unter Jour.

Dukades, Stadt bei Avlona (s. d.) im Vilajet Jannina.

Dukas, der Name einer der großen Adelsfamilien, welche namentlich mit dem 11. Jahrh. in dem Byzantinischen Reiche in den Vordergrund traten. Ein D. wurde unter Kaiser Isaak Komnenos erster Staatsminister und bei seines Freundes Rücktritt selbst Kaiser als Konstantin X. (1059—67), Gemahl der als Dichterin berühmten Eudokia Makrembolitissa. Seit dieser Zeit treten die D. (von denen nachher Irene die Gemahlin des Kaisers Alexios I. Komnenos war) andauernd in den höchsten Verwaltungs- und Armeeämtern auf. Konstantins Sohn, Michael VII., war von 1071 bis 1078 Kaiser. Auch später trug noch einmal ein D. die griech. Krone. Es war Johannes D. Batatzes von Didymoteichon, der hochbegabte Schwiegersohn des Kaisers Theodor I. Laskaris von Nicäa, der 1222 bei der Minderjährigkeit seines Schwagers nach Laskaris' Tode den Thron bestieg und als Staatsmann wie als Heerführer schnell genug sowohl den «Lateinern» in Konstantinopel wie den griechischen, auf den Trümmern des alten Byzantinischen Reichs in Europa emporgekommenen Machthabern gefährlich wurde. Als Kaiser Johannes III. hat er, stets die Erneuerung des Byzantinischen Reichs im Auge, frühere Teile der Balkanhalbinsel wiedergewonnen; das Wichtigste war, daß es ihm gelang (nach dem Tode seiner ersten Frau, 1241, wieder vermählt mit Anna, Tochter des großen Hohenstaufen Friedrich II. und der Gräfin Bianca Lancia), im J. 1246 das Reich der Angelos von Thessalonich mit dem von Nicäa zu vereinigen. Er starb 30. Okt. 1254 zu Nymphäon und hinterließ das Reich seinem Sohne Theodor.

Dukaten. Der Name dieser weitverbreiteten Goldmünze stammt wahrscheinlich aus Griechenland. Die byzant. Kaiser Konstantin X. (1059–67 n. Chr.) und sein Sohn Michael (1071–78) nannten sich nach ihrem Familiennamen auf ihren während der ersten Kreuzzüge sehr stark umlaufenden Münzen auch «Dukas» (Δουκας), und das wurde die vulgäre Bezeichnung jener Goldstücke, welche von Konstantinopel nach Sicilien und dem südlichen Italien kamen. Der Name findet sich schon um das J. 1100; seine Ableitung von der Umschrift später geprägter sicil. Goldmünzen, welcher man gewöhnlich begegnet, ist eine irrige. J. 1100 galt der D. in Neapel 5 Tarenos, so wie bis auf die neueste Zeit der Silberdukaten in 5 Tari geteilt wurde. Seit dem 12. Jahrh. wurden die D. in Italien sehr häufig geprägt, seit dem Schlusse des 13. Jahrh. (1284) namentlich in großer Anzahl in Venedig, wo sie den Namen Zecchinen (von Zecca, die Münzstätte) erhielten, seit dem ersten Viertel des 14. Jahrh. in Ungarn und Böhmen, wo sie die florentiner Gulden nachahmten und daher auch Floreni (Gulden) genannt wurden. solchen ungar. und böhm. Gulden wurde, wie die Urkunden beweisen, häufig gerechnet. Alle

Prägung solcher Goldgulden an-
esonders viele deutsche, und seitdem
lt vielfach verringert hatte, kam in
die bessern Sorten der Name Dukat
welcher sich hier im Anfange des
wendet findet, während die gerin-
n Gulden (Goldgulden) behielten.
rden nicht mehr geprägt, wohl aber
d den Niederlanden die D. Diese
nnten beiden Staaten fanden über-
e Verbreitung, und zwar nament-
nte, in Rumänien, Persien und
früher in Deutschland. Aus diesem
holländischen D. anderwärts nach-
t, zum Teil auf Grund von Ver-
Niederlanden; so insbesondere in
asiat. Handel.
nd nahm die Reichsmünzordnung
D. als Reichsmünze auf; 67 Stück
ische Mark wiegen und die Feinheit
$86^{1}/_{9}$ Tausendteile sein; von solchen
ichsfuße», welche von verschiedenen
en sowie besonders von Österreich
este Zeit geprägt worden sind und
och jetzt ausgemünzt werden, hat,
ühere deutsche Vereinsmark des Ge-
nde legt, das Stück ein Gewicht von
man speziell die Prägung in Öster-
Auge faßt, das Stück ein Gewicht
gewicht 3,4424 g, Wert 9,6043 deutsche
tschland prägten, meist bis 1840,
g, Baden, Bayern, Braunschweig,
(bis 1856), Hamburg, Hannover,
nzollern-Hechingen, Schaumburg-
ecklenburg-Schwerin, Nassau, Preu-
Sachsen (bis 1838), Schwarzburg-
rttemberg (bis 1842) D., größten-
$23^{1}/_{2}$ Karat = $979^{1}/_{6}$ Tausendteile
um ein weniges geringer an Fein-
t. Die österreichischen D. sind seit
eine eigentliche Landesmünze, son-
elsmünze; sie werden jetzt auf Ver-
wiener Münzstätte gegen eingelie-
en. Von den österr.-ungar. Sorten
besondere ungar. oder kremnitzer
geprägt), bei gleichem Gewicht mit
en D., $23^{3}/_{4}$ Karat oder $989^{7}/_{12}$
(mithin 9,6381 deutsche Mark wert).
D. wurden in manchen Staaten
rfacher D. geprägt, in Österreich
erfache, und noch jetzt münzt man
fache D.; ferner prägte man hier
des D. bis zu $^{1}/_{32}$ D. herab (die
n, ehemals in Regensburg). In
en früher D. geprägt die Kantone
zern, St. Gallen, Schwyz, Solo-
den, Uri und Zürich. Polen prägte
s D., den deutschen ziemlich genau
erländ. oder holländischen D. sind
ndischen Umlauf bestimmt, sondern
nzen, d. h. werden nur auf Be-
. Nach dem Gesetz von 1847 ist
es Stücks derselben 3,494 g, die
usendteile, das Feingewicht also
rt 9,5825 deutsche Mark; es werden
ausgemünzt.
gte bis 1827 sog. Speziesduka-
67 Stück aus der rauhen kölnischen
t oder $979^{1}/_{6}$ Tausendteile fein; fer-

ner geringere, sog. Courantdukaten zu 12 Mark früheres dän. Courant (seit 1757), von diesen letztern 75 Stück aus der rauhen kölnischen Mark, 21 Karat oder 875 Tausendteile fein. Rußland hat, abgesehen von der obengedachten Nachprägung niederländischer D., seit 1701 sog. Speziesdukaten geprägt, welche nicht ganz $9^{1}/_{2}$ deutsche Mark wert waren, dann seit 1718 Andreasdukaten (vom Prägebilde so genannt) von größerm Gewicht, aber geringerer Feinheit und 8,9261 deutsche Mark wert. Ferner seit 1797 Dukaten in der Feinheit von $94^{2}/_{3}$ Solotnik oder $^{71}/_{72}$ = $986^{1}/_{9}$ Tausendteile, $117^{1}/_{9}$ Stück aus dem rauhen Pfunde, daher 3,4852 g schwer, im Feingewicht von 3,4368 g, 9,5887 deutsche Mark wert; sodann seit 1810 sog. Nationaldukaten, welche in neuester Zeit nicht mehr ausgemünzt werden; von den letztern existieren zwei Arten: 1) die bis 1814 geprägten, gesetzlich $117^{1}/_{3}$ Stück aus dem rauhen russ. Pfunde, 94 Solotnik oder $^{47}/_{48}$ = $979^{1}/_{6}$ Tausendteile fein, daher 3,4852 g schwer, im Feingewicht von 3,4126 g, 9,5211 deutsche Mark wert; 2) die seit 1814 geprägten in dem gleichen Gewicht (meist aber etwas leichter befunden), doch nur 92 Solotnik oder $^{23}/_{24}$ = $958^{1}/_{3}$ Tausendteile fein, mithin im Feingewicht von 3,3400 g und 9,3186 deutsche Mark wert. Seit 1817 werden in Rußland sog. Imperialdukaten geprägt, die nicht mit der Hauptgoldmünze des Landes, den Halbimperialen, zu verwechseln sind. Der Imperialdukaten («Imperial zu 3 Rubeln») oder jetzt auch sog. «russische D.» ist ein Stück von 3 Rubeln Gold; er hat gesetzlich das Gewicht von 3,9264 g und die Feinheit von 88 Solotnik oder von $^{11}/_{12}$ = $916^{2}/_{3}$ Tausendteile, demnach das Feingewicht von 3,5992 g und den Wert von 10,0418 deutschen Mark.

Silberdukaten wird eine frühere niederländ. silberne Fabrikations- oder Handelsmünze beibenannt, deren eigentlicher Name, wie der einer verwandten neuern Reichsmünze, Reichsthaler (Rijksdaalder) ist, ein Stück zu $2^{1}/_{2}$ Gulden, nach den Gesetzen vom 28. Sept. 1816 und 22. März 1839 28,078 g schwer, 868 Tausendteile fein, im Feingewicht von 24,3717 g und 4,3869 deutsche Mark oder 2,1935 österr. Silbergulden wert. Ebenso (Ducato d'argento) oder venediger D. (Ducato veneto) hieß eine bis in 1797 ausgeprägte Silbermünze der ehemaligen Republik Venedig von 8 Lire piccole (kleinen Lire), welche nach den gesetzlichen Bestimmungen 22,7734 g schwer, 826,389 Tausendteile fein, im Feingewicht von 18,8197 g und 3,3875 deutsche Mark oder 1,6938 österr. Silbergulden wert war.

Ducato (Dukaten) oder Ducato di regno (Reichsdukaten) hieß die frühere, bis zur Einverleibung in das jetzige Königreich Italien üblich gewesene Rechnungs- und Münzeinheit des vormaligen Königreichs beider Sicilien (Neapel und Insel Sicilien), eine Silbermünze von gesetzlich $833^{1}/_{3}$ Tausendteilen Feinheit, $515^{1}/_{25}$ neapolit. Acini oder 22,9432 g Gewicht, $429^{1}/_{6}$ Acini oder 19,1193 g Feingewicht und 3,4415 deutschen Goldmark (diese Mark zu $^{1}/_{3}$ Thlr. früherer norddeutscher Währung gerechnet) oder 1,7207 österr. Silbergulden Wert.

Das Dukatengewicht war bis vor kurzem eine an einigen deutschen Plätzen und in Österreich-Ungarn für die Goldwaren, besonders die in der Feinheit der D. gearbeiteten, übliche Gewichtsgattung, deren Einheit die Schwere des vollwichtigen D. war und gleichfalls D. genannt wurde. (S. A s.)

Duke (engl., spr. Djuhl), Herzog.

kleinere Dichtungen enthalten die «Gesammelten Gedichte» (Berl. 1845). Unter seinen novellistischen Arbeiten sind die histor. Romane «Kronen und Ketten» (3 Bde., Stuttg. 1835), «Loyola» (3 Bde., Frankf. 1836—37) und «Kaiser und Papst» (4 Bde., Lpz. 1838) am wertvollsten. In späterer Zeit wandte sich D. vorzugsweise der Geschichtschreibung zu. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist die «Vaterländische Geschichte» (5 Bde., Frankf. 1852—57), die nach seinem Tode von Hagen fortgeführt wurde. Sonst sind noch zu nennen: «Geschichte des deutschen Volks» (Lpz. 1840; 3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1845; umgearbeitet von Pierson, 1861; 6. Aufl., 2 Bde., 1877), «Geschichte der Jesuiten» (Berl. 1845; 3. Aufl. von Rosenthal, Brandenb. 1861), eine Fortsetzung zu Schillers «Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande» (3 Bde., Köln 1841), «Maria Theresia» (2 Bde., Wiesb. 1844), «Erzherzog Karl von Österreich» (Wien 1847).

Dülmen, Standesherrschaft des Herzogs von Croy im Kreise Koesfeld des preuß. Regierungsbezirks Münster in Westfalen, 3060 qkm groß. — Der Hauptort ist das Städtchen Dülmen, 29 km im SW. von Münster, 16 km im SO. von Koesfeld, in sumpfiger Ebene, an der Linie Wanne-Bremen der Preußischen Staatsbahn und an der Dortmund-Gronau-Enscheder Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein herzogl. Residenzschloß, eine katholische und eine evang. Kirche und ein Krankenhaus. Der Ort zählt (1880) 4304 E., welche eine Dampfmahlmühle, Bierbrauereien, Maschinenfabriken, Leinenfabriken, Färbereien und Eisenwerke (Prinz Rudolfshütte) unterhalten. Zwischen D. und Haltern liegt das Schloß Sythen, Eigentum des Grafen Westerholt-Gysenburg, in dessen Nähe in der Bauerschaft Sythen Pipin 758 die Sachsen schlug.

Unter dem Namen Nonne von Dülmen ist Anna Katharina Emmerich bekannt, ein Bauermädchen, welches von Jugend an Visionärin war, später Augustinerin im Kloster Agnetenberg zu D. wurde und (stigmatisiert) in einen langwierigen leidenden Zustand magnetischer Art verfiel. Sie starb 9. Febr. 1824. Mit ihr stand Clemens Brentano (s. d.) in Beziehung.

Dulon (Friedr. Ludw.), blinder Flötenvirtuose, geb. zu Oranienburg 14. Aug. 1769. Auf Konzertreisen machte er sich als einer der ersten Flötisten bekannt. In den J. 1796—1800 hatte er eine Anstellung am petersburger Hofe, lebte sonst meistens in Stendal, seit 1823 in Würzburg, wo er 7. Juli 1826 starb. Mehrere Flötenkompositionen sowie eine Autobiographie von ihm (herausg. von Wieland) sind gedruckt worden.

Dulon (Rudolf), ein Hauptvertreter der freiern religiös-kirchlichen Bestrebungen, geb. 30. April 1807 zu Stendal in der Altmark, studierte seit 1827 zu Halle Theologie und wurde 1831 Rektor in Werben, 1836 Prediger zu Flossau bei Osterburg. Seit 1843 Prediger der deutschreformierten Kirche zu Magdeburg, schloß sich D. hier zuerst den Protestantischen Freunden an. Seine Streitigkeiten mit dem Minister Eichhorn und dem Konsistorium zu Magdeburg veranlaßten D. zu den Schriften: «Die Geltung der Bekenntnisschriften in der reformierten Kirche» (Magdeb. 1847) und «Der Kampf um Gottes Wort» (Lpz. 1847). Im Aug. 1848 ward D. als Pastor an der Frauenkirche nach Bremen berufen, wo er die polit. Schriften: «Vom Kampfe um Völkerfreiheit» (2 Hefte, Brem. 1849—50) und «Der Tag ist angebrochen» (Brem. 1852), veröffentlichte. Auch begründete er hier 1850 die täglich erscheinende demokratische «Bremer Tageschronik», welche aber schon im Mai 1851 aufhören mußte. Sein freier religiöser Standpunkt brachte ihn 1851 in Konflikt mit der Staatsbehörde; er wurde Anfang 1852 erst vom Amte suspendiert; dann infolge eines Gutachtens der theol. Fakultät zu Heidelberg trotz der Protestationen seiner Gemeinde im April durch einen Spruch des Senats förmlich abgesetzt. Er ging 1853 nach Amerika, gründete in Neuyork eine Erziehungsanstalt und starb dort 13. April 1870.

Dulong-Petits Gesetz (1819) spricht eine wichtige Beziehung zwischen der spezifischen Wärme und dem Atomgewicht der einfachen Stoffe, bei fester Aggregationsform derselben, aus, nämlich: Die spezifische Wärme der Grundstoffe, bei fester Aggregation, multipliziert mit ihrem Atomgewichte gibt nahezu dasselbe Produkt. Letzteres wurde später (Kopp, 1864) Atomwärme genannt, und beträgt, bezogen auf die neuern Atomgewichte, im Mittel 6,38. Die Atomwärme für Schwefel und Phosphor ist 5,4, für Fluor 5, für Silicium 3,8, Bor 2,7 und Kohlenstoff 1,8. Über die Ursache dieser Abweichungen sind verschiedene Hypothesen ausgesprochen worden. Man hat das Gesetz von der Atomwärme zur gegenseitigen Kontrolle der Zahlen, welche für die spezifischen Wärmen und Atomgewichte experimentell gefunden worden sind, mit schönem Erfolge angewendet. Das Dulong-Petitsche Gesetz wurde später von Neumann (1831) noch erweitert, indem er fand: Die Atomwärme chemisch ähnlich zusammengesetzter Stoffe geben konstante Zahlen, welche jedoch, je nach der Gruppe der Verbindungen, verschiedene Werte zeigen; so z. B. ist die Atomwärme von Magnesium-, Zink-, Kupfer-, Quecksilber- und Bleioxyd 10,98, für Eisen-, Chrom-, Antimon- und Wismutoxyd 26,8, für Chlorkalium, Chlornatrium und Chlorsilber 12,8 [illegible] Kopp hat (1864) das hierher gehörige Material tabellarisch zusammengestellt und dann noch, unter Berücksichtigung der oben angeführten Ausnahmen zum Dulong-Petitschen Gesetz, das zuletzt [illegible] führte Neumannsche Gesetz weiter geführt [illegible] er allgemeiner zeigte, was früher (1844) [illegible] nur für Legierungen dargethan hatte: D[illegible] wärmen fester Verbindungen sind gleich d[illegible] der Atomwärmen ihrer Elemente. Be[illegible] einfachen Gase ergab sich, nach Regnault [illegible] gleichen Volumen, oder auch bei gleic[illegible] ten (für gleichen Druck und dieselbe T[illegible]peratur) die Atomwärme aller einfachen Gase gle[illegible] ist, und zwar für gleiche Gewichte im Mittel 3,4.

Dult (Markt, Messe), s. unter Indu[illegible]

Duluth, Hauptstadt und wichtiger [illegible] hafen im County St.-Louis im [illegible] Unionsstaat Minnesota am südwestl. Ende des Lake Superior, etwa 230 km nordnordöstlich von St.-Paul und 11 km nördlich von Superior City, bildet einen der östl. Ausgangspunkte der Northern Pacific-, und den nördlichen der Lake Superior-Mississippi-Eisenbahn und hatte 1880 eine Einwohnerzahl von 3483 Seelen, die sich bis 1883 auf etwa 8000 gesteigert hat. Vom Sept. 1881 bis Sept. 1882 wurden allein 35 neue Geschäfte in der Stadt eröffnet und über 300 Wohnhäuser gebaut.

gt die Stadt noch sehr den Charakter
igen Niederlassung (1860 hatte sie erst
Einwohner). D. hat einen guten, den
Schiffen zugänglichen Hafen, steht durch
ge Dampferlinien mit allen Häfen an
n Seen in Verbindung und besitzt einen
en Trockenen Dock. Die Schiffahrt ist sehr
it. Seine Hauptbedeutung hat D. als
tz von Getreide und Kohlen. Diese
von Pennsylvanien und Ohio über die
gehen von D. nach dem Westen, wäh-
s umgekehrt vom Westen über D. nach
transportiert wird. Die Verschiffungen
1881: 3562284 Bushel Getreide und
merik. Tons Kohlen. Der Hauptindu-
ist die Bearbeitung von Nutz- und Bau-
die ebenfalls nach dem Westen gehen.
in der Entstehung begriffener Handels-
der mit Fischen; 1882 wurden deren
fd. gefangen. Seinen Namen leitet D.
franz. Offizier Jean de Luth ab, der
Gegend besuchte.

ch (spr. Döllitsch), Dorf in der engl. Graf-
rey, 8 km im S. von der londoner St.-
hedrale, mit (1881) 4040 E. Das Dul-
llege, genannt God gift (Gottesgabe),
12 von dem Schauspieler Ed. Alleyne ge-
dasselbe hat eine Jahreseinnahme von
d. St., wovon zwei Drittel pädagogischen,
l aber mildthätigen Zwecken gewidmet
Die südlich etwas entfernte neue Schule,
au im Renaissancestil, ist 1867 erbaut für
2 Mill. Mark und hat nur Raum für
n. Das College besitzt seit 1812 eine kost-
äldesammlung, welche ursprünglich für
s August von Polen zusammengebracht
ar.

, bei naturwissenschaftlichen Namen Ab-
ir Duméril (André Marie Constant).

(russ.), Rat, sowohl im Sinne Beratung,
samtheit der Beratenden. Bei den ältesten
sten bildeten die Spitzen ihrer Gefolg-
Bojaren, den Rat, später dieselben als
msten Hof- und Dienstleute. Im mos-
Großfürstentum hieß der Rat Bojarskaja
äter auch Zarskaja duma; er bestand bis
d. Gr. und wurde unter ihm durch den
etzt. Die Landestage (semski ssobor) des
hen Zartums wurden auch als sems-
na bezeichnet. Später kam das Wort
rauch. Seit Katharina II. wird es ge-
r Bezeichnung der Gesamtheit der Ver-
r Stadt, Gorodskaja duma, und zwar
man die allgemeine Stadtduma, die
lung der Stadtverordneten, und die sechs-
Stadtduma, die Stadtverwaltung. In
en Städteordnung von 1870 wird D.
Bezeichnung der Stadtverordnetenver-
gebraucht.

, Dumka (russ.), ein schwermütiges Lied,
sbesondere eine Gattung kleinruss. Volks-
ist epischen, aber auch lyrischen Inhalts,
iedenartigem und freiem Versmaß; sie
us einer ungleichen Zahl Silben (4—20
) und endigen gewöhnlich mit Reimen
re gleiche Reime nacheinander) oder Asso-
uweilen fehlt auch beides. Die D. sind
hohen Alters und werden in Kleinruß-
alten Leuten, den Kobsaren oder Bandu-
risten, unter Begleitung der Kobsa und Bandura (mehrsaitige, zitherartige Instrumente) gesungen. Den Hauptinhalt bilden die Kämpfe der Kosaken mit den Türken und Tataren (16. und 17. Jahrh.), später auch den Lechen (Polen). Die lyrischen besingen Vorgänge im häuslichen und Familienleben (die Trennung von den Eltern, der Geliebten, den Tod, den Druck der Leibeigenschaft, die Rückkehr u. s. w.). In neuerer Zeit wird der Name D. auch zuweilen für Kunstdichtungen angewendet.

Dumanoir (Philippe François Pinel), franz. Dramatiker, geb. 31. Juli 1806 auf der westind. Insel Guadeloupe, kam nach Frankreich in seinem 10. Jahre, besuchte das Collége Bourbon und studierte die Rechte, wandte sich aber bald der dramatischen Schriftstellerei zu. Er schrieb teils allein, teils in Gemeinschaft mit zahlreichen andern Autoren gegen 200 Stücke, von denen hervorzuheben sind: «L'école des agneaux» (1854), «Le code des femmes», «Le camp des bourgeoises» (1855), «Les femmes terribles» (1858), La maison sans enfants» (1863). D. starb in Pau 16. Nov. 1865. Viele seiner Vaudevilles sind eigens für die Schauspielerin Déjazet geschrieben.

Dumas (Alexandre Davy), franz. Divisionsgeneral, geb. 25. März 1762 auf Santo-Domingo, war der natürliche Sohn des Marquis Pailleterie und einer Negerin, trat 1786 als Husar in die franz. Armee, wurde schon 1793 Divisionsgeneral und übernahm den Befehl über die Alpenarmee, mit der er bis an den Mont-Cenis vordrang. Im Oktober desselben Jahres mußte er den Oberbefehl in der Vendée übernehmen, wo ihn seine Mäßigung bei der Regierung in Ungunst brachte. Seit 1795 kämpfte er in Italien, ging dann unter Joubert nach Tirol und machte 1798 die Expedition nach Ägypten mit. Auf dem Rückwege an die Küste Unteritaliens verschlagen, ward er von der neapolit. Regierung längere Zeit in einem feuchten Kerker unter Mißhandlungen gefangen gehalten, sodaß er später für den Dienst untauglich wurde. Er starb 26. Febr. 1806.

Dumas (Alexandre) der Ältere, berühmter franz. Bühnendichter und Romanschriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 24. Juli 1803 zu Villers-Cotterets in der Picardie, wurde von seiner verwitweten Mutter erzogen, erhielt aber in seinem Geburtsorte einen nur dürftigen Unterricht. Nachdem er einige Zeit Schreiber bei einem Notar gewesen, ging er 1823 nach Paris, um dort ein Unterkommen zu suchen. Der General Foy, Freund und Waffengefährte seines Vaters, verschaffte ihm eine Kopistenstelle auf dem Sekretariat des Herzogs von Orléans (Ludwig Philipp). D. benutzte hier seine Muße zu poetischen Versuchen. Er gab 1826 einen Band Novellen heraus und schrieb mit einigen andern zusammen ein Vaudeville, welches an der Porte St.-Martin mit Erfolg aufgeführt wurde. Die Vorstellungen, welche eine engl. Schauspielertruppe 1827 in Paris gab, veranlaßten ihn, sich im höhern dramatischen Genre zu versuchen, und 1829 ließ er auf dem Théâtre français sein histor. Drama «Henri III et sa cour» aufführen. Dieses Stück ward als ein gelungenes Werk der neuen romantischen Schule betrachtet und machte großes Aufsehen. Der junge Dichter wurde vom Herzog von Orléans, der selbst der ersten Vorstellung (11. Febr. 1829) beigewohnt, schon am andern Tage zum Bibliothekar ernannt. Nach der

Julirevolution stieg sein litterarischer Ruf mehr und mehr durch verschiedene, schnell aufeinander folgende Dramen: «Charles VII chez ses grands vassaux» (1831), «Richard d'Arlington» (1831), «Antony» (1831), «Térésa» (1832) und «Angèle» (1833). Diese Werke waren der erste glänzende Aufschwung der romantischen Dramatik und übten durch die excentrische Darstellung und leidenschaftliche Sprache eine mächtige Wirkung aus.

Die nachfolgenden Dramen von D.: «Catharina Howard» (1834), «Don Juan de Marana» (1836), «Paul Jones» (1838), worin Schrecken und Entsetzen erregende Situationen noch mehr gehäuft waren, fanden weniger Beifall. Dagegen machte er viel Glück mit einer Reihe von Komödien, von denen sich «Mademoiselle de Belle-Isle» (1839), «Le mariage sous Louis XV» (1841) und «Les demoiselles de Saint-Cyr» (1843) als Stücke von wirklich bleibendem Werte auf der Bühne erhielten. Neben dieser ungemeinen Produktivität auf dramatischem Gebiete erwarb sich D. zugleich in andern Litteraturgattungen eine hervorragende Stelle unter den fruchtbarsten Schriftstellern seiner Nation. Er schrieb Romane, Novellen, Memoiren, Reisebilder, Sittengemälde, Skizzen u. s. w., und da alle diese litterarischen Produktionen ungemein gefielen, so ließ er der wunderbaren Leichtigkeit seiner Darstellungs- und Überarbeitungsgabe freien Lauf. Diese Arbeiten erschienen meist als Feuilletons in den gelesensten Tagesblättern und Zeitschriften. Aus der großen Menge solcher, oft sehr bändereichen und vom Publikum gierig verschlungenen Produktionen sind besonders hervorzuheben: «Les trois mousquetaires» (8 Bde., Par. 1844), die zuerst im «Siècle» erschienen, in welchem sie sich auch während 1845 und 1846 als «Vingt ans après» und «Le vicomte de Bragelone» noch zu weitern 22 Bänden ausdehnten; «Le comte de Monte-Cristo» (12 Bde., Par. 1841—45), der ursprünglich im «Journal des Débats», und «La reine Margot» (6 Bde., 1845), die zuerst in der «Presse» erschien. Diese drei Werke, die sich auch rasch ins Ausland verbreiteten, verschafften dem Namen des Verfassers eine außerordentliche Popularität.

Bei Hofe in Gunst und mit allen Prinzen der Orléansschen Familie befreundet, begleitete D. 1846 als Historiograph den Herzog von Montpensier auf dessen Heiratsreise nach Spanien, von wo aus er auch die Nordküste Afrikas besuchte. Nach seiner Rückkehr nach Paris eröffnete er ein eigenes Theater (Théâtre historique) zur Aufführung seiner Stücke, für welche die übrigen pariser Schauspielhäuser keinen hinreichenden Spielraum gewährten. Er arbeitete seine berühmtesten Romane zu Schauspielen um und brachte dieselben mit solchem Erfolge zur Aufführung, daß er seine äußere Lage, die infolge eines glänzenden Haushalts sich ungünstig gestaltet hatte, wesentlich hätte aufbessern können, wenn ihn nicht der Hereinbruch der Februarrevolution zum Aufgeben seines Theaterunternehmens genötigt hätte. Da auch zwei Zeitungen, mit denen er in der damaligen Zeitlage eine einflußreiche Rolle zu spielen hoffte, mißglückten, mußte er 1852 aus finanziellen Rücksichten eine Zuflucht in Belgien suchen. Nach seiner Rückkehr nach Paris gab er 1853 nacheinander wieder die Journale «Mousquetaire» (1853) und «Monte-Cristo» (1857) heraus, die jedoch beide nur kurze Zeit bestanden. Später beteiligte er sich an Garibaldis Feldzügen in Sicilien und Neapel und war auch 1860 einige Monate Direktor der Museen zu Neapel. Nach kurzer Zeit schon erschien er jedoch wieder in Paris, wo er in seiner gewohnten schriftstellerischen Thätigkeit fortwirkte und aufs neue an die Spitze eines Theaterunternehmens, des Grand théâtre parisien in der Vorstadt St.-Antoine, trat.

Wenn auch D.' spätere Erzeugnisse nicht mehr dieselbe Anziehungskraft ausübten als seine frühern, so bleibt er doch immer einer der bedeutendsten Schriftsteller seiner Zeit. Nach seinen eigenen Eingeständnissen hat er einen großen Teil der unter seinem Namen veröffentlichten Schriften gar nicht selbst verfaßt, sondern nur konzipiert und zugeschnitten. Aber auch hier ist die Geschicklichkeit und Meisterschaft anzuerkennen, womit er den Materialien, welche ihm von allen Seiten zugetragen wurden, oder die er sich, vielleicht nicht immer auf gewissenhafte Weise, aneignete, den Stempel seiner Eigentümlichkeit aufzudrücken wußte. Die komische Ader, aus welcher er seine ersten Lustspiele schöpfte, versiegte zwar bald, aber auch seine spätern Stücke dieser Art gewährten noch immer einen angenehmen Zeitvertreib. Selbst in den letzten, nach seinen Romanen bearbeiteten Dramen, obgleich nur Reihenfolgen von Konversationen ohne Ende und Ursache, Knäuel unzusammenhängender, abgerissener Scenen, zeigt er sich noch immer als ein Dramatiker voll Leben. Alle seine Persönlichkeiten treten mit solcher Zwanglosigkeit und Lebendigkeit auf, daß diese Bewegung die Phantasie ergötzt und über den Wert des Dramas täuscht. Als seine Bühnenstücke keinen Erfolg mehr hatten, begann D. öffentliche Vorlesungen zu halten, und zwar im Theater St.-Germain, die jedoch bald verboten wurden. Er ging nun 1865 ins Ausland, um dieselben dort fortzusetzen. Zuerst besuchte er Wien, dann Pest und zuletzt Venedig; doch scheiterten im Auslande seine Vorträge an der Gleichgültigkeit des Publikums. Mißmutig über seine geringen Erfolge kehrte er nach Frankreich zurück und schrieb noch zwei Erzählungen: «Histoire de mes bêtes» (Par. 1867) und «Nanon ou la guerre des femmes» (Par. 1867), die beide geringen Beifall fanden. Nun wandte D. nach vielen Stürmen, großen Erfolgen, aber auch manchen Niederlagen der Litteratur den Rücken und legte eine Saucenfabrik an. Mit der Marineausstellung zu Hâvre, während welcher er eine Reihe Aufsätze für das «Petit Journal» in Paris schrieb, trat er von der öffentlichen Schaubühne des Lebens ab; er wurde leidend und seine Krankheit verschlimmerte sich nach und nach so sehr, daß er in einen fast kindischen Zustand verfiel. D. starb in der Mitte des Kriegsgetümmels im Dörfchen Puys bei Dieppe 5. Dez. 1870.

Von D.' Werken existieren mehrere Gesamtausgaben; eine besondere von seinen dramatischen Stücken erschien unter dem Titel: «Théâtre d'Alexandre D. Père» (15 Bde., Par. 1864 fg.). Vgl. Fitzgerald, «The life and adventures of Alexander D.» (2 Bde., Lond. 1872).

Dumas (Alexandre) der Jüngere («D. fils»), Sohn des vorigen, ebenfalls vielgenannter franz. Roman- und Theaterdichter, geb. 28. Juli 1824 zu Paris, begann seine litterarische Laufbahn als 17jähriger Jüngling beim Abgange vom Gymnasium mit einem Band Gedichte. Nachdem er seinen Vater auf der Reise nach Spanien und Nordafrika

egleitet, schrieb er die «Aventures de quatre femmes t d'un perroquet» (6 Bde., Par. 1846—47). Bald achher veröffentlichte er seine Romane: «La Dame ux camélias» (2 Bde., Par. 1848), «Le roman 'une femme» (4 Bde., 1849), «Diane de Lys» 3 Bde., 1851), «La dame aux perles» (3 Bde., 852), «La boîte d'argent» (1855), «La vie à ingt ans» (1856), die seinen Ruf nicht bloß in rankreich, sondern auch im Auslande begründeten. Später folgte namentlich noch «L'affaire lémenceau» (1867). Diese Romane zeichnen sich us durch einfachen, natürlichen Stil, dramatische Situationen und pikante Schilderungen. Gleichzeitig egann D. auch seine Romane zu Theaterstücken mzudichten. «La Dame aux camélias» (1852), Diane de Lys» (1853) und «Le Demi-Monde» 1855) gefielen so, daß jedes dieser drei Stücke soleich mehr als hundert Vorstellungen hintereinnder erlebte. Etwas geringern Erfolg hatten La question d'argent» (1857), «Le fils naturel» 858), «Le père prodigue» (1859); dagegen war L'ami des femmes» (1864) das einzige von allen inen Stücken, das vollständig durchfiel. Sodann lgten: «Le supplice d'une femme» (1865; geeinschaftlich mit E. de Girardin), «Les idées de adame Aubray» (1867), «Le filleul de Pomignac» (1869), «La visite de noces» (1871), «La rincesse Georges» (1872), «La femme de Claude» 1873), «Monsieur Alphonse» (1873), «L'Étranère» (1876), «Les Danicheff» (1876; gemeinchaftlich mit dem Russen Corvin und unter dem seudonym Pierre Newski erschienen), «La comesse Romani» (1876; gemeinschaftlich mit G. ould und unter dem Namen Gustave de Jalin rschienen), «Joseph Balsamo» (1878; aus dem oman D.' des ältern ausgezogen und unter dessen amen veröffentlicht).

Als dramatischer Dichter hat D. einen eigentümchen Entwickelungsgang durchgemacht und Werke on sehr verschiedener Beschaffenheit hervorgeacht. Die Stücke aus seiner ersten Zeit (1852 -59) bewirkten eine rasche und entscheidende Umandlung der franz. Bühne und erzeugten den itdem darauf herrschend gebliebenen Realismus, r Stoffe der Gegenwart behandelt, ihre Farbe ägt und ihre Sprache redet. «Le Demi-Monde» unstreitig sein bestes Lustspiel, da es ohne aufringliche Tendenz und dem wirklichen Leben abelauscht ist. Auch in seinen spätern Werken, wie La visite de noces», «La Princesse Georges» . s. w., in denen die tendenziöse Färbung schon chärfer hervortritt, zeigt sich noch ein fleißiges Studium der Wirklichkeit und die eigentümliche Schärfe der Beobachtung, welche die Stücke seiner rühern Zeit auszeichnet, in denen zwar auch schon as Recht gefallener Frauen auf die Achtung und ympathie der Männer, das Wünschenswerte der heidung und andere Lieblingsideen des Dichters r Sprache kommen, aber auf eine Art, die man gefallen lassen kann, weil dieselben in einer ebendigen und natürlichen Handlung vorgeführt erden. Den Tendenzstücken seiner dritten Periode hlt es dagegen an wirklichem Leben; alles darin falsch oder schief: Situationen, Charaktere, prache und Leidenschaften. D. wähnt sich beufen, die Gesellschaft zu bessern und umzugestalten, und seine Stücke sind dazu bestimmt, seinen eformideen und sozialen Hypothesen Ausdruck zu erleihen. Für dieselben trat er auch ein in einer Reihe von Broschüren: «Lettres sur les choses du jour», «L'homme-femme», «Tue-la!», «Les femmes qui tuent et les femmes qui votent» (1872—80) und in der Streitschrift «Le divorce» (1880). In der Ausgabe seines «Théâtre complet» (4 Bde., Par. 1868—70; neue Ausg., 5 Bde., 1877) ist jedes seiner Stücke mit einer Vorrede eingeleitet. D. wurde 12. Febr. 1875 in die Französische Akademie aufgenommen.

Dumas (Ernest Charles Jean Baptiste), franz. Administrator, geb. 26. Febr. 1827 zu Paris, besuchte die Collèges Henri IV. und Charlemagne, und wurde 1850 Sekretär im Handelsministerium. Zugleich war er Sekretär des Conseil de perfectionnement der Gestüte zu St.-Cloud und seit 1851 Sekretär der «Annales astronomiques». Nachdem er 1852 Münzdirektor zu Rouen und 1860 zu Bordeaux geworden, ist er seit 1869 Wardein im Garantiebureau zu Paris. Er schrieb: «Lois et règlements relatifs au drainage en Angleterre» (1854), «Essai sur la fabrication des monnaies» (1856), «Note sur l'émission en France des monnaies décimales de bronze» (1868).

Dumas (Jean Baptiste), ausgezeichneter franz. Chemiker, geb. 15. Juli 1800 zu Alais, war erst Apotheker in Genf, widmete sich aber mit großem Eifer chem. Studien, die er seit 1821 zu Paris fortsetzte. Nachdem er seit 1823 als Repetent an der Polytechnischen Schule gewirkt, erhielt er eine Professur der Chemie erst am Athénée, dann an der Sorbonne und wurde 1832 Mitglied der Académie des sciences. Seine Arbeiten über organische Chemie, seine Substitutionstheorie, die Abhandlungen über Atomengewicht, Schwefeläther erfuhren die Beachtung von ganz Europa. D. zeigte sich darin als ein höchst geschickter Chemiker, zugleich aber auch als geistreicher, kühner Denker und beredter Lehrer. Nach der Revolution von 1848 wurde er vom Norddepartement zum Abgeordneten in die Legislative gewählt, wo er mit der Majorität stimmte. Im Ministerium vom 31. Okt. 1849 übernahm er das Portefeuille des Ackerbaues und Handels, das er beim Rücktritte dieses Kabinetts im April 1851 wieder niederlegte. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 wurde er Mitglied der Commission consultative, dann Senator und Mitglied des Conseil supérieur de l'instruction publique, und war 1861—63 dessen Vizepräsident. Seit 17. Dez. 1875 ist D. Mitglied der Académie française.

Seine Lehrvorträge an der Sorbonne wurden von Bineau als «Leçons sur la philosophie chimique» (Par. 1837; deutsch von Rammelsberg, Berl. 1839) herausgegeben. Die «Bulletins» und «Mémoires» der Akademie, sowie die franz. Fachzeitschriften enthalten von ihm viele Abhandlungen, Mitteilungen und Berichte. Sein Hauptwerk ist «Traité de chimie appliquée aux arts» (8 Bde., Par. 1828—45; deutsch von Buchner, 8 Bde., Nürnb. 1844—49). Außerdem ist noch hervorzuheben der «Essai sur la statique chimique des êtres organisés» (Par. 1841; 3. Aufl., 1844; deutsch von Vieweg, Lpz. 1844).

Dumas (Matthieu, Graf), franz. General, geb. zu Montpellier 23. Dez. 1753, trat früh in die franz. Kavallerie und nahm als Adjutant Rochambeaus an dem nordamerik. Unabhängigkeitskriege teil. Nach seiner Rückkehr, beim Ausbruche der Revolution, organisierte er mit Lafayette die pariser Nationalgarde. Als Mitglied der Nationalversammlung

riet er gegen die gewaltsame Politik, namentlich gegen den Krieg mit Österreich. Seine Unentbehrlichkeit im Kriegsministerium schützte ihn lange vor Verfolgung. Nach der Auflösung der Gesetzgebenden Versammlung verließ er Frankreich, um der Deportation zu entgehen, und fand eine Freistatt in der Schweiz. Nach Einsetzung des Direktoriums wurde er in den Rat der Alten gewählt, jedoch als Gemäßigter in die Proskription des 18. Fructidor verwickelt, floh nach Hamburg, wo er sich mit litterarischen Arbeiten beschäftigte, später nach Holstein. Der Erste Konsul rief ihn 1800 zurück und ernannte ihn zum Chef des Generalstabes der sog. Reservearmee, mit welcher Bonaparte die Alpen überstieg. D. wurde 1802 Staatsrat, bearbeitete den Entwurf über die Stiftung der Ehrenlegion und wurde 1805 Divisionsgeneral. Nach dem Frieden gab ihn Napoleon seinem Bruder Joseph mit nach Neapel, wo ihn dieser zum Kriegsminister und Großmarschall des Palastes ernannte. Er folgte dem König auch nach Spanien und war hier Generaladjutant der kaiserl. Armee. Der Kaiser rief ihn aber bald zurück, worauf er in gleicher Stellung dem Feldzuge gegen Österreich beiwohnte und 12. Juli 1809 den Waffenstillstand von Znaim abschloß. Im Kriege von 1812 versah er das Amt eines Generalintendanten der Armee, ebenso 1813, wo er mit der Besatzung von Dresden gefangen wurde. Im J. 1814 aus der Gefangenschaft zurückgekehrt und von Ludwig XVIII. zum Staatsrat ernannt, erhielt er 1822 seine Entlassung, trat, nachdem er 1827 in die Kammer gewählt worden, zur Opposition und gehörte 1830 zu den 221 Deputierten, die durch ihre Adresse die Julirevolution einleiteten. Nach dem Sturze Karls X. organisierte er unter Ludwig Philipp abermals die pariser Nationalgarde und ward zum Befehlshaber aller Nationalgarden von Frankreich ernannt, worauf er 1831 die Pairswürde erhielt. Er starb fast ganz erblindet 16. Okt. 1837 zu Paris. In der militärischen Litteratur hat er sich durch mehrere Werke bekannt gemacht, unter denen namentlich der «Précis des événements militaires, ou essai historique sur les campagnes de 1799 à 1814» (19 Bde., Par. 1816—26; deutsch von Kausler) hervorzuheben ist; die Beschreibung des Überganges der Armee über den Splügen ist darin besonders bemerkenswert. Seine die Zeit von 1770—1836 umfassenden Memoiren hat sein Sohn (Par. 1839) herausgegeben.

Dumas-Brenner, s. unter Argandsche Lampen.

Dumbarton oder Dunbarton, südschott. Grafschaft, vormals Lennox genannt, in zwei getrennten Teilen zwischen Perth, Stirling, Lanark, Renfrew und dem Clydebusen der Irischen See gelegen, ist 698,77 qkm groß und zählt (1881) 75327 E. Die Grafschaft wird von westl. Zweigen des Grampiangebirges erfüllt, die im Ben Vorlich 963 m über das Meer aufsteigen und meist mit Heide bewachsen sind. Ein kleiner Teil des Landes ist eben, und die Hügel sind bis zu den Gipfeln bebaut. Unter den zahlreichen Seen oder Lochs ist der 72 qkm große fischreiche Loch Lomond der größte und schönste in ganz Schottland; er fließt durch den Leven südwärts in die Clyde ab, welche durch den Forth-Clyde-Kanal den Handel bedeutend fördert. Der Boden, von dem nur 27 Proz. bebaut und der nur an den Seen und Flußufern fruchtbar, bietet im Überfluß Eisen, Steinkohlen, Schiefer- und Bausteine. In großer Menge zieht man Rinder, Schafe und Schweine. Die Herings- und Lachsfischerei ist beträchtlich, ebenso der Manufakturbetrieb in Wolle, Baumwolle, Papier und Eisen, sowie der Bergbau auf Eisen und Steinkohlen.

Die Hauptstadt Dumbarton, an der Dumbartonshire-Eisenbahn, 20 km im NW. von Glasgow, am Leven unweit seiner Mündung, an welcher auf 170 m hohem Felsen das alte Schloß steht, lange berühmt durch seine Schulen, hat (1881) 13782 E., Kattundruckerei, Bleichen, Seilerbahnen, Schiffswerfte, lebhaften Jahrmarktsverkehr, Handel vom Flußhafen aus und Paketbootverbindung mit Port-Glasgow, Greenock und Glasgow. Es war im Mittelalter Hauptstadt des gaëlischen Königreichs Stradhcluyd. Das Bergschloß, welches meist als Schlüssel der westl. Hochlande galt, das alte Dunbritton oder Dun-Breton, d. h. Fels Breton, das Balclutha bei Ossian, wurde genommen von Robert Bruce, Maria Stuart, Karl I. und Cromwell. Man bewahrt dort den Degen des schott. Helden Wallace.

Dumb-Show (spr. Dömm-Schoh), eine Art Pantomime, deren sich das ältere engl. Drama bediente, um den Zuschauern den Inhalt eines Stücks oder Aktes im voraus vorzuführen, wobei sich manches verständlich machen und vervollständigen ließ, was im Stücke selbst nicht gut in Worte gefaßt werden konnte. Allem Vermuten nach wandten die sogenannten engl. Komödianten, die in den Niederlanden, in Dänemark und Deutschland in ihrer Muttersprache spielten, diese D. an, um ihrem Publikum, das sehr wenig oder gar kein Englisch verstand, das Verständnis des aufgeführten Stücks zu vermitteln. Man findet die D. noch bei Shakspeare, so z. B. im «Hamlet», wo sich ein noch ungelöstes Bedenken daran knüpft, und im «Cymbeline»; doch bedient sich Shakspeare zu demselben Zwecke auch des berichtenden Chorus, obgleich dieser weniger dramatisch ist, so z. B. im «Heinrich V.» Im «Perikles» kommen sowohl D. als auch Chorus vor. Nach Shakspeare erreicht die Anwendung der D. ihr Ende.

Duméril (André Marie Constant), franz. Zoolog, geb. zu Amiens 1. Jan. 1774, wurde 1794 Prosektor in Rouen, 1799 Chef der anatom. Arbeiten an der mediz. Schule in Paris, 1801 Professor der Anatomie, 1818 der Pathologie, an der mediz. Fakultät. Ferner hatte er seit 1825 den Lehrstuhl für Amphibien- und Fischkunde am Jardin des Plantes inne; seit 1816 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er starb 2. Aug. 1860 in Paris. D. veröffentlichte unter anderm: «Zoologie analytique» (1806), «Erpétologie générale» (mit Bibron, 10 Tle., 1835—51), «Ichthyologie analytique» (1856), «Entomologie analytique» (2 Bde., 1860).

Duméril (Auguste Henri André), Sohn des vorigen, geb. 30. Nov. 1812 zu Paris, studierte Medizin, ward 1840 Assistent, 1847 Professor der Zoologie am Collége Chaptal und 1857 Direktor des Naturhistorischen Museums. Er starb 12. Nov. 1870 in Paris. D. schrieb: «Histoire naturelle des poissons» (2 Bde., 1865—70), «Des modifications de la température animale sous l'influence des médicaments» (1853).

Duméril (Edélestand), franz. Gelehrter, geb. 1799 in der Normandie, lebte größtenteils als Privatgelehrter in Paris und starb 24. Mai 1871 in Passy. Seine litterarische Thätigkeit erstreckte sich

ittelalter, das er mit vielseitigen Kennt-
den verschiedensten Seiten durchforschte.
sgeber altfranz. Texte trat er 1846 auf,
ls Ergänzung zu dem von P. Paris pu-
Epos «Garin le Loherain» die dasselbe
de Dichtung «La mort de Garin» (Par.
ffentlichte. Daran schloß sich die Aus-
Romans «Flore et Blancheflor» (Par.
esonders verdient hat er sich um die lat.
Mittelalters durch die Sammlungen
populaires latines antérieures au XII[e]
Par. 1843) und «Poésies latines du
e» (Par. 1847) gemacht. Der Altertums-
ren seine Schriften «Essai sur l'origine
(1844), «Des formes du mariage pen-
oyen-âge» (1861) und seine gesammelten
sur quelques points d'archéologie et
littéraire» (1862) an. Die Geschichte
rs beschäftigte ihn ebenso mehrfach; hier-
n die «Origines latines du théâtre mo-
849) und die «Histoire de la comédie»
864—69), die sich zur Aufgabe stellt, den
der Komödienfiguren des Polichinelle u. a.
ltertum zurückzuführen. Am wenigsten
sind seine sprachgeschichtlichen Arbeiten,
Essai philosophique sur la formation
ne française» (1852), weil es ihnen an
philol. Schulung gebrach.

fan (Théophile Marion), franz. Numis-
d Vaudevilledichter, geb. im Schloß Ca-
Issoudun 4. Jan. 1780, wurde 1795
Millins, des Oberaufsehers des Münz-
In Gemeinschaft mit Mionnet begann
ue Klassifizierung der Münzen nach Eckhels
n. Im J. 1842 erhielt er den Titel als
or. Frühzeitig trat D. auch als Theater-
dem Gebiete des heitern Vaudeville auf.
bis 1799 schrieb er 18 Stücke, worunter
perruquier ou les têtes à la Titus»,
tention», «L'ange et le diable», ein da-
r als hundertmal aufgeführtes fünfakti-
a, u. s. w. Bei seinen zum Teil witz-
n und an treffenden Beobachtungen rei-
atischen Arbeiten bediente sich D. der Mit-
aft aller namhaften Vaudevilledichter sei-
Von seinen außerordentlich zahlreichen
nd hervorzuheben: «M. Botte» (1803),
laises pour rire» (1814), «Jocrisse chef
ds» (mit Merle, 1815), «Les bonnes
(mit Brazier, 1820), «Madame Gibon
e Pochet» (mit Dartois, 1832), «Saltim-
(mit Varin, 1838), sein Meisterwerk,
ferner veröffentlichte er: «Notice des mo-
exposés dans le cabinet des médailles
es» (1819), «Numismatique du voyage
Anacharsis ou médailles des beaux
la Grèce» (1818), «Histoire du cabinet
illes» (1838), «Éloge historique de Pu-
Sammlung von «Chansons nationales et
s de la France», nebst Anmerkungen und
toire de la chanson» (1845); Romane,
oldat-laboureur» (1822) und «L'homme
tes» (1825) u. s. w. Er starb 13. April
aris.

snil (Marie Françoise Marchend), aus-
franz. Tragödin, geb. 7. Okt. 1711 bei
var, bevor sie 1737 als Klytämnestra auf
tre français in Paris debütierte, Mit-
rziehender Gesellschaften, bei denen sie im
leichten Genre wirkte. Nach ihrem pariser Debüt gab sie jedoch hochtragische Rollen, auf die sie ihre ganze Beanlagung hinwies und in denen sie Großes leistete. D., die schon 1738 Societärin des Théâtre français geworden war, zog sich 1776 von der Bühne zurück und starb 20. Febr. 1803 zu Boulogne. Vgl. «Mémoires de Marie-Françoise D.» (Par. 1803).

Dumfries, eine der westl. Grafschaften Südschottlands, umfaßt 2856,76 qkm, mit (1881) 76124 E. Das Land wird von Zweigen der Cheviothills durchzogen, ist größtenteils bergig, namentlich im Norden, und auf weiten Strecken mit dürrer Heide, hier und da mit Moor bedeckt. Nur 23 Proz. der Bodenfläche sind angebaut. Die Grafschaft wird vom Annan, Nith und Esk bewässert, hat mildes, aber feuchtes Klima, an den Flüssen, die fischreich sind, ergiebigen und ausgezeichnet gut mit Hafer und Kartoffeln bestellten Ackerboden und auf den Thalgeländen treffliche Vieh-, besonders Schafweiden. Zu den hohen Gipfeln gehören der Louther-Hill, 768 m, der Queensberry-Hill und Ettrick-Pen, 688 m hoch. Am Fuße des 804 m hohen Hart-Fell finden sich reiche Steinkohlenlager, und bei Moffat Alaunwerke, sowie in dem Leadshill, an der Grenze von Lanark, fleißig betriebene Gruben für Blei, Kupfer, Antimon, Mangan. Auch gewinnt man Kalk, Gips und Bausteine in Menge. Die Einwohner beschäftigen sich mit Feldbau, Viehzucht, welche hochgeschätzte Schinken liefert, und Fischerei und besonders mit dem Grubenbau. Die Fabrikindustrie beschäftigt in Baumwollspinnerei und Wollartikeln zur Bonneterie zahlreiche Hände im Flachlande. Die Häfen am Solway Firth betreiben thätigen Küstenhandel. Drei Eisenbahnen durchziehen die Grafschaft. Sie zerfällt in drei Thäler, das Esk-, Nith- und Annanthal. Die zahlreichen Altertümer sind bretonische und röm. Lager, Cairns, Türme, dän. Säulen und Schloßruinen.

Die Hauptstadt Dumfries, Parlamentsborough und Seestadt, 120 km im SSO. von Glasgow, an mehrern Eisenbahnen und links am schiffbaren Nith gelegen, auf welchem Schiffe von über 60 t bis zu ihr heraufkommen, ist gut gebaut, reinlich und ein lebhafter Handelsplatz, der als Hauptstadt von Südschottland gilt. In der Nähe sind zahlreiche Villen gebaut. Die Stadt hat drei Kirchen und mehrere Kapellen der Dissenters, ein schönes Stadthaus (Mid Temple), eine Handelshalle, eine Akademie, zwei Bibliotheken, ein Handwerkerinstitut, ein Theater, ein Zuchthaus und eine Irrenanstalt. Es befindet sich hier ein Obelisk zum Andenken des Herzogs von Queensberri und auf dem Kirchhofe der St. Michaeliskirche das Mausoleum des Dichters Robert Burns. D. zählt (1881) 17090 E., welche Hüte, Woll-, Strumpf- und Korbwaren, Leder und Schuhe fertigen, bedeutende Bierbrauereien unterhalten und ansehnlichen Holzhandel mit Amerika und der Ostsee und Küstenhandel treiben. D. ist auch der Haupt-Rinder- und Schweinemarkt Schottlands. Der Ort ist sehr alt. Am Altar der Minoritenkirche ermordete 12. Febr. 1305 Robert Bruce seinen Mitbewerber Comyn den Roten. Die Stadt wurde 1440 von den Engländern eingeäschert, und 1570 hatte sie gleiches Schicksal. Im J. 1706 verbrannten die Einwohner die Unionsakte, erklärten sich aber bei der Rebellion 1715 zu Gunsten des Hauses Hannover. An der Südgrenze der Grafschaft liegt der früher wegen

seiner sog. «schottischen Heiraten» oft genannte Ort Gretna-Green (s. d.).

Dümichen (Joh.), verdienter Forscher auf dem Gebiete des ägypt. Altertums, geb. 15. Okt. 1833 zu Weißholz bei Großglogau in Schlesien, wo sein Vater Pastor war, erhielt seine Erziehung erst im elterlichen Hause, dann auf dem Gymnasium zu Glogau und studierte hierauf 1852—55 zu Berlin und Breslau Theologie und Philologie. Später beschloß er, sich dem Studium des Altertums, insbesondere des ägyptischen, zu widmen, und besuchte zu diesem Behufe 1859—62 nochmals die Universität zu Berlin, wo er besonders unter Lepsius und Brugsch die eingehendsten ägyptologischen Studien machte. Im Okt. 1862 trat D. seine erste Orientreise an, die er nicht bloß auf Ägypten und das untere und obere Nubien, sondern auch noch auf einen großen Teil des Sudan bis hinauf zu den Ufern des Blauen und Weißen Nils ausdehnte. Im April 1865 kehrte er mit einer reichen Ausbeute an Kopien hieroglyphischer Inschriften, Zeichnungen von Denkmälern und Tagebuchnotizen in die Heimat zurück. Unter den Ägyptologen der Gegenwart sind Lepsius und D. die einzigen, welche außer dem ägypt. Nilthal und den an dasselbe stoßenden Wüsten auch das weite Gebiet des alten Äthiopenreichs in seiner ganzen Ausdehnung durchzogen haben. Eine zweite Reise nach Ägypten machte D. 1868 auf Befehl des Königs von Preußen in Gemeinschaft mit der von Aden zurückkehrenden photographischen Abteilung der Expedition, welche zur Beobachtung der Sonnenfinsternis nach Asien gesandt worden war. Die Resultate dieser archäologisch-photographischen Expedition veröffentlichte D. in einem Prachtwerke (2 Bde., Berl. 1869—70). Eine dritte und vierte Bereisung des Nilthals folgte 1869 bei der Einweihung des Suezkanals, zu welcher D. vom Vizekönig von Ägypten eine Einladung erhalten hatte. Damals bot sich ihm Gelegenheit zu einer zweimaligen Stromfahrt durch Ägypten und einen Teil von Nubien, das erste mal in Gemeinschaft mit den Gästen des Vizekönigs, das zweite mal im Gefolge des deutschen Kronprinzen.

Bei Begründung der kaiserl. Universität Straßburg wurde D. als Professor der Ägyptologie dahin berufen. In den J. 1875—76 weilte er abermals in Ägypten, und zwar diesmal speziell um einige auf frühern Reisen begonnene wichtige Arbeiten in einzelnen thebanischen Gräbern und im Tempel von Dendera zu vollenden, welche letztere Arbeit nur ausgeführt werden konnte, wenn vorher die riesigen Schuttmassen beseitigt waren, welche ringsum die Außenwände des Denderatempels deckten, da nach Analogie des Skulpturenschmucks anderer Tempel gerade am untern Rande der Tempelmauern die gesuchten Inschriften zu erwarten waren. Aus diesem Grunde ließ D. damals die mit großen Schwierigkeiten verknüpfte und nicht unerhebliche Kosten verursachende Freilegung des Denderatempels ausführen und kopierte dann die durch jene Freilegung zu Tage gekommenen Hieroglyphentexte, unter denen sich auch die von ihm dort gesuchten, auf den Bau des Tempels bezüglichen Inschriften befanden. Von keinem der Ägyptologen ist in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahrzehnten ein so reiches Material an wertvollen hieroglyphischen Inschriften der Wissenschaft zugeführt worden wie von D. Die Ergebnisse seiner Forschungen hat er außer in einer Reihe von Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften vorzugsweise in folgenden Werken niedergelegt: «Bauurkunde der Tempelanlagen von Dendera» (Lpz. 1865), «Geogr. Inschriften altägypt. Denkmäler» (2 Bde. Tafeln und 1 Bd. Text, Lpz. 1866), «Altägypt. Kalenderinschriften» (Lpz. 1866), «Histor. Inschriften altägypt. Denkmäler» (2 Bde., Lpz. 1867), «Die Flotte einer ägypt. Königin aus dem 17. Jahrh. vor unserer Zeitrechnung» (Lpz. 1868), «Der Felsentempel von Abu-Simbel und seine Bildwerke und Inschriften» (Berl. 1869), «Eine vor 3000 Jahren abgefaßte Getreideberechnung» (Berl. 1870), «Resultate einer auf Befehl Sr. Majestät des Königs Wilhelm von Preußen 1868 nach Ägypten gesendeten archäol.-photographischen Expedition» (2 Bde.; Bd. 1 Kopien des Verfassers mit erläuterndem Text; Bd. 2 photographische Aufnahmen mit Erläuterungen, Berl. 1871), «Über die Tempel und Gräber im alten Ägypten und ihre Bildwerke und Inschriften» (Straßb. 1872), «Über die Regierungszeit eines altägypt. Königs aus dem alten Reich» (Lpz. 1874), «Baugeschichte des Denderatempels und Beschreibung der einzelnen Teile des Bauwerks nach den an seinen Mauern befindlichen Inschriften» (Straßb. 1877), «Die Oasen der Libyschen Wüste» (Straßb. 1877), «Die monatlichen Opferfestlisten des großen theban. Festkalenders im Tempel von Medinet-Habu» (Lpz. 1881), «Geschichte des alten Ägypten» (in der von W. Oncken herausgegebenen «Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen»).

Dummkoller, Pferdekrankheit, s. **Koller.**

Dümmler (Ernst), Historiker, geb. zu Berlin 2. Jan. 1830, Sohn des Buchhändlers Ferdinand D. (gest. 1846), studierte seit 1849 in Bonn und Berlin, promovierte in Berlin im Aug. 1852, habilitierte sich Ostern 1855 in Halle für das Fach der Geschichte und wurde daselbst 1858 zum außerord., 1866 zum ord. Professor ernannt. Daneben wirkte er seit 1859 zuerst als Schriftführer, dann als Vizepräsident des Thüringisch-Sächsischen Altertumsvereins in Halle, seit 1876 als Vorsitzender der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen, seit 1871 als ordentliches Mitglied der mit der Bayrischen Akademie verbundenen Historischen Kommission in München, seit 1875 als Mitglied der Centraldirektion für die Herausgabe der «Monumenta Germaniae» in Berlin und in dieser als Leiter der Abteilung Antiquitates, seit 1875 als Mitglied des Verwaltungsausschusses des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Von den litterarischen Arbeiten ist die älteste die Dissertation «De Arnulfo Francorum rege» (Berl. 1852), die umfangreichste die mit zwei Preisen gekrönte «Geschichte des Ostfränkischen Reichs» (2 Bde., Lpz. 1862—65, erschienen als Bestandteil der von der Historischen Kommission in München herausgegebenen «Jahrbücher der deutschen Geschichte»). Daran schließt sich in derselben Sammlung «Kaiser Otto der Große» (Lpz. 1876, aus dem Nachlaß von Köpke vollendet). Ferner sind zu nennen: «Piligrim von Passau und das Erzbistum Lorch» (Lpz. 1854), «Das Formelbuch des Bischofs Salomo III. von Konstanz» (Lpz. 1857), «Auxilius und Vulgarius, Quellen und Forschungen zur Geschichte des Papsttums im Anfang des 10. Jahrh.» (Lpz. 1866), «Gesta Berengarii imperatoris» (Halle 1871), «Anselm, der Peripatetiker, nebst andern Beiträgen

eraturgeschichte Italiens» (Halle 1872). ttenbach in Gemeinschaft wurde der von nfertig hinterlassene sechste Band seiner heca» als «Monumenta Alcuiniana» 1873 t. Endlich erschienen 1881 der erste Band etae latini aevi Carolini» als Anfang einer bteilung der «Monumenta Germaniae»; rher eine zweite auf Pertz beruhende Aus- «Liudprandi opera».

moliuntur, dum comuntur, annus tat aus Terenz: Bis sie (die Frauen) sich in ng setzen, bis sie geputzt sind, vergeht ein ntsprechend dem deutschen Sprichwort: Bis en fertig mit ihrem Staat, da kommt zur e grüne Saat.

onceau (Jean Baptiste, Graf von Ber-), Marschall von Holland, geb. zu Brüssel 1760, diente zuerst in der franz. Armee und 793 für Auszeichnung in der Schlacht bei den Brigadegeneral. Im J. 1795 trat D. erallieutenant in den Dienst der Batavi- publik und wurde, nachdem diese mit Frank- einigt worden war, von Napoleon an die er 2. Militärdivision gestellt. Im J. 1813 . am Kriege in Deutschland teil, vertrieb . bei Dresden die Russen von den Höhen na und führte nach der Niederlage bei Kulm ruppen geschickt zwischen den preuß. und orps zur Hauptarmee zurück. Im J. 1815 . aus dem franz. Dienste und kehrte nach zurück, wo er 29. Dez. 1821 starb.

ont, Buchhändler- und Buchdruckerfamilie , aus Belgien stammend, Inhaberin der DuMont-Schauberg, hauptsächlich be- urch den Verlag der «Kölnischen Zei- welche seit fast zwei Jahrhunderten, wenn t ununterbrochen, erscheint und 1802 Eigen- Schaubergschen Erben und Nikolaus DuMonts wurde. Letzterer, 21. Mai boren, hatte die Rechte studiert, war aber Kaufmann und Fabrikant geworden. Im 94 zum regierenden Bürgermeister Kölns , wurde er 1795 als Bevollmächtigter der ach Paris gesandt, um beim Wohlfahrts- die Zurücknahme der von der republikani- nz. Regierung ausgeschriebenen drückenden utionen zu bewirken, erreichte jedoch seinen icht. Von Napoleon I. ward D. zum Rat äfektur des Roër-Departements, die in ihren Sitz hatte, ernannt. Nach der Ver- der Franzosen nahm er 1815 die Stellung andesdirektorialrats in Aachen ein, wo- 28. Aug. 1816 starb. Bereits 31. Juli tte Nikolaus D. seinen Anteil an der «Köl- Zeitung» an die Schaubergschen Erben über- und 10. Juni 1805 ging das Eigentum ckerei und der Zeitung an den Rechts- n Marcus D. (geb. 10. Jan. 1784) und Gattin Katharina Schauberg über, welche 1818 die jetzt noch bestehende Firma M. t-Schauberg gründeten. Nachdem 1805 die he Zeitung» für einige Monate auf obrigkeit- efehl suspendiert war, wurde sie 1809 auf Be- poleons I. unterdrückt, dagegen erhielt Mar- eine Entschädigung und die Erlaubnis, eine eitung: «Mercure du département de la alle 14 Tage erscheinen zu lassen. Nach Ver- der Franzosen erschien 16. Jan. 1814 die che Zeitung» von neuem. Durch die Juli- revolution von 1830 gewann sie eine hervorragende Bedeutung, da dem rhein. Blatte Gelegenheit geboten wurde, die Ereignisse in Frankreich schnell und in ausführlicher Weise zu schildern.

Als Marcus D. 24. Nov. 1831 gestorben war, führte seine Gattin sämtliche Geschäfte des Verlags-, Sortiments- und Zeitungsvertriebs mit ihrem (21. Juli 1811 geborenen) Sohne Joseph gemeinschaftlich bis zum 1. Jan. 1845 weiter, an welchem Tage sie alle Zweige des Geschäfts ihren beiden Söhnen Joseph und Michael zu gemeinschaftlichem Eigentum übergab. Am 25. März 1845 starb Katharina D., deren praktischer Verstand, kaufmännische Umsicht und energischer Wille nicht zum geringsten Teil zu dem blühenden Aufschwung des Geschäfts beigetragen hatte. Die beiden Söhne führten die Geschäfte gemeinschaftlich fort, und zwar so, daß Joseph D. die Leitung der «Kölnischen Zeitung» und Michael (1847) die der Verlags- und Sortimentsbuchhandlung übernahm. Ersterm gebührt das Verdienst, seine Zeitung zu einem Weltblatt gemacht zu haben, wenn auch die Kämpfe mit der Censur der «Kölnischen Zeitung», welche stets als Organ der liberalen Partei diente, nicht erspart blieben, namentlich, seitdem sie 1841 begonnen hatte, Leitartikel in die deutsche periodische Presse einzuführen. In den Reaktionsjahren 1850—58 blieb Joseph D. standhaft gegen alle Drohungen und Verlockungen, wodurch die Zeitung zur Dienerin der Reaktion gemacht werden sollte, und ließ sich durch alle Willkürmaßregeln der Regierung nicht bewegen, sich zu einem Gesinnungswechsel seines Blattes zu verstehen. Der Kreis der Abnehmer ist in stetem Wachstum geblieben und betrug 1882 etwa 36000 Exemplare. Mit dieser wachsenden Verbreitung ward auch der äußere Apparat der Herstellung in umfassendster Weise vermehrt. Zunächst ward die Druckerei erweitert, dann ward 1866 in Berlin ein eigenes parlamentarisches Bureau errichtet, und endlich erhielt die Redaction 1875 die Erlaubnis, eine eigene telegraphische Leitung zwischen Berlin und Köln, die nur den Zwecken der Zeitung diente, zu legen. Hierdurch wird es ermöglicht, daß die Parlamentsverhandlungen sofort aus den Sitzungen befördert und noch an demselben Tage in Köln gedruckt werden. Nach dem Tode Joseph D.s (3. März 1861) ging das Eigentum der Zeitung und der Druckerei auf die Witwe und die Kinder über. Die Verlags- und Sortimentsbuchhandlung kam 1862 in Michael D.s (geb. 1. Juni 1824) alleinigen Besitz, welcher namentlich den Verlag von Schulbüchern (von Ahn, Bohne, Heis, Pütz u. a.) erfolgreich kultivierte. Er starb 15. Juli 1881 in Köln. Sein Geschäft ging in den Besitz seiner Witwe über. Vgl. «Die Familien D. und Schauberg in Köln» (Köln 1868), «Zum Andenken an Michael D.» (Köln 1881).

Dumont (Albert), franz. Archäolog, geb. 21. Jan. 1842 zu Scey-sur-Saône im Depart. Haute-Saône, besuchte die Normalschule zu Paris und wurde 1864 als Mitglied der Französischen Schule nach Athen gesandt. Im J. 1874 ward er Direktor der neubegründeten Französischen Schule in Rom und hielt daselbst Vorlesungen über die Archäologie und Kunstgeschichte; 1875 ging er wieder nach Athen als Direktor der Französischen Schule. Im J. 1878 nach Frankreich zurückgekehrt, ward er Rektor der Akademie zu Grenoble, dann zu Montpellier und 1879 zum Oberdirektor des höhern

Unterrichtswesens ernannt. D. hat den Ruf eines tüchtigen Altertumsforschers durch folgende Schriften erworben: «De plumbeis apud Graecos tesseris» und «Essai sur la chronologie des archontes athéniens postérieurs à la CXXII^e olympiade» (1870), «Inscriptions céramiques de la Grèce propre» (1871), «Peintures céramiques de la Grèce propre», «La population de l'Attique», «Vases peints de la Grèce propre», «Fastes éponymiques d'Athènes» (1873), «Essai sur l'éphébie attique» (bis jetzt erschienen Bd. 2, 1875), «Les céramiques de la Grèce propre, vases peints» (Tl. 1, 1881). Außerdem verfaßte er «L'administration et la propagande prussienne en Alsace» (1871) und «Le Balkan et l'Adriatique» (1873). Seit 1882 ist er Mitglied der Akademie der Inschriften.

Dumont (André Hubert), belg. Geolog, geb. 15. Febr. 1809 zu Lüttich, wurde 1835 Professor der Mineralogie und Geologie daselbst. Seine «Carte géologique de la Belgique» erhielt auf der pariser Weltausstellung von 1855 die große Ehrenmedaille. D. starb 28. Febr. 1857 zu Lüttich. Seine hauptsächlichsten Publikationen behandeln die Carbon- und Devonformation Belgiens.

Dumont (Augustin Alexandre), franz. Bildhauer, geb. in Paris 14. Aug. 1801, erhielt den ersten Unterricht in seiner Kunst von seinem Vater, trat dann bei Cartelliers in die Lehre und erhielt 1823 den großen Bildhauerpreis. Nach sechsjährigem Aufenthalt in Rom kehrte er 1830 nach Paris zurück, wo ihn seine Arbeiten bald zu einem angesehenen Künstler machten. Die Werke aus seiner ersten Zeit sind nicht frei von dem Einfluß Canovas, vereinigen jedoch mit dem Bestreben nach dem Glatten und Zierlichen meist ein genaueres Naturstudium. Interessante Belege dafür liefern: die Seelenpein der Liebe, personifiziert als Amor, welcher einen Schmetterling über einer brennenden Fackel hält, und die junge Frau, die ihren Kopfputz zurechtmacht, zwei hübsche, zart gearbeitete Marmorstatuen (beide im Museum des Luxembourg). Gründliches Wissen und kräftige Auffassung in Verbindung mit einer rüstigen, durch viele Übung und Erfahrung gestärkten Meisterhand machen sich an D.s spätern Arbeiten bemerklich. Dahin gehören: die Marmorstatue von A. von Humboldt im histor. Museum zu Versailles, die dekorativen Skulpturen des Pavillon Lesdiguières im Neuen Louvre zu Paris, und ebendaselbst drei kolossale Bronzestatuen, nämlich der sich emporschwingende Genius der Freiheit, oben auf der Julisäule, in der Mitte des Bastilleplatzes; der Herzog Eugen von Leuchtenberg, auf dem Boulevard du Prince-Eugène, jetzt Boulevard Voltaire benannt nach der Bronzestatue, welche das Standbild des Prinzen von seinem Postament verdrängt hat; und Napoleon I., im röm. Feldherrnkostüm, der 16. Mai 1871 zugleich mit der Vendômesäule, worauf er stand, umgestürzt und sehr beschädigt, seitdem aber restauriert und 26. Dez. 1875 auf die neu hergestellte Säule wieder hinaufgesetzt wurde. D. wurde 1838 Mitglied des Instituts und 1852 Lehrer an der École des beaux-arts.

Dumont (Jacques Edme), franz. Bildhauer, geb. in Paris 10. April 1761, hielt sich in Rom längere Zeit auf, nachdem er im Atelier Pajous seine Ausbildung erhalten hatte. Sein Tod erfolgte 21. Febr. 1844 in Paris, welches einige hervorragende Monumente von seiner Hand besitzt, so die Büste Moreaus in den Tuilerien, die Standfigur Colberts in der Deputiertenkammer, die Lamoignons de Malesherbes u. a.

Dumont (Léon), franz. philos. Schriftsteller, geb. 1837 zu Valenciennes, studierte die Rechte, bereiste sodann Mitteleuropa, Italien, Algier und Spanien und lebte nach seiner Rückkehr gänzlich der Wissenschaft auf seinem Landsitz St.-Saulve bei Valenciennes, wo er schon 7. Jan. 1876 starb. D. war entschiedener Anhänger der Evolutionstheorie und des Darwinismus. Er schrieb: «Les causes du rire» (1862), «Jean Paul et sa poètique» (1862), «Le sentiment du gracieux» (1863), «Haeckel et la théorie de l'évolution en Allemagne» (1873), «Théorie scientifique de la sensibilité» (Bd. 22 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», 1875; deutsch, Lpz. 1876).

Dumont (Pierre Étienne Louis), Anhänger der Benthamschen Philosophie, geb. 18. Juli 1759 in Genf, ging, nachdem er seine theol. Studien beendet, 1783 nach Petersburg, wo er eine Predigerstelle übernahm, verließ aber schon 1785 Rußland, um in London die Erziehung der Kinder des Lord Shelburne, nachherigen Marquis Lansdowne zu übernehmen. Seine Talente und Charaktereigenschaften machten ihn bald zum Freunde dieses Ministers, der ihm eine einträgliche Sinekure verschaffte. In den ersten Jahren der Französischen Revolution hielt er sich zu Paris auf, wo er seinem Vaterlande Genf sehr nützlich wurde. Über seine Beziehungen zu den Hauptführern der Revolution geben seine «Souvenirs sur Mirabeau et sur les deux premières assemblées législatives» (Par. 1832) interessante Aufschlüsse. D. hatte an den meisten und besten Arbeiten Mirabeaus bedeutenden Anteil. Nach kurzer Anwesenheit in Genf ging er 1792 wieder nach England zurück und begann hier Benthams (s. d.) Ideen zu verarbeiten. So erschienen der «Traité de législation civile et pénale» (3 Bde., Genf 1802; 2. Aufl. 1820), «Théorie des peines et des récompenses» (2 Bde., Genf 1810; 3. Aufl. 1825), «Tactique des assemblées législatives» (Genf 1815; 2. Aufl. 1822), «Traité des preuves judiciaires» (2 Bde., Genf 1823), «De l'organisation judiciaire et de la codification» (Genf 1828). Durch diese Schriften sind die weitschichtigen und oft ganz unverständlichen Materialien der Benthamschen Philosophie erst in ein System gebracht worden. Nach der Restauration kehrte er nach Genf zurück, wo er, seit 1814 Mitglied des Großen Rats, sehr nützlich wirkte. D. starb auf einer Vergnügungsreise nach Italien 30. Sept. 1829 zu Mailand.

Dumont d'Urville (Jules Sébastien César), franz. Kontreadmiral, bekannt als Weltumsegler, geb. 23. Mai 1790 zu Condé-sur-Noireau im Depart. Calvados, trat als Schiffsfähnrich in die franz. Marine und nahm in den J. 1819 und 1820 teil an der Expedition unter dem Kapitän Gauttier nach den Küsten des Archipels und des Schwarzen Meers. Hierauf machte er 1822 unter dem Kapitän Duperrey mit der Korvette La Coquille seine erste Reise um die Welt. Bei einer zweiten auf dem Astrolabe 1826—29 und einer dritten auf der Zelée 1834 führte er das Kommando selbst. Zweimal litt D. Schiffbruch, an den Tongainseln, dann in der Torresstraße; doch beidemal retteten ihn seine Entschlossenheit und seine seemännische

vandtheit. Große Verdienste hat sich D. durch
Auffuchung der Spuren Lapeyrouses, die Auf-
me großer Küstenstrecken von Neuseeland und
guinea, die Entdeckung zahlreicher Inseln und
arktischer Länder, sowie die Durchforschung der
resstraße und der Cookstraße erworben. Des-
chen trug er viel bei zur Bereicherung der allge-
nen Sprachkunde wie zur Erweiterung der
nischen Naturgeschichte, weshalb ihn auch die
graphische Gesellschaft in Paris zu ihrem Prä-
nten ernannte. Die Berichte über seine Ent-
ungsreisen veröffentlichte er in den beiden
chtwerken: «Voyage d'Astrolabe» (12 Bde.
t und 6 Abteil. Atlas, Par. 1830—39; der
r. Bericht allein, 5 Bde., Par. 1832—33) und
yage au pôle sud et dans l'Océanie» (23 Bde.
t und 6 Abteil. Atlas, Par. 1841—54; deutsch,
Bde., Darmst. 1841—48). D. verlor nebst
tin und Sohn das Leben bei dem Unfall auf
Paris-Versailler Eisenbahn 8. Mai 1842, nach-
er 1840 zum Kontreadmiral ernannt worden
. Im J. 1844 wurde ihm in seiner Vaterstadt
Denkmal errichtet.

umort., bei naturwissenschaftlichen Namen
rzung für Dumortier.

umortier (Charles Barthélemy), Naturfor-
, Publizist und Mitglied der belg. Kammer,
zu Tournay 3. April 1797, widmete sich den
urwissenschaften und bereiste Deutschland, Eng-
d und Frankreich. Bald nach seiner Rückkehr
llte er sich zu den Männern der belg. Oppo-
n, indem er die damals an die Regierung ge-
tete erste Petition um Abhülfe der Beschwerden
gierte, und wurde 1829 in die Provinzialstände
ählt. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution
eb er unter dem Namen Belgicus eine Reihe
mischer Briefe über den Zustand des Landes.
den Tagen des Sept. 1830 trat D. an die
ze der bewaffneten Bürgergarden in Tournay
zeigte Mut und Entschlossenheit. Der zu
rnay nicht überwiegenden kath. Partei ange-
nd, ward er nicht in den Kongreß gewählt,
l aber in die erste verfassungsmäßige Kammer.
r bekämpfte er heftig die 24 Artikel, in denen
Londoner Konferenz Holland mehr bewilligte
früher. Als Berichterstatter über die Ge-
ndeverfassungsgesetze trug er auf die ausge-
nteste Selbständigkeit der Provinzen und Ge-
nden an. Sein leidenschaftliches Verhalten
en die Liberalen brachte ihn 1847 um den
putiertensitz seiner Vaterstadt; doch trat er 1848
ch die Wahl zu Roulers wieder in die Kammer,
er seitdem schonungslos gegen die liberale
jorität vorging. Auf dem Gebiete der Botanik
D. als geistreicher Forscher bekannt. Er stellte
den «Commentationes botanicae» (Tournay
2) ein neues Pflanzensystem auf, das jedoch
e allgemeine Aufnahme erfuhr. Außer vielen
Denkschriften zerstreuten Abhandlungen gab er
«Florula Belgica» (Tournay 1827), eine
lloge Jungermannidearum Europae indige-
um» (Tournay 1831; 2. Ausg., mit Beifügung
«Hepaticae», 1874) und eine «Monographie
roses de la flore Belge» (Gent 1867) heraus.
t 1829 war er Mitglied der Akademie der
senschaften und seit 1838 der königl. Geschichts-
mission zu Brüssel. In dieser Eigenschaft hat
uch manche geschätzte Abhandlung auf dem
iete der belg. Litterar- und Kulturgeschichte
geliefert. Am 5. Mai 1878 fand in seiner Gegenwart die feierliche Einweihung der ihm zu Ehren im botan. Garten zu Brüssel auf Staatskosten errichteten Büste statt; zwei Monate darauf starb er, 9. Juli 1878. Den ihm vom Papst erteilten Grafentitel hat er niemals geführt.

Du Moulin (Peter; lat. Molinäus), bedeutender Theolog der franz.-reform. Kirche, besonders thätig als Polemiker, 1568 im Schlosse Buby an den Grenzen der Normandie geboren, wurde 1599 Kaplan zu Charenton bei der Schwester Heinrichs IV., Katharina, Gemahlin des kath. Herzogs Heinrich von Bar. Um diese gegen wiederholte Bekehrungsversuche zu stärken, verteidigte D. mündlich und schriftlich die Wahrheit der reform. Lehre. Auch als Prediger zu Paris disputierte er mehrfach mit kath. Theologen. Im J. 1615 wurde D. von Jakob I. nach England berufen, um einen Plan zur Vereinigung aller reform. Kirchen zu entwerfen; auch für die Synode zu Dordrecht schrieb er im Auftrag der Nationalsynode ein solches Einigungsprojekt, doch waren diese Bemühungen natürlich erfolglos. Die Predigten des Jesuiten Arnoux veranlaßten die bedeutendsten polemischen Schriften gegen den Katholizismus: «Défense de la confession de l'Église reformée de France» (Charenton 1617), «Bouclier de la foy» (Charenton 1617, Genf 1624; deutsch, Brem. 1643). Voll Heftigkeit bekämpfte D. auch die Arminianer in der «Anatomie de l'Arminianisme» (Leid. 1619). Seit 1620 als Professor der Theologie zu Sedan thätig, setzte er seine Polemik gegen Katholiken, Arminianer und Amyraldisten in zahlreichen Schriften fort bis an seinen Tod, 10. März 1658.

Dumouriez (Charles François), franz. General, geb. 25. Jan. 1739 zu Cambrai als Sohn eines Kriegskommissars, trat 1757 in das Heer, welches der Marschall d'Estrées in Deutschland befehligte, wurde als Kapitän bei Klostercamp gefangen und erst 1761 ausgewechselt. Nach dem Frieden 1763 verabschiedet, bereiste er als geheimer Agent der franz. Regierung Corsica, Spanien und Portugal. Als 1768 Genua die Insel Corsica an Frankreich abgetreten, wurde er vom Minister Choiseul zurückberufen und als Generaladjutant dem auf Corsica befindlichen Korps beigegeben. Später erhielt er als Oberst eine Mission bei der poln. Konföderation zu Bar, welcher er Offiziere und Geld brachte. Er organisierte selbst ein Korps, wurde aber von den Russen geschlagen und, da er überhaupt seine Vollmacht überschritten, von dem neuen Minister Aiguillon abberufen. Ohne dessen Vorwissen vertraute ihm Ludwig XV. 1772 eine geheime Sendung nach Schweden, schützte ihn aber nicht, als Aiguillon ihn zu Hamburg verhaften und in die Bastille bringen ließ. Erst Ludwig XVI. ließ ihn frei und ernannte ihn 1778 zum Kommandanten von Cherbourg. Beim Ausbruch der Revolution war er Maréchal de Camp, bekannte sich durch eine Flugschrift zu deren Prinzipien, trat zu Paris mit Mirabeau und den Jakobinern in Verbindung und erhielt eine revolutionäre Sendung nach Belgien. Nachdem er 1790 als Kommandant in Nantes fungiert, verband er sich 1791 mit den Girondisten und wurde durch deren Einfluß, obwohl vom König mißachtet, Generallieutenant, 1792 kurze Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten. D. sprach zuerst das

Wort von Frankreichs «natürlichen Grenzen» (Alpen, Rhein) aus. Durch ihn wurde Ludwig XVI. 20. April 1792 zur Kriegserklärung gegen Österreich bestimmt. D. begab sich hierauf 17. Juni als Divisionsgeneral zur Nordarmee, übernahm nach Lafayettes Abgang 16. Aug. den Oberbefehl über die Armee des Centrums, wurde aber (Treffen bei Grandpré, 14. Sept.) zum Rückzug gezwungen. Als die Preußen nach der Kanonade von Valmy den Rückzug antraten, wandte sich D. nach den Niederlanden und schlug 5. und 6. Nov. die Österreicher unter dem Herzog von Sachsen-Teschen bei Jemappes, wodurch Belgien erobert wurde. Seine Bemühungen, Preußen zu einem Separatfrieden zu bestimmen, scheiterten an der Vertragstreue Friedrich Wilhelms II. Schon zeigte sich jedoch der Konvent mistrauisch gegen ihn; er hatte sich mit den einflußreichsten Mitgliedern überworfen, sann auf die Rettung des gefangenen Königs und reiste deshalb nach Paris. Da er aber dessen Sache verloren sah, gab er sie auf.

Den Feldzug von 1793, der die Eroberung Hollands bezweckte, eröffnete er mit der Beschießung von Mastricht, wurde aber 18. März bei Neerwinden vom Herzog von Sachsen-Coburg vollständig geschlagen, worauf ein Teil seines Heers sich auflöste und Antwerpen kapitulierte. Bei allen Parteien verhaßt, seinen Sturz voraussehend, faßte er jetzt den Entschluß, die Armee gegen den Konvent zu führen und die Herrschaft der Bourbonen, wahrscheinlich in der Person des jungen Herzogs von Chartres, des spätern Königs Ludwig Philipp, den er mit sich führte, herzustellen. Er unterhandelte deshalb mit den Österreichern und sandte den Kriegsminister Beurnonville, der mit vier Volksrepräsentanten 2. April erschien, um von ihm Rechenschaft zu fordern, als Gefangene ins österr. Hauptquartier. Da aber die Truppen, bis auf etwa 1500 Mann, von ihm abfielen, sah er sich 4. April 1793 genötigt, mit seinem Stabe und dem Prinzen durch die Schelde zu der österr. Armee nach Tournay zu flüchten. Aus dem Gebiete des Kurfürsten von Köln, dann auch aus England verwiesen, schweifte er nun in der Schweiz, Deutschland und Italien umher, bis er in der Nähe von Hamburg auf dän. Gebiete, später in England, dessen Regierung ihm eine Pension gewährte, eine Zufluchtsstätte fand. D. schrieb außer mehrern Streitschriften die «Mémoires du général D.» (Hamb. 1794; deutsch von Girtaner, 2 Bde., Berl. 1794) und deren Fortsetzung «La vie du général D.» (Hamb. 1794), die vervollständigt (4 Bde., Par. 1822) der «Collection des mémoires relatifs à la révolution française» einverleibt wurden. Nach Frankreich durfte er nie wieder zurückkehren; der Konvent hatte auf seinen Kopf vergeblich den Preis von 300000 Frs. gesetzt. Er starb bei Henley an der Themse, in der Nähe von London, 14. März 1823. Vgl. Berville und Barrière, «La vie et les mémoires du général D.» (Par. 1822); Boguslawski, «Das Leben des Generals D.» (2 Bde., Berl. 1879).

Dumreicher von Österreicher (Joh. Heinr., Freiherr von), namhafter Chirurg, geb. 13. Jan. 1815 zu Triest, erhielt seine akademische Vorbildung auf den Gymnasien zu St. Paul in Kärnten und in Graz, sowie auf den Lyceen zu Graz und zu Verona und widmete sich den mediz. Studien auf der Universität zu Wien. Mit besonderer Vorliebe wandte er sich der Chirurgie zu und bildete sich unter Leitung des Freiherrn von Wattmann, dem Vorstande des Operateurinstituts, in der operativen Praxis aus. D. ward 1839 als ordentlicher Zögling in das Operateurinstitut aufgenommen und 1841 zum Assistenten der Klinik ernannt. Auf wissenschaftlichen Reisen durch Deutschland, Frankreich, England vervollständigte er seine Ausbildung. Im J. 1842 wurde ihm auf fünf Monate und 1843 auf drei Monate die Supplierung der Lehrkanzel der Chirurgie und die Leitung der damals einzigen chirurgischen Klinik an der Universität zu Wien anvertraut. Nachdem er sich 1844 als Privatdocent habilitiert, ward er 1846 zum Primärarzt einer chirurgischen Abteilung im k. k. allgemeinen Krankenhause ernannt und 1848 von den Ärzten des Krankenhauses zum Direktionsadjunkten erwählt. Außerdem ward ihm 1848 die Stelle eines konsultierenden Chirurgen an mehrern Spitälern für Verwundete übertragen. Dieser Wirkungskreis bot D. Gelegenheit zur Sammlung von Erfahrungen in der Kriegschirurgie. Im J. 1849 wurde er zum ord. Professor der Chirurgie, Vorstand der chirurgischen Klinik und des Operateurinstituts berufen, in welchen Stellungen er seitdem bis zu seinem Tode ununterbrochen wirkte. Im J. 1866 stellte sich D. mit 20 Operateuren seiner Klinik zur Verfügung der Nordarmee im Hauptquartier. Nach dem Eintritt des Waffenstillstandes erhielt er den Auftrag, die Sanitätspflege der in den Festungen Königgrätz und Josephstadt, sowie der in den preuß. Feldlazaretten befindlichen österr. Verwundeten einzurichten und zu leiten. Er starb 16. Nov. 1880 auf seinem Gute Januschowetz in Kroatien. D.s schriftstellerische Thätigkeit beschränkte sich fast nur auf Arbeiten in Zeitschriften. Besonders zu nennen sind: «Zur Lazarettfrage» (Wien 1867), «Zeitfragen betreffend die Universität» (Wien 1868), «Über Wundbehandlung» (Wien 1877), «Über die Notwendigkeit von Reformen des Unterrichts an den mediz. Fakultäten Österreichs» (Wien 1878) u. a.

Dum Roma deliberat, Saguntum perit, lat. Sprichwort: Während Rom beratschlagt, geht Sagunt zu Grunde, etwa entsprechend dem deutschen: Langer Rat versäumt die That.

Dun, ein kelt. Wort, welches Hügel bedeutet und in zahlreichen ältern und neuern Ortsnamen in Gallien und auf den brit. Inseln vorkommt.

Dün, Gebirgskette der Thüringer Terrasse im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, an der Südseite der Wipper, bis 517 m hoch; ihre östl. Fortsetzung wird die Hainleite genannt.

Duna, magyar. Name für die Donau; mit diesem Worte sind in Ungarn zahlreiche Ortsnamen verbunden, von welchen die bedeutendern sind: Dunaföldvár (d. h. «Donau-Erdfestung»), Marktflecken im Komitat Tolna, am rechten Ufer der Donau, Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1880) 12720 E., Magyaren und Deutschen, die Ackerbau, Obstbaumzucht, Fischerei und viel Gewerbe, namentlich Töpferei, sowie lebhaften Handel mit Brettern und Bauholz treiben. — Dunapataj, Marktflecken im Komitat Pest mit (1880) 5909 E., die namentlich Küchengärtnerei treiben und ihre Erzeugnisse nach Budapest in den Handel bringen. — Dunavecse (spr. Dunawetsche), Marktflecken im Komitat Pest, nahe an der Donau, mit 8000 E.

, lettisch **Daugawa**, russ. die Westliche
genannt, einer der bedeutendsten Flüsse
ands und des Baltischen Meergebiets, ist
lang und umfaßt ein Stromgebiet von
km. Sie entsteht im Kreise Ostaschkow
vernements Twer an der Westseite des
stiwaldes, in der Nähe der Wolgaquellen,
See Dwinez, fällt als ein kleiner Bach
oppelsee Ochwat-Shadenje, entfließt dem-
ls ein beträchtlicher Strom und durch-
d berührt sieben Gouvernements in einem
Bogen. Bei Riga ist die D. 590 m breit;
nterhalb dieser Stadt ergießt sie sich bei
nde in den Rigaischen Meerbusen der
Bis Welish fließt die D. südwärts von
höhe herab zwischen hohen, waldbedeckten
dann bis zur Ullamündung längs dem
des nordruss. Landrückens. Von da an
rhalb Dünaburg durchschneidet sie den
ach seiner ganzen Breite in einem tiefen
13 m hohen Ufern, voller Felsblöcke,
und Stromschnellen, deren man 62 zählt
he namentlich bei Drissa bedeutend sind.
b Dünaburg beginnt ihr Unterlauf; an
e der Klippen und Felsblöcke treten Ver-
n im Strombett, Überschwemmungen
n Ufer, Versumpfungen der nahen Fel-
hon bei Welish wird sie schiffbar; aber
l- und Unterlaufe ist die Schiffahrt we-
Klippen, Strudel und Sandbänke gefähr-
eeschiffe können nur bis Riga stromauf-
langen. Die D. nimmt links die Lutschössa,
Dißna auf. Durch den Beresinakanal ist
s der Ulla mit dem Dnjepr verbunden.

burg, Kreisstadt und Festung im russ.
ement Witebsk, an der Düna, 135 km im
Riga, in dem ehemaligen Polnischen
im Kreuzungspunkte der Bahnen von
rg nach Warschau und von Riga nach
k gelegen, hat sechs Kirchen, ein Gymna-
andere Schulen, ein Arsenal und zählt
2261 E., die viel Handel und Schiffahrt
Die Festung ist von militärischer Bedeu-
Sperrpunkt zweier Bahnlinien und als
s; hier lagert ein großer Teil des russ.
ngsparks (Artillerie- und Ingenieurpark).
en wird der Platz durch die 200 m breite
n den andern Seiten durch ausgedehnte,
ht überall ungangbare Sümpfe gedeckt.
nbahn- und eine Schiffbrücke vermitteln
wechsel innerhalb der Werke. Die eigent-
ung liegt auf dem rechten Ufer und besteht
geschlossenen Hauptwall mit mehrern
benen Werken, auf dem linken Ufer liegt
ich starker Brückenkopf, welcher aus meh-
selbständiger Verteidigung eingerichteten
esteht. Die Anlagen sind veraltet und
t mit Rücksicht auf die Wirkung gezogener
umgebaut; doch soll dies in nächster Zeit
und der Platz durch Anlage weit vorge-
Forts zu einer Lagerfestung erweitert
D. wurde 1278 vom livländ. Ritterorden
1576 vom russ. Zaren Iwan IV. erobert,
von den Polen den Russen entrissen und
polnisch bis zur Vereinigung Weißruß-
t dem Kaiserreiche (1772); die Festung
25 von den Schweden und 1656 von den
eitweilig besetzt. Die Franzosen unter
bestürmten 13. und 14. Juli 1812 ver-
geblich den Brückenkopf. Am 31. Juli wurde die Stadt von den Preußen und Franzosen unter Macdonald besetzt.

Dunaföldvár, s. unter Duna.

Dunajewski (Julian), österr. Finanzminister, geb. 1822 zu Neu-Sandec in Galizien, erhielt die erste Ausbildung in seiner Vaterstadt, studierte an den Universitäten Wien, Lemberg und Krakau und begann 1852 seine akademische Laufbahn als supplierender Professor an der Jagiellonischen Universität Krakau. Im J. 1855 kam er als Professor an die Rechtsakademie nach Preßburg und 1860 als ord. Professor der Nationalökonomie nach Lemberg, 1861 als ord. Professor der Staatswissenschaften an die Universität Krakau, wo er in poln. Sprache bis 1880 docierte. In den J. 1864 und 1868 bekleidete er das Amt des Rektors und war in dieser Eigenschaft Mitglied des galiz. Landtags, dem er dann als hervorragendes Mitglied für die Stadt Neu-Sandec seit 1870 angehörte. Im J. 1873 für den Bezirk Neu-Sandec, Wieliczka und Biala in den Reichsrat gewählt, nahm er lebhaften Anteil an den Debatten desselben, zumeist in volkswirtschaftlichen, Budget- und staatsrechtlichen Fragen, als designierter Redner des Polenklubs. Am 26. Juni 1880 wurde D. zum Finanzminister im Kabinett Taaffe ernannt, als welcher er die Reform der Steuern durchzuführen suchte. D. ist der Hauptredner des Ministeriums und der mächtige Anwalt des föderalistischen Staatsgedankens.

Dünamünde, eine Festung und der eigentliche Hafen von Riga im russ. Gouvernement Livland, am linken Ufer der Dünamündung, gleich hinter dem Einflusse der aus Kurland kommenden Buller- oder Bolderaa, 14 km nordwestlich von Riga, verteidigt die Mündung der Düna und hat einen unter Katharina II. in die See gebauten Steindamm, dessen Ende den Leuchtturm trägt. Hinter diesem Damme befindet sich seit 1852 der auf Kosten des Börsenkomitee von Riga angelegte großartige Winterhafen, der bis 300 Seeschiffe aufnehmen kann. Die zwei Arme der Aa und die Düna bilden bei ihrem Einflusse ins Meer die Insel Dünamündsholm, auf der eine Vorstadt liegt, ihr gegenüber am rechten Ufer der Bolderaa der Flecken Bolderaa, in welchem Lotsen, Hafen- und Zollbeamte wohnen. D. verdankt seinen Ursprung einem vom Bischof Albert 1201 gegründeten Cistercienserkloster und dem vom Ritterorden erbauten befestigten Schlosse, aus welchem später die Festung hervorging. Diese wurde 1618 und 1619 von den Schweden, 1700 von den Sachsen, 1703 wieder von den Schweden und 1710 von den Russen erobert, welchen sie im Frieden von Nystad 1721 blieb.

Dunant (Henri), schweizer Schriftsteller und Reisender, bekannt durch seine Bemühungen um die internationale Verbindung zur Pflege und Schonung der im Kriege Verwundeten. Sein Buch «Un souvenir de Solferino» (deutsch von Wagner, Stuttg. 1864) regte zuerst den Gedanken hierzu an. Demselben Zweck dient: «Fraternité et charité internationales en temps de guerre» (1864). Außerdem schrieb D.: «L'empire romain réconstitué» (1859), «La régence de Tunis» (1858), «La renovation de l'Orient» (1865).

Dunapataj, s. unter Duna.

Dunasch (arab., Herr der Menschen, daher hebr. auch Adonim) ben-Labrat, einer der ersten jüdischen Grammatiker, lebte im 10. Jahrh. in

Spanien. Seine Schrift gegen Saadia (handschriftlich bei Luzzato) hat eine Entgegnung gefunden in des Aben-Esra Sefat Jeter; seine versifizierte Kritik des Menachem ben-Seruk wurde herausgegeben von Salomo Stern (Wien 1870, mit den Streitschriften der Schüler beider). Vgl. Ewald und Dukes, «Beiträge zur Geschichte der ältesten Auslegung des Alten Testaments» (Bd. 2, Stuttg. 1844). Seine Identität mit dem gleichnamigen synagogalen Dichter wird vielfach bezweifelt.

Dunavecse, s. unter Duna.

Dunbar, alte Hafenstadt in der schott. Grafschaft Haddington, an der Nordsee, am felsigen Ufer des Firth of Forth, hat die Ruinen eines ehemals festen Schlosses, fünf Kirchen, eine Lateinschule, eine Seeschule und zählt (1881) 3651 E., die Heringsfang, Schiffbau, Eisengießerei, Seilerei und Kornhandel treiben. Im festen Schloß zu D. suchte Maria Stuart zweimal eine Zufluchtsstätte: nach Rizzios Ermordung (März 1566) und bald nach ihrer Vermählung mit dem Earl von Bothwell (Juni 1567). Bei D. besiegte König Eduard I. von England 27. April 1296 die Schotten unter Johann Balliol und, 3 km südlich der Stadt, 3. Sept. 1650 Cromwell die presbyterianischen Schotten unter General David Leslie. Cromwell war 1. Sept. von Edinburgh, wo das schott. Heer stand, nach der Küste abgezogen, um von der Flotte Verpflegung zu beziehen, und Leslie besetzte auf Verlangen der fanatischen Kommission der Kirche mit seinem 23000 Mann starken Heere darauf die steilen Höhen des Lammermuir, um ihm den Landweg nach England zu verlegen. Cromwell ließ um 6 Uhr morgens die feindliche Stellung durch Geschütz beschießen und griff mit der Losung «der Herr der Heerscharen» an. Ein Angriff der überlegenen schott. Reiterei wurde durch das Feuer der Infanterie abgeschlagen, worauf Cromwells Reiter nachhieben und nach einstündigem Kampfe der rechte Flügel der Schotten auseinanderlief. Cromwell verfolgte den nach der Hauptstadt fliehenden Feind mit äußerster Energie und nahm demselben 30 Geschütze und 1000 Gefangene ab; das schott. Heer ließ 3000 Gefallene auf dem Schlachtfelde, obwohl auf engl. Seite nach dem Bericht Cromwells nur 7500 Mann Fußvolk und 3500 Reiter ins Feuer gekommen waren. Der Sieg bei D. war der erste entscheidende Schritt zur Unterwerfung Schottlands.

Dunbar (William), schott. Dichter, um die Mitte des 15. Jahrh. zu Salton in der Grafschaft East-Lothian geboren, besuchte die Universität St.-Andrews, durchzog als Franziskaner England und einen Teil des Kontinents, kam dann an den Hof Jakobs IV., der ihm ein Jahrgehalt aussetzte und ihn mehrfach zu diplomatischen Sendungen verwendete. Namentlich unterhandelte D. die Vermählung Jakobs IV. mit Margarethe Tudor, Tochter Heinrichs VII. (1501), und besang diese Verbindung in dem berühmten Gedicht «The thistle and the rose» (1503). Er zeichnete sich ebenso wohl in allegorisch-didaktischer wie in derbkomischer Poesie aus. Zu seinen hervorragendsten Dichtungen gehören außer der genannten: «The dance of the seven deadly sins through hell» und «The golden terge» (1508). Von seinen Landsleuten wird D. für den größten Dichter Schottlands erklärt und neben Chaucer gestellt, der ihm in der That als Vorbild gedient hat. Er starb um 1525. Eine Gesamtausgabe seiner Werke veranstalteten David Laing (Edinb. 1834) und Paterson («Life and poems of William D.», Edinb. 1860). Vgl. Kaufmann, «Traité de la langue du poète écossais William D., précédé d'une esquisse de sa vie etc.» (Bonn 1873).

Dunbarton, s. Dumbarton.

Dunblane, Flecken in der schott. Grafschaft Perth, am Allan und Ardoch, 37 km im SW. von Perth und 10 km im N. von Stirling, mit 1920 E. und Mineralquellen. Der Ort hat Reste einer schönen Kathedrale aus dem 13. Jahrh.

Duncan (Adam, Viscount), berühmter brit. Admiral, geb. 1. Juli 1731, trat 1746 als Midshipman in den Seedienst, ward 1755 Lieutenant, nahm 1761 an der Expedition nach der Havana teil, wurde 1789 Kontreadmiral, 1793 Vizeadmiral und 1795 zum Oberbefehlshaber der vereinigten engl.-russ. Escadre in der Nordsee ernannt. Obgleich durch die Abberufung der Russen geschwächt, erfocht er 11. Okt. 1797 den glänzenden Sieg bei Camperdown, wo er den holländ. Admiral Winter gefangen nahm. D. wurde nach diesem Sieg zum Viscount erhoben, erhielt 1799 den Rang eines Admirals der Weißen Flagge und starb 4. Aug. 1804. — Robert Dundas D.-Haldane, des vorigen Sohn und Nachfolger, geb. 21. März 1785, hielt sich im Oberhause zu den Whigs und wurde unter dem Ministerium Grey bei Gelegenheit der Krönung Wilhelms IV. (1831) zum Grafen von Camperdown erhoben. Er starb zu London 22. Dez. 1859. — Sein ältester Sohn, Adam, Viscount D., zweiter Graf von Camperdown, geb. 25. März 1812, wurde 1837 für Southampton und 1841 für Bath ins Unterhaus gewählt, wo er sich der entschieden liberalen Partei anschloß. Er stimmte 1846 für Aufhebung der Korngesetze, dann für Einführung des Ballots und richtete besonders sein Augenmerk auf Abschaffung der Fenstersteuer, die er endlich nach mehrjährigen Anstrengungen in der Session von 1851 erreichte. Im Frühjahr 1852 trat er als Wahlkandidat für die Stadt Bury auf, fiel aber hier durch, wogegen er 1854 das Mandat für Forfarshire erhielt. Von 1855 bis 1858 war er Lord der Schatzkammer, beteiligte sich aber nach dem Tode seines Vaters wenig mehr an der Politik. Er starb 30. Jan. 1867.

Duncan (John), brit. Reisender, geb. in Schottland. Er hatte sich dem Soldatenstande gewidmet, schloß sich aber 1842 den Gebrüdern Lander an und machte 1845—46 im Auftrage der Geographischen Gesellschaft zu London eine neue Reise nach Whydah an der Sklavenküste und von da durch Dahomey bis in 13° nördl. Br. ins Innere. Er schrieb «Travels in Western Africa in 1845 and 1846» (deutsch von Lindau, 2 Bde., 1848). Auf einer neuen Reise nach Whydah begriffen, um dort das brit. Vizekonsulat zu übernehmen, starb er 3. Nov. 1849 in der Bucht von Benin.

Duncansby- oder **Dungsby-Head,** das östlichste Kap an der Nordküste Schottlands, in 58° 29′ nördl. Br. und 14° 34′ östl. L. von Ferro, am östl. Eingange zum Pentland-Firth, welche zwischen dem Kap und der Südspitze der Insel Süd-Ronaldsha etwa 10 km Breite hat.

Dunciad (Dunciade, vom engl. dunce, «Dummkopf»), Titel einer satirischen Epopöe von Pope auf die schlechten Dichter seiner Zeit, daher überhaupt soviel wie satirisches Gedicht.

er, namhafte deutsche Buchhändlerfamilie.
, Sohn eines Kaufmanns, geb. zu Ber-
ärz 1781, verlor zwei Jahre alt seinen
suchte eine Zeit lang ein Gymnasium und
elsschule und trat darauf als Lehrling zu-
ein kleines Ladengeschäft in Berlin, im J.
ie Buchhandlung von Georg Voß in Leip-
Anfang 1806 kam er als Gehilfe in die
lung von Heinr. Frölich in Berlin. Als
s Wochen später starb, wurde D. von den
selben mit der Führung des Geschäfts be-
ach Abzug der Franzosen (Dez. 1808) ent-
D. mit einem Berufsgenossen, Peter
von der Witwe Frölich das Geschäft zu
m 1. Jan. 1809 trat die neue Firma ins
roß der Kriegsjahre gedieh das Geschäft.
Tode Humblots (1828) führte D. dasselbe
ter Beibehaltung der Firma fort und
immer größerer Blüte. Aus seinem Ver-
n unter anderm die von Frölich übernom-
ers Weltgeschichte, Leopold Rankes epoche-
Geschichtswerke, Hegels sämtliche Werke
sungen, die «Jahrbücher für wissenschaft-
k», die «Litterarische Zeitung» und außer-
Menge jurist., naturwissenschaftlicher,
und schönwissenschaftlicher Werke hervor.
widmete sich D. mit Erfolg dem Gesamt-
es deutschen Buchhandels. Ostern 1828
den Vorstand des Börsenvereins der
Buchhändler gewählt worden; mit F. Flei-
A. Barth und F. Brockhaus bildete er den
für die 1833 beschlossene und 1836 voll-
bauung der Deutschen Buchhändlerbörse
; von 1837 bis 1866 gehörte D. ununter-
ntweder dem Verwaltungsausschusse oder
lausschusse des Börsenvereins, sowie da-
schiedenen besondern Ausschüssen für wich-
n des buchhändlerischen Betriebs an, wie
it 1843 bis 1866 ständiges Mitglied des
tterarischen Sachverständigenvereins zu
ar. Nicht minder erwarb sich D. um die
heiten seiner Vaterstadt Verdienste; so
der Stadtverordnetenversammlung un-
en 15 Jahre an. Da eine Verbindung
äfts mit den von seinen Söhnen Alexan-
ranz gegründeten Verlagsgeschäften un-
schien, so ging es 1. Jan. 1866 käuflich
eibel jun. in Leipzig über, welcher es seit-
t, bis 1. Juli 1874, unter Teilnahme sei-
s) unter der alten Firma im Geiste und
Gründers derselben fortführt. Doch be-
nige Verlagsartikel zurück, die später Karl
unter der Firma «Karl Duncker, Verlags-
übernahm. D. starb 15. Juli 1869.
nen Söhnen widmeten sich zwei, Alexander
Gustav D., dem Buchhandel. Alexan-
b. 18. Febr. 1813 zu Berlin, trat, nachdem
ndliche Schulbildung genossen hatte, 1829
schäft seines Vaters ein und begründete
837 eine eigene Verlagshandlung unter
men. Seine Verdienste, welche er sich durch
be größerer künstlerischer Werke erwarb,
hen das bedeutendste die 28 Stiche nach
Wandgemälden sind, trugen ihm den
Königl. Hofbuchhändlers ein. — Franz
D., Bruder des vorigen, geb. 4. Juni 1822,
n der Universität zu Berlin Philosophie
ichte und wandte sich dann dem Buchhan-
m 23. Febr. 1850 erwarb er die W. Bes-
sersche Verlagsbuchhandlung in Berlin, welche er später unter seinem Namen fortführte. In seiner polit. Richtung volksfreundlich gesinnt (1848 war er Hauptmann einer Bürgerwehrkompagnie), kaufte er 1853 die Bernsteinsche «Urwählerzeitung», ließ sie in vergrößerter Form unter dem Titel «Volks-zeitung» erscheinen und brachte sie trotz vielfacher Polizeimaßregelungen über die Reaktionsperiode hinaus. Als Mitbegründer der Deutschen Fortschrittspartei gehörte er zu den hervorragendsten Mitgliedern derselben im preuß. Landtage und im Deutschen Reichstage. Neben seiner polit. Thätigkeit wirkte D., seit 1865 an der Spitze des Berliner Handwerkervereins, für geistige und materielle Hebung der arbeitenden Klassen und suchte durch die in Gemeinschaft mit Schulze-Delitzsch und Max Hirsch 1869 gegründeten Deutschen Gewerkvereine den um sich greifenden sozialistischen Ideen mit praktischen Mitteln entgegenzutreten. Im J. 1876 verkaufte D. einen Teil seines Verlags an Karl Krabbe in Stuttgart, welcher denselben unter seiner Firma weiter führte, während der Rest im Herbst 1877 an Karl Geibel jun., den Besitzer der Firma Duncker u. Humblot, überging und von diesem unter der Firma Franz Duncker (in Leipzig) bis zum Sommer 1882 fortgeführt wurde, wo dann Karl D., Sohn Franz D.s, die Handlung übernahm.

Duncker (Max), deutscher Geschichtschreiber, ältester Sohn von Karl D., geb. 15. Okt. 1811 zu Berlin, widmete sich 1830—34 zu Bonn und Berlin unter Löbell, Raumer, Ranke und Böckh der Geschichte und Philologie. Zu Berlin im Mai 1834 promoviert, erlangte er erst 1839 die Erlaubnis, sich an der Universität Halle zu habilitieren, da er wegen Teilnahme an der Burschenschaft zu Bonn zur Untersuchung gezogen und in Haft gewesen war, und wurde im Okt. 1842 außerord. Professor daselbst. Im Frühjahr 1848 in die deutsche Nationalversammlung gewählt, vertrat er auch später die Stadt Halle und den Saalkreis im Volkshause zu Erfurt und in den drei Sessionen der Zweiten preuß. Kammer von Aug. 1849 bis Ende Mai 1852. Die deutsche Politik des Ministers Manteuffel charakterisierte er in der Schrift «Vier Monate auswärtiger Politik» (Berl. 1851). Da D. wegen seiner Stellung in der Opposition zu einer ord. Professur in Halle nicht aufrücken konnte, folgte er 1857 einem Rufe nach Tübingen, wo er eine sehr gedeihliche akademische Wirksamkeit fand. Im Mai 1859 berief ihn das Ministerium Hohenzollern-Auerswald als Hilfsarbeiter in das Staatsministerium. Am 3. Juni 1861 wurde er zum vortragenden Rat des Kronprinzen ernannt. Im Sommer 1867 übernahm er das Direktorium der preuß. Staatsarchive. Während seiner Amtsführung gelang es ihm, die Staatsarchive zu Posen, Schleswig und Aurich zu gründen, die nassauischen Archive zu Idstein, die hessischen zu Marburg zusammenzufassen, die Archive von Stade und Hildesheim mit dem Staatsarchiv zu Hannover zu vereinigen. Die Räumlichkeiten sämtlicher Archive wurden, mit Ausnahme des Staatsarchivs zu Koblenz, teils neu errichtet, teils verbessert und erweitert. Mit dem 1. Jan. 1875 wurde D. auf seinen Antrag in den Ruhestand versetzt.

Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind zu nennen: seine Habilitationsschrift «Origines Germanicae» (Berl. 1840), die «Geschichte des Altertums» (4 Bde., Lpz. 1852—57; 5. Aufl., 6 Bde.,

1878—82) und eine Anzahl auf Urkunden des geheimen Staatsarchivs basierter Abhandlungen zur preuß. Geschichte, «Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. und Friedrich Wilhelms III.» (Lpz. 1876). Mit Droysen gab er heraus: «Preuß. Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs II.» (Bd. 1, Berl. 1877). D. ist Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, auswärtiges Mitglied der Akademie zu München und der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.

Duncombe (Thomas Slingsby), radikales engl. Parlamentsmitglied, war der Sohn eines Landedelmanns in Yorkshire und wurde 1797 geboren. Als junger Mann diente er kurze Zeit in einem Dragonerregiment, trat aber 1826 für Hertford ins Parlament und unterstützte mit Eifer die Reformbill. Im J. 1834 für den londoner Wahlbezirk Finsbury gewählt, verfocht D. im Parlament mit unerschütterlicher Konsequenz die radikalsten demokratischen Grundsätze, sprach und stimmte für Ausdehnung des Wahlrechts auf die arbeitenden Klassen, geheime Abstimmung, Trennung von Kirche und Staat und Abschaffung aller Kirchensteuern, und machte sich namentlich dadurch populär, daß er gegen den Minister Graham wegen Eröffnung der Briefe Mazzinis (1844) mit unerbittlicher Schärfe zu Felde zog. Seine 1848—49 für die magyar. Sache bewiesenen Sympathien wurden von den Ungarn durch ein Dankschreiben anerkannt. Dabei gehörte D. während der Anwesenheit Ludwig Napoleons in England zu dessen vertrautesten Freunden und zeigte sich nachher stets als dessen enthusiastischer Bewunderer. Er starb zu Brighton 13. Nov. 1861. Von seinem Sohne erschien «The life and correspondence of Thomas Slingsby D.» (2 Bde., Lond. 1868).

Dundalk, Stadt in Irland, Provinz Leinster, Grafschaft Louth, 80 km im N. von Dublin, 93 km im SSW. von Belfast, an der Mündung des Creaghan in die Dundalkbai und an der Dublin-Belfast-Bahn, zählt (1881) 9850 E. und hat Brauereien, Mahlmühlen, Destillationen, eine Flachsspinnerei und eine Nagelfabrik. Der Hafen ist neuerdings wesentlich verbessert, sodaß Schiffe von 4,9 m Tiefgang bis an die Quais gelangen können, wo der Kanal 46 m Breite hat. D. führt Getreide, Vieh und Lebensmittel nach Liverpool aus, wohin dreimal in der Woche Dampfer gehen. D. ist eine alte, ehemals befestigte Stadt, in welcher der letzte Monarch in Irland gekrönt worden ist, nämlich Eduard Bruce, der hier zwei Jahre residierte und 1318 in einem Gefecht mit den Engländern auf dem Foighard-Hügel in der Nähe von D. fiel.

Dundas (Henry), brit. Staatsmann, s. unter Melville (Viscounts).

Dundas (Sir James Whitley Deans-), brit. Admiral, geb. 4. Dez. 1785, war der Sohn des Arztes James Deans in Kalkutta, trat 1799 als Volontär in die Marine, zeichnete sich als Midshipman bei der Belagerung von Alexandria und der Blockade von Rochefort aus, wurde 1805 Lieutenant und nahm 1807 an der Verteidigung von Stralsund und an der Expedition gegen Kopenhagen teil, wo er durch das Platzen einer Bombe verwundet wurde. Gleich darauf zum Kapitän ernannt, diente er noch mehrere Jahre in der Ostsee, nachdem er 2. April 1808 seine Cousine Janet D. geheiratet hatte, die ihm bedeutende Güter in Wales als Mitgift brachte, wodurch er sich veranlaßt sah, ihren Familiennamen dem seinigen hinzuzufügen. Als Kommandeur der Fregatte Pyramus eroberte er 1813 und 1814 einige franz. Schiffe und befand sich dann 1815—19 bei der Flotte im Mittelmeer. Mit dem Prinz-Regent von 120 Kanonen, dem Flaggenschiff des Admirals Parker, segelte er 1830 nach dem Tejo, um bei den damaligen portug. Wirren die Interessen Englands wahrzunehmen. Von 1836 bis 1838 war D. als Flaggenkapitän im Hafen von Portsmouth thätig, stieg im Nov. 1841 zum Kontreadmiral und wurde 1846 zum Lord der Admiralität ernannt; gleichzeitig trat er für die Stadt Greenwich ins Parlament. Ende 1851 übernahm er den Oberbefehl über die mittelländische Flotte und erhielt, seit 17. Dez. 1852 zum Vizeadmiral aufgerückt, beim Eintritt der orient. Verwicklung die Anweisung, sich mit der ihm anvertrauten Seemacht der türk. Hauptstadt zu nähern, um sie gegen einen Handstreich der Russen zu sichern. Er lief in die Besikabai, dann in den Bosporus und nach der Katastrophe von Sinope in das Schwarze Meer ein. Nachdem der Krieg gegen Rußland erklärt worden, erschien D. vor Odessa, gegen welches er 22. April 1854 ein Bombardement eröffnete, das jedoch ohne Folgen blieb. An der Expedition nach der Krim beteiligte er sich nur ungern, und sein Verhalten bei der Landung und bei dem Angriff auf Sewastopol 17. Okt. gab zu vielen Kritiken Anlaß. Er legte daher im Dez. 1854 das Kommando nieder, avancierte im Dez. 1857 zum Admiral der Blauen Flagge, später zum Admiral der Weißen Flagge und starb in Weymouth 3. Okt. 1862.

Dundas (Sir Richard Saunders), engl. Admiral, Sohn des Ersten Lords der Admiralität, Viscount Melville, wurde 11. April 1802 geboren. Er trat sehr jung in den Marinedienst, stieg schon 1824 zum Postkapitän auf und befehligte 1827—28 das Linienschiff Worspite von 76 Kanonen, das erste Fahrzeug dieser Klasse, welches eine Reise um die Welt ausführte. Hierauf nahm er 1840 an dem Kriege gegen China teil, wo er sich bei der Eroberung der Insel Tschusan hervorthat. Seit 1852 versah er das Amt eines jüngern Lords der Admiralität und wurde 1853 Kontreadmiral. Nach der Entlassung Napiers erhielt er das Oberkommando der Ostseeflotte und segelte im April 1855 aus den Dünen ab. Jedoch verlief der größte Teil des Feldzugs ohne entscheidende Operationen, bis sich D. zum Bombardement von Sweaborg entschloß, welches er [illegible] 11. Aug. ausführte. Im Feldzuge von [illegible] mals mit dem Oberbefehl betraut, setzte [illegible] von Paris seinen weitern Unternehmungen [illegible] Im Winter 1856—57 kommandierte [illegible] schwader im Kanal und an den Küsten [illegible] gal, wurde dann wieder Lord der Admiralität [illegible] 1858 Vizeadmiral der Blauen Flagge. [illegible] Er starb zu London 3. Juni 1861.

Dundee, Municipalstadt und [illegible] borough in der schott. Grafschaft Forfar [illegible] im NNO. von Edinburgh, nach Edinburgh und [illegible] Glasgow die volkreichste Stadt, nach [illegible] Aberdeen der wichtigste Hafen an der [illegible] Küste Schottlands, an dem Dundee-Law, einem [illegible] befestigten, 160 m hohen, isolierten Hügel, [illegible] am nördl. Ufer des Taybusens über 9 km [illegible] und wird von vier Eisenbahnen berührt. [illegible] einen seit 1815 erweiterten, für die größten [illegible] zugänglichen Hafen mit fünf Docks von [illegible] Wasserfläche. Die ältern Stadtteile am Hafen [illegible]

rumme und enge, die amphitheatralisch an-
Neustadt hat gerade und breite Straßen
en Vorstädten befinden sich elegante Villen.
ni steht ein Triumphbogen zur Erinnerung
Besuch der Königin Victoria (1844). Außer-
tzt die Stadt ein schönes, 1743 erbautes
us mit Turm und Säulenhalle, eine Börse
). Stil, eine Kornbörse, eine Kaufmanns-
n schönes Zollhaus, über 30 Kirchen und
, einen merkwürdigen, 48 m hohen got.
in Kloster, die Albert-Institution mit Mu-
ie Lateinschule, ein Seminar, eine Industrie-
r verwahrloste Kinder und mehrere andere
d Bildungsanstalten; ferner in Schottland
nste Krankenhaus, eine Taubstummen- und
nanstalt, ein Waisenhaus, eine Besserungs-
ein Gefängnis, ein Theater u. s. w. David
dem die Stadt den Aufschwung der Leinen-
verdankt, hat den am Ostende gelegenen
Stadt zum Geschenk gemacht. Die Zahl
ohner stieg von 1851 bis 1881 von 78931
154. Etwa 6 km unterhalb ist Broughty-
die Hauptresidenz der reichen Kaufleute.
der Hauptsitz der Leinenindustrie und des
dhandels von ganz Großbritannien. Es
t in seinen zahlreichen Leinwand-, Drilch-,
h-, Beuteltuch- und Sacktuchfabriken gegen
rbeiter, im Hauptzweige, der Juteweberei,
000, hat Seilereien, Tapisserien, Gerbe-
ederhandschuh-, Strumpffabriken, Konfise-
rühmte Orangemarmeladenfabrik, große
r- und Verpackungsanstalten mit hydrau-
ressen, außerdem Schiffswerfte, Eisenwerke,
nbauanstalten, Dampfmühlen und treibt
herei und großartigen Handel. D. hat die
ung von Dampfschiffen für den Walfisch-
der Davisstraße und Baffinsbai und den
hlag um Jan-Mayen monopolisiert. Die
sitzt 200 Schiffe von 91120 t. Im J. 1877
Hafenbewegung, ohne die Küstenschiffahrt,
Eingang 1600 Schiffe von 436910 t, für
gang 934 Schiffe von 272480 t.
m war D. befestigt und wurde unter Eduard I.
von den Engländern, dann von Wallace
ce eingenommen, welcher letztere das Schloß
Unter Richard II. und Eduard VI. wurde
rt und verbrannt. D. war die erste schott.
elche die Reformation einführte, und wurde
n Montrose erobert, 1651 von Monk er-
Der schott. Held Wallace (zu Ende des
h.) wurde hier erzogen. Am 28. Dez. 1879
rte ein starker Sturm die 1873 erbaute,
ange, bei D. über den Tay führende Eisen-
ke, wobei ein ganzer Eisenbahnzug in den
te und über 80 Menschen ertranken.

ee (John Graham von Claverhouse, Vis-
Feldherr der Stuarts, s. unter Graham
.

onald (Graf), s. Cochrane.

din, Stadt auf der Südinsel Neuseelands,
tadt der Provinz Otago im County Taieri,
e, bestgebaute und wichtigste Stadt Neu-
etwa 14 km von Part Chalmers, seinem
, entfernt und mit demselben, sowie mit
ch und Invercargill durch Eisenbahnen
n. D. wurde 1848 als eine Niederlassung
Kirk of Scotland begründet und machte
nur geringe Fortschritte, bis im J. 1861 in
t 100 km entfernten Gabriels Gully außer-
gewöhnlich reiche Goldfelder entdeckt wurden, welche Scharen von Minern nach der Gegend zogen. Seit dieser Zeit erst datiert das Wachstum der Stadt, die Industrie gedeiht und der Handel, besonders mit Melbourne, ist im Aufblühen begriffen. D. hat ein Hospital, eine öffentliche Bibliothek, einen botan. und einen Acclimatisationsgarten, zwei Theater und seit 1871 eine Universität. Der Census von 1881 ergab für D. 24377 Seelen, während die Bevölkerung mit den Vorstädten Caversham, St.-Kilda, South D., Mornington, Roslyn, Maori Hill, North East Valley und West Harbour 42802 E. zählt. Mit Lokomotiven befahrene Tramways vermitteln den Verkehr in den Straßen. Zum Schutze gegen einen äußern Feind dienen bei Ocean Beach errichtete Befestigungen. In D. erscheinen drei tägliche, fünf wöchentliche und vier monatliche Zeitungen, unter welchen letztern das illustrierte Blatt «Illustrated New Zealand Herald».

Dunen, soviel wie Flaumfedern.

Dünen sind öde, nackte, langgezogene Hügel oder zu mehrern parallel hintereinander liegende Hügelreihen, welche 10, 20, ja 60 m Höhe erreichen und dadurch entstehen, daß der Wind den während der Ebbe trocken gelegten Sand hügelartig zusammenfegt und vor sich her treibt. Infolge davon sind manche D. in einem beständigen Vorrücken in das Festland begriffen und im Stande, fruchtbare Gegenden, ja ganze Dörfer zu begraben. Durch Anpflanzungen ist es jedoch zum Teil gelungen, die D. zu begrenzen, zu verfestigen und nutzbar zu machen. Als natürliche Schutzwälle gegen das Vordringen des Meers sind sie für flache Seeküsten geradezu Existenzbedingungen und werden als solche gehegt und beschirmt. Vgl. Hartig, «Über Bildung und Befestigung der D.» (Berl. 1831); Krause, «Der Dünenbau auf den Ostseeküsten» (Berl. 1850).

Dünewald (Joh. Heinr., Graf), österr. General der Kavallerie, geb. um 1620 im Kurkölnischen, diente 1663 in dem Reichsheere gegen die Türken und trat in österr. Dienste, in denen er sich bei St. Gotthard auszeichnete. Im J. 1672 stand er am Rhein, that sich im Treffen bei Ensheim hervor, wurde aber bei Mühlheim gefangen und bald darauf ausgewechselt. D. deckte hiernach Montecuculis Übergang über den Rhein und wurde 1675 in Anerkennung seiner Verdienste zum Reichsgrafen und General der Kavallerie ernannt. Als Wien von den Türken zum zweiten mal belagert wurde, verteidigte er Krems und schlug dort eine starke Heeresabteilung der Türken; am Entsatz der Hauptstadt nahm er ebenfalls thätigen Anteil und leitete nach dem Treffen bei Parkany die Verfolgung. Er führte sodann noch 1684 die schwäb. Hilfstruppen zur ersten Belagerung von Ofen, schlug 1686 bei der zweiten Belagerung dieser Festung, bei welcher er verwundet wurde, ein türk. Entsatzheer zurück und führte nach der Schlacht bei Mohács ein Korps gegen die bei Essek zurückgebliebene türk. Reserve, welche er nach Belgrad zurückdrängte. Hiernach eroberte D. ganz Slawonien und nahm alle dortigen Festungen. Im J. 1688 führte D. die Reiterei des Heers des Herzogs Karl von Lothringen und deckte die Belagerung von Belgrad; 1689 focht er am Rhein und entsetzte Heidelberg; 1690 kämpfte er wieder gegen die Türken und hatte großen Anteil am Siege bei Szlankamen, wurde jedoch nach Wien zurückberufen, da er beständig in Zwist mit dem Oberbefehlshaber war. Im Begriff, in Essek die Rückreise

anzutreten, starb D. 31. Aug. 1691 am Schlagfluß oder durch Gift, was nicht völlig aufgeklärt ist.

Dunfermline, Stadt in der schott. Grafschaft Fife, 43,5 km im Südwesten von Cupar, 26 km im NW. von Edinburgh, 5 km vom Firth of Forth, an der Eisenbahn auf einem 97 m hohen Hügel in reizender Gegend gelegen, hat 16 Kirchen, ein Stadthaus, eine Markthalle, ein Gefängnis, ein Armenhaus, ein Handwerkerinstitut, eine Bibliothek und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten und zählt (1881) 17090 E., welche sehr bedeutende Manufakturen in Leinwand und Damast, für welchen Industriezweig es der Mittelpunkt der Grafschaft ist, sowie Färbereien, Gerbereien, Seilerbahnen, Eisengießereien, Seifensiedereien, Lichtziehereien, Tabaksfabriken, Brauereien, Ziegelbrennereien unterhalten, außerdem die benachbarten Steinkohlengruben und großartigen Kalksteinbrüche ausbeuten und ansehnlichen Handel treiben. Merkwürdig sind die Ruinen des alten Schlosses, welches Lieblingssitz des Königs Malcolm III. Caenmore (gest. 1093) war und in welchem Karl I. 19. Nov. 1600 geboren wurde und Karl II. im Aug. 1650 vor seiner Niederlage bei Dunbar (3. Sept.) den Covenant unterzeichnete, sowie die Trümmer einer von Malcolm III. gegründeten Benediktinerabtei (seit 1820 eine Kirche) mit den Gräbern von Robert Bruce und von vielen schott. Königen und Grafen von Fife.

Dunganen, die mohammed. Bewohner des nordwestl. China und der Dsongarei (s. d.), türk.-tatar. Ursprungs, von den Chinesen Choi-Choi genannt, gegen 4 Mill. zählend. Durch Abstammung, Religion und Sitte von ihren sie hart bedrängenden chines. Herren geschieden und ihnen von jeher feindlich gesinnt, unternahmen sie es, das verhaßte Joch 1862 durch eine allgemeine Erhebung abzuschütteln. Die Städte Si-ning, Te-tung und Su-tschen in der Provinz Kan-su waren bald in den Händen der Insurgenten; die chines. Besatzungen, soweit sie nicht auf die Seite der Empörer und zum Mohammedanismus übertraten, wurden niedergemacht. In festern Punkten behaupteten sich jedoch die chines. Garnisonen. Gleichzeitig erhoben sich die D. der nordwestlichern Dsongarei, im Thian-schan, und nahmen die Stadt Urumtschi; 1864 schlossen sich ihnen die ostturkestan. Tarantschi an, mit deren Hilfe 1866 die Stadt Kuldscha und das Gebiet des obern Ili den Chinesen entrissen wurde. Obgleich es den D. an jeder einheitlichen Organisation fehlte, machten sie weitere Fortschritte; 1869 verheerten sie nordöstlich vom Kukunor Ordos und Alaschan, 1870 plünderten sie Uljassutai und ein Jahr später Kobdo, die Hauptpunkte der westl. Mongolei. Die Besatzungen dieser Städte wagten keinen Widerstand zu leisten. Doch man würde irren, wollte man aus diesen Erfolgen mannhafte Tapferkeit als eine charakteristische Eigenschaft der D. ableiten. Der russ. Oberst und geogr. Forschungsreisende Prschewalskij bezeichnet die D. als ebenso feig wie die Chinesen; sie sind nur dann kühn und verwegen, wenn ihnen ein ernster Widerstand nicht entgegentritt. Der ganze Krieg besteht in gegenseitiger Überlistung, und die D. legen bei der grausamen Vertilgung ihrer Gegner dieselben unmenschlichen Eigenschaften an den Tag wie diese. Nachdem das ganze östl. Turkestan, das Thian-tschan-Gebiet und der westliche Teil der Provinz Kan-su verloren gegangen, ermannte sich die chines. Regierung, um die D. nicht in die nördl. Provinzen des eigentlichen China eindringen zu

lassen, und sendete eine 40000 Mann sta
Armee 1872 nach Kan-su. Aber General
tang mußte seine Milizen erst organisier
die D. Zeit erhielten, sich bei der Stadt Si
gegen 70000 Mann stark anzusammeln.
lagerung wurde seitens der Chinesen a
sperrung des Platzes und Beschießung
aus vier leichten Kruppschen Kanonen
während die D. sich feig hinter ihren Ma
ten und selbst unter den günstigsten Ve
keinen Ausfall wagten. Endlich fiel Si
Hunger, und nun begann die grauenhafte
dung derjenigen, die sich nicht hatten durch
retten können; gegen 10000 D., ohne
des Geschlechts und Alters, sollen allein
gründe des Gebirgs hinabgestoßen worden
Laufe des Winters 1872/73 eroberten di
die dunganischen Städte Ssen-huan, Ju
und Te-tung; was nicht zum Buddhismu
wurde ermordet. Neu verstärkt, bracht
endlich im Sommer 1873 den Hauptort
genten, die Stadt Su-tschen, wieder i
walt; auch hier wurde niedergemacht, w
zu den westl. Glaubensgenossen nach der
flüchten konnte. Somit war der Aufst
Provinz Kan-su bewältigt. Zwar unter
Beg (s. d.), der Atalik-Ghazi von Kasch
herrscher des Reichs Dschiti-Schahar, n
D., doch gelang es dem General Tso
den Aufstand bis zum Jan. 1878 völl
werfen und alles vormals chines. Gebie
nahme des inzwischen von den Russ
Kuldscha, der chines. Herrschaft wieder
werfen. Vgl. Prschewalskij, «Die M
das Land der Tanguten» (Bd. 1, Pe
russisch); Wassiljew, «Die mohammed
in China» (Petersb. 1867, russisch);
«Jahresberichte über die Veränderunge
schritte im Militärwesen» (Bericht üb
Armee, Berl. 1879).

Dungannon, Stadt in der irisch
Ulster, die größte der Grafschaft Ty
40 km im OSO. von Omagh, der Ha
Grafschaft, mit 3840 E., welche Hand
und Leinen treiben, Thonwaren und
zieren und Kalk und Kohlen fördern.
Hauptsitz der O'Neils, Könige von Ulst
milie Trevor führt den Namen Viscou

Dungarvan, Stadt in der irisch
Munster, Grafschaft Waterford, 42 km
von Waterford, an der Mündung de
Hintergrunde der tiefen Dungarvan
Seebad, Fischerei, Küstenhandel mit
und Butter und zählt 6350 E.

Dungeneß-Cap, die mit einem
versehene niedrige und steinige, aus Leh
äußerste Südostspitze Englands am Pa
in 50° 54′ 47″ nördl. Br. und 21° 21′ 51″ ö
Ferro. Mit ihr endet nach Süden die
rige, sumpfige Ebene, genannt der Rom
diese Ebene hat sich dadurch gebildet, da
Atlantischen Ocean kommende Flut
Stunde einer andern, aus der Nordsee k
Flut begegnet. Die Küste schreitet jäh
1,5 m ins Meer vor, da die Kiesel von
Kreidefelsen von Hastings durch die Flut
des Ufers abgelagert werden.

Dungeneß-Cap heißt auch die n
ostspitze von Patagonien, 7,5 km im

Virgenes. Zwischen diesem Kap und
ıtherine Point an der Nordostecke von
ffnet sich die Magellansstraße.

. Düngung, nennt die neuere Land-
issenschaft den Ersatz, welcher dem
die ihm durch den Anbau entzogenen
rungsstoffe geboten wird. Benutzt man
fortwährend zur Hervorbringung von
hsen, so zeigt sich allmählich eine Ver-
er Erträge oder der Fruchtbarkeit, bis
ndlich völlig unfruchtbar wird. Der
on ist, daß die Pflanze einer bestimmten
von Stickstoff und gewissen Mineral-
zu ihrer vollständigen Entwickelung
nicht zu vegetieren vermag, wo einer
fehlt. Die wichtigsten und notwendig-
lien sind aber gerade in minder nutz-
e im Boden vorhanden, werden daher
esetzte Ernten nach und nach demselben
en, wenn nicht mittlerweile von irgend
dafür Ersatz geleistet wird. Ebenso be-
lanze zur Bildung ihrer dem Menschen
Bestandteile ein Quantum an Stick-
ständig neu zugeführt werden muß, was
mosphäre allein bei weitem nicht zu thun
ie Leistung nun dieses Ersatzes zur rich-
in genügendem Maße und in Stoffen,
gern Wert haben als die durch die Pro-
Boden entzogenen, bedingt das Wesen
g.

rie der Düngung war lange Zeit völlig
d hypothetisch. Die Alten betrachteten
Brache, die Ruhe des Bodens, als eine
seiner Kräfte und sodann den tierischen
ekte Nahrung der Pflanzen. Im Mittel-
Bernard Palissy, der berühmte Erfinder
, daß die Salze Lebensmittel der Vege-
n. Im 17. Jahrh. hielt Helmont das
thro Tull fein zerteilte Erde, Zink, Öle
Home den Wärmestoff, im 18. Jahrh.
n die Gase, Wallerius Salpeter, Öl
ür die wahre und alleinige Pflanzen-
Thaer vereinigte in seiner Lehre alle
ichten, verlegte aber den Schwerpunkt
enstoff und erklärte den Humus als das
Fruchtbarkeit. Diesem Satze stimmte
tionelle Schule sofort bei; heute ist der-
bei keinem gebildeten Landwirte mehr
big war es vorbehalten, dies künstliche
e umzustoßen (1840) und an seine Stelle
zu setzen, welches zwar erst nach langen
gemeinere Anerkennung fand, aber doch
so gut wie völlig in sich gefestigt und
int.

entliche der neuen Düngerlehre lautet:
uellen der Pflanzennahrung liefert aus-
ie anorganische Natur. Der Kohlenstoff
n stammt aus der Atmosphäre. Der
keine direkte Pflanzennahrung, sondern
dauernde Quelle von Kohlensäure, wie
h indirekt zur Löslichmachung der im
andenen mineralischen Nährstoffe wesent-
; die zu seiner Bildung notwendige Zer-
nischer Reste, sowie die Atmosphäre ver-
ewächse mit dem unentbehrlichen Stick-
diese Menge auch nicht ausreicht, die
träge dem Boden abzugewinnen. Die
ickelung der Pflanzen ist abhängig vom
ein bestimmter Mineralien. Die für die
Pflanze notwendigen Nahrungsstoffe sind gleichwertig; wenn einer davon fehlt oder in ungenügender Menge vorhanden ist, so kann sie nicht gedeihen. Wenn der Boden seine Fruchtbarkeit dauernd bewahren soll, so müssen ihm die entzogenen Bodenbestandteile wieder ersetzt, d. h. die ursprüngliche, seine Fruchtbarkeit bedingende Zusammensetzung des Bodens muß wiederhergestellt werden. Alle Pflanzen bedürfen dieselben mineralischen Nahrungsmittel, aber in ungleichen Mengen oder in ungleichen Zeiten. Die zur vollständigen Entwickelung einer Pflanze nötigen Nahrungsstoffe müssen in einer gegebenen Zeit zusammenwirken. Es sind alle die Stoffe als D. zu bezeichnen, welche, wenn sie auf das Feld gebracht werden, die Hervorbringung von Pflanzenmasse bewirken und die Erträge erhöhen. Die Dungmittel wirken teils direkt als Nahrungsmittel, teils dadurch, daß sie, wie Kohlensäure, Kochsalz, die Lösung der im Boden vorhandenen Nährstoffe fördern, die Wirkung der mechan. Bearbeitung verstärken und demgemäß einen günstigen Einfluß auf Vermehrung der löslichen Nährstoffe ausüben. In einem fruchtbaren Boden steht die mechan. Bearbeitung und Düngung in einer bestimmten Beziehung zueinander; beide ergänzen sich in gewissem Sinne. Man unterscheidet im landwirtschaftlichen Betrieb natürliche und künstliche D. Die Grenze zwischen beiden ist schwer zu ziehen, gewöhnlich versteht man unter erstern die in der Wirtschaft selbst erzeugten oder erzeugbaren, unter letztern die nicht dem Betrieb entstammenden, von außen bezogenen, käuflichen Düngmittel. Besser werden die letztern konzentrierte D. oder auch Beidünger, die erstern Hauptdünger genannt. Ebenso unterscheidet man: feste und flüssige, mineralische und organische D., unter letztern wieder zwischen pflanzlichen, tierischen und gemischten D. Zu den letztern gehört der aus den Exkreten der Haustiere und vegetabilischen Auffangmitteln (Einstreu) gebildete Stallmist, der als der Normaldünger gilt, weil er sämtliche Nährstoffe enthält und den Pflanzen in einer für ihre Assimilation höchst geeigneten Form darbietet.

Heiden unterscheidet in seiner «Düngerlehre» folgende Arten von D.: A. Absolute Düngemittel. I. Die Exkremente der Haussäugetiere: 1) Pferdemist, 2) Rindviehmist, 3) Schweinemist, 4) Schafmist, 5) Jauche. II. Die menschlichen Exkremente. III. Der Kompost (Kadaver, Knochen, Blut, Maikäfer, Würmer). B. Hauptsächlich direkt wirkende Düngemittel. IV. Die Exkremente der Vögel: 1) Guano, 2) Fischguano, 3) Exkremente des Hausgeflügels. V. Die phosphorsäurereichen Düngstoffe: 1) Apatite, 2) Koprolithen und Osteolithen, 3) Guano, 4) Knochen. VI. Die stickstoffreichen Düngstoffe: 1) Ammoniaksalze, 2) salpetersaure Salze. VII. Die kalireichen Düngstoffe (Chlorkalium, schwefelsaures Kali u. s. w.). VIII. Abfälle technischer Gewerbe: 1) Ölkuchen, 2) Malzkeime, 3) Rückstände der Stärke-, 4) der Zuckerfabrikation, 5) der Weinbereitung, 6) der Tabakfabrikation, 7) der Baumwollspinnerei und Weberei, 8) der Farbehölzer (Meerespflanzen, Tang), 9) Abfälle tierischen Ursprungs (Gerberei, Leimfabrikation, Hornbereitung, Thran, Talg u. s. w.). C. Hauptsächlich indirekt wirkende Düngemittel. I. Der Gips. II. Der Kalk. III. Der Mergel. IV. Das Kochsalz. D. Düngung durch den Boden. 1) Ernterückstände, 2) Gründüngung, 3) Brennen des Bodens, 4) Moder. Torf, Teichschlamm.

Litteratur: Aus zahlreichen Schriften über die Düngerlehre sind die agrikulturchemischen Werke von Liebig (s. d.) besonders hervorzuheben. Sonst vgl. auch Hamm, «Katechismus der Ackerbauchemie, der Bodenkunde und Düngerlehre» (5. Aufl., Lpz. 1871); Heiden, «Lehrbuch der Düngerlehre» (2. Aufl., 2 Bde., Hannov. 1879—81); derselbe, «Leitfaden der gesamten Düngerlehre» (2. Aufl., Hannov. 1882); Wolff, «Praktische Düngerlehre» (8. Aufl., Berl. 1880).

Düngerstreumaschinen. Hat man auch schon früher versucht, den Stalldünger durch besondere Maschinen auszustreuen, so haben doch die betreffenden Versuche zu keinem Resultat geführt. Die heutigen D. verdanken ihre Entstehung erst der allgemeinern Anwendung der pulverförmigen, sog. künstlichen Düngemittel, wie Superphosphat, Guano, Chilisalpeter u. s. w. Die ersten brauchbaren D. wurden zu Anfang der vierziger Jahre in England, z. B. von Richard Garrett, gebaut und es ist deren Prinzip im wesentlichen heute noch beibehalten. Dieselben bestehen in der Hauptsache aus einem zwischen zwei Fahrrädern aufgehängten Kasten zur Aufnahme des Düngers, einer Vorrichtung zur Entnahme gleichmäßiger, aber regulierbarer Düngermengen aus dem Kasten (entweder durch Schöpfräder, ähnlich denen beim Drillen [s. d.], oder durch einen verstellbaren Schlitz bewirkt) und einer Leitung vom Kasten zum Boden, welche vor dem Winde geschützt ist. Die D. sind 2,5 bis 4 m breit, kosten pro Meter Breite 60 bis 250 Mark und die Tagesleistung beträgt auf diese Einheit 2 bis 2,5 ha. Die Vorteile der D. zum Ausstreuen der künstlichen Düngemittel gegenüber der Handarbeit bestehen in der größern Gleichmäßigkeit der Verteilung der im Verhältnis zur bedüngten Ackerfläche geringen Düngermenge und in der Möglichkeit, auch bei Wind arbeiten zu können. Doch findet bei den hygroskopischen Eigenschaften der meisten künstlichen Dünger sehr leicht ein Verrosten der einzelnen Maschinenteile und ein Verstopfen der Ausflußöffnungen statt, was häufige Betriebsstörungen zur Folge hat. Es erscheint deshalb fraglich, ob die jetzigen D. einem sorgfältigen Ausstreuen mit der Hand vorzuziehen sind. Man verbindet auch wohl, namentlich in England, die Säe- und Düngerstreumaschinen miteinander, was die betreffenden Maschinen aber sehr kompliziert und sehr teuer macht. Eine vollkommen brauchbare und praktische D. gibt es gegenwärtig noch nicht. Vgl. Fritz, «Handbuch der landwirtschaftlichen Maschinen» (Berl. 1880); Wüst, «Landwirtschaftliche Maschinenkunde» (Berl. 1882).

Duni (Egidio Romoaldo), ital. Opernkomponist, geb. zu Materna im Neapolitanischen 9. Febr. 1709, Schüler von Durante, machte sich zuerst durch die Oper «Nerone» einen Namen, mit welcher er 1735 in Rom Pergoleses «Olympiade» in den Schatten stellte. Er schrieb in dem leichten Stil der neuern neapolit. Schule und erlangte seine eigentliche Bedeutung erst, als er seine komischen Opern nach Frankreich übertrug. Nachdem er durch längern Aufenthalt an dem französisch gesinnten Hofe zu Parma in die franz. Weise sich eingeübt hatte, begab er sich 1757 nach Paris und wurde hier mit seinen neuen Opern schnell der Mann des Tags, welcher mit diesen Werken hauptsächlich das Fundament legte zu der später so reich entwickelten komischen Oper in Frankreich. D. starb 11. Juni 1775.

Dunin (Martin von), Erzbischof von Gnesen-Posen, geb. 11. Nov. 1774 im Dorfe Wal bei Rawa in Polen, 1793—97 im Collegium Germanicum zu Rom gebildet, ward 1808 Kanonikus in Gnesen, 1824 in Posen und gleichzeitig Provinzialschulrat, darauf Weihbischof des Erzbischofs von Wolicki, nach dessen Tode 1829 Kapitularvikar und Administrator der Diöcese und 1831 Erzbischof. Als solcher starb er 26. Dez. 1842. Bekannt ist D. wegen seines Konflikts mit der preuß. Regierung wegen der gemischten Ehen. Seit 1768 waren in Polen gemischte Ehen ohne Anstand von den kath. Geistlichen eingesegnet worden und von den Kindern folgten die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter. Als aber der kölner Kirchenstreit ausbrach, erließ D. an die Geistlichen seiner Diöcese zwei Cirkulare, vom 30. Jan. und vom 27. Febr. 1838, durch welche die bisherige Praxis verboten und die Einsegnung gemischter Ehen nur gegen das Versprechen der Erziehung sämtlicher Kinder in der kath. Religion erlaubt wurde. Dem König wurde diese Änderung bloß angezeigt, aber der Kultusminister erklärte am 25. Juni die Cirkulare für ungültig und das Oberappellationsgericht zu Posen verurteilte den Erzbischof am 23. Febr. 1839 wegen Überschreitung der Amtsgewalt zu einem halben Jahr Festungshaft und zu Amtsentsagung. Der König verwandelte die Festungshaft in das Verbot, Berlin zu verlassen; als D. dennoch abreiste, wurde er verhaftet und nach Kolberg gebracht. Sobald Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam, wurde D. Aug. 1840 wieder in sein Amt eingesetzt, ohne jene Cirkulare vom J. 1838 zurückzunehmen. Er verfügte nur, die Priester sollen bei gemischten Ehen allerdings kein Versprechen wegen der Kindererziehung fordern, aber sie sollen ihre Assistenz verweigern. Vgl. Hase, «Die beiden Erzbischöfe» (Lpz. 1839); Pohl, «Martin von D.» (Marienburg 1843); Jacobson, «Über die gemischten Ehen in Deutschland und insbesondere in Preußen» (Lpz. 1838).

Dunk., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Dunker (Wilhelm).

Dunkarts oder Dunkers, amerik. Sekte, s. Tunker.

Dunkelarrest, eine Abart des militär. Arrestes (s. d.), bei welcher als Strafverschärfung einsame Absperrung in dunkler Zelle in Anwendung kommt.

Dünkelberg (Friedr. Wilh.), Begründer der heutigen Kulturtechnik, geb. 4. Mai 1819 zu Schaumburg a. d. Lahn, besuchte das Gymnasium zu Weilburg und widmete sich dann der Landwirtschaft, in welcher er sich sowohl praktisch als auch theoretisch ausbildete, letzteres durch den Besuch des Landwirtschaftlichen Instituts Hof Geisberg bei Wiesbaden, der Universität Gießen und des Fresenius'schen Laboratoriums in Wiesbaden. Schon damals beschäftigte sich D. vornehmlich mit dem Bau und der Verbesserung der Wiesen. Nachdem er von 1847 bis 1855 verschiedene Stellen als Lehrer der Naturwissenschaften, Geodäsie und des Wiesenbaues in Merchingen (Rheinprovinz), in Poppelsdorf und in Hof Geisberg bekleidet hatte, wurde er 1855 zum Generalsekretär des Vereins nassauischer Land- und Forstwirte erwählt und zugleich zum Redacteur des Vereins-Wochenblattes und Administrator der Versuchswirtschaft, ferner zum Kommissar für die Melioration des hohen Westerwaldes ernannt. In dieser Stellung 1861 zum Professor nominiert und 1867 als Mitglied des königl. preuß. Landes-

ollegiums abgeordnet, eröffnete D. hier
isch-theoretische Kurse für Wiesenbau und
Im J. 1870 richtete D. das Versuchs-
ür städtisches Kanalwasser am Kreuzberge
ein und trug als Mitglied der betreffen-
nission wesentlich zur Beschlußfassung der
rdneten zu Gunsten dieser Einrichtung
April 1871 geschah die Berufung D.s zum
chen Direktor der landwirtschaftlichen Aka-
ppelsdorf, welcher ein Jahr später die
Anstellung folgte. Hervorragend und für
irtschaft höchst segensreich hat D. hier
durch die im Sommersemester 1876 be-
ndung eines besondern Kursus für Kultur-
irkt, welcher sich einer bedeutenden Fre-
eut. Im J. 1878 wurde D. zum Geh.
srat ernannt. Von seinen Schriften sind
ben: «Der Wiesenbau in seinen landwirt-
und technischen Grundzügen» (2. Aufl.,
. 1877), «Encyklopädie und Methodologie
technik» (2 Bde., Braunschw. 1883).

ld oder Dowally, Marktflecken in der
fschaft Perth, 18 km im NW. von Perth,
er unterhalb von D. aus den Bergen in
en Sandsteinflächen eintritt, und an der
hlanden führenden Eisenbahn, besteht aus
ls am Flusse, und Klein-D., rechts am
hat eine interessante, 1318—1477 er-
hedrale; die letztere ist im Verfall, doch
restaurierte Chor wieder zum Gottes-
utzt. Die meisten der 940 Bewohner
adhelisch. Die Culdis (die Nachfolger
Columba) hatten schon 729 hier ein Klo-
er Hauptsitz dieses Ordens wurde hierher
s die Dänen Jona zerstörten. D. soll
Residenz der Piktenkönige gewesen sein.
). gelegene Sitz und Park des Herzogs
e ist der großartigste und schönste in ganz
. In 3 km Entfernung macht der Berg-
an einen 12 m hohen Wasserfall; etwa
ich von D. ist der Berg Birnam (s. d.).

llin (Lord), engl. Politiker, ältester Sohn
uis von Clanricarde und von mütter-
e Enkel George Cannings, geb. im Juli
t in die Armee, focht mit im Krimkriege
in den Laufgräben von Sewastopol von
n gefangen genommen, auf Befehl des
ikolaus aber nach Petersburg gebracht,
ater früher Gesandter gewesen war. Nach
llung des Friedens fand er eine Anstel-
Militärsekretär bei seinem Onkel Lord
der damals Vizekönig von Indien war.
57 nahm er im Stabe Sir James Ou-
der angloind. Expedition gegen Persien
England zurückgekehrt, wurde er von der
afschaft Galway ins Unterhaus gewählt,
zeitweilige Berühmtheit erlangte durch
dement zu der Russell-Gladstoneschen Re-
essen Annahme am 18. Juni 1866 die
n des Ministeriums herbeiführte. Er
ug. 1867 in London.

lschlag (Samen- oder Besamungsschlag)
n in der Forstwirtschaft die erste, oder
Vorbereitungsschlag vorausgegangen ist,
Lichtung eines alten Bestandes zum
Verjüngung im Plenterschlag- oder Fe-
etrieb. Durch den D. soll der Boden für
ung empfänglich gemacht werden; diese
man entweder von dem Abfall des auf
den stehenbleibenden Bäumen wachsenden Samens
oder bewirkt sie unter Anwendung künstlicher Bodenbearbeitung durch Unterbau (natürliche oder künstliche Vorverjüngung); ferner soll der bleibende, licht gehauene Bestand dem jungen Nachwuchs Schutz gegen Frost und Unkräuter gewähren. Nach Holzart und Standort ist der Grad der Lichtung sehr verschieden. Die Schatten vertragenden Holzarten (z. Buche, Tanne) gestatten eine dunklere, Lichtholzarten (z. B. Eiche, Kiefer) fordern sehr lichte Stellung. Auf frischem, kräftigem Boden, in kühlern, frischen (Nord- und West-)Lagen ist eine dunklere Stellung des Schlags möglich, als auf armem, trockenem Boden in heißern Lagen, für welchen sich überhaupt diese Betriebsform wenig empfiehlt. Ohne daß andere Holzarten ganz davon auszuschließen wären, werden in Deutschland vorzugsweise Buche und Tanne in solchem Betrieb behandelt, der noch zu Anfang des 19. Jahrh. viel verbreiteter war als jetzt.

Dunkelstarre, in der Botanik Bezeichnung für die an manchen Pflanzen durch längeres Verdunkeln hervorgerufene Unfähigkeit, gewisse Bewegungen, Krümmungen u. dgl. auszuführen. Eine solche D. tritt beispielsweise ein bei der Sumpfpflanze Mimosa pudica, wenn sie etwa drei bis vier Tage hindurch verdunkelt wird; die Blätter sind dann nicht mehr reizbar und führen auch ihre periodischen Bewegungen nicht mehr aus. Beschleunigt wird das Eintreten der D. durch hohe Temperaturgrade, wie mehrere Versuche gezeigt haben. Eine genügende Erklärung für das Zustandekommen der D. ist bis jetzt noch nicht gegeben worden.

Dunker (Wilh.), Mineralog und Geolog, geb. 21. Febr. 1809 zu Eschwege, erhielt die erste Schulbildung in Kassel und besuchte dann das Gymnasium zu Rinteln. Hierauf widmete sich D. dem praktischen Berg- und Hüttenfach, zunächst auf einigen hess. Bergwerken, bezog dann die Universität Göttingen und unternahm hierauf eine längere mineralog.-geolog. und metallurgische Reise nach dem Harz, Sachsen und Schlesien. Nachdem er ein Jahr lang zu Grünenplan im Braunschweigischen verweilt, um die dortige geologisch interessante Gegend, sowie den Eisenhüttenbetrieb auf der nahegelegenen Karlshütte kennen zu lernen, trat er beim Bergamt in Obernkirchen als Praktikant ein und übernahm 1837 die Stelle eines Lehrers für die mineralog. Wissenschaften an der neugegründeten Polytechnischen Schule zu Kassel. Im J. 1854 wurde D. als Professor der Mineralogie und Geognosie an die Universität Marburg berufen. D. schrieb «Beiträge zur Kenntnis des norddeutschen Oolithgebildes und dessen Versteinerungen» (gemeinschaftlich mit Friedr. Koch, Braunschw. 1837), «Monographie der norddeutschen Wealdenbildung» (Braunschw. 1846), «Index Molluscorum Guinensium» (Kass. 1853), «Mollusca Japonica» (Stuttg. 1861), «Index Molluscorum maris Japonici» (Kass. 1882). Monographien einzelner Genera, sowie kleinere und größere konchyliolog. Aufsätze und geolog.-paläontolog. Abhandlungen finden sich in Zeitschriften zerstreut. Im J. 1846 gründete D. mit Herm. von Meyer die Zeitschrift «Palaeontographica, Beiträge zur Naturgeschichte der Vorwelt». Nach von Meyers Tode trat Professor Zittel zu München in die Redaction ein.

Dunkerque, s. Dünkirchen.

Dunkers, amerik. Sekte, s. Tunker.

Dünkirchen, franz. Dunkerque, feste Seestadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Norddepartement (Flandern) am Kanal, der Nordbahn und der Zweiglinie Furnes-D. der belg. Société Générale, ist Knotenpunkt des Bergues-Furnes-, Bourbourg-, Mardjik- und Moeres-Kanals, eine der ersten Handels- und Fabrikstädte Frankreichs, Kriegsplatz dritten Ranges, Kriegs- und Handelshafen, verteidigt durch einen Hauptwall mit Außenwerken und die Forts Nevers, Risban, de l'Est und Louis, und in einer Umgebung, welche leicht mit 1,5 m tiefem Wasser überschwemmt werden kann, durch Postdampfer in regelmäßiger Verbindung mit Havre, Rotterdam, London, Hull und (über Tönning und Flensburg) Petersburg. Die Stadt zählt (1881) 37 328 E. und ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, einer Handels- und einer Ackerbaukammer, sowie vieler Konsulate. Sie hat eine Hydrographenschule, eine mathematische, eine Bau- und Zeichenschule, ein Kommunal-College, eine öffentliche Bibliothek, eine Gemälde- und Naturaliensammlung, eine Ackerbau- und mehrere gelehrte Gesellschaften, ein Theater, eine Börse, eine Bank, ein Civil- und ein Militärhospital, ein Departementsgefängnis. Von den öffentlichen Plätzen sind der Champ de Mars und der Platz Jean Bart mit dessen 1845 errichteter Bronzestatue bemerkenswert. Unter den Baulichkeiten zeichnen sich aus: das 1644 erbaute Rathaus, die nach dem Muster des Pantheon in Rom 1560 umgebaute St.-Eloikirche mit einem 90 m hohen Beffroi, und einem 1853 erneuerten berühmten Glockenspiel, die Kaserne für 6000 Mann, ausgedehnte Marinemagazine aus der Zeit Ludwigs XIV., die Kanal- und Schleusenbauten. Die Reede, mit drei Leuchtschiffen, ist wegen vorliegender Sandbänke schwer zugänglich. Der Hafen jedoch, der am Ende eines jeden der beiden Molen ein Leuchtfeuer und außerdem einen 59 m hohen Leuchtturm hat, ist gut und bietet Raum für Schiffe bis zu 800 t Tragfähigkeit. D. hat Schiffswerfte, ein großes Entrepôt, lebhaften Fisch- und Austernfang und Seebade-Anstalten. Es schickt jährlich viele Schiffe nach Neufundland und Island zum Stockfisch-, Herings- und Walfischfang. Neben Fabriken für Fischernetze, Segeltuch, Leberthran, Seiler- und Riemerwaren, Stärke, Seife, Leder, Tüll, Thonwaren bestehen Öl-, Zucker- und Salzraffinerien, Brennereien und Spinnereien, Gießereien, Einsalzungs- und Trocknungsanstalten für Fische. Außer den Erzeugnissen der eigenen Industrie führt die Stadt Getreide, Hülsenfrüchte, Früchte, Butter, Bauholz, Flachs, Öle, Colzasaat, Ölkuchen, Steinkohlen aus und importiert Getreide, Salz, Wein, Holz aus dem Norden, Blei aus Spanien, Schwefel aus Sicilien, Guano u. s. w. Im J. 1861 wurde die Erweiterung des Hafens angeordnet, und infolge dessen mußte der nördl. Teil des Hauptwalls zu beiden Seiten des Hafenkanals neu hergestellt werden. Dieser Bau ist bis 1873 vollendet worden, wodurch Fort Risban ein Außenwerk der Umfassung geworden ist. Ferner sind Fort de l'Est und die vorliegenden Küstenbatterien umgebaut und drei neue Werke vorwärts von Bergues als Brückenkopf jenseit des für die Überschwemmung bestimmten Geländes, sowie ein Werk gegen Bronekerke angelegt worden.

D. wurde 960 bei der Kirche des heil. Eloi von Graf Balduin von Flandern gegründet, 1388 aber von den Engländern verbrannt. Seit 1400 befestigt, wurde es 1540 durch die Engländer den Spaniern entrissen, 1558 von den Franzosen erobert, im Frieden aber den Spaniern zurückgegeben. Der Prinz von Condé nahm es 1646; doch schon 1652 entrissen es den Franzosen wieder die Spanier. Von neuem 1658 durch Turenne erobert, erhielten es zufolge geschlossenen Vertrags die Engländer. Ludwig XIV., der es 1662 um 4 Mill. Livres von Karl II. zurückkaufte, bot alles auf, um diesen Platz unbezwinglich und den Hafen zu einem der bequemsten in Europa zu machen. Im Utrechter Frieden von 1713 stellten die Engländer als Hauptbedingung auf, daß Frankreich auf eigene Kosten dieses Meisterwerk der Kriegsbaukunst vernichte. Der Pariser Friede von 1763 wiederholte diese Bedingung des Friedens zu Utrecht. Allein im Pariser Frieden von 1783 wurden jene Artikel aufgehoben. Seitdem ward an der Wiederherstellung D.s gearbeitet. Im Aug. 1793 belagerte der Herzog von York mit einem aus Engländern und Holländern zusammengesetzten Heere die Stadt vergebens.

Dunkirk, Einfuhrhafen des County Chautauqua des nordamerik. Unionsstaat Neuyork, am Eriesee, 56 km südwestlich von Buffalo, mit 6000 E., liegt an der Lake-Shore-Bahn und ist einer der Endpunkte der Erie-Eisenbahn. D. hat einen vorzüglichen Hafen, zahlreiche industrielle Anlagen, darunter die Werkstätten der Eriebahn, sowie gute öffentliche Schulen.

Dunkle Kammer, s. Camera-obscura.

Dunleary, bis 1721 Name der Stadt Kingstown (s. d.) in Irland.

Dunleckney, Dorf in der irischen Provinz Leinster, Grafschaft Carlow, 5 km im SO. von Leighlinbridge, mit 2000 E. Bei dem Orte sind Granit- und Kalkbrüche, sowie Ruinen der alten Residenz der Kavanaghs, welche hier eine Kommanderie der Tempelritter errichtet hatten.

Dun-le-Roi, Stadt im franz. Depart. Cher, Arrondissement St.-Amand-Mont-Rond, 22 km im NNO. dieses Ortes, in 170 m Höhe, am Auron und dem Berri-Kanal, zählt (1876) 4357, als Gemeinde 5001 E., welche Eisengruben, Gießereien, Ackerbaumaschinen-Fabriken und Weberei betreiben. Der Ort hat eine got. Kirche, Reste der alten Befestigungen und eines festen Schlosses. D. ist gallischen Ursprungs und war im 9. Jahrh. eine der Hauptfestungen Aquitaniens, gehörte im 12. Jahrh. zur Vizegrafschaft Bourges, dann zum Herzogtum Berri und kam mit letzterm 1465 an die Krone.

Dunluce-Castle, Dorf in der irischen Grafschaft Antrim, Provinz Ulster, 2 km westlich vom Städtchen Bushmills, am fischreichen Bush, nahe beim Riesendamm, mit 2300 E. und einer Papierfabrik. Die Ruine des Schlosses D. ist eine der schönsten und malerischsten von ganz Irland; sie steht auf einem etwa 30 m hohen Basaltfelsen, der durch eine Schlucht von der Küste getrennt ist; in dieser Schlucht haben neben dem Wege die Wellen Höhlen ausgearbeitet. Eine Brücke führt zum Schloß hinüber.

Dunmail Raise, ein 219 m hoher Paß, 10 km vom Ambleside, wo ein Steinhaufe die Grenze zwischen Cumberland und Westmoreland bezeichnet, an der Stelle, wo 945 der Sachsenkönig Edmund den König Dunmail von Cumberland schlug.

Dunmore, kleines irisches Hafendorf von 300 E., 17,6 km im SO. von Waterford, Provinz Munster,

am westl. Ufer und am Eingange zum Hafen von Waterford, ein malerischer, mit gutem Molo versehener Badeort. Südlich vom Molo erhebt sich das hohe Vorgebirge Black Knob, und darunter befindet sich die sehr tiefe Merlinshöhle.

Dunmore-Head, das nördlichste unter den Südwestkaps Irlands, in dessen Fortsetzung die von Klippen umgebene Insel Blasket liegt. Das D. ist das Westende einer langen, seltsamen, zerschnittenen, bergigen Halbinsel, auf welcher sich der 948 m hohe Brandon erhebt, der Höhe nach der zweite Berg Irlands, und welche im S. an die 50 m tiefe Dinglebai grenzt.

Dunmow, Stadt in der engl. Grafschaft Essex, 18 km im NNW. von Chelmsford, an dem zum Blackwater gehenden Chelmer, und an der Eisenbahn Witham-Bishop-Stortford, mit einer Fabrik von grobem Tuch und Sack- und Gurtleinwand, zählt (1881) 2983 E.

Dünnbeil, auch **Breitbeil** oder **Zimmerbeil** genannt (frz. doloire, engl. broad axe), ein Werkzeug der Zimmerleute zum Ebnen der mittels der Zimmeraxt behauenen Flächen.

Dünndarm, s. unter Darm.

Dünnern (die), ein linker Nebenfluß der Aare im schweiz. Kanton Solothurn, entspringt 760 m über dem Meere am nördl. Fuße des Weißensteins, fließt zuerst in nordöstl. Richtung durch das einförmige Jurathal von Welschenrohr (699 m) und Matzendorf, wendet sich dann nach SO. und tritt bei der Burgruine Falkenstein in die malerische Balsthaler oder Önsinger Klus, verläßt diese bei Önsingen (457 m) und fließt, in mehrere kleine Arme geteilt, durch die Ebene des Buchsgaus der Aare zu, welche sie nach etwa 36 km langem Laufe bei Olten (402 m) erreicht. Das Thal der D. ist reich an Bohnerz, aus welchem in dem Hüttenwerke der Klus ein vorzügliches Eisen gewonnen wird.

Dunnet, Dorf in der schott. Grafschaft Caithneß, 13 km im ONO. von Thurso, im Hintergrunde der Dunnetbai an der Nordküste Schottlands, nahe bei einem kleinen See, welcher die Mitte des Isthmus der Dunnethalbinsel einnimmt. Die Bewohner sind Fischer. D. ist der Überfahrtsplatz nach den Orkaden. Die ganze Küste ist wild, von tiefen Spalten zerrissen und rauh, überall mit felsigen Vorstößen besetzt. Unter diesen ist die Nordspitze der Dunnethalbinsel, Dunnet-Head, in 58° 40′ 19″ nördl. Br. und 14° 17′ 21″ östl. L. (von Ferro), die Nordspitze der Insel Großbritannien. Auf dem Kap steht ein Leuchtturm.

Dunnotar-Castle, Ruine eines berühmten Schlosses, welches Sir William Keith 1394 an der Küste der schott. Grafschaft Kincardine auf einem gewaltigen vulkanischen isolierten Fels unweit südlich von Stonehaven erbaut hatte und welches 1715 geschleift wurde.

Dünnschnäbler (Tenuirostres) nannten Cuvier und die ihm folgenden Systematiker eine Gruppe der großen Ordnung der Sperlingsvögel (Passeres), die sich durch einen langen, dünnen, bald geraden, bald etwas gekrümmten Schnabel ohne Zahnausschnitt charakterisieren. Man rechnete dazu, unter den bekanntern Gattungen, den Kleiber (Sitta), Baumläufer (Certhia), Mauerläufer (Tichodroma), die Kolibris und Wiedehopfe (Upupa). In neuerer Zeit hat man diese Unterordnung ganz aufgelöst und die Gattungen unter verschiedene Familien verteilt.

Dünnstein, ein im wesentlichen aus Schwefelkupfer und Schwefeleisen bestehendes Zwischenprodukt, welches in geringer Menge beim Schwarzkupferschmelzen im Schachtofen gewonnen wird. (S. Kupfer, metallurgische Gewinnung.)

Dünntuch, gazeartiges Seidengewebe, s. Gaze.

Dunois, Landschaft im frühern Herzogtum Orléans, im jetzigen Depart. Eure-Loire, mit der Hauptstadt Châteaudun.

Dunois und Longueville (Jean, Bastard von Orléans, Graf von), geb. 23. Nov. 1402, war der natürliche Sohn des von dem Herzog von Burgund ermordeten Herzogs Ludwig von Orléans, zweiten Sohnes König Karls V., von seiner Geliebten Mariette d'Enghien, der Frau des Ritters Albret de Cany. Zum geistlichen Stande bestimmt, entlief der feurige Jüngling seinen Lehrern und trat als Hauptmann in die Dienste des Dauphin, der ihn mit zahlreichen Gütern in der Dauphiné beschenkte. Er ging 1422 als Geisel für den mit Karl VII. unterhandelnden Grafen Richmond an den Hof von Bretagne, worauf er in der Gunst des Königs stieg und von demselben mit einer Menge Herrschaften belehnt wurde. Der Bastard von Orléans, wie er sich nannte, entsetzte 1427 das von Engländern belagerte Montargis mit geringer Mannschaft. Als die Engländer Orléans belagerten, gesellte er sich mit einem kleinen Korps den Verteidigern zu und behauptete diesen Platz, bis 1429 die Jungfrau von Orléans zum Entsatz herbeieilte. Nach der Schlacht von Patay (18. Juli 1429) durchzog er mit einem geringen Korps die von den Engländern überschwemmten Provinzen und nahm die festen Plätze. Seinem aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Halbbruder, dem Herzog von Orléans, stellte er großmütig eine Menge Familiengüter zurück und erhielt dafür die Grafschaft Dunois, nach der er sich nun nannte. D. vertrieb 1442 den gefürchteten Talbot von Dieppe, wofür er mit der Grafschaft Longueville belohnt ward. Dann übernahm er 1448 den Befehl der Normandie und reinigte bis 1450 diese Provinz, sowie bis 1455 auch meist Guyenne durch die Einnahme aller festen Plätze von den Engländern. Ludwig XI. schickte ihn nach seiner Thronbesteigung 1462 als Gouverneur nach dem sich an Frankreich ergebenden Genua, beraubte ihn aber kurz darauf aus Argwohn und Eifersucht aller seiner Ämter. D. stellte sich deshalb an die Spitze des Bundes Pour le bien public und erhielt im Vertrage zu St.-Maur (1465) seine konfiszierten Güter wieder. Er starb 24. Nov. 1468.

Seine Nachkommen, meist ausgezeichnete Persönlichkeiten, stiegen an Würden und Reichtümern, und schon sein Enkel, François II., wurde von Ludwig XII. 1505 zum Herzog von Longueville erhoben. Karl IX. und Ludwig XIV. erklärten die D. zu Prinzen des königl. Hauses, unterließen jedoch die gesetzliche Einregistrierung der Würde. Seit Louis I., gest. 1516, waren die D. auch souveräne Fürsten von Neuchâtel und später im Besitze der Grafschaft Valengin.

Henri II., Herzog von Longueville, Fürst von Neuchâtel und Valengin u. s. w., geb. 27. April 1595, war gleich den übrigen Großen ein Feind Richelieus, führte 1637 ein Armeekorps nach Hochburgund und kämpfte in den folgenden Jahren mit vielem Glück in Lothringen, im Elsaß, am Rhein und in Italien. Mazarin schickte ihn 1645 auf den Kongreß nach Münster. Er ließ sich dann für die

[illegible]

[illegible] den [illegible] Dunois.

Dunoon, [illegible] in der schott. Grafschaft Argyle, [illegible] km im [illegible] von [illegible] und [illegible] km [illegible], an der Westküste des [illegible] und ist ein [illegible] [illegible]. [illegible] die [illegible] eines Schlosses der [illegible] von Argyle.

Dunoyer [illegible] Charles, franz. [illegible] und Publizist, geb. [illegible] Mai 17[illegible] zu [illegible] (Depart. Lot), [illegible] 1814—19 die [illegible] «La collection» heraus und wurde nach der Julirevolution Präfekt des Departements der Somme. Nachdem er 18[illegible] Staatsrat und 18[illegible] Verwalter der königl. Bibliothek geworden, zog er sich nach dem Staatsstreich 1851 ins Privatleben [illegible] und [illegible] 4. Dez. 1862. Unter seinen [illegible]: «L'industrie et la [illegible] dans leurs rapports avec la [illegible] (Par. 1830), «De la li[illegible] [illegible] 1845), «La révolution [illegible] (Par. 1849) und das nachgelass[ene] [illegible] empire et une nouvelle res[tauration]» (2 Bde., Par. 1865).

[illegible]-Castle, Schloß bei Go[illegible] [illegible] Sutherland (s. d.).

Dunse (vom engl. dunce), Dünkelhaf[ter] [illegible]

Dunse, [illegible] in der schott. Grafsch[aft] [illegible] km im NO. vom Dorfe Greenla[w] [illegible] des Dunse-Law zwischen dem Weißen [illegible] Wasser, die dem Tweed geben, [illegible] Baumwolle und Papier fabrizie[rt] [illegible]

Duns Scotus (Joh.), einer der [illegible] Scholastiker de[s] [illegible] [illegible] seines Lebens ist [illegible] [illegible] soll er zu Duntou in [illegible], [illegible] in Dunse in Süd[illegible] [illegible] vielleicht wahrscheinlich [illegible] in [illegible] Irland, ungewiß [illegible] [illegible] Aus edlem Geschlechte e[illegible] [illegible] erzogen, [illegible] in den Franziskanerorden und [illegible] mit großem Beifall Theologi[e] [illegible] Er ging 1301 oder 1304 nac[h] [illegible] Schutzsitze der scholastische[n] [illegible] Doktor der Theologie [illegible] mit welchem er die unbefle[ckte] [illegible] der Jungfrau Maria gegen [illegible] verteidigte (er soll 200 Bewe[ise] [illegible] dabei, [illegible] der kath. Kirche wurd[e] [illegible] zur Begründung der [illegible] wo er [illegible] nach einigen im [illegible] im 43. [illegible] Sei[illegible] er auf dem gemeinsamen Bo[den] [illegible] zum großen Teil im Ge[gensatz] [illegible], in der rein be[griff]lichen [illegible] mit einem [illegible] überlegenen [illegible] die [illegible] Dial[ektik] [illegible] den Ehrennamen Do[ctor subtilis] [illegible] Seine Abweichung v[on] [illegible] betrifft hauptsächlich das [illegible] Verhältnis zwischen [illegible] mehr zu lockern [illegible] mit dem aufrichtigen Glau[ben] [illegible] Kant und Skepsis, [illegible] den Schwerpunkt des religiösen Leben[s] [illegible] ins praktische Gebiet verle[gt] [illegible] das zugleich mit seiner [illegible] von der Willensfreiheit [illegible] [illegible] für die Gotteslehre [illegible] der Erlösung Konsequenzen [illegible] gegen die thomistischen An[illegible] [illegible]. Die berühmteste seiner Schri[ften] [illegible] von seinen Kommentaren zu de[n] [illegible] und den Schriften des Aristotel[es] [illegible] entstandene Kommentar zu den [illegible] des Petrus Lombardus, das sog. «Opus [Oxo]niense» oder «Anglicanum», von welchem [das] «Opus Parisiense» eine abgekürzte Bearbeitung [ist]. Die Hauptausgabe seiner Werke, die aber [illegible] nicht vollständig, hat Wadding (12 Bde., [Lyon] 1639) besorgt. Die Streitigkeiten zwischen D. [illegible]

von Aquino setzten sich zwischen den Sco-
d Thomisten lange Zeit fort. Die Ursache
tterung, womit sie geführt wurden, war
t nur wissenschaftliches Interesse, sondern
r noch die Ordenseifersucht zwischen den
anern und Dominikanern. Vgl. Baum-
rusius, «De theologia Scoti» (Jena 1826).
t ist wissenschaftlich gleichbedeutend mit
f. d.) und beide Bezeichnungen werden in
k in völlig gleichem Sinne gebraucht. Im
chen Sprachgebrauch wird D. mehr für
ochgespannten Dampf angewendet, daher
ast-, sondern Dampfmaschine u. dgl. m.

able, Stadt in der engl. Grafschaft Bed-
km im S. von Bedford, zählt (1881)
welche Flechtarbeiten, Korbwaren und
rtigen.

an, der Heilige, Erzbischof von Canter-
Patriarch der angelsächs. Kirche, übte in
en Hälfte des 10. Jahrh. auf die engl.
se den größten Einfluß aus. Aus edelm
um 925 geboren, ward D. im Kloster
ry erzogen, trat später als Mönch in
in und gewann durch sein streng asceti-
n solches Ansehen, daß er schon um 945
rnannt wurde. Als solcher war er eifrig
rch Wiedereinführung und Verschärfung
des heil. Benedikt der eingerissenen Zucht-
s Klerus zu steuern. Dies Streben er-
druck durch die einflußreiche Stellung,
als vertrauter Ratgeber des Königs
5—955) einnahm, der ihm die ganze Fi-
ltung des Landes übertrug. Unter König
† 955) wurde D. als zu strenger Sitten-
h Flandern verbannt, aber in England
ufstände aus und schon 957 folgte sein
gar. Dieser rief D. sofort zurück und
zum Bischof von Bradford, 958 zum
n London und 959 zum Erzbischof von
y. Als Edgars Ratgeber hat D. das
großer Weisheit regiert und zugleich die
r Kirche mit Nachdruck gefördert. Nach
d (975) trat D. für dessen ältern Sohn
n, während seine Gegner den jüngern,
begünstigten. Jener starb an Gift (978)
folgte. Damit endigte D.s leitende Stel-
ofe; er zog sich in die Einsamkeit zurück
noch 10 Jahre (bis 19. Mai 988) dem
Werken der Frömmigkeit. Vgl. Stubbs,
s of Saint D.» (Lond. 1874).

reis, s. Atmosphäre.

r (Joh. Heinr. Jos.), verdienter Philolog
rhistoriker, geb. 12. Juli 1813 zu Köln,
as Friedrich-Wilhelms-Gymnasium da-
widmete sich seit Herbst 1830 zu Bonn, be-
ter Welcker und Näke, altklassischen Stu-
e er im Winter 1833—34 in seiner Vater-
Ostern 1834 unter Böckh und Lachmann
fortsetzte. Seine besondere Neigung zu
enschaftlichen Forschungen führte ihn dem
des Sanskrit erst unter Lassen und Schle-
unter Bopp zu, als dessen Früchte «Die
a der lat. Wortbildung» (Köln 1836) und
lination der indogerman. Sprachen» (Köln
schienen. Um dieselbe Zeit veröffentlichte
die Preisschrift «J. A. de Thous Leben,
n und histor. Kunst» (Darmst. 1837) und
h die Schrift «De versu quem vocant Sa-
(Bonn 1838), welche der Untersuchung eine
neue Bahn anwies, die er später noch weiter verfolgte. Im Sommer 1837 habilitierte sich D. in Bonn für altklassische Litteratur und wurde 1846 Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek des kath. Gymnasiums in Köln. Von D.s philol. Arbeiten sind noch hervorzuheben: «Homer und der epische Cyklus» (Köln 1839), «De Zenodoti studiis Homericis» (Gött. 1848), «Kritik und Erklärung der Horazischen Gedichte» (5 Bde., Braunschw. 1840—44), «Rettung der Aristotelischen Poetik» (Braunschw. 1840). Hieran schlossen sich: «Die röm. Satiriker» (Braunschw. 1846), «Die Homerischen Beiwörter des Götter- und Menschengeschlechts» (Gött. 1859), «Aristarch» (Paderb. 1862), «Kirchhoff, Köchly und die Odyssee» (Köln 1872), «Homerische Abhandlungen» (Lpz. 1872), «Die Homerischen Fragen» (Hannov. 1874), «Verzeichnis der röm. Altertümer des Museums Wallraf-Richartz in Köln» (Köln 1873), mit genauestem Abdruck der sämtlichen Inschriften. Eine Frucht langjähriger Forschungen ist ferner seine Schulausgabe des Homer (Paderb. 1863—66; zweite Aufl. 1873—76) und des Horaz (Paderb. 1868—69).

D.s litterarischer Ruf in weitern Kreisen gründet sich auf seine eingehenden, gründlichen Arbeiten über die Glanzepoche der deutschen Litteratur, besonders über Goethe, dessen Leben und Werke. Es gehören hierher: «Goethes Faust in seiner Einheit und Ganzheit» (Köln 1836), «Goethe als Dramatiker» (Lpz. 1837), sodann «Zu Goethes Jubelfeier» (Elberf. 1849), «Goethes Prometheus und Pandora» (Lpz. 1850), und «Goethes Faust» (2 Bde., Lpz. 1850—51; 2. Aufl. 1857), «Goethes Tasso» (Lpz. 1854), «Goethes Götz und Egmont» (Braunschw. 1854), «Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethes Iphigenia» (Stuttg. 1854). Hieran schlossen sich als Studien zur Lebensgeschichte des Dichters: «Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit» (Lpz. 1852), «Freundesbilder aus Goethes Leben» (Lpz. 1853), «Schiller und Goethe» (Stuttg. 1859), «Neue Goethe-Studien» (Nürnb. 1861), «Goethe und Karl August» (2 Bde., Lpz. 1861—65), «Aus Goethes Freundeskreise» (Braunschw. 1868), «Zwei Bekehrte. Zacharias Werner und Sophie von Schardt» (Lpz. 1873), «Charlotte von Stein. Ein Lebensbild» (2 Bde., Stuttg. 1874), «Charlotte von Stein und Corona Schröter. Eine Verteidigung» (Stuttg. 1876), «Christoph Kaufmann, der Apostel der Geniezeit und herrnhutische Arzt» (Lpz. 1882). Für die weitesten Kreise bestimmt sind die «Erläuterungen zu den deutschen Klassikern» (Heft 1—81, Wenigenjena, später Lpz. 1855—82), die in wiederholt neu bearbeiteten Ausgaben erschienen. Eine zusammenfassende Darstellung von Goethes, Schillers und Lessings Leben gab er in drei selbständig erschienenen, mit authentischen Illustrationen ausgestatteten Bänden (Lpz. 1880—82), von denen das erstere schon in zweiter Auflage und einer engl. Übersetzung von Th. Lyster erschienen ist. Bedeutenden Anteil nahm er an Hempels «Deutscher Nationalbibliothek», und für Kürschners «Deutsche Nationallitteratur» hat er eine größere Anzahl von Goethes Werken übernommen. Auch die in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart erscheinende illustrierte Ausgabe ausgewählter Schriften Goethes in fünf Bänden wird von ihm geleitet. Ferner veröffentlichte er noch wertvolle Mitteilungen aus der weimarischen Litteraturperiode, wie «Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrat Schultz» (Lpz.

1853), «Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund» (Lpz. 1856), «Aus Herders Nachlaß» (3 Bde., Lpz. 1856—57), «Aus Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette» (Jena 1858), «Zur deutschen Litteratur und Geschichte» (2 Bde., Nürnb. 1858), «Herders Reise nach Italien» (Gieß. 1859), «Von und an Herder» (3 Bde., Lpz. 1861—62), «Briefwechsel zwischen Fr. Jacobs und Franz Göller» (Lpz. 1862), «Dido. Ein Trauerspiel von Frau von Stein» (Frankf. 1867). Anonym erschien von D.: «Adeline. Liebeslieder vom Rheine» (Köln 1860).

Dünung, s. Hohle See.

Duo (lat., d. h. zwei) nennt man vorzugsweise eine Komposition für zwei (verschiedene) obligate Instrumente mit oder ohne Begleitung. Werke für zwei Singstimmen mit Begleitung, ebenso Kompositionen für zwei Instrumente derselben Art heißen nicht D., sondern Duett (s. d.).

Duodecimalmaß, dasjenige Maß, bei welchem die Einheiten in zwölf gleiche Teile geteilt werden, z. B. die Ruthe in 12 Fuß, der Fuß in 12 Zoll u. s. w. Das D. ist deshalb bequem, weil sich 12 ohne Bruchteile in 2, 3, 4 und 6 gleiche Teile teilen läßt; doch verdient das Decimalmaß wegen seiner Übereinstimmung mit unserm dekadischen Zahlensystem bei weitem den Vorzug.

Duodecime (lat.), ein musikalisches Intervall von 12 diatonischen Tonstufen, also z. B. g bis zum zweigestrichenen d.

Duodecimōle, eine aus 12 Noten von gleichem Wert bestehende Tonfigur, welche als eine Kombination von vier Triolen oder von zwei Sextolen angesehen werden kann.

Duodēnum, der Zwölffingerdarm; Duodenitis, Entzündung desselben.

Duodēz (vom lat. duodecim), dasjenige Buchformat, bei welchem der Bogen in 12 Blätter gebrochen wird, also 24 Seiten hat; gegenwärtig fast vollständig beseitigt.

Duodi, im Kalender (s. d.) der ersten franz. Republik der zweite Tag jeder Dekade.

Duodrama, s. unter Melodrama.

Düong, Trüong, ein Längenmaß in Annam und Kambodscha von 10 Thuok der Kaufleute oder Ellen = 6,388 m = 2831,77 alte pariser Linien = 251½ engl. Zoll.

Duo quum (oder **si**) **faciunt idem, non est idem**, «Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe», d. h. gleiche Handlungen haben je nach ihren Urhebern verschiedenen Wert, werden je nach ihren Urhebern verschieden beurteilt; es entspricht dem Goetheschen «Eines schickt sich nicht für alle». Das Citat ist eine Verkürzung der Stelle in Terenz' «Adelphi» (V, 3): «Duo quum idem faciunt, hoc licet impune facere huic, illi non licet», d. h. «Wenn zwei dasselbe thun, so darf dies wohl der eine ungestraft thun, aber (deshalb noch) nicht der andere». (Vgl. Quod licet Jovi etc.)

Duo viri, s. unter Duumviri.

Dupanloup (Felix Antoine Philippe), berühmter franz. Prälat, geb. 3. Jan. 1802 zu St.-Felix bei Chambéry in Savoyen, kam 1810 nach Paris, wo er im Seminar von St.-Sulpice seine theol. Studien machte und 1825 die Priesterweihe empfing. Er wurde 1827 Beichtvater des Herzogs von Bordeaux, 1828 Katechismuslehrer der jungen Prinzen von Orléans, 1835 erster Pfarrgehilfe an der Kirche St.-Roch, 1837 Vorsteher des Kleinen Seminars von St.-Nicolas, 1838 Generalvikar des Erzbischofs von Paris, dessen Nachfolger Affre ihn zum Großvikar ernannte und nach Rom schickte, wo er zum röm. Prälaten, apostolischen Protonotar, Doktor der Gottesgelahrtheit ernannt und mit dem Christusorden dekoriert wurde. Bei seiner Rückkehr nach Paris (1841) als Professor der geistlichen Beredsamkeit an die Sorbonne berufen, hielt er daselbst vor einem zahlreichen Auditorium Vorlesungen, mußte aber nach einer stürmischen Scene, die er durch seine heftigen Ausfälle gegen Voltaire veranlaßte, seinen Kursus einstellen. Am 6. April 1849 zum Bischof von Orléans ernannt, entfaltete D. eine außerordentliche Thätigkeit: er vereinte mit seiner Verwaltung noch das Predigtamt, überwachte mit Genauigkeit und Strenge den öffentlichen Unterricht, stellte sein Kleines Seminar den weltlichen Lyceen mit Erfolg gegenüber, gründete selbst in seinem Palais eine Schule und mischte sich mit seinen Schriften in alle den Unterricht betreffenden Fragen. Als der Pater Gaume, Generalvikar von Rheims, jede Lektüre der alten heidnischen Klassiker verdammte, trat D., anscheinend im Namen der Wissenschaft, gegen den zelotischen Gegner auf, für welches scheinbare Hinneigen zu liberalen Tendenzen die Französische Akademie den Verteidiger der klassischen Litteratur 9. Nov. 1854 zu ihrem Mitgliede wählte.

Von nun an beteiligte er sich an allen polit. und religiösen Streitigkeiten mit großer Lebhaftigkeit und Bitterkeit. Da D. bei verschiedenen Gelegenheiten seinen unbedingten Anschluß an die polit., sozialen und philos. Doktrinen des Syllabus und der päpstl. Encyklika ausgesprochen hatte, mußte es überraschen, daß er sich in seinen Hirtenbriefen vom 10., 11. und 12. Nov. 1869 gegen das Unfehlbarkeitsschema erklärte, die Berufung des ökumenischen Konzils als «unpassend» bezeichnete und schließlich zu den 93 Opponenten gehörte, welche den Protest gegen den Staatsstreich der Kurie 3. Juni 1870 unterzeichneten. Im Deutsch-Französischen Kriege versuchte er zu verschiedenen malen einen Kreuzzug gegen Deutschland zu predigen, so namentlich nach dem Rückzuge des Generals von der Tann aus Orléans (Nov. 1870), wofür er nach der Wiedereinnahme der Stadt durch die Deutschen eine Zeit lang in Haft gehalten wurde. Auch der von seiten des Papstes an die franz. Bischöfe gerichtete Brief, worin derselbe zur Versöhnung aufforderte, wurde von ihm in einem ganz dem Inhalte desselben entgegengesetzten Sinne ausgelegt. Bei den Wahlen 8. Febr. 1871 zum Abgeordneten des Depart. Loiret in der Nationalversammlung ernannt, nahm er hier seinen Platz auf der Rechten und machte sich zur Aufgabe, die sog. «Fusion», d. h. die Verständigung und Aussöhnung der Legitimisten mit den Orleanisten und damit die Thronkandidatur des Grafen von Chambord herbeizuführen. Als Littré 30. Dez. 1871 zum Mitgliede der Französischen Akademie erwählt wurde, gab D. demonstrativ seine Entlassung als Akademiker. Im Dez. 1875 wurde er von der monarchischen Majorität der Nationalversammlung zum lebenslänglichen Senator gewählt. D.s Hauptschriften betreffen das Unterrichtswesen und bilden ein einziges Werk unter dem Gesamttitel: «De l'éducation» (3 Bde., Par. 1855—57). Außerdem hat man von ihm: «La souveraineté pontificale selon le droit catholique et le droit européen» (3. Aufl., 1868), «Histoire de N. S. Jésus Christ» (1872) und viele Flug- und Ge

legenheitsschriften über alle religiöse und polit. Tagesfragen. Er starb 11. Okt. 1878 auf dem Schlosse La Combe im Depart. Isère.

Dupaty (Charles Marguerite Jean Baptiste Mercier), franz. Strafrechtslehrer, geb. 9. Mai 1746 zu Rochelle, war seit 1767 Advokat und später Präsident beim Parlament zu Bordeaux, wurde 1770 wegen einer Schrift, welche die Amtsführung des Herzogs von Aiguillon als Gouverneurs der Bretagne angriff, verhaftet und später des Landes verwiesen, von Ludwig XVI. aber zurückgerufen und zum Präsidenten des Parlaments von Bordeaux ernannt. Seine aufgeklärten Grundsätze stimmten aber so wenig mit denen seiner Kollegen, daß er sich nach Paris zurückzog, wo er nun wissenschaftlich thätig war. Merkwürdig ist seine Denkschrift, durch welche er 1786 drei unschuldig verurteilte Bürger aus Chaumont vom Tode des Rades rettete. Seine «Réflexions historiques sur les lois criminelles» (Par. 1788) klärten das Publikum über die Verderblichkeit des geheimen Gerichtsverfahrens und des Mißverhältnisses der Strafen zu den Verbrechen auf. In den anonym erschienenen «Lettres sur l'Italie en 1785» (2 Bde., Par. 1788; neue Aufl., 3 Bde., 1835; deutsch von G. Forster, 2 Bde., Mainz 1789) zeigt er sich als feiner Kunstkenner und warmer Menschenfreund. D. starb zu Paris 17. Sept. 1788.

Dupaty (Louis Charles Henri Mercier), Sohn des vorigen, geb. zu Bordeaux 29. Sept. 1771, studierte die Rechte und war mit 19 Jahren Advokat, trat während der Revolution als Dragoner in das republikanische Heer und wurde dann als geogr. Zeichner angestellt. Seit 1795 widmete er sich ganz der Bildhauerkunst, namentlich unter Lemots Leitung, war von 1804—11 in Rom, wurde 1816 Mitglied des Instituts und 1823 Professor an der École des beaux-arts. Seine Hauptwerke sind der verwundete Philoktet, vor dem Schlosse zu Compiègne aufgestellt (1810), Ajax den Göttern trotzend, in der Galerie d'Orléans (1812), Orest von den Furien verfolgt (1814), Kadmus den kastalischen Drachen bekämpfend (1819), Venus vor Paris, in der Galerie des Luxembourg (1822). D. wurde 1816 beauftragt, die Reiterstatue Ludwigs XIII. zu fertigen. Das Modell dieser kolossalen Figur war 1821 vollendet, und Cortot führte danach das marmorne Standbild aus, welches die Place Royale in Paris ziert. D. starb schon vor der Vollendung (12. Nov. 1825).

Dupaty (Louis Emmanuel Félicité Charles Mercier), Bruder des vorigen, geb. zu Blanquefort in der Gironde 30. Juli 1775, diente zuerst mit Auszeichnung in der Marine, erhielt dann eine Anstellung als Seekartenzeichner, später beim Geniekorps und wurde zuletzt ein beliebter Theaterdichter, dessen kleine Lustspiele und Vaudevilles durch Witz und lebendigen Dialog allgemein gefielen. Seine Oper «Les valets dans l'antichambre» (1808), in welcher die Regierung eine Satire fand, zog ihm eine kurze Verbannung zu. Unter seinen übrigen Leistungen ist das satirische Gedicht «Les délateurs» bemerkenswert. D. wurde 1836 in die Französische Akademie aufgenommen und starb zu Paris 30. Juli 1851.

Dupe (frz., la, nicht le dupe), der Betrogene, Übertölpelte, Genarrte; Duperie, Betrügerei, Übertölpelung, Fopperei; düpieren, betrügen, foppen, zum besten haben.

Duperré (Victor Guy, Baron), franz. Admiral, geb. 29. Febr. 1775 zu La-Rochelle, trat jung in die franz. Marine, befand sich 1796—1800 in brit. Gefangenschaft und zeichnete sich 1806 als Kommandant der Sirène bei L'Orient, sowie 1809 als Kommandant der Fregatte Bellone bei der Isle de France hervorragend aus. D. wurde 1810 zum Kontreadmiral befördert und zum Baron ernannt, führte 1830 den Oberbefehl über die gegen Algerien entsendete Flotte, wurde späterhin franz. Pair, Admiral, und leitete dreimal das Ministerium der Marine und der Kolonien. Er starb 2. Nov. 1846 zu Paris. In Anerkennung seiner Verdienste um die Entwickelung der franz. Seemacht führt ein Panzerschiff erster Klasse seinen Namen. Vgl. Chassérian, «Vie de D.» (Par. 1848).

Dupetit-Thouars (Louis Marie Aubert), franz. Botaniker, geb. 5. Nov. 1758 zu Boumois bei Saumur, ging 1792 mit seinem Bruder Aristide nach Mauritius, Madagaskar und Réunion, kehrte 1802 zurück und ward 1806 Direktor der königl. Baumschule in Paris, wo er 12. Mai 1831 starb. Er schrieb: «Histoire des végétaux recueillies dans les îles de France, de Bourbon et de Madagascar» (1804), «Histoire des végétaux recueillies dans les îles australes d'Afrique» (1806), «Mélanges de botanique et de voyages» (1811) u. s. w.

Dupetit-Thouars (Aristide Aubert), franz. Seefahrer, Bruder des vorigen, geb. 31. Aug. 1760 zu Boumois bei Saumur, war erst Offizier in der Armee, trat aber beim Ausbruche des Kriegs mit England (1778) in die Marine und zeichnete sich in den Gefechten in den westind. Gewässern in dem Grade aus, daß er nach dem Frieden von 1783 zum Kommandanten des Kriegsschiffs Tarleton ernannt wurde. Um Lapeyrouse aufzusuchen und zugleich den Pelzhandel auf der Nordwestküste von Amerika zu betreiben, unternahm er eine Seereise, wurde aber von den Portugiesen gefangen genommen. Nach seiner Freilassung machte er in Nordamerika zwei Versuche, die Nordwestküste zu Lande zu erreichen. Erst als sich in Frankreich der Revolutionssturm gelegt, kehrte er zurück und nahm wieder Seedienste. Auf dem Zuge nach Ägypten befehligte er ein Schiff von 80 Kanonen und fiel bei Abukir 1. Aug. 1798.

Dupetit-Thouars (Abel), franz. Seemann, Sohn des vorigen, geb. 3. Aug. 1793. Im Juli 1841 wurde er franz. Kontreadmiral, und machte 1837—39 eine Reise um die Welt. Auf den Gesellschaftsinseln angelangt, ergriff er Maßregeln, durch deren Weiterführung bei seiner Wiederkehr 1843, mit Anwendung von Gewalt, die vier Tahitiinseln unter franz. Protektorat gestellt, später aber wirklich zu franz. Eigentum gemacht wurden. Die Verhaftung des engl. Konsuls Prichard, welcher die Eingeborenen aufgewiegelt hatte, veranlaßte seine Abberufung. D. starb 17. März 1864. Er schrieb «Voyage autour du monde sur la frégate La Vénus» (11 Bde., 1840—49).

Düpieren, s. unter Dupe.

Dupin (André Marie Jean Jacques), genannt der Ältere, franz. Staatsmann und Rechtsgelehrter, geb. 1. Febr. 1783 zu Varzy im Depart. Nièvre, bereitete sich in Paris für die jurist. Laufbahn vor und wurde 1806 nach der Wiederherstellung der Rechtsschulen als der erste Doktor der Rechte promoviert. Von Château-Chinon (Nièvre) 1815 zum Abgeordneten in die Repräsentanten-

kammer gewählt, sprach er in der geheimen Sitzung vom 21. Juni gegen den Vorschlag, Napoleon II. zum Thronfolger auszurufen, und veröffentlichte seine Schrift: «Sur la libre défense des accusés» (Par. 1815), welche ihres Freimuts wegen großes Aufsehen machte. Infolge dessen ward er mit den beiden Berryer beauftragt, die Verteidigung des Marschalls Ney zu führen. Sodann verteidigte er auch die wegen der Teilnahme an Lavalettes Entweichung angeklagten engl. Offiziere Wilson, Bruce und Hutchinson, die Generale Alix, Savary, Gilly, Caulaincourt u. a. Überhaupt war er 1825—29 der Advokat der liberalen Partei und versagte keinem politisch Verfolgten seinen Beistand. Mitglied der Deputiertenkammer, war er 1830 Berichterstatter über die Adresse der 221. Nach der Julirevolution vertrat D. in der Tagespolitik sehr entschieden und energisch die Ansichten und Interessen der siegreichen Bourgeoisie, suchte in seiner Schrift «La révolution de 1830» (Par. 1832) den legalen Charakter dieser Revolution nachzuweisen und behauptete bei Gelegenheit der einige Tage vor der Einsetzung des Julikönigtums aufgeworfenen Frage, ob der neue König den Namen Philipp VII. annehmen sollte, der Herzog von Orléans sei auf den Thron berufen worden, nicht weil, sondern obgleich er Bourbon sei. Die Regierung ernannte ihn zum Mitgliede des Ministerconseils, zum Präsidenten des königl. Privatrats, zum Generalprokurator am Cassationshofe und verlieh ihm das Großkreuz der Ehrenlegion. D. wurde 1832 in die Französische Akademie aufgenommen; auch die Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften machte ihn zu ihrem Mitgliede. Die Deputiertenkammer übertrug ihm achtmal die Präsidentenstelle. Er bekleidete diese Stelle auch 24. Febr. 1848, bis zu dem Moment, wo das Volk hereinstürmte und die Deputierten verjagte. In der Konstituante war D. Mitglied des Verfassungsausschusses und stimmte gegen das Zweikammersystem. Von der Legislativen regelmäßig zum Präsidenten gewählt, erlebte er in dieser Stellung abermals (2. Dez. 1851) die gewaltsame Auflösung des Parlaments. Als das Konfiskationsdekret in Bezug auf das in Frankreich befindliche Grundeigentum der Familie Orléans erlassen wurde, gab er als Generalprokurator am Kassationshofe seine Entlassung und zog sich von allen öffentlichen und amtlichen Geschäften zurück. Eifriger Anhänger der sog. gallikanischen Freiheiten, sah er sich 1854 in einen Streit mit Montalembert verwickelt, der viel Aufsehen machte. Im J. 1857 nahm D. unter Napoleon III. das Amt des Generalprokurators am Cassationshofe wieder an. D.s Tüchtigkeit als praktischer Jurist war allgemein anerkannt; seine zahlreichen jurist. Schriften sind indes ohne wissenschaftlichen Wert. Er starb zu Paris 10. Nov. 1865.

Dupin (Pierre Charles François, Baron), franz. Staatsmann und nationalökonomischer Schriftsteller, des vorigen jüngerer Bruder, geb. 6. Okt. 1784 zu Varzy, besuchte die Polytechnische Schule und wirkte 1803 als Marine-Ingenieur bei dem Bau der Flotille von Boulogne mit. Seit 1816 bereiste er Großbritannien und sammelte hier Dokumente über die See-, Kriegs- und Handelszustände, wodurch er wichtige Verbesserungen in Frankreich veranlaßte. Nach der Rückkehr ward er 1818 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1819 Professor an dem neugestifteten Konservatorium der Künste und Handwerke. Nach einer zweiten Reise nach England wurde er 1824 zum Baron ernannt. Das Depart. Tarn wählte ihn 1828 zum Abgeordneten in die Kammer, wo er 1830 die Adresse der 221 unterzeichnete; 1832 wurde er Mitglied der Akademie der polit. und moralischen Wissenschaften. In dem dreitägigen Ministerium des Herzogs von Bassano (1834) war D. Marineminister. Nachdem er 1837 zum Pair von Frankreich erhoben worden, hielt er sich als solcher zur gemäßigten Opposition. Nach der Revolution von 1848 wurde er zu Rouen in die Konstituante gewählt, wo er stets mit der Rechten stimmte. Ebenso war er 1849 Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung, in welcher er zur royalistischen Majorität hielt. Der Staatsstreich vom 2. Dez. setzte seiner öffentlichen Laufbahn zunächst ein Ziel. Doch wurde er schon im Jan. 1852 zum Senator ernannt und that sich als solcher durch seine Reden für die weltliche Herrschaft des Papstes und gegen das prot. Deutschland hervor. Er starb 18. Jan. 1873 zu Paris.

Bei allen polit., wissenschaftlichen und industriellen Fragen beteiligt, hat D. eine außerordentlich große Menge Berichte, Beiträge, Abhandlungen und Aufsätze über Geometrie, Seewesen, Volksmoral, Handel, Staatsbauten u. s. w. geschrieben und sich als Beförderer gemeinnütziger Zwecke und Anstalten aller Art gezeigt. Sein Hauptwerk sind die «Voyages dans la Grande-Bretagne en 1816—19» (6 Bde., Par. 1820—24, mit Atlas; deutsch, Stuttg. 1825), eine umfassende Darstellung der Vorzüge und Mängel der brit. Verwaltung. Ein bedeutendes nationalökonomisches Werk von ihm ist: «Force productive des nations depuis 1800 jusqu'à 1851» (4 Bde., Par. 1851).

Dupin (Philippe), ausgezeichneter franz. Advokat, der jüngste Bruder der beiden vorigen, geb. 7. Okt. 1795 zu Varzy, wurde 1816 Advokat und machte sich sofort bemerklich durch lebhaften Anteil an mehrern polit. Prozessen. Nach der Revolution von 1830 zum Deputierten im Depart. Nièvre gewählt, trat er bald aus der Kammer, um seine jurist. Praxis fortzuführen. Er wurde Advokat der Civilliste, Rat mehrerer wichtiger Verwaltungen und beauftragt, den Herzog von Nemours in der Rechtskunde zu unterrichten. Im J. 1842 trat er wieder in die Kammer als Deputierter von Avallon, erkrankte aber 1845, reiste nach Italien und starb zu Pisa 14. Febr. 1846. Er war Mitarbeiter an den «Annales du barreau français», worin einige seiner Gerichtsreden abgedruckt sind.

Dupin (Maurice), Vater der Romanschriftstellerin George Sand (s. d.).

Duplessis (Georges Victor Antoine Gratet), franz. Kunsthistoriker, geb. 19. März 1834 zu Chartres, wurde 1853 im Kupferstichkabinett der Nationalbibliothek angestellt und später Konservator derselben. Er schrieb: «Notice sur la vie et les travaux de Gérard Audran» (1858), «Histoire de la gravure en France» (1861), «Essai de bibliographie des ouvrages relatifs à l'histoire de la gravure et des graveurs» (1862), «Essai d'une bibliographie générale des beaux-arts» (1866), «Histoire de la gravure de portrait en France» (1875).

Duplessis (Jos. Siffrède), franz. Porträtmaler, geb. 6. April 1725 zu Carpentras, erhielt seine künstlerische Ausbildung von Imbert, einem Münz-

5 ging er nach Rom und trat in das
P. Subleyras. Sehr bald zeichnete er
storien- und Porträtmalerei sowie auch
chaft aus. Nach vier Jahren kehrte er
eich zurück. Er starb 1. April 1802 als
des Museums von Versailles. Seine
ichnen sich durch Leichtigkeit und Zier-
viele der merkwürdigsten Notabilitäten,
in Paris verweilten, wie Bossuet,
luck, Marmontel, Necker u. s. w., sind
nalt worden.

rehbank (frz. tour à double outil,
x-lathe), eine zur Metallbearbeitung
ehbank (s. d. und Tafel dazu) mit zwei
enüberstehenden Supports, bei welcher
hle gleichzeitig zur Wirkung gelangen.

en (doublieren), verdoppeln; in
prache braucht man den Ausdruck: die
plieren, wenn aus wenigen Gliedern
re gebildet werden, und den Ausdruck:
duplieren, wenn bei der Aufstellung
Rotte sich hinter die Nebenrotte setzt,
ei der Reihenkolonne zwei hintereinan-
he Rotten sich nebeneinander setzen. Bei
spricht man von dem Duplieren
te, wenn die feindlichen Schiffe über-
adurch teilweise zwischen zwei Feuer ge-
den, und von dem Duplieren eines
v., wenn man dasselbe umfährt.

t im materiellen Sinne ein Umstand,
Wirkung einer an sich begründeten Re-
fft, sich also zur Replik ebenso verhält
lik zur Einrede, die Einrede zum An-
formellen Sinne war D. im frühern
Verfahren soviel wie Duplikschrift, der
es Beklagten, welcher im ersten Sta-
ivilprozesses, dem Stadium der Be-
dem Stadium des Schriftenwechsels,
kschrift des Klägers folgte, und in der
der vierte Schriftsatz, den Schriften-
hloß. Notwendig war ein solcher
ftsatz aber nur, wenn die Replikschrift
hatsächliche Behauptungen enthielt; er
Erklärung auf die Replikschrift und
m materiellen Sinne, die aber erfah-
sehr selten sind; kamen sie vor, so war
Schriftenwechsel weiter fortzusetzen.

(lat.), Doppelschrift, das zweite Exem-
Schrift, insbesondere einer Prozeß-
he doppelt (in duplo) einzureichen ist.
emplar bleibt bei den Akten, das an-
n Prozeßgegner zugefertigt.

or besteht im wesentlichen aus zwei
selektroskopen (s. Elektricität),
raucht werden, daß, wenn am ersten
die elektrische Anzeige zu schwach auf-
lektorplatte dieses ersten und geladenen
s dazu benutzt wird, den zweiten Kon-
laden, was schon eine stärkere Anzeige
re auch diese noch zu schwach, dann
die geladene zweite Kollektorplatte am
nsator zum Wiederladen verwendet
w., bis durch wiederholte Kondensie-
nügend starke Anzeige erfolgt.

salz (Arcanum duplicatum), veralteter
wefelsaures Kali.

ren (vom lat. duplex), verdoppeln; in
ache: die Duplik einreichen; Duplizi-
peltsein gleicher Dinge; Zweideutigkeit.

Duplum (lat.), das Doppelte, eine Prozeß-
schrift in duplo einreichen, s. unter Duplikat.

Dupont (Jacques Charles), genannt D. de l'Eure, franz. Staatsmann, geb. 27. Febr. 1767 zu Neubourg in der Normandie, wurde 1789 Advokat beim Parlament dieser Provinz, bekleidete während der Revolution und des Kaiserreichs verschiedene Ämter, war auch Mitglied des Rats der Fünfhundert und funktionierte seit 1811 als Präsident am Gerichtshofe zu Rouen. Er war 1813 Mitglied des Gesetzgebenden Körpers, 1814 Vizepräsident der Deputiertenkammer, in welche er 1816—49 von verschiedenen Wahlbezirken beständig wiedergewählt wurde; während der Restauration gehörte er stets zur liberalen Kammerminorität und verlor wegen seiner regierungsfeindlichen Haltung 1818 seine Stelle zu Rouen. Nach der Revolution von 1830 erhielt D. das Justizministerium, gab aber nach sechs Monaten, gleichzeitig mit Lafayette, seine Entlassung und trat wieder in die Reihen der Opposition. Mehrfach wurde er seitdem zum Präsidenten der Deputiertenkammer gewählt. In der Sitzung des 24. Febr. 1848, als die Anhänger der Regentschaft die Flucht ergriffen hatten, nahm D. den Präsidentenstuhl ein und beschwichtigte durch sein Ansehen bei dem eingedrungenen Volke den Tumult insoweit, daß es möglich wurde, eine Provisorische Regierung zu ernennen, zu deren Präsidenten man ihn ausrief. Von Evreux und Paris in die Konstituante gewählt, nahm er zwar an den Arbeiten dieser Versammlung noch einigen Anteil, trat aber seitdem, vom Alter gebeugt, vom öffentlichen Schauplatz ab. Er starb 3. März 1855 auf seinem Landgute Rougepierre in der Normandie. Im J. 1881 wurde ihm ein Denkmal in Neubourg errichtet.

Dupont (Pierre), franz. Liederdichter, geb. 23. April 1821 zu Lyon, erhielt seinen ersten Unterricht bei einem Priester, seine weitere Schulbildung im Seminar von Largentières und wurde nach seinem Abgange vom Seminar Lehrling bei einem Seidenweber, dann Schreiber bei einem Notar und Kommis bei einem Bankier. In Paris, wohin er 1839 kam, trat er zuerst als Dichter mit legitimistischen Oden in der «Gazette de France» und der «Quotidienne» auf. Sein Gedicht «Les deux anges» (1842) wurde von der Französischen Akademie gekrönt und verschaffte ihm eine Stelle als Mitarbeiter am «Dictionnaire de l'Académie», an dessen Abfassung er bis 1847 mitarbeitete. Um diese Zeit erwarben ihm sein Lied «Les bœufs» (1846) und fünf andere, unter dem Titel «Les paysans et les paysannes» gesammelte Lieder und Romanzen eine schnelle Popularität. Spätere Lieder, worin er sozialistischen Ideen huldigte, brachten ihn bei den Dezemberereignissen 1851 in eine schlimme Lage. Er blieb ein halbes Jahr versteckt, wurde aber nachher entdeckt, zu siebenjähriger Verbannung nach Lambessa verurteilt, später aber begnadigt. D. hat zu seinen Liedern, die 1848 von ihm selbst in den Klubs vorgetragen wurden, die Melodien selbst komponiert. Sie wurden gesammelt herausgegeben unter den Titeln «Cahier des chansons», «La muse populaire» (neue Aufl., Par. 1871), «Chants et chansons» (1850—54). D. starb 25. Juli 1870 zu St.-Étienne.

Dupont (Pierre Sam.), genannt D. de Nemours, franz. Nationalökonom, geb. 14. Dez. 1739 zu Paris, wandte sich nach gründlichen klas-

[illegible]

Dupont de l'Étang [illegible] bei Aujelo. Im Feldzuge in Deutschland that er sich abermals 11. Nov. bei Dürnstein hervor, dann 17. Okt. 1806 bei Halle und 1807 in der Schlacht bei Friedland, wo er den Angriff Neys kräftig unterstützte. Hiernach führte er ein Armeekorps nach Spanien, mußte jedoch mit demselben 19. Juli 1808 bei Baylen kapitulieren, worauf ihm Napoleon kein Kommando mehr anvertraute. Unter der Restauration übernahm D. 1814 die Leitung des Kriegsministeriums; doch war seine Verwaltung [illegible]. Nach der zweiten Restauration [illegible] Ministerposition, trat nach der [illegible] in den Ruhestand und starb 9. [illegible]. Auch litterarisch ist D. thätig gewesen, unter anderm: «Opinion sur le [illegible] de recrutement» (Par. 1818), «La campagne d'Autriche» (Par. 1826), «L'[illegible] guerre» (in Versen, Par. 1838) und «[illegible] sur l'histoire de France par l'[illegible]» (Par. 1827).

Dupont-White (Charles Brook), franz. [illegible], geb. 17. Dez. 1807 zu Rouen, [illegible] Studien in Paris und kaufte [illegible] am Cassationshofe, die er [illegible]. Im J. 1848 war er [illegible] Justizministeriums. In seinen [illegible] zwar als ein Anhänger [illegible], plaidiert aber doch in vielen [illegible] Intervention, wo [illegible] des Individuums eintrete. [illegible] er zum Mitgliede der [illegible] eingesetzten [illegible] ernannt. Außer größern [illegible] und Übersetzungen engl. [illegible] Abhandlungen: «On representative government» und «On liberty», [illegible] «Essai sur les relations du travail avec le capital» [illegible], «L'individu et l'État» (1856), welcher [illegible] seinen Ruf verdankt; «La centralisation» [illegible], «La liberté politique considérée dans ses rapports avec l'administration locale» (1864), «De l'équilibre en Europe» (1867), «[illegible] progrès politique» (1868), «Étude sur le suffrage universel» [illegible]. Er starb 10. Dez. 1878 zu [illegible].

Duport (Jean Pierre), Cellist, geb. 27. [illegible] zu Paris, war seit 1773 an der Hofkapelle [illegible] Berlin engagiert, wo er auch Lehrer Friedrich [illegible] wurde. Er starb 31. Dez. 1818 zu Berlin. [illegible] für sein Instrument sind [illegible] veraltet.

Düppel, [illegible] bekanntes Dorf im [illegible] Schleswig, Kreis Sonderburg, [illegible]. Am 28. Mai 1848 wurden [illegible] Bundestruppen in einem Gefechte [illegible] zurückgeworfen. Die von den [illegible] Düppeler Schanzen wurden [illegible] von den Sachsen und Bayern [illegible] von den letztern noch mehr [illegible] der Bundestruppen im [illegible] 1849 von den Dänen wieder zerstört. Im Kriege von 1864 hatten hier die Dänen mit allen [illegible] eine ungemein starke [illegible], mit einer Frontausdehnung von [illegible] 3000 m, durch 10 Schanzen gedeckt, welche [illegible] Höhenkranze angelegt, das ganze [illegible] Gelände beherrschten. Die Werke waren [illegible] in Erde gebaut, enthielten aber [illegible], völlig bombensichere Pulvermagazine und [illegible] Blockhausreduits. Die vordere Linie bestand [illegible] aus geschlossenen Werken. Beide [illegible] waren dabei an das Meer gelehnt und durch die dän. Flotte geschützt, der rechte noch überdies durch die Batterien auf Alsen unterstützt. Mit [illegible] Insel selbst war die Verbindung durch einen großen Brückenkopf und zwei Brücken sowie eine [illegible] Fähre gesichert. Diese Stellung wurde von den Preußen, welche unter Prinz Friedrich Karl am 11. Febr. vor dieselbe rückten, nach einer Reihe von Rekognoszierungsgefechten vom 29. März [illegible]

belagert und endlich nach einer heftigen Be- 18. April 10 Uhr morgens erstürmt. Die wurden binnen 10 Minuten von den urmkolonnen genommen, darauf die dän. zurückgeschlagen und gegen 2 Uhr nach- auch der Brückenkopf erstürmt. Die verloren hierbei 70 Offiziere und 1118 erbeuteten 119 Geschütze und viel Kriegs-; die Dänen verloren 5200 Mann mit ß von 3400 Gefangenen. Die Düppeler wurden später von Grund aus umgebaut den neuangelegten Werken auf der Insel einer starken Festung, Sonderburg- genannt, vereinigt, welche durch ihre Lage durch Schleswig nach Jütland führenden



Topographische Lage von Düppel.

aße den Hauptstützpunkt der Verteidigung orden hin bildet und zugleich nach der See- cht zu verteidigen, dabei als Ausgangs- und Einschiffungsplatz für offensive See- nehmungen und Torpedokrieg in dem Insel- hr vorteilhaft gelegen ist. Vgl. Neumann, den Angriff auf die Düppeler Schanzen in vom 15. März bis 18. April 1864» (Berl. F. Schöller, «Forsvaret af Dybbölstillingen (Kopenh. 1867).

rat (Pascal Pierre), franz. Politiker, geb. rz 1816 zu Hagetmau im Depart. Landes, das Seminar zu Aire an der Adour, vollen- ne Studien in Heidelberg und wurde dann der Geschichte in Algier. Nach Paris zurück- arbeitete er an der «Réforme» mit und lei- «Revue Indépendante» (1847). Er schloß ig der Februarrevolution an und begrün- bst Lamennais die Zeitung «Le peuple constituant». Von dem Depart. Landes in die konstituierende Versammlung gewählt, nahm er Platz auf der Linken und gehörte zu der Partei, welche die Exekutivkommission stürzte, dem General Cavaignac die diktatorische Gewalt übertrug und Paris in Belagerungszustand versetzte. Im J. 1849 wiedergewählt, trat er gegen Ludwig Napoleon und die Majorität der Legislative auf, wurde nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. verhaftet, dann freigelassen, ging nach Belgien und von da aus in die Schweiz; eine Zeit lang wohnte er in Lausanne, wo er Unterricht gab und ein Blatt «L'Économiste» redigierte. Im J. 1871 vom Depart. Landes in die Nationalversammlung gewählt, schloß er sich der äußersten Linken an; damals leitete er zwei Blätter: «Le Peuple souverain» (1870—72) und «Le Nouveau Journal»; 1876 und 1877 vertrat er das 17. Arrondissement von Paris in der Deputiertenkammer, wurde aber 1881 nicht wiedergewählt.

Dupray (Henri), franz. Maler, geb. 1842 zu Sedan, war in Paris Schüler von Pils und Léon Cogniet und stellte 1865 sein erstes Bild aus, das unbeachtet blieb. Bekannt wurde er erst nach dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 als Maler des franz. Soldatenlebens durch die Gemälde: Hauptwache vor Paris (1872), Besuch bei den Vorposten (1874), Herbstmanöver (1877) ꝛc.

Dupré (Giovanni), namhafter ital. Bildhauer, geb. 1. März 1817 in Siena, mußte sich in der Jugend mit handwerklichen Arbeiten der Bildhauerei und Schnitzerei beschäftigen. Durch Selbststudium brachte er es so weit, daß ihm die florentiner Akademie einen Preis erteilte, ohne daß er ihr Schüler gewesen wäre. Dreiundzwanzig Jahre

[illegible]

[illegible] Salon 1851 von ihm ausgestellte Landschaften, in welchen er Motive aus seiner Heimat dargestellt hatte, fanden bereits Beifall, und die später hinzukommenden Werke verschafften ihm einen angesehenen Platz unter den jüngern Landschaftsmalern, welche, abweichend von der idealisierenden Auffassung und Behandlung der ältern Schule, einfach eine an die Wirklichkeit sich anschließende und bloß durch Naturstudium geleitete Darstellungsweise befolgten. Kräftiges Kolorit, tiefes Naturgefühl, helle, sonnige Beleuchtung, Sicherheit des Vortrags, waren die Vorzüge seiner Gemälde. Dieselben mißfielen jedoch der akademischen Jury, welche die von ihm zum Salon eingesandten Bilder zurückwies, sodaß er keine mehr hinschickte; nur gelegentlich in Privatausstellungen und bei der Weltausstellung 1867 sah man von ihm einige Landschaften. Auch lebt und arbeitet er seit langer Zeit nicht mehr in Paris, sondern in der Provinz. Die von D. am besten in [illegible] sprechender als anspruchsloser Weise ausgeführten Motive sind der Picardie, dem Limousin, besonders aber der Normandie entlehnt. Die Landschaften seiner ersten Zeit haben entschiedene Vorzüge vor den spätern, worin das übertriebene [illegible] der Durchsichtigkeit des Wassers und die Klarheit der Luft beeinträchtigt und systematisch braune oder gelbe Töne an den Bäumen vorherrschen. J. [illegible], A. Anastasi, Mouilleron, Français u. a. lieferten Lithographien seiner Landschaften und D. selbst hat einige davon lithographiert.

Duprez (Gilbert Louis), franz. Tenorist, geb. 6. Dez. 1806 zu Paris, wurde schon in seinem 10. Jahre Schüler des Konservatoriums, auf dem er Chorons Unterricht genoß. Zum ersten mal [illegible] er auf der Bühne in den Chören der «Athalie» im Théâtre français. Er begab sich dann nach Mailand und wurde, als er 1825 nach Paris zurückkehrte, Mitglied des Odéon. Seit 1827 sang er mit seiner Gattin, Marie Duperron, mit glänzendem Erfolg in verschiedenen Städten Italiens, bis [illegible] abermals in Paris, wo er 1837 in den [illegible] verband der Großen Oper eintrat. [illegible] er diese Triumphe, zog sich aber [illegible] Bühne zurück und begründete später eine Gesangschule, die er 1870 nach Brüssel verlegte. [illegible] bis 1850 war er bereits Gesangsprofessor am [illegible] Konservatorium gewesen. D. lebt gegenwärtig in Neuilly bei Paris. Er gehörte während seiner Glanzzeit zu den besten dramatischen Sängern; [illegible] mächtige Stimme verriet die feinste Schulung, [illegible] Intonation war von tadelloser Reinheit, [illegible] Recitation und Deklamation. Von [illegible] Verständnis für die Gesangskunst zeugt [illegible] Werk «L'art du chant» (Par. 1845); [illegible] er über ein hübsches Kompositions[illegible] das sich in Romanzen, Gesängen, Opern, [illegible] einer Messe und einem Oratorium bekundet. [illegible] Leistung als Sänger war Arnold in «Wilhelm Tell». Vgl. D.s 1880 erschienene «Souvenirs d'un chanteur».

Duprez (Caroline), franz. Sängerin, Tochter des vorigen, geb. 1832 zu Florenz, betrat in der Provinz zuerst die Bühne und debütierte [illegible] der Italienischen Oper zu Paris als [illegible]. Darauf trat sie auch in London und Brüssel auf, kehrte aber 1852 nach Paris zurück, wo sie nach zweimaligem Engagement am Théâtre [illegible] und an der Komischen Oper 1860 Mitglied der Großen Oper wurde. Seit 1856 war sie mit dem Musiker Vandenheuvel verheiratet. [illegible] zwang sie, vorzeitig ihrer Laufbahn zu entsagen, [illegible] und in Pau ihren Aufenthalt zu nehmen, wo sie 17. April 1875 starb. D. war eine Sängerin [illegible] vielem musikalischen Können, das sie besonders als Gräfin in «Figaros Hochzeit» bewies.

Dupuis (Charles François), [illegible] franz. Gelehrter, geb. 16. Okt. 1742 zu Trie-[illegible] bei Chaumont, wurde schon 1766 Lehrer der Rhetorik am Collège zu Lisieux und geriet durch [illegible] Bekanntschaft mit Lalande, der ihn der Mathematik und Astronomie zuführte, auf den Gedanken, [illegible] Mythen durch die Astronomie zu erklären. [illegible] mehrern Mitteilungen im «Journal des savants» erschien von ihm das «Mémoire sur l'origine des constellations et sur l'explication de la fable par l'astronomie» (Par. 1781). [illegible]

Beredsamkeit am Collége de France, 1788
der Akademie der Inschriften, bald darauf
der Kommission für den öffentlichen Un-
Wiewohl er sich von der Revolution fern
rde er doch in den Konvent, dann in den
Fünfhundert, nach dem 18. Brumaire in
zgebenden Körper gewählt. Als ausge-
Lehrer ward er auch in das National-
erufen. Sein großes Werk, das er aus
r dem Eifer der Klerikalen lange nicht zu
chen wagte, ward endlich auf Veran-
es Klubs der Cordeliers gedruckt und er-
er dem Titel «Origine de tous les cultes,
n universelle» (12 Bde., Par. 1794, mit
Auf solche Weise wurde das rein wissen-
Buch zur Parteisache. Nicht minderes
rregten seine Denkschriften über Ursprung
eitung der Pelasger und den Tierkreis
ra. In seinem letzten Werke: «Mémoire
du zodiaque chronologique et mytho-
Par. 1806), suchte er die Einheit der
und religiösen Mythen aller alten Völker
n. D. soll auch 1788 zuerst die optischen
n erfunden und Chappe (s. d.) dieselben
ert haben. Er starb auf seinem Land-
jon 29. Sept. 1809.

de Lôme (Stanislas Charles Henri
franz. Marineingenieur, geb. 15. Okt.
Ploemeur bei Lorient, studierte auf der
chen Schule zu Paris und wurde 1842
nd geschickt, um den Bau eiserner Schiffe
lernen. Nach seinem «Mémoire sur la
on des bâtiments de fer» (1844) wurden
franz. Eisenschiffe gebaut. D. wurde
das Ministerium der Marine berufen und
neralinspektor des Materials daselbst und
der Schiffsbauten. Nach seinen Angaben
uch das erste franz. Schraubenlinienschiff
9 das erste Panzerschiff gebaut. Während
gerung von Paris 1870/71 konstruierte er
lbaren Luftballon, der aber erst wenige
r der Kapitulation fertig wurde. Seit 1877
nabsetzbares Mitglied des Senats, wo er
partistischen Fraktion angehörte.

uytren (Guillaume, Baron), berühmter
Wundarzt und Anatom, geb. 6. Okt. 1777
e-Buffière in Haute-Vienne, studierte seit
Paris, wurde 1795 Prosektor bei der mediz.
zu Montpellier, 1801 Oberaufseher der
Arbeiten in Paris, 1803 zweiter, 1815
undarzt am Hôtel-Dieu und erhielt 1813
fessur der Chirurgie an der mediz. Fakul-
1818 in ein klinisches Lehramt am Hôtel-
rwandelt wurde. Zugleich nahm ihn die
e als Mitglied auf. Der König ernannte
3 zu seinem ersten Leibchirurgus, was er
er Karl X. blieb. Bereits 1833 in seiner
keit durch die Folgen eines Schlagflusses
chen, starb er zu Paris 8. Febr. 1835. D.
nen außerordentlichen Scharfsinn in Stel-
Diagnosen, welche durch seine kühnen und
er Gewandtheit ausgeführten Operationen
rtigt wurden, und eine unerschütterliche
ie auch den gefährlichsten und drohendsten
bei Operationen widerstand. Er ist der
mehrerer Operationsmethoden und In-
te; auch machte er einige Entdeckungen in
hol. Anatomie. D.s Schriften betreffen
Gegenstände der Chirurgie und pathol.
Anatomie. Einige seiner Schüler vereinigten sich zur Herausgabe seiner «Leçons orales de clinique chirurgicale faites à l'Hôtel-Dieu» (4 Bde., Par. 1830—34). Paillard und Marx gaben seinen «Traité théorique et pratique des blessures par armes de guerre» (2 Bde., Par. 1834) heraus. Beide Werke sind in mehrere europ. Sprachen übersetzt. Vgl. Cruveilhier, «Vie de D.» (Par. 1841).

Duquesne (Abraham, Marquis), einer der großen Seehelden Frankreichs im 17. Jahrh., wurde 1610 zu Dieppe geboren und von seinem Vater, einem Schiffskapitän, für den Seedienst erzogen. Nachdem er bereits 1637 als Kapitän eines Kriegsschiffs in dem Kriege mit Spanien die glücklichsten Erfolge errungen hatte, leistete er 1639 in der Schlacht bei Coruña, 1641 bei Tarragona, 1643 auf mehrern Punkten der franz. Macht ausgezeichnete Dienste. Während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. trat er in schwed. Dienste, wo er als Vizeadmiral 1643 die dän. Flotte bei Gotenburg schlug und durch eine Reihe Niederlagen, die er der vereinigten dän. und holländ. Flotte beibrachte, Dänemark 1645 zu dem Frieden von Brömsebro zwang. Nach Frankreich zurückgekehrt, brachte er 1650 Bordeaux, das sich gegen die franz. Regierung erklärt hatte, zur Unterwerfung und kämpfte 1672 und 1673 gegen Ruyter und Tromp mit Glück im Kanal und den niederländ. Gewässern. Bei dem Aufstand Messinas gegen die span. Herrschaft unterstützte er die Insurgenten und schlug 1676 die feindliche Flotte an der Küste von Catanea gänzlich. Ludwig XIV. trug indessen Bedenken, dem tapfern Vizeadmiral, als einem Protestanten, den höchsten Grad in der Flotte zu geben; er belohnte ihn mit der Besitzung Bouchet bei Étampes und dem Titel eines Marquis. Bei der Aufhebung des Edikts von Nantes wurde D. allein von der allgemeinen Verbannung der Protestanten ausgenommen. Von 1681 bis 1683 züchtigte er die Raubstaaten Tripolis und Algier. Seine letzte Heldenthat war die Demüthigung Genuas. Er starb zu Paris 2. Febr. 1688. Vgl. Jal, «Abraham D. et la marine de son temps» (2 Bde., Par. 1872).

Duquesnel (Amédée), franz. Schriftsteller, geb. 1802 zu Lorient, war Mitarbeiter an mehrern Zeitschriften und veröffentlichte Gedichte: «Chants français» (1823), «Napoléon au Mont Thabor» (1825); ferner Litteraturwerke: «Histoire des lettres, cours de littératures comparées» (7 Bde., 1836—44), und «Du travail intellectuel en France de 1815 à 1837» (1839), auch einen Roman «Eliza de Rhodes» (1841). D. ist Bibliothekar zu St.-Malo im Depart. Ille-et-Vilaine.

Duquesnoy (François), s. Fiamingo.

Dur (vom lat. durus, d. i. hart), Bezeichnung für diejenige der beiden Haupttonarten, welche vom Grundton aufwärts die große Terz besitzt. Hiernach sind in C-dur die Töne c—e vorhanden, in G-dur g—h, in D-dur d—fis, u. s. w. Diesem konform nennt man einen Dreiklang mit großer Terz und reiner Quinte einen Duraccord. Über den Ursprung dieser Bezeichnung s. unter Moll und Solmisation.

Durabel (lat.), dauerhaft; Durabilität, [Dauerhaftigkeit.

Durak, russ. Schimpfwort, etwa zu übersetzen mit Narr.

Dura mater, die harte Hirnhaut (s. unter [Gehirn).

Duran (Agustin), hervorragender span. Kritiker, geb. 14. Okt. 1789 in Madrid, widmete sich zuerst

philos. und jurist. Studien, ward für kurze Zeit Advokat, kehrte dann wieder zur Philosophie zurück, trieb nebenbei Geschichte und Staatswissenschaft und beschäftigte sich mit ausländischer, besonders mit der franz. Litteratur, um schließlich alle diese Studien hinter dem der vaterländischen Litteratur zurückzusetzen. Er wurde 1834 Sekretär der Inspektion über die Druckereien und den Buchhandel des Königreichs, 1836 Oberbibliothekar der königl. Bibliothek zu Madrid; 1840 infolge der Septemberrevolution in dieser Stellung suspendiert, 1843 wieder eingesetzt und 1854 zum Direktor der Bibliothek erhoben, sowie zum Mitglied der Spanischen Akademie erwählt. Doch legte er diese Stelle bald nieder, um sich ungehindert seinen Lieblingsarbeiten hingeben zu können. Er starb 1. Dez. 1862. Erst 1874 wurden drei für die Bibliothek geschriebene «Memorias» veröffentlicht: «Memorias leidas en la Biblioteca Nacional en las sesiones públicas de los años 1860, 1861, 1862» (Madr.). D. hat zwar nicht viel geschrieben; seine kritisch-litterar-histor. Arbeiten wirkten jedoch so epochemachend wie wenig andere. Seine erste anonyme Schrift: «Sobre la decadencia del teatro español» (Madr. 1828), trug zur Befreiung der span. Bühne vom franz. Joche und zu einer nationalen Neugestaltung derselben nicht wenig bei. Noch lebendiger ward das Nationalgefühl und die Liebe und Rückkehr zur alten Volkspoesie durch seine «Coleccion de Romanceros y Cancioneros» (5 Bde., Madr. 1828—32) geweckt. Die zweite, gänzlich umgearbeitete Ausgabe, «Romancero general» betitelt (2 Bde., Madr. 1849—51), welche auch in die Rivadeneyra-Sammlung («Biblioteca de autores españoles», Bd. 10 u. 16) aufgenommen ward, umfaßt nahezu 2000 Romanzen. Ferner veröffentlichte er eine Sammlung altspan. Komödien: «Talia española» (3 Bde., Madr. 1834), sowie eine Ausgabe der «Sainetes» des Ramon de la Cruz (Madr. 1843), und arbeitete mit an einer Neuausgabe des Tirso de Molina («Biblioteca de autores españoles», Bd. 5). Auch erwarb er sich als selbständiger Dichter einen geachteten Namen, weniger durch seine Gelegenheitsgedichte, wie die «Trovas à la Reina» (Madr. 1832) und die «Trovas en antiga parla castellana» (Madr. 1830), als durch sein gleichfalls in der Sprache des 15. Jahrh. versifiziertes Rittergedicht «Las tres toronjas del verjel de amor; don Flores de Trepisonda» (Madr. 1856).

Duran (Charles Auguste Emile, genannt Carolus), franz. Maler, geb. 4. Juli 1837 zu Lille, wo er auch unter Souchon den ersten Unterricht im Zeichnen erhielt. Später kam er nach Paris und hielt sich 1861—66 in Italien auf, wo er seine Gemälde: Abendgebet und die Ermordete vollendete. Nachdem er ein Jahr in Spanien zugebracht hatte, widmete er sich zu Paris hauptsächlich der Porträtmalerei, daneben auch dem Genrebild. Unter seinen Porträts sind hervorzuheben: Emile de Girardin, Doré, Gräfin Vandal (1879); von andern Gemälden: am Meeresufer in Trouville, im Thau, Blumenmädchen.

Duran, Name einer jüd. Gelehrtenfamilie aus dem 14. bis 16. Jahrh. Simon (ben Zemach) D., geb. in Majorca um 1360, war Arzt und Rabbiner in Spanien, begab sich 1391 infolge einer blutigen Judenverfolgung nach Nordafrika, wo er das durch den Tod des Isak ibn Scheschet, seines Schicksalsgenossen, 1406 erledigte Rabbinat übernahm und bis an seinen Tod (1444) führte. Simon D. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller; er schrieb im 80. Lebensjahre sein 14. Werk. Von seinen Schriften ist hervorzuheben die Sammlung von Rechtsbescheiden, die in drei Teilen und sehr splendider Ausstattung 1738 (Amsterdam) erschien. Sein zweites Hauptwerk ist «Magen Abot» («Schild der Väter»), religionsphilos. Inhalts, mehr durch gelehrtes Wissen als durch ein tiefes Eingehen in den Gegenstand ausgezeichnet (Livorno 1785). Die im zweiten Teile enthaltenen polemischen Ausführungen gegen Christentum und Islam sind in dieser Ausgabe ausgelassen und unter dem Titel «Keschet u-Magen» («Bogen und Schild») ohne Ort und Jahr erschienen. Seine Polemik gegen das Christentum bildet einen Teil der Schrift «Milchemet Choba» seines Sohnes. D. hat außerdem Talmudisches geschrieben, das Buch Hiob und ältere synagogale Stücke kommentiert und ist selbst als synagogaler Dichter thätig gewesen. — Salomo D., Sohn des vorigen, hat ebenfalls eine Sammlung von Rechtsbescheiden hinterlassen, von denen ein Teil arab. ist. Außerdem verfaßte er die Schrift «Milchemet Choba» («Pflichtmäßiger Krieg») zur Verteidigung des Talmud, besonders gegen die Angriffe des Hieronymus de Santa Fé. — Zemach und Simon, Söhne des Salomo D., sind Verfasser einer Sammlung von Rechtsbescheiden, die unter dem Namen Jachin u-Boas (1 Kön. 7, 21) in Livorno 1785 erschien; Nr. 135 derselben enthält eine Besprechung des Zurat ha-Olam, der hebr. Bearbeitung des «Image du monde».

Durance (Druentia), Fluß in Frankreich, ein linker Nebenfluß des Rhône, entspringt als 30 km lange Clarée oder Clairée, welche von 3000 m hohen Bergen durch das schöne Nevachethal herabkommt. Mit ihr vereinigt sich bei dem Fuße des 2514 m hohen Château-Jouan das nur 10 km lange, D. genannte Gewässer, welches in der Gegend des Mont Genèvre entspringt. Die D. geht bei dem in 1249 m Höhe gelegenen Briançon vorbei, wo sie die wasserreichere Guisane aufnimmt und die Servières oder Cervegrette. Nun wird sie ein furchtbar reißender Gebirgsstrom. Beim Austreten aus den Schluchten der Bessée nimmt sie die vom Pelvoux kommende Gyronde auf; dann am Fuße der Festung Mont-Dauphin in etwa 900 m Höhe den von Queyras kommenden starken Guil. Sie berührt in 790 m Höhe Embrun, darauf Savines, und empfängt die Ubaye, welche in den Niederalpen bei Barcelonnette vorbeigeht. Von nun an bildet sie die Grenze zwischen den Departements Ober- und Unteralpen, und nimmt dann in den Unteralpen, in 450 m Höhe, bei Sisteron den Buech auf. Nach Aufnahme mehrerer Zuflüsse empfängt sie jenseit Manosque, in etwa 250 m Höhe, ihren größten Nebenfluß, den malerischen Verdon. Nun macht sie die Grenze zwischen den Depart. Vaucluse und Bouches-du-Rhône, geht über Mirabeau, Peyrolles u. s. w., nimmt bei Cavaillon den Coulon oder Calavon auf, und mündet in 12 m Höhe, 4—5 km unterhalb Avignons in zwei Armen in den Rhône, welche die Insel der Courtine zwischen sich fassen. Sie ist 380 km lang, ihr Strombecken umfaßt 13400 qkm. Die D. ist nicht schiffbar und nur auf kurze Strecken flößbar.

Durand-Brager (Jean Baptiste Henri), franz. Maler, geb. 1814 zu Dol (Ille-Vilaine), wurde für die Marine bestimmt und machte schon früh Seereisen. Später bildete er sich unter Gudin

abey zum Marinemaler aus. Er bereiste
im Auftrage der Regierung St. Helena,
erika, Madagaskar und Algier und beglei-
54 die franz. Flotte ins Schwarze Meer.
einen Gemälden sind hervorzuheben: Kampf
ranz. Fregatte gegen zwei engl. Schiffe,
Janeiro, Einnahme von Mogador, 21 Bilder
n Orientkrieg, Einfahrt in den Hafen von
le, Seeschlacht bei Lissa u. s. w. D. starb
ril 1879 zu Paris.

andi (Jacopo), ital. Dichter und Historiker,
37 zu Sta.-Agata bei Vercelli, bekleidete
staatliche Ämter, war zuletzt Präsident der
Regierungskammer in Turin und starb da-
317. Unter seinen histor. Arbeiten war für
t nicht unbedeutend das Werk «Sulla Sto-
li antichi popoli dell'Italia» (Turin 1769).
ten meist längst vergessenen poetischen Schrif-
en nur die Dramen einigen Wert. Dieselben
sammelt in seinen «Opere drammatiche»
, Turin 1766).

ando (Giacomo), ital. General und Staats-
geb. 1807 zu Mondovi in Piemont, studierte
tswissenschaft und nahm 1830 an der Ver-
ng des Jungen Italien teil, welche die
t und Unabhängigkeit des Vaterlandes er-
wurde verhaftet, entkam jedoch durch die
nach Belgien, wo er in eine Fremdenlegion
ach deren Auflösung er als Lieutenant im
er Königin Donna Maria von Portugal und
in der Armee der Königin von Spanien
nahm. Er kämpfte mit Auszeichnung gegen
isten, wurde zum Obersten befördert, mußte
t nach heldenmütiger Verteidigung der Vor-
on Saragossa (1843) dem General Concha
und Spanien verlassen. In Marseille, wo
anfangs niedergelassen, gab er die damals
n erregende Schrift «De la réunion de la
le Ibérique par une alliance entre les
es d'Espagne et de Portugal», in Paris
e Schrift «La Nazionalità italiana» heraus.
1847 nach Piemont zurückgekehrt, ward er
ründer der «Opinione» und Mitarbeiter an
Cavour, Valerio u. a. gegründeten polit.
n «Risorgimento» und «Concordia», welche
im Gegensatze zu den Umtrieben der re-
nischen Partei die Wiedergeburt Italiens
ie konstitutionelle Monarchie der piemont.
e erstrebten. Er kämpfte 1848 als General
ie Österreicher; am Tage von Novara war
Adjutant an der Seite des Königs Karl Al-
D. war in fünf Legislaturperioden Abgeord-
is ihn 1855 der König in den Senat berief.
itig ernannte ihn Victor Emanuel an La
ras Stelle zum Kriegs- und Marineminister,
agte ihn 1856, ein neues Ministerium zu
und vertraute ihm im September desselben
den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel
welcher Stellung er 1861 einen Handelsver-
it der Pforte abschloß. Im J. 1862 über-
D. im Ministerium Rattazzi das Portefeuille
swärtigen Angelegenheiten und besprach in
iplomatischen Note die Notwendigkeit einer
Befreiung Roms und Venetiens. Seine
Stellung ist die eines Präsidenten des obersten
ischen Gerichtshofs in Rom.

ando (Giovanni), ital. General und Sena-
uder des vorigen, geb. zu Mondovi 23. Juni
ward mit 22 Jahren Lieutenant, kompro-
mittierte sich in Alessandria gemeinschaftlich mit seinem Bruder, wanderte 1832 nach Frankreich aus und ging dann nach Belgien. Hierauf trat er in die portug. Fremdenlegion, kämpfte gegen Dom Miguel mit Auszeichnung und ward 1833 zum Kapitän im Regiment der Königin ernannt. Seine Tapferkeit trug ihm 1835 nach beendigtem Feldzuge den Majorsrang ein. Ende 1835 ging er mit seinem Bruder nach Spanien und erhielt das Kommando über ein Bataillon Jäger, an dessen Spitze er sich ebenfalls Waffenruhm erwarb und bis zum Brigadegeneral emporschwang. Im J. 1842 kehrte er nach seiner Heimat zurück und trat in die piemont. Armee. D. befehligte 1848 die gegen die Österreicher marschierenden Truppen des Papstes und leitete die berühmt gewordene Verteidigung von Vicenza; bei Novara und in der Krim führte er eine Division, war kürzere Zeit Oberkommandant der Truppen im Neapolitanischen, welche das Brigantaggio bekämpfen sollten und nahm auch an den Feldzügen gegen die Österreicher von 1859 und 1866 teil. Auch nach Beendigung des letzten Kriegs hatte er hohe militärische Stellungen inne und starb 27. Mai 1869 in Florenz.

Durandus de St.-Porciano (Wilhelm Durand von St.-Pourcain), mittelalterlicher Scholastiker, Mitglied des Dominikanerordens, war seit 1313 Lehrer in Paris, später Bischof von Puy-en-Velay und starb 1332. Er bekämpfte in einer, wie es scheint, durchaus selbständigen Weise die Lehre des Thomas von Aquino, der er früher angehangen, mit Argumenten, in denen sich der bald darauf durch Occam (s. d.) im Großen begründete Nominalismus (s. d.) vorbereitete.

Durauer (Durani), einer der Hauptstämme der Afghanen, aus welchem 1747—1829 die Herrscher Afghanistans hervorgingen (s. Afghanistan).

Durango, Staat Mexikos, der südwestlichste Teil der ehemaligen Intendantschaft D. oder Neu-Biscaya, welche auch das jetzige Chihuahua und einen Teil von Coahuila umfaßte, bildet den nördl. Teil der Hochebene von Anahuac (s. d.), welcher im allgemeinen wohlbewässerte und zur Viehzucht wie zum Ackerbau geeignete Hochflächen und Hochthäler umschließt. Der Nordosten des Departements gehört zu der Bodensenke des Bolson de Mapimi. Größere Flüsse fehlen. Das Klima ist, wie die Bodenerhebung, mannigfaltig, im ganzen jedoch gesund, die Luft, außer zur Regenzeit, trocken, der Winter kalt, nicht frei von Eis und Schnee. Die Gebirge sind reich an Metallniederlagen, die aber meist noch wenig bearbeitet und neuerdings in ihrem Ertrage noch sehr abgenommen haben. Der Staat zählt auf 95275 qkm (1875) 190846 E. Die weiße Einwohnerschaft besteht größtenteils in den Nachkommen von Einwanderern aus den gewerbthätigsten Provinzen Spaniens (Biscaya, Navarra und Catalonien), die den einfachen und arbeitsamen Sinn ihrer Vorfahren bewahrt und auch ihr Blut von der Mischung mit indianischem sehr rein erhalten haben. Die Indianer, aus denen die große Mehrheit besteht, leben teils in eigenen, von frühern Missionaren gestifteten Ortschaften, teils schwärmen sie, von Jagd und Raub lebend, im Lande umher. Die Spanier fanden hier drei ganz voneinander verschiedene Sprachen redende Völker vor: die Tepehuas, die Acakhas und die Chuhimeken, jede in zahlreiche Stämme zerfallend. Diese Sprachen leben noch jetzt im Lande, stehen aber hinter dem Spanischen

weit zurück. Die Hauptproduktion des Landes besteht in den Erzeugnissen der Landwirtschaft, ehemals insbesondere in der durch die Indianereinfälle fast zu Grunde gegangenen Viehzucht. Pferde, Rindvieh, vortreffliche Maultiere und besonders Schafe werden nach den südlichern Landesteilen ausgeführt. Weizen, Mais und Hülsenfrüchte, Bohnen und Chili-Pfeffer, die wie die europ. Garten- und Baumfrüchte gut gedeihen, baut man nur zum eigenen Bedarf. Ausgedehnt dagegen sind die Pflanzungen von Maguey zum Behuf der Destillation von Branntwein (Mezical), sowie die von Baumwolle am Rio de Nazas für die Fabriken von Zacatecas und San-Luis-Potosi. Gold findet sich reichlich in Sta.-Maria del Oro. Der Handelsbetrieb D.s ist nicht unbedeutend, weil die große Straße von Mexiko nach dem Norden durch D. führt. Der Staat ist in 12 Partidos geteilt, die in 30 Municipalidades oder Kommunen zerfallen.

Die Hauptstadt Durango oder Guadiána, zu Ehren des ersten Präsidenten der mexik. Konföderation (Don Guadelupe Victoria) auch Ciudad de Victoria genannt, auf einer wasserarmen, wenig angebauten Hochfläche 1928 m hoch gelegen, 805 km im NW. von Mexiko, wurde 1559 von Alonzo de Pacheco unter dem Vizekönig Velasco als Militärposten gegründet, blieb aber lange ein unbedeutender Ort, der sein Aufblühen erst der Entdeckung der reichen Minen von Guarisamey verdankt. Die Stadt war noch 1783 nur ein Dorf; aber der reiche Bergwerksbesitzer Zambrano machte durch Aufwendung von Millionen daraus eine prächtige Stadt, eine der schönsten im nördl. Mexiko. Sie ist der Sitz der höchsten Behörden der Provinz und Residenz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, mehrere andere Kirchen und Kapellen, ein ehemaliges Jesuitenkollegium, eine Münze, ein Hospital, eine bedeutende Tabaksfabrik, sowie einige andere industrielle Anlagen und zählt (1880) 27119 E. In der Nähe (1 km) liegt der Cerro del Mercado, welcher ganz aus Magneteisenstein (mit 65—75 Proz. Eisen) besteht und jetzt abgebaut wird.

Durango de Biscaya, Stadt in der span. Provinz Biscaya, ein Distriktshauptort, 30 km im OSO. von Bilbao, in einer sehr hübschen, von dem zum Küstenflusse Nervion gehenden Durango durchflossenen Ebene, zählt (1877) 4276 E. Sie hat in den Karlistenkriegen stets eine bedeutende Rolle gespielt, da sie auf der Hauptstraße liegt, welche San-Sebastian und Tolosa mit Bilbao verbindet. In der Umgegend steht auf einem isolierten Felsen das zu Ende des 15. Jahrh. restaurierte Schloß Echeburu.

Durante (Francesco), ital. Komponist, geb. 15. März 1684 zu Frattamaggiore im ehemaligen Königreich Neapel, wurde auf dem Konservatorium der Poveri di Giesù zu Neapel unterrichtet, wo er Gaetano Greco zum Lehrer hatte, und ging nach Aufhebung dieser Anstalt zum Konservatorium di San Onofrio über, wo ihn Alessandro Scarlatti unterwies. Im J. 1718 wurde er Direktor dieser Anstalt, 1742 Kapellmeister und Direktor des Konservatoriums Sta.-Maria di Loreto zu Neapel, in welcher Stellung er bis zu seinem 13. Aug. 1755 erfolgten Tode verblieb. Aus seiner Schule sind ausgezeichnete Komponisten, wie Traetta, Vinci, Jomelli, Piccini, Sacchini, Guglielmi und Paesiello, hervorgegangen. D. hat fast ausschließlich nur für die Kirche und Kammer komponiert und seine nicht sehr zahlreichen Werke zeichnen sich durch Erhabenheit, glückliche Melodik und gediegenen Satz aus, stehen aber an Originalität hinter den Erzeugnissen seines Lehrers Scarlatti zurück. Die meisten dieser Werke, von denen nur wenige gedruckt sind, besitzt die Bibliothek des Konservatoriums zu Paris.

Durante causa durat effectus (lat.), so lange die Ursache dauert, dauert (auch) die Wirkung.

Durante lite (lat.), während der Rechtsstreit anhängig, unentschieden ist.

Duranti (Durante, Graf), ital. Dichter, geb. 1718 zu Brescia, gest. 24. Nov. 1780 zu Palazzolo. Von ihm erschienen «Rime» (Brescia 1755) und zwei Trauerspiele: «Virginia» (Brescia 1764) und «Regulus» (Tur. 1771).

Durantis (Guilelmus), berühmter kanonistischer Rechtsgelehrter, geb. 1237 zu Puimisson in Languedoc, studierte zu Bologna, wurde Lehrer des kanonischen Rechts in Modena, erhielt dann wichtige Ämter im päpstl. Dienst zu Rom und wurde 1286 Bischof von Mende in Languedoc. Im J. 1295 als Statthalter der Romagna vom Papst wieder nach Italien berufen, starb er 1. Nov. 1296 zu Rom. Sein jurist. Hauptwerk ist das umfassende System des praktischen Rechts: «Speculum judiciale», welches namentlich für die Entwickelung der prozessualischen Lehren von großer Bedeutung geworden ist. Es gibt viele Handschriften und über 40 gedruckte Ausgaben dieses Werks (die brauchbarsten erschienen Frankf. 1592 und 1612). Noch allgemeiner bekannt ist sein liturgisches Werk «Rationale divinorum officiorum», dessen früheste Ausgaben, besonders die mainzer von 1459, zu den berühmtesten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst gehören.

Duras, Flecken im franz. Depart. Lot-et-Garonne, Arrondissement Marmande, 24 km nördlich von Marmande, auf einem Hügel, welcher die Ebene des in die Garonne gehenden Dropt und das Thal der Dourdèze beherrscht, in 100 m Höhe, mit 1600 E., welche Wein bauen.

Duration (neulat.), Verhärtung.

Durazzo (so von den Italienern, Dratsch von den Türken, Durtz von den Slawen, Duressi von den Albanesen genannt), berühmte Seestadt des oberalban. Bezirks Kawaja im türk. Vilajet Skutari, 78 km im Süden von Skutari, nördlich von einer weiten Bucht des Adriatischen Meers, liegt auf einer felsigen Halbinsel in schöner, aber ungesunder Gegend. Die Stadt, von halbverfallenen Mauern umgeben, hat einen Quai am Hafendamm, sowie eine 240 m lange, über die Küstensümpfe führende Brücke, zählt nur noch 1200 E. und bietet im Vergleich zu frühern Zeiten fast nur noch einen Ruinenhaufen dar. Ihre berühmte byzant. Citadelle, deren Riesentrümmer von Platanen beschattet sind, hat sie eingebüßt, desgleichen den einst gepriesenen Hafen, der fast ganz versandet ist. D. ist seit der Zeit Justinians I. der Sitz eines kath. Erzbischofs. Hier ist das Ende des transadriatischen Telegraphenkabels. Der Handel bezieht sich fast nur auf Triest und andere österr. Häfen. Die Ausfuhr besteht in Wolle, Hirse, Weizen, Leinsaat, Rohseide, Lamm- und Widderfellen, Korduan, Knoppern, Eichenholz und Blutegeln.

D. hieß im Altertum Epidamnus, war eine 626 v. Chr. unter dem korinth. Führer Phalius im Lande der illyr. Taulantier gegründete Kolonie der Korcyräer und gab, eine große und volkreiche Stadt, durch ihren polit. Parteikampf die Veranlassung zum Peloponnesischen Kriege. Unter den Römern

erhielt sie den Namen Dyrrhachium, ward eine röm. Kolonie und ein bedeutender Landungsplatz der Römer von dem 150 km im Südwesten entfernten Brundusium her. Die berühmte Egnatische Straße führte von hier, ganz Macedonien und Thrazien durchschneidend, über Thessalonich, Amphipolis und Philippi nach Byzanz. Im J. 48 war sie der Hauptwaffenplatz des Pompejus, der hier mit dem Senat von Cäsar belagert wurde und diesen zweimal schlug. D. war Ciceros Verbannungsort. Die höchste Blüte erreichte die Stadt, als sie zu Anfang des 4. Jahrh. zur Hauptstadt der röm. Provinz Epirus nova erhoben wurde; auch unter byzant. Herrschaft war sie Vorort eines Verwaltungsbezirks (Thema Dyrrhachium). Im J. 345 wurde sie durch ein Erdbeben gänzlich zerstört, 481 von dem Ostgoten Theodorich, im 10. und 11. Jahrh. wiederholt von den Bulgaren belagert und dann durch Kaiser Michael Dukas als Herzogtum dem Nikephoros Bryennios übergeben. Am 18. Okt. 1081 schlug hier der Normann Robert Guiscard von Apulien den Kaiser Alexius, eroberte 16. Jan. 1082 die Stadt, trat sie aber 1085 wieder ab. Auch 1108 und 1109 wurde sie von Bohemund belagert, 1185 von König Wilhelm II. von Sicilien erobert. Bei der Teilung des Byzantinischen Reichs 1205 war die Stadt Venedig zugedacht, doch begründete hier Michael, ein Verwandter des in Konstantinopel gestürzten griech. Kaiserhauses das Despotat Epirus, zu dem ganz Albanien und Thessalien gehörte. Durch ein Erdbeben 1273 gänzlich zerstört, aber bald wieder erbaut, kam sie 1294 an das in Neapel regierende Haus Anjou, 1313 als Herzogtum an einen Prinzen dieser Dynastie, Philipp von Tarent, 1386 an die Venetianer und wurde 1501 von den Türken erobert. In der Zeit der Kreuzzüge und der Venetianer erscheint D. auch unter den lat. Namen Durachium und Duratium. Von allem Glanz ihrer Tempel und Statuen ist nichts mehr übrig; Trümmermassen lassen noch eine türk. und eine byzant. Ummauerung erkennen. Die in der Umgebung liegenden reichen Kohlenmassen werden nicht abgebaut.

Durbach, Dorf im Großherzogtum Baden, Kreis Offenburg, an dem zum Rhein gehenden Durbach, in 243 m Höhe, 7 km im SO. von Appenweier, mit (1880) 2265 E. Dabei steht das wohlerhaltene großherzogl. Schloß Staufenberg in der 33 qkm großen Herrschaft gleiches Namens. Das Schloß wurde im 11. Jahrh. von dem Bischof von Straßburg Otto von Hohenstaufen erbaut. Der hier gewonnene Klingelberger Wein ist berühmt; auch wird hier Kirschenwasser fabriziert und in den Handel gebracht.

Durban oder Port d'Urban, Stadt in der brit. Kolonie Natal in Südafrika, Hauptort der Grafschaft D., 80 km im OSO. von Pietermaritzburg und 460 km im SO. von Potchefstrom in Transvaal, in 29° 50′ südl. Br. und 48° 50′ östl. L. von Ferro, mit 10500 E., ist der Haupthafen der Kolonie Natal, an der Natalbai, dem besten Hafen der Ostküste zwischen der Tafel- und Delagoabai, in der günstigsten Lage für die Verbindung mit dem Innern. D. ist in Natal der volkreichste Ort und nächst der Kapstadt und Port Elizabeth der wichtigste in den brit. Besitzungen Südafrikas. Fast die gesamte Aus- und Einfuhr des Oranje-Rivier-Freistaats, der Diamanten- und Goldfelder und eines Teils von Transvaal wird durch D. bewirkt. Der Ort wurde 1846 gegründet; er hat große Magazine, einen Leuchtturm, einen botan. Garten u. s. w.

Durbensee, See im russ. Gouvernement Kurland, im Kreise Grobin. Der See ist 5 km lang, 2 km breit, über 10 qkm groß. Aus dem D. tritt die Durbe, welche sich bei Sackenhausen in die Ostsee ergießt. Am D. liegen die Ruinen des Schlosses Durben, das 1263 von dem Heermeister Burchard Hornhausen erbaut wurde. Schon im folgenden Jahre fand der Gründer der Feste in einem äußerst blutigen Kampfe gegen die Schweden mit 150 Rittern am See den Tod. Das Schloß wurde erst in weit späterer Zeit von den Schweden zerstört.

Durchbrechen, in der Militärsprache eine Operation, mittels der man an einer Stelle in die feindliche Schlachtlinie einzudringen sucht, um dann einen oder beide der an der Durchbruchsstelle getrennten Teile derselben wenn möglich durch einen Flankenangriff aufzurollen. Wenn die Operation Erfolg haben soll, muß sie mit überlegener Gewalt ausgeführt und die Durchbruchsstelle nicht zu nahe an einem der Flügel, sondern unweit der Mitte der Stellung des Feindes gewählt werden.

Durchdringlichkeit, s. Penetrabilität.

Durchfall, Abweichen oder Diarrhöe nennt man die zu dünnflüssigen und häufig erfolgenden Stuhlentleerungen, welche meistens auf einer katarrhalischen Entzündung der Darmschleimhaut, dem sog. Darmkatarrh (s. Darmentzündung), beruhen, aber auch im Verlauf anderer Krankheiten, des Typhus, der Cholera, der Ruhr, der Darmgeschwüre u. s. w. eintreten. Auch eine übermäßige Steigerung der Darmbewegungen, durch welche die Speisen zu rasch durch den Darm getrieben werden, wie dies häufig infolge centraler, vom Sensorium ausgehender Ursachen (Gemütserregungen, Schreck, Furcht u. dgl.) stattfindet, sowie Stockung und Stauung des Blutes im Unterleibe bei Leber-, Herz- und Lungenkrankheiten können zu dünne Stuhlentleerungen zur Folge haben. Die Beschaffenheit der Ausleerungen während des D. ist sehr verschieden und für die Erkennung der zu Grunde liegenden Störung wichtig; entweder sind dieselben fäcal, d. h. sie zeigen noch deutlich die normalen Bestandteile und den spezifischen Geruch des Kotes, oder sie sind wässerig, fast farb- und geruchlos, oder zeigen eiterige und schleimige Beimengungen, selbst abgestoßene Fetzen der Darmschleimhaut, wie bei der Ruhr (s. d.), oder enthalten mehr oder weniger reichlich Blut, wie bei der roten Ruhr und den Darmgeschwüren; in schweren Fällen von Ruhr und andern Verschwärungsprozessen im Darm nehmen die Stuhlentleerungen den jauchigen Charakter an, sind mißfarbig und besitzen einen unerträglichen Fäulnisgeruch.

Die meisten Durchfälle sind Folge von Erkältung (besonders der Füße und des Unterleibes) oder von Diätfehlern (unreifes Obst, schlechtes Bier, Käse, schwerverdauliche Speisen, Überfüllungen des Magens, schlechtes Trinkwasser u. s. w.). Außerdem sind Verstopfungen häufiger Anlaß zu Diarrhöen. Denn die im Darm stockenden, sich verhärtenden und in faulige Gärung übergehenden Kotmassen reizen die anliegende Darmschleimhaut, sodaß sie sich entzündet und D. veranlaßt. In solchen Fällen leistet ein gelindes Abführmittel (Ricinusöl, Rhabarber) gute Dienste, während stopfende Mittel das Übel nur noch verschlimmern.

D. nach Erkältung behandelt man am besten durch Warmhalten besonders der Beine und des Unterleibes (Flanellbinden), warme, schleimige

Getränke und Suppen (Leinsamenthee, Hafergrütz- und Graupenschleim, Sagosuppen) und Vermeidung aller sonstigen Speisen. Durchfälle infolge von Diätfehlern erfordern dieselben Mittel und zugleich eine noch längere strenge Diät. Der Gebrauch scharfer spirituöser Mittel ist in solchen Fällen ganz falsch, weil sie die durch verkehrte Diät bereits gemißhandelte Schleimhaut des Magens und Darms noch mehr angreifen, während bei D. nach Erkältung ein Glas heißer Rotwein oder gewürzter Wein eher zu gestatten ist. Sitzt die Entzündung im untern Stück des Darms, so sind meist während der Ausleerungen heftiger Schmerz und Zwängen vorhanden. Dann leisten Klystiere von gekochter Stärke und warme Sitzbäder gute Dienste. Bei anhaltendem D. ist die Konsultation eines Arztes notwendig, denn jede anhaltende, d. h. chronisch werdende oder häufig wiederkehrende Diarrhöe, sei es, daß sie von tiefern Entartungen (Geschwüren u. dgl.) oder nur von einem chronischen Katarrh der Schleimhaut herrührt, untergräbt durch die mit ihr verbundenen Säfteverluste und Ernährungsstörungen die Gesundheit. Die Behandlung solcher Zustände aber kann nur Sache des Arztes sein, welcher sich entweder des Opiums und seiner Präparate oder der adstringierenden Heilmittel (Alaun, Höllenstein, Gerbsäure u. a.) bedient. Veraltete und hartnäckige Darmkatarrhe werden nicht selten durch gewisse Brunnenkuren (Karlsbad, Kissingen, Marienbad, Ems u. a.) dauernd geheilt.

Besondere Beachtung verdienen noch die Durchfälle der kleinen Kinder, die oft von Erbrechen begleitet sind (Brechdurchfälle). Man lasse sich nicht dadurch, daß das Kind eben zahnt, von einer sorgfältigen Behandlung eines D. abhalten, denn heftiger D. erleichtert keineswegs das Zahnen, und ein Kind stirbt an einer sog. Zahndiarrhöe so leicht wie an einer andern. Man halte den Kindern den Leib warm, gebe ihnen etwas Fenchelthee oder schleimiges Getränk (Leinsamen, Hafergrütze, verdünntes Eiweiß). Hält der D. trotzdem an, so muß die Amme gewechselt oder das Kind eine Zeit lang nur mit den erwähnten schleimigen Getränken genährt werden. Wird das Kind künstlich aufgezogen, so ist häufig schlechte oder säuerliche Milch die Ursache der Diarrhöe; in solchen Fällen ist die Milch sofort auszusetzen und dafür Salepabkochung, Nestlésches Kindermehl, Fleischbrühe und etwas süßer Wein zu reichen, zugleich aber rechtzeitig ärztlicher Rat einzuholen, da beim Brechdurchfall der Säuglinge bei unzweckmäßigem Verhalten oft ein sehr rascher Verfall der Kräfte und dadurch ein tödlicher Ausgang erfolgt. (Vgl. Auffütterung der Kinder.)

Durchforstung ist eine in der Forstwirtschaft sehr wichtige Maßregel der Bestandeserziehung. Wenn man nicht besonders eng pflanzt, die Pflänzchen z. B. 1,3 m von einander entfernt einsetzt, so stehen auf einem Hektar reichlich 5900 Pflanzen; in einer gut gelungenen Saat oder natürlichen Verjüngung finden sich viele hunderttausend Pflänzchen auf derselben Stelle. Im alten, 80—100jährigen Bestande zählt man oft nur 500—600, wenn es hoch kommt 1000 Bäume. Die im Laufe der Zeit ausscheidenden, beherrschten oder unterdrückten Bäume nutzt allmählich der Forstwirt, bevor sie absterben, er durchforstet. In dieser Beziehung ist die D. eine Maßregel der Ernte, sie wirkt aber gleichzeitig als Pflege, weil sie den stehenbleibenden Baumindividuen Raum schafft, rascher ein größeres Wurzel- und Blattvermögen und dadurch größern Zuwachs zu entwickeln, als dies der natürliche Ausscheidungsprozeß bewirkt. Als forstliche Regel gilt es, früh, oft und mäßig zu durchforsten. Nach Holzart und Standort ist das Maß der D. ein sehr verschiedenes. Lichtholzarten (z. B. Eiche, Kiefer, Lärche) erfordern stärkere D. als Schatten vertragende (z. B. Buche, Tanne, Fichte). Ärmerer Standort verträgt nicht so starke und so häufig wiederkehrende D. wie frische, fruchtbarere Lagen.

Eine der D. ähnliche Maßregel sind die Läuterungen, welche darin bestehen, daß man in einem aus verschiedenen Holzarten gemischten jungen Bestande diejenige Holzart herausnimmt, welche den künftigen Bestand nicht mit bilden soll, bisher aber geduldet oder vielleicht als Schutzholz mit herangezogen war (z. B. Kiefern oder Lärchen in Forstkulturen). Oft finden sich auch Eindringlinge von selbst ein, welche den jungen Bestand schädigen (z. B. Birken in Nadelholzkulturen); dieselben werden durch die Läuterungen entfernt.

Durchfuhr (Durchgang, Transit) nennt man den Warenverkehr, wenn er sich aus einem Wirtschaftsgebiete in das andere nur gelegentlich des Transports nach dem eigentlichen Bestimmungsorte bewegt, dergestalt also, daß Einfuhr und Ausfuhr in Eine Handlung zusammenfallen. Während die D. in frühern Zeiten vielfach teils durch Belastung mit Abgaben (s. Durchfuhrzölle), teils durch gänzliche Verbote (s. Durchfuhrverbote) wesentlich erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht war, läßt man sich in der Gegenwart, namentlich im Interesse der Belebung des Eisenbahn- und Schiffahrtsverkehrs, die möglichste Förderung derselben angelegen sein. Im Eisenbahnverkehr hat dies sogar vielfach die Einführung von Differentialtarifen für die D. zur Folge gehabt, in denen nicht selten eine Begünstigung des Auslandes vor dem Inlande erblickt wird, und die deshalb namentlich von der inländischen Produktion scharf bekämpft werden. (S. Eisenbahntarife.)

Durchfuhrverbote (Durchgangsverbote, Transitverbote) wurden in frühern Zeiten nicht bloß aus polizeilichen und politischen Rücksichten erlassen, sondern zu einem guten Teil zugleich als ein Kampfmittel gegen die Einfuhr und darum in rein protektionistischem Interesse angewendet. Mit den auf thunlichste Förderung der Durchfuhr zu Gunsten des Handels- und Transportverkehrs gerichteten Bestrebungen der Gegenwart (s. Durchfuhr) hat sich indessen von selbst als Regel herausgebildet, daß Beschränkungen der Durchfuhr in Gestalt von D. nur insoweit für zulässig zu erachten sind, als es sich dabei um die Wahrung wichtiger polizeilicher oder polit. Interessen handelt. Diese Regel gilt in der Mehrzal aller civilisierten Staaten. Im deutschen Zollgebiet insbesondere dürfen nach §§. 1 und 2 des Vereinszollgesetzes vom 1. Juli 1869 alle Erzeugnisse der Natur wie des Kunst- und Gewerbfleißes im ganzen Umfange dieses Gebiets durchgeführt, Ausnahmen hiervon aber nur zeitweise für einzelne Gegenstände beim Eintritt außerordentlicher Umstände (z. B. Krieg oder Kriegsgefahr), oder zur Abwehr gefährlicher, ansteckender Krankheiten, oder aus sonstigen gesundheits- oder sicherheitspolizeilichen Rücksichten für den ganzen Umfang oder einen Teil des Zollgebiets angeordnet werden.

hfuhrzölle (Durchgangszölle, Tran=
e) verdanken ihre Entstehung einer Zeit, zu
bereits anfing, der Durchfuhr (s. d.) im
des allgemeinen Handelsverkehrs Erleich=
und Begünstigungen vor der Einfuhr und
fuhr zuteil werden zu lassen. Statt der
infuhr= und Ausfuhrzölle (s. d.) erhob man
von den durchgehenden Waren ermäßigte
ie man D. nannte. Je mehr mit der fort=
den Umgestaltung der modernen Transport=
isse durch Eisenbahnen und Dampfschiffe
chfuhrverkehr an Bedeutung gewann und
man deshalb auf seine Förderung Bedacht
m so weniger ließen sich die Hemmnisse, die
n in Gestalt von Abgabenbelastungen ent=
nden, aufrecht erhalten, und so sind die D.
d nach in den meisten Kulturstaaten der
Freiheit des Durchfuhrverkehrs gewichen.
schen Zollgebiet wurde die Zollfreiheit der
r zuerst durch den Zollvereinsvertrag vom
1867 ausgesprochen, 1869 aber gesetzlich
ert, indem §. 6 des Vereinszollgesetzes vom
1869 bestimmt, daß von der Durchfuhr
nicht erhoben werden. Dessenungeachtet
t die Durchfuhr von Waren, die beim
innerhalb Landes der Verzollung unter=
ürden, gewissen Zollkontrollen. (S. Be=
ein, Begleitzettel, Deklaration,
rschluß.)

hgang oder ein Vorübergang der un=
neten, des Merkur und der Venus, vor der
cheibe findet statt, wenn diese Planeten zur
sie in gerader Linie zwischen der Erde und
e oder in ihrer untern Konjunktion stehen,
geringe Entfernung von der Ekliptik oder
m der Knoten ihrer Bahn haben, infolge
n sie dann mit Fernröhren vor der Sonnen=
s dunkle kreisförmige Flecken, weil sie uns
ntern Konjunktion ihre dunkle Seite zukeh=
berziehen sieht. Wenn die Bahnen beider
mit der Ekliptik zusammenfielen, so müßte
cheinung bei jeder untern Konjunktion der=
eobachtet werden, also beim Merkur alle
e, bei der Venus alle 19 Monate; da aber
nen gegen die Ebene der Ekliptik geneigt
gehen sie zur Zeit der untern Konjunktion
r oder unter der Sonne hinweg; nur wenn
eser Zeit gerade einem Knoten ihrer Bahn
sind, gehen sie scheinbar durch die Sonnen=
Beim Merkur können diese Durchgänge nur
und November stattfinden, weil die Knoten
ursbahn so liegen, daß die Erde im An=
es dieser beiden Monate durch die Knoten=
t; doch sind die Durchgänge im November
als im Mai. Die Durchgänge im 19. Jahrh.
att oder werden stattfinden in den J. 1802,
22, 1832, 1835, 1845, 1848, 1861, 1868,
81, 1891, 1894. Seltener, zugleich aber
leich wichtiger sind die Durchgänge der
welche sich in Perioden von 8, $105\frac{1}{2}$, 8 und
ahren ereignen, und zwar immer um den
Juni und 6. bis 9. Dez., weil um diese
Erde durch die Knotenlinie geht. Seit Er=
des Fernrohrs sind sechs Durchgänge der
. d.) vorgekommen, darunter aber nur fünf,
6. Dez. 1882, beobachtet. Edmund Halley
der zuerst auf die große Wichtigkeit der
rchgänge aufmerksam machte. Sie geben
ste Mittel, die Parallaxe (s. d.) der Sonne
genau zu bestimmen. — Über den D. der Sterne durch den Meridian s. Culmination.

Durchlaß ist ein Bauwerk, welches bestimmt ist, Wasser von einer Seite eines Erdkörpers durch denselben zur andern zu leiten. Man unterscheidet hierbei den Schlauch, die Stirn und die Flügel. Am Schlauche sind die Sohle, die Seitenwände und die Decke zu unterscheiden. Besteht die Decke aus einer Trägerkonstruktion in Holz oder Eisen, auf welcher die Kommunikation stattfindet, zu deren Vermittelung der Erdkörper bei Eisenbahnen, Straßen, Kanälen u. s. w. aufgeführt wurde, so spricht man von einem offenen D.; setzt sich der Erdkörper über der Decke fort, so nennt man den D. bei einer Abdeckung mittels Steinplatten einen Platten=D., im Falle des obern Abschlusses durch ein Gewölbe gewölbten D. Plattendurchlässe können für lichte Durchflußweiten bis zu etwa 1 m zur Anwendung kommen. Um die Gewalt des durchfließenden Wassers zu mäßigen, hat man bei Gebirgsbahnen und Straßen an steilen Lehnen die Durchlässe mit eigenen Einfallskesseln versehen, die Sohle abgetreppt, dem Schube gewaltige Widerlagsmassen entgegengestellt u. s. w. Schneiden sich die Achse des D. und jene des Erdkörpers unter rechtem Winkel, so spricht man von einem normalen D., sonst von einem schiefen D. Die Flügel können bei kleinen Objekten ganz wegbleiben, bei größern finden sie sich als gekrümmte oder gerade Mauerwerkskörper errichtet. Normal zur Durchlaßachse gestellte Flügel werden durch Erd- oder Steinkegel mit dem übrigen Erdkörper in Verbindung gebracht, welche dem Aussehen des Bauwerks ein charakteristisches Merkmal verleihen.

Durchlaucht ist dem lat. Serenitas oder Serenissimus nachgebildet, welches schon den röm. Kaisern Honorius und Arcadius und nach ihnen den fränk. und got. Königen beigelegt und für höher geachtet wurde als «Hoheit» (Celsitudo). Im ehemaligen Deutschen Reiche erhielten das Prädikat Durchlauchtig 1375 zuerst die Kurfürsten durch Kaiser Karl IV.; seit Kaiser Leopold I. wurde dasselbe indes auch andern altfürstl. Personen, und zwar zuerst 1664 an Württemberg gegeben, während die andern Durchlauchtig Hochgeboren blieben. Als später das D. immer allgemeiner wurde, erhielten die weltlichen Kurfürsten, sowie die geistlichen, wenn sie fürstl. Herkunft waren, und auch die Erzherzöge von Österreich das Prädikat Durchlauchtigst. Untereinander gaben sich die alten Fürsten, zufolge gemeinsamen Beschlusses vom 14. Mai 1712, ebenfalls das Prädikat Durchlauchtigst; hinsichtlich der neuen reichsfürstl. Häuser aber verabredeten sie 14. Dez. 1746, denselben auch Durchlauchtig oder Durchlauchtig Hochgeboren zugestehen zu wollen, wofern selbige fortfahren würden, ihnen das Durchlauchtigst und in der Unterschrift Dienstwilligster zu geben. Nachdem mit der Auflösung des Reichsverbandes ein Teil der Fürsten, zu höhern Ehren aufgestiegen, das Prädikat D. den übrigen souverän gewordenen Häusern, welche in der neuen Rangliste dem Großherzog folgten, überlassen hatte, ein anderer aber mediatisiert und deshalb seine hohe Titulatur vielfach beanstandet worden war, stellte endlich in Beziehung auf die letztern der Bundesbeschluß vom 18. Aug. 1825 ein Rang= und Titelregulativ fest. Demzufolge sollte den mittelbar gewordenen, vormals reichsständischen fürstl. Familien oder vielmehr, nach Bundesbeschluß vom 12. März

[illegible]

Durchschlag (frz. emporte-pièce, découpoir, chasse à percer, engl. punch, drift), ein sowohl auf glühendem als auf kaltem Metall angewendetes Lochwerkzeug der Schmiede und Schlosser, das an seinem dünnen, verstählten und gehärteten Ende eine abgeschliffene Fläche von der Form und Größe des zu erzeugenden Loches besitzt und, an der betreffenden Stelle des Arbeitsstücks aufgesetzt, mittels des Hammers durchgetrieben wird, wobei sich das abgetrennte Metallstück vor demselben her in die mit entsprechenden Löchern versehene Unterlagsplatte (Lochring) schiebt. Man unterscheidet nach der Form der Aufsetzfläche runde, flache und viereckige Durchschläge, nach der Art der Führung solche, die mittels eines wagerechten hölzernen Stiels, und solche, die unmittelbar mit der Hand, resp. mit der Zange gehalten werden. Für kaltes Metall verwendet, wird das Werkzeug als Bankdurchschlag (s. d.) bezeichnet.

Durchschlagen nennt die Militärsprache das gewaltsame Bahnbrechen einer eingeschlossenen Truppenabteilung durch die feindlichen Reihen, mag die Einschließung in einer Festung oder im freien Felde erfolgt sein. Die Schwierigkeiten eines solchen Un-

[illegible]

Durchsichtigkeit [illegible]

[illegible] Glas wird trübe, [illegible] eine Änderung [illegible] durchsichtig sind immer [illegible] einen bestimmten Teil der [illegible]. Aber selbst die [illegible] nicht ohne allen [illegible] Spiegelglas z. B. nur [illegible], während andererseits gewöhnlich für undurchsichtig gehaltene Stoffe, wie Metalle, in ganz dünnen Schichten durchsichtig sind. So z. B. kann man durch ein dünngeschlagenes, auf eine Glasscheibe gebranntes Goldblättchen die Sonne grün erblicken, ein Beweis, daß hier die grünen Strahlen des Sonnenlichts durchgelassen werden. Am meisten studiert wurde bisher die D. der Luft und des Wassers. Obwohl die reine Luft sehr durchsichtig ist, so büßt sie dennoch in langen Schichten infolge der unregelmäßigen Zurückwerfungen oder der Zerstreuung des Lichts an den Luftteilchen einen Teil ihrer D. ein. Und weil dabei auch eine Auslöschung (Verschluckung oder Absorption) der farbigen Strahlen bis auf die blauen, welche vorzugsweise zurückgeworfen (zerstreut) werden, stattfindet, so erscheint die Luft in sehr langen oder hohen Schichten bläulich bis blau, woraus sich auch die Himmelsbläue und die sog. Lichtperspektive erklärt. Letztere rührt von der geschwächten D. der Luft her, wobei die entfernten Gegenstände aus den eben angegebenen Ursachen wie in ein blaßblaues Gas (gewöhnlich «Duft» genannt) getaucht erscheinen. Genügend hochgespannte Wasserdämpfe in der Luft stören ihre D. nicht, wohl aber solche Dämpfe, welche ihrem Kondensationspunkte nahe sind, wie Nebel und Wol-

ken; ferner erleidet die D. der Luft Einbuße durch beigemengte Staubteilchen aller Art u. dgl. m.

Um die Größe der Lichtschwächung in der atmosphärischen Luft beurteilen zu können, dienen eigene Durchsichtigkeitsmesser oder **Diaphanometer**. Das einfachste Instrument dieser Art hat schon Saussure (s. d.) erfunden; es besteht im wesentlichen aus zwei ungleichen weißen Scheiben, auf welchen zwei ungleich große schwarze Kreisflächen aufgetragen sind. Es können aber auch umgekehrt zwei verschieden große weiße Kreisflächen auf schwarzem Grunde zur Vergleichung der D. der Luft dienen. Hätte z. B. die eine Kreisfläche einen 2-, 3-, 4...mal größern Durchmesser als die andere, so sollte jene, wenn nur die Kleinheit des Sehwinkels allein im Spiel wäre, erst in einer Entfernung vom Auge unsichtbar werden, welche 2-, 3-, 4...mal so groß ist als der Abstand der kleinern Kreisfläche vom Beobachter, bei welchem letztere aufgehört hat, sichtbar zu sein. Derartige Versuche lehren, daß stets die Entfernung der größern Scheibe beim Aufhören ihrer Sichtbarkeit kleiner ist, als sie nach der oben erwähnten Proportionalität sein sollte. Dies kommt daher, weil jener Gegensatz von Schwarz und Weiß um so früher aufhört, wahrnehmbar zu sein, je mehr die Luft an D. verliert. Das Verhältnis der durch den Versuch ermittelten Entfernung zu jener berechneten, welche eine vollkommene D. voraussetzt, führt zur Bestimmung des **Durchsichtigkeitskoeffizienten**, d. h. jenes Bruchteils vom einfallenden Licht, welcher durch eine als Längeneinheit gewählte sehr dicke (z. B. 300 m) Luftschicht gegangen ist. Ist z. B. der D.-Koeffizient 0,7, so heißt dies, daß 0,3 der einfallenden Lichtmenge durch Absorptionen und Zerstreuung des Lichts für die D. verloren gegangen sind. Derartige Messungen haben gelehrt, daß im allgemeinen die D. der Luft in den Äquatorialregionen größer ist als gegen die Pole hin. Auch die D. des Wassers verliert aus ähnlichen Gründen wie bei der Luft, wenn die Dicke seiner Schichten zunimmt. Nach Bunsen läßt reines Wasser die blauen Strahlen etwas stärker durch als die übrigen, weshalb es in sehr dicken Schichten blau erscheint. Nach Wittstein geht dieses Blau in Grün über, wenn organische Beimischungen in genügender Menge vorhanden sind. Nach St.-Claire Deville erscheinen die Wässer blau oder grün, je nachdem ihre Verdampfungsrückstände weiß oder gelb bis bräunlich sind. [Lochmaschine (s. d.).

Durchstoß oder **Durchschnitt**, soviel wie

Durchsuchungsrecht (frz. droit de visite et de recherche, engl. right of visitation and search oder searching) nennt man die Befugnis zum Anhalten und zur Untersuchung von Kauffahrteischiffen und andern im Privateigentum befindlichen Fahrzeugen. Es kann in Häfen und in den Küstengewässern des eigenen Landes jederzeit, auch rücksichtlich fremder Kauffahrer, bei Verdacht einer Einschmuggelung von verbotenen Waren oder gefährlichen Personen, einer Steuerdefraudation, einer Verletzung der Quarantäne- oder anderer polizeilicher Vorschriften durch die gewöhnlichen Zoll-, Hafen- und Polizeibeamten ausgeübt werden. Kriegführende Mächte nehmen auch das Recht in Anspruch, durch ihre Kriegsschiffe (Kreuzer) Kauffahrer auf hoher See anzuhalten, um Gewißheit zu erlangen, ob sie als Eigentum der bekriegten Nation für gute Prise zu erklären, oder ob wenigstens durch ihre Bestimmung oder Befrachtung die Gesetze der Neutralität (s. d.) verletzt sind. Nach dem Völkerrecht wird nämlich die Zuführung von Kriegsvorräten, die Beförderung von Truppen oder Depeschen, sowie die Durchbrechung einer Blokade im Interesse des Feindes auch an den Neutralen geahndet, und sie müssen deshalb den Befehlshabern der sie anhaltenden Kreuzer sowohl ihre Schiffspapiere vorzeigen, als sich im Falle eines Verdachts die förmliche Untersuchung und, wenn der Verdacht hierdurch nicht beseitigt wird, die Aufbringung von Schiff und Ladung gefallen lassen. Die Nachteile, welche dieses D. an sich schon der neutralen Reederei zufügt, wurden zu Ende des 18. und im Anfange des 19. Jahrh. noch durch allerlei Übergriffe gesteigert. Namentlich suchte England den Grundsatz wieder hervor, daß außer der Kriegscontrebande alles feindliche Privateigentum der Konfiskation unterliege. Desgleichen nahm es alle auf fremden Handelsschiffen dienenden Engländer ohne weiteres als Matrosen für die Kriegsflotte des Landes in Anspruch. Hiermit ließ sich das Recht auf Durchsuchung auch der unverdächtigsten Schiffe verbinden und der gesamte Handel der Neutralen zum Besten eines engl. Monopols vernichten. Erst die Verträge, welche zu Ende des 18. Jahrh. zur Aufrechthaltung einer selbst bewaffneten Neutralität geschlossen wurden, brachten die schon in der engl.-portug. Übereinkunft von 1654 enthaltene Regel «frei Schiff, frei Gut» wieder in Erinnerung, und die pariser Deklaration vom 16. April 1856 setzte endlich unter allgemeiner Anerkennung fest, daß eine neutrale Flagge das darunter segelnde Privateigentum mit Ausnahme der Contrebande decke. Die Visitation und Durchsuchung neutraler Kauffahrer wird dadurch abgewendet, daß dieselben unter Convoi eines Kriegsschiffs ihres Staats fahren. In diesem Falle genügt dem visitierenden Kriegsschiffe gegenüber die Erklärung des Convoibefehlshabers, daß die convoierten Schiffe keine Contrebande führen; die letztern müssen vor dem Absegeln inspiziert werden und von Anfang an und ununterbrochen unter Convoi segeln. Übrigens erkennen England und die Vereinigten Staaten diese Wirkungen des Convois nur zu Gunsten derjenigen Staaten an, mit denen darüber Verträge abgeschlossen sind.

Selbst in Friedenszeiten können der Piraterie verdächtige Schiffe auf hoher See von jedem Kriegsschiffe durchsucht werden. Die Bemühungen der engl. Regierung, ein gleiches Recht rücksichtlich aller des Sklavenhandels verdächtigen Fahrzeuge zur Anerkennung zu bringen, hatten nicht den gewünschten Erfolg. Einige Staaten zweiten Ranges ließen sich allerdings zu bezüglichen Verträgen bestimmen (Portugal 1810, Holland 1814, Spanien 1817), bei andern hinderte aber der Verdacht, daß England eine anmaßliche Seepolizei erschleichen wolle, im Anfange jede Verständigung. Erst in den Verträgen vom 30. Nov. 1831 und 22. März 1833 stipulierten Frankreich und England ein derartiges, durch vielfache Sicherungsvorbehalte beschränktes, gegenseitiges D. für die gemeinschaftlich an der afrik. Küste aufzustellenden Kreuzer. Gleiches bewilligten einige kleinere Seestaaten und mittels Vertrags vom 20. Dez. 1841 die übrigen europ. Großmächte. Mittlerweile hatte aber der Widerstand der nordamerik. Freistaaten gegen jedes Aufsichtsrecht fremder Kriegsschiffe in Friedenszeiten die öffentliche Meinung Frankreichs umgestimmt, und die Regierung vermochte jenem erweiterten Vertrage nicht

beizutreten. Eine neue franz.-engl. Konvention vom 29. Mai 1845 enthielt nur die Verabredung, daß die Kommandierenden der Kreuzerstationen auf eigene Verantwortung Schiffe unter der Flagge des andern Staats zur Ermittelung ihrer Nationalität anhalten dürften. Nur wenn hierbei ein Flaggenmißbrauch entdeckt wird, ist die weitere Durchsuchung wegen Verdachts des Sklavenhandels zulässig.

Vgl. Kaltenborn, «Grundsätze des praktischen europ. Seerechts» (2 Bde., Berl. 1851); Hautefeuille, «Histoire du droit maritime international» (Par. 1858); insbesondere Wheaton, «Éléments du droit international» (5. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1874), und Perels, «Das internationale öffentliche Seerecht der Gegenwart» (Berl. 1882).

Durchwachskraut, s. unter Bupleurum.

Durchziehen nennt die Militärsprache das Vor- oder Zurückgehen einer Truppenabteilung durch die Intervallen einer andern hindurch, das früher bei dem Ablösen der Treffen oftmals vorkam, bei der heutigen Feuerwirkung und Fechtweise aber nur ausnahmsweise möglich ist. In den Schlachten der Alten war die Treffenablösung, d. h. die Bewegung, mittels welcher eine rückwärtige Linie als Ersatz der vordern an deren Platz rückte, sehr gebräuchlich, um den ermüdeten Streitern der ersten Linie Erholung zu verschaffen; je mehr aber das Feuergefecht an Verbreitung und Entwickelung gewann, um so mehr kam die Ablösung der Treffen und damit auch das D. außer Gebrauch.

Durchzugsrecht heißt das Recht des Durchzugs eines fremden nicht feindlichen Truppenkorps durch das Gebiet eines Staats. (S. Exterritorialität.) Abgesehen von Bundesverfassungen beruht es auf besondern Verträgen, welche unter anderm auch die Etappen, die Regeln der Verpflegung u. s. w. zu ordnen pflegen und eine Art von Staatsservitut begründen. Zur Zeit des Deutschen Bundes sind insbesondere solche Rechte für Bayern, Preußen und Österreich durch bad., hess., oldenb., braunschw. und andere Gebiete begründet worden. Vgl. den Recès général von 1819, Art. 6, 23, 32. Mit der Gründung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reichs sind diese Bestimmungen gegenstandslos geworden.

Dürck (Friedr.), Maler, geb. 1809 in Leipzig, erhielt seinen Unterricht in München bei seinem Onkel, dem damals hochgefeierten Porträtmaler Stieler, seit 1824 auf der Akademie. Er gehört mit Bernhardt zu denjenigen Schülern Stielers, welche sich vollkommen in dessen vornehme, aber auch kühle Manier eingelebt hatten und ihm daher vielfach bei seinen Arbeiten zur Seite standen. Zuweilen übertrifft D. den Meister sogar in koloristischer Beziehung. Im J. 1836 reiste er nach Italien. Ein von ihm in Rom gemaltes Bild, eine Albaneserin, befindet sich in der Sammlung des Königs von Württemberg auf dem Schlosse Rosenberg. Er wurde 1849 von König Oskar nach Kristiania und Stockholm berufen, um die Bildnisse der gesamten königl. Familie auszuführen, und 1853 infolge seines Porträts der damaligen Kaiserbraut, Prinzessin Elisabeth von Bayern, nach Wien, um daselbst den Kaiser und Mitglieder der kaiserl. Familie zu malen. Für König Ludwig schuf er einige Bilder der berühmten Schönheitsgalerie. Seine Genrebilder sind wenig zahlreich und befinden sich teils in öffentlichen Galerien, teils in Privatsammlungen, so in der Sammlung des Baron Speck-Sternburg in Lützschena bei Leipzig, des Fürsten Kinsky in Prag, des Kaisers Wilhelm, des Kensingtonpalastes in London u. s. w.

Durdík (Jos.), czech. Philosoph und dramatischer Dichter, geb. 1837 zu Hořitz (Böhmen), besuchte das Gymnasium in Königgrätz, studierte in Prag Philosophie und Naturwissenschaften, war darauf Gymnasiallehrer zuerst in Leitomischl, dann seit 1874 in Prag, habilitierte sich hier zugleich als Docent an der Universität und wurde 1874 zum Professor der Philosophie ernannt. Seine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit umfaßt neben den Naturwissenschaften («Über den Fortschritt der Naturwissenschaften», 1874, «Über Copernikus», «Darwins Lehre» u. s. w.) hauptsächlich die Ästhetik und Philosophie, worin er an der Kant-Herbartschen Richtung festhält und die Möglichkeit einer sog. nationalen Philosophie als Wissenschaft leugnet («O vyznamu nauky Herbartovy», «Über die Bedeutung der Herbartschen Philosophie», Prag 1876). Nach einigen vorbereitenden Studien: «Über die Poesie und den Charakter Lord Byrons» (1869), «Kallilogie oder Ästhetik des Vortrags» (1873), «Kritika», eine Sammlung von Musterkritiken, schritt er zur Herausgabe seines in der czech. Litteratur epochemachenden Hauptwerks: «Všeobecná aesthetika» («Allgemeine Ästhetik», 1875), dem sich die Behandlung der einzelnen Kunstlehren in Spezialwerken anschließen sollen. Zunächst erschienen die «Poetika» («Die Poetik als Ästhetik der Dichtkunst», Bd. 1, Prag 1881). Von D.s andern Schriften sind noch zu erwähnen: eine Monographie über das Temperament (2. Aufl. 1880), ein Lehrbuch der Psychologie, eine geschichtliche Skizze der Philosophie (Bd. 1, Prag 1870), philos. Aufsätze (Prag 1876), ferner zwei Dramen: «Stanislav a Ludmila» und «Karthaginka» («Die Karthagerin») und ein Werk in deutscher Sprache «Leibniz und Newton» (Halle 1869).

Düren, Kreis- und Fabrikstadt im Regierungsbezirk Aachen der preuß. Rheinprovinz, sehr alt, aber freundlich, liegt am rechten Ufer der Ruhr und an den Linien Köln-Herbesthal, Neuß-D., D.-Euskirchen und Jülich-D. der Preußischen Staatsbahn und zählt (1880) 17368 meist kath. E. Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts, Landratsamts und einer Reichsbanknebenstelle und hat fünf kath. und zwei prot. Kirchen, eine Synagoge, ein kath. Gymnasium, ein evang. Realprogymnasium, eine kath. höhere Knabenschule und zwei höhere Mädchenschulen. Die 1842 gegründete Blindenanstalt (Elisabeth-Stiftung) wurde 1863 zur provinzialen erweitert und seitens der Provinz seitdem ein umfangreicher Neubau dafür errichtet. Außerdem hat D. eine Irrenanstalt, welche gleichfalls der Provinz gehört und deren Errichtung 2583000 Mark gekostet hat, und ein großes Hospital. Im Rathause befindet sich die Stadtbibliothek mit etwa 12000 Bänden und eine Altertumssammlung, hauptsächlich aus Münzen und andern Gegenständen der Römerzeit, wie sie in der Umgebung vielfach gefunden werden, bestehend. Kunsthistorisch beachtenswert ist die got. St. Martinuskirche, sehenswert die große Stadtschule von Prof. Raschdorff in Renaissance erbaut, mit den Porträtmedaillons deutscher Kaiser und preuß. Könige von Professor Mohr. Hauptgegenstände der Fabrikthätigkeit sind Tuch und Papier. Hierzu kommen drei Etablissements für Eisenschienen, Maschinenteile u. s. w., eine Nadelfabrik, eine

Kunstwollfabrik, eine große Flachsspinnerei, Gerbereien, eine Decken- und Veloursteppichfabrik, Bierbrauereien, eine Bleiweiß- und eine bedeutende Zuckerfabrik, Galmeigruben (40000 Etr. Zink), eine Zinkwalze und die Fabrikation der Filze und Metallgewebe zum Gebrauch der Papiermaschinen. Etwa 4 km oberhalb D. im romantischen Ruhrthale wird ein guter Rotwein erzeugt. In der Nähe von D. liegt das Städtchen Nideggen mit den großartigen und malerischen Trümmern eines ehemaligen Residenzschlosses der Herzöge von Jülich und einer interessanten roman. Kirche, vermutlich der alten Schloßkapelle; ferner das Dorf Frauwüllesheim mit got. Kirche aus dem 14. Jahrh.

D. hieß zur Zeit der Römer Marcodurum und soll, wie Köln, seinen Ursprung dem M. Agrippa verdanken. Im J. 69 n. Chr. schlug hier Civilis, der Heerführer der Bataver, die Ubier und 70 wurde der Ort von ihm erobert. Die fränk. Könige hielten zu D. in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. mehrere Kirchenversammlungen und Reichstage. Von Karl d. Gr., welcher nach seinen Siegen über die Sachsen hier 775 und 789 in seiner Pfalz Duria oder Dura Versammlungen hielt, wurde der Ort zur Reichsstadt erhoben und als solche von Otto III. (1000) und Ruprecht (1407) bestätigt. Der Graf Wilhelm von Jülich erhielt 1248 die Stadt vom Kaiser Friedrich II. als Pfand für ein Darlehn, woraus schließlich die Einverleibung in den Verband des Herzogtums Jülich erwuchs, in welchem sie bis zur franz. Occupation verblieb. Karl V. belagerte und verbrannte die Stadt nach hartnäckiger Verteidigung 1543. Abermalige Belagerungen erfuhr D. im Dreißigjährigen Kriege 1642 durch den hess. General Graf Eberstein und 1794 durch die Franzosen unter Marceau. In D. lebte und starb einer der namhaftesten deutschen Dialektdichter, Joseph van der Giese (1803—50). — Der Kreis Düren zählt auf 562,9 qkm 72664 E.

Dürer (Albrecht), einer der größten Künstler seiner Zeit und Begründer der neuern deutschen Malerei, geb. zu Nürnberg 21. Mai 1471, war der Sohn eines geschickten Goldschmieds gleiches Namens, der aus der deutschen Kolonie Ajtós bei Gyma in Ungarn einwanderte. Der junge D. genoß den gewöhnlichen Schulunterricht damaliger Zeit und ward von seinem Vater in dessen Handwerk unterrichtet. Früh indes hatten sich auch sein Talent und seine Neigung zur Kunst entwickelt, und obgleich er im 15. Jahre die Goldschmiedekunst erlernt hatte, entschied er sich doch für die Malerei. Michael Wohlgemuth, damals der angesehenste Maler in Nürnberg, nahm ihn 1486 in die Lehre. Nach Beendigung derselben begab er sich 1490 auf die Wanderschaft, welche ihn unter anderm nach Basel, Colmar und Straßburg, wahrscheinlich bereits auch nach Venedig führte. Er kehrte 1494 in die Heimat zurück, wo er, auf Anordnung seines Vaters, des Hans Frey Tochter Agnes heiratete. Neben dem bereits damals in seiner Vaterstadt fabrikmäßig, namentlich von dem genannten M. Wohlgemuth schwunghaft betriebenen Gewerbe der Malerei gelang es dem auf eigenen Wegen sich Bahn brechenden, einem höhern Ziele zustrebenden jungen Künstler anfangs schwer, sich die nötige Anerkennung zu verschaffen. Mit Unterstützung seines Freundes, des nürnberger Ratsherrn Willibald Pirkheimer, ging er 1506 nach Venedig, wo er, angeregt von dem dort in aller Großartigkeit sich entfaltenden Leben, über ein Jahr verweilte und auf Bestellung der deutschen Kaufleute für die Bartholomäuskirche eins seiner schönsten Gemälde vollendete, die figurenreiche Darstellung des Rosenkranzfestes der Heiligen Jungfrau, welches Bild später vom Kaiser Rudolf gekauft und nach Prag versetzt wurde, wo es, freilich sehr beschädigt und übermalt, sich noch im Stifte Strahow befindet. Gegen die bisherige Annahme, daß der Aufenthalt in Venedig auf seinen Stil keinen Einfluß geübt, ist geltend zu machen, daß D., wenn er von seinem echt deutschen Wesen auch nichts einbüßte, doch von der ital. Kunst, namentlich von Giovanni Bellini, bemerkbare Einwirkungen empfing und sie in seinen Schöpfungen ganz unbefangen zu Tage stellte. Auf einem Ausfluge nach Bologna ließ er sich in der Kunst der Perspektive unterrichten. Nachdem er 1507 zurückgekehrt, betrat er die glänzende Bahn seiner Meisterschaft, die seinen Ruhm unvergänglich gemacht. Kaiser Maximilian war einer der ersten, welche ihm Anerkennung zollten. Er fertigte für den Kaiser die Zeichnungen zu den großen Holzschnittfolgen des Triumphwagens und der Ehrenpforte. D. besuchte 1518 den Reichstag zu Augsburg, wo er viele Fürsten und andere bedeutende Persönlichkeiten in trefflich skizzierten Zeichnungen, die sich zum Teil erhalten haben, porträtierte, und unternahm 1520 und 1521 eine Reise nach den Niederlanden, wo er für seine Kunstrichtung noch mannigfache Einflüsse empfing. Obwohl, nach Melanchthons Bericht, der Künstler selbst klagte, wie ihm nun erst in der Einfachheit der Natur die wahre Schönheit aufgegangen sei und er sich außer Stande fühle, das hohe Vorbild derselben zu erreichen, zeigte er doch in dem 1526 vollendeten Doppelbilde der vier Apostel (die sog. vier Temperamente, gegenwärtig in der Pinakothek zu München, gestochen von A. Reindel), einem Werke, welches den ersten Kunstschöpfungen aller Zeiten an die Seite zu setzen ist, daß er seinem Ideal näher zu kommen vermochte als irgend einer von denen, welchen er die Anregung zu danken hatte. In den Niederlanden hatte D. durch Erkältung den Grund zu seiner spätern Krankheit gelegt, der er 6. April 1528 erlag.

Der Schwerpunkt der D.schen Kunst liegt in seiner durchaus ungewöhnlichen Persönlichkeit, der rein menschlichen und streng sittlichen Bildung seines Geistes, der Kindlichkeit seines Gemüts und dem Adel der Gesinnung, die sich nicht nur überall in seinen Leistungen aussprechen, sondern auch von seinen bedeutendsten Zeitgenossen, wie Pirkheimer, Camerarius und Melanchthon, wiederholt bezeugt werden. Die ältere Kunst brachte ihm wenig Formen entgegen, in welche er seine tiefsinnigen Ideen kleiden konnte, und dies ist der Grund, weshalb er in seinen Darstellungen hier und da von einer gewissen Manier sich nicht frei erhält. Die Gärung des Reformationszeitalters hatte die verschiedenen, neu in Besitz genommenen Bereiche geistiger Bethätigung noch nicht hinreichend geklärt, um in den Anschauungen, welche D. zu offenbaren sich gedrungen fühlte, die Beteiligung des Gedankens und der Phantasie völlig zu verschmelzen, wodurch auch ihm der Zug des Phantastischen, der durch die ganze ältere deutsche Kunst geht, in merklicher Weise eigen blieb. Für diese Nachteile entschädigen aber die hingebende Liebe, mit welcher er jeden in Behandlung genommenen Gegenstand zur Vollendung führt, der unbefangene Sinn, mit welchem er sich der Gesamtheit der Welt gegenüberstellt, das tiefe Verständnis,

welches er für jede einzelne Erscheinung mitbringt, und der hohe Geist, mit welchem er allen seinen Unternehmungen den Stempel unvergänglicher Bedeutsamkeit aufdrückt. Zu den anziehendsten Arbeiten D.s gehören seine schon in frühester Zeit beginnenden eigenhändigen Porträts (die schönsten von 1498 und 1500 in Madrid und der Pinakothek zu München), welche zeigen, daß D. nicht allein einer der trefflichsten Künstler und bedeutendsten Geister, sondern vielleicht auch der schönste Mann seiner Zeit war. Andere vorzügliche Porträts von seiner Hand sind das seines Vaters (1497) im Besitz des Herzogs von Northumberland, das seines Lehrers Wohlgemuth (1516) in München, das des Hieronymus Holzschuher (1526), gegenwärtig im Germanischen Museum zu Nürnberg, das des Bürgermeisters Jakob Muffel (1526), gegenwärtig in Paris, des Kaisers Maximilian in Wien u. a. Zu seinen vorzüglichsten Gemälden gehören, außer den genannten, die für Jakob Heller in Frankfurt a. M. ausgeführte Himmelfahrt der Maria (1509), welche im Schloßbrande zu München 1674 zu Grunde ging; ferner die Darstellung der heiligen Dreifaltigkeit mit vielen Heiligen und Seligen (1511), gegenwärtig in Wien; Adam und Eva in lebensgroßen Figuren (1507), im Palast Pitti zu Florenz, u. s. w. Als umfassendem Geist genügte D. aber keineswegs die Malerei allein, um seine Gedanken darin auszudrücken: er bethätigte sich auch als Kupferstecher und Zeichner für den Formschnitt, die ihm noch oft zugeschriebenen Holzschnitzereien sind jedoch sämtlich unecht.

Den ganzen Reichtum seines Talents lernt man indes aus der großen Zahl der erhaltenen Handzeichnungen kennen, welche in fast allen bedeutendern Sammlungen, vorzüglich aber in der des Erzherzogs Albrecht zu Wien, sich verteilt finden. Kupferstich und Holzschnitt hatten in den Händen seiner Vorgänger kaum die ersten Stufen der technischen Ausführung überschritten; er erhob sie zu einer Vollendung, die sie nach ihm nur bedingungsweise wieder erhalten haben. Zu seinen vorzüglichsten Kupferstichen gehören: St. Hieronymus in der Zelle, die Melancholie und Ritter, Tod und Teufel, in welchen er von drei verschiedenen Seiten her die tiefsten Grundlagen des deutschen Wesens zur Anschauung bringt. Andere, wie Adam und Eva im Paradiese, St. Eustachius u. s. w., zeichnen sich, wie die ebengenannten, durch die äußerste Meisterschaft der Behandlung aus. Die Weise derselben ist bei D.s Kupferstichen eine überaus zarte, der Form sich anschmiegende, einfache Strichlegung. Zu seinen hervorragendsten Holzschnitten gehören: Die Offenbarung des Johannes, 15 Blätter (1498 und 1511); die große Passion, 12 Blätter (1510), die kleine Passion, 37 Blätter (1509), das Leben der Maria, ein Werk voll tiefer Empfindung und zarter Lieblichkeit, 20 Blätter (1510); die Ehrenpforte des Kaisers Maximilian, der größte existierende Holzschnitt (1515). Wenn man D. die Erfindung der Ätzkunst und des Tondrucks zuschreibt, weist man ihm, wenigstens in Bezug auf letztern, fälschlich Verdienste zu, deren er neben seinen sonstigen nicht bedarf.

Auch als Schriftsteller hat D. sich bethätigt und für seine Zeit maßgebend gewirkt. Sein Werk: «Vnderweysung der messung, mit zirckel vnd richtscheydt, in Linien ebnen vnnd gantzen corporen» (Nürnb. 1525 u. öfter), gibt treffliche Vorschriften über Perspektive, besonders zur Entwerfung des Schattens der Körper, wozu er eine eigene sinnreiche Maschine in Vorschlag brachte. Im allgemeinen drang er darauf, die ganze Malerkunst, soweit sie die eigentliche Zeichnung betrifft, auf mathem. Gründe zurückzuführen. Sein Hauptwerk «Von menschlicher Proportion u. s. w.» (Nürnb. 1528 u. öfter) wirkte epochemachend, insofern es, gegenüber der während des ganzen Mittelalters systematisch vernachlässigten Formengebung, zum ersten mal mit Nachdruck und Erfolg die äußere Erscheinung in der Kunst geltend machte. D. schrieb auch in Deutschland das erste Buch vom Festungsbau: «Etliche vnderricht, zu befestigung der Stett, Schloß, vnd flecken» (Nürnb. 1527); den Schriftgießern zeigte er, wie man mit Hilfe der Geometrie die Buchstaben, besonders die Versalien, nach bestimmtem Verhältnis anordnen müsse. Mehrere andere Schriften, welche D. verfaßt, sind nicht zum Druck gelangt. In allen aber erwarb er sich neben seinen bedeutendsten gelehrten Zeitgenossen das Verdienst, auf Reinigung und Veredlung der deutschen Sprache hinzuwirken, worin Pirkheimer ihm beistand. Seine Werke wurden in die lateinische und die meisten neuern Sprachen übersetzt. Bei der Säkularfeier seines Todes, 7. April 1828, wurde in seiner Vaterstadt der Grundstein zu einem Standbilde D.s gelegt, das Rauch modellierte und Burgschmiet in Erz ausführte; dasselbe wurde 21. Mai 1840 enthüllt.

Litteratur. Heller, «Das Leben und die Werke Albrecht D.s» (Bd. 2, Lpz. 1831); (F. Campe,) «Reliquien von D.» (Nürnb. 1828); von Eye, «Leben und Wirken Albrecht D.s» (Nördl. 1860); A. von Zahn, «D.s Kunstlehre und sein Verhältnis zur Renaissance» (Lpz. 1866); Thausing, «Dürer. Geschichte seines Lebens und seiner Kunst» (Lpz. 1876); Ephrussi, «Albert D. et ses dessins» (Par. 1882); Leitschuh, «Albrecht D.s Tagebuch der Reise in die Niederlande» (Lpz. 1883).

Dureszieren (lat.), hart werden, verhärten.

Duret (Francisque Joseph), franz. Bildhauer, geb. zu Paris 19. Okt. 1804, Schüler von Bosio und Guérin, erhielt 1823 den großen Bildhauerpreis der pariser Kunstschule und damit das röm. Stipendium und erzielte 1831 mit dem Merkur, der aus einer Schildkröte eine Laute macht, einen durchschlagenden Erfolg. D. zeigte darin seine Vorliebe für die jugendlich schlanken und schmächtigen Formen, wie sie Praxiteles vorzuziehen pflegte und wovon der Apollo Sauroktonos ein berühmtes Beispiel ist. Der graziöse Typus des lautenerfindenden Merkur in Marmor, den Ludwig Philipp ankaufen und im Palais-Royal aufstellen ließ, wo er im Febr. 1848 sehr beschädigt wurde, erschien 1833 von neuem, mit mehr Elasticität, Keckheit und Lebendigkeit, in dem jungen neapolit. Fischer, welcher die Tarantella tanzt. Diese im Guß vorzüglich gelungene Bronzestatue, ein Hauptwerk des Meisters und der jüngern franz. Skulptur überhaupt, befindet sich im Museum des Luxembourg. Das Seitenstück dazu ist der neapolit. Winzer, der zur Mandoline singt (1838). Mit musterhaftem Geschmack und Stilgefühl behandelte D. die dekorative Skulptur in großem Maßstabe. Man verdankt ihm die vortrefflichen allegorischen Karyatiden in Bronze, zwei Männerfiguren, am Eingange der unterirdischen Gruft mit dem Grabmal Napoleons I. im Invalidendom zu Paris. Seine Bronzegruppe der Fontäne St.-Michel am Platze gleichen Namens: der Engel Michael, der nach dem in seinen Flammenpfuhl zurückstürzenden Satan einen Streich

...ze führt (1860), hat nicht genug Energie, ...Großartigkeit. Ganz gelungen hingegen ...schmückungen im Kaminsaale des alten ... Victorien im Friese des Salon des sept ... und die Victorien in den Soffiten des ...6. D.s letzte Arbeit, seine Statue der ...rin Rachel in der Rolle der Phädra, ...lendet und ist in diesem Zustande im ... Théâtre français aufgestellt. Mitglied ...ts seit 1845 und nachher Lehrer an der ...stschule, besaß D. auch eine bedeutende ... und hat zahlreiche Schüler gebildet. Er ...ris 25. Mai 1865.

...y (Thomas, gewöhnlich Tom), engl. ...ter, von franz. Abkunft, wurde zu Ere... und starb in hohem Alter 26. Febr. ...ndon. Seine Absicht, sich dem Rechts...idmen, gab er zu Gunsten der Schrift... Er schrieb, wie er selbst sagt, mehr ...oraz und fast viermal so viel Lustspiele ... Zu gleicher Zeit war er auch (wie spä... Moore) Komponist und Sänger seiner ...lassenen und sittenlosen Lieder und aus ...nde ein überall willkommener Gesell...r Wahrscheinlichkeit nach auch ein Günst...II. Nach dem Tode des Königs geriet ...igkeit, und auf Addisons Veranlassung ... Lustspiel «The plotting sisters» zu sei... aufgeführt. Seine gesammelten Lieder ...e gab D. unter dem Titel «Laugh and be ... to purge melancholy» (6 Bde., Lond. ...raus; gleichwie seine Lustspiele sind sie ...liger Vergessenheit anheimgefallen.

... s. Indische Religion und Siwa.

...t, eine der nördlichsten Grafschaften ... im Bergbaudistrikt, im N. durch Tyne ...t von Northumberland, im S. durch ...on Yorkshire getrennt, im W. an Cum... Westmoreland und im O. an die Nord...d, hat auf 2620,62 qkm 867586 E. ...en 390997 im J. 1851). Man hat drei ...terscheiden: ein kleiner Teil im W. liegt ...orlanden der Penninischen Kette und ...ibergwerke; ein breiter Streifen Kohlen...ft sich von Northumberland durch die ... eine Zone welligen Ackerlandes zieht ...er Küste hin, im südl. Teile mit Salz... Der Boden des Landes ist also im N. ...ers im W. gebirgig, ziemlich rauh und ..., aber dort gerade am besten kultiviert, ...ößere Teil mehr eben, schön und mild. ...heben sich Verzweigungen der Pennini...Kette, die meist kahl und mit großen ...Torfmooren und Schafheiden bedeckt sind ...hope Law 669 m Höhe erreichen. Hier ... der Wear und der Tees (letzterer mit ... hohen Wasserfall, dem größten in ganz ...welche, wie die Tyne, weit landeinwärts ...eeschiffe fahrbar sind. Den Hauptreich...ndes bilden seine Mineralien und ins...ein berühmtes Steinkohlenfeld, welches ...on Northumberland zusammen einen ...ift von 1191,5 qkm bildet. Die jährliche ...eträgt 30 Mill. t Kohlen. Die jährliche ...tion schwankt zwischen 6—700000 t, ... am Platze befindlichen Schmelzhütten ...onsumieren. Die Gießereien am Tyne ...lich 50000, die am Tees 100000 t. Am ...en 3000 t Stahl produziert und etwa 5500—6000 t Blei in und um Newcastle geschmolzen. Die Öfen am Tyne, Wear und Tees liefern jährl. 50 Mill. Glasflaschen. Neben dem ausgedehnten Berg- und Hüttenbetrieb besteht auch einiger Ackerbau und bedeutende Viehzucht. Ein großer Teil des Bodens gehört der Kirche; aber die Zahl der Pachtungen ist dennoch groß. Die kurzgehörnte **Durhamkuh** (die Teeswater-Rasse) gibt täglich 27 l Milch, die sich besonders zur Käsebereitung eignet. (Vgl. Rau, «Das Durham-Vieh», Stuttg. 1857.) Andere Nahrungsquellen gewähren die Benutzung der Solquellen, Fischerei, Schiffbau, rege Industrie und beträchtlicher Ausfuhrhandel, namentlich mit Kohlen. Hauptsächlich fabriziert man Eisen- und Bleiwaren, Glas, Papier, Leder, irdenes Geschirr, Vitriol, Salmiak, Leinwand und Drill. Viele reiche und angesehene engl. Familien haben hier ihre Wohnsitze. Zahlreich sind die Eisenbahnen. Die Grafschaft schickt vier Abgeordnete in das Parlament, sechs andere schicken die Städte und zwar D. und Sunderland je zwei, Gateshead und Shields je einen.

Die **Hauptstadt Durham**, Parlamentsborough, Municipalstadt und als Bischofssitz City, liegt 370 km im NNW. von London, an der Eisenbahn, 18 km von der Nordsee, auf einer steilen Anhöhe, die auf drei Seiten von dem dreifach überbrückten Wear umgeben ist (daher der alte Name Dunholm, d. h. Höhe auf einer Insel) und an deren Gehänge schöne «schwebende Gärten» und Promenaden sich anlehnen. Alte Ringmauern umgeben den obern Stadtteil; im Osten des Wear liegt der gut gebaute Stadtteil Elvet. D. ist der Sitz eines prot. Bischofs der Erzdiöcese York, der an 20000 Pfd. St. Jahreseinnahme hat und in frühern Zeiten die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit des Landes (Patrimonium St. Cuthberti) übte, überhaupt wie ein Landesherr schaltete, weshalb die Grafschaft auch Bishopric oder Bistum D. hieß. Erst 1832 wurde sein Titel Pfalzgraf von D. aufgehoben. Den Gipfel der Anhöhe krönt die von Mauern umgebene große, prächtige Kathedrale, welche im normann.-sächs. Stil 1093—1220 erbaut wurde, 140,5 m lang, 61 m breit und im Mittelturm 65,3 hoch ist und die Gräber des heil. Cuthbert und des Beda Venerabilis enthält. Auf derselben Höhe steht etwas gegen Norden das von Wilhelm dem Eroberer 1072 erbaute Schloß, lange Zeit Sitz des Bischofs, jetzt der Universität, die 1657 von Cromwell gegründet wurde. Sie ging wieder ein, ward aber 1831 vom Domkapitel erneuert und 1837 durch königl. Brief inkorporiert (1869 mit 80 Studierenden). Daran stößt der alte imposante Turm und das große viereckige Gebäude der Schatzkammer nebst der prächtigen Bibliothek. Unter den öffentlichen Gebäuden sind noch bemerkenswert: das 1555 erbaute Rathaus auf dem mit einem Springbrunnen gezierten Marktplatz, das 1850 aufgeführte Stadthaus, das Theater und das Gesellschaftsgebäude, besonders aber das 1809 für 140000 Pfd. St. erbaute Gefängnis bei dem Gerichtshofe. D. besitzt eine Lateinschule, ein Priesterseminar der Hochkirche, eine wissenschaftliche Akademie, ein Handwerkerinstitut, eine Korrektionsanstalt, ein Kranken- und Versorgungshaus und zählt (1881) 14932 E., die Teppiche, Papier, Hüte, Leder-, Eisen- und Messingwaren fabrizieren und Senf und Bier bereiten. In der Nähe sind Kohlengruben und Mineralquellen. D. ist von den Angel-

sachsen gegründet und hieß anfangs Dunholm (lat. Dunelmia), wurde 998 Sitz des hierher verlegten Bistums von Lindisfarne (Holy-Island, an der Küste der an der schott. Grenze liegenden Exklave der Grafschaft) und 1069 von den Normannen, 1088 von König Wilhelm II. wegen Felonie des Bischofs erobert. Hier wurde 1138 ein Friede zwischen England und Schottland geschlossen, 17. Okt. 1346 Schottlands König, David Bruce, von der engl. Königin Philippa bei dem nahe im Norden gelegenen Orte Nevills-Croß besiegt und gefangen. Die Schotten eroberten 1645 die Stadt, räumten sie aber schon im folgenden Jahre.

Durham (John George Lambton, Graf von), engl. Staatsmann, geb. 12. April 1792, stammte aus einem schon seit dem 12. Jahrh. in der Grafschaft D. angesessenen Geschlecht und wurde, da er bereits 1797 seinen Vater verloren, durch seinen Stiefvater Charles William Windham erzogen und dann auf der Schule zu Eton gebildet. Er diente hierauf in einem Husarenregiment und trat 1813 für seine Grafschaft in das Unterhaus, wo ihm 1819 die «Manchester massacre» Gelegenheit gab, die Rechte des Volks aufs kühnste zu verteidigen. Im April 1821 legte er dem Unterhause einen vollständigen Plan der Parlamentsreform vor, dessen Grundzüge später bei der Wahlreformbill von 1832 benutzt wurden. Im J. 1828 als Baron D. zum Peer ernannt, trat er zwei Jahre später unter seinem Schwiegervater, dem Grafen Grey, als Lord Siegelbewahrer ins Kabinett. In dieser Stellung nahm er 1831 und 1832 den bedeutendsten Anteil an der von der Regierung vorgelegten Reformbill. Zum Viscount Lambton und Grafen von D. erhoben, ging er hierauf, ohne sein Portefeuille niederzulegen, im Juni 1832 als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg. Durch seine freundschaftlichen persönlichen Beziehungen zum russ. Hofe zog er sich jedoch, ungeachtet seiner für England günstigen Wirksamkeit, von den Tories Verhöhnung, von den Whigs Neid, von den Radikalen Mißbilligung zu. Nach seiner Rückkehr trat er aus dem Ministerium, wurde aber 1834 mit einer Sendung nach Paris beauftragt, deren Gegenstand die Orientalische Frage war, und ging 1835 zum zweiten mal als Botschafter nach Rußland, wo er bis zum Sommer 1837 blieb. Ein neuer bedeutender Wirkungskreis fiel ihm nach dem Ausbruche der canad. Unruhen zu, indem er zum Generalgouverneur und Generalkapitän sämtlicher nordamerik. Kolonien ernannt wurde. Aber obgleich schon bald nach seiner Ankunft in Quebec im Mai 1837 seine Maßregeln wohlthätig auf die Beruhigung der Kolonie wirkten, wurde er von seinen Parteifeinden in England scharf bewacht und in den beiden Häusern der bittersten Kritik unterworfen. Im Juni hatte D. kraft seiner Vollmachten die revolutionären Häupter in Canada auf unbestimmte Zeit nach der Insel Bermuda verbannt. Dieses Verfahren ward namentlich angegriffen, und Lord Brougham bewirkte 8. Aug. die Annahme einer Bill im Oberhause, welche die Maßregel zwar entschuldbar, aber für eine Überschreitung der Vollmacht erklärte und auf Annullierung der Ordonnanz antrug. D., aufs höchste erbittert, nahm jetzt seine Entlassung und langte 30. Nov. 1838 in England an, um seine Verteidigung vor dem Hause zu führen. Kränklich und in der Überzeugung, daß er fast vereinzelt stehe, zog er sich nun von den öffentlichen Geschäften zurück. Er starb 28. Juli 1840 zu Cowes auf der Insel Wight. — In Titel und Gütern folgte ihm sein Sohn, George Frederick D'Arcy Lambton D., geb. 5. Sept. 1828, der 1849 seinen Sitz im Oberhause einnahm.

Durham (Jos.), engl. Bildhauer, wurde 1814 in London geboren. Er zeigte früh Geschmack für die Kunst und wurde Schüler bei John Francis, einem dekorativen Bildschnitzer. Später arbeitete er drei Jahre bei dem königl. Akademiker E. H. Bailey. Seine ersten Arbeiten stellte er 1837 in der königl. Akademie aus und fertigte dann viele Büsten, von welchen die 1848 ausgestellten Jenny Linds und der Königin die berühmtesten waren. Außerdem führte er eine Statue Sir F. Crossleys für die Stadt Halifax aus, vier sitzende Statuen im Portikus der londoner Universität und mehrere Steinstatuen des Prinz-Gemahls, von denen die beste 1863 in den Horticultural Gardens in London eine Stelle fand. Seine besten klassischen Werke sind: Hermione und Alastor, jetzt im Mansion House in London und die Sirene in der Ausstellung von 1875. Daneben fanden seine Gruppen spielender und kämpfender Knaben großen Beifall. Im J. 1866 zum Associaten der königl. Akademie ernannt, starb D. in London 27. Okt. 1877.

Durillo, s. Escudillo.

Düringsfeld (Ida von), deutsche Schriftstellerin, wurde 12. Nov. 1815 in Militsch, einem niederschles. Städtchen, geboren und erhielt in den verschiedenen kleinen Städten, in denen ihr Vater in Garnison stand, ihren ersten Unterricht. In ihrem 15. Jahre trat sie mit Theod. Hell in Verbindung, der nach und nach zahlreiche Beiträge von ihr in die «Abendzeitung» aufnahm. Ein Aufenthalt in Dresden förderte ihre Kenntnisse in Musik und Sprachen und befreundete sie mit Tieck. Selbständig ließ sie zuerst unter dem Namen Thekla «Gedichte» (Lpz. 1835), einen Cyklus von Romanzenkränzen («Der Stern von Andalusien», Lpz. 1838) und anonym einen Roman «Schloß Goczyn» (Bresl. 1841; 2. Aufl. 1845) erscheinen und vermählte sich 1845 mit dem Freiherrn Otto von Reinsberg. Seitdem verweilte sie in Italien, Belgien, der Schweiz, Frankreich und an verschiedenen Orten Deutschlands. Sie starb 25. Okt. 1876 zu Stuttgart, ihr Gatte folgte ihr einen Tag später freiwillig im Tode nach.

Ida von D. gehörte zu den fruchtbarsten Schriftstellerinnen Deutschlands; seit 1845 schrieb sie nicht mehr pseudonym, sondern unter ihrem Familiennamen. Außer dem Roman «Schloß Goczyn» gehören der Gattung des Salon- und Familienromans an: «Skizzen aus der vornehmen Welt» (7 Bde., Bresl. 1842—45), «Graf Chala» (Berl. 1845), «Eine Pension am Genfersee» (2 Bde., Bresl. 1851), «Esther» (2 Bde., Bresl. 1852), «Clotilde» (Berl. 1855), «Norbert Dujardin» (Bresl. 1861) und «Die Litteraten» (2 Bde., Wien 1863). Histor. Romane sind: «Margareta von Valois und ihre Zeit» (3 Bde., Lpz. 1847) und «Antonio Foscarini» (4 Bde., Stuttg. 1850). Als Dichterin trat Ida von D. in der Liedersammlung «Für Dich» (Bresl. 1851; 2. Aufl., Lpz. 1865) und in der Märchendichtung «Amimone» (Bresl. 1852) auf. In «Böhm. Rosen» (Bresl. 1851) und «Lieder aus Toscana» (Dresd. 1855; 2. Aufl., Prag 1859) hat sie mit vielem Glück czech. und toscan. Volkslieder wiedergegeben. Eine besondere Kategorie bilden

die Werke: «In der Heimat» (Bresl. 1843), «Byrons Frauen» (Bresl. 1845) und «Am Canale Grande» (Dresd. 1848). Als Früchte ihrer Reisen erschien eine Reihe von Schriften, unter denen besonders «Aus Dalmatien» (3 Bde., Prag 1857—58) wertvoll ist. Während ihres Aufenthalts in Belgien sammelte sie die Materialien zu «Von der Schelde bis zur Maas» (3 Bde., Lpz. 1861), einem sehr interessanten Werke, in welchem sie ein Gesamtbild des geistigen Lebens der Vlämen seit 1830 zu geben versucht. Später hat sie in Gemeinschaft mit ihrem Gatten sich ethnogr. Studien zugewandt und mit ihm das «Hochzeitsbuch» (Lpz. 1871) und «Sprichwörter der german. und roman. Sprachen» (2 Bde., Lpz. 1872—75) herausgegeben. Diese ethnogr. Richtung tritt auch in den Novellen «Hendrik» (Lpz. 1862), «Milena» (Lpz. 1863) und «Prismen» (2 Bde., Berl. 1873) hervor.

Durio, Pflanzengattung, s. Zibethbaum.

Duris von Samos, griech. Historiker, Schüler Theophrasts, eine Zeit lang Tyrann seiner Vaterstadt, lebte im 3. Jahrh. v. Chr. Er verfaßte ein Geschichtswerk, das bald als griech., bald als macedon. Geschichte bezeichnet wird und das in mindestens 23 Büchern von 370 bis 281 v. Chr., vielleicht auch weiter herabreichte. Außerdem schrieb er Jahrbücher von Samos, eine Geschichte des Agathokles u. a. Sein Hauptwerk war weder mit histor. Urteil noch mit Geschick in der Komposition verfaßt, aber wertvoll als Stoffsammlung. Erhalten sind nur Fragmente desselben. Daß Diodor längere Abschnitte seines Geschichtswerks aus D. geschöpft habe, ist mehrfach behauptet, aber nicht sicher erwiesen worden. Die Fragmente des D. finden sich bei Hullemann, «Duridis Samii quae supersunt» (Utrecht 1841) und in Müllers «Fragmenta historicorum Graecorum» (Bd. 2, Par. 1848). Vgl. Eckertz, «De Duride Samio» (Bonn 1842); Haake, «De Duride Samio Diodori auctore» (Bonn 1874); Rösiger, «De Duride Samio Diodori et Plutarchi auctore» (Gött. 1874); Rößler, «De Duride Diodori, Hieronymo Duridis auctore» (Gött. 1876).

Durität (lat.), Härte.

Dürkheim oder **Dürkheim an der Hardt**, Stadt im Bezirksamt Neustadt der bayr. Rheinpfalz, an der Monsheim-Neustadter Eisenbahn, am Ostfuße der Hardt und vor dem Eingange zum Thal der Isenach anmutig in 117 m Höhe, 13 km nördlich von Neustadt, gelegen, Sitz eines Amtsgerichts, eines Rentamts, der Pollichia (naturwissenschaftlichen Vereins der Pfalz) mit reicher Naturaliensammlung und Bibliothek im Stadthause und eines Altertumsvereins, hat eine kath. und zwei evang. Kirchen, eine Synagoge, eine Lateinschule, Handelsschule, städtische und Privattöchterschule und zählt (1880) 6089 E., welche neben bedeutendem Wein- und Obstbau Weinhandel treiben und eine Öl-, drei Papiermühlen und eine Farbenfabrik unterhalten. Zur Stadt gehören ein Eisensäuerling und die an der Stelle des ehemaligen Nonnenklosters Schönfeld stehende Saline Philippshall, welche aus sieben Solquellen jährlich 10000 Ctr. Koch-, Vieh- und Düngsalz liefert und Handel mit Mutterlauge treibt. D. ist das einzige Solbad der Pfalz; als Trinkbrunnen dient hauptsächlich der Bleichbrunnen. Eine große Badeanstalt wurde 1875 erbaut, ein Kursalon befindet sich im Stadthause, daneben seit 1883 eine eiserne Kolonnade. Außer den Solbädern zieht vorzüglich die Traubenkur im Herbste zahlreiche Gäste herbei.

D. oder Thuringoheim war in frühester Zeit im Besitz der Frankenherzöge aus dem Geschlecht der Salier und wird schon 742 erwähnt. Kaiser Konrad II. schenkte seine Güter zu D. der Abtei Limburg, deren Lehnsträger seit 1127 die Grafen von Leiningen waren. Unter diesen ließ Graf Friedrich III. 1260—70 eine Feste bauen, Emich V. umgab 1359—79 den Ort mit Mauern und Graben und erhob ihn zur Stadt. Diese wurde 1470 vom Kurfürsten Friedrich von der Pfalz erobert, im Dreißigjährigen Kriege von den Spaniern, 1674 und 1689 von den Franzosen geplündert und verheert. Als Residenz der Grafen von Leiningen-Hartenburg erhielt sie 1700 neue Privilegien, dann ein neues Schloß mit Lustgarten und 1780 ein Theater, in welchem der berühmte Iffland selbst dirigierte. Das Schloß wurde 1794 von den Franzosen unter Custine zerstört. Am 15. Juni 1849 fand hier ein Gefecht zwischen den Preußen und den Insurgenten statt.

Etwa 2 km im SW. von D., am Eingang in das Isenach- oder Dürkheimerthal, liegen als eine der schönsten Kloster- und Kirchenruinen Deutschlands die stattlichen Trümmer der ehemaligen Benediktinerabtei Lintburg oder Limburg, welche von Kaiser Konrad II. 12. Juli 1030, an demselben Tage, wo er den Grundstein zum Dom von Speier legte, an Stelle des väterlichen Stammschlosses gegründet, 1504 vom hartenburger Grafen von Leiningen, Emich VIII., erobert und zerstört, 1515—51 dürftig wieder aufgebaut, aber 1571 vom Kurfürsten von der Pfalz aufgehoben wurde. Etwa 2,5 km westlicher liegen die umfangreichen Ruinen der Hartenburg, eine der größten in Deutschland, mit kolossalem Rundturme, die um 1200 von den Grafen von Leiningen gegründet und 1689 von den Franzosen zerstört wurde; in 1 km Entfernung davon liegen die Reste der frühroman. Burg Schloßeck, seit 1880 von Dr. Mehlis aufgedeckt, 4 km südwestlich von D. die roman. Kirche des Klosters Seebach. Nordöstlich von Limburg umschließt den Scheitel des Kastanienbergs die Heidenmauer, ein 10—25 m breiter, 3—10 m hoher Steinwall, der mit dem Kloster Limburg den Stoff zu Coopers Roman «Die Heidenmauer und die Benediktiner» geliefert hat. Durch Nachgrabungen des Altertumsvereins zu D. wurden hier seit 1874 Reste von thönernen Gefäßen und andere Altertümer gefunden. Vgl. Butters, «Führer durch Bad D. und seine Umgebungen» (Dürkh. 1868).

Durlach, Stadt im bad. Kreise Karlsruhe, 4 km östlich von Karlsruhe, an der Pfinz, am Fuße des Turmbergs, auf dem ein röm. Wartturm steht, Knotenpunkt dreier Linien der Badischen Staatsbahnen Basel-Heidelberg, D.-Pforzheim-Stuttgart und D.-Bretten-Heilbronn; außerdem durch Dampfstraßenbahn mit Karlsruhe verbunden, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat ein Pro- und Realgymnasium, ein jetzt als Kaserne dienendes Schloß, auf dem Markte eine Statue Karls II., der D. zur Residenz machte (1565), ein schönes Kriegerdenkmal, Stärke-, Cichorien-, Maschinen-, Nähmaschinen-, Tabaks- und Thonwarenfabriken, Dampfziegeleien, Eisengießereien, Gerbereien und Magarinfabrik und zählt (1880) 7474 E. — D. gehörte früher zur Grafschaft Calw, kam 1227 an die Markgrafen von Baden und war 1565—1715 Residenz der Mark-

[illegible] 1829. [illegible] 1849 [illegible]

Durnkrut, [illegible]

[illegible]

[illegible] Bd. 1, Berl. 1868.

Dürnberg [illegible], in [illegible] Salzbergwerk im österr. Salzkammergute, 2382 m lang, 1250 m breit, 300 m tief, beschäftigt 350 Arbeiter und liefert jährlich an 20 Mill. kg Salz. Nahe an der Einfahrt in das Bergwerk liegt das Dorf Dürnberg (771 m hoch), mit einer neuen aus Marmor erbauten Kirche und (1880) 633 E. Von Hallein [illegible] aus wird das Bergwerk häufig von Touristen besucht.

Dürnstein oder **Dirnstein**, Städtchen mit den Resten eines alten Schlosses im Donauthale, in der niederösterr. Bezirkshauptmannschaft Krems, zählt (1880) mit den im Gebirge zerstreuten Waldhütten 579 E.; im Bergschloß bei D. saß König Richard Löwenherz 1193 kurze Zeit gefangen.

Duro, span. Münze, s. unter Piaster.

Duroc (Gérard Christophe Michel), Herzog von Friaul, Marschall des franz. Kaiserreichs, geb. 25. Okt. 1772 zu Pont-à-Mousson, aus altadeliger Familie, in der Artillerieschule zu Châlons gebildet, wanderte als Lieutenant 1792 nach Deutschland aus, kam 1796 als Adjutant des Generals Lespinasse zur ital. Armee, wo er durch Marmont Bonapartes Adjutant und beim Übergange über den Isonzo 1797 zum Bataillonschef befördert wurde. Er begleitete Bonaparte sodann nach Ägypten, zeichnete sich in den Gefechten von Salehié und bei Jaffa aus und kehrte mit seinem General nach Frankreich zurück, wo er zum Brigadegeneral befördert wurde. Er war beim Sturze des Direktoriums wesentlich mit thätig. Nach dem 18. Brumaire sandte der Erste Konsul D. mit diplomatischen Aufträgen nach Berlin und während der Friedensunterhandlungen von Amiens nach Petersburg, Stockholm und Kopenhagen, wo er überall mit Glück das Interesse der franz. Politik vertrat. Nach seiner Rückkunft ward er Divisionsgeneral und bei der Thronbesteigung Napoleons Großmarschall des Palastes. Als Liebling des Kaisers besaß er dessen volles Vertrauen und hatte Einfluß auf ihn, den er oft vermittelnd und uneigennützig benutzte. Während des Vordringens der franz. Armee nach Wien 1805 erhielt D. eine Sendung nach Berlin. Er langte kurz vor der Schlacht bei Austerlitz im kaiserl. Hauptquartier an und übernahm nach Oudinots Verwundung interimistisch den Befehl über die Grenadiere. D. unterzeichnete 1806 nach der Schlacht bei Jena den Frieden mit Sachsen und 1807, nach der Schlacht bei Friedland vermittelte er den Waffenstillstand, worauf er vom Kaiser zum Herzog von Friaul, zur Erinnerung an den Isonzoübergang 1797, erhoben wurde. Nach der Rückkehr aus Rußland 1812 [illegible] er die [illegible] der Garden und fand bei [illegible] auf der Verfolgung nach der Schlacht bei Bautzen, in der Nähe des Kaisers, 22. Mai 1813 seinen Tod durch eine Kanonenkugel. Napoleon betrauerte ihn als seinen unersetzlichen Freund und setzte seiner Tochter noch auf St.-Helena ein bedeutendes Vermächtnis aus. D.s Überreste wurden 1845 im Invalidendome zu Paris beigesetzt.

Durocatalaunum oder **Catalaunum**, der alte Name des heutigen Châlons-sur-Marne (s. d.).

Durocornovium, s. unter Cirencester.

Dürr (Wilh.), Historienmaler, geb. 9. Mai 1815 zu Villingen in Baden, kam 1830 an die Wiener Akademie, wo Kupelwieser ihn zur Historienmalerei anleitete. Seit 1840 hielt er sich längere Zeit in Rom auf, wo er in den Kreis gesinnungsverwandter Künstler, wie Overbeck, Veger, Müller, Ittenbach, [illegible] u. a., denen sich auch Thorwaldsen, Wagner und Riehl zugesellten. Beim Baden im Nemisee in Lebensgefahr geraten, aus der ihn Riehl rettete, verfiel D. in eine Krankheit, die ihn 1843 zur Heimreise zwang. Hier entfaltete er nunmehr in langen Jahren eine äußerst rege Thätigkeit für [illegible] Kirchen Deutschlands, Österreichs und selbst Amerikas, auch versuchte er sich in Genrebildern, zu denen er unter andern die Stoffe aus Hebels «Alemann. Gedichten» entlehnte. D. wurde großherzgl. bad. Hofmaler und nahm in Freiburg i. Br. seinen dauernden Wohnsitz. Auf Ausstellungen und am Kunstmarkte sind seine Arbeiten selten zu sehen. Zu dem Besten, was er geschaffen, gehören: die Himmelfahrt Christi in der evang. Kirche zu Freiburg, die Bergpredigt im Münster daselbst, Sankt Bonifacius, die Taufe erteilend (Fürstl. Kunstsammlung in Donaueschingen), die großen Wandbilder in der Pfarrkirche zu Ripoldsau, die Krönung der Jungfrau und die Pietà (Kolossalbild in der Kirche zu Schliengen), die Predigt des heil. Gallus (Galerie in Karlsruhe). Von seinen Porträts ist das des Botanikers Alex. Braun in Berlin hervorzuheben.

Durrahirse, **Durragras**, s. Sorghum.

Dürrenberg, Dorf in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Merseburg, 8 km im SO. von Merseburg, in 89 m Höhe, an der Linie Leipzig-Corbetha der Preußischen Staatsbahn, mit 210 E., hat eine 1763 gegründete wichtige Saline, welche zu Bädern benutzt wird. Die Salzwerke liefern jährlich gegen 500000 Ctr. Salz.

Dürrenberg, Salzbergwerk im österreich. Salzkammergute, s. Dürnberg.

Dürrheim, Pfarrdorf im Großherzogtum Baden, Kreis Villingen, Amtsbezirk Villingen, 5 km im OSO. von Marbach, in einer der fruchtbarsten Gegenden der Baar, an der Stillen Musel, mit 1150 E., einem Solbad und der ansehnlichen Ludwigs-Saline, welche jährlich 300000 Ctr. liefert. D. wird schon 889 urkundlich erwähnt.

Dürrlitze oder **Korneliuskirschenbaum**, s. unter Cornus.

Dürrmenz-Mühlacker, Marktflecken im württemb. Neckarkreise, an der Enz und an den Linien Karlsruhe-Mühlacker der Badischen und Bretten-Stuttgart der Württembergischen Staatsbahn, zählt (1880) 2660 E., welche guten Land- und

, auch Tabaks-, Mehl- und Bierfabrikation
Dabei steht auf einem Felsen die Burg-
ſfelſtelz. Es kam mit der Burg von den
n Dürrmenz an das Kloster Maulbronn
be so württembergisch.
ner (Jul.), Komponist, geb. 7. Jan.
Ansbach, war Schüler Schneiders und
sohns und wurde Musikdirektor und Ge-
r in Edinburgh, wo er 10. Juni 1859 starb.
auptsächlich als Komponist von Liedern
nnerchören bekannt, von denen einige, wie
n Frankreich und dem Böhmerwald», po-
worden sind.
ley, Stadt in der engl. Grafschaft Glou-
km im SSW. von Gloucester, am Fuße
n hohen Symondsberge und an einer Ab-
der Bristol-Birmingham-Eisenbahn, mit
91 E., welche Tuch und Papier fabrizieren.
te befinden sich Steinbrüche.
(Sitis), eine zur Klasse der Gemein-
f. d.) gehörige Empfindung, welche uns
Verminderung des Wassergehalts unsers
unterrichtet. Durch die Ausscheidungen
chen Körper, namentlich durch die Aus-
gen der Lungen und die Verdunstung auf
wird, besonders bei trockener Luft, un-
h eine Menge Feuchtigkeit verbraucht,
satz zur Erhaltung des Lebens unbedingt
; daher das Verlangen, sie durch Trin-
setzen. Das Durstgefühl, welches in
findung von Trockenheit, Rauheit und
im Schlunde, im weichen Gaumen und
genwurzel besteht, hat seinen Sitz in den
Nerven der Schlund- und Speiseröhren-
ut und beruht wahrscheinlich auf einer
ung des Trockenwerdens dieser stets vom
zu befeuchtenden Flächen. Dieser Wasser-
ist gewöhnlich eine Teilerscheinung allge-
Wassermangels im Organismus, kann aber
örtlich (durch Entzündung, durch einen
Luftstrom) bedingt sein. Wird der D.
tillt, so rötet sich bald die Rachen- und
leimhaut und wird brennend heiß, das
n wird erschwert, die Sprache rauh und
er Puls beschleunigt, die Augen rot und
; bald gesellen sich hinzu große Abspan-
d Körperschwäche, erhöhte Reizbarkeit der
rgane (Hallucinationen und peinigende
rstellungen), sowie heftiges Fieber mit Irre-
d Bewußtlosigkeit, bis schließlich, schneller
Hunger, unter schrecklichen Qualen der
olgt. Unmittelbar, aber bloß vorüber-
estillt wird das Durstgefühl durch Befeuch-
Rachenschleimhaut; dauernd nur durch ge-
Wasserzufuhr zum Blute, mag dies nun
gen und Darm aus oder durch direkte Ein-
von Wasser in die Venen geschehen.
krankhafte Steigerung des D. findet statt
nden, in denen die Lungen- und Hautaus-
abnorm erhöht ist, wie bei Fiebern und
ungen, oder welche eine bedeutende Abson-
von Flüssigkeiten im Körper verursachen,
Wassersuchten und Durchfällen; ferner durch
lichen Reiz auf die eben genannten Schleim-
n welchen er sich fühlbar macht, z. B. bei
des Schlundes durch gesalzene oder ge-
peisen oder durch ätzende Substanzen, end-
bloße Nervenaffektionen. Andauernd ge-
krankhafter D., die Durstsucht (Poly-
dipsia), wird besonders bei Diabetes (s. d.) be-
obachtet, weil durch das zuckerreiche Blut den Ge-
weben enorme Mengen von Wasser entzogen wer-
den. Verminderten D. findet man in einzelnen
krankhaften Zuständen mit daniederliegender Ge-
hirnthätigkeit, bei welchen das Durstgefühl nicht
zum Bewußtsein gelangt. Tiere, besonders kalt-
blütige, ertragen den D. weit länger als Menschen.
Es ist bekannt, wie lange das Kamel in der Wüste
ohne Wasser bestehen kann, und wie man lebendige
Amphibien an Orten eingeschlossen gefunden hat,
wo ihnen durchaus kein Wasser zukommen konnte.

Durtal, Flecken im franz. Depart. Maine-et-Loire, Arrondissement Baugé, 18 km im NW. von Baugé, am Zusammenflusse der Argance und des Loir, in 30 m Höhe, zählt (1876) 948, als Gemeinde 3170 E. und hat ein altes Schloß aus dem 16. Jahrh., das einst im Besitz der Familien Vieilleville und Schomberg war.

Durtz, s. Durazzo.

Durus (lat.), hart; durius, härter; in durius (in pejus) erkennen, auf eine härtere Strafe erkennen.

Durutte (François Joseph), franz. General, geb. 14. Juli 1767 zu Douai, trat jung in die franz. Armee, zeichnete sich 1809 in Italien als Divisionsgeneral aus, stand 1812 zunächst in Berlin, darauf in Danzig, rückte im Dezember als Verstärkung der Großen Armee nach Rußland nach und nahm unter Reynier 13. Febr. 1813 an dem blutigen Treffen bei Kalisch teil. Während des Feldzugs in Deutschland führte D. eine Division des Reynierschen Korps, umging bei Bautzen den rechten Flügel der Verbündeten, nahm bei Großbeeren die zurückgeworfene sächs. Division Sahr auf und stellte bei Dennewitz die schon verlorene Schlacht durch sein Eingreifen, allerdings nur für kurze Zeit, wieder her. In der Schlacht bei Leipzig verteidigte D. Reudnitz und erlitt am 18. Okt. starke Verluste infolge des Übertritts der sächs. Truppen, hielt am 19. Okt. die Rosenthaler Vorstadt besetzt und bildete auf dem Rückzuge die Nachhut der Franzosen. Im J. 1814 verteidigte er die Festung Metz und entsetzte Diedenhofen. Nach Napoleons Abdankung erklärte sich D. für die Bourbons, schloß sich jedoch 1815 Napoleon wieder an und befehligte eine Division im Korps von Drouet d'Erlon; in der Schlacht bei Waterloo griff er mit großer Tapferkeit Pappelotte und La Haye an. Nach der zweiten Restauration wurde er nicht wieder angestellt und lebte in Zurückgezogenheit. D. starb 18. Aug. 1827 zu Ypern.

Duruy (Victor), franz. Historiker und Unterrichtsminister, geb. 11. Sept. 1811 zu Paris, besuchte die Normalschule, war Lehrer der Geschichte am Gymnasium Henri IV. zu Paris, dann an der Normalschule und an der Polytechnischen Schule, Inspektor der pariser Akademie, 1861—62 Generalinspektor des Sekundärunterrichts und wurde 23. Juni 1863 von Napoleon III., bei dessen histor. Arbeiten er mitgeholfen hatte, zum Minister des öffentlichen Unterrichts ernannt. Er setzte viele Reformen durch, z. B. Einführung des Studiums der neuesten Geschichte in die Gymnasien, Abschaffung der sog. «Bifurcation», Begründung des «speziellen Sekundärunterrichts», d. h. der Realschulen; Genehmigung und Erweiterung der freien Vorträge, Eröffnung der Abendvorlesungen in Paris und in allen Städten der Provinz, Einrichtung

des Mädchen-Sekundärunterrichts, Begründung der École des hautes études u. s. w. Diese Reformen aber mißfielen der klerikalen Partei, der D. gewisse Zugeständnisse machen mußte, wie z. B. die Absetzung Renans von seinem Amte am Collége de France. Im J. 1869 trat D. aus dem Ministerium und ward zum Senator ernannt. Seit 1879 ist er Mitglied der Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften. Seine Schulwerke «Histoire sainte», «Histoire romaine», «Histoire grecque», «Histoire moderne», «Histoire de France» u. s. w., sind für den Unterricht nützliche Hilfsmittel und bieten außerdem eine anziehende Lektüre. Sein bedeutendstes Werk ist die «Histoire des Romains depuis les temps les plus reculés jusqu'à la fin du règne des Antonins» (5 Bde., 1870—76; seit 1879 neue luxuriös illustr. Ausg.). Die «Histoire de la Grèce ancienne» (2 Bde., 1862) hat die Akademie mit einem Preise ausgezeichnet.

Dufart (Cornelis), holländ. Maler, geb. zu Harlem 24. April 1665 (nach andern schon 1660), gest. daselbst 1. Okt. 1704, war ein Schüler des Adrian van Ostade und malte, wie dieser, Scenen des ländlichen Lebens. Hinsichtlich der Energie und Farbe des Tons ähnelt er seinem Meister, sodaß selbst Verwechselungen der Werke beider vorkommen. Seine Bilder sind daher gesucht, ebenso aber auch die nicht ganz unbedeutende Anzahl seiner Kupferblätter, die er in einer geistreich freien Manier behandelte. Mehrere seiner bedeutendsten Gemälde finden sich in den Museen zu Dresden, Wien, Amsterdam und Petersburg.

Dusch (Alexander von), bad. Staatsmann, geb. 27. Jan. 1789 zu Neustadt a. d. Hardt, studierte seit 1805 in Paris Mathematik, Physik und neuere Sprachen und vollendete 1807—10 seine Studien zu Heidelberg. Im J. 1815 wurde er als Sekretär im bad. Finanzministerium, 1819—25 im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Hierauf kam er in die Schweiz, erst als Geschäftsträger, dann als Ministerresident. In besonderer Mission ging er 1832 nach Mainz zur Erledigung der zwischen Frankreich, Bayern und Baden entstandenen Streitigkeiten über die Rheinzollstationen. Im J. 1834 ward D. mit Beibehaltung des Postens in der Schweiz bad. Gesandter in München. Seit 1838 als Bundestagsgesandter nach Frankfurt berufen, übernahm er 1843 an Blittersdorfs Stelle das bad. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. In dieser Stellung blieb er bis Juni 1849, als eifriger Vertreter der liberalen Prinzipien. Die Mairevolution von 1849 veranlaßte ihn, mit seinen Kollegen den Rücktritt zu nehmen; schon zu Anfang 1850 ward er von der Stadt Heidelberg in die Zweite bad. Kammer gewählt und von dieser ins Staatenhaus nach Erfurt gesandt. Aus Gesundheitsrücksichten legte er 1851 seine Stelle als Abgeordneter nieder und zog sich nach Heidelberg zurück, wo er litterarischen und künstlerischen Neigungen lebte, bis zu seinem 27. Okt. 1876 erfolgten Tode.

Dusch (Joh. Jak.), Dichter, geb. zu Celle 12. Febr. 1725, studierte zu Göttingen, war mehrere Jahre Hauslehrer, privatisierte von 1756 an in Altona, war später am Gymnasium daselbst angestellt und starb 18. Dez. 1787. Als Dichter hat er sich vornehmlich in der didaktischen Gattung und im komischen Epos versucht, sonst aber sich durch Vielschreiberei geschadet. Seine Prosa ist in manchen seiner frühern Schriften, z. B. in den «Moralischen Briefen zur Bildung des Herzens» (2 Tle., Lpz. 1759; 2. Aufl. 1772), geziert und schwülstig und streift in das Gebiet der Poesie. Seine Romane, die vielgelesene «Geschichte Karl Ferdinands» (3 Tle., Bresl. 1777—80; völlig umgearbeitet unter dem Titel «Der Verlobte zweier Bräute», 3 Bde., Bresl. u. Lpz. 1785) und «Die Pupille», die J. G. Müller nach des Verfassers Tode herausgab (Altona 1798), zeichnen sich für ihre Zeit durch Vermeidung des Unnatürlichen und Schwächlich-Empfindsamen in Charakteren und Sprache vorteilhaft aus. Vielen Beifall fanden auch seine «Briefe zur Bildung des Geschmacks» (6 Tle., Lpz. u. Bresl. 1764—73; 2. Aufl. 1773—79).

Duschan (Stephan), einer der mächtigsten Herrscher und der erste Zar der Serben aus dem Hause der Nemanjiden, welche 1159 zur Herrschaft kamen, daher auch Nemanjitsch IX. genannt. Seine Jugend verlebte D. mit seinem geblendeten Vater Stephan in Konstantinopel. Als sein Vater am 18. Jan. 1321 als König von Serbien den Thron bestieg, ward D. zum Regenten von Zeta ernannt. Die durch den immer mehr wachsenden griech. Einfluß empörten Reichswürdenträger und Aristokraten bewogen D., den Vater zu bekriegen und vom Throne zu stoßen. Stephan wurde gefangen auf die Burg Swetschan abgeführt und hier ohne Wissen D.s 1334 erdrosselt. Nach der Thronbesteigung vermählte sich D. mit Helene, Schwester des Bulgarenkönigs Alexander, und sicherte dadurch seine Stellung. Im Laufe der Zeit unternahm er 13 Kriegszüge gegen die Griechen und dehnte seine Herrschaft bis in das griech. Reich hin aus. Der Krieg 1337—40 brachte D. einige wichtige und große Städte ein. Den Streit der griech. Kaiserin Anna mit dem Prätendenten Johannes Kantakuzenos nutzte D. zu seinem Vorteil aus, indem er ganz Macedonien (Saloniki ausgenommen) seinem Reiche einverleibte. D. ließ sich 1346 zum Kaiser krönen, nahm den Titel der Zaren und Selbstherrscher der Serben, Griechen und Bulgaren an und ließ zugleich seinem Sohne Urosch die Königskrone aufsetzen. Sein großes Reich teilte er in Regentschaften, entriß die serb. Kirche der Verwaltung des griech. Patriarchats und verlieh dem bisherigen Metropoliten die Würde eines Patriarchen der serb. Kirche mit dem Sitze in Ipek (Peć). Mit den Griechen währte der Krieg fort; Kantakuzenos rief gegen den Serbenzaren die Türken zu Hilfe, aber das Glück blieb immer bei den Waffen D.s. Um die mächtig aufstrebenden Ungarn zurückhalten zu können, gab er dem Papste das Versprechen, den kath. Glauben annehmen zu wollen, hielt es aber nie, sobald er die Feinde bewältigt sah. Der Banus von Bosnien, Stephan Kotromanitsch, unternahm 1349 auf Befehl des Ungarnkönigs Ludwig I. einen Zug gegen Serbien, der die Unterjochung Bosniens von seiten D.s zur Folge hatte. Der darauf folgende Krieg mit den Ungarn endete 1353 für D. siegreich. Matschin wurde wieder an Serbien abgetreten. Mit der venet. Republik hielt D. besondere Freundschaft. Er unternahm 1355 einen neuen Feldzug gegen die Griechen und beabsichtigte dabei, sich der Stadt Konstantinopel zu bemächtigen und den Türken das weitere Vordringen in Europa zu wehren. Ein plötzlicher Tod jedoch ereilte ihn in Djewola in Albanien (Ende Dez. 1355) und sein Heer kehrte zurück.

D. war zu seiner Zeit der mächtigste Fürst im südöstl. Europa. Ähnlich seinen Vorgängern, war D. ein großer Wohlthäter der Kirche und der Geistlichkeit. Er reformierte das serb. Reich im Innern und gab ihm Ansehen nach außen. Sein berühmtes Gesetzbuch wurde auf den Versammlungen 1349 und 1355 beraten; es dokumentiert am besten die innern Zustände des serb. Reichs, wie sich dieselben im 14. Jahrh. entwickelt und ausgebildet haben. Dieses Gesetzbuch wurde einigemal, zuletzt unter Redaction von St. Novaković (Belgr. 1870) herausgegeben.

Duschet, Stadt im russ. Gouvernement Tiflis, im Kreise Tiflis, unter 42° 5′ nördl. Br. und 62° 22′ östl. L. von Ferro, 59 km nordnordwestlich von Tiflis, an der grusinischen Heerstraße, mit 2525 E., meist Armenier, auch Grusier, liegt an den abschüssigen Ufern des kleinen Flusses Duschetischewi, eines Nebenflusses des Aragwa, 973 m hoch. Die Bewohner treiben Garten- und Weinbau, wenig Industrie und Handel. Die Stadt wird schon 1215 erwähnt; 1755 wurde sie vom awarischen Chan Omar erobert, der Feind aber von Herakles II. wieder vertrieben. Seit 1803 ist D. russisch.

Düse (frz. buse, porte-vent; engl. nozzle, nosepipe) nennt man die verengte Mündung, durch welche bei den Gebläsen der Hüttenwerke die zur Verbrennung notwendige Luft aus der Windleitung in den Feuerraum tritt.

Dusing, zur Zeit der Schellentracht im Mittelalter der mit Glocken und Schellen behängte Gürtel, abgeleitet vom alten duz, dos, thus, dus: Getöse, sodaß also der Gürtel von dem Klange der Anhängsel den Namen erhielt. Dieser kommt zu Lübeck schon 1369 vor und 1474 wird daselbst den Frauen der Gebrauch des D. von Rats wegen verboten; indes hatte derselbe damals wohl schwerlich noch Schellen.

Dusommerard (Alexandre), franz. Altertumsforscher, geb. zu Bar-sur-Aube 1779, ist der Begründer der unter dem Namen Musée Cluny zu Paris berühmten Sammlung von Kunstgegenständen und Gerätschaften aller Art aus dem Mittelalter bis zum 17. Jahrh., die er zur Zeit des ersten Kaiserreichs und der Restauration zusammenbrachte und seit 1832 zur Ausschmückung seiner Wohnung, des Hôtel Cluny, in der Rue des Mathurins, verwendete. Da dieses alte Herrenhaus mit seiner Architektur teils dem 15., teils dem 16. Jahrh., also den Epochen der Gotik und Renaissance angehört, so befand sich jener alte Hausrat großenteils in einer mit seiner Entstehung gleichzeitigen Räumlichkeit. Abbildungen von den merkwürdigsten Stücken findet man in dem vom Besitzer angefangenen Prachtwerke «Les arts au moyen-âge» (5 Bde., Par. 1838—46, nebst Atlas und Album mit 618 lithographierten Blättern). Nach dem 19. Aug. 1842 zu St.-Cloud erfolgten Tode D.s wurde sein Haus mit der darin befindlichen Sammlung vom Staate angekauft und in ein öffentliches Museum verwandelt.

Der Sohn des Stifters, Edmond D., geb. zu Paris 27. April 1827, ist seit dem Tode seines Vaters Konservator des neuen Museums, dessen Bestand sich während seiner Verwaltung beträchtlich vermehrt hat. Unter dem zweiten Kaiserreich, als man ganze Straßen des alten Paris niederriß, wurden mit dem Hôtel Cluny die Überbleibsel des damals nahebei in der jetzt nicht mehr vorhandenen Rue de Laharpe gelegenen alten röm. Bades vereinigt und beide, gegen die neuen Boulevards St.-Michel und St.-Germain hin, mit einem Garten umgeben, in welchem zu Paris gefundene röm., gallische und fränk. Altertumsreste aufgestellt sind.

Dussard (Hippolyte), franz. Nationalökonom, geb. 4. Sept. 1798 zu Morez (Depart. Jura), nahm seit 1839 an der Redaction des «Répertoire de l'industrie étrangère» teil und lieferte zugleich volkswirtschaftliche Artikel für mehrere andere Zeitschriften, bis er 1843 Chefredacteur des «Journal des économistes» wurde. Beim Ausbruch der Februarrevolution wurde D. zum Präfekten des Depart. der Niederseine ernannt; auch war er Mitglied des von der Konstituierenden Versammlung eingesetzten Staatsrats. Später bereiste er im Auftrage der Regierung England, um die dortigen Wohlthätigkeitsanstalten zu studieren. Er starb 22. Jan. 1876 zu Myer. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «De l'état financier de l'Angleterre et des mesures proposées par les whigs et les tories» (1842), «L'exposition universelle de Londres» (1851), «Le crédit et la production agricole» (1853).

Dussek (Joh. Ludw.), berühmter Virtuose auf dem Pianoforte und Komponist für dieses Instrument, geb. zu Czaslau in Böhmen 9. Febr. 1761, zeichnete sich, von seinem Vater, einem tüchtigen Organisten, gebildet, schon frühzeitig als Klavier- und Orgelspieler aus, erregte 1784 durch sein Spiel in Berlin und Petersburg Aufsehen, lebte dann eine Zeit lang beim Fürsten Karl von Radziwill in Litauen und ging hierauf 1786 nach Paris, von wo er auch Italien besuchte. Beim Ausbruch der Französischen Revolution wandte sich D. nach London, wo er sich verheiratete und mit seinem Schwiegervater Corri, einem bekannten Gesang- und Klavierlehrer, eine Musikhandlung gründete, die ihn aber in so mißliche Lage brachte, daß er England 1800 heimlich verlassen mußte. D. ging zunächst nach Hamburg, lebte dann in einer vornehmen Familie in Holstein und besuchte 1802 nach langer Abwesenheit sein Vaterland. In demselben Jahre zog ihn der musikliebende Prinz Louis Ferdinand von Preußen an sich, nach dessen Tode er 1806 in die Dienste des Fürsten von Isenburg, 1808 zu Paris in die des Fürsten von Talleyrand trat. In dem Hause des letztern starb er 20. März 1812. D.s Hauptkraft lag im gesangreichen Spiel und in dem großen, vollen Ton, worin er damals kaum seinesgleichen hatte. Von seinen Klavierkompositionen sind 76 Werke gedruckt, Konzerte, Sonaten (die schönste unter dem Titel «Elégie» auf den Tod des Prinzen Louis Ferdinand), Trios, Quartette und Quintette, sowie zahlreiche kleinere Stücke. Viele derselben fesseln noch heute durch Melodienreiz, Gefühlsinnigkeit und Fluß der Darstellung.

Düssel, ein rechts bei Düsseldorf in den Rhein mündender Fluß, welcher westlich von Elberfeld entspringt; er treibt 52 Mühlen und zahlreiche Wasserwerke; ein Arm desselben mündet nördlicher, bei Kaiserswerth.

Düsseldorf, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Rheinprovinz, sowie des ehemaligen Herzogtums Berg, in einer herrlichen Thalebene auf dem rechten Rheinufer gelegen, ist der Sitz der Regierung, eines Land- und eines Amtsgerichts, des Stabes der 14. Division und der 27. Infanteriebrigade, und zählt (1880) mit dem

Weichbilde 95458 E., darunter 70544 Katholiken, 23632 Evangelische, 1008 Juden und 274 Dissidenten, Mennoniten u. s. w. Die Stadt, nach dem hier in den Rhein mündenden Düsselbach benannt, zerfällt in die Altstadt, Karlsstadt, Neustadt und die im Süden neu angebaute Friedrichsstadt. Die Neustadt wurde 1690—1716 vom Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz angelegt, die Karlsstadt 1787 vom Kurfürsten Karl Theodor; beide Stadtteile bestehen aus regelmäßigen Vierecken. In den letzten Jahrzehnten hat sich D. durch neue Anbaue nach Süden, Osten und Norden hin sehr erweitert, sodaß die frühern Dörfer Pempelfort, Bilk, Derendorf jetzt mit der Stadt zusammenhängen und seit 1851 auch fast ganz zu derselben gezogen worden sind; in neuerer Zeit wurden auch Pferdebahnen, Wasserleitung und die Kanalisation der Stadt angelegt. Zu den Sehenswürdigkeiten D.s gehören die Hauptpfarrkirche mit den Grabmälern der alten Herzöge von Jülich und Berg, unter welchen sich das marmorne Mausoleum des Herzogs Wilhelm auszeichnet; die prachtvolle, aber etwas überladene Andreaskirche, früher den Jesuiten gehörig; die 1875—81 im ital. Rundbogenstil erbaute evang. Johanniskirche; das neue im ital. Renaissancestil erbaute Provinzialständehaus, nach einem Entwurf des Baurats Raschdorf in Berlin; die bronzene Reiterstatue des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, welchem D. sein Emporkommen verdankt, auf dem Markte; eine zweite marmorne Statue desselben Kurfürsten in der Mitte des Schloßhofs; das 24. Juni 1879 enthüllte Cornelius-Denkmal, ausgeführt von Professor Donndorf in Stuttgart; das Schadow-Denkmal, modelliert von Professor Wittig; das Antikenkabinett und die schöne Kupferstichsammlung. Das alte Schloß, welches beim franz. Bombardement von 1795 zur Ruine wurde und dessen linker Flügel 1872 gänzlich abbrannte, ist niedergelegt, und es befindet sich an dessen Stelle die Kunstgewerbeschule und das Historische Museum. Die Malerakademie wurde 1767 von Karl Theodor gestiftet, von Friedrich Wilhelm III. 1822 erneuert und blühte namentlich unter Cornelius' (1822—26) und Schadows Leitung auf. Nach dem Rücktritt des letzten Direktors Bendemann (1859—64) wurde die Akademie durch ein Kuratorium verwaltet und 1873 der Maler Herm. Wislicenus zum Direktor derselben ernannt. Ein neues großartiges Akademiegebäude, erbaut von dem Architekten Riffart, ist 1879 vollendet. Die 1690 in D. gestiftete Gemäldegalerie, die reichste an Werken von Rubens (das Jüngste Gericht) und andern großen Meistern der Niederländischen und Flamändischen Schule, wurde 1805 nach München gebracht. Nur die kostbare Sammlung von etwa 14500 Originalhandzeichnungen und 24000 Kupferstichen und Gipsabdrücken ist zum Gebrauche der dasigen Kunstakademie noch vorhanden, und es ward dieselbe von der rhein. Ritterschaft 1841 durch Ankauf einer Sammlung von Aquarellzeichnungen nach den besten ital. Meistern vermehrt. Die neubegründete städtische Bildergalerie enthält gute Gemälde aus der Düsseldorfer Schule (Lessing, Achenbach, Knaus, Schirmer, Baur, Hübner, Schrödter, Tiedemand, Vautier u. a.). Dieselbe ist in der nach einem Plane des Professors Giese erbauten, seit 1881 vollendeten Kunsthalle untergebracht. Auch die Schultesche Gemäldegalerie enthält sehr wertvolle Bilder der Düsseldorfer Schule. Außer der Malerakademie bestehen zu D. von höhern Unterrichtsanstalten noch eine Kunstgewerbeschule, ein Gymnasium, ein Realgymnasium und eine höhere Bürgerschule. Die wertvolle Landesbibliothek ist 50000 Bände stark. Die vielen Wohlthätigkeitsanstalten wurden 1865 durch ein evang. und ein kath. Krankenhaus vermehrt. Unter den Vereinen entfaltet der 1828 begründete Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen eine große Thätigkeit. D. hat eine städtische Tonhalle und ein 1875 vollendetes Theater und ist Geburtsort von P. von Cornelius, Heine, Fr. Heinr. Jacobi.

Die Industrie D.s, besonders die Eisenindustrie, ist sehr ansehnlich. Bedeutend sind außerdem die Färbereien, Baumwoll-, Tabak-, Leder-, Wagen-, Tapeten-, Chemikalien- und viele andere Fabriken. Buch- und Kunsthandlungen, typographische und artistische Etablissements sind zahlreich. In der Umgebung blüht der Gemüsebau; berühmt ist namentlich der düsseldorfer Senf. Höchst wichtig sind der Speditions- und Zwischenhandel, besonders aber die Rheinschiffahrt. D.s Hafen, seit 1829 ein Freihafen, ist einer der besuchtesten am Strome. Handel und Industrie zeigen eine stetige Fortentwickelung. Der wasserreiche Düsselbach, die offene Lage der Stadt, die Kreuzung der verschiedenen Eisenbahnen (Köln-Mindener, Bergisch-Märkische und Rheinische Eisenbahn) und der Rhein begünstigen die Anlage industrieller Etablissements. Zu manchen wichtigen Verbesserungen im Gebiete des Handels und der Industrie hat der 1859 ins Leben gerufene «Handels- und Gewerbeverein für die Rheinlande und Westfalen», dessen Mittelpunkt D. ist, Veranlassung gegeben. Zu der Handelskammer ist 1861 auch ein eigenes Handelsgericht hinzugekommen. Eine stehende Rheinbrücke hat die Bergisch-Märkische Eisenbahn etwas oberhalb D., bei dem Dorfe Hamm, erbaut; eine zweite beabsichtigt die Rheinische Eisenbahngesellschaft unterhalb der Stadt zu erbauen. Die mit der kölnischen Gesellschaft vereinigte Dampfschiffahrtsgesellschaft zu D. befährt gegenwärtig mit 15 Schiffen täglich den Rhein, aufwärts bis Mannheim, abwärts bis Rotterdam, und die übrigen Rhein-Dampfschiffahrtsgesellschaften haben daselbst ihre Agenturen. Dem heitern Charakter der Stadt entspricht das gesellige Leben und Treiben der Bewohner. Bekannt sind die Festlichkeiten und Maskenaufzüge, welche der Künstlerverein «Malkasten» (begründet 1848) alljährlich veranstaltet. Dem öffentlichen Vergnügen dienen die Tonhalle mit großem Garten, der Ananasberg im Hofgarten, sowie der 1876 hergestellte Zoologische Garten, der Floragarten im südl. Stadtteile, sowie zahlreiche Vergnügungslokale. Nahe bei D. liegt Düsselthal, eine 1819 vom Grafen von der Recke-Volmarstein gegründete Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder. Eine histor. Berühmtheit hat der «Jacobische Garten», so benannt nach dem Philosophen Friedr. Jacobi, dessen Gastfreundschaft dort vielen berühmten Männern (Goethe, Wieland und Herder) einen angenehmen Aufenthalt gewährte. Derselbe wurde 1860 für die Künstlergesellschaft «Malkasten» angekauft. Auf der Fahnenburg, dem Wohnsitz des berühmten Genealogen A. Fahne, befindet sich eine bedeutende Gemäldegalerie älterer Meister. Zu Bilk befindet sich eine Sternwarte und in Pempelfort das Schloß Jägerhof, die ehemalige Residenz des Prinzen Friedrich von Preußen und später des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen.

ler, «Führer durch D. und Umgebung»
877).
e 1288 zur Stadt erhoben und war spä-
denz des Landesfürsten, der Aufenthalts-
ich-bergischen Adels, der Sitz der Künste
dieser Umstände ein vielbesuchter Ver-
rt für Fremde. Nachdem die Herzöge
, Kleve und Berg ausgestorben, kam D.
alzgrafen von Neuburg und war dann
es Kurfürsten Johann Wilhelm von der
Heidelberg wieder aufgebaut wurde.
sterreichern 1795 durch Kapitulation an
sen übergeben, blieb D. bei Frankreich,
Lunéviller Frieden 1801 an Bayern zu-
wurde. Hierauf kam es 1806 zum Groß-
Berg, dessen Hauptstadt es war, und
emselben an Preußen.
gierungsbezirk Düsseldorf, der
des preuß. Staats, umfaßt 5466,99 qkm,
) 1591369 E. (291 auf 1 qkm), worun-
Evangelische, 930643 Katholiken und
en; er zerfällt in die 6 Stadtkreise Kre-
burg, Essen, D., Elberfeld und Barmen
Landkreise Kleve, Rees, Krefeld, Mül-
n, Mörs, Geldern, Kempen, D., Mett-
nep, Solingen, Neuß, Grevenbroich und
— Der Stadtkreis Düsseldorf ist
oß, der Landkreis Düsseldorf zählt
m (1880) 52994 E.
gen, Pfarrdorf im württemb. Schwarz-
Oberamt Tübingen, 8 km südlich von
an der Steinach und an der Linie
Sigmaringen der Württembergischen
n, zählt (1880) 2139 E., welche Lein- und
rei, starke Weberei und Cementfabrika-
n. Hier stand schon im 9. Jahrh. ein
ierhof (Villa).
abrook, Seebadeanstalt bei Kiel (s. d.).
nn (Marie Luise), geborene Meyer,
Sängerin, geb. 22. Aug. 1831 zu Aachen,
Eltern am Theater engagiert waren,
r, von der die Tochter nachmals in
en ersten Unterricht empfing, als Sou-
ach weiterer ziemlich notdürftiger Aus-
Wien debütierte sie 1848 in Halévys
Blitz» am Josephstädtischen Theater zu
n sie nun bis zum nächsten Jahre als
jugendlicher Gesangspartien angehörte,
nach Breslau, und von hier 1850 nach
m J. 1853 war sie Mitglied des dres-
eaters und sang von 1854 bis 1856 mit so
ichem Erfolge in Prag, daß sie 1857
Hoftheater engagiert wurde. Im J. 1858
sie sich mit dem Buchhändler D. in Wien.
wurde die Künstlerin zur Kammersänge-
und wirkte mit ungeschwächter Kraft an
annten Institut bis zum 31. Dez. 1875,
n Tage sie als Elsa («Lohengrin») von
Hofoper und der Bühne überhaupt Ab-
n. Seitdem gibt sie Gesangunterricht
vatorium der Musik zu Wien, das sie
Professorin ernannte. Während ihrer
kjamkeit gastierte Frau D. auf fast allen
tschen Theatern, wie auf manchen des
und wirkte bei einer Reihe größerer
und Konzerte mit. Sie war eine vor-
ertreterin erster dramatischer Partien,
der neuern deutschen Oper, und fand
Beifall als Elsa, Elisabeth, Jessonda,
Valentine, Fidelio u. s. w., daneben aber auch als Pamina, Susanne und in anderen Partien.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, d. h. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, ein von Napoleon I. häufig, namentlich auf seiner Flucht aus Rußland, gebrauchter Ausspruch.

Dut oder Fesanwurm, s. unter Fezzan.

Dutchman (engl., Mehrzahl Dutchmen), Niederländer, in Nordamerika geringschätzende Benennung der Deutschen.

Dutens (Louis), franz. Schriftsteller, geb. zu Tours 15. Jan. 1730, wandte sich als Protestant nach England, um hier sein Fortkommen zu suchen. Er war anfangs Hauslehrer und begleitete dann den brit. Gesandten Lord Mackenzie als Sekretär nach Turin, wo er nach des Lords Abreise bis 1762 als Geschäftsträger blieb. Nach England zurückgekehrt, erhielt er durch Mackenzies Vermittelung eine ansehnliche Pension. Später übernahm er wieder die gesandtschaftlichen Geschäfte in Turin, bis eine reiche Pfründe, die ihm der Herzog von Northumberland verschaffte, ihn nach England zurückführte. Seitdem machte er mehrere Reisen durch den größten Teil von Europa und auf diesen Bekanntschaft mit den namhaftesten europ. Gelehrten. Er starb als brit. Historiograph und Mitglied der londoner Royal Society 23. Mai 1812 zu London. Seine Werke beweisen außerordentliche Vielseitigkeit und weltmännische Gewandtheit. Er unternahm die erste umfassende, wenn auch nicht vollständige Ausgabe von Leibniz' Werken (6 Bde., Genf 1769). In den «Recherches sur l'origine des découvertes attribuées aux modernes» (2 Bde., 1766 u. öfter) stellte er das Wissen und Erfinden der Alten bei weitem zu hoch. Sein «Tocsin» (Rom 1769), der dann als «Appel au bon sens» (Lond. 1777) erschien, enthält scharfe Ausfälle gegen Voltaire und Rousseau. Viel geschichtliches Interesse hat seine «Histoire de ce qui s'est passé pour le rétablissement d'une régence en Angleterre» (Lond. 1789). Auch schrieb er mehrere gute Abhandlungen über Numismatik u. s. w. Allgemeinen Beifall fanden die «Mémoires d'un voyageur qui se repose» (3 Bde., Par. 1806; deutsch, 2 Bde., Amsterd. 1808).

Dutrieux, belg. Mediziner und Reisender, geb. 19. Juli 1848 zu Tournai, war Professor der Ophthalmologie in Kairo, und begleitete 1877—79 die belg. Expedition nach Innerafrika unter Cambier (s. d.) und kehrte dann nach Belgien zurück. Seit 1880 lebt er wieder in Kairo. D. schrieb: «L'ophthalmologie égyptienne» (1877), «La question africaine au point de vue commercial» (Brüss. 1880).

Düttchen, Dütgen, Dötken nennt man eine Silbermünze, welche um das J. 1400 aufkam und sich über Norddeutschland, Dänemark, Preußen und Polen verbreitete. Die alten preußischen unter Herzog Albrecht im 16. Jahrh. und die polnisch-litauischen von 1580 bis 1630 geprägten sind von feinem Silber und galten 3 Gr., weswegen sie auch Dreigroschen genannt wurden und die Wertbezeichnung «Grossus triplex» führten. Die dänischen D. aus dem 17. Jahrh. galten 3 lübische Schillinge, ebenso die bremischen und lübeckischen.

Dutzend, s. unter Zwölf.

Duumviri (oder Duoviri) hießen im alten Rom zwei Männer, welche von Staats wegen einen

Auftrag hatten, der als nähere Bestimmung dem Worte D. beigegeben wurde, wie dies in andern Fällen, wo drei, vier, fünf, sechs oder mehr Männer einen solchen Auftrag erhielten, ebenso geschah. Namentlich gab es schon in der ältesten Zeit Duoviri perduellionis oder richtiger wohl perduellioni judicandae, welche als Richter über Perduellio (s. d.) bestellt wurden, bis im Laufe der Zeit dieses Verfahren abkam. Ferner wurden in republikanischer Zeit stets durch eigenen Volksbeschluß Kommissare eingesetzt für Vergebung eines Tempelbaues an Unternehmer (D. aedi locandae), wie für Einweihung eines solchen (D. aedi dedicandae). Sodann wurden seit 311 v. Chr. regelmäßig, wenn es erforderlich schien, je zwei unter den Konsuln stehende Flottenführer (D. navales) gewählt.

Außerdem aber hießen Duoviri mit dem Zusatz jure (alte Dativform für juri) dicundo, d. h. Zweimänner für Rechtsprechung, die höchsten Beamten in den röm. Kolonien und Municipien, wofern nicht die Magistrate in diesen ihre alten Titel als Diktatoren, Prätoren, auch Konsuln beibehielten oder die Rechtsprechung in ihnen durch einen vom Prätor ernannten oder auch vom Volke erwählten Präfekten ausgeübt wurde, in welchem Falle diese Gemeinden eigentlich Praefecturae hießen. In den Municipien war statt Duoviri der Name Quattuorviri, Viermänner, häufiger; in diese Quattuorviri waren dann die zwei Ädilen mit eingerechnet; in den Kolonien überwog dagegen der Name Duoviri. Die Duoviri standen nur unter röm. Oberhoheit, die aber in die innere Verwaltung sich nicht einmengte, und hatten namentlich den Vorsitz in der Volksversammlung, in den Sitzungen des Rats (der Decurionen) und, unter Beobachtung der vom röm. Prätor erlassenen Edikte und mit gewissen Beschränkungen, die Gerichtsbarkeit in Kriminal- und Civilsachen.

Duval (Alexandre), franz. Theaterdichter, geb. 6. April 1767 in Rennes, machte im Seedienste den amerik. Krieg mit und wurde später als Ingenieurgeograph bei dem Kanalbau von Dieppe verwendet, worauf er sich der Baukunst widmete. Als die Revolution ihn aus dieser Laufbahn riß, führte ihn seine Neigung (1791) auf die Bühne. Als Freiwilliger machte er sodann die ersten Feldzüge des Revolutionskriegs mit. Nachdem er hierauf noch einige Jahre Mitglied des Théâtre français gewesen war, widmete er sich ganz der Litteratur und gehörte zu den Lustspieldichtern, welche unter dem ersten Kaiserreich am meisten in Mode waren. Er wurde 1812 Mitglied der Französischen Akademie und 1830 vom Minister Montalivet zum Konservateur der Bibliothek des Arsenals ernannt. Er starb 10. Jan. 1842 zu Paris. Eine Sammlung seiner Schriften erschien schon 1822—23 (9 Bde., Par.).

Duval (Amaury), älterer Bruder des vorigen, ein ausgezeichneter franz. Gelehrter, wurde 28. Jan. 1760 zu Rennes geboren, studierte die Rechte und trat schon im 20. Jahre mit Auszeichnung als Redner im Parlament von Bretagne auf, widmete sich später dem diplomatischen Fache und wurde 1785 Gesandtschaftssekretär in Neapel. In Neapel sammelte er reichen Stoff zu einem Werke über die Altertumskunde. Als er 1792 in Rom war, erhielt er durch Basseville, den damaligen Gesandten der franz. Republik, die Stelle eines Sekretärs, wendete sich aber bald nachher gelehrten Arbeiten zu und begann mit Chamfort, Ginguené, Say u. a. die «Décade philosophique», welche Zeitschrift 1807 mit dem «Mercure de France» vereinigt wurde, den D. bis 1816 herausgab. Schon unter dem Direktorium wurde er Bureauchef für Wissenschaft und Kunst im Ministerium des Innern, 1811 Mitglied des Instituts. Erstere Stelle verlor er 1815; doch blieb er Mitglied der Akademie der Inschriften. Er starb zu Paris 12. Nov. 1838. Seine Schrift «Des sépultures chez les anciens et les modernes» wurde mit dem Preise gekrönt. Er gab den Text zu Denons «Monuments des arts du dessin chez les peuples tant anciens que modernes» (4 Bde.), zu Baltards «Paris et ses monuments» (3 Bde.) und zu Moisys «Fontaines de Paris, anciennes et nouvelles» (1813), besorgte die Ausgaben des Montaigne (1820) und Scarron (1821) und war Mitarbeiter an der «Histoire littéraire de la France».

Duval (Edgar Raoul), franz. Deputierter, s. Raoul-Duval (Edgar).

Duval (Jules), franz. Nationalökonom und Geograph, geb. 1813 zu Rodez, wurde 1836 Advokat daselbst, siedelte aber 1847 nach Algier über, wo er den «Centre algérien» redigierte. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er 1855 Mitredacteur des «Journal des Débats» und später Direktor des «Économiste français». Er starb 20. Sept. 1870 infolge eines Eisenbahnunfalls zu Bordeaux. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «L'Algérie» (1854; 2. Aufl. 1859), «Histoire de l'émigration Européenne, Asiatique et Africaine» (1852), «Les colonies et la politique coloniale de la France» (1864), «Discours sur les rapports entre la géographie et l'économie politique» (1864), «Notre pays» (1867).

Duval (Valentin), ein durch seinen Bildungsgang merkwürdiger Gelehrter, geb. 12. Jan. 1695 als Sohn eines armen Bauern zu Artonay in der Champagne, hieß eigentlich Jamerav und wurde, nachdem er in seinem 10. J. verwaist, von den Bewohner einer Einsiedelei aufgenommen, bei dem er lesen lernte. Hierauf trat er zu Ste.-Anne bei Lunéville in den Dienst von [illegible] Eremiten, die ihm ihre Kühe zur Hut über[illegible]. Einige Bände der «Blauen Bibliothek» war[illegible] seine Lektüre; zugleich lernte er ohne An[illegible] schreiben, und ein Abriß der Arithmetik, [illegible] seine Hände fiel, leitete ihn zuerst auf [illegible] Studien. Durch Zufall fanden ihn di[illegible] Prinzen von Lothringen, die ihn in den [illegible] ten, seine Studien bei den Jesuiten z[illegible] Mousson fortzusetzen. In kurzer Zeit [illegible] solche Fortschritte, daß der Herzog Le[illegible] ihn mit sich nach Paris nahm. Nach [illegible] kehr ernannte ihn Leopold zu seinem [illegible] und zum Professor der Geschichte an [illegible] akademie zu Lunéville. Diese Stelle [illegible] terricht, den er dort studierenden En[illegible] teilte, verschafften ihm die Mittel, sei[illegible] siedelei von Ste.-Anne neu aufbauen [illegible] Als Lothringen an Frankreich abgetre[illegible] war, ging er mit der dorthin geschaff[illegible] Bibliothek nach Florenz, wo er zehn Ja[illegible] Kaiser Franz I. rief ihn als Vorsteher der [illegible] Medaillensammlung nach Wien, wo er [illegible] 1775 starb. Seine «Oeuvres» wurden [illegible] (2 Bde., Straßb. 1784) herausgegeben. Vgl. [illegible] «Leben D.s» (2. Aufl., Nürnb. 1788), zum Teil aus D.s eigener Handschrift bearbeitet.

Camus (Jules Alexandre), franz.
geb. zu Paris 1817, Sohn des Por-
D., war ein Schüler von Delaroche,
aters, dessen vornehme und zier-
gsweise auf ihn übergingen. Neben
schichtsmalerei pflegte er auch das
e fast mit größerm Erfolge. Auch
wußte er würdig und geschmackvoll
die Flucht nach Ägypten, die heil.
Grablegung). Unter seinen Ge-
st die im Museum des Luxembourg
tellung des Jacques Clement, des
ichs III., 1861 gemalt, besonders
starb in Paris 1877.

es Jules Antoine), franz. Politiker,
327 zu Nancy, besuchte die Normal-
, war dann Lehrer der Litteratur in
Montpellier und zuletzt Professor am
Nancy. Mitglied des Gemeinde-
(1871), dann des Generalrats des
he-et-Moselle (1871), sollte er 1875
versetzt werden, reichte infolge dessen
g ein und wurde bei den Wahlen
1876 vom ersten Wahlkreise von
Deputiertenkammer gewählt, wo er
kanischen Linken seinen Sitz nahm;
wiedergewählt, wurde D., der in
fragen mehrmals das Wort genom-
zweiten Ministerium Freycinet zum
tär (3. Febr. 1882), dann im Mini-
zum Minister des öffentlichen Unter-
schönen Künste ernannt (8. Aug.
elt diesen Posten auch in dem fol-
rium Fallières, trat aber in das
vom 22. Febr. 1883 nicht wieder ein.
Dyvele.

de Hauranne (Prosper), franz.
Publizist, geb. zu Rouen 3. Aug.
324 Mitarbeiter am «Globe», dem
trinärs, 1831 Mitglied der Depu-
und verteidigte hier eifrig die Poli-
archie. Als aber 1837 das Mini-
ins Staatsruder kam, ging D. zur
r. Zu derselben Zeit ließ er seine
rincipes du gouvernement repré-
leur application» erscheinen, eine
n Artikeln, welche er über die engl.
erfassung geschrieben hatte. Als
as Ministerium übernahm unter
welche gänzlich mit den Prinzipien
in Widerspruch standen, verharrte
n Überzeugungen; namentlich ver-
in der «Revue des deux Mondes»
Artikeln, in welchen er die Hand-
es alten Freundes entschieden ver-
gehörte 1846 zu den Förderern der
nkette, welche der Februarrevolu-
r vorangingen und dieselbe herbei-
Abgeordneter für das Depart. Cher
der Konstituante zur royalistischen
in der Legislative stimmte er mit
en Rechten. Einer der heftigsten
itik des Präsidenten Ludwig Napo-
2. Dez. 1851 nacheinander in Ma-
und Ste.-Pelagie eingekerkert, so-
, durfte aber schon nach sechs
Frankreich zurückkehren. Sein lit-
ptwerk ist die «Histoire du gou-
lementaire en France de 1814 à 1848» (10 Bde., Par. 1857—72). Die andern Schriften D.s bestehen in zahlreichen Artikeln für Revuen, besonders für die «Revue des deux Mondes», deren langjähriger Mitarbeiter er war, in Kammerreden, Berichten über parlamentarische Anträge u. s. w. Im J. 1870 wurde er, an des Herzogs von Broglie Stelle, zum Mitglied der Académie Française erwählt. Er starb 19. Mai 1881 auf seinem Schloß Herry bei Samergues im Depart. Cher.

Duvernois (Clément), franz. Journalist und Staatsmann, geb. 6. April 1836 zu Paris, machte seine Studien in Algerien, widmete sich frühzeitig der Litteratur und trat zuerst in einem in Algier erscheinenden Blatte «La Colonisation» auf. Nach Unterdrückung dieses Journals ging er nach Paris, erhielt hier Zutritt beim Prinzen Napoleon, und als dieser zum Minister von Algerien (1859) ernannt wurde, sandte er D. nach der Kolonie hinüber, um dort im Interesse und mit dem Gelde des neuen Ministers eine Zeitung «L'Algérie nouvelle» zu gründen. Dieses Journal polemisierte jedoch gegen den neuen Generalgouverneur Pélissier so heftig, daß man sich genötigt sah, das Blatt zu unterdrücken, und sein Redacteur zu drei Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Nach Paris zurückgekehrt, schrieb er für mehrere periodische Blätter, unter andern für die «Liberté», übernahm 1864 die Leitung des «Courrier de Paris» und machte sich als Chefredacteur des Journals «L'Époque», das im April 1868 in D.' Hände überging, zum Verkünder der «liberalen» Ideen des Kaisers. Im Oktober desselben Jahres begründete er ein anderes Tageblatt, «Le Peuple» (seit Febr. 1869 «Le Peuple français» betitelt), das ganz und gar aus der kaiserl. Schatulle unterhalten und als das persönliche Organ des Kaisers angesehen wurde. Bei den allgemeinen Wahlen von 1869 als offizieller Kandidat im Depart. Hautes-Alpes gewählt, stellte er in der Kammersitzung vom 9. Aug. 1870, auf Anstiften der imperialistischen Kriegspartei, den Antrag, welcher den Sturz des Ministeriums Ollivier und an dessen Stelle die Bildung des neuen Kabinetts Palikao herbeiführte, worin er das Portefeuille des Handels und Ackerbaues übernahm. Der Fall des zweiten Kaiserreichs entfernte ihn vom polit. Schauplatz. Seitdem beschäftigte er sich mit Gründung finanzieller Gesellschaften, die verunglückten. Als Präsident der Beaufsichtigungskommission bei einer solchen Gesellschaft wegen unredlicher Rechenschaftsvorlagen angeklagt, wurde er 1875 als Mitschuldiger und Begünstiger betrügerischer Operationen und Angaben zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. D. hat sehr viele Gelegenheitsbroschüren veröffentlicht, von denen mehrere die politischen, administrativen und kommerziellen Verhältnisse Algeriens betreffen, sowie eine Geschichte der franz. Expedition nach Mexiko redigiert, welche als «Histoire de l'intervention française au Mexique de 1862—67» (Par. 1867) erschien. Er starb 8. Juli 1879 zu Paris.

Duvernoy (Georges Louis), franz. Naturforscher, geb. 6. Aug. 1777 in Montbéliard im Elsaß, Professor in Straßburg, später als Nachfolger Cuviers am Collége de France in Paris, starb daselbst 1. März 1835. Er war Freund und Mitarbeiter Cuviers, dessen «Leçons d'Anatomie comparée» er nach dem Tode des Verfassers in der letzten Ausgabe bearbeitete. Seine selbständigen Untersuchungen

beziehen sich besonders auf das Nervensystem der Muscheln, sowie auf die vergleichende Anatomie der Wirbeltiere; namentlich sind seine Untersuchungen über die menschenähnlichen Affen zu erwähnen.

Duveyrier (Anne Honoré Joseph), Melesville genannt, franz. Dramatiker, s. Melesville.

Duveyrier (Henri), einer der verdientesten Afrikareisenden neuerer Zeit, geb. 28. Febr. 1840 zu Paris, genoß den ersten Unterricht in Privatinstituten zu Vaugirard und Auteuil und kam dann zur weitern Ausbildung nach Deutschland, zuerst nach Lautrach in Bayern und später auf die Handelsschule nach Leipzig, wo er von Prof. Fleischer im Arabischen unterrichtet wurde. Er hatte schon damals den festen Entschluß gefaßt, wissenschaftliche Reisen in Afrika zu unternehmen, und konzentrierte seine Studien in dieser Richtung. Er setzte sich daher mit der Perthesschen Anstalt zu Gotha in Verbindung und genoß eine Zeit lang den Umgang von Heinr. Barth in London, welcher damals sein großes Reisewerk ausarbeitete. Nach Paris zurückgekehrt, widmete er sich eifrig dem Studium der Mineralogie, Botanik und Zoologie und setzte das Studium des Arabischen unter Perron, Reinaud und Caussin de Perceval fort. Eine Versuchsreise machte er im März und April 1857 nach Laghuat in der algerischen Sahara, als deren Frucht er «Notizen über die vier berber. Völkerschaften» mit Vokabularien in der «Zeitschrift der Deutschen morgenländ. Gesellschaft» (1858) veröffentlichte. Zwei Jahre darauf, 8. Mai 1859, begann er seine große Forschungsreise in die Sahara, die sich dann mit Hilfe der franz. Regierung bis zum Okt. 1861 ausdehnte. Die algerische Sahara südlich bis El-Goléa und Wargla, das südl. Tunesien mit dem Schott-el-Dscherid, Tripolitanien und Fessan mit Ghadames, Dschebel Nefûssa und Mursuk, endlich das Gebiet der Tuareg-Asdscher mit Ghat bildeten den Schauplatz seiner Thätigkeit, und durch Verknüpfung seiner eigenen vielseitigen Beobachtungen mit den Arbeiten früherer Reisenden und zahlreichen, bei den Eingeborenen eingezogenen Erkundigungen gelang es ihm, in Text und Karte eine zusammenhängende Darstellung der Centralsahara zu geben. Obwohl D. seinen christl. Glauben nicht verleugnete, ernannte ihn Sidi Mohammed el 'Aïd zum Mitglied seines Ordens. In großer Gunst stand er auch beim Tuaregfürsten Ichenuchen. So war es ihm möglich, das innere und äußere Leben der mohammed. Bewohner der Sahara genau zu studieren und den Vertrag von Ghadames zwischen der franz. Regierung und dem jung aufgetretenen Macht- und Ordnungselement unter den nördl. Tuareg vorzubereiten; auch veranlaßte er einen Tuareghäuptling, Scheich Othman ben el Hadj-el-Bekri, zu einem Besuche in Paris. Auf der Rückreise erkrankte D. in Algier sehr schwer und brauchte mehrere Jahre zu seiner Erholung. Dadurch verzögerte sich die Herausgabe seiner Reiseberichte, doch kamen namentlich seine wertvollen Karten schon früh zur Publikation.

D.s Arbeiten sind großenteils in Zeitschriften, wie in dem «Bulletin» der pariser Geographischen Gesellschaft, den «Annales des voyages», «Petermanns Mitteilungen», der «Revue algérienne et coloniale» u. s. w., enthalten. Sein eigentliches Hauptwerk ist die «Exploration du Sahara» (Bd. 1: «Les Tuâreg du Nord», mit Karte, Par. 1864), das wahre Muster eines Reisewerks. In der Ausarbeitung des zweiten Bandes seiner «Exploration du Sahara», welcher die kommerziellen Verhältnisse behandeln wird, und in den Vorbereitungen zu einem Werke, worin er seine Studien über den Einfluß der verschiedenen mohammed. Sekten und Brüderschaften auf die Moral des Volks niederlegen will, unterbrach ihn der Deutsch-Französische Krieg. Später hat D. in der «Algérie française» (April 1871) Betrachtungen über den gegenwärtigen Aufstand der Eingeborenen in Algier und im «Bulletin» der pariser Geographischen Gesellschaft eine Reihe wertvoller Aufsätze über neueste afrik. Forschungen veröffentlicht. In dem Kriege von 1870 kam er auf einige Zeit als Gefangener auf die Festung Neisse. Er ist Herausgeber der Jahresberichte der «Société géographique», in Verbindung mit Maunoir der «Année géographique» und Mitredacteur des «Dictionnaire de géographie universelle» von Vivien de St.-Martin (1881—82).

Duveyrier (Honoré Nicolas Marie), geb. 1753 zu Pignans in der Provence, wurde Advokat und zeichnete sich durch seine Beredsamkeit aus. Er schloß sich den Grundsätzen der Revolution an, wurde 1791 mit einer Sendung nach Nancy beauftragt, und war eine Zeit lang Generalsekretär im Justizministerium. Unter dem Direktorium übernahm er die Lieferungen für die Lazarette und erwarb sich dabei ein bedeutendes Vermögen. Er wurde nach dem 18. Brumaire zum Tribun ernannt, und zeichnete sich durch seine Anhänglichkeit an Napoleon I. aus, welcher ihn zum Präsidenten am Appellationshof zu Montpellier ernannte. Unter der Restauration seines Amtes entsetzt, wurde D. Rechtskonsulent. Er starb 1839. D. schrieb ein komisches Heldengedicht «La cour plénière» (1775) und eine «Histoire des premiers électeurs de Paris» (1828).

Duveyrier (Charles), franz. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 12. April 1803 zu Paris, besuchte das Gymnasium Henri IV., studierte dann die Rechte und wurde Advokat. Im J. 1828 verfaßte er eine Schrift «Essai sur le corps électoral selon la charte». Bald wurde er ein warmer Anhänger des Saint-Simonismus, war Mitarbeiter am «Organisateur», am «Globe», welche Saint-Simons Lehren predigten, und an dem Werk «Exposition de la doctrine de Saint-Simon»; er bereiste England und Belgien, um Propaganda für diese Lehre zu machen. Obwohl von dem Spott der Zeitungen verfolgt und «Poète de Dieu» genannt, blieb er doch in seinen Grundsätzen unerschütterlich. Wegen eines Artikels im «Globe» über die Rolle der Frau wurde er, nebst Enfantin und Michel Chevalier, der Verletzung der Sitten beschuldigt und zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. In der Folge widmete er sich der dramatischen Schriftstellerei. Mit seinem Bruder Melesville schrieb er «Michel Perrin» (1834), dann allein «Le Monomane» und «L'Ingénieur», welche Stücke aber keinen Erfolg hatten; viel Beifall fanden dagegen «La marquise de Senneterre» (1837, mit Melesville), «Faute de s'entendre» (1838), «Le comité de bienfaisance» (1839, mit J. de Wailly), «Oscar ou le mari qui trompe sa femme» (1842, mit Scribe), «Clifford le voleur» (1835), «Le Toréador» (1845), «Les Vêpres Siciliennes» (1855, mit Scribe), «Lady Seymour» u. s. w. Dann nahm er teil an verschiedenen industriellen und finanziellen Unternehmungen, aber kam immer wieder zur

stik zurück. Im J. 1848 begründete er ntin, Arlès-Dufour u. a. ein Saint-Si-es Blatt «Le Crédit»; 1855 gab er die «Nécessité d'un congrès pour pacifier » und 1857 eine Broschüre «Pourquoi riétaires à Paris?» heraus; 1864 erschien r et les Bonaparte» und 1865 «La civi-t la démocratie française». D. starb zu . Nov. 1866.

ok (Pflanze), s. unter Equisetum.

(lat., Führer) hieß in der spätern röm. der Befehlshaber eines Heeresteils, na-auch der Befehlshaber eines mit der Ver-einzelner Grenzdistrikte beauftragten Hee-Als in den german. Reichen des frühern ers die lat. Sprache offizielle Sprache annte man die ursprünglich german. Her-es. (S. Herzog.)

Stadt im böhm. Bezirk und nahe bei Tep-tenpunkt der Aussig-Teplitzer, Pilsen-und Prag-Duxer Bahn, ist Sitz eines richts, hatte ehedem eine bedeutende In-gewebten und gewirkten Wollwaren, die ten Zeit gesunken ist, und zählt (1880) welche Feld- und Obstbau treiben. D. ist lpunkt reicher Braunkohlenlager, die in werken ausgebeutet werden, besitzt eine mpfmühle, eine Glas- und Thonwaren-d eine Zuckerfabrik. Einen Anziehungs-die teplitzer Badegäste bildet das gräfl. sche Schloß in D. mit seinem großen und tenen Park, Waffen- und Gemäldesamm-reichhaltiger Bibliothek.

Adolf), ungar.-deutscher Schriftsteller, geb. 1822 in Preßburg, studierte in seiner t und in Raab und widmete sich voll-er Litteratur und der Journalistik. Er ngs abwechselnd in Preßburg und Wien, mit geringer Unterbrechung in Budapest hier 20. Nov. 1881. D. hat sich besonders fliche Übersetzungen ungar. Dichtungen erdienst erworben. Er ist der erste Über-fis: «Ausgewählte Dichtungen von Al. Wien 1847). Ferner übersetzte er «Ungar. n» (Preßb. u. Lpz. 1854); «Bankban, on Jos. Katona» (Lpz. 1858); «Dichtungen nn Arany» (Pest 1861) und zahlreiche Werke, Romane und anderes von Mor. ul Gyulai, Jos. Eötvös, Melch. Lónyay r diese Leistungen wählte ihn die Kisfa-llschaft zu ihrem Mitgliede. Seine eigenen ind teils Novellen («Deutsch-Ungarisches», ; «Für den Glanz des Hauses», fragmen-Roman von J. Eötvös, bearbeitet und Lpz. 1873), teils litterar-histor.-ästhetische die er in dem Buche «Aus Ungarn» (Lpz. mmelt herausgab. Von seinen ungar. sind seine Studien über das Volksschau-r die Posse, «Darwinismus und Ästhetik» hnenswert. [s. Dóczi.

udwig von), ungar.-deutscher Publizist,

ury, Ort im nordamerik. Staate Massa-m Hafen von Plymouth, 50 km südöst-Boston, zählt (1880) 2196 E., treibt , Handel, Fischerei, auch etwas Manu-ist bemerkenswert als einer der amerik. e des atlantischen Telegraphenkabels, wel-nkreich von Brest aus über St.-Pierre Vereinigten Staaten verbindet. D. war der Wohnort von Miles Standish, dem militärischen Führer der 1620 in der May Flower gelandeten ersten Puritaner, zu dessen Andenken 1872 hier ein Denkmal errichtet wurde.

Duyse (Prudens van), vläm. Dichter, Archivar der Stadt Gent, geb. 17. Sept. 1804 zu Dendermonde, gest. zu Gent 13. Nov. 1859. Seine dichterischen Erzeugnisse, sowohl epischer als lyrischer und dramatischer Art, sind außerordentlich zahlreich. Auch gebührt ihm das Verdienst, bei vielen seiner Landsleute die Liebe zur vläm. Muttersprache geweckt und unterhalten zu haben, als sich noch Vorurteile der verschiedensten Art gegen Wiederbelebung des alten Volksidioms häuften. Viele seiner Gedichte sind zerstreut in den seit 1840 erschienenen «Letteroefeningen» und dem «Nederduytsche Jaarboekje». Zu erwähnen sind noch «Vaderlandsche Poezy» (3 Bde., 1840) und «Het Klaverblad» (1848). Später trug D. auch in dem vom Niederländischen Institut 1848 veranlaßten Konkurs über die Geschichte der niederländ. Versifikation seit dem 15. Jahrh. den Preis davon. Auf dem Gebiete der vläm. Geschichte hat er manche schätzenswerte Abhandlung geliefert. Kurz vor seinem Tode wurde ihm für sein episches Gedicht «Jakob van Artevelde» (Gent 1858) und seine Gedichtsammlung «Nasomer» (Gent 1859) von der Regierung der Fünfjahr-Preis für vläm. Litteratur zuerkannt. D. war der Gründer und die Seele des in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre aufblühenden «Duitsch-Vlaamsch Zangverbond».

Duyt, s. Deut.

Dvořák (spr. Dworschak, Anton), böhm. Komponist, geb. 8. Sept. 1841 zu Mühlhausen in Böhmen, erlangte seine musikalische Ausbildung unter schwierigen Verhältnissen in Prag, wo er seit 1857 ununterbrochen lebt. Nachdem er seit 1862 als Bratschist am Nationaltheater in Prag thätig gewesen war, erhielt er durch ein Stipendium, welches ihm 1875 die österr. Regierung auf fünf Jahre gewährte, die Möglichkeit, die Stellung aufzugeben und fortan ausschließlich der Komposition sich zu widmen. Von D.s Werken sind besonders bekannt geworden: «Klänge aus Mähren», Duette; Slawische Tänze, zwei Serenaden, ein Streichsextett, zwei Klaviertrios u. s. w. Für Gesang schrieb er Lieder und Chöre; auch ein Stabat mater für Soli, Chor und Orchester ist von ihm erschienen, außerdem komponierte er fünf Opern zu böhm. Texten, von denen die vierte («Der Bauer ein Schelm») auch in Deutschland gegeben ist, wo die Musik gedruckt wurde. Der Reiz seiner Werke wird erhöht durch eine slawisch-nationale Tendenz, die sich in ihnen kundgibt.

Dwaraka oder Dwarka, auch Jigat genannt, Stadt in Ostindien, unter 22° 15′ nördl. Br. und 69° 1′ östl. L. (von Greenwich), in der dem Guicowar von Baroda, einem Vasallenfürsten der anglo-ostind. Regierung, gehörenden Landschaft Okamandel, auf der in administrativer Hinsicht einen Teil der brit.-ind. Präsidentschaft Bombay bildenden Halbinsel Kattiwar an der Arabischen See gelegen, berühmt und merkwürdig wegen des daselbst befindlichen Tempels von Krishna oder Dwarkanath, d. h. dem Herrn von Dwarka. Derselbe ist unter allen der genannten Gottheit gewidmeten Heiligtümern das großartigste, berühmteste und am meisten imponierende. An der Seeküste auf einer Anhöhe gelegen, besteht dieser Tempel aus drei Abteilungen, dem sog. Mundusf, der

Devatschna oder Gebarra und der Sikra oder dem Schneckenturme. Letzterer, in dem allerältesten ind. Tempelbaustile errichtet, stellt eine 50 m hohe, sieben Stockwerke enthaltende Pyramide dar. Jedes dieser Stockwerke aber bildet einen besondern Tempel und zwar in der Weise, daß jeder obere derselben nach allen Richtungen hin kleinere Dimensionen zeigt als der zunächst untere. Das ganze überaus kunstreiche Gebäude besteht aus einem in diesem Teile von Kattiwar häufigen grünlichen Sandsteine und alle dasselbe bildende zahllose, sorgfältig behauene und verzierte Bausteine werden durch ihre eigene Schwere und kein anderes sonstiges Bindemittel zusammengehalten. In der Nähe des Tempels fließt der Gumti, ein für besonders heilig gehaltener Bach, vorbei. Die Uferstelle, auf welcher der Tempel des Krishna steht, war früher eine kleine Insel. Der dieselbe von Kattiwar trennende schmale Meeresarm füllte sich im Laufe der Zeit aber mit Meeressand, wodurch diese kleine Insel mit der genannten Halbinsel zu einem zusammenhängenden Ganzen verbunden wurde.

Dwernicki (spr. -nitzki, Jos.), poln. General, geb. 14. März 1779 zu Warschau, nahm 1809, nachdem er in der poln. Legion für Frankreich gefochten, mit einer aus eigenen Mitteln ausgerüsteten Schar freiwilliger Reiter am Feldzuge Poniatowskis in Ostgalizien am Dnjestr teil, wurde mit seinen freiwilligen Podoliern dem 15. Ulanenregiment zugeteilt und zog mit diesem 1812 nach Rußland. Nach dem Rückzuge über die Beresina kam er nach Warschau zurück und wurde Major und Kommandeur des neuorganisierten 15. Ulanenregiments. Nach den Schlachten bei Leipzig und Hanau ward er Offizier der Ehrenlegion und 1814 bei Paris Oberst, nachdem er den bedeutendsten Anteil an den letzten Thaten der poln. Reiterei genommen. In sein Vaterland zurückgekehrt, erhielt D. das Kommando des 2. Ulanenregiments, das er auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit brachte, und wurde als der älteste Oberst bei der Krönung des Kaisers Nikolaus (1826) zum Brigadegeneral ernannt. Nach Ausbruch der Revolution 1830 wurde ihm von Chlopicki die Organisation der 3. Divisionen (zu je 2 Schwadronen) der 9 alten Kavallerieregimenter übertragen, und er begann bereits 6. Febr. 1831 mit 6000 Mann den kleinen Krieg zur Deckung Warschaus gegen die Russen. Am 14. Febr. erfocht er bei Stoczek trotz der Übermacht der Russen (unter General Geismar) den ersten Sieg über dieselben. Noch auf dem Schlachtfelde erhielt er den Befehl des Oberfeldherrn, den bei Pulawy über die Weichsel gegangenen General Kreutz schleunigst anzugreifen. D. ging sofort über das noch schwache Eis der Weichsel zurück und vereinigte sich mit den zusammengerafften neuen Truppen des Generals Sierawski, schlug die Vorhut der Russen bei Nowawiez 19. Febr. und zwang den General Kreutz, über die Weichsel zurückzugehen. Nach der Schlacht von Grochow wurde er nach Volhynien gesandt und überschritt 10. April den Bug; da er aber eine kalte Aufnahme fand, zog er sich längs der galiz. Grenze hin, um nach Podolien zu kommen, wo er auf kräftigere Unterstützung hoffte. Er nahm eine feste Stellung bei Boremel gegen das Rüdigersche Korps, gewann 19. April einige Vorteile, mußte zwar nachher der Übermacht weichen, bewerkstelligte jedoch seinen Übergang über den Styr. Auf den Aufstand in Podolien im Rücken der Russen hoffend, nahm er bei Mokalowka an der galiz. Grenze eine starke Stellung, wurde aber hier von Rüdiger mit bedeutenden Streitkräften so eingeschlossen, daß er 27. April 1831 nach Galizien übertreten mußte. Sein Korps wurde entwaffnet und mußte kriegsgefangen nach Ungarn ziehen. Er selbst erhielt erst Laibach, danach Steyr als Wohnsitz angewiesen; seit 1832 lebte er teils in Frankreich, teils in London. Eine zu Brüssel (1837) erschienene Kritik seiner Operationen in Volhynien veranlaßte ihn zu einer ausführlichen Gegenschrift (Lond. 1837). An den Parteikämpfen der Emigranten nahm D. keinen Teil. Noch in späten Jahren verheiratete er sich mit einer Französin, mit der er 1848 nach Galizien zurückkehrte, wo er im Dez. 1857 zu Lopatyn, einem Landgute des Grafen Zamoyski, starb. Seine «Memoiren» («Pamiętniki») gab Ludw. Plagowski (Lemb. 1870) heraus.

Dwight (Theodore William), amerik. Jurist, geb. 18. Juli 1822 zu Catskill in Neuyork, ist seit 1858 Rechtslehrer am Columbia-College in Neuyork. Von seinen Schriften ist hervorzuheben: «Prisons and reformatories in the United States»; auch gab er Maines «Ancient law» neu heraus.

Dwina (russ. die Nördliche D., zur Unterscheidung von der Düna [s. d.], welche die Westliche D. genannt wird), der größte schiffbare Strom im nördlichen europ. Rußland, entsteht im Gouvernement Wologda aus der Vereinigung der zwei kleinen Flüsse Suchona und Jug bei der Stadt Weliki-Ustjug. Von hier an strömt die D. mit einer geringen Abweichung nach Osten nordwärts und vereinigt sich 68 km weiter mit der Wytschegda, die für ihren Nebenfluß gehalten wird, obwohl sie ihrer Wassermasse nach weit die obere D. übertrifft. Von dieser Vereinigung an durchströmt sie in nordwestl. Richtung die Gouvernements Wologda und Archangel und ergießt sich 44 km unterhalb der Stadt Archangelsk in die Dwinabucht des Weißen Meers. Bei Archangelsk, wo der Strom bereits 4 km breit ist, teilt er sich in drei Hauptarme, den murmanskischen, pudoshemskischen und den beresowskischen, mit welchem letztern sich noch unweit des Meers ein vierter kleinerer vereinigt. Unter diesen ist nur der östliche, d. h. der beresowskische, für größere Schiffe befahrbar. Die beträchtlichsten Nebenflüsse der D. sind auf der rechten Seite: die Wytschegda, selbst ein großer, schiffbarer Strom in dem Gouvernement Wologda, und die Pinega; auf der linken Seite: die Waga und Jemza. Der Lauf der D. beträgt von den Quellen der Suchona an 1280 km, von der Quelle der Wytschegda an 1725 km, ihr Stromgebiet 365377 qkm. Der Wasserreichtum des Stroms ist wegen der morastigen waldigen Umgebung ihrer Quell- und Nebenflüsse ungemein groß. Die Schiffbarkeit der D. beginnt bereits bei den Quellen der Suchona. Die Verbindung der D. mit der Wolga wird durch den Alexander von Württemberg-Kanal bewirkt, der die aus dem Bjelo-Osero (Weißer See) kommende Scheksna des Wolgagebietes mit dem See Kubinskoje verbindet. Der Katharinenkanal, welcher die nördl. Keltma, einen Zufluß der Wytschegda, mit der südl. Keltma und so mit Kama und Wolga verbindet, wird seit 1838 nicht mehr benutzt. Auf der D. existiert seit 1860 eine regelmäßige Dampfschiffahrt, die durch sechs Dampfschiffe betrieben wird.

Dwinez, ein kleiner See von etwa 10 qkm Größe im russ. Gouvernement Twer, im Kreis Ostaschkow, auf den Waldaihöhen gelegen, aus

welchen die Wolga und der Dnjepr entspringen. Der D. liegt 267 m hoch und bildet die Quelle der Düna, welche aus seinem südl. Ende hervortritt. Der Abfluß der Düna aus dem D. liegt in gerader Richtung 14 km südlich von den Quellen der Wolga.

Dworäne, s. Dienstleute.

Dwt., Abkürzung für Pennyweight (s. d.).

Dyädik oder Dyadisches System nennt man das einfachste aller Zahlensysteme, in welchem schon zwei Einheiten einer Klasse eine Einheit der nächstfolgenden Klassen bilden. Es gehören dazu nur zwei Ziffern, 1 und 0, während man zu dem dekadischen System zehn Ziffern nötig hat. Die 1 bedeutet in der D. auf der ersten Stelle von der rechten zur linken Hand eins, auf der zweiten aber zwei; die 0 dient bloß zur Bezeichnung der Stelle, welche die 1 einnimmt; auf der dritten Stelle bedeutet die 1 vier, auf der vierten acht u. s. w. Da größere Zahlen nach dem dyadischen System sich nur durch eine große Menge von Ziffern ausdrücken lassen, so ist dasselbe für den Gebrauch nicht geeignet. Auf gewisse theoretische Vorteile desselben hat, nachdem schon Joh. Caramuel in seiner «Mathesis biceps» (1670) darauf hingewiesen, auch Leibniz aufmerksam gemacht.

Dyak, unrichtige Schreibweise für Dayak (s. d.).

Dyas, Bezeichnung einer Schichtengruppe, deren Ablagerung unmittelbar auf die Steinkohlenformation folgte und welche, wenigstens in Deutschland, in zwei scharfgetrennte Unterabteilungen, nämlich in die untere Gruppe des Rotliegenden (mit Landpflanzen) und die obere Gruppe des Zechsteins (mit marinen Resten) zerfällt. In andern Bildungsräumen, so in Rußland und Nordamerika, ist diese Zweiteilung nicht durchzuführen; man hat deshalb dort den Namen D. aufgegeben und bezeichnet die betreffende Formation als Perm. Ihre typische Ausbildung hat die D. am Harz und in Thüringen erlangt. Sie umgürtet den westl., südl. und östl. Rand des Harzgebirges in einem schmalen Streifen und gewinnt nur im Mansfeldischen eine größere Oberflächenausdehnung. Südlich davon erhebt sich die D. in dem Kyffhäuser zu einem kleinen isolierten Gebirge, noch weiter südlich besteht der Thüringerwald aus Rotliegendem, während sich ein Mantel von Zechstein um den ganzen Gebirgszug legt. Die D. enthält in Deutschland sehr wertvolle Lagerstätten nutzbarer Mineralien, z. B. die Kalisalze von Staßfurt und den Kupferschiefer von Mansfeld. Vgl. Geinitz, «D. oder die Zechsteinformation und das Rotliegende» (Lpz. 1862).

Dyce (spr. Deiß, Alexander), engl. Litterator, geb. 30. Juni 1797 zu Edinburgh, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der dortigen Hochschule, wo er besonders in den klassischen Sprachen Fortschritte machte; hierauf zog er mit seinen Eltern nach London und vollendete seine Studien in Oxford. Zum Geistlichen ordiniert, fungierte er als Curate zuerst zu Lanteglos in Cornwall und dann zu Nayland in Suffolk, ließ sich aber 1827 definitiv in London nieder, wo er dann dauernd blieb. Seine litterarische Laufbahn begann er mit «Select translations from Quintus Smyrnaeus», worauf er sich vorzugsweise der Herausgabe älterer engl. Dichter und Schriftsteller widmete. So erschienen nacheinander die Werke von Collins, George Peele, Robert Greene, John Webster, Shirley, Bentley, Th. Middleton, John Skelton, einem bis dahin wenig bekannten Schriftsteller aus dem Anfang des 16. Jahrh., Beaumont und Fletcher (11 Bde., Lond. 1843—45) und Marlowe (3 Bde., Lond. 1849—50) unter seiner Leitung, mit Biographien der Verfasser und lehrreichen Anmerkungen versehen. Auch die Gedichte von Shakspeare, Pope, Akenside und Beattie gab er für Pickerings «Aldine edition of the poets» heraus. An den gelehrten Vereinen in London nahm er gleichfalls thätigen Anteil. In Verbindung mit Collier, Halliwell und Wright gründete er 1840 die Percy-Society zur Herausgabe von altengl. Balladen, Schauspielen und Gedichten und besorgte für sie den Druck verschiedener älterer Schriftwerke. In seinen «Remarks on Collier's and Knight's editions of Shakspeare» (Lond. 1844) deckte er mehrere von den neuern Kommentatoren begangene Irrtümer auf und erklärte sich in «A few notes on Shakspeare» (Lond. 1853) mit Entschiedenheit gegen die von Collier veröffentlichten, angeblich aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. stammenden Emendationen zu den Dramen des großen Dichters. Ein Werk langjährigen Fleißes ist seine Ausgabe der «Works of Shakspeare» (6 Bde., Lond. 1853—58), der er einen zweiten verbesserten Abdruck (8 Bde., Lond. 1864—66) folgen ließ; ein dritter Abdruck (Lond. 1875—76) erschien nach seinem Tode. Er starb 19. Mai 1869 in London.

Dych-Tau, einer der Gipfel des Kaukasus, im höchsten Teile des Gebirges, südöstlich vom Elbrus, erhebt sich neben dem 5225 m hohen Koschtan-Tau zu 5160 m Höhe.

Dyck (sprich Deik, Anton van), einer der berühmtesten niederländ. Porträt- und Historienmaler, geb. 22. März 1599 zu Antwerpen, war der Sohn des Glasmalers Franz van D., der ihn in Gemeinschaft mit der Mutter, welche die Landschaftsmalerei übte, in den Anfängen der Kunst unterrichtete. Der Vater gab ihn 1610 zu H. van Balen in die Lehre, wo er bis 1615 blieb. Seine künstlerische Vollendung suchte er sodann in der Schule des P. P. Rubens, in der er auch so schnelle Fortschritte machte, daß der Meister ihn bald bei Ausführung seiner großen Arbeiten verwenden konnte. D. eignete sich indes anfänglich die Eigentümlichkeiten seines Lehrers mit jugendlicher Übertreibung an, und erst das Studium der Italiener brachte ihn auf den von der Natur ihm vorgeschriebenen Weg. Nach Ausführung einiger selbständiger Gemälde ward er bereits 1618 in die St.-Lukasbrüderschaft seiner Vaterstadt als Meister eingeschrieben und erlangte bald einen so ausgedehnten Ruf, daß er 1620 an den Hof König Jakobs I. nach London berufen ward. Im folgenden Jahre reiste er von England nach Italien, und nachdem er zunächst in Genua thätig gewesen, malte er in Rom den Kardinal Bentivoglio mit solcher Kunst, daß dieser sein Beschützer wurde. Danach begab er sich nach Bologna und Venedig, wo er vornehmlich Tizian und Paul Veronese studierte. Über Mantua und Rom nach Genua zurückgekehrt, folgte er 1623 dem Rufe des Vizekönigs Philibert Emanuel von Savoyen nach Palermo, von wo ihn jedoch die ausbrechende Pest bald wieder vertrieb. Nach Ausführung zahlreicher Werke, namentlich Porträts ital. Großen, landete er 4. Juli 1625 in Marseille, besuchte Paris und begab sich nach seiner Vaterstadt, wo er sechs volle Jahre in angestrengter Arbeit thätig war. Mißverhältnisse zwischen ihm und seinem Lehrer trübten indes diese Zeit, sodaß er bereitwillig einer Einladung des Prinzen Friedrich von Oranien nach dem Haag folgte, wo er wiederum

viele angesehene Personen malte. Er ward 1632 zum zweiten mal nach England berufen, wo König Karl I. ihm einen Jahresgehalt von 200 Pfund aussetzte und ihn auch sonst mit Ehren und Wohlthaten überhäufte. D. ward hier in das verschwenderische Leben des Hofs gezogen, und sein Haus war der Sammelplatz der vornehmen und gebildeten Welt. Er verheiratete sich in England mit Marie Ruthwen, der schönen, aber armen Tochter des Grafen Gowrie, und begab sich dann infolge der revolutionären Ereignisse daselbst in seine Heimat, von da nach Paris. Da er aber nirgends genügende Arbeit fand, kehrte er nach zwei Monaten nach England zurück, wo er bald, 9. Dez. 1641, starb und mit großer Pracht in der Paulskirche beigesetzt wurde.

D. suchte statt des Ausdrucks gewaltsamer Affekte, wie sie Rubens liebte, mehr einen weichern, ja sentimentalen Zug in seine Darstellungen zu legen. So malte er gern ruhige, empfindungsreiche Scenen, die er, wie z. B. den toten, von den Seinen beweinten Christus, sehr oft wiederholte. Zwei Bilder derart besitzt die antwerpener Akademie, zwei andere die Galerie in München; auch das madrider sowie das berliner Museum haben dergleichen aufzuweisen. Ein anderer, ebenfalls vielfältig von ihm dargestellter Gegenstand ist das Märtyrertum des heil. Sebastian. Endlich behandelte er gern die Heilige Familie und entwickelte darin all seine Anmut und Liebenswürdigkeit. Beispiele derart finden sich in den londoner Galerien, im Louvre, in Berlin. Am größten war D. im Porträt, deren man noch jetzt dritthalbhundert von seiner Hand nachweisen zu können glaubt. Er verstand es meisterhaft, den ganzen Habitus der vornehmen Welt mit feiner Charakteristik wiederzugeben, und verband damit eine kräftige, warme Färbung. Eine Anzahl vorzüglicher Bildnisse befindet sich im Palast Brignole zu Genua, unter ihnen das des Marchese Brignole selbst, ein großes Reiterbild. Andere zahlreiche Porträts finden sich in Florenz, Antwerpen, im Louvre, in Madrid, in London, in Dresden, München, zu Wien in der Galerie Liechtenstein u. s. w. Von den zahlreichen Bildern Karls I. und der königl. Familie ist das des Königs im Louvre das schönste. D. brachte ferner einen Cyklus von Bildnissen mitlebender Künstler und Kunstfreunde zu Stande, welcher 1636 zu Antwerpen unter dem Titel «Icones principum, virorum etc.» im Stich erschien. Die vollständigste Sammlung seiner Bildnisse ist die «Iconographie, ou vies des hommes illustres du 17e siècle» (2 Bde., Amsterd. 1759), die aber in den Abdrücken mittelmäßig ist. D. hat auch selbst einige jetzt sehr seltene Blätter gefertigt. Vgl. Carpenter, «Memoir of Sir Anton van D. with a descriptive catalogue of his etchings» (Lond. 1844).

Dyck (Herm.), Maler und Radierer, geb. zu Würzburg 1812, wo er Gymnasium und Universität frequentierte und sich dann der bildenden Kunst zuwendete, indem er zunächst architektonische Veduten, die mit hübscher histor. Staffage versehen wurden, produzierte. Diese Versuche fanden großen Beifall und nährten seine Lust am Zeichnen. Die münchener «Fliegenden Blätter» hatten in den vierziger Jahren an D. einen tüchtigen Mitarbeiter. In der Folgezeit trat er auch mit Ölgemälden hervor, welche genrehafte Scenen zum Gegenstande hatten. Zu den trefflichsten zählt seine «Deputation» (1864), das Maleratelier (1861), die Schreibstube. D. bekleidete eine Lehrerstelle an der Handwerksschule in München. Als Radierer gab er mehrere Blätter und Hefte heraus, z. B. «Die deutschen Sprichwörter und Reime» (Düsseld. 1840).

Dyckmans (Jos. Laurens), belg. Genremaler, geb. zu Lier 9. Aug. 1811, war Schüler von Bervoort, Thielman und Wappers, lehrte die Malerei an der Kunstakademie zu Antwerpen von 1841 bis 1853, und ist seit 1870 wirkliches Mitglied der Akademie in Antwerpen. Die vorzüglichsten seiner durch Innigkeit und in Bezug auf Technik gleich ausgezeichneten Bilder sind: die Erklärung (1834), die väterliche Lektion (1835), das Damenspiel (1836), die Klavierstunde (1837), die Haushaltungsrechnung (1838), die Spitzenklöpplerin (1839), Gemüsemarkt (1840), die Märchen der Großmutter (1841), die Spinnerin (1842), die Stickerin (1843), die nähende Alte (1843), alte Frau, einen Hahn rupfend (1844), Bibellektüre (1845), die Modedame (1846), Rigolette (1847), spitzenklöppelnde Alte (1848), der bettelnde Blinde (1852, im antwerpener Museum), stickende Dame (1852), die Marquise (1854), der Anzug der Braut (1855), die Seemannswitwe (1855), mütterliche Liebe (1856), die Erwartung (1858), Gelegenheit macht Diebe (1860), Magdalena am Fuße des Kreuzes (1862), der Frühling (1870), der Großmutter Namenstag (1871, im South-Kensington-Museum zu London), betende Alte (1872), büßende Magdalena (1873), das geteilte Frühstück (1874), das verirrte Kind (1874), die Straßensängerin, glückliche Nachricht, der Erstgeborene (1875).

Dyer (John), engl. Dichter, geb. 1700 zu Aberglaßlyn in Wales, studierte anfangs, wendete sich aber dann unter Samuel Richardsons Leitung der Kunst zu. Ohne etwas Ausgezeichnetes zu leisten, durchzog er um des Erwerbs willen als Maler das Land, wobei er indes die Natur mit künstlerischem Auge beobachtete. Ein beschreibendes Gedicht «Grongar hill» (1727), das Denhams «Cooper's hill» durch Einfachheit der Darstellung, Wärme des Gefühls und reizende Naturschilderung übertrifft, machte ihn zuerst als Dichter bekannt. Später unternahm er eine Reise nach Italien; kränklich zurückkehrend, widmete er sich nun dem geistlichen Stande. Sein didaktisches Gedicht über die Wolle und ihre technische Anwendung, «The fleece» (1757), konnte bei dem widerstrebenden Stoff keinen Eindruck hervorbringen. Reicher an einzelnen Schönheiten ist das Gedicht «The ruins of Rome» (1740). D. starb 24. Juli 1758. Seine «Poems» (Lond. 1761) sind auch in Johnsons Dichtersammlung aufgenommen. Neuere Ausgaben sind die von Willmot (1853) und Gilfillan (1858). Eine Lebensbeschreibung D.s findet sich in Johnsons «Lives of the most eminent English Poets».

Dyer (Thomas Henry), engl. Geschichtschreiber, geb. 4. Mai 1804 in London. Zum Kaufmann bestimmt, arbeitete er eine Reihe von Jahren in einem westind. Geschäftshause und erst nach den Umwälzungen, welche die Negeremancipation in Jamaika herbeiführte, vertauschte er den kaufmännischen Beruf mit wissenschaftlichen, besonders histor. und antiquarischen Studien. Er ergänzte diese durch Reisen auf dem Festlande, in deren Verlauf er der Topographie und den Antiquitäten von Rom, Pompeji und Athen vorzugsweise Aufmerksamkeit widmete. Sein erstes Werk behandelt «Pompeii, its history, buildings and antiquities» (2 Bde., 1849). Hierauf folgte ein «Life of Calvin» (1850) und, auf vieljährige umfassende Studien

gegründet, seine «History of Modern Europe, from the fall of Constantinople in 1453 to the war in the Crimea» (4 Bde., 1861—64), die 1877, bis zur Herstellung des Deutschen Reichs fortgeführt, in zweiter Auflage (5 Bde.) erschien. Den Umfang und die Gründlichkeit seiner röm. Studien bezeugten seine «History of the City of Rome» (1865), «History of the Kings of Rome» (1868), «Roma Regalis, or the newest phase of an old history» (1872) und «A plea for Livy, with critical notes on his first book» (1873). Die Resultate seiner athenischen Studien legte er nieder in «Ancient Athens, its history, topography and remains» (1873). Außerdem lieferte D. zahlreiche Beiträge zu Dr. Schmitz' «Classical Museum» und Dr. William Smiths' «Classical Dictionaries of Biography and Geography».

Dyherrn (Georg, Freiherr von), lyrischer Dichter, geb. 1. Jan. 1848 zu Glogau, studierte zu Breslau erst evang. Theologie, später die Rechte, und widmete sich dann der Litteratur, begab sich, eines Brustleidens wegen, 1868 zu seinem Bruder nach Rotenburg in der Oberlausitz, lebte drei Winter bei einem väterlichen Freunde, dem Grafen Reichenbach auf Polnisch-Würbitz, dann auf seinem Stammschloß Herzogswaldau in Schlesien, den Winter in Süddeutschland oder in Italien. Am 1. Jan. 1875 trat er zu Oberammergau zur röm.-kath. Kirche über. Nach längerm Leiden starb er 29. Sept. 1878 in Rotenburg, als Bräutigam der Dichterin Eufemia Gräfin von Ballestrem. Er veröffentlichte: «In stiller Stund. Dichtungen» (Berl. 1870), «Dem Kaisersohn ein Lorbeerblatt. Zeitgedichte» (Bresl. 1872), «Miniaturen. Lieder zum Komponieren» (Bresl. 1873). Nach seinem Tode erschienen: «Auf hoher Flut. Gedichte» (Bresl. 1880), «Bilder und Skizzen aus Oberammergau und dem bayr. Hochlande» (Freib. i. Br. 1881), ferner die Novellensammlungen «Aus der Gesellschaft» und «Höhen und Tiefen» (Freib. i. Br. 1881), «Aus klarem Born. Gedichte» (Freib. i. Br. 1882). Seine «Gesammelten Werke» erschienen in Freib. i. Br. (5 Bde., 1879—82).

Dyherrnfurt, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Wohlau, 10 km von Wohlau, rechts an der Oder und an der Linie Breslau-Stettin der Breslau-Schweidnitz-Freiburger Eisenbahn gelegen, mit (1880) 1570 E., wovon zwei Drittel Protestanten, ein Drittel Katholiken und 50 Juden sind, welche hier eine Synagoge haben. Die Stadt hat eine Ofen- und Thonwarenfabrik und vier größere Töpfereien. Das Schloß, früher dem Minister Hoym, dann der Prinzessin Biron, im Erbgang jetzt der Generalin Marquise d'Abzac, geborene Gräfin Lazareff, gehörig, hat einen schönen, vielbesuchten Park, Tiergarten mit Damhirschen, Fasanerie, Blumengarten c. und gewährt eine schöne Aussicht über die Oder.

Dyhrn (Konrad, Graf von), preuß. Politiker, geb. 21. Nov. 1803 zu Reesewitz im Kreise Öls, besuchte seit 1816 das reform. Gymnasium in Breslau, darauf die Ritterakademie in Liegnitz und bezog 1827 die Universität zu Berlin. Im Aug. 1830 von einem längern Aufenthalte in Frankreich und Italien nach Schlesien zurückgekehrt, widmete er sich der Landwirtschaft und wurde 1842 zum Generalsekretär, 1843 zum Vizepräsidenten des Landwirtschaftlichen Centralvereins für Schlesien gewählt. Seit 1843 war er Mitglied des Landtags der Provinz Schlesien und 1847 trat er in die Herrenkurie des Vereinigten Landtags, als deren liberalstes Mitglied er sich bewies. Er sprach für die Gleichstellung der Juden, Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, des Salzmonopols, für die Periodizität des Vereinigten Landtags und mahnte an Preußens deutsche Aufgabe. Seit den Märztagen von 1848 auf dem zweiten Vereinigten Landtage der konstitutionellen Partei angehörend, wurde er von diesem zum Abgeordneten für die Deutsche Nationalversammlung und, als später an die Stelle dieser allgemeine Wahlen traten, in Öls und Brieg zum Stellvertreter des Abgeordneten gewählt. Als Mitglied der Ersten Kammer von 1849 gehörte er zur Opposition und sprach für die Anerkennung der Deutschen Reichsverfassung. Nach Auflösung der Zweiten Kammer ward er vom sechsten breslauer Wahlbezirk in die neue Zweite Kammer und im Febr. 1850 in das Erfurter Staatenhaus gewählt, nahm nach Schluß des Parlaments an den preuß. Kammerverhandlungen von 1850—52 teil und gehörte hier der entschiedenen Linken an. Seit 12. Okt. 1854 war er erbliches Mitglied des Herrenhauses. Doch hat er erst im Febr. 1861 seinen Sitz in demselben eingenommen. Er starb 2. Dez. 1869. Aus D.s frühern Jahren rührt seine Tragödie «Konradins Tod».

Dyle, vläm. Dijle, Fluß in Belgien, entsteht nahe der Grenze zwischen Brabant und Hennegau, bei Houtain-le-Mont, in etwa 150 m Höhe, durchfließt Südbrabant und Antwerpen, berührt die Orte Genappe, Waveren, Löwen und Mecheln und nimmt die Thil, den Train, die Lasne und den Demer auf, worauf sie schiffbar wird. Bei Rumpst, etwa 21 km unterhalb der Sennemündung, vereinigt sie sich mit der Nethe zur **Rupel**, welche dann rechts in die Schelde geht. Von 86 km ihres Laufs ist sie auf 23 schiffbar; unterhalb Mechelns ist ihre Breite 30—50 m.

Dyme, im Altertum die westlichste unter den Städten der peloponnes. Landschaft Achaia, soll ursprünglich die Namen Paleia und Stratos geführt und erst später, wahrscheinlich nach ihrer Lage im äußersten Westen der Landschaft (Dyme = δυσμή, Westen) den Namen D. erhalten haben. Nachdem es ihr etwa im J. 314 v. Chr. gelungen war, sich vom macedon. Joche zu befreien, ergriff sie im J. 281 mit drei andern Städten der westl. Achaia die Initiative zur Erneuerung des Achäischen Bundes und spielte dann in den Kämpfen desselben gegen die Ätoler wie gegen die Römer eine bedeutende Rolle. Im J. 66 v. Chr. siedelte Pompejus einen Teil der von ihm überwundenen und begnadigten Piraten in der Stadt an. Augustus sandte eine röm. Kolonie dahin, vereinigte aber die Kolonie Julia Augusta Dumaeorum mit dem Gebiete der gleichfalls von ihm kolonisierten Stadt Paträ (s. d.). Pausanias fand im 2. Jahrh. n. Chr. noch verschiedene Heiligtümer und Heroengräber aus der ältern Zeit in der Stadt vor. Jetzt sind nur noch geringe Reste erhalten bei einer Kapelle des heil. Konstantin östlich von dem in einer öden, zum Teil versumpften Niederung zwischen Wäldern gelegenen Gehöft Karavostásion, 12 km südöstlich vom Kap Araxos.

Dyn (engl. Dyne) nennt man im absoluten Maßsystem diejenige Krafteinheit, welche einem Gramm in 1 Sekunde die Geschwindigkeit von 1 cm erteilt. Beträgt nun z. B. an einem Orte die Acceleration

(s. d.) der Schwere 980 cm, so würde dort 1 g in 1 Sekunde die Geschwindigkeit von 980 cm erreichen; ein am Fallen gehindertes Gramm übt also an jenem Orte einen Druck oder Zug im Werte von 980 D. aus.

Dynamide nannte Redtenbacher jedes Körperatom, welches er sich mit einer Atmosphäre des höchst feinen, elastischen und unwägbaren Äthers (s. d.) umgeben dachte. Die D. in Gruppen bilden Moleküle. Ähnliche Vorstellungen, ohne gerade von D. zu sprechen, sind heutzutage über die physik. Konstitution der Körper allgemein.

Dynămik (grch., von δύναμις, die Kraft) nennt man denjenigen Teil der Mechanik, welcher die Lehre von der Bewegung der Körper und von den bewegenden Kräften behandelt, im Gegensatz zu der Statik (s. d.) oder der Lehre vom Gleichgewichte der Körper und der sich aufhebenden Kräfte. Da nun die Körper als feste, flüssige und luftförmige vorkommen, so hat man hiernach jeden jener beiden Hauptteile der Mechanik wieder in drei Disciplinen zerlegt. Man unterscheidet demnach in der D.: 1) die D. im engern Sinne (auch Geodynamik genannt) oder die Lehre von den Bewegungskräften der festen Körper; 2) die Hydrodynamik oder Hydraulik (s. d.) und 3) die Aërodynamik (s. d.) oder Pneumatik. (S. Phoronomie, Kinetik, Kinematik.)

In philos. Beziehung versteht man unter Dynamismus diejenige naturphilos. Ansicht, welche die stoffliche Erscheinung der Materie aus einer mehr oder minder großen Anzahl von Kraftwirkungen abzuleiten und zu erklären sucht. Während die gewöhnliche Vorstellungsweise und nach ihr ein großer Teil der naturphilos. Theorie sich eine Kraft nur als die Wirkungsart eines bestehenden Dinges oder Stoffs denken zu können meint, sucht umgekehrt der Dynamismus den Nachweis zu liefern, daß die Kraft überall das Ursprüngliche und der Stoff nur die erscheinende Wirkung derselben sei. Er stützt diesen Nachweis namentlich darauf, daß, wo wir z. B. durch den Tastsinn den Stoff unmittelbar wahrzunehmen glauben, wir in Wahrheit nur eine bestimmte Druckkraft, welche auf unsere Tastorgane ausgeübt wird, zu erfahren vermögen und daß nur die Gewohnheit des Denkens und der Sprache uns veranlaßt, auf ein bestehendes Etwas als das Substrat dieser Kraftwirkung zu schließen. Allein auch die Kraft wird von uns nicht unmittelbar erfahren, sondern vielmehr als Ursache für die Veränderung unserer Empfindungen vorausgesetzt, und es erweisen sich somit sowohl Kraft als auch Stoff lediglich als Beziehungsbegriffe, durch welche wir uns den Inhalt unserer wechselnden Empfindungen metaphysisch zu deuten gewöhnt sind. Durch Anwendung der Kategorie der Substantialität auf den Empfindungsinhalt entsteht die Vorstellung des Stoffs, durch Anwendung der Kategorie der Kausalität auf denselben Empfindungsinhalt entsteht die Kategorie der Kraft. In der deutschen Philosophie ist der Dynamismus wesentlich durch die Naturphilosophie Kants und der idealistischen Richtung speziell Schellings und seiner Schule vertreten, welche letztere seit Fichte überhaupt die Tendenz zeigte, alle scheinbare Realität als Produkt ursprünglicher substratloser Funktionen aufzufassen.

Dynamische Wärmetheorie, s. u. Wärme.

Dynamismus, s. Dynamik.

Dynamit (von den Bergleuten in Californien und Nevada Giant-powder genannt) ist die Bezeichnung für ein von dem Schweden Alfred Nobel in den Handel gebrachtes, gegenwärtig allgemein angewandtes Sprengmaterial, welches dadurch hergestellt wird, daß man gewisse poröse pulverförmige anorganische oder organische Körper mit Nitroglycerin (s. d.) tränkt. Gewöhnlich besteht der D. aus 60—75 Teilen Nitroglycerin und 25—40 Teilen Infusorienerde; anstatt der letztern hat man indessen auch Thon (Porzellanerde), Kohlenpulver, Zucker u. s. w. zu verwenden versucht. Er erscheint als eine graubraune, rötliche oder schwarze, geruchlose, fettig erscheinende Masse von 1,6 bis 1,8 Volumengewicht. D. ist ein vorzügliches Sprengmaterial. Gut bereitet, explodiert er durch bloßen Stoß nicht, wie durch vielfache, unter den kritischsten Umständen ausgeführte Versuche erwiesen ist; wenn einzelne Fälle vorgekommen sein sollen, daß D. ohne Hinzutritt von Feuer und nur durch Stoß sich entzündet haben soll, so ist dies auf schlechte Bereitung zurückzuführen. Dagegen ist der D. höchst gefährlich, wenn das darin enthaltene Nitroglycerin durch Kälte erstarrt ist. Es liegen konstatierte Fälle vor, wo gefrorene Dynamitpatronen durch bloßes Hinfallen sich entzündeten. Bei seiner Verwendung als Sprengmittel bedarf er einer künstlichen Zündung durch explodierendes Knallquecksilber oder den überspringenden elektrischen Funken, wobei er eine solche heftige Wirkung ausübt, daß selbst ohne Besatz die größten Eisenblöcke zersprengt werden. Im offenen Raume verbrennt er ohne Explosion. Bei seiner Verbrennung entwickelt er nur Kohlensäure, Wasserdampf und Stickgas. Vorzüge des D. gegen das Sprengpulver sind: er erleidet keine Veränderung durch Feuchtigkeit; er bewirkt große Arbeitsersparnis, weil weniger Bohrlöcher von geringerm Durchmesser erforderlich sind, ferner Ersparnis an Kosten; obgleich D. $3\frac{1}{2}$ bis 4 mal soviel kostet als Pulver, leistet er doch 8 mal soviel, ferner verbreitet er keine schädlichen Gase; außerdem ist seine Anwendung, wenn die Arbeiter über seine Eigenschaften gehörig instruiert sind, relativ gefahrlos.

Für den Gebrauch wird das Dynamitpulver in Patronen aus Pergamentpapier fest eingedrückt. In Steinkohle kann das Pulver locker verwendet werden. Zur Zündung bedient man sich einer Zündschnur mit aufgeschobenem und mittels Zange [illegible] auf festgekniffenem Zündhütchen; diese wird [illegible] tief in das Pulver geschoben, dies fest an[illegible] und die Patrone mit einem Papierstöpsel ge[illegible]sen. Der Besatz wird aus losem Sande her[illegible]. Beim Transport bieten D. und Dynamitpa[illegible] keine Gefahr dar, solange die Zündschnur [illegible] hütchen getrennt von dem D. transportiert [illegible]. Auf deutschen Bahnen dürfen D. und [illegible] präparate nicht versandt werden. Dyna[illegible]liche Gemische sind unter anderm der Lit[illegible]teur, das Dualin (s. d.), das Koloniapulv[illegible] Fulminatin, die Lignose, das Sebastin, [illegible]nin, das Heraklin u. s. w.

Vgl. R. von Wagner, «Handbuch der ch[illegible]nologie» (10. Aufl., Lpz. 1875); derselbe, [illegible] bericht über die Leistungen der chem. T[illegible] 1870—80» (Lpz.); Kerl und Stohmann [illegible] «Encyklopäd. Handbuch der technischen [illegible] (3. Aufl., Bd. 3, Art. «Glycerin», Br[illegible] 1876); Trauzl, «Explosive Nitrilverbin[illegible] (Wien 1869); J. Mahler, «Die moderne [illegible]technik» (Wien 1873); E. von Meyer, «Die [illegible]körper» (Braunschw. 1874).

ktrische Maschinen nennt man
elektrische Maschinen, welche nicht
nenter Magnete oder gewöhnlicher
den elektrischen Strom induzieren,
in eigentümlicher Weise erzeugter
und zwar nach einem von E. Wer-
Berlin (Ende 1866) erdachten Prin-
s «dynamoelektrische Prinzip» heißt.
Folgendem: Man denke sich einen
n, welcher in einem zugehörigen, ro-
netoelektrischen Induktor (Induk-
Induktionsanker) einen elektrischen
t. Erteilt man letzterm (sofern er
unveränderlicher Richtung ist) mit-
nden Stromwechslers (Kommuta-
gleichbleibende Richtung, und leitet
uktionsstrom in geeigneter Richtung
Elektromagnet, so steigert sich die
rn, und mithin auch wieder die In-
uktionsstroms in jenem rotierenden
se gegenseitige Vergrößerung der
romagneten und Induktionsstroms
die höchste Grenze der Magnetisie-
omagneten erreicht wird. Sobald
, verteilt sich die Arbeit des Induk-
zwei Teile, wovon der eine zur
des Elektromagneten dient, wäh-
e zur Erzeugung des elektrischen
trochem. Leistung, und überhaupt
hen Arbeit verwendet werden kann.
ören der Rotation, also auch des
ms, bleibt stets in den Eisenkernen
neten noch eine Spur von Magne-
welcher der «zurückbleibende» oder
gnetismus heißt. Wenn man dann
uktor wieder in schnelle Umdrehung
eht in demselben infolge der Wir-
nenten Magnetismus ein äußerst
t. Dieser verstärkt den Elektromag-
wieder, wie oben, die Kraft des
ßert wird. Da dieser jedoch aber-
lektromagneten fließt, so wächst die
ensität nochmals, was wieder die
ert u. s. w. bis zum Maximum der
Elektromagneten, worauf dann der
schiedene elektrotechnische Arbeiten
t. Nach dem dynamoelektrischen
man also den Elektromagneten nur
it einer Voltabatterie zu erzeugen,
t der remanente Magnetismus, um
tation des Induktors die Maschine
ktrischen Leistung zu bringen. Ja
mal kann jene Batterie entfallen,
kerne durch den Erdmagnetismus
ch sind.

lektrischen Maschinen unterscheiden
den gewöhnlichen magnetoelektri-
prinzipiell dadurch, daß jene ihre
lektromagnete selbst und **bloß** durch
rbeit erzeugen, während diese per-
ete oder anderweitig hergestellte
besitzen. Nur auf die Selbstber-
ktromagnete mittels der Bewegung
Induktors bezieht sich das Wort
h». Da aber auch bei den ältern
hen Maschinen, ja selbst bei den ge-
trisiermaschinen und Influenzma-
Aufwand der Arbeit bei der ent-
tationsbewegung ein elektrischer
Strom entsteht, so wären die ebenerwähnten elektrischen Maschinen im weitern Sinne auch dynamoelektrische Maschinen. Man hat jedoch die letztere Bezeichnung, nach dem Vorschlage von Siemens, nur auf diejenigen magnetoelektrischen Maschinen beschränkt, welche, wie oben gezeigt wurde, ihre induzierenden Elektromagnete auf Kosten der bei der Rotation des Induktors verbrauchten Arbeit selbst erzeugen.

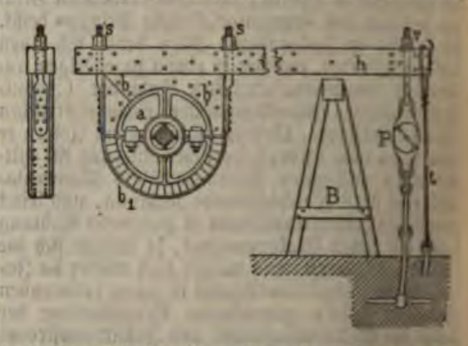
Das dynamoelektrische Prinzip wurde zuerst an magnetoelektrischen Maschinen, welche den Siemensschen Cylinderinduktor (s. **Magnetoelektrische Maschinen**) besaßen, verwertet, und zwar mit besonderm Erfolge an der Inducto-Magneto-Elektrisiermaschine von Ladd (1867). Allein erst, nachdem Gramme das dynamoelektrische Prinzip auf die von Pacinotti (1864) zuerst angegebene und von Gramme später (1869) selbständig nochmals erfundene magnetoelektrische Maschine angewendet hatte (1871), trat die großartige Leistungsfähigkeit der dynamoelektrischen Maschinen hervor. Es folgten dann (1873) die dynamoelektrischen Cylinder- oder Trommelmaschinen von Siemens-Halske und darauf die unzähligen Variationen von dynamoelektrischen Maschinen sehr vieler Konstrukteure (Schuckert, Bürgin, Edelmann, Wallace-Farmer, Brush, Méritens u. a.). Die meisten dynamoelektrischen Maschinen sind nach dem Prinzip der Grammeschen Maschine gebaut, manche auch nach dem System der Cylinder- oder Trommelmaschine von Siemens-Halske. Die kleinern dynamoelektrischen Maschinen können mittels Kurbel und Zahnrad oder Riemen durch einen oder zwei Arbeiter betrieben werden, die größern jedoch nur durch Wasser-, Dampf- oder Gasmotoren. Die hauptsächlichste Anwendung der dynamoelektrischen Maschinen erstreckt sich auf die Erzeugung des elektrischen Lichts im Großen, ferner für elektrometallurgische Arbeiten in galvanoplastischen Fabriken und bei der Scheidung edler Metalle, für die elektrische Übertragung von Kraft, für den Betrieb elektrischer Eisenbahnen und elektrischer Aufzüge, sowie für alle größern Arbeiten der Elektrotechnik. Für die elektrischen Kerzen von Jablochkoff (s. **Elektrisches Licht**) wurden dynamoelektrische Wechselstrommaschinen von Gramme und Siemens-Halske u. a. gebaut, welche die Richtung des elektrischen Stroms jeden Augenblick wechseln. Da die dynamoelektrischen Maschinen von den wechselnden Widerständen (z. B. beim elektrischen Bogenlichte u. dgl.) im elektrischen Strom zu sehr abhängen, indem die Veränderungen des Widerstandes nicht nur nach dem Ohmschen Gesetz die Stromstärke ändern, sondern auch noch die Stärke der induzierenden Elektromagnete, mithin nochmals die Stromintensität, so ergibt sich daraus für die dynamoelektrischen Maschinen der Übelstand allzu großer Empfindlichkeit gegen die Stromschwankungen. Hiergegen sind die magnetoelektrischen Maschinen im Vorteil, weil ihre induzierenden Magnete von dem erzeugten Maschinenstrom unabhängig sind, also ihre Stromstärke nur allein von den veränderlichen Widerständen des Stromkreises abhängen, also minder empfindlich gegen die Stromschwankungen sind. Da jedoch andererseits die dynamoelektrischen Maschinen den ältern magnetoelektrischen Maschinen gegenüber schon den einen Hauptvorteil voraus haben, daß sie keine so großen und teuern, mit der Zeit schwächer werdenden Stahlmagnete brauchen, und

daß sie daher viel kompendiöser bei größerer Leistungsfähigkeit hergestellt werden können, so sucht man jenen Nachteil der allzu großen Empfindlichkeit dadurch abzuschwächen, daß man die Maschine in ihrer höchsten Leistungsfähigkeit erhält, weil dann der gesättigte Magnetismus durch kleinere Stromschwankungen weniger berührt wird. Weil aber dies wieder mit andern Übelständen verbunden ist, so hat man Abhilfe gegen jene Alterierbarkeit der dynamoelektrischen Maschinen darin gesucht, daß man den Strom in zwei Zweige teilt, wovon nur der eine für die Herstellung der Elektromagnete verwendet wird, der andere aber zur freien Verfügung steht. Besser ist es jedoch, mittels einer kleinen dynamoelektrischen Maschine die Elektromagnete einer großen magnetoelektrischen Maschine bis zur Sättigung zu erregen. Die Dimensionen der Elektromagnete, selbst bei größerer Wirkung, können kleiner als permanente Stahlmagnete sein, mithin stellen sich Maschinen dieser Art kompendiöser und auch billiger als die ältern magnetoelektrischen Maschinen, welche noch Stahlmagnete besaßen. Und weil der Widerstand für die kleine dynamoelektrische Maschine unveränderlich ist, so bleibt jene nachteilige Empfindlichkeit gegen die Stromschwankungen aus. Das Weitere über dynamoelektrische Maschinen s. Magnetoelektrische Maschinen. Vgl. Schellen, «Die magneto- und dynamoelektrischen Maschinen» (2. Aufl., Köln 1882).

Dynamologie (grch.), Lehre von den Naturkräften, auch von den Kräften der Arzneien.

Dynamomēter oder Kraftmesser (frz. dynamomètre, appareil dynamique; engl. dynamometer, dynamometrical brake) sind Apparate zum Messen von Zug- und Druckkräften oder, wenn diese Kräfte zur Überwindung von Widerständen dienen, zum Messen der hierbei geleisteten mechan. Arbeit. Man kann die D. in drei Klassen einteilen: solche mit direkter Messung bei fortschreitender Bewegung, solche mit direkter Messung bei drehender Bewegung und solche mit indirekter Messung. In die erste Klasse gehören die Wagen (s. d.) zum Messen der Schwerkraft, die Manometer (s. d.) zum Messen des in einem Raum herrschenden Drucks und die Apparate zum Messen von Zugkräften, z. B. der Leistung eines vor einen Wagen, Pflug u. s. w. gespannten Zugtiers (Zugdynamometer). Letztere bestehen aus einer Stahlfeder, welche zwischen Zugtier und Wagen eingeschaltet wird und durch ihre Formveränderung ein Maß für die ausgeübte Zugkraft gibt. Die D. der zweiten Klasse dienen zum Messen der zum Betrieb einer Arbeitsmaschine mit rotierender Bewegung notwendigen mechan. Arbeit und sind so eingerichtet, daß sie, wie die D. der ersten Klasse, die Größe des ausgeübten Drucks mittels der Durchbiegung einer Stahlfeder zur Erscheinung bringen, gleichzeitig aber auch die Anzahl der gemachten Umdrehungen angeben und so die mechan. Arbeit als Produkt aus beiden Größen darstellen. Die dritte Klasse bilden die Apparate zum Messen der Kraftleistung von Kraftmaschinen mit rotierender Bewegung. Das Prinzip derselben beruht darauf, daß die von einer Maschine geleistete Arbeit durch Reibung absorbiert und nach der Größe der hierzu nothwendigen Reibung die geleistete Arbeit bestimmt wird. Die Reibung wird durch eine auf die Welle der Maschine wirkende Bremse erzeugt, weshalb man diese Art D. gewöhnlich als Bremsdynamometer bezeichnet.

Der einfachste und zugleich am meisten angewendete Bremsdynamometer ist der sog. Pronysche Zaum, der bei der Untersuchung der Dampfmaschinen, Wassermotoren u. s. w. in jedem Fall die wirklich geleistete Arbeit (Nutzarbeit) einer Maschine ergibt. Konstruktion und Anwendung



desselben sind durch vorstehende Figuren erläutert. Auf der Hauptwelle des Motors ist eine gußeiserne Scheibe a genau rundlaufend befestigt, welche oben von der Bremsbacke b und unten von dem Bremsband b_1 umfaßt wird; letzteres kann durch die durch den Bremsbalken h gehenden Schrauben ss angezogen werden. Der Bremsbalken besteht aus zwei durch Schrauben verbundenen Bohlen und die Bremsbacken müssen so zusammengesetzt werden, daß sie überall mit der Hirnseite auf der Scheibe a anliegen. Zur Verminderung der bei der starken Reibung auftretenden Wärme müssen dieselben stets mit Seifenwasser gekühlt werden, das von oben mittels eines Trichters zugeführt wird. Damit bei zu starkem Anziehen der Schraube s der Bremsbalken nicht mit herumgerissen wird, muß das Ende desselben durch ein starkes Tau t mit dem Fußboden verbunden sein, während ein Herunterfallen durch den untergestellten Bock B verhindert wird; beide Haltevorrichtungen gestatten jedoch dem Balken innerhalb gewisser Grenzen eine freie Beweglichkeit. Das Ende des Bremshebels wird durch Gewichte oder durch eine Federwage P belastet und die Schrauben ss werden so lange angezogen, bis die Welle des Motors die verlangte Anzahl Umdrehungen pro Minute macht, wobei sich der Bremsbalken zwischen den beiden Begrenzungen durch den Bock und das Tau in der horizontalen Lage erhält. Bezeichnet man mit P die bei v angehängte Last, vermehrt um das reduzierte Gewicht des Bremsbalkens und der Federwage, mit l die horizontale Entfernung vom Aufhängepunkt v der Last bis Mitte Welle und mit n die Anzahl der Umdrehungen pro Minute, so ist die Nutzleistung N in Pferdestärken:

$$N = \frac{\pi\, l}{75 \cdot 30}\, n\, P,$$

wobei l in Metern, P in Kilogrammen auszudrücken ist.

Dynamometer (optisches), s. u. Auxometer.

Dynast, seiner griech. Ableitung zufolge eigentlich ein Mächtiger, hieß bei den Alten insbesondere ein mit Herrschergewalt Begabter, der aber nicht bedeutend genug war, um den Königstitel erhalten zu können. Der davon hergeleitete Ausdruck Dynastie bedeutet eine Herrschaft, dann aber vorzugsweise eine Herrscherfamilie, eine Reihe von Herrschern aus einem und demselben Geschlecht. Im mittelalterlichen Deutschen Reiche waren Dynasten

die «Edeln Herrn» (liberi barones, viri egregiae libertatis), welche die unmittelbare Freiheit unter dem Reiche für sich und ihre Besitzungen, sowie die Reichsstandschaft behauptet, aber nicht gleich den Fürsten und andern erblichen Grafschaftsinhabern die Landeshoheit, d. h. alle Regierungsrechte an des Kaisers Statt innerhalb eines geschlossenen Territoriums, erlangt hatten. Seit dem 15. Jahrh., wo das Prädikat Herr und Freiherr an Personen des niedern Adels, welche weder Landeshoheit noch Reichsstandschaft besaßen, als bloßer Titel vergeben wurde, nahmen die alten Dynasten den gräfl. Titel an, und es fiel sonach die bis dahin zwischen den hochadeligen Fürsten und Grafen einerseits und dem niedern Adel andererseits bestehende Mittelstufe der Herren oder Dynasten weg.

Dyne, Krafteinheit, s. Dyn.

Dyotheleten, Gegner der Monotheleten [(s. d.).

Dyrrhachium, s. Durazzo.

Dys...., griech. Vorsilbe, dem deutschen miß.... entsprechend, bezeichnet im Gegensatz zu Eu.... das Beschwerliche, Entstellte, Fehlerhafte, Mißliche, Schlimme, Üble u. dgl. [Blutzersetzung.

Dysämie (grch.), krankhafte Blutbeschaffenheit,

Dysart, Stadt an der Küste der schott. Grafschaft Fife, 22 km im SSW. von Cupar am Eden am Firth of Forth, 2 km im NO. von Kirkcaldy, mit 2510 E. Der Ort hat Kohlen- und Eisengruben, fabriziert Nägel und baut Schiffe. Die Hanfkultur und Zubereitung ist wichtig.

Dysästhesie (grch.), Stumpfheit der Sinne, besonders des Gefühls.

Dyschromasie oder auch Dyschromatopsie (grch.), Farbenblindheit (s. d.).

Dysenterie (grch.), heftige Darmentzündung, besonders Ruhr (s. d.); dysenterisch, ruhrartig.

Dyskrasie (grch.), eigentlich eine üble, fehlerhafte Mischung, bezeichnet den verderbten übeln Zustand der Säfte des menschlichen Körpers, wie er durch Krankheiten, z. B. Syphilis, Skorbut, Gicht u. s. w., oder durch fehlerhafte Diät herbeigeführt wird. Während die Lehre von den D. (den sog. Blutschärfen der Volkssprache) in der ältern Medizin eine große Rolle spielte, indem alle Erkrankungen des Körpers durch eine ursprünglich vorhandene fehlerhafte Mischung des Blutes entstehen sollten, hat man sich in der neuesten Zeit immer mehr davon überzeugt, daß umgekehrt die meisten D. lediglich die Folge gewisser primärer Veränderungen der Gewebe und Organe sind. Dieser Nachweis ist besonders von Virchow in seiner Cellularpathologie (s. d.) geführt worden. (Vgl. auch Blutkrankheit.)

Dyslalie (grch.), erschwertes Sprechen.

Dyslogie (grch.), mit fehlerhafter Gedankenbildung einhergehende Sprachstörung.

Dysmenorrhöe (grch.) oder Menstrualkolik bezeichnet diejenige Störung der Menstruation (s. d.), bei welcher vor dem Eintritt der Blutung, häufig auch während der Dauer derselben heftige krampfartige Schmerzen, welche im Kreuze beginnen und in den Schoß und die Schenkel ausstrahlen, sowie mannigfache Beschwerden, wie Kopfschmerzen, Herzklopfen, Magenkrampf, Schwindel und Ohrensausen, selbst Ohnmachten vorhanden sind. Ihre Ursachen sind sehr verschieden und können nur durch eine sorgfältige Untersuchung der inneren Genitalien selbst ermittelt werden. Am häufigsten wird die D. durch Verengerung oder Verschluß des Gebärmutterkanals infolge von fehlerhafter Lagerung, Geschwülsten oder entzündlichen Zuständen der Gebärmutter bedingt; in andern Fällen liegt ihr kein örtliches Leiden, sondern Blutarmut und Bleichsucht oder allgemeine Schwäche und Reizbarkeit zu Grunde. Bisweilen wird bei der D. mit dem Blute unter heftigen wehenartigen Schmerzen eine sackartig geformte, zottige Haut ausgestoßen, welche aus der teilweise abgestoßenen Gebärmutterschleimhaut besteht (sog. häutige oder membranöse Dysmenorrhöe). Bei der Behandlung hängt aller Erfolg von der nur durch eine genaue örtliche Untersuchung zu erlangenden gründlichen Kenntnis der die D. veranlassenden Grundursache ab, weshalb eine verständige Kranke die fragliche Untersuchung nicht verweigern wird. Bei der auf mechanischen Ursachen beruhenden D. kann selbstverständlich auch nur durch mechanische Mittel (künstliche Erweiterung des verengten Mutterhalses, Aufrichtung der geknickten Gebärmutter u. dgl.) Abhilfe geschafft werden, während bei entzündlichen Zuständen Blutentziehungen, kühlende und schwach abführende Mittel, kühlende Sitzbäder und aufsteigende Douchen von Nutzen sind. Liegen Blutarmut und Bleichsucht der D. zu Grunde, so müssen zunächst diese durch kräftige Diät, Eisenpräparate, regelmäßige Bewegung und reine Luft behoben werden. Frauen, welche an D. leiden, sollen übrigens schon vor dem Eintritt der Menstruation anstrengende Arbeiten und Gemütserregungen vermeiden, sich sorgfältig vor jeder Erkältung in Acht nehmen und am besten einige Tage das Bett hüten; während der Schmerzanfälle selbst erweisen sich der Genuß eines warmen Theeaufgusses (Pfefferminz-, Melissen- oder Lindenblütenthee), sowie das Auflegen von Wärmsteinen, feuchtwarmen Umschlägen oder gewärmten Tüchern auf den Unterleib nützlich. Bei sehr heftigen Schmerzen sind das Opium und seine Präparate nicht zu entbehren.

Dysmnesie (grch.), Gedächtnisschwäche.

Dysmorphie (grch.), Mißgestaltung, Mißbildung.

Dysodil, s. unter Bituminöser Schiefer.

Dysopie oder Dysopsie (grch.), Schwachsichtigkeit. [sinnes.

Dysosmie (grch.), Stumpfheit des Geruchs-

Dyspepsie (grch.) oder Verdauungsschwäche nennt man eine Reihe von Verdauungsstörungen, welche fast allen Magenkrankheiten gemeinsam zukommen und als der Ausdruck abnormer Verdauungsvorgänge innerhalb des Magens zu betrachten sind. Sie äußern sich hauptsächlich in Verminderung des Appetits, Druck und Spannung in der Magengegend, sauerm Aufstoßen, Übelkeit, bisweilen selbst Erbrechen; häufig ist auch Stuhlverstopfung, Kopfschmerz und Schwindel vorhanden. In chronischen Fällen entwickelt sich in der Regel eine verdrießliche, reizbare Gemütsstimmung, Hypochondrie und nicht selten eine beträchtliche Abspannung und Abmagerung des Körpers. Verursacht wird die D. entweder durch anatom. Störungen der Magenschleimhaut, insbesondere durch chronischen Magenkatarrh oder durch abnorme Beschaffenheit des Magensaftes oder dadurch, daß die Bewegungen des Magens vermindert sind und infolge dessen die genossenen Speisen nicht hinlänglich mit dem Magensafte gemischt werden, wie dies bei gewissen Nervenkrankheiten (Hypochondrie, Hysterie, Heimweh, Geisteskrankheiten) der Fall ist. Besonders

nachteilig wirkt die Überfüllung des Magens mit unverdaulichen, leicht in Gärung übergehenden Stoffen, sowie die übermäßige Verdünnung der Verdauungssäfte durch zu reichliches Trinken während der Mahlzeit; auch die häufige D. der Blutarmen und Bleichsüchtigen beruht auf zu spärlicher Absonderung oder abnorm dünner Beschaffenheit des Magensaftes. Eine besondere Form der Verdauungsschwäche stellt die sog. **atonische** D. dar; dieselbe findet sich häufig bei Personen, welche durch Nachtwachen, Kummer und Sorgen, durch übermäßige geistige Anstrengungen oder geschlechtliche Ausschweifungen erschöpft sind. Die atonische Verdauungsschwäche beruht im wesentlichen auf einer Erschlaffung der Magen- und Darmmuskulatur, sowie auf einer zu spärlichen Absonderung der Verdauungssäfte und unterscheidet sich von der auf Magenkatarrh beruhenden D. hauptsächlich dadurch, daß bei ihr die Zunge nicht belegt, der Geschmack unverändert und übler Geruch aus dem Munde nicht vorhanden ist; auch werden bei ihr Gewürze und reizende Genußmittel gut vertragen, während beim Magenkatarrh durch die letztern gewöhnlich eine Verschlimmerung des Zustandes erfolgt.

Die Behandlung der D. muß sich natürlich stets nach der Grundursache richten und ist deshalb sehr verschieden. Am wichtigsten ist immer eine strenge und konsequente Regulierung der Diät; man gestatte nur leicht verdauliche Nahrungsmittel (Milch, weichgekochte Eier, Wildbraten, Taubenfleisch, Weißbrot), die nur in kleinen Portionen und nur in größern Zwischenräumen zu genießen sind; spätes Essen, kurz vor dem Schlafengehen, ist ganz zu vermeiden. Gegen die auf zu spärlicher Absonderung des Magensaftes beruhende D. erweisen sich der Gebrauch der Pepsinpräparate (Pepsin, Pepsinwein, Pepsinessenz) und der Salzsäure (5 bis 8 Tropfen in einem Weinglas Wasser nach jeder Mahlzeit) nützlich. Bei abnormen Gärungsvorgängen leisten der Gebrauch der Alkalien (doppeltkohlensaures Natron, Magnesia), bisweilen Kreosot, Salzsäure gute Dienste, wogegen die D. der Blutarmen und Bleichsüchtigen durch ein kräftigendes Verfahren, durch Abhärtung, Seebäder, Eisenpräparate, leichte Eisenwässer (Pyrmont, Schwalbach, Elster), sowie durch verschiedene Bittermittel (Chinin, Hopfenbitter, Quassia, Enzian, Malzextrakt, gut gehopfte Biere) zu beseitigen ist.

Dysphagie (grch.), erschwertes Schlingen, entsteht entweder infolge entzündlicher Anschwellungen der Mund- und Rachenorgane (Gaumenbögen, Mandeln, Zäpfchen) oder durch Verengerung der Speiseröhre, welche letztere durch entzündliche Zustände (nach dem Verschlingen zu heißer Speisen und ätzender Säuren und Alkalien) oder durch schrumpfende Geschwürsnarben oder durch krebsige Entartung bedingt sein kann. Bisweilen beruht auch die D. auf einem Krampf oder auf Lähmung der Rachenmuskeln, wie dies bei Krankheiten des Nervencentralorgans zuweilen beobachtet wird. Länger andauernde D. ist immer ein besorgniserregender Zustand, und erfordert unter Umständen die künstliche Ernährung vermittelst eingeführter Schlundröhren. Bei Verengerungen der Speiseröhre ist immer die allmähliche Erweiterung derselben durch eingelegte Schlundsonden zu versuchen.

Dysphonie (grch.), erschwertes Sprechen.

Dysphorie (grch.), Übelbefinden, körperliches Unbehagen.

Dysphrasie (grch.), Sprachstörung infolge fehlerhafter Gedankenbildung.

Dyspnoë (grch.), **Schwer-** oder **Kurzatmigkeit**, heißt diejenige Abweichung des normalen Atmungsvorganges, bei welcher die Atembewegungen infolge von Sauerstoffmangel und Kohlensäureanhäufung im Blut häufiger, unter stärkerer Beteiligung der Atmungsmuskulatur des Rumpfes und des Halses, sowie unter mehr oder minder starkem Beklemmungs- und Angstgefühl erfolgen. Den entgegengesetzten Zustand, bei dem wegen Sättigung des Blutes mit Sauerstoff gar nicht geatmet wird, pflegt man als **Apnoë** zu bezeichnen. Die D. entsteht durch reflektorische Erregung des sog. Atmungscentrums im verlängerten Mark bei den meisten chronischen Herz- und Lungenkrankheiten, welche durch Verkleinerung der Atmungsfläche oder durch Cirkulationsstörungen innerhalb des kleinen Kreislaufs eine Überladung des Blutes mit Kohlensäure zur Folge haben, und unterscheidet sich vom Asthma, mit dem sie übrigens manche Ähnlichkeit hat, hauptsächlich dadurch, daß sie nicht, wie dieses, periodisch in längern oder kürzern Anfällen auftritt, sondern kontinuierlich andauert. (S. **Asthma**, **Atmung**, **Engbrüstigkeit**, **Lunge**.)

Dyß, vorhistor. Monumente in Dänemark, ähnlich den Dolmen und Cromlechs Frankreichs und Englands. Sie sind meist Grabkammern, in denen man Werkzeuge, Waffen und Schmuckgegenstände aus der Steinzeit gefunden hat.

Dystokie (grch.), fehlerhafte, schwere Entbindung.

Dysurie (grch.) oder **Harnstrenge** nennt man diejenige Störung der Harnentleerung, wobei der Harn nur mit Mühe und Schmerzen, bisweilen nur in gewissen Stellungen, in Absätzen oder tropfenweise gelassen werden kann. Ihre häufigste Ursache sind Erkrankungen der Harnröhre, insbesondere angeborene oder erworbene Verengerungen der Vorhaut, entzündliche Schwellungen und die nach diesen häufig zurückbleibenden narbigen Verengerungen oder sog. Strikturen der Harnröhre, sowie verschiedene Krankheiten der Harnblase, besonders Blasenkatarrh, Blasenkrampf, fremde Körper und Steine in der Harnblase u. s. w. Bei Männern, zumal in vorgerückten Jahren, rufen auch die Vergrößerungen und entzündlichen Anschoppungen der Vorsteherdrüse nicht selten D. hervor. Die Behandlung ist je nach der Grundursache sehr verschieden, doch kann bei allen auf mechan. Hindernissen beruhenden Formen der D. nur von einer sachgemäßen mechan. Behandlung, von der Erweiterung der verengten Harnröhre durch den Katheter oder das Messer, von der Zertrümmerung und Entfernung des Blasensteins und ähnlichen chirurgischen Eingriffen dauernde Abhilfe erwartet werden.

Dyveke oder **Düveke**, d. h. Täubchen, von den lat. Chronikenschreibern **Columbula** genannt, geb. 1491 zu Amsterdam, die Tochter der Sigbrit Willums, ist bekannt durch ihr Verhältnis zu dem dän. König Christian II. und deshalb in Werken der Dichtkunst gefeiert worden. Christian lernte sie in Bergen 1507 kennen, wo sich ihre Mutter als Schenkwirtin niedergelassen hatte. Er folgte ihm nach Oslo und nach seiner Thronbesteigung (1513) nach Kopenhagen, wo er auch nach seiner Vermählung (1515) mit Isabella, der Schwester Kaiser Karls V., sein Verhältnis mit ihr fortsetzte und ihrer klugen und besonders in Handels

ichtsvollen Mutter einen bedeutenden
f die Angelegenheiten des Landes ge-
igbrit war deswegen dem mächtigen
erhaßt, und man hat es wahrscheinlich
ersucht, daß der plötzliche und wie die
urch Gift herbeigeführte Tod D.s (1517)
Wunsche hervorging, das stärkste Band
ristian und der Ausländerin zu vernich-
auch nach dem Tode D.s behielt Sigbrit
n Einfluß und der Charakter Christians
n seiner ganzen Wildheit hervor. Als
r derselben fiel der Schloßhauptmann
e, welcher beschuldigt wurde, die Gunst
t zu haben, und welchen das Gerücht
Mörder bezeichnete. Samsöe, ein dän.
rieb gegen Ende des 18. Jahrh. ein in
n oft aufgeführtes Trauerspiel «Dyveke»,
Manthey ins Deutsche übersetzt wurde
98; neue Aufl., Lpz. 1810). Novellistisch
handelte denselben Stoff Münch in sei-
aphisch-histor. Studien», rein novellistisch
Tromlitz, als histor. Roman der Däne
«Wilhelm Zabern» und Ida Frick in
Willms» (Dresd. u. Lpz. 1843), als
Marggraff im «Täubchen von Amster-
1839), Riekhoff in der Tragödie «Dü-
l. 1843) und Mosenthal im Drama
Lpz. 1860).

, See in Asien, s. **Saisan**.

zyce, Kreisstadt im russ.-poln. Gou-
Kielce in Polen, 75 km südwestlich von
(1882) 5291 E., ist 30 km von der österr.
ernt und 45 km nördlich von Krakau.

ski (Titus, Graf), poln. Patriot, geb.
sen, erhielt seine Erziehung unter Lei-
ofpredigers Theremin in Berlin. Nach
des Herzogtums Warschau und der Er-
eines Vaters zum Senator und Ge-
Napoleon I. setzte er seine Studien in
kehrte 1812 in die Heimat zurück, die er
Einzuge der Russen mit seinen Eltern
ieß, und besuchte dann in Prag die Po-
Schule unter Gerstner. Nach dem
ieden widmete er sich auf seinem Gute
Posen der Anordnung seines reichhal-
rschatzes und des großenteils von seiner
ter, der letzten Leszczynska, ererbten
s, um eine nationale öffentliche Bi-
gründen. Zu diesem Zwecke besuchte
sterbibliotheken Polens und bereiste
Dänemark, Böhmen, Deutschland und
Die unterdes von Raczynski gegrün-
iche Bibliothek in Posen veranlaßte je-
e eigene auf seinem Stammsitze Kurnik
Mitglied der Gesellschaft der Freunde
schaften in Warschau, der Litterarischen
der Universität in Krakau, förderte er
ebungen und ließ das von Lelewel redi-
atut litewski» (Pos. 1841) drucken.
ruch der poln. Revolution (1830) eilte
arschau, trat als Freiwilliger in die po-
n und war nach der Schlacht bei Dembe
nt Skrzyneckis thätig. Nach neunjäh-
estration seiner Besitzungen in Posen
n auf diese zurückgekehrt, wirkte er als
er zum Provinziallandtage und war
nzige poln. Deputierte auf dem Reichs-
urt. Seitdem lebte er nur seinen litte-
wecken. Er veröffentlichte außer meh-
rern polnischen die historisch wichtigen Werke: «Liber geneseos illustris familiae Schidloviecie» (Par. 1848), «Acta Tomiciana» (9 Bde., Pos. 1852), «Lites ac res gestae inter Polonos ordinemque Cruciferorum» (4 Bde., Pos. 1855), «Collectanea vitam resque gestas Joannis Zamoyscii illustrantia» (Pos. 1861) und wurde 1859 in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt. Er starb 12. April 1861. — Sein einziger Sohn, Graf Johann D., geb. 1829, studierte in Berlin Rechts- und Staatswissenschaften, vermählte sich 1857 mit Isabella, Prinzessin Czartoryska, wurde 1862 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, nahm als Haupt der aristokratischen Partei im preuß. Polen an dem 1863 im Königreich Polen ausgebrochenen Aufstande gegen die russ. Herrschaft thätigen Anteil und leitete die Zuzüge von preuß. Gebiet aus. Nach einer Haussuchung bei ihm entzog er sich der Verhaftung durch seinen Übertritt zu den Aufständischen in Polen und ging später nach Paris. Wegen Hochverrats gegen Preußen 1864 angeklagt, wurde er in contumaciam zum Tode, darauf, als er sich dem Gericht stellte, 1869 zu dreijähriger Einschließung verurteilt, aber infolge der allgemeinen Amnestie begnadigt. Hierauf lebte er abwechselnd in Kurnik und Paris, befaßte sich mit Förderung der poln. Litteratur und unterstützte poln. Schriftsteller sowie gemeinnützige Anstalten. Er starb kinderlos am 30. März 1880 in Kurnik. Mit ihm erlosch die männliche Linie der von alters her angesehenen Familie D. Seine Güter erbte sein Schwestersohn Graf Wladyslaw Zamojski.

Dzierzkowski (Joseph), poln. Schriftsteller, geb. 1807 in Zawerow in Galizien, wandte sich, nachdem er sein Vermögen verschwendet hatte, schriftstellerischer Thätigkeit zu, verfaßte zahlreiche Feuilletonartikel und schrieb dann eine Reihe von Erzählungen und Romanen, durch welche er sich eine Zeit lang zum beliebtesten Schriftsteller Galiziens aufschwang. Er schilderte in ihnen vornehmlich die Schwächen und die Verderbtheit der höhern Stände im Gegensatze zu dem biedern, thätigen und opferwilligen niedern Volke. Sie zeichnen sich zwar durch treffliche Charakteristik und fesselnde Durchführung aus, bleiben aber von tendenziösen Schilderungen nicht frei. So in dem Roman «Salon i ulica» («Der Salon und die Straße», Lemb. 1847). Zu den besten Erzählungen gehört die auch ins Deutsche übersetzte «Universal hetmanski» («Das Umlaufschreiben des Hetmans», 2 Tle., Lemb. 1858). D. verfaßte auch ein 1860 mit Beifall aufgenommenes Drama «Iskra poezyj» («Der Funke der Poesie»). Er starb in Lemberg 13. Jan. 1865.

Dzierzon (Joh.), einer der vorzüglichsten Kenner der Bienen und ihrer Zucht, geb. 16. Jan. 1811 zu Lowkowitz in Oberschlesien, wo seine Eltern ein kleines Gut bewirtschafteten, kam in seinem 12. Jahre nach Breslau, wo er das Gymnasium besuchte und sich seit 1830 auf der Universität den theol. Studien widmete. Nach Beendigung derselben ward er 1834 als Hilfsgeistlicher angestellt, 1835 als Pfarrer nach Karlsmarkt berufen; 1869 wurde er emeritiert. Nachdem er bereits 1845 in den «Frauendorfer Blättern», sowie der «Bienenzeitung» verschiedene Gegenstände der Bienenpflege besprochen hatte, ließ er «Theorie und Praxis des neuen Bienenfreundes» (Brieg 1848; Nachtrag,

Nördl. 1852) erscheinen, welchem Werke später die Zeitschrift «Der Bienenfreund aus Schlesien» (seit 1854) und sein Hauptwerk: «Rationelle Bienenzucht» (Brieg 1861; 2. Aufl. 1878) folgten. D. gilt nicht nur für den gründlichsten Kenner der Naturgeschichte der Bienen, sondern hat sich auch um die Zucht dieses nützlichen Insekts, besonders durch seine neuen, höchst vorteilhaften Einrichtungen der Stöcke, sowie durch Einführung der ital. Bienenart die größten Verdienste erworben. (S. Biene.)

Dzumaleu, Gebirgsstock im S. der Bukowina, zwischen der Goldenen Bistritz und der Moldava, der von N. nach SW. durch die Straße von Posoritta (an der Moldava) nach Jakobeni (an der Bistritz) begrenzt wird. Das ganze Gebiet ist reich bewaldet. Unter den Kuppen sind Bernariel (1322 m) oberhalb im NO. Dorna Watra, Opčinamare (1329 m) östlich von Jakobeni, Alluno (1661 m) südlich von Posoritta und die höchste derselben Dzumaleu-Kaldu (1852 m), die dem Gebirgsstocke den Namen gab, die wichtigsten.

E.

E, der fünfte Buchstabe unsers Alphabets, bezeichnet eine Reihe von Vokallauten, die zwischen a und i liegen; die sich dem a nähernde Aussprache pflegt man die offenere (é ouvert), die nach i hin liegende die geschlossene (é fermé) zu nennen; erstere z. B. im Worte «her», letztere z. B. in «See». Im Deutschen wird übrigens der e-Laut häufig mit ä geschrieben, sodaß im Deutschen weit mehr e gesprochen als geschrieben werden. Der Laut e, den schon neben o und a die indogermanische Ursprache besaß, ist in den beiden arischen Sprachen, Indisch und Iranisch, in a übergegangen, in den europ. Gliedern des Sprachstammes aber erhalten, daher griech. esti, lat. est, litauisch esti, aber sanskrit ásti (er ist). Im ältesten uns erhaltenen Deutsch, dem Gotischen, ist das alte e zu i geworden, daher diese Sprache gar kein kurzes e hat, sondern an dessen Stelle i, z. B. ist, ita (ich esse). Die übrigen und spätern deutschen Dialekte haben den e-Laut sehr häufig; derselbe ist wesentlich auf drei Arten entstanden: 1) durch Schwächung der Vokale in den Endsilben, z. B. got. sókida, jetzt «suchte»; 2) durch Umlaut, indem ein a durch i der folgenden Silbe zu e (meist ä geschrieben) verwandelt wird, z. B. got. badi, jetzt «Bett», got. nasida, jetzt «nährte»; 3) durch Brechung, indem ein i durch a der folgenden Silbe zu e verwandelt wird (in grammatischen Werken mit ë bezeichnet), z. B. got. giban, jetzt «geben». In älterer Zeit und in Dialekten noch jetzt werden e und ë scharf voneinander geschieden.

In der Musik ist E (ital. und frz. mi, engl. ebenfalls E) die Benennung und Bezeichnung für die dritte diatonische Tonstufe oder die fünfte Saite der diatonisch-chromatischen Tonleiter. (S. Ton und Tonarten.) Gegen den Grundton C macht der Ton E zwei ganze große Töne aus. Der Ton E wird durch eine Saite von $^{4}/_{5}$ der Länge einer Saite (natürlich von gleicher Stärke, Dichtigkeit und Spannung) erzeugt, welche den Grundton C gibt.

Als Abkürzungszeichen steht E und e in röm. Inschriften, Handschriften u. s. w. für Ennius, egregius, emeritus, eques, est, evocatus u. s. w. In der Chemie ist Er die Abkürzung für Erbium. Auf deutschen Reichsmünzen bezeichnet E den Münzort Dresden, auf ältern preußischen: Königsberg, auf österreichischen: Karlsberg (in Siebenbürgen), auf französischen: Tours. In der Logik bezeichnet E einen allgemein verneinenden Satz; in der Physik ist es die Bezeichnung für Elektricität. Als engl. Abbreviatur steht E für Earl, East, Easter, England und English; als franz. Abbreviatur in geogr. und nautischen Werken für Est (Ost, Ostpunkt).

Eagle (spr. Ihg'l, Adler) ist der Name der Hauptgoldmünze der Vereinigten Staaten von Amerika, des Stücks zu 10 Doll. Dasselbe zeigt, ebenso wie die Stücke zu 20 Doll. (Doppel-E.), zu 5 Doll. (halber E.) und zu $2^{1}/_{2}$ Doll. (Viertel-E.), als Prägebild einen Adler im Revers. Während der ersten Münzperiode (seit 2. April 1792) hatte der E. das Gewicht von 270 engl. Troy-Grän und die Feinheit von $^{11}/_{12}$ oder von $916^{2}/_{3}$ Tausendteilen oder 22 Karat, sodaß in einem Stück $247^{1}/_{2}$ Grän feines Gold enthalten waren und der Wert desselben 44,7453 deutsche Mark betrug. Nach dem Münzgesetze vom 28. Juni 1834 wurde das Gewicht des E. auf 258 Troy-Grän und die Feinheit auf 899[illegible] Tausendteile (= $^{116}/_{129}$ oder 21 Karat $6^{42}/_{43}$ Grän) herabgesetzt, sodaß ein Stück nur noch 232 Grän Feingold enthielt und sein Wert sich auf 41,[illegible] deutsche Mark verminderte. Eine nochmalige Abänderung hat die Ausprägung der Goldmünzen durch das Gesetz vom 18. Jan. 1837 erfahren, nach welchem zwar das Gewicht des E. das nämliche geblieben, die Feinheit aber auf 9 Zehnteile (= $^{900}/_{1000}$) oder 21 Karat $7^{1}/_{5}$ Grän normiert worden ist, so daß sich damit das Feingewicht auf $232^{1}/_{5}$ Grän, der Wert auf 41,9792 deutsche Mark erhöht hat. Das neue Münzgesetz vom 12. Febr. 1873 erhält diese Bestimmungen aufrecht. Der E. der heutigen Prägung wiegt demnach gesetzlich 16,718 g und enthält an feinem Golde 15,0463 g. Außer ganzen E. werden seit 1795 auch halbe E. und seit 1796 Viertel-E. geprägt, welche genau zur Hälfte und zum Viertel des jedesmaligen Gewichts und Feingewichts eines ganzen E. ausgemünzt sind. Seit 1849 werden auch Doppel-E. zu 20 Doll. ausgeprägt, im doppelten Gewicht und Feingewicht der einfachen E. Seit derselben Zeit münzt man Stücke zu 1 Doll. (also Zehntel-E.) in Gold, die sich aber nicht als geeignetes Umlaufsmittel bewährt haben und nur noch wie eine Art Scheidemünzen dienen. Seit 1853 werden ferner Goldstücke zu 3 Doll. (also zu $^{3}/_{10}$ E.) geprägt; diese wie die einfachen Dollars führen nicht den Adler, sondern nur die Wertbezeichnung im Avers; beide Sorten haben das ihrem Nennwerte entsprechende Gewicht und Feingewicht (bezüglich $^{3}/_{10}$ und $^{1}/_{10}$ desjenigen des ganzen E.). Für Californien insbesondere wurden seit 1851 auch fünffache E. zu 50 Doll. und seit Ende 1852 neunfache E. zu 90 Doll. ausgemünzt (die ersten anfänglich nur teils 880, teils 887 Tausendteile fein, aber dem entsprechend schwerer, wie man auch für Californien seit 1852 eine Zeit lang besondere eckige

und doppelte E. von nur 884 Tausendteilen Feinheit, aber entsprechendem, etwas größerm Gewicht prägte); die Prägung dieser Stücke wurde aber nach einigen Jahren wieder eingestellt.

Eagle Harbor, Ort im County Houghton des nordamerik. Unionsstaats Michigan mit etwa 2000 E., an einer Bucht des Michigansees gelegen, bildet den Ausfuhrhafen für die Erzeugnisse reicher Kupferminen, welche in seiner Nähe liegen.

Eagle Paß, Hauptort des County Maverick im nordamerik. Unionsstaat Texas an dessen westl. Grenze gegen Mexiko auf dem linken Ufer des Rio Grande gelegen, bildete früher eine Hauptniederlage für den legitimen Handel sowohl als den Schmuggel zwischen Texas und Mexiko und ist neuerdings wieder dadurch von Bedeutung geworden, daß die (1883) im Bau begriffene Texas-Topolovampo-Pacific-Eisenbahn, sowie die International-Construction-Company-Line bei E. den Rio Grande überschreiten und den alten Handelsweg von San-Antonio de Bexar nach der Küste des Stillen Oceans wieder einschlagen. Zwischen E. und der Einmündung des aus dem texanischen Hügellande kommenden San-Pedro-River liegt ein breiter Streifen fruchtbaren Flachlandes, der für den fruchtbarsten Teil des ganzen Rio Grande-Thals erklärt wird.

Ealdorman (angelsächs.), s. Alderman.

Ealing (spr. Jhling), Stadt in der engl. Grafschaft Middlesex, 2 km nördlich von Brentford und an der Great-Western-Eisenbahn, mit (1880) 15766 E., hat schöne Landhäuser und vorzügliche Schulen. In der Nähe liegt der dem Freiherrn von Rothschild gehörende Gunnersbury-Park.

Earl (spr. Erl), Graf, engl. Adelstitel, entstanden aus dem dän. Jarl, trat seit der Eroberung Englands durch Knut (1016) und gelegentlich schon früher an die Stelle des bis dahin gebräuchlichen sächs. Ealdorman (s. Alderman), und behauptete sich auch unter den Normannen, ohne durch das franz. Comte verdrängt zu werden. Bis in die Mitte des 14. Jahrh. war E. die höchste Stufe des engl. Adels, wurde aber auf die zweite herabgedrängt, als Eduard III. seinen Sohn, den Schwarzen Prinzen, 1346 zum Herzog (Duke) von Cornwall, und auf die dritte, als Richard II. seinen Günstling Robert de Vere 1386 zum Marquis von Dublin ernannte. Schon unter den normann. Königen ist der Titel E. eine bloße Standesauszeichnung ohne territoriale Gewalt. Jeder E. ist zugleich Viscount oder Baron, welcher sog. zweite Titel aus Höflichkeit (by courtesy) seinem ältesten Sohne beigelegt wird. Die jüngern Söhne führen den Familiennamen mit dem Prädikat Honourable, die Töchter aber den Titel Lady vor dem Taufnamen. Der E. selbst wird als Right Honourable und in amtlichen Zuschriften vom König als «Unser sehr treuer und sehr geliebter Vetter» angeredet.

Earlom (Richard), Kupferstecher, hauptsächlich als Verfertiger von Schabkunstblättern thätig, geb. in Somersetshire 1718. Gemäß der eminent malerischen Richtung, welche im Stichwesen seiner Zeit vorherrschte, wußte er die koloristische Wirkung der damals so beliebten geschabten Blätter noch zu erhöhen, indem er einzelne Partien durch Ätzung hervorhob, ein Genre, welches durch ihn sehr in Aufnahme kam. Sein Werk umfaßt die bedeutendsten gleichzeitigen Maler Italiens, Frankreichs, Englands und der Niederlande; so lieferte er Blätter nach Rubens, van Dyck, Hobbema, Rembrandt, Poussin, Claude Lorrain (das berühmte liber veritatis, worin des Malers von ihm selbst als echt anerkannte Werke nach dessen Originalzeichnungen in über 200 Blättern dargestellt sind), Annibale Carracci, Carlo Dolce, Giordano, Tintoretto, Sacchi u. s. w. Seine eigenen Zeichnungen wurden bisweilen von andern geschabt, so die nach dem Gemälde Contarinis gezeichnete Madonna durch Robert Lowrie. E. starb 1794 in London.

Earlstone (spr. Erl-) oder Ercildon, Flecken in der schott. Grafschaft Berwick, in dem vom Leader, Nebenfluß des Tweed, bewässerten Lauderdale, 10 km im SSO. von Lauder, mit 1170 E., welche Wollwaren und Shawls fabrizieren. In E. residierten die Grafen von March. Learmont, zubenannt Thomas der Reimer, Dichter und Seher im 13. Jahrh., bewohnte einen noch jetzt vorhandenen Turm, und gab seine Wahrsagersprüche unter dem Eildonbaume.

Earn (spr. Ern; Loch), See in Schottland, Grafschaft Perth, 5 km westlich von Comris. Der Name bedeutet Adlersee; er ist 13 km lang und 1600 m breit. Auf einer seiner Inseln steht eine Burgruine. Die ihn umgebenden Berge kulminieren in dem 970 m hohen Ben Voirlich und in einem 890 m hohen andern Gipfel.

Eastbourne (spr. Jhst-), Stadt in der engl. Grafschaft Sussex, am Kanal La Manche, 26 km im OSO. von Lewes und 5 km im NO. von Beachy-Head oder Kap Bévezier, mit welchem die Hügelreihe der South-Downs im Osten endigt, zählt (1881) 21977 E., ist klimatischer Kurort und Seebad und besitzt in der Nähe die Mineralquelle Holywell; auch finden sich noch röm. Altertümer.

East-Cañon City, Stadt im nordamerik. Territorium Utah, erst neuerdings infolge der Entdeckung von Goldlagern entstanden, zählt etwa 3000 E.

Easterlings («Ostmänner»), im Mittelalter Name der skandinav. Seeräuber in England; aus Easterling (was von Osten kommt) entstand auch durch Abkürzung der Münzausdruck Sterling (s. d.).

East-Galloway, schott. Grafschaft, s. Kirkcudbright.

East-Greenwich (spr. Jhst-Grinnitsch), Hauptort des County Kent im nordamerik. Unionsstaat Rhode-Island am westl. Ufer der Narragansettbai, zählt (1880) 2887 E. Es liegt 5 km von dem Seebade Newport entfernt, an einer der Eisenbahnen zwischen Neuyork und Boston, und ist die Heimat des berühmten amerik. Revolutionsgenerals Nathaniel Greene.

Eastlake (spr. Jhstlehk, Sir Charles Lock), ausgezeichneter engl. Künstler, geb. zu Plymouth 17. Nov. 1793, bildete sich in London und Paris zum Maler aus und setzte dann seit 1817 seine Studien in Venedig und Rom fort, sich vorzüglich Tizian zum Muster nehmend, dessen Weise er sehr glücklich sich aneignete, ohne die eigene Originalität einzubüßen. Dennoch mußte er bei seinem spätern Auftreten im Vaterlande dem Geschmacke seiner Landsleute anfangs Konzessionen machen, ehe er sich eines ungeteilten Beifalls erfreuen konnte. Man war mit seiner Färbung nicht einverstanden, die allerdings die Lebenskräftigkeit der Tizianschen nicht erreicht. Dann behagten histor. Vorwürfe nicht, wie z. B. der Spartaner Isadas, der sich nackt aus dem Bade in die Schlacht stürzt. So mußte sich E. mehr dem in England beliebten Genresache zuwenden. Er that

es mit großem Erfolge durch eine Reihe von Banditenscenen, welche 1824 entstanden, und denen sich Darstellungen aus dem südl. Winzerleben anschlossen. Eine Reise durch Griechenland lieferte ihm eine reiche Ausbeute zu neugriech. Volksscenen. Hierher gehört das schöne Bildnis einer Griechin in Nationaltracht; ferner die griech. Flüchtlinge (ausgestellt 1833). Andere Arbeiten aus dieser Periode sind: die Hölle der Verzweiflung, eine Allegorie nach Spenser; eine von Räubern angefallene Bauernfamilie; eine andere in der Tracht von Cari u. s. w. Diese Bilder zeigen eine feine Durchführung und eine klare und tiefe Farbengebung. Er wurde 1841 nach München gesandt, um zu untersuchen, ob die dort blühende Freskomalerei auch für die neuerbauten engl. Parlamentshäuser anzuwenden sei, und ob deutsche Maler für diesen Zweck zu berufen wären. Er sprach sich für die Anwendung aus und begann dann selbst mit sieben andern Malern die ihm übertragene Ausschmückung der Gebäude. Dabei fuhr er fort, die Ausstellungen zu beschicken. So sah man von ihm noch die Pilger, welche die heilige Stadt erblicken, eine Heloise, in der Behandlung ganz an die alten Venetianer erinnernd. Später ließen jedoch seine amtlichen Beschäftigungen als Präsident der Kunstakademie (seit 1851) und Direktor der Nationalgalerie (seit 1855) ihm wenig Muße zu selbständigen Arbeiten. Als Schriftsteller trat E. zuerst mit einer Übersetzung der Goetheschen «Farbenlehre» (Lond. 1840) auf. Die zweite Auflage des von seiner Frau übersetzten Kuglerschen «Handbuchs der Malerei» begleitete er (1851) mit zahlreichen Anmerkungen und gab auch «Materials for a history of oil painting» (Lond. 1847; Bd. 2, 1869), eine der wichtigsten histor.-technischen Untersuchungen, heraus. Kleinere Schriften von ihm wurden gesammelt unter dem Titel «Contributions to the literature of the fine arts» (Lond. 1848; neue Aufl., 2 Bde., 1870). E. starb während eines Aufenthalts in Italien zu Pisa 23. Dez. 1865. Eine Biographie von E. veröffentlichte seine Gattin (Lond. 1870).

Seine Gattin, Elisabeth E., eine Tochter des Arztes Rigby in Norwich, hat sich durch ihre «Letters from the shores of the Baltic» (Lond. 1841; deutsch, Lpz. 1846) bekannt gemacht, worin sie in anziehender Weise ihren Aufenthalt bei einer in Estland verheirateten Schwester schildert, und denen sie «Livonian tales» (Lond. 1846) folgen ließ. Im J. 1849 vermählte sie sich mit E., dem sie dann in seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen treu zur Seite stand. Von ihren eigenen Werken ist die von Mrs. Jameson begonnene «History of Our Lord, as exemplified in works of art» (2 Bde., Lond. 1864) das bedeutendste.

East-Lothian, schott. Grafschaft, s. Haddington.

East-Main, der westl. Teil von Labrador, welcher nebst der Südseite, vom Kap Sablon an, zur Dominion of Canada gehört. Er hat den Namen nach einer an der Jamesbai und am East-Main-Flusse gelegenen Faktorei der engl. Pelzhändler, in 52° 15' nördl. Br.

Eastman (Marie Henderson), amerik. Schriftstellerin, geb. 1817 zu Warrenton im Staate Virginien, hat sich als Verfasserin von «Aunt Phillis' Cabin», einer im Geiste der Sklavenhalter geschriebenen Entgegnung auf Beecher Stowes «Uncle Tom's Cabin» (1852) und durch mehrere Darstellungen aus dem Indianer- und Grenzleben einigen Ruf erworben.

East-Meath, s. Meath.

Easton, mehrere Ortschaften in den Vereinigten Staaten von Amerika. Hervorzuheben sind: 1) Easton, die auf dem rechten Ufer des Delaware (s. d.) gelegene Hauptstadt des County Northhampton im Staate Pennsylvanien, zählt (1880) 11924 E. und ist zum größten Teil auf hügeligem Terrain angelegt, besitzt jedoch nichtsdestoweniger schöne breite, in rechten Winkeln sich schneidende, regelmäßige Straßen. Unweit der großen Anthracit-Kohlenbergwerke Pennsylvaniens und unerschöpflicher Eisenlager, sodann aber auch in einem äußerst fruchtbaren Distrikt gelegen, hat sich E. zu einer bedeutenden Handels- und Fabrikstadt emporgeschwungen. Der Morris, der Lehigh und der Delawarekanal einerseits, andererseits aber die Neujersey-Central-, die Lehigh-Valley-, die Lehigh-Susquehanna-, die Morris- und Essex-, die Belvidere-Delaware- und die Delaware-Lackawanna-Western-Eisenbahn vermitteln den Verkehr nach allen Richtungen hin, insbesondere mit dem nur 120 km entfernten Neuyork und dem nur 90 km entfernten Philadelphia. E. hat gute Schulen, zahlreiche Kirchen und ist der Sitz des im J. 1832 gestifteten Lafayette-College, welches (1879) 27 Lehrer und 183 Studierende zählt, und eine Bibliothek von 21000 Bänden hat. Die Stadt wurde 1738 gegründet und 1789 inkorporiert. 2) Easton, Ortschaft des County Bristol im Staate Massachusetts mit (1880) 3902 E. 3) Easton, Hauptstadt des County Talbot im Staate Maryland mit (1880) 3005 E.

Eastport, Hafenort des nordamerik. Unionsstaats Maine im County Washington, liegt hart an der Grenzlinie zwischen den Vereinigten Staaten und Neubraunschweig auf der Südostküste von Moose-Island in der Passamaquoddybai, zählt (1880) 4062 E., hat einen geräumigen, den ganzen Winter eisfreien Hafen, in welchem die Flut bis zu 7 m steigt, und unterhält einen beträchtlichen Handel mit den benachbarten brit. Provinzen. Haupthandelsartikel sind Bauholz und Heringe. Durch eine 360 m lange, bedeckte Brücke ist E. mit dem Festlande und durch zahlreiche, regelmäßige Dampferlinien mit Boston, Portland, St.-John, St.-Andrews und Calais verbunden. Der Hafeneingang wird durch Fort Sullivan verteidigt. E. erhielt seinen Freibrief 1798. Am 11. Juli 1814 wurde es von den Engländern genommen und im Frieden von Gent von ihnen als ursprünglich zu Neubraunschweig gehörig beansprucht, jedoch am 30. Juni 1818 wieder an die Vereinigten Staaten herausgegeben.

East-Retford, Stadt in der engl. Grafschaft Nottingham, am Trent-Rother-Kanal, zwischen Sheffield und Lincoln, 27 km westlich von letzterm mit (1881) 9748 E., worunter viele Strumpfwirker, Seidenweber und Spitzenmacherinnen.

East-Riding, der östl. Bezirk der engl. Grafschaft York, 3038,38 qkm mit (1881) 310830 E.

East-Riding, der östl. Teil der Insel Wight (s. d.).

East-River, eine Wasserstraße des nordamerik. Unionsstaats Neuyork, welche den neuyorker Hafen mit dem Long-Island-Sund verbindet. Sich bei einer Länge von etwa 28 km zwischen Throg's Neck und der Battery in südwestl. Richtung bogenförmig erstreckend, hat sie zwischen den beiden Städten

Neuyork und Brooklyn eine Breite von ungefähr 1200 m, erweitert sich aber nach dem Long-Island-Sund zu bedeutend. Fort Schuyler verteidigt hier den nordöstl. Zugang zu Neuyork. Eine schmale, unfahrbare Wasserstraße, Harlem-River und Spuyten-Duyvel-Creek, verbindet den Hudson mit dem E. und trennt zugleich die Insel Manhattan, auf welcher die Stadt Neuyork liegt, vom Festlande. Unter den zahlreichen Inseln des E. ist hervorzuheben das langgestreckte **Blackwell's Island** mit den darauf befindlichen Strafanstalten, der Irrenanstalt, dem Hospital, dem Arbeits- und Armenhaus, ferner Ward's Island mit den ausgedehnten Anlagen der Einwanderungskommissare. Der E. ist für die größten Seeschiffe fahrbar und hat eine ungemein starke Flut, welche die Stadt Neuyork vom Long-Island-Sund her dreiviertel Stunden früher erreicht als vom neuyorker Hafen aus. Der Verkehr auf demselben ist ein sehr lebhafter. Die vom Hafen von Neuyork 11 km entfernten Felsenriffe von «Hell Gate» (Höllenthor) zwischen Ward's Island und der Ortschaft Astoria auf Long-Island waren bis in die neueste Zeit der Schiffahrt sehr gefährlich. Durch die am 1. Juli 1876 erfolgte Sprengung von «Flood Rock» und durch umfassende neuerliche unterseeische Sprengungen sind diese Hindernisse jedoch bereits zum größten Teil beseitigt, sodaß die ehemals nur 180 m breite Fahrstraße schon bedeutend erweitert ist und nach Abschluß der Sprengarbeiten im J. 1883 eine Breite von 360 m erhalten wird. Auch der an der Einfahrt vom neuyorker Hafen zwischen der Battery und Governor's Island liegende, über $1\frac{1}{2}$ ha große «Diamond Reef» ist nach den verschiedensten mißlungenen Versuchen durch gewaltige Sprengarbeiten am 9. Juli 1880 erfolgreich beseitigt worden. Eine Vertiefung und Verbreiterung der obengenannten natürlichen Wasserstraße zwischen dem Hudson und dem E. auf 6 beziehentlich 100 m ist projektiert, der Bau einer kolossalen Kettenbrücke über den E., welche Brooklyn mit Neuyork verbinden soll, 1870 in Angriff genommen. (S. **Brooklyn** und **Brücke**, Bd. III, S. 601[b]; Abbildung auf Tafel: **Brücken II**, Fig. 4.)

East-Saginaw, bedeutender Handelsplatz des County Saginaw im nordamerik. Unionsstaat Michigan, liegt auf dem rechten Ufer des Saginaw-River, der Stadt Saginaw schräg gegenüber, etwa 25 km oberhalb der gleichnamigen Bai des Huronensees und 140 km nordnordwestlich von Detroit, und zählte 1860 erst 3001, 1870 schon 11340, 1880 dagegen bereits 19016 E. Die Flint-Père-Marquette- und die Jackson-Lansing-Saginaw-Eisenbahn treffen sich hier. Außerdem bildet es noch den Ausgangspunkt der Saginaw-Valley-St.-Louis-Eisenbahn. E. ist der Ausfuhrhafen und Geschäftsmittelpunkt für die Erzeugnisse der ausgedehnten Holz- und Salzregionen des Saginaw-River-Gebietes. Die Stadt besitzt eine Wasserleitung, Kanalisation und zahlreiche Sägemühlen und Salzwerke und unter andern industriellen Anlagen die Werkstätten der Flint-Père-Marquette-Eisenbahn, welche über 500 Arbeiter beschäftigen. Das öffentliche Schulwesen ist gut organisiert. Es erschienen 1882 fünf tägliche Zeitungen und fünf Wochenschriften. Im J. 1850 gegründet, erhielt E. seinen Freibrief als Stadt 1859.

East-St.-Louis, Stadt und Eisenbahnknotenpunkt im County St.-Clair des nordamerik. Unionsstaats Illinois auf dem linken Ufer des Mississippi mit (1880) 9185 E., darunter viele Deutsche, steht mit dem gegenüberliegenden St.-Louis durch eine (im ganzen mit den Zufahrten) 1963 m lange Brücke in Verbindung und vermittelt auf diese Weise den gesamten Eisenbahnverkehr zwischen St.-Louis und dem östlich vom Mississippi liegenden Teil der Vereinigten Staaten. Es münden hier 10 Eisenbahnlinien, nämlich die Cairo-St.-Louis-, die Chicago-Alton-, die Illinois-St.-Louis-, die Indianapolis-St.-Louis-, die Ohio-Mississippi-, die Rockford-Rock-Island-St.-Louis-, die St.-Louis-Alton-Terre-Haute-, die St.-Louis-Southeastern-, die St.-Louis-Vandalia-Terre-Haute-, endlich die Toledo-Wabash-Western-Eisenbahn. Das Geschäfts- und Verkehrsleben der Stadt ist infolge dessen auch sehr bedeutend. E. besitzt ausgedehnte Viehhöfe (stock yards).

Eastwick (Edward Backhouse), engl. Orientalist und Politiker, geb. 13. März 1814 in Warfield (Berkshire), studierte in Oxford und trat dann in den Dienst der Ostindischen Kompagnie, in dem er 1839 zum Geschäftsträger in Sindh aufstieg und 1842 Sir Henry Pottinger zum Abschluß des Friedens nach China begleitete. Nach England zurückgekehrt, wurde er 1845 Professor des Hindustani und Telugu in dem College der Ostindischen Kompagnie in Haileybury. Schon vorher hatte er ein «Vocabulary of the Sindhi language» (Bombay 1843) und eine «Translation of Schiller's history of the Netherlands» (Lond. 1844) herausgegeben. Während seiner Professur veröffentlichte er, außer «A grammar of the Hindustani language» (Lond. 1847), eine Übersetzung von Bopps «Vergleichender Grammatik» (Lond. 1856), sowie eine Reihe von Übersetzungen aus dem Persischen, unter denen Sadis «Gulistan» (Hertford 1850) die bedeutendste war. Nach der Auflösung der Ostindischen Kompagnie ging E. 1860 als engl. Geschäftsträger nach Persien, ein Posten, den er bis 1863 bekleidete. Seinen Aufenthalt in diesem Lande beschrieb er in «Journal of a diplomatist's three years residence in Persia» (Lond. 1864). Im J. 1864 als Kommissar der General Credit Company zum Abschluß einer Staatsanleihe nach Venezuela geschickt, erstattete er auch über diese Sendung Bericht in «Venezuela, or sketches of life in a South American republic, with the history of the War of 1864» (Lond. 1868). Bei den allgemeinen Neuwahlen von 1868 wurde er im konservativen Interesse für Falmouth und Penryn ins Parlament gewählt und sprach namentlich bei Debatten über asiat. Gegenstände; doch verlor er seinen Sitz in den allgemeinen Neuwahlen von 1874 und wurde seitdem nicht wiedergewählt. Außer den genannten Werken erschienen von ihm in der Serie der Murrayschen Reisehandbücher: «A Handbook for India» (1859), «A Handbook for the Madras Presidency» (1879) und «A Handbook for the Bombay Residency» (1881).

Eaton-Hall, Dorf in der engl. Grafschaft Chester, 6 km südlich von Chester, mit dem Landsitze des Herzogs von Westminster, dessen jährliche Einkünfte sich auf 7 Mill. Mark belaufen sollen. Dasselbe liegt in einem ausgedehnten Park. Das prunkvoll eingerichtete Schloß ist 1803 nach dem Entwurfe des Architekten Pordens in got. Stile aufgeführt.

Eau (Plural: eaux, frz.), Wasser. Neben seiner Hauptbedeutung findet das Wort Eau in der franz. Sprache noch Anwendung zur Bezeichnung einer

Reihe von verschiedenen Begriffen; es wird z. B. als gleichbedeutend mit Regen gebraucht, in der chem. Technik sind eaux Laugen, oder destillierte Wasser, oder mit weitern Bezeichnungen, z. B. eau forte, Salpetersäure, Scheidewasser, eau de vie, Branntwein. Von diesen Ausdrücken sind manche in den internationalen Sprachgebrauch übergegangen, z. B. Eau de Javelle, Eau de Cologne, namentlich in der Parfümeriekunst ist das Wort zu einem sehr vielfach, aber auch in verschiedenem Sinn gebrauchten Ausdruck geworden. So bezeichnet man damit einerseits die über Blüten oder sonstige Pflanzenteile destillierten Wasser, welche wässerige Lösungen der ätherischen Öle der betreffenden Materialien sind, andererseits aber auch alkoholische Lösungen der ätherischen Öle, oder Lösungen von Mischungen verschiedener ätherischer Öle. Zu erstern gehört Eau de menthe poivrée, Pfefferminzwasser, Eau de fleurs de tilleul, Lindenblütenwasser, Eau de fleurs d'oranger, Orangenblütwasser. Zu den alkoholischen Eaux gehört Eau de Lavande, Lavendelwasser, dann viele mit Phantasienamen benannte, wie Eau de la reine, Eau de mille fleurs, Eau de Hongrie, Eau de Lisbonne, Eau de Saxe u. s. w. Diese alkoholischen Flüssigkeiten werden vielfach auch Bouquets oder Essences genannt.

Eau d'Armagnac, s. unter Armagnac.

Eau de Cologne oder Kölnisches Wasser, Bezeichnung für eins der bekanntesten und beliebtesten Parfüms, welches von etwa 30 Fabrikanten in Köln, die fast sämtlich die Firma Farina führen, dargestellt wird. Die Berechtigung zur Führung der weltbekannt gewordenen Firma ist von den einzelnen Trägern derselben untereinander in zahlreichen Prozessen bestritten worden, ebenso bestehen Zweifel über den wirklichen Erfinder. Nach den Angaben der einen war es ein Italiener Johann Maria Farina (geb. 1685 zu Santa-Maria-Maggioris, im Vigezzathale, Distrikt Domo D'Ossola). Derselbe war nach Köln gekommen, um einen Handel mit Parfüms und Quincaillerien zu betreiben, und erfand daselbst auch 1709 die Bereitung des Kölnischen Wassers. Das Geheimnis erbte unter seinen Nachkommen fort und diese führen die Firma «Johann Maria Farina, gegenüber dem Jülichsplatz». Nach andern ist weder ein Farina der Erfinder, noch ist die Erfindung in Köln gemacht, sondern es ist der Ursprung auf Mailand zurückzuführen, von wo das Parfüm von Paul de Feminis, welcher im J. 1690 kölnischer Bürger wurde, unter dem Namen Eau admirable, der erst später in Eau de Cologne verwandelt ist, nach Deutschland gebracht wurde. Feminis starb ohne direkte Nachkommen und hinterließ sein Geheimnis seinem Neffen Johann Anton Farina. Letzterer führte sein Geschäft unter der Firma seines Namens mit dem Zusatze «zur Stadt Mailand». Nach dem Aussterben der Familie des Johann Anton Farina gingen Firma und Geschäft auf eine Seitenlinie der Familie über, die noch heute in Köln besteht.

Der Handel mit Eau de Cologne entwickelte sich bereits in der Mitte des 18. Jahrh. immer blühender und veranlaßte auch viele nicht zur Familie Farina Gehörige, sich ihm zuzuwenden; da aber das Produkt der Firma Farina am gesuchtesten war, so forschte man in Italien nach Leuten dieses dort sehr verbreiteten Namens und verband sich scheinbar mit ihnen zu einem Handelsgeschäft, lediglich um den Namen Farina in die Firma aufnehmen zu können. Obgleich die Bereitungsweise der Eau de Cologne von den Fabrikanten als strengstes Geheimnis bewahrt wird, so sind doch im Laufe der Zeit verschiedene Rezepte in die Öffentlichkeit gedrungen, von denen einige (ohne Gewähr für die Richtigkeit) hier mitgeteilt sein mögen: Rektifizierter Weingeist 24 l, Néroli pétale 90 g, Néroli bigarade 30 g, Rosmarinöl 60 g, Orangenschalenöl 150 g, Citronenöl 150 g, Bergamottöl 60 g. Oder: Rektifizierter Weingeist 24 l, Petitgrainöl 60 g, Néroli pétale 15 g, Rosmarinöl 60 g, Orangenschalenöl 120 g, Limonöl 120 g, Bergamottöl 120 g. In Südfrankreich, namentlich in Grasse, fabriziert man eine Essence d'Eau de Cologne, von welcher 500 g in 30 l Alkohol gelöst eine gute Eau de Cologne geben. Unter den Namen Acqua di Felsina, Eau de Mississippi und Florida Water sind in Italien und in Amerika Nachahmungen des Kölnischen Wassers im Handel verbreitet.

Eau de Javelle, Javellesche Lauge, eine Lösung von unterchlorigsaurem Kali, erhalten durch Einleiten von Chlor in eine Pottaschelösung bis zur Sättigung, diente vor der allgemeinern Einführung des Chlorkalks zum Bleichen, ist jetzt aber durch jenen verdrängt.

Eau de Labarraque, Lösung von unterchlorigsaurem Natron, unterscheidet sich von Eau de Javelle nur durch Anwendung von Soda bei der Bereitung.

Eau de Luce ist eine milchige Auflösung von ätherischem Bernsteinöl in Ammoniak, von sehr durchdringendem Geruch, daher als Riech- und Belebungsmittel, überhaupt als Nervenmittel in Anwendung, welche Wirkung übrigens auch andere Riechwässer in milderm Grade haben.

Eau forte (frz., lat. aqua fortis), geätzte Kupferplatte, Radierung; daher Aquafortisten soviel wie Radierer.

Eaux-Bonnes oder Aigues-Bonnes, Flecken im franz. Depart. Niederpyrenäen, Arrondissement Oloron, 6 km im SO. von Laruns, am Valentin, in welcher hier die Soude mündet und welcher in die Gave d'Ossau geht, in 748 m Höhe, in einem tiefen Thale der Pyrenäen, zählt 750 E. Die hiesigen 11,9°—32,8° C. warmen Bäder, welche aus den Kalkfelsen sprudeln, in der Sekunde fast 1 l, werden hauptsächlich getrunken, und zwar jährlich von 6—10000 Brunnengästen; überdies werden 120000 Flaschen versendet. Nach der Heilung Heinrichs II. von Navarra und einer Zahl seiner bei Pavia (1525) verwundeten Krieger wurden die Quellen Eaux d'Arquebusade genannt. Die Umgebungen sind außerordentlich schön und bieten die vom Valentin gemachten Kaskaden E., [illegible], Gros-Hêtre (25 m hoch); ferner die von Laruns, den Tortespaß, den in 2069 m Höhe gelegenen See Anglas, den von Uzious in 2120 m Höhe, den von Louesque in 2172 m Höhe, den 50 ha großen See Artouste, sowie viele Berge mit herrlichen weit umfassenden Fernsichten.

Eaux-Chaudes oder Aigues-Chaudes (Aquae calidae), Dorf mit Badeort im franz. Depart. Niederpyrenäen, etwa 30 km südöstlich von Oloron und 4 km südlich vom Flecken Laruns, liegt in der engen, düstern, wilden, aber großartigen Schlucht der Gave d'Ossau, die einer der Quellarme der Gave d'Oloron ist, und zwar im obern Ossauthale in 675 m Höhe, am Fuße des 2885 m hohen Pic-du-Midi-d'Ossau und nahe

westlich von Eaux-Bonnes. Beide Orte sind in enge, finstere Bergschluchten eingeklemmt und waren früher für Wagen unzugänglich. Jetzt aber sind sie durch schöne, bei den großen Hindernissen des Terrains mit großer Kunst ausgeführte Straßen mit Laruns verbunden und haben eins der besten Badeetablissements in den Pyrenäen. E. hat zwei kalte und vier warme Schwefelquellen (10,5—36,4° C. warm) und wird jährlich von 2000 Gästen besucht; namentlich werden sie gegen Leiden der Atmungsorgane angewendet.

Eauze, Stadt im franz. Depart. Gers (Gascogne), Arrondissement Condom, 28 km im SSW. von diesem Orte, in 161 m Höhe auf einem Hügel oberhalb des linken Ufers der zur Baïse gehenden Gelise, zählt (1876) 2062, als Gemeinde 4237 E., welche Fabriken von Destillierblasen, Destillationen und Weinsteinraffinerien unterhalten und großen Handel in Wein und Armagnac-Essig treiben. E. ist das alte Elusa, die Hauptstadt der Elusaten, welche im 3. Jahrh. die Hauptstadt von Novempopulana wurde und bis in das 8. Jahrh. ein Erzbistum und Hauptstadt der Landschaft Auson war. Im Mittelalter wurde nach der Zerstörung durch die Sarazenen der Ort in der Nähe wieder neu erbaut; unter dem Namen «La Ciutat» ist noch die Ruinenstätte des alten vorhanden.

Ebal (arab. Djebel Sulemiye), Berg in Palästina, dem Berge Garizim gegenüber, 924 m hoch; auf ihm wurden nach Moses' Bestimmungen diejenigen verflucht, die dem Gesetz zuwiderlebten.

Ebauche (frz.), der erste flüchtige Entwurf einer Zeichnung, eines Gemäldes, einer Abhandlung; ebauchieren, in allgemeinen Umrissen entwerfen, vorzeichnen.

Ebbe, ein Höhenzug in Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, im Mittel 653 m hoch, welcher von den Quellen der Wupper, von W. nach O. ziehend, sich links von der Lenne zwischen Finnentrop, an der Mündung der Bigge und zwischen Meinerzhagen erhebt. Die höchsten Gipfel desselben sind die 666 m hohe Nordhalle und der 591 m hohe Rotenstein.

Ebbe und Flut nennt man das abwechselnde, in 24 Stunden 49 Minuten zweimal wiederkehrende Steigen und Fallen des Meerwassers. Das Eintreten der Ebbe erfolgt durch ein erst langsames, hierauf 3 Stunden lang immer schnelleres, dann aber wieder langsameres Sinken des Wassers, das nach 6¼ Stunden völlig aufhört, wo dann der tiefste Wasserstand oder die tiefste Ebbe eingetreten ist und ganze Gegenden am Ufer, die erst mit Wasser bedeckt waren, trocken gelegt sind. Nachdem dieser tiefste Stand wenige Minuten gedauert hat, beginnt ein sehr langsames, dann immer schneller werdendes Steigen des Wassers (Flut), das 3 Stunden nach dem Anfange am schnellsten ist, dann wieder langsamer wird, bis nach 6¼ Stunden, von der tiefsten Ebbe an gerechnet, das Meer seinen höchsten Stand (Hochwasser) erreicht hat. Der Unterschied zwischen dem höchsten und tiefsten Wasserstande ist nach Zeit und Ort sehr verschieden. Solche Meere, die an den meisten Seiten eingeschlossen sind, wie die Ostsee und das Schwarze Meer, haben keine merkliche Ebbe und Flut, noch weniger also das Kaspische Meer, das nur als ein großer Landsee zu betrachten ist; im Mittelländischen Meer ist Ebbe und Flut zwar merklich, aber sehr schwach. Die Zeit von einer hohen Flut zur nächsten dauert 12 Stunden 25 Minuten, daher sind zwei solche Zeiträume etwa 50 Minuten länger als ein Tag, und mithin treten Ebbe und Flut an jedem Tage 50 Minuten später als am vorhergehenden Tage ein, sodaß immer erst nach 14 Tagen Ebbe und Flut wieder auf dieselben Tagesstunden fallen. Demnach verspätet sich die Flut an jedem Tage fast genau um ebenso viel als der Durchgang (Culmination) des Mondes durch den Meridian. Dieser Umstand veranlaßte Kepler, dem Monde einen Einfluß auf die Erzeugung der Ebbe und Flut zuzuschreiben. Erst Newton gelang es indes, diese Erscheinung aus seiner Theorie der allgemeinen Gravitation (Schwere) zu erklären, jedoch nur unter gewissen Voraussetzungen, welche später Laplace fallen ließ und somit eine vollständige Auflösung gab.

Um den Vorgang der Ebbe und Flut leichter zu begreifen, mag man zunächst die Oberfläche der Erde als ganz mit Wasser bedeckt annehmen. Nach dem Newtonschen Gravitationsgesetze wirken alle materiellen Körper aufeinander, und zwar proportional ihren Massen und umgekehrt proportinal dem Quadrat ihres Abstandes. Auf die Wasserteilchen an der Erdoberfläche wird demzufolge nicht bloß die Masse der Erde, sondern auch die Masse der Sonne und des Mondes einwirken, und zwar werden Mond und Sonne an den verschiedenen Punkten der Erde, infolge der Verschiedenheit der Abstände, in verschiedener Stärke wirken. Steht z. B. die Sonne gerade über einem Punkte des Äquators und zieht man eine Linie von der Sonne durch den Mittelpunkt der Erde bis an die von der Sonne abgekehrte Seite derselben, so werden die in dieser Linie auf der der Sonne zugewandten Seite liegenden Wasserteilchen stärker, dagegen die auf der abgewandten Seite liegenden schwächer angezogen als der Mittelpunkt der Erde, in welchem man die ganze auf den festen Erdkörper ausgeübte Anziehungskraft vereinigt denken darf. Nun besteht die Bewegung der Erde um die Sonne in einem fortwährenden, durch die gegenseitige Anziehung bewirkten Fallen der Erde zur Sonne, und nur die vorhandene Tangentialgeschwindigkeit verhindert, daß die Erde in der That zur Sonne fällt. Da auf der der Sonne zugewandten Seite der Erde die Wasserteilchen stärker angezogen werden als der Mittelpunkt des festen Kerns, so fallen sie rascher zur Sonne, eilen diesem gewissermaßen voraus und bilden daher eine Erhebung über die Kugelfläche des Wassers. Auf der der Sonne abgewandten Seite der Erde dagegen bleiben die Wasserteilchen, weil sie schwächer als der Mittelpunkt angezogen werden, etwas zurück und bilden also gleichfalls eine Erhebung über die Kugelfläche. Sonach ist also gleichzeitig an den der Sonne zu- und abgewandten Punkten der Erde Flut, während die 90° von diesen abstehenden Gegenden, welche das Wasser zur Bildung jener Flutberge lieferten, Ebbe haben. Man erkennt leicht, daß alle unter demselben Meridian liegenden Orte gleichzeitig Ebbe und Flut haben, aber auch, daß die Höhe der Ebbe und Flut vom Äquator nach den Polen hin abnimmt. In gleicher Weise wie die Sonne wirkt auch der Mond, und zwar noch stärker, obwohl er viel weniger Masse als die Sonne hat; der Grund liegt darin, daß der Mond der Erde viel näher ist als die Sonne, und daher der Unterschied seiner Wirkungen auf die zu- und abgewandten Punkte der Oberfläche und auf den Mittelpunkt der Erde viel größer ausfällt. Die durch den Mond bewirkte

Flut ist ungefähr 2½ mal so groß als die durch die Sonne erzeugte. Zur Zeit des Neu- und Vollmondes fallen Mond- und Sonnenflut zusammen und verstärken also einander, sodaß die Fluten (*Springfluten*) dann größer werden als zu andern Zeiten. Steht der Mond 90° von der Sonne ab, so fällt die Mondflut mit der Sonnenebbe und ebenso die Mondebbe mit der Sonnenflut zusammen, weshalb die Fluthöhen (*Nippfluten*) dann am kleinsten sind. Am höchsten werden die Fluten, wenn zur Zeit des Neu- oder Vollmondes der Mond in seiner Erdnähe und die Sonne im Äquator steht. Da, wie erwähnt, die Mondflut stets viel größer ist als die Sonnenflut, so bestimmt erstere, ob an einem Orte Flut oder Ebbe ist; dreht sich nun die Erde um ihre Achse, so verschieben sich die Flutberge über die Erde hin in der Richtung von Osten nach Westen, und da nach ungefähr 24 Stunden 50 Minuten der Mond für denselben Ort zum Meridian zurückgekehrt ist, so hat innerhalb der genannten Zeit jeder Ort zweimal Flut und zweimal Ebbe. Dieser einfache Vorgang wird aber wesentlich durch den Umstand gestört, daß die Erde nur zu ungefähr zwei Dritteln ihrer Oberfläche mit Wasser bedeckt ist und daß die festen Teile die Geschwindigkeit und Richtung der Flutwellen beträchtlich abändern. Durch diesen Einfluß der festen Erdmassen wird es bewirkt, daß an den Küsten die Zeit der Flut und Ebbe im allgemeinen nicht mit dem Stande des Mondes gegen denselben übereinstimmt. Der Unterschied zwischen der Culmination des Mondes und dem Eintritte der vollen Flut heißt die Hafenzeit; dieselbe bleibt sich stets nahe gleich und ihre Kenntnis ist für die Schiffahrt (bezüglich des Ein- und Auslaufens der Schiffe in die Häfen) von großer Wichtigkeit.

Man hat nach dem Vorgange von Whewell die Orte, welche gleichzeitig Flut haben, durch Linien gleicher Flut (*Isorrhachien*) verbunden und aus denselben die Vorstellung entnommen, als wenn die Flutwelle, aus dem Großen Ocean durch den Indischen um das Vorgebirge der Guten Hoffnung herumkommend, den Atlantischen Ocean von Süden nach Norden durchliefe, um dann nach Osten rückwärts gewendet an die Küsten Europas anzuschlagen. Doch haben neuere Untersuchungen gezeigt, daß diese Theorie den Thatsachen nicht entspricht. Es scheint vielmehr, daß die drei Oceane jeder für sich ihre Ebbe und Flut besitzen und daß in denselben ein beständiges Hin- und Herschwingen der Flutwelle innerhalb 12½ Stunden stattfinde, was namentlich mit der Thatsache übereinstimmt, daß die Flutwellen im Atlantischen und Großen Ocean den Küsten nahezu parallel an dieselben herantreten. An den Küsten Europas stellt sich der Vorgang etwa folgendermaßen dar: die von der Mitte des Atlantischen Oceans zurückschwingende Welle trifft an die Westküste Portugals etwa 2 Stunden nach Durchgang des Mondes, an die Frankreichs nach 3 Stunden, Irland und Südwestengland nach 4 Stunden. Hier läuft sie einerseits durch den Kanal, Dover nach 11 Stunden erreichend, andererseits um die brit. Inseln nordwärts herum (Orkaden nach 9 Stunden). Die Fluterscheinungen der Nordsee setzen sich aus diesen beiden Wellen zusammen und sind daher ziemlich verwickelt, ebenso in der Irischen See. In der Ostsee kommt kaum merkbare Flut zu Stande, auch im Mittelmeer ist sie äußerst gering. Die Höhe der Fluten wird namentlich durch die Küstenform bedeutend verändert, in allmählich sich verengenden Buchten kann sie außerordentlich wachsen; während sie an der Westküste von Irland 4 m ausmacht, steigert sie sich im Kanal von Bristol auf 18, zuweilen auf 22 m. Bei Liverpool, wo sich die von Norden und Süden kommenden Wellen vereinigen, beträgt sie 10 m. An der Elbemündung ist sie im Mittel 3—4 m hoch, kann aber auf 6—8 m steigen. Berühmt durch hohe Fluten ist auch die normann. Küste (St.-Malo 14 m) und die Fundybai (Neuschottland) mit 19 m. In engen Straßen, welche größere Meeresteile verbinden, zeigt sich Ebbe und Flut nicht sowohl in großem Fallen und Steigen, wie in heftigen und für die Schiffahrt gefährlichen Strömungen, z. B. im Pas-de-Calais. In Flußmündungen dringt die Flut oft als schäumender Wellenkamm mit mächtigem Tosen ein, wie die Pororoca im Amazonenstrom oder die Boren im Hugly. Weniger zeigen diese Erscheinung auch die europ. Flüsse (das Rastern in der Elbe und Weser).

Ebel (Herm. Wilh.), verdienter deutscher Sprachforscher, geb. 10. Mai 1820 zu Berlin, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster und seit 1836 die Universität seiner Vaterstadt, um Philologie zu studieren. Ostern 1838 wandte er sich nach Halle, wo er unter Pott dem Studium der vergleichenden Sprachkunde zugeführt ward, welches er nach seiner Rückkehr nach Berlin seit 1839 unter Bopp fortsetzte. Nachdem E. 1842 mit der Dissertation «De Zanclensium Messapiorumque rebus gestis» (Berl. 1842) promoviert und sein Probejahr auf dem Französischen Gymnasium seiner Vaterstadt abgelegt, nahm er seine sprachvergleichenden Studien von neuem auf und widmete sich denselben mit größtem Eifer, während er als Mitglied des königl. Seminars für gelehrte Schulen Ostern 1846—50 am Köllnischen Gymnasium beschäftigt war. Seit 1847 studierte er das Altpersische, später das Altslawische, worauf er sich den kelt. Sprachen zuwandte. Inzwischen hatte er Ostern 1852 eine Lehrerstelle an der Beheim-Schwarzbachschen Lehr- und Erziehungsanstalt zu Filehne angenommen, welche er Michaelis 1858 verließ, um an das Gynasium zu Schneidemühl überzusiedeln. An demselben wirkte er seit 1868 als erster Oberlehrer. Seit 1872 fungierte er als ord. Professor der engl. Sprache und Litteratur an der berliner Universität und starb 19. Aug. 1875 im Ostseebad Misdroy. E. war der Hauptvertreter der kelt. Philologie in Deutschland. Seine hervorragendste Leistung auf diesem Gebiete ist die von ihm besorgte neue Ausgabe von Zeuß' «Grammatica celtica» (Berl. 1871). Sonst sind von seinen das Keltische betreffenden Arbeiten noch zu nennen: «De verbi britannici futuro ac conjunctivo» (Schneidem. 1866), «De Zeussii curis positis in grammatica celtica» (Schneidem. 1869); zahlreiche Aufsätze und Rezensionen in Kuhns «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung» und in dessen und Schleichers «Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung», von denen ein Teil unter dem Titel «Celtic studies» (Lond. 1863) von Sullivan ins Englische übersetzt ward; endlich der altirische Teil von Schleichers «Indogerman. Chrestomathie» (Weim. 1869). Von seinen übrigen Arbeiten ist die Abhandlung über «Die Lehnwörter der deutschen Sprache» (Filehne 1856) geschätzt.

Ebel (Joh. Gottfr.), geogr. Schriftsteller, geb. 6. Okt. 1764 zu Züllichau in der Neumark, studierte zu Frankfurt a. d. O. Medizin und hielt sich, nachdem er hier promoviert, bis zum Frühjahr 1790 zu

seiner weitern Ausbildung in Wien auf. Dann ging er in die Schweiz und 1792 ließ er sich als praktischer Arzt in Frankfurt a. M. nieder. Wegen seiner Verbindung mit mehrern Häuptern der Französischen Revolution in Deutschland verdächtig geworden, begab er sich 1796 nach Paris. Um das J. 1801 erhielt er, in Anerkennung seiner Verdienste um die Schweiz, das helvetische Bürgerrecht, und als dieses infolge der Auflösung der Helvetischen Republik erlosch, 1805 das züricher Kantonsbürgerrecht und 1820 das Bürgerrecht in der Stadt Zürich. Doch erst seit 1820 nahm er in Zürich seinen bleibenden Aufenthalt und starb daselbst 8. Okt. 1830.

Unter seinen Schriften sind zu nennen: «Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen» (Zür. 1793; im Auszuge bearbeitet von Escher, 8. Aufl., Zür. 1842), «Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz» (2 Bde., Tüb. 1798—1802), «Über den Bau der Erde in den Alpengebirgen» (Zür. 1808), «Ideen über die Organisation des Erdkörpers und über die gewaltsamen Veränderungen seiner Oberfläche» (Wien 1811), «Malerische Reise durch die neuen Bergstraßen des Kantons Graubünden» (Zür. 1825).

Ebel (Joh. Wilh.), Prediger in Königsberg, seinerzeit vielgenannt als Haupt der sog. «Königsberger Mucker», geb. 4. März 1784 zu Passenheim in Ostpreußen, studierte 1801—4 in Königsberg Theologie. Schon damals ward er bekannt mit J. Heinr. Schönherr (geb. 1771 zu Angerburg in Ostpreußen, gest. 15. Okt. 1826 in Königsberg), der ein eigenthümliches dualistisch-theosophisches System vortrug. Nach Beendigung seiner Studien ward E. Kollaborator am altstädtischen Gymnasium zu Königsberg, dann Hofmeister beim Reichsburggrafen Dohna auf Schlodien, 1807 Pfarrer in Hermsdorf, 1810 Prediger und Religionslehrer am Friedrich-Kollegium zu Königsberg, 1816 erster Prediger der altstädtischen Gemeinde daselbst. In dieser Stellung sammelte er bald einen Kreis vertrauter Freunde und Gesinnungsgenossen um sich, besonders auch Damen aus angesehenen Adelsfamilien, unter andern Ida, verwitwete Gräfin von der Gröben. Mancherlei Gerüchte, als würde die Andacht zum Deckmantel geschlechtlicher Ausschweifungen benutzt, führten 1835 zu einem langwierigen Prozeß gegen die Prediger E. und Diestel, welcher 1839 damit endete, daß beide ihres Amtes entsetzt, für unfähig zur Bekleidung öffentlicher Ämter erklärt und mit der Abführung in eine öffentliche Strafanstalt bedroht wurden. Nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. ordnete der Kultusminister Eichhorn eine Revision des Prozesses an, welche dahin führte, daß nur die Anklage auf Sektenbildung aufrecht erhalten und das Urteil auf einfache Amtsentsetzung ermäßigt wurde. Es stellte sich heraus, daß jene Beschuldigungen nur auf den unglaubwürdigen Aussagen eines Juden Sachs beruhten, der um äußern Vorteils willen zum Christentum über- und dem E.schen Kreise beigetreten, dann aber wegen unsittlichen Lebens ausgeschlossen war. E. verließ mit seiner Freundin Ida von der Gröben Königsberg und siedelte sich in Ludwigsburg in Württemberg an, wo er 18. Aug. 1861 starb. Vgl. Kanitz, «Aufklärung aus Aktenquellen über den 1835—42 zu Königsberg geführten Religionsprozeß» (Basel u. Ludwigsb. 1862); Diestel, «Ein Zeugenverhör im Kriminalprozeß gegen die Prediger E. und Diestel» (Lpz. 1838); E. von Hahnenfeld, «Die religiöse Bewegung in Königsberg» (Braunschw. 1858).

Ebeleben, Flecken in der Unterherrschaft des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen, Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts (zum Landgerichtsbezirk Erfurt gehörig), 17 km im SW. von Sondershausen, an der Helbe in der Goldenen Aue, mit 1344 E., welche starken Handel mit Schweinen treiben und Ziegel brennen. Dabei ist ein fürstl. Schloß mit Orangerie und Park, sowie das ehemalige Nonnenkloster Marksußra.

Ebenaceen (Ebenaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 250 Arten, von denen der größte Teil in den Tropenländern einheimisch ist; nur wenige finden sich im außertropischen Asien und in Nordamerika. Es sind Bäume oder Sträucher, die meist ein sehr hartes und in den ältern Partien dunkel gefärbtes Holz besitzen. Die Blätter sind ganzrandig und gewöhnlich lederartig. Die Blüten sind meist diöcisch, seltener zwitterig. Die Blumenkrone ist verwachsenblätterig; ihr Bau ebenso wie der der übrigen Blütenteile ist in den einzelnen Gattungen sehr verschiedenartig. Von den E. sind besonders wichtig mehrere Arten der Gattung Diospyros (s. d.), von denen das Holz als Ebenholz in den Handel kommt.

Ebenalp, eine Alpweide des Alpsteingebirges im schweiz. Kanton Appenzell-Innerrhoden, liegt 1600 m über dem Meere, 5 km südlich von Appenzell auf einer sonnigen Terrasse der Schäflerkette, die sich vom Säntis nordöstlich zwischen den Thälern des Weißbachs und des Schwendibachs bis zum Weißbad (817 m) vorschiebt, und wird sowohl von Appenzell, wie vom Weißbad aus häufig besucht. Die Aussicht erstreckt sich über die Appenzeller Alpen, den Bodensee, Schwaben und Bayern. Besonders zahlreich ist der Besuch am Schutzengelfeste (Anfang Juli) und am St. Michaelistage (29. Sept.), wenn in der Felseneinsiedelei Wildkirchli (1500 m), die in einer Grotte der östlich abstürzenden Felswand liegt, Gottesdienst gehalten wird und die Sennen des Säntis hier zusammenströmen. Vom Wildkirchli zur E. führt der Weg durch eine 110 m lange, dunkle und sehr kalte Tropfsteinhöhle, in welcher Überreste des Höhlenbärs gefunden worden sind. Vgl. Egli, «Die Höhlen des Ebenalpstocks» (Zür. 1865).

Ebenbürtigkeit ist soviel als Gleichheit des Geburtsstandes. Die mittelalterliche Gesellschafts- und Rechtsordnung beruhte auf der strengen Scheidung der Stände, sodaß Ungleichheit des Standes Ungleichheit des Rechts bedeutete. Jeder Stand hatte sein Wergeld, d. i. die bei Tötungen und Verwundungen zu erlegende Buße; in der Verschiedenheit der Wergelder sprach sich die verschiedene Wertschätzung der Stände von seiten der Rechtsordnung aus; höheres Wergeld bedeutete höhern Rechtsschutz. Hiermit im Zusammenhang stand der fernere Rechtssatz, daß der höher Geborene von dem niedriger Geborenen im Gericht nicht überführt werden konnte; nur ebenbürtige Personen oder Personen höhern Standes waren fähig, über jemand als Richter, Schöffen, Zeugen, Eidhelfer zu fungieren oder ihn zum gerichtlichen Zweikampf herauszufordern. Endlich war die E. die Voraussetzung der Familiengenossenschaft und der Familienrechte; zwischen den verschiedenen Ständen bestand kein Konnubium. Anfangs waren auf Mißehen schwere Strafen (Todesstrafe oder Verknechtung) gesetzt;

später wurde dies dahin gemildert, daß die unebenbürtige Frau nicht den Stand des Mannes erlangte, die gesetzlichen Ansprüche auf Witwenversorgung nicht hatte und daß die Kinder erbunfähig waren und den Stand der Mutter, nicht des Vaters, hatten, d. h. der «ärgern Hand» folgten.

Im heutigen Recht hat die E. im allgemeinen ihre Bedeutung verloren, da alle Staatsbürger gleichen Stand und gleiches Recht haben; eine Ausnahme besteht nur hinsichtlich des Thronfolgerechts und des Privatfürstenrechts, d. h. hinsichtlich der Ehen und der Erbfähigkeit des sog. hohen Adels. Es besteht der Grundsatz, daß die den vormaligen hohen Reichsadel bildenden, durch Reichsstandschaft ausgezeichneten Familien von Geburts wegen alles überragen und nur untereinander standesmäßige Ehen eingehen können. Zu diesen Höchsterwählten gehören die jetzigen deutschen Regentenhäuser und die vormals souveränen, durch die Neugestaltung Deutschlands unter die Landeshoheit gekommenen (mediatisierten oder standesherrlichen) Familien. Mitglieder derselben können durch Heiraten mit abwärts stehenden Personen den Gatten und allen in solchen Ehen erzeugten Kindern weder ihren Stand noch Namen, noch die ihnen zukommenden Regierungsrechte und sonstigen Auszeichnungen mitteilen. Auch ein Erkenntnis des Reichsgerichts von 1881 spricht darüber folgende Rechtsgrundsätze aus: a. die Ehe eines Mannes von hohem Adel mit einer dem Bürgerstande angehörigen Frau ist als eine Mißheirat anzusehen, bei welcher also, trotzdem sie eine vollkommene und wahre Ehe ist, die Frau nicht in den Stand des Mannes eintritt, vielmehr ihren bisherigen Stand beibehält; b. das Verlangen auf Aberkennung des Rechts zum Gebrauch des Titels und Wappens eines adeligen Hauses kann im Wege der Civilklage geltend gemacht werden; c. zur Anstellung dieser Klage ist jedes Mitglied der Familie für befugt zu erachten.

Doch es fehlt nicht an frühern Beispielen des Gegenteils, namentlich im anhalt. und oldenb. Hause. Es entscheiden hier die Hausgesetze. Ehen des niedern Adels mit bürgerlichen Frauen sind als ebenbürtige zu betrachten und gewähren den Abkömmlingen die Standesrechte des Vaters mit Ausnahme der Fähigkeit zum Eintritt in solche Stiftungen, deren Statut die Mitgliedschaft von dem adeligen Stande sowohl der väterlichen als der mütterlichen Vorfahren (s. Ahnen) abhängig macht.

Vgl. Göhrum, «Geschichtliche Darstellung der Lehre von der E. nach gemeinem deutschen Rechte» (2 Bde., Tüb. 1846); Zöpfl, «Über Mißheiraten in den regierenden Fürstenhäusern» (Stuttg. 1853); derselbe, «Grundzüge des gemeinen deutschen Staatsrechts» (5. Aufl., 2 Bde., Heidelb. 1863); Heffter, «Beiträge zum deutschen Staats- und Fürstenrecht» (Berl. 1829); derselbe, «Die Sonderrechte der souveränen und der mediatisierten, vormals reichsständischen Häuser Deutschlands» (Berl. 1871); Schulze, «Die Hausgesetze der regierenden deutschen Fürstenhäuser» (Jena 1862); ferner die vielen Schriften über die Ehe des Herzogs von Sussex, den Bentinckschen Prozeß, die Ansprüche der Fürsten von Löwenstein auf Succession in Bayern, die E. des herzogl. Hauses Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Den außerdeutschen Regentenhäusern ist das Ebenbürtigkeitsprinzip fremd.

Ebene (planum) heißt in der Geometrie eine Fläche, auf der die Geraden liegen, welche einen gegebenen Punkt enthalten und eine gegebene Gerade schneiden. Man nimmt an als thatsächlich, daß die Gerade, welche zwei beliebige Punkte der E. enthält, alle Punkte mit der E. gemein hat. Ohne dieses Axiom kann die Geometrie nicht aufgebaut werden; die versuchten Beweise desselben haben Anerkennung nicht gefunden. Zufolge dieses Axioms kongruieren zwei E., wenn sie eine Gerade und einen daneben liegenden Punkt gemein haben, sodaß durch drei Punkte, die nicht auf einer Geraden liegen, eine E. unzweideutig bestimmt ist. Die E. ist der einfachste Raum von zwei Dimensionen, die Geometrie dieses Raums heißt Planimetrie.

Ebene bezeichnet in der Geographie, im Gegensatz zum Gebirge, die einfachste Form des Bodenreliefs, nämlich eine mehr oder minder ausgedehnte, horizontale oder geneigte Landstrecke ohne alle oder doch mit nur sehr wenig über deren Niveau sich erhebenden Erhöhungen oder unter dasselbe tauchenden Eintiefungen. Obgleich aber der Charakter der E. die Horizontalität und Ungebrochenheit der Oberflächengestaltung ist, so unterliegt doch weder die eine noch die andere streng mathem. Auffassung. Beide werden durch die Natur nur annähernd vertreten, und keine E. behauptet in irgend beträchtlichem Umfange eine völlig horizontale und glatte Oberfläche. Der Wechsel zwischen geringen Eintiefungen und Erhabenheiten in ausgedehnten Zügen ruft eine wellenförmige E. hervor, gleichsam das Bild einer in leichte Wellenbewegung versetzten und so plötzlich erstarrten Wasserfläche. Die E. wird auch als Flachland bezeichnet, selbst dann noch, wenn ein Land, d. h. ein natürlich abgegrenzter Oberflächenraum, durch schwache Senkungen und niedrige Terrainwellen, durch flache Gründe und sanft ansteigende Anhöhen und Landrücken, oder durch niedrige Abbrüche und Terrassen, durch Flußbetten, Seebecken, wassererfüllte oder trockene Aushöhlungen oder selbst durch einzelne höhere Berge eine vertikale Gliederung erhält, sobald diese vertikalen Unterschiede oder Wechsel von hoch und tief auf ein geringes Maß beschränkt bleiben.

Der bei weitem größte Teil der Erdoberfläche hat die Gestalt der E.; aber man unterscheidet mit Rücksicht auf den verschiedenen Grad der absoluten Erhebung der einzelnen E. über das Niveau des Meers zwischen Tiefebenen (bei beschränktern Raumverhältnissen bisweilen auch Niederungen genannt), die im ganzen und großen ihrer Erstreckung nur wenig über dem Meeresspiegel erhaben liegen, und Hochebenen (auch Tafelländer oder Plateaus), zu denen man um ein Bedeutenderes hinaufsteigen muß. Die Tiefebenen bilden das Tiefland im Gegensatz zu dem Hochland, welches nicht nur die Hochebenen, sondern auch das Gebirgsland begreift. Dieser Gegensatz ist jedoch nur ein relativer, da sich ein bestimmtes Maß der Erhebung nicht angeben läßt, bei welcher eine E. zu den Tiefebenen oder zu den Hochebenen zu rechnen ist. Eine vom Meeresrande allmählich selbst bis zu 300 m und noch höher aufsteigende E. wird stets als Tiefebene bezeichnet werden können, während man eine schroff, wenn auch nur bis zu 200 m sich erhebende E. zu den Hochebenen (in solchen Fällen insbesondere Platten genannt) rechnet. In Ländergebieten, wo die Hochebenen in einer Höhe von 1950–3250 m liegen, wird natürlich der Ausdruck Tiefebene auch noch auf Bodenflächen Anwendung finden, die bis zu 400 m und darüber ansteigen. In

nen Sprachgebrauch nennt man Plateaus
weise solche Bodenanschwellungen, welche
Rauheit des Klimas merklich einwirken,
man die Bezeichnung Hochebene auf be-
re Gesamterhebungen größerer Erdräume
edeutend in Bezug auf deren allgemeines
eschränkt.
rößten Hochebenen sind in Asien die Wüste
n Afrika die Sahara, die man früher für
land hielt, und die südafrik. Mulde; in
die oberschwäb.-bayr. und die castilische
ne; in Nordamerika die Hochebene von
und das Große Westplateau (s. Cordil-
in Südamerika das von Quito, welches
m, und das des Titicacasees, welches bis
emporsteigt. Die Tiefebenen, welche den
zend größern Raum von der Landfläche der
nehmen, beginnen gewöhnlich am Meere,
sie sich ganz allmählich nach dem Innern
Zuweilen finden sie sich auch im Innern,
hlande gleich Becken umschlossen (die österr.,
d niederungar., oberrhein., niederarragon.
e). Auch sinken sie bis unter das Meeres-
erab, wie sich dies im kleinen bei den Nie-
Hollands und an den Küsten Schleswigs,
artigsten in der uralo-kaspischen Erdsenke
welcher der Kaspisee 24 m unter dem Spie-
Schwarzen Meers liegt. (S. Depression,
isch.) Die größten Tiefebenen sind in
die sarmatisch-germanische, die sich von
lde bis an den Ural erstreckt, und die nieder-
he an der Donau-Theiß; in Asien die west-
, die von Turan, Hindostan, China und das
gebiet; in Amerika die des Mississippi, Ori-
mazonas und La Plata; in Australien die
senen Räume des Innern. Hinsichtlich ihrer
Physiognomie weichen, je nach der geognost.
nheit des Bodens, des Klimas, der Be-
g, der Vegetationsbekleidung und deren
g, die Hoch- und Tiefebenen sehr vonein-
, wenn sie auch beide, gemäß der Einförmig-
Oberfläche, eine große Gleichheit in den
Naturverhältnissen darbieten. Die äußer-
eme sind die Wüsten (s. d.), die sich vor-
e in Afrika und Asien ausdehnen, und die
enen, welche keinem Erdteile fehlen und
- und Tieflande angehören. Dazwischen
e mehr oder weniger kulturfähigen Heiden
, wie die von La Mancha in Spanien, Les
n Frankreich, die lüneburgische, die jütlän-
ie Pußten Ungarns, die Steppen in Süd-
Westsibirien, Centralasien und im Sudan,
oo des Kaplandes, die Prairien oder Sa-
in Nordamerika, die Llanos und Pampas
merika, die Tundren in Nordrußland und
ibirien.

ezer (d. i. Stein der Hilfe) ist der hebr.
nes Denkmals, welches Samuel zur Er-
an einen Sieg der Israeliten über die
r im Südwesten von Jerusalem, zwischen
nd Asdod, errichtete.

ezer, Missionsstation der Rheinischen Mis-
llschaft in der westl. Kapkolonie, Distrikt
iam, am untern Elefantenfluß in einem
htbaren Thale, wurde 4. Sept. 1832 von
sionar Wurmb angelegt und hat ein gut-
Missionshaus und eine schöne Kirche.

furt, Stadt in der niederösterr. Bezirks-
nnschaft Wiener-Neustadt, an der Leitha
und an der Linie Meidling-Wiener-Neustadt der Österreichischen Südbahn, von der hier die Raab-Ödenburg-Ebenfurter Eisenbahn abzweigt, zählt (1880) 2229, als Gemeinde 2435 E., die neben den städtischen Gewerben sich mit Feldwirtschaft befassen, überwiegend jedoch Arbeiter in den Fabriken sind. E. hat an größern Industriewerkstätten eine Dampfmühle, eine Papierfabrik und eine Baumwollspinnfabrik in dem angebauten Teile Neu-E. Kirche und Schloß bewahren interessante Denkzeichen an das Mittelalter, in welchem der Ort als Grenzfeste gegen Ungarn Bedeutung hatte. Sein Ursprung jedoch reicht nach den Römerfunden in der Umgebung in eine sehr frühe Zeit zurück.

Ebenholz (frz. bois d'ébène, engl. eböny; vom grch. ἔβενος, resp. dem hebr. eben, der Stein) ist die Bezeichnung verschiedener harter und schwerer wertvoller Kunsthölzer. Das echte oder schwarze E. ist sehr hart, etwas brüchig, schwer und von tiefschwarzer Farbe; beim Verbrennen entwickelt es einen eigentümlichen, nicht unangenehmen Geruch. Es ist schwerer als das Wasser. Ehedem war es als auflösendes, schweißtreibendes Mittel offizinell, gegenwärtig gebrauchen es vorzüglich die Kunsttischler zum Fournieren und zur Herstellung feiner eingelegter Arbeiten. Die Bäume, welche das echte E. liefern, sind Arten der Gattung Diospyros (s. d.) und Maba (s. d.), aus der Familie der Ebenaceen. Die Arten dieser beiden Gattungen, welche E. liefern, kommen nur in Ostindien, auf dem Ostindischen Archipel, auf Madagaskar und Mauritius vor. Sie haben sämtlich einen weißlichen Splint, und nur das Kernholz ist schwarz und hart.

Außerdem gibt man auch andern schweren Hölzern, welche mehr oder minder schwärzlich, oft auch braun oder anders gefärbt sind und von sehr verschiedenen Bäumen abstammen, den Namen E. Dahin gehört das westindische oder grüne E., welches grünlichbraun ist und von Bignonia leukoxylon *L.* (s. Bignonia) abstammt; ferner das ebenfalls hier und da als grünes E. bezeichnete Holz von Brya Ebenus *DC.*, das jedoch auch als Aspalathholz (s. unter Aspalathus) in dem Handel vorkommt. Dem E. nahe verwandt ist das Palisander- oder Jacarandaholz (s. d.).

Unechtes oder künstliches Ebenholz nennt man einesteils verschiedenartige, meist einheimische, sehr feste und harte, von Natur hellfarbige Hölzer, die durch geeignete Beizen die Färbung des echten E. erhalten und vielfach an Stelle des letztern, da dieses hoch im Preise steht, eine bedeutende Sprödigkeit besitzt und seiner Dichtigkeit wegen sich nur schwer leimen läßt, zu feinen Tischler- und Drechslerarbeiten verwendet werden; anderenteils bezeichnet man auch damit eine aus einer Mischung von Sägespänen und Blut oder aus Holzstoff fabrikmäßig hergestellte, stark komprimierte Masse, die durch ihre schwarze Farbe dem E. ähnlich ist. (S. Bois durci und Künstliches Holz.)

Ebenieren, mit Ebenholz auslegen; ausgelegte feine Tischlerarbeit verfertigen; Ebenist, Arbeiter in Ebenholz, Kunsttischler.

Ebenmaß, s. Symmetrie.

Ebensee, Marktflecken in der oberösterr. Bezirkshauptmannschaft Gmunden, am Einflusse der Traun in den Traunsee und an der Salzkammergutbahn, zählt (1880) 1053, als Gemeinde 5068 E. Die Lage am See, der Stadt Gmunden gegenüber, ist reizend und die nächste Umgebung, namentlich

an den Langbathseen, gilt für eine der schönsten Partien im Österreichischen Salzkammergut. Das Salzsudwerk in E., seit 1607 bestehend, erzeugt jährlich über 500000 Ctr. Sudsalz, dessen Sole durch eine Leitung von Hallstatt und Ischl zugeführt wird.

Ebenstrauß, Form der monopodialen Blütenstände, s. unter Blütenstand, Bd. III, S. 205[b].

Eber, s. unter Schweine.

Eber (Paul), prot. Theolog der Reformationszeit, treuer Freund Melanchthons, geb. 8. Nov. 1511 zu Kitzingen in Franken, infolge eines Unfalls von kleiner und gebrechlicher Körpergestalt, studierte seit 1532 zu Wittenberg, ward 1536 hier Magister der Philosophie und begann philosophische und exegetische Vorlesungen zu halten. Besonders eifrig suchte er das Studium der Geschichte und der Naturwissenschaft zu fördern. Er selbst schrieb eine (lat.) «Geschichte des jüd. Volks seit der Rückkehr aus dem Babylonischen Exil» (Wittenb. 1548), einen histor. Kalender, welcher statt der römischen Heiligen geschichtliche Notizen enthielt, und eine naturgeschichtliche Handkonkordanz. E. ward 1544 Professor der lat. Grammatik, blieb auch während des Schmalkaldischen Kriegs 1546 und 1547, als die Universität sich zerstreute, mit Bugenhagen und Cruciger in der schwer bedrängten Stadt, erhielt 1557 die Professur für das Alte Testament und das Predigtamt an der Schloßkirche, folgte aber schon 1558 Bugenhagen nach als Stadtpfarrer von Wittenberg und Generalsuperintendent des Kurfürstentums Sachsen. Im J. 1559 zum Doktor der Theologie promoviert, trat E. in die theol. Fakultät ein. Er starb 10. Dez. 1569. Schon als Student in persönlicher Freundschaft mit Luther und Melanchthon verbunden, stand er letzterm besonders nahe, und war nach dessen Tode in den Streitigkeiten der Philippisten und strengen Lutheraner der bedeutendste Vertreter der Melanchthonschen Richtung. Allem leidenschaftlichen Parteigezänk abhold, drang er stets auf das Wesentliche, worin die Parteien einig seien. So erklärt er betreffs der Abendmahlsstreitigkeiten in seinem «Unterricht und Bekenntnis vom heil. Sakrament des Leibes und Blutes unsers Herrn Jesu Christi» (Wittenb. 1562), er glaube, daß im Abendmahl der wahre Leib Christi gegenwärtig sei und genossen werde, aber nicht in fleischlicher, sondern in unerforschlicher Weise, welche der Glaube festhalten solle, die zu erforschen aber auf «unnötige Subtilität und fürwitzige Disputation» führe. An allen wichtigen kirchlichen Verhandlungen jener Zeit nahm E. teil; dem Augsburger Interim trat er entschieden entgegen, 1548 war er auf dem Pegauer Konvent, 1557 mit Melanchthon auf dem Wormser Kolloquium, 1569 verteidigte er auf dem Altenburger Kolloquium gegen die Flacianer Melanchthons Ansicht von der Mitwirkung des menschlichen Willens bei der Rechtfertigung. Als sein Hauptwerk betrachtete E. die im Auftrag des Kurfürsten vorgenommene Verbesserung der lat. Übersetzung des Alten Testaments. Von den nach seinem Tode herausgegebenen Predigten wurden besonders die Katechismuspredigten geschätzt. Auch als geistlicher Liederdichter ist E. zu nennen; man verdankt ihm die Lieder: «Helft Gottes Güte preisen», «Herr Jesu, wahrer Mensch und Gott», «Wenn wir in höchsten Nöten stehn».

Vgl. Sixt, «Dr. Paul E., der Schüler, Freund und Amtsgenosse der Reformatoren» (Heidelb. 1843); derselbe, «Paul E., ein Stück wittenberger Lebens aus den J. 1532—69» (Ansb. 1857); «Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reform. Kirche» (Bd. 8: Pressel, «Paul E.», Elberf. 1862).

Eberbach, alte Stadt im Großherzogtum Baden, Kreis Mosbach, im Odenwald, 4 km westlich vom 628 m hohen Katzenbuckel und 18 km im NW. von Mosbach, am Fuße des Burghaldernbergs, rechts am Neckar, an der Linie Heidelberg-Würzburg der Badischen Staatsbahn und an der Linie Erbach-E. der Hessischen Ludwigsbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Bezirksamts und einer Bezirksforstei, hat eine höhere Bürgerschule und zählt (1880) 4830 E., die Cigarren- und Lederfabriken, eine Roßhaarspinnerei, ein Eisenhammerwerk und Sägemühlen unterhalten, Steinbrüche abbauen und Schiffbau, Schiffahrt, Holz- und Weinhandel treiben.

Eberbach, ehemalige sehr reiche Cistercienserabtei bei Hattenheim im Kreise Rheingau, Amt Eltville des preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden. Erzbischof Adalbert von Mainz hatte um 1116 an diesem Orte ein Kloster für regulierte Chorherren, Augustinerordens, errichtet und als diese bald entartet, wieder aufgehoben. Die verlassene Besitzung schenkte er 1131 den Benediktinern auf dem nahen Johannisberg, kaufte sie jedoch nachher zurück und ließ durch den heil. Bernhard von Clairvaux ein neues Kloster nach dessen Regel daselbst gründen; 1135 begannen die eingewanderten Mönche unter dem Abte Ruthard den neuen Klosterbau, 1186 wurde die in einfachem romanischen Stile gehaltene Kirche eingeweiht, die später vielen Erzbischöfen, Grafen und Edeln zur Ruhestätte diente; die Grafen von Katzenelnbogen hatten darin ihr Erbbegräbnis. Durch den Bauernkrieg und Dreißigjährigen Krieg verarmte das Kloster; 1803 wurde es aufgehoben und diente von 1811 ab zunächst als Korrektions- und Irrenhaus, später zur Centralgefangenenanstalt. Der östl. Teil der Gebäude enthält die Domänenküferei und den berühmten Kabinettskeller. In der Nähe befindet sich der 278 m hohe schöne Aussichtspunkt Bos und der durch seinen Wein berühmte Steinberg. Unterhalb Hattenheim am Rhein steht das gräfl. Schönbornsche Schloß Reichartshausen. Vgl. Bär, «Diplomatische Geschichte der Abtei E.» (2 Bde., Wiesb. 1851—58); Rossel, «Urkundenbuch der Abtei E.» (2 Bde., Wiesb. 1861—65); derselbe, «Die Abtei E.» (Wiesb. 186[illegible]); Stoff, «Die Abtei E. im Rheingau» (Wiesb. 187[illegible]).

Eberesche (Sorbus) ist der Name einer Laubholzgattung aus der 12. Klasse des Linnéschen Systems und der Familie der apfelfrüchtigen Laubhölzer (Pomaceae). Die Blüten sind klein, weiß, selten rötlich, in vielblütigen Doldenrispen; die Blütenachse halbkugelig oder kreiselförmig mit kurzen dreieckigen Kelchzipfeln, welche sich nach der Blütezeit zusammenneigen, meist mit drei (zwei bis fünf) Stengeln. Die Frucht, ein kleiner, beerenähnlicher Kernapfel, ist weich, mit zwei bis fünf dünnhäutigen, ein- bis zweisamigen Fächern. Die E. sind sommergrüne Bäume und Sträucher mit einfachen und zusammengesetzten Blättern. Die Gattung Sorbus wird auch nur als Unterabteilung der Gattung Pirus betrachtet, von der sie sich namentlich durch kleinere Früchte und dünnhäutige Fruchtfächer unterscheidet. Man kennt außer mancherlei Varietäten sieben europ. Arten, von denen die gemeine Eberesche (S. aucuparia *L.*), auch Vogelbeere, Quitschbeere genannt, die

verbreitetste ist. Ihre Blätter sind unpaarig gefiedert, in der Jugend zottig, später kahl, am Grunde ungleich und ganzrandig, sonst scharf gesägt; die weißen Blüten stehen in großen dichten Trugdolden; die Früchte sind schön scharlachrot, kugelig, erbsengroß. Der Baum erreicht selten eine Höhe von mehr als 15 m. Die gemeine E. ist fast durch ganz Europa und das ganze nördl. Asien verbreitet, sie geht mit der Birke hoch nach Norden und steigt in unsern Gebirgen bis an die Grenze der Baumvegetation, wo sie strauchförmig wird. In Waldungen kommt sie häufig eingesprengt, aber nicht bestandbildend vor, wird jedoch forstlich nicht kultiviert, weil sie im Hochwald höhere Umtriebe nicht aushält und als entschiedene Lichtpflanze viel Raum beansprucht. Dagegen ist sie in den jungen Fichtenkulturen des höhern Gebirges, wo sie sich von selbst einfindet, als vorübergehende Schutzholzart gern gesehen. Am Harz, im Erzgebirge, wo Obst nicht mehr gedeiht, ist die gemeine E. als Alleebaum sehr beliebt. Von Tischlern, Wagnern u. s. w. wird ihr Holz nicht ungern verarbeitet. Die im August bis September reifenden Früchte benutzt man bisweilen zur Branntwein- und Essigbereitung, mit Salz als Viehfutter; sie sind das beste Lockmittel für den Drosselfang in Dohnen.

Nahe verwandte Arten sind die zahme E. (S. domestica *L.*) und die Bastardeberesche (S. hybrida *L.*). Erstere hat ebenfalls unpaarig gefiederte, aber größere Blätter als die gemeine E., größere Blüten mit vor dem Aufblühen rötlichen Blumenblättern, namentlich aber größere, bis 2 cm lange, birnen- oder apfelförmige, gelbe, an der Lichtseite rote Früchte, welche ausgereift teigig und genießbar werden. Sie ist heimisch in Süd- und Westeuropa. Die Bastardeberesche hat längliche, nur am Grunde gefiederte, in der obern Hälfte eingeschnitten gelappte Blätter, Früchte kugelig oder länglich, erbsengroß, glänzend rot. Dieser bis 15 m hoch werdende Baum ist am verbreitetsten in Nordeuropa. Nicht gefiederte Blätter haben folgende Arten: Die Elsbeere (S. torminalis *Crantz*), deren große Blätter langgestielt und mit gesägten Lappen versehen, deren Früchte ellipsoidisch, 15 mm lang, bräunlichgrün, dann rotgelb, zuletzt braun mit weißen Punkten, teigig genießbar sind; sie ist ein schöner, bis 20 m hoch werdender Baum Mitteleuropas. Der gemeine Mehlbeerbaum (S. Aria *Crantz*) hat eiförmige oder verkehrt eiförmige Blätter, doppelt gesägt oder mit spitzigen gesägten Lappen, unterseits weißfilzig, oben jung mit abwischbarem Flaum; die Früchte sind kugelig, filzig, reif scharlachrot, sehr mehlig. Der Baum wird bis 15 m hoch und ist einzeln durch ganz Europa verbreitet, liebt, wie die Elsbeere, vorzüglich Kalkboden. Nahe verwandt ist ihm der Schwedische Mehlbeerbaum (S. scandica *Fries*) mit kugeligen, gelbroten, eßbaren Früchten; die Blätter färben sich im Herbst scharlachrot; der Baum wird bis 15 m hoch und nicht selten als Ziergehölz angebaut, und ist heimisch in Schweden und Finland, in den Vogesen, der Schwäbischen Alp, Pyrenäen u. s. w., vereinzelt im Riesengebirge. Der Zwergmispel (S. Chamae mespilus *Crantz*) ist ein Zierstrauch mit kurzgestielten, eiförmigen, doppelt gesägten, fast lederartigen Blättern, welche oben glänzend dunkelgrün, unterseits matt blaßgrün sind; die länglich runden, roten Früchte sind ungenießbar. Die Zwergmispel ist namentlich im südl. Europa heimisch und ein in den Karpaten und in den Alpen für die alpine Formation charakteristischer Strauch. Von amerik. Arten werden in Gärten als Ziersträucher besonders angebaut S. arbutifolia *Koch* und S. melanocarpa *Koch*.

Eberhard I., der Erlauchte, Graf von Württemberg, Sohn des 1265 verstorbenen Grafen Ulrich des Stifters, war um jene Zeit noch ein Kind, regierte später bis zum J. 1279 gemeinschaftlich mit seinem Bruder, Graf Ulrich II., und nach dessen Tode, bis 1325, allein. Da König Rudolf die Herausgabe aller während des Interregnums in Besitz genommenen Reichsgüter verlangte, und E. seine Beute nicht herausgeben wollte, wurde dieser, der mit einigen schwäb. Herren ein Bündnis geschlossen hatte, von Rudolf bekriegt und besiegt und mußte in dem Frieden von 1286 seine Eroberungen wieder herausgeben. Als E. aufs neue sich empörte, wurde er von Rudolf wieder geschlagen und mußte 1287 den Frieden von Eßlingen unterzeichnen. In dem Streit zwischen den Gegenkönigen Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich trat er auf des letztern Seite und focht mit ihm bei Göllheim gegen König Adolf. Gegen König Albrecht I., der ihm die Landgrafschaft Niederschwaben übertrug, zog E. zweimal ins Feld, ohne Niederlagen oder sonstige Verluste zu erleiden. Bei der neuen Königswahl 1308 wurde auch E.s Name genannt. Von dem neugewählten König Heinrich VII. von Luxemburg wegen Bedrückung der niederschwäb. Reichsstädte 1309 zur Verantwortung auf den Reichstag zu Speier geladen und dort hart angelassen, kehrte E. trotzig und ohne Abschied nach Hause zurück. Darauf wurde die Reichsacht über ihn ausgesprochen und der neue Landvogt von Niederschwaben, Konrad von Weinsberg, vom Kaiser, der nach Italien zog, mit der Ausführung der Reichsacht beauftragt. Dieser eroberte mit Hilfe vieler schwäb. Reichsstädte und Herren die ganze Grafschaft, mit Ausnahme von vier Burgen, erstürmte und zerstörte die Stammburg Württemberg und nötigte E. zur Flucht. Nach dem Tode des Kaisers 1313 verband sich E. mit einigen Herren und eroberte rasch wieder sein ganzes Land, außer Stuttgart, Waiblingen und Markgröningen, welche Städte er erst 1315 und 1316 von Friedrich dem Schönen und der Reichsstadt Eßlingen zurückerhielt. In dem Thronstreit zwischen Friedrich dem Schönen von Österreich und Ludwig von Oberbayern stand E. zuerst auf der Seite des erstern, ging aber nach dessen Niederlage bei Mühldorf zu Ludwig über, der ihm die Landvogtei in Niederschwaben und Oberfranken übertrug. Die Zerstörung der Burg Württemberg und des Stifts Beutelsbach war für E. der Anlaß, daß er seine Residenz, welche er bisher auf der Burg gehabt hatte, und die in Beutelsbach befindliche Grabstätte seiner Ahnen 1320 und 1321 an einen gesichertern Ort, nach Stuttgart, verlegte, welche Stadt ebendamit die Haupt- und Residenzstadt des Landes wurde. E. starb 5. Juni 1325. Er hinterließ die Grafschaft Württemberg fast um die Hälfte vergrößert.

Eberhard II., der Rauschebart oder der Greiner, d. h. der Zänker, Graf von Württemberg, Sohn Ulrichs III., Enkel E.s I., regierte von 1344 bis 1366 gemeinschaftlich mit seinem Bruder Ulrich IV., ohne daß er übrigens demselben großen Anteil an der Regierung einräumte; nach dessen

Tode (1366) war er auch formell alleiniger Graf von Württemberg. In dem Kriege des Königs Karl IV. gegen den Gegenkönig Günther von Schwarzburg focht E. bei Eltfeld im Rheingau 1349 in dem Heere des erstern, kam aber 1360 mit ihm in Krieg, weil auf die Klage der Reichsstädte von Niederschwaben über E.s willkürliche Handhabung der Landvogtei der Kaiser auf dem Reichstage zu Nürnberg ihm ankündigte, daß er die Reichsfestungen, welche er innehabe (Hohenstaufen, Achalm u. s. w.), herausgeben, mehrere Städte entschädigen und das mit Herzog Rudolf von Österreich abgeschlossene Bündnis auflösen solle. Da E. auf diese Forderungen nicht einging, so zog Karl gegen ihn zu Feld, belagerte das von E. selbst verteidigte Schorndorf, schloß aber nach wenigen Tagen Frieden mit ihm. Bekannt durch die Uhlandschen Gedichte ist E.s Fehde mit dem Grafen von Eberstein, Wolf von Wunnenstein und andern Herren, welche 1367 den Versuch gemacht hatten, ihn durch ihren Überfall in Wildbad in ihre Gewalt zu bekommen. Der Feldzug, welchen E. gegen sie unternahm, hatte keinen großen Erfolg. Bedeutender war sein Streit mit den schwäb. Städten. E. schlug 1372 die Städter bei Altheim. Der Kaiser stiftete zwar zwischen beiden Parteien Frieden, da er aber, zum Lohn für die Anerkennung seines Sohnes Wenzel als deutscher König, E. mit neuen Rechten über die Reichsstädte ausstattete, so schlossen, aus Furcht vor neuen Angriffen, 40 schwäb. Städte 1376 ein Verteidigungsbündnis. Beide Teile machten aufs neue Kriegsrüstungen und jeder von beiden verwüstete das Gebiet des Gegners zwei Jahre lang. Nach der Niederlage, welche E.s Sohn Ulrich 1377 bei Reutlingen erlitt, zerstörten die ermutigten Städte viele württemb. Burgen und Dörfer und zogen sogar vor Stuttgart. Der Kaiser stiftete zwischen E. und den Städten eine zehnjährige Waffenruhe, aber E. mußte die Landvogtei Niederschwaben, von der er bereits die eine Hälfte hatte abgeben müssen, vollends ganz abgeben. Doch gewann er in dem neu entbrennenden sog. Städtekrieg 23. Aug. 1388 bei Döffingen einen glänzenden Sieg über das Heer der vereinigten Städte, verlor aber in der Schlacht seinen Sohn Ulrich. Durch diese Niederlage war die Macht des schwäb. Städtebundes, der auf die Vernichtung des mächtigen Adels und auf Gründung einer freien, nach dem Vorbild der Schweiz eingerichteten Eidgenossenschaft hinzielte, gebrochen. E. starb 15. März 1392.

Eberhard III., der Milde (Freigebige), Graf von Württemberg, Sohn des bei Döffingen gefallenen Grafen Ulrich, Enkel des vorigen, zog 1393 dem Deutschorden in seinem Kampfe gegen die damals noch heidnischen Litauer zu Hilfe und führte 1395 Krieg mit dem Schleglerbund, wobei er mit einem Hilfsheer der schwäb. Städte Heimsheim eroberte und in dem dortigen Schloß die drei »Schleglerkönige« gefangen nahm. Mit dem Kurfürsten von Mainz, dem Markgrafen von Baden, der Stadt Straßburg und 17 schwäb. Städten schloß E. 1405 unter der Regierung des Königs Ruprecht den Marbacher Bund auf sechs Jahre zu gegenseitigem Schutz und Trutz gegen jeden Gegner, selbst den Kaiser mit eingeschlossen. E. starb 16. Mai 1417.

Eberhard IV., Graf von Württemberg, Sohn des vorigen, brachte durch seine von seinem Vater eingeleitete Vermählung mit der Gräfin Henriette, der Erbin der Grafschaft Mömpelgard, dieses bedeutende Besitztum an Württemberg. Er starb schon nach zweijähriger Regierung 2. Juli 1419.

Eberhard V. im Bart, als erster Herzog von Württemberg: E. I., wurde 11. Dez. 1445 geboren, vier Jahre nach der Teilung der württemb. Besitzungen zwischen seinem Vater, dem Grafen Ludwig dem Ältern, welcher die uracher, und dessen Bruder, Graf Ulrich, welcher die neuffener oder stuttgarter Linie stiftete. Beim frühzeitigen Tode seines Vaters (1450) und seines ältern Bruders (1457) noch minderjährig, stand er zuerst unter der Vormundschaft seines Oheims Ulrich V. Kaum 14 J. alt, übernahm E. die Regierung des uracher Teils, kümmerte sich aber, roh und wild, wie er war, nicht um die Verwaltung, sondern ließ andere in seinem Namen regieren. Doch raffte er sich wieder auf von seinem ausschweifenden Leben; eine Pilgerfahrt, die er 1468 nach Palästina machte, befestigte ihn in seiner Sinnesänderung, und seine Vermählung mit der trefflichen Prinzessin Barbara von Mantua wirkte gleichfalls günstig. In geräuschloser, aber eifriger Thätigkeit wirkte er nun für das Wohl seines Landes. Da man erkannt hatte, wie schädlich die Teilung für das Land und für die Regenten desselben geworden, vereinigte er beide Teile wieder zu einem Ganzen durch den mit seinem Vetter, dem jüngern Eberhard, 1482 zu Münsingen geschlossenen Vertrag und machte die Unteilbarkeit des Landes auf ewige Zeiten zum Landes- und Familiengrundgesetz. Um diesem Grundgesetz, dessen Garantie Kaiser und Reich übernahmen, noch mehr Kraft und Festigkeit zu geben, zog er die drei Stände, Prälaten, Ritterschaft und Landschaft, zur Verhandlung und übertrug denselben die Überwachung dieses Vertrags und der später noch abgeschlossenen Verträge. In diesen waren namentlich auch Bestimmungen, wodurch er jenes jüngern Eberhard, seines mutmaßlichen Nachfolgers, Fürstengewalt beschränkte, was besonders in dem 1492 abgeschlossenen Eßlinger Vertrage der Fall war. So wurde er der Schöpfer der ständischen Verfassung Württembergs. Auch durch die Stiftung der Universität Tübingen 1477 und durch die Herstellung strenger Zucht und Ordnung in den Klöstern seines Landes machte er sich vielfach verdient. Obgleich man ihn selbst kaum lesen und schreiben gelehrt hatte, fühlte er dennoch später den Drang, sich noch auszubilden. Er ließ sich von Gelehrten (Reuchlin und Nauclerus), deren Umgang er liebte, manches Werk der Alten ins Deutsche übersetzen und schrieb Merkwürdiges, was er gelesen und gehört, selbst nieder. E. liebte den Frieden und trug namentlich als oberster Hauptmann des 1488 gegründeten Schwäbischen Bundes viel zur Erhaltung von Ruhe und Ordnung bei; aber wenn seine Ehre und das Wohl des Staats es verlangten, griff er selbst gegen Mächtigere furchtlos zu den Waffen, wie 1462 gegen den Herzog von Bayern-Landshut, von dem er jedoch zweimal, bei Heidenheim und bei Giengen geschlagen wurde. Im J. 1482 unternahm er eine Reise nach Rom und erhielt vom Papste Sixtus IV. die geweihte goldene Rose. Auch gegen Kaiser und Reich erfüllte er seine Pflichten. Diese Verdienste erkannte Kaiser Maximilian I. an und erhob ihn aus eigenem Antrieb zu Worms 1495 zum Herzog und die unter ihm bereits wieder vereinigten

Besitzungen der Familie diesseit des Rheins zum ewig unteilbaren Herzogtum Württemberg. Nur kurze Zeit genoß er die neue Würde; er starb bereits 24. Febr. 1496 kinderlos. Vgl. Pfister, «E. im Bart, erster Herzog in Württemberg» (Tüb. 1822).

Eberhard VI., der Jüngere, als zweiter Herzog von Württemberg E. II., Sohn des Grafen Ulrich V., geb. 1447, wurde an dem burgund. Hofe erzogen und an ein leichtsinniges Leben gewöhnt, und übernahm 1480 nach seines Vaters Tode die Regierung des stuttgarter Teils der württemb. Grafschaft, welche er, der Geschäfte bald überdrüssig, 1482 im Münsinger Vertrag seinem Vetter, E. im Bart, überließ. Da er diesen Schritt bereute, so kam es zu Streitigkeiten; diese wurden 1485 durch den Stuttgarter Vertrag beigelegt, in welchem ihm eine Apanage von 8000 Fl. zugewiesen wurde. Trotzdem erlaubte er sich Erpressungen in Klöstern und Ämtern, daher sein Vetter mit den Waffen gegen ihn einschreiten mußte. Durch kaiserl. Schiedsgericht kam es 1489 zum Frankfurter Entscheid, worin bestimmt wurde, daß E. VI., falls E. im Bart vor ihm sterbe, die stuttgarter Grafschaft wiedererhalten sollte. Da hierdurch die Unteilbarkeit des Landes wieder gefährdet war, so wurde 1492 im Eßlinger Vertrage bestimmt, daß die Herrschaft Württemberg ungesondert und ungetrennt beieinander bleiben und daß nach dem Tode E.s im Bart der jüngere E. in der Regierung des ganzen Landes ihm folgen, aber lebenslänglich unter die Vormundschaft von 12 Räten und eines Haushofmeisters gestellt werden solle. Sobald er aber nach dem Tode E.s im Bart 1496 Herzog von Württemberg war, suchte er sich der Vormundschaft zu entziehen und begann eine empörende Willkürherrschaft auszuüben. Dagegen erhob sich der Vormundschaftsrat, übernahm dem Eßlinger Vertrage gemäß die Regierung des Landes und sämtliche Beamte und Diener kündigten dem Herzog den Dienst auf. Kaiser Maximilian I. beschloß nebst mehrern Fürsten, daß E. des Herzogtums verlustig sei, daß Graf Ulrich, Enkel Ulrichs V., in dasselbe eingesetzt werden und daß bis zu dessen Volljährigkeit der Vormundschaftsrat regieren sollte. Im Vertrage von Horb 1498 stellte E. eine förmliche Verzichtsurkunde aus und erhielt eine Pension von 6000 Fl. Er mußte das Land verlassen und starb 1504 in dem Schlosse Lindenfels im Odenwald.

Eberhard III., Herzog von Württemberg 1628—74, Sohn des 1628 verstorbenen Herzogs Johann Friedrich, geb. 1614, stand 1628—33 unter der Vormundschaft seiner Oheime Ludwig Friedrich und Julius Friedrich und übernahm 1633 die Regierung des durch das Restitutionsedikt und durch die Einfälle der Kaiserlichen schwer bedrückten Landes. Er trat dem von dem schwed. Kanzler Orenstierna unter Mitwirkung Frankreichs 1633 abgeschlossenen Heilbronner Bunde bei und schickte den Generalen Bernhard von Weimar und Horn einige Regimenter zur Verstärkung. Aber jene wurden 1634 von den Kaiserlichen bei Nördlingen vollständig geschlagen, und die Sieger fielen plündernd und mordend über Württemberg her. E. floh nach Straßburg; der Kaiser behandelte dessen Land als eroberte Provinz, ließ sich daselbst huldigen, setzte eine Statthalterschaft ein und teilte unter seine Günstlinge mit freigebigen Händen Herrschaften und Städte aus. Außer der Festung Hohentwiel, wo der treue Kommandant Wiederhold befehligte, blieb E. nichts mehr von seinem väterlichen Erbe übrig; sein Anerbieten, dem Prager Frieden beizutreten, wurde vom Kaiser zurückgewiesen. Erst 1638, nachdem er selbst nach Wien gereist war, wurde er wieder in sein Land eingesetzt, in welchem viele Städte verbrannt, die Felder verödet waren. Doch mußte er die kaiserl. Schenkungen anerkennen und die Ordensgeistlichen im Besitze der Klöster lassen. Zu den Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück schickte er den Kanzler Burkard und den Geheimrat Varnbüler ab. Durch die energische Verwendung Schwedens erhielt er 1648 sein ganzes Herzogtum mit allen frühern Rechten zurück. Die kaiserl. Schenkungen wurden für ungültig erklärt, die Klostergeistlichen mußten wieder abziehen. Dem auf Mazarins Betrieb und von mehrern geistlichen und weltlichen deutschen Fürsten mit Frankreich und Schweden abgeschlossenen «Rheinischen Bund», welcher die Aufrechthaltung der Bestimmungen des Westfälischen Friedens zum Zweck hatte, trat E. bei. Zu dem folgenden Türkenkriege stellte er sein Reichskontingent und ließ die Württemberger unter dem Grafen von Hohenlohe zu dem kaiserl. Feldherrn Montecuculi stoßen, unter welchem sie 1664 ruhmvoll bei St. Gotthard (an der Raab) fochten. Der von Ludwig XIV. gegen Holland begonnene Krieg nötigte E. zu neuen Rüstungen. Bevor sein Land neuen Bedrückungen ausgesetzt wurde, starb E. 3. Juli 1674, die Regierung seinem Sohne Wilhelm Ludwig überlassend.

Eberhard, Herzog von Franken, der Bruder des deutschen Königs Konrad I. (911—918), dem er im Kampfe gegen die Sachsen und sonst getreu beistand. Auf Wunsch des sterbenden Bruders überbrachte er selbst die königl. Zeichen dem bisherigen Gegner Heinrich I. von Sachsen; er half 919 diesen zum Könige wählen und blieb auch fernerhin mit ihm im besten Vernehmen. Anders wurde es unter Otto I. d. Gr. Unbedeutende Anlässe, bei welchen Otto den Herzog hart strafte, führten diesen mit Ottos Gegnern, seinen Brüdern und den andern Herzögen, zusammen. E. erlag in diesem Aufstande und wurde 939 in der Schlacht bei Andernach getötet.

Eberhard (Aug. Gottlob), deutscher Schriftsteller, geb. 12. Jan. 1769 zu Belzig, studierte anfangs zu Leipzig Theologie, widmete sich aber bald fast ausschließlich der bildenden Kunst und poetischen Versuchen. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er seit 1792 mit einer Reihe von Erzählungen, wie «List um List» und «Ysop Lafleurs sämtliche Werke». Inzwischen nach Halle übergesiedelt, veröffentlichte er: «Ferdinand Warner, der arme Flötenspieler» (2 Bde., Halle 1802; neue Aufl. 1808), «Fet-Clof» (Halle 1803), «Gesammelte Erzählungen» (4 Bde., Lpz. 1802—9), «Federzeichnungen von Ernst Scherzer» (Halle 1805), «Ischarioth Kralls Lehren und Thaten» (Halle 1806). Nachdem E. nach seines Freundes Schiff Tode die Rengersche Buchhandlung in Halle übernommen, gab er unter anderm mit Lafontaine die Monatsschrift «Salina» (8 Bde., Halle 1812—16) heraus und übernahm nach Vaters Tode die Redaction von dessen «Jahrbuch der häuslichen Andacht». Im J. 1835 verkaufte E. seine Buchhandlung und lebte auf einem Landhaus bei Giebichenstein. Eine Reise nach Italien gab ihm Veranlassung zu dem Werke «Italien, wie es mir erschienen ist» (2 Bde., Halle

1839), wobei er es auf eine Widerlegung von Nicolais «Italien, wie es wirklich ist» abgesehen hatte. Aus Hamburg, wohin er 1842 gezogen war, durch den Brand bald vertrieben, ließ er sich in Dresden nieder, wo er 13. Mai 1845 starb. E.s litterarischer Ruf gründet sich auf «Hannchen und die Küchlein» (Halle 1822; 25. Aufl., Lpz. 1875), ein Idyll, das in viele Sprachen übersetzt worden ist. Eine größere Dichtung in Hexametern ist «Der erste Mensch und die Erde» (Halle 1828; 2. Aufl. 1834). Ausgaben seiner «Vermischten Gedichte» (2 Bde., Halle 1833) und seiner «Gesammelten Schriften» (20 Bde., Halle 1830) hat E. selbst veranstaltet. Später gab er noch «Blicke in Tiedges und Elisas Leben» (Berl. 1844) heraus.

Eberhard (Joh. Aug.), namhafter philos. Schriftsteller, geb. 31. Aug. 1739 zu Halberstadt, studierte in Halle 1756—59 Theologie, wurde hierauf Hauslehrer beim Freiherrn von der Horst und dann Konrektor am Gymnasium und zweiter Prediger an der Hospitalkirche in seiner Vaterstadt. Doch bald legte er seine Ämter nieder und begleitete den Vater seines Zöglings nach Berlin, wo er in Muße den Wissenschaften leben konnte und mit Nicolai und Mendelssohn die engste Freundschaft schloß. Später trat er wieder in den geistlichen Stand und wurde Prediger am berliner Arbeitshause. Um diese Zeit schrieb er seine «Neue Apologie des Sokrates» (2 Bde., Berl. 1772; 2. Aufl. 1790). Dieses Werk, das nach Wolffschen Grundsätzen die Rechte der gesunden Vernunft gegen die Anmaßungen strenggläubiger Theologen in Schutz nahm, fand in und außer Deutschland großen Beifall. Da er aber sehr bald mit der berliner Orthodoxie wegen seiner philos. Bestrebungen in Konflikt geriet, so nahm er 1774 die Predigerstelle zu Charlottenburg an. Hierauf wurde E. 1778 Professor der Philosophie in Halle; infolge der Herausgabe seiner «Allgemeinen Theorie des Denkens und Empfindens» (Berl. 1776; 2. Aufl. 1786) ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1805 Geheimrat und 1808 Doktor der Theologie. Er starb 6. Jan. 1809. Von seinen zahlreichen Schriften sind noch zu erwähnen seine «Sittenlehre der Vernunft» (Berl. 1781; 2. Aufl. 1786), «Vorbereitung zur natürlichen Theologie» (Halle 1781), «Theorie der schönen Künste und Wissenschaften» (Halle 1783; 3. Aufl. 1790), «Allgemeine Geschichte der Philosophie» (Halle 1788; 2. Aufl. 1796); ferner «Amyntor» (Berl. 1782), «Handbuch der Ästhetik» (4 Bde., Halle 1807—20), «Geist des Urchristentums» (3 Bde., Halle 1807—8), «Vermischte Schriften» (2 Bde., Halle 1784—88). Sein «Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik» (6 Bde., Halle 1795—1802) wurde fortgesetzt und erweitert von Maaß (12 Bde., 1818—21) und von Gruber (6 Bde., 1826—30; 4. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1853). Wie dieses Werk fand sein «Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache» (Halle 1802; 13. Aufl. von Lyon und Wilbrandt, Lpz. 1882) vielseitige Anerkennung.

Eberhard (Konrad), Bildhauer, geb. zu Hindelang im Algau 25. Nov. 1768, übte schon in früher Jugend seine Kunst, indem er mit Bruder und Vater Andachtsbilder in seiner Heimat ausführte. Auf der münchener Akademie, namentlich im Atelier des Roman Boos, wohin er durch die Fürsorge des Kurfürsten von Trier gekommen war, und später in Rom, wohin er 1806 vom damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern mit Aufträgen gesandt wurde, bildete er sich weiter aus. Venus mit Amor, jetzt in der Glyptothek, ein sitzender Silen mit dem Bacchusknaben, eine Leda sind seine Hauptwerke aus dieser Zeit. Doch fühlte er sich nicht recht heimisch in der klassizistischen Richtung und wendete sich, besonders seit 1816, wo er Professor der münchener Akademie wurde, als eifriger Katholik der christl. Plastik zu. Damals entstand eine seiner bedeutendsten Leistungen, das Relief zum Grabmal der Prinzessin Karoline in der Theatinerkirche. Das Relief über dem Portal der Allerheiligenkapelle, die Statuen des Erzengels Michael und des heil. Georg am Isarthor, die Grabdenkmäler der Bischöfe Sailer und Widmann im regensburger Dom, sowie die kolossale Madonna für Maria-Eich gehören dieser Richtung an. Überall ist hier die Phantasie der Technik überlegen. Auch in Zeichnungen und Bildern sprach E. seine religiöse Stimmung aus. Er starb 13. März 1859. — Franz E., geb. 1767 zu Hindelang, nahm vielfach an den Arbeiten Konrad E.s, seines Bruders, teil und schuf Crucifixe und Heiligenbilder aus Alabaster. Er starb erblindet 18. Dez. 1836.

Eberle (Adam), Historienmaler, geb. in Aachen 1805, ein treuer Nachfolger von Cornelius, aus dessen Schule an der düsseldorfer Akademie er hervorgegangen war. Er gehörte zu den ersten Schülern des Meisters, seit dieser nach Düsseldorf gekommen war. Seine künstlerische Kraft wurde durch eine geradezu fanatische Religiosität nicht gefördert, doch ist sein Talent unleugbar ein sehr großes gewesen. Dies zeigte sich schon in frühern Werken, wie der heil. Helena für eine Kirche in Westfalen. Gleichwohl beschäftigten ihn auch Stoffe aus der profanen Historie und selbst aus der Mythologie (Apollo unter den Hirten, im münchener Odeon). Als auf den Vorschlag Cornelius' ein Teil der Schloßgartenarkaden in München mit Darstellungen aus der bayr. Geschichte geschmückt wurden, beteiligte sich E. neben Förster, Lindenschmit, Schorn, Stürmer u. a. und führte die Scene der Erhebung Maximilians I. zum Kurfürsten aus. Zu seinen ausgezeichnetsten Leistungen gehört die Zeichnung der trauernden Juden an den Wassern Babylons (jetzt im baseler Museum). In düstere Schwärmerei versinkend, starb er bereits 1830, nach anderer Nachricht sogar schon 1826.

Eberle (Robert), Landschafts- und Tiermaler, geb. zu Mörsburg am Bodensee 22. Juli 1815. Er gehört der Schule Münchens an, war aber schon früher bei dem Tiermaler Biedermann in Konstanz unterrichtet worden. In München, wo er sich seit 1830, mit der alleinigen Unterbrechung durch eine kurze Reise nach Amerika 1848, zeitlebens aufhielt, hatte er mit gründlichen Studien nach den Alten begonnen und in dieser Hinsicht vorzugsweise an den großen holländischen Tierdarstellern des 17. Jahrh. seine Muster gefunden. Er repräsentiert neben seinem münchener Kollegen Friedrich Voltz das Fach in der bedeutendsten Weise, indem er nicht allein den Charakter und das geistige Leben des Tieres treffend festzuhalten versteht, sondern auch durch lebhafte Stimmungen und Situationen in das fast Monotone des Tierbildes ein interessantes Element bringt. Häufig bedient er sich dazu der Darstellung von Gewitterscenen, Sturm u. dgl., in deren Aufruhr er die Bewegung der Tiere meisterhaft schildert. Hierher gehört das Bild der Galerie in Kopenhagen, der Blitz, welcher in die Schafherde schlägt

E. hat auch geistreiche Blätter radiert. Er starb in Ebersing bei München 19. Sept. 1860.

Eberlein (Georg), Architekt, Historienmaler und Dekorateur, geb. zu Linden bei Heilbronn 13. April 1819, Sohn eines Schuhmachers, besuchte seit 1833 die Polytechnische Schule und das Atelier der Brüder Heideloff zu Nürnberg. Für die ersten acht Lieferungen von Karl von Heideloffs «Ornamentik des Mittelalters» zeichnete er fast sämtliche Originale, folgte 1839 seinem Lehrer nach Stuttgart und nahm an den zahlreichen Restaurationen teil, welche Heideloff zu leiten hatte. Manches führte er schon selbständig durch. In beiden Hinsichten sind zu nennen die stuttgarter Stiftskirche, das Schloß Lichtenstein, die Feste Coburg u. s. w. Im J. 1842 begann er die Zimmerdekoration des neuen im got. Stil erbauten Schlosses Landsberg bei Meiningen. In die Folgezeit fällt seine Beteiligung an den lithographischen Publikationen des neugegründeten Stuttgarter Altertumsvereins und Dekorationsmalereien für das damals umgebaute Hoftheater. Zu vollster Entfaltung seines Könnens gelangte E. durch die ihm übertragene Restauration der Burg Hohenzollern. Nachdem er 1854 zu diesem Zweck mit dem Oberbaurat von Stüler und Kaulbach zusammen gewirkt, ging er 1855 nach Nürnberg zurück, wo er an der Kunstgewerbeschule und dem Germanischen Museum thätig war, an ersterer bis 1878. Die Zahl seiner Unternehmungen, sowohl Herstellungsarbeiten als Neubauten, welche nun entstanden, ist sehr groß. Zu dem Hervorragendsten zählt die Einrichtung des Glasmalereischmucks für den Dom in Erfurt, der Giebelbau der Mariascheinkirche in Aschaffenburg, jene an St. Emmeram in Nördlingen, die neue prot. Kirche in München, das Schlachtendenkmal zu Aschaffenburg, der Pilgerbrunnen ebendaselbst. Als Maler hat E. histor.-romantische Stoffe behandelt, wie z. B. die Belehnung des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg 1417; als Aquarellist schuf er verschiedene Albums seiner Schloßeinrichtungen und Entwürfe, so für das Schloß Landsberg bei Meiningen und für die Königin Olga von Württemberg, für den König Ludwig II. von Bayern die «Votivblätter Kaiser Ludwigs des Bayern in Nürnberg». Glasbilder entwarf er für das Schloß des Fürsten Bismarck in Varzin.

Ebermannstadt, Städtchen im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, an der Wiesent und am Ausgang des Trubbachthals, mit 727 meist kath. E., ist Sitz eines Bezirksamts und Amtsgerichts. E. war schon im 10. Jahrh. Hauptort eines zum St. Peterstift in Aschaffenburg gehörigen großen Besitztums, später Eigentum der Reichsherren von Schlüsselberg, hierauf der Bischöfe von Bamberg, zuerst im Mitbesitz mit dem würzburger Bischof, dann ausschließlich. Kaiser Ludwig der Bayer verlieh 1323 dem Orte Stadtgerechtigkeit und gleiche Rechte wie Nürnberg. Im J. 1525 hatten die aufrührerischen Bauern ihr Lager hier, 1633 schlug Johann von Werth bei E. die Schweden, 1796 brannten die Franzosen unter Jourdan 30 Gebäude nieder. Bei E. beginnt die sog. Fränkische Schweiz. (S. Fränkischer Jura.)

Ebern, Städtchen im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, 75 km im NO. von Würzburg, an der zum Main gehenden Baunach, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, und zählt (1880) 1153 meist kath. E., welche eine Leinengarn- und Dochtfabrik unterhalten und die Thongruben der Umgegend abbauen. Der Ort hat eine schöne Kirche mit interessanten Grabsteinen, und in der Friedhofkapelle ein schönes Altarbild von Wohlgemuth.

Ebernand von Erfurt, deutscher Dichter, verfaßte um 1216 eine gereimte Bearbeitung der Legende von Kaiser Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde. Seinen Namen nennt er in der beliebten Form eines Akrostichons, das durch die Absätze des ganzen Gedichts hindurchgeht. Als Quellen benutzte er die «Vita Heinrici imperatoris» (von Adalbertus) und die «Vita Sanctae Cunegundis» (herausg. in den «Monumenta Germaniae»). E.s Werk ist veröffentlicht von R. Bechstein (Quedlinb. u. Lpz. 1860).

Ebernburg, Dorf in der bayr. Rheinpfalz, Bezirksamt Kirchheimbolanden, an der Mündung der Alsenz in die Nahe und an der Pfälzischen Alsenzbahn (Linie Hochspeyer-Münster am Stein), zählt 637 E., welche Weinbau treiben. Dabei liegen auf einem Berg die Ruinen der Ebernburg, welche im 11. Jahrh. den Saliern gehörte und 1448 an die von Sickingen kam; 1504 hatte sie Franz von Sickingen im Besitz. Auf ihr fanden viele Anhänger der Reformation eine Zuflucht, so Hutten, Ökolampadius, Joh. Schwebel, Martin Bucer, auch Ph. Melanchthon. Im J. 1698 wurde die Burg geschleift; dann, nachdem sie wiederhergestellt war, zerstörten die Franzosen dieselbe 1794 gänzlich. Später durch die Franzosen versteigert, kam dieselbe an eine Gräfin Louer und von dieser an Karl Günther, Gutsbesitzer von Feilbingert, welcher die Burg 1841 wieder im alten Stil prachtvoll aufbauen ließ; jetzt dient dieselbe den Fremden von Bad Kreuznach und Münster am Stein als Vergnügungsaufenthalt.

Eberraute, Strauchart aus der Pflanzengattung Artemisia (s. d.).

Ebers (Emil), Maler, geb. in Breslau 1807, Schüler der düsseldorfer Akademie, welche er seit 1831 besuchte. Einen bleibenden Eindruck machte die Richtung Lessings auf ihn und zwar besonders dessen romantische Vorliebe für mittelalterliche Kriegsscenen, Räuberstücke und ähnliches. Eigen ist ihm die Neigung zu unheimlichen, angsterweckenden Situationen, in denen auch Schleichhändler eine häufige Rolle spielen. Dabei weiß der Künstler stets packend zu schildern und interessante Scenen zu ersinnen. Dennoch sollte er in eine noch glücklichere Richtung treten, als er, das romantische Gebiet verlassend, nach mehrern Reisen an die Nordsee sich ausschließlich dem marinen Genre zuwendete. Motive aus dem Leben der Schiffer und Matrosen versteht er äußerst charakteristisch wiederzugeben. Seit 1844 in seiner Heimat Schlesien lebend, ist er vielfach thätig, hat sich mit dem heil. Goar, als Rheinländer bekehrend, auch als Geschichtsmaler versucht.

Ebers (Georg Mor.), Ägyptologe und beliebter Romanschriftsteller, geb. 1. März 1837 zu Berlin, erhielt seinen ersten Unterricht in der Erziehungsanstalt zu Keilhau in Thüringen, besuchte dann die Gymnasien zu Kottbus und Quedlinburg und widmete sich seit 1856 zu Göttingen dem Studium der Rechte, welches er jedoch 1858, da ihn eine Lähmung der Füße befallen hatte, mit dem der Philologie, der klassischen und orient. Altertumswissenschaft vertauschte. Seit 1859 lag er zu Berlin dem Studium der ägypt. Sprach- und Altertumskunde fast ausschließlich ob. Von seiner langwierigen

jetzt fast erloschen ist. In der Nähe befinden sich besuchte Waldpartien, wie beim Mühlenwerk Zainhammer, mit Wasserfall.

Ebert (Adolf), namhafter Romanist, geb. zu Kassel 1. Juni 1820, erhielt auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt seine wissenschaftliche Vorbildung, widmete sich dann 1840—44 zu Marburg, Leipzig, Göttingen und Berlin histor., philol. und philos. Studien und habilitierte sich in Göttingen für Geschichte und Litteratur der roman. Völker, insbesondere der Spanier und Italiener. Nach dieser Richtung hin veröffentlichte E. das Werk «Quellenforschungen aus der Geschichte Spaniens» (Kassel 1849). Dann siedelte er nach Marburg über, wo er außerord. Professor wurde. Dort gab er das «Handbuch der ital. Nationallitteratur» (Marb. 1854) heraus. Diesem folgte die «Entwickelungsgeschichte der franz. Tragödie» (Gotha 1856). Im Verein mit Ferd. Wolf begründete er 1859 das «Jahrbuch für roman. und engl. Litteratur», an dessen ersten fünf Bänden er thätigen Anteil nahm. Im J. 1862 wurde E. als ord. Professor der roman. Sprachen und Litteraturen nach Leipzig berufen. Hier publizierte er seine «Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters» (Bd. 1—2, Lpz. 1874—80, von welcher seit 1883 eine franz. Übersetzung erscheint). E., einer der hervorragenden Romanisten der Gegenwart, sucht hauptsächlich die roman. Litteraturen in ihren Beziehungen zu der german. und lat. Litteratur des Mittelalters zu erforschen, um so in den Organismus des ganzen geistigen Lebens des Mittelalters einzudringen.

Ebert (Friedr. Adolf), einer der vorzüglichsten Bibliothekare und Bibliographen der neuern Zeit, geb. 9. Juli 1791 zu Taucha bei Leipzig, verdankte dem Unterrichte seines Vaters, der als Prediger am Georgenhause zu Leipzig 1807 starb, und dem Besuche der leipziger Nikolaischule die erste Bildung. Seine durch die väterliche Bibliothek geweckte Liebe zur Litteratur- und Bücherkunde entwickelte sich, als er von 1806 an einige Jahre lang Amanuensis des Unterbibliothekars der leipziger Ratsbibliothek war. Seit 1808 studierte er zu Leipzig und dann kurze Zeit zu Wittenberg Theologie, wendete sich aber später vorzugsweise den histor. Studien zu, beteiligte sich 1813 an der Reorganisation der leipziger Universitätsbibliothek und wurde hierauf 1814 Sekretär an der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. In dieser Stellung schrieb er unter anderm «F. Taubmanns Leben und Verdienste» (Eisenberg 1814), «Torquato Tasso nach Ginguené dargestellt, mit ausführlichen Ausgabenverzeichnissen begleitet» (Lpz. 1819), «Die Bildung des Bibliothekars» (Lpz. 1820) und «Geschichte und Beschreibung der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden» (Lpz. 1822). Die Reichhaltigkeit der dresdener Bibliothek und gründliche Vorstudien gaben ihm auch den Mut, sich an ein «Allgemeines bibliogr. Lexikon» (2 Bde., Lpz. 1821—30) zu wagen. Obgleich das Werk der erste Versuch dieser Art in Deutschland war, ist doch selbst von seinen Gegnern anerkannt worden, daß er die ausländischen Muster weit übertroffen hat. E. wurde 1823 herzoglich braunschw. Bibliothekar in Wolfenbüttel, aber bereits im April 1825 als Bibliothekar nach Dresden zurückberufen, einige Monate darauf zugleich zum Privatbibliothekar des Königs und 1828 zum Oberbibliothekar ernannt. Wie in Wolfenbüttel, so war er auch wieder in Dresden litterarisch sehr thätig. In dieser Zeit erschienen von ihm: «Zur Handschriftenkunde» (2 Bde., Lpz. 1825—27), «Kulturperioden des obersächs. Mittelalters» (Dresd. 1825), «Überlieferungen zur Geschichte, Litteratur und Kunst der Vor- und Mitwelt» (Bd. 1 und 2, St. 1, Dresd. 1825—26) und viele Beiträge zu Zeitschriften und encyklopäd. Werken. E. starb 13. Nov. 1834.

Ebert (Joh. Arnold), Dichter und Übersetzer, geb. 8. Febr. 1723 zu Hamburg und auf den dortigen Schulen gebildet, fand an Hagedorn einen väterlichen Freund und studierte seit 1743 in Leipzig Theologie. Da aber die orthodoxe hamburger Geistlichkeit an einem von ihm verfaßten und von dem Musikdirektor Görner komponierten Hochzeitsgedichte großen Anstoß nahm, vertauschte er die Theologie bald mit den humanistischen Studien. Er gehörte in Leipzig jenem Kreis von Freunden (Gärtner, Cramer, J. A. Schlegel, Rabener, K. A. Schmid, Zachariä, Gellert, Giseke) an, aus deren Mitte die sog. «Bremer Beiträge» hervorgingen. Auf Empfehlung des Abts Jerusalem wurde er 1748 an dem neugegründeten Carolinum zu Braunschweig als Lehrer der engl. Sprache angestellt und unterrichtete zugleich den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, nachherigen Herzog von Braunschweig, in derselben. Er wurde 1753 zum ord. Professor am Carolinum, später zum Hofrat ernannt und starb 19. März 1795.

E. selbst sammelte seine Gedichte unter dem Titel «Episteln und vermischte Gedichte» (Hamb. 1789), denen nach seinem Tode Eschenburg einen zweiten Band mit seiner Biographie hinzufügte (1795). Seine Übertragungen von Glovers «Leonidas» und besonders von Youngs «Nachtgedanken», die er zugleich mit ausführlichen Anmerkungen begleitete, erwarben ihm den Ruhm eines vorzüglichen Übersetzers. Bekannt ist Klopstocks Ode an ihn.

Ebert (Karl), Landschaftsmaler, geb. 13. Okt. 1822 in Stuttgart, wurde in seiner Vaterstadt herangebildet, unternahm dann aber größere Reisen nach Italien, Frankreich und den Niederlanden. Seit 1848 ist München sein steter Aufenthalt. Sein Wirkungskreis ist ein beschränkter und daher gegenständlich nicht mannigfaltig, aber in eben diesem Bereiche entfaltete der Künstler mit dem feinsten Empfinden eine unendlich reiche Schaffenskraft. Fast immer sind es schöne Waldinterieurs, die er mit großer Poesie darstellt; in diesem Thema aber ist er mit unerschöpflicher Gestaltungsgabe und Phantasie bis in das Tiefste eingedrungen, dazu versteht er Beleuchtung, Schatten und Lichtmassen in großer koloristischer Pracht wiederzugeben und den heimischen Wald zu charakterisieren.

Ebert (Karl Egon, Ritter von), wurde 5. Juni 1801 zu Prag geboren, wo sein Vater [illegible] Landesadvokat und fürstlich fürstenbergischer Hofrat war, erhielt seine wissenschaftliche Bildung teils durch den Vater und in der gräfl. Löwenburgschen Akademie zu Wien, teils auf der Universität zu Prag. Bei dem durch litterarische Bildung ausgezeichneten Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg wurde er 1825 Bibliothekar und Archivar zu Donaueschingen, 1829 Rat und Archivdirektor und 1848 Hofrat. Seit 1833 war er auch bei der Verwaltung der in Böhmen liegenden Besitzungen des Fürsten als Konferenzrat angestellt. Im J. 1857 in den Ruhestand versetzt, lebte er seitdem zu Prag seinen poetischen und schriftstelle-

rischen Arbeiten. Als Dichter zeigte sich E. schon frühzeitig äußerst produktiv, und namentlich verfaßte er zahlreiche Dramen. Ruf erlangte er jedoch durch seine lyrischen und epischen Leistungen. Den «Gedichten» (Prag 1824) und «Dichtungen» (2 Bde., Prag 1828; 3. Aufl. 1845), in welchen eine Anzahl trefflicher Balladen und Romanzen sich finden, ließ er die größern Werke «Wlasta, ein böhm.-nationales Heldengedicht in drei Büchern» (Prag 1829) und «Das Kloster, idyllische Erzählung in fünf Gesängen» (Stuttg. 1833) folgen, die sich durch lyrischen Schwung wie Reinheit und Eleganz der Sprache auszeichnen. Von E.s dramatischen Arbeiten aus späterer Zeit ist namentlich das Drama «Bretislaw und Jutta» (Prag 1835), das seit 1829 besonders in Prag mit Erfolg aufgeführt wurde, hervorzuheben. Auch «Das Gelübde» wurde 1864 zu Prag mit Beifall aufgeführt. Als neuere Erzeugnisse seiner lyrischen Muse veröffentlichte E. den Sonettenkranz «Ein Denkmal für Karl Egon, Fürsten zu Fürstenberg» (Prag 1855) und «Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes» (Lpz. 1859), ferner ein kleines episches Gedicht: «Eine Magyarenfrau» (Wien 1865). Im J. 1871 wurde E. in den österr. Ritterstand erhoben; er starb 24. Okt. 1882 in Prag. Seine «Poetischen Werke» sind in sieben Bänden (Prag 1877) erschienen.

Eberty (Georg Friedr. Felix), deutscher Schriftsteller, geb. 26. Jan. 1812 zu Berlin, studierte 1831—34 in Berlin und Bonn Rechtswissenschaft, trat dann in den preuß. Justizdienst und habilitierte sich 1851 an der Universität zu Breslau, wo er 1854 Professor wurde. Er schrieb: «Die Gestirne und die Weltgeschichte» (Bresl. 1846; 3. Aufl. 1877), «Über Gut und Böse» (Berl. 1855), «Walter Scott» (2 Bde., Bresl. 1860; 2. Aufl., Lpz. 1871), «Lord Byron» (2 Bde., Lpz. 1862; 2. Aufl. 1879), «Geschichte des preuß. Staats» (7 Bde., Bresl. 1866—73).

Eberz, altes deutsches Adelsgeschlecht, dessen Stammsitz nachweislich schon vor 1191 Isny war. Kaspar von E. war 1480 Obrist in deutschen Kriegsdiensten und rüstete auf eigene Kosten eine Hilfstruppe aus, die er Max I. für den flandr. Krieg zur Verfügung stellte. Johann Christoph von E., gest. 1659, ist der Stammvater zweier Linien durch seine beiden Söhne Johann Leonhardt und Johann Christoph. Die ältere Linie besitzt viele Rittergüter in der Nähe von Breslau, die jüngere starb 1870 aus.

Eberus, Theolog, s. Eber (Paul).

Eberwein (Traug. Maximil.), Violinvirtuos und Komponist, geb. 27. Okt. 1775 zu Weimar, gest. als fürstlich rudolstädtischer Hofkapellmeister 2. Dez. 1831; seine vielen Kompositionen (Opern, Kirchenmusik) waren zu ihrer Zeit sehr geschätzt, sind aber jetzt vergessen. — Karl E., Bruder des vorigen, geb. 10. Nov. 1786 zu Weimar, gest. 2. März 1868 als Kammervirtuos daselbst, hat sich sowohl als Violinvirtuos und Orchesterdirigent wie als Tonsetzer bekannt gemacht. Mehrere seiner größern Werke, z. B. die Oper «Graf von Gleichen», ganz besonders die Musik zu Holteis Schauspiel «Leonore», fanden Beifall.

Eberwurz, die Wurzel der Carlina vulgaris, s. unter Carlina.

Ebingen, Stadt im württemberg. Schwarzwaldkreise, Oberamt Balingen, 20 km im NW. von Sigmaringen, in 730 m Höhe an der Schmiecha und an der Linie Tübingen-Sigmaringen der Württembergischen Staatsbahn, hat ein reiches Hospital, eine Latein-, eine Real- und eine gewerbliche Fortbildungsschule und zählt (1880) 5555 E., welche Wollzeugwebereien, Strumpfwebereien, Färbereien, Schuhfabriken, Baumwollsamtfabriken, Bortenwirkereien, Gerbereien, Trikotwaren- und Hutfabriken unterhalten. Bedeutend sind auch die Schaf- und Rinderzucht und die Viehmärkte. In der Nähe findet sich Eisenerz.

Ebioniten wurden seit dem Ende des 2. Jahrh. die von der allgemeinen Kirche als ketzerisch ausgeschiedenen Judenchristen genannt, welche an den Bestimmungen des mosaischen Ceremonialgesetzes (namentlich an Beschneidung, Sabbatfeier und Speisegeboten) festhielten, dagegen den Apostel Paulus und seine gesetzesfreie Heidenpredigt, sowie die Autorität der meisten neutestamentlichen Schriften verwarfen. Der Name stammt aus dem Hebräischen und bedeutet in seiner ursprünglichen Form (Ebjonim) die «Armen», wie sich die ältesten jüd. Christen selbst zu bezeichnen pflegten; die gräzisierte Bezeichnung Ebionäer oder E. rührte dagegen von den Gegnern her und kam erst in Umlauf, als die allgemeine Kirche das Judenchristentum als Häresie bereits abgewiesen hatte, wogegen die E. sich selbst Nazaräer nannten. So ungenau es daher auch ist, den Namen Ebionismus bereits für die urchristl. Zeit zu verwenden, so richtig hat die neuere Kritik doch gesehen, wenn sie die Ursprünge desselben bereits in der urapostolischen Lehre, wie dieselbe im Unterschiede von Paulus von den Zwölfen festgehalten wurde, erkannte. Auch abgesehen von der Lehre, daß das mosaische Gesetz auch im Christentume nach wie vor religiöse Verbindlichkeit habe, lassen sich die meisten, allen ebionitischen Richtungen gemeinsamen Anschauungen nur als die älteste Gestalt des palästinensischen Christentums überhaupt betrachten. Der Ebionismus ist daher für die kritische Erforschung des Urchristentums von eingreifender Wichtigkeit. Seine Geschichte ist bei den lückenhaften Nachrichten ziemlich dunkel. Wie schon in der apostolischen Zeit, so findet sich auch um die Mitte des 2. Jahrh. unter den Judenchristen eine strengere und eine mildere Richtung, von welchen die erstere das Gesetz auch den Heidenchristen aufnötigte, die letztere es ihnen als «Proselyten des Thors» erlassen und nur für die Juden, als den eigentlichen Stamm auch der neuen Messiasgemeinde, festhalten wollte. Indessen verlor dieser Unterschied mit der kirchlichen Verwerfung auch des mildern Judenchristentums seine praktische Bedeutung. Ein Teil ging allmählich ganz in der kath. Kirche auf, wogegen die übrigen nur um so zäher an ihren eigentümlichen Anschauungen festhielten. Die innere Entwickelung des Ebionismus ist daher eine sehr dürftige gewesen. Neben dem mosaischen Gesetz wurde besonders streng die Lehre von der Einheit Gottes (von der göttlichen «Monarchie») als das den Christen mit den Juden gemeinsame Centraldogma festgehalten, woraus sich die Unmöglichkeit, den «Sohn Davids» mit der fortgeschrittenen kath. Kirche in metaphysischem Sinne als «Sohn Gottes» anzuerkennen, von selbst ergab. Der älteste Standpunkt sah in Jesu einfach den Sohn Josephs und der Maria, auf den bei der Taufe der Geist Gottes herabkam. Doch fand die Lehre von der Geburt aus der Jungfrau und der Empfängnis vom heil. Geiste frühzeitig auch in ebionitischen Kreisen

Krankheit vollkommen genesen, besuchte E. mehrere der größern europ. Museen und habilitierte sich dann 1865 zu Jena, wo er seit 1868 als außerord. Professor Vorlesungen über altägypt. Grammatik, Geschichte und Denkmälerkunde hielt. Im J. 1869 unternahm er eine größere Reise über Spanien und Nordafrika nach Ägypten, Nubien und dem Peträischen Arabien, von welcher er nach vierzehnmonatlicher Abwesenheit nach Deutschland zurückkehrte, um 1870 einem Rufe als Professor für das Fach der ägypt. Sprache und Altertumskunde an die Universität Leipzig Folge zu leisten. Den Winter 1872—73 verlebte er wiederum in Ägypten und fand dort außer wichtigen neuen Inschriften den mediz. Papyrus, welcher seinen Namen trägt. Von gelehrten Arbeiten gab E. heraus: «Disquisitiones de dynastia vicesima sexta regum aegyptiorum» (Berl. 1865), «Ägypten und die Bücher Moses. Sachlicher Kommentar zu Genesis und Exodus» (Bd. 1, Lpz. 1868), «Durch Gosen zum Sinai. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek» (Lpz. 1872; 2. Aufl. 1881), «Über das altägypt. Schriftsystem» in der «Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge» (herausg. von Virchow und von Holtzendorff, 2. Aufl. 1875). Sein eigentliches Hauptwerk ist «Papyrus Ebers, konserviert in der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Ein hieratisches Handbuch altägypt. Arzneikunde» (2 Bde., Lpz. 1875). Sein erster Roman: «Eine ägypt. Königstochter» (3 Bde., Stuttg. 1864; 11. Aufl. 1883), sucht das Leben der Ägypter zur Zeit ihrer Unterjochung durch die Perser zu schildern. Das Werk fand allgemeinen Beifall und wurde ins Holländische, Englische, Französische, Russische u. s. w., im ganzen in 14 Sprachen übersetzt. Ebenfalls auf ägypt. Boden spielen die Romane «Uarda» (3 Bde., Stuttg. 1877; 9. Aufl. 1881), «Homo sum» (1.—4. Aufl., Stuttg. 1878), «Die Schwestern» (Stuttg. 1880; 14. Aufl. 1883) und «Der Kaiser» (2 Bde., Stuttg. 1881). Außerdem schrieb E. noch: «Eine Frage, Idyll» (Stuttg. 1881), und die Romane: «Die Frau Burgemeisterin» (Stuttg. 1882) und «Ein Wort» (Stuttg. 1883); auch lieferte er den Text zu dem Prachtwerke «Ägypten in Bild und Wort» (2 Bde., Stuttg. 1878—79) und gibt mit H. Guthe das illustrierte Werk «Palästina» (Stuttg.) heraus.

Ebersbach, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Löbau, 15 km südlich von Löbau, an der Linie Bischofswerda-Zittau der Sächsischen Staatsbahn, die hier nach Löbau abzweigt, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 6931 E. und ist ein Hauptsitz für die Baumwollwaren- und Leinwandfabrikation, welche 700 mechan. Stühle in zwei Fabriken, sowie 1100 Handwebstühle im Orte und ebensoviel außerhalb des Ortes beschäftigt. Außerdem hat E. eine Bleich- und Appreturanstalt, eine Knochenmehlfabrik, Kinderwagenbauwerkstätten und sonstigen bedeutenden Handel.

Ebersbach, Dorf im württemb. Donaukreis, Oberamt Göppingen, an der Fils und an der Linie Bretten-Friedrichshafen der Württembergischen Staatsbahn, zählt (1880) 1501 E. Der Ort zeichnet sich durch rege Gewerbthätigkeit und Viehzucht aus und hat eine Tuch- und eine Cementfabrik.

Ebersberg (Ottokar Franz), wiener Theaterdichter und Publizist, Sohn des Jugendschriftstellers E., geb. am 10. Okt. 1833 zu Wien, auf dem Gymnasium gebildet, lernte als Buchdrucker und war mehrere Jahre bei der Lotto-Gefällsdirektion angestellt. Seit 1855 schrieb er unter dem Pseudonym O. F. Berg Stücke für die wiener Vorstadttheater, die zum Teil sehr beliebt wurden (z. B. «Der wiener Dienstbot», in Berlin in Kalischs Bearbeitung unter dem Titel «Berlin, wie es weint und lacht» aufgeführt, «Einer von unsere Leut'», «Der letzte Nationalgardist», «Die alte Schachtel», «Die Probiermamsell» u. s. w.), im ganzen 150 Possen, Parodien, Lustspiele u. dgl. Die Posse «Wiener und Franzos» ward 1860 nach der vierten Aufführung verboten; infolge davon ging E. nach Berlin, kehrte aber schon 1861 nach Wien zurück, wo er neben fortgesetzter dramatischer Thätigkeit sich auch der Publizistik zuwandte und unter anderm das Witzblatt «Kikeriki» und das «Extrablatt» gründete und herausgab.

Ebersdorf (auch Kaiser-Ebersdorf), Dorf mit einem Schlosse in der niederösterr. Bezirkshauptmannschaft Bruck, Gerichtsbezirk Schwechat, südöstlich von Wien, am Einflusse der Schwechat in die Donau und an der Linie Wien-Nußdorf der Kaiserin-Elisabethbahn, hat (1880) 2569 E., deren Erwerb in der Feld- und Gartenwirtschaft, sowie im Handel mit Lebensmitteln in die nahe Hauptstadt besteht. Bei E. befindet sich der große Central-Friedhof Wiens. Gegenüber von E. liegt die in der Kriegsgeschichte merkwürdige Donauinsel Lobau (s. d.). In neuerer Zeit ist E. durch die Coakshochöfen der alpinen Montangesellschaft und andere Industrieanlagen bemerkenswert, in der ältern war es der Hauptsitz des kaiserl. Jagdgebiets. Kaiser Maximilian I. tauschte 1499 das Gut von den Herren von E. gegen ein anderes ein und gab es in die Verwaltung des Hofjägermeisters, der dort seinen ständigen Sitz hatte. Kaiser Ferdinand I. erweiterte das Schloß (1558—61) durch zwei neue Flügel und wohnte dort mit seiner Familie in den Sommermonaten. Maximilian II. ließ dort (1566) die wilden Tiere, die er aus Spanien mitgebracht, darunter den ersten Elefanten, unterbringen, vernachlässigte aber das Gebäude, das erst von Ferdinand II. wieder erneuert und für feierliche Anlässe eingerichtet wurde. Von 1631 bis 1699 war dasselbe die letzte Nachtstation der kaiserl. Bräute, von welcher sie in feierlichem Aufzuge nach Wien geführt wurden. Als die Kaiserin Maria Theresia Schönbrunn zu ihrer Sommerresidenz bestimmt hatte, schenkte sie das Schloß samt dem Gute E. den Armen. Das Schloßgebäude insbesondere wurde als Waisenhaus, später als Erziehungshaus für Offizierstöchter verwendet, bis Kaiser Joseph II. dasselbe der Artillerie zur Kaserne einräumte, welche Bestimmung es noch hat. Der ehemals freie Thürnhof in E., jetzt Eigentum der Gemeinde, war 1809 Napoleons Hauptquartier, ehe er mit seiner Armee nach der Lobau übersetzte, um sie zur Schlacht bei Aspern zu führen.

Ebersdorf, reuß. Herrschaft im Vogtlande, entstand dadurch, daß der 1647 abgeteilte jüngere Ast der 1535 gestifteten jüngern Linie des Hauses Reuß (s. d.), nämlich der Ast Reuß-Lobenstein, sich 1678 in die Zweige Lobenstein, Hirschberg und E. spaltete. Heinrich X., welchem E. zufiel, erbaute daselbst 16[illegible] sein Residenzschloß. Als 1711 der Hirschbergische Zweig wieder abstarb, fiel das Städtchen Hirschberg und sieben Dörfer an E. Nach dem Absterben der fürstl. Linie Lobenstein in der gräfl. Nebenlinie zu

Selbitz 1824 kamen deren Besitzungen an E., dessen Fürst sich seitdem Reuß zu Lobenstein und E. nannte. Am 1. Okt. 1848 legte der Fürst Heinrich LXXII. (geb. 27. März 1797, gest. 17. Febr. 1853) die Regierung zu Gunsten des Gemahls seiner Schwester Adelheid, Heinrich LXVII. aus der Linie Schleiz nieder, wodurch das Land mit dem Fürstentum Reuß der jüngern Linie unter Einem souveränen Fürsten vereinigt wurde. In diesem bildet es seitdem das Landratsamt E.

Der Marktflecken Ebersdorf, im Oberländischen Kreise von Reuß j. L., 15 km im Südwesten von Schleiz, ehemals Residenz und Sitz der Landesbehörden, wie jetzt eines Landrats- und Rentamts, einer Baudirektion und Bezirkssteuerrezeptur. Außer dem schönen Schlosse nebst Park und Hofgärtnerei hat der Ort eine fürstl. Hofkirche mit Familiengruft und eine 1733 entstandene Herrnhutergemeinde nebst Lehr- und Pensionsanstalten für Knaben und Mädchen, sowie eine bedeutende fürstl. Musterwirtschaft. Der Flecken zählt (1880) 911 E., welche Fabrikation von landwirtschaftlichen Maschinen und von Schiefertafeln, Bierbrauerei, Essigsiederei, Ziegelbrennerei und Tabaksfabrikation betreiben und Steinbrüche ausbeuten.

Ebersdorf, Dorf in Sachsen, Regierungsbezirk Zwickau, Amtshauptmannschaft Flöha, 5 km nördlich von Chemnitz, mit 1690 E., war ehemals ein Wallfahrtsort; die sehr schöne Kirche gehörte einem ehemaligen Kollegiatstifte.

Ebersheim, Dorf im Kreise Schlettstadt des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, unweit links von der Ill und an der Eisenbahnlinie Straßburg-Basel, 6,5 km nordöstlich von Schlettstadt gelegen, zählt (1880) 1786 fast ausschließlich kath. E. — Unweit liegt Ebersmünster, eine früher berühmte Abtei mit schöner Kirche.

Eberstadt, in Urkunden auch Gerberstadt, großes Dorf in der großherzogl. hess. Provinz Starkenburg, 7 km südlich von Darmstadt, an der Linie Frankfurt-Heidelberg der Main-Neckarbahn, zählt (1880) 3485 meist evang. E., ist Sitz einer Oberförsterei und hat verschiedene nicht unbedeutende industrielle Etablissements, namentlich Leder- und Papierfabriken. In der Nähe liegt auf bewaldeter Höhe die Ruine der Burg Frankenstein, früher den Herren von Frankenstein, seit 1682 zu Hessen gehörig. Sie ist bekannt durch das sog. Eselslehn. Die Herren von Frankenstein erhielten ehedem von dem bei Darmstadt gelegenen Dorfe Bessungen 12 Malter Korn jährlich gegen die Verbindlichkeit, einen Esel zu halten, auf welchem die Weiber, welche ihre Männer geschlagen hatten, durch Darmstadt geführt wurden. Noch 1588 wurde der Esel gefordert.

Eberstein, eine alte ehemalige Grafschaft in Schwaben, an der Murg gelegen, mit dem Hauptorte Eberstein oder Ebersteinburg und den Ruinen des ehemaligen Schlosses Eberstein oder Alt-Eberstein, kam seit dem 14. Jahrh. nach und nach an Baden, das noch im Besitze derselben ist, und umfaßte die jetzige Stadt Gernsbach, den Flecken Muckensturm und 15 Dörfer mit 13000 E. auf einer Bodenfläche von etwa 4½ Stunden Länge und 2½ Stunden Breite. Das Grafengeschlecht, das danach den Namen führte, hieß das schwäbische. Der erste bekannte Graf war Berthold, der um 1140 lebte, der letzte Graf Kasimir von E., mit welchem, da er nur eine Tochter hinterließ, dieses berühmte Geschlecht, das zuletzt in zwei Linien, eine protestantische und eine katholische, sich trennte, 1660 erlosch. Unter den dazwischen liegenden Mitgliedern der Familie sind besonders Wolfram von E. durch seinen langen und kräftigen, aber unglücklichen Kampf gegen die Fürstengewalt der Grafen von Württemberg, und Bernhard II. von E. als Verleiher des Erbfolgegesetzes seiner Familie erwähnenswert.

Ein anderes, gleichnamiges, jedoch mit dem vorstehenden nicht verwandtes Geschlecht waren die sächs. Grafen von E., die im Norden Deutschlands auf der im jetzigen Herzogtum Braunschweig gelegenen Burg Eberstein ursprünglich seßhaft waren. Sie hatten in Niedersachsen und Westfalen ansehnliche Besitzungen, z. B. die Ämter Forst, Fürstenberg, Ottenstein, Grohnde, Erzen, Ohsen, Polle, die Stadt Holzminden und Güter in Paderborn und den Grafschaften Lippe. Graf Otto von E. erhielt in Pommern die Herrschaft Neugarten und stiftete die pommersche Linie, die 1663 mit Ludwig Christoph erlosch. Graf Hermann von E., der letzte Sprößling der sächs. Linie, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. starb, gab seine Herrschaft Eberstein 1408 seiner Tochter Elisabeth, die mit Herzog Otto dem Lahmen von Braunschweig-Lüneburg vermählt war, zum Brautschatze mit. Vgl. Krieg von Hochfelden, «Geschichte der Grafen von E. und ihrer Besitzungen» (2 Tle., Arolsen 1833).

Ebersteinburg, Dorf im Großherzogtum Baden, Kreis Baden, 3 km im NO. von Baden, mit 517 meist kath. E., mit der in 488 m Höhe stehenden Ruine der Burg Alt-Eberstein, die eine herrliche Aussicht gewährt. Westlich daneben erhebt sich der 565 m hohe Berg Battert, mit den Trümmern des alten Schlosses Baden, und im SSO. der 672 m hohe Merkuriusberg (nach einer hier gefundenen Merkurstatue benannt, von der ein Abguß die Höhe krönt), mit schönem Aussichtsturm. Etwa 12 km im SO. von letzterm liegt das großherzogl. Schloß Neu-Eberstein, mit prachtvollem Blick in das tief unten liegende Murgthal. Turm und Mauern sind mit Epheu überdeckt. Der Rittersaal enthält eine schöne Sammlung von Waffen und Geräten, Glas- und Ölgemälde.

Eberswalde, bis 1877 Neustadt-Eberswalde, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Oberbarnim, 45 km von Berlin und 16 km westlich von Freienwalde, in 30 m Höhe, am nördl. Rande der Platte von Barnim, liegt in anmutiger Gegend am Einflusse der Schwärze in den Finowkanal und an der Linie Berlin-Stettin der Preußischen Staatsbahn, die hier nach Frankfurt a. O. abzweigt, ist Sitz eines Amtsgerichts und zweier Oberförstereien und zählt (1880) 11524 E. Der Ort hat zwei evang. Kirchen, eine kath. Kirche und eine Synagoge, seit 1877 ein Gymnasium, in der Nähe die Landirrenanstalt der Provinz Brandenburg und die 1830 von Pfeil begründete königl. Forstakademie mit der Hauptstation des forstlichen Versuchswesens und vielen Sammlungen. An Fabriken sind zu erwähnen eine große Hufnägel-, eine Dachpappen- und Cementfabrik, eine Gasanstalt, zwei Bierbrauereien, große Ziegeleien und Sägemühlen. Auch findet bedeutender Holzhandel statt. E. erhielt 1257 Stadtrechte; 1747 entstand die Vorstadt durch Herbeiziehung von Messerschmieden aus Ruhla in Thüringen, welcher Industriezweig aber

Verbreitung und, wie es scheint, unter essenischem Einflusse auch die noch künstlichere Ansicht, daß in Jesu ein Engel oder Erzengel, oder auch der schon in Adam verkörperte, danach den Erzvätern und dem Moses offenbarte «wahre Prophet» wieder erschienen sei. Auch anderweite Anschauungen der Essener, wie die Verwerfung der blutigen Opfer und die Unterscheidung echter und unechter Bestandteile im Alten Testament, fanden bei den E. frühzeitig Eingang. Von dem neutestamentlichen Kanon (dessen Zusammenstellung freilich selbst erst im «katholischen» Interesse seit Mitte des 2. Jahrh. erfolgte) erkannten sie nur das Matthäus-Evangelium, welches bei ihnen in verschiedenen Rezensionen verbreitet war, und die Offenbarung des Johannes an, während sie gegen Paulus und den Paulinismus eine durchaus abwehrende Haltung behaupteten. Am längsten erhielt sich der Ebionismus in Palästina und Syrien, wo die Judenchristen fast ohne Zusammenhang mit der übrigen Christenheit unverändert ihre Eigentümlichkeiten bewahrten, bis sie gegen Ende des 4. Jahrh. mit den «Katholikern» wieder in häufigere Berührung kamen. Damals unterschieden sich zwei Parteien, die gemeinen (oder pharisäischen) und die essenischen E., welche letztere noch die alten Wohnsitze der Essener am Toten Meere innehatten. Schon damals im Aussterben begriffen, verschwanden die E. im 4. und 5. Jahrh. aus der Geschichte. Vgl. Lipsius, «Zur Quellenkritik des Epiphanios» (Wien 1865).

Ebko (Ecco, Eike oder Eyke) von Rebgowe, der Verfasser des «Sachsenspiegels» (s. d.).

Eblé (Jean Baptiste, Graf), franz. General, geb. 21. Dez. 1758 zu St. Johann von Rohrbach bei Saargemünd als Sohn eines franz. Artillerieoffiziers, trat jung in die franz. Artillerie, wurde nach Neapel gesendet, um bei der Reorganisation der dortigen Artillerie mitzuwirken, und kehrte beim Ausbruch der Französischen Revolution nach Frankreich zurück. E. zeichnete sich in den Kämpfen in den Niederlanden wiederholt aus und wurde bereits im Okt. 1793 Divisionsgeneral. Die rasche Eroberung der belg. und holländ. Festungen war vorzugsweise sein Werk, daneben erwarb er sich großes Verdienst durch umfassende organisatorische Thätigkeit. Unter Moreau befehligte er 1795—97 die Artillerie, ebenso im folgenden Jahre unter Championnet auf dem Zuge nach Neapel und 1800 wieder unter Moreau. Er verstand meisterhaft, für alle Bedürfnisse der Artillerie durch Ausnutzung der auf dem Kriegstheater vorhandenen Mittel zu sorgen. Demnächst organisierte E. die Artillerie der Batavischen Republik, nahm 1806/7 im 6. Korps an dem Feldzuge gegen Preußen teil und wurde 1808 Kriegsminister des Königreichs Westfalen. Im J. 1810 wurde E. zu dem Heere Massénas nach Portugal gesendet und leistete auch dort Hervorragendes in der obern Leitung der Artillerie. An dem Zuge nach Rußland 1812 nahm E. als Kommandant des Pontontrains der großen Armee teil. Nur durch seine Umsicht und aufopfernde Thätigkeit wurde es möglich, die Pontonkolonnen auf dem Rückzuge von Moskau mitzuführen und die Brücken über die Beresina herzustellen. Von den hierbei erlittenen Strapazen erschöpft, gelangte E. nach Königsberg i. Pr. und starb dort 21. Dez. 1812, bevor ihn die bereits ausgefertigte Ernennung zum ersten Generalinspekteur der franz. Artillerie erreichte.

Eblouieren (frz.), durch Glanz blenden, verdutzt machen, verblüffen; **eblouissant**, blendend.

Ebn (Ibn, arab.), soviel wie Ben (s. d.), Sohn, Nachkomme.

Ebnat, großes industrielles Dorf im Bezirk Ober-Toggenburg des schweiz. Kantons St. Gallen, liegt 642 m über dem Meere, in anmutigem Voralpenlande zu beiden Seiten der Thur, ist Endstation der Toggenburgerbahn Wyl-E., an welche sich hier die Poststraße nach Wildhaus und Buchs anschließt, besitzt mehrere große Fabriken (Buntwebereien, Färbereien, Stickereien) und zählt (1888) 2651 E. (251 Katholiken), deren Haupterwerbsquelle neben der Land- und Alpenwirtschaft die Baumwollindustrie ist.

Eboli, Stadt in der ital. Provinz Salerno, 9 km im SW. von Campagna, liegt auf einem Hügel rechts vom Sele und an der Eisenbahn Neapel-Potenza, mit engen, zum Teil steilen Straßen und (1881) 11 235 E. Auf dem Berggipfel stehen die Türme der alten Burg, welche jetzt als Jagdschloß dient, und von wo sich ein schöner Blick über das Meer, den Persanowald und die Ruinen von Pästum, dem alten Posidonia, eröffnet. Nahebei lag das alte Ebura im Lande der Picentiner. Nach der Stadt E. sind die Fürsten von Eboli benannt.

Eboli (Anna de Mendoza, Fürstin von), war die Tochter des Vizekönigs von Peru, Don Diego Hurtado de Mendoza, und als dessen einzige Erbin Herzogin von Francavilla und Fürstin von Melito. Im Juni 1540 geboren, hatte sie sich 1559 mit dem bereits in höherm Alter stehenden Rui Gomez de Sylva vermählt, der als Günstling König Philipps II. von Spanien zum Fürsten von E. im Neapolitanischen erhoben worden war. Die junge Fürstin, schön, wiewohl einäugig, voll Sucht nach Genuß und Herrschaft, spielte am Hofe eine einflußreiche Rolle und war ohne Zweifel der Mittelpunkt vieler Intriguen. Gewiß ist, daß Don Carlos sie haßte und verachtete, daß Don Juan d'Austria, der natürliche Sohn Karls V., nicht zu ihr, sondern zu Maria Mendoza in einem Liebesverhältnis stand, und daß sie selbst gleichzeitig zu dem Könige und ohne dessen Wissen zu dem Staatssekretär Antonio Perez in intimen Beziehungen stand. Mignet («Ant. Perez et Philippe II», Par. 1845) hat es wahrscheinlich gemacht, daß der nachherige Herzog von Pastrana ein Sohn Philipps II. von der E. war. Der Tod der Königin Elisabeth steigerte ihren Einfluß. Nach dem Tode ihres Gemahls 1573 zog sie sich auf einige Zeit nach Pastrana zurück, kam aber auf Verlangen Philipps II. wieder an den Hof. Eine polit. Intrigue führte endlich 1579 ihren Sturz herbei. Als Don Juan von den Niederlanden aus seinen Geheimsekretär Escovedo an den Hof sendete, um seine ehrgeizigen Pläne zu verfolgen, und hier Perez den Absichten Escovedos entgegentrat, verriet dieser dem Könige das Verhältnis des Perez mit der E. Philipp beschloß, sich ihrer aller zu entledigen. Er ließ den ihm politisch verdächtigen Escovedo durch den wegen Verrats besorgten Perez 31. März 1578 töten und die Verwandten des erstern dann Klage gegen den letztern als Mörder erheben. Perez entzog sich der Verfolgung durch die Flucht; die Fürstin aber, die ihn zu dem Morde aus Stolz und Furcht angetrieben und in den Prozeß verwickelt ward, wurde auf das Schloß Pinto verbannt und durfte erst 1581 ihren Palast Pastrana beziehen. Hier starb sie 2. Febr. 1592. Die idealisierte Glut der Leidenschaft und

die tragische Reue, womit Schiller im «Don Carlos» die E. ausstattet, ist nur in der Dichtung gerechtfertigt. Vgl. Lauser, «Die histor. Fürstin E.» (in «Unsere Zeit», Lpz. 1879, II).

Ebon-Inseln, Boston- oder Baring-Inseln, kleine Gruppe des Marschalls-Archipels im Großen Ocean, der südlichste Teil der Ralits-Inseln, 5° 35' nördl. Br., 186° östl. L. von Ferro, von einem einzigen Korallenriff umgeben, mit Kokospalmen bedeckt. Die Einwohner, etwa 800, sind von dunklerer Hautfarbe als die übrigen Polynesier. Die Inseln wurden durch Kapitän Bond entdeckt.

Ebonit, gleichbedeutend mit Hartgummi (s. d.).

Eboracum, die Hauptstadt der röm. Provinz Britannia, jetzt York (s. d.).

Ebrach heißen drei Flüßchen in Bayern, Regierungsbezirk Oberfranken, welche an der Ostseite des Steigerwaldes entspringen und nach Osten zur Regnitz fließen, wo sie 4 und 8 km südlich von Bamberg münden. Der nördliche, die Rauhe Ebrach genannt, ist etwa 16 km lang; 6 km von seiner Mündung nimmt er rechts die 2 km von ihm entfernt fließende Mittel-Ebrach auf, an welcher unfern der Quelle Kloster Ebrach und nahe bei ihrem Ende Burg Ebrach liegen. Wenige Kilometer südlicher fließt ihnen parallel die etwa 19 km lange Reiche Ebrach, welche kaum 1 km oberhalb der erstern mündet.

Ebrach oder Klosterebrach, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Bamberg II, 34 km westlich von Bamberg, an der Mittelebrach, in 327 m Höhe im Steigerwalde, zählt (1880) 1046 E., ist Sitz einer Oberförsterei und eines Forstamts, treibt Holzhandel und hat eine schöne Kirche und ehemalige berühmte und sehr reiche Cistercienserabtei, 1147 von Berno und Richvin von Eberau gestiftet, 1803 aufgehoben, jetzt als Zucht- und Arbeitshaus eingerichtet. Von Morimond in Flandern, dem vierten Tochterkloster von Cisterz, siedelten 12 Mönche 1147 hierher über. Im J. 1200 begann Abt Hermann I. den Bau der Kirche. Als die Abtei, deren Abt königl. Einkünfte bezog, 1803 aufgehoben ward, besaß sie 54 Dörfer, 8 Ämter, die schönsten Weinberge Frankens, 25000 Morgen Wald und hatte eine Jahreseinnahme von ungefähr 200000 Gulden. Die Kirche gehört zu den schönsten Denkmälern gotischer Baukunst; sie hat 86 m Länge, über 50 Fenster, 26 Altäre. Die Rose über dem Portal hat 12 m Durchmesser. Die Orgel, mit 36 Registern, wird als ein Meisterwerk gerühmt.

Ebräer, s. Hebräer.

Ebrauchieren (frz.), abästen, abkappen; Ebranchement, Ausästung.

Ebraulieren (frz.), erschüttern; Ebranlement, Erschütterung.

Ebrard (Joh. Heinr. Aug.), reform. Theolog von streng kirchlicher Richtung, geb. 18. Jan. 1818 zu Erlangen, wo sein Vater Prediger der reform. Gemeinde war, studierte 1835—39 zu Erlangen und Berlin, ward 1842 Privatdocent, 1843 Repetent zu Erlangen, 1844 Professor in Zürich, 1847 Professor der reform. Theologie in Erlangen, 1851 Konsistorialrat in Speier. Nachdem der Versuch einer konfessionell luth. Partei, die in der Pfalz herrschende Union zu sprengen, abgewiesen und die Variata (s. Augsburgische Konfession) als Grundlage des Unionsbekenntnisses anerkannt war, veranlaßte die von liberaler Seite ins Werk gesetzte Opposition gegen ein neues von ihm ausgearbeitetes Gesangbuch E. 1861, seine Stellung aufzugeben und nach Erlangen zurückzukehren. Hier nahm er seine Thätigkeit an der Universität wieder auf und ward 1875 Prediger der reform. Gemeinde. Unter E.s zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten sind die bedeutendsten: «Wissenschaftliche Kritik der evang. Geschichte» (Frankf. 1842; 3. Aufl. 1868), die Erklärungen des Hebräerbriefs (Königsb. 1850), der Offenbarung (1853) und der Briefe des Johannes (1859) als Fortsetzungen zu Olshausens «Kommentar zum Neuen Testament», «Christl. Dogmatik» (2 Bde., Königsb. 1851—52; 2. Aufl. 1862), «Das Dogma vom heil. Abendmahl und seine Geschichte» (2 Bde., Königsb. 1845—46), «Vorlesungen über praktische Theologie» (Königsb. 1854), «Handbuch der christl. Kirchen- und Dogmengeschichte» (Erlangen 1865), «Die iroschott. Missionskirche des 6. bis 8. Jahrh.» (Gütersloh 1873), «Apologetik» (2 Bde., Gütersloh 1874—75; 2. Aufl. 1878—80), «Bonifacius, der Zerstörer des columbanischen Kirchentums auf dem Festlande» (Gütersloh 1882). Sein «Reform. Kirchenbuch» (Zür. 1847) bildet eine vollständige Sammlung der in der reform. Kirche eingeführten Kirchengebete und Formulare. Als Kanzelredner bekundete sich E. in den beiden Sammlungen «Das Wort vom Heil» (Zür. 1849) und «Immanuel» (Speier 1860). An verschiedenen wissenschaftlichen und kirchlichen Fragen der Zeit hat er sich durch eine große Anzahl kleinerer Schriften beteiligt. Auch gab er ein «System der musikalischen Akustik» (Erlangen 1866) und die Zeitschrift «Zukunft der Kirche» (Zür. 1845—47) und mit Ball und Treviranus die «Reform. Kirchenzeitung» (Erlangen 1851—53) heraus. Unter dem Pseudonym Gustav Flammberg hat E. auch eine Reihe von Novellen und unter diesem und dem Namen Christian Deutsch einige dramatische Dichtungen von vorwiegend christl. Tendenz veröffentlicht.

Ebrietät (lat.), Trunkenheit, Rausch; Ebriosität, Trunksucht, Völlerei.

Ebro (lat. Ibērus), ein Hauptstrom Spaniens, entspringt in der altcastil. Provinz Santander auf der Hochterrasse oberhalb von Reinosa in 847 m Höhe, auf dem Manantial de Fontibre, nicht weit von der Quelle des Duerozuflusses Pisuerga. Abweichend von den übrigen in westl. Richtung dem Atlantischen Ocean zueilenden span. Hauptflüssen, läuft der E. in südöstl. Richtung durch Altcastilien, Navarra, Aragonien und Catalonien und ergießt sich in das Mittelmeer. Seine Länge beträgt 757,4 km und sein Stromgebiet 99922 qkm. Zunächst durchfurcht er als rascher und heller Gebirgsstrom die hohen nördl. Plateaus des altcastil. Tafellandes, biegt nach einem östl. Laufe von 30 km nach Süden um, wodurch er sich dem Pisuerga bis auf 18 km nähert, wendet sich dann auf fernere 80 km ostwärts und tritt, nachdem er die Engpässe von Horadada und Montes-Claros durchbrochen, als ein stattlicher Fluß in das obere Ebrobassin, ein 3800 qkm großes Plateau des iber. Stufenlandes. Nachdem er dasselbe bis unterhalb Logroño in trägem Laufe durchschlängelt, durchbricht er in neuen Stromschnellen den schwierigen Conchas de Jlaro, in den Obarenesbergen. Oberhalb Tudela tritt er in das untere Ebrobassin, die 20000 qkm große Tieflandsmulde Niederaragoniens, einst ein Binnenmeer, jetzt größtenteils ein dürres, monotones Steppengebiet.

jetzt fast erloschen ist. In der Nähe befinden sich besuchte Waldpartien, wie beim Mühlenwerk Zainhammer, mit Wasserfall.

Ebert (Adolf), namhafter Romanist, geb. zu Kassel 1. Juni 1820, erhielt auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt seine wissenschaftliche Vorbildung, widmete sich dann 1840—44 zu Marburg, Leipzig, Göttingen und Berlin histor., philol. und philos. Studien und habilitierte sich in Göttingen für Geschichte und Litteratur der roman. Völker, insbesondere der Spanier und Italiener. Nach dieser Richtung hin veröffentlichte E. das Werk «Quellenforschungen aus der Geschichte Spaniens» (Kassel 1849). Dann siedelte er nach Marburg über, wo er außerord. Professor wurde. Dort gab er das «Handbuch der ital. Nationallitteratur» (Marb. 1854) heraus. Diesem folgte die «Entwickelungsgeschichte der franz. Tragödie» (Gotha 1856). Im Verein mit Ferd. Wolf begründete er 1859 das «Jahrbuch für roman. und engl. Litteratur», an dessen ersten fünf Bänden er thätigen Anteil nahm. Im J. 1862 wurde E. als ord. Professor der roman. Sprachen und Litteraturen nach Leipzig berufen. Hier publizierte er seine «Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters» (Bd. 1—2, Lpz. 1874—80, von welcher seit 1883 eine franz. Übersetzung erscheint). E., einer der hervorragenden Romanisten der Gegenwart, sucht hauptsächlich die roman. Litteraturen in ihren Beziehungen zu der german. und lat. Litteratur des Mittelalters zu erforschen, um so in den Organismus des ganzen geistigen Lebens des Mittelalters einzudringen.

Ebert (Friedr. Adolf), einer der vorzüglichsten Bibliothekare und Bibliographen der neuern Zeit, geb. 9. Juli 1791 zu Taucha bei Leipzig, verdankte dem Unterrichte seines Vaters, der als Prediger am Georgenhause zu Leipzig 1807 starb, und dem Besuche der leipziger Nikolaischule die erste Bildung. Seine durch die väterliche Bibliothek geweckte Liebe zur Litteratur- und Bücherkunde entwickelte sich, als er von 1806 an einige Jahre lang Amanuensis des Unterbibliothekars der leipziger Ratsbibliothek war. Seit 1808 studierte er zu Leipzig und dann kurze Zeit zu Wittenberg Theologie, wendete sich aber später vorzugsweise den histor. Studien zu, beteiligte sich 1813 an der Reorganisation der leipziger Universitätsbibliothek und wurde hierauf 1814 Sekretär an der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. In dieser Stellung schrieb er unter anderm «F. Taubmanns Leben und Verdienste» (Eisenberg 1814), «Torquato Tasso nach Ginguené dargestellt, mit ausführlichen Ausgabenverzeichnissen begleitet» (Lpz. 1819), «Die Bildung des Bibliothekars» (Lpz. 1820) und «Geschichte und Beschreibung der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden» (Lpz. 1822). Die Reichhaltigkeit der dresdener Bibliothek und gründliche Vorstudien gaben ihm auch den Mut, sich an ein «Allgemeines bibliogr. Lexikon» (2 Bde., Lpz. 1821—30) zu wagen. Obgleich das Werk der erste Versuch dieser Art in Deutschland war, ist doch selbst von seinen Gegnern anerkannt worden, daß er die ausländischen Muster weit übertroffen hat. E. wurde 1823 herzoglich braunschw. Bibliothekar in Wolfenbüttel, aber bereits im April 1825 als Bibliothekar nach Dresden zurückberufen, einige Monate darauf zugleich zum Privatbibliothekar des Königs und 1828 zum Oberbibliothekar ernannt. Wie in Wolfenbüttel, so war er auch wieder in Dresden litterarisch sehr thätig. In dieser Zeit erschienen von ihm: «Zur Handschriftenkunde» (2 Bde., Lpz. 1825—27), «Kulturperioden des obersächs. Mittelalters» (Dresd. 1825), «Überlieferungen zur Geschichte, Litteratur und Kunst der Vor- und Mitwelt» (Bd. 1 und 2, St. 1, Dresd. 1825—26) und viele Beiträge zu Zeitschriften und encyklopäd. Werken. E. starb 13. Nov. 1834.

Ebert (Joh. Arnold), Dichter und Übersetzer, geb. 8. Febr. 1723 zu Hamburg und auf den dortigen Schulen gebildet, fand an Hagedorn einen väterlichen Freund und studierte seit 1743 in Leipzig Theologie. Da aber die orthodoxe hamburger Geistlichkeit an einem von ihm verfaßten und von dem Musikdirektor Görner komponierten Hochzeitsgedichte großen Anstoß nahm, vertauschte er die Theologie bald mit den humanistischen Studien. Er gehörte in Leipzig jenem Kreis von Freunden (Gärtner, Cramer, J. A. Schlegel, Rabener, K. A. Schmid, Zachariä, Gellert, Gisele) an, aus deren Mitte die sog. «Bremer Beiträge» hervorgingen. Auf Empfehlung des Abts Jerusalem wurde er 1748 an dem neugegründeten Carolinum zu Braunschweig als Lehrer der engl. Sprache angestellt und unterrichtete zugleich den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, nachherigen Herzog von Braunschweig, in derselben. Er wurde 1753 zum ord. Professor am Carolinum, später zum Hofrat ernannt und starb 19. März 1795.

E. selbst sammelte seine Gedichte unter dem Titel «Episteln und vermischte Gedichte» (Hamb. 1789), denen nach seinem Tode Eschenburg einen zweiten Band mit seiner Biographie hinzufügte (1795). Seine Übertragungen von Glovers «Leonidas» und besonders von Youngs «Nachtgedanken», die er zugleich mit ausführlichen Anmerkungen begleitete, erwarben ihm den Ruhm eines vorzüglichen Übersetzers. Bekannt ist Klopstocks Ode an ihn.

Ebert (Karl), Landschaftsmaler, geb. 13. Okt. 1822 in Stuttgart, wurde in seiner Vaterstadt herangebildet, unternahm dann aber größere Reisen nach Italien, Frankreich und den Niederlanden. Seit 1848 ist München sein steter Aufenthalt. E.s Wirkungskreis ist ein beschränkter und daher gegenständlich nicht mannigfaltig, aber in eben diesem Bereiche entfaltete der Künstler mit dem feinsten Empfinden eine unendlich reiche Schaffenskraft. Fast immer sind es schöne Waldinterieurs, die er mit großer Poesie darstellt; in diesem Thema aber ist er mit unerschöpflicher Gestaltungsgabe und Phantasie bis in das Tiefste eingedrungen, dazu versteht er Beleuchtung, Schatten und Lichtmassen in größter koloristischer Pracht wiederzugeben und den heimischen Wald zu charakterisieren.

Ebert (Karl Egon, Ritter von), wurde 5. Juni 1801 zu Prag geboren, wo sein Vater beeideter Landesadvokat und fürstlich fürstenbergischer Hofrat war, erhielt seine wissenschaftliche Bildung teils durch den Vater und in der gräfl. Löwenburgschen Akademie zu Wien, teils auf der Universität zu Prag. Bei dem durch litterarische Bildung ausgezeichneten Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg wurde er 1825 Bibliothekar und Archivar zu Donaueschingen, 1829 Rat und Archivdirektor und 1848 Hofrat. Seit 1833 war er auch bei der Verwaltung der in Böhmen liegenden Besitzungen des Fürsten als Konferenzrat angestellt. Im J. 1857 in den Ruhestand versetzt, lebte er seitdem zu Prag seinen poetischen und schriftstelle-

rbeiten. Als Dichter zeigte sich E. schon
äußerst produktiv, und namentlich verfaßte
he Dramen. Ruf erlangte er jedoch durch
hen und epischen Leistungen. Den «Gedich-
g 1824) und «Dichtungen» (2 Bde., Prag
Aufl. 1845), in welchen eine Anzahl
Balladen und Romanzen sich finden, ließ
ößern Werke «Wlasta, ein böhm.-natio-
dengedicht in drei Büchern» (Prag 1829)
Kloster, idyllische Erzählung in fünf Ge-
Stuttg. 1833) folgen, die sich durch lyri-
wung wie Reinheit und Eleganz der
auszeichnen. Von E.s dramatischen Ar-
später Zeit ist namentlich das Drama
v und Jutta» (Prag 1835), das seit 1829
in Prag mit Erfolg aufgeführt wurde,
eben. Auch «Das Gelübde» wurde 1864
mit Beifall aufgeführt. Als neuere Er-
seiner lyrischen Muse veröffentlichte E.
ttenkranz «Ein Denkmal für Karl Egon,
Fürstenberg» (Prag 1855) und «Fromme
eines weltlichen Mannes» (Lpz. 1859),
kleines episches Gedicht: «Eine Ma-
u» (Wien 1865). Im J. 1871 wurde E.
err. Ritterstand erhoben; er starb 24. Okt.
rag. Seine «Poetischen Werke» sind in
nden (Prag 1877) erschienen.
y (Georg Friedr. Felix), deutscher Schrift-
b. 26. Jan. 1812 zu Berlin, studierte
in Berlin und Bonn Rechtswissenschaft,
in den preuß. Justizdienst und habilitierte
an der Universität zu Breslau, wo er
fessor wurde. Er schrieb: «Die Gestirne
eltgeschichte» (Bresl. 1846; 3. Aufl. 1877),
t und Böse» (Berl. 1855), «Walter Scott»
Bresl. 1860; 2. Aufl., Lpz. 1871), «Lord
2 Bde., Lpz. 1862; 2. Aufl. 1879), «Ge-
preuß. Staats» (7 Bde., Bresl. 1866—73).
, altes deutsches Adelsgeschlecht, dessen
nachweislich schon vor 1191 Jßny war.
von E. war 1480 Obrist in deutschen
nsten und rüstete auf eigene Kosten eine
pe aus, die er Max I. für den flandr.
Verfügung stellte. Johann Christoph
gest. 1659, ist der Stammvater zweier Li-
seine beiden Söhne Johann Leonhardt
nn Christoph. Die ältere Linie besitzt
ergüter in der Nähe von Breslau, die
arb 1870 aus.
s, Theolog, s. Eber (Paul).
vein (Traug. Maximil.), Violinvirtuos
ponist, geb. 27. Okt. 1775 zu Weimar,
fürstlich rudolstädtischer Hofkapellmeister
331; seine vielen Kompositionen (Opern,
sik) waren zu ihrer Zeit sehr geschätzt,
jetzt vergessen. — Karl E., Bruder des
geb. 10. Nov. 1786 zu Weimar, gest.
1868 als Kammervirtuos daselbst, hat
als Violinvirtuos und Orchesterdirigent
onsetzer bekannt gemacht. Mehrere seiner
erke, z. B. die Oper «Graf von Gleichen»,
nders die Musik zu Holteis Schauspiel
, fanden Beifall.
urz, die Wurzel der Carlina vulgaris,
arlina.
en, Stadt im württemberg. Schwarz-
, Oberamt Balingen, 20 km im NW. von
gen, in 730 m Höhe an der Schmiecha
der Linie Tübingen-Sigmaringen der
Württembergischen Staatsbahn, hat ein reiches Hospital, eine Latein-, eine Real- und eine gewerbliche Fortbildungsschule und zählt (1880) 5555 E., welche Wollzeugwebereien, Strumpfwebereien, Färbereien, Schuhfabriken, Baumwollsamtfabriken, Bortenwirkereien, Gerbereien, Trikotwaren- und Hutfabriken unterhalten. Bedeutend sind auch die Schaf- und Rinderzucht und die Viehmärkte. In der Nähe findet sich Eisenerz.

Ebioniten wurden seit dem Ende des 2. Jahrh. die von der allgemeinen Kirche als ketzerisch ausgeschiedenen Judenchristen genannt, welche an den Bestimmungen des mosaischen Ceremonialgesetzes (namentlich an Beschneidung, Sabbatfeier und Speisegeboten) festhielten, dagegen den Apostel Paulus und seine gesetzesfreie Heidenpredigt, sowie die Autorität der meisten neutestamentlichen Schriften verwarfen. Der Name stammt aus dem Hebräischen und bedeutet in seiner ursprünglichen Form (Ebjonim) die «Armen», wie sich die ältesten jüd. Christen selbst zu bezeichnen pflegten; die gräzisierte Bezeichnung Ebionäer oder E. rührte dagegen von den Gegnern her und kam erst in Umlauf, als die allgemeine Kirche das Judenchristentum als Häresie bereits abgewiesen hatte, wogegen die E. sich selbst Nazaräer nannten. So ungenau es daher auch ist, den Namen Ebionismus bereits für die urchristl. Zeit zu verwenden, so richtig hat die neuere Kritik doch gesehen, wenn sie die Ursprünge desselben bereits in der urapostolischen Lehre, wie dieselbe im Unterschiede von Paulus von den Zwölfen festgehalten wurde, erkannte. Auch abgesehen von der Lehre, daß das mosaische Gesetz auch im Christentume nach wie vor religiöse Verbindlichkeit habe, lassen sich die meisten, allen ebionitischen Richtungen gemeinsamen Anschauungen nur als die älteste Gestalt des palästinensischen Christentums überhaupt betrachten. Der Ebionismus ist daher für die kritische Erforschung des Urchristentums von eingreifender Wichtigkeit. Seine Geschichte ist bei den lückenhaften Nachrichten ziemlich dunkel. Wie schon in der apostolischen Zeit, so findet sich auch um die Mitte des 2. Jahrh. unter den Judenchristen eine strengere und eine mildere Richtung, von welchen die erstere das Gesetz auch den Heidenchristen aufnötigte, die letztere es ihnen als «Proselyten des Thors» erlassen und nur für die Juden, als den eigentlichen Stamm auch der neuen Messiasgemeinde, festhalten wollte. Indessen verlor dieser Unterschied mit der kirchlichen Verwerfung auch des mildern Judenchristentums seine praktische Bedeutung. Ein Teil ging allmählich ganz in der kath. Kirche auf, wogegen die übrigen nur um so zäher an ihren eigentümlichen Anschauungen festhielten. Die innere Entwickelung des Ebionismus ist daher eine sehr dürftige gewesen. Neben dem mosaischen Gesetz wurde besonders streng die Lehre von der Einheit Gottes (von der göttlichen «Monarchie») als das den Christen mit den Juden gemeinsame Centraldogma festgehalten, woraus sich die Unmöglichkeit, den «Sohn Davids» mit der fortgeschrittenen kath. Kirche in metaphysischem Sinne als «Sohn Gottes» anzuerkennen, von selbst ergab. Der älteste Standpunkt sah in Jesu einfach den Sohn Josephs und der Maria, auf den bei der Taufe der Geist Gottes herabkam. Doch fand die Lehre von der Geburt aus der Jungfrau und der Empfängnis vom heil. Geiste frühzeitig auch in ebionitischen Kreisen

Verbreitung und, wie es scheint, unter essenischem Einflusse auch die noch künstlichere Ansicht, daß in Jesu ein Engel oder Erzengel, oder auch der schon in Adam verkörperte, danach den Erzvätern und dem Moses offenbarte «wahre Prophet» wieder erschienen sei. Auch anderweite Anschauungen der Essener, wie die Verwerfung der blutigen Opfer und die Unterscheidung echter und unechter Bestandteile im Alten Testament, fanden bei den E. frühzeitig Eingang. Von dem neutestamentlichen Kanon (dessen Zusammenstellung freilich selbst erst im «katholischen» Interesse seit Mitte des 2. Jahrh. erfolgte) erkannten sie nur das Matthäus-Evangelium, welches bei ihnen in verschiedenen Rezensionen verbreitet war, und die Offenbarung des Johannes an, während sie gegen Paulus und den Paulinismus eine durchaus abwehrende Haltung behaupteten. Am längsten erhielt sich der Ebionismus in Palästina und Syrien, wo die Judenchristen fast ohne Zusammenhang mit der übrigen Christenheit unverändert ihre Eigentümlichkeiten bewahrten, bis sie gegen Ende des 4. Jahrh. mit den «Katholikern» wieder in häufigere Berührung kamen. Damals unterschieden sich zwei Parteien, die gemeinen (oder pharisäischen) und die essenischen E., welche letztere noch die alten Wohnsitze der Essener am Toten Meere innehatten. Schon damals im Aussterben begriffen, verschwanden die E. im 4. und 5. Jahrh. aus der Geschichte. Vgl. Lipsius, «Zur Quellenkritik des Epiphanios» (Wien 1865).

Ebko (Ecco, Eike oder Eyke) von Rebgowe, der Verfasser des «Sachsenspiegels» (s. d.).

Eblé (Jean Baptiste, Graf), franz. General, geb. 21. Dez. 1758 zu St. Johann von Rohrbach bei Saargemünd als Sohn eines franz. Artillerieoffiziers, trat jung in die franz. Artillerie, wurde nach Neapel gesendet, um bei der Reorganisation der dortigen Artillerie mitzuwirken, und kehrte beim Ausbruch der Französischen Revolution nach Frankreich zurück. E. zeichnete sich in den Kämpfen in den Niederlanden wiederholt aus und wurde bereits im Okt. 1793 Divisionsgeneral. Die rasche Eroberung der belg. und holländ. Festungen war vorzugsweise sein Werk, daneben erwarb er sich großes Verdienst durch umfassende organisatorische Thätigkeit. Unter Moreau befehligte er 1795—97 die Artillerie, ebenso im folgenden Jahre unter Championnet auf dem Zuge nach Neapel und 1800 wieder unter Moreau. Er verstand meisterhaft, für alle Bedürfnisse der Artillerie durch Ausnutzung der auf dem Kriegstheater vorhandenen Mittel zu sorgen. Demnächst organisierte E. die Artillerie der Batavischen Republik, nahm 1806/7 im 6. Korps an dem Feldzuge gegen Preußen teil und wurde 1808 Kriegsminister des Königreichs Westfalen. Im J. 1810 wurde E. zu dem Heere Massénas nach Portugal gesendet und leistete auch dort Hervorragendes in der obern Leitung der Artillerie. An dem Zuge nach Rußland 1812 nahm E. als Kommandant des Pontontrains der großen Armee teil. Nur durch seine Umsicht und aufopfernde Thätigkeit wurde es möglich, die Pontonkolonnen auf dem Rückzuge von Moskau mitzuführen und die Brücken über die Beresina herzustellen. Von den hierbei erlittenen Strapazen erschöpft, gelangte E. nach Königsberg i. Pr. und starb dort 21. Dez. 1812, bevor ihn die bereits ausgefertigte Ernennung zum ersten Generalinspekteur der franz. Artillerie erreichte.

Eblouieren (frz.), durch Glanz blenden, verdutzt machen, verblüffen; eblouissant, blendend.

Ebn (Ibn, arab.), soviel wie Ben (s. d.), Sohn, Nachkomme.

Ebnat, großes industrielles Dorf im Bezirk Ober-Toggenburg des schweiz. Kantons St. Gallen, liegt 642 m über dem Meere, in anmutigem Voralpenlande zu beiden Seiten der Thur, ist Endstation der Toggenburgerbahn Wyl-E., an welche sich hier die Poststraße nach Wildhaus und Buchs anschließt, besitzt mehrere große Fabriken (Buntwebereien, Färbereien, Stickereien) und zählt (1888) 2651 E. (251 Katholiken), deren Haupterwerbsquelle neben der Land- und Alpenwirtschaft die Baumwollindustrie ist.

Eboli, Stadt in der ital. Provinz Salerno, 9 km im SW. von Campagna, liegt auf einem Hügel rechts vom Sele und an der Eisenbahn Neapel-Potenza, mit engen, zum Teil steilen Straßen und (1881) 11235 E. Auf dem Berggipfel stehen die Türme der alten Burg, welche jetzt als Jagdschloß dient, und von wo sich ein schöner Blick über das Meer, den Persanowald und die Ruinen von Pästum, dem alten Posidonia, eröffnet. Nahebei lag das alte Ebura im Lande der Picentiner. Nach der Stadt E. sind die Fürsten von Eboli benannt.

Eboli (Anna de Mendoza, Fürstin von), war die Tochter des Vizekönigs von Peru, Don Diego Hurtado de Mendoza, und als dessen einzige Erbin Herzogin von Francavilla und Fürstin von Melito. Im Juni 1540 geboren, hatte sie sich 1559 mit dem bereits in höherm Alter stehenden Rui Gomez de Silva vermählt, der als Günstling König Philipps II. von Spanien zum Fürsten von E. im Neapolitanischen erhoben worden war. Die junge Fürstin, schön, wiewohl einäugig, voll Sucht nach Genuß und Herrschaft, spielte am Hofe eine einflußreiche Rolle und war ohne Zweifel der Mittelpunkt vieler Intriguen. Gewiß ist, daß Don Carlos sie haßte und verachtete, daß Don Juan d'Austria, der natürliche Sohn Karls V., nicht zu ihr, sondern zu Maria Mendoza in einem Liebesverhältnis stand, und daß sie selbst gleichzeitig zu dem Könige und ohne dessen Wissen zu dem Staatssekretär Antonio Perez in intimen Beziehungen stand. Mignet («Ant. Perez et Philippe II», Par. 1845) hat es wahrscheinlich gemacht, daß der nachherige Herzog von Pastrana ein Sohn Philipps II. von der E. war. Der Tod der Königin Elisabeth steigerte ihren Einfluß. Nach dem Tode ihres Gemahls 1573 zog sie sich auf einige Zeit nach Pastrana zurück, kam aber auf Verlangen Philipps II. wieder an den Hof. Eine polit. Intrigue führte endlich 1579 ihren Sturz herbei. Als Don Juan von den Niederlanden aus seinen Geheimsekretär Escovedo an den Hof sendete, um seine ehrgeizigen Pläne zu verfolgen, und hier Perez den Absichten Escovedos entgegentrat, verriet dieser dem Könige das Verhältnis des Perez mit der E. Philipp beschloß, sich ihrer aller zu entledigen. Er ließ den ihm politisch verdächtigen Escovedo durch den wegen Verrats besorgten Perez 31. März 1578 töten und die Verwandten des erstern dann Klage gegen den letztern als Mörder erheben. Perez entzog sich der Verfolgung durch die Flucht; die Fürstin aber, die ihn zu dem Morde aus Stolz und Furcht angetrieben und in den Prozeß verwickelt ward, wurde auf das Schloß Pinto verbannt und durfte erst 1581 ihren Palast Pastrana beziehen. Hier starb sie 2. Febr. 1592. Die idealisierte Glut der Leidenschaft und

die tragische Reue, womit Schiller im «Don Carlos» die E. ausstattet, ist nur in der Dichtung gerechtfertigt. Vgl. Lauser, «Die histor. Fürstin E.» (in «Unsere Zeit», Lpz. 1879, II).

Ebon-Inseln, Boston- oder Baring-Inseln, kleine Gruppe des Marschalls-Archipels im Großen Ocean, der südlichste Teil der Raliks-Inseln, 5° 35′ nördl. Br., 186° östl. L. von Ferro, von einem einzigen Korallenriff umgeben, mit Kokospalmen bedeckt. Die Einwohner, etwa 800, sind von dunklerer Hautfarbe als die übrigen Polynesier. Die Inseln wurden durch Kapitän Bond entdeckt.

Ebonit, gleichbedeutend mit Hartgummi (s. d.).

Eboracum, die Hauptstadt der röm. Provinz Britannia, jetzt York (s. d.).

Ebrach heißen drei Flüßchen in Bayern, Regierungsbezirk Oberfranken, welche an der Ostseite des Steigerwaldes entspringen und nach Osten zur Regnitz fließen, wo sie 4 und 8 km südlich von Bamberg münden. Der nördliche, die Rauhe Ebrach genannt, ist etwa 16 km lang; 6 km von seiner Mündung nimmt er rechts die 2 km von ihm entfernt fließende Mittel-Ebrach auf, an welcher unfern der Quelle Kloster Ebrach und nahe bei ihrem Ende Burg Ebrach liegen. Wenige Kilometer südlicher fließt ihnen parallel die etwa 19 km lange Reiche Ebrach, welche kaum 1 km oberhalb der erstern mündet.

Ebrach oder Klosterebrach, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Bamberg II, 34 km westlich von Bamberg, an der Mittelebrach, in 327 m Höhe im Steigerwalde, zählt (1880) 1046 E., ist Sitz einer Oberförsterei und eines Forstamts, treibt Holzhandel und hat eine schöne Kirche und ehemalige berühmte und sehr reiche Cistercienserabtei, 1147 von Berno und Richwin von Eberau gestiftet, 1803 aufgehoben, jetzt als Zucht- und Arbeitshaus eingerichtet. Von Morimond in Flandern, dem vierten Tochterkloster von Cisterz, siedelten 12 Mönche 1147 hierher über. Im J. 1200 begann Abt Hermann I. den Bau der Kirche. Als die Abtei, deren Abt königl. Einkünfte bezog, 1803 aufgehoben ward, besaß sie 54 Dörfer, 8 Ämter, die schönsten Weinberge Frankens, 25000 Morgen Wald und hatte eine Jahreseinnahme von ungefähr 200000 Gulden. Die Kirche gehört zu den schönsten Denkmälern gotischer Baukunst; sie hat 86 m Länge, über 50 Fenster, 26 Altäre. Die Rose über dem Portal hat 12 m Durchmesser. Die Orgel, mit 36 Registern, wird als ein Meisterwerk gerühmt.

Ebräer, s. Hebräer.

Ebranchieren (frz.), abästen, abkappen; Ebranchement, Ausästung.

Ebraulieren (frz.), erschüttern; Ebranlement, Erschütterung.

Ebrard (Joh. Heinr. Aug.), reform. Theolog von streng kirchlicher Richtung, geb. 18. Jan. 1818 zu Erlangen, wo sein Vater Prediger der reform. Gemeinde war, studierte 1835—39 zu Erlangen und Berlin, ward 1842 Privatdocent, 1843 Repetent zu Erlangen, 1844 Professor in Zürich, 1847 Professor der reform. Theologie in Erlangen, 1851 Konsistorialrat in Speier. Nachdem der Versuch einer konfessionell luth. Partei, die in der Pfalz herrschende Union zu sprengen, abgewiesen und die Variata (s. Augsburgische Konfession) als Grundlage des Unionsbekenntnisses anerkannt war, veranlaßte die von liberaler Seite ins Werk gesetzte Opposition gegen ein neues von ihm ausgearbeitetes Gesangbuch E. 1861, seine Stellung aufzugeben und nach Erlangen zurückzukehren. Hier nahm er seine Thätigkeit an der Universität wieder auf und ward 1875 Prediger der reform. Gemeinde. Unter E.s zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten sind die bedeutendsten: «Wissenschaftliche Kritik der evang. Geschichte» (Frankf. 1842; 3. Aufl. 1868), die Erklärungen des Hebräerbriefs (Königsb. 1850), der Offenbarung (1853) und der Briefe des Johannes (1859) als Fortsetzungen zu Olshausens «Kommentar zum Neuen Testament», «Christl. Dogmatik» (2 Bde., Königsb. 1851—52; 2. Aufl. 1862), «Das Dogma vom heil. Abendmahl und seine Geschichte» (2 Bde., Königsb. 1845—46), «Vorlesungen über praktische Theologie» (Königsb. 1854), «Handbuch der christl. Kirchen- und Dogmengeschichte» (Erlangen 1865), «Die iroschott. Missionskirche des 6. bis 8. Jahrh.» (Gütersloh 1873), «Apologetik» (2 Bde., Gütersloh 1874—75; 2. Aufl. 1878—80), «Bonifacius, der Zerstörer des columbanischen Kirchentums auf dem Festlande» (Gütersloh 1882). Sein «Reform. Kirchenbuch» (Zür. 1847) bildet eine vollständige Sammlung der in der reform. Kirche eingeführten Kirchengebete und Formulare. Als Kanzelredner bekundete sich E. in den beiden Sammlungen «Das Wort vom Heil» (Zür. 1849) und «Immanuel» (Speier 1860). An verschiedenen wissenschaftlichen und kirchlichen Fragen der Zeit hat er sich durch eine große Anzahl kleinerer Schriften beteiligt. Auch gab er ein «System der musikalischen Akustik» (Erlangen 1866) und die Zeitschrift «Zukunft der Kirche» (Zür. 1845—47) und mit Ball und Treviranus die «Reform. Kirchenzeitung» (Erlangen 1851—53) heraus. Unter dem Pseudonym Gustav Flammberg hat E. auch eine Reihe von Novellen und unter diesem und dem Namen Christian Deutsch einige dramatische Dichtungen von vorwiegend christl. Tendenz veröffentlicht.

Ebrietät (lat.), Trunkenheit, Rausch; Ebriosität, Trunksucht, Völlerei.

Ebro (lat. Iberus), ein Hauptstrom Spaniens, entspringt in der altcastil. Provinz Santander auf der Hochterrasse oberhalb von Reinosa in 847 m Höhe, auf dem Manantial de Fontibre, nicht weit von der Quelle des Duerozuflusses Pisuerga. Abweichend von den übrigen in westl. Richtung dem Atlantischen Ocean zueilenden span. Hauptflüssen, läuft der E. in südöstl. Richtung durch Altcastilien, Navarra, Aragonien und Catalonien und ergießt sich in das Mittelmeer. Seine Länge beträgt 757,4 km und sein Stromgebiet 99922 qkm. Zunächst durchfurcht er als rascher und heller Gebirgsstrom die hohen nördl. Plateaus des altcastil. Tafellandes, biegt nach einem östl. Laufe von 30 km nach Süden um, wodurch er sich dem Pisuerga bis auf 18 km nähert, wendet sich dann auf fernere 80 km ostwärts und tritt, nachdem er die Engpässe von Horadada und Montes-Claros durchbrochen, als ein stattlicher Fluß in das obere Ebrobassin, ein 3800 qkm großes Plateau des iber. Stufenlandes. Nachdem er dasselbe bis unterhalb Logroño in trägem Laufe durchschlängelt, durchbricht er in neuen Stromschnellen den schwierigen Conchas de Ilaro, in den Obarenesbergen. Oberhalb Tudela tritt er in das untere Ebrobassin, die 20000 qkm große Tieflandsmulde Niederaragoniens, einst ein Binnenmeer, jetzt größtenteils ein dürres, monotones Steppengebiet.

Hier bildet der Fluß große Schlingen und teilt sich bei Saragossa (184 m Höhe) durch Sandbänke in mehrere im Sommer sehr seichte Arme. Von Caspe (96 m Höhe) geht er in Windungen nach Nordosten. Bei Mequinenza (51 m Höhe), wo er durch Aufnahme des Segre erst wieder beträchtlich wird, biegt er plötzlich gegen Süden und durchbricht in gewundenem Laufe den Gebirgswall der nordvalencian. Terrasse, die ihn zuvor zu einer östl. Richtung gezwungen. Erst nach dem Austritt aus dem Gebirge, dicht oberhalb Tortosa, wird sein Lauf wieder ruhig, und breit dahinströmend windet er sich durch die reizende Huerta de Tortosa bis Amposta. Es beginnt nun das sonnverbrannte, öde, fast ganz aus Flugsand und Sumpf bestehende, 24 km ins Meer sich erstreckende, fast 40000 ha große Ebrodelta, welches der Fluß in zwei versandeten Armen durchschneidet. Die Breite des E., im Verhältnis zum Laufe im ganzen gering, wechselt außerordentlich, und ebenso ungleich ist seine Tiefe. Seeschiffe können selbst bei hohem Wasserstande nur bis Tortosa gelangen. Die große Verschiedenheit des Gefälles, die zahlreichen Sandbänke des Bettes, der Verlust des Wassers an die Menge abgeleiteter Bewässerungsgräben und Kanäle in seinem untern Bassin machen es erklärlich, daß der Fluß in seinem untern Laufe ebenso wenig regelmäßig schiffbar ist wie in seinem obern Bassin. Das meiste Wasser entzieht ihm, nach Aufnahme der Arga, Ego und Aragon, der **Kaiserkanal** (Canal imperial) oder **Kanal von Aragonien**, welchen Karl V. begann. Derselbe beginnt rechts vom E., 5 km unterhalb von dem in 238 m Höhe gelegenen Tudela mit einem großartigen Schleusenwerk, nimmt aus dem E. in jeder Sekunde 14 cbm Wasser, überschreitet auf imposanten Brücken mehrere Abgründe, Thäler und Flüsse und endet beim Kloster Monte-Terero 8 km unterhalb Saragossa, da seine Weiterführung bis Sástago der Terrainschwierigkeiten wegen unterblieben ist. Links begleitet den E. der wenig bedeutende Kanal von **Tauste**. Außer der Schiffahrt dient der prächtige Kanal auch zur Bewässerung einer ausgedehnten Landfläche. Von Amposta geht südwärts durch das Delta nach dem Hafen Los Alfaques der 14 km lange **Neue Kanal** nach San-Carlos de la Rapita, der eine für Seeschiffe praktikable Wasserstraße herstellt. Die namhaftesten Nebenflüsse des E. sind rechts der Xalon (Jalon) und Guadalope, links der Aragon, Gállego und Segre.

Ebstorf, Flecken in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Lüneburg, Kreis Ülzen, 12 km im NW. von Ülzen, an der Schwienau und an der Linie Stendal-Ülzen-Langwedel der Preußischen Staatsbahn, hat eine Ackerbauschule, ist Sitz einer Oberförsterei und zählt (1880) 1419 E. Dabei liegt das evang. Damenstift E., ein ehemaliges Augustiner-Nonnenkloster, mit alten Glasmalereien. Bei E. siegten 880 die Normannen.

Ebullieren (lat.), aufwallen; **Ebullition**, das Aufwallen; Ausschlag von Hitzblattern; **ebullitio stomachi**, Sodbrennen.

Ebullioskop, ein von Brossard-Vidal konstruiertes Instrument zur Bestimmung des Alkoholgehalts im Wein. Seine Konstruktion beruht auf der Thatsache, daß der Siedepunkt alkoholischer Flüssigkeiten ihrem Alkoholgehalt entspricht. Je reicher dieselben an Alkohol, um so mehr nähert sich ihr Siedepunkt dem des Alkohols (78° C.), je höher ihr Wassergehalt, um so näher liegt ihr Siedepunkt bei 100° C. Es besteht aus einem kleinen Metallkessel, der den zum Sieden zu erhitzenden Wein aufnimmt, daran ist ein kleiner Kondensator angebracht, in welchem die verdunstete Flüssigkeit verdichtet wird und in den Kessel zurücktropft. In dem Dampfraum befindet sich das Quecksilbergefäß eines Thermometers, dessen Skala, statt der Temperaturangaben, unmittelbar die Alkoholgehalte abzulesen gestattet. Die Angaben des Instruments sind für praktische Zwecke genau genug, namentlich seitdem die Skala nicht mehr fixiert ist, sondern für den jedesmaligen Barometerstand, durch einen besondern Versuch mit Wasser, eingestellt wird.

Ebur (lat.), Elfenbein; **E. fossile**, fossiles Elfenbein (vom Mammut); **E. ustum**, gebranntes Elfenbein, Elfenbeinschwarz (s. u. **Beinschwarz**); **eburnĕus**, elfenbeinern.

Eburīn, ein von Latry in Paris zur Anfertigung von mancherlei Gegenständen verwandtes Material, welches erhalten wird, indem ein Gemenge von Knochenpulver und Eiweiß oder Blut in Formen einem sehr starken Druck ausgesetzt und gleichzeitig erhitzt wird. Es soll einen so hohen Grad von Härte besitzen, daß es der Einwirkung der Feile widersteht und sich nicht auf der Drehbank bearbeiten läßt.

Eburonen, ein kleiner deutscher Stamm in Belgien, westlich von dem linken Ufer des Rheins, im Höhenlande **an der Maas** (auf der Linie zwischen Namur und Mastricht), in einem mit Sumpf und Wald bedeckten Gebiet; sie gehörten, als Cäsar Gallien eroberte, zu der Klientel der Trevirer. Ihre Häuptlinge Ambiorix und Cativolkus vernichteten im J. 54 v. Chr. eine von Cäsar in ihrem Gebiet im Winterlager aufgestellte röm. Abteilung, und rissen auch die benachbarten belg. Völker zur Empörung fort. Zur Rache gab Cäsar sie und ihre Habe einem Vernichtungskriege aller umwohnenden Völker preis (53 v. Chr.), von welchem die E. sich nicht wieder erholt zu haben scheinen.

Écaille (frz.), Schuppe, Schildkrötenschale zum Auslegen von Galanterie- und Bijouteriewaren; **Ecaillemalerei** (Ecaillearbeit), schuppenähnliche Malerei auf Porzellan u. dgl.

Ecarlate (frz.), Scharlachfarbe.

Écarté heißt ein von zwei Spielern mit Pikettkarten gespieltes Kartenspiel. Jeder Spieler erhält 5 Karten (erst 2, dann 3), die 11. Karte wird als Trumpf aufgelegt und kann gegen die Sieben eingetauscht werden, der Rest der Karten bleibt zum Kaufen. Die Vorhand erklärt, ob sie kaufen oder spielen will, der Gegner kann das Kaufen verweigern, indem er den aufliegenden Trumpf umdeckt. Wird gekauft, so darf jeder Spieler so viele seiner Karten fortlegen und durch Kaufkarten, welche dem Kaufpaket von oben her verdeckt entnommen werden, ersetzen, als ihm gut dünkt. In dieser Weise kann mehrmals gekauft werden. Wer in seinen Karten nach Beendigung des Kaufens den Trumpfkönig hat, legt denselben an (= 1), wer drei Stiche macht, legt ebenfalls 1, wer alle fünf Stiche macht, 2 an. Wer in der Hinterhand das Kaufen von vornherein verbietet, dann aber weniger als drei Stiche macht, berechtigt den Gegner, 2 anzulegen. Beim Spiele muß Farbe bekannt oder, wenn dies nicht möglich ist, getrumpft werden; die Reihenfolge der Karten ist in jeder Farbe: König, Dame, Bube, Aß, Zehn, Neun, Acht und Sieben. Wer im Laufe des Spiels 5 angelegt hat, hat das Spiel

beendet und eine Partie gewonnen; die Partie gilt doppelt, wenn der Verlierer nichts angelegt hatte.

Ecartieren (frz.), etwas ausschießen, ausmerzen; im Kartenspiel: Karten weglegen, um andere dafür zu kaufen.

Ecballium, auch Ecbalium *Rich.*, Pflanzengattung aus der Familie der Cucurbitaceen. Der Name rührt daher, daß die reife Frucht von selbst oder bei Berührung sich vom Grunde ihres Stils ablöst und aus dem dadurch entstandenen Loche die im Innern enthaltenen Samen samt dem sie umgebenden breiigen Gewebe in einem Strahle plötzlich ausspritzt. Man kennt nur eine Art dieser Gattung, die in den Mediterranländern vorkommt. Es ist dies E. Elaterium *Rich.* (E. officinale *N. a E.* oder Momordica Elaterium *L.*), die sog. Spring-, Spritz- oder Eselsgurke. Diese findet sich häufig als Unkraut auf sandigen und kalkigen Äckern, Schutt u. dgl. in den Umgebungen des Mittelländischen Meers und wird in Deutschland bisweilen als Merkwürdigkeit in Gärten kultiviert. Sie ist eine einjährige Pflanze mit dickem, saftigem, ästigem, auf der Erde ausgebreitetem, weichstacheligem Stengel, herzeiförmigen, langgestielten, scharfhaarigen, unterseits weißfilzigen, unregelmäßig gezähnten Blättern und ziemlich kleinen, gelblichgrünen Blüten, von denen die männlichen in gestielte Trauben gruppiert sind, die weiblichen einzeln auf dickem Stil in den Blattwinkeln stehen. Die längliche, grüne, weichstachelige, inwendig dreifächerige und vielsamige Frucht erreicht bis 5 cm Länge und enthält in ihren Fächern einen schleimigen, grünlichen, sehr bittern Saft, welcher für giftig gilt und eingedickt das Elaterium (s. d.) liefert. Die Früchte waren früher als Fructus cucumeris asini offizinell. (Vgl. Tafel: Cucurbitaceen, Fig. 7.)

Ecca-Paß, Heerstraße in der östl. Kapkolonie, 1840—42 hergestellt zur Erleichterung des militärischen Verkehrs in den Kafferkriegen; sie führt von Grahamstown nach Fort Beaufort.

Eccard (Johs.), einer der größten deutschen prot. Kirchenkomponisten, geb. 1553 zu Mühlhausen in Thüringen, erhielt den ersten Musikunterricht durch Joachim a Burgk, mit welchem er auch später gemeinsam mehrere Kompositionen veröffentlichte, und wurde dann von 1571—74 zu München der Schüler des berühmten Orlando Lasso (s. d.). Hierauf besuchte er Italien, trat 1578 als Kapellmeister in die Dienste Jakob Fuggers zu Augsburg und kam 1583 als Vizekapellmeister und Adjunct des Hofkapellmeisters Th. Riccius nach Königsberg, wo er 1599 dessen Nachfolger wurde. Im J. 1608 als kurfürstl. brandenb. Kapellmeister nach Berlin berufen, starb er dort 1611. Unter seinen verschiedenen Werken, die meistens aus weltlichen und geistlichen Liedern zu deutschen Texten bestehen, ragen hervor die beiden Chorwerke: «Geistliche Lieder, auf den Choral oder gemeine Kirchenmelodey durchaus gerichtet und mit fünf Stimmen komponiret» (2 Tle., Königsb. 1597) und «Preußische Festlieder durchs ganze Jahr mit 5, 6, 7 und 8 Stimmen» (2 Tle., Königsb. 1598). Beide Werke gab E.s Schüler Stobäus 1634—44 in Danzig neu heraus; auch sind sie in neuerer Zeit von W. Teschner in Partitur herausgegeben worden (Lpz. 1858—60). Auf die Bedeutung E.s hat C. von Winterfeld zuerst aufmerksam gemacht im 1. Bande seines großen Werks «Der evang. Kirchengesang», wo auch die schönsten Sätze aus den genannten Chorwerken mitgeteilt sind. E. schloß sich eng an den luth. Choral, wußte denselben aber so zu behandeln, daß trotzdem allen Anforderungen der höhern Kunst Genüge geschah, was bis auf seine Zeit bei Choralharmonisierungen nicht der Fall gewesen war. In der Vorrede konnte er die 1597 erschienenen «geistlichen Lieder» deshalb mit Recht als die ersten ihrer Art bezeichnen, «indem bis dahin noch kein Gesangbuch erschienen ist, worin die Gesänge auf diese Weise musikalisch, der Kunst gemäß, vorkommen». Die «Festlieder» mit ihrem freiern und höhern Schwung stehen den Chorliedern würdig zur Seite. Alles was E. schreibt ist kunstvoll und gesanglich wohlklingend, sinnig und nicht ohne Erhabenheit, obwohl das Gebiet des Erhabenen von H. Schütz und spätern Meistern mit noch größerm Erfolg angebaut wurde. In dem musikalischen Kunstschatze der evang. Kirche werden die mehr in kleinen als in großen Formen geschriebenen Chorgesänge E.s stets einen hohen Wert besitzen.

Ecce homo (lat., d. h. Sieh, welch ein Mensch!), nach Joh. 19, 5 der Ausruf des Pilatus, als er Christus nach der Geißelung und Krönung dem Volke vorstellte, um es zum Mitleid zu bewegen. In der Kunst bezeichnet man mit dem Ecce homo auch die Darstellung der Scene selbst, in welcher die Person des dornengekrönten, bluttriefenden und mit dem Purpurmantel bekleideten Erlösers meist allein oder auch, zur Erhöhung der Wirkung, in Begleitung zweier Kriegsknechte, meistens in Halbfiguren, vorgeführt wird. Das Ecce homo wird erst seit dem 15. Jahrh. häufiger. Als großes histor. Gemälde in ganzen Figuren hat es Tizian in seinem für die Familie d'Anna in Venedig gefertigten Bild (jetzt im Belvedere zu Wien) behandelt.

Ecclesfield, Stadt in der engl. Grafschaft York, West-Riding, 7 km nördlich von Sheffield, an der Leeds-Sheffield-Bahn, zählt (1881) 21158 E. Für Stahlwaren und Messer ist E. gewissermaßen eine Filiale von Sheffield.

Eccleshall, Stadt in der engl. Grafschaft Stafford, 11 km im NW. von Stafford, nahe am Sow, mit (1881) 5708 E., welche Leder und Schuhwerk fabrizieren. In die dortige Kirche flüchtete sich die Königin Margarete, Gemahlin Heinrichs VI., nach der Schlacht von Bloreheath (1459).

Eccleshall-Bierlow, Stadt in der engl. Grafschaft York, 5 km im SW. von Sheffield, an der Midland-Eisenbahn, mit (1881) 67537 E., welche metallurgische Werkstätten, sowie Fabriken für Messer, Quincaillerien u. s. w. unterhalten.

Ecclesia (grch.), eigentlich die durch den Heroldsruf aufgebotene Versammlung der freien Bürger in den altgriech. Freistaaten zum Zwecke gemeinsamer Beratung und Beschlußfassung. Nach dem Vorgang der alexandrinischen Bibelübersetzung, welche mit E. die hebr. Volksgemeinde wiedergibt, brauchen die neutestamentlichen Schriftsteller das Wort für Kirche. E. militans, streitende Kirche; E. triumphans, triumphierende Kirche, d. h. vollendete Kirche des Jenseits; E. pressa, unterdrückte Kirche (so pflegt sich die röm.-kath. Kirche in Staaten zu nennen, wo sie in weltlichen Dingen an Staatsgesetze gebunden ist); E. vagans, eine nicht eingepfarrte Kirchengemeinde; E. viduata, verwaiste Kirche. (Vgl. Ekklesia.)

Ecclesiastes (grch., lat. Concionator, hebr. Kohéleth), d. h. Sprecher, Verkündiger, der griech.

Titel des alttestamentlichen Buchs »Der Prediger Salomo«.

Ecclesiasticus (grch.), soviel wie Geistlicher, besonders Weltgeistlicher; in der Vulgata Titel des alttestamentlichen Buchs Jesus Sirach.

Eccoprotica (grch.), kotausführende Mittel, s. unter Abführen.

Eccoptogaster (Scolytus), Nutzbohrkäfer, kleine Käfer aus der Familie der Holzbohrer (Xylophagen) mit braunen Flügeldecken und einem schon vom zweiten Hinterleibsgliede an schräg aufsteigenden Bauche. Sie leben zwischen Bast und Splint der Obstbäume, auch der Rüster (in Paris) und der Traubenkirsche (Prunus Padus). Das Muttertier bohrt senkrechte Gänge (Muttergänge), in denen es die Eier ablegt, und die auskommenden Larven mehr oder weniger horizontal laufende (Larvengänge). Hierdurch wird die Saftleitung unterbrochen und die Bäume gehen infolge dessen zu Grunde. Die beiden für Obstbaumpflanzungen verderblichen Arten sind E. pruni und E. rugulosus. Wo kleinere, wie von einem Schrotschusse herrührende Bohrlöcher die Anwesenheit dieser Käfer verraten, ist weiter nichts zu thun, als die vom Wurmfraß angegriffenen Stellen zu entrinden in der Zeit, in welcher die Brut noch nicht voll entwickelt ist (Mitte Juli), und die Rindenstücke zu verbrennen. Das beste Mittel aber, die Käfer von der Obstbaumpflanzung fern zu halten, besteht darin, daß man die Bäume durch Pflege und reichliche Ernährung vollsaftig erhält und dadurch den Käfern die Ansiedelung erschwert.

Eccremocarpus scaber *R. et P.*, Rauhe Hängefrucht (Calompelis scaber *Don.*, Rauhfrüchtige Schönrebe), zu den Bignoniaceen gerechneter Kletterstrauch Perus mit eckigen, verästelten Stengeln, welche bis 5 m hoch klimmen können. Sie bekleiden sich mit gegenständigen, rauh behaarten, doppelt gefiederten Blättern, deren Spindel zu einer verästelten Ranke auswächst. Die langgestielten, leuchtend orangeroten Blumen haben einen gefärbten, glockenförmigen, fünflappigen Kelch und eine überhängende, röhrige, in fünf kleine, zurückgebogene Lappen ausgehende Krone und stehen traubenförmig geordnet den Blumen gegenüber. Die zweiklappige Kapsel enthält eine große Menge linsenförmiger, schwarzer, hautrandiger Samen. Viele ihrer Äste hören auf zu klettern, wenn sie eine gewisse Höhe erlangt haben und gereichen dann der ganzen prächtigen Erscheinung noch zur besondern Zierde. Die Schönrebe eignet sich vortrefflich zur Bekleidung von Wänden, wenn man sie in Kübeln hält, in einem frostsichern Raume überwintert und im Frühjahr mit dem Gefäß in das Land setzt.

Echafaudage (frz., von échafaud, Gerüst, Schafott) ist im Fortifikationswesen die Bezeichnung für die Auftritte und Gerüste, welche hinter Mauern angebracht werden, um über letztere hinwegschießen zu können.

Echague (Don Rafael), span. General, geb. zu San-Sebastian 13. Febr. 1815, stammte aus einer baskischen Adelsfamilie, war 1833 Kapitän und nahm auf Seite der Christinos als Adjutant des Generals O'Donnell, dann als Oberst eines Infanterieregiments an den Kämpfen gegen die Karlisten teil. Später wandte sich E. den Moderados zu, verband sich 1851 mit O'Donnell und andern Generalen, um den Palastintriguen und Reaktionsbestrebungen gewaltsam ein Ende zu machen, und schloß sich 28. Juni 1854 mit seinem Regiment dem damals in der Hauptstadt ausgebrochenen Aufstande an. Zwar mußten O'Donnell und E. zunächst aus Madrid nach Andalusien zurückweichen, doch siegten sie 30. Juni bei Vicalvaro über die nachgesendeten Regierungstruppen, worauf sich ganz Spanien erhob und Espartero ein freisinniges Ministerium mit der Staatsleitung betraute. E. wurde für seine der liberalen Sache geleisteten Dienste zum Brigadekommandeur und bald darauf, unter dem Ministerium O'Donnell, zum General befördert. Im Kriege gegen Marokko führte E. die 1. Division, landete 19. Nov. 1859 in Ceuta und lieferte den Mauren dort die ersten Gefechte. Für seine tapfere Verteidigung der Stellung von El Serallo gegen große Übermacht (22. bis 25. Nov.) ernannte die Königin Isabella E. zum Generalleutenant. Auch in der Entscheidungsschlacht dieses Kriegs, Jan. 1860 bei Tetuan, zeichnete sich E. aus und kehrte als einer der angesehensten und im Heere beliebtesten Generale nach Spanien zurück. Am 7. Juli 1868 wurde E. gleichzeitig mit Marschall Serrano, General Dulce und andern Generalen auf Befehl des Ministerpräsidenten Gonzalez Bravo verhaftet und interniert, später jedoch wieder in Freiheit gesetzt. Von 1873 bis 1876 nahm E. an den Kämpfen gegen die Karlisten teil.

Echalassieren (frz.), mit (Reb-)Pfählen versehen, Weinstöcke pfählen.

Echallens, deutsch Tscherlitz, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im schweiz. Kanton Waadt, liegt 623 m über dem Meere, 13 km nördlich von Lausanne, mit diesem durch eine schmalspurige Eisenbahn verbunden, am Talent, der vom Mont Jorat der Orbe und mit dieser dem Neuenburgersee zufließt, besitzt eine Simultankirche und ein altes Schloß, einst Residenz der freiburg-bernischen Landvögte von Tscherlitz, jetzt Knabenerziehungsanstalt, und zählt (1880) 1013 E., worunter 578 Protestanten, 419 Katholiken und 16 Juden. Mittelpunkt einer vorherrschend agrikolen Gegend, besitzt der Ort, sonst ein unbedeutendes Landstädtchen, ziemlich wichtige Korn- und Viehmärkte. — Der Kreis Echallens umfaßt 129 qkm mit (1880) 9488 E., worunter 7211 Protestanten, 2261 Katholiken und 16 Israeliten. Auf der nördl. Abdachung des Jura gelegen, hat er ein ziemlich rauhes Klima, jedoch fruchtbaren Ackerboden und viele Waldungen. Viehzucht, Ackerbau und Holzhandel sind Haupterwerbsquellen. Im Mittelalter gehörten Stadt und Herrschaft E., erstere 1351 durch Gerhard von Montfaucon gegründet, den Grafen von Savoyen, später dem Hause Châlons, von dem sie 1476 nach dem Burgunderkriege als gemeinsame Herrschaft an Bern und Freiburg überging. Beim Umsturze der alten Eidgenossenschaft (1798) fiel E. an den Kanton Leman der Helvetischen Republik, den jetzigen Kanton Waadt.

Echampieren (frz.), in der Malerei: Figuren durch Licht und Schatten aus dem Grund heraustreten lassen.

Echancrüre (frz.), im Fortifikationswesen Bezeichnung für bogenförmig geführte Ausschnitte in der Glacisbrustwehr, welche die Verbindungen des gedeckten Wegs mit dem Außenterrain herstellen.

Échange, Tausch, Wechsel; échangieren, auswechseln, tauschen.

Échanson (frz.), Mundschenk; grand é., Obermundschenk; é. de l'empire, Erzmundschenk (im ehemaligen Deutschen Reiche).

ntillon (frz.), Probe, Pröbchen.
ppade (frz.), in der Gravierkunst: ein
usgleiten des Grabstichels veranlaßter
dann überhaupt Flüchtigkeitsfehler, Ver-
:happatoire, Ausflucht.
ppement oder Hemmung, s. Uhren.
rpe (frz.), Schärpe, Feldbinde; schmaler
l; in der Fechtkunst ein Querhieb; en é.,
er, schiefer Richtung; echarpieren, ein
einer seitlichen Geschützaufstellung schräg,
ng einer Diagonale, beschießen.
arria (José Ignacio, Marques de Fuente-
n. General und Kriegsminister, diente in
l. Leibgarde und im Generalstabe, zeich-
in den Kämpfen gegen die Karlisten wie-
us und wurde 1868 Generallieutenant.
. 1873—76 befehligte E. ein Korps und
entlich zur Unterwerfung der baskischen
n und zur Beendigung des Karlistenauf-
bei. Nachher nahm er wesentlichen Teil
Reorganisation des Heeres und wurde
879 im Kabinett von Canovas de Castillo
nister. Am 8. Febr. 1881 trat E. mit
en Mitgliedern des Kabinetts zurück.
ance (frz.), Verfallzeit eines Wechsels.
c (frz., «Schach»), en échec halten,
so beschäftigen, daß er verhindert wird,
einzugreifen; einen Echec erleiden,
eine Niederlage erleiden.
lle (frz.), Leiter, Tonleiter, Skala; der
, das Verhältnis zur wirklichen Größe
e Maßstab bei Kartenzeichnungen u. s. w.;
ehrzahl versteht man darunter auch Sta-
Seestädte, besonders in der Levante.
es (Les), Dorf mit 736 E. im franz. De-
voyen, liegt 380 m über dem Meere am
fer des Rhônezuflusses Guiers-vif, der sich
erhalb E. mit dem Guiers-mort verbindet,
tiefen, von den Bergen der Grande-Char-
n südlichsten Ausläufern der Dent-du-Chat
relle 1426 m) und den waldigen Höhen-
Grand-Cossert umschlossenen Thalkessel,
er Guiers durch die malerische Felsen-
orte de Chaille verläßt. Der Ort trägt
men von der schwierigen, ehedem nur
tern zu bewerkstelligenden Passage über
auer, welche auf dieser Seite Savoyen
Herzog Karl Emanuel von Savoyen
zur Vermeidung des alten Felssteiges
n die Felsen 30 m tief und in einer Länge
durchhauen und eine Straße anlegen, die
r Gebrauch kam, seitdem die Napoleo-
raße, 1815 von der piemont. Regierung
die Felsmauer mit dem 308 m langen,
n und ebenso hohen Tunnel «La Grotte»
ber dem Meere) durchsetzt und eine be-
Passage bietet. Von der «Grotte» steigt
durch Wald und Fels zu dem Joche von
de Couz (622 m) hinauf und zieht sich an
hohen Wasserfall von St.-Thibaud de
bei der Hière entlang nach Chambéry
Die Lage an der Grenze von Savoyen
reich (Depart. Isère) und an der Haupt-
Lyon nach Chambéry und Turin verlieh
Orte große militärische Bedeutung, die
h die Annexion Savoyens an Frankreich
Eröffnung der Mont-Cenisbahn Lyon-
-Turin und der Linie Grenoble-Mont-
sentlich verringert worden ist.

Echelons (frz.), d. i. Staffeln, heißen Teile von Truppenkörpern oder von Fahrzeugen, die sich in bestimmten Abständen folgen, sei es behufs taktischen Gebrauchs, sei es bei Marschbewegungen. Benutzen marschierende Truppen eine und dieselbe Marschlinie oder Eisenbahn, so bilden die sich in gewissen Zwischenräumen hintereinander folgenden Abteilungen die Echelons. Behufs taktischen Gebrauchs folgen sich die Staffeln in Abständen dergestalt, daß die hintern Abteilungen die vordern überflügeln (debordieren) und daß durch Einschwenken eine schräge Front hergestellt werden kann. Die großen Vorteile eines Angriffs in schräger Front gegen die Flanke des Feindes haben der Benutzung der E. Freunde verschafft, obgleich denselben nicht geringe Mängel anhaften, wie die Gefahr des vereinzelten Geschlagenwerdens, ferner die Gefahr, daß die hintern Abteilungen in den Rückstau der unterlegenen vordern Abteilungen mit hineingezogen werden, sowie die Vermehrung der einzelnen Flanken. Bei Leuthen bildete Friedrich II. aus den in E. sich folgenden Bataillonen eine schräge Schlachtlinie; unter Bonaparte marschierten in Ägypten die franz. Divisionen en échelon und schlugen in dieser Formation die Angriffe der Mameluden ab. Gegenwärtig wird der Angriff in E. hauptsächlich für Kavallerie empfohlen; er wird entweder von einem Flügel, oder von der Mitte, oder auch von beiden Flügeln ausgeführt; die Staffeln folgen sich dabei auf 100—200 Schritt Abstand, doch dürfte der Echelonangriff im Ernstfalle viel seltener eintreten als auf dem Exerzierplatz. Bei Rückzügen dagegen wird die Anwendung von Staffeln stets von Vorteil sein, indem die hintere schon placierte Staffel den Rückmarsch der vordern durch ihr Feuer schützt.

Echemythie (grch.), Schweigen, Verschwiegenheit; daher in den pythagoräischen Schulen die Lehrzeit, wo die Schüler nur hören, aber nicht mit disputieren durften.

Echeveria *DC.*, zu den Crassulaceen (Saftpflanzen) gehörige Gattung, welche durch einen fünfteiligen Kelch, fünf unten zusammenhängende, aufrechte, dicke, zugespitzte Blumenblätter mit nach unten verdickter Mittelrippe, 10 am Grunde der Blumenkrone angeheftete Staubgefäße, welche kürzer sind als diese, fünf kurze Nektarschuppen und fünf in den pfriemlichen Griffel auslaufende Samenbehälter charakterisiert ist. Viele ihrer Arten liefern in ihren zierlichen, lebhaft gefärbten, traubig stehenden Blumen einen Beitrag zum winterlichen Stubenflor, während andere wegen der Eleganz ihrer fleischigen Blattrosetten zur Bildung von regelmäßigen Teppichbeeten geeignet sind. Alle aber erfordern Überwinterung bei einer Temperatur von + 5 bis 8° R. bei sehr mäßiger Bewässerung. Die beliebtesten und verbreitetsten Arten sind E. campanulata, E. fulgens, E. retusa und E. secunda mit var. E. glauca. E. metallica ist durch das rötliche Bronzekolorit der großen, zu Rosetten geordneten, verkehrt-oval-spatelförmigen Blätter ausgezeichnet.

Echeverria (Don Estéban), einer der namhaftesten Dichter des span. Amerika, ward 1809 in Buenos-Ayres geboren und starb, von Rosas verbannt, 1851 zu Montevideo. Schon in seinem 20. Jahre gab er ein Bändchen Gedichte heraus, ging dann nach Frankreich und lehrte begeistert für Lamartines und Byrons Ideen nach Amerika zurück. Unter seinen kleinern Gedichten «Consuelos»

(1834) und «Rimas» (1837) bekunden viele hohe Dichtergaben und fast alle sind in wohltönenden Versen geschrieben. Die «Cautiva» (1837), das nennenswerteste unter den Gedichten seiner ersten Periode, enthält treffliche Schilderungen der argentin. Pampas und deren Bewohner. Ähnlich ist die «Guitarra» (1842). In der Verbannung schrieb er «La Insurreccion del Sud» (Montevideo 1849), worin er seinen Haß gegen den Tyrannen Rosas ausspricht.

Echidna war nach Hesiod ein Ungeheuer in Schlangengestalt mit menschlichem Oberleibe, Tochter des Chrysaor und der Kallirrhoë, und gebar dem Typhon den Kerberos, die Lernäische Hydra, die Chimära, die Sphinx und andere Ungeheuer. Argos überfiel sie im Schlafe und tötete sie.

Echinăden hieß bei den alten Griechen eine Gruppe kleiner Inseln nahe der Südwestküste der Landschaft Akarnanien (s. d.), zwischen dem Vorgebirge Krithote und der Mündung des Flusses Achelous; dieselben werden jetzt mit dem auch schon im Altertum vorkommenden Namen Oxiäs (altgrch. Ὀξεῖαι) benannt. Die Zahl dieser Inseln war in den frühesten Zeiten des Altertums bedeutender als in den spätern und als jetzt, da infolge der durch den Achelous veranlaßten Anschwemmungen mehrere derselben, darunter eine größere, welche Artemita hieß, mit der Küste Akarnaniens verbunden worden sind.

Echinīden sind eigentlich eine Familie der Seeigel (s. d.), doch findet man nicht selten die petrefizierten Reste sämtlicher Unterabteilungen dieser Klasse kurz als E. bezeichnet. Dieselben erreichen ihren größten Formenreichtum in der Kreideformation und sind hier zuweilen vollständig in Feuerstein verwandelt (z. B. auf Rügen). Durch die von Norden kommenden Gletscher der Eiszeit wurden diese E. von den Gestaden der Ostsee aus im Diluvium des ganzen norddeutschen Tieflandes verbreitet.

Echinocactus *Lk. et O.*, Igelkaktus, eine Gattung der Kakteen, welche sich von andern Gattungen desselben Geschlechts, insbesondere von Cereus, hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß die im allgemeinen unbedeutenden, sitzenden Blumen dem oft weißflaumigen Scheitel des kugeligen, eiförmigen oder elliptischen, spiralig gerippten Stammes unmittelbar (nicht einem Schopfe) entspringen. Die Rippen sind schmäler oder breiter, stumpfer oder schärfer, oft wellig, gekerbt, höckerig oder selbst warzig und immer mit kräftigen, büschelig geordneten Stacheln zwiefacher Stellung und Art besetzt. Die Blumen sind verhältnismäßig klein, trichter- oder sternförmig, fast immer geruchlos, haben aber eine mehrtägige Dauer. Häufig und leicht blühen im Sommer E. Ottonis *Lehm.* und E. Scopa *Lk. et O.* (Besen-Igelkaktus), beide gelb, und sind daher für die Stubenkultur zu empfehlen, wie auch E. Linkii *Lehm.* und E. acutangulus *Zucc.*, mit größern gelben Blumen und purpurroten Narben und Staubfäden. Durch interessante Bewehrung ausgezeichnet sind E. cylindraceus *Engelm.*, die Areolen (Stachelbüschel) mit 12 äußern und 5 innern langen, zurückgebogenen, und E. pectiniferus *Scheidw.* (von manchen zu Cereus gerechnet) mit zahlreichen großen, roten Blumen, die 23 Rippen mit fast kammförmig um eine längliche Areole herum stehenden Stacheln. Man vermehrt die E.-Arten, indem man ältere Pflanzen quer durchschneidet, um das Kronenstück, nachdem die Schnittfläche gehörig abgetrocknet, als Stecklinge zu benutzen, während der bewurzelte Mutterstock jungen Pflanzen das Dasein gibt. Alle Arten müssen sonnig und nahe unter dem Glase stehen, im Sommer am besten auf einem sonnigen, geschützten Gestell im Freien.

Echinococcus (Schachtelwurm), Übergangsstufe des Bandwurms, s. unter Blasenwürmer.

Echinodermen, eine Klasse wirbelloser Seetiere, s. Stachelhäuter.

Echinoīden (Echinoidĕa), Fischgattung, s. Seeigel.

Echīnops *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Abteilung der Cynareen, weil sie kugelige Blütenstände besitzt, welche vor dem Aufblühen von kurzen Dornen starren und daher einem Igel gleichen. In Deutschland, wo auch einige Arten dieser Gattung wild vorkommen, nennt man sie Kugeldisteln. Fast alle Arten sind stattliche, ausdauernde Stauden mit straff aufrechten Stengeln, meist fiederspaltigen, oft dornig gezähnten Blättern und endständigen Blütenköpfen, deren Blumen in der Regel eine blaue Farbe haben. Jeder solcher Blütenkopf besteht aus einer Vereinigung von einblütigen Blütenkörbchen (s. Kompositen), die auf einer kugeligen oder länglichen Spindel dicht nebeneinander eingefügt und von vielen, dachziegelförmig angeordneten, in Dornspitzen auslaufenden Deckschuppen umhüllt sind. Mehrere Arten der Kugeldisteln werden nicht selten zur Ausstattung der Gärten benutzt und leisten hier durch Mitwirkung bei gemischten Pflanzengruppen, wie E. ruthenicus *Fisch.* und E. sphaerocephalus *L.*, oder auf der Rabatte gute Dienste, wie E. Ritro *L.* Letztere ist wegen ihrer himmelblauen, metallisch glänzenden Blütenköpfe ganz besonders wirksam. Sie halten im Freien gut aus, gedeihen fast ohne Pflege und lassen sich durch Aussaat, wie durch Teilung der Stöcke mit Leichtigkeit vermehren.

Echinostachys ist der Name, unter welchem Brogniart mehrere Pflanzenreste aus der Formation des bunten Sandsteins zusammenfaßt, deren systematische Stellung sehr fraglich ist; von Unger werden sie zur Familie der Typhaceen (s. d.) gerechnet, doch hat diese Meinung nur äußerst wenig Wahrscheinlichkeit für sich.

Echinus (grch., d. i. Igel), ein wulstartiges Glied, welches beim Kapitäl der dor. Säule die Vermittelung zwischen dem runden Säulenschaft und der quadratischen Deckplatte bildet.

Echiquier (frz.), das Schachbrett oder die Schachbrettform (bei den Römern Quincunx), heißt die Aufstellung und Bewegung von Truppen, bei der die Abteilungen des zweiten Treffens auf die Zwischenräume des ersten gerichtet sind, sodaß ein gegenseitiges Durchziehen vorwärts und rückwärts statt finden kann. Bei der Infanterie ist diese Aufstellung fast überall Norm, wenn sie sich in zwei Treffen zum Gefecht entwickelt. Diese Formation wurde ferner zum Avancieren mit abwechselnden Treffen gebraucht, wobei das zweite, wenn das erste im Gefecht abgelöst werden sollte, durch die Intervalle desselben vorging. Die heutige Kampfart erschwert jedoch einen solchen Treffenwechsel ungemein, sodaß die Aufstellung en échiquier nur noch selten statt findet. Auch Rückzüge mit abwechselnden Treffen haben in neuerer Zeit große Schwierigkeit, so beliebt sie auch früher waren; statt ihrer wird, wenn überhaupt noch ein geordneter Rückzug möglich ist, ein solcher in Staffeln erfolgen.

…tonium nannte Unger mehrere Pflanzen-
… der Tertiärformation, weil sie mit den
… einer zu den Apocyneen (s. d.) gehörenden
… Echites *L.* große Ähnlichkeit haben.

…um *L.*, Natternkopf (wegen der Form
…ten), eine zu den Boragineen gehörige
…gattung, welche Kräuter, Halbsträucher und
…r beider Hemisphären umfaßt. Die krau-
…le sind meistens mit steifen Borstenhaaren
…die Blumenkrone ist unregelmäßig, glockig,
…nförmig und ihr Schlund offen, nicht wie
…rn Gattungen der Familie durch Wölb-
… verengert. Die fünf Staubgefäße steigen
…auf. Die Blumen sind achsel- oder gipfel-
…r Ähren oder Trauben, die vier Teilfrücht-
…r unterständigen Scheibe eingefügt. Am
…ten ist der gemeine Natternkopf, E.
L., häufig auf sonnigen, steinigen Plätzen
…ln, an Ackerrändern u. s. w. und von Juni
…ist durch die hübschen blauen Blumen an-
…in das Auge fallend. Die Gattung E.
…uch mehrere ausgezeichnete Zierpflanzen
…e der weitesten Verbreitung wert sind, vor
…ern folgende: E. creticum *L.*, auf Candia
…ch, eine trotz ihrer nur einjährigen Lebens-
…nz stattliche Pflanze mit roten, später vio-
…umen, und E. rubrum *Jacq.*, eine zwei-
…flanze Österreichs, Ungarns u. s. w. mit
…en, später bläulichen Blumen. Beide sind
…en hart, werden im April und Mai an
…ie bestimmten Platz gesäet und bedürfen
…Pflege. Für die Kultur im Topfe sind die
…tigen E. formosum *Pers.* und E. fostuo-
…*q.* zu empfehlen, jenes mit großen, zart-
…n Blumen in einfachen Trauben, dieses
…en Blumen in Ähren, welche zusammen
…ten Strauß an der Spitze der Stengel und
…n. Im Sommer stellt man die Töpfe an
…nigen Stelle auf, im Winter hält man sie
…frostsichern Raum, fast ohne sie zu gießen.

…oder Widerhall heißt die Zurückwerfung
…lls von einer durch die Schallwellen ge-
…Wand oder von einer sonst dazu geeig-
…che, welche selbst die Wolken bieten können.
…iel hierfür dient das Rollen des Donners,
…um Teil von seiner Zurückwerfung von
…en herrührt. Damit der zurückkehrende
…eder deutlich an dem Orte, von welchem
…nglich ausgegangen ist, vernommen, also
… einem Rufenden ein E. seiner Worte ge-
…e, muß die Richtung der Wand gegen die
…nden Schallstrahlen eine senkrechte sein;
…fe Wände werfen den Schall nach einer
…ichtung als nach dem Orte seiner Erzeu-
…ck. In der Regel findet der erste Fall statt,
…letzte, wie dies z. B. zu Genetay bei Rouen
…, wo das an Gebäuden entstehende E. in
…tung vernommen wird, welche von dem
…Schallerregung sehr verschieden ist.
…tfernung der zurückwerfenden Wand muß,
…s E. von dem ursprünglichen Laute sich
…ennen soll, wenigstens so groß sein, daß
… zum Hin- und Hergange die Zeit braucht,
… unser Ohr nötig ist, wenn es zwei auf-
…olgende Töne deutlich scheiden soll. Dies
…öglich, wenn der zurückgeworfene Schall
…ankommt, wenn der ursprüngliche bereits
…rden ist, sodaß unser Ohr neuerdings für
…egung empfindlich ist. Das menschliche
Ohr vermag nämlich in 1 Sekunde nur etwa 9 Laute von einander deutlich zu unterscheiden. Der Eindruck eines Lautes währt also $1/9$ Sekunde. Während dieser Zeit kann das Ohr einen zweiten Laut nicht deutlich wahrnehmen. Soll daher der zurückgeworfene Schall von dem ursprünglichen deutlich unterschieden werden, so muß er $1/9$ Sekunde später an das Ohr gelangen als jener. Da nun der Schall in ruhiger Luft 333 m in 1 Sekunde zurücklegt, so wird eine mindestens 18,5 m entfernte Wand eine Silbe deutlich wiederholen können. Denn weil der Schall bei der angegebenen Geschwindigkeit den Weg von 18,5 m vom Rufenden bis zur Wand in $1/18$ Sekunde, und ebenso denselben Weg nochmals von der Wand bis zum Ohr des Rufenden in $1/18$ Sekunde zurücklegt, so langt er erst $1/9$ Sekunde nach seiner Erregung wieder an, und kann daher von dem ursprünglichen Ruf deutlich unterschieden werden. Ist die Entfernung kleiner, so entsteht nur ein undeutlicher Nachhall. Ist aber die Entfernung größer als 18,5 m, so kann das E. so viel Silben hören lassen (mehrsilbiges E.), als in der bis zum Wiederkommen des Schalls erforderlichen Zeit gesprochen werden können. Das E. am Grabmal der Cäcilia Metella in der röm. Campagna, welches nach Gassendi einen Hexameter wiederholt, der etwa $2\frac{1}{2}$ Sekunden zum Aussprechen erfordert, muß daher aus ungefähr 400 m Entfernung kommen; das 17silbige E. im Park des engl. Schlosses Woodstock muß in einer Entfernung von nahezu 315 m seinen Ursprung haben. Befinden sich in der Richtung des Schalls mehrere Wände (Felsen, Mauern u. s. w.) in verschiedenen größern Entfernungen, so bildet jede Wand ihr E. für sich, und diese E. werden dann hintereinander ans Ohr gelangen (mehrfache oder vielfache E.).

Die berühmtesten E. dieser Art befinden sich bei Rosneath in Schottland, bei Koblenz, auf der Großen Gans bei der Bastei in der Sächsischen Schweiz, bei Adersbach in Böhmen u. s. w. Ein solches E. entsteht ferner, wenn der Schall auf zwei Wände trifft, die miteinander einen Winkel machen und dann durch Hin- und Herwerfen der Schallstrahlen das E. ähnlich vervielfachen, wie z. B. die Spiegel eines Kaleidoskops die Bilder. Ein derartiges E. wird von den beiden Flügeln des Schlosses Simonetta bei Mailand erzeugt, welche einen Pistolenschuß bis 60 mal wiederholen. Auch Wände, welche einander parallel in gehöriger Entfernung gegenüberstehen, können ein vielfaches E. geben. Echoartige Schallzurückwerfungen finden ferner an elliptischen oder kugelförmigen Gewölben statt, z. B. bei der Flüstergalerie in der Paulskirche zu London, in der Vorhalle des Gewerbemuseums in Paris. (S. Schallspiegel.) Über die Bedingungen der Beschaffenheit der Schall zurückwerfenden Wände weiß man noch nichts Bestimmtes; es scheint jedoch, daß dabei die Erregung durch Resonanz (s. d.) eine Rolle spielt. Die Erfahrung lehrt, daß selbst Bäume, Waldränder u. dgl. ein E. erzeugen.

In der griech. Mythologie ist Echo, wie es scheint, erst von den Dichtern der alexandrinischen Zeit recht eingeführt worden, wenn sie auch schon vorher als göttliche Person erwähnt wird. Sie war eine Nymphe der Berge und Wälder, welche von Pan geliebt wurde, aber diese Liebe nicht erwiderte. Nach dem Dichter Longus machte dann Pan die Hirten rasend, welche E. zerrissen und ihre noch singenden Glieder in alle Welt zerstreuten.

Nach Ovid hielt E. oft Hera (Juno), wenn sie ihren Gemahl Jupiter bei den Nymphen überraschen wollte, durch lange Gespräche hin. Zur Strafe dafür beschränkte ihr die Göttin die Sprache, sodaß ihr die Stimme nur zur Wiederholung des letzten Wortes, das sie hörte, blieb. Im Gram über ihre verschmähte Liebe zu Narcissus verzehrte sie sich so, daß nur die Stimme und Gebeine übrigblieben, welche zuletzt in Felsen verwandelt wurden (aus denen das E. ertönt). — Echo heißt auch einer der Asteroiden. (S. Planeten.)

Echo (musikalisch) erscheint in ältern Opern oft als eine Austönung, welche dem Sinne nach ein Orakel darstellt; die meisten musikalischen Phrasen, die zuerst stark und sodann schwach und schwächer auftreten, können als echoartig angesehen werden. In diesem Sinne läßt sich behaupten, daß die Kunstmusik durch das E. das Wechselspiel von Forte und Piano gelernt hat. Auch bei der Orgel hielt man das E. für so wichtig, daß dafür unter dem Namen Echowerk ein eigenes Manual bestimmt wurde.

Echo, auch Echo City, Station an der Union-Pacific-Eisenbahn, im County Summit, im nördl. Teil des nordamerik. Territoriums Utah, 1590 km westlich von Omaha und 1620 m über dem Meeresspiegel, ist berühmt durch die landschaftlichen Schönheiten seiner Umgebung, insbesondere durch den großartigen Echo- und Webber- (Weber)-Cañon mit wildromantischen Felsbildungen. Von E. zweigt sich über Coalville eine Zweigbahn nach Salt-Lake-City ab. Der Name des meist von Mormonen bewohnten, einige hundert Einwohner zählenden Ortes und des gleichnamigen Cañons rührt von dem vielfältigen Echo her, welches die Felsen beim Abfeuern eines Gewehrs wiedergeben.

Echomēter (grch.), Schallmesser; Echometrie, Schallmessung.

Echsen, Eidechsen, oder Saurier (Sauria) bilden eine Ordnung in der Klasse der Lurche (s. d.) oder Reptilien und gehören nebst den Schlangen, mit welchen sie die größte Verwandtschaft haben, zu der Unterklasse der Schuppenschleicher (Pholidota), die sich von den Panzerschleichern (Krokodilen und Schildkröten) durch Hautschuppen, eine quere Afterspalte und doppelte Rute unterscheiden. Mit Ausnahme weniger Gattungen von schlangenartiger Gestalt, z. B. der Blindschleiche, haben alle äußerlich hervortretende Füße, die, meist vier, sehr selten nur zwei an der Zahl, bald mehr zum Laufen, beim Chamäleon sogar zum Klettern, bald zum Schwimmen eingerichtet sind. Ihr fast immer etwas langgestreckter Körper ist mit sehr mannigfach gebildeten Schuppen und Schildern, bei einigen mit einer schuppenlosen und geringelten Haut bedeckt. Die Färbung ist oft sehr lebhaft und bei einigen, den Chamäleonen, einem merkwürdigen Wechsel unterworfen, die Körpergröße verschieden, von 5 cm bis 2 m. Alle sind mit Zähnen versehen, die aber nur zum Festhalten einer Beute, nicht zum Kauen dienen und meist nur in die Kiefer eingepflanzt sind, nur sehr selten noch in die Gaumenbeine wie bei den Schlangen. Hinsichtlich der Befestigung der meist spitzen, kegelförmigen Zähne hat man Akrodonten, bei welchen sie auf dem Kieferrande angewachsen sind, und Pleurodonten unterschieden, deren Zähne innen an den Kieferrand angelehnt sind. Die Struktur der Kiefer bildet das wesentlichste Unterscheidungszeichen von den Schlangen; bei diesen sind nämlich die beiden Unterkieferäste vorn am Kinn getrennt, sodaß sie seitlich voneinander bewegt werden können, bei den Eidechsen dagegen sind sie durch feste Bänder und Knorpel miteinander verbunden oder selbst gänzlich verwachsen. Mit sehr wenigen Ausnahmen ernähren sie sich nur aus dem Tierreiche; während die kleinern Arten sich mit Insekten begnügen, sind die größern furchtbare Raubtiere. Alle legen Eier, überlassen aber die Ausbrütung der atmosphärischen Wärme. In den kältern Erdgegenden ist ihre Zahl nicht groß; Deutschland besitzt etwa acht Arten, die während des Winters in Schlaf verfallen, im Sommer aber sehr beweglich, jedoch unschädlich sind. In Äquatorialländern erscheinen sie hingegen in großen Mengen und von mannigfachster Gestaltung. Nutzen zieht der Mensch kaum von ihnen, doch schätzt man das Fleisch gewisser Arten, z. B. der Tejuechsen und Leguane in Brasilien als Leckerbissen.

Man unterscheidet unter den E. mehrere Gruppen, die man hauptsächlich durch den Bau der Zunge charakterisiert hat: Spaltzüngler (Fissilinguia) mit vorn zweispitziger, schlangenähnlicher Zunge, wozu die Warane der Alten, die Tejus der Neuen Welt und unsere gewöhnlichen Eidechsen gehören; Dickzüngler (Crassilinguia) mit dicker, fleischiger, an der Spitze abgerundeter Zunge, wozu die meist kurzbeinigen, plumpen Agamen der südl. Erdteile, die sonderbaren Leguane und Basilisken, sowie die mit Haftscheiben an den Füßen versehenen Geckos gerechnet werden; die Wurmzüngler (Vermilinguia), durch die wurmförmige, weit vorschnellbare Zunge ausgezeichnet und nur die Chamäleons begreifend, und endlich die Kurzzüngler (Brevilinguia) mit kurzer, scheidenloser Zunge, die durch allmähliche Reduktion der Füße sich den Schlangen nähern und worunter die Schleichen, wie unsere Blindschleiche, die Wirbelschleichen und die ganz fußlosen Doppelschleichen gehören, welche letztern manche Forscher auch als fünfte Gruppe unter dem Namen der Ringelechsen (Annulata) abtrennen. In der Vorwelt waren außer diesen Familien noch andere, jetzt ausgestorbene repräsentiert, wie die Dinosaurier (s. d.), Ichthyosaurus (s. d.), Plesiosaurus (s. d.) und die Pterodaktyle (s. d.). Die genannten vorweltlichen Typen, die man ebenso wie die Krokodile gewöhnlich zu den E. stellt, haben zum Teil so abweichende Organisation, daß sie besondere Gruppen oder selbst Klassen bilden müssen.

Echter (Michael), Historienmaler, geb. zu München 5. März 1812, bildete sich an der dortigen Akademie unter Heß, Clemens von Zimmermann und Julius Schnorr von Carolsfeld zum Maler aus und wurde von dem letztern bei der Ausführung seiner Gemälde im Festsaalbau der Residenz verwendet. Hierauf fertigte er ein Altarbild für die Garnisonkirche in Kronstadt und trat nunmehr in die Schule Kaulbachs über. Diesem half E. bei der Herstellung der berliner Treppenhausbilder und kehrte dann wieder in seine Vaterstadt zurück, wo er 1860 im Maximilianeum die Schlacht auf dem Lechfelde vollendete. In den Sälen des bayr. Nationalmuseums malte er die histor. Darstellungen: Vermählung Friedrich Barbarossas mit Beatrix von Burgund, Begräbnis Walters von der Vogelweide, die Schlacht bei Melrichstädt und den Sängerkrieg auf der Wartburg. Bei der Ausschmückung des Centralbahnhofs in München mit Wandbildern (1862) malte E. daselbst die Darstellung der Telegraphie und des Eisenbahnverkehrs. Für den Kunst

entstanden zahlreiche Bilder aus dem Nibelungenring und Wagnerschen Opernstoffen. Seit 1862 Mitglied der Akademie, wurde E. 1868 auch Professor an der münchener Kunstgewerbeschule. Zahlreiche Bauten von Privaten in München, Augsburg, Frankfurt und Wien erhielten durch ihn ihre Dekoration in Malerei oder Sgraffito. Er starb 4. Febr. 1879 in München.

Echtermeyer (Ernst Theod.), Ästhetiker, geb. 1805 zu Liebenwerda, studierte zu Halle die Rechte und dann zu Berlin Philosophie und Geschichte, fungierte hierauf als Gymnasiallehrer in Zeitz und von 1831 an in gleicher Eigenschaft am Pädagogium zu Halle. Im J. 1841 siedelte er nach Dresden über, wo er 6. Mai 1844 starb. E. hat sich ein hervorragendes Verdienst durch die im Verein mit Ruge ins Leben gerufenen «Halleschen Jahrbücher» erworben, an deren Redaction er sich bis 1841 beteiligte. Ebenso war er der Begründer des «Deutschen Musenalmanachs» (1840). Von E.s größern litterarisch-kritischen Arbeiten sind zu nennen: «Anthologie aus neuern lat. Dichtern» (mit Mor. Seyffert, 2 Bde., Halle 1834—35) und «Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen» (3 Bde., Berl. 1831). Seine «Auswahl deutscher Dichter» (Halle 1837; 26. Aufl., herausg. von Masius, 1880) fand große Verbreitung.

Echtermeyer (Karl), Bildhauer, geb. zu Kassel 27. Okt. 1845, übte schon in jungen Jahren bei seinem Vater die Technik des Modellierens, sodaß er im Alter von 14 Jahren bereits die Apostel nach Peter Vischer zu kopieren unternahm. An der Akademie seiner Vaterstadt zeichnete er sich durch mehrere wohlgelungene Arbeiten, wie Venus in der Muschel liegend, Schlafender Faun, sowie durch die Porträtbüste des Professors Müller aus und erhielt ein Staatsstipendium. Seine Ausbildung erhielt er in Dresden unter Hähnel, der ihn vier Jahre lang unterrichtete und an dessen Arbeiten, z. B. am Denkmal Körners, E. teilnahm. Unterdessen schuf E. einige selbständige Werke, von denen der tanzende Faun mit dem Tamburin auf der münchener Kunstausstellung zur Verlosung angekauft und samt seinem Pendant, der tanzenden Bacchantin, 1874 für die Nationalgalerie in Berlin erworben wurde. Nach einer Reise in Italien eröffnete E. in Dresden sein eigenes Atelier. Nun führte er den Faun und die Bacchantin für das neue Hoftheater daselbst in Sandstein aus, für die Albrechtsburg in Meißen vollendete er eine Statue Friedrichs des Streitbaren, die kolossalen Gruppen der Kunst und Wissenschaft für das Polytechnikum in Braunschweig. Auch das Modell der 100 Fuß hohen Festsäule mit den Figuren der Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Wissenschaft und Kunst, welche bei dem Jubiläum des Herzogs 1881 errichtet wurde, ist seine Erfindung. Eine über 3 m hohe Germania lieferte er als Kriegerdenkmal für Dortmund. In der Gemäldegalerie zu Kassel stellte er in acht Marmorfiguren die für die Geschichte der bildenden Künste bedeutendsten Länder dar. Für die Kirche zu Reudnitz bei Leipzig lieferte er 1883 eine Statue des heil. Paulus. Im April 1883 erhielt er mit dem Titel Professor einen Ruf zum Lehrer für Modellieren und Bossieren an der Technischen Hochschule zu Braunschweig an Stelle Howaldts.

Echternach, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Kantons im Großherzogtum Luxemburg, am rechten Ufer des Moselzuflusses Sauer oder Sure, gegenüber von Echternacherbrück, mit dem es eine alte Brücke verbindet, an der preuß. Grenze und an der Prinz-Heinrich-Eisenbahn, 15 km nördlich von Grevenmachern, hat ein Progymnasium, eine höhere Töchterschule, ein Hospital der Barmherzigen Schwestern, eine schöne Pfarrkirche und eine ehemalige Benediktinerabtei mit prachtvoller Basilika. Die Stadt zählt (1880) 3910 kath., sehr gewerbfleißige E., welche Damast und Wollzeuge fabrizieren, Gerbereien, Fayencefabriken, Ziegel-, Kalk- und Weißbrennereien, Bierbrauereien, Kutschenfabriken, Eisengießereien, Mehl-, Loh-, Öl-, Schneide- und Gipsmühlen unterhalten und lebhaften Handel, sowie Wein- und Hopfenbau treiben. Auch besteht hier im frühern Benediktinerkloster eine großherzogl. Porzellanmalerei. Ehemals gehörte die Stadt der Benediktinerabtei, deren Abt deutscher Reichsfürst war, die aber 1793 von den Franzosen aufgehoben wurde. Das Kloster bestand schon 698 unter der geistlichen Pflege des Friesenapostels Willebrord, der als erster Abt bezeichnet wird und 739 als Bischof von Utrecht starb. Die Stadt erhielt 1236 den ersten Freibrief und war bis zum J. 1688 Festung.

Berühmt ist die zu E. alljährlich am Pfingstdienstage ausgeführte Springprozession, ein Dankfest für das Aufhören des Veitstanzes, der im Mittelalter in dieser Gegend herrschte. Die Teilnehmer an der Feierlichkeit, durch festgehaltene Tücher verbunden, führen, unter Begleitung der Geistlichkeit und zahlreicher Musikanten, auf ihrem Zuge von einer bei der Stadt befindlichen Wiese bis zur Pfarrkirche die Prozession in der Weise aus, daß sie jedesmal nach drei vorwärts gethanen Schritten zwei Schritte zurückspringen. So geht es um den Altar herum, auf welchen jeder seine Spende niederlegt. Die Zahl der Springenden beträgt jedes Jahr über 10000, 1867 sogar 15000. Vgl. Sax, «Beitrag zur Geschichte der Abtei und Stadt E.» (Luxemb. 1874).

Echtlosigkeit (mitteldeutsch echt = Ehe, Gesetz, Recht), der Zustand des Rechtlosen, war eine Folge der Acht (s. d.). Der Echtlose büßt sämtliche Familienrechte ein, sein Vermögen, sein Lehn, sowie den Rechtsschutz; jeder konnte ihn verwunden und töten.

Ecija (spr. Edsicha), uralte, wohlhabende Stadt (Ciudad) der span. Provinz Sevilla in Andalusien, 55 km im SW. von Cordova, an der andalus. Heerstraße und auf zwei felsigen Anhöhen am linken Ufer des breiten, von hier an schiffbaren, häufig austretenden und die Luft verpestenden Guadalquivirzuflusses Genil (Jenil) gelegen, über den eine lange Steinbrücke führt, ist durch Zweigbahn nach Marchena mit der Bahn Sevilla-Cadiz verbunden. Der unregelmäßig gebaute Ort besitzt stattliche Gebäude, 6 Pfarrkirchen, 5 Kapellen, Minarets und mit bunten Porzellanfliesen bedeckte Türme, 2 Spitäler, ein Findelhaus und eine Kaserne. Auch besteht ein hübsches Theater, auf der Stelle eines altrömischen, für 10000 Zuschauer; ein großer, von Säulengängen umgebener Platz und eine prächtige Promenade am Genil. Die Stadt umgeben reichbewässerte, lachende Gärten. E. gilt bei den Andalusiern für den heißesten Ort ihres Landes und führt daher den Beinamen El sarten de España (Bratpfanne von Spanien). Die Stadt zählt (1877) 24955 E., welche Tuch-, Etamine-, Flanell-, Leinen- und Seidenwebereien, Gerbereien und viele Ölmühlen unterhalten. Die Schuhmacher-

arbeiten E.s gehen durch ganz Spanien. Im August findet eine Messe statt. In der Umgegend wird viel Viehzucht getrieben, welche die wildesten Stiere zu den Stierkämpfen liefert; in dem weiten, trefflich kultivierten Thale des Genil wird Baumwolle gebaut. E. ist die röm. Kolonie Astigi oder Augusta firma in Baetica, hieß bei den Arabern Estidscha, wurde 1236 von den Castilianern den Mauren entrissen und war in der Gotenzeit Bischofssitz.

Eck (Heinrich), namhafter Geolog, geb. 1837 zu Gleiwitz in Schlesien, besuchte das Gymnasium zu Schweidnitz und die königl. Realschule zu Berlin, widmete sich 1855 dem Bergfach, studierte in Breslau 1858—61 und war von 1862 an bei der preuß. geolog. Landesaufnahme in Thüringen und Schlesien beschäftigt. Nachdem er in Göttingen 1865 promoviert, wirkte er von 1866 an als Docent für Mineralogie an der Bergakademie in Berlin, worauf er 1871 als Professor für Mineralogie und Geologie an das Polytechnikum in Stuttgart berufen wurde. Seine wertvollen Untersuchungen haben vorwiegend die Geologie und Paläontologie der Triasablagerungen zum Gegenstande. Außer zahlreichen in der Zeitschrift der Deutschen geolog. Gesellschaft abgedruckten Abhandlungen veröffentlichte er: «Über die Formationen des Buntsandsteins und des Muschelkalks in Oberschlesien und ihre Versteinerungen» (Berl. 1865), «Rüdersdorf und Umgegend» (in den Abhandlungen zur geolog. Spezialkarte von Preußen, I, 1872).

Eck (Johann), einer der heftigsten Bekämpfer der Reformation, hieß eigentlich Maier und nannte sich Eck nach seinem Geburtsort, dem Dorfe Eck im Algau, wo er 13. Nov. 1486 geboren wurde. Durch seinen Oheim Martin Maier, Pfarrer zu Rottenburg am Neckar, gründlich unterrichtet, bezog E. bereits 1498 die Universität Heidelberg, ging 1499 nach Tübingen, ward hier 1501 Magister, hielt sich ein Jahr zu Köln auf, studierte seit 1502 zu Freiburg, wurde hier 1506 Sententiarius, 1508 Priester, 1509 Licentiat der Theologie. Im J. 1510 ward E. als Professor der Theologie an die Universität Ingolstadt berufen und erhielt zugleich die Würden und Einkünfte eines Kanonikus von Eichstätt. Durch ungewöhnliche Gelehrsamkeit und große Gewandtheit im Disputieren ausgezeichnet, schrieb E. Kommentare zu Petrus Hispanus und Aristoteles und verteidigte in öffentlichen Disputationen zu Bologna und Wien, daß es erlaubt sei, 5 Proz. Zinsen zu nehmen. Auf Wunsch des Bischofs von Eichstätt schrieb E. gegen Luthers Thesen sog. «Obelisci», d. h. «Spießchen», welche allerdings nicht gedruckt, aber dennoch Luther und seinen Freunden bekannt wurden. Karlstadt schrieb zu Luthers Verteidigung «Conclusiones»; zwischen ihm und Eck wurden dann noch mehrere Streitschriften gewechselt. Auch Luther beteiligte sich an dem Kampf durch die «Asterisci adversus Obeliscos Eccii»; doch traf er, der Weisung Cajetans entsprechend, mit E. die Vereinbarung, daß nur Karlstadt mit ihm disputieren solle. Als jedoch E. in seinen Thesen den Hauptangriff gegen Luther richtete, beteiligte dieser sich sowohl an dem vorausgehenden Schriftenwechsel, wie an der leipziger Disputation, 27. Juni bis 13. Juli 1519. Im Jan. 1520 reiste E. nach Rom, überreichte dem Papste seine Schrift «De primatu Petri adversus Ludderum», wirkte mit zum Erlaß der Bannbulle gegen Luther vom 16. Juni 1520 und kehrte als päpstl. Nuntius nach Deutschland zurück mit dem Auftrage, die Bulle überall bekannt zu machen; doch stieß er dabei auf manchen Widerstand. In den J. 1521 und 1523 befand sich E. zum zweiten und dritten mal in Rom, den Papst zu energischem Vorgehen gegen die Neuerung zu veranlassen, 1523 wohnte er dem Reichstage zu Nürnberg bei, 1524 beteiligte er sich bei dem zu Regensburg zur Unterdrückung der Neuerer geschlossenen Bündniß, 1525 besuchte er Heinrich VIII. von England, dem er sein «Enchiridion locorum communium adversus Lutherum et alios hostes ecclesiae» gewidmet hatte. Um die Reformation der Schweiz zu hindern, stellte sich E. 21. Mai bis 6. Juni 1526 zu einer Disputation zu Baden im Aargau, auf welcher sich beide Parteien den Sieg zuschrieben, doch lehnte E. es ab, 1528 zu Bern Zwingli selbst gegenüberzutreten. Dem Reichstage zu Augsburg wohnte E. im Gefolge des Herzogs Wilhelm von Bayern bei, und war das Haupt der röm. Theologen, welche der Augsburgischen Konfession (s. d.) die Confutatio entgegenstellten. Um der Verbreitung der Lutherschen Bibelübersetzung in Bayern entgegenzuwirken, veranstaltete E. 1537 eine deutsche Bibelübersetzung. Das Neue Testament nahm er nach Emser auf, das Alte Testament übersetzte er selbst in engem Anschluß an die Vulgata. Im J. 1541 nahm E. an den Religionsgesprächen zu Worms und zu Regensburg teil und veranlaßte die kath. Stände, das Regensburger Interim abzulehnen. Er starb zu Ingolstadt 10. Febr. 1543. Die wichtigsten seiner Schriften enthält die Sammlung «Operum Jo. Eckii contra Lutherum» (Bd. 1—4, Augsb. 1530—35). Vgl. Th. Wiedemann, Dr. Johann Eck» (Regensb. 1865).

Eck (Leonh. von), Kanzler Herzog Wilhelms IV. von Bayern, geb. zu Kelheim vor 1480, aus einem edeln bayr. Geschlecht, studierte zu Ingolstadt und Siena die Rechte, erwarb sich hier den Doktorhut und trat zuerst in den Dienst Markgraf Georgs von Brandenburg-Ansbach, dann bald in den des jungen Herzogs Wilhelm von Bayern, dessen Politik er, seit 1519 als Kanzler, mit meist unbeschränktem Einfluß leitete. Er begründete damit das Verhältnis, in dem Bayern fortan mehr als zwei Jahrhunderte verharrte, strenger Vertretung der kath. Interessen verbunden mit bald offener, bald versteckter Opposition gegen das habsburg. Kaiserhaus. So brachte er das Regensburger Konkordat 1524 zu Wege, das Bayern eng an Rom anschloß, und unterdrückte die prot. Regungen in Bayern und dem Gebiete des Schwäbischen Bundes, solange dieser seiner Leitung folgte. Auf den Reichstagen von Augsburg, Regensburg, Nürnberg und Speier 1530—44 trat er stets für die schärfste Repression der evang. Partei ein, und in derselben Zeit intriguierte er mit Philipp dem Großmütigen, Joh. Zapolya, den Franzosen, der Kurie gegen die kaiserl. Politik. Er rechtfertigte seine kath. Haltung vor seinen prot. Freunden mit dem Hinweis auf die deutsche «Libertät», die er gegen die «Monarchie», d. h. die Weltherrschaftsgelüste Karls V., verteidige; in Wahrheit trat er für die schroffe Ausbildung der partikulär-fürstl. Macht gegen die universale Politik Karls wie gegen die national-kirchliche der prot. Konföderation in die Schranken. Daher kam er, sobald er für Bayern etwas zu gewinnen hoffte, immer sogleich von seinen allgemeinen polit. Idealen zurück. So schloß er allen Machinationen gegen Habsburg zum Trotz in

der später jedoch getäuschten Hoffnung, bei dieser Gelegenheit für seinen Herrn den Kurhut von der Pfalz zu gewinnen, 7. Juni 1546 das Kriegsbündnis mit dem Kaiser gegen die Schmalkaldener, das jenem deren Niederwerfung ermöglichte. Seinem Herrn hat E. treu gedient, sich selbst aber niemals vergessen; seine Bestechlichkeit war im kaiserl. wie im prot. Lager allbekannt. Ebenso berühmt war die Unergründlichkeit des Kanzlers in allen Listen und Schlichen der Diplomatie, die Gewandtheit und Unbedenklichkeit, mit der er in Verhandlungen und Verträgen vorging. Er starb 17. März 1550.

Eckardt (Friedr.), Dichter, geb. 18. Okt. 1759 zu Berlin, erhielt seine Bildung teils in seiner Vaterstadt, teils in Klosterbergen bei Magdeburg. Er war für den geistlichen Stand bestimmt, ging aber unter das Militär und diente erst bei den Preußen, dann bei den Österreichern. E. machte als Soldat den Bayrischen Erbfolgekrieg unter Loudon mit und kam nach dem Kriege in Garnison nach Wien. Hier schrieb er mehrere Dramen: «Die Schwäger», ein Trauerspiel; «Wer wird sie kriegen», ein Lustspiel; «Die Abgebrannten», ein Schauspiel, die von der Hoftheaterdirektion 1780—83 mit den von ihr ausgesetzten Preisen gekrönt wurden. Im J. 1785 begab sich E. als Theaterdichter nach Riga, ließ sich aber 1787 schon als Archivar bei der livländischen Gouvernementsregierung anstellen. E. lebte als Beamter und vielseitiger Schriftsteller hochgeachtet in Riga, als zwei unglückliche Nachrichten, die er zu gleicher Zeit erhielt, ihn zum Selbstmorde bewogen und er sich am 22. Febr. (6. März) 1806 in der Düna ertränkte. Vgl. Aug. von Kotzebue, «Hinterlassene Papiere eines Unglücklichen» (Lpz. 1808) und Grave, «Nachlese aus E.s Gedichten» (Riga 1810).

Eckardt (Jul.), deutscher Publizist, geb. 1. Aug. 1836 zu Wolmar in Livland, studierte in Petersburg, Dorpat und Berlin Jurisprudenz und Geschichte und ließ sich 1860 als Jurist in Riga nieder, wo er bis 1867 die Stellung eines Sekretärs des livländ. Landeskonsistoriums bekleidete und gleichzeitig im Verein mit Bärens die «Rigasche Zeitung», das Hauptorgan der deutschen ständischen Partei in den baltischen Provinzen Rußlands, herausgab. Nach der Absetzung Walters, von Öttingens und anderer Führer der deutsch-livländ. Partei legte E. 1867 sein Amt nieder, um nach Deutschland überzusiedeln. Er redigierte 1867—70 gemeinsam mit Gust. Freytag die «Grenzboten», 1870—74 den «Hamburgischen Korrespondenten» und die «Hamburgische Börsenhalle». Im April 1870 zum Sekretär des hamburgischen Senats erwählt, trat E. im J. 1882 zufolge eines Konflikts, in welchen er durch eine über seine schriftstellerische Thätigkeit erhobene Beschwerde des russ. Gesandten in Hamburg verwickelt worden war, von diesem Amte zurück, um als Geh. Regierungsrat in den preuß. Staatsdienst zu treten. Unter seinen Schriften, die sich hauptsächlich mit den in den Ostseeprovinzen geführten Kämpfen und den litterarischen und polit. Zuständen des modernen Rußland beschäftigen, sind hauptsächlich zu nennen: «Die baltischen Provinzen Rußlands» (2. Aufl., Lpz. 1869), «Jungrussisch und Altlivländisch» (2. Aufl., Lpz. 1871), «Rußlands ländliche Zustände seit Aufhebung der Leibeigenschaft» (Lpz. 1870). Außerdem wird ihm die Autorschaft der Schriften «Aus der petersburger Gesellschaft» (5. Aufl., Lpz. 1875), «Rußland vor und nach dem Kriege» (2. Aufl., Lpz. 1879), «Berlin und Petersburg» (2. Aufl., Lpz. 1880), «Von Nikolaus I. zu Alexander III.» (2. Aufl., 1881), «Russische Wandlungen» (2. Aufl., Lpz. 1882) und «Aussichten des deutschen Parlamentarismus» (2. Aufl., Lpz. 1882) zugeschrieben. Das Gebiet der wissenschaftlich-histor. Forschung hat er mit dem Werke «Livland im 18. Jahrh. Umrisse zu einer livländ. Geschichte» (Bd. 1, Lpz. 1876) betreten.

Eckardt, auch Eckhart (mit dem Beinamen Meister E.), der Vater der deutschen Mystik, wahrscheinlich in Straßburg (nach andern in Thüringen), um 1260 geboren, war Dominikanermönch, und zwar gegen 1300 Prior zu Erfurt und Vikarius von Thüringen. Später war er Lehrer am Kollegium von St. Jakob zu Paris, wo er 1302 Licentiat der Theologie wurde. Im J. 1303 wurde E. zum Ordensprovinzial für Sachsen gewählt, 1307 zum Generalvikar von Böhmen, doch kehrte er 1311 nach Paris zurück. Er lebte 1316 als Vikar des Ordensmeisters zu Straßburg, von dort ging er als Prior der Dominikaner nach Frankfurt a. M. Hier wurde er zuerst wegen ketzerischer Lehren verklagt, aber freigesprochen, 1325 ordnete ein Ordenskapitel zu Venedig eine neue Untersuchung an, und wahrscheinlich jetzt wurde E. verboten, seine spekulativen Lehren dem Volke vorzutragen. Im J. 1327 erneuerte der Erzbischof von Köln die Untersuchung; E. appellierte an den Papst und erklärte 13. Febr. in der Klosterkirche zu Köln, er sei sich keiner Abweichung von der Kirchenlehre bewußt, sei aber bereit, zu widerrufen, was er etwa Ketzerisches vorgebracht habe. Bald darauf starb E., wahrscheinlich auf der Reise nach Avignon. Erst 27. März 1329 erschien die Bulle In coena Domini, in welcher 28 Sätze E.s teils als ketzerisch, teils als mißverständlich verurteilt wurden. Von E.s zahlreichen Schriften sind nur wenige erhalten. Eine sorgfältige Sammlung, meist aus Handschriften (Predigten und Traktate), hat Pfeiffer im zweiten Bande der «Deutschen Mystiker des 14. Jahrh.» (Lpz. 1857) geliefert. E. war ein Mann von hochfliegendem, gewaltigem Geiste, ein Denker ersten Ranges, dessen Ideen durch ihre Tiefe und Kühnheit Bewunderung erregen. Zugleich ist er in hohem Grade Meister der Sprache und der Form und weiß die schwierigsten Materien mit bewunderungswürdiger Klarheit zu behandeln, sodaß er mit Recht den besten deutschen Prosaisten beigezählt werden darf. Die Zahl seiner Schüler, darunter Tauler und Suso, war ebenso groß als das Ansehen, dessen er in Deutschland während seines Lebens und lange nachher noch genoß, und das durch seine Verurteilung keinerlei Einbuße erlitt. In neuester Zeit war E. und seine Lehre vielfach Gegenstand einzelner Abhandlungen und besonderer Schriften. Vgl. Schmidt in den «Theol. Studien und Kritiken» (1839) und in den «Mémoires de l'académie des sciences morales et politiques» (Par. 1847); Martensen, «Meister E., eine theol. Studie» (Hamb. 1842); Bach, «Meister E., der Vater der deutschen Spekulation» (Wien 1864); Lasson, «Meister E., der Mystiker» (Berl. 1868); Linsenmann, «Der ethische Charakter der Lehre Meister E.s» (Tüb. 1873); Preger, «Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter» (Tl. 1, Lpz. 1874).

Eckart, der Treue, eine Gestalt aus der Heldensage und Personifikation der deutschen Treue. Lebendige Lieder über ihn haben sich jedoch keine erhalten, und nur die Thidrekssaga hat folgenden Zug

aufbewahrt. E., der Meister und Erzieher der beiden Harlunge, Fritel und Imbreck, Bruderssöhne Ermanarichs, erfährt an des letztern Hofe, daß ihnen von dieser Seite, auf Anstiften des ungetreuen Sibich, ein Überfall drohe. Er wirft sich auf sein Roß und reitet mit seinem Sohne Tag und Nacht, um, dem Heere voraneilend, die Harlunge zu warnen. Diese wohnen auf ihrer Burg am Rhein, Breisach genannt. Am Ufer des Stroms angelangt, will E. die Fähre nicht erwarten; sie schwimmen, die Rosse nachziehend, über den Rhein. An dieser Eile schon erkennen die Harlunge, daß große Gefahr nahe sei. Noch heute wird ein Hügel in Breisach nach ihm Eckartsberg genannt, und sein Name ist als Warner sprichwörtlich geworden. Namentlich ist er mit dem Tanhäuser in Verbindung gebracht: er soll vor dem Venusberge bis zum Jüngsten Tage sitzen und alle warnen, die in den Berg gehen wollen. Goethe hat die Gestalt des treuen E. in einer seiner schönsten Balladen benutzt.

Eckartsberga, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, in einem Thale an der Linie Straußfurt-Großheringen der Saale-Unstrutbahn, 7 km im NW. von Sulza und 42 km im SW. von Merseburg, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2026 E. Auf einer Höhe stehen die Ruinen eines Schlosses, welches 998 vom Markgrafen Eckard von Meißen erbaut worden war. Dabei ist die Erziehungsanstalt Eckartshaus für verwahrloste Knaben, verbunden mit einer Schullehrer-Präparandenanstalt. Zwischen E. und Jena bezeichnet ein kleines Denkmal auf dem Felde die Stelle, wo der Herzog von Braunschweig in der Schlacht von Auerstädt 1806 tödlich verwundet wurde. — Der Kreis Eckartsberga zählt auf 561,26 qkm (1880) 40004 E.

Eckblatt oder Ecknollen ist eine Verzierung an der Basis roman. Säulen und bildet eine Vermittelung zwischen den vier Ecken der Plinthe und dem auf dieser ruhenden untersten Pfühl; am häufigsten findet sich die Blattform, weniger oft andere Ornamente, selten Tierformen.

Eckehart ist der Name von mehrern Mönchen in St. Gallen, unter denen E. I. und IV. die bedeutendsten sind. Jener, am Anfang des 10. Jahrh. geboren, verfaßte als Jugendarbeit um 930 in lat. Hexametern den «Waltharius manufortis», worin ein Teil der deutschen Heldensage «Die Geschichte von Walther von Aquitanien und seiner Geliebten Hildegunde» behandelt ist. Sein Vorbild war Virgil, dessen Werke er hoch verehrte und mit der Schwabenherzogin Hadwig auf deren Burg Hohentwiel las. Außerdem hat er lat. Sequenzen und Hymnen gedichtet. Er starb 14. Jan. 973. Sein «Waltharius» wurde von E. IV. durchgesehen und überarbeitet. (S. Waltharius.) Dieser, um 980 geboren, um 1060 gestorben, ein Schüler von Notker Labeo, hat sich weniger durch seine lat. Dichtungen als durch die Abfassung des «Casus monasterii St. Galli», einer Geschichte des Klosters bis 975 (in den «Monumenta Germaniae», Bd. 2), einen Namen gemacht und die größten Verdienste erworben. Vgl. Dümmler «E. IV. von St. Gallen» (in «Zeitschrift für deutsches Altertum», Bd. 14). E. I. ist neuerdings durch Scheffels (s. d.) trefflichen Roman allgemein bekannt geworden. Vgl. Meyr von Knonau, «Die Ekkeharte von St. Gallen» (Bas. 1881).

Ecken Ausfahrt, ein deutsches Gedicht des 13. Jahrh. aus dem Kreise der Heldensage, erzählt den Kampf des 20jährigen, aber riesenkräftigen Ecke mit Dietrich von Bern, wozu ihn eigene Ruhmbegierde und die Königin Seburg von Tirol aufstachelt. Er sucht Dietrich erst in Bern, dann in Tirol auf und fällt durch dessen Hand; auch die Verwandten Eckes, welche seinen Tod rächen wollen, verlieren im Kampf gegen Dietrich ihr Leben. Die Sage war sehr populär; besonders am Niederrhein hat sie sich lokalisiert, ursprünglich ist sie in Tirol heimisch. Man hat vermutet, daß der älteste Bearbeiter Albrecht von Kemenaten (um 1230) sei. Die beste Ausgabe ist die von Zupitza im «Deutschen Heldenbuch» (Bd. 5, Berl. 1870).

Eckenberg (Joh. Karl), auch Eggenberg, genannt «der starke Mann», Theaterprinzipal und Äquilibrist, geb. 1685 im Bernburgischen, war Seiltänzer und Jongleur, bevor er 1717 zum erstenmal mit einer Schauspielergesellschaft nach Berlin kam, wo er durch überraschende Kraftproben des Königs Gunst gewann und durch diesen ein Privilegium für ganz Preußen erhielt. Doch war seines Bleibens nur kurze Zeit in Berlin; während der nächsten Jahre begegnet man ihm in Schwerin und Hannover, am Rhein und in Belgien, ja selbst in Dänemark. Im J. 1731 kehrte er in Begleitung einer 26 Personen starken Truppe nach Berlin zurück und machte sich dem König so nutzbar, daß er im folgenden Jahre den Titel eines Hofkomödianten erhielt, auch die Assembleen der Adeligen bei sich abhalten durfte. Seit 1735 wurde E. von dem alten Glück verlassen, er flüchtete aus Berlin vor seinen Gläubigern, und wenn er auch später mehrfach noch dahin zurückkehrte, so mußte er doch schließlich der Konkurrenz weichen und starb fast verschollen im März oder April 1748 zu Luxemburg. E. ist weniger künstlerisch als kulturgeschichtlich interessant als letzter Repräsentant der Haupt- und Staatsaktionen.

Eckenbohrer, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen, Bd. III, S. 262[a].

Eckenbrecher (Karl Paul Themistokles von), Landschafter und Marinemaler, geb. zu Athen 17. Nov. 1842, verlebte seine Jugend meist in Konstantinopel und war 1855 Zeuge der Belagerung von Sewastopol. Seit 1857 erhielt E. in Potsdam bei dem Hofmaler Wegener Unterricht, seit 1861 war er bei Oswald Achenbach in Düsseldorf thätig. Meistens stellte er in dieser Periode türk. Gegenden dar, doch auch manches aus der Alpenwelt der Schweiz. Im Besitz des Herzogs von Braunschweig ist der Abend am Bosporus. Ferner entstanden damals das Wetterhorn im Berner Oberland und die orient. Strandgegend mit den Seeräubern. Nach Vollendung der Militärdienstzeit, während welcher E. an den Kämpfen in Frankreich teilnahm, begab er sich zu neuen Studien nach Konstantinopel, besuchte dann in Begleitung des Fürsten Sayn-Wittgenstein Island, später Norwegen, das Nordkap und die Polarregion Rußlands. In die Zwischenzeit fällt eine Wanderung durch Rumänien, Italien, Griechenland und die Türkei. Früchte dieser Kreuz- und Querzüge, die er auch später fortsetzte, sind nebst zahlreichen Aquarellstudien die Gemälde: der Thingvallasee und die Almanadjao, das Nordkap, der Geiser auf Island, das figurenreiche Bild des Marktplatzes bei der Jeni-Dschami (Moschee) in Stambul, die norweg. Sommernacht, sowie mehrere große Marinebilder mit offenem stürmischen Meer. Den Speisesaal eines Privathauses in Hamburg schmückte er selbst

mit großem Stillleben. Mit dem J. 1880 begann E. das Genre der großen panoramenartigen Rundbilder zu kultivieren. Das erste mit dem Genremaler Max Volkhart ausgeführte Rundbild, die Schlacht von Gravelotte, litt durch die Witterungsverhältnisse, das folgende Jahr vollendeten die beiden Künstler die Schlacht von Nieuwpoort (1600), welches im Großen Nationalpanorama in Rotterdam aufgestellt wurde. Nach einer Reise in England und Schottland ging E. mit W. Simmler in Hamburg an die Ausführung eines ähnlichen Riesenbildes: Der Einzug der Mekkakarawane in Kairo, zu welchem Zwecke die Maler Ägypten besuchten. E. besorgte in diesen Arbeiten stets den landschaftlichen, seine Genossen den figuralen Teil des Gemäldes. Als Illustrator hat sich der Künstler vielfach bethätigt, so in Engelhorns «Das Schweizerland». In seinen Alpenlandschaften schließt er sich der münchener Schule an, gänzlich frei und eigenartig weiß er dagegen die orient. Motive zu behandeln, deren koloristische Reize sein Pinsel mit meisterhafter Realistik wiedergibt.

Ecker, Flüßchen im Harz, rechter Nebenfluß der Oder, entspringt am Brocken bei den Hirschhörnern in 877 m Höhe, fließt nach N., dann nach NO. zwischen Wernigerode und Harzburg (zwischen den Raben- und Taubenklippen) und wendet sich neben Stapelnburg nach NW., um nach etwa 26 km Laufes bei Schladen in die Oder zu münden. Auf eine Strecke bildet sie die Grenze zwischen Braunschweig und dem preuß. Regierungsbezirk Magdeburg.

Ecker (Alexander), namhafter Anatom und Anthropolog, geb. 10. Juli 1816 zu Freiburg i. B., woselbst sein Vater, Matthias Alexander E., Professor der Chirurgie und Geburtshilfe war, studierte von 1831 bis 1836 zu Freiburg und Heidelberg Naturwissenschaften und Medizin, unternahm 1837 nach abgelegtem mediz. Staatsexamen eine längere Studienreise durch Frankreich, England, Schottland, Irland und Holland und ging 1838 nach Wien, wo er sich unter Rokitanskys Leitung fast ausschließlich der pathol. Anatomie widmete. Nachdem er sich 1839 als Privatdocent in Freiburg habilitiert und 1841 als Prosektor Tiedemanns nach Heidelberg versetzt worden, ging er 1844 als ord. Professor der Anatomie und Physiologie nach Basel und 1850 als Nachfolger von Siebolds nach seiner Vaterstadt Freiburg, wo er anfangs Vorlesungen über Zoologie, Physiologie und vergleichende Anatomie hielt, 1857 aber die Professur der Anatomie übernahm, 1867 die neue anatom. Anstalt einweihte und eine vortreffliche anthropol. (insbesondere kraniologische) Sammlung, sowie das Museum für Völkerkunde begründete. Seine ersten Arbeiten betrafen namentlich die pathol. Anatomie, besonders den Epithelialkrebs; dann widmete er sich mehr der Gewebelehre, der vergleichenden Anatomie und Entwickelungsgeschichte und wandte sich später mit großer Vorliebe der Anthropologie zu.

Seine hauptsächlichsten Schriften sind: «Physiol. Untersuchungen über die Bewegungen des Gehirns und Rückenmarks» (Stuttg. 1843), «Der feinere Bau der Nebennieren» (Braunschw. 1846), «Anatom. Beschreibung des Gehirns vom Mormyrus cyphrinoides» (Lpz. 1854), «Icones physiologicae, Erläuterungstafeln zur Physiologie und Entwickelungsgeschichte» (Lpz. 1850—59), «Crania Germaniae» (mit 38 Tafeln, Freiburg 1863—65), «Die Hirnwindungen des Menschen» (Braunschw. 1869), «Die Anatomie des Frosches, ein Handbuch für Physiologen, Ärzte und Studierende» (Braunschw. 1864), «Lorenz Oken, eine biographische Skizze» (Stuttg. 1880). Seit 1865 gibt er mit Lindenschmit das «Archiv für Anthropologie» heraus; auch half er im Frühjahr 1870 zu Mainz die Deutsche anthropol. Gesellschaft gründen.

Eckermann (Joh. Peter), bekannt durch sein Verhältnis zu Goethe, geb. 21. Sept. 1792 zu Winsen an der Luhe in Hannover, machte als Freiwilliger den Feldzug im Winter 1813 auf 1814 im nördl. Deutschland gegen Davoust mit und erhielt dann 1815 zu Hannover eine Anstellung in der Kriegskanzlei. Obschon 25 J. alt, besuchte er noch das dortige Gymnasium und widmete sich zu Göttingen jurist., dann auch philol. und histor. Studien. Im Herbst 1822 wandte er sich wieder nach Hannover, von wo aus er das Manuskript seiner «Beiträge zur Poesie» (Stuttg. 1823) an Goethe sandte und hiermit zu diesem in nähere Beziehungen trat. Im Sommer 1823 kam E. selbst nach Weimar und fand daselbst durch Goethe, dessen Privatsekretär er wurde, Unterstützung und Beförderung. Mit Goethes Sohne unternahm er 1830 eine Reise nach Italien. Später zum großherzogl. Hofrat und Bibliothekar der Großherzogin (1838) ernannt, starb er 3. Dez. 1854 zu Weimar. Insbesondere bekannt ist E. geworden durch die «Gespräche mit Goethe» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1836; Bd. 3, Magdeb. 1848; 5. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1883), welche wertvolle Beiträge zur Charakteristik des großen Dichters, besonders seiner letzten Lebensepoche gewähren. Dieselben sind auszugsweise fast in alle europ. Sprachen, selbst ins Türkische, übersetzt worden. Auch hat E. nach einer testamentarischen Bestimmung Goethes 1832 und 1833 die Herausgabe von dessen nachgelassenen Schriften besorgt. Gemeinschaftlich mit Riemer veranstaltete er eine Ausgabe von Goethes Schriften in zwei Bänden (Stuttg. 1837). Die Redaction einer neugeordneten vollständigen Ausgabe der «Sämtlichen Werke» Goethes in 40 Bänden beschäftigte ihn in den Jahren 1839—40. E.s «Gedichte» (Lpz. 1838) sind wenig bedeutend.

Eckernförde, Kreisstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, an der gleichnamigen Ostseebucht, deren Hintergrund das Windebyer Noer heißt, sowie an der Kiel-Flensburger Eisenbahn, 28 km im NW. von Kiel, hat einen der besten Häfen des Landes und eine sehr günstige Lage für den Absatz der Erzeugnisse der anliegenden kornreichen Landschaften Dänisch-Wohld im S. und SO. und Schwansen im N. Der Ort ist Sitz des Landrats und eines Amtsgerichts, hat ein evang. Schullehrerseminar, eine Baugewerkschule, eine Kreditbank, Dampfsägemühlen, eine Gasanstalt und zählt (1880) 5321 E., welche Handel, Fischerei (Heringe) und Schiffahrt treiben. E. wird als Stadt schon 1288 erwähnt. Am 7. Dez. 1813 schlug der russ. General Walmoden hier die Dänen. Am 5. April 1849 fand hier ein für die deutschen Waffen ruhmvolles Gefecht zwischen deutschen Strandbatterien und einem Geschwader der dän. Flotte statt. Von Alsen her waren unter dem dän. Kapitän Paludan das Linienschiff Christian VIII. (92 Geschütze), die Fregatte Gesion (54 Geschütze), die Dampfer Hekla und Geyser (zu je 7 Geschützen) und 3 Transportfahrzeuge mit Infanterie gegen E. entsendet worden, um die dortigen, mit 10 schweren

Geschützen unter Befehl des Hauptmanns Jungmann besetzten beiden Batterien zu zerstören; in E. lagen noch 2 Bataillone Infanterie. Die dän. Schiffe liefen um 6 Uhr früh im Kielwasser des Christian VIII. in die innere Bucht und eröffneten um 7½ Uhr das Feuer gegen die Nordbatterie, welche mit glühenden Kugeln antwortete. Der stärker aufgehende Ostwind trieb die Schiffe tiefer in den Hafen, sodaß auch die Südbatterie am Kampfe teilnehmen konnte. Gegen 10 Uhr trafen auch noch 2 nassauische Feldgeschütze ein, welche zwischen der Stadt und der Nordbatterie auffuhren und die Gefion beschossen; diese Fregatte hatte sich festgefahren und litt schwer. Um 11 Uhr signalisierte Paludan die Dampfer heran, um die schwer beschädigten Schiffe Christian VIII. und Gefion nach der Reede zu schleppen; doch mußten dieselben bald dies Vorhaben aufgeben, da sie selbst stark vom Feuer der deutschen Batterien litten. Um 1 Uhr brach auf dem Christian VIII. Feuer aus, worauf Paludan die Parlamentärflagge hißte und unter der Drohung, die Stadt zu beschießen, die Einstellung des Feuers und freien Abzug forderte. Um 4½ Uhr wurden die Verhandlungen von deutscher Seite abgebrochen und das Feuer wieder eröffnet, an dem noch 6 inzwischen eingetroffene nassauische Feldgeschütze teilnahmen. Diese Feldgeschütze beschossen die Takelage des Christian VIII. und verhinderten dessen Absegeln; Gefion lag noch immer fest. Um 5½ Uhr strich Gefion, um 6 Uhr Christian VIII., das beste Schiff Dänemarks, die Flagge. Während der Ausschiffung der Verwundeten und Gefangenen flog Christian VIII. gegen 8 Uhr auf, da das Feuer die Pulverkammer erreicht hatte. — Am 1. Febr. 1864 mußten bei E. drei dän. Kriegsschiffe dem Feuer der preuß. gezogenen Sechspfünder weichen, worauf E. besetzt wurde. — Der Kreis Eckernförde zählt (1880) auf 788 qkm 38460 E.

Eckerö, eine der Alandsinseln, 42 qkm groß, mit einer Grenz-Zoll- und Poststation.

Eckersberg (Christopher Wilh.), dän. Historienmaler, geb. 2. Jan. 1783 zu Varnäs in der Nähe von Apenrade, widmete sich seit 1803 der Kunst auf der Akademie zu Kopenhagen. Akademische Preise von 1805 und 1809 setzten ihn in den Stand, in Italien und Frankreich die alten Meister zu studieren. Das erste bedeutende Zeugnis seines Talentes legte er 1817 in einer Komposition ab, welche Moses darstellt, wie er dem Roten Meere nach seinem Durchgange sich zu schließen befiehlt. Stil, Färbung und Komposition des Bildes ist gleich rühmenswert. Bei seiner Aufnahme in die Akademie von Kopenhagen (1817), an der er seitdem als Professor wirkte, widmete er derselben ein Gemälde, welches Baldurs Tod nach der Edda schildert und ebenfalls großartig und ausdrucksvoll in der Komposition ist. Ein anderes größeres und wirkungsreiches Bild hat eine Scene aus Öhlenschlägers «Axel und Waldburg» zum Gegenstande. Auch als Porträtmaler arbeitete E. mit vielem Glück, wie ein Gemälde, das die königl. Familie (1821) darstellt, sowie seine Bildnisse von Thorwaldsen, Öhlenschläger u. a. beweisen, welche die Akademie aufbewahrt. Nicht minder zeichnete er sich als Seemaler aus, und seine Reede von Helsingör, die 1826 auf die Ausstellung kam, erregte allgemeine Bewunderung. Er starb zu Kopenhagen 22. Juli 1853. E. hat sich stets auf den verschiedenen Darstellungsgebieten, zu denen noch das der biblischen Malerei hinzukommt, zugleich und mit demselben Eifer bewegt. Doch bleiben die historischen seine wichtigsten Gemälde. Unter diesen sind noch besonders zu nennen ein Cyklus von vier Bildern aus der dän. Geschichte im Thronsaal und einer im Parolesaal zu Christiansborg.

Eckersdorf, Dorf im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, Kreis Neurode, hat ein Schloß mit großem Garten, eine Zuckerfabrik, eine Ölmühle und die Steinkohlengrube Frischauf und zählt (1880) 2059 E. Hier wurde um 1790 die erste Merinoschäferei Schlesiens gegründet.

Eckert (Heinr. Ambros), Schlachtenmaler, geb. 1807 in Würzburg, wo er bei einem einheimischen Künstler die frühesten Studien machte, ging dann 1825 an die münchener Akademie und 1831 nach Frankreich. Auf dieser Reise beschäftigte er sich mit Entwürfen von Jagdscenen und Marinen, wozu ihm besonders die Häfen der Normandie Vorbilder darboten. Nach Deutschland zurückgekehrt, zog ihn jedoch das Genre der Schlachtenmalerei und militärische Gegenstände überhaupt an, wozu er 1834 in München mit seinem Werke «Die deutschen Bundestruppen» den Anfang machte, welches er in Lithographie herausgab. Seine Gemälde zeichnen sich durch lebendige Auffassung aus; dem Sujet nach sind es meist Gefechtsscenen moderner Heere. Einer Einladung nach Petersburg folgend, fand er 1836 am russ. Hofe vielen Beifall, kehrte aber wieder nach München zurück, wo er 1840 starb.

Eckert (Karl), deutscher Musiker, geb. 7. Dez. 1820 zu Potsdam, erhielt als musikalisches Wunderkind seinen ersten Unterricht in der Musik durch Zelter und Rungenhagen, in der Violine durch Hubert Ries, genoß 1836—39 zu Leipzig den Unterricht Mendelssohn-Bartholdys, lebte dann zu Berlin und München, ließ sich nach mehrern Kunstreisen in Paris nieder, wo er 1850 und 1851 Kapellmeister der Italienischen Oper war, und begleitete 1852 Henriette Sontag als Dirigent ihrer Konzerte nach Amerika. Im J. 1853 folgte er einem Rufe als Kapellmeister an das Hofoperntheater in Wien, zu dessen artistischem Direktor er 1855 ernannt ward. Von 1861 bis 1867 wirkte er als Hofkapellmeister zu Stuttgart und seit 1869 als solcher zu Berlin, wo er 14. Okt. 1879 starb. Schon 1830, kaum 10 J. alt, verfertigte er eine Oper («Das Fischermädchen») und drei Jahre nachher ein Oratorium («Ruth»), leistete aber später als Komponist nichts, was diesen Anfängen entsprochen hätte; nur einige «Lieder» von ihm sind allgemeiner bekannt geworden.

Eckhard (Karl Maria Joseph), einer der Führer der bad. liberalen Partei, geb. 13. März 1822 zu Engen im bad. Oberland, kath. Konfession, studierte die Rechtswissenschaft, wurde 1849 wegen Teilnahme an der Revolution angeklagt, aber von den Gerichten freigesprochen, ließ sich 1856 als Rechtsanwalt in Offenburg nieder, beteiligte sich an der Agitation gegen das Konkordat und wurde 1861 von der Stadt Offenburg einstimmig zum Abgeordneten in die Zweite Kammer gewählt. Auf dem Landtag von 1865 zum zweiten Vizepräsidenten und in den landständischen Ausschuß gewählt, unterstützte er das Ministerium Lamey gegen die ultramontane Partei. Er stellte den Antrag auf Einführung der obligatorischen Civilehe und wiederholte ihn 1867; zugleich stellte er den weitern Antrag auf vollständige Regelung der Verwaltung des weltlichen Stiftungsvermögens. Beide Anträge wurden vom Landtag angenommen und

kamen zur Ausführung. Auch in der neuern Schulgesetzgebung vertrat er kräftig die Rechte des Staats gegenüber den Übergriffen des kath. Kirchenregiments. In den folgenden Jahren nahm er lebhaften Anteil an zahlreichen Volksversammlungen, welche die Agitation für den Anschluß Badens an den Norddeutschen Bund und die Erweiterung des letztern zu einem deutschen Bundesstaat zum ausgesprochenen Zweck hatten. Auf dem Landtag 1869 verteidigte er die national gehaltene Adresse der Majorität und das Kontingentgesetz gegen die Angriffe der Ultramontanen, war im Dez. 1870 Berichterstatter über die Versailler Verträge und sprach sich dabei für den Eintritt Badens in den Deutschen Bund, für Aufhebung der Ministerien des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten und für Aufhebung der bad. Gesandtschaften aus. Im J. 1871 zum ersten Vizepräsidenten der Zweiten Kammer gewählt, trat er in der Sitzung vom 9. März 1872 bei der Begründung seiner Interpellation für die Rechte der Altkatholiken in die Schranken. Von 1871 bis 1873 war E. als Abgeordneter für Offenburg auch Mitglied des Reichstags, wo er sich der nationalliberalen Partei anschloß. Im J. 1870 als jurist. Mitglied in die Direktion der Rheinischen Kreditbank zu Mannheim berufen, verlegte er seinen Wohnsitz von Offenburg nach Mannheim. Der neue Geschäftskreis machte es ihm unmöglich, bei den Landtagswahlen von 1873 und bei den Reichstagswahlen von 1874 wieder ein Mandat anzunehmen.

Eckhart (Meister), s. Eckardt.

Eckhart (Joh. Georg von), vor seiner Erhebung in den Adel Eccard, ein Bahnbrecher in der deutschen Geschichte und Altertumskunde, geb. als Sohn eines Oberförsters 7. Sept. 1664 in Duingen (Braunschweig-Kalemberg), wurde in der Schule zu Pforta gebildet und ging darauf an die Universität Leipzig, wo er, als Theolog inskribiert, doch meist histor. und philol. Studien, besonders in deutscher Geschichte und Sprache trieb und sich schließlich diesen ganz widmete. Nachdem er eine Zeit lang dem kursächs. Staatsminister Feldmarschall Grafen von Flemming als Sekretär gedient, ging er 1694 nach Hannover und ward hier von Leibniz als Gehilfe bei dessen histor. Arbeiten angestellt. So arbeitete er für Leibniz in verschiedenen Archiven, begleitete ihn auf Reisen und war Mitarbeiter an den «Scriptores Rerum Brunsvicarum etc.» Im J. 1706 ward er auf Leibniz' Verwendung Professor der Geschichte in Helmstedt, 1714 in Hannover Rat und Historiograph. In dieser Stellung half er Leibniz bei der Abfassung der Geschichte des welf. Hauses und besonders der heute noch maßgebenden «Annales imperii». Nach Leibniz' Tode (1716), dem er einen biogr. Nachruf widmete, gelangte er in dessen Stellung als Bibliothekar und Historiograph des Königshauses. Die Widmung der «Origines Austriacae» an Kaiser Karl VI. verschaffte E. die Erhebung in den Reichsadelsstand. Schuldenhalber sah er sich jedoch 1723 genötigt, von Hannover zu entweichen. Er ging nach Korvei zu den Benediktinern, von da bald nach Köln zu den Jesuiten (1724), die ihn der kath. Kirche zuführten. Sein Rang und Ruhm warb ihm hohe Gönner bis Rom hin, und so sah er sich in kurzem als Hof- und Universitätsbibliothekar an dem Hofe des Fürstbischofs von Würzburg Joh. Phil. von Schönborn angestellt. Seine histor. Thätigkeit wendete sich jetzt der Geschichte der neuen Heimat zu. Die «Commentarii de rebus Orientalis Franciae et Episcopatus Wirceburgensis» (2 Bde., Fragment, bis König Konrad I.) waren das Ergebnis. Als Geheimrat des Bischofs starb er 9. Febr. 1730. Die deutsche Litteratur- und Sprachforschung verdankt ihm unter anderm die Ausgabe des Hildebrand-Liedes (in den genannten «Commentarii»). Als Geschichtsforscher zeichnen ihn, wie seinen Lehrer Leibniz, strenge Methode, umfassende Forschung, glänzender Scharfsinn aus. Seinem Sammeleifer verdankt man unter anderm das «Corpus historicum medii aevi» (2 Bde., Lpz. 1723), bis zu den «Monumenta Germaniae historica» eine der Grundlagen deutscher Geschichte.

Eckhel (Jos. Hilarius), hervorragender Numismatiker, geb. zu Enzersfeld in Unterösterreich 13. Jan. 1737, verdankte seine gelehrte Erziehung und Ausbildung den Jesuiten, in deren Orden er später eintrat. Nachdem er in demselben der Reihe nach verschiedene Lehrämter bekleidet hatte, kam er als Lehrer der Beredsamkeit an das Jesuitenkollegium nach Wien. Hier war es, wo er, mit der Aufsicht über das Münzkabinett beauftragt, die Numismatik zur Wissenschaft erhob. Eine Reise nach Italien 1772 vermehrte seine Kenntnis der antiken Münzen. Nach seiner Rückkehr aus Italien 1774 erhielt er in Wien mit der Professur der Altertumskunde die Aufsicht über das reiche kaiserl. Münzkabinett. Er starb zu Wien 17. Mai 1798. Nachdem E. zunächst durch seine Einleitung in die alte Numismatik die Aufmerksamkeit aller Münzfreunde erregt, folgten bald größere Werke, in denen er teils die Ergebnisse seiner Forschungen in den Münzkabinetten Italiens, teils die Seltenheiten des kaiserl. Kabinetts in Wien bekannt machte, wie in dem «Catalogus musei Caesarei Vindobonensis numorum veterum» (2 Bde., Wien 1779). Das Ergebnis seiner Arbeiten im allgemeinen legte er in der «Doctrina numorum veterum» (8 Bde., Wien 1792—98) nieder, ein Werk, das noch gegenwärtig als unerreicht dasteht, und zu dem Steinbüchel aus E.s Nachlasse «Addenda» (Wien 1826) herausgab.

Eckhof (Konrad), s. Ekhof.

Ecknollen, s. Eckblatt.

Eckleiu, früher ein württemb. Getreidemaß = $1/_{32}$ Simri (0,69 l).

Eckmühl oder Eggmühl, Pfarrdorf mit Schloß im Amte Mallersdorf des bayr. Regierungsbezirks Niederbayern, an der Großen Laber und der Straße von Regensburg nach Landshut, 21 km südsüdöstlich von Regensburg, an der Bayrischen Ostbahn gelegen, ist durch die Schlacht vom 22. April 1809 denkwürdig geworden. Nachdem der linke Flügel des österr. Heers 20. April von Napoleon I. bei Abensberg (s. d.) geschlagen und 21. April Landshut geräumt worden war, hatte Erzherzog Karl am 21. eine Stellung bei E., dem Hauptpasse nach Regensburg, genommen, von wo er mit vier Armeekorps Napoleons Heer im Rücken bedrohte und sich der strategisch wichtigen Straße nach Donauwörth zu bemächtigen hoffte. Allein die von Napoleon an der Laber zurückgelassenen Korps von Davoust und Lefèbvre hielten ihn am 21. auf, und am 22. nachmittags traf Napoleon mit den Korps von Lannes, Masséna, den Württembergern unter Vandamme und zwei Kürassierdivisionen dem Dorfe E. gegenüber ein, wo bereits die Bayern und Davoust gegen das österr. Korps Rosenberg im Treffen standen. Das württemb. Korps nahm das Dorf Burghausen

und besetzte links und rechts der Heerstraße die Waldungen. Hierauf überflügelte Lannes die Österreicher links, während sie, von vorn angegriffen, zurückgedrängt wurden. Bei E. hielten sie wieder Stand; aber stürmend nahm die württemb. Infanterie das Dorf. Bald nachher wurden die Österreicher auch aus dem Walde, der Regensburg deckt, vertrieben und in die Ebene geworfen. Die beiden franz. Kürassierdivisionen, mit der bayr. und württemb. leichten Kavallerie, zusammen 16 Regimenter, auf den Flügeln, brachen nun vor und warfen nach längerm, bis zur Dunkelheit fortgesetztem Handgemenge, die österr. Reiterei. Dies vollendete die Niederlage der Österreicher und zwang den Erzherzog zum Rückzug über die Donau nach Regensburg. Napoleon ernannte Davoust wegen seines hervorragenden Anteils an dieser Schlacht zum Fürsten von E. [Nicolas].

Eckmühl (Fürst von), s. Davoust (Louis

Eckstein (Ernst), Schriftsteller, geb. 6. Febr. 1845 zu Gießen, trat nach vollendetem Gymnasialkursus eine Reise nach Italien und Frankreich an und begann 1863 in Gießen seine akademischen Studien, die er in Bonn und Berlin fortsetzte und 1867 in Marburg abschloß. Im Juli 1868 ging er nach Paris, wo er sein Erstlingswerk, das humoristische Epos «Schach der Königin» (Stuttg. 1870; 3. Aufl. 1879) vollendete. Als Frucht seiner dortigen Studien erschienen «Pariser Silhouetten» (Lpz. 1873; 3. Aufl. 1876). Das groteske Nachtstück «Die Gespenster von Varzin» (Lpz. 1870; 3. Aufl. 1877) und das komische Epos «Der Stumme von Sevilla» (Stuttg. 1871) wurden gleichfalls in Paris vollendet. Während der folgenden Jahre besuchte E. Süd- und Westeuropa und verfaßte das humoristische Epos «Venus Urania» (Stuttg. 1872; 5. Aufl. 1883). In diese Zeit fallen auch mehrere Novellen («Margeritha», «Am Grabmal des Cestius», «Maria la Brusca», «Gustava» u. s. w.), die zum Teil gesammelt erschienen (2 Bde., Lpz. 1874; 2. Aufl. 1880). Gleichzeitig veröffentlichte E. in verschiedenen Blättern eine Reihe litterarischer und ästhetischer Skizzen, die späterhin in verschiedenen Bänden («Guttae in lapidem», Lpz. 1880, «Sturmnacht. Neue Novellen», 2. Aufl. 1882, u. s. w.) gesammelt wurden. In Leipzig, wo E. seinen dauernden Wohnsitz nahm, gab er eine Zeit lang die poetisch-kritische Zeitschrift «Deutsche Dichterhalle», später, bis Ende 1882, das Witzblatt «Schalk» heraus. Im J. 1875 erschienen die Humoresken «Aus Secunda und Prima», «Der Besuch im Carcer» (51. Aufl. 1883, auch dramatisiert), die «Stimmungsbilder aus dem Gymnasium» und 1876 «Katheder und Schulbank». Im Sommer 1875 erschien ferner «Initium fidelitatis» (10. Aufl. 1880), dem 1876 ein zweites Bändchen humoristischer Gedichte: «Exercitium Salamandris» (9. Aufl. 1880), 1879 die größere Arbeit «Murillo, ein Sang vom Guadalquivir» folgte. Ein dreibändiger kulturhistor. Roman aus der röm. Kaiserzeit: «Die Claudier», erschien 1882 (3. Aufl., Wien 1883) und wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Sein Roman «Prusias» (1883) behandelt den Sklavenaufstand des Spartacus.

Eckstein (Ferd., Baron von), Publizist, geb. zu Kopenhagen im Sept. 1790, trat während seines mehrjährigen Aufenthalts in Rom zur kath. Kirche über. Nachdem er seine Studien in Göttingen und [He]idelberg beendet, wohnte er im Lützowschen Frei[illegible]s den Feldzügen von 1812—14 bei. Als aber dieses Korps ein preußisches werden sollte, nahm er seine Entlassung als Offizier und trat in niederländ. Dienste. Hier wurde er mit der Leitung der Militär- und Civilpolizei in Gent beauftragt. Aus Sympathie mit den religiösen und polit. Prinzipien, welche in Frankreich zu Anfang der Restauration zur Geltung kamen, trat er später in franz. Dienste, wurde Generalkommissar der Polizei in Marseille und 1818 Generalinspektor auf dem Polizeiministerium. Einige Zeit darauf ging er zum Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten über, wo er bis zum Ausbruch der Julirevolution blieb. Er nahm lebhaften Anteil an verschiedenen royalistischen Zeitschriften und gründete 1826 ein eigenes Journal «Le catholique». Überall zeigte er sich als einen beharrlichen Anhänger der Offenbarungsphilosophie. Er blieb der Richtung, welcher Maistre, Bonald und eine Zeit lang auch Lamennais angehörten, auch nach dem Aufhören des «Catholique» (1829) treu und hat seine Ansicht in zahlreichen Broschüren verfochten, wie «De l'Espagne, considérations sur son passé, sur son présent et son avenir» (Par. 1836). Seit der Julirevolution lebte er zurückgezogen; er starb zu Paris 25. Nov. 1861.

Eckstein (Friedr. Aug.), namhafter Philolog und Schulmann, geb. 6. Mai 1810 zu Halle, erhielt seine erste Erziehung im dortigen Waisenhause und seine weitere Fortbildung an der lat. Hauptschule daselbst, studierte seit 1827 an der Universität seiner Vaterstadt unter Reisig, Meier und Bernhardy klassische Philologie und wurde 1831 als Lehrer an die Hauptschule berufen. Nachdem er 1839—42 als Oberlehrer am königl. Pädagogium gewirkt hatte, übernahm er das Rektorat der Hauptschule und wurde daneben 1849 zum Kondirektor der Franckeschen Stiftungen ernannt. An den städtischen Interessen nahm er lebhaften Anteil; in Anerkennung dieser Thätigkeit erteilten ihm die Stadtbehörden das Ehrenbürgerrecht. Im J. 1863 wurde er als Rektor der Thomasschule nach Leipzig berufen und zugleich zum außerord. Professor an der Universität und später zum Direktor der Abteilung des Pädagogischen Seminars für Gymnasiallehrer ernannt. Ostern 1881 legte er sein Schulamt nieder; seitdem liest er nur noch an der Universität und leitet die Übungen des Seminars. Den Versammlungen der deutschen Philologen und Schulmänner hat er stets die regste Teilnahme geschenkt und auch in kleinern Kreisen sich um solche Vereinigungen der Fachgenossen eifrig bemüht. Seine wissenschaftliche Thätigkeit erstreckt sich auf die Behandlung der lat. Schriftsteller, welche in der Schule gelesen werden, Nepos, Cäsar, Cicero, Phädrus, Tacitus und Horaz (1873). Seine amtliche Stellung veranlaßte ihn zur Abfassung zahlreicher Programme, Abhandlungen und Reden. Außerdem beschäftigte ihn vielfach Geschichte der Philologie und der Pädagogik. Eine Frucht dieser Studien ist der «Nomenclator philologorum» (Lpz. 1871), von dem eine erweiterte Bearbeitung vorbereitet ist; viele Artikel in der «Allgemeinen Encyklopädie» und in mehreren Zeitschriften und Sammelwerken, namentlich die Abhandlung über den lat. Unterricht in Schmids «Encyklopädie», die 1882 auch als besonderes Buch in den Buchhandel gekommen ist. Zur Bearbeitung der Lokalgeschichte fand er in Halle schon als Redacteur des Wochen-, nachherigen Tageblatts vielfache Veranlassung; selbständige Arbeiten auf diesem Gebiete sind eine

«Geschichte des Hospitals» (1841), die unvollendete Fortsetzung von Dreyhaupts «Chronik» (seit 1842), «Geschichte der Freimaurerei in Halle» (1842), die «Chronica montis sereni» (1862) und die Beiträge zu der Festschrift «A. H. Franckes Stiftungen» (1863). In Leipzig hat er von der Festschrift über die Gesellschaft «Harmonie» (1876) nur das Mitgliederverzeichnis gegeben und mancherlei über die Geschichte der Thomasschule geschrieben. An dem polit. Leben beteiligte er sich in Preußen als Mitglied der Zweiten Kammer, deren Sekretär er war, in zwei Sitzungsperioden (1849—51, 1858—60), an den kirchlichen Verhältnissen in Halle und in Leipzig als Mitglied des Kirchenvorstandes und überhaupt als Mitglied der sächs. Landessynode in mehrern Sitzungen derselben.

Eclaircieren (frz.), aufklären, erhellen, erläutern; Eclaircissement, Aufklärung, Aufschluß.

Eclaireurs werden in der Militärsprache die von den Truppenteilen, welche dem Feinde am nächsten sind, zur Rekognoszierung vorausgesendeten einzelnen Mannschaften und Patrouillen genannt. In Frankreich wurden nach dem Cadregesetz vom 13. März 1875 19 Escadrons Eclaireurs volontaires (für jedes Armeekorps eins) gebildet, die aus Mannschaften der Reserve, welche sich selbst beritten machen und bekleiden, bestehen und nur zu Manöverzwecken oder bei Mobilmachungen zusammentreten. Im Kriegsfalle werden sie voraussichtlich den Eclaireurdienst für die Armeekorps besorgen.

Eclat (frz.), eigentlich Splitter, Span, dann Knall, Geräusch, Lärm, Aufsehen erregender Vorfall, Auftritt, Skandal; auch Schimmer, Glanz; eclatant, Aufsehen erregend, auffällig, glänzend; eclatieren, platzen, hervorbrechen; ruchbar, offenkundig werden, von sich reden machen.

Eclopiert (frz.), hinkend, lendenlahm, besonders von Pferden.

Ecnomus (grch. Eknomos, histor. Poggio Sant' Angelo) hieß im Altertum ein Berg auf der Südküste Siciliens, westlich vom Flusse Himera, dem heutigen Salso. Es wird erzählt, daß er den Namen «der Gesetzlose» deswegen führte, weil der Tyrann des unfern gelegenen Akragas, Phalaris (s. d.), auf ihm den berüchtigten Marterstier aufgestellt habe. Hier fand 311 v. Chr. eine große, auch nach der einige Meilen östlich vom E. gelegenen Stadt Gela (s. d.) benannte Schlacht statt zwischen den Syrakusern unter Agathokles (s. d.) und den Karthagern unter Hamilkar. Weit größer als der Sieg, den damals die Karthager hier erfochten, war die Niederlage, welche sie 256 v. Chr. in der großen Seeschlacht beim E. von den Römern unter den Konsuln Regulus (s. d.) und Vulso erlitten.

Ecole (frz.), Schule; É. d'application, Gewerbeschule; É. d'application (du corps) d'état-major, Generalstabsschule; É. des beaux-arts, Kunstakademie; É. des chartes, Schule für das Studium von Handschriften, Urkunden u. s. w.; É. de droit, jurist. Fakultät; É. des mines oder É. de mineurs, Bergschule, Bergakademie; É. mixte, Realgymnasium; É. normale, höheres Lehrerseminar in Paris; É. polytechnique, höhere Bildungsanstalt in Paris für die Geniewaffen, die Verwaltung u. s. w., deren Zöglinge meist als Offiziere in die Armee treten, Kriegsakademie; É. pratique des hautes études, Schule zur praktischen Übung in den exakten Wissenschaften neben dem theoretischen Unterricht; É. primaire, Vorschule, Elementarschule; É. spéciale militaire de Saint-Cyr, Kriegsschule in Saint-Cyr; É. secondaire, Mittelschule.

Economizer (vom engl. economizer, d. i. Sparer), im Maschinenwesen soviel wie Vorwärmer.

Económy, eine Niederlassung am rechten Ohioufer in Beaver-County im Staate Pennsylvanien, 26 km nordwestlich von Pittsburgh, an der Ohio-Pennsylvania-Eisenbahn, wurde 1824 von den Rappisten, den Anhängern Georg Rapps (s. d.) aus Württemberg, gegründet. Der Ort, freundlich gebaut, hat etwa 200 Häuser, darunter ein schönes Schulhaus und eine Kirche, und ist sehr wohlhabend geworden durch Woll- und Flanellfabriken, Gerbereien und Obstzucht. Die Rappisten leben hier in Gütergemeinschaft und Ehelosigkeit. Sie sind fleißige, sparsame und ruhige Bürger, gehen aber dem Absterben entgegen. Dem am längsten Lebenden wird dereinst das Vermögen der Gemeinde, welches auf 15 Mill. Doll. berechnet wird, zufallen. Wer aus der Gemeinde ausscheidet, erhält nur seine Einlage, nicht aber seine Zinsen und den Mehrwert zurück. Neue Mitglieder werden erst nach sechsmonatlicher Probe aufgenommen.

Ecorchieren (frz.), schinden, prellen, radebrechen; arg verletzen, beschädigen.

Ecornieren (frz.), die Hörner, die Ecken abstoßen; etwas schmälern.

Ecossaise, ein Gesellschaftstanz, welcher in kurzen Touren von einer ziemlich lebhaften Musik im Zweivierteltakt begleitet wird, die gewöhnlich nur aus zwei Reprisen, jede zu acht Takten, besteht. Der E. liegt ein schott. Nationaltanz zu Grunde, welcher im 17. Jahrh. von den franz. Ballettmeistern für das Theater umgestaltet und dann in die Salons eingeführt wurde. Von Frankreich kam er nach Deutschland, wo er früher meist die Bälle eröffnete, aber gegenwärtig nur noch selten getanzt wird. In seiner ehemaligen Form, wo er mit über die Brust gekreuzten Armen ausgeführt wurde und aus lebhaften Bewegungen bestand, erinnerte die E. mehr an ihren schott. Ursprung, während sie in ihrer modernen Form zu den Contretänzen zählt. Der Ecossaisenwalzer, gewöhnlich Schottisch genannt, aus mehrern Teilen bestehend, ist eine Art des Walzers im Zweivierteltakt, welcher in Deutschland große Beliebtheit erlangt hat.

Ecouen, Flecken im Arrondissement Pontoise des franz. Depart. Seine-Oise, liegt 28 km im OSO. von Pontoise, in 152 m Höhe, am Abhange eines Hügels, an der Eisenbahn Paris-Beauvais und steht mit der 6 km entfernten Station Villiers-le-Bel der Linie Paris-Erquelines der Französischen Nordbahn durch Tramway in Verbindung; E. zählt 1280 E., die namentlich Baumwoll- und Wollspinnereien unterhalten. Darüber ist 1877 ein Fort des ersten Verteidigungsgürtels um Paris gebaut worden. Der Ort ist besonders berühmt wegen seines schönen Schlosses, welches, unter Franz I. vom Connétable Anne de Montmorency erbaut, bis zur ersten Revolution im Besitz des Hauses Condé war. Dasselbe steht noch, aber ohne die Fenster von Jean Cousin und ohne die beiden von Michel Angelo gesendeten Statuen. Napoleon I. gründete im Schlosse eine Erziehungsanstalt für 300 Töchter von Offizieren der Ehrenlegion, welche zur Zeit der Restauration aufgehoben und mit der Kongregation der Muttergottes zu St.-Denis vereinigt wurde. Später kam es an den Herzog von Aumale und verfiel

lich 15. Sept. zu Quito versammelt, auch
om Präsidenten zusammenberufen zu sein.
r neuern Konstitution «de Ambato» gibt es
esignados» als Stellvertreter des Präsiden-
ie richterliche Gewalt wird ausgeübt durch
bersten Gerichtshof zu Quito, drei Ober-
die Einzelrichter der Provinzen, die Muni-
alden in den Kantonen und die Parochial-
n den Hauptorten der Parochien. Außer-
bt es einige Handelsgerichte und für die
aljustiz bestehen Schwurgerichte. Die Grund-
r Ecuadorianer sind sehr ausgedehnt. Alle
ich frei; es gibt keine Titel, keinen Adel noch
welche vorrechtliche Auszeichnungen. Die
ei ist seit 1854 definitiv aufgehoben, die Fi-
des Staats sind dagegen in kläglichem Zu-
Im J. 1876 betrugen die Einnahmen
0 Pesos gegen 3360000 Pesos Ausgaben.
r die Hälfte der Einnahmen kommt von den
Die innere Schuld betrug 1877 7250000
ie äußere 1824000 Pfd. St. (engl. Anleihe
5), zusammen 16370000 Pesos. Die be-
Macht besteht aus der permanenten oder
. Veteranen und der Konstitution zufolge
r Nationalgarde; beide sind aber niemals
organisiert worden. Der Effektivbestand
lmäßigen Truppen belief sich 1879 auf 5000
darunter an 500 Offiziere). Die Marine
aus drei kleinen Dampfern. Administrativ
E. in die 11 Provinzen Esmeraldas, Ma-
uayas (diese drei an der Küste), Imbabura,
a mit Quito, Leon, Chimborazo, Azuay
enca), Loja, Los Rios und Tunguragua
acht im Innern). Das Wappen der Re-
esteht aus einem ovalen, in zwei Felder ge-
Schilde; im Oberfeld eine Sonne, im Unter-
Berg, auf dem ein Fluß entspringt, der ein
oot trägt. Als Flagge hat E. in neuerer
alten Farben der frühern Republik Colum-
er angenommen, nämlich Gelb, Blau und
izontal laufend.

ichte. Das Gebiet der gegenwärtigen Re-
. wurde ursprünglich von den Quitus be-
1487 durch den Inka Huayna-Capac mit
ereinigt und 1532 von den Spaniern er-
Es gehörte bis 1710 zum Vizekönigreich
ann zu Neugranada. Einzelne Aufstands-
1809 und 1812 wurden unterdrückt, und
zu Guayaquil ausgebrochene Revolution
elangte durch die Unterstützung Bolivars
um Ziel. Der Sieg der Generale Santa-
d Sucre auf den Andes von Pichincha
ie Spanier 22. Mai 1822 zu einer Kapitu-
welche die Aufständischen in den Besitz des
brachte, das als Departamento del E. der
epublik Columbia einverleibt wurde. Seit-
das Land im Mai 1830 auf dem Kongreß
amba als unabhängige Republik E. unter
äsidentschaft des Generals Juan José de
konstituiert hat, bietet seine Geschichte eine
nterbrochene Reihenfolge von Revolutionen
ktionen, sowie von auswärtigen Kämpfen
Nachbarstaaten, insbesondere mit Peru,
ine Hauptrolle hat darin Flores gespielt,
als Präsident, teils als Oberbefehlshaber
affneten Macht sich bis 1845 zu erhalten
sich aber während der ganzen Zeit nur sehr
es ruhigen und unbestrittenen Besitzes sei-
tsgewalt erfreute. Eine 9. Aug. 1835 von
Flores eröffnete Konstituierende Versammlung gab dem neuen Freistaate eine durch den Kongreß von 1838 nicht wesentlich veränderte Verfassung und wählte Vicente Rocafuerte zum Präsidenten, unter dessen verständiger Leitung Ruhe und Gedeihen eintraten. Auf Rocafuerte folgte 1839 General Flores in der Präsidentenwürde, unter dem durch ein Dekret des Senats und Kongresses zu Quito vom 27. März 1839 span. Kauffahrteischiffe in die Häfen der Republik zugelassen wurden, worauf im Nov. 1841 zwischen E. und dem Mutterlande ein förmlicher Friedens- und Freundschaftsvertrag zu Stande kam. Flores wurde 31. Jan. 1843 zum dritten mal zum Präsidenten ernannt, mußte aber infolge einer zu Guayaquil ausgebrochenen Revolution, welche Rocafuerte leitete, nach mehrmonatlichem Bürgerkrieg 17. Juni 1845 einen Vertrag unterzeichnen, wonach er 22. Juni mit dem Titel eines General-en-Chef und gegen Empfangnahme einer Summe von 20000 Pesos das Land verließ. Zum Präsidenten wurde nicht Rocafuerte, sondern ein Farbiger, Vicente Roca, gewählt. Im Mai 1846 brach ein Krieg mit Neugranada aus, der aber wegen Mangel an Geld und Soldaten und wegen Störung des Handels schon 29. desselben Monats durch den Frieden zu Sta.-Rosa de Carchi beendigt wurde. Bei Eröffnung des Kongresses 15. Sept. 1847 konnte der Präsident Roca nicht nur die Beseitigung der durch Flores und dessen Partei erregten Besorgnisse, sondern auch die freundlichen Beziehungen zu den Staaten Europas und Nordamerikas, sowie den Abschluß einer Konvention mit Großbritannien gegen den Sklavenhandel und eines Handelsvertrags mit Belgien mitteilen.

Nachdem im Okt. 1849 die Präsidentschaft Rocas zu Ende gegangen war, beunruhigten Parteiumtriebe das Land, bis 8. Dez. 1850 der Kongreß den Kandidaten der klerikalen Partei, Diego Novoa, zum Präsidenten erhob. Eine der ersten Regierungsmaßregeln desselben war die Zurückberufung der Jesuiten und die Aufnahme aller aus Neugranada flüchtig gewordenen Konservativen. Als infolge dessen Neugranada mit Krieg drohte, wurde Novoa Juli 1851 von einer Junta zu Guayaquil für abgesetzt erklärt, gefangen genommen und verwiesen. Urbina trat als Präsident und Diktator an die Spitze des Staats und nahm seinen Sitz in Guayaquil. Seitdem herrschte bis 1860 die ultrademokratische Partei. Die aus dieser Umwälzung hervorgehende Erbitterung der Konservativen machte sich Flores zu Nutze. Er erschien, unter dem Vorwande, Diego Novoa als rechtmäßigen Präsidenten wieder einzusetzen, 14. März 1852 mit einem Geschwader im Golf von Guayaquil, wurde aber durch Verrat seiner eigenen Mannschaften zur Flucht nach Peru genötigt. Auf Urbina folgte in der Präsidentschaft 1856 General Francisco Robles. Ein für den Handel und Verkehr E.s wichtiger Akt seiner Regierung ist das Gesetz vom 6. Dez. 1856, wonach für Münzen, Maße und Gewichte das franz. Decimalsystem angenommen wurde. Ein Konflikt mit Peru führte zur Blockade der Häfen E.s seit 3. Nov. 1858. General Guillermo Franco, mit der Verteidigung von Guayaquil beauftragt, schloß 21. Aug 1859 mit dem Chef des peruan. Geschwaders eine Konvention ab, wodurch die Blockade aufgehoben wurde. Allein der Präsident Robles verweigerte die Ratifikation, legte sein Amt nieder und ging nach Chile. Die Ultrademokraten von Guayaquil

mit den übrigen Gütern der Orléans 1852 der Konfiskation, worauf es wieder in eine Erziehungsanstalt der Ehrenlegion verwandelt wurde. Die schöne Apsis der gotischen Pfarrkirche enthält prächtige Glasmalereien von J. Cousin. Vgl. Chevalier, «Ecouen: la paroisse, le château, la maison d'éducation» (Versailles 1865).

Ecouten (frz.), Horchgänge, beim Minensystem vorkommend.

Écoutille (frz.), Luke im Verdeck eines Schiffs.

Ecraseur, ein von dem franz. Chirurgen Chassaignac 1850 erfundenes Instrument, welches zum gewaltsamen Abschnüren krankhafter Teile (Écrasement) dient. Es wird besonders zur Beseitigung von Geschwülsten benutzt, wenn dieselben so gestaltet und gelegen sind, daß sie sich von der Kette des Instruments umfassen lassen. Diese Kette aus starken, ziemlich scharfkantigen Stahlgliedern (beim Drahtecraseur oder Konstrikteur von Maisonneuve durch einen starken Eisendraht oder ein Drahtseil ersetzt) bildet den wesentlichen Teil des E. Ihre beiden Enden werden an einem Griffe vereinigt, an welchem sich eine Schraube- oder Hebelvorrichtung befindet, durch die die Kette mit großer Gewalt langsam angezogen und die von ihr gebildete Schlinge verkleinert werden kann. Auf diese Weise wird der umschlungene Teil langsam abgequetscht (s. beistehende Figur), und zwar fast ohne Blutung, da durchgequetschte Blutgefäße viel weniger bluten als durchschnittene. Man wendet deshalb den E. vorzugsweise an, um Blutungen zu vermeiden, also namentlich bei Abtrennung sehr blutreicher Teile; doch wird der E. jetzt nur selten in Gebrauch gezogen. (Vgl. Abbinden.)



Écrasez l'infâme! (zu ergänzen superstition oder église), d. h. Nieder mit dem infamen Aberglauben (der Kirche), ein in Voltaires Briefen häufig wiederkehrender Ausdruck. Viele seiner Briefe (namentlich an d'Alembert und Damilaville) unterzeichnete er statt mit seinem Namen mit «Écr. l'inf.» oder «Écrlinf.» zur Täuschung der mit der Eröffnung staatsgefährlicher Briefe betrauten Beamten.

Ecretieren (frz.), den Kamm eines Festungswerks wegschießen.

Écritoire (frz.), Schreibzeug.

Écriture (frz.), Schrift, Handschrift (Art zu schreiben), Schriftstück; la sainte É. oder les (saintes) Écritures, die Heilige Schrift, Bibel.

Ecsed (spr. Etsched), ausgedehnter Sumpf in Ungarn, in der Nähe von Nagy-Károly, ist durch die Verflachung des Kraßnaflusses in histor. Zeit entstanden. Er ist 229 qkm groß, seine Tiefe ist sehr ungleich und variirt von 1,26 bis 2,52 m. Auf dem Sumpfgebiete findet man einzelne Erlenbestände, viel Röhricht; der Sumpf ist reich an Fischen und wildem Geflügel. Durch die teilweise Kanalisierung des Sumpfes selbst, sowie infolge der Regulierung an den Flüssen Kraßna und Szamos hat der Sumpf in neuester Zeit an Ausdehnung abgenommen.

Écu (frz., «Schild») ist der Name der frühern Hauptsilbermünze Frankreichs, des franz. Thalers. Der E. hieß auch Louis blanc oder Louis d'argent. Zuerst wurde er unter Ludwig XIII. in den J. 1640 und 1641 geprägt, und zwar nach dem Muster der span. Piaster. Er sollte 11 Deniers (14 Loth 12 Gr.) fein sein und $8^{11}/_{12}$ Stück aus der franz. rauhen Mark, also $9^{8}/_{11}$ Stück aus der feinen Mark geprägt werden. In der Wirklichkeit kamen jedoch nur $9^{117}/_{131}$ Stück auf die feine Mark. Man prägte auch halbe, viertel und zwölftel E. in gleichem Feingehalt und Gewichtsverhältnis aus. Unter Ludwig XIV. wurden die Wertbestimmungen des E. außerordentlich oft verändert, wie denn z. B. im J. 1709 der E. gleich 5 Livres gesetzt wurde. Von 1726 bis 1785 gingen $9^{3}/_{11}$ Stück auf die feine Mark und man setzte den E. neuf (Neuthaler oder Laubthaler) gleich 6 Livres; der halbe zu 3 Livres wurde dann petit E. genannt. Außerdem wurden noch fünftel E. zu 24 Sous, zehntel zu 12 Sous und zwanzigstel zu 6 Sous geschlagen. Je nach dem Gepräge führten die E. verschiedene Namen, wie z. B. die E. aux trois couronnes (Kronenthaler) von 1709 bis 1718 und die Bidets neufs oder E. aux LL de Louis XV von 1724 bis 1726. Der E. wurde durch das Münzgesetz vom J. 1803 gänzlich abgeschafft.

Ecuadŏr, d. h. Äquator, einer der drei aus der ehemaligen Republik Columbia (s. d.) gebildeten Freistaaten Südamerikas, erstreckt sich zu beiden Seiten des Äquators etwa bis 1° 25′ nördl. und 4° 50′ südl. Br., zwischen 71° 10′ und 81° westl. L. von Greenwich, grenzt im W. an die Südsee, im N. und NO. an die Vereinigten Staaten von Columbia, im S. und SO. an Peru, läuft im äußersten O. in eine Landspitze aus, welche nördlich von dem Rio Putumayo (Iça in Brasilien, linker Nebenfluß des Amazonenstroms), südlich von dem von rechts her in den Rio Putumayo fließenden Rio Coretu gebildet wird, und hat ein Areal von 643 295 qkm ohne die über 950 km im W. gelegenen Galapagosinseln (s. d.) mit 7643 qkm. Der Staat ist überwiegend ein binnenländischer. Obgleich er eine Küstenlinie von 650 km (mit den Krümmungen von 1400 km) hat, so wird der Vorteil dieser Berührung mit dem Meere dadurch sehr beeinträchtigt, daß die Küste, abgesehen von dem Golf von Guayaquil, im ganzen einförmig, flach und ohne größere Flüsse ist, durch welche das Innere des Landes mit der See in Verbindung gebracht würde.

Die vertikale Gliederung des Staats ist dagegen höchst mannigfaltig und bietet bedeutende Kontraste dar. Der größere östliche Teil gehört zu der wasser- und waldreichen Tiefebene des Amazonenstroms, der die faktischen Grenzen von E. jedoch nicht berührt, obgleich die Republik noch einen Teil seines Ufergebiets beansprucht. Diese Tiefebene wird von mehrern Höhenreihen durchzogen, über die aber nichts Genaueres bekannt ist. Der westliche Teil des Staats wird auf einer Fläche von mehr als 160 000 qkm erfüllt durch einen Abschnitt der Cordilleras, welcher durch Eigentümlichkeit und großartige Schönheit der Gestaltung einen hervorragenden Platz unter den Gebirgen der Erde einnimmt. Die vom Amazonenstrom durchbrochene östliche Cordillere von Nordperu vereinigt sich auf dem Gebiete von E. wieder mit der westlichen in dem großen Gebirgsknoten von Loja, dessen höchste Gipfel 3000 m übersteigen, jedoch nie mit Schnee bedeckt sind, während die mittlere Höhe der Masse 2000 m beträgt. Er bedeckt eine Fläche von 30 000 qkm. Von hier aus ziehen zwei parallele Ketten in einer Entfernung von 40—60 km, mehrfach von Flußthälern durchbrochen und durch Querjoche verbunden, bis jenseit der Nordgrenze E.s, wo sie sich im Knoten von Pasto vereinigen. Sie schließen ein etwa 650 km langes

Hochthal ein, welches durch die erwähnten Querjoche in die drei Hauptplateaus von Quito, La Tacunga und Cuenca geteilt wird. Beide Ketten, der Hauptsache nach aus ältern vulkanischen Gebilden (Andesit) bestehend, erreichen die Schneegrenze nicht, welche hier zwischen 4600 und 4700 m liegt, sondern gehören zur Region der Páramos, doch übersteigt eine Anzahl ihrer Gipfel 4000 m. Teils an den Rändern dieser Ketten, teils neben ihnen auf kleinen Seitenästen erhebt sich die Doppelreihe mächtiger Vulkane aus jüngerm, dunklerm Gestein, deren Schneemassen der tropischen Landschaft einen eigentümlichen Reiz verleihen. Die einzelnen Gipfel, in der Ostreihe vom Sangay bis zum Imbabura, in der Westreihe vom Chimborasso bis zum Chiles, s. unter **Cordilleras**.

Das innere Hochland ist bei Ibarra 2225 m, bei Quito 2850 m hoch; La Tacunga liegt wieder etwas niedriger, Cuenca etwas höher als die Hauptstadt. Die diese drei Abteilungen trennenden Joche Cerro de Tiupillo oder Chisinche und Cerro de Azuay übersteigen 3000 m, während die Flußthäler zum Teil bis auf 1500 m absoluter Höhe eingeschnitten sind. Nach außen fallen beide Cordilleren steil ab und senden nur kurze Ausläufer aus, welche die Flußthäler voneinander scheiden; im Osten unter andern die Cordillera de Paztaza, de Upanos, welche den Sangay trägt, del Condor; im Westen die Cordillera de Cruces, an welche sich die Küstenkette anschließt. Sehr häufig ist das Hochland von Erdbeben heimgesucht, die mehrfach von furchtbar zerstörender Wirkung waren, wie das von Riobamba 4. Febr. 1797 und das von Quito 22. März 1859. Zu den schlimmsten Verheerungen gehören auch die durch Schlammströme (Lodozales). An nutzbaren Mineralien scheint E. nicht eben reich zu sein, wenigstens nicht an edeln Metallen. Gold kommt fast nur als Waschgold in einigen Zuflüssen des Amazonas, Silber in einigen Teilen der Ostcordillera und ihren Verzweigungen vor, außerdem Eisen, Blei, Zink- und Kupfererze, sowie an einigen Stellen auch Quecksilber. In hydrogr. Beziehung gehört E. bei weitem zum größten Teile dem Gebiete des Atlantischen Oceans an, und zwar lediglich dem des Amazonas. Die Wasserscheide zwischen beiden Oceanen folgt von Norden im allgemeinen dem östl. Zuge der Cordilleren bis zu $\frac{1}{2}$° südl. Br., wo sie vom Cotopaxi zum Corazon quer über die Hochebene setzt, durch den Bergknoten von Chisinche angezeigt. Von da ab folgt sie der westl. Kette bis 2° südl. Br. und läuft sehr unregelmäßig, meist auf niedrigen Höhenzügen des Plateaus. In den Amazonas fließen eine Menge, bis zu 1500 km lange und weithin schiffbare Flüsse; so der Chinchipe, Santiago, Morona, Pastaza (mit dem 40 m hohen prachtvollen Wasserfall von Agoyan), der Tigre und der Napo, der größte Fluß des Landes, der 1200 km lang, 800 km für Dampfer schiffbar ist. Ferner berührt E. noch auf bedeutende Strecken ein Nebenfluß des Amazonas, dessen Quellen schon in den Andes von Columbien liegen, der Iça oder Putumayo, von 74° 10′ bis 71° 10′ westl. L. von Greenwich, die Grenze gegen Columbien. Unbedeutender, wenn auch zum Teil schiffbar, sind die Küstenflüsse im Westen, der Mira (dessen Quelle und Mündung jedoch in Columbien), Esmeraldas, Guayaquil. Auch Seen hat E. in Menge, besonders im Osten, aber keinen von größerer Ausdehnung. (Vgl. Karte: **Columbia, Venezuela, Ecuador, Peru und Bolivia**, Bd. IV. S. 521.)

Das **Klima** ist gemäß der Konfiguration des Landes überaus mannigfaltig. Die Ebenen im Osten der Andes, größtenteils mit Urwäldern, Flüssen, Seen und Sümpfen bedeckt, sind sehr feucht und heiß, am heißesten die Flußthäler am Fuße des Bergknotens von Loja, wo in 370 m Seehöhe eine mittlere Temperatur von 23,2° R. herrscht. Fast ebenso heiß, feucht und darum von bösartigen Fiebern heimgesucht ist die ebenfalls wasserreiche und mit dichten Sumpfwaldungen bedeckte Küstenebene, die zugleich furchtbaren Regengüssen und den heftigsten elektrischen Explosionen ausgesetzt ist. Von diesen Ebenen (Yungas) und den tiefsten Bergschluchten des Hochlandes mit ihrer oft erstickenden Äquatorialhitze erniedrigt sich gegen das Gebirge hin und in diesem selbst die Temperatur allmählich bis zu der des ewigen Schnees, dessen untere Grenze zwischen 0° und $1\frac{1}{2}$° südl. Br. durchschnittlich in der Höhe von 4620—4690 m liegt. Die öden Páramos oder Mesas (Tafelflächen) auf den Cordilleren selbst haben ein rauhes Klima; in ihrer Region setzen Schneestürme und Gewitter selten auch nur einen Tag aus, und an der quälenden Punakrankheit (Soroche), einer Folge des geringen Luftdrucks, leiden selbst die Eingeborenen bereits in Höhen von über 4000 m. Dagegen haben die Hochebenen zwischen den beiden Hauptcordilleras ein sehr gemäßigtes und im ganzen angenehmes Klima, die von Quito eine mittlere Temperatur von 12,1° R. mit Extremen von 4,8 und 17,6° R. Bei der außerordentlichen Klarheit des Himmels auf den Hochebenen ist die nächtliche Ausstrahlung oft so stark, daß sich auf stehendem Wasser Eis bildet und die Saaten erfrieren. Überhaupt ist die Hochebene nicht so gesund, wie bei der Gleichmäßigkeit der Temperatur zu erwarten wäre. Erkältungen sind bei der scharfen, trockenen Luft häufig und arten leicht in Krankheiten der Atmungsorgane aus. Vom Dezember bis Mai dauert die Regenzeit auf der Hochfläche, im Küstenlande und auf dem Ostabhange der Andes regnet es fast täglich. Wegen ihres milden Frühlingsklimas hat sich auf den mittlern Bergebenen die Hauptmasse der Bevölkerung E.s zusammengedrängt. Auch in der Vegetation unterscheiden sich diese gemäßigten Hochebenen sehr bestimmt von den Tiefebenen zu beiden Seiten des Gebirges. Während diese mit riesigen Urwäldern erfüllt sind, in denen Palmen, Pisanggewächse und Cycadeen vorherrschen und treffliches Nutz- und Bauholz wächst, sind die Hochebenen waldarm und großenteils baumlos. In der Region der rauhen, stürmischen Páramos zwischen 3500—4500 m kommen nur noch Gräser und niedrige Gebüsche vor und kann der Boden nur noch zu Viehweiden benutzt werden. Dagegen an den Abfällen der Cordilleren zum Tieflande steigt die Vegetation, vom kühlen Wolkenhimmel unaufhörlich getränkt und erfrischt, weit hinauf, besonders an der Ostseite. Unter den kostbaren Produkten des Waldes zeichnen sich neben andern Droguen besonders die edeln Arten des Fieberrinden- oder Chinabaums (s. d.) aus. Die edelsten wachsen auf dem Ostabfall des Bergknotens von Loja, sowie auf den Westabfällen des Chimborasso in 1000—1600 m Höhe. Im übrigen ist die Flora wie die Fauna E.s nicht wesentlich von der von Peru und Columbia verschieden.

Die **Bevölkerung** von E. wurde für 1878 ohne die 200000 sog. wilden Indianer des Ostens auf 946033 Seelen berechnet. Die Weißen, unter denen die unvermischten Abkömmlinge der Spanier 100000

nicht übersteigen, sind die Hauptlandeigentümer, Beamten, Großhändler u. s. w. Die civilisierten Indianer, fast alle vom Stamm der Quitus, bilden die arbeitenden Klassen und liefern auch fast allein die zur Ausfuhr erzeugten Produkte. Sie sprechen eine Mundart der weitverbreiteten Quechuasprache und bildeten vor der Unterwerfung durch die Inkas von Peru ein mächtiges, wohlorganisiertes Reich, dessen Hauptstadt in der centralen Hochebene lag. Mit ihnen verwandt sind die wenig zahlreichen, zum Teil unabhängigen Cayapos und Colorados im Westen der Cordillera von Quito. Außerdem unterscheidet man noch sechs in Gesichtszügen, Sprache, Sitten und Gebräuchen verschiedene Indianerstämme im Osten der Andes, die als wilde bezeichnet werden: die große Völkerschaft der Xibaros (Jivaros), die Záparos, Abiquiras, Mazanes, Encabellados und Macaguajes. Dieselben gehören wahrscheinlich größtenteils der karaibisch-brasil. Völkerfamilie an. Ihre wald- und wasserreichen Ebenen, einst die civilisatorische Wirkungsstätte der Jesuitenmissionen und damals reich und mächtig, voller Niederlassungen und bevölkerter Städte, sind seit Vertreibung der Jesuiten (1767), die allein am Napo 33 Ansiedelungen mit 100000 E. besaßen, und vollends seit der mit dem Abfall E.s von Spanien erfolgten Verjagung der Franziskaner, denen ein Teil der Missionen übergeben war, durch die gänzliche Vernachlässigung dieser Ostprovinz fast völlig in den alten Zustand der Wildnis, des Heidentums und der Barbarei verfallen.

Die physische Kultur beschränkt sich in E. fast ganz auf die Produktion des eigenen Bedarfs. Von Nahrungspflanzen baut man alle wichtigen der heißen und mehrere der gemäßigten Zone, letztere auf der Hochebene, auf welcher Kartoffeln, nach dem Mais Hauptnahrungsmittel daselbst, Quinoa, Weizen, Gerste (bis über 3000 m hinauf), europ. Hülsenfrüchte und Obstarten gut gedeihen. Für die Ausfuhr ist die wichtigste Kulturpflanze der Kakao; auch Kaffee und Tabak wird etwas zum Export gebaut, nicht aber Zucker, obwohl man das Zuckerrohr außer in den Tiefebenen auch in den Thälern des Hochlandes zum Teil bis 2000 m hoch kultiviert. Noch etwas höher hinauf gedeiht die Banane. Die wilde Flora der Urwälder liefert für den auswärtigen Handel außer Chinarinde auch Kautschuk (1879 wurden für 145344 Pesos [zu 4 Mark] ausgeführt), Sassaparille, verschiedene Harze, Wachs, Zimt u.s.w. Kaskarilla wurde 1879 für 691891 Pesos, Steinnüsse für 573675 Pesos ausgeführt. Neben dem Landbau ist die Viehzucht von ziemlicher Bedeutung, namentlich auf der Hochebene und den Páramos, wo Rindvieh zum Teil in großen Herden gezüchtet und auch viel Käse, ein Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung, bereitet wird. Für das Vieh baut man viel Luzerne. In neuerer Zeit hat man auch der Zucht von Merinos und Seidenraupen Aufmerksamkeit zuzuwenden angefangen. Die Industrie steht auf einer sehr niedrigen Stufe und ist gegen früher sehr gesunken. Doch werden an verschiedenen Orten noch viele gröbere Woll- und Baumwollstoffe angefertigt, welche von den untern Klassen ziemlich allgemein getragen werden und, wie auch Satteldecken aus Schaffellen, sogar nach den Nachbarrepubliken ausgeführt werden. Wichtiger als diese Fabrikate sind jedoch die Flechtarbeiten aus Palmenstroh, namentlich die feinen, unter dem Namen Panamahüte in den Handel kommenden Strohhüte, ausgezeichnete Cigarrentaschen, Hängematten u.s.w., sowie Seilerwaren, Netze und Matten aus Agavefasern. Ganz ohne Bedeutung ist dagegen jetzt der Bergbau. Der Handelsbetrieb ist im Verhältnis zu dem großen Reichtum des Landes an natürlichen Hilfsmitteln unbedeutend, was namentlich dem Mangel an guten Verkehrsstraßen zuzuschreiben ist. E. hatte im J. 1881 erst 122 km Eisenbahnen im Betrieb. Vollendet war nur die Bahn von Yaguachi zum Fluß Chimbo. Mit dem Bau von Fahrstraßen hat man erst in der neuesten Zeit begonnen. Der ganze Waren- und Personentransport geschieht auf Maultieren (weniger Esel und Lamas). Die alte Hauptstraße des Landes (Camino real) läuft auf der Hochebene von der Nord- bis zur Südgrenze 1160 km lang, im Passe über den Cerro de Azuay 4190 m hoch; zwei andere Straßen verbinden Guayaquil mit Cuenca und Mocha, in der letztern der Chimborassopaß 4200 m hoch. Der Hauptseehafen ist Guayaquil (s. d.); außerdem sind Manta und Esmeraldas bemerkenswert. Im allgemeinen ist der auswärtige Handel E.s im Aufblühen begriffen. Der Gesamtwert der Ausfuhr, fast ausschließlich von Guayaquil, belief sich 1879 auf 8684331 Pesos. E. ist der den meisten Kakao erzeugende Staat der Erde; die Ausfuhr davon betrug 1879 15767068 kg im Werte von 6937510 Pesos. Andere Ausfuhrgegenstände sind Kaffee, Gummi, Chinarinde, Baumwolle, Reis, Bambus, Orseille, Strohhüte, Steinnüsse (vegetabilisches Elfenbein); ferner Häute, Hängematten, Sohlenleder, Agavegeflecht und Manglebäume für Dachkonstruktionen. Der Wert der Einfuhr betrug 1879 ungefähr 7500000 Pesos. Seit 1. Juli 1880 gehört E. dem Weltpostverein an.

Hinsichtlich der kirchlichen Verhältnisse steht E. unter dem Erzbischof von Quito und zerfällt in die Diöcesen Quito, Loja, Ibarra, Riobamba, Cuenca, Guayaquil, Manabi. Außer dem weltlichen Klerus gibt es auch Ordensgeistliche, 36 Mönchs- und 11 Nonnenklöster. Nach der Konstitution ist die röm.-kath. Religion die der Republik mit Ausschluß jeder andern, doch herrscht faktisch ziemliche Toleranz gegen Andersgläubige. Mit dem Unterrichtswesen ist es schlecht bestellt. Außer der armseligen alten Landesuniversität zu Quito gibt es 11 höhere Schulen oder Colejios. Für den Elementarunterricht sorgen 290 Schulen (nur 30 für Mädchen), hauptsächlich von Weißen, Mestizen und Mulatten besucht.

Die Verfassung E.s, welche aus dem J. 1843 stammt, seitdem aber wiederholt (zuletzt 1869) abgeändert wurde, ist eine demokratisch-republikanische. Die Exekutive übt ein Präsident, welcher durch Stimmenmehrheit in den Wahlversammlungen von 900 Wählern (300 für jeden Distrikt) auf vier Jahre gewählt wird und erst nach Ablauf einer folgenden konstitutionellen Periode wieder wählbar ist, aber bei dessen Vakanz der Minister des Innern als Vicepräsident. Der Präsident ist in seinen Machtbefugnissen sehr beschränkt, sodaß er z. B. den Kongreß weder direkt noch indirekt auflösen oder vertagen kann. Ihm zur Seite steht ein Regierungsrat, der aus den Ministern, dem Präsidenten des obersten Gerichtshofs und einem angesehenen Geistlichen besteht und in welchem der Vizepräsident den Vorsitz hat. Die legislative Gewalt übt der Kongreß, der aus einer Ersten Kammer von 18 Senatoren und aus einer Zweiten von 30 Abgeordneten besteht und

sich jährlich 15. Sept. zu Quito versammelt, auch ohne vom Präsidenten zusammenberufen zu sein. Nach der neuern Konstitution «de Ambato» gibt es zwei «Designados» als Stellvertreter des Präsidenten. Die richterliche Gewalt wird ausgeübt durch einen Obersten Gerichtshof zu Quito, drei Obergerichte, die Einzelrichter der Provinzen, die Municipalalcalden in den Kantonen und die Parochialrichter in den Hauptorten der Parochien. Außerdem gibt es einige Handelsgerichte und für die Kriminaljustiz bestehen Schwurgerichte. Die Grundrechte der Ecuadorianer sind sehr ausgedehnt. Alle sind gleich frei; es gibt keine Titel, keinen Adel noch irgend welche vorrechtliche Auszeichnungen. Die Sklaverei ist seit 1854 definitiv aufgehoben, die Finanzen des Staats sind dagegen in kläglichem Zustande. Im J. 1876 betrugen die Einnahmen 2317000 Pesos gegen 3360000 Pesos Ausgaben. Ungefähr die Hälfte der Einnahmen kommt von den Zöllen. Die innere Schuld betrug 1877 7250000 Pesos, die äußere 1824000 Pfd. St. (engl. Anleihe von 1855), zusammen 16370000 Pesos. Die bewaffnete Macht besteht aus der permanenten oder den sog. Veteranen und der Konstitution zufolge aus einer Nationalgarde; beide sind aber niemals wirklich organisiert worden. Der Effektivbestand der regelmäßigen Truppen belief sich 1879 auf 5000 Mann (darunter an 500 Offiziere). Die Marine bestand aus drei kleinen Dampfern. Administrativ zerfällt E. in die 11 Provinzen Esmeraldas, Manabi, Guayas (diese drei an der Küste), Imbabura, Pichincha mit Quito, Leon, Chimborazo, Azuay (mit Cuenca), Loja, Los Rios und Tunguragua (letztere acht im Innern). Das Wappen der Republik besteht aus einem ovalen, in zwei Felder geteilten Schilde; im Oberfeld eine Sonne, im Unterfeld ein Berg, auf dem ein Fluß entspringt, der ein Dampfboot trägt. Als Flagge hat E. in neuerer Zeit die alten Farben der frühern Republik Columbia wieder angenommen, nämlich Gelb, Blau und Rot, horizontal laufend.

Geschichte. Das Gebiet der gegenwärtigen Republik E. wurde ursprünglich von den Quitus bewohnt, 1487 durch den Inka Huayna-Capac mit Peru vereinigt und 1532 von den Spaniern erobert. Es gehörte bis 1710 zum Vizekönigreich Peru, dann zu Neugranada. Einzelne Aufstandsversuche 1809 und 1812 wurden unterdrückt, und erst die zu Guayaquil ausgebrochene Revolution 1820 gelangte durch die Unterstützung Bolivars (s. d.) zum Ziel. Der Sieg der Generale Santa-Cruz und Sucre auf den Andes von Pichincha zwang die Spanier 22. Mai 1822 zu einer Kapitulation, welche die Aufständischen in den Besitz des Landes brachte, das als Departamento del E. der Centralrepublik Columbia einverleibt wurde. Seitdem sich das Land im Mai 1830 auf dem Kongreß zu Riobamba als unabhängige Republik E. unter der Präsidentschaft des Generals Juan José de Flores konstituiert hat, bietet seine Geschichte eine fast ununterbrochene Reihenfolge von Revolutionen und Reaktionen, sowie von auswärtigen Kämpfen mit den Nachbarstaaten, insbesondere mit Peru, dar. Eine Hauptrolle hat darin Flores gespielt, der teils als Präsident, teils als Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht sich bis 1845 zu erhalten wußte, sich aber während der ganzen Zeit nur sehr selten des ruhigen und unbestrittenen Besitzes seiner Amtsgewalt erfreute. Eine 9. Aug. 1835 von Flores eröffnete Konstituierende Versammlung gab dem neuen Freistaate eine durch den Kongreß von 1838 nicht wesentlich veränderte Verfassung und wählte Vicente Rocafuerte zum Präsidenten, unter dessen verständiger Leitung Ruhe und Gedeihen eintraten. Auf Rocafuerte folgte 1839 General Flores in der Präsidentenwürde, unter dem durch ein Dekret des Senats und Kongresses zu Quito vom 27. März 1839 span. Kauffahrteischiffe in die Häfen der Republik zugelassen wurden, worauf im Nov. 1841 zwischen E. und dem Mutterlande ein förmlicher Friedens- und Freundschaftsvertrag zu Stande kam. Flores wurde 31. Jan. 1843 zum dritten mal zum Präsidenten ernannt, mußte aber infolge einer zu Guayaquil ausgebrochenen Revolution, welche Rocafuerte leitete, nach mehrmonatlichem Bürgerkrieg 17. Juni 1845 einen Vertrag unterzeichnen, wonach er 22. Juni mit dem Titel eines General-en-Chef und gegen Empfangnahme einer Summe von 20000 Pesos das Land verließ. Zum Präsidenten wurde nicht Rocafuerte, sondern ein Farbiger, Vicente Roca, gewählt. Im Mai 1846 brach ein Krieg mit Neugranada aus, der aber wegen Mangel an Geld und Soldaten und wegen Störung des Handels schon 29. desselben Monats durch den Frieden zu Sta.-Rosa de Carchi beendigt wurde. Bei Eröffnung des Kongresses 15. Sept. 1847 konnte der Präsident Roca nicht nur die Beseitigung der durch Flores und dessen Partei erregten Besorgnisse, sondern auch die freundlichen Beziehungen zu den Staaten Europas und Nordamerikas, sowie den Abschluß einer Konvention mit Großbritannien gegen den Sklavenhandel und eines Handelsvertrags mit Belgien mitteilen.

Nachdem im Okt. 1849 die Präsidentschaft Rocas zu Ende gegangen war, beunruhigten Parteiumtriebe das Land, bis 8. Dez. 1850 der Kongreß den Kandidaten der klerikalen Partei, Diego Novoa, zum Präsidenten erhob. Eine der ersten Regierungsmaßregeln desselben war die Zurückberufung der Jesuiten und die Aufnahme aller aus Neugranada flüchtig gewordenen Konservativen. Als infolge dessen Neugranada mit Krieg drohte, wurde Novoa Juli 1851 von einer Junta zu Guayaquil für abgesetzt erklärt, gefangen genommen und verwiesen. Urbina trat als Präsident und Diktator an die Spitze des Staats und nahm seinen Sitz in Guayaquil. Seitdem herrschte bis 1860 die ultrademokratische Partei. Die aus dieser Umwälzung hervorgehende Erbitterung der Konservativen machte sich Flores zu Nutze. Er erschien, unter dem Vorwande, Diego Novoa als rechtmäßigen Präsidenten wieder einzusetzen, 14. März 1852 mit einem Geschwader im Golf von Guayaquil, wurde aber durch Verrat seiner eigenen Mannschaften zur Flucht nach Peru genötigt. Auf Urbina folgte in der Präsidentschaft 1856 General Francisco Robles. Ein für den Handel und Verkehr E.s wichtiger Akt seiner Regierung ist das Gesetz vom 6. Dez. 1856, wonach für Münzen, Maße und Gewichte das franz. Decimalsystem angenommen wurde. Ein Konflikt mit Peru führte zur Blockade der Häfen E.s seit 3. Nov. 1858. General Guillermo Franco, mit der Verteidigung von Guayaquil beauftragt, schloß 21. Aug. 1859 mit dem Chef des peruan. Geschwaders eine Konvention ab, wodurch die Blockade aufgehoben wurde. Allein der Präsident Robles verweigerte die Ratifikation, legte sein Amt nieder und ging nach Chile. Die Ultrademokraten von Guayaquil

[illegible] übertrug die Regierung an General Franco, die Konservativen im Innern (Quito) wählten dagegen eine eigene provisorische Regierung unter dem Präsidenten Dr. Gabriel García Moreno und [illegible] (24. Aug. 1860) [illegible] General Flores [illegible] Guayaquil [illegible]. Ein Nationalkonvent, der im Jan. 1861 zusammentrat, wählte den Dr. García Moreno einstimmig zum Präsidenten und [illegible] Flores zum Gouverneur von Guayaquil.

Seitdem hatte E. verhältnismäßig lange Ruhe im Innern, und auch seine auswärtigen Beziehungen mit den Nachbarstaaten haben sich glücklicher gestaltet, als anfangs zu erwarten war. Moreno nahm vorzüglich materielle Reformen des Landes, für welche noch alles zu thun war, in die Hand, namentlich den Ausbau von Straßen vom Hochlande nach der Küste, die Anlage eines neuen Hafens am sog. Pailon (zwischen den Mündungen des Mira und Esmeraldas), wobei auch, wiewohl erfolglos, europ. Ansiedelungen bezweckt wurden, u. dgl. Die 1861 in Peru erfolgte Veröffentlichung einer frühern Privatkorrespondenz Morenos mit einem ehemaligen franz. Diplomaten, in der er die Stellung der Republik unter das Protektorat Frankreichs als ein Glück für dieselbe erklärte, erweckte jedoch Mißtrauen und rief eine Agitation gegen ihn hervor, sodaß 15. Aug. 1863 der revolutionäre Diktator von Columbia, Mosquera, es wagen konnte, die Bewohner E.s aufzufordern, ihre Regierung abzuwerfen und sich mit ihm zur Wiederherstellung der frühern Centralrepublik Columbia zu verbinden. Obgleich aber Mosquera 6. Dez. in der Schlacht von Cuaspud (auf neugranad. Gebiet) die Ecuadorianer unter dem greisen Flores schlug, endete der Krieg doch bereits mit dem Frieden vom 30. Dez. 1863, in welchem Mosquera der gewaltsamen Durchführung seines Plans entsagte. Moreno legte 4. Sept. 1865 die Präsidentschaft nieder, nachdem er noch ein Schutz- und Trutzbündnis mit Chile verabredet hatte, das aber unter seinem Nachfolger Geronimo Carrion vom Kongreß verworfen wurde. Erst 30. Jan. 1866 gelang es Chile und Peru, auch E. zum Anschluß an das Bündnis gegen Spanien zu bewegen. Nachdem Carrion im Nov. 1867 infolge von Zerwürfnissen mit dem Kongreß resigniert, ward 30. Jan. 1868 Xavier Espinosa sein Nachfolger im Amte, welcher 16. Jan. 1869 durch eine in Quito unter Leitung des frühern Präsidenten Moreno ausgebrochene Revolution gestürzt wurde, worauf sich dieser als Diktator an die Spitze des Staats stellte und auf 16. Mai eine Nationalkonvention nach der Hauptstadt berief, welche Carvajal zum interimistischen Präsidenten annahm.

Bei der neuen regelmäßigen Präsidentenwahl (1870) kam wiederum Moreno an die Spitze des Staats. Im Innern stützte er sich nun ganz auf die klerikale Partei und ging in seiner Begünstigung der Jesuiten so weit, daß er bei der Eröffnung des Kongresses 10. Aug. 1873 erklärte, der Wirksamkeit der Jesuiten dürfe fortan kein Hindernis mehr im Wege stehen. Durch Kongreßbeschluß vom 18. Okt. 1873 weihte sich die Republik dem heiligsten Herzen Jesu und Ende Nov. 1874 wurde bestimmt, daß jährlich 10 Proz. der Staatseinnahmen dem Papste ausgezahlt werden sollten. Moreno behauptete sich als Präsident bis zu seinem 6. Aug. 1875 durch Meuchelmord in Quito erfolgten Tode. Nun wurde der Kandidat der liberalen Partei, Antonio Borrero, im Okt. 1875 zum Präsidenten der Republik erwählt. [illegible] der neuen Regierung, wie die Entfernung des [illegible], verschiedene [illegible] im [illegible]. [illegible] eine 8. Sept. 1876 in Guayaquil von General Veintemilla geleitete Erhebung [illegible] jedoch zu einer [illegible] Folge des [illegible], infolge deren [illegible] nach Chile flüchtete. Veintemilla ließ sich nun [illegible]. 6. April 1878 zum Präsidenten wählen, in welcher Stellung er sich behauptet hat.

Litteratur: Velasco, «Historia del reino de Quito» (Quito 1789; französisch bearbeitet von Ternaux-Compans, 2 Bde., Par. 1840); Villavicencio, «Geografía de la república del E.» (Neuyork 1858); Schmarda, «Reise um die Erde» (Bd. 3, Braunschw. 1861), «E. und die E.-Staatsanleihe» (Berlin 1862); Gerstäcker, «Achtzehn Monate in Südamerika» (3 Bde., Lpz. 1863); Wappäus in Steins u. Hörschelmanns «Handbuch der Geographie und Statistik» (7. Aufl., Bd. 1, Abteil. 3, Lpz. 1863–70); Wagner, «Naturwissenschaftliche Reisen im tropischen Amerika» (Stuttg. 1870); J. Kolberg, «Nach E.» (2. Aufl., Freiburg 1881).

Écumeur (frz.), Abschäumer; É. littéraire, Plagiator; É. de table, Tellerlecker, Schmarotzer; É. de mer, Seeräuber.

Écumoire (frz.), Schaumlöffel.

Écuyer (frz.), ehemals Schildknappe, jetzt Stallmeister; Grand É., Großstallmeister, unter Napoleon I. eine Reichswürde, welche Armand Caulaincourt bekleidete.

Ed., Abkürzung für Editio (Ausgabe eines Buchs) und für edidit, d. h. hat herausgegeben (auf Büchertiteln).

Edam, Stadt in der niederländ. Provinz Nordholland, 1,5 km von der Zuydersee, 17 km im NNO. von Amsterdam, mit 5740 E., einem kleinen Hafen, Schiffbau, Salzsiedereien und Seilerbahnen, ist besonders wegen seiner großen Käsemärkte bekannt. Die Edamer Käse gehören zu den Süßmilchkäsen (Zoetemelks kaas), wiegen 3½–20 Pfd. und sind von vorzüglicher Güte. Der Ort hat ein schönes Rathaus, eine Börse, einen Fischmarkt, zwei reform. Kirchen, von denen die eine (mit Glasmalereien) zu den schönsten Nordhollands gehört. Lutheraner, Mennoniten, Katholiken und Israeliten besitzen je ein Bethaus.

Edda, d. h. Urgroßmutter, ist der Name zweier verschiedener Werke der altnordischen Litteratur, der ältern oder poetischen oder Sæmunds Edda und der jüngern oder prosaischen oder Snorres Edda; nur die letztere führt diesen Namen im Altertum, während die erstere ihn erst im 17. Jahrh. durch isländ. Gelehrte erhielt.

Die ältere Edda, als deren Verfasser oder Sammler man den alten Sæmund Sigfusson (gest. 1133) betrachtete, ist eine Sammlung von einigen 30 Liedern, deren Inhalt teils der nordischen Mythologie, teils der deutschen und nordischen Heldensage angehört (wie sie denn unter anderm die mythische Vorgeschichte unsers Nibelungenliedes enthalten). Sie gehören, einige wenigstens, zu den ältesten Erzeugnissen german. Dichtung, so namentlich die Völu-spá («Der Seherin Weissagung») von der

Entstehung der Welt und ihrem Untergange, ferner die Havá-mál («Sprüche des Hohen», d. i. Odins), eine Sammlung ältester Denksprüche, u. a., alle im Stabreim und in strophischer Form gedichtet. Zeit und Ort der Entstehung sind verschieden, doch kaum eins — in der uns vorliegenden Gestalt — vor dem 9. Jahrh. und keins außerhalb des norweg.-isländ. Sprachgebiets verfaßt. Diese Liedersammlung, etwa in der Mitte des 13. Jahrh. zu Stande gekommen, ist uns wesentlich nur in einer, überdies lückenhaften Handschrift vom Ende dieses Jahrhunderts (dem Codex regius auf der königl. Bibliothek zu Kopenhagen) erhalten; neuere Ausgaben sind die kritischen von Sophus Bugge (1867) und Hildebrand (1876), die erklärenden von Lüning (1859) und Bergmann (1871—79), eine deutsche Übersetzung von Simrock (1851; 8. Aufl. 1882).

Die jüngere oder Snorra-Edda oder «Edda» schlechtweg ist ein Lehrbuch für junge Skalden, die daraus teils die poetischen Ausdrücke, namentlich die Umschreibungen (Kenningar), teils die verschiedenen Versarten lernen sollen. Da jene Umschreibungen, die ja den wesentlichsten Teil der skaldischen Dichtung bilden, vielfach der nordischen Mythologie (und Heldensage) entnommen sind, beginnt diese E. mit zwei Darstellungen der nordischen Mythologie, der Gylfaginning («König Gylfes Täuschung») und den Bragarœdur («Reden des Dichtergottes Brage»), beide in dialogischer Form; es folgt Skáldskaparmál («Sprache der Dichtkunst»), eine nach sachlichen Gesichtspunkten geordnete Aufzählung der Umschreibungen und poetischen Ausdrücke, reich an Beispielen und Belegen aus den klassischen Skalden des 9. bis 12. Jahrh.; den Schluß bildet ein enkomiastisches Gedicht Snorre Sturlusons (s. d.) auf zwei norweg. Fürsten, das Háttatal («Aufzählung der Versarten»), welches in 102 Strophen von je einer besondern Versart verfaßt und mit einem metrischen Kommentar begleitet ist (Ausg. von Th. Möbius, 2 Hefte, Halle 1879—81). Wie weit sich der Anteil Snorres — jenes Gedicht ausgenommen — an der Abfassung der E. erstreckt, ist unsicher. Sicher aus späterer Zeit und nicht von Snorre ist jene (durch Schlözers Kritik bekannte) euhemeristische «Einleitung» zur E. und die beiden «Nachworte». — In einer der Handschriften dieser E., dem Codex Wormianus, finden sich vier kleine Schriften, zwei über das isländ. Alphabet und zwei «von den Redefiguren», wesentlich zwar auf Grund lat. Grammatiker, doch wertvoll durch die mancherlei aus isländ. Skalden aufgenommenen Beispiele; sie gelten in der Regel als Bestandteile der E. — Eine Gesamtausgabe der E. mit kritischem Apparat und lat. Übersetzung liegt vor in der noch unvollendeten Arna-Magnæanischen (Bd. I—III, 1, Kopenh. 1848—81); die Litteratur beider Edden in Th. Möbius' «Catalogus» (1856) und «Verzeichnis» (1880).

Eddystone (d. h. Fels des Wirbelstroms), Felsengruppe im Canal la Manche, unfern der Küste von Cornwall, im SSW. der Bai von Plymouth und 22 km vom Wellenbrecher dieses Hafenorts, in 50° 10′ 49″ nördl. Br. und 26° 36′ 3″ östl. L. (von Ferro). Auf ihr hat man 1696 einen Leuchtturm gebaut. Da das Meer denselben zerstörte, erfolgte 1706 ein Neubau, und als auch dieser zu Grunde gegangen, führte man 1756—59 einen 30 m hohen Turm auf, dessen Feuer, 22 m über der Meeresfläche, auf eine Entfernung von 12 km gesehen werden kann. Das Felsriff erstreckt sich vom Turme aus 142 m nach S., 115 m nach O. und 274 m nach NO.; aber an der Westseite findet man eine Tiefe von 22 m und weiter nach Plymouth hin ist das Meer 36—54 m tief. Dieser von Smeaton gebaute Leuchtturm geht ebenfalls seinem baldigen Ende entgegen, da die Wellen den festen Gneis unter demselben fortnagen; während der Stürme wird das Wasser längs der Turmwand bis 30 m über der Laterne in die Höhe geschleudert und umhüllt dieselbe schirmartig. Deshalb begann man 1879 den Bau eines neuen Leuchtturms, 37 m von der Stelle des alten entfernt, welcher 40 m hoch ist und 18. Mai 1882 dem Verkehr übergeben wurde.

Ede, bibe, lude (post mortem nulla voluptas), d. h. iß, trink, spiele (nach dem Tode gibt's kein Vergnügen mehr), Wahlspruch der Epikuräer.

Edelborsdorfer, s. Borsdorfer Apfel.

Edelinck (Gerard), berühmter Kupferstecher, geb. zu Antwerpen 1649, erhielt, nachdem er sich in seiner Vaterstadt die Elemente seiner Kunst zu eigen gemacht, in Paris seine Ausbildung, wo ihn Ludwig XIV. durch Gunstbezeigungen zu fesseln wußte. Als Kupferstecher des Königs und Mitglied der Malerakademie starb er daselbst 1707. Unter seinen zahlreichen Kupferstichen sind besonders hervorzuheben die große heilige Familie nach Rafael, Alexanders Besuch bei der Familie des Darius nach Lebrun, das Reitergefecht nach Rubens' Zeichnung des Leonardo da Vincischen Originals, und vor allen das Kreuz, von Engeln umgeben, nach Lebrun. Bei seinen größern Blättern nach histor. Gemälden verfuhr er oft ohne Rücksicht auf deren Wert; viele Bilder sind erst durch seine Meisterhand berühmt geworden. Auch in Porträts, deren er eine große Anzahl hinterlassen hat, war er sehr glücklich. Ein einfacher und dabei glänzender Grabstichel, korrekte, leichte Zeichnung, Naturtreue und eine unnachahmliche Harmonie in der Ausführung weisen E. einen hohen Rang unter seinen Kunstgenossen an; er gehört zu denjenigen Stechern, welche den malerischen Stil in diese Technik einführten. Weder sein Bruder Johann E. (geb. 1630), noch sein Sohn, Nikolaus E. (geb. zu Paris 1680, gest. 1768), welche ihm in seiner Kunst nacheiferten, haben ihn erreicht.

Edeling hieß im Mittelalter bei den Angelsachsen und Franken der Angehörige des hohen Adels, aus dessen Kreisen die Fürsten gewählt wurden.

Edelmann (Joh. Christian), freisinniger theol. Schriftsteller, geb. 8. Juli 1698 zu Weißenfels, studierte 1720—24 zu Jena Theologie, lebte mehrere Jahre als Hauslehrer in Österreich, steigerte seine Abneigung gegen die Starrheit der luth. Dogmatik durch die Lektüre von Gottfried Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte, fand aber auch bei den Herrnhutern das gesuchte echte Christentum nicht; 1736 begab er sich nach Berleburg, um an der Berleburger Bibelübersetzung (s. d.) teilzunehmen. Er übersetzte den 2. Brief an Timotheus, den Brief an Titus und an Philemon, überwarf sich dann mit dem Leiter des Unternehmens und begab sich zum Grafen Hachenburg im Westerwalde. Hier fand er den Ausgang aus seinen geistigen Kämpfen durch die Erkenntnis: «Gott ist die Vernunft», und nährte sich ruhig mit Weben, aber seine Freunde forderten ihn bald auf, wieder zu schriftstellern. Er schrieb darauf: «Moses mit aufgedecktem Angesicht, von zwei ungleichen Brüdern Lichtlieb und Blindling

übertrugen hierauf die Regierung an General Franco, die Konservativen im Distrikt Quito wählten dagegen eine eigene provisorische Regierung unter dem Chemiker Professor Dr. Gabriel Garcia Moreno und riefen den General Flores zurück, welcher 8. Aug. 1860 den General Franco bei Babahoyo (Bodegas) schlug und siegreich in Guayaquil einzog. Ein Nationalkonvent, der im Jan. 1861 zusammentrat, wählte den Dr. Garcia Moreno einstimmig zum Präsidenten und ernannte Flores zum Gouverneur von Guayaquil.

Seitdem hatte E. verhältnismäßig lange Ruhe im Innern, und auch seine wiederholten Verwickelungen mit den Nachbarrepubliken haben sich glücklicher gelöst, als anfangs zu erwarten war. Moreno nahm vorzüglich materielle Reformen des Landes, für welche noch alles zu thun war, in die Hand, namentlich den Anbau von Straßen vom Hochlande nach der Küste, die Anlage eines neuen Hafens am sog. Pailon (zwischen den Mündungen des Mira und Esmeraldas), wobei auch, wiewohl erfolglos, europ. Ansiedelungen bezweckt wurden, u. dgl. Die 1861 in Peru erfolgte Veröffentlichung einer frühern Privatkorrespondenz Morenos mit einem ehemaligen franz. Diplomaten, in der er die Stellung der Republik unter das Protektorat Frankreichs als ein Glück für dieselbe erklärte, erweckte jedoch Mißtrauen und rief eine Agitation gegen ihn hervor, sodaß 15. Aug. 1863 der revolutionäre Diktator von Columbia, Mosquera, es wagen konnte, die Bewohner E.s aufzufordern, ihre Regierung abzuwerfen und sich mit ihm zur Wiederherstellung der frühern Centralrepublik Columbia zu verbinden. Obgleich aber Mosquera 6. Dez. in der Schlacht von Cuaspud (auf neugranad. Gebiet) die Ecuadorianer unter dem greisen Flores schlug, endete der Krieg doch bereits mit dem Frieden vom 30. Dez. 1863, in welchem Mosquera der gewaltsamen Durchführung seines Plans entsagte. Moreno legte 4. Sept. 1865 die Präsidentschaft nieder, nachdem er noch ein Schutz- und Trutzbündnis mit Chile verabredet hatte, das aber unter seinem Nachfolger Geronimo Carrion vom Kongreß verworfen wurde. Erst 30. Jan. 1866 gelang es Chile und Peru, auch E. zum Anschluß an das Bündnis gegen Spanien zu bewegen. Nachdem Carrion im Nov. 1867 infolge von Zerwürfnissen mit dem Kongreß resigniert, ward 30. Jan. 1868 Xavier Espinosa sein Nachfolger im Amte, welcher 16. Jan. 1869 durch eine in Quito unter Leitung des frühern Präsidenten Moreno ausgebrochene Revolution gestürzt wurde, worauf sich dieser als Diktator an die Spitze des Staats stellte und auf 16. Mai eine Nationalkonvention nach der Hauptstadt berief, welche Carvajal zum interimistischen Präsidenten annahm.

Bei der neuen regelmäßigen Präsidentenwahl (1870) kam wiederum Moreno an die Spitze des Staats. Im Innern stützte er sich nun ganz auf die klerikale Partei und ging in seiner Begünstigung der Jesuiten so weit, daß er bei der Eröffnung des Kongresses 10. Aug. 1873 erklärte, der Wirksamkeit der Jesuiten dürfe fortan kein Hindernis mehr im Wege stehen. Durch Kongreßbeschluß vom 18. Okt. 1873 weihte sich die Republik dem heiligsten Herzen Jesu und Ende Nov. 1874 wurde bestimmt, daß jährlich 10 Proz. der Staatseinnahmen dem Papste ausgezahlt werden sollten. Moreno behauptete sich als Präsident bis zu seinem 6. Aug. 1875 durch Meuchelmord in Quito erfolgten Tode. Nun wurde der Kandidat der liberalen Partei, Antonio Borrero, im Okt. 1875 zum Präsidenten der Republik erwählt. Mehrere Verfügungen der neuen Regierung, wie die Aufhebung des Verbots der Silberausfuhr, verschiedene Ermäßigungen im Importtarif, Wiederherstellung der vorher unterdrückten Preßfreiheit, haben einen günstigen Eindruck im Lande gemacht. Eine 2. Mai 1876 zu Guayaquil von General Veintimilla geleitete Erhebung führte jedoch zu einer für Borrero unglücklichen Schlacht am Fuße des Chimborasso, infolge deren sich derselbe nach Chile flüchtete. Veintimilla ließ sich nun zuerst zum Diktator und später, 3. April 1878, zum Präsidenten wählen, in welcher Stellung er sich behauptet hat.

Litteratur. Velasco, «Historia del reino de Quito» (Quito 1789; französisch herausg. von Ternaux-Compans, 2 Bde., Par. 1840); Villavicencio, «Geografia de la republica del E.» (Neuyork 1858); Schmarda, «Reise um die Erde» (Bd. 3, Braunschw. 1861), «E. und die E.-Landkompagnie» (Mannh. 1862); Gerstäcker, «Achtzehn Monate in Südamerika» (3 Bde., Lpz. 1862); Wappäus in Steins u. Hörschelmanns «Handbuch der Geographie und Statistik» (7. Aufl., Bd. 1, Abteil. 3, Lpz. 1863–70); Wagner, «Naturwissenschaftliche Reisen im tropischen Amerika» (Stuttg. 1870); J. Kolberg, «Nach E.» (2. Aufl., Freiburg 1881).

Écumeur (frz.), Abschäumer; É. littéraire, Plagiator; É. de table, Tellerlecker, Schmarotzer; É. de mer, Seeräuber.

Écusson (frz.), Wappenschild.

Écuyer (frz.), ehemals Schildknappe, jetzt Stallmeister; Grand É., Großstallmeister, unter Napoleon I. eine Reichswürde, welche Armand Caulaincourt bekleidete.

Ed., Abkürzung für Editio (Ausgabe eines Buchs) und für edidit, d. h. hat herausgegeben (auf Büchertiteln).

Edam, Stadt in der niederländ. Provinz Nordholland, 1,5 km von der Zuydersee, 17 km im NNO. von Amsterdam, mit 5740 E., einem kleinen Hafen, Schiffbau, Salzsiedereien und Seilerbahnen, ist besonders wegen seiner großen Käsemessen bekannt. Die Edamer Käse gehören zu den Süßmilchkäsen (Zoetemelks kaas), wiegen 3½–20 Pfd. und sind von vorzüglicher Güte. Der Ort hat ein schönes Rathaus, eine Börse, einen Fischmarkt, zwei reform. Kirchen, von denen die eine (mit Glasmalereien) zu den schönsten Nordhollands gehört. Lutheraner, Mennoniten, Katholiken und Israeliten besitzen je ein Bethaus.

Edda, d. h. Urgroßmutter, ist der Name zweier verschiedener Werke der altnordischen Litteratur, der ältern oder poetischen oder Sæmunds Edda und der jüngern oder prosaischen oder Snorres Edda; nur die letztere führt diesen Namen im Altertum, während die erstere ihn erst im 17. Jahrh. durch isländ. Gelehrte erhielt.

Die ältere Edda, als deren Verfasser oder Sammler man den alten Sæmund Sigfusson (gest. 1133) betrachtete, ist eine Sammlung von einigen 30 Liedern, deren Inhalt teils der nordischen Mythologie, teils der deutschen und nordischen Heldensage angehört (wie sie denn unter anderm die mythische Vorgeschichte unsers Nibelungenliedes enthalten). Sie gehören, einige wenigstens, zu den ältesten Erzeugnissen german. Dichtung, so namentlich die Völu-spá («Der Seherin Weissagung») von der

Entstehung der Welt und ihrem Untergange, ferner die Havá-mál («Sprüche des Hohen», d. i. Odins), eine Sammlung ältester Denksprüche, u. a., alle im Stabreim und in strophischer Form gedichtet. Zeit und Ort der Entstehung sind verschieden, doch kaum eins — in der uns vorliegenden Gestalt — vor dem 9. Jahrh. und keins außerhalb des norweg.-isländ. Sprachgebiets verfaßt. Diese Liedersammlung, etwa in der Mitte des 13. Jahrh. zu Stande gekommen, ist uns wesentlich nur in einer, überdies lückenhaften Handschrift vom Ende dieses Jahrhunderts (dem Codex regius auf der königl. Bibliothek zu Kopenhagen) erhalten; neuere Ausgaben sind die kritischen von Sophus Bugge (1867) und Hildebrand (1876), die erklärenden von Lüning (1859) und Bergmann (1871—79), eine deutsche Übersetzung von Simrock (1851; 8. Aufl. 1882).

Die jüngere oder Snorra-Edda oder «Edda» schlechtweg ist ein Lehrbuch für junge Skalden, die daraus teils die poetischen Ausdrücke, namentlich die Umschreibungen (Kenningar), teils die verschiedenen Versarten lernen sollen. Da jene Umschreibungen, die ja den wesentlichsten Teil der skaldischen Dichtung bilden, vielfach der nordischen Mythologie (und Heldensage) entnommen sind, beginnt diese E. mit zwei Darstellungen der nordischen Mythologie, der Gylfaginning («König Gylfes Täuschung») und den Bragarœdur («Reden des Dichtergottes Brage»), beide in dialogischer Form; es folgt Skáldskaparmál («Sprache der Dichtkunst»), eine nach sachlichen Gesichtspunkten geordnete Aufzählung der Umschreibungen und poetischen Ausdrücke, reich an Beispielen und Belegen aus den klassischen Skalden des 9. bis 12. Jahrh.; den Schluß bildet ein enkomiastisches Gedicht Snorre Sturlusons (s. d.) auf zwei norweg. Fürsten, das Háttatal («Aufzählung der Versarten»), welches in 102 Strophen von je einer besondern Versart verfaßt und mit einem metrischen Kommentar begleitet ist (Ausg. von Th. Möbius, 2 Hefte, Halle 1879—81). Wie weit sich der Anteil Snorres — jenes Gedicht ausgenommen — an der Abfassung der E. erstreckt, ist unsicher. Sicher aus späterer Zeit und nicht von Snorre ist jene (durch Schlözers Kritik bekannte) euhemeristische «Einleitung» zur E. und die beiden «Nachworte». — In einer der Handschriften dieser E., dem Codex Wormianus, finden sich vier kleine Schriften, zwei über das isländ. Alphabet und zwei «von den Redefiguren», wesentlich zwar auf Grund lat. Grammatiker, doch wertvoll durch die mancherlei aus isländ. Skalden aufgenommenen Beispiele; sie gelten in der Regel als Bestandteile der E. — Eine Gesamtausgabe der E. mit kritischem Apparat und lat. Übersetzung liegt vor in der noch unvollendeten Arna-Magnæanischen (Bd. I—III, 1, Kopenh. 1848—81); die Litteratur beider Edden in Th. Möbius' «Catalogus» (1856) und «Verzeichnis» (1880).

Eddystone (d. h. Fels des Wirbelstroms), Felsengruppe im Canal la Manche, unfern der Küste von Cornwall, im SSW. der Bai von Plymouth und 22 km vom Wellenbrecher dieses Hafenorts, in 50° 10′ 49″ nördl. Br. und 26° 36′ 3″ östl. L. (von Ferro). Auf ihr hat man 1696 einen Leuchtturm gebaut. Da das Meer denselben zerstörte, erfolgte 1706 ein Neubau, und als auch dieser zu Grunde gegangen, führte man 1756—59 einen 30 m hohen Turm auf, dessen Feuer, 22 m über der Meeresfläche, auf eine Entfernung von 12 km gesehen werden kann. Das Felsriff erstreckt sich vom Turme aus 142 m nach S., 115 m nach O. und 274 m nach NO.; aber an der Westseite findet man eine Tiefe von 22 m und weiter nach Plymouth hin ist das Meer 36—54 m tief. Dieser von Smeaton gebaute Leuchtturm geht ebenfalls seinem baldigen Ende entgegen, da die Wellen den festen Gneis unter demselben fortnagen; während der Stürme wird das Wasser längs der Turmwand bis 30 m über der Laterne in die Höhe geschleudert und umhüllt dieselbe schirmartig. Deshalb begann man 1879 den Bau eines neuen Leuchtturms, 37 m von der Stelle des alten entfernt, welcher 40 m hoch ist und 18. Mai 1882 dem Verkehr übergeben wurde.

Ede, bibe, lude (post mortem nulla voluptas), d. h. iß, trink, spiele (nach dem Tode gibt's kein Vergnügen mehr), Wahlspruch der Epikuräer.

Edelborsdorfer, s. Borsdorfer Apfel.

Edelinck (Gerard), berühmter Kupferstecher, geb. zu Antwerpen 1649, erhielt, nachdem er sich in seiner Vaterstadt die Elemente seiner Kunst zu eigen gemacht, in Paris seine Ausbildung, wo ihn Ludwig XIV. durch Gunstbezeigungen zu fesseln wußte. Als Kupferstecher des Königs und Mitglied der Malerakademie starb er daselbst 1707. Unter seinen zahlreichen Kupferstichen sind besonders hervorzuheben die große heilige Familie nach Rafael, Alexanders Besuch bei der Familie des Darius nach Lebrun, das Reitergefecht nach Rubens' Zeichnung des Leonardo da Vincischen Originals, und vor allen das Kreuz, von Engeln umgeben, nach Lebrun. Bei seinen größern Blättern nach histor. Gemälden verfuhr er oft ohne Rücksicht auf deren Wert; viele Bilder sind erst durch seine Meisterhand berühmt geworden. Auch in Porträts, deren er eine große Anzahl hinterlassen hat, war er sehr glücklich. Ein einfacher und dabei glänzender Grabstichel, korrekte, leichte Zeichnung, Naturtreue und eine unnachahmliche Harmonie in der Ausführung weisen E. einen hohen Rang unter seinen Kunstgenossen an; er gehört zu denjenigen Stechern, welche den malerischen Stil in diese Technik einführten. Weder sein Bruder Johann E. (geb. 1630), noch sein Sohn, Nikolaus E. (geb. zu Paris 1680, gest. 1768), welche ihm in seiner Kunst nacheiferten, haben ihn erreicht.

Edeling hieß im Mittelalter bei den Angelsachsen und Franken der Angehörige des hohen Adels, aus dessen Kreisen die Fürsten gewählt wurden.

Edelmann (Joh. Christian), freisinniger theol. Schriftsteller, geb. 8. Juli 1698 zu Weißenfels, studierte 1720—24 zu Jena Theologie, lebte mehrere Jahre als Hauslehrer in Österreich, steigerte seine Abneigung gegen die Starrheit der luth. Dogmatik durch die Lektüre von Gottfried Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte, fand aber auch bei den Herrnhutern das gesuchte echte Christentum nicht; 1736 begab er sich nach Berleburg, um an der Berleburger Bibelübersetzung (s. d.) teilzunehmen. Er übersetzte den 2. Brief an Timotheus, den Brief an Titus und an Philemon, überwarf sich dann mit dem Leiter des Unternehmens und begab sich zum Grafen Hachenburg im Westerwalde. Hier fand er den Ausgang aus seinen geistigen Kämpfen durch die Erkenntnis: «Gott ist die Vernunft», und nährte sich ruhig mit Weben, aber seine Freunde forderten ihn bald auf, wieder zu schriftstellern. Er schrieb darauf: «Moses mit aufgedecktem Angesicht, von zwei ungleichen Brüdern Lichtlieb und Blindling

beschauet» (Berleburg 1740), «Die Göttlichkeit der Vernunft» (Berleburg 1741). Als E. 1744 nach Neuwied zog, mußte er dem Grafen ein Glaubensbekenntnis vorlegen. Dasselbe wurde wider seinen Willen und überdies entstellt veröffentlicht. Darauf schrieb E. selbst «Abgenötigtes, jedoch andern nicht wieder aufgenötigtes Glaubensbekenntnis» (Neuwied 1746; 2. Aufl., Lpz. 1848). Darauf hin ward er als Freigeist überall verfolgt, lebte mehrere Jahre ein verborgenes und elendes Leben zu Altona, bis Friedrich II. ihm 1749 den Aufenthalt in Berlin gestattete, gegen das Versprechen, nichts mehr drucken zu lassen. Hier starb er 15. Febr. 1767. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: «Christus und Belial» (1741), «Die Begierde nach der vernünftigen lautern Milch der Wahrheit» (1744; 2. Aufl. 1747). Eine Auswahl seiner Schriften erschien in Bern (1847), seine «Selbstbiographie», herausg. von Klose, in Berl. (1849). Vgl. Mönckeberg, «H. S. Reimarus und Johann Christian E.» (Hamb. 1867); Guden, «Johann Christian E.» (1870); Bruno Bauer, «Einfluß des engl. Quäkertums auf die deutsche Kultur und auf das engl.-russ. Projekt einer Weltkirche» (Berl. 1878).

Edelmetalle heißen im chem. Sinne diejenigen Metalle, die von Sauerstoff und Wasser nicht angegriffen werden und sich aus ihren Sauerstoffverbindungen durch bloßes Erhitzen wieder ausscheiden lassen. (S. Metalle.) Eine besondere volkswirtschaftliche Bedeutung haben unter diesen Metallen diejenigen, die seit der Anfangsperiode unserer Kulturentwickelung als Geldstoffe gedient haben, nämlich Gold und Silber, die daher auch vorzugsweise als E. bezeichnet werden. In Rußland wurde allerdings von 1828 bis 1845 auch Platin als Material zu vollwertigen Münzen verwendet, doch gab man diesen Versuch wieder auf, teils wegen technischer Schwierigkeiten, teils wegen des steigenden Preises dieses Metalls. Die ersten sind allerdings gegenwärtig überwunden, da man das Platin jetzt in beliebigen Quantitäten schmelzen kann, aber die Verbreitung desselben ist doch zu spärlich, als daß es je eine größere Bedeutung als Geldstoff erlangen könnte. Auch eignet es sich wenig zu Luxuszwecken, während Gold und Silber ursprünglich allein durch diese Art der Verwendung schon einen hohen Wert erhielten, der dann durch die ihnen übertragene Geldfunktion eine festere und breitere Grundlage erhielt. In der neuern Zeit erweist sich infolge der immer mehr gestiegenen Höhe der Geldpreise das Gold als das bequemste Geldmetall für den mittlern und größern Verkehr, weil ein gleiches Gewicht oder Volumen in Gold einen weit größern Wert repräsentiert als in Silber. Es hat daher schon teilweise die Demonetisierung (s. d.) des Silbers begonnen. Durch die volle Durchführung derselben würde wahrscheinlich der Preis des letztern Metalls zunächst sehr tief herabgedrückt werden und später fortwährend großen Schwankungen unterworfen bleiben. Andererseits würden auch für die Volkswirtschaft während einer längern Übergangszeit Schwierigkeiten daraus erwachsen, daß das Gold allein die Dienste leisten müßte, die bis dahin von den beiden E. verrichtet wurden.

Übrigens ist auch die bloß industrielle Verwendung der E. zu Schmucksachen, Geräten u. s. w. keineswegs gering anzuschlagen. Soetbeer schätzt sie für das Jahrzehnt 1871–80, nach Abzug des alten Materials, auf jährlich etwa 234 Mill. Mark Gold und 81 Mill. Mark Silber, während er für die J. 1831–40 diese Durchschnittsziffern nur zu 50 und 36 Mill. Mark annimmt. Dabei belief sich in den J. 1876–80 die durchschnittliche jährliche Produktion von Gold nur auf 474 Mill., die von Silber auf 450 Mill. Mark. Den Bestand an Goldgeld auf der ganzen Erde schätzt Soetbeer für 1880 auf 13085 Mill. Mark, den Bestand an Silbergeld auf 8400 Mill. Mark. Trotz der bedeutenden industriellen Verwendung der beiden E. war aber ihr Wert und namentlich auch ihr Wertverhältnis untereinander bisher hauptsächlich durch ihre Verwendung zur Geldprägung beherrscht, indem die Gesetzgebung der Staaten, welche den Wert der Münzen des einen Metalls gegen die bei andern tarifierte oder, wie in den Ländern der Doppelwährung (s. d.), freie Prägung beider Metalle nach einem festen Wertverhältnisse gestattete, einen entscheidenden Einfluß auf das im freien Verkehr geltende Wertverhältnis ausübte. Das Verhältnis des Goldwertes zum Silberwerte scheint schon im alten Assyrien auf $13\frac{1}{3}:1$ fixiert gewesen zu sein, womit auch die Angabe Herodots ziemlich übereinstimmt, daß dasselbe unter Darius 13:1 betragen habe. Bei den Griechen stand es zu Platos Zeit auf 12:1 und zeigte später starke lokale Schwankungen. In Rom war es in der republikanischen Zeit 11,9:1, unter dem Kaiserreiche schwankte es in der Nähe dieser Ziffer, scheint aber in der letzten Periode nach Konstantin bis 14:1 gestiegen zu sein. Unter den Karolingern galt das Verhältnis 12:1, bis Ende des 15. Jahrh. aber wich es allmählich in allen europ. Ländern auf beinahe 10:1 zurück, um sich dann im Laufe des 16. Jahrh. wieder auf 12:1 zu heben. Im 17. Jahrh. stieg das Wertverhältnis allmählich bis 15:1, und im letzten Viertel des 18. Jahrh. stellte es sich, nachdem es vorher bis nahe an $14\frac{1}{2}:1$ zurückgegangen war, in die Nähe von $15\frac{1}{2}:1$. Diese letztere Relation wurde in Frankreich schon 1785 gesetzlich angenommen und später durch das die franz. Doppelwährung begründende Gesetz von 1803 zu einer Art von Normalwert gemacht, von welchem der freie Verkehr, weil die franz. Münzstätte eben jedes ihr dargebotene Quantum Gold oder Silber nach diesem Verhältnis zu Franken prägte, nur wenig abwich. Nach den londoner Silberpreisen fand die stärkste Abweichung zu Ungunsten des Silbers unmittelbar vor den neuen Goldentdeckungen in den vierziger Jahren statt (15,93:1); andererseits aber war auch die ungeheuere Goldzufuhr aus Amerika und Australien nicht im Stande, das Verhältnis tiefer als 15,1:1 herabzudrücken. Infolge der deutschen Münzreform und der sich daran anschließenden Suspension der Silberprägungen in den Staaten des Frankensystems wurden der gleichzeitig vermehrten Silberproduktion die bequemsten Abflußwege versperrt und es trat seit 1873 eine Erhöhung des relativen Goldwertes ein, die, überdies noch mit einem verminderten Silberabfluß nach Ostasien zusammentreffend, das Wertverhältnis 1876 zeitweise auf 20:1 brachte. Es folgte dann zwar wieder eine Besserung des Silberpreises, doch ist das Wertverhältnis in der neuesten Zeit immer noch in der Nähe von 18:1 geblieben und jeder weitere Fortschritt in der Demonetisierung des Silbers wird es wieder noch ungünstiger für dieses Metall gestalten. (Vgl. Bimetallismus, Geld, Gold, Silber, Währung.)

Edelopal, s. unter Opal.

Edelpilz, s. Steinpilz.

Edelraute, Pflanzenart, s. unter Lauch.

Edelreis, ein mit Augen (Knospen) besetztes, im Vorjahre erwachsenes Zweigstück, das einer edeln, d. h. nutzbringendern oder schönern Spielart der Obst- oder Zierbäume entnommen und auf eine weniger edle, mit Leichtigkeit in Menge zu erziehende Pflanze (Wildling, Unterlage, Grundstamm) dergestalt übertragen wird, daß beide Teile innig miteinander verwachsen. Bedingung des Gelingens dieser für die Erhaltung und Vermehrung von Spielarten wichtigen Operation ist die erfahrungsmäßig bestehende Verwandtschaft des E. mit dem Wildlinge. Die E. bricht man in der Regel im Winter, um sie in Erde eingeschlagen bis zum Frühjahre aufzubewahren. (S. Veredelung.)

Edelsheim (Ludw., Freiherr von), ehemaliger bad. Minister des Auswärtigen, geb. 24. Okt. 1823 zu Karlsruhe, studierte in Heidelberg und in Berlin Rechts- und Staatswissenschaften, machte größere Reisen und wurde 1855 von der hanauischen Ritterschaft, deren Mitglied er als Mitbesitzer des Ritterguts Wachenbuchen war, in die kurhess. Erste Kammer gewählt. In dieser Stellung nahm er auf der Seite der verfassungstreuen Partei an den durch die reaktionäre Regierung des Kurfürsten hervorgerufenen Verfassungskämpfen teil. Im J. 1861 von dem Präsidenten des bad. Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, von Roggenbach, nach Baden zurückberufen, wurde E. bad. Ministerresident in Wien, 1863 außerord. Gesandter daselbst, 1864 zugleich in Dresden. Im Nov. 1863, beim Auftreten der schlesw.-holstein. Frage, erhielt er den Auftrag, sich zum Herzog Friedrich von Augustenburg, welchen Baden bereits als rechtmäßigen Herzog von Schleswig-Holstein anerkannt hatte, nach Gotha zu begeben und ihm Rat und Hilfe seitens der bad. Regierung anzubieten. E. begleitete den Herzog auf dessen Reise nach Kiel 29. Dez. bis Hamburg und kehrte von da nach Karlsruhe zurück. Am 19. Jan. 1864 reiste er im Auftrag der Regierung nach München und Dresden, um für ein selbständiges Auftreten der Mittel- und Kleinstaaten und für die Einberufung eines Parlaments ad hoc zu wirken. Nach dem Rücktritt von Roggenbachs wurde ihm 19. Okt. 1865 unter dem Titel eines Staatsministers das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übertragen. E. reiste sofort nach Dresden und Wien, um mit den dortigen Ministern sich zu verständigen, und konferierte auf der Rückreise in München und Stuttgart mit den Ministern von der Pfordten und Varnbüler. Bei seiner Rückkehr nach Karlsruhe 23. Dez. übernahm er thatsächlich das Ministerium. In seinem Programm, das er dem Großherzog vorlegte, sprach er sich für den liberalen Ausbau der ganzen Gesetzgebung, für die Unterstützung Österreichs gegen die preuß. «Vergrößerungspolitik» und für ein Zusammengehen der Staaten der dritten Gruppe auf nationaler Grundlage aus. Im Schoße des Ministeriums war Mathy sein einziger Gegner; Stabel und Lamey kamen E. sehr nahe. Vor Ausbruch des Deutschen Kriegs von 1866 wohnte E. den mittelstaatlichen Konferenzen in Augsburg 22. April und in Bamberg 13. und 14. Mai 1866 bei und beantragte, gegenüber dem bayr. Antrag auf sofortige Rüstung, die bewaffnete Neutralität der Mittelstaaten, unterzeichnete aber nachher den von der Konferenz angenommenen bayr. Antrag. Der außerordentliche Kredit für die Vorbereitung zur Mobilmachung wurde 28. Mai von E. mit der Notwendigkeit eines Zusammengehens der süddeutschen Mittelstaaten zum Zweck einer gemeinsamen deutschen Politik begründet und von beiden Kammern genehmigt, jedoch nicht ohne daß die Politik der Neutralität als die für Baden allein richtige bezeichnet wurde. Nach dem Ausbruch des Kriegs drang E. auf Purifikation des Ministeriums im preußenfeindlichen Sinne. Die Ministerialräte Jolly und von Freydorf wurden ihrer Stellung enthoben, Minister Mathy zur Einreichung seines Entlassungsgesuchs genötigt. Die preuß. Siege führten jedoch E.s eigenen Sturz herbei. Am 5. Juli beriet sich E. in Frankfurt, 20. und 21. Juli in München mit seinen Kollegen aus Darmstadt, Stuttgart und München. Bei seiner Rückkehr nach Karlsruhe fand er eine von 39 Abgeordneten unterschriebene Adresse vor, in welcher die Aufstellung einer Mainlinie als ein schweres nationales Unglück bezeichnet und der Eintritt Badens in den zu errichtenden neuen Bundesstaat verlangt wurde. Infolge dieses Umschwungs gab E. 24. Juli seine Entlassung und zog sich nach Konstanz zurück. Er starb 23. Febr. 1872.

Edelsheim-Gyulai (Leopold Wilh., Reichsfreiherr), österr. General der Kavallerie, geb. 10. Mai 1826 zu Karlsruhe, trat jung in die österr. Kavallerie, nahm 1848 und 1849 bereits als Rittmeister des Kürassierregiments Wallmoden an den Kämpfen in Italien und Ungarn teil, zeichnete sich 1859 bei Magenta als Kommandeur des Husarenregiments König von Preußen hervorragend aus und ritt bei Solferino in kühner Attacke durch alle vordern Treffen der Franzosen bis auf deren Verbandplatz, wofür er das Theresienkreuz erwarb. Nach dem Friedensschluß übernahm E. den Befehl über die beiden freiwilligen Reiterregimenter und führte bei diesen zuerst seine neue Ausbildungsweise und Reitmethode ein. Im J. 1866 befehligte E. eine leichte Kavalleriedivision, welche für die Verwendung als selbständiges Streifkorps bestimmt war; die Niederlagen des österr. Heeres beschränkten seine Thätigkeit jedoch auf die Deckung des Rückzugs von Olmütz nach Wien, nach vorheriger Beteiligung an den Kämpfen im nördl. Böhmen. Nach dem Kriege wurde E. Inspektor der Kavallerie und reorganisierte diese Waffengattung in mustergültiger, im Auslande mehrfach nachgeahmter Weise. Infolge Adoption seines 1869 verstorbenen Vetters, des Feldzeugmeisters Grafen Gyulai, nahm er dessen Namen an, legte 1875 das Amt des Kavallerieinspekteurs nieder und ist seitdem Höchstkommandierender in Ungarn mit dem Titel eines kommandierenden Generals zu Budapest. E. ist vermählt mit Friederike, geb. Kronau (geb. 7. März 1841 zu Ruhrort), welche früher als Mitglied des Carltheaters in Wien als Vertreterin des Conversationsfaches sehr beliebt war.

Edelsland hieß früher ein westl. Küstenstrich Australiens, von 26 bis 31½° südl. Br. reichend. Derselbe wurde im Juli 1619 von einem Schiffe der Kaufleute Jans de Edel und Frederik de Houtman erreicht und nach dem erstern benannt.

Edelsteine heißen im allgemeinen die durch Durchsichtigkeit, Glanz und Feuer, Farblosigkeit oder schöne Färbung, bedeutende Härte und Politurfähigkeit ausgezeichneten und deshalb als

Schmuck verwendeten Mineralien, also namentlich Diamant, Rubin und Saphir, Smaragd-Beryll und Aquamarin, Spinell, Chrysoberyll, Chrysolith, Topas, Zirkon oder Hyacinth, Granat (edler und böhmischer), Turmalin, Cordierit, Amethyst und Opal. Andere Mineralien, welche nur durchscheinend oder sogar undurchsichtig sind, werden gelegentlich ebenfalls wegen ihrer Färbung oder charakteristischen Zeichnung zu Schmucksteinen verwendet, z. B. Chalcedon, Karneol, Achat, Onyx, Sardonyx, Heliotrop, Lasurstein, Türkis, Jaspis, Adular, Axinit, Labrador, Obsidian, Gagat (Pechkohle), Bernstein u. s. w., diese haben einen weit geringern Wert als die erstgenannten und werden als **Halbedelsteine** bezeichnet. Den in seinen reinsten Varietäten sehr schätzbaren Bergkrystall und Rauchquarz (Rauchtopas) pflegt man nicht unter die E. zu rechnen. Der Preis der E., deren Substanz aus den allergewöhnlichsten Stoffen, aus Kohlenstoff, Thonerde, Kieselsäure, Kalk, Magnesia u. s. w. besteht und die daher an sich völlig wertlos ist, richtet sich überhaupt nach der Seltenheit und Schönheit des Steins, sowie nach den wechselnden Launen der Mode u. s. w. Besonderer Wert wird bei manchen Steinen auf Farbenspiel, Farbenwandlung, Irisieren und Schillern gelegt, so z. B. beim Opal, Labrador, Adular u. s. w. Alle Schmucksteine werden entweder geschliffen oder geschnitten. Geschnittene, d. h. mit geschnittenen oder gravierten Bildern versehene Schmucksteine oder Gemmen (s. d.) waren vorzüglich bei den Alten beliebt, welche im Schneiden der Steine bereits eine große Meisterschaft erreicht hatten, obgleich sie das Schleifen der Steine noch nicht übten. (S. unter **Steinschneidekunst**.)

Das **Schleifen** der E. besteht in der Kunst, die Steine künstlich dergestalt mit regelmäßig angeordneten Flächen (Facetten) zu versehen, daß dadurch die für Hervorhebung der besondern Eigenschaften des Steins günstigste Lichtwirkung entsteht. Die Schliffform eines Schmucksteins ist daher vom Charakter des E. abhängig, und man unterscheidet deshalb verschiedene Arten, welche sowie die einzelnen Teile des geschliffenen E. bestimmte Namen tragen. (S. **Edelsteinschleiferei**.) Die Art, wie die geschliffenen Steine in Ringe u. s. w. eingesetzt werden, heißt die Fassung. Diese ist bei ganz fehlerlosen, durchsichtigen Steinen am besten à jour, d. h. der Stein wird von der Fassung nur am Rande krallenartig umgeben und ist oben und unten frei. In allen andern Fällen setzt man den Stein in ein der Form des Unterteils angemessenes Kästchen ein und weiß dabei durch Färbung dieses Kästchens, Unterlage von Zinnfolie, Gold- und Silberblättchen u. s. w., teils den Effekt des Steins künstlich zu erhöhen, teils vorhandene Fehler geschickt zu verdecken. Größere Steine werden oft in der Fassung mit kleinern derselben oder anderer Art umgeben, damit Glanz, Farbe und Feuer des Hauptsteins besser hervortritt.

Die hauptsächlichsten Fehler der E. sind kleine Risse im Innern, Federn genannt, wollige Trübungen u. s. w. Betrug wird dadurch getrieben, daß man teuere Steine durch wohlfeile ersetzt: teils, indem man die Steine aus mehrern Teilen zusammenkittet (Doubletten), wobei häufig nur der Oberteil echter Stein, der Unterteil aber Bergkrystall oder Glasfluß ist; teils indem man den Steinen gefärbte Glasflüsse, **Straß**, substituiert. (S. **Edelstein-Imitationen**.) Abgesehen von diesen Fälschungen hat man sich aber auch bestrebt, echte E., wie sie in der Natur vorkommen, künstlich darzustellen, und in manchen Fällen ist die Möglichkeit eines solchen Prozesses dargethan worden, wenngleich die bis jetzt dabei erhaltenen Produkte meist kleine, kaum verwertbare Kryställchen waren. (S. **Edelsteine**, künstliche.)

Die meisten und teuersten natürlichen E. finden sich in den **Edelsteinwäschereien** (s. d.) von Kapland, Ostindien, Ceylon, Brasilien, doch hat auch Europa einzelne E. von vorzüglicher Qualität, z. B. die böhm. Granaten, salzburger Smaragde, ungar. Edelopale u. s. w. Die Nomenklatur der Juwelenhändler ist zuweilen von der mineralogischen sehr verschieden, sodaß z. B. mit dem Namen Rubin drei ganz verschiedene Steine (roter Korund, Spinell und Topas) bezeichnet werden. Auch werden rote, geschliffene Turmaline unter dem Namen Sibirischer Rubin verkauft. Es gibt eine Menge von Sondernamen für gewisse Varietäten: so Mondschein für mattschillernde Adulare, schott. Topase für weingelbe Quarzkrystalle aus Schottland, marmaroser Diamanten für wasserhelle Bergkrystalle aus der Marmaros in Ungarn. Der Handel mit Juwelen, namentlich aber mit Diamanten ist großen Schwankungen unterworfen. (S. **Edelsteinhandel**.) Man verkauft die E. nach dem Gewicht, nach Juwelenkarat zu 4 Grän; das Juwelengrän ist = $51\frac{1}{2}$ mg. Bei den seltenern Steinen steigt der Preis nicht im einfachen Verhältnisse der Schwere; es ist dabei von großem Einfluß, ob von dem fraglichen Steine große Exemplare selten sind. So ist z. B. der Rubin in kleinen Exemplaren meist billiger als der Diamant, aber bedeutend teuerer als Diamant, wenn er in reinen Exemplaren von über 3 Karat Gewicht vorkommt. Rohe Steine, **Brut** genannt, haben höchstens den halben Preis der verarbeiteten.

Vgl. Barbot, «Traité des pierres précieuses» (Par. 1858); Kluge, «Handbuch der Edelsteinkunde» (Lpz. 1860); Emanuel, «Diamonds and precious stones» (Lond. 1867); Schrauf, «Handbuch der Edelsteinkunde» (Wien 1869); King, «Natural history of precious stones and metals» (Lond. 1870); Jannetaz und Fontenay, «Diamant et pierres précieuses» (Par. 1880).

Edelsteine (künstliche) nennt man diejenigen krystallisierten und zu Schmucksteinen verwendbaren Mineralien, welche nicht durch die Natur, sondern durch die Hilfsmittel des Chemikers erzeugt sind. Sie besitzen dieselbe Substanz wie der entsprechende natürliche Stein und unterscheiden sich von ihm nur dadurch, daß sie sich im Laboratorium, anstatt in den Schichten der Erde, aus den Atomgruppen der Elemente gebildet haben. Die in den Juwelen enthaltenen chem. Verbindungen sind an und für sich fast wertlose Substanzen. Der Kohlenstoff im Diamant ist identisch mit jenem, den man im Graphit benutzt, oder in der Steinkohle verbrennt. Im Rubin und Saphir findet sich dieselbe Thonerde, welche in allen Töpferwaren, Ziegeln vorherrscht, und deren Verbreitung eine so große ist, daß nahe ein Sechstel der gesamten festen Erdrinde aus ihr besteht. Nie verleiht die Substanz den Juwelen einen Wert: diesen Molekulargruppen gibt nur der Aggregatzustand, das Vorkommen in Krystallen jene Eigenschaften, die man von Schmucksteinen verlangt.

Die künstliche Erzeugung von Edelsteinen ist daher möglich, wenn es dem Chemiker gelingt, die Substanz des gewünschten Juwels absolut rein darzustellen und in diesem Zustande das Festwerden derselben in Krystallen zu veranlassen. Ohne große Schwierigkeit kann man beliebige Quantitäten der in den Schmucksteinen enthaltenen Elemente durch bekannte chem. Reaktionen aus andern wertlosen Mineralien gewinnen. Man erhält aber durch die üblichen Prozesse diese Substanzen nur als derbe, gestaltlose, amorphe Massen, nicht in Krystallen, welche zu Schmucksteinen verschleifbar wären. Krystallbildung ist selten und nur unter gewissen Bedingungen möglich, und es bedarf komplizierter Methoden, um die Substanz zu zwingen, in regelmäßigen Formen fest zu werden. Bereits erstarrte Körper ändern nicht mehr ihre Form. Nur Gase, Flüssigkeiten, oder geschmolzene Massen können sich während des Erkaltens und beim Erstarren zu gesetzmäßigen Formen agglomerieren. Dieses Gesetz der Krystallbildung muß bei der Erzeugung künstlicher Edelsteine, trotz aller Modifikationen der Versuche, immer erfüllt werden.

Je langsamer das Erkalten der Flüssigkeiten oder das Abscheiden der gelösten Stoffe erfolgt, desto reiner sind die Krystalle. Die Schönheit und Größe der Schmucksteine ist nur eine Folge der unbeschränkten Zeit, welche der Natur für das Werden und Entstehen der Mineralien zu Gebote steht. Aber gerade die Langsamkeit der natürlichen Bildungsprozesse macht diese unverwendbar, wenn Substanzen im Laboratorium erzeugt werden sollen. Es müssen schnell und kräftig wirkende Reaktionen angewendet werden, welche das angestrebte Resultat in möglichst kurzer Zeit liefern. Eine Anleitung hierzu gibt die synthetische Mineralogie. Ihrem Ziele nach ist diese Wissenschaft verwandt der synthetischen organ. Chemie, welcher die Jetztzeit so viele neue technisch wichtige Stoffe verdankt, z. B. das «künstliche echte» Indigo. Namentlich franz. Chemiker haben seit vier Dezennien die Mineralsynthese gefördert und ihre Methoden zur Erzeugung der künstlichen Edelsteine sind bereits so vervollkommnet, daß es nur eines äußern Anstoßes, des Zusammentreffens von Kapital und Unternehmungslust bedarf, um in der That die Experimente der Gelehrten fabrikmäßig zu imitieren und so für die ganze Welt gewinnreich zu verwerten.

Die Schmucksteine lassen sich nach ihren chem. Eigenschaften in vier Gruppen sondern: 1) die Sauerstoffverbindungen der leichten Metalle Aluminium, Magnesium, Beryllium: Korund (Rubin und Saphir), Spinell und Chrysoberyll; 2) die Verbindungen des Siliciums mit erstern, d. h. die Kalk-, Magnesia-, Eisen-, Thonerdesilicate; es sind dies meist Schmucksteine niedern Ranges; 3) Wasser enthaltende Substanzen, z. B. Türkis, Opal; 4) reiner Kohlenstoff: Diamant. Das Hauptinteresse aller Forscher ist der ersten und vierten Gruppe zugewendet, da ein glückliches Resultat in diesen Fällen nicht bloß theoretische Wichtigkeit, sondern auch techn. Bedeutung und Wert hat.

Korund (Aluminiumoxyd, Al_2O_3) mit seinen farbigen Varietäten Rubin und Saphir ist bereits mehrmals künstlich erzeugt worden. Die ersten synthetischen Arbeiten auf diesem Gebiete begannen bereits 1839. Gaudin hat in der Flamme des Knallgasgebläses eine kleine Quantität Aluminiumoxyd (Thonerde) geschmolzen und fand nach dem Erstarren des kleinen Kuchens in dessen Innerm einzelne mikroskopische Krystalle: also Korund. Da aber Thonerde sehr schwer schmelzbar ist, so mußte man verzichten, etwa größere Quantitäten Aluminiumoxyd in Arbeit zu nehmen, auf daß man größere Krystalle erhielte. Um aber doch dieses letztere angestrebte Ziel zu erreichen, setzte man daher in allen spätern Versuchen der reinen Thonerde Flußmittel zu, welche verursachen, daß Aluminiumoxyd schon bei einer niedrigern Temperatur schmilzt. In diesem Falle genügt dann die Glühhitze des Porzellanofens, und da dieser für den Massenbetrieb eingerichtet ist, konnte man auch größere Quantitäten von Thonerde auf einmal verflüssigen.

Verschiedene Methoden dieser Art haben Ebelmen, Deville, Caron, Hautefeuille angewendet. Aber erst 1877 ward von Fremy und Feil in Paris ein Verfahren entdeckt, welches sich durch die Einfachheit der Reaktionen und durch die Möglichkeit, große Quantitäten der Substanz zu gewinnen, auszeichnet und selbst für die fabrikmäßige Darstellung des Rubins und Saphirs im Großen geeignet ist. Als Reagentien verwenden sie reine Thonerde, Mennige (Bleioxyd), welches leicht schmelzbar ist und mit der Thonerde eine schmelzbare Verbindung (Bleialuminat) bilden kann, und endlich Kieselsäure (SiO_2). Sie füllen den Tiegel aus feuerfestem, kieselsäurereichem Thon mit gleichen Gewichtsteilen Thonerde und Mennige und erhalten dieses Gemisch so lange bei Rotglut, bis sich das geschmolzene Bleialuminat gebildet hat. Bei Steigerung der Hitze beginnt aber die Kieselsäure, welche in den Tiegelwänden enthalten ist, stärker als Thonerde auf Blei zu reagieren, reißt letzteres vom Aluminiumoxyd los und bildet mit ihm ein geschmolzenes Bleisilicat. Die Thonerde wird auf diese Weise sehr langsam isoliert und vermag nun, in dem flüssigen Bleiglas schwebend, während des langsamen Erkaltens zu krystallisieren. Zerschlägt man den Schmelztiegel, so findet man im untern Teile, unter dem erstarrten Bleiglase, einen an reiner Thonerde reichen, festen Kuchen, der in seinen einzelnen Höhlungen nicht bloß amorphes, sondern auch krystallisiertes Aluminiumoxyd, d. h. farblosen Korund enthält. Wird dem ursprünglichen Gemisch 2 Proz. Kaliumbichromat zugesetzt, so enthalten auch die entstandenen Krystalle etwas Chrom, sind rot gefärbt und wahre Rubine. Ein geringer Zusatz vom blaufärbenden Kobalt genügt andererseits, um Korunde von der Farbe des Saphirs zu erzeugen.

Schon die ersten Versuche von Fremy und Feil lieferten einige Kilogramme krystallinischer Thonerde, in welcher zahlreiche kleine, unreine Individuen, sowie auch einige schöne, fast schleifwürdige Krystalle vorhanden waren, welche Härte, Farbe und alle Eigenschaften des natürlichen Rubins besaßen. Diese Erfolge waren möglich, weil sie mit großen Mengen, 20—30 kg, arbeiteten und weil sie diese Quantitäten durch lange Zeit, 20 Tage, ununterbrochen in dem Glasofen der Fabrik zu St.-Gobain bei gleichhoher Temperatur geschmolzen erhalten konnten. Das Geheimnis des Erfolgs ist aber in der Verwendung von Substanzen mit geringer chem. Affinität zu suchen, weil deshalb die Reaktionen nur successive eintreten und dem frei werdenden Aluminiumoxyd genügend Zeit gegönnt ist, um in Krystallen anschießen zu können. Dieses glückliche Resultat, bestehend in Gewinnung beträchtlicher Massen, mindestens für die Uhrmacher-

kunst tauglichen, Schleifmaterials wird die Veranlassung werden zur wahrhaft fabrikmäßigen Darstellung des Rubins und Saphirs. Das Feil-Fremysche Verfahren unterscheidet sich nämlich durch die Billigkeit der angewendeten Reagentien vorteilhaft von allen übrigen Methoden, nach denen ebenfalls die Darstellung des Korund sicher gelingt.

Von solchen ältern Versuchen sind wegen des glücklichen Resultates zwei wichtig und erwähnenswert. Die Arbeiten von St.-Claire Deville und Caron lieferten schon 1858 tafelförmige, 1 cm große, aber sehr dünne Rubinkrystalle. Die angewendeten Reagentien waren Fluoraluminium (Al_2Fl_6) mit etwas Fluorchrom (Cr_2Fl_6, wegen der Färbung) und Borsäure (Bo_2O_3). Die Substanzen wurden in separate Kohlentiegel gefüllt, in eine Thonmuffel eingeschlossen und so dem Brande des Porzellanofens ausgesetzt. In der Weißglut werden diese festen Substanzen in Dampf verwandelt, sie mischen und zersetzen sich, es entsteht das flüchtige Fluorbor Bo_2Fl_6 und andererseits Thonerde Al_2O_3, welche auskrystallisierte und wegen des Chromgehaltes schön rotgefärbte Rubine lieferte. Hätte diese Methode gestattet, mit sehr großen Quantitäten zu operieren, so wären schon vor 25 Jahren schleifbare, künstliche Rubine erzeugt worden. Das Devillesche Verfahren hat 1864 Hautefeuille etwas abgeändert. Er leitete über Thonerde, die eingeschlossen in einem Platinrohr zur Weißglut erhitzt wurde, einen kontinuierlichen Strom von Stickstoffgas, Wasserdampf und Fluorwasserstoff. Auch hierbei erzeugten sich im Innern der Röhre kleine Korundkrystalle.

Der rote Schmuckstein **Spinell** (Magnesiumaluminat, $MgAl_2O_4$) ward bereits 1854 von Ebelmen in 3—4 mm großen Krystallen dargestellt. Mit gewogenen Mengen reiner Thonerde, Magnesia und Chrom, sowie mit Borsäure als Flußmittel, wurde eine Platinschale beschickt, diese in eine Muffel eingeschlossen, und so der Weißglut des Porzellanofens der Fabrik zu Bapterosse bei Paris ausgesetzt. Es bildet sich schmelzbares Magnesiaborat, in welchem sich die Thonerde diluiert, und mit dem Überschusse der Magnesia verbunden, dann beim Erkalten auskrystallisiert.

Die Schmucksteine niedern Ranges, namentlich die Silicate, wurden von Daubrée und Ebelmen durch das Schmelzen ihrer Bestandteile erzeugt. Doch die entstandenen Produkte sind nur mikroskopisch klein und für den Handel mit diesen ohnehin billigen Steinen von keiner Bedeutung.

Von den bisher beschriebenen Methoden unterscheiden sich wesentlich jene Verfahren, welche zur Darstellung der Wasser enthaltenden Schmucksteine Türkis oder Opal dienen. Der blaue **Türkis** besteht aus phosphorsaurer Thonerde und ist einer der wenigen Schmucksteine, welche aus derben, amorphen Mineralmassen (nicht aus krystallisierter Substanz) herausgeschliffen wird. Da somit Krystallbildung für die Imitation nicht nötig ist, so genügte es, dem leicht und billig zu beschaffenden chem. Präparat Aluminiaphosphat durch einen starken Druck unter der hydraulischen Presse jene beträchtliche Härte zu verleihen, welche das natürliche Mineral besitzt, sowie das rein weiße Phosphat durch einen Zusatz von etwas Eisen und Kupfer grünlichblau zu färben. Diese Methode zur Erzeugung künstlicher, echter Türkise ward in der letzten Zeit bei Wien fabrikmäßig betrieben.

Auch **Opal** (die etwas Wasser enthaltende Kieselsäure) kann nach einfachen Methoden erzeugt werden. Schon 1847 erhielt Ebelmen in Paris Opalmassen im Durchmesser von 5—6 cm aus dem von ihm entdeckten Kieseläther. Verflüchtigt sich derselbe an feuchter Luft, so bleibt eine gallertartige Masse zurück, welche langsam zu opakem, farbenspielendem Opal erhärtet. Eine ähnliche — zu durchscheinendem, Farbenwandlung zeigendem Opal erstarrende — Gallerte erhielt 1856 Maschka, als er durch eine Lösung von Wasserglas Kohlensäure, welche erstere zersetzt, hindurchleitete. Beide Methoden sind einfach und zu Fabrikbetrieb geeignet.

Die zur Erzeugung Sauerstoff enthaltender Mineralien dienlichen Methoden versagen, wenn es sich um die künstliche Bildung des **Diamanten** handelt. Da der Diamant in sauerstoffreicher Luft verbrennbar ist, da im geschlossenen Raum der reine Kohlenstoff sich in der Hitze als Graphit abscheidet, so ist es unmöglich, etwa durch Schmelzen und Krystallisierenlassen von Kohle diesen Schmuckstein zu erzeugen. Bei der geringen Affinität, welche Kohlenstoff selbst zu den übrigen Elementen besitzt, ist es auch schwer, passende Kombinationen zu ersinnen, durch deren Wechselzersetzung etwa Kohlenstoff langsam frei würde und dann krystallisieren könnte. Diese synthetischen Versuche sind um so schwieriger, da das Vorkommen des Diamanten in der Natur — immer auf sekundärer Lagerstätte — keinen Aufschluß über seine Bildung gibt. Ungleich dem der übrigen Juwelen ist sein Auftreten. Dort, wo die massenhaften Vorkommnisse des Kohlenstoffs sich finden, dort fehlt Diamant. Er ist sowohl den Kohlenfeldern als auch den Petroleumdistrikten vollkommen fremd. Man hat teils angenommen, daß Diamant durch die Sublimation des in der Erde enthaltenen Kohlenstoffs (Leonhard), oder Chlorkohlenstoffs (Favre und Deville), oder Kohlenwasserstoffs (Chancourtois) entstehe, teils gerade die entgegengesetzte Meinung (Newton, Brewster, Jameson, Petzholdt, Wöhler) geäußert, nämlich: daß Diamant phytogenen Ursprungs sei.

Die Bildung des Diamanten aus präexistierenden Kohlenstoffverbindungen, welche zu Kohlenstoff reduziert worden sind, haben Göbel, Simmler, Liebig angenommen. Schrauf hat eine Umwandlung von Harzen (Kohlehydraten) ins Auge gefaßt. Erst im J. 1879 glückte nach zahlreichen Versuchen die künstliche Erzeugung des Diamanten und zwar, ähnlich wie die letztgenannten Hypothesen andeuten, durch die Reduktion von Kohlehydraten. Die Methode, welche J. B. Hannay in Glasgow anwendete und 26. Febr. 1880 der Royal Society in London mitteilte, ist sehr kostspielig und kompliziert. Sie beruht im wesentlichen auf der Reduktion von Kohlehydrate enthaltenden Verbindungen durch in der Glühhitze verbrennende, d. h. sich oxydierende, Metalle. Letztere ziehen hierdurch Sauerstoff an sich, etwas Kohlenstoff wird frei und vermag dann unter günstigen Umständen zu krystallisieren. Die Reaktionen verlangen somit hohe Temperatur und hermetischen Abschluß der äußern Luft als Vorbedingungen für das Eintreten der Desoxydation. Hannay gab Tieröl und etwas Paraffinspiritus nebst einigen Gramm der Metalle Magnesium, oder Kalium, Natrium, oder Lithium in 40 cm lange sehr dickwandige Gußeisenrohre, welche nach dem Füllen durch das Zusammenschweißen des offenen Endes luftdicht verschlossen wurden. Solche Rohre wurden

dann im Reverberierofen 14 Stunden lang zur dunkeln Rotglut erhitzt. Aber von 80 auf diese Weise beschickten Rohren hielten nur die wenigsten den enormen Druck der Dämpfe aus, welche sich aus den eingeschlossenen Flüssigkeiten in der Hitze bilden. Stahlrohre explodierten, Schmiedeeisenrohre zerrissen, und nur ein Rohr, und zwar jenes, welches mit Lithiummetall beschickt war, ergab ein vollkommen günstiges Resultat. Im obern Teile des Rohres fand man eine schwarze, glatte Masse von Kohle enthaltendem Eisen, welche einige kleine, durchsichtige, sehr harte Krystalle umschloß. Hannay hat diese analysiert und deren Identität mit Diamant konstatiert. Alle frühern Versuche, auch jene von Silliman, Cagniard de Latour, Despretz, mittels des elektrischen Funkens die Kohlenelektroden in Diamant zu verwandeln, sind mißglückt. Nur die jahrelang fortgesetzten Versuche von Hannay haben zum ersten mal künstlichen Diamant geliefert. Doch verbürgt auch diese Methode nicht immer ein sicheres Resultat; sie ist auch viel zu gefahrvoll, um im Großen angewendet werden zu können.

Die künstliche Erzeugung der Schmucksteine ist bisher, mit wenigen Ausnahmen, nur im Laboratorium der Gelehrten ausgeführt worden. Nach den Fortschritten der Methoden, und nach den gewonnenen Resultaten zu urteilen, ist aber die Zeit nicht mehr fern, wo auch der Edelsteinhandel sich mit diesen künstlichen Steinen befassen muß. Dann wird die Frage gestellt werden: welche Steine sind echt? Die Wissenschaft wird in den seltensten Fällen an dem bereits geschliffenen Juwel zu erkennen vermögen, ob der Stein einst in den Schichten der Erde oder im Laboratorium entstand und krystallisierte. Da die künstlichen Steine dieselbe Substanz, Härte, Doppelbrechung u. s. w. wie die entsprechenden natürlichen Mineralien besitzen, da sie weder Imitationen (s. **Edelstein-Imitationen**) noch Falsifikate sind, so muß die Wissenschaft die erstern ebenfalls als «echte» Steine bezeichnen. In einem Kaufvertrag wird also das Wort «echt» für sich allein nicht mehr genügen, wenn in demselben auch das ursprüngliche Vorkommen des Schmucksteins in der Erde angedeutet werden soll; man wird das Wort: «natürlich» hinzusetzen müssen.

Litteratur. Ausführliche Beschreibungen der ältern Methoden finden sich in: Kluge, «Handbuch der Edelsteinkunde» (Lpz. 1860); Schrauf, «Handbuch der Edelsteinkunde» (Wien 1869); Fuchs, «Die künstlich dargestellten Mineralien» (Harlem 1872).

Edelsteinfälschungen, s. unter **Edelstein-Imitationen**.

Edelsteinhandel umfaßt nicht bloß die Geschäftsthätigkeit der Juweliere, sondern auch den Kauf und Verkauf des Rohmaterials, welcher mehr als irgend ein anderer Industriezweig dem Auge des großen Publikums verborgen bleibt. Die wichtigsten Unterschiede zwischen Groß- und Detailhandel betreffen aber nicht die Quantität der in Umsatz gebrachten Ware, sondern vielmehr die Qualität der Steine. Aus den Produktionsländern erhält durch die Hand der Agenten und Zwischenhändler der europ. Großhändler die rohe Ware. Partienweise wird diese auktioniert, dann verschliffen, und diese geschliffenen Steine erhalten schließlich die Juweliere zum Detailverkauf von den Kommissionären, den protokollierten Edelsteinhändlern. Das Publikum kauft somit aus der sechsten Hand, und es bedarf des Zusammenwirkens einer Reihe von Geschäftszweigen, um der Ware endlich eine ihr den Absatz sichernde äußere Form und Fassung zu geben. Der Handel mit Schmucksteinen setzt nicht bloß disponibles Kapital bei dem Gewerbetreibenden voraus, sondern auch die Kenntnis aller guten und schlechten Eigenschaften geschliffener Juwelen und deren Formen, ferner das Wissen und Benutzen aller Fluktuationen des Marktes infolge von Produktionsüberschuß oder wechselndem Begehr. Kein anderer Industriezweig hat so viel Risiko zu tragen wie der Juwelenhandel, indem bei letzterm Natur und Publikum ohne Rücksicht auf den Händler den Preis diktieren. Den Marktpreis des geschnittenen Steins bestimmt nicht allein die Größe, Façon und Reinheit des Stücks, sondern einerseits die wechselnde Mode in Verbindung mit den polit.-sozialen Verhältnissen, Krieg und Frieden, andererseits das häufigere oder seltenere Vorkommen des Rohmaterials in der Natur. Ein Gleichbleiben der Preise von Schmucksteinen ist nie zu erzielen. Zahlreiche Handelskrisen haben schon im Verlaufe der Jahrhunderte den Juwelenmarkt erschüttert, und kaum bei irgendwelcher andern Ware wird der Nachweis, daß der Preis derselben in wenigen Jahren auf die Hälfte sinkt, so leicht wie gerade bei den Edelsteinen. Gegenwärtig ist durch den Telegraphen wenigstens die Möglichkeit geboten, den innigen Kontakt zwischen Produktions- und Verkaufsorten herzustellen und dadurch momentane Störungen hintanzuhalten, während in frühern Zeiten bei der Langsamkeit des Schiffsverkehrs die europ. Nachrichten oft Monate brauchten, um in das Binnenland Brasiliens vorzudringen. Dies macht erklärlich, warum einst in Diamantina unter den Diamantenhändlern die Herzkrankheiten endemisch waren, eine natürliche Folge der kontinuierlichen Aufregungen, die mit dem allzu langen Erwarten europ. Nachrichten (Preise und Bestellungen) unvermeidlich verbunden waren.

Von den Schmucksteinen ersten Ranges (Diamant, Rubin, Saphir, Smaragd, Opal) hat nur Rubin seit langem eine gewisse Konstanz seines Werts; die übrigen haben in neuester Zeit einen beträchtlichen Preisabschlag erlitten. Noch größere Fluktuationen in der Wertschätzung der einzelnen Schmucksteine sind zu verzeichnen, wenn man die jetzt erzielten Preise einzelner Mineralien mit jenen vergleicht, die im vorigen Jahrhundert für dieselben bezahlt wurden. Die Mode, der Wechsel in der Kleidung, ja selbst der Wechsel in der Kleiderfarbe ist oft genügend, um einem oder dem andern Juwel den Markt zu sichern.

Zu den seit längerer Zeit schon deklassierten Schmucksteinen ist Pyrop, Topas und teilweise Achat zu zählen. Pyrop wurde zu Beginn des 17. Jahrh. als einheimischer Stein in Prag am Hofe Rudolfs II. favorisiert; Leibarzt Boetius de Boot spricht 1609 von einem taubeneigroßen Pyrop, dessen Wert 180000 Mark sei. Geringe Durchsichtigkeit, mangelhaftes Farbenspiel, massenhaftes Vorkommen der kleinen Pyrope in der Natur, alles dies trug dazu bei, den Stein fast vollkommen zu entwerten, obgleich gerade ein schön und zweckmäßig geschliffener Pyrop den schönsten Schmucksteinen zugezählt werden kann.

Noch tiefern Preisabschlag erlitt Topas. Die 1737 bekannt gewordenen weingelben Topase Sachsens fanden anfangs am Hofe Friedrich Augusts III.

großen Anwert, und damals wurden die gewöhnlichen weingelben Stücke bis zu 300 Mark bezahlt, Exemplare, welche heute kaum einen Marktpreis von 8—10 Mark besitzen. Die großen Massen von Topasgeschieben, welche in Brasilien gefunden und in einem Betrage von 1000 kg jährlich exportiert werden, lassen eine Preisbesserung dieses Steins nicht gerechtfertigt erscheinen. Nur jene seltene rotgelbe Varietät, welche die sog. gebrannten Topase (s. Edelstein-Imitationen), brasilian. Rubine liefert, hat drei- bis vierfach höhern Wert.

In gleicher Weise wie bei den Schmucksteinen niedern Ranges wechselt auch von Zeit zu Zeit der den wahren Edelsteinen zukommende Wert. Dies ist eine für den europ. Juwelenmarkt überaus wichtige Thatsache, denn sie beeinflußt den ganzen Edelsteinhandel, dessen jährlicher Umsatz an Rohmaterial mindestens 60 Mill. Mark beträgt, von denen zwei Dritteile auf Diamant entfallen. Und gerade der Preis des Diamanten hat sich im Laufe der letzten drei Jahrhunderte vielfach geändert.

Den ältesten, sicher verbürgten Marktpreis geschliffener Diamanten hat Benvenuto Cellini in seinem «Trattato del Orifico» notiert. Im J. 1534 ward das Karat mit 100 Thlrn. bezahlt; 1609 kostete dasselbe nach Boetius de Boot 130 ital. Dukaten; Tavernier setzt den Preis auf 160 Mark an, und hiermit stimmen die Diamanttaxen Hollands und Hamburgs aus dem 17. Jahrh. überein; 1750 werden wieder Karatsteine mit 360 Mark bezahlt, während die Kommission zur Schätzung der franz. Krondiamanten 1795 für die Taxierung den Mittelwert 120 Mark annahm. Die Preise erhöhten sich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts; 1830 zahlte man 180 Mark; 1850 260 Mark; 1865 bereits 450 Mark, während jetzt der einfache Karatstein zu 270—320 Mark verkäuflich ist. Diese Preisschwankungen sind unabhängig von der Mode, welche seit alters her dem farblosen und doch farbensprühenden Diamant treu geblieben ist. Hohe Preise des Diamanten treten aber nur zu einer Zeit auf, während welcher der größte Überfluß an Edelmetall herrscht. Die unermeßlichen Schätze Silbers, die im 16. Jahrh. aus Mexiko und Peru nach Europa kamen, sowie die Ausbeute der Goldfelder Californiens und Australiens in der neuesten Zeit sind ebenso bestimmende Elemente für den Preisaufschwung, wie andererseits die erste franz. Revolution mit den darauf folgenden Kriegen und der Verarmung der Völker den Preisrückgang diktiert. Der zweite Faktor für die Preisbestimmung ist ferner, neben der Nachfrage, auch das Angebot; die Häufigkeit des Vorkommens. Die in alter Zeit berühmten ind. Diamantgruben sind erschöpft, nur Brasilien und Kapland versieht den Markt mit Rohmaterial. Die Entdeckung der brasilian. Diamanten bei Serro da Frio, Minas-Geraes hat 1727 einen relativen Überfluß an Rohmaterial hervorgerufen und dadurch den Händlern und Besitzern alter indischer teuer bezahlter Steine eine empfindliche Einbuße verursacht. In gleicher Weise verläuft in neuester Zeit eine Krisis im Diamanthandel. Die seit 1867 im Westgriqualande gefundenen großen Quantitäten Diamanten haben eine Überfüllung des europ. Marktes zur Folge, unter welcher derselbe noch heute leidet und welche die Ursache des so beträchtlichen Preisrückganges von 450 auf 300 Mark ist. Eine absolut genaue Feststellung der in den letzten Dezennien den Erdschichten entnommenen Diamantmassen ist unmöglich, da das Rohmaterial, wie überhaupt unbearbeitete Steine, trotz seines sehr hohen Wertes einen Gegenstand des freien Handels bildet, für welchen keine offiziellen Zollamtslisten geführt werden.

Aus Brasilien wurden in der Zeit von 1850 bis 1870 jährlich gegen 170000 Karat Diamanten im Werte von 7 Mill. Mark exportiert. Seither ist die Ausbeute Brasiliens teils durch die Erschöpfung der Edelsteinwäschereien (s. d.), teils durch die Abschaffung der Sklaverei und dadurch erhöhten Arbeitslohn, also vermehrte Produktionskosten zurückgegangen, um so mehr, da sich meist nur kleine Ware (Steine unter ½ Karat) und sehr viel Ausschuß (refundo, Salzkörner) vorfindet. Der Hauptstapelplatz für den brasilian. Diamanthandel, wohin die Unterhändler (Capangueiros) die in den Gruben gekauften Steine abliefern, ist Rio de Janeiro für den Distrikt Minas-Geraes, Bahia für die Gruben bei Sincora. Ersterer lieferte meist Steine vom ersten Wasser, für welche (brut Mina genannt) auch durchschnittlich höhere Preise bewilligt wurden als für die Rohware von Sincora (brut Sincora), die mit 35 Mark im großen in den Handel kamen. Der Export in der neuesten Zeit betrug 80000 Karat und verteilte sich fast gleichmäßig auf Rio und Bahia.

Für die aus dem Westgriqualande stammenden Kapsteine ist Elisabethtown (Port-Elisabeth) der Hauptstapelplatz. Der jährliche Export von Diamanten hatte durchschnittlich einen Wert von 25 Mill. Mark. Jeder nach England bestimmte Postdampfer hatte regelmäßig 15—20 Pfd. (à 3330 Karat) Diamant in versiegelten Säcken und Paketen an Bord. In den J. 1872—73 betrug selbst die monatliche Produktion am Hauptfundorte Kimberley-Mine 6—7 Mill. Mark, und noch 1875 ward von der Steuerbehörde der jährliche Ertrag der Claims von Kimberley auf 20 Mill. Mark gewertet. Im J. 1876 hatten sich in Kimberley 4000 Diamanthändler (Diamond keeper), 20000 Digger und zahlreiche eingeborene Arbeiter angesiedelt. Seither ist wohl eine Abnahme in der Produktion eingetreten. Einerseits müssen die Claims (verliehenen Grubenmaße) bereits in einer Tiefe von 30—60 m bearbeitet werden, wodurch sich sowohl die Arbeitszeit für den geförderten und geschlämmten Kubikmeter Erde als auch die Förderungs- und allgemeinen Produktionskosten wesentlich erhöhten; andererseits erkaltet auch der Eifer der Digger, da die niedrigen europ. Diamantpreise keinen allzu großen Gewinn in Aussicht stellen. Man hat auch im Griqualande zwischen den Vorkommnissen der einzelnen Lokalitäten zu unterscheiden gelernt. Die aus den trockenen Gruben (dry diggins) im Centralfelde stammenden Steine sind selten vollkommen farblos, namentlich die von Du Toitspan meist weingelb, dafür aber groß und schön auskrystallisiert. Nördlich hiervon, am Baalflusse, sind bei Klipdrift Diamantwäschereien. Sie liefern keine sehr große Ausbeute, aber fast ausnahmslos wasserklare Steine ersten Wassers. Man pflegt daher auch im allgemeinen alle bessern Kapsteine als Riverstones zu bezeichnen. Die einst bestandenen Wäschereien bei Waldecks-Plant können den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, den bisher größten Kapdiamanten Stewart, 288⅜ Karat schwer, einen flachen Hexakisoktaeder von sehr lichtgelblicher Färbung, geliefert zu haben. Ein

Franzose, welcher für das Haus Robert Spalding arbeitete, fand denselben.

Die Gesamtausbeute im Griqualande während der Jahre 1867—82 beträgt nach niedrig gegriffenen Schätzungen 2000 kg Diamant = 10 Mill. Karat, nahe im Werte von 350 Mill. Mark. Für diese Quantität fand weder der europ.-indische, noch der amerik. Handel in dieser kurzen Zeit genügend schnellen Absatz und mußte daher beträchtliche Preisermäßigungen zugestehen.

Bezüglich des Brillants ist zunächst zu bemerken, daß die verschiedenen Eigenschaften des Brillants und des rohen Diamants für jeden derselben im Handel andere Usancen und andere Kenntnisse des Händlers bedingen. Je nach der Qualität des Steins unterscheidet man drei Sorten des Brillanten. Ist der Brillant vollkommen wasserklar, ohne einen Fehler im Innern, so sagt man, er ist vom ersten Wasser. Heute, wo genügendes Material am Markte, sind die Anforderungen an die Qualität der Ware strenger als früher. Die Steine müssen vollkommen farblos, man sagt, rein weiß sein. Dies erkennt man, wenn man den Stein auf weißes Papier legt und anhaucht. Dadurch beschlägt sich derselbe für kurze Zeit mit feinst verteilten Wassertröpfchen (vergleichbar dem Reife im Winter), und in diesem Zustande tritt die wahre Färbung des Steins recht deutlich hervor; nur farblose Steine erscheinen vollkommen weiß. Zieht die Farbe des Brillanten ins Gelbliche, oder zeigt er kaum merkbare Fehler, Sprünge, Risse im Innern, so sagt man, er ist vom zweiten Wasser. Ausschußware hat größere Fehler im Innern, unvollkommenen Schliff und Form oder lichte unschöne Farbennuancen und ist kaum den dritten Teil vom Preise eines Steins vom ersten Wasser wert. Wäre jedoch die Farbe des Brillanten gesättigt, schön grün, rosenrot, bläulich, so werden solche Vorkommnisse, wegen ihrer Seltenheit, noch teuerer als der farblose Stein ersten Wassers bezahlt. Die äußere Schliffform bestimmt ebenfalls den Preis. Der moderne regelmäßige Brillant mit kleiner achtseitiger Tafel, dreimal gemacht, ist ersten Ranges, während bei sonst gleichem Wasser ein entweder zu flacher oder oblong geschliffener Stein höchstens Zweidrittelpreise des erstern erzielt. In gleicher Weise ist auch der Rosettenschliff, weil derselbe eine Fassung à jour nicht zuläßt, dem Werte des Steins abträglich, und solche Ware wird durchschnittlich mit dem halben Preise eines gleich schweren Brillanten bezahlt.

Der Wert des Brillanten steigt mit seinem Gewicht. Sehr große Steine (Solitärs, Nonpareils, Paragons genannt) haben keinen genau bestimmbaren Marktpreis. Um dieselben annähernd richtig zu schätzen, kann man sich der von Linscotius zuerst in Europa bekannt gemachten indischen Quadratregel bedienen; sie lautet: man multipliziert die Zahl der Karate, welche der Stein wiegt, mit sich selbst und dieses Produkt mit dem Preise des ersten Karats. Diese Regel wird auf offenem Markte weder von den Juwelieren, noch von den Händlern angewendet, sie gibt jedoch in der Jetztzeit ziemlich richtige Werte für die Steine «ersten» Wassers, wenn man zu deren Berechnung den Karatpreis des Brillanten «zweiten» Wassers anwendet. Im entgegengesetzten Falle erhielte man zu hohe Preise. Der Stern von Südafrika (46,5 Karat) ward von Lord Dudley um 500000 Mark angekauft, die obige Regel gibt 46,5 × 46,5 × 200 = 432000 Mark. Der Preis größerer Steine hat sich übrigens gegen früher sehr gedrückt, weil das Griqualand von 1850—80 mehr Solitärs geliefert hat als Brasilien während 150 Jahren.

Die Juweliere und Händler bestimmen aber den Preis ungleichartiger Ware nicht mit Zugrundelegung eines für alle Brillanten geltenden Einheitspreises, sondern im Handel variiert der Karatpreis mit dem Wasser und mit dem Gewichte des jeweiligen Steines selbst. Unterschieden werden: Kleine Ware, Steine von $^1/_{16}$ bis $^1/_8$ Karat, $^3/_4$-Karat-(3-Grän-)Steine, 1-Karatsteine und schwerere, und man bewertet heute beim eigenen Ankaufe bereits je ein Karat, dreimal gemacht und erstes Wasser, von der kleinen Ware auf 200 Mark, von 3-Gräner auf 250 Mark, von Karatsteinen auf 300 Mark, von $1^1/_2$-Karatsteinen auf 500 Mark, von 4-Karatsteinen auf 800 Mark, von 10-Karatsteinen das Karat zu 1500 Mark. Zwei Steine, je $1^1/_2$ Karat schwer, werten daher 3 × 500 = 1500 Mark. Die Preise der dreimal gemachten Brillanten aber vom zweiten Wasser sind gegen die erstern nahe um ein Dritteil niedriger, der Ausschuß unter den jetzigen Marktverhältnissen kaum verkäuflich.

Ist man gezwungen, zur Ansicht vorgelegte Steine zu schätzen, ohne sie aus der Fassung nehmen und wägen zu können, so ermöglicht die Regelmäßigkeit des jetzigen Brillantschliffs eine approximative Bestimmung des Gewichts. Steine, deren Durchmesser in der Ebene der Rundiste 7 mm, wiegen 1 Karat; 8 mm 2 Karat, $9^1/_2$ mm 3 Karat, 11 mm 4 Karat, 12 mm 5 Karat, 15 mm 10 Karat.

Die genaue Wertbestimmung roher ungeschliffener Diamanten ist viel schwieriger als die der geschliffenen Ware. Die dem Diamanten eigene Oberflächenbeschaffenheit verhindert meist, die im Innern vorhandenen kleinen Sprünge (cracks), Federn (flaws), eisigen Flecken oder opaken schwarzen Einschlüsse wahrzunehmen. Der kleinste Fehler hat aber eine Wertverminderung des Steins zur Folge. Um die Homogeneïtät und Reinheit des innern Kerns prüfen zu können, empfiehlt es sich, den rohen Stein in Öl oder Benzol zu legen, wodurch die Oberflächenwirkung aufgehoben und derselbe durchsichtig wird. Auch die wahre Färbung tritt am Rohmaterial nicht so deutlich hervor wie am geschliffenen Juwel. Im allgemeinen beeinträchtigen schwache Farbennuancen den Wert des rohen Diamanten weniger, weil sie sich meist beim Schleifen verlieren, auch manchmal nach dem Schliffe andere schwache Farbennuancen bemerkbar werden. Nur die intensivern Färbungen bleiben unverändert erhalten.

Bei schweren Steinen ist noch Rücksicht zu nehmen auf die Unwahrscheinlichkeit eines schnellen Verkaufs und somit auf die Verzinsung des angelegten Kapitals. Ein Beispiel hierfür liefert Estrella do Sul (254 Karat, aus Brasilien), dessen erster Besitzer den Stein bei diversen Banken verpfändete und schließlich denselben als Deckung für die aufgelaufenen Interessen abtreten mußte. Bei kleinen Steinen, deren oft 20 und noch mehr erst 1 Karat wiegen, sind namentlich die Schliffkosten zu berücksichtigen, welche nahezu die Hälfte des Verkaufspreises der kleinen Ware ausmachen.

Der letzte, aber wichtigste Faktor für die Bewertung des Rohmaterials ist die unvermeidliche Gewichtsverminderung, welche durch das Schleifen erzeugt wird und welche durchschnittlich 40 Proz.,

oft sogar 47—50 Proz. beträgt. Jeder Brillant setzt also die Existenz eines doppelt schweren Rohmaterials voraus, und der Preis des letztern kann daher, um Schliffkosten, Spesen, Interessen, Kommissionsgebühren decken zu können, höchstens ¼ von dem der geschliffenen Ware betragen.

Der Großhandel berechnet aber nur die ungewöhnlich großen Diamanten separat. Die gute, verschleißbare Mittelware wird unsortiert in größern Partien verkauft, und hierdurch ergibt sich für diese ein Einheitspreis pro Karat, im großen Durchschnitte 35—50 Mark. Auf den Auktionen vermag aber der Käufer nie voraus zu berechnen, ob sich nicht etwa ein oder der andere Stein im Schliffe bessert und beträchtlichen Gewinn einträgt. Partien von 2—3000 Karat können ziemlich gleich erscheinen dem äußern Anblicke und dem Größenverhältnisse der Steine nach und doch um mehr als den halben Wert voneinander differieren, je nachdem durch den Schliff die fehlerhaften Stellen ausgeschieden werden können oder noch stärker sichtbar hervortreten. Der Großhandel mit Diamanten hat gegenwärtig seinen Hauptsitz in London. Von den Firmen, welche durch den Kauf großer Solitärs vom Kap bekannt wurden, sind Joseph Mosenthal u. Comp. sowie Hunt u. Roskell zu erwähnen. Auch Deutschland pflegt intensiven Geschäftsverkehr mit dem Kap, und zahlreiche deutsche Firmen, z. B. Lilienfeld u. Brüder in Hopetown, haben dort für deutsche Rechnungen gehandelt. Die Firma Lippert in Hamburg ist namentlich in diesem Artikel engagiert. Nach Paris sind um 1860 die Mehrzahl der brasilian. Diamanten importiert worden; gegenwärtig hat dieser Import an Wichtigkeit verloren und ist auch durch die Kapsteine verdrängt.

Die bedeutenden Summen von Kapdiamanten in den Handel aufzunehmen, überstieg aber die Leistungsfähigkeit selbst der kapitalkräftigsten einzelnen Firmen. Es bildeten sich Kommanditen, Aktien-(Diamond stock) Gesellschaften, welche das flottante Material an sich zogen, in Banken deponierten und belehnen ließen. Ihr Geschäftszweck ist wohl Gewinn, und sie erwarten denselben samt Kapitalverzinsung von der Zukunft. Sie bauen auf die voraussichtliche Abnahme der Diamantproduktion in Kimberley und hoffen auf den dadurch wiederkehrenden Preisaufschwung der Diamanten; sie verschieben deshalb den Verkauf der zurückgelegten Ware auf spätere Zeiten und bringen nur Partien in periodisch wiederkehrenden Auktionen unter den Hammer. Dadurch wurde in der That der Markt von dem Drucke des unversorgten Materials entlastet, dem Sinken des Diamantpreises Einhalt gethan und letzterer auf einer die Produktionskosten deckenden Höhe erhalten. Sicher verfließen noch viele Jahre, bis alle vorhandene Ware in feste Hände übergegangen ist.

Das auf den Auktionen feilgebotene Rohmaterial wurde in frühern Jahren zunächst von den Kommissionären (Edelsteinhändlern) angekauft, welche dasselbe schleifen ließen. Heute ist der Geschäftsgang meist der entgegengesetzte. Durch das Prosperieren ihres Geschäftszweigs sind die amsterdamer Faktoreien selbst kapitalskräftig geworden und haben, um sich den größtmöglichen Verdienst und Gewinn zu sichern, die passive Rolle im Diamanthandel aufgegeben. Sie erstehen das unsortierte Material in versiegelten Partien, verschleifen dasselbe und geben die fertige brillantierte Ware ebenso, partienweise, unsortiert, an die Kommissionäre (Edelsteinhändler) zu einem Limitopreis, ungefähr 160 Mark pro Karat der Partie. Erst der Kommissionär sortiert die Ware nach dem Wasser, nach dem Gewicht, trennt die kleine Ware von den Karatsteinen, den schwer verkäuflichen Ausschuß von der feinen Ware und bestimmt nun im Vergleiche mit dem Limitopreise der Partie den Karatpreis für die verschiedenen Qualitäten der in der Partie enthaltenen Steine. Mit diesen Preisen (vgl. oben) geht nun das dreifache Gut in den Detailhandel über.

Saphir leidet in gleicher Weise wie Diamant durch überfüllung des Marktes. Die reichhaltigen Gruben und Wäschereien, welche jetzt für den Großhandel von Bedeutung sind, befinden sich in Birma. In der Hauptstadt Mandalay wird im Bazar förmlicher Edelsteinhandel getrieben, indem alle Eingeborenen besondere Vorliebe für Mineralschmuck haben. Man sagt, jeder Birmane trage wenigstens einen echten Stein und sei auch so geschickt im Unterscheiden, was echt und falsch, daß er dies durch Wägen in der Hand zu erkennen vermöge. Seit neuester Zeit ist dieses Land den Europäern durch Handelsverträge zugängig gemacht worden, und seitdem ist auch der Saphir in überaus großen Mengen auf den europ. Markt gekommen. Die Steine haben nur den unvollkommenen ind. Schliff und werden deshalb meist von den Edelsteinhändlern, die Partien solcher Bruts gekauft haben, nach Paris geschickt, um dort modern facettirt zu werden. Gegenwärtig läßt sich noch nicht die Quantität des nach Europa importierten Saphirs feststellen, sie dürfte aber für die letzten Jahre 150000 Karat betragen. Bei dem relativ geringen Begehr nach blauen Juwelen genügt dieser gegen früher gesteigerte Import, um den Preis des Saphirs empfindlich zu drücken. Von den lichter gefärbten Varietäten wird der Karatstein auf 60 Mark, ein Stein mit 5 Karat auf 500 Mark geschätzt, während die tiefdunkeln, vollkommen fehlerfreien Steine bei gleicher Größe 120—1500 Mark werten. Der Preis größerer Solitärs steigt nahezu proportional dem dreifachen Gewicht.

Rubin kommt in schleifwürdigen Exemplaren nur aus den Edelsteinwäschereien Indiens und Ceylons in den Handel. Die bei Ratnapura (Stadt der Rubine) auf Ceylon gefundenen Exemplare repräsentieren jährlich einen Wert von etwa 600000 Mark, und hiervon ist höchstens die Hälfte für den Export bestimmt. Namentlich die feinern Sorten finden unter den juwelenlüsternen Indiern selbst schnellen Absatz, und der Fall ist nicht selten, daß auf Ceylon der Marktpreis höher als in London oder Paris ist. Die Ware (brut) kommt mit dem indischen unvollkommenen Schliff auf den europ. Markt und wird hauptsächlich in Paris neu facettiert. Der Preis der Rubine ist bereits seit drei Jahrhunderten sehr hoch, und tiefgefärbte, fehlerfreie, durchsichtige Exemplare erzielen heute bessere Preise als Diamant. Rubine erster Qualität gelten 450 Mark der Karatstein, ein Stein von 2 Karat 1000 Mark, von 3 Karat 1800 Mark. Größere sattgefärbte Steine erzielen Preise, die nahezu mit dem Quadrat des Gewichts steigen. Die dem Rubin in der Farbe ähnlichen Spinell-Rubinbalais, gebrannter Rubin, Siberit sind billiger als echter Rubin, ersterer um den dritten

Teil, die letztern um die Hälfte. (S. auch Edelstein-Imitationen.)

Von Smaragd und Opal hat sich in der neuesten Zeit die Mode abgewendet, und der Handel, ohnehin durch Diamant übermäßig engagiert, vernachlässigt beide Artikel. Um 1870 erzielte tiefgefärbter fehlerfreier Smaragd 250 Mark, gegenwärtig sind solche Karatsteine um 180—200 Mark, gewöhnliche Ware zweiten Wassers selbst um 120 Mark verkäuflich. Zur Zeit der regsten Nachfrage 1860—67 hat das pariser Haus Halphen auf eigene Rechnung die gepachtete Mine von Muso (Südamerika) ausbeuten lassen und brachte die Steine auf den Markt. Heute mag der Preisrückgang auch Ursache sein, daß alles flottante Material bis zur Wiederkehr lebhafterer Nachfrage sich vom Markte zurückzieht. Die einzige wichtige Opalgrube Europas, Dubnik bei Czerwenitza in Ungarn, wird von der Firma Goldschmidt ausgebeutet; der Ertrag ist nur der Qualität, nicht aber der Quantität nach beträchtlich. Diese Edelopale erreichen im Handel einen Preis von 30—0 Mark pro Karat.

Die Preise und Verkaufsmodalitäten der minder wertvollen Schmucksteine haben sich in der neuesten Zeit nicht geändert.

Litteratur: Kluge, «Handbuch der Edelsteinkunde» (Lpz. 1860); Schrauf, «Handbuch der Edelsteinkunde» (Wien 1869).

Edelstein-Imitationen. Mit diesem Worte benennt man alle geschliffenen Steine, gleichgültig ob sie Mineralien oder Kunstprodukte sind, welche zur Zierde billiger Schmuckwaren statt der ihnen ähnlichen echten, teuern Edelsteine verwendet werden. In den meisten Fällen sind sowohl Käufer wie Verkäufer davon überzeugt, daß die acquirierte Ware nur unrechtmäßigerweise mit dem Namen des echten Minerals belegt wird, und man kann daher im offenen Handel solche Imitationen nicht als Falsifikate bezeichnen. Nur in sehr seltenen Fällen ereignet es sich, daß im Juwelenhandel eine Imitation mit dem Charakter der Fälschung vorkommt, denn die Juweliere haben selbst immer das größte Interesse daran, solche sie täuschende Unterschiebungen aufzuklären und Falsifikate im Handel nicht zuzulassen. Die Mehrzahl der Imitationen findet eine andere, legale Verwendung. Die große Vorliebe für Juwelen, die selbst in den minder bemittelten Bevölkerungsschichten herrscht, gestaltet nämlich den Absatz der Imitationen in billigen Luxusgegenständen zu einem sehr beträchtlichen und in gewissem Sinne auch zu einem nationalökonomisch wichtigen, indem derselbe Zweck, der Besitz eines der Mode gemäßen Geschmeides, der nur Anlage, nicht aber Verwertung des Kapitals bedeutet, mit geringen Geldopfern erlangt werden kann.

Die Nachahmung der echten, fehlerlosen Juwelen kann auf mehrfache Art erfolgen: durch Veränderung von Farbe, Glanz und äußerm Ansehen der echten, fehlerhaften Steine, oder durch die Vertauschung der teuern Edelsteine mit andern ähnlichen, aber minder wertvollen Objekten, mögen diese nun Mineralien oder Glaspasten sein.

1) Im weitesten Sinne des Wortes sind auch als Imitationen jene «echten» Steine zu bezeichnen, denen durch die Art und Weise der Fassung, des «Aufbringens», eine ihnen sonst nicht eigene Farbe, Glanz oder scheinbare Fehlerfreiheit verliehen wird. Foliierte Edelsteine sind in ältern Zeiten noch häufiger gewesen als jetzt. Schon Benvenuto Cellini rühmte sich, ausgezeichnete Folien, welche das Farbenspiel des Schmucksteins erhöhten, darstellen zu können. Rubine foliierte er mittels einer Unterlage von hochroter, feingeschnittener Seide. Für einen Diamanten, welchen Kaiser Karl V. 29. März 1536 dem Papst Paul III. schenkte, stellte Benvenuto eine so lichtreflektierende Folie her, daß der Stein, welcher früher 12000 Scudi kostete, aussah wie ein Stein von 18000 Scudi Wert. Die Art der Fassung vermag einzelne Fehler zu verdecken und ermöglicht, einen Stein zweiten Wassers statt eines solchen ersten Wassers zu verwenden, letztern also gleichsam zu imitieren.

Eine solche Art des Aufbringens findet aber bei der heutzutage üblichen Art, Edelsteine zu fassen, nur selten eine Verwendung; üblich ist sie am häufigsten bei den in Kasten gefaßten Rosetten oder Granaten, denen die Külasse fehlt. Die gewöhnlichste Art der Fassung ist die mit «Folie»; man versteht darunter dünnes Silber- oder Kupferblech, welches entweder blank und glänzend oder gefärbt, d. i. mit Karmin, Lackmus, Safran u. s. w. haltender Hausenblasenlösung überstrichen ist. Diese Blättchen werden im Kasten dem Steine unterlegt. Will man dessen Farbe erhöhen, wählt man dunkeltingierte Folien; will man den Stein erhellen, wählt man licht metallglänzende Unterlagen. Sind mehrere Juwelen nebeneinander gefaßt, so vermag man deren etwaige Farbenunterschiede durch zweckmäßige Wahl dunklerer oder hellerer Folien zu verwischen. Bei Rosetten geschieht es sogar, daß man dem größern Steine im Kasten eine kleine Raute unterlegt, wodurch das Farbenspiel des Juwels sehr bedeutend erhöht wird.

Man kennt aber auch noch ein Aufbringen der Edelsteine auf Moor, d. i. das Fassen der Edelsteine in einem Kasten, der innen mit Lack und Beinschwarz angestrichen ist. Diese Methode des Aufbringens wird angewandt bei durchsichtigen Edelsteinen mit dunkeln Flecken, und man läßt jene Stellen im Kasten, die den fehlerhaften Stellen des Steins gleich liegen, heller. Dadurch werden diese Unreinheiten des Edelsteins weniger bemerkbar.

Die à jour gefaßten Edelsteine lassen sich nicht foliieren; aber man kann durch zweckmäßige Färbung der Innenseite der Krappen der Fassung auf den Farbenton des Juwels einwirken, denselben entweder zu weiß kompensieren oder, wenn nötig, denselben kräftigen.

Behufs Veränderung der Farbe werden einzelne Mineralien vor dem Fassen «gebrannt». Zu diesem Zwecke kommen die einzelnen Steine in Schmelztiegeln unter eine Lage von Eisenfeilicht und werden so eingebettet mehrmals geglüht. Lichtgelbe Topase, Saphire, Zirkone, Amethyste werden farblos, rötlich gelbe Topase hingegen intensiv rot. In anderer Weise wurden zu Paris vor einiger Zeit mißfarbige (grünlichgelbe) Diamanten gefälscht. Eine kaum merkbare, sehr dünne rötliche Anilinschicht ward auf die Külasse aufgetragen, hierdurch die Farbe des Steins neutralisiert und dieser erschien dann farblos.

2) Als wahre Imitationen sind alle jene Objekte zu bezeichnen, welche statt der Edelsteine ersten Ranges andere, aber gleichgefärbte Mineralien mindern Wertes enthalten. Da zahlreiche Mineralien von großer Härte trotz verschiedener chem. Zusammensetzung gleiche Farbe haben, so ist deren Verwendung zu Imitationen möglich.

donten und Dinotherien und verschliff deren Schmelzrinde, da sie dem Türkis ähnliche Ware gab. Auch künstlich wurden Zähne, ja selbst Elfenbein, durch Kupferoxydammon blau gefärbt. Man erkennt jedoch die Beintürkise, wenn man sie aus der Tageshelle in dunkeln, nur durch Gaslicht beleuchteten Raum bringt. Sie ändern ihre Farbe und sind bei künstlicher Beleuchtung nur schmutzig graugrün, während die blaue Farbe des echten Türkis bei jeder Beleuchtung gleich tingiert erscheint.

4) Eine letzte Sorte von Imitationen bilden die **Doubletten**, worunter man Steine versteht, deren Ober- und Unterteil nur durch einen Kitt von Canadabalsam oder Mastix zusammengehalten ist. Es existieren selbst Doubletten in der Gruppe der farbigen Straß-Imitationen. Solche werden erzeugt, indem man die aus ordinärem weißen Glase (jeden für sich allein) geschliffenen Teile, Pavillon und Külasse, durch gefärbten Lack miteinander verkittet. Es ist also zwischen Ober- und Unterteil eine dünne, durchscheinende Farbenschicht. Sie genügt aber wegen ihrer Lichtreflexion, um den ganzen Stein gleichmäßig gefärbt erscheinen zu lassen. Diese Art der Fälschung merkt man, wenn man durch den Stein von der Seite hindurchsieht. Man erkennt dann deutlich Ober- und Unterteil in ihrem natürlichen Farbenton oder ihrer Farblosigkeit und zwischen beiden die fremdartige Lackschicht.

Auf ähnliche Weise sind auch jene Doubletten hergestellt, die aus echten Steinen und Glaspasten bestehen. Den Pavillon bildet meist ein echter Stein und dieser wird dann auf einen passend gefärbten, als Külasse geschliffenen Glasfluß mittels Mastix aufgekittet. Solche Fälschungen lassen sich erkennen, wenn man den zu prüfenden Stein in heißes Wasser legt, wodurch die Lackschicht sich erwärmt, dann erweicht, sodaß schließlich die doublierten Steine auseinanderfallen.

Über die verschiedenen Methoden, Edelsteinfälschungen zu erkennen, vgl. Schrauf, «Handbuch der Edelsteinkunde» (Wien 1869).

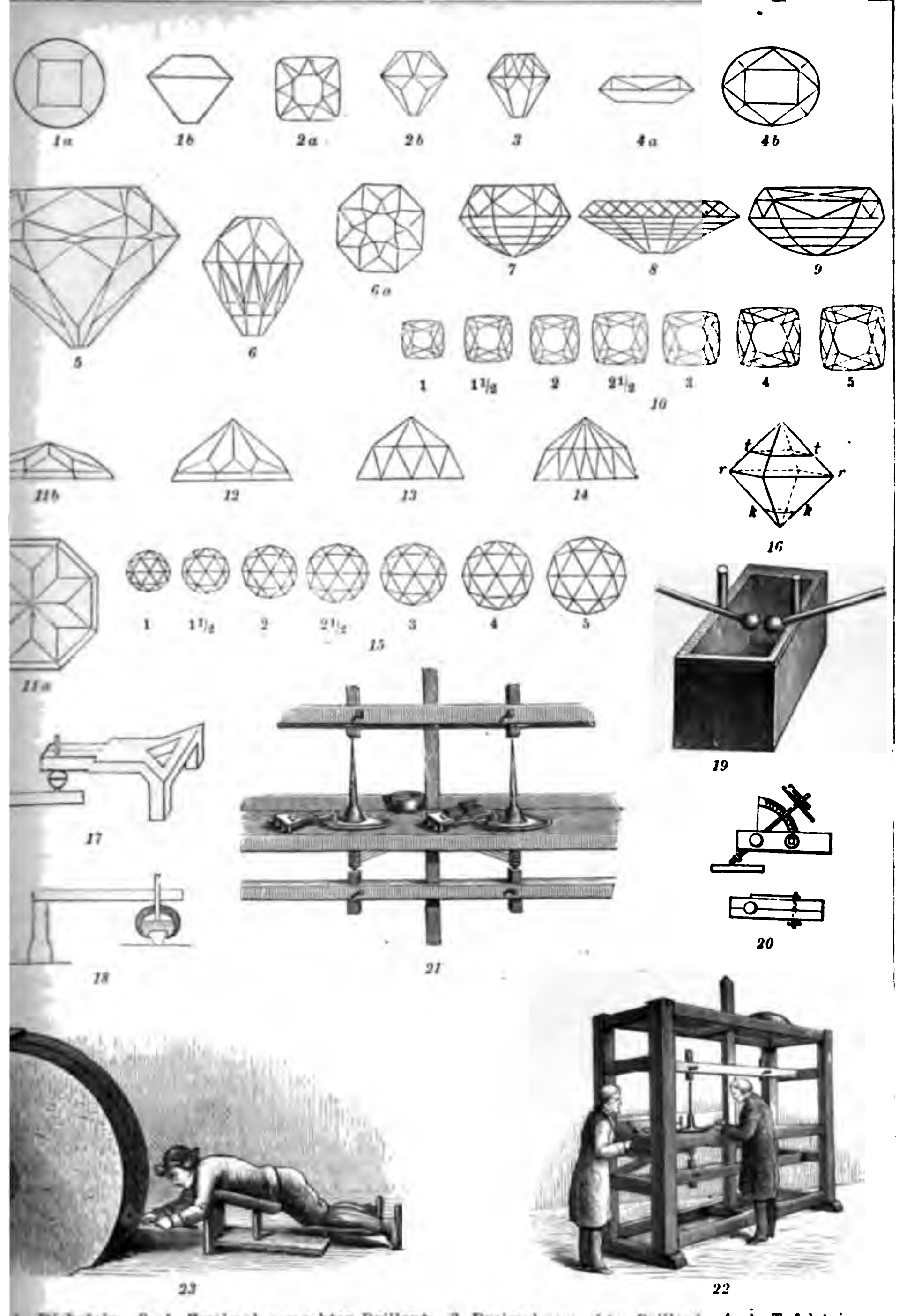
Edelsteinschleiferei ist die Bezeichnung für eine Reihe von zusammenhängenden Arbeiten, und zwar: Spalten, Zersägen, Facettieren und Polieren eines wertvollen Minerals, welche Arbeiten den Zweck haben, dem Material eine neue Form, umschlossen von glänzenden Flächen (Facetten), zu geben. Die natürlichen Formen der Mineralien genügen nur in den seltensten Fällen, um jene Charaktere, die man von einem Schmucksteine verlangt, namentlich Farbe und Durchsichtigkeit, in bestmöglicher Weise den Beschauer erkennen zu lassen. Meist treten diese Eigenschaften nur dann recht deutlich und rein hervor, wenn dem rohen Steine durch Schleifen eine neue Begrenzungsform gegeben, und deren Glätte und Glanz durch Polieren erhöht wurde. Die verschiedenen Schmucksteine besitzen aber wechselnde optische Eigenschaften; die Schliffform muß daher immer dem Charakter des zu bearbeitenden Materials angepaßt werden. Man unterscheidet zwei Gruppen von Schliffformen, solche, deren Gestalt allseits durch vollkommen ebene Flächen begrenzt ist, und andererseits **muglig**, mit erhaben gekrümmter konvexer Oberfläche geschliffene Steine. (S. Tafel: **Diamanten**, Fig. 19 und 20.)

Die ebenflächigen Schliffformen imitieren im allgemeinen die an natürlichen Krystallen so häufig zu beobachtende Gestalt einer vierseitigen Doppelpyramide (s. Tafel: **Edelsteinschleiferei**, Fig. 16). Man unterscheidet an denselben den Oberteil (**Pavillon**, Krone), welcher auch in der Fassung den obern, dem Beschauer zugewendeten Teil des Edelsteins bildet, und den Unterteil (**Külasse**), welcher beim Fassen nach unten, abgewendet, zu liegen kommt. **Rundiste** (Rand, Einfassung) nennt man diejenige horizontale Kante, in welcher die Facetten von Pavillon und Külasse sich schneiden. Die Ebene der Rundiste ist der breiteste Teil des Juwels. Einzelnen Formen fehlt eine symmetrisch facettierte Külasse und statt dessen sind sie nach unten zu durch eine breite Tafel begrenzt.

Die einfachste Schliffform ist der **Spitzstein** (Fig. 16). Unvollkommen geschliffene alte indische Diamanten, namentlich aber die ältesten europäischen Juwelen des Mittelalters zeigen diese Gestalt. Sie ist identisch mit der natürlichen Spaltungsform des Diamanten und unterscheidet sich von dieser nur durch die nachträgliche künstliche Politur der Flächen, sowie durch die teilweise Abrundung der Kanten. Sind am Spitzstein obere und untere Ecke abgestumpft, so heißt er **Dickstein** (Fig. 1). Der obere Teil hat meist nur die halbe Höhe der Külasse; auch findet man an alten ind. Schnitten die vier Kanten des Pavillon eben abgestumpft, wodurch sich die Zahl der obern Facetten verdoppelt. Die optische Wirkung eines so geschnittenen Steins ist sehr gering. Aus der Form des Dicksteins hat sich durch den geistigen Einfluß von Kardinal Mazarin, der solche Steine umschleifen ließ, die allgemein gültige Form des Brillant (s. d.) entwickelt. Dieser ist oben durch eine breite horizontale Fläche, die Tafel, begrenzt; ihr parallel ist am Unterteil die kleine Kalette. Sowohl Pavillon als Külasse sind reich facettiert. Die Facetten, welche an der Rundiste liegen, heißen Querfacetten, die an die Tafel grenzenden nennt man Sternfacetten. Sie sind dreieckig und stoßen mit ihren Spitzen aneinander. (S. Tafel: **Edelsteinschleiferei**, Fig. 2, und Tafel: **Diamanten**, Fig. 10a.)

Je nach Größe und Schönheit des Brut (roher Diamanten) wird eine größere oder kleinere Anzahl von Facetten an demselben angeschliffen. Einfaches Gut oder einmal gemacht heißen jene Steine, an denen nur der Oberteil facettiert ist. Zweimal gemachte Brillante (Fig. 2) haben am Pavillon nur 16 dreieckige Facetten in zwei Reihen angeordnet. Diesen unvollständigen Brillantschliff erhalten nur kleine Steine von $\frac{1}{16}$ bis $\frac{1}{8}$ Karat und $1\frac{1}{2}$ bis 2 mm Durchmesser (die sog. **kleine Ware**) oder fehlerhafte unschöne Steine. Alle bessern Steine werden als dreimal gemachter Brillant (dreifaches Gut) in den Handel gebracht, und eigentlich nur diese als Brillant bezeichnet. Sie haben am Oberteil drei Reihen von Facetten. (S. Tafel: **Edelsteinschleiferei**, Fig. 5, und Tafel: **Diamanten**, Fig. 10a.) Am dreifach gemachten Brillanten zählt man 58 Flächen, und bei sehr großen Steinen erhöht sich diese Zahl noch um 16, indem die Querfacetten halbiert werden. Formen dieser Art besitzt sowohl das franz. Staatsjuwel «**Regent**» (s. Tafel: **Edelsteinschleiferei**, Fig. 5) als auch der **Kohinoor** der engl. Krone (s. Tafel: **Diamanten**, Fig. 9). Die regelmäßige alte Form des Brillanten besitzt eine quadratische, nur an den Ecken abgestumpfte Tafel und eben solchen Querschnitt der Rundiste. Doch es kommen auch Abweichungen von dieser Symmetrie vor, meist verursacht durch eine

EDELSTEINSCHLEIFEREI



. Dickstein. 2 *a b.* Zweimal gemachter Brillant. 3. Dreimal gemachter Brillant. 4 *a b.* Tafelstein. ...nt. 6. Caire's Brillant. 6 *a.* Moderner achtseitiger Brillant. 7. Brillantierter Tafelstein. er Tafelstein. 9. Tafelstein mit verlängerten Brillantfacetten. 10. Gröfsenverhältnis llanten. 11 *a b.* Kreuzrosette. 12. Spitze Kreuzrosette. 13. Einfache Rose. 14. Dreimal e Rose. 15. Gröfsenverhältnis der Rosen. 16. Oktaëder-Spitzstein. 17. Doppe und Schleif- . 18. Doppe. 19. Schneidbüchse und Kittstock. 20. Doppe mit Gradbogen. 21. Diamantmühle. 22. Arbeiter an der Diamantmühle. 23. Achatschleiferei.

Diejenigen großen Diamanten, welche einst in Indien geschliffen wurden, haben eine Rosen- und Treppenschliff kombinierende Gestalt. (S. Tafel: Diamanten, Fig. 1, Großmogul, Fig. 2, Orlow.) Größern Steinen wird heutzutage nie diese Form gegeben; nur ausnahmsweise und gelegentlich die Brioletts oder Pendeloquesform. Diese ist der eines birnförmigen Brillants (s. Tafel: Diamanten, Fig. 12) ähnlich, besitzt jedoch weder Tafel noch Kalette und gleicht deshalb zweien an der Grundfläche vereinigten Rosetten. Diejenigen großen Diamanten, welche zuerst (1470) in Europa geschliffen wurden, z. B. der Florentiner im österreichisch-ungarischen Schatze (s. Tafel: Diamanten, Fig. 4), zeigen diese das Farbenspiel sehr begünstigende Art des Schliffs.

Die tiefgefärbten Pyrope und Granaten werden häufig in Rosettenform geschnitten, weil diese ermöglicht, durch Unterlage einer glänzenden Metallfolie im geschlossenen Kasten der Fassung, den Stein von innen heraus zu erhellen. Eine hierzu verwendbare interessante Abart des Rosettenschliffs ist die stumpfe und spitze Kreuzrosette (s. Tafel: Edelsteinschleiferei, Fig. 11 und 12), welche sich an Granaten des österr. Schatzes, die schon im vorigen Jahrhundert geschliffen wurden, findet. Sie wird von acht vierseitigen Sternfacetten und 16 Querfacetten begrenzt.

Undurchsichtige Schmucksteine, die natürliches Farbenspiel zeigen, werden nicht eben, sondern muglig geschliffen. Gelegentlich erhalten aber selbst farbige Schmucksteine ersten Ranges, wie Rubin und Saphir, den gleichen Schnitt. Sie werden teils nach beiden Seiten hin mit gewölbter Oberfläche gemacht (s. Tafel: Diamanten, Fig. 19), teils nur auf einer Seite konvex geschliffen. Im letztern Falle ist dann die Unterseite entweder durch eine ebene Tafel abgeschlossen, oder konkav, ausgehöhlt, man sagt «ausgeschlägelt». Letzteres begünstigt, namentlich wenn in dieser vertieften Kalette einige unregelmäßige Furchen eingeschliffen sind, das Zurückwerfen des Lichts von der Innenseite, dient also dazu, den Stein zu erhellen, und wird bei durchscheinenden Arbeitsstücken angewendet. Die gewölbte Oberfläche ist manchmal auch an der Rundiste flach facettiert. (S. Tafel: Diamanten, Fig. 20.) Je nach der Natur des Steins muß der Wölbung verschiedene Höhe gegeben werden: je schwächer das natürliche Farbenspiel, desto mugliger muß die Oberfläche sein. Opale mit lebhafter Farbenwandlung werden daher flach, Asterien, Rubin, Saphir sehr konvex geschliffen, weil dadurch die Lichtwirkung auf einen Punkt konzentriert und der Glanz des Juwels erhöht wird. Alle diese Steine werden so gefaßt, daß die konvexe Seite dem Beschauer zugewendet ist. Nur Halbedelsteine, oder zu gewissen Zwecken dienende Schmucksteine, z. B. Siegelringsteine, werden nach oben zu eben und nach unten zu muglig geschliffen.

Die gewünschte Form erhält jeder Stein durch das Schleifen. Man bezeichnet hiermit das Abreiben der Oberfläche des Arbeitsstücks mit einem härtern Material (Schleifmittel), wodurch von ersterm Teilchen nach Teilchen losgerissen und so eine neue Oberfläche erzeugt wird, welche rauh, matt und von zahlreichen feinen Ritzen durchzogen ist. Setzt man das Abreiben der Oberfläche fort, aber mit einem weichern Körper (Poliermittel), so werden die sich ablösenden Teilchen mikroskopisch klein, die vorstehenden Unebenheiten gleichen sich aus, die Risse verschwinden, die Oberfläche wird glatt und glänzend. Diese Arbeit nennt man polieren. Das Schleifen und Polieren unterscheidet sich also dem Erfolge nach, indem ersteres eine mehr oder weniger matte ebene Fläche erzeugt, während letzteres die Fläche glättet und sie dadurch glänzender macht. Dem Wesen nach sind aber diese Operationen ähnlich, weil in beiden Fällen die vorhandenen Unebenheiten durch pulverförmige, auf rotierenden Schleifscheiben ausgebreitete Mittel weggerieben werden. Das Schleifen gibt aber die Form und muß daher selbstverständlich immer dem Polieren vorangehen. Wenn die zu erzeugende Schliffform sich beträchtlich unterscheidet von der natürlichen Gestalt des Schmucksteins, so wird dem Mineral vorerst durch Spalten, Zersägen, Grauen, Rundieren eine der Schliffform ähnliche Gestalt gegeben. Schleif- und Poliermittel, Schleifscheiben, sowie die vorbereitenden Arbeiten sind verschieden nach der Natur des zu bearbeitenden Gegenstandes, und man unterscheidet deshalb «Diamant-, Edelstein- und Großsteinschleiferei».

Als Schleifmittel benutzt man das feinste Pulver eines mit dem Arbeitsstück gleich harten, oder, wenn möglich, noch härtern Minerals. Zum Schleifen von Diamant, Rubin, Saphir dient Diamantbort, für die übrigen harten Steine genügt Schmirgel. Diamantbort (feinstes Diamantpulver) wird erzeugt durch das Zerstoßen und Zerreiben der Abfälle, oder der unbrauchbaren fehlerhaften kleinen Diamanten in einem Stahlmörser bis zum Gewinn eines mehlartigen Pulvers. Da hiervon das Gramm bis zu 15 Mark kostet, so wird es nur zur Bearbeitung der härtesten Steine benutzt. Unter echtem Schmirgel versteht man das feinste Pulver von Korund, sowie der nicht schleifwürdigen Saphire, welches durch Zerstampfen des derben Materials erzeugt wird. Mit dieser Industrie beschäftigen sich, da der Bedarf an Schmirgel sehr groß, eigene Schmirgelmühlen. Meist ist jedoch der ordinäre Schmirgel des Handels kein Korundpulver, sondern nur zerstoßener Edelsteingruß, namentlich von Topas und Granat, besitzt deshalb auch etwas geringere Härte und ist zum Schleifen der Schmucksteine ersten Ranges nicht geeignet. Schmirgel kommt mit verschiedenen Sorten der Feinheit des Korns in den Handel. Zu dem Zweck wird er geschlemmt, d. h. man übergießt das Pulver mit Wasser, rührt auf, die gröbsten Körner fallen schnell zu Boden, während das feine Pulver noch im Wasser schwimmt. Gießt man dieses trübe Wasser in ein zweites Gefäß, so fällt das feinste Pulver nach einiger Zeit erst zu Boden und kann gesammelt und getrocknet werden. Der grobkörnige Schmirgel dient zum Schleifen, die feinsten durch wiederholtes Schlemmen erhaltenen Sorten zum Polieren. Diese genannten Schleifmittel werden mit Wasser oder Öl benetzt auf die Schleifscheiben gebracht, und wirken wie eine feine Feile auf die Oberfläche des Arbeitsstücks.

Schleifscheiben nennt man kreisrunde Metalltafeln, welche durch Menschen oder Maschinenkraft in eine schnelle Rotation um ihre Achse versetzt werden können. Einzelne Arbeitsscheiben haben die Achse nur auf einer Seite der Scheibe befestigt, so daß die ganze obere Seite für den Gebrauch vollständig frei ist; andere Schleifscheiben, namentlich die in den Diamantmühlen (s. Tafel:

steinschleiferei, Fig. 21 und 22), haben
ehende Achsen, weil nur dadurch vollkommene
lität der Befestigung erzielt werden kann.
Mehrzahl der Scheiben rotiert horizontal um
rtikal gestellte Achse. Die schnelle Bewegung
ig, denn nur auf diese Weise kann kontinuier-
ie Oberfläche des Arbeitsstücks mit neuen
hen des auf die Schleifscheibe aufgestrichenen
ifmittels in Berührung gebracht, d. i. defor-
werden. Das Material der Schleifscheiben
ßeisen oder Kupfer für die härtern, Zinn oder
ür die weichern Steine. Gelegentlich werden
Schleifscheiben benutzt, die aus Schmirgel-
r erzeugt sind. Dieses Pulver wird entweder
eschmolzenen Harzen oder mit Wasserglas zu
breiigen Masse angerührt, dann in einer
unden Form erstarren gelassen und schließlich
arte Scheibe auf eine centrale Achse aufge-
Zum Schleifen minder wertvoller Steine
t man feste, harte, quarzige Sandsteine und
t entweder direkt auf der bloß mit Wasser be-
Fläche desselben, oft auf dem breiten Rande
ertikal gestellten größern Schleifsteins (Fig.
oder bei minder voluminösen Gegenständen,
en Pyropen Böhmens, auf kleinen Sandstein-
n mit Öl und Schmirgel.

s Glätten der geschliffenen Facetten geschieht
nem «Poliermittel», welches weicher als das
tsstück ist. Man verwendet hierzu Tripel
weiße Kiesel-Infusorienerde), Polierrot
thar, Eisenoxyd), Zinnasche (verbranntes
Zinnoxyd), auch feinstes Kohlenpulver. Die
scheiben sind aus Kupfer, Zink, Zinn, Holz,
s wird oft noch mit feinem Filz überspannt.
iese Scheiben wird das durch öfteres Schlem-
on allen gröbern Körnern gereinigte, feinstem
gleiche Poliermittel ausgebreitet und mit
r befeuchtet. Rubin und Saphir werden mit
auf Kupfer; Topas, Spinell, Siberit, Zir-
ranat auf Zinn; Opal, Türkis auf Holzschei-
liert, denn für weichere Mineralien nimmt
uch weichere Polierscheiben. Nur für Dia-
hat man kein anderes Poliermittel als das
Diamantbortpulver selbst, und deshalb
windet gerade bei dem wertvollsten Schmuck-
der wichtigste Gegensatz zwischen Schleifen
olieren. Vor dem Beginn des eigentlichen
enschleifens gibt man dem Arbeitsstück be-
urch einzelne Vorarbeiten eine Gestalt, die
bsichtigten regelmäßigen Schliffform ähnlich
m dies zu erzielen, kann man eine der vier
den: Spalten oder Zersägen und Grauen
undieren, anwenden.

alten nennt man dann das Trennen des
sstücks in zwei Teile, wenn die neuentstan-
egrenzungsfläche der beiden erzeugten Hälften
llkommen ebene, glatte Fläche ist. Eine solche
äßige Spaltung ist möglich, wenn das be-
de Mineral auch im natürlichen Zustande
gesetzmäßige Kohärenzminima besitzt. Nicht
chmucksteine spalten daher gleich leicht oder
eichen Richtungen. Unter den Juwelen hat
Diamant eine Spaltbarkeit, man sagt nach
t Oktaederflächen (Fig. 16), welche sich direkt
rstellung der Grundform des Brillanten be-
läßt. Um einen Diamant zu spalten (Klie-
Kloven), befestigt man denselben mit Harz auf
itze des Kittstocks und läßt nur jenen Teil
n man abzuspalten wünscht. Mit der feinen
Spitze eines andern Diamanten zieht man eine
feine Furche, setzt in diese den Meißel ein, und ein
Hammerschlag auf letztern genügt, um den äußern
Teil abzutrennen. Selten versagt die Spaltung,
wenn der Arbeiter am rohen Diamant die Rich-
tung der natürlichen Teilbarkeit erkannt hat. Die-
ser Arbeitszweig der Diamantschleiferei ist jüngern
Datums und erst seit 1790 in Europa eingebürgert
durch die virtuose Geschicklichkeit des Holländers
Andreas Bevelmann.

Durch das Spalten erhält der D. die Form eines
Spitzsteins (Fig. 16). Sein Gewicht in diesem
Zustande läßt sich auch ohne Wage vollkommen
genau ermitteln; es beträgt $\frac{1.657 \times r \times r \times r}{200}$
Karat, wenn r die Länge einer Seite der Rundiste
in Millimetern gemessen bedeutet. Ein Stein von
10 mm Kantenlänge wiegt daher

$$1.657 \times \frac{10 \times 10 \times 10}{200} = 1.657 \times 5 = 8^{28}/_{100}$$

Karat. Aus dem Spitzstein des Diamant wird
dann der Dickstein (Fig. 1) dargestellt und zwar bei
kleinern Individuen durch direktes Schleifen, bei
größern durch «Zersägen». Es wird (Fig. 16) der
obere Teil bis zur Linie tt und vom Unterteil die
Spitze bis kk weggenommen und dadurch die Tafel
tt und die Kalette kk (Flächen, welche nicht pa-
rallel einer Spaltungsrichtung sind) erzeugt. Das
Gewicht eines solchen Dicksteins, an welchem nach
alter Regel oben $^{5}/_{18}$ der ganzen Höhe weggeschlif-
fen sind, beträgt genau $^{2}/_{3}$ jenes Gewichts, welches
ein Spitzstein von gleicher Rundiste hat. Es beträgt
daher der Materialverlust bei der ersten Bearbei-
tung des Diamantoktaeders 33 Proz.; ein Verlust,
dessen Prozentsatz sich durch fortgesetztes Facettieren
noch steigert. Dieser Verlust wird dadurch kom-
pensiert, daß man die beim Zersägen abfallenden
Pyramidenspitzen (Fig. 16) als Rosetten verschleift,
sowie auch aus den abgespalteten Splittern un-
regelmäßig facettierte Senaile darstellt.

Die übrigen Schmucksteine besitzen keine ausge-
zeichnete und günstig orientierte Spaltbarkeit.
Statt des Spaltens benutzt man daher nur das
Zersägen, um etwa fehlerhafte Teile des Stücks ab-
zutrennen. Zum «Zersägen» minder wertvoller
Objekte bedient man sich der Schneidscheiben,
d. h. einer mit großer Geschwindigkeit um eine
horizontale Achse rotierenden Stahl- oder Kupfer-
scheibe, deren Rand sehr scharf ist, und welcher kon-
tinuierlich mit wässerigem Schmirgelbrei bestrichen
wird. Die Schneidscheibe gleicht einer Cirkular-
säge; aber nicht das Material der Scheibe, sondern
der am Rande haftende feinkörnige Schmirgel greift
das Arbeitsobjekt an und ritzt in dasselbe immer
tiefere Furchen. Um Diamant zu zersägen muß
deshalb auch das härteste Diamantbort auf die
Scheibe gebracht werden. Doch geschieht häufig bei
Diamant das Zersägen aus freier Hand und zwar
aus Vorsicht, da man ein Erhitzen des Steins oder
Abspalten von Fragmenten zu vermeiden trachtet.
Ein sehr feiner Metalldraht wird in einem Laubsäge-
bogen eingespannt, mit einem Brei von Diamant-
bort und Öl überstrichen und so immer in einer
Richtung über den Stein hin- und hergeführt. Der
am Drahte haftende, bewegte und angedrückte Bort
scheuert sich eine immer tiefer werdende Furche.

Schmucksteine von kleinen Dimensionen werden
nach dem Spalten oder Zersägen unmittelbar

Diejenigen großen Diamanten, welche einst in Indien geschliffen wurden, haben eine Rosen- und Treppenschliff kombinierende Gestalt. (S. Tafel: *Diamanten*, Fig. 1, Großmogul, Fig. 2, Orlow.) Größern Steinen wird heutzutage nie diese Form gegeben; nur ausnahmsweise und gelegentlich die Brioletts oder *Pendeloquesform*. Diese ist der eines birnförmigen Brillants (s. Tafel: *Diamanten*, Fig. 12) ähnlich, besitzt jedoch weder Tafel noch Kalette und gleicht deshalb zweien an der Grundfläche vereinigten Rosetten. Diejenigen großen Diamanten, welche zuerst (1470) in Europa geschliffen wurden, z. B. der *Florentiner* im österreichisch-ungarischen Schatze (s. Tafel: *Diamanten*, Fig. 4), zeigen diese das Farbenspiel sehr begünstigende Art des Schliffs.

Die tiefgefärbten Pyrope und Granaten werden häufig in Rosettenform geschnitten, weil diese ermöglicht, durch Unterlage einer glänzenden Metallfolie im geschlossenen Kasten der Fassung, den Stein von innen heraus zu erhellen. Eine hierzu verwendbare interessante Abart des Rosettenschliffs ist die stumpfe und spitze *Kreuzrosette* (s. Tafel: *Edelsteinschleiferei*, Fig. 11 und 12), welche sich an Granaten des österr. Schatzes, die schon im vorigen Jahrhundert geschliffen wurden, findet. Sie wird von acht vierseitigen Sternfacetten und 16 Querfacetten begrenzt.

Undurchsichtige Schmucksteine, die natürliches Farbenspiel zeigen, werden nicht eben, sondern *muglig* geschliffen. Gelegentlich erhalten aber selbst farbige Schmucksteine ersten Ranges, wie Rubin und Saphir, den gleichen Schnitt. Sie werden teils nach beiden Seiten hin mit gewölbter Oberfläche gemacht (s. Tafel: *Diamanten*, Fig. 19), teils nur auf einer Seite konvex geschliffen. Im letztern Falle ist dann die Unterseite entweder durch eine ebene Tafel abgeschlossen, oder konkav, ausgehöhlt, man sagt «ausgeschlägelt». Letzteres begünstigt, namentlich wenn in dieser vertieften Kalette einige unregelmäßige Furchen eingeschliffen sind, das Zurückwerfen des Lichts von der Innenseite, dient also dazu, den Stein zu erhellen, und wird bei durchscheinenden Arbeitsstücken angewendet. Die gewölbte Oberfläche ist manchmal auch an der Rundiste flach facettiert. (S. Tafel: *Diamanten*, Fig. 20.) Je nach der Natur des Steins muß der Wölbung verschiedene Höhe gegeben werden: je schwächer das natürliche Farbenspiel, desto mugliger muß die Oberfläche sein. Opale mit lebhafter Farbenwandlung werden daher flach, Asterien, Rubin, Saphir sehr konvex geschliffen, weil dadurch die Lichtwirkung auf einen Punkt konzentriert und der Glanz des Juwels erhöht wird. Alle diese Steine werden so gefaßt, daß die konvexe Seite dem Beschauer zugewendet ist. Nur Halbedelsteine, oder zu gewissen Zwecken dienende Schmucksteine, z. B. Siegelringsteine, werden nach oben zu eben und nach unten zu muglig geschliffen.

Die gewünschte Form erhält jeder Stein durch das Schleifen. Man bezeichnet hiermit das Abreiben der Oberfläche des Arbeitsstücks mit einem härtern Material (Schleifmittel), wodurch von ersterm Teilchen nach Teilchen losgerissen und so eine neue Oberfläche erzeugt wird, welche rauh, matt und von zahlreichen feinen Ritzen durchzogen ist. Setzt man das Abreiben der Oberfläche fort, aber mit einem weichern Körper (Poliermittel), so werden die sich ablösenden Teilchen mikroskopisch klein, die vorstehenden Unebenheiten gleichen sich aus, die Risse verschwinden, die Oberfläche wird glatt und glänzend. Diese Arbeit nennt man polieren. Das *Schleifen* und *Polieren* unterscheidet sich also dem Erfolge nach, indem ersteres eine mehr oder weniger matte ebene Fläche erzeugt, während letzteres die Fläche glättet und sie dadurch glänzender macht. Dem Wesen nach sind aber diese Operationen ähnlich, weil in beiden Fällen die vorhandenen Unebenheiten durch pulverförmige, auf rotierenden Schleifscheiben ausgebreitete Mittel weggerieben werden. Das Schleifen gibt aber die Form und muß daher selbstverständlich immer dem Polieren vorangehen. Wenn die zu erzeugende Schliffform sich beträchtlich unterscheidet von der natürlichen Gestalt des Schmucksteins, so wird dem Mineral vorerst durch *Spalten*, *Zersägen*, *Grauen*, *Rundieren* eine der Schliffform ähnliche Gestalt gegeben. Schleif- und Poliermittel, *Schleifscheiben*, sowie die vorbereitenden Arbeiten sind verschieden nach der Natur des zu bearbeitenden Gegenstandes, und man unterscheidet deshalb «Diamant-, Edelstein- und Großsteinschleiferei».

Als *Schleifmittel* benutzt man das feinste Pulver eines mit dem Arbeitsstück gleich harten, oder, wenn möglich, noch härtern Minerals. Zum Schleifen von Diamant, Rubin, Saphir dient Diamantbort, für die übrigen harten Steine genügt Schmirgel. *Diamantbort* (feinstes Diamantpulver) wird erzeugt durch das Zerstoßen und Zerreiben der Abfälle, oder der unbrauchbaren fehlerhaften kleinen Diamanten in einem Stahlmörser bis zum Gewinn eines mehlartigen Pulvers. Da hiervon das Gramm bis zu 15 Mark kostet, so wird es nur zur Bearbeitung der härtesten Steine benutzt. Unter echtem *Schmirgel* versteht man das feinste Pulver von Korund, sowie der nicht schleifwürdigen Saphire, welches durch Zerstampfen des derben Materials erzeugt wird. Mit dieser Industrie beschäftigen sich, da der Bedarf an Schmirgel sehr groß, eigene *Schmirgelmühlen*. Meist ist jedoch der ordinäre Schmirgel des Handels kein Korundpulver, sondern nur zerstoßener Edelsteingruß, namentlich von Topas und Granat, besitzt deshalb auch etwas geringere Härte und ist zum Schleifen der Schmucksteine ersten Ranges nicht geeignet. Schmirgel kommt mit verschiedenen Sorten der Feinheit des Korns in den Handel. Zu dem Zweck wird er geschlemmt, d. h. man übergießt das Pulver mit Wasser, rührt auf, die gröbsten Körner fallen schnell zu Boden, während das feine Pulver noch im Wasser schwimmt. Gießt man dieses trübe Wasser in ein zweites Gefäß, so fällt das feinste Pulver nach einiger Zeit erst zu Boden und kann gesammelt und getrocknet werden. Der grobkörnige Schmirgel dient zum Schleifen, die feinsten durch wiederholtes Schlemmen erhaltenen Sorten zum Polieren. Diese genannten Schleifmittel werden mit Wasser oder Öl benetzt auf die Schleifscheiben gebracht, und wirken wie eine feine Feile auf die Oberfläche des Arbeitsstücks.

Schleifscheiben nennt man kreisrunde Metalltafeln, welche durch Menschen oder Maschinenkraft in eine schnelle Rotation um ihre Achse versetzt werden können. Einzelne Arbeitsscheiben haben die Achse nur auf einer Seite der Scheibe befestigt, so daß die ganze obere Seite für den Gebrauch vollständig frei ist; andere Schleifscheiben, namentlich die in den *Diamantmühlen* (s. Tafel:

steinschleiferei, Fig. 21 und 22), haben
tehende Achsen, weil nur dadurch vollkommene
lität der Befestigung erzielt werden kann.
Mehrzahl der Scheiben rotiert horizontal um
rtikal gestellte Achse. Die schnelle Bewegung
ig, denn nur auf diese Weise kann kontinuier-
ie Oberfläche des Arbeitsstücks mit neuen
hen des auf die Schleifscheibe aufgestrichenen
fmittels in Berührung gebracht, d. i. defor-
werden. Das Material der Schleifscheiben
heisen oder Kupfer für die härtern, Zinn oder
ür die weichern Steine. Gelegentlich werden
Schleifscheiben benutzt, die aus Schmirgel-
r erzeugt sind. Dieses Pulver wird entweder
eschmolzenen Harzen oder mit Wasserglas zu
breiigen Masse angerührt, dann in einer
unden Form erstarren gelassen und schließlich
arte Scheibe auf eine centrale Achse aufge-
Zum Schleifen minder wertvoller Steine
t man feste, harte, quarzige Sandsteine und
t entweder direkt auf der bloß mit Wasser be-
Fläche desselben, oft auf dem breiten Rande
ertikal gestellten größern Schleifsteins (Fig.
oder bei minder voluptinösen Gegenständen,
en Pyropen Böhmens, auf kleinen Sandstein-
n mit Öl und Schmirgel.
s Glätten der geschliffenen Facetten geschieht
nem «Poliermittel», welches weicher als das
sstück ist. Man verwendet hierzu Tripel
weiße Kiesel-Infusorienerde), Polierrot
othar, Eisenoxyd), Zinnasche (verbranntes
Zinnoxyd), auch feinstes Kohlenpulver. Die
scheiben sind aus Kupfer, Zink, Zinn, Holz,
s wird oft noch mit feinem Filz überspannt.
iese Scheiben wird das durch öfteres Schlem-
on allen gröbern Körnern gereinigte, feinstem
gleiche Poliermittel ausgebreitet und mit
r befeuchtet. Rubin und Saphir werden mit
auf Kupfer; Topas, Spinell, Siberit, Zir-
ranat auf Zinn; Opal, Türkis auf Holzschei-
oliert, denn für weichere Mineralien nimmt
uch weichere Polierscheiben. Nur für Dia-
hat man kein anderes Poliermittel als das
Diamantbortpulver selbst, und deshalb
windet gerade bei dem wertvollsten Schmuck-
der wichtigste Gegensatz zwischen Schleifen
olieren. Vor dem Beginn des eigentlichen
enschleifens gibt man dem Arbeitsstück be-
urch einzelne Vorarbeiten eine Gestalt, die
bsichtigten regelmäßigen Schlifform ähnlich
m dies zu erzielen, kann man eine der vier
den: Spalten oder Zersägen und Grauen
undieren, anwenden.
alten nennt man dann das Trennen des
sstücks in zwei Teile, wenn die neuentstan-
egrenzungsfläche der beiden erzeugten Hälften
llkommen ebene, glatte Fläche ist. Eine solche
äßige Spaltung ist möglich, wenn das be-
e Mineral auch im natürlichen Zustande
gesetzmäßige Kohärenzminima besitzt. Nicht
hmucksteine spalten daher gleich leicht oder
eichen Richtungen. Unter den Juwelen hat
Diamant eine Spaltbarkeit, man sagt nach
t Oktaederflächen (Fig. 16), welche sich direkt
rstellung der Grundform des Brillanten be-
läßt. Um einen Diamant zu spalten (Klie-
kloven), befestigt man denselben mit Harz auf
pitze des Kittstocks und läßt nur jenen Teil
n man abzuspalten wünscht. Mit der feinen
Spitze eines andern Diamanten zieht man eine feine Furche, setzt in diese den Meißel ein, und ein Hammerschlag auf letztern genügt, um den äußern Teil abzutrennen. Selten versagt die Spaltung, wenn der Arbeiter am rohen Diamant die Richtung der natürlichen Teilbarkeit erkannt hat. Dieser Arbeitszweig der Diamantschleiferei ist jüngern Datums und erst seit 1790 in Europa eingebürgert durch die virtuose Geschicklichkeit des Holländers Andreas Bevelmann.

Durch das Spalten erhält der D. die Form eines Spitzsteins (Fig. 16). Sein Gewicht in diesem Zustande läßt sich auch ohne Wage vollkommen genau ermitteln; es beträgt $\frac{1.657 \times r \times r \times r}{200}$ Karat, wenn r die Länge einer Seite der Rundiste in Millimetern gemessen bedeutet. Ein Stein von 10 mm Kantenlänge wiegt daher

$$1.657 \times \frac{10 \times 10 \times 10}{200} = 1.657 \times 5 = 8^{28}/_{100}$$

Karat. Aus dem Spitzstein des Diamant wird dann der Dickstein (Fig. 1) dargestellt und zwar bei kleinern Individuen durch direktes Schleifen, bei größern durch «Zersägen». Es wird (Fig. 16) der obere Teil bis zur Linie tt und vom Unterteil die Spitze bis kk weggenommen und dadurch die Tafel tt und die Kalette kk (Flächen, welche nicht parallel einer Spaltungsrichtung sind) erzeugt. Das Gewicht eines solchen Dicksteins, an welchem nach alter Regel oben $^5/_{18}$ der ganzen Höhe weggeschliffen sind, beträgt genau $^2/_3$ jenes Gewichts, welches ein Spitzstein von gleicher Rundiste hat. Es beträgt daher der Materialverlust bei der ersten Bearbeitung des Diamantoktaeders 33 Proz.; ein Verlust, dessen Prozentsatz sich durch fortgesetztes Facettieren noch steigert. Dieser Verlust wird dadurch kompensiert, daß man die beim Zersägen abfallenden Pyramidenspitzen (Fig. 16) als Rosetten verschleift, sowie auch aus den abgespalteten Splittern unregelmäßig facettierte Senaile darstellt.

Die übrigen Schmucksteine besitzen keine ausgezeichnete und günstig orientierte Spaltbarkeit. Statt des Spaltens benutzt man daher nur das Zersägen, um etwa fehlerhafte Teile des Stücks abzutrennen. Zum «Zersägen» minder wertvoller Objekte bedient man sich der Schneidscheiben, d. h. einer mit großer Geschwindigkeit um eine horizontale Achse rotierenden Stahl- oder Kupferscheibe, deren Rand sehr scharf ist, und welcher kontinuierlich mit wässerigem Schmirgelbrei bestrichen wird. Die Schneidscheibe gleicht einer Cirkularsäge; aber nicht das Material der Scheibe, sondern der am Rande haftende feinkörnige Schmirgel greift das Arbeitsobjekt an und ritzt in dasselbe immer tiefere Furchen. Um Diamant zu zersägen muß deshalb auch das härteste Diamantbort auf die Scheibe gebracht werden. Doch geschieht häufig bei Diamant das Zersägen aus freier Hand und zwar aus Vorsicht, da man ein Erhitzen des Steins oder Abspalten von Fragmenten zu vermeiden trachtet. Ein sehr feiner Metalldraht wird in einem Laubsägebogen eingespannt, mit einem Brei von Diamantbort und Öl überstrichen und so immer in einer Richtung über den Stein hin- und hergeführt. Der am Drahte haftende, bewegte und angedrückte Bort scheuert sich eine immer tiefer werdende Furche.

Schmucksteine von kleinen Dimensionen werden nach dem Spalten oder Zersägen unmittelbar

facettiert, größere hingegen noch früher der Operation des Rundierens oder Grauens unterworfen. Unter *Rundieren* versteht man das Formgeben mit freier Hand. Es geschieht dies auf den Schleifscheiben und der Stein erhält hierdurch die erste Anlage zu seiner künftigen Form, sowie die richtige Proportion von Höhe und Breite. Einer ähnlichen Bearbeitung wird auch der Diamant unterworfen, man nennt sie aber Grauen (égriser). Es bedeutet dies das Aneinanderreiben «zweier» zu bearbeitender Diamanten an jenen Stellen, an welchen später die Facetten auftreten sollen. Beide Steine sind an den Spitzen der *Kittstöcke* befestigt, letztere faßt der Arbeiter mit seinen Händen und reibt die Diamanten über der Schneidbüchse (Fig. 20) aneinander. Hierdurch scheuern sich feine Teilchen vom Diamant los, und diese Arbeit wird fortgesetzt, bis die gewünschte Facette als undeutlich contourierte Ebene erkennbar wird. Diese erzeugten Flächen unterscheiden sich aber von jenen, die am fertigen Juwel erglänzen, sie sind feinkörnig, dunkelgrau und der Stein selbst undurchsichtig, metallisch glänzend, einem polierten Stahlstück ähnlich, daher auch der Name *Graumachen*.

Die durch Spalten, Sägen, Grauen, Rundieren vorbereiteten Steine erhalten endlich durch das «Schleifen» auf der Schleifscheibe die nötige Anzahl der regelmäßigen Facetten und durch das darauf folgende Feinschleifen und Polieren den Glanz. Die Werkzeuge und die Einrichtung der Ateliers für Diamantschleiferei oder E. sind ziemlich ähnlich und nur der Wechsel der Schleifmittel maßgebend; andererseits unterscheidet sich aber wesentlich die moderne Werkstätte einer «Diamantmühle» von den primitiven Hilfsmitteln des für sich allein arbeitenden ind. Künstlers. In den Faktoreien für Diamantschliff, deren einzelne jetzt mehrere hundert Arbeiter beschäftigen, wird die bewegende Kraft durch eine im Souterrain befindliche Dampfmaschine geliefert, durch Welle und Transmission die in den Sälen der obern Stockwerke befindlichen Schleifscheiben in horizontale Rotation versetzt. Durch die seit 1840 immer allgemeiner gewordene Ersetzung der früher benutzten Pferde vor der Tretmühle durch Maschinen ist es möglich, die Bewegung der Schleifscheiben bis auf 30 Umdrehungen in der Sekunde zu steigern, also ebenso oft das Schleifmittel auf ein und denselben Punkt wirken zu lassen. Dadurch ist jetzt die Arbeitszeit für die Herstellung einer Facette ungemein verkürzt worden. Mitte des 18. Jahrh. brauchte man, um den Regent (s. Tafel: *Diamanten*, Fig. 3) zu schleifen, zwei Jahre; dieselbe Anzahl Facetten wurde 1852 dem fast gleich großen Kohinoor (s. Tafel: *Diamanten*, Fig. 9) in nur 38 Tagen gegeben. Eine fernere Folge davon ist, daß sich der Arbeitspreis für die fertige Ware ermäßigt hat. Derselbe beträgt im Durchschnitt für einen Karatstein von Rubin oder Saphir 5—8 Mark und das Dreifache für den Brillant. Doch hat gelegentlich trotz aller Beschleunigung der Arbeit der große Andrang roher Ware von Diamant in der neuesten Zeit vorübergehende Preissteigerungen des Arbeitslohns um 30 Proz. hervorgerufen. Natürlich steigen die Kosten des Schliffs, namentlich wegen des mit der Arbeit verbundenen Risiko, mit der Größe und dem Werte des Arbeitsstücks. Beispielsweise kostete vor zwei Dezennien der Schliff von Estrella do Sul (Südstern, s. Tafel: *Diamanten*, Fig. 7), eines Brillanten von 125 Karat, geschliffen aus einem rohen 254 Karat schweren Diamant, gegen 80000 Mark.

Die Anordnung der zwei Schleifscheiben auf dem Arbeitstische stellt Fig. 21 der Tafel: *Edelsteinschleiferei* dar. Vor jeder solchen Diamantmühle steht der Arbeiter (Fig. 22), drückt den Stein an die rotierende Scheibe an, die er mit Bort und Öl eingerieben hat, und untersucht von Zeit zu Zeit die sich bildende Facette; nach 3—5 Minuten ist dieselbe angeschliffen, und wenn der Schliff vollkommen gelungen, so merkt man auch keine Risse mehr, die Fläche ist zugleich poliert. Um den Stein bei dieser Operation festzuhalten, wird er in der *Doppe* (Dogge), d. i. eine kleine hohle Halbkugel aus Kupfer an einem Stiele (Fig. 18), mittels Schnellloth (einer Legierung von Blei und Zinn) befestigt. Den Stiel der Doppe faßt eine Stahlzwinge, die in fester Verbindung mit einem kleinen Holzschemel (Fig. 17) ist. Letzterm werden beim Schleifen, um den Stein an die Scheibe zu pressen, einige Kilo Bleistücke aufgelegt. Um an dem Diamant, nachdem die erste Facette fertig ist, die übrigen Facetten schleifen zu können, wird der Stein durch Drehen des Doppenstiels gewendet. Um die gegenseitige Neigung der Facetten vollkommen gleich zu machen, durch welche Regelmäßigkeit sich der Brillantschliff auszeichnet, ist der Doppenstiel mit Gradbogen und Zeiger versehen (Fig. 20). Hierdurch kann man die Neigung des Diamants gegen die Scheibe jeden Augenblick bestimmen und nach Wunsch ändern. Um die Facetten der Külasse schleifen zu können, nachdem der Pavillon fertig, wird der Stein durch Erwärmen des Lotes aus der Doppe gelöst und in verkehrter Stellung in dieselbe wieder eingesetzt und festgelötet.

Die wichtigsten Diamantschleifereien befinden sich jetzt in Amsterdam, während in den übrigen Großstädten nur einige wenige Künstler sich mit der Ausübung dieser Kunst beschäftigen. In Amsterdam hat namentlich seit der Entdeckung der Kapdiamanten (1867) die Zahl der Diamantmühlen und der Arbeiter beträchtlich zugenommen und jetzt beschäftigt dieser blühende Industriezweig mindestens 6—7000 Personen. Die wichtigsten Mühlen sind in der Zwanenburgerstraße und auf dem Kotterseiland an der Achter-Gracht. Das größte Etablissement dieser Art ist die Faktorei von Mr. Boas, das historisch berühmteste das von Koster, denn der Künstler Voorsanger dieses Instituts hat sowohl den Kohinoor (s. Tafel: *Diamanten*, Fig. 1) neu brillantiert (s. Tafel: *Diamanten*, Fig. 9), als auch den Südstern (s. Tafel: *Diamanten*, Fig. 7) geschliffen. Alle Versuche, die Ausübung dieser Kunst in andern Hauptstädten fabrikmäßig zu gestalten, scheiterten, und mit einer gewissen Konstanz ist seit vier Jahrhunderten das westl. Flandern die Heimatsstätte dieser Industrie, und die portug. Juden daselbst sind seit lange in dem unbestrittenen Besitz der wichtigsten technischen Geheimnisse.

Verleitet durch eine Publikation Berquem des Neffen, schreibt man dem ältern Berquem 1456 zu Brügge in Flandern die Entdeckung des Diamantschliffs zu. Dies ist unrichtig. Allein er war es, welcher die Diamantschliffform, gerade die für das Farbenspiel des Diamant so überaus wichtige regelmäßige Facettierung, erfand. Er hat für Karl den Kühnen von Burgund den *Sancy* (s. Tafel: *Diamanten*, Fig. 5) und den Florentiner in Pendeloquesform geschliffen, Gestalten, welche

eiden Steine noch heute und nicht zu ihren
nsten besitzen. Erst durch die Anwendung
symmetrischen Facettierung ward der Dia:
ein Schmuckstein ersten Ranges und ver:
te die früher bevorzugten farbigen Juwelen.
ltertum und Mittelalter war die regelmäßige
tierung, wie sie seit Berquem geübt wird, un:
nt. Andererseits setzt aber die schon den alten
tern bekannte «Steinschneidekunst», also Sie:
ge, Amulette, Scarabäen, Kameen zu for:
und zu schneiden, selbst die Kenntnis der Be:
ung der harten Gemmen voraus. Wahr:
ich haben die Syrer den Römern die Kennt:
s schon im Altertum berühmten und bekann:
. Diamanten vermittelt, sowie auch die Kunst
ben zu polieren. Die aus den ältesten Zeiten
vorhandenen Juwelen sind in der That nichts
s als Diamantkrystalle (Fig. 16), Spitzsteine.
1373 bestand, historisch nachweisbar, in
berg eine Diamantpoliererzunft. Allein die
kte weder der europ. noch der ind. Industrie
r Zeit können auf Schönheit Anspruch ma:
alle diese Steine sind unförmig, klumpig, mit
spiegelnden Flächen. Die Entdeckung der
ierung war daher epochemachend.
Schüler Berquems sind teils nach Antwer:
eils nach Italien gezogen, wo damals unter
Mediceern das goldene Zeitalter der Künste an:
hen war und welches Land im innigen Ver:
it Flandern stand. Von ital. Meistern ward
nt der Venetianer Hortensio Borgio, der
-58 den Kohinoor dem Schah Jehan (s. Ta:
iamanten, Fig. 1) schliff und die Gewichts:
nz zwischen rohem Steine und facettiertem
schwer büßen mußte; ferner der Italiener
o del Nettaro, welchen der durch seine Feld:
nach Italien berühmte Franz I. nach Paris
berief. Von dem Hofe des letztern aus ver:
e sich der Luxus mit Juwelen überall hin.
n Paris blühte erst unter Kardinal Mazarin
iamantschleiferei neuerdings auf, denn da:
1650—60, ward der Brillantschliff zum ersten
ngewendet; gegen Ende des 18. Jahrh. kam
elbst zum vollständigen Erliegen, und selbst
50 unter Napoleon gemachten Versuche, Stein:
reien zu gründen, konnten nicht mehr das
d. Monopol brechen. Dafür ward aber Paris
arkt für farbige Juwelen.
die nach Antwerpen gezogenen Schüler Ber:
fanden den richtigen Platz für die Aus:
dieser Industrie. Antwerpen, damals der erste
lsplatz der Welt, mit Portugal und dadurch
Goa mit Indien im regen Handelsverkehr, er:
ie rohen, damals allein vorhandenen ind.
anten aus erster Hand. Die Plünderung
erpens 1576 durch die Spanier veranlaßte
ersiedelung der portug. Juden, welche den
nthandel betrieben, nach dem niederländ.
rdam. Doch auch an dieser neuen Stätte ist
lüte dieses Industriezweigs abhängig von
echselnden Ertrage der Diamantwäschereien.
. 1824 war nur ein einziger Schleifer in
rdam, sodaß Bankier Hope, um diese Kunst
ussterben zu lassen, auf eigene Kosten vier
Leute hierzu studieren ließ. Aber 1844 fand
neue Diamantlager in Bahia, und rasch
rten sich vier Faktoreien, während heute der
mant 30 Werkstätten kontinuierlich lohnende
ftigung bringt.

Für die Facettierung der farbigen Schmucksteine gelten nahe dieselben Regeln wie für Diamant. Unterschiede sind nur bezüglich des Materials von Schleifscheiben und Poliermitteln vorhanden. (S. oben.) Rubin und Saphir werden meist schon in Ceylon oder Birma, den Hauptfundorten, von den eingeborenen Singalesen, Tamulen mit einfachen Hilfsmitteln mehr oder minder willkürlich facettiert. Ihren modernen Schliff mit verlängerten Brillantfacetten erhalten sie in Paris. Die am Ural auftretenden Schmucksteine Topas, Siberit, Aquamarin, Smaragd, Euclas, Phenakit, Melanit, sowie die wichtigen Halbedelsteine Malachit und Rhodonit erhalten in der kaiserl. Steinschleiferei zu Katharinenburg ihre Form. Das Vorkommen der Pyrope in Nordböhmen hat, seit 1609 Lehmann aus Prag hierzu ein Privilegium erhielt, in der Umgebung von Turnau eine kräftige, fabrikmäßig arbeitende Industrie geschaffen. Zwölf große Schleifereien beschäftigen sich nur mit diesem Artikel.

Die sog. Halbedelsteine, welche meist zu Galanteriearbeiten Verwendung finden, werden nicht facettiert, sondern erhalten ihrer künftigen Verwendung entsprechende, vielfach wechselnde Gestalten. Industrien dieser Art nennt man «Großsteinschleiferei». Die Bearbeitung des Rohmaterials erfolgt nach denselben Methoden wie jene der wahren Edelsteine. Meist werden aber die Metallschleifscheiben durch solche aus harten Steinen ersetzt (Fig. 23), um dadurch die Kosten der Arbeit zu mindern. Nur zum Aushöhlen benutzt man Metallscheiben, welche aber kleiner sein müssen als die beabsichtigte Höhlung, damit man sie in das Innere des Steins einführen kann. Aus der Gruppe der Großsteinschleiferei sind die Industrien erwähnenswert, die fabrikmäßig betrieben werden; so die Achatschleifereien seit 1580 in Oberstein und Idar, die Serpentinindustrie zu Zöblitz, seit 1613 bestehend, die Flußspat-Arbeiterinnung in Derbyshire seit 1785, die im 18. Jahrh. blühende Gagatschleiferei in der Languedoc, sowie die Bearbeitung des Bernsteins und Meerschaums in Wien.

Litteratur. Kluge, «Handbuch der Edelsteinkunde» (Lpz. 1860); Schrauf, «Handbuch der Edelsteinkunde» (Wien 1869).

Edelsteinwäschereien sind die Anstalten, in welchen die Edelsteine aus den Erdmassen gewonnen werden. Schleifwürdige Exemplare der Schmucksteine ersten Ranges, also von Diamant, Rubin, Saphir, ebenso auch gelegentlich Topas, Euclas, Spinell u. s. w., finden sich auf sekundärer Lagerstätte im Schwemmlande (Seifengebirge), im Schutt und Geröll einstiger (dry diggins) oder jetziger (river diggins) Wasserläufe. Aus diesen Erdmassen werden die Edelsteine durch «Schlemmen» der erstern mit Wasser gewonnen, man sagt, sie werden «gewaschen». (S. unter Seifen.)

Edelweiß, Alpenpflanze, s. u. Gnaphalium; Abbildung auf Tafel: Alpenpflanzen, Fig 2.

Eden, s. Paradies.

Eden, Fluß in England, entspringt im östl. Westmoreland, fließt durch Cumberland zwischen den cumbrischen und penninischen Gipfeln, berührt Carlisle, von wo ein Schiffahrtskanal nach Port-Carlisle abgeht, und mündet nach einem Lauf von 110 km in den Solwaybusen des Irischen Meers. In ihm findet berühmte Lachsfischerei statt. Links mündet in ihn der Eamont, rechts der Irthing. Sein Stromgebiet umfaßt 2370 qkm.

Eden, engl. Adelsfamilie, s. unter Auckland (Lords und Grafen).

Edenkoben, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Landau, in 229 m Höhe, am Mühlbach und an der Pfälzischen Maximiliansbahn (Neustadt-Weißenburg), Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Progymnasium, eine Lehrer-Präparandenschule, eine höhere Töchterschule und eine Volksbank und zählt (1880) 4898 E. (davon 3550 Evangelische, 1218 Katholiken und 124 Juden), welche eine Waffen-, Feilen-, Möbelfabrik, zwei Damastwebereien, eine Dampfsägemühle, mehrere mechan. Werkstätten und Mahlmühlen unterhalten und bedeutenden Wein- und Kastanienbau treiben. In der Nähe befindet sich ein Schwefelbrunnen. Am Fuße der Rietburg liegt auf einem reizenden Aussichtspunkte der Hardt die 1846 gebaute königl. Villa Ludwigshöhe in einfachem griech. Stil, beherrscht von der Ruine der Rietburg oder Rippburg, welche 330 m höher steht. Auf dem etwa 8 km entfernten, 664 m hohen sog. Schänzel, einer auch Steigerkopf genannten Berghöhe, ist ein 20 m hoher Aussichtsturm und ein Denkstein des hier 1794 gegen die Franzosen gefallenen preuß. Generals Pfau. Es ist einer der schönsten Punkte der Pfalz.

Edentaten, Zahnarme oder Zahnlose (Bruta), eine Ordnung der placentalen Säugetiere, die auf der niedersten Stufe der Organisation dieser Gruppe steht und durch die Bildung des Gehirns und der weiblichen Geschlechtsorgane den Beuteltieren am nächsten kommt. Die Körpergestalt ist sehr verschieden, indessen meist plump; der Schädel bald rund, bald zu einer langen und selbst lippenlosen Schnauze vorgezogen. Einige haben gar keine Zähne, bei den meisten finden sich zwar solche, zuweilen sogar in sehr großer Zahl, doch fehlen die Schneidezähne bei allen, mit Ausnahme einer einzigen Art. Die Zähne selbst aber, wenn vorhanden, haben stets dieselbe Gestalt und besitzen weder Schmelz noch Wurzeln; sie werden nicht gewechselt. Die Haut ist entweder mit borstigen Haaren, mit Schuppen oder gar mit Knochentafeln in ihrem größten Umfange gedeckt. Die Füße haben stets getrennte Zehen, meist in der ursprünglichen Fünfzahl, zuweilen weniger, alle Zehen sind mit scharfen, seitlich zusammengedrückten Sichelkrallen bewaffnet. Charakteristisch sind am Skelett die Zahl und Bildung der Wirbel, am Schädel ein über den Unterkiefer herabsteigender Fortsatz des Jochbogens, die Bildung des Beckens und die der Extremitäten, deren Hauptknochen meist abgeplattet und breit sind.

Die heutigen E. leben in den Tropengegenden der beiden Hemisphären, vorzugsweise aber in Südamerika, wo in frühern geolog. Epochen gigantische Formen vorkommen. Zu ihnen gehören die Faultiere (Brodypida), die ausgestorbenen Riesenfaultiere (Megatherida), die Gürteltiere (Dasypida), die Ameisenfresser, die Schuppentiere (Manis) und die Erdferkel (Orycteropus). Schuppentiere gibt es in Afrika und in Ostindien, Erdferkel dagegen nur in Afrika; alle übrigen Typen sind auf Südamerika beschränkt.

Eder, Fluß in Preußen, entspringt in Westfalen, auf dem 634 m hohen Ederkopfe, fließt 90 km weit nach NO. und wendet sich dann nach O., um oberhalb Guntershausen links in die Fulda zu münden, nach einem Laufe von 135 km. Links fließen ihr zu die Nuhne, die Orke mit der Aar, rechts die Weese und die Schwalm.

Eder (Joseph Karl), siebenbürg. Geschichtsforscher, geb. 20. Jan. 1760 zu Kronstadt, studierte in Pest, war Gymnasiallehrer in Maros-Vásárhely und Hermannstadt, wurde 1784 Beisitzer der Landes-Studienkommission, 1787 Schuldirektor in Hermannstadt. Er starb daselbst 11. Febr. 1810. Als Historiker beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Geschichte seines Vaterlandes, wodurch er auch die Aufmerksamkeit ausländischer Gelehrten auf sich zog. Er besaß eine sehr wertvolle Manuskriptensammlung, die jetzt einen Bestandteil des ungar. Landesarchivs bildet. Seine bemerkenswertesten histor. Publikationen sind: «Supplex libellus Valachorum transs. jura tribus receptis nationibus communia postliminia sibi adnexi postulantium cum notis historico-criticis J. C. E(der).» (Klausenb. 1791), «De initiis juribusque primaevis Saxonum Transs. commentatio» (Wien 1792), «Scriptores rerum Transsilvanarum» (2 Tle., Hermannst. 1797 u. 1800).

Eder (Joseph Maria), Photochemiker, geb. am 6. März 1855 zu Krems an der Donau, studierte am Piaristengymnasium zu Krems, später (1871–75) an der Universität und technischen Hochschule zu Wien und habilitierte sich 1880 an der technischen Hochschule als Privatdocent für Photochemie. Im J. 1882 wurde er zum Professor der Chemie an der Staatsgewerbeschule in Wien ernannt. Außer seinen rein chem. Arbeiten («Bestimmung der Salpetersäure», 1876, «Untersuchung des Thees», 1879, «Pyroxylin», 1879, u. s. w.) sind besonders seine Arbeiten über die chem. Wirkungen des Lichts und die Photographie zu nennen. Von ihm rührt ein «Photometer mittels Quecksilber-Oxalat» für die unsichtbaren ultravioletten Strahlen (Wien 1879), eine von der wiener Photographischen Gesellschaft preisgekrönte Schrift über die Photographie mit Chromsalzen (Wien 1878), ferner eine Schrift über die chem. Wirkung des farbigen Lichts (Wien 1879) her. Er förderte namentlich die Photographie mit Bromsilber- und Chlorsilber-Emulsionen durch zahlreiche Untersuchungen, welche in seinem Werke «Theorie und Praxis der Photographie mit Bromsilber-Gelatine» (2. Aufl., Wien 1882) gesammelt sind. Sein «Ausführliches Handbuch der Photographie» (Halle 1882) ist das umfassendste Werk über Photographie. Von mehrern seiner Werke liegen engl. und franz. Übersetzungen vor.

Edessa, Stadt im nördl. Mesopotamien, 80 km im ONO. von Biredschik. Der Ursprung der Stadt reicht bis ins höchste Altertum hinauf; wahrscheinlich ist es die alte Stadt Harran, die schon in den Keilinschriften genannt wird und zu dem in der Geschichte Abrahams genannten Lande Haran gehörte. Sitz einer uralten Civilisation, tritt E. namentlich als der Atergatis geheiligt entgegen, und auf diesen Kultus weisen die beiden noch vorhandenen heiligen Teiche hin, in denen Fische, dieser Göttin geweiht, unterhalten werden. Die ältere Geschichte E.s ist dunkel: sie wird lichter um die Zeit Alexanders. Seleukus I. soll viel für Vergrößerung der Stadt gethan haben. Um diese Zeit erhielt sie auch von der gleichnamigen macedon. Stadt den Namen E., und nach dem der Atergatis, später dem Abraham geweihten Quell den Namen Kallirrhoë, aus welchem durch Verstümmelung die syr. und arab. Namen Urhoi und Roha (Ruhâ), sowie der jetzt gebräuchliche Orfa oder Urfa entstanden. Doch mag E. auch das syr. Wort Haditha, die Neu-

stadt bedeuten. Unter Antiochus VII., nach welchem E. auch Antiochia genannt ward, bildete daselbst Orhoi-Bar-Chevje, wahrscheinlich ein Araber, 137 v. Chr. das nach ihm genannte Osrhoenische Reich. Seine Nachfolger sind unter dem Namen Abgar (s. d.) bekannt. Das Christentum fand zeitig in E. Eingang. Die zweideutige Stellung, welche die Könige von E. in den Kriegen der Römer mit den Armeniern und Parthern einnahmen, und ihr endlicher Abfall von den erstern bewirkten, daß Trajan den Lusius Quietus gegen E. sendete, der die Stadt zerstörte und das Reich den Römern zinsbar machte. Zwar stellte Hadrian das Osrhoenische Reich wieder her, allein es blieb fortwährend von den Römern abhängig, bis es nach mancherlei Wechselfällen in seinem Innern endlich 216 von den Römern völlig unter dem Namen der Colonia Marcia Edessenorum zu einer röm. Militärkolonie gemacht wurde. Unter Kaiser Justinus I. (518—527) durch ein Erdbeben zerstört, wurde E. unter dem Namen Justinopolis bald wieder hergestellt. Während dieser Zeit und besonders unter oström. Herrschaft entwickelte sich seine Bedeutung in der Geschichte der christl. Kirche immer mehr. Unter Justinian I. war es bereits Metropolis. Mehr als 300 Klöster sollen in seinen Mauern gewesen sein; dazu war es der Sitz des Ephraem Syrus und seiner Schule. Auch in den arianischen, monophysitischen und nestorianischen Streitigkeiten spielte es eine bedeutende Rolle.

Die Ausbreitung des Islam, die E. 641 unter die Herrschaft der arab. Kalifen brachte, machte jedoch der Blüte des Christentums in dieser Stadt ein Ende, und die nun folgenden innern und äußern Kriege unter dem Kalifat brachen auch ihren weltlichen Glanz und Reichtum, bis sie 1040 den Seldschuken in die Hände fiel. Zwar gelang es den byzant. Kaisern, sie wieder zu befreien und nochmals an sich zu bringen; allein der Statthalter, den sie hinschickten, machte sich unabhängig, war jedoch harten Bedrängnissen von seiten der Türken ausgesetzt. Deshalb ward es im ersten Kreuzzuge dem Bruder Gottfrieds von Bouillon, Balduin, leicht, mit Hilfe der Einwohner, die in ihm ihren Retter sahen und ihren eigenen Fürsten erschlugen, sich der Herrschaft über die Stadt zu bemächtigen und E. zur Hauptstadt einer Grafschaft zu machen (1097), zu der er auch noch Samosata und Sarudsch erwarb. Gegen 50 Jahre bestand diese Grafschaft als Bollwerk des jerusalemischen Reichs gegen die Türken unter der Herrschaft verschiedener aufeinander folgender fränk. Fürsten. In den fortwährenden Kämpfen mit den Türken hielten sich diese tapfer, trotz des heftigen Andringens der letztern, bis es endlich unter dem vergnügungssüchtigen Grafen Joscelin II. dem Herrscher von Mosul, Zengi, 1144 gelang, die Stadt und Burg zu nehmen. Alle christl. Kirchen wurden in Moscheen verwandelt und der Islam von nun an in E. herrschend. Ein Versuch der Einwohner 1146, das türk. Joch abzuschütteln, vollendete den Ruin der Stadt; sie wurden von Zengis Nachfolger, Nur-ed-din, geschlagen, die Stadt zerstört, der Rest der Bevölkerung in die Sklaverei geführt. Nach vielen Wechselfällen, die E. nacheinander in die Hände der Sultane von Ägypten, der Mongolen, Turkomanen und Perser brachten, die es mehrmals sich wieder erheben und wieder durch Krieg herunterkommen ließen, so besonders unter Timur, der es gänzlich zerstörte, kam es 1637 durch Eroberung an die Türken, die es noch besitzen und unter denen es sich wieder aus den Trümmern und zu einer Art Blüte erhob.

E. ist reinlicher gebaut als die meisten orient. Städte; seine Bazare sind schön und gut versehen. Es ist Hauptstadt eines Sandschaks im Vilajet Aleppo und zählt gegen 30000 E., wovon 5000 armen. Christen und 1000 Jakobiten, die übrigen Türken, Araber, Kurden und Juden sind. Von Altertümern sieht man nur noch die Trümmer der alten Burg, von der Sage für den Palast Nimrods gehalten, und die Katakomben im Felsen unter derselben. Sonst ist noch merkwürdig die dem Abraham geheiligte Moschee mit dem aus dem Abrahamsquell gebildeten Fischteiche, in welchem die erwähnten geheiligten Fische unterhalten werden. Die Einwohner behaupten nämlich, daß Ur in Chaldäa, der Stammsitz Abrahams, identisch mit Orfa sei.

Edfu, Stadt in Oberägypten, am linken Nilufer, mit 2500 E., heißt in den hieroglyphischen Inschriften Teb oder Tebu, kopt. Atbô, grch. Apollinopolis magna. (S. Apollinopolis.)

Edgartown, Hafenort des County Dukes im nordamerik. Unionsstaat Massachusetts, mit (1880) 1301 E., liegt auf der östl. Seite der Insel Martha's Vineyard, etwa 120 km südöstlich von Boston. E. ist der Sitz eines bekannten Camp meeting-Platzes, welcher alljährlich im August von über 20000 Methodisten besucht wird. Am Eingang des sichern Hafens steht ein 15 m hoher Leuchtturm.

Edgecumbe-Mount oder Putauaki, ein 837 m hoher erloschener Vulkan an der Nordküste der nördl. Insel Neuseelands, erhebt sich in sehr auffälliger Weise mitten aus einer Ebene. Er wurde 1. Nov. 1769 durch Cook entdeckt.

Edgeworth (Henry Allen), Beichtvater Ludwigs XVI., geb. zu Edgeworthtown (Irland) 1745, kam als Konvertit zu den Jesuiten nach Toulouse, dann auf die Sorbonne und ward hier von Madame Elisabeth zum Beichtvater erhoben. Als solcher hatte er den Mut, Ludwig XVI. auf seinem Todesgange mit geistlichem Zuspruch beizustehen. Selbst mit Mühe dem Tode entgangen, kam er nach kurzem Aufenthalt in England zum Grafen von Artois, den er von Holland nach Mitau begleitete. Er starb in London 29. Juli 1807. Seine «Mémoires» gab Dupont (1815), seine «Lettres» Elise de Bon (1818) heraus.

Edgeworth (Maria), engl. Schriftstellerin, Tochter des durch mehrere Erfindungen bekannten Gutsbesitzers und Parlamentsmitglieds Richard Lovell E. von Edgeworthtown in Irland, wurde 1. Jan. 1767 in Berkshire geboren und entwickelte, nachdem sie ihrem Vater 1782 nach Irland gefolgt war, sehr bald unter dessen Leitung die als Schriftstellerin sie auszeichnende feine Beobachtungsgabe. Ihre litterarische Berühmtheit begründete sie durch die «Essays on practical education» (1798). Gemeinsam mit ihrem Vater schrieb sie den «Essay on Irish bulls» (1801). Nach des Vaters Tode gab sie unter dem Titel «Memoirs of Rich. Lovell E., begun by himself and concluded by his daughter» (2 Bde., Lond. 1820) dessen Selbstbiographie heraus. Ihr erster, Aufsehen erregender Roman war «Castle Rackrent» (Lond. 1802), eine durch Humor, Pathos und Naturwahrheit ausgezeichnete Schilderung des irischen Volkscharakters. Hierauf folgten «Belinda» (1803), «Popular tales» (3 Bde., 1804) und «Leonora» (2 Bde., 1806), in welchen sich das Bestreben der

Verfasserin, unter dem Gewande der Dichtung sittliche Eindrücke zu befördern, noch deutlicher kundgab. Im J. 1809 erschien die erste Serie ihrer «Tales of fashionable life» (3 Bde.), der sich 1812 eine zweite (3 Bde.) anschloß, von denen namentlich zwei Erzählungen, «Ennui» und «The absentee», zu ihren besten Produkten gehören. Auch in «Patronage» (4 Bde., 1814) werden die Thorheiten und Laster der aristokratischen Kreise mit scharfen Strichen gezeichnet, während in «Harrington» (1817) das Vorurteil gegen die Juden bekämpft wird. «Ormond» (1817) bewegt sich wieder auf irischem Boden. Daneben gewannen Miß E.s Erzählungen für die Jugend Beifall und Nachahmer, besonders «Rosamond» (1822) und «Harriet and Lucy» (1825). Ihr letzter Roman «Helen» (3 Bde.) erschien 1834. Unübertrefflich als dichterische Darstellerin des irischen Volkstums, glänzt Miß E. in allen ihren Werken ebenso sehr durch Lebhaftigkeit und Reichtum der Phantasie wie durch scharfes Urteil, reine Sprache und klare Darstellung. Sie schloß ihre litterarische Laufbahn mit einer Kinderschrift: «Orlandino», welche 1847 in Chambers' «Library for young people» veröffentlicht wurde, und starb zu Edgeworthtown 21. Mai 1849. Ihre Schriften erschienen gesammelt 1825 zu London in 14 Bänden (neue Aufl., 10 Bde., 1857). Dieselben sind mehrfach ins Deutsche übersetzt worden.

Edhem Pascha, hervorragender türk. Staatsmann, geb. um 1813 von griech. Eltern auf der Insel Chios. Bei der furchtbaren Verheerung, welche über seine Heimat infolge ihrer Beteiligung an dem griech. Aufstande durch die Türken 1822 hereinbrach, wurde er von den Türken weggeschleppt, um als Mohammedaner erzogen zu werden, und wuchs, seinen Kindheitserinnerungen bald völlig entfremdet, in fanatischer Vorliebe für die neue Religion heran. Auf Befehl des Sultans Mahmud II. wurde er 1831 mit andern jungen Türken nach Paris geschickt, um sich europ. Bildung anzueignen. Er trat daselbst in das Institut Barbet ein, in welchem er vier Jahre verblieb, um dann noch während einer ebenso langen Zeit die École des mines zu besuchen. Mit mannigfachen, namentlich technischen Kenntnissen ausgerüstet, kehrte er sodann nach Konstantinopel zurück, woselbst er alsbald dem großen Generalstabe attachiert wurde. Rasch stieg E. nun bis zum Generalchef des großherrlichen militärischen Hauses empor. Nachdem er so auch in nicht militärischen Kreisen zur Geltung gelangt war, betraute ihn der Sultan mit hohen Posten im Civildienst; er war Mitglied des Staatsrats, zeitweise Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten und zweimal Präsident des Cassationshofs. Nachdem er auch die auswärtigen Angelegenheiten zweimal vorübergehend geleitet, hatte er die Pforte vom April bis Dez. 1876 als Botschafter in Berlin zu vertreten. Hierauf wurde E. neben Midhat Pascha als zweiter türk. Bevollmächtigter in die Konferenz von Konstantinopel berufen. Nach der plötzlichen Absetzung und Verbannung Midhats 5. Febr. 1877 wurde E. zum Nachfolger desselben im Großvezierat ernannt, in welcher Stellung er nach dem bald darauf eröffneten Kriege große Festigkeit zeigte und, betreffs der allgemeinen Ungunst der christl. Mächte sich keinen Illusionen hingebend, solange als möglich jeder Einleitung von Friedensverhandlungen entgegenwirkte. Erst als im Winter 1877/78 der Widerstand der Pforte völlig gebrochen war und nach dem zweiten Balkanübergange der Russen ganz Thrazien offen vor dem Sieger dalag, zog E. sich 11. Jan. 1878 vom Vezierat zurück und gehört seitdem dem Senat an, woselbst er als Verfechter der Ideen vom islamitischen Vorrecht vor den Rajah wirkt.

Edĭdit (lat. abgekürzt ed.), «hat herausgegeben»; edidērunt (abgekürzt edd.), «haben herausgegeben» (auf Büchertiteln, verbunden mit dem Namen des, resp. der Herausgeber). Vgl. Ed.

Edieren (lat.), herausgeben.

Edikt heißt im allgemeinen eine öffentliche Bekanntmachung. Im Römischen Reiche hießen E. die Erlasse der höhern Magistrate (Prätoren, Ädilen, Prokonsuln), in welchen sie, besonders bei dem Amtsantritte, ihre hinsichtlich der Rechtspflege zu befolgenden Grundsätze kundbar machten. Mittels des E. wurde namentlich eine Praxis gebilligt oder selbst neu zugesagt, welche bestimmte Lücken der Gesetzgebung ausfüllen oder deren Härten in Anerkennung des fortgeschrittenen Rechtsbedürfnisses umgehen sollte. Gewöhnlich wiederholte bei dem Jahreswechsel der neu antretende Magistrat das E. seiner sämtlichen Vorgänger, weshalb die edicta annua, auch perpetua, d. i. fortgesetzte, und tralaticia, d. i. (ausnahmsweise) von einem Magistrat auf den andern übergehende Abschnitte früherer E., genannt werden. Die durch besondere Umstände veranlaßten hießen dagegen repentina edicta. Da sich der Inhalt des ältern E. mit der Zeit selbst wieder als mangelhaft oder unangemessen herausstellte oder mit spätern Erlassen in Widerspruch trat, so unternahm unter Kaiser Hadrian Salvius Julianus als designierter Prätor eine Überarbeitung, die den Namen Edictum perpetuum (immerwährendes E.) führte und den nunmehrigen Anfang der weitern Jahresedikte bildete. Die gelehrten Arbeiten über Wiederherstellung des Wortlautes jener Hadrianischen E., zuletzt von Rudorff: «De jurisdictione edictum. Edicti perpetui quae reliqua sunt» (Lpz. 1869), werden jetzt wieder aufs neue kritisch aufgenommen. Das E. war eine Prozeßordnung, derer erster und wichtigster Abschnitt die actiones umfaßte, während der zweite die magistratischen Schutzanstalten des jus honorarium enthielt. Die Gesamtheit der Verordnungen aller Magistrate wird als jus honorarium dem strengen jus civile entgegengesetzt. Als später die gesetzgebende Gewalt in den Besitz der Kaiser kam, behielten diese dennoch die Ediktsform für allgemeine Erlasse vielfach bei. Seitdem ward der Name E. auch neuern landesherrlichen Verordnungen beigelegt, z. B. dem sog. Kulturedikt für Preußen vom 14. Sept. 1811 (wegen Beförderung der Landeskultur), dem bayr. Lehenedikt vom 15. Aug. 1828 u. a.

Edikt von Nantes, das von Heinrich IV. 13. April 1598 erlassene Edikt, das den Hugenotten freie Religionsübung sicherte und welches 23. Okt. 1685 von Ludwig XIV. aufgehoben wurde. (S. unter Hugenotten.)

Ediktalien nennt man Zustellungen, die auf öffentlichem Wege (durch Anheftung an die Gerichtstafel, öffentliche Blätter) erfolgen. Nach dem vormaligen gemeinen Recht wurden sie für zulässig gehalten, wenn eine andere Art der Zustellung nicht thunlich erschien (z. B. wenn der Aufenthaltsort des Adressaten unbekannt). Ist es eine Ladung, die auf diese Weise zugestellt wird, so spricht man von Ediktalcitation, Ediktalladung.

Besondere Anwendung finden die E. zu dem Zweck, unbekannte Personen zur Geltendmachung von Ansprüchen aufzufordern, so im Konkursverfahren, im Ediktalverfahren, Aufgebotsverfahren. (S. Ladung, Zustellung.)

Edinburgh, Hauptstadt von Schottland, sowie Municipalstadt, Parlamentsborough und Hauptort der schott. Grafschaft Mid-Lothian (s. d.), liegt auf drei parallelen, durch tiefe Schluchten getrennten Höhenrücken und besteht aus der Altstadt auf der mittlern, zugleich höchsten und schmalsten Höhe, einst vom Adel, jetzt von den untersten Klassen bewohnt, dem St. Leonhardshill auf der Südseite, wo die Mittelklassen und die Arbeitsleute wohnen, und der Neustadt auf der Nordseite, wo die reiche und vornehme Welt ihren Sitz hat. Seit 1850 hat sich die Stadt sehr ausgedehnt, sodaß sie die Hafenstadt Leith (s. d.) mit einschließt, mit deren 58196 E. die Gesamtbevölkerung E.s (1881) 286543 Seelen zählt. Die Lage der Stadt mit den mannigfaltigsten Aussichten auf das nahe Meer, seine Inseln und Schiffe, auf die angrenzenden Gestade und benachbarten Bergpartien ist einzig in ihrer Art. E. zeigt sich als eine der schönsten und häßlichsten Städte zugleich. Die Altstadt, der bevölkertste Teil, hat einige Hauptstraßen und viele enge, winkelige, sehr unreinliche Seitengassen, schlecht gebaute Häuser, die auf und an der Anhöhe über- und untereinander liegen. Doch sind neuerdings viele alte Häuser abgebrochen und neue bessere Straßen angelegt worden, wodurch die Luft viel gesünder geworden ist. Ganz am östl. Ende der Hauptstraße liegt das alte düstere Residenzschloß der schott. Könige, Holyrood (s. d.), mit einer zertrümmerten Kirche, dessen Umgegend zahlungsunfähigen Schuldnern ein Asyl bietet. Hinter dem Schlosse erhebt sich der 250 m hohe Felsen Arthur's-Seat, auch Scottish-Lion genannt. Rings um den Berg führt eine schöne sichere Straße The Queen's Drive. Am entgegengesetzten westl. Ausgang der 1700 m langen Highstreet (Hochstraße), deren Fortsetzung die Canongate ist, liegt auf einem 113 m hohen Felsen das alte feste Edinburgh-Castle, welches aus der Masse von modernen Gebäuden seltsam hervorragt, aber nur aus Kasernen, Arsenal u. s. w. besteht. Dabei steht die Bronzestatue des Herzogs von York und ein Gedenkkreuz zum Andenken an einige im ind. Aufstand gefallene Krieger. Andere merkwürdige Gebäude der Altstadt sind: die durch viele Anbaue entstellte Kathedrale St.-Giles mit einem achteckigen Turm, welche in neuester Zeit William Chambers (s. d.) auf eigene Kosten restaurieren ließ; die Kirche Tron-Church, im 17. Jahrh. im neuern got. Stile erbaut; das alte, 1632—40 erbaute und mit einer Vorderseitefaçade im J. 1808 geschmückte Parlamentshaus, jetzt Sitz der obern Gerichtsbehörden; die Grafschaftshalle, eine Nachbildung des Erechtheums zu Athen; das 1789—1834 erbaute schöne Universitätsgebäude mit einem kolossalen Balkon, getragen von vier dor. Säulen, jede aus einem Stück bestehend; die 1761 in edelm Stile ausgeführte Börse; die Bank von Schottland; das Polizeiamt; das im J. 1879 geöffnete neue große Krankenhaus; das Haus des Reformators Knox. Vor dem Parlamentshause steht die Reiterstatue Karls II. Der Hochstraße parallel läuft die Cowgate (Kuhstraße), von zwei Brücken überspannt, der Brücke Georgs IV. von 1836 und der Südbrücke von 1788, einem kühnen Bau aus einem einzigen Bogen. Südlich von der Altstadt hat sich E. sehr ausgedehnt, und schließt jetzt die Vorstädte Newington, The Grange, Bruntsfield, Morningside und Merchiston, mit schönen Straßen und zahlreichen Landhäusern ein. Über die Thalschlucht, welche die Alt- von der Neustadt trennt, früher ein See und daher noch North-Loch genannt, später ein Sumpf, seit 1763 entwässert und jetzt in schöne Gartenanlagen, durch welche die Eisenbahn geht, verwandelt, führt als Fortsetzung der Südbrücke die überaus belebte Nordbrücke, ein Meisterstück der Baukunst vom J. 1772, gegen 97 m lang und aus drei kühn gewölbten Bogen von 21 m Höhe bestehend und 1875, um die Pferdebahn darüber führen zu können, breiter gemacht, und außerdem der Mound oder Earth-Mound, früher ein mächtiger, mit einem eingemauerten Geländer eingefaßter Erdwall, jetzt aber mit schönen Anlagen ausgelegt. Auf diesem Mound, der das Thal in einen östl. und einen westl. Teil scheidet, steht die Royal-Institution mit dor. Säulen, daroben die Bildsäule der Königin Victoria, ferner die Nationalgalerie, und in dem östl. Garten das prachtvolle, 1840—44 errichtete gotische Denkmal Walter Scotts. Hier befindet sich auch die Central-Eisenbahnstation.

Die Neustadt, von der 1767 erst wenige Häuser standen, ist der Gegensatz der Altstadt und kann sich mit den schönsten Städten Europas vergleichen. Die regelmäßigen, 900—1200 m langen und über 30 m breiten Straßen mit ihren aus bunten Quadern elegant erbauten Häusern durchschneiden sich in rechten Winkeln, und große freie Plätze, hübsche Squares, Cirkus und Crescents tragen zur Verschönerung des Ganzen viel bei. Die berühmteste ist Princes-Street, mit dem 1861 erbauten prächtigen Postamte und dem 1774—1826 erbauten Register-House oder Generalarchiv von Schottland, vor dem das Denkmal Wellingtons steht. Die Statuen von Prof. Simpson, Allan Ramsay, Prof. Wilson, Adam Black und Dr. Livingstone, und ein Gedenkkreuz zum Andenken an Dean Ramsay sind in den Prince's-Street-Gärten. Ihre östl. Fortsetzung, Waterloo-Place, hat auf beiden Seiten Kolonnaden und führt mittels der 1815—19 erbauten Regentsbrücke über eine tiefe Schlucht nach dem 106 m hohen Caltonhill, einem seltsamen, aus Trappmasse bestehenden Felsenhügel, dessen Gipfel und Abhänge mit schönen Gebäuden und Denkmälern geschmückt sind. Hier steht die Hohe Schule (1829 eingeweiht), davor das Denkmal Robert Burns', die Sternwarte seit 1816, auf der Südwestecke das große Gefängnis, seit 1881 teilweise umgebaut, ferner das 1822 begonnene, aber unvollendet gebliebene Nationaldenkmal zur Erinnerung an die Helden von Waterloo, das eine vollständige Kopie des Parthenons zu Athen werden sollte, die Denkmäler Dugald Stewarts (eine Nachbildung des choragischen Denkmals des Lysikrates zu Athen), Playfairs und Nelsons. Charlotte-Square im Westen (mit der St. Georgenkirche und dem Denkmal von Prinz Albert) und St.-Andrew's-Square im Osten, mit vielen Banken, der 43 m hohen Denksäule Lord Melvilles und der Statue des Grafen John von Hopetown, werden durch die Georgstraße verbunden, welche mit Princes-Street parallel läuft und an dem Kreuzpunkte mit der Hanover-, Frederick- und Castle-Street die Bronzestatuen Georgs IV., William Pitts und Dr. Chalmers' hat. Die dritte merkwürdige Parallelstraße, Queen's-Street, ist durch die nach

ihr benannten Gärten vom nördl. Teil der Stadt getrennt. Im Nordwesten von ihr liegt der achteckige Moray-Place, welcher mit seinen Seitenstraßen die schönsten Wohngebäude E.s enthält. Weiter nordöstlich führt über ein tiefes, vom Water of Leith durchflossenes Thal zur Vorstadt Dean eine schöne Brücke, 133 m lang, in der Mitte 32 m hoch, mit vier Bogen von 29 m Spannung. Eine Wasserleitung von 9 km Länge, 1829—49 mit einem Kostenaufwand von mehr als 6 Mill. Mark erbaut, versorgt die Stadt mit Wasser von den Pentlandhügeln. Gasbeleuchtung und Straßenpflaster sind ausgezeichnet. Es gibt in E. 154 Kirchen und Kapellen der verschiedenen Religionsparteien, und in Leith 22. In der nahe dem Schlosse stehenden Victoriakirche mit einem hohen Turme (73 m) findet die Jahresversammlung der schott. Nationalkirche statt. Eine engl. Domkirche wurde in den J. 1874—79 mit einem Kostenaufwand von mehr als 2 Mill. Mark gebaut. Hier feiert man, wie überall in Schottland, den Sonntag aufs strengste und in moralischer Hinsicht steht E. etwas höher als die engl. und schott. Fabrikstädte. Auf 1483 E. kommt eine Kirche. Die Zahl der religiösen Vereine ist gleichfalls sehr bedeutend. Es gibt mehrere Missionsgesellschaften für das Ausland, für die Stadt selbst und die Hochlande, sowie Bibelgesellschaften und Mäßigkeitsvereine. Die Zahl der Armen ist groß, die Stadt aber auch mit milden Anstalten sehr gut ausgestattet. Unter letztere gehören das große königl. Krankenhaus mit ungefähr 600 Betten, eine Irren-, eine Blinden- und eine Taubstummenanstalt u. s. w.

Nächst London ist E. durch seine Bildungsanstalten der Hauptsitz der geistigen Kultur Großbritanniens. An der Spitze der gelehrten Anstalten steht die Universität, 1581 von Jakob VI. gestiftet. Diese hat 39 Professoren, (1882) 3340 Studenten, ein sehr bedeutendes zoolog. Museum, eine Bibliothek von 142000 Bänden und genießt besonders im Fache der Medizin und der Naturwissenschaften seit lange europ. Ruf. Das Museum für Kunst und Wissenschaft, 1861 gegründet, steht dicht an der Universität und enthält die naturwissenschaftlichen Sammlungen und die Sammlungen von Maschinen und andern technischen Gegenständen. Das 1843 gegründete College der Freien Kirche, welches übrigens ebenfalls Studierenden jeden Bekenntnisses offen steht, hat 7 Professoren, 145 Studenten und eine Bibliothek von zwischen 30000 und 40000 Bänden. Guten Unterricht erteilen die im Mittelalter gegründete Hochschule auf dem Caltonhill und die Akademie, beide unsern Gymnasien ähnlich. Außerdem gibt es zwei theol. Seminare, deren eins früher ein Theater war, eine Kunstschule oder Akademie der bildenden und zeichnenden Künste. Die Royal Institution enthält die Räume der königl. Societät der Wissenschaften und des Altertumsvereins (beide 1783 gegründet), sowie eine Skulpturensammlung. In der Nationalgalerie befinden sich die Gemäldesammlung und die Räume des Kunstvereins. Die Bibliothek der Advokaten enthält etwa 25000 Bände in allen Fächern, die Signet Library 66000 Bde. meist geschichtlichen Inhalts. Die Gartenbaugesellschaft besitzt einen großen, reich ausgestatteten botan. Garten nebst der Universitätssternwarte. Es gibt fünf mediz. Vereine, ein College der Ärzte und eins der Wundärzte in einem schönen Gebäude, eine philos. Societät, eine geolog. Gesellschaft, eine botanische Gesellschaft mit Museum, einen physik. Verein, eine phrenol., eine astron. und eine Ackerbaugesellschaft mit Museum, ein Handwerkerinstitut, ein Gewerbemuseum, drei litterarische Institute u. s. w. E. ist auch nächst London der wichtigste Buchhändlerplatz des Reichs. Im J. 1882 gab es 104 Druckereien, und von 144 Buchhändlern waren 44 Verleger. Nächst Glasgow steht E. in Schottland an der Spitze der Tagespresse und hat 13 Zeitungen. Außer zwei mittelmäßigen Theatern, einer großen Turnhalle und einigen Konzert- und Ballsälen gibt es aber nichts von öffentlichen Vergnügungsorten. Die Neigung zum Lesen und zu wissenschaftlichen Studien ist hier stärker als in den übrigen brit. Städten. Wenn auch eine Menge Industriezweige teils fabrik-, teils handwerksmäßig betrieben werden, ist doch E. weder Fabrik- noch Handelsstadt. Feine Shawls, Kutschen, Bier, Whisky sind die hauptsächlichsten Industrieerzeugnisse. Für den Handel bestehen in E. selbst, außer der Börse und einer Handelsgesellschaft, mehrere öffentliche und Privatbanken sowie Assekuranzgesellschaften. Der eigentliche Handelsverkehr wird über den Hafen

Topographische Lage von Edinburgh.

Leith betrieben. E. ist durch den Unionskanal mit Glasgow verbunden und bildet den Endpunkt von vier Eisenbahnen. Der älteste Teil der Stadt ist unstreitig das feste Edinburgh-Castle, das auch, weil die Töchter der Piktenkönige vor ihrer Verheiratung darin erzogen wurden, als Jungfernschloß, Maiden-Castle (Castrum puellarum) schon in früher Zeit erwähnt wird. Seit dem 10. Jahrh. kommt bereits die Stadt Dun Eaden, Edin oder Edwinsbury vor, allein Bedeutung erlangte dieselbe erst, als sie unter den Stuarts 1437 Residenz und um 1456 Hauptstadt Schottlands wurde. Schon 1215 wurde hier zum ersten mal und seit 1436 regelmäßig das Parlament gehalten. Die Stadt wurde 1296 von den Engländern, 1313 von Robert Bruce, 1650 von Cromwell genommen und 1745 hielt sie die Belagerung des Prätendenten aus. Im J. 1701 wurde sie durch Feuer fast ganz zerstört; erst 1767 legte man die Neustadt an, und 1772 verband man diese durch die Nordbrücke mit der Altstadt.

Vgl. Anderson, «A history of E.» (Edinb. 1856); Dalzel, «History of the university of E.» (2 Bde., Edinb. 1862); Cockburn, «Memorials of E. in the olden time» (neuere Aufl., Edinb. 1872); Wilson, «Old and New Edinburgh» (neuere Aufl., Edinb. 1882); Black, «E., with a description of the environs» (Edinb. 1880).

Edinburgh (Herzog von), der Titel des Prinzen Alfred (s. d.) von Großbritannien, zweiten Sohns der Königin Victoria.

Edinburghshire, schott. Grafschaft, s. Mid-Lothian.

Edirneh, s. Adrianopel.

Edison (Thomas Alwa), berühmter amerik. Erfinder, wurde 10. Febr. 1847 zu Milan in der Grafschaft Erie im nordamerik. Staat Ohio geboren. Sein Vater, ein armer, ungebildeter Mann, war holländischer, seine Mutter, welche vor ihrer Verheiratung in Canada Lehrerin gewesen war, schott. Abkunft. E. verlebte seine Knabenjahre in Port-Huron im Staate Michigan, wohin seine Eltern gezogen, als er sieben Jahre alt war. Von seiner Mutter notdürftig in den Elementarfächern unterwiesen, bildete sich E. als Autodidakt mit unermüdlichem Eifer weiter aus und beschäftigte sich schon früh mit chem. Werken. Gänzlich auf sich selbst angewiesen, wurde E. später Zeitungsjunge (Newsboy) auf der Grand-Trunk-Eisenbahn und nahm seinen Wohnsitz in der Nähe von Detroit. Dieser Beruf machte ihm die verschiedenartigsten Erzeugnisse der Litteratur zugänglich. Sein Interesse für Chemie hatte inzwischen derartig zugenommen, daß er sogar ein chem. Laboratorium in einem Eisenbahnwaggon einrichtete, bis einmal beim Experimentieren eine Explosion erfolgte und der Zug fast in Brand geriet. E. begnügte sich aber nicht bloß mit dem Verkauf von Zeitungen, sondern fing an, auf der Eisenbahn eine kleine Zeitung, den «Grand Trunk Herald», selbst zu drucken.

Von dem Wunsche beseelt, telegraphieren zu lernen, verwandte E. fünf Monate lang die Nächte dazu, um die zur Bedienung der Telegraphenapparate erforderlichen Kenntnisse zu erwerben. Er gab nunmehr seinen kleinen Zeitungshandel auf und bekleidete selbständig eine Stellung an dem Telegraphenamt in Port-Huron. Hier blieb er sechs Monate und wurde dann Nachttelegraphist zu Stratford in Canada. Später ging er als Telegraphist nach Adrian im Staate Michigan, wo er in seinen freien Stunden noch nebenbei als Mechaniker thätig war und sich eine kleine Werkstatt einrichtete. Bald darauf zog er nach Indianapolis. Hier erfand E. seinen «Automatic repeater», der, wie andere Translatoren (vgl. Telegraphie) ohne Beihilfe eines Beamten die Telegramme aus einer Leitung in eine andere überträgt. Nach wechselndem Aufenthalt in Cincinnati, Memphis, Louisville und Neuorleans kehrte E. 1867 im 21. Lebensjahr nach Cincinnati zurück. Inzwischen war er einer der erfahrensten und umsichtigsten Telegraphenbeamten geworden und erhielt deshalb bald eine leitende Stelle im Telegraphenamt zu Boston. Hier richtete er sich einen kleinen Laden für mechan. Instrumente ein und fuhr mit seinen Experimenten fort. Im J. 1870 begab er sich nach Rochester, um einen Gegensprecher (Duplex; vgl. Telegraphie) praktisch zu erproben. Diese Versuche waren nicht von Erfolg begleitet. Zunächst ließ er sich nun von der Gold-Indicator-Company (einer Gesellschaft, die mittels Telegraph von einem Mittelpunkt aus an Hunderte von Geschäftsleuten alle Viertelstunde das Steigen und Sinken der Goldkurse berichtete) in Neuyork engagieren, zu deren Superintendenten er bald darauf ernannt wurde. Hier führte er verschiedene verbesserte Apparate ein und machte mehrere auf die Telegraphie bezügliche Erfindungen (unter andern den «Gold printer»). Zu derselben Zeit gründete E. in Newark bei Neuyork eine Fabrik zur Herstellung der von ihm erfundenen Maschinen und beschäftigte hier gegen 300 Arbeiter. Da seine Zeit aber dadurch zu sehr in Anspruch genommen wurde, gab er das Unternehmen auf, errichtete jedoch 1876 wieder eine Werkstatt in Menlo Park, einer kleinen Station an der Pennsylvania-Eisenbahn, 38 km von Neuyork, wo er seitdem seine Experimente fortsetzt.

E.s Erfindungen sind ungemein zahlreich. Er hat allein gegen 200 Patente genommen, von denen aber nur die wenigsten von wirklich praktischem Nutzen sind. Im Dienste einer großen Aktiengesellschaft (Western-Union-Telegraph-Company), welche gegen gewisse vorteilhafte Bedingungen die Erzeugnisse seines Erfindungsgeistes gleichsam im voraus gekauft hat, wurden seine Erfindungen vielfach angepriesen, ohne daß sie gerade immer im Stande gewesen wären, den ihnen vorauseilenden Ruf zu bewahrheiten. Am bekanntesten sind sein Telephon und sein Phonograph. Ferner sind zu nennen das Mikrophon, der Mikro-Tasimeter, das Arophon, das Megaphon, der Phonometer und auf dem Gebiete der Elektricität sein elektrisches Glühlicht und sein sog. Quadruplex, durch welches zu derselben Zeit auf einem Draht vier Telegramme, und zwar zwei in gleicher, die beiden andern in entgegengesetzter Richtung befördert werden können, und welches sich seitdem in Amerika allgemeinen Eingang verschafft hat. Die größten und wichtigsten Verdienste hat sich E. um die Durchbildung und Einführung des elektrischen Glühlichts erworben; seine Glühlampen und gesamten Beleuchtungseinrichtungen auch in Europa allgemeiner einzuführen, bemühen sich im Anschluß an die amerik. Gesellschaft eine Gesellschaft in Paris und eine in Berlin. E.s Erfolge sind jedoch, seinem Entwickelungsgange entsprechend, mehr seiner ungeheuern Arbeitskraft, scharfen Beobachtungsgabe und seinem außerordentlichen Kombi-

nationsvermögen, welches die auf empirischem Wege gewonnenen Resultate äußerst erfolgreich zu verwerten versteht, als einer außergewöhnlich genialen Veranlagung und einer auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Erkenntnis zuzuschreiben. Insbesondere ist E.s Arbeitskraft eine staunenswerte. Monatelang begnügt er sich des Nachts nur mit wenigen Stunden Schlafs, wochenlang kommt er, wenn ihn eine neue Erfindung beschäftigt, überhaupt nicht aus den Kleidern ins Bett. Vgl. Prescott, «The Speaking Telephone, Electric Light, and other recent Electrical Inventions» (Neuyork 1879).

Edisto, Fluß im nordamerik. Unionsstaate Südcarolina, entsteht aus der Vereinigung des nördl. und südl. E. und ergießt sich 32 km südwestlich von Charleston in zwei Armen, welche die Insel Edisto umschließen, in den Atlantischen Ocean. Der E. verläuft im allgemeinen in südöstl. Richtung und ist auf 160 km von der Mündung schiffbar.

Edition einer Urkunde nennt man die Herausgabe einer Urkunde an denjenigen, welcher sich ihrer zur Beweisführung bedienen will. Die Deutsche Reichs-Civilprozeßordnung statuiert nicht eine allgemeine Editionspflicht (entsprechend der allgemeinen Zeugnispflicht), sondern die Verpflichtung zur E. beruht entweder auf einem civilrechtlichen Grunde oder darauf, daß die Urkunde ihrem Inhalte nach eine für den Beweisführer und den Inhaber gemeinschaftliche ist; gemeinschaftlich ist sie insbesondere dann, wenn sie in gemeinschaftlichem Interesse errichtet ist, oder gegenseitige Rechtsverhältnisse beurkundet, oder die Verhandlungen enthält, welche über den Abschluß eines Rechtsgeschäfts zwischen ihnen oder zwischen einem Teil und dem gemeinschaftlichen Geschäftsvermittler gepflogen worden sind. Der Prozeßgegner ist ferner auch zur E. solcher Urkunden verpflichtet, auf welche er sich zur Beweisführung im Prozeß bezogen hat. Wenn der Prozeßgegner den Besitz einer Urkunde ableugnet, zu deren E. er verpflichtet wäre, so hat er einen Eid zu leisten des Inhalts: «daß er nach sorgfältiger Nachforschung die Überzeugung erlangt habe, daß die Urkunde in seinem Besitze sich nicht befinde, daß er die Urkunde nicht in der Absicht abhanden gebracht habe, deren Benutzung dem Beweisführer zu entziehen, daß er auch nicht wisse, wo die Urkunde sich befinde». (Das Gericht kann übrigens eine sachentsprechende Änderung der Eidesnorm beschließen.) Dieser Eid heißt Editionseid. Wenn der editionspflichtige Gegner weder die Urkunde ediert, noch den Editionseid leistet, so ist eine vom Beweisführer beigebrachte Abschrift der Urkunde als richtig anzusehen; in Ermangelung einer Abschrift kann das Gericht nach seinem Ermessen die Behauptungen des Beweisführers über den Inhalt und die Beschaffenheit der Urkunde als richtig annehmen. Über die Editionsverpflichtung findet gegen den Prozeßgegner ein Zwischenstreit statt. Dritte Personen sind zur E. nur durch besondere Klage zu nötigen. (Das Nähere enthält die Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 387—397.)

Editionseid, s. unter Edition.

Edler von, Titel der niedrigsten Adelsklasse in Österreich, welche namentlich Offizieren nach 30jähriger tadelloser Dienstzeit auf ihr Ansuchen verliehen wird. In Bayern, wo dieser Titel früher gleichfalls bestand, ist derselbe abgeschafft; dort schließen die Adelsstufen mit der Ritterklasse ab.

Edlinger (auch Ettlinger und Eglinger, Joh. Georg), Porträtmaler, geb. 1741 in Graz, versuchte in frühester Jugend sich bereits in den verschiedensten Techniken der Malerei, wobei ihm ein Mönch, dann ein Dorfmaler in Steiermark Anleitung erteilte. Erst in seinem 33. Jahre kam er nach München, trat in die Akademie ein und bildete sich auch außerdem nach Demarée. Nun hielt er sich eine Zeit lang in Augsburg auf, kehrte nach München zurück und erhielt die Stelle eines Hofmalers 1781. Er malte im Stile der Rembrandtschen Bildnisse und verstand im Helldunkel und geistreichen Schatteneffekten Außerordentliches zu erzielen. Dabei war er so thätig, daß ein Liebhaber von ihm über 200 Porträts besaß, und so bescheiden, daß der Kurfürst ihn mit dem Ausspruche: Er kann mehr, als er weiß! treffend beurteilte. Mehreres hat John nach ihm gestochen. E. starb 1819 in München.

Edlund (Erik), schwed. Physiker, geb. 14. März 1819 in der schwed. Provinz Nerike, studierte an der Universität Upsala, war darauf Privatdocent daselbst und wurde nach einer längern Reise im Auslande 1850 Professor der Physik an der königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm. Er ist mehrmals Mitglied verschiedener Kommissionen gewesen, die von der schwed. Regierung ernannt wurden, um das allgemeine und besonders das technische Unterrichtswesen zu ordnen. Im J. 1871 wurde er zum Vorsitzenden in der Direktion für die technische Hochschule zu Stockholm ernannt und 1872 zum Abgeordneten am Reichstag für die Stadt Stockholm erwählt. Auf Anregung E.s wurden 1859 meteorolog. Beobachtungsstationen nach einem wissenschaftlichen Plane in Schweden eingeführt. Diese Beobachtungen standen unter seiner Leitung bis 1873, in welchem Jahre die meteorolog. Centralanstalt errichtet wurde. Die 1859—73 gemachten Beobachtungen sind von E. in 13 Bänden auf Kosten der Akademie der Wissenschaften herausgegeben worden. Als wissenschaftlicher Forscher hat E. sich vorzugsweise mit der Elektricitätslehre beschäftigt und die Resultate seiner Forschungen in einer größern Anzahl (etwa 70) Abhandlungen veröffentlicht teils in den Schriften der Akademie der Wissenschaften, teils in den «Annalen» von Poggendorff und Wiedemann, im «Philosophical Magazine», den «Annales de chimie et de physique» und andern wissenschaftlichen Journalen. Die bekanntesten seiner in Poggendorffs «Annalen» veröffentlichten Arbeiten betreffen folgende Materien: «Nachweis des Extrastroms» (1849), «Über telegraphisches Gegensprechen» (1856 und 1857), «Bestimmung der spezifischen Wärme fester Körper bei konstantem Volumen» (1861 und 1865), «Dauer und Arbeitsleistung der Induktionsströme» (1864), «Ausdehnung von Drähten durch den galvanischen Strom» (1866 und 1867), «Widerstand und elektromotorische Kraft des galvanischen Lichtbogens» (1867), «Temperaturänderung der Berührungsstellen zweier verschiedener Metalle mittels durchgeleiteten elektrischen Stroms» (1870), «Theorie der Thermeströme» (1871).

Edmonton, Flecken in der engl. Grafschaft Middlesex, 11 km im NNO. von London, an der Great-Eastern-Bahn, nahe am New-River, mit (1881) 23 463 E. und vielen Landsitzen londoner Kaufleute.

Edmund (Eadmund) der Ältere (941—946), König der Westsachsen und der vereinigten Angel-

sachsen, folgte seinem Vater Athelstan in der Regierung. Schon unter seinem Vater hatte er sich bei Brunnanburh durch Tapferkeit ausgezeichnet. Als König bekriegte er die Schotten und Dänen unter Anlafs Führung. Obgleich 943 bei Tamworth besiegt, eroberte er die dän. fünf Städte (Derby, Lincoln, Nottingham, Stamford und Leicester) und zwang Anlaf, das Christentum anzunehmen. Noch glücklicher war er im Kampfe gegen die Fürsten von Cumberland und Strathclyde. Er verlieh Cumberland an Malcolm I. von Schottland. Im J. 946 wurde E. aus Privatrache ermordet.

Edmund, wegen seiner Tapferkeit E. Eisenseite (Ironside) genannt, folgte 1016 seinem Vater Ethelred dem Unberatenen auf dem engl. Throne. Die Dänen aber, welche damals vor London lagen, und viele Geistlichen und Großen der Angelsachsen wählten den Dänen Knut. E. besiegte die Dänen in mehrern Schlachten; doch stets wurde der Sieg durch Verrat geschmälert. Die Schlacht bei Assandun (Ashdown) in Essex verlor E. ebenfalls durch Verrat. Es erfolgte nun ein Vertrag zwischen E. und Knut, durch welchen E. Wessex, Essex, Ostanglien und das südwestlich von London liegende Gebiet behielt; das übrige England aber an Knut fiel. Nach London zurückgekehrt, starb E. im Nov. 1016 plötzlich, wohl durch Meuchelmord. Ihm folgte nun der Däne Knut.

Edmund der Buckelige und **Edmund,** Herzog von York, s. unter Plantagenet.

Edom, d. h. «der Rote», der in der israel. Sage auch auf Esau als dem Stammvater übertragene Name des Bergvolks der Edomiter (s. d.).

Edomiter ist der Name eines in der israel. Volkssage von Esau, dem Bruder Jakobs, abgeleiteten, weil den Israeliten nahe verwandten, aber durch Nationalhaß entfremdeten semit. Volksstamms, welcher, ursprünglich wohl aus dem südl. Arabien (Jemen, wo ein Volks-, vielleicht auch Gottesname Adhûm nachgewiesen ist) gekommen, auf dem waldigen und klüftereichen Gebirge Seïr, östlich und westlich von der langen Einsenkung (Wâdi el-'Araba) im Süden des Toten Meeres sich festsetzte und bis zum Alanitischen Meerbusen sich ausdehnte, die dortigen Horiter, d. i. Höhlenbewohner, verdrängend oder vielmehr sich mit ihnen vermischend. Die Hauptbeschäftigungen des wilden und kriegerischen Volks waren Jagd, Viehzucht, Acker-, auch Weinbau und Handel. Seine Religion war Polytheismus, wahrscheinlich arab. Gestirndienst; wenigstens scheint die von Josephus («Altertümer», XV, 9, 7) erwähnte Gottheit der Idumäer, Kozé, identisch zu sein mit Qozah, dem vorislamischen Gewitterdämon der Araber, der, ein bewaffneter Krieger, vom Himmel her seine Pfeile (die Blitze) gegen die Erde entsendet und nach beendigtem Kampfe (Gewitter) seinen Bogen (den Regenbogen) am Himmelszelte als Friedenszeichen aufhängt.

Durch festen Zusammenschluß ihrer 12 Stämme waren die E. schon zur Zeit Moses lange vor dem Volke Israel zu polit. Selbständigkeit und Macht gelangt und hatten eine Reihe von Wahlkönigen aus verschiedenen Geschlechtern; doch wurden sie später durch David auf fast zwei Jahrhunderte dem israel. Reiche unterthan: polit. Verhältnisse zweier Brudervölker, die sich in der israel. Patriarchensage über die Zwillingsbrüder Esau-Edom und Jakob-Israel widerspiegeln. Spätere Erfolge der Könige von Juda und von Syrien über die E. waren ohne Dauer; wohl aber mußten diese sich bald den Assyrern und mit Juda dem Nebukadnezar unterwerfen, unterstützten auch voll Schadenfreude diesen Chaldäerkönig bei der Eroberung und Zerstörung Jerusalems (588 v. Chr.) und nahmen während des babylonischen Exils der Judäer die südl. Teile des Landes Juda ein, wo sie noch zur Zeit der Makkabäer und später saßen, von dem jüd. Fürsten und Hohepriester Johannes Hyrkanus besiegt, zur Beschneidung gezwungen, dem jüd. Staate einverleibt und unter Präfekten gestellt wurden (um 126 v. Chr.). Einer dieser Präfekten, der kluge Idumäer Antipater wußte sich von Julius Cäsar die Prokuratur über ganz Judäa (47 v. Chr.) und seinen Nachkommen, den Herodäern (s. Herodes), die Herrschaft über Juden und E. zu verschaffen. Schon in den letzten vorchristl. Jahrhunderten hatten das südl. Palästina und die südlich angrenzenden Gegenden die Bezeichnung Edom, Idumäa (s. d.) erhalten, an deren Stelle seit 70 n. Chr. bei griech. und röm. Schriftstellern Arabia Petraea für das Mutterland trat, wo bereits um 300 v. Chr. die arab. Nabathäer Volk und Namen der E. verdrängt hatten. Zuletzt, 105 n. Chr., wurde das Land dem Römischen Reiche einverleibt. Den verhaßten Namen «Edom» legten die Juden den Römern, später den Christen bei.

Edrei ist der alttestamentliche Name einer angeblichen zweiten Hauptstadt des Königs Og von Basan (s. d.), welche dem israel. Stamme Ostmanasse zufiel, später christl. Bischofssitz war, und noch immer als eine ziemlich stark bevölkerte Stadt unter dem alten Namen Edre'ât, verkürzt Der'ât oder Der'â, vorhanden ist, östlich von der Pilgerstraße, die von Damascus nach Mekka führt, auf einer kleinen Anhöhe vom Hieromaxflusse (Scheriât-el-Mandhûr). Außer den Trümmern von Häusern und einer ehemaligen Kirche sieht man dort noch einen jetzt wasserlosen ausgemauerten Teich, welcher einst aus einer pharaonischen Wasserleitung mittels eines am östl. Ufer des Hieromax stehenden Wasserturms gefüllt wurde. Noch merkwürdiger aber ist die unter einem Teile des heutigen Derât sich hinziehende alte unterirdische Stadt mit einer ziemlich langen Marktstraße und mit dem Haupteingang durch ein am Abhange des Hieromaxthals befindliches Thor.

Edremid, bei den Griechen Adramitti, Stadt im Sandschak Balykesri oder Karasi des türkisch-kleinasiat. Vilajet Chodawendikjar, binnenwärts vom Hintergrunde des nach ihr benannten Golfs, etwa 5 km von dessen innerstem Winkel entfernt, am Fuße des quellen- und erzreichen Atkajassi Dagh, des östl. Flügels der Bergkette des Ida, in einer schmalen, fruchtbaren Ebene, romantisch gelegen, zählt 4000, der Mehrzahl nach muselman. E. Die schmutzigen, durchweg aus elenden Holzhäusern bestehenden Gassen des Ortes werden von zahlreichen kleinen Bächen und Rinnsalen durchzogen und in ihrem Bereich ist ein von Kaffeehäusern umgebenes, von hohen Platanen beschattetes, eine Quelle einschließendes Bassin gelegen. Die nach der Stadt zugewendeten Hänge des sonst waldreichen Ida sind jetzt abgeholzt und kahl, weshalb auch die frühere Hauptbeschäftigung der Einwohner, der Holzhandel, stetig abgenommen hat und diese allmählich verarmt sind. Neuerdings erwartet man eine Wiederbelebung des Verkehrs infolge der im

Dez. 1882 erteilten Konzession zur Ausbeutung der auf der edremider Seite im Idagebirge gelegenen Eisengruben an eine von Pavani Vecini repräsentierte Kompagnie. Im Altertum war Adramyttium, unmittelbar am Golf, ein blühender Handels- und Hafenplatz, namentlich seit den Zeiten des Pergamenischen Reichs, aus denen sich indes hier nicht die geringsten Reste erhalten haben. Nach dem Ausbruche des griech. Freiheitskriegs machte in dem Golf von E. ein griech. Brander den ersten glücklichen Versuch, indem durch ihn 27. Mai 1821 ein türk. Kriegsschiff in die Luft gesprengt wurde.

Edreneh, s. Adrianopel.

Edrisi (El-), berühmter arab. Geograph, s. Idrisi.

Edrisiden, arab. Dynastie, s. Idrisiden.

Eduard (Eadweard) der Bekenner, der letzte angelsächs. Herrscher über England. Die dän. Herrscher Harold und Harthacnut hatten sich so verhaßt gemacht, daß 1042 Angelsachsen und Dänen einmütig E. zum König erwählten. E. war ein schwacher, mönchisch gesinnter Fürst. Er war zu Rouen erzogen und blieb während seiner ganzen Regierung den Normannen sehr zugethan. Als er König wurde, folgten ihm zahlreiche Fremde, welchen er wichtige Ämter im Lande anwies. Besonders die geistlichen Stellen verlieh er gern an Ausländer. E. war eifriger Katholik und glaubte dadurch, daß er die Angelsachsen, welche sich eine freie Stellung von Rom bewahrt hatten, aus den geistlichen Ämtern verdrängte, Rom einen Dienst zu thun. Der Papst erkannte dies auch an und verlieh ihm später den Beinamen des Bekenners. Im J. 1052 war das Unwesen mit den Fremden so arg geworden, daß Graf Godwine an der Spitze der Angelsachsen E. zwang, die Fremden alle zu entlassen. Als aber 1053 Godwine starb, gewannen Normannen und Franzosen wieder festen Fuß im Lande. Auch verwandtschaftliche Bande fesselten E. an die normann. und franz. Fürsten. E. starb 1066, bei den Angelsachsen allgemein verhaßt.

Eduard I., König von England, 1272—1307, geb. 16. Juni 1239, der Sohn und Nachfolger Heinrichs III., war an Geist und Körper ein gewaltiger, in den Kämpfen seines Vaters mit den Baronen gestählter Mann. Nach Besiegung Simons von Montfort nahm er, von Gregor X. bewogen, an Ludwigs IX. Kreuzzug gegen Tunis teil und ging nach dem kläglichen Ende desselben 1271 auch noch nach Palästina; doch aus Mangel an Mitteln mußte er schon im nächsten Jahre nach Europa zurückkehren. Obwohl er unterwegs den Tod seines Vaters erfuhr, blieb er doch noch längere Zeit in Frankreich, wo er Philipp III. seiner franz. Besitzungen wegen huldigte, und kehrte erst 1274 nach England zurück. Hier unterwarf er sich in 10jährigen Kämpfen die Walliser und verlieh dann Wales seinem ältesten Sohne unter dem Namen eines Prinzen von Wales. Seit dieser Zeit führen die engl. Thronerben diesen Namen. Als 1290 der schott. Thron durch den Tod der Enkelin des Königs Alexander völlig verwaiste, wußte er sich von den Schotten die Anerkennung als Schiedsrichter unter den verschiedenen Bewerbern um die Krone zu verschaffen, unter welchen Johann Baliol und Robert Bruce die vornehmsten waren, und er entschied dann als Lehnsherr für den ersten. Als drei Jahre darauf die Streitigkeiten E.s mit Frankreich und mit den nochmals sich erhebenden Walisern Baliol zu dem Versuch ermutigten, das engl. Joch abzuwerfen, nahm E. denselben 1295 gefangen und setzte in Schottland einen Statthalter ein, ohne jedoch zu ruhigem Besitze des Landes zu gelangen. Zwar gelang es ihm, 1305 den kühnen Häuptling Wallace in Gefangenschaft zu bringen, wo er ihn hinrichten ließ, allein bald darauf erhob wieder Bruce gegen ihn die Fahne des Aufstands. E. starb 7. Juli 1307 auf einem Zuge gegen denselben zu Burgh bei Carlisle. Als Verbesserer der Rechtspflege erhielt er den Namen des engl. Justinian; dennoch war seine Regierung willkürlich. Er behielt zwar die große Neuerung Montforts bei, welcher zum Parlament auch Abgeordnete der Städte und Grafschaften berufen hatte; aber er versammelte dieses nur selten, wenn seine sonstigen gewaltthätigen Maßregeln, sich Geld zu verschaffen, nicht ausreichten und neue Steuern notwendig wurden.

Eduard II., König von England, 1307—27, der Sohn und Nachfolger des vorigen, geb. 25. April 1284 zu Carnarvon, führte als Kronprinz zuerst den Titel eines Prinzen von Wales. Träge und vergnügungssüchtig, gab er gegen den Rat seines Vaters die Unterwerfung der Schotten auf. Auch rief er seinen verbannten Günstling, Piers von Gaveston, aus Guienne zurück, was wiederholte Empörungen der eifersüchtigen Großen zur Folge hatte. Erst 1313, nach Ermordung Gavestons, kam eine Aussöhnung zu Stande. Jetzt endlich wendete er sich gegen die Schotten, wurde aber 24. Juni 1314 bei Stirling von Bruce geschlagen; ebenso wenig wollte es ihm im Kampfe mit den Schotten um das zerrüttete Irland glücken. Von innern Händeln bedroht, mußte er mit Bruce 1323 einen Waffenstillstand schließen, der dem Frieden gleichkam. Der Adel nämlich erhob sich wieder gegen die königl. Macht, wurde aber diesmal noch bezwungen. Kaum war der Streit ausgeglichen, als E.s Schwager, König Karl IV. von Frankreich, der Huldigung wegen Zwist anfing und E.s Gemahlin Isabella unterstützte, welche in Guienne die unzufriedenen engl. Großen um sich sammelte, unter welchen auch E.s jüngerer Bruder Edmund von Kent war. Mit diesem, mit ihrem Vertrauten Roger Mortimer und vielen andern landete sie 1326 in England, um angeblich den Günstling Hugo Spencer mit Gewalt zu stürzen. Nachdem man den König festgenommen, wurde derselbe im Jan. 1327 durch einen Parlamentsbeschluß der Krone beraubt und 27. Sept. desselben Jahres zu Berkeley-Castle ermordet.

Eduard III., König von England, 1327—77, der Sohn und Nachfolger des vorigen, geb. 13. Nov. 1312 zu Windsor, stand während seiner Minderjährigkeit unter der Vormundschaft seines Oheims Edmund von Kent und nach dessen Hinrichtung unter derjenigen des Roger Mortimer, zu welchem seine eigene verbrecherische Mutter hielt. Bald aber machte er sich von diesem los, brachte ihn 1330 in seine Gewalt und ließ ihn hinrichten. Dann stellte er 1333 die engl. Oberherrlichkeit in Schottland wieder her, welche Mortimer preisgegeben hatte. Nach dem Tode seines kinderlosen Oheims, König Karls IV. von Frankreich, machte er als Enkel Philipps des Schönen Ansprüche auf die franz. Krone, und obschon das franz. Parlament wegen des sog. Salischen Gesetzes die Kro-

p VI. von Valois übertrug, nahm er doch
en und Titel eines Königs von Frankreich
Nach langen desfallsigen Verhandlungen kam
Kriege, in welchem Philipp VI. seine ganze
im Hafen von Sluys (24. Juni 1340) ein-
Ein Landheer, das E. mit großen Kosten
mengezogen, mußte er jedoch gleich wieder
Mangel an Geld entlassen. Erst nach einem
ihrigen Waffenstillstand wurden die Feind-
iten auf franz. Boden eröffnet, aber anfäng-
hne bedeutende Erfolge. Die Schlacht bei
26. Aug. 1346, in der beide Herrscher per-
befehligten, verlieh endlich den Engländern
vollständigen Sieg; kurze Zeit nachher wurde
on E.s Gemahlin Philippa der schott. König
bei Nevilcroß geschlagen und gefangen, und
hre darauf Calais genommen. In den Ver-
ingen, die nun Papst Clemens VI. eröffnete,
e sich E. zur Aufgabe seiner Ansprüche be-
wenn Frankreich auf die Oberherrlichkeit der
verzichten wollte, die er und seine Gemah-
franz. Lehne besaßen. Da nicht nur Phi-
sondern auch sein Nachfolger König Johann
Vorschlag zurückwies, griff E. wieder zu den
n. Er selbst mußte 1355 Frankreich, wo er
nem Streifzuge begriffen war, verlassen, um
gefallenen Schotten zu züchtigen, deren Ge-
auf eine so schreckliche Weise verwüstete, daß
That Jahrhunderte im Andenken des Volks
Währenddessen war sein Sohn Eduard
der Schwarze Prinz, von Bordeaux aufge-
und hatte 19. Sept. 1356 das franz. Heer
Schlacht bei Poitiers oder Maupertuis
h geschlagen und den König Johann ge-
genommen. Das franz. Parlament be-
e weder das ungeheuere Lösegeld noch die
ruchte Herausgabe aller alten Besitzungen
gl. Könige; E. ging daher 1359 mit einem
Heere wieder über den Kanal, drang bis
s vor und erschien im folgenden Jahre vor
, dessen Vorstädte er niederbrannte. Die
e Beschaffenheit seines Heers zwang ihn je-
nach der Bretagne zurückzugehen. Im Frie-
rtrage vom 8. Mai 1360 verzichtete E. auf
nz. Krone und auf alle Eroberungen, mit
hme von Calais und Guines; dagegen sollte
enne, Poitou, die Grafschaft Ponthieu mit
Souveränetät und die Summe von 3 Mill.
onen als Lösegeld für den König erhalten.
Vertrag wurde aber weder von Johann
on dessen Sohne Karl V. vollzogen. Die Er-
ng und Altersschwäche E.s und die Kränk-
seines Thronfolgers, des Schwarzen Prin-
erhinderten indes die energische Fortsetzung
riegs. Die Engländer unternahmen zwei
hindurch Streifzüge durch die franz. Pro-
, verloren aber allmählich alle festen Plätze
f Calais, Bordeaux und Bayonne. E. starb
ram darüber und über den Tod des Schwar-
inzen 21. Juni 1377 zu Shene. Seine ehr-
n Entwürfe und seine Willkür hatten dem
Volke Wunden geschlagen, die sein Eifer, wo-
die Hebung der Industrie und des Handels
, nicht heilen konnte. Doch erwarb er sich
erdienst, Recht und Gesetz gegen die über-
n Barone zu befestigen. In seinem Privat-
war er sittenlos; eine seiner Maitressen war
äfin von Salisbury, die ihm, der Sage nach,
lassung zur Stiftung des Hosenbandordens
(s. d.) gab. Vgl. Longman, «The history of the life and times of E. the third» (2 Bde., Lond. 1869).

Eduard IV., König von England, 1461—83, Sohn Richards, Herzogs von York, wurde 29. April 1441 zu Rouen geboren und hieß zuerst Graf von March. Als der eine Enkel Eduards III., Richard II. (s. d.), der Sohn des Schwarzen Prinzen, 1399 durch einen andern Enkel Eduards, den Sohn Johann Gaunts von Lancaster, Heinrich IV., gestürzt worden war, sicherte dieser 1406 die Krone seinem Hause durch ein Statut, das auch die Nachkommen seines ältern Oheims Lionel ausschloß. Wirklich folgte Heinrich IV. sein Sohn als Heinrich V. (s. d.) und 1422 dessen Sohn als Heinrich VI. auf dem engl. Throne. Der letztere gelangte im Alter von neun Monaten zur Krone, und im neunten Jahre ward er zu Paris als König von Frankreich gekrönt. Der Tod des Herzogs von Bedford, der die Regentschaft für den Unmündigen führte, stürzte England aufs neue in innere Zerrüttung und verursachte den Verlust der franz. Besitzungen bis auf Calais. Auch zum Mann herangewachsen, zeigte sich Heinrich sehr schwach und ließ sich ganz von seiner allerdings energievollen Gemahlin Margareta, der Tochter des Titularkönigs von Neapel, René von Anjou, leiten. Inzwischen hatte er die Regierung schon mehr als 30 Jahre geführt, als Richard von York, der Urenkel Eduards III. von dessen jüngstem Sohne Edmund, dessen Sohn Richard sich wieder mit einer Urenkelin Lionels vermählt hatte, mit den Waffen in der Hand seine Thronansprüche geltend machte und sich nach dem Gefechte bei St.-Albans im Mai 1455 zum Protektor erklärte. Hiermit begannen die vernichtenden Kämpfe zwischen den Häusern York und Lancaster, oder der Krieg der Weißen und Roten Rose (s. d.). Obwohl Richard selbst 24. Dez. 1460 in der Schlacht bei Wakefield fiel, wurde sein Sohn in London 4. März 1461 als König Eduard IV. ausgerufen. Schon am 29. März brachte er dem Heere Heinrichs bei Towton eine furchtbare Niederlage bei. Nach diesem Siege ließ er sich krönen, ernannte seine Brüder, Georg und Richard, zu Herzögen von Clarence und Glocester, während das Parlament seine drei Vorgänger als Usurpatoren bezeichnete und über Heinrich und dessen Familie wie über 150 Personen das Todesurteil aussprach.

Unter verschiedenen Aufständen wütete Jahre hindurch das Schwert des Henkers, bis Heinrich 1465 gefangen genommen und in den Tower gebracht wurde. Durch die Verheiratung E.s mit der Tochter der Herzogin von Bedford, Elisabeth Woodville, und die Bevorzugung seiner neuen Verwandten erweckte er jedoch den Neid der Großen, besonders der Familie Nevil, zu welcher der kriegsgewaltige Graf von Warwick, Lord Montague, Gouverneur der östl. Marken, und Georg, Erzbischof von York, gehörten. Nachdem sich noch der Herzog von Clarence mit dieser Partei verbunden und die Tochter Warwicks, Isabella, geheiratet hatte, brach der Aufstand gegen E. los, der im Nov. 1470 über Lynn nach Holland entfliehen mußte. Heinrich VI. wurde nun wieder aus dem Tower auf den Thron erhoben, und ein Parlamentsbeschluß erklärte E. für einen Usurpator. Der Vertriebene kehrte jedoch schon im März 1471 durch Unterstützung seines Schwagers, Karls des Kühnen von Burgund, nach England zurück, brachte durch

kluges Zögern ein Heer von 50000 Mann zusammen, zu dem auch Clarence stieß, und lieferte der Roten Rose die Schlacht von Barnet, in der Heinrich gefangen, Warwick und Montague aber getötet wurden. Gleichzeitig waren auch die Königin Margareta und ihr Sohn, Prinz Eduard, mit einem franz. Hilfskorps in England gelandet. E. schlug dieses Heer 4. Mai 1471 zu Tewkesbury, wobei ihm die Königin und ihr Sohn in die Hände fielen. Letzterer wurde in Gegenwart des Königs niedergehauen und eine Menge engl. Großen mußte nun wieder das Blutgerüst besteigen. Am 22. Mai 1471, am Tage seines Einzugs in London, befahl der blutdürstige König auch die Ermordung des unglücklichen Heinrich VI. Da jetzt E. seinen Thron für befestigt hielt, verband er sich mit dem Herzog von Burgund gegen Frankreich und ging mit einem Heere nach Calais, ließ sich aber von Ludwig XI. den Frieden und die Auslieferung Margaretas von Anjou (gest. 1482) um 50000 Kronen und ein reichliches Jahrgeld für sich und seine Räte abkaufen. Was die innere Politik betrifft, so wurde er auch darin von Habsucht bestimmt. Er verfolgte und bedrückte Adel und Geistlichkeit und erhielt dadurch reichliche Mittel zur Befriedigung seines Geizes und seiner schwelgerischen Lebensweise. Sein Bruder, der Herzog von Clarence, wurde des Hochverrats angeklagt und 18. Febr. 1478 im Tower ermordet, wie es heißt, nach seinem Wunsche in Malvasier ertränkt. Wenige Jahre vor seinem Ende zerfiel E. mit Schottland und auch mit Frankreich, weil die Verlobung mit seinen Töchtern gebrochen wurde. Rache sinnend starb er 9. April 1483. Er hinterließ aus seiner Ehe mit Elisabeth fünf Töchter und zwei Söhne, Eduard (V.), geb. 4. Nov. 1470, und Richard. Beide wurden, nachdem sich ihr Oheim, der Herzog von Gloucester, als Richard III. (s. d.) 26. Juni 1483 die Krone aufgesetzt, nach der Erzählung des Thomas More, einige Wochen darauf im Tower schlafend mit Betten erstickt. Delaroche und Hildebrandt haben das Schicksal der Prinzen zum Gegenstande eines Gemäldes, Delavigne zum Stoff eines Dramas gewählt.

Eduard V., ältester Sohn Eduards IV. (s. d.) von England.

Eduard VI., König von England 1547—53, geb. 12. Okt. 1537 als Sohn Heinrichs VIII. und dessen dritter Gemahlin Johanna Seymour, welche wenige Tage nach seiner Geburt starb, folgte dem Vater 29. Jan. 1547 auf dem Throne. Heinrich hatte für seinen minderjährigen Sohn eine Regentschaft bestellt; doch schob E.s mütterlicher Oheim Eduard Seymour, Graf von Hertford, bald auch Herzog von Somerset, die übrigen Glieder zur Seite und ließ sich, unterstützt von dem Erzbischof von Canterbury, Thomas Cranmer, zum Protektor ausrufen. Nun erst wurde England wirklich reformiert und die anglikanische oder bischöfl. Kirche des Reichs erfüllte sich durch Cranmer mit prot. Geiste in ihren Lehren, während man sich in Bezug auf die äußere Kirchenordnung möglichst an das röm. Vorbild anschloß, doch aber auch den durch Heinrich VIII. eingeführten Supremat des Königs beibehielt. Diese Entwickelung wurde auch dadurch nicht gestört, daß der Protektor, der viele Feinde hatte und den ehrgeizigen Absichten seines eigenen Bruders Thomas Seymour durch die Hinrichtung desselben 20. März 1549 hatte zuvorkommen müssen, seinerseits schon im Oktober durch Dudley, Grafen von Warwick, gestürzt wurde. Er wurde 22. Jan. 1552 hingerichtet, als eine von ihm gegen Warwick, der sich inzwischen zum Herzoge von Northumberland gemacht hatte, geplante Erhebung ans Licht kam. Warwick suchte nun seine Stellung und die von Cranmer eingeführte kirchliche Ordnung auch für den Fall zu befestigen, daß der junge König, der stets kränklich war, sterben sollte. Denn nach Heinrichs VIII. Testament hätte dann E.s ältere Schwester, die kath. Maria, folgen sollen. Warwick vermählte daher seinen Sohn Guilford Dudley mit der 16jährigen Johanna Gray, der ältesten Tochter des Herzogs von Suffolk, welcher eine Nichte Heinrichs VIII. zur Frau hatte, und E. wurde bestimmt, durch eine Verordnung, die übrigens selbst im Geheimen Rate Widerspruch fand, dieser Verwandten mit Übergehung seiner Schwestern Maria und Elisabeth die Nachfolge zu übertragen. In der That wurde Johanna, als E. 6. Juli 1553 starb, in London 11. Juli zur Königin ausgerufen, um nach wenigen Tagen Krone und Freiheit an Maria (s. d.) zu verlieren. Mit E., dessen beabsichtigte Vermählung mit Maria Stuart von Schottland durch Frankreich vereitelt worden war, erlosch der Mannsstamm des Hauses Tudor.

Eduard, Prinz von Wales, Fürst von Aquitanien, von seiner Rüstung auch der Schwarze Prinz genannt, der älteste Sohn König Eduards III. (s. d.) von England, geb. 15. Juni 1330 zu Woodstock, begleitete schon 1346 seinen Vater in den Krieg nach Frankreich und legte in der Schlacht bei Crecy Proben seines Heldenmuts ab. Im weitern Verlaufe des Kriegs war er besonders von Guienne aus thätig. Mit einem Heere von 60000 Mann brach er 1355 von Bordeaux auf und brannte binnen zwei Monaten auf einem Zuge durchs südl. Frankreich 500 Städte und Dörfer nieder. Ein gleich verheerender Zug (1356) mit nur 12000 Mann führte 19. Sept. zu der Schlacht bei Poitiers, in der die franz. Übermacht geschlagen und der König Johann gefangen ward. E. behandelte seinen Gefangenen mit großer Ehrerbietung, schloß mit dem Dauphin einen Waffenstillstand und ging 1357 nach England zurück, wo er mit Begeisterung empfangen wurde. Nach einigen Jahren machte ihn sein Vater zum Gouverneur der franz. Besitzungen und ernannte ihn zum Fürsten von Aquitanien. Er hielt nun längere Zeit friedlich zu Bordeaux einen glänzenden Hof und erwarb sich durch sein edles Wesen die Neigung des Volks. Als 1366 der von Heinrich von Trastamara vom castil. Throne vertriebene Peter der Grausame zu Bayonne erschien, nahm sich E. seiner an. Er rief die durch des Königs von Frankreich Bemühungen mit Trastamare nach Spanien gezogenen engl. Söldnerkompagnien (s. Condottieri) unter seine Fahne und zog im Febr. 1367 mit 30000 Reitern nach Castilien, um für Peter den Thron wiederzuerobern. Nach vergeblichen Unterhandlungen zersprengte er 3. April 1367 bei Navarette die stärkere Armee Heinrichs und des franz. Connétable Bertrand du Guesclin, von Peter aber sah er sich insofern getäuscht, als dieser sich weigerte, die Kosten der Expedition zu tragen. Von einer schleichenden Krankheit befallen, führte E. die Reste des durch Mangel und Hitze vernichteten Heeres nach Bordeaux zurück. Um die großen Schulden zu tilgen, in die er durch Peters Wortbruch gerathen, legte er seinen Ländern drückende Abgaben auf, weshalb sich die

Großen beim Könige von Frankreich als dem Oberlehnsherrn beklagten. Karl V. forderte E. zur Rechtfertigung vor, und als dieser mit einer Kriegserklärung antwortete, fiel ein franz. Heer in die engl. Besitzungen ein und bedrohte sogar Angoulême, wo sich der kranke Prinz mit seiner Familie aufhielt. Noch einmal raffte er sich jetzt auf, und sein Name war immer noch so gefürchtet, daß sich vor seinem Banner das franz. Heer auflöste und in die festen Plätze warf. E. erschien, in einer Sänfte getragen, zuerst vor Limoges, das sich den Franzosen feig ergeben hatte, nahm die Stadt und ließ 3000 Männer, Weiber und Kinder unbarmherzig niedermetzeln; den franz. Rittern, die sich tapfer verteidigten, schenkte er die Freiheit. Von der Anstrengung dieses Zugs erschöpft und durch den Verlust seines ältesten Sohnes Eduard tief betrübt, kehrte er nach England zurück, wo er noch vor seinem Vater 8. Juni 1376 zu Canterbury starb. Sein Sohn war der König Richard II. (s. d.). Vgl. James, «Life of Edward the Black Prince» (Lond. 1836); Le Poittevin de la Croix, «Histoire des expéditions d'Edouard III et du Prince noir» (Brüss. 1854).

Eduard (Karl), Enkel König Jakobs II. (s. d.) von England und Sohn Jakob Eduards, der Prätendent genannt, war 31. Dez. 1720 zu Rom geboren, wo sein Vater unter dem Schutze des Papstes lebte und ihn dem von ihm wie dem Großvater vergeblich erstrebten Lebensziel, die Krone der Ahnen wiederzugewinnen, weihte. E. ging deshalb 1742, vom röm. Hofe unterstützt, nach Paris, wo ihm Ludwig XV. eine franz. Flotte zur Verfügung stellte, die aber teils durch einen heftigen Sturm, teils durch die Engländer unter Norris zerstört ward. Von Frankreich ohne nennenswerte Hilfe gelassen, wagte er das Abenteuer dennoch von neuem. Mit erborgtem Gelde rüstete er ein Schiff von 18 Kanonen aus und landete 27. Juni 1745 mit einigen Offizieren und 1500 Mannschaften an der nordwestl. Küste Schottlands. Hier scharten sich die Bergschotten und viele Anhänger der schott. Unabhängigkeit und der kath. Kirche um ihn. An der Spitze seines kleinen Heers eroberte er die Stadt Perth, ließ sich zum Regenten und seinen Vater zum König der drei Reiche ausrufen und zog 19. Sept. 1745 in Edinburgh ein, wo er sich mit einem Hofe und einer Regierung umgab und von Frankreich die Zusage auf baldige Unterstützung erhielt.

Schon 21. Sept. schlug er bei Preston-Pans ein engl. Korps von 4000 Mann, nahm nach kurzer Belagerung 26. Nov. Carlisle, rückte alsdann nach Manchester vor und bedrohte London, wo seiner viele Anhänger harrten. Die engl. Regierung, die den Feind anfangs verachtete, wurde jetzt bestürzt und rief einen Teil der in Deutschland stehenden Truppen zu Hülfe. Allein schon in den ersten Tagen von 1746 ward E., in dessen Heer Mangel und Uneinigkeit herrschten, von der engl. Übermacht zurückgedrängt. Der Sieg bei Falkirk (23. Jan.) war sein letzter; als er 27. April gegen den Herzog von Cumberland die Schlacht bei Culloden wagte, ward er geschlagen und sein Heer zerstreut. Er mußte in die Wildnisse Schottlands fliehen, wo er mit Hunger und vielen Gefahren zu kämpfen hatte. An die Küste gelangt, flüchtete er in einem Kahn von Insel zu Insel, von Höhle zu Höhle, denn die Verfolger durchspähten alle Winkel, um den Preis von 30000 Pfd. St. zu verdienen, die auf den Kopf des Unglücklichen gesetzt waren. Endlich traf er bei Lochnanuagh eine der drei franz. Fregatten, die nach ihm ausgesendet waren, und 20. Sept., nachdem er fünf schreckliche Monate verbracht, verließ er das schott. Ufer und kam in gänzlicher Entblößung bei Morlaix in der Bretagne an. Durch die Verwendung der Pompadour erhielt er vom franz. Hofe ein Jahrgeld von 200000 Livres und von Spanien eine Rente von 12000 Dublonen. Infolge des Aachener Friedens 1748 aus Frankreich ausgewiesen, ging er nach Spanien, unternahm später eine heimliche Reise nach London und verweilte dann in Rom bei seinem Vater, nach dessen Tode (1. Jan. 1766) er durch lächerliche Forderungen, die er unter dem Namen eines Grafen von Albany der Etikette wegen machte, sich in fortdauernde Streitigkeiten verwickelte. Deshalb begab er sich nach Florenz; allein Pius VI. rief ihn bei Verlust seiner Pension wieder zurück. Mit der Welt zerfallen, hatte er sich dem Trunke ergeben, und die Ehe, die er 1772 mit einer Prinzessin von Stolberg-Gedern (s. Albany) schloß, um sein Geschlecht nicht aussterben zu lassen, mußte 1780 wieder aufgelöst werden. Er starb in tiefer Verstimmung und Schwermut zu Rom 30. Jan. 1788 und wurde zu Frascati mit königl. Ehren begraben, wobei sein Bruder, der Kardinal von York, gest. zu Frascati 13. Juli 1807, das Totenamt hielt.

Seine natürliche Tochter Charlotte Stuart (geb. 1753, gest. 17. Nov. 1789) hatte er 1785 aus Frankreich zu sich gerufen, aus königl. Machtvollkommenheit legitimiert und zur Erbin erklärt.

Vgl. Pichot, «Histoire de Charles Edouard, dernier prince de la maison de Stuart» (Par. 1830); Klose, «Leben des Prinzen Karl» (Lpz. 1842); Lord Stanhope, «The Forty-five» (Lond. 1851); von Hassell, «Der Aufstand des jungen Prätendenten Karl Eduard Stuart in den J. 1745—46» (Lpz. 1876).

Eduard, König von Portugal 1433—38, Sohn Johanns I. des Unechten, welcher 1383 das neuburgund. Königshaus begründet hatte. E. suchte die Macht des Adels zu schwächen, indem er verordnete, daß alle verschenkten Krongüter beim Aussterben des Mannsstamms der Besitzer an die Krone heimfallen sollten. Sein Bruder, Prinz Heinrich der Seefahrer, setzte die schon zur Zeit des Vaters begonnenen Entdeckungen der Portugiesen an der afrik. Küste fort, doch nicht so sehr mit den Mitteln des Staats, als aus den des Christusordens, dessen Großmeister er war.

Edukt nennt man im Gegensatz zum Produkt solche Stoffe, welche in einem der Bearbeitung unterliegenden Material bereits fertig gebildet enthalten sind, während Produkte erst durch die Bearbeitung entstehen. Das Gold ist ein E. der Aufarbeitung goldführender Gesteine, der Ring ist ein Produkt der Goldschmiedekunst.

Edulcoration, Aussüßen, technisch-chemische Operation, gleichbedeutend mit Auswaschen (s. d.) und Auslaugen (s. d.).

Edulcorieren (frz.), aussüßen (s. Auswaschen).

Edulien (lat.), Eßwaren.

E-dur (ital. mi maggiore; frz. mi majeur; engl. e major), die Dur-Tonart, bei welcher f, g, c und d um einen halben Ton erhöht werden, also 4 ♯ vorgezeichnet sind; die parallele Moll-Tonart ist Cis-moll. (S. unter Ton und Tonarten.)

Eduzieren (lat.), erziehen; Edukation, Erziehung; Edukátor, Erzieher.

Edw., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Milne-Edwards (Henri).

Edward, engl. Bezeichnung für Eduard; die engl. Könige Edward s. unter Eduard.

Edwards (Amelia Blandford), engl. Schriftstellerin, geb. 1831 als Tochter eines engl. Offiziers und von mütterlicher Seite mit den Walpoles verwandt, begann ihre Schriftstellerlaufbahn sehr früh mit Beiträgen zu Zeitungen und Zeitschriften. Ihr erster Roman: «My brother's wife», erschien 1855. Dann folgten: «Hand and glove» (1859), «Barbara's history» (1864), «Half a million of money» (1865), eine Sammlung kleinerer, schon in verschiedenen Zeitschriften erschienener Erzählungen unter dem Titel «Miss Carew» (1865); «Debenham's Vow» (1870), «In the days of my youth» (1873, eine zweite Novellensammlung), «Monsieur Maurice» (1873) und «Lord Brackenbury» (1880). Daneben machte E. sich auch als Jugendschriftstellerin bekannt durch «A summary of English history» (1856), «An abridgment of French history» (1858; neue Ausg. 1880) und die Erzählungen «The little marquis» (1857) und «Story of Cervantes» (1862). Ihre Reisen beschrieb sie in «Untrodden peaks and unfrequented valleys; a visit to the region of the Dolomites» (1873) und «A thousand miles up the Nile» (1877, mit 80 Illustrationen von ihrer eigenen Hand). Als Dichterin erschien sie in einem Bande «Ballads» (1865). Neuerdings kompilierte sie die Sammlung «A poetry book of elder poets» (1879).

Edwards (Henri Milne), franz. Zoolog, s. Milne-Edwards.

Edwards (Henry Sutherland), engl. Schriftsteller, geb. 1828 in London, empfing seine Erziehung teils hier am King's College, teils in Frankreich, wo er eine Reihe von Jahren lebte. Im J. 1856 ging er bei Gelegenheit der Krönung Alexanders II. als Korrespondent nach Rußland und veröffentlichte nach einem längern Aufenthalt in Moskau «The Russians at home» (Lond. 1858). Nachdem er 1862 eine «History of the Opera» in zwei Bänden herausgegeben, ging er als Korrespondent der «Times» von neuem nach Rußland, um über den Fortgang der damals betriebenen Leibeigenenemancipation zu berichten, und von dort nach Polen, das sich am Vorabend eines revolutionären Ausbruchs befand. Über diesen berichtete er 1863 zuerst aus dem Lager der Insurgenten, dann aus Warschau, wurde jedoch aus letzterer Stadt verwiesen und reiste infolge davon über Petersburg und Moskau nach Südrußland, um von dort noch einmal auf den Schauplatz des Aufstandes zurückzukehren. Eine interessante Darstellung desselben gab er in seiner «Private history of a Polish insurrection» (2 Bde., Lond. 1865). Drei Jahre später ging E. als Spezialkorrespondent der «Times» nach Luxemburg, von wo er über die brennend gewordene Luxemburger Frage Berichte einsandte. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs begab er sich im Juli 1870 als einer der Spezialkorrespondenten der «Times» in das deutsche Hauptquartier, dem er von Saarbrücken bis Sedan folgte. Später berichtete er aus dem Lager des Generals von Werder über die Belagerung von Straßburg und nach dem Fall dieser Stadt über die Operationen der deutschen Nordarmee bis zum Ende des Kriegs. Auf Veranlassung der Brüsseler Konferenzen über die Reform des Kriegsrechts gab er «The Germans in France» (Lond. 1874) heraus, worin er auf Grund seiner persönlichen Erlebnisse die deutsche Kriegführung in Frankreich scharf kritisierte. Schon vor dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs hatte er sich auch als Novellist bekannt gemacht durch die Romane «The three Louisas» (3 Bde., Lond. 1866) und «The Governor's daughter» (2 Bde., Lond. 1868), denen 1871 «Malvina» (3 Bde.) folgte. Im J. 1872 erschien von ihm eine Übersetzung von Otto Hübners «Allgemeiner Statistik» unter dem Titel «Statistics of all Countries». Seine Studien über die Geschichte der Oper erneuerte er in: «Life of Rossini» (Lond. 1869), «Rossini and his school» (1881) und «The lyrical drama. Essays on subjects, composers and executants of the modern opera» (2 Bde., Lond. 1881). Beim Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs veröffentlichte E. eine Sammlung von Beiträgen zu der «Pall Mall Gazette» über die Orientalische Frage in «The Slavonian provinces of Turkey» (Lond. 1876) und 1879 eine erweiterte Auflage seines Buchs über Rußland.

Edwards (Richard), engl. Dichter und Musiker, war nach der gewöhnlichen Annahme geboren in Somersetshire um 1523 und starb 1566. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt, als daß er zu Oxford studierte und 1561 zum Vorsteher der königl. Kapellknaben ernannt wurde. Er that sich sowohl als Lyriker, namentlich durch seine Beiträge zu dem Sammelwerke «The paradise of dainty devices», als auch als Dramatiker durch verschiedene verloren gegangene Zwischen- und Maskenspiele wie durch die nach klassischem Muster gearbeiteten Lustspiele «Damon and Pythias» (gedruckt 1570 u. öfter) und «Palamon and Arcite» hervor. Das letztere wurde 1566 in Christ-Church-College zu Oxford vor der Königin mit außerordentlichem Beifall aufgeführt, scheint aber nie gedruckt worden zu sein. Die von E. gedichteten und komponierten Madrigale und Lieder erfreuten sich großer Beliebtheit; einzelne davon werden noch jetzt gesungen.

E. E. oder E. e. ist die engl. Abbreviatur für Errors excepted (d. i. Irrtum vorbehalten).

Eeckhout (Gerbrand van den), einer der bedeutendsten Schüler Rembrandts, geb. zu Amsterdam 19. Aug. 1621, begann mit Bildnissen in der Art seines Lehrers und ging dann auch zu histor. Darstellungen über. Lebensvolle Köpfe, Originalität in der Komposition und meisterhafte Beleuchtung in der Art seines Meisters zeichnen ihn aus; eines seiner berühmtesten Blätter ist das Bildnis eines Jünglings. Bilder von ihm befinden sich unter anderm in München und Berlin, vorzugsweise auch in Pommersfelden. Er starb 22. Sept. 1674.

Eeckhout (Jakob Joseph), einer der bedeutendsten neuern niederländ. Historien-, Genre- und Porträtmaler, geb. 1793 zu Antwerpen, war anfänglich Goldschmied, wandte sich aber seit seinem 28. Jahre ganz der Malerei zu und erlangte bald großen Ruf. Er ward 1839 als erster Professor an die städtische Akademie im Haag berufen. E. starb in Paris 1861. Fast alle Galerien in Holland, viele in Belgien und Deutschland besitzen Bilder von ihm; besonders geschätzt sind seine Porträts. Auch erwarb er sich Verdienste durch Herausgabe zweier Prachtwerke: «Collection de portraits d'artistes modernes, nés dans le royaume des Pays-Bas» (Brüss. 1822) und «Costumes du peuple de toutes les provinces du royaume des Pays-Bas» (Brüss. 1827).

Eecloo, Hauptort des Bezirks gleichen Namens in der belg. Provinz Ostflandern, an der Liève, an

der Eisenbahn Gent-Brügge und durch Zweigbahn nach Assenede mit der Belgischen Staatsbahn verbunden, zählt (1880) 10741 E., welche Spitzenfabriken, Flachs- und Wollspinnereien unterhalten.

Eem, Fluß in der niederländ. Provinz Utrecht, welcher aus mehrern Wasserläufen entsteht, von denen einige aus Geldern kommen; sie wird bei Amersfoort schiffbar und mündet an der Südseite der Zuydersee. Zur Zeit der Hochwasser des Leck wird ein Teil von dessen Wasser mittels hergestellter Abzüge in die E. abgeworfen und geht somit durch dieselbe zur Zuydersee.

Eendragt, Arm der Schelde, zwischen den niederländ. Provinzen Seeland und Nordbrabant.

Eendragtsbai wurde von der holländ. Expedition Le Maire und Schouten 1616 eine Bai an der Südseite der zwei Hoornschen Inseln benannt, welche damals im W. der Schiffer- oder Samoa-Inseln entdeckt wurden.

Eendragtsland wurde der zuerst entdeckte Küstenstrich Australiens, an der Westseite desselben, nach dem holländ. Schiffe benannt, durch welches unter Dirk Hartigh 1616 die Entdeckung geschah. Der Landstrich reicht von 23 bis 26° südl. Br.

Eerste Rivier, Fluß in der Kapkolonie, entspringt in den Bergen südöstlich von Stellenbosch und mündet in die Falsebai. Er hat das ganze Jahr hindurch klares Wasser; an ihm liegen fruchtbare Weinfarmen.

Efendi, türk. Ehrenbezeichnung, s. Effendi.

Eferding oder Efferding, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Wels in Oberösterreich, liegt in der Donauniederung des rechten Stromufers an der Vereinigung zweier Bäche, die unmittelbar in die Donau gehen, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 1416, mit der Vorstadt 2119 E. Sie ist eine der ältesten Städte des Landes und enthält in ihrer got. Kirche (gebaut 1451) und in dem fürstlich Starhembergischen Schlosse wertvolle Altertümer, im Schlosse insbesondere ein sehr wertvolles Familienarchiv. Im frühen Mittelalter gehörte die Burg und Herrschaft der mächtigen Familie Schaumburg, welche das Stromthal zwischen Passau und Linz beherrschte; nach dem Aussterben des Geschlechts (1559) fiel sie durch das Los an die Starhemberge. Im Nibelungenlied wird E. als ein Ort genannt, in welchem Kriemhild auf ihrer Fahrt in das Hunnenland übernachtete. Einst soll die Donau den Ort berührt haben.

Effazieren (frz.), auslöschen, austilgen.

Effekt, im allgemeinen soviel wie Wirkung, wird in der Mechanik, Physik und besonders Technik für die Größe der mechan. Arbeit gebraucht, welche eine Kraft in der Zeiteinheit (gewöhnlich 1 Sekunde) leistet. Der E. ist gleich dem Produkte aus der Kraft mit der Geschwindigkeit ihres Angriffspunktes. Als Einheit des E. gilt das Meterkilogramm oder Kilogrammometer (s. d.), d. i. diejenige Arbeit, welche 1 kg in 1 Sekunde 1 m hoch hebt. Bei sehr großen Arbeiten wird als Einheit die Pferdekraft (s. d.), welche 75 Kilogrammometer in der Sekunde beträgt, angenommen. Zieht man von dem E. einer Maschine alle Effektverluste durch Reibung, Bewegungshindernisse u. dgl. m. ab, so bleibt der Nutzeffekt als verwertbarer Rest. Dieser wird mittels Kraftmesser oder Dynamometer (s. d.) gemessen, von welchen Pronys Brems- und seit 1867 Hirns Pandynamometer am meisten angewendet werden. — Im ästhetischen Sinne bezeichnet E. den Eindruck, den ein Werk der Poesie, der bildenden Kunst, der Musik u. s. w. hervorbringt. Der Künstler, welcher in seinen Darstellungen die Absicht deutlich an den Tag legt, durch alle zu Gebote stehenden Mittel die Aufmerksamkeit unablässig in hoher Spannung zu erhalten, arbeitet auf den E. hin. Effektrollen sind solche, in denen leicht und mit wohlfeilen Mitteln Wirkungen des Applauses zu erzielen sind, deshalb auch dankbare Rollen genannt, im Gegensatz zu den undankbaren, bei denen durch große Bemühung nur mäßiger Beifall zu ernten steht. Ob eine Handlung, eine Schrift, eine Anrede, ein Kostüm den beabsichtigten E. hervorbringe, hängt zwar zunächst von der Sache selbst, dann aber auch außerdem von manchen die Wirkung erhöhenden Nebenumständen ab. Wo das Benutzen solcher Nebenumstände zur Steigerung des E. bis zu einer unnatürlichen Höhe hinaufgetrieben wird, redet man von Effekthascherei.

Effekten (nach dem frz. effets) nennt man in Deutschland und den Niederlanden die im Börsenverkehr vorkommenden Staatspapiere, Obligationen, Aktien und ähnliche Wertpapiere.

Effektensocietät, ein zahlreiches Handelskollegium in Frankfurt a. M., welches täglich zu einer Art Börse zusammentritt, um Geschäfte in Staatspapieren, Aktien, Wechseln u. s. w. zu machen. Denselben Namen führt eine wichtige Privatbörse für Fonds und Aktien in Amsterdam.

Effektiv nennt man Geschäfte in Bezug auf Waren, die sich am Platze befinden und sofort in die Hände des Käufers übergehen sollen, im Gegensatz also zu den Lieferungsgeschäften auf Zeit. Die sofort disponiblen und übertragbaren Waren selbst werden ebenfalls als effektiv bezeichnet. Auch wendet man das Wort auf Münzsorten an, die als solche in natura und nicht in gleichwertigen Beträgen anderer Geldsorten gezahlt oder geliefert werden müssen. Ferner bezeichnet man es mit effektiv, wenn dort, wo ein Agio (s. d.) besteht, in der ursprünglichen Währung, nicht in der devalvierten zu zahlen ist. Z. B. trassierte man «francs effectifs», solange die Papierfrancs Disagio hatten.

Effektivstand bezeichnet den bei den Truppenteilen in einem bestimmten Zeitpunkte wirklich vorhandenen Stand an Mannschaften, Pferden u. s. w. im Gegensatz zu dem Sollbestand, durch den der normale Etat zum Ausdruck gelangt.

Effektuieren (frz.), bewerkstelligen, ins Werk setzen, ausrichten.

Effeminieren (lat.), weibisch machen oder werden, verweichlichen; Effemination, Verweichlichung.

Effendi oder Efendi (aus dem byzant.-grch. αὐθέντης, Herr) ist eine türk. Ehrenbezeichnung, welche in der Anrede als Höflichkeitswort, wie das deutsche Herr (mit dem Suffix: Efendim, mein Herr) gebraucht wird, deren aber gewisse Staatsbeamte und überhaupt Leute von Schulbildung sich als einer Art Titulatur bedienen. In diesem Falle wird E. dem Eigennamen und gelegentlich dem Amtstitel dauernd angehängt und selbst im vertrautesten Familienverkehr nicht weggelassen. Den Titel E. führen eigentümlicherweise die großherrl. Prinzen, gleichsam um einen Vorzug dieses durch geistige Anstrengung zu gewinnenden und somit für jeden erreichbaren Titels vor den sich vererbenden, wie Aga und Bei, zu bezeugen. Der Titel Reïs-E., dirigierender E., welchen früher der Minister des Äußern

als Ministerpräsident führte, ist unter Abd-ul-Medschid durch Wiederherstellung des Einflusses der Großveziere in Wegfall gekommen.

Efferveszent, aufbrausend; Effervescentia, Brausepulver; Efferveszenz, Aufbrausen, Aufwallung.

Efferveszieren nennt man das Aufbrausen einer Flüssigkeit, welches durch das stürmische Entweichen von gasförmiger Kohlensäure eintritt, wenn kohlensaure Salze durch Säure zersetzt werden, z. B. beim Einschütten von Brausepulver in Wasser.

Effestucatio (exfestucatio, resignatio, mittellat.) heißt der Besitzräumungsvertrag, der im frühern Mittelalter bei den Germanen, besonders den Franken, zwischen Verkäufer und Käufer eines Grundstücks durch mündliche Erklärung und Übergabe einer festuca (eines Stabes oder Halmes) abgeschlossen wurde. Nur dadurch ging das Eigentum auf den Käufer über. Später nannte man diesen Akt Auflassung (s. d.).

Effigies (lat.), Bildnis, Bild; einen in effigie verbrennen, ihn im Bildnis, eine Abbildung von ihm verbrennen.

Effikazität (frz.), Wirksamkeit, Kraftwirkung.

Effilieren (frz.), ausfasern, Fäden auszupfen; Effilé, ausgefädelte Franse; Effilüre, Ausfaserung.

Effizieren (lat.), bewirken; efficient, wirksam; Efficienz, Wirksamkeit.

Efflation (neulat.), das Aufstoßen aus dem Magen.

Effleurieren (frz.), auf der Oberfläche leichthin berühren oder streifen, etwas obenhin behandeln.

Effloreszenzen, s. unter Ausschlag.

Effloreszieren, s. Auswittern.

Effluieren (lat.), ausströmen, ausfließen, verfließen; Effluvium, Ausströmung, Ausdünstung; Effluxion (neulat.), Ausfluß.

Effodieren (lat.), nachgraben.

Effort (frz.), Anstrengung; sich einen E. oder Efforts geben, soviel wie sich anstrengen.

Effosion (lat.), Ausgrabung.

Effraktion (neulat.), Erbrechung, Ausbrechung (z. B. aus dem Gefängnis), gewaltsame Befreiung eines Gefangenen; im franz. Recht auch Einbruch behufs Diebstahls; in der Chirurgie soviel wie Schädelbruch.

Effrayieren (frz.), in Schrecken setzen, erschrecken; effrayant, schrecklich, entsetzlich.

Effrenieren (lat.), zügellos machen; Effrenation, Zügellosigkeit.

Effronté (frz.), unverschämt, frech; Effronterie, Unverschämtheit, Frechheit.

Effroyable (frz.), schrecklich, fürchterlich.

Effulguration (neulat.), das Aufblitzen, Erleuchtung, Erhellung.

Effundieren (lat.), ausströmen, ausgießen; Effusion, Ausströmung, Erguß, Verschwendung.

Efraim aus Bonn (ben Jakob ben Kalonymos), jüd. Schriftsteller, geb. 1133, wohnte 1187 in Neuß, später in Köln und ist Verfasser einer Beschreibung der vom zweiten Kreuzzug (1147) an gegen die Juden in den Rheinlanden ausgebrochenen Verfolgungen, welche im hebr. Original der Wienerschen Übersetzung des Emek ha-Bacha von Joseph Kohen (Lpz. 1858) angehängt worden. E. war außerdem Verfasser von verschiedenen talmudischen Schriften und einer Anzahl synagogaler Lieder, die von Zunz («Literaturgeschichte der synagogalen Poesie», Berl. 1865) aufgezählt sind.

Egal (frz.), gleich, gleichmäßig; gleichgültig, einerlei; egalieren, gleich, eben machen; auch gleich sein, gleiches Ansehen haben; Egalisation, Ausgleichung; Egalität, Gleichheit, Gleichmäßigkeit.

Egalisiermaschine, zur Herstellung von Cakes, s. unter Biskuit.

Egalitaires, diejenigen franz. Sozialisten, welche dem Prinzip der Gleichheit aller im Staate (Egalitarismus) huldigen.

Égalité (frz.), Gleichheit, besonders in polit. Beziehung. Den Namen Philippe Egalité (Bürger E.) nahm während der ersten Französischen Revolution der Herzog Louis Philippe Joseph von Orléans (s. d.) an, um seine Sympathie für die Republik zu bezeugen, deren Devise die Worte Liberté, Égalité, Fraternité waren.

Egan (Pierce), engl. Sensationsnovellist, Sohn des ebenfalls als Schriftsteller, besonders durch seine Schilderungen des londoner Lebens («Life in London», «Tom and Jery» u. s. w.) und seine «History of pugilism» bekannten ältern Pierce E., wurde 1815 in London geboren. Anfangs für die künstlerische Laufbahn bestimmt, trat E. 1834 als Student in die königl. Kunstakademie in London, wandte sich jedoch schon nach wenigen Jahren litterarischer Thätigkeit zu. In seinen ersten Romanen, wie «Robin Hood» (1840), «Wat Tyler» (1841), «Paul Jones» (1842) u. s. w., schloß er sich der durch Scott ins Leben gerufenen histor.-romantischen Schule an und entwickelte schon damals ein Talent für das Sensationelle. Später bemächtigte er sich des reichen Romanstoffs, den die engl. Zeitungen, die Verhandlungen der Gerichtshöfe und das londoner Volksleben einer auf das Außerordentliche und Schreckliche gerichteten Phantasie darbieten. Nur verhältnismäßig wenige der dieser Richtung angehörenden Romane E.s («Imogen», «The poor girl», «Fair Lilias» u. s. w.) erschienen als abgesonderte Werke; die meisten wurden in den londoner Novellenzeitungen veröffentlicht, welche die untern Mittelklassen und die arbeitenden Klassen Englands mit Sensationslektüre der grellsten Art versorgen. Eine dieser Zeitungen, den «Home Circle», redigierte E. 1849—54; an einer andern, dem weitverbreiteten «London Journal», war er lange als einer der Hauptmitarbeiter beschäftigt. Die Thätigkeit an diesen Zeitungen charakterisiert hinreichend sowohl sein Talent als seine Stellung in der zeitgenössischen engl. Litteratur. Neben seinen litterarischen Arbeiten machte E. gelegentlich auch seine Befähigung als Künstler geltend. So illustrierte er «The pilgrims on the Thames», eine Erzählung seines Vaters, und lieferte Holzschnitte für die «Illustrated London News». Er starb 6. Juli 1880 in London.

Egarieren (frz.), irre führen, irre machen, sich verirren; Egarement, Verirrung, Irrtum, Geistesabwesenheit.

Egartenwirtschaft, auch Eggarten-, Odgarten- und (im Oberbayern) Ehegartenwirtschaft, nennt man die in Niederösterreich, Steiermark, Oberbayern, im Salzburgischen, in Tirol, im Erzgebirge, Westerwald, Murgthale, in der Eifel, den westfäl. Gebirgen und in Oberschwaben übliche Verbindung der Felder- mit der Koppelwirtschaft (s. d.) oder die Gebirgs-Feldgraswirtschaft, wonach sämtliches Areal in drei Schläge gelegt ist, von welchen einer als Brache, der zweite zur Weide, der dritte zum Körnerbau benutzt wird. Bei der E. in den Alpen werden die Grundstücke zwei bis vier

Jahre zur Grasbenutzung und ebenso lange zum Getreidebau verwendet. Die E. eignet sich für gebirgige Gegenden namentlich deshalb, weil infolge des feuchten Klimas der Graswuchs sich von selbst ansiedelt und sehr üppig wächst. Bei hohen Preisen für Vieh und Viehprodukte gewährt die E. eine befriedigende Rente und hat überdies den Vorteil, daß sie wenig Kapital und Arbeit erfordert. Das Wort Egarten (zusammengesetzt aus dem altdeutschen gerta, Rute, Zaun, und e, gesetzlich, also eigentlich: das abgezäunte Land) bedeutet Brachland und gehört der alamann. und bayr. Mundart an. Erst seit dem 13. Jahrh. kommt das Wort (in der Form egert, egerde; noch jetzt in Kärnten ogarte) vereinzelt in der Schriftsprache vor. Mit der Egge, wie man wohl meint, steht dasselbe in keiner Beziehung.

Egayieren (frz.), aufheitern, aufmuntern, beleben.

Egbert, König von Wessex, wurde dorthin 800 aus dem Frankenreiche, wo er als Verbannter lebte, als der letzte Sproß aus dem Hause Cerdics zum Königtum berufen. Er erweiterte zunächst seine Herrschaft durch die endgültige Unterwerfung von Cornwall, entriß dann aber auch den Merciern durch die Schlacht bei Ellendune 823 alle kleinen sächs. Königreiche der Südküste und bezwang endlich 827 auch den König von Mercia, Northumberland und Ostangeln, sodaß nun zum ersten mal die sämtlichen von Angeln und Sachsen in Britannien gegründeten Staaten zu einem Reich zusammengefaßt waren, für welches jetzt der Name Anglia (England) aufkam. Doch bestanden fast überall noch Unterkönige oder Ealdorman, und die äußerliche Einheit wurde sogleich durch die Einfälle der Dänen wieder in Frage gestellt, welche schon unter E. begannen und zur dauernden Ansiedelung der Dänen in einem großen Teil von England führten. E. starb 836.

Egede (Hans), Missionar in Grönland, geb. 31. Jan. 1686 in der Vogtei Senjen in Norwegen, studierte in Kopenhagen Theologie, ward 1707 Prediger zu Vagen im Stifte Drontheim, legte 1717 sein Predigtamt nieder und begab sich 1721 mit seiner Frau und zwei Söhnen und andern Begleitern, im ganzen 46 Personen, nach Grönland, um den eingeborenen Eskimos das Christentum zu predigen. In Grönland war bereits früher unter den im 10. Jahrh. eingewanderten Normannen das Christentum verbreitet und seit 1055 ein Bischof bestellt, aber in der Mitte des 15. Jahrh. wurden ihre Ansiedelungen von den Eingeborenen vollständig vernichtet. E. gründete an der Westküste eine Kolonie Godthaab (Gut-Hoffnung), lernte mit vieler Anstrengung die Landessprache und schuf sich, von seiner Frau Gertrud Rask kräftig unterstützt, ein reichgesegnetes Arbeitsfeld. Anfangs ward E. nur von der in Bergen begründeten Grönländischen Gesellschaft unterstützt; als diese sich 1727 auflöste, nahm die dän. Regierung sich seines Werks an, aber 1731 befahl sie, die Kolonie wegen der bedeutenden Opfer aufzugeben, und erst Zinzendorf bewog König Christian VI. (1733) zur Bewilligung eines größern Jahresbeitrags. Im J. 1733 kamen auch herrnhutische Missionare nach Grönland, mit denen E. mehrfach in Konflikt geriet; 1736 kehrte er nach Kopenhagen zurück, gründete hier ein grönländ. Seminar für Studenten, die zu Missionaren, und für Zöglinge des Waisenhauses, die zu Katecheten ausgebildet werden sollten, und übernahm die Leitung desselben. Im J. 1740 zum Superintendenten oder Bischof der grönländ. Kirche ernannt, zog er sich 1747 nach Stubbekjöbing, einem Städtchen auf der Insel Falster zurück, wo er 5. Nov. 1758 starb. — Sein Sohn Paul E. wirkte 1734—40 als Gehilfe und Nachfolger des Vaters auf dem grönländ. Missionsgebiet, kehrte 1740 nach Kopenhagen zurück, wurde Lehrer am grönländ. Seminar, später Nachfolger des Vaters im Bischofsamt und starb 1789 zu Kopenhagen. Ein ausgezeichneter Kenner der grönländ. Sprache, vollendete er 1766 die vom Vater begonnene Übersetzung des Neuen Testaments, schrieb 1756 einen «Grönländ. Katechismus», 1783 ein «Grönländ.-dän. Ritual».

Egedes Minde, d. h. Egedes Andenken, dän. Ansiedelung in Grönland, auf einer Insel an der Westküste Grönlands, im nördl. Inspektorat, südlich von der Diskobai, 1759 vom Kapitän Egede aufgebaut und seinem Vater, dem Missionar Egede, zu Ehren benannt. Sie zählt 138 Grönländer und 14 Dänen. Der Distrikt E. umfaßt 17 Ansiedelungen nebst 5 Außenstellen. Der gut geschützte Ankerplatz ist ein wichtiger Ort für die Verproviantierung der Walfischfänger.

Egel (Hirudinea) ist der Name einer Ordnung von Würmern, welche einige Forscher zu den Plattwürmern, andere zu den Ringelwürmern stellen. Die dahin gehörigen Würmer haben einen weichen, drehrunden oder auf der Bauchseite platten Körper und immer einen beinahe endständigen Saugnapf, sowie häufig noch einen vordern, meist aber unvollständigen und oft nur aus der Oberlippe gebildeten Saugnapf. Übrigens besitzen sie weder Fußhöcker noch Borsten, zeigen aber häufig Querringel des Körpers, ein ziemlich hoch organisiertes Nervensystem, wenig ausgebildete Augen, geschlossenen Blutkreislauf, keine besondern Atemorgane und meist seitliche Anhänge am Darm. In der Mitte des vordern Saugnapfes liegt der dehnbare Mund, der in verschiedener Weise gestaltet sein kann. Bei den Kieferegeln (Gnathobdellida) finden sich im Anfange der Schlundhöhle drei muskulöse, am Rande feingezähnelte Kiefer, die wie eine halbe Kreissäge wirken und deren Stellung die dreieckige Gestalt der durch den Biß der E. hervorgebrachten Wunden erklärt. Bei den Rüsselegeln (Rhynchobdellida) hingegen fehlen die Kiefer ganz, dagegen kann der schlauchförmige Schlundkopf wie ein Rüssel vorgestoßen werden. Alle E. sind Zwitter, und die meisten legen eigentümliche Cocons, in welchen sich eine große Anzahl Eier befinden. Die E. leben im Wasser oder doch an feuchten Stellen und nähren sich von dem Blute der kalt- und der warmblütigen Tiere, wohl auch von allerhand kleinen Wassertieren. Einige sind Schmarotzer. Zu den Kieferegeln gehören die eigentlichen Blutegel (s. d.) (Hirudo), deren verschiedene Arten meist zu mediz. Gebrauche dienen, sowie die Pferdeegel (Haemopis), welche sich durch rundern Leib und kleinere, schlechter bewaffnete Kiefer unterscheiden. Eine Art dieser Gattung, der gefräßige Pferdeegel (Haemopis vorax), der in den südl. Küstenländern des Mittelmeers lebt, ist für Menschen und Vieh gleich gefährlich, indem er in allen Tümpeln und Bächen wimmelt, beim Trinken verschluckt wird und sich dann besonders gern in der Stimmritze und der Luftröhre festsetzt, wo er gefährliche Erstickungszufälle, langwierigen Husten, Blutungen und Auszehrung verursacht. Die Landblutegel Ceylons, die

in feuchten Wäldern und Gärten von Gebüschen und Bäumen auf Menschen und Tiere springen und eine wahre Landplage an vielen Orten sind, gehören ebenfalls dieser Gattung an. Unter den Rüsselegeln ist eine in Südamerika und Mexiko in mehrern Arten lebende Gattung (Haementeria), die ebenfalls zu mediz. Gebrauche verwendet wird und mit ihrem pfriemenförmigen Rüssel die Haut durchbohrt.

Egeln, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Wanzleben, 14 km südöstlich von Wanzleben, an der zur Saale gehenden Bode und an der Linie Staßfurt-Blumenberg der Preußischen Staatseisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 5058 E., welche Fabriken für Zucker, landwirtschaftliche Maschinen und Dachpappe, sowie Bierbrauereien, bedeutende Loh- und Weißgerberei, Dampfmühlen und Ziegelbrennereien unterhalten. Dabei liegen die Domäne E. mit 40 E. und das Gut Marienstuhl, ehemals ein Cistercienser Nonnenkloster mit 136 E., 1262 von der Gräfin Gutta von Blankenburg gestiftet. Im Mittelalter bildete E. eine Herrschaft, um welche die Grafen von Barby mit dem Erzstift Magdeburg lange stritten, bis dasselbe 1659 an Brandenburg kam.

Egenolff (Egenolphus, Christian), der erste Buchdrucker zu Frankfurt a. M., geb. 26. Juli 1502 zu Hadamar im Nassauischen, kam im J. 1516 als 14jähriger Knabe nach Mainz, um humanistische Studien zu treiben, und lernte später die Buchdruckerkunst. E. ließ sich zuerst 1529 in Straßburg nieder, erwarb aber 1530 in Frankfurt das Bürgerrecht und übersiedelte Anfang 1531 mit seiner Druckerei dahin, wo bis dahin noch keine Buchdruckerei bestand. Sein erstes in Frankfurt gedrucktes Werk war des Stadtschreibers Köbel zu Oppenheim «Stab Jakobs», eine Anleitung zum Messen, welches im Mai 1531 erschien. E. war Buchdrucker, Holzschneider und Buchhändler; seine humanistische Bildung kam ihm beim Druck und Verlag seiner Schriften sehr zu statten; die 1535 herausgegebene Chronik stellte er selbst zusammen, seine Lettern waren gesucht, seine Kenntnis der Holzschneidekunst ließ ihn die befähigtsten Männer, wie Hans Sebald Beham und Virgil Solis für die Illustrationen seiner Bücher gewinnen. Seine Insigne war ein Altar mit einem brennenden Herzen. E. starb 9. Febr. 1555. Das Geschäft wurde von seiner Witwe Margarete, welche 1577 starb, fortgeführt. Nur ein Sohn überlebte ihn von seinen 11 Kindern, aber dieser hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet. Vgl. Grotefend, «Christian E.» (Frankf. 1881).

Eger, im Czechischen Ohře, Oharka, ein linker großer Nebenfluß der Elbe im nordwestlichen Böhmen. Sie entspringt im Fichtelgebirge, im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, an der Kalten Buche des Schneebergs, in 695 m Höhe, und tritt nach 19 km Laufs bei Hohenberg (in einer Höhe von 466 m über dem Meere) in Böhmen ein, fließt dann nach ONO., berührt Eger, empfängt rechts unweit des daran gelegenen Karlsbad die Tepl und begleitet weiter die Böhmische Nordwestbahn bis Klösterle; nun wendet sie sich zwischen Ufersümpfen nach O. und SO., bei Saaz (200 m hoch) wieder nach O. und darauf plötzlich rechtwinkelig nach N. bis Theresienstadt, in dessen Nähe sie in 132 m Höhe, oberhalb von Leitmeritz, 31 m breit, die Elbe erreicht, unterhalb der Ruine des Schlosses Schreckenstein, im sog. Böhmischen Paradiese, einer an Wein, Getreide und Obst außerordentlich reichen Landschaft. Sie verfolgt somit in ihrem Laufe den südöstl. Fuß des sächs.-böhm. Erzgebirges. Auf ihrem 310 km langen Laufe fällt sie um 551 m, also 1,8 m (in Bayern 12 m) auf jedes Kilometer; sie ist daher an vielen Stellen zu reißend, um Schiffahrt zu erlauben. Obwohl ihr Wasser rötlich gefärbt ist, ist sie dennoch reich an Fischen.

Eger, Fluß in Württemberg, entspringt im Oberamt Ellwangen, tritt bei Nördlingen in Bayern ein und mündet rechts in den Donauzufluß Wörnitz.

Eger, Stadt im Königreich Böhmen, an der Eger und dem Fuße des Fichtelgebirges, zählt (1880) 11781, mit den Vorstädten 17148 E. und ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, einer Handels- und Gewerbekammer, einer Finanzbezirksdirektion, eines Hauptzollamts, eines Kreis- und eines Bezirksgerichts. Außer dem Obergymnasium bestehen in der Stadt noch eine deutsche Lehrerbildungsanstalt, zwei Bürger- und zwei Volksschulen, die in dem neuen Centralschulhaus «Rudolphinum» untergebracht sind. Unter den Erzeugnissen der städtischen Industrie stehen die Webe- und Wirkwaren obenan. Gewerbe und Handel haben sich in jüngster Zeit sehr gehoben, besonders seitdem E. der Knotenpunkt für sechs Eisenbahnen geworden: die Bayrische Staatsbahn von Weiden nach E., die Bayrische Staatsbahn von Hof nach E., die Sächsische Staatsbahn Reichenbach-E., die Buschtiehrader Bahn Prag-E., die Franz-Joseph-Bahn Wien-E. und die Bayrische Fichtelgebirgsbahn Wunsiedel-E. E. hat seit dem Brande von 1809 nur noch vier Kirchen, unter denen sich die Dekanatskirche (1111—1272 erbaut, 1863 renoviert und 1865 wieder mit einem zweiten Turm versehen) zum heil. Nikolaus durch Größe und Pracht auszeichnet, ein Dominikaner- und Franziskanerkloster, eine Kommende des ritterlichen Kreuzherrenordens mit dem roten Sterne, eine evang. Kirche und einen israel. Tempel, sowie ein Versorgungshaus für arme Bürger (Bruderhaus) und andere Wohlthätigkeitsanstalten. Die Festungswerke wurden 1808 geschleift. Im Stadthause (früher Kommandantenhaus genannt) wurde am 25. Febr. 1634 Wallenstein ermordet, in der alten Burg (jetzt fast ganz Ruine mit einer architektonisch merkwürdigen Doppelkapelle) am Abend vorher die kaiserl. Generale Illo, Terzky, Kinsky und Neumann. (Vgl. Grueber, «Die Kaiserburg zu E.», Prag 1864.) Im stattlichen, 1711 erbauten Rathause erinnern mehrere Gemälde an jene Ereignisse. Im Stadthause befindet sich jetzt das 1872 gegründete städtische Museum mit einer reichen Sammlung von Erinnerungen an Wallenstein und Altertümern aus E. und Umgegend.

Die Stadt war früher Sitz der Markgrafen von E. und kam dann an Kaiser Friedrich I., der sie 1179 zur Reichsstadt machte. Nach dem Untergang der Hohenstaufen nahm sie Ottokar II. von Böhmen in Besitz, doch kam sie unter Rudolf von Habsburg wieder an das Reich zurück. Seit Ludwig der Bayer sie 1315 an König Johann von Böhmen verpfändet hatte, blieb sie bei Böhmen. In den Hussitenkriegen hatten Stadt und Umgegend viel zu leiden, ebenso wie 1631 durch die Schweden und 1742 und 17[illegible] durch die Franzosen, welche beide sie eroberten. E. ist die Hauptstadt des Egerbezirks, dessen 35000 Bewohner, Egerländer genannt, sich durch Lebensweise, Sprache, Sitten und Trachten von ihren Nachbarn unterscheiden. Der Bezirk war früher ein

unmittelbarer Teil des Deutschen Reichs, wurde aber später nach langen Streitigkeiten über den Besitz desselben zwischen Bayern und Böhmen auf immer mit letzterm vereinigt. Nur 5 km nördlich der Stadt E. liegt Franzensbad (s. d.). Vgl. Drivok, »Ältere Geschichte der deutschen Reichsstadt E. und des Reichsgebietes Egerland« (Lpz. 1874).

Eger (Akiba), jüd. Schriftsteller, geb. 1761, Rabbiner zu Märkisch-Friedland von 1791 und zu Posen von 1814 an, woselbst er 1837 starb. Er genoß einer allgemeinen Verehrung nicht bloß wegen seiner ausgedehnten talmudischen Gelehrsamkeit, sondern auch wegen seiner Menschenliebe und Bescheidenheit. Seine opferwillige Thätigkeit beim Ausbruch der Cholera in Posen 1831 wurde durch eine Kabinettsordre Friedrich Wilhelms III. vom 5. Sept. 1831 an den Oberpräsidenten Flottwell ehrend anerkannt. Seine zahlreichen Werke, nur talmudischen Inhalts, sind zum Teil erst nach seinem Tode erschienen. Sein Nachfolger im Rabbinat zu Posen war sein Sohn Salamon E., gest. 1852.

Eger-Franzensbad, s. Franzensbad.

Egeri, Schweizerthal, s. Ägeri.

Egeria hieß bei den Römern eine der Camenen (Quellgöttinnen), von welcher der Sage nach König Numa, dessen Gemahlin sie geworden, bei nächtlichen Zusammenkünften Ratschläge erhielt. Als der Ort, wo dieses geschah, galt der Hain der Diana bei Aricia, in dem eine Quelle als die der E. angesehen wurde, oder ein Hain vor dem Capenischen Thor außerhalb der Servianischen, aber innerhalb der Aurelianischen Mauer um Rom, außerhalb welcher man heutzutage im Thale des Almo (Caffarella) die mit Unrecht so genannte Grotte der E. zeigt. E. war jedoch nicht bloß eine weissagende, sondern auch eine Leben gebende Nymphe, weshalb sie besonders von schwangern Frauen angerufen wurde. Vgl. Wagner, »De E. fonte et specu eiusque situ« (Marburg 1824). — E. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Egerieren (lat.), ausführen, abführen.

Egerländer, s. unter Eger (Stadt).

Egerminieren (lat.), aufkeimen, sprossen; Egermination, Aufkeimung. [mere.

Egerton, engl. Adelsfamilie, s. unter Elles-

Egest (lat.), das Ausgeführte, Abgeführte, Abfluß; Egestion, Abführung (durch den Stuhlgang).

Egesta, alte Stadt in Sicilien, s. Segesta.

Egestas (lat.), Dürftigkeit, Armut, bei röm. Dichtern oft personifiziert als eine Schreckgestalt am Eingang der Unterwelt.

Egestorff (Georg), verdienstvoller Industrieller, geb. 7. Febr. 1802 zu Linden bei Hannover, war der Sohn Johann E.s, eines Mannes, der sich ganz durch eigene Kraft zu einem bedeutenden Fabrikunternehmer emporgearbeitet hatte. Derselbe war 1772 im Dorfe Lohnde bei Hannover als Sohn eines armen Fischers geboren, erlernte in Hannover das Böttcherhandwerk, übernahm dann eine Kalkbrennerei am Lindener Berge bei Hannover, eröffnete 1807 die Kohlengruben des Deister, errichtete große Ziegeleien und fügte zu denselben Steinbrüche am Lindener Berge und bei Ronnenberg, sowie einen Handel mit Bau- und anderm Holz und eine Zuckerraffinerie in Linden hinzu. Georg E. begann 1831 die Anlage der Saline Egestorffshall, übernahm nach dem Tode des Vaters (1834) dessen ganzes weitverzweigtes Geschäft und begründete 1835 eine Eisengießerei für Dampfmaschinen und Dampfkessel, seit 1846 auch für Lokomotiven, welche bis Ende 1867 bereits 650 Dampfmaschinen, Lokomobilen und Dampfpumpen, 1200 Dampfkessel, die hydraulischen Krane für den Hafen Geestemünde, die großen Pumpwerke für die Wasserkünste in Hannover und Herrenhausen, die städtische Wasserkunst in Braunschweig u. s. w. geliefert hatte. Außerdem errichtete E. 1839 ein Etablissement für die Darstellung chem. Produkte, vornehmlich Soda und deren Nebenerzeugnisse, und 1856 eine Ultramarin- und eine Zündhütchenfabrik. Außer Krankenunterstützungs- und Sterbekassen begründete E. 1855 eine Volksspeiseanstalt, welche anfangs täglich 3000 Portionen lieferte, in ganz Deutschland Nachahmung fand, aber wegen immer geringerer Benutzung 31. Juli 1876 geschlossen wurde, sowie einen Kindergarten nebst Kleinkinderbewahranstalt für die Arbeiterbevölkerung Lindens; auch dotierte er daselbst 1863 eine Freischule zunächst für 80 Kinder. E. starb 27. Mai 1868 zu Hannover.

Die Maschinenfabrik E.s ward nach seinem Tode von Strousberg in Berlin angekauft und bedeutend erweitert, ging aber bereits 1871 an die Hannoversche Maschinenbau-Aktiengesellschaft über. Die Salinen, die Farbenfabrik und das chemische Etablissement fielen unter der Firma »Georg E.s Salzwerke« an eine Aktiengesellschaft; die Zündhütchenfabrik, die Ziegeleien und die Bergwerke im Deister kamen an eine dritte Gesellschaft unter der Firma »Lindener Zündhütchen- und Thonwarenfabrik«.

Egg oder Eig, kleine Insel an der Westküste von Schottland, Grafschaft Inverneß, im Scuir of Egg 435 m hoch, zählt etwa 300 E.

Egga (Egan) oder Schabi, Stadt in Afrika, im westl. Sudân, im Fellatahlande Nupe (Nyffi), rechts am Niger, etwa 110 km oberhalb der Binuemündung, in 8° 42′ nördl. Br., ganz von Wasser und Sumpf umgeben. Sie zieht sich auf drei niedrigen Inseln 3 km weit am Flusse hin und zählt etwa 8000 E. Die Stadt ist ein wichtiger Mittelpunkt des Verkehrs; die Bewohner betreiben mittels ihrer zahlreichen Kähne bedeutenden Handel auf dem Flusse. Es fehlt dem sehr schmutzigen Orte auch nicht an Industriezweigen; namentlich werden blaue Baumwollstoffe gefertigt, berühmt als sog. Gineen; ferner Fischernetze und hölzernes Hausgerät. Mit den blauen Hemden oder Toben, welche als Münze dienen, wird zugleich der Tribut entrichtet. Bis hierher bringen die europäischen, meistens portugiesischen Kleidungsstoffe.

Eggartenwirtschaft, s. Egartenwirtschaft.

Egge, in der Weberei soviel wie Sahlleiste.

Egge (lat. Occa), nach dem Pfluge das wichtigste Werkzeug der Landwirtschaft, das gewöhnlich aus einem Gestell mit senkrecht oder schräg eingesetzten Zinken besteht, welche den Boden aufreißen, zerkrümeln, lockern und reinigen. Ohne die Arbeit der E., welche derjenigen des Rechens beim Gartenbau entspricht, kann kein vollkommener Ackerbau gedacht werden. Es gibt eine große Anzahl von in der Konstruktion gänzlich verschiedenen E. Die gewöhnliche Form derselben ist das Viereck, namentlich das Quadrat. Rhombische E. sind ebenfalls nicht selten; manche haben auch die Form von Paralleltrapezen. Dreieckige finden sich häufig, seltener sechs- oder mehreckige. Manche vereinen mehrere dieser Formen, andere weichen gänzlich davon ab und nähern sich z. B. der Gestalt der Walze, wie die norwegische,

Mortons rotierende E. Eigentümlich sind die in neuester Zeit eingeführte amerik. Rundegge, ferner die Ketteneggen, Mooseggen, Gliedereggen u. s. w., welche größtenteils ganz aus Eisen angefertigt werden. Außer nach der Gestalt ihres Rahmens teilt man auch die E. ein in einfache, gegliederte und mehrfache. Die beiden letzten Arten bestehen aus Verbindungen von zwei oder mehrern E. miteinander, wodurch die Wirksamkeit der Instrumente sehr erhöht wird. Unter den mehrfachen sind die engl. eisernen **Zickzackeggen** die bekanntesten. **Dorneggen** nennt man mit Dornreisig durchflochtene Rahmen, zum Unterbringen feiner Sämereien. **Waldeggen** wendet der Forstmann an; sie sind klein und rund, damit sie sich nicht zwischen die Bäume klemmen. Eine besondere Art sind die **Messereggen** oder Skarifikatoren, eine andere die **Furcheneggen** oder Igel, zur Bearbeitung der Zwischenräume der Reihenfrüchte. Die Zwecke, welche man durch die Anwendung der E. zu erreichen sucht, sind: Ebnung und Mischung der Ackerkrume, Vorbereitung des Bodens zur Saat, Aufreißen der festen Ackerdecke, Vertilgung der Unkräuter, Entfernung von kulturhinderlichen Gegenständen, Unterbringen des Saatguts, Aufreißen von Klee, Luzerne, Wiesen, Weizen u. s. w. zum Behuf der Verjüngung. Die E. werden durch ihr eigenes Gewicht in den Boden gedrückt; ihr Tiefgang richtet sich also nach der eigenen Schwere, nach der Beschaffenheit des Bodens und nach der Form der Eggenzähne. Da die Widerstände, welche die E. bei dem fast immer durch Pferde bewirkten Fortbewegen im Boden findet, örtlich beständig wechseln, so macht die E. eine schlängelnde Bewegung, was eine vollkommenere Zerkleinerung der Erdschollen zur Folge hat. (S. Tafel: **Landwirtschaftliche Geräte.**) Die E. war den Ägyptern und Juden bekannt, nicht aber den Griechen, die nur Harken zum Unterbringen des Samens benutzten. Die Römer besaßen dagegen mehrere Arten E. Vgl. Fritz, «Handbuch der landwirtschaftlichen Maschinen» (Berl. 1880); Perels, «Handbuch des landwirtschaftlichen Maschinenwesens» (2. Aufl., Jena 1880); Wüst, «Landwirtschaftliche Maschinenkunde» (Berl. 1881).

Egge, Gebirgszug in Westfalen, eigentlich das östliche Randgebirge des Plateaus von Paderborn, reicht von der Diemel nach N. bis zum Berge Völmerstod, verbindet die Waldeckschen Höhen mit dem Lippeschen (Teutoburger) Walde und ist fast ganz bewaldet. Der Völmerstod hat 464 m, die Hausheide 445, der Hohe Lau bei Oisdorf 431, der Burgberg bei Vorlinghausen 435, der Ort Marhof 434, die Bürgerheide bei Driburg 435, der Schneefelder Berg bei Blankenrode 431, die Karlsschanze bei Willebadessen 425 m Höhe.

Egge, kleiner linker Nebenfluß der Donau in Württemberg, entspringt als Egau bei Neresheim auf dem Härtfelde und mündet im SW. von Höchstädt in Bayern.

Eggeling (Julius), namhafter Sanskritist, geb. 12. Juli 1842 zu Hecklingen in Anhalt, studierte 1862—66 in Breslau und Berlin, begab sich 1867 nach England, wo er 1869 zum Sekretär und Bibliothekar der Royal Asiatic Society zu London ernannt wurde, mit welcher Stellung er von 1872 ab die Sanskritprofessur am University College ebendaselbst verband. Seit 1875 ist er Professor des Sanskrit und der vergleichenden Sprachwissenschaft der Universität zu Edinburgh. Seine wichtigsten Schriften sind: eine Abhandlung über einen bisher unbekannten südind. Kommentar zum «Rigveda-Prâtiçâkhya» (in M. Müllers Ausgabe und Übersetzung dieses Werks, Lpz. 1869), die Ausgabe des «Kâtantra» (mit dem Kommentar von Durgasinha, Kalkutta 1874—78), die Ausgabe von «Vardhamâna's Tanaratnamahodadhi» (Lond. 1879—80), «The Çatapatha-Brâhmana, translated according to the text of the Mâdhyandina School» (Bd. 1, Oxford 1882), «Catalogue of Buddhist Sanscrit Manuscripts in the possession of the Royal Asiatic Society» (im Verein mit Cowell in Cambridge, 1876).

Eggenberg, s. **Eckenberg** (Joh. Karl).

Eggenberg (Hans Ulrich, Freiherr von, später Fürst von), geb. 1568, aus einem der angesehensten und reichsten Geschlechter Österreichs, dem auch der kaiserl. Kriegsoberst und Feldzeugmeister **Ruprecht, Freiherr von E.** entstammte, welcher 1583 im Kölnischen Kriege gegen Gebhard Truchseß von Waldburg vor Bonn, dann 1586 in Spanien unter Alexander Farnese in den Niederlanden und vor allem in dem letzten Decennium des Jahrhunderts als Statthalter der windischen Mark und Kommandant von Wien gegen die Türken kämpfte. Obgleich Sohn eines streng prot. Mannes, trat E. in span. Kriegsdienste gegen die Niederländer und eröffnete sich darauf am Hofe Erzherzog Ferdinands II. von Steiermark durch den Übertritt zum Katholizismus eine glänzende Laufbahn. Im J. 1602 zum Landeshauptmann von Krain ernannt, ging E. 1605 im Auftrage Kaiser Rudolfs, ein zweites mal in dem Kaiser Matthias' an den Hof von Madrid; 1615 wurde er Oberhofmeister Ferdinands und Direktor des Geheimen Rats. Der Umkreis seiner Gewalt wuchs ungemein, als Ferdinand von Matthias adoptiert ward und diesem in Gesamtösterreich, darauf im Kaisertum nachfolgte. Bei der Wahl in Frankfurt war E. besonders thätig. In dem nun folgenden großen Deutschen Kriege zeigte er sich als Gegner der span. und bayr. Politik. E. wußte den Spaniern 1624 die Ansprüche auf die damals erledigten vorderösterr. Lande zu entwinden und auch sonst klug und energisch ihre Einmischungsversuche in die häuslichen und allgemeinen Ziele des Kaisers zu durchkreuzen. Der Gegensatz verschärfte sich, als E. sich Wallensteins energisch annahm. Seinem Einfluß verdankte dieser die kaiserl. Vollmacht, seine Quartiere über ganz Deutschland auszudehnen. Der Konflikt ergriff alle Kreise der Regierung: während Harrach, Werdenberg und Questenberg zu E. hielten, fand der span. Gesandte Oñate an Graf Trauttmansdorff und Meggau, besonders aber an dem kaiserl. Beichtvater Lamormains einflußreiche Helfer. Gegen E. ebenso sehr wie gegen Wallenstein richteten sich die Anstrengungen der span.-bayr. Partei, denen dieser 1630 erlag. Ebenso war es aber auch wieder E., der Wallenstein nach den großen Siegen Gustav Adolfs in Znaym Frühjahr 1632 von neuem unter unerhörten Bedingungen an das Kaiserhaus fesselte. Der zweite, vernichtende Sturz des großen Feldherrn ward auch E. verhängnisvoll. Seine Gegner triumphierten, er ging in freiwillige Verbannung nach Laibach und starb vier Monate darauf 18. Okt. 1634. Großartig waren die Reichtümer und Würden, die seine glanzvolle Laufbahn ihm verschaffte. Besonders die Katastrophe der böhm. Empörung brachte ihm große Gütermassen, vor allem die Herrschaft Krumau, von der er den Herzogstitel und das Recht des Münzschlags über-

nahm. Auch in Steiermark und Krain erwarb er umfassende Besitzungen.

Eggenburg, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Horn in Niederösterreich, an der Ostseite des Mannhartsbergs und an der Linie Wien-Eger der Franz-Josephsbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 1828 E., die neben den städtischen Gewerben Feldwirtschaft und Handel mit Getreide, Wein und Holz treiben. Unter die Merkwürdigkeiten der alten, in der Landesgeschichte des Mittelalters bedeutsam hervortretenden Stadt gehört die spätgot. Pfarrkirche, die um die Mitte des 15. Jahrh. zwischen zwei aus dem 12. Jahrh. übriggebliebene roman. Türme hineingebaut wurde und in der innern Ausschmückung eine auffallende Ähnlichkeit mit dem St. Stephansdom in Wien zeigt; dann das sog. gemalte Haus, das mit zwei reichverzierten Erkern eine vollständig mit Sprüchen und Bildern in Sgraffito bemalte Außenwand zeigt, aus dem J. 1547. Aus der Umgebung von E. wurden die Bildsteine für den wiener Stephansdom genommen; auch enthält dieselbe sehr reiche Fundstätten prähistorischer Altertümer.

Eggenfelden, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, links an der Roth, in 391 m Höhe, in fruchtbarer Gegend, an der Linie Neumarkt-Pocking der Bayrischen Staatsbahn, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat ein Franziskanerkloster, ein Distriktskrankenhaus und eine Spar- und Hilfskasse und zählt (1880) 2237 E., welche Viehzucht und Ackerbau treiben.

Egger (Emile), franz. Philolog, geb. 18. Juli 1813 zu Paris, wurde 1835 Lehrer am Collége St.-Louis und 1839 Lehrer an der Normalschule für allgemeine und vergleichende Grammatik, nachdem er mit seinem «Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste» (Par. 1844) den von der Akademie der Inschriften über diesen Gegenstand ausgesetzten Preis erhalten hatte. Im J. 1840 zum Hilfsprofessor der griech. Litteratur an der litterarischen Fakultät zu Paris ernannt, erhielt er 1855 diese Professur, nachdem er 1854 in die Akademie der Inschriften aufgenommen worden war. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Aperçu sur les origines de la littérature grecque» (1846), «Notions élémentaires de grammaire comparée pour servir à l'étude des trois langues classiques» (1852), «Apollonius Dyscole» (1854), «Études historiques sur les traités publiés chez les Grecs et les Romains» (1866), «L'Hellénisme en France» (2 Bde., 1869). Außerdem lieferte er Beiträge zur Sammlung der «Mémoires de l'académie des inscriptions» und zahlreiche kritische Aufsätze für das «Journal de l'Instruction publique». Auch war er Mitarbeiter an der «Revue des deux Mondes», «Revue archéologique» und am «Journal des Savants», das er seit 1871 redigiert.

Eggers (Friedr. Hartwig), Kunsthistoriker, geb. 27. Nov. 1819 zu Rostock, wurde zum Kaufmann erzogen und war 1835—39 Lehrling, bestand dann nach zweijährigen Privatstudien das Abiturientenexamen und studierte 1841—48 zu Rostock, Leipzig, München und Berlin Geschichte, Archäologie und Kunstgeschichte. Hierauf ließ er sich in Berlin nieder, wo er 1850 das «Allgemeine Organ für Kunst und Kunstgeschichte» gründete und bis 1858 leitete. Er wurde 1863 Professor der Kunstgeschichte an der berliner Akademie und starb am 11. Aug. 1872 zu Berlin. Nach seinem Tode erschien von ihm «Das Leben Christian Daniel Rauchs» (Berl. 1873) und «Gedichte» (Bresl. 1874).

Eggers (Jakob, Freiherr von), Militärschriftsteller, geb. zu Dorpat 14. (25.) Dez. 1704 als der Sohn eines Bäckers. Bereits in frühester Jugend verlor er den Vater und wurde nach der letzten russ. Eroberung Dorpats von 1708 mit seiner Mutter und allen übrigen Bewohnern der Stadt als Kriegsgefangener nach Rußland abgeführt. Er lebte zuerst in Archangel, dann in Weliki-Ustjuk, wo sich seine Mutter 1713 mit dem kriegsgefangenen schwed. Freiherrn Knut Gabrielson Sparre vermählte, dann in Totma, wo ihn kriegsgefangene schwed. Offiziere in der Mathematik, sowie in der franz. und lat. Sprache unterrichteten. Da E. auch russisch verstand, wurde er als Schreiber in Wologda angestellt, bis er 1721 durch den Frieden von Nystad seine Freiheit wiedererhielt und in schwed. Kriegsdienste trat, wo er sich besonders mit dem Studium der Befestigungskunst beschäftigte. Im J. 1728 begab sich E. nach Frankreich und den Niederlanden zur Vervollständigung seiner Kenntnisse und trat während des poln. Thronstreites 1733 in Kriegsdienste des Königs Stanislaus Leszczynski, unter dem er bis zum Hauptmann avancierte. Im J. 1735 trat E. in hess. Dienste, ward aber bald nach Stockholm zurückgerufen, bereiste hierauf Österreich, Ungarn und Italien und ließ sich 1737 als Hauptmann in kursächs. Dienste aufnehmen, wo er 1740 zum Oberstwachtmeister des Ingenieurkorps befördert wurde, mit dem er 1741 am österr. Erbfolgekrieg teilnahm. Im J. 1742 wiederum nach Schweden zurückgerufen, machte er als Generalquartiermeister und Adjutant des Königs Friedrich den Feldzug gegen Rußland mit. Im J. 1744 ging E. abermals in kursächs. Dienste nach Dresden, von dort 1747 zu den franz. Truppen in die Niederlande, wo er als Volontär der Belagerung von Bergen-op-Zoom beiwohnte und über dieselbe ein gelehrtes Werk schrieb: «Journal du siège de Bergopzoom» (Lpz. 1750), welches mehreremal ins Deutsche übersetzt wurde. Nach Stockholm zurückgekehrt, unterrichtete E. die schwed. Prinzen in den Kriegswissenschaften, gab zu diesem Zwecke Desbois' «Dictionnaire militaire» (Dresd. 1751) verbessert heraus, verwarf es schließlich ganz und veröffentlichte ein «Neues Kriegs-, Ingenieur-, Artillerie-, See- und Ritter-Lexikon» (Dresd. 1757), welches seinen Ruf als Militärschriftsteller begründete. Vom König Friedrich von Schweden 1751 zum Chef der Feldbrigade befördert, wurde er vom König Gustav III. 1772 in den schwed. Freiherrenstand erhoben und zum Kommandeur des Schwertordens ernannt. E. starb in Danzig als Generalmajor am 12. Jan. 1773. Vgl. «Ehrengedächtnis des Freiherrn Jakob von E.» (Danzig 1773) und «Andr. Schönbergs schwed. Gedächtnisrede auf E.» (Stockholm 1775).

Eggers (Johann Karl), Historienmaler, geb. 1790 in Neustrelitz, war Schüler Matthäis in Dresden und war später in Rom für die Wiederbelebung des Fresko mit Erfolg thätig. Im Braccio nuovo des Vatikans malte er die personifizierte Roma, vor welcher Münzen ausgestreut werden. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland beteiligte er sich an der Ausführung der von Schinkel entworfenen Fresken in der Halle des berliner Museums. Er starb 1863 in Neustrelitz.

Eggert (Franz Xaver), Glasmaler, sehr verdient um die Neubelebung dieses Kunstzweigs in

Deutschland, geb. 11. Nov. 1802 zu Höchstädt a. d. Drau, erlernte zuerst die Dekorationsmalerei in Augsburg, seit 1824 die höhern Zweige des Malerfachs in der Akademie in München. Mit dem Aufschwunge der christlich-romantischen Richtung widmete er sich mit Begeisterung dem neuerwachten Studium der mittelalterlichen Stile. Er gab selbst zwei Hefte got. Verzierungen in Steinzeichnung heraus, wodurch er seinen Namen bekannt machte. Als unter der Ägide König Ludwigs I. die Technik der Glasmalerei wieder geübt und die Ausschmückung von alten und neuen Kirchengebäuden in derselben ins Werk gesetzt wurde, wirkte E. mit großem Erfolg neben Ainmüller, Wilh. Röckel u. a. Zu seinen bedeutendsten Leistungen zählen die Fenster der Aukirche in München, die von Kilndown in der Grafschaft Kent (in Lithographie herausg. von Herwegen und Unger); ferner Arbeiten für Konstanz, das Münster in Basel, Offenburg, Burgdorf, Lahr, die Stiftskirche von Baden-Baden. Im J. 1829 trat er in die königl. Glasmalereianstalt zu München ein, bei welcher er bis zu deren Auflösung blieb. E. starb zu München 14. Okt. 1876.

Eggestein oder Eckstein (Heinr.), einer der ersten Buchdrucker Straßburgs; sein erster datierter Druck trägt zwar die Jahreszahl 1471, aber in den im selben Jahre erschienenen Konstitutionen Clemens' sagt er, daß er schon unzählige Bücher vom göttlichen und menschlichen Rechte gedruckt habe. Es erschienen viele undatierte Drucke von ihm. Unter diesen streitet die deutsche Bibel mit der des Mentel um den Vorrang, die älteste gedruckte deutsche Bibel zu sein; doch sind beide undatiert. Er war Magister der Philosophie und der freien Künste und muß um 1472 gestorben sein, da aus diesem Jahre die letzten datierten Drucke von ihm herrühren.

Egg Harbor City, Städtchen im County Atlantic des nordamerik. Unionsstaates Neujersey, mit (1880) 1232 E., wurde 1856 von einem deutschen Kolonisationsverein gegründet. Es liegt an der Philadelphia-Camden-Atlantic-Eisenbahn, 67 km südöstlich von Philadelphia. Die Bewohner treiben Wein- und Ackerbau oder arbeiten für neuyorker und philadelphier Geschäfte. Es erschienen 1882 in E. fünf Wochenschriften, darunter drei deutsche.

Egginf (Joh. Lebrecht), eigentlich Knigge, Porträtmaler, geb. 26. Nov. 1787 zu Pewicken in Kurland, war anfangs Stubenmaler, studierte dann 1811 in Dorpat Geschichte, ging aber 1812 ganz zur Malerei über und widmete sich zu Dresden, Berlin, Wien, München und Rom hauptsächlich der Historienmalerei. Nach 11 Jahren kehrte er zurück, wurde 1833 Akademiker und malte für die petersburger Eremitage das kühn, lebendig und voller Phantasie aufgefaßte Ölgemälde: Religionswahl des Zaren Wladimir. Vom J. 1837 bis 1858 lebte E. als Zeichenlehrer in Mitau, war ein überaus gesuchter Porträtmaler und starb daselbst am 7./19. Aug. 1867. Sein reicher Kunstnachlaß befindet sich gegenwärtig im Museum zu Mitau.

Eggischhorn, s. unter Aletschgletscher.

Egg-Island, d. h. Eierinsel, eine kleine steinige, aber mit Gras bewachsene Insel in Port-Dalrymple an der Nordseite Tasmaniens oder Vandiemenslands, welche Flinders 1798 entdeckte. Er fand dort eine Fülle von Eiern der Möwen und Rotschnäbel.

Eggmühl (Schlacht bei), s. Eckmühl.

Egg-shells (engl., »Eierschalen«), eine Art von sehr dünnem und durchsichtigem chines. Porzellan.

Egidische Konstitution, die vom Kardinal Albornoz 1354 mit Cola di Rienzi als Senator vermittelte Verfassung Roms.

Egill, die älteste Erscheinung des trefflichen Schützen in der german. Sage, welche in Deutschland als Tellsage allgemein bekannt ist. Als Bruder Völunds ist er zugleich ein Glied der Wielandssage. Wie dieser hat er eine Walküre, die Ölrun, die Tochter des Königs von Valland, zur Gemahlin. Als in Ölrun aber ihre alte Walkürenatur wieder auftauchte und sie den E. verläßt, sucht sie dieser, auf seinen Schlittschuhen die gefrorenen Meere durchfahrend, überall. Dadurch wurde E. der Erfinder der Kunst des Schlittschuhlaufens. Als Völund beim König Nidhung gefangen saß, kommt E. auf seine Bitte zu ihm. König Nidhung nimmt ihn freundlich auf, und um die Wahrheit von E.s Bogenkunst zu erfahren, läßt er demselben einen Apfel vom Haupte seines dreijährigen Söhnchens schießen. Gegen das Verbot nimmt er drei Pfeile zu sich, und auf die Frage des Königs, nachdem der Schuß wohl gelungen war, warum er dies gethan, gesteht er unumwunden, daß die beiden andern Pfeile für den König bestimmt gewesen wären, hätte er gefehlt. Diese Bemerkung verzeiht ihm Nidhung. E. ist seinem Bruder Völund bei der Flucht behilflich, und als er auf Befehl des Königs den Fliehenden erlegen soll, trifft er die zu diesem Zwecke unter dem linken Arm Völunds angebrachte und mit Blut gefüllte Blase, sodaß man glaubte, Völund müsse an diesem Schusse sterben. So rettete sich E. durch seine Kunst Leben und Freiheit.

Egill Skallagrimsson, ein namhafter isländ. Dichter des 10. Jahrh., dessen Leben die »Egilssaga Skallagrimssonar« (kürzer Eigla) beschreibt. Nach ihr war der einem vornehmen Hause Norwegens entsprossene Vater des Dichters wegen eines Zerwürfnisses mit König Harald hárfagri nach Island ausgewandert, wo er zu Borg am Borgarfjördr sich niederließ (um 878), und hier wurde E. geboren (um 904). In seltenem Maße frühreif, dichtet er schon mit drei Jahren seinen ersten Vers und begeht bereits im siebenten seinen ersten Totschlag. Um 924 besucht er zugleich mit seinem ältern Bruder Thórólf zum ersten mal Norwegen, wo er sich mit dem jungen Arinbjörn Thórisson befreundet, aber auch mit König Haralds Sohn, Eirik blódöx und dessen Frau Gunnhild in Zerwürfnisse gerät; beides Vorgänge, die für sein späteres Leben bestimmend werden. Nach mehrfachen Heerfahrten in Kurland, Dänemark, Friesland nehmen die Brüder in England bei König Adelstán Dienst; Thórólf fällt in einer Schlacht, und E. erhält von dem König als Sühngeld für ihn zwei Kisten mit Silber, die er aber, nach Island heimkehrend (929), aus Geiz für sich behält, statt sie nach des Königs Willen seinem Vater zu überbringen. Nachdem er seines Bruders Witwe, Asgerd, geheiratet hatte, fährt E. nochmals nach Norwegen hinüber (933), um deren väterliche Erbschaft einzutreiben. Wiederum gibt es Streit mit König Eirik und der Königin Gunnhild, E. wird geächtet, entkommt jedoch mit Hilfe Arinbjörns und gelangt glücklich nach Island heim, nachdem er einen Sohn des Königs getötet und diesen selbst schwer beschimpft hatte. Nachdem er seinen Vater beerbt hat (934), geht E. zum dritten mal außer Landes (936—937). Er strandet an der Küste von Northumberland, welche Provinz der inzwischen aus Norwegen vertriebene Eirik blódöx

von König Adelstân zu Lehn erhalten hatte; an der Möglichkeit des Entrinnens verzweifelnd, sucht er diesen auf, und teils auf Arinbjörns Fürbitte, teils zum Lohn für ein Ehrenlied, welches er über Nacht auf Eirik dichtet, schenkt ihm dieser das Leben. «Höfudlausn», d. h. Lebenslösung, ist das Lied darum genannt. Nach einem Besuche bei König Adelstân, dann in Norwegen, wo er nach mancherlei Abenteuern durch einen siegreichen Zweikampf endlich das väterliche Erbe seiner Frau gewinnt, kommt der Dichter glücklich nach Island zurück (938). Aber noch ein viertes mal verläßt er das Land (um 943), um Arinbjörn zu besuchen, der nach Eiriks Fall nach Norwegen zurückgegangen war; nach mehrfachen mit ihm unternommenen Heerzügen gegen Sachsen und Friesen, dann nach einer in König Hákons des Guten Interesse gethanen Reise nach Vermeland kehrt er (945) nach Island heim, welches er fortan nicht mehr verläßt.

Der Tod eines Sohnes, welcher im Borgarfjördr ertrank, gab ihm die Veranlassung, ein Lied zu dichten, welches «Sonartorrek», d. i. des Sohnes Verlust, heißt, und ein anderes, die «Arinbjarnardrápa», verfertigte er auf seinen lieben Freund Arinbjörn. In seinem höhern Alter (um 980) übergab er den Hof zu Borg seinem Sohne Thorstein und zog nach Mosfell zu Grim Svertingsson, dem Manne seiner Nichte und Stieftochter Thordis, wo er, völlig erblindet, noch etwa ein Jahrzehnt lebte. Die zwei Kisten Silber, welche er von König Adelstân erhalten hatte, wollte er kurz vor seinem Tode am Allding auswerfen, um einen allgemeinen Kampf in der Landesgemeinde zu veranlassen, und da sein Schwiegersohn ihm dieses verwehrte, verbarg er sie und tötete die Sklaven, die ihm dabei geholfen hatten, damit niemand nach seinem Tode von dem Gelde Nutzen ziehe. So der Bericht der Eigla, welche auch, neben einer Fülle einzelner angeblich von E. gedichteter Strophen, die oben genannten drei größern Lieder desselben vollständig oder doch nahezu vollständig mitteilt. Die Glaubwürdigkeit dieser Sage ist freilich von dem dän. Geschichtsforscher E. Jessen neuerdings mit guten Gründen angefochten worden (in von Sybels «Histor. Zeitschrift», 14. Jahrg., Heft 3, 1872), auch die Unechtheit einzelner von ihr dem E. beigelegten Strophen läßt sich nicht verkennen. Indessen gehört dieselbe immerhin dem 13. Jahrh. an; E. wird in Quellen aus derselben Zeit und darunter so unverdächtigen wie die «Landnáma», «Sturlúnga», «Islendingadrápa» des Hauk Valdísarson u. dgl. m. als eine bekannte Persönlichkeit genannt, und in der Jüngern Edda werden Stücke seiner drei Hauptlieder sowohl als weitere Strophen desselben auf seinen Namen angeführt. An der Existenz des Mannes und seiner Bedeutung als Dichter wird hiernach nicht gezweifelt werden können. Vgl. über die ihm zugeschriebenen Dichtwerke zumal Jón Sigurdsson im 3. Bande der Arnamagneanischen Ausgabe der «Edda Snorra Sturlusonar» (1880).

Egilsson (Sveinbjörn), isländ. Sprachforscher, geb. 24. Febr. (oder 6. März?) 1791 zu Innri-Njardvík im äußersten Südwesten Islands. Der Sohn eines Bauern, aber im Hause des gelehrten und litterarisch sehr regsamen Konferenzrats Magnús Stephensen (gest. 1833) erzogen, wurde E. von dem spätern Stiftspropste und Titularbischof Arni Helgason (gest. 1869) unterrichtet und bezog 1814 die Universität Kopenhagen, wurde 1819 zum Adjunkt an der isländ. Lateinschule zu Bessastadir ernannt, und gleichzeitig mit deren Verlegung nach Reykjavík (1846) zu deren Rektorat berufen, nachdem er inzwischen (1843) von der Universität Breslau zum Ehrendoktor der Theologie gemacht worden war. Er trat 1851 in den Ruhestand und starb bereits ein Jahr später (17. Aug. 1852). Schon frühzeitig wandte E. neben seinen theol. und klassischen Studien sein Augenmerk der vaterländischen Litteratur zu. Er gehörte zu den Stiftern der isländ. Litterarischen Gesellschaft (Islenzka bókmentafélag, 1816), sowie der königl. nordischen Antiquarischen Gesellschaft (Kgl. nordiske Oldskrift-Selskab, 1825) und nahm an der Leitung beider Gesellschaften sowie an der Förderung ihrer gelehrten Arbeiten den regsten Anteil, während er zugleich in den Programmen der Lateinschule eine Reihe von Quellentexten herausgab und erklärte, oder auch isländ. Übersetzungen klassischer Litteraturwerke veröffentlichte. Selbst ein gewandter Dichter, gab er überdies die Gedichte seines Schwiegervaters, Benedikt Gröndal (gest. 1825), heraus, u. dgl. m. Seine Hauptstärke lag in der gründlichsten Kenntnis der altnord. Dichtungen und ihrer vielfach dunkeln Sprache; sein Hauptwerk ist das auf Kosten der Königl. nordischen antiquarischen Gesellschaft in den J. 1854—60 erschienene «Lexicon poëticum antiquae linguae septentrionalis», ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der das Studium der altnord. Sprache und ihrer ältern Litteratur betreiben will. Ein Verzeichnis der Schriften E.s findet man in Erslews «Supplement til Almindeligt Forfatter-Lexicon» (Bd. 1, 1858), in der ausführlichen Lebensbeschreibung E.s, welche Jón Arnason einer unvollendeten Ausgabe seiner Werke beigegeben hat («Rit Sveinbjarnar Egilssonar, Bd. 2), und teilweise auch in einem kürzern Lebensabrisse, welchen Jón Sigurdsson dem «Lexicon poëticum» voranschickte.

Egina (Golfo di), s. Saronischer Meerbusen.

Eginhard, Biograph Karls d. Gr., s. Einhard.

Egisheim, Flecken im Kreise Colmar des Kantons Winzenheim, Amts- und Landgerichtsbezirk Colmar, des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, 4,5 km im SSW. von Colmar, an der Eisenbahn Straßburg-Basel, mit (1880) 1767 fast sämtlich kath. E., welche Weinbau betreiben, hat eine alte Kirche und Mauerreste eines im 8. Jahrh. durch Graf Eberhard, Enkel des Herzogs Eticho vom Elsaß, erbauten Schlosses, in welchem Bruno, der Sohn des Grafen Hugo IV. von E. und spätere Papst Leo IX., wahrscheinlich geboren ist. In der Nähe von E. befinden sich die Ruinen der 1090 gegründeten Abtei Marbach und weithin sichtbar auf einem Hügel die Drei Exen (oder die drei Türme von E.), drei einzelne Türme, Überreste der mutmaßlich von Hugo IV. erbauten und 1466 durch die Mülhausener infolge des sog. Sechs-Plappert-Kriegs zerstörten Schlösser Dagsburg, Wahlenburg und Wecmund.

Eglandieren (neulat.), Drüsen ausschneiden.

Eglantine, ein aus dem Französischen übernommener Name für unsere Hundsrose (Rosa canina *L.*), eine scharfstachelige Strauchart, welche Hecken und Zäune im Sommer durch ihre zwar einfachen, aber anmutigen Blumen, im Herbst durch ihre scharlachroten Früchte (Hagebutten) verschönt. Diese Rosenart ist zugleich mit der Weinrose (Rosa rubiginosa) der einheimische Repräsentant der

Gruppe der Caninae, zu welcher auch die weiße Rose (Rosa alba) mit ihren schönen Spielarten (von denen die verbreitetste Maiden's blush) gehört. Obwohl die Hundsrose keinen Beitrag zu der großen Zahl der Gartenrosen geliefert, hat sie gleichwohl für die Rosenzucht eine große Bedeutung erlangt dadurch, daß sie den gesuchtesten Grundstamm für die Vermehrung der Edelrosen durch Okulation darbietet. Viele Hunderttausende von Stämmen solcher Art von 1—2 m Höhe und darüber werden Jahr für Jahr aus den Wäldern herbeigeholt und an die Rosengärtner zu guten Preisen verkauft, vorzugsweise aus Thüringen, Hessen und Holstein. Da jedoch diese Wildrosenstämme oft zu alt geworden, krumm gewachsen oder verkümmert, durch rohe Behandlung beim Ausheben und während des Transports häufig erheblich beschädigt sind, so ziehen es viele Rosengärtner vor, die zur Veredlung benötigten Unterlagen selbst aus Samen zu erziehen. Diese Sämlinge sind auch in der That für die Veredlung weit besser geeignet als die in den Wäldern gesammelten Wildlinge, brauchen jedoch, um hinreichend starke Stämme zu bilden, mindestens fünf Jahre, während sie für Topf- und Buschrosen in viel kürzerer Zeit brauchbar werden.

Den Namen E. hat man in manchen Gegenden auch auf die gelbe Rose (Rosa lutea *Mill.*, R. eglanteria *L.*), eine wahrscheinlich aus dem Orient stammende Art, übertragen, deren schönste Spielart unter den Namen der Türkischen, Wiener oder Kapuziner-Rose (var. bicolor) bekannt ist. Die eigenartige Schönheit ihrer Blumen, deren Blätter unten gelb, oben samtartig feuer-, blut- oder braunrot koloriert sind, läßt es schwer begreifen, weshalb sie in den Gärten so wenig angetroffen wird.

Egle (Joseph von), Architekt, geb. 1818 zu Dellmensingen in Württemberg, besuchte die Gewerbeschule (jetzt Polytechnikum) in Stuttgart, studierte 1837—39 am Polytechnikum in Wien und 1839—41 unter H. Strack und C. Bötticher an der königl. Akademie der Künste in Berlin. Im J. 1842 ging er auf Einladung Ludwig von Försters wieder nach Wien, wo er zunächst für dessen Bauten zeichnete, dann aber in Försters Auftrag vom Herbst 1842 bis Frühjahr 1847 als Korrespondent der «Allgemeinen Bauzeitung» Norddeutschland und England bereiste. Von London ging E. 1847 nach Paris und von da über Stuttgart und München nach Italien. Im J. 1848 wurde er zum Vorstand der stuttgarter Baugewerkschule und 1850 zugleich zum ord. Professor des dortigen königl. Polytechnikums ernannt. In letzterer Eigenschaft stellte er 1851 erstmals eine Theorie für das Schattieren mathematisch bestimmter Körperflächen auf, die er bei seinem Unterricht im Polytechnikum sofort mit großem Erfolg anwendete und 1855 in der Festschrift des stuttgarter Polytechnikums auch weitern Kreisen bekannt gab. Im J. 1857 wurde ihm das Amt eines ersten Architekten des Königs von Württemberg übertragen, welches er seitdem als sein Hauptamt bekleidet. Zugleich wurde ihm gestattet, daneben die Vorstandschaft der königl. Baugewerkschule beizubehalten, und diese Anstalt hat sich seither zu einer Blüte erhoben, welche bisjetzt von keiner gleichartigen Anstalt übertroffen worden ist. E.s selbständige Bauthätigkeit begann 1850 und er hat im ersten Dezennium derselben viele bürgerliche Wohnhäuser und Villen, Schulen und kleine Kirchen ausgeführt. Dabei hat er sich grundsätzlich nie des damals in Stuttgart gebräuchlich gewesenen Fachwerkbaues, sondern immer des unverblendeten Massivbaues bedient und hierdurch wesentlich dazu beigetragen, daß der Massivbau endlich auch in Stuttgart heimisch geworden ist. Im J. 1860 wurde sein Plan für das neue Polytechnikum in Stuttgart vier andern Plänen vorgezogen und ihm zugleich der Auftrag zu dessen Ausführung erteilt. Dem Polytechnikum, dessen Einweihung 1864 stattfand, wurde 1874 von einem andern Architekten noch ein Flügel hinzugefügt. Seit 1864 führte er den innern Ausbau des Residenzschlosses in Stuttgart durch; im ganzen hat er dort ungefähr 40 reicher dekorierte Haupträume ganz neu hergestellt. Von 1867 bis 1870 baute er das neue Haus für die Baugewerkschule und von 1872 bis 1879 die frühgot. Marienkirche in Stuttgart. Die Pläne zu letzterer haben 1876 in der damaligen Kunstausstellung zu München einen von den fünf ersten Preisen für Architektur erhalten. Gleichzeitig führte E. die seit 1878 vollendete frühgot. kath. Konvikts- und Pfarrkirche in Tübingen aus. Von seinen Kirchenrestaurationen sind zu nennen: diejenige der spätgot. Frauenkirche in Eßlingen, der Stadtkirche in Weil der Stadt und des bischöflichen Domchors in Rottenburg; jene im Anfang, diese zu Ende der sechziger Jahre. Seit 1855 ist E. Beirat bei der Münsterrestauration in Ulm, und seit 1870 steht dieses große Werk unter der Leitung von Baumeistern, die ausschließlich von ihm geschult worden sind. An litterarischen Arbeiten hat E. außer den bereits genannten noch weiter geschaffen: ein größeres Kupferwerk über das ulmer Chorgestühl und Monographien über die Stiftskirche zu Wimpfen im Thal und über das Kloster Hirsau. In weitern Fachkreisen ist E. durch seine Beteiligung bei Schaffung der deutschen Norm zur Berechnung des Honorars für architektonische Arbeiten, sowie durch seine Mitwirkung bei Gründung des «Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieurvereine» bekannt.

Egletons, Flecken im franz. Depart. Corrèze, Arrondissement Tulle, 35 km im NO. von Tulle, in 620 m Höhe, zwischen der Doustre und einem Zuflusse der Luzège, an der Linie Tulle-Clermont der franz. Staatsbahnen zählt 1600 E., welche Färberei betreiben, Wagen bauen u. s. w.

Egli (Joh. Heinr.), schweizer Musiker, geb. 4. März 1742 in Seegräben, Kanton Zürich, gest. in Zürich 1809, erlangte in seinem Vaterlande durch ansprechende Kompositionen geistlicher und weltlicher Art eine große Bedeutung. Mehrere seiner geistlichen oder patriotischen Lieder und Räusche sind noch jetzt populär.

Egli (Joh. Jakob), schweizer Geograph und Onomatolog, geb. in Laufen, Kanton Zürich, am 17. Mai 1825, erwarb, zum Primärlehrer herangebildet, auf dem Wege des Selbststudiums das Patent eines Sekundärlehrers und wirkte an der Sekundarschule zu Flaach, dann zu Winterthur. Seine litterarische Erstlingsarbeit: «Geographie für höhere Volksschulen» (Zür. 1857; 7. Aufl. 1877), verschaffte ihm die Berufung als Lehrer der Natur- und Erdkunde an der städtischen Realschule in St. Gallen. Hier erschienen seine «Neue Schweizerkunde» (7. Aufl., St. Gallen 1883), «Erdkunde» (6. Aufl., St. Gallen 1881), «Handelsgeographie» (3. Aufl., St. Gallen 1882) nebst korrespondierenden kleinen Leitfäden, welche noch stärkere Verbreitung fanden. Auf Grund einer naturwissenschaftlichen Untersuchung

«Die Höhlen des Ebenalpstocks im Kanton Appenzell» (St. Gallen 1865), erteilte ihm die Universität Zürich die philos. Doktorwürde. Nach Zürich übergesiedelt, habilitierte er sich als Privatdocent für Erdkunde mit der Schrift «Entdeckung der Nilquellen» (Zür. 1866), wurde Professor dieses Fachs an der Kantonsschule, für die er 1875 die geogr. Unterrichtssammlung gründete, und 1883 Professor an der Universität daselbst. Sein Hauptwerk: «Nomina Geographica. Versuch einer allgemeinen geogr. Onomatologie» (Lpz. 1872), hat eine neue Bahn eröffnet, und dieser hat er denn auch seither seine wissenschaftliche Thätigkeit vorzugsweise zugewandt, teils als Mitarbeiter an geogr. Zeitschriften wie an den Handbüchern von Daniel und Andree, teils als onomatologischer Referent für Wagners «Geogr. Jahrbuch» (Gotha, J. Perthes), welches mit dem 9. Bande (1883) auch die Namenlehre unter die geogr. Disciplinen aufgenommen hat. — Sein Sohn, Emil E., Pfarrer in Außersihl-Zürich, geb. am 9. Jan. 1848, ist Herausgeber der «Reformationsakten des züricher Staatsarchivs» (Zür. 1879) und Privatdocent für Kirchengeschichte an der theol. Fakultät der Universität.

Eglisau, altes Städtchen im Bezirk Bülach des schweiz. Kantons Zürich, liegt 338 m über dem Meere, 23 km nördlich von Zürich, auf dem rechten Ufer des Rheins, an der Nordost-Bahnlinie Winterthur-Waldshut, besitzt ein altes Schloß mit hohem, festem Turme, eine Kirche mit dem sehenswerten Grabdenkmale des Freiherrn Johann Gradner, der die Stadt 1496 an Zürich verkaufte, ein altes Rathaus und eine gedeckte Rheinbrücke und zählt (1880) 1489 meist reform. E. (53 Katholiken, 10 Israeliten), deren Haupterwerbsquelle der Weinbau ist. Im 18. Jahrh. wurde der Ort von zahlreichen Erdbeben heimgesucht.

Egloffs, Dorf in Württemberg, im Donaukreise, Oberamt Wangen, 8 km im OSO. von Wangen, mit 1300 E., welche besonders Viehzucht treiben. Dabei ist ein Eisenhammer. E. wird 1243 zuerst als Megelolves genannt, und erhielt 1309 Reichsfreiheit, die es bis 1747 besaß; 1804 kaufte es die Fürstin von Windischgrätz und 1806 wurde es württembergisch.

Egmond, ein berühmtes holländ. Geschlecht, das von dem jüngern Sohne eines fries. Königs abgeleitet wird und seinen Namen von der in der Nähe von Alkmaar in Nordholland gelegenen Benediktinerabtei E. erhalten hat. Als Schirmvögte derselben von Graf Dietrich VI. von Holland eingesetzt, bauten sich die E. daselbst gegen Ende des 11. Jahrh. eine Burg, die aber gleich der Abtei in den Unruhen des 16. Jahrh. zu Grunde ging, während drei Ortschaften noch gegenwärtig den Namen E. führen. Unter Johann II. von E. zu Anfang des 15. Jahrh. trat für das Geschlecht eine heftige Krisis ein. Johann weigerte sich nämlich, seinem Lehnsherrn, dem Grafen Wilhelm VI. von Holland, Kriegsdienste gegen seinen Schwiegervater, Johann XII. von Arkel, und gegen den Herzog von Geldern zu leisten; er entwarf sogar mit seinem Bruder Wilhelm von E. auf Ysselstein einen Plan gegen die Freiheit des Grafen Wilhelm, und beide Brüder mußten als Hochverräter mit Verlust ihrer Güter das Land verlassen. Im J. 1417, nach dem Tode des Grafen, suchten sich die E. zwar durch Waffengewalt ihres Besitzes zu bemächtigen, allein sie wurden von der Gräfin Jakobäa nochmals vertrieben, bis ihnen 1421 Johann von Bayern, ihr Freund und der Oheim der Gräfin, vertragsmäßig die Güter zurückverschaffte. Da die Gemahlin Johanns von E., Maria, die Tochter des letzten Arkel und die Nichte Reynalds IV., des letzten Herzogs von Geldern und Jülich, war, so hatte das Haus E. nicht nur Ansprüche auf das große Erbe des Hauses Arkel, sondern auch auf die Herzogskrone von Jülich und Geldern. In der That wurde nach dem Ableben Reynalds (1423) Arnold von E., der älteste Sohn Johanns, zum Herzog von Geldern und Grafen von Zütphen erwählt. Johann starb 1451. — Sein zweiter Sohn, Wilhelm IV. von E., erhielt nach dem Tode des Vaters alle E.-Arkelschen Güter, die außerhalb Jülich und Geldern lagen. Er stand seinem Bruder in der Behauptung des Herzogtums redlich bei, wurde nach dessen Tode von Karl dem Kühnen von Burgund, dem Arnold nach Enterbung seines Sohnes Adolf seine Rechte auf Geldern und Zütphen verkauft hatte, zum Statthalter von Geldern bestellt und starb 1483. Über den Besitz Gelderns entspann sich jedoch zwischen dem Hause Burgund und dem enterbten Adolf und dessen Sohn Karl ein langer, erst durch Karl V. geschlichteter Streit, der in der geldrischen Geschichte eine bedeutende Rolle spielt.

Wilhelms IV. Sohn, Johann III. von E., noch reicher und mächtiger als seine Vorfahren, wurde 1486 vom röm. Könige Maximilian zum Grafen von E. erhoben. Er war 32 Jahre Statthalter von Holland und starb 1516. — Ihm folgte von neun Kindern Johann IV., Graf von E., der sich 1516 mit Franziska, der Tochter Jakobs II. von Luxemburg-Fiennes, vermählte und dadurch in Frankreich und Hennegau zu ungeheuerm Besitze, auch zu der Grafschaft Gavre unweit Gent gelangte, die seine Witwe 1540 zum Fürstentum erheben ließ. Er starb 1528 zu Mailand im Gefolge Kaiser Karls V. — Sein ältester Sohn und Nachfolger, Karl I., Graf von E., starb unvermählt, nachdem er dem Kaiser 1541 nach Algier gefolgt, zu Cartagena und hatte seinen Bruder Lamoral, Grafen von Egmond (s. d.), zum Nachfolger, nach dessen Hinrichtung 1568 die Familiengüter konfisziert und sämtliche Titel eingezogen wurden. — Der älteste Sohn des Hingerichteten, Philipp, Graf von E., ein Mann von Riesengestalt und großer Ritterlichkeit, kämpfte in seiner Jugend gegen die span. Herrschaft, erhielt aber 1577 im Frieden zu Gent die Titel seines Vaters zurück und blieb seitdem dem Katholizismus und dem König Philipp II. von Spanien ergeben. Nach kühnen Waffenthaten im Parteikriege der Niederländer ward er mit einem Hilfskorps der kath. Ligue in Frankreich beigeordnet und fiel mit seinem Häuflein Wallonen nach der tapfersten Gegenwehr 14. März 1590 in der Schlacht von Ivry gegen Heinrich von Navarra. — Sein Bruder, Lamoral II., Graf von E., erhielt endlich auch die zerrütteten Familiengüter zurück, mußte dieselben aber öffentlich versteigern und starb in dürftiger Lage 1617, seinem Bruder, Karl II., Grafen von E. (gest. 1620), die leeren Titel hinterlassend. Dessen Enkel, Philipp Ludwig, starb als Vizekönig von Sardinien 1682. — Prokop Franz, Graf von E., der drittgeborene Sohn des zuletzt Genannten, ging in franz., dann in span. Kriegsdienste und starb als Brigadegeneral in Catalonien 15. Sept. 1707. Mit ihm erlosch der Hauptstamm der E. — Eine Seitenlinie der E. sind die Grafen

von Büren und Leerdam, gestiftet von **Friedrich von E.**, einem Sohne Wilhelms IV., der 1464 durch Heirat die Herrschaft Büren erwarb, die 1492 vom Kaiser zur Grafschaft erhoben ward. Friedrichs Enkel war **Maximilian von E.**, Graf von Büren, der den Schmalkaldischen Krieg mit seinem kühnen Zuge mit der niederländ. Armee quer durch Deutschland zu Gunsten Karls V. entschied und als Generalkapitän von Friesland 23. Dez. 1548 starb.

Egmond (Lamoral, Graf von), Fürst von Gavre, geb. auf dem Schlosse La Hamaide in Hennegau 18. Nov. 1522, erbte von seinem ältern Bruder Karl Besitz und Würden und verheiratete sich 1544 mit Sabine von Bayern, einer Tochter des Pfalzgrafen Johann zu Simmern. Er begleitete Karl V. 1541 nach Algier, folgte ihm auch später auf allen Kriegszügen in Frankreich und Deutschland und unterhandelte 1554 mit der Königin von England wegen der Vermählung des Infanten Philipp, den er kurz darauf auf dessen Hochzeitsfahrt begleitete. Nachdem Philipp den span. Thron bestiegen, focht E. als Befehlshaber der Reiterei mit großem Glück 1557 in der Schlacht von St.-Quentin, im folgenden Jahre in der von Gravelingen und wurde, als Philipp nach Spanien zurückkehrte, von demselben zum Statthalter der Provinzen Flandern und Artois bestellt. In dieser Stellung näherte sich E. der mit der kath. Politik Philipps unzufriedenen Partei in den Niederlanden und wurde aus einem Höfling plötzlich ein Mann des Volks. Nachdem die Herzogin Margareta von Parma gegen den Willen der Unzufriedenen zur Generalstatthalterin der Niederlande eingesetzt worden, traten E. und der Prinz von Oranien in den Staatsrat, erhielten auch den Befehl über die wenigen span. Truppen und begannen nun, auf die Entfernung des Kardinals Anton Perrenot von Granvella, der als Minister die Regierung in den Niederlanden ausschließlich in seine Hände zu spielen suchte, hinzuarbeiten. Sie brachten es in der That dahin, daß dieser 1564 sein Amt niederlegen mußte, worauf nun die national-prot. Partei sich der öffentlichen Angelegenheiten zu bemächtigen suchte. Um das gute Vernehmen mit dem König sicherer zu begründen, wurde E. 1565 nach Spanien gesendet, wo er, unter friedlichen Versprechungen sehr gut aufgenommen und mit Gnadenbezeigungen überhäuft, über die wahren Absichten des Königs völlig getäuscht wurde. Als aber dieser Sendung harte Strafgesetze folgten, als die niederländ. Freiheiten verletzt wurden und die Inquisition eingeführt ward, teilte sich die allgemeine religiös-populäre Aufregung und Erbitterung auch E. mit, und er verhinderte daher nicht das Zusammentreten der unzufriedenen Edelleute, die 5. April 1566 das sog. Kompromiß der Statthalterin überreichten und den Bund der Geusen (s. d.) stifteten. Er vermittelte die bei der Statthalterin um Milderung der harten Edikte eingereichte Bittschrift und erschien bei dem Feste, das die Unzufriedenen nach errungenem Vorteil feierten.

In den nun hervorbrechenden Aufständen und Bilderstürmen, die gerade in den von ihm verwalteten Provinzen den drohendsten Charakter annahmen, setzte er die Rolle des Vermittlers zwischen der Herzogin und dem Volke fort und verschaffte im Aug. 1566 den Insurgenten neue und vorteilhafte Bedingungen. Die ernste Entwickelung der Revolution machte ihn indes für seine Stellung und sein Vermögen besorgt; er legte daher eine ihm ergebene Besatzung nach Gent, durch die er die Ruhe aufrecht hielt, die Katholiken in ihre Kirchen einsetzte und die Calvinisten beschränkte, ja zum Teil hart bestrafte. Bei der Belagerung von Valenciennes leistete er thätigen Beistand, erneuerte der Herzogin den verlangten Eid und brach endlich mit dem Prinzen von Oranien und den Geusen vollständig. Ruhe und Ordnung schienen durch ihn hergestellt, als Philipp II. im April 1567 den Herzog Alba als Rächer in die Niederlande schickte. Während der Prinz von Oranien und andere Häupter des Aufstandes das Land verließen, zog es der sanguinische, nur zu leicht vertrauende E. vor, zu bleiben, vorzüglich aus Besorgnis um seine Privatangelegenheiten und weil er sich durch seine Rückkehr zum Hofe völlig gesichert wähnte. Als Alba 22. Aug. zu Brüssel seinen Einzug hielt, näherte sich E. dem Statthalter, der ihn durch Gunst- und Freundschaftsbezeigungen umgarnte, bis er ihn plötzlich 9. Sept. 1567 nach einer Staatsratssitzung auf verräterische Weise mit Hoorn verhaften und von Brüssel nach der Citadelle von Gent bringen ließ. Die Stände von Brabant suchten E. dem von Alba eingesetzten sog. Blutrate zu entziehen, wie denn E. als Ritter des Goldenen Vlieses ebenfalls die Kompetenz desselben bestritt; aber alles war vergebens. Es ward ihm aufgegeben, sich gegen 82 Klagepunkte zu rechtfertigen, und 4. Juni 1568 wurde er nebst dem Grafen Hoorn als Hochverräter zum Tode verurteilt. Am folgenden Tage fielen die Häupter beider auf dem Markte zu Brüssel. Keine Niederlage hat Philipp II. mehr geschadet als dieser, wie er meinte, große Triumph seiner Macht. E. aber ward, was er im Leben kaum gewesen, im Tode der unsterbliche Märtyrer der niederländ. Freiheit. E. hinterließ 11 eheliche Kinder, worunter 3 Söhne; seine bewegliche und unbewegliche Habe wurde in Beschlag genommen. Das Schicksal E.s ist von Goethe, allerdings mit vielfachen Abweichungen von der Geschichte, in seiner Tragödie «Egmont» behandelt worden.

Vgl. Bercht, «Geschichte des Grafen E.» (Lpz. 1810); «Correspondance de Marguerite d'Autriche, duchesse de Parma» (Brüss. 1842) und «Correspondance de Philippe II sur les affaires des Pays-Bas» (herausg. von Gachard, 3 Bde., Brüss. 1848—52); Motley, «The rise of the Dutch republic» (3 Bde., Lond. 1856); Juste, «Le comte d'Egmont et le comte de Hornes» (Brüss. 1862).

Egmond-aan-Zee (d. h. am Meere), E.-op-den-Hoef (sprich Huf) und E.-binnen, drei niederländ. Dörfer in der Provinz Nordholland; ersteres, mit (1879) 2025 E., liegt 9 km im WSW. von Alkmaar; das letztere, mit 1210 E., 3 km weiter nach SO. Etwa 4 km westlich von Alkmaar stehen in den Dünen der Meeresküste, südlich von den Kamper Dünen (Camper Downs), die Ruinen des Schlosses Egmond, des Stammsitzes der berühmten niederländ. Familie, welchen die Spanier zerstörten, so daß vom Schlosse (bei E.-binnen) und der Abteikirche (bei E.-op-den-Hoef) nur noch unbedeutende Reste vorhanden sind. Die Abtei, die Grabstätte vieler Grafen von Holland, war schon früh eine eifrige Pflegerin der Wissenschaften gewesen. Der prachtvolle Bau wurde 1572 durch die Bilderstürmer zerstört. Im J. 1799 fand eine Schlacht zwischen Russen und Franzosen bei E.-aan-Zee statt. Bei letzterm Orte wurde 1833 ein hoher Leuchtturm erbaut, mit einem kolossalen Löwen.

Egmont (Mount oder Taranaki), ein erloschener Trachytvulkan von 2520 m Höhe, auf der Nordinsel Neuseelands, Provinz Taranaki, einer der schönsten und regelmäßigsten Kegelberge der Welt; seine obersten 500 m sind in ewigen Schnee gehüllt. Er erhebt sich östlich von Kap Egmont. Seine äußere Erscheinung ähnelt dem Pik von Teneriffa. Cook sah ihn zuerst am 13. Jan. 1770 und benannte ihn zu Ehren des Grafen von Egmont.

Egmont (Justus van), Maler, geb. zu Leiden 1602, Schüler des Rubens, vorher aber von van den Hoeck unterrichtet. Er war zwar ein selbständiger Meister und als solcher auch in der Schilderbent aufgenommen, half aber dem berühmten Künstler vorzugsweise bei dessen umfassenden Aufträgen. Von Antwerpen begab er sich 1628 an den franz. Hof, wo er zu ansehnlichen Ehren gelangte; er wurde königl. Hofmaler und Mitglied der 1648 gegründeten Akademie in Paris. Wieder in die Heimat zurückgekehrt, starb er zu Antwerpen Anfang des J. 1674, nicht bereits 1657. Seine Malweise schließt sich dem Schultypus des Rubensschen Ateliers an, ohne daß sie jene des Meisters erreichte. Im Porträt ist E. vorzüglicher als im histor. Genre; seine Bildnisse Philipps IV. von Spanien, Erzherzogs Leopold Wilhelm und eines Unbekannten in der kaiserl. Galerie zu Wien geben davon den Beweis. In Paris malte er die Könige Ludwig XIII. und XIV., welche von J. Falck gestochen sind. Zu seinen berühmtesten Historienbildern gehören der heil. Franziskus, die Krönung der Jungfrau, Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt, eine heil. Cäcilia im Privatbesitz in Potsdam. Auch G. Valck und Bruant haben seine Gemälde in Stich reproduziert.

Egmont, Tragödie von Goethe, s. unter Egmond.

Egnach, Pfarr- und Municipalgemeinde im Bezirk Arbon des schweiz. Kantons Thurgau im Ufergelände des Bodensees zwischen Arbon und Romanshorn gelegen, besteht aus zahlreichen zerstreuten Dörfern und Weilern, von denen das eigentliche E. (403 m über dem Meere) an der Nordostbahnlinie Rorschach-Romanshorn, das Pfarrdorf Neukirch (445 m über dem Meere), Erdhausen und Steinibrunn die wichtigsten sind, und zählt (1880) 2669 E., worunter 2305 Protestanten, 355 Katholiken und 9 Andersgläubige. Die Gegend von E. gilt als das beste Obst- und Weinland des Kantons Thurgau.

Ego (lat.), ich; alter ego (ein zweites Ich) ist die nach Diogenes Laërtius von Zeno aufgestellte, von Porphyrius im «Leben des Pythagoras» auf Pythagoras zurückgeführte Definition des Begriffes Freund; später erhielt alter ego (s. d.) die Bedeutung eines Stellvertreters der souveränen Gewalt. — Egoisieren, sich egoistisch verhalten, zu viel von sich selbst reden, alles auf sich beziehen; Egoist, ein Selbstsüchtiger (s. Egoismus); Egoität, Ichheit, Selbstheit.

Egoismus oder Selbstsucht heißt diejenige Richtung des Wollens, vermöge deren unter den Motiven des Handelnden die auf seine eigene Person bezüglichen die stärksten und entscheidenden sind. Er ist deshalb so vielförmig wie die Begierden, die Neigungen und die Leidenschaften der Individuen, und erscheint in allen möglichen Formen, von der gröbsten Genußsucht bis zu den verfeinertsten Arten des Ehrgeizes u. s. f. Insofern die bei dem E. prävalierenden Triebe in dem naturnotwendigen Bedürfnis des Menschen begründet sind, kann in ihrem Vorhandensein und in ihrer Befriedigung an sich nichts Böses gesehen werden: unsittlich, und zwar die eigentliche Grundform der Unsittlichkeit wird der E. dadurch, daß jene auf die persönliche Befriedigung gerichteten Willensthätigkeiten die sittlichen Triebe verdrängen und unterdrücken. Die persönlichen Interessen bilden der Natur der Sache nach ein so kräftiges System, daß, wie die Erziehung aller Zeiten und Völker lehrt, der natürliche E. selbst benutzt werden muß, um allmählich die sittlichen Triebe erstarken zu lassen. Diese Thatsache darf aber nicht so gedeutet werden, wie es von den Theorien des Eudämonismus und Utilismus geschieht, als ob die Inhaltsbestimmungen der sittlichen Triebe aus den egoistischen ableitbar wären. (S. auch Ethik.)

Egoismus im theoretischen Sinne war die im 18. Jahrh. gebräuchliche Bezeichnung für eine erkenntnistheoretische Ansicht, die man gegenwärtig meist als Solipsismus (s. d.) bezeichnet, die Ansicht, daß jedem Denkenden eigentlich nur die Existenz seines eigenen Ich gewiß sei und daß der nicht zu widerlegen sei, welcher etwa behauptete, er hielte die ganze übrige Welt, auch die andern Menschen nicht ausgeschlossen, nur für seine Vorstellungen.

Egorgieren (frz.), erdrosseln, erwürgen.

Egotheïsmus (lat.-grch.), Ich-, Selbstvergötterung.

Egrenieren (frz. égrenage, engl. ginning), dasjenige Verfahren, durch welches die rohe Baumwolle von den Samenkörnern befreit wird. (S. Baumwollindustrie, Bd. II, S. 591[a].)

Egreniermaschine, s. unter Baumwollindustrie (technisch), Bd. II, S. 591[a] u. [b], Abbildungen auf Tafel: Baumwollindustrie, Fig. 1 u. 2.

Egreß (lat.), Aus-, Fort-, Weggang.

Egressy (spr. Egrêschi, Gabriel), eigentlich Galambos, ausgezeichneter ungar. Schauspieler, geb. 3. Nov. 1807 in Lasszlófalu im Borsoder Komitat als Sohn eines reform. Geistlichen, entfloh aus Miskolcz, wo er das Gymnasium besuchte, schloß sich wandernden Schauspielertruppen an und fand dann an dem damals bedeutendsten ungar. Theater, in Klausenburg, Anstellung. Um sich an den Künstlern des Burgtheaters zu bilden, ging er nach Wien, dann nach Pest, wo er schon 1837 eine Hauptzierde des eben eröffneten Nationaltheaters war. Im J. 1843 lebte er in Paris, um die franz. Schauspielkunst zu studieren. In den Revolutionsjahren 1848—49 war er kurze Zeit Regierungskommissar in der Theißgegend, wurde aber seiner zu großen Härte wegen bald abberufen. Nach der Revolution floh er in die Türkei, kehrte aber bald zur Bühne zurück und starb, vom Schlag gerührt, 30. Juli 1866 vor Schluß der Vorstellung des Obernyikschen Trauerspiels «Georg Brankovics», in dem er den Titelhelden spielte. E. zeichnete sich durch großartige originelle Auffassung, vollendeten Vortrag und charakteristische Mimik aus und war in der Tragödie ebenso vorzüglich wie im Konversationsstück und in komischen Rollen. Shakspeares Stücke verpflanzte er in (zunächst meist nach dem Deutschen gearbeiteten) Übersetzungen auf die ungar. Bühne und feierte als Hamlet, Othello, Lear, Heinrich VIII. u. s. w. große Triumphe. Im J. 1860 redigierte er eine ungar. Theaterzeitung, schon früher gab er «Shakspeare-Studien» heraus, 1866 erschien sein «Handbuch der Schauspielkunst». Auch

ein Tagebuch seines Aufenthalts in der Türkei hat er 1851 veröffentlicht. — Sein Sohn **Akusius** E., der in vielem an den Vater gemahnt, ist Mitglied des ungar. Nationaltheaters.

Egressy (Benjamin), ungar. Komponist, Bruder des vorigen, geb. 1813 in Sajó-Kazincz im Borsader Komitat, ging 1834 zur Bühne und wurde 1837 Mitglied des Nationaltheaters in Budapest. Während der Revolution war er Honved, wurde aber als komorner Kapitulant begnadigt, kehrte zur Bühne zurück und starb 19. Juli 1851. E. ist weniger als Schauspieler denn als Komponist bedeutend. Er komponierte seit 1840 zahlreiche Musikwerke und mehrere hundert Lieder, die zu wahren Volksweisen wurden. Seine Kompositionen zeichnen sich durch edeln Stil, melodiösen Charakter und echt nationalen Rhythmus aus. Doch schuf er auch Kirchenlieder, Trauerchöre, mehrstimmige Kompositionen u. a. E. schrieb auch mehrere Operntexte und übersetzte fremde Theaterstücke und Operntexte.

Egripo, s. unter **Euböa.**

Egüilaz (Don Luis), span. Dramatiker, geb. um 1830 zu Xeres de la Frontera, kam 1852 nach Madrid, wo er seine Stücke «Verdades amargas» und «La vida de Juan Soldado» mit großem Erfolg zur Aufführung brachte. Von seinen vielen übrigen Stücken sind namentlich zu erwähnen das Drama «Las querellas del Rey Sabio» und das Schauspiel «La cruz del matrimonio». Letzteres, abgedruckt in der «Coleccion de autores españoles» (Bd. 24, Lpz. 1868), zeichnet sich durch treffliche Charakteristik und interessante Situationen aus und wurde 1860 zu Madrid mit Begeisterung aufgenommen. E. starb 1878. Nach seinem Tode veröffentlichte einer seiner Freunde sein letztes Bühnenstück: «El salto del Pasiego» (Madr. 1878).

Egyptienne, in der Buchdruckerkunst eine lat. Auszeichnungsschrift, deren Züge gleichmäßig und stärker als die der gewöhnlichen Antiqua sind und welche nur Grund-, aber keine Haarstriche hat.

Eh., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Ehrenberg (Christ. Gottfr.).

Ehe (vom althochdeutschen ewa, eha, ea, d. i. Gesetz), die anerkannte Vereinigung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zur dauernden Gemeinschaft aller Lebensverhältnisse, bildet die Grundlage der Familie (s. d.), jenes Kreises, in welchem die phys. und sittliche Entfaltung des Menschen vor sich geht und dessen Charakter für den Wert, die Stellung und das Schicksal der Völker entscheidend ist. Psychologisch erklärt sich die E. aus dem Gefühl, daß das menschlich Vollkommene die Eigenschaften beider Geschlechter in sich vereinige, und aus dem für Mann und Weib gleich wirksamen Drange, sich durch die Liebeswahl zu dem geahnten Normalmenschen zu ergänzen. In dem Gebote einer vernünftigen Beschränkung der Triebe findet die E. ihre sittliche, in dem Interesse des Staats an der Forterhaltung des Menschengeschlechts ihre rechtliche Begründung. Durch das im ganzen gleiche Zahlenverhältnis und die natürliche Absonderung der Geschlechter, welche bloß vor den innigsten Beziehungen verschwindet, ingleichen durch die Ausschließlichkeit jeder wahren Zuneigung wird die Einehe (Monogamie) bedingt. Der Zweck, eine Familie zu begründen, verbietet die Heirat zwischen nahen Verwandten, weil die zwischen ihnen schon bestehende sittliche Beziehung durch eine geschlechtliche Gemeinschaft nicht erst herbeigeführt, sondern im Gegenteil verneint und entweiht werden müßte. In Vertretung dieser begriffsmäßigen Anforderungen bestimmt das Gesetz aller Kulturvölker die E. als ein auf Lebenszeit eingegangenes, jeden Anteil dritter abweisendes Verhältnis des höchsten Vertrauens, innerhalb dessen sich Mann und Weib als solche erkennen und verwirklichen. Die kath. und griech. Kirche erblicken in der E. ein Sakrament, die evangelische bedingt für dieselbe wenigstens einen sittlich-religiösen Inhalt. Inwiefern eine rechte E. nur durch die freiwillige Übereinstimmung beider Teile zu Stande kommt und bürgerliche Wirkungen hervorbringt, erscheint die Eheschließung als ein Vertrag, der aber wegen der ethischen Voraussetzungen und Aufgaben der E. nicht willkürlich und mit jeder Person geschlossen werden, auch an den gemeingültig festgestellten Zwecken des Bundes mittels beliebiger Nebenberedung (s. **Ehepakten**) nichts ändern kann. Dies gilt besonders rücksichtlich des ascetischen Vorbehalts, daß die E. nicht fleischlich vollzogen werden dürfe (Engel- oder Josephsehe, weil Joseph nach der Tradition die Maria nie berührt habe). Kraft des Ehebündnisses haben die Gatten Freud und Leid miteinander zu tragen, die eheliche Treue zu bewahren, sich gegenseitige Beihilfe zu leisten und die eheliche Beiwohnung (concubitus) zu gewähren. Wenn auch betagte Personen dieser letztern Pflicht nicht mehr zu genügen vermögen, so können sie doch einander heiraten (matrimonium virgineum, Jungfernehe), dafern sie wenigstens im Stande sind, den sonstigen Zwecken der E. gerecht zu werden. Eheleute dürfen nicht zur Anklage und zum Zeugnisse gegeneinander genötigt werden, müssen sich die Rechtswohlthat der Kompetenz (s. d.) bewilligen und üben hinsichtlich der Kinder das Erziehungsrecht und die elterliche Gewalt. Dem Manne kommt der Schutz und die Vertretung der Frau zu, die meist seinen Namen, Stand und Gerichtsstand, sowie seine Heimatsrechte erwirbt. Das besondere eheliche Güter- und Erbrecht unterliegt mannigfachen geschichtlichen und territorialen Wandlungen.

Das Heiratsalter wird bei den Völkern zuweil lediglich durch Sitte und Gewohnheit bestimmt. Die rohesten Völker, wie die Australier und manche Indianerstämme Nordamerikas, liefern ihre Töchter schon mit dem 12. Jahre, oft noch früher ihren Männern aus. Unter halbcivilisierten Völkern finden Hochzeiten nicht selten sogar zwischen Kindern statt, z. B. in Indien und in Oberägypten; allein dieser Feierlichkeit folgt erst später die wirkliche Vollziehung der E. nach. Die Gesetzgebung fast aller civilisierten Staaten beschäftigte sich von jeher mit Feststellung der **Ehemündigkeit** oder des heiratsfähigen Alters: das kanonische Recht ließ bei Eheschließungen das Mädchen im 12., Knaben im 14. Jahre reif sein. In Frankreich wurde durch Napoleon I. dieses Alter für den Jüngling auf das vollendete 18., für das Mädchen auf das vollendete 15. Lebensjahr festgestellt; diese Bestimmung bildet noch gegenwärtig den §. 144 des Code civil. In England gilt das Recht, sich zu verheiraten, für das männliche Geschlecht vom vollendeten 14. Lebensjahr an, für das weibliche vom vollendeten 12. Lebensjahr an, jedoch ist eine unter diesem Lebensalter abgeschlossene E. an sich nicht nichtig, vielmehr nur noch unvollständig (imperfect); nur die E. solcher, die unter 7 J. alt sind, werden ohne

weiteres für ungültig erklärt. Im Deutschen Reiche tritt nach §. 28 des Gesetzes über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Febr. 1875 die Ehemündigkeit des männlichen Geschlechts mit dem vollendeten 20. Lebensjahre, die des weiblichen Geschlechts mit dem vollendeten 16. Lebensjahre ein. Dispensation ist zulässig.

Die E. setzt bei ihrer Einführung einen bereits ziemlich entwickelten Kulturzustand voraus. Es ist anzunehmen, daß ursprünglich die freie Vermischung der Geschlechter ohne Rücksicht auf Dauer oder Bande der Blutsverwandtschaft stattfand und infolge dessen Gemeinschaft der Weiber und Kinder, zum Teil auch wohl der Güter herrschte. Solche Weibergemeinschaft berichten griech. Autoren von skyth. und äthiop. Stämmen. Die geregelte **Polygamie** ist bereits ein Fortschritt, in noch höherm Grade die **Monogamie**: die von einem Manne oder einem Weibe mit mehrern Personen des andern Geschlechts eingegangene E. und die E. zwischen nur zwei Personen verschiedenen Geschlechts. Im erstern Falle ist die **Polygynie** (die Mehrzahl der Frauen) das Gewöhnlichere, bei weitem seltener ist die **Polyandrie** (Mehrzahl der Männer). Wirkliche Liebe bewirkt die Monogamie; die Polygamie ist im allgemeinen nur die Frucht einer ungezähmten Sinnenlust, in einzelnen Fällen mitunter die Folge polit. oder sozialer Rücksichten, widerstreitet aber immer dem höhern Sittengesetz. Polyandrie erscheint bei dem Stamme der Tudas auf dem Blauen Berge (Nilgherry) der Halbinsel Vorderindiens, auf der Küste von Malabar, im Himalaja und in Tibet. Bei den Sikhs im Himalaja haben oft mehrere Brüder eine Frau gemeinsam, der älteste Bruder vertritt die Stelle des Vaters und bei seinem Tode geht die Würde auf den nächsten über, sodaß es keine Waisen gibt und das Familieneigentum immer zusammenbleibt. Wesentlich anders bildete sich das Verhältnis auf Tahiti aus; hier vereinigte sich eine Anzahl Vornehmer beiderlei Geschlechts zu einer Gesellschaft (Arreoy), deren Mitglieder für alle untereinander verheiratet galten. Die meisten sog. Naturvölker leben polygamisch, die Stellung der Frau ist bei ihnen eine sehr untergeordnete, der Mann besitzt die unbeschränkte Herrschaft und die E. währt nur so lange, wie es ihm gefällt. Auch bei den Kulturvölkern ist in Asien die Polygamie vorherrschend. Für die Hindus läßt sich vielleicht ursprünglich die Monogamie annehmen, wenigstens für die höhern Stände ist aber auch die Vielweiberei gestattet, die Hauptfrau indessen muß ebenbürtig, aus der Kaste des Mannes sein. Über den ehelichen Stand gibt die Brahmalehre in dem Gesetzbuch des Manu die nötigen Vorschriften. Der Vater soll sein Kind nicht verkaufen, indem er von dem künftigen Manne desselben Geschenke annimmt. Entführung wider den Willen der Jungfrau (Päosacha) gilt für höchst ruchlos. Stirbt der Bräutigam vor Vollziehung der E., so muß der Bruder die Braut ehelichen, der älteste Sohn gilt aber als Sohn des Verstorbenen. Verletzung der ehelichen Treue wird streng bestraft und dem Verstorbenen folgen die treuen Frauen auf den Scheiterhaufen (Sutti, Verbrennung der «guten» Frau). In den Ländern der Buddhareligion, in Hinterindien, China und Japan verbietet das Gesetz die Vielweiberei, erlaubt aber Beischläferinnen. Die Eheschließung ist nur bürgerlich, es findet ein Kaufkontrakt statt unter großem Ceremoniell, namentlich in Japan, indessen ohne Bezug auf die Religion. Die Scheidung ist nicht schwierig, verursacht aber erhebliche Kosten.

Sehr bedeutungsvoll war die E. (Monogamie mit Gestattung von Beischläferinnen) bei den Parsen; besonders empfohlen durch die Zendschriften die E. (in diesem Falle Khebuda genannt) zwischen leiblichen Geschwisterkindern. Ehelosigkeit brachte Schande und fand Strafe auch in jener Welt. Dagegen huldigten die Assyrer und Babylonier der Polygamie; gleichem Luxus ergaben sich die höhern Stände Ägyptens, doch war eine Frau die bevorzugte, und die Priester, Vorbilder der Enthaltsamkeit, mußten sich überhaupt monogamisch beschränken. Auch die Juden waren in den frühern Zeiten, bis zur babylonischen Gefangenschaft hin, nicht in ausschließlicher Monogamie. Merkwürdig ist bei ihnen die sog. Leviratsehe (Schwagerehe) und das damit verknüpfte Ausschuhungs- oder Abschuhungsrecht (Chaliza), nach 5 Mos. 25, 4–10. Starb der Mann ohne Kinder, so mußte der Bruder des Verstorbenen die Witwe ehelichen und «den ersten Sohn, den sie gebar, bestätigen nach dem Namen des verstorbenen Bruders»; weigerte er sich, so fand die Ausschuhung (Chaliza) statt, in Gegenwart von Richtern und Zeugen zog die Witwe dem Schwager mit der rechten Hand oder den Zähnen einen eigens dazu gehaltenen Schuh (den Chalizaschuh) aus und spuckte den sie Verschmähenden an. Die Witwe (Jewowe) konnte dann heiraten, wen sie wollte.

Unter den Völkern **mohammedanischer Religion** ist das eheliche Verhältnis durch den Koran in der vierten Sure so geregelt, daß jeder Gläubige vier legitime Frauen haben darf, aber die meisten, besonders im Mittelstande, begnügen sich der Sparsamkeit und des ehelichen Friedens wegen mit einer Frau. Beischläferinnen sind natürlich gestattet. Die Verlobung findet oft schon in der frühen Jugend des Brautpaars statt, die Verheiratung aber erst in den mannbaren Jahren desselben, vor dem Richter (Kadi), also durch einen wesentlich bürgerlichen Akt. Die Zukunft der Frau wird möglichst sichergestellt, sie hat ein beschränktes Erbrecht, wird als Mutter eines Sohnes hochgeehrt, verbringt aber ihr Leben die meiste Zeit im Harem (den Frauengemächern), fast ganz abgeschlossen von der Außenwelt und bewacht von Verschnittenen. Diese machen Verletzungen der ehelichen Treue zu einer Seltenheit; die Strafe dafür ist Ertränkung (in einem Sacke) oder Herabstürzen von der Zinne eines Turmes (besonders in Persien). Auch bei den Mohammedanern wie überhaupt im ganzen Orient erscheinen die Frauen nicht als gleichberechtigte Genossinnen des Mannes, sie sind die Leiterinnen des Haushalts, leben in eng begrenzten Verhältnissen und, selten von wirklicher Liebe des Mannes gehoben, sind sie ihm nur Mittel zur geordneten Befriedigung der Geschlechtslust.

Erst im **Occident** tritt uns die höhere und reinere Auffassung der E. entgegen, aber nicht von Anfang an, sondern auch hier haben sich die Anschauungen erst in ganz allmählicher Entwickelung geläutert. Kauf und Raub der Frau sind anfangs weit verbreitet, der erstere erhält sich symbolisch noch lange, und wie materiell das eheliche Verhältnis in manchen Gegenden gefaßt ward, möchten noch die den Schwaben und Schwarzwaldbewohnern nachgesagten sog. Probenächte bezeugen: probeweise sollten die Mädchen ihren Freiern vor der Hochzeit

diejenigen Rechte über sich einräumen, die sonst nur das Vorrecht der Ehemänner sind. Solange die **Griechen** im Zustande der Barbarei sich befanden, war bei ihnen die Lage des weiblichen Geschlechts der im Orient sehr ähnlich. Doch wird die Monogamie bereits auf Cecrops zurückgeführt, aber noch lange kam es vor, daß der Mann neben der rechtmäßigen Gattin noch ein Nebenweib hatte. Im ganzen war überhaupt die E. bei den Griechen immer nur ein rechtlich-polit. Institut, bestimmt, dem Staate Bürger zu verschaffen und Haus und Vermögen der einzelnen zu erhalten, weil der Staat sonst unmöglich bestehen konnte. Liebesromantik, geistiges Zusammenleben blieb derselben gemeiniglich fern; in spätern Zeiten nahm das Treiben der Hetären (Buhlerinnen) bedenklich überhand, zumal die Bildung der Töchter des Hauses wenig gepflegt wurde, und diese daher als Gattinnen die Männer nicht zu fesseln vermochten. Gerade in der griech. Blütezeit war die Stellung der Ehefrau eine sehr niedrige. Infolge der zunehmenden Abneigung gegen den Ehestand erfolgten staatliche Verordnungen: arme elternlose Mädchen waren von den Blutsverwandten auszustatten; die Mitgift ward gesetzlich sehr niedrig bemessen, um auch solchen armen Mädchen das Heiraten zu ermöglichen; gegen die Hagestolzen ergingen scharfe Bestimmungen, namentlich in Sparta konnte wegen Ehelosigkeit (Agamia), zu später oder unpassender Heirat (Opsigamia und Kakogamia) öffentlich Klage erhoben werden; die Hagestolzen durften öffentlichen Spielen nicht beiwohnen u. s. w. Unfruchtbare E. konnten gelöst werden oder (in Sparta) der zeugungsunfähige Mann führte der Frau einen Stellvertreter zu. In Athen ging der E. die Verlobung durch den Gewalthaber der Braut, oder fehlte dieser, durch einen Magistrat voraus. Erstes Erfordernis zu einer rechtsgültigen E. war die bürgerliche Herkunft der Brautleute; die Verwandtschaft miteinander bildete kein Hindernis, nur die Heirat zwischen Eltern und Kindern galt als Incest. Die Schließung der E. war von verschiedenen religiösen und festlichen Gebräuchen begleitet.

In **Rom** fand die gesetzmäßige E. (connubium, im Gegensatz zum contubernium, der Sklavenehe, und dem concubinatus) auf Grund des jus connubii nur zwischen Bürgern und Bürgerinnen, wie auch den mit dem jus connubii begabten Fremden, seit der lex Canuleja 445 auch zwischen Plebejern und Patriciern statt, und setzte eine feierliche Verlobung unter Einwilligung beiderseitiger Väter oder Gewalthaber und in Gegenwart der Verwandten voraus. Als Unterpfand des Versprechens gab der Bräutigam der Braut den Verlobungsring (annulus pronubus). Der Modus für die Eheschließung war dreifach: 1) der Scheinkauf (**coëmtio**) unter Darreichung kleiner Münzen (Asse) und bestimmten ausgesprochenen Formeln; der Mann ward damit der Herr der Frau, gab ihr seinen Namen zu dem ihrigen, erhielt ihr Vermögen, und sie trat gleichsam in das Verhältnis einer Tochter zu ihm. Weit feierlicher war 2) die **confarreatio** mit religiöser Weihe unter Vorstand des Pontifex maximus oder Flamen dialis vor zehn Zeugen und den Haruspizen erfolgend. Es ward ein Schaf geschlachtet und die beiden Verlobten, auf zwei mit dem Fell des geopferten Schafs bedeckten Sesseln verhüllten Hauptes sitzend, aßen von einem Kuchen aus Mehl, Wasser und Salz (far, panis farreus, libum farreum). Die Frau kam aus der väterlichen Gewalt in die des Mannes, ward mater familias und domina domus (Familienmutter und Hausherrin) und trat in bestimmte Erbrechte. Nur auf ebenso feierliche Weise konnte diese E. durch diffarreatio wieder getrennt werden. 3) Wenig umständlich war der **usus** (Verjährung), indem nämlich ein Mädchen gesetzliche Gattinrechte erhielt, wenn sie mit Einwilligung ihrer Eltern oder Vormünder ein volles Jahr mit einem Manne zusammenlebte. Eine Abwesenheit von drei Nächten hintereinander aus der Wohnung des Mannes unterbrach aber die Verjährung und die Frau blieb in der Gewalt ihrer Eltern oder Vormünder. Die Hochzeitsgebräuche waren je nach den Umständen mehr oder weniger festlicher Art. Hergebracht war das Hochzeitsmahl, nach welchem die Braut von Matronen in das im Atrium aufgestellte, prächtig geschmückte Brautbett gebracht wurde. Das Alter der Reife war gesetzlich bei dem Manne schon das 12. und bei dem Mädchen schon das 10. Jahr, obwohl die Vermählung in so frühem Alter wohl nur sehr ausnahmsweise wirklich stattfand. Hervorgehoben werden muß schließlich noch die ohne Vergleich höhere Stellung der röm. Frauen gegenüber ihren Genossinnen im Orient und selbst in Griechenland: in Rom erhielt sie die Würde und Bedeutung, vertreten durch eine große Zahl edler und hochgebildeter Frauen, welche einer vollen Einsetzung in alle natürlichen Rechte durch das Christentum den Weg ebnete.

Auch bei den **Germanen** hatte die E. für die Frau nicht das Herabwürdigende wie bei den Orientalen. Polygamie war bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen fremd. Tacitus preist die Keuschheit und Heiligkeit der germanischen E., die eheliche Treue. Starb der Mann, so heiratete die Witwe selten wieder; bei einigen Stämmen, so bei den Herulern, verbrannte sie sich mit der Leiche des Mannes. Herkommen war, erst im reifern Alter zu ehelichen, indessen gestatteten die Longobarden, das sächs. und fries. Recht die gültige E. schon mit 12 Jahren. In den frühern Zeiten ging immer die Verlobung voraus, durch die Hand des nächsten Verwandten, nach geleistetem **Brautkauf** (meta, pretium, wittemo, reipus), der statt des ursprünglich wirklichen Kaufs die Ablösung der Braut von der angeborenen Mundschaft und den rechtmäßigen Eintritt in die Familie und den Schutz des Bräutigams bedeutete. Die Braut erhielt den Brautschatz, Mahlschatz, die Mitgift und von seiten des Mannes nach Wegfall des Brautkaufs die Widerlage (wederwarf) ausgesetzt, besonders für den Lebensunterhalt der Witwe und dann Leibzucht oder Leibgedinge genannt. Nach ihrem Tode fiel die Widerlage an des Mannes nächste Erben zurück. An dem Verlobungstage steckte der Bräutigam der Braut den Ring an, ihm selbst der Verlober; daran schloß sich Kuß und Umarmung der Brautleute, die sich auch wohl gegenseitig beschenkten. Bei Unfreien geschah die Verlobung durch den Herrn, der Bräutigam hatte dafür an seinen Herrn einen Zins zu entrichten, der Herr der Braut erhielt den Brautkauf (maritagium, bûmede) und hatte überdies, wie vielfach angenommen, das jus primae noctis. (Vgl. indessen K. Schmidt, «Jus primae noctis. Eine geschichtliche Untersuchung», Freiburg i. Br. 1881.) Die Forderung der sog. Ebenbürtigkeit kannten die ältern Zeiten nicht, nur E. zwischen den Freien und Unfreien waren verboten und eh

entwickelte sich später der Rechtssatz, daß in solchen E. der freie Gatte samt den erzeugten Kindern unfrei werde und der ärgern Hand folge. Verbotene Verwandtschaftsgrade kannten die Germanen vor der Annahme des Christentums gleichfalls nicht, nur Heiraten zwischen Eltern und Kindern waren nicht erlaubt. Die Heirat, der «Brautlauf», erfolgte spätestens ein Jahr nach der Verlobung unter mannigfaltigen Festlichkeiten und Gebräuchen. Der Brautkranz war nicht germanisch, sondern ward erst durch die Vermittelung der Kirche üblich. In heidnischer Zeit waren Loki, Donar und Fro die Vorsteher der E., sie wurden bei Begründung des neuen Hausstandes angerufen. Dann drang, aber nur sehr allmählich, die christl. Kirche mit ihren Bestimmungen gegen die bloß bürgerliche Eheschließung durch, durch die professio matrimonii in ecclesia. Sie führte Ehehindernisse ein und erklärte die Ehescheidung selbst wegen Ehebruchs für unstatthaft. Hier wirkte (seit dem 12. Jahrh.) besonders die Lehre vom Ehesakrament. Die Kirche verlangte die Benediktion vor dem Beilager, das zur rechtsgültig vollzogenen E. gehörte, erklärte aber nach dem Grundsatze: consensus facit nuptias, die ohne jede Form und Einsegnung geschlossene E. dennoch für unauflöslich. Erst Luthers Auffassung der E. ließ bei seinen Anhängern die kirchliche Trauung als ganz unumgänglich erscheinen und die nur bürgerliche Form, wo sie sich noch gehalten hatte, mußte nunmehr verschwinden. Zugleich verbreitete sich allmählich ein größerer Ernst bei der Feierlichkeit, und nachdem sie vorher meist vor den Kirchentüren vollzogen war, wurde sie nun in die Kirche verlegt. Die althergebrachten Festlichkeiten aber haben sich, namentlich auf dem Lande, zum Teil bis auf die Gegenwart erhalten. Nach gehaltenem Beilager legte sich die junge Frau ehemals die Frauenbinde, später die Haube zu und der Mann übergab ihr die Morgengabe als Zeichen der Liebe und Erkenntlichkeit für ihre Hingabe. Nach 25jähriger E. wird die Silberne und nach 50jähriger die Goldene Hochzeit gefeiert; bei letzterer findet wohl eine neue kirchliche Einsegnung statt, die indessen nur eine Form ist.

Epochemachend ist für Deutschland das nach dem Gesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Febr. 1875 auf der Civilehe (s. d.) beruhende, am 1. Jan. 1876 in Kraft getretene neue Eherecht. Bedingung einer Eheschließung ist, daß derselben keine Ehehindernisse entgegenstehen. Von diesen verpflichten die aufschiebenden Hindernisse, z. B. Mangel des Aufgebots (s. d.), Einsprüche von früher Verlobten, noch nicht vollendete Trauer um den verstorbenen Gatten (impedimenta impedientia), bloß den zuständigen Pfarrer, die Trauung zu verweigern, ohne daß sich aus denselben, wenn sie unbeachtet geblieben, ein Nichtigkeitsgrund für die E. herleiten läßt. Vernichtende Hindernisse (impedimenta dirimentia), wegen welcher die Verbindung annulliert wird, sind: eine noch bestehende frühere E. eines oder beider Teile, jugendliches Alter unter den Jahren, wo eine gesetzliche Erlaubnis zum Heiraten eintritt, Willensunfreiheit bei der Eheschließung infolge äußern Zwangs, Betrugs oder Irrtums hinsichtlich der Person, der Freiheit und nach modernem Recht anderer wesentlicher moralischer und physischer Eigenschaften des andern Teils (z. B. Mangel der Jungfräulichkeit, der Zeugungsfähigkeit), die fehlende elterliche Zustimmung (im Deutschen Reiche bei Söhnen bis zum 25., bei Töchtern bis zum 24. Lebensjahre) und zu nahe Verwandtschaft. Im Deutschen Reiche ist nach §. 33 des obengenannten Gesetzes vom 6. Febr. 1875 die E. verboten: 1) zwischen Verwandten in auf- und absteigender Linie; 2) zwischen voll- und halbbürtigen Geschwistern; 3) zwischen Stiefeltern und Stiefkindern, Schwiegereltern und Schwiegerkindern jeden Grades, ohne Unterschied, ob das Verwandtschafts- oder Schwägerschaftsverhältnis auf ehelicher oder außerehelicher Geburt beruht und ob die E., durch welche die Stief- oder Schwiegerverbindung begründet wird, noch besteht oder nicht; 4) zwischen Personen, deren eine die andere an Kindesstatt angenommen hat, solange dies Rechtsverhältnis besteht; 5) zwischen einem wegen Ehebruchs Geschiedenen und seinem Mitschuldigen, doch ist in letzterm Falle Dispensation zulässig. Nach §. 35 dürfen Frauen erst nach Ablauf des zehnten Monats seit Beendigung der frühern E. eine weitere E. schließen, doch ist Dispensation zulässig. Ferner ist nach §. 37 die Eheschließung eines Pflegebefohlenen mit seinem Vormund oder dessen Kindern während der Dauer der Vormundschaft unzulässig. Das kanonische Recht untersagt aber selbst die Verbindung zwischen Dritt- und Andergeschwisterkind, sodaß die Seitenverwandtschaft noch im vierten Gliede ein Hindernis bildet, und überträgt das gleiche Verbot auch auf die Seitenlinie der Schwägerschaft, obschon das für göttlich erachtete mosaische Recht den Schwager zur E. mit der kinderlos verwitweten Schwägerin verpflichtet, um dem verstorbenen Bruder Nachkommenschaft zu erwecken (Leviratsehe). Die Ermächtigung, E. in verbotenen Graden der Verwandtschaft oder Schwägerschaft im Wege der Dispensation zu verstatten, ist nach kanonischem Rechte dem Papste und den Bischöfen vorbehalten. Nach evang. Kirchenrechte wird die gleiche Befugnis von den obersten geistlichen Behörden der Landeskirchen, und zwar so weitgehend geübt, daß die Schwägerschaft in der Seitenlinie kein Hindernis mehr abgibt, und daß selbst der Oheim die Erlaubnis zur Heirat mit der Nichte erlangt. Daß bei Ehedispensationen in Anschluß an das mittelalterliche System der Indulgenzen eine gewisse Summe, gewöhnlich zu milden Zwecken, erlegt werden muß, hat für das Gefühl etwas Verletzendes, weil dieser Gebrauch den Armen zurücksetzt, und weil, was für Geld erlaubt ist, bei den Mittellosen nicht unsittlich sein kann. Nach deutschem Reichsrecht steht die Dispensationsgewalt nur dem Staate zu. Wenn bei einer ungültigen E. der eine Teil das der E. entgegenstehende Hindernis nicht gekannt hat (Glaubens- oder Putativehe, matrimonium putativum), so gilt derselbe wenigstens für die Vergangenheit als rechtmäßiger Gatte, und die aus dieser Verbindung hervorgegangenen Kinder sind ehelich. Mit der auch nach kanonischem Rechte zulässigen Annullation der E. aus vor der Verheiratung vorhandenen Gründen ist nicht zu verwechseln die Scheidung aus nachfolgenden Gründen. (S. Ehescheidung.) Wiederverheirathung nach Auflösung der ersten E. steht z. B. dem überlebenden Gatten frei. Doch unterwirft das röm. und gemeine Recht den zur zweiten E. schreitenden Gatten für den Fall, daß Kinder aus der ersten E. vorhanden sind, manchen Beschränkungen, um die Rechte und das Vermögen der Vorkinder sicherzustellen.

Die Eheschließung erfolgte bis in die neuere Zeit unter den christl. Völkern fast ausschließlich mittels eines gewöhnlich öffentlichen, kirchlichen Aktes (s. Trauung), wobei die Absicht der Verheiratung von den Brautleuten bekannt wurde. Heimlich geschlossene E. (Winkelehe, matrimonium clandestinum) waren an sich nicht ungültig, wiewohl hier wegen Nichtbeachtung der Vorschriften, welche die Ermittelung entgegenstehender Hindernisse sichern sollten, eine Bestrafung eintreten konnte. Eine Gewissensehe (matrimonium conscientiae), die meistens nur von hochgestellten Personen durch ernstliche Erklärung des Ehekonsenses ohne kirchliche Mitwirkung geschlossen und gewöhnlich geheimgehalten wurde, war der rechtlichen Wirkungen bar und kam darin dem Konkubinat gleich. Sie ist gegenwärtig im Deutschen Reiche rechtlich unzulässig. Der kirchlichen Eheschließung gegenüber hat auch im Deutschen Reiche nach dem Vorgange anderer Staaten die Lehre von der E. durch die neuere Entwickelung einen andern Charakter angenommen. Nach §. 41 des Reichsgesetzes vom 6. Febr. 1875 kann eine E. rechtsgültig nur vor dem Standesbeamten geschlossen werden (s. Civilehe), nach welchem auch nur die im Gesetz selbst festgestellten Ehehindernisse gelten, die Dispensation von denselben nur dem Staate zusteht und die geistliche Ehegerichtsbarkeit aufgehoben worden ist. (Vgl. Stölzel, «Deutsches Eheschließungsrecht», Berl. 1875; 3. Aufl. 1876.) Über die standesungleiche E. (disparagium) s. Ebenbürtigkeit und Mißheirat.

Besondere Erwähnung verdient noch die zuerst in Italien aufgekommene Morganatische Ehe (matrimonium ad morganaticam, ad morgengabicam, ad legem Salicam, weil der ital. Adel meistens nach fränk. Rechte lebte). Sie bringt die vollen kirchlichen, nicht aber alle bürgerlichen Wirkungen der E. hervor. Der Mann bestimmt hier einen bedeutenden Wert (Morgengabe), der für den standesgemäßen Unterhalt der Familie ausreicht, und beschränkt die Vermögensansprüche der Frau und der mit ihr zu erzeugenden Kinder auf dieses Kapital. In Deutschland, wo die morganatische E. nur zwischen fürstl. und geringern Personen vorkommt, erscheint sie immer auch als standesungleich, als E. zur linken oder ärgern Hand, wo der eine Gatte ungünstiger gestellt ist.

Ehebruch (adulterium) nennt man die Verletzung der ehelichen Treue durch Geschlechtsumgang mit andern Personen. Rohe Völker legen zum Teil gar keinen Wert auf die eheliche Treue und bieten ihre Frauen Fremden oft selbst an. Erwacht aber einmal das Gefühl der Familienrechte, so wird der ausschließliche Besitz des Weibes zur Ehrensache; die Frauen werden bewacht, eingeschlossen und die Untreue mit den härtesten Strafen geahndet. Wo die Vielweiberei erlaubt ist, hat der Mann allein ein Recht auf die Treue der Frau, und noch im alten Rom galt nur der unkeusche Umgang der verheirateten Frau mit einem andern für E., gleichviel, ob dieser selbst verheiratet war oder nicht. Der Mann, welcher seine Frau, und der Vater, welcher seine Tochter im E. traf, konnte sie nebst ihrem Mitschuldigen ungestraft umbringen. Ein Gesetz des Kaisers Augustus strafte beide Verbrecher mit Verbannung und Verlust eines Teils ihres Vermögens. Nach Justinianeischem Rechte ist der Ehebrecher mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen, die Ehebrecherin körperlich zu züchtigen und in ein Kloster zu sperren. Bei den Deutschen war die Bestrafung des E. in der alten Zeit Familiensache, im Mittelalter findet sich aber die Strafe des Schwerts. Die röm. Strafgesetze für den E. blieben in Frankreich bis zur Revolution gemeines Recht; in Deutschland wurden sie in die Reichsgesetzgebung aufgenommen, aber durch die Praxis vielfach gemildert. Die christl. Kirche hat den Begriff des E. auch auf die eheliche Untreue des Mannes übergetragen und dieselbe gleich strafbar geachtet. Daraus ergeben sich die Begriffe von doppeltem E., wo beide Schuldige, und von einfachem, wo nur der eine Teil verheiratet ist. Von jenen strengen Strafen ging man in neuerer Zeit nach und nach ab, und zwar zuerst in England, wo nur kirchliche Bußen eintraten, die aber nachher auch abgekommen sind, sodaß dem beleidigten Ehemanne bloß eine Schadenklage gegen den Verführer seiner Frau zusteht. In Frankreich wurde der untreue Ehemann in der Regel nicht zur Strafe gezogen, was in die neuere Gesetzgebung übergegangen ist. Die ehebrecherische Frau kann hier auf Verlangen des Mannes mit Gefängnis von drei Monaten bis zu zwei Jahren und ihr Mitschuldiger zu gleichem Gefängnisse und einer Geldstrafe von 100—2000 Frs. bestraft werden, der untreue Ehemann aber nur dann mit der vorgenannten Geldbuße auf Verlangen der Frau, wenn er in der ehelichen Wohnung selbst eine Konkubine unterhalten hat. Die neuern deutschen Strafgesetzbücher und so auch das Deutsche Reichs-Strafgesetzbuch (in §. 172) sehen von der frühern Strenge ab, indem sie den E. mit kürzerer Gefängnisstrafe bedrohen und eine gerichtliche Verfolgung nur auf Antrag des beleidigten und wegen des E. geschiedenen Gatten eintreten lassen. Vgl. Esmein, «Le délit d'adultère à Rome» (Par. 1878); Rosenthal, «Die Rechtsfolgen des Ehebruchs nach kanonischem und deutschem Recht» (Würzb. 1880).

Ehegartenwirtschaft, s. Egartenwirtschaft.

Ehehindernisse, s. u. Ehe.

Ehelosigkeit, s. Cölibat.

Ehemündigkeit, s. unter Ehe.

Ehepakten (pacta dotalia oder sponsalia) nennt man den bei oder nach Eingehung einer Ehe zwischen den Ehegatten abgeschlossenen Vertrag, welcher besonders die Vermögensverhältnisse, aber auch Kindererziehung u. s. w. betrifft. Durch denselben kann das gesetzliche Güterrecht modifiziert oder näher bestimmt oder es können die güterrechtlichen Verhältnisse auch ganz selbständig geregelt werden. Es steht im Belieben der Interessenten, ob sie einen Ehevertrag abschließen wollen oder nicht; partikularrechtlich ist ein solcher bei Wiederverehelichung vorgeschrieben. Nach manchen Landrechten sollen die E. vor Zeugen oder vor Gericht abgeschlossen werden. Solche Verträge dürfen nichts enthalten, was dem Wesen der Ehe widerstreitet, wie z. B. die Festsetzung eines abgesonderten Wohnortes für die Frau. E. können nur durch beiderseitige Übereinstimmung wieder aufgehoben oder abgeändert werden. Enthalten sie jedoch Bestimmungen über die Erbfolge der Ehegatten, so sind sie anfechtbar wegen Verletzung des Noterbenrechts, unter Umständen auch einseitig widerruflich.

Eheprozeß ist nach der Deutschen Reichs-Civilprozeßordnung das Verfahren in Ehesachen, d. h. in Rechtsstreitigkeiten, welche die Trennung, Ungültigkeit oder Nichtigkeit einer Ehe oder die Herstellung des ehelichen Lebens zum Gegenstande

haben. Ehesachen unterliegen jetzt ausschließlich der Gerichtsbarkeit des Staates; eine geistliche Gerichtsbarkeit ist auch in Bezug auf Ehesachen nicht mehr anerkannt. Und zwar ist ausschließlich zuständig das Landgericht, bei welchem der Ehemann seinen allgemeinen Gerichtsstand hat. Ehesachen sind nicht reine Privatsachen; es ist das staatliche Interesse dabei beteiligt. Darum sind für das Verfahren in Ehesachen die allgemeinen civilprozessualen Normen ganz wesentlich modifiziert. Es ist im Eheprozeß die Staatsanwaltschaft zur Mitwirkung berufen. Es ist der Eheprozeß ein Offizialverfahren. Nicht haben im Eheprozeß die Parteien die freie Disposition über den Streitgegenstand. Daher insbesondere gibt es im Eheprozeß kein wirksames Anerkenntnis des Beklagten, kein gerichtliches Geständnis, auch keine Eideszuschiebung über Thatsachen, welche die Trennung, Ungültigkeit oder Nichtigkeit der Ehe begründen sollen; die civilprozessualen Versäumnisfolgen treten im Eheprozeß nicht ein. Das Gericht kann das persönliche Erscheinen der Parteien selber befehlen zum Zwecke der Wahrheitserforschung. Es kann zum Zwecke der Aufrechterhaltung der Ehe auch von den Parteien nicht vorgebrachte Thatsachen berücksichtigen, von Amts wegen Beweisaufnahmen anordnen. Es gelten ferner noch einige besondere Vorschriften, teils für Ehesachen überhaupt, teils für die einzelnen Arten derselben (z. B. über den Sühneversuch bei Ehescheidungsklagen). Vgl. darüber Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, Buch 6, Abschn. 1, §§. 568 fg.; vgl. Einführungsgesetz dazu, §. 16, Nr. 5—8; Gerichtsverfassungsgesetz, §. 15.

Eherecht ist der Inbegriff aller auf die Ehe (s. d.) bezüglichen Gesetze und rechtlichen Bestimmungen.

Ehescheidung. Obgleich die Gemeinschaft auf Lebenszeit in dem Wesen der Ehe enthalten ist und beliebige Verstoßungen oder verabredete Trennungen, wie sie das jüd., hellen., röm. und mohammed. Recht verstattet, dem Begriff und Zweck des Instituts widersprechen, so kann doch die völlige Unauflösbarkeit nur für solche eheliche Verbindungen gelten, die eben den ethischen Voraussetzungen des Verhältnisses entsprechen. Wo Haß und Verachtung an die Stelle der Liebe und des Vertrauens treten, ist der häusliche Herd entweiht, und der Zwang zur Fortsetzung des unseligen Bündnisses erscheint als ohnmächtiger Wunsch, ein Unheiliges zu heiligen, oder als Herabsetzung der Ehe zu etwas Äußerlichem oder Inhaltlosem. Unter den ersten Christen waren daher Scheidungen aus hinreichenden Gründen erlaubt, wiewohl seit dem 4. und 5. Jahrh. der Wiederverheiratung von Geschiedenen Schwierigkeiten entgegengesetzt wurden. Allmählich brachte jedoch der Klerus die Unauflösbarkeit zur Geltung, indem er die Ehe als Symbol der untrennbaren Vereinigung Christi mit seiner Kirche betrachtete. Dies hinderte jedoch die bekehrten german. Völker keineswegs, noch geraume Zeit die Eheschließung als überwiegend bürgerlichen Vertrag anzusehen und trotz aller Gegenbemühungen des mit dem Klerus verbündeten fränk. Kaisertums die Zulässigkeit von Scheidungen fort zu behaupten. In England kamen dergleichen noch im 12. Jahrh. vor, bis endlich das Verbot der «Scheidung vom Bande» allgemein durchdrang. Dafür gestattete die kath. Kirche eine zeitliche oder, bei unversöhnbarem Zerwürfnis, eine selbst lebenslängliche Aufhebung des Beisammenwohnens (Scheidung von Tisch und Bett). Die so Geschiedenen gelten fortgesetzt als Ehegatten, können wegen Ehebruchs gestraft werden und dürfen sich nicht anderweit verheiraten. Seitdem aber durch das Reichsgesetz vom 6. Febr. 1875 die Ehegerichtsbarkeit auf die bürgerlichen Gerichte übergegangen ist, soll in allen Fällen, in denen bisher auf Scheidung von Tisch und Bett erkannt wurde, auch die Trennung vom Bande ausgesprochen werden. Seit der Reformation wurde die Trennung vom Bande in der evangelischen Kirche wieder für zulässig erklärt, ohne daß es jedoch zu einer gemeingültigen Festsetzung der Scheidungsgründe gekommen wäre.

In den Landesgesetzen sind als Scheidungsgründe gewöhnlich anerkannt: Verletzung der ehelichen Treue, bösliche Verlassung, d. h. Entfernung von dem Wohnorte in der Absicht, die Ehe aufzuheben, Nachstellungen nach dem Leben, grobe oder lebensgefährliche Mißhandlungen (Sävitien), zuerkannte Freiheitsstrafen von längerer Dauer, vereinzelt auch Unverträglichkeit, unvertilgbarer Haß und Widerwillen (jedoch nicht dessen, der die Scheidung verlangt, denn dieser könnte solches eines ehebrecherischen Planes halber bloß vorschützen), Wahnsinn und unordentliche Lebensweise, durch welche sich der Mann in die Unmöglichkeit versetzt, die Pflichten eines Beschützers und Ernährers zu erfüllen. Neuerdings hat namentlich in Preußen die altkirchliche Partei mit ihrem Bestreben, die Scheidungsgründe zu vermindern, und ihrer Weigerung, bei der Wiederverheiratung von nach ihrer Meinung ungehörig Geschiedenen mitzuwirken, viele Schwierigkeiten bereitet. In Frankreich wurde während der ersten Republik die Scheidung den Eheleuten völlig freigegeben. Napoleon I. hob jedoch die eigenmächtigen Scheidungen wieder auf; im Code Napoléon wurden nur Untreue des Mannes, falls er sich derselben mit einer Konkubine im eigenen Hause schuldig macht, Untreue der Frau, Mißhandlungen und grobe Injurien, Verurteilung zu entehrenden Strafen und beiderseitige Einwilligung als Scheidungsgrund anerkannt, letztere indes nur, wenn der Mann über 25 und die Frau über 21 J. alt ist, die Ehe wenigstens 2 Jahre gedauert hat, die Eltern der Frau einwilligen und die Eheleute nach Ablauf eines Jahres noch auf ihrem Vorsatze beharren. Nach der Restauration wurde wieder die gänzliche Scheidung durch das Gesetz vom 28. Mai 1816 abgeschafft, welches indessen für die Reichslande Elsaß-Lothringen außer Kraft gesetzt ist.

Eheschließung, s. unter Ehe.

Ehestatistik bildet neben der statist. Erhebung der Geburten und der Sterbefälle einen Hauptteil der Darstellung der sog. Bewegung der Bevölkerung. Die Kirchenbücher und in neuerer Zeit die bürgerlichen Civilstandsregister liefern in zuverlässiger Weise das Urmaterial, aus dem die ehestatist. Zahlen zusammengezogen werden. In einzelnen Staaten und Städten besteht jetzt auch die Einrichtung, daß bei jeder bürgerlichen Eheschließung sofort eine besondere Zählkarte für die statist. Zwecke ausgefüllt wird. Die Trauungsstatistik kann sich mit denjenigen Angaben begnügen, die von den Brautleuten ohnehin zur Sicherstellung der Identität ihrer Personen und im Interesse der Rechtsordnung gemacht werden müssen. Es kommt für die Statistik, außer der Gesamtzahl der Trauungen, hauptsächlich in Betracht: das Alter, der bisherige Familienstand der Brautleute und die Zeit der Ehe-

schließung; bei Wiederverheiratung von Witwen wird jedenfalls die Zeit der Lösung der letzten Ehe konstatiert werden müssen und es wird daher hier und da auch von den sich wieder vermählenden Witwern dieselbe Auskunft, auch wohl eine nähere Angabe über die Zahl der frühern Ehen verlangt. Zur Vervollständigung der E. müssen jedoch außer den Trauungen auch die Auflösungen der Ehen berücksichtigt werden, die teilweise durch Scheidungen, hauptsächlich aber durch Todesfälle erfolgen. Früher begnügte man sich damit, bei der Erhebung der letztern zu konstatieren, ob die Verstorbenen ledig, verheiratet oder verwitwet waren. Man konnte dann auch nur die Ziffern der durch den Tod von Verheirateten in den verschiedenen Altersstufen eingetretenen Ehelösungen, für die Dauer der Ehen aber höchstens eine hypothetische Mittelzahl angeben. In neuerer Zeit hat man nun (so namentlich auf Anregung von Böckh in Elsaß-Lothringen und in Berlin) begonnen, direkt die Dauer der durch den Tod gelösten Ehe und zugleich auch das Alter des überlebenden Teils, also das Verwitwungsalter, festzustellen. Auch die Frage nach der ehelichen Fruchtbarkeit berührt die E. Das Verhältnis der Zahl der ehelichen Geburten zu derjenigen der stehenden Ehen gibt nur einen rohen Näherungsausdruck für dieselbe; daher sind jetzt auch bereits Anfänge gemacht worden, bei jeder Ehelösung die Zahl der aus derselben hervorgegangenen Kinder und außerdem bei jeder Geburt die Ordnungszahl derselben in der Ehe festzustellen. Andere für die E. interessante Fragen betreffen die Ehen unter Verwandten, die Konfession der Brautleute, das Verhältnis der kirchlichen zu den bürgerlichen Trauungen u. s. w. (Vgl. hierüber: Bevölkerung.)

Die Zahl der Eheschließungen auf 1000 Einwohner betrug im

Jahr	Deutschland.	Preußen.	Österreich (Cisleithanien).	Frankreich.	England mit Wales.
1869	—	8,9	8,9	7,8	7,9
1872	10,3	10,3	9,3	9,8	8,7
1873	10,0	10,2	9,3	8,9	8,8
1874	9,5	9,7	8,9	8,3	8,5
1875	9,1	8,9	8,4	8,2	8,4
1876	8,5	8,5	8,1	7,9	8,3
1877	8,0	8,0	7,4	7,7	7,9
1878	7,7	7,8	7,5	7,5	7,6
1879	7,5	7,7	7,6	7,6	7,2
1880	7,5	7,7	7,6	7,5	7,4

In Preußen kamen von 1000 Neugetrauten auf die verschiedenen Altersstufen

Jahr.	Unter 20 J.	20—30 J.	30—40 J.	40—50 J.
		Männer:		
1871	8,8	620,3	263,6	73,7
1873	14,9	656,7	231,7	63,8
1876	2,1	666,0	233,0	62,7
1877	2,0	671,5	227,0	63,3
1878	1,9	682,8	218,4	61,1
1879	1,4	686,4	217,3	60,5
1880	1,2	684,5	220,1	61,4
		Frauen:		
1871	88,7	688,7	169,3	43,5
1873	132,5	665,4	151,2	41,1
1876	94,8	697,5	155,1	41,1
1877	98,1	697,8	150,1	42,4
1878	96,2	707,0	144,2	41,0
1879	92,6	711,4	145,0	40,2
1880	87,8	717,8	144,9	39,2

Auf 100 Trauungen kamen Eheschließungen zwischen Junggesellen und Jungfrauen (Jg. u. Jfr.), Junggesellen und Witwen (Jg. u. W.), Witwern und Jungfrauen (Wr. u. Jf.) und Witwern und Witwen (Wr. u. W.)

Jahr.	Jg. u. Jfr.	Jg. u. W.	Wr. u. Jf.	Wr. u. W.
		in Preußen:		
1877	80,7	5,1	9,7	3,4
1878	81,1	5,0	9,6	3,3
1879	81,0	5,0	9,7	3,2
1880	81,2	4,8	9,7	3,2
		in England:		
1877	81,7	4,4	8,4	5,5
1878	82,1	4,3	8,1	5,5
1879	82,2	4,3	8,2	5,3
1880	82,6	4,3	7,9	5,2
		in Frankreich:		
1876	84,0	4,2	7,9	4,0
1877	84,2	4,1	7,7	3,9
1878	84,6	4,1	7,5	3,8
1879	85,0	4,0	7,3	3,7

Der in Preußen und England an 100 fehlende kleine Prozentteil kommt auf Ehen, bei denen ein Teil oder beide Teile Geschiedene waren. Vgl. «Movimento dello stato civile, confronti internazionali» (Rom 1882); Stieda, «Die Eheschließungen in Elsaß-Lothringen» (Straßb. 1879).

Eheverlöbnisse, s. Sponsalien.

Ehingen, Vorstadt von Rottenburg (s. d.) im württemb. Schwarzwaldkreise.

Ehingen, Stadt im württemb. Donaukreise, in 515 m Höhe an den Schmiechen und nahe der Donau gelegen, 25 km im WSW. von Ulm, an der Eisenbahn Ulm-Sigmaringen, ist Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium, drei Kirchen (die ansehnliche St. Blasiuskirche), ein 1809 aufgehobenes Mönchs- und ein 1782 aufgehobenes Nonnenkloster, und zählt (1880) 4065 E., welche hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht treiben, außerdem Stärkefabrikation, Essigsiederei, Bleicherei, Musselinstickerei; auch sind viele Mühlwerke und Hammerschmieden vorhanden, und Frucht- und Schafmärkte werden gehalten. — Die Stadt ist sehr alt und war ursprünglich eine röm. Niederlassung; 961 wird sie zuerst erwähnt; die Herrschaft kam 1343 von den Grafen von Berg an Österreich und 1805 an Württemberg. Am Ofenberge lag die Burg Eschenbach.

Ehl, Vorort von Benfeld (s. d.) in Unterelsaß.

Ehlert (Louis), deutscher Musiker, geb. 13. Jan. 1825 zu Königsberg in Preußen; in Leipzig, Berlin und Wien gebildet, lebte seit 1850 in Berlin. Er hat sich in Kompositionen verschiedenen Stils versucht, ist aber als musikalischer Schriftsteller, besonders als Feuilletonist bekannter geworden. Von E. erschienen: «Aus der Tonwelt, Essays» (Berl. 1877, 2. Aufl. 1882) und «Briefe über Musik an eine Freundin» (3. Aufl., Berl. 1879), «Römische Tage» (2. Aufl., Berl. 1881).

Ehnn (Bertha), beliebte Sängerin, geb. 30. Okt. 1848 zu Pest, kam frühzeitig nach Wien, wo sie 1861 das Konservatorium und dann den Unterricht von Frau Prof. Andriessen genoß. Sie debütierte 1864 mit vielem Erfolg als Irene («Belisar») in Linz und nahm dann zunächst in Gratz und im folgenden Jahre, nach erfolgreichem Gastspiel in Hannover, in Pest ein Engagement an. Im J. 1865 gehörte sie dem nürnberger Theater

an, gastierte 1866 in Darmstadt und Graz und wurde im September desselben Jahres Mitglied des stuttgarter Hoftheaters. Im Juli und August 1867 erschien sie dann, von Frau Viardot-Garcia noch besonders dazu vorbereitet, mit außerordentlichem Erfolg in der wiener Hofoper, an der sie seit Anfang 1868 wirkt. Im J. 1869 wurde sie zur kaiserl. Kammersängerin ernannt, 1873 ihr Kontrakt auf Lebensdauer verlängert. Im letztern Jahre vermählte sie sich mit dem Hauptmann Sand in Wien. Verschiedene Gastspiele, die sie von hier aus unternahm, haben dann auch dem nichtwiener Publikum Gelegenheit gegeben, ihre ungemein schöne und vorzüglich geschulte Sopranstimme zu bewundern. Zu ihren besten Rollen, in deren Wiedergabe sie durch ein gutes Darstellungstalent unterstützt wird, sind Recha, Margarete, Agathe, Selika, Mignon, Cherubin, Julia u. a. zu zählen.

Ehrang, Flecken in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Trier, Landkreis Trier, am Eintritt der Kyll in die Ebene der Mosel, 1 km von der Mosel entfernt, 8 km im NNO. von Trier, an den Linien Perl-Koblenz und Köln-Trier der Preußischen Staatsbahn, zählt (1880) 2234 E., worunter 100 Protestanten. Die Bewohner treiben Ackerbau oder sind Fabrik- und Hüttenarbeiter; dabei liegt das Eisenhüttenwerk Quint (Eisengießerei und Walzwerk) und die Thonwarenfabrik von Lamberty-Servais u. Comp.

Ehre ist die Anerkennung unsers persönlichen Werts durch andere. Man hat E., insofern man durch seine Handlungen und Gesinnungen auf diese Anerkennung Anspruch machen darf. Dabei ist der Anspruch, welchen die Handlungen und Gesinnungen eines Menschen ihm auf diese Anerkennung verleihen, die innere, die Anerkennung selbst die äußere E. Beide stimmen nicht notwendig überein, können sogar dann miteinander in Konflikt geraten, wenn im öffentlichen Urteil etwas innerlich Ehrenhaftes, wie z. B. der Verzicht auf Rache bei Beleidigungen, für unehrenhaft gehalten wird. Das Bewußtsein dessen, was man seiner E. schuldig ist, bezeichnet man als Ehrgefühl, das gemäßigte und sittliche Streben nach E. als Ehrliebe, das zu lebhafte oder leidenschaftliche Streben aber als Ehrgeiz und im erhöhten Maße als Ehrsucht.

Ehre (existimatio) im jurist. Sinne ist der Zustand einer unverminderten Anerkennung und Würdigung der Persönlichkeit. Diese Anerkennung bezieht sich sowohl auf die einem jeden angeborene Menschenwürde, natürliche E., als auf seine allgemeine Rechtsfähigkeit und die Korrektheit seines moralischen Verhältnisses zur Gesellschaft, bürgerliche E. Wegen der Beziehungen der bürgerlichen E. auf die Rechtsfähigkeit und Persönlichkeit hängt dieselbe wesentlich vom Staate ab. Der antike Staat schützt die Vermutung ihres Vorhandenseins, indem er eigenwillige Verneinungen dieser Vermutung als Injurien bestraft. Es ist aber auch wieder der Staat, welcher die E. mindert oder durch sein Strafurteil völlig aufhebt (Ehrlosigkeit, Ehrenstrafen). Die Ehrverletzung durch private Willkür ist also an sich nicht geeignet, der E. etwas zu entziehen. Im ältern deutschen Rechte tritt indessen diese Beziehung der E. auf die allgemeine Rechtsfähigkeit schon deshalb nicht so entschieden hervor, weil hier das Gemeinwesen seinen Beruf zur Durchdringung aller Verhältnisse noch nicht zur Anerkennung gebracht hatte. Bei dem Überwiegen der Ansprüche auf die Geltung des Subjekts und bei dem Streben, durch genossenschaftliche Verbindungen eine selbständige Rechtsfähigkeit zu erlangen, verstand man unter E. bloß das unverkümmerte Verhältnis zu allen Unbescholtenen und insbesondere zu den Genossen desselben Standes (Standesehre). Diese E. erzeugt den Anspruch, daß die Achtung vor der Genossenschaft auch den einzelnen Mitgliedern zugute komme, und wird durch Fernhaltung jedwedes Unglimpfs bewahrt. Verloren geht sie, wenn ihre Anerkennung auch nur von Einem durch Beschimpfung verweigert und der Makel nicht rein gewaschen oder durch Ehrenerklärung (s. d.) beseitigt wird, ingleichen bei Verurteilung wegen Vergehen, die auf eine Treulosigkeit zurückführen, wie Verrat, Betrug, Meineid, Bruch des Ehrenwortes, d. h. der bei E. angelobten Treue. Der einzelne genießt ungeschmälerte E. nur so lange, als er sie selbst zu schützen und zu verteidigen vermag. Den Entehrten trifft eine Zurücksetzung in seinem vollkommenen Rechte, indem er von seinen Genossen gemieden, von den Standesauszeichnungen, z. B. trotz seiner Ritterbürtigkeit von den Turnieren, ausgeschlossen und als Zeuge gegen Genossen verworfen wird. Obgleich im modernen Staate die eigentliche Rechtsfähigkeit nur unter dem Verluste der bürgerlichen E. leidet, so begünstigt doch die Nachwirkung jenes romantischen Ehrbegriffs noch den Fortbestand mancher gesellschaftlicher Vorurteile, wie der höhern Ehrenansprüche des Adels, des Militärs und der Studierenden, sowie auch den des Zweikampfs (s. d.).

Ehrenämter sind Staats-, Gemeinde- oder andere öffentliche Ämter, welche nicht berufsmäßig gegen Gehalt, sondern von Personen, die zur Übernahme derselben willens sind, unentgeltlich versehen werden. Das Wesentliche des Begriffs besteht in der Unentgeltlichkeit der Amtsführung, wodurch aber der Ersatz der Auslagen und selbst eine Entschädigung für Repräsentationskosten nicht unbedingt ausgeschlossen ist. Dagegen beruht es auf einer Begriffsverwechselung, das Ehrenamtssystem mit dem System der Selbstverwaltung zu identifizieren. Auf dem Gebiete der Selbstverwaltung werden weitaus die meisten Ämter berufsmäßig, d. h. gegen Amtssold verwaltet, und andererseits ist das Ehrenamt der eigentlichen Staatsverwaltung keineswegs fremd, wie z. B. die Wahlkonsuln, die kaufmännischen Handelsrichter, die Geschworenen und Schöffen beweisen. Das System der E. bietet unleugbar große Vorteile. Die besitzenden und intelligenten Elemente der Bevölkerung werden zur selbstthätigen Teilnahme an den Verrichtungen des Staats herangezogen und ihr staatliches Bewußtsein und der Sinn für die öffentlichen Dinge wird geweckt und gestärkt. Die Inhaber der E. haben zwar die dienstlichen Pflichten und sind auch der dienstlichen Disciplinargewalt unterworfen; da sie aber aus dem Staatsdienst keinen Beruf machen und bei ihnen von einer Carrière nicht die Rede sein kann, so sind sie unabhängiger von der Einwirkung der Vorgesetzten und den Einflüssen der gerade herrschenden Parteirichtung weniger ausgesetzt. Die E. bilden daher ein Gegengewicht gegen den Ministerialdespotismus und eine Schranke der Büreaukratie. Sie sind aus diesem Grunde von besonderm Wert für die Verwaltungsgerichtsbarkeit. Andererseits hat das System der E. auch seine Schattenseiten. Abgesehen von den oft recht erheblichen Leistungen

an Zeit, Mühe und pekuniären Opfern, die es der Bevölkerung auferlegt, führt es dazu, daß in der Erledigung der amtlichen Geschäfte ein unwissender Dilettantismus Platz greift, indem Personen zur Übernahme von Ämtern berufen werden können, denen es an der erforderlichen Vorbildung fehlt. Die Folge davon ist dann, daß die Inhaber von E. thatsächlich von routinierten Subalternbeamten dirigiert werden oder daß sie sich an hergebrachte Formulare sklavisch anklammern, wie dies namentlich in England bei den Friedensrichtern häufig der Fall ist. Auch tritt nicht immer an die Stelle der Abhängigkeit von einer vorgesetzten Behörde wahre innere Freiheit und Selbstbestimmung, sondern sehr häufig eine viel schlimmere Abhängigkeit von Parteikoterien oder von lokalen Cliquen und von Einflüssen der Sippschaft, Gevatterschaft, Kundschaft, der Konfession u. dgl. Gegen diese Gefahren muß ein Schutz gewährt werden teils durch die gesetzliche Verantwortlichkeit der Inhaber von E. für ihre Geschäftsführung, teils durch die Unterordnung derselben unter die höhern Instanzen. Auch vertragen nicht alle Zweige der Staatsverwaltung die mit dem System der E. verbundene Decentralisation und Selbständigkeit, und eine übermäßige Ausdehnung dieses Systems könnte zur Entnervung und Lähmung der Staatsgewalt führen. Vgl. Gneist, «Der Rechtsstaat» (2. Aufl., Berl. 1879).

Ehrenannahme und Ehrenzahlung, im Wechselrecht die Annahme (Acceptation) und die Zahlung des Wechsels durch eine andere Person als den Bezogenen. Beide Begriffe faßt man auch zusammen unter dem weitern Begriffe der Intervention, weil beiden das Eintreten einer zunächst unbeteiligten dritten Person in das Wechselverhältnis zu Grunde liegt. Da der Aussteller einer Tratte, sowie diejenigen, welche die Tratte weiter begeben haben, den Nehmern derselben die Hoffnung erweckt haben, daß ihr Zahlungsauftrag von dem Trassaten «honoriert», d. h. daß der Wechsel von diesem acceptiert und bezahlt werden würde, und da die Verweigerung des Accepts oder der Zahlung auf ihre kaufmännische Ehre und ihren Kredit ein schlechtes Licht werfen würde, so wird das Eintreten dritter Personen in den nicht trassiertermaßen honorierten Wechsel als Ehrenintervention und beziehentlich als E. oder Ehrenzahlung bezeichnet.

Als Intervenient kann auftreten einmal eine in dem Wechsel als eventueller Trassat («nötigenfalls bei N. N.») genannte Person, sog. Notadresse, sodann aber auch jede beliebige dritte Person, welche sich dazu erbietet. Doch braucht der Wechselinhaber, soweit es sich um die E. handelt, nur diejenige des Notadressaten sich gefallen zu lassen, denn das in der Annahme enthaltene Versprechen der Zahlung seitens eines beliebigen Dritten kann ja ganz wertlos sein; die Ehrenzahlung dagegen muß er natürlich von jedermann annehmen.

Derjenige, zu dessen Ehren interveniert wird, heißt Honorat; im Zweifel ist dies der Trassant, und dann werden zugleich sämtliche Indossanten von der Regreßpflicht befreit (s. Indossament und Wechselregreß); doch kann auch einer der Indossanten Honorat sein, und dann wirkt die Befreiung nur für ihn und seine Nachindossanten. Der Intervenient erhält aber, sobald er gezahlt hat, einen wechselmäßigen Regreßanspruch gegen den Honoraten und gegen dessen Vormänner. Wird die Zahlung schließlich von dem Ehrenacceptanten nicht erlangt, weil der Trassat, obwohl er früher nicht acceptieren wollte, sich später doch zur Zahlung erbietet, so hat jener gegenüber diesem einen Anspruch auf Provision in Höhe von 1/3 Proz. der Wechselsumme. Vgl. Deutsche Wechselordnung, Art. 56—65.

Ehrenberg (Christian Gottfr.), ausgezeichneter Naturforscher, geb. 19. April 1795 zu Delitzsch, erhielt seine Schulbildung zu Schulpforta und bezog 1815 die Universität Leipzig, wo er das Studium der Theologie begann, sich aber bald den Naturwissenschaften und der Medizin zuwandte. Seit 1816 setzte er dann seine Studien in Berlin fort. Sein längst gehegter Wunsch, eine größere Reise zu naturwissenschaftlichen Zwecken zu unternehmen, ging in Erfüllung, als die Akademie der Wissenschaften ihm und seinem Freunde Friedrich Wilhelm Hemprich (geb. 24. Jan. 1796 zu Glatz) die Mittel zu einer Reise nach Ägypten und den Nachbarländern darbot, die sich auf die Dauer von sechs Jahren verlängerte. Hemprich starb 30. Juni 1825 zu Massaua, E. selbst kehrte im Frühjahr 1826 nach Berlin zurück und wurde zum außerord. Professor der Medizin ernannt, 1827 auch als Mitglied in die Akademie aufgenommen. Hierauf begleitete er 1829 A. von Humboldt auf dessen Reise nach Asien bis an den Altai, erhielt 1839 eine ord. Professur, wurde 1842 beständiger Sekretär der Akademie und bekleidete die Professur bis zu seinem am 27. Juni 1876 in Berlin erfolgten Tode.

Einen Abriß seiner ersten Reise enthalten die «Naturgeschichtlichen Reisen durch Nordafrika und Westasien in den J. 1820—25, von Hemprich und E.» (Bd. 1, Abteil. 1, Berl. 1828); den naturhistor. Ertrag derselben beschreiben seine «Symbolae physica» («Mammalium», Dec. I et II, Berl. 1828—33; «Avium», Dec. I, 1828; «Insectorum», Dec. I—V, herausg. von Klug, 1829—34, und «Animalium evertebratorum», Dec. I, 1828), denen sich «Die Korallentiere des Roten Meers» (Berl. 1834) und «Die Akalephen des Roten Meers» (Berl. 1836) anschließen. Von den glücklichsten Erfolgen begleitet waren E.s mikroskopische Untersuchungen, die ihn bald vorzugsweise beschäftigten. Infolge seiner höchst scharfen Untersuchungsmethoden hat er die größten und wichtigsten Entdeckungen gemacht und ist, obgleich seine Ansichten über die innere Organisation der Infusorien später durchaus als irrig erkannt wurden, doch der Schöpfer einer wissenschaftlichen Kunde des unsichtbar kleinen organischen Lebens geworden. Hierher gehören die Abhandlungen: «Organisation, Systematik und geogr. Verhältnis der Infusionstierchen» (Berl. 1830), «Zur Erkenntnis der Organisation in der Richtung des kleinsten Raums» (erster und zweiter Beitrag, Berl. 1832—34) und «Zusätze zur Erkenntnis großer Organisation im kleinen Raume» (Berl. 1836, mit Kupfern), welche großes Aufsehen machten. Denselben folgte E.s erstes umfassenderes Hauptwerk: «Die Infusionstierchen als vollkommene Organismen» (Lpz. 1838, mit 64 schön gestochenen, auf den vortrefflichen Handzeichnungen des Verfassers beruhenden Kupfertafeln). In ein neues Stadium traten seine Forschungen im Gebiete der Infusorienkunde, als er die Entdeckung machte, daß Gebilde jüngerer Erdschichten, wie Kieselguhr, gewisse Polierschiefer, das Bergmehl, viele Feuersteine und Kreide zum größten Teile aus zusammenhängenden Panzern gewisser Infusorienarten bestehen. E. wurde hierdurch zu den Untersuchungen über fossile Infusorien geführt,

über welche er zunächst in den Abhandlungen «Die Bildung des europ., libyschen und uralischen Kreidefelsens und Kreidemergels aus mikroskopischen Organismen» (Berl. und Lpz. 1839, mit Kupfern) und «Die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde» (Berl. 1837, mit zwei Kupfern) berichtet. Dieselbe Entdeckung machte er um 1841 in Bezug auf den Torfmoor, der einen großen Teil Berlins trägt. In der Abhandlung «Das Leuchten des Meers» (Berl. 1835) wies er den Grund dieser Naturerscheinung in mikroskopischen Seetieren nach. Eine ähnliche Anwendung seiner Entdeckungen machte E. in der Schrift «Passat-, Staub- und Blutregen, ein großes organisches unsichtbares Wirken und Leben in der Atmosphäre» (Berl. 1849). Als Ergebnisse seiner weitern Forschungen auf diesem Gebiete erschienen noch die Schriften: «Kurze Nachrichten über 274 neubeobachtete Infusorienarten» (Berl. 1840) und «Verbreitung und Einfluß des mikroskopischen Lebens in Süd- und Nordamerika» (Berl. 1842), sowie viele Beiträge zu den «Abhandlungen» und «Monatsberichten» der berliner Akademie.

In seinem zweiten Hauptwerke, der «Mikrogeologie» (Lpz. 1854, mit 40 nach des Verfassers eigenen Zeichnungen gestochenen Tafeln), bringt er die geographische Verbreitung der unsichtbar kleinen Lebensformen und deren Eigentümlichkeit in allen Weltteilen von den Alpen bis zum Meer und von Pol zu Pol in der Atmosphäre und in den Meeren selbst zur Übersicht. In der Abhandlung «Über den Grünsand» (Berl. 1855) weist er ein großes Wirken des kleinsten Lebens bis zu den am tiefsten geschichteten Gebirgsmassen nach. Mehrere andere Abhandlungen aus neuerer Zeit sind dem in den tiefen Meeresgründen existierenden Leben gewidmet. Zu diesen gehören: «Über die roten Erden als Speise der Guinea-Neger» (Berl. 1868), «Über die wachsende Kenntnis des unsichtbaren Lebens» (Berl. 1870), «Übersicht der seit 1847 fortgesetzten Untersuchungen über das von der Atmosphäre unsichtbar getragene organische Leben» (Berl. 1871), «Nachtrag zur Übersicht der organischen Atmosphärilien» (Berl. 1872), «Mikrogeolog. Studien über das kleinste Leben der Meerestiefgründe» (Berl. 1873) und «Fortsetzung der mikrogeolog. Studien mit spezieller Rücksicht auf den Polycystinenmergel von Barbados» (Berl. 1876). Neben diesem eigentlichen Gebiete seiner Forschungen hat jedoch E. auch ferner liegende Fragen behandelt, wie dies unter anderm die Schrift «Über die naturwissenschaftlich und medizinisch völlig unbegründete Furcht vor körperlicher Entkräftung der Völker durch die fortschreitende Geistesentwickelung» (Berl. 1842) und eine Anzahl akademischer Reden (z. B. «Gedächtnisrede auf A. von Humboldt», Berl. 1870) bekunden.

Ehrenberger Klause, ein vormals sehr fester Punkt im Norden Tirols, unweit der bayr. Grenze, am Lech, oberhalb des Fleckens Reutte, auf der jetzigen Kunststraße von Füssen thalaufwärts nach Innsbruck und dem Oberinnthale, benannt nach der den dortigen Gebirgspaß beherrschenden, während des franz. Revolutionskriegs geschleiften Feste Ehrenberg, wurde im Schmalkaldischen Kriege 10. Juli 1546 von Sebastian Schärtlin und 19. Mai 1552 von Kurfürst Moritz von Sachsen weggenommen, der infolge dessen beinahe den Kaiser Karl V. in Innsbruck gefangen genommen hätte. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Feste 1634 vom Herzog von Weimar vergebens belagert, dagegen 1703 von den Bayern und kurz nachher wieder von den Kaiserlichen erobert.

Ehrenbreitstein oder Thalehrenbreitstein, Städtchen im preuß. Regierungsbezirk und Kreise Koblenz, am rechten Rheinufer in einer Thalwindung, am Fuße der Festung E. und an der Linie Troisdorf-Niederlahnstein der Preußischen Staatsbahn gelegen und mit der Stadt Koblenz durch eine Schiffbrücke verbunden, neben welcher seit 1864 etwas oberhalb auch eine großartige Eisenbahnbrücke die Verbindung herstellt, ist der Sitz eines Amtsgerichts und der zur Diöcese Trier gehörigen bischöfl. Delegation für sämtliche Kirchen des ostrhein. Teils des Regierungsbezirks Koblenz. Der Ort hat zwei kath. Kirchen, ein Kloster der Karlsschwestern, ein ehemaliges kurtriersches, jetzt als Proviantmagazin benutztes Dikasteriengebäude, einen schon im 14. Jahrh. genannten Sauerbrunnen und zählt (1880) mit der Festung 5700 E. und ohne die letztere 2810 E., welche Wein- und Speditionshandel treiben. Es besteht noch das Haus des kurtrierschen Kanzlers Laroche und seiner als Schriftstellerin und Jugendfreundin Wielands bekannten Gattin Sophie, in welchem 1774 Goethe heitere Stunden verlebte.

Über der Stadt, die noch im 17. Jahrh. Moelen oder Müelen im Thale und dann kurze Zeit Philippsthal genannt wurde, erhebt sich, der Moselspitze gegenüber, auf einem steilen, 118 m über dem Rhein und 174 m über dem Meer gelegenen Felsen die neuerdings durch vorgeschobene Erdwerke verstärkte Festung Ehrenbreitstein, nebst den gegenüberliegenden Werken von Koblenz eine der bedeutendsten Europas, zugleich mit einer der schönsten Aussichten auf das Rhein- und Moselthal. Ob dieser militärisch wichtige Punkt schon von den Römern befestigt war, läßt sich nicht nachweisen. Die Burg E. soll schon 636 der Frankenkönig Dagobert dem Erzstift Trier geschenkt haben. Gewiß ist, daß Kaiser Heinrich II. dies Besitztum 1018 bestätigte. Der Erzbischof Hermann oder Hillin (1152—69) ließ die Gebäude der Burg herstellen, die Befestigungen verstärken und auf dem südl., tiefer gelegenen Vorsprunge des Felsens eine zweite Burg, den Hillin- oder Hermannstein, später Helfenstein, bauen. Eine regelmäßige Befestigung des E. kam erst 1672 durch den Kurfürsten Karl Kaspar von der Leyen (1652—76) zu Stande. Durch den Kurfürsten Philipp Christoph von Sötern wurde die Festung 1631 den Franzosen in die Hände gespielt und gelangte erst 1637 wieder an die Kaiserlichen unter Johann von Werth zurück. Nach den Anordnungen des Prinzen Eugen von Savoyen wurde sie 1734 erweitert und verstärkt. In den J. 1759—62 hielten sie die Franzosen besetzt. Diese blokierten die Festung auch 1795, dann 1796 und 1797 und zwangen sie im Jan. 1799 durch Hunger nach zehnmonatiger Belagerung zur Übergabe. Infolge des Lunéviller Friedens 1801 wurde die Festung von den Franzosen gesprengt. Die Trümmer und die Stadt nebst dem dazugehörigen Amte kamen 18. Dez. 1802 als Entschädigung an die Fürsten von Nassau-Weilburg. Infolge des Wiener Kongresses gelangte E. an Preußen, und im zweiten Pariser Frieden wurden Frankreich für den Wiederaufbau der Festung 15 Mill. Frs. Kriegssteuer auferlegt. Der Bau begann 1816 unter der Leitung des Generals Aster und war 10 Jahre später mit einem Kostenaufwand von 8 Mill. Thlrn. meisterhaft vollendet.

Südlich vom E., jenseit der Thalschlucht der Stadt, erhebt sich auf der Pfaffendorfer Höhe das Fort Asterstein, welches im Zusammenhange mit der Festung E. die Befestigung des rechten Rheinufers bildet und durch vier vorgeschobene Werke verstärkt ist. Einige Werke östlich der Stadt schützen die letztere gegen einen Handstreich und sperren die Thalschlucht. Am westl. Abhang ist 1856 der Luisenturm erbaut und zu Ehren der Großherzogin von Baden benannt worden.

Ehrenbürgerrecht nennt man das Bürgerrecht, sofern es nicht von einer Gemeinde erworben, sondern dem Betreffenden durch freiwilligen Beschluß der Gemeindeorgane als Auszeichnung erteilt ist.

Ehrenerklärung ist dem ältern deutschen Recht in der Form bekannt, daß jemand eidlich erklärt, die ehrverletzenden Worte in Aufregung, nicht vorsätzlich oder vorbedacht, gesprochen zu haben. Tritt in einem solchen Falle überhaupt eine Strafe ein, so muß sich jedenfalls der in seiner Ehre Angegriffene damit zufrieden geben, ohne daß ihm eine Buße gezahlt wird. In einem solchen Ehreneide lag zugleich ein Widerruf. Schloß früher die Erklärung, daß die angeblich injuriöse Äußerung ohne die Absicht zu beleidigen erfolgt sei, die Verurteilung zu Widerruf und Abbitte aus, so verwendete doch die Praxis des 18. Jahrh. die E. in doppelter Form, teils als eine mit Klage zu fordernde Genugthuung, teils als eine freiwillige, die Verurteilung zum Widerruf ausschließende Erklärung. Die deutsche Gesetzgebung des 19. Jahrh. hat die verschiedenen Formen der Privatgenugthuung fast ganz übergangen, ausgenommen z. B. die von Hannover. Dennoch haben sich dieselben in manchen Volksklassen ihr frisches Leben bewahrt und könnte es gerechtfertigt erscheinen, den Einwand des Beklagten, er habe sich aus Unbesonnenheit oder im Affekt der Beleidigung schuldig gemacht, als Milderungsgrund oder als Grund der Straflosigkeit anzuerkennen.

Ehrenfeld, Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Köln, Landkreis Köln, 3 km westlich von Köln, an der Linie Köln-Herbesthal der Preußischen Staatsbahn, zählt (1880) 14886 E., worunter 2211 Protestanten und 250 Juden. Die sehr industriösen Bewohner fertigen Möbel, Eisenbahnutensilien, Parkettböden, Zündhölzer, Glas, Knochenmehl, Firnis, Schnallen, Drahtstifte, technische Instrumente u. s. w.; auch bestehen Eisengießereien und Maschinenfabriken, ein Eisenerzwerk und eine Dampfmahlmühle.

Ehrenfest war im 16. Jahrh. Prädikat des niedern Adels, ging später auch auf obrigkeitliche Personen und angesehene Bürgerliche über.

Ehrenfeuchter (Friedr. Aug. Eduard), prot. Theolog, geb. 15. Dez. 1814 zu Leopoldshafen bei Karlsruhe, studierte 1831—35 Theologie zu Heidelberg, ward 1835 Religionslehrer am Lyceum zu Mannheim, 1841 Vikar in Weinheim, dann Hof- und Stadtvikar in Karlsruhe, 1845 außerord. Professor der Theologie, Universitätsprediger und Mitdirektor des Homiletischen Seminars in Göttingen, 1849 ord. Professor, 1855 Konsistorialrat, 1856 Abt von Bursfelde, 1859 Oberkonsistorialrat und starb 20. März 1878 in Göttingen. E. hat besonders als pflichttreuer und anregender akademischer Lehrer einen weitgehenden Einfluß ausgeübt. Seine Vorlesungen erstreckten sich über alle Fächer der praktischen Theologie, über Dogmatik, Ethik, Religionsphilosophie, Leben Jesu, Encyklopädie und Geschichte der neuern Theologie. Seine Schriften gehören dem Gebiete der praktischen Theologie und der Geschichte an: «Theorie des christl. Kultus» (Hamb. u. Gotha 1840), «Die praktische Theologie» (Gött. 1859); von letzterm auf drei Teile berechneten Werke ist nur der erste Teil erschienen, in welchem zum ersten mal eine wissenschaftliche Theorie der Mission gegeben ist; «Zur Geschichte des Katechismus» (Gött. 1857), «Entwickelungsgeschichte der Menschheit, besonders in ethischer Beziehung» (Heidelb. 1845), «Christentum und moderne Weltanschauung» (Gött. 1876). An den mehrfachen Kämpfen in der hannöv. Landeskirche hat E. bestimmenden Anteil genommen. Eine Sammlung seiner Predigten erschien unter dem Titel «Zeugnisse aus dem akademischen Gottesdienste in Göttingen» (2 Bde., Gött. 1849—52).

Ehrenfriedersdorf, Bergstadt im sächs. Regierungsbezirk Zwickau, Amtshauptmannschaft Annaberg, in 533 m Höhe, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Klöppelschule und zählt (1880) 3866 E., welche Fabrikation von Spitzen, Posamentier-, leonischen Gold- und Silberdrahtwaren, Stulpenstiefeln und Watte, Baumwollspinnerei und Bergbau auf Zinn treiben. E. brannte 1866 fast ganz ab und hat neue freundliche Straßen. Der Name der Umgegend, «Elend», rührt daher, daß zwischen Thum und E. das letzte sehr blutige Gefecht des Dreißigjährigen Kriegs in Sachsen vorfiel, an welches ein Gedenkstein erinnert.

Ehrengerichte heißen im allgemeinen die zur Untersuchung und Beilegung von Ehrensachen niedergesetzten Gerichte, welche zugleich auf Beschränkung des Duells auf das äußerste Maß hinwirken sollen. Sie kommen zu frühest beim deutschen Adel als vertragsmäßige Einrichtungen (judicia heroica oder equestria) vor, wo sie auch Ehrentafeln genannt werden. Dieselben wurden aus hohen Adeligen zusammengesetzt und vom Landesherrn bestätigt. Sie urteilten nach einem eigenen Ehrenrechte und hatten einen Ehrenmarschall an ihrer Spitze, der zuvor die Schilde und Ahnen dessen erprobte, der vor dem E. erscheinen wollte. Solche E. bestanden besonders in Österreich, Schlesien und in der Lausitz; doch sind sie, seitdem der Adel aufhörte, ein abgeschlossenes Ganzes zu bilden, überall eingegangen. Ähnlich und ihnen nachgebildet waren die E. bei den Studierenden, insbesondere bei der Burschenschaft. Teilweise sind dergleichen noch auf einigen deutschen Universitäten selbst statutarisch eingeführt. Doch haben sie dem Unwesen des Duells zu keiner Zeit durchgreifend entgegenwirken können.

Anderer Art sind die E. beim Militär; diese sind entweder aus mehrern eigens gewählten Offizieren oder auch, wie im deutschen Heere, aus dem ganzen Offizierkorps eines Regiments zusammengesetzt, um, zur Wahrung der Standesehre, über zweideutige Handlungen eines Offiziers, die nicht vor das Forum eines Kriegsgerichts gehören, zu entscheiden oder auf Antrag des Beteiligten dessen Verhalten zwecks Rechtfertigung gegenüber von Verleumdung zu untersuchen. Nach der deutschen Militärverfassung kann der Ausspruch derselben nur lauten auf: 1) Unzuständigkeit, 2) Vervollständigung der Untersuchung, 3) Freisprechung, 4) schuldig der Gefährdung der Standesehre und Antrag auf Erteilung einer Warnung, 5) schuldig der Verletzung der Standesehre und Antrag auf Entlassung

tem Abschied, 6) schuldig der Verletzung
veseehre unter erschwerenden Umständen
g auf Entfernung aus dem Offizierstande
ng vom 2. Mai 1874). Die Entlassung
em Abschiede hat den Verlust der Dienst-
ntfernung aus dem Offizierstande außer-
Verlust des Offiziertitels unmittelbar zur
eder Offizier hat das Recht, auf ehren-
Untersuchung gegen sich selbst oder einen
fizier desselben Korps anzutragen, wenn
n die Standesehre beleidigt glaubt. Ähn-
hriften bestehen seit 1867 im österr. Heere.
htsanwälte bestehen nach der Deutschen
altsordnung vom 1. Juli 1878 ebenfalls
ben sind der Vorstand der betreffenden
mmer jedes Oberlandesgerichtsbezirks in
ng von fünf Mitgliedern. Berufung von
ilen geht an den **Ehrengerichtshof**,
em Präsidenten des Reichsgerichts, drei
n des Reichsgerichts und drei Mitgliedern
tskammern bei dem Reichsgericht besteht.

hausen (slow. Ernos), Markt mit einem
n Gerichtsbezirke und der Bezirkshaupt-
t Leibnitz in Untersteiermark, am rechten
de der Mur und an der Österreichischen
(Wien-Triest), zählt (1880) 624, als Ge-
06 E., welche Wein-, Obst- und Holzhan-
. Das Schloß gewährt eine Übersicht
nze Ebene des Leibnitzer Feldes und ent-
hensweretes Mausoleum der Fürsten von
, die ehemals Herren von E. und der
üter in der Umgebung waren. Jetzt ge-
Schloß dem Freiherrn Karl von Bruck.

kränkung, s. Beleidigung.

legion (Légion d'honneur), jetzt der
Frankreich bestehende Orden, durch das
29. Floreal des Jahres X (19. Mai 1802)
tung aller Dienste und Verdienste im Mi-
Civilfach errichtet. Die Verwaltung des
sorgt ein Großkanzler, der direkt mit dem
rhaupt verkehrt und das Ordenshaus
rie de la légion d'honneur) in der Rue
Paris bewohnt. Der Orden besteht aus
ffizieren, Kommandeuren, Großoffizieren
kreuzen. Die Ordensmitglieder werden
zeit ernannt. Die Zahl der Mitglieder
änkt; die der Offiziere 4000, die der Kom-
1000, die der Großoffiziere 200 und die
reuze 80. Ausländer, welchen der Orden
wird, sind bei dieser Zahl nicht mit ein-
Dieselben werden bloß «zugelassen», nicht
men, und leisten keinen Rittereid. Die
oration ist ein Stern mit fünf doppelten
und einer Krone darüber. Auf der Vor-
igte derselbe das von einem Eichen- und
nz eingefaßte Bildnis Napoleons I., mit
ift: «Napoléon, Empereur des Français»,
er andern Seite den kaiserl. Adler mit der
Honneur et Patrie». Nach der Restaura-
an die Stelle jener Darstellung das Bild-
ichs IV. und die Lilien der Bourbonen,
tere 1830 wieder beseitigt wurden, und
re Regierungsform drückte dem Orden
mpel auf. Die weißemaillierte Dekora-
n Silber für die Ritter und von Gold für
smitglieder höherer Grade. Die Ritter
Dekoration auf der linken Seite der Brust
roten Bändchen. Die Offiziere tragen sie
en Stelle mit einer Art Knopf von rotem
Band (Rosette). Die Kommandeure tragen die Dekoration übers Kreuz an einem breitern roten Bande. Die Großoffiziere tragen rechts auf der Brust einen Schild oder fünfstrahligen Stern, mit Brillanten besetzt und ganz von Silber, außerdem noch das Offizierkreuz. Die Großkreuze tragen ein breites rotes Band schärpenartig, über die rechte Schulter hinübergehend und mit einem unten daranhängenden Kommandeurkreuz, außerdem noch an der linken Seite der Brust einen Stern wie die Großoffiziere. Man schultert das Gewehr vor Offizieren und Rittern; vor den Großkreuzen, Großoffizieren und Kommandeuren wird das Gewehr präsentiert. Zu der E. gehört eine Erziehungsanstalt für die Töchter der Ordensmitglieder, Maison-Nationale, in St.-Denis, womit zwei Succursalen verbunden sind, die eine in dem alten Schlosse zu Ecouen, die andere in dem ehemaligen Kloster Les Loges im Walde von St.-Germain. Alle drei stehen unter der Autorität des Großkanzlers, welcher die Zöglinge zur Ernennung dem Staatsoberhaupt vorschlägt. Vgl. Jerrold, «The story of the Legion of Honour» (Lond. 1855); H. Schulze, «Chronik sämtlicher bekannten Ritterorden und Ehrenzeichen» (3 Bde., Berl. 1855—78).

Ehrenmarschall, s. unter Ehrengerichte.

Ehrenmitglied einer Korporation oder Gesellschaft ist eine Person, welcher durch die erteilte Aufnahme ein Beweis von Hochachtung gegeben werden soll, ohne daß sie irgend eine Pflicht eines Mitglieds zu erfüllen hat. Urkunde der Ehrenmitgliedschaft ist das Ehrendiplom.

Ehrenpauken gelten als Ehrenzeichen für die Kavallerie. In früherer Zeit hatten die Kürassierregimenter meist Kesselpauken im Gebrauch; dieselben wurden Ehrenpauken genannt, wenn sie vom Feinde erobert und demnächst den Regimentern vom Kriegsherrn verliehen waren. Zeichneten sich Dragoner- und andere Kavallerieregimenter rühmlich aus, so wurden ihnen ebenfalls Pauken verliehen, um sie dadurch zu dem Range der schweren Kavallerie, die stets als eine Art Elite galt, zu erheben.

Ehrenposten nennt man Schildwachen, die als Ehrenbezeigung für bestimmte Persönlichkeiten dienen. Sie sind entweder Doppel- oder Einzelposten; erstere werden gewöhnlich den regierenden Herrschern sowie den Mitgliedern ihrer Familie, fremden Fürsten, Feldmarschällen und den Höchstkommandierenden der Truppen, letztere den Generalen und höhern Truppenbefehlshabern gestellt.

Ehrenpreis, Pflanzengattung, s. Veronica.

Ehrenrechte (Bürgerliche), nennt man den Inbegriff der Befugnisse der Ortsbürger, welche sich auf die Teilnahme an der Führung der Gemeindeangelegenheiten beziehen, auf das Stimmrecht bei Wahl der Gemeindevertretung und Wählbarkeit zu diesem wie zu andern Gemeindeämtern, ferner anderer durch Vollgenuß der Ehre bedingter Einzelbefugnisse vorwiegend öffentlicher Natur. Die Ausübung dieser E. ist entweder durch besondere Erfordernisse, z. B. den Besitz eines gewissen Vermögens oder Einkommens, bedingt, oder sie steht in der Regel allen im Gemeindebezirk sich aufhaltenden männlichen Bürgern zu und geht nur durch besondere Ursachen, wie unehrenhafte Handlungen, Konkurs, Empfang von Almosen u. dgl., teils für immer, teils nur für gewisse Zeiten verloren. (S. unter Ehrenstrafen.) Nicht zu verwechseln mit E. ist das Ehrenbürgerrecht (s. d.).

Ehrenschüsse sind Zeichen der Ehrerbietung, die bei besondern Anlässen aus Gewehren oder Geschützen abgefeuert werden. So werden regierende Fürsten beim Eintritt in Festungen von auf den Wällen aufgestellten Geschützen begrüßt; ein Kriegsschiff, das in einen fremdländischen Kriegshafen einläuft, salutiert mit seinen Geschützen die Landesflagge und empfängt von den Wallgeschützen den Gegengruß; Familienereignisse in den Kreisen der regierenden Fürstengeschlechter, wie Geburten, Trauungen, werden den Bewohnern der Residenzstädte durch Kanonenschüsse verkündet; bei Begräbnissen von Offizieren und Soldaten, welche Feldzüge mitgemacht haben, werden Ehrensalven aus Gewehren über das offene Grab gefeuert, während gleichzeitig Kanonen dem Dahingeschiedenen den letzten Gruß nachrufen; nach gewonnenen Schlachten wird ein Dankgottesdienst abgehalten, zu dessen Schluß die Kanonen in das Te Deum laudamus einstimmen etc.

Ehrenstrafen, bei denen dasjenige Gut, welches dem Schuldigen zur Strafe entzogen oder verkürzt wird, wesentlich nur die Ehre sein soll, wie bei den Römern in manchen Fällen der Infamie (s. d.), nach deutschen Rechten bei Ausstellung an den Pranger, kommen in der frühern Gesetzgebung vielfach vor. Es ist dabei übersehen, daß zwischen der Ehre und der allgemeinen Persönlichkeit ein untrennbarer Zusammenhang besteht, daß daher derartige Strafen sämtliche Güter des Verurteilten mit treffen müssen. Die neuere Zeit ist sowohl von diesen als von andern E., welche als bloß beschämende bezeichnet werden (wie die Abbitte, Ehrenerklärung [s. d.], Widerruf bei Injurien) oder gar auf das Gemüt wirken sollen (wie die Kirchenbuße), meistens abgegangen (anders Schweden, einzelne schweiz. Kantone, Rußland); nur die gelindeste E., der Verweis, pflegt noch erkannt zu werden. Dagegen findet sich noch die Ehrlosigkeit als Nachwirkung gewisser schwerer Strafen, ingleichen der Verlust des öffentlichen Vertrauens oder der bürgerlichen Ehrenrechte unter Unfähigkeitserklärung zu Staats- und Gemeindeämtern als Folge der Verurteilung wegen leichterer gemeiner Vergehen.

Nach dem Deutschen Reichs-Strafgesetzbuch zieht Verurteilung zur Zuchthausstrafe dauernde Unfähigkeit zum Dienste im Heere und in der Marine, sowie dauernde Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter (Advokatur, Anwaltschaft, Notariat, Geschwornen- und Schöffendienst) von Rechts wegen nach sich (§. 31). Neben Todes- und Zuchthausstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte (§. 32) und muß darauf bei Meineid (§. 161) und schwerer Kuppelei (§. 181) erkannt werden; neben Gefängnisstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte nur dann erkannt werden, wenn die Dauer der erkannten Strafe drei Monate beträgt und entweder das Gesetz den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte ausdrücklich zuläßt, oder die Gefängnisstrafe wegen Annahme mildernder Umstände an Stelle von Zuchthausstrafe ausgesprochen wird (§. 32).

Die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte bewirkt dauernden Verlust der aus öffentlichen Wahlen hervorgegangenen Rechte, der öffentlichen Ämter, Würden, Titel, Orden und Ehrenzeichen, die Unfähigkeit, während der im Urteile bestimmten Zeit die Landeskokarde zu tragen, in das Heer oder in die Marine einzutreten, öffentliche Ämter, Würden, Titel, Orden und Ehrenzeichen zu erlangen, in öffentlichen Angelegenheiten zu stimmen, zu wählen, gewählt zu werden oder andere polit. Rechte auszuüben, Zeuge bei Aufnahme von Urkunden zu sein, Vormund, Nebenvormund, Kurator, gerichtlicher Beistand oder Mitglied eines Familienrats zu sein, außer es handle sich um Verwandte absteigender Linie und die obervormundschaftliche Behörde oder der Familienrat erteilte die Genehmigung (§. 34). Außerdem tritt in gewissen Fällen Stellung unter Polizeiaufsicht (surveillance de la haute police) ein. Strenger sind die franz. Bestimmungen betreffs der interdiction légale, der dégradation civique und des bannissement. Endlich kann gegen Personen von 12—18 Jahren bei Vergehen und Übertretungen in besonders leichten Fällen auf Verweis erkannt werden. Ziemlich allgemein ist gegenwärtig anerkannt, daß der Gesetzgeber, wenn vielleicht auch nicht ganz in dem oben bezeichneten Umfange, schon zum Zweck gleichmäßiger Handhabung der Rechtspflege, jene mehr oder minder direkt vom Staate abgeleiteten Berechtigungen zeitweilig oder dauernd mit vollem Recht entziehen dürfe. Ebenso kommt man immer mehr von der Ansicht ab, daß E. dem Besserungszwecke der Strafe widersprächen. Zum Teil kann man dies jetzt höchstens noch von der oft falschen Durchführung der Polizeiaufsicht sagen.

Vgl. gegenüber der Schrift von Groß, «Über die Ehrenfolgen bei strafgerichtlichen Verurteilungen» (Graz 1874), die Schrift von Wahlberg, «Die Ehrenfolgen der strafgerichtlichen Verurteilung» (Wien 1864); derselbe, «Prinzip der Individualisierung» (Wien 1869); derselbe, «Kriminalistische und nationalökonomische Gesichtspunkte mit Rücksicht auf das Deutsche Reichs-Strafrecht» (Wien 1872); Rehwisch, «Über den Wert der E.» (Berl. 1876).

Ehrenstücke (herald.), soviel wie Heroldsfiguren (s. d.).

Ehrensvärd ist der Name einer schwed. Familie, die aus Deutschland stammt, wo sie Scheffer hieß. Der schwed. Stammvater Johann Jakob E., geb. 11. Mai 1666, war ein tapferer Artillerieoffizier im Dienste Karls XII. und starb 6. Okt. 1731 als Oberst. — Sein Sohn, Augustin, Graf E., geb. 29. Sept. 1710, hat sich namentlich als Erbauer der Festungswerke zu Sweaborg und als Schöpfer der schwed. Schärenflotte einen Namen gemacht. Er führte auch im Siebenjährigen Kriege kurze Zeit den Oberbefehl, wurde in den Grafenstand erhoben und starb 4. Okt. 1772 zu Saris in Finland als Feldmarschall. — Karl August, Graf E., Sohn des vorigen, geb. 5. Mai 1745, diente in Pommern an der Seite seines Vaters, studierte das franz. Seewesen in Brest und half dem Vater bei der Anlegung von Sweaborg und dem Bau der Schärenflotte. Im Alter von 32 J. war er schon Oberst, und sieben Jahre später (1784) wurde er zum Oberadmiral ernannt. Als solcher führte er beim Ausbruch des russ. Kriegs den Befehl in der ersten Seeschlacht zu Swensksund 24. Aug. 1789 und hatte schon eine Abteilung der russ. Flotte geschlagen, als die Hauptmacht derselben in den Sund eindrang. Sein Plan, sich zurückzuziehen, wurde vom König Gustav III. nicht gutgeheißen; daher legte er den Befehl nieder. Nach dem Tode Gustavs III. stellte ihn die neue Regierung 1792 mit dem Titel eines Generaladmirals an die Spitze des ganzen Seewesens; doch da ihm diese Stellung nicht zusagte, trat er zurück, um sich nun für sein übriges Leben ganz dem Studium der Naturwissenschaften und der Kunst zu widmen. Von seinen

Vater, welcher meisterhaft zeichnete, in Öl malte und gravierte, hatte E. sowohl die militärischen als künstlerischen Anlagen geerbt, auch Muße gefunden, sie auszubilden. Eine 1780—82 nach Italien unternommene Reise hatte ihn für das Antike begeistert und ihn zu seiner «Reisebeschreibung» (Stockh. 1786, mit Kupfern) und zu der klassischen Schrift «Die Philosophie der schönen Künste» (Stockh. 1786) veranlaßt. Er war ein Geistesverwandter Winckelmanns, den er jedoch nicht kannte. Für die moderne Kunst hatte er wenig Sinn, nur in den Werken der Alten wollte er die echte Schönheit anerkennen. Mit den damals in Schweden herrschenden Anschauungen standen seine Ansichten im schreiendsten Widerspruche, weshalb er von seinen Bekannten als genialer Sonderling angestaunt wurde, während die übrigen ihn nicht beachteten. Erst später entwarf Atterbom im «Phosphoros» (1813) und nachher in «Svenska Siare och Skalder» (Bd. 1) von ihm eine treffliche Charakteristik, und seitdem haben Hammarsköld, Beskow, Malmström, Ljunggren («Parallele zwischen E. und Winckelmann» in den «Svenska Akademiens Handlingar», Bd. 29), Nyblæus u. a. sein System ins Licht gesetzt. E. starb 21. Mai 1800 in Örebro auf einer Reise. Seine «Skrifter» wurden wiederholt gedruckt (zuletzt Stockh. 1866).

Ehrentafeln, s. unter Ehrengerichte.

Ehrentage oder Respekttage nennt man denjenigen Zeitraum nach dem Zahlungstage des Wechsels, bis zu dessen Ablauf der Wechselinhaber mit der Präsentation zur Zahlung und Protesterhebung warten darf oder warten muß. Danach sind die E. entweder zum Besten des Wechselinhabers oder zum Besten desjenigen, der zahlen soll, eingeführt; zum Besten des erstern, damit er nicht mit seinem ganzen Wechselrecht an die Innehaltung eines einzigen, ihm vielleicht geschäftlich oder sonstwie höchst unbequemen Tages gebunden ist; zum Besten des letztern, damit er noch eine gewisse Gnadenfrist zur Anschaffung der nötigen Geldmittel erhalte. Diese zweite Art von Respekttagen hat die Deutsche Wechselordnung als nutzlos wegfallen lassen, und bloß auf sie bezieht sich der Inhalt des Art. 33: «Respekttage finden nicht statt.» Dagegen hat Art. 41 die Respekttage zu Gunsten des Wechselinhabers beibehalten und als solche die beiden folgenden Werktage nach dem eigentlichen Zahlungstage anerkannt. Der Wechselinhaber hat daher das Recht, auch noch an einem dieser beiden Tage den Wechsel zur Zahlung zu präsentieren und Protest mangels Zahlung erheben zu lassen.

Ehrentrompeten werden den Militärmusikchören zuweilen als Geschenk seitens der Chefs der Regimenter, zuweilen auch als Belohnung seitens des Kriegsherrn verliehen.

Ehrenwachen stellt man den Souveränen oder Mitgliedern ihrer Familien bei Besuchen fremder Hauptstädte oder militärischer Garnisonen. Sie bestehen gewöhnlich aus einem geschlossenen Truppenkörper, sind aber selten über eine Kompagnie stark. Die E. ziehen zum Empfange des Gastes mit der Fahne und der Musik auf dem Bahnhofe u. s. w. auf, werden dann aber der Regel nach unmittelbar nach der Ankunft in ihre Kasernements entlassen.

Ehrenwaffen wurden in Frankreich während der Revolutionskriege zur Belohnung der Tapferkeit eingeführt und bestanden in Degen und Gewehren für Infanteristen, in Pistolen und Säbeln für Kavalleristen, in eroberten Geschützen für Generale u. s. w. Nach Einführung des Ordens der Ehrenlegion wurden die E. durch letztern ersetzt. In Rußland werden noch gegenwärtig Ehrensäbel und Degen für hervorragende Thaten verliehen, die die Inschrift «Sa chrobostj» («Für Tapferkeit») tragen. Die Türkei belohnte tapfere Thaten, solange sie keine Orden besaß, mit E. und behielt diese Auszeichnung Ausländern gegenüber noch längere Zeit bei, da ursprünglich ihre Orden nur an Muselmanen verliehen werden sollten. Zu den E. sind auch diejenigen Säbel und Degen zu rechnen, welche hochgestellten Führern von den Offizierkorps gelegentlich ihrer Dienstjubiläen überreicht werden; dieselben zeichnen sich in diesem Falle meist durch vorzügliche Arbeit und verhältnismäßigen Wert aus, zu ihnen gehören auch die geweihten Schwerter, welche wiederholt von Päpsten Heerführern zugeteilt worden sind.

Ehrenwort, s. unter Ehre.

Ehrenzeichen sind ordensähnliche Dekorationen, die in den meisten Staaten bestehen und teils aus besonderer Veranlassung, z. B. bei einer Krönung, für eine bestimmte Waffenthat (Sturm der Düppeler Schanzen 1864), für einen Feldzug (Kriegsdenkmünze für 1870—71), für eine bestimmte Dienstzeit, teils an solche Personen verliehen werden, die zufolge der Ordensstatuten ihres Grades wegen mit einem Orden nicht ausgezeichnet werden können. Sie bestehen aus Kreuzen, Medaillen, Schnallen u. s. w., die auf der Brust an einem Bande getragen werden. Sie zerfallen in die eigentlichen Ehrenzeichen, die Dienstauszeichnungen, die Medaillen und Kriegsdenkmünzen. Von den letztern bestehen z. B. in Preußen die Kriegsdenkmünze für 1813—15, die Erinnerungs-Kriegsdenkmünze für 1813—15, die Hohenzollernsche Denkmünze, das Düppeler Sturmkreuz, die Kriegsdenkmünze für 1864, das Alsenkreuz, das Erinnerungskreuz für 1866 und die Kriegsdenkmünze für 1870—71.

Ehrenzeichen (Allgemeines), königl. preuß. Ordensdekoration, bestehend in einer silbernen Medaille, am Bande des Roten Adlerordens zu tragen; es wird zur Belohnung für die dem Staate geleisteten Civilverdienste verliehen. Auch königl. sächs. Ordensdekoration, an Stelle der frühern Silbernen Medaille zu dem Verdienstorden und dem Albrechtsorden vom König Albert 31. Jan. 1876 gestiftet und zur Belohnung und Anerkennung solcher Personen bestimmt, welche durch rühmliche Handlungen oder durch außerordentliche verdienstliche Leistungen sich Anspruch auf die Erkenntlichkeit des Regenten erworben haben. Dasselbe besteht aus einem bronzenen Kreuze, welches im Mittelschilde auf der Vorderseite die königl. Namenschiffre mit der Krone, auf der Rückseite das sächs. Wappen, umgeben von einem Eichenkranze, zeigt und an einem grünen, dreimal weiß gestreiften Bande getragen wird.

Ehrfurcht, der höchste Grad der Ehrerbietung, ist das Gefühl der Hingabe an das, was man größer empfindet als sich selbst, sei es eine Person oder eine geistige Macht, welche über den Personen steht, wie Vaterland, Wissenschaft, Kirche, Staat, Menschheit, Gottheit. Das Kind empfindet E. gegen die Eltern als die Personen, welche für sein Heil sorgen und denen es sich daher zur Führung und Leitung ganz zu überlassen hat

als seinen Schutzmächten, welche ihm in jeder Hinsicht das ersetzen, was ihm an eigener Kraft noch abgeht und es erst durch ihren Beistand gewinnen soll. Andere Fälle, wo einzelne Personen, und zwar ohne notwendigerweise an geistiger Macht die übrigen zu überragen, dennoch deren E. in Anspruch nehmen, sind die, wo diese Personen als Träger und Repräsentanten ehrfurchterweckender Ideen erscheinen. In solchen Fällen bezeichnet man das Ehrfurchterweckende als erhaben, groß oder majestätisch, wie man z. B. den Regenten der Staaten Majestät zuschreibt als den Repräsentanten der im Staate sich vollziehenden Gerechtigkeit. Die tiefste und vollkommenste E. ist die sich auf die höchste und lebendigste Macht in und über allen Personen beziehende religiöse E. Bei ihr ist der Gegenstand der höchste, die Hingabe die vollkommenste.

Ehrgeiz ist der heftige Trieb nach der öffentlichen Anerkennung unsers persönlichen Werts. Dieser Trieb fällt in seiner gesunden und natürlichen Gestalt als Ehrgefühl und Ehrliebe zusammen mit dem Triebe nach dem Guten selbst. Denn die natürliche Folge des Guten ist jene Anerkennung, und daher schließt ein Mangel am Bewußtsein dessen, was man seiner Ehre schuldig ist, den Tadel moralischer Schwäche oder Trägheit in sich. Das Krankhafte, welches dem E. als Leidenschaft beigemischt ist, fängt erst da an, wo einem Menschen mehr an jener Anerkennung gelegen ist als am Guten selbst, wo er also bereit ist, das Gute zu unterlassen, sobald diese Anerkennung nicht dadurch zu verdienen ist, oder auch sich dieselbe wohl auf unlautern Wegen, wie durch Überhebung, Einschüchterung, Schmeichelei oder neidische Herabsetzung fremden Verdienstes zu verschaffen sucht.

Ehrh., bei botan. Namen Abkürzung für Ehrhardt (Friedr.), Botaniker, geb. 1742 zu Holderbank im Kanton Bern, war erst Apotheker, studierte als Apothekergehilfe in Stockholm unter Bergius und in Upsala unter Linné und starb 1795 als kurfürstl. Botaniker am Garten zu Herrenhausen bei Hannover. Seine Herbarien veröffentlichte er in Form von Dekaden («Plantae cryptogamicae 34 Decc.; Calamariae, Gramina et Tripetaloideae 14 Decc. etc.»); außerdem schrieb er «Beiträge zur Naturkunde» (7 Bde., 1787—92).

Ehrhardt (Karl Ludw.), Historienmaler, geb. zu Berlin 21. Nov. 1813, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium daselbst und dann die Akademie, wo er jedoch nur die Vorbereitungsstudien durchmachte. Im J. 1832 begab er sich nach Düsseldorf, um unter C. Sohn und Schadow in der religiösen Malerei sich fortzubilden. Daneben betrieb er auch die Porträtierkunst. Unter den Bildern jener frühesten Zeit fanden seine Tochter Jephthas und Christus bei Martha und Maria bereits viele Anerkennung. Seit 1839 hielt er sich in Dresden auf, wo damals Ed. Bendemann die Ausschmückung der Säle im königl. Schlosse besorgte, der sich E.s als Gehilfen bediente. Diese Arbeiten nahmen ihren Verlauf bis 1853, schon 1846 aber wurde der Künstler zum Professor der königl. Akademie ernannt. In seinen histor. Kompositionen neigt E. mit Vorliebe den Stoffen der romantischen Poesie zu (Melisendis und Rudello nach dem Gedicht Uhlands, 1841, im königl. Schloß Bellevue in Berlin; Rinaldos Abschied von Armiden, 1842), auch eigentlich geschichtliche Gegenstände aus dem Mittelalter stellt er häufig dar (Versöhnung Ludwigs des Bayern und Friedrichs von Österreich; Karl d. Gr. und Fastrada, 1860); daneben lieferte E. zahlreiche Kirchen- und Altargemälde, von welchen als die hervorragendsten Magdalena an dem leeren Grabe, der segnende Heiland (für Kurland), die Himmelfahrt des Herrn (großes Altarblatt für Crostwitz, 1865) zu erwähnen sind. Einer andern Richtung gehören an: Karl V. in St.-Just (1854), Luther und die beiden schweizer Studenten in Jena (leipziger Städtisches Museum, 1864), endlich sein größtes Werk, die drei Wandgemälde in der Aula des Gymnasiums zu Bautzen, welche die kulturgeschichtliche Entwickelung der Wissenschaften vorstellen; sie wurden 1871—76 ausgeführt. Von E.s Porträts nimmt das des Malers Ludwig Richter (1851), sowie das des Königs Friedrich August (1854) die erste Stelle ein. Für Glasfenster, besonders in Kirchen Englands, entwarf der Künstler Kartons, als Illustrator gab er das «Balladenbuch» (bei G. Wigand in Leipzig) heraus. Ein wertvolles Werk ist endlich seine deutsche Umarbeitung des «Handbuch der Ölmalerei» von Bouvier (6. Aufl., Braunschw. 1882).

Ehrlich (Alfr. Heinr.), Musikschriftsteller, geb. 5. Okt. 1823 zu Wien, bildete sich unter Henselt und Thalberg zum Pianisten aus, wurde 1852 Hofpianist des Königs von Hannover und lebt seit 1862 als Musiklehrer und Musikreferent in Berlin; 1875 erhielt er den Professortitel. Er veröffentlichte auch (anonym) mehrere Romane: «Abenteuer eines Emporkömmlings» (2 Bde., Frankf. a. M. 1858), «Kunst und Handwerk» (3 Bde., Frankf. a. M. 1861).

Ehrlicher Makler, Citat aus einer Reichstagsrede des Fürsten Bismarck vom 19. Febr. 1878, worin er angesichts des Projekts eines in Berlin behufs Regelung der Orientfragen abzuhaltenden europ. Kongresses die Stellung Deutschlands zur Orientfrage präzisierte und hervorhob, daß Deutschland mit dem Kongreß die Rolle der Vermittelung des Friedens zufalle. Diese Vermittelung denke er sich nicht so, daß bei divergierenden Ansichten Deutschland den Schiedsrichter spiele, sondern mehr die eines ehrlichen Maklers, der das Geschäft wirklich zu Stande bringt. Das Citat ist sprichwörtlich geworden.

Ehrlosigkeit, s. Infamie.

Ehrmann (François Emile), franz. Maler, geb. 1833 zu Straßburg, bildete sich in der École des beaux arts in Paris zunächst zum Architekten aus. Später ging er zur Malerei über und wurde Schüler von Gleyre. Nach einem längern Aufenthalt in Italien stellte er 1865 sein erstes Gemälde aus, eine angelnde Sirene darstellend (früher im Museum in Straßburg, 1870 während der Belagerung verbrannt). Diesem folgten: Der Eroberer, die von Theseus verlassene Ariadne (1873, im Museum des Luxembourg), die an der Sonne vorübergehende Venus (1875); Paris, die Nationen zum Wettstreit in Kunst und Industrie einladend (1879).

Ehstland, Gouvernement der russ. Ostseeprovinzen, s. Estland.

Ei heißt in der Sprache der Wissenschaft der Keim, aus welchem sich alle durch geschlechtliche Fortpflanzung entstehenden organischen Wesen, Pflanzen sowohl als Tiere, entwickeln. Ihrem eigentlichen Wesen nach durch die ganze Tierreihe übereinstimmend, sind die Eier in den verschiedenen Ordnungen und Klassen, was äußere Form, Ausstattung und Größe anlangt, außerordentlich

verschieden. Das Ei der Säugetiere und des Menschen ist ein fast mikroskopisch kleines Schleimklümpchen, eine Zelle von $^1/_{20}$ bis $^1/_{10}$ mm Durchmesser. Diese Zelle besteht aus einer zarten, durchscheinenden Hülle; darin befindet sich der Dotter, eine fett- und eiweißhaltige Substanz, in dem Dotter der Zellenkern, hier **Keimbläschen** genannt, der wiederum ein noch kleineres Gebilde, den Keimstock, enthält. Durch Teilung des Keimbläschens und durch Wiederholung dieses Vorgangs (Dotterklüftung) entwickelt sich in dem Ei, sofern es befruchtet wurde, eine reichliche Anhäufung von Zellen (Dotterkugeln), aus welchen die Embryonalanlage sich bildet, deren weiteres Wachsen bei den Säugetieren und dem Menschen dadurch ermöglicht wird, daß das in dem Leibe der Mutter verharrende Ei aus dem Blute der Mutter plastische Substanzen aufnimmt, sodaß das Ei bei seiner Ausstoßung (Geburt des Embryo) eine ansehnliche Größe besitzt. Anders bei denjenigen Eiern, welche in unentwickeltem Zustande abgelegt werden (Vögel, Amphibien, Mehrzahl der Insekten u. a.). Hier ist dem Ei neben dem erwähnten Bildungsdotter eine reichliche Menge sog. Nahrungsdotters (das Eigelb des Hühnereies) beigegeben, welcher beim Wachsen des aus dem Bildungsdotter hervorgegangenen Keims verbraucht wird. Während seines Durchgangs durch den Eileiter umwickelt sich das bis dahin nur aus dem Dotter bestehende Hühnerei mit dem von dem Eileiter abgesonderten Eiweiß; hierzu kommt im untern Teile des Eileiters die aus Kalksalzen gebildete Schale, ebenfalls ein Absonderungsprodukt des Eileiters.

Der dem Säugetier-Ei entsprechende Teil des Hühnereies findet sich unter dem Namen des **Hahnentritts** als ein kleiner weißlicher Fleck auf der Oberfläche des in dem Eiweiß schwebenden Dotters, dessen dem Hahnentritt abgewendete Hälfte spezifisch schwerer ist, sodaß der Hahnentritt, wie auch das Ei gewendet wird, stets nach oben, der brütenden Henne zugewendet, liegt. Der Nahrungsdotter nebst dem Eiweiß reichen hin, um das Hühnchen bis zu seinem Auskriechen zu ernähren, während die Porosität der Schale zugleich eine Atmung des jungen Tiers gestattet, insofern jedes bebrütete Ei Sauerstoff aus der Atmosphäre aufnimmt und Kohlensäure dafür abgibt, ganz so wie das erwachsene Tier. Die Eier der beschuppten Amphibien verhalten sich ähnlich den Vogeleiern, nur daß ihre Schale nicht so starr, sondern mehr lederartig ist. Die Eier der nackten Amphibien, z. B. der Frösche, aber gleichen denen der Fische, und beide werden **Laich** benannt. Diese Eier werden meist in großer Menge entleert und sind vermittelst eines zähen Schleims zu größern Klumpen vereinigt; jedes einzelne Ei aber ist von einer durchsichtigen gallertigen Hülle umgeben, einem Produkt des Eileiters. Die äußern Hüllen, worin die Eier abgesetzt werden, sind sehr mannigfaltig gestaltet, und die Eikapseln vieler Schnecken haben z. B. oft einen höchst komplizierten Bau.

Die Eier entstehen bei vielen niedern Tieren an einer unbestimmten Stelle der Körpersubstanz, bei den höher organisierten in den Eierstöcken (s. d.) oder **Ovarien**. Aus diesen gelangen sie in die Eileiter, welche entweder direkt nach außen münden oder sich in ein besonderes Organ zur Weiterentwickelung des Eies, d. h. in die Gebärmutter, öffnen. Das Säugetier-Ei wurde, nachdem Regner de Graaf die im Eierstock enthaltenen Bläschen (Follikel), worin die Eier sich bilden, für das Ei gehalten, 1826 von K. E. von Baer entdeckt und hiermit die eigentliche Grundlage für die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Körpers gelegt.

Die Entwickelung eines Eies ist im allgemeinen nur möglich, wenn dasselbe befruchtet ist, d. h. wenn die männliche Zeugungsflüssigkeit und insbesondere die in derselben schwimmenden geformten Teile, die Samenfäden, zu dem Ei gelangt sind. Eine solche Befruchtung findet entweder schon im Eierstocke statt, oder aber im Eileiter und der Gebärmutter, oder endlich erst, nachdem das Ei gelegt ist. Letzternfalls darf das Ei nur von einer weichen Hülle umgeben sein, damit die Samenfäden ins Innere des Eies gelangen können, wie dies bei den Fröschen und Fischen der Fall ist, deren Eier erst befruchtet werden, nachdem sie den Eileiter verlassen haben. Die Eier vieler Insekten, die behufs der Fähigkeit, überwintern zu können, von einer derben Chitinschale umgeben sind (ähnlich die Krustaceen-Eier, von Wirbeltieren aber die Eier der meisten Fische), haben an einer bestimmten Stelle feine kanalförmige Durchbohrungen, Mikropylen genannt, durch welche die Samenfäden bei der Befruchtung eindringen. Die Eier vieler niedern Tiere, wie z. B. aller derer, welche durch Generationswechsel (s. d.) sich fortpflanzen, sowie diejenigen vieler Insekten machen in Betreff der Unentbehrlichkeit der Befruchtung eine Ausnahme, indem sie sich auch ohne das Hinzukommen der Samenflüssigkeit zu entwickeln vermögen, wobei dann die Befruchtung oft das bestimmende Moment des Geschlechts der Nachkommen bildet. So werden die unbefruchteten Eier der Bienenkönigin Männchen (Drohnen), die befruchteten Weibchen (Arbeiterinnen oder Königinnen). (S. **Parthenogenesis**.) Bei den Pflanzen, bei welchen die Eier im Ovarium festsitzen und sich innerhalb desselben bis zur Reife entwickeln, spielt der **Pollen**, d. i. der aus den Staubfäden entleerte Blütenstaub, die Rolle des männlichen Zeugungsstoffs. Nachdem derselbe auf die feuchte Narbe des Pistills gelangt ist, wächst er zu einem langen Faden aus, welcher in den Kanal des Pistills hinabwächst, bis er an das Ei gelangt ist, um es zu befruchten. Außer der Befruchtung bedarf jedes Ei noch insbesondere einer gewissen Wärme und Feuchtigkeit, um sich zu entwickeln; doch schwankt der nötige Grad beider bei verschiedenen Arten innerhalb sehr weiter Grenzen; das Vogelei bedarf z. B. einer viel höhern Brutwärme als das Frosch- oder Fischei oder als das Pflanzenei. Sobald das Ei befruchtet ist und sich nun weiter entwickelt, wird der Teil seines Inhalts, welcher den Keim des neuen Wesens bildet, Embryo (s. d.) genannt. Die Art der Entwickelung desselben im Ei lehrt die Entwickelungsgeschichte (s. d.).

Alle Eier, insbesondere die mit Nahrungsdotter und Eiweiß reich ausgestatteten Eier der Vögel, Reptilien und Fische, sowie die Samen der Pflanzen, bilden ein vorzügliches Nahrungsmittel, weshalb ihnen auch von den Tieren außerordentlich nachgestellt wird und der Mensch besonders durch die Hühnerzucht und den Getreidebau ihre Produktion zu fördern sucht. Da aus dem Ei und den es umhüllenden Stoffen ein neues Wesen entstehen kann, so ist ersichtlich, daß die Eier alles enthalten müssen, was zum Aufbau und zur

[illegible]

Eiben [illegible], Dorf im sächs. Regierungsbezirk Bautzen, Amtshauptmannschaft Löbau, [illegible] nördlich von Zittau, an der Linie [illegible] der Sächsischen Staatsbahn, zählt (1880) [illegible] E., welche starke Baumwollweberei sowie [illegible] treiben, eine [illegible] und mehrere [illegible] mit [illegible] unterhalten. [illegible] Denkmal von E. [illegible] mit einem 1871 [illegible].

Eibe, Name eines [illegible].

Eibe (Taxus L.), eine [illegible] Europa, Asien, Amerika und im nördlichen Afrika verbreitete Baumgattung [illegible] der zu den Coniferen gehörigen Familie der Taxineen (22. Klasse des Linnéschen Systems). Es sind kleine Bäume mit häufig Nebenzweige bildenden Ästen, zweizeilig stehenden, nadelförmigen, wintergrünen Blättern, welche oben glänzend dunkelgrün, unten matt hellgrün sind und am meisten den Tannennadeln ähneln. Die männlichen Blüten, von bräunlichen Schuppen umhüllt, stehen an der untern Seite vorjähriger Triebe in [illegible]migen Kätzchen, ihre Staubfäden sind in eine Säule verwachsen. Die kleinen weiblichen Blüten stehen vereinzelt ebenfalls an der Unterseite vorjähriger Triebe und erwachsen mit ihren Schüppchen zu einem fleischigen, roten Ring, der ein kleines Steinfrüchtchen einschließt. Die Eibe oder Ybe oder der gemeine Taxus (Taxus baccata L.), ein bis 12 m hoch werdender Strauchbaum, ist heimisch in fast ganz Europa, in Algerien, Armenien und auf den Azoreninseln, findet sich sowohl in der Ebene als in den Gebirgen. Sie erreicht ein Alter von mehr als 1000 Jahren, ist jedoch eine im Aussterben begriffene Holzart. Viele Ortsnamen beweisen, daß die E. früher viel verbreiteter war als jetzt. Sie besitzt große Lebenszähigkeit, schlägt infolge der Zähigkeit, Adven-

[illegible]

Eibenschitz (böhm. [illegible]), Stadt in der [illegible] Mähren, [illegible]

Eibenstock, Stadt in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg, [illegible] Eisenbahn, ist Sitz eines [illegible], einer [illegible] liegt teils auf einem Plateau, teils in zwei [illegible] Thälchen, deren Gewässer sich [illegible] der Stadt vereinigen und in die [illegible] Mulde münden. Sehenswert ist die in neuem Stil erbaute neue Kirche mit schlankem Turm und schönem Rundbild. Die Stadt zählt (1880) [illegible] E. und ist Hauptsitz der Seiden-, Tüll- und Plattstich[illegible] mittels der Stickmaschinen, sowie der Spitzen[illegible] mittels der Näh- und Tamburiernadel; letztere wurde 1775 durch Klara Angermann aus [illegible] hier eingeführt. Die Stadt kam 1533 mit der Herrschaft Schwarzenberg durch Kauf an Sachsen.

Eibisch, Pflanzengattung, s. Althaea.

Eibischwurzel, s. Altheewurzel.

Eibner (Joh. Georg), Architekturmaler, geb. zu Hilpoltstein in der Oberpfalz 16. Febr. 18[illegible], begann seine künstlerische Laufbahn an der [illegible] Akademie in München. Sein erstes Bild, das alte Rathaus in München, wurde 1847 im Münchener Kunstverein ausgestellt. In der Folgezeit erntete er mit seinem regensburger Dom (1849) und Ansicht des bamberger Doms vielen Beifall. Anläßlich einer Rheinfahrt und mehreren Reisen durch Deutschland und die Niederlande von 1850 bis 185[illegible], dann nach Frankreich und Italien (bis 1856) lieferte er eine beträchtliche Anzahl von trefflichen Aufnahmen architektonischer Objekte. Als E. 1860 und 1861 in Begleitung des russ. Fürsten Alexander [illegible]

en besuchte, warf er sich fast ausschließlich auf
quarelltechnik und vollendete so das 65 Blatt
ende Album des Fürsten, von welchem 35
in Berlin erschienen. Seine Aquarelltechnik
solide, den Grenzen dieser Kunstgattung an-
ene; er verschmäht jeglichen, der Ölmalerei
uschten Effekt und versteht es besonders be-
me Motive zu wählen. Der Vortrag ist breit
istreich. Im J. 1868 zog der Künstler durch
n, Venedig, Verona, auch deutsche Städte,
erg, Prag, Freiburg, Ulm lieferten ihm zahl-
Stoffe. Zur Vermählung des Prinzen Leopold
ntwarf E. Ansichten der münchener Liebfrauen-
und der königl. Residenz; eine Kollektion seiner
udien erwarb König Friedrich Wilhelm IV.
rb in München 18. Nov. 1877.

hberger (Joseph), Sänger, geb. 26. Nov.
zu Sbirow bei Prag, widmete sich zunächst
Studien, bevor er 1823 als Don Octavio
ühne betrat. Sein durch Wohlklang, seltene
uer und große Geschmeidigkeit ausgezeich-
Organ hatte eine eigentümliche Wandlung
machen: während es erst der Sopranlage
örte, ging es dann in einen Baß und darauf
en vollen Tenor von großer Schönheit über.
seinem prager Debüt lebte E. kurze Zeit in
folgte 1824 einer Berufung nach Pest, trat
und 1826 in Ofen auf und gehörte von 1826
29 dem Hoftheater an dem Kärntnerthor in
an. Von Kassel aus, an dessen Hoftheater
1829 bis 1831 wirkte, trat er auch neben
chröder-Devrient mit Erfolg in Wien auf,
1831 Mitglied des kölner, 1832 Mit-
des leipziger Stadttheaters und 1835 von
ini nach Berlin berufen. Die Erfolge von
us bewogen E. 1841, Berlin zu verlassen
ach Mainz zu gehen. Später gastierte er
London, sang 1842—43 in Bamberg und
ngen, dirigierte auch im letzten Jahre die
erstérer Stadt, ging aber 1844 nach Kö-
rg und nahm hier, nachdem er 1847 in Riga
n, anläßlich seines 25jährigen Jubiläums
1848 von den Brettern Abschied. Bis zu
am 5. März 1862 in Bremen erfolgten
wirkte er hier, in Königsberg, Tilsit und
als Gesanglehrer. Zu seinen besten Leistun-
hörten: Othello, Max, Cortez, Almaviva,
iavolo, Masaniello, Robert u. a.

hamt, s. unter Eichen.

he (Quercus) ist der Name einer Laubholz-
g aus der 21. Klasse des Linnéschen Systems
er Familie der Fruchtbecherträger (Cupuli-
. Ihre sehr zahlreichen Arten, teils Bäume,
Sträucher, sind namentlich in der gemäßigten
der nördl. Hemisphäre, insbesondere in den
igten Staaten Nordamerikas verbreitet; auch
Zahl derjenigen, welche in den am Mittel-
liegenden Ländern, vorzüglich im Orient und
anien, vorkommen, sehr bedeutend. Dagegen
Deutschland nur drei oder vier Arten, von
zwei allgemein verbreitet und zugleich die
sten aller Eichenarten bezüglich der Brauch-
und Dauerhaftigkeit des Holzes sind. Alle
ngen ihre Blüten mit dem Laubausbruch her-
die männlichen, welche ein meist gelbgrün ge-
, fünf- bis siebenteiliges Perigon und ebenso
langgestielte Staubgefäße besitzen, sind in
herabhängende, sehr lockere Kätzchen geordnet,
aus den obersten Seitenknospen vorjähriger
Triebe entspringen, während die weiblichen Blüten
einzeln oder gebüschelt, an einem bald sehr kurzen,
bald langen Stiele in den Blattwinkeln der jungen,
im Mai oder Juni sich entwickelnden Triebe und
daher höher stehen als die männlichen Kätzchen.
Jede weibliche Blüte ist von einer mehrreihigen
Hülle kleiner Deckschuppen umgeben, durch deren
nach der Blütezeit erfolgende Vergrößerung, gegen-
seitige Verwachsung und Verholzung das die Eichel-
frucht vom Grunde her umschließende, becherför-
mige Organ, das Fruchtschälchen oder der Frucht-
becher (cupula), entsteht. Innerhalb dieser Schup-
penhülle befindet sich ein einziger Stempel, dessen
Fruchtknoten von einem ihm eng anliegenden Pe-
rigon umschlossen ist. Auf dem Fruchtknoten erhebt
sich ein kurzer Griffel mit sechs Narben. Obwohl
der Fruchtknoten sechs Eier enthält, entwickelt sich
aus demselben doch fast immer nur eine einsamige
Frucht, die Eichel, welche, wie auch der Frucht-
becher, unter sehr verschiedenen Formen auftritt,
weshalb die Eichenarten vorzugsweise nach den
Früchten unterschieden werden. Hinsichtlich der
Blätter, welche bei den meisten Arten fiederspaltig
oder buchtig gelappt sind, doch auch bei vielen von
unzerteilter und ganzrandiger Form vorkommen,
zerfallen die E. in sommergrüne Arten (solche mit
im Frühling erscheinenden und im Herbst abfallen-
den Blättern) und in immergrüne Arten (solche mit
mehrere Jahre lang am Baume und lebensthätig
bleibenden, sehr bald lederartigen Blättern). Letz-
tere finden sich vorzugsweise in den Mittelmeer-
ländern. Nach den Früchten kann man die E. in
solche mit ein- und in solche mit zweijähriger Sa-
menreife einteilen. Erstere reifen ihre Früchte schon
im ersten Herbst nach der Blütezeit, letztere erst im
zweiten Herbst. Zu diesen gehört die Mehrzahl der
nordamerikanischen E.

Unter den deutschen E. hat nur die Zerr- oder
österreichische E. (Qu. Cerris *L.*), auch bur-
gundische E. genannt, eine zweijährige Samen-
reife. Diese Art, ausgezeichnet durch spitzlappige
Blätter, fadenförmige Nebenblätter und Knospen-
schuppen und durch die aus fadenförmigen, sperrig
voneinander stehenden Schuppen gebildete Cupula,
ist ein Baum von 16—26 m Höhe, welcher in Nie-
derösterreich, Ungarn, den untern Donauländern,
in Südeuropa und Frankreich wächst und nament-
lich in erstern Waldungen bildet. Die beiden wich-
tigsten deutschen Arten sind die Stieleiche (Qu.
pedunculata *Ehrh.*) und die Traubeneiche (Qu.
sessiliflora *Sm.*, robur *Mill.*, *Willd.*, *p. L.*).
Beide sind sich sehr ähnlich, unterscheiden sich da-
durch, daß bei der Stieleiche die weiblichen Blüten
und Früchte an einem mehr oder weniger langen
Stiele stehen und die Blätter kurz gestielt sind,
während bei der Traubeneiche die weiblichen Blüten
und Früchte einzeln oder traubig gehäuft in den
Blattachseln sitzen, die Blätter aber einen ziemlich
langen Stil haben.

Die zu diesem Artikel gehörige Abbildung auf
Tafel: Laubhölzer und Waldbäume, II, zeigt
Fig. 1 eine frei erwachsene, alte Stieleiche; Fig. 2
ist ein blühender Trieb der Traubeneiche, mit den
lang herunterhängenden männlichen Blütenkätzchen,
in den obersten Blattwinkeln mit den kleinen sitzen-
den weiblichen Blüten; Fig. 3 Triebspitze der Trau-
beneiche mit ausgebildeten Blättern und Früchten;
Fig. 4 Triebspitze der Stieleiche im Winterzustand;
Fig. 5 weibliche Blüte der Stieleiche; Fig. 6 deren

Längsdurchschnitt; Fig. 7 Stück eines männlichen Blütenkätzchens der Stieleiche; Fig. 8 dazugehöriger Staubbeutel und Fig. 9 dessen Querdurchschnitt.

Die **Stiel-**, auch **Sommereiche** genannt, ist durch fast ganz Europa verbreitet, während die **Trauben-** oder **Wintereiche** (wegen ihres härtern Holzes wohl auch **Steineiche**) fast nur im mittlern Europa sich findet und deshalb die eigentliche deutsche E. genannt zu werden verdiente. Beide E. erreichen 30—40 m Höhe. Die Stieleiche vermag unter günstigen Verhältnissen ein Alter von mehr als 1000 Jahren und daher riesige Stärkendimensionen zu erreichen, während die Traubeneiche wohl selten über 6—800 J. alt wird. Die Stieleiche ist vorzugsweise ein Baum der Ebenen, Niederungen, Flußauen und Hügelgelände und blüht im allgemeinen zwei Wochen eher als die Traubeneiche, welche mehr die Gebirgsgegenden liebt, doch in den Gebirgen Deutschlands im Mittel höchstens bis 650 m über das Meer emporsteigt. Beide treten in verschiedenen Gegenden Mitteleuropas, teils für sich allein, teils mit andern Laubhölzern (z. B. Rot- und Weißbuchen, Ulmen, Ahornen, Eschen u. a. m.), oder auch mit andern Nadelhölzern (namentlich Kiefern) gemengt als waldbildende Bäume auf, zumal in den untern Donauländern (in der Bukowina, der Walachei, in Serbien, Kroatien und Slawonien), wo es noch unermeßliche, großenteils noch im Urzustande befindliche Eichenwälder gibt. Mit der Traubeneiche am nächsten verwandt ist die **weichhaarige** oder **Filzeiche** (Qu. pubescens *Willd.*), welche besonders im südlichern Europa, doch vereinzelt auch in Mitteldeutschland und Österreich vorkommt. Sie unterscheidet sich von den andern deutschen Eichenarten durch den samtartigen Filz der zuletzt fast lederartigen Blätter.

Unter den übrigen europ. Eichenarten nehmen die **Korkeichen** jedenfalls den ersten Platz ein. Es gibt zwei verschiedene Arten, die eigentliche oder südl. Korkeiche (Qu. Suber *L.*), eine im südwestl. Europa (namentlich Südspanien und Portugal) und Nordafrika heimische Immergrüneiche mit einjähriger Samenreife und drei Jahre lebendig bleibenden Lederblättern, und die westeurop. Korkeiche (Qu. occidentalis *Gay*), eine im südwestl. Frankreich (den «Landes» von Bayonne), in Nordspanien und Portugal wachsende E. mit zweijähriger Samenreife und nur ein Jahr ausdauernden Blättern. Beide Arten liefern den in den Handel kommenden Kork, welcher sich periodisch in ihrer Rinde erzeugt. (S. **Kork**.) Sehr verbreitet im südl. Europa ist die **gemeine Immergrün-** oder eigentliche **Steineiche** (Qu. Ilex *L.*), ein Baum von 10—20 m Höhe mit eiförmiger Krone und kleinen elliptischen oder eiförmigen, bald ganzrandigen, bald dornig gezähnten Blättern. Ihr Holz gilt für das schwerste und härteste der europ. Eichenarten. Mehrere E. Europas und des Orients haben eßbare Eicheln, so namentlich die orientalische Qu. Aegilops *L.*, eine sommergrüne E., und die westeuropäische und nordafrikanische Qu. Ballota *Desf.*, eine immergrüne E., welche vermutlich bloß eine Varietät von Qu. Ilex ist. Beider Früchte werden in den betreffenden Ländern, wo man sie teils roh, teils geröstet ißt, in großen Massen zu Markte gebracht. Noch sind die **Galläpfeleiche** (Qu. infectoria *Oliv.*), eine in Kleinasien und Persien heimische Art mit ungefähr ein Jahr lebenden Blättern, welche die offizinellen Galläpfel liefert und mit der in Nordafrika und auf der Pyrenäischen Halbinsel wachsenden Qu. Lusitanica *Lamk.*, die ebenfalls Gallen produziert, identisch sein soll, und die **Kermeseiche** (Qu. coccifera *L.*), eine niedrige, strauchige Art mit immergrünen, dornig gezähnten Blättern, welche in den Mediterranländern häufig vorkommt und die Kermesschildlaus (s. **Kermes**) ernährt, zu erwähnen. Unter den nordamerikanischen E., von denen gegenwärtig mehrere als Zierbäume überall bei uns kultiviert werden, sind besonders bemerkenswert: die **Roteiche** (Qu. rubra *L.*), die **Scharlacheiche** (Qu. coccinea *L.*) und die **Sumpfeiche** (Qu. palustris *Mich.*), deren schöngeformte Blätter im Herbst blutrot werden; die durch weiße Rinde und unterseits weißflaumige, sich im Herbst violett färbende Blätter ausgezeichnete **Weißeiche** (Qu. alba *L.*) und die **Färbereiche** (Qu. tinctoria *Mich.*), deren zum Gelbfärben gebrauchte Rinde unter dem Namen **Quercitron** in den Handel kommt.

Fast alle E. sind lichtbedürftige Bäume, weshalb sie, in reinem Bestande erzogen, sich immer selbst licht stellen, wenn sie anfangs zu dicht standen. Deshalb ist es besser, bei Anlage von Eichenwäldern die E. in räumlicher Stellung (durch Anpflanzen von zuvor in Gärten gezogenen Pflänzlingen) zu erziehen. Da unter dem lichten Schirm der E. der Boden leicht verangert, so muß zwischen den Eichenreihen ein Bodenschutzholz, zu dem sich Hainbuchen, Weißtannen, auch wohl Fichten eignen, angebaut werden oder man zieht die E. überhaupt in Vermischung mit andern Laubhölzern, Buchen u. s. w. Ganz besonders eignen sich die E. für Mittel- und Niederwaldbetrieb. Bei der großen Lichtbedürftigkeit dieser Holzarten liefern die alten, freistehenden Oberbäume des Mittelwaldes die beste Holzqualität. Die E. gehören zu den nutzbarsten Laubhölzern der gemäßigten Zone. Außer ihrem wertvollen, namentlich beim Schiff-, Hafen- und Faßbau unentbehrlichen Holze ist die Rinde wegen ihres Reichstums an Gerbstoff (s. **Eichenschälwald**) sehr geschätzt, während die Früchte eine vortreffliche Mast für Schweine abgeben. Die gerösteten Eicheln dienen auch als Kaffeesurrogat, desgleichen, wie auch die Eichenrinde, zu mediz. Zwecken (die Rinde als adstringierendes Mittel, die Eicheln zur Bereitung von Gesundheitskaffee, für skrofulöse, rhachitische oder schlecht genährte Kinder, bleichsüchtige Mädchen und als Mittel gegen chronische Diarrhöen, die gerösteten Eicheln mehrerer orient. Arten in Vermischung mit Zucker, Gewürz, Stärkemehl u. s. w. unter dem Namen **Racahout** als stärkendes Ernährungsmittel zur Bereitung von Suppen und Getränken u. s. w.). In Norwegen verbäckt man gemahlene Eicheln mit Mehl gemengt zu Brot; das in Zeiten der Hungersnot auch in Deutschland aus Eichelmehl zubereitete Brot soll Krankheiten erregt haben. Die E. haben von jeher bei allen Völkern, so schon im grauen Altertum bei den Persern und Israeliten, in hohem Ansehen gestanden; bei den Griechen und Römern waren sie dem Jupiter geheiligt. Bei den Kelten spielte namentlich die auf E. schmarotzende Mistel (s. d.) in der Heilkunde der Druiden eine hervorragende Rolle. In Eichenhainen verehrten bekanntlich auch unsere heidnischen Vorfahren ihre Götter; desgleichen dienten Eichenhaine den alten Deutschen als Versammlungsorte bei gemeinschaftlichen Beratungen, eine Sitte, welche erst durch das

Christentum verdrängt wurde. Vgl. Kotschy, «Die E. Europas und des Orients» (Olmütz 1862, mit 50 kolorierten Kupfertafeln).

Eiche Karls II., Sternbild, s. Karlseiche.

Eicheln sind die Samen des Eichbaums. Sie bestehen aus einem von einer im trockenen Zustande spröden Schale umhüllten Samenkörper und sind durch eine Becherhülse am Stiele befestigt. Die von der Schale befreiten Samen enthalten nach Bibra 35 Proz. Stärkemehl, 8 Proz. Zucker, 7 Proz. Eiweißstoffe, 7 Proz. Gerbsäure, 4 Proz. Fett, 2 Proz. Harz, Spuren von ätherischem Öl, außerdem Gummi, Cellulose u. a. Von Braconnot ist in den E. eine besondere Zuckerart, Quercit (s. d.), aufgefunden. Nach gelindem Rösten im Kaffeebrenner und gröblichem Zerstoßen bilden die E. den Eichelkaffee (Semen Quercus tostum), dessen wässeriger Aufguß als Ersatzmittel des Kaffees namentlich skrofulösen Kindern gegeben wird. Das Palamud der Türken und Racahout der Araber sind identisch mit unserm Eichelkaffee.

Eichelpilz, s. unter Phallus.

Eichen oder aichen, cimentieren, in Süddeutschland pfechten, fechten, sinnen, in Norddeutschland hier und da royen (das holländ. roeyen), heißt zunächst das amtliche Abgleichen und Berichtigen der für den Verkehr zu gebrauchenden Längenmaße, Hohlmaße, Gewichtsstücke, Wagen und Meßwerkzeuge (Alkoholometer, Gasmesser), nach welcher Verrichtung die Richtigkeit der geprüften Exemplare durch Aufschlagen (bei hölzernen Gemäßen durch Aufbrennen) auf gläsernen Alkoholometern (welche früher auf der umschlossenen Papierskala beglaubigt wurden), gegenwärtig durch Aufätzen eines Stempels erkennbar gemacht wird. Die Eichung der Längenmaße (Metermaße u. s. w.), der Hohlmaße, der Gewichte und der Alkoholometer geschieht durch Vergleichung derselben mit beglaubigten Normalen (Originalen), diejenige der Gasmesser durch Vergleichung der Registrierung derselben mit den Angaben beglaubigter Normalkubizierungsapparate. Die erstern werden durch Anlegen an den betreffenden Normalmaßstab geprüft, wobei neben der Richtigkeit der Gesamtlänge auch die der Einteilung beachtet wird. Gewichtsstücke untersucht man durch Abwägen gegen die betreffenden Normalgewichte auf einer genauen Wage. Wagen werden auf ihre Richtigkeit mit Hilfe von Normalgewichten geprüft. Die meiste Mühe verursacht die Eichung der Hohlmaße, besonders der Flüssigkeitsmaße; das Abgleichen dieser letztern wird auch visieren genannt. Für die Trockenmaße zur Messung schüttbarer Körper (Getreide, Sämereien u. s. w.) ist die cylindrische Form vorgeschrieben; Höhe und Weite (Durchmesser) werden geprüft und dann gewöhnlich das Maß mit Hirse, Rübsamen u. dgl. gefüllt, wovon sie ebenso viel aufnehmen müssen wie das Originalgemäß. Die Maße für Kohlen aller Art, Koks u. s. w. haben in Deutschland Kastenform; für Klobenholz dienen Meßrahmen, für Torf Kumte; das Nähere über die Eichung dieser Maße sowie die der Fördergefäße beim Bergbau und der Lösch- und Ladegefäße bei der Schiffsbefrachtung enthält die Eichordnung für den Norddeutschen Bund vom 16. Juli 1869, welche mit der Maß- und Gewichtsordnung vom 17. Aug. 1868 seit dem 1. Jan. 1872 obligatorisch in Kraft getreten ist, nebst den zu der erstern ergangenen Nachtragsbestimmungen.

Zur Eichung zugelassen sind auch Fässer (Gebinde), deren Raumgehalt entweder unmittelbar durch Ausmessen mit Wasser unter Anwendung von beglaubigten Kubizierungsapparaten oder mittelbar durch Wägung der Wasserfüllung unter Anwendung von beglaubigten Decimal-Brückenwagen bestimmt wird. Der gefundene Raumgehalt in Litern wird auf den Fässern aufgebrannt. Die früher vielfach üblich gewesene Eichung der Fässer (Gebinde) durch bloßes Ausmessen ihrer Hauptdimensionen (mittels des sog. Visierstabes) ist fast überall aufgegeben, da ihr Ergebnis ganz unzuverlässig ist. Schankgefäße (Gläser, Krüge u. s. w.), welche zur Verabreichung von Wein, Obstwein, Most und Bier in Gast- und Schankwirtschaften dienen, müssen in Deutschland mit einem den Sollinhalt begrenzenden, durch Schnitt, Schliff, Brand oder Ätzung angebrachten Strich (Füllstrich) und in der Nähe desselben mit der Bezeichnung des Sollinhalts nach Litermaß versehen sein. Das Nähere hierüber enthält das Reichsgesetz vom 20. Juli 1881, betreffend die Bezeichnung des Raumgehalts der Schankgefäße. Die Flaschen sind gewöhnlich vom Eichzwange frei und deshalb nicht zugleich ein zuverlässiges Maß; hier und da aber müssen auch sie für den einheimischen Kleinverkehr geeicht werden, während wieder anderwärts ihre Eichung in das Belieben gestellt ist; in Deutschland unterliegen Flaschen, welche zur Verabreichung von Wein, Obstwein, Most und Bier in Gast- und Schankwirtschaften dienen, sofern sie nicht fest verschlossen (versiegelt, verkapselt, fest verkorkt u. s. w.), sind, hinsichtlich der Markierung und Bezeichnung des Sollinhalts den Bestimmungen des vorbezeichneten Reichsgesetzes vom 20. Juli 1881.

Die Eichordnungen schreiben den Eichämtern und Eichmeistern in allen diesen Beziehungen das Nötige vor, bestimmen zugleich, um welchen Bruchteil das geeichte Maß oder Gewicht allenfalls zu klein oder zu groß sein darf, ohne vom Gebrauch ausgeschlossen zu werden (Toleranz, Remedium), und enthalten den Tarif der zu entrichtenden Eichungsgebühren. Das amtliche Abgleichen der Gold- und Silbermünzen ist Sache der Münzstätten und wird Justieren (s. d.) genannt. Das Eichungswesen und das gesamte Maß- und Gewichtswesen untersteht in mehrern Ländern eigenen Oberbehörden, so in Deutschland der kaiserl. «Normal-Eichungs-Kommission» in Berlin, in Österreich und in Ungarn den Staats-Central-Eichungskommissionen in Wien und Budapest.

Eichen wird auch die Inhaltsbestimmung irgend welches beliebigen Behälters genannt, den man dann, gestützt auf seine bekannte Raumgröße, als Meßgefäß benutzen will.

Das Eichen der Schiffe (die Schiffseiche) ist die Ermittelung ihrer Tragfähigkeit oder Lastigkeit, d. h. des Maximums ihres dem Gewicht nach verstandenen Tonnengehalts, wobei man natürlich von ihrem Fassungsraume ausgeht; da hierbei eine direkte Ausmessung des Hohlraums nicht stattfinden kann, so bestimmt man denselben nach empirischen Formeln durch Rechnung, unter Zugrundelegung gewisser Fundamentaldimensionen, wobei das Verfahren in verschiedenen Ländern verschieden, eine große Genauigkeit aber keinesfalls erreichbar ist. Über die Schiffseiche wird dem Fahrzeuge ein Certifikat ausgestellt, welches z. B. für die Erhebung der Schiffahrtsabgaben als Anhalt dient.

Eichen, Dorf im Großherzogtum Baden, Kreis Lörrach, Amt Schopfheim, mit 430 E., am Eichener See, der, 464 m über dem Meere gelegen, oft plötzlich sein Wasser verliert, sodaß sein Grund als Acker- und Wiesenland benutzt wird, bis er sich, oft erst nach Jahren, wieder füllt.

Eichendorff (Jos., Freiherr von), hervorragender Dichter der romantischen Schule, geb. 10. März 1788 auf dem seinem Vater gehörigen Landgute Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien, bezog 1801 das kath. Gymnasium zu Breslau, studierte von 1805 an die Rechte in Halle und in Heidelberg, begab sich 1808 nach Paris und lebte von 1810 bis 1813 in Wien. Bei Ausbruch des Kriegs trat er im Febr. 1813 als freiwilliger Jäger in die preuß. Armee, in der er, nachdem er im Herbst 1813 Offizier geworden, an den Feldzügen bis 1815 teilnahm. Im J. 1816 kehrte er nach Deutschland zurück, wurde Referendar bei der königl. Regierung in Breslau, 1821 Regierungsrat in Danzig, 1824 in gleicher Eigenschaft nach Königsberg in Preußen und 1831 nach Berlin versetzt, und hier 1841 zum Geh. Regierungsrat im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten ernannt. Im J. 1844 schied er auf sein Ansuchen aus dem Staatsdienst und siedelte 1855 nach Neisse über, wo er 26. Nov. 1857 starb.

E. war nicht nur der letzte deutsche Romantiker, sondern auch der talentvollste und eigentümlichste Jünger dieser Schule. Die Reihe seiner selbständigen Werke beginnt mit dem Roman «Ahnung und Gegenwart» (herausg. von Fouqué, Nürnb. 1815); diesem folgten: «Krieg den Philistern, dramatisches Märchen in fünf Abenteuern» (Berl. 1824), «Aus dem Leben eines Taugenichts und das Marmorbild, zwei Novellen, nebst einem Anhange von Liedern und Romanzen» (Berl. 1826), «Meierbeths Glück und Ende», Tragödie (Berl. 1828), «Ezzelin von Romano», Trauerspiel (Königsb. 1828), «Der letzte Held von Marienburg», Trauerspiel (Königsb. 1830), «Die Freier», Lustspiel (Stuttg. 1833), «Viel Lärmen um nichts» (Berl. 1833), «Dichter und ihre Gesellen», Novelle (Berl. 1834). Hieran schlossen sich eine Sammlung seiner «Gedichte» (Berl. 1837; 10. Aufl., Lpz. 1877), das von ihm bearbeitete treffliche span. Volksbuch «Der Graf Lucanor des Don Juan Manuel» (Berl. 1840; 2. Aufl. 1843), eine Sammlung seiner «Werke» (4 Bde., Berl. 1842; 3. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1883), und seiner «Vermischten Schriften» (5 Bde., Paderb. 1867). Nach seinem Tode erschien noch: «Aus dem litterarischen Nachlaß E.s» (Paderb. 1866).

Das lyrische Element ist bei E. durchweg vorwaltend, weshalb es seinen dramatischen Dichtungen und seinen größern Romanen an Plastik und Rundung fehlt. Dagegen sind seine kleinern Novellen, hierunter vor allen «Aus dem Leben eines Taugenichts», in ihrer Art wahrhafte Meisterstücke. Calderons «Geistliche Schauspiele» übersetzte er mit innigem Verständnis (2 Bde., Stuttg. 1846—53). Alle Romantiker überragt E. als Lyriker; seine Lieder sind tief empfunden, sie atmen eine träumerisch-weiche Stimmung und sind von einem außerordentlichen Wohllaut der Sprache. Während seiner letzten Lebensjahre veröffentlichte E. auch mehrere litterarhistor. Arbeiten, in denen er die Litteratur vom kath. Standpunkte aus beurteilte. Dahin gehören: «Über die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland» (Lpz. 1847), «Der deutsche Roman des 18. Jahrh. in seinem Verhältnis zum Christentum» (Lpz. 1851; 2. Aufl. 1867), «Zur Geschichte des Dramas» (Lpz. 1854; 2. Aufl. 1867) und «Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands» (2 Tle., Paderb. 1857; 3. Aufl. 1866). Auch E.s letzte Dichtungen, wie «Julian» (Lpz. 1853), «Robert und Guiscard» (Lpz. 1855) und «Lucius» (Lpz. 1857) bekunden dieselben kath.-christl. Tendenzen. Zu einem für ihn in Neisse projektierten Denkmal hat Kuno von Üchtritz das Modell entworfen.

Eichenkrone (Orden der), am 29. Dez. 1841 vom König Wilhelm II. der Niederlande für die Angehörigen seines Großherzogtums Luxemburg gestiftet, wird aber auch an Fremde vergeben. Derselbe besteht nach seiner Neuorganisation am 5. Febr. 1858 aus Großkreuzen, Großoffizieren, Kommandeuren, Offizieren und Rittern, sowie einer affiliierten Medaille. Das Ordenszeichen ist ein vierstrahliger silberner Stern, in dessen grün emaillierten Mittelschilde ein goldenes W unter der Krone und umgeben von einem rot emaillierten Spruchbande mit der Devise «Je maintiendrai» innerhalb eines Eichenkranzes. Das Band ist orangegelb mit drei dunkelgrünen Streifen.

Eichenrinde. Die Rinde der verschiedenen Eichen, Quercus robur, pedunculata, sessiliflora, ilex, racemosa, wird wegen ihres hohen Gehalts an Gerbsäure vorzugsweise in der Lederfabrikation, in geringen Mengen auch für pharmaceutische Zwecke verwandt. Die beste Rinde wird von eigens zu diesem Zweck gezogenen, höchstens 25 Jahre alt werdenden Bäumen (Eichenschälwald), die noch nicht mit Borke bekleidet sind, gewonnen; sie bildet die Spiegel- oder Glanzrinde, die für pharmaceutische Zwecke allein verwendbar ist. Die von alten Bäumen gewonnene Rinde bildet, nachdem sie von der Borke befreit ist, die Grob- oder Altholzrinde oder Lohe. Die Spiegelrinde wird 1—2 mm dick, graubraun oder bräunlich, von stark zusammenziehendem Geschmack.

Eichens (Friedr. Eduard), ausgezeichneter Kupferstecher, geb. 27. Mai 1804 in Berlin, besuchte seit 1816 die Zeichenschule der Akademie der Künste, in deren damals unter der Leitung Buchhorns stehende Kupferstichschule er 1819 aufgenommen wurde. Nach Erlangung einiger akademischer Preise trat er 1827 eine Studienreise durch Deutschland über Paris nach Italien an. In Paris arbeitete er unter Forster und Richomme. Ein Jahr darauf ging er in die Kupferstechschule Toschis nach Parma, wo er seine Kunst theoretisch und praktisch drei Jahre lang übte. Dazwischen besuchte er auf kurze Zeit Venedig, wo er das berühmte Bild: die Tochter Tizians, zeichnete (jetzt im Museum zu Berlin befindlich). Er verließ 1831 die Schule Toschis und ging zunächst nach Florenz, wo er eine Zeichnung nach dem Rafaelschen Bilde: die Vision des Ezechiel, machte und das großherzogl. Paar von Toscana für den spätern Stich Toschis porträtierte. Dann kehrte er nach einem kürzern Aufenthalte in Rom und Neapel über Tirol und München nach Berlin zurück. Hier ward er zum Professor ernannt und von der Akademie zum Mitgliede erwählt. Seit 1833 wirkte er bei der Gewerbeschule als Zeichenlehrer. Zu seinen berühmtesten und vorzüglichsten Arbeiten gehören: die Anbetung der heiligen drei Könige nach Rafaels Bild; die Vision des Ezechiel; die heil. Magdalena nach dem Gemälde Domenichinos; das Bild Toschis nach eigener

Zeichnung; die Bildnisse Friedrichs d. Gr., seiner Mutter und seiner Schwester, für die Herausgabe der Werke des Monarchen; die Tochter Tizians; Maria mit dem Kinde aus einer Laubenthür tretend, nach Steinbrück; das Bildnis des Staatsministers von Schön nach J. Wolff; Friedrich d. Gr. und seine Schwester als Kinder, nach Pesne; das Porträt König Friedrich Wilhelms IV., nach einem Biowschen Lichtbilde. Später beschäftigten ihn die Stiche nach den Kaulbachschen Kartons zu den Wandgemälden im neuen Museum zu Berlin, von denen er Homer und die Griechen, die Kreuzzüge und den Babelturm 1865 beendet hatte. Das Reformationszeitalter wurde 1867 gleichzeitig mit den beiden Friesen über den Wandgemälden (12 Platten) beendet. Mit einem Christuskopfe nach Seb. del Piombo schloß E. 1871 seine Thätigkeit als Kupferstecher ab. Seine Nachbildungen tragen den Stempel der Treue und Korrektheit; er gehörte zu den besten Zeichnern seiner Zeit. E. starb 5. Mai 1877 zu Berlin.

Philipp Hermann E., sein jüngerer Bruder, geb. 13. Sept. 1812 zu Berlin, studierte bis 1832 die Malerei in der Schule Hensels, widmete sich aber dann der Lithographie und ging 1835 nach Paris. Von dort aus machte er 1839–41 eine Kunstreise nach Oberitalien. Im J. 1846 wandte er sich wieder nach Berlin, um hier den Mezzotintostich zu erlernen, den er seit 1849 in Paris mit großem Erfolg ausübt. Das Bildnis Rauchs nach L'Allemand, Stiche nach L. Robert, Maes u. a., sowie die Platten La Madonna di Seviglia nach Murillo, Florinde nach Winterhalter, La Martyre nach Delaroche u. a. fanden viel Beifall.

Eichenschälwald, eine besondere Art des Niederwaldbetriebes, zum Zwecke der Erziehung der als Gerbmaterial so wichtigen Eichenjungholzrinde. Da mit dem Aufreißen der Rinde älterer Bäume dieselbe an Qualität verliert, wählt man nur einen etwa 12- bis 20-, selten 25jährigen Umtrieb, welcher die gute, glatte sogenannte Spiegelrinde liefert. Der E. gehört in ein mildes Klima; wo der Wein noch leidlich wächst, wird die Qualität der Rinde am besten. Trotz vielfacher Bemühungen hat die Eichenrinde in der Gerberei noch keinen genügenden Ersatz durch andere Gerbstoffe gefunden, namentlich nicht zur Herstellung guten Sohlenleders. Nach ungefährer Schätzung konsumiert Deutschland jährlich etwa $8^1/_2$ Mill. Ctr. Eichenrinde und produziert auf ungefähr 450000 ha Schälwald nur $2^1/_2$—3 Mill. Ctr. Von den deutschen Eichenarten werden im Schälwald nur Stiel- und Trauben-Eichen genutzt, letzterer gibt man den Vorzug. Vgl. Bernhardt, «Eichenschälwald-Katechismus» (Berl. 1877).

Eichhoff (Frédéric Gustave), franz. Sprachforscher, geb. 17. Aug. 1799 zu Havre, war der Sohn eines kurz vorher in Frankreich eingewanderten Hamburger Kaufmanns. Er besuchte ein Gymnasium in Paris und widmete sich dann den orient. Studien, namentlich dem Sanskrit. Eine Rede, die er in der «Société asiatique» gehalten hatte (1827), lenkte die Aufmerksamkeit des Herzogs von Orléans (Ludwig Philipp) auf ihn, welcher ihn zum Lehrer seiner Kinder in der deutschen Sprache ernannte. Nach der Julirevolution von 1830 wurde E. zum Bibliothekar der Königin ernannt; 1842 erhielt er an der Fakultät zu Lyon den Lehrstuhl der ausländischen Litteratur, 1855 den Titel eines Generalinspektors des Sekundärunterrichts für lebende Sprachen. Er starb zu Paris 10. Mai 1875.

Von E.s Schriften sind hervorzuheben: «Études grecques sur Virgile» (eine Sammlung von allen griech. Stellen, die Virgil nachgeahmt hat; 3 Bde., 1825), «Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde ou Étude des principales langues romanes, germaniques, slavonnes etc.» (1836, deutsch, Lpz. 1840, ein Werk, wofür er von dem König von Sachsen, von dem damaligen Prinzen von Preußen und von der Stadt Hamburg Auszeichnungen erhielt); «Histoire de la langue et de la littérature des Slaves, considérées dans leur origine indienne et leur état présent» (1839); «Dictionnaire etymologique des racines allemandes» (1840, zugleich mit Suckau); «Essai sur l'origine des Scythes et des Slaves» (1845); «Poésie lyrique des Indiens» (1852); «Légende indienne sur la vie future» (1852); «Études sur Ninive, Persepolis, la mythologie de l'Edda» (1855); «Poésie héroïque des Indiens, comparée à l'épopée grecque et romaine» (1860); «Grammaire générale indo-européenne» (1867).

Eichhorn (Nagetier), s. Eichhörnchen.

Eichhorn (Joh. Albr. Friedr.), preuß. Staatsmann, geb. 2. März 1779 zu Wertheim, wo sein Vater Hofkammerrat bei den Reichsgrafen von Löwenstein-Wertheim war, studierte 1796–99 in Göttingen die Rechte und kam 1806 als Assessor an das Kammergericht in Berlin. Er wurde 1810 Kammergerichtsrat und erhielt die Stelle als Syndikus bei der neuerrichteten Universität zu Berlin. Nach dem Aufrufe des Königs zur Volksbewaffnung 1813 widmete E. im Ausschusse für Landwehr und Landsturm zu Berlin dieser Sache seine ganze Thätigkeit und folgte im Herbst desselben Jahres als Freiwilliger der schles. Armee bis zur Einnahme von Leipzig. Hier eröffnete sich ihm ein neuer Wirkungskreis in der dem Minister von Stein anvertrauten Centralverwaltung der von den verbündeten Mächten eroberten Gebiete. Die Wirksamkeit dieser Verwaltung ist von ihm selbst in einer ohne seinen Namen erschienenen Druckschrift: «Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn von Stein» (Deutschland 1814), beschrieben worden. Aus seiner Amtsthätigkeit als Kammergerichtsrat, in die er gegen Ende 1814 zurückgekehrt war, berief ihn nach Wiederausbruch des Kriegs 1815 der Staatskanzler Fürst von Hardenberg, um den Staatsminister von Altenstein in der Verwaltung der besetzten franz. Provinzen zu unterstützen. Ganz besondere Verdienste erwarb er sich bei dieser Gelegenheit auch in Beziehung auf die Wiedergewinnung der von den Franzosen weggeführten Kunst- und wissenschaftlichen Schätze. In Anerkennung seiner Verdienste kam er dann in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten als Geh. Legationsrat, bald darauf auch als vortragender Rat in das Kabinett des Staatskanzlers von Hardenberg, und bei Errichtung des Staatsrats 1817 wurde er unter die Zahl der Mitglieder aufgenommen. In dieser neuen Doppelstellung nahm E. an den Verfassungsangelegenheiten, sowie an den durch die Bestimmungen des Wiener Kongresses für Preußen entstandenen staatsrechtlichen Fragen einen sehr wichtigen Anteil und erwarb sich durch seine Wirksamkeit für die Entwickelung des Zollvereins die entschiedensten Verdienste. Er wurde 1831 zum Wirkl. Geh. Legationsrat und Direktor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und im Okt. 1840 zum Kultusminister ernannt. Als solcher

richtete er seine Bestrebungen gegen die freiern Tendenzen in Kirche und Wissenschaft, sowie auf Konservierung und durchgreifende Geltendmachung der kirchlichen Lehr- und Glaubensnormen, und trug dadurch viel dazu bei, die Spannung und Gereiztheit jener Zeit auf geistigem Gebiete zu steigern. Bei Ausbruch der polit. Stürme von 1848 trat E. 19. März mit dem ganzen Ministerium zurück, hielt sich seitdem, mit Ausnahme der kurzen Sitzung des Parlaments zu Erfurt, in dessen Staatenhaus er saß, von allem öffentlichen Leben fern und starb 16. Jan. 1856 zu Berlin.

Eichhorn (Joh. Gottfr.), berühmter Theolog, Orientalist und Historiker, geb. 16. Okt. 1752 zu Dörenzimmern im Fürstentum Hohenlohe-Öhringen, wurde, nachdem er in Göttingen studiert hatte, zuerst Rektor der Schule zu Ohrdruff im Herzogtum Gotha und 1775 Professor der orient. Sprachen an der Universität zu Jena und ging 1788 in gleicher Eigenschaft nach Göttingen, wo er 1811 Doktor der Theologie, 1813 Mitdirektor der Königlichen Societät der Wissenschaften wurde, 1819 den Titel als Geh. Justizrat erhielt und 25. Juni 1827 starb.

E.s erste Schriften waren: «Geschichte des ostind. Handels vor Mohammed» (Gotha 1775), «Übersicht der ältesten Denkmale der arab. Geschichte» (Gotha 1775) und «Abhandlung über die älteste Münzgeschichte der Araber» (Jena 1776). In Göttingen widmete er sich vorzüglich der Kritik der biblischen Schriften. Die Früchte seiner Forschungen waren seine «Allgemeine Bibliothek der biblischen Litteratur» (10 Bde., Lpz. 1787—1801), die dem früher von ihm herausgegebenen «Repertorium für biblische und morgenländ. Litteratur» (18 Bde., Lpz. 1777—86) sich anschloß; seine «Einleitung in das Alte Testament» (4. Aufl., 5 Bde., Gött. 1824), «Einleitung in das Neue Testament» (5 Bde., Gött. 1824—27), «Einleitung in die apokryphischen Schriften des Alten Testaments» (Gött. 1798) und endlich sein «Commentarius in apocalypsin Joannis» (2 Bde., Gött. 1791). Durch diese Werke förderte er wesentlich die Verbreitung einer, auf die Kenntnis des biblischen Altertums und der morgenländ. Denkweise gegründeten Beurteilung der biblischen Schriften, und an sie schloß sich seine von Joh. Phil. Gabler mit Einleitung und Anmerkungen herausgegebene «Urgeschichte» (2 Bde., Nürnb. 1790—93), in welcher E. die mosaische Urkunde einer kritischen Prüfung unterwarf. Ohne diesen Forschungen untreu zu werden, wie sein Werk «Die hebr. Propheten» (3 Bde., Gött. 1816—20) bezeugt, wendete er sich später mehr zum Gebiete der Geschichte und zwar zunächst zur Litteraturgeschichte. Auch entwarf er den Plan zur Herausgabe einer Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis zu Ende des 18. Jahrh., welche 1796 begann, und schrieb dazu eine unvollendet gebliebene «Allgemeine Geschichte der Kultur und Litteratur des neuern Europa» (2 Bde., Gött. 1796—99), gab aber später die Leitung dieses Unternehmens ab. Trefflich gearbeitet ist seine «Litteraturgeschichte» (Bd. 1, Gött. 1799; 2. Aufl. 1813; Bd. 2, 1814). Sein umfassendes Werk «Geschichte der Litteratur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten» (6 Bde., Gött. 1805—12; Bd. 1, 2. Aufl. 1828) blieb unbeendigt. Die Reihe seiner Darstellungen aus dem Gebiete der Völkergeschichte begann er mit einer «Übersicht der Französischen Revolution» (2 Bde., Gött. 1797). Mit seiner «Weltgeschichte», meist nach Gatterers Plan (3. Aufl., 5 Bde., Gött. 1818—20), beabsichtigte er, um zum Quellenstudium hinzuleiten, eine Sammlung beweisender Stellen aus den Quellenschriftstellern des Altertums und des Mittelalters, für die neuere Zeit eine Auswahl der wichtigsten Staatsurkunden herauszugeben; es sind jedoch blos die «Antiqua historia ex ipsis veterum scriptorum Latinorum narrationibus contexta» (2 Bde., Gött. 1811—13) und die «Antiqua historia ex ipsis veterum scriptorum Graecorum narrationibus contexta» (4 Bde., Lpz. 1811) erschienen. Schätzbar besonders wegen der reichhaltigen Litteratur, obwohl nicht frei von Irrtümern und Fehlern, ist auch seine «Geschichte der drei letzten Jahrhunderte» (3. Aufl., 6 Bde., Hannov. 1817—18). Seine letzte histor. Schrift ist die «Urgeschichte des erlauchten Hauses der Welfen» (Hannov. 1817). Seit 1812 leitete E. auch die Herausgabe der «Göttinger gelehrten Anzeigen».

Eichhorn (Karl Friedr.), ausgezeichnet als Forscher im Gebiete der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, der Sohn des vorigen, geb. 20. Nov. 1781 zu Jena, studierte 1797—1801 in Göttingen, wo er auch einige Jahre als Privatdocent Vorlesungen hielt. Von 1801 bis 1803 hielt er sich in Wetzlar, Regensburg und Wien auf, wurde 1804 Mitglied des Spruchkollegiums in Göttingen, 1805 ord. Professor der Rechte an der Universität zu Frankfurt a. O. und 1811 Professor der Rechte an der Universität zu Berlin. Im J. 1813 folgte er dem Rufe zu den Waffen, wurde Rittmeister und Escadronschef im 4. kurmärk. Landwehrregiment und erwarb sich das Eiserne Kreuz und den Wladimirorden. Nach seiner Rückkehr aus dem Felde 1814 lehrte er wieder in Berlin, bis er 1817 einem Rufe nach Göttingen folgte, wo er mit großem Beifall deutsches Recht, Kirchenrecht, Staatsrecht und deutsche Geschichte lehrte. Er wurde 1819 zum hannov. Hofrat ernannt; doch kränklichkeitshalber sah er sich genötigt, 1828 sein Amt niederzulegen und sich in das Privatleben auf seine Besitzung bei Tübingen zurückzuziehen. Im J. 1832 nach Schmalz' Tode nahm er indes wieder einen Ruf als Professor nach Berlin an; gleichzeitig wurde er auch im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt und in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Seine Professur legte er schon nach zwei Jahren nieder. Im Staatsdienste aber wurde er hierauf unter Beibehaltung seines Charakters als Geh. Legationsrat zum Geh. Obertribunalsrat, 1838 zum Mitglied des Staatsrats, 1842 zum Mitglied der Gesetzkommission, 1843 zum Geh. Oberjustizrat ernannt; 1838—41 und 1844—46 war er Spruchmann beim Deutschen Bundesschiedsgericht und 1843—44 Mitglied des Obercensurgerichts. Nachdem er letztere Stelle bereits 1. April 1844 freiwillig niedergelegt, nahm er 1847 seinen Abschied aus dem Staatsdienste und zog sich in das Privatleben zurück. Er starb zu Köln 4. Juli 1854.

Die Geschichte Deutschlands in besonderer Beziehung auf Ausbildung der Staatsverfassung und der volkstümlichen Rechte und Gesetze war früh der Gegenstand seiner Forschungen, deren Ergebnis seine «Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte» (4 Bde., Gött. 1808—23; 5. Aufl. 1843—45) war. Mit diesem Werk, welches in der Gesamtauffassung der deutschen Rechtsentwickelung noch nicht übertroffen ist, wurde E. der Begründer der historischen Schule auf dem Gebiet des deutschen Rechts. Gemeinschaftlich

mit Savigny und Göschen gab E. 1815—38, dann mit Rudorff von 1838 bis 1846 die «Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft» heraus. Außerdem sind noch zu erwähnen seine «Einleitung in das deutsche Privatrecht mit Einschluß des Lehnrechts» (Gött. 1823; 5. Aufl. 1845) und die «Grundsätze des Kirchenrechts der kath. und evang. Religionspartei in Deutschland» (2 Bde., Gött. 1831—33). Auch von seinen kleinern Schriften sind die meisten von wissenschaftlicher Bedeutung.

Eichhorn (Paul), Historiker, geb. 1599 zu Eckau in Kurland, studierte in Deutschland Theologie und wurde 1621 lettischer Pfarrer in Grenzhof, dann 1634 deutscher Prediger in Mitau und 1636 Superintendent von Kurland. In diesem Amte entwickelte er große Thätigkeit und wandte seine Aufmerksamkeit namentlich den Sitten und Gebräuchen der Letten zu. Er bestrebte sich, ihre religiösen Begriffe von den Überresten heidnischer Götterverehrung zu reinigen, und veröffentlichte seine «Widerlegung der Abgötterei und nichtigen Aberglaubens» (Riga 1627), dann seine «Reformatio Gentis Letticae in Ducatu Curlandiae» (Riga 1636) und seine überaus wertvolle «Historia lettica» (Dorpat 1649). Vom Herzog Jakob von Kurland wurde E. nach Thorn abgeschickt zu der daselbst auf Veranlassung des Königs Wladislaus IV. von Polen veranstalteten freundlichen Beratung der verschiedenen Religionsparteien, wo er die Positiones theologorum Augustanae confessionis am 25. Okt. 1645 mit unterzeichnete. Er starb in Mitau am 8. Aug. 1655. Vgl. Kallmeyer in dem Werke: «Über die religiösen Vorstellungen der alten Völker in Lett- und Estland» (Riga 1857).

Eichhörnchen, Eichhorn oder Eichkätzchen (Sciurus) heißt eine ungefähr 60 Arten zählende und über die ganze Welt verbreitete Gattung von mit Schlüsselbeinen ausgestatteten Nagetieren, welche man der Familie der Hörnchen (Sciurida) zuzählt, in welcher außer den Eichhörnchen auch noch die Murmeltiere und Ziesel Platz finden. Wie alle mit Schlüsselbeinen versehenen Nager haben die Hörnchen eine große Beweglichkeit der Vorderpfoten, mit welchen sie die Nahrung zum Munde führen, sie beim Benagen halten u. s. w. Die vorn vierzehigen, zuweilen mit einem rudimentären Daumen versehenen, hinten fünfzehigen Pfoten sind stets mit starken, scharfen und krummen Krallen bewaffnet. Im Oberkiefer stehen je fünf, im Unterkiefer je vier Backzähne, deren schiefe Kronen flache Querwülste tragen.

Die Gruppe der E. wird von drei Gattungen gebildet, den eigentlichen E. (Sciurus), den Flughörnchen (Pteromys) und den Erdhörnchen (Tamias). Erstere sind die zahlreichsten; sie haben gestreckten Leib, meist langen, buschigen, oft zweizeilig behaarten Schwanz, häufig einen kleinen Nagel an dem rudimentären Vorderdaumen und meist lebhafte Farben des Pelzes, der je nach dem Wohnorte und der Jahreszeit sehr wechselt. Bei den nordischen Arten ist der Pelz sehr weich, dicht, wollig, wird im Winter mehr grau; bei den tropischen Arten ist er sparsam und wird borstig, ja selbst stachelig. Die E., deren typische Art das gemeine E. (Sciurus vulgaris) ist, haben steife Haarpinsel an den Ohren. Alle sind flüchtige Waldbewohner, welche mit der größten Geschicklichkeit springen und klettern, im Norden und den gemäßigten Gegenden sich kugelige Nester auf den Bäumen oder in den Höhlungen derselben bauen, gegen Kälte und Nässe sehr empfindlich sind und sich von Sämereien aller Art, Nüssen und Früchten, aber auch von kleinen Vögeln und Eiern nähren. Unser gemeines E. ist fuchsrot, am Bauche weißlich; es gibt schwarze und ganz weiße Varietäten. Es ist über ganz Europa und Sibirien innerhalb der Baumregion verbreitet, wird im Norden im Winter grau und liefert das Grauwerk und Feh der Kürschner. Es ergötzt durch schöne Gestalt und Bewegungen, wird aber nie eigentlich zahm und anhänglich, bleibt bissig und eigensinnig und zeigt nur sehr untergeordnete Geistesgaben. In Sibirien vereinigt es sich im Winter in großen Scharen, sodaß von dort mehrere Millionen Felle jährlich in den Handel gebracht werden. Es ist in jeder Beziehung, durch Benagen der Triebe im Frühjahr, das Zerstören der Nester und der Samen ein sehr schädliches Waldtier. In Nordamerika vereinigen sich mehrere Arten (Sc. niger, cinereus) zuweilen in so ungeheuern Schwärmen, daß sie zur Landplage werden. Während unser E. höchstens 24 cm Körperlänge erreicht, werden einige indische Arten (Sc. indicus, bicolor) bis zu 45 cm lang, und andererseits erreicht eine auf Borneo und Sumatra lebende Art (S. exilis) nicht ganz 8 cm Länge.

Die Flughörnchen (Pteromys) unterscheiden sich dadurch, daß eine behaarte Flughaut zwischen den Beinen und dem Leibe ausgespannt ist, die als Fallschirm dient, sodaß sie sehr große schiefe Sprünge ausführen können. Es sind nächtliche Tiere. Im Nordosten Europas, in Sibirien und Nordamerika leben kleinere Arten (Pt. volitans, volucella), die einen kurzen Winterschlaf halten, in Ostindien und den Sunda-Inseln größere, die sog. Taguans (Pt. petaurista, nitidus). — Die Erd- oder Backenhörnchen (Tamias) bilden den Übergang zu den Zieseln durch den Besitz von Backentaschen. Sie leben in Sibirien und Nordamerika gesellig in selbstgegrabenen Bauen, sammeln Vorräte ein und halten Winterschlaf. Der Schwanz ist kurz, wenig behaart, die Ohren rund, ohne Pinsel, der Pelz mit Längsstreifen geziert.

Eichicht, Dorf im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt, Landratsamt Rudolstadt, in schöner Gegend, am Einfluß der Loquitz in die Saale und an der Linie Leipzig-E. der Preußischen Staatsbahn, deren Weiterführung bis Stockheim (1883) im Bau begriffen ist, zählt (1880) 428 E. und ist der Hauptversandplatz für die Schiefer von Lehesten und Wurzbach.

Eichkätzchen (Nagetier), s. Eichhörnchen.

Eichler (Aug. Wilh.), namhafter deutscher Botaniker, geb. 22. April 1839 zu Neukirchen in Kurhessen, besuchte das Gymnasium zu Hersfeld, bezog 1857 die Universität Marburg und promovierte daselbst 1861 mit der Dissertation «Zur Entwickelungsgeschichte des Blattes, mit besonderer Berücksichtigung der Nebenblattbildungen». Nach einjähriger Beschäftigung als Probekandidat am Gymnasium zu Marburg ging E. im Herbst 1861 als Privatassistent des Botanikers von Martius nach München, um besonders bei Herausgabe des Werkes «Flora brasiliensis» Hilfe zu leisten. Im J. 1865 habilitierte er sich an der dortigen Universität als Privatdocent der Botanik und übernahm nach von Martius' Tode die alleinige Herausgabe der «Flora brasiliensis». Im J. 1871 wurde er als ord. Professor der Botanik und Direktor des botan. Gartens nach Gratz berufen, 1873 in gleicher Eigenschaft

an die Universität Kiel und 1878 nach Berlin zugleich als Direktor des botan. Museums. Im J. 1880 wurde er auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus seiner litterarischen Thätigkeit sind hervorzuheben die Herausgabe der «Flora brasiliensis» und zahlreiche Monographien einzelner Pflanzenfamilien in derselben, die Monographie der Balanophoreen in De Candolles «Prodromus», Bd. XVII, «Blütendiagramme» (2 Bde., Lpz. 1874—78), «Syllabus der Vorlesungen für spezielle und medizinisch-pharmaceutische Botanik» (2. Aufl., Berl. 1880). Seit 1881 gibt E. das «Jahrbuch des königl. botan. Gartens und des botan. Museums zu Berlin» heraus.

Eichmaß oder Visiermaß hieß vor Einführung der Maß- und Gewichtsordnung für den Norddeutschen Bund vom 17. Aug. 1868, die am 1. Jan. 1872 im ganzen Deutschen Reiche obligatorisch in Kraft trat, in manchen Gegenden Deutschlands das beim Großhandel mit Wein gesetzlich üblich gewesene Maß im Gegensatze zum Schenk-, Schank- oder Zapfmaße. Letzteres wurde für den Kleinverkauf (Ausschank) gebraucht und war von etwas geringerm Inhalte als ersteres, um den beim Detaillieren stattfindenden Verlust zu decken. In Bayern z. B. enthielt der Visiereimer 64, der Schenkeimer nur 60 Maß.

Eichmetall, oder in richtiger Schreibweise Aichmetall, ist eine seit 1860 aufgetauchte Kupferzinklegierung, welche von dem Österreicher Aich erfunden wurde und nichts anderes ist, als eine gute Sorte schmiedbaren Messings, welches unter dem Namen «yellow metal» seit 1849 von England aus in Deutschland bekannt wurde. Letzteres besteht nach einer Analyse von Elsner aus 60,16 Teilen Kupfer und 37,71 Teilen Zink. Das E. ist nach den Untersuchungen des Niederösterreichischen Gewerbevereins aus 65,04 Proz. Kupfer und 34,76 Proz. Zink, nach denen von Sauerwein aber aus 60,2 Proz. Kupfer, 38,1 Proz. Zink und 1,7 Proz. Eisen zusammengesetzt. Das spezifische Gewicht der letztern Legierung ist im ausgeglühten Zustande 8,37, im federharten Zustande 8,40, seine absolute Festigkeit beträgt im geschmiedeten Zustande für 1 qcm 3740—4440 kg, hartgehämmert 6450—7250 kg. Sehr ähnlich dem E. ist das Sterrometall und das Muntzmetall (s. d.).

Eichrodt (Ludw.), humoristischer Dichter, geb. 2. Febr. 1827 zu Durlach, studierte seit 1842 in Heidelberg und Freiburg Jurisprudenz und Humaniora und hielt sich dann zu seiner weitern Ausbildung in Karlsruhe, Frankfurt a. M. und München auf. Im J. 1848 veröffentlichte er in den «Fliegenden Blättern» den humoristischen Liedercyklus «Wanderlust», der viel Anklang fand, schrieb dann die humoristisch-satirische Zeitschrift «Satyr» in Frankfurt (1848—49), trat 1851 in den Staatsdienst, lebte 1860—71 in Bühl bei Baden-Baden und seit 1871 als Oberamtsrichter in Lahr. Er veröffentlichte 1853 unter dem Pseudonym Rudolf Rodt «Gedichte in allerlei Humoren» (Stuttg.; 4. Aufl. unter dem Titel «Lyrische Karikaturen», Lahr 1869), «Schneiderbüchlein» (anonym mit H. Goll, Lahr 1853), 1856 eine Gedichtsammlung «Leben und Liebe» (Frankf. a. M.), 1858 das Epos «Das Vogesenschloß», 1859 das dramatische Gedicht «Die Pfalzgrafen oder eine Nacht auf den heidelberger Gassen» (Lahr), 1865 das «Deutsche Knabenbuch», illustriert von A. Schrödter und Camphausen. und das dramatische Gedicht «Alboin» (Bühl), ferner «Rheinschwäbisch», Gedichte in mittelbadischer Mundart (Karlsr. 1869; 2. Aufl. 1873), «Lyrischer Kehraus» (2 Bdchn., Lahr 1869, darin «Biedermaiers Liederlust», die zuerst in den «Fliegenden Blättern» abgedruckt war; 2. Aufl. 1870), 1875 «Melodien» (Stuttg.), 1877 den «Hortus diliciarum» (Lahr, mit Illustrationen), 1880 «Gold, Sammlung des Ursprünglichen und Genialen in deutscher Lyrik» (Lpz.); endlich redigierte er das in vielen Auflagen verbreitete «Lahrer Commersbuch».

Eichsfeld, der flachhügelige, waldlose, stark bevölkerte nordwestlichste Landstrich des thüring. Terrassenlandes, die Gegend der obern Unstrut und Leine, erhebt sich innerhalb einer Linie zwischen Wanfried an der Werra, Mühlhausen, Sondershausen, Duderstadt, Heiligenstadt und Witzenhausen als eine einförmige Hochfläche von 390 m mittlerer absoluter Höhe, mit mehrern noch 60—100 m höhern Gipfelerhebungen und steil eingeschnittenen Thälern. Die Hochfläche fällt im NO. zur Wipper schroff und wandartig, im SW. zur Werra sanfter ab. Die höchsten Punkte sind Dorf Struth (514 m), der Rücken Rain bei Effeldra (514 m, beide im Kreise Mühlhausen), und im NO. von Worbis die anmutigen Ohmberge mit der 522 m hohen Wilden Kirche. Im N. von letzterer ragt der platte Rücken des 455 m hohen Sonnensteins hervor; der lückenartige Paß zwischen beiden heißt die Eichsfelder Pforte (396 m hoch). Der bewaldete Höhenzug des bis 517 m hohen Dün, welcher von Heiligenstadt ostwärts streicht, und der in die Wipper fließende Linkebach trennen das Plateau in zwei Hauptmassen. Südlich liegt das Obere E., fast zwei Drittel des Ganzen, mit der Hauptstadt Heiligenstadt, ein fast durchweg rauhes, ödes Land, eine Muschelkalkplatte, die mit ihren, auf einer Unterlage von Buntsandstein ruhenden, 0,6 bis 1 m starken Bänken weißlich-grauen Kalksteins zum Teil nur eine sehr dünne, kümmerliche Bodenkrume enthält. Es erhebt sich gegen die Werra hin, längs deren rechtem Ufer die höchsten Punkte liegen (die 568 m hohe Goburg). Nur die Sohlen einiger Thäler und muldenförmiger Vertiefungen, sowie die Abhänge und Terrassen zwischen den bewaldeten Berghöhen haben ergiebigern Boden. Da der Kornertrag für die Bewohner nicht ausreicht und die einst schwunghaft betriebene Fabrikation von Wollzeugen gesunken ist, so wandern die Eichsfelder in Scharen aus, um als Fabrik- und Feldarbeiter ihr Brot in der Fremde zu verdienen. Das Untere E., nördlich vom Dün, ist ebener, wärmer und hat auf seinen von Hügeln, Wäldern, Wiesen und Gewässern durchzogenen Flächen einen ergiebigen Lehmboden, der sich in den nördl. Strichen mit Buntsandstein und Kalk gemischt findet. Hier werden Feldfrüchte, Flachs und Tabak über den Bedarf erzeugt, und die Umgegend von Duderstadt heißt wegen ihres trefflichen Anbaues die Goldene Mark. Die Einwohner liefern Zwirn, Garn und Leinwand.

Das E. begriff zur Zeit der deutschen Gauverfassung das eigentliche E., von Mühlhausen bis Heiligenstadt sich erstreckend, den Westgau, am rechten Ufer der Unstrut, zwischen Langensalza und Mühlhausen, die Germarmark, an der Werra, und das Onefeld, östlich von Heiligenstadt, welche vier obereichsfeldische Gaue von Thüringern und hin und wieder von Wenden bewohnt waren, während das sog. Unter-E. oder die Duderstädtermark und den Lisgau Sachsen innehatten. Nachdem das Land

in der Zeit Heinrichs des Löwen schwer heimgesucht worden, trat 1236 das Stift Quedlinburg die Mark Duderstadt an die thüring. Landgrafen ab, nach deren baldigem Absterben dieselbe dann an das braunschw. Haus kam. Das eigentliche E. kaufte 1292 der Erzbischof von Mainz von den Grafen von Gleichen, infolge dessen der Name E., als vorzugsweise auf dem mainzischen Territorium ruhend, seine spätere polit. Bedeutung erhielt.

Der das kurmainzische Fürstentum Eichsfeld bildende Güterkomplex umfaßte 1100 qkm mit den Städten Heiligenstadt, Duderstadt und Worbis, den drei Flecken Gieboldehausen, Dingelstädt und Lindau und 150 Dörfer mit (1791) 74000 E. Infolge des Lunéviller Friedens nahm Preußen 1802 das kurmainzische E. nebst der Reichsstadt Mühlhausen in Besitz, aber schon 1807 wurde das Land dem Königreiche Westfalen einverleibt, 1813 von Preußen wieder erobert und, nachdem 1815, zufolge des Wiener Traktats, die Distrikte Duderstadt, Gieboldehausen und Lindau an Hannover abgetreten worden, auf die drei zum Regierungsbezirk Erfurt gehörigen Kreise Heiligenstadt, Worbis und Mühlhausen verteilt.

Vgl. Wolf, «Polit. Geschichte des E.» (2 Bde., Gött. 1792—93); Wersebe, «Beschreibung der Gaue zwischen Elbe, Saale, Unstrut, Weser und Werra» (Hannov. 1829); Duval, «Das E. oder histor.-romantische Beschreibung aller Städte, Burgen, Schlösser, Klöster u. s. w. des E.» (Sondersh. 1845).

Eichstädt (Heinr. Karl Abraham), ein als vorzüglicher Latinist bekannter Philolog, geb. 8. Aug. 1772 zu Oschatz, besuchte seit 1783 Schulpforte und bezog 1787 die Universität zu Leipzig, wo er sich besonders unter Morus der Theologie widmete, zugleich aber die humanistischen Studien eifrigst betrieb, in denen Platner, Christ, Beck und Reiz seine vorzüglichsten Lehrer waren. Nachdem er hier 1793 sich habilitiert und 1795 zum außerord. Professor der Philosophie ernannt worden, ging er 1797 auf Veranlassung des Hofrats Schütz nach Jena, wo er an der Redaction der «Allgemeinen Litteraturzeitung» teilnahm. Nach Walchs Tode wurde er daselbst Direktor der Lateinischen Gesellschaft, die ihm ihre neue Organisation verdankt, und nach dem Abgange von Schütz 1803 ord. Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst. Noch in demselben Jahre begann er die neue «Jenaische allgemeine Litteraturzeitung», die unter seiner Leitung und Goethes lebhafter Mitwirkung durch Gründlichkeit und Gediegenheit der Recensionen sich auszeichnete, erhielt 1804 die Stelle eines Oberbibliothekars bei der Universität und 1809 den Charakter eines Geh. Hofrats und starb 4. März 1848. E.s Hauptwerke sind teils Ausgaben von Klassikern, die aber unvollendet blieben, wie von Diodorus Siculus (2 Bde., Halle 1800—2), von Lucrez (Bd. 1, Lpz. 1801), teils kritische Abhandlungen und Untersuchungen, z. B. über Theokrit, Tibull, Horaz, Phädrus u. s. w., teils Übersetzungen histor. Werke, die sich auf das griech. und röm. Altertum beziehen, unter andern von Mitfords «Geschichte Griechenlands» (6 Bde., Lpz. 1802—8). E. war auch im hohen Grade Meister der Form; in Deutschland wie im Ausland hat er sich den Ruf eines der besten lat. Stilisten erworben. Beweise dafür bieten mehrere seiner Gedächtnisschriften auf Zeitgenossen, wie z. B. die «Oratio Goethii memoriae dicata» (Jena 1832). Eine von E. begonnene Sammlung seiner «Opuscula oratoria» (Jena 1848—49) wurde von Weißenborn beendigt. Vgl. «Goethes Briefe an E.» (herausg. von W. Freiherrn von Biedermann, Berl. 1872).

Eichstätt, ursprünglich Eistet, unmittelbare Stadt zweiter Klasse mit (1880) 7489 E. im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, an der Altmühl in tiefem Thale und an der Linie München-Ingolstadt-Gunzenhausen der Bayrischen Staatsbahn, in 391 m Höhe, 26 km im NW. von Ingolstadt, altertümlich gebaut, ist Sitz eines Bistums, eines Bezirksamts, eines Land- und Amtsgerichts, Rent- und Forstamts, hat eine königl. Studienanstalt, bestehend aus Gymnasium und Lateinschule, eine Realschule, ein kath. Schullehrerseminar, ein Priesterseminar mit bischöfl. Lyceum, eine weibliche Erziehungsanstalt Englischer Fräulein, ein Institut der Barmherzigen Schwestern, ein ansehnliches städtisches und ein Bezirkskrankenhaus, ein reich dotiertes Armenspital, die Dom-Augusto-Stiftung von Herzog August von Leuchtenberg zur Beschäftigung der Armen gestiftet u. s. w. Die vorzüglichsten Gebäude sind: die alte Kathedrale mit schönen Glasgemälden und dem Grabe des heil. Wilibald, 1259 begonnen, daran angrenzend die Residenz, seit 1730 der Sitz der ehemaligen Fürstbischöfe, von 1817 bis 1855 der Herzöge von Leuchtenberg, das 1444 erbaute Rathaus, die Kirche des Benediktiner-Frauenklosters der heil. Walpurgis mit den Brustgebeinen der Heiligen, unter welchen zu gewissen Zeiten das für wunderthätig gehaltene Walpurgisöl herabträufelt, und das jetzt als Kaserne benutzte Sommerschloß der ehemaligen Fürstbischöfe, in welchem sich das ausgezeichnete Leuchtenbergische Naturalienkabinett befand, welches 1858 den Staatssammlungen in München einverleibt wurde. In den schönen Anlagen, 1 km von der Stadt, stehen die Denkmäler der drei Herzöge von Leuchtenberg. Nahe der Stadt erhebt sich die ehemalige Feste Wilibaldsburg mit reizender Aussicht in die beiden Flußthäler und einem 90 m tiefen, durch Felsen gesprengten Brunnen. Dieses weit ausgedehnte Bergschloß, in der Mitte des 14. Jahrh. von dem Fürstbischofe Friedrich aus dem Hause der Burggrafen von Nürnberg erweitert, war bis 1725 Residenz der Bischöfe von E. und hatte an seinem Fuße einen berühmten botan. Garten (den hortus Eystettensis). Später wurde das Schloß Reichsfeste, als welche es noch 1796 gegen die Franzosen verteidigt wurde. Nach der Säkularisation ward es in Teilen an Private veräußert, unter König Ludwig I. aber zurückgekauft und diente dann als Kaserne und Militärspital. Jetzt steht es verlassen und sieht seinem Verfalle entgegen.

Die Stadt und das Bistum E. verdanken ihren Ursprung dem heil. Bonifacius, welcher den Angelsachsen Wilibald auf dem ihm von dem nordgauischen Grafen Suitger überlassenen Landgebiete 745 als Bischof einsetzte. Durch die Wallfahrten zu den 870 hierher gebrachten Gebeinen der heil. Walpurgis und zum Grabe des heil. Wilibald hob sich der neue Bischofssitz und erhielt schon im J. 908 Stadtrecht, Zoll-, Münz- und Marktrecht. Im Dreißigjährigen Kriege wurde E. 1632 von Gustav Adolf, 1634 vom Landgrafen Johann von Hessen gebrandschatzt, ebenso später mehrmals (1703, 1800, 1805) von den Franzosen.

Das Bistum Eichstätt hatte 1305 bei dem Aussterben der Grafen von Hirschberg deren ausgedehnte Besitzungen geerbt und sich nach und nach

zu einem der reichsten Hochstifte Deutschlands emporgeschwungen. Es umfaßte 1785 ein Gebiet von 1100 qkm mit 57000 E. in 8 Städtchen, 14 Marktflecken, 200 Dörfern u. s. w., hatte 250000 Fl. Einkünfte und wurde 1802 säkularisiert und der Krone Bayern eingeräumt, kam jedoch noch in demselben Jahre an den Großherzog Ferdinand von Toscana, der es 1805 wieder an Bayern abtrat. Im J. 1817 ward die Stadt mit einem Teile des Fürstentums als freie Standesherrschaft an Eugen Beauharnais überwiesen, der davon als Schwiegersohn des Königs von Bayern den Titel eines Fürsten von E. und von der Landgrafschaft Leuchtenberg (s. d.) den Namen Herzog von Leuchtenberg erhielt. Doch verkaufte das Haus Leuchtenberg 1855 das Fürstentum an Bayern, und seine auf diesen Besitz gegründeten Rechte und Ehrenvorzüge im Königreich Bayern sind von da an erloschen. Das Bistum, welches dem Erzbistum Bamberg untergeordnet ist, wurde gemäß dem 1817 zwischen Bayern und dem Papste abgeschlossenen Konkordat und der Cirkumskriptionsbulle von 1821 neu errichtet. Vgl. Lefflad, «Regesten der Bischöfe von E.» (2 Bde., Eichstätt 1872—75).

Eichstett, Herzog von, s. Leuchtenberg.

Eichthal (Gustave d'), franz. Publizist, geb. 22. März 1804 zu Nancy, aus einer israel. Bankierfamilie, schloß sich mit Eifer dem Saint-Simonismus an und begann als Publizist seine Laufbahn mit Artikeln in den offiziellen Journalen dieser Lehre, im «Globe» und «Organisateur». Nach Auflösung der Sekte begab sich E. nach Griechenland, kehrte jedoch bald nach Paris zurück, wo er «Lettres sur la race noire et blanche» (1839) und verschiedene Abhandlungen über die Menschenrassen in den «Mémoires» der von ihm mitbegründeten Société ethnologique veröffentlichte. Sein Hauptwerk ist «Les évangiles», eine kritische Prüfung der drei ersten Evangelien (2 Bde., Par. 1863). Spätere Arbeiten sind: «La sortie d'Égypte d'après les récits combinés du Pentateuque et de Manéthon» (Par. 1872), «Mémoire sur le texte primitif du premier récit de la création» (1875), «Socrate et notre temps» (1881).

Eichwald (Karl Eduard), verdienter Naturforscher, geb. 4. Juli 1795 zu Mitau, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte 1814—17 zu Berlin Naturwissenschaften und Medizin. Nachdem er hierauf München, Wien, die Schweiz, Frankreich und England besucht und 1819 in Wilna sich die mediz. Doktorwürde erworben, betrat er 1821 als Privatdocent zu Dorpat die akademische Laufbahn. Im J. 1823 zum Professor der Zoologie und Entbindungskunde zu Kasan ernannt, unternahm er 1825 eine Reise zum Kaspischen Meere und in den Kaukasus bis nach Persien hin, welche eine reiche wissenschaftliche Ausbeute gewährte, die er in folgenden Werken niederlegte: «Reise auf dem Kaspischen Meere und in den Kaukasus» (2 Bde., Stuttg. 1834—37), «Alte Geographie des Kaspischen Meers, des Kaukasus und des südl. Rußland» (Berl. 1838), «Plantarum novarum quas in itinere Caspio-Caucasio observavit» (2 Bde., Lpz. 1831—33), «Fauna Caspio-Caucasia» (Petersb. 1841) und «Discours sur les richesses minérales des provinces occidentales de la Russie» (Wilna 1835). Nach der Rückkehr folgte er 1827 einem Rufe als ord. Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie nach Wilna, von wo aus er 1829 die westl. Provinzen Rußlands und das Gouvernement Cherson bis zum Schwarzen Meere hin bereiste. Die Frucht dieser Reise war seine «Naturhistor. Skizze von Litauen, Volhynien und Podolien, in geogn., mineralog., botan. und zoolog. Hinsicht entworfen» (Wilna 1830), und das bedeutende Werk: «Zoologia specialis» (3 Bde., Wilna 1829—31). Nach Aufhebung der Universität blieb E. als beständiger Sekretär der 1832 errichteten medico-chirurgischen Akademie zu Wilna und übernahm neben seinen bisherigen Lehrfächern noch das der Mineralogie, bis er 1837 das Katheder der Zoologie und Mineralogie an der medico-chirurgischen Akademie zu Petersburg erhielt. Von hier aus unternahm er genealogisch-paläontologische Reisen nach Nowgorod, Est- und Livland, deren Resultate er in folgenden Werken veröffentlichte: «Die Tier- und Pflanzenreste des alten roten Sandsteins und Bergkalks im Nowgorodschen Gouvernement» (Petersb. 1840), «Über das silurische Schichtensystem in Estland» in deutscher, franz. und russ. Sprache (Petersb. 1840—41, und schwedisch 1842 in Stockholm erschienen). Eine Professur der Paläontologie an dem petersburger Berginstitute führte ihn besonders dem Studium der vorweltlichen Überreste in Rußland zu, wodurch er 1846 zu einer sechsmonatlichen geolog. Reise nach der Eifel, Tirol, Italien, Sicilien und Algier veranlaßt wurde. Auf diesem Gebiete begründete er seinen Ruf als der erste und bedeutendste Paläontologe Rußlands bereits in dem Werke: «Die Urwelt Rußlands» (Petersb. 1840—47), wie in der Abhandlung: «Über den Riesenhirsch» (Mosk. 1845), namentlich aber durch seine «Lethaea Rossica ou Paléontologie de la Russie decrite et figurée» (5 Bde., Stuttg. 1853—68). Nach 30jährigem Staatsdienst ließ E. sich 1851 als Wirkl. Staatsrat in den Ruhestand versetzen. E. hat sich um die geognost., zoolog. und paläontologische Erforschung des russ. Reichs das größte Verdienst seit Pallas (s. d.) erworben. Mit einem Werke über die Archäologie Rußlands beschäftigt, starb er am 10. Nov. 1876 in Petersburg.

Eid oder Eidschwur (jusjurandum, sacramentum) ist eine Erklärung unter Anrufung Gottes. Auf der in der Anrufung des Allmächtigen und Allwissenden gelegenen Gewissensschärfung beruht die besondere Garantie des E. Die Erklärung kann ein Versprechen sein oder eine thatsächliche Behauptung; in ersterm Falle spricht man von einem promissorischen, in letzterm Falle von einem assertorischen Eid. Promissorisch ist der E. des Monarchen beim Regierungsantritt (die Verfassung des Staats zu beobachten), der Unterthaneneid (die Unterthanenpflichten zu erfüllen), der Fahneneid der Soldaten, der E. des Beamten beim Amtsantritt (s. Amtseid), des Geschworenen (s. d.), des Schöffen (s. d.). Auch auf privatrechtlichem Gebiet wird der E. dazu verwandt, ein Versprechen zu verstärken (cautio juratoria). Ja, er macht nach gemeinem Recht gewisse sonst ungültige Willenserklärungen gültig, soll sogar nach einer (sehr bestrittenen) Meinung allen nicht gerade durch Gesetz ausdrücklich verbotenen Willenserklärungen Gültigkeit verleihen.

Von besonderer Bedeutung ist aber der E. auf dem Gebiete des Prozeßrechts. Hier kommt er vor als Zeugen- und Sachverständigeneid, im Civilprozeß ferner als Parteieneid. Über den E. der Zeugen und Sachverständigen s. die Artikel

Zeugenbeweis, Sachverständige. Häufig mangelt es an Beweismitteln (Zeugen, Urkunden) für rechtlich bedeutsame Thatsachen; als Aushilfsmittel gewährt das Civilprozeßrecht den Parteieneid. Parteieneid ist der Schiedseid und der richterliche Eid; außerdem kennt die Deutsche Reichs-Civilprozeßordnung noch einen auf Parteivereinbarung beruhenden E.; es kann das Gericht auch stattgeben einer Parteivereinbarung, daß nicht eine Partei, sondern ein dritter schwören solle. Nicht dagegen hat die Deutsche Reichs-Civilprozeßordnung aufgenommen die eidliche Vernehmung der Parteien. (Über einige besondere E.: als besonders E. zwecks Glaubhaftmachung, Schätzungs- oder Würderungseid, Editionseid, Diffessionseid, Offenbarungs- oder Manifestationseid, s. die besondern Artikel; vgl. auch den Artikel Gefährdeeid.) Die Wirksamkeit des Schiedseides beruht auf Parteidisposition, auf der Eideszuschiebung («Delation», «deferierter E.»), Eideszurückschiebung («Relation», «referierter Eid»), der Aufforderung an den Gegner, die Unwahrheit oder Wahrheit einer für den Rechtsstreit wesentlichen thatsächlichen Behauptung zu beschwören.

Die Eideszuschiebung verpflichtet den Gegner, den E. entweder anzunehmen und zu schwören, oder zurückzuschieben; die Zurückschiebung verpflichtet ohne Wahl zum Schwur. Die Leistung des E. begründet vollen Beweis der beschworenen Thatsache, der nur entkräftet werden kann unter den Voraussetzungen, unter welchen wegen Verletzung der Eidespflicht ein rechtskräftiges Urteil anfechtbar ist. (S. Nichtigkeitsklage.) Nichtleistung des E. (wie Nichterklärung über die Eideszuschiebung) hat zur Folge, daß von der zu beschwörenden Thatsache das Gegenteil als festgestellt gilt. Es ist aber die Eideszuschiebung subsidiär. Die Zuschiebung, Annahme, Zurückschiebung des E. hindert nicht die Geltendmachung anderer Beweismittel; sind andere Beweismittel geltend gemacht, so gilt der E. nur für den Fall zugeschoben, daß diese zu keinem Resultat führen, braucht erst nach ihrer Aufnahme die Erklärung über die Eideszuschiebung abgegeben und kann die vorher abgegebene Erklärung widerrufen werden. Unzulässig ist die Eideszuschiebung über eine Thatsache, deren Gegenteil das Gericht für erwiesen erachtet.

Eidesmißbrauch will das Gesetz möglichst verhüten. Es begrenzt den Gebrauch des E. und den Eideszwang. Die Eideszuschiebung ist nur zulässig über Thatsachen, nicht über Urteile. Sie ist nur zulässig über eigene Handlungen oder Wahrnehmungen des Gegners, seiner Rechtsvorgänger oder Vertreter. (Das Gericht kann aber einer abweichenden Vereinbarung stattgeben.) Der Glaubenseid ist abgeschafft. Der E. ist Wissenseid, wenn er über eine eigene Handlung oder Wahrnehmung geleistet wird; die Partei schwört, daß die Thatsache wahr oder nicht wahr sei; er ist positiver oder negativer Überzeugungseid, wenn er über andere Thatsachen geleistet wird; die Partei schwört, daß sie nach sorgfältiger Prüfung und Erkundigung die Überzeugung erlangt oder nicht erlangt habe, daß die Thatsache wahr sei. Aber auch über eine eigene Handlung oder Wahrnehmung kann das Gericht einen positiven Überzeugungseid zulassen, wenn nach den Umständen des Falls dem Schwurpflichtigen ein Wissen nicht zugemutet werden kann; die Partei schwört alsdann, daß sie nach sorgfältiger Prüfung und Erkundigung die Überzeugung erlangt habe, daß die Thatsache wahr oder nicht wahr sei.

Die Eidesleistung wird durch richterliches Dekret angeordnet, dieses ist bedingtes Endurteil; unter den gesetzlich näher bestimmten Voraussetzungen kann es auch Zwischenurteil oder abänderlicher Beweisbeschluß sein.

Der richterliche Eid (notwendige E., Noteid, jusjurandum necessarium) ist der vom Gericht einer Partei zu dem Zweck auferlegte E., die durch die Verhandlung und durch etwaige Beweisaufnahme noch nicht ausreichend begründete Überzeugung des Gerichts herzustellen. (Er heißt Erfüllungseid, wenn er dem Beweispflichtigen, Reinigungseid, wenn er dem Gegner auferlegt wird.) Auch er ist nur über Thatsachen zulässig, sonst aber an die Schranken der Eideszuschiebung nicht gebunden. Seine Anordnung steht im freiesten Ermessen des Gerichts. Nach der Deutschen Reichs-Civilprozeßordnung ist er nicht mehr ein subsidiäres Beweismittel. Er kann ohne vorgängige Beweisaufnahme auferlegt werden, lediglich auf Grund der mündlichen Verhandlung, ungeachtet einer etwaigen Beweisantretung, insbesondere durch Eideszuschiebung. Er ist stets durch bedingtes Urteil aufzuerlegen.

Die Eidesformel, wie sie die Deutsche Reichs-Justizgesetzgebung normiert hat, ist in monotheistischem Sinne gefaßt, im übrigen aber jeder Beziehung zu einer bestimmten Konfession entkleidet. Der E. beginnt mit den Worten: «Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden» und schließt mit den Worten: «So wahr mir Gott helfe». Dabei soll die rechte Hand in die Höhe gehoben werden. (Frühere Rechte hatten mannigfache andere Formen vorgeschrieben.) Dem E. gleich steht die Beteuerungsformel, welche den Angehörigen einer Religionsgesellschaft, z. B. den Mennoniten, an Stelle des E. gestattet ist. Eine «Versicherung an Eidesstatt» (eidesstattliche Versicherung), wie sie partikularrechtlich in manchen Fällen zulässig, ist den Deutschen Reichs-Prozeßordnungen unbekannt. Den E. hat der Schwurpflichtige in Person zu leisten (nicht ist, wie nach frühern Rechten, Eidesleistung durch einen Stellvertreter «in animam domini» möglich). Vor der Eidesleistung hat der Richter den Schwurpflichtigen in angemessener Weise auf die Bedeutung des E. hinzuweisen.

Fähig zum Parteieneid (eidesfähig) ist der Prozeßfähige (s. Prozeßfähigkeit) und nur dieser, mit der Modifikation aber, daß das Gericht auch einen über 16 Jahre alten Minderjährigen und einen Verschwender zum E. über eigene Thatsachen oder Wahrnehmungen zulassen kann. Auch der Meineidige ist zum Parteieneid fähig. Es kann aber eine an sich bindende Eideszuschiebung oder -Zurückschiebung widerrufen werden auf Grund (nachträglich erfolgter oder bekannt gewordener) rechtskräftiger Verurteilung wegen wissentlicher Verletzung der Eidespflicht; und es ist aus diesem Grunde der Antrag des Gegners auf Rücknahme des richterlichen E. auch dann gerechtfertigt, wenn der Gegner schon vor der Auferlegung die Verurteilung gewußt hat. Über die Fähigkeit zum Zeugeneide s. unter Zeugenbeweis. Vgl. im

übrigen Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, Titel X und XI, §. 410—446.

Der Gedanke des Schiedseides wie des richterlichen E. entstammt dem röm. Recht, aus welchem er schon in das vormalige gemeine Recht aufgenommen war. Wesentlich verschieden vom heutigen E. ist der E. des mittelalterlichen deutschen Rechts; er ist die Erhärtung eines jurist. Urteils einer Partei (einer Rechtsbehauptung oder Rechtsverneinung, z. B. daß der Gegner schuldig sei, daß sie selbst nicht schuldig sei, daß eine Sache ihr sei), wozu unter bestimmten Voraussetzungen der Kläger oder der Beklagte berechtigt ist; entweder E. einer Partei allein oder mit Zeugen (Eideshelfern, Konsakramentalen).

Die **Strafen** für Verletzung der Eidespflicht sind zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen. Das röm. Recht überließ in späterer Zeit, nach Verschwinden der censorischen Rüge, die Rache für Verletzung der Gottheit allein letzterer selbst, verfügte höchstens wegen Schwurmißbrauchs, wegen falscher Beteuerung per genium principis Züchtigung und verwies im übrigen auf die infamierende actio doli, auf Anklage wegen Betrug und Fälschung oder wegen Stellionats. Ein eigenes Delikt, wie das des modernen Meineides, kannte es noch nicht. Das german. Recht, dessen Beweissystem hauptsächlich lange Zeit auf dem eigenen E. der Partei, dem Glaubenseid der Eideshelfer (conjuratores), dem Wissenseid der Zeugen beruhte und das bei dem häufigen Gebrauche des E. als Bekräftigungsformel, d. h. des promissorischen E. das Moment des Treubruchs betonte, begnügte sich mit Bußen, mit der Strafe der Eides- und Zeugnisunfähigkeit; erst unter Einfluß des kanonischen Rechts trat das Moment des Religionsfrevels in den Vordergrund und ließ man nunmehr neben jenen Nebenstrafen Abhauen der Hand oder Schwurfinger eintreten. Die Carolina, die des Eidesbruchs nicht erwähnt, behielt diese Strafen für diejenigen, welche in Civilsachen einen (gelehrten) E. vor Richter und Gericht meineidig schwören, bei und setzt Talionsstrafe fest, wenn der Meineid in einer Strafsache zum Nachteil des Angeschuldigten begangen wird. Erst in neuerer Zeit hat man eine Systematik der Eidesdelikte aufgestellt und immer mehr den religiösen Charakter in den Hintergrund gedrängt.

Das Reichs-Strafgesetzbuch trennt: 1) wissentlichen Falscheid (Meineid, s. d.) in eigener oder fremder Sache; 2) fahrlässigen Falscheid; 3) Verleitung anderer zum Meineid, resp. zur Ableistung eines (objektiv) falschen E. (s. unter **Meineid**); 4) Eidesbruch (s. d.). Es verdient in Erwägung gezogen zu werden, in welchen Fällen die Rechtspflege notwendigerweise an eidlichen oder ähnlichen Beteuerungsformeln festhalten müsse.

Von vielen Seiten ist neuerdings die Beibehaltung des **Eideszwangs** mit Verwendung von religiöse Momente enthaltenden Formeln als der verfassungsmäßig gewährleisteten Glaubens- und Gewissensfreiheit widersprechend angefochten worden. Eine Ersetzung durch Beteuerungen auf Ehre und Gewissen, auf die Bürgerpflicht oder Versicherungen unter Handgelübde ist vielerorten (z. B. in der Schweiz) üblich geworden. England berücksichtigt religiöse Gewissensbedenken, Italien verlangt nur die Form «io giuro»; wahrscheinlich werden Frankreich und vielleicht auch Holland folgen. Die Verhandlungen der holländ. Zweiten Kammer (Sept., Okt., Dez. 1881) und der franz. Kammern im J. 1882 waren höchst interessant; ebenso die über den politischen E. in Italien (Dez. 1882).

Litteratur. Göschel, «Der E. nach seinem Prinzip, Begriff und Gebrauch» (Berl. 1837); Marx, «Der E. und die jetzige Eidespraxis» (Regensb. 1855); Strippelmann, «Der Gerichtseid» (Kass. 1855—57); Grisebach, «Über die Zunahme des Verbrechens des Meineids» (Hannov. 1860); Trechsel, «Der E.» (Bern 1878); van Leeuwen, «De eed en de moderne staat» (Utr. 1881); Jeanvrot, «Le serment» (Par. 1882).

Eid, Name mehrerer Kirchspiele und Güter in Norwegen, bezeichnet eigentlich eine tiefe Senkung zwischen zwei Fjorden.

Eidechse (Lacerta) heißt eine zu den Echsen (s. d.) und zu der Gruppe der Spaltzüngler (Fissilinguia) gehörige Gattung der Lurche, bei welcher breite Schuppen eine Art von Halsband bilden, die Nasenlöcher am Hinterrande des Nasenschildes stehen, die Zunge vorn zweispitzig ausgeschnitten, die Zähne kegelförmig und der Schwanz stielrund (nicht zusammengedrückt) ist. Die Gattung bildet den Typus einer größern Familie, die in der Alten Welt zahlreiche Gattungen und Arten zeigt. Die **gemeine E.**, **Zauneidechse** (L. agilis s. stirpium), welche in allen mildern Ländern Europas nördlich der Alpen und selbst noch im Süden Skandinaviens lebt, gehört zu den harmlosesten Reptilien. Sie ist etwa eine Spanne lang, meist graubraun, seltener gelbgrün oder blaugrün gefärbt und rasch in ihren Bewegungen. Insekten und Regenwürmer dienen ihr zur Nahrung. Größer und schöner gefärbt ist aber die im südl. Europa lebende **grüne E.** (L. viridis) und am größten die in den Mittelmeerländern vorkommende **getüpfelte E.** (L. ocellata), mit hochblauen Augenflecken an den Seiten, die bis 60 cm lang wird, sich von Mäusen nährt und gegen Hunde und Katzen lebhaft zur Wehr stellt. Die kleine, meist an Mauern und Felsen der Mittelmeerländer herumkletternde **Mauereidechse** (L. muralis) variiert in ihren Färbungen außerordentlich. Alle diese Arten legen Eier. Die in den Alpen und nordwärts von denselben lebende **Bergeidechse** aber gebiert lebendige Junge, weshalb man auch eine eigene Gattung (Zootoca vivipara) für sie geschaffen hat.

Eidechse (Lacerta), kleines Sternbild am nördl. Himmel von $22^h\ 0^m$ bis $22^h\ 50^m$ Rektascension und 35° bis 54° nördl. Deklination besteht aus einem Stern vierter Größe und (nach Heis) 47 schwächern, dem bloßen Auge sichtbaren Sternen. Bemerkenswert ist in demselben ein fünffacher Stern, Nr. 2922 des Struveschen Doppelsternkatalogs, sowie ein grob zerstreuter Sternhaufen mit vielen hellen Sternen, etwa 16′ im Durchmesser.

Eider oder **Eyder**, ein wasserreicher Fluß Norddeutschlands, entsteht 14 km südlich von Kiel im holstein. Amte Bordesholm aus den Zuflüssen des kleinen Sees von Redder, im N. von Bothkamp. Sie fließt zunächst nördlich, dem Grieben- und Bothkampersee zu und wendet sich dann wieder südlich nach Beesdorf. Von da zieht sie nördlich bis nahe an Kiel zum Schulensee. Von diesem See erreicht sie westlich den Westensee und bildet dessen nördl. Abfluß zum Flemhudersee. Sie wendet sich dann bei Landwehr als Grenzfluß zwischen Holstein und Schleswig westwärts über Rendsburg und Friedrichstadt, indem sie mit großen Krümmungen unter

Marschgegenden durchzieht, welche durch kostbare Eindeichungen vor ihren Überschwemmungen geschützt sind, und mündet, rechts verstärkt durch die Sorge und Treene, nach einem Laufe von 185 km bei Tönning, der Hauptstadt der Landschaft **Eiderstedt**, in die Nordsee. Bei Friedrichstadt ist die E. 180, bei Tönning über 300 m breit und 4—5 m tief; weiter unterhalb erweitert sich die Mündung bis zu 11 km Breite. Ihr Flußgebiet umfaßt 3400 qkm. Ihre natürliche Schiffbarkeit beginnt bei Rendsburg; allein bei ihrer Westwendung führt ostwärts bei Holtenau in den Kieler Meerbusen der **Holsteinische**, **Schleswig-Holsteiner-** oder **Eiderkanal**, der einzige, welcher bis jetzt die Ost- und Nordsee, 172,7 km weit, verbindet. Derselbe wird allein aus dem Zuflusse des Eiderlaufs oberhalb des Flemhudersees gespeist, ein Speisegebiet von 470 qkm Fläche. Er steigt von der Holtenau am Kieler Meerbusen bis Rathmannsdorf in Schleusen auf und liegt von da bis Königsförde horizontal. Nur zum Teil setzt er sich im Eiderbett fort. Von Königsförde bis Osterade schneidet er in gerader Linie den großen, jetzt Alte Eider genannten Bogen des natürlichen Stromlaufs ab; von Osterade bleibt die E. kanalisiert bis Steinwehr. Von hier verläßt der Kanal wieder den natürlichen Lauf, bis beide in die sog. Ober-E. münden, die sich oberhalb Rendsburg seeartig aufstaut. Der Kanal wurde 1777—84 mit Benutzung des alten Grenzflüßchens Levensaue, welches 4 km nördlich von Kiel in die dortige Bucht mündet, angelegt und hat 3,5 m Wassertiefe, 31 m obere Breite. Der eigentliche Kanal ist 31 km lang und hat sechs Schleusen. Wegen dieser Schleusen und seiner beschränkten Dimensionen überhaupt können ihn nur kleine Küstenfahrzeuge passieren, jedoch ist der Verkehr ein so bedeutender, daß die Zahl der ihn benutzenden Fahrzeuge sich jetzt durchschnittlich auf 4000 beläuft. Als Grenzfluß hat die E. eine histor. Bedeutung erhalten. Im Mittelalter hieß sie Ägidora, altnordisch Ägisdyr. Seit dem Frieden Hemmings mit Karl d. Gr. 811 wurde sie nebst dem Danewerk und der Schlei die Reichsgrenze. In dem Vertrage von 1225 zwischen Waldemar II. und dem Grafen Heinrich von Schwerin ward sie die Nordgrenze des Herzogtums Holstein, ostwärts verlängert durch die Levensaue. Daher spielt der Fluß auch eine Rolle in der Kriegsgeschichte, in den Kämpfen der Friesen, Holsteiner und Dänen im Mittelalter, sowie 1813 und später in den Kriegen gegen Dänemark.

Eiderdänen, polit. Partei in Dänemark, welche vor 1864 den eigentlichen dän. Staat nur bis zur Eider ausdehnen, also Schleswig inkorporieren, aber Holstein ausschließen wollte.

Eiderdunen, s. unter **Eiderente**.

Eiderente (Somateria mollissima), auch oft **Eidergans** genannt, ist die bekannteste Art einer zu der Gruppe der Tauchenten (s. **Enten**) gehörenden Gattung, welche durch die mit Hautlappen umsäumte Hinterzehe und den an den Rändern mit groben Plättchen eingefaßten, gestreckten, schmalen, an der Wurzel hohen Schnabel, der mit schmalen, weit vorn gelegenen Nasenlöchern versehen ist, sich von den übrigen Tauchenten unterscheiden. Das Eidermännchen ist oben weiß, unten schwarz, die Wangen meergrün, die Stirn schwarz; das Weibchen oben braun mit rostfarbigen Federrändern, unten braun und schwarzbraun gewellt. Während der Brütezeit trennen sich die Männchen, um in Scharen allein zu leben. Die **Pracht-Eider** (S. spectabilis) hat ein feines, schwarzes Band um den Schnabel, das am Halse herabläuft, während bei der **Stellerschen Eider** (S. Stelleri) die Deckfedern der Oberflügel und Schultern blau gestreift sind. Beide Arten sind selten; die gewöhnliche Eider gemein. Dieser Vogel bewohnt den hohen Norden, ist an den Küsten von Island, Grönland, Spitzbergen und der Baffinsbai sehr häufig und kommt im Winter zahlreich nach der Ostsee und Elbemündung, nistet aber nur in den höhern Breiten. Er nährt sich wesentlich von Muscheln, nach denen er in große Tiefen taucht.

Die E. brütet in Gesellschaften oft von Hunderten von Paaren; ihr Nest besteht aus Seegras und Tang und wird meist an solchen Orten angelegt, wo, wie auf Inseln, die Eisfüchse nicht hingelangen können. Das Weibchen legt im Anfang Juni vier bis sieben blaßgrüne Eier, welche es mit den feinen, seinem Unterleibe an den sog. Brüteflecken ausfallenden Dunen umgibt. Da diese Dunen, die **Eiderdunen**, einen wichtigen Handelsartikel bilden, so hegen die Besitzer der Brüteplätze die Vögel sehr sorgfältig, wozu besondere Gesetze erlassen sind und eigene Wächter angestellt werden, und beuten die Nester nach gewissen Regeln aus. Man kann der E. zweimal die eben gelegten Eier nebst den Dunen wegnehmen, ohne daß sie sich hindern läßt, zum dritten mal das Nest auszupolstern und mit Eiern zu belegen, die sie dann ausbrütet. Werden aber zum dritten mal die Vögel beim Brüten gestört, so verlassen sie solche Brüteörter ganz. Ein Dutzend Nester liefern etwa 0,5 kg gereinigter Dunen, das an Ort und Stelle etwa 18 Mark wert ist; die Reinigung von dem beigemengten Seegras und Tang ist eine recht mühsame Arbeit. Die ersten Dunen, welche von selbst ausfallen, sind die besten; die zweiten sind Mittelgut; die dritten, welche man erst nehmen darf, sobald die Jungen flügge geworden sind, stehen kaum höher im Preise als feine Gansfedern. Das Fleisch der E. ist schlecht und thranig. Die Eiderdunen machen für mehrere hochnordische Länder einen wichtigen Handelsartikel aus und stehen hoch im Preise. In der Mitte des 18. Jahrh. lieferte Island jährlich 100—150 kg gereinigte und gegen 1000 kg ungereinigte Dunen. Grönland liefert jetzt mehrere tausend Kilogramm jährlich. Wegen ihrer Kostbarkeit werden sie oft verfälscht; die echten erkennt man indes an ihrer braunen Farbe mit weißem Schafte und daran, daß sie beim Schütteln nicht auseinanderstieben.

Eidergans, s. **Eiderente**.

Eiderstedt, Halbinsel an der Westseite von Schleswig, zwischen der Eidermündung und dem Heverströmbusen, bildet einen 330,5 qkm großen Kreis mit (1880) 17315 E. und dem Hauptort Tönning.

Eidesbruch bezeichnet gewöhnlich die Verletzung eines promissorischen Eides, z. B. des Offenbarungseides, wie derselbe noch in einzelnen Ländern gilt (Einführungsgesetz zur Civilprozeßordnung, §. 16, Nr. 3), auch der eidlichen Kautionsleistung. Hierfür droht das Reichs-Strafgesetzbuch, §. 162, mit Gefängnis bis zu zwei Jahren. In der Civilprozeßordnung ist (§§. 711, 769) die Form des Offenbarungseides eine assertorische und würde eine Verletzung dieses assertorischen Inhalts Meineid (§. 153) sein. In umfassenderm Sinne sprechen manche von E. beim wissentlich falschen Zeugnis oder Gutachten, wofür die Bezeichnung Meineid die richtigere ist.

Ei des Columbus, d. h. das (durch Eindrücken der Spitze zu lösende) Problem, ein Ei aufrecht auf eine flache Unterlage zu stellen, sprichwörtlich zur Bezeichnung der überraschend einfachen Lösung einer anscheinend schwierigen Aufgabe, ist die Umwandlung der volkstümlichen span. Redensart «Hänschens Ei». Nach Benzoni, «Geschichte der Neuen Welt» (Vened. 1565), soll Columbus, als auf einem 1493 ihm zu Ehren gegebenen Gastmahl des Kardinals Mendoza sich einige der Anwesenden rühmten, daß ihnen ebenso gut wie Columbus die Entdeckung der Neuen Welt gelungen sein würde, die Betreffenden durch Anwendung des erwähnten Problems zum Schweigen gebracht haben. Doch ist der Vorgang nicht verbürgt, da Benzoni einräumt, ihn nur durch Hörensagen zu wissen. In Vasaris «Künstlerbiographien» (1555) wird die Erzählung auf Brunelleschi übertragen.

Eideshelfer (conjuratores, consacramentales) nennt man im ältern deutschen Recht diejenigen Personen, die einen vor Gericht Schwörenden durch ihre Eidesleistung unterstützen. Den Haupteid leistet einer der streitenden Teile dahin, daß seine Behauptung wahr sei, die E. schwören, daß sie von der Wahrhaftigkeit des Hauptschwörers überzeugt seien. Die E. kamen sowohl im Verfahren über civilrechtliche Ansprüche als im Strafverfahren vor; ihre Zahl war verschieden, am häufigsten sieben. Das Verfahren mit E. verfiel seit 13. Jahrh. und machte dem sich mehr entwickelnden Beweise durch Zeugen Platz. Mit der Aufnahme des röm.-kanonischen Prozesses seit dem 15. Jahrh. verschwanden die E. ganz.

Eidesmündigkeit, s. unter Eid (vgl. Minorennität).

Eidgenossenschaft, s. Schweiz.

Eidograph (grch.), Bildschreiber, eine von Wallace in Edinburgh 1821 erfundene Kopiermaschine, welche mit dem Pantograph Ähnlichkeit hat.

Eidographie (grch.), Bildschreibung, ein von dem Chemiker Eckhardt in München erfundenes Verfahren, von einer auf einer Metallplatte ausgeführten Zeichnung eine Art direkter Galvanos zum Druck auf der Buchdruckpresse herzustellen. Die E. machte eine Zeit lang von sich reden, brachte es aber zu keiner bleibenden Bedeutung.

Eidotter, s. Eigelb.

Eidschwur, s. Eid.

Eidsvold, Kirchspiel («herred») in Norwegen, zur Vogtei Övre Romerige im Amte Akershus gehörig, erstreckt sich zu beiden Seiten des südl. Endes des Landsees Mjösen und der dem Glommen zufließenden Vormen-Elv und zählt auf 336 qkm 7460 E. Der Pfarrhof nebst der Kirche liegt an der Einmündung der And-Elv in die Vormen-Elv. Im 18. Jahrh. bestand hier ein bedeutendes Eisenwerk, dessen Produktion im 19. Jahrh. jedoch so in Abnahme kam, daß es 1820 ganz aufhörte. Dasselbe gehörte dem Staatsrat Karsten Anker, in dessen geräumigem hölzernen Wohnhause 10. April bis 20. Mai 1814 die erste konstituierende Reichsversammlung Norwegens gehalten wurde, welche das noch jetzt bestehende freisinnige norweg. Grundgesetz annahm. Das Gebäude nebst zugehörigem Garten wurde späterhin durch Subskription angekauft und dem Staate geschenkt, der das Ganze zur Erinnerung an die erwähnte Begebenheit einrichten und das Haus mit den Bildnissen der bei der Reichsversammlung thätigen Repräsentanten (der sog. Eidsvoldsmänner) schmücken ließ. Bei dem Orte Eidsvoldsbakken, Station der Eisenbahn Kristiania-Drontheim, beginnt die durch Kunst ermöglichte Schiffbarkeit des Vormen, sodaß zwischen E. und Lillehammer (am nördl. Ende des Sees Mjösen) regelmäßige Dampfschiffahrt besteht. Bei Eidsvoldsbakken befindet sich auch eine eisenhaltige Quelle, die seit 1840 stark als Bad benutzt und nach dem berühmten norweg. Dichter die Henrik-Wergelands-Quelle genannt wird.

Eierkonserve ist durch vorsichtiges Austrocknen haltbar gemachtes Eigelb. In manchen Industriezweigen findet das Eiweiß bedeutende Verwendung; bei diesen bildet die Umwandlung in Konserve ein Mittel, um das nicht zur Benutzung kommende Eigelb zu verwerten. Zu diesem Behufe wird es in dünnen Schichten auf blank polierte Stahlplatten gestrichen und in einem Trockenofen, unter kräftiger Ventilation, bei einer 50° C. nicht übersteigenden Temperatur erhalten, bis es gänzlich ausgetrocknet ist. Die trockene Masse läßt sich leicht mittels eines Hornspatels von der blanken Platte abstoßen und ist dann, bei vorsichtiger Aufbewahrung, fast unbegrenzt haltbar. War die angegebene Temperatur beim Trocknen nicht überschritten, so quillt die Masse in Wasser zu einer Flüssigkeit von schleimiger Konsistenz, wie sie das frische Eigelb darstellt, und läßt sich zur Bereitung von Speisen, Backwerk u. dgl. verwenden. Für technische Zwecke, Lederbereitung u. dgl., konserviert man das Eigelb durch Zusatz von etwas Salz und antiseptischen Mitteln, z. B. arseniger Säure oder besser Salicylsäure.

Eierland heißt der dem Landbau bestimmte nördlichste Teil der nordholländischen, im übrigen der Schafweide bestimmten Insel Texel; es ist dieser Teil bis 1629 eine besondere Insel gewesen, seitdem aber durch einen Deich mit Texel verbunden worden. Zahllose Möwen und von Norwegen kommende Seevögel umschwärmen diese Spitze, und die zahlreichen der von ihnen dort niedergelegten Eier werden gesammelt und nach Amsterdam verhandelt.

Eieröl (Oleum ovorum), ein früher offizinelles Präparat, erhalten durch Auspressen des Dotters von hart gekochten Hühnereiern, stellt eine gelbe ölige Flüssigkeit dar und besteht zum größten Teil aus Palmitin und Olein, nebst Cholestearin und gelbem Farbstoff, wird leicht ranzig.

Eierpflanze (Solanum Melongena *L.*), eine zu den Solanaceen gehörige Einjährige aus Südamerika, deren Blüten schon auf den ersten Blick die Verwandtschaft mit der Kartoffel verraten. Ihre Frucht ist eine große, einem Ei ähnliche weiße Beere, wegen deren sie einen Platz unter den Ziergewächsen gefunden hat.

Einige Varietäten dieses Gewächses tragen eine längliche, dunkelviolette Frucht, welche im Orient, aber auch in Frankreich, nur hier und da in Deutschland für die Küche Verwendung findet. Neuerdings wird für gleiche Zwecke die lange, zartfleischige, weiße Frucht der chinesischen E. empfohlen. Diese Gewächse erfordern eine frühzeitige Anzucht unter Glas und einen warmen, geschützten, sonnigen Standort. Die chinesische E. dürfte nur bei Glashauskultur gedeihen.

Eierpflaumen nennt man eine Gruppe von Pflaumensorten, deren große, nach dem Stiele zu verjüngte Frucht eine eiförmige Gestalt hat. Die beste dieser Pflaumen ist die Nienburger Eierpflaume, eine wahre Zwetsche, deren Frucht Mitte

September reif wird und eine abziehbare, dunkelbraunrote Haut und weiches, zartes, goldgelbes, zuckersüßes Fleisch besitzt. Der kräftige, sehr reich tragende Baum gedeiht in jedem Boden.

Eierschwamm (Agaricus caesareus), einer der geschätztesten Speiseschwämme des Südens, nordwärts bis Böhmen sich ausbreitend. Mittels dieses Schwammes hat nach Plinius und Sueton die Agrippina den Kaiser Tiberius Claudius durch beigemischtes Gift getötet. Der E. Deutschlands ist der Pfifferling (Cantharellus cibarius), der wegen seines massenhaften Vorkommens im Sprichworte etwas Wertloses bezeichnet. Nichtsdestoweniger ist er einer der wohlschmeckendsten und zuträglichsten Speiseschwämme. Er ist dottergelb, kahl, etwas fettig anzufühlen, sein Hut ausgeschweift wellig, mit dem Saume abwärts gebogen, oft trichterförmig vertieft, auf der untern Fläche mit faltenartigen Blättchen, von denen die größern vom Stocke am Strunke herablaufen, bis 8 cm im Durchmesser. Dieser Pilz wird aus Waldgegenden häufig auf den Markt gebracht, hält sich längere Zeit in unveränderter Güte und wird nicht leicht von Insekten angegangen. Ebenso wenig leicht kann er mit andern giftigen Schwämmen verwechselt werden, höchstens mit dem verdächtigen Cantharellus aurantiacus, dessen Hut aber eine dunklere, matte, filzige Oberfläche hat.

Eierspiegel, Instrument zur Beurteilung der Frische der Eier. Er besteht aus einem kastenförmigen Behälter ohne Boden, in der Mitte durch eine horizontale Scheidewand geteilt. In dieser Scheidewand befindet sich ein kreisförmiger Ausschnitt, in welchen das zu untersuchende Ei mit der Spitze abwärts gerichtet gestellt wird. Hält man die obere Öffnung des Kastens gegen das Gesicht gedrückt und richtet man die untere gegen ein brennendes Licht, so erscheint ein frisches Ei gleichmäßig hell durchscheinend, während ein bebrütetes, in welchem der Embryo schon entwickelt ist, mehr oder weniger dunkel oder fleckig erscheint.

Eierstab, in der Architektur der mit eingeschnittenen, oft auch nur aufgemalten eiförmigen Verzierungen versehene Viertelstab.

Eierstock (Ovarium) nennt man denjenigen Teil des pflanzlichen und tierischen Organismus, in welchem die zur Fortpflanzung der Art dienenden Eier sich entwickeln. Der Bau dieses Organs ist natürlich bei den verschiedenen Pflanzen- und Tierklassen ein außerordentlich mannigfacher und verschiedener. Bei den Pflanzen und bei manchen niedern Tieren verbleibt das Ei auch nach seiner Befruchtung im E. und wird in demselben mehr oder weniger weit entwickelt; so stellt z. B. der Apfel ein nach der Befruchtung weiter entwickeltes Ovarium dar, in welchem die befruchteten Eier als Samenkerne liegen. Bei den höhern Tieren dagegen verlassen die Eier entweder schon vor oder nach der Befruchtung den E. und durchlaufen die weitern Stadien ihrer Entwickelung entweder ganz außerhalb des mütterlichen Organismus oder in einem eigenartigen Organe des mütterlichen Körpers, der sog. Gebärmutter.

Bei den Säugetieren und den Menschen sind die E. zwei eiförmige, drüsenähnliche, im kleinen Becken rechts und links von der Gebärmutter liegende, nur dem weiblichen Geschlecht eigene Organe, welche durch einen sehnigen Strang, das Eierstocksband, mit dem obern Teil der Gebärmutter verbunden und in eine nach der Seitenwand des kleinen Beckens zu verlaufende Falte des Bauchfells, in die sog. breiten Mutterbänder, eingehüllt sind. Beim geschlechtsreifen menschlichen Weibe besitzt jeder der beiden E. im gesunden Zustande Größe und Form einer etwas plattgedrückten Pflaume; ihre Farbe ist weiß oder rötlich-weiß, ihr Gewicht zusammengenommen 10 bis 15 g. Äußerlich ist jeder E. von einer derben, faserigen (fibrösen) und einer glatten (serösen) Haut überzogen; im Innern besteht sein Gewebe aus einem gefäßreichen, von organischen Muskelfasern durchsetzten Bindegewebe, in welchem sich zur Zeit der Geschlechtsreife zahlreiche größere und kleinere Gebilde bis zum Umfange einer Erbse oder kleinen Kirsche vorfinden, die mit einer klaren, wasserhellen Flüssigkeit erfüllt sind. Diese Bläschen heißen nach ihrem Entdecker, dem Anatomen Regner de Graaf die Graafschen Bläschen oder Follikel (Folliculi Graafiani) und stellen Eikapseln dar, innerhalb deren sich das eigentliche Ei (s. d.) bildet. Sie sind schon im E. des neugeborenen Mädchens vorhanden, jedoch noch sehr klein und unentwickelt; erst zur Zeit der Geschlechtsreife wachsen sie beträchtlich und treten immer mehr an die Oberfläche des E. hervor. Ihre Menge ist eine außerordentlich große; nach den Berechnungen von Henle und Waldeyer besitzt der menschliche E. in der ersten Zeit der Geschlechtsreife etwa 36000 Eier, sodaß auf beide E. 72000 Eier kommen; die große Mehrzahl derselben verfällt aber dem Verkümmern, und nur wenige reifen zu voller Ausbildung heran. Von Zeit zu Zeit löst sich ein solches Ei nach Durchbrechung seiner Hüllen aus seinem Bläschen los und tritt in die trichterförmigen Enden der Eileiter über, durch welche es in die Gebärmutterhöhle gelangt. Zur Erleichterung dieses Vorgangs ist der E. des zeugungsfähigen Weibchens periodisch (beim Menschen während der Menstruation, bei Tieren während der Brunst) einer heftigen Blutanhäufung ausgesetzt, welche nach Art einer Entzündung an der Stelle, wo ein reifes Ei liegt, die genannten Hüllen des E. erweicht und schmilzt, bis sie den Durchbruch des Eies gestatten. An der geplatzten Stelle bleibt der offene Graafsche Follikel, welcher durch Verfärbung des ergossenen Blutes ein gelbliches Aussehen annimmt und deshalb gelber Körper (Corpus luteum) heißt, zurück und heilt darauf nach Art einer vernarbenden Wunde. Gegen die Mitte oder das Ende der vierziger Jahre hört die Entwickelung der Graafschen Follikel und die Reifung von Eiern auf, womit die Menstruation und die Zeugungsfähigkeit des Weibes erlischt.

Die E. sind häufig Erkrankungen ausgesetzt. Am häufigsten kommt die Entzündung des Eierstocks (Oophoritis) vor, welche sich gewöhnlich im Anschluß an eine Menstruation oder den Verlauf eines Wochenbettes entwickelt. Die während der Menstruation regelmäßig eintretende Entzündung einer bestimmten Stelle des E., welche die Lösung und Abstoßung des reifen Eies vermittelt, pflanzt sich leicht auf die ganze Oberfläche des E. und weiterhin auf andere Teile des Bauchfells fort, mit welchem der seröse Überzug der E. innig zusammenhängt. Daher entstehen während der Menstruation besonders leicht Unterleibs- (Bauchfell-) Entzündungen, und es ist während dieser Zeit Schonung und Vorsicht unbedingt nötig; besonders müssen diejenigen, welche an schmerzhafter Menstruation leiden, das Bett hüten und alle heftigen Bewegungen und Gemütsaufregungen meiden, bis der Schmerz

vollständig vorüber ist. Bei Schonung und zweckmäßigem diätetischen Verhalten bildet sich diese Entzündung des E. in der Regel wieder zurück; bisweilen führt sie aber auch zur Vereiterung des E. und damit zu längerm Siechtum oder selbst tödlichem Ausgang; auch kann jede heftigere Entzündung des E. den Untergang der Graafschen Follikel und damit, wenn die Entzündung beide E. betraf, dauernde Unfruchtbarkeit des Weibes zur Folge haben. Unter den chronischen Krankheiten des E. sind die mit Eierstockswassersucht (s. d.) verbundenen Cystengeschwülste, sowie die sog. Dermoidcysten am wichtigsten; die letztern bestehen aus einem häutigen, mit einer grützbreiähnlichen Masse angefüllten Sack, welcher bisweilen Haare, Talgdrüsen und zahnähnliche Gebilde umschließt (s. Balggeschwulst). Über die operative Entfernung der E. s. Castration und Ovariotomie.

Eierstockswassersucht (Hydrops ovarii), die mehr oder minder beträchtliche Ausdehnung des krankhaft entarteten Eierstocks durch angesammelte Flüssigkeit, hat in den meisten Fällen ihren Grund darin, daß ein Graafscher Follikel des Eierstocks (s. d.) infolge übermäßiger Ansammlung von Flüssigkeit allmählich zu einem größern, mit Wasser erfüllten häutigen Sack (sog. Eierstocks- oder Ovariencyste) heranwächst, der den eigentlichen Eierstock vollständig in sich aufnimmt und nach und nach einen so großen Umfang erreichen kann, daß er 10—15 und noch mehr Liter Flüssigkeit faßt und schließlich beinahe die ganze Bauchhöhle ausfüllt. Man unterscheidet mehrere Arten derartiger Eierstockscysten: einfache Cysten, die nur einen einzigen mit Wasser erfüllten Hohlraum umschließen, zusammengesetzte Cysten oder Eierstockscystome, die aus vielen, größern oder kleinern, meist dünnwandigen und zu einer höckerigen Geschwulst vereinigten Blasen bestehen und so zahlreiche, miteinander nicht in Verbindung stehende Hohlräume darbieten, und sog. Dermoidcysten, die nicht mit einer Flüssigkeit, sondern mit einer grützbreiartigen, oft Fett, Haare und zahnähnliche Gebilde enthaltenden Masse erfüllt sind. Die Entwickelung derartiger Cysten des Eierstocks wird gewöhnlich nicht vor dem 25., meist zwischen dem 30. und 40. Jahre beobachtet; doch kann sie auch noch in spätern Lebensjahren erfolgen.

Die Symptome der Eierstockscysten sind je nach ihrer Größe, Ausdehnung und Lage sehr verschieden; während kleinere Cysten entweder gar keine oder nur sehr unbedeutende Beschwerden verursachen, bedingen die großen eine ganz außerordentliche Auftreibung des Leibes, drängen das Zwerchfell stark nach oben, erschweren dadurch die Atmung in hohem Grade und veranlassen heftige Atemnot, ja, können durch ihren anhaltenden Druck auf lebenswichtige Organe das Leben des Kranken direkt gefährden. Behufs Beseitigung dieser Beschwerden pflegt man die Geschwulst vermittelst eines Troikars anzustechen und so ihren wässerigen Inhalt nach außen zu entleeren. Allein gewöhnlich hält die dadurch gewährte Erleichterung nicht lange an, da sich der Sack bald wieder mit Wasser anfüllt; durch oft wiederholtes Abzapfen der Flüssigkeit wird aber der Körper allmählich sehr geschwächt und schließlich folgt der Tod infolge von allgemeiner Erschöpfung. Auch der Versuch, durch Einspritzung von reizenden Substanzen, namentlich Jodtinktur, in den vorher entleerten Cystensack eine Entzündung und damit eine Schrumpfung und Verklebung desselben hervorzurufen, führt durchaus nicht immer zu dem erhofften Ziele und setzt zudem die Patientin einer Reihe erheblicher Gefahren aus. In einzelnen allerdings sehr seltenen Fällen kommt eine Spontanheilung der Eierstockswassersucht dadurch zu Stande, daß infolge eines zufälligen Stoßes oder Schlages gegen den Unterleib die Cystenwand einreißt und sich nun der wässerige Cysteninhalt entweder in die Bauchhöhle ergießt und resorbiert wird oder, wenn die Cyste vorher mit benachbarten Organen verwachsen war, durch den Darm, die Scheide, die Harnblase oder den Nabelring der Bauchwand nach außen entleert wird, worauf der entleerte Sack sich entzündet und zu einer soliden Bindegewebsmasse zusammenschrumpft. Mit Sicherheit läßt sich die radikale Heilung der Eierstockswassersucht allerdings nur von der Operation der Ovariotomie (s. d.) erwarten, bei welcher die Bauchwand mit dem Messer gespalten, die meist gestielte Geschwulst durch die Bauchwunde hervorgezogen und mit dem Messer entfernt wird. Dank den modernen antiseptischen Verbandmethoden sind die Gefahren dieser einst gefürchteten Operation so weit gemindert worden, daß z. B. Spencer Wells in London bereits über tausend Operationen ausgeführt und in 75 Proz. der Fälle Heilung erzielt hat, und daß die Operation jetzt nicht mehr bloß von einzelnen Spezialisten, sondern von fast allen namhaftern Chirurgen und Gynäkologen mit gutem Erfolge unternommen wird.

Eifel (Eiflia) heißt das Hochland zwischen Mosel, Rhein und Roer in der preuß. Rheinprovinz, das früher den Eifelgau bildete und dann zum Erzstifte Trier gehörte. Das Eifelgebirge, welches einerseits mit dem hohen Venn, auf der andern Seite mit dem Hundsrück in Verbindung steht, trägt durchweg die Spuren vulkanischer Thätigkeit und erhebt sich im Durchschnitt nicht über 600 m über das Meer. Die E. ist ein rauher, unfruchtbarer Landstrich, reich an erloschenen Vulkanen, Kesselthälern, Kraterseen (Maare genannt), an Mineralquellen, unter denen die zu Bertrich (s. d.) zwischen Trier und Koblenz und der Birresborner Brunnen zu erwähnen sind, sowie an zahlreichen Versteinerungen der devonischen Periode (Eifler Kalk). Durchschnitten wird die E. von vielen kleinen Flüssen, die zum Teil fruchtbare und wohlangebaute Thäler bilden, zum Teil aber auch in sehr engen, wilden und von kahlen Felsen starrenden Ufern ihre klaren Gewässer führen. Die bedeutendern sind die Erft, Our, Prüm, Kyll, Lieser, Nette und Ahr (s. d.). Die Schiefer, Sandsteine, mächtigen Kalksteinlager und Dolomite, sowie die Eisensteinlager sind vielfach von Basalt-, Phonolith- und Trachytmassen durchbrochen, welche regelmäßige, oft mit Kratern und großen Lavaströmen versehene Kegel bilden und in diesen 100—160 m über das Plateau der Grauwackengesteine aufsteigen, während die Thäler und die eigentümlichen Maare 100—200 m eingesenkt sind. Der größte dieser Seen ist der Laacher See (s. Laach), zu dem das romantische, durch seine Tuffstein- und Traßablagerungen, sowie durch seine Mineralquellen und Sauerbrunnen ausgezeichnete Brohlthal von Andernach am Rhein hinaufführt. Nur 1,8 km südlich von diesem See befinden sich die großen Mühlstein- und zwar Basaltlavagruben von Nieder-Mendig, einem Dorfe, dessen unterirdisches Grubenfeld 3,7 km lang und 1,8 km breit ist, und das außerdem durch seinen Traß Ruf erlangt hat.

Der nordöſtl. Teil des Hochlandes heißt die Vordereifel, der nordweſtliche die Hohe Eifel (zwiſchen Gerolſtein, Daun, Adenau und Ülmen), der ſüdweſtliche die Schnee-Eifel oder Schneifel, von allen das rauheſte und wildeſte Revier. In der Hohen E. befinden ſich die Kulminationspunkte des ganzen Hochlandes, die 760 m hohe Hohe Acht, 7 km öſtlich von Adenau, die Nürburg, 688 m, und der Hohe Ernſtberg oder Errensberg, 691 m hoch; in der Schneifel iſt der Weißenſtein 692 m, der Wieſenſtein 710 m hoch. Die hohe Gebirgsebene zwiſchen der Schnee- und Hohen E., die Mitteleifel, welche mit der Vordereifel auch die Vulkaniſche Eifel genannt wird, bildet einen kalten, ſteinigen Landſtrich von düſterm Anſehen, mit ſehr wenigen, meiſt unfreundlichen Dorfſchaften, die von armen, größtenteils wenig gebildeten, aber treuherzigen und genügſamen Menſchen bewohnt wird. Eigentümlich iſt der E. das ſog. Schiffelland, wo der Raſen umgeſtochen und angezündet wird und die Aſche als Dünger dient. Als eine Senke im Plateau kann das Maifeld oder Mayfeld gelten, ein Hügelland von 30 km Durchmeſſer zwiſchen Nette, Elz und Moſel, mit beſſerm Boden und mildem Klima. Zur Zeit der röm. Herrſchaft ſcheint das Land ſehr kultiviert geweſen zu ſein, wie aufgefundene Denkmale beweiſen und insbeſondere der Umſtand, daß Agrippa unter Auguſtus die große konſulariſche Straße durch dasſelbe bis nach Köln führen ließ.

Vgl. Schannat, «Eiflia illustrata», nach der lat. Handſchrift deutſch bearbeitet von Bärſch (2 Bde., Aach. 1825—29, nebſt Abbildungen); Heidinger, «Die E.» (Kobl. 1853); Schmitz, «Die E.» (Trier 1858); Vogelſang, «Die Vulkane der E.» (Harl. 1864); von Dechen, «Geognoſt. Führer zu den Vulkanreihen der Vordereifel» (Bonn 1861); derſelbe, «Orographiſche und hydrogr. Überſicht der Rheinprovinz und Weſtfalens» (Bonn 1870); Dreſſel, «Geognoſt.-geolog. Skizze der Laacher Vulkangegend» (Münſter 1871).

Eiferſucht iſt das Gefühl des Schmerzes oder Unwillens, welches entſteht, wenn man Güter, auf welche man ſelbſt ein Recht hat oder zu haben glaubt, einem andern zugewendet ſieht. Durch dieſen Anſpruch, welchen man ſelbſt auf ein Gut macht oder hat, unterſcheidet ſie ſich von der Mißgunſt, die ein Gut einem andern nicht gönnt, ohne es gerade ſelbſt beſitzen zu wollen, und vom Neide, der ſich zwar den Beſitz des mißgönnten Gutes wünſcht, ohne aber einen Anſpruch darauf zu haben oder geltend zu machen. Die E. kann auf die verſchiedenſten Arten von Gütern gehen, in deren Beſitze oder Erlangung wir uns von andern beeinträchtigt ſehen, wie Anſehen, Macht, Gewinn, Zuneigung, Ruhm; vorzugsweiſe aber bedient ſich der gewöhnliche Sprachgebrauch dieſes Wortes in Verhältniſſen der Geſchlechtsliebe.

Eigelb (Eidotter, Vitellum ovi), ein Teil des Eies, der in dem Eiweiß, Albumen, liegt; letzteres umhüllt ein feines Häutchen, membrana putaminis, und dieſes iſt bei vielen Tieren von der feſten, aus Kalkſalzen beſtehenden Schale umkleidet. Das E. bildet eine dickliche, gelbe, ſchleimigflüſſige Maſſe, die zahlreiche geformte Körper, die Dotterkügelchen, enthält, und beſteht aus in Waſſer gequollenem Eiweiß, ſowie einem beſondern Eiweißkörper, der als Vitellin bezeichnet iſt, ferner einem auch in der Gehirnmaſſe vorkommenden Stoff, dem Lecithin, außerdem Choleſterin (ſ. d.), fettem Öl (ſ. Eieröl), einem gelben Farbſtoff, Lutein, und Salzen, unter denen die Kaliphosphate vorwiegen. Das Eiweiß unterſcheidet ſich vom Dotter durch das Fehlen der Dotterkügelchen, dagegen beſteht es aus einem Konglomerat von äußerſt zartwandigen Zellen, deren Inhalt vorzugsweiſe aus waſſerreichem Eiweiß beſteht; außerdem findet ſich eine geringe Menge von verſeiftem Fett, eine Zuckerart, die für Traubenzucker gehalten wird, und Salze, unter denen das Chlornatrium prävaliert. Die anorganiſchen Salze ſind im Ei auf ganz ähnliche Weiſe gruppiert und räumlich voneinander getrennt, wie im Blute; im Dotter, wie in den Blutkörperchen, ſind die Kaliphosphate aufgeſpeichert, im Albumen, wie im Blutſerum, iſt das Chlornatrium in größter Menge enthalten. Das in der Hitze erfolgende Gerinnen des Eiweißes iſt die Urſache des Hartkochens der Eier, wobei das ſich ausſcheidende, unlöslich gewordene Eiweiß das Waſſer durch Imbibition aufſaugt.

Sämtliche Beſtandteile des Eies ſind Nährſtoffe des Menſchen, und da ſie im Ei in leichteſt verdaulicher Form enthalten ſind, ſo iſt das Ei mit Recht zu einem geſchätzten Nahrungsmittel des Menſchen geworden. Andererſeits iſt aber auch nicht zu verkennen, daß der Nahrungswert des Eies vielfach überſchätzt wird. Es enthält nämlich das Hühnerei prozentiſch: Schale 10,7, Eiweißſtoffe 11,9, Fett 12,3, Salze 0,7, Waſſer 63,9 Proz. Ein Hühnerei wiegt durchſchnittlich 50 g (nur ganz abnorm große Eier erreichen ein Gewicht von 60 g). In einem Ei verzehrt der Menſch in runder Zahl 6 g Eiweißſtoffe, das iſt aber nur der zwanzigſte Teil ſeines täglichen Bedarfs. Es kann daher nicht die Rede davon ſein, daß ein Ei, wie vielfach behauptet wird, mit einem Viertelpfund Fleiſch gleichwertig ſei. Der Nahrungswert des Eies läßt ſich am beſten mit dem der Milch vergleichen, und es entſpricht dann ein Ei etwa einer Menge von 150 g Milch.

Eigelſtein (vom lat. aquila, d. i. Adler, alſo ſoviel wie Adlerſtein), eine in rhein. Städten, welche urſprünglich röm. Kaſtelle waren, vorkommende Bezeichnung von Befeſtigungstürmen, z. B. in Köln, wo ein Thor und eine Straße danach genannt ſind, ferner in Mainz, wo der Druſusturm ebenfalls dieſen Namen führt.

Eigenbewegung der Fixſterne, ſ. Fixſterne.

Eigengewicht, ſ. Spezifiſches Gewicht.

Eigenhandel (Proprehandel), im Gegenſatz zum Kommiſſions- und Speditionshandel der von einem Unternehmer auf eigene Rechnung und Gefahr betriebene Warenhandel. Derſelbe verlangt natürlich ein größeres Betriebskapital als der Kommiſſionshandel und iſt auch mit größern Chancen des Gewinns wie des Verluſtes verbunden.

Eigenlehner, auch Eigenlöhner, waren ſolche Perſonen, welche einen Bergbau mit eigener Handarbeit betrieben. Nach den frühern bergrechtlichen Beſtimmungen konnten dieſelben auch eine Geſellſchaft bilden, nur durften mehr als acht E. zu einer ſolchen Geſellſchaft nicht zuſammentreten und mußten wenigſtens vier davon die Bergarbeit mit eigener Hand verrichten. Auch ſtand es denſelben zu, aus ihrer Mitte einem die Verwaltung des Berggebäudes als Lehnträger nach freier Wahl zu übergeben und mit dem Betriebe des Grubengebäudes zu betrauen, dafern von ſeiten der Bergbehörde die Perſönlichkeit hierzu für geeignet

befunden wurde. Trat der E. ganz allein auf oder nur mit einem Gesellschafter, so hieß er «Einspänner», nahm derselbe mehrere an, so hießen sie Gesellen und, im Gegensatze von Gewerken, Hauptgesellen. Die Vorrechte und Befreiungen, die der Eigenlehnerbergbau durch das Gesetz genoß, bezweckten, die Auffindung und Untersuchung nutzbarer Lagerstätten zu befördern und zu erleichtern und dadurch die Lust zum Bergbaubetrieb zu erhöhen.

Eigenname (nomen proprium), s. Name.

Eigennutz, s. Egoismus.

Eigennutz, wirtschaftlicher, oder Selbstinteresse (selfinterest) ist nach der engl. Schule die leitende und treibende Kraft in der wirtschaftlichen Thätigkeit des einzelnen und infolge davon auch in der Volkswirtschaft überhaupt. Positiv unsittlicher und widerrechtlicher E. soll natürlich ausgeschlossen bleiben; aber auf dem Boden der Legalität und der bestehenden tauschwirtschaftlichen Gesellschaftsordnung ist es nach jener Auffassung nicht nur gerechtfertigt, daß jeder ausschließlich seinen eigenen Vorteil verfolge, sondern es wird nach Adam Smith und seinen Nachfolgern dadurch das Wohl des Ganzen besser gefördert, als wenn das letztere durch irgendeine Leitung von oben herab planmäßig erstrebt würde. Das Prinzip dieses Eigennutzes ist identisch mit dem sog. Prinzip der Wirtschaftlichkeit: Jeder suche mit möglichst geringen eigenen Leistungen möglichst große Gegenleistungen zu erlangen. Es ist nicht zu leugnen, daß in dem tauschwirtschaftlichen Kampfe ums Dasein dieses Prinzip in der That das leitende ist und daß jeder, der etwa versuchen sollte, im Handel und Verkehr großmütigerweise auch auf die Interessen seiner Konkurrenten Rücksicht zu nehmen, oder für übermäßig entwertete Ware aus Billigkeitsrücksichten mehr als den Marktpreis zu bezahlen, von baldigem Ruin bedroht wäre. Innerhalb des wirtschaftlichen Erwerbsprozesses wird daher der einzelne meistens gezwungen sein, nach den Regeln des E. zu handeln. Aber nichts beweist, daß diese gegenseitige Rücksichtslosigkeit, bei welcher der eine einen Gewinn von 1 selbst dann noch erstrebt, wenn andere dadurch 100 verlieren, etwas Gutes und die Grundlage zu einer schönen Harmonie sei. Vielmehr würde man diese harte wirtschaftliche Reibung nur als ein notwendiges Übel betrachten dürfen, und dann nach Mitteln suchen, um dasselbe zu mildern. Es kann dies auf einzelnen Gebieten durch Eingreifen des Staats geschehen, indem der Konkurrenzkampf mit gewissen Mitteln allgemein beschränkt wird, wie dies z. B. in Betreff der Ausbeutung der Kinder- und Frauenarbeit geschehen ist. Sodann aber kommt es darauf an, daß das unter der Herrschaft des E. erworbene Einkommen und Vermögen seitens seiner Besitzer eine Verwendung finde, bei der auch der Gemeinsinn und das soziale Pflichtgefühl neben dem E. zur Geltung kommen.

Eigenschaft nennt man in der gewöhnlichen Weltauffassung die Merkmale, durch welche man die Dinge voneinander unterscheidet, indem man dabei das «Ding» selbst als das für sich Bestehende und die E. als das an ihm Befindliche zu betrachten gewöhnt ist. Dies Verhältnis drückte die scholastische Philosophie mit dem Namen der Substanz und des Attributs aus, wobei die verschiedenen Nuancen einer Grundeigenschaft als die Modi des Attributs bezeichnet wurden. In der neuern Philosophie, welche sich mit der Frage nach dem Verhältnis des Dinges zu seinen E., dem sog. Problem der Inhärenz, vielfach beschäftigt hat, machte sich zunächst die Einsicht geltend, daß namentlich die sinnlichen E. der Dinge nicht sowohl ihnen selbst als vielmehr unserer Auffassung derselben angehören, daß z. B. die Farbe eines Dinges nur seine Einwirkung auf unsern Gesichtssinn, seine Härte oder Weichheit die Einwirkung auf unsern Tastsinn, seine Süße oder Säure nur die Einwirkung auf unsern Geschmackssinn ist u. s. w. Nachdem Descartes diese Untersuchungen angebahnt, gab ihnen Locke einen gewissen Abschluß, indem er zwischen den primären Qualitäten als den den Dingen selbst angehörigen (wozu er nur die räumlich-zeitlichen Bestimmungen rechnen wollte) und den sekundären Qualitäten als den Einwirkungen der Dinge auf unsere Sinnesorgane unterschied. Weiter noch ging er schon in der Definition, daß die E. eines Dinges nichts sei, als seine Fähigkeit, irgend eine Vorstellung in uns zu erregen, und daß deshalb die eigentliche Natur der Substanz unerkennbar sei. Dies führte in der Folge, nachdem durch Kant auch die räumlich-zeitlichen Bestimmungen als subjektive Auffassungen nachgewiesen waren, zu der Unterscheidung des unerkennbaren Ding-an-sich (s. Ding) und der erscheinenden E. Unter den nachkantischen Philosophen hat namentlich Herbart dies Problem und die in ihm liegenden Widersprüche scharfsinnig untersucht und die Vielheit der E. des Einen Dinges aus seinem mannigfachen Zusammensein mit andern Dingen zu erklären gesucht. Auf dem lediglich erkenntnis-theoretischen Standpunkte erscheint das Verhältnis von Ding und E. als der ursprünglichste und einfachste Beziehungsbegriff (Kategorie), durch welchen wir die Fülle unserer Empfindungen zu ordnen und zu deuten durch das synthetische Bedürfnis unserer Vernunft gezwungen sind.

Eigenschaftswort, s. Adjektiv.

Eigensinn bezeichnet eine beharrliche Willensrichtung in Beziehung auf zufällige und unwesentliche Dinge, worin der Wille sich auch, ohne daß für ihn selbst ein Nachteil daraus entspränge, bewegen dürfte. E. ist daher zwar verwandt mit einem festen und unbeugsamen Charakter, aber als Karikatur davon. Er hat immer etwas von Bizarrerie an sich durch sein Festhalten an eigenen, oft seltsamen Launen und Einfällen, mit Widerstreben gegen Sitte, Herkommen oder vernünftige Gründe. Einen hohen Grad von E. nennt man Starrsinn. E. bei Kindern als das Zeichen, daß sie sich der Stärke ihres Willens bewußt werden, kann durch schonende und kluge Behandlung zur Entwickelung eines festen Charakters benutzt werden, während das unnachsichtige Brechen des E. mit gewaltsamen Mitteln leicht die Gefahren eines mutlosen und scheuen Wesens mit Augendienst und Heuchelei, oder eines hinterhaltigen Grolls mit Verstockung des Herzens herbeiführt.

Eigentum (ein in Deutschland erst seit dem 14. Jahrh. für den röm. Begriff des dominium gebräuchlicher Ausdruck) ist die oberste rechtliche Herrschaft über eine körperliche Sache, aus welcher alle andern beschränktern Rechte an ihr abgeleitet sind. An sich ist es durchaus nicht, wie man noch vielfach sagt, die vollständige und ausschließliche Herrschaft über eine Sache, da es seinem Wesen durchaus nicht widerspricht, daß über dieselbe Sache in einzelnen Beziehungen auch andern Personen als dem

Eigentümer Rechte zustehen. Diese jura in re aliena charakterisieren sich gegenüber dem E. dadurch, daß sie von der Herrschaft des Eigentümers abgezweigte sind und im Falle ihres Erlöschens zum Eigentümer zurückkehren. Der Umfang des E. hängt stets davon ab, ob und in welcher Ausdehnung andere Personen partielle Herrschaftsrechte über dieselbe Sache neben dem Eigentümer haben. Während das röm. Recht streng an dem sachenrechtlichen Begriff des E. festhielt und nur im übertragenen Sinne von E. an unkörperlichen Sachen, d. h. an dinglichen und sonstigen Rechten sprach, hat das deutsche Recht und mit ihm die neuere Gesetzgebung den allein sachenrechtlichen Begriff fallen lassen, ein E. an Forderungen und Rechten angenommen, soweit das Recht den Besitz an ihnen zuläßt. Und man ist noch weiter in einem wirklich falschen Sprachgebrauche gegangen, wenn man den Begriff eines geistigen, künstlerischen, technischen E. aufstellte, wo es sich lediglich darum handelt, daß kein anderer als der Autor, der Erfinder Vermögensvorteile von einem Werke, einer Erfindung ziehen soll. (S. **Geistiges Eigentum** und **Urheberrecht**.) Entgegen dem röm. Rechte, das den Eigentümer von Grund und Boden zugleich für den Eigentümer alles dessen erklärte, was mit demselben fest und unmittelbar zusammenhängt, hat das deutsche, auch das neuere Recht jene Sachen als in rechtlicher Beziehung abgesonderte und möglicherweise einem andern als dem Grundeigentümer gehörende aufgefaßt. Durch eine falsche Auffassung des von den Glossatoren für einzelne Verhältnisse, nach Analogie des wirklichen Eigentumsschutzes, erwähnten Schutzmittels einer utilis rei vindicatio (bei emphyteusis, superficies, Lehen, bäuerlichen Nutzungsrechten) ist man zum Begriffe eines geteilten (Ober- und Unter-)Eigentums gelangt, während dieses angebliche Untereigentum nur weitgehende Nutzungsrechte an fremder Sache darstellt, die die neueste Zeit meist in alleiniges E., mit oder ohne Entschädigung des frühern Eigentümers, verwandelt oder überhaupt aufgehoben hat. Eine weitere Verschiedenheit zeigt sich darin, daß das röm. Recht eine Teilung des E. unter mehrere (condominium) nur in der Form kannte, daß einem jeden derselben ideelle Quoten zustanden. Dem gegenüber kennt das deutsche Recht das Institut des Gesamteigentums, der gesamten Hand, wobei bis zur Auflösung dieses Verhältnisses kein Bedürfniß angenommen wird, die Anteilsrechte der Einzelnen genauer gegeneinander abzugrenzen, und wo das mehrern zustehende Recht nur nach außen hin gegen Dritte begrenzt ist. (Vgl. Gierke, «Das deutsche Genossenschaftsrecht», 2 Bde., Berl. 1868—73.)

Gegen den bloßen Besitz (s. d.) grenzt sich das E. durch den berechtigten, selbstbewußten Willen eines bleibenden Verhältnisses der Person zur Sache ab, während der bloße Besitz dieses Willens oder doch des Rechts dazu entbehren kann. Die Erwerbung des E. erfolgt unter den Lebenden in verschiedener Weise, oder auch auf den Todesfall im Erbwege. Je nachdem dadurch zuerst E. an der Sache begründet oder ein schon bestehendes Recht auf andere übertragen wird, unterscheidet man ursprüngliche (originäre) und ableitende (derivative) Erwerbarten. Unter den letztern nimmt bezüglich der Immobilien bei dem modernen Institute des Grundbuch-(Hypotheken-)Wesens eine hervorragende Stelle die Auflassung (s. d.) ein. Seine letzte Bestätigung findet das E. durch die Ersitzung (s. d.). Die aus dem E. fließende Klage, wodurch man seine Sache bei jedem Besitzer derselben in Anspruch nehmen kann, heißt die Vindikation (s. d.). Das Recht, E. zu erwerben, ist ein wesentliches Moment der freien Persönlichkeit, sodaß sich der Begriff des E. aufs innigste mit den Fragen über die Stellung der Person in Staat und Gesellschaft verbunden zeigt. Die Ausschließung Fremder vom Grundeigentumserwerb, sowie bevorzugende Bestimmungen gewisser Personenklassen verschwinden immer mehr. Ebenso ist das Recht der freien Veräußerung von den vielen Fesseln früherer Zeiten befreit (Beispruchsrecht der nächsten Erben im ältern Recht, Retraktrechte der verschiedensten Art im spätern). Eine Einschränkung des E. ist dagegen durch die moderne, für höhere, öffentliche Interessen notwendige und gestattete Enteignung (s. **Expropriation**) herbeigeführt, die jedoch nur gegen Entschädigung des Eigentümers gesetzlich zulässig ist. Auch bestehen sehr wesentliche Beschränkungen des Grundeigentümers hinsichtlich der Benutzung und der Disposition über das E. in den Regalien und Legalservituten, aus Rücksichten des öffentlichen Interesses, sowie des Interesses der Nachbarn.

Sehr interessant sind die Forschungen über Grund und Notwendigkeit des individuellen E., sowie die durch die jetzt mehr gepflegte vergleichende Rechtswissenschaft zu unserer Kenntnis gebrachten histor. Entwickelungsformen des Eigentumsbegriffs. Es läßt sich wohl nicht bestreiten, daß der Sozialismus einzelne richtige Gedanken zur Kritik des schroffen Eigentumsbegriffs zu Tage gefördert hat und daß im E. nicht nur die individuelle Seite, sondern auch die soziale zu beachten ist; aber die bisher in den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern wiederholten Angriffe auf das E. sind der Volkswohlfahrt im allgemeinen und insbesondere dem Emporkommen der untern Klassen höchst nachteilig gewesen und haben regelmäßig nur zu erneuerter gesetzlicher Anerkennung der aus der innern Natur der menschlichen Gesellschaft herausgewachsenen **Eigentumsordnung** geführt. Die Institution des E. beruht volkswirtschaftlich und naturrechtlich auf der Notwendigkeit der Güteransammlung zur Fristung des Daseins, auf dem sozialen Nutzen und auf der Anerkennung des einfachen, natürlichen und allgemein verständlichen Rechts für jede Person, das Produkt ihrer Arbeit zu behalten oder aufzusparen, und ausschließlich zu verfügen über dasjenige, was sie entweder selbst erarbeitet und erspart hat oder was andere für sie erspart und ihr freiwillig überlassen haben. Die sozialen Schwierigkeiten entstehen hauptsächlich aus dem Verhältnis der Eigentümer der **Produktionsmittel** zu der besitzlosen Klasse, die ohne diese Mittel überhaupt nicht im Stande ist, ihre Arbeitskraft zu verwerten. Dadurch entsteht die Gefahr, daß die historisch gegebene Ungleichheit der Verteilung des E. sich immer mehr verschärft und der abstrakte Satz von der Notwendigkeit und Naturgemäßheit des Eigentums mit der Wirklichkeit in Widerspruch geriete, indem thatsächlich die große Mehrheit der Menschen von allem Grund- und Kapitaleigentum entblößt wäre. Die Behauptung der Sozialisten jedoch, daß die bestehende Productionsordnung mit **Notwendigkeit** zu einem solchen Zustande und ebendeswegen schließlich zu einer Aufhebung des E. an den Produktionsmitteln führen müsse, ist durchaus

unerwiesen. Jedenfalls ist als wünschenswertestes Ziel und zugleich als wirksamste Sicherstellung des E. die möglichst große Verallgemeinerung desselben zu betrachten. Daher liegt es namentlich im Interesse der Gesamtheit, daß die Gesetzgebung die Erhaltung oder Neubildung eines zahlreichen Standes kleiner und mittlerer Grundbesitzer befördere und jede Begünstigung der Latifundienbildung vermeide. Vgl. Thiers, «Über das Eigentum», deutsch von Obermayer (Mannh. 1848); Wagner, «Die Aufhebung des privaten Grundeigentums» (Lpz. 1870); derselbe, «Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Grundlegung» (2. Aufl., Lpz. u. Heidelb. 1879); Mayer, «Das E. nach den verschiedenen Weltanschauungen» (Freib. 1871); Laveleye, «De la propriété et de ses formes primitives» (Par. 1874; erweiterte deutsche Bearbeitung von K. Bücher unter dem Titel: «Das Ureigentum», Lpz. 1879); Samter, «Gesellschaftliches und Privateigentum» (Lpz. 1877). (S. Kommunismus, Kollektivismus.)

Eigentum ist Diebstahl («La propriété c'est le vol»), Citat aus Proudhons (s. d.) Schrift «Qu'est-ce que c'est que la propriété?» (Par. 1840).

Eigentumslosung, s. unter Retrakt.

Eigentumsvorbehalt findet sich bei Kaufgeschäften: der Verkäufer übergibt dem Käufer den Gegenstand des Kaufs, aber er behält sich das Eigentum an demselben (falls er es selber hatte) vor, bis der Kaufpreis gezahlt sei, um sich den letztern zu sichern. Über die rechtliche Wirkung dieser in der gerichtlichen Praxis zur Ausbildung gelangten Vertragsklausel ist im gemeinen Recht Einigkeit noch nicht erzielt. Man schwankt zwischen der Beurteilung als aufschiebende und derjenigen als auflösende Bedingung, also ob bis zur Zahlung der Verkäufer oder der Käufer das Verfügungsrecht über die Sache habe; manchmal wird unter dem E. nur ein vorbehaltenes Privatpfandrecht des Veräußerers anerkannt. Der letztern Auffassung folgen moderne Gesetzgebungen betreffs Immobilien, indem sie bei dem Verkauf kraft E. dem Verkäufer nur einen Hypothekentitel gewähren (Württemberg, Preußen). Übrigens ist der E., wenn der Kaufpreis nicht kreditiert wird, überflüssig, da nach Rechtsregel das Eigentum beim Kauf dann vor der Bezahlung nicht an den Erwerber übergeht.

Eigenvolum, s. Spezifisches Volum.

Eigenwärme, s. Wärme (tierische).

Eigenwärme der Erde, s. unter Erde und Wärme.

Eigenwechsel, auch trockener Wechsel oder unechter Wechsel genannt, ist ein Wechsel, in welchem sich der Aussteller zur Zahlung der Wechselsumme verpflichtet. Der Eigenwechsel unterscheidet sich von dem gezogenen Wechsel, von der sog. Tratte (s. d.) dadurch, daß er nicht einen Zahlungsauftrag zum Inhalte hat, sondern ein Zahlungsversprechen: der Aussteller gibt dem Nehmer des Wechsels nicht wie dort die Hoffnung, daß eine dritte Person zahlen werde, sondern er verspricht ihm, selber zu zahlen. Der eigene Wechsel läßt sich also als ein mit Wechselwirkung versehener Verpflichtungsschein bezeichnen, und demgemäß wird er z. B. lauten: «Frankfurt a. M., den 8. Dez. 1882. Drei Monate a dato zahle ich gegen diesen Wechsel an Herren Hinrichs u. Comp. zu Mainz die Summe von 1000 Mark (Unterschrift:) Z. Freytag.» Die notwendigen Bestandteile des Eigenwechsels sind hiernach: 1) Das Wechseldatum (s. d.); die Zahlungszeit des Wechsels; 3) die Wechselklausel (s. d.); 4) der Name des Nehmers; 5) die Angabe der zu zahlenden Wechselsumme; 6) die Unterschrift des Ausstellers. Wenn einer dieser Bestandteile fehlt, so ist der Wechsel unwirksam, wenn er falsch oder verfälscht ist, so treten dieselben Wirkungen wie bei der Tratte ein. (S. Wechselfälschung.) Auch über die unwesentlichen Bestandteile des Wechsels gelten im allgemeinen dieselben Grundsätze wie beim gezogenen Wechsel, insbesondere kann auch der E. domiziliert werden (s. Domizilwechsel), wie denn überhaupt nach den Bestimmungen der Deutschen Wechselordnung alle für die Tratte gegebenen Rechtsregeln auch auf den Eigenwechsel Anwendung finden, soweit sie sich nicht eben auf den Zahlungsauftrag beziehen und daher der Natur der Sache nach unanwendbar sind.

Der E. kann auch wie die Tratte seitens des Nehmers weiter begeben, giriert, indossiert werden (s. Indossement), und zwar nach deutschem Recht auch dann, wenn er nicht ausdrücklich «an Order» des Nehmers gestellt ist. (S. Ordreklausel.) Hierdurch erhält der E. fast vollständig den Charakter einer acceptierten Tratte, bei welcher der Nehmer als Trassant, der erste Indossator als Remittent und der Aussteller als Acceptant erscheint; denn die Worte «für mich an N. N.» enthalten einen an den Aussteller des E. gerichteten Zahlungsauftrag («zahlen Sie statt an mich an N. N.!»), und der Nehmer des Wechsels (in unserm Beispiel: Hinrichs u. Comp.) eröffnet dem Indossator N. N. dadurch die Hoffnung, daß der Aussteller (Z. Freytag) an ihn zahlen werde. Bei dem indossierten E. greifen also auch die auf den Zahlungsauftrag bezüglichen Grundsätze des Trattenrechts Platz, insbesondere diejenigen über den Protest und Regreß. (S. Wechselprotest und Wechselregreß.) Der E. kann auch an eigene Ordre gestellt werden und ist als solcher gültig.

Ein dem E. hinzugefügtes Zinsversprechen gilt als nicht geschrieben, d. h. ist wechselmäßig ohne jede Bedeutung, macht den Wechsel aber nicht ungültig. Da der E. gerade für das Gebiet der kleinern bürgerlichen Kreditgeschäfte (Darlehne an Beamte, Offiziere, Studenten u. dgl.) sehr beliebt, aber für den Darlehnsempfänger sehr gefährlich ist (s. Wechselstrenge), so ist vielfach der Wunsch geäußert worden, die allgemeine Wechselfähigkeit (s. d.) mit Rücksicht auf gewisse Gesellschaftsklassen einzuschränken, Bestrebungen, die bisjetzt zu einem Resultat noch nicht geführt haben.

Eiger, ein Hochgipfel der Berneralpen, der Kalkzone angehörend, welche den Nordrand der krystallinischen Centralmasse des Finsteraarhorns umsäumt, erhebt sich südlich vom Grindelwaldthal als schroffer Felskegel mit blinkender Firnspitze zu 3975 m Höhe. Der Gipfel wird von drei in einen Punkt zusammenlaufenden Graten gebildet, stürzt nach Norden und Südosten in steilen Wänden ab und trägt nur im Südwesten und Nordosten jäh abschüssige Firnfelder. Vor die Centralkette nördlich vorspringend, mit einer fast 2000 m hohen Felswand schroff und unmittelbar in die grünen Weiden der Vorberge abfallend, bietet der E. in scharfem Kontrast zugleich den Blick auf die großartige, einsame Firnenwelt und auf die bewachsenen und belebten Vorberge und Thäler. Seine Besteigung, zuerst 1858 von Harrington ausgeführt, wird gewöhnlich über den von der Kleinen Scheideck (s. Scheideck) ansteigenden Grat bewerkstelligt. Über

den südlich zum Mönch sich hinziehenden Grat führt das gefährliche Eigerjoch (3617 m), von Leslie Stephen, W. und G. Matthews 7. Aug. 1859 zuerst überschritten. An den Nordfuß des E. lehnt sich bei der Kleinen Scheidegg (2069 m) die teils felsige, teils bewachsene Kette, welche die Thäler von Lauterbrunnen und Grindelwald scheidet und im Tschuggen (2523 m) gipfelt. Vgl. Aeby und von Fellenberg, «Das Hochgebirge von Grindelwald» (Kobl. 1865).

Eihülle, s. Samenknospe.

Eihülle, s. Embryo.

Eikön (grch. εἰκών, das Bild), in Rußland, resp. in der griechisch-katholischen Kirche die Bezeichnung für Heiligenbild.

Eilau, s. Eylau.

Eilbeck, Vorort im Geestlande des hamburgischen Landgebiets, an der Eilbeck, welche sich in die Alster ergießt, mit Hamburg durch eine Pferdebahn verbunden, zählt (1880) 7716 E., hat eine Eisengießerei und eine Färberei, sowie viele große Blumengärtnereien.

Eileiter, s. unter Gebärmutter.

Eileithyia, s. Ilythya.

Eilenburg, Stadt im Kreise Delitzsch des Regierungsbezirks Merseburg in der preuß. Provinz Sachsen, an der Halle-Sorau-Gubener Eisenbahn, welche hier nach Leipzig abzweigt, 23 km im SO. von Delitzsch, in 96 m Höhe, etwa zu zwei Dritteilen auf einer von der Mulde gebildeten Insel gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat drei Kirchen und ein Realprogymnasium und zählt (1880) 10654 E. Die Stadt hat Fabriken für Chemikalien, Tuch, Kattun, Piqué, Cigarren und landwirtschaftliche Maschinen, zwei Eisengießereien, Dampfschneidereien, Mühlen, Bierbrauereien und Kunstgärtnereien. In der Nähe liegt die Eisengießerei Erwinhof. — E. hat seinen Namen von dem auf der Abendseite der Stadt gelegenen Schlosse erhalten, welches unter dem Namen Ilburg schon unter Heinrich I. als wichtiger Grenzpunkt gegen die Sorben und Wenden und als Sitz der Grafen von Ilburg (jetzt Grafen von Eulenburg) genannt wird. Später kam es an die Grafen von Wettin, von diesen an die Markgrafen von Meißen. Unter Konrad und Otto dem Reichen erhielt E. die ersten Mauern. Durch Verpfändung kam die Burg 1370 an Böhmen, dessen König Wenzel sie dem böhm. Edelmann Andreas von der Duba zu Lehn gab. In einem hierdurch entstandenen Kriege wurde die Burg am 24. Juni 1386 von Bischof Heinrich von Merseburg, der Ansprüche auf den Besitz machte, erobert und zerstört. E. kam 1396 durch Kauf an die Markgrafen von Meißen und blieb in sächs. Besitz, bis es 1815 an Preußen fiel.

Eilendorf, Dorf in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Aachen, Landkreis Aachen, 5 km östlich von Aachen, mit (1880) 4050 E., welche Kalkbrennerei und Holzhandel treiben. Dazu gehören Galmei- und Bleigruben. Dabei das Fabrikdorf Atsch (708 E.) mit einer chem. Fabrik und Fensterglashütte von der Aktiengesellschaft Rhenania und zwei Fabriken feuerfester Steine.

Eilers (Gerd), preuß. Pädagog und Staatsmann, geb. 31. Jan. 1788 zu Grabstede in Oldenburg, besuchte das Gymnasium zu Jever und studierte 1810—12 zu Heidelberg und 1812—13 zu Göttingen Theologie. Hierauf wurde er Lehrer an der Hauptschule in Bremen, 1819 Direktor des Gymnasiums in Kreuznach, 1833 Schul- und Regierungsrat in Koblenz und 1841 Rat im preuß. Kultusministerium. Hier galt er bald als die rechte Hand des Ministers Eichhorn und wurde mit diesem 1848 entlassen. Er gründete hierauf eine Erziehungsanstalt zu Freyimfelde bei Halle, die er 1857 aufgab, und starb 4. Mai 1863 zu Saarbrücken. E. schrieb ein wertvolles Memoirenwerk: «Meine Wanderung durchs Leben» (6 Bde., Lpz. 1856—61), außerdem «Zur Beurteilung des Ministeriums Eichhorn» (Berl. 1849) und «Betrachtungen und Urteile Asters über die polit., kirchlichen und pädagogischen Parteibewegungen unsers Jahrhunderts» (2 Bde., Saarbr. 1858—59).

Eilgut, s. unter Güter.

Eilhard von Oberge, epischer Dichter des 12. Jahrh., Vorläufer Gottfrieds von Straßburg, dichtete um circa 1170 einen nur noch teilweise erhaltenen «Tristan und Isolde». Er ist vielleicht identisch mit jenem Dienstmann Heinrichs des Löwen, der in hildesheimischen Urkunden von 1189 bis 1207 vorkommt. Sein Gedicht wurde zum ersten mal herausgegeben von Fr. Lichtenstein im 19. Band der «Quellen und Forschungen» (Straßburg 1878).

Eilmärsche werden von Truppen verlangt und ausgeführt, wenn es sich in erster Linie um Zeitgewinn handelt; sie legen den Truppen große Anstrengungen auf und erhalten die Bezeichnung Gewaltmärsche, wenn sie den höchsten Grad von Anstrengung erheischen. Bei ihnen tritt die Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Truppen in den Hintergrund; letztern wird nur die notwendige Zeit zum Abkochen und Abfüttern gewährt, sonst müssen sie den Marsch bis zur Erreichung des bestimmten Ziels ununterbrochen fortsetzen. Die Kriegsgeschichte lehrt, daß als Maximalleistung ein Marsch von 60—70 km in 24 Stunden betrachtet werden muß, wenn die Schlagfertigkeit der Truppen erhalten bleiben soll; E. von 48stündiger Dauer würden zum Wiedergewinn der Schlagfertigkeit eine längere Ruhe notwendig machen und selbst ein Marsch von kürzerer Dauer kann Ordnung und Disciplin stark gefährden; daher werden E. nur selten angewendet; gelingen sie, dann können mit ihrer Hilfe die größten Erfolge errungen werden.

Eilsen, Badeort im Fürstentum Schaumburg-Lippe, 6 km südöstlich von Bückeburg, an der Aue und am Fuße des Harrlbergs, mit 300 E., hat Schwefelquellen mit Badeanstalt, in welcher stark besuchte Schwefel- und Schlammbäder bereitet werden. Südlich davon hat das Schloß Arensburg eine reizende Lage.

Eilsleben, Dorf in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Neuhaldensleben, bei Seehausen, 32 km westlich von Magdeburg, unweit der Aller, an der Preußischen Staatsbahnlinie Magdeburg-Schöningen, die hier nach Helmstedt abzweigt, zählt (1880) 2033 E., welche eine Zuckerfabrik, Bierbrauereien, Eichoriendarren und Kalkbrennereien unterhalten.

Eimak, richtiger Aimak, «Stamm» oder Moghal Aimak, «Mongolenstamm», ein mongol. Stamm, der mit den sog. Hazârahs im nordöstl. Iran, zwischen Herat und Kabul nomadisiert. Die E. wohnen im Westen und sind Sunniten, die Hazarahs dagegen im Osten und sind Schiiten. Beide Stämme tragen den nicht arischen Typus ganz deutlich an sich und auch ihre Sprache gibt ein sicheres Zeugnis über ihre Abkunft. Wenn auch viele

Figur). Der auf den Punkt n (Einfallspunkt) treffende Strahl wird nach der entgegengesetzten Richtung als reflektierter Strahl nd unter einem Winkel r zurückgeworfen, welcher Zurückwerfungs- oder Reflexionswinkel heißt. Der Zurückwerfungswinkel r ist gleich dem Einfallswinkel i; beide liegen in einer und derselben Ebene, die daher ebensowohl Einfalls- als Reflexionsebene genannt werden kann und welche senkrecht auf der reflektierenden Platte steht. Diese Gesetze gelten nicht nur für Licht-, sondern auch für Wärme- und Schallstrahlen, sowie auch für die Richtung und Reflexion des Stoßes einer elastischen Kugel an eine feste Wand.



Einfalt, s. unter Einfachheit.

Einfischthal, s. Anniviers (Val d').

Einförmigkeit, s. unter Einfachheit.

Einfrieden oder Einfriedigen (vom althochdeutschen fridôn, schützen, schirmen) heißt der Sicherung halber einschließen, umgeben, umzäunen, einhegen (besonders Felder, Gärten u. s. w.).

Einfriedigung nennt man die Einfassung von Feldern, insbesondere aber von Gärten u. s. w. durch Mauern, Stakete, Zäune, Hecken u. dgl. Die sicherste, zugleich aber teuerste E. ist die Mauer, nicht viel weniger teuer das Eisengitter auf einer Sockelmauer. Bretterwände, Latten- und Spriegelzäune kommen in holzreichen Gegenden zwar billiger zu stehen, haben aber eine geringe Dauer und erfordern häufige Ausbesserung und in verhältnismäßig kurzer Zeit Erneuerung. Als die beste und billigste E. ist entschieden die Hecke oder der Lebendige Zaun zu betrachten. Diese bietet den sichersten Schutz gegen Eindringlinge, erfreut das Auge durch ihr frisches Grün, bietet insektenfressenden Vogelarten Gelegenheit zum Nisten und läßt sich in malerischer Weise dekorieren, z. B. dadurch, daß man hier und da einige harte Schling- und Kletterpflanzen, wie die Zaunrübe (Bryonia alba), Hopfen, in frischem Boden Bittersüß (Solanum Dulcamara) u. a., dagegen pflanzt, wiewohl man damit die Sorge auf sich nimmt, diese Gewächse in den nötigen Schranken halten zu müssen. Die wesentlichste der an einen lebenden Zaun zu stellenden Anforderungen besteht darin, daß er vom Boden bis zu der angenommenen Höhe für die Dauer eine lückenlose, gleichmäßig dichte Wand darstelle, welche auch dem Eindringen von Hasen, Kaninchen, Hunden u. s. w. wehrt.

Unter denjenigen Gehölzen, welche für die Herstellung einer solchen E. allen andern vorzuziehen sind, steht der Weißdorn (Crataegus Oxyacantha und monogyna) wegen seiner Dauerhaftigkeit, kräftigen Bewehrung, glänzend grünen Belaubung und hübschen Blüte obenan, unter der Voraussetzung, daß die hierzu nötigen Pflanzen nicht etwa in der Wildnis gesammelt, sondern mit Sorgfalt aus Samen gezogen, mehrmals unter Einstutzung der Wurzeln in nahrhaften Boden pikiert und ordnungsmäßig gepflegt werden. In Bezug auf das Technische der Pflanzung ist zu bemerken, daß die knochenharten Samen nach dem Einsammeln in Sand eingeschichtet und so ein Jahr lang aufbewahrt und erst dann, wenn die Hülle hinreichend mürbe geworden, gesäet werden müssen, und daß es notwendig ist, den neu angelegten Zaun anfangs reichlich zu bewässern und je länger desto besser durch den Schnitt in Ordnung, auch von Ungeziefer, hauptsächlich von den Raupennestern des Goldafters oder Weißdornspinners (Porthesia chrysorrhoea) rein zu halten. Der Schnitt trägt sehr wesentlich dazu bei, daß der Stamm und die Äste immer wieder mit jungen Zweigen sich bekleiden und der Zaun von Jahr zu Jahr dichter wird. Dies gelingt besonders dann auf das vollständigste, wenn man überall, wo es angeht, sich kreuzende oder absichtlich in diese Lage gebrachte Zweige mit Draht eng zusammenschnürt und dadurch ihre Verwachsung herbeiführt. Um eine solche E. zu verschönern, kann man in geeigneten Abständen einige Pflanzen zu einem kleinen Stamm auswachsen lassen, den man durch Okulation mit dem prächtigen gefüllten Rotdorn besetzt.

Ein gleichfalls sehr zu empfehlendes Heckenmaterial ist der Wildapfel (Pirus silvestris). Der gemeine Sanddorn (Hippophaë Rhamnoides) würde mit dem Weißdorn rivalisieren können, wenn er nicht die unangenehme Eigenschaft hätte, unten bald kahl zu werden und dann einen nur sehr unvollkommenen Schutz zu gewähren. Dem Weißdorn und dem Wildapfel steht auch der sonst durch Wuchs und Bewehrung wohlgeeignete Schlehendorn (Prunus spinosa) nach, weil seine zahlreichen Ausläufer nicht nur den Mutterstock bald der Verkümmerung entgegenführen, sondern auch das angrenzende Kulturland aussaugen und auch sonst höchst unbequem werden. Unter den Nadelhölzern ist zur Bildung eines schönen, dichten Zauns am besten die gemeine Eibe (Taxus baccata) geeignet, vorzugsweise in schattiger Lage.

Einfruchtig heißen in der beschreibenden Botanik alle die Pflanzen, die nur einmal Früchte tragen, die also nach der Fruchtbildung absterben.

Einfuhr (Import) ist die durch den auswärtigen Handel vermittelte Versorgung des Inlandes mit ausländischen Waren, namentlich solchen, die das Land selbst entweder gar nicht oder nur mit größern Kosten produzieren kann. Die E. bildet das Gegenstück zur Ausfuhr (s. d.) und ist auf die Dauer ohne letztere nicht haltbar, wenn sie auch zeitweise zu einem großen Teil durch bares Geld oder Wertpapiere gedeckt werden mag. Tritt dieser Fall ein, so liegt eine ungünstige Handelsbilanz (s. d.) für das importierende Land vor. Wenn sich aber der Barvorrat des Landes mehr und mehr erschöpft, so muß schließlich infolge der Erhöhung des Geldwerts ein Umschlag in der Bilanz eintreten, oder es kommt auch die E. ins Stocken. Ein Land, das nichts für andere Völker Brauchbares produziert und auch kein Edelmetall besitzt, kann natürlich auch keine fremden Waren einführen; aber ein solches Land ist selbst außerhalb der Kulturwelt nicht zu finden. Das merkantilistische System suchte vor allen Dingen einen Überschuß des Werts der Ausfuhr über den der E., also eine günstige Handelsbilanz zu erzielen, die dann durch Geldeinfuhr auszugleichen war. Es wurde daher namentlich die E. von fremden Fabrikaten durch Einfuhrzölle und Einfuhrverbote (s. d.) beschränkt, während man die von Rohstoffen für die einheimische Industrie begünstigte. Auch die E. von gewöhnlichen Lebensmitteln schien den Merkantilisten unbedenklich, dagegen waren sie für die Beschränkung der mehr als Luxusgegenstände anzusehenden exotischen Genußmittel. Das den

Listschen Anschauungen entsprechende neuere Schutzzollsystem hat nicht die Ansammlung von Edelmetall, sondern das Interesse der nationalen Produktion im Auge, hat aber hinsichtlich der E. von Fabrikaten, Rohstoffen und Lebensmitteln dieselben Grundsätze wie das Merkantilsystem, indem es nur die erstere im Interesse der Industrie erschweren will und in der Hebung dieses letztern das allein wirksame Mittel zur Förderung der einheimischen Rohproduktion und Landwirtschaft sieht. In der neuesten Zeit jedoch hat bei den Vertretern des Schutzsystems die Lehre von der Solidarität der protektionistischen Interessen das Übergewicht gewonnen, indem man auch die Konkurrenz der fremden Rohstoffe und Lebensmittel durch Beschränkung der E. im Interesse der inländischen Produzenten vermindert sehen will.

Man wird im allgemeinen nicht behaupten dürfen, daß die E. der eigenen Produktion unter allen Umständen vorzuziehen sei, wenn die betreffende Ware durch die letztere nicht so billig geliefert werden könne wie durch die erstere. Wenn z. B. ein großer Teil der produktiven Kräfte des Landes brach läge und es möglich wäre, diese durch Abhaltung der ausländischen Konkurrenz für die Produktion gewisser Waren, wenn auch mit verhältnismäßig geringerm Nutzeffekt zu verwerten, so könnte diese Ausnutzung sonst verlorener Kräfte im ganzen den Nachteil, der durch den Verzicht auf die billigern Produkte des Auslandes entstände, recht wohl überwiegen. Unter den frühern sozialen und polit. Verhältnissen, als der Unternehmungsgeist in den bürgerlichen Klassen noch weniger entwickelt war, konnte die Beschränkung der konkurrierenden E. auch für die Einführung und Erziehung neuer, dem Lande naturgemäßer Industriezweige nützlich wirken. Doch wurde thatsächlich dasselbe Mittel auch häufig angewandt zur Beförderung solcher Gewerbe, für welche die natürlichen Bedingungen nicht genügend vorhanden waren, und zuweilen unter Schädigung gerade der naturwüchsigen Produktionszweige. Namentlich kann die Ausfuhr zum Nachteil der letztern beeinträchtigt werden, und zwar nicht nur durch die direkte Erschwerung der E. von Roh- und Hilfsstoffen, sondern auch durch die allgemeine ungünstige Rückwirkung einer Einfuhrbeschränkung auf den auswärtigen Handel überhaupt. Was die thatsächlichen Verhältnisse betrifft, so weist die Statistik gerade der hervorragendsten Kulturländer häufig einen erheblichen Überschuß des Werts der E. über den der Ausfuhr auf, und zwar nicht etwa nur in Jahren mit schlechter Ernte, in denen eine ungewöhnliche Getreidezufuhr nötig geworden. Es rührt dies namentlich davon her, daß andere Nationen diesen Ländern verschuldet sind und ihre Zinsen und Rückzahlungen indirekt in Waren entrichten. Dazu kommt noch, daß die statist. Tarierung der eingeführten Waren um die Transport- und Handelskosten höher gegriffen wird als die der auszuführenden. (S. Handelsbilanz.)

Es gibt auch eine temporäre E., indem viele eingehende Waren von vornherein entweder zur unmittelbaren Wiederausfuhr im Transit (s. Durchfuhr) bestimmt sind, oder zum Zwecke der mittelbaren Wiederausfuhr in Niederlagen (s. d.) gebracht werden, aus denen sie, wenn sich im Inlande kein günstiger Markt darbietet, wieder ins Ausland gehen, oder im Wege des Kontierungssystems in den freien Verkehr treten. Auch der sog. Veredlungsverkehr (s. d.) schließt eine temporäre E. (von Rohstoffen oder Halbfabrikaten) ein.

Einführungsgesetz ist das umfassendern Gesetzen beigegebene Gesetz, welches bestimmt, unter welchen Umständen jene zur Geltung gelangen sollen, z. B. von welcher Zeit an, auf welchem Gebiet u. s. w. Das E. trägt regelmäßig dasselbe Datum wie das Hauptgesetz. Für die Deutsche Reichsgesetzgebung treten zu dem vom Reiche erlassenen E. die von den Einzelstaaten ausgehenden Ausführungsgesetze hinzu, welche die Anwendung des Reichsgesetzes in den Bundesstaaten, dessen Verhältnis zur Partikulargesetzgebung, die Organisation der zur Ausübung des Gesetzes bestimmten Behörden u. s. w. regeln.

Einfuhrverbote kommen teils als handelspolitische, teils als polizeiliche Maßregeln vor. Im erstern Sinne bildeten sie neben den Einfuhrzöllen (s. d.) das hauptsächlichste Hilfsmittel des ältern Schutzsystems. Man machte für sie geltend, daß sie technisch zweckmäßiger seien als prohibitive Zölle, weil der Schmuggel wirksamer bekämpft werden könne, da jedes Quantum einer absolut verbotenen Ware, das sich im Lande finde, als dem Gesetz zuwider konfisziert werden könne. So bestanden in Frankreich bis 1860 E. gegen fast alle einigermaßen wichtigen Fabrikate, die ursprünglich in dem Revolutionskriege als Kampfmaßregeln gegen England erlassen, aber bei der Neubildung des Tarifs im J. 1816 beibehalten worden waren. Auch England hatte bis zur letzten Periode der Reformbewegung noch zahlreiche handelspolitische E.; so wurde z. B. erst 1842 die Einfuhr von Vieh und Fleisch gestattet. Dagegen hat der Zollvereinstarif solche Verbote nie enthalten. In der neuern Zeit sind sie fast überall verschwunden, und auch die Anhänger des Schutzsystems haben nach dem Vorgange Lists meistens darauf verzichtet, sie weiter zu verlangen. Die polizeilichen E. sind teils nur temporär, wie z. B. die in Betreff des Viehs und der tierischen Stoffe aus Ländern, in denen eine Seuche herrscht, oder in Betreff gewisser Waren, die leicht eine Epidemie verbreiten könnten. Andere sind dauernd, wie z. B. die in verschiedenen Ländern bestehenden Verbote der Einfuhr von Nachdrucken, Waren mit gefälschten inländischen Fabrikmarken, obscönen Schriften, Staatsmonopolgegenständen u. s. w. Die temporären E. zu gesundheitspolizeilichen und ähnlichen Zwecken können in der Regel auf dem Verordnungswege (in Deutschland durch das Präsidium des Bundes und demgemäß im Wege kaiserl. Verordnung) erlassen werden.

* **Einfuhrzoll** ist eine von einzuführenden ausländischen Waren erhobene Abgabe, die entweder vorzugsweise im Interesse der inländischen Produktion gleichartiger Waren bestimmt ist, die fremde Konkurrenz zu erschweren (Schutzzoll, s. d.), oder nur den Zweck hat, dem Staate Einnahmen zu verschaffen (Finanzzoll, s. d.). Nachdem in neuerer Zeit die Durchfuhr- und Ausfuhrzölle fast gänzlich verschwunden sind, bildet der E. die hauptsächlichste und wesentlichste Form der Zölle überhaupt, und es gelten natürlich auch für ihn die verschiedenen technischen Unterscheidungen der letztern. (S. Zoll.) Außer dem eigentlichen Zoll, der sich nach der Natur und der Quantität, unter Umständen des Wertes der Waren richtet, werden vielfach

auch noch andere Abgaben bei der Einfuhr von Waren verlangt, wie Schiffahrtsgebühren oder Tonnengelder, die sich nach der Größe des Schiffs oder der ganzen Ladung richten, ferner verschiedene Gebühren für die zollamtliche Behandlung, sowie auch die sog. statistische Gebühr (droit de statistique), die in mehrern Staaten (seit 1879 auch in Deutschland) von den hauptsächlichsten eingehenden und ausgehenden Waren in geringem Betrage, sei es nach dem Gewicht oder nach der Zahl der Colli oder Wagenladungen erhoben wird. Soll die Einfuhr nur eine zeitweilige sein (s. Einfuhr), so wird der Zoll in der Regel nicht erhoben, indem die Waren entweder in öffentlichen oder kontrollierten privaten Niederlagen untergebracht oder im Wege der Kontierung abgelassen werden, oder indem ihre Wiederausfuhr unter Kontrolle mittels Begleitschein (s. d.) oder amtlicher Begleitung bewerkstelligt wird. Für alle zollpflichtigen Waren, die aus dem Verschluß oder der Kontrolle in den freien Verkehr treten, ist der E. zu entrichten, doch wird er größern Häusern gegen Sicherheitsleistung zeitweise kreditiert (Zollkredit, s. d.). Früher kam es in manchen Ländern auch vor, daß bereits verzollte Waren, wenn sie in einer gewissen Frist in unverändertem oder auch in weiter vervollkommnetem Zustande wieder ausgeführt wurden, eine Rückerstattung des Zolls (Ausfuhrprämie, Drawback, s. d.) erhielten. Gegenwärtig wird, wenn es sich um zu verarbeitende Halbfabrikate handelt, allgemein die Form der zeitweiligen zollfreien Zulassung vorgezogen, während die Rohstoffe meistens von jedem E. befreit worden sind, andernfalls aber ausreichende und bequeme Niederlagseinrichtungen vorfinden.

Eigentliche Einfuhrprämien sind früher zuweilen bei Notständen gewährt worden. Häufiger aber kamen in solchen Fällen zur Begünstigung der Einfuhr zeitweilige Suspension oder Ermäßigungen der bestehenden Zölle auf Getreide und andere notwendige Lebensmittel vor. In manchen Ländern (z. B. England und Frankreich) bestanden lange Zeit für Getreide im voraus festgesetzte Zollstufen nach einer sog. beweglichen Skala (échelle mobile, sliding scale), sodaß höhere Sätze bei niedrigern Preisen erhoben wurden, und umgekehrt.

Eingangszoll, s. Einfuhrzoll.

Eingeblindet, in der Tischlerei Bezeichnung für Vasen, Säulen u. dgl., welche nicht gänzlich rund gearbeitet und frei stehend, sondern auf der Rückseite abgeplattet und aufgeleimt sind.

Eingebung, s. Inspiration.

Eingelegt nennt man ein in ein größeres Tonwerk, namentlich eine Oper, eingefügtes Stück, das ein schon vorhandenes, unzulängliches ersetzen oder einer Rolle oder Situation mehr Bedeutung geben soll. Daß das eingelegte Stück dem Charakter des Ganzen und der einzelnen Rolle entsprechen müsse, sollte sich von selbst verstehen; aber es ist oft nur das Paradestück eines Sängers, das mit dem Stil des Ganzen in grellem Widerspruch steht, zuweilen gar nicht in die Scenenfolge paßt.

Eingelegte Arbeit, s. Marqueterie.

Eingesandt gilt ursprünglich vorzugsweise als Bezeichnung für die in öffentliche Blätter, Zeitungen, Journale u. s. w. aufgenommenen Mitteilungen aus dem Publikum, welche nicht sowohl in persönlichem Interesse zum Abdruck aufgegeben worden sind, sondern meist Gegenstände allgemeinern Interesses zur Besprechung bringen. Durch diesen Charakter der Allgemeinheit und dadurch, daß, wenn solche Mitteilungen entschieden nur in allgemeinem Interesse Aufnahme fanden, diese Aufnahme meist unentgeltlich erfolgte, unterscheiden sich dieselben von der Annonce (s. d.) und vom Inserat (s. d.). Indes versteckt sich doch auch oft genug hinter dem E. die bezahlte, mehr oder weniger geschickte Reklame (s. d.), in welchem Falle dann auch meistens höhere Insertionsgebühren zu entrichten sind als für die gewöhnliche Annonce.

Eingeschlechtige Blüten nennt man in der Botanik diejenigen Blüten, in denen entweder nur die männlichen oder nur die weiblichen Geschlechtsorgane, niemals aber beide zugleich vorkommen. (S. Blüte, Bd. III, S. 201[a].)

Eingeschrieben (Briefe ꝛc.), s. Einschreiben.

Eingeschriebene Hilfskasse, s. Hilfskassen.

Eingesprengt heißt ein Mineral, wenn es als mehr oder weniger feine Partikel, als regelmäßig oder unregelmäßig gestaltete Körner, oder als krystallisierte Formen innerhalb eines andern Minerals oder eines fremden Aggregats eingewachsen vorkommt, z. B. Kupferkies eingesprengt im Bleiglanz, Granaten im Kalkstein, Krystalle von Feldspat und Quarz in der Grundmasse der Porphyre.

Eingestrichen, zweigestrichen u. s. w. nennt man in der Musik die Töne der verschiedenen Oktaven von unten aufsteigend. Die Bezeichnung rührt von der jetzt außer Gebrauch gekommenen deutschen Tabulatur (s. d.) her. Tiefer als die gestrichenen Oktaven liegen die große und kleine Oktave, und unter diesen befinden sich noch sog. Kontratöne. Die kleine Oktave, sowie die obere Hälfte der großen ist das Gebiet der Baßstimme; der Tenor singt in der kleinen und in der eingestrichenen Oktave; für den Alt ist die eingestrichene Oktave das eigentliche Gebiet, wie für den Sopran die zweigestrichene.

Eingetragene Genossenschaft, s. unter Genossenschaft.

Eingeweide (viscĕra) heißen im gewöhnlichen Sprachgebrauche die in den großen Höhlen des menschlichen oder tierischen Körpers (Schädel-, Brust- und Bauchhöhle) eingeschlossenen Organe. In der Anatomie ist es oder war es vielmehr gebräuchlich, den Begriff der E. und dem entsprechend auch den der Eingeweidelehre oder Splanchnologie wesentlich anders zu fassen. Man rechnete zu den E. alles das, was man in den andern Systemen nicht unterbringen konnte, was also weder zum Knochen- und Muskelsystem, noch zum Nervensystem, noch zum Gefäßsystem gehörte. Demnach nannte der Anatom weder das Gehirn noch das Herz ein E., während dies im gewöhnlichen Sprachsinne geschieht, und zwar mit Recht. Dagegen wurden z. B. die Augen mit zu den E. gezählt, während man jetzt die Sinnesorgane, da sie die Entstehung der Empfindungen vermitteln und in engster Beziehung zum Nervensystem stehen, fast allgemein diesem letztern anreiht, oder einem besondern Abschnitt der Anatomie, der sog. Sinnenlehre oder Ästhesiolopie, zuerteilt. Physiologisch betrachtet stellen alle E. zusammengesetzte Organe dar, welche den materiellen Verkehr des Organismus mit der Außenwelt unterhalten und jene Stoffe bereiten, welche entweder zur Erhaltung des Individuums oder zur Fortpflanzung seiner Art notwendig sind. Eine Gruppe von E., welche einem gemeinsamen

physiol. Zweck dienen, bildet einen Apparat oder ein System; so spricht man von einem Verdauungs-, Atmungs-, Kreislaufs-, Harn- und Geschlechtsapparat. Alle E. stehen mittel- oder unmittelbar mit den Leibesöffnungen (Mund, Nase, After u. s. w.) in Verbindung.

Sieht man von der Schädelhöhle ab, welche vollständig vom Gehirn ausgefüllt ist, so bleibt uns nur die Rumpfhöhle mit ihren E. zu betrachten. Dieselbe zerfällt in drei Abschnitte: die Brust-, Bauch- und Beckenhöhle. Die erstern beiden sind durch eine fleischige Haut, das Zwerchfell, voneinander geschieden. Dieses ist ringsum am untern Rande des Brustkastens befestigt und wölbt sich kuppelförmig in die Brusthöhle empor, sodaß diese in Wirklichkeit viel kleiner ist, als sie nach der Größe des Brustkastens zu sein scheint. Eine Längsscheidewand teilt wieder die Brusthöhle in eine rechte und eine linke Hälfte, deren jede eine Lunge einschließt. In der Mitte zwischen beiden Lungen und zwischen die beiden Blätter der Längsscheidewand (Mediastinum) eingeschoben liegen die Luftröhre, die große Hauptpulsader (Aorta) und die Speiseröhre, welche beide letztern durch besondere Öffnungen des Zwerchfells in die Bauchhöhle übergehen. Ebenso liegt zwischen beiden Lungen, und zwar dicht auf dem Zwerchfell, das Herz, doch so, daß es zur größern Hälfte der linken Körperhälfte angehört. Beim Einatmen bedecken die Lungen das Herz von vornher fast vollständig, beim Ausatmen aber liegt es unbedeckt der vordern Brustwand an, etwa zwischen der linken Brustwarze und dem Brustbein. Unterhalb der Brustwarze fühlt man den Herzstoß am deutlichsten. In der Bauchhöhle liegt zu oberst die Leber, mit der größern Hälfte (dem rechten Leberlappen) nach rechts, mit der kleinern (dem linken Lappen) nach links. Die obere Fläche der Leber ist stark gewölbt und liegt der untern Fläche des Zwerchfells dicht an, dessen Rand sie nach unten nicht überragt. Ein horizontaler Stich in den untern Teil des Brustkastens könnte also zuerst den scharfen untern Rand der Lunge, sodann den nach oben aufsteigenden Teil des Zwerchfells und endlich die obere Wölbung der Leber treffen. Beim Einatmen senkt sich das Zwerchfell nach unten und schiebt die Leber vor sich her, sodaß sie nun den untern Rand des Brustkastens nach unten überragen kann. An den linken Leberlappen schließt sich nach links die Milz an, welche ebenfalls dicht am Zwerchfell und noch innerhalb der Kuppel desselben liegt, also auch den untern Brustbeinrand nicht überragt. Unter der Leber liegen an der hintern Wand der Bauchhöhle zu beiden Seiten der Wirbelsäule die Nieren mit den Nebennieren und den Harnleitern. Dem größten Teile der untern Leberoberfläche aber schmiegt sich der Magen an, mit seinem größern Teil (dem Magengrunde) nach links gelegen; dicht hinter dem Magen, von der Milz bis zum Zwölffingerdarm reichend, liegt die Bauchspeicheldrüse. Den übrigen Teil der Bauchhöhle füllt in zahlreichen Windungen der Darm aus, welcher durch das drüsenreiche Gekröse an die hintere Wand der Bauchhöhle befestigt ist. (S. Tafel: **Baucheingeweide des Menschen.**) Mit der Bauchhöhle steht die kleine Beckenhöhle in unmittelbarer Verbindung. In ihr liegt vorn die Blase, welche, je nach ihrer Füllung, mehr oder weniger in die Bauchhöhle hinaufreicht. Hinter der Blase, und zwar zwischen ihr und dem Mastdarm, befindet sich beim weiblichen Geschlecht die Gebärmutter und zu beiden Seiten derselben je ein Eierstock. Während der Schwangerschaft steigt die stark vergrößerte Gebärmutter hoch in die Bauchhöhle hinauf, alle übrigen Organe stark seitwärts oder rückwärts drängend. Der von den Fortpflanzungsorganen noch frei gelassene Raum der Beckenhöhle endlich wird von Teilen des Darms, insbesondere dem Mastdarm, ausgefüllt. (S. **Bauch, Becken, Brust.**) [nisch).

Eingeweidebruch, s. unter **Bruch** (medizi-

Eingeweidewürmer, **Entozoen, Helminthen,** nennt man die im Körper anderer Tiere und des Menschen schmarotzenden Würmer. Frühere Naturforscher glaubten dieselben als eigene Klasse aufstellen zu können; man mußte sich indessen bald überzeugen, daß diese Tiere, ihrem Bau und ihrer Fortpflanzung nach, zu sehr verschiedenen Typen des Tierreichs gehören, und daß die Eigenschaft des Schmarotzens in innern Teilen anderer, sog. Wohntiere oder Wirte, an sich keinen Charakter abgeben kann, da auch Milben, Krebse, Insekten und andere wirbellose Tiere ebenfalls als innere Schmarotzer auftreten können, wie denn auch Cuvier und Rudolphi noch Milben und Schmarotzerkrebse zu den E. rechneten. Aber auch die eigentlichen Würmer, welche in innern Teilen bald während des ganzen Lebens, bald nur während einer gewissen Periode schmarotzen, gehören noch sehr verschiedenen Typen der Würmer an, indem die einen, worunter die Bandwürmer (s. d.) und Leberegel (s. d.), den Plattwürmern, die andern, wie die Spulwürmer (s. d.) und Trichinen (s. d.), den Rundwürmern zugesellt werden müssen. Die systematische Zoologie erkennt demnach gar keine besondere Klasse von E. mehr an, sondern sieht in der schmarotzenden Lebensweise nur die Ursache oder Folge eigentümlicher Umbildungen des Typus, welche sich besonders auf Reduzierung der Bewegungsorgane zu Haftorganen, auf Vernichtung der Sinnesorgane und auf Herstellung besonderer Larven- und Zwischenformen beziehen, die übrigens denjenigen Modifikationen vollständig analog sind, welche durch festsitzende Lebensweise überhaupt bedingt werden.

Die früher angenommene spontane Entstehung der E. auf Kosten der Substanz ihrer Wohntiere durch einen verkehrten plastischen Prozeß ist längst in das Reich der Fabeln verwiesen und im Gegenteil durch überzeugende Beobachtungen und Versuche dargethan worden, daß alle E. nur von außen her mit der Nahrung in den Körper ihres Wohntiers oder Wirts eingeführt werden und sich durch Eier, lebendige Junge und teilweise auch durch innere Knospen fortpflanzen. Die meisten freilich durchlaufen höchst eigentümliche Larvenzustände oder pflanzen sich auch durch sog. Generationswechsel (s. d.) fort. Viele wandern als mikroskopische Junge durch die Gewebe ihrer Wohntiere, andere werden passiv von einem zum andern übertragen, indem ein Wohntier das andere frißt. Studien in dieser Richtung machten in neuerer Zeit besonders Davaine, Küchenmeister, Leuckart, von Siebold und Virchow. Die bei dem **Menschen** aufgefundenen E. gehören den Bandwürmern, Saugwürmern und Rundwürmern an. Bei sehr kleinen Kindern sind E. noch selten; erst mit Ende des zweiten Jahres fangen sie an häufiger zu werden.

Zu manchen Zeiten treten gewisse Wurmkrankheiten geradezu epidemisch als wahre Massenerkrankungen auf, wie namentlich bei der Trichinose häufig beobachtet wird. Je sorgloser der Mensch in der Wahl seiner Nahrung verfährt, je unreiner und reicher an Wurmkeimen sein Gemüse, sein Fleisch und sein Trinkwasser ist, desto mehr wird er im allgemeinen von E. heimgesucht. Zu ihrer Vertreibung bedient man sich der sog. wurmwidrigen oder anthelminthischen Mittel, unter denen die Granatwurzelrinde, das Kousso, die Farnkrautwurzel, Terpentinöl, Kamala, sowie der Zitwersamen mit seinem wirksamen Alkaloid, dem Santonin, die gebräuchlichsten und wirksamsten sind. Ihre Anwendung erfordert indes fast stets eine gewisse Vorsicht und sollte deshalb nie ohne ärztliche Vorschrift erfolgen.

Einhandsgut (Sondergut, Propregut) nennt man im ehelichen Güterrecht das Vermögen der Frau, welches der Verwaltung des Mannes entzogen und der alleinigen Disposition der Frau unterworfen ist.

Einhard (von Zeitgenossen auch Eginhard genannt), bekannt insbesondere als Biograph Karls d. Gr., geb. um 770 im ostfränk. Maingau, wurde wegen seiner Fähigkeiten vom Abt zu Fulda an den Hof Karls d. Gr. geschickt, wo er den Unterricht des Alcuinus genoß. Mit besonderm Talent für Technik begabt, welches ihm in der Hofschule den Namen Beseleel, des Erbauers der Stiftshütte, eintrug, stand er bei dem Kaiser in hoher Gunst. Zu den unter seiner Aufsicht wenn auch nicht begonnenen, doch größtenteils ausgeführten Bauten gehören die Brücke zu Mainz, die kaiserl. Pfalzen zu Ingelheim und Aachen und die Basilika in der letztern Stadt. Er war der stete Begleiter des Kaisers auf allen seinen Zügen und Reisen, und nur einmal trennte er sich von ihm, als er 806 im kaiserl. Auftrage sich zu Papst Leo begab. Nach dem Tode Karls d. Gr. wurde er des Parteigetriebes am Hofe Ludwigs bald müde, obschon er von diesem mit gleichem Vertrauen beehrt wurde. Daher erbat er sich von demselben die einsam im Odenwald gelegene Villa Michelstadt, wo er, nachdem er sich aus Rom kostbare Reliquien verschafft, eine Abtei gründen wollte, die er aber nach Mühlheim am Main verlegte, welches später den Namen Seligenstadt erhielt. Noch 830 versuchte er vergeblich den Frieden in der kaiserl. Familie herzustellen; 836 verlor er seine Gemahlin Imma, 14. März 840 starb er selbst. Obgleich ihm nach der Sitte der Zeit mehrere große Klöster als Abt anvertraut waren, scheint er doch niemals Geistlicher geworden zu sein. Ein viel später verfertigter Sarkophag ist aus der Kirche in Seligenstadt nach Schloß Erbach gebracht; die Grafen von Erbach leiten ohne irgendeinen Beweis ihren Ursprung von E. her.

E.s von wärmster Verehrung für den großen Kaiser erfüllte «Vita Caroli Magni» (beendigt vor 820) ist, sowohl was Anlage und Behandlung als was Sprache und Ausdruck betrifft, unstreitig das bedeutendste histor. Werk der biographischen Gattung im Mittelalter; es hat rasch große Verbreitung gefunden und ist unendlich oft gedruckt und übersetzt worden. Die besten Ausgaben besorgten Pertz in den «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 2), Ph. Jaffé (1867; 2. Ausg. 1876) und Holder (1882). Eine gute deutsche Übersetzung gab O. Abel (Berl. 1850). Ein zweites Geschichtswerk, welches ihm früher allgemein zugeschrieben wurde, die Annalen des Fränkischen Reichs von 741 bis 829, scheint ihm jetzt mit Recht abgesprochen zu werden; sie sind bis 788 eine Überarbeitung der alten Lorscher Annalen und gewähren von da an eine gleichzeitig mit großer Klarheit zusammengefaßte Zeitgeschichte. (Vgl. Pertz, «Monumenta Germaniae historica», Bd. 1, übersetzt von O. Abel, Berl. 1850.) Auch die Sammlung seiner Briefe, welche aber erst nach Karls d. Gr. Tode beginnt, ist lehrreich (neue Ausg. von Jaffé in «Bibliotheca rerum Germanicarum», Bd. 4, Berl. 1867). Sehr charakteristisch für E. und seine Zeit ist seine Geschichte der Übertragung der Gebeine der Heiligen Marcellinus und Petrus von Rom nach Seligenstadt, in der Gesamtausgabe seiner Werke mit franz. Übersetzung von Teulet (2 Bde., Par. 1840—43). Die Sage von «Eginhard und Emma», der angeblichen Tochter Karls d. Gr., ist ganz unhistorisch, vermutlich durch Verwechselung mit Angilbert (s. d.) entstanden. Sie findet sich in der Lorscher Chronik des 12. Jahrh. und ist mehrfach poetisch bearbeitet, unter andern von Fouqué im Roman «Eginhard und Emma» und von Auber in der Oper «Der Schnee». Auch der Pegnitzschäfer Omeis schrieb unter dem Namen Damon «Die in Eginhard verliebte Emma» (Nürnb. 1680).

Einheimische Krankheit, s. Endemie.

Einheit bezeichnet teils die Einzigkeit oder E. der Zahl (z. B. die E. Gottes im Gegensatz des Polytheismus), teils die innere Zusammengehörigkeit der Teile eines Ganzen. Die logische E. ist Übereinstimmung der Gedanken. So redet man von der E. des Begriffs, d. h. von der Zusammenstimmung seiner Merkmale in der Gesamtvorstellung, die er bezeichnet; von der E. eines Systems u. s. w. Die ästhetische E. ist die Übereinstimmung der Teile eines Werks, d. h. ihre wechselseitige Bestimmung durch einander zu einem durch dieses gegenseitige Verhältnis gefallenden Ganzen. Sie darf daher keinem Kunstwerke fehlen. Dagegen hat die Lehre der Alten von den drei dramatischen E. zu vielerlei Mißverständnissen Anlaß gegeben, indem besonders die franz. Ästhetiker vom Drama außer der E. der Handlung, die sich von selbst versteht, auch die E. der Zeit und des Ortes forderten, ohne zu bedenken, daß, insoweit die Alten dieselbe in ihren Dramen beobachteten, dies von der Einrichtung ihrer Bühne abhing. Aber selbst die Alten beobachteten diese Regel nicht immer, und die jetzige beweglichere Bühneneinrichtung erlaubt, wenn auch nicht zum Vorteil plastischer Abrundung doch gewiß zu Gunsten gründlicher psychologischer Entwickelung und mannigfaltigerer Charakteristik, ein freieres Spiel mit Ort und Zeit, wobei nur die zu bunte Willkür verwerflich erscheint.

Einheit bezeichnet im Maß- und Münzwesen sowie in der Mechanik, dem Steuerwesen u. s. w. das zu Grunde liegende Einfache, womit man rechnet. So ist nach der neuern Gesetzgebung das Meter die Maßeinheit, die Mark im Deutschen Reiche die Münzeinheit. Bei den Einschätzungen zur Grundsteuer durch die Kataster spricht man von Steuereinheiten (s. d.). In der Mechanik redet man von Arbeitseinheit, Krafteinheit. (S. Effekt und Kilogrammometer.)

Einheit wird im militärischen Sinne ein Truppenkörper von bestimmter Größe genannt. Unter



1. Dschiggetai (Equus hemionus).

2. Schädel des Pferdes.

3. Esel (Equus asinus).

4. Zebra (Equus zebra).

5. Tarpan (asiatisches Wildpferd).



taktischer Einheit versteht man denjenigen Körper der verschiedenen Waffengattungen, der noch von der Stimme eines einzelnen geführt werden kann und dabei selbständig einfache taktische Aufträge zu lösen vermag. Die taktische E. der Infanterie ist das Bataillon, die der Kavallerie die Eskadron, die der Feldartillerie die Batterie. Unter administrativer Einheit versteht man einen Truppenkörper, der eine selbständige Verwaltung besitzt; es wird meist dahin gestrebt, die taktische und die administrative E., soweit irgend möglich, zusammenfallen zu lassen. Mit organischer oder strategischer Einheit endlich bezeichnet man den größern, unter einem Befehlshaber stehenden, mit Selbständigkeit begabten Truppenkörper, durch dessen Aneinanderreihung Armeen gebildet werden. In den meisten Armeen gilt das Armeekorps als strategische E., in manchen aber auch die Division.

Einheitspatrone wird eine Patrone genannt, welche Geschoß, Ladung und Zündung in sich vereinigt und unzerlegt in das Gewehr eingeführt wird; sie kommt bei allen neuern Handfeuerwaffen in Anwendung. (S. unter Handfeuerwaffen; vgl. Patrone.)

Einheitsstaat, s. unter Bundesstaat.

Einherjer, in der german. Mythologie die im Kampfe gefallenen Helden, welche die Walhalla bewohnen. Aus 540 Thüren, aus jeder 800 Mann, stürmen sie hervor, wenn sie einst beim letzten Kampfe den Göttern zu Hilfe eilen. Ihre Speise ist das Fleisch des Ebers Saehrimnis, ihr Trank Meth aus den Eutern der Ziege Heidhrun. Während des Tages gehen sie hinaus, um zu kämpfen, am Abend aber kommen sie zurück und verbringen die Nacht unter Zechen. Berühmten Helden schickt Odhin andere Helden entgegen, um die neu ankommenden feierlich zu empfangen.

Einholen, in der Seemannssprache das Straffziehen eines außerbords befindlichen oder dort festgemachten Taues nach innenbords zu.

Einhorn, ein fabelhaftes, wildes, unbändiges Tier von Pferdegestalt, welches auf der Mitte der Stirn ein gerades, spitzes, gewundenes Horn als mächtige und gefährliche Waffe trägt. Der Glaube an das Vorhandensein eines solchen Tiers ist sehr alt und weit verbreitet. Die Heraldik kennt es in dieser Gestalt als Wappentier Englands. Aristoteles, Plinius und Älian wissen schon von diesem Geschöpf viel zu berichten, obgleich sie bekennen, dasselbe niemals selbst gesehen zu haben. Als sein Vaterland ward bald Indien, bald Afrika angegeben; in Kuriositätensammlungen zeigte man häufig den Stoßzahn des Narwals als Horn des Tiers. Durch diese Stoßzähne, die als eine große Seltenheit in den Süden gebracht wurden, ist ohne Zweifel die Sage entstanden, welcher sonst keine Thatsache zu Grunde liegt. Das E. gehört zu den Fabelwesen, und die auf Felswänden u. s. w. gefundenen Zeichnungen stellen geradhörnige Antilopen, wie z. B. die Beisa oder Säbelantilope (Oryx) vor, die, im Profil und ohne alle Kenntnis der Perspektive hingezeichnet, notwendig einhörnig erscheinen mußten.

Einhorn (Monoceros), Sternbild zu beiden Seiten des Äquators von $5^h\,55^m$ bis $8^h\,40^m$ Rektascension und $+11°$ bis $-12°$ Deklination, besteht aus vier Sternen vierter Größe und (nach Heis) 103 schwächern, dem bloßen Auge sichtbaren Sternen. In dem Sternbilde sind zahlreiche Doppelsterne und einige prachtvolle Sternhaufen, welche zum Teil schon dem bloßen Auge sternartig erkennbar sind. In einem der letztern, von Karoline Herschel entdeckt, sind unschwer mit dem Fernrohr über 100 Sterne wahrzunehmen.

Einhorn (Licorne), lange Haubitze, welche in der russ. Artillerie seit 1756 üblich war und erst mit Einführung gezogener Geschütze verschwand.

Einhornhöhle und Steinkirche heißen die beiden Tropfsteinhöhlen am südl. Rande des Harzes, 20 Minuten entfernt von der Ruine Scharzfels, unfern der Kaltwasseranstalt zu Lauterberg, das 6 km von der Eisenbahnstation Scharzfeld liegt. In ersterer sieht man an der Felswand, noch lesbar, angeschrieben «Friedrich Schiller 1792», weshalb sie 10. Nov. 1859 mit dem Namen Schillerhöhle belegt worden ist. Die zweite diente vordem als Gotteshaus. Beide liegen im Buchenwalde versteckt, sind aber, als dem Zechsteingebiet angehörig, in keiner Weise mit den Höhlen im Übergangsgebirge bei Rübeland im Nordharz zu vergleichen. Die erstere ist indes nicht unergiebig in Knochen vorweltlicher Säugetiere, z. B. auch des Höhlenlöwen, Höhlenbären, der Fischotter u. s. w. gewesen.

Einhufer (Solidungula) nennt man eine Ordnung der mit Hufen versehenen Säugetiere, die unter den Haustieren durch das Pferd und den Esel vertreten wird. Die wesentlichen Charaktere liegen in dem Zahnsystem und der Bildung der Füße. Der Schädel ist langgestreckt, die Stirn flach, die Kiefer vorgezogen; oben und unten finden sich sechs Schneidezähne, dann eine lange Zahnlücke, in welcher nur ein kleiner rudimentärer Eckzahn steht, der erst spät durchbricht, hierauf in jeder Kieferhälfte sechs Backzähne, also im ganzen 24, deren ebene Kaufläche vier mannigfach gewundene Schmelzleisten zeigt. Bei sämtlichen vier Füßen sind die obern Knochen nur kurz und im Fleisch des Rumpfes fast verborgen, die der Mittelhand und des Mittelfußes aber sehr lang und stark. Die Knochen der Hand- und Fußwurzel sind nur klein und in zwei Reihen gestellt, dann folgt der sehr lange, schwere Mittelknochen der einzigen ausgebildeten Zehe, welcher gewöhnlich das Schienbein (canon) genannt wird und den längsten Teil des Beins bildet. An seinem obern Ende hängen noch zwei kleine griffelförmige Fortsätze, Rudimente der nicht ausgebildeten zweiten und vierten Zehe. Die Zehe selbst besteht aus drei verhältnismäßig kleinen und kurzen Knochen, von denen die beiden obern die gelenkige Fessel bilden, während das verbreiterte Endglied in dem breiten und hohen, halbmondförmigen Hornhufe steckt. Die Haut ist kurz und dicht behaart, der lange Hals mit einer Mähne, der kurze Schwanz wenigstens mit einem Haarbüschel versehen. Es sind gesellige, äußerst intelligente Tiere, die weite Steppen und baumlose Gebirge als Wohnorte vorziehen und sich vorzugsweise von Gras und Kräutern nähren. Jetzt sind sie nur durch die eigentlichen Pferde, die Tigerpferde oder Zebras und die Esel repräsentiert, während es in den Tertiärzeiten Gattungen gab, bei welchen sich die allmähliche Reduktion der Zehen von vier auf drei und dann das Schwinden der beiden äußern Zehen stufenweise nachweisen läßt. So existierte in den mitteltertiären Schichten ein Tier von Eselgröße, Hipparion genannt, bei dem nur der mittlere Huf den Boden berührte, die beiden seitlichen Zehen

dagegen nur als Afterklauen ausgebildet waren. Die älteste bekannte Stammform (Eohippus) aus dem amerikanischen Eocen, welche vier Zehen hatte, erreichte nur die Größe eines Fuchses. (S. Tafel: Einhufer.)

Einigungsämter sind bleibende Ausschüsse, aus gewählten Vertretern der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer eines Gewerbes gebildet, zum Zweck der Vereinbarung und Aufrechterhaltung der Arbeitsbedingungen, insbesondere des Lohns und der Arbeitszeit. Die E. unterscheiden sich von den Gewerbegerichten und den gewerblichen Schiedsgerichten (Conseils de Prud'hommes) wesentlich dadurch, daß die letztern nur Rechtsstreitigkeiten auf Grund bestehender Arbeitsverträge oder Usancen entscheiden, während die E. in erster Linie das Rechtsverhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern für die Zukunft gemeinsam feststellen und hierdurch Arbeitseinstellungen verhüten, und erst in zweiter Linie Streitigkeiten über die Anwendung der vereinbarten Bestimmungen beilegen oder entscheiden (wozu in der Regel ein engerer Ausschuß erwählt wird). Dem entsprechend sind die Entscheidungen der E. nur verbindlich für diejenigen Gewerbsgenossen, die sich freiwillig an den E. beteiligen. Das erste Einigungsamt (Board of arbitration and conciliation) wurde 1860 in dem großen Strumpfwirkergewerk zu Nottingham auf Veranlassung des Fabrikanten Mundella gegründet, um die gerade dort seit Menschenaltern in heftigster Weise geführten Arbeitskämpfe zu beseitigen, indem die in gleicher Zahl gewählten Vertrauensmänner beider Teile in persönlicher Aussprache unter Erwägung aller thatsächlichen Verhältnisse sich über die angemessenen Lohnsätze verständigten. Da dieser Versuch vollständig gelang, so breiteten sich die E. über viele andere Gewerbe und Industriebezirke Englands aus. Daneben entstanden seit 1865 durch den Grafschaftsrichter Kettle in Wolverhampton zunächst im Baugewerbe zu gleichem Zwecke die Courts of arbitration (Schiedshöfe), welche sich durch die notwendige Beteiligung eines unparteiischen Obmanns und die gerichtliche Vollstreckbarkeit ihrer Beschlüsse unterscheiden. Letztere ist durch das Gesetz vom 6. Aug. 1872 noch bedeutend erleichtert worden, und das Kettlesche System scheint in England überwiegend zur Geltung zu kommen. Sowohl die E. als die Schiedshöfe haben sich überall da, wo sie einmal eingeführt, ausnahmlos behauptet und bewährt; Arbeitseinstellungen und Aussperrungen kommen nur in solchen Gewerben und Orten noch vor, wo E. bisher nicht begründet worden sind. In Deutschland wurden die E. nach Mundellas Muster seit 1870 hauptsächlich durch die Bemühungen der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine eingeführt (wie denn die Gewerkvereine auch in England die Hauptstütze der E. und Schiedshöfe bilden); 1873 errichteten die Buchdrucker (Prinzipale und Gehülfen) ein Einigungsamt für ganz Deutschland als Rekursinstanz von den Schiedsämtern und als Tarifrevisionskommission. (S. Schiedsrichter.) Es fehlt jedoch in Deutschland noch an einem Normativgesetz zur Legalisierung der Einigungsbeschlüsse; mit Hilfe eines solchen könnten die E. vielfache Konflikte zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern verhüten oder überwinden und sich zu einer Art Gewerksparlamente entwickeln, die auch die Regelung und Förderung der gemeinsamen Berufsangelegenheiten, wie Lehrlingswesen, Fabrikregeln, Arbeitszeugnisse, in die Hand nehmen würden. Vgl. Kettle, «Strikes and arbitrations» (Lond. 1866); Max Hirsch, «Normalstatuten für E.» (3. Aufl., Berl. 1872); L. Brentano, «Das Arbeitsverhältnis gemäß dem heutigen Recht» (Lpz. 1877).

Eining, Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, Bezirksamt Kelheim, Amtsgerichtsbezirk Abensberg, Landgerichtsbezirk Regensburg, mit 236 kath. E. Etwa 1/2 km südlich davon die Ruinen eines röm. Lagers, in dem sich die Grundmauern und Überreste aller einstigen militärischen Gebäude noch vorfinden und nachweisen lassen. Die seit 1879 unternommenen Forschungen des dortigen kath. Pfarrers Schreiner in und außer dem Dorfe haben hier zur Evidenz den Beweis für die lange vergeblich gesuchte Situation des röm. Abusina geliefert. Im Umkreise von weit über einer Stunde finden sich die Spuren fast sämtlicher röm. [illegible]häuser noch vor. Mehrere Gebäude, darunter namentlich ein 80 m nördlich vom Castrum befindliches Bad mit Hypokausten und bestens erhaltenen Fußböden sind bloßgelegt.

Einjährige oder Annuelle nennt man diejenigen Gewächse, welche in Einem Sommer den ganzen Lebenscyklus durchlaufen, aus Samen entstehen, wachsen, blühen, ihre Frucht zur Reife bringen und sterben. Das botan. Zeichen für Pflanzen von einjähriger Lebensdauer ist ⊙. Einer wärmern Zone entstammenden Gewächsen der Gärten, denen unser Sommer nicht lang genug ist, um das Endziel ihres Daseins zu erreichen, verschafft man die hierzu nötige Zeit dadurch, daß man sie frühzeitig unter Glas erzieht und erst mit dem Eintritt dauernd milder Witterung in das Land pflanzt. In dieser Weise werden auch manche zweijährige, ja selbst strauchartige Gewächse (Ricinus) als E. kultiviert.

Einjährig-Freiwillige ist die Bezeichnung für eine ursprünglich nur in der preuß. Armee eingeführte, seit 1867 aber auf den Norddeutschen Bund und seit 1871 auf das ganze Deutsche Reich übertragene Institution. Dieselbe beruht auf §. 11 des Gesetzes betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienste vom 9. Nov. 1867, welcher lautet: «Junge Leute von Bildung, welche sich während ihrer Dienstzeit selbst bekleiden, ausrüsten und verpflegen, und welche die gewonnenen Kenntnisse in dem vorschriftsmäßigen Umfange dargelegt haben, werden schon nach einjähriger Dienstzeit im stehenden Heere (vom Tage des Diensteintritts an gerechnet) zur Reserve beurlaubt. Sie können nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Leistungen zu Offizierstellen der Reserve und Landwehr vorgeschlagen werden.» Die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen Dienst wird nach §. 88 der deutschen Wehrordnung vom 28. Sept. 1875 durch Erteilung eines Berechtigungsscheins zuerkannt. Der Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung hat entweder durch Schulzeugnisse oder durch eine Prüfung zu geschehen. Nach §. 90 der Wehrordnung werden diejenigen Lehranstalten, welche gültige Zeugnisse über die wissenschaftliche Befähigung ausstellen dürfen, durch den Reichskanzler anerkannt und klassifiziert. Dabei sind folgende Lehranstalten zu unterscheiden: a) solche, bei denen der einjährige erfolgreiche Besuch der zweiten Klasse zur Darlegung der wissenschaftlichen Befähigung genügt (dies sind die Gymnasien und Realgymnasien, resp. Realschulen erster Ordnung);

lche, bei welchem der einjährige erfolgreiche
ch der ersten Klasse nötig ist (Progymnasien,
schulen zweiter Ordnung u. dgl.); c) solche, bei
en das Bestehen der Entlassungsprüfung ge-
rt wird (Höhere Bürgerschulen, Industrie-,
elsschulen u. dgl., auch höhere Privatlehran-
n); d) solche, für welche besondere Bedingungen
setzt sind (Gewerbeschulen, Privatlehranstal-
. dgl.). In §§. 91 und 92 sind die Bestim-
gen über die Prüfung der nicht durch den Be-
erartiger Schulzeugnisse berechtigter junger
enthalten; die Prüfung geschieht durch eine
ungskommission. Indessen dürfen nach §. 89,6
Leute, welche sich in einem Zweige der Wissen-
oder Kunst oder in einem andern dem Gemein-
zugute kommenden Thätigkeit besonders aus-
en, ferner kunstverständige oder mechan. Ar-
, welche in der Art ihrer Thätigkeit Hervor-
des leisten, sowie zu Kunstleistungen ange-
Mitglieder landesherrlicher Bühnen von dem
weis der wissenschaftlichen Befähigung ent-
en werden; dieselben haben sich nur einer Prü-
in den Elementarkenntnissen zu unterwerfen.
§. 50 des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai
verlieren E., welche während ihrer Dienstzeit
Versetzung in die zweite Klasse des Soldaten-
es bestraft werden, die Eigenschaft als E. und
nspruch auf Entlassung nach einjähriger Dienst-
Nach §. 15, 4 der deutschen Wehrordnung
en junge Seeleute von Beruf und Maschinisten,
e die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilli-
Dienst erlangt oder welche das Steuermanns-
en abgelegt haben, ihrer Dienstpflicht in der
e durch Einjährig-Freiwilligen-Dienst genügen,
zur Selbstbekleidung und Selbstverpflegung
lichtet zu sein.

e Institution des Einjährig-Freiwilligendien-
ildet eine durch die wirtschaftlichen und sozialen
ältnisse gebotene Ergänzung der allgemeinen
rpflicht, durch welche jungen Leuten, die ein ge-
s Maß höherer Schulbildung besitzen, eine Ab-
ng der aktiven Dienstzeit im Frieden gewähr-
t ist, welche Abkürzung ihrer weitern Fortbil-
für den Staatsdienst, die auf akademischer Vor-
ng beruhenden wissenschaftlichen Berufe und
Dienst der Kunst wesentlich zu statten kommt.
Institution entspricht der Forderung einer
hten Ausgleichung der durch die Friedens-
tzeit der Bevölkerung auferlegten Belastung
entlich dort, wo, wie im Deutschen Reiche, die
ie Erwerbung der Berechtigung zum Einjährig-
willigendienst festgesetzte Bildungsstufe nicht
niedrig bemessen ist und deshalb ein erheb-
Teil der E. die Befähigung erlangt, später-
ls Offizier in der Reserve oder Landwehr ver-
et zu werden. Die Institution hat sich in
ßen, wo dieselbe seit den Befreiungskriegen
ht, als wirksamer Hebel zur Hebung der
sbildung erwiesen; sie veranlaßt viele junge
, die Schule länger und mit größerm Fleiße
suchen, als sonst geschehen würde.

der Österreichisch-Ungarischen Monarchie ist
Einjährig-Freiwilligendienst 1868 (Gesetz vom
z.) fast ganz nach preuß. Muster eingeführt wor-
unbemittelte junge Leute, welche sonst den An-
rungen entsprechen, können dort wie in Deutsch-
auf Staatskosten bekleidet und verpflegt wer-
In Frankreich wurde die Institution 1872
ez vom 27. Juli) eingeführt, die Zulassung
war jedoch an die vorgängige Einzahlung von 1500 Frs. unter gleichzeitiger Herabsetzung des geforderten Maßes der Schulbildung geknüpft und ist erst seit 1879 etwas erschwert worden; die französischen E. sind deshalb nur ganz ausnahmsweise für die spätere Verwendung als Reserve- und Territorialoffiziere geeignet gewesen. Auch in Italien gibt es E.; die Zulassungsbedingungen sind dort zwar höher als in Frankreich, aber niedriger als in Deutschland und Österreich-Ungarn bemessen. In Rußland gibt es keine E.; doch besteht dort gesetzlich für Freiwillige, welche Schulbildung besitzen, je nach dem Maße dieser letztern eine beträchtliche Abkürzung der aktiven Dienstzeit. (Vgl. auch **Freiwillige**.)

Einkammersystem wird im Gegensatz zu dem Zweikammersystem dasjenige System der Volksvertretung genannt, wonach die letztere nur einen Körper bildet. (S. unter **Repräsentativsystem**.) Von den deutschen Staaten haben nur die größern, Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden und Hessen, das Zweikammersystem adoptiert, während die Landtage der übrigen deutschen Länder nach dem E. organisiert sind. Auch das Deutsche Reich hat das E. (den Deutschen Reichstag), denn der Bundesrat kann als eine Erste Kammer nicht aufgefaßt werden.

Einkaufsrechnung, s. unter **Faktura**.

Einkindschaft (unio prolium, Einsetzung zum rechten Vater, zur rechten Mutter) ist im deutschen Recht der Vertrag, durch welchen ein Ehegatte, der mit dem verstorbenen in Gütergemeinschaft gelebt hat, bei Schließung einer neuen Ehe die aus der frühern vorhandenen Kinder (Vorkinder) mit den in dieser Ehe zu zeugenden Nachkindern durch einen Vertrag mit dem neuen Ehegatten rechtlich in der Art gleichstellt, daß jene auch die Stiefeltern beerben sollen. Bei ungleichen Vermögensverhältnissen wird den Vorkindern zuweilen ein besonderer Voraus, oder den Nachkindern ein Reservat ausbedungen, wonach ihnen ein Teil des betreffenden Vermögens vorbehalten wird. Ihre volle Wirksamkeit erlangt die Verabredung nur durch Bestätigung von seiten des zuständigen Gerichts.

Einklang (**Unisōno**) heißt in der Musik der Vortrag desselben Tons von zwei oder mehrern Stimmen oder Instrumenten. Wenn Tenore und Bässe, Violinen und Bratschen, Flöten und Oboen u. s. w. dieselben Töne in derselben Höhe angeben, so sagt man, sie gehen im E. oder unisono. Ein Kanon im E. ist eine Komposition, wo eine Stimme der andern in derselben Tonhöhe folgt.

Einklarierung, s. unter **Klarieren**.

Einkommen ist die Gesamtheit der Güter und Nutzungen, die in einer bestimmten Periode von einer Person nach Belieben für ihre Bedürfnisse und Zwecke verwendet werden können, ohne daß ihre Vermögenslage dabei verschlechtert wird. Die Beziehung auf eine bestimmte Person ist für den Begriff des E. wesentlich und unterscheidet dasselbe von dem Ertrag (s. d.) eines Produktionsmittels oder Unternehmens als solchen. Die **Einnahmen** andererseits umfassen alle in das Vermögen eintretende Werte ohne Rücksicht auf die für die Beschaffung derselben nötigen Ausgaben. Bei den erwerbsthätigen Personen hat man auch wohl ein **reines** E. unterschieden, das sich aus dem eben definierten dadurch ergibt, daß der gewöhnliche standesmäßige Lebensunterhalt dieser Personen

noch in Abrechnung gebracht wird. Bei dieser Auffassung wird jedoch der wahre Charakter des E., das überhaupt in erster Linie die für die Konsumtion verfügbaren Mittel enthält, verwischt und die Abgrenzung jenes sog. reinen E. von einer willkürlichen Schätzung abhängig gemacht. Doch kann man immerhin sowohl bei selbstthätigen Produzenten als auch bei denjenigen Personen, deren E. nur aus Zinsen oder Renten besteht, den nach Abzug der Kosten des normalen Lebensunterhalts übrigbleibenden Teil besonders unterscheiden und als **freies** E. bezeichnen. Dieser Überschuß kann natürlich sowohl für Luxusausgaben als auch zur Vermehrung des Stammvermögens verwendet werden. Das auf Vermögensbesitz beruhende E. bezeichnet man als **fundiertes**. Es ist nachhaltiger und sicherer als das nur durch persönliche Thätigkeit erworbene, weil die Arbeitsfähigkeit eines jeden Menschen von einem gewissen Alter an mehr oder weniger stetig abnimmt. Damit die wirtschaftliche Lage eines solchen Erwerbsthätigen sich am Jahresende nicht verschlechtert hätte, müßte er eigentlich von seinem jährlichen Erwerb einen gewissen Betrag übrig behalten, der das Äquivalent für die Abnahme seiner produktiven Kraft darstellte, und sein wirkliches E. würde sich also erst nach Abrechnung dieses Betrags ergeben, wie auch z. B. bei der Bestimmung des E. eines Fabrikanten die Amortisation seines stehenden Kapitals in Anschlag gebracht wird.

Das E. einer Nation im ganzen beruht, soweit es nicht aus den Nutzungen des vorhandenen Genußvermögens (Häuser, Möbel u. s. w.) besteht, auf dem Ertrage der jährlichen Produktion. Dieser Ertrag verteilt sich durch Vermittelung der selbständigen Produktionsunternehmer an die nicht auf eigene Rechnung Arbeitenden als Lohn oder Besoldung, an die Leihkapitalisten als Zins, an die nicht selbstthätigen Grundbesitzer als Grundrente, und der nach diesen Abfindungen bleibende Rest bildet das E. der Unternehmer selbst, an dem sich wieder mehrere Bestandteile unterscheiden lassen. Von diesen vier Hauptzweigen des E. können natürlich auch mehrere oder alle bei derselben Person zusammentreffen. Solches E., das weder auf wirtschaftlicher Thätigkeit, noch auf Vermögensbesitz beruht, wie das der Almosenempfänger oder der unselbständigen Familienglieder, heißt **abgeleitetes**. Das E. der Dienstleistenden gehört keineswegs in diese Kategorie, namentlich auch nicht das der Staatsbeamten. Die letztern verrichten eine besondere Art nötiger und nützlicher Arbeiten, für welche sie durch Vermittelung des Staats ihren Lohn erhalten. Der Staat selbst bezieht sein E. teils aus eigenen Erwerbsbetrieben, teils aus dem E. der Bürger, denen er aber in seinen eigenen Leistungen ein Äquivalent liefert. Doch kann man nicht von einem eigentlichen Tauschverkehr zwischen Staat und Bürgern sprechen, und auch der Begriff des E. erhält für den Staat, die Gemeinden und andere öffentliche Korporationen einen etwas andern Inhalt als für die Privatwirtschaft. Das Volks- oder Nationaleinkommen ergibt sich nach seinem Nominalwert aus der Summierung aller in Geld ausgedrückten selbständigen einzelnen E.; wirkliche Schätzungen desselben aber sind selbst in den Ländern, die eine Einkommensteuer haben, schwierig und unsicher. Vgl. Soetbeer, »Umfang und Verteilung des Volkseinkommens im preuß. Staate« (Lpz. 1879).

Einkommensteuer ist eine direkte Steuer, die unmittelbar nach dem Einkommen (s. d.) des Pflichtigen bemessen wird. Das Einkommen gibt den richtigsten Maßstab für die Fähigkeit des Bürgers zu nachhaltigen Beiträgen für die Bedürfnisse des Staats, und die E. charakterisiert sich eben durch diese Beziehung zu der persönlichen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Einzelnen als **Personalsteuer** im Gegensatz zu den Objekt- oder Ertragssteuern (s. d.). Allerdings kann man die Leistungsfähigkeit der Einzelnen in Bezug auf die Besteuerung ihrem Einkommen nicht einfach proportional setzen, daher die Vorschläge zu einer **progressiven** E. und zu einer stärkern Heranziehung des auf Vermögensbesitz beruhenden fundierten Einkommens. In den bestehenden Steuern dieser Art finden wir indes statt der eigentlichen Progression des Steuersatzes vielmehr eine Degression, indem ein gewisser Prozentsatz des Einkommens als normaler und zugleich höchster Steuerfuß festgesetzt ist, die geringern Einkommen aber, oft mit mehrern Abstufungen, nach einem niedrigern Satze belastet sind und unterhalb eines gewissen Betrags (des Existenzminimums, s. d.) gänzlich frei bleiben. Das steuerpflichtige Einkommen wird entweder durch Selbsteinschätzung (Fassion) oder durch Schätzung seitens einer mit den örtlichen und persönlichen Verhältnissen vertrauten Kommission festgestellt. Im letztern Falle, in dem die Steuerpflichtigen im ganzen niedriger taxiert werden als im erstern, empfiehlt es sich, daß nur nach Einkommensklassen geschätzt wird, die um eine mäßige Differenz, 5—600 Mark, voneinander abstehen. Daher die Bezeichnung **klassifizierte** E., wie sie in Preußen besteht. In einigen Ländern hat die E. noch mehr die Form eines Systems von Ertragsteuern, indem die einzelnen Einkommenszweige besonders behandelt werden. So in England, dem Mutterlande der modernen E. Die erste englische E. datierte von 1797, wurde aber 1816 aufgehoben. Die gegenwärtig (seit 1842) bestehende trifft das Einkommen von 100 Pfd. St. (früher von 150 Pfd. St.) an mit einer Ermäßigung zu Gunsten der Einkommen unter 200 Pfd. St. Ihr Fuß wechselt nach den Bedürfnissen des Budgets. Der Ertrag belief sich in dem Finanzjahr 1880/81 auf 11 Mill. Pfd. St. In Preußen wurde 1851 eine allgemeine klassifizierte E. für alles Einkommen über 1000 Thlr. im Betrage von 3 Proz. der untern Klassengrenzen eingeführt, und 1873 erhielt auch die von den geringern Einkommen erhobene Klassensteuer die Form einer E. unter Freilassung der Einkommensbeträge unter 420 Mark. Diese untere Grenze wird nun wahrscheinlich bis 1200 Mark vorgeschoben werden. Die preußische E. brachte nach dem Budget von 1880/81 31,6 Mill. Mark, nach dem von 1881/82 aber infolge des Steuernachlasses für die untern Stufen nur 29,1 Mill. Mark ein. Zugleich ging der Ertrag der Klassensteuer aus demselben Grunde von 41,4 auf 30,8 Mill. Mark zurück. Die allgemeine E. besteht ferner noch in Sachsen, Hessen, den Hansestädten, Weimar, Oldenburg, Reuß jüngerer Linie, Lippe, in Österreich (nach dem Gesetz von 1849 allerdings nicht in ganz reiner Form) und in mehrern schweizer Kantonen. In Bayern und Württemberg dagegen nennt man E. eine Steuer, die nur diejenigen Teile des Einkommens trifft, die noch nicht anderweitig durch

Ertragssteuern belastet sind. Die wesentlichen Eigentümlichkeiten der E. im Vergleich mit den Ertragssteuern sind in diesem Falle verwischt. Ebenso besteht in Italien nur eine partielle E., die das Einkommen aus dem beweglichen Vermögen freiläßt. In Frankreich hat die E. noch in keiner Form Boden gewonnen. Vgl. Held, «Die E.» (Bonn 1872); F. J. Neumann, «Die progressive E. im Staats- und Gemeindehaushalt» (Lpz. 1874).

Einkorn (Triticum monococcum), eine Weizenart, s. Dinkel.

Einlager, auch Einreiten oder Leisten (obstagium) nannte man im Mittelalter den Aufenthalt des Schuldners in einer Herberge, die er nicht verlassen durfte, bis seine Schuld getilgt war. Es lag darin eine Beschränkung der persönlichen Freiheit des Schuldners, die einen Zwang zur Zahlung der Schuld ausüben sollte. Namentlich Ritter und mächtige Herren, gegen die damals eine gerichtliche Exekution nicht leicht durchzuführen war, mußten ihren Gläubigern das E. versprechen.

Einlassung (E. auf die Hauptsache, Litis contestatio, Streitbefestigung) ist im Civilprozeß der Eintritt des Beklagten in die Verhandlung über den Klaganspruch, die Erklärung des Willens, über den Klaganspruch, «die Hauptsache» zu streiten, im Gegensatz einerseits zur Anerkennung des Anspruchs, andererseits zum Streit über die Voraussetzungen seiner prozessualischen Geltendmachung. Die Einlassung steht allerdings nicht im Belieben des Beklagten; wenn er pflichtwidrig sie weigert, so ruft er das Versäumnisverfahren gegen sich hervor. (S. Versäumnis.) An die Einlassung knüpft auch die Deutsche Reichs-Civilprozeßordnung wichtige prozessuale Wirkungen. Durch die E. verliert der Beklagte seine verzichtbaren prozeßhindernden Einreden, sofern er nicht die unverschuldete Unmöglichkeit ihrer vorherigen Geltendmachung glaubhaft macht. (Civilprozeßordnung, §. 247, vgl. §. 39.) Durch die E. wird der Kläger an den Prozeß in der Weise gebunden, daß er ohne Einwilligung des Beklagten seine Klage nicht mehr zurücknehmen kann. (§. 243; vgl. auch Civilprozeßordnung, §§. 73, 241.) Im übrigen sind die im frühern Recht mit der E. verbundenen Wirkungen, insbesondere die civilrechtlichen, jetzt an die Erhebung der Klage (s. Klage) geknüpft. (Civilprozeßordnung, §. 239.) (Vgl. Litis contestatio.)

Einlassungsfrist ist nach der Deutschen Reichs-Civilprozeßordnung der Zeitraum, welcher zwischen der Zustellung der Klageschrift (und der eine höhere Instanz eröffnenden Schrift: Berufungs-, Revisionsschrift) und dem Termin zur mündlichen Verhandlung liegen muß. (Vgl. Civilprozeßordnung, §§. 234, 481, 517. Über ihre Dauer vgl. Civilprozeßordnung; §§. 234, 459, 567; Gerichtsverfassungsgesetz; §. 102; über Abkürzung desselben: §. 204.) Ist sie nicht eingehalten, so ist der Antrag des Klägers auf Versäumnisurteil zurückzuweisen und kann der erschienene Beklagte Vertagung verlangen. (Vgl. Civilprozeßordnung, §. 300, Nr. 2; vgl. auch §. 302.)

Einläuten, Verkündigung des Beginns eines Festes durch Glockengeläute; Ausläuten, Verkündigung des Endes eines solchen.

Einlegen, s. Einmachen.

Einlegung eines Rechtsmittels, s. Rechtsmittel.

Einmachen, Einsetzen oder Einlegen nennt man ein besonderes Verfahren der Konservierung von Vegetabilien, wie Kopfkohl (Sauerkraut), Bohnen, Salat, Gurken, Melonen, ferner Obst und Früchten jeder Art. Das E. geschieht entweder mit Salz, Zucker oder mit Essig, Öl, Branntwein, Spiritus. Als Regeln sind dabei zu beobachten: sorgfältige Reinigung und Vorbereitung der einzumachenden Vegetabilien, welche insbesondere frei von Schäden und Faulstellen sein sollen und auch so wenig wie möglich in den Händen gedrückt werden dürfen; hinreichende Konsistenz oder Stärke der Lake oder Flüssigkeit, in welche die Stoffe gelegt werden; Aufbewahrung in guten, meistens verschlossenen Gefäßen, an kühlen Orten von möglichst gleicher Temperatur. In Salz werden eingelegt: Sauerkohl, Gurken, Bohnen, Erbsen; in Zucker: Obst, Beeren, Kalmuswurzeln, Ingwer; in Essig: Kirschen, Schlehen, Pflaumen, Rotrüben, Kapern, wie auch die Blüten der Blumenkresse, Dotterblume u. s. w. In England werden unter dem Namen Mixed pickles eine Anzahl von halbreifen Vegetabilien, als Zwiebeln, Bohnen, Maiskolben, Stachelbeeren u. s. w., in scharfen Essig, der mit span. Pfeffer noch verschärft ist, eingemacht und zum Fleisch genossen. In Essig gelegte Gurken heißen Pfeffergurken oder bei Zusatz von Senf und ähnlichen Gewürzen Senfgurken, im Gegensatz zu den in Salz eingemachten Wasser- oder Salzgurken. In Öl werden verschiedene Früchte, namentlich Oliven, eingelegt. Das E. in Branntwein oder Spiritus findet nur bei dem Weichobst, Pfirsichen, Aprikosen, Kirschen, Pflaumen, seltener bei Orangen, Trauben, Birnen, Quitten u. s. w. statt. Verschiedene andere Vegetabilien, wie Angelikawurzel, Cedrat, Melonenschnitte, grüne Nüsse u. s. w. werden ebenfalls in Branntwein eingemacht. Über die Grundsätze, auf welchen das E. beruht, s. Konservierung der Lebensmittel.

Einmaischen oder Maischen ist eine Operation der Bierbrauerei und Spiritusfabrikation, welche bezweckt, durch Einwirkung der im Malz enthaltenen Diastase (s. d.) das Stärkemehl des Malzes und sonstiger Rohmaterialien in Maltose und Dextrin zu verwandeln. (S. Bier und Spiritusfabrikation.)

Außerdem bezeichnet man in der Technik aber auch vielfach das durch eigene Maschinen bewirkte Mischen fester und flüssiger Stoffe als Maischen, so z. B. in der Zuckerfabrikation wird die Füllmasse gemaischt, d. h. die Krystalle mit dem Sirup gemischt, um die halbflüssige Masse in der Centrifuge bearbeiten zu können; in der Paraffinfabrikation wird nach der Krystallisation gemaischt, um die Paraffinmasse in der Filterpresse in Paraffinschuppen und Öl trennen zu können.

Einmaleins, die Tabelle sämtlicher Produkte von je zwei der Zahlen unter 10; eine Tabelle sämtlicher Produkte von je zwei der Zahlen unter 20 heißt das große E.

Einmaschinensystem (von Dampfpflügen), s. unter Dampf-Bodenkultur.

Einnahme, s. unter Einkommen.

Einpökeln, s. Pökeln.

Einquartierung (metata bellica) ist einer von den Gegenständen des öffentlichen Rechts, dem die neuere Zeit eine ganz veränderte Richtung gegeben hat. Das ältere Staatsrecht nahm den Satz an, daß es zur Pflicht der Unterthanen gehöre, den im Solde des Landesherrn stehenden Kriegsleuten auf Märschen und in Winterquartieren Dach und Fach zu geben. In Frankreich erschien darüber unter

Ludwig XII. 1514 eine Verordnung. Ludwig XIV. erließ 1665 eine Ordonnanz, in welcher die Quartier- und Verpflegungsverhältnisse geregelt wurden. Auch der Große Kurfürst von Brandenburg gab in demselben Jahre darüber ein Edikt. Während der Französischen Revolution aber wurde durch das Gesetz vom 8. Juli 1791 diese Verbindlichkeit der Staatsbürger in Ansehung der stehenden Besatzungen ganz aufgehoben und in Ansehung der auf dem Marsche befindlichen Truppen auf Wohnung, Feuer und Licht beschränkt, auch dabei zugleich die Einquartierungsfreiheit des Adels und anderer Klassen abgeschafft. In Deutschland waren diese Verhältnisse durch die doppelte Staatshoheit des Kaisers und Reichs und der Landesherren, sowie durch die besondern Pflichten der Reichsstädte gegen den Kaiser schon früh sehr verwickelt und wurden es noch mehr, als Wallenstein im Dreißigjährigen Kriege das System der Requisitionen benutzte, mittels dessen er sein Heer nicht nur auf Kosten der feindlichen Länder, sondern auch auf Kosten der Verbündeten seines Herrn, des Kaisers, verpflegte. Die Beschwerden darüber hatten zur Folge, daß im Prager Frieden von 1635, im Westfälischen Frieden und in der Wahlkapitulation von 1658 gegen dergleichen Belastungen der reichsständischen Länder Fürsorge getroffen wurde.

Von neuem kam das Einquartierungswesen während des Siebenjährigen Kriegs in Deutschland zur Sprache. Doch ein bei weitem wichtigerer Gegenstand der Betrachtung wurde es, als infolge der Koalitionen gegen Frankreich franz. Heere nach und nach alle deutschen Länder überschwemmten und von diesen, in feindlichen wie in verbündeten Staaten, ihren vollständigen Unterhalt und zuweilen noch mehr verlangten. Man hatte sich daran gewöhnt, die E., welche nach den ältern Rechten nur in dem Hergeben der Wohnung und der Teilnahme der gemeinen Soldaten an Licht und Feuerung des Wirts bestand, als eine auf den Wohnhäusern ruhende Reallast anzusehen, und blieb diesem Grundsatze auch treu, als zu jenen einfachen Leistungen noch die kostbare Verpflegung fremder Krieger hinzukam. Bei der ältern Art, E. zu verteilen, war ein großer Teil der Staatsbürger vermöge ihres Standes und besonderer Privilegien frei; auch hatte man in Betreff der E. manche Verträge geschlossen, die nunmehr eine ganz andere Bedeutung erhielten, als die Parteien ursprünglich beabsichtigt hatten. Schwierig wurden durch diese E. namentlich die Verhältnisse zwischen Pächtern und Verpächtern. Nach Herstellung des allgemeinen Friedens erstrebte man zwar in den einzelnen deutschen Staaten eine den Zeitverhältnissen angemessene Erledigung dieser Angelegenheit, kam dabei aber nicht überall zum Ziele.

Am sichersten gelangt man nur dann zu einem befriedigenden Resultat, wenn man von der unleugbaren Verbindlichkeit des Staats ausgeht, jedem einzelnen Schutz gegen alle Beschädigungen von außen zu gewähren, zu dem Ende alle Kräfte des Staats daranzusetzen und dann, wenn von der Verfolgung eines Schadenanspruchs an den Staat nicht geradezu abgestanden wird, den Schaden selbst zu ersetzen. Die unmittelbare Aufnahme und Verpflegung der Krieger trifft dann jeden, Eigentümer wie Mieter, der den erforderlichen Raum innehat. Diese Aufnahme muß nach dem Gesetze der Gleichheit verteilt werden, und Befreiungen aus andern Gründen als des öffentlichen Dienstes dürfen nicht stattfinden. Aber die Gerechtigkeit fordert, daß jene Leistungen, welche ihrer Natur nach in ihrer Verteilung einen Bürger mehr als den andern belasten, aus allgemeinen Fonds wieder vergütet und ausgeglichen werden. Freilich läßt sich in Kriegen nach diesen Grundsätzen, namentlich wenn der Feind im Lande steht und Quartiere requiriert, nicht verfahren; der Staat würde auch die erforderlichen Mittel zu Entschädigungen nicht aufzubringen vermögen. Damit jedoch der einzelne nicht überbürdet werde, hat man die Einquartierungslast im Kriegsfall als Gemeindelast erklärt und die Kommunen zur Entschädigung der Quartiergeber aus der Gemeindekasse verpflichtet, ohne indes eine nachträgliche Ausgleichung zwischen den Gemeinden vorzubehalten. Daß dagegen bei Friedenseinquartierung der Staat volle Entschädigung zahlen soll, wird nicht bezweifelt, und wo stehende Truppen nicht kaserniert sind, werden dieselben mietweise auf Kosten des Staats untergebracht, aber nicht zum Nachteile der einzelnen einquartiert. Das Einquartieren der Mannschaften geschieht in der Regel unter Mitwirkung der Ortsbehörden und nur im Notfall durch die Truppen selbst. Quartiermacher (Fouriere) gehen gewöhnlich ein oder zwei Tage voraus, um die nötigen Einleitungen zu treffen. Die einrückenden Truppen erhalten Quartierbillets auf die einzelnen Häuser und werden von den Wirten oder durch Lieferung verpflegt.

Im Deutschen Reiche ist die Quartierleistung für die bewaffnete Macht während des Friedenszustandes durch das Gesetz vom 25. Juni 1868, das durch Gesetze vom 9. Febr. 1875 auch Gültigkeit für Württemberg und Bayern erlangt hat, und durch das Gesetz vom 13. Febr. 1875, betreffend die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden, geregelt.

Einrede, exceptio, ist ein Umstand (im formellen Sinne die Verteidigung des Beklagten mit einem Umstand), welcher, die besondern Thatsachen vorausgesetzt, an welche die Entstehung eines Anspruchs geknüpft ist, doch der Existenz des Anspruchs entgegensteht. Einreden verneinen entweder die Statthaftigkeit der prozessualen Geltendmachung des Klaganspruchs; dann nennt man sie Prozeßeinreden, z. B. Einrede der Rechtshängigkeit; sie bezwecken die Abweisung der Klage »wie angebracht«; oder die Existenz des Klaganspruchs selber, dann nennt man sie Sacheinreden, materielle E.; sie bezwecken die Zurückweisung des Klaganspruchs. Der Umstand, auf welchen die E. sich gründet, kann ein rechtshindernder sein, d. h. ein solcher, welcher der Entstehung des klägerischen Rechts entgegenstand (z. B. Unzurechnungsfähigkeit eines Kontrahenten beim Vertragsabschluß), oder ein rechtsvernichtender, d. h. ein solcher, welcher das entstandene Recht wieder aufhebt (z. B. Einrede der Zahlung), oder ein rechtsunwirksammachender, d. h. ein solcher, welcher das existente Recht seiner Wirkung gegen den Beklagten beraubt (z. B. E. des Zwangs). Im einern engern Sinne wird unter E. oder exceptio nur ein Umstand der letztern Art verstanden. Die Sacheinreden sind teils peremtorisch, d. h. solche, welche dem Anspruch dauernd entgegenstehen, definitive Abweisung der Klage bewirken, teils dilatorisch, d. h. solche, welche dem Anspruch nur zur Zeit entgegenstehen, Abweisung der Klage nur zur Zeit bewirken (z. B. E. der Stundung). Unter der

Bezeichnung «**prozeßhindernde E.**» faßt die Deutsche Reichs-Civilprozeßordnung gewisse Verteidigungsgründe zusammen (z. B. Unzuständigkeit des Gerichts, Unzulässigkeit des Rechtswegs, Rechtshängigkeit), welche den Beklagten berechtigen, die Verhandlung zur Hauptsache zu verweigern, welche gleichzeitig und vor der Verhandlung des Beklagten zur Hauptsache vorzubringen sind, und, insofern sie verzichtbar, nachher nur geltend gemacht werden können, wenn der Beklagte die unverschuldete Unmöglichkeit früherer Geltendmachung glaubhaft macht. Wenn der Beklagte auf Grund derselben die Verhandlung zur Hauptsache weigert, so ist darüber besonders zu verhandeln und durch Urteil zu entscheiden, ebenso, wenn das Gericht die abgesonderte Verhandlung anordnet. (Vgl. darüber Civilprozeßordnung, §§. 247, 248.) Das Vorbringen von E. ist an sich nicht Geständnis des Klaggrundes («qui excipit, non fatetur»). Über ihre Geltendmachung s. Eventualmaxime. Vgl. auch Verteidigung (im Civilprozeß).

Einreefen der Segel, soviel wie reefen, s. unter Reef.

Einreibung (innuctio) Bezeichnung für Arzneimittel, welche durch Reiben und andere mechanische Manipulationen der Oberfläche des Körpers einverleibt werden, um entweder unmittelbar auf die Einverleibungsstelle zu wirken, oder von da durch die aufsaugenden Gefäße in das Blut und so in den Gesamtorganismus zu gelangen. Häufig genug dient die E. auch nur als Mittel, um durch den mechanischen Druck auf die Körperoberfläche in den darunter gelegenen Geweben Blutlauf und Stoffwechsel zu steigern und so Aufsaugungen, Absonderungen u. dgl. zu befördern. (S. Massage.) Die E. sind meist flüssiger oder festweicher Beschaffenheit, am häufigsten Fette (Öle, Schmere, Vaseline, das aus Fett gewonnene Glycerin) oder flüchtige Flüssigkeiten (z. B. Salmiakgeist, Spiritus und darin aufgelöste Stoffe, Chloroform, ätherische Öle). Bei halbflüssiger Beschaffenheit nennt man sie Linimente (besonders die aus Ammoniak und Fetten zusammengesetzten sog. flüchtigen Linimente), bei mehr festweicher, schmieriger Beschaffenheit hingegen Salben (unguenta). Die E. mit fettigen Stoffen ohne Zusatz stärker wirkender Medikamente dienen dazu, die Haut geschmeidiger zu machen, das Aufspringen derselben zu hindern oder schmerzhafte Spannung zu lindern. Die mit reizenden Stoffen versetzten E. erregen an Ort und Stelle mehr oder minder heftige Entzündungen, z. B. Hautrötungen (wie Senföl, Salmiakgeist), oder Blasen (wie starke Essigsäure, Kanthantidentinktur), oder Knötchen und Eiterbläschen (wie die sog. Pustelsalben aus Brechweinstein oder Crotonöl), zuweilen auch nur ein Gefühl von Prickeln (wie die sog. Prickelsalben aus Veratrin und Aconitin); man bedient sich ihrer mit Vorliebe in den Fällen, wo man durch künstliche Erregung von entzündlichen Zuständen der Haut ableitend auf Krankheiten innerer Organe wirken will. (S. Ableitung.) Andere Arten der E. bewirken örtlich keine solchen Zufälle, dafür aber eine Veränderung in tiefer liegenden Teilen (z. B. Aufsaugung abgelagerter Krankheitsstoffe) oder im Gesamtorganismus, wie die allgemeine Merkurialwirkung bei der sog. Schmier- oder Inunktionskur mittels grauer Quecksilbersalbe beweist. Die E. gehörten zu den wichtigsten und gangbarsten Heilmitteln der ältern Medizin, werden aber gegenwärtig vielfach durch schneller und sicherer wirkende Mittel (subkutane Injektion, Massage, Elektricität) ersetzt.

Ein- und Ausrücken (frz. embrayage et désembrayage, engrenage et désengrenage, engl. engaging and disengaging, throwing in and out of gear), im Maschinenbau die Räder eines Getriebes oder auch die Klauen einer Kuppelung in und außer Eingriff bringen.

Einsägemaschine, s. u. Buchbinderkunst.

Einsalzen nennt man die Behandlung des Fleisches mit Salz zum Behuf dessen längerer Konservierung. Das frische Fleisch muß so mit Salz versehen werden, daß das letztere das erstere völlig durchzieht, saftig erhält und dauerhaft macht. Das Salz muß möglichst trocken sein und wird entweder bei jedem Stücke eingerieben oder in Fässern lagenweise zwischen das Fleisch sorgfältig eingestreut. Man rechnet bei Rindfleisch auf jeden Centner 5 Pfd. Salz und 30 g Salpeter, welcher letztere Zusatz dem Fleisch eine schöne, rote Farbe erteilt, während zu viel davon ihm einen bittern Geschmack gibt. Anstatt des Salpeters kann man auch Zucker anwenden. Schweinefleisch bedarf das meiste Salz. Man wendet auch als Zusatz noch andere Ingredienzien an, als Wacholderbeeren, Pfeffer, Piment, Gewürznelken u. s. w. Welcherlei Fleisch man auch einsalzt, vom Rind, Schwein, Wildbret oder Geflügel, so bleibt das Verfahren dabei mit geringen Modifikationen immer dasselbe. Das E. wird am zweckmäßigsten in der kältern Jahreszeit verrichtet, und das Faß, worin es vorgenommen wird, muß stets an einen kühlen Ort gestellt, also im Keller aufbewahrt werden. Soll das Fleisch möglichst lange Dauer erhalten, so vermeidet man die Knochenstücke mit einzulegen. Das eingesalzene Fleisch wird entweder frisch als Salz- oder Pökelfleisch genossen oder geräuchert (s. Räuchern), wo es alsdann nicht lange in der Salzlake liegen darf. Bei der Berührung mit dem Fleisch löst sich das Salz in dem Safte desselben und dringt infolge von Diffusionsströmungen bis in die innersten Partien desselben ein; gleichzeitig tritt aber auch eine namhafte Menge des Saftes aus, infolge dessen schwimmt das Fleisch in einer mit Salz gesättigten Flüssigkeit, der Salzlake.

Es ist durch die Erfahrung bewiesen, daß durch gesalzenes Fleisch auf die Dauer hin der Gesundheitszustand eines Individuums nicht erhalten werden kann, da durch die Bildung der Salzlake dem Fleische wertvolle Bestandteile entzogen werden. Man vermutet und gewiß nicht mit Unrecht, daß der Skorbut eine Folge des anhaltenden Genusses von Salzfleisch sei. Fast noch wichtiger als das E. des Fleisches ist das der Fische, welches beinahe auf dieselbe Weise geschieht. Kleinere Fische, wie Sardellen, Heringe u. s. w., werden in Tonnen kranzförmig eingelegt, schichtenweise mit Salz überstreut, die Gefäße dann zugeschlagen und vergipst. Größere Fische, wie Störe, Hausen, Kabeljau, Laberdan, Stockfisch, Rochen u. s. w. werden zerteilt, von den Eingeweiden befreit, mit Salz eingerieben und getrocknet. Man wendet das E. auch überhaupt zur Konservation von tierischen Stoffen an, z. B. von ungegerbten Häuten, Vogelbälgen u. dgl. Nicht minder findet es auch bei einigen Vegetabilien statt. So werden Rosen eingesalzen, um später zur Parfümerie oder Liqueurfabrikation verwendet zu werden, ferner Citronenschalen, Nelken u. s. w. (S. Konservierung der Lebensmittel.)

Einsamenlappige Pflanzen, s. Monokotyledonen.

Einsamkeit (norweg. Ensomheden), Insel im Westsibirischen Eismeere, welche der norweg. Kapitän E. H. Johansen aus Tromsö 28. Aug. 1878 entdeckte. Sie liegt im ONO. vom Kap Mauritius, der Nordspitze der Insel Nowaja-Semlja, und im SO. von Franz-Josephs-Land, zwischen 77° 31′ und 77° 42′ nördl. Br. in etwa 86° östl. L. von Greenwich, und ist 18,5 km lang, bei etwa 202 qkm Fläche, einschließlich des darauf befindlichen Süßwassersees. Die Westseite steigt schroff zu 30 m Höhe auf, und der Meeresboden ist hier felsig und bis auf 11 km Entfernung voller Untiefen; die Ostseite dagegen ist flach, mit viel Treibholz bedeckt. Das Innere war frei von Schnee und ganz ohne Graswuchs. Die Temperatur der Meeresfläche wechselte von — 0,6° bis + 2,9°. Man sah Eisbären, Walrosse, Blaurobben; von Vögeln Uria und Sterna, Sturmvögel, Elfenbeinmöven u. s. w.

Einsattelung ist ein in der Orographie zuweilen gebrauchter Ausdruck. Bei einem aus zwei Spitzen bestehenden Gebirgsgipfel nennt man die Konkavität der beide Spitzen verbindenden Linie eine E., wie z. B. bei dem Sattelberge bei Caraccas in Venezuela. Die auf- und niedersteigende Linie eines Kammes von Gipfel zu Gipfel heißt einfach ein Sattel, und insbesondere wird so die tiefste Stelle solchen Einschnittes der Kammlinie genannt. Solchen Sattel im hohen Gebirge nennt man in den Alpen ein Joch; wenn er tief und enge zwischen Felsen eingreift, eine Scharte; wird er als Übergang über das Gebirge benutzt, einen Paß, in den östl. Alpen auch einen Tauern (Tor im Keltischen), im Französischen Port, während Col Sattel oder Joch bezeichnet. Die höchste Stelle in einem tief eingeschnittenen Sattel, da wo Aufsteigen und Absteigen ineinander übergehen, ist die Scheideck. Der tiefe Raum zwischen den obern Teilen muldenförmig gekrümmter Schichten wird auch E. genannt.

Einsäuern oder Einmieten heißt eine Methode der Konservierung der wässerigen Futtermittel der Tiere, namentlich der Fabrikabfälle, wie: die entzuckerten Schnitzel der Rübenzuckerfabriken, das Mark der Kartoffelstärkefabriken u. a. Die Substanzen werden dabei entweder für sich, oder mit Zugabe von Salz, in Gruben, deren Wandungen und Boden ausgemauert sein sollten, fest eingestampft und schließlich mit Erde bedeckt, um die Luft soweit wie möglich abzuhalten. Die so behandelten Futtermittel nehmen dabei nach einiger Zeit, infolge einer eintretenden Gärung, einen säuerlichen Geschmack und angenehmen Geruch an und halten sich fast beliebig lange, wodurch diese Materialien einen willkommenen Ersatz für fehlendes Grünfutter gewähren. Die während des E. eintretende Gärung ist jedoch mit namhaften Verlusten verbunden, derart, daß je nach der Länge der Aufbewahrung ein Drittel bis zur Hälfte der Gesamtmenge der Substanz in gasige Produkte verwandelt wird. Um diese Verluste zu vermeiden, hat man in neuerer Zeit empfohlen, von dem E. ganz abzusehen und die betreffenden Futtermittel statt dessen durch Austrocknung zu konservieren.

Einschaltungszeichen, s. u. Parenthese.

Einschlafen der Glieder oder Parästhesie nennt man den Zustand, bei welchem die Haut eines Körperteils mehr oder weniger gefühllos gegen äußere Eindrücke, auch kalt und welk wird und gewöhnlich die Empfindung von Kriebeln, Taubsein, Ameisenlaufen (Formikation) oder Pelzigsein erregt. Dieser Zustand beruht auf beginnender Lähmung der empfindenden Nervenfasern des betreffenden Körperteils und läßt sich künstlich bei gesunden Personen erzeugen, wenn man den Stamm eines Nerven, der Empfindungsnervenfasern enthält, stark drückt oder stößt: z. B. den Ellbogennerven am sog. Mäuschen, wo er dicht am Ellbogenknorren ziemlich unbeschützt daliegt, oder den Stamm des Hüftnerven, wo er in die Kniekehle hineintritt und hier leicht, z. B. durch die Stuhlkante, gequetscht wird. Dasselbe Gefühl kann aber auch durch Verschließung der Pulsadern eines Körperteils entstehen, weil die Nerven ohne frisch hinzugeführtes Arterienblut ebenfalls gelähmt werden. In Krankheiten kommt das Einschlafegefühl häufig vor und bezeichnet stets einen Zustand von Halblähmung gewisser Empfindungsnervenfasern, welcher übrigens bald im Gehirn (z. B. bei Schlagflüssigen), bald im Rückenmark, bald in dem einzelnen Nervenstamme (z. B. oben im Ellbogennerven) seinen Sitz haben kann. Besonders häufig ist das E. eines Arms während des Schlafs, wenn der Arm eine unpassende Lage hat und vom Rumpfe oder sonstwie gedrückt wird. Weil das auf diese Weise erzeugte E. bisweilen in völlige Lähmung übergeht, die bis zur vollständigen Heilung sogar mehrerer Tage bedarf, ist es nötig, auf die Lage der Glieder beim Einschlafen zu achten. Das durch vorübergehenden Druck auf einen Nervenstamm entstandene E. pflegt mit dem Aufhören des Drucks von selbst wieder zu verschwinden, während die bei Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten sich einstellenden Parästhesien meist lange Zeit bestehen bleiben oder in völlige Anästhesie übergehen.

Einschlag, Einschuß oder Eintrag (frz. trame, engl. weft), bei gewebten Stoffen die in der Breitenrichtung des Stücks verlaufenden, von einer Kante zur andern hin- und hergehenden Fäden. (S. unter Weberei.)

Einschlämmen, eine einfache, aber wichtige Manipulation beim Pflanzen des Obstbaums. Ist letzterer in die Pflanzgrube gesetzt, und hat man die Wurzeln zuerst sorgfältig mit klarer, von der Oberfläche des Bodens stammender Krume eingefuttert und bis zur Höhe der Pflanzgrube mit Erdreich bedeckt, so wird mit so vielem Wasser gegossen, daß die Erde schlammig wird und sich dicht an die Wurzeln anlegt, worauf der Rest des Bodens oben aufgebracht wird. Selbstverständlich gilt dies auch für andere Bäume. Dieses Verfahren ist mehr für die Frühjahrs-, als für die Herbstpflanzung, mehr für trockenen, leichten, als für feuchten und kompakten Boden von Nutzen. Gehölze, welche einen länger dauernden Transport erleiden oder aus einem andern Grunde für längere Zeit mit nackten Wurzeln außer dem Boden bleiben müssen, sollten für diesen Aufenthalt an der Luft in der Weise eingeschlämmt, eigentlich inkrustiert werden, daß man die Wurzeln, sowie sie dem Boden enthoben werden, in einen aus lockerer Gartenerde und Wasser bereiteten dicklichen Schlamm eintaucht. Es ist dies auch für Gemüsesetzlinge vorteilhaft. Das eigentliche E. wird dadurch nicht überflüssig. In jedem Falle aber begegnet dieses Verfahren der austrocknenden Wirkung der Luft, sichert den Wurzeln einige Feuchtigkeit und befördert die Bildung junger Saugwurzeln.

Einschnitt (chirurg.) bezweckt die Eröffnung von Höhlen, die mit Eiter (Absceß), mit blutiger oder wässeriger Flüssigkeit gefüllt sind, seltener die Entspannung entzündlich infiltrierter Teile, die Hervorrufung von Blutung, die Entfernung eines Fremdkörpers (z. B. Nadel, Geschoß) 2c. Er kann unter Chloroformnarkose oder unter Anwendung der Ätherbesprühung schmerzlos gemacht werden.

Einschnitt (fortif.) heißt eine unter den gewachsenen Boden versenkte Aufstellung; wenn für Geschütze dienend, wird sie Geschützeinschnitt genannt. (Vgl. Brustwehr.)

Einschub (Zwischendecke), s. unter Decke.

Einschuß, soviel wie Einschlag (s. d.).

Einschuß, Volksausdruck für eine rotlaufartige Hautentzündung eines oder — was selten vorkommt — beider Hinterschenkel des Pferdes, durch welche eine hochgradige Anschwellung der betroffenen Gliedmaße und ein Lahmgehen mit derselben bedingt sind. Die Krankheit ist keineswegs eine rein örtliche; man nimmt an, daß sie durch gastrische Störungen und durch Erkältung hervorgerufen wird; Fieber, Appetitlosigkeit, Hinfälligkeit sind außer dem örtlichen Leiden an dem vom E. befallenen Pferde zu beobachten. Die Behandlung erfordert Außerdienststellung des Patienten, dem volle Ruhe im Stalle zu gönnen ist, Verabreichung eines Purgiermittels, Anwendung trockener Wärme an der erkrankten Gliedmaße und Einreiben von mit Öl verdünnter grauer Quecksilbersalbe an derselben, namentlich an der Innenfläche des leidenden Hinterschenkels, woselbst leicht entzündete und geschwollene Lymphgefäße meist zu beobachten sind.

Einschwenken, eine Exerzierbewegung, durch welche eine in Kolonne marschierende Truppenabteilung die Linie herstellt. Eine geöffnete Kolonne, bei der die hintereinander folgenden Teile eine Distanz gleich ihrer Frontbreite haben, stellt durch gleichzeitiges E. aller Teile eine Linie nach der Flanke her. Eine aufgeschlossene Kolonne, bei der die einzelnen Teile sich nahe folgen, kann die Linie in der Richtung der Front der Tetenabteilung herstellen, nachdem letztere geschwenkt hat und einige Schritte gerade vorgerückt ist, indem die hintern Abteilungen succefsive einschwenken.

Einsegnung, s. Benediktion und Konfirmation.

Einseitigkeit ist diejenige Bestimmtheit des geistigen Lebens, vermöge deren in der Vorstellungs-, Gefühls- und Willensthätigkeit gewisse besondere Interessen derartig dominieren, daß alles Erlebte nur darauf bezogen wird und der geistige Blick für alles andere mehr oder minder geschlossen erscheint. E. pflegt deshalb die natürliche Folge eines jeden das Individuum stark in Anspruch nehmenden Berufslebens zu sein. In gewissen Grenzen darf die E. als ein Erfordernis für erfolgreiche Thätigkeit angesehen werden, und die histor. Erfahrung lehrt, daß die E. der Hebel für alle großen Leistungen ist: diejenigen Menschen üben die nachhaltigste Wirkung aus, die mit großartiger E., ohne nach rechts und links zu blicken, nur Ein Ziel verfolgen. Andererseits aber ergibt sich aus der E. stets eine gewisse Verzerrung der Züge des menschlichen Wesens, welches auf harmonische Ausbildung aller seiner Momente angelegt ist. Die Vereinigung dieses höhern Ideals der Humanität und der für den einzelnen Beruf erforderlichen E. ist das höchste, aber auch das schwerste Problem aller Erziehung und Selbsterziehung.

Einsetzen (von Vegetabilien), s. Einmachen.

Einsickerung (Bewässerungssystem), s. unter Bewässerung.

Einsiedel, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Chemnitz, an der Zwönitz und an der Linie Chemnitz-Aue-Adorf der Sächsischen Staatsbahn, zählt (1880) 2313 E., die eine Baumwollspinnerei, Maschinen-, Strumpfwaren- und Papierfabriken unterhalten.

Einsiedel, württemb. Hofdomänengut, mit trefflicher Bewirtschaftung, Viehhaltung und Käserei. Es gehört zum Dorfe Kirchentellinsfurt, am Einflusse der Schaz in den Neckar, im Schwarzwaldkreise, Oberamt Tübingen. E. war ursprünglich ein vom Grafen Eberhard dem Ältern erbautes Jagdschloß, welches derselbe 1492 in ein adeliges Chorherrenstift zu St. Peter verwandelte; 1580 brannte es ab, und an die Stelle wurde wieder ein Jagdschloß, später vom Herzog Karl ein Lustschloß gebaut, welches auch nicht mehr vorhanden ist. Hier wurden viele röm. Silbermünzen gefunden.

Einsiedel (magyar. Szepes-Remete), Bergstadt im ungar. Komitat Zips, mit (1880) 2122 E., welche Bergbau auf Eisen und Kupfer treiben.

Einsiedel, ein vielverzweigtes sächs. Adelsgeschlecht, das wahrscheinlich von den schon im 13. Jahrh. genannten Kämmerern von Gnandstein abstammt. Die ordentliche Stammreihe des Geschlechts beginnt mit Konrad von E., von dessen vier Söhnen der zweite, ebenfalls Konrad von E. genannt, 16. Juni 1426 in der Schlacht bei Aussig gefangen wurde, dann aber in das Heilige Land wallfahrtete, von wo er nach 20jähriger Gefangenschaft bei den Turkomanen 1455 zurückkehrte. Ein Großneffe desselben, Hildebrand I. von E., geb. 1435, gest. 1507, brachte den Teilungsvertrag vom 26. Aug. 1485 zwischen Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht zu Stande, durch welchen die beiden Hauptlinien des sächs. Hauses sich konstituierten. Von den drei Söhnen Hildebrands I. war der zweite, Heinrich Hildebrand II. von E., geb. 1497, gest. 6. Dez. 1557, Luthers Freund und ein eifriger Beförderer der Reformation. Als der Bauernkrieg begann, setzte er sogleich auf Luthers Rat das zu zahlende Lehngeld herab. Er hinterließ neun Söhne, von denen vier, Heinrich, Haubold, Hildebrand und Abraham, die Stifter von vier Linien zu Sahlis, Scharfenstein, Gnandstein und Syhra wurden. Von diesen Linien starb die Sahlissche um 1763 aus, die drei übrigen blühen noch gegenwärtig. Der Begründer der Scharfensteinschen Linie, Haubold von E., geb. 1521, gest. 1592, übte als Kanzler der Kurfürsten August und Christian I. von Sachsen seinerzeit großen Einfluß. Durch seine Enkel spaltete sich die Linie in die beiden Häuser zu Scharfenstein und zu Wolkenburg, welche noch jetzt bestehen.

Der Wolkenburger Zweig zählt eine Reihe namhafter Männer. Sein Begründer, Rudolf Haubold von E., geb. 23. Jan. 1616, gest. 8. April 1654, ein Freund der Wissenschaften, hinterließ einen Sohn, Hans Haubold von E., geb. 1654, gest. 1. Okt. 1700, welcher die oberlausitzische Standesherrschaft Seidenberg erwarb, deren 1815 sächsisch gebliebener Anteil, Reibersdorf, seinem Besitzer seit 1831 einen Platz in der Ersten sächs. Kammer verlieh. Hans Haubold von E. hinterließ drei Söhne, deren ältester, Johann Georg von E., geb. 24. Mai 1692, gest. 17. Jan. 1760 als königl. poln. und kurfürstl. sächs. Hofmarschall,

von dem sächs. Reichsvikariat 9. Sept. 1745 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Seine beiden Söhne sind die Stifter zweier Zweige der gräfl. Linie, eines ältern und eines jüngern, geworden. a) Den ältern Zweig (zu Seidenberg-Reibersdorf) stiftete Graf Johann Georg Friedrich von E., geb. 18. Dez. 1730, gest. 21. Juli 1811, 1763 auf kurze Zeit sächs. Kabinettsminister. Er hinterließ zwei Söhne. Der ältere derselben, Graf Georg von E., geb. 5. Aug. 1767, gest. 3. April 1840, längere Zeit bevollmächtigter Minister am russ. Hofe, starb kinderlos, weshalb die Standesherrschaft an seinen jüngern Bruder, Graf Heinrich von E., geb. 19. Aug. 1768, gest. 25. Mai 1842 als Oberschenk zu Dresden, kam, der jedoch das Lehn seinem Sohne, dem Grafen Kurt Heinrich Ernst von E., geb. 14. März 1811, dem gegenwärtigen Haupte der ältern gräfl. Linie und als solches Mitglied der Ersten sächs. Kammer, überließ. b) Den jüngern gräfl. Zweig, welcher die Herrschaften Wolkenburg und Mückenberg besitzt, stiftete Graf Detlev Karl von E., der zweite Sohn des Grafen Johann Georg, geb. 27. Aug. 1737, gest. 17. Dez. 1810, sächs. Konferenzminister (bis 1777) und Wirkl. Geheimrat. Dessen jüngster Sohn, Graf Detlev von E., geb. zu Wolkenburg 12. Okt. 1773, wurde nach kurzer Vorbereitung in untergeordneten Dienstverhältnissen Geh. Finanzrat, dann Kreishauptmann des Meißnischen Kreises und 14. Mai 1813 Kabinettsminister und Staatssekretär der innern Angelegenheiten und zugleich mit der Leitung des auswärtigen Departements beauftragt. Er begleitete den König im Okt. 1813 nach Leipzig, folgte diesem nach Berlin und später nach Preßburg, und leitete die Unterhandlungen während des Wiener Kongresses. Nach Erledigung der Oberkammerherrnstelle übernahm er auch die Oberaufsicht über die wissenschaftlichen und Kunstsammlungen in Dresden. Nach König Friedrich Augusts I. Tode stieg sein Einfluß um so mehr, als König Anton bei Lebzeiten seines Vorgängers allen Regierungsgeschäften fremd geblieben war. Seine Opposition gegen alle Reform, Hinneigung zur pietistischen Partei und eigenmächtige Handlungsweise machten ihn sehr unpopulär, sodaß er in den Septemberbewegungen von 1830 auf den Wunsch des Königs seine Entlassung nahm und sich auf seine Güter zurückzog, wo er 20. März 1861 starb. Haupt dieser Linie ist Graf Karl Friedrich von E. auf Wolkenburg, geb. 27. Juni 1834, k. k. Kämmerer und Major.

Dem nicht gräfl. Zweige der Scharfensteiner Linie gehörte an Friedrich Hildebrand von E., geb. 30. April 1750 zu Lumpzig bei Altenburg, Präsident des Appellationsgerichts zu Jena, Wirkl. Geheimrat und Oberhofmeister der Großherzogin Luise von Sachsen-Weimar, ein Mann von Geist, der dem weimarischen Kreise der Dichter und Denker angehörte. Er schrieb Schauspiele und Operetten und wetteiferte in Liedern, Novellen und ästhetischen Aufsätzen mit den großen Meistern jener Zeit; auch bearbeitete er mehrere Stücke Calderons für die weimarische Bühne, gab anonym «Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst» (Lpz. 1797) heraus und lieferte eine freie, metrische Übersetzung des Terenz (2 Bde., Lpz. 1806). E. starb 9. Juli 1828.

Einsiedeln, berühmtes Benediktinerstift im schweiz. Kanton Schwyz und einer der besuchtesten Wallfahrtsorte in Europa, 910 m über der Meeresfläche, ist östlich und westlich von zwei Reihen Bergen umschlossen; südlich öffnen sich das Alpthal und das Sihlthal. Die Straße nach dem Berge Ezel und nach Rapperswyl führt über die Sihl mit der sog. Teufelsbrücke und vorher an dem Hause vorbei, wo Theophrastus Paracelsus geboren sein soll. Das Kloster, in einem finstern und früher weit ausgedehnten Walde, gegen Mitte des 9. Jahrh. gegründet, im Laufe der Zeit bis ins 16. Jahrh. herab wiederholt ganz oder teilweise durch Feuer zerstört, wurde 1704—19 im ital. Stil aufgeführt und bildet mit den Ringmauern ein imposantes, 258 m langes, 255 m breites Viereck; die Kirche steht in der Mitte der Hauptfaçade. Berühmt ist besonders das Gnadenbild «Maria zu den E.», bei dem sich am 14. Sept. (sog. Engelweihe) die meisten Wallfahrer einfinden. Die Zahl der Kommunikanten, hauptsächlich aus der Schweiz, dem südwestl. Deutschland und dem nördl. Italien, hat in den letzten drei Jahrhunderten im Durchschnitte jährlich 150000 betragen. Das Stift besitzt eine Bibliothek von 40000 Bänden, 1190 Handschriften und 1015 Inkunabeln, und hatte bis zur helvetischen Staatsumwälzung einen sehr reichen Kirchenschatz. Rudolf von Habsburg erteilte 1274 den Äbten des reichsfreien Klosters die Fürstenwürde, und schon früher machten die Kaiser des sächs. Hauses, besonders Otto d. Gr. und Heinrich II., dem Kloster sehr bedeutende Schenkungen. Bei dem Kloster, zu welchem 84 Priester, 12 Kleriker und 24 Brüder des Benediktinerordens gehören, bestehen ein Priesterseminar, ein Gymnasium mit etwa 200 und ein Lyceum mit 40 Schülern.

Der Flecken Einsiedeln ist ein sehr ansehnlicher Ort mit (1880) 8383 E., der zum großen Teil aus Wirtshäusern und Schenken besteht. Die Haupterwerbszweige desselben bilden die Verpflegung der Wallfahrer und der bedeutende, sich auch nach dem Auslande erstreckende Handel mit Gebetbüchern, Heiligenbildern, Rosenkränzen, Medaillen, Kruzifixen und andern sog. Devotionalien, welcher namentlich durch das Geschäft der Gebrüder Karl und Nikolaus Benziger (s. d.) betrieben wird.

Einsiedl (böhm. Mnichow), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Tepl, an der Straße von Marienbad nach Karlsbad, mit (1880) 1137 E. deutscher Zunge, die sich teils mit städtischen Gewerben befassen, teils Handel, insbesondere Handel mit Hopfen treiben. Die Kirche daselbst gilt sowohl im Bau als in ihrer innern Ausschmückung für eine der schönsten des Landes. Im 14. Jahrh. war E. ein Lehngut der Äbte von Tepl; 1484 wurde in der Nähe ein reichhaltiges Silberlager gefunden, von dessen Ausbeute die silbernen Statuetten in der tepler Stiftskirche herrühren.

Einsiedler, s. Anachoreten.

Einsiedler des heiligen Hieronymus, s. unter Hieronymiten.

Einsiedlerkrebs, soviel wie Bernhardskrebs (s. d.).

Einsiedlerserviten, s. unter Serviten.

Einsiedlervogel (Turdus solitarius), ein kleines Sternbild in 14^h bis 15^h Rektascension und 15° bis 20° südl. Deklination, von Lemonnier 1776 eingeführt, um das Andenken an La Condamines Gradmessung am Äquator zu bewahren.

Einsprengmaschine, Anfeuchtmaschine (frz. machine à arroser, engl. sprinkling-machine), eine Vorrichtung, mittels deren namentlich leinene und baumwollene Gewebe vor dem Mangen, resp. Kalandern (s. unter Appretur)

gleichmäßig mit Wasser benetzt werden und deren verteilendes Organ in einer rotierenden Bürste, einem mit feinen Löchern versehenen Rohr oder einer Art Injektor besteht.

Einschreiben, resp. Eingeschrieben (an Stelle der früher üblichen Bezeichnung «Rekommandiert») ist der offizielle postalische Ausdruck für Postsendungen, welche von seiten der Postämter in ein besonderes «Annahmebuch für Einschreibsendungen» eingetragen werden. Die Gebühr dafür beträgt 20 Pf. Im Verlustfalle erhält der Absender gegen Rückgabe des Einlieferungsscheins im innern Verkehr 42 Mark, im Weltpostverein 50 Frs. (40 Mark). Ist der Einlieferungsschein verloren gegangen oder nicht mehr beizubringen, so muß der Nachweis der erfolgten Einlieferung auf sonst glaubhafte Weise erbracht werden.

Einspritzung, s. Injektion.

Einspruch (im Civilprozeß) ist nach der Deutschen Reichscivilprozeßordnung (entsprechend der «Opposition» des franz. Rechts) das Mittel zur Beseitigung der Folge totaler Versäumnis. (S. Versäumnis, Versäumnisurteil.) Er steht gegen das Versäumnisurteil der säumigen Partei zu und ist innerhalb einer Notfrist einzulegen durch Zustellung eines Schriftsatzes, welcher die Erklärung enthält, daß gegen das zu bezeichnende Urteil E. eingelegt werde, und die Ladung des Gegners zur mündlichen Verhandlung über die Hauptsache. Materiell ist er voraussetzungslos; es bedarf keiner Entschuldigung der Versäumnis. Durch den rechtzeitig eingelegten E. wird der Prozeß in die Lage zurückversetzt, in welcher er sich vor Eintritt der Versäumnis befand; nur formell läßt der E. das Versäumnisurteil bestehen; soweit die auf Grund der neuen Verhandlung zu erlassende Entscheidung mit der Entscheidung des Versäumnisurteils übereinstimmt, wird diese aufrecht erhalten, soweit dies nicht der Fall, im neuen Urteil das Versäumnisurteil aufgehoben. Der E. ist statthaft auch gegen ein wiederholtes Versäumnisurteil in derselben Sache (es ist aber ein solches auch ohne Antrag für vorläufig vollstreckbar zu erklären; Civilprozeßordnung, §. 648, Nr. 3), er ist unstatthaft nur gegen das Versäumnisurteil, welches, ohne daß also auf den E. eine Verhandlung in der Hauptsache stattgefunden hat, den E. verwirft. Vgl. Civilprozeßordnung, §§. 303—311.

Im Strafprozeß findet E. statt gegen amtsrichterliche Strafbefehle. Der rechtzeitig (binnen einer Woche nach Zustellung des Strafbefehls) beim Amtsgericht erhobene E. verhindert, daß der Strafbefehl die Wirkung eines rechtskräftigen Urteils erlange; er hat zur Folge, daß zur Hauptverhandlung vor dem Schöffengericht geschritten wird, sofern nicht bis zu deren Beginn, sei es die Klage von der Staatsanwaltschaft, sei es der E., zurückgenommen wird; bei Versäumnis der Hauptverhandlung wird der E. ohne Beweisaufnahme durch Urteil verworfen. Vgl. Strafprozeßordnung, §§. 449—452. (S. Strafbefehl.)

Einstand (jur.), s. Retrakt.

Einsteckschloß (frz. serrure à fourreau, engl. mortise-lock) nennt man im Gegensatz zu dem auf der Thürfläche sichtbar hervorragenden Kastenschloß ein Schloß, welches so geringe Höhe, resp. Stärke besitzt, daß es in eine Aushöhlung der Thür eingeschoben und dadurch ganz verborgen werden kann. (S. unter Schloß.)

Einstehen heißt in der Militärsprache die freiwillige Stellvertretung eines Wehrpflichtigen durch einen andern. Entweder stellt derjenige, welcher seiner Dienstpflicht nicht selbst genügen will, einen Vertreter und findet sich mit ihm gegenseitig ab, oder der Staat übernimmt gegen Zahlung einer bestimmten Summe die Beschaffung eines Stellvertreters. Derjenige, welcher sich vertreten läßt, wird Einsteller, sein Stellvertreter Einsteher genannt. In Staaten, in welchen die allgemeine persönliche Wehrpflicht gilt, ist jede derartige Stellvertretung untersagt.

Einstellung des Konkurses nennt die Deutsche Reichskonkursordnung die nicht auf Grund einer Schlußverteilung oder eines Zwangsvergleichs erfolgende Aufhebung des Konkurses. Sie erfolgt entweder auf Grund außergerichtlicher Vereinbarung des Gemeinschuldners mit den Konkursgläubigern auf Antrag des Gemeinschuldners oder wegen Geringfügigkeit der Masse (weil die Masse den Kosten des Konkursverfahrens nicht entspricht) von Amts wegen. Sie gibt dem Gemeinschuldner die freie Verfügung über die Masse zurück. Vgl. Konkursordnung, Buch 2, Tit. 7, §§. 188—192.

Einstellung des Strafverfahrens kommt vor bei dem Vorbereitungsverfahren der Staatsanwaltschaft, ferner bei Abschluß der Voruntersuchung, endlich im Hauptverfahren. Die Staatsanwaltschaft stellt das Verfahren ein, wenn die von ihr angestellten Ermittelungen keinen genügenden Anlaß zur Erhebung der öffentlichen Anklage gegeben haben. Der Beschuldigte ist von der E. in Kenntnis zu setzen, wenn er vom Richter vernommen oder verhaftet war. Einen Antragsteller hat die Staatsanwaltschaft zu benachrichtigen, da derselbe, soweit er durch die strafbare Handlung verletzt ist, das Recht hat, die Sache zur gerichtlichen Entscheidung zu bringen. Ist Voruntersuchung geführt worden, so hat das Gericht den Angeschuldigten außer Verfolgung zu setzen oder das Verfahren vorläufig einzustellen (wegen Abwesenheit und Geisteskrankheit). Die Hauptverhandlung wird eingestellt, wenn der bei einem Antragsdelikt erforderliche Antrag nicht vorliegt oder rechtzeitig zurückgenommen ist. Auch bewirkt in der Regel der Tod des Privatklägers die E. des Verfahrens. Vgl. §§. 168, 196, 203, 208, 259, 433 der Deutschen Strafprozeßordnung.

Einstweilige Verfügungen können nach der Deutschen Reichscivilprozeßordnung stattfinden: 1) Zur Sicherung der Realisierung eines nicht auf eine Geldleistung gerichteten Anspruchs (zur Sicherung der Realisierung von Geldforderungen dient der Arrest, s. d.), wenn die Realisierung des Anspruchs gefährdet erscheint, wenn zu besorgen ist, daß (ohne die einstweilige Verfügung) durch eine Veränderung des bestehenden Zustandes die Verwirklichung des Rechts einer Partei vereitelt oder wesentlich erschwert werden könnte (z. B. es ist die Vernichtung der beanspruchten Sache zu befürchten oder die Entwertung eines verhypothezierten Grundstücks, etwa durch Abholzung einer Waldung). 2) Zur Regelung eines einstweiligen Zustandes in Bezug auf ein streitiges Rechtsverhältnis, insbesondere bei dauernden Rechtsverhältnissen, wenn diese Regelung aus irgend welchem Grunde nötig erscheint, namentlich zur Abwendung wesentlicher Nachteile oder zur Verhinderung drohender Gewalt (z. B. bei Besitzstreitigkeiten zur einstweiligen

Regulierung des Besitzstandes, bei Alimentationsstreitigkeiten zum Zweck einstweiliger Alimentierung). Den Inhalt der einstweiligen Verfügung bestimmt das freie richterliche Ermessen; es ist jede Anordnung zulässig, die dem Gericht zweckdienlich erscheint, insbesondere eine Sequestration, Gebot oder Verbot einer Handlung, z. B. der Veräußerung, Belastung, Verpfändung eines Grundstücks. Auf die Anordnung der einstweiligen Verfügungen und das weitere Verfahren sind die Vorschriften über den Arrest entsprechend anzuwenden mit einigen Modifikationen; so ist namentlich die Aufhebung einer einstweiligen Verfügung gegen Sicherheitsleistung nur unter besondern Umständen statthaft. Vgl. Civilprozeßordnung, §§. 814—822.

Eintagsfliegen, Hafte oder Ephemēren (Ephemĕrae) bilden eine Familie der Insekten oder Kerfe aus der Ordnung der Netzflügler ohne vollkommene Verwandlung, welche man auch Urflügler (Archiptera) genannt hat. Die vollkommenen Insekten der E. haben vier vieladerige, glasartig durchscheinende Flügel, verkümmerte Freßwerkzeuge, mittels deren sie keine Nahrung zu sich nehmen können, kurze Borstenfühler, große, zusammengesetzte Augen und an der Spitze des Hinterleibes drei bis vier Borsten und genießen im vollkommenen Zustande nur ein äußerst kurzes Dasein, während sie im Larvenzustande im Wasser mehrere Jahre leben und dann zwar keine Flügel, dagegen große, gebogene und sehr spitze hornige Oberkiefer besitzen nebst seitlichen Kiemenpaaren, die aus feinen Blättchen bestehen. Die Larven leben in Gängen im Grunde der süßen Gewässer, nähren sich von kleinen Wassertieren und werden als Köder zum Fischfange benutzt. Die vollkommenen Insekten häuten sich noch einmal vollständig, nachdem sie das Wasser verlassen haben. Die Männchen haben sehr verlängerte Vorderbeine. Zu ihnen gehört das Uferaas (Palingenia horaria), welches ganz weiß ist und im Sommer zuweilen in Schwärmen von Millionen, meist des Abends, hervorkommt. Diese Fliegen schweben wie eine Nebelwolke über den Flüssen und deren Ufern und paaren sich in der Luft, worauf das Männchen fast sogleich tot herabfällt, das Weibchen aber erst seine Eier in das Wasser legt und nach einer bis zwei Stunden stirbt, sodaß nur wenige Individuen den anbrechenden Tag erleben. Nahrung nehmen sie während dieser kurzen Lebensperiode nicht zu sich. Zuweilen kommen sie in solchen Massen vor, daß man sie als Dünger benutzt. Die gemeine E. (Ephemera vulgata) mißt gegen 20 mm und hat braungefleckte gegitterte Flügel und braunen Körper.

Einteilung (lat. divisio) bezeichnet die logische Operation, durch welche der Umfang eines allgemeinen Begriffs in vollständigen Reihen der ihm untergeordneten Artbegriffe dargestellt wird. Diese Artbegriffe, die Einteilungsglieder (membra divisionis), entstehen dadurch, daß der einzuteilende Gattungsbegriff durch verschiedene Merkmale determiniert wird, welche in einer und derselben Reihe liegen, resp. die sämtlichen möglichen Einzelfälle eines Allgemeinmerkmals im Gattungsbegriffe darstellen. Nach der Zahl der Einteilungsglieder heißt die E. Dichotomie bei zwei, Trichotomie bei drei, Polytomie bei mehrern Teilungsgliedern. Das Merkmal des eingeteilten Begriffs, nach welchem sich die E. richtet, heißt der Teilungsgrund (principium divisionis), und jede E. bedarf eines solchen Einteilungsgrundes, weil sonst die Glieder einer E. nicht in einer Reihe der Unterordnung liegen würden. Es gibt daher für jeden Begriff so viel mögliche Einteilungsgründe, wie viele seiner Merkmale nähern Bestimmungen zugänglich sind; daher man z. B. den Begriff Mensch nach den Unterschieden des Alters, des Geschlechts, der Stände u. s. w. einteilen kann. Die Anwendung mehrerer Einteilungsgründe führt zu koordinierten E. oder Nebeneinteilungen (codivisiones), die fortgesetzte E. schon gewonnener Teilungsglieder zu subordinierten oder Untereinteilungen (subdivisiones). Ferner unterscheidet man in den Naturwissenschaften die künstlichen Klassensysteme von den natürlichen. Jene beruhen darauf, daß man unter vielen möglichen Einteilungsgründen einen leicht sich darbietenden herausgreift und danach ein gegebenes Gebiet einzuteilen sucht, z. B. die Pflanzenwelt nach der Zahl der Staubfäden; diese dagegen suchen durch die Verknüpfung mannigfaltiger, den Typus einer Klasse von Naturwesen charakterisierender Merkmale eine geordnete Übersicht hervorzubringen, und ordnen die verschiedenen Glieder der E. in eine von den einfachsten und unvollkommensten zu den verwickeltern und vollkommenern aufsteigende Reihe an. Dabei erfordert eine gute E., daß die Teilungsglieder einander vollkommen ausschließen und zugleich den Umfang des Begriffs erschöpfen, sodaß in ihrer Reihenfolge keine Sprünge oder Lücken (hiatus in dividendo) vorkommen.

Eintönigkeit, s. Monotonie.

Eintrag, soviel wie Einschlag.

Eintritt, s. unter Bedeckung (astronomisch).

Einwanderung ist der Zuzug von Ausländern in ein Land zum Zweck der Niederlassung, also das Gegenstück zur Auswanderung (s. d.). Man kann Masseneinwanderung und individuelle E. unterscheiden. Die erstere, welche ganze Völkerschaften oder doch größere Gruppen in neue Wohnsitze führt, erfolgte im großartigsten Maßstabe zur Zeit des Unterganges des Weströmischen Reichs. Aus der neuern Zeit können noch etwa Fälle, wie die Aufnahme der franz. Réfugiés in Preußen und die E. der Mormonen in Utah, als Beispiele dieser Art angesehen werden. Dagegen ist die heutige E. nach Amerika und andern Kolonialländern trotz ihrer großen numerischen Bedeutung im wesentlichen eine individuelle, indem die zahlreichen einzelnen E. untereinander in keiner nähern Beziehung stehen. Früher wurde in manchen europ. Staaten die E. durch besondere Begünstigungen in Bezug auf Besteuerung, Landerwerb u. s. w. befördert. Namentlich suchte man auch von Staats wegen geschickte Arbeiter in einzelnen Industriezweigen, die im Inlande emporgebracht werden sollten, heranzuziehen. Auch gegenwärtig begünstigen einige überseeische Länder, z. B. Brasilien, die E. noch auf mancherlei Art. Die Statistik der E. nach den außereurop. Ländern s. unter Auswanderung.

In Europa ist die E. von Staat zu Staat gegenwärtig im ganzen von nur mäßiger Bedeutung. Der relativ stärkste Strom derselben ging bis in die jüngste Zeit wohl nach Rußland, das in mancher Beziehung noch mit einem Koloniallande zu vergleichen ist. Für die europ. Staaten ist noch die Unterscheidung von faktischer und rechtlicher E. von Bedeutung. Die in einem Lande sich niederlassenden Fremden erwerben nämlich keineswegs immer das Indigenat (s. d.) oder die Staatsangehörigkeit

desselben, selbst wenn sie an eine Rückkehr in ihr Heimatland gar nicht mehr denken und ihre wirtschaftliche Existenz ganz und gar in dem ihnen Gastfreundschaft gewährenden Staate gegründet ist. So gibt es z. B. in den nordöstl. Departements Frankreichs viele tausend Belgier, deren Familien schon in der zweiten oder dritten Generation dort ansässig sind, ohne daß sie das franz. Bürgerrecht erworben haben. Es entstehen dadurch manche Mißstände, namentlich in Bezug auf den Militärdienst, und es sind daher 1874 schon Maßregeln getroffen worden, um zu verhindern, daß die jungen Männer dieser Kategorie sich in beiden Ländern der Konskription entziehen. Auch in Deutschland und andern Ländern sind solche definitiv ansässige Fremde nicht selten. Was die rechtliche E. betrifft, so wird diese durch die Naturalisation (s. d.) bedingt. Die «Aufnahmen» von Deutschen aus einem Bundesstaat in einen andern sind noch bei weitem zahlreicher als die eigentliche E. (S. Freizügigkeit.)

Einweihung, die unter symbolischen Handlungen stattfindende feierliche Erklärung über die Bestimmung einer Sache, namentlich bei kirchlichen Gebäuden und Gegenständen. (S. auch Dedikation.)

Einwendung eines Rechtsmittels, s. unter Rechtsmittel.

Einwertige Elemente, s. unter Chemie (Bd. IV, S. 227).

Einwintern. Viele Pflanzenarten der Gewächshäuser, insbesondere Stubenpflanzen, stellt man in den wärmern Monaten des Jahres im Freien auf, um sie den wohlthätigen Einfluß der Atmosphärilien, die Sommerfrische, voll genießen zu lassen. Wenn aber gegen das Ende des September anhaltender Regen, kühle Nächte, starke Nebel eintreten, so müssen sie in das Winterlokal zurückgebracht, eingewintert werden. Für diesen Umzug bereitet man sie dadurch vor, daß man sie von Staub, gelb gewordenen Blättern u. s. w. reinigt, von neuem aufbindet, die Erde auflockert und, wenn nötig, frisches Erdreich auffüllt und schließlich den Wasserabzug revidiert und regelt. Dieses Geschäft ist der größten Aufmerksamkeit des Gärtners und Pflanzenfreundes wert; denn nur gesunde Pflanzen kommen gesund durch den Winter.

Einzelhaft, auch Isolierhaft genannt, bezeichnet diejenige Einrichtung der Freiheitsentziehung, in Gemäßheit welcher Gefangene in besonders für sie bestimmten Zellen, voneinander getrennt, verwahrt werden. E. ist anwendbar: 1) Auf Untersuchungsgefangene während des Laufs der strafprozessualischen Voruntersuchung. Hier bietet dieselbe den Vorteil, daß das Ergebnis der richterlichen Ermittelungen gesichert, der Gefangene verhindert wird, mit seinen Mitschuldigen sich wegen der vor Gericht zu machenden Aussagen zu bereden, und eine den Angeklagten schonende Behandlung in jedem einzelnen Falle sich ermöglichen läßt. Die Kenner des Gefängniswesens sind darin einig, daß E. für Untersuchungsgefangene in hohem Maße empfehlenswert ist. Unter den neuesten in Deutschland aufgeführten Bauten verdient das im J. 1882 vollendete Gefängnis des hamburger Kriminalgerichts besondere Aufmerksamkeit. Auch die berliner Bauten sind beachtenswert. 2) Auf die Gemeinschaftsanstalten, in denen zwar der Grundsatz der Associationshaft zur Durchführung gelangt, einzelne Zellen dagegen zu dem Zwecke erforderlich sind, um E. nach dem Ermessen der Strafanstaltsverwaltung als Disciplinarmaßregel gegen widerspenstige, gefährliche, der Hausordnung hinderliche Sträflinge für kürzere oder längere Zeit eintreten zu lassen. 3) Auf Strafanstalten in der Weise, daß E. als regelmäßiger Strafvollzugsmodus angenommen wird. Wo dies der Fall ist, sind die für je einen Gefangenen bestimmten Zellen in der Weise eingerichtet, daß der Bestrafte nicht nur zur Nachtzeit (wie in sog. Schlafzellen), sondern auch bei Tage völlig isoliert bleibt und seine Zelle nur zum Zwecke der notwendigen Bewegung im Freien, des Gottesdienstes und des Schulunterrichts zu verlassen braucht, wobei durch sinnreiche Konstruktion dafür gesorgt ist, daß auch auf sog. Spazierhöfen, in den Gefängniskirchen und in dem Schulraum die persönliche Begegnung vermieden, auch das wechselseitige Erkennen der Sträflinge durch sog. Schildmützen mit einem den obern Teil des Gesichts bis zur Nasenspitze bedeckenden Klappschirm verhindert wird.

Gegen Ende des 18. Jahrh. zuerst in Pennsylvanien durch die Amerikaner angewendet, hat sich die E. zumal nach der Julirevolution unter der Fürsprache einer Reihe hervorragender Strafrechtslehrer, Ärzte und Menschenfreunde in Europa verbreitet. Fast sämtliche europ. Kulturstaaten verfügen über Gefängnisse, in denen die Freiheitsstrafen ganz oder teilweise in Gestalt der E. vollstreckt werden. Vollkommen durchgeführt ist das System der E. indessen nur in Belgien, das für den Bau von Isoliergefängnissen große Geldsummen aufgewendet hat. Andere Staaten besitzen einzelne sog. Musteranstalten. Als solche wurden bisher bezeichnet: die Anstalten zu Pentonville (London), Mazas (in Paris), Kristiania in Norwegen, Bruchsal, Moabit bei Berlin und Nürnberg. Im einzelnen weisen diese Gefängnisbauten mancherlei Abweichungen auf, zumal die Trennung der Gefangenen nicht überall in ihrer strengen Konsequenz durchgeführt worden. Als Musterbau neuern Ursprungs, der für ganz Europa Vorbildlichkeit erlangte, gilt, trotz einzelner Mängel, die belg. Strafanstalt zu Löwen.

Die Vorzüge und Nachteile der E. sind häufig übertrieben worden. Noch gegenwärtig schwanken die Urteile über den der E. als Strafvollziehungsmodus zukommenden Wert. (S. Gefängniswesen.) Im allgemeinen ist man jedoch von der in Deutschland durch Röder und Füßlin vertreten gewesenen Ansicht, daß E. ganz unterscheidungslos, ohne Berücksichtigung zeitlicher Dauer, für sämtliche Arten der Freiheitsstrafe Anwendung finden müsse, allmählich zurückgekommen. Nicht alle Gefangenen können der E. unterworfen werden. Die Frage ist also heute diese: ob E. in dem Strafvollstreckungssystem der einzelnen Länder die Regel oder die Ausnahme zu bilden, und für welche Zeitdauer sie Anwendung zu finden habe. Die Entscheidung dieser Streitfrage ist um so schwieriger, als Anhänger und Gegner der E. vielfach von rein theoretischen Gesichtspunkten ausgehen, ohne die thatsächlich überall verschiedenen Verhältnisse und die Erfahrungen der Strafstatistik zu beachten. Widerlegt ist jedenfalls der Vorwurf, daß in gut geleiteten Anstalten die E. in erschreckendem Maße das Vorkommen von Geisteskrankheiten oder Selbstmordfällen unter den Gefangenen verursache, oder daß die E. überall als grausame Strafart empfunden werde. Richtig ist vielmehr nur, daß E.

durchschnittlich intensiver wirkt als Gemeinschaftshaft, und die große Mehrzahl der Sträflinge E. als strengere Bestrafung ansieht, während andererseits nicht wenige unter den gebildeten Gefangenen darin eine entschiedene Erleichterung ihres Schicksals erkennen. Unleugbar begünstigt die E. die Aufrechterhaltung der äußern Disciplin, die sog. Individualisierung, in Gemäßheit welcher von rein mechanischer Gleichheit in der Behandlung der Gefangenen abgesehen werden kann, die Umstimmung der verbrecherischen Gesinnung zu Gunsten der später zu hoffenden Besserung. Die Verschlechterung der noch nicht völlig verderbten Gefangenen wird, wenn nicht verhindert, so doch jedenfalls erschwert, wenn durch Isolierung der unmittelbare tägliche Verkehr unter den Bestraften abgeschnitten ist. Gegen die E. wird dagegen mit gutem Grunde eingewendet, daß ihre allgemeine Durchführung, wo sie nicht unbedingt geboten erscheint, den Staat mit zu großen Geldopfern belastet (zumal die Herstellungskosten einer einzigen Zelle zwischen 2000 und 3000 Mark zu schwanken pflegen), außerdem aber lange andauernde E. einen physischen und moralischen Erschlaffungszustand herbeiführe und die Widerstandskraft der Gefangenen gegen spätere Versuchung lähme, ohne übrigens für die Besserung alter Gewohnheitsverbrecher und ergrauter Diebe Erhebliches leisten zu können.

Diesen weitverbreiteten Bedenken hat das Deutsche Strafgesetzbuch insoweit Rechnung getragen, als E. wider den Willen des Verurteilten nicht über den Zeitraum von drei Jahren hinaus erstreckt werden darf. Im übrigen hat die Gesetzgebung des Deutschen Reichs, der es bisher nicht gelang, eine Strafvollziehungsordnung zu Stande zu bringen, noch nicht ihr letztes Wort gesprochen, woraus es sich erklärt, daß nach dem Ermessen der Verwaltungsbehörde beliebig Gemeinschaftshaft und E., obwohl beide nach dem Grade der Intensität verschieden sind, gleichwertig nebeneinander angewendet werden dürfen, und in einzelnen deutschen Staaten, wie in Baden, E. als Regel erscheint, während sie in andern Ländern, wie Preußen, noch als Ausnahme in einer verhältnismäßig geringen Zahl von Strafanstalten gehandhabt wird. Sieht man von einzelnen Ländern, wie Belgien, ab, so ist die auf dem letzten Gefängniskongreß in London und Stockholm hervorgetretene Meinung der Sachverständigen im allgemeinen darin einig, daß E. bei allen kürzern Gefängnisstrafen weitaus den Vorzug verdiene vor der Gemeinschaftshaft und deshalb die Regel bilden sollte, der gegenüber nur aus besondern in der Person des Bestraften vorliegenden Gründen (Krankheit, jugendliches Alter, Selbstmordgefahr) Ausnahmen gestattet werden können, andererseits aber langjährige E. als schädlich oder entbehrlich erachtet werden müsse, daher bei Verurteilungen zu schweren und vieljährigen Strafen die E. nur auf ein Anfangsstadium zu beschränken sei. Wo die Grenze zu ziehen ist zwischen dem Strafvollzugsmodus für kürzere Zeitfristen und demjenigen für längere Dauer der Freiheitsstrafen, wo also E. aufhören sollte, um der Gemeinschaftshaft Platz zu machen, das wird sich in einer überall gültigen Formel oder in Kalenderfristen bestimmter Jahre und Monate nicht ausdrücken lassen. Die besondern Verhältnisse jedes einzelnen Staats, seine finanzielle Leistungsfähigkeit insbesondere und der gesellschaftliche Typus der Verbrecherwelt, ihr vorwiegend landwirtschaftlicher oder industrieller, ländlicher oder großstädtischer Charakter, müssen von den Organen der Gesetzgebung sorgfältig erwogen werden. (Über die Litteratur s. den Artikel Gefängniswesen.)

Einzelrichter sind diejenigen Richter, welche einzeln, jeder selbständig für sich, die gesamte Richterthätigkeit vollziehen, im Gegensatz zu den Kollegialgerichten, deren Wesen darin besteht, daß die Gerichtsbarkeit von mehrern gemeinschaftlich (als Kollegium) ausgeübt wird. E. eignen sich vorzugsweise für solche Sachen, welche ein besonders rasches und energisches Eingreifen, besondere Vertrautheit mit lokalen Verhältnissen, eine mehr direktive als entscheidende Thätigkeit erfordern; ferner für solche, zu deren Geringfügigkeit der Kosten- und Kräfteaufwand kollegialer Thätigkeit im Mißverhältnis stehen würde. E. sind nach der deutschen Gerichtsverfassung die Amtsrichter. (S. Amtsgerichte und Gerichtsverfassung.)

Einzelwirtschaft oder Privatwirtschaft ist die auf Rechnung und Gefahr einer einzelnen selbständigen (physischen oder juristischen) Person stattfindende planmäßige Beschaffung und Verwendung wirtschaftlicher Güter. Sie setzt die Existenz des Privateigentums voraus und hat als Gegensatz die vollständig ausgebildete Gemeinwirtschaft, den Kommunismus. Die zahlreichen E. einer größern Gesellschaft stehen untereinander hauptsächlich durch den Tauschverkehr in Beziehung, wenn auch andere Wechselwirkungen, die auf Gemeinsinn und Wohlthätigkeit beruhen, nicht ohne Bedeutung sind. Auch verlangt das Interesse der E. gewisse gemeinwirtschaftliche, auf Zwangsgewalt gestützte Organisationen, als deren Träger der Staat erscheint. Die Vorzüge des Systems der E. liegen hauptsächlich darin, daß dadurch das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit wie des Selbstinteresses bei allen einzelnen stets lebendig erhalten und dadurch in der ganzen Gesellschaft eine intensivere Anspannung aller wirtschaftlichen Kräfte unterhalten wird, als in einer nur durch eine äußere Organisation geregelten kommunistischen Gemeinschaft zu erwarten wäre. Wenn sich freilich die Mehrzahl der E. in einer sehr gedrückten, dem Maßstab der Vernunft nicht entsprechenden Lage befindet, so werden soziale Schwierigkeiten und wenigstens theoretische Anfechtungen des Prinzips der E. niemals ausbleiben.

Einziehen wird in der Militärsprache in verschiedener Bedeutung gebraucht. Man spricht von dem E. der Rekruten und bezeichnet damit die Thatsache, daß die Wehrpflichtigen ihrem bürgerlichen Berufe entzogen werden, um bei den Truppenabteilungen eingestellt zu werden. Ebenso spricht man von E. der Reserven, der Landwehr, wenn die noch dienstpflichtigen Mannschaften dieser Kategorien zu Übungen oder im Kriegsfalle wieder unter die Waffen gerufen werden. Endlich spricht man vom E. von Schildwachen, vorgeschobenen Posten, Detachements u. s. w. in den Fällen, in welchen man die betreffenden Wachen, Posten u. s. w. nicht mehr besetzt halten will und die zur Besetzung derselben verwendeten Mannschaften daher bei der Haupttruppe einrücken können.

Einzugsgeld, s. Anzugsgeld.

Eipel (magyar. Ipoly), linksseitiger Nebenfluß der Donau, entspringt auf den Bergen von Málnapatak an der Grenze der ungar. Komitate Neográd,

Sohl und Gömör und mündet bei Szobl links in die Donau. Sein Lauf ist im allgemeinen erst südöstlich und südlich, dann westlich und wiederum südlich, um schließlich in südöstl. Richtung zu münden. Die Länge des Flusses beträgt 212,24, der direkte Abstand der Quelle von der Mündung nur 98,54 km. Er durchfließt die Komitate Neográd und Honth; an ihm liegen die Hauptorte dieser beiden Komitate, und zwar Balassa-Gyarmath auf dem linken und Ipoly-Ságh auf dem rechten Ufer.

Eiraku-yaki, japan. Porzellan von Kioto, in Rot und Gold dekoriert.

Eirēne, Friedensgöttin, s. Irene.

Eirométer, s. Wollmesser.

Eis heißt das Wasser (s. d.), wenn es durch genügende Abkühlung den festen Aggregationszustand angenommen hat. Man bezeichnet den Übergang des Wassers aus seiner tropfbaren in die feste Form als dessen Gefrieren oder Erstarren. Dies geschieht in der Regel bei 0° Celsius (C.) oder Réaumur (R.) oder + 32° Fahrenheit (F.). Es kann jedoch (wie Fahrenheit 1721 zuerst fand) das Wasser bei vollkommener Ruhe selbst bei 10° C. Kälte, und auch darunter, flüssig bleiben. Derartige «Überkaltungen» des Wassers lassen sich auch noch durch andere Mittel künstlich bewirken. Weil bei der Überkaltung der Thermometerstand tiefer als bei 0° C. steht, so sagen manche statt «Überkaltung» Unterkaltung oder Unterkühlung. Der Sprachgebrauch ist in dieser Richtung noch schwankend. Das Gefrieren des Wassers zu E. besteht (ähnlich den Erstarrungen vieler anderer geschmolzener Stoffe, z. B. des Schwefels, Wismuts u. s. w.) in einer Krystallisation. Die Krystallform ist hierbei hexagonal, seltener rhombisch. Die hexagonalen Gestalten (Sternchen) des gefrorenen Wassers lassen sich mit einem Vergrößerungsglase beobachten an den kleinen Flocken des Schnees (s. d.); auch das Fenstereis verrät die Regelmäßigkeit seiner Teilchen. (Vgl. Schumacher, «Die Krystallisation des E.», Lpz. 1844.) Nach Tyndalls Versuchen (1862) besteht das E. überhaupt aus lauter Schneesternen. Beim Gefrieren des Wassers ordnen sich seine kleinsten Teilchen derart, daß die Dichte des entstandenen E. kleiner ist als die des noch flüssigen Wassers bei 0° C. Infolge dessen schwimmt das minder dichte E. auf dem dichtern Schmelzwasser, und es verhält sich das spezifische Gewicht des luftfreien E. zu dem des Wassers beim Gefrierpunkte wie 0,916 zu 1. Das Wasser dehnt sich also beim Gefrieren nahezu um ¹/₉ seines Volumens aus, woraus sich die große Sprengkraft erklärt, wenn das Wasser in geschlossenen Gefäßen, welche seine Ausdehnung hindern, erstarrt. Das E. unter 0° C. zieht sich beim Zunehmen der Kälte zusammen, und dehnt sich beim Nachlassen derselben, wie die Körper überhaupt, aus. Das E. verdunstet selbst in der größten Kälte, was sich durch die Gewichtsabnahme eines der kalten Luft ausgesetzten Eisstückes ermitteln, aber auch schon daran erkennen läßt, daß die scharfen Kanten und Ecken des E. sich langsam abstumpfen. Das reine E. ist in dünnen Scheiben farblos durchsichtig, in dicken Schichten grünlich, auch bläulich bis tiefblau, was besonders bei Spalten und Höhlen der Gletscher (s. d.) hervortritt. Das E. bricht vermöge seiner Krystallisation das Licht doppelt, was jedoch erst mittels feinerer Versuche nachweisbar ist. Trockenes E. leitet die Wärme und Elektricität schlecht. Das E. läßt größtenteils die leuchtenden Wärmestrahlen durch, nicht aber die dunkeln, welche es absorbiert, sich dadurch erwärmt und schmilzt; seine spezifische Wärme ist, wenn die des Wassers gleich 1 genommen wird, nach Heß (1850) 0,5.

Wenn das E. schmilzt, so bedarf es zur Lockerung seiner Teilchen, sowie zur Überwindung des darauf wirkenden Luftdrucks, einer mechan. Arbeit, welche durch Zuführung einer bestimmten Wärmemenge geleistet wird. Letztere, weil sie zur Disgregationsarbeit, d. i. zum Schmelzen des E., verbraucht wird, wirkt nicht auf das Thermometer, sie hieß ehedem allgemein die latente Wärme; seit neuerer Zeit nennt man die zum Schmelzen verbrauchte Wärmemenge Schmelzungswärme oder Flüssigkeitswärme. Wenn man 1 kg zerstoßenes E. von 0° C. mit 1 kg Wasser von 79° C. mischt, so wird das E. gänzlich geschmolzen und die Temperatur der 2 kg Wasser beträgt nur 0° C.; demnach sind jene 79° C. des Wassers verbraucht worden, um das E. zu schmelzen, ohne daß eine Temperaturerhöhung des Schmelzwassers eingetreten ist. Die Schmelzwärme des E. beträgt also 79 Wärmeeinheiten oder Calorien. (S. Wärme.) Weil diese Schmelzwärme des E. zu dessen Umwandlung in flüssiges Wasser von 0° C. verwendet wird, so behält ein in schmelzendem E. stehendes Thermometer konstant seine Höhe auf 0° C. so lange, bis alles E. geschmolzen ist. Soviel Wärme man auch dem schmelzenden E. zuführen mag, so wird sie nur zur Arbeit für die Verwandlung des E. zu Wasser verbraucht. Erst wenn kein Körnchen E. mehr vorhanden ist, mithin ferner keine Schmelzarbeit zu leisten ist, beginnt der Thermometerstand sich über 0° C. zu erheben. Beim Gefrieren des Wassers erfolgt ein entgegengesetzter Prozeß, bei welchem Arbeit in Wärme umgesetzt, mithin letztere so lange erzeugt wird, bis die ganze Masse gefroren ist. Es bleibt daher auch während des Gefrierens die Temperatur beständig. Beim langsamen Gefrieren gleicht sich die erzeugte oder (in älterer Sprachweise) frei werdende Wärme mit der Temperatur der Umgebung nur unmerklich aus; sie tritt dagegen auffällig hervor, sobald überkaltes Wasser zum plötzlichen Erstarren gebracht wird. Zu diesem Behufe dient am besten (s. nebenstehende Figur) ein Thermometer, dessen Gefäß in Wasser taucht, welches von einer luftleeren Glashülse umschlossen ist. Versenkt man den untern Teil dieses Instruments in eine Kältemischung, so bleibt das Wasser bei 8—10° unter Null noch flüssig. Die geringste Erschütterung bringt jedoch alles Wasser auf einmal zum Gefrieren, wobei so viel Wärme erzeugt wird, daß das Thermometer auf 0° C. steigt. Hierdurch ist nicht nur die Wärmeerzeugung beim Gefrieren dargethan, sondern auch, daß der Gefrierpunkt des Wassers selbst nach «Überkaltung» des letztern 0° C. beträgt, daß er mithin auch hier konstant geblieben ist. Weil beim Erstarren des Wassers Wärme erzeugt wird, so gefrieren die Flüsse, Seen u. s. w. nur langsam. Während ein Teil des Wassers zu E. wird, erwärmt sich der andere Teil durch die erzeugte Wärme. Dagegen erkaltet beim Aufthauen des E. das Innere desselben, infolge des Wärmeverbrauchs beim Schmelzen, unter

0° C. Und da die Schmelzwärme des E. sehr hoch ist (79 Calorien), so erfolgt auch das Aufthauen mächtiger Eismassen nur langsam.

Nicht nur durch äußerste Ruhe, besonders im luftleeren Raume (s. obige Figur), läßt sich der Gefrierpunkt des Wassers herabsetzen, sondern auch durch mächtigen Druck, weil durch diesen die Volumenverkleinerung, welche das E. beim Schmelzen erleidet, unterstützt wird. W. Thomson (1850) und Mousson (1858) haben durch sinnreich eingerichtete Versuche dargethan, daß in der That E., bei einer Temperatur unter 0° C., durch einen sehr hohen Druck wieder tropfbar flüssig wird. Ja Mousson hat gezeigt, daß Wasser unter einem Drucke von etwa 13000 Atmosphären bei 18° C. Kälte noch flüssig bleibt. Der Umstand, daß zusammengedrücktes E. schon unter 0° C. flüssig wird, bewirkt die **Regelation** oder das Aneinanderfrieren von Eisstücken, welche gegeneinander gepreßt werden. Hierbei schmelzen nämlich die Eisstücke in ihren Berührungspunkten; das so sich ergebende, unter 0° C. kalte Schmelzwasser entweicht in die zwischen den Eisstücken befindlichen Fugen, entzieht sich dadurch dem Druck und wird folglich wieder fest. In solcher Weise können daher Eisstücke durch die bei ihrer Zusammendrückung entstehenden Brüche, Verschiebungen der Eistrümmer und durch das Wiedergefrieren des Schmelzwassers in Formen so gepreßt werden, als ob das E. plastisch wäre. Daß aber nicht wahre Bildsamkeit beim E. vorhanden ist, zeigen anderweitige Versuche, nach welchen das E. zwar eine größere Tragfestigkeit und auch etwas Elasticität und Biegsamkeit besitzt, sich jedoch unter gewöhnlichen Umständen gegen ausgiebigere spannende sowie dehnende Kräfte als spröde zeigt. Die Regelation oder das Wiedergefrieren des E., d. i. das Aneinandergefrieren von Eisstücken, wurde zuerst (1850) von Faraday zur Sprache gebracht und seitdem mehrseitig, besonders von Tyndall, den beiden Thomson, Helmholtz u. a. m. studiert und verschieden ausgelegt. Darin sind fast alle bei dieser Forschung Beteiligten einig, daß durch den Druck die Regelation beschleunigt und gefördert wird. Allein Faraday und auch andere Experimentatoren bewirkten Regelationen, wo der Druck ausgeschaltet, wo er also nicht merklich und jedenfalls sehr klein war. Stets haftete aber an der Oberfläche der Eisstücke Schmelzwasser. Eine bekannte analoge Erscheinung ist, daß sich der trockene Schnee nicht ballt, wohl aber nasser. Faraday hielt die Regelation für eine Kontaktwirkung des E., und Tyndall erklärt diese Kontaktwirkung dadurch, daß mit der Berührung der Eisstücke das an den Berührungsflächen haftende Wasser die freie Beweglichkeit seiner Teilchen einbüße, was einem Festwerden gleiche. Man hat auch daran gedacht, daß bei der Regelation der an ihrer Oberfläche schmelzenden Eisstücke im Innern und an den Haftstellen, durch die verbrauchte Schmelzwärme, eine solche Erkaltung eintritt, daß die Eisstücke aneinander gefrieren. So verschiedenartig auch die Regelation bei leichtem Drucke gedeutet worden ist, so ist doch sicher, daß erst durch mächtigen Druck Schnee und Eismassen zu einem einzigen Eisstück umgestaltet werden können. Aus dem früher erwähnten eigentümlichen Verhalten des E. bei hohem Druck erklärt sich die Geschmeidigkeit, mit welcher das vermöge seiner Schwere langsam abwärts gleitende Gletschereis die Formen der Thäler ausfüllt, sich denselben anpaßt und dabei langsam (30—60 cm für den Tag) abfließt, über Erhöhungen wegschreitet, von steilen Wänden abstürzt und dann am Fuße derselben wieder als ganzes Gletschereis abermals abwärts rutscht.

Mit der Bildung des E. in Seen und ruhig fließenden Gewässern verhält es sich eigentümlich. Es erkalten nämlich die obersten Teilchen zuerst, sinken als dichter gegen den Boden, während wärmere, also minder dichte Teilchen sich erheben. Und so erkaltet die ganze Masse durch eine von oben nach unten und auch umgekehrte «Strömung» der Wasserteilchen. Ist in solcher Weise alles Wasser auf + 4° C. abgekühlt, so erreicht es seine größte Dichte und jene Strömung hört auf. Erkaltet die obere Schicht unter + 4° C., so fängt sie an, sich wieder auszudehnen, und sinkt nicht mehr zu Boden. Bei fortdauernder Abkühlung bildet sich endlich eine Eisdecke. In sehr rasch strömenden Gewässern wird das Wasser durch die «mechanische Strömung» gemischt, und die erste Krystallbildung des E. beginnt an dem Boden und an den Ufern. Dies kommt daher, weil da die Bewegung des Wassers wegen der Reibung am langsamsten ist, mithin die Eisbildung am wenigsten stört, und ferner weil durch die Rauhigkeit des Bodens und der Ufer das Ansetzen der Eiskrystalle am meisten begünstigt wird. Vom Boden reißt die Strömung das **Grundeis** nach oben. Es bildet sich schwimmendes **Treibeis**, welches endlich zur Eisdecke wird. Das Grundeis bildet lockere Eismassen, welche zuweilen Schlamm und Kies u. dgl. m. mit sich führen und davon ein schmutzig graues Aussehen gewinnen. Das Vorhandensein des Grundeises wurde zuerst von Plot (1705) zur Sprache gebracht, und seitdem vielseitig (Hales 1731, Hugi 1827, Strehlke 1832, Arago 1833 u. a. m.) studiert.

Meerwasser und überhaupt Salzwasser erfordert zum Gefrieren eine größere Kälte als reines Wasser, und es scheidet bei der Überkaltung, solange solche Lösungen schwach sind, reines E. aus. Dieser Umstand wird in kalten Regionen benutzt, sowohl um aus dem erhaltenen E. durch Schmelzen ein trinkbares Wasser zu erhalten, als auch um durch fraktioniertes Ausfrieren eine immer konzentriertere Salzsole herzustellen, aus welcher dann bei einer bestimmten tiefern Temperatur das Salz herauskrystallisiert. Als Anhaltspunkt, ob E. oder Salz bei der Überkaltung ausgeschieden wird, dient, daß immer jener Körper herauskrystallisiert, welcher austreten muß, damit die Lösung für eine bestimmte niedere Temperatur weder unter- noch übersättigt, sondern gerade gesättigt erscheint. Über die Erniedrigung des Gefrierpunktes beim Wasser in Salzlösungen wurden in jüngerer Zeit mehrseitig eingehendere Studien gemacht ([illegible] 1860, Rüdorf seit 1861 u. s. f., Pfaundler 187[illegible] u. a. m.). In ähnlicher Weise, wie aus Salzlösungen reines E. ausscheidet, geschieht dies auch aus schwachen alkoholhaltigen Flüssigkeiten ([illegible] Branntwein), und ebenso aus gefärbten Flüssigkeiten. Aus gashaltigem Wasser tritt beim Gefrieren des letztern das Gas blasenförmig aus. Um die Temperatur des E. und Schnees herabzusetzen und dieselben dadurch in wärmerer Luft haltbarer zu machen, vermischt man dieselben mit Koch- und andern Salzen. Indem ein Teil dieser Mischung sich auflöst, entsteht für diese Verflüssigungsarbeit

ein Wärmeverbrauch («Lösungswärme» genannt), welcher der übrigen Mischung entzogen wird, wodurch die Temperatur derselben bedeutend herabsinkt. (S. Kältemischungen.)

Die Verbreitung des E. auf der Erde ist natürlich abhängig von den innerhalb gewisser Grenzen wechselnden klimatischen Zuständen ihrer Oberfläche. In der Nähe der Kältepole, welche nicht genau mit den geogr. Polen zusammenfallen, und in Gebirgen, welche eine gewisse, nach ihrer Lage verschiedene Höhe übersteigen, gibt es nie ganz aufthauende Eismassen (ewige Eisfelder und Gletscher, s. d.), und selbst in einigen, während des Sommers kulturfähigen Gegenden Sibiriens finden sich in gewisser Tiefe unter der Oberfläche konstante, zum Teil mit Sand gemengte Eisschichten. Bei Jakutsk z. B. fand man in einem Brunnenschacht den Boden bis 127 m tief fest gefroren und zum Teil ganz aus E. bestehend. Diese konstanten Eismassen gehören mit zu den festen Bestandteilen, so gut wie die Gebirgsmassen der Erde. In den niedern Gegenden der Tropenzone bildet sich dagegen niemals E., und in den gemäßigten Zonen ist es eine vorübergehende Erscheinung. Von jenen polaren Eismassen, und namentlich von den unter hohen Breiten bis in das Meer herabreichenden Gletschern, trennen sich oft große schwimmende Eismassen ab, welche man dann Eisberge (s. d.), schwimmende Eisfelder und Treibeis nennt. Jene Berge sind oft gegen 100 m über dem Wasserspiegel erhaben und bedecken Strecken von vielen Quadratkilometern. Sie haben das Ansehen von blendendweißen Kreidefelsen der sonderbarsten Formen. Frische Brüche derselben glänzen mit einer grünen oder blauen Farbe. Aus dem spezifischen Gewichte des E. hat man berechnet, daß diese Eisberge noch achtmal so tief unter das Wasser reichen, als sie sich über dasselbe erheben. Die verschiedenartig geformten schwimmenden Eismassen (Berge, Felder, Schollen) sind zuweilen mit Felsblöcken, Stein- und Schuttmassen beladen, die von den Rändern der Gletscher, den Ufern der Flüsse oder des Meers auf sie stürzen, und welche sie oft weit von den Polargegenden nach dem Äquator zu transportieren. Heftigere Kälte gibt dem E. größere Härte und Festigkeit; das E. der Polarländer läßt sich kaum mit dem Hammer zerschlagen. Vgl. Weyprecht, «Die Metamorphosen des Polareises» (Wien 1879).

Das E. findet als Wärme entziehendes Mittel vielfache Verwendung. In der Heilkunde bedient man sich desselben mit günstigstem Erfolge zur Bekämpfung von Entzündungen, da wo man früher, völlig widersinnigerweise, warme Breiumschläge applizierte. Im Haushalt benutzt man es zur Konservierung und zur Frischerhaltung von Nahrungsmitteln. (S. Eisschrank.) Durch diese immer allgemeiner werdende Verwendung ist in den größern Städten ein neuer Geschäftszweig, der Eishandel, erblüht, der seinen Bedarf an Material, soweit es in nächster Nähe nicht zu beschaffen ist, durch Bezüge aus den amerik. Seen, aus nordischen Ländern, zum Teil auch von den Alpengletschern deckt, oder dasselbe künstlich, mittels Eismaschinen (s. d.) darstellt. Von größter Wichtigkeit ist das E. ferner für die Bierbrauerei. Die Ausführung des bayr. Brauverfahrens, welches, mehr oder weniger modifiziert, mit Ausnahme von England jetzt überall eingeführt ist, ist nur bei Anwendung reichlicher Mengen von E. zu ermöglichen. Die Bierwürzen können nur durch Eiskühlung auf die niedrige Temperatur herabgebracht werden, bei denen sie zur Gärung angestellt werden, die bei der Gärung frei werdende Wärme wird durch E. abgeleitet und namentlich kann die mehrere Monate sich hinziehende Nachgärung nur in durch E. kalt gehaltenen Kellern vorgenommen werden. (S. Bier und Bierbrauerei.) Auch die Spiritusfabrikation konsumiert große Mengen von E., um während des Sommerbetriebs die Maischen zu kühlen. Statt des Natureises wird neuerdings auch vielfach in Eismaschinen bereitetes Kunsteis angewendet, letzteres hat vor dem Natureis jedenfalls den Vorzug, daß es aus absolut reinem Wasser hergestellt werden kann, während jenes nicht selten von schmutzigen Teichen, Tümpeln und Lachen oder sonstigen verunreinigten Gewässern entnommen wird.

Eïs (ital. mi diesis, frz. mi dièse, engl. e sharp), in der Musik der um einen halben Ton erhöhte Ton e (durch e mit einem vorgezeichneten ♯ bezeichnet), entspricht dem Ton f und ist von diesem nur enharmonisch verschieden.

Eisachat, eine stellenweise farblose und fast durchsichtige Varietät des Achats (s. d.).

Eisak (der), Fluß im südl. Tirol, häufig unrichtig die Eisack oder Eisache genannt, entspringt auf dem 1362 m hohen Brennerpasse, und ergießt sich nach etwa 90 km langem Laufe unterhalb Bozen in die Etsch, die von da an schiffbar wird. Der E. ist ein reißender Gebirgsfluß, sein Gesamtgefälle beträgt 1122 m, also 1,25 Proz. der Lauflänge. Bei Hochwasser richtet der Fluß oft große Verheerungen an. Das Thal des E. scheidet die Zillerthaler und tirolisch-venetianischen Alpen im O. von der stubaier und sarnthaler Gebirgsgruppe im W. Das Thal ist größtenteils tief eingeschnitten und schluchtenartig; größere Thalweitungen finden sich nur bei Sterzing, wo das Ridnaun- und das Pfitscherthal münden, und bei Brixen, wo sich die das untere Pusterthal durchströmende Rienz mit dem E. vereinigt. Das obere Eisakthal (bis Brixen) führt zusammen mit seiner meridionalen Fortsetzung gegen Norden, dem Sillthale, den Namen Wippthal. Zwischen Waidbruck und Bozen durchbricht der Fluß das bozener Porphyr-Massiv; hier ist daher das Thal besonders eng und unwegsam, fast senkrecht stürzen die glatten Porphyrfelsen in den Fluß ab. Bei Kardaun, 3 km oberhalb Bozen, treten die Bergwände allmählich zurück, und es öffnet sich die weite fruchtbare Thalebene von Bozen.

Durch das Eisakthal führte schon in den ältesten Zeiten der wichtige Verkehrsweg vom Brennerpasse in das sonnige Etschland, die bequemste Straße aus Deutschland nach Italien. Der Weg durch die Porphyrschlucht des untern Eisakthales wurde erst am Anfang des 14. Jahrh. durch den bozener Bürger Heinrich Kunter hergestellt, nach welchem diese Straßenstrecke noch jetzt Kuntersweg benannt wird; früher ging hier der Weg nicht in der Thalsohle, sondern über die seitlichen Mittelgebirgsterrassen. Seit 1867 braust die Lokomotive durch das Eisakthal. (Vgl. Brennerbahn.) In der Kriegsgeschichte Tirols spielt das Eisakthal eine nicht unwichtige Rolle. Bei Sterzing und Mittewald kam es im span. Erbfolgekriege und in den Revolutionskriegen wiederholt zu Gefechten, in denen die Tiroler, begünstigt durch die Terrainverhältnisse, die Feinde über den Brenner zurückwarfen.

Im J. 1833 wurde in der Thalenge, oberhalb Brixen, die Festung Franzensfeste (s. d.) gebaut, welche die Straße und Eisenbahn durch das Eisak- wie durch das Pusterthal absperrt.

Eisballen nannte Günther («Beurteilungslehre des Pferdes») eine Degeneration einzelner Kruppen- und Hinterbackenmuskeln der Saugfohlen.

Eisbär (Ursus maritimus oder Thalassarctos polaris), das grimmigste Raubtier der Polarzone, ist von neuern Naturforschern wegen des gestreckten, langen Leibes, spitzen Kopfes mit schlanker Schnauze und kleinem Rachen, sowie der ungemein breiten Tatzen, deren Zehen durch Schwimmhäute verbunden sind, von dem Bär getrennt und zu einer eigenen Sippe erhoben worden. Man hat E. getötet, die volle 16 Ctr. wogen und gegen 3 m lang waren. Die Farbe des sehr langhaarigen Pelzes ist weiß mit einem Stich ins Gelbliche. Plump und schwerfällig am Lande, schwimmt und taucht der E., der in Grönland, Spitzbergen und Nowaja-Semlja am häufigsten vorkommt, ausgezeichnet und gelangt oft, mit Eisschollen treibend, bis nach Island, auf die sibir. Nordküste und in die Gegenden der Hudsonsbai. Fische, Waltiere, Seehunde sind seine gewöhnliche Nahrung; den Menschen greift er nur gereizt oder im größten Hunger an, ist aber dann auch, besonders auf dem Eise, wo er sich schneller und sicherer bewegt, ein fürchterlicher Feind. Den Seefahrern ist er außerdem durch die Schlauheit schädlich, womit er die hinterlassenen Vorräte aufzuspüren und zu vernichten weiß. Er hält keinen Winterschlaf, wie man irrig behauptet hat. Die Jungen werden im Februar und März geworfen und lassen sich etwas zähmen. Die Jagd auf ihn wird in den Polarländern mit Vorliebe betrieben. Das Fell ist als Pelzwerk wie als Leder geschätzt, das Fett als Brennmaterial; das Fleisch dagegen gilt, obgleich wohlschmeckend, frisch für ungesund, die Leber sogar als giftig. (S. Tafel: Bär, Fig. 5.)

Eisberge entstehen dadurch, daß die Gletscher polarer Gegenden (z. B. Grönlands) eine Strecke weit ins Meer vordringen, wo ihre Enden, oft mit tumultuarischer Gewalt, abbrechen («der Gletscher kalbt»). Die losgetrennten, nun auf dem Meere schwimmenden Gletscherstücke sind die Eisberge. Dieselben ragen zum Teil bis über 100 m hoch über die See hervor, doch beträgt diese Zahl, da das Eis ein geringeres spezifisches Gewicht besitzt als Wasser, nur ein Siebentel der Gesamthöhe der E., welche demnach gegen 7—800 m Dicke bei einer Länge und Breite von mehrern Kilometern erreichen können. Durch polare Strömungen werden sie bis weit in den Atlantischen Ocean (bis 36° nördl. Br.) getrieben, wo sie allmählich schmelzen. Früher glaubte man, daß die Erratischen Blöcke, sowie das gesamte Material des nordischen Diluviums in Deutschland durch von Skandinavien kommende Eisberge herbeigeführt worden sei (Drifttheorie), eine Ansicht, die sich als irrtümlich erwiesen hat. (S. Diluvium, Eiszeit, Erratische Blöcke.)

Eisblume, s. Eiskraut.

Eisblumenglas nennt man eine Imitation der durch Frost am Fensterglas hervorgebrachten blatt- und blumenartigen Figuren. Man stellt dasselbe dadurch dar, daß man weißes Emailpulver auf eine Glasplatte siebt und diese nachher auf einer bis unter den Eispunkt abgekühlten Eisenplatte Wasserdämpfen aussetzt. Letztere krystallisieren dann in blumenartiger Gestalt zu Eis und vereinigen sich dabei mit dem Emailpulver, welches beim Trocknen die Eisblumen bildet. Das Emailpulver muß später eingebrannt werden.

Eisbock, Eisbrecher, bezeichnet ein Gerüste aus Holz oder Eisen, welches in Gewässern vor Brückenpfeilern, Hafeneinfahrten u. s. w. eingebaut wird, um antreibendes Eis zu brechen und von dem zu schützenden Bauwerke abzulenken.

Eisbrecher, Bezeichnung für besonders stark gebaute und vorn mit einem scharfen eisenbeschlagenen Bug (s. d.) versehene Dampfschiffe, mit denen in einem Fahrwasser das Eis aufgebrochen wird. Die Spitze des Bugs streckt wie bei Panzerschiffen den Sporn weit vor und ist gewöhnlich mit einem mehr oder minder scharf gewölbten Rücken versehen, der schräg nach vorn zu sich neigt. Man unterfährt mit dem Sporn das Eis, der ansteigende Rücken bricht es von unten nach oben auf und wirft gleichzeitig die Schollen seitwärts, sodaß eine Rinne im Fahrwasser geschaffen wird.

Eiscalorimeter, s. Spezifische Wärme.

Eisele (Fridolin), Lehrer des röm. Rechts, geb. 2. Mai 1837 zu Sigmaringen, studierte von 1854 bis 1857 in Tübingen kath. Theologie, von da bis Ostern 1860 Jurisprudenz in Berlin. Nach Absolvierung der jurist. Examina war E. 1868—72 Kreisrichter zu Hechingen. Hier veröffentlichte er die Schrift: «Die materielle Grundlage der Exceptio» (Berl. 1871). Im J. 1872 wurde er als ord. Professor des röm. Rechts nach Basel und 1874 in gleicher Eigenschaft nach Freiburg i. Br. berufen. Außer mehrern Abhandlungen in Zeitschriften sind von E. noch folgende Schriften zu nennen: «Die Kompensation nach röm. und gemeinem Rechte» (Berl. 1876), «Kognitur und Prokuratur» (Freiburg i. B. 1881); ferner die akademischen Programme: «Über das Rechtsverhältnis der res publicae in publico usu» (Bas. 1873) und «Zur Geschichte der prozessualen Behandlung der Exceptionen» (Freiburg i. B. 1875).

Eiselen (Ernst Wilh. Bernh.), ein um Vervollkommnung des deutschen Turnwesens hochverdienter Mann, geb. 27. Sept. 1793 zu Berlin, wo sein Vater als Bergrat lebte. Er besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster und wurde hierauf Bergeleve in Berlin. Als Jahn seine ersten Versuche zur Einführung des Turnens unternahm, fand sich auch E. unter seinen Schülern ein und ward bald einer der tüchtigsten und fachkundigsten Turner. Auch gehörte er gleichzeitig einer Gesellschaft tüchtiger Fechter an. Ein mit vielem Beifall aufgenommenes System für das Hiebfechten, welches jene Gesellschaft aufstellte, bildete E. in der Folge weiter aus und verbreitete es durch Unterricht. Als 1813 alle waffenfähigen Turner ins Feld zogen, ging auch E. nach Breslau und trat in das Lützowsche Freikorps. Wegen Kränklichkeit sah er sich jedoch genötigt, wieder auszutreten, und Jahn bewog ihn, nach Berlin zurückzukehren, um daselbst während des Kriegs die Leitung des Turnplatzes zu übernehmen. Dies wurde die Veranlassung, daß er sich ganz dem Turnfache widmete. Er wurde daher nach Jahns Rückkehr aus dem Kampfe dessen Gehilfe und Mitlehrer und gab auch mit demselben 1816 die «Deutsche Turnkunst» heraus. Als 1819 die Turnplätze geschlossen wurden, trat er als Lehrer der Mathematik, der Erdkunde und Geschichte in das Plamannsche Institut. Im J. 1825 gestattete man ihm einen «Fecht- und Voltigiersaal» für Studierende

einzurichten. Seiner Beharrlichkeit gelang es jedoch erst 1827, von der Behörde die Erlaubnis zu erringen, eine öffentliche Turnanstalt wieder in Berlin zu begründen. Aus derselben gingen zahlreiche Schüler hervor, die als Turnlehrer seine verbesserte Methode und seine Erfindungen überallhin verbreiteten. Neben seiner praktischen Thätigkeit als Lehrer wirkte er auch durch Schriften, die noch gegenwärtig Interesse bieten. So verfaßte er «Die Hantelübungen» (Berl. 1833), «Turntafeln» (Berl. 1837), «Merkbüchlein für Anfänger im Turnen» (Berl. 1838), «Über Anlegung von Turnplätzen und Leitung von Turnübungen» (Berl. 1844), «Abbildungen von Turnübungen» (Berl. 1845), «Das deutsche Hiebfechten» (Berl. 1816), «Abriß des deutschen Stoßfechtens» (Berl. 1826) und anderes. Er starb 22. Aug. 1846 zu Misdroy auf Wollin.

Eiselen (Joh. Friedr. Gottfr.), verdienter Lehrer der Staatswirtschaft, geb. 21. Sept. 1785 zu Rothenburg an der Saale, erhielt seine Bildung in Berlin auf dem Friedrichsgymnasium und seit 1805 auf der Universität zu Erlangen, wo er Theologie studierte, aber zur Philosophie hingezogen wurde. Nach Vollendung seiner Studien ward er Erzieher des ältesten Sohnes des Grafen Arnim von Boitzenburg. Aus dieser Stellung brachte ihn der Befreiungskrieg, an dem er 1813 und 1814 als Freiwilliger teilnahm. Das Bedürfnis, sich die neuere Geschichte durch das Studium der polit. Wissenschaften zugänglich zu machen, führte ihn letztern bald ganz zu. Nach dem Frieden habilitierte er sich als Privatdocent in Berlin und wurde 1820 außerordentlicher, 1821 ord. Professor der Staatswissenschaften in Breslau. Seit 1829 wirkte er in gleicher Stellung an der Universität zu Halle. Später erhielt er den Titel eines Geh. Regierungsrats; auch ward er 1852 vom akademischen Senat zum Mitgliede des Herrenhauses erwählt. Er starb zu Halle 3. Okt. 1865.

Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind die bedeutendsten: «Grundzüge der Staatswirtschaft oder der freien Volkswirtschaft und der sich darauf beziehenden Regierungskunst» (Berl. 1818), «Handbuch des Systems der Staatswissenschaften» (Bresl. 1828), mehr ein Werk der philos. Spekulation als der praktischen Politik, «Die Lehre von der Volkswirtschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besondern Entwickelung» (Halle 1843). Von Jakobs «Staatsfinanzwissenschaft» besorgte er eine neue, sehr vermehrte Ausgabe (Halle 1836). In dem Werke «Der preuß. Staat» (Berl. 1862) gibt E. eine Darstellung einesteils der geschichtlichen Entwickelung, andernteils der neuern natürlichen, sozialen und polit. Verhältnisse des preuß. Staats. Hervorzuheben ist noch seine «Geschichte des Lützowschen Freikorps» (Halle 1841).

Eisen und Eisenindustrie. Das Eisen kommt in der Natur überaus häufig vor. Im gediegenen Zustande ist es als tellurisches (irdisches) und als meteorisches oder kosmisches (aus dem Weltenraume stammendes) zu unterscheiden; das erstere ist jedenfalls ein höchst seltenes Vorkommnis, das meteorische E. findet sich teils selbständig in großen Klumpen von zackiger, zelliger und poröser Struktur (Meteoreisen), teils körnerweise eingesprengt in den Meteorsteinen und wird durch einen konstanten Gehalt an Nickel, durch einen häufigen an Chrom und Kobalt charakterisiert. Der Anteil des Eisens an der Zusammensetzung der Erdrinde ist ein sehr bedeutender, und es läßt sich behaupten, daß das Eisen durchschnittlich 2 Proz. derselben ausmacht. Es gibt nur wenige Mineralien, welche sich von Eisen völlig frei erweisen. Die zur Gewinnung des metallischen Eisens im großen dienenden Mineralien werden Eisenerze genannt; in erster Linie sind es Eisenoxyde und Verbindungen derselben mit Wasser, mit Kohlensäure u. s. w., und sie kommen in solcher Menge vor, daß sie eine unerschöpfliche Quelle des Metalls und seiner Verbindungen für technische Zwecke abgeben. Die wichtigsten dieser Eisenerze sind: das Magneteisen (Eisenoxyduloxyd), welches unter anderm das vorzügliche schwed. Eisen liefert; der Eisenglanz und Roteisenstein, mit dem Glaskopf, Rötel und Thoneisenstein (reines oder verunreinigtes Eisenoxyd); der Spateisenstein oder Eisenspat, d. i. kohlensaures Eisenoxydul, wenn in kugeligen, nierenförmigen Stücken vorkommend auch Sphärosiderit genannt, aus dem ein vorzugsweise zur Stahlfabrikation geeignetes Eisen gewonnen wird (Siegener Land, Steiermark); der Brauneisenstein, eine Verbindung von Eisenoxyd mit Wasser, woran sich das Bohnerz und der Raseneisenstein (Sumpferz, Wiesenerz, Morasterz) anschließt. Von sonstigen Eisen enthaltenden Erzen sind zu erwähnen: die verschiedenen Verbindungen des Eisens mit dem Schwefel, nämlich das Doppelschwefeleisen, welches in der Natur in zwei Modifikationen vorkommt, regulär als Eisenkies, Schwefelkies oder Pyrit, rhombisch als Markasit oder Strahlkies, sowie das Siebenachtelschwefeleisen oder der Magnetkies, Substanzen, welche wichtigstes Rohmaterial der Schwefelsäurefabrikation sind und deren dabei verbleibende Abbrände neuerdings ebenfalls auf Eisen verschmolzen werden; ferner die Verbindung des Schwefeleisens mit dem Schwefelkupfer, welche in den beiden Kupfererzen Kupferkies und Buntkupfer gegeben sind; von diesen dient der Kupferkies ebenfalls der Schwefelsäurefabrikation, um dann, nach chlorierendem Rösten, den oft nur wenige Prozente betragenden Kupfergehalt, sowie das spurenweis darin vorkommende Silber zu gewinnen, während der verbleibende Rückstand beim reduzierenden Schmelzen Eisen liefert. Metallurgisch nicht verwertbar sind die Eisenphosphate Vivianit, Beraunit, Kakoxen, das Eisenarseniat Skorodit, der natürlich vorkommende Eisenvitriol, die kieselsauren Eisenverbindungen Lievrit, Grünerde, Hisingerit u. s. w. In Mineralquellen kommt das Eisen häufig und in größern Quantitäten vor und bildet dann die sog. Stahlwässer (Driburg, Langenschwalbach, Pyrmont).

Im Pflanzenreiche macht das Eisen einen Bestandteil aller Vegetabilien aus, obwohl es darin nur in geringer Menge vorkommt. Bemerkenswert ist das stete Vorkommen des Eisens in dem Chlorophyll. Im Tierkörper findet sich das Eisen in beachtungswerter Menge im Blutfarbestoffe vor. Das gewöhnliche Eisen, so wie es in den drei Formen: Gußeisen, Schmiedeeisen und Stahl vorkommt, ist niemals reines Eisen, sondern mit wechselnden Mengen von Kohlenstoff verbunden und durch andere Stoffe verunreinigt, wodurch seine Eigenschaften modifiziert werden. Chemisch rein erhält man das Eisen (chemisches Symbol oder Zeichen Fe, Atomgewicht 56), indem man sehr feinen, kleingeschnittenen Draht mit etwas reinem Eisenoxyd mischt, die Mischung in einem Tiegel mit gepulvertem, bleifreiem Glase bedeckt und den Tiegel

der heftigsten Weißglut aussetzt. In dem schmelzenden Eisen werden die fremden Bestandteile durch den Sauerstoff des Eisenoxyds oxydiert und von dem Glase gelöst, während ein Regulus von geschmolzenem Eisen sich am Boden ansammelt. Das so erhaltene Eisen ist fast silberweiß, sehr schwer schmelzbar, sein spezifisches Gewicht beträgt 7,84, es nimmt leicht Politur an, ist weicher als Schmiedeeisen, von geringerer Festigkeit, aber hämmerbarer als dieses und sehr zähe. Erhitzt man reines Eisenoxyd im Wasserstoffstrome zu gelindem Glühen, so wird es zunächst in Eisenoxydul verwandelt, bei etwas stärkerer Hitze geht dies in schwarzes, pulverförmiges Metall über (Ferrum reductum). In diesem fein verteilten Zustande ist das Eisen pyrophorisch, d. h. es entzündet sich an der Luft und verbrennt zu Oxyd. Erhitzt man das Pulver weiter, so verliert es diese Eigenschaft. Kohlenstoff enthaltende reduzierende Gase, Kohlenoxyd oder Kohlenwasserstoffe geben beim Erhitzen mit Eisenoxyd nicht reines Metall, sondern Kohlenstoffeisen, welches dabei als schwammförmige Masse (Eisenschwamm) zurückbleibt. Der Eisenschwamm wird technisch aus Abbränden der Schwefelkiese dargestellt und dient bei der nassen Verarbeitung von Kupferkiesen zur Ausfüllung des Kupfers und außerdem als Filtriermaterial, namentlich für Wasserreinigung. Auch auf elektrolytischem Wege läßt sich chemisch reines Eisen abscheiden, wozu sich eine mit Salmiak gemischte Lösung von Eisenvitriol am besten eignet. Das daraus niedergeschlagene Metall ist silberweiß, hart wie Stahl, pulverisierbar. Von diesen Eigenschaften macht man Gebrauch, um gestochene Kupferplatten mit einem sie schützenden Überzuge von hartem Eisen zu versehen. Die übrigen Eigenschaften des reinen Eisens sind denen des Schmiedeeisens gleich.

In seinen **Verbindungen** tritt das E. als vierwertiges Element auf und es sind zwei bestimmt voneinander verschiedene Reihen von Verbindungen zu unterscheiden. In der einen Reihe, die nach ihrem Hauptrepräsentanten als die **Oxydul**-, oder **Ferro**-, oder **Eisenür**-Reihe bezeichnet wird, ist nur die Hälfte der Affinitäten des E. durch je zwei einwertige oder ein zweiwertiges Atom oder Radikal gesättigt. In der andern Reihe sind immer zwei Atome E. durch je eine Affinität zu einem dann sechswertig wirkenden Doppelatom untereinander verbunden, die hierher gehörenden Verbindungen enthalten dem entsprechend auf zwei Atome E. sechs Atome einwertiger oder drei Atome zweiwertiger Elemente oder eine gleiche Zahl von Radikalen. Die der letztern Reihe angehörenden Verbindungen nennt man **Eisenoxyd**-, **Ferrid**- oder **Eisenid**-Verbindungen. Wir behalten in Folgendem die alte, allgemein eingebürgerte Nomenklatur bei und unterscheiden Eisenoxydul- und Eisenoxydverbindungen; bei den Verbindungen mit den Haloiden benutzen wir, nach Berzelius' Vorgang, zur Unterscheidung die Endsilben **ür** für die der Oxydulreihe entsprechenden, und **id** für die der Oxydreihe angehörenden Verbindungen.

1) **Eisen und Sauerstoff.**

a) **Eisenoxydul** FeO, in reinem Zustande kaum bekannt, da es mit größter Leichtigkeit durch Aufnahme von Sauerstoff in Eisenoxyd übergeht, entsteht, wenn oxalsaures E. bei Luftabschluß erhitzt wird. **Eisenoxydulhydrat** $Fe(OH)_2$, im trocknen Zustande nicht darstellbar, entsteht, wenn luftfreie Lösungen eines Eisenoxydulsalzes mit einer luftfreien Lösung von Natronhydrat vermischt werden, als weißer Niederschlag, der mit größter Begierde Sauerstoff absorbiert, sich dabei zuerst grün, gelb, dann braun färbt und sich in Oxydhydrat verwandelt.

b) **Eisenoxyd** Fe_2O_3 kommt in den verschiedensten Formen, krystallisiert oder krystallinisch, stengelig, faserig, im Mineralreiche vor als Eisenglanz, Martit, Blutstein (Lapis Haematitis), Glaskopf, ferner eingesprengt und als Gemengteil in den verschiedensten Gebirgsarten. Man erhält es in schön krystallinisch flimmernder Form durch Glühen eines Gemenges von gleichen Teilen Kochsalz und Eisenvitriol und Auswaschen des Rückstandes; als amorphes rotbraunes Pulver durch Glühen von Eisenoxydhydrat oder kohlensaurem Eisenoxydul (Ferrum oxydatum rubrum alter Pharmakopöen, Crocus martis adstringens, Eisensafran), ferner als Nebenprodukt bei der Darstellung rauchender Schwefelsäure (Colcothar vitrioli, Caput mortuum). Durch gelindes Erhitzen dargestellt bildet es ein zartes, rotbraunes Pulver, welches bei höhern Temperaturen sintert und dabei verschiedene Farbenabstufungen fast bis zum Schwarzen hin annimmt. Diese finden als Malerfarben Verwendung (Pariserrot, Englischrot, Eisenmennige), wegen seiner Härte dient es zum Polieren von Metallen, Glas und Stein (Polierrot). Das Eisenoxyd ist schwer und langsam in Säuren löslich, und zwar um so schwerer, je stärker es geglüht war.

Eisenoxydhydrat, unlösliches, kommt sehr verbreitet in der Natur vor, mit verschiedenen Wassergehalten, als Gelbeisenstein und Brauneisenstein, Limonit und Pyrrhosiderit, brauner Glaskopf, ferner als Beimengung in Thonen, Lehmen, in jeder Ackerkrume, in der Umbra, entsteht als Rost, wenn E. feuchter Luft ausgesetzt war. Das normale Eisenoxydhydrat $Fe_2(OH)_6$ (Ferrum oxydatum fuscum der Deutschen Pharmakopöe erster Auflage) erhält man als rotbraunen, voluminösen Niederschlag beim Versetzen einer Lösung eines Eisenoxydsalzes mit Ammoniak bis zur alkalischen Reaktion; nach dem Waschen und Trocknen bei mäßiger Wärme bildet es ein lockeres rotbraunes Pulver, welches bei dauerndem Erwärmen schon bei 100° C. Wasser abgibt und bei etwas stärkerer Erhitzung in wasserfreies Oxyd übergeht. Das Hydrat ist leicht in Säure löslich. Das Eisenoxydhydrat ist das wirksamste Gegenmittel bei Arsenvergiftungen (Antidotum arsenici oder Liquor ferri hydrico oxydati der Pharmakopöe). (S. u. **Arsenikvergiftung**.)

Eisenoxydhydrat, lösliches. Bringt man eine Lösung von Eisenchlorid oder besser von basischem Eisenchlorid auf einen Dialysator (s. **Dialyse**), so findet Zersetzung derart statt, daß Chlorwasserstoffsäure in das äußere Wasser diffundiert, während auf dem Dialysator eine lösliche Modifikation des Eisenoxydhydrats als tiefrot gefärbte Flüssigkeit zurückbleibt, welche, wenn der Wechsel des Wassers oft genug vorgenommen wurde, frei von Chlor ist. Das gelöste Eisenoxydhydrat geht sehr leicht in die unlösliche Form über, so beim Verdunsten der Lösung, auf Zusatz geringster Mengen von Salzen, Alkali oder Säuren und bildet dann eine gallertartige Masse. Es hat unter dem Namen Ferrum dialysatum pharmaceutische Verwendung gefunden, ist aber nicht in die Deutsche Pharmakopöe von 1882 aufgenommen, sondern in dieser durch Liquor ferri oxychlorati (s. **Eisenchlorid 3 b**) ersetzt.

Eisensaccharat, Eisenzucker (Ferrum oxydatum saccharatum solubile Pharm. germ. Ed. altera). Dieses Präparat, welches im wesentlichen eine lösliche Verbindung von Eisenoxyd, Natron und Zucker darstellt, soll nach der Angabe der Pharmakopöe folgendermaßen bereitet werden: 9 Teile Zucker werden in 9 Teilen Wasser gelöst und mit 30 Teilen Eisenchloridlösung (spezifisches Gewicht 1,280) gemischt, worauf zunächst eine erkaltete Lösung von 24 Teilen krystallisiertem kohlensauren Natron in 48 Teilen Wasser und nach beendigtem Aufbrausen 24 Teile Ätznatronlauge (spezifisches Gewicht 1,159—1,163) hinzugefügt werden. Die Mischung bleibt bis zum Klarwerden stehen, worauf 9 Teile doppeltkohlensaures Natron zugesetzt und sofort mit 600 Teilen kochendem Wasser verdünnt wird. Der dadurch entstehende Niederschlag wird wiederholt mit kochendem Wasser durch Dekantation gewaschen, abgepreßt, dann in einer Porzellanschale mit 50 Teilen Zucker gemischt, im Wasserbade unter Umrühren zur Trockne verdampft, worauf der Rückstand gepulvert und mit so viel Zucker versetzt wird, daß ein Gesamtgewicht von 100 Teilen entsteht. Das Präparat bildet ein braunrotes, in Wasser lösliches Pulver von süßem, zusammenziehendem Geschmack; es enthält 3 Proz. Eisen. Die wässerige Lösung gibt auf Zusatz von Blutlaugensalz keine Eisenreaktion.

c) **Eisenoxyduloxyd** Fe_3O_4 oder $FeO.Fe_2O_3$. Diese Verbindung kommt natürlich vor als Magneteisenstein, entsteht beim Verbrennen von Eisen in Sauerstoff, ist Bestandteil des Hammerschlags der Schmiede, wird auch erhalten durch partielle Reduktion von Eisenoxyd, z. B. durch Glühen desselben mit Baumöl, und bildet in dieser Form den Aethiops martialis älterer Pharmakopöen. Als Hydrat wurde es als Aethiops martialis Lemery bezeichnet und erhalten, indem man Eisenfeile in flachen Gefäßen mit Wasser überschichtet rosten ließ und den schwarzen Niederschlag abschlemmte. Rein wird es dargestellt, indem man ein Molekül Eisenoxydulsulfat und ein Molekül Eisenoxydsulfat in Wasser löst, mit Ammoniak bis zur alkalischen Reaktion versetzt und kocht, bis der Niederschlag schwarz und körnig wird.

d) **Eisensäure** FeO_3 ist im freien Zustande nicht bekannt, entsteht als Kalisalz, wenn ein Teil Eisenpulver mit 2 Teilen Salpeter zum schwachen Glühen gebracht wird, wobei die Masse unter Aufblähen sich entzündet. Nach dem Erkalten erhält man mit Wasser eine kirschrot gefärbte Lösung des Salzes, die sich aber sehr leicht zersetzt unter Abscheidung von Eisenoxyd und Entwickelung von Sauerstoff. Diese Zersetzung tritt momentan auf Zusatz irgend einer Säure ein.

2) **Eisen und Schwefel. Eisensulfurete, Eisensulfide.** Unter den bis jetzt bekannten zahlreichen Verbindungen von Schwefel und Eisen sind die wichtigsten:

a) **Einfach Schwefeleisen** FeS, Eisenmonosulfuret, entsteht durch direkte Vereinigung seiner Elemente. Zur Darstellung bringt man E., altes Bandeisen u. dgl. in einen thönernen Tiegel, dessen Boden mit einem centimeterweiten Loche durchbohrt ist, zum heftigen Glühen und trägt Schwefel ein. Es findet augenblicklich Vereinigung beider statt, das Schwefeleisen fließt dünnflüssig durch die Öffnung des Tiegels und wird in einer unter den Rost gehaltenen eisernen Kelle aufgefangen. In dem Maße, wie das E. verbraucht wird, wird der Tiegel von Zeit zu Zeit neu beschickt. Nach dem Erstarren bildet das Schwefeleisen eine graue, auf dem Bruche krystallinisch glänzende Masse. Es dient im Laboratorium zur Entwickelung von Schwefelwasserstoff. Auf nassem Wege erhält man es durch Zersetzen einer Lösung eines Eisenoxydulsalzes durch Schwefelammonium als schwarzen, in Säuren leicht löslichen Niederschlag.

b) **Zweifach Schwefeleisen** FeS_2, **Eisenbisulfuret**, auch **Eisendisulfuret** genannt, kommt in großen Mengen in der Natur vor als Schwefelkies, Pyrit oder Gelbeisenkies, in Würfeln und deren Kombinationen krystallisierend und als Strahlkies, Markasit, Graueisenkies in orthorhombischen Krystallen. Der Schwefelkies ist das wichtigste Rohmaterial für die Schwefelsäurefabrikation, die dabei verbleibenden Abbrände werden in neuerer Zeit auf E. verschmolzen oder, wenn kupfer- und silberhaltig, wie die span. Kiese zur Gewinnung dieser Metalle, auf nassem Wege verarbeitet.

3) **Eisen und Chlor.**

a) **Eisenchlorür** $FeCl_2$. Einfach Chloreisen entsteht beim Überleiten von trockenem Chlorwasserstoffsäuregas über glühendes Eisen, wobei es sich in Form von kleinen weißen Krystallen an den kältern Wandungen des Apparats absetzt. In wässeriger Salzsäure löst sich E. unter stürmischer Entwickelung von Wasserstoffgas, nach beendigter Einwirkung wird die Lösung rasch verdampft und liefert dann beim Erkalten grünblaue, wasserhaltige Krystalle $FeCl_2.4H_2O$, die äußerst leicht in Wasser, auch in Alkohol und Äther löslich sind, bei gelindem Erwärmen im Krystallwasser schmelzen, bei höherer Temperatur wasserfrei werden. Die rasch bis zum steifen Brei verdampfte Lösung, welche beim Erkalten erstarrt, war das Ferrum chloratum, eine 10 Proz. E. enthaltende saure Eisenchlorürlösung von 1,226—1,230 spezifischem Gewicht war der Liquor ferri chlorati der ersten Auflage der Deutschen Pharmakopöe; beide sind aber durch die zweite Auflage aus der Liste der Arzneimittel gestrichen. Dasselbe gilt von der Tinctura ferri chlorati, einer Lösung von 25 Teilen Eisenchlorür in 225 Teilen verdünntem Weingeist, mit 1 Teil Salzsäure versetzt.

b) **Eisenchlorid**, Eisensesquichlorid Fe_2Cl_6. Metallisches Eisen verbrennt bei mäßigem Erhitzen in Chlorgas, wobei das entstehende Chlorid sich an den kältern Wandungen des Apparats in schwarzen Krystallen oder zusammengeschmolzenen Krusten absetzt (Ferrum sesquichloratum sublimatum, Flores Martis, Ens Martis der Alchimisten). Leichter erhält man es, indem man Hämatit in roher Salzsäure durch längere warme Digestion bis zur Sättigung löst, die klare Flüssigkeit zunächst bis zur Sirupskonsistenz in einer Porzellanschale verdampft (die Anwendung irgend welcher eiserner Gerätschaften ist ausgeschlossen, weil dadurch Bildung von Eisenchlorür herbeigeführt werden würde) und diese dann in einer weithalsigen Retorte in einer Sandkapelle weiter erhitzt. Es verdampft dabei zuerst der Rest des Wassers nebst etwas Salzsäure, später, bei verstärktem Feuer, sublimiert Eisenchlorid in den Hals der Retorte, welches man, um Verstopfung zu vermeiden, von Zeit zu Zeit mit einem geeignet geformten Holzkratzer herauszieht und es sofort in dicht zu verschließende Gefäße bringt. Der in der Retorte verbleibende Rückstand von sehr basischem Eisenchlorid kann durch Digestion mit Salzsäure gelöst und bei der nächsten Darstellung verwertet werden.

Das Eisenchlorid ist sehr leicht in Wasser, in Alkohol und Äther löslich. Eine Lösung des Salzes, welche 40 Proz. Wasser enthält, erstarrt nach einiger Zeit zu einem krystallinischen gelben Salz von der Zusammensetzung $Fe_2Cl_6.12H_2O$. Letzteres ist das Ferrum sesquichloratum der Pharmakopöe. Das krystallisierte Eisenchlorid zerfließt an der Luft zu einer öligen Flüssigkeit, die früher unter dem Namen **Eisenöl**, Oleum martis, Liquor stypticus Lofi offizinell war. An Stelle desselben ist der Liquor ferri sesquichlorati getreten, dessen Konzentration nach der ersten Deutschen Pharmakopöe einem Gehalt von 15 Proz. E. und einem spezifischen Gewicht von 1,480—1,484 entsprechen sollte, während die zweite Auflage (1882) seinen Gehalt zu 10 Proz. E. und sein spezifisches Gewicht zu 1,280—1,282 normiert. Zu seiner Darstellung wird nach den Angaben der zweiten Auflage der Deutschen Pharmakopöe eine Eisenchlorürlösung, welche 100 Teilen gelöstem E. entspricht, mit 260 Teilen Salzsäure (1,124 spezifisches Gewicht) und 112 Teilen Salpetersäure (1,185 spezifisches Gewicht) in einer geräumigen Retorte so lange erwärmt, bis ein mit Wasser verdünnter Tropfen auf Zusatz von Ferridcyankalium nicht mehr blau gefällt wird. Die Flüssigkeit soll dann in einer gewogenen Porzellanschale im Wasserbade so weit verdampft werden, bis der Rückstand, auf 100 gelöstes E. berechnet, 483 Teile beträgt; letzterer wird dann noch vor dem Erkalten mit so viel Wasser versetzt, bis das Gewicht der Gesamtflüssigkeit das Zehnfache des gelösten E. beträgt.

Der Liquor ferri sesquichlorati dient zur Anfertigung der **Tinctura Ferri chlorati aetherea** oder Bestuschews Nerventinktur (s. d.), deren Bereitung nach der neuen Pharmakopöe (1882), entsprechend der inzwischen veränderten Konzentration des Liquor ferri sesquichlorati, andere Verhältniszahlen, als früher angegeben, erfordert, nämlich 1 Teil Liquor ferri sesquichlorati, 2 Teile Äther, 7 Teile Weingeist.

Eine Mischung von Salmiak und Eisenchlorid ist der **Eisensalmiak**, Ammonium chloratum ferratum, Ammonium muriaticum ferruginosum der Pharmakopöe, zu dessen Darstellung 32 Teile Salmiakkrystalle mit 9 Teilen Eisenchloridlösung (1,280 spezifisches Gewicht) gemischt und in der Porzellanschale im Dampfbade zur Trockne gebracht werden. Lösungen von Eisenchlorid nehmen beim Digerieren mit Eisenoxydhydrat eine große Menge desselben unter Bildung von basischen Salzen auf. Ein derartiges Präparat ist durch die zweite Auflage der Deutschen Pharmakopöe offizinell geworden als Liquor Ferri oxychlorati. Zur Bereitung desselben werden 35 Teile Eisenchloridlösung (1,280 spezifisches Gewicht) mit 160 Teilen Wasser verdünnt und mit einer Mischung von 35 Teilen Ammoniak und 320 Teilen Wasser versetzt. Der entstehende Niederschlag von Eisenoxydhydrat wird gewaschen und ausgepreßt und mit 3 Teilen Salzsäure drei Tage lang bei mäßiger Wärme digeriert. Die von dem Unlöslichen abgezogene Flüssigkeit habe 1,050 spezifisches Gewicht und enthalte 3½ Proz. E. Dieses Präparat kann an Stelle des dialysierten Eisenoxydhydrats dispensiert werden.

4) **Eisen und Jod.**

a) **Eiseniodür** FeJ_2. Beide Elemente verbinden sich direkt unter lebhafter Wärmeentwickelung. Bringt man 1 Teil Eisenpulver und 5 Teile Jod in einen Porzellantiegel und erwärmt ganz gelinde, so tritt alsbald lebhafte Reaktion ein, es entweicht Joddampf, nach dem Erkalten bleibt eine graue geschmolzene Masse von Eiseniodür zurück. In wässeriger Lösung erhält man das Eiseniodür, indem man Eisenfeile mit Wasser übergießt, nach und nach auf 1 Teil E. die dreifache Menge an Jod zusetzt und so lange in mäßiger Wärme digeriert, bis die anfänglich braune Färbung verschwunden und die Flüssigkeit grün geworden ist. Die von dem überschüssigen E. abfiltrierte Flüssigkeit, in einer eisernen Schale rasch verdampft, gibt beim Erkalten Krystalle $FeJ_2.5H_2O$. Das Salz ist weder als Lösung noch krystallisiert längere Zeit haltbar, es absorbiert rasch Sauerstoff und zersetzt sich. Aus diesem Grunde läßt die Deutsche Pharmakopöe das Ferrum jodatum nicht vorrätig halten, sondern als Lösung kalt für den Bedarf frisch bereiten. Das haltbarere Ferrum jodatum saccharatum, **Eiseniodürzucker**, hat die zweite Auflage der Deutschen Pharmakopöe nicht wieder aufgenommen. Der **Eiseniodürsirup** ist eine Eiseniodürlösung von 41 Teilen Jod, worin 650 Teile Zucker gelöst sind; der aufgekochte Sirup wird mit Wasser bis zu 1000 Teilen verdünnt, er enthält 5 Proz. Eiseniodür.

b) **Eiseniodid** Fe_2J_6 scheint nicht zu existieren, oder es ist die Verbindung eine so lockere, daß sie sich sofort in Eiseniodür und freies Jod zersetzt.

5) **Eisen und Brom.**

a) **Eisenbromür** $FeBr_2$ entsteht auf gleiche Weise wie das Jodür. Auf trockenem Wege erhalten, bildet es gelbe, blätterig krystallinische Massen, die bei Luftabschluß sublimierbar sind. Aus seiner Lösung scheidet sich in blaßgrünen Krystallen $FeBr_2.6H_2O$ ab.

b) **Eisenbromid** Fe_2Br_6 verhält sich im wesentlichen wie das Chlorid.

6) **Eisen und Cyan.**

Das dem Eisenchlorür entsprechende **Eisencyanür** $Fe(CN)_2$ und das dem Eisenchlorid entsprechende **Eisencyanid** $Fe_2(CN)_6$ sind für sich nicht bekannt. Doch existieren Doppelsalze, in denen die Gegenwart dieser Cyanide in Verbindung mit andern Cyaniden angenommen werden kann; hierher gehört das gelbe Blutlaugensalz (s. d.) und das rote Blutlaugensalz (s. d.). Die Mehrzahl der Chemiker leitet diese Verbindungen aber von besondern Radikalen Ferrocyan (s. d.) und Ferridcyan (s. d.) ab. (Vgl. auch **Cyan**.) Zu den Verbindungen des Ferro- und Ferridcyans gehören auch die verschiedenen Körper, welche man mit dem Namen **Berlinerblau** zusammenfaßt; dieselben sind nicht, wie man früher glaubte, als einfache Eisencyanverbindungen zu betrachten, sondern haben eine viel kompliziertere Zusammensetzung.

7) **Eisen und Kohlensäure.**

Es existiert nur das der Oxydulreihe angehörende Salz, das **kohlensaure Eisenoxydul** oder **Eisenoxydulcarbonat** $FeCO_3$, welches als Spateisenstein und Sphärosiderit im Mineralreich vorkommt. Künstlich erhält man es als weißen Niederschlag, wenn man heiße luftfreie Lösungen von Eisenoxydulsalzen und kohlensaurem Natron mischt. Das sich dabei bildende Salz ist im höchsten Grade unbeständig, es absorbiert mit Begierde Sauerstoff und gibt Kohlensäure ab, dabei färbt es sich zuerst grün, gelb und schließlich unter Umwandlung in Eisenoxydhydrat braun. Die Grünfärbung tritt stets schon beim Auswaschen ein. Will man die Zersetzung auf das geringste Maß beschränken,

so sind die beiden Lösungen durch Auskochen von Luft zu befreien und das Waschen des Niederschlags hat ebenfalls mit von Luft befreitem heißen Wasser zu geschehen. Beim Trocknen des Niederschlags tritt weitere Zersetzung ein, doch läßt sich diese verringern, wenn man Zucker zumischt. Ein solches Präparat ist das Ferrum carbonicum saccharatum, zu dessen Darstellung die zweite Auflage der Deutschen Pharmakopöe folgende Vorschrift gibt. Eine Lösung von 50 Teilen Eisenvitriol in 200 Teilen kochendem Wasser wird in eine Lösung von 35 Teilen doppeltkohlensaurem Natron in 500 Teilen warmem Wasser, welche in einer geräumigen Flasche enthalten ist, geschüttet und die Flasche gänzlich mit heißem Wasser angefüllt. Der Niederschlag wird durch wiederholte Dekantation mit heißem Wasser ausgewaschen, soweit wie möglich mittels eines Hebers vom überstehenden Wasser befreit, darauf in einer Porzellanschale mit 10 Teilen Milchzucker und 30 Teilen gewöhnlichem Zucker gemischt und im Dampfbade ausgetrocknet. Der Rückstand wird gepulvert und mit so viel Zuckerpulver versetzt, daß ein Gesamtgewicht von 100 Teilen entsteht. Das grünlichgraue, süß, kaum eisenartig schmeckende Pulver enthält 10 Proz. Eisen.

8) Eisen und Schwefelsäure.

a) Schwefelsaures Eisenoxydul $FeSO_4$, Eisenoxydulsulfat, Eisenvitriol, grüner Vitriol, Kupferwasser, grüner Gallitzenstein, Atramentum sutorium. Zur Darstellung des reinen Salzes löst man E. in verdünnter Schwefelsäure, bei Überschuß von E. Beim Nachlassen der Entwickelung des Wasserstoffgases wird die Flüssigkeit abgegossen und in starken Alkohol filtriert, wobei das Salz $FeSO_4.7H_2O$ (Ferrum sulfuricum der Pharmakopöe) als hell bläulichgrünes Krystallmehl niederfällt. Dies ist auf einem Filter zu sammeln, mit Alkohol abzuspülen und bei gelinder Wärme zu trocknen. Das Salz schmilzt beim Erwärmen in seinem Krystallwasser und hinterläßt bei 100° ein Salz von der Zusammensetzung $FeSO_4.H_2O$ (Ferrum sulfuricum siccum der Pharmakopöe), welches den Rest des Wassers, dabei partielle Zersetzung erleidend, erst bei 300° abgibt. Technisch erhält man Eisenvitriol durch Verwittern von Wasserkiesen, durch schwaches Rösten von Schwefelkiesen und Verwittern der Abbrände; die verwitterten Massen werden ausgelaugt und die Lauge zur Krystallisation gebracht. Ferner als Nebenprodukt bei der Darstellung von Cementkupfer, bei der Entwickelung von Schwefelwasserstoff, beim Beizen von Eisendraht und -Blech. Die auf die eine oder andere Weise gewonnenen Lösungen werden, wenn sie noch freie Säure enthalten, mit Eisenabfällen zusammengebracht, bis sich kein Wasserstoff mehr entwickelt, durch Absetzen geklärt und am besten in Bleipfannen verdampft. Die Krystallisation erfolgt in mit Blei ausgelegten, flachen hölzernen Behältern. Die technisch dargestellten Krystalle (Ferrum sulfuricum crudum) sind häufig, wenn nicht ganz frisch bereitet, durch partielle Oxydation gelblichgrün gefärbt und enthalten mitunter Kupfer-, Zink- oder auch Magnesiasulfat. Der Eisenvitriol findet sehr zahlreiche Verwendungen, so zur Darstellung vieler anderer Eisenverbindungen, ferner in der Färberei, zur Darstellung der Tinte, zum Schwärzen des Leders, als Desinfektions- oder richtiger Desodorisationsmittel (s. d.), in der Photographie als Entwickler u. s. w.

Das schwefelsaure Eisenoxydul bildet mit schwefelsaurem Kali und schwefelsaurem Ammoniak Doppelsalze, von denen das letztere $FeSO_4.(NH_4)_2SO_4.6H_2O$ unter dem Namen Eisensalz in der Analyse zur Bestimmung des Titers des übermangansauren Kalis Verwendung findet. Man stellt es dar, indem man beide Salze in ihren Molekulargewichten entsprechenden Mengen in heißem Wasser löst und krystallisieren läßt. Das Eisensalz, oder schwefelsaures Eisenoxydulammoniak, oder Eisenoxydulammoniumsulfat scheidet sich beim Erkalten seiner Lösungen in großen, harten, hell bläulichgrün gefärbten Krystallen ab, die im trockenen Zustande weit luftbeständiger sind und sich weit weniger leicht oxydieren, als die des Eisenvitriols.

b) Schwefelsaures Eisenoxyd, Eisenoxydsulfat $Fe_2(SO_4)_3$, bildet sich, indem man 2 Moleküle Eisenvitriol (556 Teile) in wenig Wasser löst, mit 1 Molekül Schwefelsäure (98 Teile) versetzt, zum Kochen erhitzt und dann so lange Salpetersäure in kleinen Mengen zufügt, bis keine roten Dämpfe mehr entwickelt werden und ein Tropfen der mit Wasser verdünnten Flüssigkeit auf Zusatz von Ferridcyankalium nicht mehr blau gefärbt wird. Die bei gelinder Wärme verdampfte Flüssigkeit hinterläßt das Salz als weißen Rückstand, der in feuchter Luft zu einer roten Lösung zerfließt. Eine wässerige Lösung des Salzes ist der Liquor ferri sulfurici oxydati, zu dessen Darstellung die zweite Auflage der Deutschen Pharmakopöe (1882) folgende Vorschrift gibt: 80 Teile Eisenvitriol, 40 Teile Wasser, 15 Teile Schwefelsäure und 18 Teile Salpetersäure werden im Wasserbade erwärmt, bis die Flüssigkeit braun geworden und keine Reaktion mit Ferridcyankalium mehr gibt. Die Flüssigkeit wird bis zum Gewicht von 100 Teilen verdampft, in Wasser aufgenommen und wieder verdampft, was so oft wiederholt wird, bis kein Geruch von Salpetersäure mehr wahrnehmbar ist; schließlich wird so viel Wasser zugefügt, bis das Gewicht des Ganzen 160 Teile beträgt. Das spezifische Gewicht ist 1,428—1,430, der Eisengehalt = 10 Proz. Nach der ersten Auflage der Deutschen Pharmakopöe hatte das Präparat 1,317—1,319 spezifisches Gewicht und einen Eisengehalt von 8 Proz.

Unter dem Namen Eisenchamäleon wird eine Mischung von 45 Teilen schwefelsaurer Eisenoxydlösung, 2 Teilen übermangansaurem Kali und 53 Teilen Wasser für Desinfektionszwecke empfohlen.

Mit schwefelsaurem Kali und mit schwefelsaurem Ammoniak verbindet sich das schwefelsaure Eisenoxyd zu Eisenalaunen, von denen der Ammoniakeisenalaun früher offizinell war, in die zweite Auflage der Deutschen Pharmakopöe aber nicht mehr aufgenommen ist. Der leicht krystallisierende Ammoniakeisenalaun findet in der Färberei technische Verwendung.

9) Eisen und Salpetersäure.

a) Salpetersaures Eisenoxydul $Fe(NO_3)_2$, Eisenoxydulnitrat. E. löst sich in sehr verdünnter, kalter Salpetersäure ohne jede Gasentwickelung. Das dabei frei werdende Wasserstoffgas reagiert im Moment seiner Entstehung auf vorhandene Salpetersäure unter Umwandlung derselben in Ammoniak, sodaß die Flüssigkeit schließlich eine Mischung von salpetersaurem Eisenoxydul und Ammoniumnitrat darstellt. Das salpetersaure Eisenoxydul ist sehr leicht zersetzlich; Erwärmung seiner Lösung genügt, um es unter Entwickelung von Stickoxyd in basisch salpetersaures Eisenoxyd zu verwandeln.

[illegible]

... ein Gehalt von 8 Proz. E. Die essigsaure ...

[illegible]

... Milchsäure mit ... in kaltem Wasser ... Zur Darstellung ... Die Milchsäure ... Kristallmehl aus. ... von der Mutterlauge, wäscht mit ... oder verdünntem Alkohol ... und trocknet bei mäßiger Wärme. Das Salz löst sich langsam in 38,5 Teilen kaltem und in 10 Teilen kochendem Wasser.

[illegible]

... Die Tinctura ferri pomata ist eine Lösung des Extrakts in 9 Teilen Zimmtwasser.

Technisches. Während man früher bei den im Handel vorkommenden **Eisensorten** einfach Roheisen, Stahl und Schmiedeeisen unterschied, ist diese Einteilung bei dem heutigen Stande der Eisenindustrie nicht mehr ganz zutreffend und man kann gegenwärtig nicht alle Sorten in diese Gruppen unterbringen. So stellt man in neuerer Zeit durch den Bessemer-Prozeß ein Produkt her, bei welchem nicht selten der Kohlenstoffgehalt niedriger als bei dem weichsten Schmiedeeisen ist. Dieses Produkt ist nicht härtbar, sehr gut schweißbar, zeigt aber, weil es bei der Erzeugung geschmolzen war, im Bruch das Ansehen des Stahls. Es ist daher von den Preisrichtern der betreffenden Gruppe der Weltausstellung in Philadelphia eine neue Einteilung aufgestellt worden, welche, als mustergültig, nachstehend folgt:

Eisen

- **Roheisen** (leicht schmelzbar und nicht schmiedbar)
  - Weißes Roheisen
  - Graues Roheisen
- **Schmiedbares Eisen** (schmiedbar und schwer schmelzbar)
  - in nicht flüssigem Zustand erhalten
    - *Schweißeisen* (nicht härtbar)
    - *Schweißstahl* (härtbar)
  - in flüssigem Zustand erhalten
    - *Flußeisen* (nicht härtbar)
    - *Flußstahl* (härtbar).

Das *weiße Roheisen*, von fast weißer Farbe an den Bruchstellen, ist von großer Härte und Sprödigkeit, während das graue Roheisen, von grauer Farbe an den Bruchstellen, einen weit geringern Härtegrad besitzt. Zwischen dem weißen und dem grauen steht das sog. halbierte Roheisen. Das härteste und zugleich weißeste Roheisen ist das *Spiegeleisen*, welches wegen der spiegelnden großen Flächen an seinen Bruchstellen so genannt wird; dasselbe ist so spröde und hart, daß es von den besten Feilen nicht angegriffen wird. Auf das Spiegeleisen folgt das *weißgare* Eisen, dann das sich schon dem grauen Roheisen nähernde *blumige Roheisen* von bläulichgrauweißer Farbe und schwach strahligem Gefüge; dann das *luckige Roheisen* von der gleichen Farbe an den Bruchstellen wie das blumige Roheisen, aber dabei löcherig und von scharfzackig-körniger Textur. Das hierauf folgende *grelle Roheisen*, dessen Farbe schon etwas mehr ins Graue spielt, hat ziemlich ebenen Bruch, ist aber etwas porös; es bildet gewissermaßen den Übergang vom weißen zum grauen Roheisen, ist aber zum Bearbeiten mit der Feile u. s. w. immer noch zu hart. Das *graue, gemeine* oder *gare Roheisen* hat, wie schon erwähnt, eine mehr oder weniger dunkelgraue Farbe, körnigen Bruch und genügende Weichheit, um sich sehr gut bearbeiten zu lassen; es führt, da es sich besonders zum Gießen eignet, die Bezeichnung *Gießerei-Roheisen* oder *Gußeisen*. Dasselbe kommt in verschiedenen Abstufungen vom lichtgrauen und feinkörnigen bis zum dunkelgrauen mit zahlreichen Graphitblättchen und daher mit glänzend blätterigem Bruch vor. Schmieden läßt sich das Gußeisen nicht, obschon es beim Glühen so weich und mürbe wird, daß es sich mit einer gewöhnlichen Holzsäge leicht schneiden läßt; unter dem Hammer fliegt es auseinander. Das *halbierte Roheisen*, eine Mischung von grauem und weißem Roheisen, von ziemlich feinkörniger Textur, mit dunklern, graphitreichern, rundlichen, größern oder kleinern Punkten, resp. Flecken auf weißem Grund, eignet sich vorzüglich zur Herstellung von Hartguß. Das Gußeisen wird bei hinlänglicher Schmelzhitze so dünnflüssig, daß es die zartesten Güsse mit einer Schärfe und Reinheit wie kein anderes Metall liefert. Die weißen Roheisensorten finden hauptsächlich zur Schmiedeeisen- und Stahlerzeugung Verwendung, weshalb sie auch *Puddelroheisen* genannt werden. Schweißeisen und Schweißstahl, die zum schmiedbaren Eisen gehören, werden durch Frischen oder Puddeln aus einer hellglühenden Luppe, einem 50—100 kg schweren, aus einzelnen Eisenpartikeln mit dazwischen befindlicher Schlacke bestehenden, großen, kugelförmigen Stück, durch Hämmern oder Walzen hergestellt. Werden die auf diese Weise erzeugten Halbfabrikate einer weitern Bearbeitung durch Zusammenschweißen und darauf folgendes Hämmern oder Walzen unterworfen, so bezeichnet man sie als *raffiniertes Eisen*, resp. Stahl.

Die einzelnen Handelsformen haben wieder besondere Bezeichnungen. Das *Schweißeisen* wird im Handel als *Schmiede-* oder *Stabeisen* bezeichnet und hierbei unterscheidet man das *sehnige Schmiedeeisen* und das *Feinkorneisen*, welche Benennungen nach dem Aussehen der Bruchstelle gewählt sind. *Grobkorneisen* ist nicht etwa eine geringere Sorte des Feinkorneisens, sondern ein aus unreinem, namentlich phosphorreichem Roheisen erhaltenes, schlechtes Schmiedeeisen. Erreicht der Kohlenstoffgehalt des Stabeisens, welcher gewöhnlich unter 0,25 Proz. beträgt, einen höhern Prozentsatz (bis 0,4 Proz.), so ist das Eisen härter und dem Stahl ähnlicher; äußerlich zeigt sich dies durch den feinkörnigern Bruch. Das Stabeisen ist von hellgrauer Farbe und so geschmeidig, daß es sich kalt hämmern und zu Draht ziehen läßt, wobei es an Dichtigkeit und Härte zunimmt, an Geschmeidigkeit dagegen abnimmt; durch Ausglühen kann man die vorherige Geschmeidigkeit und Weichheit wieder hervorrufen. Glühend in kaltes Wasser getaucht, wird Schmiedeeisen, mit Ausnahme des sehr harten, stahlartigen, nur wenig oder gar nicht gehärtet. Eisen, welches sich zwar bei Weißglühhitze gut schmieden läßt, dagegen beim Schmieden in der Rotglühhitze leicht Risse an den Kanten bekommt, wird *rotbrüchig* genannt; als *kaltbrüchig* bezeichnet man dasselbe, wenn es, obgleich gut schweißbar, doch beim Kalthämmern leicht zerspringt. Wenn man Stabeisen bis zum Weißglühen erhitzt, so wird dasselbe so weich, daß sich zwei Stücke durch Hämmern zu einem Stück vereinigen lassen, welche Operation man als *Schweißen* bezeichnet.

Die im Handel vorkommenden Sorten des *Stabeisens* sind: Rundeisen, Quadrateisen, Flacheisen, sechs- oder achteckiges sog. Muttereisen, Band- oder Reifeisen und Façoneisen, zu welchem das Winkeleisen L, U-Eisen U, T-Eisen T, Doppel-T-Eisen oder Trägereisen I, L-Eisen L, Fenstersprosseneisen, die Eisenbahnschienen u. s. w. gehören. Unter *Schweißstahl* versteht man den Frisch-, Puddel- und Cement-Rohstahl, sowie die aus denselben durch Raffinieren hergestellten Produkte. Diese Stahlsorten lassen sich gut schmieden und schweißen, dagegen schwer schmelzen; glühend in Wasser abgekühlt nehmen dieselben bedeutend an Härte und Sprödigkeit zu. Guter *Frisch-* und *Puddelstahl* zeigt im Bruch ein feinkörniges Gefüge und matten Glanz. Gehärteter Stahl hat ein viel feineres Korn als ungehärteter. Der rohe *Cementstahl*, welcher durch langdauerndes Glühen schmiedeeiserner Flachstäbe in Kohlenpulver erhalten wird, ist an der Oberfläche mit zahlreichen Blasen bedeckt und zeigt sich im Bruch krystallinisch und etwas glänzend; seiner blasigen Oberfläche halber wird derselbe *Blasenstahl* genannt. Dieser Stahl kann nur zu ordinären Werkzeugen verwendet werden.

Flußeisen ist das fast vollständig entkohlte Produkt des hierzu entsprechend eingeleiteten Bessemerprozesses (s. unter *Stahl*); die durch diesen Prozeß erhaltenen Blöcke werden nach dem Englischen *Ingots* genannt. Früher bezeichnete man, und teilweise geschieht dies noch gegenwärtig, das Flußschmiedeeisen als Bessemermetall oder auch als Bessemerstahl, obschon dasselbe eigentlich gar kein Stahl ist. Die Ingots kommen als solche nicht in den Handel, sondern werden unter Hämmern oder in Walzwerken in Stabeisenform gebracht. Unter der Bezeichnung *Flußstahl* faßt man alle jene Stahlsorten zusammen, welche bei ihrer Herstellung geschmolzen werden; es sind dies der Bessemerstahl, der Martinstahl und der Tiegel-Gußstahl. Der *Bessemerstahl* umfaßt diejenigen Produkte des Bessemerprozesses, welche sich härten lassen; die Rohform desselben ist die der Ingots. *Martinstahl* ist ein im Siemensschen Regenerativ-Flammofen durch Zusammenschmelzen reinen Roheisens und Schmiedeeisens erzeugter Stahl, welcher gleichfalls in großen Ingots erhalten wird. Der *Tiegel-Gußstahl* wird durch Umschmelzung verschiedener Stahlsorten, namentlich des Cement- oder Blasenstahls, in Tiegeln gewonnen. Der rohe Tiegel-Gußstahl erscheint meist in der Form kleiner Ingots von 5 bis 25 kg, da gewöhnlich nur der Inhalt *eines* Tiegels in eine Form gegossen wird, doch kann man durch Zusammengießen des Inhalts mehrerer Tiegel auch größere Ingots bilden. Roher Flußstahl ist im Bruch stets grob krystallinisch, oft strahlig, roher Bessemerstahl besonders in den härtern Sorten blasig. In dieser Beschaffenheit ist der Flußstahl jedoch selten Handelsware, sondern wird meist durch Hämmern und Walzen verdichtet und kommt — namentlich der Tiegel-Gußstahl — meist in Form von Stäben quadratischen oder rechteckigen, wie auch kreisrunden Querschnitts in den Handel. Sowohl Bessemer- als Martinstahl findet ausgedehnte Verwendung zur Herstellung von Eisenbahnschienen, Trägern, Achsen und Blech, in seinen härtern Sorten auch zu ordinären Werkzeugen; für feinere Werkzeuge, Instrumente u. dgl. wird fast ausschließlich Tiegel-Gußstahl verwendet. Betreffs der Handelssorten des Stahls, wie überhaupt die eingehendere Besprechung der Verwendung und Bearbeitung derselben, s. unter *Stahl*. Das Nähere über die metallurgische Gewinnung des Eisens s. unter *Eisenerzeugung*; vgl. auch *Eisengießerei* und *Eisengußwaren*.

Kunstindustrie. Die künstlerische Seite, die das Eisen in der Industrie hat, war schon im Altertum von hoher Bedeutung. Wenn solche Arbeiten im Vergleich mit andern Antiquitäten nicht in so hohes Altertum hinaufreichen, so liegt die Ursache insbesondere in der leichtern und gründlichern Zerstörung des Eisens durch Oxydation. Die künstlerische Behandlung oder Verarbeitung schließt sich an die verschiedenen Kunststile an, aber sie ist dennoch immer eigentümlich, weil sie auf den besondern Eigenschaften des Materials beruht. Je nach diesen ist sie wieder in sich verschieden und geht hervor aus der Dehnbarkeit und Bildsamkeit des Eisens durch Hammerschlag, aus Ätzung, Gravierung und Schneidung sowie aus der Verbindung, welche das Eisen zu seiner Dekoration mit den Edelmetallen eingeht. Die älteste, einfachste und zugleich bedeutungsvollste Art ist die erste, die des geschmiedeten Eisens, obwohl ihre Antiquitäten kaum die ältesten sind, wenn man nicht einige meist durch Rost verdorbene Waffenstücke (z. B. im Münz- und Antikenkabinett zu Wien) dahin rechnen will. Die ältesten erhaltenen Kunstbeispiele des geschmiedeten Eisens gehören der Epoche des roman. Stils an. Es sind insbesondere Beschläge von Thüren und Thoren, die sich von den Angeln aus über die Bretter verbreiten und zugleich zur Verzierung und Befestigung dienen. Ihre Entstehung und Art ist durchaus rationell. Wie die Bänder oder Eisenstangen unter dem Hammerschlage sich verdünnen, verlängern und verbreitern, werden sie in schmälere Bänder gespalten, die nach beiden Seiten hin in Windungen und Ranken ausstrahlen, mit Blättern oder Blumen endigen und sich so über die ganze Fläche verteilen. Dieses Verfahren, im roman. Stil noch sehr einfach, wurde von der Gotik höchst kompliziert und kunstvoll ausgearbeitet. Die Zeichnungen wurden feiner, freier und in den Kreuzblumen, welche insbesondere die Mitte der Thüren zu zieren hatten, sehr reich und schön. Das Eisen wurde dünner ausgeschlagen, und während es im roman. Stil platt und eben geblieben war, nunmehr durch Herausschlagen von unten im Relief plastisch bewegt; eingeschlagene Adern, welche sich über die »Buckeln« hinzogen, bezeichneten noch stärker den Charakter von Laub und Blume. Dergleichen Ornamente, die gewöhnlich silberweiß verzinnt, sehr selten auch vergoldet waren, werden teils frei à jour gitterartig gehalten, teils durchbrochen auf rotes Leder oder sonst roten Stoff aufgelegt, und fanden so in Schloß und Beschlägen außerordentlich zahlreiche Anwendung, sodaß sich die Schlosserei im 15. Jahrh. zu einem wahren und hochgeschätzten Kunsthandwerk erhob. Zahlreiche Beispiele finden sich noch in den Museen, besonders im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, im Nationalmuseum zu München, im Österreichischen Museum zu Wien, im Kunstgewerbemuseum zu Berlin und im South-Kensington-Museum zu London.

Vielleicht noch bedeutender und ausgedehnter waren die Anforderungen, welche an die Kunstschlosserei im 16. Jahrh. in der Epoche der Renaissance gestellt wurden; wenigstens sind die erhaltenen Arbeiten weit zahlreicher, aber keineswegs kunstvoller. Selbstverständlich löste der Charakter der Renaissance den der Gotik in der Zeichnung ab; dazu findet sich häufige Anwendung von Figuren, bei denen Gravierung die innere Zeichnung ergab. Die Beschläge wurden wieder flacher, mit Ornamenten graviert, auch wohl (im 17. Jahrh.) damasciert (blau angelaufen). Den Schlössern entsprachen Schlüssel, die in Bart und Griff höchst kunstvoll durchbrochen gearbeitet waren. Diese Kunstarbeiten verloren sich aber nach und nach seit dem Beginn des 17. Jahrh., da die Schlösser in das Holz der Thüren eingesetzt oder, wie desgleichen die Bänder, auf die innere Seite aufgenagelt wurden. Sie hörten damit auf, ein sichtbarer Schmuck zu zu sein, und wurden vernachlässigt. Gleichzeitig blühte aber noch das Kunstschmiedegewerk im großen, insofern es Gitter, Thore und Thüren (ohne Holz), Lichtöffnungen (Oberlichtgitter), Brunneneinfassungen u. dgl. als Schmuck der Paläste, Höfe, Gärten zu schaffen hatte. Schon das 16. Jahrh. lieferte zahlreiche und großartig geschmiedete Eisenarbeiten dieser Art, davon sich z. B. viele noch in Steiermark und Niederösterreich, wo ein besonderer Sitz dieses Gewerks war, erhalten haben. Auch

die Barock- und Rokokopaläste vom 17. und 18. Jahrh. enthalten noch vieles, z. B. in Wien die Thore in Schönbrunn und am Belvedere. Diese Kunst verschwand aber vor dem Gußeisen.

Die übrigen künstlerischen Bearbeitungen des Eisens scheint das Mittelalter wenig oder gar nicht geübt zu haben, obwohl sie teilweise sicherlich schon vor demselben bekannt waren. In Europa war es erst das 16. Jahrh., welches sie wahrhaft in Ausübung brachte, und zwar einerseits auf Veranlassung der Waffen- und Harnischfabrikation, welche seit dem Ende des 15. Jahrh. ungewöhnliche Kunst und Geschicklichkeit für die Prachtrüstungen verlangte, andererseits nicht ohne Einfluß der orient. Kunst, deren reichgeschmückte Arbeiten Liebhaberei der vornehmen Kriegsleute zu werden begannen. Eine dieser neuen Manieren war die Ätzung, welche gestattete, alle Fläche des Eisens mit leicht erhöhten Ornamenten in zierlichster Arabeskenzeichnung zu überdecken. Die Anwendung fand statt bei Waffen jeder Art, bei Schlössern und Beschlägen, eisernen Geldkasetten und sonst mancherlei Geräte zu häuslichem Gebrauch. Zuweilen waren diese Ornamente vergoldet, insbesondere bei den Prachtrüstungen, die aber noch von einer andern edlern und solidern Verwendung von Gold und Silber zu ihrer Ornamentation Gebrauch machten. Diese Technik des »Tauschierens« lernten die europ. Waffenschmiede von den Orientalen ebenfalls im 16. Jahrh. Das Mittelalter übte sie nicht in Europa, obwohl sich aus den Zeiten der Merovinger einzelne Gürtelschnallen aus Eisen mit silbernen aufgeschlagenen Ornamenten erhalten haben; so im Österreichischen Museum zu Wien. Die Technik ist eine doppelte: goldene oder silberne Fäden, schmäler oder breiter, werden in gravierte Vertiefungen eingehämmert oder sie werden auf die aufgerauhte Fläche des heiß gemachten Eisens aufgeschlagen. Die Technik gestattet die vollendetste Arbeit und das reizendste und feinste Spiel der Arabesken.

Gegenwärtig ist sie wiederum nur noch im Orient in Übung, am vollkommensten und feinsten in Indien; nur einige span. Waffenschmiede haben sie in jüngster Zeit wieder aufgenommen und sowohl bei Waffen wie mancherlei Gerät, auch zu Schmuck, mit großer Geschicklichkeit in Übung gebracht. Auch die Japaner machen heute noch ausgezeichnete Arbeiten in Eisen und Stahl, mit solidem Gold und Silber in geschnittenem Relief verziert. Eine andere Technik, welche ebenfalls das 16. Jahrh. zu ornamentalen Zwecken und insbesondere bei Waffen in Anwendung brachte, war die des Schneidens der soliden Eisenmasse oder der Reliefbehandlung von außen her mit scharfen, schneidenden Instrumenten. Die Plattner des 16. Jahrh. hatten die Kunst, in Schild und Rüstung erhabene Figuren und Ornamente zu treiben, zu einer außerordentlichen Vollendung gebracht, so in Mailand, Innsbruck, Augsburg, Nürnberg. Beispiele davon finden sich in allen Rüstkammern und histor. Museen. Schon hierbei hatte auch zu größerer Vollendung Nacharbeitung von außen her mit schneidenden Instrumenten stattgefunden. Diese Technik fand nun selbständige Anwendung insbesondere bei Degenknöpfen, Stichplatten bei dem Beschlag von Pistolen und Gewehren, Pulverhörnern u. s. w. Sie war sehr schwierig und mühsam, wurde aber zu größter Vollkommenheit gebracht. Sie hielt sich bis ins 18. Jahrh., wo sie von der diamantierten und polierten Stahlarbeit, die nun bei Degen, Schnallen, Schmuckgegenständen in Anwendung kam, außer Mode gesetzt wurde.

So hatte mit dem Ende des 18. Jahrh. alle feinere Kunstarbeit in Eisen in Europa aufgehört. Dem Guß allein, der zunächst die große Arbeit von Gittern und Thoren übernommen hatte, blieb die ganze Kunst überlassen. Obwohl man ihn heute überall zu großer Vollendung und erstaunlicher Leistungsfähigkeit, selbst in Bezug auf die Feinheit, gebracht hat, ist sein Verdienst immer nur ein technisches, kein künstlerisches. Beispiele sind die Arbeiten der Stollbergschen Fabrik zu Ilsenburg im Harz: Kopien alter Metallgegenstände. Dies hat denn auch in neuester Zeit einen Rückschlag zu Gunsten künstlerischer Handarbeit hervorgerufen. Ein Beispiel davon sind die schon erwähnten span. Tauschierarbeiten. Ähnliches wird in Wien versucht. Bedeutungsvoller aber ist der Wiederbeginn großer und großartiger geschmiedeter Kunstarbeiten in Eisen, wie durchbrochene Thore, Oberlichtgitter, Thüren und Thürbeschläge, Schlösser, Lüster und Leuchter u. s. w. Das Bestreben macht sich, wie die Weltausstellungen zeigen (namentlich 1876 auch die münchener Ausstellung), überall gleichmäßig geltend, in Deutschland besonders in Berlin, sodann vor allem in Wien. Die Architekten beider Richtungen, sowohl der gotischen wie derjenigen der Renaissance, leisten Vorschub, und es steht daher eine vollkommene Regeneration der Eisenarbeiten in künstlerischer Beziehung zu erwarten.

Litteratur: Rinmann, »Geschichte des Eisens« (aus dem Schwedischen von Karsten, Liegnitz 1814); von Hefner-Alteneck, »Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst des Mittelalters und der Renaissance« (Frankf. a. M. 1870); vgl. ferner die Litteratur zu dem Artikel Eisenerzeugung.

Eisen, galvanisiertes, richtiger verzinktes Eisen (frz. fer galvanisé, fer zinqué; engl. galvanized iron, zinked iron), durch Eintauchen in geschmolzenes Zink, nicht aber, wie öfters angenommen wird, auf galvanischem Wege, mit einer Schicht dieses Metalls überzogenes Eisen. Die Benennung »galvanisiertes Eisen« rührt von derjenigen Eigenschaft des Zinks her, der zufolge der aus demselben hergestellte Überzug die Fähigkeit erlangt, das Eisen gegen Rost zu schützen. Beim Verzinken des Eisens ist nämlich das Zink der positive, das Eisen der negative Pol der durch die Berührung beider Metalle gebildeten galvanischen Kette, und es muß daher bei einer durch den elektrischen Strom bewirkten Zersetzung von Wasser der Sauerstoff desselben sich am Zink abscheiden, wodurch bis auf eine gewisse Entfernung selbst an den vom Zink frei gebliebenen, resp. durch Abnutzung entblößten Eisenteilen eine Oxydation nicht stattfinden kann. Das Verzinken erfolgt in der Weise, daß die betreffenden Gegenstände, nachdem sie blank gebeizt und durch Scheuern oder Kratzen von dem noch anhaftenden Oxyd befreit sind, in Kalkwasser getaucht, getrocknet, erwärmt und in ein Zinkbad gebracht werden. Für das Verzinken von Blechtafeln wird ein Walzwerk benutzt, dessen Walzen innerhalb des geschmolzenen Zinks rotieren. Mit Rücksicht auf die erwähnte Eigentümlichkeit des Zinks findet das galvanisierte Eisen namentlich bei solchen Gegenständen Anwendung, die den Witterungseinflüssen ausgesetzt sind, wie Dachdeckungen, Röhren, Dachrinnen, Bandeisen, Drähte für Telegraphenleitungen, Gitter, Ketten, Nägel u. s. w.

Eisen, gepulvertes, s. Eisenpulver.

Eisen (reduziertes, Ferrum reductum der Deutschen Pharmakopöe) wird dargestellt, indem man reines Eisenoxyd in ein eisernes Rohr bringt und zunächst in der Kälte Wasserstoffgas darüber leitet. Wenn der ganze Apparat mit Wasserstoff gefüllt ist, so erhitzt man zunächst das dem Entwickelungsapparat zugekehrte Ende des Rohrs und fährt mit der Erhitzung allmählich gegen das andere Ende fortschreitend fort, bis schließlich das ganze Rohr schwach rotglühend ist. Dabei muß für reichliche Zuleitung des Wasserstoffs gesorgt werden, und die Erhitzung ist so lange zu unterhalten, bis schließlich aus dem vordern Teile des Rohrs kein Wasserdampf mehr entweicht. Tritt letzteres ein, so läßt man das Rohr unter beständiger Zuleitung von Wasserstoff erkalten. Wesentlich für das Gelingen der Darstellung dieses Präparats ist die richtige Regulierung der Temperatur. War letztere nicht hoch genug, so erhält man pyrophorisches E., welches sich in Berührung mit der Luft entzündet; war sie andererseits zu hoch, so erhält man statt des Pulvers eine zusammengesinterte Masse. Außerdem muß der Inhalt des Rohrs bis zum völligen Erkalten in der Wasserstoffatmosphäre verbleiben, da das noch warme reduzierte E. sich unfehlbar entzündet, wenn es mit Luft in Berührung kommt.

Eisenach (mittellat. Isenacum), Haupt- und Residenzstadt des ehemaligen Fürstentums gleiches Namens, jetzt Hauptstadt des gleichnamigen Kreises und Verwaltungsbezirks des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, liegt in romantischer Gegend am Nordwestende des Thüringerwaldes, an der Einmündung der Nesse in die Hörsel in 221 m Höhe über dem Meere und an der Linie Halle-Bebra-Frankfurt der Preußischen Staatsbahn, von der hier die Werrabahn abzweigt. Die Stadt zählt (1880) 18 788 überwiegend evang. E. und ist Sitz der Bezirksdirektion, eines Land- und eines Amtsgerichts, einer Forstinspektion, eines Rechnungsamts, einer Steuerrevision, eines Steueramts, einer Forsttaxationskommission und einer Kircheninspektion. Die freundliche Stadt hat mehrere öffentliche Plätze, darunter den Markt mit der daranstoßenden Esplanade, jetzt geziert mit einer Germania zum Andenken an die 1870/71 aus dem eisenacher Kreise Gefallenen, den Lutherplatz mit dem Lutherhaus, wo Luther als Schüler bei der Frau Cotta gewohnt haben soll, und den Karlsplatz, sowie einige sehr ansehnliche öffentliche Gebäude, wie das ehemalige, 1742 vom Herzog Ernst August von Weimar neuerbaute Residenzschloß (davor ein großer Brunnen mit vergoldeter Statue des heil. Georg), das 1641 aufgeführte Rathaus, das Gymnasium (ursprünglich ein Dominikanerkloster), die fünf neuen Bürgerschulen und ein schönes, vortrefflich eingerichtetes Theater. Am Frauenplan liegt Joh. Seb. Bachs Geburtshaus, in der Karlsstraße das des Malers Friedr. Preller. Unter den fünf Kirchen (vier evangelische, eine katholische) ist die Hauptkirche zu St. Georg die größte und schönste, die Nikolaikirche (aus dem 12. Jahrh.) die älteste. Der Nikolaiturm, am Eingang der Stadt vom Bahnhof, roman. Stils, ist wohl erhalten. Das Gymnasium war früher eine Lateinschule, die auch Luther und Joh. Sebastian Bach einige Zeit besuchten, und wurde 1544 in eine Landesschule verwandelt, die 1707 den Titel eines Gymnasium illustre erhielt. Ferner besitzt E. noch ein Realgymnasium, eine höhere Töchterschule, ein Schullehrerseminar, ein Lehrerinnenseminar, eine Forstlehranstalt, eine Zeichen- und Gewerkenschule, ein Leih- und Pfandhaus, ein Waiseninstitut, eine Korrektionsanstalt, ein Landkrankenhaus und andere wohlthätige Anstalten und Einrichtungen. Von größern industriellen Etablissements sind eine bedeutende Farbenfabrik, eine Fabrik chem. Farben und Kalipräparate, zwei Bleiweißfabriken, eine sehr große Dampfziegelei, eine große Kammgarnspinnerei, eine Wollweberei, eine Kunsttischlerei, eine Fabrik für Thonwaren (etrurische und mittelalterliche Gefäße) eine Gasanstalt, eine Tabaksfabrik, drei Bierbrauereien, eine Schuhwarenfabrik, 17 Gerbereien und viele Dampfsägemühlen in schwunghaftem Betriebe. Außerdem werden Essig, Öl, Leim, Cigarren, Alabasterwaren und Maschinen fabriziert. Auch die hiesige Fischzucht (Spiegelkarpfen) ist nennenswert. Außer der Wartburg (s. d.) befinden sich in der Umgebung E.s eine Menge durch Naturschönheit ausgezeichneter Punkte, wie von Eichelsgarten am Pflugensberg, beim Nikolaithor, vor dem Frauenthor der großherzogl. Karthausgarten, das Marienthal, das Annathal, die Drachenschlucht, die Landgrafenschlucht, die Hohe Sonne, der Hirschstein, die großherzogl. Sommerresidenz Wilhelmsthal u. s. w. Auf dem neuen Friedhof, eine Viertelstunde nördlich von der Stadt, befindet sich das Grab des Dichters Fritz Reuter mit des letztern Büste von Afinger. Der 1880 gegründete Thüringer Waldverein, dessen Vorort E. ist, hat für die Touristen schon in der kurzen Zeit seines Bestehens sehr viel gethan. — E. (damals Isenach) wurde 1070 unter Ludwig dem Springer von neuem und näher der Wartburg aufgebaut. Ihren Aufschwung verdankt sie der Wartburg, als der Residenz der Landgrafen von Thüringen, und der Zeit von 1596—1741, wo sie selbst Residenz eigener Fürsten war. Sehr beschädigt wurde die Stadt 1. Sept. 1810 infolge der Explosion mehrerer franz. Pulverwagen. E. ist der Geburtsort Joh. Sebastian Bachs; die Aufstellung eines Standbildes des letztern, von Donndorf, ist für 1883 anberaumt. Vgl. Storch, «Beschreibung der Stadt E.» (Eisenach 18[illegible]); Senft, «Geognost. Beschreibung der Umgegend von E.» (Eisenach 1857); Schwerdt und Jäger, «E. und die Wartburg» (2. Aufl., Eisenach 1871); Witzschel, «Luthers Aufenthalt auf der Wartburg, nach seinen eigenen Mitteilungen» (Wien 18[illegible]); G. Schmidt, «Das katholische E., ein Vortrag über die kirchlichen Zustände E.s vor der Reformation» (Eisenach 1874); Walter, «Neuer Führer für E., Wartburg und Umgebung» (Berl. 1881).

Das ehemalige Fürstentum Eisenach teilte die Schicksale Thüringens und kam mit diesem 1440 an Sachsen und bei der Teilung zwischen Friedrich dem Sanftmütigen und seinem Bruder Wilhelm an den letztern, nach dessen Tode es 1482 wieder zurückfiel, 1485 aber an die Ernestinische Linie fiel. Der jüngere Sohn Johann Friedrichs des Mittlern, Johann Ernst, stiftete 1596 die ältere Linie E.; der siebente Sohn des Herzogs Johann von Weimar, Albrecht, 1640 die mittlere Linie E. Beide starben aber mit ihren Stiftern, jene 1638, diese 1644 wieder aus. Georg, der fünfte Sohn des Herzogs Wilhelm von Weimar, wurde 1672 der Stifter der jüngern Linie E., die indes auch wieder mit dessen Enkel, Wilhelm Heinrich, 1741 erlosch, worauf E. an Weimar fiel.

Seit 1815 bildet das Fürstentum nebst einigen hinzugekommenen fuldaischen und hess. Parzellen den Kreis Eisenach, der (1. Dez. 1880) auf 1205 qkm 90852 Seelen zählt und in administrativer Beziehung in die zwei Verwaltungsbezirke Eisenach und Dermbach geteilt wird.

Eisenacher Konferenz heißt die Versammlung von Abgeordneten der obersten evang. Kirchenbehörden fast aller deutscher Landeskirchen (Österreich nimmt auch nach 1866 noch Teil, Mecklenburg-Schwerin ist zurückgetreten), welche seit 1852 anfangs jährlich, seit 1854 jedes zweite Jahr in Eisenach zusammenkommen. Sie will »auf Grundlage des Bekenntnisses wichtigere Fragen des kirchlichen Lebens in freiem Austausch besprechen«, und »unbeschadet der Selbständigkeit jeder einzelnen Landeskirche ein Band ihres Zusammengehörens derselben« und »die einheitliche Entwickelung ihrer Zustände fordern«. Wegen der Verschiedenheit der Richtungen konnten nur Fragen des äußern kirchlichen Lebens zur Besprechung kommen. Von Bedeutung ist, daß sie die Anregung gegeben hat zu einer Revision der Lutherschen Bibelübersetzung. Auch hat sie beraten über Einführung eines gemeinsamen Bußtags, über gleichzeitige Feier des Reformationsfestes, über Kirchenvisitationen, über gegenseitige Anerkennung der Zeugnisse für die Anstellung von Geistlichen, über einen allgemein anzuerkennenden Text des Lutherschen Katechismus, über ein allgemeines Gesangbuch und Choralmelodienbuch u. dgl. m. Als gemeinsames Organ der evang. Kirchenbehörden erscheint auf ihre Anregung das »Allgemeine Kirchenblatt für das evang. Deutschland«, herausg. von E. Moser (Stuttg., seit 1852).

Eisenalaun, s. u. Eisen (-Verbindungen 8b).

Eisenamalgām ist die Bezeichnung für eine Verbindung des Eisens mit Quecksilber. Eisen vereinigt sich sehr schwer mit Quecksilber. Nach Böttcher stellt man E. dadurch dar, daß man 1 Teil Eisenpulver mit 2 Teilen Quecksilbersublimat (Quecksilberchlorid) und 2 Teilen Wasser unter Hinzufügung einer geringen Menge metallischem Quecksilber zusammenreibt.

Eisenamiant oder Eisenasbest, ein Hüttenprodukt, welches sich mitunter in den Fugen des Gestelles des Eisenhohofens findet und aus faserigen Gebilden von Kieselsäure besteht.

Eisenantimonglanz, s. Berthierit.

Eisenarbeit, auch Eisen- und Schlägelarbeit, nennt man im Bergbau diejenige Arbeit, bei welcher irgendein eisernes Gezäh gebraucht wird, im Gegensatz zu Wegfüllarbeit und Feuersetzen.

Eisenärzt, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt, Amtsgerichts- und Landgerichtsbezirk Traunstein, rechts an der Weißen Traun und am westl. Fuße des Sulzberg, eines nördl. Ausläufers der Salzburger Alpen, 8 km im S. von Traunstein, zählt 210 kath. E., hat einen Hochofen mit bedeutendem Hammerwerk und die Wallfahrtskirche Mariaeck mit schönem Blick auf den Chiemsee und das bayr. Oberland.

Eisenasbest, s. Eisenamiant.

Eisenausbau ist der bergmännische Ausdruck für Grubenausbau mit Guß- oder Schmiedeeisen; derselbe wird nur bei Herstellung von wasserdichtem Ausbau angewandt; außerdem kommt er auch noch vereinzelt mit gußeisernen Stempeln, schmiedeeisernen Pfählen und Trägern neben Anwendung von hölzerner Zimmerung oder Mauerung vor.

Eisenbach, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Kusel, Landgerichtsbezirk Kaiserslautern, am Glan, 11 km im SSO. von Kusel, Station (E.-Matzenbach) der Linie Landstuhl-Kusel der Pfälzischen Nordbahn, zählt 120 E. und hat in der Umgegend Steinkohlenflöße.

Eisenbäder sind Bäder aus eisenhaltigem Wasser, sei es künstlich oder natürlich; s. unter Mineralwasser.

Eisenbahn, s. Eisenbahnen.

Eisenbahnabgaben. Als Erwerbsinstitute sind die Eisenbahnen steuerpflichtig, soweit die Voraussetzungen und Bedingungen der Steuerpflichtigkeit nach Maßgabe der betreffenden Gesetze bei ihnen vorliegen. Steuerbefreiung können sie bei dem Vorhandensein der Bedingungen der Steuerpflichtigkeit nur mittels Gesetz erlangen. Eine einfache Konzessionsbedingung genügt hierzu in der Regel nicht. Zu unterscheiden ist zwischen Staats- und Kommunal- (Provinzial-, Kreis-, Gemeinde-) Steuern einer-, und direkten und indirekten Steuern andererseits. Hinsichtlich der Staatssteuer ist die Steuerpflicht insofern nicht allgemein, als Staatseisenbahnen unter Staatsverwaltung von denselben gänzlich frei sind. Ebenso sind die Privateisenbahnen in Staatsverwaltung, d. h. die Bahneigentümer frei von den aus dem Betriebe herrührenden Steuern, wenn der Staat die Betriebseinnahmen bezieht. Da die indirekten Steuern, sie mögen zu Gunsten des Staats oder eines Kommunalverbandes erhoben werden, lediglich den Verbrauch der Steuerpflichtigen treffen, so müssen dieselben von den Eisenbahnen — ohne Rücksicht auf die Besitz- und Betriebsverhältnisse — gezahlt werden, es wäre denn, daß Ausnahmen (z. B. zollfreie Einfuhr von Maschinen) durch bestimmte Gesetze zugelassen sind. Die Grundabgaben treffen die Eisenbahnen nicht von demjenigen Grundbesitz, der den Schienenweg und das nötige Zubehör bildet, dagegen genießen landwirtschaftlich benutzte Dispositionsländereien u. dgl. keine Steuerfreiheit.

In Preußen erhebt der Staat auf Grund des Gesetzes vom 30. Mai 1853 von den Privatbahnen eine Einkommensteuer nach folgenden Grundsätzen: Der Besteuerung unterliegt der an die Aktionäre zur Verteilung gelangende Reingewinn und zwar ist von einem Reingewinn bis einschließlich 4 Proz. des Aktienkapitals $^1/_{40}$ des Ertrags, von dem Mehrertrag über 4 bis zu 5 Proz. einschließlich $^1/_{20}$, von dem Mehrertrag über 5 bis 6 Proz. einschließlich $^1/_{10}$ und vom weitern Mehrertrag $^1/_5$ der betreffenden Ertragsquoten zu entrichten. Eisenbahnen, bei welchen der Staat sich durch Übernahme einer Zinsgarantie beteiligt hat, zahlen für die Jahre, in welchen infolge der übernommenen Zinsgarantie Zuschüsse aus der Staatskasse zu leisten sind, diese Abgabe nicht. Nach den Bestimmungen des genannten Gesetzes sollte der Ertrag dieser E. zur Amortisation der in dem Eisenbahnunternehmen angelegten Aktienkapitalien in der Art verwendet werden, daß mittels desselben Stammaktien der bezüglichen Gesellschaft im Wege des freien Verkehrs angekauft und die Zinsen und Dividenden, welche auf die angekauften Aktien fallen, zu gleichem Zwecke benutzt werden. Diese Gesetzesbestimmung ist jedoch durch Gesetz vom 21. Mai 1859, soweit nicht Staatsverträge entgegenstehen, wieder aufgehoben worden. Im Königreich Sachsen wurden den Eisenbahnen nur solche Staatssteuern auferlegt, welche als Ent-

schädigung für die beim Betriebe der Post entstehenden Ausfälle dienen sollten. In **Württemberg**, **Baden** und dem Großherzogtum **Hessen** unterliegen die Eisenbahnen überhaupt keiner staatlichen Besteuerung, in **Bayern** und andern Staaten den gewöhnlichen Staatssteuern nach Maßgabe der allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen. Wie den indirekten Steuern die Staatsbahnen nicht weniger unterworfen sind wie die Privatbahnen, so ist dies auch der Fall bei den direkten Kommunalsteuern, wenn nicht Ausnahmen gesetzlich stipuliert sind. In sehr umfangreicher und die Eisenbahnen stark belastender Weise geschieht die Besteuerung derselben in **Österreich**. In mehrern Staaten bestehen Steuern auf die zur Ausgabe gelangenden Personenbillets und auf die Güterfrachten. Es sind dies aber eigentlich Transportsteuern, die nicht die Eisenbahnen selbst, sondern durch deren Vermittelung das Publikum belasten sollen. Am höchsten ist diese Steuer in **Frankreich**, wo sie für Personen- und Güterverkehr über 90 Mill. Frcs. einbringt. In **Rußland** war ihr Ertrag für 1882 auf 8100000 Rubel veranschlagt. In **England** werden von den Fahrbillets über 700000 Pfd. Sterl. erhoben, während in **Österreich** der denselben auferlegte Stempel nur 800000 Gulden einbringt. In **Deutschland** sind Verkehrssteuern dieser Art bisher nicht vorhanden.

Eisenbahnabteilungen, militärische, s. unter Eisenbahntruppen.

Eisenbahn-Achsbrüche sind nächst den Eisenbahn-Radreifenbrüchen häufig Veranlassung zu Eisenbahnunfällen, weshalb denselben von seiten der Eisenbahnverwaltungen eine große Aufmerksamkeit gewidmet wird. In der darüber geführten Statistik finden sich aufgezählt: die Fabriken, welche die gebrochenen Achsen geliefert; der Monat, in welchem sich der Achsbruch ereignete (um die meteorologischen und die Temperatur-Einflüsse in Berechnung ziehen zu können); der Name der Bahn und der Bahnstrecke, wo er geschah; die zurückgelegte Kilometerzahl der gebrochenen Achse; das Material und die Erzeugungsart derselben; die Gattung der Achse und des Fahrzeugs; die Gattung des Zugs, sowie die Geschwindigkeit desselben zur Zeit des Achsbruchs; die Folgen des Bruchs; der Ort der Bruchfläche; die Beschaffenheit der Bruchfläche; die Belastung des Achszapfens bei normaler Benutzung des Fahrzeugs; die Belastung der Achse zur Zeit des Bruchs; das Gewicht der Räderpaare und der Achsen; der Durchmesser der Räder; die Ursache der Brüche. Zur möglichsten Einschränkung der E. haben sich die meisten deutschen Eisenbahnverwaltungen, zwischen denen ein Wagenaustausch stattfindet, verpflichtet, ihre Eisenbahnachsen nach Zurücklegung einer bestimmten Kilometerzahl außer Gebrauch zu stellen. Über die Zahl der E. und der Radreifenbrüche in Deutschland und Österreich-Ungarn vgl. Eisenbahnunfälle, S. 887 fg. und die dort befindliche Tabelle, wo zugleich angeführt ist, wie bedeutend in neuester Zeit die jährliche Zahl der E. abgenommen hat.

Eisenbahnakademie. Mit der stets wachsenden Entwickelung, Bedeutung und Vielseitigkeit des Eisenbahnwesens steigen auch die Ansprüche an die Ausbildung der Eisenbahnbeamten und wird die Überzeugung immer allgemeiner, daß die seitherige Art der Ausbildung derselben, welche namentlich für den eigentlichen Eisenbahnbetriebsdienst bisjetzt lediglich auf dem Wege der Praxis zu erlangen war, nicht mehr genügt, um ein tüchtiges, allen Anforderungen des Dienstes gewachsenes Personal zu schaffen. Es ist deshalb auch der Gedanke der Schaffung von Eisenbahnakademien, d. h. von Anstalten, welche die Mittel für die höhere Ausbildung im Eisenbahnbetriebsdienste bieten, schon in verschiedenen Ländern mehrfach erörtert worden, ohne daß jedoch bisjetzt eine solche Anstalt ins Leben gerufen ist. Dagegen sind in Preußen, zunächst in Berlin, Breslau und Bonn Vorlesungen aus dem Gebiete des Eisenbahnwesens angeordnet, welche von höhern Eisenbahnbeamten gehalten werden und für Beamte und Aspiranten des höhern administrativen und techn. Eisenbahndienstes bestimmt, außerdem aber auch den Studierenden der Universität, der techn. Hochschule und der Bergakademie zugänglich sind. Die Vorlesungen erstrecken sich zunächst auf das preuß. Eisenbahnrecht, den Betrieb der Eisenbahnen, die Nationalökonomie der Eisenbahnen, insbesondere das Tarifwesen und die Verwaltung der preuß. Staatsbahnen. Auch in Wien, wo früher ein Kursus für die Ausbildung von Eisenbahnbeamten mit der Handelsakademie verbunden war, sind Vorlesungen, hauptsächlich im Interesse der Fortbildung der Eisenbahnbeamten eingerichtet, ebenso in Oldenburg und an andern Orten.

Eisenbahnamt ist bei einigen Eisenbahnverwaltungen, wie der badischen und bayrischen, die Bezeichnung für ein Organ des Exekutivdienstes, welchem innerhalb des ihm zugewiesenen Bezirks die Leitung des Betriebes und die Überwachung der Dienstführung der zu diesen Bezirken gehörigen Stationen obliegt. In der Regel jedoch wird unter E. eine Behörde verstanden, welche das allgemeine staatliche Aufsichtsrecht über das gesamte Eisenbahnwesen eines Staates auszuüben hat. Eine solche Stelle ist für das Deutsche Reich das durch Gesetz vom 27. Juni 1873 geschaffene **Reichseisenbahnamt**, dessen Sitz in Berlin ist. Die Aufgabe desselben ist es, innerhalb der durch die Verfassung bestimmten Zuständigkeit des Reichs das Aufsichtsrecht über die E. wahrzunehmen, für die Ausführung der auf das Eisenbahnwesen bezüglichen Gesetze zu sorgen und auf Abstellung der hervortretenden Mängel und Mißstände hinzuwirken. In Bezug auf die Privatbahnen stehen dem Reichseisenbahnamte zur Durchführung seiner Verfügungen dieselben Befugnisse zu, welche den Aufsichtsbehörden der betreffenden Bundesstaaten beigelegt sind. Wird gegen eine vom Eisenbahnamte verfügte Maßregel Gegenvorstellung erhoben, so hat das durch Zuziehung von richterlichen Beamten zu verstärkende Reichseisenbahnamt über die Gegenvorstellung selbständig und unter eigener Verantwortlichkeit zu befinden. Das Reichseisenbahnamt hat bereits eine Reihe wichtiger Anordnungen für die größere Einheitlichkeit des Betriebes der deutschen E. zur Durchführung gebracht, z. B. ein neues Betriebsreglement (s. Eisenbahnrecht) und eine neue Signalordnung (s. Eisenbahnsignale), die monatlichen Nachweisungen über den Verkehr und die Einnahmen, über die Zugverspätungen und die Eisenbahnunfälle, die Enquête über die Gütertarife u. a. m. Seit 1880 stellt das Reichseisenbahnamt auch die Statistik für sämtliche deutsche Eisenbahnen mit Ausnahme Bayerns zusammen und veröffentlicht dieselben. Ähnliche staatliche Aufsichtsbehörden

wie in Deutschland bestehen auch in andern Ländern. In England obliegt die Ausübung des staatlichen Aufsichtsrechts neben dem Parlament, welches die Konzessionen erteilt, dem Handelsamte (Board of Trade). Es darf daselbst keine Eisenbahn dem öffentlichen Verkehr übergeben werden, bevor dieselbe nicht durch einen Ingenieur des Board of Trade in Bezug auf die Sicherheit des Betriebs untersucht und in Ordnung befunden worden ist. Die Beamten des Board of Trade haben ferner im allgemeinen darüber zu wachen, daß die zur Betriebssicherheit erforderlichen Maßregeln von den Eisenbahngesellschaften ergriffen und etwaige Mißstände abgestellt werden.

In Frankreich wird die staatliche Eisenbahnaufsicht durch den Minister der öffentlichen Arbeiten ausgeübt. Nach der Neuorganisation vom 16. Okt. 1881 sind dem Minister zu diesem Zwecke beigeordnet: ein Conseil général des ponts et chaussées (für Tracierung und Bau der Bahnen), ein Comité consultatif des chemins de fer (für alle Verkehrsfragen, insbesondere die Tarife) und ein Comité de l'exploitation technique (für alle mehr techn. Betriebsfragen). Dem Minister unterstellt sind die Aufsichtsbeamten für die großen Eisenbahnnetze, für jedes derselben einer, also im ganzen sieben, teils Inspecteurs généraux des ponts et chaussées, teils Inspecteurs généraux des mines. Ihnen sind dann Chefs de service untergeordnet und zwar sowohl für die Beaufsichtigung des technischen als auch des kommerziellen Dienstes. Die Inspecteurs généraux haben die allgemeine Aufsicht zu führen über die Unterhaltung der Gleise sowie der sonstigen Anlagen und der Ausrüstung der Bahnen, über die Bildung und Bewegung der Züge, den innern Bahnhofsdienst, sowie alle sonstigen techn. Betriebsangelegenheiten; ferner über die Anwendung der Tarife, die Erhebung der Frachten und alle sonstigen Teile des kommerziellen Betriebs; ebenso über die Finanzverwaltung der Privatbahnen und der vom Staate und für Rechnung des Staats betriebenen Bahnen.

In den Vereinigten Staaten von Amerika ist die Aufsicht über die Eisenbahnen nicht Bundessache, sondern liegt den einzelnen Staaten ob. Die letztern haben zur Ausübung dieser Funktion vielfach besondere Kommissare bestellt, welche den betreffenden Landesvertretungen über die bei den Eisenbahnen wahrgenommenen Mißstände und die Mittel zu deren Abhilfe Bericht zu erstatten haben, wodurch indessen bei den dortigen Eisenbahnverhältnissen ein entsprechendes Resultat nicht erzielt wurde. Es hat deshalb die Landesvertretung des Staats Neuyork ein Gesetz erlassen, nach welchem vom 1. Jan. 1883 ab ein ständiges E. (Board of railroad commissioners) eingesetzt wird, welches die Aufsicht über die Eisenbahnen des Staats führen soll. Dieses E. besteht aus drei auf die Dauer von fünf Jahren vom Gouverneur mit Zustimmung des Senats ernannten Mitgliedern, welche jährlich je 8000 Doll. (34000 Mark) Gehalt beziehen sollen und welchen das erforderliche Unterpersonal beigegeben wird. Die Mitglieder dieser Kommission dürfen in keinerlei geschäftlichen Beziehungen mit den Eisenbahnen stehen.

Eisenbahnanleihen. Wenn bei einem Privateisenbahnunternehmen das ursprünglich veranschlagte und von den Aktionären eingezahlte Kapital zum Bau und zur Beschaffung des Betriebsmaterials nicht ausreicht, so muß entweder eine Ausgabe neuer Aktien stattfinden oder eine Anleihe gemacht werden. In letzterm Falle werden dem Publikum Obligationen verkauft, welche vor den Stammaktien einen Vorzug genießen und daher den Namen Prioritätsobligationen erhalten haben. Sie unterscheiden sich von den Aktien dadurch, daß sie keine schwankende Dividende, sondern einen festen Zins tragen und dieser Zins zuerst vom Ertrage abgezogen wird, ehe die Aktien Dividenden erhalten. Diesen Prioritätsobligationen dient zur Sicherung hypothekarische Verpfändung des Gesellschaftsvermögens. Statt der Zahlung fester Zinsen wird zuweilen für die Rückzahlung des Kapitals und der Zinsen an das Publikum die Form des Prämienanlehens gewählt. (S. unter Anleihen.)

Wenn der Staat Eisenbahnen baut, wird in der Regel das gesamte für die Anlage erforderliche Kapital durch Anleihen beschafft. Da der Staat als Sicherheit dem Gläubiger nicht nur die Rentabilität der von der betreffenden Anleihe zu bauenden Bahn, sondern die gesamte Steuerkraft des Landes bietet, so haben in Bezug auf die Kapitalbeschaffung die Staatsbahnen vor den Privatbahnen den Vorzug und verlieren denselben nur bei außerordentlicher Zerrüttung der Staatsfinanzen. Die Möglichkeit oder Leichtigkeit, eine Eisenbahnanleihe aufzunehmen, hängt, wie bei allen Anleihen, zunächst von der jeweiligen Lage des Geldmarktes ab, sodann vom Kredit des Schuldners. Wird das durch die E. beschaffte Geld in wirklich zweckmäßiger Weise in Eisenbahnbauten angelegt, so belastet die dadurch hervorgerufene Vermehrung der öffentlichen Schuld die Steuerzahler nicht, da das in den Eisenbahnen angelegte Kapital sich selbst verzinst und die Eisenbahnen selbst eine fortwährende, sich immer steigernde Hebung aller wirtschaftlichen Verhältnisse hervorrufen.

Eisenbahnbataillon, s. unter Eisenbahntruppen.

Eisenbahnbauordnung ist in manchen Ländern, z. B. in Österreich, die Bezeichnung für die staatlich gegebenen Vorschriften, nach welchen beim Bau neuer Eisenbahnen zu verfahren ist.

Eisenbahnbillets sind die Quittungen über das für Eisenbahnreisen bezahlte Personengeld. In der ersten Zeit der Eisenbahnen wurden Zettelbillets verwendet, welche den frühern Legitimationsscheinen für die Postfahrten nachgebildet waren. Der sich rasch steigernde Personenverkehr machte indessen bald ein Billetsystem nötig, welches eine raschere Expedition gestattete. Zu Anfang der vierziger Jahre wurde aus diesem Grunde zuerst auf der Eisenbahn von Manchester nach Leeds von Edmonson das noch heute ziemlich allgemein gebräuchliche Billetsystem eingeführt. Die Edmonsonschen Billets sind Kärtchen aus starkem Karton von 55—60 mm Länge und 30 mm Breite, auf welchen Abgangs- und Ankunftsstation, Wagenklasse sowie meistens auch der Fahrpreis, aufgedruckt sind. Alle Billets mit gleicher Bezeichnung sind mit fortlaufender Numerierung versehen. Sämtliche Billets müssen bei der Abgabe an das Publikum mit einem Zeichen versehen werden, durch welches der Billetexpedient dem Reisenden den Empfang des Fahrpreises quittiert. Da ferner die Gültigkeitsdauer der Billets eine beschränkte sein muß, so ist der Tag der Ausgabe auf denselben zu bemerken und dieser Datumvermerk gilt zugleich als die ebenbezeichnete

[illegible]

[illegible] Billetsystem ist bei [illegible] Halteinrichtungen [illegible]. [illegible] Bahn ist in 13 [illegible], wobei für eine [illegible] Billet für eine Tour- oder [illegible] eine [illegible] in weiter oder [illegible] Klasse [illegible] Einheitspreis festgesetzt ist. [illegible] die Anwendung [illegible] Billet[illegible]. Auf jedem Billet sind [illegible]. Der Zugführer [illegible] und Kommunikationsstation, welche [illegible] in [illegible] Weise auf einem [illegible] Billet markiert, [illegible] den Beleg für die Abrechnung [illegible] drückt sich zugleich das betreffende [illegible] auf das Billet auf, das bei [illegible] vom Zugführer abgenommen [illegible].

[illegible]. Edm. Heusinger von Waldegg, «Specielle Eisenbahntechnik» (Bd. 4, Kap. VI: [illegible] und Stempelapparate» (Lpz. 1875); [illegible], «Eine vereinfachte Personenverrechnung [illegible] Eisenbahnen» (Wien 1874); «Die Feldbahn, [illegible] von der Lokomotivfabrik Krauß u. Comp. in München (Münch. 1882).

Eisenbahn - Centralabrechnungsbureau der Eisenbahn-Generalsaldierungsstelle [illegible] eine von 16 deutschen Eisenbahnverwaltungen [illegible] und am 1. Okt. 1871 ins [illegible] Kommunalstelle, welche zum Zweck [illegible] und Ausgaben aus den Abrechnungen [illegible] den [illegible]verkehr, sowie alle sonstigen nach den [illegible] der [illegible]pflichtigen Verwaltungen [illegible] Schuldposten zusammenzustellen und für jede einzelne Verwaltung in Einer Summe [illegible]. Der Vereinigung der 16 Verwaltungen, welche diese Abrechnungsstelle gründeten, [illegible] kurzer Zeit auch der größte Teil der übrigen Verwaltungen des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen beigetreten. Alle Abrechnungen [illegible] Verbande, direkten Verkehren [illegible] Versendung der Monatsabrechnung [illegible] Generalsaldo [illegible] Änderungen [illegible] der [illegible] Bahnen mitzuteilen. [illegible] Saldierungsstelle [illegible] hiernach die [illegible] auf und teilt [illegible] beteiligten Verwaltungen mit. [illegible] Saldierungsstelle [illegible] den [illegible] in [illegible] Teilen zur Zahl. [illegible] 1882 [illegible] auf den Verein Deutscher [illegible] zu übernehmen, d. h. [illegible] zu erklären.

Eisenbahn-Clearing-Haus [illegible] nach dem [illegible] Jahrh. [illegible] Eisenbahnen. [illegible] der [illegible] Abrechnung [illegible] der Bevollmächtigten [illegible] Clearing-Haus [illegible] untereinander, die [illegible] für die Benutzung der [illegible] auf den verschiedenen [illegible].

Auffindung falsch dirigierten, verloren geglaubten oder ungebührlich verzögerten Gepäcks oder Frachtguts. Vgl. «Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen» (1863, Nr. 26 fg.), worin auch ausführliche Übersetzung der «Railway-Clearings-Act»; ferner H. Schwabe, «Über das engl. Eisenbahnwesen» (Berl. 1871).

Eisenbahneinheit. Der internationale Eisenbahngüterverkehr unterliegt vielfachen Schwierigkeiten infolge der Rechtsunsicherheiten, welche durch die Verschiedenheit des Frachtrechts in den verschiedenen Ländern hervorgerufen werden und unter denen Transportanstalten, Aufgeber und Empfänger gleichmäßig zu leiden haben. Um diese Rechtsunsicherheiten zu beseitigen, wird die Vereinbarung eines einheitlichen internationalen Eisenbahnfrachtrechts angestrebt und hat zu diesem Zwecke zuerst im Mai und Juni 1879 eine Konferenz von Delegierten der Regierungen von Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Rußland, Italien, Belgien, Luxemburg, den Niederlanden und der Schweiz in Bern stattgefunden. Der auf dieser Konferenz aufgestellte Entwurf eines internationalen Vertrags über die Regelung des Eisenbahnfrachtgeschäfts in rechtlicher Beziehung ist sodann der Beratung seitens der einzelnen Regierungen unterzogen und auch zur Begutachtung den Handelskammern und sonstigen, beim internationalen Verkehr beteiligten Faktoren vorgelegt worden. Wenn der Vertrag wegen der mannigfachen, dabei zu überwindenden Schwierigkeiten bisjetzt (Dez. 1882) auch noch nicht zum Abschluß gelangt ist, so ist doch nach dem Stande der Verhandlungen am schließlichen Zustandekommen des Vertrags nicht zu zweifeln, wenn auch nicht die sämtlichen genannten Regierungen sich demselben voll anschließen werden.

Um ferner den durchgehenden Wagenverkehr, soweit derselbe mit Rücksicht auf die Spurweite überhaupt möglich ist, thunlichst zu erleichtern, tritt die Notwendigkeit hervor, sich über die für den durchgehenden Verkehr maßgebenden Dimensionen der Fahrzeuge zu verständigen. Es kommen hierbei besonders in Betracht: der innere Abstand der Räder, die Abmessungen und Lage der Puffer und der Kuppelungen, die Maximal-Ausladungsprofile der Fahrzeuge u. dgl. Um für möglichst weite Verkehrsgebiete eine Einheit in dieser Beziehung zu erzielen, hat der schweiz. Bundesrat im Frühjahr 1879 den Entwurf einer neuen Verordnung über die techn. Einheit im schweiz. Eisenbahnwesen den Regierungen der an die Schweiz grenzenden Staaten: Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich und Italien, zur Einsicht und Begutachtung und mit dem Ersuchen vorgelegt, sich den Bestimmungen dieser eventuell durch gemeinschaftliche Beratungen noch zu modifizierenden Verordnung ebenfalls anzuschließen. Die infolge dieser Anregung eingeleiteten Verhandlungen und die Ergebnisse der im Herbst 1882 in Bern stattgehabten bezüglichen Konferenzen der Vertreter der beteiligten Staaten lassen erwarten, daß auch in dieser Beziehung eine Verständigung zwischen den beteiligten Regierungen stattfinden wird.

Vgl. Eger, «Die Einführung eines internationalen Eisenbahnfrachtrechts» (Bresl. 1877), und De Seigneux, «Commentaire du projet de convention rédigé par la conférence internationale à Berne 1881» (Par. 1882).

Eisenbahnen (frz. chemins de fer, engl. railroads, railways, ital. strade ferrate, span. ferrocarriles, portug. caminhos do ferro).

I. Begriff der Eisenbahn. Unter «Eisenbahn» versteht man im weitesten Sinne des Wortes eine Straße, auf welcher sich die Fuhrwerke nicht beliebig auf allen Stellen ihrer Breite, sondern ausschließlich auf fest bestimmten eisernen Spuren (Schienengleisen) bewegen. Durch diese Anordnung wird an die Stelle der bei der Fortbewegung der Fuhrwerke zu überwindenden Reibung zwischen dem Metall des Radreifens und der mineralischen Oberfläche der gewöhnlichen Landstraße die weit geringere Reibung zwischen Metall und Metall gesetzt und hierdurch eine wesentliche Erleichterung für die Fortbewegung von Fuhrwerken herbeigeführt. Die bei den E. zum Zwecke der Fortbewegung der Fahrzeuge zur Anwendung kommenden Zugkräfte sind entweder animalische (Pferde) oder mechanische. Unter den letztern ist zur Zeit die Dampfkraft die wichtigste und am allgemeinsten in Anwendung befindliche; in neuester Zeit erst wird die Elektricität als bewegende Kraft für E. in Anwendung gebracht.

In der neuern Gesetzgebung ist eine klare Definition des Begriffs «Eisenbahn» besonders in Bezug auf die «Haftpflicht» (s. d.) von Wichtigkeit. In dieser Beziehung ist das Wort «Eisenbahn» in Bezug auf das Reichs-Haftpflichtgesetz vom 7. Juli 1871 wie folgt erklärt worden: «Eine Eisenbahn ist ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Konsistenz, Konstruktion und Glätte den Transport großer Gewichtsmassen, beziehungsweise die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu ermöglichen bestimmt ist und durch diese Eigenart in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräften bei dem Betriebe des Unternehmens auf derselben eine verhältnismäßig gewaltige Wirkung zu erzeugen fähig ist.»

II. Geschichtliches. Die Anwendung der Spurbahn zur Fortbewegung von Lasten ist uralt. Die Tempelstraßen der Griechen, auf denen mit Götterbildern und Laubwerk hoch aufgebaute Opferfuhrwerke sich bewegten, waren sorgfältig in Stein ausgehauene Spurstraßen. Diese griech. Spurstraßen hatten auch Ausweichgleise; die Priester hielten, um den weitesten Verkehr ihrer heiligen Wagen möglich zu machen, streng auf gleichmäßige Durchführung der Spurweiten, die sich jetzt noch an allen erhaltenen Gleisen sehr konstant zu 5 Fuß 4 Zoll englisch nachweisen läßt. Auch in den Steinbrüchen der alten Ägypter finden sich Reste von Spurbahnen, welche beim Transport der schweren, für den Bau von Tempeln und sonstigen Denkmälern gebrauchten Steinblöcke benutzt wurden. Die Spurbahnen aber, aus denen die jetzigen hervorgegangen sind, waren die Holzbahnen, auf welchen bei Bergwerken mit Rädern versehene Kästen (Hunde) beladen zu Thal rollten, während sie zu Berg auf denselben von Pferden gezogen oder von Menschen geschoben wurden. Derartige Holzbahnen waren bei den Bergwerken im Harz seit Jahrhunderten im Gebrauch und sollen deutsche Bergleute dieselben zur Zeit der Königin Elisabeth nach England gebracht haben. Diese Spurbahnen bestanden aus einfachen hölzernen Langschwellen, auf denen die mit Spurkränzen versehenen Räder rollten. Im J. 1767 veranlaßte eine Krise in den

Quittung. (S. **Billetmaschinen.**) Den Bestimmungen des Personengeldtarifs entsprechend, gibt es Billets für einfache Fahrt, für Hin- und Rückfahrt, Abonnementsbillets, Saisonbillets, Rundreisebillets, Militärbillets, Kinderbillets u. s. w.

Für ausgedehnte Reisen erscheint die kleine Fahrkarte namentlich dann nicht ausreichend, wenn man den Aufenthalt auf Zwischenstationen von der lästigen Kontrollmaßregel der Vorzeigung der Billets beim Stationsvorstande befreien will. Es werden in diesem Falle entweder größere Zettelbillets angewandt, welche mit der nötigen Anzahl von Coupons (mindestens einem für jede beteiligte Bahnverwaltung) versehen sind, oder besser Billethefte. Letztere enthalten auf jedem Blatte die Namen sämtlicher Zwischenstationen der befahrenen Bahnstrecke. Der Name der Zwischenstation, an welcher der Reisende auszusteigen beabsichtigt, wird vom Schaffner mit der Coupierzange durchlocht.

Bei dem **Edmonsonschen Billetsystem** ist die Zahl der stets vorrätig zu haltenden Billets eine sehr große, da für jede Ausgangs- und jede Ankunftsstation, für jede Zugsgattung, für jede Wagenklasse, sowie für jede durch spezielle Verhältnisse gebotene Kombination besondere Billets gedruckt und in genügender Zahl bereit gehalten werden müssen. Es wird bei dem steten Anwachsen des Verkehrs und der Vermehrung der Verkehrsrouten die Übersicht für die Billetausgabe immer schwieriger und auch die Kontrolle zur Verhütung der Benutzung falscher Billets immer mehr erschwert. Man hat deshalb schon mehrfach Vorschläge zur Änderung des Billetsystems gemacht. So wurde von M. A. Reitler in Wien ein Fahrkartensystem vorgeschlagen, bei welchem je drei Fahrkartenblätter so zusammengeheftet sind, daß die in allen drei Blättern gleichartigen Rubriken und Felder genau übereinander zu liegen kommen und daß, wenn zwischen die beiden untern Blätter in Anwendung des Durchpauseverfahrens Indigopapier mit der fetten Fläche gegen die Schriftseite eingeschoben wird, alle Eintragungen, welche mittels sog. «Künstlerstifte» in die Rubriken des ersten Blattes gemacht werden, in denselben Rubriken der zwei andern Blätter deutlich kopiert erscheinen. Die Karten enthalten gedruckt nur die Firma der Bahnanstalt, den Namen der Ausgabestation, sowie Rubriken für die Bezeichnung der Wagenklasse, der Bestimmungsstation, des Fahrgeldes u. s. w. Der Billetteur füllt die Rubriken dem Verlangen des Reisenden entsprechend aus, trägt den Fahrpreis ein, reißt sodann, nachdem das Fahrgeld bezahlt, das obere Blatt ab, um es wegen der Rechnungslegung in eine Kassette zur Seite zu legen, und händigt die beiden untern Blätter dem Reisenden aus. Eins dieser beiden Blätter wird vom Schaffner bei der ersten Billetrevision auf der Abgangsstation abgenommen, das andere bleibt dagegen dem Reisenden zur Legitimation.

Nach einem andern von **Metz vorgeschlagenen Billetsystem** werden für die verschiedenen Zugsgattungen nicht besondere Billets ausgegeben, sondern es finden sich, nach Kl[...]
Bezeichnungen Schnellzug, [...]
u. s. w., nebst Angabe der [...]
einem Billet aufgedruckt. [...]
aber erst außer dem Dat[...]
«Taxe» in die betreffen[...]
parat aufgedruckt und [...]
kiert. Ein für Se[...]

mäßiges Billetsystem ist bei d[...]
zungen-Vacha-Kaltennordheim[...]
44 km lange Bahn ist in 13 je [...]
eingeteilt, wobei für eine Zon[...]
Billet für eine Tour- oder R[...]
eine Fahrt in zweiter oder dritte[...]
stimmter Einheitspreis festgesetzt[...]
prinzip gestattet die Anwendung [...]
sorten. Auf jedem Billet sind [...]
aufgeführt. Der Zugführer co[...]
und Bestimmungsstation, welc[...]
in gleicher Weise auf einem b[...]
legten zweiten Billet markiert, [...]
zugleich den Beleg für die Abrec[...]
pieren drückt sich zugleich das be[...]
Fahrt auf das Billet auf, das [...]
dem Reisenden vom Zugführer [...]

Litteratur. Edm. Heusi[...]
«Spezielle Eisenbahntechnik» (B[...]
letdruck- und Stempelapparate»[...]
Reitler, «Eine vereinfachte Pe[...]
Eisenbahnen» (Wien 1874); [...]
herausgeg. von der Lokomotivfa[...]
in München (Münch. 1882).

Eisenbahn-Centralabr[...]
oder Eisenbahn-Generals[...]
heißt eine von 16 deutschen [...]
tungen gegründete und am 1. [...]
getretene Rechnungsstelle, wel[...]
Schuld und Guthaben aus den [...]
den Eisenbahnverkehr, sowie all[...]
Ermessen der zahlungspflichti[...]
dazu geeigneten Schuldposten [...]
und für jede einzelne Verwaltu[...]
festzustellen. Der Vereinigun[...]
tungen, welche diese Abrechnu[...]
ist in kurzer Zeit auch der grö[...]
Verwaltungen des Vereins [...]
verwaltungen beigetreten. Al[...]
der verschiedenen Verbände, di[...]
haben nach Fertigstellung der [...]
resp. der Rechnungs-Genera[...]
Saldierungsstelle die Enderg[...]
Guthaben der einzelnen Ba[...]
Generalsaldierungsstelle ste[...]
nung der Saldoausgleichun[...]
den einzelnen beteiligten V[...]
Kosten der Saldierungsstel[...]
Verwaltungen zu gleichen [...]
gegenwärtig (Dez. 1882) b[...]
saldierungsstelle auf den [...]
bahnverwaltungen zu über[...]
Vereinsinstitut zu erklären[...]

Eisenbahn-Clearing[...]
ring-House) heißt die [...]
seit Ende des 18. Jahrh. [...]
kier-Abrechnungshause[...]
nungsstelle der engl. E[...]
in den vierziger Jahre[...]
die Regelung der [...]
pflichtungen des [...]

Quittung. (S. **Billetmaschinen.**) Den Bestimmungen des Personengeldtarifs entsprechend, gibt es Billets für einfache Fahrt, für Hin- und Rückfahrt, Abonnementsbillets, Saisonbillets, Rundreisebillets, Militärbillets, Kinderbillets u. s. w.

Für ausgedehnte Reisen erscheint die kleine Fahrkarte namentlich dann nicht ausreichend, wenn man den Aufenthalt auf Zwischenstationen von der lästigen Kontrollmaßregel der Vorzeigung der Billets beim Stationsvorstande befreien will. Es werden in diesem Falle entweder größere Zettelbillets angewandt, welche mit der nötigen Anzahl von Coupons (mindestens einem für jede beteiligte Bahnverwaltung) versehen sind, oder besser Billethefte. Letztere enthalten auf jedem Blatte die Namen sämtlicher Zwischenstationen der befahrenen Bahnstrecke. Der Name der Zwischenstation, an welcher der Reisende auszusteigen beabsichtigt, wird vom Schaffner mit der Coupierzange durchlocht.

Bei dem **Edmonsonschen Billetsystem** ist die Zahl der stets vorrätig zu haltenden Billets eine sehr große, da für jede Ausgangs- und jede Ankunftsstation, für jede Zugsgattung, für jede Wagenklasse, sowie für jede durch spezielle Verhältnisse gebotene Kombination besondere Billets gedruckt und in genügender Zahl bereit gehalten werden müssen. Es wird bei dem steten Anwachsen des Verkehrs und der Vermehrung der Verkehrsrouten die Übersicht für die Billetausgabe immer schwieriger und auch die Kontrolle zur Verhütung der Benutzung falscher Billets immer mehr erschwert. Man hat deshalb schon mehrfach Vorschläge zur Änderung des Billetsystems gemacht. So wurde von M. A. Reitler in Wien ein Fahrkartensystem vorgeschlagen, bei welchem je drei Fahrkartenblätter so zusammengeheftet sind, daß die in allen drei Blättern gleichartigen Rubriken und Felder genau übereinander zu liegen kommen und daß, wenn zwischen die beiden untern Blätter in Anwendung des Durchpauseverfahrens Indigopapier mit der fetten Fläche gegen die Schriftseite eingeschoben wird, alle Eintragungen, welche mittels sog. «Künstlerstifte» in die Rubriken des ersten Blattes gemacht werden, in denselben Rubriken der zwei andern Blätter deutlich kopiert erscheinen. Die Karten enthalten gedruckt nur die Firma der Bahnanstalt, den Namen der Ausgabestation, sowie Rubriken für die Bezeichnung der Wagenklasse, der Bestimmungsstation, des Fahrgeldes u. s. w. Der Billetteur füllt die Rubriken dem Verlangen des Reisenden entsprechend aus, trägt den Fahrpreis ein, reißt sodann, nachdem das Fahrgeld bezahlt, das obere Blatt ab, um es wegen der Rechnungslegung in eine Kassette zur Seite zu legen, und händigt die beiden untern Blätter dem Reisenden aus. Eins dieser beiden Blätter wird vom Schaffner bei der ersten Billetrevision auf der Abgangsstation abgenommen, das andere bleibt dagegen dem Reisenden zur Legitimation.

Nach einem andern von **Metz vorgeschlagenen Billetsystem** werden für die verschiedenen Zugsgattungen nicht besondere Billets ausgegeben, sondern es finden sich, nach Klassen getrennt, die Bezeichnungen Schnellzug, Postzug, Retourfahrt u. s. w., nebst Angabe der betreffenden Preise, auf einem Billet aufgedruckt. Bei der Ausgabe wird aber erst außer dem Datum u. s. w. auch das Wort «Taxe» in die betreffende Rubrik durch einen Apparat aufgedruckt und dadurch der Fahrpreis markiert. Ein für **Sekundärbahnen** sehr zweckmäßiges Billetsystem ist bei der Feldabahn (Salzungen-Vacha-Kaltennordheim) eingeführt. Diese 44 km lange Bahn ist in 13 je 3,4 km lange Zonen eingeteilt, wobei für eine Zone, je nachdem das Billet für eine Tour- oder Retourfahrt oder für eine Fahrt in zweiter oder dritter Klasse gilt, ein bestimmter Einheitspreis festgesetzt ist. Dieses Grundprinzip gestattet die Anwendung von nur vier Billetsorten. Auf jedem Billet sind sämtliche Stationen aufgeführt. Der Zugführer coupiert die Einsteig- und Bestimmungsstation, welcher Durchschlag sich in gleicher Weise auf einem beigebogenen unterlegten zweiten Billet markiert, und bildet letzteres zugleich den Beleg für die Abrechnung. Beim Coupieren drückt sich zugleich das betreffende Datum der Fahrt auf das Billet auf, das bei beendeter Fahrt dem Reisenden vom Zugführer abgenommen wird.

Litteratur. Edm. Heusinger von Waldegg, «Spezielle Eisenbahntechnik» (Bd. 4, Kap. VI: «Billetdruck- und Stempelapparate» (Lpz. 1876); M. A. Reitler, «Eine vereinfachte Personenexpedition bei Eisenbahnen» (Wien 1874); «Die Feldabahn», herausgeg. von der Lokomotivfabrik Krauß u. Comp. in München (Münch. 1882).

Eisenbahn-Centralabrechnungsbureau oder **Eisenbahn-Generalsaldierungsstelle** heißt eine von 16 deutschen Eisenbahnverwaltungen gegründete und am 1. Okt. 1871 ins Leben getretene Rechnungsstelle, welche zum Zweck hat, Schuld und Guthaben aus den Abrechnungen über den Eisenbahnverkehr, sowie alle sonstigen nach dem Ermessen der zahlungspflichtigen Verwaltungen dazu geeigneten Schuldposten zusammenzustellen und für jede einzelne Verwaltung in Einer Summe festzustellen. Der Vereinigung der 16 Verwaltungen, welche diese Abrechnungsstelle gründeten, ist in kurzer Zeit auch der größte Teil der übrigen Verwaltungen des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen beigetreten. Alle Abrechnungsstellen der verschiedenen Verbände, direkten Verkehre u. s. w. haben nach Fertigstellung der Monatsabrechnungen, resp. der Rechnungs-Generalabschlüsse sofort der Saldierungsstelle die Endergebnisse an Schuld und Guthaben der einzelnen Bahnen mitzuteilen. Die Generalsaldierungsstelle stellt hiernach die Berechnung der Saldoausgleichung auf und teilt letztere den einzelnen beteiligten Verwaltungen mit. Die Kosten der Saldierungsstelle fallen den beteiligten Verwaltungen zu gleichen Teilen zur Last. Es wird gegenwärtig (Dez. 1882) beabsichtigt, die Generalsaldierungsstelle auf den Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen zu übernehmen, d. h. sie als ein Vereinsinstitut zu erklären.

Eisenbahn-Clearing-Haus (Railway-Clearing-House) heißt die nach dem Vorbilde des bereits seit Ende des 18. Jahrh. bestehenden londoner Bankier-Abrechnungshauses gebildete Central-Abrechnungsstelle der engl. Eisenbahnen. Dasselbe wurde in den vierziger Jahren des 19. Jahrh. begründet, die Regelung der gesetzlichen Befugnisse und Verpflichtungen des Abrechnungsverbandes erfolgte durch die unter der Bezeichnung «Railway-Clearing-Act» publizierte Parlamentsakte vom 25. Juni 1850. Die Aufgaben des Clearing-Hauses sind: die Regelung der aus dem Personen- und Güterverkehr entspringenden gegenseitigen Forderungen der Eisenbahnen untereinander, die Abrechnungen über die Vergütungen für die Benutzung der Transportmittel auf den verschiedenen Bahnstrecken, sowie die

Auffindung falsch dirigierten, verloren geglaubten oder ungebührlich verzögerten Gepäcks oder Frachtguts. Vgl. «Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen» (1863, Nr. 26 fg.), worin auch ausführliche Übersetzung der «Railway-Clearings-Act»; ferner H. Schwabe, «Über das engl. Eisenbahnwesen» (Berl. 1871).

Eisenbahneinheit. Der internationale Eisenbahngüterverkehr unterliegt vielfachen Schwierigkeiten infolge der Rechtsunsicherheiten, welche durch die Verschiedenheit des Frachtrechts in den verschiedenen Ländern hervorgerufen werden und unter denen Transportanstalten, Aufgeber und Empfänger gleichmäßig zu leiden haben. Um diese Rechtsunsicherheiten zu beseitigen, wird die Vereinbarung eines einheitlichen internationalen Eisenbahnfrachtrechts angestrebt und hat zu diesem Zwecke zuerst im Mai und Juni 1879 eine Konferenz von Delegierten der Regierungen von Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Rußland, Italien, Belgien, Luxemburg, den Niederlanden und der Schweiz in Bern stattgefunden. Der auf dieser Konferenz aufgestellte Entwurf eines internationalen Vertrags über die Regelung des Eisenbahnfrachtgeschäfts in rechtlicher Beziehung ist sodann der Beratung seitens der einzelnen Regierungen unterzogen und auch zur Begutachtung den Handelskammern und sonstigen, beim internationalen Verkehr beteiligten Faktoren vorgelegt worden. Wenn der Vertrag wegen der mannigfachen, dabei zu überwindenden Schwierigkeiten bisjetzt (Dez. 1882) auch noch nicht zum Abschluß gelangt ist, so ist doch nach dem Stande der Verhandlungen am schließlichen Zustandekommen des Vertrags nicht zu zweifeln, wenn auch nicht die sämtlichen genannten Regierungen sich demselben voll anschließen werden.

Um ferner den durchgehenden Wagenverkehr, soweit derselbe mit Rücksicht auf die Spurweite überhaupt möglich ist, thunlichst zu erleichtern, tritt die Notwendigkeit hervor, sich über die für den durchgehenden Verkehr maßgebenden Dimensionen der Fahrzeuge zu verständigen. Es kommen hierbei besonders in Betracht: der innere Abstand der Räder, die Abmessungen und Lage der Puffer und der Kupplungen, die Maximal-Ausladungsprofile der Fahrzeuge u. dgl. Um für möglichst weite Verkehrsgebiete eine Einheit in dieser Beziehung zu erzielen, hat der schweiz. Bundesrat im Frühjahr 1879 den Entwurf einer neuen Verordnung über die techn. Einheit im schweiz. Eisenbahnwesen den Regierungen der an die Schweiz grenzenden Staaten: Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich und Italien, zur Einsicht und Begutachtung und mit dem Ersuchen vorgelegt, sich den Bestimmungen dieser eventuell durch gemeinschaftliche Beratungen noch zu modifizierenden Verordnung ebenfalls anzuschließen. Die infolge dieser Anregung eingeleiteten Verhandlungen und die Ergebnisse der im Herbst 1882 in Bern stattgehabten bezüglichen Konferenzen der Vertreter der beteiligten Staaten lassen erwarten, daß auch in dieser Beziehung eine Verständigung zwischen den beteiligten Regierungen stattfinden wird.

Vgl. Eger, «Die Einführung eines internationalen Eisenbahnfrachtrechts» (Bresl. 1877), und De Seigneux, «Commentaire du projet de convention rédigé par la conférence internationale à Berne 1881» (Par. 1882).

Eisenbahnen (frz. chemins de fer, engl. railroads, railways, ital. strade ferrate, span. ferrocarriles, portug. caminhos do ferro).

I. Begriff der Eisenbahn. Unter «Eisenbahn» versteht man im weitesten Sinne des Wortes eine Straße, auf welcher sich die Fuhrwerke nicht beliebig auf allen Stellen ihrer Breite, sondern ausschließlich auf fest bestimmten eisernen Spuren (Schienengleisen) bewegen. Durch diese Anordnung wird an die Stelle der bei der Fortbewegung der Fuhrwerke zu überwindenden Reibung zwischen dem Metall des Radreifens und der mineralischen Oberfläche der gewöhnlichen Landstraße die weit geringere Reibung zwischen Metall und Metall gesetzt und hierdurch eine wesentliche Erleichterung für die Fortbewegung von Fuhrwerken herbeigeführt. Die bei den E. zum Zwecke der Fortbewegung der Fahrzeuge zur Anwendung kommenden Zugkräfte sind entweder animalische (Pferde) oder mechanische. Unter den letztern ist zur Zeit die Dampfkraft die wichtigste und am allgemeinsten in Anwendung befindliche; in neuester Zeit erst wird die Elektricität als bewegende Kraft für E. in Anwendung gebracht.

In der neuern Gesetzgebung ist eine klare Definition des Begriffs «Eisenbahn» besonders in Bezug auf die «Haftpflicht» (s. d.) von Wichtigkeit. In dieser Beziehung ist das Wort «Eisenbahn» in Bezug auf das Reichs-Haftpflichtgesetz vom 7. Juli 1871 wie folgt erklärt worden: «Eine Eisenbahn ist ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Konsistenz, Konstruktion und Glätte den Transport großer Gewichtsmassen, beziehungsweise die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu ermöglichen bestimmt ist und durch diese Eigenart in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräften bei dem Betriebe des Unternehmens auf derselben eine verhältnismäßig gewaltige Wirkung zu erzeugen fähig ist.»

II. Geschichtliches. Die Anwendung der Spurbahn zur Fortbewegung von Lasten ist uralt. Die Tempelstraßen der Griechen, auf denen mit Götterbildern und Laubwerk hoch aufgebaute Opferfuhrwerke sich bewegten, waren sorgfältig in Stein ausgehauene Spurstraßen. Diese griech. Spurstraßen hatten auch Ausweichgleise; die Priester hielten, um den weitesten Verkehr ihrer heiligen Wagen möglich zu machen, streng auf gleichmäßige Durchführung der Spurweiten, die sich jetzt noch an allen erhaltenen Gleisen sehr konstant zu 5 Fuß 4 Zoll englisch nachweisen läßt. Auch in den Steinbrüchen der alten Ägypter finden sich Reste von Spurbahnen, welche beim Transport der schweren, für den Bau von Tempeln und sonstigen Denkmälern gebrauchten Steinblöcke benutzt wurden. Die Spurbahnen aber, aus denen die jetzigen hervorgegangen sind, waren die Holzbahnen, auf welchen bei Bergwerken mit Rädern versehene Kästen (Hunde) beladen zu Thal rollten, während sie zu Berg auf denselben von Pferden gezogen oder von Menschen geschoben wurden. Derartige Holzbahnen waren bei den Bergwerken im Harz seit Jahrhunderten im Gebrauch und sollen deutsche Bergleute dieselben zur Zeit der Königin Elisabeth nach England gebracht haben. Diese Spurbahnen bestanden aus einfachen hölzernen Langschwellen, auf denen die mit Spurkränzen versehenen Räder rollten. Im J. 1767 veranlaßte eine Krise in der

Eisenpreisen einen der Besitzer der Colebrook-Dale-Eisenwerke, Mr. Reynolds, zu dem Vorschlage, den Eisengänzen, die, um die Hohöfen in Gang zu erhalten, in Vorrat gegossen wurden, die Form von starken, oben konkaven Platten zu geben und dieselben einstweilen an Stelle der unablässig zerstörten hölzernen Langschwellen in die Spurbahnen zu legen, auf welchen die großen Produktionsmassen des Werks verfahren wurden. Bei etwaigem Steigen der Eisenpreise sollten dann die Platten wieder herausgenommen und anderweitig verwendet werden. Der Gebrauch der eisernen Schwellen an Stelle der hölzernen erschien aber wegen der geringern Abnutzung so vorteilhaft, daß auch nach erfolgter Preissteigerung die eisernen Schwellen doch belassen wurden und die eiserne Spurstraße bald überall an Stelle der hölzernen trat. Die weitern Verbesserungen der für den Transport der Bergwerksprodukte bestimmten Spurbahnen führten zu der Anwendung von besonders geformten, gegossenen Schienen an Stelle der zuerst verwendeten Eisenblöcke. Da das Gußeisen wegen seiner Sprödigkeit sich für den vorliegenden Zweck nicht geeignet erwies, so wurde es später durch Walzeisen ersetzt. Die ersten Schienen aus Schmiedeeisen von 15 Fuß (engl.) Länge und mit einem pilzförmigen Querschnitte wurden im Okt. 1828 auf dem Bedlington-Eisenwerke bei Durham durch John Berkinshaw gewalzt. Mit der Erfindung des Schienenwalzens aus Schmiedeeisen war der eigentlich letzte große Schritt in der Entwickelung der Konstruktion des Eisenbahnoberbaues bis zu der jetzt noch gebräuchlichen Form desselben gethan, wenn die damals aufgekommene Grundform inzwischen auch vielfache Modifikationen erfahren hat.

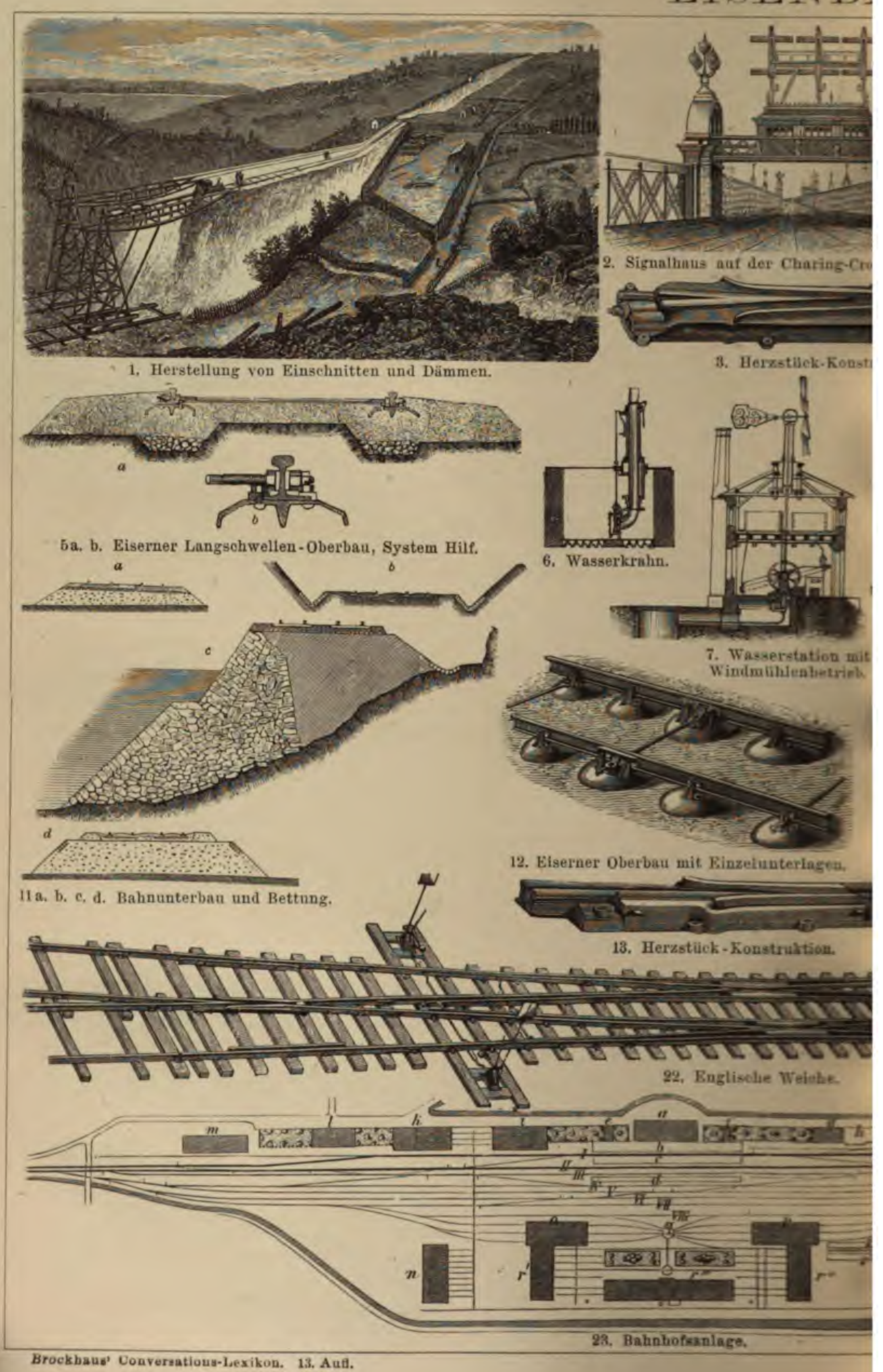
Als bewegende Kraft für die Fortschaffung der Lasten auf diesen Spurbahnen wurden zuerst hauptsächlich Pferde verwendet. Der erste Versuch, Kohlenwagen auf solchen Spurbahnen mittels einer durch Dampf getriebenen, auf Rädern beweglichen Maschine fortzuziehen, wurde 1804 von Richard Trevethick auf der Merthyr-Tydvill-Bahn in Südwales gemacht. Ihre wesentlichste Vervollkommnung erhielt die für das Fortziehen von Lasten auf der Spurbahn bestimmte Dampfmaschine (die Lokomotive) hiernach durch den 1781 geborenen genialen Georg Stephenson (s. d.). Mit einer von letzterm konstruierten Maschine wurde auf der Stockton-Darlington-Bahn am 27. Sept. 1828 der erste mit Personen besetzte Wagenzug mit einer Geschwindigkeit von 6 engl. Meilen in der Stunde befördert. Stephenson erfand für seine Maschine die Anordnung, daß durch den Austritt des Dampfes in den Schornstein (das Blasrohr) die Dampferzeugungskraft des Kessels sich auf das Vielfache hob, und brachte dann noch das Prinzip der Vergrößerung der Feuerfläche durch die Anordnung von zahlreichen engen Sieberöhren im Kessel in Anwendung. Die Erbauer der E. von Liverpool nach Manchester, als deren Oberingenieur Georg Stephenson fungierte, schrieben eine Preiskonkurrenz für die beste Lokomotivmaschine aus; die Wettfahrt fand am 6. Okt. 1829 bei Rainhill statt und hatte den Erfolg, daß Stephenson mit seiner Lokomotive «Rocket» den Preis davontrug. Die Liverpool-Manchester-Bahn wurde am 15. Sept. 1830 dem öffentlichen Verkehr übergeben, und zehn Jahre später waren schon die Hauptstädte Englands untereinander sämtlich durch E. verbunden, wie denn überhaupt die Ausbreitung der E. seit dieser Zeit mit einer wahrhaft wunderbaren Schnelligkeit vor sich ging.

III. **Bau und Betrieb der Eisenbahnen.** Die Vorarbeiten für den Bau einer E. bestehen in der topogr. Feststellung der Bahnrichtung, d. h. der Bestimmung der wichtigsten Punkte, welche an der Bahn liegen sollen, und der Projektierung der Bahntrace. Diese umfaßt die genaue Feststellung der horizontalen und vertikalen Lage der Bahn zur Erdoberfläche, der Krümmungsverhältnisse, welche durch das Terrain geboten sind, die Berechnung der Auf- und Abtragungen von Erdreich, sowie der nötigen Kunstbauten und die sich hieraus ergebenden Kostenanschläge für den Bau der E. Die **Krümmungen** oder **Kurven** der Bahn muß man nach einem möglichst großen Halbmesser abrunden, da die Fahrt in kurzen Krümmungen teils aufhaltend, teils gefährlich ist, auch das Material der Bahn stark abnutzt. Nach den technischen Vereinbarungen des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen sollen die kleinsten Krümmungshalbmesser der Kurven im flachen Lande 1100 m, im Hügellande 600 und im Gebirgslande 300 m sein; Radien unter 180 m werden für unzulässig erklärt. Die **Steigungen** betreffend, überschreitet man nicht gern im Flachlande das Verhältnis von 1 m Erhebung auf 200 m Länge, im hügeligen Lande von 1 : 100 und in Gebirgsgegenden von 1 : 40. Jedoch kommen auf manchen Gebirgsbahnen noch bedeutendere Steigungen vor, z. B. auf der Peruanischen E. von Lima nach Oroya am Ostabhange der Cordilleren, deren höchster Punkt, der Summit-Tunnel, 4769 m über dem Meere liegt und bei welcher das Maximum der Steigung $1 : 20\frac{1}{2}$ beträgt; wegen ihrer schwierigen Steigungsverhältnisse sind noch zu erwähnen: die Semmeringbahn, die Badische Schwarzwaldbahn zwischen Hausach und Villingen, die Bahn über den Brenner, die Centralpacificbahn bei Übersteigung der Sierra Nevada u. a. m.

Wenn die durch die geogr. Bodenbeschaffenheit gebotenen Hindernisse weder durch Krümmungen umgangen, noch durch Steigungen und Gefälle überwunden werden können, müssen die **Kunstbauten** zur Beseitigung derselben eintreten. Dieselben bestehen aus Brücken (s. d.) und Viadukten, Tunnels (s. d.), Einschnitten und Dämmen. Für die Art der Herstellung von Einschnitten und Dämmen sind in Tafel: **Eisenbahnen I**, Fig. 1 und 4, und für die Gestaltung des Bahnunterbaues und der Unterbettung der Schienen in Fig. 11 a, b, c und d Beispiele gegeben. Das Hauptmaterial der Eisenbahnbrücken ist das Eisen, und zwar das Schmiedeeisen, in neuerer Zeit auch Stahl. Unter den bedeutendern Eisenbahnbrücken sind zu erwähnen: die Britanniaröhrenbrücke über die Menaistraße, die Brücke der Niederländischen Staatsbahn über den Lek bei Cuilenborg, die Brücken über den Rhein bei Düsseldorf, Köln und Koblenz, über die Elbe bei Hamburg, die Gitterbrücken über die Weichsel bei Dirschau, Thorn und Graudenz, die Brücke über den Firth of Tay bei Dundee (3145 m in 89 Spannungen, die längste Brücke) und in Amerika die Drahtseilhängebrücke über den East-River zwischen Neuyork und Brooklyn mit drei Hauptöffnungen, deren mittlere 518 m weit ist, die Mississippibogenbrücke bei St. Louis, die Hängebrücke über den Delaware bei Philadelphia und die Victoriabrücke bei Montreal über den St. Lorenz. Tief einschneidende Thäler werden



EISENB[A…]



1. Herstellung von Einschnitten und Dämmen.

2. Signalhaus auf der Charing-Cr[…]

3. Herzstück-Konst[…]

5a. b. Eiserner Langschwellen-Oberbau, System Hilf.

6. Wasserkrahn.

7. Wasserstation mit Windmühlenbetrieb.

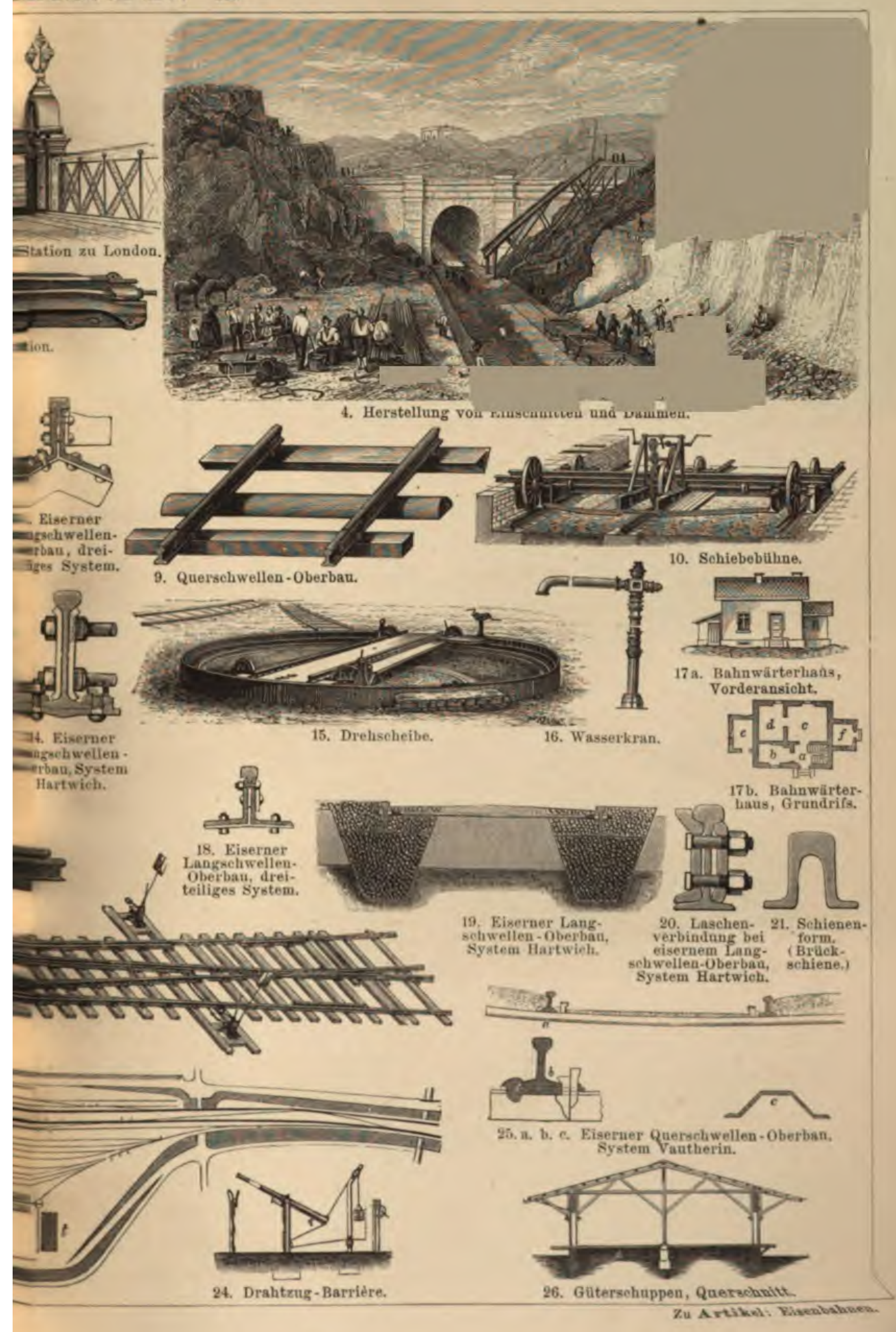
11a. b. c. d. Bahnunterbau und Bettung.

12. Eiserner Oberbau mit Einzelunterlagen.

13. Herzstück-Konstruktion.

22. Englische Weiche.

23. Bahnhofsanlage.



Zu Artikel: Eisenbahnen.



durch Viadukte überspannt, von denen auf dem Kontinent der größte der Viadukt der Sächsisch-Bayrischen Bahn zur Überschreitung des Göltschthals ist, 680 m lang und 80 m über dem höchsten Punkte der Thalsohle. Der Verrugasviadukt auf der Peruanischen Bahn von Lima nach Oroya, ganz von Eisen konstruiert, hat vier Öffnungen von zusammen 129 m Länge und Mittelpfeiler von 48, 82 und 58 m Höhe. In Großbritannien liegen mitunter drei oder vier Kommunikationslinien übereinander. So kommt auf der North-Midlandbahn der Fall vor, daß die E. unter dem Cromfordkanal, aber über der Landstraße fortgeht, welche selbst wieder an dieser Stelle den Fluß Amber übersetzt. Von den Tunnels oder den Durchbohrungen ganzer Berge sind als die längsten anzuführen: der im Juni 1882 eröffnete Gotthardtunnel von 15 km Länge, der 17. Sept. 1871 eröffnete Mont-Cenistunnel von 12,2 km Länge, der Hoosactunnel auf der E. von Boston nach Albany von 7,6 km Länge. Der auf der Österreichischen Staatsbahn Innsbruck-Bludenz im Bau begriffene Arlbergtunnel wird 10,240 km lang werden. Die größern Einschnitte der E. und die damit in der Regel zusammenhängenden hohen Dammschüttungen machen in vielen Fällen den Bau der E. sehr kostspielig, besonders dann, wenn die Masse des zu bewegenden Erdreichs oder Felsens bedeutend ist und weit transportiert werden muß.

Der Oberbau besteht in der Bettung der Schwellen und Schienen auf dem fertig gestellten Planum der E. Man unterscheidet hauptsächlich drei Systeme: 1) Das Langschwellensystem, bei welchem die Schienen fortlaufend gleichmäßig unterstützt sind, sodaß das Gleis einem kontinuierlichen Langträger gleicht. Bei diesem System werden in der Regel sämtliche Konstruktionsteile aus Eisen und Stahl gefertigt. 2) Das Querschwellensystem, bei welchem die beiden Schienen eines Gleises gemeinschaftlich durch hölzerne oder eiserne Schwellen in Entfernungen von 0,75—1 m unterstützt werden. 3) Das System mit Einzelunterlagen, bei welchem die Schienen, und zwar jede Schiene eines Gleises für sich, durch einzelne Steinwürfel, gußeiserne Glocken oder dergleichen unterstützt werden (s. Tafel I, Fig. 12). Das letztere System ist gegenwärtig nur wenig im Gebrauch. Von den Langschwellensystemen sind besonders zu erwähnen: das Hartwichsche (einteilige) System (s. Tafel I, Fig. 14, 19 und 20), bei welchem eine hohe starke Schiene mit ihrem breiten Fuße direkt auf der Bettung ruht; das Hilfsche (zweiteilige) System (s. Tafel I, Fig. 5 a und b) mit einer eisernen Langschwelle und stählernen, auf den Schwellen befestigten Schienen von 25—30 kg Gewicht per laufendes Meter. Unter den Langschwellensystemen ist das zweiteilige System gegenwärtig das am meisten in Anwendung befindliche, doch hat das ursprüngliche Hilfsche System mannigfache Modifikationen erfahren. Die bemerkenswertesten dieser Modifikationen sind: das Haarmannsche System, welches auf der Berliner Stadtbahn und der Bahn Berlin-Metz zur Anwendung gekommen ist, und das System der Rheinischen Eisenbahn. Bei den dreiteiligen Langschwellensystemen (s. Tafel I, Fig. 8 und 18) besteht die unterstützende Langschwelle aus zwei Teilen, welche den Steg der Schiene zwischen sich fassen; unter denselben ist zu nennen: das System von Scheffler, das von Köstlin u. Battig und das von de Serres u. Battig. Bei dem Querschwellensystem (s. Tafel I, Fig. 9) werden die Schienen in der Regel schwerer als beim Langschwellensystem angenommen, zu 30—42 kg per laufendes Meter. Man unterscheidet den schwebenden und den festen Stoß, je nachdem das Zusammenstoßen zweier Schienen einer Schienenreihe zwischen zwei Schwellen oder auf einer Schwelle stattfindet. Der schwebende Stoß wird immer allgemeiner eingeführt, da er ein sanfteres Fahren begünstigt. Eiserne Schwellen haben meist einen ⌒-förmigen Querschnitt (s. Tafel I, Fig. 25 a, b, c); hölzerne Schwellen sind möglichst vollkantig zu nehmen. Als Material für letztere wird Eichen-, Kiefern-, Tannen-, Birken- und Buchenholz verwendet; die gebräuchlichen Dimensionen der Querschwellen sind 2,5—3 m Länge, 20—25 cm Breite und 15—20 cm Höhe; die Stoßschwellen, welche da liegen, wo zwei Schienen zusammenstoßen, werden meist etwas breiter gemacht. Durch Imprägnierung mit Kreosot, Quecksilbersublimat, holzessigsaurem Zinkoxyd, Kupfer- oder Eisenvitriol oder Zinkchlorid macht man die Schwellen von weichen Hölzern dauerhafter. Die Schienen werden in neuerer Zeit fast ausschließlich aus Flußstahl hergestellt, während sie früher meist aus Schmiedeeisen gewalzt wurden. Sie sind in ihrer Form sehr verschieden; man unterscheidet hauptsächlich Flachschienen, T-Schienen, I-Schienen, breitbasige oder Vignolesschienen (jetzt die üblichsten) und Brück- oder Omegaschienen (s. Tafel I, Fig. 21, so genannt nach der Ähnlichkeit des Querschnitts mit dem griech. Buchstaben Ω). Die Länge der einzelnen Schienen ist verschieden, 6,5—10 m. Die Verbindung der Schienen untereinander geschieht entweder in sog. Stühlen mittels hölzerner Keile, oder durch eiserne oder stählerne Laschen, zwei 40—50 cm lange Backen, an denen die Schienen durch drei, vier oder mehr horizontale Schraubenbolzen befestigt sind. Durch einen Temperaturwechsel —25 und +50° ändert eine 6,5 m lange Schiene ihre Länge fast um 8 mm, weshalb beim Legen der Schienen zwischen denselben kleine Zwischenräume vorzusehen sind. Der Abstand der beiden Schienenstränge zwischen den Innenkanten der Schienenköpfe, die Spurweite, beträgt in den geraden Strecken der meisten Hauptbahnen 1,435 m; dies ist die normale Spurweite. In England hatte die Great-Westernbahn eine Spurweite von 2,13 m, ist aber auf die normale Spurweite umgebaut worden; in Spanien beträgt die Spurweite 1,74 m, in Rußland 1,524 m. Bei den schmalspurigen E., wie sie besonders in Norwegen und in der austral. Kolonie Queensland in größerer Ausdehnung, in andern Ländern als Nebenbahnen und Sekundärbahnen ausgeführt wurden, wechselt die Spurweite von 0,6—1,25 m. In den Vereinigten Staaten von Amerika waren ursprünglich neben der Normalspur von 1,435 m Weite verschiedene andere Spurweiten zur Anwendung gekommen; da das Vorhandensein einer einheitlichen Spurweite aber ein wesentliches Erfordernis für die Erleichterung des Verkehrs ist, so werden auch dort nach erfolgtem Zusammenfluß des Netzes nach und nach die Bahnen auf die Normalspur umgebaut, soweit sie ursprünglich andere Spurweiten hatten. Auch in Deutschland haben mehrfach solche Umänderungen stattgefunden, so bei den ursprünglich mit einer

...iese

...selben Ebene ...übergänge an... ...körper zu bei... ...n Schienen bis zur ...aussiert oder pflastert, ...kranz der Räder erfor... ...rrieren verhindern das ... beim Nahen eines Zugs. ...den von einem Wärter ent... oder bei entfernterm Stand... Drahtzugs geschlossen und ge... I, Fig. 24). Auch werden mittels ... Straßen über oder unter der ...führt. Die Vorrichtungen, durch welche ...bahnfuhrwerk oder ein ganzer Zug von ... Gleise auf das andere geschafft wird, sind ... Weichen, d. h. S-förmig gekrümmte Verbin...gleise zwischen zwei nebeneinander herlaufen... Gleisen, welche mittels einer Kurbel, eines ... oder einer excentrischen Scheibe bewegt werden können, oder *Schiebebühnen* (s. Tafel I, Fig. 10), bestehend aus einem Stück Bahngleis, welches auf einem mit Rädern oder Rollen versehenen Gerüst so ruht, daß es rechtwinkelig zur Bahnachse vor verschiedene Gleise geschoben werden kann, oder endlich Drehscheiben (s. d., sowie Tafel I, Fig. 15), horizontale, kreisrunde Scheiben von Holz, welche sich um ihren Mittelpunkt drehen lassen und auf denen Schienen befestigt sind, die zur Aufnahme der von einem Gleise auf das andere überzuführenden Lokomotiven oder Wagen dienen und mit denjenigen Teilen der Bahn korrespondieren, für welche sie benutzt werden sollen. Bei den Weichen heißt der Teil, welcher sich an der Durchkreuzungsstelle der Schienen bildet und welcher wegen seiner starken Beanspruchung aus besonders gutem Material (Hartguß, Gußstahl) hergestellt werden muß, das *Herz* oder *Herzstück* (s. Tafel I, Fig. 3 und 13). Tritt eine Gleiskreuzung mit Weichen in Verbindung, so entsteht die sog. Englische Weiche

...chtungen, namentlich für das Auf- und ... der auf der Bahn zu transportierenden Gü... Aus- und Einsteigen der Reisenden, sowie ... Erneuern, beziehentlich Vermehren der zu... derung der Züge erforderlichen Kraft hab... ist deshalb auf den Bahnhöfen zunächst n... durchgehenden Hauptgleisen eine mehr oder ... große Zahl von Nebengleisen erforderlich ... unter sich und mit den Hauptgleisen durch ... verbunden sind. Um die Gefahren thunlich... seitigen, welche infolge falscher Weichenstell... in einen Bahnhof einfahrenden Zügen droh... auf allen größern Bahnhöfen mehr und ... Einrichtung getroffen, daß sämtliche Weich... Bahnhofs oder größere zusammengehörig... plexe von Weichen von einem Punkte ... haus, engl. signal-box) aus nach der ... Bahnhofsvorstande gegebenen Anweisun... werden. Ein solches auf der Charing-C... tion zu London befindliches Signalhau... Fig. 2, Tafel I, dargestellt. In Bezug ... allgemeine Gestaltung der Bahnhöfe unt... man *Kopfstationen*, bei denen die Gle... gen, und *Durchgangs- oder Zwische...nen*, bei denen die Gleise nach beiden S... der Station aus weiter führen. Die n... auf einem Bahnhofe vorkommenden Anla... beispielsweise für eine Zwischenstation auf ... Fig. 23, zusammengestellt. In dieser Skiz... durchgehenden Gleise I und II mit stärkern ... vor den Nebengleisen III bis VIII heraus... wobei jeder einzelne Strich ein Gleis ... sammengehörige Schienenstränge) bezeichn... Schiebebühnengleis IX durchschneidet rech... sämtliche Bahnhofsgleise und ermöglicht d... und Einsetzen einzelner Wagen. Vor dem ... gebäude a erstrecken sich ein mit demsel... bindung stehender (Haupt-) Perron b und ... zwei Zwischenperrons c und d. Zu ... Hauptgebäudes und in der Nähe desselben ... sich Neben- und Retiradengebäude e und f. ... entfernter vom Hauptgebäude steht in der ... mit einer Laderampe h in Verbindung ... Güterschuppen g, von welchem ...

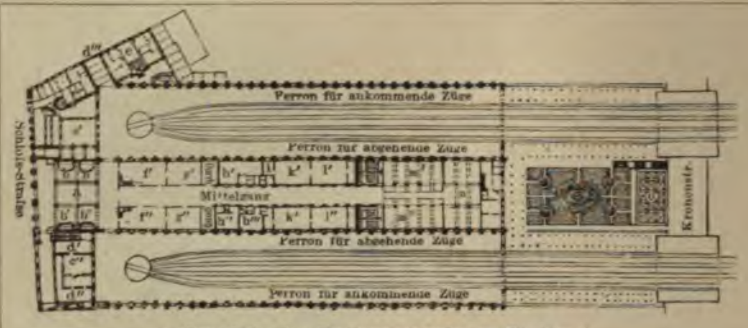


größern Spurweite gebauten bad. Bahnen. Aus Rücksicht auf die Centrifugalkraft der Züge wird in Kurven die äußere, konvexe Schiene je nach der Geschwindigkeit der fahrenden Züge um 5—15 cm höher gelegt als die innere. Für das ungehinderte Passieren der Fahrzeuge auf den Gleisen ist eine bestimmte Begrenzung erforderlich einerseits für die Fuhrwerke und deren Beladung, andererseits für die neben und über den Gleisen befindlichen Baulichkeiten und Gegenstände. Der zu diesem Zwecke um ein Gleis frei zu haltende und für die Hauptbahnen des Deutschen Reichs nach bestimmten Maßen gesetzlich vorgeschriebene Raum wird als **Normalprofil des lichten Raumes** bezeichnet. Das **Ladeprofil** hat noch etwas kleinere Maße als das Normalprofil des lichten Raumes, bleibt also überall innerhalb des letztern, damit bei etwaiger geringer Verschiebung der Ladung diese nicht an die Bauwerke stößt.

Da, wo sich Straßen mit E. in derselben Ebene kreuzen, sind besondere **Wegeübergänge** anzulegen, indem man den Straßenkörper zu beiden Seiten und zwischen den Schienen bis zur Schienenhöhe abgleicht und chaussiert oder pflastert, und nur den für den Spurkranz der Räder erforderlichen Raum freiläßt; Barrièren verhindern das Überschreiten der Bahn beim Nahen eines Zugs. Diese Barrièren werden von einem Wärter entweder mit der Hand, oder bei entferntem Standpunkte mittels eines Drahtzugs geschlossen und geöffnet (s. Tafel I, Fig. 24). Auch werden mittels besonderer Brücken Straßen über oder unter der E. hinweggeführt. Die Vorrichtungen, durch welche ein Eisenbahnfuhrwerk oder ein ganzer Zug von einem Gleise auf das andere geschafft wird, sind die **Weichen**, d. h. S-förmig gekrümmte Verbindungsgleise zwischen zwei nebeneinander herlaufenden Gleisen, welche mittels einer Kurbel, eines Hebels oder einer excentrischen Scheibe bewegt werden können, oder **Schiebebühnen** (s. Tafel I, Fig. 10), bestehend aus einem Stück Bahngleis, welches auf einem mit Rädern oder Rollen versehenen Gerüst so ruht, daß es rechtwinkelig zur Bahnachse vor verschiedene Gleise geschoben werden kann, oder endlich Drehscheiben (s. d., sowie Tafel I, Fig. 15), horizontale, kreisrunde Scheiben von Holz, welche sich um ihren Mittelpunkt drehen lassen und auf denen Schienen befestigt sind, die zur Aufnahme der von einem Gleise auf das andere überzuführenden Lokomotiven oder Wagen dienen und mit denjenigen Teilen der Bahn korrespondieren, für welche sie benutzt werden sollen. Bei den Weichen heißt der Teil, welcher sich an der Durchkreuzungsstelle der Schienen bildet und welcher wegen seiner starken Beanspruchung aus besonders gutem Material (Hartguß, Gußstahl) hergestellt werden muß, das **Herz** oder **Herzstück** (s. Tafel I, Fig. 3 und 13). Tritt eine Gleiskreuzung mit Weichen in Verbindung, so entsteht die sog. **Englische Weiche** (s. Tafel I, Fig. 22). Zum Füllen der Dampfkessel der Lokomotiven mit Wasser, besonders auf den Zwischenstationen während der Fahrt, dienen die **Wasserstationen**, bestehend aus dem Pumpwerk, den Wasserbehältern, der Röhrenleitung, den Wasserkranen und aus dem Vorwärmer. Enthält das zur Lokomotivspeisung zu verwendende Wasser zu viel kesselsteinbildende Substanzen, so werden noch besondere Einrichtungen zur Reinigung des Wassers getroffen. Das Füllen der Bottiche der Wasserstationen erfolgt entweder durch den natürlichen Wasserdruck, wenn das Speisewasser aus einem höher gelegenen Bassin kommt, oder durch Pumpen, welche mit der Hand, durch Dampf- oder auch Windmaschinen in Thätigkeit gesetzt werden (s. Tafel I, Fig. 7). Aus den Wasserstationsbottichen wird das Wasser durch Rohrleitungen nach den zwischen den Gleisen stehenden Wasserkranen (s. Tafel I, Fig. 6 und 16) geleitet, mittels deren die Lokomotiven gespeist werden.

Die **Bahnhöfe, Stationen** oder **Haltestellen** bilden die Übergangspunkte vom Eisenbahnverkehr zu dem außerhalb desselben vorkommenden Verkehr und müssen die der Art und dem Umfange dieses Vermittelungsgeschäfts entsprechenden Einrichtungen, namentlich für das Auf- und Abladen der auf der Bahn zu transportierenden Güter, das Aus- und Einsteigen der Reisenden, sowie für das Erneuern, beziehentlich Vermehren der zur Beförderung der Züge erforderlichen Kraft haben. Es ist deshalb auf den Bahnhöfen zunächst neben den durchgehenden Hauptgleisen eine mehr oder minder große Zahl von Nebengleisen erforderlich, welche unter sich und mit den Hauptgleisen durch Weichen verbunden sind. Um die Gefahren thunlichst zu beseitigen, welche infolge falscher Weichenstellung den in einen Bahnhof einfahrenden Zügen drohen, wird auf allen größern Bahnhöfen mehr und mehr die Einrichtung getroffen, daß sämtliche Weichen eines Bahnhofs oder größere zusammengehörige Komplexe von Weichen von einem Punkte (Signalhaus, engl. signal-box) aus nach der von dem Bahnhofsvorstande gegebenen Anweisung gestellt werden. Ein solches auf der Charing-Croß-Station zu London befindliches Signalhaus ist in Fig. 2, Tafel I, dargestellt. In Bezug auf die allgemeine Gestaltung der Bahnhöfe unterscheidet man **Kopfstationen**, bei denen die Gleise endigen, und **Durchgangs-** oder **Zwischenstationen**, bei denen die Gleise nach beiden Seiten von der Station aus weiter führen. Die wichtigsten auf einem Bahnhofe vorkommenden Anlagen sind beispielsweise für eine Zwischenstation auf Tafel I, Fig. 23, zusammengestellt. In dieser Figur sind die durchgehenden Gleise I und II mit stärkern Strichen vor den Nebengleisen III bis VIII herausgehoben, wobei jeder einzelne Strich ein Gleis (zwei zusammengehörige Schienenstränge) bezeichnet. Das Schiebebühnengleis IX durchschneidet rechtwinkelig sämtliche Bahnhofsgleise und ermöglicht das Aus- und Einsetzen einzelner Wagen. Vor dem Hauptgebäude a erstrecken sich ein mit demselben in Verbindung stehender (Haupt-)Perron b und außerdem zwei Zwischenperrons c und d. Zur Seite des Hauptgebäudes und in der Nähe desselben befinden sich Neben- und Retiradengebäude e und f. Etwas entfernter vom Hauptgebäude steht in der Regel der mit einer Laderampe h in Verbindung stehende Güterschuppen g, von welchem Fig. 26 einen Querschnitt zeigt. Die Gleise der Wagenschuppen i, k und n stehen durch die Schiebebühnen mit den Bahnhofsgleisen in Verbindung. Von dem Nebengleise VIII zweigen Gleise ab nach der Drehscheibe q und von da nach den zugleich die Wasserstation enthaltenden Lokomotivremisen o und p und den Gebäuden r′, r″, r‴ der Reparaturwerkstätte. Außerdem zweigen noch Gleise ab nach dem Materialienschuppen t und den Kohlenlagerplätzen s′ und s″. Auf einzelnen Bahnhöfen sind je nach Umständen

EISEN



1. Grundrifs des Stationsgebäudes zu Stuttgart.



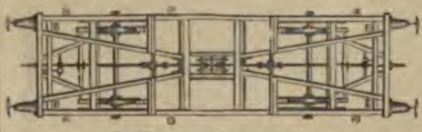
2. Gedeckte



6 a. Zwischenstations-Gebäude.



6 b. Grundrifs des Zwischenstations-Gebäudes.



7. Wagenuntergestell.



8. Stationsgebäude z

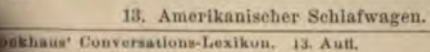


10. Personenhalle.



11. Eisernes Dachgerüst mit bogenförmigen G





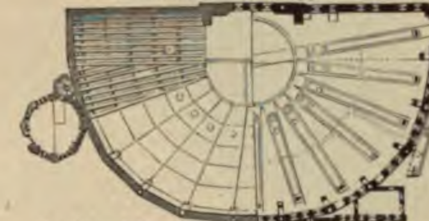
13. Amerikanischer Schlafwagen.



3. Offener Güterwagen.



4. Lokomotivenschuppen.



5. Grundrifs des Lokomotivenschuppens.



icht.



9. Gedeckter Perron.



lle der Pancras-Station zu London).



12. Zweietagiger Personenwagen.



nischer Schlafwagen.

15a. Vierräderiger Personenwagen mit Zwischenverbindungen. Ansicht.



15b. Vierräderiger Personenwagen mit Zwischenverbindungen. Grundrifs.

Zu Artikel: Eisenbahnen.



noch besondere Anlagen vorhanden, wie im vorstehenden Beispiel eine Anstalt (m) für das Imprägnieren der Holzschwellen.

Als Beispiel für die Anordnung eines größern Stationsgebäudes möge das auf Tafel II, Fig. 1 und 8 dargestellte Stationsgebäude zu Stuttgart dienen. Bei dem Grundriß Fig. 1 bezeichnet a den Eingang und die Vorhalle, auf deren beiden Seiten sich Billettkassen b′, b″, b‴, b⁗ befinden; die Räume c′, c″ dienen zur Gepäck- und Eilguterpedition, d′, d″, d‴, d⁗ sind Ausgänge, e Telegraphenamt, f′, f″ Gepäcksäle, g′, g″ Postbüreaus, h′, h″, h‴ Wartesäle erster Klasse und reservierte Zimmer für den Hof, i Damenzimmer, k′, k″ Wartesaal zweiter Klasse, l′, l″ Restauration zweiter Klasse, m′, m″ Wartesaal dritter Klasse, n Restauration dritter Klasse, o Verwaltungsgebäude. Die Perrons und Gleise dieses Bahnhofs sind wie die der meisten größern Personenbahnhöfe mit Glashallen überdacht (s. Tafel II, Fig. 10). Diese Glashallen haben teilweise sehr bedeutende Abmessungen. So hat die Halle der St.-Pancras-Station in London 215 m Länge, 73 m Breite und 30,5 m Höhe (s. Tafel II, Fig. 11). Die Halle der Cannonstreet-Station ist 200 m lang, 58 m breit, 33 m hoch; von den beiden 207 m langen Hallen des Schlesischen Bahnhofs in Berlin ist die eine 55 m breit, 17 m hoch, und die andere 37 m breit, 24 m hoch. Die Halle des Anhalter Bahnhofs in Berlin ist 167 m lang, 60 m breit und 34 m hoch, und die der Charing-Croß-Station in London ist 147 m lang und 50 m breit.

Bei Bahnhöfen von geringerer Bedeutung ist vielfach nur eine Überdachung des Hauptperrons angeordnet (s. Tafel II, Fig. 9). Ein Beispiel für ein kleines Zwischenstationsgebäude ist in Tafel II, Fig. 6 a und b, dargestellt. In der Grundrißzeichnung bezeichnet a das Vestibül, b den Wartesaal dritter und vierter Klasse, c den Wartesaal erster Klasse, d das Stationsbüreau, e den Güterlagerraum, f ein Wirtschafts- und Retiradengebäude, g eine das letztere mit dem Empfangsgebäude verbindende Veranda. Für die Lokomotivschuppen werden außer der rechteckigen auch kreis- und segmentförmige Grundrißanordnungen gewählt (s. Tafel II, Fig. 4 und 5). In besonders großer Zahl kommen von Hochbauten noch die in der Regel mit Dienstwohnungen verbundenen Weichensteller- und Bahnwärterhäuser vor. Bei dem in Fig. 17 a und b, Tafel I, dargestellten Bahnwärterhause bezeichnet a den Flur, b die Küche, c Wohnstube, d Kammer, e Stall und f den Wachraum.

Die **Fahrbetriebsmittel** der E. sind die Lokomotiven, Personenwagen und Lastwagen. Die Lokomotiven (s. d.) bestehen aus dem den Dampf erzeugenden Kessel, aus dem Bewegungsmechanismus, durch welchen die Bewegung des im Dampfcylinder befindlichen Kolbens auf die Räder übertragen wird, aus dem Wagengestell mit dem Rahmen, den Federn, Achsen u. s. w. und aus den Rädern, welche letztere in Trieb-, Kuppelungs- und Laufräder zerfallen. Zur Mitführung von Wasser und Brennmaterial dient der Tender, dessen Räder oft zur Vermehrung des Adhäsionsgewichts mit den Rädern der Lokomotive gekuppelt sind. Bei Überwindung starker Steigungen und scharfer Kurven wendet man vorzugsweise gern Tenderlokomotiven mit acht gekuppelten Rädern an, bei denen Tender und Lokomotiven dasselbe Gestell haben. Die Leistungen der Lokomotiven werden nach Pferdekräften beurteilt und variieren zwischen 100 und 400 Pferdekräften. Feuerlose Lokomotiven, besonders für Tramways, sind seit längerer Zeit an verschiedenen Orten im Betriebe; es wird hierbei an den Stationen von Kesselanlagen aus eine Quantität überhitzten Wassers in einen unter dem Waggon befindlichen eisernen Behälter gebracht, welches bei allmählichem Verbrauche und abnehmendem Drucke die nötige Menge Dampf entwickelt. Gegen das sog. «Schlingern» oder Horizontal-Oszillieren der Lokomotiven hat der Ingenieur Tilp in Österreich eine Vorrichtung erfunden, bestehend in einer kräftigen, keilförmigen, an der Maschine unter dem Tritte angebrachten Vertikalnute, in welche vom Tender her durch eine Feder ein dreieckiger Vertikalkeil eingepreßt wird, sodaß in der geraden Linie des Gleises, wo das Schlingern allein eintritt, die Maschine keine Seitenschwingung machen kann, ohne den Tender mitzunehmen; in Kurven wird durch eine sinnreiche Hebeleinrichtung der Keil aus der Nute zurückgezogen.

Wo Steigungen von mehr als 1:40 überwunden werden müssen, wendete man früher an den steilsten Stellen stationäre Dampfmaschinen an, welche die Züge mittels starker auf Trommeln gewundener Drahtseile emporzogen. In neuerer Zeit sind verschiedene **Bergbahnsysteme** erfunden oder mehr oder weniger erprobt worden. Bei dem Fellschen System, welches bei der provisorischen E. über den Mont-Cenis mit Steigungen bis 1:12 Anwendung fand, wurden an der Lokomotive angebrachte Horizontalräder gegen eine erhöhte Mittelschiene gepreßt, um die Adhäsion zu verstärken. Das Marsh-Riggenbachsche System, zuerst auf der Mount-Washingtonbahn in Neuhampshire mit Steigungen von 1:3 und bei der Rigibahn mit Steigungen von 1:4 angewendet, besteht darin, daß in eine zwischen den gewöhnlichen Schienen liegende gezähnte Schiene ein zwischen den Lokomotivrädern liegendes Zahnrad eingreift. Bei dem Wetlischen Lokomotivsystem ist zwischen den Triebrädern der Maschine und mit ihnen gekuppelt eine Walze angebracht, die auf ihrem Umfange mit schraubenförmigen Felgen versehen ist, von denen je zwei in entgegengesetzter Richtung gewunden in der Mitte der Länge der Walze zusammentreffen und somit einen großen Zahn des Schraubenrades bilden. Zwischen den Schienen des Gleises liegen winkelförmig besondere, der Form jener Zähne entsprechend angeordnete Leitschienen, welche dem Gleise das Ansehen einer großen Zahnstange mit dreieckigen Zähnen geben. Beim Fortschreiten der Lokomotive dreht sich das Schraubenrad mit den Triebrädern und seine Schraubenfelgen wickeln sich auf den Leitschienen ab, indem sie diese seitlich angreifen; bei schwachen Steigungen wird das Schraubenrad durch eine Hebelvorrichtung außer Wirksamkeit gesetzt. Die **Berglokomotive** des Ingenieurs Handyside in Neuseeland wird bei einer starken Steigung (bis 1:7) von dem Train losgekuppelt, fährt allein die Steigung hinan und zieht dann mit einer Kette, die sich auf einer durch Rädervorgelege angetriebenen Windetrommel aufwickelt, den Zug langsam nach, während durch einen Klemmschuh, der sich wider den Schienenkopf zwängt, die Maschine am Zurückgehen verhindert und mittels zweier kleinen Dampfcylinder, die zwischen den Treibachsen angebracht sind, die Vorlegewelle der Windetrommel angetrieben wird.

Das System Larmanjat, welches an einzelnen Orten auf Tramways und Sekundärbahnen Anwendung findet, hat eine mittlere Vignolesschiene, zu deren Seiten, etwa 0,5 m entfernt, zwei hölzerne Längsschwellen laufen. Maschine und Wagen besitzen je ein Paar breite Räder in der Mitte ihrer Länge, welche auf den Holzschienen laufen, und außerdem an jedem Ende in der Mittellinie ein Leitrad, welches auf der Eisenschiene läuft. An der Maschine sind die breiten Räder die Triebräder und die in der Mitte die Laufräder, an den Wagen funktionieren sie umgekehrt, indem diese die Belastung tragen. Für den Betrieb der E. in den Straßen der Städte hat man mehrere sinnreiche Lokomotivkonstruktionen in Anwendung gebracht, um das störende Geräusch und das Ausstoßen von Rauch und Dampf möglichst zu verhüten.

Außer der Dampfkraft wird auch die Zugkraft der Pferde benutzt, besonders bei Straßeneisenbahnen und Industriebahnen, während größere Eisenbahnstrecken, die früher für Pferdebetrieb eingerichtet waren, z. B. die Bahn von Budweis nach Linz und Gmunden und die Buschtiehrader Bahn von Prag nach Lana, jetzt in Lokomotivbahnen umgeändert sind. (S. Pferdeeisenbahnen.) Auch der Luftdruck fand früher als bewegende Kraft bei E. Anwendung, wird aber jetzt nur noch als Triebkraft zur pneumat. Beförderung von Depeschen und Briefen in Röhren in einigen größern Städten benutzt. (S. Atmosphärische Eisenbahnen.) In neuerer Zeit wird auch die Elektricität als bewegende Kraft für E., wenn auch bisjetzt nur zur Bewegung geringerer Massen benutzt. Solche Elektrische Eisenbahnen (s. d.) sind bereits im Betriebe: auf der Strecke Bahnhof Lichterfelde der Anhaltischen Bahn bis zur Kadettenanstalt Lichterfelde bei Berlin, 2,5 km lang; ferner auf der Strecke Charlottenburg-Spandauer Bock bei Berlin, 2,3 km lang; Landvoort-Kostverloren in Holland, 2 km lang; vom Hafen Bush nach dem Orte Bush in Nordirland, 10 km lang; in den königl. sächs. Steinkohlenwerken bei Zauckerode dient eine elektrische Bahn zur Kohlenförderung. Bei den elektrischen Bahnen wird die Kraft durch eine stehende Dampfmaschine erzeugt und mittels Drähten entweder durch die Schienen oder durch eine besondere neben dem Gleise hinlaufende Leitung auf die Betriebsmaschine übertragen. Letztere befindet sich entweder auf einer besondern Lokomotive oder ist unter einem Wagen angebracht.

Bei den Personenwagen kann man unterscheiden das engl. System mit kleinen, leichten, vierräderigen Wagen, aus nur drei oder vier Abteilungen (Coupés) bestehend, in welche von der Seite aus Thüren führen, das deutsche System mit größern, sechsräderigen Wagen, mit fünf bis sechs Coupés, auch von der Seite zugänglich, und das amerik. System mit achträderigen Wagen, die einen Mittelgang enthalten, zu welchem von der Vorder- und Hinterseite des Wagens aus Thüren führen. Eine neue Art Personenwagen mit Coupé-Abteilung und Interkommunikation durch einen Seitengang wurde von Heusinger von Waldegg konstruiert. Außer den gewöhnlichen Personenwagen sind die oft mit großem Luxus ausgestatteten Salon- und Schlafwagen und die besonders auf den größern amerikanischen E. eingeführten Pullmannschen Hotelwagen zu nennen (s. Tafel II, Fig. 13, 14, 15 a und b). Besonders in der Nähe volkreicher Städte kommen auch zweietagige Personenwagen (s. Tafel II, Fig. 12) in Anwendung. Die Heizung der Personenwagen findet durch mit heißem Wasser oder heißem Sande gefüllte Behälter, durch Dampf, Preßkohle, durch Füll- und Schüttöfen, sowie in neuerer Zeit vielfach durch das von Ancelin erfundene Verfahren mittels Schmelzens von essigsaurem Natron statt; die Erleuchtung durch Öl, Petroleum, Gas, und in neuerer Zeit auch durch Elektricität. Zur Beförderung der Briefe und Postpakete laufen auf den meisten Bahnen besondere Postwagen, ferner hat man Gepäckwagen zur Beförderung von Passagiergut, bedeckte und offene Güterwagen (s. Tafel II, Fig. 2 und 3), Viehwagen u. a. m. Die Gestelle der Eisenbahnfahrzeuge (s. Tafel II, Fig. 7) sind mit Bremsen (s. d.) versehen, Vorrichtungen, mittels deren vor den Stationen, bei stärkerm Gefälle der Bahn oder bei drohenden Gefahren die Züge nach und nach gehemmt und zum Stillstehen gebracht werden. Ist die Einrichtung so getroffen, daß sämtliche Bremsen eines Eisenbahnzugs von einem Punkte aus (gewöhnlich von dem Lokomotivführerstande und jedem Bremsersitze aus, zuweilen auch von jedem beliebigen Coupé aus) geschlossen und gelöst werden können, so nennt man die Bremsen kontinuierliche. Dieselben wirken automatisch, wenn sie sich von selbst schließen, sobald irgend eine Unordnung in der Zusammensetzung des Zugs, wie das Abtrennen eines Zugteils oder dergleichen, eintritt. Von neuern Arten kontinuierlicher Bremsen sind anzuführen: die Vacuumbremse von Smith, die Steelsche Luftdruckbremse, die selbstthätige Luftdruckbremse von Westinghouse, welche auf den meisten E. in Nordamerika und auf vielen deutschen und franz. Bahnen bereits eingeführt ist. Bei ihr befindet sich unter jedem Wagen ein Cylinder mit komprimierter Luft, zurückgehalten durch eine dreiwegige Klappe, die durch den Luftdruck im Gleichgewicht gehalten wird. Wenn der Druck auf einer Seite sich ändert, entweicht die Luft, und die Bremsen, deren Hebelwelle in unmittelbarer Verbindung mit der verlängerten Kolbenstange der Cylinder steht, treten in Wirksamkeit; dies geschieht, wenn der Zug in zwei oder mehrere Teile reißt, ein Wagen abreißt oder entgleist. Die Luft wird durch eine Pumpe auf der Maschine komprimiert. Außerdem sind noch zu erwähnen: die elektrische Bremse von Achard, welche auf einzelnen franz. Bahnen in Anwendung ist, und die Bremse von Heberlein, bei welcher die lebendige Kraft des in Bewegung befindlichen Zugs selbst zum Bremsen benutzt wird.

Der Betrieb der E. besteht in der Personen- und Gepäckbeförderung, sowie Überwachung des Dienstes auf den Stationen, der Überwachung und Besorgung des Gütertransports, der Unterhaltung der Bahn und ihres Zubehörs, der Beschaffung der Transport- und Zugkraft nebst Magazinverwaltung, endlich der Besorgung des Rechnungswesens und der Kontrolle. Es sind hierüber für die E. der einzelnen Länder besondere Betriebsreglements, Bahnpolizeiordnungen u. dgl. aufgestellt. (S. Eisenbahnrecht.) Die Grundbedingungen des Betriebs: Sicherheit, Schnelligkeit, Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit, hängen auch vorzüglich mit der Aufstellung der Fahrpläne (s. d.) zusammen; der Zug- und Stationsdienst besteht in der Ausführung des Fahrplans mit genauer Beobachtung des Betriebsreglements; ein wichtiger Teil des

Stationsdienstes ist das Rangieren der Züge. Die Betriebskosten bestehen aus den Ausgaben für die allgemeine Verwaltung der E., für die Zugförderung und den Expeditionsdienst und für die Bahnerhaltung und Reparatur; sie betragen durchschnittlich die Hälfte der Bruttoeinnahmen. Für Erneuerungen und durchgreifende Reparaturen sind bei den meisten E. besondere Reserve- und Erneuerungsfonds eingerichtet. Den Billetten für den Personenverkehr (s. **Eisenbahnbilletts**) wird bei der Ausgabe von dem Billeteur mittels eines Stempels Datum und Nummer der Fahrt aufgedruckt. Die Höhe der für die Beförderung der Personen und Güter auf den E. zu zahlenden Geldbeträge ist durch besondere Tarife (s. **Eisenbahntarife**) festgestellt.

IV. **Nationalökonomische und kulturhistorische Bedeutung der Eisenbahnen.** Mit der Entwickelung des Eisenbahnwesens, zumal in Verbindung mit Dampfschiffahrt und elektrischer Telegraphie, hat eine neue Kultur- und Civilisationsepoche für alle Völker der Erde, ein allgemeiner Fortschritt der Menschheit begonnen. Die E. haben an die Stelle tierischer und menschlicher Bewegungskräfte die Arbeitsleistung der Maschine auch für das Transportwesen eingeführt und damit zunächst den wirtschaftlichen Gebieten der Industrie und des Handels einen beispiellosen Aufschwung verliehen. Die Vorteile bestehen in der Verwohlfeilerung, Beschleunigung, Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit des Transports; eine Ausgleichung der Preise wird bewirkt, Teurung und Hungersnot seltener gemacht, da der Massentransport von weither nach den bedrohten Gegenden ermöglicht ist. Die Vermehrung des Verkehrs durch die E. ist eine außerordentlich große. In England wuchs der Personenverkehr auf den E. in der Zeit von 1850 bis 1881 von 118 Mill. auf 626 Mill. Reisende; der gesamte durch brit. Schiffe vermittelte Verkehr beträgt noch nicht die Hälfte der auf den engl. Eisenbahnen beförderten Warenmassen, welche 1881 auf 247 Mill. Tonnen sich erhoben; der Wert des Außenhandels stieg in der Zeit von 1850 bis 1879 von 2000 Mill. Mark auf 11090 Mill. Mark. Ähnliche Verhältnisse zeigen sich in allen Ländern mit einem entwickelten Eisenbahnnetze. Nicht weniger bedeutungsvoll sind die Einwirkungen des Eisenbahnverkehrs auf den moralischen und intellektuellen Fortschritt, indem der beschleunigte, erleichterte und erweiterte Verkehr in den Nachrichten und Bildungsmitteln, besonders aber der Personenverkehr selbst, viele Irrtümer und Vorurteile austilgt, die Kenntnisse und Erfahrungen in Wissenschaft und Leben erweitert, die Menschen in ihrem Denken und Empfinden einander nähert und dadurch in ihrer Kulturentwickelung fördert, und das nicht nur bezüglich der Genossen des einzelnen Volks, sondern auch der Völker untereinander.

V. **Militärische Wichtigkeit der Eisenbahnen.** Die militärische Stärke eines Landes wird durch ein zweckmäßig angelegtes Eisenbahnnetz wesentlich vergrößert. Aus der Erfahrung der neuesten Zeit lassen sich als besondere Vorteile der E. sowohl zu den Kriegsvorbereitungen als während des Kriegs selbst folgende anführen. Die allgemeine Mobilmachung erfolgt wesentlich schneller; in kürzester Zeit lassen sich Truppen und Munition nach den Punkten schaffen, die man verteidigen will oder von denen der Angriff ausgehen soll; auf dem Kriegsschauplatze ist es möglich, die Truppenabteilungen schnell zusammenzuziehen, dasselbe Korps auf den verschiedensten Punkten in kurzen Zwischenräumen zum Kampfe zu verwenden, die bedrohten oder zu schwach besetzten Punkte zu verstärken. Die große Schwierigkeit der Ernährung der Armee überhaupt, wie insbesondere bei kühnen Märschen und Kombinationen, und die Beförderung des Kriegsmaterials ist durch die E. wesentlich erleichtert. Die baldige Fortschaffung der Kranken und Verwundeten, die Beförderung des Materials der Ambulancen, die schleunige Evakuierung der Lazarette ist durch die E. begünstigt; ebenso wird der Transport und die Verteilung der Kriegsgefangenen durch sie erleichtert. Bis 1861 waren die E. nur mittelbar als Rüstzeug des Kriegs aufgetreten, denn die Truppentransporte in Deutschland, Österreich und Frankreich während des Dänischen, des Italienischen und des Krimkriegs geschahen sämtlich außerhalb der feindlichen Operationsdistrikte. Reiche Erfahrungen über Behandlung, Benutzung und Schutz dieser mächtigen, aber leicht zerstörbaren Transportanstalten auf dem Kriegsschauplatze selbst wurden zuerst im amerik. Secessionskriege gemacht, als der von der Regierung zu Washington zum Military Director of Railroads ernannte General Mac Callum 1862 das große amerik. Eisenbahnsystem militärisch organisierte und mit seinem Feldeisenbahnkorps auf mehr als 2000 km E. in Feindesland den Betrieb führte. Nach nordamerik. Vorbilde wurden hiernach zuerst in Preußen und später auch in andern Ländern Feldeisenbahnabteilungen eingerichtet. (S. den Artikel **Eisenbahntruppen.**) Als ein sehr wichtiges Mittel zur Kriegführung bewiesen sich die E. im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 bis 1871. Die Mobilmachung, welche 16. Juli 1870 begann, war 26. Juli vollständig beendigt, und vom 27. Juli bis 3. Aug. wurde eine Armee von nahe einer halben Million Mann nebst dem kolossalen Train von Bagage, Munition, Brückenmaterial, Feldlazaretten u. s. w. teilweise auf Entfernungen von 1500 km nach der franz. Grenze zum allergrößten Teil durch die E. geschafft. Der Nachschub von fast ebenso viel Mann, der Transport des ungeheuern Belagerungsmaterials nach Straßburg, Metz und Paris, die Besorgung der regelmäßigen Zufuhr von Proviant aus dem Vaterlande, die Beförderung von Hunderttausenden franz. Kriegsgefangener bis an die östlichsten Grenzen Deutschlands und deren spätere Zurückbeförderung nach geschlossenem Frieden, der Transport vieler Tausender Verwundeter in besondern Sanitätszügen mit zweckmäßig eingerichteten Krankenwaggons, dies alles waren großartige Leistungen der deutschen E. Es bestanden für die obere Leitung des Betriebs eine Central-Eisenbahnexekutivkommission in Berlin mit einem Delegierten im Hauptquartier und besondere Linienkommissionen für jede der durchgehenden größern Eisenbahnlinien. Nach dem Kriege wurden ausgedehnte Ermittelungen angestellt, um die Leistungsfähigkeit der E. erforderlichenfalls noch mehr zu steigern, und man hofft dieselbe, welche 1870 für zweigleisige Bahnen durchschnittlich täglich 18, für eingleisige 12 Züge betrug, in einem künftigen Falle noch bedeutend steigern zu können. Mit einem Eisenbahnzuge kann ein Bataillon in voller Feldausrüstung mit seinen Pferden und Fuhrwerken, eine Schwadron oder eine Batterie befördert werden.

VI. **Eisenbahnen von untergeordneter Bedeutung, Eisenbahnen minderer Ordnung, Sekundär-, Lokal-, Neben- oder Vizinalbahnen** (frz. chemins de fer d'intérêt local, engl. light railways, ital. ferrovie economiche) heißen im allgemeinen solche E., welche einen durchgehenden Verkehr zwischen Hauptbahnen nicht vermitteln, sondern lediglich einem lokalen Verkehre dienen. Der Zweck solcher Bahnen wird erreicht durch billige Herstellung und billigen Betrieb, insoweit geringe Ansprüche an Fahrgeschwindigkeit und Bequemlichkeit gemacht werden. Nach der für das Deutsche Reich gültigen «Bahnordnung für deutsche E. untergeordneter Bedeutung» vom 12. Juni 1878 ist die größte zulässige Fahrgeschwindigkeit für solche E. auf 30 km in der Stunde festgesetzt. Bei dieser Geschwindigkeit ist es zulässig, alle Wegeübergänge, bei denen nicht besonders schwierige Verhältnisse vorliegen, unbewacht zu lassen und an allen sonstigen Einrichtungen des Baues und Betriebs wesentliche Ersparnisse zu machen. Beispiele solcher E. sind: die mit 1 m Spurweite gebaute «Feldabahn» von Salzungen an der Werrabahn nach Kaltennordheim und Vacha, die normalspurige E. von Station Crossen an der Leipzig-Geraer E. nach Eisenberg im Herzogtum Altenburg, die normalspurige E. Wutha-Ruhla in Thüringen, die Bröhlthalbahn mit 0,785 m Spurweite von der Station Hennef der Köln-Gießener E. nach Waldbröl führend, die E. Ocholt-Westerstede in Oldenburg mit 0,75 m Spurweite. Bei vielen Bahnen dieser Art werden vorhandene Straßen mindestens teilweise zur Bahnanlage mitbenutzt. Die bedeutende Ersparnis, welche sich bei dem Bau solcher E. ergibt, ist aus nachstehenden Angaben ersichtlich. Es kostet das Kilometer durchschnittlich bei den preußischen E. 261000 Mark, dagegen kostet das Kilometer Bahn bei Crossen-Eisenberg 54000 Mark, bei der Bröhlthalban 22905, bei der E. Ocholt-Westerstede 27829, bei der Feldabahn 28000 Mark. Während die Betriebskosten für die deutschen E. 1880 durchschnittlich etwa 13300 M. per Kilometer betrugen, beliefen sich die Betriebskosten der Ocholt-Westersteder E. nur auf 1065 Mark per Kilometer und bei der Feldabahn auf etwa 1700 Mark. Eine besondere Ausdehnung haben die Dampfstraßenbahnen (Dampftramways, tramvie a vapore) in Italien erlangt. Es waren derartige für Güter- und Personenverkehr bestimmte E. am Schlusse des J. 1880 850 km im Betrieb, ferner 120 km im Bau begriffen und für weitere 1157 km war die Konzession verlangt.

E. durch größere Städte werden entweder als **unterirdische** oder als **Hochbahnen** ausgeführt. Das großartigste Beispiel für eine unterirdische Anlage sind die zusammen 34 km langen Underground Railways in London. Durch Treppenanlagen steigt man zu den Stationen dieser Bahnen, deren etwa 40 angeordnet sind. Die Kosten dieser unterirdischen Bahnen haben etwa 280 Mill. Mark betragen, also über 8 Mill. Mark per Kilometer. Die durch Berlin führende, seit Frühjahr 1882 im Betrieb befindliche Berliner Stadteisenbahn trägt vier Gleise auf gewölbten Viadukten und aus Eisenkonstruktionen gebildeten 25–30 m weiten Straßen- und Flußunterführungen. Die [illegible] liegen durchschnittlich 8 m über dem Stra[illegible]ster, zwei derselben sind für den Lokal-, zwei [illegible] Fernverkehr bestimmt. Die Berliner Stadtbahn kostet bei einer Länge von 12 km etwa 70 Mill. Mark oder per Kilometer etwa 6 Mill. Mark. Bei den in Neuyork bestehenden Hochbahnen, welche Herbst 1881 eine Ausdehnung von 51 km hatten, werden die Gleise durch einzelne in der Straße aufgestellte eiserne Säulen getragen, sodaß der Straßenverkehr möglichst wenig gestört wird. Die Stationen dieser Hochbahnen sind einfache Bretterschuppen, zu denen eine vom Straßenperron aus zugängliche Treppe führt. Es waren 1881 in Neuyork 181 solcher Stationen vorhanden und waren [illegible] Lokomotiven und 612 Wagen im Betrieb. Es werden täglich 3480 Züge befördert, die höchste Zahl der an einem Tage beförderten Personen betrug 274073, die täglichen Einnahmen schwanken zwischen 51500 und 77500 Mark.

VII. **Entwickelung und jetziger Stand der Eisenbahnen in den einzelnen Ländern der Erde.** Das Eisenbahnnetz der Erde, welches 1840 erst 8641 km umfaßte, war 1860 schon auf 108005, 1870 auf 207923 km angewachsen und hat 1880 eine Ausdehnung von 371495 km erlangt. Von dieser letztern Länge kommt der größte Teil auf Amerika, nämlich 175009 km, dann kommt Europa mit 168695, Asien mit 15940, Australien mit 7452, Afrika mit 4399 km. Die Anlagekosten der im J. 1880 auf der Erde im Betrieb gewesenen E., mit deren Gesamtlänge man die Erdkugel fast zehnmal umspannen könnte, berechnen sich auf etwa 85 Milliarden Mark oder durchschnittlich etwa 256000 Mark pro Kilometer Bahnlänge. Das Betriebsmaterial dieser E. umfaßt etwa 10000 Lokomotiven, 220000 Personen- und 190000 Lastwagen.

Unter den europ. Staaten besitzt das **Deutsche Reich** (inkl. Bayerns) das umfangreichste Eisenbahnnetz; dasselbe hatte am Ende des J. 1880 eine Länge von 33670 km, wovon 30462 km als Haupt- und 3208 km als Sekundärbahnen betrieben wurden. Von dem gesamten Netze waren 22590 km Staatsbahnen, 3685 km Privatbahnen in Staatsverwaltung und 7495 km Privatbahnen in eigener Verwaltung. Das Netz bestand aus folgenden einzelnen Bahnen, beziehungsweise Bahnverwaltungsbezirken: 1) **Staatsbahnen**: Badische 1288 km, Bayrische 4259, Main-Neckar-E. 95, Oldenburgische 334, Sächsische 1944, Oberhessische 176, Württembergische 1536, Elsaß-Lothringische 1136, Wilhelm-Luxemburg 175, Militär-E. 46; preuß. Staatsbahnen und zwar: Direktionsbezirke Berlin 1010, Bromberg 2572, Frankfurt a. M. 1518, Hannover 1597, Berlin-Stettiner E. (zum Direktionsbezirk Berlin gehörig) 613, Magdeburg-Halberstädter E. (Direktionsbezirk Magdeburg) 1682, Köln-Mindener E. (Direktionsbezirk Köln, rechtsrheinisch) 1173, Rheinische E. (Direktionsbezirk Köln, linksrheinisch) 1436 km. 2) **Privatbahnen in Staatsverwaltung**: Altenburg-Zeitzer E. 25 km, Chemnitz-Würschnitzer E. 11, Gaschwitz-Meuselwitzer E. [illegible], Zittau-Reichenberger E. 26, Bergisch-Märkische E. 1323, Halle-Sorau-Guben 298, Oberschlesische und Wilhelmsbahn 556, Breslau-Posen-Glogau 211, Thorn-Bromberg 186, Breslau-Mittelwalde und Niederschlesische Zweigbahn 389, Stargard-Posen 172, Berlin-Dresden 180, Münster-Enschede [illegible], Rhein-Nahebahn 121 km. Seit 1. April 1882 ist die Bergisch-Märkische und die Rhein-Nahe-E. in das Eigentum des preuß. Staats übergegangen. 3) **Privatbahnen in Privatverwaltung**:

Aachen-Jülicher E. 29 km, Altona-Kiel 288, Schleswigsche E. 233, Berlin-Anhalt 431, Oberlausitzer E. 151, Berlin-Görlitzer 318, Berlin-Hamburg 445, Braunschweigische E. 345, Breslau-Schweidnitz-Freiburg 599, Breslau-Warschau 56, Kottbus-Großenhain 161, Dortmund-Gronau-Enschede 99, Eutin-Lübeck 31, Halberstadt-Blankenburg 27, Hessische Ludwigsbahn 618, Holsteinische Marschbahn 88, Kirchheimer E. 6, Ludwigs-E. (Nürnberg-Fürth) 6, Lübeck-Büchener 111, Märkisch-Posener E. 272, Marienburg-Mlawka 143, Mecklenburgische Friedrich-Franzbahn 348, Nordhausen-Erfurt 69, Saal-Unstrut-E. 53, Öls-Gnesen 162, Ostpreußische Südbahn (Pillau-Königsberg-Lyck-Prostken) 243, Pfälzische E. 622, Posen-Kreuzburg 204, Rechte-Oder-Ufer-E. 318, Saal-E. 75, Thüringische E. 504, Tilsit-Insterburg 54, Weimar-Gera 68, Werra-E. 150, Krefelder E. 46, Sächsisch-Thüringische Ostwestbahn 33, Westholsteinische E. 78, Wesselburen-Heide 11 km. Von diesen Bahnen sind die Berlin-Anhaltische und Oberlausitzer E. seit 1. Juli 1882 und die Berlin-Görlitzer, Kottbus-Großenhainer, Märkisch-Posener und die Thüringische E. seit 1. April 1882 in Besitz und Verwaltung des preuß. Staats übergegangen. Von den am Schlusse des J. 1880 in Deutschland im Betrieb gewesenen 33670 km E. kommen auf Preußen 20337 km, Bayern 4873, das Königreich Sachsen 2099, Württemberg 1552, Baden 1327, Elsaß-Lothringen 1143, Hessen-Darmstadt 844, Mecklenburg 375, Braunschweig 372, Oldenburg 324, der Rest verteilt sich auf die sächs. Herzogtümer, die Freien Städte u. s. w. Der Gesamtbetrag des bis Ende 1880 auf die deutschen E. verwendeten Anlagekapitals belief sich auf 8918 Mill. Mark (266256 Mark pro Kilometer), wovon 6289,5 Mill. Mark auf die Staatsbahnen (280642 Mark pro Kilometer), 1093 Mill. Mark (304896 Mark pro Kilometer) auf die Privatbahnen in Staatsverwaltung und 1535,5 Mill. Mark (204733 Mark pro Kilometer) auf die übrigen Privatbahnen kommen. Das Transportmaterial der deutschen E. bestand Ende 1880 aus 10849 Lokomotiven, 19814 Personenwagen und 223267 Lastwagen; 1880 legten die Lokomotiven 206726407 Nutzkilometer zurück, jede Lokomotive durchschnittlich 19191 Nutzkilometer. Die Zahl der 1880 über die sämtlichen Bahnen im Durchschnitt beförderten Züge war: 2889 Personen- und 2959 Güterzüge; diese Zahl betrug bei den Staatsbahnen 3107 Personen-, 2883 Güterzüge, bei den Privatbahnen unter Staatsverwaltung 2914 Personen-, 4292 Güterzüge und bei den Privatbahnen in Privatverwaltung 2211 Personen- und 2519 Güterzüge. Es wurden 1880 auf deutschen Bahnen von Reisenden zurückgelegt 6419519776 Personenkilometer und es betrug im Güterverkehr die Zahl der im ganzen gefahrenen Tonnenkilometer 13020 Mill.; die spezifische Frequenz, d. h. die durchschnittlich auf jeden Kilometer Bahnlänge kommende Zahl betrug 195431 Personenkilometer und 387591 Tonnenkilometer. Die Bruttoeinnahme der deutschen E. betrug 1880 847744618 Mark (25219 Mark pro Kilometer Bahnlänge), die Ausgabe 448235967 Mark (13322 Mark pro Kilometer und 52,9 Proz. der Einnahme).

In *Österreich-Ungarn* umfaßte am Schlusse des J. 1881 das gesamte im Betrieb stehende Eisenbahnnetz 18895 km. Davon waren 1919 km österr. und 2642 ungar. Staatsbahnen, 6139 österr. und 1891 ungar. Privatbahnen; beiden Reichshälften gemeinsam sind 5304 km Bahnen. Von den Privatbahnen genießen 3762 km staatliche Zinsgarantie und zwar 2063 km von Österreich, 310 km von Ungarn und 389 km von beiden Reichshälften gemeinsam. a) *Gemeinsame österreichisch-ungarische Privatbahnen*: Kaschau-Oderberg 426 km, Österreichische Staatseisenbahn-Gesellschaft 1659, Südbahn 2190, Ungarisch-Galizische E. 266, Ungarische Westbahn 373. b) *Österreichische Staatsbahnen*: Bodenbach-Sächsische Grenze 11 km, Braunau-Straßwalchen 37, Dalmatiner E. 106, Dniester-E. 112, Dziedit-Reichsgrenze 2, Donau-Uferbahn (in Wien) 14, Erbesdorf-Würbenthal 20, Istrianer E. 143, Kaiserin-Elisabeth-E. 940, Kriegsdorf-Römerstadt 14, Kufstein-Bayrische Grenze 2, Mürzzuschlag-Neuberg 12, Niederösterreichische Staatsbahn 154, Rakenitz-Protwin 144, Tarnow-Leluchow 146, Tarvis-Pontafel 25, Unterdrauburg-Wolfsberg 38 km. c) *Österreichische Privatbahnen*: Aussig-Teplitz 98 km, Böhmische Nordbahn 180, Böhmische Westbahn 194, Bozen-Meran 32, Buschtehrader E. 399, Chodau-Neudeck 14, Caslau-Zleb 18, Dux-Bodenbach 89, Elbogener Lokalbahn 5, Erzherzog-Albrecht-E. (im Staatsbetrieb) 181, Galizische Karl-Ludwig-E. 594, Graz-Köflacher E. 91, Kahlenbergbahn (Zahnradbahn) 6, Kaiser-Ferdinands- und Mährisch-Schlesische Nordbahn 840, Kaiser-Franz-Joseph-E. 712, Kremsierer E. 23, Kremsthalbahn 35, Kaschitz-Schönhof 4, Kronprinz-Rudolf-E. (im Staatsbetrieb) 800, Lemberg-Czernowitz-Jassy-E. 357, Leoben-Vordernberg 15, Mährische Grenzbahn 109, Mährisch-Schlesische Centralbahn 144, Mösel-Hüttenberg (im Pacht der Rudolfbahn) 5, Neutitscheiner E. 8, Nimburg-Jičin 53, Österreichische Nordwestbahn 928, Ostrau-Friedland 33, Pecek-Zásmuk 25, Pilsen-Priesen-(Komotau) 252, Prag-Dux 155, Smidar-Hochwessely 8, Stauding-Stramberg 18, Süd-Norddeutsche Verbindungsbahn 279, Turnau-Kralup-Prag 120, Vorarlberger E. 79, Wien-Aspang 80, Wien-Pettendorf-Wiener-Neustadt 68, Wiener Verbindungsbahn 7, Zittau-Reichenberg (österr. Teil) 21, diverse Grenzstrecken ausländischer Anschlußbahnen 62 km. c) *Ungarische Staatseisenbahnen*: Nördl. Linien 817 km, Waagthalbahn 140, südl. Linien 329, östl. Linien 630, Theißlinien 606, Dalja-Brod 119 km. d) *Ungarische Privatbahnen*: Alföld-Fiumaner E. 392 km, Arad-Körösvölgyi (Körösthalbahn) 90, Arad-Temeswar 55, Banreve-Nadasder E. 29, Donau-Drau-E. 166, Fünfkirchen-Barcser E. 68, Mohacs-Fünfkirchen 55, Raab-Ödenburg-Ebenfurt 116, Szamosthalbahn 45, Schwabenbergbahn (Zahnradbahn in Ofen) 3, Erste Siebenbürger E. 290, Ungarische Nordostbahn 580 km. Die Anlagekosten beliefen sich 1881 für die gesamten österreichisch-ungarischen E. auf 6841697634 Mark. An Transportmitteln waren vorhanden 3510 Lokomotiven, 7500 Personenwagen und 83000 Lastwagen; befördert wurden 40284000 Personen und 53270000 t, die Einnahme betrug 471459512 Mark, die Ausgabe 236242614 Mark, der Überschuß 235216898 m oder 3,44 Proz. des Anlagekapitals.

In *Großbritannien* waren Ende 1881 im Betriebe 18175 engl. Meilen E. (29080 km), wovon 12807 Meilen auf England und Wales, 2927 Meilen auf Schottland und 2441 Meilen auf Irland kommen. Diese sämtlichen Bahnen sind Privatbahnen, es liegt jedoch die Absicht vor, die irlän-

Bahnen für den Staat anzukaufen. Es bestanden ursprünglich eine große Zahl Privateisenbahngesellschaften, der größte Teil des Eisenbahnbesitzes ist jedoch durch Fusion nach und nach in die Hände einiger weniger großen Gesellschaften übergegangen. (S. den Artikel **Eisenbahnfusion.**) Das am Schlusse des J. 1881 verwendete Anlagekapital aller großbritannischen E. betrug 14910563240 Mark, also 512000 Mark pro Kilometer; die Transportmittel bestanden aus 13727 Lokomotiven, 30489 Personenwagen und 424469 Gepäck- und andere Lastwagen; es wurden befördert 626030000 Personen und waren außerdem 543000 Abonnementsbillets ausgegeben, ferner 247045000 t Güter; die Bruttoeinnahme betrug 1343100000 Mark (46200 Mark pro Kilometer), die Ausgabe 798000000 Mark (27400 Mark pro Kilometer), die Verzinsung des Anlagekapitals durch den Überschuß durchschnittlich 4,33 Proz.

In **Frankreich** gehen, dem franz. Centralisationsprinzip entsprechend, alle Hauptlinien des Eisenbahnnetzes radienförmig von Paris aus und sind in passenden Abständen durch Querlinien verbunden. Ende 1881 waren, abgesehen von einzelnen Industriebahnen, im Betriebe 25267 km, wovon 2329 km Staatsbahnen, 21753 km konzessionierte E. und 1185 nicht konzessionierte E. waren; 23198 km gehören den sechs großen Gesellschaften und dem Staate, und zwar der Nordbahn 2030, der Ostbahn 2797, der Westbahn 3080, Orleansbahn 4362, Paris-Lyon-Mittelmeerbahn 6261, Südbahn 2339 km. Der Rest der Bahnen verteilt sich auf eine größere Zahl kleiner Gesellschaften. Das Anlagekapital der vorerwähnten 23198 km Hauptbahnen beträgt 8410398000 Mark, die Betriebseinnahme betrug 1881: 836714789 Mark, die Ausgabe 409678043 Mark, der Reinertrag 427036746 Mark. Die Gesamtsumme der den franz. Hauptbahnen staatsseitig geleisteten Zinsgarantiezuschüsse betrug Ende 1879: 483001342 Mark. Die Nordbahn hat dabei ihren gesamten Schuldbetrag schon abgetragen, ebenso die Paris-Mittelmeerbahn die Schuld für das Hauptnetz. In **Belgien** betrug die Länge des Eisenbahnnetzes Ende 1880: 4112 km. Davon waren Staatsbahnen in Staatsbetrieb 2469 km, Privatbahnen in Staatsbetrieb 323 km und der Rest Privatbahnen in Privatbetrieb. Die Anlagekosten der 2792 km Staatsbahnen betrugen 1880: 584800703 Mark oder 209000 Mark pro Kilometer; die Einnahme der Staatsbahnen war 92402400 Mark, die Ausgabe 58646160 Mark, also 59,6 Proz. der Einnahmen. In den **Niederlanden** glaubte man anfänglich, daß die daselbst vorhandenen zahlreichen Fluß- und Kanalverbindungen den Bau von E. entbehrlich machten, und fing erst im J. 1836 mit dem Eisenbahnbau an, als man merkte, daß sich der deutsche Handel immer mehr von Holland weg und nach den bereits mit Eisenbahnverbindungen versehenen belg. Häfen zog. Am 1. Jan. 1882 umfaßte das gesamte niederländ. Eisenbahnnetz 1958 km, wovon 1006 km Staats- und 952 km Privatbahnen waren. Der Betrieb der Staatsbahnen ist an zwei Gesellschaften verpachtet. Ende 1880 betrug das Anlagekapital für 1850 km E. 414529218 Mark. Die Einnahmen betrugen 1880: 37082812 Mark, die Ausgaben 19757554 Mark. In der **Schweiz** stellten sich infolge der gebirgigen Beschaffenheit des Landes dem Eisenbahnbau große Schwierigkeiten in den Weg und es mußten zur Bewältigung dieser Schwierigkeiten sehr große Ingenieurbauten ausgeführt werden. Ende 1881 betrug die Länge der im Betrieb befindlichen Bahnen, von einigen kleinern Spezialbahnen abgesehen, 2506 km, deren Gesamtbaukosten sich auf 607175179 Mark (pro Kilometer 241000 Mark) beliefen. Die Einnahmen betrugen 1881 im ganzen 48952233 Mark, die Ausgaben 25352155 Mark oder 51,8 Proz. der Einnahme. Am 1. Juli 1882 wurde die für den Durchgangsverkehr zwischen Deutschland und Italien außerordentlich wichtige Gotthardbahn eröffnet, nachdem seit 1872 an dem Bau derselben gearbeitet worden. Zu den für den 15 km langen Tunnel und die beiderseitigen Zufahrtsbahnen zu demselben sich auf 221600000 Mark belaufenden Kosten hat das Deutsche Reich eine Subvention von 16 Mill. Mark, die Schweiz und Italien Subventionen von zusammen 82,4 Mill. Mark übernommen, während der Rest der Baukosten durch die Gotthardbahngesellschaft aufgebracht worden ist.

Das Königreich **Italien** besaß Ende 1881 ein im Betrieb stehendes Bahnnetz von 8893 km, wovon 2617 km Staatsbahnen im Staatsbetrieb, 1332 km Staatsbahnen in Privatbetrieb, 951 km Privatbahnen in Staatsbetrieb und 3993 km Privatbahnen in Privatbetrieb waren. Das Anlagekapital für 8775 km betrug 1881: 2142627841 Mark, die Einnahmen 153329290 Mark, die Ausgabe 107785724 Mark. In **Spanien** waren am Schlusse des J. 1880: 7330 km E. für allgemeinen Verkehr im Betriebe; dieselben waren ausschließlich im Besitz von Privatgesellschaften, welche meist vom Staate subventioniert sind. Das Anlagekapital für die Ende 1880 im Betrieb und im Bau befindlichen, zusammen 9810 km langen Linien betrug 1473881854 Mark, der Betrag der in dieser Summe einbegriffenen staatlichen Subventionen war 524822434 Mark. Die Betriebseinnahme betrug 1880: 121059603 Mark (pro Kilometer 17171 Mark), die Ausgabe 53236637 Mark (pro Kilometer 6955 Mark). Das Eisenbahnnetz **Portugals** bestand Ende 1879 aus 1152 km Bahn im Betriebe und 503 km im Bau. Der bedeutendste zusammengehörige Bahnkomplex wird von der Compagnie Royale des chemins de fer Portugais betrieben, deren Netz Ende 1881 578 km umfaßte. Die Bruttoeinnahmen des dieser Gesellschaft gehörigen Bahnnetzes betrugen 1881: 9574610 Mark, die Ausgaben 3164890 Mark. Am 1. Oktober 1881 wurde die Linie von Madrid über Caceres zur span.-portug. Grenze eröffnet, somit eine direkte Verbindung zwischen Madrid und Lissabon hergestellt.

Das Königreich **Dänemark** besaß Ende 1879: 1558 km Bahnen, welche größtenteils Staatsbahnen sind. Die Anlagekosten berechnen sich auf 196 Mill. Mark, oder durchschnittlich 125802 Mark pro Kilometer. Die Einnahmen beliefen sich auf 10912000 Mark (7004 Mark pro Kilometer), die Ausgaben auf 6842000 Mark (4392 Mark pro Kilometer) oder 62,7 Proz. der Einnahmen. **Schweden** besaß Ende 1880: 5761 km Bahnen, wovon 1952 km Staats- und 3809 km Privatbahnen waren. Das gesamte bis 1881 verwendete Anlagekapital betrug 456634880 Mark, werden die Kosten der Kapitalsbeschaffung der Privatbahnen u. s. w. hinzugerechnet, so berechnet sich das Anlagekapital auf 536,6 Mill. Mark. Die Einnahme betrug bei den Staatsbahnen 18551250 Mark, bei den Privat-

bahnen 17598846 Mark, zusammen 36150096 Mark, die Ausgabe bei den Staatsbahnen 11231105 Mark, bei den Privatbahnen 8737064 Mark. Die Länge der in Norwegen am 30. Juni 1880 im Betrieb gestandenen Bahnen für öffentlichen Verkehr betrug 1057 km, das Anlagekapital derselben 89993119 Mark. Die Betriebseinnahmen betrugen im Betriebsjahr vom 1. Juli 1879 bis 30. Juni 1880: 4841700 Mark, die Ausgaben 3700571 Mark.

In Rußland dauerte es lange, ehe sich die Regierung von der Notwendigkeit der E. für das ausgedehnte Reich überzeugte; bei dem Tode des Kaisers Nikolaus (1855) waren daselbst erst 1045 km gebaut, während das deutsche Netz zu derselben Zeit schon 7826 km umfaßte. Ende des Jahres 1881 waren in Rußland, einschließlich Finlands 23529 km im Betriebe. Von diesen Bahnen sind 1779 km Staatsbahnen, die übrigen sind Privatbahnen, welche zum größten Teil staatliche Zinsgarantien genießen, wodurch dem russ. Staat jährlich sehr hohe Ausgaben erwachsen. Das Anlagekapital der russ. Bahnen betrug im J. 1879: 6915500000 Mark, wobei in Bezug auf die Privatbahnen das Nominalkapital in Rechnung gezogen ist, die Einnahmen betrugen 471080000 Mark (pro Kilometer 17505 Mark), die Ausgaben 313042000 Mark (pro Kilometer 11632 Mark) oder 66,5 Proz. der Einnahme. Im Königreich Rumänien waren Ende 1881: 1474 km im Betriebe; dieselben sind fast sämtlich Staatsbahnen und ist die Regierung bestrebt, das Netz nach allen Richtungen möglichst vollständig auszubauen. Im J. 1879 betrug das Anlagekapital für die damals im Betrieb stehenden 1311 km 222620000 Mark (pro Kilometer 169809 Mark).

Die europäische Türkei hatte, abgesehen von einigen kleinen Lokalbahnen, einschließlich Bulgariens und Rumeliens Ende 1881 ein Netz von 1395 km, deren Anlagekapital auf 220 Mill. Mark berechnet wird. Die wichtigsten, von der Compagnie des chemins de fer orientaux betriebenen Bahnen sind: Salonichi-Mitrovitza 533 km, Konstantinopel-Sarembey-Bellova 560 km, Rustschuk-Varna 222 km. Das Königreich Griechenland hatte bis zum J. 1882 nur die 11 km lange E. vom Hafen Piräus nach Athen. Im J. 1882 ist indessen mit einer Unternehmergesellschaft ein Vertrag wegen Herstellung einer E. von Piräus über Eleusis, Megara, Neu-Korinth und Sykia nach Patras abgeschlossen worden. Die Regierung übereignet der Gesellschaft Grund und Boden frei und gewährt eine Subvention von 15000 Mark pro Kilometer; der Bau noch weiterer Bahnen ist projektiert. In Serbien ist eine E. Belgrad-Nisch-Wranja im Bau.

Hinsichtlich der Höhe der kilometrischen Anlagekosten ihrer E. ergibt sich für die Länder Europas und das J. 1879 folgende Reihe: Großbritannien 503639 Mark, Frankreich 347009, Belgien 299157, Deutschland 260736, Rußland 256977, Österreich-Ungarn 243195, Italien 241624, Schweiz 234484, Portugal 212028, Niederlande 191144, Griechenland 181818, Rumänien 169809, Türkei 156250, Spanien 147776, Dänemark 125802, Norwegen 81920, Schweden 79040 Mark. In Bezug auf die Bruttoeinnahmen ergibt sich folgende Reihe: Großbritannien 41715 Mark, Frankreich 32447, Belgien 27288, Deutschland 24944, Österreich-Ungarn 19425, Schweiz 18292, Rußland 17505, Spanien 16551, Niederlande 15993, Italien 15796, Portugal 12293, Dänemark 7004, Schweden 5283, Norwegen 4290 Mark.

In Asien besitzt das Indobritische Reich ein schon ziemlich entwickeltes und infolge der kräftigen Initiative der brit. Regierung sich rasch weiter ausdehnendes Eisenbahnnetz. Ende 1879 betrug die Ausdehnung der im Betrieb befindlichen Linien 13864 km, wovon 9717 km mit Zinsgarantie ausgestattete Gesellschaften, 3781 km der Kolonialregierung und der Rest einheimischen Staaten angehörten. Das Anlagekapital dieser Bahnen belief sich auf 2462480000 Mark (pro Kilometer 177617 Mark), die Einnahmen 222942000 Mark, die Ausgabe 115490000 Mark oder 51,8 Proz. der Einnahme. Die Transportmittel bestanden aus 1900 Lokomotiven, 4300 Personen- und 35000 Güterwagen. Das Dienstpersonal dieser Bahnen zählte 148720 Personen, wovon 95,12 Proz. Eingeborene, 2,54 Proz. Eingeborene engl. Nationalität und 2,34 Proz. andere Europäer waren. In Niederländisch-Indien wurden im J. 1881 von der vom Staate subventionierten Gesellschaft der E. von Niederländisch-Indien die zusammen 261 km langen Bahnen von Samarang nach Vorstenbreden und von Batavia nach Buitenzorg betrieben. Das Anlagekapital dieser Bahnen betrug 41600000 Mark (pro Kilometer 160000 Mark), die Einnahme 6460926 Mark, die Ausgabe 2293348 Mark; vom Überschuß wurden 8 Proz. Dividende an die Aktionäre verteilt, der Rest zur Tilgung der von der Regierung gegebenen Vorschüsse verwendet. In der asiatischen Türkei waren 1881 die Linien Haiderpascha-Ismid, Smyrna-Cassaba und Smyrna-Aidin mit zusammen 372 km Länge im Betrieb.

In Kaukasien sind die Linien von Poti (am Schwarzen Meere) nach Tiflis und von Rostow nach Wladikawkas (1004 km) im Betriebe. Eine Fortsetzung der E. Poti-Tiflis nach dem durch seine Ölquellen berühmten Baku am Kaspischen Meer ist im Bau. Der Bau einer Euphratthalbahn wird seit längerer Zeit von engl. Seite zum Zweck einer bessern Verbindung zwischen Indien und England geplant. Diese Linie soll vom Hafen von Alexandrette (Iskanderun) an der syrischen Küste nach Haleb (Aleppo), von hier zum Thale des Euphrat und in demselben abwärts bis unterhalb Bagdad, wo der Euphrat schiffbar wird, führen. Die auf Ceylon im Betrieb befindliche, 132 km lange E. von Colombo nach Candy, sowie eine 27 km lange Zweigbahn derselben sind Staatsbahnen. In Japan waren im J. 1881: 99 km Staatsbahnen im Betrieb, darunter die bedeutendste die von Jedo nach Jokuhama. Die Einnahme dieser Bahnen betrug im Geschäftsjahr 1880/81: 2240000 Mark. In China wurde von einer engl. Gesellschaft eine E. von Schanghai nach Woosung gebaut, nach Fertigstellung aber von der chines. Regierung angekauft und alsbald wieder vernichtet. Von den für Persien geplanten E. ist bis 1883 noch keine zur Ausführung gekommen.

In Afrika hat das Eisenbahnnetz im Verhältnis zum Flächeninhalt und zur Bevölkerungszahl noch die geringste Ausdehnung unter allen Erdteilen; in neuester Zeit macht sich indessen auch hier eine regere Thätigkeit im Eisenbahnbau bemerkbar. Die E. in Algier hatten im J. 1880 eine Ausdehnung von 1282 km. Die wichtigsten Linien sind darunter die 426 km lange von Algier nach Oran und die 204 km lange Linie von Bône nach Konstantine über

Guelma. Der franz. Staat hat fast für sämtliche alger. E. eine fünfprozentige Zinsgarantie gewährt. Erweiterungen des Eisenbahnnetzes, welche namentlich den südl. Teil der Kolonie erschließen sollen, sind im Bau. Behufs Aufstellung eines Projekts für eine Fortsetzung der alger. E. quer durch die Sahara in der Richtung auf Timbuktu hatte die franz. Regiernng im J. 1880 eine Expedition unter Oberst Flatters entsendet. Der letztere, sowie der größere Teil des Personals der Expedition wurde jedoch von den Tuaregs ermordet. Die franz. Regierung wird jedoch das Projekt der Saharabahn wieder aufnehmen. Gleichzeitig wird auch die Fortsetzung der an der Westküste von Afrika in den franz. Besitzungen in Senegambien bereits bestehenden E. in der Richtung nach dem Sudan geplant, um das an Naturprodukten reiche und dicht bevölkerte Sudan für den Handelsverkehr zu erschließen. Die Kapkolonie in Südafrika hatte im J. 1882 vier Haupteisenbahnlinien, welche zusammen 1360 km lang waren. Die bedeutendste dieser Linien geht von der Kapstadt aus über Worcester bis nach Beaufort West. Die Midlandbahn geht von Port Elisabeth nordwärts bis Graaff Reinet, eine zweite von Port Elisabeth ausgehende Linie führt in nordöstl. Richtung bis Cradock. Die Anlagekosten dieser Bahnen haben durchschnittlich 75000 Mark pro Kilometer betragen. Ägypten besitzt ein Eisenbahnnetz von 1528 km mit der Hauptbahn von Alexandria nach Kairo und von da nach Suez und einer größern Zahl Zweigbahnen, sowie der oberägypt. Bahn von Kairo nach Siut, deren Fortsetzung nach Chartum und dem Sudan geplant ist. In der Regentschaft Tunis waren 1880: 125 km E. im Betrieb, darunter eine Verbindung zwischen Tunis und der Grenze von Algier in der Richtung auf Konstantine. Die Insel Mauritius besitzt zwei E. von zusammen 106 km Länge.

In den Vereinigten Staaten von Amerika hat das Eisenbahnnetz bereits eine ganz außerordentliche Ausdehnung erlangt. Es umfaßte Ende 1881: 168749 km, um 15066 km mehr als im Vorjahr, dabei war die Ausdehnung der zweiten und der Nebengleise 42200 km; die Zahl der Lokomotiven betrug 20116, die der Personenwagen 14548, die der Gepäck-, Post- und Expreßwagen 4976, die der Güterwagen 648295. Das Anlagekapital belief sich auf 25544155711 Mark, die Gesamteinnahme auf 3082631756, die Ausgabe auf 1906851750 Mark. Zu der seit 1869 im Betrieb stehenden Pacificbahn von Omaha am Missouri nach San-Francisco (3078 km) ist seit 1881 noch eine südl. Pacificlinie getreten, welche von Saint-Louis und von Texas aus über Santa-Fé nach Los Angelos und San-Diego am Stillen Ocean führt. Eine dritte, nördl. Pacificlinie, welche von Duluth am Lake Superior über Bismarck am Missouri nach dem Stillen Ocean führt, ist im Bau und soll deren Fertigstellung im J. 1883 erfolgen. Die E. in den Vereinigten Staaten von Amerika sind sämtlich Privatbahnen, die Gesellschaften haben von der Regierung vielfach bedeutende Landschenkungen erhalten, die Central- und Union-Pacific-Eisenbahngesellschaft unter anderm auch einen Geldvorschuß von 275 Mill. Mark.

Dominion of Canada hatte am 30. Juni 1881 ein Eisenbahnnetz von 11626 km Länge im Betrieb und 5192 km im Bau. Von den letztern kommen allein 3773 km auf die nördl. Pacificbahn. Das Anlagekapital betrug 1484204768 Mark, einbegriffen 420 Mill. Mark, welche von den Landes-, Provinzial- und Kommunalbehörden als Subvention gegeben worden sind. Die Einnahme betrug 111950000 Mark, die Ausgabe 80486000 Mark. Die Republik Mexiko besaß 1880: 1052 km E., wovon indessen nur 704 km mit Dampf betrieben wurden, die übrigen waren Pferdebahnen. Die wichtigste Linie ist die 423 km lange von Veracruz nach Mexiko. Befördert wurden im J. 1880: 8196161 Personen und 272809729 kg Güter. Von den in Centralamerika bestehenden, wenig umfangreichen E. ist besonders die 76 km lange Panamabahn zu erwähnen, welche, von Aspinwall nach Panama führend, eine Verbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean herstellt. Das Anlagekapital dieser Bahn beträgt 38950000 Mark (512500 Mark pro Kilometer), im J. 1881 betrug die Einnahme 9485480 Mark, die Ausgabe 2094372 Mark oder 22,1 Proz. der Einnahme. In Costa-Rica waren 1879: 59 km und in Honduras 90 km E. im Betriebe. Da die in Angriff genommene Ausführung eines Schiffskanals durch den Isthmus von Panama vielfach als praktisch undurchführbar angesehen wird, so ist von dem amerik. Ingenieur Eads der Plan für eine Schiffseisenbahn aufgestellt worden, auf welcher die auf geeignet konstruierte Wagen zu ladenden Schiffe mit voller Ausrüstung und Ladung von einem Meere zum andern übergeführt werden sollen. Von den Westindischen Inseln hatte Cuba im J. 1880: 1382 km und Jamaica 43 km E.

In Südamerika besaß das Kaisertum Brasilien Ende 1881 ein Eisenbahnnetz von 3912 km im Betrieb und 2931 km im Bau. Davon sind 2117 km Staatsbahnen, die übrigen Bahnen sind Privatbahnen, welche zum größten Teil staatliche Unterstützung durch Gewährung von Zinsgarantien u. s. w. erhalten haben. Die bedeutendste Bahn ist die 641 km lange Dom Pedro II., deren Hauptlinie die Residenzstadt Rio de Janeiro mit Sitio in der Provinz Minas-Geraes verbindet, während die Seitenzweige nach Santa-Cruz, Macacos, São-Paulo, Porto-Novo und andern Orten führen. Die Anlagekosten dieser Bahn haben bis zum 31. Dez. 1880: 171558000 Mark betragen. Die Einnahme betrug im J. 1880: 22619946 Mark, die Ausgabe 10744824 Mark. Andere wichtige Bahnen sind: die 100 km lange Baturité-Bahn in der Provinz Ceara, die 125 km lange Recife-São-Francisco-Bahn in der Provinz Pernambuco und die 455 km lange Bahia-São-Francisco-Bahn. Die brasilian. Staatsregierung beabsichtigt dem für die Aufschließung des Landes und dessen wirtschaftliche Entwickelung dringend notwendigen Eisenbahnbau einen raschen Fortgang zu geben. Die Republik Uruguay besaß 1879: 375 km E. im Betrieb, darunter die Linien Montevideo-Florida-Durazno und Salto Oriental-Santa-Rosa. Die Argentinische Republik hatte Ende 1879: 2254 km E. im Betrieb, wovon 808 km dem Staat, 300 km der Provinz Buenos-Ayres, der Rest Privatgesellschaften gehören. Das Anlagekapital betrug 260 Mill. Mark. Die wichtigsten Linien sind die von Buenos-Ayres nach Chascomas und Flores, nach Chivilcoy und Lobos, nach Tigra, nach Ensenada und die Centralbahn von Rosario nach Cordova und Tucuman. Eine Verlängerung der letztern behufs Herstellung einer Verbindung mit Chile ist

geplant. In **Chile** waren 1880: 2400 km E. im Betrieb. Die bedeutendste Linie ist die mit ihren Zweiglinien über 1600 km lange Südbahn, welche dem Staat gehört und sich von Santiago bis Angol an der Grenze von Arauco erstreckt. Auch die Bahn von Santiago nach Valparaiso ist Staatsbahn. In **Peru** waren 1880: 1852 km im Betrieb, darunter die Linie von Callao über Lima nach Oroya, welche mit einer großen Zahl von Tunneln und Viadukten eine Höhe von fast 4000 m über dem Meere ersteigt. In **Ecuador** waren 1878: 42 km E. im Betrieb, in Colombia befindet sich die 30 km lange Bahn von Sabanilla am Magdalenenstrom nach Baranquilla im Betrieb, eine 35 km lange schmalspurige E. zwischen Girardot und Tocaima ist im Bau (1882). In **Venezuela** besteht eine 13 km lange E. von Puerto-Caballo nach Palito und in Britisch-Guaiana die 96 km lange E. von Georgetown nach Neuamsterdam.

In **Australien** hat sich das Eisenbahnnetz in den letzten Jahren sehr bedeutend entwickelt. Die Gesamtlänge der in Australien am 30. Juni 1881 im Betrieb gestandenen Linien war 7828 km, welche zum größten Teil dem Staate, beziehungsweise den einzelnen selbständigen Kolonien gehörten. Im Bau waren außerdem noch 1871 km. Auf die Kolonie **Victoria** kamen davon 1918 km, deren Herstellungskosten 319740240 Mark betragen hatten. Befördert wurden 15999459 Personen und 1258154 t Güter. Die Einnahmen betrugen im J. 1880: 29858320 Mark, die Ausgaben 16281480 Mark. Die im Betrieb befindlichen E. der Kolonie **Südaustralien** hatten am 30. Juni 1881 eine Länge von 1099 km, wozu bis zum Schlusse des J. 1881 noch weitere 250 km kamen. Das Anlagekapital betrug 122427520 Mark. Befördert wurden 2901864 Personen und 664437 t Güter. Die Einnahme betrug 8366620 Mark, die Ausgabe 5333320 Mark oder 63,75 Proz. der Einnahme. Die Kolonie **Queensland** hatte 1013 km E. im Betrieb, deren Anlagekosten 105 Mill. Mark betrugen. Befördert wurden im J. 1880: 193477 Personen und 137788 t Güter. Der Überschuß der Betriebseinnahmen über die Ausgaben belief sich auf 2,835 Proz. des Anlagekapitals. Einen sehr bedeutenden Zuwachs wird das Eisenbahnnetz dieser Kolonie erhalten, wenn die in Aussicht genommene E. von Roma nach Port-Parker am Golf von Carpentaria zur Ausführung gekommen sein wird. In **Neusüdwales** waren am 30. Juni 1881: 1360 km E. im Betrieb, auf welche ein Anlagekapital von 235576380 Mark verwendet worden war. Befördert wurden im J. 1880: 5440138 Personen und 1712971 t Güter. Die Einnahme betrug 23220340 Mark, die Ausgabe 12954380 Mark oder 55,79 Proz. der Einnahme. In der Kolonie **Neuseeland** waren am 30. Juni 1881: 2013 km E. im Betrieb. Das Anlagekapital der am 30. Juni 1879 im Betrieb gestandenen 1824 km E. betrug 161143760 Mark. Die Einnahme betrug in dem Betriebsjahr 1878/79: 15161920 Mark, die Ausgaben nahmen davon 71,95 Proz. in Anspruch. In der Kolonie **Tasmanien** waren am 30. Juni 1881: 277 und in der Kolonie **Westaustralien** 144 km E. im Betrieb. Auf der unter franz. Oberherrschaft stehenden Insel **Tahiti** sind 4 km im Betrieb. Die nachstehende tabellarische Übersicht stellt die Entwickelung des Eisenbahnnetzes der einzelnen Länder am Schluß des J. 1880 im Verhältnis zu deren Territorialgröße und Bevölkerungszahl dar. Die Länder der einzelnen Erdteile sind nach der Dichtigkeit des Netzes in Bezug auf die Flächengröße geordnet.

Länder	Länge der im Betrieb befindlichen Eisenbahnen in km	Es entfallen km Eisenbahnen auf je 10 000 qkm	Es entfallen km Eisenbahnen auf je 10 000 Einw.
Belgien	4112	1338	7,25
Großbritannien und Irland	28 951	919	8,21
Niederlande, einschließlich Luxemburg	2250	643	5,36
Schweiz	2637	637	9,26
Deutschland	33 852	627	7,30
Frankreich	25 457	482	6,89
Dänemark	1563	411	7,93
Italien	8788	297	3,11
Österreich-Ungarn	18 860	296	4,90
Spanien	7490	149	4,58
Portugal	1248	139	2,87
Schweden	5874	132	12,82
Rumänien	1387	107	2,58
Türkei	1469	53	2,09
Rußland	22 648	45	3,15
Norwegen	1222	38	6,50
Finland	876	23	4,40
Griechenland	11	2,5	0,08
Zusammen Europa	168 695	171	5,40
Vereinigte Staaten von Amerika	150 662	162,4	30,04
Cuba	1382	116,1	9,87
Chile	2400	75,0	11,10
Uruguay	376	20,7	8,54
Peru	1852	14,2	6,85
Canada	11 088	13,3	30,12
Argentina	2317	11,1	12,00
Mexiko	1094	4,0	0,82
Brasilien	3059	3,7	2,75
Übrige Länder Amerikas	779	—	—
Zusammen Amerika	175 009	—	—
Victoria	1783	78,0	19,83
Neuseeland	1887	64,8	40,57
Tasmania	277	40,7	27,70
Tahiti	4	38,0	2,20
Neusüdwales	1360	17,1	18,59
Südaustralien	1090	11,0	42,00
Queensland	933	5,4	42,30
Westaustralien	118	0,4	41,10
Zusammen Australien	7452	—	—
Mauritius	106	553,0	3,00
Algerien	1282	40,3	4,47
Tunis	250	21,8	1,20
Kapkolonie	1209	21,0	12,00
Ägypten	1494	14,6	2,71
Natal und übrige Länder Afrikas	58	—	—
Zusammen Afrika	4399	—	—
Britisch-Ostindien	13 957	36,9	0,59
Ceylon	190	29,7	0,69
Kleinasien	394	5,3	0,39
Japan	99	3,2	0,04
Kaukasien, Java und übrige Länder Asiens	1300	—	—
Zusammen Asien	15 940	—	—
Rekapitulation:			
Europa	168 695		
Amerika	175 009		
Australien	7452		
Afrika	4399		
Asien	15 940		
Zusammen in 1880 auf der Erde	371 495		

Die Entwickelung der E. in den verschiedenen Ländern der Erde ist aus der nachstehenden Zusammenstellung der Kilometerzahl der dem Verkehr übergebenen E. von 1840 bis zum Schlusse des J. 1879 ersichtlich.

Länder	1840	1850	1860	1865	1870	1875	1879
Großbritannien	1349	10 660	16 797	21 395	24 383	26 658	28 491
Frankreich	427	2 996	9 439	13 577	17 462	19 774	22 781
Deutschland	469	5 856	11 088	13 899	18 450	27 474	33 302
Österreich-Ungarn	475	2 240	5 160	6 395	9 761	16 449	18 806
Rußland, einschließlich Finland	26	601	1 589	3 925	11 243	19 584	22 911
Italien	8	427	1 800	3 982	6 134	7 464	8 340
Belgien	333	853	1 695	2 254	2 906	3 589	4 012
Niederlande, einschließlich Luxemburg	16	179	388	865	1 275	1 407	2 238
Schweiz	—	27	1 096	1 340	1 449	2 024	2 595
Spanien	—	27	1 649	4 761	5 295	5 922	7 300
Portugal	—	—	68	700	720	919	1 184
Dänemark	—	217	485	419	764	1 246	1 558
Norwegen	—	—	68	270	359	549	1 125
Schweden	—	—	531	1 302	1 734	3 534	5 605
Rumänien	—	—	—	—	776	1 095	1 311
Türkei	—	—	66	66	291	1 336	1 465
Griechenland	—	—	—	—	11	11	11
In Summa Europa	3103	24 083	51 919	75 148	103 013	139 035	163 063
Vereinigte Staaten von Amerika	5344	13 828	49 255	56 915	85 288	119 295	135 785
Britisch-Nordamerika	—	82	3 499	3 590	4 299	7 153	11 049
Mexiko	—	11	32	142	349	526	1 013
Chili und Peru	—	—	283	705	1 232	2 859	3 942
Brasilien	—	—	129	451	691	1 636	2 771
Argentinische Republik	—	—	—	299	980	1 885	2 251
Cuba	194	399	604	604	604	639	1 139
Jamaica	—	40	40	40	40	40	40
Centralamerika	—	—	109	109	109	201	373
Venezuela, Britisch-Guaiana u. s. w.	—	—	—	72	85	135	198
Uruguay	—	—	—	—	98	317	451
In Summa Amerika	5538	14 360	54 051	62 927	93 775	134 686	159 003
Neuseeland	—	—	—	40	40	873	1 865
Victoria	—	—	151	216	444	993	1 780
Neusüdwales	—	—	24	364	539	704	1 183
Südaustralien	—	—	90	90	214	441	900
Queensland	—	—	—	98	332	427	810
Tasmania	—	—	—	—	—	241	277
Westaustralien u. übrige Länd. Australiens	—	—	—	—	—	61	130
In Summa Australien	—	—	265	808	1 569	3 740	6 965
Ägypten	—	—	413	604	1 056	1 431	1 494
Algier	—	—	—	5	517	536	1 275
Tunis	—	—	—	—	—	60	197
Kapland, Natal u. s. w.	—	—	3	103	103	240	1 175
Mauritius	—	—	—	106	106	106	106
In Summa Afrika	—	—	446	818	1 782	2 373	5 247
Britisch-Ostindien	—	—	1 354	5 422	7 665	10 460	13 884
Ceylon	—	—	—	—	119	147	159
Kleinasien, Kaukasien, Java und übrige Länder	—	—	—	—	—	1 000	1 416
Japan	—	—	—	—	—	40	99
In Summa Asien	—	—	1 354	5 422	7 784	11 647	15 569
Rekapitulation.							
Europa	3103	24 083	51 919	75 148	103 013	139 035	163 063
Amerika	5538	14 360	54 051	62 927	93 775	134 686	159 003
Australien	—	—	265	808	1 569	3 740	6 965
Afrika	—	—	446	818	1 782	2 373	5 247
Asien	—	—	1 354	5 422	7 784	11 647	15 569
Zusammen auf der Erde	8641	38 443	108 035	145 123	207 923	291 481	319 817

Litteratur. In litterarischer Beziehung sind für das in stetiger und raschester Entwickelung begriffene Eisenbahnwesen die periodisch erscheinenden Fachzeitschriften und Werke von besonderer Wichtigkeit. Es sind darunter namentlich hervorzuheben: das «Archiv für Eisenbahnwesen», herausg. im preuß. Ministerium der öffentlichen Arbeiten; die «Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen», als Organ dieses Vereins redigiert von Dr. Koch (Berl.); das «Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens in technischer Beziehung», ebenfalls als Organ des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen herausgegeben von E. Heusinger von Waldegg (Wiesb.); das «Centralblatt für E. und Dampfschiffahrt der Österr.-Ungar. Monarchie» (Wien); die «Österr. Eisenbahnzeitung» (Wien); die «Annalen für Gewerbe und Bauwesen», herausg. von Glaser (Berl.); das «Bulletin du Ministère des travaux publics, statistique et législation comparée» (Par.); J. B. Landman, «Revue commerciale et juridique des chemins de fer, postes, télégraphes et douanes» (Brüss.); die «Railway News and joint stock journal» (Lond.); die «Railroad Gazette» (Neuyork); die «Revue générale des chemins de fer» (Par.); der «Monitore delle strade ferrate» (Tur.); die «Sekundärbahnzeitung», Organ für Lokalbahnen, Trambahnen u. s. w., herausg. von Paulsen und Osthoff (Siegen); C. D. Maas, «Zeitschrift für Lokomotivführer» (Nordstemmen); «Statist. Nachrichten von den E. des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen» werden alljährlich von der geschäftsführenden Direktion des Vereins (gegenwärtig die Direktion der Berlin-Hamburger E.) herausgegeben; «Statist. Nachrichten von den österreich-ungarischen E.», bearbeitet im k. k. Handelsministerium; Kohn, «Österr. Eisenbahnjahrbuch», gibt alljährlich eine Zusammenstellung aller wichtigern, auf die österreich-ungarischen E. Bezug habenden Angaben; «Schweiz. Eisenbahnstatistik», herausg. vom schweiz. Post- und Eisenbahndepartement, erscheint ebenfalls alljährlich. In ähnlicher Weise werden auch von vielen andern Staaten jährlich mehr oder minder vollständige Berichte über den Stand des Eisenbahnwesens in den betreffenden Ländern veröffentlicht. In Bezug auf das Eisenbahnwesen der Vereinigten Staaten von Amerika finden sich die vollständigsten Zusammenstellungen in dem jährlich erscheinenden «Manual of the Railroads of the United States» von H. Poor.

Von Werken, welche die **allgemeinen** Verhältnisse des Eisenbahnwesens, die Geschichte und Statistik der E. behandeln, sind zu nennen: G. Stürmer, «Geschichte der E. Statist. Darstellung aller Eisenbahnnetze der Erde» (2 Bde., Bromb. 1872—76); von Reden, «Die E. Deutschlands. Statist.-geschichtliche Darstellung ihrer Entstehung, ihres Verhältnisses zu der Staatsgewalt, sowie ihrer Verwaltungs- und Betriebseinrichtungen» (10 Lfgn., Berl., Posen u. Bromb. 1843—47); Schmeidler, «Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens» (Lpz. 1871); Haushofer, «Grundzüge des Eisenbahnwesens in seinen ökonomischen, polit. und rechtlichen Beziehungen» (Stuttg. 1873); Wagner, «Das Eisenbahnwesen als Glied des Verkehrswesens, insbesondere die Staatsbahnen. Abriß einer Eisenbahnpolitik und Ökonomik» (Lpz. u. Heidelb. 1877); Hartwich, «Erörterungen über Vervollständigung und Erweiterung des preuß. Eisenbahnnetzes mit Rücksicht auf Entwickelung des Güterverkehrs und Erzielung billiger Frachten» (Berl. 1878); Lange, «Handbuch des gesamten Verkehrswesens» (Wittenberg 1878); Richter, «Die Entwickelung der Verkehrsgrundlagen» (Berl. 1878); Sax, «Die Verkehrsmittel in Volks- und Staatswirtschaft» (Wien 1878—79); Exner, «Das moderne Transportwesen im Dienste der Land- und Forstwirtschaft» (Weim. 1880).

Von den zahlreichen Werken über **Technik** und **Betrieb** der E. sind zu erwähnen: Becker, «Der Straßen- und Eisenbahnbau in seinem ganzen Umfange» (Stuttg. 1855); M. Ch. Couche, «Voie, matériel roulant et exploitation technique des chemins de fer» (Par. 1867—74); J. Brosius und R. Koch, «Die Schule des Lokomotivführers» (3. Aufl., Wiesb. 1879); dieselben, «Die Schule für den äußern Eisenbahnbetrieb» (2 Bde., Wiesb. 1880—82); Schmitt, «Bahnhöfe und Hochbauten auf Lokomotiveisenbahnen» (2 Bde., Lpz. 1873—82); Kaven, «Vorträge über Eisenbahnbau am Polytechnikum zu Aachen» (7 Bde., Aachen 1874—80); Heusinger von Waldegg, «Handbuch für spezielle Eisenbahntechnik» (Lpz. 1870—78; dieses umfassende Werk zerfällt in 5 Teile, und zwar: a. Eisenbahnbau [4. Aufl.], b. Eisenbahnwagenbau [2. Aufl.], c. Lokomotivbau, d. Technik des Betriebs mit Signalwesen und Werkstätteneinrichtungen, e. Bau und Betrieb der Sekundär- und Tertiärbahnen); Winkler, «Vorträge über Eisenbahnbau, und zwar Eisenbahnoberbau, Weichen, Kreuzungen, Schiebebühnen und Drehscheiben» (11 Hefte, Prag 1867—74); von Weber, «Das Telegraphen- und Signalwesen der E.» (Weim. 1866); derselbe, «Die Stabilität des Gefüges der Eisenbahngleise» (Weim. 1869); derselbe, «Die Gefährdung des Personals beim Maschinen- und Fahrdienst der E.» (Lpz. 1862); derselbe, «Schule des Eisenbahnwesens» (3. Aufl.; Lpz. 1873); derselbe, «Die Praxis des Baues und Betriebes der Sekundärbahnen mit normaler und schmaler Spur» (Weim. 1873); derselbe, «Die Praxis der Sicherung des Eisenbahnbetriebes» (Wien, Pest u. Lpz. 1875); derselbe, «Normalspur und Schmalspur» (Wien, Pest u. Lpz. 1876); derselbe, «Der staatliche Einfluß auf die Entwickelung der E. minderer Ordnung» (Wien, Pest u. Lpz. 1878); Rohr, «Handbuch des praktischen Eisenbahndienstes» (Stuttg. 1877); Tilp, «Der praktische Maschinendienst im Eisenbahnwesen» (Wien, Pest u. Lpz. 1877); J. zur Nieden, «Der Bau der Straßen und E.» (Berl. 1878); R. Koch, «Das Eisenbahnmaschinenwesen» (2 Bde., Wiesb. 1879—80); Oberstadt, «Die Technologie der Eisenbahnwerkstätten» (Wiesb. 1881); Paulus, «Bau und Ausrüstung der E. unter Berücksichtigung der Sekundärbahnen» (2. Aufl., Stuttg. 1882); Petzholdt, «Fabrikation, Prüfung und Übernahme von Eisenbahnmaterial» (Wiesb. 1872); Pollitzek, «Die Bahnerhaltung» (2 Bde., Brünn 1874—76); Pinzger, «Die geometr. Konstruktion von Weichenanlagen für Eisenbahngleise» (Aachen 1873); Lehwald, «Der eiserne Oberbau» (Berl. 1881); Schwartzkopff, «Der eiserne Oberbau» (Berl. 1882); Flattich, «Der Eisenbahnhochbau in seiner Durchführung auf den Linien der k. k. privilegierten Südbahngesellschaft» (Wien 1873); Wulff, «Das Eisenbahnempfangsgebäude nach seinen praktischen Anforderungen und seiner künstlerischen Bedeutung» (Lpz. 1882); Vuillemin, Guebhard, Dieudonnée und Flachat, «De la résistance des trains et de la puissance des machines» (Par. 1868); Kesseler, «Die Radreifenbefestigungen bei

und die besondern Umstände des einzelnen Falles darüber zu entscheiden, ob den Konzessionären Entschädigungsansprüche zustehen oder nicht.

Zu den vorerwähnten Festsetzungen der Konzession kommen noch Bestimmungen über Beginn und Beendigung des Baues; über die Verpflichtung, den Bau und Betrieb nach den speziellen Stipulationen der Konzessionsurkunde und den besondern Anordnungen der Regierung einzurichten; ferner Bestimmungen über Anlage und Betrieb von Telegraphen, so namentlich das Recht der Konzessionäre, längs ihrer Bahnstrecke Telegraphenlinien zu errichten und zur Ausübung des Bahnbetriebes zu gebrauchen, sowie das Recht der Staatsverwaltung, ihre Telegraphenleitungen längs der Bahn und auf deren Eigentum ohne Entgelt zu führen.

In **Preußen** ist dem Staate im Gesetz vom 3. Nov. 1838 das Recht vorbehalten, das Eigentum einer konzessionierten Bahn gegen vollständige Entschädigung anzukaufen, sobald 30 Jahre seit der Betriebseröffnung verflossen sind. In **Österreich** soll nach dem Eisenbahnkonzessionsgesetz vom 14. Sept. 1854 die Zeit, auf welche eine Konzession verliehen wird, die Dauer von 90 Jahren nicht überschreiten. In der **Schweiz** ist nach dem Bundesgesetz über Bau und Betrieb der Eisenbahnen auf dem Gebiete der schweiz. Eidgenossenschaft vom 23. Dez. 1872 die Konzession stets nur auf bestimmte, in der Urkunde zu bezeichnende Zeitdauer zu erteilen. Auch sind in jeder Konzession die Zeitfristen festzusetzen, nach deren Ablauf dem Bunde oder den Kantonen das Recht zustehen soll, die betreffende Eisenbahn an sich zu ziehen. In den **Niederlanden** steht nach dem Eisenbahngesetz vom 9. April 1875 der Regierung das Recht zu, jede Eisenbahn, welche 20 Jahre von den Unternehmern betrieben worden ist, gegen Entschädigung zu erwerben. In **England** ist die Regierung nach der Akte vom 9. Aug. 1844 berechtigt, jede Eisenbahn nach Ablauf von 21 Jahren gegen Zahlung des 25fachen Betrags der Durchschnittsdividende der letzten 3 Jahre zu kaufen. Auf die zu jener Zeit bereits bestehenden Bahnen erstreckt sich dieses Ankaufsrecht nicht. In **Frankreich** ist die Dauer der Konzession nach dem Normalbedingnisheft auf 99 Jahre festgesetzt. Nach dieser Zeit tritt der Staat in alle Rechte der Gesellschaft. Außerdem hat der Staat zu jeder Zeit nach Ablauf der ersten 15 Jahre der Konzession die Befugnis, die ganze Konzession der Bahn zurückzukaufen. In **Belgien** werden die Konzessionen nach dem daselbst gültigen Normalbedingnisheste auf die Dauer von 90 Jahren erteilt, nach deren Ablauf die Bahn in das Eigentum des Staats übergeht. Auch das Rückkaufsrecht wird in den meisten Konzessionen vorbehalten. In **Rußland** sind die Konzessionen in der Regel auf die Dauer von 81 oder 85 Jahren erteilt. Bei einzelnen Bahnen ist indessen eine wesentlich kürzere Dauer festgesetzt, so bei der Wolga-Don-Bahn 35 Jahre; bei andern eine längere, wie bei der Eisenbahn Moskau-Sewastopol, bei welcher sie auf 99 Jahre bestimmt ist. Nach Erlöschen der Konzession tritt die Regierung in den Genuß der Eisenbahn. Außerdem sehen die meisten russ. Konzessionen ein Rückkaufsrecht nach Ablauf einer bestimmten Zeit (20 Jahre) vor.

Vgl. Koch, «Deutschlands Eisenbahnen» (Marb. und Lpz. 1858—60); Haushofer, «Grundzüge des Eisenbahnwesens» (Stuttg.).

Eisenbahnkran, eine entweder feststehende oder transportable Hebemaschine, welche im Eisenbahnbetrieb zur Verwendung kommt. (Vgl. Kran.)

Eisenbahnkrankheiten. Die körperlichen Einflüsse, welchen das Maschinen- und Fahrpersonal der Eisenbahnen infolge der Art seiner Dienstleistungen ausgesetzt ist, wirken auf den Organismus derselben in besonders konsumierender Weise ein und führen eine relativ frühzeitige Invalidität dieses Personals herbei. Diese Invalidität hat zumeist in einem eigentümlich veränderten Zustand der Nervencentra, einer Irritation derselben, ihren Grund. Es ist dies besonders bei dem Maschinenpersonal der Fall, bei welchem infolge des Stehens auf der Maschine, des Dröhnens derselben und der fortgesetzt auf den Körper einwirkenden Erschütterungen nach längerer Dienstzeit vielfach dumpfer, anhaltender, mit Schwäche und Einschläferung verbundener Schmerz in den Beinen eintritt.

Um sicheres Material für die Beurteilung der Erkrankungsverhältnisse des Eisenbahnpersonals zu gewinnen, hat der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen auf Anregung des Deutschen Reichs-Gesundheitsamts die Aufstellung einer Statistik der Erkrankungen des Eisenbahnpersonals beschlossen. Nach der zuerst für das J. 1880 veröffentlichten Statistik der Erkrankungen des Personals von 21 deutschen Eisenbahnverwaltungen sind es besonders rheumatische Affektionen, welche das Maschinen- und Fahrpersonal, sowie die Bahnbewachungsbeamten heimsuchen. Infolge von Eisenbahnunfällen treten bei den davon betroffenen Personen zuweilen, ohne daß äußere Verletzungen sichtbar sind, besondere Krankheitserscheinungen auf, welche ihren Grund anscheinend in einer Rückenmarkserschütterung haben. In England hat man für diese Erscheinungen den besondern Namen «Railway spine» gewählt und bezeichnet damit alle Affektionen des Rückenmarks, welche bei Gelegenheit eines Eisenbahnunfalls entstehen.

Vgl. M. M. von Weber, «Die Gefährdungen des Personals beim Maschinen- und Fahrdienst der Eisenbahnen» (Lpz. 1862); Rigler, «Über die Folgen der Verletzungen auf Eisenbahnen, insbesondere der Verletzungen des Rückenmarks» (Berl. 1879), und «Die im Eisenbahndienst vorkommenden Berufskrankheiten und Mittel zu ihrer Abhilfe» (Berl. 1880).

Eisenbahnkrisen, Störungen in der regelmäßigen Entwickelung des Eisenbahnnetzes, sind in verschiedenen Ländern zu verschiedenen Zeiten eingetreten. Sie erscheinen in der Regel als Reaktion auf einen vorhergegangenen, das gewöhnliche Maß überschreitenden Aufschwung im Eisenbahnbau, wodurch in verhältnismäßig zu kurzer Zeit große Kapitalien beansprucht wurden. Die E. treten dann meist in Verbindung mit allgemeinen wirtschaftlichen Krisen auf. Als die bedeutendste E. ist die in den vierziger Jahren zu erwähnen, wo Stockungen nach und nach in fast allen Ländern eintraten, welche mit dem Eisenbahnbau mehr oder minder rasch vorgegangen waren. Auch nach den sog. «Gründerjahren» trat im J. 1873 eine ziemlich allgemeine Krisis im Eisenbahnbau ein.

Eisenbahnmuseum ist die Bezeichnung für eine im J. 1881 durch den Minister der öffentlichen Arbeiten Maybach in Berlin ins Leben gerufene systematische Sammlung aller für die Entwickelung des deutschen Eisenbahnwesens wichtigen Modelle. In dem Museum sollen alle Zweige des

Eisenbahnwesens vertreten und von jedem das Wichtigste und Interessanteste enthalten sein, in der Weise, daß in chronol. Reihenfolge eine erschöpfende Darstellung aller baulichen Anlagen und Betriebseinrichtungen der deutschen Eisenbahnen von ihrer ersten Entwickelung an gegeben wird. Die Einrichtung ähnlicher Sammlungen wird auch in Wien und Paris beabsichtigt.

Eisenbahnnetz (frz. réseau, engl. network), die Gesamtheit der Eisenbahnen eines Landes oder Landesteils. Je größer die Bevölkerungsdichtigkeit eines Landes und je weiter dasselbe in wirtschaftlicher Beziehung vorgeschritten ist, desto mehr entwickelt und desto dichter ist im allgemeinen auch das E. desselben. Auf die Gestaltung des E. der meisten Länder haben neben der Rücksicht auf die volkswirtschaftlichen Bedürfnisse namentlich auch Rücksichten auf die Landesverteidigung eingewirkt. Es ist dies besonders der Fall bei den kontinentalen Staaten Europas, während für England und Nordamerika diese Rücksichten fortfielen. Die politische Zersplitterung Deutschlands ist auch in der Gestaltung seines E. erkennbar. Die centralistischen Tendenzen in Frankreich haben ein E. entstehen lassen, das mit seinen Hauptfäden in Paris zusammenläuft.

Auch die geogr. Verhältnisse eines Landes, die physik. Beschaffenheit der Erdoberfläche desselben, die Lage der Verkehrsmittelpunkte u. s. w., wirken auf die Gestaltung seines E. ein. Der Einfluß der Ströme auf die Gestaltung des E. ist beispielsweise erkennbar am Rheinstrom, welcher vom Bodensee bis zur Mündung in die Nordsee an beiden Ufern Parallelbahnen zeigt, welche sich den Ufern bald nähern, bald sich davon entfernen. Wie der Strom selbst, so erhalten auch seine Thalbahnen ihre Zweige in den Thälern der Zuflüsse, bei Offenburg aus dem Schwarzwalde, bei Heidelberg aus dem Neckarthal, bei Mainz durch die Parallelbahnen des Mains u. s. w. Der Einfluß eines Gebirges zeigt sich beispielsweise am Harz, welcher zwar von allen Seiten von Bahnen umspannt ist, bis jetzt aber noch keine Querverbindung hat. In großen Städten, wie Berlin, Köln, Frankfurt a. M. u. s. w., laufen Bahnlinien radienförmig, wie in einem Mittelpunkt zusammen, während in Gegenden, wo viele industrielle Etablissements sich befinden, wie in dem rhein.-westfäl. Industriegebiet zwischen Duisburg und Dortmund, in Sachsen, in Oberschlesien u. s. w., sich eine sehr reiche Verästelung des Netzes zeigt.

Eisenbahnökonomie ist ein bei der hohen wirtschaftlichen Bedeutung der Eisenbahnen sehr wichtiger Teil der Nationalökonomie. Die E. betrachtet die Eisenbahnen als wirtschaftliche Unternehmungen, welche den Zweck haben, dem Verkehr zu dienen. Sie prüft zunächst das Bedürfnis, welches die Unternehmung ins Leben rief, die Anforderungen des Verkehrs, die Zahl der zu befördernden Personen und die Menge der zu befördernden Güter. Die E. beschäftigt sich hiernach weiter mit den Faktoren, welche für das Zustandekommen und die Ausführung des Unternehmens in Betracht kommen; sie untersucht, wie das Anlagekapital zu beschaffen ist und wie dieses Kapital am besten verwertet werden kann. In Bezug auf die bei den Eisenbahnunternehmungen in sehr großer Zahl erforderlichen Arbeitskräfte verschiedener Art untersucht die E. sodann, durch welche Gruppierung und Einteilung des Bau- und Betriebspersonals die bei einem so großen Mechanismus nötige Arbeitsteilung am besten bewirkt wird und in welcher Art das Personal für seine Thätigkeit zu lohnen ist, ob durch feste Bezahlung oder durch Anteil an dem Gewinn, Tantièmen u. s. w. Wie bei allen Unternehmungen, muß auch namentlich bei den Eisenbahnen eine richtige Ökonomie dahin streben, die Betriebskosten im Verhältnis zu den Einnahmen möglichst zu verringern.

Der schwierigste Teil auf dem Gebiete der E. ist die Bestimmung der Preise für die von den Eisenbahnen geleisteten Transporte, also die Feststellung der Tarife. (S. Eisenbahntarife.) Die Ware der Eisenbahnverwaltungen ist die Transportleistung, der Preis für diese Leistung kann nicht unter die Selbstkosten fallen; soll bei dem Unternehmen etwas verdient werden, so muß der Preis die Selbstkosten um etwas übersteigen. Auf die Selbstkosten des Transports wirken aber wesentlich ein: die Verschiedenartigkeit der zum Transport kommenden Artikel, die Verschiedenheit der Entfernungen, auf welche diese Artikel transportiert werden, die Mengen, in welchen dieselben zur Versendung kommen, und viele andere Umstände. Die Bestimmung der Preise für die Transportleistung der Eisenbahnen ist daher eine der schwierigsten Aufgaben der E.

Vgl. Sax, «Die Ökonomie der Eisenbahnen» (Wien 1871); derselbe, «Die Verkehrsmittel in Volks- und Staatswirtschaft» (Bd. 2: «Die Eisenbahnen», Wien 1879); Schima, «Studien und Erfahrungen im Eisenbahnwesen» (Prag 1881).

Eisenbahnpolitik nennt man den Inbegriff derjenigen Grundsätze, nach welchen seitens einer Staatsregierung das Eisenbahnwesen behandelt wird; sie ist in den verschiedenen Ländern sehr verschieden. In Beziehung auf das Verhältnis des Besitzes und Betriebes der Eisenbahnen zum Staate treten in den modernen Kulturstaaten die nachstehenden Erscheinungsformen auf: 1) Privateigentum und Privatbetrieb der Eisenbahnen, 2) Staatseigentum und Privatbetrieb der Eisenbahnen, 3) Privateigentum und Staatsbetrieb der Eisenbahnen, 4) Staatseigentum und Staatsbetrieb der Eisenbahnen. Bei den beiden ersten Formen ist die Fürsorge des Staats für die Erreichung seiner Zwecke eine mittelbare, indem die Aufsicht des Staats über die Privatthätigkeit die letztere regelt und beschränkt. Die Aufsicht des Staats in dem ersten Fall ist lediglich die auf Gesetz und Konzession beruhende, während sie in dem zweiten Fall verstärkt wird durch die Reservate des Eigentümers. Bei den beiden letzten (3. und 4.) Gestaltungsformen ist die Fürsorge des Staats eine unmittelbare, indem an die Stelle der Privatthätigkeit die Thätigkeit des Staats tritt. Die letztere ist in dem dritten Falle beschränkt durch die Reservate des Privateigentümers, in dem vierten Fall dagegen unbeschränkt.

In England und in den Vereinigten Staaten von Amerika ist Bau und Betrieb ausschließlich der Privatthätigkeit überlassen, in den meisten andern Ländern findet sich ein gemischtes Privat- und Staatsbahnsystem. Die Staaten haben dabei die Privatbauthätigkeit vielfach unterstützt, durch Zuschüsse zu den Baukapitalen, durch Übernahme von Zinsgarantien für die zum Bau verwendeten Kapitalien, durch unentgeltliche Überlassung von Staatsterrain, Gewährung von Steuerfreiheit ꝛc.

der Anlage und dem Betrieb derselben» (3 Bde., Marburg u. Lpz. 1858—60); derselbe, «Das deutsche Eisenbahntransportrecht» (Erlangen 1866); Eger, «Das deutsche Frachtrecht mit besonderer Berücksichtigung des Eisenbahnfrachtrechts» (Berl. 1879); Meili, «Das Pfand- und Konkursrecht der Eisenbahnen» (Lpz. 1879); Michel, «Österreichs E.» (Wien 1860); von Stein, «Zur Eisenbahnrechtsbildung» (Wien 1872); Reinitz, «Das Eisenbahnwesen Österreich-Ungarns und dessen neuestes Rechtsgebiet» (Wien 1881); Malapert, «Histoire de la législation des travaux publics» (Par. 1880). Über englisches E. gibt die vollständigste Sammlung: Browne und Theobald, «The law of Railway Companies» (Lond. 1881), über amerikanisches: Pierce, «Treatise on the law of railroads» (Boston 1881).

Eisenbahnregiment, s. unter Eisenbahntruppen.

Eisenbahnschulen sind bei verschiedenen Eisenbahnverwaltungen zum Zwecke der Heranbildung eines tüchtigen und den Ansprüchen gewachsenen Personals, besonders an Lokomotivführern und Heizern, sowie für den Stations- und Expeditionsdienst eingerichtet. Bei der Verwaltung der preuß. Staatsbahnen werden die Lokomotivführer und Heizer in den von der Verwaltung betriebenen Reparaturwerkstätten praktisch und theoretisch für ihren Dienst ausgebildet, während den Aspiranten des Stations-, Expeditions- und Büreaudienstes von höhern Beamten regelmäßige Unterrichtsstunden gegeben werden, welche sich auf alle Zweige des praktischen Dienstes erstrecken. Ähnliche Einrichtungen befinden sich auch bei andern Eisenbahnverwaltungen und in andern Staaten, namentlich in Österreich. In Italien bestehen staatlich subventionierte Eisenbahnschulen in Rom, Neapel und Florenz, welche den Zweck haben, solchen, welche sich dem Stations- und Expeditionsdienst der Eisenbahnen widmen wollen, Gelegenheit zur tüchtigen Vorbildung zu geben. Die Schüler, welche diese Anstalten absolviert haben, haben zwar keinen direkten Anspruch auf Anstellung bei der Eisenbahn, werden aber von den Verwaltungen im eigenen Interesse bei der Stellenvergebung bevorzugt. Bei den russ. Eisenbahnen sind Schulen eingerichtet hauptsächlich für die Ausbildung von Maschinenpersonal, Bahnmeistern und Telegraphisten. Die Leitung dieser Schulen liegt in den Händen eines speziell hiermit beauftragten Gesellschaftsbeamten, dem ein aus sämtlichen Lehrern der Schule bestehender Schulrat unter dem Vorsitz eines aus den höhern Beamtenkreisen durch die Verwaltung ernannten Kurators zur Seite steht.

Eisenbahnsignale. Die Eigentümlichkeiten des Eisenbahntransports brachten es mit sich, daß für die Zwecke desselben eine weitgehende Ausbildung des Signalwesens stattfand. Es sind hierbei namentlich von Einfluß gewesen: die große Geschwindigkeit des Eisenbahntransports, welche besondere Maßregeln zur Sicherung desselben erforderte; die Konstruktion des Wegs, welche ein Ausweichen und Überholen der Fahrzeuge in der einfachen Weise der Schiffe und der Straßenfuhrwerke unthunlich machte, und das starke Geräusch der eisernen, auf eiserner Bahn bewegten Fahrzeuge. Um die Züge mit der nötigen Sicherheit befördern zu können, sind deshalb Signale nötig, welche einerseits das Streckenpersonal von der Annäherung eines Zugs in Kenntnis setzen, andererseits dem Zugpersonal ersichtlich machen, ob der Zug seinen Weg ungehindert fortsetzen kann oder nicht.

Die Signale als solche zerfallen in akustische und optische, und die letztern naturgemäß in Tages- und Nachtsignale. Die akustischen Signale sind unabhängig von Tag und Nacht, von Nebel und Beleuchtungsverhältnissen; sie haben ferner den Vorteil, daß sie eine gewisse Steigerung gestatten und daß sie sich nach allen Richtungen verbreiten. Zum Herbeirufen und zur Erweckung der Aufmerksamkeit eignen sich deshalb die akustischen Signale vor allen andern. Richtig gebildet, reden dieselben eine leicht verständliche, kaum einer Erläuterung bedürfende Sprache, und sind deshalb diejenigen, welche zur Verständigung mit dem Publikum vorzugsweise passen. Auf der andern Seite haben die optischen Signale im allgemeinen den Vorzug einer größern Tragweite, der Unabhängigkeit von den Luftströmungen und einer reichern Gestaltung, wodurch das Feld ihrer Anwendbarkeit größer wird als dasjenige der akustischen Signale.

Von den zur Anwendung kommenden akustischen Signalen sind besonders zu erwähnen: die Perronglocken, durch welche für das Publikum das Zeichen zum Einsteigen in den Zug und für das Zugpersonal das Zeichen zur Abfahrt gegeben wird; die Hiefhörner, mittels deren bei vielen Bahnen die Annäherung eines Zugs von Bahnwärter zu Bahnwärter angekündigt oder in gegebenem Falle eine Hilfsmaschine von der nächsten Station herbeigerufen wird; die Dampfpfeife der Lokomotive, mit welcher allgemeine Achtungssignale, sowie für das Zugpersonal die Zeichen zum Schließen oder Lösen der Bremsen gegeben werden und durch welche auch mittels einer mit ihr in Verbindung stehenden und an dem Zuge entlang laufenden Schnur (der Zugleine, engl. bell-rope) das Zugpersonal sowie das reisende Publikum dem Lokomotivführer ein Zeichen geben kann; die auf der Lokomotive angebrachten Glocken, deren Ertönen namentlich die einen Eisenbahnniveauübergang Passierenden von dem Herannahen eines Zugs benachrichtigen soll; die elektrischen Glocken, welche bei den Wärterposten angebracht sind und durch ihr auf elektromagnetischem Wege hervorgerufenes Ertönen den Wärtern die Abfahrt der Züge von den benachbarten Stationen mitteilen (s. Elektrische Läutewerke); endlich die Knallkapseln, mit einer explosibeln Masse gefüllte Blechhülsen, welche auf die Schienen befestigt werden und durch den Knall, welcher beim Zerdrücken durch ein Lokomotivrad hervorgerufen wird, den Lokomotivführer veranlassen, den Zug zum Stehen zu bringen.

Unter den optischen Signalen sind zu erwähnen die optischen Telegraphen oder Semaphoren, worunter feststehende Signalapparate verstanden werden, durch welche dem herankommenden Zuge das Zeichen gegeben wird, ob er die weitere Strecke ungestört passiren kann, oder ob er halten muß, oder endlich nur «mit Vorsicht» weiter fahren darf. Diese Zeichen werden in der Regel so gegeben, daß ein schräg aufwärts gerichteter Arm an einem senkrechten Maste «freie Fahrt», die horizontale Stellung des Arms «Halt» und die schräg abwärts gerichtete «Vorsicht» bedeutet. Bei Nacht werden diese Signale durch Laternen mit farbigem Licht gegeben, und zwar bedeutet ziemlich allgemein Weiß «Ordnung — freie Fahrt», Rot «Gefahr, halt» und Grün «Vorsicht — langsam fahren».

Andere optische Signale sind die Wendescheiben, bei welchen eine dem ankommenden Zuge mit ihrer vollen Fläche sich zeigende Scheibe «halt» bedeutet, während die Stellung der Scheibe parallel zur Bahnrichtung dem Zuge freie Fahrt gibt. Die Semaphoren sowohl als die Wendescheiben werden besonders auch dazu gebraucht, um Bahnhöfe abzuschließen, und heißen dieselben in diesem Falle Bahnhofsabschlußsignale. Der Bahnhofsvorstand darf diese Signale erst dann auf «freie Fahrt» stellen lassen, wenn die Bahnhofsgleise für den herankommenden Zug von andern Zügen oder einzelnen Wagen frei sind. Die Verständigung zwischen dem Bahnhofsvorstande und dem Wärter bei dem Bahnhofsabschlußsignal geschieht meistens auf elektrischem Wege. Optische Signale werden ferner von den Bahnwärtern dem Personal des passierenden Zugs gegeben, indem dieselben entweder durch ruhiges Stehen oder Ausstrecken des Arms in der Fahrtrichtung andeuten, daß der Zug ungehindert fahren kann, oder durch Schwenken der Mütze, einer roten Fahne oder bei Nacht einer roten Laterne Gefahr anzeigen und den Zug zum Halten veranlassen können.

Unter Blocksystem versteht man die Einteilung einer zwischen zwei Bahnstationen liegenden Strecke in Teilstrecken (engl. blocks) von 2—5 km Länge, deren jede einzelne durch optische Signale (Semaphoren) abgesperrt ist. Es wird diese Einrichtung hauptsächlich bei zweigleisigen frequenten Strecken angewendet und ist dabei als Regel angeordnet, daß zwischen je zwei Signalstationen in derselben Fahrtrichtung nie zwei Züge zugleich sich bewegen dürfen. Es darf deshalb der Wärter einer Signalstation erst dann einem Zuge das Signal zum Weiterfahren geben, wenn er von dem Wärter der in der Fahrtrichtung zunächst gelegenen Station auf telegraphischem Wege die Meldung erhalten hat, daß der vorhergegangene Zug seine Station passirt hat. Es wird dadurch die Gefahr vermieden, daß ein Zug auf einen vorhergegangenen auffährt. Eine Vervollkommnung dieser Einrichtung hat man dadurch herbeigeführt, daß man zwei Signalstationen auf elektrischem Wege derart voneinander abhängig macht, daß ein Wärter sein Signal nicht auf «freie Fahrt» stellen kann, bevor nicht der Wärter der in der Fahrtrichtung folgenden Signalstation dazu die Erlaubnis erteilt hat. Um zu verhüten, daß ein am Bahnhofseingange stehendes Signal auf «freie Fahrt» gestellt wird, ohne daß die Weichen auf dem Bahnhofe für den ankommenden Zug richtig gestellt sind, werden immer mehr die sog. Weichen- und Signalsicherungsvorrichtungen eingeführt. Es werden hierbei auf mechan. oder elektrischem Wege die Stellapparate der Weichen und der Signale in solche Abhängigkeit voneinander gebracht, daß die Stellung des Signals auf freie Fahrt nur möglich ist, nachdem zuvor die Weichen für den betreffenden Zug richtig gestellt sind. (S. Eisenbahnunfälle.)

Für die Verbindung zwischen Reisenden und Zugbeamten während des Ganges des Zuges sind schon sehr viele Signale (die sog. Interkommunikationssignale) in Vorschlag gebracht worden, ohne daß sich jedoch eins derselben bis jetzt als wirklich praktisch und zweckmäßig erprobt hätte und zur allgemeinen Einführung gelangt wäre. Am meisten gebräuchlich ist für diesen Zweck noch die schon erwähnte «Zugleine», eine am obern Teile der Wagen in Ringen hinlaufende Schnur, welche mit einem Ende an der Dampfpfeife der Lokomotive derart befestigt ist, daß beim Ziehen an der Schnur von einem Coupéfenster aus die Dampfpfeife in Thätigkeit gesetzt und dadurch der Lokomotivführer zum Halten veranlaßt werden kann.

Das Eisenbahnsignalwesen ist in Deutschland durch die auf Grund der Reichsverfassung vom Reichskanzler herausgegebene «Signalordnung für die deutschen Eisenbahnen» vom 4. Jan. 1875 einheitlich geregelt, was für den durchgehenden Verkehr sowie namentlich für den Kriegsfall von großem Werte ist. In andern Ländern, wie namentlich auch bei den in anderer Beziehung schon sehr entwickelten Eisenbahnen in Nordamerika, besteht noch eine sehr große Verschiedenheit im Signalwesen und hat vielfach jede einzelne Bahnverwaltung auch ihre besondern Signale. Es entstehen dadurch viele Unfälle durch Mißverständnis der Signale seitens des Bahnpersonals, besonders wenn Personal von einer Verwaltung zu einer andern übergeht. Man ist deshalb auch überall bestrebt, eine thunlichste Einheitlichkeit im Signalwesen herbeizuführen.

Litteratur. Für die Geschichte und Technik des Eisenbahnsignalwesens ist als klassisches Werk zu bezeichnen: M. M. von Weber, «Das Telegraphen- und Signalwesen der Eisenbahnen» (Weim. 1867, nebst Atlas von Sonne, Stuttg. 1869). Ferner vgl. Clauß, «Über Weichentürme und verwandte Sicherheitsvorrichtungen für Eisenbahnen» (Braunschweig 1878); Schmitt, «Das Signalwesen» (Prag 1878).

Eisenbahnstatistik ist die ziffermäßige Darstellung und Untersuchung der Erscheinungen des Eisenbahnwesens. Die E. sucht diese Erscheinungen, soweit es möglich ist, zu bestimmten Gruppen zusammenzustellen und durch Vergleichung der erhaltenen Ziffern Resultate und Erfahrungen zu sammeln, welche ebensowohl für die Eisenbahnverwaltungen selbst als auch für die Volkswirtschaft im allgemeinen von Nutzen sind. Schon bei der Projektierung neuer Bahnlinien wird statistische Thätigkeit erfordert in Bezug auf die Untersuchungen über das Verkehrsbedürfnis der zu durchschneidenden Gegend, um dadurch die richtige Lage der Bahnhöfe und Haltestellen zu finden und der Bahn eine dem zu erwartenden Personen- und Güterverkehr entsprechende Anlage und Ausstattung zu geben. Weitere Gegenstände der E. sind: die Zusammenstellung der Ausdehnung der Eisenbahnnetze und die Vergleichung dieser Ausdehnung mit der Bevölkerungszahl und dem Flächeninhalt der einzelnen Länder; die Anlagekosten an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten; die Abnutzung des Materials der Bahnen; die Kosten des Betriebes und die Verteilung dieser Kosten auf die verschiedenen Zweige des Betriebsdienstes, als die allgemeine (Central-)Verwaltung, die Bahn-, Transport-, Verkehrs- u. s. w. Verwaltung; der Wechsel, Steigen und Fallen des Verkehrs, und zwar sowohl des Personen- als des Güterverkehrs; die wirtschaftliche Ausnutzung des vorhandenen Betriebsmaterials; die Roh- und die Reinerträge, die Tarife, die Unfälle u. s. w. Im Interesse der Herbeiführung einer rationellen Ökonomie ist für jede Eisenbahnverwaltung die fortlaufende, möglichst spezielle statistische Darstellung aller auf den Bau und den Betrieb der ihr unterstellten Bahnen Bezug habenden Thatsachen von höchster Wichtigkeit. Die allgemeine vergleichende E. dient dazu, Schlüsse auf die privatwirtschaftliche und volkswirtschaftliche Bedeutung der Eisenbahnen zu ziehen und der Eisenbahnpolitik die nötigen

Fingerzeige für die zu verfolgende Richtung zu geben. Die Unterlagen für die Aufstellung der E. werden von den ausführenden Eisenbahnbehörden gesammelt und wird die Zusammenstellung hiernach von einer Oberbehörde bewirkt. Für das Deutsche Reich mit Ausnahme Bayerns wird seit 1881 eine gemeinsame E. vom Reichseisenbahnamt zusammengestellt. In andern Ländern wird die betreffende E. meist von den Eisenbahnaufsichtsbehörden in mehr oder weniger vollständiger Weise zusammengestellt und veröffentlicht. Daneben veröffentlichen auch vielfach die einzelnen Bahnverwaltungen sowie Bahnverbände ihre speziellen Statistiken. So namentlich der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen.

Die große Verschiedenheit des für die Zwecke der Statistik von den Eisenbahnen der verschiedenen Länder gesammelten und veröffentlichten Materials, welche einen Vergleich zwischen den Eisenbahnverhältnissen verschiedener Länder außerordentlich erschwerte, hatte den Internationalen Statistischen Kongreß schon auf der Versammlung zu Paris 1855 und hiernach wiederholt bei andern Versammlungen mit der Frage beschäftigt, in welcher Weise das nicht allein für die Eisenbahnen, sondern nicht minder für den Welthandel wichtige Ziel einer *Internationalen Eisenbahnstatistik* erreicht werden könnte. Es wurde infolge dieser Anregungen für die internationale E. eine fachmännische Kommission eingesetzt. Nach wiederholten Versuchen, die Frage der internationalen E. durch Feststellung eines einheitlichen, von allen Eisenbahnen auszufüllenden Formulars zu lösen, nahm der 1876 zu Budapest abgehaltene Internationale Statistische Kongreß die Angelegenheit neuerdings in glücklicherer Weise auf. Statt sofort ein definitives bindendes Formular für dieselbe aufzustellen, beschloß der Kongreß, die Feststellung der Formulare für die internationale E. einer besondern Kommission von Fachmännern zu überlassen. Die Kommission wurde zunächst aus 15 Mitgliedern gebildet, darunter 7 Vertretern des staatlichen statist. Dienstes und 8 Vertretern von Eisenbahnverwaltungen verschiedener Staaten. Sie wählte zum Präsidenten den k. k. Hofrat im österr. Handelsministerium, Hugo Brachelli, welchem bei den Sitzungen der Permanenzkommission des Internationalen Statistischen Kongresses zu Wien 1873 die Bearbeitung der internationalen E. übertragen worden war; ferner zu Vizepräsidenten Luigi Bodio, Direktor der allgemeinen Statistik des Königreichs Italien, und Ludw. Perl, Divisionschef der großen russ. Eisenbahngesellschaft; endlich zu Sekretären Rich. Hasenöhrl und Gabr. Lemonnier in Wien. Von dem Rechte, sich durch andere Statistiker und Mitglieder aus den verschiedenen Zweigen des Eisenbahndienstes zu verstärken, machte die Kommission wiederholt Gebrauch, sodaß sie gegenwärtig 75 Mitglieder, zerstreut über alle europ. Staaten, begreift.

Aus den Verhandlungen der Kommission zu Rom, Bern, Heidelberg und Haag in den J. 1877, 1878, 1879 und 1881 ging ein Formular für die internationale E. hervor, das in 9 Tabellen und 288 Kolonnen diejenigen Angaben enthält, die in ihrer Gesamtheit ein alle Hauptmomente des Eisenbahnwesens umfassendes Bild gewähren und daher auch für eine Vergleichung des Eisenbahnwesens in den verschiedenen Ländern den geeigneten Maßstab darbieten. Ein entscheidender Gesichtspunkt bei der Auswahl der zu liefernden Nachweisungen blieb außerdem immer der, daß man sich auf solche Thatsachen zu beschränken suchte, welche die Mehrzahl der Staaten, resp. Eisenbahnen zu liefern in der Lage sind, ohne ihren bestehenden Aufschreibungsmodus wesentlich zu ändern. Nach diesem Formular soll, nachdem bereits für 1876 zur Erprobung der Zweckmäßigkeit der Tabellen ein statist. Operat herausgegeben worden war, vom Betriebsjahre 1882 an eine regelmäßige internationale E. publiziert werden.

Die Aufstellung einer *Statistik der Güterbewegung* auf den Eisenbahnen ist schon seit Jahren als ein Bedürfnis sowohl für die Eisenbahnen selbst als auch für Handel und Industrie erkannt worden. Die Ausarbeitung einer solchen Statistik hat deshalb auch schon lange die Statistischen Kongresse, den Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen, einzelne deutsche Bundesregierungen u. a. beschäftigt, ohne daß daraus sich ein praktisches Resultat ergeben hätte. Der Initiative der preuß. Staatseisenbahnverwaltung ist es zu verdanken, daß vom 1. Jan. 1883 ab auch diesem Wunsche wenigstens für das Gebiet der preuß. Staatseisenbahnen und der Reichsbahnen in Elsaß-Lothringen Erfüllung wird. Durch diese Statistik wird zur Darstellung gebracht werden: 1) die Güterbewegung zwischen den deutschen Verkehrsbezirken, soweit die zugehörigen Bahnen den für die Aufstellung der Statistik gegebenen Vorschriften beitreten; 2) der Empfang und Versand nach und von dem Auslande, sowie der den betreffenden Vorschriften nicht beitretenden deutschen Bahnen; 3) die Durchfuhr von Ausland zu Ausland, sowie zwischen dem Auslande und den nicht beitretenden deutschen Bahnen; 4) die Durchfuhr zwischen den nicht mitwirkenden deutschen Bahnen. Es werden für diese Statistik nicht sämtliche Warengattungen einzeln aufnotiert, sondern es ist im Interesse der Vereinfachung und Übersichtlichkeit die Zahl der speziell zu beobachtenden Artikel beschränkt und sind vielfach mehrere unter einer Position zusammengefaßt. Die bezüglichen von den Güterexpeditionen zusammengestellten Nachweisungen werden demnächst von den Direktionen bezirksweise zusammengestellt und aus diesen Zusammenstellungen schließlich im Ministerium der öffentlichen Arbeiten statist. Übersichten angefertigt, welche ein genaues Bild des Güteraustausches zwischen den einzelnen Verkehrsgebieten des Reichs (einzelnen Bundesstaaten, Provinzen, größern Industriebezirken, Hafenplätzen u. s. w.) und zwischen diesen und dem Auslande, soweit der Verkehr sich über die Reichs- und Staatsbahnen bewegt, bieten werden.

Eisenbahnsubvention. Das Privatkapital findet sich selbstverständlich nur für die Ausführung solcher Eisenbahnen, welche von vornherein eine Verzinsung, welche mindestens dem landesüblichen Zinsfuße entspricht, in Aussicht stellen. Soweit dies nicht der Fall ist, die betreffende Eisenbahn aber doch im Interesse des Landes als notwendig erkannt wird, muß der Staat entweder den Bau selbst übernehmen oder für den Bau besondere Vergünstigungen, Subventionen, Zinsgarantien gewähren. Diese Subventionierung des Bahnbaues kann entweder durch Übernahme eines Teils der Aktien durch den Staat oder dadurch geschehen, daß ein Teil des Baukapitals aus der Staatskasse vorgeschossen wird und bezüglich der Verzinsung und allmählichen Tilgung dieses Vorschusses billige Bedingungen gestellt werden. Diese Art der Unterstützung ist namentlich in Frankreich oft angewendet

worden, ebenso in den Vereinigten Staaten von Amerika seitens mehrerer Einzelstaaten. Eine andere, auch in Frankreich zur Anwendung gekommene Form der Subventionierung ist die Bewilligung eines Zuschusses zu den Baukosten à fonds perdu.

Die Gewährung von Staatsländereien für Bahnbauten, deren Unternehmer nach Inbetriebnahme der Bahnen diese Ländereien bestens zu verwerten suchen, ist besonders in den Vereinigten Staaten üblich. Anderweitige Unterstützungen erhalten die Bauunternehmer ziemlich allgemein durch Gewährung des Enteignungsrechts, teilweise auch durch Gewährung zollfreier Einfuhr von Baumaterialien, Schienen, Lokomotiven u. s. w. Die am meisten übliche Form der Unterstützung des Bahnbaues ist aber die Übernahme einer Zinsgarantie durch den Staat. Diese Garantie wird entweder ohne jede, wenigstens direkte Gegenleistung gegeben, oder es wird die Rückerstattung der Defizitszuschüsse (mit oder ohne Verzugszinsen) aus dem Ergebnis später steigender Reinerträge verlangt. In diesem letztern Falle wird die Rückerstattung entweder in der Weise ausbedungen, daß der ganze oder der größte Teil der später über den Garantiesatz oder über einen andern Reinertragssatz sich erhöhenden Rente zu der Heimzahlung der Garantiezuschüsse, welche den Charakter einer unverzinslichen oder verzinslichen Anleihe haben, beansprucht wird (Österreich), oder der Staat bedingt sich bloß einen Anteil an den zukünftigen Reinertragsüberschüssen aus (Preußen). Vgl. Groß, «Die Staatssubventionen für Privatbahnen» (Wien 1882).

Eisenbahntarife umfassen die Preisfestsetzungen für den Personenverkehr, für Gepäck-, Vieh-, Wagen- und sonstige Güterbeförderung. Für die Berechnung des Personengeldtarifs bilden bei den preuß. Staatsbahnen für den Kilometer Bahnstrecke (1883) die nachstehenden Sätze die Grundlage: bei gewöhnlichen Personenzügen für I. Klasse 8 Pf., II. Klasse 6 Pf., III. Klasse 4 Pf., IV. Klasse 2 Pf., bei Schnellzügen I. Klasse 9 Pf., II. Klasse 6,67 Pf., III. Klasse 4,67 Pf. Ähnlich sind die Normalsätze für den Personenverkehr auch auf den übrigen deutschen Eisenbahnen, auf den ausländischen Bahnen mit Ausnahme der belgischen, sind dieselben meistens höher. Unter gewissen Bedingungen treten für die nach den Normalsätzen berechneten Fahrpreise Ermäßigungen ein, wie bei Hin- und Rückfahrt derselben Person nach bestimmten Stationen und innerhalb einer gewissen Zeit, ferner bei Rundreisen für bestimmte, vielbenutzte Touren, für Gesellschaftsreisen, für Kinder u. s. w. Auch geben einzelne Bahnen, namentlich solche, welche in größere Städte einmünden, Abonnementsbillets aus.

Das Tarifwesen für den Güterverkehr beruht auf sehr verschiedenen Prinzipien. In Deutschland wurde bei den ersten Eisenbahnen der Tarif lediglich nach der zur Beförderung aufgegebenen Gewichtsmenge, der Centnerzahl, berechnet. Da sich hierbei in der Praxis bald große Schwierigkeiten ergaben, so ging man zu Klassifikationssystemen über, d. h. es wurden die verschiedenen auf einer bestimmten Bahn zum Transport gelangenden Güter in Klassen eingeteilt und für jede solche Güterklasse ein bestimmter Einheitssatz für die Einheit der Bahnlänge festgesetzt. In die niedrigsten Klassen wurden hierbei in der Regel diejenigen Artikel gesetzt, welche in großen Mengen transportiert wurden, wie Steinkohlen, Erze, Roheisen, Baumaterialien u. dgl., und die nur bei einem verhältnismäßig niedrigen Tarifsatz ein weiteres Absatzgebiet sich erringen konnten.

Da jede Bahnverwaltung bei Feststellung dieser Tarife zunächst nur das Verkehrsbedürfnis des eigenen Gebietes und die Erzielung eines größtmöglichen Gewinns aus dem Bahnunternehmen im Auge hatte, so kam in die Klassifikation der Güter und die für die einzelnen Klassen berechneten Normalsätze eine sehr große Verschiedenheit und es machte sich diese Verschiedenheit für den Verkehr immer störender bemerkbar, je mehr das Eisenbahnnetz der einzelnen Länder sich schloß und dadurch die Möglichkeit direkter Sendungen per Eisenbahn zwischen Stationen verschiedener Verwaltungen gegeben wurde. Um eine Vereinfachung des Tarifs herbeizuführen, wurde zuerst von der Verwaltung der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen das sog. «natürliche» Tarifsystem eingeführt, wobei für die Tarifierung der einzelnen Güter der von denselben beanspruchte Wagenraum als wesentlichste Norm angenommen wurde. Dabei wird unterschieden, ob die Wagen bedeckt oder unbedeckt sind, und wird für erstere ein höherer Frachtsatz berechnet. Einen wesentlichen Unterschied in Bezug auf die Frachtsätze macht es dann noch, ob Güter in ganzen Wagenladungen oder nur als «Stückgüter» zur Beförderung aufgegeben werden. Auch dieses System entspricht nicht allen Anforderungen, und wird deshalb jetzt am meisten ein gemischtes System, das die Vorteile des natürlichen und die des Klassifikationssystems möglichst miteinander verbindet, in Anwendung gebracht. Daneben bestehen indessen immer noch, besondern wirtschaftlichen Verhältnissen Rechnung tragend, sog. «Ausnahme»- oder «Spezial»-Tarife. Dieselben finden namentlich Anwendung auf Massenartikel, wie Getreide, Kohlen, Baumaterialien u. dgl.

Ein anderes Tarifsystem ist noch das Wertklassensystem, bei welchem der Transporttarif sich nach dem Werte des transportierten Gegenstandes richtet. Dieses Prinzip ist jedoch praktisch nicht streng durchführbar und gibt ebenfalls zu vielen Komplikationen und Streitigkeiten Veranlassung. Unter «Differentialtarifen» versteht man diejenigen Tarife, welche, abgesehen von den für die Expedition zu erhebenden Zuschlägen, pro Gewichts- und Streckeneinheit für weite Entfernungen niedriger sind als für kürzere. Solche Differentialtarife kommen namentlich da zur Anwendung, wo es sich um Konkurrenzmaßregeln im großen, besonders im internationalen Verkehre handelt. Unter Staffeltarifen versteht man solche Tarife, bei welchen der Einheitssatz mit der zunehmenden Länge der Strecke, auf welche die Beförderung stattfinden soll, sich ermäßigt, z. B. von je 75 km zu 75 km.

Allgemein wird noch Eilgut und gewöhnliches Frachtgut unterschieden. Ersteres wird mit schnellfahrenden Zügen, letzteres mit Güterzügen befördert und kommt für ersteres deshalb ziemlich allgemein ein doppelt so hoher Frachtsatz als für letzteres in Anwendung. Das Tarifwesen der Eisenbahnen ist wegen der wechselnden Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Länder auch fortwährenden Änderungen unterworfen. Die Hauptforderung dabei ist stets: «möglichst billig zu transportieren und die Tarife möglichst einfach und übersichtlich zu gestalten, sodaß das verkehrtreibende Publikum sich die Preise für die Beförderung bestimmter Güter auf bestimmten Routen ohne Schwierigkeit selbst berechnen kann».

In Bezug auf die **Höhe** der Tarife sind den Bahnen fast überall gewisse **Maximaltarife** in der Konzession vorgeschrieben, über welche sie nicht hinausgehen dürfen. Im übrigen ist die Bestimmung der Höhe der Tarife vielfach von Konkurrenzrücksichten abhängig. Um eine konkurrierende Bahn finanziell zu ruinieren oder dieselbe zu irgend welchen Zugeständnissen zu zwingen, werden besonders von finanziell mächtigern Bahnen zuweilen sehr niedrige Tarife aufgestellt, um durch dieselben den Verkehr von der Konkurrenzbahn abzulenken. Man nennt dieses Verfahren einen «Tarifkrieg». Derartige Tarifkriege sind in besonders großem Maßstabe besonders unter den von Neuyork aus nach dem Westen führenden Bahnen geführt worden. Diese Kriege endeten in der Regel damit, daß die Bahnen sich vereinigten und einen sog. «pool» bildeten, d. h. daß sie die Gesamtfracht der gleichen Routen nach bestimmten Verhältnissen untereinander teilten. Ein Verfahren, welches ebenfalls meistens durch Konkurrenzrücksichten motiviert wird, besteht darin, daß manche Eisenbahnverwaltungen einzelnen Grossisten oder Spediteuren einen Rabatt, beziehungsweise «Refaktien» bewilligen. Es ergeben sich hieraus für verschiedene Personen verschiedene Frachtsätze, die einzelnen Begünstigten sind im Stande, den Markt zu beherrschen und das andere verkehrtreibende Publikum zu schädigen, weshalb dieses Verfahren nur in ganz besondern Ausnahmen als zulässig zu erachten ist.

Litteratur. Außer der «Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen», in welcher die Tariffrage vom Bestehen ab in der vielseitigsten Weise behandelt ist, sind noch folgende Werke hervorzuheben: Desart, «De l'influence des tarifs sur les mouvements et les recettes des voyageurs» (Brüss. 1848); Drewke und Vogel, «Tarife für den Güterverkehr auf sämtlichen deutschen Eisenbahnen, und zwar für den Lokal- wie den direkten Verkehr» (Stett. 1844); Garcke, «Komparative Berechnungen der Kosten der Personen- und Gütertransporte auf den Eisenbahnen zur Beurteilung der Frage über die zulässigen oder möglichen Minimalsätze» (Berl. 1859); Scheffler, «Die Transportkosten und Tarife der Eisenbahnen» (Wiesb. 1860); Weidtmann, «Billige Frachten auf Eisenbahnen. Über Möglichkeit, resp. Rentabilität derselben» (Köln 1860); Honigmann, «Der Kampf gegen die Eisenbahnen mit besonderer Rücksicht auf die Differentialtarife» (Bresl. 1861); Westphalen, «Über Güterbewegung auf Eisenbahnen. Ein Beitrag zur Lösung der Tariffrage» (Emden u. Aurich 1870); Perrot, «Die Anwendung des Pennyportosystems auf den E. und das Paketporto» (Rost. 1872); Schüller, «Die natürliche Höhe der E. Theoretische Entwickelung der Transportselbstkosten der Bahnen und praktische Vorschläge zur Lösung der Tariffrage» (Wien 1872); Callavaert, «Du service des transports par voies ferrées au point de vue commercial et administratif» (Brüss. 1873); Perrot, «Der Wagenraumtarif. Dokumente und Erörterungen zur Reform der Eisenbahngütertarife» (Berl. 1873); derselbe, «Die Differentialtarife der Eisenbahnen» (Berl. 1874); Bergmann, «Zur Enquête über ein einheitliches Tarifsystem auf den deutschen Eisenbahnen» (Straßb. 1875); Reitzenstein, «Über einige Verwaltungseinrichtungen und das Tarifwesen auf den Eisenbahnen Englands» (Berl. 1876); Barychar von Marienhort, «Berechnung der Kosten für den Personen-, Gepäck-, Eilgut- und Frachtentransport auf den Eisenbahnen» (Wien 1877); Krönig, «Die Differentialtarife der Eisenbahnen, ihre Entwickelung, Bedeutung und Berechtigung» (Berl. 1877); Schüller, «Über Selbstkosten und Tarifbildung der deutschen Eisenbahnen» (Stuttg. 1879); Aucoc, «Les tarifs des chemins de fer et l'autorité de l'État» (Par. 1880); Schultz, «Vorschläge zur Neugestaltung der Eisenbahngütertarife für Deutschland» (Berl. 1880); von Schwarz, «Statistische Daten zur Beurteilung der Selbstkosten im Eisenbahnbetriebe» (Wien 1881).

Eisenbahntechnik, der Inbegriff der Regeln, nach denen beim Bau und Betrieb der Eisenbahnen (s. d.) zu verfahren ist. Die E. zerfällt danach in Bau- und Betriebstechnik.

Eisenbahntruppen. Die außerordentliche Wichtigkeit der Eisenbahnen für moderne Kriegführung hat die meisten Großstaaten veranlaßt, militärische Eisenbahnformationen zu bilden. Die erste derartige Formation soll seitens Frankreichs im Kriege 1859 stattgefunden haben, jedoch ist über Zusammensetzung und Leistung derselben Näheres nicht bekannt geworden. Maßgebend für die Begründung und Organisation des Feldeisenbahnwesens wurde der amerik. Secessionskrieg, in welchem seitens der Nordstaaten sämtliche Linien des nordamerik. Eisenbahnnetzes dem General Mac Callum mit unumschränkter Vollmacht unterstellt wurden. Anfangs formierte dieser General ein «Konstruktionskorps» aus einfachen Soldaten; aber die mangelhafte Vorbildung derselben für technische Arbeiten veranlaßte ihn bald, ein militärisch organisiertes Korps aus technisch geübten Civilingenieuren und Arbeitern zu bilden, welches nach und nach auf die hohe Zahl von 25000 Mann anwuchs. Diese Mannschaften waren eingeteilt in «Bauabteilungen», mit Unterabteilungen für Strecken- und Brückenbau, und in «Betriebsabteilungen». Den erstern Abteilungen lag der Bau neuer Linien, die Herstellung zerstörter Bahnstrecken und die Zerstörung von Bahnen ob, den letztern die Beschaffung und richtige Ausnutzung des Betriebsmaterials und die Handhabung des Betriebsdienstes. Unter Umständen wurden außerdem für größere Bauten noch zahlreiche Civilarbeiter zugezogen, so z. B. beim Bau der Etowah- und der Chattahoochee-Brücke bis 1400 Zimmerleute. Der große, oft geradezu entscheidende Einfluß, den diese Eisenbahnabteilungen auf den Verlauf des ganzen Secessionskriegs ausübten, veranlaßte die Staaten des europ. Kontinents, ähnliche Formationen in die Wege zu leiten.

Preußen formierte bei der Mobilmachung 1866 3 **Eisenbahnabteilungen**, die aus je 12 vom Handelsministerium zur Verfügung gestellten Eisenbahntechnikern und einem Militärdetachement von etwa 50 Mann bestanden. Die Thätigkeit derselben war ähnlich derjenigen der amerik. Bauabteilungen, während besondere, vom Handelsministerium formierte «Betriebskommissionen» den Betriebsdienst auf den occupierten Bahnen regelten. Die Erfahrungen des Kriegs 1866 ließen eine vollständig militärische Organisation des Feldeisenbahnwesens wünschenswert erscheinen, um schon im Frieden einen Stamm für die im Kriege vorliegenden Arbeiten, die in ihrer Einleitung und Ausführung wesentlich von denjenigen im Frieden abweichen, vorzubilden. Da jedoch 1870 beim Ausbruch des Kriegs die bezügliche Organisation noch nicht perfekt war, so wurden wiederum «Feldeisenbahn-

abteilungen» formiert, und zwar 5 preußische und 1 bayrische, welche jedoch einen gegen 1866 wesentlich verstärkten Etat erhielten, nämlich je etwa 20 Civiltechniker, 4 Offiziere und etwa 200 Vorarbeiter und Soldaten. Außerdem wurden für größere Bauausführungen Civilarbeiter nach Bedürfnis angestellt. Den Betrieb auf den occupierten Bahnen übernahmen wiederum «Betriebskommissionen». Die Eisenbahnabteilungen fanden im Feldzuge 1870—71 reiche Verwendung, unter andern bei der Herstellung der vielen demolierten Brücken, bei Erbauung der vier Meilen langen Umgehungsbahn bei Metz u. s. w. Am 1. Okt. 1871 wurde alsdann in Preußen ein Eisenbahnbataillon, 1876 ein zweites formiert, die als Eisenbahnregiment in Berlin garnisonieren. Die Mannschaften desselben werden sowohl im Eisenbahnbau wie im Betriebsdienste bei der Truppe ausgebildet und sind bestimmt, im Kriege, durch Reserven und Landwehren verstärkt, sowohl die frühern Feldeisenbahnabteilungen wie die Betriebskommissionen zu ersetzen. Bayern besitzt seit 1873 ebenfalls eine Eisenbahnkompagnie nach preuß. Muster.

Frankreich formierte bei Ausbruch des Kriegs 1870 eine E. als «Corps franc des chemins de fer», welches zum größten Teile aus Personal der Ostbahngesellschaft bestand; dasselbe kam nicht in Aktion, da es zu den in Metz eingeschlossenen Truppen gehörte. Seit 1876 besitzt Frankreich vier Eisenbahnkompagnien, die den Stamm für die Kriegseisenbahntruppen bilden. Die Mannschaften derselben dienen nur ein Jahr bei der Fahne und werden für den Rest der Dienstzeit bei den Eisenbahngesellschaften als Beamte angestellt, treten jedoch bei Ausbruch eines Kriegs sofort zur Truppe zurück; es wird dann aus jeder Kompagnie ein Bataillon formiert. Außerdem stellen die großen Bahngesellschaften für den Fall eines Kriegs aus ihrem Personal 8 Sektionen à 1000 Mann für den Feldeisenbahnbetriebsdienst.

Österreich besitzt seit 1873 für den Fall einer Mobilmachung 15 Eisenbahnabteilungen, ungefähr nach dem Muster der preußischen. Die für diese Abteilungen designierten Militärdetachements werden im Frieden auf den Bahnen ausgebildet. Obgleich diese Abteilungen im Feldzuge in Bosnien Vorzügliches geleistet haben, scheint man doch auch in Österreich entschlossen zu sein, schon im Frieden eine E. dauernd zusammenzustellen. Näheres über deren Stärke u. s. w. ist noch nicht bekannt.

Rußland besaß seit 1870 Eisenbahnkommandos (zusammen etwa 1000 Mann), die aus Mannschaften von mindestens sechsjähriger Dienstzeit zusammengesetzt und den Bahnen zur Ausbildung überwiesen wurden. Sie standen den Bahnen gegenüber im Beamtenverhältnis und sollten bei einem Feldzuge die Kriegseisenbahnkommandos bilden. Da diese Kommandos bei der Mobilmachung 1876 sowohl der Zahl als der Ausbildung nach den Ansprüchen nicht genügten, sind nach und nach vier Eisenbahnbataillone nach Muster der preußischen formiert worden. In Spanien bestehen zwei Eisenbahnkompagnien in vier Sektionen, deren eine im Legen des Oberbaues bei Neubauten, eine zweite im Betriebsdienst bei verschiedenen Bahnen ausgebildet werden, während die dritte und vierte Sektion den Bahnbau auf einem besondern Übungsplatz einüben. Italien besitzt vier Eisenbahnkompagnien, die zum Teil bei den Bahnen, zum Teil bei der Truppe ihre Ausbildung erhalten. Belgien hat eine Eisenbahnkompagnie formiert.

Vgl. «Die Kriegführung unter Benutzung der Eisenbahnen und der Kampf um Eisenbahnen» (2. Aufl., Lpz. 1882).

Eisenbahnunfälle. Als E. werden diejenigen Unfälle bezeichnet, welche beim Betrieb der Eisenbahnen selbst und bei Thätigkeiten vorkommen, welche wenigstens mit demselben in direktester Beziehung stehen, nämlich die in Werkstätten, in Güter- und Verkehrsräumen, bei Reparaturen und Bauten auf im Betrieb befindlichen Bahnen u. s. w. Besonders sind es die durch die mechan. Bewegung des Betriebsapparats hervorgebrachten E., welche das öffentliche Interesse in weit höherm Maße erregen als sonstige Unfälle. Derartige E. kommen hauptsächlich vor als Entgleisungen und als Zusammenstöße. Es können diese Unfälle ihre Ursache haben: in Mängeln in der Stabilität des Gefüges der Eisenbahngleise; in Achsen- und Bandagenbrüchen, scharfgelaufenen Spurkränzen der Räder der Fahrzeuge, sowie in sonstigen Brüchen von Maschinen- und Wagenteilen; in unrichtiger Stellung der Weichen; in zu schnellem Einfahren in die Bahnhöfe; in falscher Signalisierung und Übersehen der Signale; in mangelhaftem und nicht rechtzeitigem Schluß der die Niveauübergänge schließenden Barrièren; in Böswilligkeit; in Unregelmäßigkeiten im Betriebe; in atmosphärischen Ereignissen, Zerstörung der Bahn durch Regengüsse, Schneeverwehungen, Sturm, Blitz u. s. w.

Als die bedeutendsten bis Ende 1882 beim Eisenbahnbetriebe vorgekommenen Unfälle, d. h. solche, bei denen eine größere Zahl von Personen getötet und verletzt wurde, sind die nachstehenden anzuführen:

Datum des Unfalls		Zahl der		Ort des Unfalls
Jahr	Tag und Monat	getöteten Personen	verletzten Personen	
1842	8. Mai	50	—	Belleville, Frankr. (Zusammenstoß).
1852	6. Mai	46	30	Norwalk, Conn., Ver. St. v. Am. (infolge Offenstehens einer Drehbrücke).
1854	24. Okt.	40	—	Canada, Great-Westernbahn.
1856	17. Juli	62	100	North-Pennsylvaniabahn, Verein. Staaten von Amerika.
1857	17. März	60	—	Des Jardins-Canal, Canada, Great-Westernbahn.
»	28. Juni	11	100	Lewisham, England.
1859	27. Jan.	30	40	Süd-Michiganbahn, bei South-Bend, Ind., Ver. Staaten von Amerika.
»	2. Aug.	13	—	Albany, Vermont- and Kentuckybahn im Tomhannock-Creek, Ver. St. v. A.
1861	25. Aug.	23	100	Claytontunnel bei London, Engl.
1862	15. Juli	50	60	Port-Jervis, Ver. St. v. Am.
»	13. Okt.	15	60	Winchburg, Schottland.
1867	11. Dez.	15	—	Vermont-Centralbahn, Hanlanbridge, Ver. St. v. Am.
»	18. Dez.	40	—	Angola, Lake-Shore, Ver. St. v. A.
1868	14. April	20	60	Port-Jervis, Ver. St. v. Am.
»	20. Aug.	38	—	Abergele, Nordwales.
»	20. Aug.	21	60	Böhmische Westbahn bei Horowitz.
1871	3. Juli	15	20	Harpeth-River, Tenn., Ver. St. v. A.
»	26. Aug.	30	50	Revere in der Nähe von Boston, Ver. St. v. Am. (Zusammenstoß).
1872	6. Febr.	22	—	New-Hamburg, N. Y., Ver. St. v. A. (Brand eines Ölzugs).
»	24. Dez.	19	—	Norwich, Engl. (Entgleisung).
1874	10. Sept.	24	40	Shipton, Engl. (Zusammenstoß).
»	20. Okt.	34	—	Ein Zug fiel in d. Cherwellfluß, Engl.
1876	26. Sept.	25	—	Black-Lick-Station, Pa., V. St. v. A.
»	26. Dez.	80	—	Ashtabula, Ver. St. v. Am.
1880	20. Dez.	80	—	Einsturz der Taybrücke, Schottl.
1881	1. März	140	—	Macon, Mo., Ver. St. v. Am.
1882	3. Sept.	68	120	Hugstetten, zwischen Freiburg i. Br. u. Colmar i. E. (Entgleisung).

Die bei dem Betriebe der deutschen Eisenbahnen in den Jahren 1878, 1879 und 1880 vorgekommenen Unfälle sind aus der nachstehenden Übersicht ersichtlich:

	1878	1879	1880
Länge der im Betrieb befindlichen Bahnen . . . . km	31 418	33 265	33 670
Entgleisungen			
auf freier Strecke	188	270	160
auf Bahnhöf. u. Haltestellen	706	760	433
Zusammenstöße			
auf freier Strecke	54	73	38
auf Bahnhöf. u. Haltestellen	344	332	442
Sonstige Unfälle			
auf freier Strecke	708	656	702
auf Bahnhöf. u. Haltestellen	327	298	1771
Ohne eigene Schuld bei ungewöhnlichen Bahnereignissen wurden getötet:			
Reisende	5	6	5
Bahnbedienstete .	44	27	21
Sonstige Personen	13	13	12
verletzt:			
Reisende	45	70	100
Bahnbedienstete .	361	273	208
Sonstige Personen	37	27	51
Infolge eigener Schuld oder Unvorsichtigkeit wurden getötet:			
Reisende	25	15	17
Bahnbedienstete .	246	258	217
Sonstige Personen	149	180	173
verletzt:			
Reisende	29	51	36
Bahnbedienstete .	1709	1875	1172
Sonstige Personen	127	98	129
Durchschnittlich kommt ein getöteter Reisender auf zurückgelegte Personenkilomet.	200 Mill.	333 Mill.	333 Mill.
Desgleichen ein verletzter auf Personenkilometer . .	83 300 000	50 Mill.	47 600 000

Übersicht der bei dem Betriebe der österreichisch-ungarischen Eisenbahnen in den J. 1878, 1879 und 1880 vorgekommenen Unfälle:

	1878	1879	1880
Länge der im Betrieb befindlichen Bahnen . . . . km	18 106	18 230	18 366
Entgleisungen			
auf freier Strecke	122	124	102
auf Bahnhöf. u. Haltestellen	207	198	209
Zusammenstöße			
auf freier Strecke	14	12	12
auf Bahnhöf. u. Haltestellen	64	49	72
Sonstige Unfälle			
auf freier Strecke	401	360	318
auf Bahnhöf. u. Haltestellen	271	289	283
Ohne eigene Schuld bei ungewöhnlichen Bahnereignissen wurden getötet:			
Reisende	—	—	—
Bahnbedienstete .	7	2	5
Sonstige Personen	7	1	5
verletzt:			
Reisende	23	—	12
Bahnbedienstete .	48	33	27
Sonstige Personen	8	7	8
Infolge eigener Schuld oder Unvorsichtigkeit wurden getötet:			
Reisende	5	3	2
Bahnbedienstete .	70	72	[illegible]
Sonstige Personen	83	67	[illegible]
verletzt:			
Reisende	16	9	15
Bahnbedienstete .	213	193	[illegible]
Sonstige Personen	72	[illegible]	[illegible]
Durchschnittlich kommt ein getöteter Reisender auf zurückgelegte Personenkilomet.	333 [illegible]	[illegible]	[illegible]
Desgleichen ein verletzter auf Personenkilometer . .	50 [illegible]	[illegible]	[illegible]

Bei den Eisenbahnen in Großbritannien und Irland betrug die Gesamtzahl der beim Betriebe

	Reisende	Bahnbedienstete	sonst. Pers. (einschl. Selbstm.)
getöteten Personen 1136	143	546	477
verletzten » 3958	1613	2080	265
darunter durch Zugunfälle getötet . .	29	23	
verletzt	904	118	

Die Gesamtzahl der beförderten Passagiere (ausschließlich Reisen der Abonnenten) betrug 603 884 000. Es kommt mithin 1 Tötung auf 4 252 704 Reisende gegen 1 : 3 517 000 in 1879, 1 Verletzung auf 374 166 Reisende gegen 1 : 474 16[illegible] in 1879. Das Verhältnis der durch Zugunfälle (unverschuldet) getöteten Reisenden war 1 : 20 927 034 in 1880 gegen 1 : 7 503 000 in 1879 (einschließlich Taybrückeneinsturz), der verletzten Reisenden war 1 : 667 300 in 1880 gegen 1 : 934 [illegible] in 1879.

Bei den italienischen Eisenbahnen kamen vor:

	1880	1879
Entgleisungen	490	[illegible]
Zusammenstöße	347	[illegible]
Bei dem Eisenbahnbetrieb wurden getötet Personen	179	[illegible]
verletzt »	688	[illegible]

Die Tötung wurde in 1880 verursacht [illegible] bei 19 Eisenbahnbeamten und 3 andern [illegible] worunter kein Reisender; durch eigene [illegible]tigkeit bei 44 Eisenbahnbeamten, 3 Reisenden [illegible] 54 andern Personen. Verletzt wurden [illegible] E. 434 Beamte, 18 Reisende und 18 [illegible]sonen; infolge eigener Unvorsichtigkeit [illegible] 34 Reisende und 44 andere Personen; [illegible]mordversuch 1 Beamter und 12 [illegible] Es kam 1 Tötung auf 5,4 Mill. und [illegible] auf 666 000 beförderte Reisende, [illegible]morden und Selbstmordversuchen [illegible]

Bei den niederländischen [illegible] kamen im J. 1881 vor: 49 [illegible]sammenstöße und 9 sonstige [illegible] Schuld wurden getötet: 2 [illegible] bedienstete; verletzt: 11 [illegible] bedienstete. Infolge eigener [illegible] tötet: 2 Reisende, 18 [illegible] 32 Bahnbedienstete. Beim [illegible]zerischen Eisenbahnen [illegible] Länge von 2574 km hatten [illegible] 41 Personen, darunter [illegible] bedienstete, getötet, und [illegible] 16 Reisende und 45 [illegible] kam ein getöteter [illegible]derte Reisende und [illegible] Im Königreich [illegible] von 1861 bis einschließ[illegible]bahnen befördert [illegible]fällen wurden getötet [illegible]dienstete; verletzt: [illegible]stete. Auf den [illegible] dem glei[illegible] sende [illegible] [illegible]



in Bezug auf den direkten
übereinkommens sind fol-
der Güter beim Übergang
andere soll möglichst ver-
das Durchgehen der Güter
ihrer Konservierung oder
beitragen kann. Die verschie-
nen sich über ihren Anteil an
auseinander, daß die vor-
sich bloß mit der unmittel-
berechnet. Hinsichtlich der
daß eine von der Verwaltung
resp. der Abgangsstation vor-
digungsregulierung von allen
ngen anerkannt werden soll.
Verein ein gemeinschaftliches
ulativ» auf, durch welches der
gen von einer Vereinsbahn zur
seitige Benutzung der Wagen und
enden Entschädigungen geregelt
esonderer Wichtigkeit für die Ent-
senbahnwesens sind ferner die von
des Vereins aufgestellten «tech-
rungen», durch welche Festsetzungen
ür den ungehinderten Durchgang der
tigen Maße getroffen wurden. Es
iese Festsetzungen eine Einheitlichkeit
die Gestaltung der Eisenbahnen in-
Vereinsgebietes herbeigeführt, welche
außerordentlich erleichtert. Sehr se-
irkten auch und wirken noch die regel-
chnikerversammlungen des Vereins, bei
Austausch der auf den verschiedensten
des Eisenbahnwesens gemachten Erfah-
ttfand.
r vom Verein herausgegebenen Statistik
Jahr 1880 gehörten zum Verein:

	km Länge
...che Bahnen, 17 Staatsbahnen mit	22 590
...vatbahnen in Staatsverwaltung »	3 585
» » Privatverwaltung »	7 495
...sterr.-ungar. Bahnen .... »	18 366
...fremdländische Bahnen .... »	4 344
Zusammen	56 380

...e fremdländischen Bahnen sind: die nieder-
... und luxemb. Bahnen, die Grand-Central
...e, die Chimeybahn in Belgien, die Rumänische
...atseisenbahn und die Warschau-Wiener und
...rschau-Bromberger Eisenbahn in Rußland. Der
...rein hat seit 1861 ein eigenes Organ in der
...eitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwal-
...ngen», herausgegeben von Dr. jur. W. Koch.
...ese Zeitung erscheint in Berlin wöchentlich zwei-
...al und bringt Mitteilungen über Eisenbahnen
...nd sonstige Transportanstalten, Bahnprojekte,
Statistik, Juristisches und Volkswirtschaftliches, so-
...ie auf den Eisenbahnbau und Betrieb bezügliche
...ffizielle und Privatanzeigen. Dieser Zeitung steht
...eit 1864 das von Edmund Heusinger von Wal-
...egg herausgegebene «Organ für die Fortschritte
...es Eisenbahnwesens in technischer Beziehung»,
...elches auch mit Tafeln und Holzschnitten ausge-
...attet, jährlich in sechs Heften in Wiesbaden er-
...heint, zur Seite.

Eisenbahnverwaltung. Die Leitung der
technischen, administrat. und ... Angelegenheiten
der Eisenbahntransportan... Deutschland
in die Hände von **Centra**... ...legt, die
(nach Vollendung der Bahn ... ...chleiten)

	Achsbrüche				Zahl der Unfälle, die durch Achsbrüche veranlaßt oder wobei Achsbrüche vorgekommen sind	Radreifenbrüche				Zahl der Unfälle, die durch Reifenbrüche veranlaßt oder wobei Reifenbrüche vorgekommen sind
	bei Lokomotiven u. Tendern	pro 1 Mill. Nutzkilometer	bei Wagen	pro 1 Mill. Achskilometer		bei Lokomotiven u. Tendern	pro 1 Mill. Nutzkilometer	bei Wagen	pro 1 Mill. Achskilometer	
a. Deutsche Bahnen.										
Staatsbahnen	20	0,16	43	0,01	17	745	5,92	1670	0,34	38
Privatbahnen										
in Staatsverwaltung .	1	0,04	7	0,01	—	153	5,50	536	0,39	14
in Privatverwaltung . .	5	0,13	4	0,003	1	109	2,90	149	0,12	1
Zusammen 1880	26	0,14	54	0,01	18	1007	5,27	2355	0,31	53
» 1879	37	0,19	70	0,01	17	1512	7,59	3760	0,48	136
» 1878	29	0,15	56	0,01	24	609	3,11	2301	0,31	78
b. Österreichisch-Ungarische Bahnen.										
Bahnen zusammen 1880	14	0,20	34	0,01	23	390	5,69	802	0,25	22
» » 1879	29	0,45	56	0,02	26	429	6,59	607	0,19	26
» » 1878	24	0,37	58	0,02	34	360	5,54	510	0,16	17
c. Andere Vereinsbahnen.										
Im J. 1880...... ..	5	0,20	11	0,01	2	82	3,29	78	0,10	—
» » 1879	12	0,52	32	0,05	—	47	2,05	108	0,15	1
» » 1878	5	0,22	9	0,01	—	7	0,31	5	0,01	1
Summa sämtlicher Eisenbahnen des Vereins deutscher Eisenbahnverwalt.										
im J. 1880	45	0,16	99	0,01	43	1479	5,20	3235	0,28	75
» » 1879	78	0,27	158	0,01	43	1988	6,92	4475	0,39	163
» » 1878	58	0,20	123	0,01	58	976	3,44	2816	0,25	96

Im J. 1862, als das jetzt über 56000 km umfassende Netz des Deutschen Eisenbahnvereins erst 17421 km umfaßte, brachen 61 Lokomotiv- und Tenderachsen und 513 Wagenachsen. Diese bedeutende Abnahme der jährlichen Zahl der Achsbrüche ist lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß man in neuerer Zeit besseres Material (Bessemerstahl und Tiegelgußstahl) zu den Achsen verwendete, die Dimensionen im allgemeinen verstärkte und auf richtigere Verhältnisse zur Belastung brachte, die scharfen Ansätze und Keile in den Naben vermied u. s. w. Die Radreifenbrüche kommen besonders im Winter und zwar am meisten bei Witterungswechsel vor, beim Eintritt von Thauwetter u. s. w. Zur thunlichsten Verhütung der Folgen eines Radreifenbruchs wird besondere Sorgfalt auf eine sichere Befestigung der Radreifen auf den Radsternen verwendet, um zu bewirken, daß die Stücke des gesprungenen Radreifens sich nicht alsbald vom Rade lösen und dadurch Unfälle herbeiführen.

Von besonderer Wichtigkeit für die Sicherheit des Eisenbahnbetriebes sind die in neuerer Zeit in immer weiterm Umfange zur Einführung gelangenden «Centralweichen- und Signalsicherungsapparate» (engl. interlocking-apparatus). Durch diese Apparate werden die Stellvorrichtungen der Weichen und der Bahnhofsabschlußsignale auf mechan. Wege so miteinander in Verbindung gebracht, daß das Abschlußsignal nur auf «freie Fahrt» gestellt werden kann, nachdem sämtliche Weichen für die Einfahrt des Zugs richtig stehen. Die gebräuchlichsten Apparate dieser Art sind die von Saxby u. Farmer. Wenn die Einrichtung vollkommen sein soll, so müssen nicht nur die direkt von dem einfahrenden Zuge berührten Weichen richtig stehen, wenn das Einfahrtssignal gegeben ist, sondern es müssen auch alle «feindlichen» Weichen, d. h. solche Weichen, durch welche ein auf einem Nebengleise bewegtes Fahrzeug dem ankommenden Zuge etwa in die Flanke fahren könnte, «abweisend» gestellt sein, d. h. so, daß das betreffende Fahrzeug nicht auf das von dem Zuge benutzte Gleis oder in gefährliche Nähe desselben gelangen kann. Auf eine andere vielfach gebräuchliche Art wird die Weichen- und Signalsicherung durch den von Siemens u. Halske konstruierten Centralapparat bewirkt. Bei demselben werden die Weichen nie vom Centralapparat aus gestellt, sondern von den Weichenstellern mittels der gewöhnlichen Weichenhebel. Die Weichenstellung kann indessen vom Centralapparat aus mit Hilfe der sog. «Weichenriegel» befestigt werden. Weitere wichtige Einrichtungen im Interesse der Sicherheit sind noch die Einführung des «Blocksystems» (s. Eisenbahnsignale) und der kontinuierlichen Bremsen. (S. Eisenbahnen.)

Die Verpflichtung der Eisenbahnen bei E. gegenüber den Verunglückten ist im Deutschen Reich durch das Gesetz, betreffend die Verbindlichkeit zum Schadenersatz der bei dem Betriebe von Eisenbahnen ꝛc. herbeigeführten Tötungen und Körperverletzungen, vom 7. Juni 1871 geregelt, s. unter Haftpflicht.

Eisenbahnunfall-Versicherung, s. unter Reiseunfall-Versicherung.

Eisenbahnverbände wurden ins Leben gerufen zu dem Zwecke, den raschen und direkten

Übergang von Personen und Gütern von einer Bahn auf die andere zu ermöglichen. In Deutschland wurde im J. 1848 der «Norddeutsche Verband» mit den Hauptstationen: Berlin, Hamburg, Bremen und Köln gegründet; sodann im J. 1852 der «Mitteldeutsche Verband» mit den Hauptstationen: Hamburg, Lübeck, Wismar, Dresden, Halle, Frankfurt a. M., Friedrichshafen, Basel; im J. 1853 der Rheinisch-Thüringische mit den Hauptstationen: Aachen, Köln, Dortmund, Kassel, Leipzig; weiter entstanden noch ein Westdeutscher, ein Süddeutscher, ein Sächsisch-Westfälischer Verband u. a. Mit den wechselnden Verkehrsverhältnissen namentlich infolge des Baues neuer Bahnen lösten sich einzelne Verbände wieder auf und gruppierten sich die zu denselben gehörigen Verwaltungen wieder mit andern Verwaltungen zu andern Verbänden. In rechtlicher Beziehung sind diese Verbände gesellschaftliche Vereinigungen zum Zwecke der Einrichtung und Unterhaltung eines direkten Verkehrs unter Zusicherung der Zulässigkeit gegenseitiger Wagenbenutzung. Die Besorgung der laufenden Geschäfte eines jeden Verbandes erfolgt durch eine geschäftsführende Direktion, welche durch ein auf Kosten des Verbandes zu haltendes Abrechnungsbüreau die Abrechnung und Ausgleichung der Verbandseinnahmen und Ausgaben bewerkstelligen läßt. Zur Erreichung der Zwecke des Verbandes (des direkten Verbandsverkehrs) werden sog. Verbandszüge auf sämtlichen betreffenden Verbandsbahnen durchgeführt, auch werden «Verbandstarife» festgesetzt und wird durch besondere «Verbandsreglements» das Verhältnis des Verbandes dem verkehrstreibenden Publikum gegenüber geregelt.

Eisenbahnverein wird in abgekürzter Weise vielfach der «Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen» genannt. Dieser Verein ist aus dem «Verband preußischer Eisenbahndirektionen» hervorgegangen und wurde im J. 1847 gegründet zu dem Zwecke, «durch gemeinsame Beratungen und einmütiges Handeln das eigene Interesse und das des Publikums zu fördern». Es traten dem Verein alsbald fast alle damals bestehenden deutschen und österr. Bahnen bei und wurde in der in den Tagen vom 29. Nov. bis 2. Dez. 1847 in Hamburg abgehaltenen Generalversammlung beschlossen, die Firma «Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen» anzunehmen. Dieser Verein hat auf das gesamte Eisenbahnwesen Deutschlands und Österreich-Ungarns einen sehr wesentlichen Einfluß ausgeübt. Ein Zwang wurde von demselben nicht ausgeübt, da derselbe zunächst nur eine Vereinigung zur Herbeiführung von Einverständnissen war. Erst in der 1874 in Pest abgehaltenen Generalversammlung wurde der Antrag angenommen, daß die Beschlüsse bindend sein sollten, wenn sie durch neun Zehntel der im Verein vertretenen Stimmen genehmigt worden wären.

Der Verein hat ein Reglement für die Beförderung von Personen, Reisegepäck, Leichen, Fahrzeugen und lebenden Tieren auf den Vereinsbahnen herausgegeben, wodurch ein gleichmäßiges Verfahren herbeigeführt wurde. Ebenso wurde ein Reglement für den Güterverkehr vereinbart, welches ebenso wie das vorerwähnte Reglement als Basis für das später vom preuß. Staate und zuletzt vom Deutschen Reiche herausgegebene Betriebsreglement (s. Eisenbahnrecht) diente. Die wichtigsten Bestimmungen des in Bezug auf den direkten Güterverkehr getroffenen Übereinkommens sind folgende: Die Umladung der Güter beim Übergang von einer Bahn auf die andere soll möglichst vermieden werden, sofern das Durchgehen der Güter in demselben Wagen zu ihrer Konservierung oder schnellern Beförderung beitragen kann. Die verschiedenen Verwaltungen setzen sich über ihren Anteil an der Fracht in der Weise auseinander, daß die vorhergehende Verwaltung sich bloß mit der unmittelbar auf sie folgenden berechnet. Hinsichtlich der Gewährleistung gilt, daß eine von der Verwaltung der Bestimmungs-, resp. der Abgangsstation vorgenommene Entschädigungsregulierung von allen beteiligten Verwaltungen anerkannt werden soll.

Weiter stellte der Verein ein gemeinschaftliches «Vereinswagenregulativ» auf, durch welches der Übergang der Wagen von einer Vereinsbahn zur andern, die gegenseitige Benutzung der Wagen und die dafür zu zahlenden Entschädigungen geregelt werden. Von besonderer Wichtigkeit für die Entwickelung des Eisenbahnwesens sind ferner die von den Technikern des Vereins aufgestellten «technischen Vereinbarungen», durch welche Festsetzungen bezüglich aller für den ungehinderten Durchgang der Fahrzeuge wichtigen Maße getroffen wurden. Es wurde durch diese Festsetzungen eine Einheitlichkeit in Bezug auf die Gestaltung der Eisenbahnen innerhalb des Vereinsgebietes herbeigeführt, welche den Verkehr außerordentlich erleichtert. Sehr segensreich wirkten auch und wirken noch die regelmäßigen Technikerversammlungen des Vereins, bei welchen ein Austausch der auf den verschiedensten Gebieten des Eisenbahnwesens gemachten Erfahrungen stattfand.

Nach der vom Verein herausgegebenen Statistik für das Jahr 1880 gehörten zum Verein:

		km Länge
a. Deutsche Bahnen, 17 Staatsbahnen	mit	22 590
7 Privatbahnen in Staatsverwaltung	»	3 585
34 » » Privatverwaltung	»	7 495
b. 43 österr.-ungar. Bahnen	»	18 366
c. 12 fremdländische Bahnen	»	4 344
	Zusammen	56 380

Die fremdländischen Bahnen sind: die niederländ. und luxemb. Bahnen, die Grand-Central Belge, die Chimeybahn in Belgien, die Rumänische Staatseisenbahn und die Warschau-Wiener und Warschau-Bromberger Eisenbahn in Rußland. Der Verein hat seit 1861 ein eigenes Organ in der «Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen», herausgegeben von Dr. jur. W. Koch. Diese Zeitung erscheint in Berlin wöchentlich zweimal und bringt Mitteilungen über Eisenbahnen und sonstige Transportanstalten, Bahnprojekte, Statistik, Juristisches und Volkswirtschaftliches, sowie auf den Eisenbahnbau und Betrieb bezügliche offizielle und Privatanzeigen. Dieser Zeitung steht seit 1864 das von Edmund Heusinger von Waldegg herausgegebene «Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens in technischer Beziehung», welches auch mit Tafeln und Holzschnitten ausgestattet, jährlich in sechs Heften in Wiesbaden erscheint, zur Seite.

Eisenbahnverwaltung. Die Leitung der technischen, administrat. und jurist. Angelegenheiten der Eisenbahntransportanstalten ist in Deutschland in die Hände von Centralbehörden gelegt, die (nach Vollendung der Bahn und deren Baulichkeiten)

dafür zu sorgen haben, daß der Schienenweg nebst Zubehör, das Transportmaterial (Lokomotiven, Personen- und Güterwagen u. s. w.) in gutem Stand erhalten und die Transporte rasch und sicher für die tarifmäßig festgesetzten Preise ausgeführt werden, wie sie denn überhaupt dafür Sorge zu tragen haben, daß das Eisenbahntransportgeschäft in den gesetzlichen und reglementsmäßigen Formen ausgeübt wird. Die Organisation dieser Eisenbahnoberbehörden (Direktion, Direktorium, Verwaltungsrat) ist sehr verschieden, wie dies zum Teil schon dadurch bedingt wird, daß die Eisenbahnen teils vom Staate, teils von Privatgesellschaften betrieben werden. Die große Ausdehnung und die Bedeutung der Geschäfte der Eisenbahnverwaltung erhellt am besten aus den nachstehenden Angaben über die Betriebsausgaben und Einnahmen bei den zum Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen gehörigen, zusammen 56 165 km Bahnlänge umfassenden Bahnen im J. 1880. Es betrugen die Ausgaben

	im Ganzen Mark	pro km Betriebslänge Mark
a. für die allgemeine Verwaltung	64 366 043	1144
b. für die Bahnaufsicht und Bahnerhaltung	207 725 587	3682
c. für den Verkehrs- und kommerziellen Dienst	247 348 223	4385
d. für den Zugbeförderungs- und Werkstättendienst	192 940 532	3418
Zusammen	712 440 485	12 629
Die Gesamteinnahme betrug dabei	1 359 473 683	24 111

Nach der mit dem 1. April 1880 in Kraft getretenen Neuorganisation der königl. preuß. Staatseisenbahnverwaltung, welche sich nach der inzwischen erfolgten Verstaatlichung mehrerer Bahnen auf ein Netz von [illegible] km Eisenbahnen bezieht, werden die im Bau oder Betrieb befindlichen Staatsbahnen und die vom Staat für eigne oder fremde Rechnung verwalteten Privatbahnen unter der obern Leitung des Ministers der öffentlichen Arbeiten durch königl. Eisenbahndirektionen und Eisenbahnbetriebsämter verwaltet. Der Minister der öffentlichen Arbeiten entscheidet über die gegen die Verfügungen und Beschlüsse der Direktionen erhobenen Beschwerden. Seiner besondern Genehmigung sind, abgesehen von besondern gesetzlichen Bestimmungen, nur diejenigen Angelegenheiten vorbehalten, die einer einheitlichen Regelung durch die Centralstelle bedürfen, oder der Natur der Sache nach zu deren Zuständigkeit gehören.

Unmittelbar unter dem Minister der öffentlichen Arbeiten fungieren die königl. **Eisenbahndirektionen** für die obere Verwaltung und die Betriebsleitung der ihrem Bezirke zugewiesenen Strecken. Zu den den Direktionen vorbehaltenen Angelegenheiten gehören insbesondere die generelle und gleichmäßige Regelung des Dienstes für alle Zweige der Verwaltung innerhalb des gesamten unterstellten Bahngebiets, die Fahrplan- und Tarifangelegenheiten, das Kassen- und Rechnungswesen, [illegible] verwaltung, die Beschaffung der Bahn-, [un]d Werkstattsmaterialien, sowie der [illegible], die Verwaltung der Hauptrepara[illegible] u. s. w., überhaupt alle diejenigen [illegible], bei welchen die Berücksichtigung lokaler Verhältnisse und Interessen gegenüber den Gesichtspunkte der einheitlichen und gleichmäßigen Regelung zurücktritt. Außerdem bilden die Direktionen die zuständige und in einzelnen Angelegenheiten untergeordneter Art die letzte Instanz für die gegen die Anordnungen der Betriebsämter erhobenen Beschwerden. Die Eisenbahndirektionen bestehen aus einem Präsidenten und der erforderlichen Anzahl von Mitgliedern und Hilfsarbeitern; die ihnen obliegenden Geschäfte werden in besondern (der Regel nach drei) Abteilungen unter der Leitung besonderer Dirigenten (Oberregierungs-, Oberbauräte) erledigt.

Die **Eisenbahnbetriebsämter**, welche als Lokalbehörden die Geschäfte der laufenden Bau- und Betriebsverwaltung, sowie lokale und persönelle Angelegenheiten besorgen, haben alle Befugnisse und Pflichten einer öffentlichen Behörde, sind aber der Direktion, zu deren Bezirk sie gehören, instanzmäßig untergeordnet. Im übrigen bedürfen die Anordnungen der Betriebsämter nur in den besonders vorgeschriebenen Fällen der höhern Genehmigung, sodaß sie innerhalb ihres Geschäftsbezirks in den zu ihrer Zuständigkeit gehörenden Angelegenheiten die Verwaltung, welcher sie angehören, selbständig vertreten und auch ohne besondern Auftrag durch ihre Rechtshandlungen, Verträge, Prozesse, Vergleiche u. s. w. für die Verwaltung Rechte erwerben und Verpflichtungen übernehmen. Die Eisenbahnbetriebsämter werden mit einem Betriebsdirektor als Vorstand und der erforderlichen Anzahl ständiger Hilfsarbeiter besetzt, von welchen einer mit der ständigen Vertretung des Betriebsdirektors von dem Minister beauftragt wird. Dem Betriebsdirektor liegt die Sorge für den ordnungsmäßigen Geschäftsgang und Betrieb im allgemeinen ob, insbesondere ist derselbe für die sach- und ordnungsmäßige Verteilung der Geschäfte, wie für alle diejenigen Verfügungen und Erklärungen des Betriebsamts, welche zu seiner Mitzeichnung gelangen, verantwortlich. In dieser Übertragung der direkten verantwortlichen Betriebsleitung auf eine einzelne Person liegt ein wesentlicher Unterschied und Vorzug der neuen Organisation der preuß. Staatseisenbahnverwaltung gegen die frühere Einrichtung, bei welcher die direkte Betriebsleitung einer kollegialisch organisierten Behörde, der **Eisenbahnkommission**, übertragen war. Es wird durch die neue Organisation eine für den Eisenbahnbetrieb in hohem Maße erforderliche Raschheit in Erledigung der Geschäfte möglich gemacht.

Nach der vom 1. April 1883 ab gültigen Einteilung der preuß. Staatseisenbahnverwaltung bestehen neun Direktionen, und zwar je eine in Berlin, Bromberg, Hannover, Frankfurt a. M., Magdeburg, Elberfeld und Erfurt, sowie zwei in Köln, davon eine für die rechts- und eine für die linksrheinischen Bahnen. Der Umfang der von den einzelnen Direktionen verwalteten Bezirke schwankt zwischen 1100 und 3000 km Bahnlänge. Die Zahl der den einzelnen Direktionen unterstellten Betriebsämter schwankt zwischen vier und zehn, mit je einer Strecke von 100—400 km Länge.

Durch Gesetz vom 1. Juni 1882 sind bei den für Rechnung des preuß. Staats verwalteten Eisenbahnen behufs beirätlicher Mitwirkung in Eisenbahnverkehrsfragen errichtet: »Bezirks-Eisenbahnräte« als Beiräte der Staatseisenbahndirektionen

und ein «Landes-Eisenbahnrat» als Beirat der Centralverwaltung der Staatseisenbahnen. Die Bezirks-Eisenbahnräte werden aus Vertretern des Handelsstandes, der Industrie, der Land- und Forstwirtschaft zusammengesetzt und müssen von den betreffenden Staatseisenbahndirektionen in allen die Verkehrsinteressen ihres Bezirks berührenden wichtigen Fragen, namentlich aber in Fahrplan- und Tarifangelegenheiten gehört werden. Der Landes-Eisenbahnrat besteht aus einem Vorsitzenden und dessen Stellvertreter, welche vom König, und zwar auf die Dauer von drei Jahren ernannt werden, aus zehn von den Ministern der öffentlichen Arbeiten, der Finanzen, für Handel und für Landwirtschaft berufenen Mitgliedern, welche nicht unmittelbare Staatsbeamte sein dürfen, endlich aus Vertretern der verschiedenen Provinzen und der Städte Berlin und Frankfurt a. M. Die letztern Mitglieder werden durch die Bezirks-Eisenbahnräte aus den Kreisen der Land- und Forstwirtschaft, der Industrie oder des Handelsstandes innerhalb der betreffenden Bezirke gewählt. Dem Minister der öffentlichen Arbeiten ist es vorbehalten, außer diesen ständigen Mitgliedern in geeigneten Fällen noch Spezialsachverständige bei den Beratungen behufs Auskunfterteilung zuzuziehen. Dem Landes-Eisenbahnrat, welcher auch einen aus seinem Vorsitzenden und vier Mitgliedern bestehenden ständigen Ausschuß zur Vorbereitung seiner Beratungen bestellt, sind zur gutachtlichen Äußerung besonders vorzulegen: die dem Entwurf des Staatshaushaltsetats beizufügende Übersicht der Normaltransportgebühren für Personen und Güter; die allgemeinen Bestimmungen über die Anwendung der Tarife, die Änderungen wegen Zulassung oder Versagung von Ausnahme- und Differentialtarifen, sowie alle sonstigen, das öffentliche Verkehrswesen berührenden wichtigern Fragen. Die Verhandlungen des Landes-Eisenbahnrats, ebenso wie die darauf von dem Minister der öffentlichen Arbeiten getroffenen Entscheidungen werden von letzterm dem Landtag vorgelegt.

Für die Staatsbahnen im Königreich Sachsen ist das Finanzministerium, in Bayern und Württemberg das Ministerium des Äußern die Oberbehörde, welche die allgemeinen Normen feststellt. Unter dieser Oberbehörde fungieren in den genannten, wie auch in den übrigen deutschen Ländern mit eigenem Staatseisenbahnbesitz, Direktionen (Generaldirektionen), welche die obere Leitung der gesamten Verwaltungsgeschäfte der Bahnen in Händen und dafür zu sorgen haben, daß die vom Ministerium gegebenen Anordnungen durch das Exekutivpersonal gehörig ausgeführt werden. In ähnlicher Weise wie in Preußen sind auch den Staatseisenbahnverwaltungen anderer deutscher Länder Beiräte aus den beim Eisenbahnverkehr interessierten Kreisen zugeteilt.

Für die Verwaltung der **österreichischen** Staatsbahnen ist eine Neuorganisation durch kaiserl. Erlaß vom 24. Febr. 1882 genehmigt worden. Nach dieser Organisation ist außerhalb des Handelsministeriums, welchem jedoch die Oberaufsicht vorbehalten bleibt, eine für den gesamten Betriebskomplex einheitlich fungierende Centralverwaltungsbehörde mit dem Sitz in Wien errichtet. Diese Centralverwaltungsstelle umfaßt a) die zur Leitung des exekutiven Dienstes und zur Vertretung der Centralverwaltungsstelle nach außen berufene **k. k. Direktion für Staatseisenbahnbetrieb in Wien**, und b) den der Direktion beigegebenen **Staats-Eisenbahnrat**. Der Vorstand der Direktion ist zugleich Vorsitzender des Staats-Eisenbahnrats und führt den Titel «Präsident». Die unmittelbare Leitung des Betriebes der österr. Staatsbahnen liegt der Direktion ob. Unter der Direktion fungieren «k. k. Oberbahnbetriebsämter», Dienststellen, welchen innerhalb eines bestimmten Bezirks die Überwachung des exekutiven Dienstes, und zwar für Bau und Bahnerhaltung, für Verkehrs- und kommerziellen Dienst, sowie für Zugförderung übertragen ist. Der Staats-Eisenbahnrat soll der den Betrieb leitenden Direktion als beratende Körperschaft zur Seite stehen. Er besteht aus 26 Mitgliedern, welche vom Handelsminister auf die Dauer von drei Jahren ernannt werden. Von diesen 26 Mitgliedern werden sechs vom Handelsminister nach freiem Ermessen ausgewählt und drei Mitglieder in der Weise ernannt, daß der Finanzminister zwei und der Ackerbauminister eine der zu ernennenden Persönlichkeiten bezeichnet; zehn Mitglieder werden auf Vorschlag von Handels- und Gewerbekammern und sieben Mitglieder auf Vorschlag von landwirtschaftlichen Fachkorporationen ernannt. Die Funktion der Mitglieder ist ein Ehrenamt, mit welchem eine Entlohnung nicht verbunden ist. Der Staats-Eisenbahnrat ist berufen, in wichtigen, die Interessen des Handels, der Industrie und der Landwirtschaft berührenden Fragen des Staatseisenbahnbetriebes, namentlich in Tarifangelegenheiten, bei Feststellung der Fahrpläne, sowie der Grundsätze für die Art der Vergebung von Lieferungen und Arbeiten sein Gutachten abzugeben.

Nach der Organisation der königl. **ungarischen** Staatseisenbahnverwaltung stehen unter der (**Central-**) **Direktion**, welche die allgemeinen technischen, kommerziellen und wirtschaftlichen Fragen zu entscheiden hat, **Subdirektoren** (Vizedirektoren), welche innerhalb ihres durch Instruktion festgesetzten Wirkungskreises die ihrer Leitung übertragenen Dienstzweige selbständig auf eigene Verantwortung verwalten und zugleich im Direktionsrat als Hilfsreferenten den Direktor unterstützen. Den exekutiven Dienst versehen die **Betriebs- und Verkehrsleitungen** auf den ihnen zugewiesenen Linien und innerhalb ihres instruktionsgemäß festgesetzten Wirkungskreises unter eigener Verantwortlichkeit möglichst selbständig. Hinsichtlich des Verkehrs- und kommerziellen Dienstes sind diese Betriebs- und Verkehrsleitungen die kommerziellen Agenten der Direktionen; als solche haben sie unter anderm Gesuche und Anträge in Tarifangelegenheiten, wie auch Reklamationen anzunehmen und der Direktion mit Begutachtung vorzulegen. Ferner haben sie über den Bahnaufsichts- und Bahnerhaltungsdienst zu wachen und den Zugförderungs- und Werkstättendienst zu leiten und zu kontrollieren, auch die Beschaffung des Materials zu vermitteln. Das Netz der königlich ungarischen Staatsbahnen ist unter sieben Betriebs- und Verkehrsleitungen geteilt, deren Dienstbezirke zwischen 123 und 631 km Bahnlinie umfassen.

Bei den meisten **deutschen Privatbahnen** konzentriert sich die Verwaltung der Eisenbahnangelegenheiten in dem Direktorium (einem Kollegium von vier bis zehn gleichberechtigten Mit-

[illegible] Präsidenten) [illegible] Aktiengesellschaft. [illegible] Aktiengesellschaft [illegible] Maßregeln [illegible] soweit solche [illegible] zu über[illegible] zu genehmigen. [illegible] Österreichs [illegible] sämtlicher [illegible]

[illegible]

[illegible] daß die [illegible] Betriebs[illegible] der Personen und Güter [illegible]

[illegible]

[illegible] **nach** [illegible] **und** [illegible] **an den** [illegible] **er auch** [illegible] **g der** [illegible] **im** [illegible] **weise des** [illegible]

[illegible] Bahnmeister [illegible] Ober[illegible] neurs [illegible] unter [illegible] Ministerien [illegible] (Oberbahnwärter [illegible] der Unterbeamten [illegible] stern [illegible]

4) Der [illegible] **Transport**[illegible] schinendirektor [illegible] des Zugförderungs[illegible] samten [illegible]. Unter seiner [illegible] **rialienma**[illegible] und Aufbewahrung [illegible] forderlichen [illegible] Kontrolle u. s. w. [illegible] Materialienmagazins [illegible] mit seinen Arbeitern [illegible] Materialien (Prüfung [illegible] Gewicht, unter [illegible] u. s. w.), an[illegible] den [illegible] Verwaltungs[illegible] [illegible] **Maschinen- und** [illegible] **stätten.** Die E. führen [illegible] den Neubau der von ihnen benötigten [illegible] Personenwagen und nur [illegible] Güterwagen aus. Dagegen [illegible] die an ihren Lokomotiven [illegible] Wagen und sonstigen Betriebsmitteln [illegible] Reparaturen selbst beschaffen [illegible] große **Centralwerkstätten** [illegible] betrieben werden. Neben den [illegible] befinden sich bei größern [illegible]

[illegible]

In [illegible] bahnen [illegible] Board [illegible] einer Division, [illegible] vorhanden [illegible] Der Sekretär [illegible] auch [illegible]

[illegible]

Abteilung (locomotiv department), welche das ganze Material der Bahnen (plant and rolling stock), sowie den Werkstätten- und Transportdienst umfaßt; eine Abteilung für Personentransport und Betriebspolizei (coaching and police department); endlich eine Güterverkehrsabteilung (goods department, traffic office) unter einem Güterverwalter (goods manager). Weiter finden sich noch besondere Abteilungen für Buchhaltung und Magazinverwaltung (finances and stores department), für Grundstück- und Gebäudeverwaltung (estate department), sowie ein Kontrollbureau (audit and check office). Buchhalter und Schreiber (clerks), bei den technischen Branchen auch Ingenieure (engineers), Zeichner (draftsmen) und Werkmeister (foremen) bilden das Hilfspersonal der einzelnen ausführenden Dienststellen; die Aufsichtsbeamten (controllors) sind dagegen in der Regel der Direktion, und zwar speziell dem Sekretär oder dem general manager beigegeben. Die untere Verwaltung erfolgt für den Transportdienst durch die Stationsverwalter (stationmaster) und für den Fahrdienst durch die unter den erstern stehenden Zugbegleiter, den Zugführer (guard), Packmeister (luggage guard) und Bremser (brakeman). Was den Bahndienst betrifft, so erfolgt die Unterhaltung der Bahn, sowie aller zugehörenden Werke einschließlich der Gebäude auf den Stationen, unter der Anleitung und Aufsicht von Ingenieuren meist durch Unternehmer ohne erhebliches Zuthun der Bahnwärter (line guards, gate keepers). Die letztern sind in England in erheblich geringerer Zahl angestellt und mehr lediglich als Bahnpolizeibeamte anzusehen, da Niveauübergänge für öffentliche Wege auf frequenten Bahnen in England nur selten vorkommen und die Signalisierung und Weichenstellung meistens von einzelnen Centralpunkten aus durch besondere Wärter (pointsmen) erfolgt.

Bei der Verwaltung der französischen Privatbahnen spielt der von der Aktiengesellschaft gewählte Administrationsrat die Hauptrolle. Unter diesem Administrationsrat, dessen Mitglieder durch erheblichen Aktienbesitz interessierte Männer sind, und in welchem in der Regel das Großkapital stark vertreten ist, führt ein Direktor (Generaldirektor) die gesamte Verwaltung des Unternehmens. Unter dem Direktor funktionieren drei bis fünf Hauptabteilungen, nämlich: 1) für die allgemeine Verwaltung (service centrale), 2) für den Baudienst (service de la construction), 3) für den Betriebsdienst (service de l'exploitation). Die letztere Abteilung zerfällt in drei Unterabteilungen, und zwar: a) für die Bahnunterhaltung und Bewachung (service de l'entretien et de la surveillance de la voie et du matériel fixe), b) für die Zugförderung und Werkstätten (service de la traction et des ateliers), c) für Verkehrs- und kommerziellen Dienst (mouvement et service commerciel). Fast alle einzelnen Dienstzweige sind mit mehr oder weniger vollständig organisierten Bureaus für ihre Geschäftsführung versehen.

Die Verwaltung der Eisenbahnen der übrigen Länder ist überall mehr oder weniger nach dem Muster der vorerwähnten Verwaltungen, namentlich der englischen und französischen, gebildet.

Litteratur. Heusinger von Waldegg, «Handbuch für spezielle Eisenbahntechnik» (Bd. 4, Lpz. 1876); Koch, «Handbuch für den Eisenbahngüterverkehr» (Berl. 1881); Haushofer, «Grundzüge des Eisenbahnwesens» (Stuttg. 1873), sowie das «Archiv für Eisenbahnwesen», herausg. im preuß. Ministerium der öffentlichen Arbeiten; Schwabe, «Über das engl. Eisenbahnwesen» (Berl. 1871).

Eisenbahnwagen, s. Eisenbahnen, S. 864.

Eisenbahnwagen-Mietgesellschaften verfolgen den Zweck, den Eisenbahnverwaltungen im Fall des Mangels eigener Wagen mit solchen auszuhelfen und besonders neuen Eisenbahngesellschaften die Beschaffung eines eigenen Wagenparks zu ersparen. Da die verschiedenen Eisenbahnverwaltungen indessen sich meist gegenseitig mit ihrem Fahrpark aushelfen, so haben E. nur in einzelnen Fällen und nur da dauernden Erfolg gehabt, wo es sich um Wagen für ganz spezielle Zwecke handelte, wie Schlafwagen, Wagen zum Transport von frischem Fleisch u. s. w.

Eisenbahnzeit heißt diejenige Zeit, auf welche die Fahrpläne der Eisenbahnen bezogen sind. In den für das reisende Publikum bestimmten Fahrplänen ist im Deutschen Reiche mit Ausnahme von Baden, Bayern und Württemberg die mittlere Ortszeit angegeben. Für den Eisenbahnbetrieb, ebenso wie für den Telegraphenverkehr, ist es von hoher Wichtigkeit, mindestens innerhalb der einzelnen Verwaltungsgebiete eine bestimmte «Normalzeit» zu haben. Fährt z. B. ein Zug von Berlin ab in östl. Richtung und hat der Zugführer bei der Abfahrt seine für den Dienstgebrauch bestimmte «Kursuhr» nach mittlerer berliner Zeit gestellt, so wird die Angabe dieser Uhr mit jedem Längengrad, um welchen der Zug in östl. Richtung vorrückt, um —4 Minuten gegen die betreffende mittlere Ortszeit differieren. Das Eisenbahndienstpersonal kann sich deshalb nach den für das Publikum bestimmten, die mittlere Ortszeit jeder Station angebenden Fahrplänen nicht richten, es müssen für dasselbe vielmehr besondere, auf eine bestimmte «Normalzeit» bezogene Dienstfahrpläne aufgestellt werden. Um die aus diesen doppelten Zeitangaben für den Reiseverkehr und besonders für den Eisenbahnbetrieb entstehenden Unzuträglichkeiten zu beseitigen, ist in vielen Ländern eine sog. Normalzeit eingeführt, welche ebenso wohl für den Eisenbahnverkehr wie für das gesamte bürgerliche Leben maßgebend ist.

In Österreich-Ungarn wurde zuerst neben der Ortszeit eine Normal-E. eingeführt. Dieselbe genügte indessen den Anforderungen nicht, und ging man deshalb zur Feststellung einer allgemeinen Normalzeit über. Für Österreich wurde die Zeit von Prag, für Ungarn die von Pest als Normalzeit gewählt. Die Differenz zwischen Normal- und Ortszeit beträgt für Österreich im Westen —14 und im Osten +22 Minuten. Für Ungarn beträgt die Differenz im Westen —19, im Osten +29 Minuten. In Schweden ist für das ganze Reich seit Anfang 1879 eine Normalzeit eingeführt und dabei ein idealer Meridian zu Grunde gelegt, welcher 3° 12′ westlich vom stockholmer Meridian liegt. Die Differenz zwischen Orts- und Normalzeit beträgt für die Westgrenze —16, für die Ostgrenze +36 Minuten. In Dänemark, den Niederlanden, Belgien und der Schweiz ist der Meridian der respektiven Hauptstädte der daselbst bereits eingeführten Normalzeit zu Grunde gelegt. Für England und Schottland ist der Meridian von Greenwich und für Irland der von

Dublin für die Normalzeit gewählt. Frankreich rechnet nach pariser und Italien nach röm. Zeit. Für das Deutsche Reich ist die Einführung einer einheitlichen Normalzeit ebenfalls ein dringendes Bedürfnis. Bayern, Württemberg und Baden sind einstweilen für sich vorgegangen und haben für ihre Länder auf den Meridian ihrer Hauptstädte bezügliche Normalzeiten eingeführt.

Vgl. «Centralblatt der Bauverwaltung», herausgegeben im preuß. Ministerium der öffentlichen Arbeiten (1881, Nr. 5, 9, 14, 26) und «Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen» (1880, Nr. 33, 36, 75, und 1881, Nr. 51).

Eisenbau ist die Anwendung des Eisens zu Bauwerken in dem Maßstabe, daß dasselbe die Rolle des Hauptmaterials spielt, während es bei gewöhnlichen Hochbaukonstruktionen neben Stein und Holz nur in untergeordneter Weise zur Verwendung gelangt. Der Hauptvorzug des Eisens, bei zunehmender Billigkeit gegenüber den andern Materialien, besonders Holz, besteht darin, daß es bei geringern Querschnittsverhältnissen eine viel bedeutendere Zug- und Druckfestigkeit besitzt, und dieser Vorzug macht es bei der gesteigerten Produktionsfähigkeit zu einem der geschätztesten Baumaterialien der Neuzeit, besonders zu weitspannenden Brücken- und Dachkonstruktionen. Während die Zugfestigkeit des Schmiedeeisens etwa der 10fachen des Holzes und die Druckfestigkeit des Gußeisens der 100fachen des Steins gleichkommt, übersteigen die Gewichtsverhältnisse des Eisens die des Holzes nur um das 8fache, die des Steins etwa um das 4fache. Dazu kommt die geringe Feuersgefahr und die ungleich längere Dauer des Eisens gegenüber den Holzkonstruktionen. Die Verwendung des Eisens im Hochbau ist eine außerordentlich vielseitige und erstreckt sich besonders auf Säulen, Balken, Träger, Widerlager, auf Dachkonstruktionen und Deckungen, auf Gitter, Geländer, Thüren und Thore, Fensterrahmen, Ornamente, Öfen und Treppen, Geräte und Möbel u. s. w. Im Brückenbau ist die Anwendung des Eisens geradezu epochemachend geworden. Bei den Konstruktionen in Eisen verwendet man zu Stützen, Säulen und überhaupt solchen Teilen, welche auf Druck oder rückwirkende Festigkeit in Anspruch genommen werden, fast ausschließlich das Gußeisen wegen seiner bedeutenden Druckfestigkeit; nur bei starken Erschütterungen sind schmiedeeiserne Stützen empfehlenswerter; wogegen zu allen freitragenden und weitspannenden Konstruktionen, zu denen man anfänglich Gußeisen verwendete, das Schmiedeeisen in Form von Walzeisen, wegen gleichgroßen Widerstandes gegen Zug und Druck, größerer Elasticität und sehniger Struktur, als das geeignetste Material erkannt wurde. Eine sehr tragfähige Form erhält das Eisenblech in Form von Wellblech, die es nicht nur zu Dachdeckungen ohne Unterlage, sondern auch zur Unterstützung von Fußböden aus Beton und Holz, zu Rollläden u. dgl. geeignet macht.

Kleinere Eisenkonstruktionen, namentlich für Hochbauten, werden in größern Schlosserwerkstätten oder Maschinenschlossereien ausgeführt und deren Berechnung und Detaillierung in der Regel von den Architekten besorgt, wogegen größere Eisenkonstruktionen, wie Brücken, Dächer, Glockenstühle u. s. w. in besondern, von Ingenieuren geleiteten Eisenbauanstalten ausgeführt werden, die mit Gießereien, Walzwerken und mechan. Werkstätten für die feinere Bearbeitung des Eisens versehen sind. Die Lieferungsweise derselben erfolgt gewöhnlich unter Garantie für eine bestimmte Maximalbelastung und nach vertragsmäßig festgestellten Preisen für die Gewichtseinheit (Tonnen oder Centner). Von den bedeutendern Eisenbauanstalten sind zu nennen: Kaspar Harkort in Harkorten bei Duisburg; Waltjen u. Comp. in Bremen; Gebrüder Benckiser in Pforzheim; Kölnische Maschinenfabrik; Süddeutsche Brückenbau-Aktiengesellschaft in Nürnberg; Königin Marienhütte in Cainsdorf bei Zwickau; W. Fairbairn in England; Gouin u. Comp. in Frankreich; John Cockerill in Séraing in Belgien u. a. m.

Eisenbaum, Eisenholz, s. Sideroxylon.

Eisenbeize, s. unter Eisen (-Verbindungen 9h).

Eisenberg, Stadt im Westkreise des Herzogtums Sachsen-Altenburg, Verwaltungsbezirk Roda, Landgerichtsbezirk Altenburg, 35 km westlich von Altenburg, an der E.-Krossener Eisenbahn in 294 m Höhe über dem Meere, ist Sitz eines Amtsgerichts, einer Superintendentur, eines Steuer- und Rentamts, hat ein herzogl. Schloß (Christiansburg) mit schöner Kirche in neuital. Geschmack (1680—92 erbaut) und wohlangelegtem Garten, ein 1688 gegründetes Gymnasium («Christianeum»), eine höhere Töchterschule, einen Kredit- und Sparverein, einen Vorschußkassenverein, drei Wasserleitungen und zählt (1880) 6277 meist luth. E., welche Fabriken in Wollzeugen, Plüschwaren (Export nach England, Frankreich, Spanien, Portugal und Türkei), Etuis (Export nach den Niederlanden, Belgien, Schweden und England), Leder, landwirtschaftlichen Maschinen, Pianofortebestandteilen (Ausfuhr nach England und Rußland), Holzschuhen, Würsten (bedeutender überseeischer Absatz), Chamotteziegeln, Porzellanwaren, Schuhmachereien, sowie Dampfsägemühlen unterhalten und Porzellanmalerei betreiben. — Die Stadt ist sehr alt, erhielt 1182 Mauern, gehörte bis 1135 den Kaisern, bis 1221 den Markgrafen von Meißen und des Osterlandes, bis 1425 den Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen und kam darauf an Sachsen. Bei der Landesteilung von 1485 kam E. an die Ernestinische Linie, bei der von 1603 an das Fürstentum Altenburg und mit diesem 1672 an Gotha. Als die Söhne Ernsts des Frommen 1680 die väterlichen Lande teilten, erhielt der fünfte derselben, Herzog Christian (geb. 6. Jan. 1653), die Ämter Ronneburg, Roda, Kamburg und E. und gründete die Linie Sachsen-E., welche jedoch mit seinem Tode 1707 wieder erlosch, worauf E. an Gotha zurückfiel und 1826 an Sachsen-Altenburg kam. Vgl. Back, «Chronik der Stadt und des Amtes E.» (2 Bde., Eisenb. 1843).

Eisenberg, Dorf in der bayr. Rheinpfalz, Bezirksamt und Amtsgerichtsbezirk Kirchheimbolanden, Landgerichtsbezirk Kaiserslautern, am Eisbach und an der Linie Grünstadt-E. der Pfälzischen Nordbahn, 10 km von Grünstadt, zählt (1880) 138[illegible] evang. E., welche eine Eisengießerei, ein Hammerwerk und eine Thonwarenfabrik unterhalten.

Eisenberg, Dorf im sächs. Regierungsbezirk Dresden, Amtshauptmannschaft Dresden-Neustadt, Sitz einer Oberförsterei, hat ein Landesgestüt und zählt (1880) 1100 E., welche Vieh- und Pferdehandel treiben. Dabei liegt das Schloß Moritzburg (s. d.).

Eisenbisulfuret, s. unter Eisen (-Verbindungen 2b).

Eisenblech (frz. fer en lames, fer en feuilles, tôle; engl. iron-plate, sheet-iron), aus weichem und zähem Eisen unter dem Hammer oder in Walzwerken hergestellte, mehr oder weniger dünne Platten. (S. unter Blech.)

Eisenblüte (flos ferri) heißen die zackigen, baumförmigen und korallenähnlichen Verzweigungen von schneeweißem, faserigem Aragonit, welche durch Auslaugung des Kalkgehalts aus dem zersetzten Spateisenstein auf dessen Klüften zum Wachstum gelangt sind; insbesondere schön finden sich diese zierlichen Bildungen im Erzberg bei Eisenerz in Steiermark.

Eisenbrod (böhm. Železný Brod), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Semil am rechten Ufer der Iser und an der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn, welche hier nach Tannwald abzweigt, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 3698 E. czech. Zunge. Von den meist hölzernen Häusern ist das Rathaus ein alter interessanter Bau. In der Umgebung sind große Spinnereien und seit alter Zeit in Betrieb stehende Eisengruben, von denen die Stadt den Namen erhielt.

Eisenbromid, s. u. Eisen (-Verbindungen 5 b).

Eisenbromür, s. u. Eisen (-Verbindungen 5 a).

Eisenburg (ungar. Vas), Komitat im Königreich Ungarn, von Niederösterreich, Steiermark, dem Ödenburger, Szalader und Veszprimer Komitat begrenzt, ein fruchtbarer Landstrich, obschon teilweise von Ausläufern der Alpen durchzogen, hat Überfluß an Getreide, Obst und Wein, sowie an üppigen Wiesen und Weiden, welche große Herden von Hornvieh ernähren. Von Bedeutung ist auch die Schweinezucht, welche durch die weit ausgedehnten Eichenwaldungen befördert wird. Auf einem Areal von 5035 qkm lebten (1880) 360590 E., also 71,6 Seelen auf dem Quadratkilometer. Die Einwohner sind der Nationalität nach sehr gemischt; es waren (1880) ohne die 13728 des Sprechens noch Unkundigen: Magyaren 169904, Deutsche 118065, Kroato-Serben 16189, Wenden 40978, Zigeuner 794, Ausländer 613. Nach der Konfession zählte man röm. Katholiken 264363, Protestanten Augsburgischer Konfession 76087, Protestanten Helvetischer Konfession 10607, Juden 9455. Das Komitat führt seinen Namen von dem Flecken Eisenburg (ungar. Vasvár), der einst königl. Freistadt und unter Matthias Corvinus bedeutende Festung war, jetzt aber nur eine Bevölkerung von 2500 E. zählt. Der Hauptort des Komitats ist die Stadt Steinamanger (magyar. Szombathely), Bischofsitz mit 10820 E., kath. Obergymnasium, bischöfl. Seminar und sehr schöner, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. erbauten Kathedrale. In der Umgebung finden sich noch Überreste der röm. Stadt Savaria.

Eisenchamäleon, s. unter Eisen (-Verbindungen 8 b).

Eisenchinin (citronsaures), s. unter Chinin (-Verbindungen, 6).

Eisenchlorid, s. u. Eisen (-Verbindungen 3 b).

Eisenchlorür, s. u. Eisen (-Verbindungen 3 a).

Eisencyanid, s. u. Eisen (-Verbindungen 6).

Eisencyankalium: Ferrocyankalium (Kaliumeisencyanür), s. Blutlaugensalz (gelbes); Ferridcyankalium (Kaliumeisencyanür), s. Blutlaugensalz (rotes).

Eisencyanür, s. u. Eisen (-Verbindungen 6).

Eisendisulfuret, s. unter Eisen (-Verbindungen 2 b).

Eisenerz, Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft Leoben in Obersteiermark, in einem tiefen Thale und an der Kronprinz-Rudolf-Bahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 1950, als Gemeinde 4148 E., die größtenteils in den Eisenwerken beschäftigt sind. Der Ort ist durch den Erzberg (1524 m hoch) von dem Marktflecken Vordernberg (mit 3012 E.) getrennt. Der Erzberg bildet den Mittelpunkt des ganzen steiermärk. Eisen-, Berg- und Hüttenbetriebes und enthält den ältesten und wichtigsten aller Bergbaue, welche in den nördl. Alpen auf die Ausbeutung von Spateisenstein gerichtet sind. Das Eisen wird hier zum Teil so rein und unvermischt gebrochen, daß es ohne weitere Scheidung in die Schmelzöfen kommt. Nirgends sieht man die sog. Eisenblüte in solcher Vollkommenheit wie hier, und in ganz Europa gibt es keinen bessern Stahl als den hiesigen. E. war der Sitz der k. k. steiermärkisch-österr. Eisenwerksdirektion; jetzt sind die Eisenwerke im Besitz einer Aktiengesellschaft.

Eisenerze, s. u. Eisen und Eisenindustrie.

Eisenerzeugung (frz. production du fer, engl. production of iron), die Gesamtheit der zur fabrikmäßigen Gewinnung des Eisens aus seinen Erzen erforderlichen Arbeitsprozesse. Durch Behandlung der Eisenerze mit Kohlenstoff und Kohlenstoffverbindungen bei hoher Temperatur wird Roheisen, und zwar bei höhern Hitzegraden graues, bei niedrigern weißes, hergestellt. Aus letzterm gewinnt man durch Entfernung von Kohlenstoff und der größten Menge der fremden Elemente mittels atmosphärischen Sauerstoffs und verschlackender Substanzen Schmiedeeisen. Durch weniger weitgehende Entkohlung reinen, manganhaltigen weißen Roheisens, oder durch Wiedereinführung von Kohlenstoff in Schmiedeeisen, oder auch durch Verschmelzung von Roheisen und Schmiedeeisen wird Stahl erzeugt. Neuerlich ist man bestrebt, zum Zweck einer wohlfeilern Gewinnung das ursprünglich eingeschlagene Verfahren, Schmiedeeisen und Stahl direkt aus den Erzen darzustellen, in verbesserter Form anzuwenden. Um die mannigfaltigen Prozesse der E. übersichtlicher zu machen, ist das nachstehende Schema zusammengestellt, das auch in der folgenden Darstellung der Einteilung zu Grunde gelegt ist.

I. Erzeugung von Eisen direkt aus den Erzen.

A. Roheisenerzeugung. Reduzierendes Schmelzen der Eisenerze bei sehr hoher Temperatur in großen Schachtöfen (Hohöfen).
Produkt: Roheisen { Gußeisen. / Puddel-Roheisen.

B. Rennarbeit. Reduzierendes Schmelzen der Eisenerze bei niedriger Temperatur in kleinen Öfen, Herden u. s. w.
Produkt: Schmiedeeisen oder Stahl.

II. Erzeugung schmiedbaren Eisens aus Roheisen.

A. Frischarbeit. Oxydation des im Roheisen enthaltenen Kohlenstoffs durch den Sauerstoff der Luft
mit Zuhilfenahme von Brennmaterialien { a. in Herden, Herdfrischen, Frischen. / b. in Flammöfen, Flammofenfrischen, Puddeln.
Produkt: Schweißeisen oder Schweißstahl.
c. durch Einpressen von Luft in geschmolzenes Roheisen (Bessemern).
Produkt: Flußeisen und Flußstahl.

B. Durch Glühen von Roheisen in oxydierenden Pulvern.
a. Adoucieren, Tempern oder Herstellung von schmiedbarem Eisenguß.
b. Glühstahlbereitung.

C. Durch Zusammenschmelzen von Roheisen mit Eisenerz oder Eisenoxyden (Martin- und Uchatiusstahl).

[illegible]

[illegible]

I. Erzeugung von Eisen direkt aus den Erzen.

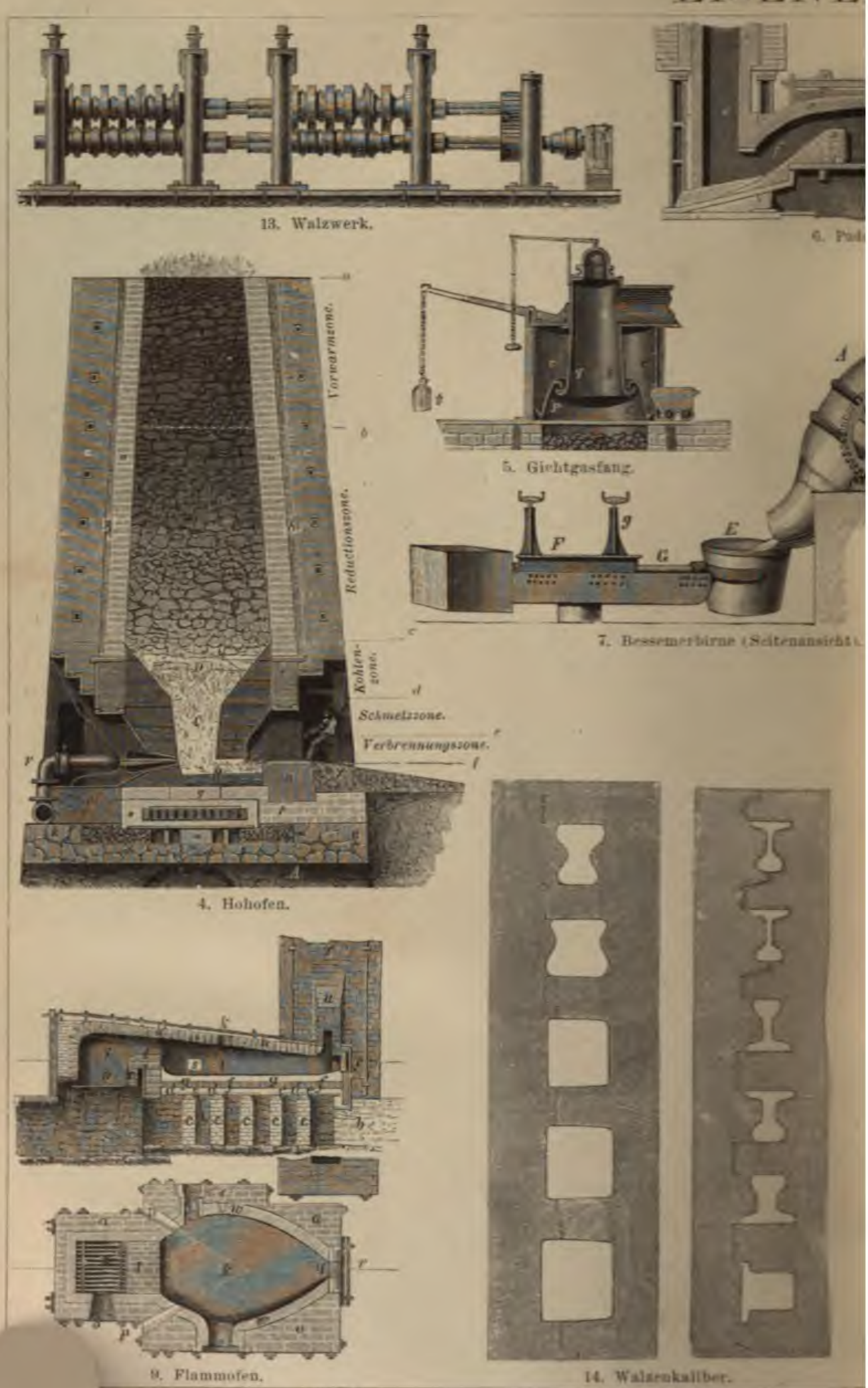
[illegible]

[illegible] Das Rösten findet in Haufen, Stadeln und Öfen statt. Die Röstung in Haufen ist nur bei dem [illegible] das Brennmaterial in [illegible] ist enthalten, [illegible], da die [illegible] zu [illegible] ist.

[illegible] verwendet man einen von Mauern umschlossenen [illegible] oben [illegible] (s. Tafel [illegible]). [illegible] Mauern [illegible] sind mit Zuführungen versehen [illegible] Flamme [illegible] des Kohlen [illegible] in den Öfen wird das Brennmaterial [illegible] in Schichten [illegible] gegeben, oder es werden [illegible] brennbare Teile, z. B. die Gichtgase der Hochöfen, [illegible], oder endlich es wird [illegible] die Flamme eines außerhalb des Röstofens zum Zweck des Röstens verbrannten [illegible] in den Ofen geleitet. Einen Röstofen von quadratischem Querdurchschnitt, ohne Rost, wie solche in den Eisenwerken von [illegible]burg am Harz angewendet werden, zeigen Fig. 1 u. 2 der Tafel: Eisenerzeugung. Der Schacht ist nach oben etwas zusammengezogen, um die in kleinen Stücken aufgegebenen, daher sehr dicht liegenden [illegible] bei ihrem Niedergange aufzulockern. Die Sohle besteht aus einem gemauerten Dache b, welches nach den beiden die ganze Breite des Ofenschachtes einnehmenden Ausziehöffnungen abfällt. Die Abbildung eines für Gichtgasfeuerung eingerichteten Röstofens ist in Fig. 3 gegeben. Um den Ofen läuft ein Kranzrohr A, das mit zehn [illegible] versehen ist, aus welchen die Gase an zehn einzelnen Stellen in den Röstofen treten, wobei die Regulierung des Gasstroms mittels der durch die äußern Thüren [illegible] Schieber [illegible] kann; dasselbe [illegible] von den obern Öffnungen etc. Die Ausziehöffnungen sind gleichfalls mit Thüren [illegible] versehen. Das Auslaugen [illegible] durch Wasser, in neuerer Zeit auch [illegible] durch [illegible] Säure. Das Zerkleinern der Erze auf [illegible], die Aufbereitung (s. d.), wird durch Pochwerke, Walzen, Quetschen oder [illegible] bewirkt. Das so vorbereitete Erz kommt alsdann in den Hochofen, einen Schachtofen von bedeutenden Dimensionen, dessen Betrieb ein kontinuierlicher ist, d. h. es wird oben das Erz samt Zuschlag und Brennmaterial in gewissen Zwischenräumen aufgegeben, und unten werden Schlacke und flüssiges Roheisen abgelassen. Die Menge des [illegible] aufgegebenen Erzes, Zuschlags und Brennstoffes begreift man unter der Bezeichnung Gicht oder Charge. Das Heizmaterial wird von dem Erz und Zuschlag getrennt zugeführt, sodaß Erz und Brennstoff [illegible] übereinander im Ofen lagern.

In dem obersten Teile a b des Hochofens (Fig. 4), der Vorwärmezone, findet ein Trocknen der Erze (Rösten) statt; im zweiten, nächstfolgenden Abschnitte [illegible] wirkt das Kohlenoxydgas reduzierend auf die Erze, weshalb dieser Teil Reduktionszone genannt wird; im dritten, der Kohlungszone [illegible], nimmt der aus der Reduktionszone niedersinkende Eisenschwamm Kohlenstoff auf und erlangt so einen niedrigern Schmelzpunkt, wodurch das Schmelzen des gekohlten Eisens in der Schmelzzone [illegible] ermöglicht wird. Das abtropfende Roheisen sammelt sich im untersten Teile des Ofens, dem [illegible] liegenden sog. Eisenkasten, an. Die Zahl der noch jetzt im Betriebe befindlichen Holzkohlenhochöfen ist verhältnismäßig gering, die große Mehrzahl wird mit Coks beschickt. Die Art und Weise der Windzuführung ist aus Fig. 4 der Tafel zu ersehen. Um die sich im Ofen bildenden Kohlengase nicht ungenutzt entweichen zu lassen, fängt man dieselben in einem besondern Gichtgasfange auf und leitet sie zu dem Orte, wo sie nutzbar gemacht werden, d. h. als Heizmittel dienen sollen, z. B. nach den Röstöfen oder unter die Dampfkessel. Der obere Teil eines Hochofens mit einem Gichtgasfange ist in Fig. 5 der Tafel dargestellt. Der Abstich des sich im Eisenkasten ansammelnden flüssigen Roheisens erfolgt periodisch (etwa alle vier Stunden). Die Schlacke schwimmt auf dem Eisen und muß in besondern Schlackenabstichkanälen entfernt werden, durch die man sie am besten in Schlackenwagen laufen läßt, weil so der Transport zur Halde vereinfacht wird. Das Roheisen läßt man beim Abstechen durch einen in Sand eingeschachteten Graben, den sog. Masselgraben, entweder in eine vor dem Ofen befindliche große, sehr flache Mulde, oder in offene, meist in Sand hergestellte Rinnen von U-förmigem Profil laufen.

Die Hauptaufgabe des Hüttenmannes ist [illegible], aus den durch die Analyse bekannten Bestandteilen der Gangarten der Erze solche wohlfeile Materialien als Zuschläge zu bestimmen, welche eine Schlacke liefern, die beim Schmelzpunkte des darzustellenden Eisens gleichfalls dünnflüssig ist. Als Zuschläge verwendet man: Marmor, Dolomit,



13. Walzwerk.

6. Pud

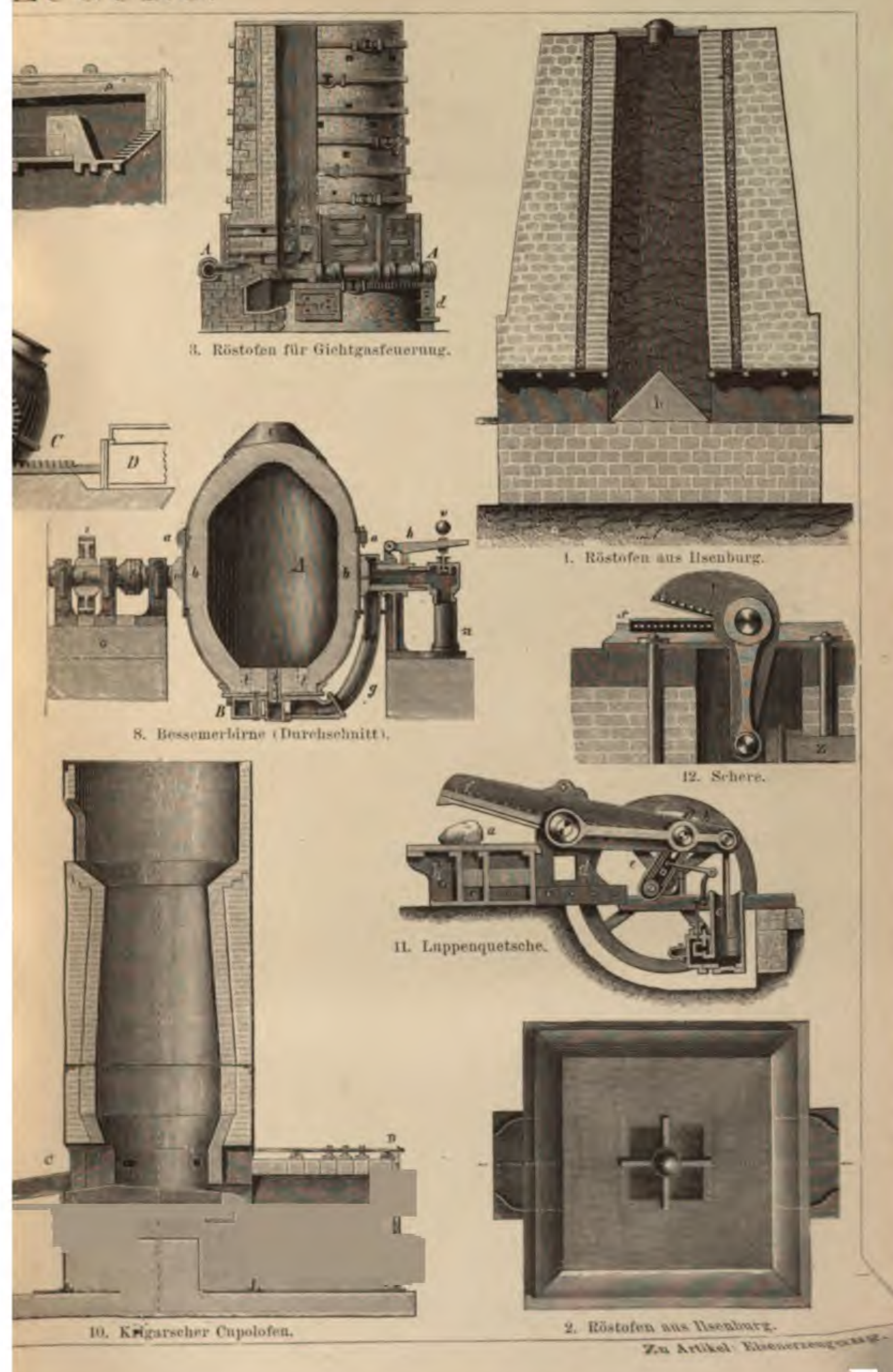
5. Gichtgasfang.

7. Bessemerbirne (Seitenansicht).

4. Hohofen.

9. Flammofen.

14. Walzenkaliber.



3. Röstofen für Gichtgasfeuerung.

1. Röstofen aus Ilsenburg.

8. Bessemerbirne (Durchschnitt).

12. Schere.

11. Luppenquetsche.

10. Krigarscher Cupolofen.

2. Röstofen aus Ilsenburg.



Kalksteinmergel, Flußspat, Bauxit, Thonschiefer, Quarz und Hohofenschlacken. Zu einem kompletten Hohofen gehören noch die Gebläse, Winderhitzungsapparate und Gichtaufzüge. Die Gebläse (s. d.) liefern den Wind von erforderlicher Pressung, der in den Winderhitzungsapparaten erwärmt wird, ehe er in den Hohofen eintritt. Mittels der Gichtaufzüge werden die Erze, Zuschläge und Coks zur Gicht (wie der obere Teil des Hohofens genannt wird) hinaufbefördert. Zum Betriebe eines Hohofens, welcher pro 24 Stunden 40000 kg Coks verbraucht, ist eine Gebläsemaschine von 120—150 Pferdestärken, speziell für den Gichtaufzug noch eine Betriebsmaschine von 5—10 Pferdestärken erforderlich.

B. Unter **Rennarbeit** oder **Rennen** versteht man die Darstellung schmiedbaren Eisens direkt aus den Erzen; dieselbe wird in Herden oder in Schachtöfen vorgenommen. Das Rennen in Herden nennt man auch Luppenfrischerei und unterscheidet hierbei das französische oder catalonische, das corsicanische und das deutsche Verfahren, je nachdem das Erz von einer Seite des Herdes, oder, mit Kohle gemischt, rings um das ringförmig geschichtete Brennmaterial, oder endlich in Schichten, Erz und Kohle abwechselnd, über die ganze Herdfläche aufgegeben wird. Die Eisengewinnung in Stücköfen war früher besonders in Steiermark und Kärnten gebräuchlich; jetzt ist dieselbe des großen Kohlenbedarfs, Eisenverlustes und Arbeitsaufwandes wegen ganz außer Gebrauch gekommen.

II. **Die Erzeugung schmiedbaren Eisens aus Roheisen.**

A. Die **Frischarbeit** bezweckt, den Kohlenstoff des Roheisens durch die Einwirkung des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft zu entfernen und gleichzeitig eine möglichste Abscheidung der im Roheisen enthaltenen nachteiligen Substanzen zu bewirken. Das Frischen findet statt in Herden (Herdfrischen, Frischen im engern Sinne), in Flammöfen (Flammofenfrischen, Puddeln) oder in Konvertern (Windfrischen, Bessemern). Beim **Herdfrischen** fallen die Tropfen des niederschmelzenden Roheisens durch den von der Düse kommenden Windstrom in den mit Holzkohle beschickten Herd. Die Holzkohle liefert die zum Einschmelzen erforderliche Hitze und kommt in unmittelbare Berührung mit dem Feuer. Beim **Puddeln** wird das Roheisen durch die Flamme des von ihm getrennten Brennmaterials (meist Steinkohle) in einer Mulde des Ofens eingeschmolzen und die Einwirkung des in der Flamme enthaltenen freien Sauerstoffs und der Kohlensäure durch das Rühren des Eisenbades befördert. Beim **Bessemern** wird in die Retorte (Konverter, Birne) flüssiges, übergares Roheisen eingefüllt und Luft in möglichster Verteilung durchgetrieben, sodaß durch Verbrennung des im Roheisen enthaltenen Siliciums und Kohlenstoffs diejenige Wärmemenge erzeugt wird, welche erforderlich ist, um das gebildete schmiedbare Eisen in dünnflüssigem Zustande zu erhalten. 100 Ctr. Roheisen werden in einem Herde in zehn Tagen, in einem Puddelofen in anderthalb Tagen, in einem Konverter in 30 Minuten in schmiedbares Eisen verwandelt. Als Brennmaterial braucht man für 100 Ctr. Roheisen beim Herdfrischen circa 60 Ctr. Holzkohle, beim Puddeln 100 Ctr. Steinkohle, beim Bessemern für die Gebläsemaschine, das Einschmelzen und den Mehrbedarf beim vorhergehenden Hohofenprozeß, welcher übergares Roheisen liefern muß, circa 110 Ctr. Steinkohle. Aus 100 Ctrn. Roheisen gewinnt man circa 74 Ctr. gefrischtes, 75 Ctr. gepuddeltes Stabeisen oder 80 Ctr. Bessemereisen.

Die Herde, in denen das Herdfrischen ausgeführt wird, heißen Frischfeuer. Es sind dies meist mit gußeisernen Platten ausgefütterte kastenförmige, von Mauerwerk eingefaßte Gruben, über deren einem Rande der Gebläsewind zugeführt wird. Der letztere dient sowohl zur Verbrennung, somit zur Wärmeerzeugung, als auch zur Oxydation des tropfenweise durch denselben fallenden Roheisens. Die stetige Steigerung der Holzpreise in allen industriereichen Gegenden und die daraus entspringende Schwierigkeit, die für den Herdfrischprozeß durchaus erforderliche Holzkohle zu beschaffen, haben in neuerer Zeit dazu beigetragen, diesen Prozeß mehr und mehr zu verdrängen. Gegenwärtig wird er in Deutschland, Österreich und Frankreich nur noch in sehr untergeordneter Weise, hauptsächlich in gebirgigen, wenig durch Eisenbahnen aufgeschlossenen Gegenden, ausgeführt und in England nur zu ganz bestimmten Zwecken (z. B. in Südwales zur Darstellung des Eisens für die schwächsten Weichbleche) angewendet. Schweden allein bietet noch das Beispiel eines reichlichen Frischfeuerbetriebes, obwohl auch dort der bei Gasfeuerung durchgeführte Puddelprozeß und das Bessemern mehr und mehr Aufnahme finden.

Der Vorgang beim Herdfrischen ist der folgende: Nachdem der Herd mit Kohlen gefüllt ist, werden diese entzündet und es tritt durch den mittels einer geneigten Form eingeblasenen Windstrom eine lebhafte Verbrennung ein. Von der der Form entgegengesetzten Seite wird das Roheisen in das Feuer geschoben, wo es tropfenweise abschmilzt, durch den Windstrom fällt, hierbei oxydiert und sich in diesem veränderten Zustand, samt der gebildeten, sowie der etwa beim Einschmelzen zugesetzten Schlacke, auf dem Boden sammelt. Das Feuer wird alsdann entleert und das Eisen von neuem über die frischen, in dasselbe gebrachten Holzkohlen gehoben, um abermals niederzuschmelzen, worauf die Operation wiederholt wird. Unreine Schlacke wird abgestochen und entfernt, reine dagegen als Oxydationsmittel bei derselben oder der folgenden Hitze zugeschlagen. Wendet man graues Roheisen an und will man daraus Schmiedeeisen erzeugen, so gewinnt der Vorgang die größte Ausdehnung. Beim ersten Niederschmelzen wird das Eisen gefeint, beim zweiten (dem Rohfrischen) in Stahl, beim dritten (dem Garfrischen) in Schmiedeeisen übergeführt. Man nennt eine solche Frischarbeit **Dreimalschmelzerei** oder **deutsche Frischarbeit**. Wird ein gefeintes oder siliciumarmes, aber kohlenstoffreiches weißes Roheisen als Material benutzt, so fällt die erste Periode des Feinens aus und es entsteht bei zweimaligem Niedergehen dann Schmiedeeisen. Diese Arbeit heißt **Zweimalschmelzerei** oder auch **Wallonschmiede**. Wird endlich ein silicium- und kohlenstoffarmes, daher stahlartiges Roheisen als Material benutzt, so fällt auch das Rohfrischen fort und es entsteht Schmiedeeisen bei einmaligem Niedergang; die Arbeit heißt dann Einmalschmelzerei oder Schwalarbeit. Wird ferner nicht Schmiedeeisen, sondern Stahlerzeugung beabsichtigt, so fällt stets die dritte Periode, das Garfrischen, aus und man erhält, je nach der

Beschaffenheit des verwendeten Rohmaterials, eine Zweimal- oder Einmalschmelzerei auf Stahl.

Das **Puddeln** beruht auf der Entkohlung des im Herd eines Flammofens eingeschmolzenen Roheisens durch die atmosphärische Luft, deren Zutritt zum Eisen durch mechan. Arbeit herbeigeführt wird. Die letztere besteht in der Regel in dem Rühren mit einer Krücke mittels Handarbeit; seltener wird die Krücke durch maschinelle Vorrichtungen bewegt oder das Rühren durch Rotation des Ofenherds ersetzt. Je nach der Art der Ausführung unterscheidet man Hand-, Maschinen- und Drehpuddeln. Der chem. Prozeß verläuft beim Puddeln in derselben Weise und Reihenfolge wie beim Herdfrischen, nur daß hier in ununterbrochener Reihenfolge die einzelnen Perioden des Feinens, Rohfrischens und Garfrischens ineinander übergehen, während sie beim Herdfrischen durch die Auf- und Durchbrecharbeiten der Regel nach scharf bezeichnet sind. Im übrigen entspricht das Puddeln von Schmiedeeisen aus grauem Roheisen der Dreimalschmelzerei, das Puddeln von Schmiedeeisen aus gefeintem Roheisen der Zweimalschmelzerei. Eine der Einmalschmelzerei analoge Frischarbeit bildet zwar die ursprüngliche Methode; sie ist aber nur mit einem sehr reinen, garschmelzigen Roheisen ausführbar und findet daher gegenwärtig kaum noch Anwendung. Beim Stahlpuddeln kommt nur die der Zweimalschmelzerei entsprechende Arbeit zur Ausführung.

Die Erfindung des Puddelns wurde zu Ende des 18. Jahrh. durch den Mangel an Holzkohle und die Unmöglichkeit, fossiles Brennmaterial im Frischherd zu verwenden, ins Leben gerufen. Schon 1784 nahm Henry Cort ein engl. Patent, in dessen Spezifikation der Puddelprozeß sich im wesentlichen so beschrieben findet, wie er heute ausgeführt wird. Wenngleich schon hier das Puddeln von Stahl erwähnt und beschrieben ist, so gelang doch weder Cort selbst noch seinen unmittelbaren Nachfolgern die praktische Ausführung dieses Prozesses. Erst durch deutsche, namentlich westfälische Werke wurde nach fortgesetzten Versuchen das Stahlpuddeln auch praktisch erfolgreich durchgeführt. Bereits 1849 hatten mehrere westfäl. Hüttenbesitzer alle sich darbietenden Schwierigkeiten überwunden und im folgenden Jahre fand eine regelmäßige Fabrikation von Puddelstahl statt. Die gegenwärtig in Gebrauch befindlichen Puddelöfen sind Flammöfen, deren Hauptteil aus einem eisernen, auf einer gleichfalls eisernen, hohl liegenden Platte ruhenden Schlackenherd H (Fig. 6 der Tafel) besteht, der von meistenteils gekühlten Rändern, den Herd- oder Grenzeisen, eingefaßt ist. In der Regel ist derselbe nur von einer Seite durch eine oder zwei Arbeitsthüren zugänglich, seltener an beiden Seiten mit solchen Thüren versehen. Von der Feuerung, deren meist jeder Ofen eine besondere hat, ist der Herd durch die Feuerbrücke o, von dem zur Esse s führenden Feuerkanal f, dem Fuchs, durch die Fuchsbrücke o getrennt. Ein Tonnengewölbe p überspannt den ganzen Raum; r ist ein Treppenrost, der auf der Feuerbrücke q aufliegt. Die Operation des Puddelns erfordert große Geschicklichkeit und Sorgfalt von seiten des Arbeiters. Nachdem derselbe das Feinmetall oder Puddelroheisen mittels einer Schaufel in den Ofen eingebracht hat, türmt er die Stücke pfeilerförmig an den Seiten des Herds bis fast an die Wölbung des Ofens aufeinander, wobei die Mitte des Herds frei bleibt. Die einzelnen Pfeiler oder Stapel müssen soviel als möglich voneinander getrennt sein, damit das Eisen auf allen Seiten von der Luft und den Flammen bestrichen werden kann. Das Arbeitsloch wird hierauf mittels seiner Fallthür verschlossen, Steinkohle auf den Rost gegeben und das Schürloch mit derselben zugelegt, dagegen die zum Öffnen und Verschließen auf der obern Mündung des Schornsteins angebrachte Klappe geöffnet, sodaß der Ofen in volle Glut kommt. Nach etwa 20 Minuten wird das Eisen hellglühend und beginnt, an den hervorragenden Ecken und Kanten zu schmelzen und auf den Herd herabzutropfen. Sobald dieser Moment eingetreten ist, öffnet der Arbeiter die kleine, in der Fallthür eigens zu diesem Zweck ausgesparte Öffnung und sucht mit einem hakenförmigen Instrument die Eisenstücke so zu wenden, daß das Eisen nicht zu rasch einschmilzt, worauf das eigentliche Puddeln seinen Anfang nimmt. Der Arbeiter sucht nämlich das geschmolzene Eisen mit zugesetzter Schlacke und der beim Einschmelzen gebildeten zu mengen und arbeitet dasselbe beständig durch, um immer neue Eisenteile mit der Luft in Berührung zu bringen. Es erfolgt hierbei ein Aufschwellen des Eisens durch Entwickelung von Kohlenoxydgas, das seinerseits, sobald es das Eisen durchbricht, in Gestalt von Flämmchen abbrennt.

Das Eisen wird so lange durchgearbeitet, bis es eine teigartige Konsistenz erlangt, worauf das Feuer wieder verstärkt und die Klappe auf dem Schornstein geöffnet wird. Bei steigender Temperatur nimmt das Eisen wieder eine zähe Beschaffenheit an und bäckt oder schweißt sich zu kleinen Klumpen zusammen, die zu größern Klumpen zu vereinigen sind. Zu dem Ende wird ein hierbei gleichsam als Kern dienendes Klümpchen auf der weichen Masse hin- und hergerollt, sodaß es sich durch Anhäufung von Eisen mehr und mehr vergrößert, bis ein Ballen von 30 bis 50 kg entstanden ist. Dieser wird mittels einer vorher heißgemachten Stange nach der heißesten Stelle des Herdes in der Nähe der Feuerbrücke gebracht, um noch weicher zu werden, und hier mit Gewalt zusammengedrückt, damit sich die Schlacke möglichst herausquetscht. Wenn nach ungefähr 20 Minuten alles Eisen in Ballen geformt ist, wird auch das Arbeitsloch geschlossen, damit die Hitze ihren höchsten Grad erreicht und die einzelnen Teile des Eisens sich noch inniger und vollständiger verbinden. Die Ballen werden alsdann einzeln mittels einer großen Zange aus dem Ofen gezogen und so schnell als möglich unter den Hammer oder die Presse, zuweilen auch direkt zwischen die Walzen gebracht.

Der ganze Prozeß des Puddelns dauert 1½ bis 2½ Stunden. Der Sand- oder Schlackenherd muß schon 12 Stunden vor Anfang der Arbeit am Montag Morgen angewärmt, am Sonnabend aber nach dem letzten Puddeln durch ein lebhaftes Feuer ganz eingeschmolzen und als flüssige Schlacke durch den Abzug gelassen werden. Den vorbeschriebenen Puddelprozeß nennt man das Puddeln auf Schmiedeeisen oder Puddeln auf Sehne, von welchem Verfahren sich das Puddeln auf Korn und das Stahlpuddeln einigermaßen, doch nicht wesentlich, unterscheidet. Um die überaus anstrengende Handhabung der Krücke zu umgehen, hat man mechanische Puddler konstruiert, Rührapparate, die indes die Handarbeit nur unter gewissen Bedingungen und auch dann nicht vollkommen ersetzen. Zweck-

entsprechender sind die rotierenden Puddelöfen, deren Erfinder der Schwede Oestlund ist, die jedoch erst weitere Verbreitung fanden, als 1871 der Amerikaner Danks seinen rotierenden Ofen konstruierte. Der Dankssche Ofen, die erste praktisch brauchbare Konstruktion dieser Art, wurde später von William Sellers wesentlich modifiziert.

Der *Bessemerprozeß*, nach dem Erfinder Henry Bessemer so benannt, beruht auf der Entkohlung des flüssigen Roheisens mittels durch dasselbe hindurchgepreßter Luft. Es wird hierzu geschmolzenes übergares Roheisen in ein birnförmiges Gefäß (Bessemerbirne, Konverter) gebracht und atmosphärische Luft unter hohem Druck durch dasselbe getrieben, wodurch eine kräftige Einwirkung der letztern auf das Eisenbad und mithin ein schnelles Frischen stattfindet. Eine Eigentümlichkeit des Bessemerns besteht darin, daß infolge der großen Menge (3000—10000 kg) gleichzeitig der Oxydation ausgesetzten Materials die durch Verbrennung von Silicium, Eisen und Mangan entwickelte Wärme so wirksam zusammengehalten wird, daß das schließlich erzielte Produkt sich selbst bei nahezu vollständiger Entkohlung im flüssigen Zustand befindet und sich daher gießen läßt. Die Konstruktion der *Bessemerbirnen* ist in Fig. 7 und 8 der Tafel veranschaulicht. Die Birne ist aus Eisenblech hergestellt und mit feuerfester Masse ausgefüttert. Als solche werden die verschiedensten Materialien angewendet, die sich jedoch alle darin gleichen, daß sie im wesentlichen aus Kieselsäure bestehen, welcher nur geringe Mengen Thon beigemengt sind. Die Windzuführung erfolgt stets durch eine der hohlen Achsen. Die Regulierung des Windstroms ist meist eine selbstthätige; in dem Augenblick, wo beim Aufrichten der Birne das Eisen den Boden berührt, tritt der Wind zu. Die an den entgegengesetzten vollen Zapfen angreifende mechanische Kippvorrichtung besteht der Regel nach in einer ein Getriebe umdrehenden Zahnstange, seltener in einem Krummzapfen mit Kurbel. Zur Erzeugung des erforderlichen Windstroms dient eine Gebläsemaschine von 200 bis 250 Pferdestärken; der Inhalt des Konverters wird von einer an einem hydraulischen Kran befestigten Pfanne aufgenommen, die durch ein an der andern Seite des Krans angebrachtes Gegengewicht ausbalanciert wird.

Falls die *Bessemerhütte*, deren Einrichtung auf der Tafel *Metallurgie II* zu ersehen ist, mit einer Hohofenanlage verbunden ist, kann das übergare Roheisen direkt aus dem Hohofen in die Konverter geleitet werden; ist diese Verbindung nicht vorhanden, so wird das Roheisen in Flamm- oder Kupolöfen geschmolzen. Der Konverter muß vor dem Beginn des Prozesses durch Coksheizung gut vorgewärmt und hierauf entleert worden sein. Durch Ingangsetzung des seine Achse bewegenden Mechanismus wird derselbe so geneigt, daß die Konvertermündung in der Horizontalebene der Achsen steht; hierauf wird das Zuleitungsgerinne angeschoben, der Ofen abgestochen und das Roheisen fließt in den Konverter. Nach dem Zurückziehen des Zuleitungsgerinnes hebt sich der Konverter und zugleich wird Wind gegeben, damit keine Verstopfung der im Boden des Konverters befindlichen Winddüsen eintreten kann. Der hochgepreßte Wind durchdringt das flüssige Roheisen und die glühenden Gase entströmen der Konverteröffnung, untermischt mit Funken, aber ohne eigentliche Flamme; eine solche tritt erst nach 2—6 Minuten ein. Man nennt diese Periode die des *Feinens* oder der *Schlackenbildung*; dieselbe geht mit Eintritt der Flamme in die *Rohfrischperiode* (auch Koch- oder Eruptionsperiode genannt) über. Das aus dem Eisen entweichende Kohlenoxyd bedingt ein noch vermehrtes Wallen der Masse; der Funken- und Schlackenauswurf wird lebhafter, die Flamme allmählich lichter und länger, auch das Geräusch des durchströmenden Windes stärker; im Spektrum der Flamme zeigen sich grüne Streifen. Diese Periode hat meist die längste Dauer, etwa 15 Minuten.

Das Rohfrischen geht in die *Garfrischperiode* über; die Flamme wird bläulichweiß und viel kürzer. Bei Beginn dieser Periode schleudert ein kräftiger Arbeiter Abfälle von Bessemereisen in den Konverter, welche in wenigen Sekunden dem weißflüssigen Metall beigemengt sind. Die kurze, fast durchsichtig werdende Flamme und noch sicherer die Beobachtung mit dem Spektroskop zeigt dem dirigierenden Ingenieur die Beendigung der Entkohlung an. Der Konverter macht wieder die Drehung, eine herrliche Garbe weißer Eisenfunken ausschleudernd; das Gebläse ruht einige Sekunden, die Rinne wird in die Mündung eingerückt und bringt die zur teilweisen Kohlung und somit zur Veredlung des Produkts erforderliche Menge geschmolzenen Spiegeleisens; der Konverter nimmt dieselbe auf und erhebt sich unter gleichzeitiger Zuführung des Windes wieder, um nach einigen Sekunden abermals zu sinken, da alsdann der Prozeß beendet ist. Der hydraulische Kran bringt die Pfanne, gleichfalls gut vorgewärmt, zum Konverter; der letztere wird weiter gedreht und entleert den weißheißen, wasserflüssigen Inhalt in die Pfanne. Man läßt hierauf die wie kochend erscheinende, blasenwerfende Masse etwas zur Ruhe kommen, läßt sodann den Kran sich heben und führt die Pfanne über die erste der im Halbkreis aufgestellten eisernen Formen (Coquillen), in welche durch Heben des im Boden der Pfanne angebrachten konischen Pfropfens der Inhalt derselben fließt. Die Coquillen werden der Reihe nach gefüllt, bis die Schlacke, welche man an einer mehr rotgelben Farbe erkennt, auszufließen beginnt, worauf man diese in die Grube laufen läßt.

Wie bereits erwähnt, findet das Schmelzen des Roheisens für den Bessemerprozeß in Fällen, wo man das flüssige Eisen nicht direkt aus dem Hohofen in den Konverter laufen lassen kann, entweder in Flammöfen oder in Cupolöfen (in neuerer Zeit meist in letztern) statt. Die Einrichtung eines *Flammofens* zeigt Fig. 9 der Tafel, während Fig. 10 der Tafel *Eisenerzeugung* einen Cupolofen, und zwar den für diesen Zweck am häufigsten zur Anwendung gelangenden Krigarschen Ofen, darstellt. Ein dem Bessemerprozeß anhaftender großer Übelstand war früher der, daß durch denselben der Phosphorgehalt der Erze nicht genügend entfernt werden konnte, wodurch bei dem Mangel an genügenden Mengen phosphorfreier Erze die Ausdehnung des Verfahrens gehindert wurde. Erst durch das neuerlich bekannt gewordene *Entphosphorungsverfahren von Thomas und Gilchrist* ist es möglich geworden, auch sehr phosphorhaltiges Eisen in den Bessemerbirnen zu verarbeiten. In Deutschland wurde dieses Verfahren zuerst von dem Hörder Bergwerks- und Hüttenverein in Hörde (Westfalen) eingeführt; gegenwärtig ist dasselbe in fast allen größern deutschen Hüttenwerken adoptiert.

Der Schwerpunkt des Verfahrens liegt in der Herstellung basischer Konverterfutter. Nach neuern Mitteilungen des genannten Hörder Werks wird unmittelbar, bevor das Metall in die mit basischen Steinen ausgefütterte Birne fließt, magnesiahaltiger Kalk oder ein Gemisch von 8 Teilen Kalk und 1 Teil Eisenoxyd in die Birne geworfen.

B. **Erzeugung schmiedbaren Eisens durch Glühen von Roheisen in oxydierenden Pulvern.** Dieses Verfahren, das sog. Glühfrischen, gründet sich auf die Entkohlung des festen Roheisens in der Glühhitze. Der Prozeß des Glühfrischens findet in der Praxis eine doppelte Anwendung. Es werden einesteils Gußwaren, d. h. Gußeisenstücke in bestimmt begrenzten Formen entkohlt, um ihnen ohne wesentliche Formveränderungen die Eigenschaften des schmiedbaren Eisens zu verleihen; andernteils werden Roheisenstücke, deren Form gleichgültig ist, auf den Kohlenstoffgehalt des Stahls gebracht, um durch Umschmelzung oder Schweißung in einen gleichmäßigen und dann in technisch verwertbaren Stahl umgewandelt zu werden. Das Produkt der ersten Art der Ausführung wird schmiedbares oder hämmerbares Gußeisen, das der zweiten Gußstahl genannt.

Die Herstellung schmiedbaren Gußeisens scheint sehr alt zu sein, da sich beispielsweise an den großen Thüren der Kirche von Notre-Dame in Paris und der Kathedrale von Amiens Beschläge finden, die allem Vermuten nach aus dem 14. Jahrh. stammen. Im 15., 16. und 17. Jahrh. wurden zahlreiche derartige Arbeiten ausgeführt, doch ging die Kenntnis des Verfahrens mehrfach verloren und wurde in der Folge von neuem entdeckt. In Deutschland wurde dasselbe im J. 1829 zuerst in Traisen bei Lilienfeld in Österreich wieder eingeführt. Gegenwärtig werden auf zahlreichen Werken Deutschlands, Englands und Frankreichs schmiedbare Gußwaren angefertigt. (S. unter **Eisengußwaren**.) Als Glühmittel wird hauptsächlich pulverisierter und möglichst quarzfreier Roteisenstein verwendet; das Glühen selbst erfolgt in Glühtöpfen, in welchen die Gußwaren in einem Ofen langsam bis zur Kirschrotglut erhitzt werden. Selbstverständlich ist die Dauer dieses Prozesses je nach der Größe der betreffenden Gußwaren verschieden. Schmiedbarer Guß fällt namentlich für kompliziertere Formen viel wohlfeiler als eigentliches Schmiedeeisen aus, weil die Überführung in die gewünschte Gestalt durch Guß und nicht durch die im wesentlichen von der Geschicklichkeit des Arbeiters abhängige Handarbeit erfolgt. Andererseits stellt man aus schmiedbarem Guß auch die gangbarsten Handelswaren her, wie Nägel, Haken, Handwerkszeug, Geschirre, Öfen, Wagenbeschläge und andere Gegenstände, an denen man leicht einzelne Teile durch Bearbeitung unter dem Hammer nachträglich in der Form verändern kann. Die Produktion von **Glühstahl** durch Entkohlung des Roheisens mittels Luft, Oxyde, Wasserdampf oder Kohlensäure ist gegenwärtig nur noch unbedeutend, da hier die bei der Herstellung von schmiedbarem Guß erwähnten Zweckmäßigkeitsgründe wegfallen.

C. **Darstellung von Erzstahl durch Zusammenschmelzen von Roheisen mit Eisenerz oder Eisenoxyd.** Obwohl dieses Verfahren schon längere Zeit bekannt war, gelangte es erst im J. 1855 durch Uchatius zur fabrikmäßigen Aufnahme; dasselbe ist noch heute, wenn auch nur in geringem Maß, in Anwendung. Während Uchatius 100 Teile Roheisen, 24 Teile gerösteten Spateisenstein und 1½ Teile Braunstein zusammen schmolz, verwendete Breant an Stelle des Erzes durch Glühen oxydierte Schmiedeeisenspäne.

III. **Erzeugung von Stahl aus Schmiedeeisen.** Wenngleich bei allen früher besprochenen Frischprozessen die Möglichkeit gegeben ist, durch rechtzeitige Unterbrechung der Entkohlung ein schmiedbares Eisen von beliebig hohem Kohlenstoffgehalt herzustellen, so ist es doch einesteils zu schwierig, den richtigen Zeitpunkt zu erkennen, andernteils tritt hierbei der Übelstand auf, daß es bei der Erzeugung kohlenstoffreichen Eisens bei weitem nicht so gut gelingt, schädliche Bestandteile, namentlich Phosphor und Schwefel, abzuscheiden, als wenn die Entkohlung bis nahezu zur Vollständigkeit fortgeführt wird. Man hat daher schon früh angefangen, in Fällen, wo ein kohlenstoffreiches Eisen gewünscht wurde, zunächst ein kohlenstoffarmes Produkt herzustellen und diesem den erforderlichen Kohlenstoffgehalt hinzuzufügen. Zu diesem Zweck wird Schmiedeeisen in Pulvern geglüht, welche an dasselbe Kohlenstoff abgeben. Hierher gehört die Erzeugung von Cementstahl und das Einsetzen. Der Cementstahl wird durch Glühen schmiedeeiserner Flachstäbe (reines Feinkorneisen) in Holzkohle hergestellt; die Dauer des Glühens beträgt bei einem Größenverhältnis der Stäbe von circa 78 × 20 mm 9–11 Tage. Das Einsetzen ist dem Wesen nach nichts anderes als ein Cementieren fertiger Schmiedeeisenstücke auf eine gewisse Tiefe. Feinkorneisen und besonders adoucierter Guß (s. **Adoucieren**) cementiert hierbei leichter als sehniges Schmiedeeisen.

Von größerer Wichtigkeit als das vorbeschriebene Verfahren ist die Stahlbildung aus Schmiedeeisen durch Verschmelzen mit Kohle oder mit Roheisen. In Indien wird aus dem durch Rennarbeit gewonnenen Schmiedeeisen mit Beigabe von Holzstücken und Blättern in kleinen Tiegeln ein Stahl erzeugt, der unter dem Namen Wootz berühmt ist. Da die Schmelzung eine unvollkommene ist und nach derselben noch ein anhaltendes Glühen des Stahls stattfindet, zeigt sich das Produkt als ein Gemenge verschieden stark gekohlten Eisens, welches, zu Messern u. s. w. ausgeschmiedet und geätzt, oft sehr hübsche Zeichnungen aufweist (Damast). Der Parry-Stahl wird durch Schmelzen von Schmiedeeisenabfällen im Cupolofen und hierauf folgendes Bessemern erhalten. Wenn man Schmiedeeisen mit reinem Roheisen in entsprechenden Quantitätsverhältnissen zusammenschmilzt, erhält man Stahl. Nicht selten werden hierbei, um den richtigen Kohlungsgrad zu erreichen, oxydierende Zusätze, als Hammerschlag, geröstete Erze u. s. w., mit verwendet und ist der Prozeß dann der Erzstahlbereitung ähnlich. Hierher gehört das von Mushet eingeführte Kohlen des Bessemerflußeisens durch Spiegeleisenzusatz. Erfolgt das Zusammenschmelzen von Roh- und Schmiedeeisen in Tiegeln, so heißt das Produkt Tiegel-Flußstahl; geschieht dasselbe in Flammöfen (Siemensschen Regenerativöfen), so erhält man Flammofen-Flußstahl oder Martin-Stahl.

Martin gebührt das Verdienst, den Siemensschen Regenerativofen zum Zweck des Zusammenschmelzens von Roh- und Schmiedeeisen zuerst benutzt und dadurch die Stahlerzeugung im Flammofen eigentlich erst ermöglicht zu haben, weshalb der ganze Prozeß auch **Siemens-Martin-Prozeß**

genannt wird. Bei demselben arbeiten gewöhnlich zwei Siemens'sche Regenerativöfen zusammen. In dem ersten Ofen schmilzt man circa 500 kg Roheisen ein; im zweiten wird das Schmiedeeisen nahe zur Weißglut gebracht und dann partienweise zu etwa 200 kg in Intervallen von 30 Minuten in den ersten übertragen, bis der Gesamtzusatz an Schmiedeeisen (bis 2400 kg) im Roheisenbad gelöst ist. Statt des Schmiedeeisenzusatzes kann auch Stahl genommen werden, in welchem Fall die Menge des einzuschmelzenden Roheisens eine geringere wird. Man führt den Prozeß gewöhnlich so, daß durch den Schmiedeeisenzusatz, sowie durch die oxydierenden Einflüsse der Flamme ein kohlenstoffärmeres Produkt, als hergestellt werden soll, entsteht, und kohlt dasselbe dann durch Zusatz von Spiegeleisen oder Ferromangan- (Manganeisen) entsprechend auf, worauf abgestochen wird. Der Siemens-Martin-Prozeß gewährt bei wohlfeiler Anlage den wichtigen Vorteil, daß mit ihm bedeutende Quantitäten alten Materials, z. B. alte Eisenbahnschienen, gleichviel ob Stahl oder Eisen, aufgearbeitet werden können; dabei ist das Produkt dieses Prozesses wenig teurer als das Bessemereisen und kann leichter von bestimmter Qualität erhalten werden. Je nach der Art, resp. Beschaffenheit der verwendeten Materialien wird der Prozeß in mannigfacher Weise variiert. Die beim Siemens-Martin-Prozeß erforderliche hohe Temperatur und geringe Oxydation des Eisenbades bedingt, daß derselbe nur bei Anwendung reinen Roheisens und reiner Stahl- oder Schmiedeeisenabfälle mit Vorteil ausgeführt werden kann, da hierbei eine Abscheidung des Phosphors und des Schwefels nicht stattfindet.

IV. **Das Raffinieren und die Formgebung.** Gleichviel durch welchen der beschriebenen Prozesse das schmiedbare Eisen hergestellt sein mag, besitzt dasselbe niemals eine Beschaffenheit, in welcher es direkt zur Fabrikation von Gebrauchsgegenständen dienen kann. Bei den Verfahren, welche das Eisen im teigigen Zustand liefern, also bei dem Herdfrischen und dem Puddeln, ist das erhaltene Produkt ein inniges Gemenge von Eisenkrystallen und Schlacke und die letztere muß daher durch hinreichenden Druck entfernt werden, ehe sie erstarrt. Diese Arbeit wird das Zängen genannt.

Wird das Eisen, wie beim Bessemern und allen Flußstahlprozessen, in flüssigem Zustand erhalten, so ist es ziemlich schlackenfrei, besitzt aber infolge des stattfindenden Oxydationsprozesses, durch welchen Gase entwickelt werden, zahlreiche Hohlräume oder Blasen, die durch Druck entfernt werden müssen, welche Arbeit man das Dichten nennt. Die Werkzeuge, mittels deren sowohl das Zängen als das Dichten geschieht, werden stets mechanisch bewegt; der zur Wirkung kommende Druck wird entweder plötzlich, als Schlag, oder allmählich, als Pressung, ausgeübt. Für den ersten Zweck dienen Hämmer, für den zweiten Quetschwerke, die, wenn sie aus zwei in entgegengesetzter Richtung rotierenden Cylindern bestehen, Walzwerke genannt werden. Die Luppen und Ingots werden, wenn sie aus dem Frischherd oder Puddelofen kommen, entweder unter Hämmern, und zwar Stirn- oder Aufwerfhämmern, oder unter Quetschen bearbeitet; eine solche Luppenquetsche ist in Fig. 11 der Tafel gezeigt. Die Luppe a wird hier auf den Amboß h gebracht und durch den Teil f der Maschine gequetscht. Die Bewegung des letztern, der einen doppelarmigen Hebel bildet, erfolgt von der am andern Ende des Hebelarms angreifenden Kolbenstange des Dampfcylinders c, wobei sich der Hebel um einen im Gestell d angebrachten Bolzen dreht; durch ein Schwungrad e wird die Gleichmäßigkeit der Bewegung erreicht. Die Ingots von Bessemerstahl müssen, wenn sie größere Dimensionen haben, unter kräftigen Dampfhämmern verdichtet werden; kleine Ingots können ohne weiteres zum Walzen gelangen. Schweißeisen in demjenigen Zustand, in welchem es durch das Hämmern der Luppen erhalten wird, bedarf für viele Verwendungen nur eines nochmaligen Erhitzens und Auswalzens, um sofort als Stabeisen in den Handel gebracht werden zu können, und ebenso genügt häufig diese Operation auch bei den durch Hämmern verdichteten Ingots von Rohstahl; für andere Zwecke aber müssen die Ungleichförmigkeiten durch die Schweißarbeit oder das Umschmelzen entfernt werden.

Für kohlenstoffärmere Eisensorten wendet man die Schweißarbeit, für kohlenstoffreichere das Umschmelzen an. Werden Frisch- oder Puddelluppen unmittelbar durch Walzen in die Form von Flachstäben gebracht, so zeigen diese Stäbe (Rohschienen genannt) ein so rauhes, schuppiges und ungleichmäßiges Aussehen, sind noch so unganz, daß sie keine unmittelbare Verwendung zulassen. Man bricht diese Schienen in gleich lange Stücke und bildet daraus ein Paket, das im Schweißofen zur Weißglühhitze gebracht, hierauf unter dem Dampfhammer verschweißt und unmittelbar nachher in Walzwerken gestreckt wird, oder auch man läßt die schweißheißen Pakete sogleich durch Walzen gehen. Hierbei wird noch viel Schlacke ausgepreßt und die Masse wird dichter und gleichförmiger; das Produkt ist raffiniertes Eisen. Schmilzt man Stahl um und gießt die schon hierdurch verbesserte Masse in einfache Gußformen, wodurch man Ingots erhält, so tritt eine Veredlung des Produkts ohne wesentliche Formveränderung ein; diese Art der Veredlung wird bei der zunächst zu besprechenden Gußstahlerzeugung angewendet.

Gußstahl wird durch Umschmelzen fertig gebildeten Rohstahls in Tiegeln erhalten. Die Tiegel mit dem in Stücken gebrochenen Stahl werden entweder in kleine Schachtöfen oder in Flammöfen eingesetzt, in denen die 3—4 Stunden dauernde Schmelzung des Stahls erfolgt, nach welcher Zeit die etwa 15—25 kg Stahl enthaltenden Tiegel aus dem Ofen genommen werden. Der Inhalt derselben wird alsdann in Gußeisenformen von achteckigem, prismatischem Querschnitt gegossen; seltener werden die Tiegel in Façonformen entleert und dadurch Gußstücke von bestimmter Gestalt erhalten. Die Gußstahl-Ingots werden, um sie in die Stabform zu bringen, in Herden oder Flammöfen hellrotglühend gemacht und dann unter Hämmern oder Walzen ausgereckt. Die Schweißarbeit zerfällt in das Paketieren, Schweißen und Strecken. Das Paketieren besteht darin, daß man eine Anzahl von Stäben oder Schienen durch Bindedraht zu einem Paket vereinigt, welches hierauf in einem Schweißofen bis zur Schweißhitze erwärmt wird. Das Schweißen wird bewirkt, indem man das schweißheiße Paket einigen Schlägen des Dampfhammers aussetzt, oder auch zwischen zwei Walzen durchgehen läßt; die weitern Durchgänge durch die Walzen bewirken das Strecken bis zur gewünschten Endform des Querschnitts.

Wird die Schweißarbeit auf weichen Stahl angewendet, so heißt das erhaltene Produkt **Gerbstahl** (richtiger **Gärbstahl**, da das Stahlpaket Garbe genannt wird). Das Schneiden der Stäbe und Schienen auf die gleiche, gewöhnlich etwa 1 m betragende Paketlänge erfolgt durch mechanisch bewegte Scheren, wie eine solche in Fig. 12 der Tafel gezeigt ist. Die Bewegung der Schere geschieht von dem Stempel z aus, s s sind die beiden Messer. Für die Formgebung wird fast ausschließlich das Walzen angewendet; eine Kombination mehrerer Walzenpaare mit gemeinschaftlichem Antrieb wird Walzenstraße genannt. In den Walzwerken weicht je nach der herzustellenden Form die Profilierung der Walzen voneinander ab. Bei Blech- und Universalwalzwerken bestehen die Walzen aus Cylindern, bei solchen zur Herstellung von Façoneisen sind dieselben mit genau aufeinander passenden Eindrehungen, resp. Einschnitten, den sog. Kalibern, versehen; das zu walzende Eisen passiert eine ganze Reihe der Kaliber, bis es die gewünschte Form annimmt. Fig. 13 der Tafel zeigt ein aus zwei Walzenpaaren A und B bestehendes Walzwerk, während auf der Tafel **Metallurgie** II die innere Einrichtung einer Walzhütte veranschaulicht ist. Aus Fig. 14 der Tafel **Eisenerzeugung**, welche die Vor- und Fertigwalzen für eine Schiene mit breitem Fuß zeigt, ist die allmähliche Formveränderung des Eisenstabes bis zur fertigen Schiene deutlich zu ersehen.

Litteratur. Rinmann, «Geschichte des Eisens» (aus dem Schwedischen von Karsten, Liegnitz 1814); Karsten, «Handbuch der Eisenhüttenkunde» (3. Aufl., 5 Bde., 1841, mit Atlas); Le Blanc und Walter, «Praktische Eisenhüttenkunde» (deutsch von Hartmann, nebst Fortsetzung, 4 Tle., Weim. 1837—46, mit Atlas); Scheerer, «Lehrbuch der Metallurgie» (Braunschw. 1848); Flachat, Barrault und Petiet, «Die Fabrikation des Eisens» (aus dem Französischen, Lüttich u. Lpz. 1851); Hartmann, «Die Fortschritte des Eisenhüttengewerbes in der neuern Zeit» (6 Bde., Lpz. 1858—63); Ochelhäuser, «Vergleichende Statistik der Eiseninduſtrie aller Länder» (Berl. 1852); Percy, «Metallurgy: Iron and steel» (Lond. 1864; deutsch bearbeitet von Wedding, Braunschw. 1864—76); Stölzel, «Die Metallurgie» (Braunschw. 1863); Wedding, «Grundriß der Eisenhüttenkunde» (Berl. 1871); Kerpely, «Das Eisen auf der wiener Weltausstellung 1873» (Schemnitz 1873); derselbe, «Bericht über die Fortschritte der Eisenhüttentechnik» (Braunschw. 1866—83); derselbe, «Die Anlage und Einrichtung der Eisenhütten» (Lfg. 1 u. 5, Lpz. 1881); Dürre, «Handbuch des Eisengießereibetriebes» (Lpz. 1875); derselbe, «Das Eisenhüttenwesen auf der wiener Weltausstellung» (Berl. 1876); Kerl, «Grundriß der Eisenhüttenkunde» (Lpz. 1875); Ledebur, «Handbuch der Eisenhüttenkunde» (Lpz. 1883); derselbe, «Vollständiges Handbuch der Eisengießerei» (Weim. 1883); von Hefner-Alteneck, «Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst des Mittelalters und der Renaissance» (Frankf. a. M. 1870).

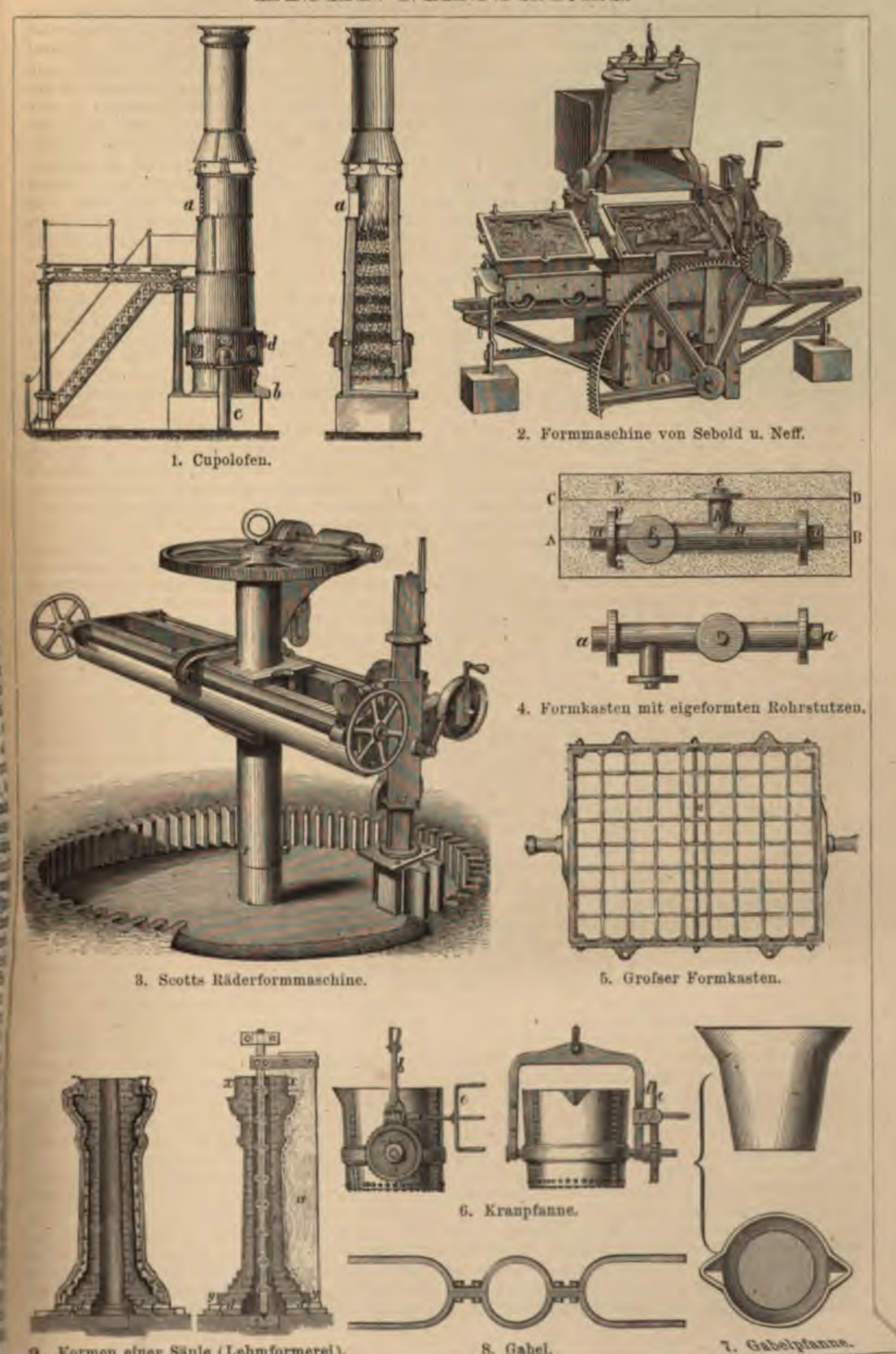
Eisenfachwerk nennt man das bei den amerik. Gitterbrücken aus Holz zuerst vorkommende, später auf Eisenkonstruktionen übertragene System der Zusammensetzung größerer steifer und tragfähiger Bauteile aus Rahmenstücken und einzelnen Dreiecken oder aus einfach oder mehrfach sich kreuzenden und an den Kreuzungsstellen verbundenen Stäben von Flach- oder Winkeleisen. Obwohl dieses Konstruktionsprinzip auch für Stützen, namentlich bei Brückenpfeilern, angewendet worden ist, so kommt es doch vorwiegend bei Trägern für Brücken- und Dachkonstruktionen vor. Man unterscheidet im allgemeinen zwei Systeme solcher **Fachwerks-** oder **Gitterträger**, nämlich das System des rechtwinkeligen und das des gleichschenkeligen Dreiecks. Bei ersterm, auch **Mohniésches System** genannt, sind die zwischen den Gurtungen, d. h. den obern und untern Rahmenstücken befindlichen Stäbe, teils vertikal, teils diagonal gerichtet und bilden mit den Gurtungen rechtwinkelige Dreiecke; bei dem letztern, dem **Nevilleschen System**, kommen keine Vertikalen, sondern nur Diagonalstäbe vor. Jedes dieser beiden Hauptsysteme zerfällt wieder in einfache Systeme, wo nur dreieckige Fächer gebildet werden, und in ein- oder mehrfach gekreuzte Systeme, bei denen das ursprüngliche Dreieck durch einen oder mehrere Zwischenstäbe in kleinere Fächer zerteilt wird. Dabei können die Diagonalstäbe entweder nach einer, oder, symmetrisch angeordnet, nach entgegengesetzter Richtung laufen. Je nachdem eine einmalige, zwei- oder mehrmalige Durchkreuzung eines Stabes stattfindet, bezeichnet man das gekreuzte System mit erster, zweiter, dritter u. s. f. Ordnung.

In Bezug auf die Form der Träger unterscheidet man Parallelträger mit gleichlaufenden, horizontalen oder bogenförmigen Gurtungen; parabolische Träger, bei denen die eine Gurtung horizontal, die andere bogenförmig oder gebrochen ist; sichelförmige Träger u. s. f. Hinsichtlich der Unterstützungsweise der Fachwerksträger macht man ferner noch den Unterschied zwischen einfachen Freiträgern und den über einen oder mehrere Stützpunkte hinweg liegenden kontinuierlichen Trägern. Die Stärke der einzelnen Konstruktionsteile richtet sich nach deren Inanspruchnahme auf Zug oder Druck oder beides zugleich. Am stärksten müssen die auf Biegung beanspruchten Gurtungen gehalten werden, während die zwischenbefindlichen Stäbe, die nur Zug- oder Druckspannungen erleiden, schwächer sein können. Von diesen müssen aber wieder diejenigen, nach den Auflagerstellen zu befindlichen, stärker als die in der Mitte gelegenen konstruiert werden, da die Spannungen von der Mitte nach den beiden Enden des Trägers zunehmen. Im allgemeinen haben sich die schmiedeeisernen Gitterträger besser bewährt als die guß- oder gemischteisernen. Der Einfluß der Temperatur wird durch Auflagerung der Fachwerksträger auf Rollen, der der Biegung durch charnierartige Verbindungen aufzuheben gesucht.

Eisengarn ist einfaches oder gezwirntes, durch ein Appreturverfahren, das sog. Lüstrieren, mit hohem Glanz versehenes Baumwollgarn (so genannt, um die große Festigkeit des Fadens anzudeuten). Es kommt sowohl gebleicht als verschieden gefärbt in Strähnen, auf Spulen oder auf Papkärtchen gewickelt, in den Handel und wird nicht nur zum Nähen, aber auch in der Weberei, sowohl als Kette wie als Einschlag, verwendet.

Eisengießerei (frz. fonderie de fer, engl. ironfoundry), das Verfahren, flüssiges Eisen in passend hergestellte Formen derart zu leiten, daß nach dem Erstarren des Metalls der verlangte Gegenstand in Gußeisen erhalten wird. Die Technik der E. ist so alt wie die gewerbsmäßige Herstellung des flüssigen Eisens überhaupt. Im Altertum und während der größern Hälfte des Mittelalters wurde nur schmied-

EISENGIESSEREI.



1. Cupolofen.

2. Formmaschine von Sebold u. Neff.

3. Scotts Räderformmaschine.

4. Formkasten mit eigeformten Rohrstutzen.

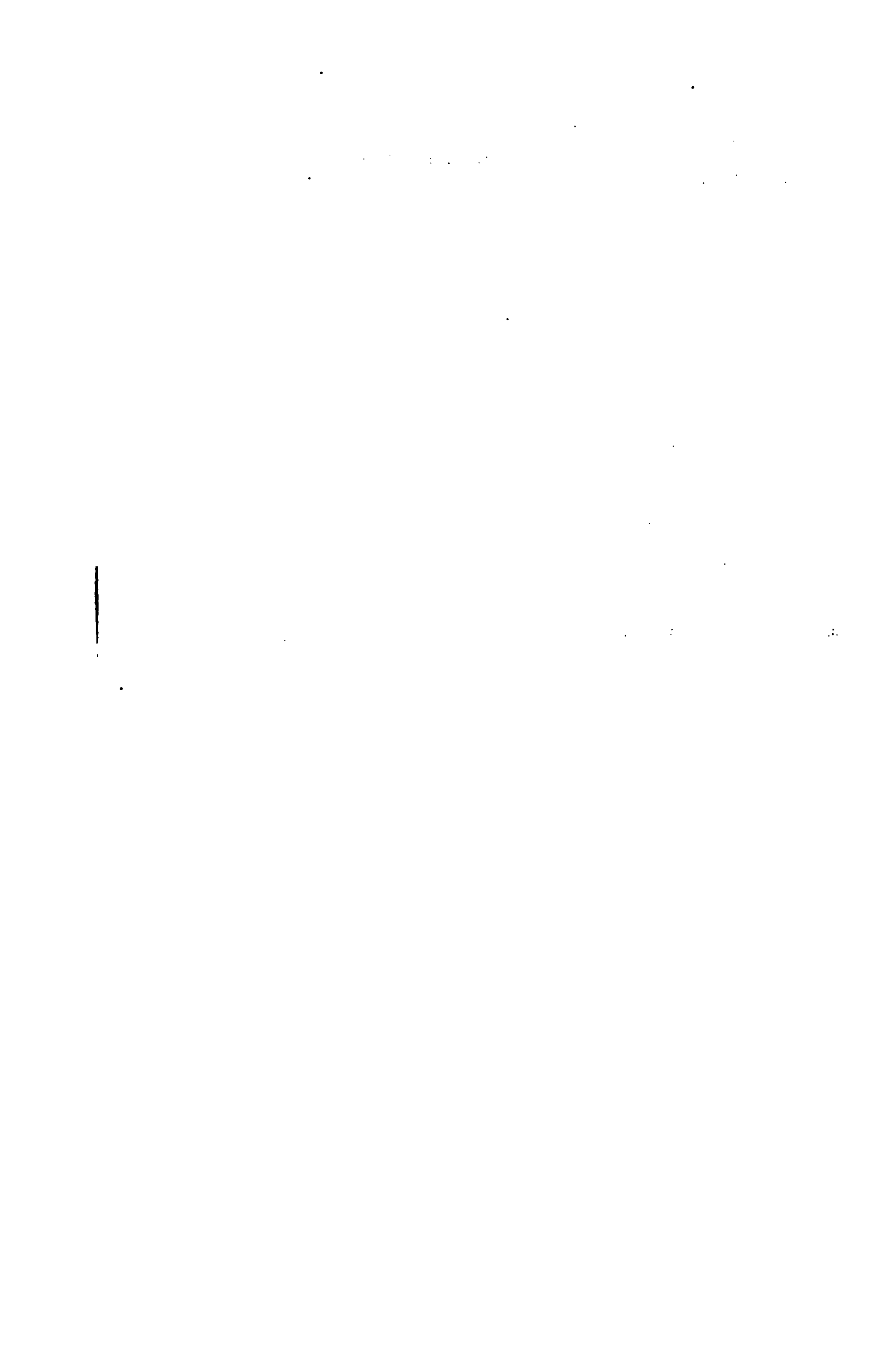
5. Grofser Formkasten.

6. Kranpfanne.

7. Gabelpfanne.

8. Gabel.

9. Formen einer Säule (Lehmformerei).



bares Eisen hergestellt. Nach Aristoteles sollen die Chalyber, ein Volksstamm an der Ostküste des Schwarzen Meeres, zuerst flüssiges Eisen dargestellt haben, doch wußten dieselben dieses Material nicht anders zu verwerten, als es durch wiederholtes oxydierendes Umschmelzen in schmiedbares Eisen zu verwandeln. Erst als man durch die Anwendung von Wasserkraft zum Betrieb der Gebläse die Schmelzöfen zu vergrößern vermochte, gelangte man, anfangs wohl unabsichtlich, dahin, flüssiges Eisen, welches seine Schmiedbarkeit verloren hatte, also Roheisen, darzustellen. Es war dies im Anfang des 13. Jahrh., und zwar scheinen Franken und das Siegerland die erste Heimat des neuen Betriebszweigs gewesen zu sein. In England wurde die Herstellung von Roheisen und Gußwaren erst im 15. Jahrh., am Harz und in Thüringen gegen Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrh. eingeführt. Man fertigte aus Gußeisen hauptsächlich Geschütze und Geschosse, ferner Wellzapfen, Kochgeschirre, mit biblischen Darstellungen bedeckte Ofenplatten u. s. w. an.

Das in der E. zur Verwendung kommende Rohmaterial ist das Roheisen (über die Herstellung desselben s. Eisenerzeugung), welches man nach der Farbe der Bruchstellen entweder als weißes oder als graues Roheisen bezeichnet. Je nach den Ansprüchen, welche an das herzustellende Gußstück gemacht werden, bedient man sich der einen oder der andern Sorte oder auch einer Mischung beider. Für die meisten Gußstücke ist das graue Roheisen am vorteilhaftesten zu verwerten, da dasselbe leicht und gleichmäßig in die schwächsten Teile der Form ausfließt und nach dem Erstarren verhältnismäßig weich bleibt, also leicht zu bearbeiten ist. Für Gußstücke, bei welchen eine größere Härte erwünscht ist, wendet man vorwiegend weißes Roheisen an. Das Schmelzen des Roheisens erfolgt in besonders hierzu gebauten Öfen, welche entweder Cupol-, Herdflammöfen oder Tiegelöfen sind. Am meisten verbreitet ist der Cupolofen, weil er die Möglichkeit eines kontinuierlichen Betriebes bietet und den Schmelzprozeß in einfachster und wohlfeilster Weise auszuführen gestattet. Es ist dies ein schachtförmiger Ofen, in welchen der Brennstoff und das Roheisen von oben her eingeführt werden, während im untern Teil durch die mittels eines Gebläses zugeführte Luft die Verbrennung des Heizmaterials und durch die hierbei entwickelte Wärme die Schmelzung des Roheisens stattfindet. Das geschmolzene Roheisen sammelt sich unterhalb der Lufteinströmungsöffnungen und kann von hier nach Bedarf durch Öffnung des in der Ofenwand angebrachten, durch einen Thonpfropfen verschlossen gehaltenen Stichlochs entnommen werden.

Die Einrichtung eines Cupolofens ist in Fig. 1 der Tafel Eisengießerei gezeigt. Vor der obern Einschüttöffnung a, Gicht genannt, ist eine Plattform angebracht, auf welcher die mit der Füllung des Ofens beschäftigten Arbeiter stehen. Der Ofen selbst besteht aus einem Eisenblechmantel, der innen mit Chamottesteinen ausgemauert ist. Die Luft wird durch das Rohr c in den durch einen Mantel d an der Außenseite gebildeten ringförmigen Raum geblasen und tritt von hier durch die auf dem Umfang verteilten Luftzuführungslöcher in das Innere des Ofens. Der unterste Raum des Cupolofens, in welchem sich das flüssige Eisen sammelt, der Herd, ist, um eine bequeme Reinigung zuzulassen, mit einer eisernen Thür versehen, die während des Schmelzens geschlossen und durch einen eingesetzten feuerfesten Stein vor Beschädigung durch das flüssige Eisen geschützt wird. In der Thür befindet sich das Stichloch und vor diesem eine aus Eisenblech oder Gußeisen gefertigte und mit Lehm oder feuerfester Masse ausgekleidete Rinne b, die sog. Gußrinne, durch welche das geschmolzene Eisen nach Öffnung des Stichlochs ausströmt. Die Füllung des Ofens erfolgt in der Weise, daß man in dem mit Thon ausgeschmierten Ofen zuerst ein leichtes Feuer macht, um den Thon zu trocknen, sodann von oben so viel Coks in den Ofen schüttet, daß derselbe bis oberhalb der Lufteintrittsöffnungen gefüllt ist, worauf man die Thür schließt, während das Stichloch vorläufig offen bleibt, und sobald die Coksmasse in Glut geraten ist, von oben abwechselnd ein gewisses Quantum Coks oder Eisen in den Ofen schüttet, sodaß, wie aus der Abbildung ersichtlich, immer abwechselnd eine Coks- und eine Eisenschicht gebildet wird. Nachdem der Ofen vollständig gefüllt ist, wird das Gebläse in Gang gesetzt; das Stichloch wird erst dann mittels eines Lehmpfropfens verschlossen, wenn sich das erste flüssige Eisen zeigt. Um einen leichtern Fluß der Schlacke zu erzielen, wird zwischen die Gichten (wie der technische Ausdruck für die einzelnen Aufschüttungen lautet) etwas Flußspat gebracht.

Der Herdflammofen, in welchem die Schmelzung mit reichlicherm Brennstoffverbrauch bedeutend langsamer als im Cupolofen vor sich geht, findet hauptsächlich da Anwendung, wo es sich bei Benutzung eines minderwertigen Brennmaterials (Steinkohlen, Braunkohlen, Torf oder Holz) um die Herstellung schwerer Gußstücke handelt, bei denen es ebensowohl auf Festigkeit als auf Reinheit, d. h. Vermeidung von Blasen u. s. w. ankommt. Die Herdflammöfen haben entweder direkte Feuerung oder Gasfeuerung; die Erhitzung des Eisens geschieht teils durch die unmittelbare Berührung der Flamme, teils durch die von den Wänden zurückgestrahlte Wärme. In den langgestreckten, mit Chamotte ausgekleideten Ofen, welcher vorn den Feuerraum mit Rost hat, wird die ganze Masse des zu schmelzenden Eisens mit einem mal eingebaut und alsdann das Feuer angezündet.

Im Tiegelofen schmilzt man geringere Quantitäten Roheisen zur Herstellung kleiner Gußstücke (Bijouterien, schmiedbarer Guß u. s. w.). Bei dieser Methode kommt das Eisen nicht direkt mit dem Brennmaterial in Berührung, sondern wird in Thon- oder Graphittiegeln in das Feuer gesetzt und direkt aus den Tiegeln in die Formen gegossen. Die Form wird in verschiedener Weise entweder aus Sand, Lehm oder einem Gemisch beider Substanzen, der sog. Formmasse, seltener ganz oder teilweise aus Eisen, hergestellt, wonach man Sand-, Lehm-, Masse- und Schalenguß unterscheidet. Einen besondern Teil vieler Gußformen bilden die Kerne, welche dazu bestimmt sind, Hohlräume in den Abgüssen herzustellen. Dampfcylinder, Rohre, Säulen werden um einen Kern gegossen, dessen äußerer Durchmesser dem innern Durchmesser des Abgusses entsprechen muß. In den meisten Fällen werden die Kerne unabhängig von der eigentlichen Gußform gefertigt und erst vor dem Gießen in dieselbe eingesetzt. Mit Rücksicht auf die Einrichtung der Gußformen sind offene und geschlossene zu unterscheiden. Bei den erstern liegt die Oberfläche des

eingegossenen Eisens frei, bildet also, wie die Oberfläche jeder Flüssigkeit, eine horizontale Ebene und erstarrt in dieser Lage; bei der zweiten Art von Gußformen, welche auch oben geschlossen sind, wird das Eisen durch einen Kanal, den Einguß, eingegossen, dessen äußere Mündung höher als die höchste Stelle der Gußform liegt. Sand-, Lehm- und Masseformen lassen sich nur für einen einzigen Abguß benutzen und müssen daher für jeden folgenden von neuem hergestellt werden; dagegen sind die zum Schalenguß gebrauchten Formen, die sog. Coquillen, für verschiedene Abgüsse verwendbar.

Die gebräuchlichste und für die meisten Gußwaren wohlfeilste Herstellungsweise ist die Sandformerei; der hier zur Verwendung kommende Sand muß sich leicht in Formen drücken lassen, ohne dabei zu zerfallen, eine Eigenschaft, die von der Gestalt der Sandkörnchen abhängt. Vor dem Einformen muß der Sand mit Wasser angefeuchtet werden, sodaß er sich gut zusammenballt. Das Eingießen des Metalls erfolgt in der Regel in die noch feuchte Gußform, die man, damit der Sand nicht an das Eisen anschmizt, mit gemahlenem Graphit oder Kohlenpulver bestäubt. Die Masseformerei ist namentlich für solche Gußstücke geeignet, die besonders dicht im Guß sein sollen und dabei stark im Eisen sind. Lehmformerei wird hauptsächlich dann angewendet, wenn Abgüsse größerer Dimensionen ohne Modell hergestellt werden sollen. Der Lehm wird mit strohfreiem Pferdemist vermischt und mit Wasser zu einem konsistenten Teig angemengt; der bessern Haltbarkeit wegen mengt man oft auch noch Kuhhaare in die Formmasse. Der Schalen- oder Coquillenguß kommt zur Anwendung, wo es sich darum handelt, eine oder mehrere Flächen des Abgusses gleichmäßig hart zu erhalten, indem das flüssige Eisen durch die plötzliche Abkühlung an den Wandungen der eisernen Form in einer mehr oder minder starken Schicht hart und weißstrahlig wird, während es innerlich weich und grau bleibt.

Um eine Gußform in Sand, Masse oder Lehm herzustellen, bedarf man eines Apparats, mittels dessen die innern Begrenzungen des formgebenden Hohlraums genau fixiert werden. Hat dieser Apparat, wie es meist der Fall ist, die Gestalt des zu gießenden Stücks, so heißt derselbe das Modell; besteht derselbe aus einem Holz oder Eisen, welches das genaue Profil des zu formenden Gegenstandes darstellt, so heißt er Schablone. Schablonen können nur dann zur Verwendung kommen, wenn es sich um die Herstellung von Körpern mit kreisförmigem Querschnitt handelt, in welchem Fall man die Schablone drehbar an einer Spindel oder Welle befestigt und durch Drehen derselben in der sie umgebenden Masse die gewünschte Form hervorbringt. Zur Herstellung der Gußformen in Sand und Masse kommen fast nur Modelle, zur Herstellung von Lehmgußformen größtenteils Schablonen zur Verwendung. Die Kerne werden entweder in sog. Kernkästen, Kästen, deren Inneres der Form des Kerns entsprechend profiliert ist, oder (besonders Lehmkerne) mittels Schablonen hergestellt. Die Modelle für die E. werden stets in Holz ausgeführt und nur wenn das Gußstück nicht zu groß ist und sehr oft abgegossen wird, werden nach diesem ersten Modell geformte und gegossene Eisenmodelle verwendet. Um das Herausnehmen des Modells aus der Gußform zu ermöglichen, muß dasselbe meist in mehrere genau zusammen passende Teile zerlegt werden können.

In Fig. 4 der Tafel ist das durch zwei Schnitte AB und CD in drei Teile zerlegte Modell eines Flanschenrohres g mit zwei rechtwinkelig gegeneinander gerichteten Stützen f und h abgebildet. Um dieses Modell einzuformen, muß die Gußform in ebenso viele Teile zerlegt sein; man hat also drei übereinander stehende Formkästen E, F und G nötig. Zuerst wird der obere Teil der Gußform mit dem obersten Teil e des Modells abgenommen; alsdann nimmt man die beiden untern Teile auseinander, worauf man die Modellteile ohne weiteres aus der Form heben kann. Durch die Kernmarken e, f, a und a des Modells wird der Raum zum Einlegen des Kerns geschaffen. Die Formkästen bestehen aus einer kastenförmigen, aus Gußeisen, Schmiedeeisen oder Holz hergestellten, zusammenhängenden Umhüllung, welche die Gußform ringsum, die obern und untern Flächen ausgenommen, einschließt. Wie die Modelle, werden auch die Formkästen meist aus mehrern Teilen zusammengesetzt. Bei großen Gußstücken ersetzt man den Unterkasten zuweilen durch die Wände des Erdreichs, indem ein entsprechend großes Loch ausgeschachtet und das Formmaterial hineingebracht wird. Die Gestalt der Formkasten ist gewöhnlich rechteckig, seltener und nur für bestimmte Zwecke rund oder vielseitig. Wenn der Formkasten eine große Fläche bietet, würde das Formmaterial nicht genug Festigkeit besitzen, um nicht beim Abheben des Oberkastens durch sein eigenes Gewicht herauszufallen oder beim Abgießen durch den Druck des flüssigen Metalls gehoben zu werden. Zur Vermeidung dieser Übelstände bringt man in dem Oberkasten durchlaufende Scheidewände an, welche den ganzen Kasten gitterförmig einteilen.

Ein solcher großer Formkasten mit eingesetzten Scheidewänden, welch letztere selbstverständlich nicht bis dicht auf das Modell herabreichen, ist in Fig. 5 der Tafel gezeigt. Um den Kasten mittels eines Krans heben und in dieser Lage drehen zu können, sind an den Seiten desselben Zapfen angebracht, während der in der Mitte angebrachte Anker a zur Versteifung des Kastens dient; kleinere Formkästen erhalten statt der Zapfen einfache Handgriffe. Bei der Lehmformerei werden nur in seltenen Fällen Formkästen angewendet. Gewöhnlich mauert man die Umfassungen aus Lehmsteinen, Ziegelsteinen oder Chamottesteinen in kunstgerechtem Verband auf und bekleidet sie nur an den Innenwänden mit Lehm. Die Kerne, die durch Drehen mit der Schablone ihre Form erhalten, haben als starre Achse im Innern eine sog. Kernspindel. Dieselbe wird bei kleinerm Durchmesser von einem vielfach durchbohrten schmiedeeisernen Rohr gebildet; bei größerm Durchmesser gießt man die Spindel hohl aus Gußeisen und versieht sie wie die schmiedeeisernen Röhren mit zahlreichen Öffnungen zum Entweichen der Luft. Diese Kernspindeln werden mit Lehm oder bei größerm Durchmesser mit Strohseilen und Lehm bekleidet und erhalten durch Drehung an der Schablone ihre Form.

Die Werkzeuge der Former bestehen in Stampfern zum Feststampfen des Sandes in den Formkästen und einer Anzahl verschiedenartig geformter Streichbleche, Putzhäkchen, Spatel zum Ausbessern und Glattstreichen der schadhaften Stellen der Gußform, Luftspieße (langen Nadeln) zum Luftstechen, d. h. zur Anbringung von Kanälen für die aus dem Innern der Formmasse entweichenden Gase und

Dämpfe. Bei der Kastenformerei wird das Modell je nach seiner Beschaffenheit in einen, zwei oder mehr Kästen eingebaut und alsdann der Sand eingestampft; die Kästen werden voneinander gehoben und das Modell wird entfernt. Die durch das Modell gebildeten Formen werden hierauf mit den verschiedenen Werkzeugen an etwa beschädigten Stellen ausgebessert; es wird der Einguß gebildet und die Form bei dem für gewöhnlichen Guß vorwiegend üblichen Formen in grünem Sande ausgestäubt, während bei der Masseformerei dieselbe erst getrocknet werden muß. Werden bei irgend einer Gußform Kerne gebraucht, so legt man diese ein, nachdem alle Arbeiten vor dem letzten Zusammensetzen beendet worden. Sind die Kerne von größerer Länge, so müssen sie, um sich nicht durchzubiegen, durch sog. Kernstützen gestützt werden. Man fertigt die letztern aus verzinntem Blech und zwar entweder als doppelte, welche man zwischen zwei Kernen oder auch zwischen Kern und Formwand einlagert und deren Höhe also gleich der Wandstärke des Gußstücks ist, oder als einfache mit langem Stift, dessen aus dem Abguß hervorragendes Ende später abgefeilt werden muß.

Im Gegensatz zu dem die Regel bildenden Kastenguß versteht man unter **Herdguß** das namentlich für Stücke von großer Ausdehnung und geringer Stärke gebräuchliche Formen in offenem Sandbett, d. h. es wird eine Lage Sand in gleicher Fläche mit dem Erdreich aufgeschüttet und das Modell in den Sand eingestampft, sodaß seine obere Fläche, welche stets eben sein muß, in dem bezeichneten Niveau liegt. Das Metall erstarrt in der oben offenen Gußform, und die rauhe, infolge der bei der Erstarrung eintretenden physik. und chem. Vorgänge etwas von einer genau horizontalen Ebene abweichende Oberfläche kennzeichnet den Herdguß. Durch die freie oder Lehmformerei werden meist größere Cylinder oder andere cylinderförmige Gußstücke hergestellt. Man fertigt Kern und Mantel mittels besonderer Schablonen selbständig an und setzt nachher beide zusammen. Komplizierter wird die Arbeit, wenn die Form des herzustellenden Gußstücks ein nachheriges Einsetzen des Kerns nicht gestattet.

Auf Fig. 9 der Tafel ist ein Beispiel für das **Formen einer Säule** von starkem Durchmesser dargestellt. Auf einem gußeisernen Ring b wird zunächst der Fuß d und dann mit Hilfe der Schablone a der Kern e aus Ziegeln aufgeführt, mit Lehm umkleidet, geschlichtet und im Trockenofen getrocknet, wobei die Ansätze xy über die eigentliche Form hinaus verlängert werden und später gewissermaßen die Stelle der Kernmarken vertreten. Die Schablone ist hierbei am obern Ende an dem seitlich herausragenden Arm befestigt und wird am untern Ende auf dem vorher glatt gedrehten Sockel d des Kerns geführt. Der getrocknete Kern wird mit dünner Schwärze, Asche oder dgl. überzogen, die Schablone so viel ausgeschnitten, als die Wandstärke des Gußstücks beträgt, und eine neue Lehmschicht, das sog. Hemd, aufgetragen, worauf ein abermaliges Trocknen und Überziehen des Hemdes mit Asche folgt. Auf das Hemd wird sodann, und zwar gleichfalls in Lehm, aus freier Hand der Mantel aufgetragen, in welchen der Festigkeit wegen Eisenstäbe und aus zwei Teilen bestehende Ringe eingebaut werden. Der fertige Mantel wird getrocknet und der Länge nach in zwei Teile geteilt, worauf man das Lehmhemd des Kerns entfernt, den Mantel um denselben stellt und die beiden Hälften des letztern wieder vereinigt; alsdann ist die Form zum Guß fertig. Die Schablonenspindel wird oben in einem Lager geführt, unten ist sie angespitzt und dreht sich in der Platte c; der Einguß der Form ist bei l ersichtlich.

In neuerer Zeit hat man für die Zwecke der Formerei Spezialmaschinen konstruiert, welche entweder bloß Röhren- oder Räderformmaschinen oder auch sog. Universalformmaschinen sind. Sehr verbreitet ist die **Scottsche Räderformmaschine**, die in Fig. 3 der Tafel gezeigt ist. Wie ersichtlich, wird hier mit einem kleinen, nur zwei Zähne tragenden Ausschnitt des Zahnkranzmodells der ganze Zahnkranz geformt; durch die Konstruktion der Maschine ist eine fast mathematisch genaue Teilung ermöglicht, sodaß die mit derselben geformten Räder viel accurater als die nach vollen Modellen hergestellten sind. Eine eigentliche Arbeitsersparnis wird durch die Räderformmaschinen nicht erreicht, wohl ist dies aber bei den Universalformmaschinen der Fall, die sich allerdings nur zur Herstellung kleiner in größerer Menge anzufertigender Artikel eignen. Diese Formmaschinen lassen sich in drei Hauptgruppen teilen: solche, welche das Einstampfen des Formsands von Hand entbehrlich machen; solche, die das Herausheben des Modells aus der Gußform bewirken, und solche, bei welchen die Anwendung eines vollen Modells umgangen ist. Die Anzahl der verschiedenen Konstruktionen ist eine sehr große.

Eine bereits vielfach eingeführte Maschine ist die **Formmaschine von Sebold und Neff** (Fig. 2 der Tafel), die sowohl das Festdrücken des Sandes als das Ausheben der Form bewirkt. Diese Maschine eignet sich, wie fast alle Formmaschinen, vorzugsweise zur Massenfabrikation gleicher Gegenstände, da die Herstellung der erforderlichen Modell- und Druckplatten sich andernfalls nicht lohnen würde, weist aber in allen Fällen, in welchen eine größere Stückzahl der Abgüsse verlangt wird, besonders beim Formen kleinerer Gußwaren (Teile von Nähmaschinen, Spinnmaschinen, Achslagern, kleinere Ofenteile u. s. w.) nicht zu verkennende Vorzüge auf. An zwei solchen Maschinen sind im ganzen vier Arbeiter beschäftigt, von denen zwei das Einformen besorgen, während die andern beiden die eingeformten Kästen forttragen und zusammensetzen, wobei ein tägliches Arbeitsquantum von 90 bis 130 fertigen Gußformen geliefert und daneben auch das Abgießen und Ausleeren der Formkästen verrichtet werden kann. Bevor der eigentliche Guß erfolgt, ist es bei größern Gußformen erforderlich, die Formkästen mit Gewichten, resp. Eisenbarren zu beschweren, damit der Druck des flüssigen Eisens nicht die Formkästen auseinander oder den Sand, resp. die Masse aus denselben heraustreibt. Bei freien Lehmformen ist diese Beschwerung selbstverständlich nicht anwendbar; man baut deshalb hier die ganze Form in sog. Dammgruben ein und umstampft sie ringsum gleichmäßig mit porösem Dammgrubensand. Der eigentliche Guß kann entweder mittels direkter Zuleitung des Eisens in sog. Gossen von dem Cupolofen nach der in Dammgruben eingebauten, tieferliegenden Form oder in der Weise erfolgen, daß man das Eisen aus dem Schmelzofen in einen tragbaren Behälter, die Gießpfanne, laufen läßt, in demselben nach dem Ort seiner Bestimmung transportiert und dort ausgießt. Die erstere Methode bildet die Ausnahme und ist nur beim Guß sehr schwerer Stücke und aus Mangel an großer-

[illegible] gebräuchlich, während die letztere die Regel bildet. Die Gießpfannen sind meist [illegible] eiserne Gefäße, welche, [illegible] das flüssige Eisen nicht mit den Wandungen derselben [illegible] gezeichnet werden, welche [illegible] getrocknet sein muß, ehe man es wagen darf, das Eisen in die Pfanne laufen zu lassen.

Die Formen der zur Verwendung kommenden Pfannen sind die Handpfannen, die [illegible] Inhalt von einer Person getragen und entleert werden können; größer sind die Gabelpfannen (Fig. 7 u. 8 der Tafel), welche von zwei oder mehr Arbeitern getragen werden; die größten sind die Kranpfannen, die an der Seite mit zwei Zapfen versehen sind, mittels deren sie in einen vom Kran getragenen Bügel gehängt werden. Das Umkippen der Kranpfanne geschieht entweder von Hand mit Hilfe eines langen Hebelarms, oder aber sicherer in der Weise wie bei der in Fig. 6 der Tafel abgebildeten Kranpfanne. Die Pfanne hängt hier mit dem Bügel b in dem Kran; das Umkippen erfolgt durch Drehung des Handgriffs e, indem alsdann die Schnecke d das Schneckenrad a und somit auch die Pfanne dreht. Der Transport der Kranpfannen wird, je nach der Entfernung der Form vom Cupolofen, mittels Dreh- oder Laufkrane bewirkt. Ehe das flüssige Eisen aus den Pfannen in die Form gegossen wird, muß die Oberfläche desselben sorgfältig von allen fremdartigen Körpern gereinigt werden, wozu man sich des Krampstocks, eines am Ende schaufelartig ausgeschmiedeten und mit Lehm überzogenen Eisenstabes, bedient. Nachdem das Gußstück genügend erkaltet ist (was bei nicht zu großen Stücken gewöhnlich, wenn am Abend gegossen wurde, am andern Morgen der Fall ist), werden die Formkästen voneinander und das Gußstück ausgehoben. Das letztere wird alsdann in die Putzerei geschafft, um hier von dem anhaftenden Sand gereinigt und von den Eingüssen und Gußnähten gesäubert zu werden, worauf es als fertiger Handelsartikel an den Ort seiner Bestimmung, resp. Aufbewahrung gebracht wird. (S. Eisengußwaren.)

Litteratur: Dürre, »Handbuch des Eisengießereibetriebes« (Lpz. 1875); Ledebur, »Vollständiges Handbuch der E.« (Weim. 1883). Vgl. auch die Litteratur unter Eisenerzeugung.

Eisenglanz oder Glanzeisenerz, auch Hämatit, ist der Name für das als natürliches Mineral vorkommende kristallisierte Eisenoxyd; die dem hexagonalen System angehörigen Kristalle sind vorwiegend von teils rhomboëdrischem Habitus (Polkantenwinkel des Grundrhomboëders 86°), teils durch Vorwalten der Deuteropyramiden von pyramidaler, teils durch Herrschen der Basis von tafelartiger Ausbildung, dabei isomorph mit den Formen der als Korund kristallisierten reinen Thonerde. Vielfach sind die Individuen nach der Basis verzwillingt. Die Farbe des Erzes ist eisenschwarz bis dunkel stahlgrau (oft bunt angelaufen), der Strich kirschrot, die Härte 5,5 bis 6,5, das spezifische Gewicht 5,2 bis 5,3; dickere Partien sind metallglänzend und undurchsichtig, ganz dünne Lamellen rötlichgelb bis dunkelrot durchscheinend. Chemisch besteht das Mineral wesentlich aus Eisenoxyd, Fe_2O_3, mit 70 Proz. Eisen und 30 Proz. Sauerstoff; zuweilen ist etwas titansaures Eisenoxydul hinzugemischt. Säuren lösen dasselbe, aber nur langsam, auf. Die Fundpunkte der besten Kristalle sind die Lager und Gänge vom [illegible] auf Elba, [illegible] in Piemont, [illegible] und [illegible] im Erzgebirge [illegible] und die [illegible] des St. Gotthard und des [illegible]. Schöne Kristalle von [illegible] sich [illegible] auf den Klüften und [illegible] der Laven des Vesuv und des Ätna [illegible] gebildet wurden, indem [illegible] Eisenchlorid und Wasserdampf sich [illegible] Eisenoxyd [illegible] umsetzten. [illegible] auf den [illegible] des [illegible] und der [illegible]. [illegible] E. [illegible] Schiefern [illegible] E. [illegible] in Gesteinen, z. B. [illegible] als Vertreter des Glimmers. Mikroskopische rötliche Blättchen von E. sind in manchen Mineralien eingewachsen und erzeugen deren [illegible] Färbung oder ihren eigentümlichen [illegible] Schiller (z. B. Carnallit, Sonnenstein, [illegible] Stilbit). Das Roteisenerz [illegible] dem E. zusammen, als es nichts anderes als eine mikrokristallinische, faserige, dichte oder erdige Varietät des Eisenoxyds ist.

Eisenglimmer nennt man die [illegible] sehr dünnschaligen und [illegible] Varietäten des Eisenglanzes (Eisenoxydes), z. B. von Dobschau und Voratich in Ungarn, aus Minas, Brasilien. Werden die Schuppen noch zarter, so erlangen sie endlich rote Farbe, der Glanz verliert sich in das Halbmetallische und so entsteht der kirschrote, fettig anzufühlende und stark abfärbende Eisenrahm (z. B. von Suhl am Thüringerwald, Schönmünzach im Murgthal), welcher zu dem ockerigen Roteisenerz hinüberleitet.

Eisenglimmerschiefer, s. Eisenschiefer.

Eisengußwaren (frz. ouvrages en fonte, engl. iron castings), Gegenstände der verschiedensten Art, die, einfach oder dekoriert, aus gegossenem Eisen hergestellt sind. Man teilt die E. entweder nach ihrer Erzeugungsmethode in Herdguß, Kastenguß und Lehmguß, oder nach ihrem Gewicht in Grobguß und Feinguß, oder nach ihrer Ausstattung in Rohguß, Emailwaren u. s. w., oder endlich nach ihrer Bestimmung in Röhren-, Maschinen- und Geschirrguß, wobei der letzte Begriff auch den Ofen- und den Bauguß umfaßt. Gußeiserne Röhren finden namentlich als Leitungsröhren für Dampf, Gas, Wasser und Abfallstoffe, als Diffusionsröhren für Zuckerfabriken, als Schornsteinröhren u. s. w. eine so ausgedehnte Verwendung, daß die Verfertigung derselben sich zu einer wichtigen Specialität ausgebildet hat. Im Maschinenbau dient das Gußeisen als Material für Cylinder, Kolben und Kolbenstangen, Wellen, Balanciers, Kurbeln, Kreuzköpfe, Lager, Konsolen und Fundamentplatten, Hebel und Gewichte, für Bremsscheiben, Räder und Kuppelungen, für Coulissen, Drosselklappen, Hähne, Schieber und Ventile, Excenter, Gleitstücke, Stopfbüchsen, Riemenscheiben und Seilscheiben, Schneckenräder, Schwungräder und Zahnräder; bei Dampfkesseln zu Feuerplatten, Rosten, Heizthüren und Aschenkästen; außerdem für Drehbankwangen, Spindeln, Reitstöcke und Planscheiben, für Hämmer und Amboße, für Mühlsteine und sonstige Mühlenbestandteile, Pflüge, Achsbüchsen der Fuhrwerke, Naben, Radreifen, Hemmschuhe und Ketten, für Glasschleiferscheiben, Retorten u. s. w. Zum Geschirr-, resp. Ofen- und Bauguß gehören Öfen und [illegible]

bestandteile, Bratröhren, Blasen, Kohlenkästen, Herdplatten und Einsatzringe, Kessel, Kohlenpfannen und Kochgeschirre, Bratpfannen, Backmulden, Kaffeebrenner, Mörser, Plätteisen, Waschnäpfe, Brunnenständer und Brunnenschalen, Kandelaber, Vasen, Blumentöpfe und Blumentische, Fußabstreicher, Schirmständer, Fensterrahmen und Thürdrücker, Gartenmöbel, Wirtshausschilder, Treppen, Säulen und Pfeiler, Trottoirplatten, Cisternen, Dachrinnen und Dachziegel, Gitter, Geländer, Grabkreuze und Monumente u. s. w.

Die Produktion von E. ist gegenwärtig in allen Industrieländern so außerordentlich verbreitet, daß kaum noch irgend eine größere Stadt zu finden ist, die nicht eine oder mehrere Eisengießereien besitzt. Hervorragende Bedeutung hat in Deutschland der Handel mit denselben in den Regierungsbezirken Düsseldorf und Trier, im Königreich Sachsen, im Elsaß, sowie in den Städten Berlin, Magdeburg, Arnsberg, Liegnitz, Oppeln. In der Erzeugung und Verwendung von Temperguß (durch Entkohlen schmiedbar gemachtes Gußeisen) steht die deutsche Industrie heute noch der amerikanischen um vieles nach, wenn auch einzelne deutsche Etablissements schon jetzt hierin Vorzügliches leisten. Namentlich dient derselbe zur Herstellung komplizierter Formen bei kleinern Gegenständen, für welche seine Qualität ausreicht, da er dem Schmiedeeisen gegenüber den Vorteil der Wohlfeilheit bietet. So verwendet man Temperguß zu Thürschlössern, Schraubenschlüsseln, Nähmaschinenteilen, Fischbändern, Scharnieren und selbst zu kompletten Revolvern. Viele dieser Gegenstände bleiben im rohen Gußzustand oder erhalten doch nur eine geringe Bearbeitung mit der Feile; andere werden gedreht, geschliffen, poliert, lackiert, verkupfert, vernickelt, verzinnt, bronziert, versilbert und vergoldet. In größerm Maßstab wird der hämmerbare Guß bei Pumpen und Dampfmaschinen, bei Werkzeug- und Arbeitsmaschinen, zu Rollen für Flaschenzüge, zu Schiffsutensilien, aber auch zu Haushaltungsgegenständen u. s. w. verwendet. Der gewissermaßen den Gegensatz zum Temperguß bildende Hartguß wird neuerlich immer häufiger für solche Konstruktionsteile angewendet, die früher ausschließlich aus Schmiedeeisen oder Stahl verfertigt wurden, und zwar besonders für tragende und stützende Teile (Gestelle, Säulen u. s. w.), die wegen schwieriger Formverbindungen nicht wohl aus Schmiedeeisen hergestellt werden können und, in Stahl ausgeführt, zu teuer kommen würden. Durch Gruson in Magdeburg hat der Hartguß als Material für Panzer und Panzergeschosse für Kriegszwecke Eingang gefunden; auch werden aus Hartguß mit Vorteil Herzstücke für Schienengleise, Kalanderwalzen, sowie die wirksamen Teile zahlreicher Zerkleinerungsmaschinen hergestellt. Aus Gußstahl fertigt man besonders Amboße und Hämmer, Matrizen, Brückenlager und andere Brückenteile, Laufrollen für Drehscheiben und Schiebebühnen, Räder für Förderwagen, Lokomotiven und Eisenbahnwagen, die Platten der Kollergänge, die Brechbacken und Stempel der Pochwerke. Über die Herstellung von E. s. Eisengießerei, über die künstlerische Ausstattung derselben s. Kunstguß.

Eisenhammer (frz. marteau de forge, engl. forge-hammer), ein zur Eisenerzeugung dienender, durch Elementarkraft in Bewegung gesetzter Hammer von bedeutender Größe und verschiedenartiger Konstruktion. (S. unter Hammer.)

Eisenhoit (Anton), ausgezeichneter Goldschmied, geb. zu Warburg in Westfalen 1554, gest. nach 1603, war früher nur als unbedeutender Kupferstecher bekannt, bis ihn die Ausstellung westfäl. Altertümer zu Münster 1879 als ausgezeichneten Goldschmied erkennen ließ. Auf dieser Ausstellung erschienen aus dem Besitze des Grafen Fürstenberg-Herdringen zu Herdringen sechs kirchliche Silbergegenstände, welche den Namen jenes Künstlers tragen und durch die Meisterschaft der Arbeit allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Sie sind nachweisbar für den Fürstbischof von Paderborn, Theodor von Fürstenberg, gearbeitet worden (gewählt 1585, gest. 1618). Eins der Werke, ein Kelch, gibt die Jahreszahl 1588. In ihrem künstlerischen Charakter tragen namentlich die figürlichen Verzierungen in starkem Maße die Züge der späten, der Barocke anheimgefallenen Renaissance. Damit mischen sich aber, wie es in der kirchlichen Kunst nicht selten ist, noch spätgot. Reminiscenzen, so bei dem erwähnten Kelch. Als Kupferstecher arbeitete E. in seiner Jugendzeit zu Rom an der Metallotheca des Michael Mercati zwischen 1576 und 1585. Nachgewiesen sind bis jetzt im ganzen 52 Kupferstiche, darunter Porträts, allegorische Darstellungen u. s. w. Die «Silberarbeiten» E.s gab J. Lessing (14 Taf. in Lichtdruck; 2. Aufl., Berl. 1880) heraus.

Eisenholz ist der Name für verschiedene in der Kunsttischlerei verwandte, sehr harte, schwere Holzarten, die dem Ebenholz nahestehen. Hierher gehört das Holz von Robinia panacoca *Aubl.* aus Südamerika, Bois de fer Panacoco, das Holz von Mesua ferrea *L.*, Calophyllum nagassarium *Rumph*, welches von Indien kommt; ferner das von Stadtmannia oppositifolia *Lam.* von Isle de France, sowie das von Olea undulata *Jacq.* vom Kap, weiter das von Sideroxylon tenax *L.* von Guadeloupe und endlich das von Casuarina equisetifolia *Forst.* und Casuarina muricata *Roxb.*, die in tropischen Gegenden ihres Nutzholzes wegen kultiviert werden.

Eisenholz, s. Sideroxylon; E. (weißes), s. unter Citharexylon.

Eisenhut, der höchste Gipfel der südl. Steirischen Alpen (s. Alpen, 28), erhebt sich in der Gruppe der Stang-Alpe an der Grenze von Steiermark und Kärnten zu 2440 m über dem Meere und wird wegen seiner weiten Aussicht auf die Tauern nicht selten von dem an seinem Westfuße gelegenen Eisenwerke Turrach (1156 m) aus, auf unschwierigem Wege in etwa drei Stunden bestiegen. Von der westlich aufsteigenden Kette des Königsstuhls (2253 m) wird diejenige des E. durch den Turrachpaß (1740 m) geschieden, der vom Murthal durch den Predlitzgrund an Turrach und dem Turrachsee vorbei in das Thal des Gurk führt.

Eisenhut, Pflanzengattung, s. Aconit.

Eisenhüttenkunde (frz. métallurgie du fer, engl. metallurgy of iron), die in neuerer Zeit zu einer wissenschaftlichen Disciplin entwickelte methodische Darstellung der Eisenfabrikation. (S. Eisenerzeugung.)

Eisenhüttenwesen, s. u. Eisenerzeugung und Eisengießerei.

Eisenindustrie, s. u. Eisen und Eisenindustrie, Eisenerzeugung und Eisengießerei.

Eiseniodid, s. u. Eisen (Verbindungen 4 b).

Eiseniodür, s. u. Eisen (Verbindungen 4 a).

Eiseniodürsirup, s. unter Eisen (Verbindungen 4 a).

Eisenjodürzucker, s. unter Eisen (-Verbindungen 4a).

Eisenkalkstein, ein dichter, oft auch poröser Kalkstein, welchem in größerer oder geringerer Quantität Eisenoxyd oder Eisenoxydhydrat beigemengt ist, von ockergelber bis braunroter Farbe, manchmal etwas sandig oder thonig; bildet Lager in der Devonformation des Harzes (Elbingerode) und Nassaus (Oberscheld), im engl. Kohlenkalk (Gegend von Bristol), im Zechstein (Camsdorf in Thüringen), namentlich im braunen Jura Frankreichs (Vendée, Normandie), Englands, Württembergs und des Breisgaus.

Eisenkies (Schwefelkies, oder Pyrit, von πῦρ, d. i. Feuer, weil er am Stahl starke Funken gibt), ein sehr häufig vorkommendes metallisches Mineral, ist die dem regulären System angehörige Modifikation des Doppeltschwefeleisens. Der E. kristallisiert in der parallelflächig-hemiedrischen Abteilung und weist einen sehr großen Reichtum von Formen auf, indem bis jetzt außer dem Würfel, Oktaeder und Rhombendodekaeder nicht weniger als 9 Ikositetraeder, 4 Triakisoktaeder, 25 Pentagondodekaeder und 28 Dyakisdodekaeder daran beobachtet worden sind, welche untereinander die mannigfachsten Kombinationen liefern. Am häufigsten treten Würfel, vielfach parallel ihren abwechselnden Kanten gestreift, und Pentagondekaeder auf. Zwillinge, bei denen zwei Pentagondekaeder einander so durchwachsen, daß die Kanten, welche durch den Würfel abgestumpft würden, rechtwinkelig gekreuzt erscheinen, heißen wegen ihrer Form »die Zwillinge des Eisernen Kreuzes« (z. B. von Vlotho bei Minden). Die Krystalle sind oft einzeln eingewachsen (z. B. in Thonschiefern), auch zu Drüsen und mancherlei Gruppen vereinigt, daneben finden sich häufig kugelige, traubige, nierenförmige Gestalten. Die Farbe ist speisgelb, bisweilen ins Goldgelbe geneigt, frisch mit ausgezeichnetem Metallglanz, der Strich bräunlichschwarz, die Härte 6—6,5, das spezifische Gewicht schwankt um 5. Der E. ist nicht magnetisch. Die chem. Zusammensetzung FeS_2 erfordert 46,67 Proz. Eisen und 53,33 Schwefel; dieses Eisenbisulfur ist indessen dimorph, indem es außer dem E. auch noch rhombisch als Markasit auftritt. Zuweilen hält der E. kleine Mengen von Gold (z. B. Beresowsk im Ural) oder Silber, nicht selten auch etwas Kupfer (Rio tinto in Spanien), oder Spuren von Thallium. Von Salzsäure wird er fast gar nicht angegriffen, von Salpetersäure unter Abscheidung von Schwefel gelöst. Im Kolben gibt er Schwefel ab, und große Haufen, einmal angezündet, brennen fort. Fundpunkte der schönsten Krystalle sind unter andern: Elba, Traversella und Brosso in Piemont, Waldenstein in Kärnten, Freiberg und Potschappel in Sachsen, Großalmerode in Hessen, Dillenburg in Nassau, St. Gotthard und das Binnenthal in Wallis. Sehr oft erscheinen organische Formen, z. B. gekammerte Schalen von Ammoniten und andern Kephalopoden in E. vererzt. Der E. ist insbesondere zu einer Umwandlung in Eisenoxydhydrat geneigt, welches von außen nach innen sehr regelmäßig in die Krystalle eindringt. Wo der E. in moderhaltigen Thonen, als Nester, Schnüre und Körnchen in Braunkohlen und Steinkohlen vorkommt, da ist es nicht zweifelhaft, daß er vermittels einer durch die kohlenstoffhaltige Substanz bedingten Reduktion aus durchsickernden Eisenvitriollösungen entstanden ist. Der E. kann sich nicht zur Darstellung des metallischen Eisens, sondern nur zur Gewinnung von Schwefelsäure, Eisenvitriol, Alaun, Schwefel benutzt werden, wobei die Rückstände als gelbe und rote Farben Verwendung finden; bei manchen Hüttenprozessen bildet er einen wichtigen Zuschlag und aus den goldhaltigen wird dieses Edelmetall extrahiert.

Eisenkiesel ist eine durch mechan. Beimengung von Eisenoxyd blutrot, durch eine solche von Eisenocker gelb oder braun gefärbte Varietät des Quarzes, entweder krystallisiert als hexagonale Pyramide (oft in Kombination mit dem Prisma) oder in krystallinisch-körnigen Aggregaten. Schöne gelbe Krystalle finden sich in dem kalkigen Salband eines Eisensteinganges zu Sundwig in Westfalen, intensiv rote, welche durchbohrt und zu Rosenkränzen aneinandergereiht werden, in den tertiären Gipsen von Santiago de Compostela im span. Galicien (die sog. Hyacinthen von Compostela). Die körnigen Aggregate auf den Eisensteinlagerstätten von Eibenstock und Johanngeorgenstadt bilden den Übergang zum Jaspis.

Eisenkitt zum Befestigen von Eisen in Stein oder zum Ausfüllen von Fehlstellen in Gußstücken ist ein Gemenge von 6 Teilen Eisenfeilspänen, 2 Teilen Salmiak und 1 Teil Schwefel, welches nach dem Anrühren mit Wasser nach und nach zu einer sehr harten Masse erstarrt.

Eisenknecht, soviel wie Amboßbahn (s. Amboß).

Eisenkraut, Pflanze, s. unter Verbena.

Eisenlack ist Asphaltfirnis, eine Lösung von Asphalt in Terpentinöl.

Eisenlegierungen. Atomistische Verbindungen scheint das Eisen mit andern Metallen nicht einzugehen, dagegen haben die meisten Metalle die Eigenschaft, beim Zusammenschmelzen mit Eisen gewisse Mengen von diesem aufzunehmen, wobei ihre Eigenschaften mehr oder weniger, selten jedoch zu ihrem Vorteil, modifiziert werden, sodaß ein Eisengehalt in andern Metallen meist als möglichst zu beseitigende Verunreinigung zu betrachten ist. Von technischer Bedeutung ist nur das aus manganhaltigen Erzen erblasene manganhaltige Eisen, das in neuerer Zeit als Ferromangan statt des Spiegeleisens im Bessemer-Prozeß mit Vorteil verwendet wird.

Eisenlohr (Aug.), bedeutender Ägyptolog, geb. 6. Okt. 1832 zu Mannheim, besuchte bis 1850 das Lyceum seiner Vaterstadt und widmete sich bis 1853 zu Heidelberg und Göttingen dem Studium der Theologie. Ende 1853 verfiel er in eine schwere und lange andauernde Krankheit, durch welche er genötigt wurde, der Theologie zu entsagen. Er erlernte die Landwirtschaft und betrieb dann von 1858 ab naturwissenschaftliche Studien zu Heidelberg, gründete daselbst eine Farbenfabrik und betrieb dieselbe einige Jahre hindurch. Im J. 1865 durch Zufall veranlaßt, sich zuerst mit der chinesischen, dann mit der ägypt. Sprache zu beschäftigen, machte er seitdem letztere zum Gegenstande seiner Forschung. Nachdem er sich 1869 für das Fach der Ägyptologie zu Heidelberg mit der Arbeit »Analytische Erklärung des demotischen Teils der Rosettana« (Lpz. 1869) habilitiert hatte, unternahm er im Herbst 1869 bis Mai 1870 eine wissenschaftliche Reise nach Ägypten, Palästina, Syrien, Griechenland und Konstantinopel und wurde 1872 zum außerord. Professor an der Universität zu Heidelberg ernannt. Von E.s ägyptolog. Arbeiten sind zu nennen: »Der große

Papyrus Harris» (Lpz. 1872), ein wichtiger Beitrag zur ägypt. Geschichte, ein 3000 J. altes Zeugnis für die mosaische Religionsstiftung enthaltend; ferner «The political condition of Egypt before the reign of Ramses III», in den «Transactions of the Society of Biblical archaeology» (Bd. 1, Lpz. 1872). Eine vollständige Übersetzung des Papyrus Harris veröffentlichte E. in der «Ägypt. Zeitschrift» (1873 u. 1874), später gemeinsam mit Birch in den «Records of the Past» (Bd. 6 u. 8). Den mathem. Papyrus des British Museum («Papyrus Rhind») behandelte E. 1874 in einem auf dem Internationalen Kongreß zu London gehaltenen Vortrage: «Des mesures égyptiennes» (veröffentlicht in den «Transactions» und in der «Ägypt. Zeitschrift» 1875 unter dem Titel «Über altägypt. Maße»). E. gab dann den ganzen Papyrus heraus mit Übersetzung, Kommentar und Wörterbuch unter dem Titel «Ein mathem. Handbuch der alten Ägypter» (2 Bde., Lpz. 1877). Ferner veröffentlichte er eine Anzahl Abhandlungen zur Ägyptologie in Fachzeitschriften.

Eisenlohr (Jak. Friedr.), verdienter Architekt, geb. 23. Nov. 1805 zu Lörrach, erhielt seine künstlerische Bildung erst zu Karlsruhe in der Bauschule Weinbrenners, dann 1828—29 in Italien, wurde 1832 Lehrer, 1839 Professor an der Bauschule des Polytechnischen Instituts zu Karlsruhe, deren Leitung er im Frühjahr 1853 mit dem Titel eines Baurats erhielt, und starb 27. Febr. 1854. Unter den von ihm entworfenen und ausgeführten Bauwerken sind hervorzuheben: sämtliche Bahnhöfe und andere Hochbauten längs der Badischen Eisenbahn, die Restaurationen des ortenberger Schlosses und der evang. Stadtkirche zu Lahr, die Trinkhalle zu Badenweiler. Als Schriftsteller ist er bekannt durch «Die Ornamentik in ihrer Anwendung auf verschiedene Baugewerke» (fortgesetzt von Lang, Heft 1—24, Karlsr. 1849—67), «Mittelalterliche Bauwerke im südwestl. Deutschland und am Rhein» (Heft 1—5, Karlsr. 1853—57), «Ausgeführte oder zur Ausführung bestimmte Entwürfe von Gebäuden verschiedener Gattung» (Heft 1—17, Karlsr. 1852—59), «Holzbauten des Schwarzwaldes» (Karlsr. 1853 fg.) und «Bauverzierungen in Holz zum praktischen Gebrauche» (2. Aufl., 12 Hefte, Karlsr. 1868—70).

Eisenlohr (Wilh.), Physiker, geb. 1. Jan. 1799 zu Pforzheim, besuchte das Pädagogium zu Durlach und das Lyceum zu Karlsruhe und widmete sich seit 1817 zu Heidelberg mathem. und naturwissenschaftlichen Studien. Bereits 1819 ward er als Professor der Mathematik und Physik am Lyceum zu Mannheim angestellt und 1840 übernahm er die Professur der Physik am Polytechnischen Institut zu Karlsruhe. Besondere Verdienste hat sich E. um das Gewerbeschulwesen in Baden erworben, indem er daselbst die erste Gewerbeschule (zu Mannheim) begründete und alle übrigen einrichten und bis 1863 leiten half. Auch brachte er 1847—49 im Auftrage der Regierung im Schwarzwalde eine Uhrmacherschule zu Stande. In der Wissenschaft hat sich E. durch wertvolle optische Untersuchungen (z. B. «Die Wellenlänge der brechbarsten Lichtstrahlen», in Poggendorffs «Annalen», Jahrg. 1856) und ein geschätztes und sehr verbreitetes «Lehrbuch der Physik» (Mannh. 1836; 11. Aufl., von Zech, 1876) einen geachteten Namen erworben. Er trat 1865 in den Ruhestand und starb 10. Juli 1872 zu Karlsruhe.

Eisenmarkt (ungar. Vajda-Hunyad), Stadt im Hunyader Komitat Siebenbürgens, zählt (1880) 2303 E., die Rumänen und Magyaren sind, ist das Centrum des siebenbürg. Eisenhandels und hat eine Seifenfabrik und ein Hammerwerk. In der Nähe ist das großartige Bergschloß Hunyad, 1452 erbaut, 1854 durch Brand größtenteils zerstört, seit 1869 auf Staatskosten teilweise restauriert.

Eisenmenger (August), Maler, geb. 11. Febr. 1830 zu Wien, war Schüler von Leopold Schulz und besuchte 1845—48 die Wiener Akademie. Er trat 1856 in das Atelier Rahls ein und wurde 1863 Zeichenlehrer an der prot. Realschule, 1872 Professor an der Akademie in Wien. Unter seinen Gemälden sind hervorzuheben: die Deckenbilder im Musikvereinspalast (Apollo mit den Musen), die Plafondgemälde im großen Saal des Grand Hôtel, Fresken im Österreichischen Museum zu Wien, sowie viele Gemälde in Privathäusern Wiens.

Eisenmenger (Joh. Andr.), antijüd. Schriftsteller, geb. 1654 zu Mannheim, wurde, als er in Amsterdam die orient. Sprachen studierte, durch die Lästerung des Christentums seitens des Rabbiners David Lida und den Übertritt dreier Christen zum Judentum so erbittert, daß er sich vornahm, in einem Buch die Urteile der Juden über christl. Lehren und die wichtigsten Fragen der Religion zum Zweck der Abschreckung zusammenzutragen. E. ging nach Heidelberg, flüchtete, als die Stadt durch die Franzosen eingenommen wurde, 1693 mit dem Hof nach Frankfurt a. M., wo er als Registrator bei der kurfürstl. Kanzlei thätig war. Im J. 1700 ward er Professor der orient. Sprachen in Heidelberg, wo er 20. Dez. 1704 am Schlagfluß starb.

Sein Werk ward in Frankfurt gedruckt, aber nicht ausgegeben, weil die Juden drei kaiserl. Verbote dagegen ausgewirkt hatten. Auch boten sie E. für Vernichtung desselben 12000 Fl. Die Erben wandten sich an König Friedrich I. von Preußen, der das Werk auf seine Kosten zu Königsberg 1711 drucken ließ. Fast 40 J. später wurden auch die frankfurter Exemplare freigegeben. Das Werk führte den Titel: «Entdecktes Judentum oder gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergestalt die verstockte Juden die hochheilige Dreieinigkeit, Gott Vater, Sohn, heil. Geist, erschröcklicher Weise lästern und verunehren, die heil. Mutter Christi verschmähen, das Neue Testament, die Evangelisten und Aposteln, die Christliche Religion spöttisch durchziehen und die ganze Christenheit auf das äußerste verachten u. verfluchen; dabei noch viel andere bishero den Christen entweder garnicht oder nur zum Theil bekannt gewesene Dinge u. große Irrthümer der Jüdischen Religion u. Theologie, wie auch viel lächerliche u. kurzweilige Fabeln u. ungereimte Sachen an den Tag kommen: Alles aus ihren eigenen u. zwar sehr vielen mit großer Mühe u. unverdrossenem Fleiß durchlesenen Büchern kräftiglich erwiesen u. in Zweien Theilen verfasset.» E. hat aus 196 Schriften jüd. Gelehrten und aus 8 Schriften bekehrter Juden eine ungeheuere Menge von Material zusammengetragen und sein Buch wird noch jetzt vielfach benutzt.

Eisenmennige, s. u. Eisen (Verbindungen 1b).

Eisenmonosulfuret, s. unter Eisen (Verbindungen 2a).

Eisennickelkies, ein leicht tombakbraunes Erz, regulär krystallisierend, meist in körnigen Aggregaten; Härte = 3,5 bis 4, spezifisches Gewicht = 4,6;

[illegible] Eisen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Eisenocker, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Eisen[illegible] [illegible].

Eisenoxyd, [illegible] Eisen (Verbindungen 1 b).

Eisenoxydacetat oder essigsaures Eisenoxyd, s. unter Eisen (Verbindungen 11 b).

Eisenoxydcitrat oder zitronensaures Eisenoxyd, s. unter Eisen (Verbindungen 12).

Eisenoxydhydrat, s. unter Eisen (Verbindungen 1 b). [illegible] (Verbindungen 1 b).

Eisenoxydhydrat, lösliches, s. unter Eisen

Eisenoxydhydrat, unlösliches, s. unter Eisen (Verbindungen 1 b).

Eisenoxydnitrat oder salpetersaures Eisenoxyd, s. unter Eisen (Verbindungen 9 b).

Eisenoxydphosphat oder phosphorsaures Eisenoxyd, s. unter Eisen (Verbindungen 10).

Eisenoxydsulfat oder schwefelsaures Eisenoxyd, s. unter Eisen (Verbindungen 8 b).

Eisenoxydul, s. u. Eisen (Verbindungen 1 a).

Eisenoxydulacetat oder essigsaures Eisenoxydul, s. unter Eisen (Verbindungen 11 a).

Eisenoxydulammoniumsulfat, s. u. Eisen (Verbindungen 8 a).

Eisenoxydulcarbonat oder kohlensaures Eisenoxydul, s. unter Eisen (Verbindungen 7).

Eisenoxydulcarbonatzucker, s. unter Eisen (Verbindungen 7).

Eisenoxydulhydrat, s. unter Eisen (Verbindungen 1 a).

Eisenoxydullactat oder milchsaures Eisenoxydul, s. unter Eisen (Verbindungen 14).

Eisenoxydulmalat oder apfelsaures Eisenoxydul, s. unter Eisen (Verbindungen 15).

Eisenoxydulnitrat oder salpetersaures Eisenoxydul, s. unter Eisen (Verbindungen 9 a).

Eisenoxyduloxyd, s. unter Eisen (Verbindungen 1 c).

[illegible]enoxydulsulfat oder schwefelsaures Eisen[illegible], s. unter Eisen (Verbindungen 8 a).

Eisenpräparate [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Eisenpräparate. [illegible] Pharmakopöe [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Reihe [illegible] [illegible] [illegible]

Erste Auflage der Deutschen Pharmakopöe (1872).	Zweite Auflage der Deutschen Pharmakopöe (1882).
Ammonium ferratum chloratum	Ammonium chloratum ferratum
Ammonium Arsenic[illegible]	Ammonium Arsenic[illegible]
Chininum ferro-citricum	Chininum ferro-citricum
Extractum Ferri pomatum	Extractum ferri pomati
Extractum Malti ferratum	—
Ferrum carbonicum saccharatum	Ferrum carbonicum saccharatum
Ferrum [illegible]	—
Ferrum citricum oxydatum	—
Ferrum citricum ammoniatum	—
Ferrum iodatum	Ferrum iodatum
Ferrum [illegible] saccharatum	—
Ferrum lacticum	Ferrum lacticum
Ferrum oxydatum fuscum	—
Ferrum oxydatum saccharatum solubile	Ferrum oxydatum saccharatum solubile
Ferrum phosphoricum	—
Ferrum pulveratum	Ferrum pulveratum
Ferrum pyrophosphoricum cum Ammonio citrico	—
Ferrum reductum	Ferrum reductum
Ferrum sesquichloratum	Ferrum sesquichloratum
Ferrum sulfuricum crudum	Ferrum sulfuricum crudum
Ferrum sulfuricum oxydatum ammoniatum	—
Ferrum sulfuricum purum	Ferrum sulfuricum
Ferrum sulfuricum siccum	Ferrum sulfuricum siccum
Liquor ferri acetici (5 Proz. Eisen)	Liquor ferri acetici (4,8 bis 5 Proz. Eisen)
Liquor ferri chlorati (1[illegible] Proz. Eisen)	—
—	Liquor ferri oxychlorati (3,5 Proz. Eisen)
Liquor ferri sesquichlorati (15 Proz. Eisen)	Liquor ferri sesquichlorati (10 Proz. Eisen)
Liquor ferri sulfurici oxydati ([illegible] Proz. Eisen)	Liquor ferri sulfurici oxydati (10 Proz. Eisen)
Natrium pyrophosphoricum ferratum	—
Tartarus ferratus	—
Tinctura ferri acetici aetherea ([illegible] Proz. Eisen)	Tinctura ferri acetici aetherea (4 Proz. Eisen)
Tinctura ferri chlorati	—
Tinctura ferri chlorati aetherea	Tinctura ferri chlorati aetherea
Tinctura ferri pomata	Tinctura ferri pomata

Eisenproduktion, s. Eisenerzeugung.

Eisenpulver (Ferrum pulveratum der Deutschen Pharmakopöe) wird erhalten durch anhaltendes Zerstoßen von reinen Eisenfeilspänen im eisernen Mörser und Absieben des entstandenen Pulvers. Es wird im großen dargestellt in der Fabrik von Egloff zu Reute in Tirol.

Eisenrosen sind die förmlich wie Blumenblätter im Kreise geordneten Gruppen von Eisenglanztafeln, welche in besonderer Schönheit in den Alpen, z. B. auf der Fibia, westlich vom Gotthardsberg, am Cavradi, im Tavetschthal vorkommen; auf den stark metallglänzenden Blättern der Rosetten [illegible] vielfach fuchsroter Rutil, welcher, wie es scheint, aus dem titansäurehaltigen Erz herausgeschmolzen [illegible].

Eisenrost, s. unter Eisen (Verbindungen 1 b).

Eisenrot, auch Englischrot genannt, [illegible] Eisenoxyd, s. unter Eisen (Verbindungen 1 b).

Eisensacharat, s. unter Eisen (-Verbindungen 1 b).

Eisensafran, s. u. Eisen (-Verbindungen 1 b).

Eisensalmiak, s. u. Eisen (-Verbindungen 3 b).

Eisensalz, s. unter Eisen (-Verbindungen 8 a).

Eisensäuerling nennt man die eisenhaltigen, an Kohlensäure reichen Mineralquellen, welche für Heilzwecke benutzt werden, z. B. die von Pyrmont, Driburg u. a.

Eisensäure, s. u. Eisen (-Verbindungen 1 d).

Eisenschiefer oder Eisenglimmerschiefer, ein körnig-schieferiges Gemenge von Eisenglanz in schwarzen, stark glänzenden Blättern oder Häuten und Quarz in graulichweißen Körnern oder zusammenhängenden Lagen; meistens herrscht der erstere metallische Gemengteil bei weitem vor; accessorisch finden sich gediegen Gold und Eisenkies. Mächtige und weit ausgedehnte Schichtensysteme werden von diesem Gestein in Brasilien, z. B. bei Itabira, Antonio Pereira, gebildet, auch in Südcarolina; ein anderes Vorkommnis von E. erscheint zwischen Gebroth und Winterburg, am südl. Fuße des Soonwaldes, wo mehrere Lager desselben zwischen sericitischen Schiefern auftreten.

Eisenschüssig nennt man solche Naturprodukte, welche einen Gehalt an Eisenoxyd oder Eisenoxydhydrat haben, ohne daß dieses zu ihren wesentlichen Bestandteilen gehörte. So z. B. eisenschüssiger Thon, eisenschüssiger Kalkstein u. s. w. Mitunter erteilt der Eisengehalt den betreffenden Materialien besondere Eigenschaften, so z. B. den Thonen, sich rot zu brennen und leichter schmelzbar zu werden. Wenn das Rotbrennen bei den Thonen in manchen Fällen erwünscht ist, so ist andererseits die durch das Eisenoxyd bewirkte leichtere Schmelzbarkeit meist nachteilig, da solche Thone für viele Nutzungszwecke unbrauchbar werden.

Eisenschwarz, Bezeichnung für den Graphit (s. d.). Mit dem gleichen Namen bezeichnet man auch eine schwarze Farbe, die namentlich zum Schwärzen von Gipsfiguren gebraucht wird; letztere besteht aus fein verteiltem metallischen Antimon, welches man in dieser Form erhält, wenn eine saure Antimonlösung durch Zink reduziert wird.

Eisenseiten (Iron-sides), puritanische Reitertruppe Oliver Cromwells.

Eisensesquichlorid, s. unter Eisen (-Verbindungen 3 b).

Eisensinter (Arseneisensinter, Phosphoreisensinter, Pittizit, Diadochit) ist eine gewöhnlich nierenförmige und stalaktitische, schalig zusammengesetzte Mineralsubstanz, von muscheligem Bruch, brauner und gelber Farbe, Glas- und Fettglanz, dabei durchscheinend, spröde und sehr leicht zersprengbar; das spezifische Gewicht geht von 1,9 bis 2,5. Der Hauptsache nach ist dieselbe als ein wasserhaltiges Gemenge von arsensaurem und schwefelsaurem Eisenoxyd zu betrachten, mit ganz schwankenden Verhältnissen der Zusammensetzung, indem bald das eine, bald das andere Salz vorwaltet. Diese Masse geht zum Teil aus der Zersetzung der Arsenkiese hervor und verfestigt sich, wie man auf einigen Gruben von Freiberg wahrnehmen kann, aus dem butterreichen, selbst sirupähnlichen Zustande. Die arsenreichen E. finden sich z. B. auf dem Erzgebirge, am Graul bei Schwarzenberg, am Rathausberg bei Gastein, die phosphorreichen zu Garnsdorf bei Saalfeld, Arnsbach bei Gräfenthal, Vedrin in Belgien.

Eisenspat (Spateisenstein, Siderit), ein rhomboëdrisch krystallisierendes, mit dem Kalkspat isomorphes (Polkantenwinkel des Grundrhomboëders 107°), aber weitaus formenärmeres Mineral, welches chemisch aus kohlensaurem Eisenoxydul besteht. Die Rhomboëder sind oft sattelförmig oder linsenförmig gekrümmt. Der E. ist nach dem Grundrhomboëder spaltbar, im frischen Zustande glas- bis perlmutterglänzend und gelblichgrau, aber bei begonnener Umwandlung in Brauneisenstein schwärzlichbraun, matt und undurchsichtig, von der Härte 4, dem spezifischen Gewicht 3,7 bis 3,9. Als Eisencarbonat $FeCO_3$ enthält er normal 62,07 Proz. Eisenoxydul und 37,93 Kohlensäure, gewöhnlich ist etwas Mangan- oder Magnesiacarbonat, auch Calciumcarbonat isomorph hinzugemischt. In Säuren löst er sich mit Brausen, vor dem Lötrohr ist er unschmelzbar, wird aber magnetisch. Der E. liefert eins der wichtigsten und vorzüglichsten Erze für die Gewinnung von Eisen und Stahl, welche in vielen Gegenden in erster Linie aus diesem Material dargestellt werden. Ein grob- bis feinkörniges, bisweilen marmorähnliches Aggregat von E. bildet in Schichtgesteinen Einlagerungen von oft ansehnlicher Ausdehnung, Gänge und stockförmige Massen, welche ebenfalls zum Teil sehr bedeutende Dimensionen besitzen, und meistens im Gebiete älterer Formationen erscheinen. Die Glimmerschiefer Kärntens (Friesach, Hüttenberg, Wolfsberg) führen gewaltige Eisenspatlager, welche nach oben zu die deutlichsten Übergänge in Brauneisenstein zeigen. Der kolossale Erzberg bei Eisenerz in Steiermark, welcher, 2000 Fuß über der Thalsohle aufragend, fast ganz aus E. besteht, gehört dem Silur an. Im Siegener Lande in Westfalen findet sich eine große Menge von Stöcken und Gängen des E., namentlich der mächtige sog. Stahlberg bei Müsen.

Den mit Thon verunreinigten dichten oder feinkörnigen E. nennt man den thonigen Siderit oder wegen der Zusammenballungen, die er bildet, Sphärosiderit. Er erscheint besonders in der Steinkohlenformation, dem Rotliegenden und der Braunkohlengebirge (England, Zwickau, Saarbrücken, Gegend des Siebengebirges, Karpaten), bald als vereinzelte runde oder ellipsoidische Nieren, welche häufig einen organischen Überrest, einen Koprolith, Fischabdruck u. s. w. enthalten, bald als stetig fortsetzende, vielfach übereinander wiederholte Lagen und Schichten, und ist wegen seiner weiten Verbreitung ebenfalls ein hervorragendes Eisenerz, auf welchem z. B. ein guter Teil der engl. Eisengewinnung beruht.

Eisenstabübungen, s. Stabübungen.

Eisenstadt (ungar. Kis-Marton), früher königliche Freistadt, jetzt «Stadt mit geregeltem Magistrat» im Ödenburger Komitat des Königreichs Ungarn, in einer freundlichen, weinreichen Gegend, an der Bahn Raab-Ödenburg-Neufeld, mit (1880) 2845 E., ist bekannt durch das großartige Residenzschloß des Fürsten Esterházy. Dieses gehört zu den ansehnlichsten Palästen in der österr. Monarchie, wurde 1683 erbaut, 1805 vergrößert und ist mit königl. Glanz ausgestattet. Dazu gehört ein herrlicher Park, der sich terrassenförmig das Leithagebirge hinaufzieht und der berühmte Treibhäuser und Orangerien enthält. Unweit davon liegt ein großer fürstl. Tiergarten mit einem Jagdschlosse. E. besitzt ferner ein Franziskanerkloster mit der

fürstl. Gruft, ein Krankenhaus der Barmherzigen Brüder und einen der größten Kalvarienberge Ungarns mit einer Wallfahrtskirche (Maria-Einsiedel), in welcher Jos. Haydn begraben liegt.

Eisenstein (Ferdinand Gotthold Max), Mathematiker, geb. 16. April 1823 zu Berlin, wurde 1847 Privatdocent an der Universität zu Breslau, starb aber schon 11. Okt. 1852 zu Berlin. Seine Abhandlungen erschienen in Crelles «Journal» und in den «Monatsberichten der Berliner Akademie»; die wichtigsten sind gesammelt und mit einer Vorrede von Gauß versehen erschienen (Berl. 1848).

Eisenstuck (Christian Gottlob), sächs. Politiker, geb. 3. Okt. 1773 zu Annaberg, besuchte das dasige Gymnasium und bezog 1791 die Universität zu Leipzig, wo er juristischen, und 1794 die zu Göttingen, wo er namentlich histor. und staatswissenschaftlichen Studien sich widmete. Er ließ sich als Rechtskonsulent in Dresden nieder und wurde 1820 zum Obersteuerprokurator ernannt. Von der Stadt Dresden wurde er für den konstituierenden Landtag von 1830 bis 1831 gewählt. Nach Begründung der neuen Verfassung vertrat E. die Stadt Dresden in der Zweiten Kammer auf sechs Landtagen und war daselbst ein Führer der liberalen Partei. Auf den Landtagen 1842 und 1845 bekleidete er das Amt eines Vizepräsidenten. Seit 1847 zog sich E. vom parlamentarischen Leben zurück. Er starb 31. Mai 1853.

Eisenstuck (Bernh.), Neffe des vorigen, deutscher Politiker, geb. 1806 zu Annaberg, trat 1820 als Lehrling in das Fabrikgeschäft von Pflugbeil u. Comp. in Chemnitz und ward später Teilhaber derselben Handlung. Daneben war er eifriges Mitglied des chemnitzer Industrievereins, sowie des von ihm mitbegründeten Handwerkervereins; auch stand er längere Zeit dem Stadtverordnetenkollegium vor und beteiligte sich bei den allgemeinen Vereinigungen deutscher Gewerbtreibenden, welche in den J. 1843 und 1844 für den Schutz der nationalen Arbeit sich bildeten. Im J. 1848 gab er seine kaufmännische Thätigkeit auf, um sich ganz der Politik zu widmen. Er nahm teil am Vorparlament, wo er namentlich im Interesse der arbeitenden Klassen praktische Vorschläge entwickelte, und trat dann, zu Chemnitz gewählt, in die Nationalversammlung, wo er als Vorstand des Volkswirtschaftlichen Ausschusses und während der letzten Monate der Versammlung als zweiter Vizepräsident thätig war. Seiner Parteistellung nach gehörte E. der Linken an, obschon er die vom Parlament beschlossene monarchische Verfassung durchgeführt wissen wollte. In diesem Sinne wirkte er, als ihn das Ministerium Gagern als Reichskommissar in die Rheinpfalz sandte, indem er die Erhebung dieser Provinz, soweit dieselbe nur auf die Durchführung der Reichsverfassung abzweckte, anerkannte und selbst organisierte, was seine Rückberufung zur Folge hatte. An dem Rumpfparlament zu Stuttgart nahm E. eine Zeit lang teil, verließ dasselbe jedoch noch vor dessen gewaltsamer Auflösung und begab sich nach der Schweiz. Später ging er nach Brüssel und wurde Teilhaber an einem Spinnereigeschäft zu Floristal an der Dyle. Er starb 5. April 1871 zu Dresden.

Eisensulfid, s. unter Eisen (Verbindungen 2).

Eisensulfuret, s. u. Eisen (Verbindungen 2).

Eisen und Blut, ein durch eine Rede Bismarcks sprichwörtlich gewordener umschreibender Ausdruck für Krieg. In der 30. Sept. 1862 abgehaltenen Abendsitzung der Budgetkommission des preuß. Abgeordnetenhauses sagte Bismarck: «Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden (das ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen), sondern durch Eisen und Blut.»

Eisenverbindungen, s. u. Eisen, S. 846 fg.

Eisenvitriol, s. u. Eisen (Verbindungen 8a).

Eisenwässer, s. unter Mineralwässer und Stahlwässer.

Eisenweinstein, s. unter Eisen (Verbindungen 13).

Eisenzeit, s. unter Urgeschichte und Mensch (naturgeschichtlich).

Eisenzucker, s. u. Eisen (Verbindungen 1b).

Eisern ist ein namentlich in der ältern Rechtssprache häufig angewendeter Ausdruck für das, was für beständige Zeiten oder unablösbar festgesetzt ist. So spricht man von einem eisernen Kapital, das vom Schuldner weder abgetragen, noch vom Gläubiger eingefordert werden kann; von eisernem Vieh und eisernem Inventarium, das bei dem Gute beständig bleiben und im Falle des Abgangs durch neues ersetzt werden muß. Das Rechtssprichwort «Eisern Vieh stirbt nie» bezieht sich auf den sog. Eisern-Vieh-Vertrag, der häufig bei Gutsverpachtungen abgeschlossen wird und nach welchem der Pächter sich verpflichtet, nach Ablauf der Pachtzeit eine gleiche Stückzahl Vieh von gleicher Qualität, wie er empfangen, zurückzugeben.

Eiserner Helm (Orden vom eisernen Helm), gestiftet anlaßlich der Freiheitskriege vom Kurfürsten Wilhelm von Hessen 18. März 1814 als Belohnung des Militärverdienstes. Die Dekoration zeigt das in Silber gefaßte schwarze brabanter Kreuz von Gußeisen, auf dessen Mitte ein offener Helm ruht, an dessen beiden Seiten auf den Kreuzesarmen die Buchstaben W. K. und unten die Jahreszahl 1814 stehen. Der Orden zerfiel in Großkreuze und zwei Klassen und wurde am roten Bande mit weißer Einfassung getragen.

Eisernes Inventarium, s. unter Eisern (jurist.).

Eiserne Jungfrau, eins der Werkzeuge der Tortur (s. d.), von welchem sich ein Exemplar noch in der Burg zu Nürnberg befindet. Dasselbe ist aus starken Eisenplatten, Schienen und Stangen zusammengesetzt und mit starken Federn versehen. Geschlossen gleicht die Eiserne Jungfrau der Gestalt einer nürnberger Bürgersfrau des 16. Jahrh., mit Mantel, Halskrause und Haube; auch die menschliche Gesichtsform ist nachgebildet. Klappt man das Werkzeug auf, so ragen in der ganzen Brust- und obern Bauchpartie scharfe eiserne Spitzen hervor und unten befindet sich eine Scheibe, die einen finstern Schlund verdeckt. Auf diese Scheibe mußte der zu Folternde oder zu Tötende treten, worauf die Klappen langsam zugedrückt wurden und die Eisenspitzen sich in den Körper bohrten. Lautete das Urteil auf Tötung, so wurden die Klappen fest zugedrückt und, nachdem der Tod eingetreten war, die Scheibe geöffnet, sodaß der Verurteilte durch den Schlund in einen darunter wegführenden Wasserkanal hinabstürzte.

Eisernes Kapital, s. unter Eisern (jurist.).

Eisernes Kreuz, eine preuß. Kriegsdekoration, 10. März 1813 vom Könige Friedrich Wilhelm III. für Auszeichnung während des Befreiungskriegs für Offiziere und Mannschaften gestiftet, bestehend

aus einem eisernen, mit Silber eingefaßten Andreaskreuz und verliehen in zwei Klassen und einem Großkreuz. Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs wurde diese Dekoration 19. Juli 1870 für die Dauer dieses Feldzugs erneuert. Die Kreuze von 1813 bis 1815 tragen den gekrönten Namenszug F. W. über der Jahreszahl 1813, die von 1870 bis 1871 den gekrönten Namenszug W. über der Jahreszahl 1870. Die zweite Klasse wird im Knopfloch getragen, und zwar, wenn sie im Kampfe mit dem Feinde erworben, an einem schwarzen Bande mit weißer Einfassung, wenn sie im Civildienste erhalten, von einem weißen Bande mit schwarzer Einfassung; die erste Klasse wird ohne Band an der linken Brust angeheftet und zugleich mit der zweiten getragen. Für den Generalfeldmarschall Fürsten Blücher wurde 26. Juli 1815 ein besonderes Ordenszeichen in Form eines goldenen Sterns, auf welchem das Eiserne Kreuz ruht, gestiftet, nach seinem Tode aber nie wieder verliehen. Bei den am Tage des Einzugs der Truppen in Berlin 16. Juni 1871 erfolgten Adelsverleihungen und Standeserhebungen für Auszeichnung im Kriege gelangte die Inhaberschaft des Eisernen Kreuzes dadurch zur äußern Geltung, daß dasselbe den Besitzern der ersten Klasse in einem silbernen Schildeshaupte, denen der zweiten Klasse auf dem Helmschmucke ihres Wappens verliehen wurde. Vgl. Schneider, «Das Buch vom Eisernen Kreuze» (Berl. 1872); von Troschke, «Das Eiserne Kreuz» (Berl. 1871; 4. Aufl. 1874).

Eiserne Krone heißt die Krone, mit welcher seit dem Ende des 6. Jahrh. die lombard. Könige, dann Karl d. Gr., sowie die Mehrzahl der deutschen Könige bis auf Karl V. herab, 1805 Napoleon und 1838 der Kaiser von Österreich, Ferdinand I., als Regenten der Lombardei gekrönt wurden. Sie besteht aus einem einfachen, 8 cm breiten, goldenen, mit Edelsteinen besetzten Reifen und hat ihren Namen von dem schmalen eisernen Reifen im Innern derselben, der einer Sage zufolge aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet und durch Papst Gregor d. Gr. der lombard. Prinzessin Theodolinde geschenkt worden sein soll. Diese ließ nun zur Krönung ihres Gemahls Agilolf 593 die Krone mit jenem Eisenreife fertigen, die dann der Stiftskirche zu Monza im Mailändischen zur Aufbewahrung übergeben wurde. Seit 1859 wurde sie in Wien aufbewahrt, 11. Okt. 1866 aber an Italien übergeben und befindet sich jetzt wieder in Monza.

Eiserne Krone (Orden der Eisernen Krone), ein von Napoleon I. nach seiner Krönung in Italien 5. Juni 1805 gestifteter Orden, der 1814 aufgehoben, unterm 12. Febr. 1816 aber durch den Kaiser von Österreich zur Verleihung an Civil- und Militärpersonen wiederhergestellt wurde und aus Rittern erster, zweiter und dritter Klasse besteht. Die Ritter der ersten Klasse erhalten durch dieselbe die Wirkl. Geheimratswürde, die der zweiten Klasse werden auf ihr Ansuchen in den Freiherrenstand und die der dritten Klasse in den Ritterstand taxfrei erhoben. Die Dekoration zeigt die eiserne Krone, auf welcher der österr. kaiserl. Doppeladler ruht. Derselbe hat auf der Brust einen dunkelblau emaillierten Schild mit dem goldenen F. Das Band ist goldgelb mit schmalen dunkelblauen Randstreifen.

Eiserne Maske (Mann mit der eisernen Maske), ein geheimnisvoller Staatsgefangener aus der Regierungszeit Ludwigs XIV. Von ihm erhielt man die erste Kunde durch die «Mémoires secrets pour servir à l'histoire de Perse» (Amsterd. 1745—46), denen zufolge er der Herzog von Vermandois, ein natürlicher Sohn Ludwigs XIV. und der Lavallière, gewesen sein soll, welcher eine Ohrfeige, die er seinem Halbbruder, dem Großdauphin, versetzt, mit ewiger Einsperrung habe büßen müssen. Hierauf gründete der Chevalier Mouhy seinen Roman «L'homme au masque de fer» (Haag 1746). Voltaire in seinem «Siècle de Louis XIV» (1751) machte das Interesse an der merkwürdigen Gestalt allgemein. Man erschöpfte sich in Hypothesen. Einige holländ. Schriftsteller behaupteten, daß der Gefangene ein junger fremder Edelmann, der Kammerherr der Königin Anna und der wahre Vater Ludwigs XIV. gewesen. Lagrange-Chancel suchte in «L'année littéraire» von 1759 zu beweisen, daß die Maske kein anderer als der Herzog von Beaufort, der sog. König der Hallen, sei, was Sainte-Aulaire in seiner «Histoire de la Fronde» schlagend widerlegte. Beglaubigte Aufschlüsse über die Eiserne Maske gab zuerst der Jesuit Griffet, der neun Jahre in der Bastille als Beichtvater fungierte, in seinem «Traité des différentes sortes des preuves qui servent à établir la vérité dans l'histoire» (Lüttich 1769), indem er das geschriebene Journal Dujoncas, des königl. Lieutenants in der Bastille, für das J. 1698 anzog, sowie das Totenregister des Kirchspiels St.-Paul. Nach diesem Journal kam Saint-Mars 18. Sept. 1698 von der Insel Marguerite, wo er Gouverneur gewesen, an und führte in einer Sänfte einen Gefangenen mit sich, den er schon zu Pignerol bewacht hatte, dessen Name nicht genannt und dessen Gesicht stets mit einer schwarzen Samtmaske bedeckt gehalten wurde. Dieser Gefangene starb nach dem Journal 19. Nov. 1703. Übrigens neigte sich Griffet in der Frage über die Person zu der in den «Mémoires secrets» ausgesprochenen Ansicht hin.

Später kam Voltaire in seinem «Essai sur les mœurs» auf die Maske zurück, ohne indes Neues zu bringen. In der siebenten Ausgabe des «Dictionnaire philosophique» erzählt er aber im Artikel «Anna» die Geschichte nochmals, verbesserte seine Irrtümer über das Datum aus dem Journal Dujoncas und schloß mit der Versicherung, daß er mehr wisse als Griffet, als Franzose jedoch schweigen wolle. Trotzdem war der Artikel, angeblich vom Herausgeber des Werks, mit einem Zusatz begleitet, des Inhalts: die Maske sei ein älterer Bruder Ludwigs XIV. und ein natürlicher Sohn Annas von Österreich gewesen, deren Glaube an ihre Unfruchtbarkeit durch die Geburt dieses Sohnes widerlegt worden sei. Nach einem hierauf vermittelten Zusammentreffen mit ihrem Gemahl habe sie dann Ludwig XIV. geboren; der letztere habe erst nach erreichter Mündigkeit von dem Bruder Kenntnis erlangt und ihn einsperren lassen, um den möglichen Folgerungen vorzubeugen. Linguet in der «Bastille dévoilée» schrieb die Vaterschaft desselben dem Herzog von Buckingham zu. Saint-Michel veröffentlichte 1790 ein Buch, in welchem er die Schicksale des Unglücklichen erzählte und eine geheime Vermählung der Königin Anna mit Mazarin nachzuweisen suchte. Der Abbé Soulavie, der die Memoiren des Marschalls Richelieu (Lond. u. Par. 1790) veröffentlichte,

[illegible], einem [illegible] zufolge, daß der [illegible] ein Zwillingsbruder Ludwigs XIV. gewesen; Ludwig XIII. habe diesen [illegible] erziehen lassen, um das Unheil zu vermeiden, das nach einer Prophezeiung aus der Doppelgeburt für das königl. Haus entstehen sollte. Nach Mazarins Tod erst habe Ludwig XIV. von dem Bruder Kenntnis erlangt und denselben, der aus einem Bildnis erfahren, daß der König sein Bruder sei, auf ewig einsperren und wegen seiner auffallenden Ähnlichkeit mit ihm selbst stets eine schwarze Maske tragen lassen. Diese Ansicht war zur Zeit der Revolution fast die allein geltende. Auch Zschokke in seinem Trauerspiel «Der Mann mit der eisernen Maske», die Franzosen Arnould und Fournier in dem Drama «L'homme au masque de fer» [illegible] und Schumann in seinen «Reisen ins mittägliche Frankreich» haben den Gegenstand in dieser [illegible].

[illegible] hat sich einerseits ergeben, daß der [illegible] mit der schwarzen Sammtmaske in den [illegible] der Bastille unter dem Namen Mar[illegible] [illegible] und andererseits sprach [illegible]

[illegible]

Hochterrassen, mit dem 1794 in hohen Muntie[illegible] [illegible], hieß bei den Alten Pons Augusti, im Mittelalter Porta Vaczil oder Vaian, und ist durch öftere Einbrüche der Türken aus dem Banat in Siebenbürgen bekannt, die hier 1442, 80000 Mann stark, von 18000 Ungarn unter Hunyadi, damals Wojwoden von Siebenbürgen, geschlagen wurden, 1659 aber über Georg Rákoczy und 27. Sept. 16[illegible] über die Kaiserlichen Siege davontrugen.

Eisernes Thor ist ferner der Name eines der Pässe des Hämus oder Balkan auf der Straße von Adrianopel nach Rustschuk, an der Tunsa, westlich vom Berge Tschataldagh, zwischen der Stadt Slimno und Tirnowa, bei welcher die Russen 12. Aug. 1829 den Seraskier Halil schlugen. Es ist der byzant. Paß Sideras oder [illegible] (Eisenschloß) bei der Stadt [illegible] in den Kriegen gegen die Bulgaren und andere Feinde des Reichs. — Eisernes Thor heißt auch der Küstenpaß zwischen dem [illegible] des Kaukasus und dem Kaspischen Meere [illegible] der Stadt Derbent, ehemals die Albanischen [illegible] — Außerdem wird auch der [illegible] Eisernes Thor genannt.

Eisernes Thor [illegible]

[illegible]

Eiserne Pforte [illegible]

Eiserner Verhang [illegible]

Zuschauerraum, in der sich die Bühnenöffnung befindet, aus solidem Mauerwerk besteht. Auch muß in dem eisernen Vorhange eine nach beiden Seiten zu öffnende Thür angebracht sein, um Verspäteten oder dem Löschpersonal den Durchgang zu ermöglichen. Weniger empfehlenswert als der eiserne Vorhang ist die aus einem starken Eisendrahtgeflecht von 2—4 cm Maschenweite bestehende Drahtcourtine, da sie weder dem Publikum das aufregende Schauspiel des Brandes verdeckt, noch den Rauch durchzudringen hindert. Der eiserne Vorhang wird bereits 1782 bei einem lyoner Theater erwähnt, kam dann 1794 auch im Drurylane-Theater zu London und seit Anfang des 19. Jahrhunderts an vielen andern Bühnen zur Anwendung.

Eisernviehvertrag, s. unter Pacht.

Eisessig, s. unter Essigsäure.

Eisfeld, Stadt im Herzogtum Sachsen-Meiningen, Kreis Hildburghausen, 15 km östlich von Hildburghausen, in 438 m, an der Werra und an der Werrabahn, ist Sitz eines Amtsgerichts (zum Landgerichtsbezirk Meiningen), hat eine evang. Pfarrkirche aus dem 15. Jahrh. und ein Schloß, einen Spar- und Vorschußverein, eine chem. Versuchsstation und zählt (1880) 3203 E., welche Wollspinnerei, Woll- und Baumwollweberei, Schuhwerk-, Farben-, Flanell- und Tuchfabrikation, Fabrikation von Holzjalousien, Spiel-, Holz- und Steinwaren, Gerberei und Bierbrauerei treiben. Nordnordwestlich befinden sich Steinkohlengruben bei Krock an der Weißa. Schon 800 kam E. an das Stift Fulda. Zu E. starb 9. Okt. 1555 Justus Jonas, seit 25. Aug. 1553 hier Superintendent, und wurde in der Gottesackerkirche bestattet.

Eisglas, besondere Art der Glasverzierung, welche erhalten wird, indem man die an der Glasmacherpfeife gesammelte Glasmasse in kaltes Wasser taucht, wobei sie an der Oberfläche zerspringt, sie dann anwärmt und weiter verarbeitet. Im wesentlichen ist das E. identisch mit dem Craquelée (s. d.). Eine andere Form von E. erhält man, indem konzentrierte Lösungen von Zinkvitriol, die mit Dextrin versetzt sind, auf Tafelglas gestrichen werden. Beim langsamen Verdunsten der Flüssigkeit krystallisiert das Salz, wobei die Scheiben das Ansehen von gefrorenen Fensterscheiben erhalten. Durch einen Überzug von wasserhellem Firnis läßt sich die natürliche Vergänglichkeit des E. etwas verzögern.

Eisgrub (böhm. Lednice), Markt rechts an der Thaya in der mähr. Bezirkshauptmannschaft Nikolsburg, mit (1880) 2387 E. größtenteils deutscher Zunge, von denen auf die Judengemeinde 136 entfallen, ist durch sein im Windsorstil erneuertes Schloß, seine ausgebreiteten, mit architektonischen Kunstwerken ausgestatteten Gartenanlagen, sowie als Mittelpunkt des fürstl. Liechtensteinischen Jagdgebiets berühmt. In diesem Gebiet, worin für jede Gattung von Jagd die umfassendsten Anstalten getroffen sind, wurden bis zum Tode des Fürsten Alois die berühmtesten Jagden auf dem Kontinent unter der Beteiligung der vornehmsten Gesellschaft abgehalten. Der Park in E. ist eine Schöpfung des Feldmarschalls Johann Fürsten von Liechtenstein. Der orient. Turm sowie die andern Gebäude im Park wurden von dem Architekten Hardtmuth ausgeführt.

Eishäuser, s. Eiskeller.

Eishütten, s. Eiskeller.

Eiskapelle, Gletscher, s. unter Königssee.

Eiskarton, soviel wie Eispapier.

Eiskeller, Eisräume, Eishäuser, Eishütten dienen zur Aufspeicherung von Eis, welches im Winter gesammelt ist und während der warmen Jahreszeit verwandt werden soll. Sie sind entweder nur für die Magazinierung des Eises bestimmt, oder häufiger mit Räumen verbunden, deren Temperatur dauernd möglichst niedrig zu halten ist, um darin Lebensmittel, Fleisch u. s. w. oder Biervorräte konservieren zu können. Man unterscheidet zwischen unterirdischen und oberirdischen Eiskellern. Die erstern finden noch sehr vielfach Verwendung in der Bierbrauerei, um die Keller, in welchen das Bier während der Nachgärung bis zum Augenblick des Versandes aufbewahrt wird, so kalt zu erhalten, wie es für diesen Zweck nötig ist. Die Temperatur in diesen Kellern sollte niemals 6° C. als Maximum übersteigen. Da aber im mittlern Deutschland die durchschnittliche Jahreswärme (und diese ist identisch mit der Kellertemperatur) zwischen 8 und 10° C. liegt, so ist die Luft im Lagerkeller auf künstliche Weise abzukühlen. Hierzu wie zum Kühlen der Würze ist ein Eisquantum erforderlich, welches im Durchschnitt der jährlichen Bierproduktion gleichkommt, also für jedes Hektoliter gebrautes Bier muß im Winter ein Eisvorrat von 100 kg beschafft und im E. untergebracht werden. Zu diesem Behufe sind an den Lagerkellern an der Stirnseite Eisräume angebaut, deren Sohle in gleicher Höhe wie die Kellersohle liegt und deren Höhe bis zur Erdoberfläche reicht. Hier sind sie abgewölbt und mit einer zum Einfüllen des Eises dienenden Öffnung versehen, die nach erfolgter Füllung gut vermauert wird. Die Sohle ist aus undurchlässigem Material hergestellt und nach einer Seite geneigt, an deren tiefster Stelle sich eine gemauerte Grube befindet, in der sich das Schmelzwasser sammelt und aus der es durch eine Pumpe entfernt wird. Vom Lagerkeller ist der Eisraum durch eine leichte, durchbrochene Wand getrennt, durch deren Öffnungen die wärmere Luft des Kellers an das Eis herantritt und hier abgekühlt wieder in den Keller zurückfließt. Wesentlich zur Ersparung des Eises trägt es bei, wenn man im Winter bei strenger Kälte eine Ventilation des dann leeren Eisraumes und des Kellers vornimmt, um die darin vorhandene wärmere Luft fortzuschaffen und die Wandungen so weit abzukühlen, wie es möglich ist. Selbstverständlich sind die Ventilationsvorrichtungen bei geringer werdender Kälte sofort abzusperren und während der wärmern Jahreszeit sorgfältigst verschlossen zu halten. Liegen die Eisräume außerhalb der übrigen Gebäulichkeiten, so ist ihr Gewölbe mit einer Erdschicht von mindestens 1 m Stärke zu bedecken und hier ein weiterer Schutz vor den Sonnenstrahlen durch eine Überdachung anzubringen.

Statt die Eisräume in die Erde zu versenken, verwahrt man jetzt vielfach das Eis in oberirdischen Räumen, in Eishäusern auf, bei deren Konstruktion für die Abhaltung der äußern Luftwärme durch Isolierschichten zu sorgen ist. Zu diesem Behufe werden die Eishäuser doppelwandig, entweder massiv oder aus Fachwerk erbaut, mit einem Zwischenraum von etwa 1 m zwischen beiden Wänden. Um Luftströmungen hier zu verhüten, wird der Raum zwischen den Wänden mit schlechten Wärmeleitern, Torfabfälle, Asche u. dgl. gefüllt. Die

Sohle des Eishauses wird, wenn der Boden nicht so porös ist, daß man das Schmelzwasser versickern lassen kann, von allen vier Seiten nach der Mitte zu geneigt gemacht, um das Wasser in einen Kanal ableiten zu können. Das dazu dienende Ableitungsrohr ist mit einem Wasserverschluß versehen, der den Eintritt der Luft verhindert. Nach oben ist die Decke überwölbt und überdacht und der zwischen dem Gewölbe und dem Dach, zweckmäßig Strohdach, verbleibende Raum mit schlechten Wärmeleitern gefüllt. Die Zugangsöffnung befindet sich in der Höhe des Gewölbes an der Nordseite des Gebäudes und ist durch doppelte und dreifache Thüren verschlossen, derart, daß der eigentliche Eisraum nur durch mehrere Vorräume, von denen jeder durch eine besondere Thür absperrbar ist, zu erreichen ist. Zum Einbringen des Eises ist eine von der Erde bis zur obern Öffnung reichende schiefe Ebene vorhanden.

Eine sehr wirksame Verbindung der oberirdischen Eislagerung mit der Bierkellerkühlung ist neuerdings von Brainard eingeführt worden. Dabei liegen die drei Räume: Eishaus, Gärkeller und Lagerkeller, etagenförmig übereinander. Der Boden des Eishauses besteht aus einem Rost von Balken oder Eisenbahnschienen, auf denen die Eismasse ruht. Der unmittelbar darunter befindliche Gärkeller ist nicht mit Steinen überwölbt, sondern mit einem Dach von gewelltem Zinkblech versehen. Die im Gärkeller aufsteigende warme Luft wird an dem Metalldach, über dem das Eis lagert, sofort abgekühlt und sinkt durch ihr höheres Gewicht auf den Boden des Gärkellers nieder, diesen so auf einer sehr niedern Temperatur erhaltend. Zur Abkühlung des Lagerkellers sind Ventilationskanäle angebracht, die aus dem Eishause kalte Luft in den tiefen Keller fallen lassen und durch andere Kanäle die wärmere Luft in das Eishaus führen.

Litteratur. Tietz, «Über den Bau und die Einrichtung von Bierbrauereien» (2. Aufl., Wien 1868); Leuchs, «Anweisung zum Bau oberirdischer Eisgebäude» (2. Aufl., Nürnb. 1862); Menzel, «Bau des E.» (4. Aufl., Halle 1879); Swoboda, «Die Anlegung und Benutzung transportabler und stabiler E. oder Eisschränke» (Weim. 1874); «Brainards System der Obereislagerung» (in Bersch, «Bierbrauerei», Berl. 1881).

Eiskraut, auch Eisblume genannt (Mesembryanthemum crystallinum), zu den Ficoideen gehöriges, fleischig-saftiges, niedriges, ein- bis zweijähriges Gewächs, dessen Oberfläche mit glashellen, blasigen Zellen, wie mit gefrorenen Thautropfen besetzt ist. Es wird wegen dieser auffallenden Erscheinung, trotz seiner unscheinbaren Blüten, als Zierpflanze in Warmbeeten erzogen und später in Töpfe oder in den Garten gepflanzt. Man könnte es auch wohl für die Küche verwenden, wenn es nicht als Gemüsepflanze um vieles geringer wäre als Spinat, Sauerampfer, Melde und Mangold.

Eisleben (mittellat. Islebia), Kreisstadt des Mansfelder Seekreises im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, früher die Hauptstadt der Grafschaft Mansfeld, bekannt als Geburts- und Sterbeort Luthers, liegt 38 km im WNW. von Halle an der Linie Halle-Nordhausen-Münden der Preußischen Staatsbahn, in der von zwei Ausläufern des Harzes eingeschlossenen Mansfelder Mulde in 124 m Höhe über dem Meere, ist Sitz eines Amtsgerichts (Landgerichtsbezirk Halle) mit Strafkammer (für die Amtsgerichtsbezirke E., Ermsleben, Gerbstedt, Hettstedt, Mansfeld und Wippra), des Landratsamts für den Mansfelder Seekreis und des königl. Bergreviers Stolberg-E. Die Stadt zählt (1880) 18187 E., darunter 740 Katholiken und 126 Juden, und hat eine kath. und vier evang. Kirchen, unter diesen die 1877 restaurierte Andreaskirche mit vielen Denkmalen der alten Grafen von Mansfeld, der Lutherkanzel und den Büsten Luthers und Melanchthons, welche Friedrich Wilhelm III. hierher schenkte, und die 1834—37 restaurierte Peter-Paulskirche mit dem alten Taufstein, an welchem Luther getauft worden sein soll. Das königl. Gymnasium wurde von Luther zwei Tage vor seinem Tode (16. Febr. 1546) gestiftet, ein neues wurde 1883 eingeweiht. Außerdem hat E. ein Realprogymnasium, ein evang. Schullehrerseminar, ein Privatlehrerinnenseminar und eine Bergschule. Das Geburtshaus Luthers brannte 1689 bis auf das untere Stockwerk ab, wurde aber durch milde Beiträge wieder aufgebaut und 1693 als Freischule für arme Waisen eingerichtet. Unter der westfäl. Herrschaft kam auch die Stiftung ihrem Untergange nahe, bis 1817 der König Friedrich Wilhelm III. die Schule zur Luthers-Freischule umgestaltete und 1819 hinter dem alten Lutherhause, in welchem man mehrere Reliquien Luthers bewahrt, ein neues Gebäude aufführen und mit der Schule ein Schullehrerseminar verbinden ließ. Neuerdings wurde auch das der Andreaskirche gegenüber gelegene Sterbehaus Luthers restauriert. In seinen Räumen befindet sich Luthers Sterbezimmer; außerdem werden dieselben teils vom mansfelder Altertumsverein, teils als Schulklassen benutzt. Die Enthüllung des Lutherdenkmals (Bronzestatue [auf einem Postament mit vier Hochreliefs] von Siemering, gegossen von Gladenbeck in Berlin) auf dem Markt ist auf den 10. Nov. 1883 anberaumt. E. hat eine Diskontogesellschaft, eine Dampfmahl-, eine Dampfsägemühle, Ziegelbrennerei, eine Gasanstalt, Gartenbau und Samenhandel, vor allem aber sehr bedeutenden Bergbau auf Silber und Kupfer und zwei Schmelzhütten. Auch befindet sich daselbst die Oberberg- und Hüttendirektion der «Mansfelder Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft». Letztere besitzt außer den Berg- und Hüttenwerken der mansfelder und sangerhausener Reviere einen Eisenhammer in Rothenburg a. d. Saale, einen Kupferhammer in Eberswalde, Kohlengruben in Rießadt, Steinkohlenwerke in Westfalen, ausgedehnte Waldungen im Unterharz u. s. w. Von den fünf Brauereien liefert eine noch heute ein Bier, das den seltsamen Namen Krabbel führt. Der mansfelder Knappschaftsverein hat in E. seinen Sitz und in der Stadt ein Lazarett, verbunden mit einem irisch-röm. Bade, errichtet. Der Ort wird zum erstenmal 994 als Islebia erwähnt, dann, als daselbst auf dem Schlosse 1082 ein Konvent deutscher Fürsten den lothring. Herzog Hermann, der hier residierte, zum deutschen Könige wählte, wurde er deshalb im folgenden Jahre von den Kaiserlichen zerstört. Nachher wieder aufgebaut, gab besonders der Bergbau seit dem 12. Jahrh. Veranlassung zu seiner Erweiterung. Nachdem E. während der Bauernunruhen 1525 zum Teil zerstört worden, wurde die Neustadt angelegt. Nach dem Aussterben der Grafen von Mansfeld (1780) kam E. an Sachsen und 1815 an Preußen. E. ist auch der Geburtsort des Theologen Joh. Agricola (Sneider) und Friedrich

nigs, des Erfinders der Schnellpresse. Vgl. rößler, «Urkundliche Geschichte E.s bis zum Ende s 12. Jahrh.» (Halle 1875); «Chronicon Isle-ense. Eisleber Stadt-Chronik aus den J. 1520 1738» (nach der Urschrift mit Anmerkungen rausg. von Größler und Sommer, Eisl. 1882).

Eisling, s. Ardennen.

Eismaschinen (frz. congélateurs, glacières; gl. freezers, ice-making machines), Maschinen er Apparate zur künstlichen Erzeugung von Eis. ch der Art, wie die die Eisbildung bewirkende lte hervorgebracht wird, teilt man diese Maschi-n in drei Gruppen, und zwar wird die Kälte eugt 1) durch Auflösen von Salzen, 2) durch rdunsten von Flüssigkeiten, 3) durch Wiederaus-hnung zusammengepreßter Gase. Die einfachsten pparate sind die der ersten Gruppe, bei welchen s zur Eiserzeugung dienende, mit Wasser gefüllte fäß in einen mit einer Kältemischung gefüllten hälter gebracht wird. Hierzu brauchbare Kälte-schungen und die durch sie bewirkten Temperatur-iedrigungen sind beispielsweise:

5 Teile	Salmiak, 5 Salpeter, 19 Wasser	24° R.
1 »	Soda, 1 Salpeter, 1 Wasser	29 »
1 »	Salmiak, 1 Wasser	26 »
1 »	Eis gestoßen, 1 Kochsalz	24 »
4 »	Schnee, 10 Kochsalz, 5 Salmiak, 5 Salpeter	28 »
2 »	Eis, 5 Kochsalz, 5 salpetersaures Ammoniak	31 »
3 »	krystallisiertes Glaubersalz, 2 konzentrierte Salzsäure	37 »

Die wohlfeilste und in Konditoreien, Haushal-ngen u. s. w. am häufigsten benutzte Mischung Schnee oder zerstoßenes Eis mit Kochsalz. r Erzeugung von Eis in großen Quantitäten d Kältemischungen ihrer Kostspieligkeit wegen ht zweckmäßig.

Bei den Maschinen der zweiten Gruppe, in de-, wie schon erwähnt, die Kälteerzeugung durch rdunstung erfolgt, beruht der Vorgang auf der atsache, daß bei dem Übergang einer Flüssigkeit den dampf- oder gasförmigen Zustand eine be-ttende Wärmemenge gebunden wird. Geht die rdunstung ohne Wärmezuführung von außen r sich, so muß die ganze für die Vergasungsarbeit orderliche Wärme der Flüssigkeit selbst entzogen rden und es sinkt die Temperatur derselben um mehr, je niedriger ihr Siedepunkt liegt. Der bildete Dampf oder das frei gewordene Gas nn entweder durch Absorption wiedergewonnen r durch Druck wieder zu einer Flüssigkeit ver-htet und nochmals verwendet werden. Man terscheidet hiernach E. mit Absorption und solche t Kompression. Bei erstern wird das Gas aus Absorptionsflüssigkeit durch Erwärmung aus-rieben und in einem zweiten Gefäß durch Druck d Abkühlung zu einer Flüssigkeit verdichtet, um ann durch Herstellung eines Vakuums zur ra-n Verdunstung gebracht zu werden, wobei so l Wärme gebunden wird, daß das Wasser, wel-s nur durch eine dünne Metallwand von der dunstenden Flüssigkeit getrennt ist, zum Gefrie-kommt. Das entstandene Gas wird von der sorptionsflüssigkeit wieder aufgenommen, um neuem in den Kreisprozeß einzutreten. Bei Kompressionsmaschinen wird das gebildete s durch eine Pumpe abgesaugt und in einen Kondensator gedrückt, wo es sich durch Abküh-lung und Druck zu einer Flüssigkeit verdichtet, um dann in das Verdunstungsgefäß zurückgeleitet zu werden.

Am gebräuchlichsten sind die Ammoniak-Eis-maschinen und von diesen die Carréschen E. Eine Ammoniakmaschine der einfachsten Form zum Gebrauch in Haushaltungen, Laboratorien u. s. w. ist in nebenstehender Abbildung, Fig. 1, dargestellt. Bei derselben ist A der Kessel, B der Eisbildner, C ein eisernes Kühlgefäß. Die Eiserzeugung zerfällt hier in zwei verschiedene Operationen: die Erzeugung von flüssigem Ammoniakgas und die Verdunstung desselben, wodurch Kälte, resp. Eis erzeugt wird. Indem der bis zu drei Vierteln seines Fassungsraums mit einer Auflösung von Ammoniak gefüllte Kessel durch ein Holzkohlenfeuer erhitzt wird, entweicht das Ammoniakgas und wird im Eisbildner dadurch flüssig, daß es bei hohem Druck von dem den Eisbildner umgebenden Wasser abgekühlt wird. Sobald jedoch der Kessel vom Feuer genommen und an Stelle des Eisbildners in das Kühlwasser gestellt ist, wird der im erstern herrschende Druck aufgehoben, das flüssig gewordene Ammoniak verdunstet und tritt in den Kessel zurück. Durch die Verdunstung des Ammoniaks wird die zur Verwandlung des im Eisbildner enthaltenen Wassers in Eis nötige Kälte hervorgebracht. Mit diesen Maschinen kann man je nach deren Größe 1—3 kg Eis in einer bis zwei Stunden erzeugen.

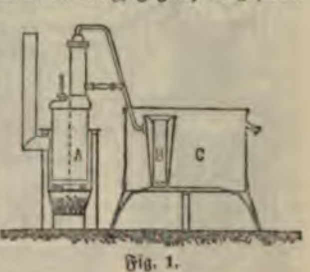


Fig. 1.

Die Carrésche Eismaschine wird in Deutschland von den Firmen Vaaß u. Littmann in Halle a. S. und Oskar Kropf u. Comp. in Nordhausen, in Frankreich von Mignon u. Rouart in Paris gebaut. In Fig. 2, welche diese Maschine schematisch darstellt, ist A ein aufrechtstehender Cylinderkessel, der die wässerige Ammoniakflüssigkeit enthält; mit B ist die Feuerung bezeichnet. Das Ammoniakgas geht durch das Rohr F in den Kondensator G, dessen Schlangenröhren durch das aus dem Reservoir H zulaufende Wasser gekühlt werden. Das hier zur Flüssigkeit verdichtete Ammoniakgas fließt durch einen Regulator L, welcher nur Flüssigkeit, aber kein Gas durchläßt, und durch das Rohr M nach dem Behälter O, um von diesem aus in die vertikal gestellten Schlangenröhren des Gefrierkastens verteilt zu werden. Um eine rasche Kälteübertragung zu vermitteln, ist der Kasten mit Chlorcalciumlösung gefüllt. Das bei der Verdunstung des flüssigen Ammoniaks entstandene Gas gelangt in das Absorptionsgefäß T. U ist das sog. Temperaturwechselgefäß, V ein Kühlcylinder; durch die Pumpe wird die im Absorptionsgefäß wiederbelebte Ammoniaklösung nach dem Kessel zurückgedrückt. Von den obengenannten deutschen Firmen ist diese Maschine insofern verbessert worden, als die direkte Feuerung durch Dampfheizung ersetzt ist. Eine solche Maschine mit einer Leistung von 500 kg Eis pro Stunde

kostet circa 34000 Mark; die Produktionskosten pro 100 kg Eis sollen sich auf 40 Pf. belaufen. Eine Ammoniak-Kompressionsmaschine neuerer Konstruktion ist die in den letzten Jahren in Aufnahme

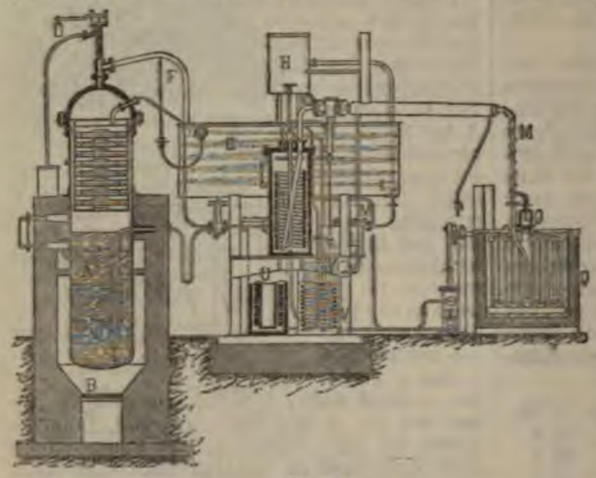


Fig. 2.

gekommene Lindesche E. Die Maschinen, bei welchen an Stelle von Ammoniak Äthyläther oder Methyläther angewendet wird, haben keine große Verbreitung gefunden; es gehören hierher die von Perkins, Harrison und Siebe. Bessere Erfolge haben Raoul Pictet u. Comp. in Paris mit ihrer Schwefligsäureanhydrid-Eismaschine erzielt.

Zu der dritten Gruppe, bei welchen Eis durch Wiederausdehnung komprimierter Gase erzeugt wird, gehört die Maschine von Franz Windhausen in Braunschweig (s. Fig. 3). Bei dieser

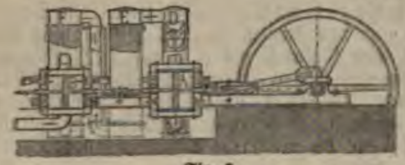


Fig. 3.

Maschine wird die Luft in einem dem Cylinder einer Dampfmaschine ähnlichen Behälter A mittels Kolbens unter Abkühlung verdichtet, dann in den Eiserzeuger gepreßt und aus diesem zur Beschleunigung der Ausdehnung durch den im Pumpencylinder B arbeitenden Kolben wieder fortgesaugt. Es ist hier D der Entwässerungscylinder; E und F sind die Kühler. Neuerdings spritzt man auch während des Zusammendrückens der Luft zur Abkühlung derselben Wasser in den Cylinder ein. Die unter einem Druck von 2—4 Atmosphären verdichtete und hierdurch erhitzte Luft wird auf + 30° C. abgekühlt; bei ihrer Wiederausdehnung auf eine Atmosphäre erzeugt dieselbe eine Temperatur von —25 bis —70° C. Die Windhausensche E. ist die einzige Luftexpansionsmaschine, welche größere Verbreitung gefunden hat. In England werden Maschinen dieser Art nach Kirks, in Frankreich nach Giffard u. Armengauds Patent gebaut.

Trotz des hohen Anschaffungspreises der E. fanden dieselben, namentlich in größern Brauereien, ausgedehnte Verwendung, da man mit ihrer Hilfe nicht nur in milden, eisarmen Wintern vor der Eventualität eines gänzlichen Mangels an Eis geschützt ist, sondern sie auch zum Kühlen der Luft benutzen und so in den Gär- und Lagerräumen beständig die zum Gelingen der Gärung und Konservierung des Biers notwendige niedrige Temperatur herstellen kann.

Von ungleich größerer Bedeutung als für die nordischen Gegenden sind die E. für die Tropenländer geworden, wo eine Beschaffung und Erhaltung von Natureis kaum möglich ist. Dort dient das künstliche Eis als willkommenes Erfrischungsmittel und mit der Einführung der E. ist dort auch der Betrieb der Bierbrauerei möglich geworden. Mit Kaltluftmaschinen ausgerüstete Schiffe versehen gegenwärtig die Hafenstädte von England mit gefrorenem Schlachtfleisch von Australien, mit durch Kälte konservierten Lachsen aus den fischreichen Seen Amerikas.

Eismeer oder Polarmeer nennt man die den Nord- und Südpol umgebenden Wassermassen und unterscheidet sonach ein nördliches und ein südliches. Den Flächenraum des erstern berechnet Krümmel zu 15300000, des letztern auf 19350000 qkm, unter der Voraussetzung, daß kein großes Festland den centralen Teil beider Polarregionen einnimmt; für die mittlere Tiefe des erstern findet er 1545 m. Diese Voraussetzung ist freilich durchaus hypothetisch, da man bisher im N. nicht über 83°, im S. nicht über 78° 10′ Br. vorgedrungen ist, indem beide Polarmeere, zumal das südliche, wegen der ungeheuern, teils feststehenden, teils treibenden Eismassen nur zum kleinsten Teil befahren werden können.

Das Nördliche Eismeer oder Nordpolarmeer, auch Arktisches Meer genannt, innerhalb der nördlich-kalten Zone gelegen, wird von den unwirtbaren Nordküsten von Europa, Asien und Amerika wie ein Binnenmeer umschlossen, das mit dem Großen Ocean nur mittels der 40—92 km breiten, an der Ostseite bis 65 m tiefen Beringsstraße, mit dem Atlantischen Meer durch die etwa 1500 km breite Durchfahrt zwischen Europa und Amerika und durch die Davisstraße zwischen Grönland und Cumberland in Verbindung steht. Seine Glieder sind auf der östl. Halbkugel: die Spitzbergische oder Barendzs-See, zwischen Spitzbergen, Franz-Josephsland und Nowaja-Semlja, das Lappländische Meer zu beiden Seiten des europ. Nordkaps, das Weiße Meer mit drei großen Baien, die Karasee mit dem Karabusen und der Karischen oder der Waigatstraße und das Sibirische Meer mit dem Obischen, Jeniseiskischen, Taimyr-, Thaddäus-, Chatanga-, Borchaja-, Selljach-, Kolyma- und Tschaunbusen. Der Abschnitt zwischen der östlichen Taimyr-Halbinsel und den Neusibirischen Inseln wird auch Nordenskjöldsee genannt. Auf der westl. Hemisphäre: das Grönlandmeer, die Dänemarkstraße, die Baffinsbai mit der Davisstraße im S., im N. mit dem Smithsund, dem

Kanebusen, dem Kennedy- und Robesonkanal, der in das sog. Polarbassin führt; ferner das Meer der nördl. Durchfahrten oder die amerik. Polarsee mit dem Lancastersund, der Barrowstraße, dem Melvillesund, der Banksstraße oder M'Clures Nordwestpassage. Die wichtigsten Inseln auf der östl. Halbkugel sind: Jan Mayen, Bäreninsel, der Archipel von Spitzbergen, König-Karlsland, die Lofoten und andere nördl. Küsteninseln Norwegens, Kolgujew, Nowaja-Semlja, Waaigat, Franz-Josephsland, die Einsamkeitsinsel, die Neusibirischen Inseln, die De Longinseln und Wrangelland. Zu den zahlreichen Inseln und Archipelen auf der westl. Halbkugel gehören: Grönland, Ellesmere-, Grinnel- und Grantland, der Parry- und der Franklinarchipel (Baffinsland), Prinz-Alberts- und Victorialand nebst Wollastonland, Prinz-Walesland, Cockburnland, Banksland u. s. w., die man gewöhnlich unter dem Namen Polarländer zusammenfaßt. Dieselben sind durch die verschiedenen Nordpolexpeditionen (s. d.) bekannt geworden. Die Insel- und Landflächen im Arktischen Meer betragen in Quadratkilometern: Arktisches Amerika 1301080, Grönland 2169750, Island 104785, Jan-Mayen 413, Spitzbergen nebst Bäreninsel 70068, Franz-Josephsland 49065, Nowaja-Semlja 91814, Neusibirische Inseln 25585, Wrangelland 4680, in Summa 3817240 qkm mit 82500 Bewohnern.

Gewöhnlich wird, wo die Landgrenze der Kontinente fehlt, der Polarkreis (66½° Br.), der allerdings die Grenze der astron. Polarzone bildet, als Südgrenze des Arktischen Meers angenommen; diese ist aber keineswegs die des Eises. Als Sommergrenze des ewigen Polareises kann man etwa den Parallelkreis des 71. bis 75.° nördl. Br. annehmen, wiewohl sich diese Grenze nicht in gerader Linie, sondern vielmehr vielfach gezackt darstellt und an einigen Stellen, z. B. im Meridian der Beringsstraße, über den genannten Parallelkreis südwärts vordringt, an andern dagegen von demselben sich nordwärts zurückzieht, wie in dem Meridian von Spitzbergen. Die Wintergrenze des ewigen Polareises zieht sich weiter nach S. hinab, umzieht Labrador, schließt die Baffinsbai etwa am Polarkreis ab, umzieht ferner das ganze südl. Grönland, schneidet den nördl. Teil von Island und erstreckt sich südlich von Jan-Mayen und der Bäreninsel nach dem südl. Nowaja-Semlja. Das asiatische wie das amerikanische E. ist dann bis an die Küste der Kontinente gefroren. Doch bleiben in dem erstern auch im Winter offene Stellen (Polinjen), gleichwie auch jenseit der angegebenen Sommergrenze des ewigen Polareises noch offene, fahrbare Stellen sich finden, wie Kanäle in einem Inselmeer, durch welche es einzelnen Seefahrern gelungen ist, bis zum Petermannland, nördlich von Franz-Josephsland, andererseits durch den Smithsund und Kennedykanal bis 83¼° vorzudringen. Treibeismassen überschreiten selbst die Wintergrenze des ewigen Polareises noch um vier Breitengrade und werden zu gewissen Zeiten der Schiffahrt in dem vielbefahrenen nördl. Teile des Atlantischen Oceans zwischen 40—50° nördl. Br. sehr gefährlich; oft gelangen sie, durch die arktische Strömung getrieben, bis zur Breite der Azoren, ehe sie schmelzen. Über die Strömungen im Nördlichen E. ist man noch nicht völlig unterrichtet. Durch die Beringsstraße fließt ein geringer Strom Wassers aus dem Großen Ocean ein. Zwischen Island und Schottland geht eine mächtige Strömung nordostwärts zur Barendsz- und Karasee, aber neben ihr fließen zwei seitliche von dort her und führen die von den nordasiat. und nordeurop. Flüssen ausgeschüttete große Wassermasse teils an den westeurop. Küsten entlang südwärts, teils längs der Ostküste Grönlands zu derjenigen arktischen Strömung, welche aus der Davisstraße in den Atlantischen Ocean fließt, während andererseits ein Teil des arktischen Wasserstroms bei der Südspitze Grönlands in die Davisstraße und Baffinsbai einlenkt und an der Westküste Grönlands nordwärts fließt. Aber in der Dänemarkstraße kommt auch von S. eine bis in große Tiefe reichende warme Strömung, welche dann nördlich von Island nach O. ins Polarmeer fließt. Das an Salz ärmere kalte Wasser fließt hier über dem salzreichen, aus S. kommenden warmen Wasser. Ein Teil der sibir. Gewässer scheint aber auch nach dem amerik. Polarmeer zu strömen, denn im N. der Beringsstraße wird das Eis zwar im Sommer sehr rasch nach W., im Herbst aber nach O. getrieben. Den Wasservorrat des Sibirischen E. erklärt man sich aus dem ungeheuern Wasserzuschuß der Ströme Sibiriens. Was aber dem amerik. Polarmeer die gegen N. strömenden Flüsse an Wasser zuführen, ist gering im Vergleich zu der Entleerung, die es durch die arktische Wasserströmung und die ungeheuern, mit ihr fortgeführten Eismassen erfährt. Der Ersatz dafür ist ein submariner, von S. aus dem Atlantischen Ocean kommender Strom. Seefahrer haben mit demselben riesige Eisberge dem starken Oberflächenstrom entgegen nach N. so rasch dahintreiben sehen, daß von diesen Eisbergen die Eisfelder durchbrochen und zertrümmert wurden.

Das Südliche Eismeer oder Südpolarmeer, auch Antarktisches Meer genannt, breitet sich innerhalb der südl. kalten Zone als ein durchaus uneingeschlossenes, offenes, mit dem Atlantischen, Indischen und Großen Ocean unmittelbar zusammenhängendes Meer aus und ist ohne Gliederung, wenn auch nicht ohne Inseln. Ob die auf weiten Räumen beider Hemisphären gefundenen, völlig unwirtbaren Küsten wirklich einem Südpolar- oder antarktischen Kontinent angehören, oder nur Inseln sind, ist noch nicht entschieden. Die Sommergrenze des südl. Polareises ist ebenso unregelmäßig wie die des nördlichen. Diese Grenze liegt ungefähr unter dem 66. bis 70. Breitengrad und weicht den Südenden Afrikas und Amerikas gegenüber zurück, während sie zwischen denselben gegen den Äquator hin vordringt. Die Wintergrenze dieser Eisregion ist noch nicht genauer bekannt. Einzelne Treibeismassen gelangen bis in die Nähe der Südspitze Afrikas, ja selbst bis in die Breite von Buenos-Ayres (34½° südl. Br.), und am Südende Amerikas trägt ihre Anhäufung nicht wenig zu den Gefahren bei, mit welchen die Umschiffung des Kap Hoorn verbunden ist. Die bis jetzt bekannten Inseln des Südlichen E. werden zu 661000 qkm berechnet. (S. Südpolarländer.)

Eismeierei, s. unter Sennerei.

Eispapier oder Eiskarton (frz. papier glacé, engl. iced paper), auch Alabasterpapier, ein zu Visitenkarten verwendetes mehr oder minder starkes Papier, das ganz mit schillernden, unregelmäßigen Flecken bedeckt ist, die an Eisblumen erinnern und durch Auftragen einer dünnen Schicht krystallisierten essigsauren Bleioxyds hervorgebracht werden.

Eispunkt (0° C. = 0° R. = +32° F.), s. unter Thermometer.

Eisräume, s. Eiskeller.

Eisschränke (frz. caisses à glace, engl. ice-chests) sind kastenförmige Schränke mit doppelten Wandungen, deren Zwischenraum mit die Wärme schlecht leitenden Materialien, wie Asche, Schlackenwolle, trockene Sägespäne oder Haare, ausgefüllt sind und bei welchen ein Quantum Eis, das in einem hierfür bestimmten Raum untergebracht ist, dazu dient, eine niedrige Temperatur zu erhalten. E. finden die mannigfachste Verwendung in Haushaltungen, Restaurants, Konditoreien, Anatomien, zur Konservierung, resp. Kühlung von Speisen, Fleisch, Getränken, Gefrorenem, sowie von Leichen. In Bierwirtschaften sind die E. meist so eingerichtet, daß man die ganzen Bierfässer in dieselben hineinstellen kann. Einen speziell für den Gebrauch in Konditoreien bestimmten E., der aber auch andern Zwecken dienen kann, zeigt nebenstehende Abbildung. Es sind hier zwei Räume zur Aufbewahrung der Crêmes, Getränke u. s. w. vorhanden, zwischen welchen sich der Eisbehälter befindet, dessen Wandungen aus gewelltem Eisenblech hergestellt sind. Man hat Eisenblech gewählt, einesteils weil man so die Wandungen sehr dünn halten konnte, anderenteils weil Eisen ein die Wärme und somit auch die Kälte sehr gut leitendes Material ist. Die Bleche sind gewellt, um die Oberfläche zu vergrößern und so eine möglichst gute Übertragung der im Eisbehälter herrschenden niedrigen Temperatur auf die Aufbewahrungsräume zu bewirken. Thüren und Deckel des Eisschranks haben selbstverständlich ebenso wie die Seitenwände und der Boden doppelte, in den Zwischenräumen mit Asche oder einem andern der oben angeführten Materialien ausgefüllte Wandungen, sodaß der Eisbehälter, wie auch die Aufbewahrungsräume, möglichst isoliert und gegen die Einwirkung der äußern Temperatur geschützt sind. Der Boden des Eisbehälters ist etwas geneigt; an der tiefsten Stelle desselben befindet sich ein Hahn, durch welchen das sich bildende Schmelzwasser aus dem Raume entfernt werden kann.



Eistage ist die meteorologische Bezeichnung für diejenigen Tage, an welchen die Temperatur stets (also selbst im Maximum) unter 0° C. bleibt, während man als Frosttage (s. d.) diejenigen bezeichnet, an denen die Temperatur nur zeitweilig unter 0° C. sinkt.

Eistaucher (Colymbus), Vogelgattung, s. Seetaucher.

Eisteddfod, s. unter Caerwys.

Eistett, der alte Name der Stadt Eichstätt (s. d.) im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken.

Eisvogel (Alcedo) heißt eine Vogelgattung aus der Ordnung der Heftzeher, welche der Typus einer Familie geworden ist. Die zu ihr gehörenden Vögel haben einen langen, starken, vierkantigen Schnabel, seitliche, durch eine weiche Haut von oben verschließbare Nasenlöcher und kleine, schwache Füße. Sie zeichnen sich meist durch sehr lebhafte, leuchtende Farben aus, sind übrigens ungesellig, scheu und gefräßig und nähren sich meist von Fischen, aber auch von Krebsen, Libellen u. s. w. Sie stoßen auf die Beute von einem Ast herunter, aber nicht in bedeutende Tiefe. Der europäische E. (A. ispida), die einzige in Europa vorkommende Art, ist nur 17 cm lang und lebt an Flüssen, Teichen und Seen in ganz Europa, mit Ausnahme des höhern Nordens, und in einem großen Teil von Asien und Afrika. Als Nest gräbt er unter der Erde eine Höhle, zu welcher eine 8—10 cm lange Röhre in der Uferwand den Eingang bildet. Das Männchen, welches zu den schönsten Vögeln Europas gehört, ist metallglänzend, an den Scheitel-, Schulter- und Flügeldeckfedern und dem Schwanze dunkelblaugrün mit grünlichblauen Flecken, auf der Mitte des Rückens und am Bürzel hellblau, unterseits bis auf die weiße Kehle rostbraun. Das Weibchen ist matter und unreiner gefärbt. Bei den Alten herrschten viele abergläubische Sagen über die Eisvögel; auch schrieb man ihnen mehrere gute Eigenschaften zu, wie Fähigkeiten, den Blitz abzuleiten, vergrabene Schätze zu mehren, das Meer zu beruhigen, den Fischfang einträglich zu machen u. s. w. Alkyone, die Gattin des Keyx, stürzte sich nach des letztern Tode ins Meer und wurde in einen E. verwandelt, wie Ovid erzählt. Die meisten E. leben in den südl. Ländern; unter ihnen ist namentlich der Graufischer (Ceryle rudis) aus den Nilländern bekannt, der wie ein Falke röttelt und auch die Größe eines solchen erreicht. In den zoolog. Gärten sieht man jetzt häufig den Riesenfischer (engl. King-fisher; Dacelo gigantea) aus Australien, 47 cm lang, mit breiterm, vorn etwas übergekrümmtem Schnabel; ein heimtückischer Räuber, der mit einem seltsamen Geschrei über seine aus Insekten, Schlangen, Eidechsen und Vögeln bestehende Beute herfällt, sich aber leicht zähmen läßt. In Australien ist er unter dem Namen »der lachende Hans« bekannt.

Eisvogel als Pelzschmuck wird auch oft irrtümlich das pelzähnliche Gefieder des Eistauchers genannt, s. unter Seetaucher.

Eiswolle, die moderne Bezeichnung für eine zu Strick- und Häkelarbeiten verwendete Art englischer Wolle von langem, glänzendem Faden, ähnlich dem Mohairgarn.

Eiszeit (oder Diluvialzeit). Infolge der Untersuchungen an heutigen Gletschern, welche um 1840 hauptsächlich von Charpentier und Agassiz angeregt wurden, hat sich herausgestellt, daß diese gewaltigen, in steter Bewegung befindlichen Eismassen, welche sich auf den Hochgebirgen, sowie in den Polargegenden finden, bei ihrer Abschmelzung nicht zu verkennende Spuren hinterlassen. Es wurde ferner erkannt, daß die Gletscher als Vehikel für den ungestörten Transport von Gesteinstrümmern dienen, die auf dem Gletscher als Grund-, Seiten- und Mittelmoränen von den Höhen in die Thäler auf weite Strecken verführt und dann als Endmoränen abgelagert werden, während man früher glaubte, daß die sog. Findlingsblöcke oder erratischen Gesteine durch Wasserströme von ihren Lagerstätten weggeführt und abgesetzt worden seien. Anderseits überzeugte man sich, daß die Gletscher den Felsboden, auf dem sie sich bewegten, abrieben und abnutzten, die unter sie geratenen Trümmer zu feinem Sand zerknirschten, der wieder als Schleifmittel für die Abnutzung diente, und daß sie so eigentümliche, geritzte Schliffflächen auf den harten Felsen erzeugten, welche für die Gletscherwirkung durchaus charakteristisch waren. Man schloß folgerichtig daraus, daß überall, wo solche Spuren

nachweislich waren, früher Gletscher existiert haben mußten. Die Untersuchungen ergaben nun bald, daß die Gletscher derjenigen Hochgebirge, welche jetzt noch über die Schneelinie emporragen, wie Pyrenäen, Alpen u. s. w., weit ausgedehnter gewesen sein mußten; daß Gegenden und Gebirge, welche jetzt keine Gletscher mehr zeigen, wie Jura, Vogesen, Schwarzwald, Harz, Erzgebirge, Schweden, Finland, Schottland, England u. a., früher solche besessen hatten. Bald erkannte man denn auch, daß in den Land- wie Meeresablagerungen, welche dieser Epoche größerer Ausdehnung der Gletscher angehörten, die Reste von Tieren sich finden, welche jetzt in weit höhern Breiten leben. So fand man den Vielfraß, den weißen Fuchs, das Renntier bis an den Fuß der Alpen und Pyrenäen verbreitet; die Tiere des Hochgebirgs, wie Gemse, Steinbock und Murmeltier in der Ebene; die Muscheln der Meere um Grönland und Spitzbergen in den Ablagerungen von England, Schottland und dem südl. Skandinavien. Ähnliche Beobachtungen wurden in Nordamerika gemacht.

Von Thatsachen zu Thatsachen fortschreitend, mußte man endlich zu dem Schluß kommen, daß nach der wärmern Tertiärzeit allmählich eine Kälteperiode eingetreten sei, welche die ganze nördl. Erdhälfte umfaßte, und daß die meisten Spuren, welche man früher einer allgemeinen Sintflut zugeschrieben hatte, von dieser E. herrührten, die jetzt von allen Geologen angenommen wird. In manchen Gegenden läßt sich sogar als wahrscheinlich nachweisen, daß nach Eintritt einer ersten, säkularen Kälteperiode wieder eine Erwärmung stattfand, innerhalb welcher die Gletscher sich zurückzogen und eine großartige Vegetation sich an einzelnen Orten entwickelte, um dann unter dem Einfluß einer wiederholten Temperaturerniedrigung wieder zu Grunde zu gehen. Mit Sicherheit ist jetzt festgestellt, daß die E. der nördl. Erdhälfte eintrat, während der Mensch schon in Europa an einzelnen Stellen existierte; daß innerhalb dieser E. bedeutende Niveauveränderungen statthatten, sodaß die Meere große Strecken Landes bedeckten und nachher wieder frei ließen; daß während der Abschmelzungsperiode ungeheuere Massen von zerriebenem Gestein durch die Flüsse verführt wurden, welche die Ablagerungen bilden, die jetzt als alte Flußschotter und Löß bekannt sind, und daß die ganze Fauna sich in solcher Weise vermischt vorfand, daß zu den an ihren jetzigen Standorten befindlichen Tieren sich einesteils nordische Tiere, die sich zurückgezogen haben, anderenteils ausgestorbene und südl. Tierformen gesellten, wie das Mammut, das Knochennashorn u. s. w. Damals war ganz Skandinavien und Finland vergletschert. Von hier aus erstreckte sich eine kontinuierliche Decke von Gletschereis bis zum Fuß des Harzes, des Riesengebirges und des Urals. Die Moränen und die Ablagerungen der Schmelzwasser dieses Inlandeises werden als **nordisches Diluvium** bezeichnet. (S. **Diluvium**.) Schottland und Wales waren in demselben Zustande; die Gletscher der Alpen reichten einerseits über die ebene Schweiz hinaus bis hoch in den Jura hinauf, andererseits in die Ebenen der Lombardei und Venetiens. Über die Ursachen dieser Kälteperioden ist man noch nicht ganz im klaren; man hat dieselben neuerdings aus allgemeinen astron. Verhältnissen zu erklären gesucht. Belehrung darüber findet man in den geolog. Lehrbüchern von Credner, Lyell, K. Vogt u. a., namentlich aber in dem Werk von J. Geikie, «The great Ice-Age» (Lond. 1880).

Eitelberger von Edelberg (Rud.), verdienter Kunstforscher, geb. 17. April 1817 zu Olmütz, machte seine akademischen Studien erst an der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Wien und beschäftigte sich hierauf mit journalistischen Arbeiten. Im J. 1847 trat er als Docent für Kunstgeschichte an der wiener Universität auf, unterbrach aber 1848 seine akademische Thätigkeit und redigierte unter anderm von Okt. 1848 bis Febr. 1849 die «Wiener Zeitung», später nur die litterarische Beilage zu derselben. Nachdem er 1850 seine Lehrthätigkeit an der Universität wieder aufgenommen, ward E. 1852 zum außerordentlichen und einige Jahre darauf zum ord. Professor für das Fach der Kunstgeschichte ernannt. Bei den Welt-Industrieausstellungen von London, München und Paris war er Mitglied der österr. Ausstellungskommission. Nach der zweiten londoner Ausstellung (1862) vom damaligen Ministerpräsidenten, Erzherzog Rainer, zu einem Vorschlag aufgefordert, was zu thun sei, um dem sinkenden Geschmack in der österr. Industrie entgegenzuwirken und die österr. Kunstindustrie auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu machen, erhielt er den Auftrag zur Gründung des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie, als dessen Direktor er seitdem fungiert. Der Gründung des Museums schloß sich die Gründung der Kunstgewerbschule des Museums an. Später nahm E. als Beirat des Unterrichtsministeriums einen hervorragenden Anteil an der Reorganisation der Akademie der bildenden Kunst in Wien, der Reform des Zeichenunterrichts und des kunstgewerblichen Fachunterrichts in Österreich. Ihm verdankt man auch die Gründung der Gesellschaften zur Förderung der Bronzeindustrie und die zur Förderung der Kunstgewerbschule. Von den litterarischen Arbeiten E.s sind außer zahlreichen Aufsätzen in den Fachzeitschriften Österreichs zu nennen: «Die Reform des Kunstunterrichts» (Wien 1848), «Briefe über die moderne Kunst Frankreichs» (Wien 1858), «Bericht über einen archäol. Ausflug in Ungarn» (Wien 1856), «Das bürgerliche Wohnhaus und das wiener Zinshaus» (mit Heinr. von Ferstel, Wien 1860), «Mittelalterliche Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaats» (mit Heider und Hieser, 2 Bde., Stuttg. 1858—60), «Die mittelalterlichen Kunstdenkmale Dalmatiens» (Wien 1861), «Cividale in Friaul und seine Monumente» (Wien 1857), «Die Kunstdenkmäler Friauls» (Wien 1859). Von den im Verein mit Fachgenossen herausg. «Quellenschriften zur Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance» (Wien 1871 fg.) sind 18 Bände erschienen. E.s «Gesammelte kunsthistor. Schriften» erschienen in zwei Bänden (Wien 1879).

Eitelkeit (vanitas) bezeichnet zunächst objektiv die Nichtigkeit dessen, was in sich selbst keinen Wert hat, wie Schein und Flitterstaat; ebenso bedient man sich des Ausdrucks für alle irdischen Güter, insofern dieselben niemals die vollkommene Befriedigung gewähren, welche sie dem Strebenden zu verheißen scheinen. Im subjektiven Sinne dagegen heißt ein eitler Mensch ein solcher, welcher in Vorzügen von nur geringem Wert seine Ehre sucht und wegen ihrer sich gern gelobt und bewundert sieht, wie Kleiderputz, Titel, Orden u. dgl. Ferner

aber wird auch E. die Sucht nach Lob und Bewunderung überhaupt genannt ohne Rücksicht auf den hohen oder geringen Wert ihres Gegenstandes. In diesem allgemeinern Sinne bildet E. den Gegensatz zu Stolz und anmaßendem Hochmut, welcher im Bewußtsein seiner wirklichen oder eingebildeten Vorzüge rücksichtslos gegen andere verfährt, wogegen der Eitle vor allem um den Beifall anderer buhlt und daher immer sorgfältig die Rücksichten nimmt, welche zu dessen Gewinnung erforderlich sind. Der Eitle strebt daher immer nach Effekt (s. d.) und ist insofern der Gefallsüchtige oder Kokette. Denn er bedarf der Bewunderung anderer, um zur Bewunderung seiner selbst zu gelangen, wogegen der Stolze und Anmaßende des Beifalls anderer nicht bedarf, um sich selbst über alles hochzuschätzen und sich über andere hinwegzusetzen, an deren Beifall oder Abneigung ihm wenig liegt.

Eiter (pus) und **Eiterung** (suppuratio). Der Eiter ist im frischen Zustande eine gelblichweiße, geruchlose, rahmartige Flüssigkeit von schwach alkalischer Reaktion, in welcher man durch das Mikroskop eine dichtgedrängte Menge kugeliger Körperchen, die *Eiterkörperchen* oder *Eiterzellen*, erkennt, welche in einer fast wasserhellen Flüssigkeit, dem *Eiterserum*, aufgeschwemmt sind. Letzteres besteht zum größten Teile aus Wasser, in welchem, wie im Blutserum oder dem Milchserum (Molken), Eiweißstoffe (1—4 Proz.), Salze und Extraktivstoffe aufgelöst sind. Aus diesem Grunde sondert sich Eiter, den man in einem tiefen Gefäße stehen läßt, sehr bald in zwei Schichten, in eine obere, wasserhelle und dünnflüssige Serumschicht und in eine untere, gelbgefärbte, zähflüssige Schicht von Eiterkörperchen. Die letztern, deren Menge im Vergleich zur Menge der Eiterflüssigkeit sehr verschieden ist, gleichen durchaus den farblosen oder weißen Blutkörperchen (s. *Blut*), sowie den im Speichel und Schleim enthaltenen Speichel- oder Schleimkörperchen. Sie sind kleine Kugeln von etwa 0,01 mm im Durchmesser, welche aus einer zähflüssigen, einen oder mehrere kleine Kerne enthaltenden Protoplasmamasse bestehen. Im ganz frischen Zustande, solange nicht atmosphärische Luft oder Wasser mit den Eiterkörperchen in Berührung gekommen ist, sie auch kein Wasser durch Verdunstung oder ihre natürliche Wärme verloren haben, zeigen diese Körperchen unter dem Mikroskope deutliche und lebhafte Bewegungen, indem sie ihre Gestalt mannigfach ändern, Fortsätze ausstrecken und wieder einziehen, oder mit Hilfe solcher Fortsätze langsam auf dem Glase hinkriechen. Sie gleichen dann vollständig gewissen Infusorien, nämlich den sog. Amöben, weshalb ihre Bewegungen auch amöboide genannt werden. Die geringste Einwirkung der Luft, des Wassers, der Wärme oder Kälte, wie aller eingreifenden Störungen, reicht hin, die Eiterkörperchen zu töten. Sie ziehen dann ihre Fortsätze ein, runden sich zu einer Kugel ab und sehr bald verändern sie sich auch chemisch und zerfallen schließlich. Dieses Absterben tritt sehr bald auch dann ein, wenn der Eiter noch im Organismus eingeschlossen ist, und bedingt die weitern Umwandlungen des Eiters überhaupt.

Der Eiter ist eine krankhafte Neubildung des Körpers, welche überall da sich bildet, wo in irgend einem Gewebe oder Organ ein schwerer Entzündungszustand vorhanden ist, und zwar dachte man sich früher nach einer ältern Anschauung von Virchow jedwede Eiterung entstanden durch eine massenhafte Entwickelung von jungen Zellen aus gewissen, dem Organismus normalerweise angehörenden Geweben, indem die Zellen der entzündeten Gewebe, insbesondere des über den ganzen Körper ausgebildeten Bindegewebes, aber auch die Epithelzellen, welche die serösen und Schleimhäute überziehen, die Knochenzellen u. s. w. unter dem Einfluß des Entzündungsreizes eine lebhafte Wucherung und wiederholte Teilung erfahren und so eine Menge indifferenter Zellen (Eiterzellen) erzeugen sollten, welche sich nicht weiter entwickelten, sondern frühzeitig zu Grunde gingen, weil sie entweder nicht lebensfähig entwickelt wären oder wegen ihrer zu großen Menge oder sonstiger Umstände sich nicht genügend ernähren könnten. Nach den neuern Untersuchungen von Cohnheim dagegen, welche die ganze Lehre von der Entzündung und Eiterung wesentlich umgestaltet haben, sind die Eiterkörperchen nichts anderes, als ausgewanderte farblose oder weiße Blutkörperchen, welche bei der Entzündung die Wand der Blutgefäße, namentlich der kleinsten Venen und Haargefäße, durchbohrt haben und sich nun als Eiterzellen in den Geweben ansammeln, ein Vorgang, der neuerdings wiederholt beim Frosch und andern Tieren direkt unter dem Mikroskope beobachtet worden ist, und es kann deshalb durchaus keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Eiter in der That auf die eben geschilderte Weise entsteht.

Jede irgend erhebliche Eiterbildung ist von einer Entzündung begleitet, d. h. die Stelle, wo der Eiter entsteht, ist reichlicher mit Blut erfüllt als sonst, meist mehr oder minder schmerzhaft und infolge der vermehrten Blutmenge und des gesteigerten Stoffwechsels auch wärmer als im normalen Zustande. Je nach dem Orte seiner Entstehung mischen sich dann oft dem Eiter noch andere Stoffe bei, so z. B. dem auf der Oberfläche der Schleimhäute, beim Katarrh, gebildeten Eiter der Schleim, dem auf serösen Häuten entstandenen die seröse Flüssigkeit. Mitunter ist der Eiter nicht gelb gefärbt, sondern besitzt eine rote, orangefarbene, grünliche oder blaue Färbung. Die rote Farbe rührt von der Beimischung roter Blutkörperchen, die orangefarbene von reichlicherm Gehalt an Hämatoidin (verändertem Blutfarbstoff) her, während die blaue und grüne Farbe des Eiters durch blaugefärbte Vibrionen bedingt wird, die sich auf dem Verbandstoff entwickeln und diesen blau färben. Alle diese Färbungen sind jedoch praktisch ohne Belang und auf den weitern Verlauf der Eiterung ohne allen Einfluß.

Das Verhältnis des Eiters zu den Geweben ist verschieden; entweder findet sich der Eiter auf der Oberfläche der verschiedenen Häute, wie der äußern Haut, der Schleimhäute oder der serösen Häute (sog. *oberflächliche* oder *epitheliale Eiterung*), oder er ist in die Masse, in das Innere eines Organs eingebettet (sog. *tiefe* oder *parenchymatöse Eiterung*). Bildet sich Eiter an einer Stelle der Haut oder Schleimhaut, wo dieselbe in ihrem Zusammenhang gestört ist, sei es infolge von Verwundung oder einer zerstörenden Entzündung, so heißt die eiterbildende Stelle ein Geschwür (s. d.). Hat ein solches eine kanalartige Gestalt, und führt es nach einem tiefer gelegenen Eiterherde, so spricht man von einer Fistel (s. d.). Ist hingegen der Eiter in die Masse eines Organs dergestalt eingebettet, daß er eine bei der Eiterung entstandene Höhle erfüllt, so nennt man solchen Eiterherd Absceß (s. d.). Endlich kommt es auch vor, daß der Eiter das

Gewebe eines Organs gleichsam durchtränkt, indem er sich zwischen die normalen Gewebselemente einschiebt, welchenfalls man von einer eiterigen Infiltration spricht. In dem letztern Falle kommt es gewöhnlich zur sog. eiterigen Schmelzung der Gewebe, indem das ursprüngliche Gewebe des betreffenden Organs durch die eingelagerten Eiterkörperchen allmählich erweicht wird und schließlich vollständig verschwindet. Auf diese Weise hat sich aus der eiterigen Infiltration ein Absceß gebildet.

Die Verwandlungen des fertigen Eiters können sehr verschieden sein. Die Eiterkörperchen verändern sich, wie schon oben bemerkt, sehr bald, und ihr Inhalt kann sich in Fett umbilden und zerfallen, oder sie können einschrumpfen oder verkalken. Wird das Eiterserum wieder von den Blutgefäßen aufgesaugt, so verdickt sich der Eiter immer mehr und verwandelt sich schließlich in eine käsige Masse, welche endlich durch Ablagerung von Kalksalzen steinhart werden kann. Man spricht dann von einer Verkäsung oder Tuberkulisierung und von einer Verkalkung oder Verkreidung des Eiters. Lösen sich die Eiterkörperchen in ihrem Serum auf, so kann der ganze Eiter wieder durch Aufsaugung ins Blut verschwinden. Dies bringt keinen weitern Schaden, wenn der Eiter nicht verjaucht war; übrigens aber tritt eine solche vollständige Aufsaugung nur bei sehr kleinen Eitermengen ein. Ist dagegen der Eiter in Verjauchung übergegangen, wobei er dünnflüssiger, arm an Eiterkörperchen und übelriechend wird, so vergiftet er, ins Blut gelangt, dasselbe derart, daß heftiges Fieber und tötliche Folgen eintreten können. (S. Pyämie.) Diese Verjauchung tritt außerordentlich leicht ein, wenn die atmosphärische Luft, namentlich die in ihr enthaltenen Fäulnismengen (niedrigste Pilzbildungen) Zutritt zum Eiter haben, kann aber auch sonst unter nicht näher bekannten Bedingungen erfolgen. Über das eigentliche Wesen des Eitergiftes besitzt man keine Kenntnis. Ebenso wenig kennt man ein sicheres histolog. oder chem. Unterscheidungsmerkmal des sog. spezifischen Eiters, d. h. desjenigen Eiters, welcher zugleich Träger eines Ansteckungsstoffs ist, durch welchen daher eine bestimmte Krankheit von einer Person auf die andere übertragen werden kann (Trippereiter, syphilitischer Eiter, Pockeneiter u. s. w.). In morphologischer und chem. Beziehung kann der spezifische Eiter durchaus nicht von gewöhnlichem Eiter unterschieden werden.

Die Folgen der Eiterung für den Gesamtkörper sind je nach der Dauer und Ausbreitung derselben, nach der Menge des abgesonderten Eiters, nach der Wichtigkeit des betroffenen Organs und nach dem Grade der Zerstörung, welchen die Eiterung in dem letztern hervorruft, sehr verschieden. Alle lange dauernden und erheblichen Eiterverluste ziehen allmählich Blutarmut und Verwässerung des Blutes mit Neigung zu Wassersucht nach sich und können schließlich durch Erschöpfung oder durch eine eigentümliche Entartung, die sog. amyloïde Degeneration der Milz, Leber, Nieren und anderer lebenswichtiger Organe (s. Amyloïd) zum Tode führen. Auch kann der Übertritt von faulig zersetztem Eiter in das Blut und die Säftemasse, welcher namentlich leicht bei ungenügendem Abfluß des angesammelten Eiters und bei Zutritt der atmosphärischen Luft zu dem Eiterherde zu Stande kommt, schwere Gefahren für den Gesamtorganismus zur Folge haben. Aus diesem Grunde erfordert jede erheblichere Eiterung sachverständige chirurgische Hilfe, wobei in erster Linie für genügenden Schutz der eiternden Fläche gegen den Luftzutritt, für allseitig freien Abfluß der entstandenen Eiterungen und für deren gehörige Desinfektion durch antiseptische oder fäulniswidrige Verbandsmittel zu sorgen ist. (S. Absceß, Entzündung, Wunde.)

Eiterbeule, s. Absceß.

Eiterblase, s. Pustel.

Eiterbrust oder Empyēm, s. unter Brustfellentzündung.

Eitergeschwulst, Eiterhöhle, s. Absceß.

Eitner (Robert), Musikschriftsteller, geb. 22. Okt. 1832 zu Breslau, ließ sich 1853 in Berlin nieder, wo er eine Musikschule und 1869 die Gesellschaft für Musikforschung gründete. Auch redigiert er die «Monatshefte für Musikgeschichte» und leitet die «Publikation älterer praktischer und theoretischer Musikwerke» (seit 1872). Von seinen Schriften ist hervorzuheben die «Biographie der Musiksammelwerke des 16. und 17. Jahrh.» (Berl. 1877). Als Komponist ist E. nur mit kleinern Klavierstücken und Liedern hervorgetreten.

Eitri, Zwerg in der nordischen Mythologie, Bruder des Brokke (s. d.).

Eiweiß (Albumen) ist die Bezeichnung für vier gänzlich verschiedene Begriffe: 1) Im gewöhnlichen Sprachgebrauch und in der Histologie ist E. das zartwandige, mit reichlichem Saft erfüllte Zellgewebe, in welchem im Ei der Vögel das Eigelb oder der Eidotter eingebettet ist. Über Zusammensetzung vgl. den Artikel Eigelb. 2) Der Botaniker nennt E. den außerhalb des Embryos liegenden, von der Samenschale umkleideten Teil der Samen, in welchem die der jungen Keimpflanze als erste Nahrung dienenden Reservestoffe aufgespeichert sind. 3) Chemisch ist E. einerseits gleichbedeutend mit Albumin (s. d.), dem Hauptbestandteil des Eier-Eiweißes; andererseits ist E. 4) der Sammelname für eine große Klasse von Körpern, die auch als Eiweißstoff oder Proteïn (s. d.) bezeichnet werden und zu denen das Albumin, das Casein, das Fibrin, der Kleber und viele andere gehören.

Eiweißbildung in der Pflanze nennt man in der Botanik diejenigen Prozesse, durch welche aus gewissen Nährstoffen, die der Pflanze dargeboten werden, die für das Leben nötigen Eiweißstoffe gebildet werden. Wenn man bedenkt, daß die letztern an der Zusammensetzung des Protoplasmas (s. d.) einen hervorragenden Anteil nehmen, so leuchtet ein, daß die E. einer der wichtigsten chem. Vorgänge in der Pflanze ist. Man hat deshalb schon durch zahlreiche Untersuchungen zu erforschen gesucht, in welchen Teilen der Pflanze, und in welcher Weise die E. erfolgt; allein man ist bis jetzt noch über beide Fragen ziemlich im Unklaren. Man weiß zwar, welche Nährstoffe zur Bildung von Eiweißstoffen unbedingt notwendig sind, aber man kann nur Vermutungen darüber äußern, wie aus diesen Nährstoffen die Eiweißsubstanzen entstehen. Es ist durch viele Kulturversuche nachgewiesen worden, daß die Pflanzen den zur E. nötigen Stickstoff fast ausschließlich aus salpetersauren Salzen entnehmen, daß Ammoniaksalze jedenfalls nur selten die salpetersauren Salze ersetzen können, daß aber der Stickstoff der Luft für den Prozeß der E. vollständig bedeutungslos ist. Man weiß ferner, daß der Schwefel, der ja ebenfalls ein integrierender Bestandteil der Eiweißstoffe ist, aus

den schwefelsauren Salzen aufgenommen wird. Wie nun aber aus diesen beiden Nährstoffen unter Mitwirkung der in der Pflanze auf andere Weise assimilierten organ. Verbindungen die Bildung der Eiweißstoffe erfolgt, darüber kann man, wie schon gesagt, nur Vermutungen äußern. Ob das Licht einen direkten Einfluß auf die E. hat, ist nicht bekannt, jedenfalls ist sicher, daß auch in der Dunkelheit E. stattfindet, wenn nur die nötigen Nährstoffe vorhanden sind. Ferner ist sicher, daß E. auch ohne Chlorophyll vor sich geht. Einige Botaniker nehmen an, daß zunächst Stickstoffverbindungen, aus der Gruppe der Amide, die also noch keinen Schwefel enthalten, entstehen, und daß dieser erst später hinzutritt, nachdem aus den von der Pflanze aufgenommenen löslichen Sulfaten die Schwefelsäure frei geworden ist. Über den Ort in der Pflanze, wo die E. erfolgt, ist gar nichts Sicheres auszusagen; einige nehmen an, daß in jeder lebenden Zelle dieser Prozeß vor sich gehen könne, andere vermuten, daß in bestimmten Gewebekomplexen, wie z. B. in den Siebröhren (s. d.), vorzugsweise die E. stattfinde.

Betreffs der **Wanderung** s. **Stoffwanderung in der Pflanze.**

Eiweißharnen, s. Albuminurie.

Eiweißstoff, s. Albumin.

Eiweißstoffe, s. Proteïnstoffe.

Eizelle oder auch nur Ei nennt man in der Botanik die weibliche Geschlechtszelle. Dieselbe ist entweder in einen Gewebkörper eingeschlossen, wie bei den Muscineen, den Gefäßkryptogamen und Phanerogamen; oder sie liegt in einer gewöhnlich kugelig ausgebildeten Zelle, wie bei den meisten Algen und Pilzen. Nach der Befruchtung, d. h. nach der Vereinigung des Eizelleninhalts mit dem der männlichen Geschlechtszelle — mag nun diese Vereinigung durch direkte Verschmelzung, wie bei den Kryptogamen, oder durch Diffusion, wie bei den Phanerogamen, herbeigeführt werden — entwickelt sich aus der Eizelle durch mehrfache Teilungen der Embryo (s. d.). (Vgl. **Befruchtung**, Bd. II, S. 688[b] und 689[a].)

Ejaculieren (lat.), heraus-, hervorstoßen; ausspritzen; **Ejaculation**, Hervorstoßung (von Worten); Ausspritzung.

Ejâlet (wie das gleichbedeutende Vilâjet, ein arab. Wort, welches Verwaltung, Statthalterschaft bezeichnet) heißen in der Türkei die größern administrativen Einheiten der von der Pforte beherrschten Länder. Das E. wird auch Paschalik genannt, weil der zu seiner Leitung berufene hohe Beamte den persönlichen Titel Pascha führt; seiner amtlichen Befugnis nach ist derselbe entweder Vâli (Statthalter) oder nur Mutessarrif (Administrator). Das E. zerfällt in Livas oder Sandjaks und diese wieder in Kazas; jenen steht ein Kaimakam, diesen ein Mudir vor. Die Pforte hat 1865 durch Zusammenfassen mehrerer benachbarter E. zu einer Generalstatthalterschaft eine Zwischenstufe zwischen dem E. und der Centralregierung geschaffen und dadurch die Zahl der mit letzterer korrespondierenden Provinzialbehörden erheblich verringert. Zur Regierung eines solchen Komplexes wird nur ein Beamter höchsten Ranges mit dem Titel Vâli berufen, dessen Verwaltungsbezirk **Vilâjet** heißt.

Ejektor, soviel wie **Injektor.**

Ejizieren (lat.), hinauswerfen, aus dem Besitz treiben; **Ejektion**, das Hinauswerfen, gewaltsame Entfernung aus dem Besitz.

Ejub, Vorstadt von Konstantinopel (s. d.).

Ejub ben Schadi ben Merwan, ein Kurde, trat um 1130 in die Dienste des Befehlshabers von Bagdad und Irak und wurde später Statthalter von Baalbek. Er starb 1173 in Kairo; durch seinen berühmten Sohn Saladin (s. d.) wurde er Stammvater der moslem. Dynastie der **Ejubiden**, welche 1171—1254 in Ägypten herrschte. Unter letztern ist **Ejub** besonders hervorzuheben, welcher die christl. Ritterorden 17. Okt. 1244 bei Gaza besiegte und 21. Nov. 1249 starb.

Ejub Chan (Ajub Chan), ein jüngerer Sohn des Emir Schir Ali (s. d.) von Afghanistan, Bruder des Emir Jakub Chan, welcher letztere von der brit. Regierung 26. Mai 1879 im Frieden zu Gandamak als Herrscher von Afghanistan anerkannt worden war, aber gegen Ende desselben Jahres wegen der inzwischen erfolgten Niedermetzelung der brit. Gesandtschaft des Throns verlustig erklärt und in Indien interniert wurde. E. war von seinem Vater als Statthalter nach Herat gesendet und blieb auch nach dem Regierungsantritte seines Bruders Jakub auf diesem Posten; er war ein erbitterter Feind der Engländer und bereitete die Fortsetzung des Kriegs nach der Gefangennahme Jakubs vor. E. verfügte in Herat über acht reguläre Infanterieregimenter und ungefähr 12000 Mann irreguläre Reiter nebst 40 Feldgeschützen; er besaß viel Anhänger im Lande und wurde von seinem Schwiegervater Mir Baba, Chan von Badachschan, unterstützt. Kurz vor der Berufung von Abd-ur-Rahmân zum Emir von Afghanistan (s. d.) forderte E. die Stämme des mittlern Afghanistan zur Erhebung auf und ließ den heiligen Krieg verkündigen, rückte dann über Girischk gegen Kandahar vor, brachte 27. Juli 1880 dem brit. General Burrow eine empfindliche Niederlage bei Kuschk-i-Nakud bei und schloß Kandahar ein, erlitt jedoch 3. Sept. am Argandab durch den von Kabul über Kelat-i-Ghilzai in Eilmärschen zum Entsatze der Stadt herbeigeeilten General Roberts eine Niederlage, in welcher er seine Artillerie einbüßte. Ohne verfolgt zu werden, entfloh E. mit den Stammfürsten und der Reiterei nach Herat, rückte jedoch im Aug. 1881 abermals gegen das inzwischen von den Engländern geräumte Kandahar vor, bemächtigte sich der Stadt, wurde jedoch 22. Sept. 1881 von Abd-ur-Rahmân vor derselben geschlagen und zum Rückzuge nach Herat genötigt, wo er seitdem thatsächlich allein die Herrschaft ausübte.

Ejurieren (lat.), etwas abschwören, sich desselben eidlich, förmlich begeben.

Ejusdem (lat., Genitiv von idem), desselben (zu ergänzen anni, Jahres, mensis, Monats).

Ekbatâna, auch **Agbatana**, aus dem altpers. Hagmatâna (wörtlich Vereinigung, woraus auch die alttestamentliche Namensform Achmata), neupers. Hamadan, heißt bei den Griechen die Reichshauptstadt Mediens, welche an der Stelle des heutigen Hamadan (s. d.), unfern des Berges Elwend (wo sich auch pers. Inschriften von Darius finden), lag. Da die neuere Stadt auf den Trümmern der alten erbaut ist, haben daselbst bis jetzt noch keine Ausgrabungen stattfinden können. Nach den Berichten des Herodot wählte Deioces (710—657 v. Chr.), der Begründer des Medischen Reichs, E. zum Sitz seiner Herrschaft und umgab die Stadt mit einer Wehr von sieben, durch die Farbe unterschiedenen Mauern, von denen die äußerste 250 Stadien (48 km) im Umfang gehabt haben soll. In der

Burg, die sich innerhalb der siebenten Mauer befand, standen der Sonnentempel und der königl. Palast von 7 Stadien (1350 m) Umfang, zu welchem nur Cedern- und Cypressenholz (wie in den assyr. Palästen) benutzt und alle Decken und Säulen mit Gold und Silber belegt waren. Noch nach den Plünderungen der Stadt durch Alexander d. Gr. und Seleukos I. (Nikator) fand Antiochus d. Gr. (210) die mit Silberplatten belegten Dächer vor. Die Parther erhoben E. zur Sommerresidenz. Viele altpers. Antiquitäten werden noch gegenwärtig zu Hamadan gefunden. Die Juden in Persien halten diese Stadt für das Susa der Bibel, weshalb zu Hamadan auch ein Grabmal der Esther und des Mardochai gezeigt wird. Eine andere Stadt E. lag in der Landschaft Atropatene (Aserbeidschan), von welcher sich noch bedeutende Ruinen (von den Persern Tacht-i-Suleiman, d. i. Salomonsthron, genannt) finden, und die mit Unrecht von einigen Gelehrten für die alte Hauptstadt des Mederreichs gehalten wird. Ein drittes E., E. Magorum, der Magier, lag an der Ostgrenze der Persis.

Ekbŏle (grch.), Ausrenkung eines Gliedes, Fehlgeburt; in der altgriech. Musik ein Versetzungszeichen (lat. projectio), welches den enharmonischen Ton eines enharmonischen Tetrachords um fünf Vierteltöne erhöhte, wodurch dann das Tetrachord in ein diatonisches verwandelt wurde.

Ekbolīn, s. unter Mutterkorn.

Ekchymōse (grch.) bezeichnet in der Medizin einen stecknadelkopf- bis linsengroßen, unregelmäßig gestalteten, dunkelroten oder bräunlich gefärbten Blutaustritt aus den kleinsten Blutgefäßen, welcher sich bald vereinzelt, bald in sehr großer Anzahl in der Haut, in den Schleimhäuten und den innern Organen findet und allmählich durch Aufsaugung des ausgetretenen Blutes wieder verschwindet. Derartige Blutergüsse finden sich am häufigsten beim Skorbut, beim Flecktyphus und der Blutfleckenkrankheit (s. d.), wo ihr massenhaftes Auftreten auf die krankhafte Beschaffenheit des Blutes und auf eine leichte, noch nicht genügend erklärte Zerreißlichkeit und Brüchigkeit der kleinsten Blutgefäße zurückzuführen ist.

Ekel (Nausĕa) nennt man denjenigen höhern Grad des Widerwillens (der Abneigung oder Antipathie), der sich mit der körperlichen Empfindung von Übelsein und beginnender Brechneigung verbindet. Er kann Ursache und Folge der letztern sein. Bei Magenkrankheiten nämlich (z. B. Magenüberladung, verdorbenen Speisen im Magen, Magenkatarrh) entsteht dieses Gefühl, welches zu den sog. Gemeingefühlen (s. d.) gehört, beim Versuch zu essen, auch wohl beim bloßen Sehen und Riechen der Speisen, und hat hier seinen Sitz in den Magennerven (Nervus vagus) oder den Geschmacksnerven (Nervus glossopharyngeus). Gleiche Brechreizung und Übelkeit entsteht, wenn man den weichen Gaumen mit einer Federpose oder mit dem Finger kitzelt. In andern Fällen, wo man bloß einen widrigen Gegenstand betrachtet oder riecht, oder sich ihn nur lebhaft vorstellt (einbildet), gesellt sich das Gefühl des E. zu dem geistigen Widerwillen (dem Hirnekel) hinzu, gleichsam als eine Hallucination der obengenannten Nerven oder, wie manche ärztliche Gelehrte sich ausdrücken, durch eine Reflexion oder Irradiation (Überstrahlung) im Gehirn, wie denn die Phantasie bekanntlich einen auffallenden Einfluß auf das Zustandekommen des E. ausübt. Der E. ist, wie schon erwähnt, ein Symptom vieler Krankheiten, besonders der Verdauungsorgane, aber auch der Nervencentra, besonders des Gehirns, z. B. bei schaukelnden Bewegungen und bei der Seekrankheit, woher sein griech. Name Nausea (von Naus, das Schiff). Derselbe dient aber auch als Natur- und Kunstheilmittel. Ersteres findet z. B. bei dem E. gegen alle Speisen bei überladenem Magen oder dem E. gegen Fleischspeisen in Fieberkrankheiten statt, letzteres besonders bei der sog. Ekelkur (methodus per nauseam). Man bewerkstelligt diese Heilmethode durch fortgesetzte Verabreichung von Brechmitteln (namentlich Brechweinstein, Kupfersalzen, Ipecacuanha u. dgl.) in so kleinen Gaben, daß sie nur Übelkeit, jedoch kein Erbrechen erregen. Das andauernde Gefühl des E. bewirkt eine gewaltige Um- und Herabstimmung der Nerven- und Geistesthätigkeit nebst Erschlaffung der Muskeln, weshalb die Ekelkur früher vielfach gegen Gemütskrankheiten angewandt wurde. Als eine der eingreifendsten hat indessen diese Methode viele Anfeindungen erfahren und ist auch nicht nur wegen der Nervenaffektion, sondern auch wegen ihres schädlichen Einflusses auf die Verdauungsorgane nur mit großer Vorsicht anzuwenden, weshalb die moderne Medizin von ihr gänzlich absieht.

Ekelkur, s. unter Ekel.

Ekenäs (finnisch Eitneesi, Tamminiemi), Stadt an der Südküste Finlands, Provinz Nyland, Kirchspiel Pojo, 117 km im WSW. von Helsingfors, an der großen Pojobucht, auf einer weit ins Meer sich erstreckenden Landzunge sehr hübsch gelegen, an der Linie Hyvinge-Hangö der Finländischen Staatsbahn, zählt (1880) 1679 E., besitzt einige Fabriken (Handschuhe) und treibt einen ziemlich lebhaften Handel mit Eisenwaren, Getreide, Fischen (Ekenäser Sprotten berühmt) u. s. w. Im J. 1871 wurde hier ein Seminar zur Ausbildung von Volksschullehrerinnen für die schwed. Bevölkerung Finlands eröffnet. In der Umgegend sind mehrere große Eisenwerke (Fiskars, Billnäs, Fagervik u. s. w.).

Ekerö, s. Eckerö.

Ekhof (Hans Konr. Dietrich), berühmter Schauspieler, von seinen Zeitgenossen der deutsche Roscius genannt, wurde 12. Aug. 1720 zu Hamburg geboren. Er verließ den Dienst als Schreiber bei dem schwed. Postkommissar zu Hamburg und kam nun nach Schwerin zu einem Advokaten, welcher eine ansehnliche Bibliothek vorzüglich theatralischer Schriften besaß. Durch fleißiges Lesen in denselben ward in E. der Gedanke erweckt, Schauspieler zu werden. Er ging darauf 1739 zur Schönemannschen Gesellschaft und debütierte 15. Jan. 1740 als Xiphares (in Racines «Mithridat») in Lüneburg. Bis 1757 begleitete er diese Truppe auf ihren Fahrten, begründete bei ihr eine theatralische Akademie und war auf die Direktion einflußreicher als Schönemann selbst. Im J. 1757 kam er in Danzig zur Schuchschen Gesellschaft, übernahm dann selbst mit andern einige Zeit die Schönemannsche Gesellschaft, die er in Lübeck an Koch abtrat, um nun bei diesem bis 1764 zu spielen. Sein nächstes Engagement führte ihn zu Ackermann, dann wurde er hervorragendes Mitglied des durch Lessings Dramaturgie berühmt gewordenen Nationaltheaters in Hamburg und gehörte seit 1769 der Seylerschen Gesellschaft an, die er 1774 verließ, um Mitdirektor des Hoftheaters zu Gotha zu werden, wo er 16. Juni 1778 starb. Ohne ein Muster unter den damaligen Schau-

spielern vor sich zu haben, mußte er alles durch sich selbst und aus sich heraus schaffen, und so wurde er, indem er seinen Leistungen den Stempel der Originalität, der gründlichsten Charakteristik und der wunderbarsten Naturwahrheit aufdrückte, für alle seine Kunstgenossen ein Muster und der eigentliche Schöpfer der deutschen Bühnenkunst. Gleich stark im Tragischen wie im Komischen, besonders in den Goldonischen und Molièreschen Stücken, wußte er seine körperlichen Fehler so zu verdecken, daß man selten etwas davon wahrnahm. Große Kenntnis des menschlichen Herzens und der Sitten jeden Standes, Feuer und Korrektheit der Deklamation, passende Aktion und treffendes Geberdenspiel erhoben E. zu einem der ersten dramatischen Künstler. Die kompetentesten Kritiker seiner Zeit, Lessing, Goethe (nach diesem der einzige tragische Schauspieler Deutschlands), Schröder, Meyer, Schink, Iffland, Engel und Kotzebue, stimmten im Urteil über die wunderbaren Wirkungen seines Spiels überein. Im Tragischen galt seine tief erschütternde Darstellung des Odoardo als seine beste Leistung. Zugleich war aber E. auch von einschneidendster Bedeutung als Vorbild und Lehrer, durch seine Bemühungen um die sittliche Hebung seines Standes und dessen materielle Sicherheit. Seine litterarischen Leistungen beschränken sich fast nur auf Übersetzungen, Gedichte u. s. w. Vgl. Uhde, «Konrad E.» (im «Neuen Plutarch», Bd. 4, Lpz. 1876).

Ekklesia (grch. ἐκκλησία) hieß in Athen die Volksversammlung, d. h. die Vereinigung aller im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befindlichen attischen Bürger vom 20. Altersjahre an, welcher die souveräne Entscheidung über alle durch den Rat (die Bule) vorbereiteten und an sie gebrachten oder auch durch eigene Initiative aus dem Kreise der versammelten Bürger angeregten Angelegenheiten der innern und äußern Politik (Krieg und Frieden, Bündnisse und Verträge, Gesandtschaften, Ehrenbezeigungen an einzelne und Korporationen), des öffentlichen Kultus, der Finanzen und der Gesetzgebung, die Wahl der Beamten (soweit solche nicht durchs Los bestimmt wurden), Erledigung etwaiger Beschwerden gegen diese u. dgl., in gewissen Ausnahmefällen (bei den sog. Eisangelien auch richterliche Entscheidung) zustand. Die Einrichtung, daß innerhalb bestimmter Zeiträume regelmäßig solche Versammlungen stattfanden, wird auf Solon zurückgeführt. Mit der Erweiterung ihres Wirkungskreises durch die Entwickelung der Demokratie wurde die Zahl derselben vermehrt, sodaß zur Zeit der höchsten Blüte der demokratischen Verfassung vier regelmäßige Ekklesien in jeder Prytanie, d. h. innerhalb der in einem Gemeinjahre 35—36, in einem Schaltjahre 38—39 Tage umfassenden Amtsdauer einer der 10 Abteilungen, in welche der Rat nach den 10 Phylen geteilt war, also 40 im Jahre stattfanden, von denen jede ihren bestimmten Geschäftskreis hatte. Dazu kamen noch in dringenden Fällen außerordentliche Versammlungen, welche meist von den obersten Beamten des Kriegsdepartements (den Strategen) einberufen wurden.

Das Lokal dieser Versammlungen war seit alter Zeit die Pnyx (s. d.), ein weiter, durch Schranken abgegrenzter Platz, an deren Eingängen 6 Lexiarchen mit 30 Gehilfen die Kontrolle übten. Wahrscheinlich erhielt jeder zur Teilnahme an der Versammlung Berechtigte beim Eintritt eine Marke, gegen deren Vorzeigung ihm nachher in den Zeiten, wo überhaupt den attischen Bürgern eine Geldentschädigung (Sold, μισθός) für die den Staatsangelegenheiten geopferte Zeit ausbezahlt wurde, der Versammlungssold (Ekklesiastikos misthos, früher 1 Obolos, später 3 Obolen) ausbezahlt wurde. Anstatt der unbequemen und abgelegenen Pnyx wurden besonders seit der macedon. Zeit lieber die bequemen Räume des Dionysischen Theaters am Südostabhang der Akropolis, bisweilen auch andere Lokale selbst außerhalb der Stadt (z. B. im Piräus) zur Abhaltung der Versammlungen benutzt. Der Beginn der Versammlungen wurde durch ein auf der Agora sichtbares Zeichen (wahrscheinlich Aufziehen einer Fahne) angezeigt. Sie begann regelmäßig früh am Morgen mit einem Reinigungsopfer und einem vom Herold gesprochenen Gebet; darauf trug der Vorsitzende oder ein anderer Referent die Anträge (Probuleumata, d. i. Vorbeschlüsse) des Rats vor und wenn die Versammlung durch Procheirotonie (vorläufige Abstimmung) beschlossen hatte, auf die Verhandlung darüber einzutreten, so wurde die Debatte eröffnet, bei welcher nach alter, aber zur macedon. Zeit bereits antiquierter Sitte die über 50 J. Alten den Vorrang hatten. Nach Schluß der Debatte wurde über jeden Antrag einzeln durch Erheben der Hände (Cheirotonie) abgestimmt. Der Schluß der Versammlung mußte jederzeit vor Sonnenuntergang, sonst auch bei plötzlich eintretendem Regen, Gewitter u. dgl. erfolgen; war die Tagesordnung nicht erschöpft, so wurde die Versammlung auf den folgenden Tag vertagt. Den Vorsitz in der Versammlung führte in der ältern Zeit der «Epistates», d. h. der Vorsitzende des geschäftsleitenden Ausschusses des Rats (der Prytanen); später wurden jedesmal neun «Proedroi» aus der Zahl der übrigen nicht zum Ausschuß gehörigen Ratsmitglieder durchs Los ernannt, die wieder unter sich den Proedros erlosten. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung standen diesem eine Anzahl Polizeidiener (Toxotä, d. i. Bogenschützen) zu Gebote.

Vgl. Schömann, «De comitiis Atheniensium libri III» (Greifsw. 1819); Gilbert, «Handbuch der griech. Staatsaltertümer» (Bd. 1, Lpz. 1881).

Ekklesia, in der Bedeutung von Kirche, s. unter **Ecclesia**.

Ekklesiarch (grch.), Kirchenvorsteher; Ekklesiarchie, Kirchengewalt, Kirchenaufsicht.

Ekklesiastes, Ekklesiastikus, s. u. Eccl...

Eklampsie (grch.) nennt man über den ganzen Körper verbreitete, in heftigen Zusammenziehungen der Muskulatur bestehende und mit Bewußtlosigkeit verbundene Krampfanfälle, welche sich äußerlich und vielleicht auch ihrem wahren Wesen nach nur dadurch von der Epilepsie (s. d.) unterscheiden, daß bei letzterer die Krampfanfälle sich in gewissen Perioden regelmäßig wiederholen, während die eklamptischen Krämpfe nur einmal oder nur mit einigen Wiederholungen während einer gewissen Zeit einzutreten pflegen. Man unterscheidet zwei Formen, nämlich die E. der Kinder und die E. der Schwangern und Gebärenden. Die Eklampsie oder die Konvulsionen der Kinder (eclampsia infantum), auch wohl Krämpfe, schlagender Jammer, Gichter oder Fraisen genannt, stellen eine verhältnismäßig häufige Kinderkrankheit dar, welche auf den verschiedensten Ursachen beruhen kann. Am häufigsten findet sie sich bei Säuglingen, namentlich zur Zeit des Zahndurchbruchs, seltener im spätern Kindesalter, und zwar wird sie ebensowohl bei kräf-

tigen und vollsaftigen als bei schwächlichen und blutarmen Kindern beobachtet; Knaben werden im Durchschnitt etwas häufiger von ihr befallen als Mädchen. In manchen Fällen handelt es sich um eine ererbte Anlage zu Krämpfen, insofern gar nicht selten die meisten oder alle Kinder derselben Familie zu einer gewissen Zeit an eklamptischen Anfällen leiden. Durch Englische Krankheit oder chronischen Durchfall geschwächte Kinder werden im allgemeinen leichter von ihnen als andere betroffen. Ebenso oft geben bei Kindern Krankheiten des Gehirns, der Ausbruch mancher schwerer fieberhaften Krankheiten (Scharlach, Masern, Typhus, Lungenentzündung), Verdauungsstörungen, namentlich Verstopfung und Wurmreiz, Nierenstein, anämische Zustände, auch eine in die Haut eingestochene Nadel oder ein heftiger Gemütseindruck Anlaß zu mehr oder minder heftigen Krampfanfällen.

Bisweilen überrascht der Anfall das Kind plötzlich mitten im Spiele, in anscheinendem Wohlbefinden; in andern Fällen gehen längere oder kürzere Zeit gewisse Vorboten voraus. Die Kinder sind mißmutig und ärgerlich, schlafen unruhig und unterbrochen, schließen während des Schlafs nur unvollständig die Augenlider und verziehen von Zeit zu Zeit den Mund, knirschen auch mit den Zähnen und fahren bei Berührung schreckhaft zusammen. Dann bricht meist plötzlich der Anfall aus, indem der Blick stier und starr wird, die Augen umhergerollt werden, das Gesicht sich krampfhaft verzerrt und gleichzeitig mehr oder minder heftige krampfartige Zuckungen oder auch starrkrampfähnliche Zustände sich über den ganzen Körper verbreiten. Während derselben wird das Gesicht gerötet und leicht blausüchtig, der in Schaum verwandelte Speichel tritt vor die Lippen, die Haut wird mit kaltem Schweiße bedeckt, der Bauch durch verschluckte Luft aufgetrieben, die Atmung schwer beeinträchtigt, der Puls klein und überaus schnell. Dabei ist das Bewußtsein vollkommen aufgehoben und mit ihm die Empfindlichkeit für die stärksten Reize erloschen. Die Dauer der Anfälle ist verschieden; oft beträgt sie nur einige Minuten bis zu einer Viertelstunde und darüber, in andern Fällen ziehen sie sich mit mehr oder weniger langen Unterbrechungen tage-, selbst wochenlang hin.

Die E. zählt zu den gefährlichern Krankheiten des Kindesalters, denn wenn auch die meisten Anfälle in völlige Genesung übergehen, so geschieht es doch nicht gar selten, daß während eines heftigen eklamptischen Anfalls durch krampfhaften Verschluß der Stimmritze der Tod eintritt oder nach demselben nachhaltende Störungen, wie Schielen, Lähmungen oder andere schwere Affektionen zurückbleiben oder die Krankheit durch fortwährende Wiederholung der Anfälle in wahre Epilepsie übergeht. Die Behandlung der E. soll in erster Linie eine prophylaktische sein, indem alle jene schädlichen Momente von dem Säugling fern zu halten sind, welche erfahrungsgemäß den Ausbruch der Krankheit begünstigen. Man sorge also für eine vernünftige Ernährung des Kindes, am besten durch Mutter- oder Ammenbrust, für regelmäßige Verdauung, gute Luft in den Zimmern, für Reinlichkeit durch Waschungen und Bäder und vermeide alles, was Reizungen des Gehirns veranlassen könnte (anhaltendes Schaukeln, schnelles Fahren auf holperigen Wegen u. dgl.). Ganz besondere Vorsicht ist bei solchen Kindern geboten, bei denen der Verdacht einer erblichen Disposition zu Nervenkrankheiten vorliegt.

Während des eklamptischen Anfalls selbst befreie man das Kind von allen beengenden Kleidungsstücken, namentlich am Halse, lagere es zweckmäßig mit etwas erhöhtem Kopfe und so, daß es sich keinen Schaden zufügen kann, und schiebe, wenn sich der Krampf auch auf die Kiefermuskeln erstreckt, ein Stück Holz, Kork oder zusammengerollte Leinwand zwischen die Kiefer, damit das Kind freier atmen kann und sich die Zunge nicht verletzt. Daneben sorge man für möglichst schnelle Zufuhr reiner frischer Luft, mache kalte Umschläge auf die Stirn und gebe reizende Klystiere aus lauwarmem Wasser und Essig; gegen das Ende des Anfalls erweist sich das Einflößen von Kamillen- oder Baldrianthee oder ähnlichen nervenbelebenden Mitteln ersprießlich. Behufs Verhütung neuer Anfälle ist auf zweckmäßige Ernährung, genaue Regulierung des Stuhlganges, gehörige Abhärtung durch kalte Waschungen und auf sorgsame Behütung von Erhitzung und Aufregung Bedacht zu nehmen.

Die **Eklampsie der Schwangern und Gebärenden** besteht gleichfalls aus plötzlich auftretenden und mit vollständigem Verlust des Bewußtseins verbundenen krampfhaften Zuckungen und Zusammenziehungen der gesamten Körpermuskulatur, welche vorzugsweise Frauen, die zum erstenmal schwanger sind, und zwar gewöhnlich erst während der Entbindung, seltener im Verlaufe des Wochenbettes, befallen und hinsichtlich ihrer Ursachen durchaus noch nicht sicher erkannt sind. Einige Ärzte schreiben sie einer durch Nierenentzündung bedingten Harnstoffvergiftung des Blutes zu, während andere sie von einer anämischen Blutbeschaffenheit und der durch die Wehenthätigkeit hervorgerufenen Steigerung des Blutdrucks im arteriellen Gefäßsystem, welche Blutüberfüllung des Gehirns zur Folge hat, herleiten. Die Dauer des einzelnen Anfalls ist verschieden und schwankt von einer Minute bis zu einer Stunde und darüber. Mit Nachlaß der Zuckungen verfällt die Kranke gewöhnlich in einen schlafsüchtigen Zustand, aus welchem sie anfangs mit wiederkehrendem Bewußtsein, jedoch tief angegriffen und ohne Ahnung von dem überstandenen Krampfe erwacht; ihr Kopf ist wüst, sie klagt über Schwere und Schmerzen in den Gliedern, bis nach längerer oder kürzerer Pause ein neuer Anfall ausbricht, der die vorausgegangenen meist an Heftigkeit übertrifft; späterhin kehrt auch in den Pausen das Bewußtsein nicht zurück, sondern die Kranken verharren in ihrem schlafsüchtigen Zustande, der entweder durch Herz- und Gehirnlähmung zum Tode führt oder nach einem lange anhaltenden Schlafe in Genesung übergeht.

Die E. gehört zu den gefährlichsten Erkrankungen der Schwangern und Gebärenden, da durch sie nicht nur das Leben der Mutter, sondern auch das des Kindes auf das äußerste bedroht wird. Die Behandlung besteht außer einer zweckmäßigen Lagerung der Kranken, reizenden Klystieren, Hautreizen und kräftigen Abführungsmitteln vornehmlich in der dreisten Anwendung der anästhetischen Mittel (Chloroform, Chloralhydrat, Opium), durch welche es nicht selten gelingt, die Krampfanfälle zu verhüten oder wenigstens abzukürzen. Die Entbindung selbst ist durch Kunsthilfe so schnell als möglich zu beendigen, da das Leben des Kindes durch die krampfhaften Zusammenschnürungen der Gebärmutter und die hierdurch bedingten Cirkulationsstörungen auf das höchste gefährdet ist und zudem,

wie die Erfahrung gezeigt hat, mit der Ausstoßung des Kindes aus der Gebärmutter die eklamptischen Anfälle häufig von selbst aufhören.

Eklektiker (grch.) heißt einer, der von allem das, was ihm das Beste scheint, auswählt; deshalb nennt man E. diejenigen Philosophen, die kein bestimmtes philos. System annehmen, sondern aus allem das nach ihrem Urteil Wahre auswählen. Eine solche eklektische Philosophie ist stets in Gefahr, die wissenschaftliche Konsequenz einer subjektiven Vorliebe zu opfern und vielleicht sogar unvereinbare Sätze in einem wissenschaftlichen Ganzen zu verbinden. (S. Synkretismus.) In der Philosophie des Altertums wird unter der eklektischen Philosophie einerseits die namentlich bei den Römern geübte kritiklose Zusammenstellung griech. Lehren, wie sie bei Cicero hervortritt, andererseits in späterer Zeit diejenige verstanden, welche die Lehren des Pythagoras, Plato und Aristoteles in Ein System zu vereinigen sucht, und deren Hauptrepräsentanten, Plotin und Proklos, eine Ansicht aufstellten, welche die Resultate der ältern Philosophie zu einem eigenen konsequenten Ganzen verband. (S. Alexandrinisches Zeitalter.) In jedem Falle ist der Eklektizismus ein Symptom der Erschöpfung der originalen philos. Gestaltungskraft und pflegt deshalb in der Geschichte mit dem aus gleichem Grunde entspringenden Skeptizismus gleichzeitig aufzutreten.

Eklektizismus, im allgemeinen der Ausdruck für eine prinziplose Richtung in der Philosophie, wurde in neuerer Zeit der Name des von V. Cousin (s. d.) begründeten philos. Systems und der von ihm ausgehenden Schule. Diese Bezeichnung beruhte auf der Ansicht, daß jedes philos. System vermöge der psychologischen und der kulturgeschichtlichen Notwendigkeit seiner Entstehung in seinen positiven Aufstellungen einen Kern von Wahrheit besitze und daß es deshalb nur darauf ankomme, den Gegensatz der Systeme auf Grund einer histor. und psychol. Verständigung auszugleichen. Aus dieser Tendenz des E. gingen eine große Anzahl höchst wertvoller Arbeiten über die Geschichte der Philosophie hervor, und darin besteht das bleibende wissenschaftliche Verdienst dieser Schule. Die psychol. Grundlage suchte der E. teils in der Anlehnung an die Schottische Schule (s. d.), womit schon vor Cousin die «Spiritualisten» Roger Collard und Maine de Biran begonnen hatten, teils in der Erneuerung der Selbstbewußtseinslehre von Descartes (s. d.). Die Metaphysik aber, welche der E. darauf baute, war wesentlich durch die Theorien der deutschen Philosophie, besonders Schellings und Hegels, bestimmt. Das Hauptwerk der ganzen Schule ist das ausgezeichnete «Dictionnaire des sciences philosophiques», herausgegeben von Ad. Franck (2. Aufl., Par. 1875). Der E. war die herrschende Philosophie des franz. Liberalismus um die Mitte dieses Jahrhunderts und wurde deshalb von den Extremen beider Seiten, den Klerikalen und den Radikalen, gleich heftig angegriffen. Vgl. P. Leroux, «Réfutation de l'éclecticisme» (Par. 1839); H. Taine, «Les philosophes classiques au 19e siècle en France» (Par. 1857). (S. auch Französische Philosophie.)

Eklipse (grch.; lat. Defectus), der Wegfall, das Verschwinden; in der Astronomie die Sonnen- und Mondfinsternis, s. Finsternis.

Eklipsmaschine (frz. éclipse-fileur en doux, engl. eclipse roving-frame), eine Art Vorspinnmaschine, namentlich für Baumwolle, durch welche dem zwischen zwei Platten sich durchziehenden Faserbündel eine vorübergehende Drehung erteilt wird. Mit Rücksicht auf das nachfolgende Verschwinden dieser Drehung wird die Vorrichtung mit dem Namen «Eklips» bezeichnet.

Ekliptik oder Sonnenbahn heißt derjenige größte Kreis an der Himmelskugel, den die Sonne in ihrem scheinbaren Lauf um die Erde jährlich von Westen gegen Osten beschreibt. Weil man wahrnahm, daß in der Nähe dieses Kreises die Sonnen- und Mondverfinsterungen stattfinden, so veranlaßte dies die Griechen, diesen Kreis die E. zu nennen (von ἔκλειψις, d. i. Finsternis). Bei einiger Aufmerksamkeit sieht man, daß die Sonne nicht alle Tage in gleicher Höhe durch den Mittagskreis geht, sondern sich in Schraubengängen um die Erde zu bewegen scheint; auch bemerkt man täglich bei ihrem Auf- und Untergange andere Sterne in ihrer Nähe und zwar von Tag zu Tag mehr nach Osten liegende. Man nimmt ferner wahr, daß die Sonne zweimal im Jahre, nämlich um den 21. März und den 23. Sept., durch Punkte des Äquators geht und diese, die sog. Nachtgleichenpunkte oder Äquinoktialpunkte, sind die Durchschnittspunkte desselben mit der E. Endlich findet man zwei Tage im Jahre, an welchen die Sonne ihre größte und ihre kleinste mittägige Höhe am Himmel erreicht hat; jene findet um den 21. Juni, diese um den 21. Dez. statt. Weil sich an denselben die Sonne zu wenden und dem Äquator, von welchem sie sich bis dahin entfernte, wieder zu nähern scheint, so heißen diese Tage Sonnenwenden, und die Punkte, wo die Wendung selbst zu erfolgen scheint, Stillstands- oder Sonnenwendepunkte (solstitia, solis stationes); in diesen Punkten hat die Sonne ihren größten Abstand vom Äquator erlangt. Die erklärten vier Punkte der E. sind voneinander um einen Quadranten, d. i. um 90° entfernt. Man teilt jeden dieser Quadranten oder Viertel des ganzen Kreises in drei gleiche Bogen, deren daher jeder 30° enthält, ferner jeden Grad wie gewöhnlich in 60 Minuten, jede zu 60 Sekunden. Hierdurch zerfällt die ganze Sonnenbahn in 12 gleiche Bogen oder Zeichen (s. Tierkreis), und man benennt dieselben nach gewissen Sternbildern, durch welche die E. geht, und deren jedes ungefähr 30° von dem andern entfernt ist. Da die beiden erwähnten Durchschnittspunkte der E. mit dem Äquator nicht fest sind, sondern in jedem Jahre um 50 Sekunden, in jedem Jahrhundert beinahe 1° 23 Minuten rückwärts, d. i. westlich gehen (s. Präzession), so sind seit der Zeit, wo jene 12 Zeichen erfunden wurden, diese Sternbilder in der E. jetzt sehr verrückt worden, sodaß das Sternbild der Fische, die früher im letzten Zeichen standen, jetzt im ersten Zeichen, das des Widders, der früher im ersten stand, jetzt im zweiten Zeichen steht u. s. w., oder daß die Sternbilder alle um ein ganzes Zeichen von 30° vorgerückt sind. Die neuern Astronomen nehmen aus eben diesem Grunde größtenteils keine Rücksicht mehr auf diese Zeichen und Sternbilder und zählen die Längen von dem jedesmaligen Frühlingspunkte auf der E. von 0° bis 360°.

Auch der Winkel der E. mit dem Äquator, die sog. Schiefe der E., ist veränderlich; er beträgt jetzt nahe 23½°, wird aber in jedem der nächsten

Jahrhunderte um beinahe 50 Sekunden kleiner. Wenn er immerfort abnähme, so würde endlich die E. mit dem Äquator zusammenfallen und ein immerwährender Frühling auf der Erde entstehen; er nimmt aber nicht immer ab, sondern schwankt periodisch zwischen bestimmten Grenzen, die er nie übersteigen kann, hin und her. Nach den darüber angestellten Rechnungen war er um 2000 v. Chr. am größten und beinahe gleich 23° 53′. Seitdem nimmt er ab, bis er gegen 6600 n. Chr. am kleinsten und gleich 22° 54′ sein wird. Von da wird er wieder bis zum J. 19300 zunehmen, einen Wert von 25° 21′ erreichen und dann wieder abnehmen. Diese geringen Änderungen können auf die Jahreszeiten keinen wesentlichen Einfluß äußern.

Ekloge (grch.), d. i. das Ausgewählte, bei den alten Römern eigentlich Bezeichnung für jedes kleinere ausgewählte Gedicht, sodaß man z. B. die Episteln des Horaz zuweilen Eclogae nannte. Vorzugsweise aber erhielten die bukolischen Gedichte des Virgilius, Calpurnius (Siculus) und Nemesianus diesen Titel, der hier also für die Benennung «Idyll» eintrat, welche die von Virgil nachgeahmten Gedichte des Theokrit führten. Auch die lat. Poesie des frühern Mittelalters, wie die am Ausgang desselben erblühende neulat. Litteratur nahm diese Bezeichnung an und begriff darunter auch Gedichte, die oft der bukolischen Poesie nur teilweise und der Form nach angehörten. Auch in der modernen Poesie der Italiener, Spanier und Deutschen kommt der Ausdruck E. für Hirten- und Schäfergedichte vor.

Eklogit (von ἐκλόγη, Auswahl, durch Hauy genannt, weil hier ganz besondere Gemengteile vereinigt sind) ist der Name für eine Felsart, welche in erster Linie aus grasgrünem Omphacit (einer Abart von Augit) und rotem Granat zusammengesetzt ist, zu welchen Mineralien sich dann noch häufig dunkelgrüne Hornblende (Smaragdit), himmelblaue Körner von Cyanit, farblose Quarze, Zoisit, sowie silberglänzende Glimmerblättchen gesellen, sodaß das Gestein einen sehr schönen und lebhaften Farbeneindruck macht. Accessorisch treten noch hinzu Rutil, Zirkon, Apatit, Titanit, Chlorit, Eisenkies, Magnetkies, Magneteisen. Der E. bildet stockähnliche Einlagerungen in den alten archäischen krystallinischen Schiefern, insbesondere im Gneis, auch im Granulit, und ist hier vielfach vergesellschaftet mit Hornblendeschiefern, Olivingesteinen, Serpentinen u. s. w. Eine ausgezeichnete Entwickelung gewinnt er z. B. im Fichtelgebirge zwischen Hof und Marktschorgast (Eppenreuth, Silberbach, Fattigau), in der Gegend von Zöblitz in Sachsen, bei Karlstätten in Niederösterreich, an der Saualp in Kärnten und der Bacheralp in Steiermark, im Val Tournanche, vielerorts in Norwegen.

Eklysis (grch., «Auflösung»), Schwäche, Ohnmacht.

Eko, Insel, s. Lagos.

Ekphōnesis (grch.), Ausruf.

Ekron, die am meisten nördlich (nordöstlich) gelegene unter den fünf Hauptstädten der alten Philistäer, welche der syr. König Alexander Balas dem Makkabäer Jonathan zum Geschenke gab, identisch mit dem heutigen Dorfe Akir, etwa 10 km östlich von Jamnia (Jebnah). Über den philistäischen «Fliegengott» von Ekron s. Beelzebub.

Eksjö, Städtchen in Småland (Jönköpingslän), an der Näßjö-Oskarshamnbahn, zählt (1881) 2872 E., welche bedeutenden Viehhandel treiben.

In der Nähe befindet sich die Skurugata, ein 38 m tiefer und 6 m breiter Riß, welcher in einer Länge von etwa 2 km einen Felsberg spaltet.

Ekstase (grch.), Verzückung, ein höherer Grad von Begeisterung, besteht im wesentlichen darin, daß im Bewußtsein ein andauerndes rein geistiges oder sinnlich gefärbtes Wonnegefühl herrscht, welches jede geistige Bethätigung nach andern Richtungen hin, z. B. Wahrnehmung von Sinneseindrücken, also auch der realen Außenwelt, freies Wollen u. s. w. mehr oder weniger vollständig ausschließt und die Aufmerksamkeit auf die jenem Gefühl zu Grunde liegenden geistigen Vorgänge zu richten zwingt. Die letztern sind gegeben entweder in Phantasievorstellungen erhabenen (insbesondere religiösen) oder sonstwie beglückenden Inhalts, oder in gleichgearteten Sinnestäuschungen (Hallucinationen) und sinnlichen, besonders von den Geschlechtsorganen ausgehenden Gefühlen. Im erstern Fall kann die E. einen im Bereich des Normalen liegenden Vorgang darstellen oder krankhafter Natur sein, im letztern Fall ist sie stets als pathologisch zu betrachten. Höhere Grade kommen überhaupt nur als Teilerscheinung von Geistes-, beziehungsweise Nervenkrankheiten (besonders bei Hysterischen, Wahnsinnigen u. s. w.) vor. Das äußere Gebaren der Ekstatischen ist entweder passiv, indem eine dem Wonnegefühl entsprechende Körperhaltung stabil (statuenartig) beibehalten, oder auch aktiv, indem durch Sprechen, Singen u. s. w. dem Bewußtseinsinhalt Ausdruck verliehen wird.

Ektasie (grch.), die Erweiterung oder Ausdehnung von Hohlorganen oder röhrenförmigen Kanälen, z. B. der Blutadern (Phlebektasie), der Luftröhrenäste (Bronchiektasie), des Magens (Gastraktasie), kommt entweder durch anhaltende übermäßige Füllung und Ausweitung eines Hohlorgans, wie des Magens, des Herzens, oder durch krankhafte Verminderung der Elasticität seiner Wandungen (Blutgefäße, Luftröhrenäste) zu Stande und ist immer mit erheblichen Funktionsstörungen verbunden; ektatisch, erweitert, ausgedehnt.

Ekthesis (grch.), Aus-, Darlegung, Erklärung.

Ektheto-Trophēum (grch.), Findelhaus.

Ekthlipsis (grch., das Herausdrücken, Ausstoßen) ist gleichbedeutend mit Elision (s. d.).

Ekthyma (grch.) oder Pustelflechte heißt eine Hautkrankheit, welche sich durch große, einzeln stehende, zu dicken braunen Krusten eintrocknende Eiterblasen oder Pusteln charakterisiert und am häufigsten die Unterschenkel, bisweilen auch die Brust und das Gesicht befällt. Das E. entsteht meist durch die direkte Einwirkung starker Hautreize, so z. B. bei Maurern durch Bespritzen mit Kalk, durch Unreinlichkeit, durch Einreiben von Brechweinsteinsalbe, durch heftiges Kratzen bei Parasiten und juckenden Hautausschlägen; auch findet es sich bei syphilitischen sowie bei geschwächten und dürftig ernährten Personen. Die Behandlung erfordert vor allem Beseitigung der einwirkenden Schädlichkeiten, Entfernung der Krusten durch Ölüberschläge, fleißige Waschungen und Bäder, sowie bei geschwächten Personen Hebung des Kräftezustandes durch gute Luft, kräftige Diät und Darreichen von Eisen- und Chinapräparaten.

Ektoparasiten, s. Epizoen.

Ektopie (grch.) bezeichnet in der Medizin diejenige angeborene Lageveränderung, wobei ein Organ nicht in der für dasselbe bestimmten Körper-

höhle, sondern außerhalb derselben, zumeist an der Körperoberfläche, gelegen ist. Gewöhnlich beruht dieser Bildungsfehler auf einer widernatürlichen Trennung und Spaltbildung; so liegt z. B. bei E. des Herzens dasselbe bei Mangel eines Teils der Brustwand außerhalb der Brusthöhle, bei Mangel des Zwerchfells in der Bauchhöhle, bei der E. der Harnblase die letztere nicht in der Bauchhöhle, sondern in einer Spalte der Bauchwand u. s. w. Die Behandlung der E. ist gewöhnlich sehr schwierig; nur bisweilen läßt sich auf operativem Wege eine Bedeckung des offen liegenden Organs erreichen.

Ektropium (grch.), die Auswärtskehrung des Augenlides, entsteht teils durch narbige Verkürzung der äußern Lidhaut infolge von Verletzungen, Zellgewebsentzündungen, Verbrennungen, krebsiger Zerstörung u. dgl., teils durch Schwellung und Wucherungen der Bindehaut bei hartnäckigen Entzündungen derselben, teils endlich durch Lähmung des Schließmuskels oder Schwäche desselben, besonders im Greisenalter. Die Bindehaut des Lides ist hierbei vom Augapfel völlig abgewendet und durch den fortwährenden Reiz der äußern Luft in einen Zustand chronischer Entzündung versetzt, wodurch nicht nur eine erhebliche Entstellung des Gesichts, sondern auch Störungen der Thränenleitung und mangelhafter Lidschluß und infolge dessen chronisch entzündliche Zustände am Augapfel entstehen. Dauernde Heilung ist nur durch Operation zu erzielen.

Ektypen (grch.), Abdrücke von geschnittenen Steinen; auch erhabene Arbeiten in Holz, Marmor u. s. w.

Ektypographie, s. unter Blindendruck und Hochätzkunst.

Ekwall (Knut), Maler, geb. 3. April 1843 auf dem Gute Gransbo im Kirchspiel Säby der schwed. Provinz Småland, besuchte die Realschule zu Jönköping und seit 1859 die Akademie in Stockholm. Er widmete sich zuerst der Holzschnitzerei, dann der Xylographie und Illustrationstechnik. Die Frucht einer 1870 unternommenen Reise nach München waren einige kleine Genrebilder. Später war E. als Illustrator bis 1875 in Leipzig thätig, wo er eine Menge Zeitbilder für Holzschnitt u. s. w. herstellte. An Genrebildern lieferte er damals: Zehn Minuten Aufenthalt, Auf dem Vorderdeck, Eisenbahnzug im Schnee. Hierauf begab er sich auf ein Jahr als Schüler Knaus' nach Berlin, wo er eine Reihe Bilder, darunter die berliner Feuerwehr, Stiefelputzers Frühstück, vergnügtes Alter, vollendete. Dann entstanden noch: Junges Eheglück, heitere Stunden, Heimkehr vom Balle, erste Annäherung u. a.

Ekzēm (grch., bedeutet «durch die Hitze herausgetrieben») oder nässende Flechte ist der Gesamtname für eine Gruppe scheinbar sehr verschiedenartiger Hautausschläge, welche jedoch das Gemeinsame haben, daß sie sämtlich auf einer Entzündung der obersten, dicht unter dem hornigen Überzuge (Epidermis) gelegenen Schichte der Lederhaut (s. Haut) beruhen, welche sich durch ihre weichere Beschaffenheit und ihren größern Reichtum an Blutgefäßen von der übrigen Lederhaut unterscheidet. Diese Entzündung ist stets von einem Ergusse von Flüssigkeit (Exsudat) unter die Oberhaut (Epidermis) oder, wenn diese abgestoßen ist, auf die freie Fläche der Haut begleitet. Das E. der äußern Haut entspricht hiernach durchaus dem Katarrh der Schleimhäute; denn auch dieser besteht in einer Entzündung der obern Schichte der Schleimhaut, verbunden mit reichlicher Absonderung von Flüssigkeit. Beide Krankheiten haben die Neigung, sich leicht über größere Strecken der Haut oder Schleimhaut zu verbreiten, und beide bilden bei weitem die häufigste Form der Erkrankung dieser Organe. Bei allen Formen des E. sind die obern Hautschichten infolge der Entzündung mit Blut überfüllt und erscheinen daher röter und geschwollener als die übrige Haut. Die aus den überfüllten Blutgefäßen ausgeschwitzte Flüssigkeit hebt die Oberhaut stellenweise oder in größerer Ausdehnung empor, und es entstehen auf diese Weise entweder Bläschen mit einem bald klaren (Eczema vesiculosum), bald durch Eiterkörperchen getrübten (E. impetiginosum) Inhalt, oder die Oberhaut wird in Fetzen abgestoßen. Letzternfalls, oder wenn die Bläschen platzen und ihren Inhalt ergießen, bilden sich dann durch das gerinnende und trocknende Exsudat Decken, Borken und Grinde, welche oft eine bedeutende Dicke erreichen. Ist das Exsudat sehr gering, so kommt es gar nicht zur Bläschenbildung, sondern die Flüssigkeit durchtränkt nur die Schichten der Oberhaut, welche sich allmählich in Schüppchen oder größern Fetzen ablöst (E. squamosum). Ist das Exsudat sehr reichlich und dünnflüssig, so entstehen kleinere oder größere, bisweilen sehr ausgedehnte, nässende, stark gerötete Hautstellen, an welchen die Haut mit der Zeit infolge der chronischen Entzündung sehr derb wird und ein gespanntes, glänzendes Aussehen erhält, soweit sie nicht von Schuppen und eingetrockneten Exsudatmassen bedeckt ist. Letztere Affektion ist unter dem Namen Salzfluß (E. rubrum) bekannt und findet sich besonders häufig an der Vorderfläche der Unterschenkel. Weil in der obern Schichte der Haut zahlreiche Empfindungsnerven endigen, ist das E. meist von einem oft unerträglichen Jucken begleitet. Die nässende Flechte verbreitet sich bald über einen großen Teil der Körperoberfläche, bald tritt sie nur örtlich beschränkt am behaarten Kopf, an Augen und Ohren, im Gesicht, an den Genitalien, am After, oder an Händen und Füßen auf. Chronische E. führen meist infolge von Bindegewebswucherung zu einer dauernden Verdickung und Hypertrophie der Haut, seltener infolge des Drucks der aufgelagerten Borken und Krusten zu einem auffallenden Schwund der Lederhaut.

Die Ursachen des E. sind oft äußere, d. h. irgend welche Reizungen der Haut durch Hitze, Reibung, Parasiten, scharfe Stoffe (Senfteige, span. Fliegen u. s. w.). Das sog. Bade- oder Brunnenfriesel, dem man früher eine große Bedeutung für den Verlauf der Badekuren zuschrieb, ist nichts weiter als die Folge der reizenden Mineralbestandteile oder der Hitze der Bäder. Ebenso hat das Friesel, welches bei Kaltwasserkuren häufig eintritt, durchaus nicht die kritische Bedeutung, welche ihm die Kaltwasserdoktoren zuschreiben, sondern ist die Folge der Hautreizung durch Kälte und Abreibungen. Häufig aber entsteht allerdings das E. aus innern Ursachen, zumeist wohl infolge einer krankhaften Blutmischung, welche Ernährungsstörungen der mannigfachsten Form, also auch solche der Haut bedingen kann. Insbesondere sieht man skrofulöse Kinder und Bleichsüchtige häufig an hartnäckigem E. leiden; auch stehen manche E. mit chronischen Verdauungsstörungen, andere mit Unregelmäßigkeiten in der Menstruation in ursächlichem Zusammenhang. Die Behandlung des E. hat sich natürlich zuerst nach den Ursachen zu richten. Sind äußere

Reizungen der Haut die Ursache, so wird das Übel meist bald zu heilen sein, wenn es nicht schon zu sehr eingewurzelt ist. Liegen erkennbare Störungen des Gesamtorganismus (Skrofulose, Bleichsucht, Syphilis) zu Grunde, so müssen vor allem diese gehoben werden. In der neuern Zeit gibt man den äußerlichen, direkt auf die erkrankte Haut wirkenden Mitteln vor den früher üblichen innern Kuren den Vorzug, weil durch die erstern die Ernährungsstörungen der Haut am schnellsten und sichersten ausgeglichen werden, während man früher, wiewohl ganz mit Unrecht, befürchtete, durch eine eingreifende äußere Behandlung an Stelle des vertriebenen E. schwerere Störungen in innern Organen zu erzeugen. Zu den wirksamsten Mitteln gegen E. zählen das Wasser in seinen verschiedenen Anwendungsformen (als Überschlag, als Regendouche und Voll- oder örtliches Bad, als Auflösungsmittel verschiedener adstringierender Substanzen, wie Alaun, Sublimat, Blei- und Zinkpräparate), die Fette und Öle zur Erweichung und Entfernung der Borken, sowie in der Form der verschiedenen Salben, ferner Streupulver, grüne Seife, Theerpräparate, Anätzungen der Haut mit Ätzkali u. dgl.; doch gewährt, zumal bei veralteten und hartnäckigen E., nur eine konsequente und methodische Behandlung Aussicht auf dauernde Heilung.

Ela, König des israel. Nordreichs, welcher 928 v. Chr. seinem Vater Baësa folgte, aber schon im zweiten Jahre seiner Regierung bei einem Trinkgelage einer Verschwörung seines Kriegsobersten Simri zum Opfer fiel.

Eläa (das griech. Wort für «Ölbaum» und «Olive») war der Name verschiedener altgriech. Städte, unter denen das äolische E. die einzige einigermaßen bedeutende war. Dieselbe lag an der Westküste Kleinasiens, ungefähr drei Viertelstunden östlich von der Mündung des Flusses Kaikos, am innersten Winkel einer durch die Vorgebirge Harmatus im N. und Hydra im S. umschlossenen Bucht, welche danach der Elaïtische Meerbusen genannt wurde, und diente der Stadt Pergamus (s. d.) als Hafenplatz.

Eläagnaceen (Elaeagnaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt nur wenige Arten, die in der gemäßigten Zone über die ganze Erde verbreitet sind und zum Teil auch in den Tropengegenden Asiens vorkommen. Es sind Bäume oder Sträucher mit meist ganzrandigen Blättern, die bei mehrern Arten mit sternförmig ausgebildeten Schuppen dicht besetzt sind; die Blüten sind zwitterig oder auch diöcisch; sie besitzen ein röhrenförmiges, zwei- oder vierlappiges Perigon, vier oder acht Staubgefäße und einen einfächerigen Fruchtknoten. Die Frucht ist eine Nuß, die von dem persistierenden Perianthium umschlossen wird. Einige Arten der E. werden in Deutschland häufig in Anlagen als Zierpflanzen kultiviert. (S. Elaeagnus und Hippophaë.)

Elaeagnus *L.*, Ölweide, eine Gehölzgattung, welche nebst einigen andern die Familie der Elaeagnaceae bildet. Im Linnéschen Pflanzensystem ist sie in die Tetrandria Monogynia eingereiht. Ihre nicht sehr zahlreichen Arten sind teils zwitterblütig, teils halbgetrennten Geschlechts. Ihr glockenförmiges Perigon ist kelchartig, gelb und hat einen manchen zu starken Wohlgeruch. Ihre Blätter sind, wie bei allen Gliedern der Familie, mit sternförmigen, glashellen Schuppen bedeckt. Hierdurch erhalten sie ein silberglänzendes Ansehen, das ihnen für die Kontrastwirkung im Parkgehölz einen gewissen Wert verleiht. Man hat diese Sträucher, welche bisweilen einen kleinen Baum darstellen, Ölweiden genannt, weil die kleinen Früchte in etwas den Oliven, die Blätter aber denen der Weiden gleichen. Sie sind in Südeuropa, Asien und Nordamerika zu Hause. Am häufigsten trifft man in den Gärten E. angustifolia *L.* (E. hortensis *Bbst.*), deren Blatt der Weidenform am nächsten kommt, mit einer Kulturform (E. orientalis *Del.*), welche größere, eßbare Früchte trägt. E. argentea *Pursh.*, der amerik. Silberbaum, besitzt braune, in der Jugend mit bronzefarbigen Schuppen besetzte Zweige und elliptische, auf beiden Seiten silberweiße, unten mit rotbraunen Schuppen besetzte Blätter. Die Ölweiden gedeihen in jedem Boden, vorzugsweise aber in trockenem, sandigem Lehmboden in sonniger Lage, und lassen sich mit Leichtigkeit durch Ausläufer, Ableger und Stecklinge vermehren.

Elabieren (lat.), entschlüpfen, verfließen (von der Zeit).

Elaborieren (lat.), ausarbeiten, verfertigen; Elaborat, etwas Ausgearbeitetes, namentlich eine schriftliche Ausarbeitung; Elaborationsbuch, Buch der Apotheker, worin die von ihnen selbst bereiteten Arzneien verzeichnet sind.

Elaeis guineensis *Jacq.*, die Ölpalme, eine niedrige, mit langen, sehr eleganten Wedeln ausgestattete Palmenart Südamerikas, Westindiens und Afrikas. Sie eignet sich vortrefflich zur Stubenkultur, verlangt aber viele Wärme und ist gegen Zugluft sehr empfindlich. Eine ungleich größere Bedeutung aber hat diese Palme für die Industrie gewonnen. Ihre Früchte nämlich, gelb, schwärzlich gefleckt und von der Größe eines Taubeneies, strotzen von einem gelben oder weißen, veilchenduftigen, angenehm schmeckenden Öle, das zur Bereitung der Palmseife benutzt wird, wie früher das Öl der Butterpalme (Cocos butyracea). Im J. 1844 wurden allein in England 414570 Centner Palmöl eingeführt. Seit dieser Zeit hat der Import von Jahr zu Jahr zugenommen.

Elagabal, s. Heliogabalus.

Elaïdin $C_3H_5O_3(C_{18}H_{33}O)_3$, ein mit dem in den Fetten, und in reichlichster Menge in den nicht trocknenden fetten Ölen, vorkommenden Triolein isomerer Körper, der gebildet wird, wenn Triolein der Einwirkung von salpetriger Säure ausgesetzt wird. Es unterscheidet sich äußerlich von dem Olein dadurch, daß es starr ist, sein Schmelzpunkt liegt bei 32—38° C., gegen Lösungsmittel verhält es sich wie alle übrigen Fette. Man hat seine Eigenschaft benutzt, um flüssige Öle in feste, als Kerzenmaterial verwendbare Fette zu verwandeln. Das E. war wesentlicher Bestandteil der Oxygenierten Salbe, Unguentum oxygenatum, Unguentum nitricum, Unguentum Alyoni, welche die erste Auflage der Deutschen Pharmakopöe noch aufgenommen hatte, die aber in die zweite Auflage nicht mehr rezipiert ist. Diese Salbe wurde dargestellt, indem 50 Teile Schweineschmalz in einer Porzellanschale mit 3 Teilen Salpetersäure so lange erwärmt wurden, bis die saure Reaktion verschwunden war.

Elaïdinsäure $C_{18}H_{34}O_2$, isomer der Ölsäure, entsteht bei Einwirkung von salpetriger Säure auf Ölsäure, oder beim Verseifen von Elaïdin. Sie schmilzt bei 44—45° C., läßt sich im Strome von

überhitztem Wasserdampf destillieren und krystallisiert aus alkoholischen Lösungen in glänzenden Blättchen. Behandelt man sie mit überschüssiger salpetriger Säure, so verwandelt sie sich in eine zähflüssige Substanz, welche die Eigenschaft besitzt, Ölsäure in E. überzuführen. Bei 65° C. absorbiert sie Sauerstoff; sie vereint sich mit Basen zu Salzen, die Alkalisalze krystallisieren aus alkoholischer Lösung, die Erd- und Metallsalze sind unlöslich. Beim Schmelzen mit Kalihydrat entweicht Wasserstoff und es entsteht essigsaures und palmitinsaures Kali.

Elaïn, Synonym für Oleïn.

Elaïs, Eleïs, el-'Es, el-'Esch oder Kaua, Dorf in Nordafrika, im Lande der Baggara-Araber, 260 km östlich von el-Obeid in Kordofan, in 13° 20′ nördl. Br., wenig östlich vom Weißen Nil (Bahr-el-Abiad). Der Strom macht hier eine Krümmung nach W.; seine Ufer sind flach und reich an Gazellen, die in Rudeln wandern. Ehemals scheint dieser Ort einer der Haupthandelsplätze der Gegend gewesen zu sein. Die ägypt. Regierung sammelt hier große Vorräte an Durrah. Eine sehr besuchte Straße zwischen Kordofan und Abessinien berührt E.; auf ihr bringen die Baggara ihre Pferde in den Handel. Nahe südlich von E. beginnen die von den Schilluk bewohnten Inseln des Nils.

Elam (grch. Elymaïs) ist der alte Name einer Landschaft im O. des untern Tigris, welche bis zum Persischen Meerbusen hinab sich erstreckte und Teile des heutigen Luristan, Chusistan oder Arabistan umfaßte. Doch bezeichnete E. zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern und Schriftstellern bald einen politischen, bald einen geogr. Begriff engern oder weitern Umfangs, und die mancherlei Bezeichnungen, die dafür gebraucht wurden (z. B. Kissia, Susiana), weisen auf die Vielartigkeit der in jenem Landstrich, namentlich in den Grenzgebirgen zusammengedrängten Völkerschaften hin. Die Elymäer (Elamiten) werden als ein ackerbautreibendes, dabei aber sehr kriegerisches Volk geschildert und waren namentlich berühmte Bogenschützen. Das Reich E. behauptete, wie es scheint, seit uralter Zeit seine Selbständigkeit selbst gegen die weit ausgedehnte babylon. und assyr. Macht bis ins 7. Jahrh. v. Chr. Wenigstens soll in assyr. Inschriften ein König Kudur-Nanchunti (um 2300 v. Chr.) als Eroberer Babylons und Assyriens, und ein dritter Kuduride, Kudur-Mabug, als Herrscher über Südchaldäa und zugleich über das «Westland» (d. i. Kanaan) genannt sein, wie denn auch nach der freilich sehr zweifelhaften biblischen Sage (1 Mos. 14) ein König von E., Kedorlaomer (= Kudur-Lagamar), in Verbindung mit mehrern mesopotam. Königen zur Zeit Abrahams einen Feldzug gegen abgefallene Könige der Jordansniederung zu deren Wiederunterwerfung gemacht habe. Erst 658 v. Chr. will der Assyrer Asurbanipal V. laut Inschrift Susa erobert und E. seinem Reiche einverleibt haben. Aber schon vor Ende des Jahrhunderts scheinen die Meder E. an sich gerissen zu haben, welches seit Cyrus dem Persischen Reiche angehörte, nach dessen Zertrümmerung durch Alexander d. Gr. an das Seleucidische überging und schließlich dem neuentstandenen Partherreich inkorporiert wurde.

Élan (frz.), Anlauf, Satz, Schwung, besonders in übertragener Bedeutung: Aufschwung, Feuer, Begeisterung.

Elana oder Ailana bei Griechen und Römern, Aila bei den Arabern, Elath und Eloth im Alten Testament, ist der Name einer alten idumäischen Hafenstadt am Südende des Wadi-el-Arabah (s. Edomiter) und am Nordende der östl. Bucht des Roten Meeres, welche eben daher Älanitischer Meerbusen hieß, wie sie jetzt vom Schloß Akabah daselbst Golf von Akabah (s. d.) heißt. Durch seine Lage war E. recht eigentlich die Pforte Arabiens; hier vereinigte sich die von Norden kommende syrische und die nordwestlich vom palästinensischen Gestade und Binnenlande herabführende kanaanitische Straße mit der westöstlich quer durch die Wüste laufenden ägyptischen, um von hier aus längs des Ostufers des Meerbusens ins Innere Arabiens oder zu der hier beginnenden Wasserstraße zu führen. E. war daher zu allen Zeiten ein wichtiger, viel umstrittener Handelsplatz. Durch David kam der Ort mit dem Lande der Edomiter ans israel. Reich und Salomo sandte von hier aus Handelsschiffe ins Land Ophir; später jedoch wurde dieser Besitz immer wieder angefochten. Nachdem E. an die Römer gekommen, die eine Legion dahin legten, wurde die Stadt zu Palaestina tertia gerechnet, ward Sitz eines christl. Bischofs und trieb immer noch einen schwunghaften Handel mit Indien. Seit jedoch Mohammed (630) nördlich bis Tebûk siegreich vorgedrungen war und die Christengemeinden des Peträischen Arabien sich von ihm den Frieden durch Tributzahlungen hatten erkaufen müssen, erlahmte der Handel unter mohammed. Herrschaft; um 1100 erscheint E. nur noch als unbedeutende Stadt und war um 1300 ganz verlassen.

Elanguescieren (lat.), ermatten.

Eläodorisches Wachs (grch.), mit Ölfarbe gemischtes Wachs, welches bei den Alten zur enkaustischen Malerei diente.

Eläolith, s. Nephelin.

Eläomēter, d. i. Ölmesser, sind Aräometer, welche zur Bestimmung des spezifischen Gewichts der fetten Öle dienen.

Eläoptēn ist der in der Kälte flüssig bleibende Teil mancher ätherischen Öle (s. d.), während der dabei erstarrende, krystallisierende Anteil als Stearoptēn bezeichnet wird.

Elaeosacchărum oder Ölzucker wird nach der Pharmacopaea Germanica durch Verreibung von einem Tropfen des betreffenden ätherischen Öls mit 2 g gepulverten Zuckers bereitet, und zwar stets frisch für den Verbrauch. Die gebräuchlichsten Elaeosacchara sind: E. cinnamomi (Zimtölzucker), E. citri (Citronenölzucker) und E. menthae piperitae (Pfefferminzölzucker). Bei dem Citronenölzucker (s. unter Citronenöl) ist es empfehlenswert, denselben durch Abreiben von frischen Citronenschalen auf Zucker zu bereiten.

Elaphebolion hieß im alten Athen ein in die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche (zweite Hälfte des März und erste Hälfte des April) fallender Monat, in welchem das Fest der Elaphebolia (zu Ehren der Artemis Elaphebolos, d. h. der Hirschjägerin) gefeiert wurde. (S. Diana.)

Elaphitische Inseln, Gruppe von drei kleinen Kalkinseln vor dem Meerbusen von Ragusa an der dalmatischen Küste: Kalamota, Mezzo und Giupana, mit sieben Dörfern und zwei Klöstern. Sie sind gänzlich wasserlos, bauen aber Wein, Oliven und Johannisbrot.

Elaphomȳces *Nees*, Pilzgattung aus der Familie der Tuberaceen. Die Arten derselben sind unterirdisch lebende, mit zweischichtiger, dicker,

holziger Peridie versehene, knollenförmige Pilze, in deren Innerm sich bei der Reife eine dunkle, leicht zerfallende Sporenmasse vorfindet. In Deutschland kommen zwei Arten vor, und zwar besonders in Gebirgswäldern. Die eine davon, E. granulatus *Fr.*, wird haselnuß- bis walnußgroß und hat einen eigentümlichen, unangenehmen Geruch. Dieser Pilz war früher offizinell; von dem Landvolke werden ihm jetzt noch reizende Kräfte zugeschrieben, und er wird als Mittel zur Erregung des Geschlechtstriebes hauptsächlich bei den Haustieren verwendet. Die Hirsche sollen zur Brunstzeit denselben begierig aufscharren und fressen, weshalb er auch den deutschen Namen Hirschbrunst führt.

Elapso termino (lat.), nach Ablauf der Frist.

El-Araisch, Stadt in Marokko, s. Arisch.

Elargieren (frz.), ausweiten, erweitern.

El-Arisch, ägypt. Stadt, s. Arisch.

El-Ar'uat, Hauptort der alger. Sahara, s. Laghuat.

Elasar aus Worms (ben Jehuda ben Kalonymos), jüd. Gelehrter im 12. bis 13. Jahrh., Rabbiner in Worms, früher wohl auch in Erfurt, an Fast- und Festtagen Vorbeter; seine Frau und seine Kinder wurden von Kreuzfahrern erschlagen. E. hat sich in allen Wissensgebieten bethätigt, die den deutschen Juden damals zugänglich waren. Er war talmudischer und theosophischer Autor, studierte Astronomie, schrieb Kommentare zu biblischen Büchern und den Gebeten, verfaßte Sittenbücher und redigierte das «Buch der Frommen». Sein Hauptwerk, nach dem er oft benannt wurde, ist «Rokeach» («Rabbinische Vorschriften»); seine ethischen und mystischen Werke sind häufig in verschiedenen Teilen und unter verschiedenen Namen erschienen; seine etwa 60 synagogalen Poesien sind von Zunz («Litteraturgeschichte der synagogalen Poesie») aufgezählt.

El-Aschmunein, Flecken in Mittelägypten, s. Aschmunein.

Elasticität (Federkraft). Wenn äußere Kräfte, welche jedoch eine gewisse Größe nicht überschreiten, auf die kleinsten Teilchen eines festen Körpers wirken, so treten in den Abständen und gegenseitigen Lagen der einzelnen Teilchen desselben kleine Änderungen ein, die aber mit dem Aufhören der Einwirkung jener Kräfte ganz oder zum größten Teile wieder verschwinden. Man bezeichnet diese Eigenschaft der Körper als ihre E., und ist auf Grund von Induktionsschlüssen wohl berechtigt, sie allen Körpern, wenngleich in sehr verschiedenen Graden, beizulegen. Man glaubte früher, daß es eine bestimmte Grenze gebe, innerhalb welcher solche durch äußere Kräfte hervorgebrachte Veränderungen vollständig wieder verschwänden; daß also z. B. Metalldrähte, wenn sie durch Anhängen eines nicht bedeutenden Gewichts eine geringe Verlängerung erfahren hätten, nach dem Abnehmen dieses Gewichts wieder ganz auf ihre ursprüngliche Länge zurückgingen, und nannte diese Grenze, innerhalb welcher ein solcher Draht keine bleibende Veränderung seiner Länge erlitt, die Elasticitätsgrenze. Nach genauen Untersuchungen von Wertheim (1844) scheint aber eine scharfe Elasticitätsgrenze wenigstens bei den Metallen nicht zu existieren. Man muß daher die Elasticitätsgrenze willkürlich bestimmen, indem man z. B. festsetzt, daß sie dann eintritt, wenn das Metall eine bleibende Veränderung von 0,0005 seiner Länge erleidet. Man wird also, wenn man die bloße elastische Verlängerung (d. i. die wieder verschwindende) eines metallischen Drahts oder Stabes wissen will, seine Länge bei angehängtem Gewicht mit seiner Länge nach dem Abheben desselben vergleichen müssen. Es zeigt sich dann, daß diese Verlängerungen den angehängten Gewichten, ferner der Länge des Stabes direkt proportional und seinem Querschnitte umgekehrt proportional sind. Man kann nun aus solchen Messungen berechnen, wie groß das Gewicht sein müßte, welches fähig wäre, einen Draht oder Stab, dessen Querschnitt der Einheit (in der Regel 1 qmm) gleich ist, auf seine doppelte Länge auszudehnen, wenn es nämlich möglich wäre, den Draht oder Stab so weit auszudehnen, ohne ihn zu zerreißen, und wenn die E. bis zu dieser Grenze hin unverändert dieselbe bliebe. Das hierzu nötige Gewicht, welches für die verschiedenen Metalle und Hölzer verschieden ist, nennt man den Elasticitäts-Koëfficienten oder den Modulus der Elasticität. Derselbe ist indes für ein und dasselbe Metall nicht konstant, sondern alle Umstände, welche die Dichte des Metalls vermehren, vergrößern in der Regel denselben.

Die E. zeigt sich aber nicht nur, wenn die Körper nach ihrer Länge gezogen, sondern auch, wenn sie zusammengedrückt oder in einer auf ihrer Länge senkrechten Richtung gebogen oder um ihre Achse gedreht werden. Bezüglich der E. durch Zusammendrückung gelten auch die oben angeführten Gesetze der E. durch Zug, nur bedeutet hier die Längenveränderung eine Verkürzung, während sie dort eine Verlängerung war. Mit der Verkürzung ist zugleich eine Ausdehnung der Querdimension, mit der Verlängerung eine Kontraktion der letztern verbunden, über deren numerischen Wert die Forscher nicht übereinstimmen. Bezüglich der Biegungselasticität ist die Biegungsgröße abhängig sowohl von den Dimensionen als von der Form, wie auch von der Unterstützungsweise der betreffenden Stäbe; sie ist in allen Fällen proportional dem biegenden Gewicht. Auch bezüglich der E. durch Umdrehung oder Torsion ist die verändernde Kraft proportional dem Torsionswinkel. Um die E. auffällig zu zeigen, dient folgender Versuch: Läßt man eine Elfenbeinkugel aus einiger Höhe auf eine berußte Marmorplatte fallen, so zeigt sich, wenn sie nach dem Abspringen aufgefangen wird, daß die Kugel die Marmorplatte nicht in einem Punkte, sondern in einem Kreise von 4—6 mm Durchmesser berührt hat; sie mußte also ihre vollkommene Kugelgestalt an den Punkten, mit welchen sie auf die Platte fiel, abändern. Die E., welche Drähte und Glasfäden beim Drehen um ihre Achse zeigen, dient in der Drehwage (s. Torsionswage) zur Messung magnetischer oder elektrischer Kräfte. Sehr bekannte elastische Körper sind Stahl, Elfenbein, Kautschuk u. dgl. Die E. dieser Körper wird technisch vielfach benutzt, z. B. in den sog. Federn als bewegende Kraft (Federuhren), ferner um Stöße unschädlich zu machen (Waggonpuffer und Wagenfedern), um einen Verschluß zu bewirken (Kork- und Kautschukstöpsel), als Kraft- und Druckmesser (Dynamometer und Federwagen). Da die Fortpflanzung der Schallwelle in den festen Körpern von ihrer E. abhängt, so läßt sich auch aus den an einem Stabe beobachteten Längs- oder Querschwingungen der Elasticitäts-Koëfficient für denselben herleiten; man erhält aber wegen der bei diesen Schwingungsbewegungen entwickelten Wärme nur nahe denselben

[illegible] wie sie die [illegible] Versuche über die Verlängerung der Saite [illegible] gemacht haben. Die Litteratur über die E. fester Körper ist [illegible], es [illegible] zu erwähnen [illegible] über E. [illegible] (1852), [illegible] (1862), [illegible] (1869), [illegible] (1869), [illegible] Bd. [illegible]. [illegible] die Beziehungen zur [illegible] der Theorien über die E.

Während [illegible] Körper [illegible] nicht vollkommen elastisch [illegible], d. h. nach [illegible] Kräfte nicht vollkommen in ihr früheres Volumen und zu ihrer ursprünglichen Gestalt zurückkehren, zeigen dagegen flüssige und gasförmige Körper eine vollkommene E., d. h. sie dehnen sich nach der [illegible] des äußern Drucks wieder auf ihr früheres Volumen aus. Während aber bei festen Körpern eine Veränderung ihrer Dimensionen in doppelter Weise, eine Verlängerung durch angebrachte Zugkräfte und eine Verkleinerung durch angebrachte Druckkräfte und überdies eine Verschiebung der kleinsten Teilchen durch Biegung und Torsion [illegible], ist hingegen bei den flüssigen und gasförmigen Körpern nur eine Zusammendrückung durch angebrachte Druckkräfte möglich. Ihr Streben, sich wieder auszudehnen, ist gerade so groß wie die angebrachte Druckkraft, weil Druck und Gegendruck sich stets gleich sein müssen. Bei den gasförmigen Körpern stehen die Volumina, welche eine verschiedenen Druckkräften unterworfene Gasmenge einnimmt, bis zu einer gewissen Grenze im umgekehrten Verhältnisse dieser Druckkräfte (Boyle-Mariottesches Gesetz). Die E. der Gasarten, oder ihr Bestreben sich auszudehnen, mißt man gewöhnlich durch die Höhe einer Quecksilber- oder Wassersäule, welcher sie das Gleichgewicht halten. Auch die E. der Gasarten und Dämpfe findet vielfache Anwendung in der Technik, z. B. in den Gas- und Dampfmaschinen.

Elasticitätsmesser oder Elaterometer im engern Sinne sind Instrumente zur Bestimmung der Spannung von Gasen und Dämpfen in abgeschlossenen Räumen, also besonders die sog. Barometerproben (s. unter Luftpumpe) und Manometer (s. d.).

Elastiks vom engl. elastics (frz. élastiques), auch Kautschukgewebe genannt, leinene, baumwollene, wollene oder seidene Gewebe, die entweder in Kette und Einschlag oder, was häufiger der Fall, nur in der Kette Kautschukfäden enthalten und, gewöhnlich nur in geringer Breite hergestellt, besonders zu Strumpfbändern, Einsätzen in Halbstiefel, Tragbändern (Hosenträgern) u. s. w. verwendet werden. Auch nennt man E. gedoppelte und gewalkte Streichwollzeuge, die sich durch große Dehnbarkeit auszeichnen und zu männlichen Kleidungsstücken verwendet werden.

Elateas (d. i. Tannenberg) ist der Name, mit welchem die Griechen jetzt den von den Alten Kithäron (s. d.) genannten Gebirgszug auf der Grenze von Böotien, Megaris und Attika, der in seinen obersten Partien noch jetzt großenteils mit Tannen bewaldet ist, bezeichnen.

Elateia, die bedeutendste unter den Städten der altgriech. Landschaft Phokis (s. d.), beherrschte durch ihre Lage, etwa 5 km oberhalb des linken Ufers des Flusses Kephissos, am südl. Ausgang des aus dem nördl. Lokris nach Phokis und Thessalien führenden Passes [illegible] nach dem mittlern Griechenland. Sie war daher in älterer Zeit sehr wichtig. [illegible] wurde [illegible] die Stadt am Ende des [illegible] Kriegs (346 v. Chr.) zerstört. Als Philipp in Macedonien im J. 338 zum Entscheidungskampf gegen die Athener und ihre Verbündeten heranzog, besetzte er die Trümmer der Stadt und machte sie als Operationsbasis [illegible], eine Nachricht, die in Athen die größte Bestürzung hervorrief. Nach ihrer Wiederherstellung hatte die Stadt [illegible] mehrere [illegible] Belagerungen auszuhalten. In der Römerzeit [illegible], welche die [illegible] Kriegsereignisse [illegible], ist sie noch in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. in ziemlich gutem Zustande; der Reisende Pausanias, der sie damals besuchte, bezeichnet als [illegible] den Marktplatz, einen Tempel des Asklepios und das Theater, sowie den etwa 5 km entfernt von E. auf einem Felshügel gelegenen Tempel der Athene Kranaia. Von letzterem sind noch einige Reste [illegible] des [illegible] Instituts Hefte erhalten.

Elateriden, Schnellkäfer oder Schmiede, [illegible] Käfer mit [illegible] Fühlern, [illegible] Kopf, langgestrecktem Körper, [illegible] Füßen, deren [illegible] Beine [illegible] und Rücken [illegible] und dadurch [illegible] werden können. Die Käfer besitzen die Fähigkeit, sich mit einem kräftigen Ruck in die Höhe zu schnellen, wenn sie auf den Rücken gelegt werden, und dadurch wieder auf die Beine zu kommen. Infolge der [illegible] Gelenkbewegung zwischen Vorder- und Mittelbrust können die Käfer sich so strecken, daß der Rücken bogenförmig wird, wobei sie einen an der Bauchseite der Vorderbrust befindlichen Stachel an den Rand der Mittelbrust anstemmen, um ihn dann plötzlich in eine entsprechende Grube abzuschnellen. Schneidet man diesen Stachel ab, so vermag sich der Käfer nicht mehr in die Höhe zu schnellen. Eine schwarze Art mit mennigroten Flügeldecken (Elater sanguineus) ist in den deutschen Fichtenwäldern häufig.

Elaterit oder elastisches Erdpech, ein als Mineral vorkommender natürlicher Kohlenwasserstoff, findet sich derb und eingesprengt, auch nierenförmig und als Überzug, von gelblichbrauner bis schwärzlichbrauner Farbe und starkem bituminösen Geruch; die Masse ist fettglänzend und sehr weich, geschmeidig, oft etwas klebrig, dabei elastisch wie Kautschuk; die Zusammensetzung ist wesentlich $C_n H_{2n}$, mit geringer Beimengung einer sauerstoffhaltigen Verbindung. Man kennt den E. von den Bleierzgängen im Kohlenkalk bei Castleton in Derbyshire, von den Quarz- und Kalkspatgängen im Steinkohlensandstein zu Montrelais im Departement der untern Loire, sowie in der Braunkohle von Newhaven in Connecticut.

Elaterium, ein altes, jetzt nicht mehr offizinelles pharmaceutisches Präparat, ist der eingedickte Saft der Spring- oder Eselsgurke (Momordica E., s. Ecballium), welcher drastisch purgierend und brechenerregend wirkt. Man unterscheidet zwei Sorten, das E. album s. anglicum, welches der an der Luft eingetrocknete Saft ist, und das E. nigrum, der über Feuer eingedickte Saft.

Ersteres enthält nach Braconnot außer verschiedenen pflanzensauren Salzen und stickstoffhaltigen Substanzen einen Bitterstoff, den Träger des wirksamen Prinzips, das **Elaterin** oder **Elatin**; dies krystallisiert in farblosen Prismen, schmeckt sehr bitter und scharf, ist schwer löslich in kaltem Wasser und Alkohol, schmilzt bei 200° unter Gelbfärbung, löst sich in Schwefelsäure mit dunkelroter Farbe und soll mit dem Colocynthin identisch sein.

Elaterometer, s. Elasticitätsmesser.

Elation (lat.), Erhebung, Überhebung, Stolz.

Elayl, s. Äthylen.

Elba, bei den Alten Äthalia oder Ilva, die größte der toscan. Inseln, zur ital. Provinz Livorno gehörig, 45 km von Corsica und durch den 8 bis 12 km breiten Kanal von Piombino vom Festlande getrennt, zählt auf 222,1 qkm (1881) 23997 E. Ihre Gestalt ist sehr unregelmäßig. Fast durchaus von Bergen bedeckt, unter denen der Monte-Capanne im Westen 1007 m hoch aufsteigt, hat sie nur wenige Thäler und Ebenen von größerer Ausdehnung; ebenso nur wenige Bäche, dagegen viele Quellen. Das Klima ist mild und, außer in wenigen flachen Strandgegenden, sehr gesund. Die Berge sind unbewaldet, mit wohlriechenden Kräutern und trefflichen Viehweiden bedeckt. Der Boden ist nicht unfruchtbar; allein Ackerbau und Viehzucht sind sehr vernachlässigt, sodaß Getreide und Fleisch eingeführt werden muß. Reichlich ist die Insel in mineralog. Hinsicht ausgestattet. Der westl. Teil besteht aus einem mächtigen Granitgebirge, der andere, wo die Hauptstadt Porto-Ferrajo liegt, hat Sand- und marmorartigen Kalkstein und bei Rio ungeheuere Eisenminen, welche den Hauptreichtum E.s bilden. Die Insel lieferte 1876 224210 t Eisenerz aus den Bergwerken von Rio Albano, Vigneria, Rio, Terranera und Calamita, die hauptsächlich im Thonschiefer bearbeitet werden. Dieser führt auch Kupfer, Zinn, Blei; und es wird Marmor, Granit, Sandstein gebrochen und Kaolin, Amianth und Salz gewonnen. Das Eisenerz enthält bis 60 Proz. Metall, aber des Mangels an Brennmaterialien wegen wird es nicht auf der Insel selbst, sondern in den Schmelzöfen an der nahen Maremmenküste verarbeitet. Der Ölbau wird wenig gepflegt; der Weinbau (Vino aleatico) blüht, und aus den Salzsümpfen der Küste wird sehr viel Seesalz gewonnen. Bedeutenden Ertrag gewähren auch der Thunfisch- und Sardellenfang. Manufakturen und Fabriken fehlen. Hauptstadt ist Porto-Ferrajo (s. d.). Östlich liegt **Rio**, 6089 E., dessen Bewohner sich Riesi nennen; es liefert mit dem dazugehörenden Vigneria den berühmten Wein Aleatico, und Riomarina das meiste Eisenerz. An der Ostseite der Insel ist **Porto-Longone**, 4619 E., ein stark befestigter Ort mit ausgezeichneter Reede.

Schon im Altertum war die Insel ihres Metallreichtums wegen berühmt. Im 10. Jahrh. kam sie an die Pisaner, ward diesen 1290 von den Genuesen entrissen und gehörte später als span. Lehn den Herzogen von Sora und Fürsten von Piombino. Doch besaß der König von Neapel Porto-Longone und das Besatzungsrecht aller Landungsplätze, und Toscana gehörte ein Distrikt im Norden, den Cosmo I. von Florenz von Kaiser Karl V. erhielt und durch die Citadelle Cosmopoli (die der jetzigen Hauptstadt) sicherte. Mit dem Fürstentum Piombino kam die Insel 1736 unter die Oberherrlichkeit Neapels und wurde 1801 im Lunéviller Frieden an das Königreich Etrurien abgetreten. Nach Napoleons I. erster Abdankung wurde E. mit vollen Souveränetätsrechten diesem überlassen, und er war in dessen Besitz vom 3. Mai 1814, wo er in Porto-Ferrajo landete, bis 26. Febr. 1815, wo er von dort wieder nach Frankreich zurückkehrte. (S. unter **Frankreich** [Geschichte] und **Napoleon I.**) Durch die Wiener Kongreß-Akte und den Zweiten Pariser Frieden kam E. nebst Piombino und den Nachbarinseln Pianosa, Palmajola und Monte-Cristo wieder an Toscana, mit welchem es 1860 von Piemont annektiert wurde. Vgl. L. Simonin, «La Toscane et la mer Tyrrhénienne» (Par. 1868); Pullé, «Monografia agraria del circondario dell' Elba» (Porto-Ferrajo 1879).

Elbassan (Ilbessan), Stadt im türk. Vilajet Skutari in Albanien, am Skumbi, Sitz eines griech. Bischofs, hat drei Moscheen, eine griech. Kirche und etwa 10000 E., welche Kupfer- und Eisenwaren fabrizieren und sehr belebte Märkte abhalten. In der Nähe sind warme Schwefelquellen und das griech. Johanneskloster.

Elbe (bei den Römern Albis, böhm. Labe genannt), einer der Hauptflüsse Deutschlands, entspringt in Böhmen nahe der schles. Grenze in 50° 46' nördl. Br. und 33° 12' östl. L. (von Ferro), im höchsten Teile des Riesengebirges, 1396,6 m über dem Meere, aus einer Menge Wasseradern, Seifen oder Flößen genannt, die auf der Elb-, Mädel-, Teufels- und Weißen Wiese zahlreiche Brunnen, darunter den **Elbbrunnen**, bilden und sich zu den beiden starken Bächen, dem Weißwasser und dem **Elbebach** oder **Elbeseifen**, vereinigen. Noch bevor sich diese beiden letztern vereinigen, fällt der Elbeseifen von dem Rücken des Hochgebirges 75 m hoch im **Elbfall** in den tief eingeschnittenen, wildromantischen **Elbgrund**, der sich in eine Menge Gründe (die Siebengründe) teilt. Hier mit dem Weißwasser und andern kleinen Gewässern vereinigt, durchströmt nun die E. als wilder Gebirgsstrom das stellenweise sehr eingeengte Elbthal. Nachdem sie über Josephstadt und Königgrätz (201,4 m hoch) geflossen und, durch die Adler und Iser verstärkt, bei Melnik (156,8 m hoch, 125 m breit) nach 307 km langem Laufe die Moldau (s. d.), den zweiten, um 145 km längern Quellfluß und die eigentliche Flußader Böhmens, dann links oberhalb von Leitmeritz (in 144 m Höhe) die Eger aufgenommen, durchbricht sie zwischen Lobositz und Tetschen in 123,6 m Höhe das böhm. Mittelgebirge und ebenso, nachdem sie oberhalb Herrnskretschen aus Böhmen in Sachsen eingetreten, auf der Strecke bis Pirna (111,7 m hoch) das Elbsandsteingebirge der sog. Sächsischen Schweiz, durchfließt sodann die schöne Thalweitung von Dresden (106,6 m hoch), die bei Meißen wieder geschlossen ist, und tritt nach ihrem dortigen letzten Durchbruche als ein mächtiger, bereits mehr als 150 m breiter, im Stromstrich selbst im Sommer 2,2 bis 3,3 m tiefer Strom in das norddeutsche Flachland ein. Hier strömt sie in den preuß. Provinzen Sachsen und Brandenburg, mit Einschluß des Herzogtums Anhalt (Roßlau und Roslau), an den Städten Torgau, Wittenberg, Magdeburg, Tangermünde und Wittenberge vorüber und scheidet sodann die preuß. Provinz Hannover (Hitzacker, Bleckede, Harburg und Stade) von Mecklenburg (Dömitz und Boitzenburg), Hamburg und Schleswig-Holstein (Altona und Glückstadt).

Oberhalb Hamburg teilt sich die E. in mehrere Arme, die Inseln bilden und erst 11 km unterhalb sich wieder zu einem, im Fahrwasser 8—9 m tiefen Strome vereinigen. Die Doveelbe wie die Goseelbe sind alte Stromläufe, aber seit dem 16. Jahrh. durch Dämme coupiert und führen nur noch Drang- und Stauwasser ab. In die Doveelbe ist von Bergedorf aus ein Kanal aus der Bille geführt. Der Strom selbst geht jetzt von Geesthacht nach Südwesten bis zum sog. Zollenspieker und wendet sich dann nach Nordwesten zum Trennungspunkte der Norder- und Süderelbe beim Buntenhause. Erstere wendet sich nach Norden, nimmt die Doveelbe auf und führt dann westlich zum Niederhafen, dem eigentlichen Seehafen Hamburgs, wo auch die Bille und die Alster zusammentreffen, nachdem sie zahlreiche Kanäle und Bassins durchlaufen haben. Die Süderelbe nimmt den geraden Weg zur untern E. Ihr westl. Arm vereinigt sich Blankenese gegenüber mit dem Hauptstrome, und dazwischen liegt eine große Zahl von Inseln und Werdern. Ihre Hauptarme sind der Reiherstieg und die Sanden- oder Große Süderelbe. Die Unterelbe, vom hamburger Hafen an, empfängt rechts die Pinnau, Stör und Holstenau, und links die Este, Schwinge, Oste und Medem. Sie ergießt sich bei der Rothen Tonne unterhalb Curhaven in einer Breite von 15—23 km in die Nordsee nach einem Laufe von 1153,56 (986 nach Strelbitzki; nimmt man die Moldau als Quellfluß an, von 1300) km und nach der Aufnahme von mehr als 50 Flüssen, von denen die Moldau, Eger, Mulde, Saale und die Havel mit der Spree die bedeutendsten sind. In der breiten Mündung findet sich indes nur ein schmales Fahrwasser, welches von Sandbänken und Untiefen umgeben ist. Das Stromgebiet umfaßt 143327,4 qkm, wovon ungefähr 97000 qkm auf das Deutsche Reich kommen. Schiffbar wird die E. für mittlere Kähne von Melnik, für große Kähne von Pirna an; Seeschiffe kommen mit der Flut (die von Curhaven 165 km weit bis Geesthacht steigt) bis Hamburg. Die ganze schiffbare Stromstrecke beträgt 846 km, wovon 562 km auf das Deutsche Reich kommen. Das Gefälle der E. beträgt zwischen Dresden und Meißen 7,25 m, zwischen Meißen und Mühlberg 14,3 m, zwischen Mühlberg und Torgau 6,5 m, zwischen der Havelmündung und Wittenberge 4,6 m, zwischen Lauenburg und Hamburg 3,5 m, zwischen Hamburg und Glückstadt nur 1,2 m. Die E. ist sehr fischreich, teils an Seefischen, die aus der See heraufkommen, um zu laichen, teils an Flußfischen, welche die in sie einmündenden Nebenflüsse ihr zuführen, teils an eigentlichen sog. Elbfischen.

Die *Hauptschiffahrtslinien* des Elbgebietes gehen einerseits von Hamburg nach Berlin und zur untern Oder, wo sich die weitern Verbindungen nach Stettin und nach der Weichsel anschließen, andererseits über Magdeburg nach Sachsen und Böhmen; von großer Bedeutung ist auch die Linie von Magdeburg zur untern Oder. Die Straßen zur obern Oder treten wegen der ungenügenden Wasserstände der letztern sehr zurück. Die Fahrstraßen der Nebenflüsse und des Stecknitzkanals haben nur lokale Bedeutung. Der Schiffahrtsverkehr erreicht im Süden auf der Moldau Prag, im Westen auf der Saale und Unstrut Thüringen und den Harz, im Nordwesten das Innere Hannovers, im Nordosten Holstein, Lübeck, Stettin, Danzig, Posen, im Südosten Breslau und Oberschlesien. Gelangen die durch die Bestrebungen des 1869 zusammengetretenen Centralvereins zur Hebung der deutschen Kanal- und Stromschiffahrt geförderten Projekte großartiger Kanalverbindungen zur Verwirklichung, z. B. zwischen Dresden und Berlin (Elbe-Spreekanal), gewinnt ferner die von der preuß. Regierung geplante Verbindung der großen Ströme im westl. Teile der Monarchie (Rhein-Weser-Elbekanal) Leben und Gestalt und geht damit Hand in Hand eine unausgesetzte Sorge für die Erhaltung eines genügenden Fahrwassers in den natürlichen Stromläufen, so wird die Schiffahrt neben dem Bahnverkehr blühen. Von Hamburg wurden nach der Oberelbe befördert im Durchschnitt der J. 1861—65 2831300 metrische Ctr. Güter; 1881 aber 9072000 metrische Ctr. Der Anteil der Rückgüter betrug 1861—65 12,8 Proz., 1881 hingegen 41,4 Proz. Die *Dampfschiffahrt* auf der E. wird von Dresden aus aufwärts bis Melnik und auf der Moldau bis Prag, und abwärts bis Torgau, und von Magdeburg aus bis zur Mündung von mehrern Aktiengesellschaften betrieben, und zwar die Personendampfschiffahrt durch die Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrtsgesellschaft auf den Linien Dresden-Leitmeritz und Dresden-Riesa, die Dampfschiffahrt mittels Tauerei zwischen Hamburg, Sachsen und Böhmen durch zwei Gesellschaften der Kette, Deutsche Elbschiffahrtsgesellschaft in Dresden und die Österreichische Nordwest-Dampfschiffahrtsgesellschaft: beide Gesellschaften sind im J. 1881 aus der Fusion der bis dahin bestandenen fünf Elbschiffahrtsgesellschaften hervorgegangen und verfügen über ein reiches Betriebsmaterial. Den Verkehr zwischen Hamburg und Berlin auf der E. und Havel vermitteln der Berlin-Hamburger Dampfschleppschiffahrtsverein in Berlin und der Germaniaverein ebendaselbst, während die Neue Norddeutsche Flußdampfschiffahrtsgesellschaft mit einem Schiffspark von 6 Schleppdampfern, 48 Schleppkähnen und 24 Leichtern u. s. w. die Verbindung zwischen Hamburg, Wittenberge, Magdeburg, Dessau und andern Plätzen der E. aufrecht erhält.

Die Schiffahrt war seit frühen Zeiten drückenden Lasten und Behinderungen unterworfen. Erst 3. Juni 1819 erfolgte in Gemäßheit der Wiener Verträge in Dresden der Zusammentritt einer Elbschiffahrtskommission. Zufolge der von derselben 23. Juni abgeschlossenen und 1. März 1822 in Kraft getretenen Konvention (*Elbschiffahrtsakte*) genießt die Elbschiffahrt für alle künftigen Zeiten in Bezug auf den Handel volle Freiheit von dem Punkte an, wo der Strom schiffbar ist, bis in die offene See. An die Stelle der frühern verschiedenartigen Auflagen trat eine feste, im Verhältnis ermäßigte Abgabe, welche von den Schiffsladungen unter dem Namen *Elbzoll* und das Wegegeld von den Fahrzeugen unter dem Namen Rekognitionsgebühren erhoben ward. Letztere erhielten nach vier Klassen einen unabänderlichen Tarif. Als besondere Abgaben dauerten fort die Maut-, Kranen-, Wag- und Niederlaggebühren sowie die Brückenaufzug- und Schleusengelder. Während die Elbschiffer früher an 35 Zollstätten anhalten mußten, hatten sie nun nur noch an 14 Stätten Zollgebühren zu entrichten. Auf die Elbschiffahrt selbst und die Unterhaltung eines guten Fahrwassers aber wurde gar keine Rücksicht

genommen, sodaß der Strom immer mehr versandete. Gleichzeitig mit der Elbschiffahrtsakte wurde die Konvention über das Revisionsverfahren auf dem Strome abgeschlossen, wonach sich von Zeit zu Zeit Revisionskommissarien der Uferstaaten versammeln sollten, um sich von der vollständigen Beobachtung der Vereinbarungen zu überzeugen und Abstellung von Beschwerden, auch Veranstaltungen und Maßregeln zur Erleichterung des Handels und der Schiffahrt zu beraten. Die erste Revisionskommission trat in Hamburg zu Anfang 1824 zusammen und ordnete in den von ihr beschlossenen Ergänzungsbestimmungen vom 18. Sept. 1824 hinsichtlich der Klassifikation einiger Artikel im Zolltarif und auch sonstige Erleichterungen an. Die zweite versammelte sich in Dresden 1832, ließ von Sachverständigen die E. ihrer ganzen Länge nach untersuchen und gab nach zweijährigen Beratungen eine Elbschiffahrts-Additionalakte vom 13. April 1844. Allein zu Gunsten der Schiffahrt auf der Oberelbe war auf dieser Konferenz nichts zu erwirken, da die nötigen Wasser- und Uferbauten von den betreffenden Staaten zu große Opfer verlangten. Österreich hob 4. Mai 1850 für seinen Landeshandel zwischen Melnik und der sächs. Grenze den Elbzoll mit Ausnahme des von Bau- und Brennholz, Stein- und Holzkohlen gänzlich auf. Auf der dritten Revisionskonferenz, welche 15. Sept. 1850 zu Magdeburg zusammentrat, beantragte Österreich die gänzliche Aufhebung der Elbzölle, scheiterte aber mit seinen Propositionen an Hannovers Entschädigungsverlangen sowie auch an der Weigerung der andern Regierungen, und die Konferenz wurde 23. Dez. 1850 vertagt.

Nachdem Hannover 1852 in den Zollverein eingetreten war und an dem deutsch-österr. Zoll- und Handelsvertrag vom 19. Febr. 1853, sowie an der Ermäßigung der Durchgangszölle des Zollvereins sich beteiligt hatte, einigte man sich in dem Schlußprotokoll vom 4. (8.) Febr. 1854 zu einer Zollermäßigung auf verschiedene Artikel, vorläufig für sechs Jahre. Im wesentlichen aber blieb die Höhe des konventionellen Normalzolls seit 1821 unverändert. Im Juni 1858 trat zu Hamburg die vierte Revisionskommission zusammen. Aber die Bemühungen Preußens und der mit ihm gehenden Uferstaaten scheiterten an dem beharrlichen Widerstande Hannovers, Mecklenburgs und Dänemarks und die Verhandlungen wurden im Dez. 1858 ohne jedes Ergebnis abgebrochen. Nachdem endlich 22. Juli 1861 durch einen zu Hannover abgeschlossenen Staatsvertrag der Elbzoll von Stade oder Brunshausen abgelöst worden, trat 13. Nov. 1861 die fünfte Revisionskommission abermals zu Hamburg zusammen, welche in ihrem Schlußprotokoll vom 4. April 1863 bestimmte, daß für sämtliche Uferstaaten vom 1. Juli 1863 an nur Ein Zoll, und zwar in Wittenberge erhoben werden soll.

Die gänzliche Befreiung des Elbverkehrs von den Fesseln der Zollerhebung blieb der Initiative der norddeutschen Bundesgesetzgebung vorbehalten. Nach Art. 54 der Verfassung des Norddeutschen Bundes durften «auf allen natürlichen Wasserstraßen Abgaben nur für die Benutzung besonderer Anstalten, die zur Erleichterung des Verkehrs bestimmt sind, erhoben werden». Das erheblichste Hindernis blieb der Vorbehalt, von welchem Mecklenburg nach Inhalt des Schlußprotokolls vom 7. Febr. 1867 seinen Beitritt zum Norddeutschen Bunde abhängig gemacht hatte: dahin gehend, daß ihm eine Entschädigung gesichert werde für den Verzicht auf die Rechte, welche ihm aus der Elbschiffahrtsakte von 1821 und aus der Übereinkunft vom 4. April zustehen, und erst 1870 gelang es dem Bundesrate, einen Entwurf zu vereinbaren, welcher 11. Juni 1870 als Gesetz publiziert wurde. Danach sollte die Erhebung des Elbzolls spätestens 1. Juli 1870 aufhören, an Mecklenburg-Schwerin eine Abfindung von 1 Mill. Thlrn., an Anhalt eine solche von 85000 Thlrn. gewährt werden.

Im J. 1880 ist zu Wien die Elbschiffahrtsakte einer Revision unterzogen und eine den veränderten Verhältnissen entsprechende «Revidierte Elbschiffahrtsakte» daselbst am 7. März genannten Jahres vereinbart worden. Der Reichstag, an welchen die Akte noch in demselben Jahre gelangte, hat dieselbe trotz wiederholter Beratung unerledigt gelassen. Die revidierte Akte hält fest an der Freiheit der Schiffahrt auf dem Elbstrom bis in die offene See, sowohl aufwärts als abwärts unter Beachtung der zur Aufrechterhaltung der allgemeinen Sicherheit erforderlichen polizeilichen Vorschriften, sowie der zur Sicherung des Zollinteresses getroffenen Anordnungen. Die Zollpflichtigkeit der Waren tritt nach dem Entwurf beim Überschreiten der Zollgrenze auf der E. in gleicher Weise ein wie beim Überschreiten der Zollgrenze auf dem Lande. Inzwischen ist mit dem 1. Jan. 1882 die bis dahin zollausländische E. unterhalb Hamburg bis zur Mündung dem Zollgebiet einverleibt, sodaß alle aus See in die E. einpassierenden Fahrzeuge der Zollkontrolle unterworfen sind. Seeschiffe, nach dem Freihafengebiet Hamburg-Altona bestimmt, passieren diesen Teil der E. ungehindert und ohne Aufenthalt, sobald sie durch Aufziehen der Zollflagge, beziehungsweise Zollleuchte kundgegeben haben, daß sie im Verkehr des Freihafengebietes mit der See das Zollinland nur zu transitieren beabsichtigen.

Im J. 1880 kamen am Ausflusse der E. zu Cuxhaven zu Thal 754 Frachtschiffe, 30 unbeladene Fracht- und 85 Personendampfschiffe an, zu Berg gingen ab 85 Frachtschiffe, 756 unbeladene Frachtschiffe und 84 Personendampfer. Am Ostewachtschiff kamen als durchgegangen zur Anschreibung im Verkehr zu Thal 4032 beladene und 85 unbeladene Frachtschiffe, 141 Personen- und Schleppdampfer, zu Berg 920 beladene, 3160 unbeladene Frachtschiffe und 141 Personen- und Schleppdampfer. Bedeutendern Verkehr hat Harburg an der Süderelbe; hier trafen zu Berg ein: 3239 Personendampfschiffe, 849 Schleppdampfer, 2108 unbeladene und 5243 beladene Frachtschiffe, meistens im Verkehr mit Hamburg; es gingen zu Berg ab: 143 unbeladene und 446 beladene Frachtschiffe; thalwärts kamen an: 172 leere und 476 beladene Frachtschiffe und gingen, außer 3240 Personen- und 849 Schleppdampfern, 2619 Frachtschiffe leer, 4789 beladen ab. Den größten Flußschiffahrtsverkehr zeigt naturgemäß Hamburg; es empfing von der Unterelbe außer 7016 Dampfschiffen 544 leere und 28733 beladene Segelschiffe, thalwärts fuhren 7017 Dampfer, 356 leere und 28769 beladene Segelschiffe. Von der Oberelbe kamen in Hamburg an: 1687 Personendampfer, 681 Schlepp- und Kettendampfer, 797 leere und 5674 beladene Frachtschiffe, außerdem 34 Flöße; nach der Oberelbe gingen ab: 1677 Personen-

dampfer, 601 Schlepp- und Kettendampfer, 299 leere und 7243 beladene Frachtschiffe. Bei Rathenow im Verkehr der E. mit der Havel gingen vorbei zu Berg 146 Schleppdampfschiffe, 2445 beladene und 401 leere Frachtschiffe; zu Thal passierten 57 Schleppdampfer, 422 leere und 780 beladene Frachtschiffe. Niegripp an der E. bildet nach Fertigstellung des bei Seedorf in den Plaueschen Kanal einmündenden Ihlekanals, welcher die Verbindung Magdeburgs mit Berlin um 9 km abkürzt, die Hauptdurchgangsstelle für den Verkehr Magdeburg-Berlin. Es passierten in diesem Verkehr die niegripper Schleuse: zu Berg 1053 leere und 1632 beladene Frachtfahrzeuge, zu Thal 152 leere und 2524 beladene Fahrzeuge. In Magdeburg kamen zu Berg an: 356 Dampfschiffe, 146 leere und 3825 beladene Frachtschiffe; zu Thal 54 leere, 1898 beladene Frachtschiffe und 70 Flöße; es gingen ab: zu Berg 691 Frachtschiffe, zu Thal 360 Dampfschiffe und 2246 Frachtschiffe. An Schandau gingen vorüber: aufwärts 684 Personendampfschiffe, 681 Schlepp- und Kettendampfer, 4001 leere und 468 beladene Frachtschiffe; abwärts 684 Personendampfer, 681 Schlepp- und Kettendampfer, 5343 beladene Frachtschiffe und 1857 Flöße. Der Güterverkehr umfaßte in demselben Jahre an ein- und ausgeladenen Gütern: in Harburg 171181, resp. 155794 t à 1000 kg, in Hamburg an der Unterelbe ankommend 622794 t, an der Oberelbe 798622, resp. 775132, in Magdeburg 709943 und 321129, in Dresden 155690 und 57211; an Schandau gingen vorüber: zu Berg 49255, zu Thal 1208280 t Güter und 157203 t Floßholz.

Litteratur. Semmler, «Der Elbstrom von seinem Ursprung bis zu seiner Mündung» (Dresd. 1845); von Bose, «Allgemeine geogr. und hydrotechnische Beschreibung der E.» (Annab. 1852); «Die Elbzölle. Aktenstücke und Nachweise 1814—59» (Lpz. 1860), «Statistik des Deutschen Reichs» (Bd. 15: «Die deutschen Wasserstraßen», Berl. 1876, und Bd. 52: «Der Verkehr auf den deutschen Wasserstraßen», Berl. 1882).

El-Bekaa, jetziger Name des alten Cölesyrien, s. unter Syrien.

Elbekostelez (böhm. Kostelec nad Labem), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Karolinenthal, Gerichtsbezirk Brandeis, links an der Elbe, mit (1880) 2249 E. böhm. Zunge, die neben den städtischen Gewerben Feldwirtschaft treiben. Der Ort enthält eine (1816 gebaute) große Reiterkaserne, eine Zuckerfabrik und eine Walzmühle. Bei E. wurden 1424 die Prager vom Hussitenführer Ziska geschlagen, im Dreißigjährigen Kriege war die Stadt von den Sachsen besetzt, 1639 wurde sie von den Schweden unter Banér erobert und verbrannt.

Elben (Naturgeister), s. Elfen.

Elben (Otto), Politiker, Eigentümer und Herausgeber des «Schwäbischen Merkur» in Stuttgart, geb. 30. Jan. 1823 in Stuttgart, studierte in Tübingen die Rechtswissenschaften, machte größere wissenschaftliche Reisen und trat 1847 in die Redaction des «Schwäbischen Merkur» ein, dessen Leitung er 1854 übernahm. In allen Fragen der deutschen Politik, vom Beginn des schleswig-holstein. Streites bis zum Eintritt Württembergs in das Deutsche Reich und bis zu den neuesten politischen, volkswirtschaftlichen und kirchenpolit. Kämpfen verteidigte E. in seiner Zeitung den nationalen Standpunkt. Als Mitglied des Reichstags 1871—76 für den württemb. Wahlkreis Böblingen-Leonberg-Maulbronn-Vaihingen schloß er sich der nationalliberalen Partei an, und zwar zuletzt vorzugsweise dem unter von Bennigsens Führung stehenden rechten Flügel derselben. Der von ihm gestellte und 17. Mai 1873 im Reichstage begründete Antrag auf Errichtung eines Reichseisenbahnamtes als ständiger Centralbehörde ward vom Reichstage mit großer Mehrheit angenommen, worauf die Reichsregierung noch im nämlichen Jahre das Reichseisenbahnamt ins Leben rief. Der württemb. Zweiten Kammer gehörte E. 1868—82 für den Wahlbezirk Böblingen an und trat hier der demokratischen Partei mit Energie entgegen. Im Aug. 1870, unmittelbar nach den großen Siegen der deutschen Armee, überreichte er dem preuß. Gesandten in Stuttgart, Baron von Rosenberg, eine Denkschrift, worin er die Notwendigkeit nachwies, den Eintritt der süddeutschen Staaten sofort, unter dem vollen Eindruck der durch die deutsche Waffenbrüderschaft gewonnenen Schlachten und der nationalen Begeisterung, festzustellen. In den J. 1871—82 war E. der ständige Referent der volkswirtschaftlichen Kommission über den Eisenbahnbau und setzte in der Kammer die Gesetze über den Bau der großen württemb. Transversalbahn von SW. nach NO. (Schaffhausen und Offenburg-)Freudenstadt und Horb-Stuttgart-Hall-Crailsheim(-Nürnberg) nach langen Kämpfen durch. Bei den Landtagswahlen von 1882 nahm E. eine Neuwahl nicht mehr an. Außer verschiedenen Broschüren polit. und volkswirtschaftlichen Inhalts veröffentlichte E. folgende Schriften: «Die Entbindung von der Instanz» (Tüb. 1846), «Populäre Darstellung der Schwurgerichte nach den Erlebnissen in Frankreich und England» (Stuttg. 1848), «Der volkstümliche deutsche Männergesang» in geschichtlicher Fassung (Tüb. 1855).

Elberfeld, eine der reichsten und wichtigsten Fabrikstädte Europas, an der Wupper (in 156 m Höhe) und an den Linien Aachen-Holzminden (mit den beiden Bahnhöfen E.-Steinbeck und E.-Döppersberg [Hauptbahnhof] im S. der Stadt) und Düsseldorf-Dortmund (mit den beiden Bahnhöfen E.-Ottenbruch und E.-Mirke im N. der Stadt) der Preußischen Staatseisenbahn, bildet einen eigenen Stadtkreis des Regierungsbezirks Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, ist Sitz eines Landgerichts, einer Kammer für Handelssachen für die vier Amtsgerichte zu E., Langenberg, Mettmann und Solingen), Schwur-, Amts- und Gewerbegerichts, einer Handelskammer, einer Reichsbankstelle, eines Hauptsteueramts und eines Hauptzollamts und zählt (1880) 93538 E., wovon 68731 evangelisch, 22897 katholisch und 1104 Juden. Unter den besonders benannten Wohnplätzen im Weichbild sind Arrenberg, Hahnerberg, Mirke, Rutenbeck, Steinbeck und Wüstenhof. Die Stadt besitzt zahlreiche prachtvolle öffentliche Gebäude, wie das Rathaus, das Landgericht, die Post, das Gymnasium, das Realgymnasium, die Oberrealschule, eine Taubstummenschule, das Waisenhaus, Krankenhaus, Irrenhaus, die Gebäude einer königl. Eisenbahndirektion (bisher Bergisch-Märkische Eisenbahn), die neue städtische höhere Töchterschule, das Hospital des Frauenvereins, das St. Josephshospital, das Bürgerkrankenhaus und Asyl für verlassene Kinder und auf dem Königsplatz ein künstlerisch bedeutendes Kriegerdenkmal. Die elberfelder Armenpflege ist so mustergültig, daß sie

bereits von mehrern großen Städten nachgeahmt worden ist. E. hat zwei reform., drei luth., eine niederländ.-reform., eine altluth., eine kath., eine frei evang. Kirche und eine neue Synagoge. In 30 Volksschulen wird der Unterricht unentgeltlich erteilt. Die Fabrikthätigkeit der Stadt umfaßt alle Zweige der Textilindustrie auf Maschinen- und Handwebstühlen, von denen die erstern überwiegen und besonders Stückzeuge, wie Zanella und die verschiedensten Kleiderstoffe in Seide, Halbseide, Wolle und Baumwolle liefern. Ferner sind hier bedeutende Zeugknopffabriken, Teppichwebereien, Möbel- und Wagenstoffabriken, chem. Fabriken, eine der größten Kattundruckereien Deutschlands, mehrere große Fabriken für Briefumschläge, Blechwaren, Wagen und Peitschen. Bekannt sind die zahlreichen großartigen Türkischrotgarnfärbereien und Handlungen, zu denen ebenso bedeutende Stück-, Seiden-, Woll- und Baumwollfärbereien für die hiesigen Webereien kommen. Den letztern dient auch die Seidentrocknungsanstalt und der große Handel in allen Rohstoffen, namentlich Seide, Baumwoll- und Wollgarn. In neuester Zeit sind zu den ältern Manufaktur-Engroslagern eine große Anzahl neuer Grossistenfirmen gekommen. Die Vaterländischen Feuer-, Hagel-, Lebens- und Transportversicherungsgesellschaften haben in E. ihren Sitz, ebenso eine Anzahl Banken (Bergisch-Märkische Bank, Elberfelder Bankverein), Konsumvereine und die Gewerbebank. Sehr groß ist auf allen Gebieten die Vereinsthätigkeit, so für Verschönerung der Umgebung, in musikalischer und wissenschaftlicher Beziehung (z. B. Bergischer Geschichtsverein), wodurch auch der geistige Fortschritt dem materiellen nicht nachsteht. In unmittelbarer Nähe der Stadt, an deren oberm Ende, liegt die Diemelshöhe, eine schöne, parkähnliche Anlage auf der Haardt, nördlich von der Wupper, mit einem Denkmal des heil. Suitbertus (gest. 713), einem Kriegerdenkmal (seit 1872) und Rundschauturm auf der Elisenhöhe. Mit Barmen (s. d.) ist E. durch eine Pferdebahn verbunden.

An der Stelle, wo jetzt E. steht, befand sich im 12. Jahrh. eine Burg der Dynasten von Elverfeld, deren Herrschaft später mit Berg vereinigt wurde. Die erste Ansiedelung im Wupperthale veranlaßte das klare, zur Bleiche ganz besonders geeignete Bergwasser der Wupper, und 1532 erhielten die Ansiedler der sog. Freiheit ein Privilegium auf die Garnbleiche. Erst 1610 wurde E. die Stadtgerechtigkeit zugeteilt. Halbbaumwollene Zeuge fertigte man hier seit dem Anfange des 18. Jahrh.; die Seidenfabrikation begann 1775, die Türkischrotfärberei 1784, die Manchesterweberei 1807, die Kattundruckerei 1826. Im J. 1846 waren in E. eine Baumwollmaschinenspinnerei mit 2500 Spindeln, ca. 1150 Webstühle in Seide, 232 in Baumwolle, 672 in Wolle. Der Handel in E. ist überaus mannigfach und lebhaft, und die Fonds, mit [illegible], sind sehr bedeutend. In [illegible] Aufblühen [illegible] immer höherer Stufe, [illegible] ist es durch den [illegible] nur gefördert worden. Wie im ganzen Wupperthale, so macht sich auch in E. vielfach das orthodoxe Kirchentum und der Pietismus geltend. Während die Rheinische Missionsgesellschaft ihren Hauptsitz zu Barmen hat, ist E. der Mittelpunkt der Bergischen Bibelgesellschaft. Vgl. Coutelle, «E., topogr.-statist. Darstellung» (Elberf. 1853); Langewiesche, «E. und Barmen. Beschreibung und Geschichte dieser Doppelstadt des Wupperthals» (Barm. 1863), «Statist. Darstellung des Stadtkreises E.» (Elberf. 1869).

Elbeteinitz (böhm. Tynec nad Labem), Stadt im östl. Teile von Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Kolin, auf einer Anhöhe am rechten Elbufer und an der Linie Wien-Brünn-Prag-Bodenbach der Österreichischen Staatsbahn, zählt (1880) 2315, als Gemeinde 2888 E. böhm. Zunge, die neben städtischen Gewerben und Feldwirtschaft vornehmlich in Fabriken beschäftigt sind, von denen eine Maschinenfabrik (Diffusionsmesser), zwei amerik. Kunstmühlen, eine Ozo-Cerotinfabrik, eine Lack- und eine Kunstlederfabrik (Verwertung der Lederabfälle zur Fabrikation künstlicher Sohlen) zu nennen sind. Im 12. Jahrh. soll E. Eigentum der Wrschowetz gewesen sein, die dem königl. Geschlecht gegenüberstanden.

Elbeuf, eine der gewerbthätigsten Städte der Normandie, im franz. Depart. Nieder-Seine, 21 km im SSW. von Rouen, mit dem es mittels Dampfschiffahrten verbunden ist, links an der Seine, am Fuße waldiger Hügel und an der starken Quelle des Puchot, gegenüber von St.-Aubin, wohin eine Hängebrücke führt, und an der Linie Oissel-Serquigny der Westbahn, welche hier nach Dreux abzweigt, in einem herrlichen Thale gelegen, hat drei Pfarrkirchen, ein Handels- und ein Friedensgericht, einen Gewerberat und eine Gewerbekammer, einen Flußhafen, eine archäol. und eine Gesellschaft zur Förderung der Industrie und zählt (1876) 22213 E., ohne die Arbeiterbevölkerung in den umliegenden Dörfern, die sich auf 21000 Köpfe beläuft. E. bildet ein Entrepôt der Tuche von Louviers und ist auch selbst durch seine Tuchfabriken berühmt, welche 91 Dampfmaschinen von 1000 Pferdekräften beschäftigen, 5 hydraulischen Maschinen von 20 bis 25 Pferdekräften, 17 Färbereien und 9 Wollspinnereien, welche jährlich für 40–45 Mill. Frs. Wolle verarbeiten. Hierzu kommen noch Manufakturen von gewürfelten Shawls und von verschiedenen Modeartikeln. Die gesamte Industrie des Ortes liefert jährlich für 80—90 Mill. Frs. Stoffe. Außer seinen eigenen sehr wichtigen Wollfärbereien hat E. auch Fabriken von Maschinen für solche, sowie Fabriken von Kardätschen, Walkseife, Öl, Chemikalien u. s. w. E. ist eine alte Stadt, gehörte früher zu den Stammbesitzungen der normann. Häuser Harcourt und de Rieux, bildete die Grafschaft E. und kam 1554 durch Verheiratung an den Herzog René von Lothringen, worauf es 1581 von König Heinrich III. zum Herzogtum und zur Pairie erhoben wurde. Tuchmacher und Tapetenwirker gab es schon vor dem 16. Jahrh. daselbst; unter Colberts Ministerium wurde 1667 die erste Tuchfabrik angelegt, die bald Berühmtheit erlangte. Infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 wanderte die Mehrzahl der Tuchmacher aus, und erst nach der Revolution von 1789, namentlich aber seit der Trennung Belgiens von Frankreich, hob sich die Industrie wieder.

Elbing (poln. Elblag), Fluß im preuß. Regierungsbezirk Danzig, bildet den 18 km langen schiffbaren Abfluß des Drausensees zum Frischen Haff, und ist nach W. hin bei [illegible] mit der Nogat durch den 6 km langen Kraffohlkanal verbunden; er trägt bis zur Stadt E. kleine Seeschiffe. An den Drausensee erheben sich: aus dem kleinen Werder die Thiene und von der Höhe die Sorge, welche

unweit von Saalfeld entspringt und von Dallstädt an auf 8,3 km schiffbar ist; ferner die Weeske aus dem Nariensee (über Preußisch-Holland) und die Klappe; mit letzterer beginnt der Elbing-Oberländische Kanal (s. d.).

Elbing, Fabrik- und Handelsstadt im Regierungsbezirk Danzig der Provinz Westpreußen, am schiffbaren Flusse gleiches Namens, der durch den Kraffohlkanal mit der Nogat, dem östl. Arme der Weichsel, in Verbindung gebracht ist, ist Station (1 km vom Orte) der Linie Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen der Preußischen Staatsbahn, bildet einen eigenen Stadtkreis und zählt (1880) 35842 E., wovon 28356 Evangelische, 6612 Katholiken, 549 Juden, 219 Sektierer und 106 Andersgläubige, bezugsweise ohne Angabe. Die freundliche und sauber gebaute Stadt ist Sitz des Landratsamts für den Kreis E.-Land, eines Land-, Schwur- und zweier Amtsgerichte, eines Hauptsteueramts, sowie einer Reichsbankstelle, einer Handwerkerbank, hat fünf evang., eine kath. und zwei mennonitische Kirchen, sowie eine Baptistenkapelle und eine Synagoge. Als Gebäude zeichnet sich darunter nur die Marienkirche aus, ein Bau des 14. Jahrh. Das 1536 gestiftete, 1847 an den Staat übergegangene Gymnasium enthält die Stadtbibliothek von 26000 Bänden. Außerdem bestehen ein Realgymnasium, eine höhere Töchterschule, zwei Mittel- und neun Elementarschulen, eine Taubstummenschule, ein Waisenhaus und gut eingerichtete Armen- und Krankenanstalten. Sehr bedeutend ist die Pott-Cowlesche Stiftung, aus der viele Wohlthätigkeitsanstalten unterstützt werden. Dieselbe verdankt ihre Begründung dem reichen Engländer Rich. Cowle, der sich 1810 in E. niederließ und 1821 in Danzig starb, und dessen Gemahlin eine geborene Pott war. Die Fabriken und Manufakturen der Stadt liefern hauptsächlich Wagen, Stärke, Segeltuch, Watte, Kerzen, Konditorwaren, Weberwaren, Leder, Sprit, Tabak, Seife, Essig, Öl, Bier, Glas, Strohpapier, Dachpappe und Kunststeine. Von besonderer Wichtigkeit sind die Maschinenbauanstalten, in denen der Bau von Lokomotiven, Dampfmaschinen und allen landwirtschaftlichen Maschinen schwungvoll betrieben wird, solche für Eisenbahnbedarf (Waggons), für Blechwaren, sowie Schiffswerfte (Kriegs-, Torpedo-, See- und Flußschiffe für die Handelsmarine) und Zuckerfabriken. Außerdem findet sich hier Gemüsebau, Leinweberei, Dampfmahl- und Sägemühlen, eine Gasanstalt, Schiffahrt und lebhafter Handel mit Getreide, Holz, Steinkohlen, Flachs, Butter, Fischen, Kolonialwaren. Erwähnenswert sind ferner die hiesigen Fettviehmärkte. Mit Danzig, Königsberg und Stettin steht E. durch Dampfschiffahrt in Verbindung. Während der Seehandel E.s durch das Aufblühen Danzigs beeinträchtigt wird, hat die Binnenschiffahrt durch den 1844—60 erbauten Oberländischen Kanal, welcher die höher liegenden ostpreuß. Seen mit dem etwa 100 m tiefer liegenden Drausensee und dem Elbingfluß verbindet, einigen Aufschwung genommen. E. wurde 1237 durch Lübecker gegründet, welche sich um die von den Deutschen Rittern daselbst angelegte Burg ansiedelten. Die Stadt erlangte 1246 lübecker Recht, wurde frühzeitig in die deutsche Hansa aufgenommen und blühte rasch auf, bis sie sich 1454 vom Orden losriß, unter poln. Schutz stellte und 1466 auch vom Orden an Polen abgetreten wurde. Ganz herabgekommen, erholte sich E., als es 1772 an Preußen kam, zumal da Danzig noch bis 1793 bei Polen verblieb. Später sank es wieder; doch in neuerer Zeit strebt es mit Rührigkeit nach neuer Blüte. Vgl. Rhode, »Der Elbinger Kreis in topogr., histor. und statist. Hinsicht« (Danz. 1871). — Der Landkreis Elbing zählt (1880) auf 608 qkm 37316 E.

Elbingerode, Stadt in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Hildesheim, Kreis Zellerfeld, Amtsgerichtsbezirk Wernigerode, Landgerichtsbezirk Halberstadt, im Unterharze, in 468 m Höhe, 11 km südlich von Wernigerode, ist Sitz eines Amts und einer Oberförsterei, hat eine Schloßruine, eine neue got. Kirche und zählt (1880) 2828 überwiegend evang. E. (nur 18 Katholiken), welche Holzhandel treiben, Zündhölzer und Cigarren fertigen und bedeutende Eisengruben in der Nähe bearbeiten, namentlich am Gräfenhagener- und am Harteberge; dieselben werden in Rotehütte (100 E. in 12 Häusern) und Neuehütte an der Kalten Bode, 4 km im SW. von E., sowie in Mandelholz und Elend (160 E. in 11 Häusern) zu Gute gemacht. Um 1074 wanderten 600 holst. Familien, von den Slawen vertrieben, nach dem Harze, wo sie festen Wohnsitz nahmen; nach diesen transalbingischen Auswanderern scheint der Ort Ovelincherod genannt worden zu sein. Markt und Münze des Ortes werden schon früh erwähnt.

Elbing-Oberländischer Kanal, Kanal in der preuß. Provinz Ostpreußen, verbindet die Seen des Oberlandes auf der Grenze von Ost- und Westpreußen mit dem Drausensee und mit Elbing. Der Kanalbau, in den Kreisen Osterode, Mohrungen und Rosenberg, wurde 1844 begonnen und 1860 vollendet. Die Fahrt aus dem Elbingflusse führt durch ein im Drausensee gebaggertes Fahrwasser zu dem mit 1242,86 m langen Molen versehenen Eingange des Kanals. Dieser steigt vom Drausensee in fünf Schleusen bis Hirschfeld 13,81 m, und von hier in vier geneigten Ebenen bis zur Höhe des Oberländischen Seenplateaus auf. Auf diesen geneigten Ebenen werden die Schiffe und Holzflöße mittels einer zweigleisigen Eisenbahn von 3,27 m Spurweite durch Wasserkraft auf großen eisernen, durch Drahtseile verbundenen Gitterwagen zu Berg und zu Thal gefördert. Die untereinander verbundenen Seen sind sämtlich auf das gleiche Niveau von 99,48 m gebracht. Von dem 16,[illegible] m eingeschnittenen und durch eine Stauschleuse geschützten Übergangspunkte über die alte Wasserscheide bei Draulitten beginnt die Fahrt im Pinnau- und Samrodtsee, geht durch kurze Kanalstrecken in den Röthloff-, Bärting-, Krebs-, Zopf- und Großen Eilingsee über und gelangt so nach Liebemühl. Von hier führt die obere Schiffahrtslinie westlich durch einen Kanal, der den Abisgarsee in einem 0,91 m höher als der Spiegel desselben fortlaufenden Aquädukt überschreitet, nach dem Duben- und Geserichsee, welcher letztere dadurch in seiner ganzen Ausdehnung südlich bis Deutsch-Eylau, nördlich einerseits bis zum Rotzangsee, andererseits durch den Ewingsee bis Saalfeld aufgeschlossen wird. Eine zweite, 4,08 m tiefer gelegene Schiffahrtslinie wird von Liebemühl durch den kanalisierten und mit zwei Schleusen versehenen Liebefluß im Drewenzsee erreicht, durch dessen ausgedehnte, weit verzweigte Fläche östlich Osterode, Pillauken und der Faltiankensee, westlich aber der Ausfluß der Drewenz zugänglich werden. Die

projektierte Schiffbarmachung der letztern würde die Verbindung mit der Weichsel oberhalb Thorn herstellen. Von Osterode aus wird bereits an der Verlängerung des Kanals vom Pausen- und Schillingsee gearbeitet.

Die gesamte Länge der in dieser Weise erzielten Wasserstraßen ist 195,85 km, von denen 41,43 km wirkliche Kanäle, 154,42 km Seestrecken sind. Die Kanäle sind im Wasserspiegel 15,06 bis 16,32 m, in der Sohle 7,53 m breit und 1,26 bis 1,57 m tief. Bei der Ausführung wurden durch die Senkung eines Teils der Seen ausgedehnte Ländereien gewonnen. Der Pinnau- und Samrodtsee wurden um 8,47 m, der Röthloff-, Bärting-, Krebs-, Zopf- und Eilingsee, sowie der liebemühler Mühlteich um 7,85 m bis zum Niveau des Geserich, der auf 99,48 m verblieb, abgelassen. Seit 1873 sind die Einleitungen getroffen, die fünf Schleusen zwischen Hirschfeld und dem Drausensee in eine fünfte geneigte Ebene von 13,81 m Fall umzubauen, um die Durchfahrtszeit abzukürzen. Jede Durchschleusung erfordert nämlich 20—25 Minuten Zeit und nimmt 4947—6182 cm Wasser in Anspruch, während die geneigte Ebene auf 21,97 m Höhe nur 10 Minuten Zeit erfordert und zum Betriebe höchstens 371 cm Wasser bedarf.

Elbistan, kleinasiat. Stadt, s. Albistan.

Elbogen oder Elnbogen, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Falkenau, auf einem Felsenvorsprunge an der Eger, über die hier eine Kettenbrücke führt, und an der Buschtiehrader Bahn, zählt (1880) 3298 E. deutscher Zunge und besitzt eine Realschule und eine berühmte Porzellanfabrik, ferner ein altes Schloß «Stein-E.», welches 870 von den Markgrafen von Vohburg, denen E. mit seinem Gebiete in der Vorzeit angehörte, erbaut wurde und als unüberwindlich galt. Bei dem Aufstande in Böhmen 1317 war dasselbe die Zufluchtsstätte der Königin Elisabeth; später wurde es mehrfach belagert und 1621 von den Bayern, 1631 von den Sachsen erstürmt. Gegenwärtig wird es als Strafhaus verwendet. Im Rathause wird der unter dem Namen «der steinerne Burggraf» bekannte Meteorstein gezeigt. Er war ursprünglich 192 Pfd. schwer; ein Teil davon kam in das Hofmuseum in Wien, ein anderer in das Museum zu Prag. Der Rest wiegt noch 43 Pfd.

Elbórus oder Elbrus, ein mächtiger Gebirgsstock des Kaukasus, der alte Strobylus, tatar. Jaldus-Dagh, d. i. vergoldeter Berg, türk. Kaf-Dagh, armen. Alberis, russ. Schatt-Gora. Nördlich von der 250 km langen Mittelkette steigt der aus Andesit mit obsidianartiger Grundmasse bestehende zweikuppige Kegel auf. Jeder der beiden Gipfel, der im NO. 5642 m, der im SW. 5620 m hoch, ist ein erloschener Krater, verbunden durch einen 5200 m hohen Rücken und umgeben von einem mächtigen Gletscher. Die Schneegrenze liegt in 3260 m Höhe. Man sieht ihn in 250 km Entfernung. Der Fuß des Kegels steht in 2488 m Höhe und der bei den Kubanquellen hinüberführende Nacharpaß ist 2961 m hoch. Zum ersten mal erstiegen wurde der E. 1829 von einem Lenz begleitenden Pater, dann von Freshfield und zwei andern Engländern 31. Juli 1868 und von Gardiner im Juli 1874.

Elbsandsteingebirge, Gebirge in den sächs. Regierungsbezirken Dresden und Bautzen und in Böhmen, derjenige Teil der zur Kreideformation gehörenden Quadersandsteinmassen, welchen die Elbe bei ihrem Austritt aus Böhmen nach Sachsen durchbricht. Durch die Erosion von Gewässern ist dieser Quadersandstein vielfach in auffallendster und malerischer, stellenweise auch großartiger Weise zernagt, sodaß pralle, senkrechte Felswände und Pfeiler, schmale Felsgassen, Klüfte, Höhlen, auch Wasserfälle gebildet sind; der größte Teil des E. wird dieser Bildungen wegen Sächsische Schweiz (s. d.) genannt. Dieselbe phantastische Felsgestaltung trifft man aber auch bei Adersbach und Weckelsdorf sowie bei Kleinskall in Böhmen und bei Oybin und Johnsdorf in der Oberlausitz.

Elburg, Stadt in der niederländ. Provinz Gelderland, an der Zuidersee, 35 km nördlich von Arnhem, ist Station der Eisenbahn Utrecht-Kampen (Niederländische Centralbahn), hat einen kleinen Hafen und zählt (1879) 2615 E., welche Fischerei, Gerberei und Seilerei treiben. Durch die von Mauern umgebene Stadt ziehen sich mehrere Zweige des Oostbeekkanals.

Elbúrs oder Alburs, Gebirgskette im nördl. Persien, gegen 350 km lang, von NW. nach SO. und vom 70.° östl. L. (von Ferro) an fast von W. nach O. streichend, begrenzt die iranische Hochebene auf der Nordseite gegen das Kaspische Meer, von welchem sie 25—60 km entfernt bleibt. Der höchste Paß ist der 2845 m hohe von Widsch-Minu und der höchste Gipfel ist der im NO. von Teheran sich erhebende Demawend (s. d.). Die aus Glimmer- und Talkschiefer, Marmor, Jura- und Nummulitenschichten bestehende Gebirgskette scheidet zwei völlig voneinander abweichende Vegetationsgebiete. Am Südabhange sind Luft und Boden sehr trocken; der Nordabhang dagegen gehört den feuchten, fast mit tropischer Pflanzenfülle bekleideten Küstenprovinzen Gilan und Masenderan an und ist durch die gewaltigen, von N. herangeführten Regen zu tiefen Thalrinnen ausgearbeitet, denn hier fällt mindestens fünfmal soviel Regen als auf dem Südabhange. In dem ganzen Gebirge finden sich Naphtha- und Petroleumquellen.

Elbzoll, s. unter Binnenzölle, Elbe und [Flußschiffahrt.

Elch oder Elk, s. Elentier.

El-Chargeh, Ort in der Oase Chargeh (s. d.).

El-Chatif, Stadt in Arabien, s. Al-Katif.

Elche (spr. Eltsche), alte Stadt (Villa) der span. Provinz Alicante im ehemaligen Königreich Valencia, 22 km im SW. von Alicante, an der Straße nach Murcia in kahlem Hügelgelände in 60 m Höhe am Vinalopo gelegen, ist von einem Palmenhain von etwa 70000 Stämmen umgeben, welcher dem Orte das Ansehen einer afrik. Oase verleiht. Die Stadt ist gut gebaut, zählt (1877) 19636 E. in etwa 4000 niedrigen weißen Häusern mit flachen Dächern, ganz maurisch erscheinend, und besitzt Reste alter Mauern, das alte Gefängnis Calandura, drei Kirchen, ein Spital, eine Kaserne, einen alten bischöfl. Palast und eine mit Ulmen und Eschen (hier exotische Bäume) besetzte Alameda. Die Bevölkerung fabriziert Leder, Seile und Säcke aus Esparto und treibt einträglichen Handel mit Datteln und gebleichten Palmzweigen, dem Ertrage der Palmenkultur, welche den Haupterwerbszweig bildet und welche zum Palmenfeste in Spanien und im Auslande in dem etwa 15 km entfernten Hafenörtchen Sta.-Pola ausgeführt werden. Etwa 10 km im WSW. der Stadt liegt die Villa Crevillente mit 8683 E., bemerkenswert wegen ihrer unterirdischen Wasserleitungen aus der Maurenzeit. E. ist das alte Ilici,

Elice oder Helice im Lande der Contestani, bei dessen Belagerung Hamilkar 229 v. Chr. umkam. Unter den Arabern hieß der Ort Elidsche oder Eldsche und ist kriegsgeschichtlich dadurch merkwürdig, daß er bereits 1332 von den Mauren aus Granada «mit eisernen Kugeln durch Feuer» beschossen wurde.

Elchingen, ehemals reichsunmittelbare Benediktinerabtei im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Amt Neu-Ulm, 8 km nordöstlich von Ulm, auf steilem Berge unweit des linken Donauufers, wurde um 1128 vom Markgrafen Konrad von Meißen an Stelle der frühern Burg, Mitgift seiner Gemahlin Liutgard von Schwaben, gestiftet und 1803 infolge des Reichsdeputationshauptschlusses an Bayern als Entschädigung für Abtretungen gegeben. Damals umfaßte sie ein Areal von etwa 110 qkm mit 4000 E. und 69000 Fl. Einkünften. Auf und an demselben Berge, welcher die Abtei trägt, liegt das Pfarrdorf Oberelchingen mit 500 E., 2 km nordöstlich davon Unterelchingen mit 600 E. Bei E. wurden 14. Okt. 1805 die Österreicher durch die Franzosen unter Ney geschlagen. Die österr. Hauptarmee hatte 14. Okt. von Ulm aufbrechen und über Nördlingen nach Böhmen abrücken sollen, dies Vorhaben jedoch auf die irrige Angabe, daß die Franzosen nach dem Rhein abzuziehen begännen, aufgegeben. Zur Deckung des Rückzugs war 13. Okt. Graf Riesch links der Donau thalabwärts mit dem Auftrage entsendet worden, die Brücken zu zerstören, und hatte gegen Abend mit der Division Loudon E. nach lebhaftem Gefecht besetzt, dann aber dort eine Verteidigungsstellung bezogen. Die franz. Marschälle Ney und Lannes griffen diese Stellung 14. Okt. früh in Front und linker Flanke heftig an, bevor der Rest des Korps des Grafen Riesch eingetroffen war, und die Österreicher mußten nach schweren Verlusten den Rückzug nach Ulm antreten. Die Folge war die Kapitulation von Ulm, weshalb Ney später den Titel eines Herzogs von E. erhielt.

Elchingen, Herzog von, s. Ney (Michel).

El-Cobre, Minenort nahe bei Santiago de Cuba (s. d.) auf Cuba.

Elda, Stadt in der span. Provinz Alicante, 6 km im NO. von Monóvar, in 395 m Höhe links am Vinalopo, der in das Meer geht, aber meist ohne Wasser ist, und an der Eisenbahn Madrid-Alicante, mit (1877) 4337 E., welche mit Espartoflechterei, Essig-, Papier-, Seifen- und Ziegelfabrikation u. s. w. beschäftigt sind. Ansehnliche Ruinen eines alten Alkasar beherrschen den Ort.

Eldad ha-Dani (d. h. aus dem Stamme Dan), ein jüd. Abenteurer, der um 900 im Orient auftrat und fabelhafte Berichte über die Geschichte und die Zustände der Zehn Stämme in Asien verbreitete. Die Juden in Kairvan (Cyrene), wohin E. auch kam, richteten besonders wegen der eigentümlichen Ritualien, die ihnen E. mitteilte, eine Anfrage an das damalige Schuloberhaupt Zemach, der ihnen gegenüber seine Ansicht aussprach. Die Berichte E.s sind in verschiedenen Recensionen vorhanden, entbehren aber jedes histor. Wertes. Vgl. Frankl in Grätz' «Monatsschrift» (1873).

Eldagsen, Stadt in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Hannover, Kreis Wennigsen, Amtsgerichtsbezirk Springe, Landgerichtsbezirk Hannover, 4 km im SW. von Wennigsen, an der zur Leine gehenden Gehle, Station der Linie Hannover-Altenbeken der Preußischen Staatsbahn, mit (1880) 2450 überwiegend evang. E. (nur 31 Katholiken und 57 Juden), welche Flachsbau, Senffabrikation (in zwei mit Dampf betriebenen Etablissements) und Schuhmacherei in hervorragendem Umfange treiben. Bei einer Schwefelquelle ist eine schwach besuchte Badeanstalt. E. gehörte ehedem zur Grafschaft Hallermund; 1706 wurden die Grafen von Platen damit belehnt. In der Nähe von E. liegt das 1225 gegründete, 1593 eingezogene, seitdem in ein Damenstift umgewandelte Kloster Wülfinghausen.

Elde, rechter Nebenfluß der untern Elbe im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, entspringt bei der Darzer Mühle 12 km westlich von Röbel, fließt in den Müritzsee, den größten Landsee Norddeutschlands, dann durch den Kölpin- oder Kolpin-, Fleesen-, Malchower- und Plauersee westwärts über Plau und Parchim sehr gewunden nach dem von Kanälen durchzogenen Lewitzbruch, wo sie rechts durch die schiffbare Stör mit dem Schwerinersee verbunden ist, wendet sich dann südwestwärts über Grabow und teilt sich unweit Eldena in zwei Arme, den 1568—72 gegrabenen künstlichen Kanal Neue Elde, welcher bei Dömitz, und die Alte Elde, welche an der Grenze von Mecklenburg mündet, nach Aufnahme der Löcknitz bei Lenzen. Die E. hat 199,6 km Länge und ist vom Müritzsee an schiffbar gemacht. Die neue Eldemündung bildet für etwa 100 Schiffe einen gegen Eisgang vollständig geschützten Winterhafen. Die Zahl der Eldeschleusen ist 21, und zwar 15 Fang- und 6 Stauschleusen. Von 1831 bis 1836 hat eine Aktiengesellschaft die Kanäle im Lewitzbruch angelegt und einen Teil der Schleusen, welche bis dahin lediglich als Stauschleusen bestanden, in eigentliche Kammerschleusen umgebaut; 1858 hat diese Gesellschaft ihre Rechte an die Großherzöge von Mecklenburg abgetreten. Durch den Müritz-Havelkanal wurde die E. 1831—39 in schiffbare Verbindung mit der Havel gebracht.

Eldĕna, Dorf mit 663 E. in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stralsund, Kreis-, Amts- und Landgerichtsbezirk Greifswald, 5 km östlich von Greifswald, dicht an der Ostsee, war ehemals eine Cistercienserabtei Hilda, 1199 vom Fürsten Jarimar I. von Rügen gestiftet, 1638 von den Schweden niedergebrannt, deren umfangreiche Ruinen noch vorhanden sind. Mit dem sehr bedeutenden Grundbesitze der säkularisierten Abtei wurde 1634 die Universität Greifswald von Bogislaw XIV., Herzog von Pommern, dotiert. Das Gut E. war der Sitz der 1835 eröffneten staats- und landwirtschaftlichen Akademie, die einen wesentlichen Bestandteil der Universität bildete, bei welcher auch die auf der Akademie Studierenden immatrikuliert wurden und aus deren reichen Mitteln sie überwiegend errichtet und eingerichtet ward. Im Herbst 1876 wurde die Akademie aufgehoben und die wertvollen Sammlungen derselben größtenteils der Universität in Greifswald einverleibt. In E., wo das Pomologische Institut verblieb, wurde aus provinziellen Mitteln, aber mit Staatsunterstützung, eine landwirtschaftliche Mittelschule errichtet. Auch besitzt E. und das gegenüberliegende Fischerdorf Wiek (848 E.) bescheidene Seebadeinrichtungen. In der Nähe der prächtige Buchenwald Elisenhain. Vgl. Pyl, «Geschichte des Cistercienserklosters E.» (Greifsw. 1880).

Eldĕna, Dorf im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, Domänenamt E., 13 km im SW. von Grabow, an der Elde, die sich hier in die Alte und die Neue Elde teilt, 45 km südlich von Schwerin,

zählt (1880) 979 E., meist Fischer. Das ehemalige Benediktinernonnenkloster wurde 1230 vom Bischof von Ratzeburg gestiftet und gegen 1556 säkularisiert.

Elder (John), namhafter engl. Ingenieur, der sich besonders um die Einführung der Compound-Maschine zum Betrieb der Dampfschiffe verdient gemacht hat. E. wurde am 8. März 1824 in Glasgow geboren, wo sich bereits mehrere seiner Vorfahren durch ihr konstruktives Talent im Mühlenbau ausgezeichnet hatten. Seine Ausbildung erhielt er auf der höhern lat. Schule seiner Vaterstadt, sowie auf der dortigen Universität. Hier hörte er, allerdings nur kurze Zeit, Vorlesungen über Maschinenbau und erlernte sodann die Praxis unter der Leitung seines Vaters in den Werkstätten der namentlich im Mühlenbau bedeutenden Firma Napier, indem er sich auch zu einem ungewöhnlich tüchtigen Zeichner heranbildete. Nachdem er in der Folge drei Jahre dem Zeichenbureau der Maschinenfabrik von Robert Napier vorgestanden, wo sein Vater Geschäftsführer gewesen war, wurde er 1852 Teilhaber der bis dahin als Randolph, Elliot u. Comp. bekannten Firma, die von 1860 an den Bau eiserner Schiffe unternahm. Zu jener Zeit hatten die namentlich von Hornblower und Woolf, den Erfindern der Compound-Maschine, und später von Allaire, Smith, Mc Naught, Craddock und Nicholson angestellten Versuche, sowie die wissenschaftlichen Forschungen Thompsons, Rankines, Clausius' u. a. den Weg gezeigt, auf welchem Verbesserungen des mustergültigen Typus der Dampfmaschine zu erstreben seien. Die hieraus abzuleitenden praktischen Folgerungen wurden schon früh von E. erkannt und demgemäß war derselbe eifrig bemüht, die Prinzipien, die er mit Hilfe seiner gründlichen Kenntnis der Wärmelehre wie der Mechanik ihrem vollen Wert nach zu erfassen vermochte, praktisch vorteilhaft anzuwenden. So war er einer der ersten, welche auf die Thatsache aufmerksam machten, daß die Compound-Maschine sich nur dann leistungsfähiger als die eincylindrige Dampfmaschine erwies, wenn Dampfdruck und Expansion über das zur Zeit gewöhnliche Maß hinausgingen.

Mit seinen eigenen Ausführungen hatte E. gleich anfangs Glück, und von 1853 bis 1867 waren er und seine Compagnons fortwährend mit dem Bau von Dampfschiffen und der Aufstellung von Compound-Maschinen für dieselben beschäftigt. Der Vorzug ihrer Maschinen vor den bis dahin gebräuchlichen Konstruktionen bestand vor allem in der bedeutenden Brennstofferspärnis. Die Maschinen ihres ersten Schiffs, des Brandon, erforderten nur 3¼ Pfd. (1,46 kg) Kohlen pro Stunde und pro Pferdekraft, und dies im J. 1854, als der gewöhnliche Verbrauch ein volles Dritteil mehr betrug. Fünf Jahre später gingen aus ihren Werkstätten Maschinen hervor, die noch ein Dritteil weniger als die des Brandon verbrauchten; und von da an ergaben alle ihre größern Maschinen eine damals für außerordentlich geltende Ökonomie, indem der Bedarf derselben zwischen 2¼ und 2½ Pfd. (0,9—1,1 kg) variierte. Im J. 1865 ordnete die engl. Regierung eine Konkurrenzfahrt mit drei Kriegsschiffen an, die nur hinsichtlich der Konstruktion ihrer Maschinen verschieden waren, wobei das von E. konstruierte, mit zwei dreicylindrigen Compound-Maschinen ausgerüstete Schiff, die Constance, sowohl hinsichtlich des Brennstoffverbrauchs als der Reibungsverluste die günstigsten Resultate lieferte. E. starb am 14. Sept. 1869 in London.

Eldon (John Scott, Graf von), Lordkanzler von Großbritannien, geb. als Sohn eines Kohlenhändlers 4. Juni 1751 zu Newcastle an der Tyne, widmete sich zu Oxford den Wissenschaften und wurde 1776 Barrister. Obwohl seine Praxis beschränkt blieb, zog er die Aufmerksamkeit der Lords Thurlow und Weymouth auf sich und wurde 1783 königl. Rat. Auch kam er für Weobly, später für Boroughbridge ins Unterhaus. Vom Beginn seiner polit. Laufbahn zeigte er sich als entschiedenen Tory. Seine dem Ministerium Pitt bewiesene Ergebenheit brachte ihm 1788 das Amt eines Generalsachwalters und 1793 das eines Attorney-General. Nachdem er 1799 den Posten des Lordoberrichters und als Baron E. die Peerswürde erhalten, wurde er 1801 Lordkanzler, welches Amt er bis 1806, wo das Ministerium Grenville eintrat, bekleidete. Schon im folgenden Jahre nahm er seine Stellung als Kanzler wieder ein und blieb darin, 1821 in den Grafenstand erhoben, bis 1827 Canning ans Ruder kann. Die Reformbill und die Emancipation der Katholiken betrachtete er als den beginnenden Verfall Englands und widersetzte sich beiden Maßregeln mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Er starb zu London 13. Jan. 1838.

Eldorādo (span.), d. h. der vergoldete, nämlich König, nannte man in Europa den Beherrscher des angeblich an Gold und Edelsteinen reichen Landstrichs in Südamerika, der mit Goldstaub (bei den Karaiben «Sonnen-Caca» genannt) belegt sein sollte und auf welchen die Sagen der Peruaner und Indianer von einem Goldlande hinzudeuten schienen. Nachdem durch Orellana, den Begleiter Pizarros, die Fabel von einem solchen Lande weiter ausgeschmückt worden, wurde dasselbe seit dem 16. Jahrh. als eine ausgemachte Sache angenommen und in die Gebirge im span. Guaiana, am See Parima, bei den Quellen des Oyapoc, verlegt. Glücksritter und unternehmende Männer, wie Georg von Speier (1536), Philipp von Hutten (1541), Walter Raleigh (gegen Ende des 16. Jahrh.), Lorenz Keimis (1596), Nikolas Horsman (1740) u. s. w., bemühten sich, die Stadt Manoa del Dorado mit ihren Dächern aus Gold, in welche sich die Reste der Inkafamilie zurückgezogen haben sollten, aufzufinden. Wiewohl aber ein Engländer gegen das Ende des 16. Jahrh. selbst eine Beschreibung und Karte des Landes erscheinen ließ, mußte dasselbe doch, gleich dem See Parima, endlich in das Reich der Dichtung verwiesen werden. Indessen ließ sich der Spanier Antonio Santos nicht abhalten, noch 1780 auf eine Entdeckung dieses Goldlandes auszugehen. In der Dichtersprache ist E. zum Ideal eines ersehnten glücklichen Aufenthalts geworden.

Eldorādo, Nebenfluß des Sacramento (s. d.).

Elēa (lat. Velia), eine Kolonie der Phokäer, welche, als die Perser unter Cyrus Kleinasien eroberten, ihre Vaterstadt in Kleinasien verließen und sich hier an der Westküste Italiens auf dem Vorsprunge südlich vom Golf von Salerno (nach Strabon 200 Stadien, etwa 35 km südöstlich von dem bald darauf gegründeten Poseidonia [s. Pästum]) ansiedelten. E. ist berühmt in der Geschichte der Philosophie durch die Eleatische Schule (s. d.). Ruinen von E. befinden sich beim heutigen Castellamare della Bruca. Vgl. Münter, «Velia in Lucanien» (Altona 1818).

Eleāsar (d. h. Gotthilf) ist ein häufig vorkommender israel. Eigenname. (S. Lazarus.) So hieß der dritte Sohn Aarons, welcher nach dem Tode seiner beiden ältern Brüder und seines Vaters dessen Nachfolger im Priestertum wurde und von welchem alle folgenden Hohepriester bis auf Eli und wieder seit Salomo bis zu den Makkabäerzeiten herab abstammten, wie sich denn von ihm auch 16 von den spätern 24 Priesterordnungen ableiteten. — Denselben Namen führte einer der drei berühmtesten Helden des Königs David aus dem benjaminitischen Geschlechte (2 Sam. 23, 9 fg., 13 fg.). — E. hieß ein Bruder des Judas Makkabäus, der in der Schlacht bei Bethzacharia gegen Antiochus V. Eupator (163 v. Chr.) sich dem Tode weihte (1 Makk. 6, 43 fg.). — E. war der Name eines jüd. Schriftgelehrten, der in der Verfolgungszeit unter Antiochus Epiphanes als 90jähriger Greis wegen seiner Treue gegen die väterliche Religion den Märtyrertod erlitten haben soll (2 Makk. 6, 18 fg.). — Denselben Namen führte auch der Urgroßvater Josephs, des Vaters Jesu von Nazareth. — Mehrere Männer dieses Namens traten im Jüdischen Kriege auf, so E., Sohn Simons, Haupt der Zelotenpartei in dem belagerten Jerusalem; so ein anderer Chef der Sikarier zu Masada. — E. hieß das Haupt des jüd. Synedriums zu Jamnia, der Nachfolger Gamaliels II. (s. d.). — Rabbi E. Ben Jakob Kalir in der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. war der erste der sog. Paitanim, welche für sämtliche Fest- und Fasttage des jüd. Jahres umfassende Festgebete (Pintim) dichteten.

Eleatische Schule nennt man die Gruppe griech. Philosophen, welche in der Stadt Elea in Unteritalien von 540 bis etwa 450 v. Chr. wirkten. Ihre große Bedeutung für die Geschichte der Philosophie besteht wesentlich darin, daß sie sich im Gegensatz zu den physik. Begriffsbestimmungen, in denen bis dahin spekuliert worden war, in die Sphäre abstrakter Begriffe und logischer Demonstrationen erhoben. Das Mittelglied dazu bildete der schon von Pythagoras gelehrte und von dem Stifter der eleatischen Schule Xenophanes (s. d.) besonders im Gegensatze gegen den polytheistischen Volksglauben betonte Monotheismus. Diese Lehre von der Einheit und Einzigkeit der Welt suchte der Bedeutendste der Eleaten, Parmenides (s. d.), metaphysisch aus dem Begriffe des Seins zu erweisen, welcher nicht nur alle Vielheit und Mannigfaltigkeit, sondern auch alles Werden und Vergehen, alle Veränderung und Bewegung ausschließe. Dies Eine wandellose Sein dachte Parmenides einerseits als absolute Körperlichkeit (das Volle, τὸ πλέον), andererseits als den absoluten, auf sich selbst bezogenen Gedanken, und erklärte es infolge dessen für völlig in sich bestimmt und begrenzt. Die Verteidigung seiner Lehre gegen die gemeine Ansicht übernahm sein Schüler Zeno (s. d.), indem er auf dialektischem Wege in den Vorstellungen der Vielheit und der Bewegung Widersprüche nachzuweisen und so die Richtigkeit der Parmenidischen Einheitslehre indirekt darzuthun suchte. Endlich bahnte Melissus (s. d.), nicht ohne die Konsequenz des eleatischen Prinzips abzuschwächen, von demselben aus eine Fühlung mit der ion. Naturphilosophie an. Später wurde die eleatische Grundidee, nachdem sie von den Megarikern in Beziehung zu den Allgemeinbegriffen der Sokratischen Induktion gesetzt worden war, zu einem wichtigen Elemente der Platonischen Ideenlehre. Die Fragmente der Eleaten sind von Karsten («Philosophorum veterum reliquiae», Bd. 1, Amsterd. 1835) und Mullach («Fragmenta philosophorum Graecorum», Bd. 1, Par. 1860) gesammelt. Wichtig ist außerdem die pseudo-aristotelische Schrift «De Melisso, Xenophane et Gorgia» (mit den Fragmenten herausg. von Mullach, Berl. 1845). Vgl. Brandis, «Commentationes Eleaticae» (Altona 1813); Rosenberg, «De Eleaticae philosophiae primordiis» (Berl. 1829); Bergk, «Commentatio de Aristotelis libello de Xenophane, Zenone et Gorgia» (Marburg 1843); Gladisch, «Die Eleaten und die Inder» (Pos. 1844); Vermehren, «Die Autorschaft der dem Aristoteles zugeschriebenen Schrift Περὶ Ξενοφάνους, περὶ Ζήνωνος, περὶ Γοργίου» (Jena 1861).

Electi (lat.), «Auserwählte», Bezeichnung der Esoteriker bei den Manichäern, in der ältesten christl. Kirche auch Bezeichnung der Katechumenen, wenn sie zur Taufe reif waren.

Elector (lat., frz. Électeur), Wähler, Erwähler; Wahlfürst, Kurfürst; Electorātus (Elektorat), Kurfürstenwürde, Kurfürstentum.

Electr ..., s. Elektr ...

Electrides insulae (lat.), die fabelhaften Bernsteininseln, welche die Griechen ursprünglich an die Mündung des Po versetzten, da sie dort viel Bernstein in Gebrauch fanden; indes kam dieser Bernstein auf Handelswegen von der Ostsee hierher.

Electrum, s. Elektrum.

Electuarium, s. Latwerge.

Elefant (Elĕphas), der Repräsentant der Ordnung der Rüsseltiere (Proboscidea). Die größten E. werden etwa 4 m im Widerrist hoch, 5 m lang, ohne den Rüssel, der eine Länge von 2,5 m erreicht, und bis zu 12000 Pfd. schwer. Die Gattung hat ein stellenweise dünnbehaartes Fell, zwei große Stoßzähne, welche das Elfenbein (s. d.) liefern, den Schneidezähnen anderer Tiere entsprechen und von denen je einer bis 150 Pfd. schwer werden kann, in jedem Kiefer nur einen ungeheuern, aus Schmelzlamellen zusammengesetzten Backenzahn, der sich allmählich abnutzt und dann durch einen andern ersetzt wird, sodaß manchmal drei Zähne vorhanden sind, der Rest eines vordern, abgenutzten, ein mittlerer im Gebrauche und ein hinterer Ersatzzahn. Charakteristisch sind der ungemein bewegliche, lange Rüssel mit zwei durch eine sehnige Scheidewand getrennten Nasenkanälen, der durch Verschmelzung von Nase und Oberlippe gebildet wird, und die plumpen, säulenförmigen Füße mit drei bis fünf Zehen. Man unterscheidet nach Bildung des Schädels und der Backenzähne, der Zahl der Nägel und der Form der Ohren zwei Arten, den afrikanischen und den asiatischen oder indischen E. Der erstere ist größer, hat einen flachen Kopf mit schief abfallender Stirn, gewaltige Stoßzähne, flache, äußerst große, fast unbewegliche Ohren und nur drei hufartige Nägel an den Hinterfüßen, lebt im Innern Afrikas bis an die Grenzen der Kapkolonie, ist sehr wild und wird seiner Zähne wegen gejagt. Der letztere ist kleiner, hat einen hohen Kopf mit senkrecht abfallender Stirn, weit kleinere Ohren und vier, selten fünf hufartige Nägel an den Hinterfüßen. Auf ihn beziehen sich die zahllosen Anekdoten, die seit uralten Zeiten über Urteilskraft, Scharfsinn, Dankbarkeit, Rachsucht, Empfindlichkeit des E. umlaufen und die jedenfalls beweisen, daß er wenigstens den klügsten Tieren, dem Hunde und dem Pferde, gleichsteht. In wildem Zustande kommt der E., zumal in Hinterindien,

noch jetzt vor, auch in Ceylon; gezähmt ist er ein nützliches Zug- und Lasttier. Als solches spielt er noch immer in den Kriegen Südasiens eine Rolle, obgleich man ihn schon seit langer Zeit nicht mehr als Mitkämpfer in die vordersten Reihen der Schlachtordnung stellt, wie dies die Griechen unter Alexander und später die Römer thaten, die den afrikanischen E. sehr wohl zu zähmen wußten. Man fängt und zähmt die wilden Tiere durch zahme. In der Gefangenschaft pflanzen sie sich nur sehr selten fort, werden aber, wie es scheint, sehr alt. Die Jagd auf E. ist häufig gefährlich. So gutmütig und harmlos das Tier im gewöhnlichen Leben ist, wo es familienweise unter der Führung eines ältern Mitglieds in den Wäldern der Tropenzonen lebt und sich besonders von saftigen Baumzweigen nährt, aber auch große Verheerungen in den Pflanzungen anrichtet, so fürchterlich wird es, wenn es durch Verwundung gereizt wird, wo es sich dann blindlings auf den Feind stürzt, ihn mit dem Rüssel zu Boden schlägt und mit den Füßen zerstampft. Weiße E. sind Albinos und in Ava, Pegu, Siam Gegenstände der Verehrung. In der Vorwelt lebten jetzt ausgestorbene Arten (s. Mammut), sowie eine durch den Bau der Backenzähne verschiedene Gattung, die Mastodonten (s. d.). (S. Tafel: Rüsseltiere.)

Elefante (ind. Garapori oder Gharipuri, d. i. Höhlenstadt), kleine Insel an der Westküste Vorderindiens, 11,25 km östlich von dem Hafen von Bombay, wurde von den Europäern wegen des daselbst unweit des Landungsplatzes stehenden kolossalen, aus schwarzen Felsen gehauenen, jetzt sehr verstümmelten Elefanten so benannt. Hier befindet sich auch der berühmte, in Thonporphyrfelsen eingehauene Grottentempel, der ohne die Anbauten 4 m hoch ist, 43 m im Quadrat hält und durch 42 beim Aushauen des Felsens stehen gebliebene Pfeiler und Pilaster gestützt wird. Vor dem Haupteingange steht ein kolossales, 6 m hohes Brustbild der ind. Dreieinigkeit (Trimurti), den Brahma, Vischnu und Siva in Einem Wesen darstellend. Die ehedem mit schönem Stuck überzogenen Wände sind ohne Inschriften, aber mit Hautreliefs bedeckt, welche auf den Mythenkreis von Siva sich beziehen. Auf diesen deutet auch namentlich sein Symbol, der Phallus, hin, der in den auffallendsten Darstellungen sich häufig wiederholt. Übrigens sind die Darstellungen ausgezeichnet durch Ebenmaß der Glieder und können zum Teil edel genannt werden; die Göttergestalten aber sind sämtlich noch unbekleidet und nur mit Attributen und Ornamenten versehen. Dieser Kunststil verrät das hohe, jedoch nicht näher bestimmbare Alter des Tempels und deutet auf eine Zeit, wo der Sivakultus noch der herrschende war. Jetzt sind diese Grotten eine Wohnung für Tiere, welche hier Kühlung suchen; der Fußboden ist mit hineingespültem Schlamm und mit Staub bedeckt. Interessant war das zu Ehren des Prinzen von Wales bei seiner Anwesenheit in Bombay im Nov. 1875 in diesem Grottentempel gegebene Festmahl.

Elefantenbai ist einer der besten Ankerplätze an der Congoküste, etwas nördlich vom Kap Sta.-Maria; die Felsen der Bai sind mit ausgezeichneten Austern besetzt. Wasser und Bewohner sind in dem Thale nicht zu finden. Ein steiler Fels trennt die Bai von dem portug. Etablissement Equimina, wo man etwas Zuckerrohr baut.

Elefantenfluß (Olifant River), Fluß in der Kapkolonie (Division Clanwilliam) im südl. Afrika, einer der wenigen permanenten Flüsse der Kolonie, entspringt am Fuße des Winterhoek in den Cardouwbergen, fließt von S. nach N., nimmt rechts den Doorn auf, wendet sich alsdann nach NW. und unterhalb Ebenezer nach SW. und mündet nach einem Lauf von 220 km in den Atlantischen Ocean. — E. oder Lepalule heißt auch ein 600 km langer Nebenfluß des Limpopo in der Transvaalrepublik.

Elefantenfuß, s. unter Elephantiasis.

Elefantenkrankheit, s. Elephantiasis.

Elefantenläuse ist der populäre Name für die Früchte von Anacardium (s. d.).

Elefantenorden, der erste dän. Orden, soll der Tradition nach zu Ehren eines dän. Kreuzfahrers gestiftet worden sein, der in einer Expedition gegen die Sarazenen einen Elefanten erlegte. Als heraldisches Emblem ist der Elefant in Dänemark jedenfalls sehr alt. Der E. existierte im 15. Jahrh. als geistlich-ritterliche Brüderschaft und wurde von Papst Pius II. 9. Juni 1462 bestätigt, worauf der König 9. Okt. 1464 die Stiftungsurkunde ausfertigen ließ. Der Orden wurde durch Friedrich II. 20. Aug. 1559 in einen weltlichen umgestaltet. Christian IV. vereinigte 1616 mit dem E. den von ihm errichteten Orden des geharnischten Arms, den indes Friedrich III. 1660 wieder von demselben trennte. Seine jetzige Gestalt erhielt der Orden 1. Dez. 1693 von Christian V., der ihm die noch gültigen Statuten verlieh. Nach denselben sollte der Orden, außer dem Könige als Großmeister und den Prinzen seines Hauses, aus 30 Rittern bestehen, zu welchen ausländische Fürsten und hohe Staats- und Militärbeamte Dänemarks, welche bereits den Danebrogorden besaßen, ernannt werden konnten, die aber luth. Glaubens und wenigstens 30 Jahre alt sein mußten. Die Ritter erhielten eine eigene Ordenstracht, aus einem Mantel von karmoisinrotem Samt mit einem silbernen achtspitzigen Stern bestehend. Die Insignien sind eine aus Elefanten und Warttürmen abwechselnd bestehende goldene Halskette und ein weißemaillierter Elefant mit rotem Turm an blaugewässertem Bande. Die Ordensdevise ist «Magnianimi pretium». Vgl. Berlien, «Der E. und seine Ritter» (Kopenh. 1846).

Elefantpapier (frz. papier éléphant, engl. elephant paper), ein Papierformat von 780 mm Breite und 624 mm Höhe.

Eleganz (lat.) bezeichnet in sprachlicher Hinsicht schon bei den Römern die mit Klarheit verbundene Korrektheit der Rede, wobei es namentlich darauf ankommt, daß der Ausdruck, indem er treu und wahr das Gedachte wiedergibt und zugleich grammatisch der richtige ist, natürlich, angemessen und treffend sei. Die E. erfordert daher nicht nur einen vollständigen Besitz des ganzen Sprachschatzes, sondern auch eine genaue Kenntnis des Sprachgebrauchs, um das Passende stets mit Sicherheit wählen und gleichsam herausfühlen zu können. Dann bezeichnet E. überhaupt dasjenige, was den Eindruck des Wohlgefälligen macht, besonders mit dem Nebenbegriff des Neuen und Modemäßigen. Bei den Italienern wird der Ausdruck vorzugsweise gebraucht von der Anmut im Vortrage eines Tonstücks, bei den Franzosen von der Gewähltheit und Zierlichkeit in der Kleidung, in der häuslichen Einrichtung u. s. w.

Elegie, bei den Griechen Bezeichnung für jedes in Distichen, d. h. in der Abwechselung von Hexametern und Pentametern verfaßte Gedicht. Dieses

...sen. Es ist Aufsteigen der ... und Verhauchen und Schwinden der... Gemüt ist noch ganz in seinen Zustand ... und beginnt doch schon, ihn zu betrachten ... frei über ihn zu erheben; neben der Dar... ng der tiefsten Leidenschaft liegt zugleich ein ... lehrhafter Beschaulichkeit. An diesem Sinne ... die griech. und röm. Elegiker immer festge... n und in ihm sind auch Goethes «Römische ...en» und Schillers «Spaziergang» gedichtet. ...lag aber nahe, daß sich in der gesteigerten ...timentalität der neuern Zeit sehr bald in ... Begriff der E. der Begriff des Klageliedes ...lich. Weil der mildere Pentameter Abschied ...t von dem hastig aufstrebenden Leben des ...neters, kommt ganz von selbst, auch schon ...n Alten, nicht selten in diese Betrachtung die ... über ein verlorenes schönes Gut; ein leiser ...z der Wehmut erzittert mitten im Singen von ...evoller Gegenwart. Daher ist es gekommen, ...ie moderne E., je mehr sie die lyrische E... ...z an die Stelle epischer Erzählung oder ...lichkeit treten ließ, sich auch allmählich von ... ...ebenden Rhythmus des Hexameters und Penta... losgesagt hat und zu rein lyrischen Ver... fortgeschritten ist. Tönt die E. ihre Stim... ...m Reim aus, so geht sie oft gänzlich i... ...ied (s. d.) über.

...eïson (grch., «erbarme dich»), s. Kyrie ...on.

...ektion (lat.), Wahl; elektiv, durch Wahl ...end, mit Auswahl.

...ktorāl (mittellat.), kurfürstlich.

Elektorālschafe, die feinwolligen sächs. Schafe, welche von der 1765 aus Spanien in das Kurfürstentum Sachsen (woher der Name E.) eingeführten Rasse abstammen; die Wolle der E. heißt Elektoralwolle. (S. unter Merinos.)

Elektorāt (mittellat., von Elector, eigentlich Wähler, dann Kurfürst), Kurfürstenwürde, Kurfürstentum.

Elektra, Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, Schwester des Orestes und der Iphigenia, rettete, wie Sophokles berichtet, nach ihres Vaters Ermordung ihren Bruder durch Sklaven nach Phokis zu Strophios, dem Vater des Pylades, um in Orestes einen Rächer jener Schandthat zu erziehen. Sie selbst wurde von Ägisthos aufs schmachvollste behandelt und an einen geringen Mann aus Argos verheiratet, der sie jedoch aus Achtung nicht berührte. Als ihr Bruder zurückkehrte, war sie diesem behilflich, an Ägisthos und Klytämnestra Rache zu nehmen. Nach Vollstreckung dieser That wurde sie ...lades, dem treuen Freunde ihres Bruders, ...lt und gebar ihrem Gatten den Medon und ...ios. Auf Bildwerken wird die Teilnahme ... an der Ermordung des Ägisthos und der ...nestra und namentlich ihr Zusammentreffen ...em zurückgekehrten Bruder am Grabe des ...mnon dargestellt. So z. B. auf einem alter...en Relief, das auf der Insel Melos gefun... ...wurde. Im Museum zu Neapel befindet sich auch eine statuarische Gruppe, die Orestes und E. darstellt. — E. hieß ferner eine Plejade (s. d.), welche dem Zeus den Dardanus (s. d.) gebar. — E. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Verzeichnis
der
Abbildungen und Karten
zum fünften Bande.

A. Tafeln und Karten:

B. Abbildungen im Texte:

Verzeichnis der Abbildungen und Karten zum fünften Bande.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



